H. C. Anderſen's

Geſammelte Werke.

Vom

Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe.

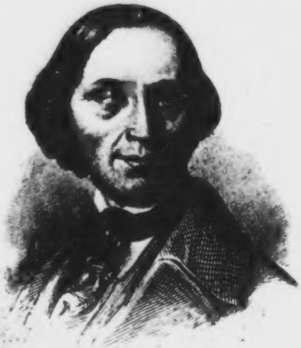
Erſter Band.

Das Märchen meines Lebens.

Erſter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

24. [illegible]



H. C. Andersen

Das

Märchen meines Lebens

ohne Dichtung.

Eine Skizze

von

H. C. Anderſen.

Erſter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Das

Märchen meines Lebens.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

I.

Mein Leben iſt ein hübſches Märchen, ſo reich und glücklich. Wäre mir als Knabe, als ich arm und allein in die Welt hinaus ging, eine mächtige Fee begegnet und hätte geſagt: „wähle deine Laufbahn und dein Ziel, und dann, je nach deiner Geiſtesentwickelung und wie es der Vernunft gemäß in dieſer Welt ſein muß, beſchütze und führe ich dich!“ — mein Schickſal hätte nicht glücklicher, klüger und beſſer geleitet werden können. Meine Lebensgeſchichte wird der Welt ſagen, was ſie mir ſagt: es giebt einen liebevollen Gott, der Alles zum Beſten führt.

Mein Vaterland, **Dänemark**, iſt ein poetiſches Land, voller Volksſagen, alter Lieder und einer reichen Geſchichte, die mit der Schwedens und Norwegens verwachſen iſt. Die däniſchen Inſeln haben herrliche Buchenwälder, Korn- und

Kleegefilde; ſie ſehen aus wie Gärten im großen Styl. Auf einer dieſer grünen Inſeln, Fühnen, erhebt ſich mein Geburtsort Odenſe, nach dem heidniſchen Gotte Odin benannt, der, wie die Sage berichtet, hier lebte; dieſer Ort iſt die Hauptſtadt der Provinz und liegt 22 Meilen von Kopenhagen. —

Im Jahre 1865 lebte hier in einem kleinen ärmlichen Zimmer ein junges Ehepaar, welches ſich unendlich liebte: er, ein Schuhmacher, war kaum 22 Jahr alt, ein ſehr begabter Menſch, eine echt poetiſche Natur; die Frau einige Jahre älter, unbekannt mit der Welt und dem Leben, mit einem Herzen voll Liebe. Der junge Mann hatte ſelbſt ſeine Werkſtätte und ſein Ehebett zuſammengezimmert und zu dieſem letztern das Holzgeſtell verwendet, welches kurz zuvor den Sarg eines verſtorbenen Grafen Trampe, als dieſer auf dem Paradebette lag, getragen hatte; die ſchwarzen Tuchreſte an den Bretern erinnerten noch daran. Anſtatt der gräflichen Leiche, umgeben von Flor und Kandelabern, lag hier am 2ten April 1805 ein lebendes weinendes Kind; das war ich, Hans Chriſtian Anderſen. Mein Vater ſoll die erſten Tage am Bette geſeſſen und laut im Holberg geleſen haben, während ich ſchrie; „willſt du ſchlafen oder ruhig zuhören,“ ſoll er im Scherz geſagt haben; aber ich ſchrie fort, auch in der Kirche, als ich getauft wurde, ſo daß der Prediger, welcher ein ärgerlicher Mann war, ſagte: „der Junge ſchreit ja wie eine Katze," welche Worte ihm meine Mutter nie vergeſſen konnte. Ein armer Emigrant, Gomar, der Gevatter ſtand, tröſtete ſie inzwiſchen damit, daß ich, je lauter ich als Kind ſchrie, deſto hübſcher ſingen würde, wenn ich älter geworden wäre. —

Ein einziges kleines Zimmer, das mit den Schuhmachergeräthſchaften, dem Bette und der Schlafbank, worin ich lag, faſt angefüllt war, war meiner Kindheit Behauſung; aber die Wände waren voll Bilder und über der Werkſtatt war ein Geſtell mit Büchern und Liedern; die kleine Küche war voll glänzender Teller und Geſchirre, und auf einer Leiter konnte man von hier aus auf den Boden gelangen, wo in der Dachrinne, gegen das Nachbarhaus hin, ein großer Kaſten mit Erde und Küchengewächſen, der ganze Garten meiner Mutter, ſtand; in meinem Märchen, „die Schneekönigin," blüht er noch. —

Ich war das einzige Kind und wurde in hohem Grade verzogen; aber von meiner Mutter mußte ich hören, daß ich bei weitem glücklicher ſei, als ſie geweſen, daß ich es ja wie ein Grafenkind habe. Sie ſei als Kind von ihren Eltern hinausgejagt worden, um zu betteln, und als ſie es nicht vermocht, habe ſie einen ganzen Tag unter einer Brücke geſeſſen und geweint; in der alten Domenica im „Improviſator" und in der Mutter des „Geigers“ habe ich ihre Perſönlichkeit in zwei verſchiedenen Auffaſſungen wiedergegeben. —

Mein Vater ließ mir in Allem meinen Willen; ich beſaß ſeine ganze Liebe, für mich lebte er; des Sonntags machte er mir Perſpective, Theater, Bilder, die ſich verwandeln konnten, und las mir aus Holberg's Komödien und Tauſend und Einer Nacht vor; nur in ſolchen Augenblicken entſinne ich mich, ihn recht heiter geſehen zu haben, denn in ſeinem Leben und als Handwerker fühlte er ſich nicht glücklich. Seine Eltern waren wohlhabende Landleute geweſen, wurden aber von vielen Unglücksfällen betroffen, das Vieh ſtarb, der Hof brannte ab und zuletzt verlor der Mann den Verſtand; da zog die Frau mit ihm nach Odenſe und brachte den aufgeweckten Knaben in die Lehre zu einem Schuhmacher; es konnte nicht anders ſein, ungeachtet es ſein brennender Wunſch war, die lateiniſche Schule beſuchen zu dürfen. Ein Paar wohlhabende Bürger hatten einſt davon geſprochen, zuſammenzuſchießen, ihm freie Beköſtigung zu geben und ihm auf dieſem Wege fortzuhelfen, aber es blieb bei den Worten. Mein armer Vater ſah ſeinen liebſten Wunſch nicht erfüllt; das ſchwand nie aus ſeiner Erinnerung. Ich entſinne mich, daß ich als Kind einſt Thränen in ſeinen Augen erblickte, als ein Schüler der lateiniſchen Schule bei uns war und neue Stiefeln beſtellte, wobei er ſeine Bücher vorzeigte und von Allem, was er lernte, ſprach. „Den Weg hätte ich auch geben ſollen,“ ſagte er, und dann küßte er mich heftig und war den ganzen Abend ſtill. —

Selten kam er mit ſeines Gleichen zuſammen. Des Sonntags ging er in den Wald hinaus und dann nahm er mich mit; er ſprach nicht viel draußen, ſondern ſaß ſtill in Gedanken verſunken, wenn ich umher ſprang und Erdbeeren auf einen Strohhalm reihte oder Kränze band. Nur einmal im Jahre und zwar im Mai, wenn der Wald im erſten Grün prangte, ging meine Mutter mit; dann trug ſie ein Kattun-Kleid, welches ſie nur an dieſem Tage und zum Abendmahl anzog und welches die ganzen Jahre hindurch, deren ich mich erinnere, ihr Feſtkleid war. Sie nahm dann immer eine große Menge friſcher Buchenzweige mit nach Hauſe, die hinter dem polirten Ofen aufgepflanzt wurden; St. Johannis-Kräuter wurden ſpäter in die Balkenriſſe geſteckt und aus ihrem Wuchſe nahmen wir ab, ob wir lange oder kurze Zeit leben würden. Grünes und Bilder ſchmückten unſer kleines Zimmer, welches meine Mutter rein und ſauber hielt; ſie ſuchte ihren Stolz darin, daß das Bettzeug und die Fenſtervorhänge immer recht weiß waren. —

Meines Vaters Mutter kam täglich, wenn auch nur auf wenige Augenblicke, in unſere Behauſung, um ihren kleinen Enkel zu ſehen; ich war ihre Freude und ihr Glück. Sie war eine ſtille, höchſt liebenswürdige alte Frau mit milden blauen Augen und von feiner Geſtalt, die das Leben ſchwer geprüſt hatte. Eines wohlhabenden Landmanns Frau war ſie nun in große Armuth verſunken und wohnte mit dem geiſtesſchwachen Mann in einem kleinen Hauſe, welches ſie für den letzten geringen Reſt ihres Vermögens erſtanden hatte. Doch ſah ich ſie nie weinen, aber es machte einen deſto tieferen Eindruck auf mich, wenn ſie ſtill ſeufzte und von der Mutter ihrer Mutter erzählte, daß dieſe eine reiche, adlige Dame in der deutſchen Stadt Caſſel geweſen und daß ſie dort einen „Komödiantenſpieler", wie ſie ſich ausdrückte, geheirathet habe und von Eltern und Heimath fortgelaufen ſei; für das Alles müßten nun die Nachkommen büßen. Ich entſinne mich nie, den Familiennamen ihrer Großmutter von ihr nennen gehört zu-haben; ſie ſelbſt war eine geborene Nommeſen. Sie hatte beim Hospital einen Garten zu beſtellen, und brachte von dorther jeden Sonnabend Abend einige Blumen, die man ihr mit nach Hauſe zu nehmen erlaubte; die Blumen ſchmückten die Commode meiner Mutter, waren aber mein, und ich erhielt die Erlaubniß, ſie in das Waſſerglas zu ſtellen; wie groß war dieſe Freude! Alles brachte ſie mir, ſie liebte mich von ganzer Seele; ich wußte es und ich verſtand es. —

Zwei Mal des Jahres verbrannte ſie den grünen Abfall aus dem Garten; dann war ich im Hospital bei ihr und lag auf dem großen Haufen grüner Blätter und Erbſen-Ranken;

ich hatte viele Blumen zum Spielen und, worauf ich einen beſondern Werth legte, beſſeres Eſſen als ich daheim zu hoffen hatte. Alle unſchädlichen Irren gingen hier auf dem Hofe frei umher; ſie kamen oft zu uns herein und mit Neugierde und Schreck hörte ich ihnen zu und folgte ihnen; ja ich wagte mich ſogar mit den Wächtern zu den Tobſüchtigen hinein. Ein langer Gang führte durch ihre Zellen; einſt war der Wächter fortgegangen und ich lag auf dem Fußboden und ſah durch die Thürſpalte; da ſaß ein nacktes Frauenzimmer auf einem Strohlager, ihre Haare hingen über die Schultern hinab und ſie ſang mit einer ganz lieblichen Stimme. Auf einmal ſprang ſie auf und ſtürzte gegen die Thür, wo ich lag; die kleine Klappe, durch welche ihr die Speiſen gereicht wurden, ging auf, ſie ſtarrte auf mich herab und ſtreckte ihren langen Arm nach mir aus; ich ſchrie vor Schreck — ich fühlte ihre Fingerſpitzen meine Kleider berühren — ich war halb todt als der Wächter kam; ſelbſt im ſpäteren Alter iſt dieſer Anblick und dieſer Eindruck nicht aus meiner Seele gewichen.

Dicht bei der Stelle, wo das Laub verbrannt wurde, hatten arme alte Weiber ihre Spinnſtube; da kam ich oft hinein und wurde bald ihr Liebling. Ich beſaß auch unter dieſen Leuten eine Beredſamkeit, die ſie alle in Erſtaunen ſetzte. Zufällig hatte ich von der innern Leibes-Beſchaffenheit des Menſchen gehört, natürlich ohne etwas davon zu verſtehen; aber gerade dieſes Geheimnißvolle zog mich an, und mit Kreide malte ich den alten Weibern eine Menge Schnörkel an die Thür, welche die Eingeweide vorſtellen ſollten; meine Beſchreibung vom Herzen und von der Lunge machte den tiefſten Eindruck. — Ich galt für ein merkwürdig kluges Kind, das nicht lange würde leben können; man belohnte meine Beredſamkeit damit, daß man mir Märchen erzählte — eine Welt, ſo reich wie in Tauſend und Einer Nacht, ging hier vor mir auf. Die Erzählungen der alten Frauen, die wahnſinnigen Geſtalten, die ich im Hoſpitale rings um mich her erblickte, wirkten inzwiſchen in einem ſolchen Grade auf mich ein, daß ich, wenn es dunkelte, mich kaum aus dem Hauſe hinauswagte; ich bekam auch gewöhnlich die Erlaubniß, mit Sonnenuntergang mich in meiner Eltern Bett mit langen geblümten Gardinen legen zu können — denn meine Schlaflade durfte ſo zeitig nicht den Platz im Zimmer beengen; hier im elterlichen Bett lag ich in wachen Träumen, als ob die wirkliche Welt mich nichts anginge. —

Vor dem geiſtesſchwachen Großvater hatte ich große Furcht; nur ein einziges Mal hatte er mit mir geſprochen und die mir fremde Anrede „Sie" gebraucht. Er ſchnitzte ſeltſame Bilder aus Holz, Menſchen mit Thierköpfen, Thiere mit Flügeln; dieſe packte er in einen Korb und ging dann auf das Land hinaus, wo die Bauerfrauen ihn überall tractirten, denn er ſchenkte ihnen und ihren Kindern das ſonderbare Spielzeug. Eines Tages, als er nach Odenſe zurückkehrte, hörte ich die Straßenjungen laut hinter ihm her ſchreien; aus Schreck verbarg ich mich hinter einer Treppe, denn ich wußte, daß ich von ſeinem Fleiſch und Blut war, —

Meine ganze nächſte Umgebung diente nur dazu, meine Phantaſie zu erfüllen; Odenſe ſelbſt war damals, wo noch kein Dampfſchiff exiſtirte und die Poſtverbindungen ſeltener waren, eine ganz andere Stadt, als in unſern Tagen; man konnte ſie hundert Jahre zurück glauben, weil dort noch eine Menge Gebräuche herrſchten, die einer ältern Zeit angehörten. Die Zünfte zogen in Proceſſion herum und vor ihnen her ihr Harlekin mit Pritſche und Schellen; am Faſtnachtsmontag führten die Schlächter den fetteſten Ochſen, mit Blumen geſchmückt, durch die Straßen; ein Knabe in weißem Hemde und mit großen Flügeln ritt auf demſelben; die Seeleute gingen mit Muſik und allen ihren Flaggen durch die Stadt, und zuletzt rangen die beiden Keckeſten auf einem Brete zwiſchen zwei Booten; der, welcher nicht in das Waſſer fiel, war der Sieger. Was ſich aber meiner Erinnerung beſonders einprägte und durch ſpäter wiederholte Erzählungen darin fortwährend aufgefriſcht wurde, war der Aufenthalt der Spanier in Fühnen 1808; zwar war ich damals nur 3 Jahre alt, ich entſinne mich aber noch deutlich der braunen fremden Menſchen, die in den Straßen herum lärmten, und der Kanonen, die abgeſchoſſen wurden; ich ſah die Leute in einer alten halbverfallenen Kirche neben dem Hoſpitale auf Stroh ſchlafen; ein ſpaniſcher Soldat nahm mich eines Tages auf ſeinen Arm und drückte ein Silberbild, welches er auf ſeiner Bruſt trug, an meine Lippen. Ich erinnere mich, daß meine Mutter böſe darüber wurde, denn es wäre etwas Katholiſches, ſagte ſie; aber mir gefiel das Bild und der fremde Mann, welcher mit mir tanzte, mich küßte und weinte; er hatte ſicher ſelbſt Kinder daheim in Spanien. Ich ſah einen ſeiner Kameraden zur Richtſtätte führen, er hatte einen Franzoſen ermordet; viele Jahre ſpäter ſchrieb ich, hierdurch veranlaßt, mein kleines Gedicht: „der Soldat,“ welches Chamiſſo in das Deutſche überſetzt hat und das ſpäter in das illuſtrirte Volksbuch, „Soldatenlieder“, aufgenommen worden iſt. —

Faſt niemals kam ich mit andern Knaben zuſammen; ſelbſt in der Schule nahm ich an ihren Spielen keinen Theil, ſondern blieb drinnen ſitzen. Zu Hauſe hatte ich Spielzeug genug, das mein Vater mir gemacht hatte; mein größtes Vergnügen beſtand darin, Puppenkleider zu nähen oder eine Schürze meiner Mutter zwiſchen der Mauer und zwei Stangen vor einem Johannisbeerbuſch auszuſpannen, den ich im Hofe gepflanzt hatte, und ſo zwiſchen die ſonnenbeleuchteten Blätter hinein zu ſchauen. Ich war ein ſonderbar träumeriſches Kind, welches ſo oft mit feſt geſchloſſenen Augen ging, daß man am Ende glaubte, ich habe ein ſchwaches Geſicht, obwohl gerade dieſer Sinn bei mir ganz beſonders ausgebildet war.

Mitunter während der Ernte ging meine Mutter auf das Feld hinaus und ſammelte Aehren, ich begleitete ſie dann und ging wie die bibliſche Ruth auf den reichen Acker des Boas. Eines Tages gingen wir an einen Ort, wo der Verwalter ein anerkannt rauher Menſch war; wir ſahen ihn mit einer fürchterlich großen Peitſche kommen, meine Mutter und alle Andern liefen davon, ich hatte an den nackten Füßen Holzſchuhe und verlor dieſe, die Stoppeln ſtachen mich, ich konnte nicht laufen und blieb deshalb allein zurück. Schon erhob er die Peitſche — ich blickte ihm ins Angeſicht und rief unwillkürlich: „wie darfſt du mich ſchlagen, da Gott es ſehen kann!“ und der ſtrenge Mann betrachtete mich auf einmal ganz milde, klopfte mir die Wangen, fragte nach meinem Namen und gab mir Geld. Als ich dieſes meiner Mutter zeigte, ſagte ſie zu den Anderen: „das iſt ein merkwürdiges Kind, mein Hans Chriſtian, alle Menſchen ſind ihm gut, ſelbſt der böſe Kerl hat ihm Geld gegeben.“ —

Fromm und abergläubiſch wuchs ich heran. Ich hatte keinen Begriff von Entbehrung oder Mangel; zwar hatten meine Eltern nur ſo viel, um von einem Tage zum andern leben zu können, doch bekam ich wenigſtens Alles reichlich; eine alte Frau änderte meines Vaters Kleider für mich um. Ich begleitete zuweilen meine Eltern in das Theater, wo die erſten Vorſtellungen, die ich ſah, in deutſcher Sprache waren; „das Donauweibchen“ war das Lieblingsſtück der ganzen Stadt; zuerſt ſah ich jedoch Holberg's politiſchen Kannegießer, als Oper behandelt. Der erſte Eindruck, den ein Theater und die dort verſammelte Menge auf mich machte, war keineswegs ein Zeichen, daß etwas Poetiſches in mir ſchlummere; denn mein erſter Ausruf, als ich die vielen Menſchen erblickte, war: „hätten wir nur ſo viele Fäßchen Butter, als hier Leute ſind, dann wollte ich ſchon tüchtig Butter eſſen.“ — Das Theater wurde bald meine liebſte Stätte, da ich aber nur ſelten hineingehen konnte, erwarb ich mir die Freundſchaft des Zettelträgers, der mir dann jeden Tag einen Zettel gab; mit dieſem ſaß ich in einem Winkel und erdachte mir eine ganze Komödie nach dem Namen des Stückes und den Perſonen darin. Das war mein erſtes, unbewußtes Dichten.

Es waren nicht nur Komödien und Erzählungen, die mein Vater gern las, ſondern auch Geſchichtswerke und die heilige Schrift; in ſeinem ſtillen Sinn dachte er über das Geleſene nach, aber meine Mutter verſtand ihn nicht, wenn er ſich gegen ſie darüber ausſprach, und deshalb wurde er immer ſchweigſamer. Eines Tages ſchloß er die Bibel mit den Worten: „Chriſtus iſt ein Menſch geweſen wie wir, aber ein ungewöhnlicher Menſch!“ Meine Mutter erſchrak über dieſe Worte und brach in Thränen aus, und in meiner Angſt bat ich den lieben Gott, daß er meinem Vater dieſe ſchreckliche Gottesläſterung vergeben möge. „Es giebt keinen andern Teufel, als den wir in unſerm eigenen Herzen haben,“ hörte ich meinen Vater ſagen, und ich ängſtigte mich um ihn und ſeine Seele; darum war ich auch ganz der Meinung meiner Mutter und der Nachbarinnen, als mein Vater eines Morgens, vermuthlich durch Reißen an einem Nagel, drei tiefe Riſſe im Arm hatte, daß es der Teufel geweſen, der in der Nacht ihn beſucht habe, um ihm zu zeigen, daß er exiſtire. —

Meines Vaters Wanderungen nach dem Walde wurden häufiger, er hatte keine Ruhe! Die Kriegsbegebenheiten in Deutſchland, die er mit Begierde in den Zeitungen verfolgte, erfüllten ihn ganz; Napoleon war ſein Held, deſſen Emporſteigen galt ihm als ſchönſtes Beiſpiel. Dänemark verband ſich damals mit Frankreich, nur von Krieg war die Rede; mein Vater nahm Dienſte als Soldat in der Hoffnung, als Lieutenant heimzukehren; meine Mutter weinte, die Nachbarn zuckten die Achſeln und ſagten, daß es Tollheit ſei, ſo hinauszugehen, um ſich erſchießen zu laſſen, wenn man es nicht nöthig habe. —

An dem Morgen, als das Corps aufbrach, hörte ich meinen Vater ſingen und luſtig reden, aber ſein Herz war in tiefer Bewegung; das merkte ich an der wilden Heftigkeit, mit der er mich beim Abſchiede küßte. Ich lag gerade krank an den Maſern allein im Zimmer, als die Trommeln wirbelten und meine Mutter ihn weinend zum Thor hinaus begleitete. Als ſie fort waren, kam meine alte Großmutter; ſie betrachtete mich mit ihren milden Augen und ſagte, daß es gut wäre, wenn ich jetzt ſtürbe, daß aber Gottes Wille immer der beſte ſei. Das war einer der erſten Morgen voller Schmerzen, deſſen ich mich entſinne. —

Das Regiment kam inzwiſchen nicht weiter als bis nach Holſtein; es wurde Friede geſchloſſen und der freiwillige Krieger kehrte wieder in ſeine Werkſtatt zurück. Alles ſchien wieder in der alten Ordnung zu gehen, ich tändelte wieder mit meinen Puppen, ſpielte Komödie und immer auf Deutſch, denn nur in dieſer Sprache hatte ich dergleichen geſehen; aber mein Deutſch war ein Kauderwelſch, welches ich ſelbſt zuſammenſetzte und worin nur ein einziges richtiges deutſches Wort vorkam, nemlich „Beſen“, ein Wort, welches ich aus den verſchiedenen Redensarten, die mein Vater von Holſtein mit nach Hauſe gebracht, aufgeſchnappt hatte. „Du haſt ja Nutzen von meiner Reiſe,“ ſagte er im Scherz; „Gott weiß, ob du ſo weit kommen wirſt; aber dafür mußt du ſorgen, denke daran, Hans Chriſtian!" Doch meine Mutter meinte, daß, ſo lange ſie etwas zu ſagen hätte, ich wohl zu Hauſe bleiben und nicht meine Geſundheit zuſetzen ſollte, wie er. —

Das war auch der Fall, ſeine Geſundheit hatte gelitten. Eines Morgens erwachte er in wilden Phantaſien und ſprach nur vom Feldzuge und von Napoleon; er glaubte Befehle von ihm zu erhalten und ſelbſt zu commandiren. Meine Mutter ſandte mich ſogleich, nicht zum Arzte, ſondern zu einer ſogenannten klugen Frau eine halbe Meile von Odenſe; ich kam zu ihr, ſie fragte mich aus, maß darauf meine Arme mit einem wollenen Faden, machte wunderbare Zeichen und legte zuletzt einen grünen Zweig auf meine Bruſt; das ſei, ſagte ſie, ein Stück von der Baumart, woran der Heiland gekreuziget worden ſei. „Geh nun," ſagte ſie, „längs dem Fluſſe nach Hauſe; ſoll dein Vater dieſes Mal ſterben, ſo wirſt du ſeinem Geiſt begegnen." —

Man kann ſich meine Angſt denken, ich, der ſo von Aberglauben erfüllt und bei dem die Phantaſie ſo leicht beweglich war! „Und dir iſt nichts begegnet?" fragte meine Mutter mich, als ich nach Hauſe kam; ich verſicherte mit pochendem Herzen, nein. Er ſtarb den dritten Tag darauf. Seine Leiche ruhte im Bette, ich lag mit meiner Mutter davor, und die ganze Nacht zirpte ein Heimchen. „Er iſt todt," ſagte meine Mutter zu dieſem, „du brauchſt ihn nicht zu rufen; die Eisjungfrau hat ihn geholt.“ Und ich verſtand, was ſie meinte; ich entſann mich vom Winter her, als unſere Fenſterſcheiben gefroren waren, daß mein Vater dahin wies und uns ein Gebild, einer Jungfrau mit ausgebreiteten Armen ähnlich, zeigte; „ſie wird mich wohl holen,“ ſagte er im Scherz. Nun, da er todt im Bette lag, fiel es meiner Mutter wieder ein und beſchäftigte auch meine Gedanken. —

Auf dem St. Knuds-Kirchhof, vor der linken Seitenthür vom Altare aus, wurde er begraben, die Großmutter pflanzte Roſen auf das Grab. Jetzt ſind auf derſelben Stelle ſchon zwei fremde Gräber und das Gras wuchert auch über dieſen. —

Von meines Vaters Tode an war ich ganz mir ſelbſt überlaſſen; meine Mutter ging für die Leute waſchen, ich ſaß allein zu Hauſe mit dem kleinen Theater, nähte Puppenzeug und las Theaterſtücke. Man hat mir erzählt, daß ich immer reinlich und nett gekleidet, dabei lang und aufgeſchoſſen war, langes helles, faſt gelbes Haar hatte und mit bloßem Kopf ging. In unſerer Nachbarſchaft wohnte eine Prediger-Wittwe, Madame Bunkeflod, mit ihres verſtorbenen Mannes Schweſter zuſammen; ſie öffneten mir ihre Thür, und dies war das erſte gebildete Haus, wo ich freundlich aufgenommen wurde. Der verſtorbene Prediger hatte Gedichte geſchrieben und beſaß damals einen Namen in der däniſchen Literatur; ſeine Spinnlieder waren damals im Munde des Volkes; in meinen „Vignetten zu däniſchen Dichtern" beſang ich ihn, den meine Zeitgenoſſen vergeſſen hatten, ſo:

Spindeln ſchnurren, Räder gehn,
Spinngeſänge fliehen,
Jugend-Lieder werden bald
Alte Melodien.

Hier hörte ich zum erſten Mal den Namen Dichter ausſprechen, und das mit einer Hochachtung, als bezeichne er etwas Heiliges. Holberg's Komödien hatte mein Vater mir ja oft vorgeleſen, doch hier ſprach man nicht von dieſen, ſondern von V[illegible], von Poeſie; „mein Bruder, der Dichter" ſagte die Schweſter Bunkeflod's, und ihre Augen glänzten; von ihr lernte ich, daß es etwas Herrliches, etwas Glückliches ſei, Dichter zu ſein. Hier las ich auch zum erſten Mal den Shakſpeare, freilich nur in einer ſchlechten Ueberſetzung; aber die kecken Schilderungen, die blutigen Begebenheiten, Hexen und Geſpenſter waren gerade nach meinem Geſchmack; ſogleich ſpielte ich den Shakſpeare auf meinem Puppentheater, ſah Hamlets Geiſt und lebte mit Lear auf der Haide. Je mehr Perſonen in einem Stücke ſtarben, deſto intereſſanter kam es mir vor. Zu jener Zeit ſchrieb ich mein erſtes Stück; es war nichts weniger als eine Tragödie, worin natürlich Alle ſtarben; den Inhalt hatte ich einem alten Liede von Pyramus und Thisbe entlehnt, aber ich hatte die Begebenheit durch einen Eremiten und ſeinen Sohn vergrößert, welche beide Thisbe liebten und ſich beide entleibten, als ſie ſtarb; viele Reden des Eremiten waren bibliſche Stellen, aus dem kleinen Katechismus genommen, beſonders aus den „Pflichten gegen den Nächſten"; das Stück führte den Namen: Abor und Elvira. „Es ſollte die Aborre (Barſche) und der Stockfiſch heißen," ſagte unſere Nachbarin witzig, als ich es mit großer Zufriedenheit und ganz glücklich allen Leuten in unſrer Straße vorgeleſen hatte und nun auch zu ihr damit kam. Ich wurde dadurch völlig niedergeſchlagen, denn ich fühlte, daß ſie mich und mein Gedicht zum Beſten hatte, welches die Andern alle lobten; betrübt erzählte ich es meiner Mutter. „Das ſagt ſie nur, weil ihr Sohn es nicht gemacht hat," erwiderte ſie, und ich war getröſtet und begann ein neues Stück, worin ein König und eine Königin auftreten ſollten. Daß dieſe bei Shakſpeare wie andere Menſchen ſprachen, fand ich, könne nicht richtig ſein; ich fragte meine Mutter und mehrere Leute danach, wie ein König eigentlich ſpräche, doch man wußte nicht recht Beſcheid; ſie ſagten, es ſei ſo viele Jahre her, daß ein König in Odenſe geweſen wäre, daß er aber wohl in fremden Sprachen rede. Ich verſchaffte mir alſo eine Art von Lexicon, worin deutſche, franzöſiſche und engliſche Wörter mit däniſcher Ueberſetzung ſtanden, und nun war mir geholfen; ich nahm ein Wort aus jeder Sprache und ſchaltete es meinem Stücke in den Reden des Königs und der Königin ein; es wurde eine förmlich babyloniſche Sprache, welche ich für die allein richtige für ſo hohe Perſonen hielt. Alle Menſchen mußten mein Stück hören; es war eine wahre Glückſeligkeit für mich, es vorzuleſen, und es fiel mir nie ein, daß Andere nicht dieſelbe Freude empfänden, es anzuhören.

Der Sohn der Nachbarin war in einer Tuchfabrik untergebracht und brachte jede Woche eine Summe Geldes nach Hauſe; ich ging herum, wie man ſagte, und that nichts; ich ſollte nun auch in die Fabrik, „nicht des Geldes halber,“ ſagte meine Mutter, „aber dann weiß ich doch, was er thut und wo er iſt.“ Die alte Großmutter führte mich hin und war innig betrübt; denn ſie hätte nicht zu erleben gedacht, ſagte ſie, daß ich mit den ärmlichen Knaben dort zuſammen gehen ſollte. Hier arbeiteten viele deutſche Geſellen, ſie ſangen und ſprachen luſtig, mancher rohe Scherz erweckte den größten Jubel; ich hörte es und habe daraus gelernt, daß ein Kind dergleichen mit unſchuldigem Ohre hören kann; es faßte keinen feſten Fuß in meinem Herzen. Damals hatte ich eine merkwürdig hübſche und hohe Sopranſtimme, und das wußte ich; denn wenn ich in dem kleinen Garten meiner Eltern ſang, horchten die Leute auf der Straße, und die vornehmen Fremden im Garten des Etatsrathes, der an den unſrigen ſtieß, lauſchten an der Planke. Als man mich daher in der Fabrik fragte, ob ich ſingen könne, ſo begann ich ſogleich, und alle Webſtühle ſtanden ſtill, alle Geſellen hörten mir zu, ich mußte ſingen und wieder ſingen; den andern Knaben wurde es übertragen, meine Arbeit zu machen. Nun erzählte ich, daß ich auch Komödie ſpielen könne, ich entſann mich ganzer Scenen von Holberg und Shakſpeare; alle mochten mich leiden, und auf dieſe Weiſe fand ich die erſten Tage in der Fabrik ganz beluſtigend; aber eines Tages, als ich im beſten Singen begriffen war und ſie von der merkwürdigen Höhe meiner Stimme ſprachen, rief einer der Geſellen aus: „das iſt ſicher kein Knabe, ſondern ein kleines Mädchen;“ er faßte mich, ich ſchrie und jammerte, die andern Geſellen fanden den Scherz beluſtigend und hielten mich bei den Armen und Beinen; ich jammerte laut und blöde wie ein Mädchen, ſtürzte aus dem Hauſe und zu meiner Mutter, die mir ſogleich verſprach, daß ich nie mehr dahin gehen ſolle. Ich beſuchte wieder Madame Bunkeflod, zu deren Geburtstag ich ein weißes ſeidenes Nadelkiſſen ſelbſt erfand und nähte. Mit einer andern alten Prediger-Wittwe dort in der Nachbarſchaft knüpfte ich auch Bekanntſchaft an; ſie ließ ſich von mir die Romane vorleſen, die ſie aus der Leihbibliothek erhielt; einer derſelben fing ungefähr ſo an: Es war eine ſtürmiſche Nacht, der Regen klatſchte an die Fenſterſcheiben. „Das iſt ein ausgezeichnetes Buch,“ ſagte die Alte, und ich fragte ganz unſchuldig, woher ſie das wiſſe. „Ich höre das am Anfange,“ ſagte ſie, „das wird ausgezeichnet werden;“ und ich ſtaunte ihre Einſicht mit einer Art Ehrfurcht an.

Einſt in der Erntezeit ging meine Mutter mit mir mehrere Meilen von Odenſe nach einem Edelhof in der Nähe ihres Geburtsortes Bogenſe; die Dame dort, bei deren Eltern ſie gedient hatte, hatte geſagt, ſie möchte ſie ein Mal beſuchen; das war eine große Reiſe für mich; wir legten den Weg größtentheils zu Fuße zurück und brauchten, glaube ich, zwei Tage. Hier machte das Land einen ſo mächtigen Eindruck auf mich, daß es mein höchſter Wunſch war, dort zu bleiben und Landmann zu werden; es war gerade in der Hopfenernte; in der Scheune und rings um ein großes Gefäß ſaß ich bei meiner Mutter mit einer ganzen Menge Landleute und half mit Hopfen leſen; es wurden Geſchichten erzählt und was für Wunderdinge ein Jeder geſehen und erlebt hatte. Eines Nachmittags hörte ich hier einen alten Mann ſagen, daß Gott Alles wiſſe, was da geſchähe und was geſchehen würde; das erfüllte meine Gedanken ganz, und als ich gegen Abend allein vom Hofe fortging, wo ein tiefer Teich war, und ich auf einige Steine darin getreten war, fuhr es mir eigen durch den Kopf, ob Gott auch wirklich Alles, was da geſchehen würde, wiſſe; ja, nun hat er beſtimmt, daß ich leben und viele Jahre alt werden ſoll, dachte ich, wenn ich nun aber hier in das Waſſer ſpringe und mich ertränke, dann wird es doch nicht, wie er will; und augenblicklich war ich ſteif und feſt entſchloſſen, mich zu ertränken; ich lief zur tiefſten Stelle hin — da fuhr mir ein neuer Gedanke durch die Seele: das iſt der Teufel, der Gewalt über mich haben will! und ich ſtieß einen Schrei aus, lief, als würde ich verfolgt, und ſtürzte meiner Mutter weinend in die Arme; aber weder ſie noch ſonſt Jemand brachte aus mir heraus, was mir fehle. „Er hat gewiß irgend ein Geſpenſt geſehen,“ ſagte eine der Frauen, und ich glaubte es faſt ſelbſt.

Meine Mutter verheirathete ſich wieder mit einem jungen Handwerker; aber ſeine Familie, die auch dem Handwerkerſtande angehörte, fand, daß es eine gar zu geringe Partie ſei, die er gemacht habe, und weder meine Mutter noch ich erhielten die Erlaubniß zu ihr zu kommen. Mein Stiefvater war ein junger ſtiller Mann, der ſich durchaus nicht in meine Erziehung miſchen wollte; ich lebte deshalb ganz meinem Guckkaſten und meinem Puppentheater, und es war mein größtes Glück, bunte Lappen zu ſammeln, die ich dann ſelbſt zuſchnitt und nähete. Meine Mutter betrachtete es als eine gute Uebung, um Schneider zu werden, und nahm an, daß ich ſicher dazu geboren wäre; ich ſagte hingegen, daß ich auf das Theater gehen und Schauſpieler werden wolle, ein Wunſch, dem ſich meine Mutter auf das Beſtimmteſte widerſetzte, indem ſie kein anderes Theater kannte, als das herumziehender Schauſpieler und Seiltänzer; nein, Schneider ſollte und mußte ich werden. Das Einzige, was mich bei dieſer Beſtimmung einigermaßen tröſtete, war, daß ich dann recht viele Lappen für mein Puppentheater bekommen könnte.

Meine Leſeluſt, die vielen dramatiſchen Scenen, die ich auswendig wußte, meine beſonders hübſche Stimme, Alles erweckte eine Art von Aufmerkſamkeit bei mehreren vornehmen Familien in Odenſe; ich wurde zu ihnen hinbeſchieden, meine ganze ſonderbare Perſönlichkeit erregte ihr Intereſſe. Unter den Vielen, zu denen ich jetzt kam, war auch der Oberſt Hoegh-Guldberg, der mir mit ſeiner Familie die aufrichtigſte Theilnahme bewies; ja er führte mich ſogar einmal zum Prinzen Chriſtian, dem jetzigen König.

Ich ſchoß auf und wurde ein langer Knabe, von dem meine Mutter ſagte, daß ſie ihn nicht gut länger ſich ſo herumtreiben laſſen könne; ich ging in die Armenſchule, lernte nur Religion, Schreiben und Rechnen, und das letztere ſchlecht genug; ich konnte kaum ein Wort richtig buchſtabiren. Jedes Mal, wenn des Lehrers Geburtstag war, flocht ich einen Kranz und ſchrieb ein Gedicht für ihn, er nahm es halb mit Lächeln, halb mit Spott, das letzte Mal ſchalt er darüber. Die Straßenjungen hatten von ihren Eltern auch von meinem eigenthümlichen Weſen und daß ich zu vornehmen Leuten komme, gehört, und deshalb wurde ich eines Tages von einer ganzen wilden Schaar verfolgt, die ſpottend rief: „da läuft der Komödienſchreiber.“ Ich verbarg mich daheim in meinem Winkel, weinte und betete zu Gott. Meine Mutter ſagte, daß ich confirmirt werden ſollte, um in die Schneiderlehre zu kommen und etwas Vernünftiges zu thun; ſie liebte mich von ganzem Herzen, verſtand aber mein Streben und Trachten nicht, welches ich damals noch ſelbſt nicht verſtand; ihre Umgebung ſprach immer gegen meine Art zu ſein und hielt ſich über mich auf. — Wir gehörten zu St. Knuds Kirchſprengel, und hier konnten die Confirmanden ſich entweder beim Stiftsprobſt oder bei dem Capellan einſchreiben; zu dem erſteren gingen nur die Kinder der ſogenannten vornehmen Familien ſammt den Schülern der lateiniſchen Schule, zu dem letzteren gingen die ärmeren; ich aber meldete mich bei dem Stiftsprobſte, der mich annehmen mußte, darin aber ſicher eine Eitelkeit von mir erblickte, indem ich mit ſeinen Confirmanden, obgleich ich zu unterſt geſtellt wurde, über alle diejenigen kam, welche zu dem Capellan gingen. Ich darf inzwiſchen hoffen, daß es nicht allein Eitelkeit war, die mich dazu trieb; ich hatte eine Angſt vor den armen Knaben, die mich verſpottet hatten, und fühlte immer einen inneren Trieb, mich den Schülern der lateiniſchen Schule zu nähern, die ich für weit beſſer als die anderen hielt. Wenn ſie auf dem Kirchhofe ſpielten, ſtand ich außerhalb am Gitter, guckte hinein und wünſchte, daß ich unter den Glücklichen wäre, nicht des Spielens, ſondern der vielen Bücher halber und wegen deſſen, was ſie in dieſer Welt werden konnten. Beim Stiftspropſt konnte ich nun mit ihnen zuſammenkommen und ebenſo ſein wie ſie; aber ich erinnere mich nicht eines Einzigen von jener Zeit her, ſo wenig müſſen ſie ſich mit mir abgegeben haben. Ich hatte täglich das Gefühl, mich eingedrängt zu haben, wo man fand, daß ich nicht hingehörte; nur ein junges Mädchen, welches dort für die Vornehmſte galt und die ich ſpäter nochmals erwähnen werde, ſah mich immer ſo mild und freundlich an und gab mir einſt ſogar eine Roſe, und ich kehrte glückſelig nach Hauſe zurück, weil es doch Eine gab, die mich nicht überſah und verſtieß.

Eine alte Schneiderin veränderte meines verſtorbenen Vaters Ueberrock zu einem Confirmationsanzuge für mich; nie hatte ich einen ſolchen Rock getragen. Auch bekam ich zum erſten

Mal in meinem Leben Stiefeln; meine Freude war außerordentlich groß, nur fürchtete ich, daß ſie nicht von Allen geſehen werden möchten, und deshalb zog ich ſie über die Beinkleider und ſchritt ſo durch die Kirche; die Stiefeln knarrten, und das freute mich innig, weil die Gemeinde nun hören konnte, daß ſie neu ſeien; meine ganze Andacht war geſtört, ich fühlte es und hatte zugleich eine gräßliche Gewiſſensqual darüber, daß meine Gedanken eben ſo viel bei meinen neuen Stiefeln als bei Gott waren; ich bat ihn recht von Herzen, mir zu verzeihen, und dachte dann wieder an die neuen Stiefeln.

Im letzten Jahre hatte ich eine kleine Summe Geldes zuſammengeſpart; als ich ſie nachzählte, beſtand ſie in 13 Reichsbankthalern; ich war über den Beſitz eines ſo großen Reichthumes ganz außer mir, und da meine Mutter nun auf das Beſtimmteſte verlangte, daß ich in die Schneiderlehre kommen ſolle, bat und plagte ich ſie, daß ich doch nach Kopenhagen reiſen dürfe, für mich damals die größte Stadt der Welt. „Was willſt Du dort werden?“ fragte meine Mutter. „Ich will berühmt werden,“ erwiderte ich und erzählte ihr, was ich von merkwürdigen Männern geleſen; „man hat erſt gewaltig viel Widerwärtiges durchzumachen, und dann wird man berühmt.“

Es war ein völlig unerklärlicher Trieb, der mich leitete;

ich weinte, ich bat, und zuletzt gab meine Mutter nach, ließ aber doch erſt eine alte ſogenannte kluge Frau vom Hoſpital holen, um aus der Karte und dem Kaffee mein künftiges Schickſal zu prophezeien.

„Ihr Sohn wird ein großer Mann werden," ſagte die Alte, „und ihm zu Ehren wird Odenſe einmal illuminirt werden;" meine Mutter weinte, als ſie das vernahm, und ich erhielt die Erlaubniß zu reiſen. Alle Nachbarn ſagten meiner Mutter, daß es ja erſchrecklich wäre, mich in einem Alter von nur 14 Jahren nach Kopenhagen laufen zu laſſen, welches ſo weit entfernt und eine große und verworrene Stadt ſei, wo ich Niemand kenne. „Ja, er läßt mir keine Ruhe," erwiderte meine Mutter, „ich habe ihm die Erlaubniß geben müſſen, bin aber gewiß, daß er nicht weiter als bis Nyborg kommen wird; wenn er die wilde See erblickt, wird er wohl bange werden und wieder umkehren."

Den Sommer vor meiner Confirmation war ein Theil des Geſang- und Schauſpiel-Perſonales des königlichen Theaters in Odenſe geweſen und hatte eine Reihe von Opern und Tragödien aufgeführt; die ganze Stadt war voll davon geweſen; ich, der ich mich mit dem Zettelträger verſtand, ſah hinter den Couliſſen alle ihre Vorſtellungen und war ſogar als Page, Hirte u. ſ. w. aufgetreten und hatte einige Worte geſprochen. Mein Eifer war ſo groß, daß ich völlig angekleidet da ſtand, wenn die Spielenden ankamen, um ſich erſt anzuziehen; hierdurch wurden ſie aufmerkſam auf mich, mein kindliches Weſen und meine Begeiſterung beluſtigte ſie, ſie ſprachen freundlich mit mir und ich blickte zu ihnen auf wie zu irdiſchen Göttern. Alles, was ich über meine Singſtimme und über meinen Vortrag von Verſen gehört hatte, kam nun bei mir zur Klarheit; es war das Theater, für das ich geboren war; hier war es, wo ich ein berühmter Mann werden würde, und deshalb war Kopenhagen das Ziel meines Strebens. Ich hörte viel vom großen Theater in Kopenhagen ſprechen, und daß es da etwas gäbe, was man Ballet nenne, welches Oper und Schauſpiel noch übertreffen ſolle; beſonders erwähnte man die Solo-Tänzerin Madame Schall als die erſte von allen; ſie erſchien mir deshalb als die Königin des Ganzen, und in meiner Phantaſie betrachtete ich ſie als diejenige, die Alles für mich auszurichten vermochte, wenn ich nur ihres Schutzes theilhaftig würde. Von dieſem Gedanken erfüllt ging ich zum alten Buchdrucker Iverſen, einem der angeſehenſten Bürger von Odenſe, der, wie ich wußte, mit den Schauſpielern vielen Umgang gehabt, als ſie dort geweſen waren; er, meinte ich, müſſe auch die Tänzerin kennen, ihn wollte ich um einen Brief für ſie bitten, und dann würde Gott ſchon das Uebrige fügen. —

Der alte Mann ſah mich zum erſten Male und hörte mein Geſuch mit vieler Freundlichkeit an, rieth mir aber auf das Beſtimmteſte ab, dergleichen zu thun, und ſagte, daß ich ein Handwerk lernen möchte. „Das würde wirklich eine große Sünde ſein," erwiderte ich; er ſtutzte über die Art, mit der ich das ſagte, und es nahm ihn für mich ein; er theilte mir mit, daß er zwar die Tänzerin nicht perſönlich kenne, daß er mir aber doch einen Brief für ſie geben wolle; ich erhielt einen ſolchen, und glaubte meinem Ziele ſchon nahe zu ſein.

Meine Mutter packte ein kleines Bündel Kleider zuſammen und ſprach mit dem Poſtillon, damit er mich als blinden Paſſagier nach Kopenhagen mitnähme; das koſtete drei Reichsbankthaler. Der Nachmittag kam, meine Mutter begleitete mich betrübt zum Thore hinaus. Hier ſtand die alte Großmutter; in der letzten Zeit war ihr ſchönes Haar grau geworden; ſie fiel mir um den Hals und weinte, ohne ein Wort ſprechen zu können; ich war ſelbſt innig betrübt. So ſchieden wir. Ich ſah ſie nie mehr, ſie ſtarb im folgenden Jahre; ich kenne ihr Grab nicht, ſie ruht auf dem Armen-Kirchhofe. —

Der Poſtillon blies; es war ein herrlicher ſonniger Nachmittag, und bald ſchien die Sonne in meinen leichten kindlichen Sinn hinein; ich freute mich über alles Neue, was ich erblickte, und reiſte ja dem Ziel meiner Sehnſucht entgegen;

als ich aber bei Nyborg an den großen Belt gelangte und das Schiff ſich von meiner heimathlichen Inſel entfernte, da fühlte ich recht, wie einſam und verlaſſen ich war, und daß ich niemand ſonſt als Gott im Himmel habe. Sobald ich Seeland betreten, ging ich hinter einen Schuppen, welcher am Strande ſtand, fiel auf meine Kniee und bat Gott, mir zu helfen und mich zu leiten; ich fühlte mich dadurch getröſtet, ſo feſt vertraute ich auf Gott und mein Glück. Den ganzen Tag und die folgende Nacht fuhr ich durch Städte und Dörfer, ich ſtand einſam beim Wagen und verzehrte mein Brod, während umgepackt wurde — ich meinte, ich ſei ſchon weit hinaus in die große Welt. —

II.

Montag Morgen den 5. September 1819 erblickte ich zum erſten Mal von der Anhöhe bei Friedrichsberg Kopenhagen. Dort ſtieg ich ab, und mit meinem kleinen Bündel ging ich durch den Schloßgarten, die lange Allee und die Vorſtadt zur Stadt hinein. Am Abend vor meiner Ankunft war gerade die große ſogenannte Judenfehde ausgebrochen, die ſich durch mehrere Länder Europa's erſtreckte; die ganze Stadt war in Bewegung, Alles war auf den Straßen, der

Lärm und Tumult Kopenhagens entſprach daher dem Bilde, welches meine Phantaſie ſich von dieſer, damals für mich größten Stadt entworfen hatte. Mit kaum 10 Thalern in der Taſche kehrte ich in einem der kleinern Gaſthäuſer ein. Meine erſte Wanderung war nach dem Theater; ich ging mehrere Male um daſſelbe herum, blickte die Mauern hinauf und betrachtete es faſt als eine Heimath. Einer der Billethändler, welche hier täglich herumwandern, wurde aufmerkſam auf mich und fragte, ob ich ein Billet haben wolle; ich war ſo völlig unbekannt mit der Welt, daß ich glaubte, der Menſch wolle mir eins ſchenken; ich nahm daher ſein Anerbieten verbindlichſt dankend an. Er glaubte, ich wolle ihn zum Beſten haben, und wurde böſe, ſo daß ich mich erſchrocken von dem Orte entfernte, der mir hier der liebſte war; da ahnte ich nicht, daß zehn Jahre ſpäter meine erſte dramatiſche Arbeit dort aufgeführt werden und daß ich in dieſer Weiſe vor dem däniſchen Publicum auftreten ſollte. Am folgenden Tage zog ich die Confirmationskleider an, die Stiefeln wurden nicht vergeſſen, ſie wurden natürlicherweiſe über die Beinkleider gezogen; ſo in meinem größten Staat, mit einem Hut, der mir halb über die Augen herab fiel, ging ich zur Tänzerin, Madame Schall, um ihr mein Empfehlungsſchreiben zu überreichen. Bevor ich klingelte, fiel ich vor der Thür auf meine Kniee und bat Gott, daß ich hier

Hülfe und Schutz finden möchte. Da kam ein Dienſtmädchen mit ihrem Korb die Treppe herauf; ſie lächelte mich freundlich an, gab mir einen Schilling und hüpfte davon. Erſtaunt betrachtete ich ſie und den Schilling; ich hatte ja meine Confirmationskleider an, und mußte recht fein ausſehen, meinte ich, wie konnte ſie denn glauben, daß ich betteln wolle. Ich rief ihr nach. „Behalte ihn nur," rief ſie mir zu und fort war ſie. Endlich wurde ich bei der Tänzerin vorgelaſſen, die mich mit großer Verwunderung betrachtete und anhörte; ſie kannte denjenigen, von dem der Brief war, durchaus nicht, und meine ganze Perſönlichkeit und mein Auftreten waren ihr ſehr auffallend. Ich ſprach meine innige Luſt zum Theater aus, und auf ihre Frage, welche Partie ich ausführen zu können glaubte, erwiderte ich: Aſchenbrödel. Dieſes Stück war von den königlichen Schauſpielern in Odenſe gegeben worden, und die Hauptrolle hatte mich in dem Grade ergriffen, daß ich ſie aus dem Gedächtniſſe vollſtändig ſpielte. Inzwiſchen erbat ich mir die Erlaubniß, die Stiefeln ablegen zu dürfen, weil ich ſonſt nicht leicht genug für dieſe Rolle wäre; und nun nahm ich meinen großen Hut als Tambourin und begann zu tanzen und zu ſingen:

„Rang und Reichthum bleibt hienieden
Von der Sorge nicht verſchont."

Meine ſeltſamen Gebärden und meine große Beweglichkeit machten, daß die Tänzerin mich für wahnſinnig hielt und ſich beeilte mich los zu werden. Nun ging ich zum Theaterdirector, um eine Anſtellung zu ſuchen; er betrachtete mich und ſagte, daß ich „für das Theater zu mager“ ſei. „Oh“, erwiderte ich, „wenn ich nur mit 100 Reichsbankthalern Gage angeſtellt würde, dann wollte ich ſchon fett werden!“ Der Director hieß mich ernſt meiner Wege gehn und fügte hinzu, daß man nur Menſchen engagire, die Bildung beſäßen.

Innig betrübt ſtand ich da; keinen Menſchen hatte ich der mir Troſt oder Rath ertheilen konnte. Da dachte ich daran zu ſterben, als das Einzige und Beſte für mich; aber meine Gedanken erhoben ſich zu Gott, und mit dem vollkommenen Vertrauen des Kindes zu ſeinem Vater klammerten ſie ſich an ihn an; ich weinte mich recht aus und ſagte dann zu mir ſelbſt: wenn Alles recht unglücklich geht, dann ſendet er Hülfe, das habe ich ja geleſen; man muß erſt viel leiden, ehe man es zu Etwas bringen kann. Ich ging nun hin und kaufte mir ein Galerie-Billet zur Oper: Paul und Virginie. Die Trennung der Geliebten ergriff mich in dem Grade, daß ich in heftiges Weinen ausbrach; ein paar Frauen, die mir zur Seite ſaßen, tröſteten mich damit, daß es ja nur ein Schauſpiel ſei, und daß es gar nichts zu bedeuten habe; die eine gab mir ein großes Stück Butterbrot mit Wurſt belegt. Ich beſaß das größte Vertrauen zu allen Menſchen, und mit voller Offenheit erzählte ich ihnen, daß ich eigentlich nicht über Paul und Virginie weine, ſondern weil ich das Theater als meine Virginie betrachte, und daß, wenn ich von dieſem getrennt werden ſolle, ich ebenſo unglücklich werden würde als Paul. Sie betrachteten mich, ſchienen mich aber nicht zu verſtehen; ich erzählte ihnen, weshalb ich nach Kopenhagen gekommen ſei und wie allein ich daſtände; die Frau gab mir nun noch mehr Butterbrot, Früchte und Kuchen.

Am nächſten Morgen bezahlte ich meine Rechnung, und zu meiner Betrübniß ſah ich, daß mein ganzes Vermögen nur noch aus einem Reichsbankthaler beſtand; ich mußte deshalb entweder ſogleich mit einem Schiffer wieder heimzukehren oder bei einem Handwerker in die Lehre zu kommen ſuchen. Das Letztere hielt ich für das Klügſte; denn kehrte ich nach Odenſe zurück, ſo mußte ich ja auch dort in die Lehre, und ich ſah voraus, daß die Leute mich auslachen würden, wenn ich ſo wieder nach Hauſe käme. Es war mir durchaus gleichgültig, welches Handwerk ich erlernte, ich erwählte es ja einzig und allein um mir das Leben in Kopenhagen zu friſten. Ich kaufte ein Zeitungsblatt, ſuchte darin und fand, daß ein Tiſchler einen Lehrburſchen annehmen wollte; ich ging hin, der Mann nahm mich freundlich auf, ſagte aber, daß er, bevor er mich feſt annähme, ein Atteſt und meinen Taufſchein von Odenſe haben müßte; bis dahin könnte ich zu ihm ziehen und verſuchen, wie mir die Profeſſion gefiele. Am nächſten Morgen um 6 Uhr kam ich ſchon in die Werkſtatt; da waren mehrere Geſellen und einige Lehrburſchen, der Meiſter war nicht da. Sie führten luſtige und leichtfertige Reden, ich war jungfräulich blöde, und als ſie das merkten, wurde ich tüchtig geneckt; ſpäter am Tage ging der rohe Scherz der Burſchen ſo weit, daß ich, in Erinnerung an die Scene in der Fabrik, den beſtimmten Entſchluß faßte, keinen Tag länger in der Werkſtatt zu bleiben. Ich ging daher zum Meiſter hinab und nahm mit Thränen von ihm Abſchied, indem ich ihm ſagte, daß ich es nicht aushalten könnte; er tröſtete mich, aber vergebens, ich war zu bewegt und eilte davon. —

Ich ging nun durch die Straßen; niemand kannte mich, ich war ganz verlaſſen. Da beſann ich mich, daß ich in Odenſe in einer Zeitung von einem Italiener Namens Siboni geleſen hatte, der in Kopenhagen als Director des Muſik-Conſervatoriums angeſtellt ſei; alle Menſchen hatten ja meine Stimme gelobt, vielleicht würde er ſich meiner annehmen; ſonſt mußte ich noch denſelben Abend einen Schiffer zu finden ſuchen, mit dem ich nach Hauſe gelangen könnte.

Bei dem Gedanken an die Heimreiſe wurde ich noch heftiger bewegt, und in dieſem leidenden Zuſtande ſuchte ich Siboni auf. Er hatte gerade große Mittagsgeſellſchaft; unſer berühmter Componiſt Weyſe, der Dichter Baggeſen und andere Gäſte waren zugegen. Der Haushälterin, welche mir die Thür öffnete, erzählte ich nicht blos mein Anliegen, als Sänger angeſtellt zu werden, ſondern auch meinen ganzen Lebenslauf; ſie hörte mit großer Theilnahme zu und muß den größten Theil davon wiedererzählt haben, denn ich mußte lange warten; als aber die Thür ſich öffnete, kam die ganze Geſellſchaft heraus und betrachtete mich. Ich mußte ſingen, Siboni hörte aufmerkſam zu, ich declamirte Scenen aus Holberg und ein paar Gedichte; hier überwältigte mich das Gefühl meiner eigenen unglücklichen Lage ſo, daß ich in Thränen ausbrach; die ganze Geſellſchaft applaudirte. — „Ich prophezeie es“, ſagte Baggeſen, „aus ihm wird einſt Etwas werden; aber werde nur nicht eitel, wenn einſt das ganze Publicum dir applaudirt,“ und nun fügte er etwas über die reine wahre Natur hinzu und daß dieſe mit dem Alter und unter den Menſchen zu Grunde gehe; ich verſtand nicht Alles. Siboni verſprach, meine Stimme auszubilden, und daß ich dahin gelangen ſolle, als Sänger auf dem königlichen Theater zu debütiren; ich war ganz glücklich, lachte und weinte, und als die Haushälterin mich hinausließ und die Aufregung ſah, in der ich mich befand, ſtreichelte ſie mir die Wange und ſagte, daß ich am folgenden Tage zum Profeſſor Weyſe gehen ſolle, der es gut mit mir meine und auf welchen ich mich verlaſſen könne.

Ich kam zu Weyſe, der ſelbſt arm ſich emporgearbeitet hatte; er hatte meine unglückliche Lage tief gefühlt und begriffen und durch eine Collecte 70 Reichsbankthaler für mich eingeſammelt. Da ſchrieb ich meinen erſten Brief an meine Mutter, einen jubelnden Brief, das Glück der ganzen Welt war mir zugeſtrömt; meine Mutter zeigte in ihrer Freude den Brief allen Menſchen, einige hörten erſtaunt darauf, andere lächelten darüber, denn was ſollte wohl aus dem Ganzen werden? Um Siboni zu verſtehen, war es nothwendig, daß ich wenigſtens etwas Deutſch lernte; eine Kopenhagnerin, mit der ich von Odenſe nach Kopenhagen gereiſt war und die mich gern nach Kräften unterſtützen wollte, erlangte von einem ihrer Bekannten, einem Sprachlehrer, daß er mir unentgeltlich einige deutſche Stunden gab, und ſo lernte ich einige deutſche Phraſen. Siboni öffnete mir ſein Haus und gab mir Nahrung und Unterricht — aber ein halbes Jahr darauf war meine Stimme im Uebergang begriffen oder dadurch verdorben, daß ich den ganzen Winter mit ſchlechter Fußbekleidung einherging und keine warmen Ueberkleider beſaß. Es war keine Ausſicht mehr vorhanden, daß ich ein ausgezeichneter Sänger werden könnte; — Siboni ſagte mir das ehrlich und rieth mir, nach Odenſe zurück zu reiſen und dort ein Handwerk zu erlernen. —

Ich, der ich mit den reichen Farben der Phantaſie meiner Mutter das Glück geſchildert hatte, welches ich wirklich fühlte, ich ſollte nun in die Heimath zurückkehren und dort zum Spotte werden! Von dieſem Gedanken gequält ſtand ich wie zermalmt. Doch gerade hier in dem ſcheinbaren großen Unglück lag eine Stufe zum Beſſern. Wie ich wieder verlaſſen daſtand und allein darüber nachgrübelte, was ich anfangen ſollte, fiel es mir ein, daß in Kopenhagen der Dichter Guldberg lebe, ein Bruder des Oberſten in Odenſe, der mir ſo viel Wohlwollen bewieſen hatte. Er wohnte damals bei dem neuen Kirchhofe vor der Stadt, welchen er in ſeinen Gedichten ſo ſchön beſungen hat. Ich ſchrieb an ihn und erzählte ihm Alles, ſpäter ging ich ſelbſt zu ihm und fand ihn umgeben von Büchern und Tabackspfeifen. Der kräftige herzliche Mann nahm mich freundlich auf, und da er aus meinem Brief erſehen hatte, wie unrichtig ich ſchrieb, verſprach er mir Unterricht in der däniſchen Sprache zu ertheilen; er prüfte mich auch ein wenig im Deutſchen und meinte, daß es gut ſein würde, wenn er ſich auch in dieſer Hinſicht meiner annähme. Die Einnahme für eine kleine Schrift, die er damals herausgab, ſchenkte er mir; das wurde bekannt, und ich glaube, es kamen über 100 Reichsbankthaler ein; der vortreffliche Weyſe und Andere unterſtützten mich gleichfalls.

Im Gaſthofe zu wohnen wäre mir zu theuer geweſen, ich mußte alſo eine Privat-Wohnung ſuchen; meine Unbekanntſchaft mit der Welt führte mich zu einer Wittwe in einer der berüchtigtſten Straßen Kopenhagens; ſie war geneigt mich aufzunehmen. und ich ahnte nicht, welche Welt ſich hier um mich herum bewegte. Sie war eine harte, aber thätige Frau; ſie ſchilderte mir die andern Menſchen in der Stadt ſo ſchrecklich, daß es mir vorkam, als ſei ich nur bei ihr im ſichern Hafen. Zwanzig Reichsbankthaler ſollte ich monatlich für ein Zimmer geben, welches nur eine leere Speiſekammer ohne Fenſter und Licht war, aber ich hatte die Erlaubniß, in ihrer Stube zu ſitzen; zwei Tage ſollte ich es erſt verſuchen, inzwiſchen ſagte ſie am folgenden Tage, daß ich mich beſtimmen oder ſogleich gehen möchte. Ich, der ich mich an die Menſchen ſo leicht anſchloß, hatte ſie ſchon lieb gewonnen und fühlte mich dort heimiſch; aber mehr als 16 Reichsbankthaler für den Monat dürfe ich nicht geben, hatte Weyſe geſagt, denn was ich von ihm und von Guldberg zuſammen erhielt, machte gerade dieſe Summe aus, ſo daß ich nicht einmal zu meinen übrigen Bedürfniſſen etwas behielt. Daher war ich ſehr betrübt; als ſie hinaus gegangen war, ſetzte ich mich auf das Sopha und betrachtete ihres verſtorbenen Mannes Portrait. Ich war noch ſo ganz Kind, daß ich, als mir die Thränen über die Wangen rollten, die Augen des Bildes mit meinen Thränen beſtrich, damit der todte Mann fühlen ſolle, wie betrübt ich ſei, und auf das Herz ſeiner Frau einwirken möge. Sie muß begriffen haben, daß aus mir nicht mehr herauszupreſſen war; denn als ſie zurückkehrte, ſagte ſie, daß ſie mich für die 16 Reichsbankthaler behalten wolle; ich dankte Gott und dem todten Manne.

Jeßt befand ich mich mitten in Kopenhagens Myſterien, aber ich verſtand nicht ſie zu leſen. Im Hauſe, wo ich wohnte, war eine freundliche junge Dame, die allein lebte und mitunter weinte; jeden Abend kam ihr alter Vater und ſtattete ihr einen Beſuch ab; ich öffnete ihm häufig die Thüre, er trug einen einfachen Rock, hatte den Hals ſehr verhüllt und den Hut über die Augen herab gezogen. Er trank immer ſeinen Thee mit ihr, und es durfte Niemand zugegen ſein, denn er war menſchenſcheu; ſie ſchien über ſein Kommen nie recht erfreut zu ſein. Viele Jahre ſpäter, als ich auf eine andere Lebensſtufe gelangt war, als die vornehme Welt und das ſogenannte Salonleben mir eröffnet war, ſah ich eines Abends, mitten in dem erleuchteten Saal, einen decorirten vornehmen alten Herrn eintreten — das war der alte Vater in dem ärmlichen Rock, er, den ich hineingelaſſen hatte; er ahnte wohl kaum, daß ich ihm die Thür geöffnet hatte, als er ſeine Gaſtrolle gab, aber meinerſeits hatte ich damals auch nur Sinn für mein eigenes Komödienſpiel. Ich war nämlich noch ſo kindiſch, daß ich mit dem Puppentheater ſpielte und Puppenzeug nähte; um hierzu bunte Lappen zu erhalten, ging ich in die Läden und erbat mir Proben von verſchiedenen Zeugen und Seidenbändern. Ich ſelbſt beſaß nicht einen einzigen Schilling, meine Wirthin erhielt alles Geld auf einen Monat voraus; nur mitunter, wenn ich einen Auftrag für ſie ausgerichtet hatte, gab ſie mir etwas, und das ging dann für den Einkauf von Papier oder alten Komödienbüchern darauf. Ich war nun ſehr froh, und war es doppelt deshalb, weil Profeſſor Guldberg den erſten Komiker des Theaters, Lindgreen, einen guten und gebildeten Mann, bewogen hatte mich zu unterrichten. Er ließ mich mehrere Holberg'ſche Rollen lernen, wie den Hendrik und dumme Burſchen, für die ich eine Art Talent gezeigt haben ſoll; meine Luſt aber war, den Correggio zu ſpielen. Ich erhielt auch die Erlaubniß, dieſe Rolle auf eigene Hand zu erlernen, obgleich Lindgreen mich mit komiſchem Ernſt fragte, ob ich wohl dazu gelangen könne, dem großen Maler zu ähneln? Indeſſen recitirte ich den Monolog in der Bildergalerie mit ſo vielem Gefühl, daß der alte Mann mich auf die Schulter klopfte und ſagte: „Gefühl haben Sie, aber Schauſpieler müſſen Sie nicht werden; doch Gott weiß, was; ſprechen

Sie mit Guldberg davon; etwas Latein zu erlernen, das führt immer auf den Weg zum Studenten." — Ich ein Student! Das war mir noch nicht in den Sinn gekommen; das Theater lag mir näher und war mir lieber, aber Latein konnte ich ja immer auch lernen. Zuerſt ſprach ich davon mit der Dame, die mir freien Unterricht im Deutſchen verſchafft hatte, aber ſie ſagte mir, daß Latein die koſtſpieligſte Sprache von der Welt, und daß es nicht möglich ſei, es unentgeltlich gelehrt zu bekommen. Guldberg vermittelte inzwiſchen, daß einer ſeiner Freunde aus Wohlwollen mir einige Stunden die Woche gab.

Der Solotänzer Dahlén, deſſen Frau damals eine der erſten Künſtlerinnen der däniſchen Bühne war, öffnete mir ſein Haus; manchen Abend ging ich dorthin, und die ſanfte herzliche Frau war mir gut; der Mann nahm mich mit in ſeine Tanzſchule, und das war für mich doch ein Schritt näher zum Theater. Da ſtand ich den ganzen Vormittag mit dem langen Stock und ſtreckte die Beine; aber ungeachtet meines guten Willens meinte Dahlén, daß ich es nicht weiter würde bringen können, als zum Figuranten. Einen Vortheil hatte ich jedoch erreicht: ich durfte des Abends hinter den Couliſſen des Theaters erſcheinen, ja ſogar auf der hinterſten Bank in der Loge der Figurantinnen ſitzen; es kam mir vor, als hätte ich den Fuß ſchon auf dem Theater, aber auf der Bühne ſelbſt war ich noch nie geweſen. Eines Abends gab man die Operette: die beiden kleinen Savoyarden; in der Markt-Scene konnte ein Jeder, ſelbſt die Maſchiniſten hinauf gehen, um die Bühne füllen zu helfen; das hörte ich, ſchminkte mich ein wenig und ging mit den Andern glückſelig hinauf. Ich war in meiner gewöhnlichen Kleidung: dem Confirmationsrock, der noch hielt, aber doch ungeachtet alles Bürſtens und aller Reparaturen ſehr ärmlich ausſah, und dem großen Hut, der mir über das Angeſicht herabfiel. Ich war mir dieſer Mängel wohl bewußt und wollte ſie verbergen, aber dadurch wurden meine Bewegungen noch eckiger; ich durfte mich nicht gerade halten, wenn die Weſte ihre Kürze gegen meine lange magere Figur nicht allzu deutlich zeigen ſollte. Ich hatte wohl das Gefühl, daß man ſich über mich luſtig machen könne; doch war ich in dieſem Augenblick nur von dem Glück erfüllt, das erſte Mal vor dem Lampenbrete aufzutreten. Mein Herz ſchlug, ich trat auf — da kam einer der Sänger, der damals das große Wort führte und nun vergeſſen iſt; er nahm mich bei der Hand und wünſchte mir ſpottend Glück zu meinem Debüt. „Darf ich Sie dem däniſchen Volke vorſtellen,“ ſagte er und zog mich gegen die Lampen vor; man ſollte über meine Perſon lachen, ich fühlte es; die Thränen traten mir in die Augen, ich riß mich los und verließ betrübt die Bühne.

Doch bald darauf arrangirte Dahlen ein Ballet Armide, worin ich eine kleine Rolle bekam; ich war ein Dämon. Von dieſem Ballet her kenne ich Frau Profeſſorin Heiberg, des Dichters Gemahlin, jetzt der däniſchen Bühne hochgeehrte Künſtlerin, die damals als kleines Mädchen auch eine Partie darin hatte; unſere Namen ſtanden auf dem Zettel gedruckt. Das war ein Moment in meinem Leben, daß mein Name gedruckt war! Einen Nimbus der Unſterblichkeit glaubte ich darin zu ſehen; immer mußte ich den gedruckten Namen betrachten, ich nahm das Balletprogramm des Abends mit ins Bette, lag bei Lichte und las meinen Namen, — kurz, ich war glückſelig!

Ich war nun ſchon das zweite Jahr in Kopenhagen; die Geldſumme, welche für mich geſammelt worden, war verbraucht, aber ich ſchämte mich, meinen Mangel und meine Noth zu geſtehen. Ich war zu einer Schiffer-Wittwe gezogen, wo ich nur Wohnung und des Morgens Kaffee erhielt. Das waren ſchwere, finſtere Tage für mich; die Frau glaubte, daß ich ausginge, um bei Familien zu ſpeiſen, während ich auf einer Bank im Königs-Garten ein kleines Brot verzehrte; nur ſelten wagte ich mich einmal in eines der geringeren Speiſehäuſer und wählte dort den entlegenſten Tiſch. Im Grunde war ich ſehr verlaſſen, fühlte aber nicht das ganze Gewicht meiner Lage; jeden Menſchen, der mich freundlich anredete, hielt ich für einen ehrlichen Freund; Gott war bei mir in meiner kleinen Stube, und manchen Abend, wenn ich mein Abendgebet gehalten hatte, konnte ich ihn kindlich fragen: wird es wohl bald beſſer werden? Ich hatte den Glauben, daß man ſo, wie es Einem am Neujahrstage ergehe, auch das ganze Jahr hindurch leben würde; mein höchſtes Streben war aber, eine Rolle in einem Schauſpiel zu erhalten. Es war gerade Neujahrstag, das Theater war geſchloſſen, nur ein alter halb blinder Portier ſaß am Eingange zur Bühne, wo kein Menſch war; mit pochendem Herzen ſchlüpfte ich an ihm vorbei, kam zwiſchen die Couliſſen und Vorhänge hinein und ging gerade gegen den offenen Zuſchauerplatz hin. Hier fiel ich auf meine Kniee nieder, aber nicht ein einziger Vers wollte mir zum Declamiren beifallen; da betete ich laut mein „Vater unſer“ und ging mit der Ueberzeugung fort, daß ich, weil ich am Neujahrstage von der Bühne herab geſprochen habe, im Laufe des Jahres dazu gelangen würde, von hier aus mehr zu ſprechen, mithin eine Rolle erhalten würde.

In den zwei Jahren, ſeitdem ich nach Kopenhagen gekommen, war ich nicht in der freien Natur geweſen, nur ein einziges Mal war ich nach dem Thiergarten gegangen und hier hatte ich mich völlig in der Beſchauung des Volkslebens und ſeines bunten Getümmels vertieft. Im dritten Jahre kam ich zum erſten Mal an einem Frühlingsmorgen in das Grüne; das war im Friedrichsberger Garten, dem Sommeraufenthalt Friedrichs des Sechſten. Ich ſtand plötzlich unter den erſten großen knoſpenden Buchen, die Sonne machte die Blätter durchſichtig, da war ein Duft, eine Friſche, die Vögel ſangen — ich wurde davon überwältigt, jubelte laut und ſchlang meine Arme um einen der Bäume und küßte ihn. „Iſt er toll?“ ſagte ein Mann dicht neben mir; es war einer der Schloßbedienten. Ich lief erſchrocken davon und ging dann beſonnen und ruhig zur Stadt zurück.

Meine Singſtimme hatte inzwiſchen wieder angefangen an Fülle zu gewinnen. Der Geſanglehrer der Chor-Schule hörte ſie, bot mir einen Platz in der Schule an und meinte, daß ich durch das Mitſingen im Chor mehr Freiheit mich auf der Bühne zu bewegen erlangen könnte. Einen neuen Weg der Möglichkeit meinte ich dadurch für mich eröffnet zu ſehen. Von der Tanzſchule ging ich ſo zur Geſangſchule über und trat in den Chören bald als Hirte bald als Krieger auf. Das Theater war meine Welt, ich hatte die Erlaubniß, in das Parterre zu gehen, und ſo ging es ſchlecht mit dem Latein; ich hörte auch Mehrere äußern, daß man, um im Chor zu ſingen, kein Latein gebrauche, und daß man auch ohne dieſes ein großer Schauſpieler werden könne. Ich fand das ganz richtig geſprochen und mehrere Mal, mit oder ohne Grund, entſchuldigte ich mich für die lateiniſchen Abendſtunden. Guldberg erfuhr es, und zum erſten Mal in meinem Leben erhielt ich, aber mit Recht, einen ordentlichen Verweis, welcher mich faſt zu Boden drückte; ich glaube, kein Verbrecher kann beim Anhören ſeines Todesurtheiles mehr leiden; das muß ſich auch in meinem Antlitz ausgedrückt haben, denn er ſagte: „ſpiele nur nicht Komödie;" aber es war kein Komödienſpiel. Ich ſollte nun nicht länger Latein lernen. Ich fühlte meine Abhängigkeit von der Güte der Menſchen in einem Grade, wie nie zuvor; einzelne Augenblicke hatte ich über meine Zukunft finſtere ernſte Gedanken, denn mir mangelte das Nothwendigſte; zu andern Zeiten hatte ich die völlige Sorgloſigkeit eines Kindes.

Die Wittwe des berühmten däniſchen Staatsmannes Chriſtian Colbjörnſen und ihre Tochter waren die beiden erſten Damen von höherem Stande, die ſich des armen Knaben herzlich annahmen, die mich mit Theilnahme anhörten und mich oft ſahen. Frau von Colbjörnſen wohnte im Sommer auf Bakkehus, wo auch der Dichter Rahbek und ſeine intereſſante Gemahlin lebten; Rahbek ſprach nie mit mir, aber ſeine lebhafte und freundliche Frau unterhielt ſich mit mir öfters. Ich hatte damals wieder angefangen ein Trauerſpiel zu ſchreiben, welches ich ihr vorlas; gleich bei den erſten Scenen rief ſie aus: „aber da ſind ja ganze Stellen, die Sie aus Oehlenſchläger und Ingemann ausgeſchrieben haben." „Ja, aber die ſind ſo ſchön," erwiderte ich in meiner Unſchuld und las weiter. Eines Tages, als ich von ihr zu Frau von Colbjörnſen hinauf gehen wollte, reichte ſie mir eine Handvoll Roſen und ſagte: „wollen Sie die mit hinauf nehmen, es wird ſie ſicher erfreuen, ſie aus der Hand eines Dichters zu empfangen." Es war halb im Scherz, daß dieſe Worte geſagt wurden, aber es war das erſte Mal, daß Jemand den Dichternamen mit dem meinigen in Verbindung brachte; es ging mir durch Blut und Seele und mir traten die Thränen in die Augen. Ich weiß, daß von dieſem Augenblick an mein Sinn für das Schreiben und Dichten geweckt worden war; früher war es mir nur ein Spiel zur Abwechſelung mit dem Puppentheater geweſen. —

Auf Bakkehus wohnte auch der Profeſſor Thiele, damals ein junger Student, aber ſchon Herausgeber der „däniſchen Volksſagen" und bekannt als der, welcher das Baggeſen'ſche Räthſel gelöſt und hübſche Gedichte geſchrieben hatte. Er beſaß Gefühl, Begeiſterung und Theilnahme. Ruhig und aufmerkſam hat er meine Entwickelung verfolgt, bis wir jetzt als Freunde daſtehen; er war einer der Wenigen, die mir damals die Wahrheit ſagten, wenn Andere ſich auf meine Koſten luſtig machten und nur Auge für das

Poſſierliche in meinem Naturzuſtande hatten. Man hatte mir im Scherz den Namen der kleine Declamator gegeben, und als ſolcher war ich auch eine Curioſität; man machte ſich über mich luſtig, und ich hielt jedes Lächeln für ein Beifallslächeln. — Einer meiner ſpäteren Freunde hat mir erzählt, daß er mich ungefähr zu jener Zeit zum erſten Mal erblickte; es war im Salon eines reichen Kaufmannes, wo man, um ſich über mich luſtig zu machen, mich bat, eins meiner eigenen Gedichte vorzutragen, und ich ſoll dieſes mit ſolchem Gefühl gethan haben, daß der Spott ſich in Theilnahme verwandelte. —

Täglich hörte ich ſagen, wie gut es für mich ſein würde, wenn ich ſtudiren könnte; man redete mir zu, mich den Wiſſenſchaften zu widmen, aber Niemand that einen Schritt für mich; es wurde mir ſchwer genug mein Leben zu friſten. Da fiel es mir ein, ein Trauerſpiel zu ſchreiben und beim königlichen Theater einzureichen; für das Geld, welches ich damit verdienen würde, wollte ich anfangen zu ſtudiren. Während Guldberg mich noch im Däniſchen unterrichtete, hatte ich nach einer deutſchen Erzählung, betitelt die Waldkapelle, ein Trauerſpiel geſchrieben; doch wurde dieſes nur als Sprachübung betrachtet, und er verbot mir auf das Beſtimmteſte es einzureichen; das wollte ich aber auch nicht. Ich erfand ſelbſt meinen Stoff, und binnen 14 Tagen war mein vaterländiſches Trauerſpiel fertig; es hieß: die Räuber in Wiſſenberg (der Name eines kleinen Dorfes auf Fühnen). Kaum ein Wort darin war richtig geſchrieben, da mir Niemand geholfen hatte, weil es anonym ſein ſollte; doch wurde eine Perſon in das Geheimniß eingeweiht, nämlich die junge Dame, welche ich in Odenſe bei der Vorbereitung zur Confirmation getroffen hatte, die Einzige, welche damals freundlich und gut gegen mich geweſen war; durch ſie war ich in die Colbjörnſen'ſche Familie gelangt und ſo in allen dieſen Kreiſen, von denen der eine zum andern führte, bekannt und aufgenommen worden. Sie bezahlte Jemand, um eine leſerliche Abſchrift von meinem Stücke zu fertigen, und beſorgte die Einreichung deſſelben. Nach Verlauf von ſechs Wochen erhielt ich es verworfen zurück, und der Brief, der beigelegt war, fügte hinzu, daß man Stücke, welche in dieſem Grade einen Mangel an aller Elementarbildung verriethen, nicht öfter zu erhalten wünſche. —

Es war gerade am Schluß der Theaterſaiſon im Mai 1823, da erhielt ich einen Brief von der Direction, wodurch ich aus der Chor- und Tanzſchule entlaſſen wurde; es wurde hinzugefügt, daß die Theilnahme an derſelben für mich zu nichts führen könnte, daß man aber wünſchte, meine vielen Freunde möchten ſich meiner annehmen und mir die Bildung verſchaffen, ohne welche es nichts helfe irgend ein

Talent zu beſitzen. Ich fühlte mich wieder gleichſam in die weite Welt hinausgeſtoßen, ohne Hülfe und ohne Stütze — ich mußte ein Stück für das Theater ſchreiben, es mußte angenommen werden, das blieb die einzige Rettung für mich. Nach einer geſchichtlichen Erzählung ſchrieb ich ein Trauerſpiel: Alfſol; über die erſten Acte war ich ſelbſt entzückt und mit dieſen begab ich mich ſogleich zu dem däniſchen Ueberſetzer Shakeſpeare's, dem jetzt verſtorbenen Admiral Wulff, der es mit Gutmüthigkeit vorleſen hörte; in ſeinem Familienkreiſe fand ich ſpäter die herzlichſte Aufnahme. Bei unſerm berühmten Phyſiker Oerſted hatte ich mich damals auch ſelbſt eingeführt, und auch ſein Haus iſt mir bis auf dieſen Tag eine liebevolle Heimath geblieben, an der mein Herz feſtgewachſen iſt, und wo ich meine älteſten unveränderten Freunde habe. Ein beliebter Redner, der Probſt Gutfeldt, lebte damals und er war es, der ſich am wärmſten über mein Trauerſpiel, welches jetzt vollendet war, äußerte; er überſandte es mit einer Empfehlung der Theater-Direction. Ich ſchwebte zwiſchen Hoffnung und Furcht — im Laufe des Sommers hatte ich bittere Noth erlitten, aber ich ſprach nie davon, ſonſt würden die Vielen, welche mir Theilnahme erwieſen, ihr ganz gewiß abgeholfen haben; eine falſche Scham hielt mich ab zu ſagen, wie es mir erging; doch ein Glück erfüllte mich: ich las zu jener Zeit zum erſten Mal den

Walter Scott. Eine neue Welt ging mir auf; ich vergaß die Wirklichkeit und gab der Leſebibliothek das, womit ich mein Mittagseſſen beſtreiten ſollte. —

Den jetzigen Conferenzrath Collin, einen der bedeutendſten Männer Dänemarks, der mit der größten Tüchtigkeit das edelſte und beſte Herz verbindet, zu dem ich in Allem vertrauensvoll emporblicke, der mir ein zweiter Vater geworden iſt und in deſſen Kindern ich meine Geſchwiſter gefunden habe, ſah ich da zum erſten Mal. Er war ſchon damals Director beim königlichen Theater, und man ſagte mir allgemein, daß es das Beſte ſein würde, wenn er ſich für mich intereſſiren wollte; Oerſted oder Gutfeldt war es, welcher meiner zuerſt gegen ihn erwähnte, und nun ging ich zum erſten Mal nach dem Hauſe, welches mir ſo theuer werden ſollte. Bevor Kopenhagens Wälle erweitert wurden, lag dieſes Haus außerhalb des Thores und diente dem ſpaniſchen Geſandten zum Sommeraufenthalte, jetzt liegt daſſelbe, ein ſchiefes und eckiges Fachwerksgebäude, in einer anſehnlichen Straße; ein alterthümlicher Holz-Balcon führt zum Eingang und ein großer Baum breitet ſeine grünen Zweige über den Hof und den ſpitzen Giebel aus. Es ſollte mir ein Vaterhaus werden, — wer verweilt nicht gern bei der Schilderung der Heimath! — Ich erblickte nur den Geſchäftsmann in Collin, ſeine Rede war ernſt und von wenigen Worten; ich ging fort, ohne Theilnahme von dieſer Seite zu erwarten, und gerade Collin war es, der innig auf mein Wohl bedacht war und in der Stille dafür wirkte, wie er ſich in ſeinem ganzen thätigen Leben gegen Alle gezeigt hat. Damals aber verſtand ich die Ruhe nicht, mit der er zuzuhören ſcheint, während ſein Herz bei den Worten des Bedrängten blutet und er immer mit Eifer und Glück zu wirken und zu helfen weiß. Mein eingeſandtes Stück, wofür mich ſo Viele mit Lobſprüchen überhäuften, berührte er ſo leicht hin, daß ich ihn mehr als Feind denn als Beſchützer betrachtete. Doch nur wenige Tage verſtrichen, und ich wurde zur Theater-Direction beſchieden, wo Rahbek mir „Alfſol“ als untauglich für die Bühne zurückgab, doch hinzufügte, daß ſo viele Goldkörner darin ſeien, daß man die Hoffnung habe, ich würde vielleicht bei ernſten Studien, nach dem Beſuch einer Schule und dem vorherigen Erlernen alles deſſen, was dazu gehöre, einſt der däniſchen Bühne Arbeiten liefern können, welche würdig wären aufgeführt zu werden. Um mir nun meinen Unterhalt und dieſen Unterricht zu verſchaffen, hatte Collin mich dem König Friedrich dem Sechſten empfohlen, der mir jährlich eine gewiſſe Summe für einige Jahre bewilligte, ſo wie auch die Direction der gelehrten Schulen mir durch Collin's Vermittelung freien Unterricht in der lateiniſchen Schule in Slagelſe gewährte, wo gerade ein neuer, wie man ſagte, thätiger Rector angeſtellt worden war. Ich war faſt ſtumm vor Ueberraſchung; nie hatte ich gedacht, daß mein Leben dieſe Richtung nehmen würde, obgleich ich keine richtige Vorſtellung von der Bahn hatte, die ich nun betreten ſollte. Mit der erſten abgehenden Poſt ſollte ich nach Slagelſe reiſen, welches zwölf Meilen von Kopenhagen liegt — der Ort, wo auch die Dichter Baggeſen und Ingemann die Schule beſucht hatten; von Collin ſollte ich vierteljährlich Geld empfangen, an ihn ſollte ich mich halten, er war es, der meinen Fleiß und meine Fortſchritte prüfen ſollte. Ich ging zum zweiten Mal zu ihm und brachte ihm meinen Dank dar; ſanft und herzlich ſagte er: „ſchreiben Sie mir unverholen über Alles, was Sie bedürfen, und wie es Ihnen ergeht“. — Von dieſer Stunde an wurzelte ich in ſeinem Herzen, kein Vater hätte mir mehr ſein können, als er mir war und iſt, keiner hat ſich inniger über meine ſpätere Anerkennung und mein Glück gefreut, keiner meinen Kummer herzlicher getheilt, und ich bin ſtolz darauf ſagen zu können, daß einer der tüchtigſten Männer, die Dänemark beſitzt, für mich wie für ſein eigenes Kind fühlt. — Seine Wohlthat wurde gegeben, ohne daß ein Wort oder ein Blick ſie mir ſchwer machte — das war nicht bei Allen der Fall, denen ich bei dieſer Veränderung des Schickſals meinen Dank darbringen mußte, man bat mich, an mein unbegreifliches Glück und an meine Armuth zu denken, man gebot mir ſtrenge fleißig zu ſein; in Collin's Worten aber lag die Herzlichkeit eines Vaters, und er war es, dem ich eigentlich das Ganze verdankte. Die Abreiſe war ſo ſchnell beſtimmt, und ich hatte ſelbſt noch eine Angelegenheit zu ordnen; ich hatte nämlich mit einem Bekannten von Odenſe, der einer kleinen Buchdruckerei für eine Wittwe vorſtand, geſprochen, um „Alfſol" gedruckt zu erhalten, damit ich auch damit etwas Geld verdienen könnte. Um aber das Stück gedruckt zu bekommen, ſollte ich erſt eine gewiſſe Anzahl Subſcribenten ſchaffen; dieſe waren noch nicht gefunden, das Stück lag in der Buchdruckerei und dieſe war geſchloſſen, als ich das Manuſcript abholen wollte — aber einige Jahre ſpäter erſchien es plötzlich, ohne mein Wiſſen und Willen, in ſeiner unveränderten Geſtalt, doch ohne meinen Namen, im Druck. —

An einem ſchönen Herbſttage reiſte ich mit der Poſt von Kopenhagen ab, um mein Schulleben in Slagelſe zu beginnen; ein junger Student, der vor einem Monat ſein erſtes Examen gemacht hatte und nun in die Heimath nach Jütland reiſte, um ſich als Student zu zeigen und Eltern und Freunde wieder zu ſehen, ſaß an meiner Seite und jubelte vor Freude über das neue Leben, welches nun vor ihm lag; er verſicherte mir, daß er der unglücklichſte Menſch ſein würde, wenn er ſich an meiner Stelle befände und nun wieder anfangen ſollte in die lateiniſche Schule zu gehen. Aber ich reiſte mit gutem Muth nach der kleinen Stadt auf Seeland. Meine Mutter erhielt einen glückſeligen Brief von mir — ich wünſchte nur, daß mein Vater und die alte Großmutter noch gelebt und gehört hätten, daß ich nun in die lateiniſche Schule kam. —

III.

Als ich ſpät Abends im Wirthshauſe in Slagelſe anlangte, fragte ich die Wirthin, ob es etwas Bemerkenswerthes in der Stadt gäbe. „Ja," ſagte ſie, „eine neue engliſche Spritze und Paſtor Baſtholm's Bibliothek;" und das waren auch ungefähr alle Merkwürdigkeiten. Ein paar Uhlanen-Officiere machten die feinere Herren-Welt aus. Jedermann wußte, was ſich in jedem Hauſe zutrug, ob ein Schüler herauf- oder heruntergerückt war und dergleichen mehr. Ein Privattheater, bei dem die Schüler der lateiniſchen Schule und die Dienſtmädchen der Stadt freien Zutritt zu den Generalproben hatten, lieferte reichen Stoff zur Converſation. Der Ort war weit von einem Walde und noch entfernter von der Küſte, aber die Hauptpoſtſtraße ging durch die Stadt und das Poſthorn erklang von den rollenden Wagen. —

Ich kam bei einer anſtändigen Wittwe der gebildeten Klaſſe in Koſt, und hatte ein kleines Zimmer nach dem Garten und dem Felde hinaus; in der Schule erhielt ich meinen Platz in der vorletzten Klaſſe unter kleinen Knaben — ich wußte ja durchaus gar nichts. —

Ich war wirklich einem wilden Vogel gleich, der in den Käfig geſperrt war; ich hatte den beſten Willen zu lernen, aber augenblicklich tappte ich darin herum, als wäre ich in das Meer geworfen; die eine Woge folgte der andern: Grammatik, Geographie, Mathematik — ich fühlte mich davon überwältigt und fürchtete, daß ich mir dieſes Alles nie würde aneignen können. Der Rector, der die eigenthümliche Luſt beſaß, über Alle zu ſpotten, machte mit mir natürlicherweiſe keine Ausnahme. Für mich ſtand er wie eine Gottheit da, jedem Worte, welches er ausſprach, glaubte ich unbedingt; als ich eines Tages ſeine Frage falſch beantwortete und er darauf ſagte, daß ich dumm ſei, meldete ich dies Collin und theilte ihm meine Beſorgniß mit, nicht zu verdienen, was man für mich gethan habe; aber er beruhigte mich. In einzelnen Unterrichts-Gegenſtänden fing ich auch an gute Zeugniſſe zu erlangen, und die Lehrer waren herzlich gut gegen mich; doch ungeachtet es vorwärts ging, ſo verlor ich doch das Zutrauen zu mir ſelbſt immer mehr und mehr. Bei einer der erſten Prüfungen erwarb ich mir aber des Rectors

Lob, und er ſchrieb es in mein Cenſurbuch ein; glücklich hierüber kam ich auf einige Tage nach Kopenhagen. Guldberg, der meine Fortſchritte bemerkte, nahm mich freundlich auf und lobte meinen Eifer; ſein Bruder in Odenſe gewährte mir im nächſten Sommer die Mittel, meinen Geburtsort wieder zu ſehen, wo ich nicht geweſen war, ſeitdem ich auf Abenteuer ausging. Ich fuhr über den Belt und ging zu Fuß nach Odenſe; ſo wie ich näher kam und den hohen alten Kirchthurm erblickte, wurde mir's immer weicher um das Herz; ich fühlte tief Gottes Fürſorge für mich und brach in Thränen aus. Meine Mutter war glücklich über mich, Iverſen's und Guldberg's Familien nahmen mich herzlich auf, in den kleinern Straßen ſah ich die Leute die Fenſter öffnen, um mir nachzuſehen; denn das wußten Alle, daß es mir ſo ausgezeichnet gut ergangen ſei; ja als einer der vornehmſten Bürger, der ſich einen hohen Thurm auf ſein Haus gebaut hatte, mich da hinauf führte und ich über die Stadt und Gegend hinausblickte, und unten vom Platze einige arme Weiber aus dem Hospitale, die mich von klein auf kannten, zu mir hinaufzeigten, da ſtand ich wirklich da wie auf der Zinne des Glückes. Sobald ich aber nach Slagelſe zurückgekehrt war, verſchwand dieſer Nimbus und jeder Gedanke daran. Ich darf es geſtehen, ich war ſehr fleißig, und ich rückte auch, ſobald es ſich thun ließ, in eine höhere Klaſſe hinauf, aber gerade da fühlte ich den Druck ſtärker und fand meine Anſtrengung nicht fruchtbringend genug. Manchen Abend, wenn der Schlaf mich übermannte, wuſch ich mir das Haupt mit kaltem Waſſer oder ſprang in dem einſamen kleinen Garten herum, bis ich wieder munter war und das Buch von neuem ergreifen konnte. — Mit Spöttereien, Spitznamen und gerade nicht den glücklichſten Witzen füllte der Rector einen Theil ſeiner Lehrſtunden aus; ich war wie von Angſt gelähmt, wenn er hereintrat, deshalb drückten meine Antworten oft das Gegentheil von dem aus, was ich ſagen wollte, und dadurch wurde meine Angſt noch vergrößert. Was ſollte aus mir werden!

In einem mißmuthigen Augenblick ſchrieb ich einen Brief an den Oberlehrer, einen von denen, die am herzlichſten gegen mich waren; ich ſagte darin, daß ich mich ſelbſt für einen ſo wenig begabten Menſchen halte, daß ich nicht ſtudiren könne, und daß man in Kopenhagen das Geld wegwerfe, welches für mich verwendet werde; ich bat ihn deshalb mir zu rathen, was ich thun ſolle. Der vortreffliche Mann ſtärkte mich mit ſanften Worten und ſchrieb mir ſo herzlich und tröſtend: daß der Rector es gut mit mir meine, — es wäre einmal ſeine Art und Weiſe ſo zu ſein — daß ich alle Fortſchritte mache, die man nur verlangen könne, und daß ich an meinen Fähigkeiten nicht zweifeln dürfe. Er erzählte mir, daß er ſelbſt als dreiundzwanzigjähriger Bauerburſche, alſo noch älter als ich, ſeine Studien begonnen habe; das Unglück für mich ſei, daß ich anders als die andern Schüler hätte behandelt werden ſollen, was ſich in einer Schule nicht thun laſſe. — Es ging auch wirklich vorwärts; ich ſtand gut bei den Lehrern und den Mitſchülern. —

Jeden Sonntag mußten wir in die Kirche und einen alten Prediger hören; die andern Schüler lernten ihre Lectionen in der Geſchichte und Mathematik, während er predigte; ich lernte meine Aufgabe in der Religion und glaubte ſo weniger ſündlich zu handeln. — Die Generalproben auf dem Privattheater waren Lichtpunkte in meinem Schulleben; ſie fanden in einem Hintergebäude ſtatt, wo man die Kühe brüllen hören konnte; die Straßendecoration war ein Bild des Marktplatzes der Stadt, wodurch die Vorſtellungen etwas Heimiſches erhielten — es beluſtigte die Einwohner, ihre eigenen Häuſer zu erblicken. —

Am Sonnabend-Nachmittag war es meine Freude, nach dem damals nur halb abgebrochenen Antvorſkov-Schloß, einſt ein Kloſter, zu gehen, wo ich dem Aufgraben der alten Keller-Ruinen folgte, als wäre es ein Pompeji. Ich wanderte auch öfter zum Kreuz des heiligen Anders hinaus, welches auf einer von Slagelſe's Anhöhen ſteht, eines der Holzkreuze aus der Zeit des Katholicismus in Dänemark. Der heilige

Anders war Prieſter in Slagelſe und reiſte nach dem heiligen Lande; am letzten Tage betete er zu lange am heiligen Grabe, ſo daß das Schiff davonſegelte; mißmüthig ging er dem Strande entlang, da kam ein Mann geritten und nahm ihn mit auf ſeinen Eſel; er verfiel ſogleich in Schlaf, und als er erwachte, hörte er die Glocken von Slagelſe ertönen. Er lag auf der „Hvilehöi“ (Ruhehügel), wo das Kreuz jetzt ſteht; er war Jahr und Tag eher als das Schiff zurückgekehrt, welches ohne ihn fortgeſegelt war, und der Engel hatte ihn in die Heimath getragen. Die Sage und der Ort, wo er erwachte, wurden mir lieb; von hier aus konnte ich das Meer und Fühnen erblicken, hier lebte ich in meinen Phantaſien, daheim feſſelte das Pflichtgefühl meine Gedanken nur an meine Bücher.

Doch am glücklichſten war ich, wenn ich ein Mal des Sonntags, während der Wald grün war, nach der zwei Meilen von Slagelſe liegenden Stadt Sorö ging, die mitten im Walde von Seen umgeben liegt; hier iſt eine Ritterakademie, die der Dichter Holberg geſtiftet hat; Alles lag da in klöſterlicher Einſamkeit. Hier beſuchte ich den Dichter Ingemann, der vor kurzem verheirathet und als Lehrer hier angeſtellt worden war; ſchon in Kopenhagen hatte er mich freundlich aufgenommen, hier war die Aufnahme noch herzlicher. Gleich einem herrlichen Märchen kam mir ſein Leben hier vor; Blumen und Weinranken ſchlängelten ſich um die Fenſter, die Zimmer waren mit den Portraits ausgezeichneter Dichter und andern Bildern geſchmückt. Wir fuhren auf dem See mit einer Aeolsharfe, die am Maſt befeſtigt war. Ingemann erzählte ſo lebhaft, ſeine vortreffliche, liebenswürdige Frau behandelte mich, als wäre ſie mir eine ältere Schweſter — ich liebte dieſe Menſchen. Unſere Freundſchaft iſt mit den Jahren gewachſen, ſeit jener Zeit bin ich faſt jeden Sommer ein willkommener Gaſt dort geweſen und habe gefühlt, daß es Menſchen giebt, in deren Umgang man gleichſam beſſer wird; das Bittere verdunſtet und die ganze Welt erſcheint im Sonnenglanz.

Unter den Eleven der ritterlichen Akademie befanden ſich zwei, welche Verſe machten; ſie wußten, daß ich daſſelbe that, und ſchloſſen ſich an mich an. Der eine war Petit, der ſpäter — ſicher mit dem beſten Willen, aber nicht getreu — einige von meinen Büchern überſetzt hat; der andere der Dichter Karl Bagger, einer der begabteſten Menſchen, welcher in der däniſchen Literatur aufgetreten, aber unbillig beurtheilt worden iſt; ſeine Gedichte ſind voller Friſche und Originalität, ſeine Erzählung: „das Leben meines Bruders“ iſt ein geniales Buch, bei welchem die däniſche Monatsſchrift für Literatur gezeigt hat, daß ſie nicht zu urtheilen verſteht. Dieſe beiden Akademiſten waren höchſt verſchieden von mir, das Leben ſprudelte ihnen durch die Adern, ich war weich und kindlich.

In meinem Cenſurbuche erhielt ich beſtändig „ausgezeichnet gut“ in Betreff meiner Aufführung; einſt traf es ſich, daß ich nur das Zeugniß „ſehr gut“ bekam; ſo ängſtlich und kindiſch war ich, daß ich deshalb einen Brief an Collin ſchrieb und im vollen Ernſte verſicherte, daß ich durchaus unſchuldig daran ſei, „ſehr gut“ erhalten zu haben. —

Der Rector war des Aufenthalts in Slagelſe überdrüſſig; er hielt um die erledigte Rector-Stelle bei der lateiniſchen Schule in Helſingör an und erhielt ſie. Er erzählte es mir und fügte freundlich hinzu, daß ich an Collin ſchreiben möge, damit ich ihn dahin begleiten könne, daß ich in ſeinem Hauſe wohnen und ſchon jetzt zu ſeiner Familie hinziehen könnte; ich könnte dann in anderthalb Jahren Student werden, was nicht geſchehen würde, wenn ich zurückbleiben wollte; er wolle mir dann ſelbſt einige Privatſtunden im Lateiniſchen und Griechiſchen geben. Bei dieſem Anlaß ſchrieb er an Collin; dieſer Brief — den ich ſpäter geſehen habe — enthielt das größte Lob über meinen Fleiß, meine Fortſchritte und meine guten Fähigkeiten, von welchen letztern ich glaubte, daß er ſie durchaus verkannte, und deren Mangel ich ſo oft ſelbſt beweinte; ich hatte keine Ahnung davon, daß er mich ſo gut beurtheilte, das würde mich geſtärkt und erhoben haben, wogegen der fortwährende Tadel mich niederdrückte. Ich erhielt natürlich ſogleich Collin's Erlaubniß und zog in des Rectors Haus ein. Das war aber leider ein unglückliches Haus! —

Ich begleitete ihn nach Helſingör, einem der ſchönſten Punkte Dänemarks, dicht am Oereſund, welcher hier nicht einmal eine Meile breit iſt und gleich einem blauen ſchwellenden Fluß zwiſchen Dänemark und Schweden erſcheint. Die Schiffe aller Nationen ſegeln täglich zu Hunderten vorbei; im Winter legt das Eis ſeine feſte Brücke zwiſchen die Länder, und wenn dieſe dann im Frühjahr aufbricht, gleicht ſie einem ſegelnden Gletſcher. Die Natur brachte hier einen lebhaften Eindruck auf mich hervor, aber ich durfte nur verſtohlen zu ihr hinblicken. Wenn die Schulzeit vorbei war, wurde gewöhnlich die Hausthür geſchloſſen; ich mußte in der ſchwülen Schulſtube bleiben und mein Latein lernen, oder mit den Kindern ſpielen, oder in meiner kleinen Kammer ſitzen; ich kam nie zu Jemanden hinaus. Mein Leben in dieſem Hauſe taucht noch in den böſeſten Träumen meiner Erinnerung auf; ich war nahe daran zu unterliegen, und mein Gebet zu Gott war an jedem Abend, daß er dieſen Kelch von mir nehmen und mir den Tod geben möge. Ich beſaß keine Spur von Vertrauen zu mir ſelbſt; nie ſprach ich in meinen Briefen aus, wie hart es mir gehe, wenn der Rector ſein Gefallen daran fand, meiner zu ſpotten und meine Gefühle lächerlich zu machen; ich beklagte mich nie über Jemand, ausgenommen über mich ſelbſt, ich wußte, man würde in Kopenhagen ſagen, er hat nicht Luſt etwas zu thun, das phantaſtiſche Weſen kann ſich nicht in die Wirklichkeit finden. Meine Briefe an Collin aus dieſem Zeitraume ſollen eine ſo finſter verzweifelte Stimmung gezeigt haben, daß ſie ihn tief rührten; aber dem war nicht abzuhelfen; man glaubte, daß es in meinem Innern liege, und nicht, wie es der Fall war, daß es die Folge äußerer Einwirkungen ſei. Mein Gemüth war gerade elaſtiſch und für jeden Sonnenſchein empfänglich; aber nur an einzelnen Feiertagen des Jahres, wenn ich nach Kopenhagen reiſen durfte, ſchlürfte ich dieſen ein. —

Welcher Uebergang, in wenigen Tagen aus des Rectors Zimmer in ein Haus in Kopenhagen zu gelangen, wo Alles Eleganz, Reinlichkeit und die Behaglichkeit der gebildeten Welt war! Das war beim Admiral Wulff, deſſen Gemahlin mütterliches Wohlwollen für mich gefaßt hatte und deſſen Kinder mir mit Herzlichkeit begegneten; ſie wohnten in einer Abtheilung des Amalienburger Schloſſes, ich erhielt mein Zimmer nach dem Platze hinaus. Ich entſinne mich des erſten Abends hier; Aladdins Worte gingen mir durch den Sinn, wo er von ſeinem reichen Schloß auf den Platz niederſchaut und ſagt: „Hier ging ich als ein armer Knabe“ — meine Seele war voller Dankbarkeit.

Während meines ganzen Aufenthaltes in Slagelſe hatte ich kaum mehr als vier oder fünf Gedichte geſchrieben, zwei von dieſen: „die Seele“ und „an meine Mutter“ finden ſich in meinen geſammelten Schriften gedruckt; während meiner Schulzeit in Helſingör wurde nur ein einziges Gedicht geſchrieben, „das ſterbende Kind“, ein Gedicht, welches ſpäter von allen meinen Gedichten am meiſten anerkannt und am meiſten verbreitet worden iſt. Ich las es Bekannten in Kopenhagen vor, man wurde aufmerkſam darauf, aber Viele bemerkten nur meine fühniſche Ausſprache, welche jedes d in der Sprache verſchluckt; ich wurde von Manchen belobt, erhielt aber von den Meiſten eine Vorleſung über Beſcheidenheit und darüber, daß ich mir nicht zu große Ideen von mir ſelbſt machen ſolle — ich, der gerade damals ſolche durchaus gar nicht hatte! Im Wulffſchen Hauſe erblickte ich mehrere der bedeutendſten Talente und unter allen beugte ſich mein Gedanke am tiefſten vor Einem: das war der Dichter Adam Oehlenſchläger. Sein Lob ertönte aus Aller Munde um mich herum, im frommen Glauben blickte ich zu ihm auf; ich war ſelig, als er eines Abends in dem großen erleuchteten Saal — wo ich tief fühlte, daß mein Anzug der ärmlichſte ſei, weshalb ich mich zwiſchen die langen Vorhänge verſteckte — zu mir kam und mir die Hand reichte; ich hätte vor ihm auf die Kniee ſinken mögen. Ich ſah Weyſe wieder und hörte ihn auf dem Fortepiano phantaſiren, Wulff ſelbſt las ſeine Ueberſetzungen des Byron vor, und Oehlenſchläger's junge Tochter Charlotte überraſchte mich durch ihre lebensfrohe, muntere Laune. —

Aus einem ſolchen Hauſe kehrte ich nach wenigen Tagen zum Rector zurück und fühlte den Unterſchied tief. Er kam gerade auch von Kopenhagen, wo er davon ſprechen gehört hatte, daß ich ein eigenes Gedicht vorgetragen habe; er betrachtete mich mit durchbohrendem Blick und befahl mir, das Gedicht zu bringen, wenn er einen Funken von Poeſie darin fände, ſo wollte er mir vergeben; zitternd brachte ich „das ſterbende Kind“, er las es und erklärte es für Empfindelei und Gewäſch; er ſprach ſeinen ganzen Aerger aus. Hätte er es in dem Glauben gethan, daß ich meine Zeit mit Verſeſchreiben vertändle, oder daß ich ein Charakter ſei, der hart behandelt werden müſſe, ſo wäre ſeine Meinung gut geweſen, aber dies durfte er nicht annehmen. Doch von dem Tage an wurde meine Stellung unglücklicher, ich litt geiſtig ſo ſehr, daß ich nahe daran war, zu Grunde zu gehen; das war die finſterſte, die unglücklichſte Zeit in meinem Leben. Da reiſte einer der Lehrer nach Kopenhagen und erzählte Collin, wie es mir eigentlich erginge, und augenblicklich nahm er mich aus der Schule und aus des Rectors Haus. Als ich ihm beim Abſchiede für das Gute, was ich empfangen, dankte, verfluchte mich der heftige Mann und ſchloß damit, daß ich nie Student werden würde, daß meine Verſe auf dem Boden des Buchhändlers verſchimmeln und daß ich ſelbſt im Tollhauſe endigen würde; im Innerſten erſchüttert verließ ich ihn. Mehrere Jahre ſpäter, als meine Schriften geleſen wurden, als der Improviſator herausgekommen war, begegnete ich ihm in Kopenhagen; er reichte mir verſöhnlich die Hand und ſagte, daß er ſich in mir geirrt und mich falſch behandelt habe, aber nun konnte ich ihn ſeinen eigenen Strich ſegeln laſſen. — Die ſchweren, finſteren Tage hatten auch ihren Segen in mein Leben gebracht. —

Ein junger Mann, ſpäter in Dänemark durch ſeinen Eifer für nordiſche Sprache und Geſchichte rühmlichſt bekannt, wurde mein Lehrer. Ich miethete mir ein kleines Dachſtübchen; es befindet ſich im „Geiger“ beſchrieben; aus dem „Bilderbuch ohne Bilder“ wird man erſehen, daß ich dort oft des Mondes Beſuch empfing. Zu meiner Unterſtützung hatte ich eine gewiſſe Summe, nun mußte der Unterricht auch bezahlt, alſo auf andere Weiſe geſpart werden. Ein Paar Familien räumten mir Platz an ihrem Tiſch ein, die Wochentage wurden beſetzt; ich war eine Art Koſtgänger, wie mancher arme Student in Kopenhagen es noch iſt; es lag eine Abwechſelung darin, ein Einblick in die Verſchiedenheiten des Familienlebens, der nicht ohne Einfluß auf mich geblieben iſt. Ich lernte fleißig; in einzelnen Fächern hatte ich mich in Helſingör ſogar ausgezeichnet, beſonders in der Mathematik; dieſe wurden mir deshalb mehr ſelbſt überlaſſen; alles ging darauf hinaus, mir im Griechiſchen und Lateiniſchen nachzuhelfen; aber noch in einer Richtung, von der man es am wenigſten hätte glauben ſollen, fand mein vortrefflicher Lehrer, daß viel nachzuhelfen ſei, nämlich in der Religion. Er hielt ſich ſtreng an die Worte der Bibel; die kannte ich, denn von meinem erſten Eintritte in die Schule an hatte ich alles lebhaft aufgefaßt, was von dieſer geſagt und gelehrt wurde; ich faßte es mit dem Gefühl und Begriff auf, daß Gott die Liebe ſei; Alles, was gegen dieſe ſtritt, alſo auch eine brennende Hölle, wo das Feuer ewig währt, erkannte ich nicht an. Von dem unterdrückten Weſen auf der Schulbank frei trat ich nun widerſprechend auf, ich ſprach mich wie ein Naturmenſch aus, und mein Lehrer, der einer der edelſten und liebenswürdigſten Menſchen war, aber feſt an dem Buchſtaben hielt, wurde oft ganz ängſtlich über mich; wir disputirten, während dieſelbe reine Flamme gleich rein in unſern Herzen brannte; aber es that mir wohl, daß ich zu dieſem unverdorbenen, begabten jungen Mann kam, welcher eine eben ſo eigenthümliche Natur wie ich beſaß. —

Was hingegen ein Fehler bei mir war, welcher lebhaft hervortrat, war eine Luſt, nicht zu ſpotten, aber mit meinen beſten Gefühlen zu ſpielen und den Verſtand als das Bedeutendſte in der Welt zu betrachten. Der Rector hatte meine ſich unverhehlen ausſprechende weiche Natur durchaus mißverſtanden, meine überſtrömenden Gefühle waren lächerlich gemacht und zurückgedrängt worden; nun da ich freier auf dem Weg zu meinem Ziel fortſchreiten ſollte, zeigte ſich dieſe Veränderung bei mir. Von Zermalmung ging es nicht zur Ausgelaſſenheit über, ſondern zu einem verfehlten Streben, etwas anderes zu ſcheinen als ich war; ich ſcherzte über das Gefühl und glaubte, es ganz hinweggeworfen zu haben — und doch konnte ich den ganzen Tag unglücklich darüber ſein, wenn ich ein ſaures Geſicht fand, wo ich ein freundliches erwartet hatte. Allen den Gedichten, die ich früher unter Thränen geſchrieben hatte, gab ich nun parodirende Ueberſchriften oder lächerliche Refrains; das eine hieß „die Klage der jungen Katze“, ein anderes

„der kranke Poet“; die wenigen Gedichte, die damals geſchrieben wurden, waren alle humoriſtiſch; eine völlige Veränderung war mit mir vorgegangen, die verkrüppelte Pflanze war verſetzt worden und fing nun an neue Triebe zu ſchießen.

Wulff's älteſte Tochter, ein geniales lebendiges Mädchen, verſtand und ermunterte den Humor, welcher in meinen einzelnen Gedichten zum Vorſchein kam; ſie beſaß mein ganzes Vertrauen, ſie beſchützte mich wie eine gute Schweſter und war von großer Einwirkung auf mich, indem ſie meinen Sinn für das Komiſche weckte. —

Zu dieſer Zeit ging auch eine friſche Strömung durch die däniſche Literatur; für dieſe hatte das Volk Intereſſe, die Politik ſpielte dabei keine Rolle. —

Heiberg, der ſich durch ſeine vortrefflichen Arbeiten: „Pſyche“ und „der Töpfer Walter“, einen anerkannten Dichternamen erworben, hatte das Vaudeville auf der däniſchen Bühne eingeführt; das war ein däniſches Vaudeville, Blut von unſerm Blute, wurde deshalb mit Jubel aufgenommen und verdrängte faſt Alles andere; Thalia hielt Carneval auf der däniſchen Bühne und Heiberg war ihr Secretair. Bei Oerſted machte ich zum erſten Mal ſeine Bekanntſchaft; fein, beredt und der Held des Tages, ſprach er mich im hohen Grade an; er ließ ſich freundlich mit mir ein, und ich beſuchte ihn; er fand meine humoriſtiſchen Gedichte werth, in ſeinem höchſt vortrefflichen Wochenblatt: „die fliegende Poſt,“ aufgenommen zu werden. Kurz zuvor hatte ich mit vieler Mühe mein Gedicht: „das ſterbende Kind“ in einem Blatt abgedruckt erhalten; keiner der vielen Herausgeber von Journalen, die ſonſt das jämmerlichſte Zeug aufnahmen, hatte den Muth, ein Gedicht von einem Schüler zu drucken, mein bekannteſtes Gedicht nahm man damals begleitet von einer Entſchuldigung auf; Heiberg erblickte es und gab ihm bei ſich einen ehrenvollen Platz; zwei humoriſtiſche Gedichte von mir unter dem Zeichen h waren mein eigentliches Debüt bei ihm. — Ich entſinne mich des erſten Abends, als die fliegende Poſt mit meinen Verſen erſchien; ich war in einem Hauſe, wo man mir wohlwollte, wo aber mein Dichtertalent als etwas ganz Unbedeutendes betrachtet wurde, wo man an jeder Zeile etwas auszuſetzen wußte. Der Mann trat mit der fliegenden Poſt in der Hand herein: „dieſen Abend ſtehen hier zwei vortreffliche Gedichte, ſie ſind von Heiberg, kein Anderer kann dergleichen ſchreiben,“ und nun wurden meine Gedichte mit Entzücken vorgetragen. – Die Tochter vom Hauſe, die in mein Geheimniß eingeweiht war, rief in ihrer Freude aus, daß ich der Verfaſſer ſei, und nun verſtummte man und wurde ärgerlich; das ſchmerzte mich tief. Einer unſerer weniger bedeutenden Schriftſteller, aber ein Mann von Rang, der ein Haus machte, gab mir eines Tages Platz an ſeinem Tiſch; er erzählte, daß eine neue Neujahrsgabe herauskommen würde und daß er um einen Beitrag dazu angegangen worden ſei; ich erzählte nun, daß das einzige kleine Gedicht, welches ich jetzt beſäße, dem Wunſche des Herausgebers gemäß in derſelben Neujahrsgabe erſcheinen ſolle. „Es werden alſo Alle und Jede zu dieſem Buche beitragen,“ ſagte der Mann ärgerlich, „nun dann braucht er nichts von mir, ich werde ihm wohl kaum etwas liefern.“ —

Mein Lehrer wohnte ziemlich weit entfernt, täglich ging ich zwei Mal zu ihm, meine Gedanken waren unterwegs nur von meinen Aufgaben erfüllt; auf dem Rückwege aber athmete ich freier, und dann gingen mir allerhand bunte poetiſche Ideen durch den Kopf, aber nicht eine wurde zu Papier gebracht; nur fünf bis ſechs humoriſtiſche Gedichte wurden im Laufe des Jahres ſichtbar, und dieſe ſtörten mich weniger, wenn ſie auf dem Papiere zur Ruhe gebracht waren, als wenn ſie in meinen Gedanken fortgelebt hätten. —

Im September 1828 wurde ich Student, und als das Examen beendet war, flogen die tauſend Ideen und Gedanken, von denen ich auf dem Wege zu meinem Lehrer verfolgt worden war, gleich einem Bienenſchwarm in die Welt hinaus und zwar in meinem erſten Werk: „Fußreiſe nach

Amack,“ ein eigenthümlich humoriſtiſches Buch, welches doch völlig meine ganze damalige Perſönlichkeit andeutet, meine Luſt, mit Allem zu ſpielen und in Thränen über meine eigenen Gefühle zu ſpotten — eine phantaſtiſch bunte Tapete. Kein Buchhändler beſaß den Muth, das kleine Buch zu verlegen, ich wagte es deshalb ſelbſt, und wenige Tage, nachdem es erſchienen war, war es vergriffen; der Buchhändler Reitzel kaufte mir die zweite Auflage ab, ſpäter hat er eine dritte herausgegeben, außerdem iſt das Buch noch in Schweden nachgedruckt worden. — Alles las mein Buch, ich vernahm nur das Gejubel; ich war „Student!“ ich hatte mein höchſtes Ziel erreicht — ich befand mich in einem Freudentaumel und in dieſem ſchrieb ich in gereimten Verſen meine erſte dramatiſche Arbeit: „die Liebe auf dem Nicolai-Thurme“ oder „was ſagt das Parterre?“ Sie war verfehlt, indem ſie über etwas ſatyriſirte, was nicht mehr bei uns exiſtirt, nämlich die Ritter-Schauſpiele; außerdem ſcherzte ſie ein wenig über die Begeiſterung für das Vaudeville. Der Inhalt war in der Kürze folgender. Der Wächter auf dem Nicolai-Thurme, der immer als Burgritter ſprach, wollte ſeine Tochter dem Wächter des benachbarten Kirchthurmes geben, aber ſie liebte einen jungen Schneider, der zu Eulenſpiegels Grab gereiſt war, aber gerade jetzt zurückkehrte, als die Punſchbowle dampfte und auf das Jawort getrunken werden ſollte. Die Liebenden flüchteten nach der Schneider-Herberge, wo Tanz und Fröhlichkeit herrſchte, doch der Wächter holte ſeine Tochter zurück; aber ſie war wahnſinnig und verſicherte, daß ſie nicht wieder zu Verſtand kommen würde, bevor ſie ihren Schneider bekäme. Der alte Wächter beſchloß, daß das Schickſal die Sache entſcheiden ſollte, doch wo war das Schickſal? Da kam ihnen die Idee, daß das Publicum dieſe Pythia ſei, das Publicum ſolle entſcheiden, ob ſie den Schneider oder den Wächter haben ſollte. Man beſchloß, ſich an einen der jüngſten Poeten zu wenden und ihn zu bitten, die Geſchichte in den Styl des Vaudevilles zu bringen, einer Dichtungsart, die ja jetzt das meiſte Glück mache, und wenn dann das Vaudeville auf die Bühne käme und das Publicum pfiff oder ziſchte, ſollte das keinesweges bedeuten, daß es eine mißlungene Arbeit des jungen Autors ſei, ſondern es würde die Stimme des Schickſals ſein, welche ſagte: ſie ſoll den Wächter heirathen. Mache das Vaudeville hingegen Glück, ſo bedeute das: ſie ſoll ihren Schneider haben; dieſes Letzte, bemerkte der Vater, müſſe in Proſa geſagt werden, damit das Publicum es verſtehen könne. Nun dachte jede der Perſonen ſich auf die Bühne, wo dann im Schlußgeſange die Liebenden das Publicum um ſeinen Beifall erſuchten, während der Wächter bat, daß man pfeifen oder doch wenigſtens ziſchen möge. — Meine Mitſtudirenden nahmen das Stück mit Jubel auf, ſie waren ſtolz auf mich; ich war der zweite Commilito, der in dieſem Jahr ein Stück auf die däniſche Bühne brachte, indem Arneſen, gleichzeitig Student mit mir, das Vaudeville: „die Intrigue auf dem Volkstheater,“ ein Stück, was ſich lange auf dem Repertoir erhalten hat, geſchrieben hatte; wir waren die beiden jungen Schriftſteller vom October-Examen, zwei von den ſechzehn Poeten, welche dieſes Studentenjahr hervorgebracht haben ſollte und die man im Scherz in die vier großen und zwölf kleinen theilte.

Ich war nun ein glücklicher Menſch, ich beſaß Dichtermuth und Jugendſinn, alle Häuſer begannen ſich mir zu öffnen, ich flog von Kreis zu Kreis; doch lernte ich mit gutem Muth, ſo daß ich im September 1829 mein Examen philologicum und philosophicum gut beſtand und meine erſte Gedichtſammlung, welche großen Beifall fand, herausgab. — Das Leben lag ſonnenbeſtrahlt vor mir. —

IV.

Bisher hatte ich nur einen kleinen Theil meines Vaterlandes geſehen, nämlich ein paar Punkte in Fühnen und Seeland ſammt Möens Klint, welcher letztere freilich einer unſerer ſchönſten Orte iſt; der Buchenwald hängt wie ein Kranz über die weißen Kreidefelſen hin, von welchen man weit über die Oſtſee hinausblickt. Ich wollte nun im Sommer 1830 eine Summe von meiner erſten literariſchen Einnahme darauf verwenden, um Jütland zu ſehen und mein Fühnen etwas näher kennen zu lernen. Ich hatte keine Ahnung davon, wie viel Ernſt dieſer Sommer-Ausflug mir bringen würde, welcher Uebergang mir in meinem innern Leben bevorſtand. —

Jütland, welches ſich zwiſchen der Nord- und Oſtſee erſtreckt, bis es am Riff bei Skagen mit Flugſand endet, beſitzt einen eigenthümlichen Charakter: gegen die Oſtſee hin große Wälder und Hügel, gegen die Nordſee Berge und Flugſand, ein großartig einſames Leben, und zwiſchen dieſen beiden Naturen die unendliche braune Haide mit ihren wandernden Zigeunern, ihren klagenden Vögeln, ihrer ſtillen Einſamkeit — der däniſche Dichter Steen-Blicher hat es in ſeinen Novellen geſchildert. Das war die erſte fremde Natur, die ich erblickte, und der Eindruck auf mich war deshalb mächtig. — In den Städten, wo Alle meine „Fußreiſe" und die humoriſtiſchen Gedichte kannten, fand ich eine gute Aufnahme, Fühnen öffnete mir ſein Landleben, und nicht weit von meinem Geburtsort Odenſe verlebte ich auf der Villa des alten Iverſen mehrere Wochen als willkommener Gaſt. Gedichte ſchoſſen auf dem Papier hervor, aber der humoriſtiſchen wurden immer weniger und weniger; das Gefühl, über welches ich ſo oft geſcherzt hatte, wollte ſich rächen. Ich kam auf meiner Reiſe nach einer der kleinern Städte in ein reiches Haus; hier ging plötzlich eine neue Welt vor mir auf, die ſo groß war und doch in vier Zeilen, die ich damals ſchrieb, Raum hatte:

Zwei braune Augen ſah mein Blick,
D'rin lag meine Welt, meine Heimath, mein Glück,
D'rin flammte der Geiſt und des Kindes Frieden
Und nie und nimmer vergeß' ich's hinieden.

Neue Lebenspläne erfüllten mich, ich wollte es aufgeben Verſe zu ſchreiben; wozu konnte das führen! Ich wollte ſtudiren, um Prediger zu werden, ich hatte nur einen Gedanken, und das war ſie; aber es war Selbſttäuſchung, ſie liebte einen Andern, ſie heirathete ihn. Erſt viele Jahre ſpäter habe ich erkannt und gefühlt, daß auch hier ſich das Beſte für mich, das Beſte für ſie gefügt hatte; ſie ahnte vielleicht nicht einmal, wie tief mein Gefühl war, welche Einwirkung es auf mich hervorbrachte. — Sie wurde eines braven Mannes vortreffliche Frau, eine glückliche Mutter; Gottes Segen über ſie! —

In meiner „Fußreiſe“ und in dem Meiſten, was ich geſchrieben hatte, war das parodirende Element das Vorherrſchende; mehrere mißbilligten es und meinten, daß dieſe

Geiſtesrichtung zu nichts Gutem führen würde. Die Kritik ließ es mich gerade jetzt hören, wo ein tieferes Gefühl völlig aus meiner Bruſt verwiſcht hatte, was man angriff. — Eine neue Gedichtſammlung, „Phantaſien und Skizzen", welche zur Neujahrszeit herauskam, bezeugte genügend, was mein Herz drückte. Eine Umſchreibung der Geſchichte meines eigenen Herzens erſchien in einem ernſten Vaudeville: „Trennung und Wiederſehn," nur mit der Veränderung, daß hier gegenſeitige Liebe herrſchte; das Stück gelangte fünf Jahre ſpäter auf das Theater. —

Unter meinen jungen Freunden in Kopenhagen war damals auch Orla Lehmann, der ſpäter im politiſchen Leben Dänemarks in der Volksgunſt ſo hoch wie Niemand geſtiegen iſt; voll ſprudelnden Lebens, Beredſamkeit und Keckheit ſprach er auch mich durch ſein Gemüth an. Die deutſche Sprache wurde viel im Hauſe ſeines Vaters getrieben; hier waren Heine's Gedichte angekommen, und ſie riſſen den jungen Orla hin. Er wohnte auf dem Lande in der Nähe des Friedrichsberger Schloſſes, ich kam dort hinaus und er jubelte mir einen von Heine's Verſen: „Thalatta, Thalatta, du ewiges Meer", entgegen. Wir laſen Heine mit einander, der Nachmittag und der Abend vergingen, ich mußte die Nacht über dort bleiben; aber ich hatte an dieſem Abend einen Dichter kennen gelernt, der, wie es mir erſchien, mir aus der Seele ſang; er verdrängte Hoffmann, welcher, wie man aus der „Fußreiſe“ ſieht, früher am ſtärkſten auf mich eingewirkt hatte. So ſind in meinem Jugendleben nur drei Schriftſteller mir gleichſam in das Blut übergegangen: Walter Scott, Hoffmann und Heine. —

Ich gerieth mehr und mehr in eine krankhafte Stimmung und fühlte einen Hang, das Traurige im Leben aufzuſuchen und bei den Schattenſeiten zu verweilen; ich wurde empfindlich und behielt den Tadel, nicht das Lob, welches mir geſpendet wurde. — Mein ſpäter Schulbeſuch, welcher forcirt wurde, und mein Drang, als ich Student wurde, auch gleich als Schriftſteller aufzutreten, machen es erklärlich, daß mein erſtes Buch, die Fußreiſe, nicht ohne grammatikaliſche Fehler war; ich hätte nur Jemanden zu bezahlen gebraucht, um die Bogen zu corrigiren, eine für mich neue Arbeit, und dann würde man in dieſer Hinſicht nichts haben ausſetzen können. Nun ſpottete man über dieſe Fehler und verweilte bei ihnen, während man über das, was gut war, leicht hinwegging; ich kenne Menſchen, die meine Gedichte nur durchlaſen, um Fehler herauszufinden; man notirte ſich z. B., wie oft ich den Ausdruck „ſchön“ oder ein ähnliches Wort gebraucht hatte. Ein jetziger Paſtor, welcher damals Vaudevilles und Kritiken lieferte, entblödete ſich nicht, in einer Geſellſchaft, in welcher ich war, einzelne von meinen Gedichten auf dieſe Art durchzugehen, ſo daß ein kleines ſechsjähriges Mädchen, welches mit Erſtaunen hörte, wie er Alles verkehrt fand, das Buch nahm, auf das Wort „und“ zeigte und ſagte: „da ſteht noch ein kleines Wort, auf das haſt du nicht geſcholten;“ er fühlte, was in den Worten des Kindes lag, wurde roth und küßte die Kleine. Ich litt bei dem Allen, hatte aber noch von meiner Schulzeit her etwas Eingeſchüchtertes, was verurſachte, daß ich Alles ruhig hinnahm; ich war zu weich, zu unverzeihlich gutmüthig. Jeder wußte es und Einzelne wurden deshalb faſt grauſam. Alle wollten mich belehren, faſt Alle ſagten, daß ich durch Lob verdorben würde, und deshalb wollten ſie mir die Wahrheit ſagen; ſo hörte ich fortwährend nur von meinen Fehlern, den wirklichen und den angeblichen Schwächen. Mitunter zwar flammte wohl mein Gefühl auf, und dann ſagte ich, daß ich ein Dichter werden würde, an dem man Ehre erleben werde — aber ein ſolches Wort wurde als die Krone der unerträglichſten Eitelkeit aufgegriffen und von Haus zu Haus weiter erzählt. Ich ſei ein guter Menſch, hieß es überall, aber einer der eitelſten, die es gebe, und zu derſelben Zeit war ich oft nahe daran, an meinen eigenen Fähigkeiten gänzlich zu verzweifeln, und hatte, wie in den finſterſten Tagen meiner Schulzeit, ein Gefühl, daß mein ganzes Talent eine Selbſttäuſchung ſei; ich glaubte es faſt, es aber von Andern hart und höhnend zu hören konnte ich nicht immer ertragen, und äußerte ich dann ein ſtolzes, ein unüberlegtes Wort, ſo wurde es zur Geißel, womit man mich ſchlug; wenn aber ſelbſt die ſchlagen, die man lieb hat, dann werden die Geißeln zu Scorpionen.

Collin meinte deshalb, daß ich eine kleine Reiſe z. B. nach Norddeutſchland machen ſolle, um mich zu zerſtreuen und neue Eindrücke zu empfangen. Im Frühling 1831 verließ ich zum erſten Mal Dänemark; ich ſah Lübeck und Hamburg; Alles überraſchte mich und erfüllte meine Seele. Ich ſah die erſten Berge, das Harzgebirge, die Welt erweiterte ſich ſo erſtaunlich vor mir; meine gute Laune kehrte wieder zurück, gleich dem Zugvogel, aber die Trauer iſt ein Sperlingsſchwarm, welcher zurückbleibt und in den Neſtern der Zugvögel baut; ganz geſtärkt fühlte ich mich nicht. In Dresden machte ich die Bekanntſchaft Tieck's, Ingemann hatte mir ein Schreiben an ihn mitgegeben, ich hörte ihn eines Abends eins von Shakſpeares Stücken vorleſen; bei meiner Abreiſe wünſchte er mir Dichterglück, indem er mich umarmte und küßte, was auf mich den tiefſten Eindruck machte. Den Ausdruck in ſeinen Augen werde ich nie vergeſſen; ich verließ ihn mit Thränen und betete innigſt zu Gott um Kraft, um den Weg gehen zu können, wonach meine ganze Seele ſtrebte, Kraft, um das ausſprechen zu können, was ich in meiner Bruſt fühlte, und daß, wenn ich Tieck wiederſähe, ich dann von ihm gekannt und geſchätzt ſein möchte. Erſt mehrere Jahre darauf, als meine ſpäteren Schriften überſetzt und in Deutſchland gut aufgenommen worden waren, ſahen wir uns wieder; ich fühlte den treuen Händedruck deſſen, der mir in meinem zweiten Vaterlande den Weihe-Kuß gegeben. In Berlin ſollte ein Brief von Oerſted mir die Bekanntſchaft Chamiſſo's verſchaffen; der ernſte Mann mit den langen Locken und ehrlichen Augen öffnete mir ſelbſt die Thür, las den Brief, und, ich weiß ſelbſt nicht wie es kam, wir verſtanden einander gleich; ich fühlte volles Zutrauen zu ihm und ſprach mich gegen ihn aus, wenn auch nur in ſchlechtem Deutſch. Chamiſſo verſtand übrigens Däniſch; ich überreichte ihm meine Gedichte, und er war der Erſte, welcher einige derſelben überſetzte und mich ſo in Deutſchland einführte. Im Morgenblatt ſprach er ſich damals ſo über mich aus: „Mit Witz, Laune, Humor und volksthümlicher Naivetät begabt, hat Anderſen auch tieferen Nachhall erweckende Töne in ſeiner Gewalt. Er verſteht beſonders, mit Behaglichkeit aus wenigen leicht hingeworfenen treffenden Zügen kleine Bilder und Landſchaften ins Leben zu rufen, die aber oft zu örtlich-eigenthümlich ſind, um den anzuſprechen, der in der Heimath des Dichters nicht ſelbſt heimiſch iſt. Vielleicht iſt, was von ihm überſetzt werden konnte oder überſetzt worden iſt, am wenigſten geeignet, ein Bild von ihm zu geben." — Chamiſſo wurde mir ein Freund für das ganze Leben; ſeine Freude über meine ſpäteren Schriften erſieht man aus dem in der geſammelten Ausgabe ſeiner Werke abgedruckten Briefe an mich. —

Die kleine Reiſe in Deutſchland war von großem Einfluß auf mich, wie meine Kopenhagener Freunde erkannten; die Reiſe-Eindrücke wurden ſogleich niedergeſchrieben und ich gab ſie unter dem Titel „Schattenbilder" heraus. Hatte ich mich wirklich verbeſſert, ſo herrſchte daheim doch noch dieſelbe kleinliche Luſt, meine Fehler herauszuklauben, daſſelbe fortwährende Erziehen, und ich war ſchwach genug, es von völlig Unberufenen zu dulden; ſelten ſcherzte ich darüber, und that ich es, ſo nannte man es Uebermuth, Eitelkeit, und äußerte, daß ich nie auf vernünftige Leute hören wolle. Ein ſolcher Erzieher fragte mich einſt, ob ich den „Hund" mit einem kleinen „h" ſchreibe — er hatte in meinem letzten Buche einen ſolchen Druckfehler gefunden; ich erwiderte ſcherzend: „ja, hier habe ich von einem kleinen Hunde geſprochen." — Das ſind aber kleine Leiden, wird man ſagen; ja, aber es ſind Tropfen, die einen Stein aushöhlen; ich beſpreche es hier, ich fühle einen Drang dazu, hier gegen die Eitelkeits-Beſchuldigung zu proteſtiren, die, da kein anderer

Fehler aus meinem Privatleben herausgefunden werden konnte, ausgebeutet wurde und mir zuweilen noch jetzt wie eine alte Schaumünze hingeworfen wird. —

Vom Jahresſchluß 1828 bis zum Anfang von 1839 mußte ich mich allein durch meine Schriften ernähren; Dänemark iſt ein kleines Land, nach Schweden und Norwegen gingen damals nur wenig Bücher, das Honorar konnte deshalb nicht groß ſein. Es wurde mir ſchwer mich durchzuhelfen, doppelt ſchwer, weil meine Kleidung einigermaßen den Kreiſen entſprechen mußte, in die ich kam. Zu produciren und immer zu produciren war ruinirend, ja unmöglich; da überſetzte ich ein Paar Stücke für das Theater: **la quarantaine** und **la reine de seize ans**; und da gerade zu jener Zeit ein junger Componiſt, Namens Hartmann — ein Enkel desjenigen, welcher das däniſche Volkslied „König Chriſtian ſtand am hohen Maſt“ componirt hatte — einen Operntext wünſchte, war ich natürlich ſogleich bereit dazu. Durch Hoffmann's Schriften war ich auf Gozzi's Maskenkomödien aufmerkſam geworden; ich las **il corvo**, fand, daß es ein ausgezeichnetes Süjet ſei, und in wenigen Wochen hatte ich meinen Operntext: „der Rabe“ fertig. Den Ohren meiner Landsleute wird es ſonderbar klingen, daß ich damals Hartmann empfahl, daß ich in meinem Brief an die Theater-Direction dafür einſtand, daß er ein Mann von

Talent ſei, der etwas Gutes liefern werde; er gilt unter den jetzt lebenden däniſchen Componiſten als der Erſte. — Für einen andern jungen Componiſten, Bredal, bearbeitete ich Walter Scott's Roman: die Braut von Lammermoor. Beide Opern erſchienen auf der Bühne, aber ich wurde der ſchonungsloſeſten Kritik unterworfen, als einer, der fremde Dichterwerke verſtümmelt habe; was man früher gut an mir gefunden hatte, ſchien jetzt vergeſſen zu ſein, und alles Talent wurde mir abgeſprochen. Der Componiſt Weyſe, mein erſter Wohlthäter, den ich ſchon früher erwähnt habe, war hingegen mit meiner Behandlung dieſes Süjets im höchſten Grade zufrieden; er erzählte mir, daß er lange gewünſcht habe, eine Oper nach Walter Scott's Kenilworth zu componiren; nun bat er mich, mit ihm zuſammen zu arbeiten und den Text zu ſchreiben. Ich ahnte nicht, daß man den Stab ganz über mich brechen würde; ich brauchte Geld zum Leben, und was mich noch mehr dazu beſtimmte, ich fühlte mich geſchmeichelt, mit Weyſe, unſerm berühmteſten Componiſten, zuſammen zu arbeiten; es freute mich, daß er, der in Siboni's Haus zuerſt für mich geſprochen hatte, nun als Künſtler in ein edleres Verhältniß zu mir trat. Ich war mit dem Text kaum halb fertig, als ich ſchon Tadel darüber vernahm, daß ich einen bekannten Roman benutzt habe; ich wünſchte zurück zu treten, aber Weyſe tröſtete mich und hielt mich davon ab. Als ich ſpäter, bevor er die Muſik beendigte, nach dem Auslande reiſte, legte ich mein Schickſal in Betreff des Textes ganz in ſeine Hand; er ſchrieb auch ganze Verſe darin, und der veränderte Schluß iſt ganz ſein. Es war dem ſonderbaren Manne eigenthümlich, kein Buch zu lieben, welches traurig endigte; Emy ſollte deshalb Leiceſter heirathen, und Eliſabeth ſagen: „ſtolzes England, ich bin dein.“ Ich ſträubte mich im Anfange dagegen, gab aber nach, das Stück wurde ja Weyſe's halber geſchaffen; es wurde auf die Bühne gebracht, iſt aber nicht gedruckt worden, mit Ausnahme der Geſänge. Darauf folgten anonyme Angriffe, plumpe mit der Stadtpoſt überſandte Briefe, worin die unbekannten Verfaſſer mich verhöhnten und verſpotteten. — Inzwiſchen lieferte ich in demſelben Jahre eine neue Gedicht-Sammlung: „des Jahres zwölf Monate,“ welche ſpäter als ein Buch beurtheilt worden iſt, das mehrere meiner beſten lyriſchen Stücke enthält, aber damals verworfen wurde. —

Zu jener Zeit war eine jetzt zu Grabe gegangene „Monatsſchrift für Literatur“ in ihrer Blüthe, die bei ihrem erſten Auftreten eine Anzahl der bedeutendſten Mitarbeiter zählte; was ihr aber mangelte, waren Männer, die ſich mit Tüchtigkeit über äſthetiſche Arbeiten ausſprechen konnten. Leider glauben Alle eine Meinung über dieſe äußern zu können; man kann aber vortrefflich über Arzneikunde oder Pädagogik ſchreiben und darin einen Namen haben und doch in der Poeſie ein Stümper ſein, davon erblickte man hier Beweiſe. Nach und nach wurde es der Redaction ſchwerer, einen Beurtheiler für dichteriſche Arbeiten zu finden, derjenige aber, welcher durch ſeinen beſonderen Eifer zum Schreiben und Sprechen ſich immer bereit dazu finden ließ, war der Hiſtoriker, Statsrath Molbech, welcher in der Geſchichte der däniſchen Kritik in unſerer Zeit eine ſo große Rolle ſpielt, daß ich ihn etwas näher beſprechen muß. Er iſt ein fleißiger Sammler, ſchreibt höchſt correct däniſch, und ſein „däniſches Wörterbuch“ iſt, welche Mängel man ihm auch vorwerfen mag, eine höchſt verdienſtvolle Arbeit; aber als Richter über äſthetiſche Arbeiten iſt er einſeitig und bis zum Fanatismus parteiiſch. Er gehört unglücklicherweiſe zu den Männern der Wiſſenſchaft, die nur zu x'x Poeten ſind, und das ſind die ſchlimmſten Aeſthetiker; er hat zum Beiſpiel durch ſeine Kritiken gegen Ingemann's Romane gezeigt, wie weit er unter der Poeſie ſtand, die er beurtheilte. Er ſelbſt hat einen Band Gedichte geliefert, die zu dem Gewöhnlichen gehören, „eine Wanderung durch Dänemark“, in der faden blumenreichen Sprache jener Zeit geſchrieben, und „eine Reiſe durch Deutſchland, Frankreich und Italien“, die aus Büchern, nicht aus dem Leben geſchöpft zu ſein ſcheint. Er ſaß in ſeinem Studirzimmer oder in der königlichen Bibliothek, wo er angeſtellt iſt, als er plötzlich Theaterdirector und Cenſor über die eingereichten Stücke wurde; er war kränklich, einſeitig und ärgerlich — man kann ſich das Reſultat denken. Meine erſten Gedichte beſprach er ſehr günſtig, aber bald ſank mein Stern für einen andern aufgehenden, einen jungen Lyriker, Paludan-Müller, und da er mich nicht länger liebte, ſo haßte er mich; das iſt die kurze Geſchichte; ja in derſelben Monatsſchrift wurden die nämlichen Gedichte, die früher gelobt worden waren, von demſelben Beurtheiler verworfen, als ſie in einer neuen vermehrten Ausgabe erſchienen. Man hat ein däniſches Sprichwort: „wenn der Wagen hängt, ſchieben Alle nach;“ das erprobte ich hier. —

Da geſchah es, daß ein neuer Stern in der däniſchen Literatur auftauchte: Heinrich Hertz trat anonym mit ſeinem „Geſpenſter-Briefe“ auf, das war eine Art Hinausjagen alles Unreinen aus dem Tempel. Der verſtorbene Baggeſen ſandte vom Paradieſe polemiſche Briefe — dem Style des Verſtorbenen im höchſten Grade ähnlich —; ſie enthielten eine Art Apotheoſe für Heiberg und zum Theil Angriffe auf Oehlenſchläger und Hauch. Die alte Geſchichte von meinen orthographiſchen Fehlern kam wieder hervor, mein Name und mein Schulbeſuch in Slagelſe wurde mit dem „Heiligen Anders“ in Verbindung gebracht; ich wurde verſpottet oder, wenn man will, gezüchtigt.

Hertz's Buch erfüllte damals Dänemark, man ſprach nur von ihm; daß man den Verfaſſer deſſelben nicht ausfindig machen konnte, machte die Sache noch pikanter; man war entzückt und mit Recht. Heiberg entſchuldigte in ſeiner „fliegenden Poſt“ ein Paar äſthetiſch Unbedeutende, mich nicht; ich fühlte die Wunde des ſcharfen Meſſers tief, meine Gegner betrachteten mich nun als völlig ausgeſchloſſen aus der Welt des Geiſtes. Inzwiſchen gab ich bald darauf ein kleines Buch heraus: „Vignetten zu däniſchen Dichtern,“ worin ich verſtorbene und lebende Verfaſſer jeden in einigen Zeilen charakteriſirte, aber nur das Gute an ihnen beſprach; das Buch erweckte Aufmerkſamkeit, man betrachtete es noch als eines meiner beſten, es wurde nachgeahmt, aber die Kritik berührte es nicht; es zeigte ſich hier, wie ſchon früher, daß die Kritik ſich gerade mit denjenigen meiner Arbeiten nicht befaßte, welche die gelungenſten waren. —

Meine Sachen ſtanden jetzt am ſchlechteſten, und gerade in dem Jahre, wo Hertz ſich zu erkennen gegeben und ein Reiſeſtipendium erhalten ſollte, hatte ich ebenfalls ein Geſuch um ein ſolches eingereicht. Das allgemeine Urtheil war, daß ich meinen Culminationspunkt erreicht habe; ſollte ich zum Reiſen gelangen, ſo müßte es jetzt ſein; ich fühlte, was nachher erkannt worden iſt, daß das Reiſeleben die beſte Schule für mich ſein würde. Um indeſſen in Betracht kommen zu können, wurde mir geſagt, daß ich ſuchen müßte, mir von den bedeutendſten Dichtern und Männern der Wiſſenſchaft eine Art von Empfehlung zu verſchaffen; denn gerade in dieſem Jahre gäbe es ſo viele ausgezeichnete junge Leute, die um ein Stipendium nachſuchten, daß es ſchwierig ſein würde, unter dieſen ſich geltend zu machen. Ich verſchaffte mir daher Empfehlungen, und ich bin, ſoviel ich weiß, der einzige däniſche Dichter, welcher in der Heimath hat Empfehlungen produciren müſſen, daß er Dichter ſei. Hierbei zeigte ſich inzwiſchen die Merkwürdigkeit, daß die Männer, welche mich empfohlen haben, jeder höchſt verſchiedene Eigenſchaften an mir hervorheben: z. B. Oehlenſchläger mein lyriſches Talent, das Ernſte in mir; Ingemann mein Auffaſſen des Volkslebens; Heiberg erklärte, daß er ſeit Weſſel's Zeit keinen däniſchen Dichter kenne, der mehr Laune als ich beſitze; Oerſted bemerkte, daß Alle, die gegen mich, und die, welche für mich wären, in einem Punkte übereinſtimmten, nämlich in dieſem, daß ich ein wahrer Dichter ſei. Thiele ſprach ſich warm und begeiſtert über den Genius aus, den er in mir gegen den Druck und das Elend des Lebens habe kämpfen ſehn. Ich erhielt ein Reiſeſtipendium, Hertz ein größeres, ich ein kleineres, und das war auch ganz in der Ordnung.

„Seien Sie nun froh,“ ſagten die Freunde, „fühlen Sie Ihr grenzenloſes Glück! genießen Sie den Augenblick, denn es wird wahrſcheinlich das einzige Mal ſein, daß Sie hinaus kommen; Sie ſollten hören, was die Leute ſagen, weil Sie reiſen werden, und wie wir Sie vertheidigen müſſen, aber mitunter können wir es nicht.“ Das war ſchmerzhaft mit anzuhören; ich fühlte einen Seelendrang fort zu kommen, um wo möglich frei athmen zu können, aber die Sorge ſitzt feſt auf dem Pferde des Reiters. Mehr denn eine Sorge drückte mein Herz, und obgleich ich hier die Kammern derſelben für die Welt erſchließe, eine oder zwei halte ich doch verſchloſſen. Bei der Abreiſe war mein Gebet zu Gott, daß ich weit von Dänemark entfernt ſterben möchte, oder zurückkehren zur Wirkſamkeit geſtärkt und im Stande Arbeiten zu liefern, die mir und meinen Lieben Freude und Ehre verſchaffen könnten.

Gerade bei der Abreiſe tauchte das Bild meiner Lieben in meinem Herzen auf; unter den Einzelnen, die ich ſchon genannt, ſtanden zwei da, welche auf mein Leben und meine Dichtungen bedeutend eingewirkt haben und die ich hier näher erwähnen muß. — Eine liebe Mutter, eine ungewöhnlich vielſeitig gebildete Frau, Madame Läſſöe, hatte mir ihren gemüthlichen Kreis geöffnet; ſie theilte oft mit ihrem tiefen Gefühl meinen Kummer, wandte immer meinen Blick mehr auf die Naturſchönheiten und das Poetiſche in den Einzelheiten des Lebens hin, und als mich faſt Alle als Dichter aufgaben, hielt ſie meinen Sinn aufrecht, ja, wenn ſich in Einigem von dem, was ich geſchrieben habe, Weiblichkeit und Reinheit findet, ſo gehört ſie unter die, denen ich es beſonders verdanke. Ein anderer Charakter von großer Bedeutung für mich war einer von Collin's Söhnen, Eduard; in freien und glücklichen Verhältniſſen aufgewachſen, beſaß er eine Keckheit, eine Beſtimmtheit, die mir abging. Ich fühlte, daß er mich innig liebte, weich und mit ganzer Seele flog ich ihm entgegen, er ſtand beſonnener und praktiſcher im Leben da; oft verkannte ich ihn, der gerade am tiefſten für mich fühlte und mir gern einen Theil ſeines Charakters beizubringen wünſchte, mir, der ich ein Rohr im Winde war. In dem Praktiſchen des Lebens ſtellte er, der Jüngere, ſich mir wirkſam zur Seite, von der Hülfe beim lateiniſchen Styliſiren an bis zum Ordnen meiner Angelegenheiten bei der Ausgabe meiner Schriften. Stets iſt er derſelbe geblieben, und kann man ſeine Freunde numeriren, ſo muß er von mir als der erſte genannt werden. Wenn man ſich von den Bergen entfernt, ſo erblickt man ſie erſt recht in ihrer wahren Geſtalt; ſo iſt es auch mit den Freunden. —

Ueber Caſſel und den Rhein gelangte ich nach Paris; ich behielt keinen lebendigen Eindruck des Wahrgenommenen; die Idee zu einer Dichtung wuchs mir feſter und feſter in den Sinn, und ſo wie ſie mir klarer wurde, hoffte ich dadurch meine Feinde zu gewinnen. Es giebt ein altes däniſches Volkslied von „Agnete und dem Meermann," welches mit meiner eigenen Stimmung verwandt war und welches zu behandeln ich einen inneren Drang fühlte. Das Lied verkündete, daß Agnete einſam am Strande entlang ging, da tauchte ein Meermann auf und lockte ſie mit ſeiner Rede; ſie folgte ihm auf den Grund des Meeres, blieb dort ſieben Jahre und gebar ihm ſieben Kinder. Eines Tages ſaß ſie an der Wiege, die Kirchenglocken tönten durch das Meer zu ihr hinab und ſie fühlte Sehnſucht, ihren Kirchgang zu halten. Mit Thränen und Bitten bewog ſie den Meermann ſie hinaufzuführen, ſie würde ſogleich zurückkehren; er bat ſie, ſeine Kinder nicht zu vergeſſen, beſonders das kleinſte in der Wiege, verſtopfte darauf ihre Ohren und ihren Mund und führte ſie zum Meeresufer hinauf; ſobald ſie aber in die Kirche kam, kehrten ſich alle Bilder an den Wänden um, als ſie die Tochter der Sünde aus der Tiefe des Meeres erblickten;

ſie erſchrak und wollte nicht zurückkehren, obgleich die Kleinen dort unten weinten. Ich behandelte das Lied frei, lyriſch und dramatiſch; ich darf ſagen, das Ganze wuchs mir aus dem Herzen, alle Erinnerungen an unſere Buchenwälder und das offene Meer ſchmolzen darin zuſammen.

Mitten in dem bewegten Paris lebte ich in den däniſchen Volkstönen. Die innigſte Dankbarkeit gegen Gott erfüllte mich, denn ich fühlte, wie ich Alles nur durch ſeine Gnade hatte, doch empfing ich auch einen lebendigen Eindruck von dem, was ſich um mich bewegte. Ich erlebte eins der Julifeſte in ihrer erſten Friſche, es war im Jahre 1833, ich ſah die Enthüllung der Napoleons-Säule. Ich erblickte den welterfahrnen, von der Vorſehung ſichtbar beſchützten, König Louis Philipp; der Herzog von Orleans tanzte blühend und lebensfroh auf dem muntern Volksball im Stadthaus. Ein Zufall führte mich in Paris zum erſten Mal mit Heine zuſammen, dem Dichter, welcher damals auf dem Thron in meiner Dichterwelt ſaß. Als ich ihm ſagte, wie glücklich ich über dieſes Zuſammentreffen und über ſeine freundliche Anrede ſei, äußerte er, daß dem wohl nicht ſo wäre, denn ſonſt hätte ich ihn wohl aufgeſucht. Ich erwiderte, daß ich, gerade weil ich ihn ſo hoch ſtelle, gefürchtet habe, daß er es lächerlich finden möchte, wenn ich als unbekannter däniſcher Dichter ihn aufſuchen wollte, „und,“ fügte ich hinzu, „Ihr Lächeln würde mich tief betrübt haben;“ er erwiderte mir hierauf etwas Freundliches. Mehrere Jahre darauf, als wir uns wieder in Paris begegneten, fand ich eine herzliche Aufnahme bei ihm; ich that einen Blick in den hellen poetiſchen Theil ſeiner Seele. Paul Düport kam mir gleichfalls mit Wohlwollen entgegen, auch Victor Hugo empfing mich. Während meiner ganzen Reiſe nach Paris und eines ganzen Monats, den ich dort zubrachte, hörte ich nicht ein Wort aus der Heimath; — konnten meine Freunde mir vielleicht nichts Erfreuliches mittheilen? Eines Tages kam endlich ein Brief an, ein großer, koſtſpieliger Brief; mein Herz ſchlug vor Freude und Sehnſucht, es war ja der erſte Brief. Ich öffnete ihn, erblickte aber kein geſchriebenes Wort, ſondern nur eine Kopenhagener Zeitung mit einem Schmähgedicht auf mich; das wurde mir in ſo weite Ferne unfrankirt zugeſandt, wahrſcheinlich von dem anonymen Verfaſſer ſelbſt. Dieſe abſcheuliche Bosheit erſchütterte mich tief; ich habe ſpäter nie erfahren, wer der Verfaſſer war; vielleicht iſt es einer von denen, die mich ſpäter Freund nannten und mir die Hand drückten — die Menſchen haben böſe Gedanken, auch ich habe die meinigen. —

Es iſt eine Schwäche meiner Landsleute, daß ſie gewöhnlich im Auslande, während ihres Aufenthaltes in großen Städten, faſt ausſchließlich in Geſellſchaft zuſammen leben; ſie müſſen mit einander ſpeiſen, ſich im Theater treffen und alle Merkwürdigkeiten zuſammen in Augenſchein nehmen; Briefe werden mitgetheilt, man hört Geſchichten von der Heimath, und man weiß zuletzt kaum, ob man in der Fremde oder zu Hauſe iſt. Ich hatte dieſelbe Schwäche in Paris und beſchloß deshalb bei der Abreiſe, mich auf einen Monat an einem ſtillen Ort in der Schweiz in Penſion zu geben und nur mit Franzoſen zu leben, um ſo genöthigt zu ſein, ihre Sprache zu reden, welche mir im höchſten Grade nöthig war.

In einer kleinen Stadt, Locle, in einem Thal des Juragebirges, wo im Auguſt Schnee fiel und die Wolken unter uns ſchwebten, wurde ich von der liebenswürdigen Familie eines vermögenden Uhrenfabrikanten aufgenommen; hier war nicht die Rede von Bezahlung, ich lebte in ihrem Kreiſe wie ein Verwandter, und als wir ſcheiden mußten, weinten die Kinder. — Wir waren auch Freunde geworden, obgleich ich ihr Patois nicht verſtand; ſie ſchrieen es mir laut ins Ohr, indem ſie glaubten, daß ich taub ſein müſſe, weil ich ſie nicht verſtand. — Dort oben war des Abends eine Ruhe, eine Stille in der Natur; von der franzöſiſchen Grenze tönten die Abendglocken zu uns herüber. — Eine Strecke von der Stadt lag ein einſames Haus, weiß angeſtrichen

STAATS-
LIOTHEK

und reinlich; durch zwei Keller ſtieg man hinab, da lärmten die Mühlräder, da brauſte das Waſſer in einem Fluſſe, welcher hier vor der Welt verborgen floß. Ich beſuchte dieſen Ort bei meinen einſamen Wanderungen oft, und auf dieſen wurde mein in Paris begonnenes Gedicht: „Agnete und der Meermann,“ vollendet. Von Locle aus ſandte ich das Gedicht in die Heimath und nie bei einer meiner früheren oder ſpäteren Arbeiten war meine Hoffnung größer, als bei dieſer. Aber es wurde kalt aufgenommen; man ſagte, „ich mache es Oehlenſchläger nach, der einſt Meiſterwerke nach Hauſe geſandt hatte.“ Erſt in den letzten Jahren iſt, glaube ich, das Gedicht etwas mehr geleſen worden und hat ſeine Freunde gefunden. Es war ein Schritt vorwärts; dieſes Gedicht ſchloß gleichſam mir unbewußt mein rein lyriſches Stadium. Man hat auch kürzlich in Dänemark darüber geurtheilt, daß, ungeachtet dieſe Arbeit bei ihrem erſten Erſcheinen weit weniger Aufmerkſamkeit, als frühere weniger gelungene Arbeiten von mir, erweckt habe, doch meine Poeſie hier in tieferen, volleren und kräftigeren Tönen als zuvor erklinge. — Für mich ſchließt dieſes Gedicht einen Abſchnitt meines Lebens.

V.

Am 5. September 1833 ging ich über den Simplon nach Italien. Gerade an dem Tage, an welchem ich vor 14 Jahren arm und hülflos nach Kopenhagen gekommen war, ſollte ich dieſes Land meiner Sehnſucht und meines Dichterglückes betreten. Es geſchah hier, wie ſo oft, durch Zufall, ohne irgend eine Berechnung von meiner Seite, als hätte ich beſtimmte Glückstage im Jahre; doch das Glück iſt ſo oft gekommen, daß ich vielleicht nur an meinen eigenen ſelbſtgewählten Tagen mich ſeines Beſuchs erinnert habe. — Alles war Sonnenſchein, Alles war Frühling! Die Trauben hingen in langen Gewinden von Baum zu Baum, nie habe ich Italien ſpäter ſo ſchön erblickt. Ich fuhr auf dem **Lago maggiore**, beſtieg Mailands Dom, lebte einige Tage in Genua, und machte von dort aus die an Naturſchönheiten ſo reiche Reiſe längs der Küſte nach Carrara. In Paris hatte ich Statuen geſehen, aber meine Augen waren für ſie verſchloſſen; erſt in Florenz, vor der mediceiſchen Venus, war es als fiele ein Schleier von meinen Augen; eine neue Kunſtwelt erſchloß ſich mir, das war die erſte Frucht meiner Reiſe. Hier lernte ich die Formenſchönheit verſtehen, den Geiſt, der ſich in Formen offenbart. Das

Volksleben, die Natur, Alles war mir neu und doch ſo ſonderbar bekannt, als wäre ich in eine Heimath gekommen, wo ich meine Kindheit verlebt hätte. Mit eigenthümlicher Schnelligkeit faßte ich Alles auf und lebte mich hinein, während eine tiefe nordiſche Wehmuth — es war nicht Heimweh, ſondern ein ſchweres unglückliches Gefühl — meine Bruſt erfüllte. In Rom fand ich die erſte Nachricht, wie wenig man daheim von meinem nach Hauſe geſandten Gedicht „Agnete" hielt, in Rom brachte der nächſte Brief mir die Nachricht, daß meine Mutter geſtorben war; ich ſtand ganz allein in der Welt.

Zu dieſer Zeit war es, daß ich Hertz zum erſten Mal in Rom traf. In einem Brief an mich hatte Collin geäußert, daß es ihn freuen würde zu hören, wenn Hertz und ich freundlich miteinander umgingen; ſelbſt ohne dieſen Wunſch würde es geſchehen ſein, denn Hertz reichte mir freundlich die Hand und äußerte Theilnahme bei meiner Trauer. Er war von Allen, mit denen ich dort umging, am vielſeitigſten gebildet; wir ſprachen uns oft gegen einander aus, ſelbſt über die Angriffe, welche daheim gegen mich als Dichter gerichtet worden waren; er, der mir ſelbſt eine Wunde geſchlagen hatte, ſprach die folgenden Worte, die ſich meiner Erinnerung tief eingeprägt haben: „Ihr Unglück iſt, daß Sie Alles haben müſſen drucken laſſen, das Publicum hat Ihnen Schritt für Schritt folgen können; ich glaube, daß ſelbſt ein Goethe in Ihrer Lage daſſelbe hätte erleiden müſſen,“ und nun lobte er mein Talent, die Natur aufzufaſſen und in wenigen anſchaulichen Zügen Genre-Bilder zu geben. Sein Umgang diente mir zur Belehrung, und ich fühlte, daß ich einen milderen Richter mehr hatte. In ſeiner Geſellſchaft reiſte ich nach Neapel, wo wir in einem Hauſe zuſammen wohnten. —

In Rom lernte ich auch Thorwaldſen zuerſt kennen. Viele Jahre früher, als ich nicht lange erſt nach Kopenhagen gekommen war und als armer Knabe durch die Straßen ſchritt, war Thorwaldſen auch dort, das war ſeine erſte Heimkehr. Wir begegneten einander auf der Straße, ich wußte, er war ein bedeutender Mann in der Kunſt, ich betrachtete und grüßte ihn; er ging vorüber, kehrte aber plötzlich um, kam zu mir und ſagte: „wo habe ich Sie früher ſchon geſehen? Mich dünkt, wir kennen einander!“ Ich erwiderte: „nein, wir kennen uns durchaus nicht.“ Ich erzählte ihm nun in Rom dieſe Geſchichte, und er lächelte, drückte meine Hand und ſagte: „wir haben damals doch gefühlt, daß wir gute Freunde werden würden.“ Ich las ihm „Agnete“ vor, und was mich in ſeinem Urtheil darüber erfreute, war die Aeußerung: „das iſt ja, als ob ich daheim im Walde ginge und hörte die däniſchen Seen,“ und dann küßte er mich. Als er eines Tages ſah, wie betrübt ich war, und ich ihm von dem Brief erzählte, den ich in Paris mit dem Pasquill aus der Heimath erhalten, biß er heftig die Zähne zuſammen und ſagte im augenblicklichen Aerger: „ja, ja, ich kenne die Leute, mir wäre es nicht beſſer ergangen, wenn ich dort geblieben wäre; ich hätte vielleicht nicht einmal die Erlaubniß erhalten, eine Modellfigur aufzuſtellen! Gott ſei Dank, daß ich ihrer nicht bedarf; denn dann verſtehen ſie zu reinigen und zu plagen.“ Er bat mich Muth zu behalten, dann würde, dann müſſe es gut gehen; und darauf erzählte er mir einige Schattenſeiten aus ſeinem Leben, wie er gleichfalls gekränkt und ungünſtig beurtheilt worden war.

Nach dem Carneval ging ich von Rom nach Neapel, ſah auf Capri die blaue Grotte, die damals erſt entdeckt worden war, beſuchte die Tempel in Päſtum und kehrte in der Oſterwoche nach Rom zurück, von wo ich über Florenz und Venedig nach Wien und München ging; aber ich hatte damals weder Sinn noch Gedanken für Deutſchland, und wenn ich an Dänemark dachte, ſo fühlte ich Schreck und Angſt über das Böſe, was ich dort zu treffen erwartete; Italien mit ſeiner Natur und ſeinem Volksleben erfüllte meine Seele, nach dieſem Lande fühlte ich Sehnſucht. Mein früheres Leben und was ich jetzt erblickt hatte, verſchmolz in ein Bild in einer Dichtung, die ich niederſchreiben mußte, obgleich ich davon überzeugt war, daß ſie mir mehr Kummer als Freude eintragen würde, wenn die Noth daheim mich dazu brächte ſie drucken zu laſſen; ſchon in Rom hatte ich die erſten Capitel geſchrieben. Es war mein Roman: „der Improviſator.“ —

Bei einem meiner erſten Beſuche des Theaters in Odenſe als kleiner Knabe, wo, wie ich ſchon erwähnt habe, die Vorſtellungen in deutſcher Sprache gegeben wurden, ſah ich das Donauweibchen, und das Publicum jubelte über die Darſtellerin der Hauptrolle; ihr wurde gehuldigt, ſie wurde geehrt, und ich dachte mir recht lebhaft, wie glücklich ſie ſein müſſe. Als ich ſpäter, viele Jahre nachher, als Student nach Odenſe kam, ſah ich in einer Stube des alten Hoſpitals, wo die armen Wittwen wohnten und wo ein Bett am andern ſtand, ein weibliches Portrait in einem vergoldeten Rahmen über einem der Betten hängen. Es war Leſſing's Emilia Galotti, dargeſtellt, wie ſie die Roſe zerpflückt; aber das Bild war ein Portrait, es ſtach ſeltſam gegen die Armuth ab, die es umgab. „Wen ſtellt es dar?“ fragte ich. „Oh!“ ſagte eine der alten Frauen, „das iſt das Geſicht der deutſchen Dame; die Arme, die Schauſpielerin geweſen iſt!“ und nun erſchien eine kleine feine Frau mit Runzeln im Geſicht und in einem ärmlichen Seidenkleide, das einſt ſchwarz geweſen war. —

Das war die einſt berühmte Sängerin, der als Donauweibchen Alles entgegen jubelte; dies machte einen unverlöſchlichen Eindruck auf mich und fiel mir oft wieder ein. In Neapel hörte ich zum erſten Mal die Malibran; ihr Geſang und Spiel übertraf Alles, was ich bisher gehört und geſehen hatte, und doch gedachte ich zugleich der elenden armen Sängerin im Hospitale zu Odenſe; beide Geſtalten verſchmelzen zur Annunziata im Romane; Italien war der Hintergrund für das Erlebte und Erdichtete.

Im Auguſt 1834 kam ich nach Dänemark zurück. Bei Ingemann in Sorö, in einer kleinen Dachkammer zwiſchen duftenden Linden, ſchrieb ich den erſten Theil des Buches; in Kopenhagen beendete ich die Arbeit. Selbſt meine beſten Freunde waren nahe daran, mich als Dichter aufzugeben; „man hatte ſich in meinem Talente geirrt.“ Mit vieler Mühe fand ich einen Verleger für das Buch, ich erhielt ein kümmerliches Honorar, und der „Improviſator“ erſchien, wurde geleſen, vergriffen und wieder aufgelegt. Die Kritik ſchwieg, die Blätter ſagten nichts, aber rings umher hörte ich, daß Intereſſe für mein Buch und Freude über daſſelbe herrſche. Endlich ſchrieb der Dichter Carl Bagger, welcher damals Redacteur eines Blattes war, die erſte Beurtheilung, und fing ſie ironiſch mit der gewöhnlichen Tirade über mich an: daß es nun mit dieſem Schriftſteller vorbei ſei, daß er über ſeinen

Höhepunkt hinaus ſei u. ſ. w., kurz er ging die lange Tabacks- und Thee-Kritik durch, um plötzlich umzuſchlagen und ſeine ganze warme Begeiſterung für mich und mein Buch auszuſprechen. Man lachte nun über mich, aber ich weinte. So war ich nun einmal; ich weinte mich aus und fühlte Dankbarkeit gegen Gott und gegen die Menſchen. „Dem Conferenzrath Collin und ſeiner edlen Gattin, in denen ich Eltern fand, ſeinen Kindern, die mir Geſchwiſter wurden, der Heimath in der Heimath, bringe ich hier das Beſte, was ich beſitze, dar“ — ſo lautete die Zueignung. Manche, die früher meine Feinde geweſen waren, wechſelten nun die Anſicht, und unter dieſen gewann ich Einen, wie ich hoffe, für das ganze Leben. Das war der Dichter Hauch, einer der edelſten Charaktere, die ich kenne. Er war nach mehrjährigem Aufenthalte im Auslande aus Italien zurückgekehrt, als die Kopenhagener von Heiberg's Vaudevillen berauſcht waren und meine „Fußreiſe“ Glück machte; er trat polemiſch gegen Heiberg auf und ſtichelte ein wenig auf mich; Niemand machte ihn auf meine beſſeren lyriſchen Sachen aufmerkſam, man ſchilderte mich gegen ihn als ein verzogenes muthwilliges Glückskind. Er las nun meinen „Improviſator,“ fühlte, daß etwas Beſſeres in mir liege, und ſein edler Charakter zeigte ſich darin, daß er mir einen herzlichen Brief ſchrieb, worin er ſagte, daß er mir Unrecht gethan habe und mir die Hand zur Verſöhnung reiche; von der Zeit an ſind wir Freunde geworden. Mit Eifer hat er für mich zu wirken verſucht, mit Innigkeit iſt er jedem meiner Schritte vorwärts gefolgt. Aber ſo wenig haben Mehrere das Vortreffliche in ihm und das edle Verhältniß zwiſchen uns verſtehen wollen, daß, als er kürzlich einen Roman ſchrieb und darin das Zerrbild eines Dichters lieferte, deſſen Eitelkeit ihn in das Narrenhaus führt, man in Dänemark fand, daß er höchſt ungerecht gegen mich gehandelt habe, indem er meine Schwächen darſtelle. Man glaube nicht, daß dies die Aeußerung eines Einzelnen oder ein Mißverſtändniß von mir ſei; nein, Hauch fühlte ſich ſelbſt aufgefordert, eine Abhandlung über mich als Dichter zu ſchreiben, um zu zeigen, auf welchen anderen Platz er mich ſtelle. —

Aber zum „Improviſator“ zurück. Dieſes Buch erhob mein geſunkenes Haus, ſammelte meine Freunde wieder um mich, ja es gewann mir noch mehrere; zum erſten Mal fühlte ich wahre errungene Anerkennung. Das Buch wurde von Kruſe unter dem langen Titel: „Jugendleben und Träume eines italieniſchen Dichters“ ins Deutſche überſetzt; ich ſprach mich gegen dieſen Titel aus, aber er behauptete, daß er nothwendig ſei, um Aufmerkſamkeit zu erwecken. Bagger hatte, wie geſagt, das Buch zuerſt beurtheilt; endlich nach Verlauf langer Zeit erſchien eine zweite Kritik, zwar höflicher, als ich gewohnt war, aber doch über das Beſte im Buche leicht hinweggehend und ſich an die Mängel und an die Aufzählung der falſchgeſchriebenen italieniſchen Worte haltend. Ja, als Nicolai's bekanntes Buch: „Italien, wie es wirklich iſt,“ damals gerade zu uns kam, ſagte man allgemein, nun könne man ſehen, was an dem ſei, was Anderſen geſchrieben habe, von Nicolai erhalte man ja erſt den wahren Begriff von Italien. —

Von Deutſchland erſcholl die erſte entſchiedene Anerkennung oder vielleicht Ueberſchätzung meiner Arbeit. Ich beugte mich dankbar froh, gleich einem Kranken nach Sonnenſchein, denn mein Herz iſt dankbar; ich bin nicht, wie die däniſche Monatsſchrift ſich in der Kritik über den „Improviſator“ zu äußern herabließ, ein undankbarer Menſch, der in ſeinem Buche Mangel an Dank gegen ſeine Wohlthäter zeigte; ich war ja ſelbſt der arme Antonio, der unter dem Druck ſeufzte, den ſollte ich ertragen, ich, der arme Knabe, der das Gnadenbrod empfangen. Auch von Schweden ertönte ſpäter mein Lob, die ſchwediſchen Blätter enthielten Lobreden über dieſe Arbeit, welche in den letzten Jahren ebenſo warm in England aufgenommen worden iſt, wo die Dichterin Mary Howit ſie überſetzt hat; daſſelbe Glück ſoll dem Buche in Holland und Rußland zu Theil geworden ſein. Ueberall auswärts erſcholl laute Anerkennung.

Es wohnt dem Publicum eine Kraft bei, die ſtärker iſt, als die aller Kritiken und einzelnen Parteien: ich fühlte, daß ich daheim feſter ſtand, und meine Stimmung hatte wieder Augenblicke, in welchen ſie die Flügel erhob. In dieſem Wechſel zwiſchen Heiterkeit und Mißmuth ſchrieb ich meinen nächſten Roman: „O. Z.,“ welcher von Mehreren in Dänemark für meinen beſten gehalten wird, ein Rang, den ich ihm nicht zuerkenne. Er giebt charakteriſtiſche Züge des Stadtlebens wieder. Noch vor „O. Z.“ erſchienen meine erſten Märchen; aber es iſt hier noch nicht der Ort von ihnen zu ſprechen. Ich fühlte gerade damals einen ſtarken geiſtigen Drang zu produciren und glaubte mein Element im Roman gefunden zu haben; im nächſten Jahr 1837 kam ſchon „Nur ein Geiger“ heraus, ein Buch, welches von meiner Seite eben ſo tief durchdacht war, als es in ſeinen Einzelheiten friſch auf das Papier ſprang; ich wollte zeigen, daß Talent nicht Genie ſei, und daß, wenn der Sonnenſchein des Glückes ausbleibt, dieſes hier auf Erden zu Grunde geht, nicht aber die edlere beſſere Natur. Auch dieſes Buch gewann mir ein Publicum, aber die Kritik gewährte mir noch immer keine aufmunternde Anerkennung, ſondern vergaß, daß mit den Jahren der Knabe zum Manne wird, und daß man auch auf einem andern als dem gewöhnlichen Wege ſich Kenntniſſe erwerben kann; von den alten vorgefaßten Meinungen konnte man ſich nicht trennen. Als „O. T.“ herauskam, wurde das Buch Bogen für Bogen von einem Profeſſor der Univerſität durchgeſehen, der ſich erboten hatte dieſe Arbeit zu übernehmen, und außerdem noch von zwei anderen tüchtigen Männern; deſſenungeachtet hieß es in der Beurtheilung: die gewöhnlichen grammatikaliſchen Nachläſſigkeiten finde man, wie immer bei Anderſen, auch in dieſem Buche. Was auch dazu beitrug, dieſes Buch in den Schatten zu ſtellen, war, daß damals die von Heiberg herausgegebenen „Alltagsgeſchichten“, in einer vortrefflichen Sprache und mit Geſchmack und Wahrheit geſchrieben, auftraten; ihr eigener Werth und auch ihre Empfehlung durch Heiberg, welcher der leuchtende Stern in der Literatur war, gaben ihnen den höchſten Rang. —

Ich hatte es doch ſo weit gebracht, daß man daheim nicht länger an meiner poetiſchen Fähigkeit zweifelte, die man mir vor meiner Reiſe nach Italien durchaus abſprach. Aber keine däniſche Beurtheilung ſprach ſich über die Idee aus, über das, was in meinen Romanen eigenthümlich ſein möchte; erſt als ſie ſchwediſch erſchienen, gingen einige ſchwediſche Blätter tiefer in die Sache ein und faßten meine Arbeiten mit gutem und ehrlichem Willen auf. In Deutſchland war daſſelbe der Fall; von hier aus wurde mein Muth fortzufahren geſtärkt. Erſt jetzt, im vorigen Jahre, hat in Dänemark ein Mann von Bedeutung, der Dichter Hauch, in ſeiner erwähnten Abhandlung ſich über die Romane ausgeſprochen und in wenigen Zügen das Charakteriſtiſche derſelben hervorgehoben. —

„Die Hauptſache“, ſagt er, „in Anderſen's beſten und am meiſten durchgearbeiteten Schriften, in denen, worin die reichſte Phantaſie, das tiefſte Gefühl, die bewegteſte Dichterſeele hervortritt, iſt: ein Talent oder wenigſtens eine edlere Natur, die ſich aus knapper und drückender Lage hervorkämpfen will. Das iſt der Fall bei ſeinen drei Romanen, und in dieſer Richtung hat er auch wirklich ein bedeutungsvolles Leben darzuſtellen, eine innere Welt, die Niemand beſſer kennt, als der, welcher ſelbſt aus dem bittern Kelch der Leiden und Entbehrungen ſchmerzliche und tiefe Gefühle getrunken hat, die nahe mit denen verwandt ſind, die er ſelbſt erfahren hat, und wobei die Erinnerung, die nach der alten bedeutungsvollen Mythe die Mutter der Muſen iſt, ihm Hand in Hand mit dieſen entgegentritt. Was er hier der Welt erzählen kann, verdient ſicher mit Aufmerkſamkeit gehört zu werden; denn wiewohl es auf der einen Seite nur des Einzelnen innerſtes perſönliches Leben iſt, ſo iſt es doch zugleich das gewöhnliche Loos des Talents und Genies, wenigſtens wenn ſich daſſelbe in unbemittelter Lage befindet, welches uns hier vor Augen geführt wird. In ſo fern er nämlich in ſeinem „Improviſator,“ im „O. Z.“ und in „Nur ein Geiger“ nicht nur ſich ſelbſt in ſeiner abgeſonderten Particularität, ſondern zugleich den bedeutungsvollen Kampf darſtellt, den viele durchgemacht haben, und den auch er kennt, weil ſein Leben ſich dadurch entwickelt hat, ſo giebt er ja durchaus nichts wieder, was der Welt der Illuſion angehört, ſondern nur das, was von der Wahrheit zeugt und was, wie jedes ſolche Zeugniß, eine allgemeine und dauernde Gültigkeit hat. Ja er verficht ſo nicht nur die Sache des Talents und Genies, ſondern, wie geſagt, zugleich die der gekränkten, ungerecht behandelten Menſchheit; und da er ſelbſt dieſen ſchweren Kampf ſo ſchmerzlich gefühlt hat, worin die Laokoonsſchlangen die emporſtrebenden Hände preſſen, da er ſelbſt genöthigt geweſen iſt, aus dem wermuthgefüllten Becher zu trinken, welchen die gleichgültige und übermüthige Welt ſo oft demjenigen reicht, der ſich in einer unterdrückten Lage befindet, ſo iſt er im Stande, ſeiner Darſtellung in dieſer Beziehung eine Wahrheit und einen Ernſt, ja ein tragiſches und ſchmerzerweckendes Pathos zu verleihen, das ſeine Wirkung auf das fühlende Menſchenherz ſchwerlich verfehlt. Wer kann in ſeinem „Geiger“ den Auftritt leſen, worin ſich der „vornehme Hund“, wie der Dichter ſich ausdrückt, mit Verachtung von der Nahrung wegwendet, mit welcher der arme Knabe fürlieb nehmen muß, ohne zugleich zu erkennen, daß dieſes kein Spiel iſt, worin die Eitelkeit einen Triumph ſucht, ſondern daß es vielmehr die in ihrer innerſten Tiefe gekränkte Menſchennatur iſt, die hier ihren Schmerz ausſpricht.“ — So lautet es jetzt in Dänemark nach Verlauf von 9 bis 10 Jahren, ſo lautet eines edlen, geehrten Mannes Stimme. Es geht mir mit der Kritik über mich, wie es mit dem Wein geht: jemehr Jahre verſtreichen, bevor er getrunken wird, deſto vortrefflicher ſchmeckt er. —

In demſelben Jahre, in welchem „der Geiger“ herauskam, 1837, beſuchte ich zum erſten Mal das Nachbarland Schweden; ich ging durch den Göta-Canal nach Stockholm. Damals kannte man noch nicht, was man jetzt ſkandinaviſche Sympathien nennt; von alten Kriegen gegen die Nachbarn war noch eine Art ererbten Mißtrauens lebendig; es war wenig von der ſchwediſchen Literatur bekannt, und es fiel nur wenigen Dänen ein, daß man durch geringe Uebung die ſchwediſche Sprache leicht leſen und verſtehen könne; man kannte faſt nur Tegnér's Frithiof und Axel in Ueberſetzungen. Ich hatte auch einige andere ſchwediſche Schriftſteller geleſen, und der verſtorbene unglückliche Stagnelius erfüllte mich mit ſeinen Gedichten noch mehr als Tegnér, der die Dichtkunſt in Schweden repräſentirte. — Ich, der ich nur Reiſen nach Deutſchland und ſüdlicheren Ländern kannte, wo alſo der Abſchied von Kopenhagen auch der Abſchied von der Mutterſprache war, fühlte mich in dieſer Hinſicht überall in Schweden faſt wie zu Hauſe; die Sprachen ſind ſo verwandt, daß ein Jeder in der Zunge ſeines Vaterlandes reden kann und doch einander verſtehen. Es ſchien mir als Däne, daß Dänemark ſich erweitere, das Verwandte bei den Völkern trat auch in anderer Hinſicht mehr und mehr hervor, und ich fühlte lebhaft, wie nahe Schwede, Däne und Norweger einander ſtehen. Ich traf herzliche freundliche Menſchen, und an dieſe ſchließe ich mich leicht an; dieſe Reiſe rechne ich mit zu meinen froheſten. Unbekannt mit der ſchwediſchen Natur, wurde ich von der Trollhätta-Fahrt und von Stockholms höchſt maleriſcher Lage im höchſten Grade überraſcht. Es klingt für den Uneingeweihten halb märchenhaft, wenn man erzählt, daß das Dampfſchiff von den Seen über die Berge hinauf geht, von wo man die ausgebreiteten Tannen- und Birkenwälder unter ſich erblickt; kühne Schleuſen heben und ſenken die Schiffe, während der Reiſende ſeine Waldwanderung macht. Keiner der Waſſerfälle der Schweiz, keiner Italiens, ſelbſt nicht der bei Terni, hat etwas Impoſanteres als der Trollhätta; dieſen Eindruck hat er wenigſtens auf mich gemacht. —

An dieſe Reiſe und namentlich an den zuletzt genannten Ort knüpft ſich eine Bekanntſchaft von großem Intereſſe und nicht ohne Einfluß auf mich, nämlich die mit der ſchwediſchen Schriftſtellerin **Friederike Bremer**. Ich hatte gerade mit dem Capitain des Dampfſchiffes und einigen Mitreiſenden davon geſprochen, welche ſchwediſche Schriftſteller in Stockholm lebten, und ich äußerte meinen Wunſch, Fräulein Bremer zu ſehen und zu ſprechen. Die treffen Sie nicht," ſagte der Capitain, „ſie befindet ſich augenblicklich zum Beſuch in Norwegen." „Sie wird ſchon zurückkehren, während ich dort bin," ſagte ich im Scherz, „auf der Reiſe habe ich immer Glück, und das Meiſte, was ich wünſche, wird erfüllt." „Aber dieſes Mal ſchwerlich," ſagte der Capitain. — Wenige Stunden darauf kommt er lachend mit der Liſte der neu hinzugekommenen Paſſagiere zu mir und ruft laut: „Glückskind, ja, Sie führen das Glück mit ſich, Fräulein Bremer iſt hier und fährt mit uns nach Stockholm." Ich nahm es als einen Scherz auf; er zeigte mir die Liſte, aber ich war doch noch ungewiß; unter den Angekommenen erblickte ich keinen, der einer Schriftſtellerin ähnlich ſah. Es wurde Abend, und um Mitternacht waren wir auf dem großen Wener-See; bei Sonnenaufgang wollte ich dieſen ausgedehnten See betrachten, deſſen Ufer kaum erblickt werden können, und verließ die Cajüte; aus derſelben kam zu gleicher Zeit auch ein anderer Paſſagier, es war eine Dame, nicht jung, nicht alt, in Shawl und Mantel gehüllt. Ich dachte: iſt Fräulein Bremer an Bord, ſo muß ſie es ſein, und ließ mich in ein Geſpräch mit ihr ein; ſie erwiderte höflich, aber fremd, und wollte mir nicht recht antworten, ob ſie die Verfaſſerin der bekannten Romane ſei; ſie fragte nach meinem Namen, kannte ihn, geſtand aber, daß ſie nichts von meinen Schriften geleſen habe. Als ſie darauf fragte, ob ich nichts davon bei mir führe, lieh ich ihr ein Exemplar des Improviſators, welches ich für Beſkow beſtimmt hatte; ſie verſchwand ſogleich mit dem Buche und kam den ganzen Vormittag nicht wieder zum Vorſchein. Als ich ſie wieder erblickte, glänzte ihr Antlitz und ſie war voller Herzlichkeit; ſie drückte meine Hand und ſagte, daß ſie den größten Theil des erſten Bandes geleſen habe und daß ſie mich nun kenne. Das Schiff flog mit uns über die Berge durch ſtille Landſeen und Wälder in die Oſtſee hinaus, wo die Inſeln wie im Archipelagus zerſtreut liegen und die merkwürdigſten Uebergänge von der nackten Klippe zur Raſen-Inſel und zu derjenigen bilden, auf welcher Bäume und Häuſer ſtehn. Brandungen und der wirbelnde Strom machen hier einen tüchtigen Lootſen nöthig, ja es giebt einige Stellen, wo jeder Paſſagier auf ſeinem Platz ruhig ſitzen muß, während die Augen des Lootſen auf einen Punkt geheftet ſind; man fühlt im Schiffe die Hand der Naturkraft, welche daſſelbe eine Secunde ergreift und losläßt. Fräulein Bremer erzählte manche Sage, manche Geſchichte, welche ſich an die und die Inſel oder jenes Gehöft oben auf dem Lande knüpfte. — In Stockholm wurde die Bekanntſchaft mit ihr fortgeſetzt, und Jahr für Jahr haben Briefe ſie gegenſeitig befeſtigt; ſie iſt ein edles Weib, die großen Wahrheiten der Religion und das Poetiſche in den ſtillen Begebenheiten des Lebens haben ſie tief durchdrungen. —

Erſt nach meinem Beſuch in Stockholm kamen die ſchwediſchen Ueberſetzungen meiner Romane heraus, nur meine lyriſchen Gedichte und die „Fußreiſe" waren von einzelnen Schriftſtellern gekannt; dieſe nahmen mich auf das herzlichſte auf, und der durch ſeine humoriſtiſchen Gedichte bekannte, jetzt verſtorbene Dahlgrén ſchrieb mir zu Ehren ein Lied — kurz, ich fand Gaſtfreiheit und Angeſichter mit Sonntagsmienen; Schweden und ſeine Bewohner wurden mir lieb. Die Stadt ſelbſt ſchien mir in ihrer Lage, in ihrer ganzen pittoresken Erſcheinung mit Neapel zu wetteifern; natürlich hat das letztere die Luft und den Sonnenſchein des Südens voraus, aber die Anſicht von Stockholm iſt eben ſo imponirend; ſie hat etwas Verwandtes mit Conſtantinopel, von Pera aus geſehen, nur daß die Minarets mangeln. Es herrſcht eine große Farben-Mannigfaltigkeit in der Hauptſtadt Schwedens: weißübertünchte Gebäude, rothangeſtrichene Holzhäuſer, Baracken von Raſen mit blühenden Pflanzen, Tannen und Birken blicken zwiſchen den Häuſern hervor und die Kirchen mit Kugeln und Thürmen, die Straßen in Södermalm ſteigen mit Holztreppen hoch vom Mälarſee auf, welcher von Booten, die von buntgekleideten Frauen gerudert werden, und von rauchenden Dampfbooten wimmelt. — Von Oerſted war ich an den berühmten Berzelius empfohlen, welcher mir eine gute Aufnahme in dem alten Upſala verſchaffte; von dort kehrte ich wieder nach Stockholm zurück. Stadt, Land und Volk wurden mir lieb, es ſchien mir, wie geſagt, daß die Grenzen meiner Heimath hinausgerückt waren, und nun erſt fühlte ich die Verwandſchaft der drei Völker; in dieſem Gefühl ſchrieb ich ein „ſkandinaviſches Lied,“ einen Lobvers für jede der drei Nationen, für das Eigenthümliche und Beſte bei einer jeden von ihnen. „Man kann ſehen, daß die Schweden viel aus ihm gemacht haben,“ war das Erſte, was ich daheim über dieſes Lied hörte. — Jahre verſtrichen, die Nachbaren verſtanden einander beſſer, Oehlenſchläger, Friederike Bremer und Tegnér brachten ſie gegenſeitig dazu, ihre Schriftſteller zu leſen, ſie gewannen einander lieb, und der thörichte Reſt der alten Feindſchaft, der ſich nur darauf gründete, daß ſie ſich nicht kannten, verſchwand; jetzt herrſcht ein ſchönes herzliches Verhältniß zwiſchen Schweden und Dänen. In Kopenhagen wurde ein ſkandinaviſcher Verein errichtet; nun kam mein Lied zu Ehren und da wurde geſagt: es wird Alles überleben was Anderſen geſchrieben hat, was eben ſo unrichtig war, als wenn man ſagte, daß es nur das Product der geſchmeichelten Eitelkeit ſei; jetzt wird dieſes Lied in Schweden wie in Dänemark geſungen. —

Nach meiner Heimkehr fing ich an, fleißig Geſchichte zu ſtudiren, und machte mich ferner mit der fremden Literatur bekannt; doch das Buch, welches mich am meiſten anſprach, war das der Natur, und beim Sommeraufenthalt auf fühnenſchen Landgütern, beſonders auf dem mitten im Walde höchſt romantiſch gelegenen Lykkesholm und dem gräflichen Gut Glorup, bei deren Beſitzer ich die freundlichſte Aufnahme fand, lernte ich anf meinen einſamen Wanderungen ſicher mehr, als die Schule mir an Weisheit geben konnte. — In Kopenhagen war mir ſchon damals, wie in ſpäterer Zeit, Collin's Haus ein zweites Vaterhaus; hier hatte ich Eltern und Geſchwiſter. Das Geſellſchaftsleben ſtand mir in den beſten Kreiſen offen und das Studentenleben intereſſirte mich; hier lebte ich mich in das Intereſſe der Jugend hinein. Das Studentenleben Kopenhagens iſt übrigens verſchieden von dem der deutſchen Städte und war gerade zu jener Zeit eigenthümlich und lebendig; für mich erreichte es ſeinen Höhepunkt im Studentenverein, wo Studenten und Profeſſoren ſich treffen; keine Grenze iſt hier zwiſchen den jüngern und ältern Gelehrten gezogen. In dieſem Verein fand man Zeitungen und Bücher verſchiedener Länder, einmal wöchentlich las ein Schriftſteller hier ſein jüngſtes Werk vor, mitunter wurde auch ein Concert oder eine burlesk eigenthümliche Darſtellung veranſtaltet; hier entſtanden, ſo zu ſagen, die erſten däniſchen Volkscomödien, wozu die Geſchichte des Tages auf eine unſchuldige, aber immer witzige und beluſtigende Weiſe benutzt wurde. Manchmal wurden Vorſtellungen vor Damen zum Beſten eines oder des anderen edelen Zwecks gegeben, ſo wie in der letzten Zeit, um zu Thorwaldſen's Muſeum beizutragen, um für die Univerſität Biſſen's Statuen in Marmor ausführen zu laſſen und dergleichen mehr. Die Profeſſoren und Studenten führten die Rollen aus; ich trat auch einige Mal auf und überzeugte mich, daß meine Furcht, mich auf der Bühne zu zeigen, weit größer war, als das Talent, welches ich vielleicht beſitzen mochte. Außerdem ſchrieb und arrangirte ich mehrere Stücke und lieferte ſo meinen Beitrag; einige Bilder aus jener Zeit, namentlich das Leben im Studentenverein, habe ich im Roman: „O. Z.“ wiedergegeben. Die Laune, die Lebensluſt, welche an manchen Stellen in dieſem Buche und in einigen zu jener Zeit geſchriedenen dramatiſchen Stücken hervortritt, haben ihre Quelle in dem Collin'ſchen Hauſe, wo in dieſer Richtung gut auf mich eingewirkt wurde, ſo daß meine geiſtige Kränklichkeit nicht die Oberherrſchaft gewann; Collin's älteſte verheirathete Tochter übte mit ihrer kecken Laune und ihrem Witz beſonders großen Einfluß auf mich; wenn der Geiſt weich und elaſtiſch wie die Meeresfläche iſt, dann ſpiegelt er gleich dieſer ſeine Umgebung ab. —

Meine Schriften gehörten in meiner Heimath zu denen, die immer gekauft und geleſen wurden; für jeden neuen Roman erhielt ich deshalb auch ein höheres Honorar; wenn man freilich annimmt, wie enge Grenzen die däniſche Leſewelt hat, ſo wird man einſehen, daß das Honorar nicht das reichlichſte ſein konnte; indeſſen hatte ich zu leben! Collin, welcher zu den Menſchen gehört, die mehr thun als ſie verſprechen, war mein Helfer, mein Troſt, meine Stütze. —

Zu jener Zeit war der jetzt verſtorbene Graf Conrad von Rantzau-Breitenburg, ein Holſteiner, Geheimer Staatsminiſter in Dänemark; er war eine edele, liebenswürdige Natur, ein fein gebildeter Mann mit echt ritterlichem Sinn. Er folgte genau den Bewegungen in der deutſchen und däniſchen Literatur; in ſeiner Jugend war er viel gereiſt und hatte ſich lange in Spanien und Italien aufgehalten. Er las meinen „Improviſator" im Original, fühlte ſich davon lebhaft ergriffen, und ſprach ſich bei Hofe und in ſeinen Kreiſen auf das Wärmſte über dieſes Buch aus. Es blieb nicht dabei, er ſuchte mich auf und wurde mir ein Wohlthäter und Freund. Eines Vormittags, als ich einſam in meinem kleinen Zimmer ſaß, ſtand der freundliche Mann zum erſten Mal vor mir; er gehörte zu den Menſchen, zu denen man ſogleich Vertrauen faßt; er bat mich, ihn zu beſuchen, und fragte mich unumwunden, ob es Nichts gäbe, worin er mir von Nutzen ſein könne. Ich deutete an, wie drückend es ſei, ſchreiben zu *müſſen*, um zu leben, immer an den morgenden Tag denken zu müſſen, und nicht ſorgenfreier ſich entwickeln und wirken zu können; er drückte freundlich meine Hand und gelobte, mir ein wirkſamer Freund zu werden; Collin und Oerſted ſchloſſen ſich ihm ſicher im Stillen an und wurden meine Fürſprecher. —

Schon mehrere Jahre lang hatte unter König Friedrich dem Sechſten eine Einrichtung beſtanden, welche der däniſchen Regierung zu großer Ehre gereicht, nämlich die, daß, obgleich eine bedeutende Summe jährlich zu Reiſeſtipendien für jüngere Gelehrte und Künſtler verwendet wird, außerdem einzelnen von dieſen, die keine Amtseinnahme beſitzen, noch eine Art jährlichen Gehalts bewilligt wird; an dieſer Unterſtützung haben alle unſere bedeutendſten Dichter Theil gehabt, wie Oehlenſchläger, Ingemann, Heiberg, C. Winther und andere. Hertz hatte gerade damals einen ſolchen Gehalt empfangen und ſeine Zukunft war ſo mehr geſichert worden; es war meine Hoffnung und mein Wunſch, daß mir daſſelbe Glück zu Theil werden möchte, und es geſchah. Friedrich VI. bewilligte mir für die Zukunft 200 Species jährlich. Ich war von Dankbarkeit und Freude erfüllt; ich brauchte nun nicht mehr ſchreiben zu müſſen, um zu leben, ich hatte in möglichen Krankheitsfällen eine ſichere Stütze, ich war weniger abhängig von den mich umgebenden Menſchen; ein neuer Abſchnitt in meinem Leben begann. —

Druck von Fr. Ries in Leipzig.

H. C. Anderſen's

Geſammelte Werke.

Vom

Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe.

Zweiter Band.

Das Märchen meines Lebens.

Zweiter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Das

Märchen meines Lebens

ohne Dichtung.

Eine Skizze

von

H. C. Andersen.

Zweiter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Das

Märchen meines Lebens.

VI.

Von dieſem Tage an war es, als ob ein beſtändigerer Sonnenſchein in mein Herz gekommen wäre. Ich fühlte ſelbſt mehr Ruhe, mehr Sicherheit; es wurde mir klar, indem ich auf mein früheres Leben zurückblickte, daß eine liebende Vorſehung über mich wache, daß Alles wie durch eine höhere Fügung für mich geleitet war, und je feſter eine ſolche Ueberzeugung wird, deſto ſicherer fühlt man ſich. Die Kindheit hatte ich hinter mir, mein Jugendleben begann eigentlich erſt von dieſer Zeit an; bisher war es nur ein ſchwieriges Schwimmen gegen den Strom. Mein Lebensfrühling fing an; aber der Frühling hat auch ſeine trüben Tage, ſeine Stürme, bevor es klarer Sommer wird; ſie ſind da, um zu entwickeln, was da reifen ſoll. —

Was mir einer meiner liebſten Freunde auf einer meiner ſpäteren Reiſen nach dem Auslande ſchrieb, kann als Einleitung zu dem, was ich hier erzählen muß, dienen. Er ſchrieb in ſeinem eigenthümlichen Styl: „Es iſt Ihre auserleſene Einbildungskraft, die ſogleich die Geſchichte erfindet, daß Sie in Dänemark verachtet ſind: das iſt ja eine Unwahrheit! Sie und Dänemark vertragen ſich vortrefflich, und würden ſich noch beſſer vertragen, wenn es kein Theater in Dänemark gäbe; hinc illae lacrymae! Dieſes verdammte Theater, iſt das denn Dänemark, und ſind Sie nichts Anderes als ein Theaterſchriftſteller?“ — Hierin liegt eine Kernwahrheit; das Theater iſt die Höhle geweſen, aus der die meiſten böſen Stürme über mich losgebrochen ſind. Es iſt ein eigenes Volk, das Theatervolk, ebenſo verſchieden von Andern, als Beduinen von Deutſchen; von dem erſten Statiſten bis zum erſten Liebhaber ſetzt jeder Einzelne ſich in der Regel in die eine Wagſchale und legt die ganze übrige Welt in die andere. Das däniſche Theater iſt ein gutes Theater, ja es kann dem Burgtheater in Wien an die Seite geſtellt werden; aber das Theater in Kopenhagen ſpielt in der Converſation eine zu große Rolle und hat in den meiſten Kreiſen eine zu große Bedeutung. Ich kenne die Bühnen und Bühnenkünſtler anderer großen Städte nicht genau genug und kann ſie deshalb nicht mit unſerm Theater vergleichen; aber dieſes hat zu wenig militairiſche Disciplin, und dieſe gehört dazu, wo viele Individuen ein Ganzes bilden ſollen, ſelbſt wenn dies ein künſtleriſches Ganzes iſt. Die bedeutendſten dramatiſchen Dichter haben in Dänemark — das will ſagen in Kopenhagen, denn nur dort iſt ein Theater — ihre Noth. Diejenigen Schauſpieler und Schauſpielerinnen, die durch Talent oder Volksgunſt die erſten ſind, ſtellen ſich ſehr häufig über die Direction, über den Verfaſſer; dieſer muß ihnen ſeinen Dank darbringen, er muß ſuchen mit ihnen auf gutem Fuß zu ſtehen, weil ſie eine Rolle verderben oder — was oft eben ſo ſchlimm iſt — vor der Aufführung eine Meinung über das Stück im Publicum verbreiten könnten; es giebt dann eine Kaffeehaus-Kritik, bevor noch Jemand etwas von der Arbeit wiſſen ſollte. Es iſt auch charakteriſtiſch für die Kopenhagener ſelbſt, daß, wenn ein neues Stück aufgeführt werden ſoll, man nicht ſagt: „ich freue mich darauf,“ ſondern: „es wird wohl wieder nichts taugen; wird es ausgepfiffen werden?“ Das Pfeifen ſpielt eine große Rolle, und iſt eine Beluſtigung, die das Haus füllt; aber es iſt nicht der ſchlechte Schauſpieler, der ausgepfiffen wird, nein, nur der Dichter und der Componiſt ſind die beiden Sünder, für die das Schaffot errichtet iſt. Fünf Minuten iſt die ordnungsmäßige Zeit, und dann ertönen die Pfeifen, und die ſchönen Damen lächeln und freuen ſich, wie die Spanierinnen bei ihren blutigen Stiergefechten. Alle unſere bedeutendſten dramatiſchen Schriftſteller ſind ausgepfiffen worden, wie Oehlenſchläger, Heiberg, Overſkou und andere, nicht zu ſprechen von fremden Claſſikern, z. B. Molière.

Das Theater iſt inzwiſchen der Wirkungskreis, der für den däniſchen Schriftſteller, deſſen Publicum ſich nicht weit über die Grenze hinaus erſtreckt, der einträglichſte iſt. Das hatte mich dazu veranlaßt, die früher erwähnten Opern-Texte zu ſchreiben, wegen deren ich ſo ſtreng beurtheilt wurde; ein innerer Drang trieb mich ſpäter dazu, noch einige andere Arbeiten zu liefern. Collin war nicht mehr Theaterdirector, Juſtizrath Molbech hatte ſeine Stelle erhalten; die Tyrannei, die jetzt begann, artete in das Komiſche aus. Ich glaube, daß im Laufe der Zeit die geſchriebenen Cenſur-Bücher, die das Theater aufbewahrt, und worin Molbech ſich gewiß über angenommene und verworfene Stücke ausgeſprochen hat, eine merkwürdige Charakteriſtik abgeben werden. Ueber Alles, was ich ſchrieb, wurde der Stab gebrochen! Ein Ausweg für mich, um meine Stücke auf die Bühne zu bringen, war, ſie denjenigen Schauſpielern zu ſchenken, die im Sommer für eigene Rechnung Vorſtellungen gaben. Zu einer Decoration, die zu einem anderen Stücke gemalt worden war, welches durchfiel, ſchrieb ich im Sommer 1839 das Vaudeville „der Unſichtbare auf Sprogö“; die ausgelaſſene Luſtigkeit im Stücke verſchaffte dieſem die Gunſt des Publicums in dem Grade, daß ich für daſſelbe die Annahme der Direction erreichte, und noch jetzt geht dieſe leicht ſkizzirte Arbeit über die Bühne und hat eine Anzahl von Darſtellungen erlebt, die ich nicht geahnt hätte.

Dieſer Beifall gereichte mir jedoch nicht weiter zum Vortheil, denn jede meiner ſpäteren dramatiſchen Arbeiten verſchaffte mir nur Verwerfung und Aerger. Deſſenungeachtet faßte ich, von der Idee und vom Gegenſtande der kleinen franzöſiſchen Erzählung „les épaves“ ergriffen, den Vorſatz, dieſelbe dramatiſch zu bearbeiten, und da ich ſo oft gehört hatte, daß ich keine Beharrlichkeit beſäße, einen Stoff durchzuarbeiten, beſchloß ich, dieſes neue Drama, „der Mulatte,“ von Anfang bis zu Ende auf das Fleißigſte durchzuführen und zwar in wechſelnden immer gereimten Verſen, wie ſie damals Mode waren. — Es war ein fremder Stoff, den ich benutzte; wenn aber Verſe Muſik ſind, ſo verſuchte ich wenigſtens dem Text meine Muſik unterzulegen und die Dichtung eines Anderen in mein geiſtiges Blut übergehen zu laſſen; man ſollte auf dieſe Weiſe nicht, wie früher bei den Romanen Walter Scott's, ſagen können, daß die Dichtung für die Bühne verſchnitten oder zugeſchnitten ſei. — Das Stück wurde fertig und von tüchtigen Männern, älteren Freunden, und einigen Schauſpielern, die darin auftreten ſollten, für vortrefflich erklärt; eine reiche dramatiſche

Handlung lag im Stoffe, und meine Lyrik bekleidete dieſe ſo mit friſchem Grün, daß man befriedigt ſchien. Das Stück wurde eingereicht und von Molbech verworfen. Es war bekannt genug, daß, was er für die Bühne pflegte, dort ſchon am erſten Abend verwelkte, was er aber als Unkraut auf den Weg warf, eine Blume für den Garten wurde, — immer ein Troſt für mich. Der Mitdirector, Geheime-Etatsrath **Adler**, ein Mann von Geſchmack und Billigkeit, wurde der Beſchützer meiner Arbeit; und weil darüber ſchon ein ſehr günſtiges Urtheil im Publicum herrſchte, nachdem ich es Mehreren vorgeleſen hatte, wurde es zur Aufführung beſtimmt; ich hatte die Ehre, es meinem jetzigen Könige und der Königin vorzuleſen, die mich liebreich und freundlich aufnahmen und von denen ich ſeit jener Zeit mehrfache Beweiſe der Gnade und Herzlichkeit empfangen habe. Der Tag der Aufführung erſchien, die Zettel waren angeſchlagen, die ganze Nacht hatte ich vor Unruhe und Erwartung kein Auge geſchloſſen, die Leute ſtanden ſchon in Reihen vor dem Theater, um Billets zu erlangen — da jagten Staffetten durch die Straßen, ernſte Gruppen verſammelten ſich, die Trauerkunde erſcholl: daß dieſen Morgen der König **Friedrich der VI.**, geſtorben ſei. —

Zwei Monate lang war nun das Theater geſchloſſen, und wurde unter Chriſtians des Achten Regierung mit meinem Drama „der Mulatte“ eröffnet, welches mit dem jubelndſten Beifall aufgenommen wurde; aber ich konnte die Freude darüber nicht ſogleich faſſen, ich fühlte mich nur von einer Spannung befreit und athmete leichter. Das Stück wurde in einer Reihe von Darſtellungen mit gleichem Beifall aufgenommen, Viele ſtellten dieſe Arbeit hoch über alle meine früheren und meinten, daß mit dieſem meine eigentliche Dichterbahn begönne. Es wurde bald ins Schwediſche überſetzt und mit Beifall auf dem königlichen Theater in Stockholm gegeben; reiſende Schauſpieler führten es in den kleineren Städten im Nachbarlande auf, eine däniſche Geſellſchaft gab es in der Originalſprache in der ſchwediſchen Stadt Malmö, und eine Schaar Studenten aus der Univerſitätsſtadt Lund nahm es mit Jubel auf. Ich war gerade eine Woche zuvor zum Beſuch auf einigen ſchwediſchen Landgütern, wo ich ſo herzlich aufgenommen wurde, daß die Erinnerung daran nie aus meiner Bruſt verlöſchen wird; ich erhielt da im Auslande die erſte öffentliche Ehrenbezeugung, die einen tiefen unvergeßlichen Eindruck auf mich hervorgebracht hat. Von einigen Studirenden in Lund wurde ich eingeladen, i[illegible]te Stadt zu beſuchen. Hier war eine Feſtmahlzeit für mich veranſtaltet, Reden wurden gehalten, Toaſte ausgebracht, und als ich am Abend in einem Familienkreiſe war, wurde ich davon benachrichtigt, daß die

Studirenden mir eine Serenade bringen würden. Ich fühlte mich wahrhaft ergriffen von dieſer Nachricht, mein Herz ſchlug fieberhaft, als ich die dichte Schaar, mit ihren blauen Mützen, ſich Arm in Arm dem Hauſe nähernd erblickte; ich empfand ein Gefühl der Demuth, ein recht lebendiges Bewußtſein meiner Mängel, daß ich mich gleichſam zur Erde gebeugt fühlte, indem man mich erhob; als ſie alle ihre Häupter entblößten, während ich hervortrat, hatte ich meine ganze Kraft vonnöthen, um nicht in Thränen auszubrechen. Im Gefühl, daß ich deſſen unwürdig ſei, ſpähten meine Augen umher, ob ſich nicht bei Jemand ein Lächeln über die Lippen ſtahl, aber ich erblickte nichts; es würde mir in dieſem Augenblick die tiefſte Wunde geſchlagen haben. Nach einem Hurrah wurde eine Rede gehalten, aus welcher ich mich deutlich folgender Worte entſinne: „Wenn Ihr Vaterland und die Länder Europa's Ihnen ihre Huldigungen darbringen, dann mögen Sie nicht vergeſſen, daß die erſte, die Ihnen gebracht wurde, von den Lundiſchen Studenten ausging.“ Wenn das Herz warm iſt, wird der ſtarke Ausdruck nicht gewogen; ich fühlte es tief und erwiderte, daß ich von dieſem Augenblick an fühle, daß ich einen Namen be[illegible]n müſſe, um mich dieſer Ehrenbezeugung würdig zu machen. Ich drückte den Nächſtſtehenden die Hände und dankte ihnen ſo tief, ſo innig — ſicher iſt nie eine Dankſagung inniger geweſen. Als ich in das Zimmer zurückkehrte, ging ich bei Seite, um dieſe Spannung, dieſe Ueberwältigung des Gefühles auszuweinen. „Denken Sie nicht mehr daran, ſeien Sie fröhlich mit uns,“ ſagten einige meiner munteren ſchwediſchen Freunde; aber es war ein tiefer Ernſt in meine Seele gekommen. Oft iſt mir die Erinnerung an dieſe Stunde zurückgekehrt; kein edler Menſch, der dieſe Blätter lieſt, wird eine Eitelkeit darin erkennen, daß ich ſo lange bei dieſem Lebensmoment verweilt habe, welcher die Hochmuths-Wurzeln eher verbrannte als ſie nährte. — Mein Drama ſollte nun in Malmö aufgeführt werden, die Studenten wollten es ſehen, aber ich beeilte meine Abreiſe, um nicht im Theater zu ſein. Mit Dank und Freude fliegen meine Gedanken nach der ſchwediſchen Univerſitätsſtadt, doch ich ſelbſt bin ſeitdem nicht wieder dort geweſen. — In ſchwediſchen Blättern wurde die mir erwieſene Ehre beſprochen und hinzugefügt, man ſei nicht unbekannt damit, daß mich einzelne Cliquen in meinem Vaterlande verfolgten, dies könne aber die Nachbarn nicht hindern, mir eine ſolche Huldigung darzubringen.

Als ich nach [illegible]nhagen zurückkam, fühlte ich erſt recht, wie herzlich die Schweden mich aufgenommen hatten; bei einzelnen meiner älteren geprüften Freunde fand ich die innigſte Theilnahme, ich erblickte Thränen in ihren Augen, Thränen der

Freude über die mir erwieſene Ehre und beſonders, ſagten ſie, über die Art und Weiſe, wie ich dieſe aufgenommen. Es giebt für mich nur eine Art; gerade bei der Freude fliehe ich mit Dank zu Gott. — Einzelne lächelten über den Enthuſiasmus, einige Stimmen erhoben ſich ſchon gegen den Mulatten, „der Stoff war ja entlehnt;“ die franzöſiſche Erzählung wurde genau durchgegangen. Das allzugroße Lob, welches ich erhalten hatte, machte mich nun empfindlich gegen den Tadel, ich konnte ihn weniger als früher ertragen und ſah nun auch deutlicher, daß er nicht aus Intereſſe für die Sache entſpränge, ſondern nur geäußert wurde, um mich zu ärgern. Mein Gemüth war übrigens friſch und elaſtiſch; ich faßte gerade zu jener Zeit die Idee zum „Bilderbuch ohne Bilder“ und führte ſie aus. Dieſes kleine Buch ſcheint, nach den Recenſionen und der Zahl der Auflagen zu urtheilen, in Deutſchland ein ungewöhnliches Glück gemacht zu haben; auch ins Schwediſche wurde es überſetzt und mir zugeeignet; daheim wurde es weniger beachtet, man ſprach nur von dem „Mulatten“ und zuletzt nur von dem entlehnten Stoff zu dieſem. — Da beſchloß ich, eine neue dramatiſche Arbeit zu liefern, worin die Begebenheit und Entwickelung, kurz Alles eigene Erfindung ſein ſollte; ich hatte ſchon die Idee und ſchrieb nun die Tragödie: „das Maurenmädchen,“ indem ich durch dieſe allen Liebloſen den Mund zu ſtopfen und meinen Platz als dramatiſcher Dichter zu behaupten gedachte. Ich hoffte zugleich, durch die Einnahme von dieſem Stück verbunden mit dem Ertrage für den Mulatten eine neue Reiſe nicht allein nach Italien, ſondern auch nach Griechenland und der Türkei beſtreiten zu können. Meine erſte Reiſe hatte mehr als alles Andere auf meine geiſtige Entwickelung eingewirkt, ich war daher voll Reiſeluſt und erfüllt von dem Streben, mir mehr Kenntniſſe der Natur und des Menſchenlebens anzueignen. —

Heiberg gefiel mein neues Stück und überhaupt mein dramatiſches Treiben nicht; ſeine Frau — mir ſchien die Hauptrolle wie für ſie geſchrieben — ſchlug es und zwar nicht eben in der freundlichſten Weiſe ab, ſie zu ſpielen; tief verletzt ging ich fort. Ich beklagte mich bei Einzelnen darüber; ob das nun wiedererzählt worden oder ob ein Beklagen über den Liebling des Publicums ein Verbrechen iſt, genug von dieſem Augenblick an wurde Heiberg mein Gegner, er, deſſen geiſtigen Werth ich ſo hoch ſchätzte, er, dem ich mich ſo gern angeſchloſſen hätte und dem ich mich mehrere Mal, ich darf es ſagen, mit der ganzen Innigkeit meiner Natur genähert hatte. Ich habe ſtets ſeine Gattin für eine ſo ausgezeichnete Künſtlerin gehalten und bin noch immer ſo ſehr dieſer Meinung, daß ich keinen Augenblick Anſtand nehme zu behaupten, ſie würde einen europäiſchen Ruf haben, wäre die däniſche

Sprache ſo verbreitet wie die deutſche oder die franzöſiſche; in der Tragödie iſt ſie bei dem Geiſte und der Genialität, mit denen ſie jede Rolle auffaßt, eine höchſt intereſſante Erſcheinung, und im Luſtſpiel ſteht ſie unübertrefflich da. —

Das Unrecht mag nun auf meiner Seite ſein oder nicht, gleichviel, eine Partei war gegen mich; ich ſtand gekränkt, gereizt durch mehrere zuſammentreffende Unannehmlichkeiten da, ich fühlte mich unbehaglich in der Heimath, ja ſogar halb krank; ich überließ daher mein Stück ſeinem Schickſal, und leidend und verſtimmt eilte ich fort. In dieſer Stimmung ſchrieb ich eine Vorrede zum „Maurenmädchen,“ die allzudeutlich mein krankes Gemüth verräth. Wollte ich dieſen Abſchnitt meines Lebens anſchaulicher und klarer darſtellen, ſo würde dies ein Eindringen in die Myſterien des Theaters, ein Auseinanderſetzen unſerer äſthetiſchen Cliquen und ein Hervorheben vieler einzelnen Perſonen, die nicht in die Oeffentlichkeit gehören, erfordern. Mancher würde an meiner Stelle gleich mir krank oder heftig erzürnt worden ſein — das Letztere wäre wohl das Vernünftigſte geweſen.

Bei meiner Abreiſe veranſtalteten mehrere meiner jungen Freunde unter den Studenten ein Feſt für mich; unter den Aelteren, die mich hier empfingen, befanden ſich Collin, Oehlenſchläger und Oerſted. Es war etwas Sonnenſchein in meine Verſtimmtheit; Lieder von Oehlenſchläger und

Hillerup wurden geſungen, und ich fand Herzlichkeit und Freundſchaft, indem ich betrübt die Heimath verließ. Es war im October 1840. —

Ich ging zum zweiten Mal nach Italien und von dort nach Griechenland und Konſtantinopel — eine Reiſe, die ich auf meine Art in „eines Dichters Bazar“ erzählt habe.

In Holſtein blieb ich einige Tage bei dem Grafen Rantzau-Breitenburg, der mich früher eingeladen hatte und deſſen Stammſchloß ich jetzt zum erſten Mal beſuchte; ich lernte die reiche holſteiniſche Natur, Haide und Marſchland, kennen und eilte dann über Nürnberg nach München, wo ich Cornelius und Schelling wieder traf und von Kaulbach und Stieler freundlich aufgenommen wurde; wohl warf ich einen Blick in Münchens Künſtlerleben, ging aber doch größten Theils meinen eigenen einſamen Weg, bald erfüllt von Lebensluſt, noch öfter wieder an meinen Kräften zweifelnd. Ich beſaß ein eigenes Talent, bei den Schattenſeiten des Lebens zu verweilen, das Bittere aufzuſuchen und gerade davon zu koſten, und verſtand es ganz ausgeſucht mich ſelbſt zu plagen. —

Zur Winterzeit ging ich über den Brenner, war einige Tage in Florenz, das ich früher auf längere Zeit beſucht hatte, und kam gegen das Weihnachtsfeſt nach Rom. Ich ſah hier die herrlichen Kunſtſchätze wieder, traf alte Freunde und erlebte wieder einen Carneval und Moccoli; aber nicht ich allein war körperlich krank, die Natur um mich her ſchien ebenfalls zu kränkeln, es herrſchte nicht die Ruhe, die Friſche, als da ich das erſte Mal in Rom war. Die Erde bebte, die Tiber ſtieg bis in die Straßen hinauf, Fieber graſſirten und rafften Viele hinweg; in wenigen Tagen verlor Fürſt Borgheſe ſeine Gemahlin und drei Söhne. Regen und Wind herrſchten, kurz es war unheimlich, und von der Heimath wurden mir auch nur kalte Umſchläge geſandt. Man ſchrieb mir, daß „das Maurenmädchen“ aufgeführt und einige Mal ruhig über die Bühne gegangen ſei; aber, wie ich es vorausgeſehen, nur ein kleines Publicum hatte ſich eingefunden, und die Direction legte deshalb das Stück bei Seite. Andere Kopenhagener Briefe an Landsleute in Rom ſprachen Begeiſterung für ein neues Werk von Heiberg aus, eine ſatyriſche Dichtung: „eine Seele nach dem Tode;“ es ſei ſo eben herausgekommen, ſchrieb man, ganz Kopenhagen ſei davon erfüllt und „Anderſen werde darin köſtlich mitgenommen.“ Das Buch war vortrefflich und ich war darin lächerlich gemacht, das war Alles, was ich hörte, Alles, was ich wußte; niemand erzählte mir, was eigentlich von mir geſagt worden ſei, worin das Beluſtigende, das Lächerliche lag. Es iſt doppelt peinlich, verſpottet zu werden, wenn man nicht weiß, worüber geſpottet wird. Die Nachricht wirkte gleich geſchmolzenem Blei, das in eine Wunde getröpfelt wird, und ſchmerzte mich tief. Erſt nach meiner Heimkehr las ich dieſes Buch und fand, daß, was darin über mich geſagt werden, an ſich ſelbſt nichts war, was ſich zu Herzen zu nehmen der Mühe verlohnte. Es war ein Scherzen über meine Berühmtheit „von Schonen bis zum Hundsrück,“ welche Heiberg nicht gefiel; ſodann ließ er meinen „Mulatten“ und das „Maurenmädchen“ in der Hölle aufführen, wo — und das war das Witzigſte — die Verdammten beide Stücke an Einem Abend ſehen mußten und dann hingehen und ſich ruhig niederlegen konnten. Die Dichtung fand ich übrigens ſo vortrefflich, daß ich faſt an Heiberg geſchrieben und ihm meinen Dank dafür dargebracht hätte; aber ich beſchlief dieſen Entſchluß, und als ich erwachte und ruhiger war, fürchtete ich, daß ein ſolcher Dank mißverſtanden werden könnte, und unterließ ihn deshalb. —

In Rom ſah ich, wie geſagt, das Buch nicht, ich hörte nur die Pfeile ſauſen und verwunden, kannte aber das Gift nicht, das in ihnen verborgen ſein konnte. Es war mir, als wäre Rom keine glückbringende Stadt; auch als ich das erſte Mal hier war, verlebte ich finſtere, bittere Tage. Ich war krank, eigentlich das erſte Mal in meinem Leben körperlich krank, und beeilte mich fort zu kommen.

Der däniſche Dichter Holſt war damals in Rom; er hatte in dieſem Jahr ein Reiſeſtipendium erhalten. Holſt hatte ein Trauergedicht über König Friedrich VI. geſchrieben, es ging von Mund zu Mund und weckte einen Enthuſiasmus, ungefähr wie Becker's gleichzeitiges Rheinlied in Deutſchland. Er wohnte in Rom in demſelben Hauſe mit mir und erwies mir viele Theilnahme; mit ihm machte ich die Reiſe nach Neapel, wo, ungeachtet es im März war, die Sonne nicht recht ſcheinen wollte und der Schnee rings umher auf den Bergen lag. Es war Fieber in meinem Blut, ich litt geiſtig und körperlich, und bald lag ich ſo heftig ergriffen darnieder, daß ſicher nur ein ſchneller Aderlaß, zu dem mein vortrefflicher neapolitaniſcher Wirth mich nöthigte, mein Leben rettete.

In wenigen Tagen wurde mein Befinden merklich beſſer und ich fuhr nun mit einem franzöſiſchen Kriegsdampfſchiffe von Neapel nach Griechenland; Holſt geleitete mich an Bord. Es war, als ob ein neues Leben für mich aufgehen ſollte, und in Wahrheit geſchah dies; ſteht es nicht leſerlich in meinen ſpäteren Schriften, ſo gab es ſich doch in meinen Lebensanſichten, in meiner ganzen inneren Entwickelung kund. Als ich meine europäiſche Heimath hinter mir liegen ſah, war mir zu Muthe, als ginge ein Strom des Vergeſſens über alle bitteren und kränkenden Erinnerungen hin; ich fühlte Geſundheit in meinem Blute, Geſundheit in meinen Gedanken, friſch und muthig erhob ich wieder das Haupt.

Wie eine Schweiz, mit einem höheren und klareren Himmel als der Italiens, lag Griechenland vor mir; die Natur brachte einen tiefen, ernſten Eindruck auf mich hervor; ich empfand das Gefühl, auf dem großen Wahlplatz der Welt zu ſtehen, wo Nationen gekämpft hatten und zu Grunde gegangen waren. Kein einzelnes Gedicht kann ſolche Größe umfaſſen; jedes ausgebrannte Flußbett, jede Anhöhe, jeder Stein haben große Erinnerungen zu erzählen — wie klein erſcheinen nicht die Unebenheiten des Alltagslebens an einem ſolchen Ort! Ein Reichthum von Ideen durchſtrömte mich und in einer ſolchen Fülle, daß keine auf dem Papier haftete. Den Gedanken, daß das Göttliche hier auf Erden ſeinen Kampf zu beſtehen hat, daß es hier verſtoßen wird, aber doch wieder ſiegreich durch alle Jahrhunderte geht, hatte ich Luſt auszuſprechen, und fand in der Sage vom ewigen Juden ein Motiv dafür. Schon ſeit einem Jahr tauchte dieſe Dichtung in meinen Gedanken auf, oft erfüllte ſie mich ganz; ich glaubte mitunter, wie der Schatzgräber, meinen Schatz gehoben zu haben, da verſank er plötzlich wieder und ich zweifelte daran, ihn jemals an das Tageslicht bringen zu können. Ich fühlte, welche

Maſſe von Kenntniſſen ich mir erſt in verſchiedenen Richtungen würde aneignen müſſen. — Oft, wenn ich daheim Vorwürfe über das, was ſie Mangel an Studium nannten, hören mußte, hatte ich tief in die Nacht hinein geſeſſen und Geſchichte oder Hegel's Philoſophie der Geſchichte ſtudirt. Ich ſprach nicht davon, denn ſonſt würde man ſogleich von anderen Studien geſprochen haben, ſo wie eine belehrende Dame es machte, welche ſagte, daß die Leute Recht hätten zu beklagen, daß ich nicht Studium genug beſäße. „Sie haben ja keine Mythologie,“ ſagte ſie, „in allen Ihren Gedichten kommt nicht ein einziger Gott vor! Sie müſſen Mythologie treiben, Racine und Corneille leſen.“ Das nannte ſie Studium, und ſo hatte gewiß ein Jeder etwas Eigenthümliches mir zu empfehlen. — Ich hatte zu meinem Gedicht „Ahasverus“ viel geleſen und aufgezeichnet, aber doch nicht genug; in Griechenland, glaubte ich, würde ſich das Ganze in Klarheit ſammeln. Die Dichtung iſt noch nicht fertig, allein ich hoffe, ſie wird es zu meiner Ehre werden, denn es geht mit den Kindern des Geiſtes, wie mit den irdiſchen: ſie wachſen, während ſie ſchlafen. —

Zu Athen wurde ich von dem Profeſſor Roß, einem gebornen Holſteiner, und meinen däniſchen Landsleuten herzlich aufgenommen; ich fand Gaſtfreiheit und freundſchaftlichen Sinn bei dem herrlichen Prokeſch-Oſten; ſelbſt der König und die Königin nahmen mich höchſt gnädig auf. Meinen Geburtstag feierte ich auf der Akropolis.

Von Athen ſegelte ich nach Smyrna, und es war mir keine kindiſche Freude, einen anderen Welttheil betreten zu können; ich fühlte eine Andacht dabei, gleich der, wenn ich als Kind die alte Kirche in Odenſe beſuchte; ich dachte an Chriſtus, der auf dieſem Boden blutete, ich dachte an Homer, deſſen Geſänge von hier aus ewig über die Erde ertönen. Aſiens Küſte hielt mir ihre Predigt, die vielleicht ergreifender war, als irgend eine Predigt in einer Kirche es ſein kann. —

In Konſtantinopel verlebte ich eilf intereſſante Tage; meinem gewöhnlichen Reiſeglück zufolge fiel gerade während meines Aufenthaltes daſelbſt Mahomets Geburtstag; ich ſah die große Illumination, welche mich ganz in Tauſend und eine Nacht verſetzte. — Unſer däniſcher Geſandter wohnt mehrere Meilen von Konſtantinopel entfernt und ich hatte gerade nur Gelegenheit ihn zu ſehen; aber ich fand herzliche Aufnahme bei dem öſterreichiſchen Internuntius Baron v. Stürmer; bei ihm hatte ich eine deutſche Heimath und deutſche Freunde. Die Rückreiſe gedachte ich über das ſchwarze Meer und die Donau hinauf zu machen; allein das Land war in Aufruhr, es hieß, daß mehrere Tauſend

Chriſten ermordet worden wären. Meine Reiſegefährten im Hotel, wo ich wohnte, gaben ihren Plan mit der Donaureiſe auf, zu der ich die größte Luſt hatte, und riethen mir ſämmtlich davon ab. Aber in dieſem Fall mußte ich wieder nach Griechenland zurück und über Italien heimkehren — das war ein ſchwerer Kampf. Ich gehöre nicht zu den Muthigen, ich fühle Angſt beſonders bei kleinen Gefahren; aber bei den größeren und wenn eine Ausbeute zu gewinnen iſt, da habe ich einen Willen und der iſt mit den Jahren feſter geworden; ich kann beben, ich kann mich fürchten, aber ich thue doch das, was ich für das Richtigſte erkenne. Ich ſchäme mich nicht meine Schwäche zu geſtehen; ich glaube, daß, wenn man aus eigenem Antriebe der angeborenen Furcht gerade entgegengeht, man das Seinige gethan hat. — Ich hatte Luſt, das Innere des Landes kennen zu lernen und die Donau in ihrer ganzen Ausdehnung zu befahren; ich kämpfte mit mir ſelbſt, meine Phantaſie malte mir die ſchrecklichſten Begebenheiten vor; es war eine ſchwere Nacht. Am Morgen zog ich Baron Stürmer zu Rath, und da er meinte, daß ich die Reiſe wohl unternehmen könnte, entſchloß ich mich dazu. Von dem Augenblick an, wo mein Entſchluß einmal gefaßt iſt, habe ich ein unerſchütterliches Vertrauen zur Vorſehung und füge mich ruhig in mein Schickſal. Es begegnete mir nichts; die Reiſe lief glücklich ab, und nach der für mich peinlichen Quarantaine an der wallachiſchen Grenze erreichte ich Wien am einundzwanzigſten Reiſetage. Der Anblick ſeiner Thürme und das Zuſammentreffen mit vielen Dänen erweckten in mir den Gedanken, bald wieder in der Heimath zu ſein; die Phantaſie beugte mein Haupt und die ſchweren Erinnerungen und Kränkungen traten wieder hervor.

Im Auguſt 1841 war ich wieder in Kopenhagen; dort ſchrieb ich meine Reiſe-Erinnerungen nieder unter dem Titel: „eines Dichters Bazar,“ in mehreren Abtheilungen nach den Ländern. An verſchiedenen Orten im Auslande hatte ich Einzelne gefunden, gleich wie in der Heimath, denen ich mich verbunden fühlte. Ein Dichter iſt wie der Vogel, er giebt was er hat, er giebt einen Geſang; ich wollte gern jedem dieſer Lieben einen ſolchen geben; es war eine flüchtige Idee, geboren, darf ich ſagen, in einem dankbaren Gemüth. Graf Rantzau-Breitenburg, der in Italien gelebt hatte, dieſes Land liebte und mir durch meinen „Improviſator“ ein Wohlthäter und Freund geworden war, mußte den Theil des Buches haben, welcher von dieſem Lande handelte. Lißt und Thalberg, die mir beide mit großer Freundlichkeit entgegengekommen waren, widmete ich, da der eine ein Ungar, der andere ein Oeſterreicher iſt, den Theil, welcher die Donaureiſe enthielt. Man wird, nach dieſen Andeutungen, bei jeder Widmung leicht den Gedanken herausfinden können, der mich dabei geleitet hat. Aber dieſe Zueignungen wurden in meinem Vaterlande als ein neuer Beweis von Eitelkeit betrachtet, „ich wollte mit Namen prahlen, bedeutende Perſonen als meine Freunde nennen.“ Das Buch iſt in mehrere Sprachen überſetzt worden und die Widmungen mit, ich weiß nicht, wie man dieſe auswärts beurtheilt hat; bin ich wie in Dänemark beurtheilt worden, ſo hoffe ich, daß dieſe Erklärung die Meinung darüber ändern wird. In Dänemark verſchaffte mein „Bazar“ mir das anſtändigſte Honorar, was ich bisher erhalten, ein Beweis, daß ich dort endlich geleſen wurde. Eine Kritik erſchien eigentlich nicht, ausgenommen in einigen Tageblättern und ſpäter in einem poetiſchen Verſuch eines jungen Dichters, der ein Jahr zuvor mir ſchriftlich ſeine Liebe und ſeinen Wunſch mich zu ehren bezeugt hatte, der aber nun bei ſeinem erſten Auftreten ſeine — ſatyriſchen Gedichte gegen den Freund ſchleuderte. Ich hielt perſönlich viel von dieſem jungen Manne und habe ihn noch lieb; er hat ſicher mehr an das Glück gedacht, das er machen würde, wenn er in Heiberg's Fahrwaſſer ginge, als daran, daß er mich verwundete. —

Die Zeitungskritik in Kopenhagen war unendlich albern. Man fand es überſpannt, daß ich bei Smyrna die ganze runde, blaue Mondkugel geſehen haben wollte, zu der Zeit als der Neumond erſt anfing; man nannte Phantaſie und Uebertreibung, was dort jeder, der die Augen öffnet, ſehen kann: den Neumond als dunkelblauen ganzen runden Mond. Die däniſchen Kritiker haben gewöhnlich keinen offenen Blick für die Natur; ſelbſt die höchſt vornehme däniſche Monatsſchrift für Literatur tadelte mich einſt, weil ich in einem Gedicht einen Regenbogen bei Mondſchein beſchrieben hatte — das war auch meine Phantaſie, ſagte man, die mich zu weit führe. — Wenn ich im „Bazar“ ſage: „wäre ich Maler, ſo würde ich dieſe Brücke zeichnen, aber ich bin nicht Maler, ich bin Dichter, ich muß deshalb ſagen u. ſ. w.,“ ſo ſagt die Kritik hierüber: „er iſt ſo eitel, daß er uns ſelbſt erzählt, daß er ein Dichter iſt.“ — Es liegt etwas ſo Jämmerliches in ſolcher Kritik, daß man dadurch nicht verwundet wird, aber, ſelbſt wenn man der friedlichſte Menſch iſt, Luſt fühlt, ſolche naſſe Hunde, die in unſer Zimmer kommen und ſich auf die beſten Stellen legen, zu ſchlagen. Es könnte ein ganzes „Narrenbuch“ über alles das Thörichte und Unverſchämte, was ich von meinem erſten Auftreten bis zu dieſer Stunde habe hören müſſen, geſchrieben werden. — „Der Bazar“ wurde indeſſen viel geleſen und machte, was man Glück nennt; ich erhielt gerade bei dieſem Buche viel Ermunterung, viele Anerkennung von Einzelnen, von den

Bedeutendſten im Reiche des Geiſtes in meinem Vaterlande.

Die Reiſe hatte mich geiſtig und körperlich geſtärkt; ich fing an, mir einen feſteren Willen, ein ſichereres Urtheil anzueignen; ich war mit mir ſelbſt und mit den Menſchen um mich her ins Reine gekommen. —

Das politiſche Leben war damals in Dänemark zu einer höheren Entwickelung mit ſeinen guten und ſeinen böſen Früchten gelangt. Die Beredſamkeit, die ſich früher auf demoſtheniſche Weiſe geübt hatte, indem ſie kleine Steine in den Mund nahm, die kleinen Steine des Alltagslebens, bewegte ſich nun freier in den größeren Intereſſen. Ich fühlte keinen Beruf dazu und keine Nothwendigkeit, mich in dergleichen zu miſchen, wie ich denn glaube, daß die Politik in unſerer Zeit ein großes Unglück für manche Dichter iſt; Frau Politica iſt die Venus, welche ſie in ihren Berg verlockt, wo ſie zu Grunde gehen. Es geht mit den Geſängen dieſer Dichter, wie mit den Tageblättern: ſie werden ergriffen, geleſen, geprieſen — und vergeſſen. In unſerm Zeitalter möchten Alle regieren; die Subjectivität macht ihre Macht geltend, man vergißt, daß, was gedacht, nicht immer ausgeführt werden kann, und daß vieles anders ausſieht, wenn es vom Gipfel des Baumes, als wenn es von deſſen Wurzel aus betrachtet wird. Wer von edler Ueberzeugung getrieben wird, der Fürſt, wie der Mann aus dem Volke, wer nur das Gute will, vor dem beuge ich mich. Die Politik iſt nicht meine Sache, Gott hat mir eine andere Aufgabe zugetheilt, das fühlte ich und ich fühle es noch.

Ich traf bei den ſogenannten erſten Familien des Landes eine Anzahl freundlicher herzlicher Menſchen, die das Gute an mir ſchätzten, mich in ihren Kreis aufnahmen und mich an ihrem reichen Sommerleben in ihrem Glücke Theil nehmen ließen, ſo daß ich da unabhängig mich recht der Natur, der Waldeinſamkeit und dem Landleben überlaſſen konnte. Dort lebte ich mich erſt recht in die däniſche Natur hinein, dort dichtete ich die meiſten meiner Märchen. Bei den ſtillen Seeen, in den Wäldern, auf den grünen Grasfeldern, wo das Wild verbeiſprang und der Storch auf ſeinen rothen Beinen einherſchritt, hörte ich keine Politik, keine Polemik, hörte ich niemanden ſich in Hegel'ſchen Redensarten üben; die Natur um mich und in mir predigte mir meinen Beruf. Auf dem alten Giſſelfeld, früher ein Kloſter, mitten in der tiefſten Waldeinſamkeit mit Seeen und Hügeln, verlebte ich glückliche Tage. Die Beſitzerin, die alte Gräfin Danneſkjold, Mutter der Herzogin von Auguſtenburg, war eine liebe vortreffliche Dame; ich war da nicht ein armes Kind des Volkes, ſondern ein freundlich aufgenommener Gaſt; jetzt beſchatten die

Buchen ihr Grab in der freundlichen Natur, mit der ihr Herz verwandt war. Mit noch reicheren Anlagen als Giſſelfeld und in größerer Ausdehnung liegt dicht dabei Bregentved, welches dem däniſchen Finanzminiſter Grafen Moltke gehört. Die Gaſtfreiheit, die ich an dieſem Ort, einer der reichſten und ſchönſten Beſitzungen unſeres Landes, gefunden, und das glückliche Familienleben, das mich hier umgab, hat Sonnenſchein über mein Leben verbreitet. — Es ſieht vielleicht aus, als wollte ich Namen hervorheben und damit prunken, oder als wollte ich den Betheiligten eine Art Dank damit abſtatten; deſſen bedürfen ſie nicht, und ich müßte noch mehrere Namen nennen, wenn ich dieſe Abſicht hätte. Ich nenne aber nur dieſe beiden Orte und das durch Thorwaldſen berühmte Nyſö, welches dem Baron Stampe gehört; hier lebte ich viel mit dem großen Künſtler, hier ſchloß ſich einer meiner theuerſten jungen Freunde, der zukünftige Beſitzer, an mich an. —

Dieſes Leben in den verſchiedenen Kreiſen iſt von großer Wirkung auf mich geweſen; bei den Fürſten, unter dem Adel und bei den Aermſten im Volke habe ich das edle Menſchliche gefunden; im Guten, im Beſten gleichen wir einander Alle! —

Das Winterleben in Dänemark hat auch ſeine Schönheiten, ſeine reiche Abwechſelung; auch da verlebte ich einige

Tage auf dem Lande und faßte das Eigenthümliche in der Natur auf. Die längſte Zeit war ich jedoch in Kopenhagen. Bei Collin's verheiratheten Söhnen und Töchtern, wo ein liebenswürdiger Kinderkreis aufwuchs, fühlte ich mich heimiſch. Mit dem genialen Componiſten Hartmann wurde die Freundſchaft Jahr für Jahr feſter. Kunſt und Naturfriſche gediehen in ſeinem Hauſe; Collin war im practiſchen Leben mein Rathgeber, Oerſted bei jedem neuen Werke. Das Theater wurde, wenn ich es ſo nennen darf, mein Club, den ich jeden Abend beſuchte; ich hatte gerade in dieſem Jahre einen Platz in dem ſogenannten Hofparket erhalten. Ein Autor muß ſich natürlicherweiſe dazu hinaufarbeiten. Nach der erſten angenommenen Arbeit erhält er Zutritt im Parterre, nach der zweiten größeren Arbeit im Freiparket, wo die Plätze der Schauſpieler ſind, und nach drei größeren Arbeiten oder einer Anzahl kleinerer Stücke avancirt der Dichter bis zu den numerirten erſten Plätzen. Hier fand man Thorwaldſen, Oehlenſchläger und mehrere ältere Dichter, hier erhielt auch ich 1840 einen Platz, nachdem ich ſieben Stücke geliefert hatte. Während Thorwaldſen lebte, ſaß ich ſeinem Wunſche gemäß oft an ſeiner Seite. Oehlenſchläger war auch mein Nachbar, und in mancher Abendſtunde — wo keiner davon träumte — ging mir zwiſchen dieſen großen Geiſtern fromme

Demuth durch die Seele. Meines Lebens verſchiedene Perioden ſchwebten mir vor, auch die Zeit, wo ich auf der hinterſten Bank in der Loge der Figurantinnen ſaß, ſo wie die, wo ich kindiſch abergläubiſch im Dunkel dort oben auf der Bühne kniete und mein Vaterunſer betete, gerade vor dem Platz, wo ich nun unter den erſten und bedeutendſten Männern ſaß. Wenn vielleicht ein Landsmann dann über mich gedacht und geurtheilt hat: da ſitzt er zwiſchen den zwei großen Geiſtern, hochmüthig und ſtolz, ſo mag er jetzt aus dieſem Bekenntniß erſehen, wie unrichtig er mich beurtheilt hat; Demuth, Gebet zu Gott um Kraft, mein Glück zu verdienen, erfüllten mein Herz; er laſſe mich immer dieſe Gefühle behalten! Ich fand Freundſchaft ſowohl bei Thorwaldſen als bei Oehlenſchläger, dieſen beiden bedeutendſten Sternen an dem Horizonte des Nordens; ihren Abglanz in mir und um mich darf ich hier hervorheben. —

In Oehlenſchläger's Perſönlichkeit liegt, wenn man ihn nicht im großen Kreiſe ſieht, wo er ſtill und zurückhaltend iſt, etwas ſo Offenes und Kindliches, daß man ſich an ihn anſchließen muß; als Dichter iſt er für den Norden von gleicher Bedeutung, wie Goethe es für Deutſchland war; er iſt in ſeinen beſten Werken ſo durchdrungen von nordiſchem Geiſt, daß derſelbe durch ihn gleichſam für alle Nationen dort aufgegangen iſt. Im Auslande iſt er nicht ſo gewürdigt worden; was man am meiſten von ihm kennt, ſind „Correggio“ und „Aladdin,“ aber gewiß nimmt ſein meiſterhaftes Gedicht „des Nordens Götter“ einen weit höheren Rang ein; das iſt unſere Iliade. Hier iſt Kraft, Friſche — ja mein Ausdruck iſt zu arm, hier iſt Größe, hier iſt der Dichter Oehlenſchläger in ſeiner Geiſtesblüthe. „Hakon Jarl“ und „Palnatoke“ werden in Oehlenſchläger's Dichtung durch Menſchenalter fortleben. Dänemark, Norwegen und Schweden haben ihrem Dichter die größte Anerkennung gezollt und bezeigen ſie ihm noch, und wenn von einem Range im Reiche des Geiſtes die Rede ſein kann, ſo wird er als der Erſte anerkannt. Er iſt der echte geborene Dichter; ewig jung erſcheint er, während er ſelbſt als Aelterer alle Anderen daheim an Fruchtbarkeit übertrifft. — Mit ſeinem freundlichen Gemüth horchte er auf meine erſten lyriſchen Ergüſſe, mit Ernſt und Herz erkannte er den Dichter, der Märchen erzählte. Mein Biograph im „däniſchen Pantheon“ hat mir einen Berührungspunkt mit Oehlenſchläger gegeben, indem er ſagte: „In unſeren Tagen wird die Erſcheinung immer ungewöhnlicher, daß Jemand allein in Folge eines angeborenen Triebes, welcher ſich früh mit der unwiderſtehlichſten Kraft äußert, als Künſtler oder Dichter auftritt. Häufiger wird er durch das Schickſal und die Verhältniſſe gebildet, als daß er durch die Natur ſelbſt zu dieſer Wirkſamkeit geboren zu ſein ſcheint. Bei den meiſten unſerer Dichter tritt oft eine zeitigere Bekanntſchaft mit den Leidenſchaften, frühere innere Erfahrung oder äußere Veranlaſſung an die Stelle des urſprünglichen Naturberufes, und ein ſolcher kann in unſerer eigenen Literatur kaum bei Jemand mit ſo unbeſtreitbarer Beſtimmtheit nachgewieſen werden, als bei Oehlenſchläger und bei Anderſen. Hieraus kann man ſich die Thatſache erklären, daß der Erſtere hier ſo oft Gegenſtand kritiſcher Angriffe geweſen iſt, und daß der Letztere eigentlich erſt im Auslande vollſtändige Anerkennung als Dichter gewonnen hat, wo eine ältere Civiliſation ſchon Abneigung für den Schulzwang und eine Reaction gegen das Natürliche und Friſche zurück herbeigeführt hat, während wir Dänen noch einen frommen Reſpect für das ererbte Joch der Schule und der abgelebten Reflexions-Weisheit hegen.“ —

Thorwaldſen, den ich, wie früher erzählt, zuerſt in Rom in den Jahren 1833 und 1834 kennen lernte, wurde im Herbſt 1838 in Dänemark erwartet, und große feſtliche Vorbereitungen dazu getroffen. Eine Flagge auf einem der Thürme Kopenhagens ſollte als Signal wehen, ſobald das Schiff, welches ihn brachte, ſichtbar wurde. Es war ein Nationalfeſt; Boote, geſchmückt mit Blumen und Flaggen, füllten die Rhede; die Maler, die Bildhauer, Alle hatten ihre Flaggen mit Emblemen, die Studenten führten eine Minerva, den Dichtern hatte man einen goldenen Pegaſus gegeben. Es war nebliges Wetter, und man erblickte das Schiff erſt, als es ſchon nahe bei der Stadt war; nun ſtrömte Alles hin. Die eingeladenen, ich glaube durch Heiberg bezeichneten, Dichter ſtanden bei ihrem Boot, nur Oehlenſchläger und Heiberg waren noch nicht eingetroffen; da ertönten die Schüſſe vom Schiffe, welches ſchon ankerte, und es war zu fürchten, daß Thorwaldſen an das Land gehen würde, bevor wir hinauskämen. Der Wind trug die Töne des Geſanges zu uns herüber, der feſtliche Empfang hatte begonnen; ich wollte ihn ſehen und rief deshalb den Andern zu: „laßt uns hinrudern!“ „Ohne Oehlenſchläger und Heiberg?“ fragte man. „Aber ſie kommen ja nicht, und Alles iſt bald vorbei!“ Einer der Dichter äußerte, daß, wenn dieſe Beiden nicht mit dabei wären, ich doch wohl nicht unter dieſer Flagge fahren wolle, und zeigte auf den Pegaſus. „Den werfen wir in das Boot,“ ſagte ich und nahm ihn von der Stange; nun folgten mir die Andern und wir kamen gerade hin, als Thorwaldſen an das Land fuhr. Oehlenſchläger und Heiberg trafen wir in einem anderen Boot, ſie kamen zu uns herüber, während der Jubel am Ufer begann. — Das Volk zog Thorwaldſen's Wagen durch die Straßen nach ſeiner Wohnung, wo Alle, die nur die mindeſte Bekanntſchaft mit ihm ſelbſt oder mit einem Freund ſeines Freundes hatten, ſich um ihn drängten. Am Abend brachten die Künſtler ihm eine Serenade, der Fackelſchein leuchtete im Garten unter den großen Bäumen; da herrſchte ein Jubel und eine Freude, die wahr und gefühlt war. Jung und Alt eilte zur offenen Thür herein, und der frohe Greis drückte die, welche er kannte, an ſeine Bruſt, gab ihnen ſeinen Kuß und Händedruck. Es war ein Nimbus um Thorwaldſen, der mich ſcheu zurückhielt; mein Herz ſchlug vor Freude, ihn zu ſehen, der mir tröſtend und ſanft im Auslande begegnet, der mich an ſein Herz gedrückt und geſagt hatte, daß wir immer Freunde bleiben müßten; aber hier in dieſem Jubel, wo Tauſende jede ſeiner Bewegungen betrachteten, wo ich von dieſen allen bemerkt und beurtheilt worden wäre — ja verurtheilt als ein eitler Menſch, der nur zeigen wollte, daß auch er Thorwaldſen kenne, und daß dieſer freundlich und gut gegen ihn ſei — hier zog ich mich in die dichte Schaar zurück und vermied es von ihm erkannt zu werden. Erſt mehrere Tage ſpäter, eines Morgens früh, ſuchte ich ihn auf und fand ihn als einen Freund, der ſich darüber wunderte, daß er mich nicht eher geſehen habe. —

Zu Ehren Thorwaldſen's war eine muſikaliſch-poetiſche Akademie veranſtaltet worden, und die Dichter, welche Heiberg dazu aufgefordert hatte, ſchrieben und laſen jeder ein Gedicht zum Lobe des Heimgekehrten. Ich hatte über Jaſon geſchrieben, der das goldene Vließ holte, nämlich Jaſon-Thorwaldſen, der die goldene Kunſt zu gewinnen ging. Eine Feſtmahlzeit und ein Tanz beſchloſſen das Feſt, bei welchem zum erſten Mal in Dänemark ein Volksleben und ein großes Intereſſe im Reiche der Kunſt ſich offenbarte. — Von dieſem Abend an ſah ich Thorwaldſen faſt täglich im Geſellſchaftsleben und in ſeiner Werkſtatt; ich verlebte oft mehrere Wochen hinter einander mit ihm auf Nyſö, wo er feſt zu wurzeln ſchien und wo die meiſten ſeiner in Dänemark geſchaffenen Werke entſtanden ſind. Er war eine geſunde ſchlichte Natur, nicht ohne Humor, weshalb auch Holberg der Dichter war, den er am meiſten liebte; auf den Schmerz und die Zerriſſenheit der Welt ging er durchaus nicht ein. Eines Morgens auf Nyſö — er arbeitete gerade an ſeiner eigenen Statue — trat ich hinein und bot ihm einen guten Morgen; er ſchien mich nicht bemerken zu wollen, und ich ſchlich mich wieder fort. Beim Frühſtückstiſche war er ſehr wortkarg, und als man ihn bat, doch etwas zu ſprechen, ſagte er in ſeiner trockenen Weiſe: „ich habe in dieſer Morgenſtunde mehr als in vielen Tagen geſprochen, aber Niemand hat auf mich gehört; da ſtehe ich und glaube, daß Anderſen hinter mir iſt, denn er ſagte guten Morgen, und da erzähle ich ihm eine lange Geſchichte, die ich mit Byron gehabt habe; ich glaubte, daß doch ein Wort darauf erwidert werden könne, ich drehe mich um, und da habe ich über eine Stunde geſtanden und laut vor den leeren Wänden geplaudert.“ Wir baten ihn Alle, die Geſchichte noch einmal zu erzählen, aber nun bekamen wir ſie ſehr kurz: „O das war in Rom, als ich Byron's Statue machen ſollte; er ſetzte ſich mir gegenüber, fing aber ſogleich an eine ganz andere Miene anzunehmen als ihm gewöhnlich war. Wollen Sie nicht ſtill ſitzen, ſagte ich, Sie müſſen aber nicht dieſe Mienen ziehen. Das iſt mein Ausdruck, ſagte Byron. So? ſagte ich, und dann machte ich ihn, wie ich wollte, und alle Menſchen ſagten, als er fertig war, daß er getroffen ſei; als es aber Byron erblickte, ſagte er: es gleicht mir durchaus nicht, ich ſehe unglücklicher aus. Er wollte nun einmal mit Gewalt ſo überaus unglücklich ſein,“ fügte Thorwaldſen mit einem humoriſtiſchen Ausdruck hinzu. — Es gewährte dem großen Künſtler einen Genuß, nach Tiſch, mit halbgeſchloſſenen Augen, Muſik zu hören, und es war ſeine größte Freude, wenn des Abends das Lottoſpiel begann, welches die ganze Umgegend von Nyſö lernen mußte; es wurde nur um Glasſtücke geſpielt, und deshalb kann ich von dem ſonſt ſo großen Manne den eigenthümlichen Zug erzählen, daß er mit dem größten Intereſſe um zu gewinnen ſpielte. — Mit

Wärme und Heftigkeit konnte er für den Partei ergreifen, von dem er glaubte, daß er Unrecht erlitt; gegen Unbilligkeit und Neckerei opponirte er, ſelbſt gegen die Frau vom Hauſe, die übrigens die kindlichſten Geſinnungen für ihn hatte und deren Gedanken ſich nur darum drehten, es ihm recht angenehm zu machen. In ſeiner Geſellſchaft ſchrieb ich einige meiner Märchen, z. B. „Ole Luk Oie (der Sandmann)“, und er hörte ſie mit Luſt und Intereſſe an; oft in der Dämmerung, wenn der Familienkreis in dem offenen Gartenzimmer ſaß, kam Thorwaldſen leiſe zu mir hin und klopfte mich auf die Schulter: „Bekommen wir Kleinen heute kein Märchen?“ ſagte er. Mit ſeiner eigenen Natürlichkeit ertheilte er mir das ſchönſte Lob über die Wahrheit in meinen Dichtungen; es beluſtigte ihn, daſſelbe Märchen wieder und wieder zu hören; oft während ſeiner herrlichſten Arbeiten ſtand er mit lächelnder Miene und horchte auf die Geſchichte vom „Kreiſel und Balle“ und vom „dem häßlichen Entlein“. Ich beſitze ein gewiſſes Talent, in meiner Mutterſprache kleine Gedichte und Lieder zu improviſiren; dieſes Talent beluſtigte Thorwaldſen ſehr, und als er auf Roſe Helberg's Portrait in Thon geformt hatte, wurde mir aufgetragen, ihm ein Gedicht für ſeine Arbeit zu liefern; da erhielt er folgendes Impromtü:

„Nicht lebe Holberg mehr, der Dänenſohn,
Ich brech' den Thon, der ſeinen Geiſt umgeben!"
So ſprach der Tod. „Und aus dem kalten Thon,"
Rief Thorwaldſen, „ſoll Holberg wieder leben." —

Eines Morgens, als er eben in Thon ſein großes Basrelief: „der Gang nach Golgatha" formte, trat ich in ſein Atelier. „Sagen Sie mir," ſagte er, „finden Sie, daß ich Pilatus richtig bekleidet habe?" „Sie müſſen ihm nichts ſagen," ſagte die Baroneſſe, die ſtets bei ihm war, „es iſt richtig, es iſt vortrefflich, gehen Sie nur ihren Weg!" Thorwaldſen wiederholte ſeine Frage. „Nun wohlan," ſagte ich, „da Sie mich fragen, ſo muß ich geſtehn, es kömmt mir freilich vor, als wäre Pilatus mehr als Aegypter, denn als Römer gekleidet." „Es ſchien mir auch ſo," ſagte Thorwaldſen und griff mit der Hand in den Thon hinein und zerſtörte die Figur. „Nun ſind Sie Schuld daran, daß er ein unſterbliches Werk vernichtet hat," rief die Baroneſſe mir heftig zu. „Dann können wir ein neues unſterbliches Werk machen," ſagte er in munterer Laune und formte Pilatus, ſo wie er jetzt auf dem Basrelief in der Frauenkirche zu Kopenhagen ſteht. —

Sein letzter Geburtstag wurde dort auf dem Lande gefeiert; ich hatte ein kleines heiteres Lied geſchrieben, es ſtand noch naß auf dem Papiere, als wir es in der Morgenſtunde vor ſeiner Thür abſangen, von einer Muſik von raſſelnden Feuerzangen, Gong-gongs und Flaſchen, die mit einem Kork gerieben wurden, begleitet. Thorwaldſen ſelbſt, im Schlafrock und in Pantoffeln, öffnete die Thür und tanzte im Zimmer herum, ſchwenkte ſeine Raphaels-Mütze und ſang den Refrain mit. Da war Leben und Humor in dem kräftigen Alten. —

Am letzten Tage ſeines Lebens ſaß ich beim Mittagstiſch an ſeiner Seite; er war ungewöhnlich aufgeräumt, wiederholte einige Witze, die er gerade im Corſaren, einem bekannten Kopenhagener Blatt, geleſen hatte, und ſprach von der Reiſe, die er im Sommer nach Italien unternehmen wolle; wir ſchieden darauf, er ging ins Theater, ich nach Hauſe. Am folgenden Morgen ſagte der Kellner im Hotel, wo ich wohnte: „Das war doch merkwürdig mit Thorwaldſen, daß der geſtern ſtarb.“ „Thorwaldſen,“ rief ich, „der iſt nicht geſtorben, ich ſpeiſte geſtern mit ihm.“ „Man ſagt, er ſei geſtern im Theater geſtorben,“ ſagte der Kellner. Ich glaubte, er wäre krank geworden, fühlte aber doch eine ſeltſame Beängſtigung und eilte ſogleich nach ſeiner Wohnung hinüber. Da lag ſeine Leiche, auf dem Bett ausgeſtreckt; das Zimmer war mit fremden Menſchen angefüllt, der Fußboden naß von Schneewaſſer, die Luft erſtickend; keiner ſagte ein Wort, die Baroneſſe Stampe ſaß am Bette und weinte bitterlich. Ich ſtand erſchüttert und tief bewegt. —

Ein „Schlafe wohl,“ welches ich dichtete und Hartmann componirte, wurde an ſeinem Sarge von däniſchen Studenten abgeſungen. —

Im Sommer 1842 lieferte ich dem däniſchen Sommertheater ein kleines Stück: „der Vogel im Birnbaum,“ worin einige Scenen eben im Birnbaum ſpielen; ich hatte es eine dramatiſche Kleinigkeit genannt, damit man nicht eine große Handlung oder ſehr ausgeführte Charaktere erwarten ſollte. Es war eine kleine Skizze, die in ein Paar Vorſtellungen mit vielem Beifall aufgenommen wurde, ſo daß die Theaterdirection ſie annahm; ja Frau Profeſſor Heiberg, der Liebling des Publicums, verlangte ſelbſt eine Rolle darin zu erhalten. Man hatte ſich beluſtigt, die Wahl der Muſik vortrefflich gefunden, ich wußte, daß das Stück ſeine Probe beſtanden hatte — und plötzlich wurde es ausgepfiffen. Einige junge Menſchen, die das Wort führten, pfiffen und ſollen zu Andern geſagt haben, die ſie um den Grund dazu befragten, daß die Bagatelle zu viel Glück mache und daß Anderſen dann zu viel Muth bekäme. Ich war an dieſem Abend nicht ſelbſt im Theater und hatte keine Ahnung von dem, was vorging; am folgenden Tage kam ich in einen Familienkreis, ich hatte Kopfſchmerz und ſah ſehr ernſt aus; die Hausfrau kam mir theilnehmend entgegen, nahm meine Hand und ſagte:

„Iſt das wohl der Mühe werth, es ſich zu Herzen zu nehmen? Es waren nur zwei Pfeifer und das ganze übrige Haus nahm Ihre Partie.“ „Pfeifer, meine Partie — bin ich ausgepfiffen worden?“ rief ich. Ganz komiſch war es, als Einer mir verſicherte, daß dieſes Pfeifen ein Triumph für mich geweſen wäre, Alle hätten Beifall gejubelt, und „es war nur eine Pfeife da;“ darauf kam ein Anderer, den ich nach der Anzahl der Pfeifen frug, zwei ſagte er; der folgende ſagte: „drei, und beſtimmt nicht mehr.“ Da kam einer meiner ehrlichſten Freunde; ich fragte ihn auf ſein Gewiſſen, wie viele er gehört habe; er legte die Hand auf das Herz und ſagte: „höchſtens waren es fünf.“ — „Nein nun frage ich Niemanden mehr, die Anzahl wächſt ja wie bei Falſtaff; hier ſteht Einer, der behauptet, daß nur eine Pfeife da war.“ Erſchrocken und geneigt, es wieder gut zu machen, erwiderte er: „Ja das kann möglich ſein, aber dann war es eine ſtarke mächtige Pfeife.“

Durch die letzten Arbeiten und bei einer vernünftigen Oekonomie hatte ich eine kleine Summe geſammelt, die ich zu einer neuen Reiſe nach Paris beſtimmte; über Düſſeldorf, durch Belgien gelangte ich im Winter 1843 dorthin.

Marmier hatte früher in der Revue de Paris einen Artikel über mich: la vie d'un poëte geſchrieben. Derſelbe hatte einige meiner Gedichte ins Franzöſiſche überſetzt, ja mich mit einem Gedicht beehrt, welches in der genannten Revue abgedruckt ſtand; mein Name war alſo wie ein Klang an einigen Ohren der literariſchen Welt vorbeigegangen, und ich fand dort eine überraſchend freundliche Aufnahme. Auf Victor Hugo's Einladung ſah ich ſeine geſchmähten **Burggraves**; Herr und Madame Ancelot öffneten mir ihr Haus, dort traf ich Martinez della Roſa und andere merkwürdige Männer dieſer Zeit. Lamartine kam mir in ſeinem Häuslichen und in ſeinem ganzen perſönlichen Auftreten wie der Fürſt unter ihnen Allen vor; auf meine Entſchuldigung, daß ich ſchlecht franzöſiſch ſpreche, erwiderte er: daß er zu tadeln ſei, weil er die nordiſchen Sprachen nicht verſtände, in welchen es, wie er in der letzten Zeit erfahren habe, eine friſche und hervorblühende Literatur gebe, wo der poetiſche Erdboden ſo eigenthümlich ſei, daß man ſich nur hinabzubeugen brauche, um ein altes goldenes Horn zu finden. Er fragte nach dem Trollhätta-Kanal, und äußerte ſeinen Wunſch, Dänemark und Stockholm zu beſuchen; auch erinnerte er ſich unſeres jetzt regierenden Königs, dem er, als dieſer noch Prinz war, in Caſtellamare ſeine Aufwartung gemacht hatte; übrigens zeigte er eine bei einem Franzoſen merkwürdige Bekanntſchaft mit Namen und Orten in Dänemark. Bei mei ner Abreiſe ſchrieb er ein kleines Gedicht für mich, welches ich unter meinen liebſten Andenken aufhebe.

Den jovialen Alexander Dumas fand ich gewöhnlich im Bette, auch wenn es weit über Mittag war; hier lag er mit Papier, Feder und Tinte und ſchrieb an ſeinem neueſten Drama. Eines Tages fand ich ihn ſo, er nickte mir freundlich zu und ſagte: „ſetzen Sie ſich eine Minute, ich habe eben Beſuch von meiner Muſe, ſie wird gleich gehen;“ er ſchrieb, ſprach laut, rief darauf ein viva, ſprang aus dem Bette und ſagte: „der dritte Act iſt fertig.“ — Eines Abends führte er mich in verſchiedenen Theatern herum, um das Leben dort hinter den Couliſſen zu ſehen; wir wanderten Arm in Arm über den bunten Boulevard.

Ihm verdanke ich auch meine Bekanntſchaft mit der Rachel. Ich hatte ſie noch nicht ſpielen ſehen, als Alexander Dumas mich fragte, ob ich Luſt habe ihre Bekanntſchaft zu machen. Eines Abends, wo ſie als Phädra auftrat, führte er mich im théâtre français auf die Bühne. Die Vorſtellung hatte begonnen und hinter den Couliſſen — wo eine ſpaniſche Wand eine Art Zimmer bildete, in dem ſich ein Tiſch mit Erfriſchungen und einige Tabourets befanden — ſaß das junge Mädchen, die, wie ein Schriftſteller geſagt hat, aus den Marmorblöcken Racine's und Corneille's lebende Statuen zu meiſſeln verſteht; ſie war mager und fein gebaut und ſah ſehr jung aus. Dort und beſonders ſpäter in ihrem Hauſe erſchien ſie mir als ein Bild der Trauer, wie ein junges Mädchen, das gerade ſeinen Schmerz ausgeweint hat und nun ſeine Gedanken ruhig darauf weilen läßt. Sie redete uns freundlich an mit einer tiefen kräftigen Stimme. Im Verlauf des Geſprächs mit Dumas vergaß ſie mich, ich ſtand ganz überflüſſig da; Dumas bemerkte es, ſagte etwas Gutes von mir, und ich wagte darauf mich in das Geſpräch zu miſchen, ungeachtet ich ein drückendes Gefühl hatte, daß ich vor denen ſtand, die vielleicht das ſchönſte Franzöſiſch in ganz Frankreich ſprachen. Ich ſagte, daß ich zwar viel Intereſſantes und Herrliches geſehen, daß ich aber noch nie eine Rachel erblickt habe und vorzüglich ihretwegen die Einnahme für meine letzten Arbeiten zu einer Reiſe nach Paris verwendet hätte; da ich ein Entſchuldigung über mein Franzöſiſch hinzufügte, lächelt ſie und ſagte: „wenn Sie einer Franzöſin etwas ſo G lantes ſagen wie das, was ſie eben gegen mich äußerte dann findet ſie immer, daß Sie gut ſprechen.“ Als ich ihr e zählte, wie ihr Name im Norden ertönte, äußerte ſie, d ſie beabſichtige, nach Petersburg und Kopenhagen zu gehe „komme ich nach Ihrer Stadt,“ ſagte ſie, „dann müſſen S mein Beſchützer ſein, da Sie der Einzige ſind, den ich d kenne; doch um einander kennen zu lernen, und da S wie Sie ſagen, vorzüglich meinetwegen nach Paris gekommen ſind, ſo müſſen wir uns öfter ſehen; Sie werden mir willkommen ſein, ich ſehe meine Freunde jeden Donnerstag bei mir. Doch die Pflicht ruft," ſagte ſie, reichte uns die Hand, nickte freundlich, und ſtand nun wenige Schritt von uns auf der Bühne, größer, ganz anders, mit einem Ausdruck der tragiſchen Muſe ſelbſt; der jubelnde Beifall tönte zu uns herauf. Als Nordländer kann ich mich nicht an die franzöſiſche Art, wie die Tragödie geſpielt wird, gewöhnen; die Rachel ſpielt auf dieſelbe Weiſe, aber bei ihr ſcheint ſie Natur zu ſein, es iſt als ob alle Andern ihr nachzuahmen ſtrebten; ſie iſt die franzöſiſche tragiſche Muſe ſelbſt, die Andern ſind nur arme Menſchen. Wenn die Rachel ſpielt, dann glaubt man, daß alles Trauerſpiel ſo ſein muß; da iſt Wahrheit, da iſt Natur, aber in einer anderen Offenbarung, als wir ſie im Norden kennen. — In ihrer Wohnung fand ich Alles reich und prächtig, vielleicht etwas zu geſucht; das vorderſte Zimmer war blaugrün mit matten Lampen und Statuetten von franzöſiſchen Schriftſtellern, im eigentlichen Salon ſpielte das Purpurroth in der Tapete, in den Gardinen und Bücherſchränken die Hauptrolle; ſie ſelbſt war ſchwarz gekleidet, ungefähr wie auf dem bekannten engliſchen Stahlſtiche von ihr. Der Cirkel beſtand aus Herren, größtentheils Künſtlern und Gelehrten, auch hörte ich ein Paar Titel nennen; reich gekleidete Bediente rieſen die Namen der Fremden auf; es wurde Thee getrunken und Erfriſchungen gereicht, mehr nach deutſcher als nach franzöſiſcher Sitte. — Victor Hugo hatte mir geſagt, daß er glaube, ſie verſtehe die deutſche Sprache; ich fragte ſie danach und ſie erwiderte auf deutſch: „ich kann es leſen, ich bin ja in Lothringen geboren; ich habe deutſche Bücher, ſehn Sie hier!“ und ſie zeigte mir Grillparzer's Sappho, ſetzte aber dann das Geſpräch ſogleich auf franzöſiſch fort. Sie äußerte Luſt, die Rolle der Sappho zu ſpielen, ſprach darauf von Schiller's Maria Stuart, welche Rolle ſie in einer franzöſiſchen Bearbeitung dargeſtellt hatte; ich ſah ſie darin, und beſonders den letzten Act gab ſie mit einer Ruhe, einem tragiſchen Gefühl, als wäre ſie eine der beſten Schauſpielerinnen Deutſchlands, aber gerade in dieſem Act gefiel ſie den Franzoſen weniger. „Meine Landsleute,“ ſagte ſie, „ſind an dieſe Weiſe nicht gewöhnt, und in dieſer allein kann die Rolle gegeben werden; man muß keine Raſende ſein, wenn das Herz nahe daran iſt vor Kummer zu brechen und wenn man von ſeinen Freunden auf ewig Abſchied nimmt.“ — Ihr Salon war größtentheils mit Büchern decorirt, die prächtig eingebunden und in reichen Glasſchränken aufgeſtellt waren. An der Wand hing ein Gemälde, welches das Innere des Theaters in London darſtellte, wo ſie vorn auf der Bühne ſtand und Blumen und Kränze über das Orcheſter flogen; unter dieſem Bilde hing ein hübſches kleines Bücherbret mit dem, was ich „den hohen Adel" unter den Dichtern nenne, Goethe, Schiller, Calderon, Shakeſpeare ꝛc. — Sie legte mir viele Fragen über Deutſchland und Dänemark, über Kunſt und Theater vor, und mit einem freundlichen Lächeln um den ernſten Mund ermunterte ſie mich, wenn ich bei meinem Stottern in der franzöſiſchen Sprache einen Augenblick inne hielt, um mich zu ſammeln und nicht ganz ſtecken zu bleiben. „Sprechen Sie nur," ſagte ſie, „Sie ſprechen zwar nicht gut Franzöſiſch, ich habe Fremde meine Sprache beſſer ſprechen hören, aber das hat mich oft lange nicht ſo intereſſirt als hier; ich verſtehe den Sinn Ihrer Worte vollkommen und das iſt die Hauptſache, der intereſſirt mich gerade bei Ihnen." Als wir das letzte Mal ſchieden, ſchrieb ſie in mein Album: „L'art c'est le vrai! J'espère que cet aphorisme ne semblera pas paradoxal à un écrivain si distingué comme Mr. Andersen."

Eine liebenswürdige Perſönlichkeit offenbarte ſich mir in Alfred de Vigny; er iſt mit einer engliſchen Dame verheirathet, und in ſeinem Hauſe ſcheint ſich das Beſte von beiden Nationen zu vereinigen. Am letzten Abend, wo ich in Paris war, faſt gegen Mitternacht, kam er, der mit geiſtigem Rang und irdiſchem Vermögen begabte, ſelbſt in meine Wohnung in der rue Richelieu, ſtieg die vielen Treppen herauf und brachte mir ſeine Schriften unter dem Arm. Es glänzte ſo viel Herzlichkeit aus ſeinen Augen, er ſchien es ſo gut mit mir zu meinen, daß ich mich von der Trennung ergriffen fühlte. Auch den Bildhauer David lernte ich kennen; es liegt etwas in ſeinem Weſen und in ſeiner Gradheit, das mich an Thorwaldſen und Biſſen erinnerte, beſonders an letzteren; wir ſahen uns erſt am Schluſſe meines Aufenthaltes in Paris, er beklagte es und ſagte, daß er meine Büſte fertigen wolle, wenn ich länger da bleiben könne. Als ich ſagte: „aber Sie kennen mich ja nicht als Dichter und wiſſen nicht, ob ich es verdiene,“ blickte er mir feſt in das Antlitz, klopfte mir auf die Schulter und ſagte: „ich habe Sie ſelbſt noch vor Ihren Büchern geleſen, Sie ſind ein Dichter.“ — Bei der Gräfin **, wo ich mit Balzac zuſammen traf, erblickte ich eine ältere Dame, deren Ausdruck meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog; es lag etwas ſo Aufgewecktes, ſo Herzliches darin, und Alle ſchloſſen ſich an ſie an. Die Gräfin ſtellte mich ihr vor, und ich hörte, es ſei Madame Reybaud, die Verfaſſerin von les épaves, der kleinen Erzählung, die ich zu meinem Drama „der Mulatte“ benutzt hatte; ich erzählte ihr das Alles und von der Aufführung des Stückes, was ſie ſo intereſſirte, daß ſie von jenem Abend an meine beſondere Beſchützerin wurde. Wir gingen eines Abends zuſammen und tauſchten Ideen aus, ſie corrigirte mein Franzöſiſch und ließ mich wiederholen, was ihr nicht correct erſchien; ſie iſt eine hoch begabte Dame mit einem klaren Blick für die Welt und zeigte ſich mütterlich gut gegen mich. —

Mit Heine traf ich auch wieder zuſammen, er hatte ſich verheirathet, ſeitdem ich das letzte Mal hier war; ich fand ihn etwas leidend, aber doch voller Energie, und ſo herzlich, ſo natürlich gegen mich, daß ich keine Scheu fühlte mich ihm zu geben, wie ich bin. Er hatte eines Tages ſeiner Frau mein Märchen von dem ſtandhaften Bleiſoldaten erzählt, und indem er ſagte, daß ich der Verfaſſer dieſer Geſchichte ſei, ſtellte er mich ihr vor; ſie war eine lebhafte nette junge Frau. Eine Kinderſchaar, die, wie Heine ſagte, dem Nachbar angehörte, ſpielte in ihrem Zimmer; wir ſpielten beide mit, während Heine im Nebenzimmer eines ſeiner letzten Gedichte für mich abſchrieb. — Ich nahm kein verletzendes bitteres Lächeln an ihm wahr, ich hörte nur den Pulsſchlag eines deutſchen Herzens, welcher ewig in den Liedern vernommen wird, die leben müſſen. —

Durch die Vielen, die ich hier genannt habe und zu denen noch eine Reihe gefügt werden könnte, wie Kalkbrenner, Gathy und Mehrere, wurde mir der Aufenthalt in

Paris reich und erheiternd; ich fühlte mich nicht als Fremden dort, ich fand bei den Größten und Beſten eine freundliche Aufnahme; es war wie eine Vorausbezahlung auf einen Geiſt, der in mir wohne, und von dem ſie einſt zu ſehen erwarteten, daß ſie ſich nicht in ihm geirrt hätten. — Von Deutſchland, wo damals ſchon mehrere meiner Schriften überſetzt und geleſen waren, empfing ich hier in Paris einen erfreulichen und aufmunternden Freundſchaftsbeweis. Eine deutſche Familie, eine der gebildetſten und liebenswürdigſten, die ich kennen gelernt habe, hatte meine Schriften mit Intereſſe geleſen, beſonders meine kurze Biographie in der Vorrede zu „Nur ein Geiger,“ und das herzlichſte Wohlwollen für mich gefaßt, den ſie perſönlich nicht kannten. Sie ſchrieben an mich, ſprachen ihren Dank und ihre Freude über meine Arbeiten aus und boten mir eine freundliche Aufnahme in ihrem Hauſe an, wenn ich ſie auf der Heimreiſe beſuchen wollte. Es lag etwas ſo Inniges, ſo Natürliches in dieſem Briefe, welcher der erſte war, den ich auf dieſe Weiſe in Paris erhielt, und alſo ein merkwürdiger Gegenſatz zu dem, welchen ich aus meinem Vaterlande bekam, als ich im Jahre 1833 zum erſten Mal hier war. Ich fand mich auf dieſe Art durch meine Schriften gleichſam in einem Hauſe adoptirt, wo ich ſeitdem gern hinfliege und wo ich weiß, daß es nicht nur der Dichter, ſon dern auch der Menſch iſt, den ſie lieb gewonnen haben. Wie viel ähnliche Beweiſe habe ich nicht ſeitdem im Auslande erfahren! Seiner Eigenthümlichkeit halber will ich einen hervorheben. In Sachſen lebt eine reiche wohlwollende Familie; die Frau vom Hauſe las meinen Roman: „Nur ein Geiger,“ und der Eindruck dieſes Buches war, daß ſie gelobte, wenn ſie auf ihrem Lebenswege ein armes Kind mit großen muſikaliſchen Anlagen treffen würde, ſo ſollte dieſes nicht zu Grunde gehen, wie bei dem „armen Geiger.“ Ein Muſiker, der ihre Worte gehört hatte, brachte ihr bald darauf nicht einen, ſondern zwei arme Knaben, äußerte ſich über deren Talent und erinnerte ſie an ihr Verſprechen; ſie hielt ihr Wort, beide Knaben kamen in ihr Haus, erhielten eine Erziehung und ſind nun im Conſervatorium; der Jüngſte hat vor mir geſpielt, ich erblickte ein frohes glückliches Antlitz. — Daſſelbe wäre vielleicht für dieſelben Kinder und von derſelben vortrefflichen Dame auch ohne mein Buch geſchehen; aber dieſes ſteht nun doch mit als ein Glied in der Kette da. —

Auf der Heimreiſe von Paris ging ich den Rhein entlang; ich wußte, daß in einer der Rheinſtädte der Dichter Freiligrath wohne, dem der König von Preußen eine Penſion gegeben hatte. Das Maleriſche in ſeinen Gedichten hatte mich lebhaft angeſprochen und ich wünſchte ihn zu ſprechen. Ich kehrte in einigen Städten am Rhein ein und erkundigte mich nach ihm; in St. Goar zeigte man mir das Haus, wo er wohnte, Er ſaß an ſeinem Arbeitstiſch und ſchien unzufrieden darüber zu ſein, daß er von einem Fremden geſtört wurde. Ich ſagte meinen Namen nicht, ſondern nur, daß ich bei St. Goar nicht vorbeireiſen könne, ohne den Dichter Freiligrath begrüßt zu haben. „Das iſt ſehr freundlich von Ihnen,“ ſagte er in einem ſehr kalten Tone, fragte, wer ich ſei, und als ich erwiderte: „wir haben beide einen und denſelben Freund, Chamiſſo;“ ſprang er jubelnd in die Höhe. „Anderſen,“ rief er, „Sie ſind es!“ er flog mir um den Hals und ſeine ehrlichen Augen leuchteten. „Nun bleiben Sie einige Tage hier,“ ſagte er; ich erzählte, daß ich nur zwei Stunden bleiben könnte, weil ich in Geſellſchaft von Landsleuten ſei, die mich erwarteten. — „Sie haben viele Freunde in dem kleinen St. Goar,“ ſagte er, „ich habe vor Kurzem in einem großen Kreiſe Ihren Roman O. Z. vorgeleſen; einen der Freunde muß ich doch herholen, und auch meine Frau müſſen Sie ſehen; ja Sie wiſſen es wohl nicht, daß Sie einigen Antheil an unſerer Verheirathung haben?“ Und nun erzählte er, wie mein Roman „Nur ein Geiger“ ſie in Briefwechſel und in Bekanntſchaft gebracht hatte, welche dahin führte, daß ſie ein Paar wurden. Er rief ſie, nannte ihr meinen Namen, und ich wurde wie ein alter Freund betrachtet. Dergleichen Augenblicke ſind eine Segnung, eine Gnade Gottes, ein Glück — und wie viele, wie verſchiedene habe ich nicht empfangen! —

Ich erzähle alles dieſes für mich Freudige, es ſind Thatſachen aus meinem Leben; ich erzähle es, wie ich früher das Aermliche, das Demüthigende, das Drückende erzählt habe, und habe ich dieſes gegeben, wie es in meiner Seele ruht, ſo wird man es nicht Hochmuth oder Eitelkeit nennen; das iſt ſicher nicht der rechte Name dafür. — Aber, wird man vielleicht in der Heimath fragen: iſt Anderſen denn im Auslande nie angegriffen worden? und ich muß erwidern: nein! Ein eigentlicher Angriff iſt mir noch nie aufgeſtoßen; daheim hat man mich wenigſtens auf dergleichen noch nicht aufmerkſam gemacht, und deshalb muß es ſicher nichts der Art geben — mit Ausnahme eines in Deutſchland zum Vorſchein gekommenen, der aber in Dänemark zur Welt gekommen iſt, gerade während ich in Paris war. Ein Herr Boas bereiſte zu jener Zeit Scandinavien und ſchrieb ein Buch darüber, in welchem er eine Art Ueberſicht über die däniſche Literatur gab, die er auch in das Journal „die Grenzboten“ aufnehmen ließ; darin bin ich als Dichter und als Menſch ſehr hart mitgenommen; mehrere andere däniſche Dichter, z. B. Chriſtian Winter, haben ebenfalls großes Recht ſich zu beklagen. Herr Boas hat aus den

Jämmerlichkeiten des Alltagslebens geſchöpft; ſein Buch erregte Aufmerkſamkeit in Kopenhagen und Niemand wollte dort als ſeine Quelle betrachtet ſein, ja der Dichter Holſt, der, wie man aus jener Schrift erſieht, mit ihm Schweden bereiſte und ihn in Kopenhagen bei ſich aufgenommen hat, gab bei dieſer Veranlaſſung in einem unſerer geleſenſten Blätter, „dem Vaterlande,“ eine Erklärung ab, daß er in keiner Verbindung mit Herrn Boas ſtehe. Dieſer hat ſich in Kopenhagen ein Paar jüngeren Leuten, einer beſtimmten Clique angeſchloſſen, und ſo wie dieſe in munterer Laune über däniſche Dichter und deren Schriften in den Tag hinein geplaudert haben, iſt Herr Boas nach Hauſe gegangen, hat aufgeſchrieben, was er gehört hatte, und hat das herausgegeben; das war, auf das Mildeſte geſprochen, unbedachtſam. Daß ihm mein „Improviſator,“ mein „Nur ein Geiger“ nicht gefallen, iſt Geſchmacksſache, und ich muß mich darein ergeben; aber indem er vor ganz Deutſchland, wo man vielleicht Wahrheit in dem Geſchriebenen vermuthen könnte, wenn er es, wie der Fall iſt, für das allgemeine Urtheil über mich in meinem Vaterlande ausgiebt, indem er, ſage ich, mich vor ganz Deutſchland für den hochmüthigſten Menſchen erklärt, ſchlägt er mir eine tiefere Wunde, als er vielleicht glaubt; er trägt die Stimme einer früheren mir feindlichen Partei in fremde Gegenden hinüber. Selbſt in ſeiner Darſtellung bleibt er nicht wahr, er giebt Handlungen für Thatſachen aus, die gar nicht ſtatt gefunden haben. In Dänemark hat das Geſchriebene mir nicht ſchaden können, man hat hier über Herrn Boas geſcherzt, und Viele haben ihre Furcht geäußert, mit Jemanden in Berührung zu kommen, der Alles drucken läßt, was er hört. Sein Buch wird in Deutſchland geleſen, deſſen Publicum nun auch das meine iſt; ich glaube, daß ich deshalb hier ausſprechen muß, wie fehlerhaft ſeine Auffaſſung der däniſchen Literatur und der däniſchen Dichter iſt, wie ſein Buch in meinem Vaterlande aufgenommen worden, und daß man daſelbſt weiß, auf welche Art es zuſammengeſchrieben wurde. Nachdem aber dieſes ausgeſprochen iſt, reiche ich gern Herrn Boas die Hand; und wenn kein anderer Dichter ihn bei ſeinem nächſten Beſuch in Dänemark bei ſich aufnehmen wollte, ſo werde ich zu ſeinen Dienſten ſtehn; ich weiß, daß er mich nicht härter wird beurtheilen können, wenn wir uns kennen, als da er mich nicht kannte. Sein Urtheil würde auch anders gelautet haben, wenn er ein Jahr ſpäter nach Dänemark gekommen wäre; in einem Jahr verändert ſich viel. Da ſtieg meine Woge, da gab ich meine neuen Märchen heraus, die eine bis zu dieſem Augenblick feſte, ehrenvolle Meinung in meinem Vaterlande über mich verbreiteten; mit der Ausgabe der Märchen-Sammlung zu

Weihnachten 1843 begann alle Anerkennung und Gunſt in Dänemark für mich, und von jener Zeit an habe ich keinen Grund zu klagen; ich habe erhalten und erhalte in meiner Heimath, was ich verdiene, ja vielleicht weit mehr. Ich wende mich zu dieſen Dichtungen, die in Dänemark von Allem, was ich bisher geliefert habe, unbedingt am höchſten geſtellt werden.

Schon einige Monate ſpäter, als im Jahre 1835 der „Improviſator“ herauskam, lieferte ich das erſte Heft „Märchen“, die im Allgemeinen damals nicht ſehr beachtet wurden; eine kritiſche Monatsſchrift beklagte ſogar, daß ein junger Schriftſteller, der eben erſt eine Arbeit wie den „Improviſator“ geliefert habe, gleich darauf mit etwas ſo Kindiſchem, wie die Märchen, komme; wo man gerade das Gute, meine Productivität in einer neuen Richtung hätte anerkennen ſollen, erntete ich Tadel. Verſchiedene meiner Freunde, deren Urtheil mir von Werth war, riethen mir auch durchaus ab, Märchen zu ſchreiben, dies ſei etwas, wozu ich kein Talent habe; andere meinten, daß ich mich erſt in die franzöſiſchen Märchen-Vorbilder hineinſtudiren müſſe; ich hielt alſo lieber damit inne, aber die Märchen drängten ſich mir auf. In dem zuerſt herausgekommenen Hefte hatte ich, wie Muſäus, aber auf meine eigne Weiſe, alte Märchen erzählt, die ich als Kind gehört hatte; das Heft ſchloß mit einem Original, welches am meiſten angeſprochen zu haben ſcheint, ungeachtet es mit einem Märchen Hoffmann's ziemlich nahe verwandt iſt. In meiner zunehmenden Hinneigung zum Märchen folgte ich deshalb meinem Triebe, die meiſten ſelbſt zu erfinden; im folgenden Jahre kam ein neues Heft heraus und bald nachher ein drittes, worin das größere Märchen „die kleine Seejungfrau“ meine eigene Erfindung war. Durch dieſes Märchen wurde das Intereſſe beſonders geweckt und nahm bei den folgenden Heften zu; jedes Weihnachtsfeſt kam eins heraus, und bald durften an keinem Weihnachtsbaume meine Märchen fehlen. Einige unſerer erſten Komiker machten den Verſuch, einzelne von meinen Märchen von der Bühne herab zu erzählen, es war eine Abwechſelung von den bis zur Ueberſättigung gehörten Declamations-Gedichten; ſo ſind „der ſtandhafte Bleiſoldat“, „der Schweinehirte“, „der Kreiſel und der Ball“ von der königlichen Bühne und auf Privattheatern erzählt und gut aufgenommen worden. Um den Leſer auf den rechten Standpunkt hinſichtlich der Art und Weiſe, in der ich die Märchen erzählt hatte, zu ſtellen, hatte ich die erſten Hefte „Märchen den Kindern erzählt“ betitelt; ich hatte meine Erzählung ganz in der Sprache und mit den Ausdrücken zu Papier gebracht, in denen ich ſie ſelbſt mündlich den Kleinen erzählt hatte, und war zu der Erkenntniß gelangt, daß die verſchiedenſten Alter darauf eingingen; die Kinder beluſtigten ſich am meiſten über das, was ich die Staffage nennen will, die Aelteren dagegen intereſſirten ſich für die tieferen Ideen. Die Märchen wurden eine Lectüre für Kinder und Erwachſene, und das iſt ſicher eine ſchwierige Aufgabe für den, der Märchen ſchreiben will; ſie fanden in Dänemark offene Thüren und offene Herzen, ein jeder las ſie. Nun ſtrich ich den Zuſatz „den Kindern erzählt“ weg und ließ drei Hefte „neuer Märchen“ folgen, die ich alle ſelbſt erfunden hatte und welche in meinem Vaterlande mit der größten Anerkennung aufgenommen wurden; ich konnte ſie nicht größer wünſchen, ich fühlte ordentlich eine Angſt dabei, eine Furcht, mit der Zeit ſo ehrenvolle Urtheile nicht rechtfertigen zu können. Ein erquickender Sonnenſchein ſtrömte in mein Herz, ich fühlte Muth und Freude und wurde von dem lebendigen Drange erfüllt, mich noch mehr in dieſer Richtung zu entwickeln, in die Natur der Märchen einzudringen und die reiche Quelle, die Natur, aus der ich zu ſchöpfen habe, noch aufmerkſamer zu beachten; man wird auch ſicher, wenn man der Ordnung, worin meine Märchen geſchrieben ſind, folgt, einen Fortſchritt finden, eine klarer heraustretende Idee gewahren, eine größere Enthaltſamkeit, die Mittel zu benutzen und, wenn ich ſo ſagen darf, mehr Geſundheit und Naturfriſche erblicken. —

An dieſen Zeitpunkt knüpft ſich eine Bekanntſchaft von großer geiſtiger Bedeutung. Schon früher habe ich einzelne Perſonen und öffentliche Charaktere beſprochen, die von Einfluß auf mich als Dichter geweſen ſind; aber keiner iſt es mehr und in edlerer Bedeutung geweſen, als die Dame, zu der ich mich hier wende, ſie, durch welche ich gleichſam mein eigenes Ich mehr vergeſſen, das Heilige in der Kunſt fühlen und den Beruf, den Gott dem Genie gegeben, erkennen lernte.

Ich kehre zum Jahre 1840 zurück. Eines Tages ſah ich im Hotel, wo ich in Kopenhagen wohnte, unter den Namen der Fremden aus Schweden Jenny Lind aufgeführt. Ich wußte ſchon damals, daß ſie Stockholms erſte Sängerin ſei. Ich war in demſelben Jahre im Nachbarlande geweſen und hatte Ehre und Wohlwollen dort gefunden; ich glaubte daher, daß es für mich nicht unpaſſend ſei, der jungen Künſtlerin meine Aufwartung zu machen. Sie war zu jener Zeit außerhalb Schwedens völlig unbekannt, ſo daß ich annehmen darf, daß ſelbſt in Kopenhagen nur Wenige ihren Namen kannten. Sie nahm mich ſehr höflich, aber doch fremd, faſt kalt auf. Sie war, wie ſie ſagte, mit ihrem Vater auf einer Reiſe nach dem ſüdlichen Schweden begriffen, auf einige Tage nach Kopenhagen herübergekommen, um dieſe Stadt zu ſehen. Wir ſchieden wieder fremd von einander und ich hatte den Eindruck einer ganz gewöhnlichen

Perſönlichkeit, welcher bald erloſch. Im Herbſt 1843 kam Jenny Lind wieder nach Kopenhagen; einer meiner Freunde, unſer genialer Balletmeiſter Bournonville, Gatte einer ſchwediſchen Dame, einer Freundin von Jenny Lind, unterrichtete mich von ihrer Anweſenheit und erzählte, daß ſie ſich meiner freundlich erinnere und nun meine Schriften geleſen habe. Er erſuchte mich, mit ihm zu ihr zu gehen und meine Ueberredungskunſt anzuwenden, damit ſie einige Gaſtrollen auf dem königlichen Theater geben möchte; ich würde, ſagte er, von dem, was ich dann zu hören bekäme, ganz entzückt werden. Nicht als Fremder wurde ich jetzt empfangen; herzlich reichte ſie mir die Hand und ſprach von meinen Schriften und von Fräulein Friederike Bremer, die auch ihre theilnehmende Freundin ſei. Die Rede kam bald auf das Auftreten in Kopenhagen, und Jenny Lind äußerte eine große Furcht davor. „Außerhalb Schwedens,“ ſagte ſie, „bin ich nie aufgetreten; in meiner Heimath ſind Alle ſo liebreich und gut gegen mich, und wenn ich nun in Kopenhagen aufträte und ausgepfiffen würde! Ich darf es nicht wagen.“ Ich ſagte, daß ich zwar ihren Geſang nicht beurtheilen könnte, da ich ihn niemals gehört habe, auch nicht wüßte, wie ſie ſpiele, aber davon hielte ich mich überzeugt, daß, ſo wie die Stimmung augenblicklich in Kopenhagen ſei, ſie mit nur leidlicher Stimme und etwas Spiel Glück machen würde; ich glaubte, ſie könnte es ſicher wagen. Bournonville's Ueberredung verſchaffte den Kopenhagenern einen der größten Genüſſe, die ſie je gehabt haben. Jenny Lind trat als Alice in „Robert der Teufel“ auf — es war wie eine neue Offenbarung im Reiche der Kunſt; die jugendfriſche ſchöne Stimme drang in alle Herzen; hier herrſchte Wahrheit und Natur, Alles erhielt Bedeutung und Klarheit. In einem Concert ſang Jenny Lind ihre ſchwediſchen Lieder; es war etwas ſo Eigenthümliches, ſo Hinreißendes; man dachte nicht an den Concertſaal, die Volksmelodien übten ihre Allmacht, vorgetragen von einer ſo reinen Weiblichkeit mit dem unſterblichen Gepräge des Genies — ganz Kopenhagen befand ſich in einer Verzückung. Jenny Lind war die erſte Künſtlerin, der die däniſchen Studenten eine Nachtmuſik brachten; die Fackeln leuchteten rings um die gaſtliche Villa, wo der Geſang gebracht wurde; ſie ſprach ihren Dank dadurch aus, daß ſie wieder einige ſchwediſche Lieder ſang, und ich ſah ſie dann in den dunkelſten Winkel eilen und ihr Gefühl ausweinen. „Ja, ja,“ ſagte ſie, „ich will mich anſtrengen, ich will ſtreben, ich werde tüchtiger ſein als ich bin, wenn ich wieder nach Kopenhagen komme.“ Auf der Bühne war ſie die große Künſtlerin, die über ihre ganze Umgebung hinwegragte, daheim in ihrem Zimmer ein weiches junges Mädchen mit dem ganzen Gemüth und der Frömmigkeit des

Kindes. Ihr Auftreten in Kopenhagen hatte Epoche in der Geſchichte unſerer Oper gemacht, es zeigte mir die Kunſt in ihrer Heiligkeit — ich hatte eine ihrer Veſtalinnen erblickt. Sie reiſte wieder nach Stockholm, und von dort ſchrieb mir bald darauf Friederike Bremer: „Ueber Jenny Lind als Künſtlerin ſind wir vollkommen einig, ſie ſteht ſo hoch, als irgend eine Künſtlerin unſerer Zeit ſtehen kann, aber Sie kennen ſie doch noch nicht in ihrer ganzen Bedeutung; ſprechen Sie mit ihr über ihre Kunſt und Sie werden ihren Verſtand bewundern und ihr Antlitz von Begeiſterung ſtrahlen ſehen; ſprechen Sie dann mit ihr von Gott und über die Heiligkeit der Religion, und Sie werden Thränen in den unſchuldigen Augen erblicken; ſie iſt groß als Künſtlerin, aber noch größer in ihrem rein menſchlichen Weſen!“ —

Im folgenden Jahre war ich in Berlin; bei Meyerbeer kam das Geſpräch auf Jenny Lind; er hatte ſie die ſchwediſchen Lieder ſingen gehört und war hingeriſſen. „Aber wie ſpielt ſie?“ fragte er, und ich ſprach mein Entzücken darüber aus, indem ich ihm einige Züge von ihrer Darſtellung der „Alice“ erzählte; er ſagte mir, es wäre vielleicht möglich, daß er ſie beſtimmte nach Berlin zu kommen. Es iſt bekannt genug, daß ſie dort aufgetreten iſt, Alles in Staunen und Entzücken verſetzt und in Deutſchland einen europäiſchen Namen gewonnen hat. Im letzten Herbſt kam ſie wieder nach Kopenhagen und der Enthuſiasmus war unglaublich; die Glorie des Rufes macht ja, daß das Genie Allen anſchaulich wird. Die Menſchen bivouaquirten förmlich vor dem Theater, um ein Billet zu erlangen. Jenny Lind erſchien noch größer in ihrer Kunſt als zuvor, denn man erhielt Gelegenheit ſie in mehreren und höchſt verſchiedenen Rollen zu ſehen. Ihre „Norma“ iſt plaſtiſch, jede Stellung könnte einem Bildhauer zum ſchönſten Modell dienen, und doch fühlt man, daß dies Spiel die Eingebung des Augenblickes und nicht vor dem Spiegel einſtudirt iſt. Norma iſt keine raſende Italienerin, ſie iſt das gekränkte Weib, das Weib, welches das Herz beſitzt, ſich für eine unglückliche Nebenbuhlerin aufzuopfern, das Weib, bei dem in der Heftigkeit des Augenblickes der Gedanke entſtehen kann, die Kinder eines treuloſen Liebhabers zu ermorden, das aber ſogleich entwaffnet iſt, da ſie den Unſchuldigen in das Auge blickt. „Norma, du heilige Prieſterin“ ſingt der Chor und dieſe „heilige Prieſterin“ hat Jenny Lind aufgefaßt und zeigt es uns in der Arie: casta diva. In Kopenhagen ſang ſie alle ihre Rollen ſchwediſch, die übrigen Singenden ſangen die ihrigen däniſch, und die beiden verwandten Sprachen verſchmolzen ſehr hübſch in einander, es wurde nichts Störendes gefühlt; ſelbſt in der „Tochter des Regiments,“ worin viel Dialog iſt, hatte das Schwediſche etwas Anmuthiges; und welches Spiel! ja das Wort ſelbſt iſt ein Widerſpruch. Es war Natur, etwas Wahreres iſt nie über die Bühne gegangen. Sie zeigt uns ganz das echte Naturkind, im Lager aufgewachſen, doch der angeborene Adel geht durch jede Bewegung. Die Tochter des Regiments und die Nachtwandlerin ſind ſicher Jenny Lind's unübertrefflichſte Rollen, keine Zweite wird ihr in dieſen an die Seite geſtellt werden können. Man lacht, man weint, es thut einem wohl wie ein Kirchgang, man wird ein beſſerer Menſch; man fühlt, daß Gott in der Kunſt iſt, und wo Gott Angeſicht gegen Angeſicht vor uns ſteht, da iſt eine heilige Kirche. In Jahrhunderten, ſagte Mendelsſohn zu mir von Jenny Lind, wird nicht eine Perſönlichkeit gleich der ihrigen geboren, und ſein Wort ſprach meine volle Ueberzeugung aus; man fühlt bei ihrem Auftreten auf der Bühne, daß es ein reines Gefäß iſt, worin der heilige Trank uns gereicht wird.

Nichts Anderes kann den Eindruck von Jenny Lind's Größe auf der Bühne verlöſchen, als ihre eigene Perſönlichkeit daheim. Ein kluges und kindliches Gemüth übt hier ſeine erſtaunliche Macht; ſie iſt glücklich, der Welt gleichſam nicht länger anzugehören, eine friedliche einſame Heimath iſt das Ziel ihrer Gedanken, — und dennoch liebt ſie die Kunſt von ganzem Herzen und fühlt ihren Beruf in ihr. Ein edeles, frommes Gemüth, wie das ihrige, wird durch Huldigungen nicht verdorben. Ein einziges Mal hörte ich ſie ihre Freude über ihr Talent und ihr Selbſtgefühl ausſprechen; das war in Kopenhagen während ihres letzten Aufenthaltes daſelbſt. Faſt jeden Abend trat ſie in Opern oder Concerten auf, jede Stunde war in Anſpruch genommen; da hörte ſie von einer Geſellſchaft ſprechen, deren Zweck es iſt, unglücklichen Kindern zu helfen, die von ihren Eltern gemißhandelt oder zum Betteln oder Stehlen gezwungen werden, und ſie in andere beſſere Verhältniſſe zu verſetzen. Jährlich gaben die Theilnehmer eine kleine Summe zur Unterſtützung der Kinder, die Mittel waren indeſſen noch gering. „Aber habe ich denn nicht noch einen freien Abend?“ ſagte ſie. „Laſſen Sie mich eine Vorſtellung zum Beſten dieſer armen Kinder geben, aber da wollen wir doppelte Preiſe nehmen!“ Eine ſolche Vorſtellung wurde gegeben und lieferte eine bedeutende Einnahme; als ſie dies erfuhr, und daß dadurch einer Anzahl armer Kinder für mehrere Jahre geholfen werden konnte, da leuchtete ihr Antlitz und die Thränen ſtanden ihr in den Augen. „Es iſt doch ſchön,“ ſagte ſie, „daß ich ſo ſingen kann!“

Mit dem vollen Gefühl eines Bruders ſchätze ich ſie, ich fühle mich glücklich, daß ich eine ſolche Seele kenne und verſtehe. Gott ſchenke ihr den Frieden, das ſtille Glück, welches ſie ſich wünſcht! Durch Jenny Lind habe ich zuerſt die Heiligkeit der Kunſt empfunden, durch ſie habe ich gelernt, daß man ſich ſelbſt im Dienſte des Höheren vergeſſen muß. Keine Bücher, keine Menſchen haben beſſer und veredelnder auf mich als Dichter eingewirkt als Jenny Lind, und darum habe ich hier ſo lange und ſo lebhaft von ihr geſprochen. —

Ich habe die glückliche Erfahrung gemacht, daß, ſowie die Kunſt und das Leben mir klarer geworden ſind, um ſo mehr Sonnenſchein von außen in meine Seele eingeſtrömt iſt. Welcher Segen iſt nicht für mich nach den früheren finſtern Tagen aufgegangen! Ruhe und Ueberzeugung ſind in mein Herz gedrungen. Eine ſolche Ruhe läßt ſich übrigens mit dem wechſelnden Reiſeleben gut vereinigen; ich fühle mich überall gleich zu Hauſe, ſchließe mich den Menſchen leicht an, und ſie ſchenken mir wieder Zutrauen und Herzlichkeit. —

Im Sommer 1844 beſuchte ich nochmals Norddeutſchland. Eine geiſtreiche und liebenswürdige Familie in Oldenburg hatte mich auf das Freundſchaftlichſte eingeladen, einige Zeit in ihrem Hauſe zuzubringen; Graf von Rantzau-Breitenburg wiederholte ebenfalls in ſeinen Briefen, wie willkommen ich ihm ſein würde. Ich reiſte alſo, und dieſe Reiſe wurde, wenn auch nicht eine meiner längſten, ſo doch eine meiner intereſſanteſten. — Ich erblickte das reiche Marſchland in ſeiner Sommerfülle und machte mit Rantzau meh intereſſante kleine Ausflüge. Breitenburg liegt mitten im Walde an dem Fluſſe Stör, die Dampfſchifffahrt nach Hamburg verleiht dem kleinen Gewäſſer Leben; die Lage iſt maleriſch und im Schloſſe ſelbſt lebte es ſich gemüthlich und angenehm. Ich konnte mich dem Leſen und Dichten recht hingeben, denn ich war frei gleich dem Vogel in der Luft, und es wurde für mich geſorgt, als wäre ich ein lieber Verwandter des Hauſes. Leider war es das letzte Mal, daß ich hierher kam; Graf Rantzau hatte ſchon das Vorgefühl ſeines nahen Todes. Eines Tages trafen wir uns im Garten; er ergriff meine Hand, drückte ſie herzlich, ſprach ſeine Freude über meine Anerkennung im Auslande, ſeine Freundſchaft für mich aus, und ſagte zuletzt: „ja mein junger Freund, nur Gott kann es wiſſen, aber ich habe den feſten Glauben, daß es in dieſem Jahre das letzte Mal iſt, daß wir hier zuſammenkommen, meine Zeit wird bald abgelaufen ſein.“ Er betrachtete mich mit ſo ernſtem Auge, daß es mir tief zu Herzen ging, aber ich wußte nichts zu ſagen; wir waren nahe bei der Kapelle, er öffnete ein Pförtchen zwiſchen einigen dichten Hecken, und wir ſtanden in einem kleinen Garten mit einem beraſten Grabe vor einer Bank. „Hier werden Sie mich finden, wenn Sie das nächſte Mal wieder nach Breitenburg kommen,“ ſagte er, und ſeine traurigen Worte wurden wahr; er ſtarb den folgenden

Winter in Wiesbaden. Ich verlor an ihm einen Freund, einen Beſchützer, ein edles vortreffliches Herz. —

Als ich das erſte Mal nach Deutſchland reiſte und den Harz und die ſächſiſche Schweiz beſuchte, lebte Goethe noch; es war mein innigſter Wunſch ihn zu ſehen. Vom Harz war es nicht weit bis nach Weimar; aber ich hatte kein Empfehlungsſchreiben an ihn, und damals war noch keine Zeile von meinen Arbeiten überſetzt. Mehrere hatten mir Goethe als einen ſehr ſtolzen Mann beſchrieben; es entſtand alſo die Frage, ob er mich wohl vor ſich laſſen würde? Ich bezweifelte es und beſchloß, erſt dann nach Weimar zu gehen, wenn ich eine oder die andere Arbeit geliefert haben würde, die meinen Namen nach Deutſchland tragen konnte; das glückte, aber leider war Goethe ſchon todt. Seine Schwiegertochter, Frau von Goethe, geborene von Pogwitſch, hatte ich früher auf der Rückreiſe von Conſtantinopel bei Mendelsſohn-Bartholdy in Leipzig kennen gelernt; die geiſtreiche Frau war mir mit Herzlichkeit entgegen gekommen. Sie erzählte mir, daß ihr Sohn Walter ſchon ſeit lange mein Freund ſei, daß er als Knabe ein ganzes Schauſpiel aus meinem „Improviſator“ gemacht habe, daß dieſes Stück in Goethe's Haus aufgeführt worden ſei, und endlich, daß Walter einſt habe nach Kopenhagen reiſen wollen, um mich kennen zu lernen. Jetzt hatte ich alſo

Freunde in Weimar. Eine ſonderbare Luſt trieb mich, dieſe Stadt zu ſehen, wo Goethe, Schiller, Wieland und Herder gelebt hatten, von der ſo viel Licht über die Welt ausgeſtrömt war. Ich kam nach dem kleinen Lande, welches durch Luther, durch das Sängerfeſt auf der Wartburg, durch viele edle und große Erinnerungen geheiligt iſt. Am 24. Juni, dem Geburtstage des Erbgroßherzogs, kam ich fremd in der freundlichen Stadt an. Alles deutete auf das ſtatthabende Feſt, und im Theater, wo eine neue Oper gegeben ward, wurde der junge Fürſt mit großem Jubel empfangen. Da dachte ich nicht daran, wie feſt das Herrlichſte und Beſte von dem, welches ich hier vor mir erblickte, mir an das Herz wachſen würde, wie viele künftige Freunde hier um mich her ſaßen, wie lieb mir dieſe Stadt werden würde — in Deutſchland meine zweite Heimath. Ich war an Goethe's würdigen Freund, den vortrefflichen Kanzler von Müller empfohlen, und fand bei ihm die herzlichſte Aufnahme. Zufällig traf ich hier bei meinem erſten Beſuch mit dem Kammerherrn Beaulieu de Marconnay zuſammen, den ich von Oldenburg her kannte; er war jetzt in Weimar angeſtellt und lud mich ein in ſein Haus zu ziehen. Nach Verlauf einiger Stunden war ich ſein bleibender Gaſt und fühlte: „hier iſt gut ſein.“ Es giebt Menſchen, bei denen man nur Tage braucht, um ſie zu kennen und zu leben; in Beaulieu gewann ich in dieſen Tagen einen Freund, ich darf es glauben, für das ganze Leben. Er führte mich in die Familienkreiſe ein, der liebenswürdige Kanzler nahm ſich meiner gleichfalls herzlich an, und ich, der ich mich bei meiner Ankunft ganz verlaſſen wähnte, da Frau von Goethe und ihre Söhne in Wien waren, war nun in Weimar bekannt und in allen Kreiſen wohl aufgenommen. Der regierende Großherzog und die Frau Großherzogin empfingen mich mit einer Gnade, einer Herzlichkeit, die einen tiefen Eindruck auf mich hervorbrachten; nachdem ich vorgeſtellt worden war, wurde ich zur Tafel befohlen und bald darauf vom Erbgroßherzoge zu ihm und ſeiner Gemahlin nach dem Jagdſchloſſe Ettersburg beſchieden, welches hoch, dicht bei einem ausgedehnten Walde, liegt. Die Rococo-Meubeln im Innern und die weite Ausſicht vom Parke bis ins Harzgebirge machten ſogleich einen eigenthümlichen Eindruck. Alle jungen Landbewohner hatten ſich am Schloſſe verſammelt, um ihres lieben Erbgroßherzogs Geburtstag zu feiern; Kletterſtangen mit Tüchern und flatternden Bändern waren errichtet, Geigen ertönten und es wurde unter dem großen blühenden Lindenbaume luſtig getanzt. Sonntagsglanz, Zufriedenheit und Glück waren über das Ganze verbreitet; das junge erſt kürzlich vermählte Fürſtenpaar ſchien durch wahres inniges Gefühl verbunden zu ſein. Den Stern auf der Bruſt muß das Herz, welches unter demſelben ſchlägt, vergeſſen können, wenn man ſich längere Zeit frei und glücklich an einem Hofe fühlen ſoll, und ein ſolches Herz, ſicher eines der edelſten und beſten, welches ſchlägt, beſitzt Karl Alexander von Sachſen-Weimar. Länger als Jahr und Tag wurde mir das Glück verliehen, dieſen Glauben zu begründen. Ich kam während dieſes meines erſten Aufenthaltes einige Mal nach dem glücklichen Ettersburg. Der Erbgroßherzog zeigte mir den Garten und den Baum, in deſſen Stamm Goethe, Schiller und Wieland ihre Namen eingeſchnitten hatten; ja Jupiter ſelbſt hatte den ſeinigen hinzufügen wollen, ſeine Donnerkeile hatten ihn in einem ſeiner Zweige geſpalten. Die geiſtreiche Frau von Groß (Amalie Winter), Kanzler von Müller, welcher Goethe's Zeit lebendig vor uns aufzurollen und ſeinen Fauſt zu entwickeln wußte, der kindlichgeſinnte und grundehrliche Eckermann gehörten zum Kreiſe auf Ettersburg; die Abende vergingen gleich einem geiſtreichen Traume; abwechſelnd las ein jeder vor, auch ich wagte es zum erſten Mal in einer mir fremden Sprache eines meiner Märchen: „der ſtandhafte Bleiſoldat," zu leſen. Kanzler von Müller führte mich zu dem fürſtlichen Begräbniß, wo Karl Auguſt mit ſeiner herrlichen Gemahlin ruht, nicht zwiſchen Schiller und Goethe, wie ich glaubte, als ich ſchrieb: „der Fürſt hat ſich eine Regenbogen-Glorie geſchaffen, indem er zwiſchen der Sonne und dem brauſenden Waſſerfall ſteht.“ Dicht neben dem Fürſtenpaare, welches das Große verſtand und ſchätzte, ruhen dieſe ihre unſterblichen Freunde; verwelkte Lorbeerkränze lagen auf den einfachen braunen Särgen, deren ganze Pracht in den unſterblichen Namen Goethe und Schiller beſteht. Im Leben gingen der Fürſt und der Dichter miteinander, im Tode ſchlummern ſie unter demſelben Gewölbe. Ein ſolcher Ort wird nicht aus den Gedanken verlöſcht, an einer ſolchen Stelle hält man ſein ſtilles Gebet, welches nur Gott allein vernimmt. — Ueber acht Tage blieb ich in Weimar; es war mir, als hätte ich ſchon früher in dieſer Stadt gelebt, als wäre es eine liebe Heimath, die ich nun verlaſſen ſollte. Als ich aus dem Thore über die Brücke hin bei der Mühle vorbei fuhr und zum letzten Mal nach der Stadt und dem Schloſſe zurückblickte, ergriff eine tiefe Wehmuth meine Seele, es war mir, als wäre ein ſchöner Abſchnitt in meinem Leben hier geſchloſſen; ich meinte, daß mir die Reiſe, nachdem ich Weimar verlaſſen, keine Freuden mehr bringen konnte. Wie oft iſt nicht ſeit jener Zeit die Brieftaube und noch weit häufiger der Gedanke nach dieſem Ort hingeflogen! Von Weimar aus iſt Sonnenſchein in mein Dichterleben geſtrömt.

Von Weimar kam ich nach Leipzig, wo meiner ein echt poetiſcher Abend bei Robert Schumann harrte. Der geniale Componiſt hatte mich ein Jahr zuvor mit der Ehre überraſcht, mir ſeine Muſik zu vier von meinen Liedern zu widmen; dieſe ſang Frau Dr. Frege, deren ſeelenvoller Geſang ſo viele Tauſende erfreut und hingeriſſen hat, Clara Schumann begleitete, und nur der Componiſt und der Dichter waren die Zuhörer; eine kleine feſtliche Mahlzeit und gegenſeitiger Austauſch der Ideen verkürzten den Abend nur allzuſehr. Ich fand ferner die alte herzliche Aufnahme im Brockhaus'ſchen Hauſe, an die ich mich von früheren Beſuchen her faſt ſchon gewöhnt hatte. Der Kreis von Freunden wächſt mir in den deutſchen Städten, aber das erſte Herz iſt doch das, welches man am liebſten wieder aufſucht.

In Dresden fand ich alte Freunde mit jugendlichem Gefühl: meinen genialen halben Landsmann, den Norweger Dahl, der es verſteht, auf der Leinwand den Waſſerfall brauſen und die Birke, wie in den norwegiſchen Thälern, wachſen zu laſſen, und Vogel von Vogelſtein, der mir die Ehre erwies, mein Bild zu zeichnen und in die Königliche Portrait-Sammlung aufzunehmen. Der Theaterintendant Herr von Lüttichau räumte mir jeden Abend in der Directions-Loge einen Platz ein, und eine der edelſten

Damen in Dresdens erſten Kreiſen, die würdige Baroneſſe von Decken, empfing mich, wie eine Mutter ihren Sohn empfängt; in dieſer Erkenntniß bin ich ſpäter immer in ihr Haus und ihren liebenswürdigen Kreis zurückgekehrt. Wie hell und ſchön iſt doch die Welt! Wie ſind die Menſchen doch gut! Es iſt eine Luſt zu leben, das iſt mir immer mehr und mehr klar und bewußt geworden. — Beaulieu's jüngerer Bruder, Edmund, Offizier in der Armee, kam eines Tages von Tharand, wo er die Sommermonate zubrachte; ich begleitete ihn hinaus, verlebte glückliche Tage in der milden Bergnatur und fand ſogleich Zutritt in mehreren Familien. — Mit der Baroneſſe Decken beſuchte ich zum erſten Mal den berühmten genialen Zeichner Retzſch, der die kecken Umriſſe zu Goethe, Shakeſpeare ꝛc. geliefert hat; er wohnt idylliſch zwiſchen den niedrigen Weinbergen gegen Meißen hinaus. Jedes Jahr bringt er ſeiner Frau an ihrem Geburtstage eine neue Zeichnung, und immer eine ſeiner beſten; die Sammlung iſt in einer Reihe von Jahren zu einem reichen Album angewachſen, das ſie, wenn er früher ſtirbt als ſie, herausgeben ſoll. Von den vielen herrlichen Ideen darin ergriff mich eine eigenthümlich: die Flucht nach Aegypten: Es iſt Nacht, Alles ſchläft auf dieſem Bilde, Maria, Joſeph, Bäume und Sträucher, ſelbſt der Eſel, der ſie trägt

— nur das Jeſuskind mit dem offenen runden Antlitz wacht und beleuchtet das Ganze. Für ein Märchen, welches ich ihm erzählte, erhielt ich eine hübſche Zeichnung: ein ſchönes junges Mädchen, welches ſich hinter einer alten Frauen-Maske verbirgt — ſo ſoll die ewig junge Seele mit blühender Schönheit hinter der alten Maske des Märchens hervorblicken! Retzſch's Bilder ſind reich an Gedanken, voller Schönheit und Genialität. — Beim Major Serre und ſeiner liebenswürdigen Gattin genoß ich das deutſche Landleben auf ihrer reichen Beſitzung Maxen; niemand vermag mehr Gaſtfreundſchaft als dieſe beiden herzlichen Menſchen zu zeigen. Ein Kreis geiſtreicher intereſſanter Perſönlichkeiten verſammelte ſich hier; ich blieb über acht Tage, und lernte dort den Reiſenden Kohl ſowie die geiſtreiche Schriftſtellerin Gräfin Hahn-Hahn kennen, in welcher ich ein weibliches Gemüth und eine Perſönlichkeit erkannte, zu welcher man Zutrauen faßt. Wo man gut aufgenommen wird, da verweilt man gern; ich fühlte mich auf dieſer kleinen Reiſe in Deutſchland unausſprechlich glücklich und überzeugte mich, daß ich dort kein Fremder ſei. Das Herz und die Naturwahrheiten in meinen Schriften waren es, die man ſchätzte; und wie vortrefflich und lebenswerth die Formſchönheit auch iſt, wie imponirend die Reflexionsweisheit in dieſer Welt auch ſein mag — Herz und Natur ſind doch das, was ſich durch alle Zeiten am wenigſten verändert und von Allen am beſten verſtanden wird.

Den Rückweg nahm ich über Berlin, wo ich ſeit mehreren Jahren nicht geweſen war; aber der liebſte meiner dortigen Freunde, Chamiſſo war geſtorben;

„Der wilde Schwan, der weit flog um die Erde
Und ſelbſt das Haupt gelegt in eines Wilden Schooß.“

war zu einem herrlicheren Welttheile geflogen; ich ſah ſeine Kinder, die nun vater- und mutterlos daſtanden. An der Jugend um mich her erkenne ich, daß ich ſelbſt altere, an mir fühle ich es nicht. Chamiſſo's Söhne, die ich das letzte Mal als Knaben mit bloßem Halſe in dem kleinen Garten ſpielen ſah, kamen mir nun mit Helm und Säbel entgegen; ſie waren Offiziere in preußiſchem Dienſte. Ich fühlte einen Augenblick, wie die Jahre dahinrollen, wie Alles ſich verändert und wie man ſo Manchen verliert —

„Doch iſt es nicht ſo ſchwer, als man geglaubt,
Zu miſſen, was man liebt, hier im Getümmel;
Bei Gott ſind unſre Lieben, die gebaut
Uns eine Brücke bis hinauf zum Himmel!“

Die herzlichſte Aufnahme fand ich und habe ſie ſpäter immer gefunden im Hauſe des Miniſters Savigny, wo ich die geniale, eigenthümlich begabte Bettina und ihre ſchönen geiſtreichen Töchter kennen lernte; eine Stunde Unterhaltung mit Bettina, in welcher ſie das Wort führte, war ſo reich, ſo intereſſant, daß ich bei dieſer Beredſamkeit, dieſem Feuerwerk von Ideen faſt verſtummte. Ihre Schriften kennt die Welt, aber ein Talent, welches ſie beſitzt, iſt weniger bekannt, nämlich ihr Talent zum Zeichnen. Es ſind wieder die Ideen, die uns hier überraſchen; ſo erblickte ich eine Begebenheit, die ſich vor Kurzem zugetragen hatte — ein junger Mann war vom Weingeiſt getödtet worden — in einer Skizze von ihr dargeſtellt; man ſah ihn halbnackt in den Keller hinabſteigen, wo rings umher die Weinfäſſer als Ungeheuer lagen, Bacchanten ,und Bacchantinnen tanzten hervor, ergriffen ihr Opfer, umſchlangen und tödteten es. Ich weiß, daß Thorwaldſen, dem ſie einſt alle ihre Zeichnungen zeigte, durch die Ideen in denſelben im höchſten Grade überraſcht war. —

Es thut ſo wohl in der Fremde, wenn man ein Haus findet, wo die Augen gleich Feſtlampen leuchten, ſobald man eintritt, ein Haus, wo man in ein ſtilles häuslich glückliches Leben hineinblicken kann — ein ſolches Haus fand ich beim Profeſſor Weiß. — Doch wie viele neue Bekanntſchaften, welche angeknüpft, und ältere, die erneuert wurden, müßte ich nicht namhaft machen! Ich traf Cornelius aus Rom, Schelling aus München, meinen Quaſi-

Landsmann, den Norweger Steffens, und endlich Tieck wieder, welchen ich ſeit meinem erſten Ausflug nach Deutſchland nicht wieder geſehen hatte. Er war ſehr verändert, doch die klugen ſanften Augen waren dieſelben, der Händedruck war derſelbe, ich fühlte, daß er mich lieb hatte und mir wohlwollte. Ich mußte ihn in Potsdam beſuchen, wo er bequem und reich eingerichtet war; beim Mittagstiſche lernte ich auch ſeinen Bruder, den Bildhauer, kennen. Von Tieck erfuhr ich, wie gnädig der König und die Königin von Preußen gegen mich geſinnt ſeien, daß ſie meinen Roman „Nur ein Geiger“ geleſen und ſich bei Tieck nach mir erkundigt hätten. Inzwiſchen waren die Majeſtäten damals abweſend; ich war gerade am Abend vor ihrer Abreiſe nach Berlin gekommen, als das verabſcheuungswürdige Attentat verübt wurde.

Ueber Stettin ging es bei ſtürmiſchem Wetter nach Kopenhagen; lebensfroh ſah ich alle meine Lieben wieder und reiſte einige Tage darauf zum Grafen Moltke in Fühnen, um dort noch einige ſchöne Sommertage zu verleben. Hier erhielt ich einen Brief vom Miniſter Rantzau-Breitenburg, der mit dem Könige und der Königin von Dänemark ſich im Bade auf Föhr befand; er ſchrieb, er habe die Freude mir zu melden, daß mir eine allergnädigſte Einladung nach Föhr zu Theil geworden. Dieſe

Inſel liegt, wie bekannt, in der Nordſee unweit der ſchleswigſchen Küſte, in der Nähe der intereſſanten Halligen, jener kleinen Inſeln, die Biernatzky ſo anſchaulich in ſeinen Novellen geſchildert hat. Ich ſollte auf dieſe Weiſe ganz unerwartet eine in der Heimath für mich fremde Natur zu ſehen bekommen; ich war glücklich über die Gnade meines Königs und meiner Königin, und freute mich noch einmal mit Rantzau vereint zu ſein; es war leider das letzte Mal.

Es war gerade 25 Jahr, ſeitdem ich als armer Knabe, allein und hülflos nach Kopenhagen reiſte. Gerade der 25ſte Jahrestag ſollte ſo gefeiert werden, ich ſollte bei meinem Könige und meiner Königin ſein, denen ich treu anhänge und die ich gerade damals von ganzer Seele liebgewann; die ganze Umgebung, die Menſchen und die Natur ſpiegelten ſich unvergeßlich in mir ab, ich fühlte mich gleichſam zu einem Punkte hingeführt, von dem aus ich noch klarer über die fünf und zwanzig Jahre zurückblicken konnte, mit all dem Glück und der Freude, welche ſich in ihnen für mich entfaltet hatten. Die Wirklichkeit übertrifft häufig die ſchönſten Träume. Von Fühnen war ich nach Flensburg gereiſt, welches mit Wäldern und Hügeln höchſt maleriſch an dem großen Meerbuſen liegt, aber gleich daneben öffnet ſich die einſame Haide; ich reiſte in der mondhellen Nacht über ſie hin, allein die Reiſe geht auf der Haide langſam, nur die Wolken flohen ſchnell; einförmig ging es durch den tiefen Sand, einförmig pfiff ein Vogel im Haidekraut. Nun kam das Marſchland; der fortwährende Regen hatte Wieſen und Kornfelder zu großen Seen verwandelt, die Dämme, auf denen man fuhr, waren wie Moorgrund, die Pferde ſanken tief hinein; an mehreren Stellen mußte der leichte Wagen von den Bauern unterſtützt werden, um nicht auf die niedrigen Häuſer unten am Damme zu ſtürzen. Mehrere Stunden gingen über jeder Meile hin — endlich lag die Nordſee mit ihren Inſeln vor mir; die ganze Küſte bildet einen Damm, bedeckt mit meilenlangem Strohgeflechte, an welchem die Wellen ſich brechen. Ich traf zur Fluthzeit ein, der Wind war günſtig, und in kaum einer Stunde gelangte ich nach Föhr hinüber, welches mir nach der beſchwerlichen Reiſe wie ein wahres Feenland erſchien. Die größte Stadt, Wyck, wo ſich die Bäder befinden, iſt ganz holländiſch gebaut, alle Häuſer haben nur eine Etage, mit ſchrägem Dach und dem Giebel nach der Straße zu, aber die vielen Fremden und der Hof gaben der Hauptſtraße eine eigene Lebendigkeit; faſt aus jedem Hauſe ſchauten bekannte Geſichter hervor, die däniſche Flagge wehte, Muſik ertönte. Ich war bald einquartiert; jeden Tag bis zur Abreiſe der Majeſtäten hatte ich die Ehre, von ihnen zur Tafel gezogen zu werden, ſo wie an jedem

Abend in ihrem Kreis zu ſein; mehrere Abende las ich dem Könige und der Königin meine Märchen vor, und beide waren gnädig und liebreich gegen mich. Es thut ſo wohl, das edle Menſchliche ſich da offenbaren zu ſehen, wo man ſonſt nur die Königskrone und den Purpurmantel erblickt. Wenige Menſchen können im Privatleben liebenswürdiger ſein, als das regierende däniſche Königspaar. Gott erfreue und ſegne ſie, gleichwie ſie meine Bruſt mit Freude und Sonnenſchein erfüllt haben!

In ihrem Gefolge machte ich die Fahrt nach der größten der Halligen mit, dieſer Gras-Runen im Meere, die von einem untergeſunkenen Lande zeugen. Die großen Wellen haben das Feſtland in Inſeln verwandelt, dieſe wieder zerriſſen und Menſchen und Dörfer begraben; Jahr für Jahr werden neue Stücke fortgeriſſen, und nach einem halben Jahrhundert wird hier nur Meer ſein. Die Halligen ſind jetzt nur flache Inſelchen mit einer dunkeln Raſendecke, wo einige Schafheerden graſen; ſteigt das Meer, ſo werden dieſe auf den Boden des Hauſes hinauf getrieben und die Wogen wälzen ſich über das kleine Land, welches meilenweit von der Küſte entfernt liegt. Oland, welches wir beſuchten, enthält eine kleine Stadt, die Häuſer dicht beiſammen, als wollten auch dieſe ſich in der Noth dicht an einander ſchließen; ſie ſind alle auf einer Balkenlage errichtet und haben kleine Fenſter, wie in einer Schiffskajüte. Hier in der kleinen Stube ſitzt die Frau mit ihren Töchtern am Spinnrade einſam das halbe Jahr hindurch; dort findet man immer eine kleine Bücherſammlung, ich fand däniſche, deutſche und frieſiſche Bücher. Die Leute leſen und arbeiten, und das Meer ſteigt rings um das Haus, welches einem Wracke gleich in der See liegt; zuweilen treibt ein Schiff in der Nacht dorthin, glaubt das Licht von einem anderen Fahrzeuge zu erblicken und ſtrandet. Die Sturmfluth im Jahre 1825 ſpülte Häuſer und Menſchen fort, halbnackt ſaßen ſie Nächte und Tage lang auf den Dächern, bis dieſe verſanken, von Föhr oder dem Feſtlande konnte ihnen keine Hülfe gebracht werden; der Kirchhof iſt halb weggeſpült, Särge und Leichen ſind durch die Brandung von der Erde entblößt worden, es iſt ein erſchütternder Anblick. Und doch lieben die Halligbewohner ihre kleine Heimath; ſie können es auf dem Feſtlande nicht aushalten, ſondern werden von Heimweh zurückgetrieben. Wir fanden nur einen einzigen Mann auf der Inſel und auch er war erſt kürzlich vom Krankenlager aufgeſtanden, die anderen waren auf längeren Seereiſen; nur Mädchen und Frauen empfingen uns. — Vor der Kirche hatten ſie eine Ehrenpforte von Blumen, die ſie von Föhr geholt hatten, errichtet, aber ſie war ſo klein und niedrig, daß man um dieſelbe herumgehen mußte; man ſah aber doch den guten Willen. Es rührte die Königin tief, daß ſie ihren einzigen Strauch, einen Roſenſtrauch, abgeſchnitten hatten, um ihn über eine ſumpfige Stelle zu legen, über welche ſie gehen ſollte. Die Mädchen ſind hübſch, halb orientaliſch gekleidet — ſie leiten auch ihren Urſprung von den Griechen ab —; die Geſichter tragen ſie faſt verhüllt und unter dem Linnenſtreifen, der über den Kopf liegt, ein griechiſches Feß, um welches das Haar in Flechten geſchlungen iſt.

Bei der Rückfahrt war Tafel am Bord des königlichen Dampfſchiffes, und nach derſelben, während wir bei herrlichem Sonnenuntergang in dieſem Archipelagus fuhren, wurde das Schiffsdeck in einen Tanzſaal verwandelt. Jung und Alt tanzte, die Lakaien flogen mit Erfriſchungen hin und her, Matroſen ſtanden auf den Radkaſten und lotheten, und man hörte ihren eintönigen Ruf, wie tief das Waſſer ſei. Der Mond ſtieg rund und groß empor, und die Vorgebirge auf Amrom nahmen ſich wie eine ſchneebedeckte Alpenkette aus. Dieſe öden Sandberge beſuchte ich ſpäter; der König jagte hier Kaninchen. Vor mehreren Jahren ſtrandete hier ein Schiff mit zwei Kaninchen und von dieſem „Paar" iſt nun Amrom mit Tauſenden ihrer Nachkommen angefüllt. Zur Ebbezeit zieht ſich das Meer zwiſchen Föhr und Amrom ganz zurück, dann fährt man mit Wagen von der einen Inſel zur andern; doch muß man die Zeit wohl abpaſſen und die Richtung genau kennen, denn kommt die Fluth, ſo ſind die Fahrenden ohne Rettung verloren; wenige Minuten nur, und wo eben erſt trockenes Land war, da können große Schiffe ſegeln. Wir ſahen eine ganze Reihe von Wagen von Föhr nach Amrom fahren; auf dem weißen Sande und gegen den blauen Horizont ſchienen ſie doppelt ſo groß zu ſein, aber rings herum waren, einem Netze gleich, die Waſſerflächen ausgeſpannt, als hielten ſie den Sandboden feſt, welcher dem Meere angehörte und bald wieder von demſelben überſpült werden ſollte. Bei den Bergebirgen wird man veranlaßt, an den Aſchenkegel des Veſuv zu denken, auch hier verſinkt man bei jedem Schritt, das ſteife Moorgras kann die loſe Erdſchicht nicht zuſammen halten; die Sonne brannte zwiſchen den weißen Hügeln, es war wie eine Wanderung durch den Sand Afrika's. In den Thälern zwiſchen den Hügeln wuchs eine eigene Art von Roſen und das Haidekraut blühte, an anderen Stellen gab es durchaus keine Vegetation, nur den naſſen Sand, in welchem die Woge ihren Abdruck hinterlaſſen hatte; das Meer hatte bei ſeinem Zurücktreten ſeltſame Hieroglyphen geſchrieben. Von einem der höchſten Punkte blickte ich über die Nordſee hinaus; es war Ebbe, die See war über eine Meile zurückgetreten, die

Schiffe lagen gleich todten Fiſchen auf dem Sande und erwarteten die Fluth. Einige Matroſen waren hinabgeſtiegen und bewegten ſich dort auf dem Sandboden wie ſchwarze Punkte; da wo das Meer ſelbſt die weiße Sandfläche bewegte, erhob ſich eine lange Bank, die während der Fluthzeit verborgen iſt und auf welcher viele Strandungen vorkommen. Ich ſah die hier errichteten hohen Balkenthürme, worin eine Tonne mit Waſſer, ein Korb mit Brod und Branntwein aufbewahrt wird; die Unglücklichen, welche hier ſtranden, können dann an dieſem Ort mitten in der ſchwellenden See das Leben einige Tage lang friſten, bis es möglich wird ihnen Hülfe zu bringen. — Von einer ſolchen Natur zu einer königlichen Tafel, einem hübſchen Hofconcert und den kleinen Bällen des Bade-Salons, ſo wie zu der im Mondſcheine mit Badegäſten angefüllten Promenade, einem Boulevard im Kleinen, zurückzukehren hatte etwas Märchenhaftes, etwas ſeltſam Abwechſelndes. —

Als ich an dem erwähnten 25ſten Jahrestage, dem 5. September, an der königlichen Mittagstafel ſaß, ging in meinen Gedanken mein ganzes Leben an mir vorüber; ich mußte alle meine Kraft zuſammennehmen, um nicht in Thränen auszubrechen. Es giebt Augenblicke der Dankbarkeit, in welchen wir gleichſam einen Drang fühlen, Gott an unſer Herz zu drücken; wie tief fühlte ich mein Nichts, und daß Alles, Alles von ihm komme. Rantzau wußte, welche Bedeutung dieſer Tag für mich hatte. Nach der Tafel wünſchten der König und die Königin mir Glück, und zwar — gnädig iſt ein zu ärmliches Wort — ſo herzlich, ſo theilnehmend! Der König wünſchte mir Glück zu dem, was ich überſtanden und gewonnen habe; er fragte mich nach meinem erſten Auftreten in der Welt, und ich erzählte ihm einige charakteriſtiſche Züge. Im Laufe des Geſprächs fragte er mich, ob ich nicht etwas Gewiſſes jährlich habe; ich nannte ihm die Summe. „Das iſt nicht viel," ſagte der König. „Aber ich bedarf auch nicht viel," ſagte ich, „und meine Schriften verſchaffen mir auch etwas." Der König ging theilnehmend auf meine Verhältniſſe ein und ſchloß mit den Worten: „Kann ich Ihnen irgendwann zur Beförderung Ihrer literariſchen Wirkſamkeit nützlich ſein, ſo kommen Sie nur zu mir." Am Abend beim Hofconcerte wurde die Unterhaltung fortgeſetzt; Einige von denen, die mir zunächſt ſtanden, machten mir Vorwürfe, daß ich den Augenblick nicht benutzt habe. „Der König legte es Ihnen ja gerade in den Mund," ſagten ſie; aber ich konnte, ich wollte nicht; fand der König, daß ich etwas mehr bedürfe, ſo konnte er es mir von ſelbſt geben. Und ich irrte mich nicht; im folgenden Jahre vergrößerte Chriſtian VIII. meine jährliche Einnahme, ſo daß ich mit dieſer und mit dem, was meine

Schriften mir einbringen, ehrenvoll und ſorgenfrei leben kann. Aus ſeines Herzens reinem gutem Willen gab mein König es mir. Aufgeklärt, einſichtsvoll, wiſſenſchaftlich gebildet iſt König Chriſtian, ſeine gnädige Theilnahme an meinem Schickſal iſt mir deshalb doppelt ehrend und belebend. Der 5. September war ein Feſttag für mich; auch die deutſchen Badegäſte beehrten mich mit einem Toaſt im Badeſalon. — So viel kann leicht einen Menſchen verderben und ihn eitel machen — doch nein, es verdirbt nicht, es macht Einen im Gegentheil gut und beſſer, es läutert die Gedanken, und man muß dadurch Drang und den Willen bekommen dies Alles zu verdienen. — Bei der Abſchiedsaudienz ſchenkte die Königin mir einen koſtbaren Ring zur Erinnerung an dieſen Aufenthalt und der König ſprach ſich wieder ſehr wohlwollend, edel und theilnehmend aus; Gott ſegne und erhalte das erhabene Paar. —

Die Herzogin von Auguſtenburg mit ihren beiden älteſten Töchtern war gleichzeitig auf Föhr; täglich hatte ich das Glück gehabt, mit ihnen zuſammen zu ſein, und wiederholte Einladungen erhalten, den Rückweg über Auguſtenburg zu nehmen. Ich reiſte deshalb von Föhr nach Als, einer der ſchönſten Inſeln in der Oſtſee; das kleine Land gleicht einem blühenden Garten, die üppigen Korn- und Klee-Felder ſind mit Haſelnuß- und wilden Roſen-Hecken eingehegt, bei den Bauerhäuſern dehnen ſich große Apfelgärten aus, von Früchten ſtrotzend, Wald und Hügel wechſeln. Bald erblickt man das offene Meer, bald den ſchmalen, einem Fluß gleichenden kleinen Belt. Das Schloß ſelbſt iſt großartig, mit einem blumenerfüllten Garten hinab bis zum ſchlängelnden Meerbuſen. Ich fand die herzlichſte Aufnahme, das liebenswürdigſte Familienleben in dem herzoglichen Kreiſe; ich verweilte dort 14 Tage und wohnte dem Geburtstage der Herzogin und den bei dieſer Gelegenheit ſtattfindenden Feſtlichkeiten mit bei, worunter Wettrennen, welche drei Tage währten; Stadt und Schloß waren mit Menſchen angefüllt. — In einem glücklichen Familienleben iſt es Einem wie an einem ſchönen Sommerabend; man wird von Frieden erfüllt, und Alles rings umher erhält einen eigenen Glanz; man ſagt aus vollem Herzen: hier iſt gut ſein! und das fühlte ich auf Auguſtenburg. —

VII.

Im Frühjahr 1844 hatte ich ein dramatiſches Märchen: „die Blume des Glückes“ vollendet; die Idee deſſelben war, daß es nicht der unſterbliche Name des Künſtlers, nicht der Glanz der Krone iſt, welche den Menſchen glücklich machen, ſondern daß das Glück ſich da findet, wo man mit Wenigem zufrieden liebt und wieder geliebt wird. Die Scene war ganz däniſch, ein idylliſch ſonnenklares Leben, an deſſen Himmel ſich zwei finſtere Bilder, wie in einem Traume abſpiegeln: der unglückliche däniſche Dichter Ewald und der in unſern Heldenliedern tragiſch beſungene Prinz Buris; das Zeitalter, welches viele Dichter uns nur in einem ſchönen Licht darſtellen, wollte ich, zur Ehre für unſere Zeit, finſter und elend, wie es war, zeigen. Profeſſor Heiberg, der als Beurtheiler über die eingereichten Stücke angeſtellt war, erklärte ſich gegen die Annahme meines Stückes. In den letzten Jahren war mir immer von jener Seite feindlich begegnet worden, ich betrachtete es als ein perſönliches Uebelwollen, aber dieſes war mir noch peinlicher als die Verwerfung des Stückes; es peinigte mich, in einem geſpannten Verhältniß zu einem Dichter zu ſtehen, den ich verehrte, und mit Rückſicht auf welchen ich nach meiner Ueberzeugung Alles gethan hatte, um ein freundliches Verhältniß zu erzielen. Noch ein Verſuch mußte gemacht werden; ich ſchrieb an Heiberg, ſprach mich offen und wie ich glaube herzlich aus, und bat ihn, mir deutlich den Grund zu ſeiner Verwerfung des Stückes und zu ſeinem Unwillen gegen mich anzugeben. Er machte mir ſogleich einen Beſuch, den ich, da er mich nicht zu Hauſe traf, am folgenden Tage erwiderte; ich wurde auf das Freundlichſte aufgenommen. Der Beſuch und die Unterhaltung gehören ſicher zu dem Eigenthümlichen, aber ſie veranlaßten eine Erklärung und ich hoffe nun ein beſſeres Einverſtändniß für die Zukunft. Er ſtellte mir ſeine Anſichten klar dar, weshalb er das Stück verworfen habe; von ſeinem Standpunkte aus betrachtet waren ſie ohne Zweifel richtig, aber es waren nicht die meinigen; wir konnten uns alſo nicht einigen. Er erklärte, daß er durchaus keinen Groll gegen mich hege und daß er mein Talent anerkenne; ich erwähnte ſeine verſchiedenen Angriffe auf mich, z. B. in ſeinen Intelligenzblättern, und daß er mir eigne Erfindung durchaus abgeſprochen; ich meinte, daß dieſe ſich doch in meinen Romanen zeige, „aber davon haben Sie keinen geleſen,“ ſagte ich, „das haben Sie mir ſelbſt geſagt.“ „Ja das iſt die Wahrheit,“ erwiderte er, „ich habe ſie noch nicht geleſen, aber nun will ich es thun.“ „Sie haben ſpäter,“ fuhr ich fort, „in Ihrem Gedicht „Dänemark“ über mich und meinen „Bazar“ geſpottet und über meine Schwärmerei für die ſchönen Dardanellen geſprochen; aber ich habe gerade in meinem Buch die Dardanellen als nicht ſchön geſchildert, es iſt der Bosporus, den ich ſchön gefunden habe; Sie ſcheinen das nicht beachtet zu haben, vielleicht haben Sie auch den „Bazar“ noch nicht geleſen!“ „War es der Bosporus?“ ſagte er mit ſeinem eigenen Lächeln: „ja das hatte ich ganz vergeſſen, und, ſehn Sie, daran erinnern ſich die Leute auch nicht, hier galt es nur, Ihnen einen Hieb zu verſetzen.“ Dies Geſtändniß klang ſo natürlich, ſo eigenthümlich für ihn, daß ich lächeln mußte; ich blickte ihm in die klugen Augen, dachte daran, wie viel Hübſches er geſchrieben hatte — und ich konnte ihm nicht zürnen. Das Geſpräch wurde lebhafter, freier, er ſagte mir einige freundliche Worte, ſtellte z. B. meine Märchen ſehr hoch, und bat mich ihn öfter zu beſuchen. Ich habe dieſe Dichternatur mehr und mehr verſtehen gelernt, und darf glauben, daß er auch die meinige verſtehen wird; wir ſind höchſt verſchieden, ſtreben aber doch nach demſelben Ziel. Ehe wir ſchieden, führte er mich auf ſein kleines Obſervatorium, jetzt ſeine liebſte Welt; er ſcheint bald für die Poeſie, bald für die Philoſophie und — wobei er, wie ich glaube, am wenigſten ausrichtet — für die Aſtronomie zu leben; hier könnte ich faſt ſeufzen und ſingen:

„Stern warſt du früher ſelbſt, wonach du jetzt nur ſpähſt!“

Mein Märchen-Schauſpiel kam übrigens auf die Bühne und erlebte im Laufe der Saiſon ſieben Darſtellungen.

Wenn man älter wird, ſo wird doch, ſo viel man ſich auch in der Welt herumtummeln mag, ein Ort die wahre Heimath; ſelbſt der Zugvogel hat ſeinen beſtimmten Ort, nach dem er zieht; der meine war und iſt das Collin'ſche Haus. Als Sohn behandelt, faſt mit den Kindern aufgewachſen, bin ich ein Glied der Familie geworden; ein innigeres Zuſammenhalten, eine beſſere Heimath habe ich nie gekannt; ein Glied brach in dieſer Kette, und gerade in der Stunde des Verluſtes fühlte ich, wie feſtgewachſen ich hier war, ſo daß ich wie eins der Kinder betrachtet wurde. Soll ich ein Beiſpiel von einer Hausfrau anführen, die ihr eigenes Ich ganz in ihren Mann und ihre Kinder verſenkte, ſo muß ich Collin's Gemahlin nennen; mit der Theilnahme einer Mutter folgte ſie auch mir in Trauer und Freude. In den letzten Jahren nahm ihr Gehör ſehr ab, und ſie hatte noch außerdem das Unglück beinahe blind zu werden; eine Augenoperation wurde vorgenommen und fiel glücklich aus, ſie konnte im Laufe des Winters ſchon ein Buch zu leſen beginnen, und war dankbar froh darüber; wunderbar ſehnte ſie ſich nach dem erſten Frühlingsgrün, und ſie erblickte es in ihrem kleinen Garten. Eines Sonntags Abends verließ ich ſie froh und geſund; in der Nacht wurde ich geweckt, ein Diener brachte mir einen Brief; Collin ſchrieb: meine Frau iſt ſehr krank, die Kinder ſind alle hier verſammelt! Ich verſtand es und flog hinaus; ſie ſchlief ſtill und ohne Schmerzen, es war der Schlaf des Gerechten, es war der Tod, der ſich ihr ſo ruhig, ſo freundlich näherte. Am dritten Tage.

lag ſie noch ſo im ruhigen Schlummer, da erbleichte das Angeſicht — und ſie war todt!

Das Auge ſchloſſeſt Du, um leicht zu ſammeln
Die ganze Summe Deines Glücks im Geiſte;
Wir ſah'n den Schlummer, dem des Kindes gleich,
O Tod, du biſt ja Glanz, nicht Schattenſeite.

Nie hatte ich mir gedacht, daß der Weggang aus dieſer Welt ſo ſchmerzlos, ſo glückſelig ſein könnte. Es kam eine Andacht in meine Seele, eine Ueberzeugung von Gott und der Ewigkeit, welche dieſen Augenblick zu einem bedeutenden Moment in meinem Leben erhob; es war das erſte Sterbebett, an dem ich ſeit meiner Kindheit geſtanden hatte. Kinder und Kindeskinder waren verſammelt; in ſolchem Augenblicke iſt es rings um uns heilig. Ihre Seele war Liebe, ſie ging zur Liebe und zu Gott!

Zu Ende Juli ſollte bei Skanderburg, mitten in Jütland, das Monument für König Friedrich VI. enthüllt werden; ich hatte auf Erſuchen die Feſtcantate, Hartmann die Muſik dazu geſchrieben, däniſche Studenten wollten ſie ſingen. — Ich war zum Feſte eingeladen worden, welches ſo das Ziel meines Sommerausfluges bildete. Skanderburg liegt in einer der ſchönſten Gegenden Dänemarks; anſehnliche Hügel erheben ſich, mit großen Buchenwäldern bedeckt, und in gefälligen Formen dehnt ſich ein großer Binnenſee zwiſchen dieſen aus. Außerhalb der Stadt, dicht bei der Kirche, die auf den Ruinen eines alten Schloſſes erbaut iſt, ſteht nun das Monument, eine Arbeit Thorwaldſen's. Der ſchönſte Augenblick für mich bei dieſem Feſt war an dem auf die Enthüllung des Monumentes folgenden Abend; rings um daſſelbe waren Pechkränze angezündet, die ihren unſichern Schein über den See hinauswarfen; innerhalb des Waldes funkelten Tauſende von Lichtern und Tanzmuſik ertönte aus den Zelten. Rings herum auf allen Hügeln zwiſchen den Wäldern und hoch über dieſen wurden in einem Nu Freudenfeuer angezündet, die in der Nacht gleich rothen Sternen leuchteten. Es lag über See und Land ein Friede, ein Sommerduft, welcher dem Norden in ſeinen ſchönen Sommernächten eigen iſt. Die Schatten derjenigen, die zwiſchen dem Monument und der Kirche gingen, glitten groß auf deren rother Mauer hin, als wären es Geiſter, die am Feſte Theil nähmen. —

Ich kehrte wieder nach Hauſe zurück. In dieſem Jahre war mein Roman, der „Improviſator“, von der bekannten Schriftſtellerin Mary Howitt in das Engliſche überſetzt und von ihren Landsleuten mit großem Beifall aufgenommen worden; „O. Z.“ und „der Geiger“ folgten gleich nach und fanden, wie es ſchien, dieſelbe Aufnahme; darauf erſchien eine holländiſche und endlich eine ruſſiſche Ueberſetzung des „Improviſators“. Was ich nie zu träumen gewagt hatte, ging in Erfüllung; meine Schriften ſcheinen unter einem Glücksſtern zu ſtehen, ſie fliegen über die Länder hinaus. Es iſt etwas Erhebendes, aber zugleich auch etwas Erſchreckendes darin, ſeine Gedanken weit umher und unter die Menſchen kommen zu ſehen, es iſt faſt ängſtlich, ſo Vielen anzugehören; das Edle und Gute wird eine Segnung, aber das Böſe, unſere Verirrungen ſchießen auch empor, und unwillkürlich drängt ſich uns der Gedanke auf: Gott! laß mich nie ein Wort niederſchreiben, wofür ich dir nicht Rechenſchaft ablegen kann. — Ein eigenes Gefühl, gemiſcht aus Freude und Angſt, erfüllt mich jedes Mal, wenn mein Glücks-Genius meine Dichtung zu einem fremden Volke trägt. —

Wie ein ſtärkendes Bad für den Geiſt, gleich einem Medea-Trank, welcher immer wieder verjüngt, wirkt das Reiſen. Ich fühle einen Drang dazu — nicht um Stoff zu ſuchen, wie ein Recenſent geglaubt und geſagt hat, als er meinen „Bazar“ beſprach; es liegt ein Reichthum von Stoff in meinem eigenen Inneren, dieſes Leben iſt zu kurz um dieſen Born zu erſchöpfen; aber es gehört Geiſtesfriſche dazu, um es geſund und reif auf das Papier zu übertragen, und für mich iſt das Reiſeleben, wie geſagt, dieſes erfriſchende Bad, von dem ich gleichſam jünger und kräftiger zurückkehre. Bei vernünftiger Oekonomie und durch die Einnahmen für meine Schriften war ich im Stande, in den letzten Jahren mehrere Reiſen zu unternehmen; die für mich ſonnenhellſte iſt die, auf welcher dieſe Blätter niedergeſchrieben werden; Achtung, vielleicht Ueberſchätzung, aber beſonders Herzlichkeit, kurz Glück und Freude iſt mir in vollem Maaße zugeſtrömt. In meiner vollkommenſten Anerkennung meines Glückes, des Gottes, der mir folgte und mir noch folgt, kann ich mit einem kurzen Abriß dieſes letzten Jahres dieſen Abſchnitt meines Lebens ſchließen.

Ich wollte Italien zum dritten Mal beſuchen, hier einige Zeit im Sommer zubringen, um den Süden in ſeiner warmen Zeit kennen zu lernen, und vielleicht von dort über Spanien und Frankreich zurückkehren. Zu Ende Octobers 1845 verließ ich Kopenhagen. Früher dachte ich, wenn ich fortreiſte: Gott, was wirſt du mir auf dieſer Reiſe begegnen laſſen! Dieſes Mal war mein Gedanke: Gott, was wird meinen Freunden hier in der Heimath während der langen Zeit begegnen! Und ich fühlte eine wahre Angſt; in einem Jahre kann ja der Leichenwagen manches Mal zum Thore hinausfahren, und welche Namen werden von den Särgen glänzen? — Das Sprichwort ſagt, wenn man einen plötzlichen kalten Schauer fühlt: „jetzt ging der Tod über mein Grab;“ es iſt ein kälterer Schauer, wenn der Gedanke über die Gräber unſerer beſten Freunde geht. —

Ich blieb einige Tage beim Grafen Moltke auf Glorup; in der nächſten Provinzialſtadt ſpielten reiſende Schauſpieler einige meiner dramatiſchen Arbeiten; ich ſah ſie nicht, das Landleben hielt mich feſt. Es hat ſelbſt im ſpäten Herbſt etwas poetiſch Schönes; wenn das Laub von den Bäumen gefallen iſt, die Sonne aber auf das grüne Gras ſcheint und die Vögel zwitſchern, kann man ſich oft einbilden, daß es ein Frühlingstag ſei; ſo hat ſicher auch der ältere Mann Augenblicke in ſeinem Herbſt, wo ſein Herz noch vom Frühjahr träumt. — In Odenſe verweilte ich nur einen Tag — ich fühle mich dort fremder als in den großen Städten Deutſchlands; als Kind ſtand ich einſam und habe deshalb keine Jugendfreunde, die meiſten Familien, die ich kannte ſind ausgeſtorben, neue Geſchlechter gehen in den Straßen umher, auch dieſe ſind verändert. Meiner Eltern ärmliche Gräber bergen ſpäter Begrabene, Alles iſt anders geworden Ich machte eine meiner Kindheitswanderungen nach der Marienhöhe hinaus, welche der Iverſen'ſchen Familie angehört hatte; dieſe iſt zerſtreut, unbekannte Geſichter blickten zu den Fenſtern heraus; wie viele Jugendgedanken wurden hier nicht ausgetauſcht! Eines der jungen Mädchen, welches damals ſtill mit leuchtenden Augen da ſaß und auf meine erſten Gedichte lauſchte, wenn ich als Schüler von Slagelſe zur Sommerzeit hierher kam, ſitzt jetzt weit ſtiller in dem lärmenden Kopenhagen, und hat von da aus ihre erſten Schriften in die Welt geſandt. Ihre deutſchen Verleger glaubten, daß einige einleitende Worte von mir ihnen von Nutzen ſein könnten, und ich, der Fremde, aber faſt allzugut Aufgenommene, habe die Schriften des beſcheidenen Mädchens in Deutſchland eingeführt. Es iſt Henriette Hanck, Verfaſſerin der „Tante Anna“ und der „Töchter eines Schriftſtellers.“ *) — Ihren Geburtsort, wo der erſte kleine Kreis mir Huldigung zollte und Freude machte, beſuchte ich. Aber Alles war dort fremd, ich ſelbſt ein Fremder. —

Die herzogliche Familie von Auguſtenburg hielt ſich auf dem Schloſſe Gravenſtein auf; man war von meiner Ankunft unterrichtet, und alle die Gnade und Herzlichkeit, welche mir das vorige Mal auf Auguſtenburg zu Theil wurde, erneuerte ſich hier in reicher Fülle. Ich blieb 14 Tage, und es war, als wären dieſe eine Verkündigung alles des Glückes, welches mich treffen würde, wenn ich nach

---

*) Nachdem dieſe Blätter gedruckt waren, erhielt ich aus der Heimath die Nachricht, daß ſie im Juli 1846 geſtorben ſei; ſie war ihren Eltern eine liebende Tochter, überdies ein tief poetiſches Gemüth, und ich habe in ihr eine treue Freundin aus den Kindheitsjahren verloren, die mir mit Intereſſe und ſchweſterlichem Gefühl in guten und böſen Tagen folgte.

Deutſchland käme. Die Gegend umher gehört zu den maleriſcheſten: große Wälder, bergartige Anhöhen in beſtändiger Abwechſelung mit dem geſchlängelten ſalzigen Meerbuſen und den vielen ſtillen Binnenſeen. Selbſt des Herbſtes ſchwebende Nebel verliehen der Landſchaft etwas Maleriſches, etwas Fremdes für den Inſelbewohner. Alles iſt hier nach einem größeren Maaßſtabe als auf den Inſeln. Schön war es draußen, herrlich war es drinnen. Ein neues Märchen: „das kleine Mädchen mit den Schwefelhölzern,“ wurde hier gedichtet, das einzige, was auf dieſer Reiſe entſtanden iſt. Mit der Einladung, öfter nach Gravenſtein und Auguſtenburg zu kommen, verließ ich dankbaren Herzens einen Ort, wo ich ſo ſchöne, ſo glückliche Tage verlebt hatte.

Jetzt geht es nicht mehr den Schneckengang durch den tiefen Sand über die Haide; von Rendsburg trägt die Eiſenbahn den Reiſenden in wenig Stunden nach Altona und Hamburg. Der Kreis meiner dortigen Freunde iſt in den letzten Jahren gewachſen; die meiſte Zeit, die mir blieb wurde bei den älteſten Freunden, dem Grafen Holk und dem Miniſter-Reſidenten Bille, und bei dem vortrefflichen, Ueberſetzer meiner Märchen Zeiſe zugebracht. — Der geniale Speckter überraſchte mich mit ſeinen kecken herrlichen Zeichnungen zu den Märchen; er hatte eine ganze Sammlung gemacht, wovon mir bis jetzt nur 6 bekannt waren. Dieſelbe kecke Naturfriſche, welche ſich in jeder ſeiner Arbeiten offenbart und ſie zu einem kleinen Kunſtwerk macht, ſpricht ſich in ſeiner ganzen Perſönlichkeit aus; er ſcheint eine patriarchaliſche Familie zu beſitzen, einen herzlichen alten Vater und begabte Schweſtern, die ihn von ganzer Seele lieben. Ich wollte eines Abends nach dem Theater, es war kaum eine Viertelſtunde vor dem Anfange der Oper; Speckter begleitete mich; wir kamen an einem eleganten Hauſe vorüber. „Dort müſſen wir erſt hinein, lieber Freund,“ ſagte er, „dort wohnt eine reiche Familie, Freunde von mir, Freunde Ihrer Märchen, die Kinder werden glücklich ſein.“ „Aber die Oper,“ ſagte ich. „Nur zwei Minuten,“ erwiderte er, und zog mich in das Haus, nannte meinen Namen und der Kinderkreis verſammelte ſich um mich. „Und nun erzählen Sie ein Märchen,“ ſagte er, „nur ein einziges.“ Ich erzählte eins und eilte dann davon, um das Theater zu erreichen. „Das war ein ſonderbarer Beſuch,“ ſagte ich. „Ein vortrefflicher, ein ganz ausgezeichneter,“ jubelte er; „denken Sie ſich, die Kinder ſind von Anderſen und ſeinen Märchen erfüllt, plötzlich ſteht er mitten unter ihnen, erzählt ſelbſt eins, und iſt fort, verſchwunden! Das iſt ſelbſt wie ein Märchen für die Kleinen, das wird lebendig in ihrer Erinnerung bleiben.“ Ich beluſtigte mich ſelbſt daran.

In Oldenburg erwartete mich mein eigenes kleines

Zimmer, heimiſch und traulich. Hofrath von Eiſendecker und ſeine geiſtreiche Frau, die ich unter allen Freunden im Auslande zu den theilnehmendſten rechnen kann, erwarteten mich; bei ihnen hatte ich 14 Tage zu bleiben verſprochen, aber die Zeit zog ſich länger hinaus. Ein Haus, wo die Beſten und Geiſtreichſten einer Stadt zuſammentreffen, iſt ein behaglicher Aufenthaltsort, und einen ſolchen hatte ich hier. Es herrſcht große Geſelligkeit in der kleinen Stadt, und das Theater, in welchem freilich weder Opern, noch Ballette gegeben werden, gehört zu den vorzüglichſten in Deutſchland; die Tüchtigkeit des Theaterintendanten Gall iſt hinreichend bekannt, und eine große und gute Wirkung hat ſicher auch die Berufung des Dichters Moſen gehabt. Ihm verdanke ich, daß ich eins der claſſiſchen Stücke Deutſchlands zu ſehen bekam: Nathan der Weiſe, deſſen Titelrolle von Kaiſer geſpielt wurde, der ein ebenſo denkender und vortrefflicher Schauſpieler als Vorleſer iſt. Moſen, der Alexander Dumas etwas gleicht, ein halb afrikaniſches Angeſicht, mit braunen funkelnden Augen, war, obgleich er ſich körperlich noch leidend fühlte, Leben und Geiſt, und bald verſtanden wir einander. Ein Zug ſeines kleinen Sohnes rührte mich; dieſer hatte mit großer Andacht mich ein Märchen vorleſen hören, und als ich am letzten Tage Abſchied nahm und die Mutter zu ihm ſagte, daß er mir die Hand reichen ſolle, wobei ſie hinzufügte: „es vergeht vielleicht lange Zeit, ehe wir ihn wiederſehen,“ brach der Knabe in Thränen aus. Als Moſen am Abend ins Theater kam, ſagte er: „mein kleiner Erich beſitzt zwei bleierne Soldaten, er hat mir den einen für Sie gegeben, um ihn mit auf die Reiſe zu nehmen.“ Der Bleiſoldat hat mich treulich begleitet, es iſt ein Türke; vielleicht erzählt er einſt ſeine Reiſe. Moſen ſchrieb in der Widmung ſeines „Johann von Oeſterreich“ an mich:

Kam ein Vogel einſt herüber
Von der Nordſee wüſtem Strand,
Singend zog er mir vorüber,
Märchen ſingend durch das Land.
Fahre wohl, bring' deine Lieder
Und dein Herz den Freunden wieder!

Mayer, welcher Neapel und die Neapolitaner ſo anziehend beſchrieben hat, traf ich hier wieder; meine Märchen intereſſirten ihn ſo ſehr, daß er für Deutſchland eine kleine Abhandlung über dieſelben ſchrieb. Kapellmeiſter Pott und mein Landsmann Jerndorff gehören zu meinen früheren Freunden. Jeder Tag knüpfte übrigens neue Bekanntſchaften an, denn durch die Familie, in der ich lebte, wurden mir alle Häuſer geöffnet. Der Großherzog ſelbſt war ſo gnädig, mich ſchon am Tage nach meiner Ankunft zu einem Hofconcert einladen zu laſſen, ſpäter hatte ich die Ehre, zur Tafel gezogen zu werden, und empfing überhaupt an dieſem fremden Hof unerwartet viele Gnade. Bei Eiſendecker und bei den Eltern meines Freundes Beaulieu — dem Geheimen-Rath Beaulieu in Oldenburg — hatte ich zu verſchiedenen Malen meine Märchen deutſch vorgeleſen. Däniſch kann ich ſie wohl leſen, wie ſie geleſen werden müſſen, und kann ihnen wohl die Beleuchtung geben, die eine Vorleſung haben ſoll; in der däniſchen Sprache ſelbſt liegt eine Macht, die in der Ueberſetzung nicht wiedergegeben werden kann; die däniſche Sprache eignet ſich vortrefflich für dieſe Dichtungsart. Deutſch haben die Märchen für mich etwas Fremdes, es wird mir ſchwerer, beim Leſen meine däniſche Seele in ſie hinein zu legen, meine Ausſprache des Deutſchen iſt auch zu weich, und bei einzelnen Worten muß ich gleichſam einen Anlauf nehmen, um ſie hervor zu bringen — und doch hat man überall in Deutſchland ein Intereſſe daran gefunden, mich ſie vorleſen zu hören. Ich will wohl glauben, daß die fremde Ausſprache beim Vorleſen von Märchen am meiſten geſtattet iſt, das Fremde grenzt hier an das Kindliche, es giebt der Vorleſung ein natürlicheres Colorit. Ueberall ſah ich die bedeutendſten Männer, die geiſtreichſten Frauen mir mit Intereſſe folgen, man bat mich zu leſen und ich that es gern. Vor dem Großherzoge von Oldenburg, in einem kleinen ausgewählten Kreiſe, las ich zum erſten

Mal an einem fremden Hofe und in einer fremden Sprache meine Märchen vor.

Es war ſchon Winter geworden; die Wieſen, die unter Waſſer ſtanden und große Seen um die Stadt bildeten, trugen ſchon dickes Eis, die Schlittſchuhläufer flogen über daſſelbe hin, und ich ſaß noch feſt in Oldenburg bei den Gaſtfreunden. Tage und Abende glitten ſo raſch dahin; Weihnachten näherte ſich und zu dieſer Zeit wollte ich in Berlin ſein. Aber was ſind die Entfernungen in unſerer Zeit — von Hannover bis Berlin geht der Dampfwagen in einem Tag! Ich mußte fort von allen den Lieben, von Kindern und Alten, die wir gleichſam näher an das Herz gerückt waren. Beim Abſchiede wurde ich in hohem Grade dadurch überraſcht, daß ich vom Großherzog als Zeichen ſeiner Gnade und zur Erinnerung an Oldenburg einen ſehr koſtbaren Ring empfing; ich werde ihn ſtets aufheben, wie jedes Andenken an dieſes Land, wo ich treue Freunde gefunden habe und beſitze. —

Als ich das vorige Mal in Berlin war, wurde ich, als Verfaſſer des „Improviſators“, in die italieniſche Geſellſchaft eingeladen, in welche nur ſolche, welche in Italien geweſen ſind, eintreten können. Hier ſah ich Rauch zum erſten Mal, der mit ſeinem weißen Haar und ſeiner kräftigen, männlichen Geſtalt Thorwaldſen nicht unähnlich iſt; Niemand ſtellte mich ihm vor und ich wagte es nicht, mich ihm ſelbſt zu präſentiren, ich ging deshalb, wie die andern Fremden, allein in ſeiner Werkſtatt umher. Später hatte ich ihn bei dem preußiſchen Geſandten in Kopenhagen perſönlich kennen gelernt; ich eilte nun zu ihm. Er war im hohen Grade für meine Märchen eingenommen, drückte mich an ſeine Bruſt und ſprach ein zu hohes Lob aus, welches aber ehrlich gemeint war; eines ſolchen Augenblicks Schätzung oder Ueberſchätzung beim Genie verlöſcht im Gemüth viele dunkle Schatten. Bei Rauch fand ich das erſte Willkommen in Berlin, er ſagte mir, welchen großen Kreis von Freunden ich in Preußens Hauptſtadt habe; ich mußte es anerkennen! Es waren die Edelſten von Gefühl wie die Erſten im Range, in der Kunſt und in den Wiſſenſchaften, Alexander von Humboldt, Fürſt Radziwil, Savigny und ſo viele Unvergeßliche. — Schon das vorige Mal hatte ich die Gebrüder Grimm aufgeſucht, war aber damals nicht weit mit meiner Bekanntſchaft gekommen. Ich hatte kein Empfehlungsſchreiben an ſie mitgebracht, weil man mir ſagte und ich es ſelbſt glaubte, wenn mich jemand in Berlin kennte, ſo wären es die Gebrüder Grimm. Ich ſuchte daher ihre Wohnung auf; das Dienſtmädchen fragte mich, mit welchem der beiden Brüder ich ſprechen wollte. „Mit dem, der am meiſten geſchrieben hat,“ ſagte ich, denn ich wußte damals nicht, welcher von ihnen der Wirkſamſte bei den Märchen geweſen war. „Jacob iſt der gelehrteſte,“ ſagte das Mädchen. „Nun ſo führen Sie mich zu ihm.“ Ich trat in das Zimmer, und Jacob Grimm mit dem klugen charakteriſtiſchen Geſicht ſtand vor mir. „Ich komme zu Ihnen ohne Empfehlungsſchreiben, indem ich hoffe, daß mein Name Ihnen nicht ganz unbekannt ſein wird.“ „Wer ſind Sie?“ fragte er. Ich ſagte es und Jacob Grimm ſagte halb verlegen: „Ich erinnere mich nicht, dieſen Namen gehört zu haben; was haben Sie geſchrieben?“ Nun wurde ich im hohen Grade verlegen, nannte aber jetzt meine Märchen. „Ich kenne ſie nicht,“ ſagte er, „aber nennen Sie mir eine andere von Ihren Schriften, dann habe ich ſie ſicher erwähnen hören.“ Ich nannte einige Titel, aber er ſchüttelte mit dem Kopfe; ich fühlte mich ganz unglücklich. „Aber was müſſen Sie von mir denken,“ ſagte ich, „daß ich ſo als Wildfremder zu Ihnen komme und ſelbſt aufzähle, was ich geſchrieben habe; — Sie müſſen mich kennen! Es giebt eine in Dänemark herausgegebene Sammlung von Märchen aller Nationen, die iſt Ihnen gewidmet, und darin ſteht zum wenigſten ein Märchen von mir.“ Gutmüthig, aber verlegen wie ich ſelbſt, ſagte er: „ja die habe ich nicht geleſen, aber es freut mich Sie kennen zu lernen; darf ich Sie zu meinem Bruder Wilhelm führen?“ „Nein, ich danke,“ ſagte ich, und wünſchte nur fort zu kommen, es war mir ja ſchlimm genug bei dem einen Bruder ergangen; ich drückte ſeine Hand und eilte davon. — In demſelben Monat kam Jacob Grimm nach Kopenhagen; gleich nach der Ankunft und noch in Reiſekleidern eilte der liebenswürdige herzliche Mann zu mir herauf; nun kannte er mich und mit Herzlichkeit kam er zu mir. Ich ſtand gerade und packte meine Sachen in einen Koffer, um in die Provinz abzureiſen; ich hatte nur wenige Minuten Zeit — meine Aufnahme wurde dadurch ebenſo lakoniſch, wie die ſeinige in Berlin. — Jetzt trafen wir als alte Bekannte in Berlin zuſammen. Jacob Grimm iſt eine derjenigen Perſönlichkeiten, die man lieben und an die man ſich anſchließen muß. —

Eines Abends las ich bei der Gräfin Bismark-Bohlen eines meiner Märchen vor; in dem kleinen Kreiſe lauſchte beſonders Einer mit ſichtbarer Theilnahme und ſprach ſich verſtändig und eigenthümlich darüber aus, es war Jacobs Bruder, Wilhelm Grimm. „Ich hätte Sie doch wohl gekannt, wenn Sie zu mir gekommen wären, als Sie das letzte Mal hier waren,“ ſagte er. — Ich ſah dieſe beiden begabten liebenswürdigen Brüder faſt täglich; die Kreiſe, in welche ich eingeladen wurde, ſchienen auch die ihrigen zu ſein, und es war meine Luſt und Freude, daß ſie meinen Märchen zuhörten, daß ſie mir mit Theilnahme folgten, ſie, deren Namen ewig ertönen werden, ſo lange man deutſche

Volksmärchen lieſt. — Daß Grimm mich bei meinem erſten Aufenthalte in Berlin nicht gekannt, hatte mich ſo verſtimmt, daß ich, wenn man davon ſprach, wie gut ich in dieſer Stadt aufgenommen worden war, zweifelnd mit dem Kopfe ſchüttelte und ſagte: Grimm kannte mich aber nicht! —

Tieck war krank und konnte niemanden ſehen, ſagte man, ich gab deshalb nur meine Karte ab. Einige Tage darauf in einem Familienkreiſe, wo man Rauch's Geburtstag feierte, traf ich den Bildhauer Tieck, welcher mir ſagte, daß ſein Bruder mich neulich zwei Stunden lang zum Mittagseſſen erwartet habe; ich ging zu ihm und erfuhr, daß mir eine Einladung geſandt, aber nach einem falſchen Gaſthof gebracht worden war. Eine neue Einladung erfolgte, und mit dem Hiſtoriker Raumer, mit der Wittwe und Tochter von Steffens wurden einige frohe lebhafte Stunden verbracht. Es iſt eine Muſik in Tieck's Rede, eine Innigkeit in ſeinen klugen Augen, welche das Alter nicht verringert, ſondern faſt hebt. Die Elfen, vielleicht das ſchönſte Märchen, welches in unſerer Zeit gedichtet worden iſt, vermöchten allein, wenn Tieck auch nichts Anderes geſchrieben hätte, ſeinen Namen zur Unſterblichkeit zu tragen. Als Märchen-Schriftſteller beuge ich mich vor ihm, dem Aelteren, dem Meiſter, welcher der erſte deutſche Dichter war, der mich vor vielen Jahren an ſeine Bruſt drückte — als wäre es eine Weihe dazu, daß ich mit ihm denſelben Weg wandern ſollte. —

Die älteren Freunde mußten alle beſucht werden, aber auch die Anzahl der neuen wuchs mit jedem Tage; eine Einladung folgte der andern, es gehört ordentlich phyſiſche Kraft dazu, ſo viel Wohlwollen auszuhalten. Gegen drei Wochen blieb ich in Berlin, und die Zeit ſchien mit einem jeden Tage, der verſtrich, ſchneller davon zu eilen. Ich war von Güte gleichſam überwältigt; ich konnte am Ende keine andere Ausſicht zur Ruhe erblicken, als wenn ich mich auf die Eiſenbahn ſetzte und über das Land hinflöge. Und doch, in dieſer feſtlichen Geſchäftigkeit, bei dieſem liebenswürdigen Eifer und Intereſſe für mich, war ein Abend leer, ein Abend, an welchem ich plötzlich die Einſamkeit in ihrer drückenden Geſtalt fühlte: der Weihnachtsabend, gerade dieſer Abend, an welchem ich noch immer gern etwas Feſtliches ſehe, gern bei einem Weihnachtsbaum ſtehe, mich über die Freude der Kinder freue und die Aeltern gern wieder Kinder werden ſehe. Jeder der vielen Familienkreiſe, in denen ich mich in Wahrheit wie ein Verwandter aufgenommen fühlte, hatte, wie ich ſpäter erfuhr, geglaubt, ich ſei ausgebeten; aber ich ſaß ganz allein in meinem Zimmer im Gaſthof und gedachte der Heimath; ich ſetzte mich an das offne Fenſter und blickte zum Sternhimmel auf, das war der Weihnachtsbaum, der für mich angezündet war. „Vater im Himmel," betete ich, wie die Kinder beten, „was giebſt du mir!" Als die Freunde von meiner einſamen Weihnachtsfeier hörten, wurden an den folgenden Abenden mehrere Weihnachtsbäume angezündet, und am letzten Abend im Jahre ſtand für mich allein ein kleiner Baum mit Lichtern und ſchönen Sachen da — das war bei Jenny Lind; der ganze Kreis beſtand aus ihr, ihrer Begleiterin und mir; wir drei Kinder des Nordens waren am Sylveſter-Abend beiſammen, und ich war das Kind, für welches der Weihnachtsbaum angezündet worden. Mit ſchweſterlichem Gefühl freute ſie ſich über mein Glück in Berlin, und ich empfand faſt Stolz über die Theilnahme eines ſo reinen edlen weiblichen Weſens; überall ertönte ihr Lob, nicht blos das der Künſtlerin, ſondern auch das des Weibes; beide vereint weckten eine wahre Begeiſterung für ſie. —

Es thut dem Gefühl und dem Herzen wohl, das Herrliche verſtanden und geliebt zu ſehen. In eine kleine Geſchichte als Beitrag zu ihrem Triumph wurde ich eingeweiht. Eines Morgens, als ich aus meinem Fenſter unter den Linden ſehe, entdecke ich unter einem der Bäume einen Mann, halb verſteckt und ziemlich ärmlich gekleidet, der einen Kamm aus der Taſche holt, ſein Haar zurecht macht, ſein Halstuch glättet und den Rock mit der Hand abbürſtet; ich kenne die verſchämte Armuth, die ſich von ihren ärmlichen Kleidern gedrückt fühlt. Einen Augenblik darauf klopft es an meine Thür und derſelbe Mann tritt herein; es war der Naturdichter W—, der nur ein armer Schneider, aber ein echt poetiſches Gemüth iſt; Rellſtab und Mehrere in Berlin haben ſeiner ehrenvoll erwähnt, es iſt etwas Geſundes in ſeinen Gedichten, unter denen ſich einige innig religiöſe finden. Er hatte geleſen, daß ich in Berlin ſei, und wollte mich nun beſuchen; wir ſaßen zuſammen auf dem Sopha, und er ſprach eine ſo liebenswürdige Genügſamkeit, ein ſo unverdorbenes gutes Gemüth aus, daß es mir leid that, nicht reich zu ſein, um etwas für ihn thun zu können; das Wenige, was ich geben konnte, ſchämte ich mich anzubieten, jedenfalls wollte ich es nur in einer annehmbaren Geſtalt hervortreten laſſen. Ich fragte ihn, ob ich ihn einladen dürfe, Jenny Lind zu hören. „Ich habe ſie ſchon gehört,“ ſagte er lächelnd; „ich hatte freilich kein Geld, um mir ein Billet zu kaufen, aber da ging ich zum Anführer der Statiſten und fragte, ob ich nicht an einem Abend Statiſt in der Norma ſein könnte; man nahm mich an, ich wurde als römiſcher Krieger gekleidet, bekam ein langes Schwert an die Seite und gelangte ſo auf das Theater, wo ich ſie beſſer hörte, als alle Andere, denn ich ſtand dicht neben ihr. Ach wie ſang ſie, wie ſpielte ſie! Ich konnte es nicht laſſen, ich mußte weinen; allein darüber wurde man böſe, der Anführer verbot es und wollte mich nicht öfter auftreten laſſen; denn man darf auf der Bühne nicht weinen.“

Das Theater ausgenommen blieb mir dieſes Mal wenig Zeit, Sammlungen und Kunſtanſtalten zu beſuchen; nur durch des Directors, des tüchtigen liebenswürdigen Olfers, Vorſorge für mich wurde mir eine ſchnelle, aber höchſt intereſſante Wanderung durch das Muſeum gewährt. Olfers ſelbſt war mein Führer; wir verweilten nur bei den bedeutendſten Gegenſtänden, deren es hier nicht wenige giebt; er beleuchtete ſie mir geiſtig mit dem Worte — ich bin ihm dafür unendlichen Dank ſchuldig.

Ich hatte das Glück, mehrere Mal von der Prinzeſſin von Preußen empfangen zu werden; es war ſo gemüthlich und doch wie in einem Feenpalaſt in dem Schloßflügel, wo ſie wohnte. Der blühende Wintergarten, wo die Quelle zwiſchen dem Mooſe am Fuße der Statue plätſcherte, ſchloß ſich dicht an das Zimmer an, wo die freundlichen Kinder mit ſanften treuen Augen lächelten; Geiſt und Herz ſprachen ſich bei der edlen Fürſtin aus. Beim Abſchiede verehrte ſie mir ein reich eingebundenes Album, in dem ſie unter das Bild, welches das Palais vorſtellte, ihren Namen geſchrieben hatte; ich werde über dieſes Buch wie über einen Schatz des Geiſtes wachen; es iſt nicht nur das Gegebene, das eine Bedeutung hat, ſondern auch die Art, wie es gegeben wird. Eines Vormittages las ich ihr einige meiner Märchen vor, ihr hoher Gemahl horchte freundlich zu; auch Fürſt Pückler-Muskau war zugegen. —

Wenige Tage nach meiner Ankunft in Berlin hatte ich die Ehre, zur königlichen Tafel gezogen zu werden; da ich Humboldt am beſten kannte und er ſich meiner vorzüglich annahm, erhielt ich an ſeiner Seite Platz. Nicht nur durch ſeine hohe geiſtige Bedeutung, wie durch ſein liebenswürdiges ſchlichtes Weſen, ſondern auch durch ſein unendliches Wohlwollen gegen mich während meines ganzen Aufenthaltes in Berlin iſt er mir lieb und unvergeßlich geworden. —

Der König empfing mich höchſt gnädig und ſagte, daß er während ſeines Aufenthaltes in Kopenhagen nach mir gefragt und gehört habe, ich ſei verreiſt; er ſprach ein großes Intereſſe für meinen Roman „Nur ein Geiger“ aus; auch Ihre Majeſtät die Königin äußerte ſich mit vieler Huld und Gnade. Später hatte ich das Glück, einen Abend nach dem Schloſſe in Potsdam eingeladen zu werden, ein Abend, für mich ſo reich und unvergeßlich! Außer den dienſtthuenden Damen und Herren waren nur Humboldt und ich zugegen. Ich erhielt einen Platz am Tiſche der Majeſtäten, gerade denſelben Platz, ſagte die

Königin, wo auch Oehlenſchläger geſeſſen und ſeine Tragödie „Dina" vorgeleſen hatte. Ich las vier Märchen: „der Tannenbaum," „das häßliche Entlein," „Ball und Kreiſel, „der Schweinehirte;" der König war theilnehmend und ſprach ſich höchſt geiſtreich darüber aus. Er erzählte, wie ſchön er die däniſche Waldnatur gefunden hätte, wie vortrefflich die Ausführung eines Holberg'ſchen Luſtſpieles geweſen ſei. Es war ſo gemüthlich im königlichen Zimmer, ſanfte Augen blickten mich an, ich fühlte, daß man mir wohlwolle. Als ich in der Nacht allein in meiner Kammer war, waren meine Gedanken ſo von dieſem Abend erfüllt, mein Gefühl ſo bewegt, daß ich nicht einſchlafen konnte; Alles kam mir märchenhaft vor. Die ganze Nacht ertönte das Glockenſpiel vom Thurme, die luſtige Muſik ſchloß ſich meinen Gedanken an. —

Noch einen Beweis der Gnade und Güte des Königs von Preußen gegen mich erhielt ich am Abend vor meiner Abreiſe; ich empfing den rothen Adlerorden dritter Klaſſe. Ein ſolches Ehrenzeichen erfreut gewiß Jeden, der es erhält; ich geſtehe ehrlich, daß ich mich dadurch im hohen Grade geehrt fühlte, ich erblickte darin ein deutliches Zeichen der Güte des edlen erleuchteten Königs für mich; mein Herz iſt erfüllt von Dankbarkeit. Ich erhielt dieſes Ehrenzeichen gerade an dem Geburtstage meines Wohlthäters

Collin, dem 6. Januar; dieſer Tag hat nun eine doppelt feſtliche Bedeutung für mich. Gott erfreue das Gemüth des königlichen Gebers, der mich erfreuen wollte!

In einem herzlichen Kreiſe größtentheils junger Freunde und Freundinnen wurde der letzte Abend verlebt; es ward auf meine Geſundheit getrunken, ein Gedicht: „der Märchenkönig“ declamirt; erſt ſpät in der Nacht kam ich nach Hauſe, um in früher Morgenſtunde auf der Eiſenbahn abzureiſen. —

Ich habe hier einen Theil der Beweiſe von Gnade und Güte erzählt, die ich in Berlin empfing; es iſt mir zu Muthe, wie Jemandem, der von einer großen Verſammlung zu einem gewiſſen Zweck eine bedeutende Summe erhalten hat und nun Rechenſchaft darüber ablegt. Ich könnte noch viele Namen hinzufügen, ſowohl aus der gelehrten Welt, wie Theodor Mügge, Geibel, Häring u. a. m., wie auch aus dem häuslichen Kreiſe, — die Rechnung iſt ſehr groß. Gott gebe mir Kraft für das, was ich nun zu leiſten habe, nachdem ich die Ermunterungs-Summe in ſo reicher Fülle empfing. —

Nach einer Tag- und Nachtreiſe war ich ſchon wieder in Weimar bei meinem edlen Erbgroßherzoge. Welch herzlicher Empfang! Ein reiches Herz, ein edles Streben lebt in dieſem jungen Fürſten. Für die unendliche Gnade welche ich während dieſes meines Aufenthaltes täglich von dem großherzoglichen Hauſe empfing, habe ich keine Worte, aber mein ganzes Herz iſt voll Ergebenheit. Bei den Hoffeſten, in dem traulichen Familienleben lernte ich die edelſte Geſinnung gegen mich ſchätzen; es war mir ein monatlanges Sonntagsfeſt. Beaulieu ſorgte für mich mit dem Gefühl eines Bruders; unvergeßlich ſind mir die ſtillen Abende bei ihm, wo der Freund ſich gegen den Freund ausſprach. — Die älteren Freunde waren auch dieſelben; der kluge tüchtige Schöll ſo wie auch Schober ſchloſſen ſich ihnen an. Jenny Lind kam nach Weimar, ich hörte ſie im Hofconcert und im Theater, und beſuchte mit ihr die Orte, die durch Schiller und Goethe geheiligt worden ſind; wir ſtanden bei ihren Särgen, wohin uns der Kanzler von Müller geführt hatte. Der öſterreichiſche Dichter Rollet, der uns hier zum erſten Mal begegnete, ſchrieb darauf ein hübſches Gedicht, welches mir zur ſichtbaren Erinnerung an dieſe Stunde und dieſen Ort dienen wird; man legt ja hübſche Blumen in ſeine Bücher, als eine ſolche lege ich hier ſeine Verſe ein:

Weimar den 29. Januar 1846.

Märchenroſe, die du oftmal
Mich entzückt mit ſüßem Duft,
Sah dich ranken um die Särge
In der Dichterfürſtengruft.

Und mit dir an jedem Sarge
  In der todtenſtillen Hall'
Sah ich eine ſchmerzentzückte
  Träumeriſche Nachtigall.

Und ich freute mich im Stillen,
  War in tiefſter Bruſt entzückt,
Daß die dunkeln Dichterſärge
  Spät noch ſolcher Zauber ſchmückt.

Und das Duften deiner Roſe
  Wogte durch die Todtenhall'
Mit der Wehmuth der in Trauer
  Stummgewordnen Nachtigall.

In einem Abendcirkel bei dem geiſtreichen Froriep traf ich zum erſten Mal mit Auerbach zuſammen, welcher ſich zu jener Zeit gerade in Weimar aufhielt; ſeine Dorfgeſchichten haben mich im höchſten Grade intereſſirt, ich betrachte ſie als das Poetiſchſte, das Geſundeſte und Freudigſte, was die jüngere deutſche Literatur hervorgebracht hat. Seine Perſönlichkeit machte denſelben wohlthuenden Eindruck auf mich; es liegt etwas ſo Offenes und Gerades und doch ſo Kluges in ſeinem ganzen Auftreten, er ſieht ſelbſt aus, könnte ich faſt ſagen, wie eine Dorfgeſchichte, kerngeſund an Seele und Körper, die Ehrlichkeit leuchtet aus ſeinen Augen; wir wurden bald Freunde, und ich hoffe, für alle Zeit. — Mein Aufenthalt in Weimar zog ſich länger hinaus, es wurde mir immer ſchwerer mich loszureißen. Nach dem

Geburtstage des Großherzogs, als ich allen Feſtlichkeiten beigewohnt, zu denen ich eingeladen war, reiſte ich ab; ich wollte und mußte zu Oſtern in Rom ſein. Noch einmal in der früheſten Morgenſtunde ſah ich den Erbgroßherzog, und mit bewegtem Herzen ſagte ich ihm mein Lebewohl; nie werde ich vor der Welt die hohe Stellung, die ſeine Geburt ihm giebt, vergeſſen, aber ſagen darf ich, wie ja auch der Aermſte vom Fürſten ſagen darf: ich habe ihn lieb, als den, der meinem Herzen am theuerſten iſt. Gott erfreue und ſegne ihn in ſeinem edlen Streben! Ein echtes Herz ſchlägt hier unter dem fürſtlichen Sterne. —

Beaulieu begleitete mich nach Jena; hier erwartete mich ein gaſtfreies Haus, welches von Goethe's Zeit her ſchöne Erinnerungen hat, das des Buchhändlers Frommann, deſſen geniale gemüthvolle Schweſter mir während des Aufenthaltes in Berlin ſo viele Theilnahme erzeigt hatte; der Bruder erwies mir ſolche hier nicht weniger. Der Holſteiner Michelſen, welcher in Jena als Profeſſor angeſtellt iſt, verſammelte eine Anzahl Freunde bei ſich zu einer feſtlichen Abendgeſellſchaft, und in einem hübſchen herzlichen Toaſt für mich ſprach er die Bedeutung der däniſchen Literatur aus, das Geſunde und Natürliche, das in ihr gedeihe. In Michelſen's Haus lernte ich auch den Profeſſor Haſe kennen, der, nachdem er eines Abends einige von meinen

Märchen gehört hatte, großes Wohlwollen für mich zu faſſen ſchien; was er im Augenblick des Intereſſes auf ein Erinnerungsblatt niederſchrieb, zeugt davon:

„Was Schelling, nicht der jetzt in Berlin wohnt, ſondern der ein unſterblicher Heros lebt im Reiche des Geiſtes, einſt ſagte: „die Natur iſt der ſichtbare Geiſt“ — der Geiſt, die unſichtbare Natur iſt mir geſtern Abend wieder recht anſchaulich geworden durch Ihre Märchen. Wie Sie auf der einen Seite ſo tief hineinlauſchen in die Heimlichkeit der Natur, die Sprache der Vögel verſtehen und wiſſen, wie es einem Tannenbaum oder einem Gänſeblümchen zu Muthe iſt, ſo daß Alles um ſeiner ſelbſt willen da zu ſein ſcheint und wir ſammt unſern Kindern in Freude und Sorge daran Theil nehmen, ſo iſt auf der andern Seite doch Alles nur des Geiſtes Bild und das Menſchenherz in ſeiner Unendlichkeit zittert und ſchlägt durch Alles hindurch. Mag dieſer Quell aus dem Dichterherzen, das Gott Ihnen verliehen hat, noch eine Weile ſo erquicklich fortſprudeln, und dieſe Märchen werden in den Erinnerungen der germaniſchen Völker zu Volksſagen werden.“ — Wonach ich als Märchendichter zu ſtreben habe, das liegt in dieſen letzten Zeilen. —

Auch waren es Haſe und der geniale Improviſator, Profeſſor Wolff in Jena, denen ich es zum großen Theil verdanke, daß eine deutſche Geſammt-Ausgabe meiner Schriften erſcheint. Bei meiner Ankunft in Leipzig wurde dieſes in Ordnung gebracht, das Reiſeleben erhielt einige Geſchäftsſtunden, die Stadt des Buchhandels brachte mir auch ihr Bouquet, ein Honorar; doch ſie brachte mir auch mehr. Ich traf Brockhaus wieder und verlebte glückliche Stunden bei dem herrlichen genialen Mendelsſohn, ich hörte ihn wieder und wieder ſpielen, mir ſchien, ſein ſeelenvolles Auge blicke mir in die Seele; wenige Menſchen haben mehr das Gepräge der innern Flamme als er. Eine ſanfte freundliche Hausfrau und ſchöne Kinder machen ſein reiches wohleingerichtetes Haus geſegnet und behaglich. Wenn er mich mit dem „Storche“ und deſſen häufigem Auftreten in meinen Schriften neckte, offenbarte ſich etwas ſo Kindliches und ſo Liebenswürdiges in dem genialen Künſtler! Auch meinen tüchtigen Landsmann Gade traf ich wieder, deſſen Compoſitionen ſo große Anerkennung in Deutſchland gefunden haben; ich brachte ihm einen neuen Operntext, den ich geſchrieben habe und den ich auf die Theater Deutſchlands gebracht zu ſehen hoffe. Gade hat früher die Muſik zu meinem Drama „Agnete und der Meermann“ geſchrieben, welche Compoſition viel Glück machte. — Auerbach, den ich hier wieder traf, führte mich in mehrere angenehme Familienkreiſe ein; ich traf mit dem Componiſten Kalliwoda und mit Kühne zuſammen, deſſen allerliebſter kleiner Sohn ſogleich mein Herz gewann. —

Bei meiner Ankunft in Dresden eilte ich ſogleich zu meiner mütterlichen Freundin, der Baroneſſe von Decken; es war ein jubelnder herzlicher Willkommen; einen eben ſo innigen fand ich bei Dahl. Ich ſah meinen römiſchen Freund, den Dichter mit Wort und Farben, Reineck, wieder und traf den genialen Bendemann; der Profeſſor Grahl malte mich. Unter den älteren Freunden vermißte ich doch einen, den Dichter Brunnow; mit Leben und Innigkeit empfing er mich das letzte Mal in ſeinem Zimmer, wo die hübſchen Blumen ſtanden, nun wuchſen dieſe über ſeinem Grabe. Er erweckt ein eigenes Gefühl, ſo auf der Lebensreiſe ein einziges Mal ſich zu treffen, einander zu verſtehen und lieb zu gewinnen und dann für immer zu ſcheiden — bis die Reiſe für Beide beendigt iſt. —

Einen für mich höchſt intereſſanten Abend brachte ich in der königlichen Familie zu, welche mich mit außerordentlicher Gnade empfing; auch hier ſchien das glücklichſte Familienleben zu herrſchen; eine Schaar liebenswürdiger Kinder, alle dem Prinzen Johann angehörig, war zugegen. Die kleinſte der Prinzeſſinnen, ein kleines Mädchen, welche wußte, daß ich die Geſchichte vom Tannenbaum geſchrieben hatte, begann vertraulich ihre Rede zu mir mit den Worten: „wir hatten zum letzten Weihnachten auch einen Tannenbaum und der ſtand hier in dieſem Zimmer;“ als ſie nachher, früher als die andern Kinder, fortgeführt wurde und ihren Eltern und dem Könige und der Königin gute Nacht geſagt hatte, wendete ſie ſich noch einmal in der halbgeſchloſſenen Thür um und nickte mir freundlich und bekannt zu, ich war ihr Märchenprinz. Mein Märchen „Holger Danske“ führte das Geſpräch auf den reichen Schatz von Sagen, welchen der Norden beſitzt; ich erzählte einige und erklärte das Eigenthümliche in den Naturſchönheiten Dänemarks. Auch in dieſem königlichen Schloß fühlte ich den Druck des Ceremoniells nicht; ſanfte freundliche Augen blickten mich an. — Meinen letzten Mittag in Dresden brachte ich bei dem Miniſter von **Könneritz** zu, wo ich gleichfalls die freundlichſte Aufnahme fand.

Die Sonne ſchien warm, es war das Frühjahr, welches ſeinen Einzug hielt, indem ich zur lieben Stadt hinausrollte. Die Gedanken ſammelten in einer Summe alle die Vielen, die mir den Aufenthalt ſo reich und glücklich gemacht hatten; es war Frühling um mich herum und Frühling in meinem Herzen. —

In **Prag** hatte ich nur einen Bekannten, den Profeſſor **Wieſenfeldt**; ein Brief vom Dr. Carus in Dresden öffnete mir aber das gaſtfreie Haus des Grafen **Thun**;

auch der Erzherzog Stephan empfing mich auf das Gnädigſte, ich fand in ihm einen geiſt- und gemüthvollen jungen Mann. Uebrigens war es ein intereſſanter Zeitpunkt, als ich von Prag abreiſte; das Militair, welches eine Reihe von Jahren hier geſtanden hatte, zog auf der Eiſenbahn ab, um ſich nach Polen zu begeben, wo Unruhen ausgebrochen waren. Die ganze Stadt ſchien in Bewegung zu ſein, um Abſchied von ihren militairiſchen Freunden zu nehmen, es hielt ſchwer, ſich durch die Straße, die nach dem Bahnhofe führt, hindurchzudrängen, mehrere tauſend Soldaten ſollten in die Wagen; endlich wurde der Zug in Bewegung geſetzt. Rings umher war die ganze Bergſeite mit Menſchen beſetzt, es ſah aus wie die reichſten türkiſchen Teppiche, aus Männern, Weibern und Kindern gewebt, Kopf an Kopf, Hüte und Tücher ſchwenkend; eine ſolche Menſchenmaſſe habe ich früher noch nie geſehen oder doch nie auf ein Mal überſehen; ein ſolcher Anblick läßt ſich nicht malen. Wir fuhren die ganze Nacht durch das große Böhmenland; bei jeder Stadt ſtanden Gruppen von Menſchen, es war als ob das ganze Volk ſich verſammelt hätte. Die braunen Geſichter, die zerlumpten Kleider, die Fackelbeleuchtung, die für mich unverſtändliche Sprache gaben dem Ganzen ein eigenes Gepräge; wir flogen durch Tunnel und über Viaducte; die Fenſter raſſelten, die Signalpfeife ertönte, die Dampfpferde ſchnaubten — ich lehnte zuletzt mein Haupt gegen den Wagen und ſchlief unter dem Schutze des Gottes Morpheus ein. —

Bei Olmütz, wo wir neue Wagen erhielten, nannte eine Stimme meinen Namen; es war Walter Goethe; wir waren die ganze Nacht zuſammen gereiſt, ohne es zu wiſſen. In Wien trafen wir uns öfter; edle Kräfte, wahres Genie lebt in Goethe's Enkeln, bei dem Componiſten wie bei dem Dichter; aber es iſt als ob die Größe ihres Großvaters ſie drücke. Liſzt war in Wien und lud mich zu ſeinem Concert ein, in dem es auch ſonſt unmöglich geweſen wäre einen Platz zu erhalten; ich hörte ſeine Phantaſien über Robert wieder, ich hörte ihn wieder gleich einem Sturmgeiſt mit den Saiten ſpielen; er iſt ein Tonzauberer, welcher die Phantaſie in Erſtaunen ſetzt. Auch Ernſt war hier; als ich ihn beſuchte, ergriff er die Violine, und dieſe ſang in Thränen das Geheimniß eines Menſchenherzens. Ich ſah den liebenswürdigen Grillparzer wieder und war öfter mit dem gemüthlichen Caſtelli zuſammen, der gerade in dieſen Tagen vom Könige von Dänemark zum Ritter des Danebrogordens ernannt worden war; er war voller Freude darüber und bat mich, meinen Landsleuten zu ſagen, daß jeder Däne ihm auf das herzlichſte willkommen ſein würde; für einen kommenden Sommer lud er mich auf ſeinen großartigen Landſitz ein. Es liegt in Caſtelli etwas ſo Offenes, ſo Ehrliches, gemiſcht mit einem ſo gutmüthigen Humor, daß man ihm gut ſein muß; er kömmt mir wie das Bild eines echten Wieners vor. Unter ſein Portrait, welches er mir gab, ſetzte er folgenden improviſirten kleinen Vers in der ihm eigenthümlichen Manier:

Dies Bild ſoll dir ſtets mit liebendem Sehnen
  Von Ferne zurufen des Freundes Gruß,
Denn Du, lieber Däne, biſt einer von denen,
  Die man immer achten und lieben muß.

Caſtelli führte mich zu Seidl und Bauernfeld; bei dem däniſchen Geſandten Baron von Löwenſtern traf ich mit Zedlitz zuſammen. Die meiſten leuchtenden Sterne in der öſterreichiſchen Literatur ſah ich an mir vorbeigleiten, wie man auf der Eiſenbahn Kirchthürme erblickt; man kann doch ſagen, daß man ſie geſehen hat, und, um bei dem Gleichniſſe mit den Sternen zu bleiben, kann ich ſagen, daß ich in der Geſellſchaft Concordia die ganze Milchſtraße erblickte; hier war eine Schaar heranwachſender junger Kräfte und hier waren Männer von Bedeutung. Beim Grafen Szechenyi, welcher mich gaſtlich einlud, ſah ich ſeinen Bruder aus Peſth, deſſen edle Wirkſamkeit in Ungarn bekannt iſt; dieſes kurze Zuſammentreffen rechne ich zu den intereſſanteſten während meines Aufenthaltes in Wien;

der Mann offenbarte ſich in ſeiner ganzen Perſönlichkeit, ſein Auge ſagte, daß man Zutrauen zu ihm haben müſſe.

Beim Abſchiede in Dresden hatte Ihre Majeſtät die Königin von Sachſen mich gefragt, ob ich an Jemanden am Wiener Hofe empfohlen wäre, und da ich es verneinte, war die Königin ſo gnädig, einen Brief an Ihre Schweſter, die Frau Erzherzogin Sophie von Oeſterreich, zu ſchreiben. Ihre kaiſerliche Hoheit ließ mich eines Abends rufen und empfing mich auf das gnädigſte, auch die Kaiſerin Mutter, die Witwe des Kaiſers Franz I., war zugegen und voll Huld und Freundlichkeit gegen mich; außerdem auch Prinz Waſa und die Erbgroßherzogin von Heſſen-Darmſtadt. — Die Erinnerung an dieſen Abend wird mir ſtets theuer und intereſſant bleiben. Ich las einige von meinen Märchen vor — als ich ſie ſchrieb, dachte ich am wenigſten daran, daß ich ſie einſt in der Kaiſerburg verleſen würde. — Vor der Abreiſe hatte ich noch einen Beſuch zu machen, nämlich bei der geiſtreichen Schriftſtellerin Frau v. Weiſſenthurn; ſie hatte vor Kurzem das Krankenlager verlaſſen und war noch leidend, wollte mich aber doch ſehen. Als ob ſie ſchon auf der Schwelle des Schattenreichs ſtände, drückte ſie mir die Hand und ſagte, daß es das letzte Mal ſei, daß wir uns erblickten. Mütterlich ſanft blickte ſie mich an, und beim Scheiden folgte mir ihr durchdringendes Auge bis zur Thür. —

Auf der Eiſenbahn und mit der Diligence ging es nach Trieſt; mit Dampf fliegt der lange Wagenzug auf dem ſchmalen Felſenweg und macht alle die Krümmungen mit, die der Fluß bildet. Man wundert ſich darüber, daß man bei den kühnen Wendungen nicht gegen die Felſen geſchleudert oder in den brauſenden Strom hinabgeworfen wird, und iſt froh, wenn die Fahrt glücklich überſtanden iſt; aber in der langſamen Diligence wünſcht man doch, daß jene wieder beginnen möchte, und preiſt die Kräfte unſeres Zeitalters. Endlich lag Trieſt und das adriatiſche Meer vor uns; die italieniſche Sprache ertönte in unſern Ohren, aber für mich war es doch noch nicht Italien, das Land meiner Sehnſucht. Indeſſen ſtand ich nur wenige Stunden hier als Fremder; unſer däniſcher Conſul, ſowie der preußiſche und der oldenburgiſche, an die ich empfohlen war, nahmen mich auf das beſte auf. Mehrere intereſſante Bekanntſchaften wurden angeknüpft, namentlich mit den Grafen O'Donnel und Waldſtein, welcher Letztere für mich als Dänen ein beſonderes Intereſſe hatte, nämlich als Nachkomme des unglücklichen Corfitz Ulfeld und der Tochter Chriſtians des Vierten, Eleonore, der edelſten aller däniſchen Frauen. Ihre Portraits hingen in ſeinem Zimmer, däniſche Erinnerungen aus jener Zeit wurden mir gezeigt; es war das erſte Mal, daß ich der Eleonore Ulfeld Bild ſah, das wehmüthige Lächeln um ihren Mund ſchien mir zu ſagen: Dichter, ſinge die Feſſeln hinweg, die ein hartes Zeitalter über den warf, für welchen zu leben und zu leiden mein Glück war! Schon bevor Oehlenſchläger ſeine Dina ſchrieb, welche eine Epiſode aus Ulfeld's Leben behandelt, beſchäftigte mich dieſer Stoff, ich wollte ihn auf das Theater bringen, aber damals glaubte man, daß es nicht geſtattet werden würde, und ich gab es auf; über Ulfeld ſind ſeitdem nur vier Zeilen von mir geſchrieben worden:

Verſchwiegen ward die Tugend, nicht Dein Fehler,
So daß die Welt nicht Deine Größe kennt;
Doch ſetzte Dir die Liebe Prachtdenkmäler,
Da ſich von Dir das beſte Weib nicht trennt.

Am adriatiſchen Meere verſetzte ich mich in Gedanken ganz in Ulfeld's Zeit und nach den däniſchen Inſeln; das Zuſammentreffen mit dem Grafen Waldſtein und ſeines Stammvaters Bild brachten mich zu meiner Dichterwelt zurück, und ich vergaß faſt, daß ich am folgenden Tage mitten in Italien ſein konnte. — Bei ſchönem mildem Wetter ging ich mit dem Dampfſchiffe nach Ancona. Es war eine ſtille ſternhelle Nacht, zu ſchön, um ſie zu verſchlafen; in der Morgenſtunde lagen Italiens Küſten vor uns, die ſchönen blauen Berge mit dem glänzenden Schnee; die Sonne ſchien warm, das Gras und die Bäume waren ſo prächtig grün — geſtern Abend in Trieſt, jetzt in Ancona in einer der Städte des päpſtlichen Staates, das war faſt wie Zauberei. Wieder lag Italien in ſeiner ganzen maleriſchen Herrlichkeit vor mir; der Frühling hatte alle Fruchtbäume geküßt, ſo daß ſie in Blüthen aufgeſprungen waren, jeder Halm auf dem Felde war mit Sonnenſchein erfüllt, die Ulmbäume ſtanden wie Karyatiden mit aufgebundenen Weinranken, welche grüne Blätter ſchoſſen, und über der Fülle des Grünen erhoben ſich die wellenförmigen blauen Berge mit ihrer Schneedecke. In Geſellſchaft des Grafen Paar von Wien, des vortrefflichſten Reiſegefährten, und eines jungen Adligen aus Ungarn. ging es nun mit dem Vetturin in fünf Tagen weiter: einſame, mehr maleriſche als wohnliche Wirthshäuſer in den Apenninen gaben uns Nachtquartier; endlich lag die Campagna mit ihrer gedankenerweckenden Oede vor uns. Es war am 31. März 1846, als ich Rom wieder erblicken, zum dritten Mal in meinem Leben nach dieſer Weltſtadt gelangen ſollte. Ich fühlte mich ſo glücklich, ſo durchdrungen von Dank und Freude; wie viel gab Gott mir nicht vor tauſend Anderen und wieder Tauſenden! Und ſelbſt darin, daß man das fühlt, liegt eine Segnung — wenn die Freude recht groß iſt, hat man, wie bei der tiefſten Trauer, nur Gott, an den man ſich halten kann! Der erſte Eindruck war — ich weiß kein anderes Wort dafür — Andacht. Als der Tag mein liebes Rom für mich aufrollte, fühlte ich, was ich nicht kürzer und beſſer ſagen kann, als ich es in einem Brief an meine Freunde ſchrieb: „Ich wachſe hier in den Ruinen feſt, ich lebe mit den verſteinerten Göttern, und immer blühen die Roſen und immer läuten die Kirchenglocken — und doch iſt Rom nicht das Rom wie vor dreizehn Jahren, als ich zum erſten Mal hier war. Es iſt, als ob Alles moderniſirt wäre, ſelbſt die Ruinen, Gras und Büſche ſind weggeräumt; Alles iſt ſo niedlich gemacht, das Volksleben ſcheint zurückgegangen zu ſein, ich höre die Tambourins nicht mehr in den Straßen ertönen, ſehe die jungen Mädchen nicht mehr ihre Saltarella tanzen, ſelbſt in die Campagna iſt der Verſtand auf unſichtbaren Eiſenbahnen hineingeflogen, der Bauer glaubt nicht mehr wie früher. Am Oſterfeſte ſah ich große Schaaren des Volkes aus der Campagna vor der Peterskirche ſtehen, während der Papſt ſeinen Segen ertheilte, als wären es proteſtantiſche Fremde; das war meinem Gefühl zuwider, ich fühlte einen Drang, vor dem unſichtbaren Heiligen zu knieen. Als ich vor dreizehn Jahren hier war, knieten Alle, jetzt hat der Verſtand den Glauben überwunden. Nach zehn Jahren, wenn die Eiſenbahnen die Städte näher an einander rücken, wird Rom noch mehr verändert ſein; doch in Allem, was geſchieht, ſtellt ſich das Beſte heraus, man muß und wird Rom ſtets lieben; es iſt wie ein Märchenbuch, man entdeckt immer neue Wunder in ihm und lebt in der Phantaſie und in der Wirklichkeit.“ —

Als ich das erſte Mal nach Italien reiſte, hatte ich noch keine Augen für die Bildhauerkunſt; in Paris zogen mich die reichen Gemälde von den Statuen ab; erſt als ich nach Florenz kam und vor der mediceiſchen Venus ſtand, ging es mir, wie Thorwaldſen ſich ausdrückte: „der Schnee thaute mir von den Augen weg,“ eine neue Kunſtwelt ging vor mir auf; und jetzt beim dritten Aufenthalt in Rom, bei den wiederholten Wanderungen durch den Vatican, ſchätzte ich die Statuen weit höher als die Gemälde. Aber an welchen anderen Orten, als in Rom und zum Theil in Neapel, tritt dieſe Kunſt ſo großartig in das Leben hinein! Man wird mit fortgeriſſen, man lernt im Kunſtwerke die Natur bewundern, die Formſchönheit wird geiſtig.

Unter dem vielen Tüchtigen und Schönen, was ich auf der Ausſtellung in den Werkſtätten der jungen Künſtler erblickte, waren auch ein Paar Sculpturarbeiten diejenigen, die ſich meiner Erinnerung am tiefſten einprägten; es war bei meinem Landsmann Jerichau. Ich ſah ſeine in der Allgemeinen Zeitung und in vielen andern deutſchen Blättern mit Begeiſterung beſprochene Gruppe: Hercules und Hebe, welche mich durch die Ruhe der Antike, durch ihre herrliche Schönheit ergriff; ich war ganz davon erfüllt, und doch muß ich Jerichau's ſpätere Gruppe, den kämpfenden Jäger, noch höher ſtellen. Er iſt nach dem Modelle geſchaffen, gleichſam aus der Natur hervorgeſprungen; es liegt eine Wahrheit, eine Schönheit, eine Größe darin, daß ich überzeugt bin, ſein Name wird durch die Länder ertönen! Jerichau's Genie und die Anerkennung deſſelben hat mich mit Freude erfüllt, ich erblicke in ihm einen neuen Ruhm für das kleine Dänemark. Ich kenne ihn von der Zeit her, wo er faſt noch ein Knabe war; wir wurden beide auf derſelben Inſel geboren, er iſt aus der kleinen Stadt Aſſens; wir trafen uns in Kopenhagen. Niemand, er ſelbſt auch nicht, wußte, was in ihm lag; und halb im Scherz, halb im Ernſt ſprach er von ſeinem Kampf mit ſich ſelbſt, entweder nach Amerika zu gehen, um ein Wilder, oder nach Rom, um ein Künſtler zu werden — Maler oder Bildhauer, das wußte er noch nicht. Der Pinſel wurde indeſſen weggelegt, er formte in Thon, und meine Portraitbüſte iſt die erſte, die er gemacht hat. Er hatte kein Reiſeſtipendium von der Academie; ſoviel ich weiß, war es eine edeldenkende ältere Künſtlerin, welche ſelbſt keine Mittel beſaß, die aber aus Intereſſe für den Funken, den ſie in ihm gewahrte, ihn ſo unterſtützte, daß er mit Schiffsgelegenheit Italien erreichte. Im Anfange arbeitete er in Thorwaldſen's Atelier. Auf einer Reiſe von mehreren Jahren hat er ſicher die Kämpfe des Genies und die ſchneidenden Feſſeln des Mangels erfahren, jetzt leuchtet ihm ſein Glücksſtern. Als ich nach Rom kam, fand ich ihn körperlich leidend und melancholiſch; er konnte Italiens warmen Sommer nicht vertragen, und Mehrere ſagten, daß er es nicht aushalten würde, wenn er nicht nach dem Norden käme, deſſen Luft athmete und Seebäder nähme. Sein Lob ertönte in den Zeitungen, herrliche Werke ſtanden in ſeiner Werkſtatt — aber man lebt nicht vom himmliſchen Brode allein; da kam eines Tages ich glaube ein ruſſiſcher Fürſt und beſtellte die Gruppe mit dem Jäger, an demſelben Tage folgten noch zwei Beſtellungen. Jerichau kam jubelnd und erzählte es mir; wenige Tage darauf reiſte er mit ſeiner Frau, einer genialen Malerin, nach Dänemark, von wo er, geſtärkt an Körper und Geiſt, gegen den Winter wieder nach Rom zurückkehrt, wo die Meißelſchläge ertönen werden, hoffe ich, ſo daß die Welt es hören wird; mein Herz wird froh dabei ſchlagen!

Einen anderen däniſchen Bildhauer, bis jetzt nur in Dänemark bekannt, aber dort ſehr hoch geſtellt, **Kolberg**, einen Schüler Thorwaldſen's und Liebling des großen Meiſters, traf ich ebenfalls in Rom; er ehrte mich, indem er meine Büſte machte. Ich ſaß wieder bei dem gemüthlichen **Küchler** und ſah die naturfriſchen Bilder auf der Leinwand ſich bilden. Mit dem Römervolke ſaß ich wieder in dem beluſtigenden Puppentheater und hörte das Gejubel der Kinder; bei den deutſchen Künſtlern wie bei den Landsleuten und den Schweden fand ich eine herzliche Aufnahme. Mein Geburtstag wurde fröhlich gefeiert; Frau von Goethe, die in Rom war und zufällig in demſelben Hauſe wohnte, wo ich meinen „Improviſator“ habe zur Welt kommen und ſeine erſten Kinderjahre zubringen laſſen, ſandte mir von dort ein großes echt römiſches Bouquet, eine duftende Moſaik; der ſchwediſche Maler Södermark brachte meine Geſundheit in der Abendgeſellſchaft aus, wozu die Dänen, Schweden und Norweger mich eingeladen hatten, von meinen Freunden erhielt ich einige hübſche Bilder und freundliche Andenken. — Der hannöverſche Miniſter **Käſtner**, deſſen Freundſchaft ich viele angenehme Stunden hier verdanke, iſt eine höchſt liebenswürdige Perſönlichkeit mit einem nicht geringen Talent für Poeſie, Muſik und Malerei; bei ihm habe ich eigentlich zum erſten Mal die Blumenmalerei durch die Idee erhoben geſehen. In einem ſeiner Zimmer hat er eine Blumen-Arabeske angebracht, die uns die Flora des ganzen Jahres zeigt; ſie fängt mit den erſten Frühlingsblumen, den Crocus, den Schneeglöckchen

u. ſ. w. an, dann kommen die Sommergewächſe, dann die des Herbſtes und zuletzt endigt die Guirlande mit den rothen Beeren und braungelben Blättern des Decembers.

Fortwährend in Bewegung, immer beſtrebt jeden Augenblick zu benutzen und Alles zu ſehen, fühlte ich mich bei dem beſtändigen Sirocco zuletzt ſehr angegriffen; die römiſche Luſt that mir nicht wohl, und deshalb eilte ich, ſo wie ich die Kuppelbeleuchtung und die Girandola geſehen hatte, nach dem Oſterfeſte gleich davon über Terracina nach Neapel. Graf Paar machte die Reiſe mit; wir zogen in Sta. Lucia ein, das Meer lag vor uns, der Veſuv leuchtete, das waren herrliche Abende, mondhelle Nächte! Es war als ob der Himmel höher hinauf gehoben und die Sterne zurückgewichen wären. Welche Lichtwirkung! Im Norden ſtreut der Mond Silber auf das Waſſer, hier war es Gold; des Leuchtthurmes kreiſende Laterne zeigte bald ihr blendendes Licht, bald erloſch es ganz; die Fackeln der Fiſcherböte warfen ihren obeliskenförmigen Schein über die Waſſerfläche hin, oder das Boot verdeckte ſie als ein ſchwarzer Schatten, unter welchem die Waſſerfläche beleuchtet wurde; man glaubte bis auf den Boden zu ſehen, wo Fiſche und Pflanzen ſich bewegten. Auf der Straße ſelbſt brannten Tauſende von Lichtern vor den Läden der Fiſch- und Fruchthändler, nun kam eine Schaar Kinder mit Lichtern und ging in Proceſſion nach der Kirche Sta. Lucia, einige fielen um mit ihren Lichtern — aber über dem Ganzen ſtand, wie der Held in dieſem großen Lichtdrama, der Veſuv mit ſeiner blutrothen Flamme und den beleuchteten Rauchwolken. —

Ich beſuchte die Inſeln Capri und Iſchia wieder, und da die Sonnenhitze und der ſtarke Sirocco mir ein längeres Verweilen in Neapel drückend machten, ging ich nach Sorrento, Taſſo's Stadt, wo das Weinlaub ſchattet und wo die Luft mir leichter erſchien. Hier ſchrieb ich an dieſen Blättern; in Rom, am Meerbuſen von Neapel und mitten in den Pyrenäen habe ich mein Lebensmärchen zu Papier gebracht.

Das bekannte Feſt für die **Madonna dell' arco** rief mich wieder nach Neapel, wo ich in einem Hotel mitten in der Stadt nahe bei der Toledoſtraße einkehrte und einen vortrefflichen Wirth und Wirthin fand. Ich hatte ſchon früher hier gewohnt, aber zur Winterzeit, nun bekam ich Neapel in ſeiner Sonnenhitze und ſeinem wilden Lärm zu ſehen; in dem Grade hatte ich es mir nicht vorgeſtellt. Die Sonne ſchien mit ihren brennenden Strahlen in die engen Straßen hinab, zur Balconthür herein, Alles mußte verſchloſſen werden, kein Lüftchen bewegte ſich; jeder kleine Winkel, jeder Fleck auf der Straße, wo Schatten hinfiel, war mit arbeitenden Handwerkern überfüllt, die laut und munter plauderten; die Wagen rollten vorbei, die Ausrufer ſchrieen, der Volkslärm brauſte wie ein Meer aus den andern Straßen, die Kirchenglocken läuteten jede Minute, mein Nachbar gerade gegenüber, Gott weiß wer das war, ſpielte die Tonleiter vom Morgen bis zum Abend — es war um den Verſtand darüber zu verlieren! Der Sirocco blies ſeine kochendheiße Luft, und ich war völlig zerſtört; auf Sta. Lucia war kein Zimmer mehr zu bekommen, die Seebäder ſchienen mich mehr zu ſchwächen als zu ſtärken. Ich ging daher wieder auf das Land, aber die Sonne brannte mit denſelben Strahlen; war dort auch die Luft elaſtiſcher, ſo war ſie doch für mich wie ein Hercules-Giftmantel, welcher gleichſam Mark und Kräfte aus mir ausſog. Ich, der ich geglaubt hatte, daß ich gerade ein Sonnenkind ſei, ſo feſt hing mein Herz immer am Süden, mußte erkennen, daß des Nordens Schnee in meinem Körper ſei, daß der Schnee ſchmelz und daß ich immer elender wurde. Den meiſten Fremden erging es wie mir in dieſem, wie die Neapolitaner ſelbſt ſagten, ungewöhnlich heißen Sommer; die Mehrzahl reiſte fort. Ich wollte es auch thun, mußte aber mehrere Tage auf einen Creditbrief warten; er war zur rechten Zeit angelangt, lag aber vergeſſen bei meinem Banquier. Noch war Vieles für mich in Neapel zu beſehen, viele Häuſer ſtanden mir offen; ich verſuchte, ob der Wille mehr vermöge als die neapolitaniſche Sonnenhitze, gerieth aber dabei in einen ſo nervöſen Zuſtand, daß ich faſt bis zu meiner Abreiſe ruhig in dem heißen Zimmer liegen mußte, wo nicht einmal die Nacht Kühlung brachte. Von der Morgendämmerung bis zur Mitternacht brauſte der Lärm der Glocken, das Geſchrei des Volkes, das Stampfen der Pferde auf dem Steinpflaſter und der vorerwähnte Tonleiterſpieler — es war eine Marterbank; und auf dieſer gab ich meine Reiſe nach Spanien auf, zumal da man mir tröſtend verſicherte, daß ich es dort wenigſtens ebenſo warm finden würde. Der Arzt ſagte, daß ich in dieſer Jahreszeit die Reiſe nicht aushalten könnte.

Auf dem Dampfſchiffe Caſtor nahm ich einen Platz zur Reiſe nach Marſeille; das Schiff war mit Reiſenden völlig überfüllt, das ganze Verdeck, ſelbſt der erſte Platz, mit Reiſewagen beſetzt; unter einem von dieſen ließ ich mein Bett zurechtmachen, Mehrere folgten meinem Beiſpiel, und bald war das Verdeck mit Matratzen und Teppichen bedeckt. Es wehte ſtark, der Wind nahm zu, und in der zweiten und dritten Nacht wüthete völliger Sturm; das Schiff ging nach allen Seiten, wie eine Tonne in offener See, die Wogen kamen uns an die Seite und erhoben ihre breiten Häupter über den Schiffsbord hinauf, als ob ſie zu uns hereinblicken wollten. Es war, als ob die Wagen, unter denen wir lagen, uns zerquetſchen oder von der See fortgeſpült werden ſollten; da gab es ein Jammern, ich aber lag ſtille, blickte zu den treibenden Wolken auf und dachte an Gott und meine Lieben. Als wir endlich Genua erreichten, gingen die meiſten der Paſſagiere an das Land; ich wäre gern ihrem Beiſpiel gefolgt, um über Mailand nach der Schweiz zu gehen, aber mein Accreditiv lautete auf Marſeille und einige ſpaniſche Häfen — ich mußte wieder an Bord. Die See wurde ruhig, die Luft friſch, es ging in der herrlichſten Fahrt längs der reizenden ſardiniſchen Küſte hin; geſtärkt und neu belebt gelangte ich nach Marſeille, und ſo wie ich hier leichter athmete, ſtellte ſich die Sehnſucht Spanien zu ſehen wieder ein. Ich hatte den Plan gefaßt, dieſes Land als das Bouquet meiner Reiſe zuletzt zu ſehen; in meinem leidenden Zuſtande hatte ich es aufgeben müſſen, aber jetzt war mir beſſer; ich betrachtete es daher als einen Fingerzeig des Himmels, daß ich nach Marſeille zu fahren genöthigt worden war, und entſchloß mich die Reiſe zu wagen. Das Dampfſchiff nach Barcelona war indeſſen kurz zuvor abgefahren; bevor ein anderes abging, wären mehrere Tage verſtrichen; ich beſchloß daher, in kleinen Tagereiſen durch Südfrankreich über die Pyrenäen zu gehen.

Bevor ich Marſeille verließ, verſchaffte der Zufall mir ein kurzes Zuſammenſein mit einem meiner Freunde aus dem Norden, Ole Bull; er kam von Amerika und war in Frankreich mit Jubel und Serenaden empfangen worden, denen ich hier ſelbſt als Zeuge beiwohnte. An der table d'hôte im hôtel des empereurs, wo wir beide logirten, flogen wir einander entgegen; er erzählte mir, was ich am wenigſten geglaubt hätte, daß meine Arbeiten auch in Amerika viele Freunde hätten, daß man ihn auf das theilnehmendſte nach mir gefragt habe, und daß die engliſchen Ueberſetzungen meiner Romane in Amerika nachgedruckt und in wohlfeilen Ausgaben über das ganze Land verbreitet ſeien. — Mein Name über das große Weltmeer geflogen! Ich fühlte mich ganz klein dabei, aber froh und glücklich; weshalb wurde mir vor ſo vielen Tauſenden ſo viel Glück zu Theil? Ich hatte und habe ein Gefühl dabei, als ſei ich ein armer Bauerknabe, dem man einen Königsmantel umwirft. Aber glücklich war und bin ich dadurch! Iſt das Eitelkeit, oder liegt ſie darin, daß ich meine Freude ausſpreche? —

Ole Bull ging nach Algier, ich nach den Pyrenäen. Durch die Provence, die mir ganz däniſch ausſah, erreichte ich Nimes, wo die Größe des prächtigen römiſchen Theaters mich auf einmal nach Italien zurück verſetzte. Südfrankreichs Denkmäler der Vorzeit habe ich nie ſo rühmen hören, wie ſie es ihrer Größe und Anzahl wegen verdienen;

das ſogenannte viereckige Haus ſteht noch in ſeiner ganzen Pracht, wie der Theſeustempel bei Athen, Rom hat nichts ſo wohl Erhaltenes. In Nimes wohnt der Bäcker Reboul, der die allerliebſten Gedichte ſchreibt; wer ihn nicht aus dieſen kennt, kennt ihn wohl aus Lamartine's Reiſe nach dem Orient. Ich fand das Haus, trat in die Bäckerei ein und wandte mich an einen Mann in Hemdärmeln, welcher eben Brod in den Ofen ſchob; es war Reboul ſelbſt; ein edles Antlitz, welches einen männlichen Charakter ausdrückte, grüßte mich. Als ich ihm meinen Namen nannte, war er höflich genug zu ſagen, daß er denſelben aus der Revue de Paris kenne, und bat mich, ihn in der Mittagsſtunde zu beſuchen, dann würde er mich beſſer empfangen können. Als ich wieder kam, fand ich ihn in einem faſt eleganten kleinen Zimmer, welches mit Gemälden, Statuen und Büchern geſchmückt war, die letzteren nicht nur aus der franzöſiſchen Literatur, ſondern auch Ueberſetzungen der griechiſchen Claſſiker. Ein Bild an der Wand ſtellte ſein berühmteſtes Gedicht „das ſterbende Kind“ dar; aus Marmier's Chansons du Nord wußte er, daß ich daſſelbe Thema behandelt habe, und ich erzählte ihm, daß es aus meiner Schulzeit herrühre. Hatte ich ihn am Morgen als den betriebſamen Bäcker geſehen, ſo war er jetzt ganz der Poet; er ſprach lebhaft von der Literatur ſeines Vaterlandes und äußerte ſeinen Wunſch, den

Norden zu ſehen, deſſen Natur und geiſtiges Leben ihn zu intereſſiren ſchien. Mit großer Achtung verließ ich einen Mann, dem die Muſen eine nicht geringe Gabe verliehen haben, der aber dennoch Verſtand genug beſitzt, trotz der Huldigung, die ihm dargebracht wird, bei ſeinem ehrſamen Handwerke zu bleiben, und es vorzieht, der merkwürdige Bäcker in Nimes zu ſein, anſtatt nach einer kurzen Huldigung ſich in Paris unter Hunderten von Poeten zu verlieren. —

Auf der Eiſenbahn ging es über Montpellier nach Cette mit der Schnelligkeit, die ein Eiſenbahnzug in Frankreich hat; man fliegt, als ginge es mit dem wilden Heer um die Wette. Ich dachte unwillkürlich daran, daß an einer Straßenecke in Baſel, wo früher der berühmte Todtentanz abgemalt war, mit großen Buchſtaben „Todtentanz" ſteht und auf der gegenüber liegenden Ecke „Weg nach der Eiſenbahn"; dieſe Zuſammenſtellung gerade an der Grenze Frankreichs giebt der Phantaſie Spielraum; in der ſauſenden Flucht kam ſie mir in die Gedanken, es war mir als gäbe die Signalpfeife das Zeichen zum Tanze. Auf den deutſchen Eiſenbahnen hat man nicht ſo wilde Phantaſien. —

Der Inſelbewohner liebt das Meer, wie der Bergbewohner ſeine Berge! Jede Seeſtadt, ſie mag noch ſo klein ſein, erhält durch das Meer einen eigenen Reiz für mich. War es das Meer, im Verein vielleicht mit der däniſchen Sprache, die mir aus zwei Häuſern in Cette entgegenklang, was mir dieſe Stadt ſo heimiſch machte? Ich weiß es nicht, aber ich hatte mehr das Gefühl in Dänemark als in Südfrankreich zu ſein. Wenn man weit von ſeinem Vaterlande in ein Haus tritt, wo Alle, von der Herrſchaft bis zu den Dienſtboten herab, unſere Landesſprache reden, wie es hier der Fall war, dann haben die heimiſchen Töne eine wahre Zauberkraft: gleich Fauſts Mantel tragen ſie uns mit Haus und Allem in einem Nu nach der Heimath. Doch hier war nicht des Nordens Sommer, ſondern Neapels heiße Sonne; dieſe vermochte die Fauſtkappe zu verbrennen, die Sonnenſtrahlen lähmten alle Kräfte. In vielen Jahren hatte man auch hier keinen ſolchen Sommer erlebt, und rings umher vom Lande kamen Nachrichten von Leuten, die vor Hitze todt umgefallen waren; ſelbſt die Nächte waren heiß. Man ſagte mir voraus, daß ich die Reiſe in Spanien nicht aushalten würde; ich fühlte es ſelbſt, aber Spanien ſollte ja das Bouquet meiner Reiſe ſein, ich erblickte ja ſchon die Pyrenäen, die blauen Berge lockten mich — und eines Morgens befand ich mich zeitig auf dem Dampfſchiffe.

Die Sonne ſtieg höher, ſie brannte von oben, ſie brannte von der Waſſerfläche, Myriaden der gallertartigen Meduſen erfüllten das Waſſer rings umher, es war, als hätten die Sonnenſtrahlen das ganze Meer in eine ſchaukelnde Thierwelt verwandelt; nie hatte ich dergleichen geſehen. Bei dem Languedoc-Canale mußten wir Alle in ein großes Fahrzeug hinüber, welches mehr für Güter als für Menſchen eingerichtet zu ſein ſchien; das Verdeck wurde mit Koffern und Kiſten überfüllt, dieſe wieder mit Menſchen beſetzt, welche Schatten unter ausgeſpannten Regenſchirmen ſuchten; es war nicht möglich ſich zu bewegen, kein Geländer umgab dieſen Koffer- und Menſchen-Stapel, den drei bis vier Pferde an langen Tauen davonſchleppten. Unten in beiden Cajüten ſah es eben ſo gedrängt aus, man ſaß neben einander gleich den Fliegen in einer Zuckertaſſe. Ein von Hitze und Tabaksqualm ohnmächtig gewordenes Frauenzimmer wurde hineingetragen und auf den einzigen unbeſetzten Fleck des Fußbodens hingelegt; ſie ſollte Luft einathmen, aber die gab es da nicht, ungeachtet der vielen Fächer, die in Bewegung waren; keine Erfriſchungen waren zu finden, nicht einmal ein Trunk Waſſer, außer dem gelben lauwarmen Waſſer, welches der Canal darbot. Ueber die Verdecksluken hingen beſtiefelte Beine herab, welche, indem ſie der Cajüte das Licht nahmen, gleichſam der drückenden Luft einen Körper verliehen. In dieſem Raum eingeſchloſſen hatte man noch die Qual, einen Mann anhören zu müſſen, der beſtändig etwas Witziges ſagen wollte; der Wortſtrom plätſcherte ihm um den Mund, wie das Canalwaſſer um das Fahrzeug. Ich brach mir einen Weg durch die Koffer, Menſchen und Schirme hinauf und ſtand in einer ſiedend heißen Luft; nach beiden Seiten war die Ausſicht ewig eine und dieſelbe, grünes Gras, ein grüner Baum, eine Schleuſe — grünes Gras, ein grüner Baum, eine Schleuſe — und dann wieder daſſelbe; es war um wahnſinnig darüber zu werden. —

Eine halbe Stunde Weges von Beziers wurden wir an das Land geſetzt; ich fühlte mich faſt ohnmächtig, und kein Wagen war hier, denn die Omnibus hatten uns nicht ſo früh erwartet; die Sonne brannte dämoniſch. Man ſagt, Südfrankreich ſei ein Stück des Paradieſes; unter dieſen Umſtänden kam es mir wie ein Stück aus der Hölle ſelbſt mit aller ihrer Hitze vor. In Beziers wartete die Diligence, aber alle beſſeren Plätze waren ſchon beſetzt; ich kam hier zum erſten und hoffentlich auch zum letzten Mal in den hinterſten Raum eines ſolchen Wagens. Ein häßliches Frauenzimmer in Pantoffeln und mit einem ellenhohen Kopfputz, welcher aufgehängt wurde, nahm an meiner Seite Platz; nun kam ein ſingender Matroſe, der gewiß zu viele Geſundheiten getrunken hatte, dann ein Paar ſchmutzige Kerle, deren erſtes Manöver war, daß ſie ihre Stiefeln und Röcke auszogen, worauf ſie nun heiß und ſchmutzig daſaßen, während die dicken Staubwolken ſich hereinwälzten und die Sonne brannte und blendete. Es war unmöglich, es länger als bis nach Narbonne ſo auszuhalten; krank und leidend ſuchte ich Ruhe, aber nun kamen Gensdarmen und fragten nach dem Paß, auch mußte gerade zur beginnenden Nachtzeit in dem nächſten Dorfe Feuer ausbrechen; der Feuerlärm erſcholl, die Spritzen rollten davon, es war als ob alle Plagegeiſter losgelaſſen ſeien. Von hier aus bis in die Pyrenäen erfolgte eine oft wiederholte Paßviſitation, ſo ermüdend, wie man ſie nicht einmal in Italien kennt; man gab als Grund hierzu die nahe ſpaniſche Grenze, die vielen Flüchtlinge von dort und einige in der Gegend ſtattgefundene Mordthaten an; Alles diente dazu, mir die Reiſe in meinem damaligen Zuſtande zu einer wahren Plage zu machen. —

Ich erreichte Perpignan. Die Sonne hatte hier gleichſam alle Menſchen von den Straßen gefegt, erſt in der Nacht kamen ſie hervor, aber wie ein brauſender Strom, als ob ein wahrer Aufruhr die Stadt zerſtören wollte. Die Menſchenmaſſe wogte unter meinen Fenſtern, lautes Geſchrei erſcholl; es ging mir durch meinen kranken Körper. Was war das? was bedeutete das? „Guten Abend, Herr Arago,“ ertönte es von der ſtärkſten Stimme, Tauſende wiederholten es, und die Muſik erklang: es war der berühmte Arago, der in dem Zimmer neben dem meinigen wohnte, das Volk brachte ihm eine Serenade. Das war nun die dritte, von der ich auf dieſer Reiſe Zeuge war. Arago hielt eine Rede von dem offenen Balconfenſter hinab, der Volksjubel erfüllte die Straße. Wenige Abende in meinem Leben habe ich mich ſo leidend gefühlt, als an dieſem, der Tumult ging mir durch alle Nerven; der ſchöne Geſang, der darauf folgte, konnte mich nicht erquicken. Krank wie ich war gab ich jeden Gedanken daran auf, nach Spanien zu reiſen, ich fühlte, daß es mir unmöglich ſein würde. Hätte ich nur ſoviel Kräfte gewinnen können, die Schweiz zu erreichen! Es grauete mir vor der Rückreiſe. — Man rieth mir, auf das ſchleunigſte in die Pyrenäen zu eilen und dort die ſtärkende Bergluft einzuathmen; das Bad Vernet wurde als kühl und gut empfohlen, und man gab mir eine Empfehlung an den Commandanten des dortigen Etabliſſements. Nach einer Nacht und einigen Morgenſtunden anſtrengender Reiſe bin ich hierher gelangt, von wo aus ich dieſe letzten Blätter ſende. Die Luft iſt ſo friſch, ſo ſtärkend, wie ich ſie ſeit Monaten nicht eingeathmet habe. Einige Tage hier haben mich vollkommen hergeſtellt, die Feder fliegt wieder über das Papier und der Gedanke nach dem wundervollen Spanien hin. Ich ſtehe wie Moſes und ſehe das Land vor mir, darf es aber nicht betreten. Doch, ſo Gott will, fliege ich ſpäter während eines Winters wieder vom Norden hierher in das reiche ſchöne Land, von welchem die Sonne mit ihrem Flammenſchwert mich jetzt zurück hält.

Vernet gehört noch nicht zu den bekannten Badeorten, obgleich es die Eigenthümlichkeit beſitzt, daß es das ganze Jahr hindurch beſucht wird. Der berühmteſte Gaſt im letzten Winter war Ibrahim Paſcha; ſein Name ertönt noch als der Glanzpunkt des Etabliſſements auf den Lippen der Wirthin und der Kellner, ſeine Zimmer werden zuerſt als eine Merkwürdigkeit vorgezeigt. Zu den ſtehenden Anecdoten über ihn gehört die Erzählung von den einzigen zwei franzöſiſchen Worten, die er, wiewohl mit ganz verkehrter Ausſprache, ſagen konnte: merci und très-bien. Vernet iſt in jeder Hinſicht unter den Bädern noch in einer Art von Unſchuldszuſtand; nur in Betreff der hohen Rechnungen ſoll der Commandant es auf gleiche Stufe mit den erſten in Europa erhoben haben. Uebrigens lebt man hier in einer Einſamkeit, einer Abſonderung von der Welt, wie in keinem anderen Bade; für die Unterhaltung der Gäſte iſt hier durchaus nichts geſchehen, dieſe muß auf Wanderungen in den Bergen zu Fuß oder zu Eſel geſucht werden, aber es iſt hier auch ſo eigenthümlich, ſo abwechſelnd, daß man den Mangel des Gekünſtelten und Gemachten weniger fühlt. Es iſt hier, als ob die verſchiedenſten Naturen durch einander geworfen wären, Norden und Süden, Berg- und Thal-Vegetation. Von einem Punkte aus ſieht man über Weingärten hinweg und einen Berg hinan, der eine Muſterkarte von Kornfeldern und grünen Wieſen, wo das Heu in Schobern ſteht, zu ſein ſcheint; von einem andern ſieht man nur die nackten metallartigen Felſen mit ſeltſam hervorſpringenden Steinblöcken, ſchmal und lang, als wären es zerbrochene Statuen oder Säulen; bald geht man unter Pappeln auf kleinen Wieſen, wo die Krauſemünze wächſt, eine ſo echt däniſche Natur, als wäre ſie aus Seeland ſelbſt herausgeſchnitten, bald ſteht man im Schutz der Felſen, wo Cypreſſen und Feigen zwiſchen dem Weinlaube hervorwachſen, und erblickt wieder ein ganzes Stück von Italien. Doch die Seele in dem Ganzen hier, die Pulſe, die zu unzähligen Millionen vernehmbar in der Bergreihe ſchlagen, ſind die Quellen. Das iſt ein Leben, ein Plaudern in dem ewig fortbrauſenden Waſſer; überall dringt es hervor, rieſelt im Mooſe, brauſt über die großen Steine, es iſt eine Bewegung, ein Leben darin, die das Wort nicht wieder zu geben vermag, man hört einen ewig brauſenden Accord von Millionen Saiten; über und unter uns und rings umher plaudern die Flußnymphen. —

Hoch an der Felswand, an ſteilem Abgrunde liegen die Ruinen eines mauriſchen Schloſſes; die Wolken hängen, wo einſt der Balcon hing; der Fußſteig, wo jetzt der Eſel geht, führt durch den Ritterſaal. Von hier oben genießt man die Ausſicht über das ganze Thal, welches, lang und ſchmal, ein Fluß von Bäumen zu ſein ſcheint, der ſich durch die rothen ausgebrannten Felſen hinſchlängelt, und mitten in dieſem grünen Thal erhebt ſich terraſſenförmig auf einem Berg die kleine Stadt Vernet, der nur die Minarets fehlen, um wie eine bulgariſche Stadt zu erſcheinen. Eine ärmliche Kirche mit zwei langen Löchern als Fenſter und dicht daneben ein verfallener Thurm bilden den oberſten Theil, dann kommen die dunkelbraunen Dächer, die ſchmutziggrauen Häuſer mit offenen Holzläden anſtatt der Fenſter — aber maleriſch iſt es. Kommt man indeſſen in die Stadt ſelbſt hinein, — deren Apotheke zugleich auch die Buchhandlung iſt — ſo iſt Armſeligkeit der Totaleindruck. Faſt alle Häuſer ſind von unbehauenen Feldſteinen aufgeführt, die auf einander gehäuft ſind, und einige finſtere Löcher bilden Thür und Fenſter, durch welche die Schwalben aus und einfliegen; wo ich hineintrat, ſah ich aus dem erſten Stockwerk durch den abgenutzten, durchſichtigen Fußboden in eine chaotiſche Finſterniß hinab. An der Wand hängt gewöhnlich ein Stück fettes Fleiſch mit der Haarſeite; man erklärte mir, daß es gebraucht würde, um das Schuhwerk damit einzureiben. Die Schlafkammer iſt auf das grellſte mit Heiligen, Engeln, Kränzen und

Kronen al fresco bemalt, wie aus der allerunvollkommenſten Zeit der Malerkunſt. Die Menſchen ſind ungewöhnlich häßlich, ſogar die Kinder ſind wahre Gnomen, der kindliche Ausdruck mildert die plumpen Züge nicht — aber nur wenige Stunden auf der entgegengeſetzten Seite des Gebirges, nach Spanien hinab, da blüht die Schönheit, da leuchten die klugen braunen Augen. Das einzige poetiſche Bild, welches ich von Vernet habe, war: auf dem Markt unter einem prächtiggroßen Baume hatte ein wandernder Tabuletkrämer alle ſeine Waaren, Tücher, Bücher und Bilder, einen ganzen Bazar, ausgebreitet, aber die Erde war ſein Tiſch; die ganz unſchöne Jugend der Stadt, von der Sonne durchglüht, ſtand um dieſe Herrlichkeiten verſammelt, einige alte Mütterchen guckten von ihren offenen Läden aus hin, zu Pferde und zu Eſel zog eine lange Schaar von Badegäſten, Herren und Damen vorbei, während zwei kleine Kinder halbverſteckt hinter einem Bretterhauſen die Hähne ſpielten und fortwährend: kikkeriki riefen. —

Weit ſtädtiſcher, wohnlich und gut eingerichtet iſt iſt die einige Stunden von hier liegende Feſtung Villefranche mit ihrem Schloß aus der Zeit Ludwigs XIV. Der Weg führt durch dieſelbe über Olette nach Spanien hinein und hier iſt alſo einiger Verkehr; mehrere Häuſer fallen ins Auge durch ihre ſchönen mauriſchen, in Marmor gehauenen Fenſter. Die Kirche iſt halb mauriſch gebaut, die Altäre wie in den ſpaniſchen Kirchen, die Mutter Gottes ſteht da mit dem Kinde, ganz in Gold und Silber gekleidet. Ich beſuchte Villefranche an einem der erſten Tage meines hieſigen Aufenthalts, alle Badegäſte machten den Zug mit, zu welchem Pferde und Eſel von allen Enden zuſammengetrieben werden mußten; des Commandanten ehrwürdige Kutſche wurde angeſpannt und innen und außen angefüllt, als wäre ſie ein franzöſiſches Ziehfahrzeug. Ein höchſt liebenswürdiger Holſteiner, der beſte Reiter von Allen, der bekannte Maler Dauzats, ein Freund von Alexander Dümas, führte den Zug an. Das Fort, die Caſematten und die Felſenhöhlen wurden beſehen; auch die kleine Stadt Cornelia mit ihrer intereſſanten Kirche wurde nicht übergangen. Ueberall fand man Spuren von der Macht und Kunſt der Mauren. Alles in dieſen Gegenden deutet mehr auf Spanien als auf Frankreich, die Sprache ſelbſt ſchwebt zwiſchen beiden. —

Und hier in der friſchen Bergnatur, an der Grenze eines Landes, deſſen Schönheit und Mängel ich jetzt nicht kennen lernen ſoll, hier ſchließe ich dieſe Blätter, die in meinem Leben auch eine Grenze für kommende Jahre mit ihrer Schönheit und ihren Mängeln bilden werden. Bevor ich die Pyrenäen verlaſſe, fliegt dieſes Geſchriebene nach Deutſchland, ein großer Abſchnitt meines Lebens; ich ſelbſt folge nach, und ein neuer, ein unbekannter Abſchnitt beginnt. Was mag ſich wohl darin aufrollen? Ich weiß es nicht; aber dankbar getroſt blicke ich vorwärts. Mein ganzes Leben, die hellen und die finſtern Tage führten zu dem Beſten. Es iſt gleich einer Seereiſe nach einem beſtimmten Ziel, ich ſtehe am Steuer, ich habe meinen Weg gewählt, aber Gott beherrſcht Sturm und Meer, er kann es anders lenken; und geſchieht es, dann iſt dieſes das Beſte für mich. Dieſer Glaube ſteht feſt in meiner Bruſt und macht mich glücklich.

Mein Lebens-Märchen bis zu dieſer Stunde liegt vor mir aufgerollt ſo reich und ſchön, ich könnte es ſo nicht dichten. Ich fühle, daß ich ein Glückskind bin; faſt Alle kommen mir offen und liebreich entgegen, nur ſelten iſt mein Zutrauen zu den Menſchen getäuſcht worden. Vom Fürſten bis zum ärmſten Bauer herab habe ich das edle Menſchenherz ſchlagen gefühlt. Es iſt eine Luſt zu leben, an Gott und Menſchen zu glauben. — Offen und vertrauensvoll, als ſäße ich unter lieben Freunden, habe ich hier mein eigenes Märchen erzählt, meine Sorge wie mein Glück ausgeſprochen, habe meine Freude über jede Huldigung und Anerkennung geäußert, wie ich glaube, daß ich ſie vor Gott ſelbſt ausſprechen könnte. Ob das Eitelkeit ſein mag? Ich glaube es nicht; mein Gefühl war bewegt und demüthig dabei, mein Gedanke war Dank gegen Gott. Daß ich es erzählte, geſchah nicht blos darum, weil ich eine ſolche Lebensſkizze zu der Geſammt-Ausgabe meiner Schriften zu liefern aufgefordert wurde, ſondern weil, wie früher geſagt worden iſt, meine Lebensgeſchichte der beſte Commentar zu allen meinen Arbeiten ſein wird.

In wenigen Tagen ſage ich den Pyrenäen Lebewohl und gehe über die Schweiz nach dem lieben gemüthlichen Deutſchland, wo ſo viel Freude in mein Leben geſtrömt iſt, wo ich ſo viele theilnehmende Freunde beſitze, wo man meine Schriften gütig und ermunternd aufgenommen hat, wo man auch dieſe Blätter gelinde beurtheilen wird.

Wenn der Weihnachtsbaum angezündet wird, wenn, wie man ſagt, die weißen Bienen ſchwärmen, bin ich, ſo Gott will, wieder in Dänemark, bei meinen Lieben dort, mit dem Herzen voll vom Blumenflor des Reiſelebens, geſtärkt an Körper und Seele; dann ſpringen neue Arbeiten auf das Papier, Gott lege ſeinen Segen in ſie! Er wird es thun. Ein Glücksſtern leuchtet über mir, Tauſende verdienten ihn wohl beſſer, als ich, ich begreife oft ſelbſt nicht, weshalb gerade mir ſo viel Freude vor Unzähligen zu Theil wurde; er leuchte! Geht er aber unter, vielleicht indem ich dieſe Zeilen ſchließe, ſo hat er geleuchtet, ich habe mein reiches Theil empfangen; er gehe unter! Auch hieraus entſpringt das Beſte. Gott und Menſchen meinen Dank, meine Liebe!

Vernet (Departement der Oſtpyrenäen) im Juli 1846.

H. C. Anderſen.

Schnellpreſſendruck von Fr. Ries in Leipzig.

H. C. Anderſen's

Geſammelte Werke.

Vom

Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe.

Dritter Band.

Der Improviſator.

Erſter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Der

Improviſator.

Roman

von

H. C. Anderſen.

Erſter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

113

Inhalt

des erſten Bandes.

Seite
Cap. 1. Meine erſte Umgebung. 1
Cap. 2. Der Beſuch in den Katakomben. — Ich werde Chorknabe. — Das ſüße Engelskind. — Der Improviſator. 11
Cap. 3. Das Blumenfeſt zu Genzano. 28
Cap. 4. Oheim Peppo. — Die Nacht im Coloſſeum. — Der Abſchied. 44
Cap. 5. Die Campagna. 56
Cap. 6. Der Beſuch im Palazzo Borgheſe. — Ende der Geſchichte der Kinderjahre. 70
Cap. 7. Schulleben. — Habbas Dahdah. — **Divina Commedia.** — Der Neffe des Senators. 81
Cap. 8. Ein unwillkommenes und ein willkommenes Zuſammentreffen. — Die kleine Aebtiſſin. — Der alte Jude. 101
Cap. 9. Das Judenmädchen. 114
Cap. 10. Ein Jahr ſpäter. — Das römiſche Carneval. — Die Sängerin. 124
Cap. 11. Bernardo als **deus ex machina.** — **La Pruova d'una Opera seria.** — Meine erſte Improviſation. — Letzter Carnevals-Tag. 146

Der

Improviſator.

I.

Meine erſte Umgebung.

Wer in Rom geweſen iſt, wird ohne Zweifel die Piazza Barberina, den großen Markt mit dem hübſchen Springbrunnen kennen, wo der Triton die ſprudelnde Muſchel leert, von der das Waſſer mehrere Ellen in die Höhe ſpringt; wer nicht dageweſen iſt, kennt ſie wenigſtens aus Kupferſtichen; nur Schade, daß auf dieſen nicht das Eckhaus der via felice angegeben iſt, das hohe Eckhaus, wo das Waſſer durch drei Röhren aus der Mauer in das ſteinerne Becken hinabſtürzt. Das Haus hat für mich ein ganz beſonderes Intereſſe, denn dort wurde ich geboren.

Seh' ich nach meiner zarteſten Jugend zurück, welch' Gewimmel von Erinnerungen begegnet dann meinem Blick; kaum weiß ich dann, wo ich anfangen ſoll; betrachte ich das ganze Drama meines Lebens, ſo weiß ich noch weniger, was ich darſtellen, was ich als unweſentlich übergehen ſoll, und welche Punkte hinreichend ſind, das ganze Bild wiederzugeben. Was mir anziehend ſcheint, wird es vielleicht keinem Fremden ſein! Wahr und natürlich will ich das große

Abenteuer vortragen; allein die Eitelkeit wird doch mit ins Spiel kommen, die ſchlimme Eitelkeit, die Begierde zu gefallen! Schon in meiner Kindheit keimte ſie wie eine Pflanze hervor und ſchoß nachher, wie das bibliſche Senfkorn, hoch gen Himmel hinauf und ward ein mächtiger Baum, in dem meine Leidenſchaften Neſter baueten.

Eine meiner erſten Erinnerungen deutet darauf zurück. — Ich war wohl ſechs Jahre alt und ſpielte in der Nähe, bei der Capuciner-Kirche, mit anderen Kindern, die alle jünger als ich waren. An der Kirchenthüre war ein kleines Kreuz von Metall befeſtigt. Es war ungefähr in der Mitte der Thür angebracht, ich konnte es eben mit der Hand erreichen. Immer, wenn unſere Mütter mit uns an der Kirche vorübergegangen waren, hatten ſie uns in die Höhe gehoben, um das heilige Zeichen zu küſſen. Wie wir Kinder nun dort herumſpielten, fragte eins der jüngſten, warum das Kindlein Jeſus doch nie herkomme und mit uns ſpiele?

Ich machte den Klügern und erwiederte, daß er ja am Kreuze angebunden wäre. Wir gingen hin, und obgleich wir Niemand daran fanden, wollten wir es, wie die Mütter uns gelehrt hatten, doch küſſen; allein wir konnten nicht hinaufreichen. Wir hoben dann einander empor; allein ſo wie wir den Mund zum Kuſſe ſpitzten, verlor derjenige, welcher trug, die Kräfte, und der Küſſende fiel hinunter, eben als ſein Mund im Begriff war, das unſichtbare Jeſuskind zu berühren. Meine Mutter kam in demſelben Augenblicke vorüber, und als ſie unſer Kinderſpiel bemerkte, faltete ſie die Hände und ſagte: „Seid ihr doch recht liebliche

Gottes-Engel; allein Du biſt mein eigner Engel!“ fügte ſie, mich küſſend, hinzu.

Ich hörte ſie der Nachbarin wiederholen, welch' unſchuldiger Engel ich doch ſei, und das gefiel mir, allein auf Koſten meiner Unſchuld: das Samenkorn der Eitelkeit ſog ſchon die erſten Sonnenſtrahlen in ſich hinein. Die Natur hatte mir einen weichen, frommen Sinn gegeben; allein die gute Mutter gab mir es zu verſtehen, belehrte mich über meine wirklichen und eingebildeten Vorzüge und dachte gar nicht daran, daß es ſich mit der Unſchuld des Kindes wie mit dem Baſilisken verhält, der ſterben muß, wenn er ſich ſelber zu ſehen bekommt.

Der Capuciner-Mönch Fra-Martino war der Beichtvater meiner Mutter, und ihm erzählte ſie, was ich für ein frommes Kind ſei. — Ich wußte auch viele Gebete hübſch auswendig, obgleich ich kein einziges verſtand. Er hielt viel auf mich und gab mir ein Bild, die Madonna vorſtellend, die große Thränen weinte, welche wie ein Regen in die brennenden Höllenflammen hinabfielen, wo die Verdammten nach dieſem Labetrunke haſchten. — Einmal nahm er mich mit ſich ins Kloſter, wo die offenen Säulengänge, die in einem Viereck den kleinen Kartoffelgarten mit den zwei Cypreſſen und dem Orangenbaum umſchließen, einen recht tiefen Eindruck auf mich machten. Neben einander hingen in dem offenen Gange alte Bilder der verſtorbenen Mönche, und an jeder Zellen-Thür waren angekleiſterte Bilder aus der Märtyrergeſchichte, welche ich mit derſelben frommen Ehrfurcht betrachtete, wie nachher Rafaels und Andrea's del Sarto Meiſterwerke.

„Du biſt ja ein flinker Junge,“ ſagte er; „darum ſollſt Du auch die Todten ſehen.“ Darauf öffnete er eine kleine Thür zu einer Galerie, einige Stufen tiefer als der Säulengang. Wir traten da hinab, und nun gewahrte ich ringsum Todtenſchädel an Todtenſchädel, ſo an einander geſtellt, daß ſie Wände, ja ſogar mehrere Capellen bildeten. Es waren darin förmliche Niſchen, in welchen ganze Gerippe von den angeſehenſten, in ihre braune Kutte gehüllten Mönchen mit einem Brevier oder einem verwelkten Blumenſtrauß in der Hand ſaßen. Altäre, Kronleuchter und Verzierungen waren von Schulterknochen und Wirbelbeinen, Basreliefs von Menſchenknochen, grell und geſchmacklos, wie die Idee im Ganzen.

Ich klammerte mich an den Mönch, der ein Gebet murmelte und dann zu mir ſagte: „Hier werde auch ich einſt ſchlafen, willſt Du mich dann beſuchen?“

Ich gab keine Antwort, ſah aber erſt ihn und dann die ſonderbare, grauſenhafte Umgebung erſchrocken an. Thöricht war es, mich, das Kind, an dieſen Ort zu führen; wunderlich fühlte ich mich von dieſem Eindrucke ergriffen und wurde erſt ruhig, als ich in ſeine kleine Zelle trat, wo die ſchönen, gelben Orangen faſt in das Fenſter hineinhingen und ich das bunte Bild der Madonna gewahrte, die in die klare Sonne hinauf von den Engeln gehoben wurde, während tauſend Blumen das Grab, in dem ſie geruht hatte, füllten.

Dieſer mein erſter Beſuch im Kloſter beſchäftigte lange meine Phantaſie und ſchwebt mir noch heute wunderbar lebhaft vor. Der Mönch ſchien mir ein ganz anderes Weſen, als die übrigen Menſchen, die ich kannte. Seine Wohnung in der Nähe der Todten, die in der braunen Hülle beinahe wie er ausſahen; die vielen Geſchichten, die er von Heiligen und ſonderbaren Mirakeln zu erzählen wußte, nebſt der großen Ehrfurcht meiner Mutter vor ſeiner Frömmigkeit: dies Alles machte, daß ich anfing, bei mir ſelbſt zu erwägen, ob ich nicht auch ein ſolcher Mann werden könnte.

Meine Mutter war Wittwe und lebte nur von dem, was ſie durch Nätherei und die Vermiethung eines großen Zimmers, das wir ſelbſt früher inne gehabt hatten, verdiente. Wir wohnten in dem kleinen Zimmer unter dem Dache; ein junger Maler, Federigo, hatte den Saal, wie wir ihn nannten, [illegible]gen. Er war ein lebensfroher, flinker, junger Mann, [illegible] einer weiten, weiten Ferne, wo ſie weder Madonna noch das Jeſuskind kennen, wie meine Mutter ſagte. Er war nämlich aus Dänemark.

Ich begriff damals nicht, daß es mehrere Sprachen als eine gab, und glaubte, daß er taub ſei, wenn er mich nicht verſtand; ich ſprach daher die Worte ſo laut ich nur konnte aus. Er lachte darüber, brachte mir öfters Obſt und zeichnete mir Soldaten, Pferde und Häuſer. Wir wurden bald bekannt. Ich hatte ihn ſehr lieb, und die Mutter ſagte auch manchmal von ihm, daß er ſo ein braver Menſch ſei.

Eines Abends hörte ich indeſſen ein Geſpräch zwiſchen meiner Mutter und Fra-Martino, das ein ganz eigenes Gefühl für den jungen Künſtler bei mir erregte. Die Mutter fragte, ob dieſer Fremde auch wirklich auf ewig zur Hölle verdammt ſei. „Er und auch mehrere der Fremden,“ ſprach ſie, „ſind ja doch ſolche brave Leute, die nie etwas Böſes thun. Sie ſind freigebig gegen die Armen, bezahlen zur beſtimmten Zeit, ja es kommt mir ſogar vor, daß ſie keine ſo groben Sünden begehen, wie viele der Unſrigen.“

„Ja freilich,“ gab Fra-Martino zur Antwort, „ſind ſie nicht ſelten ſehr rechtliche Leute! Wißt Ihr aber, woher das kommt? Der Teufel, ſeht Ihr, der in der Welt umherſchleicht, weiß recht gut, daß die Ketzer ihm nun einmal angehören. Daher verſucht er ſie nie; deshalb fällt es ihnen leicht, rechtſchaffen zu ſein und dem Laſter zu entgehen; dagegen iſt der gute katholiſche Chriſt ein Kind Gottes, und es thut dem Teufel noth, ſich gegen ihn der Anfechtungen zu bedienen; er verſucht, und das ſchwache Fleiſch unterliegt; allein ein Ketzer, wie geſagt, wird nie von dem Fleiſche oder von dem Teufel verſucht.“

Darauf wußte meine Mutter nichts zu erwiedern und ſeufzte nur über die Seele des armen, jungen Mannes. Ich weinte ſtill für mich hin, denn es ſchien mir doch ein arges Unrecht, daß er, der ſo gut war und mir ſo ſchöne Bilder zeichnete, ewig in der Hölle brennen ſollte.

Eine dritte Perſon, die in meiner Kindheitsgeſchichte eine große Rolle ſpielte, war der Oheim Peppo, gewöhnlich der böſe Peppo oder der König von der ſpaniſchen Treppe genannt *), wo er täglich ſeine Reſidenz hatte. — Mit zwei welken Beinen geboren, die kreuzweiſe unter ihm lagen, hatte er von ſeiner früheſten Kindheit an ſich eine wunderbare Fertigkeit in der Kunſt erworben, ſich mit den Händen vorwärts zu bringen. Dieſe ſteckte er unter einen mit beiden Enden an einem Brete feſtgenagelten Riemen, durch deſſen Hülfe er beinahe eben ſo leicht, wie ein Anderer mit geſunden und ſtarken Füßen, ſich fortbewegen konnte. Täglich ſaß er, wie geſagt, auf der ſpaniſchen Treppe, bettelte aber nie, ſondern rief nur mit einem ſchlauen Schmunzeln allen Vorübergehenden, ſelbſt nach Untergang der Sonne: „**buon giorno!**“ zu.

Meine Mutter hielt nicht viel auf ihn, ja ſchämte ſich ſogar der Verwandtſchaft; meinetwegen aber, gab ſie mir oft zu verſtehen, wollte ſie doch freundlich mit ihm thun. Er habe das im Kaſten, was wir Andre mühſam ſuchen müßten, und wenn ich im freundlichen Verhältniſſe mit ihm bliebe, wäre ich der Nächſte, ja der Einzige, ihn zu beerben, falls er nicht Alles der Kirche gäbe. Er hatte auch auf ſeine Weiſe eine Art Zuneigung zu mir, doch fühlte ich mich nie recht froh in ſeiner Nähe. — Einmal war ich ſogar Zeuge eines Auftritts geweſen, der in mir Furcht vor ihm erregt hatte, ſo wie dieſer auch ſeine Geſinnungen charakteriſirt. Auf einer der unterſten Stufen der Treppe ſaß ein alter, blinder Bettler und raſſelte mit ſeiner kleinen, blechernen Büchſe, damit die Leute einen Bajok hineinſtecken möchten. Mehrere gingen an meinem Oheim vorüber, bei welchen ſein heuchleriſches Schmunzeln und ſein Schwingen mit dem Hut zu nichts halfen, während der Blinde bei ſeinem Schweigen glücklicher war. Drei, die an meinem Oheim gleichgültig vorübergegangen waren, gaben ihm etwas; nun kam auch ein Vierter, der ihm einen Bajok zuwarf. Länger konnte es Peppo nicht ertragen; ich ſah, wie er, gleich einer Schlange, die Treppe hinab ſich krümmte und dem Blinden ins Geſicht ſchlug, ſo daß er Geld und Stock verlor.

---

*) Dieſe prächtige ſteinerne Treppe, von mehr als 170 Stufen, führt, wie bekannt, von dem ſpaniſchen Platze nach Monte Pincio und iſt beſonders der Verſammlungsplatz für Roms Bettler.

„Dieb, der Du biſt!“ ſchrie der Oheim; „willſt Du mir mein Geld ſtehlen? Du, der Du nicht einmal ein ordentlicher Krüppel biſt! kann nicht ſehen! das iſt ſein ganzes Gebrechen! und ſo will er mir das Brot vom Munde wegnehmen!“

Mehr hörte und ſah ich nicht, ſondern eilte mit der Fogliette Wein, die ich zu kaufen ausgeſchickt war, erſchrocken nach Hauſe. An den großen Feiertagen mußte ich immer mit meiner Mutter einen Beſuch bei ihm in ſeinem Hauſe ablegen. Wir brachten dann immer das eine oder andre Geſchenk mit, entweder große Trauben, oder eingemachte Goldäpfel, die er am liebſten naſchte. Ich mußte ihm dann die Hand küſſen und ihn Oheim nennen; dann lächelte er ſo ſonderbar und ſchenkte mir einen halben Bajok, gab mir aber dabei die Ermahnung, daß ich ihn aufbewahren möchte, um ihn anzuſehen, und ihn nicht in Kuchen verthun, denn wenn der gegeſſen wäre, hätte ich gar nichts, wenn ich aber die Münze behielte, hätte ich immer etwas.

Seine Wohnung war düſter und unſauber; in dem einen Kämmerchen war gar kein Fenſter, in dem andern war eins faſt oben an der Decke, mit zerbrochenen, zuſammengeflickten Scheiben. Von Hausgeräthen war nichts da, als ein großer, br[illegible] Kaſten, der ihm ſtatt des Bettes diente, und zwei Eimer, worin er ſeine Kleider aufbewahrte. Ich weinte immer, wenn ich ihn beſuchen mußte, und wahr iſt es, daß, wie ſehr auch meine Mutter mir zuredete, recht freundlich gegen ihn zu ſein, ſie ſich ſeiner doch als eines Knechts Ruprecht bediente, wenn ſie mich beſtrafen wollte. Sie ſagte dann, ſie würde mich dem ſauberen Oheim hingeben; dann könnte ich neben ihm auf der Treppe, Lieder ſingend, doch etwas Nützliches thun und einen Bajok verdienen. — Ich wußte wohl, daß ſie es nicht ſo böſe meinte; war ich doch ihr Augapfel.

An dem Nachbarhauſe gegenüber befand ſich ein Madonnenbild, vor dem immer eine Lampe brannte. Jeden Abend, wenn es zur Ave Maria läutete, knieten die Nachbarskinder mit mir vor demſelben und ſangen ein Lied zu Ehren der Mutter Gottes und des kleinen Jeſuskindes, welche wir mit Bändern, Perlen und ſilbernen Herzen geſchmückt hatten. Bei dem zitternden Lampenſcheine kam es mir oft vor, als bewegten ſich Kind und Mutter und lächelten uns zu. Ich ſang mit heller, klarer Stimme, und man wollte wiſſen, daß ich recht hübſch ſänge. Einmal ſtand eine engliſche Familie ſtill und horchte zu, und als wir uns erhoben, gab mir der Fremde eine kleine ſilberne Münze. „Das war,“ ſagte die Mutter, „wegen meiner ſchönen Stimme.“ — Allein wie oft wurde ich nachher dadurch geſtört! Ich dachte nicht wieder an die Madonna allein, wenn ich vor ihrem Bilde ſang; ach nein! ich dachte daran, ob auch Jemand lauſchte, wie ſchön ich ſänge; allein indem ich ſo dachte, empfand ich zu gleicher Zeit eine brennende Reue darüber, zitterte, daß ſie mir deshalb zürnen könnte, und flehte dann recht unſchuldig, daß ſie auf mich armes Kind gnädig herabſehen möchte.

Der Geſang am Abend machte indeſſen den einzigen Vereinigungspunkt zwiſchen mir und den anderen Kindern aus; ich lebte ſtill, ganz in meiner eigenen ſelbſtgeſchaffenen Traumwelt, und konnte Stunden lang, mit dem Geſichte gegen das offene Fenſter gekehrt, auf dem Rücken liegen und in die wunderbar blaue, ſchöne italieniſche Luft, in das bunte Farbenſpiel beim Untergang der Sonne, wenn die Wolken mit ihren veilchenfarbigen Rändern an dem goldgelben Grunde hingen, hineinſtarren. Oft wünſchte ich dann weit über den Quirinal und die Häuſermaſſe nach den großen Pinien, die wie ſchwarze Schattenbilder den feuerrothen Horizont durchſchnitten, hinüberfliegen zu können. — Einen ganz andern Anblick gewährte mir die Ausſicht von der andern Seite unſers Zimmers; da befanden ſich unſer Hof und der des Nachbars, jeder nur ein kleiner, enger Raum, von hohen Häuſern eingeſperrt und von oben von den großen, hölzernen Altanen beinahe ganz geſchloſſen. Mitten in jedem Hofe war ein gemauerter Brunnen, und der Raum zwiſchen dieſem und den Wänden der Häuſer war nicht größer, als daß ein Menſch auf allen Seiten herumgehen konnte. Von oben ſah ich alſo eigentlich nur in zwei Brunnen hinab. . Sie waren mit der feinen Pflanze, die wir Venus-Haar nennen, überwachſen, welche ſich in der dunklen Tiefe verlor. Es war mir, als könnte ich tief in die Erde hineinſehen, wo meine Phantaſie ſich dann die ſeltſamſten Bilder ſchuf. Indeſſen ſchmückte die Mutter das Fenſter mit einer großen Ruthe, damit ich ſehen möchte, welche Früchte mir hier emporſproßten, falls ich nicht hinabfiel und ertrank.

Jetzt aber will ich ein Ereigniß erwähnen, das leicht dem ganzen Abenteuer meines Lebens ein Ende hätte machen können, noch bevor irgend eine Verwickelung hineingekommen war.

II.

Der Beſuch in den Katakomben. Ich werde Chorknabe. Das ſüße Engelskind. Der Improviſator.

Unſer Miethsmann, der junge Maler, nahm mich zuweilen auf ſeinen kleinen Wanderungen mit. Ich ſtörte ihn nicht, wenn er hie und da eine Skizze machte, und wenn er fertig war, ergötzte er, der jetzt die Sprache verſtand, ſich an meinem Plaudern.

Einmal war ich mit ihm in **curia hostilia**, tief hinein in den dunkeln Höhlen geweſen, wo zu alten Zeiten die wilden Thiere für die Spiele aufbewahrt wurden, in welchen unſchuldige Gefangene vor grimmige Hyänen und Löwen geworfen wurden. Die dunklen Gänge, der Mönch, der uns hineinführte und immer die rothe Fackel gegen die Mauer ſtieß, die tiefen, gemauerten Teiche, in welchen das Waſſer klar wie ein Spiegel ſtand, ja ſo klar, daß man es mit der Fackel berühren mußte, um ſich zu überzeugen, daß es ganz bis an den Rand heraufging und kein leerer Raum da war, wie deſſen Klarheit uns wähnen ließ; dies Alles reizte meine Phantaſie. Furcht empfand ich nicht, denn mir ahnete keine Gefahr.

„Gehen wir zu den Höhlen hinaus?“ fragte ich ihn, als ich vor dem Ausgange der Straße den obern Theil des Coloſſeums erblickte.

„Nein! zu etwas weit größerm,“ erwiederte er; „da ſollſt Du etwas Großes zu ſehen bekommen! und Dich will ich auch zeichnen, mein flinker Junge!“

So wanderten wir weiter und immer weiter zwiſchen den weißen Mauern der Weingärten und den alten Ruinen der Bäder, bis wir außerhalb Roms waren. Die Sonne braunte heiß; die Bauern hatten ſich Lauben von grünen Zweigen über ihren Wagen gemacht, in welchen ſie ſchliefen, während die Pferde, ſich ſelbſt überlaſſen, von dem Heubündel freſſend, das zu dieſem Gebrauch an ihrer Seite hing, gemächlich vorwärts ſchritten. Endlich erreichten wir die Egeria-Grotte, in welcher wir unſer Frühſtück einnahmen und unſern Wein mit dem friſchen Waſſer, das zwiſchen den Steinblöcken hervorquoll, miſchten.

Die ganze Grotte, Wände und Gewölbe, war mit dem feinſten Grün, wie mit einer von Sammt und Seide gewebten Tapete überzogen, und rings um den Eingang hing der dickſte Epheu, friſch und üppig, wie das Weinlaub in Calabriens Thälern. Wenige Schritte vor der Grotte ſteht oder ſtand vielmehr, denn es ſind jetzt nur wenige Ueberreſte davon da, ein kleines, ganz ödes, über einen niedrigen Eingang in die Katakomben gebautes Haus. Dieſe waren, wie bekannt, in alten Zeiten Verbindungswege zwiſchen Rom und den umliegenden Städten, ſind aber ſpäter zum Theil zuſammengeſtürzt, zum Theil zugemauert, weil ſie Räubern und Schmugglern zum Verſteck dienten. Die Eingänge durch die Grabgewölbe in der St. Sebaſtians-Kirche und hier durch das öde Haus waren damals die einzigen übriggebliebenen, und ich glaube beinahe, daß wir die Letzten geweſen ſind, die durch dieſen hinabſtiegen; denn kurz nach unſerm Begegniſſe wurde auch er verſchloſſen, und nur der andere, durch die Kirche, blieb den Fremden, unter der Begleitung eines Mönchs, offen.

Tief unten, durch die weiche Puzzolan-Erde ausgehöhlt, kreuzt der eine Gang den andern. Ihre Menge und ihre Aehnlichkeit mit einander können ſelbſt den, der die Hauptrichtungen kennt, irre führen. Ich hatte gar keinen Begriff von dem Ganzen, und der Maler hatte ſich ſo ſicher geſtellt, daß er gar keinen Anſtand nahm, mich, den kleinen Knaben, mit ſich hinunter zu führen. Er zündete ſein Licht an, nahm noch eins in der Taſche mit, machte einen Knäuel Zwirn an der Oeffnung feſt, wo wir hinabſtiegen, und unſere Wanderung begann. Bald waren die Gänge ſo niedrig, daß ich nicht einmal aufrecht gehen konnte, bald erhoben ſie ſich zu hohen Gewölben und erweiterten ſich, wo ſie ſich durchſchnitten, in großen Vierecken. Wir kamen durch die Rotonde, mit dem kleinen, ſteinernen Altar in der Mitte, wo die erſten, von den Heiden verfolgten Chriſten insgeheim ihren Gottesdienſt hielten. Federigo erzählte mir von den vierzehn Päpſten und den vielen tauſend Märtyrern, die hier begraben liegen. Wir hielten das Licht nahe an die großen Riſſe der Grabniſchen und erblickten die gelben Knochen darin*). Noch gingen wir einige Schritte weiter vorwärts, dann machte er Halt, denn der Faden war nicht viel länger. Das Ende deſſelben knüpfte er an ſeinem Knopfloche feſt, ſteckte das Licht zwiſchen die Steine hinein und fing nun an, die tiefen Gänge abzuzeichnen. Ich ſaß dicht dabei auf einem Steine. Er hatte mich geheißen, die Hände zu falten und in die Höhe zu ſehen. Das Licht war halb ausgebrannt, aber ein ganzes lag daneben; außerdem hatte er Schwamm und Feuerſtahl mitgenommen, damit er es wieder anzünden könnte, wenn es plötzlich verlöſchte.

---

*) Die Grabmäler hier ſind ohne allen Schmuck; dagegen findet man in den Katakomben des heiligen Januarius in Neapel Heiligenbilder und Inſchriften, alle freilich ſchlecht gemacht. An den Gräbern der Chriſten iſt ein Fiſch abgebildet, in deſſen griechiſchem Namen *ἰχθυς* die Anfangsbuchſtaben zu *Ἰησους χριστος Θεου υἱος σωτηρ* (Jeſus Chriſtus, Gottes Sohn, Heiland) liegen.

Meine Phantaſie ſtellte ſich tauſend wunderliche Gegenſtände in den unendlichen Gängen vor, die ſich nur öffneten, um uns eine undurchdringliche Finſterniß zu zeigen. Alles war ganz ſtill, nur die herabfallenden Waſſertropfen brachten einen einförmigen Laut hervor. Indem ich nun ſo in meinen Gedanken da ſaß, wurde ich plötzlich erſchreckt; denn mein Freund, der Maler, ſeufzte beinahe ſchreiend auf und ſprang umher, doch immer auf demſelben Flecke. Jeden Augenblick bog er ſich zur Erde nieder, als wollte er etwas ergreifen; dann zündete er das größere Licht an und ſuchte rings umher. Da wurde ich ob ſeines ſonderbaren Benehmens bang und ſtand weinend auf.

„Um Gottes Willen, bleibe ſitzen, Kind!“ ſagte er; „um des gnädigen Gottes Willen, hörſt Du!“ und nun ſtarrte er wieder auf die Erde.

„Ich will wieder hinauf!“ rief ich; „ich will nicht hier unten bleiben!“ ich faßte ihn bei der Hand und wollte ihn mit mir ziehen.

„Kind! Kind! Du biſt ein prächtiger Junge,“ ſagte er; „ich werde Dir Bilder und Kuchen geben; da haſt Du Geld.“ Jetzt zog er ſeine Börſe aus der Taſche und gab mir Alles, was darin war; aber ich fühlte, daß ſeine Hand eiskalt war und daß er zitterte. Da ward ich noch unruhiger und rief meine Mutter; aber jetzt faßte er mich heftig an der Schulter und, mich ſtark ſchüttelnd, ſagte er: „Ich prügele Dich, wenn Du nicht ruhig biſt.“ Darnach wand er ſein Tuch um meinen Arm und hielt mich feſt, neigte ſich aber in demſelben Augenblicke zu mir nieder, küßte mich heftig, nannte mich ſeinen lieben, kleinen Antonio und flüſterte: „Bete auch Du zur Madonna!“

„Iſt der Faden fort?“ fragte ich.

„Wir werden ihn finden, wir werden ihn finden!“ erwiederte er, und ſuchte wieder. Indeſſen war das kleinere Licht ganz niedergebrannt, und ſo wie das größere durch die Bewegung, womit er es führte, ſchmolz und immer kleiner und kleiner wurde, um ſo größer wurde ſeine Angſt. Es würde auch unmöglich geweſen ſein, ohne den Faden den Rückweg zu finden; jeder Schritt hätte uns nur tiefer hineingeführt, wo uns Niemand retten konnte.

Nach vergeblichem Suchen warf er ſich auf die Erde nieder, ſchlang ſeinen Arm um meinen Hals und ſeufzte: „Du armes Kind!“ Dann weinte ich heftig; denn es war mir, als würde ich nie mehr nach Hauſe kommen. Er drückte, auf der Erde liegend, mich ſo feſt an ſich, daß meine Hand unter ihm hinabglitt. Ich griff unwillkürlich in den Sand und bekam den Faden zwiſchen die Finger.

„Hier iſt er!“ rief ich.

Er faßte meine Hand und wurde wie wahnſinnig vor Freude; denn wirklich hing unſer Leben an dieſem einzigen Faden. Wir waren gerettet.

O wie warm ſtrahlte die Sonne, wie blau war der Himmel, wie himmliſch grün Bäume und Gebüſche, als wir in die freie Luft hinaustraten! Der arme Federigo küßte mich noch einmal, zog ſeine hübſche ſilberne Uhr aus der Taſche und ſagte: „Die ſollſt Du haben.“

Ich wurde ſo ſeelenfroh darüber, daß ich Alles, was geſchehen war, ganz vergaß; meine Mutter aber konnte es nie vergeſſen, als ſie es erfuhr, und dem Federigo wurde es nie mehr geſtattet, mich mit ſich zu nehmen. Fra-Martino behauptete, daß wir allein um meinetwillen gerettet worden wären, da ich es allein war, dem Madonna den Faden gereicht hatte, und nicht dem Ketzer Federigo; daß ich ein gutes, frommes Kind ſei und nie ihre Milde und Gnade vergeſſen dürfe.

Dies und die ſcherzende Aeußerung einiger Bekannten, daß ich zum Geiſtlichen geboren ſei, weil ich, meine Mutter ausgenommen, die Weiber nicht leiden möchte, flößte ihr den Entſchluß ein, daß ich ein Diener der Kirche werden ſolle. — Ich weiß ſelbſt nicht warum, aber jedes Weib war mir zuwider, und da ich dies ganz unbefangen ausſprach, wurde ich von allen Mädchen und Frauen, die bei meiner Mutter Zutritt hatten, geneckt. Alle wollten mich küſſen. Beſonders war da ein Bauermädchen, Mariuccia, die durch dieſe Neckerei mir immer Thränen entlockte.

Sie war ſehr lebhaft und muthwillig, ernährte ſich vom Modellſtehen und erſchien daher immer in hübſchen, bunten Kleidern, mit einem großen, weißen Kopfputz. Oft ſaß ſie vor Federigo, beſuchte dann auch meine Mutter und erzählte mir immer, daß ſie meine Braut und ich ihr kleiner Bräutigam ſei, der ihr einen Kuß geben ſollte und müßte; das wollte ich nun nie, und dann nahm ſie ihn mit Gewalt. — Als ich nun einmal, wie ſie ſagte, recht kindiſch weinte und mich ganz wie ein Säugling betrug, daher auch noch immer ſaugen ſollte, flüchtete ich mich aus dem Zimmer, allein ſie erhaſchte mich, hielt mich zwiſchen ihren Knieen und drückte mein Geſicht, das ich mit Abſcheu abwandte, immer feſter an ihre Bruſt. Ich riß den ſilbernen Pfeil aus ihrem Haare, das in reicher Fülle über mich und ihre entblößte Schulter herabfiel. Meine Mutter ſtand am Heerde, lachte und reizte Mariuccia immer mehr, während Federigo unbemerkt vor der Thür ſtand und die ganze Gruppe malte.

„Ich will keine Braut, keine Frau haben,“ rief ich der Mutter zu; „ich will Prediger oder Capuciner, ſo wie Fra-Martino, werden.“

Auch das wunderbare Sinnen, worin ich oft ganze Abende hindurch verſunken war, hielt meine Mutter für ein Zeichen meines geiſtlichen Berufs. Ich ſann indeſſen nur darauf, welche Schlöſſer und Kirchen ich erbauen wollte, wenn ich größer und reicher würde; wie ich dann, gleich den Cardinälen, in rothen Wagen, mit vielen goldverbrämten Bedienten hinten auf, fahren würde; oder ich ſetzte mir auch aus den vielen Märtyrergeſchichten, die mir Fra-Martino erzählt hatte, eine neue zuſammen. Natürlicherweiſe war ich der Held derſelben, der durch Madonna's Hülfe die mir zugefügten Qualen nie fühlen würde. — Beſonders ſpürte ich eine große Begierde, nach Federigo's Heimath zu wandern, um die Leute dort zu bekehren, damit ſie auch einen Antheil an der Gnade erhalten möchten.

Wie meine Mutter oder Fra-Martino es gemacht hatten, weiß ich nicht; genug aber, daß mir die Mutter einmal am frühen Morgen ein violettes Kleid anzog, mir über dieſes ein florenes Hemd anlegte, das bis an die Kniee reichte, und mir dann mich ſelbſt in dem Spiegel zeigte. Ich war Chorknabe in der Capuciner-Kirche geworden, ſollte nun die großen Rauchfäſſer tragen und vor dem Altare mitſingen. Fra Martino gab mir Unterricht in Allem. O wie fühlte ich mich glücklich dabei! Bald war ich in der kleinen, aber traulichen Kloſterkirche wie zu Hauſe; kannte jeden Engelskopf an den Altarbildern, jeden bunten Schnörkel an den Pfeilern; konnte, ſelbſt mit verſchloſſenen Augen, den ſchönen St. Michael mit dem garſtigen Drachen, ſo wie ihn der Maler dargeſtellt hatte, kämpfen ſehen, und machte mir viele wunderliche Gedanken bei den in dem Fußboden ausgehauenen Todtenköpfen, mit den grünen Epheukränzen um die Schläfe.

Am Feſte Aller Heiligen war ich mit unten in den Todtencapellen, wohin Fra-Martino mich geführt hatte, als ich das erſte Mal mit ihm im Kloſter geweſen war. — Alle Mönche hielten Seelenmeſſen, und ich, mit zwei Knaben gleichen Alters, ſchwang die Rauchfäſſer vor dem großen Altare von Todtenſchädeln. Die von Knochen gemachten Kronleuchter waren mit Lichtern beſetzt. — Die Mönchs-Skelette hatten neue Blumenkränze um die Stirn und einen friſchen Blumenſtrauß in die Hand erhalten. — Viele Leute waren, wie gewöhnlich, hinzugeſtrömt. Sie knieten Alle und die Sänger ſtimmten das feierliche Miſerere an. Lange ſtarrte ich die weißgelben Todtenſchädel und den Dampf des Weihrauchs an, der in ſeltſamen Geſtaltungen zwiſchen ihnen und mir wogte. Da begann Alles ſich vor meinen

Augen zu drehen; es war mir, als ſähe ich das Ganze durch einen großen Regenbogen; es läutete mir, wie von tauſend Betglocken vor den Ohren; es ſchien mir, als ſchiffte ich einen Strom entlang; Alles war ſo unbeſchreiblich ſchön — mehr weiß ich nicht; das Bewußtſein verging mir; ich lag ohnmächtig da.

Die von der Menſchenmaſſe ſchwere Luft und meine erregte Phantaſie bewirkten dieſe Ohnmacht. Als ich mich wieder erholte, lag ich in Fra-Martino's Schooße unter dem Orangenbaume im Kloſtergarten.

Meine verworrene Erzählung von dem, was ich geſehen zu haben glaubte, erklärte er und alle Kloſterbrüder für eine Offenbarung; die ſeligen Geiſter wären an mir vorübergeſchwebt, allein ich hätte den Anblick ihres Glanzes und ihrer Herrlichkeit nicht ertragen können.

Dies gab Veranlaſſung dazu, da ich bald mehrere ſonderbare Träume hatte und auch welche zuſammenſetzte, die ich der Mutter erzählte und die ſie ihren Freunden wieder mittheilte, daß ich allmälig mehr und mehr für ein Gottes-Kind gehalten wurde.

Indeſſen naheten die glückſeligen Weihnachten. Pifferari, Hirten aus den Gebirgen, kamen in ihren kurzen Mänteln, mit Bändern um den ſpitzen Hut, in die Stadt und verkündeten mit der Sackpfeife vor jedem Hauſe, wo ein Madonnenbild ſich befand, daß die Zeit vorhanden wäre, wo der Erlöſer geboren ſei. Ich erwachte jeden Morgen bei dieſen einförmigen, ſchwermüthigen Tönen, und meine erſte Beſchäftigung war dann, meine Rede auswendig zu lernen; denn ich war unter den auserwählten Kindern, die diesmal zwiſchen Weihnachten und Neujahr vor dem Jeſus-Bilde in der Kirche **ara coeli** predigen ſollten.

Nicht blos ich, die Mutter und Mariuccia erfreuten ſich darob, daß ich, der neunjährige Knabe, eine Rede halten ſollte, ſondern auch der Maler Federigo, vor dem ich, ohne ihr Wiſſen, auf einem Tiſche ſtehend, Probe ablegte. Auf einen ſolchen, nur daß ein Teppich darüber lag, wurden wir Kinder in der Kirche hingeſtellt, wo wir dann vor der verſammelten Menge eine auswendig gelernte Rede, von dem blutigen Herzen der Madonna und von der Schönheit des Jeſuskindes, herſagen mußten. Ich wußte von keiner Furcht, nur aus Freude klopfte mein Herz ſo heftig, als ich hervortrat und alle Augen ſich auf mich richteten. Daß ich von allen Kindern dasjenige war, welches am meiſten Glück machte, ſchien entſchieden. Nun aber wurde ein kleines Mädchen hinaufgehoben, das ſo unendlich zart gebaut war, dabei ein ſo wunderbar verklärtes Geſicht und eine ſo melodiſche Stimme hatte, daß Alle laut ausriefen: „Welch' ſüßes Engelskind!“ Selbſt meine Mutter, die gern mir den Preis zugewandt hätte, erklärte laut, daß ſie ganz wie ein Engel auf dem großen Altarbilde ausſehe. Das wunderbare dunkle Auge, das kindliche und doch ſo kluge Geſicht, das rabenſchwarze Haar, die ſchönen kleinen Hände — von dem Allen ſprach mir die Mutter doch gar zu viel, obgleich ſie hinzufügte, daß auch ich wie ein Engel erſchienen ſei. — Es giebt einen Geſang von der Nachtigall, als ſie noch ganz jung im Neſte ſaß und an den grünen Blättern der Roſenhecke hackte, jedoch die Knoſpe nicht gewahrte, die ſich ſchon zu bilden begann — aber Monden darauf, als die Roſe ſich entwickelte, ſang ſie nur von ihr, flatterte in die Dornen hinein und verblutete. Dieſer Geſang iſt mir oft, als ich älter wurde, eingefallen, allein in der Kirche **ara coeli** kannte ich ihn noch nicht, weder meine Ohren, noch mein Herz kannte ihn.

Zu Hauſe mußte ich vor meiner Mutter, Mariuccia und mehreren Freundinnen die gehaltene Rede wiederholen, welches meiner Eitelkeit nicht wenig ſchmeichelte. Sie verloren indeſſen die Neigung, ſie zu hören, früher, als ich die, ſie herzuſagen. Um nun mein Publicum bei guter Laune zu erhalten, unternahm ich es, ſelbſt eine neue Rede zu machen. Dieſe aber war mehr eine Schilderung des Feſtes in der Kirche, als eine eigentliche Weihnachtsrede. Federigo war der Erſte, dem ich ſie hören ließ, und obgleich er lachte, ſchmeichelte es mir doch, daß er ſagte, daß meine Rede in jeder Hinſicht eben ſo gut wäre, als die, welche Fra-Martino mich gelehrt hätte, und daß ein Dichter in mir ſtecke. — Das Letztere gab mir viel zu ſinnen, weil ich es nicht verſtand; doch dachte ich mir dabei einen guten Engel, der in mir wohne, vielleicht denſelben, der mir, wenn ich ſchlief, die anmuthigen Träume und ſo viel Schönes zeigte. — Erſt ſpäter, gegen den Sommer hin, brachte mir der Zufall einen klaren Begriff von einem Dichter bei und erregte in meiner eigenen Seelenwelt neue Ideen.

Es geſchah höchſt ſelten, daß meine Mutter das Quartier, in dem wir wohnten, verließ. Daher kam es mir wie ein Feſt vor, als ſie mir eines Nachmittags ſagte, daß wir eine Freundin in Traſtevere*) beſuchen ſollten. Mir wurden die Feiertagskleider angezogen, der bunte, ſeidene Lappen, den ich ſtatt der Weſte gewöhnlich über der Bruſt und unter der kleinen Jacke trug, wurde mit Stecknadeln angeheftet, das Halstuch in eine Schleife gebunden und eine geſtickte Mütze auf den Kopf geſetzt. Ich war überaus niedlich.

Als wir von dem Beſuche nach Hauſe zurückkehrten, war es ſchon etwas ſpät geworden; aber der Mond ſchien herrlich, die Luft war friſch und blau, die Cypreſſen und Pinien ſtanden mit wunderbar ſcharfen Umriſſen auf den nahen Hügeln. Es war einer jener Abende, von denen man im Leben einzelne hat, die, ohne ſich durch irgend ein großes Lebensereigniß auszuzeichnen, ſich doch mit ihrem ganzen Farbenſpiele auf dem Pſyche-Flügel abprägen. — Wenn ich ſeit der Stunde an den Tiberfluß zurückdenke, ſehe ich ihn immer ſo vor mir wie an jenem Abende: das dicke, gelbe, von dem Monde beleuchtete Waſſer; die ſchwarzen, ſteinernen Säulen der alten zertrümmerten Brücke, die mit ſtarken Schlagſchatten aus dem Strome dort emporragten, wo das große Mühlrad brauſ'te; ja ſelbſt die luſtigen Mädchen, die mit dem Tambourin vorüber hüpften und den Saltſrello**) tanzten.

In den Straßen um **Santa Maria della rotonda** war noch Alles Leben und Bewegung. Schlächter und Obſtfrauen ſaßen hinter ihren Tiſchen, wo die Waaren zwiſchen Lorbeergewinden lagen und die Lichter in freier Luft brannten. Das Feuer loderte unter den Caſtanientöpfen, und das Geſpräch erhob ſich ſo in Schreien und Lärmen, daß ein Fremder, der die Worte nicht verſtand, glauben mußte, daß ein Streit auf Leben und Tod geführt würde.

---

*) Der Theil von Rom, welcher auf der rechten Seite der Tiber liegt.

**) Ein römiſcher Volkstanz zu einer ſehr einförmigen Melodie.

Eine alte Freundin, welche meine Mutter in einer Fiſchhändlerin entdeckte, hielt uns ſo lange auf, daß man ſchon anfing, die Lichter auszulöſchen, ehe wir wieder ins Gehen kamen, und da meine Mutter die Freundin an ihre Hausthür begleitet hatte, war es ſchon todtenſtill in den Straßen, ja ſelbſt im Corſo geworden; allein als wir den Platz di **Trevi**, wo die prächtige Cascade ſich befindet, betraten, klang es uns wieder luſtig entgegen.

Der Mondſchein fiel ſo eben auf den alten Palaſt, wo das Waſſer zwiſchen den Felsblöcken der Grundmauer, die locker durch einander geworfen ſcheinen, hinausſtrömte. Neptuns ſchwerer, ſteinerner Mantel flatterte im Winde, während er über den großen Waſſerfall, zu deſſen Seiten blaſende Tritonen die Meerpferde lenkten, hinausſah. Unter ihnen verbreitete ſich das große Baſſin, und auf den Stufen rings um daſſelbe ruhete ein Haufen Bauern, ſich im Mondſcheine ſtreckend. Große zerſchnittene Melonen, aus welchen der rothe Saft quoll, lagen neben ihnen. — Ein kleines vierſchrötiges Kerlchen, deſſen ganzer Anzug aus einem Hemde und einer kurzen, leinenen, an den Knien aufgeknöpften und um dieſelben loſe herabhängenden Hoſe beſtand, ſaß mit einer Guitarre da und griff luſtig in die Saiten. — Bald ſang er einen Vers, bald ſpielte er, und alle Bauern klatſchten in die Hände.

Die Mutter ſtand ſtill, und nun hörte ich ein Lied, das mich ganz wunderbar ergriff; denn es war kein Lied, wie andere Lieder, nein! er ſang uns vor von dem, was wir hörten und ſahen, ja wir ſelbſt kamen in ſeinem Liede vor. Er ſang: „Wie ſchön es hier mit einem Steine unter dem Kopfe und dem blauen Himmel zum Bettlaken ſich ſchlafen ließe, während die zwei Pifferari auf ihrer Sackpfeife blieſen.“ Und nun zeigte er auf die in die Hörner ſtoßenden Tritonen. „Wie der ganze Haufen von Bauern, die hier die Melonen verbluten ließen, auf die Geſundheit des jetzt ſchlummernden Liebchens trinken würde, das im Traume die Peterskuppel und den Geliebten ſah, der in der päpſtlichen Stadt umherwanderte.“ — „Ja, auf ihre Geſundheit wollen wir trinken, und auf die aller Mädchen, deren Pfeil noch nicht die Hand geöffnet[*]). Ja!“ fügte er hinzu, die Mutter leiſe in den Arm kneifend, „und auch auf die der Signora, und der Geliebten, welche der Junge da haben wird, noch bevor ihm ſchwarzer Flaum an dem Kinne wächſt.“

„Bravo!“ ſagte meine Mutter, und alle Bauern klatſchten und brüllten: „Bravo Giacomo! Bravo!“

Auf den Stufen der kleinen Kirche rechts entdeckten wir indeſſen einen Bekannten, unſern Federigo, der, mit dem Bleiſtifte daſtehend, das ganze luſtige Mondſchein-Stück aufnahm. Als wir nach Hauſe gingen, ſcherzten er und meine Mutter ſehr über den flinken Improviſator, ſo nannten ſie, wie ich hörte, den Bauer, der ſo ergötzlich geſungen hatte.

---

[*]) Der Pfeil, den die Bäuerinnen im Haare tragen, iſt bei den Mädchen geballt, bei den Verlobten oder Verheiratheten aber offen.

„Antonio,“ ſagte Federigo zu mir, „Du hätteſt auch improviſiren ſollen; Du biſt ja doch ein kleiner Dichter! Du mußt lernen, Deine Rede in Verſe zu ſetzen.“

Nun fand ich denn aus, was ein Dichter ſein müſſe; Jemand nämlich, der, was er ſah und empfand, hübſch herausſingen konnte. — Das wäre ja ſchön, dachte ich, und müßte auch eine leichte Sache ſein, wenn ich nur eine Guitarre hätte.

Der erſte Gegenſtand meines Geſanges war weder mehr, noch weniger, als der Laden des Victualienhändlers, unſers Nachbars gegenüber. Schon früher hatte meine Phantaſie ſich mit der ſonderbaren Zuſammenſtellung ſeiner Waare, die beſonders die Augen der Fremden auf ſich zog, beſchäftigt. Unter hübſchen Lorbeergewinden hingen die weißen Büffel-Käſe, wie große Straußen-Eier. Die mit Goldpapier umwundenen Lichter bildeten eine Orgel, die Würſte waren wie Säulen aufrecht geſtellt und trugen einen wie goldgelber Bernſtein glänzenden Parmeſankäſe. Wenn nun des Abends das Ganze erhellt war und die rothe, gläſerne Lampe vor dem Madonnenbilde an der Wand zwiſchen Würſten und Preſciutto *) brannte, war es mir,

---

*) Schinken.

als ſähe ich in eine Zauberwelt hinein. — Die Katze auf dem Ladentiſche und der junge Capuciner, der immer ſo lange mit der Signora feilſchte, kamen auch in mein Gedicht hinein, das ich ſo oft in Gedanken durchging, bis ich es laut und deutlich vor Federigo herſagen konnte, worauf es, als es ſeinen Beifall gewonnen hatte, ſich über das ganze Haus verbreitete, ja ſelbſt bis zur Frau des Victualienhändlers gelangte, die es ein wundervolles Gedicht, eine divina commedia di Dante, nannte!

Von nun an wurde Alles beſungen! Ich lebte ganz in Phantaſieen und Träumen. Sie begleiteten mich in der Kirche, wenn ich das Rauchfaß zu dem Geſang der Mönche ſchwang, in den Straßen, zwiſchen den rollenden Wägen und ſchreienden Krämern, wie in meinem kleinen Bette, unter dem Madonnenbilde und dem Weihkeſſel. In der Winterabenddämmerung konnte ich Stunden lang vor unſerm Hauſe ſitzen und in das große Feuer inmitten der Straße, bei welchem die Schmiede ihr Eiſen glühend machten und die Bauern ſich erwärmten, hineinſtarren. Ich erblickte eine ganze Welt, lodernd wie die meiner Phantaſie in der rothen Gluth. Ich jauchzte vor Freude, wenn im Winter der Schnee in den Gebirgen eine ſo große Kälte zu uns herabjagte, daß an dem ſteinernen Triton draußen auf dem Platze Eiszapfen hingen, nur Schade, daß es ſo ſelten geſchah. Allein wenn dies die Bauern bemerkten, waren ſie auch froh; denn es war ihnen das Vorzeichen eines fruchtbaren Jahres. Sie faßten ſich alsdann bei den Händen und tanzten in ihren großen, wollenen Pelzen um den Triton, während ein Regenbogen in dem hohen Waſſerſtrahle ſpielte.

Allein ich verweile zu lange bei den einzelnen Erinnerungen aus meinen Kinderjahren, die für keinen Fremden die tiefe Bedeutung, das wunderbar Ergreifende, wie für mich, haben können. Indem ich ſie mir zurückrufe, indem ich jede einzelne feſthalte, iſt es mir, als durchlebte ich das Ganze wieder.

Es war die Kindheit meiner Träume Herz,
Ein Meer der Töne, Bilderkähne tragend.

Ich komme nun zu dem Ereigniß, das den erſten Dornenzaun zwiſchen mir und dem Paradieſe der Heimath erhob, mich hinaus unter Fremde führte und den Keim zu meiner ganzen Zukunft in ſich ſchloß.

III.

Das Blumenfeſt zu Genzano.

Es war im Monat Juni. Der Tag des berühmten Blumenfeſtes, das jährlich in Genzano*) gefeiert wird, rückte heran. Die Mutter und Mariuccia hatten dort eine gemeinſame Freundin, die mit ihrem Gatten Wirthshaus und Garküche*) hielt. Sie hatten ſich bereits ſeit mehreren Jahren vorgenommen, das Feſt zu beſuchen, ſtets aber war etwas dazwiſchen gekommen. Diesmal wurde es jedoch durchgeſetzt und, da der Weg weit war, der Vorabend des Feſtes zur Abreiſe beſtimmt. Ich konnte die ganze Nacht vor Freude kein Auge ſchließen.

---

*) Eine kleine Stadt in den Albaner Gebirgen, dicht an der Landſtraße zwiſchen Rom und den Sümpfen.

Schon vor Sonnenaufgang hielt der Vetturin vor unſerer Thüre, und fort ging es. Es war das erſte Mal, daß ich das Gebirge betreten ſollte, die freudige Erwartung verſetzte mich daher in die größte Aufregung. Wäre es mir jetzt, nachdem ich älter geworden, möglich, Natur und Leben mit gleich lebendigen Gefühlen zu betrachten und dieſen Gefühlen Worte zu leihen, fürwahr es müßte ein unſterbliches Gedicht werden.

Die große Stille in den Straßen, das eiſenbeſchlagene Stadtthor, die meilenweit ſich hinſtreckende Campagna mit den einſamen Grabmälern, der dicke Morgennebel, der den Fuß der fernen Gebirge bedeckte: dies Alles ſchienen mir geheimnißvolle Vorkehrungen der Herrlichkeit, die mir aufgehen ſollte. — Selbſt die an der Straße errichteten hölzernen Kreuze, mit den gebleichten Räuberknochen, die uns berichteten, daß hier ein Unſchuldiger getödtet und der Thäter beſtraft worden war, hatten für mich einen ungewöhnlichen Reiz. — Erſt verſuchte ich, die unendlich vielen ſteinernen Bogen zu zählen, die das Waſſer von den Gebirgen nach

---

**) „Osteria e cucina", das gewöhnliche Aushängeſchild kleinerer Gaſthöfe und Speiſehäuſer.

Rom leiten, allein deſſen wurde ich bald müde; ſo plagte ich denn die Anderen mit tauſend Fragen nach den großen auflodernden Flammen, welche die Hirten rings um die zuſammengeſtürzten Grabmäler angezündet hatten, und wollte genaue Aufklärung über die großen Schafheerden haben, welche die wandernden Treiber an einem Flecke zuſammenhielten, indem ſie ein Fiſchernetz, wie einen Zaun, um die ganze Heerde geſpannt hatten.

Von Albano aus ſollten wir den kurzen ſchönen Weg über Ariccia zu Fuß zurücklegen. Reſeda und Lack wuchſen wild am Wege. Dichte ſaftige Olivenbäume warfen einen wohlthuenden Schatten; ich konnte das ferne Meer erblicken, und an dem Felſenabhange, wo das Kreuz ſich erhebt, hüpften luſtige Mädchen tanzend an uns vorüber, lachten und ſcherzten, vergaßen jedoch nicht, das heilige Kreuz fromm zu küſſen. Die hohe Kuppel der Kirche in Ariccia hielt ich für die der Peterskirche, welche die Engel hier in der freien Luft, zwiſchen den dunkeln Olivenbäumen, aufgehängt hätten. — In der Straße des Fleckens hatten ſich die Leute um einen Bären verſammelt, der auf den Hinterfüßen tanzte, während der Bauer, der ihn an der Kette feſthielt, auf der Sackpfeiſe dieſelbe Melodie ſpielte, die er zu Weihnachten, als Pifferaro, zu Ehren der Madonna geblaſen hatte. Ein ſchöner Affe in Soldaten-Montur, den er den Corporal nannte, ſchlug Purzelbäume auf dem Kopfe und Rücken des Bären. Ich wäre gern da geblieben, ſtatt nach Genzano zu gehen! Das Blumenfeſt war ja doch erſt morgen; allein die Mutter trieb, denn wir ſollten der Freundin Angelina helfen, Kränze und Blumenteppiche zu flechten.

Der kurze Weg war bald zurückgelegt und Angelina's Haus erfragt; es ſtand auf der Seite von Genzano, die nach dem See von Nemi ſieht, und war ein ſtattliches Haus. Aus der Mauer ſprang eine friſche Quelle in das ſteinerne Becken herab, wo die Eſel ſich drängten, um zu trinken.

Wir traten in die Oſterie, da war alles Summen und Brummen. Das Eſſen kochte und ſchmorte auf dem Heerde. Eine Menge von Bauern und Stadtleuten ſaßen an langen hölzernen Tiſchen, tranken ihren Wein und aßen ihr Preſciutto. Allerliebſte Roſen ſteckten in dem blauen Krug vor dem Madonnenbilde, wo die Lampe nicht recht brennen wollte, weil der Rauch dahin zog. Die Katze lief über die Käſe hin, die auf dem Heerd lagen, und wir wären beinahe über die Hühner gefallen, die im Zimmer umherliefen.

Angelina nahm uns recht herzlich auf und zeigte uns die ſteile Treppe neben dem Heerd hinauf, wo wir unſer eigenes Zimmerchen und, nach meinen Begriffen, königliche Gerichte bekamen; Alles war da eine Pracht! ſelbſt die Fogliette mit Wein war geſchmückt; als Pfropfen ſteckte eine aufgeſprungene Roſe in der Flaſche. Sie küßten ſich alle drei, auch ich erhielt einen Kuß, ich mochte wollen oder nicht. Angelina ſagte, daß ich ein netter Junge ſei, und die Mutter ſtreichelte mir die Wange mit der einen Hand, während ſie mit der andern die Jacke, die mir zu kurz war, bald über die Hände hinab, bald über Bruſt und Schulter herauf zog, ſo wie ſie ſitzen ſollte.

Nach dem Eſſen harrte unſer ſchon ein ganzes Feſt; wir ſollten fortgehen, um Blumen und Laub zu Kränzen zu pflücken. Durch eine niedrige Thür traten wir in den Garten; dieſer hielt nur wenige Ellen im Umfange und machte, ſo zu ſagen, nur eine einzige Laube aus. Das dünne, ihn umgebende Geländer war durch die breiten feſten Blätter der Aloe, die hier wild emporwuchs und einen natürlichen Zaun bildete, verſtärkt.

Der See ruhte ſtill in dem großen runden Krater, von welchem einſt die Flammen gen Himmel gelodert hatten. Wir gingen den amphitheatraliſchen Felſenabhang hinab, durch die großen Weingärten und den dichten Platanenwald, wo die Reben ſich hinauf um die Baumzweige ſchlangen. Auf dem anderen Abhange gegenüber lag vor uns die Stadt Nemi und ſpiegelte ſich in dem blauen See. Im Gehen flochten wir Kränze; der dunkle Olivenzweig und das friſche Weinblatt wurden mit wildem Goldlack verflochten. Bald waren der blaue tiefliegende See und der klare Himmel über uns hinter den dichten Zweigen und dem Weinlaube verſteckt, bald guckten ſie hervor, als wären beide nur ein einziges unendliches Blau. Alles war mir neu und herrlich; meine Seele zitterte vor ſtiller Wonne. — Ich erlebe noch zuweilen Augenblicke, in welchen die Erinnerung jene Gefühle, wie ſchöne Moſaikbruchſtücke einer verſunkenen Stadt, wieder ausgräbt.

Die Sonne brannte heiß, und erſt unten am See, wo die Platanen ihre uralten Stämme aus den Wogen emporſtreckten und die von Weinlaub umſchlungenen Zweige in den Waſſerſpiegel hinabtauchten, fanden wir es ſo kühl, daß wir unſere Arbeit fortſetzen konnten. Schöne Waſſerpflanzen nickten, als träumten ſie unter dem dichten Schatten; ſie wurden mit in den Kranz genommen. Bald aber erreichten die Sonnenſtrahlen den See nicht mehr, ſondern ſpielten nur auf den Dächern von Nemi und Genzano. Die Dunkelheit verbreitete ſich ſchon dahin, wo wir ſaßen; ich hatte mich von den Andern entfernt, doch nur einige Schritte, denn meine Mutter fürchtete, daß ich in den See hinabgleiten könne; dieſer war tief und der Abhang ſteil. Neben den wenigen ſteinernen Ueberreſten eines alten Dianen-Tempels lag ein umgehauener Feigenbaum, welchen der Epheu wieder mit der Erde zu verbinden begann; ich war auf dieſen geklettert, flocht auch einen Kranz und ſang eine Canzonette:

„— Ah! rossi, rossi fiori,
Un mazzo di violi!
Un gelsomin d'amore —“

als eine ſeltſam liſpelnde Stimme mich auf einmal unterbrach:

„— Per dar al mio bene!“

Urplötzlich ſtand eine große, bejahrte Frau, von ungewöhnlich ſchlanker Haltung, in dem Anzuge, welchen die Bäuerinnen in Fraſcati tragen, vor mir; der lange weiße Schleier, der vom Kopfe über die Schulter hinabhing, trug dazu bei, Geſicht und Hals noch mehr mulattenfarbig erſcheinen zu laſſen, als ſie vielleicht waren. — Runzel ſtieß an Runzel, wodurch ihr Geſicht einem eingetrockneten Netze ähnlich ſah. Die ſchwarzen Augäpfel ſchienen die Augenhöhlen ganz auszufüllen! Sie lachte und ſah mich faſt in demſelben Augenblicke feſt und ernſt, ohne Bewegung, an, als wäre ſie eine unter den Bäumen aufgeſtellte Mumie.

„Die Blumen des Rosmarins,“ ſprach ſie endlich, „werden ſchöner in Deinen Händen; Du trägſt einen Glücksſtern im Auge!“

Ich ſah ſie verwundert an, indem ich den Kranz, an dem ich wand, an meine Lippen drückte.

„Es wohnt Giſt in den ſchönen Lorbeerblättern *). — Winde Deinen Kranz, allein hüte Dich vor dem Genuß.“

„Ha! die kluge Fulvia aus Fraſcati,“ rief Angelina, aus den Gebüſchen hinzutretend. „Windeſt Du auch Kränze zum morgenden Feſte, oder,“ fuhr ſie mit gedämpfter Stimme fort, „bindeſt Du andere Sträuße, während die Sonne in die Campagna hinunterſinkt?“

„Ein kluges Auge,“ verſetzte Fulvia, mich unverwandt anſtarrend. „Die Sonne ging durch den Stier, als er geboren wurde, und an den Hörnern des Stiers hängen Gold und Ehre.“

„Ja!“ ſagte die Mutter, die mit Mariuccia hinzugekommen war, „wenn er das ſchwarze Kleid und den breiten Hut erhält, kommt es darauf an, ob er das Weihrauchgefäß ſchwingen oder durch Dornengebüſche gehen muß.“

Daß ſie damit auf meine geiſtliche Beſtimmung zielte, ſchien die Sibylle wohl zu begreifen; dennoch lag in ihren

---

*) Prunus laurocerasus, welcher ſehr häufig in den Gebirgen wächſt.

Worten eine ganz andere Bedeutung, als die, welche wir uns damals denken mochten. —

„Der breite Hut,“ ſagte ſie, „wird ſeine Stirn nicht beſchatten, wenn er vor dem Volke ſteht, wenn ſeine Reden wie Muſik klingen, lieblicher als der Geſang der Nonnen hinter dem Gitter und ſtärker als der Donner in den Albaner Gebirgen! Der Seſſel des Glücks reicht über **monte caro**, wo doch die Wolke zwiſchen den Schafherden auf dem Gebirge ruht.“

„Ach, Gott!“ ſeufzte die Mutter, ein wenig ungläubig mit dem Kopfe ſchüttelnd, obgleich ſie die glänzende Wahrſagung gern hören mochte. „Er iſt ein armes Kind, nur Madonna weiß, wie es ihm gehen wird! Der Wagen der Fortuna iſt höher, als der Karren des Albaner Bauers, und ihr Rad dreht ſich immerfort; wie ſoll ein armes Kind da hinauf kommen?“

„Haſt Du bemerkt, wie die zwei großen Räder an dem Bauerkarren ſich drehen? Die unterſte Speiche wird die oberſte und geht dann wieder hinunter; wenn ſie unten iſt, ſtellt der Bauer den Fuß darauf und das umdrehende Rad muß ihn in die Höhe heben; zuweilen aber befindet ſich ein hoher Stein am Wege und dann wird es gehen, wie ein Tanz auf dem Markte *).“

„Darf ich denn nicht mit auf den Glückswagen ſteigen?“ fragte die Mutter halb im Scherz, ſtieß aber in demſelben Augenblicke ein lautes Geſchrei aus; denn ein ungeheurer Raubvogel ſchlug ſo nahe vor uns in den See nieder, daß das Waſſer in demſelben Augenblicke, durch die Kraft, womit die großen Flügel den Waſſerſpiegel trafen, uns ins Geſicht ſpritzte. Hoch in der Luft hatte er mit ſeinem ſcharfen Blick einen großen Fiſch entdeckt, der unbeweglich, wie ein Rohr, auf der Waſſerfläche lag; mit dem Fluge eines Pfeils faßte er ſeine Beute, bohrte die ſcharfen Klauen in den Rücken des Fiſches und wollte ſich nun wieder erheben; allein der Fiſch mochte, nach der Bewegung des aufgeregten Waſſers zu urtheilen, von beſonderer Größe und beinahe von gleichen Kräften mit ſeinem Gegner ſein. Er ſuchte daher, ihn mit ſich hinunterzuziehen. — Die Krallen des Vogels ſaßen ſo feſt im Rücken des Fiſches, daß er ſeine Beute nicht loslaſſen konnte, und nun begann zwiſchen Beiden ein Kampf, daß der ſtille See in großen Kreiſen zitterte. Bald erſchien der glänzende Rücken des Fiſches, bald ſchlug der Vogel die breiten Flügel gegen das Waſſer und ſchien zu unterliegen. Einige Minuten dauerte der Kampf. Beide Flügel des Vogels lagen einen Augenblick ſtill auf dem Waſſer ausgebreitet, als ruheten ſie aus. Auf einmal ſchlugen ſie hoch zuſammen, ein Knacken wurde gehört, der eine Flügel ſank hinab, der andere peitſchte das Waſſer zu Schaum und verſchwand dann plötzlich. Der Fiſch ſchoß mit ſeinem Feinde in die Wogen hinab, wo ſie wohl Beide kurz darauf ſterben mußten.

---

*) Die Bauern ſteigen auf ihre hohen Wagen hinauf, indem ſie den Fuß auf die hinaufgehende Speiche des Rades ſtellen.

Schweigend hatten wir Alle dieſem Auftritte zugeſehen; als die Mutter ſich wieder zu den Anderen umwandte, war die Sibylle nicht mehr da. Dies, im Verein mit dem kleinen Begegniſſe, das, wie man erfahren wird, viele Jahre darauf auf mein Geſchick einwirkte und ſich dadurch meinem Gedächtniß um ſo tiefer einprägte, machte, daß wir Alle ſehr ſchnell und ziemlich wortkarg nach Hauſe eilten. Dunkelheit ſchien von dem Laube der eng zuſammenſtehenden Bäume herabzuſinken; die feuerrothen Abendwolken malten ſich auf dem Waſſerſpiegel, das Mühlrad brauſ'te in einförmigen Tönen. Alles ſchien etwas Dämoniſches an ſich zu haben. Während des Gehens erzählte Angelina beinahe flüſternd von ſeltſamen Dingen, die ſie von der Alten vorausſagen gehört hatte, welche außerdem verſtand, Gift und Liebestränke zu brauen; ſie erzählte von der armen Thereſe in Olevano, die von Tage zu Tage vor Trauer und Sehnſucht nach dem flinken Giuſeppe, der über die Gebirge, dem Norden zu, gezogen war, aufgerieben wurde; wie die Alte dann Kräuter in einem kupfernen Keſſel gekocht habe und ſie mehrere Tage an der Gluth habe ſieden laſſen, bis auch Giuſeppe von Sehnſucht ergriffen wurde und bei Tag und Nacht, ohne Ruhe und Raſt, dahin zurückeilen mußte, wo der Keſſel mit heiligen Kräutern und einer Locke von ſeinen und Thereſens Haaren ſiedete. Ich betete leiſe ein Ave Maria, und wurde erſt ruhig, als wir wieder unter dem Dache bei Angelina angelangt waren.

Die vier Dochte an der meſſingnen Lampe wurden angezündet, einer unſerer Kränze um ſie gehangen und ein Gericht, genannt **mongana al pomidoro**, nebſt einer Flaſche voll Wein, vor uns geſtellt. Die Bauern unten tranken und improviſirten. Es war eine Art Wechſelgeſang, wobei die ganze Verſammlung den Chor machte; allein als ich darauf mit den anderen Kindern vor dem Madonnenbilde ſang, das neben dem großen Heerd, wo das Feuer loderte, hing, lauſchten ſie Alle und lobten meine ſchöne Stimme, worüber ich den dunkeln Wald da draußen und die alte Fulvia, die mir geweisſagt hatte, ganz vergaß. Gern hätte ich nun unternommen, mit den Bauern um die Wette zu improviſiren; allein die Mutter dämpfte meine Eitelkeit und meine Begierde mit der Frage: ob ich es ſchicklich fände, daß ich, der in der Kirche das Rauchfaß ſchwang und vielleicht einmal dem Volke Gottes Wort erklären ſollte, mich wie ein Geck anſtellte, hinzuſetzend, daß es jetzt nicht Carneval ſei, und daß ſie es nicht geſtatte; allein als wir ſpät Abends in unſere Schlafkammer traten und ich in das breite Bett hinaufſtieg, drückte ſie mich zärtlich an ihr Herz, nannte mich ihren Troſt und ihre Freude und ließ mich, da das Kopfkiſſen zu niedrig war, mit meinem Kopfe auf ihrem Arme ruhen, wo ich denn ſo ſüß träumte, bis die Sonne durch die Fenſter ſchien und ſie mich zu dem ſchönen Blumenfeſte erweckte.

Wie beſchreibe ich den erſten Anblick der Straße, das bunte Bild, ſo wie es mich damals ergriff! — Die ganze lange, allmälig bergaufgehende Straße war mit Blumen überhäuft; der Grund war blau. Es ſchien, als hätte man alle Gärten, alle Fluren geplündert, um hinreichende Blumen Einer Farbe für die ganze Straße zu erhalten; über dieſer lag in langen Streifen, von grünen Blättern umgeben, Roſe an Roſe; in einiger Entfernung von dieſen befand ſich ein ähnlicher Streif und zwiſchen beiden eine Lage von dunkelrothen Blumen, wodurch ein breiter Rand, den ganzen Teppich entlang, gebildet wurde. Die Mitte deſſelben ſtellte Sterne und Sonnen vor, die mittelſt einer Menge in runde und ſternähnliche Formen geſchütteter gelber Blumen hervorgebracht waren. Mehr Mühe hatten die Namenszüge gekoſtet; hier war Blume an Blume, Blatt an Blatt gelegt. Das Ganze war ein lebendiger Blumenteppich, ein Moſaik-Fußboden, reicher an Farbenpracht, als Pompeji einen aufweiſen kann. — Es rührte ſich kein Wind, die Blumen lagen unbeweglich da, als wären ſie ſchwere, feſt eingedrückte Edelſteine. Von allen Fenſtern hingen große, von Blumen und Blättern gewebte Teppiche, heilige Bilder darſtellend, über die Mauer hinab. Hier führte Joſeph den Eſel, der Madonna mit dem Kinde trug; Roſen bildeten Geſicht, Füße und Arme, Levkojen und Anemonen ihr flatterndes Gewand. Die Krone beſtand aus weißen, von dem See von Nemi geholten Sternblumen*). St. Michael kämpfte mit dem Drachen, die heilige Roſalie ſtreuete Blumen auf die ſchwarzblaue Weltkugel; überall, wohin mein Auge fiel, erzählten mir die Blumen bibliſche Legenden, und alle Leute ringsum waren froh, wie ich. Auf Balkonen ſtanden feſtlich angezogen die reichen Fremden von jenſeits der Gebirge, und längs den Häuſern bewegte ſich das große Menſchengewimmel in vollem Putze, jeder nach der Sitte ſeiner Gegend. Die Mutter hatte an dem ſteinernen Baſſin um den großen Springbrunnen, wo die Straße ſich wendet, Platz genommen, und ich ſtand vor dem Satyrkopfe, der aus dem Waſſer herausſieht.

---

*) Nymphaea alba.

Die Sonne brannte heiß; alle Glocken läuteten, und der Zug bewegte ſich den ſchönen Blumenboden entlang; Geſang und Muſik, beide anmuthig, verkündeten ſeine Annäherung. Die Chorknaben ſchwangen Rauchfäſſer, vor der Monſtranz herſchreitend; die ſchönſten Mädchen der Umgegend folgten mit Blumenkränzen nach, und arme Kinder, mit Flügeln an den nackten Schultern, harrten unter Engelhymnen an dem Hochaltare des nahenden Zuges. Die jungen Burſchen trugen flatternde Bänder um den ſpitzigen Hut, an welchem ein Marienbild angeheftet war; ſilberne und goldene Ringe hingen an einer Kette um den Hals und die ſchönen bunten Schärpen nahmen ſich zu der ſchwarzen ſammetnen Jacke vortrefflich aus. Die Mädchen von Albano und Fraſcati hatten das ſchwarze Haargeflecht mit dem ſilbernen Pfeil zierlich mit einem dünnen Schleier bedeckt; die von Velletri dagegen trugen Kränze um das Haar und das bunte Halstuch ſo tief hinab an das Kleid geheftet, daß die ſchönen Schultern und die volle Bruſt zum Vorſchein kamen. Von den Abruzzen, von den Sümpfen, von jeder nahen Gegend erſchien Jeder in ſeiner eigentlichen Nationaltracht, und ſo gewährten Alle den bunteſten Anblick. Der Cardinal in ſeinem Gewande von Silbermoor ſchritt unter dem blumengeſchmückten Baldachin vorwärts; Mönche von verſchiedenen Orden folgten, Alle trugen brennende Kerzen. — Als der Zug außerhalb der Kirche war, ſtrömte die Menge nach. Wir wurden mit fortgeriſſen; die Mutter hielt mich an den Schultern feſt, damit wir nicht getrennt werden ſollten. — Da ging ich nun, von Allen überragt, von dem Gewimmel eingeſchloſſen; Alles, was ich ſehen konnte, war der blaue Himmel über mir. Auf einmal entſtand ein durchdringendes Geſchrei; von allen Seiten wurde gedrängt. Ein Paar Pferde waren durchgegangen, mehr vernahm ich nicht; ich wurde zur Erde geworfen, es ward mir ſchwarz vor den Augen, und es war mir, als brauſ'te ein Waſſerfall über mich hin.

O heilige Mutter Gottes, welcher Jammer! Mich durchfährt noch immer ein Schauder, wenn ich daran zurückdenke. Als ich zur Beſinnung kam, ruhte ich mit dem Kopfe in Mariuccia's Schooß; ſie ſchrie und jammerte. Neben uns lag die Mutter ausgeſtreckt, und rings herum ſtand ein enger Kreis von fremden Leuten. — Die wilden Pferde waren über uns hingefahren. Das Rad war über die Bruſt meiner Mutter gegangen; das Blut quoll ihr aus dem Munde; ſie war todt.

Ich ſah, wie die gebrochenen Augen zugedrückt und die lebloſen Hände, die mich einige Augenblicke vorher ſo liebreich beſchützt hatten, gefaltet wurden. Die Mönche brachten ſie in das Kloſter, und da ich ganz unbeſchädigt, nur die Haut ein wenig gequetſcht war, nahm mich Mariuccia nach der Oſterie, wo ich geſtern ſo froh geweſen war, Kränze gebunden und im Arme meiner Mutter geſchlafen hatte, mit zurück. Ich war recht tief betrübt, obgleich

ich nicht empfand, wie ganz verlaſſen ich daſtand. Sie reichte mir Spielzeug, Obſt und Kuchen und verſprach mir, daß ich morgen die Mutter wiederſehen ſollte, die jetzt bei Madonna wäre, wo immerfort ein freudiges Blumenfeſt begangen würde; allein ihre übrigen Reden entgingen meiner Aufmerkſamkeit nicht; ich hörte ſie von dem häßlichen Raubvogel von geſtern, von Fulvia und einem Traum, den meine Mutter gehabt, flüſtern; jetzt, da ſie todt war, wollten Alle das Unheil geahnt haben.

Die durchgegangenen Pferde waren indeſſen gleich außerhalb der Stadt, wo ſie gegen einen Baumſtamm ſtießen, angehalten worden; ein vornehmer Herr von vierzig und einigen Jahren wurde, halb todt vor Schrecken, aus dem Wagen gehoben. Es wurde geſagt, daß er aus der borgheſiſchen Familie ſei, eine Villa zwiſchen Fraſcati und Albano beſitze und wegen ſeiner ſeltſamen Neigung, allerlei Pflanzen und Blumen zu ſammeln, bekannt ſei; ja in geheimen Künſten ſollte er eben ſo gut bewandert ſein, wie die kluge Fulvia. Ein Diener in reicher Livree brachte eine Börſe mit zwanzig Scudi von ihm an das mutterloſe Kind.

Den folgenden Abend, bevor es zum Ave Maria läutete, wurde ich in das Kloſter geführt, um die Mutter zum letzten Mal zu ſehen. Sie lag feſtlich angezogen, ſo wie geſtern zum Blumenfeſte, in dem engen bretternen Sarge. Ich küßte die gefalteten Hände, und die Frauen weinten mit mir.

An der Thür ſtanden ſchon die Leichenträger und das

Gefolge, in die weißen Kutten vermummt, die Capuze über das Geſicht hinabgezogen; ſie hoben die Bahre auf die Schultern, die Capuziner zündeten ihre Kerzen an und begannen den Geſang für die Todten. Mariuccia ging mit mir dicht hinter der Leiche; der rothe Abendhimmel ſchien auf das Antlitz meiner Mutter; ſie ſah ganz ſo aus, als lebte ſie. Die andern Kinder aus der Stadt liefen fröhlich nebenher und fingen das von den Kerzen der Mönche hinabtröpfelnde Wachs auf. — Wir gingen durch die Straße, wo geſtern der feierliche Zug Statt gefunden hatte. Sie war noch von Blumen und Blättern bedeckt; allein die Bilder, die ſchönen Figuren waren, ſo wie das Glück meiner Kinderjahre, meine Freude am geſtrigen Tage, alle zerſtört. Ich ſah, wie auf dem Kirchhofe der große Stein, der das Gewölbe bedeckt, in das die Leichen hinabgeſenkt werden, zur Seite gewälzt wurde, ich ſah den Sarg hinabgleiten und vernahm das dumpfe Geräuſch, als er unten an die anderen Särge anſtieß. Dann zogen ſie Alle von dannen, Mariuccia aber ließ mich am Grabſtein niederknieen und ein „Ora pro nobis!“ beten.

In mondheller Nacht zogen wir von Genzano ab; Federigo und zwei Freunde waren mit. Dichte Wolken hingen an den Albaner Gebirgen; ich betrachtete den leichten Nebelſchleier, der im Mondenſcheine über die Campagna hinjagte. Die Anderen ſprachen nur wenig, und bald ſchlief ich ein und träumte von Madonna, von den Blumen und meiner Mutter, die lächelte, lebte und mit mir ſprach.

IV.

Oheim Peppo. Die Nacht im Coloſſeum. Der Abſchied.

Was ſollte nun aus mir werden! Das war die Frage, als wir in Rom und im Hauſe meiner Mutter angelangt waren. Fra-Martino hielt es für das Vernünftigſte, daß ich zu Mariuccia's Eltern in der Campagna hinaus käme. Es waren rechtliche Hirtenleute, denen die zwanzig Scudi ein Reichthum ſein mußten, wofür ſie keinen Anſtand nehmen würden, mich als ihr eigenes Kind anzunehmen; allein ich war ja auch zur Hälfte ein Glied der Kirche, und zog ich nun in die Campagna hinaus, konnte ich nicht mehr das Rauchfaß in der Capuziner-Kirche ſchwingen. Federigo fand auch, daß es beſſer ſei, wenn ich bei rechtlichen Leuten in Rom bliebe; er möchte nicht, ſagte er, daß ein roher, einfältiger Bauer aus mir würde.

Während Fra-Martino ſich darüber im Kloſter berieth, kam mein Oheim Peppo auf ſeinen hölzernen Klötzen hereingebumpelt; er hatte den Tod meiner Mutter, und daß mir zwanzig Scudi zugefallen waren, erfahren, und der letzteren wegen beſonders erſchien er nun, um auch ſeine Stimme geltend zu machen. Er behauptete, daß es, weil er nun der Einzige ſei, den ich in der Welt habe, auch ſeine Pflicht wäre, ſich meiner anzunehmen, daß ich ihm folgen ſolle, und daß Alles, was ſonſt im Hauſe ſich vorfände, nebſt den zwanzig Scudi, das Seinige ſei. Mariuccia beſtand mit großem Eifer darauf, daß ſie und Fra-Martino ſchon Alles auf das beſte eingerichtet hätten, und gab ihm zu verſtehen, daß er als Krüppel und Bettler genug mit ſich ſelbſt zu ſchaffen habe und hier keine Stimme haben könne.

Federigo verließ das Zimmer, und die zwei Zurückgebliebenen warfen ſich nun gegenſeitig den ſelbſtſüchtigen Grund ihrer Sorgfalt für mich vor. Der Oheim Peppo ſpie Gift und Galle, und Mariuccia ſtand wie eine Furie vor ihm. Sie wollte nichts mit ihm, mit dem Jungen, mit dem Ganzen zu thun haben, ſagte ſie, er könnte ihn nur nehmen und ihm ein Paar Rippen einſchlagen, damit der Bube ein Krüppel würde und ſeinen Bettelſack beſſer füllen könnte! Er ſollte den Jungen nur gleich mitnehmen, allein das Geld wollte ſie behalten, bis Fra-Martino zurückkäme; keinen Heller davon ſollte ſein falſches Auge zu ſehen bekommen.

Peppo drohte, ihr mit ſeinen hölzernen Klötzen ein Loch, ſo groß wie die Piazza del Popolo, in den Kopf zu ſchlagen. Ich ſtand weinend neben Beiden; Mariuccia ſtieß mich von ſich, Peppo zog mich an ſich. Ich ſollte ihm nur folgen, mich nur an ihn halten, ſagte er; allein wenn er die Laſt trüge, wollte er auch den Lohn haben. Der römiſche Senat wüßte wohl einem ehrlichen Manne Recht zu verſchaffen! und ſo zog er mich, gegen meinen Willen, aus der Hausthür, wo ein zerlumpter Junge ſeinen Eſel hielt; denn bei großen Wanderungen und wenn es Eile galt, warf er die hölzernen Klötze zur Seite und klammerte die welken Beine an den Eſel feſt. Mich nahm er vor ſich auf das Thier, der Junge gab dieſem einen Stoß, und ſo trabten wir von dannen, während er mich auf ſeine Weiſe liebkoſte.

„Siehſt Du, mein Kind,“ ſagte er, „iſt das nicht ein trefflicher Eſel, und fliegen kann er, fliegen, wie ein Wettrenner durch den Corſo; Du wirſt es bei mir gut haben, gut wie ein Engel Gottes, mein ſüßer, ſchlanker Junge.“ Darauf folgten tauſend Flüche und Verwünſchungen gegen Mariuccia.

„Wo haſt Du das hübſche Kind geſtohlen?“ fragte ihn jeder Bekannte, indem wir vorüber ritten, und ſo wurde denn beinahe an jeder Ecke meine Geſchichte erzählt und wiederholt. Ein Weib, das Waſſer mit Citronenſchnitten verkaufte, reichte uns für dieſe lange Erzählung ein Glas und ſchenkte mir eine Pinienfrucht zum Mitnehmen, denn die Kerne waren ſchon alle fort. Bevor wir unter Dach gelangt waren, war die Sonne ſchon untergegangen; ich ſprach kein Wort, drückte mir die Hände feſt an die Augen und weinte. In einem kleinen Verſchlage, neben der größern Kammer, zeigte er mir in der Ecke ein Lager von Maisblättern oder vielmehr die verdorrte Hülle dieſer Frucht. Hier ſollte ich ſchlafen; hungrig könnte ich doch wohl nicht ſein, und noch weniger durſtig, meinte er. Hätten wir ja doch das treffliche Citronenwaſſer getrunken; er ſtreichelte mir die Wange mit demſelben häßlichen Lächeln, vor dem ich mich immer entſetzt hatte; dann fragte er mich, wie viel Silberſtücke in der Börſe geweſen ſeien, ob Mariuccia aus dieſer den Vetturin bezahlt, und was der fremde Diener geſagt hätte, als er das Geld brachte. Ich konnte ihm aber keine Aufklärung darüber geben und fragte weinend, ob ich denn immer hier bleiben ſollte und ob ich nicht morgen heimkehren dürfe.

„Freilich, freilich!“ entgegnete er; „aber ſchlafe nun, und vergiß Dein Ave Maria nicht; wenn der Menſch ſchläft, wacht der Teufel; mache das Zeichen des Kreuzes! das iſt eine eiſerne Mauer, die kein brüllender Löwe durchbrechen kann; bete fromm! bete, daß Madonna durch Gift und Eiter die falſche Mariuccia beſtrafen möge, die Dich Unſchuldigen bevortheilt, Dich und mich um Dein ganzes Vermögen betrügt. Schlafe nur, Du; die Luke da oben mag offen ſtehn. Friſche Luft iſt ſo gut, wie ein halbes Abendeſſen. Sei nur nicht vor den Fledermäuſen bange; ſie kommen nicht herein, ſie fliegen vorüber, die armen Geſchöpfe. Schlaf' wohl, mein Jeſuskind.“ Damit verſchloß er die Thür.

Lange ging er in der Stube mit allerlei beſchäftigt umher, dann vernahm ich mehrere Stimmen und ſah den Lampenſchein durch eine Spalte zu mir hineinfallen. Ich erhob mich, doch ganz leiſe, denn die trockenen Maisblätter raſſelten, und ich fürchtete, daß er etwas hören und dann wieder hereinkommen möchte. Durch die Spalte bemerkte ich nun, daß zwei Dochte der Lampe angezündet waren. Brot und Rüben lagen auf dem Tiſche und die Flaſche mit Wein ging in der Geſellſchaft herum. Alle waren Bettler, alle Krüppel; ich erkannte ſie recht gut wieder, obgleich jetzt ein ganz anderer Ausdruck aus ihren Geſichtern ſprach, als der, den ich zu ſehen gewohnt war. Der fieberkranke, hinſterbende Lorenzo ſaß luſtig und lärmend da und plauderte ohne Unterlaß; ſonſt am Tage hatte ich ihn immer im Graſe auf dem **Monte Pincio** *) ausgeſtreckt liegen ſehen, wo er den verbundenen Kopf gegen den Baumſtamm ſtützte und die Lippen wie ein Sterbender bewegte, während die Frau den Vorübergehenden den fieberkranken, leidenden Mann zeigte. Francia, mit den fingerloſen Händen, trommelte mit den Stümpfen auf den Schultern der blinden Catharina und ſang halblaut das Lied vom „Cavalier Torchino". Zwei bis drei Andere ſaßen der Thür näher, allein ſo im Schatten, daß ich ſie nicht ſehen konnte. Mein Herz klopfte heftig vor Angſt; ich hörte, daß von mir geſprochen wurde.

„Kann der Junge gebraucht werden?" fragte Einer. „Hat er irgend ein Gebrechen?"

„Nein! die Madonna iſt ihm nicht ſo gnädig geweſen," entgegnete Peppo; „er iſt ſchlank und wohlgebildet wie ein adeliges Kind."

Alle rieſen, daß dies ein großes Unglück ſei. Die blinde Catharina fügte hinzu, daß mir ja leicht ein kleiner Knick beigebracht werden könne, der mir das irdiſche Brot verſchaffe, bis mir Madonna das himmliſche ſpende.

---

*) **Monte Pincio** mit einer öffentlichen Promenade, welche ſich von der ſpaniſchen Treppe, der franzöſiſchen Akademie bis nach der **Porta del Popolo** hinzieht, mit der Ausſicht auf den größten Theil von Rom und den Garten der **Villa Borghese**.

„Ja,“ bemerkte Peppo, „wäre meine Baſe klug geweſen, da hätte der Junge ſein Glück machen können! — Denn eine Stimme hat er — ach! wie die lieben Engel Gottes! er iſt wie für die päpſtliche Capelle gemacht! der könnte ein Sänger werden!“

Sie ſprachen von meinem Alter und von dem, was noch geſchehen könnte und zu meinem Glücke geſchehen müßte. Ich begriff nicht, was ſie mit mir machen wollten; allein ſo viel war mir klar, daß, was ſie auch vorhatten, es doch nichts Gutes war, und ich zitterte vor Angſt. — Wie ſollte ich aber entſchlüpfen? Dies allein füllte meine Seele. Wohin? Ja, daran dachte ich gar nicht. — Ich kroch an die offene Luke. Mit Hülfe eines hölzernen Blockes gelangte ich hinauf. Ich gewahrte keinen Menſchen in der Straße; die Thüren waren überall zu; wollte ich hinaus und hinab, mußte ich einen tüchtigen Sprung machen; mir gebrach es dazu an Muth; allein da kam es mir vor, als griff Jemand an die Thür, um zu mir herein zu kommen; da fuhr mir ein Schauder durch alle Glieder, und ich ließ mich die Mauer entlang hinabgleiten; ich fiel ſchwer, jedoch auf Erde und Raſen.

Bald ſtand ich wieder auf und lief, ohne zu wiſſen wohin, durch die engen, krummen Straßen. Nur ein Mann, der laut ſang und mit ſeinem Stock auf das Pflaſter ſchlug, ging an mir vorüber. Endlich befand ich mich auf einem großen Platze; der Mond ſchien hell, ich erkannte den Ort; es war Forum romanum, der Kuhmarkt, wie wir ihn nennen.

Der Mond erhellte die hintere Seite des Capitoliums, das wie eine ſenkrechte Felſenwand das enggebaute Rom von dem freiern Theile deſſelben zu trennen ſchien. Auf der hohen Treppe des Triumphbogens des Septimius Severus lagen einige Bettler, in ihre großen Mäntel eingehüllt, und ſchliefen. — Die hohen Säulen, die noch von den alten Tempeln übrig ſind, warfen lange Schatten. Nie war ich früher nach dem Untergange der Sonne dort geweſen; das Ganze hatte für mich etwas Geſpenſterhaftes, und im Gehen ſtrauchelte ich über die marmornen Capitäler, die in dem hohen Graſe lagen. Ich ſtand wieder auf und erhob das Auge auf die Ueberreſte der Kaiſerburg; der dichte Epheu machte die Mauern noch düſterer, die ſchwarzen Cypreſſen erhoben ſich ſo groß und dämoniſch in die blaue Luft, daß ich dabei noch ängſtlicher wurde. Im Graſe zwiſchen umgeſtürzten Säulen und Schutt von Marmor lagen einige Kühe, und ein Maulthier weidete dort; das tröſtete mich in etwas! Es waren doch lebendige Weſen hier, die mir nichts Uebles zufügen wollten.

Es war in dem hellen Mondlichte beinahe wie Tag; jeder Gegenſtand zeigte ſich deutlich in ſcharfen Umriſſen; ich hörte Jemand kommen — gewiß um mich zu ſuchen. In meiner Angſt flüchtete ich mich in das rieſengroße Coloſſeum, das wie eine ganze Felſenpartie vor mir lag. Ich ſtand in dem doppelten Bogengange, der groß und ohne Gebrechen, als wäre er geſtern vollendet, um das halbe Gebäude läuft. Hier war es durchaus finſter und eiskalt. Ich ging einige Schritte durch die Säulen vorwärts, jedoch leiſe, ganz leiſe, denn das Geräuſch der eigenen Fußtritte machte mich noch ängſtlicher; ich gewahrte ein ganz niedrig an der Erde angezündetes Feuer und konnte die Umriſſe dreier menſchlichen Geſtalten vor demſelben unterſcheiden. Waren es Bauern, die ſich hier ein Nachtlager ausgeſucht, um nicht zur nächtlichen Zeit durch die öde Campagna zu reiten? oder waren es vielleicht Soldaten, die im Coloſſeum Wache hielten, oder wohl gar Räuber? — Es war mir, als hörte ich ihre Waffen klirren, und zog mich daher leiſe dorthin zurück, wo die hohen Pfeiler ohne irgend ein anderes Gewölbe, als das, welches die Gebüſche und Schlingpflanzen bilden, frei daſtehen. Seltſame Schlagſchatten fielen im Mondſcheine auf die hohen Mauern. Quaderſteine, aus ihren geregelten Fugen geglitten und mit Immergrün bewachſen, ſchienen herabſtürzen zu wollen und nur an den dichten Schlingpflanzen feſtzuhängen.

Oben in dem mittleren Säulengange bewegten ſich Leute, gewiß Reiſende, die ſpät im Mondſcheine dieſe merkwürdige Ruine beſahen; eine weiß gekleidete Dame war mit in der Geſellſchaft. Noch ſchwebt dies ſeltſame Gemälde mir deutlich vor, wie ſie zum Vorſchein kamen, verſchwanden und, von dem Mondlichte und der rothen Fackel beleuchtet, ſich wieder zwiſchen den Säulen zeigten. Die Luft war unendlich tief blau, das Gebüſch erſchien wie der ſchwärzeſte Sammet, jedes Blatt hauchte Nacht aus. Mein Auge folgte den Fremden. Noch nachdem ſie mir ganz aus dem Geſichte verſchwunden waren, gewahrte ich den rothen Schein der Fackel; allein auch dieſe verſchwand, und ringsum herrſchte Todtenſtille.

Hinter einem der vielen hölzernen Altäre, die neben einander innerhalb der Ruine ſtehen und die Ruhepunkte der Kreuzwanderung des Erlöſers darſtellen, ſetzte ich mich auf ein zerbrochenes Capitäl, das im Graſe lag. Der Stein war kalt wie Eis; mein Kopf brannte, es war Fieber in meinem Blute; ſchlafen konnte ich nicht, beſonders als Alles mir einfiel, was mir von dieſem alten Gebäude erzählt worden war: von den gefangenen Juden, die dieſe großen Steinblöcke für den mächtigen römiſchen Kaiſer hatten aufrichten müſſen; von den wilden Thieren, die innerhalb dieſes Raumes mit einander, ja ſogar auch mit Menſchen gekämpft hatten, während das Volk auf den ſteinernen Stufen ſaß, die von der Erde bis zu dem oberſten Säulengange treppenartig hinaufreichten*).

Es raſchelte im Gebüſche über mir; ich ſah hinauf, und es war mir, als ſähe ich da etwas ſich bewegen. Ach ja! ringsum zeigte mir meine Phantaſie blaſſe düſtere Geſtalten, welche hämmerten und mauerten; ich hörte deutlich jeden fallenden Schlag, ſah hagere, ſchwarzbärtige Juden Gras und Buſchwerk ausreißen, um Stein auf Stein zu häufen, bis das ganze ungeheure Gebäude aufs neue errichtet daſtand, und nun war Alles ein Menſchengewimmel,

---

*) „While stands the Coliseum, Rome shall stand,
„When falls the Coliseum, Rome shall fall,
„And when Rome falls — the world —."
Byron.

Kopf an Kopf; das Ganze erſchien mir noch unendlich größer, ein lebendiger Rieſenkörper *).

Ich ſah die Veſtalinnen in langen weißen Gewändern, den prächtigen Kaiſerhof, die nackten blutenden Gladiatoren, vernahm, wie es brüllte und heulte in den unterſten Bogengängen; von mehreren Seiten ſtürzten ganze Schaaren von Tigern und Hyänen heraus; ſie eilten dicht an mir, wo ich mich hingeworfen hatte, vorüber, ich vernahm ihren brennenden Odem, ſah den rothen Feuerblick, und klammerte mich am Steine feſt, auf dem ich ſaß, die Madonna um Rettung anflehend; aber noch wilder tobte es ringsumher; dennoch gewahrte ich mitten drinnen das heilige Kreuz, ſo wie es noch daſteht, das ich immer fromm geküßt hatte, wenn ich dort vorüber kam. — Ich ſtrengte alle meine Kräfte an, und empfand deutlich, daß ich es mit meinen Armen umſchlang; allein Alles ringsum ſtürzte zuſammen, Mauern, Menſchen, Thiere; — ich verlor die Beſinnung und fühlte nichts mehr.

Als ich wieder die Augen öffnete, war mein Fieber vorüber; allein ich war entkräftet und die Müdigkeit lag mir wie Blei in den Gliedern. — Ich ruhte wirklich auf den Stufen des großen hölzernen Kreuzes und betrachtete nun die ganze Umgebung; die hatte gar nichts Erſchreckendes an ſich, eine ſtille Feier ſchwebte über dem Ganzen. Eine

---

*) Das Coloſſeum wurde unter Veſpaſian erbaut, 12,000 gefangene Juden arbeiteten daran; es ſoll 86,000 Plätze zum Sitzen gehabt haben, außerdem fanden noch 20,000 ſtehende Zuſchauer Platz.

Nachtigall ſchlug in dem Buſchwerke oben an der Mauer; ich dachte an das liebe Jeſuskind, deſſen Mutter jetzt, da ich keine mehr hatte, ja auch die meinige war, ſchlang meine Arme um das Kreuz, ſtützte den Kopf dagegen und genoß bald eines ruhigen, ſtärkenden Schlafes.

Dieſer muß mehrere Stunden gedauert haben; ich erwachte bei Pſalmengeſang. Die Sonne erhellte den obern Theil der Mauer, die Capuciner wanderten mit brennenden Kerzen von Altar zu Altar und ſangen ihr „Kyrie eleiſon!“ in den ſchönen Morgen hinein. Sie ſtanden um das Kreuz, an dem ich lag; — ich ſah Fra-Martino ſich zu mir herabneigen. Mein verſtörtes Ausſehen, meine Bläſſe und mein Hierſein zu dieſer Stunde beunruhigten ihn; wie ich ihm dies Alles erklärte, weiß ich nicht; allein meine Furcht vor Peppo und mein verlaſſener Zuſtand waren ihm klar genug. Ich klammerte mich an ſeiner braunen Kutte feſt, und es ſchien, als nähmen alle Brüder an meinem Unglücke Theil. Sie kannten mich ja auch Alle; ich war ja bei ihnen in ihren Zellen geweſen und hatte vor dem heiligen Altare mit ihnen geſungen.

Wie froh war ich auch, als Fra-Martino mich mit ſich zurück nach dem Kloſter führte; wie vergaß ich meine ganze Noth, als ich in ſeiner kleinen Zelle ſaß, wo die alten Holzſchnitte an die Wand geklebt waren und der Orangenbaum ſeine grünen duftenden Zweige durch das Fenſter hereinſtreckte. Fra-Martino hatte mir auch ſchon verſprochen, daß ich nicht mehr zu Peppo zurückkehren ſolle. „Einem Bettler,“ hörte ich ihn zu den Anderen ſagen, „einem um

Almoſen flehenden Krüppel darf der Knabe nicht hingegeben werden.“

Zur Mittagszeit brachte er mir Rüben, Brot und Wein, und ſagte dabei ſo feierlich, daß mein Herz dabei bebte: „Armer Junge, wäre Deine Mutter am Leben geblieben, wären wir nicht getrennt worden, da hätte die Kirche Dich behalten, und Du wäreſt in ihrem Frieden und unter ihrer Obhut groß geworden. Nun mußt Du auf das unruhige Meer hinaus, mußt auf dem unſicheren Brete ſchwimmen, aber gedenke nur Deines blutigen Erlöſers und der heiligen Jungfrau! Halte an ihnen feſt! Du haſt in der ganzen weiten Welt nur ſie allein.“

„Wo ſoll ich denn hin?“ fragte ich.

Nun erzählte er mir, daß Mariuccia's Eltern in der Campagna mich aufnehmen wollten, gebot mir, ſie wie Vater und Mutter zu ehren, ihnen in Allem, was ſie von mir verlangen würden, gehorſam zu ſein, und nie meine Gebete und die Lehren, die er mir gegeben, zu vergeſſen.

Gegen Abend fand ſich Mariuccia nebſt ihrem Vater bei der Kloſterpforte ein, um mich abzuholen. Fra-Martino führte mich zu ihnen hinaus. — Was die Kleidungsſtücke betraf, ſah Peppo beinahe ſtattlicher aus, als dieſer Hirt, dem ich nun übergeben wurde. Die zerriſſenen ledernen Stiefeln, die nur bis zum Knöchel reichten, die nackten Kniee, der ſpitze Hut mit der Haideblume fielen mir zuerſt ins Auge. Er kniete nieder, küßte Fra-Martino's Hand und ſagte, daß ich ein hübſcher Junge ſei und daß er und ſein Weib jeden Biſſen mit mir theilen wollten.

Mariuccia gab ihm nun den Geldbeutel mit meinem ganzen Reichthum, und darauf gingen wir alle vier in die Kirche hinein; ſie beteten ſtill vor ſich hin; auch ich kniete nieder, aber beten konnte ich nicht; meine Augen ſuchten alle die bekannten Bilder: Jeſus im Schiffe über der Kirchthüre, den Engel auf dem großen Altarbilde und den ſchönen St. Michael; ſelbſt den Todtenköpfen mit dem Epheukranz um die Schläfe mußte ich Lebewohl ſagen. Fra-Martino legte ſeine Hand auf mein Haupt und gab mir, als wir uns trennten, ein kleines Buch mit Holzſchnitten: „modo di servire la santa messa.“ So ſchieden wir. — Als wir über die Piazza Barberini wanderten, konnte ich nicht umhin, zum Hauſe meiner Mutter hinaufzuſehen. Die Fenſter ſtanden alle offen, die Zimmer harrten neuer Bewohner. —

V.

Die Campagna.

Die ungeheuere Steppe um das alte Rom war alſo jetzt meine Heimath. Der Fremde von jenſeits der Gebirge, der, für Kunſt und Alterthum begeiſtert, zum erſten Mal ſich der Tiberſtadt nähert, ſieht in dieſer vertrockneten Oede ein mächtiges Weltblatt; die einſamen Gräber, die einzelnen Hügel, Alles ſind ihm heilige Chiffern, ganze Capitel der Weltgeſchichte. Der Maler wirft den einzeln ſtehenden Bogen einer zertrümmerten Waſſerleitung, den unter der Schafherde ſitzenden Hirten auf das Papier hin, und ſtellt die welken Diſteln in den Vordergrund; die Leute ſagen dann, das iſt ein hübſches Bild. Mit wie ganz verſchiedenen Empfindungen betrachteten wir, mein Führer und ich, die unüberſehbare Ebene! Das verſengte Gras, die ungeſunde Sommerluft, die immer dem Bewohner der Campagna Fieber und bösartige Krankheiten bringt, machten die überwiegende Schattenſeite von ſeinen Betrachtungen aus; mir war Alles hier etwas Neues. Mich erfreuten die ſchönen Gebirge, die, in verſchiedenen Schattirungen von Violett, die eine Seite der Ebene umgaben, die wilden Büffel und die gelbe Tiber, an deren Ufer die Ochſen mit ihren langen Hörnern, unter dem Joche gebeugt, die Schiffe ſtromaufwärts zogen. Wir gingen in derſelben Richtung.

Ringsum ſahen wir nur niedriges gelbes Gras und hohe halb verwelkte Diſteln. Wir kamen an einem Kreuz vorüber, das als Zeichen eines hier begangenen Mordes errichtet war. Neben demſelben hingen Glieder des Mörders, ein Arm, ein Fuß; es war mir ängſtlich, um ſo mehr, da dies Alles ſich nur in geringer Entfernung von meiner neuen Wohnung befand. Dieſe war weder mehr, noch weniger, als eins der alten verfallenen Gräber, wovon hier ſeit den alten Zeiten ſo viele vorhanden ſind; die meiſten Hirten in der Campagna ziehen gern in ein ſolches ein, weil ſie da Alles finden, was ſie zum Obdach, ja ſelbſt zur Bequemlichkeit brauchen. Sie füllen einige Vertiefungen aus, vermauern einige Löcher, legen ein Dach von Schilfrohr darüber, und die Wohnung iſt fertig. Die unſerige ſtand auf einer Anhöhe und war zwei Stockwerk hoch. Die zwei corinthiſchen Säulen an der engen Thür zeugten von dem Alter dieſes Gemäuers, ſo wie die breiten Mauerpfeiler von einer ſpäteren Ausbeſſerung. Vielleicht iſt es im Mittelalter befeſtigt worden. Ein Loch in der Mauer über der Thür wurde als Fenſter angeſehen; das halbe Dach war mit einer Art Rohr und mit Zweigen belegt, die andere Hälfte beſtand aus lebendigem Buſchwerk, aus welchem das Geisblatt in reicher Fülle über der geborſtenen Mauer hinabhing. —

„Na! ſo wären wir denn da!“ ſagte Benedetto, und dies waren die erſten Worte, die er ſprach.

„Wohnen wir dort?“ fragte ich, und ſah bald die düſtere Wohnung an, bald auf die Glieder des Räubers. Ohne mir Antwort zu geben, rief er nun: „Domenica! Domenica!“ und nun ſah ich eine bejahrte Frau, deren ganze Bekleidung aus einem groben Hemde beſtand, mit nackten Beinen und Armen und herabhängenden Haaren hervortreten. Sie überhäufte mich mit Küſſen und Liebkoſungen; hatte der Vater Benedetto ein tiefes Stillſchweigen beobachtet, ſo war ſie um ſo geſprächiger. Sie nannte mich ihren kleinen Ismael, der in die Wüſte, wo die wilden Diſteln wachſen, geſchickt war. „Allein Du ſollſt bei uns nicht verſchmachten,“ ſagte ſie; „die alte Domenica wird Dir, an deren Statt, die jetzt im Himmel für Dich betet, eine gute Mutter ſein; und Dein Bett habe ich Dir ſchon gemacht, und die Bohnen ſind gar, und mein alter

Benedetto und Du, ihr ſollt zuſammen am Tiſche ſitzen. Nun! — Mariuccia iſt doch nicht mitgekommen! Na! haſt Du den heiligen Vater geſehen, Benedetto? Allein ein Stück Preſciutto haſt Du doch wohl nicht vergeſſen? und die meſſingenen Oeſen auch nicht? oder ein neues Madonnenbild zum Ankleben an der Thür neben dem alten, das wir ſchwarz geküßt haben? Nein! ein Mann wie Du, der denkt an Alles und vergißt nichts, nicht wahr, mein lieber Benedetto?!“

So fuhr ſie unaufhaltſam fort, während ſie uns in den engen Raum führte, der ein Zimmer genannt wurde, mir aber ſpäter ſo groß wie die Säle des Vaticans vorkam. Ich glaube auch in der That, daß dieſe Wohnung nicht wenig auf mein poetiſches Gemüth eingewirkt hat; dieſer kleine enge Raum war meiner Phantaſie, was ein Gewicht dem jungen Palmbaum iſt; je mehr er in ſich hinein gepreßt wird, um ſo mehr wächſt er. Unſer Haus war, wie geſagt, in uralten Zeiten ein Familien-Grab geweſen, das aus einem großen Raume mit vielen kleinen Niſchen neben einander und wieder ſolchen in zwei Reihen über den erſtern beſtand, alle mit künſtlicher Moſaik bedeckt. Nun wurde jede zu höchſt verſchiedenem Gebrauche benutzt, eine war Vorrathskammer, eine bewahrte Töpfe und Krüge auf, eine dritte machte den Herd aus, wo die Bohnen kochten.

Domenica ſagte das Tiſchgebet vor und Benedetto ſegnete das Eſſen; als wir nun geſättigt waren, führte mich die alte Mutter eine Leiter hinauf durch die zerbrochenen Mauergewölbe, zum zweiten Stockwerk, wo wir Alle in zwei großen Niſchen, ehemaligen Gräbern, ſchliefen. Tief im Hintergrunde war ein Bett für mich gemacht; neben demſelben befanden ſich zwei kreuzweiſe aufgeſtellte Stangen, zwiſchen welchen eine Art Trog von Segeltuch, als Wiege für ein kleines Kind, hing. Ich glaube, es war das Mariuccia's; es lag ganz ſtill da. Ich legte mich nieder; ein Stein war aus der Mauer gefallen, und ich konnte durch die Oeffnung den blauen Himmel draußen und den dunkeln Epheu, der wie ein Vogel ſich im Winde bewegte, erblicken. So wie ich mich niederlegte, ſchoß eine glänzende bunte Eidechſe über die Mauer hin, allein Domenica tröſtete mich damit, daß die armen Thierchen mich noch mehr fürchteten, als ich ſie; ſie würden mir nichts Böſes thun. Sie betete dann ein Ave Maria über mich und brachte die Wiege in die andere Niſche hinüber, wo ſie und Benedetto ſchliefen. Ich machte das Zeichen des heiligen Kreuzes, dachte an meine Mutter, an Madonna, an die neuen Eltern, an die blutige Hand und den bleichen Fuß des hingerichteten Räubers, die ich unweit der Wohnung geſehen hatte, und dies Alles kreuzte ſich die erſte Nacht ſeltſam in meinen Träumen.

Der folgende Tag begann mit Regen, der die ganze Woche fortdauerte und uns in den engen Raum bannte, wo eine halbe Dämmerung herrſchte, obgleich, wenn der Wind den Regen davontrug, die Thür offen ſtand. Ich mußte das kleine Kind, das in der Wiege von Segeltuch lag, wiegen, Domenica ſpann an ihrer Spindel, erzählte mir von den Räubern in der Campagna, die ihnen doch nie Uebles zufügten, ſang mir fromme Lieder vor, und lehrte mich neue Gebete und Legenden von Heiligen, die ich früher nie gekannt. Zwiebeln und Brot waren unſer gewöhnliches Eſſen, und das ſchmeckte mir gut, ich hatte aber, in den engen Raum eingeſperrt, Langeweile; dann grub Domenica, dicht außerhalb der Thür, einen Canal, eine kleine ſich hinſchlängelnde Tiber, in welcher das Waſſer gelb und langſam dahinfloß. Kleine Stecken und Rohre machten dann meine Flotte aus, die ich an Rom vorüber bis nach Oſtia ſegeln ließ; peitſchte aber der Regen zu gewaltig, ſo mußte die Thür zugemacht werden, und wir waren dann beinahe im Dunkeln. Domenica ſpann, und ich gedachte der ſchönen Bilder in der Kloſterkirche, es war mir, als ſähe ich den Herrn Jeſus im Schiffe an mir vorüber ſchaukeln, auch Madonna auf der von Engeln getragenen Wolke und die mit Todtenſchädeln bekränzten Leichenſteine.

Als die Regenzeit vorüber war, blieb der Himmel ganze Monate hindurch in ſeinem unveränderlichen Blau. Mir wurde geſtattet, draußen, nur nicht zu weit und zu nahe am Fluſſe, umher zu laufen, denn die weiche Erdrinde könnte leicht mit mir hinabſtürzen, meinte Domenica; dort weideten auch die vielen Büffel, die wild und gefährlich waren, aber eben für mich ein eigenes ſeltſames Intereſſe hatten. Das Dämoniſche im Blick des Büffels, das wunderliche rothe Feuer, das in dem Augapfel ſpielt, erregte bei mir eine Empfindung, derjenigen ähnlich, die den Vogel in den Rachen der Schlange treibt. Ihr wilder Lauf, ſchneller, als der des Pferdes, ihr gegenſeitiges Kämpfen, wo Kraft mit Kraft rang, zog meine Aufmerkſamkeit an; ich zeichnete dann im Sande Figuren, welche das von mir Geſehene bedeuten ſollten, und um dies recht deutlich zu machen, ſang ich es in eigenen Worten und ſelbſtgemachten Melodien, zur großen Freude der alten Domenica, die mich ein kluges Kind nannte, das ſo ſchön wie die Engel in Gottes Himmel ſänge.

Tag für Tag brannte die Sonne heißer, ihre Strahlen waren ein Feuermeer, das die Campagna überſtrömte; das ſtinkende Waſſer verpeſtete die Luſt; nur des Abends und des Morgens durften wir im Freien gehen. So etwas war mir innerhalb Roms Mauern auf dem luſtigen **monto Pinclo** nicht vorgekommen; ich erinnerte mich wohl der heißen Zeit dort, als die Bettler um einen Bajok nicht zu Brot, ſondern zu Eiswaſſer flehten. Beſonders gedachte ich der ſchönen grünen Waſſermelonen, die in zwei Stücke geſchnitten auf einander lagen und das purpurrothe Fleiſch mit den ſchwarzen Kernen zeigten. Bei dem Andenken daran verſchmachteten dann meine Lippen doppelt. — Senkrecht brannte die Sonne, mein Schatten ſchien ſich vor ihr unter meinen Füßen verbergen zu wollen. Die Büffel lagen wie todte Maſſen auf dem verſengten Graſe oder drehten ſich, von Wuth ergriffen, pfeilſchnell in großen Kreiſen herum. Da erblickte meine Seele ein Bild von den Leiden des Wanderers in Afrika's brennenden Wüſten.

Zwei Monate hindurch lagen wir da wie ein Wrack auf dem Weltmeere. Kein einziges lebendes Weſen beſuchte uns. Jedes Geſchäft wurde in den frühen Morgenſtunden oder des Nachts beſorgt; die ungeſunde Luft und die verſengende Hitze goſſen Fieberhitze in mein Blut. Kein kalter Tropfen war zur Labung da; jeder Sumpf war vertrocknet; laues gelbes Waſſer floß ſchläfrig in dem Tiberbette; der Saft der Melone war nicht kalt, ſelbſt der Wein, obgleich er tief unter Schutt und Geſteinen verborgen lag, ſchmeckte ſäuerlich und wie halb gekocht, und keine Wolke, keine einzige Wolke war am Horizonte zu ſehen, Tag und Nacht nur immer das ewige unendliche Blau. Jeden Abend und Morgen flehten wir um Regen oder einen ſanften Wind; jeden Morgen und Abend ſah Domenica gegen die Gebirge hin, ob nicht hinter ihnen eine Wolke ſich erheben würde; aber nur die Nacht brachte Schatten, den ſchwülen Nachtſchatten; nur der Sirocco wehte mit heißen Luftwogen zwei lange, lange Monate hindurch.

Erſt dann, doch nur beim Aufgang und Niedergang der Sonne, wehte eine friſchere Luft; allein eine Dumpfheit, eine durch die Leiden von der Hitze und der Langeweile hervorgebrachte tödtliche Schlaffheit hatte mein ganzes Weſen ergriffen. Fliegen und alle quälenden Inſecten, die von der Hitze vernichtet ſchienen, erwachten bei dem erſten Wehen der Luft zum doppelten Leben; myriadenweiſe überfielen ſie uns mit giftigen Stichen. Die Büffel draußen waren oft von dieſem ſummenden Gewimmel wie bedeckt, das ſie, als wären ſie Aeſer, anfiel; bis zur Wuth geplagt, ſtürzten ſie ſich dann in die Tiber und wälzten ſich in den gelben Wogen. Der Römer, der in den heißen Sommertagen in den beinahe ausgeſtorbenen Straßen ſtöhnt und ſich längs den Häuſern hinſchleicht, als wollte er den Schatten einſaugen, der nur über die Mauer hinabgleitet, hat doch keine Idee von den Leiden in der Campagna, wo jeder Athemzug geſchwefeltes verpeſtetes Feuer iſt, wo Inſecten und Gewürme, als quälende Dämonen, diejenigen martern, die verdammt ſind, in dieſem Flammenmeere zu leben.

Der September brachte mildere Tage, er führte auch eines Abends Federigo hinaus, um Skizzen von der verſengten Natur zu machen. Er zeichnete unſer ſeltſames Haus, die Richtſtätte und die wilden Büffel; er gab mir Papier und Bleiſtift, damit ich Bilder kritzeln könnte, und verſprach mir, mich, wenn er wieder käme, mit nach Rom nehmen zu wollen, damit ich Fra-Martino, Mariuccia und alle meine Freunde beſuchen könnte, die meiner freilich ganz vergeſſen zu haben ſchienen; allein Federigo vergaß meiner freilich auch.

Der November war die ſchönſte Zeit, die ich hier verlebte. Es wehte Kühlung von den Gebirgen, und jeden Abend gewahrte ich an den Wolken das reiche Farbenſpiel, das nur der Süden beſitzt, das der Maler ſeinen Bildern zu geben nicht verſteht und nicht wagt. Die ſeltſamen, olivengrünen Wolken auf chamoisgelbem Grunde waren mir ſchwimmende Inſeln aus dem Paradiesgarten; die blauen dagegen, die, wie Pinienkronen, an dem in goldenen Flammen glühenden Abendhimmel hingen, ſchienen mir Gebirge der ewigen Seligkeit, in deren Thälern ſchöne Engelskinder ſpielten und mit ihren weißen Flügeln Kühlung wehten.

Eines Abends, als ich in ſolche Träumereien verſenkt daſaß, fiel es mir ein, durch ein fein durchſtochenes Blatt in die Sonne hinein zu ſehen. Domenica meinte, daß es meinen Augen ſchaden möchte, und um dem Spiele ein Ende zu machen, ſchloß ſie die Thür. Die Zeit wurde mir lang, ich bat um Erlaubniß hinaus zu gehen, und als ſie es geſtattete, eilte ich froh hin und öffnete die Thür; allein in demſelben Augenblicke ſtürzte ein Mann ſo heftig herein, daß ich zur Erde fiel; eben ſo ſchnell warf er die Thür wieder zu; ich gewahrte kaum ſein bleiches, verſtörtes Geſicht, hörte ihn ſonderbar bewegt Madonna's Namen hervorſtammeln, als ein gewaltſamer Stoß die Thür ſo erſchütterte, daß ſie zerbrach und zu uns hereinſtürzte, allein die ganze Oeffnung erfüllte der Kopf eines Büffels, der uns mit ſeinen böſen brennenden Augen anſtarrte.

Domenica ſchrie laut auf, faßte mich am Arme und ſprang einige Sproſſen der Leiter hinauf, die zur oberen Kammer führte. Der todtenblaſſe Fremde warf ſcheu den Blick umher, und als er Benedetto's Büchſe erblickte, die für den Fall eines nächtlichen Ueberfalles immer geladen an der Wand hing, ergriff er ſie ſchnell, ich vernahm den Knall und ſah durch den Pulverdampf, wie er mit dem Kolben das Thier vor die Stirn ſchlug. Es ſtand unbeweglich da; zwiſchen die Oeffnung der engen Thür hineingedrängt, konnte es weder vorwärts noch zurück.

„Aber alle Heiligen! was iſt denn das?“ rief zuerſt Domenica. „Ihr habt ja dem Thiere das Leben genommen!“

„Madonna ſei gelobt!“ erwiederte der Fremde. „Sie rettete mein Leben, und Du warſt mein guter Engel,“ ſagte er, mich von der Erde erhebend, zu mir. „Du machteſt mir die Thür der Rettung auf.“ Er war noch ganz blaß und kalte Schweißtropfen ſtanden ihm auf der Stirn.

Wir hörten ſogleich an ſeiner Sprache, daß er kein Ausländer ſei, und wurden inne, daß er ein Nobile aus Rom ſein möchte. Er erzählte auch, daß es ſeine Neigung ſei, Blumen und Pflanzen zu ſammeln, daß er zu dieſem Endzwecke ſeinen Wagen bei Ponte Molle verlaſſen, und die Tiber entlang gegangen wäre; ganz in unſerer Nähe war er auf die Büffel geſtoßen, von welchen einer ihn ſogleich verfolgt hatte, und nur durch die Nähe unſerer Wohnung und das plötzliche, wunderähnliche Aufwerfen der Thür war er gerettet worden.

„Santa Maria! bete für uns,“ rief Domenica. „Ja! ſie, die heilige Mutter Gottes hat Euch gerettet, und mein kleiner Antonio mußte das auserkorne Werkzeug ſein! Ja, den hat ſie lieb. Eccellenza, Ihr wiſſet nicht, was das für ein Kind iſt; er kann alles Gedruckte und Geſchriebene leſen, und ſo natürlich zeichnen, daß man Alles, was es bedeuten ſoll, gleich erkennen kann. Die Peterskuppel, die Büffel, ja ſelbſt den dicken Pater Ambroſio hat er gezeichnet, und dann hat er eine Stimme! — Eccellenza ſollte ihn nur ſingen hören, die päpſtlichen Sänger können es nicht beſſer; und dabei iſt er ein gutes Kind, ein ſeltenes Kind! Ich lobe ihn nicht, weil er gegenwärtig iſt, denn Lob können die Kinder nicht vertragen; allein er verdient es!“

„Er iſt doch nicht Euer Sohn?“ fragte der Fremde. „Er iſt ja noch ſo jung.“

„Und ich bin ſo alt!“ entgegnete ſie. „Nein, ein alter

Feigenbaum hat keine ſolchen kleinen Herzſproſſen; aber das arme Kind hat keine andern Eltern auf dieſer Welt, als mich und meinen Benedetto. Allein wir könnten ſeiner nicht entbehren, wenn wir auch keinen Heller mehr übrig hätten. Aber, heilige Jungfrau!“ unterbrach ſie ſich ſelbſt und faßte den Büffel an den Hörnern an, von deſſen Kopf das Blut in das Zimmer hineinſtrömte. „Wir müſſen das Thier fort von hier haben; man kann ja weder herein noch hinaus kommen. Ach, Gott! Es iſt ganz feſt eingeklemmt! Wir können nicht hinaus, bevor Benedetto kommt. Wenn es uns nur keinen Verdruß bringt, daß das Thier getödtet iſt.“

„Seid nur getroſt, gute Frau!“ ſagte der Fremde, „ich bin für Alles verantwortlich. Ihr kennt ja doch die Borgheſe's?!“

„Ah, Principe!“ rief Domenica, ſein Kleid küſſend; allein er faßte ihre Hand, auch die meinige drückte er zwiſchen ſeine Hände, während er ſie aufforderte, morgen nach Rom zu kommen und mich mitzubringen, wo er im Palazzo Borgheſe wohne, zu welcher Familie er gehöre. Meiner alten Pflegmutter traten Thränen in die Augen, wegen der großen Gnade, wie ſie es nannte. Mein abſcheuliches Gekritzel auf Papierſchnitzeln, welche ſie mit einer Sorgfalt aufbewahrte, als wären ſie die Skizzen eines Michel Angelo, mußte hervor. Eccellenza mußte Alles ſehen, was ſie erfreute, und ich war ſtolz darauf, denn er lächelte, ſtreichelte mir die Backen und ſagte, daß ich ein kleiner Salvator Roſa ſei.

„Ja,“ fuhr Domenica fort, „iſt es nicht unbegreiflich von dem Kinde, und iſt es nicht ſo natürlich, daß man deutlich ſehen kann, was es bedeuten ſoll; die Büffel, die Kähne und unſer Häuschen! Seht nur, das bin ich! Es ſieht mir ganz ähnlich, nur die Farbe abgerechnet, denn die kann er mit Bleiſtift nicht machen. Singe einmal vor Eccellenza!“ — wandte ſie ſich zu mir — „ſinge, wie Du es vermagſt, mit eignen Worten! Ja er kann ganze Geſchichten und Predigten ſo gut wie irgend ein Mönch zuſammenſetzen. Nun! ſei nicht blöde. Eccellenza iſt ein gnädiger Herr, er verlangt es, und Du weißt ja Deinen Ton zu halten.“

Der Fremde lächelte und beluſtigte ſich über uns Beide. Daß ich improviſirte, daß Domenica es meiſterhaft fand, verſteht ſich von ſelbſt, aber was und wie ich ſang, iſt mir entfallen, nur das ſchwebt mir deutlich vor, daß Madonna, die Eccellenza und der Büffel den poetiſchen Dreiklang des Ganzen ausmachten. Eccellenza ſaß ſchweigend da, und Domenica las in dieſem Schweigen Erſtaunen ob meinem Genie.

„Bringt den Jungen ja mit,“ waren die erſten Worte, die er ſprach. „Ich erwarte Euch morgen früh; doch nein, kommt erſt gegen Abend, eine Stunde vor Ave Maria! Wenn Ihr anlangt, werden meine Leute Beſcheid wiſſen, damit Ihr ſogleich hineingeführt werdet. Wie aber komme ich hinaus? Habt Ihr keinen andern Ausgang als dieſen, wo das Thier liegt, und wie gelange ich ohne Gefahr wegen der Büffel zu meinem Wagen bei Ponte Molle?“

„Ja, hinauszukommen," ſagte Domenica, „das wird Eccellenza ganz unmöglich ſein. Ich kann es freilich, und wir Andern alle können es auch, allein das iſt kein Weg für einen ſo vornehmen Herrn! Da oben iſt ein Loch, wo man hinauskriechen und ſich dann ſanft hinabgleiten laſſen kann; das kann ſelbſt ich in meinem ſchönen Alter thun; allein das iſt, wie geſagt, fremden Leuten und einem vornehmen Herrn nicht zuzumuthen."

Eccellenza ſtieg indeſſen die ſchmale Leiter hinauf, ſteckte den Kopf durch das Loch in der Mauer und verſicherte, daß der Weg eben ſo bequem wie die Treppe des Capitoliums wäre. Die Büffel hatten ſich auch längs der Tiber hingezogen, und auf dem nicht ſehr weit von uns entfernten Wege fuhren eine Menge Bauern langſam und halb ſchlafend auf die große Landſtraße zu. An dieſe wollte er ſich anſchließen; hinter ihren mit Rohr beladenen Wagen war er vor den Büffeln ſicher, wenn dieſe einen neuen Angriff wagen ſollten. Noch einmal legte er es der alten Domenica recht ans Herz, den folgenden Tag, eine Stunde vor Ave Maria, bei ihm einzutreffen, reichte ihr darauf ſeine Hand zum Kuſſe hin, ſtreichelte mir die Wange und ließ ſich endlich zwiſchen dem dichten Epheu hinabgleiten. Wir ſahen ihn bald die Wagen einholen und hinter dieſen verſchwinden.

VI.

Der Beſuch im Palazzo Borgheſe. Ende der Geſchichte der Kinderjahre.

Benedetto und ein Paar Hirten trugen ſpäter das Thier von der Thür fort. Es gab da ein Erzählen und ein Plaudern, allein nur ſo viel weiß ich mich deutlich zu erinnern, daß ich am nächſten Morgen ſchon vor Anbruch des Tages wach und aufgeſtanden war, um gegen Abend mit Domenica nach der Stadt wandern zu können. Meine Feiertagskleider, die mehrere Monate hindurch unter Schloß und Riegel gelegen hatten, wurden nun hervorgeſucht, und eine hübſche Roſe wurde an meinen kleinen Hut befeſtigt. Die Schuhe waren der ſchwächſte Theil meines Anzuges, und es würde eine ſchwere Aufgabe geweſen ſein, zu beſtimmen, ob ſie das waren, wovon ſie den Namen trugen, oder vielmehr ein Paar altrömiſche Sandalen.

Wie unendlich lang war doch der Weg durch die Campagna, und wie brannte die Sonne! Nie hat mir ſpäter der Falerner- oder Cyperwein ſo köſtlich geſchmeckt, als das Waſſer, das aus dem Munde der ſteinernen Löwen neben dem Obeliſken auf der Piazza del Popolo herausſtrömt. Ich ſchmiegte die warme Wange an den Rachen des Löwen und ließ das Waſſer mir über den Kopf ſprudeln, zu Domenica's großem Entſetzen; denn dadurch wurde ja mein Anzug naß und das gekämmte Haar gerieth in

Unordnung. Darauf wanderten wir die **via ripetta** entlang nach dem ſtattlichen Borgheſiſchen Palaſte. Wie oft war ich doch früher, ſo wie nicht minder Domenica, an dieſem Gebäude vorübergegangen, ohne es anders, als jeden andern gleichgültigen Gegenſtand, anzuſehen; jetzt aber blieben wir, es betrachtend, ordentlich ſtill ſtehen. Alles fanden wir ſo groß, ſo koſtbar, ſo reich, beſonders die langen ſeidenen Vorhänge hinter den Fenſtern. Wir kannten ja die Eccellenza dort, geſtern war er in unſerer Wohnung geweſen, jetzt ſollten wir die ſeinige betreten; das verlieh dem Ganzen ein eigenes Intereſſe. Ich vergeſſe nie das ſonderbare Zittern, das bei der Pracht des Gebäudes und der Zimmer über mich kam. Mit der Eccellenza hatte ich ganz vertraut geſprochen, er war ja ein Menſch, wie wir Anderen; aber dieſe Umgebung, dieſe Pracht! — Ja, jetzt erkannte ich die Glorie, die den Heiligen von den Menſchen unterſcheidet. Im Innern des Palaſtes umſchließen in einem Viereck hohe, weiß übertünchte Bogengänge mit Statuen und Büſten einen kleinen Garten*). Hohe Aloen und Cactus wuchſen an den Säulen hinauf; Citronenbäume ſtanden da mit grasgrünen, noch nicht von der Sonne gelbgefärbten Früchten. Zwei tanzende Bachanten hielten eine Waſſerſchale hoch in die Höhe, allein ſo ſchräg, daß das Waſſer aus dieſer über ihre Schulter hinabſtrömte. Hohe Waſſerpflanzen ſtreckten ihre ſaftigen, grünen Blätter über ihnen aus. Wie kühl, wie grün, wie duftend war doch

---

*) In ſpäteren Jahren iſt der Garten in einen mit Flieſen belegten Hof umgewandelt worden.

Alles hier gegen die unfruchtbare, glühende, verſengte Campagna.

Wir ſtiegen die breiten marmornen Treppen hinauf. In den Niſchen ſtanden ſchöne Statuen; vor einer von dieſen verneigte ſich Domenica fromm und machte das Zeichen des Kreuzes. Sie meinte, daß es Madonna wäre; ſpäter erfuhr ich, daß es die Veſta ſei, auch die heilige Jungfrau eines Menſchengeſchlechts. Diener in reicher Livrée empfingen uns; ſie grüßten ſo freundlich, daß meine Angſt in etwas abnahm; wären die Säle nur nicht ſo groß und koſtbar geweſen! Die Fußböden waren von ſpiegelglattem Marmor, an allen Wänden hingen ſchöne Gemälde, und wo dieſe nicht vorhanden waren, beſtand die Wand aus Spiegelglas mit gemalten Engeln, die Blumengehänge und Kränze trugen, mit bunten Vögeln, die große Flügel entfalteten und in rothe und goldene Früchte hackten. Nie hatte ich einen ſolchen Glanz geſehen. Wir mußten einige Augenblicke warten; darauf trat die Eccellenza ein; eine ſchlanke weiß angezogene Dame mit großen lebhaften Augen, die ſie feſt auf uns heftete, begleitete ihn. Sie ſah mich mit einem ſonderbar durchdringenden, jedoch liebevollen Blick an, ſtrich mir die Haare von der Stirn und ſagte zu ihm: „Ganz recht, wie ich geſagt, ein Engel hat Euch gerettet; ich wette, daß ihm die Flügel hinter dieſer häßlichen, engen Jacke verborgen an den Schultern ſitzen.“

„Nein,“ erwiederte er, „ich leſe auf ſeinen rothen Wangen, daß die Tiber viele Wogen dem Meere zuwälzen wird, bevor bei ihm die Flügel hervorſchießen! Die alte Mutter will wohl auch nicht gern, daß er fortfliege. Nicht wahr, Ihr wollt ihn nicht gern verlieren? nicht wahr?“

„Nein! das wäre daſſelbe, als mir Fenſter und Thür im meinem kleinen Häuschen zuzumauern und mich in tiefe Finſterniß und Einſamkeit zu verſetzen; nein! den ſüßen Knaben kann ich nicht entbehren.“

„Aber dieſen Abend doch?“ nahm die Dame das Wort; „einige Stunden kann er doch bei uns bleiben, dann könnt Ihr ihn abholen. Ihr habt ja ſchönen Mondſchein zum Zurückkehren, und vor Räubern fürchtet Ihr Euch wohl nicht?“

„Freilich! freilich wird der Knabe hier ein Stündchen verweilen, und Ihr kauft unterdeſſen das und jenes, was Ihr in der Heimath bedürfen mögt,“ fiel die Eccellenza ein, der alten Domenica eine kleine Börſe in die Hand drückend. Mehr hörte ich nicht, denn die Dame führte mich in einen andern Saal und ließ ihn und die alte Mutter allein.

Die reiche Pracht und die vornehme Geſellſchaft blendeten mich ganz. Bald betrachtete ich die lächelnden Engelskinder, die zwiſchen den an der Wand gemalten grünen Weinreben hervorguckten, bald die violett geſtrümpften Senatoren und rothbeinigen Cardinäle, die mir immer wie Halbgötter erſchienen waren, in deren Kreis ich aber nun aufgenommen ſchien; doch am allermeiſten ruhten meine Blicke auf dem ſchönen Amor, der, ein allerliebſtes Kind, auf dem häßlichen Delphin ritt, welcher zwei große Waſſerſtrahlen in die Höhe warf, die in das Baſſin mitten im Saale zurückfielen, in welchem er ſchwamm.

Die vornehme Geſellſchaft, ja ſelbſt die Cardinäle und Senatoren lächelten mir ein Willkommen zu, und ein hübſcher junger Mann, in der Offiziers-Uniform der päpſtlichen Garde, reichte mir die Hand, als die junge Dame mich als den guten Engel ihres Oheims vorſtellte. Tauſend Fragen wurden an mich gerichtet, auf die ich ſchnell und furchtlos Antwort gab, und bald hallte der Saal von Gelächter und Beifallsklatſchen wieder.

Eccellenza kam hinzu und verlangte, daß ich ein Lied ſingen möchte; ich that es gern. Der junge Offizier reichte mir ein Glas ſchäumenden Weins und ließ mich trinken, aber die junge Dame ſchüttelte darüber den Kopf und nahm mir das Glas ab, bevor ich es geleert hatte. Wie Feuer und Flamme rieſelte der Wein durch mein Blut. Der Offizier forderte mich nun auf, von der ſchönen Dame, die lächelnd neben mir ſtand, zu ſingen, und fröhlich erfüllte ich ſein Verlangen; der Himmel mag wiſſen, was ich zuſammenbraute, aber der Strom meiner Worte galt für Beredſamkeit, meine Dreiſtigkeit für Witz, und der Umſtand, daß ich ein armes Kind aus der Campagna war, verlieh dem Ganzen das Gepräge des Genies. Alle jauchzten mir Beifall zu, der Offizier ſelbſt nahm der in dem Winkel ſtehenden Büſte den Lorbeerkranz ab und ſetzte ihn mir halblächelnd auf das Haupt. Das Ganze war Scherz, dennoch ſah ich einen Ernſt, eine Huldigung darin, die mich glücklich machte und mir die ſüßeſten Minuten meines Lebens gab. Ich ſang vor ihnen die Lieder, welche mich Mariuccia und Domenica gelehrt hatten, erzählte von den böſen Augen der Büffel und von unſerer kleinen Kammer in der Grabruine. Nur zu ſchnell verging die Zeit; ich ſollte nun mit der alten Pflegemutter in die Heimath zurückkehren. Mit Obſt, Gebackenem und mehreren blanken ſilbernen Münzen beladen folgte ich ihr. Sie war glücklich, wie ich, denn ſie hatte beträchtliche Einkäufe gemacht, Kleidungsſtücke, Küchengeräthe und zwei große Krüge mit Wein. Der Abend war unbeſchreiblich ſchön. Die Nacht lagerte auf Bäumen und Gebüſchen, allein hoch über uns hing der Vollmond, wie ein ſchöner ſilberner Kahn, in dem weit geſtreckten ſchwarzblauen Luftmeere, das Kühlung auf die verſengte Campagna hinabwehte.

Ich dachte an die reichen Säle, an die freundliche ſchöne Dame, an das viele Beifallsklatſchen, und träumte im Wachen und im Schlafe denſelben ſchönen Traum, der bald zur Wirklichkeit wurde, zur ſchönen Wirklichkeit.

Mehr als einmal wurde ich nach Rom geholt; die ſchöne freundliche Dame beluſtigte ſich über mein ſonderbares Weſen; ich mußte erzählen, friſch von der Leber weg plaudern, als wäre es mit meiner alten Domenica. Sie freute ſich darob und lobte mich bei der Eccellenza. Er war mir auch gut, und doppelt gut, weil er die unſchuldige Urſache zum Tode meiner Mutter geweſen war; denn er ſaß in dem Wagen, als die durchgegangenen Pferde über unſere Köpfe hinfuhren. Die ſchöne Dame hieß Franceſca; ſie nahm mich oft mit in die reiche Gemäldegalerie des Borgheſiſchen Palaſtes; meine treuherzigen Fragen und Aeußerungen über die herrlichen Bilder brachten ſie oft zum Lachen; ſie erzählte ſie wieder Anderen, und Alle lachten mit ihr. Des Vormittags waren die Säle mit Fremden von jenſeits der Gebirge angefüllt. Die Maler ſaßen da und copirten die verſchiedenen Bilder, allein des Nachmittags befanden ſich die Gemälde in ihrer Einſamkeit; alsdann ging Franceſca mit mir unter ihnen umher und erzählte mir viele Geſchichten, wozu die Bilder Anlaß gaben.

Franceſco Albani's Jahreszeiten waren vor allen meine Lieblingsſtücke; die ſchönen fröhlichen Engelskinder, Amoretten heißen ſie, wie ſie mich lehrte, waren wie meinen Träumen entſprungen. Wie herrlich tummeln ſie ſich in dem Frühling umher! Ein Haufen ſpitzt die Pfeile, während einer von ihnen den großen Schleifſtein dreht, über den zwei darüber ſchwebende Waſſer gießen. In dem Sommer fliegen ſie um die unter dem Obſte, das ſie abpflücken, ſich biegenden Zweige, ſchwimmen in dem friſchen Waſſer und ſpielen damit. Der Herbſt bringt die Freuden der Jagd. Amor ſitzt mit Flammen in der Hand auf ſeinem kleinen Wagen, den zwei ſeiner Genoſſen ziehen, während die Liebe dem raſchen Jäger winkt und ihm die Stelle zeigt, wo ſie neben einander ausruhen können. Der Winter hat alle die Kleinen eingeſchläfert, tief und feſt ſchlummern ſie rings umher. Die Nymphen ſtehlen ihre Köcher und Pfeile, welche ſie ins Feuer werfen, das bald die gefährlichen Waffen verzehrt.

Warum die Engel Amoretten genannt wurden, warum ſie herumgingen und ſchoſſen, das waren Alles Dinge, von welchen ich gern eine deutlichere Erklärung gehabt hätte, als die, welche mir Franceſca für den Augenblick gab.

„Du mußt ſelbſt davon leſen," ſagte ſie. „Es giebt viele Dinge, die Du ſelbſt lernen mußt, allein der Anfang iſt nicht anziehend. Den ganzen langen Tag mußt Du dann mit Deinem Buche auf der Bank ſitzen, kannſt nicht in der Campagna mit den Ziegen ſpielen, oder umhergehen und Deine kleinen Freunde betrachten! Was wäre Dir am liebſten, entweder mit Helmbuſch und Säbel neben der Kutſche des heiligen Vaters reiten zu können und eine ſolche vom Kopf bis zum Fuß prächtige Rüſtung, wie die, welche Fabiani trägt, anzuziehen, oder alle die ſchönen Bilder, die Du ſehen würdeſt, zu verſtehen, die ganze Welt um Dich zu kennen und tauſend Geſchichten, weit ſchöner als die, welche ich Dir erzählt habe, zu wiſſen?"

„Aber darf ich dann nicht mehr zu Dir kommen?" fragte ich, „darf ich nicht immer bei der guten Domenica bleiben?"

„Erinnerſt Du Dich noch Deiner Mutter, Deiner lieben Heimath bei ihr? Damals wollteſt Du ja auch immer da bleiben, dachteſt nicht an Domenica, nicht an mich; und nun ſind wir Dir doch am nächſten. In Kurzem kann das wieder anders ſein; ſo geht's das ganze Leben hindurch."

„Allein Ihr Beiden ſterbt doch nicht wie meine Mutter?" fragte ich, und die Thränen traten mir in die Augen.

„Sterben oder uns trennen müſſen wir Alle! Es wird eine Zeit kommen, wo wir nicht, wie jetzt, beiſammen ſein können, und dann möchte ich Dich froh und glücklich wiſſen."

Ein Strom von Thränen war meine Antwort; ich fühlte mich recht unglücklich, ohne doch recht das Warum mir deutlich machen zu können. Francesca ſtreichelte mir die Wange und ſagte, daß ich zu weich ſei, und daß dies zu gar nichts in dieſer Welt tauge. Jetzt erſchien die Eccellenza mit dem jungen Offizier, der mir den Kranz auf das Haupt gelegt hatte, als ich zum erſten Mal im Palaſt improviſirte. Er war es, der Fabiani hieß, und er hielt auch große Stücke auf mich.

„Es giebt Hochzeit, eine glänzende Hochzeit in der Villa Borgheſe!“ erſcholl es bis zu Domenica's armem Häuslein in der Campagna hinaus. Francesca war Fabiani's Braut und ſollte ihm in wenigen Tagen nach ſeinen Gütern bei Florenz folgen. Die Hochzeit wurde in der Villa Borgheſe, ganz nahe bei Rom in dem ſchönen dichten Walde von Lorbeeren und immergrünen Eichen, wo die hohen Pinien mit ihren hellgrünen Kronen in die blaue Luft hinaufragen, gefeiert. Damals, wie jetzt, war der Wald ein Beluſtigungsort für die Römer und die Fremden. Die reichen Equipagen rollten durch die dichten Eichenalleen, die weißen Schwäne ſchwammen in den ſtillen Seen, worin ſich die Thränenweiden ſpiegelten, wo die künſtlichen Waſſerfälle über die Steinblöcke hinabſtürzten. Hochbuſige Römerinnen mit feurigen Augen rollten zum Feſte hin und ſahen ſtolz auf die lebensfrohen Bauermädchen herab, die, das Tambourin ſchlagend, auf der Landſtraße tanzten. Die alte Domenica ging den langen Weg durch die Campagna mit mir, damit wir auch bei der Hochzeit unſerer Wohlthäterin gegenwärtig ſein könnten. Draußen im Garten, wo die hohen Aloen wie Spaliere an der weißen Mauer hinaufwachſen, ſtanden wir und ſahen die Lichter durch die Fenſter glänzen. Francesca und Fabiani waren getraut. Vom Saale her tönte die Muſik zu uns heraus, und von der grünen Ebene, wo das Amphitheater angelegt iſt, ſtiegen Raketen und glänzende Feuerfluthen, die in dem blauen Luftmeere ſpielten. Die Schatten eines Herrn und einer Dame bewegten ſich hinter den Vorhängen eines der hohen Fenſter. „Sie ſind's!" flüſterte Domenica mir zu. Die Schatten neigten ſich in dem halbdunkeln Fenſter gegen einander; es war, als vereinten ſie ſich in einem Kuß. Ich ſah meine alte Pflegemutter die Hände falten und beten; da ſank ich unwillkürlich vor den ſchwarzen Cypreſſen nieder und betete für meine liebe, gute Signora; Domenica kniete ebenfalls. „Mögen ſie glücklich ſein!" und nun fiel das Feuer gleich tauſend Sternſchnuppen wie beiſtimmend vom Himmel nieder, allein meine gute Alte weinte; ſie weinte um mich, denn wir ſollten uns bald trennen. Eccellenza hatte mir eine Stelle in der Jeſuiten-Schule gekauft, wo ich mit anderen Kindern zu einer glänzenderen Laufbahn, als die alte Domenica und die Campagna mir bringen konnten, erzogen werden ſollte.

„Es iſt wohl zum letzten Mal," ſagte die alte Mutter, „daß wir Beide über die Campagna mit einander gehen! Gebohnte Fußböden und bunte Teppiche ſoll nun Dein Fuß betreten; dies hat die alte Domenica nicht; Du biſt aber ein gutes Kind geweſen; das wirſt Du auch immer bleiben, und meiner und des armen Benedetto nie vergeſſen! O Gott! noch vermag ein Gericht gebratener Caſtanien Dich glücklich zu machen. Du kannſt daſitzen und das Rohr ſtill anblaſen, und ich kann Gottes Engel in Deinen Augen ſchauen, wenn das Rohr brennt und die ärmlichen Caſtanien braten! So froh wirſt Du nie mehr bei einer kleinen Gabe werden. Die Diſteln der Campagna tragen doch rothe Blumen; auf dem blanken Boden des Reichen wächſt kein Strohhalm, und der Boden iſt glatt, man kann leicht darauf fallen. Vergiß nie, daß Du ein armes Kind biſt, mein Antonuccio! Gedenke, daß Du ſehen ſollſt und nicht ſehen, hören und nicht hören; ſo wirſt Du durch die Welt kommen. Wenn unſer Herr Gott einmal mich und Benedetto zu ſich gerufen, wenn das kleine Kind, das Du wiegteſt, mit einem armen Gatten ſein Leben in der Campagna hinſchleppt, ſo wirſt Du vielleicht einſt in Deinem eigenen Wagen oder auf einem ſtattlichen Pferde bei dem alten Grabe anhalten, wo Du geſchlafen, geſpielt und mit uns gelebt haſt, und fremde Leute darin ſehen, die ſich tief vor Dir verneigen werden. Hochmüthig wirſt Du nicht ſein, ſondern an vergangene Zeiten denken, an die alte Domenica denken, einen Blick dahin werfen, wo die Caſtanien ſchmorten und wo Du das kleine Kind wiegteſt. Du wirſt an Deine eigne arme Kindheit denken, Du herzensgute Seele!“ Dabei küßte und drückte ſie mich weinend feſt an ſich. Es war, als ſollte mein Herz brechen. Der Gang nach Hauſe und ihre Rede war mir weit ſchwerer, als ſpäter der Abſchied ſelbſt; denn da ſprach ſie nicht, ſie weinte nur; und als wir aus dem Hauſe getreten waren, lief ſie wieder zurück, riß das alte eingeräucherte Madonnenbild, das an die Thür geklebt war, ab und gab es mir mit. Ich hatte es ja ſo oft geküßt; es war das Einzige, was ſie mir geben konnte.

VII.

Schulleben. Habbas Dahdah. Divina Commedia. Der Neffe des Senators.

Signora war mit ihrem Gemahl abgereiſt, ich war Schüler in der Jeſuiten-Schule geworden. Neue Beſchäftigungen nahmen mich in Anſpruch, neue Bekannte traten auf; der dramatiſche Theil meines Lebens begann ſich zu entfalten. Hier drängen ſich Jahre zuſammen, jede Stunde iſt reich an Abwechſelung; es iſt ein ganzer Cyclus von Bildern, die jetzt, von einem ferneren Standpunkte geſehen, in ein einziges großes Gemälde: mein Schulleben, zuſammenſchmelzen. So wie es dem Fremden geht, der zum erſten Mal die Gebirge beſtiegen hat, und nun von oben durch ein Meer von Wolken und Nebel hinabblickt, die nach und nach ſich heben oder vertheilen, ſo daß bald ein Berggipfel mit Wald oder Städten, bald der ſonnenbeleuchtete Theil des Thals hervorblickt, ſo offenbarte ſich auch mir, trat hervor und wuchs die Welt meines Geiſtes. Länder und Städte, von welchen ich früher nie geträumt hatte, wurden mir hinter den Gebirgen, welche die Campagna begrenzten, geboren; die Geſchichte bevölkerte mir jeden Erdflecken, und ſang mir ſeltſame Sagen und Mährchen vor; jede Blume, jede Pflanze erhielt Bedeutung; aber am ſchönſten ſtand vor mir mein Vaterland, das herrliche Italien. Ich fühlte mich ſtolz darauf, Römer zu ſein; jeder Punkt in meiner Vaterſtadt wurde mir lieb und anziehend; die zerbrochenen, als Eckſteine in den engen Straßen hingeworfenen Capitäler waren mir heilige Ueberreſte, Memnonsſäulen, die wunderbar zu meinem Herzen klangen; das Schilfrohr der Tiber ziſchelte von Romulus und Remus; Triumphbogen, Säulen und Statuen prägten mir die Geſchichte meines Vaterlandes noch tiefer ein, ich lebte in dem claſſiſchen Alterthum, und die Gegenwart, das will ſagen: mein Lehrer in der Geſchichte, lobte mich deshalb.

Jede Geſellſchaft, die politiſche, wie die kirchliche, die Verſammlungen in der Schenke und der vornehme Cirkel um die Spieltiſche der Reichen, alle haben ihren Harlekin, er trage nun Pritſche, Ordenskette oder Ornat; eine Schule hat ihn nicht weniger. Die jungen Augen entdecken leicht die Zielſcheibe ihres Spottes; wir hatten die unſrige, ſo gut wie jeder andere Verein, und unſere war der ernſthafteſte, der mürriſchſte, brummende, predigende und dabei — der köſtlichſte Harlekin: der Abbate Habbas Dahdah, arabiſcher Herkunft, aber noch als zartes Kind in das päpſtliche Gebiet verpflanzt und daſelbſt aufgewachſen, jetzt der

Führer und Lenker unſeres Geſchmacks, das äſthetiſche Haupt der Jeſuiten-Schule, ja ſelbſt der Accademia Tiberina.

Aelter geworden habe ich oft über die Poeſie, dieſe ſeltſame, göttliche Inſpiration, nachgedacht. Sie erſcheint mir, wie das reine Golderz im Gebirge; Bildung und Erziehung ſind die klugen Bergleute, die es zu läutern wiſſen; zuweilen kann man auf ganz ungemiſchtes Stufenerz treffen: dies ſind die lyriſchen Improviſationen des Naturdichters. Eine Ader bringt Gold, eine andere Silber; allein es werden auch Zinn und geringere Metalle gefunden, die nicht zu verachten ſind, ja oft können ſie durch Politur und Verzierung den Anſchein von Silber oder Gold erhalten; nach dieſen verſchiedenen Metallen theile ich meine Dichter in goldene, ſilberne, kupferne und eiſerne ein. Allein jetzt kommt eine neue Schaar, die nur im einfachen Töpferthon arbeiten, die Nichtdichter, die doch ſo gern mit zur Zunft gehören wollen. Habbas Dahdah war einer von dieſen, und ſtand eben auf dem Punkte, es dahin gebracht zu haben, daß er Töpfe einer gewiſſen Sorte verfertigte, die er mit einer Art poetiſcher Freiheit über Leute ergoß, mit welchen er weder hinſichtlich tiefer Empfindung, noch des dichteriſchen Geiſtes ſich zu meſſen fähig war. Leichte, ſchmiegſame Verſe, künſtliche Formationen derſelben, ſo daß ſie gedruckt Blumenvaſen, Herzen oder ähnliche Dinge bildeten, gewannen ſeine Bewunderung und ſeinen Beifall. So war es vielleicht nur das ganz eigne Melodiſche in Petrarca's Sonetten, das ihn für dieſen Dichter einnahm, vielleicht auch nur Mode oder eine fixe Idee, ein heller Augenblick in der Kränklichkeit ſeiner Anſichten; denn Petrarca und Habbas Dahdah waren zwei höchſt verſchiedene Weſen. Er ließ uns beinahe ein Viertel von dem langen epiſchen Gedicht Africa [*]) auswendig lernen, wobei es, den Scipionen zu Ehren, ſalzige Thränen und Stockprügel regnete.

Die Gründlichkeit Petrarca's wurde uns täglich eingeprägt: „Die oberflächlichen Poeten,“ ſagte er, „diejenigen, die nur mit Waſſerfarben malen, die Kinder der Phantaſie, die ſind die rechte Brut des Verderbniſſes. Selbſt den größten von ihnen, dieſen Dante, der Himmel, Erde und Hölle in Bewegung geſetzt hat, um eine Unſterblichkeit zu erreichen, die Petrarca durch ein einziges kleines Sonett ſchon gewonnen, finde ich klein, ſehr klein. Nun freilich konnte er Verſe ſchreiben! Dieſe Tonwellen ſind es, die ſeinen Babelthurm zu den ſpäteſten Geſchlechtern hinüberführen. Wäre er nur ſeinem erſten Plane gefolgt und hätte er lateiniſch geſchrieben, ſo würde er doch Studium gezeigt haben, allein das war ihm unbequem, und ſo ſchrieb er denn in dieſem volgare, das wir noch haben. Es iſt ein Strom, ſagt Boccaccio, durch welchen ein Löwe ſchwimmen und ein Lamm gehen kann; ich finde dieſe Tiefe und Einfachheit nicht darin. Es war bei ihm keine rechte Grundlage, keine Feſtigkeit, ein ewiges Schwanken zwiſchen Vergangenheit und Gegenwart! Aber Petrarca, dieſer Apoſtel der Wahrheit, zeigte nicht durch die Verſetzung eines verſtorbenen Papſtes oder Kaiſers in die Hölle ſeinen Muth mit der Feder. Er ſtand zu ſeiner Zeit da, wie der Chor in der griechiſchen Tragödie, eine männliche Caſſandra, tadelnd, warnend gegen Päpſte und Fürſten. Von Angeſicht zu Angeſicht mit Carl dem Vierten, wagte er zu ſagen: „An Dir ſieht man, daß Tugenden nicht erblich ſind.“ Als Rom und Paris ihm den Kranz reichen wollten, forderte er mit edlem Selbſtbewußtſein ſeine Zeitgenoſſen auf, laut zu erklären, ob er auch würdig ſei, als Dichter gekrönt zu werden. Drei Tage hindurch unterwarf er ſich einer Prüfung, als wäre er ein Schulfuchs, wie Ihr, ehe er das Capitolium beſtieg, wo Neapels König ihm den Purpurmantel umhing und Roms Senat ihm die Lorbeerkrone reichte, die Dante nie erhielt.“

---

[*]) Um ſich und die Scipionen zu verewigen, ſchrieb Petrarca ſein epiſches Gedicht Africa, das über ſeinen melodiſchen Sonetten an Laura vergeſſen iſt, die er indeß ſelbſt nicht ſo hoch ſchätzte.

So ging jede ſeiner Reden darauf hin, nur Petrarca zu erheben und Dante herabzuſetzen, obgleich es Beiden gebührt, wie der duftenden Nachtviole und dem blühenden Roſenbuſche, neben einander zu ſtehen. Alle ſeine Sonette mußten wir dann auswendig lernen. Von Dante laſen wir kein Wort, nur aus Habbas Dahdah's Tadel erfuhr ich, daß er ſich in dem Himmel, dem Fegefeuer und der Hölle bewegte, drei Elemente, die mich im höchſten Grade anſprachen und mir die größte Begierde einflößten, dies Werk zu kennen; allein dies mußte heimlich geſchehen, denn Habbas Dahdah würde mir die Berührung dieſer verbotenen Frucht nie vergeben haben.

Eines Tages, als ich auf Piazza Navona zwiſchen den aufgeſtapelten Orangen, alten eiſernen Geräthen, die auf den Pflaſterſteinen lagen, und dem ganzen Rumpelkammer-Chaos, das dieſer Platz darbietet, umherwanderte, traf ich auf einen Tiſch mit alten Büchern und Bildern. Hier lagen Caricaturen von Macaroni-Verſchlingern, Madonnen mit dem Schwert in dem blutenden Herzen, und dergleichen höchſt verſchiedene Sachen. Ein Band von Metaſtaſio erregte meine Aufmerkſamkeit; ich hatte einen Paolo, für mich eine bedeutende Summe und der letzte Reſt der Scudi, welche mir Eccellenza vor einem halben Jahre als Taſchengeld gegeben, in der Taſche. Einige Bajocchi mochte ich wohl auf Metaſtaſio verwenden, allein von dem ganzen Paolo konnte ich mich nicht trennen. Der Handel war beinahe geſchloſſen, als mein Auge auf ein Titelblatt: **divina commedia di Dante**, meinen Baum der Erkenntniß, die verbotene Frucht, fiel; ich warf den Metaſtaſio hin und griff nach jener, allein ſie hing mir zu hoch; nur zwei Paoli konnten ſie in meine Hände bringen; ich wandte die Münze in der Hand um, bis ſie wie Feuer darin brannte, allein ſie wollte ſich nicht verdoppeln, und nur bis zu dieſem Preis vermochte ich den Verkäufer herabzuſtimmen; denn es war Italiens beſtes Buch, das erſte Dichterwerk der Welt, ſagte er, und ein Strom der Beredſamkeit, Dante geweiht, dem von Habbas Dahdah herabgeſetzten Dante, quoll von den Lippen des ehrlichen Mannes.

„Jedes Blatt,“ ſagte er, „iſt ſo gut wie eine Predigt; er iſt der Prophet Gottes, an deſſen Hand man durch die Flammen der Hölle in das ewige Paradies hineingeht. Ihr kennt es nicht, junger Herr, ſonſt würdet ihr ſogleich zuſchlagen, wenn ich auch einen Scudo verlangte! Für Euer ganzes Leben hindurch habt Ihr da das ſchönſte Gedicht des Vaterlandes, und zwar für zwei lumpige Paoli.“

Ach! ich würde gern drei gegeben haben, hätte ich ſie nur gehabt; aber nun ging es mir wie dem Fuchſe mit den ſauren Trauben; auch ich wollte meine Weisheit zeigen und kramte, Petrarca erhebend, einen guten Theil von Habbas Dahdah's Reden gegen Dante aus.

„Ja! ja!“ ſagte der Bücherkrämer, nachdem er mit vieler Heftigkeit und Begeiſterung ſeinen Dichter vertheidigt hatte: „Ihr ſeid zu jung und ich bin gar zu ſehr Laie, um ſolche Leute beurtheilen zu können. Mag jeder für ſich gut ſein. Ihr habt ihn nicht geleſen! Es iſt unmöglich! Ein junges warmes Blut kann nicht ſelbſt gegen einen ſolchen Propheten der Welt Galle erzeugen.“

Als ich ihm nun ehrlich geſtand, daß mein Urtheil ganz allein auf die Ausſage meines Lehrers gebaut war, ergriff er aus Begeiſterung für ſeinen Dichter das Buch, ſchob es mir hin und verlangte zum Erſatz für den Paolo, den er weniger erhielt, nur, daß ich es jetzt leſe und Italiens Stolz, ſeinen theuren, himmliſchen Dante nicht verunglimpfe.

O wie das Buch mich glücklich machte! Es war nun mein, mein Eigenthum auf immer. Zweifel an Habbas Dahdah's bitterem Urtheil hatte ich nie gehegt; meine Neugierde und die Begeiſterung des Bücherkrämers verſetzten mich in eine ſolche Spannung, daß ich kaum den Augenblick abwarten konnte, wo ich, von Anderen unbemerkt, anfangen durfte zu leſen.

Ein neues Leben ging für mich auf; meine Phantaſie fand in Dante ein noch nicht entdecktes America, mit einer größeren, üppigeren Natur, als ich früher je gekannt hatte, mit noch mächtigeren Felſen, noch reicherer Farbenpracht; ich erlebte ſelbſt das große Ganze, litt und genoß mit dem unſterblichen Sänger. Die Inſchrift über dem Eingange zur Hölle erklang mir immerfort, während meiner Wanderung da unten mit ihm, wie Glocken des jüngſten Tages.

„Ich führe Dich zur Stadt der Qualerkornen.
  Ich führe Dich zum unbegrenzten Leid,
Ich führe Dich zum Volke der Verlornen;
  Mich ſchuf mein Meiſter aus Gerechtigkeit.
Die erſte Liebe wirkte mich zu gründen,
  Die höchſte Weisheit und Allmächtigkeit.
  — — — — — —
Laßt, die ihr eingeht, jede Hoffnung ſchwinden. *)

Ich ſah dieſe, wie den Sand der Wüſte, der im Sturme wirbelt, immer ſchwarze Luft, Adams Saamen wie Blätter des Herbſtes fallen, während wehklagende Geiſter in dem Luftſtrome brüllten. Aber bei dem Anblick der großen Edlen, die, untheilhaftig des Chriſtenthums, hier ihren Aufenthalt fanden, füllte ſich mein Auge mit Thränen. Homer, Sokrates, Brutus, Virgil und Mehrere der Beſten und Edelſten der Vorzeit ſah ich hier auf immer von dem

---

*) Carl Streckfuß, Ueberſetzung von Dante. Dritter Geſang.

Paradieſe entfernt. Es war mir nicht genug, daß Dante hier Alles ſo gemüthlich und traulich, wie es nur in der Hölle ſein konnte, eingerichtet hatte: das Daſein war dennoch ein Jammer ohne Qualen, eine hoffnungsloſe Sehnſucht. Sie gehörten doch in das Reich der Verdammniß und waren von den tiefen Sümpfen der Hölle eingeſchloſſen, wo die Seufzer der Verdammten aus Giftdunſt und Peſtdampf Blaſen auf Blaſen ſprudelten. Warum konnte nicht Chriſtus, als er zur Hölle hinabfuhr und wieder bis zur rechten Hand des Vaters ſich erhob, Alle aus dem Thale der Sehnſucht mit ſich fortführen? Konnte die Liebe unter gleich Unglücklichen wählen? Ich vergaß durchaus, daß das Ganze nur eine Dichtung ſei. Bis zu meinem Herzen hinauf reichten die tiefen Seufzer aus dem See von ſiedendem Pech; ich ſah ihn, ſah das Heer der Simoniſten, wie ſie hinauftauchten und die Dämonen ſie dann mit der ſcharfen Gabel wieder niederſenkten. Die lebendigen Schilderungen prägten ſich tief in meine Seele, ſie mengten ſich in meine Ideen am Tage, in meine Träume des Nachts. Oft hörte man mich im Schlafe rufen: „**Pape Satan, alepp Satan Pape!**“ Man glaubte, daß ich Anfechtungen vom Teufel hätte, und es waren nur Reminiſcenzen des von mir Geleſenen, die ich wiederholte.

In den Unterrichtsſtunden war ich zerſtreut; tauſend Ideen drangen auf mich ein. Mit dem beſten Willen vermochte ich nicht, ſie zu verbannen. „Wo biſt Du denn, Antonio!“ rief man mir zu, und mich überfielen Schrecken und Scham, denn ich wußte wohl, wo ich war; aber Dante zu laſſen, nicht die ganze Wanderung zurückzulegen war mir unmöglich.

Der Tag erſchien mir lang und drückend, ſchwer wie der vergoldete Mantel von Blei, den die Heuchler in der Dante'ſchen Hölle tragen müſſen. Mit Unruhe im Herzen ſchlich ich nach der verbotenen Frucht und ſog Schreckensbilder daraus ein, die mich wegen meiner eingebildeten Sünde beſtraften. Ja, ſelbſt empfand ich den Stich von den Schlangen der Tiefe, die in Flammen wirbeln, untertauchend ſtechen und auf dieſen, neugeboren, wie ein Phönix, wieder emporſteigen, um ihr Gift auszuſprudeln.

Die anderen Schüler, die in demſelben Zimmer mit mir ſchliefen, wachten oft des Nachts durch mein Geſchrei auf, und erzählten von meinen ſeltſamen unzuſammenhängenden Reden von der Hölle und von den Verdammten. Der alte Cuſtode hatte zu ſeinem Schrecken eines Morgens geſehen, daß ich mit offenen Augen und dennoch im ſchlafenden Zuſtande mich aufrecht im Bette geſetzt, Lucifer gerufen und mit ihm gerungen hatte, bis ich entkräftet in die Kiſſen zurückſank.

Es war nun ganz allgemein angenommen, daß ich Anfechtungen von dem Böſen habe; mein Bett wurde mit Weihwaſſer beſprengt und ich wurde genau dazu angehalten, eine gewiſſe Anzahl Gebete herzuſagen, bevor ich mich ins Bett legte. Nichts konnte auf meine Geſundheit ſchädlicher einwirken, als eben dieſes Verfahren; mein Blut kam dadurch in größere Wallung, ich ſelbſt in eine ängſtlichere Spannung, da ich die geheime Urſache dieſes Zuſtandes kannte und ſah, wie ich ſie verrieth. Endlich erreichte ich den Uebergangspunkt, vom Sturme gerieth ich in eine Art Windſtille.

Unter allen Schülern zeichnete ſich keiner mehr durch Kopf und Geburt aus, als Bernardo, der lebensfrohe, beinahe zu ausgelaſſene Bernardo. Es war ihm ein täglicher Spaß, auf der hervorragenden Dachrinne hoch über dem vierten Stockwerke zu reiten und ſich auf einem Brete zwiſchen den beiden Eckfenſtern unter dem Dache zu ſchaukeln. Alle Verwirrungen unſeres kleinen Schulſtaats wurden ihm zugeſchrieben, und zwar gewöhnlich mit Recht. Die Stille und Ruhe des Kloſters ſuchte man über uns und das ganze Gebäude zu verbreiten, allein Bernardo war der ſtörende Kobold; doch zeigte er ſich nie boshaft, nur hinſichtlich des pedantiſchen Habbas Dahdah ſpielte er ein wenig in die ſchwarze Farbe hinüber, weshalb auch immer ein geſpanntes Verhältniß unter ihnen Statt fand. Allein Bernardo ließ ſich dadurch nicht abſchrecken. Er war ein Neffe des Senators von Rom, beſaß große Reichthümer und hatte glänzende Ausſichten: „denn das Glück,“ ſprach Habbas Dahdah, „wirft ſeine Perlen in verfaulte Holzſtämme und geht an der ſchlanken Pinie vorüber.“

Bernardo hatte in jeder Sache ſeine beſtimmte Meinung, und wo er unter ſeinen Schulgefährten dieſe nicht durch Worte geltend machen konnte, ſtanden ihm auch ſeine Hände zu Dienſten, um dem Rücken der Widerſpenſtigen ſeine ſaftgrünen Ideen einzuimpfen; ſo war er immer der Dominirende. Obgleich wir höchſt verſchiedener Natur waren, fand doch das beſte Verhältniß unter uns Beiden Statt. Ich war freilich immer der Nachgebende; aber ſelbſt daher nahm er Veranlaſſung, mich zu necken.

„Antonio!“ ſagte er, „ich möchte Dich recht durchprügeln, wüßte ich nur, daß ich dadurch ein wenig Galle bei Dir zuwege bringen könnte. Wollteſt Du nur einmal Charakter zeigen, mir mit geballter Fauſt ins Geſicht ſchlagen, wenn ich Dich neckte, damit ich Dein treueſter Freund werden könnte, allein jetzt muß ich jede Hoffnung von Dir aufgeben.“

Eines Morgens, als wir eben allein im großen Saale waren, ſetzte er ſich auf den Tiſch gerade vor mich, ſah mir lachend in die Augen hinein und ſagte: „Du biſt doch ein größerer Schelm, als ich! Du ſpielſt ja ganz vortrefflich Comödie. Daher wird Dein Bett beſprengt und Deine Perſon beräuchert. Denkſt Du, daß ich es nicht weiß? Du lieſeſt Dante's Comödie!“

Ich wurde über und über roth und fragte ihn, wie er mich deſſen beſchuldigen könne.

„Haſt Du nicht ſelbſt dieſe Nacht im Schlafe mir den Teufel gerade aus der divina commedia beſchrieben? Soll ich Dir eine Geſchichte erzählen? Du beſitzeſt ja viel Phantaſie, und wirſt Dich ſolcher Schilderungen erfreuen. In der Hölle giebt es nicht blos Feuerſeen und verpeſtete Moore, wie Du ja wohl aus Dante weißt, ſondern auch große, ganz mit Eis bedeckte Teiche, in welchen die Seelen auf ewig feſtgefroren ſind; wenn man an dieſen vorüber iſt, ſteigt man in die allertiefſte Tiefe hinab, wo diejenigen ſich befinden, die ihre Wohlthäter verrathen haben, folglich auch Lucifer, der Aufrührer gegen Gott, unſeren größten Wohlthäter. Er ſteht bis an die Bruſt in Eis, mit aufgeſperrtem Rachen, in welchem er Brutus, Caſſius und Judas Iſchărioth feſthält, den Letzteren ſogar mit dem Kopfe abwärts in dem Rachen, während der grimme Lucifer ſeine ungeheuren Fledermausſchwingen ſchüttelt. Siehſt Du, mein Söhnchen, wenn man einen ſolchen Kerl einmal geſehen, vergißt man ihn nicht ſo leicht. Ich habe ſeine Bekanntſchaft in Dante's Hölle gemacht, und ihn haſt Du auf ein Haar dieſe Nacht im Schlafe beſchrieben; da ſagte ich zu Dir, eben ſo wie jetzt: Du haſt ja Dante geleſen! Allein Du warſt damals ehrlicher, als jetzt, denn Du winkteſt mir, zu ſchweigen, und nannteſt unſern liebenswürdigen Habbas Dahdah. Geſtehe es nur auch wach ein, ich werde Dich nicht verrathen! Das iſt endlich doch etwas an Dir, was ich leiden mag. Ja! ja! ich habe die Hoffnung von Dir nie ganz aufgeben können. Allein wo haſt Du das Buch erhaſcht? Bei mir hätteſt Du es haben können, ich habe mir es ſogleich angeſchafft; als Habbas Dahdah ſchlecht von ihm ſprach, begriff ich ſogleich, daß es der Mühe werth wäre, es zu leſen. Die dicken Bände waren freilich geeignet, mich abzuſchrecken, allein um jenen zu ärgern, nahm ich das Buch ſogleich zur Hand, und jetzt leſe ich es zum dritten Male. Iſt die Hölle nicht herrlich? Wo glaubſt Du wohl, daß Habbas Dahdah hinkommt? Er kann es ſowohl heiß, als kalt, bekommen.“

Mein Geheimniß war nun verrathen, allein ich konnte mich auf Bernardo's Verſchwiegenheit verlaſſen. Ein vertrauteres Verhältniß knüpfte ſich zwiſchen uns an; unſere Geſpräche, wenn wir allein waren, drehten ſich nur um die „divina commedia,“ dieſe erfüllte und begeiſterte mich. Ich mußte, was meine Seele und Gedanken beſchäftigte, ausſprechen: Dante und ſein unſterbliches Werk wurde daher mein erſtes, auf dem Papiere niedergeſchriebenes Gedicht.

In meiner Ausgabe der divina commedia ſtand ſeine Lebensbeſchreibung; freilich war es nur eine Skizze, allein mir hinreichend, um ein eigenes Bild von ihm aufzufaſſen. Ich beſang in ihm und Beatrice die reine geiſtige Liebe, ſchilderte ſeinen Schmerz im Kampfe zwiſchen den Schwarzen und den Weißen, die Wanderungen des Geächteten über die Gebirge und ſeinen Tod unter Fremden. Am lebhafteſten ſchilderte ich den Flug der befreiten Seele, ihr Zurückblicken auf die Erde und in die Tiefe hinab; die ganze Darſtellung war in wenigen Zügen von ſeiner unſterblichen Dichtung entlehnt. Das Fegefeuer, ſo wie er ſelbſt es beſchrieben, öffnete ſich wieder; der Wunderbaum prangte mit herrlichen Früchten an den gebogenen Zweigen, die von ewig brauſenden Waſſerfällen benetzt wurden. Er ſaß im Kahne, wo der Engel ſeine großen weißen Schwingen als Segel entfaltete, indem die Gebirge ringsum bebten, während die geläuterten Seelen zum Paradieſe ſtiegen, wo die Sonne und alle Engel, wie Spiegel, die Strahlen von dem ewigen Gotte zurückwarfen, wo Alles Seligkeit war, und die niedrigſte, ſo wie die höchſte Stufe ſie, je nachdem jedes Herz ſie faſſen konnte, gleich groß ertheilte.

Bernardo hörte mein Gedicht und fand es meiſterhaft. „Antonio!“ rief er, „das mußt Du beim Feſte herſagen, das wird Habbas Dabdah recht ärgern. Ja! ja! dies und kein anderes ſollſt Du herſagen, das iſt köſtlich!“

Ich machte eine verneinende Bewegung.

„Wie?“ rief er, „Du willſt nicht? Nun ſo will ich! Martern werde ich ihn mit dem unſterblichen Dante. Liebſter Antonio! Gieb mir Dein Gedicht. Ich ſage es her. Allein dann müßte es freilich auch für das meine gelten. Wirſt Du Dich wohl darein fügen, auf Deine ſchönen Federn zu verzichten, um damit die Dohle zu ſchmücken? Du biſt ja ein Wunder der Nachgiebigkeit, und dies wird ein ſchöner Zug von Dir ſein. Du ſagſt doch ja?“

Gern gab ich ihm nach; ich wünſchte ſelbſt nur zu gern dieſen Spaß zu ſehen, es bedurfte daher nicht vieler Ueberredung.

Es war zu der Zeit Sitte in der Jeſuiten-Schule, ſo wie noch in der Propaganda auf dem ſpaniſchen Platze, daß am 13ten Januar der größte Theil der Schüler als Declamatoren, jeder mit einem Gedichte in den verſchiedenen Sprachen, die hier gelehrt wurden oder ihnen durch Heimath und Geburt eigen waren, „in onore dei santi rè magi“ auftrat. Es war uns geſtattet, ſelbſt einen Stoff zu wählen, der nun der Cenſur unſerer Lehrer unterworfen und nachher von uns ausgearbeitet wurde.

„Und Ihr, Bernardo?“ fragte Habbas Dahdah an dem Tage, als wir unſer Thema angeben ſollten, „Ihr, Bernardo, habt wohl nichts gewählt? Ihr gehört nicht unter das Geſchlecht der Singvögel, an Euch können wir wohl vorüber gehen?“

„O nein!“ war die Antwort, „ich werde es diesmal wagen, und habe beſchloſſen, einen Dichter zu beſingen. Freilich den größten nicht, dazu fehlt es mir an Muth, allein ich habe an einen der geringeren gedacht, an Dante.“

„Ei, ei!“ entgegnete Habbas Dahdah, „er will auftreten, und mit Dante auftreten! Das wird ein Meiſterwerk werden, das ich wohl anhören möchte. Allein da alle Cardinäle und Fremde aus allen Ländern der Welt herkommen, wird es doch wohl am beſten ſein, dieſe Beluſtigung bis zur Carnevals-Zeit aufzuſchieben.“

Mit dieſen Worten ging er an ihm vorüber; aber Bernardo ließ ſich damit nicht abfertigen und wußte von den anderen Lehrern die Genehmigung zu erhalten. Jeder hatte nun ſeinen Gegenſtand, ich wählte die Schönheit Italiens.

Man ſollte freilich ſeine Arbeit auf eigene Hand ausführen, allein es war kein geringes Mittel, um Habbas Dahdah zu gewinnen und eine Art Sonnenglanz auf dieſem ſauertöpfiſchen Geſichte zu verbreiten, wenn man ihm ſein Gedicht zum Durchleſen gab und ſich Rath und Belehrung von ihm erbat; gewöhnlich arbeitete er dann das ganze Gedicht um und flickte und beſſerte daran, ſo daß es eben ſo ſchlecht, als vorher, nur auf eine andere Manier, wurde; fiel es dann irgend einem Fremden ein, das Gedicht zu loben, ſo wußte er dabei ganz leicht hinzuwerfen, daß man ja dieſen Verſuchen einige kleine Funken des eigenen Witzes beifügte, das Grobe abfeilte u. ſ. w.

Mein Gedicht von Dante, das Bernardo als ſein eigenes herſagen wollte, kam ihm gar nicht vor die Augen.

Endlich rückte der Tag heran. Die Wagen rollten ſchon durch den Thorweg; die alten Cardinäle in ihren rothen Mänteln mit langen Schleppen traten hinein und nahmen in den ſtattlichen Lehnſeſſeln Platz. Zettel mit unſeren Namen und in derſelben Sprache, in welcher die Gedichte geſchrieben waren, wurden ausgetheilt. Habbas Dahdah hielt die Einleitungsrede, und jetzt erfolgten Gedichte in ſyriſcher, chaldäiſcher, coptiſcher Sprache, ja ſelbſt in Sanskrit, in engliſcher und anderen ſeltſamen Zungen; je fremder aber und je ſonderbarer die Sprache klang, um ſo größer ward der Beifall; das herzlichſte Lachen miſchte ſich unter Bravo und Zujauchzen.

Mit zitterndem Herzen trat ich auf und ſagte die wenigen Strophen auf mein Italien her. Ein wiederholtes Bravorufen der ganzen Verſammlung begrüßte mich, die alten Cardinäle klatſchten mir Beifall zu und Habbas Dahdah lächelte ſo freundlich, als es ihm möglich war, und bewegte zwiſchen ſeinen Händen prophetiſch den Kranz; denn in der italieniſchen Sprache war nur noch Bernardo zurück, und es war nicht zu vermuthen, daß das engliſche Gedicht, das auf das ſeinige folgte, einige Lorbeeren gewinnen würde.

Jetzt trat Bernardo an das Katheder vor. Mit Unruhe folgten ihm meine Augen und mein Ohr. Stolz und kühn ſprach er mein Gedicht von Dante; eine tiefe Stille herrſchte im Saale. Alle ſchienen von der wunderbaren

Kraft ergriffen, die er hinein zu legen wußte. Ich kannte ja jedes Wort, allein ſie erklangen mir wie der Geſang des auf Tonflügeln emporſteigenden Dichters. Der einſtimmigſte Beifall fiel ihm zu. Die Cardinäle erhoben ſich. Alles war zu Ende; der Kranz wurde Bernardo laut zuerkannt, nur der Ordnung wegen wurde noch das letzte Gedicht gehört; es erhielt auch Beifall, aber gleich darauf war wieder nur von der Schönheit und der Begeiſterung die Rede, welche das Gedicht von Dante auszeichneten.

Meine Wangen glühten, meine Bruſt ſchwoll, ich empfand eine unbeſchreiblich namenloſe Seligkeit, meine ganze Seele trank den Weihrauch, der dem Bernardo gebracht wurde, ein; ich warf den Blick auf ihn, er war ein ganz Anderer geworden, als ich ihn je zuvor geſehen hatte; todtenblaß, mit dem Auge auf die Erde geheftet, ſtand er, der ſonſt Allen ſo keck in die Augen ſchaute, wie ein Verbrecher da. Habbas Dahdah zeigte ſich als ein völlig ähnliches Seitenſtück zu ihm und ſchien in ſeiner Zerſtreuung den Kranz zerpflücken zu wollen, als endlich Einer der Cardinäle ihn nahm und ihn Bernardo, der niederknieend das Geſicht in die beiden Hände drückte, um die Schläfe legte.

Nach dem Feſte ſuchte ich Bernardo. „Morgen!“ rief er, und riß ſich los.

Den folgenden Tag bemerkte ich, wie er mich vermied, und das that mir weh; denn mein Herz hing unendlich an ihm; es brauchte eine trauliche Seele in dieſer Welt, und hatte ihn auserkoren.

So gingen zwei Abende hin; da warf er ſich an meine Bruſt, faßte meine Hand und ſagte: „Antonio! ich muß mit Dir reden; länger kann ich es nicht ertragen, und will es auch nicht. Als man den Kranz auf mein Haupt drückte, war es mir, als würde es von tauſend Dornen durchbohrt. Das Lob klang mir wie Spott; die Ehre gebührte ja Dir. Ich ſah die Freude in Deinem Auge, und damit Du es weißt — ich haßte Dich — Ja! Du biſt mir nicht mehr, was Du mir geweſen biſt; das iſt ein ſchlimmes Gefühl, weshalb ich Dich um Verzeihung bitte; allein wir müſſen uns trennen. Hier gehöre ich doch nicht zu Hauſe! Ich will fort von hier, um nicht das nächſte Jahr zum Geſpötte zu werden, wenn die geſtohlenen Federn mir fehlen. Mein Oheim wird und muß für mich Sorge tragen. Das habe ich ihm geſagt, ich habe es ſogar über mich gewonnen, ihn darum anzuflehen — ich habe mich, meiner Natur zuwider, herabgewürdigt — und, mir ſcheint, als ſeieſt Du an Allem Schuld. Ich fühle eine Bitterkeit gegen Dich, die mich peinigt, bis in die Seele peinigt — nur in einem durchaus neuen Verhältniſſe können wir Freunde bleiben — und das wollen wir ſein, verſprich es mir, Antonio!“

„Du biſt ungerecht gegen mich, ungerecht gegen Dich ſelbſt. Denken wir nicht mehr an das läppiſche Gedicht, oder an die ganze Geſchichte. Reiche mir die Hand, Bernardo, und betrübe mich nicht mit ſolcher ſeltſamen Rede.“

Wir bleiben immer Freunde,“ ſagte er, und verließ mich. Spät am Abend kehrte er erſt in ſein Schlafzimmer zurück, und den folgenden Morgen war es ſchon bekannt, daß er die Schule verließe, um einer andern Beſtimmung zu folgen.

„Er fuhr ja wie eine Sternſchnuppe ab,“ bemerkte Abbas Dahdah ironiſch; „er verſchwand, ſobald man den Glanz bemerkte. Das Ganze war Knall, und das war auch das Gedicht! Ich habe es ja, damit dieſer Schatz nicht untergehe. — Heilige Jungfrau! wenn man es recht beſieht, was iſt es denn! Iſt das Poeſie? Es bewegt ſich Alles aus und ein, ohne Geſtalt, ohne Geſchick. Erſt meinte ich, daß es einer Vaſe ähnlich ſehen ſollte, dann einem franzöſiſchen Weinglas oder einem mediſchen Säbel; aber wie ich es auch drehte und wendete, war und blieb es eine trockene Regiſterform. An drei Stellen hat es einen Fuß zu viel; ſchreckliche Hiaten ſind da, und fünf und zwanzig Mal braucht er das Wort divina, als wenn die Dichtung durch die Wiederholung dieſes Worts divina würde. Gefühl und nur Gefühl! Das iſt es nicht, was den Dichter macht. Welch ein Phantaſie-Gefecht; bald iſt man hie, bald iſt man da; auch der Gedanke iſt es nicht; nein, die Beſonnenheit allein, die goldene Beſonnenheit! Der Dichter darf ſich nicht von ſeinem Stoff hinreißen laſſen; kalt, eiskalt muß er ſein, das Kind ſeines Herzens zergliedern und gewahren können, wie es in den einzelnen Theilen ausſieht; nur ſo entſteht ein wahres Kunſtwerk; nicht durch Sturm und Drang, nicht durch Hinſudeln, nicht durch wilde Begeiſterung. Dann ſetzen ſie einem ſolchen Jungen den Kranz auf's Haupt, ſtatt ihm ob ſeiner geſchichtlichen Fehler, ſeiner Hiaten, ſeiner Jämmerlichkeiten das Fell zu gerben! Ich habe mich geärgert, und das verträgt ſich nicht mit meiner Conſtitution. Ueber den abſcheulichen Bernardo!“

So klang ungefähr Habbas Dahdah's Lobrede.

VIII.

Ein unwillkommenes und ein willkommenes Zuſammentreffen. Die kleine Aebtiſſin. Der alte Jude.

Wir vermißten Alle den wilden muthwilligen Bernardo, und Niemand vermißte ihn mehr, als ich. Es wurde Alles öde und leer ringsum, ſo däuchte es mir; meine Bücher genügten mir nicht; in meiner Seele erklangen Diſſonanzen, die ich nicht aufzulöſen vermochte. Die Muſik allein führte eine augenblickliche Harmonie herbei; in der Welt der Töne erhielt mein Leben und mein ganzes Streben erſt Klarheit; hier fand ich mehr, als irgend ein Dichter, ſelbſt Dante, ausſprach; nicht bloß das Gefühl faßte hier das ſeelenvolle Bild auf, ſondern der ſinnliche Theil, das Ohr, ſog deſſen lebendiges Weſen ein. Jeden Abend ſangen mir vor dem Madonnenbilde an der Mauer die Kinderſtimmen ein Andenken an meine zarteſte Jugend vor; es klang wie ein Wiegenlied von der ſchwermuthvollen Sackpfeife der Pifferari; ich vernahm ja in ihm den einförmigen Geſang des vermummten Leichengefolges, der an dem Sarge meiner Mutter erklang. Ich begann, über das Vergangene und auf das, was kommen würde, nachzuſinnen. Es wurde mir ſo wunderbar eng um's Herz; ich mußte ſingen, alte Melodieen klangen mir im Ohre, und die Worte derſelben tönten laut von den Lippen, ja gar zu laut, denn ſie ſtörten den durch mehrere Zimmer entfernten Habbas Dahdah, der mir ſagen ließ, daß hier weder ein Opernhaus, noch eine Singſchule wäre, und daß keine Tremulanten in der Jeſuiten-Schule wiederhallen dürften, die ausgenommen, welche zu Madonna's Lob erklängen. Schweigend lehnte ich dann mit dem Kopfe an den Fenſterpfoſten, den Blick gegen die Straße, den Gedanken in mich ſelbſt gerichtet.

„**Felicissima notte**, Antonio!"*) klang es zu mir hinauf. Ein ſchönes ſtolzes Pferd machte Capriolen unter meinem Fenſter und ſprengte dann mit ſeinem flinken Reiter fort. Es war ein päpſtlicher Offizier. Mit jugendlicher Geſchmeidigkeit verneigte er ſich auf dem Pferde, grüßte und grüßte, bis er mir aus dem Geſichte war, allein ich hatte ihn erkannt. Es war Bernardo, der glückliche Bernardo!

Wie verſchieden war doch ſein Leben von dem meinigen. Nein, ich mochte nicht daran denken; ich drückte den Hut tief in die Augen nieder, und wie von einem böſen Dämon verfolgt, eilte ich hinaus und fort, wohin der Wind mich führen wollte. Ich dachte gar nicht daran, daß jeder Schüler in der Jeſuiten-Schule, in der Propaganda und in jeder Lehranſtalt in den päpſtlichen Staaten, wann er in die Stadt ſich begab, von einem älteren oder gleich alten Schüler begleitet ſein mußte, und nie ohne ſpecielle Erlaubniß ſich allein zeigen durfte. Ein ſo allgemein bekanntes Geſetz war uns nie eingeſchärft worden. Ich vergaß ganz, daß meine Freiheit in dieſer Weiſe beſchränkt war, und ging in dieſer Beziehung ruhig fort. Der alte Cuſtode dachte wohl, daß ich Erlaubniß dazu habe.

---

*) Der Nordländer wünſcht „gute Nacht! ſchlafe wohl!" die Italiener „die glücklichſte Nacht!" Die Nächte des Südens beſitzen mehr als — Träume.

Im Corſo wimmelte es von Equipagen. Eine Reihe Wagen mit Römern und Fremden fuhr auf-, eine andere abwärts; ſie machten die Abendpromenade. Leute ſtanden haufenweiſe um die ausgehängten Kupferſtiche des Kunſthändlers, und die Bettler naheten ſich, um einen Bajok zu erhalten; es war ſchwer durchzukommen, wollte man ſich nicht zwiſchen den Wagen durchdrängen; ich war ſo eben durchgeſchlüpft, als eine Hand mich am Kleide feſthielt und ich eine häßliche Stimme flüſtern hörte: „buon giorno, Antonio!“

Ich ſah hinab. Da ſaß mein Oheim, der häßliche Peppo, mit den zwei welken Beinen an den Seiten aufgebunden und mit den Brettchen um ſich vorwärts zu ſchieben. So nahe waren wir uns ſeit vielen Jahren nicht geweſen; ich war ihm immer durch große Umwege entgangen, hatte die ſpaniſche Treppe, wo er hauſte, vermieden, und wenn ich in einer Prozeſſion oder mit den andern Schülern an ihm vorüber mußte, mir Mühe gegeben, ſo gut wie ich nur konnte, das Geſicht zu verbergen.

„Antonio! mein eigen Blut!“ ſagte er, mich am Kleide feſthaltend. „Kennſt Du Peppo nicht, den Bruder Deiner Mutter? Denke an Sanct Joſeph*), ſo haſt Du meinen Namen! Ach, wie biſt Du groß und männlich geworden!“

„Laßt mich!“ rief ich, denn die umſtehenden Leute ſahen uns an.

„Antonio!“ verſetzte er, „erinnerſt Du Dich, als wir zuſammen auf dem kleinen Eſel ritten? Süßes Kind! ja nun ſitzeſt Du auf einem höheren Pferde, willſt Deinen armen Oheim nicht kennen, ihn nie auf der Treppe beſuchen? Du haſt mir doch die Hand geküßt, und auf meinem armen Stroh geſchlafen; ſei nicht undankbar, Antonio!“

„So laßt mich doch!“ rief ich, und riß das Kleid aus ſeinen Händen, fuhr durch die einander kreuzenden Wagen hinein und gerieth in eine Seitenſtraße; mein Herz klopfte vor Schrecken, vor — ja wie ſoll ich es nennen — vor gekränktem Stolz; ich glaubte mich von allen Menſchen, die uns geſehen hatten, verhöhnt; doch nur einen Augenblick war dies Gefühl vorherrſchend, da erwachte ein anderes, noch bittreres:

Jedes von ihm ausgeſprochene Wort war ja wahr; ich war ja das einzige Kind ſeiner Schweſter; ich empfand das Grauſame in meinem Betragen, ſchämte mich vor Gott und vor mir ſelbſt. Es lag mir wie brennendes Blei auf dem Herzen; wäre ich nun allein mit Peppo geweſen, ich hätte ihm die häßlichen Hände küſſen und ihn um Verzeihung bitten können. Ich war in meinem Innerſten erſchüttert.

---

*) Peppo iſt eine italieniſche Abkürzung des Namens Giuſeppe (Joſeph).

Da läutete die Glocke zum Ave Maria von der Kirche San Agoſtino; meine Sünde ruhete ſchwer auf meiner Seele, ich ging hinein, um die Mutter Gottes anzuflehen. — Unter den hohen Gewölben war es noch dunkel und leer. Die Lichter auf den verſchiedenen Altären brannten matt und ſchläfrig, wie Zunder in der Nacht, wenn der feuchte Sirocco weht. Meine Seele ſog Troſt und Vergebung ein.

„Signore Antonio!“ flüſterte eine Stimme dicht neben mir, „Eccellenza iſt gekommen und die ſchöne Signora mit! Alle von Firenze ſind da, und Ihr Gottes-Engelchen auch. Ihr könnt ſogleich Euren Beſuch ablegen und Euer Willkommen bringen.“

Es war die alte Fenella, die Hausfrau des Pförtners im Palazzo Borgheſe. Meine Wohlthäterin mit Gatten und Kind war alſo da, ich hatte ſie in einigen Jahren nicht geſehen. Meine Seele war ganz Freude, ich eilte ſogleich fort, und bald begrüßten die alten freundlichen Geſichter mich wieder.

Fabiani war mild und gnädig, Francesca mütterlich froh, mich zu ſehen. Sie brachte mir ihre kleine Tochter Flaminia, ein freundliches Kind mit wunderbar klaren Augen; ſie reichte mir ſogleich den Mund zum Küſſen, hatte mich gern, und in zwei Minuten waren wir ſchon alte

Bekannte und Freunde. Sie ſaß auf meinem Arme und lachte laut vor Freude, wenn ich mit ihr im Saale umher tanzte und eins von meinen alten luſtigen Liedern ſang.

„Mache mir nicht meine kleine Aebtiſſin*) zu einem Weltkinde,“ ſagte Fabiani lächelnd, „ſiehſt Du nicht, daß ſie ſchon das Zeichen ihrer Würde trägt?“ und nun zeigte er mir ein kleines ſilbernes Crucifix, das an einer Schnur an der Bruſt des Kindes hing. „Der heilige Vater ſelbſt hat es ihr gegeben, ſie trägt ſchon den Seelenbräutigam an ihrem Herzen.“

In der Fülle glücklicher Liebe hatten ſie der Kirche ihr erſtes weibliches Kind gelobt, und der Papſt hatte der Kleinen ſchon in der Wiege das heilige Zeichen geſchenkt; als eine Verwandte der reichen Borgheſiſchen Familie ſtand der erſte Platz in Roms Frauenklöſtern ihr offen, weshalb ſie, ſammt ihrer ganzen Umgebung, ſie ſchon mit dem Ehrennamen, die kleine Aebtiſſin, nannte. Jede Erzählung, jedes Spiel ging darauf aus, ihr eine Idee von der Welt, für die ſie nun eigentlich lebte, und von dem Glücke, das ihrer harrte, beizubringen.

Sie zeigte mir ihr Jeſuskindlein, ihre kleinen, weiß angezogenen Nonnen, die jeden Tag in die Meſſe gingen; ſtellte ſie, wie die Amme ſie gelehrt hatte, in zwei Reihen auf den Tiſch, und erzählte mir nun, wie ſchön ſie ſängen und das ſchöne Jeſuskind verehrten. Ich zeichnete ihr luſtige Bauern hin, die in ihren langen wollenen Kitteln um den ſteinernen Triton tanzten, Polichinellen, wovon die einen auf dem Buckel der andern ſaßen, und die neuen Bilder machten der Kleinen viel Vergnügen. Sie küßte ſie vielmals, riß ſie dann in ihrem Muthwillen entzwei, und ich mußte neue zeichnen. So ging es fort, bis wir uns trennten, denn die Amme brachte die kleine Aebtiſſin zu Bette, ihre Schlafſtunde war ſchon längſt gekommen.

---

*) Es iſt Sitte bei den meiſten italieniſchen Familien, daß, wenn eine der Töchter von Jugend an dem Kloſter beſtimmt wird, dieſer ſogleich irgend ein Ehrenname, der auf ihre Beſtimmung deutet, beigelegt wird, wie die Jeſusbraut, die Nonne, die Aebtiſſin ꝛc.

Fabiani und Francesca befragten mich über die Jeſuitenſchule, ob ich geſund und zufrieden ſei, verſprachen mir, mich ſtets lieb zu behalten und wünſchten mir Glück und Heil.

„Wir müſſen uns täglich ſehen,“ ſagte ſie, „beſuche uns recht fleißig während unſers Aufenthaltes hier.“ Auch nach der alten Domenica in der Campagna fragte ſie, und ich erzählte ihr, wie glücklich die Alte wäre, wenn ich einmal, wiewohl dies ſelten ſei, im Herbſte oder im Frühlinge zu ihr hinaus käme, wie ſie dann Caſtanien für mich briet und im Geſpräche von der Zeit, wo wir zuſammen lebten, wieder jung zu werden ſchien; auch mußte ich dann jedes Mal den kleinen Winkel beſehen, wo ich geſchlafen, und die Bilder, die ich gezeichnet hatte, welche ſie noch neben ihrem geweihten Roſenkranze und ihrem alten Gebetbuche aufbewahrte.

„Wie komiſch er ſich verbeugt,“ ſagte Francesca zu Fabiani, als ich beim Fortgange mein Compliment machte. „Das iſt zwar vortrefflich, daß der Geiſt ausgebildet wird, allein der Körper darf doch auch nicht vernachläſſigt werden; darauf wird in der Welt viel geſehen; aber es wird kommen, nicht wahr, Antonio?“ und lächelnd reichte ſie mir die Hand zum Küſſen hin.

Es war noch früh am Abend, als ich unten auf der Straße ſtand, um nach Hauſe zurück zu kehren, allein es war ſtockfinſter. Damals befanden ſich noch keine Laternen in Rom, ſie ſind, wie bekannt, erſt in den letzten Jahren angebracht worden. Die Lampen vor den Madonnenbildern waren das einzige Licht in den engen holperigen Straßen. Ich mußte mit den Händen umher tappen, um nicht anzuſtoßen, und ſo mit den Begegniſſen dieſes Nachmittages in den Gedanken beſchäftigt, bewegte ich mich langſam vorwärts.

Im Gehen ſtieß meine Hand an einen Gegenſtand.

„Zum Teufel!“ erklang eine bekannte Stimme, „ſtoßt mir nicht die Augen aus, dann ſehe ich noch weniger.“

„Bernardo!“ rief ich froh, „endlich einmal begegnen wir uns doch!“

„Antonio! mein liebſter Antonio!“ rief er, und faßte mich unter den Arm. „Das iſt ja ein luſtiges Zuſammentreffen. Wo kommſt Du her? Von einem kleinen Abenteuer? Das erwartete ich nicht von Dir; aber ertappt biſt Du auf den Wegen der Finſterniß. Wo iſt der Sclaven-Corporal, der Cicisbeo, oder wie Du Deinen treuen Begleiter nennſt.“

„Ich bin ganz allein!“ ſagte ich.

„Allein?“ wiederholte er, „Du biſt doch im Grunde ein flinker Burſche. Du ſollteſt in die päpſtliche Garde hinein; vielleicht könnte doch noch etwas Ordentliches aus Dir werden.“

Ich erzählte ihm mit wenigen Worten von der Ankunft der Eccellenza und der Signora, und äußerte nun meine Freude ob dieſes Zuſammentreffens. Seine Freude darüber war eben ſo groß wie die meinige; wir vergaßen ganz die Dunkelheit rings um uns, und plauderten im Gehen fort, ohne daran zu denken, wohin oder in welcher Richtung wir wanderten.

„Sieh, Antonio!“ ſprach er, „nun habe ich erſt gelernt, was das Leben iſt, Du kennſt es gar nicht; es iſt zu luſtig, um es auf der harten Schulbank und bei Habbas Dahdah's verſchimmelten Reden zu verpaſſen. Mein Pferd weiß ich zu tummeln, Du haſt mich ja heute geſehen? und die ſchönen Signoren ſenden mir — ach, ſo verſengende Blicke! Ich bin ja auch ein recht nettes Kerlchen, dem die Uniform gut ſteht. Ueber die verdammte Finſterniß hier! Du kannſt mich ja gar nicht ſehen. Meine neuen Gefährten haben mich in die Welt geführt. Es ſind nicht ſolche Stubenhocker wie Ihr! Wir leeren unſere Becher auf das Wohlergehen des Staates, haben auch unſere kleinen Abenteuer, die zu wiſſen Deine Heiligkeit freilich nicht ertragen kann. Wie biſt Du doch ſo gar nicht ein Mann, Antonio! ich habe in dieſen wenigen Monaten Erfahrungen von zehn Jahren gemacht. Jetzt fühle ich meine Jugend; ſie brauſ't in meinem Blute, quillt in meinem Herzen, und ich genieße ſie, genieße ſie in langen Zügen, während noch meine Lippen brennen, und dieſer kitzelnde Durſt unauslöſchlich iſt.“

„Du biſt in keiner guten Geſellſchaft, Bernardo!“ ſagte ich.

„In keiner guten?“ unterbrach er mich. „Predige mir keine Moral! Was haſt Du gegen meine Geſellſchaft einzuwenden? Meine Gefährten ſind von dem reinſten Patricier-Blute, das Rom beſitzt. Wir ſind die Ehrenwache des heiligen Vaters. Sein Segen vertilgt unſere kleinen Sünden! In den erſten Tagen, nachdem ich die Schule verlaſſen hatte, hingen mir noch einige dieſer Kloſterbegriffe an, allein ich war ſo klug, meine Gefährten nichts davon merken zu laſſen; ich trieb mich raſch mit ihnen umher; mein Fleiſch und Blut, mein ganzes eigentliches Ich bebte von Lebensluſt, und ich folgte dieſem Triebe, weil er der ſtärkere war; allein ich vernahm zu gleicher Zeit eine arge böſe Stimme in mir, es war die propagandiſche Kloſterzucht, das letzte Reſtchen kindiſcher Begriffe, die mir zuflüſterten: „Du biſt nicht mehr unſchuldig wie das Kind!“ ſpäter habe ich darüber gelacht, jetzt verſtehe ich es beſſer. Ich bin Mann, habe das Kind aus dem Aermel geſchüttelt; das war es, das Kind weinte, als es ſeinen Willen einbüßte. — Allein wir ſind ja an der Chiavica angelangt, die beſte Oſterie, wo ſich die Künſtler verſammeln; komm mit, wir müſſen doch zur Feier dieſes lieben Zuſammentreffens eine Fogliette leeren. Komm! Es iſt luſtig da drinnen.“

„Wo denkſt Du hin!“ entgegnete ich, „wenn man in der Jeſuiten-Schule erführe, [illegible] ich hier mit einem der Offiziere der päpſtlichen Garde geweſen?“

„Ja! das wäre wohl ein großes Unglück, ein Glas

Wein zu trinken und die fremden Künſtler ein Lied in der Sprache ihres Vaterlandes, in deutſcher, franzöſiſcher, engliſcher, und mag Gott wiſſen, in welcher Zunge ſingen zu hören! Es geht da luſtig zu, das kannſt Du glauben.“

„Was Dir angemeſſen iſt, iſt mir verpönt, nichts mehr davon, und“ unterbrach ich mich ſelbſt, als ich von der kleinen Querſtraße Gelächter und Bravorufen hörte, und gern das Geſpräch anderswo hinlenken mochte, „ſieh mal, welch ein Haufe von Leuten! Was mag das bedeuten? Ich glaube, Jemand macht da Künſte gerade unter dem Madonnenbilde.“ Ich zog ihn mit dahin.

Burſche und Knaben aus der unterſten Claſſe des Volks hatten die Straße geſperrt; ſie bildeten einen länglichen Kreis um einen alten Juden, den ſie, wie wir hörten, zwingen wollten, über einen Stock, welchen einer der Burſche hielt, zu ſpringen, wenn er aus der Gaſſe hinaus wollte.

Es iſt eine bekannte Sache, daß in Rom, der erſten Stadt der Chriſtenheit, die Juden nur in dem ihnen angewieſenen Quartiere, dem engen ſchmutzigen Ghetto wohnen dürfen; jeden Abend wird das Thor deſſelben verſchloſſen, und Soldaten halten die Wache, damit Niemand hinein- oder herauskommen kann. Jährlich müſſen die Aelteſten ſich nach dem Capitolium begeben, und knieend um Erlaubniß bitten, noch ein Jahr ſich in Rom aufhalten zu dürfen, ſich erbieten, die Ausgaben bei dem Wettrennen des Carnevals zu bezahlen, und verſprechen, daß ſie alle zuſammen einmal im Jahre an einem beſtimmten Tage ſich in einer katholiſchen Kirche einfinden und eine Bekehrungspredigt anhören wollen.

Der alte Mann, den wir hier vor uns ſahen, war an dieſem dunkeln Abend allein durch die Straße geſchlichen, wo die Knaben ſpielten und die Burſche mit dem Morraſpiel beſchäftigt waren. „Seht Ihr den Juden,“ hatte Einer gerufen, und nun verhöhnten und verſpotteten ſie den alten Mann, und als er ſchweigend ſeinen Gang fortſetzen wollte, verſperrten ſie ihm die Straße. Einer der Burſche, ein feiſter, breitſchulteriger Kumpan, hielt einen langen Stock ausgeſtreckt und rief: „Na, Jude, ſtrenge jetzt Deine Beine an, bald wird das Ghetto verſchloſſen, Du kannſt ſonſt dieſe Nacht nicht hinein. Schnell denn; laß uns ſehen, wie leichtfüßig Du biſt!“

„Springe, Jude!“ riefen die Jungen, „Abraham's Gott wird Dir helfen.“

„Habe ich Euch denn was zu Leide gethan?“ ſagte dieſer, auf das Madonnenbild zeigend, „laßt mich armen alten Mann in Frieden, und verſpottet meine grauen Haare nicht vor der, die Ihr ſelbſt um Erbarmen anflehet.“

„Glaubſt Du,“ rief der Burſche, „daß der Madonna etwa an einem Juden gelegen iſt? Willſt Du gleich ſpringen, alter Hund!“ und nun ballte er die Fauſt gegen ihn, und die Jungen rückten immer näher um ihn zuſammen.

Da ſprang Bernardo hervor, drängte die Nächſten zur Seite, riß ſchnell wie ein Blitz den Stock aus der Hand des Burſchen, hielt jenen ausgeſtreckt vor ihn hin und rief, indem er den Säbel über ſeinem Kopfe ſchwang, mit ſtarker männlicher Stimme: „Springe jetzt Du, oder ich ſpalte Dir den Kopf! Zaudere nicht, bei allen Heiligen! ich zerhaue Dir den Schädel, wenn Du nicht ſpringſt!“

Der Burſche ſtand wie aus den Wolken gefallen unter der erſtaunten Menge. Die donnernden Worte, der gezogene Säbel, die päpſtliche Offizier-Uniform: Alles traf wie ein elektriſcher Schlag, von dem erſchüttert er einen großen Sprung über denſelben Stock machte, den er kurz vorher dem armen Juden hingehalten hatte. Die ganze Verſammlung ſchien eben ſo überraſcht; Niemand wagte ein Wort zu ſprechen, ſondern alle ſahen dem Vorgange beſtürzt zu. Kaum war der Burſche hinüber geſprungen, als Bernardo ihn an die Schulter faßte und ihn mit der Fläche des Säbels leiſe an die Wange klopfte:

„Bravo, mein Hündchen!“ ſagte er, „gut gemacht! noch einmal daſſelbe Kunſtſtück, und dann denke ich, wirſt Du von den Hundekünſten genug haben.“

Der Burſche mußte nochmals ſpringen, und die Verſammlung, die gleich die luſtige Seite des Vorgefallenen auffaßte, rief Bravo und klatſchte dabei in die Hände.

„Wo biſt Du, Jude?“ fragte Bernardo, „komm, ich werde Dich begleiten!“ allein Niemand gab Antwort. Er war ſchon weit.

„Komm,“ ſagte ich, als wir aus dem Haufen heraus waren, „komm! Sie mögen ſagen, was ſie wollen, jetzt werde ich eine Fogliette Wein mit Dir leeren. Auf Dein

Wohlergehen will ich trinken. Freunde werden wir immer bleiben, wie auch unſere Verhältniſſe ſich geſtalten mögen!“

„Du biſt ein Thor, Antonio,“ erwiederte er, „und ich im Grunde auch, daß mich der rohe Burſche hat ärgern können; ich denke doch, daß er jetzt nicht ſobald Jemand ſpringen laſſen wird.“

Wir traten in die Oſterie; keiner von den luſtigen Gäſten bemerkte uns. In einer Ecke ſtand ein kleiner Tiſch, dahin ließen wir uns eine Fogliette Wein bringen und ſtießen auf unſer glückliches Zuſammentreffen und auf dauernde Freundſchaft an; dann trennten wir uns. Ich eilte nach der Jeſuitenſchule, wo der alte Cuſtode, mein beſonderer Freund, mich unbemerkt einließ, und bald ſchlief ich und träumte von den vielen Begebniſſen des verfloſſenen Abends.

IX.

Das Judenmädchen.

Daß ich ohne Erlaubniß einen Abend außer dem Hauſe zugebracht, ja ſogar in einer Oſterie mit Bernardo Wein getrunken hatte, beunruhigte mich zwar nachher, aber der Zufall war mir günſtig; Niemand hatte mich vermißt, oder man hatte auch, wie der alte Cuſtode, geglaubt, daß mir Erlaubniß ertheilt war; ich war ja ſonſt als der ruhigſte, gewiſſenhafteſte Schüler bekannt. So verging eine geraume Zeit. Ich ſtudirte fleißig und beſuchte zuweilen meine edle Wohlthäterin; dies war meine größte Ermunterung. Ihre kleine Aebtiſſin wurde mir von Tag zu Tag lieber, ich brachte ihr Bilder, die ich ſelbſt als Kind gezeichnet, allein wenn ſie einige Augenblicke mit ihnen geſpielt hatte, flogen ſie in vielen Stücken im Zimmer umher; ich raffte dann die Stücke zuſammen und hob ſie auf.

Zu der Zeit las ich Virgil. Das ſechste Buch, wo die cumäiſche Sybille Aeneas in die Unterwelt hinabführt, zog mich wegen der Verwandtſchaft des Inhalts mit Dante an. Ich gedachte dabei meines Gedichts, und eben dadurch recht lebhaft Bernardo's, den ich lange nicht geſehen hatte; ich ſehnte mich nach ihm. Es war eben an einem der Wochentage, wo die Galerien des Vaticans offen ſtehen. Ich erbat mir die Erlaubniß auszugehen, um die ſchönen marmornen Götter und die trefflichen Bilder zu ſehen, allein mein eigentlicher Zweck war, meinen lieben Bernardo zu treffen.

Ich befand mich ſchon in dem großen offenen Bogengange, wo die ſchöne Büſte von Raphael ſteht und wo die ganze Decke die Bibel in ſchönen Bildern, von dieſem großen Meiſter ſkizzirt und von ſeinen Schülern ausgeführt, umfaßt. Die ſeltſamen Arabesken längs der Mauer, die Legion von Engeln, die in jedem Bogen entweder knieen oder auf großen Schwingen in das Unendliche hinauf ſchweben, waren mir nichts Neues; dennoch verweilte ich lange hier, als betrachtete ich die Bilder, harrte aber eigentlich eines glücklichen Zufalles, der Bernardo durch die Logen führen würde. An das gemauerte Geländer gelehnt, betrachtete ich die prächtige Gebirgsformation, die ſtolzen Wellenlinien jenſeits der Campagna; allein der Blick ſpähete auch in die Höfe des Vaticans hinab, wenn nur ein Säbel an den breiten Flieſen klirrte, in der Hoffnung, daß es Bernardo ſein möchte, aber er kam nicht.

Vergebens ſchlenderte ich durch die Stanzen, blieb vor der Nilgruppe und dem Laokoon ſtehen; aber es war mit meinem Beſchauen kein rechter Ernſt. Ich wurde übler Laune; Bernardo war nicht zu entdecken; daher ſchien mir auch der Heimweg eben ſo unterhaltend, wie der Torſo und der köſtliche Antinous.

Da hüpfte eine leichte Geſtalt mit Federbuſch und klingenden Sporen über den Gang, und ich hinterher. Es war Bernardo; ſeine Freude entſprach der meinigen. Schnell zog er mich mit ſich fort, denn er hätte mir, ſagte er, tauſend Dinge zu erzählen.

„Du weißt nicht, was ich gelitten habe und noch leide. Du ſollſt mein Arzt ſein. Nur Du mit den magiſchen Kräutern kannſt mir helfen!“ Mit dieſen Worten führte er mich durch den großen Saal, wo die päpſtlichen Schweizer die Wache haben, in ein großes, für den wachehabenden Offizier eingerichtetes Zimmer.

„Du biſt doch nicht krank?“ fragte ich. „Das kann doch nicht der Fall ſein, denn Deine Augen brennen und Deine Wangen ſtrotzen ja vor Geſundheit.“

„Ja, ja, ſie brennen!“ ſeufzte er. „Ich brenne vom

Kopfe bis zum Fuße. Allein jetzt iſt Alles gut. Du biſt mein Glücksſtern, bringſt herrliche Abenteuer und gute Ideen, Du mußt helfen! Setze Dich doch, ach! Du weißt nicht, wie viel ich ſeit dem Abend, den wir mit einander zugebracht, erlebt habe. Allein Dir will ich Alles anvertrauen! Du biſt ein ehrlicher Freund, und mußt ſelbſt mit in das Abenteuer hinein!“

Ich wollte reden, allein er ließ mich nicht zu Worte kommen, ich mußte hören, was ihn ſo mächtig bewegte.

„Erinnerſt Du Dich des Juden?“ ſagte er, „des alten Juden, den die Buben zum Springen zwingen wollten, und der fortlief, ohne mir wegen meiner ritterlichen Hülfe zu danken. Ich hatte ſeitdem ihn und die ganze Geſchichte vergeſſen. Einige Tage darauf kam ich zufällig an dem Eingange zum Ghetto vorüber; ich bemerkte es nicht einmal, bevor die dort aufgeſtellte Schildwache präſentirte, denn ich gehöre ja jetzt unter die Leute vom Range; ich grüßte dann wieder und erblickte zu gleicher Zeit einen Haufen niedlicher, ſchwarzäugiger Mädchen orientaliſchen Stammes innerhalb des Thores; Du kannſt daher wohl begreifen, daß mir die Luſt ankam, die enge ſchmutzige Straße zu durchwandern. Das Ganze ſchien mir wie eine einzige Synagoge; die Häuſer wie Wände ſtreckten ſich an einander gelehnt hoch gen Himmel auf, von allen Fenſtern, Kopf an Kopf, klang es: „Bereſchit Bara Elohim,“ als ſtänden ſie Alle im Begriff, durch das rothe Meer zu wandern. Ringsum hingen alte Kleider, Regenſchirme und mehreres Rumpelkammer-Geräthe; ich ging zwiſchen alten

Eiſenwaaren, Gemälden, Kunſtſachen und natürlichen Pfützen einher; rings um mich war ein Summen und Schreien, ob ich handeln, kaufen oder verkaufen wollte; kaum wurde mir Zeit vergönnt, ein Paar ſchwarzäugige, ſchöne Kinder zu betrachten, die mir aus den Thüren zulächelten. Es war eine Wanderung, glaub' es mir, die Dante hätte beſchreiben ſollen. — Auf einmal ſtürzte ein alter Jude auf mich los und verneigte ſich bis zur Erde vor mir, als wäre ich der heilige Vater. „„Eccellenza!““ rief er, „„mein großer Wohlthäter, der Retter meines Lebens, geſegnet ſei die Stunde, wo meine Augen Euch wieder ſehen; glaubt nicht, daß der alte Hanock ein Undankbarer ſei!““ und noch Mehreres, das ich weder verſtand, noch deſſen ich mich jetzt erinnere; jetzt erkannte ich ihn: er war der alte Hebräer, der hatte ſpringen ſollen. „„Hier iſt mein armes Haus,““ fuhr er fort, „„aber die Schwelle deſſelben iſt zu niedrig, um Euch bitten zu dürfen, ſie zu überſchreiten;““ und nun küßte er mir die Hand und das Kleid; ich wollte fort, denn die ganze Nachbarſchaft gaffte uns Beide an, da fielen aber meine Blicke auf das Haus, und ich gewahrte den ſchönſten Kopf, den ich noch in meinem Leben erblickt habe, eine marmorne Venus, mit warmem Blut in den Wangen und Augen, wie Arabiens Töchter ſie haben. Du kannſt alſo wohl begreifen, daß ich zu dem Juden hineintrat, er hatte mich ja eingeladen. Der Gang war freilich eng und finſter, als führte er in die Gräber der Scipionen hinein, und die ſteinerne Treppe und die hölzerne Galerie waren beide dazu geeignet, Beſonnenheit im Gehen und Vorſicht bis in die äußerſten Fingerſpitzen einzuſchärfen. Im Zimmer ſelbſt ſah es indeſſen nicht übel aus, nur das Mädchen fehlte, und was ſollte ich denn da drinnen? Nun mußte ich eine lange Rede der Dankbarkeit voll morgenländiſcher Bilder ertragen, die gewiß Deinem poetiſchen Gemüthe gefallen haben würde. Ich ließ es hingehen und dachte: endlich wird ſie doch wohl erſcheinen; allein ſie erſchien nicht; dagegen äußerte der Jude einen Gedanken, der, bei einer andern Gelegenheit, gar nicht übel geweſen wäre; er meinte, daß ich als ein junger Mann, der ſich gern in der Welt umher tummele, wohl Geld brauchen könnte und doch wahrſcheinlich keinen Ueberfluß daran hätte, weßhalb ich denn wohl auch zuweilen gezwungen wäre, zu mitleidigen Seelen, welche für zwanzig bis dreißig Procent bereit wären Liebe zu zeigen, meine Zuflucht zu nehmen, dagegen wolle er, und das iſt ein Mirakel im Reich der Juden, mir das Nöthige ohne Procente herleihen! Hörſt Du!? ohne Procente — ich wäre ein rechtlicher, großmüthiger junger Mann, deſſen Ehrlichkeit er vertraue; ich hätte einen Zweig aus Israels Stamm beſchützt; kein Splitter davon dürfte mir die Kleider zerreißen. Da ich keines Geldes bedürftig war, nahm ich auch keines an; allein hierauf erſuchte er mich, mich herabzulaſſen, ſeinen Wein zu koſten, die einzige Flaſche, die er beſaß; ich weiß nicht, was ich ihm zur Antwort gab, nur das weiß ich, daß das ſchönſte Mädchen aus morgenländiſchem Geſchlecht ins Zimmer trat. — Das nenne ich mir Formen und Farben! Ihr Haar glänzte rabenſchwarz wie Ebenholz. Sie ſchenkte mir trefflichen

Cyperwein ein und das ſalomoniſche Blut durchglühte ihre Wangen, als ich das Glas auf ihr Wohlergehen leerte. Du ſollteſt ſie nur ſprechen, mir wegen deſſen, was ich für ihren Vater gethan, was ja hier nicht der Rede werth war, Dank ſagen gehört haben — es klang wie Muſik in meinen Ohren. Es war kein irdiſches Weſen! Sie verſchwand denn auch bald wieder, nur der Alte blieb zurück.“

„Das klingt ja ganz wie ein Gedicht,“ rief ich, „es würde ſich in Verſen trefflich ausnehmen!“

„Du weißt nicht,“ fuhr er fort, „wie ich mich nachher gequält habe; was ich Alles im Kopfe erbaut und wieder niedergeriſſen habe, um aufs Neue mit meiner ſchönen Zionstochter zuſammen zu treffen. Ja, ich ließ mich herab hin zu gehen, um eine Anleihe zu machen, die ich gar nicht brauchte. Ich nahm zwanzig blanke Scudi auf acht Tage, aber ſie bekam ich nicht zu ſehen. Ich brachte die Summe ſchon am dritten Tage unangerührt wieder; der Alte lächelte und rieb ſich die Hände; denn er hatte doch wohl nicht ſo ganz von Herzen meiner gerühmten Ehrlichkeit getraut. Ich lobte ſeinen Cyperwein, ſie aber brachte mir keinen; er ſelbſt ſchenkte ihn mit ſeinen hagern zitternden Händen ein. Mein Auge ſpähte in jedem Winkel, aber ſie war nirgends. Sie zeigte ſich gar nicht; nur da ich aus dem Hauſe eilte und ſchnell hinauf ſah, kam es mir vor, als bewegte ſich der Vorhang des offenen Fenſters. „Addio, Signora!“ rief ich; aber Alles blieb ſtill, ſtumm wie eine Mauer, Niemand kam zum Vorſchein. Weiter bin ich in meinem Abenteuer noch nicht gekommen; gieb mir einen guten Rath.

Sie aufgegeben habe ich nicht und will es auch nicht; was ſoll ich nun thun? Nun, heraus mit einem glücklichen Gedanken, einer glänzenden Idee, Herzensjunge! Sei mir eine Saturnia, eine Venus, die Aeneas und Libyens Tochter in der heimlichen Grotte zuſammen führt.“

„Was willſt Du, daß ich thun ſoll? Ich begreife nicht, wie ich hier etwas ausrichten kann.“

„Alles kannſt Du, wenn Du nur willſt! Das Hebräiſche iſt ja eine ſchöne Sprache, eine poetiſche Bilderwelt; darauf ſollteſt Du Dich legen und einen Juden zum Lehrer annehmen; ich bezahle die Stunden. Nimm Du den alten Hanock, denn ſo viel habe ich erſpäht, daß er unter die gelehrten Einwohner des Ghetto gehört. Wenn nun Dein treuherziges Weſen ihm lieb geworden iſt, wirſt Du wohl auch zur Bekanntſchaft der Tochter gelangen und kannſt Dich dann meiner annehmen; aber im Galopp muß es geſchehen, hörſt Du, in ſauſendem Galopp; in meinem Blute rollt brennendes Gift, das brennende Gift der Liebe. Gehe noch heute zu dem Juden.“

„Das kann ich nicht,“ erwiederte ich; „bedenkſt Du denn gar nicht meine Verhältniſſe und welche Rolle mir zu Theil werden würde, und wie kannſt Du, theurer Bernardo, Dich zu einem Liebeshandel mit einem Judenmädchen herablaſſen?“

„Ach, darauf verſtehſt Du Dich nicht,“ unterbrach er mich; „Judenmädchen oder nicht, das thut nichts zur Sache, wenn nur das Mädchen etwas werth iſt. Nun, allerliebſter Junge, mein Herzens-Antonio! Befleißige Dich des Hebräiſchen; wir wollen es Beide ſtudiren, nur auf verſchiedene Weiſe; ſei vernünftig und bedenke, wie ſehr Du dadurch mein Glück fördern kannſt.“

„Du weißt,“ ſagte ich, „wie ganz ich aus voller Seele an Dir hänge. Du weißt, wie Deine überwiegende Kraft in meine Gedanken, in meinen ganzen Willen eingreift; wäreſt Du böſe, ſo könnteſt Du mich verderben, ich muß in Deinen Zauberkreis hinein. Ich beurtheile Deine Lebensanſichten nicht nach den meinigen; Jeder muß ja ſeiner Natur folgen. Ich glaube auch nicht, daß die Weiſe, auf welche Du nach der Freude haſcheſt, Sünde iſt; denn ſo biſt Du nun einmal geſchaffen — ich bin ein ganz Anderer. Ueberrede mich nicht zu einem Abenteuer, das, wenn auch der Erfolg günſtig wäre, doch nie zu Deinem wahren Glück ausfallen kann.“

„Gut, recht gut!“ unterbrach er mich, und ich erkannte den fremden ſtolzen Blick wieder, mit dem er ſo oft Habbas Dahdah gemeſſen hatte, wenn dieſer durch ſeine Stellung der Entſcheidende war. „Gut, Antonio! das Ganze war ja nur Scherz. Du ſollſt nicht meinetwegen in die Beichte laufen. Aber wie etwas Böſes darin liegen kann, daß Du ein wenig Hebräiſch, und zwar von einem Juden lerneſt, das einſehen zu können bin ich zu dumm, doch darüber kein Wort mehr. Dank für Deinen Beſuch. Willſt Du eſſen, trinken? Alles ſteht Dir zu Dienſten da.“

Ich war verdrießlich geworden; der Ton, in dem er ſprach, die ganze Weiſe ſeines Betragens verriethen, daß er ſich beleidigt fühlte. Eiſige Kälte und vornehme Höflichkeit begegneten meinem warmen Handdrucke. Betrübt verließ ich ihn bald.

Ich empfand, daß er Unrecht habe, daß ich nach meiner Pflicht gehandelt hatte, und doch traten Augenblicke ein, wo es mir war, als wäre ich recht hart gegen ihn geweſen. In einem ſolchen Kampfe mit mir ſelbſt begriffen, eilte ich durch das Juden-Quartier, in der Hoffnung, daß mein Glücksſtern ein Abenteuer herbeiführen würde, das meinem lieben Bernardo von Nutzen ſein könnte, allein ich ſah nicht einmal den alten Juden; fremde Geſichter guckten überall aus Fenſtern und Thüren heraus; ſchmutzige Kinder lagen auf den Schwellen an den Häuſern zwiſchen allerlei Gerumpel, Kleidern und altem Eiſen. Summen, Brummen und ſchreiende Einladungen zum Kaufen betäubten mich beinahe. Einige junge Mädchen ſpielten von Fenſter zu Fenſter quer über die Straße Federball. Die eine war recht ſchön, — ob das Bernardo's Geliebte war? Ohne es zu wollen riß ich den Hut ab, ſchämte mich aber deſſen und ließ die Hand über die Stirn hinfahren, als wäre es der Kühlung und nicht des Mädchens wegen, daß ich den Kopf entblößte.

X.

Ein Jahr ſpäter. Das römiſche Carneval. Die Sängerin.

Sollte ich ununterbrochen dem Faden folgen, der ſich an Bernardo's Liebe und meine Wanderung durch das Ghetto knüpfte, ſo müßte ich ein ganzes Jahr von meinem Leben überſpringen; allein dies Jahr hatte, trotz ſeines alltäglichen Fortſchreitens, etwas weit Wichtigeres für mich, als daß es mich um zwölf Monate älter machte. Es war eine Art Zwiſchenact in dem Drama meines Lebens.

Selten nur ſah ich Bernardo, und begegneten wir uns, war er zwar der luſtige, kecke Geſell, wie immer, aber zutraulich, wie früher, ſchien er mir gar nicht mehr zu ſein. Unter der Maske der Freundſchaft guckte der kalte vornehme Blick hervor, verſtimmte und betrübte mich. Es fehlte mir an Muth, ihn zu fragen, wie es mit ſeiner Liebe ginge.

Recht oft ging ich in den Borgheſiſchen Palaſt und fand bei der Eccellenza, bei Fabiani und Francesca eine wahre Heimath, doch auch oft Veranlaſſung zu tiefem Schmerze. Meine Seele war mit Dankbarkeit für alles Gute, was ich von einem Jeden erhalten hatte, erfüllt, daher warf auch jeder ernſte Blick gleich einen Schatten auf meine Fröhlichkeit. Francesca lobte meine guten Eigenſchaften, wollte mich nun aber auch vollkommen machen.

Meine Haltung, meine Art, mich auszudrücken, erfuhr oft ihren Tadel: und dieſer war ſtreng, gewiß zu ſtreng, denn oft traten mir, obgleich ich ein großer Burſche von ſechszehn Jahren war, die Thränen dabei in die Augen. Die alte Eccellenza, die von Domenica's Hütte mich in ihre prächtige Wohnung berufen hatte, war mir noch eben ſo gut, wie das erſte Mal, als wir uns begegneten, aber auch er bediente ſich derſelben Erziehungsart, wie Signora. Seine große Neigung zu Kräutern und ſeltenen Pflanzen theilte ich nicht genug mit ihm, und er nannte es Mangel an Luſt zu dem Gründlichen. Er fand, daß mein eigenes Ich mich zu ſehr beſchäftigte; ich trat ihm nicht genug aus mir ſelbſt heraus, ließ nicht die Radien des Geiſtes den Cirkel der großen Welt durchſchneiden.

„Erwäge, mein Sohn,“ verſetzte er dann, „daß das Blatt, das ſich nur um ſich ſelbſt zuſammenrollt, verwelkt.“ — Aber nach jeder heftigen Rede ſtreichelte er mir wieder die Backen und tröſtete mich ironiſcherweiſe damit: daß wir in einer böſen Welt lebten, wir müßten wie die Blumen gepreßt werden, ſollte Madonna recht ſchöne Exemplare von uns erhalten. Fabiani nahm Alles von der luſtigen Seite und lachte Beide, ob ihrer wohlgemeinten Vorleſungen, aus, indem er verſicherte, daß ich doch nie gelehrt, wie Eccellenza, oder pikant, wie Francesca, ſondern ein dritter Charakter, der auch ins Leben gehörte, werden würde, und zwar ein Charakter, der nicht zu verwerfen ſei. Da rief er ſeine kleine Aebtiſſin und bei ihr vergaß ich bald alle meine kleinen Sorgen.

Das folgende Jahr gedachten ſie in dem nördlichen Italien zuzubringen, wo ſie ſich die warmen Sommermonate hindurch in Genua und den Winter in Mailand aufhalten wollten; mir ſtand zu derſelben Zeit der große Schritt bevor, mit einer Art Prüfung in den Abbatenſtand, und folglich auf eine höhere Stufe zu treten, als die, auf welcher ich gegenwärtig ſtand.

Vor der Abreiſe der Familie fand ein großer Ball in dem Borgheſiſchen Palaſte Statt, wozu auch ich eingeladen war. Pechkränze brannten vor dem Gebäude, und alle vor den Wagen der Gäſte getragenen Fackeln wurden in eiſerne Arme an die Mauer geſteckt, wodurch dieſe wie eine Flammencascade erſchien. Päpſtliche Reiter hielten am Thorwege. Der kleine Garten war mit bunten papiernen Laternen geſchmückt; die marmorne Treppe herrlich beleuchtet. Alles duftete von Blumen, denn auf jeder Stufe, die Mauer entlang, ſtanden Vaſen mit Blumen und kleinen Orangenbäumen. Die Soldaten ſchulterten an den Flügelthüren und es wimmelte von reichgekleideten Dienern.

Francesca war glänzend ſchön; der köſtliche Paradiesvogel-Schweif, den ſie trug, das weiße Atlas-Kleid mit den reichen Spitzen ſtanden ihr allerliebſt, allein daß ſie mir die Hand reichte, fand ich noch weit ſchöner. In zwei Sälen, jeder mit vollem Orcheſter, ſchwebten die Tanzenden.

Unter dieſen befand ſich auch Bernardo. Wie ſchön war er doch in der rothen goldgeſtickten Uniform, den knappen weißen Beinkleidern! Alles ſaß wie den ſchönen Formen angehaucht. Er tanzte mit der Schönſten, und ſie lächelte ihm vertraulich und zärtlich zu. Wie es mich ärgerte, daß ich nicht tanzen konnte! Auch wurde ich beinahe von Niemand bemerkt. In meiner eigenen Heimath kam ich mir ſelbſt als der Fremdeſte unter den Fremden vor. Aber Bernardo reichte mir die Hand und jeder Mißmuth war gleich wieder verſchwunden.

Hinter den langen rothen Vorhängen am offenen Fenſter tranken wir den ſchäumenden Champagner. Er ſtieß vertraulich mit mir an, ſchöne Melodien ſtrömten durch das Ohr ins Herz und verloſchen war jeder Gedanke von weniger Freundſchaft, als in früheren Tagen. Ich wagte ſogar, das ſchöne Judenmädchen zu nennen; er lächelte und ſchien von ſeinen tiefen Wunden geneſen.

„Ich habe einen andern kleinen Goldvogel gefangen,“ ſagte er, „er iſt zahmer und hat mir die Grillen fortgeſungen; wir wollen daher den andern fliegen laſſen; er iſt denn auch wirklich fort, iſt dem Judenquartier entſchlüpft und — ſoll ich meinen Leuten glauben, ſogar in Rom ſelbſt.“

Noch einmal ſtießen wir mit einander an, der Champagner und die fröhliche Muſik goſſen doppeltes Leben in unſer Blut. Bernardo war wieder mitten im Tanze; ich ſtand allein da, aber mit jener Meeresſtille der Glückſeligkeit im Herzen, wo wir die ganze Welt an unſere Bruſt drücken möchten. Unten auf der Straße jauchzten die armen Jungen bei den Funken, die aus den Pechkränzen flogen; ich dachte dann an meine eigne arme Kinderzeit, wo auch ich, wie ſie, geſpielt hatte, indeß ich jetzt oben in dem reichen Ballſaal unter den erſten Familien Roms, wie zu Hauſe, daſtand.

Dank und Liebe zu der Mutter Gottes, die mich ſo liebreich vorwärts in die Welt geführt hatte, füllte meine ganze Seele, meine Knie beugten ſich anbetend; die langen Vorhänge entzogen mich den Blicken Aller. Ich war unendlich ſelig.

Die Nacht war bald dahin. Zwei Tage noch, und die ganze Familie verließ Rom. Habbas Dahdah ſchärfte mir jede Stunde ein, was dies Jahr mir bringen würde, den Namen nämlich und die Würde eines Abbaten. Ich ſtudirte fleißig, ſah beinahe nie Bernardo oder irgend einen Bekannten. Wochen vergingen und wurden zu Monaten, und dieſe führten den Tag herbei, der mich nach beendigter Prüfung mit dem ſchwarzen Anzuge und dem kurzen ſeidenen Mantel ſchmückte.

Alles ſang mir, Victoria! die hohen Pinien, die ſo eben aufgeſprungenen Anemonen, die Schreier in den Straßen und die leichte Wolke, die durch die blaue Luft ſchiffte.

Ich hatte mit dem ſchwarzen ſeidenen Abbate-Mantel einen neuen glücklicheren Menſchen angezogen. Francesca hatte mir zu gleicher Zeit einen Wechſel von hundert Scudi zu Bedürfniſſen und Vergnügungen geſchickt. In meiner Freude ſtürmte ich die ſpaniſche Treppe hinauf, warf dem Oheim Peppo einen blanken Scudo zu und flog vorüber, ohne mehr als ſein: „Eccellenza, Eccellenza Antonio!“ zu hören.

Es war in den erſten Tagen des Februars; die Mandelbäume blühten; die Orangenbäume wurden allmälig gelber, das luſtige Carneval rückte heran, als wäre es ein

Feſt, meine Aufnahme in den Abbatenſtand zu verherrlichen: Herolde zu Pferde mit Trommeten und köſtlichen ſammtnen Fähnchen hatten ſchon ihre Ankunft verkündet. Noch nie vorher hatte ich dieſe Freuden ganz genoſſen, das Bild von dem freudigen „Je toller, je beſſer“ der Heimath in mein Inneres gezogen. Als ich ein zartes Kind war, hatte ſich meine Mutter gefürchtet, daß ich in dem Gedränge zu Schaden kommen möchte; ich ſah daher nur Momente der tollen Luſtigkeit, während ſie ſich mit mir an einer Ecke der Straße ſtellte; als Schüler bei den Jeſuiten hatte ich es auf eine ähnliche Weiſe geſehen, indem mir mit einer Abtheilung der übrigen Schüler vergönnt wurde, auf dem flachen Dache der Seitengebäude des Palaſtes Doria ſtehen zu dürfen; allein ſelbſt mit dabei zu ſein, ſelbſt von einem Ende der Straße zum andern umherſtreifen zu können, auf das Capitol zu ſteigen, nach Traſtevere zu gelangen, kurz: gehen und bleiben, wo ich ſelbſt wollte, daran war nicht zu denken geweſen; wie natürlich alſo, daß ich mich in den wilden Strom warf und recht wie ein Kind des Ganzen mich erfreute.

Am wenigſten dachte ich damals daran, daß jetzt das ernſteſte Abenteuer meines Lebens beginne, daß ein Begegniß, das mich einſt ſo lebhaft beſchäftigt hatte, das aber ſpäter vergeſſen war, jetzt wieder lebendig und mächtig hervortrat; daß das verlorne Saatkorn, vergeſſen und unbemerkt, ſich jetzt als eine grüne duftende Pflanze, die ſich feſt um meinen Lebensbaum ſchlang, zeigen würde.

Ich dachte nur an das Carneval. Früh Morgens beſuchte ich die Piazza del Popolo, um die Vorbereitungen zum Wettrennen zu ſehen, ging des Abends den Corſo auf und nieder und betrachtete die bunten Carnevals-Kleider, die ausgeſtellt waren, ganze Figuren mit Maske und in vollem Coſtüme.

Ich miethete ein Advocaten-Kleid, als einen der luſtigſten Charaktere, und ſchlief die ganze Nacht beinahe gar nicht; ich mußte ja meine Rolle genau erwägen und einſtudiren.

Der anbrechende Tag erſchien mir als ein heiliges Feſt: ich war glücklich wie ein Kind. Ringsum in den Querſtraßen errichteten die Confetti-Krämer *) ihre Läden und Tiſche und breiteten ihre bunte Waare aus. Der Corſo wurde gefegt und bunte Teppiche vor allen Fenſtern ausgehängt. Gegen drei Uhr, nach franzöſiſcher Weiſe die Stunden zu zählen, war ich ſchon auf dem Capitol, um zum erſten Mal den Anfang des Feſtes zu genießen. Die Balcone waren mit vornehmen Fremden beſetzt. Der Senator ſaß im Purpur auf einem ſammtnen Throne; niedliche kleine Pagen, mit Federn an dem ſammtnen Baret, ſtanden zur linken Seite vor der päpſtlichen Schweizergarde. Jetzt trat eine Schaar der älteſten Juden ein; mit entblößten Häuptern knieten ſie vor dem Senator. Den mittelſten kannte ich; es war Hanock, der alte Jude, deſſen

---

*) Confetti ſind, wie bekannt, kleine rothe und weiße erbſengroße Gypskugeln, die man zur Carnevalszeit ſich ins Geſicht wirft; auch werden ſie von Korn gemacht, das in einem Gypsteige gerollt wird.

Tochter meinem Bernardo eine ſo große Theilnahme eingeflößt hatte.

Der Alte führte das Wort und hielt eine Art Rede, in welcher er nach altem Herkommen um Erlaubniß bat, für ſich und ſein Volk, noch ein Jahr in dem ihnen angewieſenen Quartier in Rom bleiben zu dürfen, verſprach, einmal in die katholiſche Kirche zu gehen und ſich erbot, daß ſie, ſtatt nach altem Gebrauch ſelbſt den Corſo vor den Augen der Römer zu durchlaufen, die Unkoſten bei dem Pferderennen, ſammt dem ausgeſtellten Preiſe und den bunten ſammtnen Fahnen bezahlen wollten.

Der Senator erwiederte mit einem gnädigen Kopfnicken — die alte Sitte, den Fuß auf die Schulter des Bittenden zu ſtellen, war abgeſchafft — ſtieg darauf unter rauſchender Muſik in Proceſſion die Treppe hinab bis zu ſeinem prächtigen Wagen, in welchem auch die Pagen einen Platz erhielten, und eröffnete ſo das Carneval. Die große Glocke des Capitols läutete zur Freude; ich lief ſchnell nach Hauſe, um mein Advocaten-Kleid anzuziehen.

In dieſem kam ich mir als ein ganz anderer Menſch vor. Mit einer Art Selbſtzufriedenheit eilte ich in die Straße hinab, wo ſchon ein Haufen Maſken mich begrüßte. Es waren arme Arbeitsleute, die in dieſen Tagen es gleich den reichſten Nobili machten. Ihr ganzer Putz war höchſt originell und doch dabei der billigſte von der Welt. Ueber ihren gewöhnlichen Kleidern trugen ſie ein grobes Hemd, mit Citronenſchalen beſetzt, welche große Knöpfe bedeuten ſollten, grünen Salat an den Schultern und den Schuhen, eine Perrücke von Finochi, außerdem große, von Apfelſinenſchalen ausgeſchnittene Brillen.

Ich bedrohte ſie Alle mit Proceſſen, zeigte ihnen in meinem Buche die Geſetzſtellen, die eine ſo luxusreiche Kleidung, wie die ihrige, verboten, und von Allen beklatſcht ſtürzte ich in den langen Corſo hinein, der aus einer Straße in einen Redoutenſaal verwandelt war. Vor allen Fenſtern und rings um alle Balcone und errichtete Logen hingen bunte Teppiche, längs der Häuſerwände ſtand eine unendliche Reihe Stühle, von welchen, wie der Ausrufer verſicherte, man Alles köſtlich ſehen könnte.

Wagen folgten auf Wagen, zum großen Theile mit Masken angefüllt, in zwei langen Reihen, die eine auf-, die andere abwärts. An einzelnen waren die Räder mit Lorbeerzweigen umwunden, das Ganze ſchien wie bewegliche Lauben, und unter dieſen tummelte ſich das luſtige Menſchen-Gewimmel. Alle Fenſter waren mit Zuſchauern beſetzt. Niedliche Römerinnen in Offizieruniform, mit Schnurrbärten über den feinen Lippen, warfen Confetti auf ihre Bekannten hinab. Ich hielt eine Rede an ſie und lud ſie vor das Gericht, weil ſie nicht blos Confetti ins Geſicht, ſondern auch Feuerblicke ins Herz würfen; ein Blumenregen belohnte meine Rede.

Ich traf auf ein aufgedonnertes, von ihrem Cicisbeo begleitetes Mütterchen. Der Weg wurde uns auf einige Augenblicke durch einen Kampf unter einem Haufen Polichinellen verſperrt, und die gute Signora mußte meine Beredſamkeit aushalten.

„Signora,“ ſagte ich, „nennt Ihr das Eurem Gelübde getreu bleiben? Iſt dies die alte römiſch-katholiſche Sitte, die zu beobachten Euch geziemt? Ach! wo iſt jetzt Lucretia, Tarquinii Collatini Hausehre? Da ſchickt Ihr und mehrere römiſche Weiber Eure ehrenwerthen Männer in der Carnevalszeit fort, wohl gar in die Exercitia bei den Mönchen in Traſtevere. Ihr ſchwört ein ſtilles gottesfürchtiges Leben zu führen, und der Gatte kaſteiet ſein Fleiſch in der Zeit der Freude, arbeitet und betet Tag und Nacht innerhalb der Mauern des Kloſters. Da habt Ihr freies Feld; da flankirt Ihr mit Euren Amoroſen auf dem Corſo und Feſtino umher. Ei, Signora! ich lade Euch vor's Gericht zufolge des Geſetzbuches Art. 27 ....“

Ein nachdrücklicher Schlag mit dem Fächer, mir gerade ins Geſicht, war die Antwort, allein nach der Gründlichkeit deſſelben zu ſchließen, werde ich wohl ganz unſchuldig die Wahrheit getroffen haben.

„Biſt Du von Sinnen, Antonio,“ raunte ihr Begleiter mir zu, und unter Griechen, Sbirren und Hirtinnen entſchlüpften mir Beide. An den wenigen Worten hatte ich Bernardo erkannt. Allein wer mochte die Dame ſein?

„**Luogi! luogi, Padroni!**“ ſchrien die Stuhlvermiether; ich war in meinem Denken geſtört, wer aber will auch an einem Carnevals-Tage denken?

Ein Haufen Harlekine, mit Schellen an den Schuhen und Schultern, tanzte um mich herum, und ein neuer Advocat auf manneshohen Stelzen ſchritt über uns hin; als er in mir einen Collegen erblickte, ſpottete er über den niedrigen Standpunkt, den ich einnahm und verſicherte, daß nur durch ihn eine Sache gewonnen werden könnte; denn auf der Erde, an der ich klebte, wohne keine Gerechtigkeit; die würde nur oben gefunden, und dabei deutete er auf den höheren Luftraum, in welchem er ſich befand, und zog weiter.

Auf der **Piazza Colonna** befand ſich ein Muſikchor. Die luſtigen Doctoren und Hirtinnen tanzten fröhlich ſelbſt um die einzelnen Abtheilungen von Soldaten herum, die, um Ordnung zu halten, zwiſchen den Wagen und dem Menſchenſtrome mechaniſch auf- und nieder wanderten. Hier wollte ich aufs Neue eine gründliche Rede anfangen, allein ein Schreiber nahte und dann war es mit mir aus, denn ſein Burſche, der mit der großen Glocke voran lief, läutete mir ſo vor den Ohren, daß ich meine eigenen Worte nicht hören konnte; jetzt knallte auch der Kanonenſchuß als Zeichen, daß alle Wagen die Straße verlaſſen ſollten und das Carneval für heute aufhöre.

Ich erhielt auf einem der hölzernen Gerüſte Platz. Unter mir wogte das Gewimmel, ohne ſich von den Soldaten ſtören zu laſſen, welche Raum für die Pferde zu machen ermahnten, die bald im wilden Laufe die Straße, wo keine Scheidewand eine beſtimmte Bahn bildete, durchfliegen würden.

Am Ende der Straße, auf der Piazza del Popolo, wurden die Pferde vor die Schranken geführt. Sie ſchienen ſchon halbwild. Brennender Schwamm war ihnen auf dem Rücken befeſtigt, kleine Raketen hinter den Ohren und loſe hängende eiſerne Piken, die ſie im Laufe bis aufs Blut anſpornten, an die Seiten geheftet. Die Stallknechte vermochten kaum ſie zu halten. Der Kanonenſchuß donnerte, das Seil vor der Schranke fiel, und nun jagten ſie wie ein Sturmwind an mir vorüber den Corſo hinauf. Das Rauſchgold raſſelte, die Mähnen und die bunten Bänder flatterten hoch in der Luft. Feuerfunken ſprühten um ihre Füße, das ganze Volksgewimmel ſchrie ihnen wild nach, und ſo wie ſie vorüber waren, ſtrömte die Maſſe wieder in die offene Bahn hinein, wie die Wogen, die ſich hinter dem Kiel des Schiffes wieder ſchließen.

Das Feſt war für heute beendigt. Ich eilte nach Hauſe, um mein Maskenkleid abzuwerfen, und fand in dem Zimmer, meiner harrend, Bernardo.

„Du hier?!“ rief ich, „und Deine Donna? wo in aller Welt haſt Du ſie gelaſſen?“

„Still,“ ſagte er mir ſcherzhaft mit dem Finger drohend, „damit es nicht zu einer Ehrenſache zwiſchen uns kommt! Woher die bizarre Idee, eben das zu ſagen, was Du ſagteſt — doch wir wollen Dir Abſolution geben und Gnade erzeigen. Du folgſt heute Abend ins Theater Aliberto mit; die Oper Dido wird gegeben. Es ſoll eine göttliche Muſik ſein. Es werden da mehrere Schönheiten erſten Ranges ſich einfinden; auch eine fremde Sängerin iſt da, die in der Hauptrolle auftritt. Sie ſoll das ganze Neapel in Feuer und Flamme geſetzt haben. Es ſoll eine Stimme, ein Ausdruck, ein Vortrag ſein, von dem Allen wir gar keine Idee haben; und dazu iſt ſie ſchön, ſehr ſchön, ſagt man; Du darfſt nicht vergeſſen Deinen Bleiſtift mitzunehmen; denn entſpricht ſie nur halb der Beſchreibung, die man mir von ihr gemacht, ſo wird ſie Dich zu den ſchönſten Sonetten begeiſtern. Ich habe die letzten Veilchenſträuße vom Carneval aufgeſpart, um ſie ihr zu weihen, falls ſie mich bezaubert.“

Ich war bereit, ihm zu folgen; jeden Tropfen des luſtigen Carnevals wollte ich einſchlürfen. Es wurde ein für uns Beide wichtiger Abend. In meinem **Diario Romano** ſteht auch dieſer dritte Februar doppelt unterſtrichen.

Im Theater Aliberto alſo, Roms erſtem Opernhauſe, ſollten wir die neue Sängerin als Dido ſehen. Der prächtige Plafond, wo die Muſen ſchweben, der Vorhang mit dem ganzen Olymp und die goldnen Arabesken an den Logen waren damals alle neu. Das ganze Haus, vom Parterre bis in den fünften Rang hinauf, war von Menſchen erfüllt. An jeder Loge brannten Lichter in Wandleuchtern, das Ganze ſtrahlte wie ein Lichtmeer. Bernardo lenkte meinen Blick auf jede neue Schönheit, die in eine Loge trat, und ſagte ein Dutzend Bosheiten über die Häßlichen.

Die Ouvertüre begann. Es war die Expoſitions-Scene des Stücks in Tönen. Der wilde Sturm brauſte hin über das Meer und trieb Aeneas nach Lybiens Küſten. Die Schreckniſſe des Sturms löſten ſich in fromme, bis zum Jauchzen ſteigende Hymnen auf, und bei den weichen Flötentönen träumte ich mir Dido's erwachende Liebe, ein Gefühl, das ich ſelber noch nicht kannte. Das Jagdhorn erſcholl; der Sturm begann aufs Neue, immer ſteigend, und ich traf mit den Liebenden in der geheimnißvollen Grotte zuſammen, wo Alles Liebe, die ſtarke brauſende Leidenſchaft tönte, die in einer tiefen Diſſonanz brach, während deſſen der Vorhang aufrollte. Aeneas will fort, ſeinem Ascanius das heſperiſche Reich gewinnen, will Dido, die ihm, dem Fremden, Ehre und Friede opferte, verlaſſen; noch weiß ſie es nicht; „aber bald,“ ſagte er, „wird der Traum ſchwinden, bald, wenn das Heer der Teukrer, gleich der ſchwarzen Schaar der Ameiſen, mit Beute beladen, nach dem Strande zieht.“

Jeßt trat Dido auf. So wie ſie auf der Bühne erſchien, verbreitete ſich eine tiefe Stille in dem ganzen Publikum. Ihr ganzes Weſen, der königliche und dennoch leichte, reizende Anſtand ergriff Alle, auch mich, und doch war ſie gar nicht ſo, wie ich mir eine Dido dachte. Ein zartes, anmuthiges Weſen, unendlich ſchön und geiſtig, ſo wie nur Raphael ein Weib ſich denken konnte, ſtand ſie da. Schwarz wie Ebenholz lag das Haar um die ſchöne gewölbte Stirn, das dunkle Auge war voller Ausdruck. Ein ſtarkes Beifallklatſchen erhob ſich; es war die Schönheit, die Schönheit allein, der gehuldigt wurde, denn noch hatte ſie keinen Ton geſungen. Ich ſah deutlich eine flüchtige Röthe über ihre Stirn hinziehen, ſie neigte ſich vor der bewundernden Menge, die mit tiefem Stillſchweigen ihrer ſchön durchdachten Betonung des Recitativs folgte.

„Antonio!“ raunte mir Bernardo halblaut ins Ohr und faßte mich am Arm. „Sie iſt's. Ich muß den Verſtand verloren haben, oder ſie iſt es wirklich, mein entflohener

Vogel. Ja! ja! ich kann nicht irren, die Stimme iſt auch die ihrige, ich erinnere mich ihrer gar zu gut.“

„Wen meinſt Du?“ fragte ich.

„Das Judenmädchen aus dem Ghetto,“ verſetzte er, „und dennoch ſcheint es unmöglich. Sie kann ja nicht dieſelbe ſein.“

Er ſchwieg und verlor ſich in dem Anblicke des wunderbar reizenden Sylphenweſens. Sie ſang das Glück ihrer Liebe, es war ein Herz, das die tiefe reine Empfindung, die auf Tonſchwingen ſich aus der menſchlichen Bruſt losriß, in Tönen hervorhauchte. Eine wunderbare Wehmuth ergriff meine Seele, es war, als wollten die Töne die verborgenſten Erinnerungen in mir hervorlocken; auch ich war nahe daran, mit Bernardo auszurufen: „Sie iſt's!“ ja, das, woran ich in vielen Jahren nicht gedacht und von dem ich noch weniger geträumt hatte, trat nun wunderbar lebhaft vor meine Seele, wie ich als Kind in der Kirche Aracoeli predigte, ſo wie das ſo feingebaute kleine Mädchen mit der ſeltſamen ſonoren Stimme, das mir den Preis abgewonnen hatte; ich mußte an ſie denken, und je mehr ich dieſen Abend ſah und hörte, um ſo mehr ſtand es in meinen Gedanken feſt: Sie iſt es, ſie, und keine andere.“

Als nun ſpäter Aeneas ihr ſeine Abreiſe geſteht, ihr vorhält, daß ſie nicht vermählt ſind, daß er keine Brautfackel geſehen, wie ſtaunenerregend wußte ſie da nicht die Uebergänge in ihrer Seele, Ueberraſchung, Schmerz, Wuth, auszudrücken; und als ſie die große Arie ſang, da war es, als ſchlügen die Wogen der Tiefe gegen die Wolken! —

Wie beſchreibe ich wohl die ganze Tonwelt, die ſich hier offenbarte; meine Gedanken ſuchten ein körperliches Bild für dieſe Töne, die nicht aus einer menſchlichen Bruſt zu ſteigen ſchienen, und es war mir, als ſähe ich den Schwan ſein Leben im Geſang aushauchen, während er bald in hohem Fluge die Aetherſtröme mit den Schwingen theilte, bald in das tiefe Meer hinabtauchte und die Brandung durchſchnitt, um aufs Neue hinaufzuſteigen.

Ein allgemeiner Sturm des Beifalls ſauſte durch das Haus. „Annunziata! Annunziata!“ wiederholten tauſend Stimmen, und ſie mußte ſich der begeiſterten Menge zeigen und wieder zeigen.

Und dennoch ſtand dieſe Arie dem Duett im zweiten Acte weit nach, in welchem ſie Aeneas bittet, nicht augenblicklich fortzuziehn, ſie, die ſeinetwegen „Lybiens Stamm, Africa's Fürſten, ihre Jungfräulichkeit und ihren Ruf“ gekränkt hatte, nicht ſo zu verlaſſen. „Ich habe keine Schiffe gegen Troja geſendet, ich habe Anchiſes' Manen und ſeine Aſche nicht geſtört.“ Es war eine Wahrheit, ein Schmerz in ihrem ganzen Weſen und Ausdruck, die mir Thränen in die Augen lockten, und das tiefe Schweigen ringsum bezeugte, wie jedwedes Herz daſſelbe empfand.

Aeneas verläßt ſie, und jetzt ſteht ſie einen Augenblick blaß und marmorkalt wie eine Niobe da, doch bald kocht ihr das Blut durch alle Adern; es iſt nicht Dido, die heißliebende Dido, die verlaſſene Gattin mehr, ſie iſt eine Furie geworden; die ſchönen Züge athmen nur Gift und Tod; Annunziata wußte ſo ganz den Ausdruck ihres ganzen

Weſens zu verändern, Jeden mit eiſigem Schauder zu erfüllen: man mußte mit ihr athmen und leiden.

Leonardo da Vinci hat einen Meduſenkopf gemalt, der ſich in der Gallerie von Florenz befindet. Alle werden bei deſſen Anblick ſeltſam ergriffen, und können ſich doch nicht davon losreißen. — Es iſt, als hätte die Tiefe aus Giſcht und Giſt, aus den ſchönſten Formen, welche der Schaum des Abgrundes annehmen kann, eine mediceiſche Venus geſchaffen. Der Blick, ſelbſt der Ausdruck des Mundes haucht Tod hervor. So ſtand Dido vor uns da.

Wir ſahen den Scheiterhaufen, welchen Anna, die Schweſter, errichtet hatte, den Hof mit ſchwarzen Kränzen und Todtenlaub behangen; in der Ferne flog Aeneas' Schiff über das erregte Meer hin. Dido ſtand mit ſeinen zurückgelaſſenen Waffen da; ihr Geſang klang tief und ſchwer, und ſtieg darauf wieder in Kraft und Höhe, wie der Jammer der gefallenen Engel. Der Scheiterhaufen flammte, das Herz brach in Tönen.

Wie ein Sturm brauſte der Beifall durch das Haus, als der Vorhang fiel. Alle waren außer ſich vor Begeiſterung ob der trefflichen Sängerin, ihrer Schönheit und ihrer unbegreiflich wundervollen Stimme.

„Annunziata! Annunziata!“ erſcholl es aus dem Parterre und aus allen Logen; jetzt hob ſich der Vorhang und aufs Neue ſtand ſie da, ſchamhaft und reizend, mit dem Auge voller Liebe und Milde. Blumen regneten auf ſie herab. Die Damen ſchwenkten ihre weißen Tücher und die Herren wiederholten entzückt ihren Namen. Der Vorhang fiel; das Beifall-Jauchzen aber ſchien immer zuzunehmen, ſie mußte wieder heraus; dießmal aber führte ſie den Sänger, der die Partie des Aeneas geſungen hatte, an der Hand mit ſich hervor; aber wieder, noch immer wieder erſcholl es: Annunziata! Jetzt zeigte ſie ſich mit dem ganzen Perſonale, das zu ihrem Triumphe beigetragen hatte, aber nochmals wurde ihr Name ſtürmiſch wiederholt und zum vierten Mal trat ſie nun allein hervor und dankte mit wenigen herzlichen Worten für die reiche Ermunterung, die ihrem Talent geſpendet werden. — Ich hatte in meiner Begeiſterung einige Zeilen auf ein Blatt Papier geſchrieben; zwiſchen Blumen und Kränzen flog es zu ihren Füßen.

Der Vorhang hob ſich zwar nicht mehr, aber immerfort hallte laut ihr Name von allen Lippen wieder; man konnte nicht müde werden, ſie zu ſehen und ihr ſeine Huldigung darzubringen. Noch einmal mußte ſie ſeitwärts von dem Vorhange hervortreten, ſchritt dann längs den Lampen hin und warf Küſſe und Dank der jauchzenden Menge zu. Die Freude ſtrahlte ihr aus den Augen; eine unbeſchreibliche Wonne lag in jedem ihrer Züge; es war gewiß einer der glücklichſten Augenblicke in ihrem Leben; allein war er es nicht in dem meinigen auch? Ich theilte die Freude mit ihr, wie das Zujauchzen mit den Uebrigen; mein Auge, meine ganze Seele trank ihr ſüßes Bild in ſich, ich ſah nur, dachte nur Annunziata.

Die Menge verließ das Theater; ich wurde mit dem Strome fortgeriſſen, der ſich um die Ecke bog, wo der Wagen der Sängerin hielt; hier wurde ich eng an die

Mauer gedrängt. Alle wollten ſie noch einmal ſehen. Alle entblößten den Kopf und jauchzten ihren Namen hervor. Ich rief ihn auch aus und mein Herz ſchwoll ſeltſam dabei. Bernardo hatte ſich an die Kutſche hingedrängt und öffnete ihr den Schlag. Ich bemerkte, daß die Pferde in einem Augenblick ausgeſpannt wurden, und die jungen, begeiſterten Leute ſpannten ſich ſelbſt vor den Wagen um ſie nach Hauſe zu ziehen. Sie dankte und flehte mit bebender Stimme, es zu unterlaſſen, allein ſie wurde nicht gehört, nur ihr Name klang wie ein einziges Freudengeſchrei durch die Straße. Bernardo ſtieg in den Wagentritt hinauf, um ſie zu beruhigen, auch ich faßte die Deichſel an und fühlte mich, wie die Andern, glückſelig. Nur zu bald war das Ganze wie ein ſchöner Traum verſchwunden.

Ich war ſo glücklich, mit Bernardo zuſammenzutreffen, er hatte ſie ja geſprochen, war ganz in ihrer Nähe geweſen.

„Nun, was ſagſt Du, Antonio?“ rief er. „Bewegt ſich dein Herz noch nicht? Glühet es Dir nicht durch Mark und alle Nerven, ſo biſt Du nicht werth, ein Mann genannt zu werden. Begreifſt Du nun, daß ich ſie beim erſten Anblicke lieben mußte? Begreifſt Du nun, daß Du Dir ſelbſt im Lichte geſtanden, als ich Dich bei ihr einführen wollte, und daß es wohl der Mühe werth war, hebräiſch zu lernen, damit man neben einem ſolchen Geſchöpfe ſitzen könnte? Ja, Antonio! wie unerklärlich mir auch Alles ſcheint, ſo zweifle ich doch gar nicht, daß ſie mein Judenmädchen ſei! Sie iſt es, die ich vor einem Jahre bei dem alten Hanoch geſehen habe, ſie iſt es, die mir den Cyperwein eingoß und verſchwand. Ich habe ſie wieder; ſie iſt hier und wie ein herrlicherer Phönix aus dem Neſte im Ghetto emporgeſtiegen.“

„Das iſt unmöglich, Bernardo!“ erwiederte ich, „auch bei mir hat ſie Erinnerungen geweckt, die auf das Beſtimmteſte widerlegen, daß ſie eine Jüdin iſt; gewiß gehört ſie der alleinſeligmachenden Kirche an. Haſt Du ſie betrachtet, wie ich es that, ſo mußt Du inne geworden ſein, daß dieſe Formen nicht moſaiſch ſind, dieſe Züge nicht das Cainszeichen jener unglücklichen geächteten Nation tragen. Die Sprache ſelbſt, dieſe Töne, nein, ſie ſind nicht von jüdiſchen Lippen erklungen. O, Bernardo, ich fühle mich ſo glücklich, ſo ganz erfüllt von der Tonwelt, die ſie meiner Seele eingeflößt. Aber was hat ſie geſprochen? Du haſt ja mit ihr geredet, ſtandeſt ja dicht am Wagen; war ſie nicht glücklich, ſo glücklich, wie ſie uns alle gemacht hat?“

„Du biſt ja ordentlich begeiſtert, Antonio,“ unterbrach er mich, „ſchmilzt denn endlich das Eis der Jeſuiten-Schule! Was ſie geſprochen? Ja, ſie war voller Furcht, und doch ſtolz darauf, daß Ihr wilden Bengel ſie durch die Straßen zoget. Sie zog den Schleier dicht um ihr Geſicht und drückte ſich feſt in die Ecke des Wagens, ich beruhigte ſie, und ſagte ihr alles, was ich der Königin der Unſchuld und der Schönheit hätte ſagen können, allein nicht einmal meine Hand wollte ſie beim Ausſteigen annehmen.“

„Aber wie wagteſt Du auch, ihr die Hand zu bieten und ſo zu reden! Sie kennt Dich ja gar nicht! Solcher Keckheit hätte ich mich nie hingeben können.“

„O, Du kennſt die Welt, die Weiber nicht! Sie hat mich indeſſen bemerkt, und das iſt doch immer Etwas!“

Ich mußte ihm nun mein Impromptu auf ſie vorleſen. Er fand es göttlich, und meinte, daß es ins **Diario di Roma** eingerückt werden müſſe. Wir ſtießen mit den Gläſern an und tranken auf ihr Wohlergehen. In dem Kaffeehauſe ſprachen Alle nur von ihr; Alle waren, ſo wie wir, unerſchöpflich in ihrem Lobe.

Es war ſpät, als ich mich von Bernardo trennte; ich eilte nach Hauſe, aber an Schlaf war nicht zu denken. Es war mir eine Wonne, die ganze Oper in Gedanken zu wiederholen, Annunziata's erſtes Auftreten, die Arie, das Duett, die wunderbar ergreifende Schlußſcene an meiner Seele vorüberziehn zu laſſen. In meinem Entzücken äußerte ich laut meinen Beifall und nannte ihren Namen. Nun lief ich in Gedanken mein kleines Gedicht durch, ſchrieb es nieder und fand es hübſch, las es mir noch ein paar Mal ſelbſt vor, und ſoll ich aufrichtig ſein, ſo ging meine Liebe zu ihr beinahe zu ſehr auf das Gedicht über. — Jetzt, nach Verlauf ſo vieler Jahre, ſehe ich es mit ganz andern Augen an, damals ſchien es mir ein kleines Meiſterwerk. Sie hat es gewiß aufgehoben, dachte ich, — jetzt ſitzet ſie vielleicht halb ausgezogen auf dem weichen, ſeidenen Sopha, ſtützt die Wange auf den ſchönen Arm und lieſt, was ich auf das Blatt hinhauchte:

Es folgte ſchwindelnd, doch im Erdgetümmel
Die Seele Deinem Dantiſch hohen Gang!
Auf Tönen, durch die Tiefen und den Himmel,
Dein Seraph-Blick mich führte, Dein Geſang!
Was Dante's Worte in den Stein gezwungen,
Haſt Du mit Tönen mir ins Herz geſungen.

Ich kannte keine reichere und ſchönere geiſtige Welt, als die, welche Dante's Dichtung uns offenbart, allein dieſe ſchien mir nun, mit einem höheren Leben, in weit größerer Klarheit vorzuſchweben als früher. Ihr ſchmelzender Geſang, ihr Blick, der Schmerz und die Verzweiflung, die ſie ſo meiſterhaft dargeſtellt, hatten ſo ganz den Dreiklang der Dantiſchen Dichtung hervorgebracht. — Sie mußte mein Gedicht ſchön finden! Ich ſtellte mir ihre Gedanken, ihr Verlangen, den Verfaſſer zu kennen, vor, und faſt glaube ich, daß ich, bevor ich einſchlief, bei der Vorſtellung von ihr doch am allerliebſten mit mir ſelbſt und meinem kleinen unbedeutenden Gedichte beſchäftigt war.

XI.

Bernardo als deus ex machina. La Pruova d'una Opera seria. Meine erſte Improviſation. Letzter Carnevals-Tag.

Den ganzen folgenden Morgen ſah ich Bernardo nicht. Vergebens ſuchte ich ihn; mehrmals trieb es mich über die Piazza Colonna, nicht um die Antonius-Säule zu betrachten, nein, um nur einen Aermel von Annunziata zu entdecken; ſie wohnte da, es war Beſuch bei ihr! O, die glücklichen Menſchen! Ich hörte ein Pianoforte, ich horchte, allein keine Annunziata ſang dazu. Ein tiefer Baß machte einige Läufer; gewiß war es der Capellmeiſter oder einer der Sänger ihrer Geſellſchaft — welch ein beneidenswerthes Loos! Wer doch an der Stelle desjenigen wäre, der den Aeneas gab; ihr ſo ins Auge ſehen, dieſen Liebesblick auffaſſen, von Stadt zu Stadt fliegen, Bewunderung und Ruhm einärndten zu können! Ich verſank in immer tiefere Gedanken dabei. Harlekine mit Schellen, Polichinelle und Zauberer bewegten ſich rings um mich; ich hatte ganz vergeſſen, daß es Carneval war, und daß die Stunde ſchon da war, wo es heute wieder anging. Die ganze bunte Menge, der Lärm, das Geſchrei machten einen widrigen Eindruck auf mich. Wagen jagten vorüber; beinahe alle Kutſcher trugen Weiberkleider; aber es gefiel mir heute nicht, dieſe ſchwarzen Backenbärte unter der Frauenhaube, die rüſtigen Bewegungen, alles trug zu grelle Farben, alles ſchien mir abſcheulich! Ich fühlte mich nicht, ſo wie geſtern, der heiteren Freude zugänglich. Das Gedränge nahm immer zu, ich wollte fort und warf zum letzten Mal den Blick auf das Haus hinauf, wo Annunziata wohnte, als Bernardo aus der Hausthür trat und zu mir hinſtürmte, indem er lachend rief: „So komm doch und ſtehe nicht gaffend hier, ich will Dich Annunziata vorſtellen; ſie erwartet Dich ſchon. Sieh, das iſt ein Freundſchaftsſtück von mir!“

„Sie!“ ſtammelte ich, das Blut ſauſte mir vor den Ohren. „Sie! treibe keinen Scherz mit mir! Wo willſt Du mich hinführen?“

„Zu ihr, die Du beſungen haſt,“ erwiederte er, „zu ihr, für die Du und wir alle ſchwärmen, zu der göttlichen Annunziata!“ und nun zog er mich mit ſich durch die Thür hinein.

„Erkläre mir aber, wie Du ſelbſt zu ihr gekommen biſt, wie Du mich einführen kannſt?“

„Nachher, nachher ſollſt Du Alles wiſſen,“ entgegnete er. „Mache doch jetzt ein heiteres Geſicht!“

„Aber mein Anzug?“ wandte ich ein, indem ich ſchnell etwas daran zu verbeſſern ſuchte.

„Ach, Du biſt ſchön, mein Freund, in der That ganz allerliebſt. Sieh, jetzt ſind wir an der Thür!“

Sie ging auf und ich ſtand vor Annunziata. Sie trug ein ſchwarzes, ſeidnes Kleid. Ein halb rothes, halb blaues flornes Gewand war über Bruſt und Schulter geworfen;

das rabenſchwarze Haar war von der edlen, hohen Stirn zurückgeſtrichen, an dieſer hing ein ſchwarzer Schmuck, wie mir ſchien ein antiker Stein. Etwas von ihr entfernt, gegen das Fenſter zu, ſaß eine alte Dame in dunkelbrauner, beſcheidener Kleidung. Ihr Auge, die ganze Form des Geſichts gaben beim erſten Anblicke zu erkennen, daß ſie eine Jüdin ſei. Ich dachte an Bernardo's Aeußerung: daß Annunziata und die Schöne des Ghetto eine und dieſelbe Perſon ſei, allein wenn ich Annunziata betrachtete, flüſterte mir mein Herz zu, daß es unmöglich ſei. Noch befand ſich ein Herr, den ich nicht kannte, im Zimmer. Er ſtand auf, auch ſie erhob ſich und ſchritt mir halblachend entgegen, denn Bernardo führte mich zu ihr hin und ſagte ſcherzend:

„Hier, ſchöne Signora, habe ich die Ehre, Ihnen meinen Freund, den Poeten und trefflichen Abbate Antonio, einen Liebling der Borgheſiſchen Familie, vorzuſtellen.“

„Signor, Sie werden verzeihen,“ ſagte ſie, „allein es iſt in der That nicht meine Schuld, daß ich Ihnen ſolcherweiſe meine Bekanntſchaft aufdringe, wie lieb mir auch die Ihrige iſt.“ —

„Sie haben mich durch ein Gedicht geehrt,“ fuhr Sie erröthend fort; „Ihr Freund nannte Sie als den Verfaſſer und verſprach, Sie mir vorzuſtellen. Plötzlich gewahrt er Sie auf dem Platze, ruft: Jetzt ſollen Sie ihn gleich ſehen, und fort iſt er, bevor ich erwiedern kann und verhindern, daß . . denn auf dieſe Weiſe — doch Sie kennen Ihren Freund beſſer, als ich.“

Bernardo wußte recht angenehm darüber zu ſcherzen;

ich ſtammelte eine Entſchuldigung und einige Worte von meinem Glück und meiner Freude, bei ihr eingeführt zu ſein, hervor.

Meine Wangen glühten; ſie reichte mir die Hand, und in meinem Entzücken drückte ich ſie an meine Lippen. Sie ſtellte mir den fremden Herrn vor, es war der Capellmeiſter der Geſellſchaft. Die alte Dame nannte ſie ihre Pflegemutter, dieſe aber betrachtete mich und Bernardo ernſt, beinahe ſtrenge, welches ich jedoch über Annunziata's Freundlichkeit und heiterer Laune bald wieder vergaß.

Auch der Capellmeiſter ſagte mir etwas Verbindliches, mein Gedicht betreffend, und reichte mir mit der Aufforderung, Operntexte zu ſchreiben und mit einem für ihn den Anfang zu machen, die Hand.

„Hören Sie nicht auf ihn,“ unterbrach ihn Annunziata. „Sie wiſſen nicht, in welches Elend er Sie ſtürzen wird. Die Componiſten denken gar nicht an ihre Opfer und das Publicum noch weniger. Sie werden heute Abend in **La Pruova d'una Opera seria** das Bild eines armen Verfaſſers recht deutlich vor Augen ſehen, und doch iſt dies bei weitem nicht ſtark genug gezeichnet.“

Der Componiſt wollte Etwas einwenden, Annunziata aber lachte und fuhr, ſich an mich wendend, alſo fort:

„Sie ſchreiben ein Stück, hauchen ihre ganze Seele in die anmuthigſten Verſe. Die Einheit, die Charaktere, Alles iſt tief gedacht; aber nun tritt der Componiſt auf, er hat eine Idee, die angebracht werden muß, und die Ihre wird hintangeſetzt. Er will Pfeifen und Trommeln haben, und

Sie müſſen darnach tanzen. Die Primadonna des Theaters erklärt, daß ſie nicht ſingen will, wenn nicht eine Arie, zu einem glänzenden Abgang eingerichtet, eingelegt wird, ſie beſteht auf furioso maestoso: ob es geht oder nicht, muß der Dichter verantworten. Der Primo tenore macht ähnliche Anſprüche. Sie müſſen von der prima zu der terza Donna, zu Baß und Tenor herum eilen, ſich bücken, ſchmeicheln, alles erdulden, worin unſre Launen ſich gefallen, und das iſt eben nicht wenig.“

Der Capellmeiſter wollte unterbrechen, allein Annunziata fuhr ihm zuvorkommend immer fort. „Dann kommt der Director wiegend, meſſend, verwerfend, und Sie müſſen ſelbſt bei Dummheit und Albernheit ſein unterthäniger Diener ſein. — Der Maſchiniſt verſichert, daß die Kräfte des Theaters dieſes Arrangement nicht erlauben, daß jene Decoration nicht vorhanden ſei; Sie müſſen nun hie und da im Stücke ändern, was in der Theaterſprache heißt „es fügen.“ Der Decorateur erlaubt nicht, daß ein Setzſtück in ſeiner neuen Decoration angebracht wird; die Replik, die darauf deutet, muß ſich alſo fügen. Dann kann die Signora auf der Sylbe, womit der Vers endet, keine Rouladen machen, ſie will durchaus eine Endung auf a haben, woher Sie ſie nehmen, iſt Ihre Sache. Sie müſſen ſich fügen, und der Text muß ſich fügen, und wenn nun das Ganze, als eine Ihnen ganz neue Schöpfung, über die Scene ſchreitet, können Sie das Vergnügen haben, zu hören, wie es ausgeziſcht wird und wie der Componiſt ruft: „Ach! es iſt der jämmerliche Text, der das Ganze über den

Haufen geworfen! Die Schwingen meiner Töne vermochten den Coloß nicht zu halten, der mußte fallen!“

Von außen klang die Muſik luſtig zu uns herauf. Die Carnevals-Masken trieben ſich ſauſend über den Platz und durch die Straßen. Ein lautes, mit Beifallklatſchen vermiſchtes Jauchzen lockte uns alle zum offnen Fenſter hin. Annunziata's Nähe, die plötzliche Erfüllung des erſten Wunſches meines Herzens machten mich unausſprechlich glücklich, und das Carneval ſtand eben ſo luſtig vor mir, als geſtern, wo ich ſelbſt eine Rolle darin mitſpielte.

Unter dem Fenſter hatten ſich über fünfzig Polichinellen verſammelt und einen König gewählt, der jetzt einen mit bunten Flaggen und Guirlanden von Lorbeeren und Citronenſchalen, die vor dem Winde flatterten, als wären ſie Bänder und Schnüre, behangenen kleinen Karren beſtieg. Als nun der König in den Wagen geſtiegen war, wurde eine Krone von vergoldeten, buntbemalten Eiern ihm auf das Haupt geſetzt, und das Scepter, eine coloſſale mit Zuckerwerk beſetzte Kinderklapper, ihm gereicht! Alle tanzten rund um ihn her, während er gnädig nach allen Seiten nickte; darauf ſpannten ſie ſich ſelbſt vor den Wagen, um ihn durch die Straßen zu ziehen. In demſelben Augenblicke fiel ſein Auge auf Annunziata; er kannte ſie, nickte ihr vertraulich zu und rief im Fortfahren: „Geſtern Dir, heute mir! echtes römiſches Blut vor dem Wagen.“

Ich ſah eine ſchnelle Gluth Annunziata's Wangen färben und ſie einen Schritt zurücktreten, aber augenblicklich wieder gefaßt bog ſie ſich über das Geländer des Balcons, nickte freundlich und rief ihm laut zu: „Erkenne Dein Glück, Du biſt, ſo wie ich, deſſen nicht würdig!“

Man hatte ſie geſehen, ſeine Anrede und ihre Antwort gehört; ein lautes: Eh viva! tönte durch die Luft, Blumenſträuße flogen zu ihr hinauf; Einer von dieſen ſtreifte ihre Schulter und fiel mir an die Bruſt; ich drückte ihn feſt daran; es war mir ein Schatz, auf den ich nicht verzichten wollte.

Bernardo wurde über die Unverſchämtheit des Polichinell-Königs, wie er es nannte, aufgebracht und wollte augenblicklich hinab, den Burſchen zu züchtigen, aber der Capellmeiſter, ſo wie die Uebrigen hielten ihn, das Ganze als Scherz betrachtend, zurück.

Der Diener meldete den erſten Tenorſänger; er brachte einen Abbaten und einen fremden Künſtler mit, die der Sängerin vorgeſtellt zu werden wünſchten. Den Augenblick darauf kam ein neuer Beſuch: fremde ſich ſelbſt einführende Künſtler brachten ihr ihre Huldigung. Wir machten ſchon eine ganze Geſellſchaft aus; es wurde von dem luſtigen Feſtino der vorigen Nacht im Theater „Argentina,“ von den verſchiedenen berühmte Statuen, als Apollo Muſagetes, den Gladiator und den Discuswerfer, nachahmenden Kunſtmasken geſprochen. Nur die alte Dame, die ich für eine Jüdin hielt, miſchte ſich allein von Allen nicht in die Unterredung, ſie ſaß ſtill mit ihrem Strickſtrumpf beſchäftigt da und nickte höchſtens ein wenig mit dem Kopfe, wenn Annunziata ſich mehrmals im Laufe der Rede zu ihr wandte.

Wie verſchieden war Annunziata doch von dem Weſen, das meine Seele, als ich den Abend vorher ſie ſah und hörte, ſich gedacht hatte. Hier in ihrer Wohnung erſchien ſie mir als ein lebensfrohes, beinahe muthwilliges Geſchöpf; doch auch dies ſtand ihr unbeſchreiblich wohl und ſprach mich ſonderbar an; durch ihre leichten ſpaßhaften Bemerkungen und die kluge und witzige Art, auf welche ſie ſich ausdrückte, riß ſie mich und Alle hin. Plötzlich ſah ſie nach ihrer Uhr, ſprang ſchnell auf und machte eine Entſchuldigung, weil die Toilette ihrer harrte; ſie ſollte ja denſelben Abend in „**La pruova d'una opera seria**" auftreten. Mit einer freundlichen Kopfneigung verſchwand ſie in das Nebenzimmer.

„Wie glücklich haſt Du mich gemacht, Bernardo!" rief ich ihm laut zu, als wir aus der Hausthür getreten waren. „Wie lieblich iſt ſie, lieblich wie im Geſang und Spiel. Allein wie in aller Welt biſt Du zu ihr gelangt, wie hat dieſe Bekanntſchaft ſich ſo bald gemacht? Ich begreife gar nichts; ſelbſt daß ich hier geweſen bin, kommt mir wie ein Traum vor!"

„Wie ich zu ihr gelangt bin? O, ganz einfach!" gab er zur Antwort. „Ich hielt es für meine Pflicht, als einer der jungen römiſchen Nobili, als Offizier der päpſtlichen Leibgarde und als Bewunderer alles Schönen, ihr meine Aufwartung zu machen. Die Liebe braucht nicht einmal die Hälfte ſolcher Gründe. So bin ich aufgetreten, und daß ich eben ſo gut, wie die, welche Du ſelbſt ohne Ausrufer oder Cuſtode ankommen geſehen haſt, mich einzuführen weiß, daran zweifelſt Du wohl nicht. Wenn ich verliebt bin, werde ich immer intereſſant, und ſo kannſt Du wohl wiſſen, daß ich hier recht unterhaltend war; nach der erſten halben Stunde waren wir ſchon ſo ziemlich bekannt geworden, ſo daß ich wohl, als Du Dich zeigteſt, mich Deiner auch annehmen durfte.“

„Du liebſt ſie?“ fragte ich, „liebſt ſie recht von Herzen?“

„Ja, jetzt noch mehr, als vorher!“ rief er, „und was meine frühere Aeußerung gegen Dich betrifft, daß ſie daſſelbe Mädchen ſei, das mir einſt bei dem alten Juden den Wein reichte, darüber bin ich jetzt jedes Zweifels überhoben. Sie kannte mich, als ich vor ſie trat, das merkte ich recht deutlich; ſelbſt das alte Judenmütterchen, das kein Wort ſpricht, nur den Tact mit dem Kopfe ſchlagend und Maſchen an ihrem Strickzeuge verlierend daſitzt, iſt mir ein ſalomoniſches Siegel der Wahrheit meiner Vermuthung; allein Jüdin iſt Annunziata nicht; es war nur ihr ſchwarzes Haar, ihr dunkles Auge, die Umgebung und der Ort, wo ich ſie zum erſten Male ſah, was mich damals irre führte. Deine Vermuthung iſt richtig, ſie iſt unſeres Glaubens und ſoll in unſer Paradies hinein.“

Des Abends wollten wir uns im Theater treffen. Das Gedränge war groß; vergebens ſuchte ich Bernardo, er war nicht zu entdecken; indeſſen fand ich doch einen Platz, aber überall war es voll, die Hitze ſchwer und drückend, mein Blut war ſchon im Voraus in einer ſeltſamen fieberhaften Wallung — ich ſchien die Begebenheiten der letzten zwei Tage halb zu träumen. Kein Stück konnte geeigneter ſein, als das jetzt angefangene, Gleichgewicht in mein bewegtes Gemüth zu bringen.

Die Poſſe: „**La pruova d'una opera seria**" iſt, wie bekannt, eine Frucht der ausgelaſſenſten phantaſtiſchen Laune. Es zieht ſich beinahe kein verbindender Faden durch das Ganze. Dichter und Componiſt ſind nur darauf bedacht geweſen, Gelächter zu erregen und den Sängern Gelegenheit zum Glänzen zu geben. Hier befinden ſich eine leidenſchaftliche, launenhafte Primadonna, ein Componiſt, der in derſelben Farbe ſpielt, und dann folgen Caprice auf Caprice von den anderen Bühnenleuten, dieſem ſeltſamen Völkchen, das auf eine ganz eigene Weiſe, ungefähr wie Gift, das ſowohl tödten, als heilen kann, behandelt werden muß. Der arme Poet bewegt ſich wie ein leidendes, nur gering geſchätztes Opfer unter ihnen herum.

Jubel und Blumenkränze begrüßten Annunziata, als ſie hervortrat. Die Laune und Heiterkeit, die ſie an den Tag legte, wurde die höchſte Kunſt genannt: ich möchte ſie lieber Natur nennen; ganz ſo war ſie auch in ihrer Wohnung geweſen, und als nun ihr Geſang ertönte, als wechſelten tauſend ſilberne Glocken in weichen Harmonien ab, da berauſchte ſich jedes Herz in der Freude, die ſie hervorſang, in der Freude, die aus ihrem Auge ſpielte. Das Duett zwiſchen ihr und dem **Compositore della musica**, in welchem ſie ihre Partien tauſchen, ſo daß ſie die des Mannes, er die der Dame ſingt, war ein Triumph der Virtuoſität Beider, beſonders wurden alle von ihren Sprüngen von dem tiefſten Alt zum höchſten Sopran ergriffen. In ihrem leichten anmuthigen Tanze war ſie der Terpſichore auf den etruriſchen Vaſen ähnlich, jede Bewegung konnte ein Studium für einen Maler und einen Bildhauer abgeben. Die ganze anmuthige Lebendigkeit ſchien mir eine Entwickelung ihrer eigenen Perſönlichkeit, die ich heute kennen gelernt hatte. Die Darſtellung von Dido war mir ein Kunſtſtudium, ihre „Primadonna“ an dieſem Abend die höchſte Subjectivität.

Ohne eigentliche Verbindung mit dem Stück ſind große Bravour-Arien aus andern Opern eingelegt; durch die Schalkheit, womit ſie dieſe ſang, ließ ſich Alles erklären, Alles wurde natürlich; es war als bewegten ſie Muthwille und Neckerei zu dieſen Prachtdarſtellungen.

Am Schluſſe des Stücks verſichert der Componiſt, daß Alles in Ordnung ſei und daß die Ouverture jetzt anfangen könne; er theilt nun die Muſik an das wirkliche Orcheſter aus, die Primadonna iſt ihm dabei behülflich; das Zeichen wird gegeben und Beide fallen nun mit den ſchrecklichſten, Ohr und Herz zerreißenden Diſſonanzen ein, rufen klatſchend Bravo! Bravo! und ſo auch das Publicum. Das Gelächter übertäubte beinahe die Muſik, allein ich war bis in die Seele angegriffen und fühlte mich in einer halbkranken Ueberſpannung.

Annunziata war ein wildes muthwilliges Kind, aber liebenswürdig in ihrem Muthwillen; ihr Geſang brauſte dahin wie die wilden Dithyramben der Bacchantinnen, ſelbſt in der Freude konnte ich ihr nicht folgen; ihr Muthwille war geiſtig, ſchön und groß, und wie ich ſie anſah, mußte ich unwillkürlich an Guido Reni's herrliches Plafond-Gemälde, die Aurora, denken, wo die Horen um den Sonnenwagen tanzen. Eine von dieſen hat eine wunderſame Aehnlichkeit mit dem Bilde von Beatrice Cenci, jedoch ſo, wie ſie in ihrem froheſten Lebensmoment erſchienen ſein muß; eben dieſen Ausdruck fand ich bei Annunziata wieder; wäre ich Bildhauer, ſo hätte ich ſie in Stein geformt; gewiß würde die Welt dieſe Statue die unſchuldige Freude genannt haben.

Höher und immer höher brauſte das Orcheſter in wilden Diſſonanzen; dabei ſangen der Compoſitore und die Primadonna. „Herrlich!“ riefen ſie nun Beide. „Die Ouvertüre iſt zu Ende, den Vorhang auf!“ Bei dieſen Worten wurde er herabgelaſſen; die Poſſe war zu Ende; allein ſo wie geſtern mußte Annunziata hervortreten, Kränze und Blumen, Gedichte mit flatternden Bändern flogen ihr entgegen. Mehrere junge Leute meines Alters, von welchen ich einige kannte, waren Willens, ihr denſelben Abend eine Serenade zu bringen; ich war mit dabei. Es war eine Ewigkeit her, daß ich nicht geſungen hatte.

Eine Stunde ſpäter, nachdem ſie ſich ſchon in ihrer Wohnung befand, zog unſere Schaar nach der Piazza Colonna hin. Die Muſikanten wurden unter den Balcon hingeſtellt, an welchem wir noch Licht hinter den [illegible]ngen Vorhängen gewahrten. Meine ganze Seele war in Bewegung; ich dachte nur an ſie; mein Geſang miſchte ſich kühn in die Stimmen der Uebrigen, ich trug ſogar eine Solo-Arie vor, und ſo wie ich ſang, fühlte ich mich ganz hingeriſſen; meine Stimme erhielt eine Kraft, eine Weichheit, die ich früher nie geahnt hatte.

Meine Umgebung konnte ein ſchwaches Bravo nicht zurückhalten, genug für mich, um aufmerkſam auf meinen eigenen Geſang zu werden; eine ſonderbare Freude ſchlich in meine Bruſt, ich empfand den Gott, der ſich in mir bewegte, und als nun Annunziata auf dem Balcon erſchien, ſich tief verneigend und uns dankend, war es mir, als gälten ihre Worte nur mir allein. Ich hörte meine Stimme den Chor weit überragen und ſich wie die Seele dieſes großen Tonkörpers darin bewegen. In einem halben Rauſch der Begeiſterung erreichte ich meine Wohnung; meine eitlen Gedanken träumten nur von Annunziata's Freude über meinen Geſang — ich war ja über mich ſelbſt erſtaunt.

Den folgenden Tag ſtattete ich meinen Beſuch bei ihr ab. Ich traf ſchon Bernardo und mehrere Bekannte da. Sie war von der ſchönen Tenorſtimme, die ſie in der Serenade gehört hatte, entzückt; ich wurde über und über roth. Einer der Anweſenden verrieth, daß ich der Sänger ſei, und ſogleich zog ſie mich nach dem Inſtrumente hin und verlangte, daß ich ein Duett mit ihr ſingen möchte. Ich ſtand da, als ſollte ich gerichtet werden, und verſicherte, es ſei mir unmöglich; Alle drängten ſich um mich und Bernardo ſchalt, weil ich durch meine Weigerung ſie des Vergnügens, Signora zu hören, beraubte. Sie faßte mich bei der Hand und ich war ein gefangener Vogel; es half nur wenig, daß ich mit den Flügeln ſchlug, ich mußte ſingen.

Es war ein mir bekanntes Duett; Annunziata ſchlug an und erhob die Stimme, mit zitterndem Tone begann ich mein Adagio; ihr Blick ruhte auf mir, als wollte er ſagen: „Muth! Muth! folge mir nur dreiſt in meine Tonwelt hinein“ — und nur an dieſe und Annunziata dachte, nur von dieſen träumte ich. Meine Furcht verſchwand und dreiſt ſang ich meine Partie zu Ende. Ein ſtürmender Beifall begrüßte uns Beide, ſelbſt die alte, ſchweigende Frau nickte mir freundlich zu.

„Menſch!“ raunte mir Bernardo ins Ohr, „Du haſt mich in Erſtaunen geſetzt!“ und nun erzählte er ganz laut, daß ich noch ein anderes eben ſo ſchönes Talent beſäße, daß ich auch Improviſator ſei und daß ich ihnen die Freude gewähren müſſe, ein Pröbchen davon zu geben. Meine ganze Seele war in Bewegung; wegen meines Geſanges geſchmeichelt und meiner eigenen Kraft ſo ziemlich ſicher, hatte ich nur noch Annunziata's Bitte vonnöthen, um mir die Kühnheit einzuflößen, zum erſten Mal als erwachſener Jüngling zu improviſiren.

Ich ergriff ihre Guitarre; ſie gab mir das Wort: „Unſterblichkeit“ auf. Ich erwog ſchnell dieſen reichen Stoff, griff einige Accorde und begann nun meine Dichtung, wie ſie in meiner Seele geboren wurde.

Mein Genius führte mich über das blaue [illegible]ländiſche Meer zu den wilden und üppigen Thälern Griechenlands; Athen lag im Schutt; die wilde Feige wuchs über zerbrochenen Capitälen hervor und der Geiſt ſeufzte; denn vormals zu Perikles' Zeiten bewegte ſich hier unter ſtolzen Bogen ein fröhliches Gewimmel. Es war das Feſt der Schönheit. Weiber, reizend wie eine Lais, tanzten mit Kränzen durch die Straßen, und die Sänger verkündeten laut, daß das Gute und Schöne nie vergehe. Allein jetzt waren jene lieblichen Töchter der Schönheit Staub, vergeſſen die Formen, die ein glückliches Geſchlecht entzückt hatten, und ſo wie mein Genius auf Athens Schutt weinte, zog man aus der Erde hervor herrliche, durch die Hand der Künſtler erſchaffene Bilder, mächtige in marmornen Kleidern ſchlummernde Göttinnen, und mein Genius erkannte Athens Töchter, die Schönheit zur Gottheit erhoben, in dem weißen Marmor, den künftigen Geſchlechtern aufbewahrt. „Unſterblich,“ ſang nun mein Genius, „iſt die Schönheit, aber nicht irdiſche Kraft und Macht!“ und ſchwang ſich über das Meer nach Italien, nach der ewigen Stadt hinüber, und ſtarrte ſchweigend von den Ueberreſten der Kaiſerburg über das alte Rom hinaus. Die Tiber wälzte ihre gelben Wogen, und wo Horatius Cocles einſt kämpfte, trug ſie nun die Barken mit Holz und Oel nach Oſtia. Wo Curtius auf dem Forum ſich in den Flammenſchlund ſtürzte, ſtreckte ſich nun das Vieh in dem hohen Graſe. Auguſtus und Titus, ſtolze Namen, die nur ihre zertrümmerten Tempel und Bogen noch nennen; Ro[illegible] Adler, Jupiters mächtige Vögel lagen todt in dem [illegible]ſte. Roma, wo war deine Unſterblichkeit? Da flammte der Blitz des Adlers; der Bannſtrahl fuhr über das emporwachſende Europa hin. Roms geſtürzter Thron wurde der Stuhl des heiligen Peter, und barfuß pilgerten die Könige nach der heiligen Stadt Roma, der Beherrſcherin der Welt. Aber in dem Fluge der Jahrhunderte ertönte das Wort: Tod! Tod Allem, was die Hand faſſen, was ein irdiſches Auge erblicken kann! Aber kann wohl das Petersſchwert roſten? — Hinaus nach Oſt und Weſt fliegen die Adler. Kann die Macht der Kirche je ſinken, kann das Unmögliche geſchehen? Roma ſteht doch ſtolz in ihrem Schutte mit den Göttern der Vorzeit und heiligen Bildern! Sie beherrſcht die Welt durch die ewige hohe Kunſt. Nach deinen Hügeln, Roma, werden Europa's Söhne immer pilgern. Von Oſten und Weſten, von dem kalten Norden werden ſie hierher ſtrömen und die Herzen werden bekennen: Roma! deine Macht iſt unſterblich!"

Ein ſtürmiſcher Beifall begrüßte mich, als ich dieſe Stanze beendigte; nur Annunziata rührte keine Hand, aber ſtumm und ſchön, wie ein Venusbild, ſah ſie mir ins Auge hinein mit einem ſo treuen Blick, der verſchwiegenen Sprache des vollen Herzens, und die Worte, ſo wie der Gedanke und die Begeiſterung ſie geboren, ſtrömten in leichten Verſen von meinen Lippen.

Von dem großen Schauplatze der Welt führte ich die Zuhörer auf eine kleinere Bühne und ſchilderte die große Künſtlerin, die durch Spiel und Töne jedes Herz mit ſich fortriß. Annunziata ſchlug die Augen nieder, denn ſie war es, deren ich gedachte, ſie mußte man in der gegebenen Schilderung erkennen.

Und als nun der letzte Ton verklang, der Vorhang ſiel und ſelbſt der brauſende Beifall verhallte, da war auch ihr Kunſtwerk todt, eine ſchöne, in die Bruſt des Zuſchauers verſunkene Leiche. Aber das Herz eines Dichters iſt wie Madonna's Grab: Alles wird Duft und Blumen; die Todte ſteigt verherrlicht daraus empor und ſein mächtiger Geſang tönt ihr: „Unſterblichkeit!“

Mein Auge ruhte auf Annunziata; Gedanke und Lippen hatten ſich ausgeſprochen; ich verneigte mich tief, und Alle umringten mich mit Dank und Schmeichelworten.

„Sie haben mich herzlich erfreut!“ ſagte Annunziata und ſah mir zutraulich ins Auge; ich wagte ihre Hand zu küſſen.

Durch meine Dichtung war eine höhere Theilnahme an mir in ihr erregt; ſie empfand ſchon damals, was ich ſelbſt erſt ſpäter erkannte, daß meine Liebe zu ihr mich verleitet hatte, ihre Kunſt und die, welche ſie ausüben, auf eine Stufe der Unſterblichkeit zu ſtellen, die ſie nicht erreichen konnte. Die dramatiſche Kunſt iſt, wie der Regenbogen, eine himmliſche Pracht, eine Brücke zwiſchen dem Himmel und der Erde; ſie wird bewundert und verſchwindet mit allen ihren Farben.

Täglich beſuchte ich ſie. Die wenigen noch übrigen Carnevalstage verflogen wie ein Traum; allein ich genoß ihre ganze Fülle, denn bei Annunziata trank ich in langen Zügen eine Lebensfreude, die ich früher nie gekannt hatte.

„Du fängſt ja an ein Menſch zu werden!“ ſagte Bernardo, „ein Menſch wie wir Anderen, und haſt doch nur erſt aus dem Becher genippt. Ich darf darauf ſchwören, daß Du noch nie ein Mädchen geküßt, noch nie Deinen Kopf an ihrer Schulter haſt ruhen laſſen. — Wenn nun Annunziata Dich liebte? —“

„Woran denkſt Du?“ erwiederte ich halb erzürnt mit glühendem Blut in den Wangen. „Annunziata! das herrliche Weib, das ſo hoch über mir ſteht!“

„Doch, doch, mein Freund! hoch oder niedrig — ſie iſt ein Frauenzimmer und Du biſt ein Poet, und die gegenſeitigen Verhältniſſe Beider laſſen ſich nie beurtheilen; hat der Dichter erſt einen Platz im Herzen, ſo beſitzt er auch den Schlüſſel, der dem Geliebten die Thür aufſchließt.“

„Nur Bewunderung für ſie erfüllt meine Seele, ich huldige ihrer Heiterkeit, ihrem Verſtande, der Kunſt, die ſie ausübt; aber ſie lieben — der Gedanke iſt noch nicht bei mir entſtanden.“

„Wie ernſt und feierlich!“ rief Bernardo lachend. „Du biſt nicht verliebt! Nein! 's iſt wahr! Du biſt ja auch eins dieſer geiſtigen Amphibien, von welchen man nicht weiß, ob ſie eigentlich der Körper- oder der Traumwelt angehören! Du biſt nicht verliebt, nicht ſo wenigſtens, wie ich, wie jeder Andre es ſein muß. Du ſagſt es ja ſelbſt, und ich will Dir glauben, allein Du mußt es auch zeigen in Deiner eigenthümlichen Art zu ſein, darfſt nicht das Blut Dir die Wangen durchglühen laſſen, wenn ſie mit Dir ſpricht, darfſt nicht dieſen bedeutungsvollen Feuerblick auf ihr ruhen laſſen, das rathe ich Dir ihretwegen; was glaubſt Du wohl, daß Andre davon denken? — Indeſſen reiſt ſie ja übermorgen ob, und wer weiß, ob ſie auch nach Oſtern, wie ſie verſprochen hat, zurückkehren wird.“

Auf fünf lange Wochen wollte uns Annunziata verlaſſen. Sie war für das Theater in Florenz engagirt und die Abreiſe war auf den erſten Tag der Faſtenzeit beſtimmt.

„Jetzt wird ſie eine neue Schaar Anbeter haben,“ rief Bernardo, „die alten werden dann bald vergeſſen ſein, ja ſogar Deine hübſche Improviſation, um derenwillen ſie Dir ſo liebevolle Blicke zuwarf, daß man wirklich darüber erſchrecken konnte; allein der iſt ein Thor, der nur an ein Weib denkt, alle ſind ſie ja unſer; die Flur ſteht voller Blumen, man kann überall pflücken.“

Abends waren wir im Theater zuſammen, es war zum letzten Male, daß Annunziata vor ihrer Abreiſe auftrat. Wir erblickten ſie abermals als Dido, und im Spiel und Geſang ſtand ſie hoch, wie das erſte Mal, etwas Höheres war nicht denkbar; es war die Vollendung der Kunſt. Sie war mir wieder das reine Ideal, das ich jenen Abend aufgefaßt hatte. Die heitere Laune, der leichte Muthwille, die ſie ſowohl in der Oper als im Leben ſelbſt ausſprach, ſchienen mir ein von ihr angezogenes buntes Welt-Kleid; es ſtand ihr gut; allein in Dido zeigte ſich ihre ganze Seele, ihr eigentliches und geiſtiges Ich. Entzücken und Jubel begrüßten ſie, höher wäre er bei dem begeiſterten Römervolk kaum für Cäſar und Titus geſtiegen.

Mit dem aufrichtigen Dank eines gerührten Herzens ſagte ſie uns Allen Lebewohl und verſprach, bald zurück zu kehren. Das Haus hallte von einem wiederholten „Bravo!“ wieder, man wollte ſie wieder und wieder ſehen, und wie das erſte Mal wurde ihr Wagen im Triumph durch die Straßen gezogen, ich war unter den Ziehenden einer der Erſten. Bernardo jauchzte begeiſtert wie ich, während wir uns an den Wagen hielten, in welchem Annunziata, glücklich, wie ein edles Herz es nur ſein kann, lächelte.

Der folgende Tag war der letzte des Carnevals und der letzte, an welchem Annunziata ſich noch in Rom befand. Ich ging hin, um meinen Abſchieds-Beſuch zu machen. Sie war von der ihrem Talente bewieſenen Huldigung ſehr ergriffen und freute ſich darauf, zu Oſtern wieder hierher zurückkehren zu können, obgleich Florenz, wegen ſeiner ſchönen Natur und ſeiner herrlichen Kunſtſammlungen, ihr ein lieber Aufenthalt war.

In wenigen Zügen gab ſie mir ein ſo klares Bild von dieſer Stadt und deren Umgebung, daß ich das Ganze, die waldbewachſenen mit Villen überſä'ten Apenninen, die **Piazza del gran Duca** und alle die herrlichen alten Paläſte, deutlich vor mir ſah.

„Ich werde die herrliche Galerie wiederſehen!“ — rief ſie — „wo zum erſten Male meine Liebe für Sculptur erwachte und ich die Größe des menſchlichen Geiſtes empfand, der, wie ein Prometheus, Leben in das Todte zu hauchen wußte. Könnte ich Sie in dieſem Augenblicke nur in eins der Zimmer verſetzen, das kleinſte freilich von allen, aber mir das unſchätzbarſte, Sie würden ſich glücklich fühlen, wie ich es war und in der bloßen Erinnerung auch jetzt noch hin. Zwar verbirgt der kleine achteckige Raum nur auserwählte Meiſterwerke, aber alle verſchwinden vor dem lebenden Steinbilde dort, der mediceiſchen Venus. — Nie habe ich ſolchen Ausdruck des Lebens in Stein geſehen. Das marmorne Auge, ſonſt ohne Sehkraft, lebt hier; der Künſtler hat ihren Blick ſo geformt, daß ſie mit Hülfe der Beleuchtung uns in die Seele zu ſehen ſcheint; das iſt die Göttin ſelbſt, geboren von dem Schaume des Meers. An der Wand hinter der Statue hängen zwei prächtige Venusbilder von Titian. Sie ſind in Leben und Farben die Göttinnen der Schönheit, doch nur die der irdiſchen üppigen Schönheit, die Marmorgöttin dagegen die der himmliſchen. — Rafael's Fornarina, die überirdiſchen Madonnen rühren meinen Geiſt und mein Herz, dennoch muß ich immer zu der Venusſtatue zurückkehren; ſie ſteht vor mir nicht wie ein Bild, ſondern lebendig, hehr, mir mit ihrem marmornen Blick in die Seele hineinſchauend. Ich kenne keine Statue, keine Gruppe, die mich ſo anſpricht; nein, nicht einmal Laokoon, obgleich der Stein im Schmerz zu ſeufzen ſcheint; nur der vaticaniſche Apollo, den Sie ja kennen, ſcheint mir ein würdiges Seitenſtück dazu zu ſein. Die Kraft und geiſtige Größe, welche der Künſtler in dem Dichtergott verkörpert hat, ſtellt ſich weiblicher, edler in der Schönheits-Göttin dar."

„In Gyps kenne ich die herrliche Statue," — gab ich zur Antwort, — „in Paſten habe ich ſchöne Abdrücke geſehen."

„Aber nichts kann unvollkommener ſein; die todte Gypsmaſſe raubt dem Ausdruck das Leben; der Marmor dagegen giebt Leben und Seele, darin wird der Stein zum Fleiſch, es iſt, als rollte das Blut unter der feinen Haut. — Ich möchte, daß Sie mit nach Florenz gingen, um zu bewundern und anzubeten. Ich würde dann Ihr Führer ſein, wie Sie in Rom, wenn ich zurückkehre, der meinige ſein müſſen.“

Ich verneigte mich tief und fühlte mich durch ihr Verlangen glücklich und geſchmeichelt. „Erſt nach Oſtern ſehen wir Sie wieder?“

„Ja, zu der Illumination der Peterskirche und zu der Girandola,“ erwiederte ſie. „Gedenken Sie indeſſen meiner freundlich, ſo wie ich in der Galerie in Florenz Ihrer oft gedenken werde, mit dem Wunſche, daß Sie da wären, um die Schätze mit zu bewundern. — So geht es mir immer. Wenn ich etwas Schönes ſehe, ſehne ich mich nach meinen Freunden und wünſche ſie zu mir her, um meinen Genuß zu theilen. Das iſt nun mein Heimweh!“

Sie reichte mir die Hand; ich küßte ſie und wagte halb im Scherz zu ſagen: „Wollen Sie der mediceiſchen Venus meinen Kuß bringen?“

„Alſo mir galt er nicht?“ ſagte Annunziata. „Nun! ich will es ehrlich beſorgen.“ Darauf nickte ſie mir freundlich zu und dankte mir für die frohen Stunden, die ich ihr durch meinen Geſang und meine Improviſation bereitet habe. „Wir ſehen uns wieder!“ ſchloß ſie, und wie ein Träumender verließ ich das Zimmer.

Ich fühlte mich recht geſtimmt, den letzten Carnevalstag zu genießen; ich konnte mir kaum vorſtellen, daß Annunziata abreiſen würde, unſer Abſchied war ſo leicht geweſen, das Wiederſehen ſchien mir ſchon am nächſten Morgen zu winken. Ohne Maske nahm ich doch luſtig Antheil an dem Confetti-Kampf. Alle Stühle die Straße entlang waren beſetzt; das bunte Menſchengewimmel ſah von den Fenſtern und Balconen herab und drängte ſich durch die Wagen, wie am erſten Tage. Um etwas freier zu athmen, mußte man keck vor einen der Wagen hinſpringen; der kleine Raum, der ſich zwiſchen dem vorderen und dem nächſtfolgenden befand, war die einzige Stelle, wo man ſich einigermaßen bewegen konnte.

Die Muſik brauſ'te, luſtige Masken ſangen, und hinten von einem der Wagen poſaunte il capitano ſeine ſtolzen Thaten zu Waſſer und zu Lande aus; ausgelaſſene Knaben auf hölzernen Pferden, deren Kopf und Hintertheil nur eigentlich ſichtbar waren, indem das Uebrige mit einem bunten Teppich bedeckt war, der die zwei Beine des Reiters verbarg, welche die vier des Pferdes erſetzten, drängten ſich in den engen Raum zwiſchen den Wagen hinein und machten die Verwirrung noch ärger. Ich konnte weder vor-, noch rückwärts. Der Schaum der Pferde hinter mir ſpritzte mir um die Ohren. In dieſem Gedränge ſprang ich hinten auf einen Wagen hinauf, in welchem zwei Masken ſaßen, ein alter dicker Herr, wie es ſchien in Schlafrock und Nachtmütze, und ein niedliches Blumenmädchen.

Die Letztere hatte gleich gemerkt, daß ich nicht aus Muthwillen, ſondern vielmehr aus Furcht hinaufgeſprungen war, und ſtreichelte mir daher die Hand, während ſie mir zwei Confetti-Kugeln zur Labung darbot. Der alte Herr dagegen warf mir die ganze Fülle ſeines Korbes ins Geſicht, und als der Platz hinter mir etwas freier wurde, that das Blumenmädchen daſſelbe, ſo daß ich, überwältigt und ohne mit denſelben Waffen verſehen zu ſein, entfliehen mußte. Zwei Harlekine bürſteten mich mit ihrer Pritſche wieder recht luſtig ab, allein als derſelbe Wagen der Reihe nach wieder an mir vorüberkam, fing daſſelbe Ungewitter aufs Neue an; ich beſchloß nun, mich durch Confetti ſicher zu ſtellen, allein die Kanonenſchüſſe fielen, die Wagen mußten in die engen Seitenſtraßen hinein, um dem Pferderennen Platz zu machen, und bald hatte ich meine beiden Masken aus dem Geſicht verloren. Es ſchien mir, als hätten ſie mich gekannt; wer mochte es wohl ſein? Ich hatte Bernardo den ganzen Tag nicht auf dem Corſo geſehen. Es ſtieg ein Gedanke in mir auf; der alte Herr in Schlafrock und Mütze mußte er ſein, und das niedliche Blumenmädchen ſein ſogenannter „zahmer Vogel.“ Ihr Geſicht hätte ich doch gar zu gern geſehen.

Ich hatte auf einem Stuhl ganz nahe an der Ecke Platz gefunden; bald fiel der Kanonenſchuß, und die Pferde brauſten durch den Corſo gegen den venetianiſchen Platz hinauf; das Menſchengewimmel füllte ſogleich wieder die Straße hinter ihnen; ich wollte ſchon wieder hinabſteigen, als ringsum das ängſtliche Geſchrei: „Cavallo!“ erſcholl.

Eins der Pferde, das zuerſt das Ziel erreicht hatte, war dort nicht angehalten worden, war folglich ſogleich umgekehrt und hatte den Weg zurück eingeſchlagen. Bedenkt man nun das dichte Gewimmel und die Sicherheit, der ſich Jedermann überließ, nachdem das Rennen zu Ende war, ſo wird man leicht einſehen, welches Unglück geſchehen konnte. Wie ein Blitzſtrahl durchzuckte mich die Erinnerung an den Tod meiner Mutter, es war, als empfände ich den furchtbaren Augenblick, als die wilden Pferde über uns dahinſtürmten. Mein Auge ſtarrte unbeweglich vorwärts. Die Menſchenmenge flog wie durch einen Zauberſchlag zur Seite, ſie ſchien in demſelben Moment wie in ſich ſelbſt zurückgedrängt. Ich ſah das Pferd ſchnaubend, ſchäumend und blutig, mit wildflatternder Mähne, vorbei ſauſen, ſah die Funken um ſeine Füße ſprühen und es plötzlich, wie von einem Schuß getroffen, todt zu Boden ſtürzen. Aengſtlich fragte ein Jeder, ob kein Unglück geſchehen wäre, aber Madonna hatte die ſchützende Hand über ihr Volk gehalten; denn man hörte von keinem Unfall, die ſchnell und glücklich überſtandene Gefahr aber machte die Gemüther noch luſtiger, als vorher, und viel wilder.

Das übliche Zeichen gab zu erkennen, daß die Ordnung der Wagenreihen jetzt aufgehört habe, und das prächtige **moccolo**, das glänzende Finale des Carnevals, ſollte den Anfang nehmen. Die Wagen fuhren nun durch einander hinein, die Verwirrung und das Getümmel wurde noch größer, die Dunkelheit nahm mit jeder Minute zu, allein jetzt zündete Jeder ſein kleines Licht an, Mehrere ſogar ganze Bündel. In allen Fenſtern hatte bald ein Jeder ſein Lichtchen. Häuſer und Wagen waren von dieſen funkelnden Sternen wie überſäet; Papier-Laternen und Pyramiden von Lichtern ſchwebten auf langen Stangen von den oberen Stockwerken über die Straße hinaus; Jeder ſuchte ſein Lichtchen zu beſchützen, aber das ſeines Nachbars auszulöſchen, unter dem immer wilder und wilder werdenden Rufe: „**Sia ammazzato, chi non porta moccolo!**“

Vergebens beſchützte ich das meinige, alle Augenblicke war es ausgeblaſen; ich warf es weg. Die Damen, die längs den Häuſern ſtanden, ſteckten ihre Lichter in die offenſtehenden Kellerfenſter und riefen mir lachend zu: **senza moccoli**; ſo glaubten ſie ihr Licht ſicher, allein die Kinder kletterten von innen zu den Fenſtern hinauf und blieſen es aus. Kleine papierne Ballons und brennende Lampen ſanken von den obern Fenſtern nieder, wo Mehrere mit angezündeten kleinen Lichtern zu Hunderten ſaßen und ſie an langen Rohren über die Straße hielten, immer rufend: „Es ſterbe Jeder, der kein Lichtchen trägt!“ während neue Geſtalten auf die Dachrinnen hinauskletterten, mit Taſchentüchern an langen Stangen, womit ſie jene Lichtchen auslöſchten, indem ſie die ihrigen hoch emporhielten und aus vollem Halſe ſchrieen: **senza moccoli!** Derjenige, der es nicht geſehen, kann ſich keine Vorſtellung von dieſem betäubenden Gewimmel, dieſem Gedränge machen. Die Luft wird dick und warm von der Menſchenmaſſe und den brennenden Lichtern.

Plötzlich, indem einige Wagen in die dunkle Querſtraße hineinbogen, gewahrte ich, gerade vor mir, meine beiden Masken. Die Lichter des Herrn im Schlafrocke waren ausgelöſcht, aber das junge Blumenmädchen hielt einen

Strauß von brennenden Lichtern, an ein gewiß vier bis fünf Ellen langes Rohr gebunden, hoch in der Luft. Sie lachte laut vor Freude bei jedem vergeblichen Verſuche, mit den an Stöcke gebundenen Taſchentüchern hinaufzureichen, und der Herr im Schlafrocke überſchüttete Jeden, der ſich zu nahen wagte, mit Confetti. Ich ließ mich nicht abſchrecken; wie ein Blitz war ich ſchnell hinten auf dem Wagen und faßte, obgleich ich ein flehendes: „O, Nein, Nein!“ hörte und von ihrem Begleiter mit den Gypskugeln, und zwar nicht ſchonend, überhäuft wurde, das Rohr feſt an, um, es hinabbiegend, die Lichter auszulöſchen, allein es zerbrach in meinen Händen und der ſtrahlende Strauß fiel, unter dem Jauchzen der Menge, zur Erde nieder.

„Pfui, Antonio!“ rief das Blumenmädchen; es drang mir bis ins innerſte Mark hinein, denn es war Annunziata's Stimme. Sie warf mir alle Confetti und den Korb dazu ins Geſicht. In meiner Ueberraſchung ſprang ich hinab und der Wagen rollte vorwärts, allein ich gewahrte einen Blumenſtrauß als ein Verſöhnungszeichen auf mich zu fliegen; ich ergriff ihn in der Luft und wollte ihnen nach; aber es war mir unmöglich durchzukommen, die Wagen waren, indem einige nach einer, andere nach der andern Seite rückten, in Verwirrung an einander gerathen; endlich gelang es mir, trotz des Gedränges, in die Querſtraße zu ſchlüpfen, allein ſo wie ich freier athmete, fühlte ich ein um ſo ſchwereres Gewicht auf meinem Herzen. „Mit wem fuhr wohl Annunziata?“ Daß ſie den letzten Tag das Carneval noch genießen wollte, fand ich ſehr natürlich, aber der Herr im Schlafrock? Ach, ja! meine erſte Vermuthung war gewiß richtig! Es mußte Bernardo ſein! Ich wollte mich davon überzeugen, lief, ſo ſchnell ich konnte, durch die Querſtraße, erreichte die Piazza Colonna, wo Annunziata wohnte, und ſtellte mich an die Hausthür, ihrer Zurückkunft harrend. Bald kam der Wagen an, und als wäre ich der Bediente des Hauſes, ſprang ich hinzu; Annunziata hüpfte hinab, ohne mich anzuſehen; der Herr im Schlafrock aber ſtieg gar zu langſam aus, um Bernardo zu ſein: „danke Freund!“ ſagte er, und an der Stimme erkannte ich die alte Dame, ſah auch an den Füßen und dem braunen Kleide, das, als ſie ausſtieg, unter dem Schlafrocke hervorguckte, wie ſehr ich mich in meiner Vermuthung geirrt hatte.

„Felicissima notte, Signora!“ rief ich laut in meiner Freude. Annunziata lachte, erklärte mich ſcherzhaft für einen ſchlechten Menſchen und daß ſie daher auch bald nach Florenz entfliehen würde, allein ihre Hand drückte die meinige. Selig und mit leichtem Herzen verließ ich ſie und jauchzte laut das wilde Geſchrei: „Sterbe Jeder, der kein Lichtchen trägt!“ obgleich ich ſelbſt gar keines hatte. Ich gedachte indeſſen nur ihrer und der guten alten Frau, die gewiß nur, um ſie zu erfreuen, den Schlafrock angezogen, die Mütze aufgeſetzt und Antheil an dem Carneval genommen hatte, das ihr ſicher keine Freude gewährte. Ich fand es ſo hübſch und natürlich von Annunziata, daß ſie nicht mit Fremden gefahren war und weder Bernardo noch dem Capellmeiſter Zutritt in ihrem Wagen geſtattet hatte. Daß ich, in dem Augenblick, als ich ſie erkannte, eiferſüchtig auf die Nachtmütze geworden war, wollte ich mir nicht geſtehen; glücklich und ſeelenfroh, wie ich war, wollte ich die wenigen Stunden, bevor das Carneval, wie ein Traum, zu Ende war, noch in Luſtigkeit genießen.

Ich eilte zum Feſtine; das ganze Theater war mit Guirlanden von Lampen und Lichtern decorirt, alle Logen mit Fremden ohne Masken und mit Masken angefüllt. Von dem Parterre führte eine breite hohe Treppe über das davon bedeckte Orcheſter auf die Bühne, die mit Draperien und Kränzen zum Tanzſaale geſchmückt war; zwei Orcheſter wechſelten mit einander ab; eine Menge Quacqueri- und Vetturin-Masken tanzten einen luſtigen Rundtanz um Bacchus und Ariadne; ſie zogen mich mit in den Kreis, und in meiner luſtigen Stimmung machte ich die erſten Tanzſprünge in meinem Leben, und fand es ſo ergötzlich, daß es nicht dabei blieb — nein! als ich etwas ſpät in der Nacht nach Hauſe hüpfte, tummelte ich mich noch einmal mit den luſtigen Masken umher und rief mit ihnen: „Die glücklichſte Nacht nach dem ſchönſten Carneval!“

Mein Schlaf war nur kurz. Ich gedachte in der ſchönen Morgenſtunde Annunziatens, die vielleicht in dieſem Augenblicke Rom verließ, gedachte der luſtigen Carnevals-Tage, die mir ein neues Leben geſchaffen zu haben ſchienen und jetzt mit aller ihrer Herrlichkeit verſchwunden waren. Ich hatte keine Ruhe; ich mußte hinaus ins Freie. Alles war dort auf einmal wie verwandelt; alle Thüren und Läden verſchloſſen, wenige Leute in den Straßen und im

Corſo. Wo man geſtern durch das luſtige Gewimmel ſich kaum drängen konnte, gingen jetzt einige Sträflinge in ihrer weißen Kleidung mit den breiten blauen Streifen und kehrten mit Beſen die Confetti weg, die wie Schloßen auf der Straße lagen; ein elendes Pferd, mit ſeinem Heubündel an der Seite, von dem es immerfort fraß, zog den kleinen Karren, in den der Kehricht geworfen wurde. Ein Vetturin hielt vor einem Hauſe und bepackte ſeine Kutſche mit Schachteln und Kaſten, zog eine große Matte über das ganze Gebäude und ſchnürte nun die eiſernen Ketten feſt um die vielen Koffer, die hintenauf ruhten. Von einer Querſtraße kam eine ähnliche bepackte Kutſche. Alle zogen von hinnen, Neapel oder Florenz zu. Rom ſollte auf fünf lange Wochen, von Aſchermittwoch bis zu Oſtern, wie todt da liegen.

Ende des erſten Bandes.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Schnellpreſſendruck von Friedrich Ries in Leipzig.

H. C. Anderſen's

Geſammelte Werke.

Vom

Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe.

Vierter Band.

Der Improviſator.

Zweiter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Der

Improviſator.

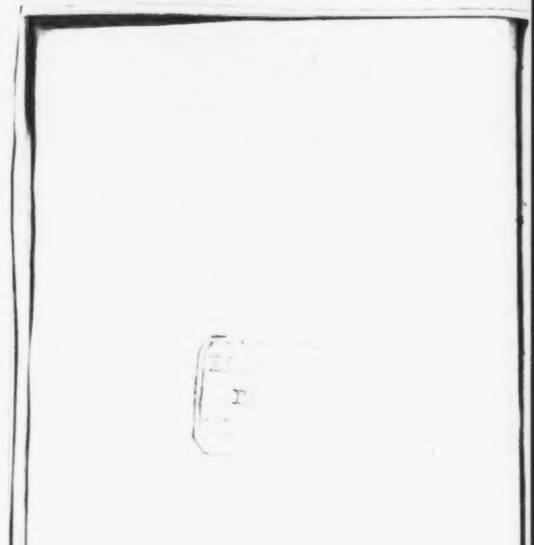
Roman

von

H. C. Anderſen.

Zweiter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.



Inhalt

des zweiten Bandes.

		Seite
Cap. 12.	Die Faſten. — Allegri's Miſerere in der ſixtiniſchen Capelle. — Beſuch bei Bernardo. — Annunziata.	1
Cap. 13.	Die Bildergallerie. — Genauere Erklärung. — Das Oſterfeſt. — Der Wendepunkt meines Geſchicks.	20
Cap. 14.	Die Bauern von Rocca del Papa. — Die Räuberhöhle. — Die Parze meines Lebens.	34
Cap. 15.	Die pontiniſchen Sümpfe. — Terracina. — Ein alter Bekannter. — Fra Diavolo's Vaterſtadt. — Der Orangen-Garten bei Molo di Gaeta. — Die neapolitaniſche Signora. — Neapel.	58
Cap. 16.	Schmerz und Troſt. — Nähere Bekanntſchaft mit der Signora. — Der Profeſſor. — Der Brief. — Wäre es ein Mißverſtändniß?	80
Cap. 17.	Wanderung nach Herculanum und Pompeji. — Der Abend auf dem Veſuv. . . .	100
Cap. 18.	Unerwartetes Zuſammentreffen. — Mein Auftreten im Theater San Carlo. . .	114
Cap. 19.	Santa. — Die Eruption. — Alte Verhältniſſe.	130
Cap. 20.	Reiſe nach Päſtum. — Die griechiſchen Tempel. — Das blinde Mädchen. . .	148

du Böhm. P. o ul. 4 827

Der
Improviſator.

XII.

Die Faſten. Allegri's Miſerere in der ſixtiniſchen Capelle. Beſuch bei Bernardo. Annunziata.

Still und tödtend langweilig verging der Tag. In den Gedanken wurden mir das Schauſpiel des Carnevals und die große Begebenheit meines eigenen Lebens wieder aufgeführt und wiederholt. Allein mit jedem Tage nahm die Einförmigkeit und die Todtenſtille rings um mich her zu. Ich fühlte eine Leere, die meine Bücher nicht ausfüllen konnten. Bernardo war mir früher Alles geweſen, jetzt war es, als läge eine Kluft zwiſchen uns; ich fühlte mich in ſeiner Nähe gezwungen und mehr und mehr wurde es mir klar, daß nur allein Annunziata mich beſchäftigte.

Auf Augenblicke war ich in dieſem Gefühle glücklich, allein es kamen Stunden und Nächte, in welchen ich an Bernardo dachte, der ſie früher, als ich, geliebt hatte. Er war es ja auch, der mich bei ihr eingeführt hatte; ihm hatte ich glauben gemacht, daß ich nur Bewunderung und nicht mehr für ſie fühlte; gegen ihn, meinen einzigen Freund, dem ich ſo oft die Treue meines Herzens betheuert hatte, gegen ihn war ich falſch und ungerecht. Alsdann quälte die Gluth der Reue mein Herz, allein der Gedanke vermochte doch nicht, ſich von Annunziata loszureißen. Jede Erinnerung an ſie, an meine froheſten erlebten Stunden verſenkte mich in tiefe ſüße Wehmuth. So betrachten wir das lebensfriſche lächelnde Bild eines geliebten Todten, und je lebensvoller, je freundlicher es lächelt, um ſo mächtiger ergreift uns die Wehmuth. Die großen Kämpfe des Lebens, deren ſo oft in der Schule erwähnt worden war und welche, wie ich damals glaubte, ſich um nichts Größeres, als um die Schwierigkeit eines aufgegebenen Penſums oder um den Unmuth oder Eigenſinn eines Lehrers drehten, begann ich nun zu fühlen. Mußte ich nicht dieſe bei mir erregte Leidenſchaft niederkämpfen, und würde dann nicht meine frühere Ruhe wiederkehren? Wozu konnte auch wohl dieſe Liebe führen? Annunziata ſtand zwar in ihrer Kunſt hoch und hehr da; dennoch würde die Welt mich verdammen, wenn ich aus meiner Stellung träte, um ihr zu folgen; ſelbſt Madonna, zu deren Preis ich geboren und erzogen wurde, würde ich erzürnen; Bernardo würde mir nie verzeihen können, und ich wußte ja auch gar nicht, ob Annunziata mich liebe. Dieſes war mir von Allem das Bitterſte. Vergebens warf ich mich in der Kirche vor Madonna's Bild nieder, vergebens flehte ich ſie an, meine Seele in dieſem großen Kampfe zu ſtärken, aber ſelbſt in ſolchen Augenblicken ſteigerte ſich meine Sünde; es ſchien mir, als ſähe Madonna Annunziaten ähnlich, es war mir, als erſtrebte gleichſam jedes ſchöne weibliche Geſicht den geiſtigen Ausdruck, den Annunziata hatte. „Nein, ich will dieſe Gefühle aus meiner Seele reißen,“ ſagte ich dann zu mir ſelbſt, „ich will ſie nicht mehr ſehen!“

Ich begriff nun völlig, was ich früher nie hatte einſehen können, daß man ſich getrieben fühlen kann, den Körper zu kaſteien, um durch Peinigung des Fleiſches in dem geiſtigen Kampfe zu ſiegen. Meine brennenden Lippen küßten Madonna's kalten marmornen Fuß, und auf Augenblicke kehrte Friede in meine Seele zurück.

Ich dachte an meine Kinderjahre, wo meine theure Mutter noch lebte, an mein damaliges ſtilles Glück, an die vielen Freuden, welche ſelbſt dieſe ſtille Zeit vor Oſtern mir damals gebracht hatte. Noch war ja Alles daſſelbe, wie damals. An den Ecken und Plätzen ſtanden, ſo wie früher, die kleinen grünen, mit ſilbernen und goldenen Sternen geſchmückten Lauben; ringsum hingen noch die prächtigen Aushängeſchilder mit den Verſen, welche die köſtlichen Gerichte, die während der Faſtenzeit hier zubereitet wurden, aufzählten. Alle Abende wurden die bunten Papierlaternen unter den grünen Zweigen angezündet. Wie hatte ich als kleiner Junge mich darauf gefreut! Wie glücklich hatte mich damals der prächtige Laden des Victualienhändlers gemacht, der mir in der Faſtenzeit wie eine Phantaſiewelt entgegenſtrahlte, die niedlichen Engel von Butter, die in einem Tempel tanzten, wo die mit Silber umwundenen Würſte Säulen und ein Parmeſankäſe die Kuppel bildeten. Mein erſtes Gedicht hatte ja dieſe Herrlichkeit beſungen und die Signora des Victualienhändlers hatte es eine **divina commedia di Dante** genannt. Damals kannte ich dieſen herrlichen Sänger nicht, aber auch keine Sängerin; könnte ich doch nur Annunziata vergeſſen!

Mit der Proceſſion wanderte ich nach Roms ſieben heiligen Kirchen und miſchte meinen Geſang mit dem der Pilger; meine Empfindungen waren aufrichtig und tief, aber Bernardo raunte mir mit dämoniſchem Spott ins Ohr: „Ueber den luſtigen Advocaten auf dem Corſo, den kecken Improviſator, mit Buße in den Augen und Aſche an den Wangen! — Ei, wie ſehr biſt Du in der Welt vorgerückt, weißt jede Rolle durchzuführen; das kann ich Dir nicht nachmachen, Antonio!“ Es lag ein Hohn und dabei eine anſcheinende Wahrheit in ſeinen Worten, die mich tief kränkten.

Die letzte Woche der Faſten war gekommen; die Fremden ſtrömten nach Rom zurück. Wagen auf Wagen rollte durch die Thore del Popolo und del Giovanni hinein; denn Mittwoch Nachmittags begann das **Miserere** in der ſixtiniſchen Capelle. — Meine Seele bedurfte der Muſik; in der Welt der Töne wollte ich Mitgefühl und Troſt ſuchen. Das Gedränge war groß, ſelbſt innerhalb der Capelle; die vordere Abtheilung war ſchon mit Damen angefüllt. Prächtige Sitze mit ſammtnen und goldnen Draperien, errichtet für fürſtliche Perſonen von fremden Höfen, ragten über das künſtlich ausgeſchnittene Gitterwerk, das die Damen von dem Innern der Capelle trennte, empor. Die päpſtliche Schweizergarde ſtand in ihrem bunten Feſtanzuge da, die Offiziere trugen leichte Harniſche und an dem Helm einen wehenden Federbuſch; er ſtand beſonders dem ſchlanken Bernardo gut, der die ihm bekannten ſchönen jungen Damen begrüßte.

Ich erhielt einen Platz gleich innerhalb der Schranken, unweit des Balcons, wo die päpſtlichen Sänger aufgeſtellt waren. Mehrere Engländer ſaßen hinter mir, ich hatte ſie im Carneval in ihren bunten Maskenkleidern bemerkt; hier trugen ſie ähnliche. Sie wollten (ſelbſt zehnjährige Knaben unter ihnen) wohl Offiziere vorſtellen. Alle trugen koſtbare Uniformen von den am meiſten ins Auge fallenden Farben und grellſten Zuſammenſtellungen. So trug z. B. Einer einen hellblauen ſilbergeſtickten Oberrock, Gold an den Stiefeln und eine Art von Turban mit Federn und Perlen. Es war übrigens nichts Neues bei den Feſten in Rom, wo die Uniform zu einem Platz verhilft; rings umher wurde darüber gelächelt; mich beſchäftigte es nur eine ſehr kurze Zeit.

Die alten Cardinäle erſchienen in ihren prächtigen violetſammtnen Mänteln, mit dem Kragen von Hermelin darüber; ſie ſetzten ſich neben einander in einen großen Halbzirkel innerhalb der Schranken, die Prieſter, welche ihnen die Schleppen getragen, lagerten ſich zu ihren Füßen. Von der kleinern Seitenthür am Altare trat nun der heilige Vater in ſeinem Purpurmantel und mit der ſilberweißen Tiara heraus. Er beſtieg den Thron. Biſchöfe ſchwangen die

Weihrauchgefäße um ihn, während junge Geiſtliche in hochrothen Kleidern mit brennenden Fackeln vor ihm und dem Hochaltare niederknieten.

Die Lectionen begannen *). Es war aber unmöglich, das Auge auf dem todten Buchſtaben ruhen zu laſſen. Es erhob ſich mit dem Gedanken an das große Weltall, das Michel Angelo mit Farben an Decke und Wände hingehaucht hatte. Ich betrachtete ſeine gewaltigen Sibyllen und wunderherrlichen Propheten, jedes ein Stoff für eine Kunſtabhandlung. — Meine Augen tranken die mächtigen Züge, die ſchönen Engelgruppen; mir waren ſie keine gemalten Bilder; Alles ſtand lebendig vor mir. — Der reiche Baum der Erkenntniß, wo Eva ihrem Adam die Frucht hinreichte, der allmächtige Gott über den Waſſern ſchwebend, nicht von Engeln getragen, wie ältere Meiſter ihn darſtellten, nein, die Engelſchaar ruht auf ihm und ſeinem flatternden Gewande. Zwar hatte ich dieſe Gemälde früher geſehen, aber nie hatten ſie mich ſo ergriffen, wie jetzt, wo meine exaltirte Stimmung, das Menſchengewühl, vielleicht ſelbſt die Lyrik meiner Gedanken mich einer wunderbaren poetiſchen Auffaſſung fähig machten.

Die kühnen Verkürzungen, die ergreifende Kraft, womit jede Figur hervortritt, erregt Erſtaunen und reißt das Gemüth hin. Es iſt die Bergpredigt des Geiſtes in Farben und Formen! So wie Rafael ſtehen wir erſtaunt da vor

---

*) Fünfzehn ſolche werden abgeleſen, ehe das Miſerere geſungen wird. Am Schluſſe einer jeden wird ein Licht an dem großen Candelaber, wo ein Licht für jede Lection brennt, ausgelöſcht.

Michel Angelo's Kraft; jeder Prophet iſt ein Moſes, wie der, welchen er aus Marmor bildete. — Welche Rieſengeſtalten! Sie ſind's, die unſer Auge und unſere Gedanken gleich beim Eintritte ergreifen; allein, wie von dieſem Heiligen eingeweiht, richtet ſich das Auge gegen den Hintergrund der Capelle, deſſen ganze Wand ein Hochaltar der Kunſt und des Gedankens iſt. Das große anſcheinend chaotiſche Bild, vom Boden bis zur Decke reichend, ſtellt ſich als der Edelſtein dar, von dem alles Uebrige nur die Faſſung iſt: wir ſehen den jüngſten Tag.

Chriſtus ſteht richtend auf der Wolke, der Apoſtel und die Mutter ſtrecken für das arme Menſchengeſchlecht flehend die Hände aus. Die Todten erheben den deckenden Grabſtein; ſelige Geiſter ſchweben anbetend zu Gott empor, während der Abgrund ſeine Schlachtopfer ergreift. Hier will eine aufſchwebende Seele den verdammten Bruder, den der Abgrund ſchon mit Schlangenknoten umſchlingt, erretten. Die Söhne der Verzweiflung ſchlagen ſich mit geballten Fäuſten vor die Stirn und verſinken in die Tiefe! In kecken Verkürzungen ſchweben und ſtürzen Legionen zwiſchen Himmel und Hölle. Die Theilnahme der Engel, der Anblick der ſich begegnenden Liebenden, das Kind, das ſich bei dem Poſaunenſtoß an die Bruſt der Mutter klammert, Alles iſt ſo natürlich, ſo ſchön, daß man ſich ſelbſt unter denjenigen glaubt, die des Urtheils harren. Michel-Angelo hat in Farben ausgeſprochen, was Dante geſehen und den Geſchlechtern der Erde vorgeſungen hat.

Die untergehende Sonne warf ſo eben die letzten Strahlen durch die oberſten Fenſter. Chriſtus und die Seligen um ihn waren ſtark beleuchtet, während der untere Theil, wo die Todten auferſtehen und der Dämon ſeinen Kahn, mit Verdammten beladen, vom Ufer ſtößt, beinahe im Finſtern lag. Als eben die Sonne hinunterging, endete die letzte Lection, das einzige noch zurückgebliebene Licht wurde ausgelöſcht, die ganze Bilderwelt verſchwand vor meinen Augen ins Dunkle; allein in demſelben Augenblicke brauſ'ten Muſik und Geſang; was die Farben körperlich geoffenbart hatten, ſtieg nun in Tönen empor: der jüngſte Tag mit ſeinem Jauchzen und ſeiner Verzweiflung erklang über uns.

Der Vater der Kirche, ſeiner päpſtlichen Pracht entkleidet, ſtand vor dem Altare, betete das heilige Kreuz an, und auf den ſtarken Schwingen der Poſaunen erklang der erſchütternde Chor: **Populus meus, quid feci tibi?** Weiche Engeltöne wogten hin über den tiefen Geſang, Töne, als wären ſie aus keiner menſchlichen Bruſt, nicht der des Mannes, nicht der des Weibes, hervorgegangen; einer Geiſterwelt ſchienen ſie anzugehören; es war wie das in Melodien aufgelöſ'te Weinen der Engel.

In dieſer Tonwelt ſchlürfte meine Seele Kraft und Fülle des Lebens. Ich fühlte mich froh und ſtark, wie ich es lange nicht geweſen. Annunziata, Bernardo, alle meine Lieben ſchwebten in Gedanken vor mir. So wie ich in dieſem Augenblicke liebte, müſſen ſich ſelige Geiſter lieben. Der Friede, den ich im Gebet geſucht, aber nicht gefunden hatte, ſtrömte jetzt durch die Töne warm in mein Herz.

Als das **Miserere** zu Ende war und Alle ſich entfernt hatten, ſaß ich bei Bernardo in ſeinem Zimmer. Ehrlich reichte ich ihm die Hand und ſprach aus, was mir meine begeiſterte Seele eingab; meine Lippen erhielten Beredſamkeit; Allegri's **Miserere**, unſere Freundſchaft, die Abenteuer meines ganzen ſeltſamen Lebens gaben mir hinlänglichen Stoff; ich erzählte ihm, wie geiſtig geſund mich die Muſik gemacht hatte, wie ſchwer mir das Herz vorher geweſen, meine Leiden, meine Angſt und Schwermuth während der langen Faſtenzeit, ohne jedoch des Antheils zu erwähnen, den er und Annunziata daran gehabt hatten; allein das war auch die einzige kleine Falte meines Herzens, die ich ihm nicht entſchleierte.

Er lachte mich aus, wiederholte, daß ich nichts Männliches hätte, daß das Hirtenleben bei Domenica, die Signora, die Frauenerziehung und endlich die Jeſuitenſchule mich vom Grunde aus verderbt hätten; daß mein heißes italieniſches Blut durch Ziegenmilch verdünnt worden wäre, daß meine trappiſtiſche Enthaltſamkeit mich krank machte, daß mir ein kleiner zahmer Vogel noth thäte, der mich aus meiner Traumwelt herausſingen könnte, — ich ſollte nur ein Menſch wie Andere ſein, dann würde ich mich an Leib und Seele wohl befinden.

„Wir ſind ſehr verſchieden, Bernardo!" ſagte ich, „und dennoch hängt mein Herz wunderbar an Dir, oft wünſche ich, daß wir immer bei einander ſein könnten."

„Dann würde es übel um unſere Freundſchaft ausſehen!" erwiederte er. „Sie würde, ehe wir es wüßten, abgetragen ſein. Nein! Nein! Freundſchaft iſt wie die Liebe, ſie wird durch die Trennung ſtärker. Ich denke oft daran, wie langweilig es doch im Grunde ſein muß, verheirathet zu ſein, immer und immer und bis in die tiefſten Falten hinein einander zu ſehen. Die meiſten Eheleute ſind daher auch einander überdrüſſig; es iſt nur eine Art von Anſtand, eine gewiſſe Gutmüthigkeit, die durch die Länge der Zeit ſie aneinander knüpft. Ich empfinde es recht tief in mir, daß, wenn mein Herz auch noch ſo ſtark glühte und das Herz derjenigen, die ich liebe, wie das meinige loderte, doch die Flammen, wenn ſie ſich begegneten, erlöſchen würden. Die Liebe iſt Sehnſucht und die geſtillte Sehnſucht vergeht!“

„Aber wenn nun Deine Göttin,“ ſagte ich, „ſchön und klug wäre, wie“ —

— „Wie Annunziata,“ fiel er ein, als ich einen Augenblick, um den Ausdruck für meinen Gegenſtand zu finden, inne hielt. — „Ja, Antonio, dann wollte ich die ſchöne Roſe betrachten, ſo lange ſie friſch wäre, und wenn die Blätter welkten, der Duft ſich verlöre, — ja, Gott mag wiſſen, wozu ich dann Neigung haben würde! In dieſem Augenblicke habe ich eine recht ſeltſame, und ich habe früher eine ähnliche empfunden. Ich wünſchte faſt zu ergründen, wie roth Dein Blut ſei, Antonio, allein ich bin ein vernünftiger Menſch, Du biſt mein Freund, mein aufrichtiger Freund, wir wollen uns nicht ſchlagen, ſelbſt nicht, wenn wir uns in demſelben Liebesabenteuer begegnen!“ — Und nun lachte er laut auf, drückte mich an ſeine

Bruſt und ſagte halb ſcherzend: „Höre! ich überlaſſe Dir meinen zahmen Vogel; er fängt an empfindſam zu werden und wird Dir gewiß gefallen! Begleite mich heut Abend. Vertraute Freunde dürfen einander nichts verbergen; wir werden einen luſtigen Abend haben; nächſten Sonntag giebt der heilige Vater uns Allen zuſammen den Segen.“

„Ich begleite Dich nicht!“ erwiederte ich.

„Du biſt feig, Antonio!“ verſetzte er. „Laß doch die Ziegenmilch nicht ganz Dein Blut unterjochen! Dein Auge kann wie das meine brennen; es kann ſinnlich brennen, das habe ich bemerkt! Deine Leiden, Deine Angſt, Deine Pönitenz in der Faſtenzeit — nun! ſoll ich Dir ehrlich den Grund deſſen, Alles zuſammengenommen, ſagen? Der Grund iſt Verlangen, Verlangen nach den friſchen Lippen, den ſchönen Formen. Ich weiß es recht gut, Antonio, Du kannſt es nicht verbergen! Nun, ſo drücke denn die Schönheit an Dein Herz — allein Du haſt keinen Muth, Du biſt zu feig, ein Haſenfuß biſt Du.“

„Du führſt da eine Rede, Bernardo,“ unterbrach ich ihn, „die mich beleidigt.“

„Allein ſie erdulden mußt Du doch!“ erwiederte er; da ſtieg mir das Blut in die Wangen, aber auch Thränen traten in mein Auge.

„Kannſt Du ſo mit meiner Ergebenheit für Dich ſpielen?“ rief ich. „Du glaubſt, daß ich zwiſchen Dich und Annunziata getreten bin, da ſie mich freundlicher als Dich angeſehen hat?“

„O, nein!“ unterbrach er mich. „Du weißt ja wohl, daß ich keine ſehr lebhafte Phantaſie habe; laß ſie aber außerhalb unſerer Unterredung bleiben! Und was Deine Ergebenheit, deren Du immer erwähnſt, betrifft, ſo verſtehe ich ſie nicht. — Wir reichen uns die Hand, wir ſind Freunde, vernünftige Freunde, allein Deine Begriffe ſind überſpannt, mich mußt Du nehmen wie ich bin.“

Das war ungefähr der Stachel unſers Geſprächs, der in mein Herz drang und, ſo zu ſagen, in das Blut überging; ich fühlte mich gekränkt, fand aber doch etwas Herzliches darin, ſo daß ich mich gedrungen fühlte, ihm die Hand zu reichen.

Den folgenden Tag rief mich das Geläute des grünen Donnerstages in die Peters-Kirche, in deren mächtiger Vorhalle, die einem Fremden die Meinung eingeflößt haben ſoll, daß er ſich ſchon in der Kirche ſelbſt befinde, ſich das Gedränge, das ſchon in den Straßen und auf der Engelsbrücke ſtattgefunden hatte, erneuerte; es war, als ſtrömte das ganze Rom herbei, um ſelbſt mit den Fremden über die Größe der Kirche zu erſtaunen, denn ſie ſchien allmälig mit der eindringenden Maſſe ſich zu erweitern. Alle drängten ſich hin, die Fußwaſchung zu ſehen, die jetzt ihren Anfang nahm.

Von den Schranken, hinter denen die fremden Damen ſaßen, nickte Eine mir freundlich zu. Es war Annunziata; ſie war zurückgekommen und befand ſich in der Kirche. Wie klopfte mein Herz! Ich ſtand ihr ſo nahe, daß ich ſie willkommen heißen konnte. Sie war ſchon geſtern angekommen, aber zu ſpät, um Allegri's Miſerere zu hören, doch hatte ſie zum Ave Maria die Peterskirche beſucht.

„Die ſonderbare Dunkelheit,“ ſagte ſie, „machte, daß mir Alles mehr, als jetzt bei Tage, imponirte. Kein Licht brannte hier als die Lampen um das Grab des heiligen Petrus. Sie machten einen Strahlenkranz aus, doch nicht ſtark genug, die nächſten Säulen zu erhellen. Alle knieten im tiefſten Schweigen ringsum; ich ſelbſt ſank nieder, recht lebhaft fühlend, wie viel in einem Nichts liegen kann und welche Kraft in einem religiöſen Schweigen verborgen iſt.“

Ihre alte Freundin, die ich nun erſt entdeckte, weil ſie einen langen Schleier trug, nickte mir freundlich zu. Die feierliche Ceremonie wurde indeſſen beendet, und vergebens ſahen ſie ſich nach ihrem Diener um, der ſie nach dem Wagen begleiten ſollte. Ein Haufen junger Herren war auf Annunziata aufmerkſam geworden; ſie ſchien unruhig, wollte gern fort, ich wagte ihr anzubieten, ſie aus der Kirche nach dem Wagen zu führen. Die Alte nahm meinen Arm, aber Annunziata folgte allein hinterher, ich hatte keinen Muth, ihr den Arm zu bieten; als wir aber die Thür erreichten und ins Gedränge geriethen, fühlte ich ihren Arm unter dem meinigen; es fuhr mir wie Feuer durchs Blut.

Ich fand den Wagen. Als ſie hinein waren, bat Annunziata mich, dieſen Mittag bei ihnen vorlieb zu nehmen. — „Nur ein einfaches Mahl,“ ſagte ſie, „wie wir es in den Faſten genießen können.“

Ich war glücklich! Die alte Dame, die nicht gut hörte, verſtand zwar aus dem Ausdrucke in den Zügen Annunziata's, daß die Rede von einer Einladung ſei, meinte aber, daß ſie das Mitfahren betreffe. Augenblicklich ſchob ſie die Tücher und Shawls, die auf dem vorderen Sitze lagen, zur Seite und reichte mir die Hand, mit den Worten: — „Freilich, freilich, nehmen Sie vorlieb, Signor Abbate, hier iſt ja Platz genug!“

Das war nun nicht Annunziata's Meinung; ich ſah eine leichte Röthe über ihre Wangen hinziehen, allein ich ſaß ſchon gerade vor ihr und der Wagen rollte fort.

Eine kleine köſtliche Tafel harrte unſer. Annunziata ſprach von ihrem Aufenthalte in Florenz und vom heutigen Feſte, fragte mich über die Faſten in Rom und wie ich dieſe Zeit zugebracht hätte, welche Frage ich eben nicht ganz aufrichtig beantwortete.

„Sie werden doch wohl die Judentaufe am Oſtertage ſehen?“ fragte ich, warf auch zu gleicher Zeit einen Blick auf die alte Dame, die ich ganz vergeſſen hatte. —

„Sie hat es nicht gehört!“ ſagte Annunziata, „und hätte ſie es auch, ſo würde ſie doch deshalb nicht betroffen worden ſein; nur wo ſie mich begleiten kann, gehe ich hin, und für ſie würde es nicht ſchicklich ſein, dem Feſte in Conſtantins Taufcapelle beizuwohnen*). — Auch mich intereſſirt es nicht, denn nur ſelten geſchieht es aus Ueberzeugung, daß der Jude oder Türke, der dort mit ſeiner Taufe ſich brüſtet, bekehrt wird. Ich erinnere mich aus meiner Kindheit, welchen unangenehmen Eindruck dieſer Anblick einſt auf mich gemacht. Ich ſah einen kleinen Judenknaben von ſechs bis ſieben Jahren taufen. Er erſchien mit ſchmutzigen Schuhen und Strümpfen, mit ungekämmten Haaren, und bei dem Allen, ein greller Contraſt, in einem prächtigen weißen ſeidenen Kleide, das ihm die Kirche geſchenkt hatte. Die Eltern, unſauber, wie der Junge, folgten ihm. Sie hatten ſeine Seele einer Seligkeit verkauft, an die ſie ſelbſt nicht glaubten.“

---

*) Jährlich am Oſterfeſte werden einige Juden oder Türken getauft. Im Diario romano heißt es von dieſem Tage: si fa il batesimo di Ebrei e Turchi.

„Das haben Sie als Kind hier in Rom geſehen?“ fragte ich.

„Ja!“ verſetzte ſie erröthend, „aber dennoch bin ich keine Römerin.“

„Als ich Sie zum erſten Male ſah und ihren Geſang hörte, war es mir, als hätte ich Sie ſchon früher gekannt! Ich weiß nicht wie, aber ich glaube es immer noch. Glaubten wir an eine Seelenwanderung, ſo würde ich meinen, daß wir beide einſt Vögel geweſen ſeien, auf demſelben Zweige gehürft und uns recht lange gekannt hätten. — Sagen Ihnen keine Erinnerungen in Ihrer Seele, daß wir uns früher geſehen?“

„Keine!“ erwiederte Annunziata, mir gerade ins Auge ſehend.

„Als Sie mir ſo eben ſagten, daß Sie als Kind in Rom geweſen und folglich nicht, wie ich gedacht, alle Ihre Kinderjahre in Spanien zugebracht hätten, tauchte eine Erinnerung in meiner Seele auf, dieſelbe, die ſich in mir regte, als Sie das erſte Mal als Dido vor mir ſtanden.

Haben Sie nie als Kind zu Weihnachten für den Bambino in der Kirche ara coeli, wie andere Kinder, auch Reden gehalten?“ —

„Das habe ich,“ ſagte ſie lebhaft, „und Sie, Sie, Antonio waren der kleine Knabe, der die Aufmerkſamkeit Aller gewann?“ —

„Aber von Ihnen verdrängt wurde!“ entgegnete ich.

„Sie waren es, Antonio!“ rief ſie laut, meine beiden Hände faſſend, und ſah mir mit einem unbeſchreiblich ſanften Ausdruck ins Auge. Die alte Freundin rückte mit ihrem Stuhle näher und ſah uns ernſt an. Annunziata erzählte ihr nun Alles, und ſie lächelte über unſere Wiedererkennungsſcene.

„Wie viel hat doch meine Mutter, ja wir Alle von Ihnen geſprochen,“ fuhr ich fort, „von Ihren feinen faſt geiſtigen Formen, Ihrer weichen Stimme! Ja! ich war eiferſüchtig auf Sie, meine Eitelkeit duldete nicht, daß irgend Einer mich ſo gänzlich verdunkelte. — Wie ſeltſam kreuzen ſich doch die Wege des Lebens!“

„Ich erinnere mich Ihrer recht gut!“ verſetzte ſie, — „Sie trugen eine kleine kurze Jacke mit blanken Knöpfen, die damals meine Theilnahme für Sie am meiſten erregten.“

„Sie,“ — gab ich zur Antwort, — „hatten eine prächtige rothe Schleife auf der Bruſt, aber nicht dieſe, ſondern Ihr Auge, Ihr rabenſchwarzes Haar ergriffen mich beſonders! Ja, ich mußte Sie wieder erkennen, Sie ſind dieſelbe, nur ſind die Züge mehr entwickelt; ich würde Sie ſelbſt bei einer noch größeren Veränderung wieder erkannt haben. Ich äußerte dies auch gegen Bernardo, welcher mir jedoch widerſprach und ganz andere Gedanken hatte.“

„Bernardo!“ — unterbrach ſie mich — es war mir, als zitterte ihre Stimme.

„Ja!“ fuhr ich etwas verwirrt fort, „er glaubte Sie auch wieder zu erkennen, Sie geſehen zu haben, wollte ich ſagen, in einem Verhältniſſe, das meine Vermuthung vernichten mußte. — Ihr ſchwarzes Haar, Ihr Blick — ja! Sie werden nicht darüber zürnen, er änderte auch ſogleich ſeine Meinung, er glaubte beim erſten Anblicke, daß Sie . .“ ich ſtockte — „daß Sie nicht der katholiſchen Kirche angehörten, und folglich hätte ich Sie ja auch nicht in **ara coeli** reden hören können.“

„Vielleicht, daß ich von demſelben Glauben wäre, wie meine Freundin da?“ — ſagte Annunziata, auf die alte Dame deutend.

Ich nickte unwillkürlich, faßte aber in demſelben Augenblicke ihre Hand und fragte: — „Zürnen Sie mir?“ —

„Weil Ihr Freund mich für ein Judenmädchen hält?“ fragte ſie lächelnd; — „Sie ſind ein wunderlicher Menſch.“

Ich fühlte, daß unſer Verhältniß als Kinder uns näher gebracht hatte, jedes Leid war vergeſſen, aber auch der Entſchluß, ſie nicht mehr zu ſehen, ſie nicht zu lieben. Meine Seele brannte nur für ſie.

Die Galerien waren dieſe zwei Tage vor Oſtern noch geſchloſſen. Annunziata äußerte, wie ſchön es ſein müſſe, wenn man ſie in dieſer Zeit und recht mit Bequemlichkeit durchwandern könnte; allein das hielt ſchwer; jedoch war der von ihr ausgeſprochene Wunſch mir ein Befehl; ich kannte ja Cuſtode, Portier und alle Bediente im Palazzo Bergheſe, wo eine der vorzüglichſten Sammlungen Roms ſich befindet, wo ich als Kind mit Francesca umher gewandert war, und mit jedem kleinen Amorin in Francesco Albani's Jahreszeiten Bekanntſchaft gemacht hatte.

Ich fragte, ob ich ſie und die alte Dame den folgenden Tag dahin führen dürfte; ſie geſtattete es dankbar, und ich war unendlich glücklich.

In meiner Einſamkeit zu Hauſe dachte ich bald wieder an Bernardo. „Nein, er liebt ſie nicht,“ — tröſtete ich mich ſelbſt; „ſeine Liebe iſt nur Sinnlichkeit, nicht rein und innig, wie die meinige.“ — Unſere letzte Unterredung erſchien mir noch bitterer, als ſie wirklich geweſen; ich erblickte nur ſeinen Stolz, empfand, wie ſehr er mich beleidigt hatte, und erregte ſo bei mir ſelbſt einen größeren Zorn, als ich ihn je früher gefühlt. „Annunziata's anſcheinend größere Freundlichkeit gegen mich hatte ſeinen Stolz gekränkt,“ vernünftelte ich; „zwar hat er mich ſelbſt zu ihr geführt, aber wer weiß — vielleicht in der Abſicht, mich lächerlich zu machen; daher erſtaunte er über meinen Geſang, meine Improviſation. Es war ihm nicht im Traume eingefallen, daß ich es wagen könnte, mit ihm, bei ſeiner ſchönen Geſtalt, ſeinem freien Tone, ſeiner Keckheit, als Nebenbuhler in die Schranken zu treten. — Nun hat er geglaubt, mich von ferneren Beſuchen bei ihr abſchrecken zu müſſen. Ein guter Engel hat es aber anders gewollt. Ihre Milde, ihr

Auge, Alles ſagt mir, daß ſie mir gut, ja mehr als gut iſt; denn ſie muß fühlen, daß ich ſie liebe!“

In meiner Wonne drückte ich heiße Küſſe auf die Kiſſen, aber mit dieſem Gefühle des Liebesglücks ſteigerte ſich auch meine Bitterkeit gegen Bernardo. Ich ärgerte mich über mich ſelbſt, daß ich nicht mehr Charakter, mehr Heftigkeit, mehr Galle beſaß; jetzt fielen mir hundert treffliche Antworten ein, die ich ihm hätte geben können, als er mich letzthin wie einen Jungen behandelte; jede kleine Beleidigung von ihm ſchwebte mir jetzt lebhaft vor. Zum erſten Male fühlte ich recht das Blut in meinen Adern kochen; eine wilde Heftigkeit, die reinſten, beſten Empfindungen mit einer abſcheulichen Bitterkeit gemiſcht, raubten mir den Schlaf. Erſt gegen Morgen ſchlummerte ich ein wenig ein, erwachte aber dann auch geſtärkt und leichten Herzens; ich benachrichtigte den Cuſtode von den fremden Damen, die ich in die Galerie führen wollte, und bald war ich bei Annunziaten. Wir fuhren alle drei nach dem Palazzo Borgheſe.

XIII.

Die Bildergalerie. Genauere Erklärung. Das Oſterfeſt. Der Wendepunkt meines Geſchicks.

Es war mir eine ganz eigne Empfindung, Annunziata dort hineinzuführen, wo ich als Knabe geſpielt, wo die Signora Franceſca mir die Bilder gezeigt und ſich an meinen unbefangenen Fragen und Aeußerungen beluſtigt hatte. — Ich kannte alle Gemälde, allein Annunziata kannte ſie beſſer, kannte ſie geiſtig. Ihre Bemerkungen waren höchſt treffend; mit geübtem Blick und natürlichem Sinn wußte ſie jede Schönheit herauszufinden. Wir ſtanden vor dem berühmten Stück von Gherardo del Notti: Loth mit ſeinen Töchtern; ich lobte die große Wirkung deſſelben, Loths kräftiges Geſicht, die lebensfrohe Tochter, die ihm den Wein eingießt, und den ſchönen Abendhimmel, der durch die dunkeln Bäume leuchtet. —

„Mit Geiſt und Flammen iſt es gemalt;“ unterbrach ſie mich; „ich bewundere den Pinſel des Künſtlers hinſichtlich des Colorits und des Ausdrucks, aber die Wahl des Gegenſtandes gefällt mir nicht, ich fordere ſelbſt in der Malerei eine Art Schicklichkeit, eine edle Reinheit in der Wahl des Stoffes. Deshalb ſpricht mich Correggio's Danae nicht ſo an, als ſie es billig ſollte. Schön iſt ſie, göttlich iſt der kleine Engel mit den bunten Flügeln, der auf dem Lager ſitzt und ihr behülflich iſt, das Geld zuſammenzuraffen; allein der Gegenſtand iſt unedel und verletzt, wenn ich ſo ſagen darf, das Schönheitsgefühl meines Herzens. Deshalb ſteht Rafael ſo groß vor mir; in Allem, was ich von ihm kenne, iſt er der Apoſtel der Unſchuld, und nur als ſolcher iſt er im Stande geweſen uns die Madonna zu geben.“

„Allein die Schönheit des Kunſtwerks,“ — fiel ich ein, — „kann uns doch bewegen, das Unedle des Inhalts zu überſehen.“

„Nie!“ — verſetzte Annunziata; — „die Kunſt iſt in jedem ihrer Zweige heilig und hehr, und geiſtige Reinheit ergreift mehr, als Reinheit der Formen; darum können die naiven Darſtellungen der Madonna von älteren Meiſtern uns tief bewegen, obgleich die ſchroffen Umriſſe oft wie chineſiſche Bilder erſcheinen, ſo hart und ſtarr iſt alles. Der Geiſt muß im Bilde des Malers, wie im Geſange des Dichters, rein ſein; einzelne Ausgelaſſenheiten kann man wohl überſehen, und bedauern, daß der Künſtler ſich von einer tollen Laune hinreißen ließ; allein wir können uns doch an dem Ganzen erfreuen.“

„Aber,“ unterbrach ich ſie, „die Abwechſelung des Gegenſtandes erregt doch unſer Intereſſe; ſtets daſſelbe —“

„Mißverſtehen Sie mich nicht. Ich verlange nicht, daß man immer Madonnen malen ſoll. Nein, eine ſchöne Landſchaft, eine lebendige Scene aus dem Volksleben, das Schiff im Sturm und Salvator Roſa's Räuberbilder ziehen mich an! Allein ich mag nichts Unmoraliſches, Widriges im Reiche der Kunſt, und ſo nenne ich ſelbſt Scidoni's gutgemaltes Bild im Palazzo Sciara. — Sie erinnern ſich deſſen doch? Zwei Bauern kommen auf Eſeln an einer ſteinernen Mauer vorüber, worauf ein Todtenſchädel liegt, in dem eine Maus, eine Bremſe und ein Regenwurm ſich aufhalten; und in der Mauer lieſ't man die Worte: **et ego in Arcadia.**“

„Ich kenne es!“ erwiederte ich, „es hängt neben Rafaels ſchönem Violinſpieler.“

„So iſt's!“ fuhr Annunziata fort. — „Möchte doch die Inſchrift unter dieſem und nicht auf dem andern häßlichen Bilde ſich befinden!“

Wir ſtanden nun vor Francesco Albani's Jahreszeiten. Ich erzählte ihr, welchen Eindruck die kleinen Amoretten auf mich als Kind gemacht hatten, wie ich in dieſer Galerie gelebt und mich umhergetummelt hatte.

„Sie haben in ihren Kinderjahren helle Lichtpunkte gehabt!“ ſagte ſie, einen Seufzer unterdrückend, der vielleicht ihren eigenen galt.

„Sie gewiß nicht weniger!“ verſetzte ich — „Sie ſtanden, das erſte Mal als ich Sie ſah, als ein glückliches bewundertes Kind da, und als wir zum zweiten Male zuſammentrafen, riſſen Sie ja ganz Rom hin und — ſchienen glücklich und ſind es auch wirklich im Herzen!“

Ich hatte mich halb zu ihr hinabgeneigt, ſie ſah mir mit einem ſonderbar wehmüthigen Blick gerade ins Auge hinein und flüſterte: „Das bewunderte glückliche Kind wurde ein vater- und mutterloſer, heimathloſer Vogel auf entblättertem Zweige; er wäre verhungert, der verhöhnte Jude allein gab ihm Obdach und Futter, bis er vermochte, über das wilde unruhige Meer hin zu flattern.“ Sie ſchwieg und ſagte darauf kopfſchüttelnd: „Es iſt aber kein Abenteuer, das einen Fremden unterhalten kann, und ich weiß nicht, wie ich dazu gekommen bin, davon zu plaudern.“

Sie wollte aufſtehen, allein ich ergriff ihre Hand und fragte: „Bin ich Ihnen denn ſo ganz fremd?“

Sie ſtarrte einen Augenblick ſchweigend vor ſich hin, lächelte wehmüthig und entgegnete: „Doch, ich habe ja auch ſchöne Lebensmomente gehabt, und“ — fügte ſie mit ihrer gewöhnlichen Heiterkeit hinzu: — „nur derer will ich gedenken, unſeres Zuſammentreffens als Kinder! Ihr ſeltſames Zurückträumen in die Vergangenheit ſteckt auch mich an und verleitet das Herz, auf ſeine Bilder zu ſehen, ſtatt auf die äußern Kunſtwerke rings um uns!“

Als wir die Galerie verlaſſen hatten und in ihrem Hotel angelangt waren, war Bernardo da geweſen, um ſeinen Beſuch abzuſtatten. Man hatte ihm geſagt, daß Signora mit der alten Donna von mir begleitet ausgefahren ſei; zwar ſah ich ſeine Leidenſchaftlichkeit bei dieſer Nachricht voraus, aber ſtatt mich, wie früher, darüber zu betrüben, hatte meine Liebe zu Annunziata Trotz und Bitterkeit gegen ihn erregt. Er hatte ja ſo oft gewünſcht, daß ich Charakter und Willen beſäße, möchte ich auch dadurch gegen ihn ungerecht werden; nun ſollte er Beides bei mir gewahren.

Immerfort klangen Annunziata's Worte von dem verhöhnten Juden, der den verlaſſenen Vogel unter ſeine Flügel genommen, in mein Ohr; ſie mußte alſo doch dieſelbe ſein, die Bernardo bei dem alten Hanock geſehen hatte. Gewißheit davon zu erlangen lag mir ſehr am Herzen, aber ſie war nicht zu bewegen, den Faden wieder anzuknüpfen.

Als ich den folgenden Tag erſchien, war ſie in ihrem Zimmer, um eine neue Rolle einzuſtudiren. Ich unterhielt mich lange mit der alten Dame, die tauber war, als ich geglaubt hatte, und recht dankbar ſchien, weil ich mit ihr ſprach. Es fiel mir ein, daß ſie das erſte Mal nach meiner Improviſation mich freundlich angeſehen und daß ich geglaubt hatte, ſie habe mich gehört.

„Das habe ich auch,“ verſicherte ſie; — „aus dem Ausdruck Ihrer Züge und aus einzelnen Worten, die mein Ohr erreichten, verſtand ich das Ganze, und das war ſchön! So verſtehe ich auch ganz Annunziata's Recitative, und zwar bloß durch den mimiſchen Ausdruck; mein Auge iſt ſchärfer geworden, ſo wie mein Gehör ſchwächer wurde.“

Sie fragte nach Bernardo, der geſtern während unſerer Abweſenheit dageweſen war, und bedauerte, daß er uns nicht begleitet hatte. Sie äußerte ein wunderliches Wohlwollen und eine große Theilnahme für ihn. „Ja!“ ſagte ſie, als ich dies äußerte, — „denn er hat einen edlen Charakter. Ich kenne einen Zug von ihm — der Juden und der Chriſten Gott behüte ihn!“

Nach und nach wurde ſie beredter. Ihre Liebe zu Annunziaten war rührend und innig. So viel wurde mir aus einer Menge unterbrochener und halb dunkel gemachter Mittheilungen klar, daß Annunziata, von ſpaniſchen Eltern in Spanien geboren, in ihrer frühen Jugend nach Rom gekommen war, und daß hier, als ſie plötzlich als eine Waiſe daſtand, der alte Hanock, der in ſeiner Jugend in ihrem Vaterlande geweſen und ihre Eltern gekannt hatte, der Einzige geweſen war, der ſich ihrer annahm; daß ſie ſpäter, noch ein Kind, in ihr Vaterland zurückgekehrt und von einer Dame aufgenommen worden war, die ihre Stimme und ihr dramatiſches Talent ausgebildet hatte. — Ein Mann von großem Einfluß hatte ſich in das liebliche Kind verliebt, aber ihre Kälte gegen ihn hatte eine ſolche Bitterkeit in ihm erregt, daß er ihr heimlich nachſtellte. Die Alte ſchien den geheimnißvollen Schleier, der dieſe Schreckniſſe bedeckte, nicht lüften zu dürfen. Annunziatens Leben war in Gefahr geweſen; heimlich hatte ſie ſich nach Italien geflüchtet, wo ſie bei ihrem alten Pflegevater in Roms Judenquartier ſich ſicher glaubte. — Es war jetzt anderthalb Jahre her; in dieſer Zeit mußte ſie alſo Bernardo geſehen und ihm den Wein dargeboten haben, von dem er ſo viel ſprach. — Wie unvorſichtig ſchien ſie mir doch geweſen zu ſein, ſich einem Fremden zu zeigen, da ſie in jedem derſelben einen erkauften Mörder erwarten konnte; doch ſie wußte ja, daß Bernardo kein ſolcher war, ſie hatte ja nur Lobreden ſeiner Kühnheit, ſeines edlen Betragens gehört. Kurz darauf erfuhr ſie, daß ihr Verfolger geſtorben war; ſie flog daher, für ihre heilige Kunſt begeiſtert, wieder aus ihrem Verſteck hervor, und entzückte das Volk durch ſie und ihre Schönheit. Die alte Dame folgte ihr nach Neapel, war Zeuge wie ſie die erſten Lorbeeren einärntete, und hatte ſie ſeit dieſer Zeit nicht verlaſſen. „Ja! ſie iſt auch ein Engel Gottes,“ fuhr die beredte Alte fort; „fromm in ihrem Glauben, wie ein Weib ſein ſoll, und Verſtand hat ſie ſo viel, als man dem beſten Herzen wünſchen kann.“

Als ich das Haus verließ, erſchollen ſo eben die Freudenſchüſſe. In allen Straßen, von Altanen und Fenſtern wurde mit kleinen Böllern und Piſtolen geſchoſſen, zum Zeichen, daß die Faſtenzeit nun zu Ende ſei. In demſelben Augenblicke fielen in Kirchen und Capellen die ſchwarzen Teppiche, womit die Gemälde fünf lange Wochen hindurch bedeckt geweſen waren. Alles war Oſterfreude. Die Zeit der Trauer war vorüber; morgen erſchien Oſtern, der Freudentag, und mir doppelt freudig, denn ich war eingeladen, Annunziata zu dem Kirchenfeſte und der Kuppelbeleuchtung zu begleiten.

Alle Oſterglocken läuteten; die Cardinäle rollten in ihren bunten Wagen, hinten mit Bedienten beladen, durch die Straßen; die Equipagen der reichen Fremden, das Gewimmel der Fußgänger erfüllten ganz die engen Straßen. Von der Engelsburg wehten die großen Fahnen mit dem päpſtlichen Wappen und Madonna's heiligem Bilde. Auf dem Petersplatze war Muſik, ringsum wurden Roſenkränze und Holzſchnitte verkauft, den heiligen Vater vorſtellend, wie er den Segen ertheilt. Die Fontainen ſpielten mit ihren Rieſenſtrahlen, rings an den Säulengängen waren Logen und Bänke angebracht, die bereits, wie der Platz ſelbſt, beinahe ganz angefüllt waren.

Bald ſtrömte eine beinahe eben ſo große Menge aus der Kirche, wo Proceſſionen und Geſang, außerdem die Vorzeigung heiliger Reliquien, als Bruchſtücke des Spießes, der Nägel ꝛc. manch frommes Gemüth gelabt hatten. Der ungeheure Platz ſchien ein Meer von Menſchen; Kopf bewegte ſich an Kopf, die Wagenreihen zogen ſich dichter zuſammen, Bauern und Kinder kletterten auf die Fußgeſtelle der Heiligen hinauf; es war als wogte, lebte und athmete das ganze Rom in dieſem Augenblicke nur hier.

Der Papſt wurde in Proceſſion aus der Kirche getragen, in einem prächtigen Thronſeſſel ſitzend, der hoch auf den Schultern von ſechs in lilafarbige Gewänder eingehüllten Prieſtern ruhte; zwei jüngere Geiſtliche wedelten mit coloſſalen Pfauenſchwänzen an langen Stöcken, vor ihm ſchwangen die Prieſter die Rauchfäſſer und die Cardinäle folgten mit frommen Geſängen nach. — So wie der Zug unter dem Portale heraustrat, klangen ihm alle Muſikchöre mit Jubel entgegen. Sie trugen ihn die hohe marmorne Treppe zur Galerie hinauf, auf deren Balcon er ſich bald, von allen Cardinälen umgeben, zeigte. Alle ſanken auf die Knie, die langen Reihen von Soldaten, der Greis wie das kleinſte Kind, nur der Proteſtant ſtand aufrecht da, ſich dem Segen eines alten Mannes nicht beugen wollend. Annunziata kniete im Wagen halb nieder und ſah mit ſeelenvollem Blicke zu dem heiligen Vater hinauf, während ringsum das tiefſte Stillſchweigen herrſchte und der Segen, wie unſichtbare Feuerzungen, über alle Häupter hinwehte.

Jetzt flatterten zweierlei Papiere von dem päpſtlichen Balcon herab, das eine ertheilte Vergebung aller Sünden, das andere Fluch allen Feinden der Kirche, und der Pöbel ſchlug ſich darum, um nur ein Stück davon zu erhalten. Dann ertönten alle Glocken der Kirche wieder, die Muſik miſchte ſich in den Jubel; ich fühlte mich eben ſo glücklich, wie Annunziata. So wie unſer Wagen ſich in Bewegung ſetzte, ritt Bernardo dicht an uns vorüber; er begrüßte die beiden Damen, mich aber ſchien er gar nicht zu bemerken.

„Wie blaß er doch iſt!“ — ſagte Annunziata, — „iſt er krank?“

„Das glaube ich nicht!“ gab ich zur Antwort; allein ich wußte recht gut, was ihm das Blut aus den Wangen zog. — Mein Entſchluß kam dadurch zur Reife; ich empfand, wie ſehr ich Annunziaten liebte, daß ich, wenn ſie mir ihre Liebe ſchenkte, Alles für ſie thun und hingeben könnte; ihr wollte ich folgen, ich zweifelte nicht an meinem dramatiſchen Talente und kannte den Eindruck, den mein Geſang erregte; wenn ich nur erſt einen ſolchen Schritt wagte, würde ich gewiß mit Ruhm auf der Bühne auftreten! — Liebte ſie mich, welche Anſprüche hatte dann wohl Bernardo? Er konnte ſich ja, war ſeine Liebe ſo ſtark, wie die meinige, um ſie bewerben, und liebte ſie ihn — ja! dann würde ich augenblicklich zurücktreten.

Dies Alles ſchrieb ich ihm noch denſelben Tag, und ich darf glauben, daß mein Brief ein warmes und treues

Herz ausſprach; denn viele Thränen rollten auf das Blatt hinab, als ich unſeres frühern Verhältniſſes, und wie wunderbar mein Herz ſich an ihn geklammert hatte, erwähnte. Als der Brief abgeſandt war, fühlte ich mich weit ruhiger, obgleich der Gedanke, Annunziaten zu verlieren, mich wie der Geier den Prometheus mit ſcharfem Schnabel zerfleiſchte. — Dennoch träumte ich davon, ſie immer zu begleiten, Ruhm und Freude an ihrer Seite zu ärnten.

Jetzt ſollte nun das Drama meines Lebens als Sänger und Improviſator beginnen.

Nach dem Ave Maria begleitete ich Annunziata und die alte Dame in ihrem Wagen, um die Kuppelbeleuchtung zu ſehen. Die ganze Peterskirche mit ihrer hohen Kuppel, die zwei kleinern an der Seite und die ganze Façade waren mit transparenten papiernen Laternen geſchmückt; dieſe waren in der Architectur ſo angebracht, daß das ganze ungeheure Gebäude wie mit feurigen Umriſſen ſich in die Luft erhob. Das Gedränge in dieſer Gegend ſchien noch größer, als am Vormittage; wir konnten nur im Schritt fahren. Von der Engelsbrücke erblickten wir zuerſt das ganze beleuchtete Rieſengebäude, das ſich in der gelben Tiber abſpiegelte, wo Kähne, mit frohen Menſchen angefüllt, das ſeltene Gemälde belebten.

Als wir den Petersplatz erreichten, wo Alles Muſik, Glockengeläute und Freude war, erklang ſo eben das Zeichen zur Verwandlung der Illumination. Mehrere hundert Leute waren auf dem Dache und der Kuppel vertheilt, wo ſie in einem und demſelben Augenblicke große eiſerne Pfannen mit brennenden Pechkränzen hervorgeſchoben; es war, als loderte jede Laterne in Flammen auf, das ganze Gebäude ward in einem Nu ein flammender Tempel Gottes, der über Rom leuchtete wie die Sterne über der Wiege in Bethlehem. Das Jauchzen des Volks wurde immer lauter, Annunziata verlor ſich im Anſchauen des Ganzen.

„Dennoch iſt es ſchrecklich!“ rief ſie. — „Denken Sie ſich nur den unglücklichen Menſchen, der die höchſte Flamme da oben auf dem Kreuze der Kuppel anzünden muß, mir ſchwindelt bei dem bloßen Gedanken.

„Es iſt eine Höhe, wie die Pyramiden Aegyptens! Es gehört Kühnheit dazu, ſich dahinauf zu ſchwingen und die Stricke zu befeſtigen. Der heilige Vater läßt ihm auch das Sacrament ertheilen, bevor er ſich hinauswagt.“

„So muß denn ein Menſchenleben aufs Spiel geſetzt werden,“ — ſeufzte ſie, „um die Pracht und Freude eines Augenblicks!“ —

„Geſchieht es doch zur Verherrlichung Gottes!“ — gab ich zur Antwort, „und wie oft wagen wir es nicht um viel weniger?“

Die Wagen raſſelten an uns vorüber, die meiſten fuhren nach dem **monte Pincio**, um dort in der Entfernung die beleuchtete Kirche und die ganze Stadt in dieſem Glanze ſchwimmen zu ſehen.

„Es iſt doch eine ſchöne Idee,“ — ſagte ich — „daß alles Licht von der Kirche über die Stadt hinausſtrahlt; vielleicht hat Correggio daher die Idee zu ſeiner unſterblichen Nacht genommen?“

„Um Verzeihung!“ — unterbrach ſie mich. „Sie erinnern ſich wohl nicht, daß das Gemälde früher vollendet war, als die Kirche? Gewiß hat er die Idee aus dem eigenen Herzen genommen, und das ſcheint mir noch ſchöner; allein wir wollen dieſe ganze Pracht von einem noch fernern Punkte aus betrachten. Wollen wir auf den monte Mario hinauffahren? Dort iſt das Gedränge nicht ſo groß, als auf dem monte Pincio. Wir ſind ja dem Thore ganz nahe.“

Wir rollten hinter dem Säulengange herum und waren bald im Freien. Der Wagen hielt an dem kleinen Wirthshauſe am Wege den Berg hinauf; die Kuppel nahm ſich herrlich aus; ſie ſchien von brennenden Sonnen erbaut. Die Façade war freilich von hier aus nicht zu ſehen, allein auch dies führte eine ganz eigene Wirkung herbei; der von der erhellten Luft ſich verbreitende Glanz machte, daß es ſchien, als ſchwämme die von Sternen funkelnde Kuppel auf einem Lichtmeere. Die Muſik und das Glockengeläute klangen zu uns herauf, allein ringsum herrſchte doppelte Nacht, und die Sterne ſtanden nur als weiße Punkte hoch in der blauen Luft, als hätte Roms glänzendes Oſterfeuer ſie bewogen, ihren Schein zu dämpfen.

Ich ſtieg vom Wagen und ging in das kleine Wirthshaus, um einige Erfriſchungen zu holen. — Als ich wieder in den engen Gang hinaustrat, wo die Lampe vor dem Bilde der Madonna brannte, ſtand Bernardo vor mir, blaß, wie damals, wo er in der Jeſuitenſchule den Kranz empfing. Sein Auge brannte wie das eines Fieberkranken;

er faßte meine Hand mit der Kraft und Wildheit eines Wahnſinnigen.

„Ich bin kein Mörder, Antonio!“ ſprach er mit ſeltſam gedämpfter Stimme, — „ſonſt würde ich Dir den Säbel in das falſche Herz ſtoßen, aber ſchlagen ſollſt Du Dich mit mir, ob Deine Feigheit es zugiebt oder nicht! Komm, folge mir!“

„Bernardo! biſt Du raſend?“ fragte ich und wollte mich losreißen.

„Schreie nur recht laut!“ wiederholte er mit gedämpfter Stimme, „laß die Leute Dir zu Hülfe kommen, da Du nicht einzeln gegen den Einzelnen treten darfſt. Doch bevor meine Hand gebunden wird, biſt Du des Todes.“ Er reichte mir eine Piſtole hin. „Komm! ſchieße Dich mit mir, oder Du machſt mich zu Deinem Mörder!“ und nun zog er mich mit ſich fort; ich hielt die Piſtole, die er mir gereicht hatte, zu meiner Vertheidigung ihm entgegen.

„Sie liebt Dich! und in Deinem Uebermuthe denkſt Du es nun dem Römervolke und mir zu zeigen, den Du mit falſchen heuchleriſchen Worten täuſchteſt, obgleich ich Dir nie dazu Veranlaſſung gab!“

„Du biſt krank, Bernardo, wahnſinnig; tritt mir nicht zu nahe!“

Er drang auf mich ein, ich ſtieß ihn zurück — da vernahm ich den Knall, meine Hand zitterte, Alles um mich war in Rauch gehüllt, aber ein ſeltſames lautes Seufzen, Geſchrei kann ich es nicht nennen, erreichte mein Ohr, mein

Herz! Meine Piſtole hatte ſich entladen, Bernardo lag vor mir in ſeinem Blute.

Wie ein Nachtwandler ſtand ich da und hielt die Piſtole feſt in die Hand gepreßt; erſt als ich die Stimmen der Hausleute vernahm, Annunziata's Aufſchreien: „Jeſus Maria!" hörte, ſie und die Alte vor mir ſah, empfand ich das ganze Unheil.

„Bernardo!" rief ich verzweifelt, ſchon im Begriff, mich über ſeine Leiche zu werfen; aber Annunziata lag ſchon knieend vor ihm da und verſuchte das Blut zu hemmen. Ich ſehe noch ihre Bläſſe, den feſten Blick, den ſie auf mich heftete. Ich war wie feſtgewurzelt an der Stelle, wo ich ſtand.

„Retten Sie ſich! retten Sie ſich!" rief die alte Dame, mich am Arm ziehend.

Da rief ich, vom Schmerz überwältigt: „Ich bin unſchuldig! Heilige Mutter Gottes, Du weißt, daß ich unſchuldig bin. — Mich wollte er ermorden, ſelbſt reichte er mir die Piſtole; durch einen Zufall ging ſie los;" — und was ich vielleicht ſonſt nicht gewagt hätte, laut zu äußern, ſprach ich nun in meiner Verzweiflung aus: „Ja, Annunziata, wir liebten Dich! um Deinetwillen möchte ich, ſo wie er, ſterben! Wer war Dir von uns Beiden der liebſte? Sage mir in meiner Verzweiflung, ob Du mich liebſt, dann will ich entfliehen."

„Fort!" ſtammelte ſie, eine Bewegung mit der Hand machend, während ſie ohne Unterlaß mit dem Todten beſchäftigt war.

„Fliehe!“ rief die alte Dame.

„Annunziata!“ rief ich, vom Schmerz zu Boden gedrückt, „wer von uns Beiden war Dir der liebſte?“

Da neigte ſie den Kopf zu dem Todten hinab, ich hörte ſie weinen, ſah ihre Lippen Bernardo's Stirn berühren.

„Die Gensd'armen!“ wurde nun ringsum gerufen: „Entflieht, entflieht!“ und wie von unſichtbaren Händen wurde ich aus dem Hauſe geriſſen.

XIV.

Die Bauern von Rocca del Papa. Die Räuberhöhle. Die Parze meines Lebens.

„Sie liebt Bernardo!“ klang es in meinem Herzen; dies war der Pfeil des Todes, der mein ganzes Blut vergiftete, mich forttrieb und ſelbſt die Stimme übertäubte, die mir zurief: „Du haſt Deinen Freund und Bruder getödtet!“

Inſtinctmäßig brach ich durch Gehölz und durch Gebüſche und überkletterte die Mauern, welche die Weingärten auf dem Berge umzäunen. Die Peterskuppel erhellte die Luft weit umher; ſo loderten auch Kain's und Abel's Altäre, als der Mörder entfloh.

Mehrere Stunden wanderte ich ununterbrochen vorwärts; ich hielt erſt am Ufer der gelben Tiber an, die mir den Weg abſchnitt. Von Rom aus bis an das Mittelmeer hinab befand ſich keine Brücke, ſelbſt kein Kahn war zu finden, der mich hinüberfahren konnte. Dies unerwartete Hinderniß war ein Meſſerſtoß, der für einen Augenblick den an meinem Herzen nagenden Wurm zerſchnitt, allein er wuchs bald wieder zuſammen und ich empfand dann mein mein ganzes Unglück doppelt.

Nur wenige Schritte von mir befanden ſich die Ueberreſte eines Grabes, im Umfang größer, aber mehr verfallen, als das, in welchem ich als Kind bei der alten Domenica gelebt hatte. Bei den herabgefallenen Steinblöcken bemerkte ich drei angebundene Pferde, die ihr Heubündel verzehrten.

Eine weite Oeffnung führte einige Stufen hinab in die Grabgewölbe; drinnen brannte ein Feuer. Zwei ſtark gebaute Bauerburſchen, in Schafpelzen, die Wolle auswärts gekehrt, mit großen Stiefeln und einem ſpitzen Hute, an dem das angeheftete Marienbild prangte, waren um das Feuer gelagert und rauchten aus ihren kurzen Pfeifen. Eine kleinere Geſtalt, in einen großen grauen Mantel gehüllt, mit breitem, herabgeſchlagenem Hute, lehnte an der Mauer, während ſie auf ein glückliches Lebewohl und fröhliches Wiederſehen aus der Fogliette trank. Kaum hatte ich die ganze Gruppe überblickt, als ich auch ſogleich entdeckt war. Sie ergriffen ihre Gewehre, die neben ihnen lagen, als befürchteten ſie einen Ueberfall, und traten mir raſch entgegen.

„Was ſucht Ihr hier?“ fragten ſie.

„Einen Kahn, um über die Tiber zu gelangen.“

„Den könnt Ihr lange ſuchen! Hier giebt's weder Brücke noch Fähre, bringt man ſie nicht ſelbſt mit.“

„Aber,“ nahm ein Anderer das Wort, mich mit ſeinem Blick vom Kopf bis zum Fuß meſſend, „Ihr ſeid gar weit von der Landſtraße abgekommen, und tief in der Nacht iſt es nicht geheuer hier! De Ceſari's Bande ſoll noch immer lange Wurzeln haben, obgleich der heilige Vater den Spaten ſo gebraucht, daß ihm vielleicht die eignen Arme wund geworden ſind.“

„Ihr hättet wenigſtens etwas Waffenartiges mitnehmen ſollen,“ bemerkte noch Einer, „das haben wir gethan. Seht nur, einen dreifachen Lauf an der Flinte und eine Piſtole im Gürtel, im Fall das Gewehr nicht losgehen ſollte.“

„Ja, darum habe ich auch ein gutes Taſchenmeſſerchen mitgenommen,“ fiel der Erſte ein, zog ein ſcharfgeſchliffenes Meſſer aus dem Gürtel und ſpielte damit in der Hand.

„Steckt es wieder in die Scheide, Emidio,“ ſagte der Erſte, „der fremde Signor wird ja ganz blaß; er iſt ein junger Mann, der ſo ſcharfe Waffen nicht leiden mag. Die erſten Schufte nehmen ihm ſeine Paar Scudi ab; mit uns werden ſie keine ſo leichte Sache haben. Hört mal!“ wandte ſich der Burſche an mich, „gebt mir Euer Geld zur Aufbewahrung, dann könnt Ihr gewiß ſein, daß es in Sicherheit iſt.“

„Alles, was ich habe, könnt Ihr hinnehmen,“ gab ich zur Antwort, des Lebens überdrüſſig und durch Gram abgeſtumpft, „aber eine große Summe werdet Ihr nicht erhalten.“

Es war mir klar, in welcher Geſellſchaft ich mich befand; ſchnell griff ich in die Taſche, in welcher ich nur zwei Scudi wußte; aber zu meiner Verwunderung fand ich eine Börſe darin. Ich zog ſie hervor; ſie war von feiner weiblicher Arbeit; ich hatte ſie früher in den Händen der alten Dame bei Annunziata geſehen; ſie mußte ſie in den letzten Augenblicken mir in die Taſche geſteckt haben, damit ich einen Nothpfennig auf meiner unglücklichen Flucht hätte. Sie griffen alle drei nach der vollen Börſe; ich ſchüttete den Inhalt auf den flachen Stein vor dem Feuer.

„Gold und Silber!“ riefen ſie, als ſie die blanken Louisd'or zwiſchen den Piaſtern glänzen ſahen. „Es wäre Sünde, wenn die ſchönen Seelen in Räuberhände fallen ſollten.“

„Tödtet mich nun,“ ſagte ich, „wenn es Eure Abſicht iſt, dann habe ich doch ein Ende meiner Leiden!“

„Madonna mia!“ rief der Erſte, „was denkt Ihr von uns? wir ſind rechtliche Landleute von Rocca del Papa. Wir tödten keinen chriſtlichen Bruder! Trinket einen Becher Wein mit uns und erzählt, was Euch zu dieſer Reiſe treibt.“

„Das bleibt mein Geheimniß,“ entgegnete ich, und griff nach dem dargereichten Weine, denn meine Lippen brannten nach einem Labetrunk.

Sie flüſterten ſich einige Worte ins Ohr. Der Mann mit dem breiten Hute ſtand nun auf, nickte den Andern traulich zu und ſagte, mir ſpöttiſch ins Geſicht lachend:

„Ihr werdet eine kalte Nacht nach dem warmen luſtigen Abend haben.“ Er ging, und bald hörten wir ihn über die Campagna traben.

„Ihr wolltet ja über die Tiber?“ ſagte Einer; „wenn Ihr uns nicht begleitet, werdet Ihr lange warten müſſen. Setzt Euch hinten auf mein Pferd; denn hinterher an deſſen Schwanz ſchwimmen möchtet Ihr doch wohl nicht gern wollen.“

Sicher war ich keineswegs an dieſem Orte. Ich fühlte, daß meine Heimath bei den Geächteten war. Der Burſch half mir auf das ſtarke unbändige Pferd hinauf und ſetzte ſich ſelbſt vor mich hin.

„Dieſe Stricke werde ich um Euch feſtmachen,“ ſagte der Burſche, „ſonſt könntet Ihr hinabgleiten und keinen feſten Boden finden.“ Nun ſchlang er einen Strick um meine Bruſt und meine Arme, und warf ſie zu gleicher Zeit um ſich ſelbſt, ſo daß wir Rücken gegen Rücken daſaßen. Es war mir nicht möglich, eine Hand zu rühren. Langſam und mit dem Fuße prüfend ging das Pferd in den Strom hinaus, bald erreichte das Waſſer den Bug und kräftig arbeitete es ſich nach dem andern Ufer hinüber. Sobald wir dort angelangt waren, machte der Burſche den Strick los, der mich an ihn feſſelte, doch nur, um meine Hände noch feſter an den Bauchriemen zu binden.

„Ihr könntet hinabſtürzen und den Hals brechen!“ ſagte er. „Haltet Euch an mir feſt, denn jetzt durchſchneiden wir die Campagna.“

Er drückte die Füße in die Seiten des Pferdes; der Andere machte es ſo, wie er, und nun ſprengten ſie wie wohlgeübte Reiter über die große öde Ebene hin. Ich hielt mich mit Händen und Füßen feſt. Der Wind ſpielte mit dem langen ſchwarzen Haare des Burſchen; es flatterte mir um die Wangen. Wir fuhren an zuſammengeſtürzten Grabmälern vorüber, ich bemerkte die zerbrochenen Waſſerleitungen und den Mond, der ſich blutroth am Horizonte erhob, während leichte, dünne Nebelwolken um uns ſchwebten.

Daß ich Bernardo getödtet hatte, von Annunziata und meiner Heimath getrennt war und, an das Pferd eines Räubers gebunden, im wilden Fluge durch die Campagna jagte — dies Alles ſchien mir ein Traum, ein ſchrecklicher Traum! Ich wünſchte zu erwachen und das Schreckensbild verſchwunden zu ſehen. Ich drückte die Augen feſt zu und fühlte nur den kalten Wind von den Gebirgen mir um die Wangen wehen.

„Nun ſind wir geborgen, wie in Abraham's Schooße!“ rief der Reiter, als wir die Gebirge erreichten. „Iſt es nicht ein prächtiges Pferd, das wir haben? Nun es hat auch dies Jahr den Segen des heiligen Antonius erhalten; mein Burſche hatte das Thier mit Büſchel und ſeidenen Bändern geſchmückt, die Bibel wurde ihm vorgehalten und es mit Weihwaſſer beſprengt; kein Teufel, noch böſes Auge ſoll ihm dieſes Jahr etwas anhaben können!“

Im Oſten wurde es ſchon hell, als wir in die Gebirge hineinritten.

„Der Morgen bricht an,“ ſagte der andere Reiter, „und die Helle möchte den Augen des Signors Schaden bringen; ich will ihm einen Sonnenſchirm geben.“

Mit dieſen Worten warf er mir ein Tuch um den Kopf und band es ſo feſt zuſammen, daß ich durchaus nichts erkennen konnte; meine Hände waren gebunden, ich war völlig ihr Gefangener, und in meinem Schmerze fügte ich mich in Alles. Ich merkte, daß wir hinaufſtiegen, doch bald ging es wieder abwärts. Zweige und Gebüſche ſchlugen mir ins Geſicht; wir verfolgten einen durchaus ungebahnten Weg. Zuletzt mußte ich abſteigen; ſie führten mich, aber kein Wort wurde geſprochen; doch jetzt wurde ich durch eine enge Oeffnung eine Treppe hinab geleitet. Meine Seele war zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt geweſen, um die Richtung zu bemerken, in welcher man mich in die Gebirge geführt hatte, doch ſehr tief hinein konnten wir nicht gelangt ſein. Erſt mehrere Jahre nachher iſt der Ort mir bekannt geworden. Viele Fremde haben ihn beſucht und viele Maler ihn in Farben und Umriſſen dargeſtellt. Wir waren in der Nähe des alten Tusculum. Hinter Frascati, wo der Gebirgsabhang mit Kaſtanienwäldern und hohen Lorbeerhecken bedeckt iſt, ſtehen noch die Ueberreſte uralter Zeit. Hoher Weißdorn und wilde Roſen ſprießen zwiſchen den Stufen des Amphitheaters empor. An mehreren Stellen des Gebirges ſind, unter dem üppigen Graſe und Gehölze beinahe verborgen, tiefe Höhlen und gemauerte Gewölbe. Ueber das Thal hin erblickt man die hohen Abruzzen, welche die Sümpfe begrenzen und der ganzen Landſchaft eine gewaltige

Wildheit verleihen, die hier zwiſchen den Ueberreſten einer der uralten Städte doppelt ergreift. Durch eine der von herabhängendem Immergrün und Schlingpflanzen halbverborgenen Oeffnungen wurde ich geführt. Endlich ſtanden wir ſtill, ich vernahm ein leiſes Pfeifen und gleich darauf das Geräuſch einer Fallthür, die geöffnet wurde.

Wieder ſtiegen wir einige Stufen hinab, da vernahm ich mehrere Stimmen; die Binde wurde von meinen Augen genommen, und ich ſah mich in einem geräumigen Gewölbe; rüſtig gebaute Männer in langen Schafpelzen, wie meine Begleiter, ſaßen Karten ſpielend um einen langen rohen Tiſch, worauf zwei meſſingene Lampen mit mehreren Dochten brannten, die ihre finſtern, ausdrucksvollen Geſichter ſtark beleuchteten. Vor ihnen ſtand Wein in großen Flaſchen. Meine Ankunft erregte gar keine Verwunderung; mir wurde Platz am Tiſche gemacht, ein Becher mit Wein und ein Stück von ihrem Salami wurde mir gereicht; unterdeſſen ſprachen ſie in einer Mundart, von der ich nichts verſtand, doch ſchien ihr Geſpräch mich gar nicht anzugehen.

Ich fühlte keinen Hunger, nur einen brennenden Durſt, daher trank ich von dem Weine; mein Auge glitt an den Wänden hin, ringsum gewahrte ich Gewehre und Kleidungsſtücke. In der Ecke des Gewölbes befand ſich eine Vertiefung; eben in derſelben hingen zwei Haſen, von welchen das Fell halb abgezogen war, allein unter ihnen bemerkte ich ein Weſen anderer Art. Eine alte hagere Frau, mit einer wunderbaren, beinahe jugendlichen Haltung, ſpann an ihrem Handrocken Flachs; ihr ſilberweißes Haar hatte ſich dem gebundenen Knoten entwunden und hing über der einen Wange und an dem braungelben Halſe hinab; das ſchwarze Auge ruhte ununterbrochen auf dem Flachsrocken. Sie war das Ebenbild einer der Parzen. Vor ihren Füßen lag eine Menge glimmender Holzkohlen, als wären dieſe ein magiſcher Kreis, der ſie von dieſer Welt abſchnitt.

Ich blieb nicht lange mir ſelbſt überlaſſen; es wurde eine Art Verhör, meinen Stand, meine Vermögensumſtände und meine Familie betreffend, mit mir angeſtellt. Ich erklärte ihnen, daß ſie ſchon Alles, was ich beſäße, genommen hätten, daß Niemand in Rom, wenn ſie Löſegeld für mich verlangen wollten, auch nur einen Scudo hergeben würde, daß ich ein armer Vogel ſei, der lange mit dem Gedanken umgegangen wäre, nach Neapel zu gehen, um mein Talent als Improviſator geltend zu machen. Ich verbarg den eigentlichen Grund meiner Flucht, den unvorhergeſehenen Schuß, nicht, doch ohne die näheren Umſtände anzugeben. „Das einzige Löſegeld, das Ihr für mich erhalten könnt,“ fügte ich hinzu, „iſt das, was die Gerichte Euch geben werden, wenn Ihr mich ausliefert. Thut es! Für den Augenblick wünſche ich ſelbſt nichts Beſſeres.“

„Das iſt ein luſtiger Wunſch!“ ſagte Einer der Männer. „Ihr habt doch wohl in Rom ein Dirnchen, die ihre goldenen Ohrglocken für Eure Freiheit giebt. Ihr könnt noch dahin gelangen, in Neapel zu improviſiren. Wir ſind die rechten, Euch über die Grenze zu ſchaffen! Aber ſoll das Löſegeld Handgeld auf gute Brüderſchaft ſein, ſo iſt bereits hier meine Hand. Ihr ſeid unter ehrliche Leute gerathen, müßt Ihr wiſſen! Allein ſchlaft nun und denkt ruhig nach, hier iſt das Bett; und Ihr ſollt auch eine Decke erhalten, die Winterſturm und Sirocceregen ausgehalten hat: meinen braunen Mantel dort an dem Haken.“

Er warf mir ihn zu, zeigte auf die Strohmatte am Ende des Tiſches und verließ mich, das albaniſche Volkslied: „discendi, o mia Bettina!“ anſtimmend.

Ich warf mich auf das Lager, ohne Ruhe zu erwarten. Die letzten Begebenheiten ſchwebten mir als Schreckensbilder vor, doch fiel mein Auge zu; meine körperlichen Kräfte waren erſchöpft; ich ſchlief feſt und tief den ganzen Tag.

Als ich wieder erwachte, fühlte ich mich ungemein geſtärkt. Alles, was meine Seele erſchüttert hatte, erſchien mir wie ein Traum, aber der Ort, wo ich mich befand, und die düſteren Geſichter ringsum ſagten mir bald, daß meine Erinnerungen nur zu wirklich waren.

Ein Fremder, mit Piſtolen im Gürtel und den langen grauen Mantel loſe über die Schulter geworfen, ſaß rittlings auf der Bank in tiefem Geſpräch mit den andern Räubern. In der Ecke des Gewölbes ſaß noch immer die alte mulattenfarbige Frau und ſpann an ihrem Flachsrocken, unbeweglich wie früher, ein auf dunklem Grunde gemaltes Bild. Friſche Holzkohlen lagen auf den ſteinernen Flieſen, Wärme verbreitend, vor ihr.

„Der Schuß iſt durch die Seite gegangen,“ hörte ich den Fremden erzählen, „etwas Blut hat er verloren, aber in einem Monat iſt er wieder hergeſtellt.“

„Ei, Signore!“ rief mein Reiter, als er mich wieder erwacht ſah, „ein zwölfſtündiger Schlaf iſt ein gutes Kopfkiſſen! Nun, Gregorio bringt Neuigkeiten aus Rom, die Euch gewiß erfreuen werden. Ihr habt dem hohen Senate arg auf die Schleppe getreten. — Ja, Ihr ſeid es! Alle Umſtände treffen zuſammen. Ihr habt dem Brudersſohne des Senators auf den Pelz geſchoſſen. Das war ein verwegener Schuß!"

„Iſt er todt?" waren die einzigen Worte, die ich hervorſtammeln konnte.

„Nein, nicht ſo ganz," nahm der Fremde das Wort; „auch ſtirbt er wohl diesmal nicht. Wenigſtens will es der Arzt wiſſen. Die fremde ſchöne Signora, die wie eine Nachtigall ſingt, hat die ganze Nacht an ſeinem Bette gewacht, bis der Arzt ihr verſicherte, daß ſie ruhig ſein könnte und daß keine Gefahr vorhanden wäre."

„Ihr habt fehlgeſchoſſen," verſetzte der Andere, „ſowohl nach ſeinem, als nach ihrem Herzen. Laßt die Vögel fliegen, ſie machen ein Paar aus, und bleibt bei uns! Unſer Leben iſt luſtig und frei; ein kleiner Fürſt könnt Ihr werden, und die Gefahr dabei iſt nicht größer, als die, welche an jeder Krone hängt. Wein ſollt Ihr haben, Abenteuer und ſchöne Mädchen in Fülle für das Eine, das Euch entging. Es iſt beſſer, das Leben in einem luſtigen Zuge auszutrinken, als es tropfenweiſe hinunter zu ſchlürfen."

„Bernardo lebt! ich bin ſein Mörder nicht!" Der Gedanke goß neues Leben in meine Seele, aber den Schmerz wegen Annunziata vermochte er doch nicht zu lindern. Ruhig und entſchloſſen erklärte ich dem Manne, daß er mit mir thun möchte, was er wollte; jedoch verböten mir meine Natur, meine Erziehung und Anſichten, in irgend ein anderes Verhältniß, als das, welches der Zufall über mich verhängt hatte, mit ihm zu treten.

„Sechshundert Scudi iſt die kleinſte Summe, die Euch befreien kann!“ ſagte der Mann mit finſterm Ernſt. „Treffen ſie nicht in ſechs Tagen ein, ſo gehört Ihr uns, lebendig oder todt. Euer hübſches Geſicht und mein Wohlwollen helfen Euch nicht. Ohne ſechshundert Scudi habt Ihr nur die Wahl zwiſchen Brüderſchaft mit uns oder mit den Vielen, die unten im Brunnen in brüderlicher Umarmung ausruhen. Schreibt an Euren Freund oder an die ſchöne Signora. Im Grunde müſſen ſie ja Beide Euch dankbar ſein, weil Ihr eine Erklärung zwiſchen ihnen herbeigeführt habt. Sie bezahlen gewiß gern die elende Summe für Euch! So wohlfeil iſt noch Niemand aus unſerm Gaſthofe zurückgekehrt. Bedenket nur,“ fuhr er lachend fort: „Ihr habt freie Beförderung bis hieher gehabt, und nun Koſt und Nachtlager ſechs Tage hindurch! Niemand kann ſagen, daß dies unbillig iſt.“

Meine Antwort blieb dieſelbe.

„Trotzkopf! das gefällt mir von Dir!“ fuhr er fort, „und dabei bleibe ich, ſelbſt indem ich Dir eine Kugel durchs Herz ſchieße. Unſer raſches Leben muß doch billig eine jugendliche Seele hinreißen, und Du, der Du Dichter, Improviſator biſt, läßt Dich nicht von unſerm kühnen Flug hinreißen! Wenn ich Dir nun zumuthe, *die ſtolze Kraft zwiſchen den Felſen* zu beſingen, müßteſt

Du denn nicht das Leben preiſen und erheben, das Du jetzt herabzuwürdigen ſcheinſt? Leere den Becher und laß uns Deine Kunſt hören, darſtellen ſollſt Du uns, was ich ſo eben erwähnte, die ſtolze Kraft, ſo wie die Gebirge ſie ſehen, und thuſt Du das als Meiſter, ſo füge ich Deiner Friſt noch einen Tag hinzu."

Er reichte mir eine an der Wand hängende Guitarre. Die Räuber ſchaarten, mit Aufforderungen zu ſingen, ſich um mich zuſammen.

Ich ſann einige Augenblicke nach. — Den Wald, die Felſen ſollte ich beſingen, der ich faſt nie in ihrer Mitte geweſen war. Meine Wanderung der vorhergehenden Nacht war ja mit verbundenen Augen geſchehen, und während meines Aufenthalts in Rom hatte ich nur den Pinienwald in der Villa Borgheſe und der Villa Pamfili beſucht. Die Gebirge hatten mich wohl als einen kleinen Jungen beſchäftigt, doch nur von Domenica's Hütte aus geſehen; das einzige Mal, das ich unter ihnen geweſen, war auf jener unglücklichen Reiſe zum Blumenfeſte in Genzano. Die Dunkelheit und Stille des Waldes lag in dem Bilde, das mein Gedächtniß von der Wanderung unter den hohen Platanen an dem Nemi-See, wo wir an jenem Abend Kränze wanden, in ſich trug. Ich ſah Alles wieder und Ideen regten ſich in meiner Seele. In einem Moment bewegten ſich alle dieſe Bilder, zu deren bloßer Erwähnung ich die doppelte Zeit brauchte, vor meiner Phantaſie. Ich griff einige Accorde, und der Gedanke wurde Rede, die Rede wogende Verſe; ich ſchilderte den tiefen, vom Wald begrenzten See, den Felſen, der hoch über ihm in die Wolken ſich erhebt. „Im Neſte des Adlers ſaß die Adlermutter und lehrte den Jungen die Kraft der Flügel, übte den ſtolzen Blick derſelben, indem ſie ihnen gebot in die Sonne zu ſchauen. Ihr ſeid die Könige der Vögel, belehrte ſie ſie, ſcharf iſt euer Auge, ſcharf die Klaue; flieget hinaus von eurer Mutter; mein Blick wird euch folgen und ſingen wird mein Herz, wie die Zunge des Schwans, wenn der Tod ihn küßt, beſingen werde ich die ſtolze Kraft! Und die Jungen flogen aus dem Neſte, der Eine nur zum nächſten Felſengipfel, und ſaß ſtill, das Auge gegen die Strahlen der Sonne gerichtet, als wollte er ihre Flamme trinken, da, während der Andere ſich dreiſt hoch über die Wälder und den tiefliegenden See in großen Kreiſen ſchwang. Die Waſſerfläche war ein Spiegel des umkränzenden Waldes und des blauen Himmels. Unten ſtand ein ungeheurer Fiſch ſtill, als wäre er ein Schilfrohr, das auf der Seefläche lag. Wie ein Blitzſtrahl fuhr der Adler auf ſeine Beute nieder, bohrte die ſcharfe Klaue in ſeinen Rücken, und das Herz der Mutter bebte vor Freude. Aber Fiſch und Adler waren von gleicher Stärke. Die ſcharfe Klaue war zu tief eingedrungen, um gleich wieder ſich losreißen zu können, und ein Kampf begann, bei dem der windſtille See in gewaltigen Ringen bebte; einen Augenblick hindurch wurde Alles ruhig, die großen Schwingen lagen auf dem Waſſer, wie die Blätter der Lotus-Blume; da ſchlugen ſie ſich in die Höhe, es erklang ein Krachen; der eine Flügel ſank hinunter, während der andere den See zu Schaum peitſchte und verſchwand — Fiſch und Vogel verſanken in die Tiefe; da ſtieß die Mutter ein Jammergeſchrei aus und richtete das Auge dann wieder auf den zweiten Sohn, der oben auf dem Felſen geruht hatte — er war nicht mehr da; aber hoch gegen die Sonne hinauf ſah ſie einen rabenſchwarzen Punkt immer ſteigend in ihren Strahlen verſchwinden, und ihr Herz bebte vor Wonne, und ſie beſang die ſtolze Kraft, die nur durch das hohe Ziel ihres Strebens groß wird.“

Mein Geſang war zu Ende. Lautes Beifallklatſchen begrüßte mich, allein mein Auge ruhete feſt auf dem alten Weibe in der Ecke; ich hatte ja bemerkt, wie ſie in der Mitte meines Geſanges den Handrocken ſinken ließ, den finſtern ſcharfen Blick auf mich heftete, wodurch mir eben ſchien, als wiederholte ſich der Auftritt, den ich als Kind erlebt hatte; jetzt erhob ſie ſich, und mit raſchen Schritten zu mir hintretend rief ſie:

„Du haſt Dein Löſegeld erſungen, der Klang der Töne iſt ſtärker, als der des Goldes. Ich habe den Stern des Glücks in Deinem Auge geſehen, als Fiſch und Vogel ſterbend in den tiefen Grund hinunter tauchten. Fliege auf die Sonne los, mein kühner Adler; die Alte ſitzet im Neſte und erfreuet ſich Deines Fluges. Niemand darf Deinen Flügel binden!“

„Weiſe Fulvia!“ fragte der Räuber, der mich zum Improviſiren aufgefordert hatte und nun mit einem ſonderbaren Ernſt ſich vor der Alten faſt verneigte: „Kennſt Du dieſen Signor? haſt Du ihn früher improviſiren gehört?“

„Ich habe den Stern in ſeinem Auge geſehen!“ ſagte ſie, „den unſterblichen Glanz, der die Kinder des Glücks umſtrahlt, geſehen! Er wand ſeinen Kranz, er ſoll einen ſchöneren winden, aber mit ungebundenen Händen. In ſechs Tagen denkſt Du meinen jungen Adler niederzuſchießen, weil er ſeine Kralle in den Rücken des Fiſches nicht bohren will! Sechs Tage ſoll er im Neſte hier ausruhen und dann gegen die Sonne fliegen.“

Jetzt öffnete ſie einen kleinen Schrank an der Wand, nahm ein Blatt Papier heraus und wollte ſchreiben.

„Die Dinte iſt hart, wie die trockne Felſenwand,“ ſagte ſie, „allein Du haſt gewiß des ſchwarzen Naſſes genug, Cosmo, ritze Dir in die Hand; die alte Fulvia denkt auch an Dein Glück.“

Schweigend faßte der Räuber ſein Meſſer, ritzte ſich leicht die Haut und benetzte die Feder mit dem Blute. Die Alte reichte ſie mir hin und gebot mir nur die Worte: „ich gehe nach Neapel,“ zu ſchreiben. „Nun Deinen Namen darunter,“ verſetzte ſie, „das iſt ein päpſtliches Siegel!“

„Wozu wird das führen?“ hörte ich einen der Jüngern halb leiſe murmeln, indem er einen unwilligen Blick auf die Alte warf.

„Erhält der Wurm Sprache?“ ſagte ſie. „Hüte Dich vor dem breiten Fuß, der Dich zertritt!“

„Wir glauben an Deine Klugheit, weiſe Mutter,“ verſetzte ein Aelterer. „Dein Wille iſt die Monſtranz des Segens und des Glückes!“

Es wurde nicht mehr geſprochen. Die heitere Stimmung kehrte aufs neue zurück; die Weinflaſche ging herum. Traulich klopfte man mir auf die Schulter, gab mir das beſte Stück des aufgetragenen Wildprets. Man aß, allein die Alte ſaß unverändert wie vorher und ſpann an ihrem Handrocken, während der junge Räuber friſche Kohlen zu ihren Füßen hinlegte und ſagte: „Es friert Dich, alte Mutter!“

Aus ihrer Rede, aus dem ausgeſprochenen Namen erkannte ich nun, daß ſie dieſelbe war, die mir als Kind gewahrſagt hatte, als ich mit meiner Mutter und Mariuccia Kränze am See von Nemi band. Ich fühlte, daß mein Schickſal in ihrer Hand liege. „Ich gehe nach Neapel,“ hatte ſie mich ſchreiben laſſen. Das war freilich mein Wunſch, aber wie ſollte ich ohne Paß über die Grenze kommen? Wie ſollte in dieſer fremden Stadt, wo ich niemand kannte, meine Zukunft ſich geſtalten? Aus dem Nachbarſtaat geflüchtet, wagte ich nicht als Improviſator aufzutreten. Aber meine Sprachkenntniſſe und ein unerklärliches kindliches Zutrauen zur Madonna ſtärkten meine Seele, ſelbſt der Gedanke an Annunziata, der in eine ſonderbare Wehmuth überging, wehte meiner Seele eine Ruhe zu, eine Ruhe, wie die des Schiffers, wenn ſein Schiff geſunken iſt und er allein in dem kleinen Boote einer unbekannten Küſte zutreibt.

Ein Tag verging nach dem andern. Die Männer kamen und gingen, ſelbſt Fulvia blieb einen ganzen Tag aus und ich blieb in der Höhle mit einem der Räuber allein.

Dieſer war ein junger Mann von ein und zwanzig Jahren, unedlen Zügen, jedoch mit einem wunderſam ſchwermüthigen Blicke, der oft in Wildheit ausartete, und ein ſchönes, lang über die Schultern herabhängendes Haar bezeichnete ſein Aeußeres. Lange ſaß er ſchweigend da, das Haupt auf den Arm gelehnt, da wandte er ſich zu mir: „Du kannſt leſen,“ ſagte er — „lies mir ein Gebet aus dieſem Buche vor,“ und nun zog er ein kleines Gebetbuch heraus. Ich las, und die inbrünſtigſte Andacht leuchtete aus ſeinen großen dunkeln Augen.

„Warum willſt Du uns verlaſſen?“ fragte er, mir die Hand gutmüthig reichend. „Meineid und Falſchheit wohnen in der Stadt, wie in den Wäldern, aber der Wald hat doch friſche Luft und weniger Menſchen.“

So entſtand eine Art Vertraulichkeit zwiſchen uns, ich ſchauderte vor ſeiner Wildheit, aber ſein Unglück rührte mich.

„Du kennſt wohl die Sage von dem Fürſten von Savelli,“ — fragte er — „von der luſtigen Hochzeit in Ariccia? Es war ja nur ein geringer Bauer und ein armes Mädchen; aber ſchön war ſie und die Hochzeit ging vor ſich. Der reiche Herr von Savelli beehrte die Braut mit einem Tanz und forderte ſie auf, ihn im Garten zu erwarten. Aber ſie verrieth dieſes ihrem Bräutigam, der ihren Anzug und Brautſchleier anlegte und ſich an ihrer Stelle einfand. Als nun der Graf ſie an ſeine Bruſt drücken wollte, fuhr der Dolch in ſein adliges Herz. — Ich habe einen Grafen und auch einen Bräutigam, wie dieſen, gekannt, aber die Braut war nicht ſo aufrichtig;

der Graf feierte die Brautnacht und der Bräutigam mit ihr das Grabesfeſt. Ihre Bruſt glänzte wie Schnee, als das blanke Meſſer den Weg zu ihrem Herzen fand.“

Ich ſah ihm ſchweigend ins Auge; es gebrach mir an Worten, ihm mein Mitgefühl zu äußern.

„Du glaubſt, daß ich nie die Liebe gekannt, nie, wie die Biene, von dem duftenden Kelch getrunken habe?“ — verſetzte er. — „Es zog eine vornehme engliſche Dame nach Neapel; ein ſchönes Mädchen, Geſundheit in den Wangen, Feuer im Auge, begleitete ſie. Die Gefährten zwangen ſie alle, aus dem Wagen zu ſteigen und ſich während der Plünderung ſchweigend auf die Erde niederzulegen. Die beiden Weiber und einen jungen Mann, den Liebenden und Geliebten, wie ich glaube, führten wir in die Gebirge hinauf, ihn banden wir an einen Baum, das junge Mädchen war ſchön, war Braut, — ich konnte auch ein Fürſt von Savelli ſein. — Als ſpäter das Löſegeld für die drei ankam, waren die rothen Wangen des Mädchens fort, das Auge brannte nicht ſo durchdringend mehr, es rührte von dem vielen Schatten zwiſchen den Gebirgen her.“ — Ich wandte mich von ihm ab; halb entſchuldigend fügte er hinzu: „Das Mädchen war Proteſtantin, keine Chriſtin, eine Tochter des Satans.“

Eine Weile ſaßen wir ſchweigend. „Lies mir noch ein Gebet vor,“ bat er, und ich las.

Gegen Abend kam Fulvia zurück. Sie reichte mir einen Brief, geſtattete mir aber nicht, ihn zu leſen. —

„Die Gebirge haben ihre Nebelkappe aufgeſetzt!“ ſprach ſie. „Es iſt Zeit hinauszufliegen. Iß und trink', wir haben einen weiten Weg vor uns und es wachſen keine Pagnotten*) auf dem nackten Felſenpfade."

Der junge Räuber ſtellte in der Eile Eſſen auf den Tiſch, von dem ich zu mir nahm, und nun warf Fulvia einen Mantel um ihre Schultern und zog mich ſchnell durch finſtre ausgehöhlte Gänge mit ſich fort.

„Im Briefe liegen Deine Schwingen," — ſagte ſie, „kein Grenz-Soldat ſoll Dir eine Feder krümmen, mein junger Adler. Die Wünſchelruthe liegt auch dabei, die Dir Geld und Silber verleihen wird, bis Du Dir eigne Schätze heraufgeholt haſt."

Mit den nackten hagern Armen zertheilte ſie nun den Epheu, der, wie ein Vorhang, vor dem Eingange der Höhle herabhing. — Außer derſelben war ſchon dunkle Nacht; ein feuchter Nebel hüllte die Gebirge ein. Ich hielt mich an ihrem Kleide feſt; kaum vermochte ich, ihrem raſchen Schritte auf dem gebahnten Pfade im Dunkeln zu folgen, — wie ein Geiſt ſchritt ſie vorwärts; Gebüſche und Hecken wichen zu beiden Seiten zurück.

Unſere Wanderung hatte ſchon einige Stunden gedauert; wir befanden uns in einem engen Thale zwiſchen den Gebirgen. Es lag eine Strohhütte, wie man ſie in den Sümpfen findet, vor uns, ohne Wände, das Dach von Rohr und Stroh reichte bis zur Erde nieder. Der Lichtſchein drang uns durch einen Riß in der niedrigen Thür entgegen. Wir traten ein und befanden uns wie in einem großen Bienenkorbe; aber alles ringsum war von dem Rauche, der nur durch die niedrige Thür einen Ausgang hatte, ganz ſchwarz. Pfähle und Balken, das Rohr ſelbſt war von Ruß glänzend. Mitten auf dem Fußboden war eine gemauerte Erhöhung von der Länge einiger Ellen und ungefähr halb ſo breit; hier lagen Kohlen und Aſche, hier wurde das Eſſen gekocht und von hier aus die Hütte erwärmt. — Weiter zurück befand ſich eine Oeffnung in der Wand oder richtiger im Dache, welche zu einer kleinern Hütte führte, die mit der größern, ſo wie die kleinere Zwiebel an der Mutter anwächſt, zuſammenhing. — Drinnen lagen ein Weib und einige Kinder, alle ſchlafend. — Ein Eſel ſtreckte den Kopf über ihnen hervor und gaffte uns an. Ein Mann bei Jahren, beinahe nackt, nur mit zerriſſenen Hoſen von Ziegenfell um die Hüften, kam uns entgegen. Er küßte Fulvien die Hand, und ohne ein Wort zu wechſeln warf er ſeinen wollenen Pelz über die nackten Schultern, zog den Eſel heraus und winkte mir aufzuſteigen.

---

*) Kleine Brote.

„Das Pferd des Glücks wird beſſer traben, als der Eſel der Campagna,“ ſagte Fulvia.

Der Bauer zog darauf den Eſel mit mir aus der Hütte. Mein Herz war tief von Dankbarkeit gegen die ſeltſame Alte bewegt, ich neigte mich, um ihre Hand zu küſſen; allein ſie ſchüttelte den Kopf und ſtrich die Haare von meiner Stirn zurück; ich empfand darauf ihren kalten Kuß, ſah ſie noch einmal mit der Hand winken, und Zweige und Hecken kamen zwiſchen uns. Der Bauer gab dem Eſel die

Peitſche und lief dann mit ihm um die Wette den Pfad hinauf. — Ich ſprach zu ihm, er ſtieß einen ſchwachen Laut aus und gab mir durch Zeichen zu verſtehen, daß er ſtumm ſei. — Meine Neugierde, den Brief zu leſen, den mir Fulvia mitgegeben, ließ mir keinen Augenblick Ruhe; ich nahm ihn hervor und öffnete ihn. Es waren mehrere Papiere in dem Umſchlage, allein die Finſterniß geſtattete mir nicht, auch nur ein Wort herauszubringen, wie ſehr ich auch meine Augen anſtrengte.

Als der Morgen dämmerte, waren wir auf dem Rücken des Gebirges, der nur den nackten Granit mit einzelnen Schlingpflanzen und der graugrünen, duftenden Artemisia darbot. Der Himmel war klar, mit leuchtenden Sternen beſäet, eine ſchwimmende Wolkenwelt lag unter uns, es waren die Sümpfe, die ſich von dem Albanergebirge, zwiſchen Velletri und Terracina, von den Abruzzen und dem Mittelmeere begrenzt, hinſtrecken. Die niedrigen wogenden Nebelwolken glänzten unter uns, und bald gewahrte ich, wie der unendliche blaue Himmel ins Lila und darauf in das reinſte Roſenroth hinüberging, die Gebirge ſelbſt wurden wie hellblauer Sammet; ich war von der Pracht der Farben geblendet. Der Gebirgsabhang erſchien wie eine Flamme, die wie ein Stern auf dem hellen Grunde ſtrahlte. — Meine Hände falteten ſich zum Gebet, mein Herz beugte ſich vor Gott in der großen Kirche der Natur und betete ſtill: „Es geſchehe dein Wille.“

Das Tageslicht war jetzt ſo ſtark geworden, daß ich ſehen konnte, was der Brief umſchloß; es war ein Paß auf meinen eignen Namen, von der römiſchen Polizei ausgefertigt und von dem neapolitaniſchen Geſandten viſirt, neben demſelben lag ein Wechſel von 500 Scudi auf das Haus Falconet in Neapel. Ein Zettelchen enthielt nur die Worte: „Bernardo's Leben iſt außer Gefahr, kommt aber in den erſten Monaten nicht nach Rom."

Fulvia hatte Recht gehabt; hier waren Flügel und Wünſchelruthe. Ich war frei; ein Seufzer der Dankbarkeit entſtieg meinem Herzen. Bald erreichten wir einen mehr gebahnten Weg. Hier ſaßen einige Hirten bei ihrem Frühſtück. — Mein Führer machte Halt. Sie ſchienen ihn zu kennen, er bediente ſich der Fingerſprache, worauf ſie uns einluden, Theil an ihrer Mahlzeit zu nehmen, die aus Brot und Büffelkäſe beſtand, wozu ſie Eſelsmilch tranken. Ich genoß einige Biſſen und fühlte mich dadurch geſtärkt. Nun zeigte mir mein Führer einen Pfad, und die Andern erklärten mir, daß er das Gebirge hinab, die Sümpfe entlang nach Terracina führte, das ich noch vor Abend erreichen könnte. Ich ſollte dieſem Pfade, links von den Gebirgen, nur immerfort folgen, dann würde er nach Verlauf einiger Stunden zu einem langen Canale führen, der von den Gebirgen nach der großen Landſtraße lief, deren Bäume ich bald, wenn die Nebel verdünſteten, ſehen würde. — Dem Canale folgend würde ich, unweit des öden Kloſters, wo jetzt eine Wirthſchaft ſich befindet, die torre di tre ponti genannt wird, auf die Landſtraße kommen.

Gern hätte ich meinem Führer ein kleines Geſchenk gegeben; allein ich hatte gar nichts! Da fiel es mir ein, daß ich doch noch zwei Scudi hätte, die ſich in meiner Taſche befanden, als ich Rom verließ; ich hatte ja nur die Börſe mit dem mir als Rothſchilling zugeſteckten Gelde hingegeben. Zwei Scudi waren alſo in dieſem Augenblicke meine ganze Baarſchaft. Den einen beſtimmte ich meinem Führer, den andern mußte ich zu meinen Bedürfniſſen bis Neapel behalten, wo ich erſt von meinem Wechſel Gebrauch machen konnte. Ich griff in die Taſche, aber mein Suchen war vergebens; man hatte mir ſchon lange mein kleines Eigenthum geraubt. Ich hatte gar nichts! So löſ'te ich denn mein ſeidenes Tuch, das ich um den Hals trug, von dieſem ab, gab es dem Manne, reichte den Uebrigen die Hand und ſchlug allein den Pfad ein, der nach den Sümpfen führte.

XV.

Die pontiniſchen Sümpfe. Terracina. Ein alter Bekannter. Fra Diavolo's Vaterſtadt. Der Orangen-Garten bei Molo di Gaeta. Die neapolitaniſche Signora. Neapel.

Viele denken ſich die pontiniſchen Sümpfe nur als einen moorigen Grund, eine öde Strecke mit ſtillſtehendem, ſchlammigem Waſſer, einen zur Durchwanderung traurigen Weg. Im Gegentheil! Die Sümpfe haben viele Verwandtſchaft mit der reichen lombardiſchen Ebene, ja ſie ſind ſogar fruchtbarer; Gras und Kräuter wachſen hier mit einer Ueppigkeit und Saftigkeit, welche Nord-Italien nicht aufweiſen kann.

Auch kann kein Weg trefflicher ſein, als der, welcher durch die Sümpfe führt. Wie auf einer Spiegelbahn rollen die Wagen durch die lange Linden-Allee hin, deren dichte Zweige gegen die verſengenden Strahlen ſchützen. Zu beiden Seiten erſtreckt ſich die unendliche Ebene mit ihrem hohen Graſe und ihren grünen friſchen Sumpfgewächſen. Canäle durchkreuzen ſich und nehmen das Waſſer auf, das ringsum gleich Teichen und Seen mit Rohr und der breitblättrigen Waſſerlilie bedeckt daſteht. Zur linken Hand, wenn man von Rom her kommt, erſtrecken ſich die hohen Abruzzen mit mehreren kleinen Städten, die wie Gebirgsſchlöſſer mit ihren weißen Mauern von den grauen Felſen herabglänzen, rechts die grüne Ebene gegen das Meer hin, wo das jetzige Vorgebirge Circello ſich erhebt (ehemals Circe's Inſel, wo die Sage Ulyſſes landen ließ).

So wie ich fortging, löſ'te ſich der Nebel auf, der über der grünen Fläche ſchwebte, wo die Canäle, wie Leinewand auf einer Bleiche, glänzten. Die Sonne brannte mit Sommerwärme, obgleich es in den letzten Tagen des Februar war. Heerden von Büffeln gingen in dem hohen Graſe. Ein Haufen Pferde lief wild umher und ſchlug mit den Hinterfüßen aus, ſo daß das Waſſer um ſie her emporſpritzte. Ihre kühnen Stellungen, ausgelaſſenen Sprünge und ihr Umhertummeln konnten ein würdiges Studium für einen Thiermaler ſein. Links bemerkte ich eine ſchwarze ungeheure Rauchſäule, die von dem großen Scheiterhaufen herrührte, den die Hirten angezündet hatten, um die Luft in der Nähe ihrer Hütten zu reinigen. Mir begegnete ein Bauer, deſſen bleichgelbes, kränkliches Ausſehen der kräftigen Fruchtbarkeit, welche die Sümpfe darboten, widerſprach; wie ein dem Grabe entſtiegener Todter ritt er auf ſeinem ſchwarzen Pferde und hielt eine Art Lanze in der Hand, mit welcher er die Büffel zuſammentrieb, die in dem moorigen Schlamme wateten. Einige legten ſich ganz darin nieder und ſteckten nur den ſchwarzen, häßlichen Kopf mit den böſen Augen hervor. Die einzelnen drei bis vier Stockwerk hohen dicht an der Landſtraße errichteten Poſthäuſer waren mit einem fetten, graugrünen Schimmel ganz bedeckt. Gebäude, wie Menſchen, trugen das Gepräge des

Anhauchs der Verweſung, was mit der reichen Ueppigkeit rings umher, dem friſchen Grün und dem warmen Sonnenſcheine in ſeltſamem Contraſte ſtand.

Meine kranke Seele ließ mich in der Natur hier ein Bild des falſchen Glücks des Lebens gewahren; ſo betrachtet beinahe immer der Menſch die Welt durch die Brille der Empfindung, und ſie ſteht bald ſchwarz, bald purpurfarben da, zufolge der Farbe des Glaſes, wodurch er ſie ſieht.

Ungefähr eine Stunde vor dem Ave Maria hatte ich die Sümpfe hinter mir; die Gebirge mit ihren gelben Felſenmaſſen rückten immer näher, und dicht vor mir ſtand Terracina in der reichen heſperiſchen Natur. Drei hohe Palmen mit ihrer Frucht ſtanden unweit des Wegs; die großen Obſtgärten, den Gebirgsabhang hinauf, ſchienen ein großer grüner Teppich mit Millionen goldner Punkte. Citronen und Apfelſinen drückten die Zweige zur Erde nieder. Vor einem Bauerhauſe am Wege lagen eine Menge herabgefallener, in einen Haufen geſammelter Citronen, als wären es herabgeſchüttelte Kaſtanien. Rosmarin und wilde dunkelrothe Levkojen wechſelten üppig in den Felſenklüften hoch oben in der Nähe des Gipfels des Felſens, wo die prächtigen Ueberreſte der Burg des Oſtgothen-Königs Theoderich lagen und die Stadt nebſt der ganzen Gegend überſchauten.

Mein Auge war von dem ſchönen Gemälde geblendet; ſtill träumend ging ich nach Terracina hinein. Da lag vor meinen Blicken das Meer; zum erſten Mal erblickte ich es, das wunderſchöne Mittelmeer. Es war der Himmel ſelbſt in dem reinſten Ultramarin, der wie eine ungeheure Ebene ausgeſpannt vor mir da lag. Weit, weit in der Ferne erblickte ich Inſeln, wie ſchwimmende Wolken in der ſchönſten Lila-Farbe; ich erblickte den Veſuv, wo die ſchwarze Rauchſäule am Horizonte ins Bläuliche überging. Die Meeresfläche erſchien durchaus windſtill; doch gegen das Ufer, wo ich ſtand, ſchlugen die langen Brandungen ſo blau, ſo klar, wie der Aether ſelbſt, und erklangen wie Donner zwiſchen den Gebirgen.

Mein Auge war wie mein Fuß gefeſſelt; meine ganze Seele athmete Entzücken. Es war, als würde alles Körperliche in mir zu Geiſt, worin Herz und Blut ſich auflöſten, um zwiſchen dieſen beiden Himmeln, dem unendlichen Meere und dem Himmel darüber, dahinſchweben zu können. Die Thränen rannen mir die Wangen hinab, ich mußte weinen wie ein Kind.

Unweit der Stelle, wo ich ſtand, erhob ſich ein großes weißes Gebäude; die Brandung ſchlug an den Grund, auf welchem es errichtet war. Das untere Stockwerk deſſelben, gegen die Straße, beſtand aus einer großen Bogenhalle, innerhalb welcher die Wagen der Reiſenden ſtanden. Das war der Gaſthof von Terracina, der größte und ſchönſte auf dem ganzen Weg zwiſchen Rom und Neapel.

Peitſchenknall hallte von der Felſenwand wieder, ein zugemachter Wagen mit vier Pferden rollte vor den Gaſthof. Bewaffnete Diener ſaßen auf dem Sitze hinter dem Wagenkaſten; ein bleicher, hagerer Herr, in einen großen bunten Schlafrock gehüllt, ſtreckte ſich in demſelben. Der

Poſtillon ſtieg herab, knallte noch ein paar Mal mit der langen Peitſche, und friſche Pferde wurden vorgeſpannt. Der Fremde wollte weiter, da er aber Escorte über die Gebirge verlangte, wo Fra Diavolo und Ceſari dreiſte Nachkommen hatten, mußte er eine Viertelſtunde warten, und nun ſchalt er halb auf engliſch, halb auf italieniſch über die Trägheit des Volks, über alle die Leiden und Plagen, welche der Fremde erdulden müßte, machte zuletzt aus ſeinem Taſchentuche eine Nachtmütze, ſetzte ſie auf, warf ſich in einen Winkel der Kutſche, ſchloß die Augen und ſchien ſich in ſein Schickſal zu ergeben.

Ich erfuhr, daß er ein Engländer ſei, der in zehn Tagen bereits das nördliche und das mittlere Italien durchreiſt hatte, während dieſer Zeit mit dieſen Ländern bekannt geworden war, Rom in einem Tage beſehen hatte und jetzt nach Neapel wollte, um den Veſuv zu beſteigen, und dann mit dem Dampfſchiff nach Marſeille, um auch das ſüdliche Frankreich kennen zu lernen, welches er aber in noch kürzerer Zeit abzumachen hoffte. Endlich erſchienen acht wohlbewaffnete Reiter, der Poſtillon knallte und Wagen und Reiter verſchwanden durch das Thor an dem großen gelben Felſen.

„Mit ſeiner ganzen Escorte und allen ſeinen Waffen iſt er doch nicht ſo ſicher, wie meine Fremden,“ ſagte ein vierſchrötiges Kerlchen, das mit ſeiner Peitſche knallte. „Die Engländer müſſen große Liebhaber vom Fahren ſein, immer geht's im Galopp. Es ſind mir wunderliche Vögel! Santa Filomena di Napoli!“

„Habt Ihr viele Fremde in Eurem Wagen?“ fragte ich.

„Ein Herz in jeder Ecke,“ gab er zur Antwort. „Seht Ihr, das macht vier Leute aus! allein im Cabriolet iſt nur einer. Denkt Signor Napoli zu ſehen, ſo könnt Ihr übermorgen, während die Sonne Sant’ Elmo noch beſcheint, dort ſein.“

Wir wurden bald einig, und ich wurde ſo der Verlegenheit entriſſen, in welche mein völliger Mangel an baarem Gelde mich verſetzt hatte. *)

„Handgeld wollen Sie doch wohl nehmen, Signor?“ fragte der Vetturino, ein Fünf-Paul-Stück zwiſchen den Fingern mir hinhaltend.

„Beſorge mir einen Platz am Tiſche und ein gutes Bett,“ erwiederte ich. „Morgen fahren wir alſo?“

„Ja, wenn es Sant’ Antonio und meinen Pferden beliebt,“ rief er, „geht’s um drei Uhr fort. Morgen iſt unſer ſchwerſter Tag, wir müſſen zwei Mal in die Dogana und drei Mal in die Papiere eingeſchrieben werden.“ Mit dieſen Worten verließ er mich freundlich grüßend.

Mir wurde ein Zimmer nach dem Meere zu angewieſen, wo der friſche Wind wehte und die langen Brandungen mit Geräuſch anſchlugen, ein von der Campagna ganz verſchiedenes Bild, und dennoch brachte die große Ausdehnung meine Gedanken auf die Heimath und auf die alte Domenica. Es betrübte mich, daß ich ſie nicht fleißig genug beſucht

---

*) Wenn man mit einem Vetturino reiſt, bezahlt man nicht voraus, er ſorgt im Gegentheil, nach geſchloſſenem Accord, noch für Nachtlager und Zehrung auf der ganzen Reiſe.

hatte; ſie liebte mich von ganzem Herzen und war gewiß die Einzige, die es that. Eccellenza, ja Francesca liebten mich zwar auch, allein ihre Liebe war von einer ganz eigenen Art. Wohlthaten verknüpften uns mit einander, und wo dieſe nicht vergolten werden können, bleibt immer zwiſchen Geber und Empfänger eine Kluft, welche Tage und Jahre mit den Schlingpflanzen der Ergebenheit zwar bedecken, aber nie ausfüllen können. Ich dachte an Bernardo und Annunziata — meine Lippen ſpürten den Geſchmack ſalziger Tropfen, ſie rührten von dem Auge her oder vielleicht von der See unter mir — die Brandung ſpritzte ja hoch an den Mauern hinauf.

Am folgenden Morgen, bevor es Tag war, rollte ich mit dem Vetturino und ſeinen Fremden von Terracina fort. An der Grenze hielten wir an; es war eben in der Morgendämmerung. Alle ſtiegen aus dem Wagen, während unſere Päſſe durchgeſehen wurden. Nun konnte ich meine Geſellſchaft erſt recht beſehen. In dieſer befand ſich ein Mann von ungefähr dreißig Jahren, ziemlich blond und mit blauen Augen; er erregte meine Aufmerkſamkeit; ich mußte ihn früher geſehen haben, aber wo, konnte ich mich nicht beſinnen; die einzelnen Worte, die ich ihn ſprechen hörte, verriethen den Ausländer.

Wir wurden ziemlich lange durch die Päſſe aufgehalten, weil die meiſten in fremden Sprachen waren, welche die Soldaten nicht verſtanden. Der Fremde zog indeſſen ein Buch mit weißen Blättern hervor und ſkizzirte die Gegend, wo wir uns ſo eben befanden: die zwei hohen Thürme mit dem Thore, durch welches die Landſtraße geht, die maleriſchen Höhlen dicht daran und im Hintergrunde die kleine Stadt hoch oben in den Gebirgen.

Ich trat näher, und er machte mich darauf aufmerkſam, wie hübſch gruppirt die Ziegen in der größeren Höhle ſtanden. In demſelben Augenblick ſprangen ſie in die Höhe; ein großes Reißbündel, das in einer der kleineren Oeffnungen, die nach der Höhle führten, ſteckte und als Thür diente, wurde hinweggezogen, und Paar für Paar hüpften die Ziegen heraus, wie die Thiere, als ſie die Arche Noah's verließen. Ein ganz kleiner Bauerjunge ſchloß die Truppe. Sein kleiner ſpitzer Hut, um den ein Bindfaden geſchlungen war, die zerriſſenen Strümpfe und Sandalen, dazu der kurze braune Mantel, den er um ſich geworfen hatte, gaben ihm ein maleriſches Anſehen.

Oben über der Höhle trippelten die Ziegen zwiſchen den niedrigen Gebüſchen. Der Junge ſtellte ſich auf ein Felſenſtück, das über die Höhle hinausragte, und betrachtete uns und den Maler, der ihn und die ganze Umgebung zeichnete.

„Maledetto!“ hörten wir den Vetturino ausrufen und ſahen ihn in vollem Laufe auf uns zu eilen; in einem der Päſſe war etwas Unrichtiges. Eine ängſtliche Empfindung ſagte mir, daß es meinem Paß gelte, und das Blut ſtieg mir in die Wangen. Der Fremde ſchalt die Unwiſſenheit der Soldaten, die nicht leſen könnten, wie er ſagte, und wir folgten nun dem Vetturino in einen der Thürme hinauf, wo wir fünf bis ſechs Leute, halb über einen Tiſch hingeſtreckt und in den vor ihnen ausgebreiteten Päſſen buchſtabirend, verſanden.

„Wer heißt Frederik?“ fragte der Angeſehenſte am Tiſche.

„Ich!“ erwiederte der Fremde; „mein Name iſt Frederik, italieniſch Federigo!“

„Alſo Federigo Six?“

„Oh, nein! das iſt der Name meines Königs, der oben auf dem Paſſe ſteht.“

„So, ſo!“ murmelte der Mann und las nun langſam: **Frédéric Six, par la grâce de dieu Roi de Danemarc, des Vandales, des Gothes etc.,** — „aber was iſt das?“ unterbrach der Mann ſich ſelbſt; „Sie ſind ein Vandale? das iſt ja ein barbariſches Volk.“

„Ja,“ entgegnete der Fremde lachend, „ich bin ein Barbar, der nach Italien gekommen iſt, um ſich auszubilden. Unten an ſteht mein Name; Frederik heiße ich, ſo wie mein König, Frederik oder Federigo.“

„Er iſt ein Engländer!“ ſagte Einer der Schreibenden.

„Oh, nein! nein!“ fiel ein Anderer ein; „Du miſcheſt alle Nationen unter einander; Du kannſt ja leſen, daß er aus dem Norden iſt. Er iſt ein Ruſſe.“

Federigo, Dänemark, die Namen ſchlugen wie Blitzſtrahlen in meine Seele. Es war ja der Freund meiner Kinderjahre, der bei meiner Mutter gewohnt hatte, derſelbe, mit dem ich in den Katakomben geweſen, der mir ſeine hübſche ſilberne Uhr geſchenkt und die ſchönen Bilder gezeichnet hatte.

Der Paß war richtig, und die Grenzſoldaten ſahen es doppelt ein, als er ihnen einen Paolo in die Hand drückte, damit ſie uns nicht länger aufhalten möchten.

Sobald wir im Freien waren, gab ich mich ihm zu erkennen. Er war wirklich der, den ich meinte, unſer däniſcher Federigo, der bei meiner Mutter gewohnt hatte. Er war höchſt erfreut bei unſerm Wiederſehen und nannte mich noch ſeinen kleinen Antonio.

Wir hatten uns tauſend Dinge zu fragen und mitzutheilen. Er überredete meinen bisherigen Nachbar im Cabriolet, den Platz mit ihm zu tauſchen, und jetzt ſaßen wir neben einander; noch einmal drückte er meine Hand, lachte und ſcherzte.

Ich erzählte ihm in wenigen Worten meine Lebensereigniſſe, von der Zeit an, da ich in Domenica's Hütte war, bis dahin, wo ich Abbate wurde, machte dann einen Sprung vorwärts, ohne die letzten Begebenheiten zu berühren, und endete mit dem kurzen Bericht: „Jetzt gehe ich nach Neapel.“

Er erinnerte ſich recht gut des mir gegebenen Verſprechens, als wir uns das letzte Mal in der Campagna ſahen, mich eines Tags nach Rom abzuholen; aber kurz darauf hatte ihn ein Brief aus ſeinem Vaterlande genöthigt, den langen Weg nach der Heimath zu ziehen, ſo daß er mich nicht mehr zu ſehen bekam. In der Heimath wurde ſeine Sehnſucht nach Italien mit jedem Jahre ſtärker; dieſe trieb ihn zum zweiten Mal hinaus.

„Und nun genieße ich Alles erſt recht!“ ſagte er, „trinke die Luft in langen Zügen, kenne jeden Fleck Erde wieder, den ich früher betrat. Hier winkt mir das Vaterland meines Herzens, hier ſind Farben, hier ſind Formen. Italien iſt das Füllhorn des Segens.“

Zeit und Weg flogen in Federigo's Geſellſchaft ſchnell hin, ich merkte kaum den langen Aufenthalt bei der Dogana in Fondi. Er wußte das poetiſch Schöne an jedem Gegenſtande genau aufzufaſſen, wurde mir doppelt lieb und theuer und war meinem betrübten Herzen der beſte Tröſter.

„Da liegt mein ſchmutziges Itri!“ rief er, auf die Stadt vor uns zeigend. „Du glaubſt es kaum, Antonio; allein ich habe im Norden, wo die Straßen ſo regelmäßig, ſo rein, ſo abgemeſſen ſind, mich ſehr nach einer recht ſchmutzigen italieniſchen Stadt geſehnt; eine ſolche hat etwas Charakteriſtiſches, eben etwas für einen Maler! Dieſe engen ſchmutzigen Straßen, die grauen, beſchmutzten, ſteinernen Altane, voller Strümpfe und Hemden, die Fenſter ohne Ordnung, eins oben, eins unten, einige groß, andere klein, hier eine vier bis fünf Ellen lange Treppe bis zur Thür hinauf, wo die Hausmutter mit ihrer Spindel ſitzt, und dann ein Citronenbaum, mit großen gelben Früchten, über die Mauer hinausragend — ja, das kann ein Bild werden; jene cultivirten Straßen aber, wo die Häuſer in Reihe und Glied wie Soldaten ſtehen, wo Treppen und Erker zugeſchnitten werden, die taugen zu Nichts.“

„Hier iſt Fra Diavolo's Geburtsort!“ wurde im Wagen gerufen, als wir in das enge, ſchmutzige Itri hineinrollten, das Federigo ſo maleriſch ſchön fand. Die Stadt liegt hoch auf einem Felſen, neben einem tiefen Abgrunde: die Hauptſtraße war an den meiſten Stellen nur für einen Wagen breit genug. Die mehrſten Erdgeſchoſſe waren ohne Fenſter, an ihrer Stelle gähnte ein großer breiter Thorweg, durch welchen man wie in einen düſtern Keller hinabſah; überall wimmelte es von ſchmutzigen Kindern und Weibern. Alle ſtreckten bettelnd die Hände aus. Die Weiber lachten, die Kinder ſchrien und ſchnitten uns Geſichter. Man wagte nicht den Kopf aus dem Wagen zu ſtecken, damit er nicht zwiſchen dieſem und den vorſpringenden Häuſern zerſchmettert werde, deren ſteinerne Altane an einzelnen Stellen ſo weit über uns hinausreichten, als führen wir durch einen Bogengang. Zu beiden Seiten waren die Wände ſchwarz; der Rauch bahnte ſich den Weg durch die offnen Thore, die rußigen Mauern hinan.

„Welch' ſchöne Stadt!“ rief Federigo, in die Hände klatſchend.

„Eine Räuberſtadt iſt ſie!“ ſagte der Vetturino, als wir außerhalb derſelben waren, „die Polizei hat ja das halbe Volk zu einer ganz andern Stadt hinter den Gebirgen hinaus ziehen und andere Leute hinein bringen laſſen, allein es hilft zu Nichts. Alles, was hier gepflanzt wird, keimt zu Unkraut auf. Nun, die Armen müſſen ja auch leben.“

Die Lage hier an der großen Landſtraße zwiſchen Rom und Neapel ladet eben zur Räuberei ein; ringsum winkt tiefe Verborgenheit, aus den dichten Oelbaumwäldern, aus den Gebirgshöhlen, den cyklopiſchen Mauern und den vielen anderen Ruinen.

Federigo zeigte mir einen freiſtehenden, einſamen, mit Geisblatt und Schlingpflanzen überwachſenen Mauerkoloß. Es war Cicero's Grab; hier hatte der mörderiſche Dolch den Flüchtling getroffen, hier waren die Lippen der Beredſamkeit zu Staub geworden.

„Bei ſeiner Villa in Mola di Gaeta wird der Vetturino einkehren,“ ſagte Federigo. „Das iſt der beſte Gaſthof, und eine Ausſicht iſt da, die ſich mit der von Neapel meſſen kann.“

Die Bergformation war ſo ſchön, die Vegetation ſo üppig! Bald rollten wir durch eine Allee von hohen Lorbeerhecken, und vor uns lag das erwähnte Hôtel. Der Cameriere ſtand ſchon, die Serviette unter dem Arme, an der breiten, mit Büſten und Blumen geſchmückten Treppe unſer harrend.

„Eccellenza, ſind Sie es?“ rief er, indem er einer etwas runden Dame aus dem Wagen half. Ich betrachtete ſie; das Geſicht war hübſch, ſehr hübſch, und die ſchwarzen Augen ſagten mir ſogleich, daß ſie eine Neapolitanerin ſei.

„Ach ja, ich bin es!“ erwiederte ſie. „Hier komme ich mit meinem Kammermädchen als Cicisbeo; das iſt mein ganzes Gefolge; ich habe keinen einzigen meiner Diener bei mir. Was ſagt Ihr zu meinem Muthe, ſo ganz allein von Rom nach Neapel zu reiſen?“

Wie eine Leidende warf ſie ſich auf das Sopha, ſtützte die hübſche Wange auf die kleine runde Hand und begann die Speiſekarte zu ſtudiren: „**Brodetto, Cipollette, Fagioli.** — Ihr wißt, daß ich keine Suppe mag; ich bekomme ja ſonſt eine Geſtalt wie **castello dell'uovo**. Ein wenig **animelle dorate** und einige **finocchi** ſind für mich genug; wir müſſen ja doch wieder zu Tiſch in Santa Agata. Ach! jetzt athme ich freier," fuhr ſie fort, die Bänder an ihrer Haube aufmachend, „jetzt fühle ich meine neapolitaniſche Luft wehen. „**Bella Napoli!**" rief ſie, riß die Thür zum Altane auf, breitete die Arme aus und trank die Luft in großen Zügen.

„Können wir ſchon Neapel ſehen?" fragte ich.

„Noch nicht," entgegnete Federigo, „aber Heſperien, Armida's bezaubernden Garten."

Wir traten hinaus in die Loggia, die von Stein gemauert über dem Garten hing. Welche Pracht, reicher als die Phantaſie ſie erſchaffen kann! Unter uns befand ſich ein Wald von Citronen- und Apfelſinen-Bäumen, die mit Früchten überladen ſchienen. Die Zweige neigten ſich unter ihrer goldenen Laſt zur Erde; rieſenhohe Cypreſſen, wie Norditaliens Pappeln, begrenzten den Garten; ſie ſchienen doppelt dunkel gegen das klare himmelblaue Meer, das ſich hinter ihnen ausdehnte und ſeine Brandung über die Ueberreſte uralter Bäder und Tempel, außerhalb der niedrigen Gartenmauer, hinwälzte. Schiffe und Kähne mit großen weißen Segeln ſchwammen in die ruhige Bucht hinein, um welche Gaeta mit ſeinen hohen Gebäuden ſich krümmt. Ein kleiner Berg ragte über der Stadt hervor, hoch auf demſelben lag eine Ruine.

Mein Auge war von der großen Schönheit geblendet.

„Siehſt Du, wie der Veſuv raucht?" fragte Federigo, zur Linken zeigend, wo die gebirgige Küſte, wie leichte Wolken, die auf dem unbeſchreiblich ſchönen Meere ruhten, ſich erhob. Mit der Seele eines Kindes ergriff ich die reiche Herrlichkeit, und Federigo war glücklich, wie ich. Wir mußten hinab unter die hohen Apfelſinen-Bäume, und ich küßte die goldene Frucht, wie ſie auf den Zweigen hing, nahm von der Menge, die auf dem Erdboden lag, und ließ ſie, wie goldene Kugeln, in der Luft und über die ſchwefelblaue See hinaus ſpielen.

„Schönes Italien!“ jauchzte Federigo. „Ja, ſo ſtand dein Bild vor mir in dem fernen Norden. In meiner Erinnerung wehte dieſer Duft, den ich bei jedem Lufthauch einathme. Ich gedachte deiner Olivenwälder, wenn ich unter Weiden ſaß, ich träumte von der Fülle der Orangen, wenn ich die goldnen Aepfel in dem Garten des Bauers neben dem duftenden Kleefeld erblickte: aber das grüne Waſſer der Oſtſee wurde nie ſo blau wie das ſchöne Mittelmeer. Der Himmel des Nordens war nie ſo hoch und reich an Farben, wie der im warmen herrlichen Süden!“ Seine Freude ward Begeiſterung, ſeine Rede wurde Poeſie.

„Wie habe ich mich in der Heimath geſehnt,“ ſagte er; „der iſt glücklicher, der nie das Paradies ſah, als der, welcher es betrat und davon zurückkehrte, um nie wieder dahin zu kommen. Meine Heimath iſt ſchön. Dänemark iſt ein blühender Garten, der ſich mit Allem jenſeits der Alpen meſſen kann; es hat Buchenwälder und das Meer; was aber iſt irdiſche Schönheit gegen die himmliſche? Italien iſt das Land der Phantaſie, der Schönheit; glücklich der, welcher es zum zweiten Mal begrüßt!“

Und er küßte, wie ich, die gelben Orangen. Die Thränen rollten ſeine Wangen herab. Er fiel mir um den Hals. Seine Lippen brannten auf meiner Stirn. Da öffnete ſich mein Herz auch ihm völlig; er war mir ja nicht fremd, war der Freund meiner Kinderjahre. Ich erzählte ihm das letzte für mich große Ereigniß meines Lebens und fühlte mein Herz durch die Mittheilung, durch die Erwähnung Annunziata's, meines Schmerzes und meines Unglücks erleichtert; Federigo hörte mich mit der Theilnahme aufrichtiger Freundſchaft an. Ich erzählte ihm von meiner Flucht, von dem Abenteuer in der Räuberhöhle, von Fulvia, endlich, was ich von Bernardo's Herſtellung wußte; mit treuer Freundſchaft reichte er mir die Hand und ſah mir mit den klaren hellblauen Augen in die Seele hinein.

Ein gedämpfter Seufzer erklang hinter der Hecke neben uns; allein die hohen Lorbeer- und die von Früchten belaſteten Apfelſinen-Zweige verbargen Alles; man hätte unſer ganzes Geſpräch hören können; daran hatte ich nicht gedacht. Wir hoben die Zweige in die Höhe, und uns ganz nahe, vor dem Eingange zu den Ueberreſten von Cicero's Bädern, ſaß die neapolitaniſche Signora in Thränen ſchwimmend.

„Ach, junger Herr!“ rief ſie, „ich bin ganz unſchuldig daran. Ich ſaß ſchon hier, als Sie mit ihrem Freunde kamen; hier iſt's ſo kühl und friſch. Sie ſprachen ſo laut und waren ſchon mitten in der Geſchichte, bevor ich merkte, daß dieſe ſo ganz Sie allein betraf. Sie hat mich tief gerührt. Sie werden nicht bereuen, daß ich Mitwiſſerin geworden bin; meine Zunge iſt ſtumm, wie die eines Todten.“

Verlegen verbeugte ich mich vor der fremden Signora, die auf ſolche Weiſe in die Geſchichte meines Herzens eingeweiht worden war. Später ſuchte Federigo mich damit zu tröſten, daß Niemand wiſſen könne, wozu es gut ſei.

„Ich bin in meinem Glauben an das Schickſal ein wahrer Türke!“ ſagte er. „Außerdem umſchließt ja das Ganze kein Staatsgeheimniß; jedes Herz hat in ſeinem Archive ſolche traurige Denkwürdigkeiten. Vielleicht hat ſie ihre eigene Jugendgeſchichte in der Deinigen gehört; ich möchte es faſt glauben, denn die Menſchen haben ſelten Thränen für fremden Schmerz, wenn er nicht einen ähnlichen in ihrem Buſen berührt. Wir ſind Alle, ſelbſt in unſeren größten Sorgen und Leiden, Egoiſten.“

Wir ſaßen bald darauf im Wagen und rollten weiter. Die Gegend um uns nahm an Ueppigkeit zu; mannshoch ſtand dicht am Wege die breitblätterige Aloë, die als Zaun benutzt war. Die großen Thränenweiden ſchienen mit ihren beweglichen Zweigen ihren eigenen Schatten auf der Erde zu küſſen.

Beim Untergang der Sonne kamen wir über den Fluß Garigliano, wo ehemals das alte Minturnä ſich erhob; es war die gelbe mit Rohr umgebene Liris, wie damals, als ſich Marius hier vor dem grauſamen Sylla verbarg, die ich vor mir erblickte. Allein wir hatten noch weit bis Santa Agata. Die Dunkelheit ſank nieder, und die Signora wurde der Räuber wegen unruhig und guckte immer hinaus, ob Niemand käme, uns das Gepäck vom Wagen abzuſchneiden. Vergebens peitſchte der Vetturino auf die Pferde los und wiederholte ſein **Maledetto**! Die ſchwarze Nacht fuhr ſchneller, als er, über uns hin. Endlich gewahrten wir Licht vor uns. Es war Santa Agata.

Die Signora war ſehr wortkarg bei dem Abendeſſen; allein es entging mir nicht, wie ihre Blicke auf mir ruhten, und als ich den folgenden Morgen hinauskam, um meine Taſſe Kaffee zu trinken, trat ſie mir ſehr liebenswürdig entgegen. Wir waren ganz allein. Sie reichte mir die Hand und ſagte gutmüthig und traulich: „Sie hegen doch keinen Groll gegen mich? Ich ſchäme mich recht Ihnen gegenüber, und doch kam das Ganze recht unſchuldig."

Ich beruhigte ſie und verſicherte ihr, daß ich ihrem weiblichen Gemüthe ganz vertraue.

„Sie kennen mich noch gar nicht," verſetzte ſie; „das kann aber geſchehen; vielleicht kann mein Mann in der großen fremden Stadt Ihnen nützlich ſein. Sie müſſen mich und ihn beſuchen. Sie haben wohl noch keine Bekanntſchaften, und ein junger Mann kann in der Wahl ſo leicht irren."

Ich dankte ihr herzlich für ihre Theilnahme; ſie rührte mich; man findet doch überall gute Menſchen.

„Neapel iſt eine gefährliche Stadt," fuhr ſie fort, wurde aber von dem eintretenden Federigo unterbrochen.

Bald rollten wir weiter; die Glasfenſter wurden herabgelaſſen, wir waren ſchon Alle mehr bekannt, und nahten unſerm gemeinſamen Ziele: Neapel. Federigo war über die maleriſchen Gruppen, die uns begegneten, entzückt. Weiber mit rothen, über den Kopf hinaufgezogenen Mänteln ritten auf ihren Eſeln an uns vorüber, das zarte Kind an der Bruſt, oder es ſchlief auch ein etwas größeres im Korbe zu ihren Füßen. Eine ganze Familie ritt auf einem Pferde; die Frau ſaß hinter dem Manne, ruhte mit dem Arm oder dem Kopf an ſeiner Schulter und ſchien zu ſchlummern. Der Mann hatte ihren kleinen Jungen vor ſich, der, mit der Peitſche ſpielend, daſaß. Es war eine Gruppe, wie die, welche Pignelli in ſeinen ſchönen Scenen aus dem Volksleben gegeben hat.

Die Luft war grau, es regnete ein wenig; wir konnten weder den Veſuv, noch Capri ſehen. Das Korn ſtand ſaftig grün auf dem Felde unter den hohen Fruchtbäumen und Pappeln, an welche die Rebe ſich ſchmiegte.

„Sehen Sie,“ ſagte die Signora, „unſre Campagna iſt eine mit Brot, Wein und Früchten vollbeſetzte Tafel, und bald werden Sie unſere luſtige Stadt und das ſchwellende Meer ſehen.“

Gegen Abend gelangten wir dahin. Die prächtige Toledoſtraße lag vor uns, Neapels Corſo. Ueberall erleuchtete Läden; Tiſche außerhalb derſelben, mit Orangen und Feigen beladen, die von Lampen und bunten Laternen erhellt wurden. Die ganze Straße erſchien mit ihren unzähligen Lichtern, alle im Freien, wie ein mit Sternen beſäter Strom. Zu beiden Seiten hohe Häuſer mit Balcons vor jedem Fenſter, ja oft ganz um die Ecke herum. Auf dieſen ſtanden Herren und Damen, als dauerte das luſtige Carneval noch fort. Der eine Wagen kreuzte den andern; bald ſtolperten die Pferde auf den glatten Lavaflächen, womit die Straßen gepflaſtert waren; bald fuhren kleine zweiräderige Cabriolette vorüber; fünf bis ſechs Leute ſaßen in den kleinen Wagen, zerlumpte Jungen ſtanden hinten an, und unten lag in dem ſchaukelnden Netze ein halbnackter Lazzarone recht gemächlich; ein einziges Pferd zog den ganzen Haufen, und dennoch ging es im Galopp. Vor einem Eckhauſe war ein Feuer angezündet. Zwei halbnackte Burſchen, nur in Schwimmhoſen und in einer mit einem einzigen Knopf über der Bruſt zugeknöpften Weſte, lagen, Karten ſpielend, dabei. Leierkaſten und Poſitive vermehrten das Geräuſch; Frauenzimmer ſangen dazu. Alle ſchrien, Alle liefen durch einander: Soldaten, Griechen, Türken und Engländer.

Ich fühlte mich in eine ganz andere Welt verſetzt; ein ſüdlicheres Leben, als das, welches ich bisher gekannt hatte, athmete mir entgegen. Die Signora klatſchte bei dem Anblick ihrer fröhlichen Stadt in die Hände; Rom war ein Grab gegen ihr lachendes Neapel.

Wir kehrten auf dem Largo del Caſtello ein, einem der größten Plätze in der Nähe des Hafens. Daſſelbe Geräuſch, daſſelbe Gewimmel begegnete uns hier. Ringsum erblickten wir erhellte Theater, mit bunten Gemälden außerhalb derſelben, welche die Hauptſcene des geſpielten Stücks darſtellten. Hoch von einem Gerüſte herab lärmte eine Bajazzo-Familie. Die Frau rief die Zuſchauer herbei, der

Mann ſtieß in die Trompete und der kleinſte Sohn prügelte ſie Beide mit einer mächtigen Reitpeitſche, während unten am Gerüſte ein kleines Pferd auf den Hinterbeinen ſtand und in einem aufgeſchlagenen Buche las. Ein Mann ſtand mitten unter einem Haufen Matroſen, die niedergekauert da ſaßen, und ſang, mit den Armen um ſich fechtend. Er war ein Improviſator, hieß es. Ein alter Burſche las laut aus einem Buche vor, dem **Orlando furioso**, wie man mir ſagte. Seine Zuhörer klatſchten ihm, indem wir vorüberfuhren, Beifall zu.

„**Monte Vesuvio!**“ rief die Signora, und nun ſah ich am Ende des Platzes, wo der Leuchtthurm ſteht, den Veſuv hoch in der Luft hervorragen und die feuerrothe Lava wie einen Blutſtrom von deſſen Abhang ſich hinabwälzen. Ueber dem Krater ſtand eine Wolke, roth glänzend von der glühenden Lava; aber nur einen Moment ſah ich das Ganze. Der Wagen rollte mit uns, den Platz hinüber, nach dem Gaſthofe **Casa tedesca**. Unweit deſſelben ſtand ein kleines Marionetten-Theater; ein kleineres war außerhalb deſſelben errichtet, wo Poliſchinell luſtige Sprünge machte, pfiff, greinte und komiſche [illegible] hielt.

Alles ringsum war Gelächter. Nur W[illegible] achteten auf den Mönch, der an der Ecke gegenüber [illegible] und von einer der breiten, vorſpringenden, ſteinernen [illegible] herab predigte. Ein alter breitſchultriger Burſche, der wie ein Schiffer ausſah, hielt das Kreuz mit dem Bilde des Erlöſers. Der Mönch warf ſprühende Blicke auf die hölzernen Poſſen des Marionettenſpielers, der die Aufmerkſamkeit des Volks von ſeiner Rede ablenkte.

„Iſt dies denn Faſtenzeit?“ hört' ich ihn rufen. „Iſt dies die Zeit, dem Himmel geweiht; die Zeit, wo wir demüthig im Fleiſch, in Sack und Aſche nur wandeln? Carneval hält uns, Carneval jeder Zeit, Carneval Tag und Nacht, ſo wie Jahr aus Jahr ein, bis Ihr im Höllenpfuhl Alle verſinket! Dort könnt Ihr weinen, dort könnt Ihr greinen, Feſtino's halten, Tanz veranſtalten in der Hölle ewigen Peinen!“

Seine Stimme erhob ſich immer lauter; der weiche neapolitaniſche Dialect erklang in meinem Ohre wie wogende Verſe, die Worte ſchmiegten ſich melodiſch an einander. Aber ſo wie ſeine Stimme ſtieg, ſchrie auch der Polichinell lauter und machte immer drolligere, von dem Volke beklatſchte Sprünge; da riß in heiliger Wuth der Mönch das Kreuz aus der Hand des Mannes, der es trug, ſtürzte damit hervor und rief, den Gekreuzigten zeigend: „Seht hier den wahren Polichinell; ihn ſollt Ihr ſehen nur; ihn ſollt Ihr hören nur, drum ward Euch Aug' und Ohr; Kyrie, eleiſon!“

Und von dem Heiligen ergriffen ſtürzte die ganze Menge auf die Knie und rief: „Kyrie, eleiſon!“ Selbſt der Marionettenſpieler ließ ſeinen Polichinell hinabtauchen. Ich ſtand an unſerm Wagen, von dieſem Auftritte ſonderbar erſchüttert.

Federigo eilte, der Signora einen Wagen zu verſchaffen, um nach Hauſe zu gelangen. Sie reichte ihm zum

Dank die Hand, ſchlang aber die Arme um meinen Hals. Ich empfand einen brennenden warmen Kuß auf meinen Lippen, und ſie flüſterte: „Willkommen in Neapel.“

Aus dem mit ihr fortrollenden Wagen warf ſie mir noch Kußhändchen zu; wir aber bezogen die Zimmer im Hôtel, die uns der Cameriere anwies.

XVI.

Schmerz und Troſt. Nähere Bekanntſchaft mit der Signora. Der Profeſſor. Der Brief. Wäre es ein Mißverſtändniß?

Als Federigo bereits zu Bette gegangen war, ſaß ich noch auf dem offenen Balcon, der auf die Straße ſah, den Veſuv vor mir; die wunderbare Welt, in die ich mich hineingeträumt zu haben ſchien, geſtattete mir nicht, zu ſchlafen. Allmälig ward es ſtiller auf der Straße unter mir; die Lichter wurden ausgelöſcht: Mitternacht war längſt vorüber. Mein Auge ruhte auf dem Gebirge, wo die Feuerſäule ſich von dem Krater gegen die blutroth[illegible]reite Wolkenmaſſe erhob und, mit dieſer vereint, wie eine mächtige aus Feuer und Flamme beſtehende Pinie erſchien. Der Lavaſtrom war die Wurzel, mit welcher ſie das Gebirge umfaßte.

Meine Seele war von dem großen Schauſpiele, von der Götterſtimme ergriffen, die aus dem Vulkane, wie aus dem ſchweigenden Nachthimmel, ſprach. Es war ein Augenblick, wie wir ihn haben können, wo die Seele, ſo zu ſagen, von Angeſicht zu Angeſicht ihren Gott ſchaut; ich begriff deſſen Allmacht, Weisheit und Güte, dem der Blitz und der Orkan Diener ſind, ohne deſſen Willen kein Sperling zur Erde fällt. Mein eignes Leben ſtand klar vor mir; ich erblickte in dem Ganzen eine wunderbare Führung und Fügung; ſelbſt jedes Unglück, jede Sorge war ja nur ein Uebergang zu etwas Beſſerem. Der unglückliche Tod meiner Mutter durch die durchgegangenen Pferde ſchien ja, indem ich als ein armes hülfloſes Kind daſtand, mir jede beſſere Zukunft abzuſchneiden; war das aber nicht vielleicht der eigentliche und edlere Grund, der ſpäter die Eccellenza, weil er die unſchuldige Urſache meines Unglücks war, vermochte, für meine Erziehung zu ſorgen? Der Streit zwiſchen Mariuccia und Peppo, die furchtbaren Augenblicke, die ich in ſeiner Wohnung zubrachte, trieben mich hinaus in den Strom der Welt; wäre ich aber nicht zu der alten Domenica in der öden Campagna gekommen, ſo wäre die Eccellenza vielleicht nie auf mich aufmerkſam geworden.

So ging ich in Gedanken jeden Auftritt meines Lebens durch und fand in der ganzen Kette die höchſte Weisheit und Güte. Erſt als ich an das letzte Glied derſelben gelangte, ſchien Alles auseinander zu fallen. Die Bekanntſchaft mit Annunziata war wie ein Frühlingstag, der in einem Moment jede Blüthenknospe in meiner Seele geöffnet hatte; durch ſie hätte ich Alles werden können; ihre Liebe würde die Glückſeligkeit meines Lebens vollendet haben. Bernardo's Gefühl war nur Sinnlichkeit; litt er auch augenblicklich durch ihren Verluſt, ſo würde ſein Schmerz doch kurz geweſen ſein, er würde bald gelernt haben ſich zu tröſten; allein daß Annunziata ihn liebte, das vernichtete mein ganzes Weſen. Hier begriff ich die Weisheit der Allmacht nicht und fühlte nur den Schmerz über alle meine zerſtörten Träume.

In demſelben Augenblick erklang eine Guitarre unter dem Balcon. Ich ſah einen Mann in einem Mantel, locker über die Schultern geworfen, in die Saiten greifen, von welchen Liebestöne bebten.

Kurz darauf öffnete ſich ganz leiſe die Hausthür des Nachbars gegenüber, und innerhalb derſelben verſchwand der Mann, ein glücklicher Liebender, der zu Küſſen und Umarmungen eilte. Ich warf die Blicke auf die ſternenklare Luft, auf das glänzende ſchwarzblaue Meer, das im Wiederſcheine der Lava und der Eruptionen röthlich ſchimmerte.

„Herrliche Natur!“ rief dann mein Herz, „du biſt meine Geliebte, du drückſt mich an dein Herz, öffneſt mir deinen Himmel. Jeder Lufthauch von dir küßt mir Lippe und Stirn. Dich will ich beſingen, deine Schönheit, deine heilige Größe; wiederholen will ich dem Volke die tiefen Melodien, die du meiner Seele vorſingſt. Mag mein Herz bluten; der Schmetterling, der an der Nadel herumſchwirrt, glänzt ja am ſchönſten. Der Fluß, der als Waſſerfall von dem Felſen herabſtürzt und in Schaum zerſtäubt, iſt um ſo herrlicher anzuſchauen. Das iſt das Loos des Sängers. Das Leben iſt ja doch nur ein kurzer Traum. Wenn ich in jener Welt Annunziaten wieder begegne, wird ſie mich auch lieben; alle reinen Seelen lieben ſich. Arm in Arm nähert ſich die Reihe ſeliger Geiſter ihrem Gott.

Dies war der Traum meiner Gedanken, und Muth und Kraft, als Improviſator aufzutreten, erfüllten meine ganze Seele. Nur eine Sache lag mir ſchwer auf dem Herzen. Was werden Eccellenza und Francesca zu meiner Flucht von Rom, zu meinem Auftreten als Improviſator ſagen? Sie glauben mich in der Heimath, fleißig und ſtill bei meinen Büchern. Dieſer Gedanke ließ mir keine Ruhe. Ich mußte noch dieſelbe Nacht an ſie ſchreiben.

Mit kindlichem Vertrauen erzählte ich Alles, was vorgefallen war, jeden einzelnen Umſtand, meine Liebe zu Annunziata und den Troſt, den ich allein in der Natur und der Kunſt fand. Ich ſchloß mit der dringenden Bitte um eine Antwort, ſo mild als ihr Herz ſie mir geben könne; bevor dieſe einträfe, würde ich keinen Schritt thun und nicht öffentlich auftreten. Ich hoffte jedoch, daß ſie mich nicht länger als einen Monat ſchmachten laſſen würden.

Meine Thränen fielen auf den Brief, während ich ſchrieb; allein ich fand eine Erleichterung darin, und als das Schreiben beendigt war, ſchlief ich feſter und ruhiger, als ich lange gethan hatte.

Den folgenden Tag brachten Federigo und ich unſere Sachen in Ordnung. Er zog in ſeine neue Wohnung in einer der Querſtraßen; ich blieb in Casa tedesca, wo ich den Veſuv und das Meer, zwei mir fremde Weltwunder, vor den Augen hatte.

Fleißig beſuchte ich das museo borbonico, die Theater und die Promenade und war nach einem dreitägigen Aufenthalte in der fremden Stadt ſo ziemlich heimiſch geworden.

Eine Einladung zu dem Profeſſor Maretti und ſeiner Frau Signora Santa lief bei Federigo und mir ein. Im erſten Augenblicke glaubte ich, daß ein Irrthum obwalte; ich kannte ja keinen von Beiden und die Einladung ſchien beſonders mir zu gelten. Ich ſollte Federigo mitbringen. Auf meine angelegentlichen Fragen erfuhr ich, daß Maretti ſehr gelehrt und ein Antiquar ſei und daß Signora ſo eben von einer Reiſe nach Rom zurückgekommen war. Ich und Federigo hatten ihre Bekanntſchaft auf der Reiſe gemacht: alſo unſere neapolitaniſche Signora war es.

Im Laufe des Abends gingen wir hin. Wir fanden in dem erleuchteten Salon, wo der glatte marmorne Boden von den Lichtern glänzte, während ein mächtiger Scaldino mit einem verſetzbaren eiſernen Gitter eine gelinde Wärme verbreitete, eine zahlreiche Geſellſchaft.

Signora Santa, denn wir kennen ja jetzt ihren Namen, kam uns mit offnen Armen entgegen. Das hellblaue ſeidene Kleid ſtand ihr gut. Wäre ſie weniger ſtark geweſen, ſo hätte ſie für ſehr ſchön gelten können. Sie ſtellte uns ihrer Geſellſchaft vor und erſuchte uns, zu thun als ob wir zu Hauſe wären.

„In mein Haus kommen nur Freunde! Sie werden ſie alle bald kennen lernen," ſagte ſie, und nannte dann, auf die Perſonen zeigend, eine Menge Namen. „Wir plaudern, tanzen, hören ein wenig Geſang und ſo vergeht die Zeit."

Wir nahmen die angewieſenen Sitze ein. Eine junge Dame ſetzte ſich an das Fortepiano und ſang. Es war ebendieſelbe Arie, die Annunziata in Dido geſungen hatte; da aber erklang ſie mit einem ganz anderen Ausdruck, ergriff die Seele mit einer mächtigeren Kraft. Dennoch mußte ich mit den Uebrigen der Sängerin Beifall zuklatſchen, und jetzt griff ſie einige Accorde und ſpielte einen luſtigen Tanz. Drei bis vier Herren ergriffen die Hand ihrer Damen und ſchwebten über den glatten Boden hin. Ich zog mich in ein Fenſter zurück. Ein kleiner ſchmächtiger Mann mit beweglichen gläſernen Augen verbeugte ſich tief vor mir; ich hatte ihn früher bemerkt, wie er als ein geſchäftiger Kobold immer zur Thür hinaus- und wieder hereinhüpfte. Um ein Geſpräch anzuknüpfen, begann ich von den Eruptionen des Veſuvs zu reden, und äußerte, daß ich bewundere, wie ſchön der Lavaſtrom ſich ergoß.

„Das iſt Nichts, mein Freund," — entgegnete er — „Nichts gegen die Revolution von 96, die Plinius beſchreibt; damals flog die Aſche bis nach Konſtantinopel; auch zu meiner Zeit haben wir in Neapel Regenſchirme gegen die Aſche getragen; aber Neapel und Konſtantinopel — das macht einen Unterſchied! Die claſſiſche Zeit ſtand in Allem über der unſrigen; eine Zeit, wo man hätte beten ſollen: Serus in coelum redeas!"

Ich ſprach vom San-Carlo-Theater und der Mann ging bis auf den Theſpis-Karren zurück und hielt eine Vorleſung über die tragiſche und komiſche Maske. Es entfiel mir ein Wort von der Muſterung der königlichen Truppen und ſogleich war er mitten in die Art der Alten, Krieg zu führen, hinein verſetzt und commandirte die ganze Phalanx. Die einzige Frage, die er mir vorlegte, war, ob ich die Kunſtgeſchichte ſtudire und mich mit Antiquitäten abgebe. Ich erwiederte, daß das Leben der ganzen Welt, Alles mich ergriffe, daß ich Beruf fühlte, Dichter zu ſein; da klatſchte der Mann in die Hände und declamirte auf meine Lyra:

„O decus Phoebi, et dapibus supremi
Grata testudo Jovis!"

„Nun hat er Sie gefaßt!" ſagte die hinzukommende Signora Santa lachend. „Denn Sie ſind wohl ſchon mitten in Seſoſtris' Zeiten hinein! Allein unſere Zeit macht Anſprüche an Sie; es ſitzen dort Damen, mit welchen Sie tanzen müſſen."

„Aber ich tanze nicht, habe nie getanzt!" gab ich zur Antwort.

„Allein wenn nun ich, die Frau vom Hauſe, Sie um einen Tanz erſuchte, könnten Sie es doch nicht verweigern?"

„Doch lieber, als mich ſo linkiſch betragen, daß wir beide vielleicht auf dem glatten Boden hinfielen."

„Ein ſchöner Anblick!" rief ſie, und hüpfte zu Federigo hin, und bald ſchwebten beide an uns vorüber.

„Eine heitere Frau,“ bemerkte der Mann, und fügte hinzu: — „und ſchön, ſehr ſchön, Signor Abbate!“

„Sehr ſchön,“ wiederholte ich artig, und in demſelben Augenblicke waren wir, der Himmel mag wiſſen wie, mitten in die etruriſchen Vaſen hinein gerathen. Er erbot ſich, im Museo borbonico mein Führer zu ſein, und entwickelte mir die Größe der Meiſterſchaft derjenigen, welche dieſe zerbrechlichen Schätze gemalt hatten, an welchen jede Linie zu der Schönheit der Figuren in Ausdruck und Stellung beiträgt, und die, während der Thon noch warm war, gemalt ſein müſſen, ſo daß nichts wieder verwiſcht werden konnte, ſondern jeder einmal angegebene Strich da bleiben mußte.“

„Sind Sie nun mitten in der Geſchichte?“ fragte die ſich wieder nähernde Signora Santa — „die Fortſetzung folgt!“ — rief ſie lachend, indem ſie mich von dem Gelehrten fortzog und halb laut flüſterte: „Laſſen Sie ſich nicht von meinem Gatten geniren. — Heiter ſollen Sie ſein, an der Luſtigkeit Antheil nehmen! Ich werde Sie herſtellen! Erzählen ſollen Sie mir, was Sie geſehen, gehört und genoſſen haben!“

Ich erzählte ihr denn auch, wie ſehr mir Neapel gefiele, erzählte, was mir am friſcheſten vor der Seele ſtand, von einer kleinen Wanderung, die ich denſelben Nachmittag durch die Poſilippo-Grotte gemacht hatte, außerhalb welcher ich in dem dicken Rebenwalde die in eine Familienwohnung verwandelten Ueberreſte einer kleinen Kirche gefunden hatte; die freundlichen Kinder und die ſchöne Frau, welche mir den Wein verſetzte, hatten dazu beigetragen, Alles noch romantiſcher zu machen.

„Sie haben alſo Bekanntſchaften gemacht?“ ſagte ſie lächelnd, den Zeigefinger drohend erhebend. „Nun deshalb brauchen Sie nicht betroffen zu ſein; in Ihrem Alter begnügt ſich das Herz nicht mit einer Faſtenpredigt.“ —

Das war ungefähr Alles, was dieſer Abend mich, Signora Santa und ihren Ehemann betreffend, lehrte. Es lag in ihrer Art ſich auszudrücken eine Leichtigkeit, eine den Neapolitanerinnen eigene Natürlichkeit, eine Herzlichkeit, die mich wunderbar anzog. Der Mann war gelehrt, und das war ja kein Fehler; im Muſeum konnte er mir ein trefflicher Führer ſein. — Er war es auch, und die Signora Santa, bei der ich meinen Beſuch öfter wiederholte, wurde mir bei jedem anziehender; die Aufmerkſamkeit, die ſie mir erzeigte, ſchmeichelte mir, und ihre Theilnahme öffnete mein Herz und meine Lippen. Ich kannte die Welt noch ſo wenig, war in ſo vielen Stücken noch ein Kind, faßte daher auch die erſte beſte Hand, die mir freundlich gereicht wurde, und gab für einen Händedruck mein ganzes Vertrauen hin.

Eines Tages berührte Signora Santa den wichtigſten Moment meines Lebens, die Trennung von Annunziata, und ich fand Troſt und Erleichterung darin, mich gegen die mitfühlende Frau ganz offen auszuſprechen. Daß ſie nach der Schilderung, die ich von Bernardo machte, große Schattenſeiten bei ihm herauszufinden wußte, war mir eine

Art von Labſal. Daß ſie aber auch bei Annunziaten Mängel entdeckte, konnte ich ihr nicht verzeihen.

„Sie iſt zu klein für die Bühne,“ ſagte ſie, „gar zu zart gebaut; das müſſen Sie mir doch einräumen? Etwas Körper gehört dazu, ſo lange wir auf dieſer Welt ſind. Ich weiß zwar recht gut, wie auch hier in Neapel alle jungen Leute von ihrer Schönheit bezaubert waren; es war aber die Stimme, die einzig ſchöne Stimme, die ſie in die Geiſterwelt hineinriß, in der ihre feine Geſtalt die Heimath hat. Wäre ich ein Mann, könnt' ich mich nie in eine ſolche Geſtalt verlieben; ich müßte ja befürchten, daß ich ſie bei meiner erſten Umarmung zerdrückte.“

Dies brachte mich zum Lächeln, und das war wohl auch nur ihre Abſicht, dachte ich; Annunziatens Talent, Verſtand und unbeflecktem Herzen ließ ſie alle Gerechtigkeit widerfahren.

An den letzten Abenden hatte ich, von der Schönheit der mich umgebenden Natur und meiner eignen exaltirten Stimmung hingeriſſen, einige kleine Gedichte: Taſſo im Gefängniſſe, der Bettelmönch und noch einen kleinen lyriſchen kränklichen Erguß geſchrieben, der ſo ganz meine unglückliche Liebe, die zerſchmetterte Bilderwelt, die in meiner Seele ſchwamm, ausſprach. Ich begann, ſie der Signora Santa vorzuleſen; allein in der Mitte des erſten wurde ich ſo ganz von meinem darin ergoſſenen Gefühle überwältigt, daß die Thränen meine Stimme brachen; da drückte ſie meine Hand und weinte mit mir. Durch dieſe Thränen hatte ſie mich auf immer gefeſſelt. — Ihr Haus ward mir eine Heimath; ich ſehnte mich nach den Stunden, die ich im Geſpräch mit ihr verbringen durfte. Ihre Laune, ihre komiſchen Einfälle, mit welchen ſie nicht karg war, brachten mich oft zum Lachen, obgleich ich dabei tief empfand, wie ganz anders, reiner und edler ſich Annunziatens Geiſt ausſprach; allein da keine Annunziata mehr für mich lebte, war ich Santa dankbar und ergeben.

„Haben Sie,“ fragte ſie mich eines Tages, — „die ſchöne Frau unweit Poſilippo und das romantiſche Haus, das halb eine Kirche iſt, kürzlich wieder geſehen?“

„Seitdem nur einmal!“ gab ich zur Antwort.

„Und ſie war ſehr freundlich?“ fragte Santa. „Die Kinder waren wohl als Führer außer dem Hauſe und der Mann auf der See? Hüten Sie ſich wohl, Signore; nach jener Seite von Neapel liegt die Unterwelt.“

Ich verſicherte ihr aufrichtig, daß nur die romantiſche Gegend mich zu der Poſilippogrotte zöge.

„Lieber Freund!“ — ſagte ſie vertraulich — „das kenne ich Alles beſſer. Ihr Herz war von Liebe erfüllt, von der erſten ſtarken Liebe zu ihr, die ich nicht unwürdig nennen will, die aber doch ſich weniger aufrichtig gegen Sie erwies. — Nein! Sagen Sie mir kein Wort dagegen. — Sie füllte ganz Ihre Seele aus, und Sie haben ſich von dieſem Bilde losreißen, ſie aufgeben müſſen, wie Sie mir verſichert haben; dadurch aber iſt eine Leere in Ihrer Seele entſtanden, die ausgefüllt werden muß. Vorher lebten Sie nur in Ihren Büchern und Träumen; die Sängerin hat Sie in die Menſchenwelt hineingeführt. „Sie ſind, wie wir Andern, Fleiſch und Blut geworden, und beide behaupten ihr Recht. — Und warum ſollten ſie es nicht? Ich richte nie einen jungen Mann ſtreng, und außerdem können Männer ja handeln wie ſie wollen.“

Was das Letzte betraf, widerſprach ich ihr; aber hinſichtlich der Leere in meiner Seele nach meinem Verluſt von Annunziaten empfand ich, daß ſie Recht habe; allein was vermochte den Raum des verlornen Bildes auszufüllen?

„Sie ſind kein Menſch, wie andere!“ — fuhr ſie fort. „Sie ſind eine poetiſche Figur, und ſehen Sie! ſelbſt die ideale Annunziata verlangt einen Mann. Daher konnte ſie Bernardo verziehen, der doch ſo tief unter Ihnen ſteht; — aber“ — fuhr ſie fort — „Sie verleiten mich, mich ſo auszudrücken, wie es für Frauen kaum angemeſſen iſt; Ihre wunderbare Unſchuld und geringe Bekanntſchaft mit der Welt machen Andre eben ſo unbefangen in der Rede, wie Sie es in den Gedanken ſind,“ — jetzt lachte ſie laut auf und ſtreichelte mir die Wangen. —

Des Abends, wenn ich allein bei Federigo ſaß und er heiter und zutraulich wurde, erzählte er mir von glücklichen Tagen in Rom, wie auch ſein Herz gewaltig geklopft hatte; Mariuccia ſpielte in dem Abenteuer eine Rolle mit.

In Maretti's und der Signora Santa Hauſe hatten mehrere junge Leute Zutritt; ſie tanzten gut, wußten ihre Worte trefflich zu ſtellen, erhielten liebevolle Blicke von den Damen, wurden von den Männern geachtet. Nur eine kurze Zeit hatte ich ſie gekannt, und ſie vertrauten mir bereits Herzensangelegenheiten, vor welchen ich bei Bernardo erſchrak, und die nur meine eingewurzelte Liebe zu ihm mich bewegen hatte zu überſehen. — Ja, ſie waren alle von mir verſchieden. Sollte Santa wirklich Recht haben, und ſollte ich nur eine poetiſche Figur auf dieſer Welt ſein? Daß Annunziata Bernardo liebte, war ja ein gültiger Beweis davon. — Mein geiſtiges Ich war ihr vielleicht lieb, aber ſelbſt konnte ich ſie nicht gewinnen.

Einen Monat hindurch war ich ſchon in Neapel geweſen und hatte noch nichts von ihr oder Bernardo gehört. Da wurde mir von der Poſt ein Brief gebracht. Mit klopfendem Herzen ergriff ich ihn und ſuchte durch Siegel und Aufſchrift zu erſpähen, von wem er ſei und was er bringen möge. Ich erkannte das borgheſiſche Wappen und die Schrift der Eccellenza. — Kaum wagte ich ihn zu öffnen. „Ewige Mutter Gottes!“ — flehte ich — „ſei mir gnädig! Es geſchehe Dein Wille, der Alles zum beſten führt.“ Ich öffnete den Brief und las:

„Signor!

„Während ich glaubte, daß Sie die Gelegenheit benutzten, die ich Ihnen eröffnet hatte, etwas zu lernen und ein „nützliches Mitglied der Geſellſchaft zu werden, geben Sie „andre, ganz von meiner Abſicht mit Ihnen verſchiedene Wege. „Als die unſchuldige Urſache des Todes Ihrer Mutter „habe ich das Meinige gethan. Wir ſind quitt. Treten „Sie als Improviſator, als Dichter auf, wann und wie „Sie wollen, geben Sie mir aber den einzigen Beweis „Ihrer oft erwähnten Dankbarkeit, nie meinen Namen, meine „Sorgfalt für Sie mit Ihrer Oeffentlichkeit zu verknüpfen.

„Den ſehr großen Dienſt, den Sie mir hätten leiſten ſollen: „etwas zu erlernen, wollten Sie mir nicht erweiſen; der „ſehr kleine, mich als Wohlthäter zu nennen, iſt mir ſo „ſehr zuwider, daß Sie mir keinen größeren Aerger würden „zufügen können.“

Das Blut erſtarrte faſt in meinem Herzen; meine Hände ſanken matt nieder, aber weinen konnte ich nicht; das würde meine Seele erleichtert haben. „Jeſus Maria!“ ſtammelte ich nur. Mein Kopf ſank auf den Tiſch hinab. Betäubt, ohne Gedanken, ſelbſt ohne Schmerz blieb ich unbeweglich in dieſer Stellung. Mit keinem Worte vermochte ich zu Gott und den Heiligen zu flehen; es war mir als hätten auch ſie, ſo wie die Welt, mich verſtoßen. — Da trat Federigo ein.

„Biſt Du krank, Antonio?“ — fragte er, meine Hand drückend; — „man darf ſich nicht ſo mit ſeinem Gram einmauern; wer weiß, ob Du glücklich mit Annunziaten geworden wäreſt. Was am beſten für uns iſt, geſchieht doch immer; das habe ich an mir ſelbſt mehr als einmal, wenn auch nicht auf die angenehmſte Weiſe, erfahren.“

Schweigend reichte ich ihm den Brief. Er las ihn. Indeſſen erhielten meine Thränen freien Lauf; allein ich ſchämte mich, ihm mein Weinen ſehen zu laſſen, und wandte mich von ihm ab. Er drückte mich aber an ſeine Bruſt und ſagte: „Weine nur, weine den Schmerz aus, ſo wird es beſſer!“

Als ich etwas ruhiger geworden war, fragte er mich, ob ich einen Entſchluß gefaßt hätte. — Da fuhr ein Gedanke durch meine Seele. So konnte ich Madonna verſöhnen, deren Dienſt ich ſchon als Kind geweiht war; dort harrte meiner Schutz und meine Zukunft war entſchieden. — „Am beſten iſt's, daß ich Mönch werde," — ſagte ich — „dazu hat das Schickſal mich reif gemacht; für mich giebt es in dieſer Welt doch nichts mehr; ich bin ja auch nur eine poetiſche Figur, kein Menſch, wie ihr Andern! Ja, im Schooße der Kirche iſt meine Heimath; nur dort winkt mir Friede!"

„Sei doch vernünftig, Antonio," redete mir Federigo zu. — „Laß die Eccellenza, laß die Welt einſehen, daß Kraft in Dir wohnt, laß die Widerwärtigkeiten des Lebens Dich erheben, ſtatt Dich zu Boden zu drücken. — Doch ich hoffe und denke, daß Du nur heute Abend Mönch ſein willſt; morgen aber, wenn die Sonne Dir warm ins Herz hineinſcheint, willſt Du es nicht mehr. Du biſt ja Improviſator, Dichter, haſt Geiſt und Kenntniſſe, Alles kann noch herrlich, trefflich gehen. — Morgen nehmen wir ein Cabriolet, fahren nach Herculanum und Pompeji, beſteigen den Veſuv. Dort ſind wir noch nicht geweſen; zerſtreuen mußt Du Dich, in gute Laune gebracht werden, und wenn die böſen Grillen verflogen ſind, wollen wir von der Zukunft vernünftig reden. Jetzt gehſt Du mit auf den Toledo; wir wollen uns erheitern! Das Leben eilt im Galopp, und alle tragen wir, wie die Schnecke, unſere Laſt auf dem Rücken, ſei ſie Blei oder Spielzeug, gleichviel, wenn die Schwere gleich drückend iſt."

Seine Sorge um mich rührte mich; ich ſah mich doch noch in den Armen eines Freundes. Schweigend nahm ich meinen Hut und folgte ihm. — Auf dem Platze da draußen klang die Muſik luſtig von einer der kleinen Breterbühnen. Wir blieben vor einer derſelben, unter einem großen Haufen von Leuten, ſtehen. Die ganze Künſtlerfamilie ſtand, wie gewöhnlich, auf dem Gerüſte; Mann und Frau mit bunten Anzügen geſchmückt, heiſer vom Schreien; ein kleiner blaſſer Knabe ſtand mit betrübtem Geſichte in ſeiner weißen Pierrettracht da und ſpielte auf der Geige, während zwei kleine Schweſtern luſtig dazu tanzten. Das Ganze kam mir tragiſch vor. „Die unglücklichen Weſen!“ — dachte ich — „ungewiß, wie das ihrige, liegt ja auch mein Geſchick verhüllt.“ — Ich ſchmiegte mich feſt an Federigo und konnte den Seufzer nicht unterdrücken, der ſich meiner Bruſt entwand.

„Sei doch ruhig und vernünftig!“ — flüſterte Federigo, „jetzt wollen wir uns ein wenig umhertreiben, um die rothgeweinten Augen abzukühlen, dann beſuchen wir Signora Maretti. Sie wird Dich heiter lachen, oder mit Dir weinen, bis Du deſſen müde wirſt, das kann ſie beſſer, als ich.“ — So trieben wir uns in der großen Straße auf und nieder und gelangten endlich an Maretti's Wohnung.

„Endlich kommen Sie doch einen Abend außer der Regel!“ — rief Signora Santa freundlich bei unſerm Eintritte.

„Signor Antonio befindet ſich in ſeiner elegiſchen Stimmung; — ſie muß mit Humor verſetzt werden, und wohin könnte ich ihn da beſſer als zu Ihnen führen? Morgen fahren wir nach Herculanum und Pompeji und beſteigen den Veſuv; könnten wir nur ſo glücklich ſein, eine Eruption dort zu erleben!“

„**Carpe diem!**“ rief Maretti, „ich hätte Luſt, die Fahrt mitzumachen, doch nicht um den Veſuv zu beſteigen, ſondern um zu ſehen, wie es mit den Ausgrabungen in Pompeji geht. Ich habe eben von daher einige gläſerne Zierrathen von verſchiedenen Farben erhalten, dieſe habe ich nach den Nuancen derſelben geordnet und ein **Opusculum** darüber geſchrieben. Sie müſſen dieſe Schätze ſehen,“ — wandte er ſich an Federigo, „und mir einige Winke rückſichtlich der Farben geben. Und Sie,“ fuhr er, mir auf die Schultern klopfend, fort, „Sie ſollen damit anfangen, heiterer zu werden. Dann werden wir nachher ein Gläschen Falerner leeren und mit Horaz ſingen:

„Ornatus viridi tempora pampino,
Liber, vota bonos ducit ad exitus!“

Ich blieb allein mit Santa.

„Haben Sie etwas Neues geſchrieben?“ fragte ſie. — „Sie ſehen recht danach aus, eine der ſchönen Stanzen gedichtet zu haben, die ſo wunderbar zum Herzen ſprechen. Ich habe mehrmals an Sie und Ihren Taſſo gedacht und mich, bei der Erinnerung daran, recht wehmüthig gefühlt, obgleich, wie Sie wohl wiſſen, ich nicht zu den thränenreichen Schweſtern gehöre. Nun ſein Sie heiter! Sehen Sie mich an! Sagen Sie mir etwas Schönes! — Sie geben mir nichts zum Beſten? Nun, ſagen Sie mir doch etwas über mein neues Kleid. Nicht wahr, es ſteht mir gut? Ein Dichter muß Sinn für Alles haben. Ich bin ſchlank wie eine Pinie! ganz abſcheulich mager! Nicht wahr?“

„Das ſieht man gleich!“ gab ich zur Antwort.

„Schmeichler!“ — rief ſie. „Bin ich nicht wie alle Tage? Das Kleid hängt ganz locker um mich! Nun, was iſt da zu erröthen? Ei, das nenne ich einen Mann! — Sie müſſen mehr unter uns Frauen leben; wir werden Sie erziehen, das ſollen wir beſonders gut verſtehen! — Jetzt ſitzen die Beiden, mein Mann und Federigo, bis über die Ohren in der geſegneten Vorzeit; wir werden in der Gegenwart leben, das macht mehr Freude. Koſten ſollen Sie unſern trefflichen Falerner, und zwar ſogleich; nachher können Sie es mit den Andern wiederholen.“

Ich ſchlug es aus und verſuchte ein gewöhnliches Geſpräch von den Neuigkeiten des Tages anzuknüpfen; allein ich empfand nur zu ſehr, wie zerſtreut ich ſei. —

„Ich bin Ihnen nur läſtig,“ ſagte ich aufſtehend, im Begriff meinen Hut zu nehmen. — „Verzeihen Sie, Signora, ich bin unwohl, und das macht mich, ich fühle es, höchſt ungeſellig.“

„Sie dürfen mich nicht verlaſſen,“ — ſagte ſie, mich wieder auf den Stuhl niederziehend, und ſah mir theilnehmend und bekümmert ins Auge. — „Was iſt geſchehen? — Schenken Sie mir Ihr Vertrauen. Ich meine es ehrlich und gut mit Ihnen, mein Muthwille wird Sie doch nicht verletzt haben? — Es iſt nun ſo meine Natur!

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Sagen Sie mir aber, was geſchehen iſt! Haben Sie Briefe erhalten? Iſt Bernardo todt?"

„Nein! Gott ſei gelobt!" — erwiederte ich. — „Es iſt etwas ganz Anderes." —. Ich war erſt Willens, nichts von Eccellenza's Briefe zu erwähnen; dennoch entdeckte ich ihr in meinem Schmerze mit vertrauensvoller Offenherzigkeit Alles, und mit Thränen in den Augen flehte ſie mich an, nicht betrübt zu ſein. —

„Ich bin aus der Welt geſtoßen," — klagte ich, — „von Allen verlaſſen — Niemand, gar Niemand hat mich mehr lieb!"

„Doch, Antonio," ſagte ſie leiſe, und ich fühlte ihre Hand über meine Stirne gleiten und brennende Lippen einen Kuß darauf drücken, „Sie ſind geliebt! Sie ſind ſchön! Sie ſind gut! Ich liebe Sie, liebe Sie, Antonio!" und voller Leidenſchaft ſchlang ſie ihre Arme um mich. Ihre Wange ruhte an der meinigen. — Mein Blut wurde eine Flamme. Ein Zittern durchrieſelte meinen ganzen Körper, es war, als verging mir der Athem. Ich hatte etwas Aehnliches noch nie empfunden; da raſſelte es an der Thür, ſie ging auf und Federigo mit dem Gatten trat ein.

„Ihr Freund hat das Fieber," ſagte ſie mit ihrem gewöhnlichen leichten Tone. — „Er hat mir beinahe Schrecken eingejagt — blaß und roth in einem Augenblicke! Ich glaubte, daß er in meinen Armen ohnmächtig werden würde; aber jetzt geht's beſſer, nicht wahr, Antonio?" — und nun ſcherzte ſie über mich, als wäre gar nichts vorgefallen, gar nichts geſagt werden. Ich fühlte das Klopfen des eigenen Herzens und eine Empfindung von Scham und Unwillen entſtand in meiner Seele; ich wandte mich von ihr, der ſchönen Tochter der Sünde, ab.

„**Quae sit hiems Veliae, quod coelum, Vala, Salerni!**“ ſagte Maretti — „wie ſteht es mit Kopf und Herzen, Signore? Was hat er nur gemacht, der **ferus cupido**, der immer die blutigen Pfeile an dem glühenden Schleifſteine wetzt?“

Der Falerner Wein perlte im Glaſe; Santa ſtieß mit mir an und ſagte mit einem ſonderbaren Blick: „Auf beſſere Zeiten!“

„Auf beſſere Zeiten!“ wiederholte Federigo, — „ja ſie werden kommen, man darf nie verzagen!“

Maretti ſtieß auch mit uns an, mir „auf beſſere Zeiten“ zunickend. Santa lachte laut auf und ſtreichelte mir die Wange.

XVII.

Wanderung nach Herculanum und Pompeji. Der Abend auf dem Veſuv.

Den folgenden Morgen holte mich Federigo ab. Maretti ſtieg mit in den Wagen. Friſche Kühlung wehte vom Meere her und wir rollten um den Meerbuſen von Neapel nach Herculanum.

„Wie der Rauch vom Veſuv hoch aufwirbelt!“ — ſagte Federigo, auf den Berg zeigend, — „wir werden einen ſchönen Abend haben.“

„Anders wirbelte der Rauch,“ — nahm Maretti das Wort, — „wie ein Schatten der Wolken zog er über die ganze Gegend hin Anno 79 **post Christum**, als die Städte, die wir nun beſuchen wollen, unter Aſche und Lava verſchwanden.“

Gleich wo Neapel aufhört, reihen ſich an die Vorſtadt derſelben die Städte San Giovanni, Portici und Reſina, die ſo dicht an einander liegen, daß ſie als eine Stadt betrachtet werden können. — Wir waren am Ziele, ehe wir es dachten; vor einem kleinen Hauſe in Reſina hielten wir an. — Unter der Straße ſelbſt, unter der ganzen Stadt liegt Herculanum verborgen. — In wenigen Stunden bedeckten Aſche und Lava die ganze Stadt, ihr Daſein war vergeſſen, über derſelben erhob ſich die Stadt Reſina.

Wir traten in das nächſte Haus. Im Hofe befand ſich ein großer offener Brunnen; eine Wendeltreppe ſchlängelte ſich in dieſen hinab.

„Sehen Sie, Signori!“ ſagte Maretti — „Es war im Jahr 1720, als der Prinz von Elboeuf dieſen Brunnen graben ließ. — Wie man einige Fuß hinabgelangte, wurden Statuen vorgefunden; ſogleich wurde die Ausgrabung verboten und, mirabile dictu, dreißig Jahre hindurch rührte keine Hand daran, bevor Karl von Spanien hieher kam, den Brunnen tiefer graben ließ und nun an die mächtige ſteinerne Treppe ſtieß, die wir hier ſehen können.“

Der Tag erhellte einen kleinen Theil derſelben; es waren die Stufen von Herculanums großem Theater. Unſer Führer zündete ein Licht für Jeden von uns an, und ſo ſtiegen wir in die Tiefe des Brunnens hinab und ſtanden bald auf den Stufen, wo die Zuſchauer vor ſiebzehn Jahrhunderten als ein Rieſenkörper bei den dargeſtellten Lebensbegebenheiten gelacht, empfunden und gejauchzt hatten.

Eine kleine niedrige Thüre führte uns in einen großen geräumigen Gang; wir ſtiegen zum Orcheſter hinab und betrachteten dort unten die verſchiedenen Räume für die einzelnen Muſiker, die Ankleidezimmer und die Bühne ſelbſt. Die Größe des Ganzen ergriff mich. Nur ſtückweiſe konnte es von uns beleuchtet werden, dennoch kam es mir größer als San Carlo vor. Leer, düſter und öde lag Alles rings umher; oben über uns tobte eine Welt. — So wie wir uns denken, daß ein verſchwundenes Geſchlecht als Geiſter in unſer Leben und Weben hineintreten könne, ſchien es mir hier, als wäre ich aus meiner Zeit getreten und wandelte nun als Geſpenſt in der fernen Vorzeit. Ich ſehnte mich recht nach dem Tageslicht, und bald athmeten wir wieder deſſen warme Luft.

Wir wandten in Reſina's Straße rechts um und vor uns lag ein ausgegrabener Platz, jedoch von geringer Größe. Es war Alles von Herculanum, worauf die Sonne ſchien; wir ſahen eine einzelne Straße, Häuſer mit kleinen engen Zimmern, roth und blau gemalten Wänden; nur wenig gegen das, was unſer in Pompeji harrte.

Reſina lag hinter uns, und jetzt erblickten wir ringsum eine Ebene, einem pechſchwarzen, ſchäumenden, zu eiſernen Schlacken geronnenen Meere ähnlich; dennoch hatten ſich hier ſchon Gebäude erhoben, kleine Weingärten ſproßten grün empor, die Kirche ſtand, in dieſem Lande des Todes, halb verſunken da.

„Dieſe Verheerung habe ich ſelbſt erlebt," — ſagte Maretti, — „ich war ein Kind, in dem Alter zwiſchen **lactens** und **puer**, wenn ich ſo ſagen darf. Nie vergeſſe ich jenen Tag! Die ſchwarze Schlacke, über die wir jetzt hinrollen, war ein glühender Feuerſtrom; ich ſah, wie er von dem Gebirge ſich gegen **Torre del Greco** hinabwälzte. Mein Vater — **beati sunt mortui** — hat mir ſelbſt reife Trauben hier abgepflückt, wo jetzt nur die ſchwarze ſteinharte Rinde liegt. — Die Kerzen brannten blau drinnen in der Kirche und die Mauern waren roth von dem ſtarken Feuerſchein. Die Weinfelder wurden von der Lava überzogen, allein die Kirche ragte wie eine ſchwimmende Arche aus dem glühenden Feuermeer hervor."

Wie die Rebenzweige mit ſchweren Trauben ſich von Baum zu Baum ſchlingen und nur als eine einzige Guirlande erſcheinen, ſo reiht ſich um die Bucht von Neapel Stadt an Stadt. Der ganze Weg, die ſo eben erwähnte verheerte Strecke ausgenommen, erſcheint wie eine Toledoſtraße. Die, mit Leuten überladenen Cabriolets, Reiter auf Pferden, wie auf Eſeln kreuzten einander, ganze Caravanen von Reiſenden, Damen und Herren, trugen zur Belebung des Gemäldes bei.

Immer hatte ich mir Pompeji, ſo wie Herculanum unter der Erde gedacht; allein ſo iſt es gar nicht. Vom Gebirge herab hat es über die Weingärten bis zum blauen Mittelmeer hin Alles überſchaut. Mit jedem Schritte ſtiegen wir und ſtanden endlich vor einem durchgebrochenen Wall von ſchwarzgrauer Aſche, welchem einzelne grüne Hecken und Baumwollenpflanzen ein freundlicheres Anſehen zu geben verſuchten. Es zeigten ſich wachehaltende Soldaten, und wir traten in Pompeji's Vorſtadt.

„Sie haben doch die Briefe an Tacitus geleſen?“ — ſagte Maretti. — „Sie kennen den jüngern Plinius, nun werden Sie Commentare zu ſeinen Werken ſehen, wie ſie noch Niemand hat.“

Die Gräberſtraße heißt die lange Straße, in der wir uns befanden. Hier iſt Denkmal an Denkmal; vor zweien befinden ſich reiche ſteinerne Divans, mit ſchönen Verzierungen; hier haben zu jenen Zeiten Pompeji's Töchter und Söhne auf ihren Wanderungen aus der Stadt ausgeruht. Von den Gräbern ſchauten ſie über die blühende Natur und den lebhaften Verkehr auf der Landſtraße und in die Bucht hinaus. Jetzt erblickten wir zu beiden Seiten eine Reihe Häuſer, alle mit Kaufläden; wie Gerippe mit leeren Augenhöhlen ſtarrten ſie mich an; ringsum zeigten ſich Spuren der Erdbeben, die vor der großen Verheerung die Stadt erſchüttert hatten. Mehrere Häuſer zeigten deutlich, daß ſie eben im Bau geſtanden, als Feuer und Aſche ſie für Jahrhunderte begruben; unvollendete Carnieße von Marmor lagen an der Erde und daneben die Modelle dazu von terra cotta.

Jetzt waren wir erſt an die Mauern der Stadt gelangt; breite Stufen wie die eines Amphitheaters führten zu ihr hinauf. Vor uns erſtreckte ſich eine lange, wie in Neapel mit breiten Lavaflieſen gepflaſterte Straße, Ueberreſte alſo von einer weit früheren Eruption wie die, welche vor ſiebzehn Jahrhunderten Herculanum und Pompeji verheerte. Tiefe Spuren der Räder ſind an den Steinen ſichtbar, und an den Häuſern noch die Namen der Bewohner, ſchon eingegraben, während dieſe noch lebten, zu leſen; vor einzelnen Häuſern hingen noch Aushängeſchilder, von welchen eins anzeigte, daß in dem Hauſe Moſaikarbeiten verfertigt würden.

Alle Zimmer waren klein, das Licht fiel durch die Decke oder durch eine Oeffnung über der Thür hinein; ein viereckiger Porticus ſchließt den Hofraum ein, der gewöhnlich nur für ein einziges Blumenbeet oder das Baſſin, aus dem der Springbrunnen ſtieg, groß genug iſt. Uebrigens ſind Höfe und Fußböden mit ſchöner Moſaik geziert, in welcher künſtliche Formen, Cirkel und Quadrate ſich durchſchneiden. Die Wände ſind bunt gemalt mit grellen weißen, blauen und rothen Farben; Tänzerinnen, Genien, leichte, ſchwebende Geſtalten ringsum auf dem glühenden Grunde; Alles unbeſchreiblich anmuthig in Colorit und Zeichnung und von einer Friſche, als wären ſie geſtern gemalt. Federigo und Maretti waren im tiefen Geſpräch von der wunderbaren Compoſition der Farben, die ſo außerordentlich gut der Zeit widerſtanden, ja bevor ich es wußte, waren ſie in Bayardi's zehn Foliobände von Herculanums uralten Ueberreſten tief hinein. Sie thaten, wie tauſend Andere, vergaßen die poetiſche Wirklichkeit, die vor ihnen da lag, und warfen ſich auf die Kritik und Abhandlungen darüber. Pompeji ſelbſt wurde über gelehrten Forſchungen vergeſſen. Ich war in dieſe auswendig gelernten Myſterien nicht ſo eingeweiht; die Wirklichkeit um mich her war mir eine poetiſche Welt, in der meine Seele ſich zu Hauſe fühlte. Jahrhunderte ſchmolzen hier in Jahre zuſammen, offenbarten ſich in Momenten, jede Sorge ſchlummerte und meine Gedanken gewannen aufs Neue Ruhe und Begeiſterung.

Wir ſtanden vor Salluſt's Hauſe.

„Salluſt!“ — ſprach Maretti und lüftete den Hut: „corpus sine animo! Die Seele iſt fort, doch begrüßen wir ehrerbietig den todten Körper.“

Ein großes Gemälde, Diana und Actäon, bedeckte die Wand, dem Eingang gegenüber. Die Arbeiter ſchrien laut und freudig auf und zeigten im Kerzenſcheine einen prächtigen marmornen Tiſch, weiß wie der Stein von Carrara, der von zwei herrlichen Sphinxen getragen wurde; doch ergriffen mich noch mehr die gelben Knochen, die vor mir lagen, und in der Aſche ein Abdruck einer ſchönen weiblichen Bruſt.

Wir gingen über das Forum nach Jupiters Tempel. Die Sonne ſchien auf die weißen marmornen Säulen; weit hinten ſtand der rauchende Veſuv, pechſchwarze Wolken wälzten ſich aus dem Krater und weiß wie Schnee ruhte der dicke Dunſt über dem Lavaſtrom, der ſich den Weg den Bergabhang hinab bahnte.

Wir beſahen die Theater und ſetzten uns auf die ſtufenförmigen Bänke. Die Bühne mit ihren Säulen, ihr gemauerter Hintergrund mit Ausgangsthüren, Alles ſtand da, als wäre geſtern geſpielt worden; keine Töne wollten aber mehr vom Orcheſter heraufſchallen, kein Roſcius zu der jauchzenden Menge reden; Alles war todt, nur die große Bühne der Natur um uns athmete Leben. — Die ſaftiggrünen Weingärten, die lebhaft von Menſchen und Thieren durchkreuzten Wege nach Salerno und im Hintergrunde die dunkelblauen Gebirge mit ſcharfen Umriſſen gegen den lauen Luftton, Alles war eine Schaubühne, auf welcher Pompeji ſelbſt wie ein tragiſcher Chor daſtand, der von der Macht des Todesengels ſang. Ich ſah ihn ja ſelbſt, ihn, deſſen Flügel rabenſchwarze Aſche und ſtrömende Lava ſind, die er über Städte und Dörfer verbreitet.

Erſt gegen Abend wollten wir den Veſuv beſteigen, dann war die glühende Lava und das Mondlicht von größerer Wirkung. In Reſina nahmen wir Eſel und ritten das Gebirge hinauf. Der Weg ging zwiſchen Weingärten und einſamen Gebäuden, doch bald verkrüppelte ſich die Vegetation in kleine trübſelige Hecken und trockne rohrähnliche Stengel. Es wehte ein ſtarker und kalter Wind, ſonſt war der Abend ſchön. Die Sonne erſchien, indem ſie verſank, wie flammendes Feuer, der Himmel ſtrahlte wie Gold, das Meer war Indigo und die Inſeln blaßblaue Wolken. Es war eine Feenwelt, in der ich mich befand. Am Rande der krummen Bucht erblaßte Neapel mehr und mehr; in weiter Ferne ſtanden die Berge mit Schnee bedeckt, herrlich glänzend wie die Gletſcher der Alpen, während rechts, uns ganz nahe, die rothe Lava des Veſuv glühte.

Jetzt betraten wir eine mit eiſenſchwarzer Lava bedeckte Ebene ohne Weg oder Pfad. Unſere Eſel prüften vorſichtig mit dem Fuße, bevor ſie feſt auftraten. So erreichten wir ſehr langſam einen höhern Theil des Gebirges, der wie ein Vorgebirge aus dieſem todten verſteinerten Meere hervorragte. Durch einen engen Hohlweg, wo nur rohrähnliche Stengel emporſproßten, nahten wir uns der Wohnung des Einſiedlers. Eine Schaar Soldaten ſaßen hier um das angezündete Feuer und tranken Lacrimae Christi aus ihrer Fogliette. Sie dienten den Fremden zur Escorte gegen Räuber aus den Gebirgen. Fackeln wurden angezündet; der Wind bewegte die Flammen, als wollte er jeden Funken erlöſchen und zerſtieben laſſen. Bei dem unſteten beweglichen Schein ritten wir nun am dunkeln

Abend auf dem engen Felſenpfade über lockere Lavaſtücke, dicht an tiefen Schluchten fort. Endlich erhob ſich vor uns wie ein Gebirge der kohlenſchwarze Aſchengipfel, wo wir hinauf ſollten, weiter aber konnten die Eſel nicht ſteigen; ſie blieben bei den Burſchen zurück, die ihre Führer waren.

Der Führer ſchritt mit der Fackel voran; wir Anderen hinterher, jedoch in ſchräger Richtung, denn es ging durch die weiche Aſche, in welche wir bis an die Kniee verſanken, ſteil hinauf; hinter einander konnten wir nicht gehen, denn in der Aſche lagen große Steine und Lavablöcke, die hinab rollten, wenn wir auf ſie traten; bei jedem zweiten Schritte glitten wir einen zurück, alle Augenblicke fielen wir in der ſchwarzen Aſche und es war, als hätten wir ein bleiernes Gewicht an den Füßen.

„Muth, Muth!“ rief der Führer an der Spitze, „bald ſind wir oben!“ allein immer ſchien der Gebirgsgipfel in gleicher Höhe vor uns zu ſtehen. Erwartung und Sehnſucht beflügelten meine Schritte; eine Stunde war verſtrichen, bevor wir hinauf gelangten; ich war der Erſte.

Eine große, mit mächtigen, durch einander geworfenen Lavaſtücken beſäete Fläche breitete ſich hier vor dem Auge aus; mitten darauf ſtand noch ein Aſchenhügel. Es war der Kegel mit dem tiefen Krater. Wie eine Feuerkugel hing gegenüber der Mond, ſo hoch war er geſtiegen; erſt jetzt geſtattete uns das Gebirge, ihn zu ſehen, jedoch nur einen Augenblick. In dem nächſten wirbelte mit der Schnelligkeit des Gedankens eine kohlſchwarze Rauchſäule aus dem Krater; es wurde düſtere Nacht ringsum; ein tiefer Donner rollte innerhalb des Gebirges. Es bebte unter unſeren Füßen, wir mußten uns an einander feſthalten, um ſtehen zu bleiben, und nun erfolgte ein knallendes Getöſe, das hundert Kanonen nur ſchwach nachahmen könnten. Der Rauch trennte ſich und eine Feuerſäule erhob ſich gewiß eine Miglie hoch in die blaue Luft; glühende Steine ſtiegen wie Blutrubinen in dem weißen Feuer hinauf. Wir ſahen ſie ſchon wie Racketen über uns herabfallen, allein in gerader Richtung ſanken ſie wieder in den Krater nieder oder rollten glühend von dem Aſchenhügel hinab. „Ewiger Gott!“ ſtammelte mein Herz; ich vermochte kaum zu athmen.

„Der Veſuv iſt heute in keiner Feſttagslaune,“ ſagte der Führer und winkte uns weiter vorwärts. Ich glaubte, daß die Wanderung zu Ende ſei, aber der Führer deutete über die Ebene hin, wo der ganze Horizont wie glänzendes Feuer erſchien. Rieſengroße Geſtalten bewegten ſich wie ſchwarze Schattenbilder auf dem hellen Feuergrunde. Es waren Reiſende, die zwiſchen uns und der herabſtrömenden Lava ſtanden. Wir hatten, um dieſe zu vermeiden, das Gebirge umgangen und es von der öſtlichen entgegengeſetzten Seite beſtiegen; indeſſen konnten wir uns dem Krater ſelbſt in dieſem unruhigen Zuſtande nicht nähern, ſondern nur der Stelle, wo die Lavaſtröme wie Quellen aus dem Gebirgsabhang ſtürzten; wir ließen daher den Krater links, gingen über die Ebene vorwärts und kletterten über die großen Lavablöcke. Hier war weder Weg noch Steg. Das bleiche Mondlicht und der rothe Fackelſchein auf dem unebenen Boden machten, daß jeder Schatten, jeder

Blick einem Abgrunde glich, weil wir nur das tiefe Dunkel ſahen. Aufs Neue erklang unter uns der ſtarke Donner — Alles wurde Nacht, die indeſſen bald von einer neuen Eruption erhellt ward.

Nur langſam mit den Händen vor uns tappend gingen und kletterten wir dem Ziele zu, allein bald fühlten wir, daß Alles, was wir berührten, warm ſei. Zwiſchen den Lavaſtücken dampfte es heiß, wie aus einem Ofen. Jetzt lag eine glatte Ebene vor uns: ein nur zwei Tage und Nächte alter Lavaſtrom, deſſen obere Rinde von der Einwirkung der Luft bereits ſchwarz und feſt, aber kaum eine halbe Elle dick war; unter dieſer ſtand fadentief glühende Lava, feſt wie die Eisrinde auf einem See lag hier die feſtgeronnene Haut über einem Feuermeere. Hier mußten wir hinüber, auf der anderen Seite lagen wieder die holperigen Blöcke, worauf die Fremden ſtanden und auf den neuen Lavaſtrom, den man erſt dort erblickte, hinabſchauten.

Einer nach dem Andern gingen wir, den Führer an der Spitze, auf die Rinde hinaus. Es wärmte durch die Sohlen, an mehreren Stellen hatte die Hitze große Riſſe darin gemacht, und wir ſahen unter uns das rothe Feuer! Wäre die Rinde geborſten, ſo wären wir in ein Feuermeer hinunter geſtürzt. Prüfend ſtellten wir den Fuß darauf und dann doch feſt hin, um ſchnell einen Schritt weiter zu kommen, denn es brannte uns unter den Füßen, und wie das Eiſen, wenn es anfängt ſich abzukühlen, ſchwarz wird, aber durch die Berührung augenblicklich ſeinen Feuerſchein wieder annimmt, ſo zeigte ſich hier dieſelbe Wirkung: auf dem Schnee wurden die Spuren ſchwarz, hier roth. Niemand von uns ſprach ein Wort, ſo furchtbar hatte ſich Keiner dieſe Wanderung vorgeſtellt. Ein Engländer kehrte mit ſeinem Führer zurück, er kam eben auf der von Riſſen umgebenen Inſelrinde an mir vorüber.

„Giebt's hier Engländer?“ fragte er.

„Italiener nur und einen Dänen,“ gab ich zur Antwort.

„Damn'd!“ Das war Alles, was geſprochen wurde. Wir hatten nun die großen Blöcke erreicht, auf welchen mehrere Fremde ſtanden. Ich ſtieg auch hinauf und vor mir den Gebirgsabhang hinab floß langſam der friſche Lavaſtrom; er ſah aus wie ein rothglühender Feuerſchlamm, wie das geſchmolzene Metall, das aus dem Ofen ſtrömt; groß, breit und in einer ungeheuern Strecke unter uns breitete er ſich aus. Kein Wort, kein Bild kann dieſe Erſcheinung in ihrer Größe und Furchtbarkeit wiedergeben. Der Luftſtrom ſelbſt erſchien wie Feuer und Schwefel, ein dicker Dampf ſchwebte roth vom Wiederſcheine über dem Lavaſtrom hin, aber ringsum war Nacht. Es donnerte in der Tiefe, und über uns erhob ſich die weite Feuerſäule mit den glühenden Steinen. Nie vorher hatte ich mich Gott ſo nahe gefühlt; ſeine Allmacht und Größe füllten meine Seele! Es war als brennte dies Feuer ringsum jedes Siechthum in ihr aus und flößte mir Kraft und Muth ein; mein unſterblicher Geiſt erhob ſeine Flügel: „Mächtiger Gott, dein Apoſtel will ich ſein! In dem Sturme der Welt will ich deinen Namen, deine Kraft und Herrlichkeit beſingen! Höher ſoll mein Geſang erſchallen, als der des Mönchs in ſeiner einſamen Zelle. Dichter bin ich! Verleihe mir Kraft, bewahre meine Seele rein, wie es deinem Prieſter und dem der Natur geziemt."

Meine Hände falteten ſich zum Gebet, und zwiſchen Feuer und Wolken kniete ich in Gedanken vor dem, deſſen Wunder und Größe zu mir ſprach.

Wir ſchritten herunter und nur wenige Schritte von der Stelle, wo wir ſtanden, ſahen wir das Lavaſtück mit Getöſe durch die geborſtene Rinde verſinken und eine Wolke von Funken in die Höhe hinaufwirbeln, aber ich bebte nicht, ich fühlte die Nähe Gottes. Es war ein Augenblick in meinem Leben, wo die Seele, ſich des Glücks ihrer Unſterblichkeit bewußt, über Furcht und Schmerz erhaben iſt.

Ringsum ſprühten Funken aus kleinen Kratern, und von dem größern erfolgten jede Minute neue Eruptionen. Es ſauſ'te in der Luft, wie wenn die Vogelſchaaren auf einmal aus einem Walde emporfliegen. Federigo war entzückt wie ich, und das Hinabſteigen vom Gebirge in der weichen Aſche entſprach unſerm bewegten Gemüthe. — Wir flogen, es war wie ein Fall durch die Luft, wir glitten, liefen, ſanken hinein. Die Aſche lag wie friſchgefallener Schnee auf dem Gebirge. Nur zehn Minuten brauchten wir, um hinabzukommen, wo wir mehr als eine Stunde zum Hinaufſteigen gebraucht hatten. Der Wind hatte ſich gelegt, unſere Eſel harrten unſer und in der Einſiedlerwohnung ſaß unſer Gelehrter, der die ermüdende Wanderung, das Gebirge hinauf, nicht hatte mitmachen wollen.

Ich fühlte mich wie neu belebt; mein Blick kehrte immer zurück; die Lava lag in der Ferne wie koloſſale, hinabgefallene Sterne; der Mond ſchien ſo hell, als wäre es am Tage. Wir fuhren den Meerbuſen entlang und ſahen den Reflex des Mondes und der Lava in zwei langen Streifen, einem rothen und einem ſilbernen, auf dem Waſſerſpiegel zittern. Ich empfand eine Kraft in meiner Seele, eine Klarheit in meinen Begriffen, ja ich fühlte mich, wenn ich das Kleine mit dem Großen vergleichen darf, in ſo fern mit dem Boccaccio verwandt, daß der Eindruck eines Orts und deſſen augenblickliche Eingebung für das gänzliche Wirken des Geiſtes entſcheidend war. Virgils Grab ſah ſeine Thränen, die Welt ſeinen Dichterwerth; mir hatte die Größe des Vulkans Mißmuth und Zweifel abgeſchüttelt, daher ſteht die Anſchauung dieſes Tages und dieſes Abends ſo lebendig in meiner Seele, darum habe ich bei der Schilderung derſelben verweilt und das beſchreiben, was ſie meiner Bruſt einprägte und was ich ſpäter ausſprechen mußte.

Unſer Gelehrter lud uns ein, ihm nach Hauſe zu folgen. Augenblicklich empfand ich eine Art Verlegenheit, eine ſeltſame Angſt, nach dem letzten Auftritte zwiſchen mir und Santa, ſie wieder zu ſehen, aber der größere und wichtigere Entſchluß in meiner Seele vernichtete bald dieſe kleine Betroffenheit. Sie faßte freundlich meine Hand, goß Wein in die Gläſer, war natürlich und heiter, ſo daß ich mir zuletzt mein ſtrenges Urtheil über ſie vorwarf. In mir, das fühlte ich, lag der unreine Gedanke; ihr Mitgefühl und ihre Theilnahme, die ſo ſüdlich heftig ſich ausgeſprochen, hatte ich für ſinnliche Leidenſchaft gehalten. Durch Freundlichkeit und Scherz, die meiner Stimmung jetzt natürlich waren, ſuchte ich mein ſeltſames Benehmen vom geſtrigen Tage wieder gut zu machen. Sie ſchien mich zu verſtehen, und in ihrem Blick las ich die innige Theilnahme und Liebe einer Schweſter.

Sie hatten mich Alle noch nicht improviſiren hören und bewogen mich dazu; ich beſang unſere Wanderung nach dem Veſuv, und Beifall und Begeiſterung begrüßten mich. Was Annunziata's ſtummer Blick mir geſagt hatte, ſtrömte in voller Beredſamkeit von Santa's Lippen; ſie wurde durch ihre Rede doppelt ſchön. Ihr Auge brannte mit Gedankenblicken in meine Seele hinein.

XVIII.

Unerwartetes Zuſammentreffen. Mein Auftreten im Theater San Carlo.

Es war entſchieden — ich wollte als Improviſator auftreten. Täglich fühlte ich mehr Muth dazu; in Maretti's Hauſe, in den einzelnen Familien, deren Bekanntſchaft ich dort gemacht hatte, trug ich durch mein Talent zur Unterhaltung der Geſellſchaft bei und ärntete das größte Lob, wie auch große Ermunterung. Es war ein

Labſal für meine kranke Seele, ich empfand dabei Wonne und Dankbarkeit gegen die Vorſehung, und Niemand, der in meinen Gedanken hätte leſen können, konnte das Feuer, das in meinem Auge brannte, für Eitelkeit halten. Es war reine Freude! Das mir zugetheilte Lob ängſtigte mich beinahe; ich fürchtete deſſen unwürdig zu ſein oder es mir nicht immer bewahren zu können. Ich empfand es tief und wage es zu ſagen, obgleich es mich ſelbſt zu ſehr betrifft: Lob und Ermunterung ſind die beſte Schule für eine edle Seele, während Strenge und ungerechter Tadel entweder verſchüchtern, oder Trotz und Uebermuth erwecken. Ich habe es aus eigener Erfahrung gelernt. Maretti bezeigte mir ſehr große Aufmerkſamkeit und mehr Theilnahme, als bei ihm gewöhnlich Statt fand. Er führte mich bei Perſonen ein, deren Bekanntſchaft mir auf der von mir gewählten Laufbahn nützlich ſein konnte; Santa ſelbſt war unbeſchreiblich mild und liebenswürdig gegen mich, und dennoch war es, als hielt mich etwas von ihr entfernt. Immer erſchien ich mit Federigo oder wenn ich wußte, daß die Geſellſchaft ſchon verſammelt war. Ich fürchtete, daß der letzte Auftritt ſich erneuern möchte, jedoch verweilte mein Blick auf ihr, wenn ſie es nicht bemerkte, und ich mußte ſie ſchön finden. Es ging mir, wie es ſo oft in der Welt geht; man wird geneckt, es wird erzählt, daß man einen Gegenſtand liebe, an den man nie gedacht oder den man nie beſonders bemerkt hat; allein nun rührt ſich die Luſt zu erforſchen, welche Vorzüge denn wohl dieſer Gegenſtand beſitze, weshalb unſere Wahl eben ihn getroffen haben ſolle. Es iſt

Neugierde, aber die Neugierde wird Theilnahme, und man hat Beiſpiele, daß Theilnahme Liebe wird.

Bei uns kam es blos zur Theilnahme, zu einer Art ſinnlichen Beſchauens, das ich früher nie gekannt hatte; aber eben dadurch entſtand ein Herzklopfen, eine Angſt, die mich blöde machten und von ihr entfernt hielten.

Zwei Monate hatte ich mich ſchon in Neapel aufgehalten. Für den folgenden Sonntag wurde mein Auftreten in dem großen Theater San Carlo angeſetzt; die Oper: „Der Barbier von Sevilla“ ſollte gegeben werden und nachher ſollte ich über gegebene Themata improviſiren. Ich nannte mich Cenci; ich hatte nicht die Dreiſtigkeit, meinen Namen auf den Anſchlagezttel ſetzen zu laſſen.

Eine ſonderbare Sehnſucht nach dem entſcheidenden Tage, der meinen Ruhm begründen ſollte, erfüllte meine Seele; aber oft rieſelte auch eine Angſt, ein Fieberſchauer durch mein Blut. Federigo tröſtete mich und ſagte, es rühre von der Luft her; er und beinahe Alle empfanden etwas Aehnliches. Es kam von dem Veſuv, deſſen Eruptionen in ſtarker Zunahme waren. Der Lavaſtrom war ſchon unten am Berge und nahm die Richtung gegen Torre dell' Annunziata. Wir konnten des Abends das Donnergebrüll im Gebirge hören; die Luft war mit Aſche erfüllt, die in dichten Schichten auf Bäumen und Blumen lag. Der Gipfel des Gebirgs ſtand von ſchwarzen gewitterſchwangern Wolken verhüllt, und bei jeder Eruption ſchoſſen weißblaue Blitze in zickzackförmigen Strahlen aus dieſen hervor.

Santa befand ſich auch nicht wohl; „es iſt das Fieber,“ ſagte ſie, ihr Auge brannte, ſie war blaß und äußerte eine heftige Betrübniß über ihr Unwohlſein; denn an dem Abend, wo ich auftrat, wollte und mußte ſie in San Carlo ſein. „Ja!“ ſagte ſie, „ſollte ich auch den Tag darauf an dreimal ſtärkerem Fieber leiden, ſo bleibe ich doch nicht zu Hauſe; das Leben muß man für ſeine Freunde wagen, ſelbſt wenn es nicht anerkannt wird!“

Bald trieb ich mich auf der Promenade, bald in den Kaffeehäuſern, bald in den verſchiedenen Theatern umher; zu anderen Stunden führte mich mein bewegtes Gemüth in die Kirchen zu Madonna's Füßen hin. Dort beichtete ich jeden ſündlichen Gedanken und flehte um Muth und Kraft, dem mächtigen Gefühle in meiner Seele zu folgen. Aber ſelbſt dort ſtellte der Verſucher Bilder vor meine Seele, raunte mir „che bella ragazza!“ ins Ohr, und meine Wangen brannten, indem ich mich losriß. Mein Geiſt und mein Blut rangen um die Herrſchaft; es war mir, als wäre mein ganzes eigentliches Ich in einer Uebergangs-Periode begriffen. Den Sonntag Abend hielt ich für den Culminations-Punkt.

„Wir müſſen doch einmal nach dem großen Spielſaal hin!“ — hatte Federigo oft geſagt. — „Ein Dichter muß Alles kennen!“ — Dennoch waren wir nicht dort geweſen, und eine Art Schüchternheit hielt mich davon ab, allein hinzugehen. Bernardo hatte doch einſt in ſeiner Aeußerung von mir einigermaßen Recht gehabt, daß meine Erziehung bei der guten Domenica und die Kloſterzucht der Jeſuiten-ſchule mir ein wenig Ziegenmilch — Feigheit hatte er es ſogar recht beleidigend genannt — ins Blut gegoſſen habe. Mehr Entſchloſſenheit war mir nöthig; wollte ich die Welt ſchildern, ſo mußte ich mehr in ihr leben. Dieſe Gedanken bewegten ſich recht lebhaft in meiner Seele, als ich etwas ſpät in der Nacht an dem bekannten Spielſaal in Neapel vorüberkam.

„Ich will hinauf, eben weil ich Mangel an Muth dazu ſpüre;“ ſagte ich bei mir ſelbſt; „ich brauche ja nicht zu ſpielen. Federigo und meine anderen Freunde werden ſagen, daß ich ſehr vernünftig gethan habe.“

Wie ſchwach man doch ſein kann! Mein Herz klopfte, als beginge ich eine Sünde, während meine Vernunft mir zuflüſterte: daß ja gar nichts Böſes daran ſei. Schweizer ſtanden im Thorwege, die Treppe war glänzend erhellt. Im Vorſaal wimmelte es von Dienern, die mir Hut und Stock abnahmen und mir die Thür zu einer Reihe reich erleuchteter Zimmer öffneten. Hier befand ſich eine große Verſammlung von Herren und Damen. Beſorgt, verlegen zu erſcheinen, durchſchritt ich raſch den erſten Saal; auch ſchien mich Niemand zu bemerken. Sie ſaßen an großen Spieltiſchen rings umher; Haufen von Colonnati und Louisd'or lagen vor ihnen.

Eine nicht mehr junge, aber gewiß einſt ſehr hübſche Dame ſaß reich gekleidet und mit geſchminkten Wangen an einem derſelben, den ſeltſamen Falkenblick auf den goldnen Haufen gerichtet und mit der hagern Hand die Karten feſt umſchließend. Junge, ſehr hübſche Mädchen ſtanden im traulichen Geſpräch mit mehreren Herren. Alle dieſe ſchönen Töchter der Sünde hatten einmal Herzen gewonnen, ſelbſt die alte Dame mit dem Falkenblicke, ſo wie ſie auch jetzt nur auf dieſe Farbe gewann. In einem der kleineren Zimmer ſtand ein grün und roth gewürfelter Tiſch. Ich bemerkte, daß ein Colonnato oder mehrere auf eine dieſer Farben geſetzt wurden. Man rollte die Kugel; blieb ſie auf der gewählten Farbe liegen, ſo war der Einſatz doppelt gewonnen. Es ging ſchnell wie die Pulsſchläge: Gold und Silber rollten über den Tiſch. Nun griff auch ich in die Taſche und warf einen Colonnato auf den Tiſch; er fiel auf die rothe Farbe. Der Mann, der das Spiel lenkte, ſah mich mit einem fragenden Blick an; ich nickte unwillkürlich, die Kugel rollte, und mein Geld war verdoppelt. In einer Art Verlegenheit ließ ich es liegen; die Kugel rollte immer weiter. Ich hatte Glück im Spiele; mein Blut gerieth in Wallung; es war ja nur das der Fortuna geweihte Geld, das ich wagte. Bald lag ein Haufen Silber vor mir; als Gegengewicht glänzten Louisd'or daneben. Ich ſtürzte ein Glas Wein hinunter; denn mir brannte der Gaumen. Die goldne und ſilberne Maſſe wurde immer größer, da meine Hand ſie nicht theilte. Da rollte die Kugel aufs neue, und kaltblütig ſtrich der Banquier den ganzen glänzenden Haufen ein. Mein ſchöner goldner Traum war zerſtoben; allein ich war auch erwacht, hatte nur den eingeſetzten Colonnato verloren; damit tröſtete ich mich und trat in den nächſten Saal.

Unter den jungen Damen zog Eine meine Aufmerkſamkeit auf ſich durch eine ſonderbare Aehnlichkeit mit Annunziaten, nur war ſie größer und voller. Mein Blick ruhte fortwährend auf ihr. Sie bemerkte es, trat zu mir hin und, auf einen der kleineren Spieltiſche zeigend, fragte ſie, ob wir eine Partie mit einander machen wollten? Ich entſchuldigte mich aber und ging in das Zimmer, aus dem ich gekommen war, zurück; ſie folgte mir mit dem Auge. Im innern Zimmer ſpielten einige junge Herren Billard; obgleich Damen mitſpielten, hatten jene doch den Frack ausgezogen — ich dachte nicht daran, welche Freiheiten dieſe Geſellſchaft geſtattete. Gerade vor der Thür, jedoch den Rücken mir zugewandt, ſtand ein junger Mann von ſchöner Geſtalt. Er ſetzte das Queue an den Ball und machte einen meiſterhaften Stoß, der ihm lauten Beifall gewann. Auch die Dame, die meine Aufmerkſamkeit erregt hatte, nickte freundlich und ſchien etwas Wichtiges zu ſagen; denn er wandte ſich ſchnell und drückte ihr einen Kuß auf die Wange, während ſie ihn ſcherzend auf die Schultern ſchlug; allein mein Herz klopfte — es war Bernardo.

Ich hatte den Muth nicht, näher zu treten, doch mußte ich völlige Gewißheit haben. Ich ſchlich die Wand entlang durch eine offne Thür, die in einen großen, halbdunkeln Saal führte, um von dieſer Stelle, ohne ſelbſt bemerkt zu werden, ihn genauer betrachten zu können. Im Saale herrſchte Dämmerung, rothe und weiße Lampen verbreiteten ein ſchwaches Licht. Ein künſtlicher Garten war hier aufgeſtellt und Lauben gebaut, jedoch nur von gemalten, blechernen Blättern, von Kübeln mit Orangenbäumen umgeben. Ausgeſtopfte Papageien mit buntem Gefieder wiegten ſich auf den Zweigen, während ein Poſitiv in gedämpften Tönen leichte, anmuthige, das Herz erregende Melodien ſpielte. Eine milde Kühlung wehte durch die offnen Thüren von den Arcaden. Kaum hatte ich das Ganze mit einem flüchtigen Blick betrachtet, als Bernardo mit leichten Tritten ſich näherte. Ich zog mich mechaniſch in die Laube neben mir zurück. Er ſah mich ſtehen, nickte lächelnd, als hätte er einen Bekannten erblickt, und warf ſich in einer benachbarten Laube auf einen Divan, wo er halblaut irgend ein Lied trällerte.

Tauſend Gefühle bewegten meine Bruſt. Er hier? Ich ihm ſo nahe? Ich fühlte, daß ich an allen Gliedern zitterte, und mußte mich niederſetzen. Die duftenden Blumen, die halbgedämpfte Muſik, die Dämmerung, ſelbſt der weiche, elaſtiſche Divan, Alles brachte eine Art Traumwelt hervor, und nur in einer ſolchen konnte ich glauben, Bernardo zu begegnen. Ehe ich mich noch erholt hatte, ſchwebte die vorerwähnte junge Dame durch die Thür hinein. Sie war im Begriff, in die Laube, in der ich verweilte, zu treten, als Bernardo noch lauter ſang. Sie erkannte die Stimme und kehrte ſchnell um — ich vernahm einen Kuß. Er brannte mir in der Seele.

Ihn, den treuloſen, leichtſinnigen Bernardo, hatte Annunziata mir vorgezogen. Schon ſo kurz nach dem Glücke ſeiner Liebe konnte er ſie vergeſſen, an einem von Schlamm geformten Bilde der Schönheit ſeine Lippen entweihen? — Ich ſtürzte aus dem Saale, aus dem Hauſe, mein Herz klopfte heftig vor Zorn und Schmerz; der Tag brach ſchon an, als ich einſchlummerte.

Am Abend dieſes Tages ſollte ich in San Carlo auftreten. Der Gedanke daran, das Abenteuer von geſtern brachten meine ganze Seele in Bewegung. Inbrünſtiger hatte noch nie mein Herz zu Madonna und den Heiligen gefleht. Ich trat in die Kirche, ließ mir vom Prieſter das heilige Brot, den blutigen Körper des Erlöſers reichen, flehte es an, mich zu ſtärken und zu reinigen, und empfand deſſen wundervolle Kraft. Nur ein Gedanke, der, ob Annunziata hier ſei, ob Bernardo ihr gefolgt wäre, griff noch zerſtörend in die mir ſo nöthige Geiſtesruhe ein. Federigo brachte mir die Gewißheit, daß ſie nicht da ſei, dagegen hatte Bernardo, der Fremdenliſte zufolge, ſich ſchon ſeit vier Tagen hier aufgehalten. Ich wußte, daß Santa das Fieber habe, aber doch ins Theater wolle. Die Anſchlagzettel waren an allen Ecken angeſchlagen. Federigo erzählte Geſchichten. Der Veſuv warf ſtärker, als gewöhnlich, Feuer und Aſche aus. Alles war in Thätigkeit.

Die Oper hatte ſchon begonnen, als die Kutſche mich des Abends nach dem Theater abholte. Hätte die Parze neben mir geſeſſen und die Schere an meinen Lebensfaden geſetzt, ſo würde ich: „Nur zu!“ gerufen haben, glaube ich. „Gott! lenke Alles zum Beſten!“ war mein Gebet und mein Gedanke.

In dem Foyer fand ich eine Menge von den Künſtlern der Bühne und einige Schöngeiſter, ſelbſt einen Improviſator, Sontini, der Profeſſor der franzöſiſchen Sprache war. Maretti hatte mich mit ihm bekannt gemacht. Die Converſation war leicht; ſie ſcherzten und lachten. Die Sänger im Barbier kamen und gingen, als handelte es ſich von einem geſellſchaftlichen Tanze. Die Bühne war ihre gewohnte Heimath.

„Wir werden Ihnen ein Thema aufgeben,“ ſagte Sontini; „oh, eine harte Nuß, aber es wird doch gehen! Ich erinnere mich recht gut, wie ich bebte, als ich zum erſten Mal auftreten ſollte, aber es ging doch gut — ich hatte meine Pfiffe, kleine, unſchuldige Kunſtgriffe, welche die Vernunft gebietet: gewiſſe kleine Stanzen von der Liebe, von der Vorzeit, von Italiens Schönheit, von Poeſie und Kunſt auswendig zu lernen und zu rechter Zeit anzubringen zu wiſſen, auch ein Paar ſtehende Gedichte bei der Hand zu haben; das muß man Alles verſtehen.“

Ich verſicherte, daß ich auf dergleichen Dinge gar nicht gedacht habe.

„Ja, das ſagt man wohl!“ entgegnete er lachend. „Nun, laßt es gut ſein! Sie ſind ein geſcheidter junger Mann; Sie werden ein glänzendes Glück machen!“

Das Stück war ſchon längſt zu Ende; ich ſtand allein auf der leeren Bühne. „Das Schafott iſt errichtet!“ ſagte der Regiſſeur lachend, und gab dem Maſchiniſten das Zeichen. Der Vorhang flog in die Höhe.

Ich ſah nur einen ſchwarzen Abgrund vor mir, konnte nur die vorderen Köpfe im Orcheſter und die erſten Logen des fünf Ränge hohen Gebäudes unterſcheiden. Eine dicke warme Luft wogte mir entgegen. Ich empfand eine Faſſung, die mich ſelbſt verwunderte. Zwar war die Seele erregt, allein ſie war, wie ſie ſein ſollte, biegſam und für jeden Gedanken empfänglich. So wie die Luft am klarſten iſt, wenn im Winter eine ſcharfe Kälte ſie durchzieht, ſo fühlte ich auf einmal Spannung und Kraft. All mein geiſtiges Vermögen war rege, wie es hier ſein ſollte und mußte.

Jedem ſtand es frei, mir auf einem Zettel den Gegenſtand aufzugeben, über den ich improviſiren ſollte. Ein Polizei-Secretair ſah erſt nach, daß nichts Geſetzwidriges aufgegeben wurde. Darauf konnte ich wählen. — Auf dem erſten ſtand: **il cavaliere servente**; über dieſe Art Dienſt hatte ich nie recht nachgedacht. Ich wußte wohl, daß der Cicisbeo, wie man jenen auch nennt, der Ritter der Gegenwart ſei, der, da er nicht mehr in die Schranken für ſeine Dame treten kann, ihr treuer Begleiter iſt, der die Stelle des Eheherrn vertritt. Ich dachte an das bekannte Sonett: **Femmina di costume, di maniere***). Augenblicklich aber wollten keine Ideen, dieſem Gegenſtand angemeſſen, in meinem Gehirn entſtehen. Mit ungeduldiger Erwartung öffnete ich das zweite Blatt. Hier ſtand „Capri;“ auch dies ſetzte mich in Verlegenheit. Ich war nicht auf der Inſel geweſen und hatte nur ihre ſchöne Gebirgsformation von Neapel aus geſehen. Was ich nicht kannte, konnte ich auch nicht beſingen, ſo mußte ich mich denn lieber an den cavaliere servente halten.

---

*) Die Cicisbeatur ſoll in Genua unter den Kaufleuten entſtanden ſein. — Die Geſchäfte hielten Viele vom Hauſe entfernt; wollten ſie dann die Frau nicht einſperren, ſo mußten ſie ſie einem Freunde anvertrauen, der ihr Begleiter ſein konnte; gewöhnlich war dieſer ein Geiſtlicher. Allmälig wurde es Mode; Niemand konnte mehr einen ſolchen entbehren. Das Verhältniß war oft edel und rein, und man hat Beiſpiele, daß die genaue und getreue Erfüllung ſeiner Pflichten als Cicisbeo an dem Grabe eines ſolchen gelobt worden iſt. — Obengenanntes Sonett iſt in W. Müllers „Rom, Römer und Römerin,“ 2. Band, abgedruckt.

Ich öffnete den dritten Zettel: „Neapels Katakomben“ las ich hier. Dort war ich auch nicht geweſen, aber bei dem Worte: Katakomben, trat ein Lebensmoment vor mich hin. Meine Wanderung als Kind mit Federigo und unſere Abenteuer ſtanden lebendig vor meiner Seele. Ich griff einige Accorde, die Reime entſtanden, ich weiß nicht wie. Ich erzählte, was ich empfunden und erlebt hatte, nur daß ich die römiſchen in die neapolitaniſchen Katakomben verwandelte. Zum zweiten Mal ergriff ich den Glücksfaden. Ein wiederholter ſtürmender Beifall begrüßte mich und ſtrömte wie Champagner durch mein Blut. Jetzt wurde mir „Fata morgana“ aufgegeben. Auch dieſe ſchöne Lufterſcheinung, die Neapel und Sicilien zeigen, hatte ich nicht geſehen, aber ich war vertraut mit der ſchönen Feen-Phantaſie, die in dieſen glänzenden Schlöſſern hauſ'te. Meine eigne Traumwelt konnte ich ſchildern, in ihr ſchwebten auch Gärten und Schlöſſer; in meinem Herzen wohnte ja die ſchönſte Fata morgana des Lebens.

Schnell überdachte ich meinen Stoff; es bildete ſich daraus eine kleine Erzählung und neue Ideen ſtrömten mir unter dem Geſange zu. Ich begann mit einer Schilderung der verlaſſenen Kirche am Poſilippo, ohne jedoch den Namen zu nennen. Dieſe romantiſche Wohnung hatte mich angezogen und ich gab ein Bild von der Kirche, die nun das Haus des Fiſchers geworden war. Ein zarter Knabe lag im Bette neben dem Fenſter, wo Sanct Georgs Bild in die Scheibe gebrannt war. In der ſtillen, klaren Mondnacht beſuchte ihn ein kleines, ſchönes Mägdlein; ſie war ſo anmuthig, ſo leicht wie die Luft, trug ſchöne, bunte Flügel an den Schultern. Sie ſpielten mit einander, und ſie führte ihn hinaus in den grünen Rebenwald, zeigte ihm tauſend Herrlichkeiten, die er nie zuvor geſehen hatte; ſie gingen in das Gebirge hinein, das ſich in große glänzende Kirchen voller Bilder und Altäre öffnete; ſie ſegelten auf dem ſchönen Meere nach dem rauchenden Veſuv hinüber, und das Gebirge erſchien wie Kryſtall; ſie ſahen, wie das Feuer da drinnen kochte und brauſ'te; ſie beſuchten unter der Erde die alten Städte, von denen er erzählen gehört hatte, und alle die Bewohner wurden lebendig; er ſah ihren Reichthum und ihre Pracht, noch größer, als die Ueberreſte ſie uns zeigen.

Sie löſ'te die Flügel ab und band ſie an ſeine Schultern, denn ſelbſt ohne dieſe war ſie leicht wie die Luft, ſie brauchte jene nicht. So flogen ſie über die Orangenwälder, über die Gebirge, über die üppig grünen Sümpfe nach dem alten Rom, in die todte Campagna hin, flogen dann über das ſchöne, blaue Meer weit an Capri vorüber, verweilten auf den rothen, glänzenden Wolken, und das kleine Mädchen küßte ihn, nannte ſich die Phantaſie, zeigte ihm die ſchöne, von Luft und Strahlen erbaute Burg ihrer Mutter, und ſie ſpielten dort ſo glücklich und froh. Aber ſo wie der Knabe größer wurde, kam das kleine Mädchen immer ſeltener; nur im Mondſchein guckte ſie zwiſchen den bunten Weinlauben und den Orangen hindurch, nickte ihm zu, und er wurde betrübt und gedankenvoll. Er mußte ſeinem Vater auf dem Meere helfen, lernte die Ruder gebrauchen, die Segel einziehen und im Sturm das Boot lenken. Aber ſo wie er emporwuchs, hafteten auch ſeine Gedanken feſter an der lieben Spielgenoſſin, die nicht mehr erſchien. Oft in der mondhellen Nacht, wenn er auf der windſtillen See ſchwebte, ließ er das Ruder ruhen und ſtarrte durch das tiefe, klare Waſſer den ſandigen gewächsvollen Boden an. Die Phantaſie blickte dann mit dem dunkeln, ſchönen Auge zu ihm hinauf, ſchien ihm zu winken und ihn hinab zu rufen. Eines Morgens fanden ſich mehrere Fiſcher am Ufer zuſammen. In den Strahlen der aufgehenden Sonne ſchwamm unweit Capri eine neue, ſchöne, von den Farben des Regenbogens erbaute Inſel, mit glänzenden Thürmen, Sternen und klaren, purpurgefärbten Wolken. „Fata morgana!“ riefen ſie Alle und jauchzten froh ob der ſchönen Erſcheinung; aber der junge Fiſcher kannte ſie gut. Dort hatte er mit der wunderſchönen Phantaſie geſpielt und gewohnt; ſeltſame Wehmuth und Sehnſucht ergriff ſeine Seele, aber durch ſeine Thränen erblaßte und verſchwand ihm das ganze wohlbekannte Bild.

Am mondhellen Abend erſchien aufs Neue die aus Duft und Strahlen gebildete Inſel ſammt dem Schloſſe. Von dem Vorgebirge, wo die Fiſcher ſtanden, ſahen ſie, mit der Schnelligkeit des Pfeiles, ein Boot auf die ſeltſame Inſel zu die Wogen durchſchneiden und verſchwinden. Plötzlich erloſch das ganze Strahlengebäude, eine kohlſchwarze Wolke verbreitete ſich über das Meer, eine Waſſerhoſe bewegte ſich über die ruhige Fläche, die nun in dunkelgrünen Wogen ſich erhob. Als jene verſchwand, wurde die See wieder ruhig. Der Mond ſchien hell an dem blauen Waſſer, aber kein Boot wurde geſehen; der junge Fiſcher war mit der ſchönen „**Fata morgana**“ verſchwunden!

Derſelbe Beifall, wie vorher, begrüßte mich wieder; mein Muth ſtieg mit meiner Begeiſterung. In jedem aufgegebenen Gegenſtand fand ich Erinnerungen aus meinem Leben, die ich nur auszumalen brauchte. Nun ſollte ich von Taſſo improviſiren. Er war ich ſelbſt; Leonore war Annunziata; wir ſahen uns an Ferrara's Hof; ich duldete mit ihm im Gefängniſſe, athmete, mit dem Tode im Herzen, die Freiheit wieder, während ich von Sorrento hinüber auf das wogende Meer nach Neapel ſchaute, ſaß mit ihm unter der Eiche an Sanct Onophrius Kloſter; die Glocken des Capitoliums läuteten zu ſeiner Krönungsfeier, aber der Todesengel kam und reichte ihm ſeine Krone, die der Unſterblichkeit, zuerſt hin.

Mein Herz klopfte heftig — ich war angegriffen, war in dem Fluge der Gedanken mit fortgeriſſen worden; nur ein Gedicht gab ich noch, das letzte: Sappho's Tod. Die Qual der Eiferſucht empfand ich bei der Erinnerung an Bernardo. Annunziata's Kuß auf ſeine Stirn brannte in meiner Seele. Sappho's Schönheit war ja die Annunziata's, aber ihr Liebesſchmerz der meinige. Die Wogen ſchloſſen ſich über Sappho. —

Mein Gedicht hatte zu Thränen gerührt, mächtiger Beifall erklang von allen Seiten; nach der Herablaſſung des Vorhanges wurde ich zweimal hervorgerufen. Eine Wonne, eine namenloſe Freude durchſtrömte mich, preßte aber zugleich mein Herz ſo zuſammen, als müſſe es brechen. Als ich von der Bühne trat, wurde ich umarmt, und mir ward Glück gewünſcht. Mich überfiel ein heftiges, krampfhaftes Schluchzen.

Mit Santini, Federigo und einigen der Sänger wurde ein luſtiger Abend zugebracht; es wurde auf mein Wohlergehen getrunken. Ich war glücklich, aber meine Lippe wie gebunden.

„Er iſt eine Perle!“ ließ ſich Federigo in ſeiner Luſtigkeit über mich aus; „ſein einziger Fehler iſt, daß er ein Joſeph der Zweite iſt, den wir, um ihn nicht mit einem Kaiſer zu verwechſeln, den man ſolcher Fehler nicht beſchuldigt, lieber Joſeph, den Sohn Jacobs, nennen wollen! Genieße das Leben, Antonio! Pflücke die Roſe, eh' ſie verblüht.“

Spät kam ich nach Hauſe, und unter Gebet und Dank an die Göttliche, die mich nicht verlaſſen hatte, ſchlief ich bald tief und feſt ein.

XIX.

Santa. Die Eruption. Alte Verhältniſſe.

Den nächſten Morgen ſtand ich, ein neugeborner Menſch, vor Federigo. Ich konnte meine Freude ausſprechen, das vermochte ich den Abend vorher nicht, das Leben rings um mich ſprach mich mehr an; ich fühlte mich älter, ſchien mir ſelbſt durch den Thau der Ermunterung, der auf meinen Lebensbaum gefallen war, reifer geworden zu ſein. Bei der Signora Santa mußte ich einen Beſuch abſtatten; ſie hatte mich den Abend vorher ja gehört, und ich ſehnte mich, auch hier das Lob, das nicht fehlen konnte, zu ärnten.

Maretti empfing mich entzückt, allein Santa hatte, nachdem ſie aus dem Theater zurückgekehrt war, die ganze Nacht hindurch ſehr vom Fieber gelitten. In dieſem Augenblicke ſchlummerte ſie und der Schlaf ſollte ſie ſtärken; ich mußte verſprechen gegen Abend zurückzukehren. Den Mittag brachte ich mit Federigo und meinen neuen Freunden zu; Geſundheiten auf Geſundheiten wurden getrunken; der weiße Lacrymae Christi wechſelte mit dem Calabreſer-Wein; ich wollte nicht mehr trinken, mein Blut flammte; der Champagner ſollte kühlen. Froh und heiter trennten wir uns; als wir auf die Straße gelangten, war die Luft vom Veſuv und vom ſtarken Lavaſtrom erhellt. Mehrere fuhren ſchon hinaus, um das furchtbar ſchöne Schauſpiel zu ſehen; ich ging zu Santa; es war kurz nach Ave Maria. Sie wäre allein und befände ſich viel beſſer, ſagte das Dienſtmädchen; der Schlaf hatte ſie geſtärkt; ich durfte hineingehen, ſonſt Niemand.

Ein ſchönes trauliches Zimmer, mit langen dichten Vorhängen vor den Fenſtern, mit einer ſchönen marmornen Statue, Amor ſeine Pfeile wetzend, und einer argandiſchen Lampe, die dem Ganzen ein magiſches Licht verlieh, ward mir geöffnet. Santa ruhte im leichten Nachtkleide auf dem weichen ſeidenen Sopha. Sie richtete ſich halb in die Höhe, als ich eintrat, hielt mit der einen Hand die leichte ſie umgebende Decke und ſtreckte mir die andere entgegen.

„Antonio!“ rief ſie. „Es iſt ja trefflich gegangen, glücklicher Menſch! Sie haben Alle hingeriſſen! Ach! Sie wiſſen nicht, welche Angſt ich Ihretwegen ausgeſtanden, wie mein Herz klopfte, und mit welcher Wonne ich wieder aufathmete, als Sie ſo meine größte Erwartung übertrafen.“

Ich verneigte mich vor ihr, fragte nach ihrem Befinden, ſie reichte mir die Hand und verſicherte, daß ſie ſich beſſer fühle: „Ja! viel beſſer, und,“ fügte ſie hinzu, „Sie ſehen ja auch wie neugeboren aus. Sie waren ſchön, ſehr ſchön, als die Begeiſterung Sie hinriß, ganz wie mein Ideal. Sie ſah ich in jedem Gedichte! Bei dem kleinen Knaben mit dem Maler in den Katakomben mußte ich an Sie und Federigo denken!“

„Wir waren es auch,“ unterbrach ich ſie, „ich habe, was ich geſungen, ſelbſt erlebt!“

„Ja,“ entgegnete ſie, „Alles haben Sie ſelbſt erlebt, Liebesglück, Liebesſchmerz! Mögen ſie ſo glücklich werden, als Sie es verdienen:“

Ich erzählte ihr, welche Veränderung mit meinem ganzen Weſen vorgegangen ſei, wie ganz anders das Leben nun vor mir ſtehe; ſie faßte meine Hand und ſah mir mit dem dunklen, ausdrucksvollen Auge in die Seele hinein; ſie war ſchön, ſchöner als gewöhnlich, eine feine Röthe belebte die Wangen, das ſchwarze glänzende Haar hing von der ſchön geformten Stirn glatt zurück. Die üppige Geſtalt glich einer Juno, ſo ſchön, als ein Phidias ſie nur hätte meißeln können.

„Ja, für die Welt müſſen Sie leben!“ rief ſie. „Sie ſind ihr Eigenthum, Millionen werden Sie erfreuen und entzücken; laſſen Sie daher nicht den Gedanken an eine Einzige ſtörend in Ihr Glück hineingreifen. Sie ſind der Liebe werth, Alles reißen Sie hin durch Ihren Geiſt, durch Ihr Talent, durch —“ — ſie zog mich zu ſich auf das Sopha nieder. — „Wir müſſen ernſthaft mit einander reden, wir haben ja ſeit jenem Abend, wo Ihnen der Gram ſo ſchwer auf dem Herzen lag, kein vernünftiges Wort zuſammen geſprochen. Sie ſchienen damals, ja! wie ſoll ich es nennen? — mich mißverſtanden zu haben.“

Das hatte ja wirklich mein Herz, und oft habe ich mir darüber Vorwürfe gemacht. „Ich bin Ihrer Güte nicht werth,“ ſagte ich, einen Kuß auf ihre Hand drückend, und ſah ihr mit Reinheit der Seele und der Gedanken in das dunkle Auge; dennoch brannte ihr Blick, ernſt, beinahe kann ich ſagen durchbohrend, auf mir ruhend. Hätte ein

Fremder uns geſehen, er würde dort Schatten erblickt haben, wo nur Reinheit und Licht war. Es war, mein Herz durfte es laut ſagen, als begegneten ſich hier Bruder und Schweſter, Auge und Gedanken.

Sie war ſelbſt bewegt, ich ſah ihren Buſen ſtärker wogen; ſie löſete eine Bandſchleife, um freier zu athmen.

„Sie ſind meiner würdig, Geiſt und Schönheit ſind jedem Weibe theuer!“ ſagte ſie, ihren Arm um meine Schulter legend, und ſah mir ins Auge; dann fuhr ſie mit einem unausſprechlich beredten Lächeln fort: „und ich konnte glauben, daß Sie nur in einer Welt der Ideale träumten. Sie beſitzen Feinheit und Klugheit, und dieſe tragen den Sieg davon. Daher brannte das Fieber in meinem Blute, daher war ich krank. Sie hatten mich ganz in Ihrer Gewalt, Antonio! Ihr Kuß, Ihre Liebe, ſind mein Traum und mein Gedanke!“

Sie drückte mich feſt an ihre Bruſt, ihre Lippen waren Gluth, verſengende Gluth meinem Blute, meiner Seele, meinen Gedanken. — Ewige Mutter Gottes! Da ſtürzte Dein heiliges Bild von der Wand auf meinen Kopf nieder. Es war kein Zufall, nein, Du ſelbſt berührteſt meine Stirne, erfaßteſt mich, indem ich im Begriff war, in den Strom der Leidenſchaften unterzutauchen.

„Nein! nein!“ rief ich aufſpringend; mein Blut war kochende Lava.

„Antonio!“ rief ſie, „tödte mich! tödte mich, aber entferne Dich nicht!“

Ihre Wangen, ihre Augen, ihr Blick, jeder Ausdruck, Alles war Leidenſchaft, und dennoch war ſie ſchön, ein mit Flammen gemaltes Bild der Schönheit; ein heftiges Zittern durchrieſelte alle meine Nerven; ohne Antwort zu geben, verließ ich das Zimmer und ſtürzte die Treppe hinab, als verfolgte mich ein böſer Geiſt.

Alles draußen war Flamme, ſo wie mein Blut; der Luftſtrom wogte Wärme herab; der Veſuv ſtand in ſprühendem Feuer, die Eruptionen erhellten Alles ringsum! Luft, Luft verlangte mein Herz! ich eilte nach dem Molo hin, an den offenen Meerbuſen, wo die Brandung ſich brach. Das Blut drängte ſich bis in die Augen; ich kühlte meine Stirn mit dem ſalzigen Waſſer, riß mein Kleid auf, damit jeder Luftzug hineindringen konnte, aber Alles war Flamme. Das Meer ſelbſt zitterte im rothen Wiederſcheine von der glühenden, den Berg herabſtrömenden Lava; wo ich hinſah, ſtand Santa's Bild in Flammen und ſchaute mit dem flehenden, verſengenden Feuerblick in meine Seele hinein. „Tödte mich, aber entferne Dich nicht!“ erklang es in meinem Ohre; ich preßte die Augen zu, richtete meine Gedanken auf Gott, aber ich ſank in mich zurück; es war, als hätte die Flamme der Sünde alles Geiſtige in mir verſengt. Ein böſes Gewiſſen muß zermalmen können, da allein der Gedanke an Sünde ſchon Muth und Stärke lähmt.

„Beliebt Euch, Eccellenza, ein Boot nach Torre dell' Annunziata?“ fragte eine Stimme dicht neben mir; — der Name Annunziata hauchte wieder Bewegung in meine Seele.

„Der Lavaſtrom fließt drei Ellen in der Minute,“ fuhr der Burſche fort, der mit dem Ruder das Boot dicht am Lande hielt; „in einer halben Stunde werden wir da ſein.“

„Das Meer wird kühlen!“ dachte ich und ſprang in das Boot; der Burſche ſtieß vom Lande ab, zog das Segel auf, und nun flogen wir, wie vom Winde getragen, über die blutrothen glühenden Wogen; ein kühler Wind wehte mir um die Wangen, ich athmete freier und fühlte mich ruhiger und beſſer, als wir an der andern Seite des Meerbuſens landeten.

„Nie mehr will ich Santa ſehen;“ beſchloß ich tief in meinem Herzen, „entfliehen will ich der Schlange der Schönheit, die mir die Frucht der Erkenntniß zeigt. Tauſende werden mich verſpotten, aber lieber ihr Gelächter, als das Wehegeſchrei meines Herzens! Madonna ließ ihr heiliges Bild von der Wand herabfallen, damit ich nicht fallen ſollte!“ Tief empfand ich ihre beſchirmende Gnade.

Eine wunderbare Freude durchſtrömte mich; alles Edle und Gute in meinem Herzen jauchzte Siegeshymnen; ich war wieder Kind an Seele und Gedanken: „Vater, lenke Alles zum Beſten!“ betete ich, und lebensfroh, als wäre mein Glück auf ewig begründet, wanderte ich durch die Straßen der kleinen Stadt, bis auf die Landſtraße hinaus.

Dort war Alles in Bewegung, Wagen und Cabriolette mit Menſchen überladen jagten an mir vorüber. Es wurde geſchrien, gejubelt, geſungen. Alles ringsumher wurde von den Flammen beleuchtet. Der Lavaſtrom hatte eine der kleinen Städte erreicht, die an der Bergſeite liegen;

ganze Familien kamen in voller Flucht daher; ich bemerkte Frauen mit kleinen Kindern an der Bruſt und ein kleines Bündel unter dem Arm, hörte ihren Jammer, und mußte mit den erſteren die kleine Summe theilen, die ich bei mir hatte. Ich folgte dem Gewimmel, hinauf zwiſchen den von weißen Mauern eingezäunten Weingärten, nahe dem Orte, wohin die Lava ihre Richtung nahm. Ein großes Weinfeld lag zwiſchen ihr und uns und wie glühender Schlamm bewegte ſich der Feuerſtrom mehrere Faden hoch vorwärts über Gebäude und Mauern. Das Jammern der Fliehenden, das Jauchzen der Fremden über das Ehrfurcht gebietende Schauſpiel; das Schreien der Kutſcher und Verkäufer, die Gruppen von betrunkenen Bauern, die haufenweiſe um die Körbe mit Branntwein ſtanden; die Fahrenden und Reitenden: Alles, von dem rothen Feuer beleuchtet, war ein Gemälde, von dem eine treue Darſtellung nicht wiedergegeben werden kann. Man konnte dem Lavaſtrom, der ſeinen beſtimmten Lauf gemächlich fortſetzte, ganz nahe treten. Viele ſteckten ihre Stöcke hinein oder auch ein Geldſtück, das ſie, in ein Lavaſtück eingeklemmt, wieder herauszogen.

Furchtbar ſchön war die Erſcheinung, wenn ein Theil der Feuermaſſe wegen der Höhe derſelben ſich losriß, es war wie die Brandung des Meers; das herabgefallene Lavaſtück lag wie ein ſtrahlender Stern außerhalb des Stromes; die Luft kühlte zuerſt die hervorragenden Ecken ab, ſie wurden ſchwarz, und das ganze Stück erſchien dann wie ſtrahlendes Gold in einem kohlſchwarzen Netze. An einem der Weinſtöcke hatte man, in der frommen Hoffnung, daß der Strom vor dem Heiligen in Stocken gerathen würde, ein Madonnenbild angebracht, allein jener ſchritt dennoch in demſelben einförmigen Lauf vorwärts; die Hitze verſengte die Blätter an den hohen Bäumen, ſie neigten ſich mit der Krone zu der Feuermaſſe hinab, als wollten ſie um Gnade flehen. Erwartungsvoll verweilte mancher Blick an dem Madonnenbilde, allein es neigte ſich mit dem Rebenſtamme tief gegen den Feuerſtrom hinab; es war nur wenige Ellen davon entfernt.

Da ſah ich einen Capuzinermönch dicht neben mir die Arme in die Höhe heben und rufen, daß das Madonnenbild brenne! „Rettet ſie,“ fuhr er fort, „wie ſie Euch von den Flammen des Feuers retten wird.“ Alle bebten, dahin ſtarrend, zurück; da ſtürzte ein Weib, Madonna's Namen ausrufend, hervor und eilte dem glühenden Tode entgegen, aber in demſelben Augenblicke ſah ich einen jungen Offizier zu Pferde mit gezogenem Degen ſie zurücktreiben, obgleich das Feuer wie eine Felſenmauer ſich neben ihnen erhob.

„Wahnſinnige!“ rief er, „Madonna braucht Deine Hülfe nicht, ſie will, daß ihr ſchlecht gemaltes, von den Händen eines Sünders entweihtes Bild verbrennen ſoll!“

Es war Bernardo, ich erkannte ſeine Stimme; ſeine raſche Entſchloſſenheit hatte ein Menſchenleben gerettet, ſeine Rede jedem Aergerniſſe vorgebeugt; ich mußte ihn achten, und wünſchte in meinem Herzen, daß wir nie getrennt worden wären. Aber ſtärker klopften alle meine Pulſe, ich fühlte, daß ich weder Muth noch Luſt hatte, ihn von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen.

Der Feuerſtrom hatte ſchon den Weinſtock und das Madonnenbild verſchlungen, ich hatte mich weiter davon entfernt und lehnte an einer Mauer, an welcher mehrere Fremde um einen Tiſch ſaßen.

„Antonio! biſt Du es wirklich!“ hörte ich eine Stimme ausrufen, ich glaubte Bernardo zu hören; eine Hand faßte mit einem freundlichen Druck die meinige; es war aber nicht Bernardo, es war Fabiani, der Schwiegerſohn der Eccellenza, der mich als Kind gekannt hatte und von dem ich, nach dem erhaltenen Briefe zu ſchließen, vorausſetzen mußte, daß er ebenfalls erzürnt auf mich ſei und, wie die Andern, mich verſtoßen habe.

„Ei! müſſen wir uns hier treffen?“ fuhr er fort. „Es wird Signora Francesca freuen, Dich zu ſehen. Aber ſchön iſt es nicht von Dir, daß Du uns nicht aufgeſucht haſt; ſeit acht Tagen ſind wir ja ſchon in Caſtellamare.“

„Davon habe ich gar nichts gewußt,“ gab ich zur Antwort. — „Außerdem —„

„Ja, Du biſt ja auf einmal ein ganz anderer Menſch geworden, biſt in Liebe gerathen, und“ fügte er ernſter hinzu, „ſogar in Duelle! weshalb Du förmlich uns fliehſt; was mir gar nicht gefällt! Eccellenza hat es uns ſo obenhin gemeldet, und wir erſtaunten darüber. Er hat Dir wohl geſchrieben, und zwar nicht in den gewogenſten Ausdrücken.“

Mein Herz klopfte heftig; ich fühlte mich ganz in den vorigen Feſſeln, in welche Wohlthaten mich geſchmiedet hatten, und äußerte betrübt meinen Schmerz, ſo ganz von ihnen allen verſtoßen zu ſein.

„Nein! nein, Antonio! So ſchlimm iſt es nicht! Folge mir in meinem Wagen. Signora Francesca ſoll heute Abend durch Deine Erſcheinung überraſcht werden. Wir werden bald Caſtellamare erreichen, und im Gaſthofe wird wohl ein Zimmer für Dich ſein. Du ſollſt mir Alles, was vorgefallen iſt, erzählen. Verzweifeln iſt Thorheit; Eccellenza iſt heftig; Du kennſt ihn ja, aber er läßt ſich bald beſänftigen. Alles wird bald wieder gut werden!“

„Nein, nein! es wird nie wieder gut!“ erwiederte ich halb laut, in das volle Gefühl des erneuerten Schmerzes zurückfallend.

„Es ſoll und wird!“ ſagte Fabiani entſchloſſen, und führte mich nach dem Wagen.

Ich mußte ihm Alles erzählen. „Du improviſirſt doch nicht etwa?“ fragte er lächelnd, als ich ihm meine Flucht und von Fulvia in der Räuberhöhle erzählte. „Es klingt ja ſo poetiſch, als ſpielte hier Deine Phantaſie und nicht Dein Gedächtniß die Hauptrolle.“

„Streng, gar zu ſtreng!“ ließ er ſich aus, als ich ihm Eccellenza's Brief mittheilte; „allein eben weil er viel auf Dich hält, war das Schreiben ſo hart. Du haſt doch nicht etwa ſeitdem eine Bühne betreten?“

„Geſtern Abend!“ gab ich zur Antwort.

„Wie verwegen!“ rief er. „Und wie iſt es abgelaufen?“

„Glücklich! herrlich!“ erwiederte ich froh; „ich erhielt großen Beifall, wurde zwei Mal herausgerufen.“

„Du haſt Glück gemacht! Iſt es möglich?“

Es lag in dieſen Worten ein Zweifel, der mich tief verletzte; aber die Verhältniſſe der Dankbarkeit banden meine Zunge und ſelbſt meine Gedanken. Ich empfand eine Art von Verlegenheit, vor Franceska zu treten, ich wußte ja, wie ernſt und ſtreng ſie ſein konnte. Fabiani tröſtete mich halb ſcherzend damit, daß keine Buß- und Strafpredigt gehalten werden ſolle, obgleich ich ſie wohl verdient hätte.

Wir langten in dem Gaſthofe an.

„Ach, Fabiani!“ rief ein junger geputzter, friſirter Herr, uns entgegen hüpfend. „Gut, daß Du kommſt! Deine Signora iſt ganz ungeduldig. — Ach!“ unterbrach er ſich plötzlich, mich bemerkend: „Du bringſt den jungen Improviſator mit! Cenci, nicht wahr?“

„Cenci?“ wiederholte Fabiani, und ſah mich verwundert an.

„Mein Name auf dem Anſchlagzettel,“ gab ich zur Antwort.

„Auch gut!“ ſagte er. „Nun, das war doch recht vernünftig!“

„Er kann von der Liebe ſingen!“ verſetzte der mir Unbekannte. „Du ſollteſt geſtern in San Carlo geweſen ſein. Das iſt ein Talent!“

Er reichte mir verbindlich die Hand und bezeugte ſeine Freude, meine Bekanntſchaft zu machen. „Ich eſſe mit Euch heute Abend,“ ſagte er zu Fabiani; „ich lade mich ſelbſt zu Eurem trefflichen Sänger ein. Du und Deine Gemahlin werden mir doch den Zutritt nicht verweigern?“

„Du weißt, daß Du immer willkommen biſt!“ entgegnete Fabiani.

„Aber ſo ſtelle mich doch dem fremden Herrn vor!“

„Ceremonien ſind hier nicht vonnöthen,“ fuhr Fabiani fort. „Wir, er und ich, ſind genaue Bekannte, meine Freunde bedürfen nicht ihm vorgeſtellt zu werden. Es wird ihm eine große Ehre ſein, Deine Bekanntſchaft zu machen.“

Ich verneigte mich, doch war ich nicht ganz mit der Art zufrieden, in welcher Fabiani ſich ausdrückte.

„Nun, ſo muß ich mich ſelbſt vorſtellen!“ ſagte der junge Mann. „Sie habe ich ſchon die Ehre zu kennen; mein Name iſt Gennaro, Offizier bei König Fernando's Leibwache, und“ — fügte er lachend hinzu — „von guter neapolitaniſcher Familie. Viele geben ihr ſogar Nummer Eins. Es kann ſein, daß es richtig iſt; wenigſtens halten meine Tanten viel darauf. Unausſprechlich freut es mich, einen jungen Mann von Ihren Talenten kennen zu lernen, der — “

„Still doch!“ unterbrach ihn Fabiani; „dergleichen Redensarten iſt er nicht gewohnt. Jetzt kennt Ihr Euch ja! Signora Francesca harret unſer; es ſteht eine Verſöhnungsſcene zwiſchen ihr und Deinem Improviſator bevor; vielleicht wirſt Du da Gelegenheit finden, Deine Beredſamkeit zu zeigen.“

Es war mir nicht lieb, daß Fabiani ſo ſprach; allein ſie waren ja Freunde, und wie konnte er ſich in meine peinliche Lage hineindenken? Er führte uns in Francesca's Gemach; unwillkürlich hielt ich mich einige Schritte zurück.

„Endlich, mein trefflicher Fabiani!“ rief ſie.

„Endlich,“ wiederholte er; — „aber ich bringe auch zwei Gäſte mit.“

„Antonio!“ rief ſie aus, und wiederholte mit leiſerer Stimme: „Signor Antonio?“ — Sie richtete einen ſtrengen ernſten Blick auf mich und Fabiani. Ich verbeugte mich, wollte ihre Hand faſſen und küſſen, doch ſchien ſie es nicht zu bemerken, reichte ſie dem jungen Herrn und äußerte ihre Freude, ihn bei dem Abendtiſche zu ſehen. — „Erzähle mir etwas von der Eruption,“ ſagte ſie zu Fabiani, „hat der Lavaſtrom ſeine Richtung verändert?“

Fabiani erzählte und ſchloß damit, daß er mich dort getroffen, daß ich ſein Gaſt ſei und daß nun Gnade vor Recht ergehen ſolle.

„Ja!“ rief Gennaro, „zwar weiß ich nicht, wodurch er ſich verſündigt hat, aber dem Genie muß man Alles verzeihen!“

„Sie ſind ja heute in trefflicher Laune,“ ſagte ſie, mir jetzt recht gnädig zunickend, während ſie Gennaro verſicherte, daß ſie gar nichts zu verzeihen habe. — „Was bringen Sie ſonſt Neues?“ fragte ſie ihn. „Was berichten die franzöſiſchen Zeitungen? Wie verbrachten Sie den geſtrigen Abend?“

Die erſte Frage fertigte er bald ab, der zweiten entledigte er ſich mit größerer Theilnahme. — „Ich war im Theater,“ ſagte er, „und hörte den letzten Act vom Barbier. Joſephine ſang wie ein Engel; wenn man aber Annunziata gehört hat, kann Niemand mehr befriedigen! Ich war auch eigentlich nur hingegangen, um den Improviſator zu hören.“

„Waren Sie mit ihm zufrieden?“ fragte Francesca.

„Er übertraf meine höchſte Erwartung, ſo wie die Aller!“ gab er zur Antwort. „Ich ſage das nicht, um ihm zu ſchmeicheln, denn was könnte ihm wohl an meinem Urtheil gelegen ſein, aber das nenne ich Improviſation! Er war durchaus Herr ſeines Gegenſtandes und riß uns Alle mit ſich fort! Er war Gefühl, Phantaſie! Er ſang von Taſſo, von Sappho, von den Katakomben. Es waren Gedichte, die aufbewahrt zu werden verdienten.“

„Ein glückliches Talent, das man nicht genug ſchätzen und bewundern kann!“ ſagte Francesca. „Ich wünſchte da geweſen zu ſein.“

„Aber wir haben ja den Mann ſelbſt bei uns,“ ſagte Gennaro, auf mich deutend.

„Antonio?“ rief ſie wie fragend. „Er hat improviſirt?“

„Ja, und zwar wie ein Meiſter!“ erwiederte Gennaro; „allein Sie kennen ihn ja und müſſen ihn folglich gehört haben.“

„Ja, recht oft!“ gab ſie lachend zur Antwort; „wir haben ihn ſchon als einen kleinen Jungen bewundert.“

„Ich ſelbſt habe ihn ſchon das erſte Mal, als ich ihn hörte, bekränzt,“ ſagte Fabiani ebenfalls im Scherz. „Er beſang Signora, als wir noch nicht verheirathet waren, und als Liebender huldigte ich alſo ihr ſelbſt in ihrem Sänger. Aber jetzt zu Tiſch! Du führſt Signora Francesca, und da wir keine Damen mehr haben, nehme ich den Improviſator. Signor Antonio, Deine Hand!“

Bald ſaßen wir um den Tiſch.

„Allein Du haſt mir nie Cenci, oder wie unſer junger Freund eigentlich heißt, genannt,“ ſagte Gennaro.

„Wir nennen ihn Antonio!“ erwiederte Fabiani. „Es iſt uns ja gar nicht eingefallen, daß er derjenige ſei, der als Improviſator aufgetreten iſt. Sieh, das iſt eben die Urſache der erwähnten Verſöhnungsſcene. Du mußt wiſſen, er iſt, ſo zu ſagen, Sohn vom Hauſe. Nicht wahr, Antonio?“ — Ich verbeugte mich mit einem dankbaren Blick. „Er iſt ein trefflicher Junge! an ſeinem Charakter iſt gar nichts auszuſetzen, aber er will nichts lernen.“

„Allein, wenn er nun Alles viel leichter aus dem großen Buche der Natur herausleſen kann, warum ſollte er denn das nicht?“

„Sie dürfen ihn nicht durch Ihr Lob verderben;“ ſagte Signora ſcherzend. „Wir glaubten, daß er mitten unter ſeinen Klaſſikern, bis an die Ohren in der Phyſik und Mathematik ſäße, und ſtatt deſſen ſchwärmt er in Liebe zu einer jungen Sängerin aus Neapel!“

„Das beweiſ't, daß er empfindet!“ entgegnete Gennaro. „Iſt ſie ſchön? Wie heißt ſie?“

„Annunziata,“ verſetzte Franceсca; „ein ſeltſames Talent, ein ganz ausgezeichnetes Weib!“

„In die bin ich ſelbſt einmal verliebt geweſen! Er hat Geſchmack — auf Annunziata's Wohlergehen, Herr Improviſator!“

Er ſtieß mit mir an. Ich konnte kein Wort hervorbringen. Es marterte mich, daß Fabiani ſo ſchonungslos meine Wunden entblößte, allein er ſah ja das Ganze mit andern Augen an, als ich.

„Ja,“ fuhr er fort. „Er hat ſich ſogar ihretwegen duellirt, den Neffen des Senators verwundet; ſie waren Nebenbuhler; deshalb mußte er fort. Gott mag wiſſen, wie er über die Grenze gekommen iſt. Nun tritt er in San Carlo auf; in der That, eine Kühnheit, die ich ihm nicht zugetraut hätte!“

„Den Neffen des Senators!“ wiederholte Gennaro. „Ei, das intereſſirt mich ſehr. Er iſt in dieſen Tagen hier angekommen und in den königlichen Dienſt getreten, ein ſchöner, intereſſanter junger Mann; — ach, jetzt iſt mir Alles klar! Annunziata wird auch bald herkommen, der Liebende iſt vorausgeflogen, wird ſich ein Neſt bauen, und bald werden wir an den Straßenecken leſen: daß die Sängerin „zum letzten Mal,“ „zum allerletzten Mal“ auftritt.“

„Sie glauben, daß er ſie heirathen wird?“ fragte Signora Franceſca. „Das würde doch ein Scandal für die Familie ſein!“

„Man hat Beiſpiele,“ ſagte ich mit bebender Stimme, „daß ſchon früher ein Adeliger durch die Ehe mit einer Künſtlerin ſich geehrt und glücklich gefühlt hat.“

Glücklich vielleicht,“ unterbrach ſie, „aber geehrt nie!“

„Doch, meine gnädige Signora,“ nahm Gennaro das Wort; „ich würde mich geehrt fühlen, fiel ihre Wahl auf mich, und daſſelbe glaube ich von jedem Andern.“ —

Sie ſprachen viel, recht viel von ihr und Bernardo, dachten aber nicht daran, wie ſchwer jedes Wort mir aufs Herz fiel.

„Aber Sie müſſen uns durch eine Improviſation erfreuen. Signora wird Ihnen ein Thema aufgeben.“

„Ja!“ ſagte Signora Franceſca lachend. „Beſinge uns die Liebe! Das iſt etwas, das Gennaro intereſſirt und das Du ja auch kennſt!“

„Ja, ja! die Liebe und Annunziata!“ rief Gennaro.

„Ein andres Mal gern Alles, was Sie von mir verlangen,“ erwiederte ich, „heute Abend iſt es mir aber unmöglich. Ich befinde mich nicht ganz wohl; ich bin ohne Mantel über den See geſchifft. Bei dem Lavaſtrom war es gar zu heiß, und dann bin ich in der kühlen Nacht hieher gefahren.“

Gennaro bat mich dringend, zu improviſiren; aber an dieſem Orte und über dies Thema vermochte ich es nicht.

„Er hat ſchon die Künſtlermanier,“ ſagte Fabiani, „er will genöthigt ſein! Willſt Du uns denn auch nicht nach Päſtum begleiten? Dort wirſt Du Stoff genug zur Dichtung finden. — Willſt Du Dich nicht ein wenig koſtbar machen? Es iſt doch wohl kaum etwas in Neapel, das Dich bindet!“

Ich verneigte mich verlegen, indem ich fühlte, daß ich es nicht gut verweigern konnte.

„Ja, er muß mit!“ rief Gennaro, „und wenn er in den griechiſchen Tempeln ſteht, wird der Geiſt über ihn kommen und er wird wie ein Pindar ſingen.“

„Morgen reiſen wir,“ verſetzte Fabiani. „Die ganze

Fahrt iſt in vier Tagen gemacht. Auf dem Rückwege beſehen wir Amalfi und Capri. Du gehſt alſo mit?“

Ein Nein hätte, wie die Folge zeigen wird, vielleicht mein ganzes Geſchick verändert. Die vier Tage der kurzen Reiſe raubten mir, ſo darf ich ſagen, ſechs Jugendjahre! — und der Menſch nennt ſich frei? — Freilich, wir können frei in die vor uns liegenden Fäden eingreifen, aber wie ſie verſchlungen ſind, ſehen wir nicht. Ich gab mit Dank meine Zuſtimmung — und faßte ſo den Faden, der den Vorhang meiner Zukunft dichter zuſammenzog.

„Morgen ſprechen wir uns!“ ſagte Signora Francesca, als wir uns nach Tiſche trennten und ſie mir ihre Hand zum Kuß reichte.

„Noch heute Abend ſchreibe ich an Eccellenza,“ flüſterte mir Fabiani ins Ohr. „Ich will die Verſöhnung einleiten.“

„Und ich will von Annunziata träumen!“ rief Gennaro. „Deshalb habe ich doch wohl keine Herausforderung zu befürchten?“ fügte er lachend, mir die Hand drückend, hinzu.

Ich ſchrieb ein paar Worte an Federigo, erzählte ihm mein Zuſammentreffen mit der Borgheſiſchen Familie und daß ich auf wenige Tage einen kleinen Ausflug nach dem Süden mit dieſer machen würde. Ich hatte den Brief geſchloſſen, tauſend Empfindungen bewegten meine Bruſt. Wie viel hatte mir dieſer Abend gebracht! Wie viele Begebenheiten kreuzten ſich durcheinander!

Ich dachte an Santa, an Bernardo bei dem brennenden Madonnenbilde und an die letzten unter alten Verhältniſſen verlebten Stunden. Geſtern hatte mir ein ganz fremdes Publicum Beifall zugejauchzt. Ich hatte mich bewundert, geehrt geſehen; heute Abend noch hatte ein an Schönheit reiches Weib mich um einen liebevollen Blick angefleht, und wenige Stunden darauf ſtand ich unter Bekannten und Freunden, denen ich Alles zu verdanken hatte, und war wieder blos das arme Kind, deſſen erſte Pflicht Dankbarkeit ſein mußte.

Aber Fabiani und Signora Francesca waren ja gütig gegen mich geweſen. Sie hatten den verlornen Sohn aufgenommen, mir einen Platz an ihrem Tiſche angewieſen, mich zu der morgenden Luſtfahrt eingeladen, Wohlthat auf Wohlthat gehäuft; ich war ihnen werth. Ach, das mit leichter Hand gereichte Geſchenk des Reichen liegt ſchwer auf dem Herzen des Armen!

XX.

Reiſe nach Päſtum. Die griechiſchen Tempel. Das blinde Mädchen.

Die Schönheit Italiens findet man nicht in der Campagna, nicht in Rom; ich kannte ſie nur von der Wanderung am See Nemi und aus dem, was ich auf meiner Reiſe nach Neapel geſehen hatte. Doppelt mußte ich daher, ja beinahe mehr als der Fremde, der die Schönheit anderer Länder geſehen hat und alſo vergleichen kann, von der reichen

Herrlichkeit hier ergriffen werden. Wie eine Feenwelt, die ich im Traume geſehen, ja in der ich gelebt, liegen die Erſcheinungen dieſer Tage vor mir; wie aber kann ich das Bild, das meine Seele in ſich aufnahm und gleichſam in das Blut übergehen ließ, wiedergeben?

Naturſchönheiten können nie durch Erzählung dargeſtellt werden. Die Worte reihen ſich wie loſe Moſaikſtücke an einander, das ganze Bild wird ſtückweiſe zuſammengeſetzt, man wird nicht, wie in der Natur, von der Größe des Ganzen ergriffen — immer bleiben Lücken. Man giebt die einzelnen Theile und läßt den Fremden ſelbſt ſich dieſelben zu einem Ganzen zuſammenſetzen; könnte man aber die Auffaſſung des Bildes von jedem Einzelnen ſehen, ſo würde man daſſelbe in hundert verſchiedenen Geſtalten wiedererblicken. Es geht mit der Natur, wie mit einem ſchönen Geſichte; durch die Beſchreibung der Einzelheiten wird das Ganze doch nicht verſtändlich, man muß ſeine Zuflucht zu einem bekannten Gegenſtande nehmen, und nur, wenn man mit mathematiſcher Beſtimmtheit ſagen kann, beide ſind einander, dieſe oder jene Einzelheit ausgenommen, ähnlich, entſteht ein gewiſſermaßen befriedigender Begriff.

Würde mir aber aufgegeben, über Heſperiens Schönheit zu improviſiren, ſo wollte ich mit wahren Zügen darſtellen, was mein Auge hier erblickte, und Du, der nie das ſüdliche Italien geſehen, vergebens dürfte Deine Phantaſie jede Schönheit noch mehr ausſchmücken, das Bild würde doch nicht reich genug werden — die Phantaſie der Natur übertrifft die der Menſchen.

An dem ſchönſten Morgen fuhren wir von Caſtellamare ab. Noch ſehe ich den rauchenden Veſuv, das ſchöne Bergthal mit den großen Weingärten, wo die grünen ſaftigen Ranken von Baum zu Baum hängen, die weißen Gebirgsſchlöſſer an den grünen Felſen kleben oder in den dunkeln Olivenwäldern halb verborgen ſtehen. Noch ſehe ich Veſta's alten Tempel mit ſeinen marmornen Säulen und ſeiner Kuppel, jetzt eine Kirche, genannt Santa Maria Maggiore. Ein Stück der Mauer war herabgeſtürzt, Todtenſchädel und Knochen verſchloſſen die Oeffnung, allein die grüne Weinranke wuchs wild über ſie hin und ſchien mit ihren friſchen Blättern die Macht und die Herrſchaft des Todes verbergen zu wollen.

Noch erblicke ich die wilde Bergformation, die einſamen Thürme, wo Netze ausgeſpannt waren, um die fliegenden Seevögel zu fangen; tief unter uns lag Salerno am dunkelblauen Meere, und uns begegnete ein Zug, der mir das ganze Bild um ſo ſtärker einprägte. Zwei weiße Ochſen mit ellenlangen Hörnern zogen einen Wagen, auf welchem vier gefeſſelte Räuber mit böſem Blicke und häßlichem Hohngelächter lagen. Schwarzäugige, ſchöngebaute Calabreſen, mit Gewehren über der Schulter, ritten zur Seite.

Salerno, die gelehrte Stadt des Mittelalters, war das Ziel unſerer erſten Tagereiſe.

„Folianten vermodern,“ rief Gennaro; „der gelehrte Glanz von Salerno erbleicht, aber das Buch der Natur erlebt alle Jahre eine neue Auflage, und unſer Antonio denkt wie ich; aus dem Buche kann man mehr, als aus dem gelehrten Redner lernen.“

„Aus beiden ſollen wir lernen!“ erwiederte ich. „Wein und Brot müſſen Gefährten ſein.“

Signora Franceska fand, daß ich vernünftig geſprochen hatte.

„An der Rede gebricht's ihm nicht,“ bemerkte Fabiani, „aber an der That. Nun geziemt es Dir, auch die zu zeigen, Antonio, wenn Du nach Rom kommſt!“

„Nach Rom? Ich nach Rom?“ — Der Gedanke war mir noch nicht eingefallen; meine Lippen ſchwiegen, aber mein Innerſtes empfand, daß ich Rom weder wiederſehen, noch in die alten Verhältniſſe treten wollte oder konnte.

Fabiani plauderte fort, ſo auch die Uebrigen, und bald waren wir in Salerno. Unſer erſter Beſuch galt der Kirche.

„Hier kann ich Cicerone ſein,“ ſagte Gennaro. „Dies iſt die Capelle Gregors des Siebenten, des heiligen Vaters, der in Salerno ſtarb. Sein Marmorbild ſteht vor uns da, auf dem Altare. Hier liegt Alexander der Große,“ fuhr er, auf einen großen Sarkophag deutend, fort.

„Alexander der Große?“ wiederholte Fabiani fragend.

„Freilich! — Iſt es nicht ſo?“ fragte Gennaro den Kirchendiener.

„Wie Eccellenza ſagt!“ gab dieſer zur Antwort.

„Das iſt ein Irrthum!“ rief ich, das Denkmal genau betrachtend. „Alexander iſt ja nicht hier begraben; das iſt gegen alle Geſchichte! Seht nur, Alexanders Triumphzug iſt's, der auf dem Sarkophag abgebildet iſt; daher ſchreibt ſich wohl der Name."

Gleich als wir in die Kirche getreten waren, hatte man uns einen ähnlichen Sarkophag mit dem Triumphzug des Bacchus gezeigt, den man von den Tempeln in Päſtum genommen und zu dem Grabmal eines ſalernitaniſchen Prinzen, deſſen modernes marmornes Bild in Lebensgröße darüber angebracht war, benutzt hatte. Daran hielt ich mich und meinte, daß dies auch mit dem ſogenannten Alexanders-Grab der Fall ſein müſſe. Selbſt über meinen Scharfſinn erfreut wurde ich immer beredter, Gennaro aber erwiederte nur kalt: „Vielleicht," und Signora Francesca raunte mir ins Ohr, daß es unſchicklich von mir ſei, klüger als Gennaro ſein zu wollen; ich wüßte es ja doch nicht. — Schweigend und ehrerbietig trat ich zurück. —

Um die Zeit des Ave Maria ſaß ich allein mit Signora Francesca auf dem großen Altan des Hauſes. Fabiani und Gennaro waren ſpazieren gegangen, ich ſollte die gnädige Frau unterhalten.

„Welch herrliches Farbenſpiel!" ſagte ich, auf das Meer deutend, das ſich von der mit breiten Lavaflieſen gepflaſterten Straße bis an den roſenroth glänzenden Horizont milchweiß erſtreckte. Die Gebirgsküſte war indigoblau; dieſe Farbenpracht hatte ich in Rom nicht gekannt.

„Die Wolke hat ſchon felicissima notte geſagt," ſagte Signora Francesca, auf das Gebirge deutend, wo eine Wolke hoch über den Villen und Olivenwäldern und dennoch tief unter der alten Burg ruhte, die mit ihren zwei Thürmen bis an den Gebirgsgipfel hinaufreichte.

„Dort möchte ich leben und wohnen!“ — rief ich, — „hoch über der Wolke, über das ewig wechſelnde Meer hinausſehen.“

„Dort könnteſt Du improviſiren,“ — ſagte ſie lächelnd, — „aber Niemand würde Dich hören, und das wäre doch ein großes Unglück, Antonio!“

„O ja!“ gab ich ebenfalls ſcherzend zur Antwort. „Soll ich ganz aufrichtig ſein? — ganz ohne Beifall leben iſt wie ein Baum ohne Sonnenſchein. Das hat gewiß in dem Gefängniſſe eben ſo ſehr, als ſeine unglückliche Liebe, an Taſſo's Lebensblume genagt.“

„Lieber Freund!“ — unterbrach ſie mich ein wenig ernſthaft, — „jetzt reden wir von Dir, und nicht von Taſſo; was hat er hier zu thun?“

„Das war ein Beiſpiel,“ — gab ich zur Antwort — „Taſſo war Dichter, und — “

„Du glaubſt es nun auch zu ſein! Um des Himmels Willen, lieber Antonio, nenne doch nie einen unſterblichen Namen, wenn von Deinem die Rede iſt! Glaube doch nicht, daß Du ein Dichter, ein Improviſator biſt, weil Du ein leicht bewegliches Gemüth beſitzeſt und Auffaſſungsgabe: das haben Tauſende wie Du! Mache Dich doch nicht ſelbſt dadurch unglücklich.“

„Aber Tauſende haben mir doch vor Kurzem Beifall zugeklatſcht,“ — entgegnete ich mit glühenden Wangen; — „es iſt alſo natürlich, daß ich dieſen Gedanken, dieſe Ueberzeugung hege, — und ich weiß ja, daß Sie ſich an meinem Glück, an dem, was an mir Gutes iſt, erfreuen!"

„Keiner von allen Deinen Freunden kann das mehr als ich! Wir ſchätzen Alle Dein vortreffliches Herz, Deinen edlen Charakter; um beider willen wird unſere Eccellenza Dir auch verzeihen, das darf ich verſprechen. — Du haſt herrliche Anlagen, die entwickelt werden können; aber das iſt auch wirklich nothwendig, Antonio! Es kömmt nichts von ſelbſt, man muß auch arbeiten. Dein Talent iſt ein ſchönes geſellſchaftliches Talent. Viele Freunde kannſt Du dadurch erfreuen, allein es iſt nicht bedeutend genug für die Oeffentlichkeit. —"

„Allein," — wagte ich zu ſagen — „Gennaro, der mich nicht kannte, war ja doch von meinem erſten Auftreten entzückt."

„Gennaro?" — wiederholte ſie. — „Nun trotz der Achtung, die ich für ihn hege, ſchätze ich doch ſein Kunſturtheil nicht ſo hoch; und nun das des großen Publicums! Ach! in dieſem Falle hört der Künſtler oft mit ganz andern Ohren, als alle Anderen; es iſt ſchon gut, daß Du nicht ausgeziſcht worden biſt, das würde mich ſehr geſchmerzt haben. Nun, es iſt recht ſtill abgegangen und bald wird Alles vergeſſen ſein, ſowohl Du als Deine Improviſation. Du trateſt ja auch unter einem fremden Namen auf. In drei Tagen ſind wir wieder in Neapel, und den Tag darauf geht's nach Rom zurück! Betrachte dann das Ganze wie einen Traum, — was es auch wirklich geweſen iſt, — und zeige uns durch Fleiß und Ausdauer, daß Du wieder erwacht biſt; nun ſprich nur kein Wort. Ich meine es gut mit Dir und bin die Einzige, die Dir die Wahrheit ſagt.“ Sie reichte mir die Hand und ich durfte ſie küſſen.

Den nächſten Morgen fuhren wir in früher Morgendämmerung fort, um Päſtum zu erreichen, uns einige Stunden dort aufhalten und noch denſelben Tag in Salerno zurück ſein zu können, denn übernachten kann man in Päſtum nicht und der Weg dahin iſt unſicher. Reitende Gensd'armen folgten uns als Escorte.

Orangengärten, Wälder möchte ich ſie nennen, lagen uns zu beiden Seiten; wir fuhren über den Fluß Sela, wo Thränenweiden und Lorbeerhecken ſich in dem klaren Waſſer ſpiegelten. Die wilde Bergformation umſchloß ein fruchtbares Kornland. Aloe und Cactus wuchſen wild am Wege; Alles war Ueppigkeit und Fülle, und jetzt ſahen wir vor uns die mehr als zweitauſend Jahre alten, in dem reinſten und ſchönſten Styl erbauten Tempel; dieſe, eine elende Schenke, drei geringe Häuſer und einige Rohrhütten machten jetzt die einſt berühmte Stadt aus. — Keine einzige Roſenhecke erblickten wir, und der Menge und Fülle der Roſen hatte doch einſt Päſtum ſeinen Ruf zu verdanken; damals ruhte ein Purpurſchein auf dieſen Feldern, jetzt waren ſie blau, unendlich blau, wie die Kette der Gebirge; duftende Veilchen bedeckten die große Ebene, ſie keimten zwiſchen Diſteln und Hecken empor. Eine Wildniß der Fruchtbarkeit ſchoß von allen Seiten auf. Die Aloe, wilde Feigen und das rothe Pyretrum indicum ſchlangen ſich um einander.

Hier ſieht man Siciliens Natur, ſeine Fülle und Wildheit, ſeine griechiſchen Tempel und ſeine Armuth. Ganze Haufen von Bettlern, den Wilden auf den Inſeln des Südmeers ähnlich, umgaben uns: Männer in langen Schaafpelzen, mit der rauhen Seite nach außen, mit nackten ſchwarzbraunen Füßen und den langen ſchwarzen Haaren, über das braungelbe Geſicht herabhängend; Mädchen von den ſchönſten Formen, halb nackt, mit dem ſchwarzen zerlumpten Rock, über die Kniee zerriſſen, mit einer Art Mantel vom häßlichſten braunen Zeuge um die nackten Schultern und dem langen ſchwarzen Haar, in einen Knoten gebunden, das Auge Flammen ſprühend!

Ein junges Mädchen, kaum mehr als eilf Jahre alt, erblickte ich unter dieſen, lieblich wie die Göttin der Schönheit, und dennoch ſah ſie nicht Annunziata, auch nicht Santa ähnlich; ich mußte an die mediceiſche Venus denken, von der Annunziata mir erzählt hatte. Lieben konnte ich ſie nicht, nur bewundern, vor den ſchönen Formen mich tief verneigen.

Sie ſtand ein wenig von den anderen Bettlern entfernt; ein braunes viereckiges Stück Zeug hing locker um die eine Schulter; die andre, Bruſt und Arme waren, ſo wie die Füße, ganz entblößt. Daß ſie indeſſen Sinn und Gedanken für Putz hatte, bewies das glatt aufgebundene Haar, in welchem ein Strauß blauer Veilchen befeſtigt war und über die ſchöne Stirn herab hing. Scham, Geiſt und ein ſeltſamer tiefer Schmerz leuchteten aus ihrem Antlitz.

Das Auge war niedergeſchlagen, als ſuchte ſie etwas auf der Erde.

Gennaro wurde ſie zuerſt gewahr, und obgleich ſie noch kein Wort geſprochen hatte, reichte er ihr eine milde Gabe, faßte ſie unter das Kinn und äußerte, daß ſie viel zu ſchön für ihre Umgebung ſei. Fabiani und Signora Franceska theilten ſeine Meinung. — Ich ſah eine feine Röthe unter der braunen Haut des Mädchens ſich verbreiten, ſie erhob das Auge und ich bemerkte, daß ſie blind war.

Gern hätte auch ich ihr Geld gegeben, aber ich wagte es nicht. — Als die Andern, von den Bettlern verfolgt, in den Gaſthof traten, kehrte ich ſchnell um und drückte ihr einen Scudo in die Hand. Durch das Gefühl glaubte ſie deſſen Werth zu erkennen, ihre Wange glühte, ſie verneigte ſich tief, die friſchen Lippen der Schönheit, der Geſundheit berührten meine Hand, es fuhr mir durchs Blut; ich riß mich los und folgte den Andern.

Reiſer und Zweige brannten in einem großen Flammenhaufen in dem Kamin, der faſt die ganze Breite des Zimmers einnahm. Der Rauch wirbelte unter der rußigen Decke hin, wir konnten es drinnen nicht aushalten; unter den hohen ſchattigen Thränenweiden wurde unſer Frühſtück zubereitet, während wir die Tempel beſuchten. Wir mußten durch Geſträuch und auf ungebahnten Wegen dahin gehen. Fabiani und Gennaro faßten ſich kreuzweiſe an den Händen und bildeten ſo einen Tragſeſſel für die Signora. —

„Eine furchtbare Luſtwanderung!“ rief ſie lachend.

„O Eccellenza,“ ſagte einer der Führer, „jetzt geht's trefflich; vor drei Jahren war hier vor Diſteln nicht durchzukommen, und als ich ein Kind war, waren die Säulen halb in Sand und Erde verſenkt.“

Die Menge pflichtete ihm bei, und wir wanderten, von der ganzen Bettlerſchaar, die uns ſchweigend betrachtete, begleitet, vorwärts; begegnete unſer Blick einem davon, ſo ſtreckte er ſogleich die Hand mechaniſch aus und ein miserabili klang von ſeinen Lippen. — Das ſchöne blinde Mädchen erblickte ich nicht mehr, ſie ſaß wohl jetzt ganz allein am Wege. — Wir gingen durch die Ueberreſte eines Theaters und eines Tempels des Friedens. —

„Theater und Friede!“ bemerkte Gennaro, — „wie konnten dieſe beiden ſo nahe an einander ſich aufrecht halten.“

Der Tempel des Neptun lag vor uns; dieſer, die ſogenannte Baſilika und ein Tempel der Ceres ſind die herrlichen ſtolzen Ueberreſte, die, wie ein Pompeji, in unſerm Zeitalter aus Vergeſſenheit und Nacht wieder hervorgeſtiegen ſind. Unter Wildniß und Schutt lagen ſie Jahrhunderte hindurch verborgen, bis ein fremder Maler, der nach Studien forſchte, an dieſen Ort kam und das obere Ende der Säulen entdeckte; ihre Schönheit zog ihn an; er machte eine Skizze davon, ſie wurden bekannt, Schutt und Geſtrüppe wurden hinweggeſchafft, und wie geſtern erbaut ſtehen nun die großen offenen Hallen da. — Die Säulen ſind von gelbem Travertin, wilder Wein wächſt an ihnen hinauf, Feigenbäume ſchlingen ſich über den Boden hin, und in Riſſen und Klüften keimen Veilchen und die dunkelrothe Levkoje auf.

Wir ſaßen auf dem Fußſtück einer abgebrochenen Säule. Gennaro hatte die Bettler fortgejagt; ſtill genoſſen wir die reiche Natur ringsum. Die blauen Gebirge, das nahe Meer, der Ort ſelbſt, wo wir waren, ergriffen mich ſeltſam. — „Improviſiren Sie uns jetzt etwas vor!“ — hatte Fabiani geſagt und Signora Francesca nickte mir denſelben Wunſch zu. —

Ich lehnte mich an die nächſte Säule und beſang zu einer Melodie aus meinen Kinderjahren, was das Auge erblickte: die Schönheit der Natur, die herrlichen Denkmäler der Kunſt, und ich dachte an das arme blinde Mädchen, dem alle dieſe Herrlichkeiten verſchloſſen waren; ſie war doppelt arm, doppelt verlaſſen. Thränen traten mir in das Auge, Gennaro klatſchte in die Hände und Fabiani und ſeine Gemahlin räumten ein, daß ich „Empfindung habe!“

Sie ſtiegen von den Stufen des Tempels herab, ich folgte langſam nach; hinter der Säule, an der ich geſtanden, unter der duftenden Myrtenhecke, ſaß oder lag vielmehr ein Geſchöpf, mit dem Kopf in den Schooß herabgebeugt und die Hände feſt über den Nacken gefaltet; es war das blinde Mädchen.

Sie hatte meinen Geſang gehört, hatte mich ihre Sehnſucht, Alles, was ſie entbehrte, beſingen gehört; es ſchnitt mir durch die Seele. — Ich neigte mich über ſie hinab; ſie hörte die Blätter raſſeln und erhob den Kopf, mir ſchien, als ſähe ſie bläſſer aus. Ich wagte mich nicht zu bewegen. Sie horchte!

„Angela!“ rief ſie halb laut.

Ich weiß nicht warum, aber ich hielt den Athem zurück; ſie ſaß einen Augenblick ſchweigend da. Es war die Schönheitsgöttin Griechenlands, mit dem Auge ohne Sehkraft, die doch in die Seele hinein ſah, wie Annunziata ſie mir geſchildert hatte. Sie ſaß auf dem Fußſtück des Tempels zwiſchen den wilden Feigen und der duftenden Myrtenhecke und drückte lächelnd einen Gegenſtand an ihre Lippen. Es war mein Scudo, den ſie in der Hand hatte, mir wurde ganz warm dabei — unwillkürlich neigte ich mich noch tiefer — mein Kuß brannte auf ihrer Stirn. —

Sie ſtieß ein Geſchrei aus, ein durchdringendes Geſchrei, das mir ein Todes-Grauen durch die Seele jagte. Wie ein verſcheuchtes Reh ſprang ſie auf und war verſchwunden — Alles drehte ſich mit mir um; durch Diſteln und Geſtrüpp flog ich von hinnen.

„Antonio! Antonio!“ — hörte ich Fabiani weit hinter mir rufen, und gelangte bald wieder zur vorigen Faſſung.

„Jagſt Du Haſen auf?“ — fragte er, — „oder haſt Du nur einen poetiſchen Flug genommen?“

„Er will uns zeigen,“ ſagte Gennaro, — „daß er fliegen kann, wo wir andern kaum ſchrittweiſe durchkommen können; dennoch darf ich es wohl mit ihm aufnehmen.“ Er ſtellte ſich neben mich, um einen Anlauf zu nehmen.

„Glaubt Ihr denn, daß ich mit meiner Signora am

Arme Schritt mit Euch halten kann?“ — rief Fabiani, und Gennaro blieb ſtehen.

Als wir nach dem Gaſthof zurückgekommen waren, ſuchte mein Auge vergebens das blinde Mädchen; immerfort erklang ihr Geſchrei in meinem Ohr; es war, als hörte ich dabei das Klopfen meines eignen Herzens. Mir war zu Muthe, als hätte ich eine Sünde begangen. Erſt hatte ich ja, zwar unſchuldig, Trauer und Schmerz in ihre Seele hineingeſungen, indem ich ihr ihren Verluſt deutlich gemacht hatte, ihr Angſt und Schrecken eingejagt, einen Kuß, den erſten, deh ich je einem Weibe gegeben, auf ihre Stirn gedrückt. — Hätte ſie mich angeſehen, ſo würde ich es nicht gewagt haben: ihr Unglück, ihre Wehrloſigkeit hatten mir Muth gegeben. Und ich richtete Bernardo ſo ſtreng; ich, der ich ein Kind der Sünde war, wie er, wie Alle. Ich hätte vor ihr niederknieen und ſie um Verzeihung bitten können. Sie war nirgends zu entdecken.

Wir ſtiegen in den Wagen, um nach Salerno zurückzufahren; noch einmal ſah ich mich nach ihr um, aber ich wagte nicht nach ihr zu fragen. Da ſagte auf einmal Gennaro: „Wo iſt das blinde Mädchen?“

„Lara?“ fragte unſer Führer. — „Sie ſitzt wohl im Tempel des Neptun, da hält ſie ſich gern auf.“

„**Bella divina!**“ — rief Gennaro, und warf mit der Hand einen Kuß gegen den Tempel hin. „Wir wollen weiter.“

„Lara“ war alſo ihr Name. Ich ſaß mit dem Rücken dem Kutſcher zugekehrt und ſah, wie allmälig die Tempelſäulen ſich in der Entfernung verloren, allein in meinem Herzen tönte das Angſtgeſchrei des Mädchens, mein eigner Schmerz. Auf dem Wege hatte ein Haufen Zigeuner ſich gelagert und ein großes Feuer in dem Graben angezündet, an welchem ſie kochten und brieten. Die alte Zigeunermutter ſchlug das Tambourin und wollte uns wahrſagen, wir fuhren aber vorüber. Zwei ſchwarzäugige Mädchen verfolgten uns eine lange Strecke. Sie waren ſchön, und Gennaro ergötzte ſich an ihrem leichten Gange und ihren brennenden Blicken; aber ſchön und edel wie Lara waren ſie nicht.

Gegen Abend langten wir in Salerno an, um den nächſten Morgen nach Amalfi und von da nach Capri zu gehen.

„Nur einen Tag“ — ſagte Fabiani — „bleiben wir in Neapel, wenn wir zurückkommen; in den letzten Tagen der Woche müſſen wir in Rom zurück ſein. Du kannſt wohl bald Deine Sachen in Ordnung bringen, Antonio?“

Ich konnte und wollte nicht nach Rom zurück, aber eine gewiſſe Schüchternheit und Furcht, welche Armuth und Dankbarkeit alle meine Lebensjahre hindurch mir eingeflößt hatten, machten, daß ich nur hervorzuſtammeln wagte: „die Eccellenza würde gewiß über meine Verwegenheit zurückzukehren erzürnt ſein.“

„Wir werden Alles auf uns nehmen,“ unterbrach mich Fabiani.

„Verzeihen Sie, aber ich kann nicht,“ ſtammelte ich, der Signora Francesca Hand ergreifend. — „Ich fühle tief, wieviel ich Ihnen ſchuldig bin.“

„Nichts davon, Antonio!“ erwiederte ſie, die Hand auf meinen Mund legend. —

In demſelben Augenblick wurde ein Beſuch angemeldet.

Ich zog mich ſchweigend in einen Winkel zurück und empfand tief meine Schwäche. Noch vor zwei Tagen war ich frei und unabhängig, wie der Vogel in der Luft, und er, der keinen Sperling zur Erde fallen läßt, würde auch für mich geſorgt haben. Dennoch ließ ich den erſten dünnen Faden, der um meinen Fuß geſchlungen wurde, zur Feſſel wachſen. In Rom, dachte ich, haſt du wahre Freunde, wahre und aufrichtige, wenn auch nicht ſo höfliche, wie die neapolitaniſchen. Ich dachte an Santa, die ich nie wieder ſehen wollte, an Bernardo, dem ich ja täglich in Neapel begegnen konnte, an Annunziata, die dahin kommen ſollte, an ſein und ihr Liebesglück. Nach Rom, nach Rom, da iſt es weit beſſer! flüſterte mein Herz, während meine Seele nach Freiheit und Unabhängigkeit ſtrebte.

Ende des zweiten Bandes.

Schnellpreſſendruck von Fr. Nies in Leipzig.

H. C. Anderſen's

Geſammelte Werke.

Vom

Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe.

Fünfter Band.

Der Improviſator.

Dritter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Der
Improviſator.

Roman

von

H. C. Anderſen.

Dritter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Inhalt

des dritten Bandes.

Seite

Cap. 21. Das Abenteuer auf Amalſi. — Capri. — Die blaue Grotte. 1
Cap. 22. Die Heimreiſe. 28
Cap. 23. Die Erziehung. — Die kleine Aebtiſſin. 35
Cap. 24. Die alte Domenica. — Die Entdeckung. — Der Abend in Nevi. — Terni. — Der Geſang des Schiffers. — Venedig . . 68
Cap. 25. Der Sturm. — Soirce bei meinem Banquier. — Die Nichte des Podeſta. . . 88
Cap. 26. Die Sängerin. 106
Cap. 27. Poggio. — Annunziata. — Maria. . . 121
Cap. 28. Verona's Merkwürdigkeiten. — Der Dom von Mailand. — Das Zuſammentreffen bei Napoleons Triumphbogen. — Traum und Wirklichkeit. — Die blaue Grotte. . . 139

Der

Improviſator.

XXI.

Das Abenteuer in Amalfi. Capri. Die blaue Grotte.

Wie ſchön nahm ſich Salerno vom Meere aus, als wir in der herrlichen Morgenſtunde von dort fortſchifften. Sechs raſche Burſchen handhabten die Ruder. Am Steuer ſaß ein zum Malen ſchöner Knabe. Er hieß Alfonſo. Das Waſſer war glasgrün. Die ganze Küſte rechts erſchien als die großartigſten hängenden Gärten, wie ſie nur eine Semiramis mit der dreiſteſten Phantaſie anlegen konnte. Wie Bogengänge lagen unten am Meere offene und tiefe Höhlen, lange Brandungen ſpielten darin. Auf der hervorſpringenden Felſenſpitze lag ein Caſtell, eine Wolke ſchwebte unter ihrer Mauerkrone hin. Wir ſahen Minuri und Majuri, und gleich darauf Maſaniello's und Flavio Gioja's, des Erfinders des Compaſſes, Geburtsort, Amalfi, das durch die grünen Weingärten hervorblickte.

Die große Fülle der Schönheit überwältigte mich. Möchten doch alle Geſchlechter der Erde dieſe Herrlichkeit ſchauen können! Kein Sturm von Nord oder Weſt bringt dieſem blühenden Garten, auf deſſen Terraſſen Amalfi liegt, Winter und Kälte. Nur von Oſt und Süd weht der Luftſtrom, der warme Luftſtrom vom Lande der Palmen und Orangen über das ſchöne Meer hin.

An der Küſte, hoch oben an der Seite des Gebirgs, hängt die Stadt mit ihren weißen Häuſern mit den flachen, morgenländiſchen Dächern, noch höher ſteigen die Weingärten hinauf. Eine einſame Pinie erhebt ihren grünen Schirm in die blaue Luft, wo auf dem Gebirgsrücken das alte Caſtell mit ſeiner Ringmauer der Wolke zum Lager dient.

Die Fiſcher mußten uns durch die Brandung ans Land tragen. Tiefe Höhlen in den Felſen erſtreckten ſich bis unter die Stadt, in einigen rauſchte das Waſſer hoch hinauf, andere ſtanden leer; die Böte lagen auf der Seite, und in ihnen ſpielte ein Gewimmel froher Kinder, die meiſten nur im Hemde oder in einer kleinen Jacke, die ihre ganze Kleidung ausmachte. Halbnackte Lazzaroni ſtreckten ſich, die braune Kapuze über die Ohren gezogen, in dem warmen Sande; dies war ihre vornehmſte Bedeckung, während ſie ihre Mittagsruhe genoſſen. Alle Kirchenglocken läuteten, ein Zug von jungen Geiſtlichen in lillafarbigen Kleidern ging mit Pſalmengeſang an uns vorüber. Ein friſcher Blumenkranz hing um das Bild des Gekreuzigten.

Links, hoch über der Stadt, ſteht ein prächtiges Kloſter, dicht vor einer tiefen Gebirgshöhle; dies iſt die Herberge aller Reiſenden. Signora Franceſca kam in einem Tragſeſſel an; wir Anderen folgten hinterher den in Felſen gehauenen Weg hinauf. Das klare, blaue Meer lag [illegible] unter uns. Wir ſtanden vor dem Thor des Kloſters, die tiefe Felſenhöhle gähnte uns dicht daneben entgegen.

In dieſer ſtanden drei Kreuze mit dem Erlöſer und den Räubern, und über ihnen, auf den Steinen des Felſens, knieten Engel in bunten Kleidern und mit großen, weißen Schwingen; es war kein Kunſtwerk, roh aus Holz geſchnitzt und bunt bemalt, aber ein frommes, gläubiges Herz haucht die eigne Schönheit in das rohgeformte Bild.

Durch den kleinen Kloſterhof ſtiegen wir bald zu den uns angewieſenen Räumen hinauf. Von meinem Fenſter überſchaute ich das unendliche Meer, bis nach Sicilien hin; als ſilberweiße Punkte ſtanden die Schiffe an dem fernen Horizont.

„Herr Improviſator,“ fragte Gennaro, „wollen wir nicht in die niederen Regionen hinabſteigen, um zu ſehen, ob die Schönheit auch dort ſo groß ſei als hier? Die weibliche wird es gewiß ſein! Denn die engliſchen Damen, die wir hier zu Nachbarn haben, ſind doch gar zu kalt und blaß. Sie haben ja doch Sinn für die Weiber! Die ſind es ja eben, die Sie in die Welt hinausgetrieben und mir einen angenehmen Abend und eine intereſſante Bekanntſchaft verſchafft haben.“

Wir ſtiegen den Felſenpfad hinab.

„Das blinde Mädchen in Päſtum war doch ſchön,“ bemerkte Gennaro. „Ich denke, daß ich ſie nach Neapel verſchreibe, wenn ich mir Calabreſerwein kommen laſſe. Beides bringt mein Blut in Wallung.“

Wir gelangten nun in die Stadt, die, wenn ich ſo ſagen

Dorf, wunderlich über einander gethürmt daſtand. Dagegen würde das enge Ghetto in Rom ein Corſo ſein. Die Straßen waren ſchmale Gänge zwiſchen den hohen Häuſern. Bald kam man durch eine Thür in einen langen Vorſaal mit kleinen Oeffnungen an den Seiten zu dunkeln Zimmern, bald betrat man eine enge Gaſſe zwiſchen Mauern und Felſenwänden oder ſtieg auf und ab in einem halbdunklen Labyrinth von ſchmutzigen Gängen; oft wußte ich nicht, ob es ein Zimmer oder eine Gaſſe ſei, wo ich mich befand. An den meiſten Stellen brannten auch Lampen, ſonſt wäre es, obgleich mitten am Tage, dunkle Nacht geweſen.

Endlich athmeten wir freier auf; wir ſtanden auf einer großen, gemauerten Brücke, welche zwei Felſenrücken mit einander verband. Der kleine Platz tief unter uns war gewiß der größte in der Stadt. Zwei Mädchen tanzten dort den Saltarello, und ein kleiner, völlig nackter Knabe, ſchön gebaut, mit braunen Gliedmaßen, ſtand wie ein Amor dabei und ſah zu. Hier friert man nie, ſagte man mir; die ſtrengſte Kälte, die Amalfi ſeit mehreren Jahren gekannt hatte, war acht Grad Wärme.

Dicht an dem kleinen Thurm, auf dem vorſpringenden Felſengrund, von dem man die ſchöne Bucht bis Minuri und Majuri überblickt, ſchlängelte ſich ein kleiner Pfad zwiſchen Aloen und Myrthen, und bald überſchatteten uns die hohen Bogen der Weinranken. Wir empfanden einen brennenden Durſt und eilten nun nach einer kleinen, weißen Wohnung hin, die gegen das Meer zu zwiſchen dem friſchen Grün höchſt freundlich hervorblickte. Die milde, laue

Luft war mit lieblichen Düften gewürzt, ſchöne bunte Inſecten ſummten rings um uns.

Das bald erreichte Haus war höchſt maleriſch. An der Wand waren zum Schmuck einige marmorne Capitäler und ein in dem Schutt gefundener ſchöner Arm und Fuß eingemauert. Vom Dache ſelbſt lächelte ein ſchöner Garten von Orangen und üppigen Schlingpflanzen, die wie grüne, ſammtne Teppiche über die Mauer herabhingen. Vor dem Hauſe blühte eine Wildniß von Monatsroſen. Zwei kleine, ſchöne Mädchen von ſechs bis ſieben Jahren ſpielten und flochten Kränze; aber am ſchönſten war doch die junge Frau mit dem weißen Leinentuch über dem Haar, die uns an der Schwelle entgegenkam. Der ſeelenvolle Blick, die langen, dunkeln Augenwimpern, die edlen Formen übertreffen jede Beſchreibung. Wir begrüßten ſie mit ſtaunender Bewunderung.

„Das ſchönſte Weib iſt alſo Beſitzerin dieſes Hauſes?“ ſagte Gennaro. „Beliebt es der Hausfrau, zwei müden Wanderern einen Labetrunk zu ſpenden?“

„Die Hausfrau thut es gern!“ erwiederte ſie lächelnd; die ſchneeweißen Zähne erhoben die Friſche der rothen Lippen. „Ich werde den Wein hier heraus bringen, allein ich habe nur eine Sorte.“

„Wenn Ihr ihn einſchenkt, wird er immer vortrefflich ſein,“ ſagte Gennaro; „ich trinke ihn am liebſten, wenn ein junges Mädchen, ſchön wie Ihr, mir ihn kredenzt.“

„Aber Eccellenza muß heute mit der Frau vorlieb nehmen.“

„Ihr ſeid verheirathet?“ fragte Gennaro lachend, „ſo jung!“

„Oh! ich bin ſehr alt!“ verſetzte ſie lächelnd.

„Wie alt?“ fragte ich.

Sie ſah mir ſchelmiſch in die Augen und erwiederte: „Achtundzwanzig Jahre.“ Sie war kaum über die Funfzehn, aber herrlich entwickelt. Eine Hebe konnte nicht ſchöner gebaut ſein.

„Achtundzwanzig!“ erwiederte Gennaro; „ein ſchönes Alter, das Euch gut ſteht. Seid Ihr ſchon lange verheirathet?“

„Seit zwanzig Jahren,“ entgegnete ſie. „Fragt nur meine Töchter!“ Die kleinen Mädchen, die wir ſo eben ſpielen geſehen hatten, nahten ſich ſchüchtern.

„Iſt das Eure Mutter?“ fragte ich, obgleich ich wohl wußte, daß es nicht ſo ſei. Sie ſahen ſie lächelnd an, nickten darauf beipflichtend und ſchmiegten ſich zärtlich an ſie. Sie brachte uns den Wein, herrlichen Wein, wir tranken auf ihr Wohlergehen.

„Sieh, das iſt ein Dichter, ein Improviſator!“ ſagte Gennaro, auf mich zeigend. „Er hat allen Damen in Neapel den Kopf verdreht. — Allein er iſt von Stein, ein ſeltſamer Burſche — denkt Euch — er haßt alle Frauen. Er hat noch nie ein Weib geküßt.“

„Das iſt unmöglich!“ ſagte ſie lachend.

„Ich dagegen bin von einem andern Schlage! Ich liebe alles Schöne, küſſe alle ſüßen Lippen, bin ſein treuer Begleiter, und verſöhne ſo die Welt und die Weiber, wo wir auftreten. — Es gelingt mir auch, ich behaupte es wie ein Recht bei jeder ſchönen Frau, und erwarte nun auch hier meinen Tribut!" — Er ergriff ihre Hand.

„Ich erlaſſe dieſes ſowohl Euch, als der anderen Eccellenza; auch habe ich mit aller Tributzahlung nichts zu thun; das gleicht mein Gatte immer aus."

„Und wo iſt der?"

„Nicht gar zu weit," erwiederte ſie.

„Eine ſo ſchöne Hand habe ich in Neapel noch nicht geſehen!" rief Gennaro. „Was koſtet ein Kuß darauf?"

„Einen Scudo," ſagte ſie.

„Ein Kuß auf die Lippen alſo das Doppelte?" ſagte Gennaro.

„Der iſt gar nicht zu haben, die hat mein Mann gepachtet!" und nun goß ſie wieder den erwärmenden ſtarken Wein ein, ſcherzte und lachte mit uns. Unter dem Scherze aber erfuhren wir doch, daß ſie nur vierzehn Jahre alt und ſeit dem vorigen Jahr mit einem ſchönen jungen Manne, der gegenwärtig in Neapel war und erſt den folgenden Tag zurückerwartet wurde, verheirathet ſei. Die kleinen Mädchen waren ihre Schweſtern und bei ihr zum Beſuche, bis der Mann zurückkehre. — Gennaro erſuchte ſie um einen Roſenſtrauß, den ſie zu pflücken eilte; er hatte ihr dafür einen Carlin verſprochen.

Vergebens bat er die Frau um einen Kuß, ſagte ihr tauſend ſüße Schmeichelworte, ſchlang ſeinen Arm um ihren Leib; ſie riß ſich los, ſchmollte, kehrte aber immer zurück, denn es beluſtigte ſie doch. — Gennaro ließ einen Louisd'or zwiſchen ſeinen Fingern ſpielen, rechnete ihr vor wie viele ſchöne Bänder dafür gekauft werden könnten, wie ſehr ſie ihre dunkeln Haare ſchmücken würden; und dieſe ganze Pracht konnte ſie jetzt um einen, nur einen ihm gegebenen Kuß erhalten.

„Die andere Eccellenza iſt viel beſſer," ſagte ſie, auf mich deutend. — Mein Blut kochte, ich faßte ihre Hand, ſagte, daß ſie ihn gar nicht anhören, ſein verſuchendes Geld nicht anſehen ſolle; daß er ein böſer Menſch ſei, an dem ſie ſich durch einen mir geſtatteten Kuß rächen müſſe. —

Sie ſah mich an.

„Er hat in ſeinem ganzen Geſchwätze nur ein einziges wahres Wort geredet, nämlich, daß ich noch nie ein Weib geküßt hätte. Ich habe meine Lippen rein bewahrt, bis ich die Schönſte gefunden, daher hoffe ich auch, daß Ihr die Tugend belohnen werdet."

„Das nenne ich einen feinen Verführer!" rief Gennaro; „übertrifft er doch mich, der es in dem Handwerke ſo weit gebracht!"

„Ihr ſeid mit Eurem Golde ein böſer Menſch," ſagte ſie, „und damit Ihr ſehet, daß ich mir weder aus dem Golde, noch aus einem Kuſſe etwas mache, ſo ſoll der Dichter ihn haben." Nun drückten ihre Hände leicht meine Wangen, ihre Lippen berührten die meinigen, und ſie verſchwand hinter dem Hauſe.

Als die Sonne untergegangen war, ſaß ich in meiner kleinen Zelle oben im Kloſter und betrachtete vom Fenſter aus das Meer. Es war roſenroth und brandete heftig.

Die Fiſcher zogen ihre Böte auf den Sand, und ſo wie die Dunkelheit zunahm, brannten die Lichter heller, die Brandungen wurden ſchwefelblau. Ueberall herrſchte eine unbeſchreibliche Stille; da ſangen die Fiſcher mit Frauen und Kindern einen Choral am Ufer. Die kindlichen klaren Stimmen miſchten ſich in den tiefen Baß und Wehmuth erfüllte meine Seele. Eine Sternſchnuppe fiel vom Himmel und verſank hinter den Weingärten, wo die junge heitere Frau mich geküßt hatte. — Ich gedachte ihrer Schönheit, gedachte des blinden Mädchens, des Schönheitsbildes in den Tempelüberreſten, allein im Hintergrunde ſtand Annunziata geiſtig und körperlich ſchön — alſo doppelt ſchön. Meine Bruſt erweiterte ſich, meine Seele brannte vor Liebe, Sehnſucht und Entbehrung. Dies reine Feuer, das Annunziata in meinem Herzen angefacht, die Altarflamme, deren Prieſterin ſie war, hatte ſie ſelbſt umgeſtürzt und verlaſſen, dieſe loderte nun wild durch das ganze Gebäude. — „Ewige Mutter Gottes,“ betete ich, „ſieh, meine Bruſt iſt voller Liebe; mein Herz bricht vor Sehnſucht!“ — und ich ergriff die Roſen im Glaſe, drückte die ſchönſte an meine Lippen und gedachte Annunziata's.

Länger konnte ich es nicht ertragen; ich ging zum Meere hinab, wo die leuchtenden Brandungen ſich brachen, wo der Fiſcher ſang und der Wind wehte. Ich beſtieg wieder die gemauerte Brücke, wo ich am Tage geſtanden hatte. Eine in einen großen Mantel gehüllte Geſtalt ſchlich dicht an mir vorüber; ich erkannte Gennaro. Er ſchlug den Pfad nach dem weißen Häuschen ein; ich folgte ihm. Jetzt ſchwebte er dicht am Fenſter vorüber, durch welches das Licht zu uns heraus ſchien.

Hier verſteckte ich mich hinter dem herabhängenden Weinlaub und konnte nun in das Zimmer hineinſehen. Es war auf der entgegengeſetzten Seite des Hauſes; gerade gegenüber war ein ähnliches Fenſter; eine hohe Treppe führte in das Nebenzimmer. Die beiden kleinen Mädchen lagen beinahe ganz entkleidet, nur mit locker umgebundenem Rock, ſingend auf den Knieen vor dem kleinen Tiſch, worauf das Crucifix und die Lampen ſtanden. Die ältere Schweſter, die Hausfrau, kniete in der Mitte. Es war Madonna mit zwei Engeln; ein lebendiges Altarbild, wie von Rafael gemalt, ſah ich vor mir. Ihr dunkles Auge war in die Höhe gerichtet, das Haar hing in reicher Fülle über die nackten Schultern herab; die Hände falteten ſich über dem jugendlich ſchönen Buſen.

Meine Pulſe flogen; ich wagte kaum zu athmen. Nun erhoben ſich alle drei; ſie begleitete die kleinen Mädchen die Treppe zum Nebenzimmer hinauf, machte die Thüre zu und ging nun geſchäftig in dem vordern Zimmer umher. Ich ſah, daß ſie aus einer Schublade eine rothe Brieftaſche hervorzog, ſie von allen Seiten beſah und lächelte; ſie ſchien ſogar im Begriff ſie zu öffnen, ſchüttelte aber in demſelben Augenblick den Kopf und warf ſie wieder ſo ſchnell in die Schublade, als würde ſie von Jemand überraſcht.

Kurz darauf vernahm ich ein leiſes Klopfen an dem Fenſter mir gegenüber; erſchrocken ſah ſie hin und horchte;

es klopfte wieder, ich hörte Jemand ſprechen, doch vermochte ich kein Wort aufzufaſſen.

„Eccellenza?“ rief ſie nun laut. „Was wollt Ihr? Warum kommt Ihr zu dieſer Stunde hieher? Um des Himmels Willen! Ich bin erzürnt, ſehr erzürnt darüber.“

Er ſprach wieder etwas.

„Ja, freilich; ſo iſt's!“ rief ſie, „Ihr habt Eure Brieftaſche vergeſſen; meine kleine Schweſter iſt unten im Gaſthofe geweſen, um ſie Euch zu bringen, allein Ihr wohnt gewiß oben im Kloſter. Morgen früh würde ſie Euch dort aufgeſucht haben. Hier iſt ſie.“

Sie nahm ſie hervor; er ſprach wieder einige Worte. Sie ſchüttelte den Kopf.

„Nein, nein! Woran denkt Ihr? Die Thüre mache ich nicht auf. Ihr kommt nicht herein!“ Mit dieſen Worten nahte ſie ſich dem Fenſter und machte es auf, um ihm ſein Eigenthum zu reichen. Er faßte nach ihrer Hand, ſie ließ die Brieftaſche fallen, die auf dem Fenſterbret liegen blieb. Gennaro ſteckte den Kopf herein; die junge Frau ſprang ſchnell zu dem Fenſter hin, hinter welchem ich ſtand, und jetzt konnte ich jedes Wort, das Gennaro ſprach, verſtehen.

„Und Ihr wollt mir nicht geſtatten, Eure ſchöne Hand zum Dank zu küſſen? Nicht den geringſten Finderlohn annehmen, mir nicht einmal einen Becher Wein reichen? Ich brenne vor Durſt! Darin liegt doch gar nichts Böſes. — Warum mir nicht vergönnen herein zu treten?“

„Nein!“ erwiederte ſie. „Wir haben zu dieſer Stunde nichts mit einander zu reden. Nehmt, was Ihr vergeſſen habt, damit ich das Fenſter zumachen kann.“

„Ich gehe nicht,“ verſetzte Gennaro, „bevor Ihr mir nicht die Hand reicht und den Kuß geſtattet, um den Ihr mich heute betrogen und den Ihr dem albernen Jungen gegeben habt.“

„Nein! nein!“ rief ſie erzürnt, dabei aber doch lachend. „Ihr wollt erzwingen, was Euch nicht freiwillig gegeben wird; daher will und thue ich es nicht!“

„Es iſt das letzte Mal!“ flehte Gennaro mit weicher Stimme. „Gewiß das letzte Mal, daß wir uns ſehen, und Ihr könnt Euch weigern mir nur die Hand zu reichen? Mehr verlange ich nicht, obſchon mein Herz Euch noch tauſend Dinge zu ſagen hätte. Madonna will ja ſelbſt, daß wir Menſchen uns wie Brüder und Schweſtern lieben ſollen! Als Bruder will ich mein Gold brüderlich mit Euch theilen. Ihr ſollt Euch putzen und doppelt ſo ſchön werden, wie Ihr ſeid! Alle Freundinnen ſollen Euch beneiden; Niemand ſoll unſer Glück erfahren!“ — und mit einem raſchen Sprung ſtand er im Zimmer.

Sie ſchrie laut auf: „Jeſus Maria!“ Ich rüttelte gewaltſam am Fenſter, wo ich ſtand; die Scheiben klirrten, und wie von einer unſichtbaren Gewalt getrieben eilte ich um das Haus herum, nach dem offenen Fenſter hin, indem ich eine Latte, die über der Weinlaube lag, losriß, um doch eine Art Waffe zu haben.

„Biſt Du es, Nicolo?“ rief ſie laut.

„Ich bin's!“ verſetzte ich mit tiefer feſter Stimme. Ich ſah Gennaro aus dem Fenſter entfliehen; ſein Mantel flatterte im Winde und die Lampe erloſch, es wurde ganz dunkel im Zimmer.

„Nicolo!“ rief ſie am Fenſter, ihre Stimme bebte. „Du hier zurück? Madonna ſei gelobt!“

„Signora!“ ſtammelte ich.

„Oh! alle ihr Heiligen!“ hörte ich ſie aufſchreien. Das Fenſter flog zu. Ich ſtand draußen wie feſtgewurzelt. Nach Verlauf einiger Augenblicke hörte ich ſie über den Fußboden hingehen, hörte die Thür zum Nebenzimmer ſich öffnen und wieder zumachen. Es ward drinnen gehämmert, als würden Riegel und Nägel zum Verſchließen gebraucht.

„Jetzt iſt ſie ſicher geſtellt,“ dachte ich, und ſchlich leiſe fort; ich fühlte mich ſo wohl, ſo wunderſam froh ums Herz. „Nun habe ich doch den Kuß bezahlt, den ich heute erhalten,“ ſagte ich zu mir ſelbſt: „vielleicht wäre mir noch einer geworden, hätte ſie gewußt, welch ein beſchirmender Engel ich ihr geweſen.“

Als ich im Kloſter angelangt war, wurde eben zum Abendeſſen gerufen; aber Gennaro erſchien nicht. Franceska war unruhig. Fabiani ſchickte Boten über Boten aus. Endlich erſchien er. Er hatte ſich in den Gebirgen umhergetrieben und ſich verirrt, erzählte er, zum Glück ſei er aber auf einen Bauer geſtoßen, der ihn wieder auf den rechten Weg gebracht.

„Ihr Kleid iſt auch ganz zerriſſen!“ ſagte Franceska.

„Ja!“ rief Gennaro, nach dem Zipfel greifend; „das, was davon fehlt, hängt an einem Dornbuſche feſt; ich habe es wohl gemerkt. Der Himmel mag wiſſen, wie ich mich ſo verirren konnte! Es rührt von dem ſchönen Abend her; die Dunkelheit überfiel mich, und ich dachte den Weg abzukürzen, wodurch ich eben davon abkam."

Wir lachten über ſein Abenteuer, das ich beſſer kannte, und tranken auf ſein Wohlergehen; der Wein war trefflich; wir wurden alle recht munter. Als wir ſpäter in unſern Zellen waren, meine war neben der Gennaro's, trat er halb ausgezogen zu mir ein, legte traulich die Hand auf meine Schulter und rieth mir, nicht zu viel von der ſchönen Frau zu träumen, die wir heute geſehen hatten.

„Den Kuß erhielt doch ich!" ſagte ich ſcherzend.

„Freilich!" erwiederte er lachend, „allein glauben Sie, daß ich deshalb den Kürzern gezogen habe?"

„Mir kommt es doch ſo vor," entgegnete ich.

„Den Kürzern habe ich noch nie gezogen!" verſetzte er in einem kalten Tone, in dem beinahe etwas Bitteres lag, jedoch ſpielte ein leichtes Lächeln ihm faſt zu gleicher Zeit um den Mund, indem er flüſterte: „Wenn Sie zu ſchweigen wiſſen, könnte ich Ihnen etwas erzählen."

„Erzählen Sie!" bat ich. „Kein Menſch ſoll eine Sylbe davon erfahren." Ich erwartete nun ſein Bedauern über das ſchlecht abgelaufene Abenteuer zu hören. Und ſo lautete es auch anfangs.

„Ich vergaß heute mit Fleiß meine Brieftaſche drüben bei der ſchönen Frau, um einen Vorwand zu haben, des Abends wiederzukehren, denn dann ſind die Frauen nicht ſo ſtreng; ich bin auch dort geweſen; den Frack habe ich bei der Ueberkletterung der Gartenmauer, an der Hecke, zerriſſen.“

„Und die ſchöne Frau?“ fragte ich.

„Sie war doppelt ſchön!“ fuhr er mit einem bedeutungsvollen Kopfnicken fort. „Doppelt ſchön, und gar nicht ſo ſtreng, als wir allein waren! Das wußte ich wohl. Dir gab ſie nur *einen* Kuß, mir gab ſie tauſend und ihr Herz als Zugabe. Ich werde die ganze Nacht von meinem Glück träumen. Armer Antonio!“ Er warf mir mit den Fingern einen Kuß zu und begab ſich auf ſein Zimmer.

Der Morgenhimmel war wie mit einem grauen Flor bedeckt, als wir das Kloſter verließen; am Strande harrten unſer die flinken Ruderer, die uns wieder in das Boot hinein trugen. Die Reiſe ging nach Capri. Der Flor des Himmels zerrann in leichte Wolken, die Luft wurde wieder hell, keine Woge bewegte ſich, wie ein gewäſſertes Tuch war das leichte Gekräuſel des Meeres. Das ſchöne Amalfi verſchwand hinter dem Felſen. Gennaro warf einen Kuß zurück, indem er mir ins Ohr raunte: „Dort haben wir Roſen gepflückt!“

„Du geriethest wenigſtens in die Dornen,“ dachte ich, und nickte zuſtimmend.

Das große unendliche Meer bis nach Sicilien und Africa breitete ſich vor uns aus, links lag Italiens Felſenküſte mit ihren ſeltſamen Höhlen; vor einigen derſelben ſtehen kleine Städte, ſie ſchienen aus den Höhlen getreten zu ſein, um ſich zu ſonnen; tief in andern ſaßen Fiſcher, die hinter der hohen Brandung ihr Eſſen kochten und ihre Böte theerten.

Das Meer ſchien ein fettes blaues Oel zu ſein; wir tauchten die Hände hinein, und ſie ſchienen blau, wie jenes ſelbſt. Der Schatten, den das Boot auf das Waſſer warf, trug die Farbe des reinſten Schwarzblau, und die Schatten der Ruder erſchienen wie eine bewegliche Schlange in allen Nüancen von Blau.

„Herrliches Meer!“ jauchzte ich. „Nichts in der ganzen Natur, den Himmel ausgenommen, iſt ſchön wie du!“ ich gedachte, wie oft ich als Kind mich auf den Rücken gelegt und mich hinauf in die unendliche blaue Luft geträumt hatte; jetzt ſchien mein Traum Wirklichkeit geworden zu ſein.

Wir kamen an drei kleinen Felſeninſeln vorüber; es waren gewaltige auf einander geworfene Steine, aus der Tiefe geſtiegene Rieſenblöcke, und andere wieder auf dieſe gewälzt. Die blaue Brandung ſchlug an den grünlichen Steinmaſſen hinauf. Im Sturme müſſen ſie eine Scylla mit ihren heulenden Hunden ſein.

Die Waſſerfläche ruhte rings um das nackte ſteinige Vorgebirge Minerva, wo die alte Zeit die Sirenen wohnen ließ; vor uns lag das romantiſche Capri, wo Tiber in Wolluſt geſchwelgt und über den Meerbuſen nach Neapels Küſten hingeſchaut hatte. Das Segel in unſerm Boote wurde aufgeſpannt, und von Wind und Wogen getragen nahten wir der Inſel. Jetzt bemerkten wir erſt die außerordentliche Klarheit und Reinheit des Waſſers; es war ſo völlig durchſichtig, als ſegelten wir in der Luft; jeder Stein, jedes Rohr, fadentief unter uns, war dem Auge deutlich; mir ſchwindelte, wenn ich von dem kleinen Boot in die Tiefe hinabblickte, über die wir hinglitten.

Nur von einer Seite iſt die Inſel Capri zugänglich; ringsum erheben ſich ſteile, wagerechte Felſenwände, gegen Neapel dehnen ſich amphitheatraliſch Weingärten, Orangen- und Olivenwälder aus. Unten am Strande ſtehen einige Fiſcher-Wohnungen und eine Wache; etwas höher, zwiſchen den grünen Gärten, ſieht die Stadt Capri hervor; eine Zugbrücke und ein kleines Thor führen in dieſelbe hinein. Im Gaſthofe bei Pagani, wo der hohe Palmbaum vor der Thüre ſteht, beſchloſſen wir auszuruhen.

Nach Tiſche wollten wir auf Eſeln zu den Ruinen von Tibers Villa hinaufreiten, jetzt aber harrte unſer das Frühſtück, und zwiſchen dieſem und der folgenden Mahlzeit wollten Fabiani und Signora Francesca ausruhen, um zu der bevorſtehenden Spazierfahrt Kräfte zu ſammeln. Gennaro und ich fühlten dazu kein Bedürfniß. Die Inſel kam mir ſo klein vor, daß wir ſie wohl in ein Paar Stunden umrudern und die hohen Felſenthore beſehen konnten, die gegen Süden ſich einzeln aus dem Waſſer erheben.

Wir nahmen ein Boot und zwei Ruderer; es wehte ein wenig, ſo daß wir den halben Weg das Segel gebrauchen konnten. Die See brach ſich an den niedrigen Riffen. Fiſchernetze lagen zwiſchen ihnen ausgeſpannt; wir mußten ſie ziemlich weit umgehen. Es war eine ſchöne luſtige Fahrt in dem kleinen Boote. Bald erblickten wir vom Meeere, gen Himmel hinauf ſchauend, nur ſenkrechte Felſen, graue ſteinerne Maſſen, aus deren Riſſen zwar hier und da eine Aloe oder eine wilde Levkoje emporſproßte, wo aber die Gemſe ſelbſt keinen Punkt, den Fuß zu ſetzen, finden konnte. Unten an der Brandung, die wie blaue Flammen hinaufſchlug, wachſen auf dem Felſen blutrothe Seeäpfel, die, vom Waſſer benetzt, doppelten Glanz haben. Es ſchien als blutete der Felſen bei jedem Wellenſchlag.

Jetzt hatten wir rechts das offne Meer, links die Inſel. Tiefe Höhlen, deren Oeffnung, doch nur der Obertheil derſelben, ein wenig über dem Waſſer hervorragte, zeigten ſich in den Felſen; einzelne wurden nur in der Brandung ſichtbar. Da unten hauſen die Sirenen; das blühende Capri, an dem wir herumkletterten, iſt nur das Dach ihrer Felſenburg.

„Ja, es hauſen da böſe Geiſter,“ ſagte der eine Ruderer, ein alter Mann mit ſilberweißen Haaren. „Schön ſoll es da unten ſein, aber ſie laſſen ihre Beute nicht los, und kommt auch Jemand wieder heraus, ſo hat er doch den Sinn für dieſe Welt verloren.“ Und nun zeigte er uns etwas weiter hin eine Oeffnung, größer als die anderen, doch ſo klein, daß unſer Boot, ſelbſt ohne Segel und wenn wir uns auch der Länge nach in demſelben hinſtreckten, wegen mangelnder Breite und Weite nicht hineinkommen konnte.

„Das iſt das Hexenloch,“ flüſterte der Jüngere, der am Steuerruder ſaß und jetzt mehr vom Felſen abwärts lenkte. „Drinnen iſt Alles Gold und Edelſtein, allein man lodert in Flammen auf, kömmt man hinein. Santa Lucia, bitte für uns!“

„Ich möchte wohl eine der Sirenen hier im Boote haben," ſagte Gennaro. „Aber ſchön müßte ſie ſein; dann würde ſich wohl Alles finden."

„Ihr Glück bei den Frauen," ſagte ich lachend, „würde ſich auch hier geltend machen!"

„Eben auf dem ſchwellenden Meere ſollte man küſſen und umarmen, das iſt ja das ewige Spiel der Wogen. Ach!" ſeufzte er, „hätten wir doch hier die ſchöne Frau von Amalfi. Das war ein Weib! nicht wahr? Sie haben ja auch von dem Nectar ihrer Lippen ein wenig gekoſtet. Wie zurückhaltend und züchtig ſie ſich zeigen konnte! Sie ſollten ſie geſtern Abend geſehen haben; ſie brannte noch leidenſchaftlicher als ich!"

„Oh, nein!" ſagte ich, ſeiner unverſchämten Großſprecherei überdrüſſig. „So war es nicht; das weiß ich beſſer!"

„Wie ſoll ich das verſtehen?" fragte er, mir verwundert in die Augen ſchauend.

„Weil ich Zeuge davon war," fuhr ich entſchloſſen fort. „Der Zufall führte mich hin. Ich bezweifle übrigens Ihr großes Glück nicht, aber dies Mal wollen Sie nur Scherz mit mir treiben." — Er ſah mich noch immer ſchweigend an. — „Ich gehe nicht," ahmte ich Gennaro lachend nach, „bevor Ihr mir nicht den Kuß gebt, um den Ihr mich betrogen und den Ihr dem albernen Jungen gegeben habt!"

„Signore! Sie haben mich belauſcht!" rief er ernſt, blaß wie eine Leiche werdend. „Wie können Sie wagen, mich zu beleidigen? Sie werden ſich mit mir ſchlagen, oder ich verachte Sie."

Dieſe Wirkung meiner Rede hatte ich nicht erwartet.

„Gennaro, das iſt Ihr Ernſt nicht!“ ſagte ich, ſeine Hand faſſend; er zog ſie zurück und gab mir keine Antwort, ſondern gebot den Ruderern, uns ans Land zu ſetzen.

„Wir müſſen um die Inſel ganz herum,“ ſagte der Alte; „nur da, wo wir ausgelaufen ſind, können wir wieder hinein.“

Sie brauchten die Ruder gut, und bald nahten wir dem hohen Felſenbogen in dem blauen ſchwellenden Meere; aber Zorn und Betrübniß erfüllten mein Gemüth; ich ſah Gennaro an, der mit ſeinem Stock ins Waſſer ſchlug.

„**Una tromba**!“ rief der Jüngſte der Seeleute; und von dem Cap Minerva her ſchwebte eine pechſchwarze Wolkenſäule in ſchräger Richtung, vom Meere gen Himmel hinauf, über die See hin. Rings um ſie herum ſchien das Waſſer zu kochen; ſchnell wurde das Segel auf unſerm Boote herabgelaſſen.

„Wo ſteuern wir hin?“ fragte Gennaro.

„Zurück! zurück!“ rief der jüngere Ruderer.

„Aufs neue um die ganze Inſel herum?“ fragte ich.

„Ans Land hin, dicht an die Felſenwand, die Waſſerhoſe nimmt die Richtung weiter hinaus.

„Die Brandung aber wird das Boot an den Felſen zerſchellen!“ ſagte der Alte, die Ruder raſch ergreifend.

„Ewiger Gott!“ ſtammelte ich; denn die ſchwarze Wolkenſäule ſchritt mit Windesſchnelle über das Waſſer hin, als wollte ſie an Capri's Felſenwand, in deren Nähe wir waren, entlang gehen. Sie konnte uns mit ſich hinauf wirbeln oder dicht an ein ſenkrechtes Felſenufer in die

Tieſe hinabdrücken. Ich faßte die Ruder des Alten mit an, Gennaro half dem Jüngeren, allein wir hörten ſchon den Wind heulen und das Waſſer am Fuße der Waſſerhoſe kochen; es war als trieb ſie uns ſelbſt von ſich fort.

„Rette uns, heilige Lucia!“ riefen beide Seeleute, ließen die Ruder fallen und fielen auf die Knie.

„Faſſet doch das Ruder!“ rief Gennaro, aber todtenblaß ſahen ſie nur gen Himmel. Da ſauſ'te der Orkan über unſre Häupter hin; links, nicht weit von uns, ſchwebte die ſchwarze Nacht über den Wogen; ſie hoben uns hoch, hoch in die Höhe und ſchlugen, weiß von Schaum, über das Boot. Die Luft drückte, als ſollte das Blut durch die Augen brechen; es wurde Nacht, die Nacht des Todes. Nur eins wurde ich noch gewahr, daß das Meer über mich hinbrauſ'te, daß ich, daß wir alle eine Beute des Todes waren; ich verlor das Bewußtſein.

Größer als die Gewalt des Orkans, erſchütternder als die Trennung von Annunziata ſteht vor mir die Erſcheinung, die mir vorſchwebte, als ich aufs neue die Augen öffnete. Ueber mir, tief unter mir, rings um mich war Alles blauer Aether. Ich bewegte den Arm, und wie electriſche Funken glänzten Millionen Sternſchnuppen um mich. Von dem Strome der Luft wurde ich getragen; ohne Zweifel war ich todt und ſchwebte nun durch den Aether zu Gottes Himmel hinauf; jedoch ruhte auf meinem Kopf eine ſchweres Gewicht, es war meine irdiſche Sünde; die zog mich niederwärts, der Luftſtrom ſauſ'te um meinen Kopf, er war wie das kalte Meer. Mechaniſch tappte ich vor mir hin; ich fühlte einen feſten Gegenſtand und klammerte mich an ihn an; Todesmüdigkeit durchdrang mein ganzes Weſen; ich empfand, daß weder Blut noch Mark in mir war; meine Leiche ruhte gewiß auf dem Boden des Meers, indeß meine Seele ihrem Verhängniſſe entgegenſtieg. „Annunziata!“ ſeufzte ich. Mein Auge ſchloß ſich wieder. Dieſe Ohnmacht muß gewiß lange gedauert haben. Ich athmete aufs neue und fühlte mich geſtärkter, mein Bewußtſein war zurückgekehrt. Ich lag auf einer feſten kalten Maſſe, wie auf einer Felſenſpitze, hoch in dem unendlichen blauen Aether, der ringsum leuchtete. Ueber mir wölbte ſich der Himmel mit ſeltſamen kegelförmigen Wolken, blau, wie jener; Alles war Ruhe, Alles unbeſchreiblich ſtill, aber eine eiſige Kälte durchdrang meinen ganzen Körper; langſam erhob ich den Kopf. Meine Kleider waren blaue Flammen, meine Hände glitzerten wie Silber, und doch fühlte ich ſie als Glieder meines Körpers. Meine Gedanken ſtrengten ſich an: gehörte ich dem Leben oder dem Tode? Ich tauchte die Hand in die ſeltſame leuchtende Luft unter mir hinab. Es war die Woge, in die ich griff, und doch war die Flamme blau wie brennender Weingeiſt, aber kalt wie Waſſer. Wie die Waſſerhoſe auf dem Meere, aber kleiner und blau funkelnd, ſtand eine Säule formlos und hoch, dicht neben mir. War es Schrecken oder Erinnerung, die mir dies Bild zeigten? Nach einigen Augenblicken wagte ich, es leiſe zu berühren; es war feſt wie Stein, kalt wie dieſer; ich ſtreckte die Hand in den halbdunkeln Raum hinter mir und berührte feſte, glatte, aber wie der Nachthimmel dunkelblaue Mauern.

Wo war ich? Was ich unter mir für Luft angeſehen hatte, war ein glänzender See, der ſchwefelblau, aber ohne Hitze brannte. War er es, der Alles ringsum erhellte, oder leuchteten die Felſenwände, der Bogen hoch über mir; befand ich mich in der Wohnung des Todes, in der Grabzelle meines unſterblichen Geiſtes? In allen Nüancen von Blau glänzte jeder Gegenſtand; ich ſelbſt war von dieſem Glanz umgeben.

Dicht neben mir befand ſich eine in Felſen gehauene Treppe, die aus gewaltigen Sapphiren, jede Stufe aus ungeheuren Blöcken dieſes funkelnden Geſteins zu beſtehn ſchien; ich ſtieg dieſe hinauf, aber Felſenſtücke verſchloſſen mir den Ausgang. War ich nicht würdig, mich den Himmliſchen zu nähern? Mit dem Zorn eines Menſchen belaſtet hatte ich die Welt verlaſſen. Wo war Gennaro geblieben? wo die beiden Ruderer? — Ich war allein, ganz allein! Ich dachte an meine Mutter, an Domenica, an Francesca, an ſie Alle, und fühlte, daß meine Phantaſie kein Blendwerk bildete; der Glanz, den ich ſchaute, war da, ſo wie ich ſelbſt geiſtig oder körperlich da war. In einer Felſenſpalte ſtand ein loſer Gegenſtand, den ich berührte. Es war ein großes ſchweres Becken. Es war mit goldenen und ſilbernen Münzen gefüllt; ich betaſtete die einzelnen Stücke und mein Aufenthalt kam mir noch ſeltſamer vor. Tief an der Waſſerfläche, unweit welcher ich ſtand, erblickte ich einen hellen blauen Stern; er warf einen langen, einzigen, ätherreinen Strahl über den Waſſerſpiegel hin, und ſo wie ich ihn anblickte, verfinſterte er ſich wie der Mond; ein ſchwarzer Gegenſtand kam zum Vorſchein und ein kleiner

Kahn glitt über das blaue brennende Waſſer hin; es war als ſtieg er aus der Tiefe herauf und ſchwebte leicht über dieſelbe hin. Ein alter Mann ruderte langſam vorwärts; bei jedem Ruderſchlage glänzte das Waſſer roſenroth.

Im Hintertheile des Kahns ſaß noch eine menſchliche Geſtalt; ich konnte unterſcheiden, daß dieſe ein Mädchen war. Schweigend, unbeweglich wie ſteinerne Bilder ſaßen ſie da, nur die Arme des Alten bewegten ſich mit dem Ruder. Ein wunderſamer tiefer Seufzer erreichte mein Ohr, es war als müßte ich dieſen Laut wiedererkennen. In einem Kreiſe umherrudernd näherten ſie ſich der Stelle, wo ich ſtand. Der Alte zog das Ruder in den Kahn hinein. Das Mädchen hob die Hände in die Höhe und ſprach tief und ſchmerzlich: „Heilige Mutter Gottes, verlaß mich nicht! — Hier bin ich ja, wie Du es geboten!“

„Lara!“ — rief ich laut. Sie war es. — Ich erkannte die Stimme, erkannte die Geſtalt; es war Lara, das blinde Mädchen von der Tempel-Ruine in Päſtum.

„Gieb mir das Licht des Auges! Laß mich Gottes ſchöne Welt ſchauen!“ — rief ſie; es war als hätte eine Todte geſprochen, es zitterte mir durch die Seele; die Schönheit der Welt, von der ich eine Ahnung in ihre Bruſt gehaucht hatte, forderte ſie ja von mir. Meine Lippen verſtummten, ſchweigend breitete ich die Arme aus, ſie erhob ſich nochmals. „Gieb mir,“ ſtammelten ihre Lippen, und ſie ſank in den Kahn zurück. — Das Waſſer ſpritzte wie Feuertropfen um ihn hinauf.

Einen Augenblick ſtand der Alte über ſie gebückt und ſtieg dann hinauf, wo ich ſtand; ſein Blick ruhte auf mir, ich ſah ihn das Zeichen des heiligen Kreuzes in der Luft machen; darauf faßte er das ſchwere kupferne Becken, ſtellte es in den Kahn und ſtieg ſelbſt hinein. Ich folgte ihm inſtinctmäßig nach; ſein wunderlich düſterer Blick ruhte unbeweglich auf mir; nun ergriff er das Ruder, wir ſchifften gegen den leuchtenden Stern hin, ein kalter Luftſtrom drang uns entgegen, ich neigte mich über Lara, ein enges Felſengewölbe umſchloß uns, doch nur einen Augenblick; dann lag das Meer, das große Meer in ſeiner unendlichen Ausdehnung vor uns, und hinter uns erhoben ſich gen Himmel die ſenkrechten Felſen. Aus einer kleinen dunkeln Oeffnung waren wir herausgekommen, dicht an einer niedrigen, mit einzelnen Gebüſchen und dunkelrothen Blumen bewachſenen Fläche. Der Mond ſchien wunderbar hell. —

Lara erhob ſich; ich wagte nicht ihre Hand zu berühren; ſie war ja ein Geiſt, das Ganze ein Geiſterſpuk, das fühlte ich, kein Traumbild meiner Phantaſie. —

„Gieb mir die Kräuter!“ — flüſterte ſie und ſtreckte die Hand aus. Es war mir, als müßte ich der Geiſterſtimme gehorchen. Mein Blick fiel auf die grünen Gebüſche, auf die rothen Blumen, die an der niedrigen Abdachung unter dem hohen Felſen prangten; ich ſtieg aus dem Kahn und pflückte die Blumen, ſie dufteten ſeltſam; — ich reichte ihr den Strauß hin, Todesmüdigkeit beſchlich alle meine Glieder, ich ſank auf die Knie, noch aber bemerkte mein Auge, daß der Alte das Zeichen des Kreuzes machte, die Blumen faßte, Lara in ein größeres Boot, das ſeitwärts lag, hineinhob, den kleineren Kahn daran befeſtigte, das Segel darin aufzog und fort über die See ſchiffte. Ich ſtreckte die Hände nach ihnen aus, aber der Tod faßte mein Herz ſchwer; es war, als bräche es.

„Er lebt!“ — war das erſte Wort, das ich wieder vernahm. Ich ſchlug das Auge auf und erblickte Fabiani und Signora Francesca. Neben mir ſtand noch ein Fremder; er hielt meine Hand umfaßt, und ſah mir ernſt und ſinnend ins Auge. Ich lag in einem ſchönen großen Zimmer. — Es war heller Tag. — Wo befand ich mich wohl? Fieberhitze brannte in meinem Blute; nur erſt nach und nach erfuhr ich, wie ich hergekommen, wie ich gerettet worden war.

Als Gennaro und ich geſtern nicht zurückkehrten, wurde man unſertwegen ſehr unruhig; von den Fiſchern wurde auch nichts vernommen, und da eine ſüdlich um die Küſte ſchwebende Waſſerhoſe geſehen ward, ſchien unſer Schickſal entſchieden. Zwei Fiſcherböte wurden ſogleich ausgeſchickt, um die Inſel zu umſegeln, ſo daß ſie einander begegnen mußten; allein weder von uns noch von dem Boote wurde die geringſte Spur entdeckt. Signora Francesca hatte geweint; ſie war mir doch gut; ſie bedauerte auch Gennaro und die armen Schiffsleute. — Fabiani konnte ſich nicht zufrieden geben, ſelbſt mußte er zur Nachforſchung fort, in jeder kleinen Felſenkluft wollte er nachſpähen, ob Niemand von uns durch Schwimmen ſich dahin gerettet hatte und nun vielleicht dem ſchrecklichſten Tod, dem der Angſt und des Hungers, entgegen ſähe; denn von keiner Seite war es möglich, zu den Menſchen hinauf zu ſteigen.

Ganz früh des Morgens ſchiffte er mit vier flinken Ruderern hinaus und unterſuchte die freiſtehenden Felſenthore in der See, die einzelnen Felſenriffe. Die Ruderer wollten dem furchtbaren Hexenloche nicht nahen, aber Fabiani gebot ihnen, nach der kleinen grünen Abdachung hinzuſteuern.

Als er der Stelle nahte, erblickte er nur wenig davon entfernt, eine liegende Geſtalt; ich war es, der wie eine Leiche neben den grünen Gebüſchen lag; meine Kleider waren von dem Winde halb getrocknet; ſie nahmen mich in das Boot, er deckte mich mit ſeinem Mantel zu, rieb mir die Bruſt und die Hände, und bemerkte endlich, daß ich leiſe athmete. So brachten ſie mich ans Land unter die Hände des Arztes — ich befand mich wieder unter der Zahl der Lebendigen — Gennaro und die beiden Schiffer waren ertrunken.

Ich mußte Alles, was mir erinnerlich war, berichten, und erzählte von der wunderbar ſtrahlenden Höhle, von meinem Erwachen, von dem Kahn, von dem alten Fiſcher und dem blinden Mädchen, aber Alle meinten, daß es nur ein Phantaſieſpiel, ein Fiebertraum in der Nachtluſt geweſen ſei, ich ſelbſt mußte es ja glauben, doch konnte ich es nicht. Es ſtand Alles gar zu lebendig vor meiner Seele.

„Am Hexenloche haben Sie ihn gefunden?“ — ſagte der Arzt, den Kopf ſchüttelnd.

„Sie glauben doch nicht, daß dieſer Ort geheime und größere Kräfte als jeder andere beſitzt?“ — fragte Fabiani.

„Die Natur beſteht aus einer Kette von Räthſeln,“ erwiederte der Arzt; — „die wenigſten haben wir gelöſ't.“

Es wurde wieder Tag in meiner Seele. Das Hexenloch! die Welt, von der unſere Schiffer erzählt hatten — wo Alles glänzend, Alles Feuer und Strahlen war! Hatte die See mich dahinein geworfen? — Ich gedachte der engen Oeffnung, durch welche wir hervorgeſchifft waren; war es Wirklichkeit oder Traum geweſen? Hatte ich in eine Geiſterwelt hinein geſchaut? — Wie dem auch ſei, Madonna's Gnade hatte mich beſchützt und gerettet. Mein Gedanke träumte ſich in die ſtrahlende ſchöne Halle zurück, wo mein Schutzgeiſt Lara hieß. — Das Ganze war Wahrheit und kein Traum! Ich hatte geſehen, was erſt Jahre nachher entdeckt wurde und jetzt Capri's, ja Italiens ſchönſte Erſcheinung iſt: die blaue Grotte; die weibliche Geſtalt war wirklich Lara, das blinde Mädchen von Päſtum. — Allein wie konnte ich das damals glauben, damals nur denken? — Es war ja gar zu ſeltſam; ich faltete nur die Hände und gedachte meines Schutzengels.

XXII.

Die Heimreiſe.

Fabiani und Signora Franceſca blieben noch zwei Tage auf Capri, damit wir die Reiſe nach Neapel zuſammen machen konnten. Hatte ich mich auch vorher zuweilen durch ihre Reden und die Weiſe, wie ſie mich behandelten, verletzt gefühlt, ſo begegneten ſie mir nun mit doch ſo vieler Sorgfalt und Liebe, daß ich mich von ganzem Herzen an ſie anſchloß.

„Du mußt mit uns nach Rom zurückkehren,“ ſagten ſie, — „das iſt das Vernünftigſte und Beſte.“

Meine ſeltſame Rettung, die wunderbare Erſcheinung in der Höhle wirkte auf mein aufgeregtes Gemüth ein; ich fühlte mich ſo ganz in der Hand des unſichtbaren Lenkers der liebevoll Alles zum Beſten leitet, daß ich jetzt völlig entſagend alles Zufällige wie eine Fügung betrachtete, und als Signora Franceſca meine Hand freundlich drückte und mich fragte: ob ich Luſt hätte, mit Bernardo die neapolitaniſche Luft einzuathmen? — verſicherte ich, daß ich nach Rom müſſe und wolle.

„Wir würden viele Thränen um Dich geweint haben, Antonio,“ ſagte Signora Franceſca, und drückte meine Hand: — „Du biſt unſer gutes Kind; Madonna hat ihre beſchützende Hand über Dich gehalten.“

„Excellenza ſoll erfahren,“ — ſagte Fabiani — „daß der Antonio, auf den er erzürnt war, im mittelländiſchen Meere ertrunken iſt, und daß wir den alten trefflichen Antonio mit uns in die Heimath bringen.“

„Der arme Gennaro!“ — ſeufzte dann Signora Franceſca. „Er beſaß ein edles Herz, Geiſt und Lebensfreude, in Allem war er ein Meiſter.“

Der Arzt ſaß mehrere Stunden neben mir; er war eigentlich von Neapel und nur zum Beſuche auf Capri. Am dritten Tage kehrte er mit uns zurück. Ich wäre nun völlig hergeſtellt, ſagte er. — Nun, körperlich vielleicht, geiſtig nicht; ich hatte in das Reich des Todes hineingeſchaut, den Kuß des Todesengels auf meiner Stirne gefühlt. Die Mimoſe der Jugendblüthe hatte ihre Blätter zuſammengerollt. Als wir in das Boot ſtiegen, in welchem der Arzt uns begleitete, und ich das klare, durchſichtige, tiefe Waſſer erblickte, ſchnürten die Erinnerungen die Seele heftig zuſammen, ich erwog, wie nahe ich dem Tode geweſen, und meine wunderbare Rettung. Die Sonne ſchien ſo warm auf das herrliche blaue Meer herab. Das Leben iſt doch ſo ſchön, und bei dieſem Gefühl drangen Thränen aus meinen Augen. Alle drei beſchäftigten ſich nur mit mir, ja Signora Franceska ſelbſt ſprach von meinem ſchönen Talente, nannte mich einen Dichter, und als der Arzt erfuhr, daß ich es ſei, der in Neapel improviſirt hatte, erzählte er, wie glücklich ich alle ſeine Freunde gemacht, wie entzückt alle geweſen wären.

Der Wind war überaus günſtig, und ſtatt nach Salerno zu ſteuern, wie es anfangs beſtimmt war, und von dort zu Land nach Neapel zu gehen, ſegelten wir ſofort nach der Reſidenz.

Zu meiner Wohnung fand ich drei Briefe vor. Einer war von Federigo, der geſtern nach Iſchia gereiſt war und erſt in drei Tagen zurückkehrte; es betrübte mich; ich konnte ihm alſo nicht Lebewohl ſagen, denn unſere Abreiſe war auf den folgenden Mittag beſtimmt. Der zweite Brief — ſagte mir der Cameriere — war den Morgen nach meiner

Abreiſe eingetroffen; ich las: „Ein treues Herz, das es gut und ehrlich mit Ihnen meint, harret Ihrer vor Abend. — Ihre alte Freundin.“ Es war kein Name darunter, nur Straße und Hausnummer war am Rande bemerkt. Der dritte war von derſelben Hand und den vorigen Abend angelangt. Der Inhalt war: „Kommen Sie, Antonio! der Schrecken von dem letzten unglücklichen Augenblick, als wir uns das letzte Mal ſahen, iſt glücklich überſtanden. — Kommen Sie bald! Alles iſt Mißverſtändniß — Alles kann noch gut werden, verſchieben ſie nur keinen Augenblick unſer Wiederſehen.“ — Straße und Hausnummer waren wieder angezeigt.

Es war klar, daß dieſe Zeilen von Signora Santa waren, obgleich ſie ein fremdes Haus zu unſerer Zuſammenkunft gewählt hatte. Ich wollte ſie nicht ſehen, ſondern ſchrieb in der Eile einige höfliche Worte an ihren Gatten, in welchen ich ihm auf Veranlaſſung meiner Abreiſe von Neapel, weil die Eile, womit dieſe vor ſich ging, mir einen perſönlichen Beſuch nicht erlaubte, Lebewohl ſagte; ich dankte ihm und der Signora für die mir erzeigte Freundſchaft und bat, meiner nicht zu vergeſſen. — Ich legte ein kleines Billet an Federigo bei, und verſprach ihm einen umſtändlichen Brief aus Rom, weil ich mich jetzt nicht zum Schreiben aufgelegt fühlte.

Nirgends ging ich hin; ich wollte nicht mit Bernardo zuſammentreffen und keinen meiner neuen Freunde ſehen; nur den Arzt beſuchte ich, ich fuhr mit Fabiani zu ihm. Seine Wohnung war traulich und freundlich; ſeine unverheirathete ältere Schweſter führte den Hausſtand; ſie hatte in ihrem Weſen etwas Zutrauliches und Liebreiches, das mich anzog; ich mußte an die alte Domenica denken; jedoch war dieſe Schweſter gebildet, beſaß Talente und größere Vollkommenheiten.

Am folgenden Morgen, der mein letzter in Neapel war, hing mein Blick mit Wehmuth an dem Veſuv, den ich nun zum letzten Mal ſah, aber dicke Wolken umhüllten den Gipfel, es war, als wollte er mir nicht Lebewohl ſagen. Das Meer war windſtill, ich dachte an mein Traumbild: Lara in der ſtrahlenden Grotte; bald ſollte Alles, mein ganzer Aufent- in Neapel wie ein Traum ſein. Ich ergriff die Zeitung: **Diario di Napoli**, welche der Cameriere gebracht hatte; meinen angenommenen Namen erblickte ich darin: es war eine Kritik meines erſten Auftretens.

Begierig las ich ſie: meine reiche Phantaſie, meine ſchönen Verſe wurden beſonders hervorgehoben. Es hätte den Anſchein, meinte der Verfaſſer, daß ich von Pangetti's Schule ſei, nur wäre ich meinem Meiſter gar zu ſehr gefolgt. Ich kannte dieſen gar nicht; ich wußte nur zu gut, daß ich kein Vorbild hatte, die Natur und mein eignes Gefühl waren allein meine Führer geweſen; allein die meiſten Kritiker ſind ſelbſt ſo wenig originell, daß ſie glauben, man müſſe immer ein Vorbild gehabt haben. Das Publikum hatte mir einen größeren Beifall geſpendet, als dieſer Kritiker, obgleich er bemerkte: daß ich mit der Zeit ein Meiſter werden könne, daß ich ſchon jetzt ein ungemeines Talent beſitze, reich an Phantaſie, Gefühl und Begeiſterung. Ich hob das Blatt auf; es ſollte mir einmal zum Zeichen dienen, daß doch nicht Alles Traum geweſen, was ich hier erlebt. Ich hatte Neapel geſehen, mich dort bewegt, viel verloren und viel gewonnen — hatte Fulvia's glänzende Wahrſagung ſchon ihr Ende erreicht?

Wir verließen Neapel; die hohen Weingärten entzogen es unſeren Augen. In vier Tagen legten wir den Weg nach Rom zurück, denſelben, den ich zwei Monate vorher mit Federigo und Signora Santa gemacht hatte. Ich ſah **Mola di Gaeta** mit ſeinen Orangen-Gärten wieder; jetzt dufteten die mit Blüthen geſchmückten Bäume. Ich ging in dem Garten herum, wo Santa verſteckt geſeſſen und die Abenteuer meines Lebens gehört hatte; wie viele andere Begebenheiten hatten nicht in der kurzen Zeit ſich jenen angeſchloſſen! Wir fuhren durch das enge Itri, und ich dachte an Federigo. An der Grenze, wo die Päſſe durchgeſehen wurden, ſtanden noch die Ziegen in der großen Felſenhöhle, die er abgezeichnet hatte; das Hirtenknäbchen ſah ich nicht. Die Nacht brachten wir in Terracina zu.

Die Morgenluft war unbeſchreiblich klar; ich ſagte dem Meere, das mich in ſeine Arme gedrückt, in den ſchönſten Traum gewiegt und mir Lara, das Bild der Schönheit, gezeigt hatte, mein Lebewohl. Weit hinaus an dem fernen Horizont gewahrte ich noch den Veſuv mit ſeiner hellblauen Wolkenſäule; das Ganze ſchien ein auf das leuchtende Firmament hingehauchter Duft.

„Lebewohl! lebewohl! nach der römiſchen Heimath zu; dort harret mein Grab!“ ſeufzte ich, während der Wagen über die grünen Sümpfe nach Velletri hinrollte. Ich begrüßte die Gebirge, wo ich mit Fulvia gewandert, ſah Genzano wieder, fuhr über den Platz, wo meine Mutter geſtorben war, wo ich als Kind mein Alles auf die Welt verloren hatte. Nun erſchien ich als ein vornehmer Herr. Die Bettler auf der Straße nannten mich Eccellenza! War ich jetzt wohl glücklicher als damals? Wir fuhren durch Albano; die Campagna lag vor uns, des Ascanius Grab mit dem dichten Epheu am Wege, weiter hin die Grabmäler, die lange Waſſerleitung und Rom mit der Peters-Kuppel.

„Ein heiteres Geſicht, Antonio!“ ſagte Fabiani, als wir durch die **Porta San Giovanni** hineinrollten. Die Lateran-Kirche, der hohe Obelisk, das Coloſſeum und der Trajans-Platz, Alles ſagte mir, daß ich wieder zu Hauſe ſei. Wie ein nächtlicher Traum und doch wie ein Jahr meines Lebens ſchwebten die Begebenheiten der letzten Zeit vor meiner Seele. — Wie war hier Alles gegen Neapel ſtumm und todt! Der lange Corſo iſt keine Toledoſtraße. Ringsum erblickte ich bekannte Geſichter. Habbas Dahdah trippelte an uns vorüber und begrüßte uns, als er den Wagen erkannte. An der Ecke der **via condotti** ſaß Peppo, mit den hölzernen Klötzen an den Händen.

„Jetzt ſind wir zu Hauſe!“ ſagte Signora Francesca.

„Ja wohl, zu Hauſe!“ wiederholte ich, und tauſend Empfindungen bewegten ſich in meiner Bruſt. In wenigen Augenblicken ſollte ich der Eccellenza Beichte ablegen; mir graute vor ſeinem Anblick, und doch ſchien es mir, als flögen die Pferde nicht ſchnell genug.

Wir hielten vor dem Palaſte Borgheſe.

Zwei kleine Zimmer im oberſten Stock wurden mir angewieſen. Noch hatte ich die Eccellenza nicht geſehen. Wir wurden zu Tiſch gerufen. Ich verneigte mich tief vor ihm.

„Antonio wird wohl zwiſchen mir und Signora Francesca ſitzen müſſen,“ waren die erſten Worte, die ich aus ſeinem Munde hörte.

Das Geſpräch war leicht und natürlich. Jeden Augenblick war ich einer bittern Bemerkung gewärtig; allein kein Wort, nicht die geringſte Anſpielung auf meine Abweſenheit oder auf die unmuthige Stimmung gegen mich, die der Brief der Eccellenza ausſprach, wurde geäußert. Dieſe Milde rührte mich. Doppelt ſchätzte ich die Liebe, die mir entgegenkam, und dennoch ſtellten ſich Stunden ein, in welchen mein Stolz ſich gekränkt fühlte, nicht geſcholten worden zu ſein.

XXIII.

Die Erziehung. Die kleine Aebtiſſin.

Palazzo Borgheſe war jetzt meine Heimath; ich wurde mit mehr Freundlichkeit und Milde behandelt. Nur zuweilen kehrte der alte belehrende Ton wieder, die verletzende leichte Weiſe, mich zu nehmen, allein ich wußte, daß ſie es gut mit mir meinten.

In den heißen Monaten verließen ſie Rom; ich war dann in dem großen Palaſt allein. Gegen den Winter kehrten ſie zurück und die alten Verhältniſſe traten wieder ein. Man vergaß indeſſen, daß auch ich älter wurde, daß ich nicht mehr das Kind von der Campagna war, das jedes ausgeſprochene Wort als einen Glaubensartikel anſah, oder der Jeſuitenſchüler, der immer und immer erzogen werden mußte.

Wie ein mächtiger See, wo eine Woge die andere verſchlingt, liegt ein Zeitraum von ſechs Jahren vor mir; ich habe ihn, Gottlob! durchſchwommen. Du, der du mir in dem Abenteuer meines Lebens folgſt, fliege ſchnell nach. Den Eindruck des Ganzen will ich dir in wenigen Zügen vor die Augen führen. Es war der Kampf meiner geiſtigen Erziehung; der Geſell wurde als Lehrling behandelt, damit er als Meiſter auftreten konnte.

Ich galt für einen trefflichen; jungen Mann von Talent, aus dem etwas werden könne, und Alle nahmen ſich meiner Erziehung an. Meine Abhängigkeit geſtattete es Denen, mit welchen ich in Verhältniſſen ſtand, meine Gutmüthigkeit den Anderen. Lebhaft und tief fühlte ich das Bittre meiner Lage, und dennoch ertrug ich ſie. Das war ein Erziehen!

Die Eccellenza klagte über meinen Mangel an Gründlichkeit. Es half wenig, wie viel ich auch las; es war nur der ſüße Honig, der für meinen Kram paßte, den ich aus den Büchern zog. Die Freunde vom Hauſe und meine Gönner verglichen mich immer mit dem Ideal ihrer Vorſtellungen, wobei ich allemal übel wegkam. Der Mathematiker behauptete, daß ich zu viel Phantaſie und zu wenig Nachdenken beſäße, der Philolog, daß ich mich nicht genug mit dem Lateiniſchen befaßte; der Politiker fragte mich immer in unſerm geſellſchaftlichen Kreiſe nach politiſchen Neuigkeiten, obgleich ich in der Politik nicht bewandert war, und fragte nur, um meine Armuth zu kränken. Ein junger Nobile, der nur für ſeine Reitpferde lebte, jammerte über meine geringen Kenntniſſe im Punkt der Pferde, und ſtimmte mit den Anderen ein miserere darüber an, daß ich mich mehr für mich ſelbſt als für ſeine Pferde intereſſirte. Eine adelige Freundin vom Hauſe, die durch ihren Rang und eine ſeltene Selbſtgefälligkeit den Ruf erworben hatte, viel Klugheit und Urtheil zu beſitzen, allein durchaus nicht den Geiſt hatte, den ſie darzuſtellen wußte, erbot ſich, meine Gedichte hinſichtlich der Schönheit und der Form durchzuſehen, ſie mußten ihr aber auf gebrochenen Bogen zugeſtellt werden. Habbas Dahdah ſah mich als ein Talent an, das einmal viel verſprochen hatte, aber längſt erſtorben war. Der erſte Tänzer der Stadt ſah höhniſch auf mich nieder, weil ich nicht Aufſehen in einem Ballſaal erregen konnte; der Grammatiker, weil ich ein Punktum hinſtellte, wo er ſich des Semicolons bediente; und Signora Francesca meinte, daß *ich dadurch verdorben würde, weil man ſo viel Aufhebens von mir machte*, weshalb ſie ſtreng und erziehend ſein müſſe. Jeder goß einen Tropfen Gift in mein Herz; ich fühlte, daß es abgehärtet werden müſſe, wenn es nicht verbluten ſollte.

Das Schöne und Edle in jeder Sache riß mich hin. In ruhigen Augenblicken gedachte ich oft prüfend aller meiner Erzieher, und es kam mir dann vor, als ſtänden ſie in der ganzen Natur und dem Weltleben, für welche meine Gedanken und meine Seele einzig lebten, als geſchäftige Handwerker da. Die Welt ſelbſt kam mir wie eine junge Schönheit vor, deren Geiſt, Geſtalt und Anzug meine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch genommen hatten. Aber der Schuſter ſagte: Betrachte doch ihre Schuhe, ſie ſind ganz vorzüglich — ſie ſind die Hauptſache! Die Schneiderin rief: Nein! das Kleid! ſieh nur, welcher Schnitt! der ſollte Dich ganz allein beſchäftigen; ſieh nur auf die Farben, auf den Beſatz: ſtudire ſie recht genau! Nein! rief der Friſeur; dies Haargeflecht mußt Du zergliedern, alle Aufmerkſamkeit nur darauf verwenden! Die Sprache ſteht doch höher, äußerte der Grammatiker. Nein, der Anſtand, meinte der Tanzmeiſter. — Gütiger Gott! ſeufzte ich. Mich ergreift das Ganze; ich ſehe wohl die Schönheit der einzelnen Theile; allein um Euch einen Gefallen zu thun, kann ich doch weder Schneider noch Schuhmacher werden; mein Beruf iſt, die Schönheit des Ganzen aufzufaſſen. Ihr guten Männer und Frauen, zürnt mir darum nicht und verdammt mich nicht. Es iſt ihm zu niedrig, ſeinem poetiſchen Geiſte nicht hoch genug! ſpöttelten ſie Alle.

Kein Thier iſt doch ſo grauſam wie der Menſch! Wäre ich reich und unabhängig geweſen, ſo hätten die Anſichten bald gewechſelt. Alle waren klüger, gründlicher, vernünftiger als ich. Ich lernte verbindlich lächeln, wo ich hätte weinen mögen, mich vor dem verbeugen, den ich geringſchätzte, das leere Geſchwätz der Thoren aufmerkſam anhören. Verſtellung, Bitterkeit, Ueberdruß des Lebens waren die Früchte der Erziehung, welche die Umſtände und die Leute mir aufdrangen. Immer ward auf meine Fehler hingedeutet. Sollte ich denn gar keine gute Eigenſchaften beſitzen? Selbſt mußte ich ſie herausfinden und mich bemühen, ſie geltend zu machen. Man richtete meine Gedanken auf mein eignes Ich und machte mir hernach den Vorwurf, mit mir ſelber beſchäftigt zu ſein.

Der Politiker nannte mich einen Egoiſten, weil ich mich nicht ausſchließlich mit ſeinem Kram beſchäftigte. Ein junger Dilettant in der Aeſthetik, ein Verwandter der Borgheſe's, belehrte mich, wie ich denken, dichten und urtheilen müſſe, und zwar immer auf eine Weiſe, bei welcher jeder Fremde gewahr ward, daß es der Edelmann ſei, der den Hirtenknaben, den Armen belehrte, der doppelt dankbar ſein mußte, weil jener ſich zu ihm herabließ. Der Pferdeliebhaber, der durchaus nur für Pferde Sinn hatte, nannte mich den eitelſten Menſchen, weil ich mich auch noch für etwas Anderes, als für ſeine Pferde intereſſirte. Waren ſie nicht alle zuſammen Egoiſten? oder hatten ſie Recht? Vielleicht! Ich war ein armes Kind, für das man ſo viel gethan hatte. Beſaß auch mein Name keinen ererbten Adel, ſo war doch mein Geiſt um ſo ſtolzer, und unendlich tief empfand dieſer die kleinſte Demüthigung. Ich, der ich mich mit ganzer Seele an die Menſchen feſtgeklammert hätte, wurde nun wie Loths Weib in eine bittre Salzſäule verwandelt; es entſtand Trotz in meiner Seele. Es gab Augenblicke, in welchen mein geiſtiges Bewußtſein ſich erhob und in ſeinen Feſſeln zum Hochmuthsteufel ward, der auf die Thorheiten ſeiner klugen Lehrer herabſah und mir eitel ins Ohr raunte: Dein Name wird leben und genannt werden, wenn alle dieſe vergeſſen ſind, oder höchſtens werden ſie deinetwegen, als deine Umgebung, als Bodenſatz und bittre Tropfen, die in den Becher deines Lebens fielen, erwähnt werden. Dann dachte ich an Taſſo, an die eitle Leonora, den ſtolzen Hof von Ferrara, deſſen Ruhm nur allein an Taſſo's Namen hängt, deſſen Schloß in Trümmer zerfallen iſt, während das Gefängniß des Dichters als ein Wallfahrtsort daſteht. Ich fühlte ſelbſt, wie eitel mein Herz ſchlug, aber bei der Weiſe, auf welche ich erzogen wurde, mußte es ſo werden oder verbluten. Milde und Ermunterung würden meine Gedanken rein, meine Seele voll Liebe bewahrt haben; jedes freundliche Lächeln oder Wort war ein Sonnenſtrahl, der eine der eiſigen Wurzeln der Eitelkeit ſchmolz, aber es fielen mehr Gifttropfen als Sonnenſtrahlen darauf.

Ich war nicht mehr ſo gut, wie ich früher geweſen; dennoch hieß ich: ein trefflicher, ein ausgezeichneter Menſch. Ich ſtudirte Bücher, die Natur, die Welt und mich ſelbſt; und doch hieß es: er will nichts lernen. Dieſe Erziehung dauerte ſechs bis ſieben Jahre fort, allein am Schluſſe des ſechsten Jahres erhielten die Wellen meiner Lebensſee eine neue Bewegung. Aus den ſechs langen Jahren wären gewiß mehr hervortretende Ereigniſſe, als aus den früher erwähnten, mitzutheilen; allein alle ſchmelzen in einen Gifttropfen zuſammen, den jedes Talent, das ſich nicht des Geldes und eines angeſehenen Geſchlechts erfreut, ſo gut wie das Athemholen kennt.

Ich war Abbate und hatte in Rom als Improviſator einen gewiſſen Namen, denn in der Accademia Tiberina hatte ich improviſirt und Gedichte vorgeleſen, die mit ſtürmiſchem Beifall aufgenommen worden waren; allein Signora Francesca hatte auch hier Recht; Alles, was dort geleſen wurde, erhielt Beifall. Habbas Dahdah ſtand als einer der Erſten der Akademie da, das will ſagen: er war derjenige, der am meiſten ſprach und ſchrieb. Alle ſeine Collegen behaupteten, daß er gar zu einſeitig, mürriſch und ungerecht ſei; dennoch duldeten ſie ihn unter ſich, und er ſchrieb und ſchrieb immer fort. Er hatte meine Aquarell-Stücke, wie er ſie nannte, durchgeleſen, allein die Spur von Talent, die er einſt, als ich in der Schule mich ſeiner Meinung beugte, bei mir gefunden hatte, war in der Geburt erſtickt. Meine Freunde ſollten es ſich angelegen ſein laſſen, zu verhindern, daß meine Gedichte, die nur poetiſche Mißgeburten wären, ans Licht kämen. Das Unglück ſei, daß ausgezeichnete Genie's ſchon in der Jugend geſchrieben hätten, und ſo wollte ich es nun auch machen!

Nie hörte ich von Annunziaten. Sie ſtand vor mir wie eine Verſtorbene, die im Augenblicke des Sterbens ihre kalte Hand zermalmend auf mein Herz gelegt hatte, damit dies empfänglicher für jede ſchmerzliche Berührung werde. Mein Aufenthalt in Neapel, alle Erinnerungen aus jener Zeit waren mir wie ein verſteinerndes Meduſenhaupt der Schönheit. Wenn der heiße Sirocco wehete, dachte ich an die gelinden Lüfte in Päſtum, an Lara und die ſtrahlende Grotte, in welcher ich ſie zum zweiten Mal geſehen. Wenn ich, wie ein Schulknabe, vor meinen männlichen und weiblichen Erziehern daſtand, kam mir der Beifall in der Räuberhöhle, wie in dem großen San Carlo ins Gedächtniß. Wenn ich unbeachtet in einer Ecke ſtand, gedachte ich der guten Santa, die ihre Arme nach mir ausſtreckend rief: „Tödte mich, aber verlaſſe mich nicht!“ Es waren ſechs lange, lehrreiche Jahre, ich hatte nun mein ſechs und zwanzigſtes erreicht.

Flaminia, die kleine Aebtiſſin, wie ſie einſt genannt wurde, Fabiani's und der Signora Francesca Tochter, die ſchon in der Wiege von dem heiligen Vater zur Himmelsbraut geweiht worden war, hatte ich nicht geſehen, ſeitdem ich ſie auf meinen Armen hatte tanzen laſſen und ihr heitere Bilder gezeichnet hatte. Sie wurde in Rom in dem Nonnenkloſter bei **quattro Fontane** erzogen, aus dem ſie nie herauskam. Fabiani hatte ſie in ſechs langen Jahren nicht erblickt, nur Francesca durfte als Mutter und Frau ſie beſuchen. Sie war ſchön, ſo erzählte man, körperlich entwickelt, und die frommen Schweſtern hatten ihren Geiſt zu ähnlicher Reife gebracht. Nach alter Sitte ſollte nun die kleine Aebtiſſin auf einige Monate zurück, an aller Luſt und Freude der Welt Antheil nehmen, und dann ihnen und ihr ein ewiges Lebewohl ſagen. Sie durfte dann ſogar, ſo hieß es, zwiſchen der lärmenden Welt und dem ſtillen Kloſterleben wählen, allein ſchon von dem frühen Kinderſpiele mit als Nonnen gekleideten Puppen bis zur Erziehung im Kloſter war ja Alles geſchehn, um ihre Seele und ihre Gedanken an daſſelbe zu feſſeln.

Oft, wenn ich an quattro Fontane, wo das Kloſter ſteht, vorüber kam, dachte ich an das freundliche Kind, mit dem ich ſo oft herumgetanzt hatte, und ſah im Geiſte, wie verändert ſie worden war, wie ſtill ſie innerhalb der engen Mauern lebte. Ein einziges Mal war auch ich in der Kloſterkirche geweſen und hatte den Geſang der Nonnen hinter dem Gitter gehört. Ob die kleine Aebtiſſin unter ihnen ſitzt? dachte ich, wagte aber nicht zu fragen, ob die Koſtgängerinnen auch Antheil an dem Geſange und der Kirchenmuſik nähmen. Eine Stimme erklang ſo hoch und wehmüthig vor allen andern; ſie hatte viel Aehnlichkeit mit der Annunziata's; mir war, als hörte ich ſie wieder, und alle Erinnerungen aus jener Zeit wurden in meiner Seele wieder wach.

„Am nächſten Montag wird unſre kleine Aebtiſſin ankommen!“ ſagte die Eccellenza. Ich ſehnte mich unausſprechlich, ſie zu ſehen. Sie kam mir vor, wie ein gefangener Vogel, wie ich ſelbſt, den ſie aus den Käfig ließen, damit er, mit dem Faden um das Bein, die Freiheit in Gottes Natur genießen könne.

An der Mittagstafel ſah ich ſie zum erſten Mal wieder. Sie war, wie ich ſchon gehört hatte, ziemlich entwickelt, aber etwas blaß; beim erſten Anblick konnte Niemand ſagen, daß ſie ſchön ſei, aber es lag ſo etwas herzlich Gutes in ihrem Geſichte; eine eigenthümliche Milde war darüber verbreitet.

Zu Tiſche waren nur einige ſehr nahe Verwandte. Niemand ſagte ihr, wer ich ſei; ſie ſchien mich nicht zu kennen; aber mit einer Freundlichkeit, die ich nicht gewohnt war, erwiederte ſie die einzelnen Worte, die ich ſprach. Ich fühlte, daß ſie keinen Unterſchied unter uns machte, und miſchte mich in das Geſpräch; ſie kennt mich gewiß nicht, dachte ich.

Alle waren heiter und erzählten Anekdoten und komiſche Züge aus dem täglichen Leben, bei denen die kleine Aebtiſſin lachte. Das machte mir Muth, und ich brachte einige Wortſpiele vor, die zu jener Zeit in mehreren Cirkeln der Stadt Beifall gefunden hatten; allein nur die kleine Aebtiſſin lachte; die Uebrigen brachen ihr Lächeln kurz ab und meinten, daß es ſchlechter Witz, nicht des Erzählens werth ſei; ich verſicherte, daß beinahe überall in Rom darüber gelacht würde.

„Es iſt ja nur Wortgeklingel,“ ſagte Signora Francesca. „Wie kann man an ſolchen Oberflächlichkeiten Vergnügen finden! Was doch alles ein Menſchengehirn beſchäftigen kann!“

Es beſchäftigte mich in der That nur ſehr wenig; allein ich wollte auch das Meinige zur Heiterkeit beitragen, und was ich vortrug, kam mir recht ergötzlich vor und wurde auch im Allgemeinen dafür angeſehen. Ich fühlte mich verſtimmt und ſchwieg.

Am Abend waren viele Fremde da; ich hielt mich beſcheiden zurück. Der große Kreis hatte ſich um den trefflichen Perini verſammelt. Er war von meinem Alter, aber ein Edelmann, heiter, ſehr unterhaltend, und beſaß alle möglichen geſellſchaftlichen Talente; man wußte, daß er witzig und beluſtigend war, und fand nun auch Alles, was er ſagte, ſo. Ich ſtand etwas zurück und hörte, wie ſie Alle, beſonders Eccellenza, lachten. Nun trat ich näher; was Perini zum Beſten gab, waren eben dieſelben Wortſpiele, welche ich heute ſo unglücklich geweſen war, zum erſten Mal über die Lippen kommen zu laſſen. Er nahm weder etwas hinweg, noch fügte er etwas Neues hinzu, ſondern erzählte ſie alle mit denſelben Worten und Geberden, wie ich, und Alle lachten darüber.

„Das iſt höchſt komiſch!“ rief Eccellenza, und klatſchte in die Hände. „Höchſt komiſch! nicht wahr?“ ſagte er zu der kleinen Aebtiſſin, die lachend neben ihm ſtand.

„Ja, ſo kam es mir auch dieſen Mittag vor, als Antonio es uns vortrug,“ rief ſie.

Es war gar nichts Bitteres in dieſen Worten, ſie wurden mit ihrer gewöhnlichen Milde ausgeſprochen. Ich hätte ihr zu Füßen ſinken mögen.

„O, es iſt köſtlich!“ ſagte Francesca in Bezug auf die Wortſpiele.

Mein Herz klopfte heftig; ich trat an das Fenſter, hinter die langen Vorhänge, um freie Luft zu ſchöpfen.

Ich führe nur dieſen kleinen Zug an. Jeder folgende Tag brachte ähnliche hervor; aber die kleine Aebtiſſin war ein liebliches Kind, das mir ſanft und liebevoll ins Auge ſah, als wollte ſie mich um Verzeihung bitten für die Sünden der Anderen. Ich war auch zu ſchwach; Eitelkeit hatte ich zwar, aber keinen Stolz. Es lag gewiß an meiner armen Geburt, an meiner erſten Erziehung, an der Abhängigkeit und dem unglücklichen Dankbarkeits-Verhältniß, in dem ich immer geſtanden hatte. Immer dachte ich daran, wie viel ich meiner Umgebung ſchuldig ſei, und dadurch ward meine Zunge gebunden, wie die Entſchlüſſe meines Stolzes. Hier blieb die reine Abſicht doch immer Schwäche.

So wie die Sachen ſtanden, konnte mir eine unabhängige Lage nie zu Theil werden. Mein Pflichtgefühl, meine Gewiſſenhaftigkeit erkannten ſie Alle; dennoch ſagten ſie: ein Genie wäre ernſter Geſchäfte nicht fähig; die, welche am höflichſten waren, verſicherten, daß ich zu viel Geiſt dazu habe. — Meinten ſie es ſo, wie ſie ſagten, wie falſch beurtheilten ſie dann einen Mann von Geiſt! Ich hätte verhungern können, wäre die Eccellenza nicht geweſen; wie viel Dankbarkeit war ich ihm nicht ſchuldig?

In dieſer Zeit vollendete ich ein großes Gedicht: David; meine ganze Seele war ihm eingehaucht. Während der letzten Jahre hatte, trotz des ewigen Erziehens, durch die Erinnerung an meine Flucht nach Neapel, die Ereigniſſe dort und das Zerwürfniß meiner erſten leidenſchaftlichen Liebe, mein ganzes Weſen eine entſchiedenere poetiſche Richtung genommen. Es gab Augenblicke, in welchen das ganze Leben wie ein wahres poetiſches Gedicht, worin ich ſelbſt eine Rolle durchführte, vor mir ſtand; nichts kam mir unbedeutend und alltäglich vor, ſelbſt mein Schmerz und die Ungerechtigkeit gegen mich ward zur Poeſie. Es war ein Bedürfniß meines Herzens, ſich zu ergießen, und in David fand ich einen Stoff, der meiner Stimmung entſprach. Ich fühlte lebhaft das Treffliche in dem, was ich hier geſchrieben hatte, und meine ganze Seele war Dankbarkeit und Liebe; denn Wahrheit iſt es: nie habe ich eine Strophe, die mir gelungen vorkam, geſungen oder gedichtet, ohne mich mit kindlichem Dank dem Ewigen zuzuwenden, tief fühlend, daß es eine Gabe ſeiner Gnade ſei, die er in meine Seele hineinſtrömen ließ! Ich war glücklich in meinem Gedichte, und hörte mit frommer Geſinnung Alles an, was ich für Unbill gegen mich hielt, indem ich dachte: wenn ſie dies einſt hören, werden ſie empfinden, wie ſehr ſie mir Unrecht thun, und mit doppelter Liebe mir entgegenkommen. Mein Gedicht war vollendet, kein irdiſches Auge, das meine ausgenommen, hatte es noch geſehen. Wie ein vaticaniſcher Apoll, ein unbeflecktes Bild der Schönheit, nur von Gott und mir gekannt, ſtand es vor mir; ich freute mich auf den Tag, wo ich es in der Accademia tiberina vorleſen durfte. Niemand im Hauſe ſollte bis dahin etwas davon erfahren; allein eines Tages, nicht lange nach der Ankunft der kleinen Aebtiſſin, waren Fabiani und Signora Francesca recht mild und freundlich gegen mich, und dann konnte ich unmöglich Geheimniſſe vor ihnen haben; ich erzählte von meinem Gedichte, und ſie meinten, es ſei doch angemeſſener, daß ſie es zuerſt hörten.

Ich war bereit dazu, jedoch nicht ohne eine Art von Herzklopfen; ich fühlte eine ſonderbare Angſt. Des Abends, als ich leſen ſollte, ſtattete eben Habbas Dahdah einen Beſuch ab. Signora Francesca bat ihn, zu bleiben und mich mit dem Anhören meines Gedichts zu beehren; nichts konnte mir mehr zuwider ſein. Ich kannte ſeine Bitterkeit, ſein mürriſches Weſen und böſes Blut; die Uebrigen waren ja auch nicht beſonders für mich eingenommen, jedoch verlieh mir die Zuverſicht von der Vorzüglichkeit meines Werks eine Art von Muth. Die kleine Aebtiſſin ſah ſo glückſelig aus, ſie freuete ſich darauf, meinen David zu hören. Als ich in San Carlo auftrat, klopfte mein Herz nicht ſtärker, als jetzt, da ich vor dieſer kleinen Geſellſchaft ſaß. Dies Gedicht ſollte ihr Urtheil über mich, ihre Art mich zu behandeln ganz verändern. Es war eine Art geiſtiger Operation, die ich bei ihnen gern bewirken wollte, und deshalb bebte ich. Ein natürliches Gefühl hatte mich veranlaßt, nur das zu ſchildern, was ich aus eigener Erfahrung kannte. Davids Hirtenleben, womit ich das Gedicht begann, war aus den Erinnerungen meiner Kinderjahre in Domenica's Hütte geſchöpft.

„Aber das biſt Du ja ſelbſt," rief Franceſca, „Du ſelbſt draußen in der Campagna." —

„Ja, das konnte man voraus wiſſen!" ſagte Eccellenza; „daß er ſelbſt dabei ſein muß! Es iſt wirklich ein eignes Talent, das der junge Mann hat. In allen Dichtungen weiß er ſich ſelbſt anzubringen."

„Die Verſe müſſen etwas mehr gefeilt werden," ſagte Habbas Dahdah. „Ich rathe immer zu der Horaziſchen Regel: Laßt nur liegen, liegen, und zur Reife kommen."

Es war mir, als hätte man ſchon ein Glied meiner ſchönen Bildſäule zerſchmettert. Ich las noch einige Stanzen; allein kalte, flüchtige Bemerkungen unterbrachen mich. Wo mein Herz ſein eignes Gefühl natürlich ausſprach, hatte ich von einem andern Dichter genommen; wo meine Seele begeiſtert ſich erhob, wo ich Entzücken und Aufmerkſamkeit erwartet hatte — begegneten mir Gleichgültigkeit und kalte alltägliche Bemerkungen. Ich brach bei dem Schluſſe des zweiten Geſanges ab, es war mir unmöglich weiter zu leſen. Mein Gedicht, das ſo ſchön und geiſtig vor mir geſtanden hatte, lag nun wie eine entſtellte Puppe da, eine Befana*) mit gläſernen Augen und verdrehten Zügen; es war, als hätte ein giftiger Athem mein Schönheitsbild berührt.

„Der David ſchlägt die Philiſter nicht todt!“ ſagte Habbas Dahdah. Uebrigens wurde bemerkt, daß recht hübſche Sachen darin wären. Das Kindliche, das Gefühlvolle wüßte ich recht nett auszuſprechen. Ich ſtand ſchweigend da, mich verbeugend, wie der Verbrecher nach einem gnädigen Urtheil. „Die Horaziſche Regel!“ flüſterte mir Habbas Dahdah zu, faßte recht freundſchaftlich meine Hand und nannte mich einen Dichter; aber einige Augenblicke darauf, als ich mich verlegen in einen Winkel drückte, hörte ich ihn zu Fabiani ſagen, daß meine Arbeit verzweifelt zuſammengeſtoppeltes Zeug ſei.

Ich und ſie wurden verkannt; meine Seele konnte es nicht ertragen; ich ging in den großen Saal nebenan, wo ein Feuer im Kamin brannte. Krampfhaft zerknitterte ich das Gedicht in meinen Händen. Meine ganze Hoffnung, alle meine Träume waren in einem Augenblick zertrümmert worden. Ich fühlte mich ſo unendlich klein, ein mißlungener Abdruck von dem, nach deſſen Bilde ich geſchaffen war.

---

*) Eine mißgeſtaltete Puppe, welche die Kinder in Italien am Vorabend des Dreikönigstages herumtragen oder ans Fenſter ſtellen.

Was ich geliebt, an meine Lippen gedrückt, worin ich meine ganze Seele, meine lebendigſten Gedanken niedergelegt hatte, warf ich von mir, in den Kamin hinein; mein Gedicht loderte auf in den rothen Flammen.

„Antonio!“ rief erſchrocken die kleine Aebtiſſin neben mir und griff in das Feuer nach den brennenden Blättern; ihr Fuß glitt bei der raſchen Bewegung aus, ſie fiel. Es war ein furchtbarer Anblick; ſie ſchrie laut auf, ich ſprang hinzu und hob ſie auf; das Gedicht war ſchon in Flammen aufgegangen; die Andern eilten erſchrocken herbei.

„Jeſus Maria!“ rief Signora Franceſca. Die kleine Aebtiſſin lag todtenblaß in meinen Armen; ſie erhob den Kopf, lächelte und ſagte zu der Mutter: „Mein Fuß glitt aus, ich habe mir wohl die Hand ein wenig verbrannt; wäre Antonio nicht geweſen, hätte es viel ſchlimmer werden können.“

Ich ſtand wie ein Sünder da, ohne ein Wort hervorſtammeln zu können; ſie hatte ſich die linke Hand ſtark verbrannt; das ganze Haus gerieth in Bewegung. Niemand erfuhr, daß ich mein Gedicht ins Feuer geworfen hatte; ich erwartete, daß man ſpäter darnach fragen würde, da ich es aber nicht erwähnte, wurde ſeiner auch von Niemand gedacht. Von gar Niemand? doch — von Flaminia, der kleinen Aebtiſſin; in ihr ſah ich den guten Engel des Hauſes, durch ihre Milde, ihre ſchweſterliche Geſinnung kehrte einige Mal mein ganzes kindliches Zutrauen zurück; ich war wie an ſie gefeſſelt. Mehr als vierzehn Tage war ihre Hand leidend. Die Wunde brannte, allein es brannte auch in meinem Herzen.

„Flaminia, ich bin an dem Ganzen Schuld!“ ſagte ich eines Tages, als ich bei ihr ſaß. „Meinetwegen leiden Sie dieſe Schmerzen!“

„Antonio!“ entgegnete ſie. „Schweige um Gotteswillen davon! Laß Niemand ein ſolches Wort hören; Du thuſt Dir ja ſelbſt Unrecht; mein Fuß glitt aus. Es hätte weit unglücklicher ablaufen können, wäreſt Du nicht dabei geweſen; ich bin Dir ja Dank ſchuldig, und das fühlen die Eltern auch. Sie halten viel auf Dich, Antonio, weit mehr als Du denkſt.“

„Ihnen bin ich Alles ſchuldig!“ erwiederte ich. „Alle Tage werden neue Wohlthaten hinzugefügt.“

„Rede nicht davon, Antonio! Sie haben ihre eigne Weiſe, mit Dir zu verfahren; allein ſie glauben nun einmal, daß ſie die richtige ſei. Du weißt nicht, wie viel Gutes die Mutter mir von Dir erzählt hat. Wir haben ja alle Fehler, Antonio! Du ſelbſt,“ ſie ſteckte, — „ja! wie konnteſt Du ſo böſe ſein, das hübſche Gedicht zu verbrennen?“

„Es war nichts Beſſeres werth!“ fiel ich ein. „Ich hätte es ſchon längſt ins Feuer werfen ſollen.“

Flaminia ſchüttelte den Kopf. „Es iſt eine ſchlimme böſe Welt,“ bemerkte ſie. „Ach! es iſt viel beſſer bei den Schweſtern in dem ſtillen, ruhigen Kloſter.“

„Ja!“ rief ich, „unſchuldig und gut, wie Sie, bin ich nicht, mein Herz gedenkt länger der bitteren Tropfen, als des Labetrunks der Wohlthaten, welche man mir reicht.“

„In meinem lieben Kloſter war es doch viel beſſer als hier, wo Ihr mich alle doch auch liebt!“ wiederholte ſie öfters, wenn wir allein mit einander ſprachen. Meine ganze Seele neigte ſich zu ihr, denn ich fühlte, daß ſie der gute Engel meines beſſeren Gefühls, meiner Unſchuld ſei. Es dünkte mich auch, als ſpürte ich ein größeres Zartgefühl, eine größere Sanftmuth in Worten und Blicken gegen mich bei den Andern, und glaubte, daß es Flaminia ſei, die es bewirkte.

Gern ſprach ſie mit mir von dem, was mich am meiſten beſchäftigte: von der Poeſie, von der herrlichen, göttlichen Poeſie; ich erzählte ihr dann von den großen Meiſtern. Oft wurde meine Seele begeiſtert, meine Lippen beredt; ſie ſaß dann mit gefalteten Händen, wie ein Engel der Unſchuld da und ſah mir ins Auge.

„Wie glücklich biſt Du doch, Antonio!“ ſagte ſie dann, — „glücklich vor Tauſenden; und dennoch ſcheint es mir, daß es ängſtlich ſei, in dem Grade, wie Du, wie jeder Dichter es muß, der Welt anzugehören. Wie viel Gutes kann Dein Wort nicht ſtiften! — Aber auch wie viel Böſes!“ Sie äußerte ihre Verwunderung darüber, daß die Dichter ſo oft den irdiſchen Kampf und Verkehr beſängen, es ſchien ihr, das Lied des Sängers, der ja ein Prophet Gottes ſei, müſſe nur von dem Unſichtbaren und der ewigen Freude des Himmels ertönen.

„Allein der Dichter beſingt Gott in ſeinen Geſchöpfen,“

erwiederte ich. „Er verherrlicht ihn in dem, was er zu ſeiner Verherrlichung hervorgebracht hat.“

„Ich verſtehe dies nicht,“ ſagte Flaminia; „ich fühle zwar klar, was ich ſagen will, allein ich habe keine Worte dafür. Den ewigen Gott, das Göttliche in ſeiner Welt und in unſerm eigenen Herzen ſollte der Dichter ausſprechen, dahin ſollte er uns führen und nicht in die wilde Welt hinaus.“

Und nun fragte ſie mich, wie es denn einem Dichter ſei, wie man ſich fühle, wenn man improviſire, und ich erklärte ihr, ſo gut als es mir möglich war, dieſen Zuſtand.

„Den Gedanken, die Idee,“ äußerte ſie, „ja Beides verſtehe ich wohl. Sie werden in der Seele geboren, kommen von Gott, das wiſſen wir Alle, allein die ſchönen Verſe, die Weiſe, wie man dieſes Bewußtſein ausſpricht, das verſtehe ich nicht.“

„Haben Sie nicht oft im Kloſter,“ fragte ich, „irgend einen ſchönen Pſalm oder eine heilige Legende in Verſen gelernt? Iſt nicht oft, wenn Sie am allerwenigſten daran dachten, durch irgend einen äußeren Zuſtand eine Idee bei Ihnen entſtanden, wodurch die Erinnerung an dieſes oder jenes Gedicht erregt worden iſt? Sie haben es dann niederſchreiben können; der Vers, der Reim ſelbſt hat Sie darauf gebracht, ſich an das Folgende zu erinnern, indem der Gedanke, der Inhalt Ihnen klar vorſchwebte. So geht es auch dem Improviſator, dem Dichter, mir wenigſtens. Oft ſcheint es mir, daß es Erinnerungen, Wiegen-

Lieder aus einer andern Welt ſind, die in meiner Seele erwachen und die ich wiedergeben muß.“

„Wie oft habe ich etwas Aehnliches gefühlt!“ ſagte Flaminia; „aber nie bin ich im Stande geweſen es auszuſprechen, dieſe wunderbare Sehnſucht, die mich ergriff, ohne daß ich wußte wonach. Mir ſcheint daher oft, daß ich gar nicht in dieſer wilden Welt zu Hauſe ſei. Das Ganze ſcheint mir ein großer, wunderlicher Traum; daher ſehne ich mich auch immer nach meinem Kloſter, nach meiner kleinen Zelle. Ich weiß nicht, wie es zugeht, Antonio, aber dort ſah ich oft im Traum meinen Bräutigam, Jeſus, und die heilige Jungfrau; jetzt beſuchen ſie mich ſeltner; ich träume von ſo viel weltlicher Pracht und Freude, von ſo vielem Böſen. Ich bin gewiß nicht ſo gut wie früher, als ich bei den Schweſtern war! Warum ſoll ich auch jetzt ſo lange von ihnen getrennt ſein? Höre, Antonio! Dir will ich es beichten: ich bin nicht mehr unſchuldig; ich putze mich gern, und es macht mir Vergnügen, wenn die Leute ſagen, daß ich ſchön ſei. Im Kloſter ſagen ſie, daß nur die Kinder der Sünde an dergleichen denken.“

„O wäre mein Gedanke unſchuldig, wie der Ihrige!“ rief ich, mich hinabbeugend, ihre Hand zu küſſen. Sie erzählte mir, daß ſie ſich recht gut erinnern könnte, wie ich mit ihr geſpielt, als ſie noch klein war, und ihr Bilder gezeichnet hätte.

„Die Sie wieder in Stücken riſſen, wenn Sie ſie betrachtet hatten,“ entgegnete ich.

„Es war häßlich von mir; — zürneſt Du mir denn nicht?“

„Die Menſchen haben die beſten Bilder meines Herzens zerriſſen, und ich zürne ihnen doch nicht,“ gab ich zur Antwort, und ſie ſtreichelte mir liebevoll die Wange. Immer theurer ward Flaminia meinem Herzen, es ward ja von der ganzen Welt zurückgeſtoßen, ſie allein war liebevoll und theilnehmend.

In den zwei wärmſten Sommermonaten zogen ſie alle nach Tivoli hinaus, ich folgte ihnen; das hatte ich gewiß Flaminia zu danken. Die herrliche Natur, die reichen Olivenwälder und brauſenden Waſſerfälle ergriffen meine Seele, ſo wie das Meer mich entzückt hatte, als ich es das erſte Mal bei Terracina erblickte. Ich fühlte mich neu belebt, Rom, der wüſten Campagna, der drückenden Hitze entronnen zu ſein. Die friſche Luft und die Gebirge mit ihren dunkeln Olivenwäldern brachten Lebensbilder von Neapel aufs Neue in meine Seele zurück.

Gern und oft ritt Flaminia mit ihren Mädchen auf Eſeln um das Gebirgsthal von Tivoli herum; ich durfte ſie begleiten. Flaminia beſaß viel Sinn für das maleriſch Schöne der Natur; ich mußte verſuchen, Bilder von der reichen Umgebung zu entwerfen: von der unendlichen Campagna, wo die Peters-Kuppel am Horizonte ſich erhob, von den üppigen Gebirgsabhängen mit den dichten Olivenwäldern und den Weingärten, von Tivoli ſelbſt, das hoch auf dem Felſen liegt, unter welchem Waſſerfall neben Waſſerfall ſchäumend in den Abgrund hinab ſtürzt.

„Es iſt,“ ſagte Flaminia, „als ſtände die ganze Stadt auf loſen Felſenſtücken, welche das Waſſer bald mit ſich fortreißen will. Oben in den Straßen läßt man ſich nichts davon träumen und geht leichten Fußes über das offene Grab hin.“

„Das thun wir ja immer,“ erwiederte ich. „Es iſt weiſe und glücklich, daß es unſeren Augen verborgen iſt. Die brauſenden Waſſerſtröme, die wir hier hinabſtürzen ſehen, ſind beunruhigend, aber wie viel furchtbarer muß es unter Neapel ausſehen, wo das Feuer ſprudelt, wie das Waſſer hier!“

Ich erzählte ihr dann vom Veſuv, von meiner Wanderung da hinauf, erzählte von Herculanum und Pompeji, und ſie horchte auf jedes Wort meiner Lippen. Zu Hauſe mußte ich ihr von der Schönheit jenſeits der Sümpfe noch mehr erzählen.

Das Meer konnte ſie ſich nicht ganz deutlich vorſtellen, denn nur hoch von den Gebirgen hatte ſie es wie ein ſilbernes Band am Horizonte erblickt. Ich ſagte ihr, daß es ſei, als läge Gottes Himmel auf der Erde ausgeſpannt, und ſie faltete die Hände und meinte: „Gott hat doch die Welt unendlich ſchön gemacht!“

Gern hätte ich hinzugeſetzt: „Darum ſoll man ſich auch nicht von der Herrlichkeit ſeiner Werke abwenden und in dem düſtern Kloſter einmauern!“ aber ich wagte es nicht.

Eines Tages ſtanden wir an dem alten Sibyllen-Tempel und ſahen auf die zwei großen Waſſerfälle hinab, die wie Wolken in den Abgrund zerſtoben; eine Säule von

Waſſerſtaub ſtieg zwiſchen den grünen Bäumen hoch hinan in die blaue Luft. Die Sonnenſtrahlen fielen auf die Säule und bildeten einen Regenbogen. Innerhalb der Felſenhöhle, über der kleineren Caſcade, hatte ein Schwarm Tauben geniſtet; ſie flogen in großen Kreiſen unter uns, über die brauſende Waſſermaſſe hin, die ſich in ihrem Falle brach.

„Wie ſchön!“ rief Flaminia. „Improviſire nun auch für mich, Antonio! Laß die Gegenwart Dich begeiſtern!“

Ich gedachte der Träume meines Herzens, die alle wie der Strom hier zerſchellt wurden, gab ihrem Wunſche nach und ſang. Das Leben war es, das wie der Strom fortbrauſ'te, aber nicht jeder Tropfen ſog Sonnenlicht ein, nur über das Ganze, über ein ganzes Menſchengeſchlecht verbreitete ſich die Glorie der Schönheit.

„Nein, etwas Trauriges will ich nicht hören!“ ſagte Flaminia; „Du ſollſt mir nicht vorſingen, wenn Du es nicht gern thuſt. Ich weiß nicht, wie es zugeht, Antonio, allein Du kommſt mir gar nicht vor wie die anderen Signori, die ich kenne. Dir kann ich Alles, was ich denke, ſagen; Du ſcheinſt mir eben ſo nahe, wie Vater und Mutter.“

Ich beſaß alſo auch ihr Vertrauen, wie ſie das meinige. Es war ſo viel, was ſich in meiner Seele bewegte, ich bedurfte der Mittheilung.. Eines Abends erzählte ich ihr von meinen Kinderjahren, von der Wanderung in den Katakomben, von dem Blumenfeſt in Genzano, von dem Tode meiner Mutter, als die Pferde der Eccellenza über uns hinſprengten. Davon hatte ſie noch nie etwas gehört.

„O, mein Gott!“ ſagte ſie, „wir ſind alſo an Deinem Unglücke Schuld, armer Antonio!“ Sie faßte meine Hand und ſah mir betrübt ins Auge. Auch für die alte Domenica intereſſirte ſie ſich ſehr, fragte, ob ich ſie fleißig beſuchte, und ich ſchämte mich, geſtehen zu müſſen, daß ich in dem letzten Jahre nur zweimal bei ihr geweſen; in Rom hatte ich ſie dagegen öfter geſehen und dann immer mein kleines Vermögen mit ihr getheilt, allein das war ja nicht der Rede werth.

Sie forderte mich auf, immer mehr zu erzählen, und ich erzählte ihr nun mein ganzes Jugendleben, von Bernardo und Annunziata, und ſie ſah mir dabei mit dem unbeſchreiblich frommen Blick in die Seele hinein. Die Nähe der Unſchuld lenkte meine Worte; auch von Neapel erzählte ich, berührte ſelbſt die Schattenſeite, aber leicht, ſehr leicht, und doch ſchauderte ſie bei dem, was ich erzählte, ſchauderte vor Santa, der Schönheitsſchlange meines Paradieſes.

„Nein, nein!“ rief ſie, „dahin möchte ich nie! Nicht das Meer, nicht das brennende Gebirge kann die Sünde und Abſcheulichkeit aufwiegen, welche die große Stadt einſchließt. Du biſt fromm und gut, deshalb hat Dich Madonna in ihre Obhut genommen.“

Ich dachte an das Muttergottesbild, das von der Wand herabfiel, als meine Lippen denen Santa's begegneten; allein das konnte ich Flaminia nicht erzählen, würde ſie mich dann gut und fromm genannt haben? Ich war ein Sünder wie Andere. Die Umſtände, die Gnade der Mutter Gottes hatten über mich gewacht; in dem Augenblicke der Verſuchung war ich ſchwach wie alle Andere.

Lara wurde ihr unausſprechlich lieb. — „Ja!“ ſprach ſie, „nur als ſich Dein Geiſt in Gottes Himmel befand, konnte ſie zu Dir kommen. — Ich kann ſie mir recht deutlich vorſtellen, die blaue, ſtrahlende Grotte, wo Du ſie zuletzt geſehen.“ — Annunziata wollte ihr nicht ganz gefallen. — „Wie konnte ſie den häßlichen Bernardo lieben? Ich möchte auch nicht, daß ſie Deine Frau geworden wäre. Ein Weib, das ſo vor einem ganzen Publicum auftreten kann, ein Weib — ja, ich kann das, was ich meine, nicht recht deutlich machen. Ich fühle wohl, wie ſchön ſie iſt, wie klug, wie viel Vorzüge ſie vor anderen Frauen beſitzt, allein ich möchte nicht, daß ſie die Deine würde. Lara könnte Dir ein beſſerer Schutzengel ſein.“

Ich mußte von meiner Improviſation erzählen, und es war ihr bei den Räubern in der Felſenhöhle minder ängſtlich zu Muthe, als in dem großen Theater. Ich zeigte ihr das Blatt vom Diario di Napoli, in welchem die Beurtheilung meines erſten Auftretens ſtand; wie oft hatte ich ſie ſeitdem durchgeleſen!

Es ergötzte ſie, Alles zu leſen, was in der Zeitung der fremden Stadt ſtand; auf einmal ſah ſie mich an und rief: „Aber Du haſt mir ja nicht geſagt, daß Annunziata zu gleicher Zeit mit Dir in Neapel war. Hier ſteht es — ſie will morgen auftreten, alſo an dem Tage, wo Du abgereiſt biſt!“

„Annunziata!“ ſtammelte ich, und ſtarrte das Blatt an, das ich ſo oft betrachtet hatte, in welchem ich aber freilich nur das, was mich anging, geleſen hatte.

„Das habe ich nicht geſehen,“ rief ich, indem wir uns ſchweigend anſahen. „Gott ſei gelobt, daß ich ſie nicht geſehen habe, ihr nicht begegnet bin — ſie iſt ja nicht die Meinige!“

„Aber wenn es nun geſchähe?“ fragte Flaminia; „würde es Dich denn nicht freuen?“

„Es würde mir nur Schmerz, nur Leiden ſein!“ rief ich; „die Annunziata, die mich hinriß, die noch wie ein Ideal vor meiner Seele ſteht, würde ich nicht wiederfinden; dieſe würde mir ein ganz neues Weſen ſein, das nur eine ſchmerzliche Erinnerung in mir erregt, das ich vergeſſen, als Eigenthum eines Andern betrachten muß! Sie ruht unter meinen Todten.“

An einem ſehr warmen Nachmittage trat ich in den großen gemeinſamen Saal, wo die dichten, grünen Schlingpflanzen die Fenſter beſchatteten. Flaminia ſaß, mit dem Kopfe auf die Hand geſtützt, in einem leichten Schlummer da; es ſchien, als hielt ſie nur aus Scherz die Augen geſchloſſen. Ihre Bruſt hob ſich; ſie träumte. — „Lara!“ liſpelte ſie. Gewiß ſah ſie im Traume das Traumbild meines Herzens in jener ſtrahlenden Welt, wo ich es zuletzt geſehen hatte. Ein Lächeln ſpielte um ihre Lippen, ſie ſchlug das Auge auf. — „Antonio, Du hier?“ ſagte ſie,

„ich habe geſchlummert und geträumt. Weißt Du wohl, von wem?“

„Von Lara!“ rief ich, denn ihrer mußte auch ich gedenken, als ich Flaminien mit geſchloſſenen Augen ſah.

„Ich träumte von ihr!“ fuhr ſie fort, „wir flogen Beide über das große ſchöne Meer hinaus, von dem Du mir erzählt haſt. Aus der Mitte des Waſſers erhob ſich ein Felſen, auf dem Du ſo betrübt ſaßeſt, als Du es öfters ſein kannſt. Wir wollen zu ihm hinabſchweben, ſagte ſie, und ſenkte ſich durch die Luft zu Dir hinunter. Ich wollte ihr folgen zu Dir hinab; allein die Luft hielt mich in der Höhe, und bei jedem Flügelſchlage, um ihr zu folgen, entfernte ich mich doch immer weiter. Als ich aber glaubte, daß wohl tauſend Meilen zwiſchen uns lägen, war ſie an meiner Seite, und Du mit ihr!“

„So wird der Tod uns zuſammen bringen,“ rief ich. „Der Tod iſt doch reich, der beſitzt Alles, was unſerm Herzen am theuerſten iſt!“ — Ich ſprach mit ihr von meinen lieben Todten, auch von den Todten meiner Liebe und meiner Gedanken, und oft kehrten wir zu dieſen Erinnerungen zurück.

Da fragte ſie mich, ob ich auch ihrer gedenken wollte, wenn wir getrennt ſein würden. Bald müſſe ſie ins Kloſter zurück und eine Nonne, eine Braut Chriſti werden — „dann ſehen wir uns nie mehr!“ fügte ſie hinzu.

Ein tiefer Schmerz ergriff mich bei dieſem Gedanken; ich fühlte recht lebhaft, wie theuer Flaminia mir geworden war.

Eines Tages, als ſie mit ihrer Mutter und mir in dem zur Villa d'Eſte gehörenden Garten luſtwandelte, wo die hohen Cypreſſen ſtehen, gingen wir durch die lange Allee, die von künſtlichen Springbrunnen gebildet iſt. Hier lag ein zerlumpter Bettler und jätete das Gras aus dem Gange. Als er uns ſah, bettelte er um einen Bajocco. Ich gab ihm einen Paolo, Flaminia gab ihm mit freundlichem Lächeln auch einen.

„Madonna vergelte der guten Eccellenza und ſeiner ſchönen Braut!“ rief er uns nach.

Signora Francesca lachte laut auf; mir fuhr es ſiedend heiß durchs Blut. Ich hatte den Muth nicht, Flaminia anzuſehen. In meiner Seele war ein Gedanke erregt, den ich nie gewagt hätte mir ſelbſt zu enthüllen. Langſam, aber um ſo feſter, war Flaminia mir ins Herz gewachſen — es mußte, das fühlte ich, verbluten, wenn wir von einander getrennt würden. Sie war die Einzige, an welche meine Seele ſich anſchloß, die Einzige, die meinen Gedanken und Gefühlen freundlich entgegenkam. — War dies Liebe? liebte ich ſie? — Das Gefühl, welches Annunziata in meiner Seele erregt hatte, ſelbſt der Anblick von Lara war etwas Anderes. Das Andenken an dieſe war mit jenem Gefühle verwandt. Geiſt und Schönheit riſſen mich bei Annunziata hin; bei Lara's Anblick ward ich von ihrer idealen Schönheit geblendet. Nein, ſo war meine Liebe zu Flaminia nicht; es war keine wilde, brennende Leidenſchaft, es war Freundſchaft, der wärmſte Grad der Bruderliebe. Ich fühlte das Verhältniß, in dem ich hinſichtlich ihrer Verwandten und ihrer Beſtimmung zu ihr ſtand, und verzweifelte, denn ich konnte mich nicht von ihr trennen. Sie war mein Alles, mein Theuerſtes in dieſer Welt; allein den Wunſch, ſie an mein Herz zu drücken, ihre Lippen zu berühren, hatte ich nicht.

Die Worte: „Die junge Eccellenza und ſeine ſchöne Braut!“ welche der Bettler ausgerufen hatte, hallten unaufhörlich in meiner Seele wieder. Ich ſuchte jeden Wunſch auf Flaminia's Lippen zu leſen, hing wie ihr Schatten an ihr. Wenn die Anderen zugegen waren, wurde ich verſtimmt und traurig; ich empfand die tauſend Ketten, die mich drückten; ich war ſtumm und zerſtreut, nur bei ihr beſaß ich Beredſamkeit. — Sie war mir ſo theuer, und ich ſollte ſie verlieren!

„Antonio,“ ſagte ſie, „Du biſt krank, oder iſt etwas vorgefallen, das ich nicht wiſſen darf? — Warum darf ich es nicht?“

Mit ihrer ganzen Seele hing ſie an mir. Ich wollte ihr ein liebevoller, getreuer Bruder ſein, und dennoch gingen alle meine Worte darauf hinaus, ihre Gedanken auf dieſe Welt zu lenken. Ich erzählte ihr, wie ich ſelbſt einmal die Abſicht gehabt, Mönch zu werden, und wie unglücklich ich, wenn es geſchehen, geworden wäre, denn ſpäter oder früher verlange doch immer das Herz ſein Recht.

„Ich werde,“ ſagte ſie, „mich glücklich, ſehr glücklich durch meine Rückkehr zu den frommen Schweſtern fühlen; da bin ich erſt recht zu Hauſe! Oft werde ich dann der Zeit gedenken, die ich in der Welt zubrachte, Alles deſſen gedenken, was Du mir erzählt haſt; an Dich denken und auch daran, wie gütig Du gegen mich geweſen biſt. Es wird ein ſchöner Traum ſein, ich fühle es im Voraus. Ich werde für Dich beten, beten, daß die böſe Welt Dich nie verderbe, daß ſie an Deinen Geſängen ſich erfreuen möge, daß Du ſelbſt glücklich werden mögeſt, glücklich durch das lebendige Gefühl der unendlichen Liebe Gottes gegen Dich und uns Alle."

Da traten mir Thränen in die Augen und tief ſeufzte ich: „Dann werden wir uns nie mehr ſehen!"

„Doch, bei Gott und der Madonna!" erwiederte ſie fromm lächelnd; „dort ſollſt Du mir Lara zeigen, dort wird ſie auch das Licht ihrer Augen erhalten. Ach ja! ja! bei Madonna iſt's doch am beſten."

Wir zogen wieder nach Rom; in wenigen Wochen, ſo ging die Rede, ſollte Flaminia ſchon nach dem Kloſter zurück und kurz darauf den Schleier nehmen. Mein Herz wurde von Schmerz zermalmt und dennoch mußte ich es verbergen. — Wie einſam und öde würde ich mich fühlen, wenn ſie mich verließ, wie fremd und verlaſſen würde ich dann daſtehen! Welch Herzeleid! — Ich bemühte mich, es zu verbergen — heiter zu ſein, ein ganz Anderer zu ſcheinen, als der ich war.

Sie ſprachen von dem Pomp bei ihrer Einkleidung, als wäre ſie ein Freudenfeſt. — Allein konnte ſie uns auch verlaſſen? Ihre Sinne hatten ſie bethört, ihren Verſtand bethört. — Das ſchöne lange Haar ſollte abgeſchnitten, das Leichentuch über die Lebende ausgebreitet werden, ſie ſollte die Todtenglocken läuten hören und erſt, für uns todt, als Himmelsbraut auferſtehen. — Ich ſagte es Flaminien; mit Todesangſt beſchwor ich ſie, zu bedenken, was ſie thäte, indem ſie ſo lebendig in ihr Grab hinabſtiege.

„Laß Niemand hören, was Du ſagſt, Antonio!“ erwiederte ſie mit einem Ernſte, wie ich ihn früher nie bei ihr bemerkt hatte. „Die Welt hält Dich mit zu feſten Banden, ſieh mehr gen Himmel!“ Dann erröthete ſie, faßte meine Hand, und als hätte ſie gar zu harte Worte geſprochen, ſagte ſie mit freundlicher Milde: „Du willſt mich ja gewiß nicht betrüben, Antonio?“

Da ſank ich ihr zu Füßen; wie eine Heilige ſtand ſie vor mir; meine ganze Seele war ihr zugewendet. Wie viele Thränen koſtete mich nicht dieſe Neigung, die ich als eine Sünde betrachten mußte; ſie war ja die Braut des Himmels! Täglich ſah ich ſie, täglich lernte ich ſie höher ſchätzen; wie eine Schweſter redete ſie mit mir, ſah mir ins Auge, reichte mir die Hand, äußerte, daß ſie ſich nach mir ſehne, daß ich ihr theuer ſei. Krampfhaft verbarg ich die Todesnacht meiner Seele, und es gelang mir; Niemand bemerkte ſie. — Gott ſende dem Herzen, das ſo leidet, wie ich litt, lieber den Tod!

Der Augenblick der Trennung ſtand wie ein Schreckensbild vor mir. Ein böſer Geiſt raunte mir ins Ohr: „Du liebſt ſie!“ — und ich liebte ſie ja doch nicht, wie ich Annunziata geliebt hatte, mein Herz klopfte nicht ſo wie damals, als meine Lippen Lara's Stirn berührten. — „Sage Flaminien, daß Du nicht ohne ſie leben kannſt, ſie hängt ja doch an Dir, wie eine Schweſter am Bruder. Sage, daß Du ſie liebſt! — Eccellenza, die ganze Familie werden Dich verdammen, in die Welt hinausſtoßen; allein mit ihr verlierſt Du doch einmal Alles! Die Wahl iſt leicht.“

Wie oft ſchwebte nicht dies Geſtändniß auf meinen Lippen, allein mein Herz bebte, ich verſtummte. Es war ein Fieber, ein tödtliches Fieber, das mich verzehrte.

Im Palaſte wurden Vorkehrungen zu einem glänzenden Ball, zu einem Blumenfeſte für das Opferlamm getroffen. Ich ſah ſie in dem weißen prächtigen Anzuge; ſie war unbeſchreiblich reizend.

„Sei nun froh wie die Andeken!“ flüſterte ſie mir zu. — „Es betrübt mich, Dich ſo traurig zu ſehen. Oft werde ich gewiß, wenn ich in meiner Zelle ſitze, Deinetwegen an die Welt zurückdenken müſſen, und das iſt Sünde! Antonio, verſprich mir, daß Du heiter werden willſt. Verſprich mir, den Eltern zu verzeihen, daß ſie ein wenig hart mit Dir verfahren; ſie meinen es doch gut mit Dir. Verſprich mir, die Bitterkeit der Welt nicht ſo ſehr zu achten, und ſei immer gut und fromm, wie Du es jetzt biſt, dann darf ich auch an Dich denken und froh für Dich beten, denn Madonna iſt gut und gnädig.“

Ihre Worte durchbohrten mein Herz. Ich ſah ſie noch den letzten Abend, ehe ſie uns verließ; ſie war ſo ruhig, küßte ihren Vater und die alte Eccellenza und ſprach von dem Abſchiede, als ſtände nur eine Trennung von einigen Tagen bevor.

„Sage nun auch Antonio Lebewohl!“ ſprach Fabiani;

er war gerührt, die Andern ſchienen es nicht zu ſein. — Schnell trat ich zu ihr hin und bückte mich, um ihre Hand zu küſſen.

„Antonio,“ lispelte ſie mit einer weichen Stimme, „ſei glücklich!“ Die Thränen ſtürzten mir aus den Augen.

Ich wollte mich losreißen und vermochte es nicht; zum letzten Male ſah ich ihr in das fromme, ſanfte Antlitz.

„Lebe wohl!“ hauchte ſie mir kaum hörbar hervor; ſie neigte ſich über mich, küßte mich auf die Stirn und ſagte: „Dank für Deine treue Liebe, mein theurer Bruder!“

Mehr weiß ich nicht; ich war aus dem Saale, war in meinem Zimmer, wo ich weinen konnte. Es war als verſänke unter mir eine Welt.

Und ich ſah ſie wieder! Als die Zeit erfüllt war, ſah ich ſie. Die Sonne ſchien ſo heiter und warm. Ich erblickte Flaminien in ihrer reichen Pracht und Herrlichkeit, wie ſie von der Mutter und dem Vater zum Altare hinauf geführt ward, ich hörte den Geſang, ſah viele Leute um mich her, deutlich aber ſchwebt mir nur das bleiche, milde Antlitz vor; ein Engel war es, der mit dem Prieſter vor dem Altar niederkniete. — Ich ſah, wie ſie den koſtbaren Schleier von ihrem Haupte nahmen, wie das reiche Haar von ihren Schultern herabfiel, ich hörte die Scheere es abſchneiden. Die reichen Kleider wurden ihr abgenommen, ſie ſtreckte ſich auf das Todtenbette hin; das Leichentuch und der ſchwarze Teppich mit den Todtenköpfen wurden über ſie ausgebreitet. Die Glocken der Kirche läuteten zum Leichenbegängniß, der Geſang für die Todten wurde angeſtimmt; ja ſie war todt, für dieſe Welt begraben. Das ſchwarze Gitter vor dem Eingange zum Innern des Kloſters erhob ſich, die Schweſtern ſtanden da, mit weißen Kopftüchern angethan, und ſangen den Bewillkommnungsgruß der Engel an die neue Schweſter; der Biſchof reichte ihr die Hand: die Todte ſtand als Himmelsbraut auf. Eliſabeth war von jetzt an ihr Name. Ich bemerkte den letzten Blick, den ſie auf die Verſammlung richtete; darauf reichte ſie der nächſten Schweſter die Hand und trat in das Grab des Lebens. — Das ſchwarze Gitter fiel. — Noch ſah ich ihre Geſtalt, den letzten Zipfel ihres Gewandes — und ſie war verſchwunden.

XXIV.

Die alte Domenica. Die Entdeckung. Der Abend in Nepi. Terni. Der Geſang des Schiffers. Venedig.

Im Palaſte Borgheſe wurden Glückwünſche angenommen. Flaminia Eliſabeth war ja die Braut des Himmels. Signora Franceſca's Ernſt war nur ſchlecht hinter ihrem erkünſtelten Lächeln verborgen; die Ruhe, die aus ihren Zügen zu ſprechen ſchien, war aus ihrem Herzen entflohen.

Sonderbar bewegt ſagte Fabiani zu mir: „Du haſt Deine größte Gönnerin verloren; Du haſt wohl Urſache, betrübt zu ſein." — Er ſteckte mir einige Scudi für die alte Domenica in die Hand. — „Du haſt gewiß mit ihr von Deiner alten Pflegemutter geſprochen?" fuhr er fort. „Bringe ihr dies, es iſt Flaminiens Geſchenk!"

Der Tod lag wie eine Schlange um mein Herz; jeder Gedanke war Lebensüberdruß; ich zitterte vor mir ſelber, denn der Gedanke an Selbſtmord trat mir nahe. Alles in dem großen Saal war todt und leer. „Hinaus ins Freie," dachte ich, „nach der Heimath meiner Kinderjahre, wo Domenica mir Wiegenlieder vorſang, wo ich ſpielte und träumte."

Wüſt und verſengt lag die Campagna da. Kein grünes Blättchen ſprach von Lebenshoffnung; die gelbe Tiber wälzte ihre Wogen dem Meere zu, um darin zu verſchwinden. Ich ſah das alte Grabgewölbe, mit dem dichten Epheu über dem Dache und an der Mauer hinab; ich ſah die kleine Welt wieder, die ich als Kind mein genannt. Die Thüre ſtand offen; ein froh-wehmüthiges Gefühl ergriff mich; ich dachte an Domenica's Liebe und ihre Freude, mich zu ſehen. — Ein Jahr war gewiß verſtrichen, ſeitdem ich nicht hier geweſen war, und beinahe acht Monate ſeit der Zeit, da ich ſie in Rom geſprochen hatte, und ſie hatte mich doch gebeten, recht bald wieder zu ihr hinauszukommen. Oft hatte ich an ſie gedacht, oft mit Flaminia von ihr geſprochen, allein der Sommeraufenthalt in Tivoli und meine bewegte Gemüthsſtimmung, ſeitdem ich zurückgekehrt war, hatten mich immer verhindert, in die Campagna hinaus zu gehen. Ich hörte ſchon im Geiſte ihren freudigen Ausruf bei meinem

Anblick und beflügelte meine Schritte, aber als ich der Thüre ganz nahe war, ging ich leiſe, damit ſie mich nicht hören ſollte. —

Ich warf einen Blick in den Raum hinein. Mitten auf dem Fußboden ſtand ein großer eiſerner Keſſel, worunter Schilf brannte; ein junger Burſche blies die Flamme an. Er ſah auf und wurde mich gewahr; es war Pietro, das kleine Kind, das ich hier gewiegt hatte.

„San Giuſeppe!“ rief er, raſch aufſpringend. „Seid Ihr es, Eccellenza? Es iſt lange, lange her, ſeit Ihr ſo gnädig geweſen ſeid, hierher zu kommen.“

Ich reichte ihm die Hand, er wollte ſie küſſen. —

„Nein, nein, Pietro!“ ſagte ich, „beinahe ſcheint es, als hätte ich meine alten Freunde vergeſſen, allein das habe ich nicht!“

„Nein! Das ſagte auch die gute alte Mutter,“ rief er. „O Madonna! wie würde ſie ſich gefreut haben, hätte ſie Euch jetzt geſehen!“

„Wo iſt Domenica?“ fragte ich.

„Ach!“ gab er zur Antwort. „Sie liegt nun ſchon ein halbes Jahr unter der Erde. Sie ſtarb, während Eccellenza in Tivoli war. Sie war nur wenige Tage krank, allein in der ganzen Zeit ſprach ſie nur von dem lieben Antonio! Ja, Eccellenza, Ihr werdet nicht zürnen, daß ich Euch bei dieſem Namen nenne. Sie hielt große Stücke auf Euch! „„Möchten doch meine Augen ihn ſehen, ehe ſie ſich auf immer ſchließen!““ ſagte ſie. Als ich wohl merken konnte, daß ſie die nächſte Nacht nicht überleben würde, ging ich des Nachmittags nach Rom. Ich wußte wohl, daß Ihr mein Geſuch nicht abſchlagen würdet; ich wollte Euch bitten, mir zu der alten Mutter zu folgen; allein als ich ankam, waret Ihr mit der Herrſchaft nach Tivoli gezogen. So kehrte ich betrübt zurück, und als ich nach Hauſe kam, war ſie ſchon entſchlafen."

Er hielt die Hände vor die Augen und weinte. Jedes von ihm geſprochene Wort fiel mir ſchwer aufs Herz; ſie hatte in ihrer Sterbeſtunde nur meiner gedacht, und zu derſelben Zeit waren meine Gedanken weit von ihr entfernt geweſen. Hätte ich ihr doch Lebewohl geſagt, bevor ich nach Tivoli ging! Ich ſagte mir, daß ich kein guter Menſch ſei. — Ich gab Pietro die Börſe von Flaminien und Alles, was ich bei mir hatte, und er ſank auf die Kniee vor mir nieder und nannte mich ſeinen Schutzengel. Es klang wie Spott in meinem Herzen. Mit zwiefachem Schmerz in der Seele verließ ich die Campagna. Ich weiß nicht, wie ich nach Hauſe gekommen bin.

Drei Tage lag ich ohne Bewußtſein im heftigen Fieber. Gott weiß, was ich geſprochen haben mag, aber Fabiani kam oft zu mir; man hatte mir die taube Fenella zur Krankenwärterin gegeben. Flaminia wurde nie genannt. Ich war aus der Campagna krank nach Hauſe gekommen und hatte mich gleich zu Bette gelegt, worauf das Fieber ſofort ausgebrochen war.

Langſam kehrten meine Kräfte zurück; vergebens ſuchte ich Laune und Heiterkeit, die ich nicht beſaß, zu erzwingen. Ungefähr ſechs Wochen nach der Zeit, wo Flaminia den Schleier genommen, geſtattete mir der Arzt auszugehen. Faſt ohne es zu wiſſen, ging ich nach der **Porta pia**, mein Auge ſtarrte nach den **quattro Fontane** hin; allein ich hatte den Muth nicht, an dem Kloſter vorüber zu gehen. Aber wenig Abende darauf, als der Neumond am Himmel ſtand, zog das Gefühl meines Herzens mich dahin — ich ſah die grauen Kloſtermauern, die zugeſperrten Fenſter, Flaminiens Grab. „Warum darf ich die Grabſtätte der Todten nicht ſehen?“ ſagte ich zu mir ſelbſt, und fand in mir eine Entſchuldigung dafür. Jeden Abend führte mich jetzt mein Weg dort vorüber. „Ich beſuche ſo gern die **Villa Albani**!“ ſagte ich zu denjenigen meiner Bekannten, die mir zufälliger Weiſe begegneten. „Gott weiß, wie es enden wird!“ ſeufzte mein Herz. „Lange kann ich es nicht ertragen;“ — und ich war eben am Ziele.

Es war ein dunkler Abend; ein Lichtſtreif fiel vom Kloſterfenſter die Mauer hinab. Ich lehnte am Eckhauſe, ſtarrte auf den lichten Punkt hin und dachte an Flaminia.

„Antonio!“ ſprach eine Stimme dicht neben mir; „Antonio! was machſt Du hier? Folge mir nach Hauſe.“ Es war Fabiani.

Ich folgte; auf der Straße ſprachen wir kein Wort. Er wußte Alles, ſo gut, wie ich ſelbſt, das fühlte ich. Ich war ein Undankbarer, ich hatte keinen Muth, ihn anzuſehen. Wir waren allein im Zimmer.

„Du biſt noch krank, Antonio!“ ſagte er mit ſonderbar ernſter Stimme. „Du bedarfſt Beſchäftigung, Zerſtreuung. Es wird Dir wohl thun, Dich mehr in der Welt umzuſehen. Einmal erhobſt Du ſchon die Flügel, um zur Freiheit zu gelangen; vielleicht war es unrecht von mir, daß ich den Vogel wieder in den Käfig zog. Der Menſch ſoll im Grunde immer ſeinem Willen folgen; ſtürzt er ſich dann ins Verderben, ſo hat er es nur bei ſich ſelbſt zu verantworten. Du biſt alt genug, Deine Schritte zu lenken. Eine kleine Reiſe möchte Dir wohlthätig ſein, das meint auch der Arzt. Du haſt ja nur Neapel geſehen, beſuche nun einmal das nördliche Italien. Ich werde für die Mittel ſorgen. Es iſt das Beſte, was Du thun kannſt, nothwendig ſogar, und“ — fügte er mit einem Ernſt, einer Strenge hinzu, die ich früher an ihm nicht gekannt — „ich bin überzeugt, daß Du die Wohlthaten, die wir Dir erwieſen, nie vergeſſen wirſt; nie Kränkung, Sorge und Bekümmerniß, welche Unbeſonnenheit oder blinde Leidenſchaft herbeiführen könnten, über uns verhängen wirſt. Ein Menſch vermag Alles, was er will, wenn er nur das Gute will.“

Wie ein Blitzſtrahl trafen mich ſeine Worte; ich kniete vor ihm nieder und drückte ſeine Hand an meine Lippen.

„Ich weiß wohl,“ ſagte er halb ſpottend, „daß wir Dir immer Unrecht gethan, ungerecht und ſtreng gegen Dich geweſen ſind; Niemand aber kann es aufrichtiger und ehrlicher mit Dir meinen als wir. Du wirſt ſchönere Redensarten, liebevollere Worte hören, aber gewiß nicht mit der wahren Treue, mit der ſie von unſeren Lippen floſſen. Ein Jahr magſt Du Dich draußen herumtreiben. Laß uns dann ſehen, was ſich in Dir rührt, ob wir Dir Unrecht gethan.“ Er verließ mich.

Hat die Welt noch neue Schmerzen, noch mehr Gift für mich? Selbſt der einzige Labetrunk: die Freiheit, in Gottes Welt hinauszufliegen, wird mir vergällt? Hinweg denn von Rom, vom Süden, wo alle Blumen der Erinnerung ſprießen! Ueber die Apenninen, hinaus gen Norden! Da liegt der Schnee auf den hohen Gebirgen, da wird die Luft der Alpen die Gluth meines Herzens kühlen; gen Norden, nach der ſchwimmenden Venetia, der Braut des Meeres! Gott! laß mich nie nach Rom zurückkehren, nach dem Grabe meiner Erinnerungen! Lebewohl, meine Heimath, mein Vaterland!

Der Wagen rollte über die öde Campagna hin. Die Peterskuppel verſank unter den Hügeln; wir kamen am **Monte Soracte** vorüber, über die Gebirge zum engen Nepi. Es war ein mondheller Abend. Ein Mönch predigte vor der Thür der Oſteria, die Menge wiederholte ſein: **Eh viva Santa Maria!** und folgte ihm ſingend durch die Straßen; mich trieb das Menſchengewimmel von dannen. Die alten Waſſerleitungen mit den dichten Schlingpflanzen und die dunkeln Olivenwälder rings umher gaben ein Bild, das meiner Gemüthsſtimmung beſſer entſprach.

Ich ging aus dem Thor, durch welches ich hineingekommen war. Nahe außerhalb deſſelben ſteht die Ruine eines Caſtells oder Kloſters; die große Landſtraße geht durch ihre halbeingeſtürzten Hallen. Ein kleiner Steg führte vom Wege tiefer hinein. Epheu und Venushaar wuchſen an den Wänden der einſamen Zelle; ich trat in eine große Halle.

Hohes Gras erhob ſich zwiſchen dem Schutt und den herabgeſtürzten Capitälen. Die Weinranke umſchattete mit ihren breiten Blättern die großen gothiſchen Fenſter, in welchen nur noch einige lockere, bunte Glasſcherben hingen; doch in der Mauer ſproßten Gebüſche und Geſtrüpp hervor. Die Strahlen des Mondes fielen auf ein Frescogemälde, San Sebaſtian vorſtellend, der blutend, von den Pfeilen durchbohrt, daſtand. Es war, als wenn tiefe Orgeltöne durch den Saal erklängen. Ich folgte den Tönen, trat aus der engen Kloſterthür und ſtand zwiſchen Myrtenhecken und reichem Weinlaub dicht an einem ſteilen Abgrund, in welchen ein in dem klaren Mondlicht weißſchäumender Waſſerfall jäh hinabſtürzte.

Die ganze romantiſche Umgebung mußte jedes Gemüth überraſchen; vielleicht würde aber bei meiner tiefen Betrübniß der Eindruck nur ſehr ſchwach geblieben ſein, wenn nicht das, was ich außerdem noch ſah, mein Herz aufs tiefſte ergriffen hätte. Ich folgte dem kleinen, faſt verwachſenen Pfade dicht am Abgrunde hin, nach der breiten Landſtraße zu. Dicht neben mir von der hohen, weißen Mauer, welche der Mond beleuchtete, herab grinſten drei bleiche Häupter hinter dem eiſernen Gitter, die Köpfe hingerichteter Räuber, die, wie in Rom an der Porta dell' Angelo, hier in einem eiſernen Käfig zum Schrecken und zur Warnung aufgeſteckt waren. Es hatte für mich nichts Grauenhaftes mehr; in früheren Tagen würde die Angſt mich von hinnen getrieben haben, der Schmerz aber erzeugt Philoſophie. Der kecke Kopf, den Mordgedanken beſchäftigten, der kühne Adler der

Gebirge war jetzt ein ſchweigſamer, gefangener Vogel geworden, ſaß ſtill und vernünftig wie andere abgerichtete Vögel in ſeinem Bauer; ich trat ganz nahe hin. Gewiß waren ſie erſt in den letzten Tagen hingerichtet worden, jeder Zug war noch zu erkennen. Aber ſo wie ich den mittleren, einen weiblichen Kopf anſchaute, ſchlugen meine Pulſe ſtärker; es war der Kopf eines alten Weibes. Die Haut war gelbbraun, die Augen halb offen; langes, ſilberweißes Haar hing aus dem Gitter heraus und flatterte im Winde. Meine Augen fielen auf die ſteinerne Tafel in der Mauer, wo nach alter Sitte die Namen und Verbrechen der Hingerichteten eingegraben waren. „Fulvia“ ſtand da. Ich las auch den Namen ihres Geburtsortes: Frascati, und bis ins Innerſte der Seele erſchüttert trat ich einige Schritte zurück.

Fulvia, die ſeltſame Alte, die einmal mein Leben gerettet, ſie, die mir Mittel verſchafft hatte, nach Neapel zu kommen, ſie, den räthſelhaften Schutzgeiſt meines Lebens, mußte ich ſo wiederſehen! Dieſe blaßblauen Lippen hatte ſie einmal an meine Stirn gedrückt, dieſe Lippen, die zu der Volksmenge prophetiſche Worte geſprochen, Leben und Tod gebracht hatten, waren nun verſtummt, hauchten durch ihr Schweigen Entſetzen aus. Mein Glück haſt Du geweiſſagt! Dein kühner Adler liegt mit zerſchmetterten Flügeln da und erreichte nie die Sonne. Im Kampfe mit ſeinem Unglück verſinkt er in den großen Nemi-See des Lebens! Die Schwungfeder iſt ihm gebrochen!

Ich brach in Thränen aus, rief Fulvia's Namen und ging langſam durch die öden Hallen zurück. Nie werde ich den Abend in Nepi vergeſſen.

Den folgenden Morgen fuhren wir weiter und gelangten nach Terni, das Italiens ſchönſten Waſſerfall beſitzt. Ich ritt aus der Stadt durch den dichten, dunkeln Olivenwald, den erſten, in den ich tiefer eindrang; naſſe Wolken hingen um die Gebirgsgipfel. Je nördlicher ich kam, deſto düſterer ſchien mir die Gegend; ſie war nicht lachend und ſchön wie die pontiniſchen Sümpfe, wie Terracina's Orangengärten, wo die grünen Palmen gedeihen. Vielleicht war es auch mein eigenes Herz, welches dem Ganzen dies düſtere Colorit lieh.

Wir kamen durch einen Garten. Eine üppige Orangen-Allee erſtreckte ſich zwiſchen der Felſenwand und dem Fluſſe hin, der pfeilſchnell fortbrauſ'te. Ich ſah zwiſchen den Felſen eine hoch hinaufreichende Wolke von Waſſerſtaub; der Regenbogen ſpielte darauf. Wir ſtiegen durch eine Wildniß von Rosmarin und Myrten hinauf, und hoch vom Gipfel des Gebirges über die ſchräge Felſenwand hinab ſtürzte die ungeheure Waſſermaſſe; ein kleinerer Arm des Fluſſes bewegte ſich nicht weit davon wie ein breites, ſilbernes Band. Unter dem Felſen vereinten ſich beide, um einen breiten Fall zu bilden, der milchweiß in den ſchwarzen Abgrund hinabwirbelte. Ich dachte an die Caſcatellen in Tivoli, wo Flaminia mich bat zu improviſiren. Der hochbrauſende Strom ſang mir mit durchgreifenden Orgeltönen die Erinnerungen meiner Verluſte und meiner Schmerzen.

Geknickt werden, ſterben und verſchwinden iſt das Loos der Natur!

„Hier wurde im vorigen Jahr ein Engländer von den Räubern erſchoſſen,“ ſagte unſer Führer. „Es war die Bande von den Sabiner-Gebirgen, obgleich man vielmehr ſagen kann, daß ſie in der ganzen Gebirgsgegend von Rom bis Terni zu Hauſe ſind. Die Behörden machen ſich viel zu ſchaffen, da haben ſie ein Paar arme Unglückliche aufgegriffen! Ich ſah ſie gefeſſelt auf dem Wagen nach der Stadt fahren. Am Thore ſaß die kluge Fulvia aus den Sabiner-Gebirgen, wie wir ſie nannten; ſie war alt und blieb dennoch immer jung; ſie wußte mehr als mancher Mönch, der den Cardinals-Hut erhält. Sie prophezeite in Orakelſprüchen, und nun ward geſagt, daß ſie im Einverſtändniß mit ihnen ſei. Jetzt haben ſie die Alte und mehrere Räuber ergriffen — ihre Stunde war gekommen; nun ſteckt ihr Kopf grinſend am Thore von Nepi.“

Es war, als müßten die Menſchen wie die Natur meine Seele mit Nacht und Grauen erfüllen. Ich empfand einen Trieb, mit dem Flug der Winde die Länder zu durchjagen. Die Olivenwälder ſenkten nur mehr Traurigkeit in meine Seele, die Gebirge erdrückten mich. Nach dem Meere hin, wo die Lüfte wehen; nach dem Meere, wo ein Himmel uns trägt und einer über uns ſich wölbt! Mein Blut brannte vor Liebe, mein Herz zerſprang vor Sehnſucht; zweimal hatte ich die reine, begeiſternde Flamme empfunden. Zu Annunziaten hatte ich hinaufgeſchaut und mit meiner ganzen erwachenden Kraft mich an ſie geſchmiegt; aber ſie liebte einen Andern. Flaminia war langſam in meine Seele hineingewachſen; ich war nicht geblendet, nicht hingeriſſen worden, ich hatte aber gelernt den Edelſtein zu ſchätzen. Jedes Mal, wenn ſie mir ſchweſterlich die Hand reichte und ich ſie an meine Lippen drückte, jedes Mal, wenn ſie ſanft tröſtend zu mir ſprach und zu Gott flehte, daß die Welt mich nicht verderben möchte, ſtieß ſie mir den Pfeil tiefer ins Herz. Ich liebte ſie nicht wie eine Braut, und dennoch fühlte ich, daß ich es nicht ertragen würde, ſie in den Armen eines Andern zu ſehen. Jetzt war ſie todt, todt für die Welt; kein fremder Mann ſollte ſie an ſein Herz drücken, keiner einen Kuß auf ihre Lippen hauchen, keiner ſie beſitzen. Dieſe Höllenqual war mir doch nicht beſchieden, damit ſuchte ich mich zu tröſten; denn jetzt nannte ich meine Gefühle Liebe, die ſtarke Leidenſchaft der Seele und des Herzens. Hätte ich, der arme, zurückgeſetzte Hirtenknabe aus der Campagna, der das Gnadenbrot in dem reichen Palaſte aß, hätte ich ſie als Braut eines der jungen Nobili geſehen, täglich Zeuge ihres Liebesglückes ſein müſſen, — hätte ſie dann eben ſo mild und ſchweſterlich, allein ohne Liebe, vor mir geſtanden — gewiß, ich wäre wahnſinnig geworden! Nein, jetzt gehörte ſie dem Kloſter; Niemand durfte das Auge zu ihr erheben — von Niemanden wurde ſie geſehen, und darin fand ich mein Glück. Der Jammer der Welt muß ſehr groß ſein, denn mein Loos war ja noch beneidenswerth!

Nach dem Meere, dem wundervollen Meere! Das iſt mir eine neue Welt. Nach Venetia, der ſeltſam ſchwimmenden Stadt, Adria's Königin! Aber nicht durch die düſteren Wälder, die erdrückenden Gebirge, ſondern ſchnell im leichten Fluge über die Wogen! — ſo träumte mein Gedanke.

Es war mein Plan geweſen, erſt nach Florenz, dann über Bologna nach Ferrara zu gehen. Ich veränderte ihn, verließ den Vetturino in Spoleto, nahm einen Platz auf der Poſt, jagte in dunkler Nacht über die Apenninen und durch Loretto, ohne ſelbſt das heilige Haus zu beſuchen — verzeihe mir Madonna dieſe Sünde! Hoch von der Bergſtraße hatte ich ſchon das adriatiſche Meer, als einen ſilbernen Streifen am Horizonte, erblickt, die Gebirge lagen wie Rieſenwogen unter mir; jetzt ſchaute ich das blaue, bewegte Meer mit den Wimpeln und Flaggen aller Nationen auf den Schiffen. Ich gedachte bei dieſem Anblick Neapels; aber kein Veſuv mit ſeiner ſchwarzen Rauchſäule erhob ſich, kein Capri ſchwamm draußen. Ich ſchlief hier eine Nacht und träumte ſeltſam von Fulvia und Flaminia. „Die Palme Deines Glücks iſt ihrer Blüthe nahe!“ ſprachen Beide lächelnd; ich erwachte, der Tag ſtrahlte zu mir herein.

„Signore!“ ſagte der Cameriere, „ein Schiff nach Venedig liegt ſegelfertig da; allein Sie werden doch wohl erſt unſere Stadt beſehen?“

„Nach Venedig!“ rief ich. „Sogleich, ſogleich! das iſt eben mein Wunſch.“

Ein unerklärliches Gefühl trieb mich fort. Ich beſtieg das Schiff, ließ meinen kleinen Mantelſack nachkommen und blickte nun in das unendliche Meer hinaus. „Lebe wohl, mein Vaterland!“ Jetzt, als mein Fuß nicht mehr den Erdboden betrat, fühlte ich mich erſt in einer fremden Welt. Wohl wußte ich, daß Norditalien mir eine veränderte Natur zeigen würde. Venedig ſelbſt, die reichgeſchmückte Braut des mächtigen Meeres, war ja von allen italieniſchen Städten verſchieden. Venedigs geflügelter Löwe flatterte ſchon über mir in der Luft; ein Schiff aus Venedig trug mich. Die Segel, ſchon vom Winde geſchwellt, verbargen mir das Ufer. Ich ſaß am Schiffsrande rechts und ſah über die blaue, wogende See hinaus. Nicht weit von mir befand ſich ein junger Burſche, der ein venetianiſches Lied vom Glücke der Liebe und von der Kürze des Lebens ſang:

„Küſſe die rothen Lippen; morgen gehörſt Du dem Tode! Liebe, während Dein Herz noch jung, Dein Blut Feuer und Flamme iſt! Die grauen Haare ſind die Blumen des Todes, dann wird das Blut zu Eis und die Flamme erliſcht. Komm in die leichte Gondel, verborgen ſitzen wir unter ihrem Dache, die Thür iſt verſchloſſen. Niemand ſieht Dich, mein Mädchen, Niemand das Glück unſrer Liebe! Wir ſchaukeln auf Wellen, die ſich umarmen, wie wir uns. Liebe, während die Jugend noch blühet und die ſchweigende Nacht und die Wellen Dein Glück nur kennen! Das Alter tödtet mit Froſt und mit Schnee.“

Während des Geſanges nickte und lächelte er den Uebrigen rings umher zu, und ſie ſangen im Chor von Kuß und Liebe, während das Herz noch jung ſei. Es war ein luſtiges, ein ſehr heitres Lied, und dennoch hallte es in meinem Herzen wie ein wehmüthiger Grabgeſang wieder.

Ich hatte eine Empfindung von — wie ſoll ich es nennen? — Unzufriedenheit mit mir ſelbſt. Ward durch das wilde Feuer meines Buſens mein Verſtand verſengt? Ich fühlte eine Art Bitterkeit bei dem Gedanken, daß ich der Signora Santa entflohen war. Das heilige Bild der Madonna fiel herab — der verroſtete Nagel zerbrach, und die Kloſterzucht der Jeſuitenſchule, die Ziegenmilch in meinem Blute jagten mich mit der Ruthe von dannen. Wie ſchön war Santa! Ich ſah noch ihren brennenden, liebetrunkenen Blick, und ich ärgerte mich über mich ſelbſt. Warum ſollte ich nicht Bernardo, nicht Tauſenden, nicht allen meinen jungen Freunden gleich ſein! Keiner, keiner von Allen war ein Thor, wie ich, geweſen. Liebe wollte mein Herz, wollte ſelbſt Gott, der dies Gefühl in meine Bruſt gelegt hatte. Allein ich bin noch jung, Venedig iſt eine luſtige Stadt, voll ſchöner Frauen! Was giebt mir die Welt für meine Tugend, für mein kindliches Gemüth? Spott! Die Zeit erzeugt Bitterkeit und graues Haar! — und ſo ſang ich im Chor mit den Uebrigen im Schiffe von Kuß und Liebe, während das Herz noch jung ſei.

Es war ein Fieber, der Wahnſinn des Schmerzes, der dieſe Gedanken in meiner Seele hervorbrachte. Er, der mir das Leben, meine Gefühle gab und mein ganzes Verhängniß lenkt, wird mich liebevoll richten. Es giebt Kämpfe, Gedanken ſelbſt, welche die meiſten Sterblichen nicht auszuſprechen wagen, denn der Engel der Unſchuld in unſrer Bruſt beugt ſich vor der Sünde. Wem die Sehnſucht des Herzens geſtillt iſt, der wird nach den Regeln der Moral über mein Selbſtgeſpräch herrlich philoſophiren können.

Richtet aber nicht, damit auch Ihr nicht gerichtet werdet! Ich fühlte den Stachel der Sünde; beten konnte ich nicht, doch ſchlummerte ich endlich ein, während das Schiff nordwärts nach dem reichen Venedig ſegelte.

In der Morgendämmerung erblickte ich Venedigs weiße Gebäude und Thürme. Sie glichen einer Schaar von Schiffen mit ausgeſpannten Segeln; links erſtreckte ſich das lombardiſche Reich mit ſeinen flachen Ufern; die Alpen erſchienen wie ein blaßblauer Nebel am Horizonte. Hier war der Himmel groß, hier konnte die Hälfte der Himmelskugel ſich in dem Herzen abſpiegeln.

In der Morgenluft wurden meine Gefühle ſanfter; ich war ruhiger geworden. Ich dachte an Venedigs Geſchichte, an den Reichthum und die Pracht der Stadt, ihre Selbſtändigkeit und Uebermacht, an die mächtigen Dogen und ihre Vermählung mit dem Meere. Allmälig nahten wir der Stadt; ich konnte ſchon über die Lagunen hin die einzelnen Gebäude unterſcheiden; ihre Mauern, gelbgrau, nicht alt, nicht neu, gewähren keinen freundlichen Anblick. Den Marcusthurm hatte ich mir auch höher gedacht. Wir ſegelten zwiſchen dem Feſtlande und den Lagunen hinein, die wie ein krummer Erdwall in das Meer hinausreichen. Wie hier Alles flach iſt! Das Ufer ſcheint kaum einen Zoll höher, als der Waſſerſpiegel. Einige ärmliche Häuſer nennen ſie eine Stadt, Fuſina; hier und da ſteht Gebüſch, ſonſt iſt Alles durchaus flaches Land. Ich hatte geglaubt, Venedig ganz nahe zu ſein; es war aber noch eine Meile entfernt, und dazwiſchen lag ein häßliches, trübes Waſſer mit breiten Inſeln von Schlamm; kein Vogel konnte ſich auf dieſen niederlaſſen, kein Grashalm emporkeimen. Durch dieſen ganzen See ſind tiefe Canäle gegraben und darin große Pfähle eingerammt, um den Weg zu bezeichnen. — Ich erblickte zum erſten Mal die Gondeln; ſie ſind lang und ſchmal, ſchnell wie der Pfeil, aber alle kohlſchwarz angeſtrichen. Der kleine Verſchlag in der Mitte derſelben iſt mit ſchwarzem Tuch überzogen; es war ein ſchwimmender Leichenwagen, der pfeilſchnell an uns vorüberfuhr. Das Waſſer war nicht mehr blau, wie draußen auf offenem Meere oder dicht an Neapels Küſte; es war ein ſchmutziges Grün. Wir kamen an einer Inſel vorüber, wo die Häuſer aus dem Waſſer aufgeſchoſſen oder an ein Wrack angeklebt ſchienen; hoch oben an der Mauer ſtand Madonna mit dem Kinde, über dieſe Wüſte hinausſchauend. An einzelnen Stellen zwiſchen dem tiefen Waſſer und den ſchwarzen Inſeln von weichem Schlamm war die Waſſerfläche eine bewegliche grüne Ebene, mit Waſſerlinſen bewachſen. Die Sonne beſchien Venedig, alle Glocken läuteten, aber es hatte ein einſames todtes Anſehen. Nur Ein Schiff lag auf dem Werfte; noch konnte ich keinen Menſchen erblicken.

Ich ſtieg in die ſchwarze Gondel hinab und ſchiffte in eine todte Straße hinein, wo Alles Waſſer war, kein Fußbreit Erde zum Gehen. Große Gebäude ſtanden da mit offenen Thüren, mit Treppen, die in das Waſſer hinabführten; in die großen Thorwege lief das Waſſer wie ein Canal hinein, und der Hofraum ſelbſt ſah wie ein viereckiger Brunen aus, in den man hineinſchiffen, worin man aber kaum die

Gondel umwenden konnte. Das Waſſer hat an der Mauer hinauf grünlichen Schleim abgeſetzt; die großen marmornen Paläſte ſcheinen zuſammenzuſinken, in den breiten Fenſtern ſind rohe Breter an goldnen verfaulten Balken angenagelt. Nach und nach ſcheint der große Rieſenkörper ſich allmälig dem Untergange zu nahen. Das Ganze hatte etwas Aengſtliches. Das Glockengeläute hörte auf; kein Laut wurde vernommen, als das Plätſchern der Ruder im Waſſer; noch ſah ich keinen Menſchen, wie ein todter Schwan lag Venedig auf den Wellen.

Wir fuhren in eine andere Straße hinein; kleine, ſchmale, gemauerte Brücken hingen über die Waſſerſtraßen. Jetzt erblickte ich Leute; ſie gingen hoch über mir zwiſchen den Häuſern oder in die Mauer hinein, denn ich entdeckte keine andere Straße als da, wo die Gondeln fuhren.

„Aber wo geht man denn?“ fragte ich den Gondolier; er zeigte auf ſchmale Gänge an den Brücken zwiſchen hohen Häuſern. Der Nachbar konnte dem Nachbar über die Straße im ſechsten Stockwerk die Hand reichen; drei Menſchen konnten kaum da unten, wohin kein Sonnenſtrahl drang, an einander vorübergehen. — Unſere Gondel war vorübergeglitten und Alles war wieder ſtill.

„Iſt dies Venedig, die reiche Braut des Meeres, die Beherrſcherin der Welt?“

Ich ſah den prächtigen Marcusplatz. „Hier iſt Leben!“ wurde geſagt. Aber wie anders iſt das in Neapel, ja ſelbſt in Rom, in dem lebendigen Corſo; und doch iſt der Marcus-Platz Venedigs Herz, wo das Leben ſich noch regt. Kaufläden mit Büchern, Perlen und Bildern ſchmückten die langen Bogengänge, denen es doch an Gewühl gebrach; ein Haufen Griechen und Türken in bunten Anzügen ſaßen, ihre lange Pfeife rauchend, ſtill vor den Kaffeehäuſern. Die Sonne ſtrahlte auf die goldne Kuppel der Marcuskirche und auf die bronzenen Pferde über dem Portal; um Cyperns, Candia's und Morea's rothe Maſten hingen die Flaggen ohne Bewegung herab; Schaaren von Tauben füllten den Platz und trippelten auf den breiten Steinen.

Ich beſuchte den ponte rialto, die Pulsader, die das Leben ausſprach, und bald hatte ich Venedig, das große Bild der Trauer, den Abdruck meiner eignen Seele, aufgefaßt. Es ſchien mir, als wäre ich noch auf dem Meere, nur von einem kleineren auf ein größeres Schiff, eine ſchwimmende Arche, verſetzt.

Als der Abend kam, als der Mond ſein unſicheres Licht auf die Gegenſtände warf und ſtärkere Schatten verbreitete, fühlte ich mich hier mehr zu Hauſe; in der Stunde der Geiſterwelt wurde ich erſt mit der todten Braut vertraut. Ich ſtand am offnen Fenſter, die ſchwarze Gondel glitt ſchnell über das dunkle, vom Mond beſchienene Waſſer hin. Ich dachte an den Geſang des Schiffers von Kuß und Liebe, empfand die alte Bitterkeit gegen Annunziata, die den leichtfertigen Bernardo mir vorgezogen hatte, und warum? — vielleicht eben um den Reiz dieſer ſeiner Leichtfertigkeit? — ſo ſind ja die Weiber! — ſelbſt gegen die fromme unſchuldige Flaminia war ich bitter geſtimmt; war ihr doch die Stille und der Friede des Kloſters mehr, als meine innige brüderliche Liebe! Nein! Nein! Keine von Beiden liebte ich mehr, meine Bruſt hatte ſich von Allem losgeſagt, was mir früher theuer war. — An keine von Beiden wollte ich denken, und wie ein unſteter Geiſt ſchwebten meine Gedanken zwiſchen dem Bilde der Schönheit, Lara, und der Tochter der Sünde, Santa.

Ich ſtieg in eine Gondel und ließ mich in der ſchweigenden Nacht durch die Waſſerſtraßen führen. Die Ruderer ſtimmten ihren Wechſelgeſang an, aber nicht mehr mit Taſſo's Worten; ſelbſt die alten Melodien des Herzens haben die Venetianer vergeſſen, als ihre Dogen ausſtarben und fremde Hände, die Flügel des Löwen bindend, ihn ihrem Triumphwagen vorſpannten.

„Das Leben will ich ergreifen, es bis zum letzten Tropfen genießen,“ flüſterte ich, — da ſtand die Gondel ſtill; — wir waren am Thore des Hotels, wo ich wohnte, ich ſtieg aus und legte mich ſchlafen. Dies war mein erſter Tag in Venedig.

XXV.

Der Sturm. Soirée bei meinem Banquier. Die Nichte des Podeſta.

Die mitgebrachten Briefe verſchafften mir Bekanntſchaften, Freunde, wie man ſagt. Ich war der Signor Abbate; Niemand hofmeiſterte mich, vielmehr fand man, was ich ſprach, vortrefflich und entdeckte auch Talente in mir. Von der Eccellenza und Signora Francesca war ich immer gewohnt, Mittheilungen zu hören, die mich verletzten; ſie erzählten mir oft, was mir zu vernehmen unlieb ſein mußte; beinahe ſchien es, als ſuchten ſie alles Schlimme an mir auf, damit ſie mir ſagen konnten, daß es viele Menſchen gäbe, die es gar nicht ſo gut mit mir meinten, als ſie. Dies fiel nun hier Alles weg. Ich empfand nicht mehr mein untergeordnetes Verhältniß, das nicht einmal Flaminia's Güte hatte hinwegräumen können. —

Ich hatte den reichen Palaſt der Dogen beſucht, die leeren prächtigen Säle durchſtreift, das Inquiſitions-Zimmer mit dem häßlichen Bilde von der Marter der Hölle geſehen. — Ich ſchritt durch eine enge Galerie, über eine bedeckte Brücke hoch oben am Dache über dem Canale, auf welchem unten die Gondeln hinglitten. Auf dieſem Wege gelangte man vom Dogenpalaſte in Venedigs Gefängniſſe. Die Seufzer-Brücke wurde dieſer Bogen genannt; neben dem Canal waren die Brunnen. Nur das Licht von der Lampe in dem Gange vermochte in die oberſten Gefängniſſe zwiſchen das dichte eiſerne Gitter hineinzudringen, und dennoch waren dies helle luftige Zellen gegen die weiter unten liegenden unter der ſchwammigen Fallluke; tiefer ſelbſt, als das Waſſer im Canale von außen ſtand, hatten Unglückliche geſeufzt und ihre Namen in die feuchten Wände gegraben. Luft, Luft! verlangte mein von den Schreckniſſen dieſes Orts erſchüttertes Herz. In die Gondel ſteigend fuhr ich von dem blaßrothen, alten Palaſte und von den Säulen mit St. Theodors Standbild und Venedigs Löwen über das lebendige grüne Waſſer nach den Lagunen und Lido pfeilſchnell ab, um das friſche Wehen des Meeres einzuathmen, und erblickte einen Kirchhof.

Der Fremde, der Proteſtant wird hier weit von ſeinem Vaterlande, auf einer ſchmalen Erdzunge zwiſchen Wogen, die Tag für Tag den kleinen Reſt von Erde fortzureißen ſcheinen, beerdigt. Weiße Menſchenknochen ragten aus dem Sande hervor; die Thränen, die ſie benetzten, erſetzte die Brandung. Oft haben hier Braut und Gattin der Fiſcher geſeſſen, des Geliebten und des Mannes harrend, der auf das unſichere Meer zum Fang hinausgezogen war. Die Stürme tobten ſtoßweiſe, die Frauen ſangen ihre Lieder aus **Gerusalemme liberata** und lauſchten auf die Antwort der Männer, aber die Liebe gab keinen Wechſelgeſang, einſam ſaßen ſie da und ſtarrten über das ſchweigende Meer hinaus; dann ſchwieg auch ihre Lippe, ihr Auge ſah nur die weißen Todtengebeine am Ufer, ihr Ohr vernahm nur die hohle Brandung, während die Nacht über das todte ſtumme Venedig emporſtieg.

Dies düſtre Bild erfüllte meine Gedanken; meine ganze Gemüthsſtimmung verlieh ihm ein ſtarkes Colorit. Ernſt wie eine Kirche, an das Grab und das unſichtbare Heilige mahnend, ſtand die Natur vor mir. In meinem Ohr hallten Flaminia's Worte wieder: daß der Sänger, welcher ja ein Prophet Gottes ſei, ſich nur beſtreben müſſe Gottes Verherrlichung auszuſprechen; dieſer Stoff ſei der höchſte. — Die unſterbliche Seele ſoll das Unſterbliche beſingen; der Schimmer des Augenblicks iſt ja nur ein wechſelndes Farbenſpiel, das mit der Minute, die es gebar, wieder verſchwindet; auflodernde Kraft und Begeiſterung durchdrangen mich, aber bald ſank ich ohnmächtig zurück. Schweigend ſtieg ich wieder in die Gondel hinein, die mich nach dem Lido führte. Das große offne Meer lag vor mir; die See wälzte ſich in langen Wellenſchlägen; ich dachte an den Meerbuſen von Amalfi.

Mir ganz nahe, zwiſchen Seegras und Steinen, ſaß ein junger Mann, Skizzen zeichnend, gewiß ein fremder Maler; er kam mir bekannt vor — ich trat näher, er ſtand auf, wir kannten uns. Es war ein junger venetianiſcher Nobile, Namens Poggio, mit dem ich ſchon einige Mal bei Familien, die ich kennen gelernt hatte, zuſammengetroffen war.

„Signore!“ — rief er, — „Sie am Lido? — Iſt's die Schönheit des Meeres oder andre Schönheiten, die Sie ſo in die Nähe des zornigen adriatiſchen Meeres lockten?“

Wir reichten uns die Hände. Ich wußte von ihm, daß er kein Vermögen, dagegen ein großes Talent als Maler beſaß; er ſchien von einer glücklichen, beinahe muthwilligen Natur, dennoch war mir ins Ohr geflüſtert worden, daß er in der Einſamkeit der größte Miſanthrop ſei. Nach ſeiner Anrede zu ſchließen mußte er ſehr leichtſinnig ſein, und dennoch war er in der Wirklichkeit die Keuſchheit ſelbſt; ſeinen Worten zufolge mußte die Welt glauben, daß Don Juan ſein Vorbild ſei, und im Leben ſelbſt rang er wie der heilige Antonius mit jeder Verſuchung. — Ein tiefer Seelenſchmerz ſei der Grund davon, flüſterte man; welcher aber, — ſein geringes Vermögen? eine unglückliche Liebe? Das wußte Niemand. Er ſchien Alles mitzutheilen, nicht den geringſten Gedanken verſchweigen zu können. Sein Benehmen ſelbſt war kindlich und dennoch war Niemand recht ins Reine mit ihm gekommen. — Dies Alles hatte mich intereſſirt, und daher war mir das Zuſammentreffen mit ihm, der die Wolken in meiner Seele zertheilte, lieb.

„Eine ſolche blaue, wogende Ebene,“ — ſagte er, auf das Meer deutend, — „beſitzt Rom nicht. Die See iſt doch der ſchönſte Theil der Erde. Sie iſt auch die Mutter der Venus und“ — fügte er halb lächelnd hinzu, — „die Wittwe aller mächtigen Dogen von Venedig.“

„Der Venetianer muß beſonders das Meer lieben,“ — entgegnete ich, — „es als die Großmutter betrachten, die ihn trägt und aus Liebe zu ihrer ſchönen Tochter Venetia mit ihm herumſpielt!“

„Jetzt iſt ſie nicht mehr ſchön," — erwiederte er, — „ſie neigt das Haupt!"

„Allein ſie iſt ja doch unter dem Kaiſer Franz glücklich." —

„Stolzer iſt's, Königin auf dem Meere zu ſein, als Karyatide auf dem Lande! Der Venetianer hat keine Urſache zu klagen, und auf Politik verſtehe ich mich nicht ſo gut als auf Schönheit; ſind Sie auch ein Verehrer derſelben, woran ich nicht zweifle, ſo kommt dort die ſchöne Tochter meiner Wirthin und fragt, ob Sie meine frugale Mahlzeit mit mir theilen wollen?"

Wir traten in das kleine Haus nahe am Ufer; der Wein war gut, Poggio ergötzlich und unterhaltend. — Niemand konnte bemerken, daß ſein Herz heimlich blutete. —

Wir hatten gewiß zwei Stunden da geſeſſen, als meine Ruderer kamen, um anzufragen, ob ich nicht zurückkehren wolle; ein Sturm ſei im Anzuge, die See in ſtarker Bewegung, zwiſchen dem Lido und Venedig gingen die Wogen ſchon hoch und die Gondel könne leicht in Gefahr kommen umzuſchlagen.

„Ein Sturm!" — rief Poggio, — „den habe ich lange herbeigewünſcht, den dürfen Sie nicht verſäumen," wandte er ſich zu mir, — „der legt ſich wohl gegen Abend wieder, und legt er ſich nicht, ſo fehlt es hier nicht an Gelegenheit, ſich niederzulegen und ihn in Gemächlichkeit über unſere Häupter hinziehen zu laſſen, während die Wellenſchläge uns in den Schlaf ſingen."

„Ich kann hier auf der Inſel immer eine Gondel haben," ſagte ich zu den Burſchen und erlaubte ihnen abzufahren. — Der Sturm ſchlug heftig ans Fenſter. Wir traten ins Freie. Die untergehende Sonne beleuchtete das dunkelgraue empörte Meer; ſchaumweiß erhoben ſich die Wogen und tauchten wieder unter; weit in der Ferne, wo die Wolken wie blitzeſchleudernde Felſen ſtanden, erblickten wir einige Schiffe; doch bald waren ſie uns wieder aus dem Geſichte. Die Brandung ſchlug hoch ans Ufer hinauf und überſpritzte uns mit ihren ſalzigen Tropfen. Je höher die Wellen hinaufſchlugen, um ſo lauter lachte Poggio, klatſchte in die Hände und rief dem wilden Elemente Bravo zu. Sein Beiſpiel ſteckte mich an; in der empörten Natur fühlte mein krankes Herz ſich erleichtert; bald wurde es dunkle Nacht. Ich ließ die Wirthin den beſten Wein bringen; wir ließen den Sturm und das Meer leben, und Poggio ſang das Lied von Liebe und Kuß, das ich im Schiff gehört hatte.

„Auf das Wohl der Venetianerinnen!“ rief ich, und er ſtieß mit mir auf das der Römerinnen an. Hätte uns ein Fremder geſehen, er würde uns für zwei der glücklichſten Jünglinge gehalten haben. —

„Die römiſchen Weiber gelten für die ſchönſten,“ ſagte Poggio; „ſagen Sie nun ganz ehrlich Ihre Meinung.“

„Ich halte ſie auch dafür!“

„Wohl!“ entgegnete Poggio. — „Allein die Königin der Schönheit lebt doch in Venedig. Sie ſollten nur die Nichte unſeres Podeſta ſehen! Ich weiß kein vollkommeneres Weib als ſie; ſo würde uns Canova die jüngſte der Grazien dargeſtellt haben, hätte er Maria gekannt. Nur im Theater und ein einziges Mal im Theater San Moſe habe ich ſie geſehen. Es geht allen jungen Venetianern wie mir, mit dem Unterſchiede, daß ſie alle in Maria ſterblich verliebt ſind, ich aber ſie nur anbete. Sie iſt meiner ſinnlichen Natur zu geiſtig, und das Himmliſche muß man ja anbeten. Nicht wahr, Herr Abbate?“

Ich dachte an Flaminia, und vorbei war es mit meiner auflodernden Heiterkeit.

„Sie werden ernſt!“ verſetzte er, — „der Wein iſt aber doch vortrefflich und die Wellen tanzen und ſingen um unſer Bachanal.“

„Macht der Podeſta kein Haus?“ fragte ich, um etwas zu ſagen. —

„Zuweilen!“ erwiederte Poggio. — „Wenn er Geſellſchaft ſieht, ſo iſt dieſe ſehr ausgeſucht. Die Schöne iſt ſchüchtern wie eine Antilope; ängſtlich, verſchämt wie kein Weib von allen, die ich geſehen habe, aber“ — fügte er mit einem ſpöttiſchen Lächeln hinzu — „das iſt ja auch eine Art, ſich intereſſant zu machen. Der Himmel mag wiſſen, wie das Alles zuſammenhängt. Sehen Sie, unſer Podeſta hatte zwei Schweſtern, beide waren viele Jahre hindurch von ihm entfernt. Die jüngere war in Griechenland verheirathet und ſoll die Mutter des ſchönen Mädchens ſein, die andere Schweſter iſt noch unvermählt, aber nicht mehr jung, und hat dieſe vor ungefähr vier Jahren hieher gebracht.“

Eine plötzliche Finſterniß unterbrach ſeine Rede, es war, als hüllte die ſchwarze Nacht uns in ihren Mantel, und in demſelben Augenblick erhellte ein rother Blitz Alles um uns her. Es erfolgte ein Donnerſchlag, der mich an die Eruptionen des Veſuv erinnerte. Mit geſenktem Kopf machten wir unwillkürlich das Zeichen des Kreuzes.

„Jeſus Maria!“ flüſterte die eintretende Wirthin, „das iſt ein Entſetzen, eine Angſt; ſechs unſerer beſten Fiſcher ſind auf dem Meere, — möge Madonna ſie erhalten! Die arme Agnes ſitzt mit fünf Kindern da, — das wird ein Elend geben!“ —

Durch den Sturm vernahmen wir Pſalmengeſang. Am Ufer, gegen welches die Wogen in hohen Brandungen ſich brachen, ſtand ein Haufen Weiber und Kinder mit dem heiligen Kreuze; eine junge Frau ſaß ſtumm da, ihre Blicke ruhten auf dem Meere, ein zartes Kind lag an ihrer Bruſt und ein etwas größeres ſtand neben ihr, den Kopf in ihrem Schooße verbergend. Mit dem letzten furchtbaren Blitz ſchien das Ungewitter ſich zu entfernen, es wurde heller am Horizonte und klarer ſchimmerte der weiße Schaum auf der brauſenden See.

„Da ſind ſie!“ rief plötzlich aufſpringend die Frau, und zeigte auf einen ſchwarzen Punkt, der immer deutlicher ward.

„Madonna ſei ihnen gnädig!“ ſtammelte ein alter Fiſcher, der, mit der dichten braunen Capuze über dem Kopfe, mit gefalteten Händen den dunkeln Gegenſtand anſtarrend daſtand. In demſelben Augenblick verſchwand dieſer unter einer ſchäumenden Sturzwelle.

Der Alte hatte recht geſehen. Ich hörte den Jammer der Verzweifelnden; er ſteigerte ſich, ſo wie das Meer ruhiger, der Himmel klarer und die Gewißheit dadurch größer wurde. Den Kindern entglitt das heilige Kreuz; ſie ließen es in den Sand fallen und klammerten ſich weinend an ihre Mutter, während der alte Fiſcher das Crucifix erhob, einen Kuß auf den Fuß des Erlöſers drückte, es in die Höhe hob und Madonna's heiligen Namen rief.

Gegen Mitternacht war der Himmel rein, die See ruhiger und der Vollmond warf ſeine langen Strahlen über die windſtille Bucht zwiſchen der Inſel und Venedig. Poggio ſtieg mit mir in die Gondel; wir verließen die Unglücklichen, denen wir weder helfen noch Troſt gewähren konnten.

Den Abend darauf trafen wir bei meinem Banquier, einem der reichſten in Venedig, zuſammen; die Geſellſchaft war ſehr groß, von den Damen kannte ich keine, hatte auch für keine Intereſſe.

Die Rede kam auf das Gewitter vom vorigen Abend. Poggio ergriff das Wort, erzählte vom Tode der Fiſcher, von dem Unglück ihrer Familien, und gab nicht undeutlich zu verſtehen, wie leicht einem großen Theil dieſer Noth abgeholfen werden könne, wie eine kleine liebreiche Gabe von jedem Anweſenden eine Summe von großem Werthe für die Unglücklichen ausmachen würde; aber Niemand ſchien ihn zu verſtehen; man bedauerte, zuckte die Achſeln und redete wieder von andern Dingen.

Jetzt begannen die geſellſchaftlichen Talente ſich geltend zu machen; Poggio ſang eine luſtige Barcarole, allein mir ſchien in ſeinem höflichen Lächeln Bitterkeit und Kälte gegen den vornehmen Kreis, der bei ſeiner edeln Beredſamkeit ungerührt geblieben war, vorzuherrſchen.

„Sie ſingen nicht?“ fragte mich die Hausfrau, als er aufgehört hatte.

„Ich werde die Ehre haben zu improviſiren,“ ſagte ich, indem ein Gedanke in meiner Seele entſtand.

„Er iſt Improviſator,“ hörte ich ringsum flüſtern. Die Augen der Damen funkelten, die Herren nickten mir zu, ich nahm die Guitarre und bat, mir ein Thema aufzugeben.

„Venezia!“ rief eine Dame, mir keck ins Auge ſehend. „Venezia!“ wiederholten die jungen Herren; denn die Dame war ſchön.

Ich griff einige Accorde, ſtellte Venedigs Glanz und Pracht in den Tagen des Glücks dar, ſo wie ich davon geleſen, wie meine Phantaſie es ſich vorſtellte, und Aller Augen flammten, man träumte, daß es noch immer ſo ſei. Ich ſang von ſchönen Frauen auf dem Balcon in mondheller Nacht, während ich an Santa und Lara dachte; jede der Frauen glaubte, daß ſie gemeint ſei, und klatſchte mir Beifall zu. Sgricci ſelbſt hatte kaum ſolches Glück gemacht.

„Sie iſt da,“ raunte mir Poggio ins Ohr, „die Nichte des Podeſta!“ Wir wurden verhindert, mehr mit einander zu reden, denn man drang in mich, noch einmal zu improviſiren; eine Deputation der Damen und eine alte Eccellenza trugen den Wunſch vor.

Ich war ſogleich bereit dazu; es war mein eigner

Wunſch; ich hatte es vorausgeſehen, und wünſchte nur in einem der aufgegebenen Themen Veranlaſſung zu finden, den Sturm, den ich erlebt hatte, die Noth der Unglücklichen darzuſtellen und durch die Gewalt des Dichters den Sieg zu erringen, welcher der Beredſamkeit nicht geworden war.

Titians Apotheoſe wurde mir aufgegeben. Wäre er Seemaler geweſen, dann hätte ich ihn als ihren Fürſprecher auftreten laſſen. allein in ſeinem Lobe konnte ich die Ideen, die ich zu entwickeln wünſchte, nicht anbringen. Der Stoff war indeſſen reich — die Behandlung deſſelben gelang über Erwartung; ich ſtand als der Bewunderte in der Geſellſchaft — es war meine eigne Apotheoſe!

„Kann es ein größeres Glück geben, als das Ihrige?“ ſagte die Frau vom Hauſe. „Es muß ein unendlich beſeligendes Gefühl ſein, ein ſolches Talent zu beſitzen, ſeine Umgebung hinreißen und erfreuen zu können!“

„Es iſt in der That ein ſehr beglückendes Gefühl,“ gab ich zur Antwort.

„Sprechen Sie es in einem ſchönen Gedichte aus,“ fuhr ſie bittend fort. „Es wird Ihnen ſo leicht, daß man vergißt, wie unbillig es iſt, Sie ſo oft in Anſpruch zu nehmen.“

„Ich kenne ein Gefühl,“ erwiederte ich, und mein Gedanke gab mir Muth. — „Ich kenne ein Gefühl, das von keinem andern aufgewogen wird. Dies bildet jedes Herz zum Dichter, erregt das Bewußtſein derſelben Wonne, und ich halte mich für einen ſo großen Zauberer, daß ich die Gewalt zu beſitzen glaube, es in jedem Herzen zu erregen; allein dieſe Kunſt hat das Beſondere an ſich, daß ſie nicht gegeben wird, ſondern erkauft werden muß.“

„Wir müſſen ſie lernen!“ riefen Alle.

„Hier auf dieſem Tiſch ſammle ich die Summen ein; wer die größte giebt, wird am tiefſten darin eingeweiht!“

„Ich gebe meine goldne Kette,“ ſagte ſogleich lächelnd eine Dame und legte ſie im Scherz auf den Tiſch.

„Ich mein ganzes Spielgeld!“ rief eine andere, über meinen Einfall lächelnd.

„Allein es iſt durchaus Ernſt!“ verſicherte ich. „Der Einſatz wird nicht zurückgegeben.“

„Dennoch wagen wir es!“ riefen die Vielen, die bereits Gold, Ketten und Ringe hingelegt hatten, innerlich doch mein Kunſtſtück bezweifelnd.

„Allein wenn nun gar kein Gefühl mich beſchleicht,“ rief ein alter Militär, „erhalte ich dann meine zwei Zechinen zurück?“

„Es ſteht Jedem frei nichts zu wagen!“ rief Poggio; ich verbeugte mich beiſtimmend.

Alle lachten, alle harrten erwartungsvoll des Erfolges; ich fing an zu improviſiren, eine heilige Flamme durchbebte mich. Ich ſang von dem ſtolzen Meere, Venezia's Bräutigam, von den Söhnen des Meeres, den kühnen Seeleuten und dem Fiſcher in ſeinem kleinen Boote; ſchilderte einen Sturm, die Sehnſucht und Angſt der Gattin und Braut, ſchilderte, was ich ſelbſt geſehen hatte: die Kinder, die das heilige Crucifix fallen ließen und ſich an die Mutter ſchmiegten, den alten Fiſcher, der das Bild des Erlöſers küßte, —

es war, als ſpräche ein Gott aus mir, als wäre ich das Werkzeug ſeiner Kraft.

Eine tiefe Stille herrſchte im Saale; manches Auge weinte.

Da führte ich ſie in die Hütte der Armuth hinein, brachte den Unglücklichen durch unſere kleinen Gaben Hülfe und Leben; und ich ſang, wie viel ſeliger es ſei, zu geben, als zu nehmen, ſang von der Freude, die meine Bruſt erfüllte, jedes Herz erfüllte das ſein Scherflein beigetragen; von dem Gefühl, das nichts in der Welt aufwiegen kann, von der göttlichen Stimme, die in jeder Bruſt ſprach, ſie heiliger und geiſtiger machte, ſie zum Dichter erhob; und indem ich ſprach, nahm meine Stimme zu an Kraft und an Fülle. Alle hatte ich für mich gewonnen; ein ſtürmender Beifall jauchzte mir entgegen, als ich beim Schluß meiner Dichtung dem Peggio die reichen Geſchenke überreichte, um damit den Unglücklichen beizuſpringen.

Ein junges Mädchen ſank zu meinen Füßen nieder; einen ſchöneren Triumph hätte mein Talent mir nie verſchaffen können! Sie faßte meine Hand, und mit Thränen in den wunderbar dunkeln Augen ſah ſie mir dankbar in die Seele hinein; ſeltſam ergriff mich dieſer Blick, dieſer vollkommene Ausdruck der Schönheit, es war mir, als hätte ich ihn einmal im Traume geſehen.

„Die Mutter Gottes belohne Sie!“ ſtammelte ſie mit hochglühenden Wangen; ſie verbarg ihr Geſicht und zog ſich wie erſchrocken über das eigne Verfahren ſchnell von mir zurück; wer konnte indeſſen ſo grauſam ſein, über das reine Gefühl der Unſchuld ſpotten zu wollen? Alle drängten ſich um mich her; Alle waren in meinem Lobe unerſchöpflich; Alle ſprachen von den Unglücklichen auf Lido; ich ſtand als ihr Wohlthäter da. Ja, es iſt größere Wonne zu geben, als zu nehmen! Dieſer Abend hatte es mich gelehrt. Poggio drückte mich in ſeine Arme.

„Trefflicher Menſch!“ ſagte er, „ich achte, ich verehre Sie! Die Schönheit bringt Ihnen ihre Huldigung dar; ſie, die durch einen einzigen Blick Tauſende beglückt, neigt ſich vor Ihnen in den Staub.“

„Wer iſt ſie?“ fragte ich mit gedämpfter Stimme.

„Die Schönſte in Venedig,“ erwiederte er; „die Nichte des Podeſta.“

Dieſer wunderbare Blick, die ſchöne Geſtalt ſtand lebendig vor meiner Seele; unerklärliche Erinnerungen regten ſich in mir, auch ich rief: „Sie iſt ſchön!“

„Sie kennen mich gewiß nicht, Signor?“ ſprach eine etwas bejahrte Dame, vor mich hintretend. „Es ſind mehrere Jahre her, daß ich die Ehre hatte Ihre Bekanntſchaft zu machen.“

Sie lächelte, reichte mir die Hand und ſagte mir Dank wegen meiner Improviſation. Ich verbeugte mich höflich, ihre Züge kamen mir bekannt vor, aber wo und wann ich ſie geſehen hatte, war mir nicht klar. Ich geſtand es.

„Das iſt ganz natürlich,“ verſetzte ſie, „wir haben uns nur Einmal geſehen, und zwar in Neapel; mein Bruder war Arzt; Sie haben ihn mit einem Herrn aus der Borgheſiſchen Familie beſucht.“

„Ach! Jetzt erinnere ich mich deſſen,“ rief ich. „Ja, jetzt erkenne ich Sie wieder; am wenigſten aber erwartete ich, daß wir hier in Venedig uns begegnen ſollten.“

„Der Bruder, deſſen Hausweſen ich führte,“ ſprach ſie weiter, „iſt ſeit vier Jahren todt. Jetzt halte ich mich bei meinem älteren Bruder auf. Der Diener ſoll Ihnen unſere Adreſſe bringen. Meine Nichte iſt ein ſonderbares Kind! Sie will fort, auf der Stelle fort; ich muß mich darein fügen.“ Sie reichte mir die Hand und verließ den Salon.

„Glücklicher Menſch!“ ſagte Poggio. „Es war die Schweſter des Podeſta. Sie kennen ſie, haben eine Einladung erhalten, halb Venedig wird Sie beneiden. Knöpfen Sie nur den Frack recht feſt über das Herz zu, wenn Sie hinkommen, damit Sie nicht, wie die Meiſten, verwundet werden.“

Die Schöne war fort. Das Gefühl hatte ſie augenblicklich zu meinen Füßen hingeriſſen, allein in demſelben Moment regte ſich jungfräuliche Scham und ſchüchterne Zurückhaltung; Angſt und Schrecken trieben ſie daher aus dem großen Kreiſe fort, deſſen Aufmerkſamkeit ſie in Anſpruch genommen hatte und welcher jetzt von Lob und Bewunderung wiederhallte, die uns Beiden zu Theil wurden. Die Königin der Schönheit hatte Alle bezaubert, ihr Herz war edel, wie ihre Formen.

Das Bewußtſein, etwas Gutes hervorgebracht zu haben, warf einen Lichtſtrahl in meine Seele; ich empfand einen edlen Stolz, empfand das Glück, die Gabe der Poeſie zu beſitzen. Der Ruhm und die Liebe, welche mir von allen

Seiten begegneten, ſchmolzen jede Bitterkeit in meiner Seele; es war als erhöbe ſich meine geiſtige Kraft reiner und beſſer nach ihrem herben Scheintode. Ich dachte an Flaminia und dachte an ſie ohne Schmerz, ſie würde ja ſchweſterlich meine Hand gedrückt haben. Ihre Worte, daß der Dichter nur das Göttliche, die Verherrlichung Gottes ſingen ſolle, erhellten klar meine Seele; mir war wieder Muth und Kraft geworden; eine milde Ruhe breitete ſich über mein ganzes Weſen aus und zum erſten Mal ſeit langer, langer Zeit empfand ich die Freude wieder. Es war ein glücklicher Abend. Poggio ſtieß mit mir an; mit dem brüderlichen Du beſiegelten wir den geſchloſſenen Freundſchaftsbund.

Spät kam ich nach Hauſe; allein ich fühlte keine Müdigkeit. Der Mond ſchien ſo hell auf das Waſſer in den Canälen herab, der Himmel war ſo hoch und blau. Mit dem frommen Glauben des Kindes faltete ich die Hände und betete: „Vater, vergieb mir meine Sünde! gieb mir Kraft, ein guter und edler Menſch zu ſein! Dann darf ich wohl auch an Flaminia denken, mich der Schweſter erinnern; ſtärke auch ihre Seele, möge ſie nie von meinem Schmerze träumen. Sei uns gütig und gnädig, ewiger Gott!“ Und jetzt war mir leicht ums Herz! Venedigs öde Canäle und die alten Paläſte ſchienen mir eine ſchöne, ſchwimmende Feenwelt.

Den folgenden Morgen war ich ſonderbar erheitert; ein edler Stolz regte ſich in meiner Bruſt; ich war durch mein geiſtiges Vermögen glücklich und dankbar gegen Gott.

Ich nahm eine Gondel, um einen Beſuch bei dem Podeſta, deſſen Schweſter ich ja kannte, zu machen; ehrlich geſagt trieb mich auch das Verlangen, die junge Dame wieder zu ſehen, die mir ſo lebhaft gehuldigt hatte und für die Königin der Schönheit galt.

„Palazzo d'Othello?“ wiederholte der Gondolier und führte mich durch den großen Canal zu einem alten Gebäude, während er mir erzählte, daß der Mohr von Venedig, der ſeine ſchöne Gattin Desdemona erwürgt, darin gewohnt habe, und daß kein Engländer verſäume, dies Haus zu beſehen, als wäre es die Marcuskirche oder das Arſenal.

Sie nahmen mich dort Alle wie einen lieben Verwandten auf. Roſa, die bejahrte Schweſter des Podeſta, ſprach von dem lieben hingeſchiedenen Bruder, von dem lebendigen luſtigen Neapel, das ſie nun ſeit vier Jahren nicht geſehen hatte. „Ja!“ fuhr ſie fort, „Maria ſehnt ſich auch danach und wir reiſen gewiß hin, wenn man ſich deſſen am wenigſten verſieht; ich muß noch einmal, ehe ich ſterbe, den Veſuv und das ſchöne Capri wiederſehen.

Maria trat ein; ſchweſterlich und doch mit zarter Verſchämtheit reichte ſie mir die Hand. Sie war ſchön, ja ſie kam mir noch ſchöner wie geſtern vor, als ſie vor mir niederfiel. Poggio hatte Recht — ſo mußte die jüngſte der Grazien erſcheinen; kein weibliches Weſen beſaß ſchönere Formen — vielleicht doch Lara? Ja Lara, das blinde Mädchen, in ſeiner dürftigen Kleidung mit dem kleinen Veilchenſtrauß im Haare, war ſchön wie Maria in ihrer reichen Pracht. Die geſchloſſenen Augen hatten mein Herz ſtärker angezogen, als dieſer ſeltſam dunkle Feuerblick; jeder Zug war bei Lara Wehmuth, allein in dem offnen dunkeln Auge ruhte ein Friede, eine Freude, die Lara nie gekannt hatte. Es war ſo Vieles an ihr, das mich bewog, an das blinde Bettlermädchen zu denken, das ſie nie geſehen hatte; ja ſelbſt die ſonderbare Ehrfurcht meines Herzens hier, wie vor etwas Höherem, bewog mich dazu. Mein geiſtiges Vermögen gewann größere Biegſamkeit, meine Beredſamkeit größere Fülle. Ich gefiel Allen hier, das fühlte ich, und Maria ſchien meinem Talent dieſelbe Bewunderung zu ſpenden, welche ihre Schönheit mir abnöthigte.

Ich betrachtete ſie wie ein Liebender die herrliche weibliche Statue, welche ihm das Bild ſeiner Geliebten vollendeter vor Augen ſtellt. In Marien fand ich Lara's Schönheit, beinahe wie in einem Spiegelbilde, und Flaminia's ganze ſchweſterliche Geſinnung; man mußte Vertrauen zu ihr faſſen. Es war mir, als hätten wir uns lange gekannt.

XXVI.

Die Sängerin.

Ein großes Lebensereigniß liegt mir hier ſo nahe, daß es faſt alles Andere verdrängt; wie die hohe Pinie des Waldes den Blick von dem niedern Gehölze abzieht; nur flüchtig ſchildere ich daher den Mittelgrund.

Ich kam oft in das Haus des Podeſta. Ich ſei ihr belebender Genius, ſagten die Frauen. Signora Roſa erzählte von ihrem lieben Neapel und ich las die **divina commedia**, Alfieri und Niccolini laut vor; wie die Dichterwerke ſelbſt, riſſen mich Maria's Gefühl und Geiſt hin. Außerhalb dieſes Hauſes war Poggio mein liebſter Umgang; man wußte es, und er wurde von dem Podeſta eingeladen; er dankte es mir und äußerte, daß es mein und nicht ſein Verdienſt, daß es unſere Freundſchaft ſei, die ihn hinführe; die ganze venetianiſche Jugend würde ihn deshalb beneiden. Ueberall wurde mein Talent als Improviſator bewundert, ja ſo ſehr geſchätzt, daß kein Kreis mich entließ, bevor ich nicht ihren Wunſch, irgend einen Gegenſtand zu beſingen, erfüllt hatte. Die erſten Künſtler reichten mir brüderlich die Hand und ermunterten mich, öffentlich aufzutreten, und ich folgte dieſer Aufforderung wenigſtens zum Theil, indem ich einen Abend in der **Accademia dell' arte** vor den Mitgliedern derſelben über Dandolo's Zug nach Konſtantinopel und über die bronzenen Pferde auf der San Marcuskirche improviſirte, weshalb ich mit einem Diplom beehrt wurde. Ich war nun in die Geſellſchaft aufgenommen.

Allein eine noch größere Freude harrte meiner in des Podeſta Haus. Maria überreichte mir eines Tages eine kleine Schachtel, mit einem Halsband von ſchönen, bunten, unendlich kleinen, feinen und niedlichen, nur mit einem ſeidenen Faden zuſammengereihten Muſcheln. Es war ein Geſchenk von den Unglücklichen in Lido, deren Wohlthäter ich genannt wurde.

„Es iſt ſehr ſchön!“ ſagte Maria.

„Das müſſen Sie für Ihre Braut aufbewahren,“ bemerkte Signora Roſa. „Es iſt ein ſchönes Geſchenk für ſie, und in der Abſicht iſt es auch gegeben.“

„Für meine Braut?“ wiederholte ich ernſt, „ich habe keine — gewiß!“

„Aber ſie wird kommen!“ verſetzte Signora Roſa. „Sie werden eine Braut, und zwar die ſchönſte von Allen, bekommen.“

„Nie!“ rief ich, in dem Gefühle alles deſſen, was ich verloren hatte, den Boden anſtarrend.

Auch Maria blieb bei meinem Mißmuthe ſtumm. — Sie hatte ſich ſo ſehr darauf gefreut, mir das Geſchenk zu überreichen, und es deshalb von Poggio erhalten, dem es eingehändigt worden war, und nun ſtand ich verſtimmt da und verbarg meine Verſtimmung ſo ſchlecht. Das Halsband hielt ich in der Hand, wie gern hätte ich es Marien geſchenkt, allein Signora Roſa's Worte hemmten meinen Entſchluß. Maria hatte gewiß meinen Gedanken errathen, denn ſo wie ich mein Auge auf ſie richtete, zog ein leichtes Erröthen über ihr Antlitz.

„Sie beſuchen uns nur ſelten, gar zu ſelten!“ ſagte eines Tags die Frau meines reichen Banquiers; „aber um deſto öfter den Podeſta. Nun, das iſt ja auch viel ergötzlicher. Maria iſt ja Venedigs erſte Schönheit und Sie ſind unſer erſter Improviſator! Sie iſt auch eine ſehr gute Partie. Das Mädchen ſoll ein prächtiges Gut in Calabrien beſitzen; das iſt ihr Erbe oder für die Erbſchaft gekauft. Seien Sie dreiſt und es wird gelingen. Sie werden von ganz Venedig beneidet.“

„Wie können Sie glauben,“ erwiederte ich, „daß ein ſo eigennütziger Gedanke in mir wohne! — Ich bin ſo weit entfernt Maria zu lieben, als es Jemand ſein kann. Ihre Schönheit ergreift mein Herz, wie alles Schöne, allein das iſt keine Liebe, und daß ſie Vermögen beſitzt, giebt bei mir nicht den Ausſchlag!“

„Nun, darauf muß man doch auch ſehen!“ ſagte die Frau vom Hauſe; „Liebe macht erſt das Glück des Lebens aus, wenn Küche und Keller wohl verſehen ſind. — Von dieſen muß man leben!“ — Sie lachte und reichte mir die Hand.

Es erbitterte mich, daß man von mir ſo denken, ja ſogar reden könne. Ich beſchloß, das Haus des Podeſta ſeltner zu beſuchen, wie theuer mir auch Alle da waren. — Ich hatte gedacht, den Abend dort zuzubringen, jetzt änderte ich meinen Entſchluß. Mein Blut war in Wallung gekommen. „Nein!“ dachte ich, „warum mich ärgern? Heiter will ich ſein. Das Leben iſt ſchön, wenn man es nur ſelbſt will. Ich bin frei! Niemand ſoll auf mich einwirken, habe ich denn nicht Kraft und Willen?“

Bei dunklem Abende trieb ich mich allein in den engen Straßen umher, wo die Häuſer ſich berührten und wo deswegen der ſchmale Raum hell erleuchtet war und die Leute ſich an einander drängten. — In langen Strahlen ſchimmerte der Lichtſchein in dem großen Canal, ſchnell ſchoſſen die Gondeln unter dem einzigen hohen Bogen hin, der die Brücke trägt. Es ertönte Geſang, das Lied von Kuß und Liebe, und wie die Schlange an dem Baume der Erkenntniß, zeigte er mir das ſchöne Antlitz der Sünde.

Ich kehrte wieder in die engen Gaſſen zurück; da ſtand vor mir ein heller als die übrigen erleuchtetes Haus, eine Menge Leute gingen hinein. Es war eins der kleineren Theater Venedigs, San Luca, glaube ich, heißt es. Eine kleine Truppe gab dort Opern, täglich zweimal dieſelbe Vorſtellung, wie im Teatro Fenice in Neapel. Um vier Uhr Nachmittags begann die erſte Vorſtellung des Stücks und ging zu Ende gegen ſechs; die zweite begann alsdann um acht Uhr. Das Entrée war ſehr billig, aber etwas Beſonderes da zu ſehen durfte man nicht erwarten. Jedoch das Verlangen des geringeren Volks, Muſik zu hören, und die Neugierde der Fremden bewirkten ſehr oft ein recht volles Haus, und zwar bei beiden Vorſtellungen. Auf dem Anſchlagzettel las ich: Donna Caritea regina di Spagna; Muſik von Mercadante. —

„Du kannſt ja wieder gehen, wenn du dich langweilſt,“ ſagte ich zu mir ſelbſt. „Die hübſchen Weiber will ich mir anſehen; mein Blut iſt warm, mein Herz klopft wie Bernardo's, wie Federigo's Herz, man ſoll nicht den Knaben aus der Campagna mit der Ziegenmilch im Blute verhöhnen. — Wäre ich immer leichtſinnig geweſen, wie ich es jetzt ſein will, hätte ich gewiß noch größeres Glück gemacht. Ja, das Leben iſt kurz! Das Alter bringt Kälte und Eis!“ —

Ich ging hinein, erhielt ein kleines ſchmutziges Billet und wurde in eine Loge, zunächſt an der Bühne, geführt. Es waren zwei Reihen Logen da; der Zuſchauerplatz war ſehr tief, aber die Scene ſelbſt kam mir wie ein Präſentirteller vor; viel Leute könnten dort kaum Platz finden, und dennoch wurde eine Ritteroper mit Gefechten und Aufzügen gegeben. Die Logen waren von innen ſchmutzig und zerriſſen, die Decke ſchien das ganze Gebäude zu erdrücken. Ein Burſche in Hemdärmeln erſchien, die Lampen anzuzünden. Die Leute im Parterre plauderten laut; die Muſiker traten ins Orcheſter, ſie konnten höchſtens ein Quartett ausführen. Jedes Einzelne zeigte nur zu deutlich, was das Ganze werden würde, allein den erſten Act wollte ich doch aushalten.

Ich betrachtete die Damen ringsum. Keine gefiel mir; jetzt trat ein junger Herr in die Nebenloge — ich hatte ihn früher in Geſellſchaften geſehen. Er lächelte, reichte mir die Hand und hatte nicht vermuthet, daß wir hier zuſammentreffen würden. „Allein,“ flüſterte er, „man kann hier oft eine recht angenehme Nachbarſchaft erhalten. — In der matten Mondbeleuchtung laſſen ſich leicht Bekanntſchaften machen!“

Er plauderte fort; es wurde geziſcht, denn die Ouvertüre begann. — Sie klang ſehr traurig. Der Vorhang rollte in die Höhe. Das ganze Chor beſtand nur aus drei Herren und zwei Damen, die ausſahen, als wären ſie von der Feldarbeit geholt und nun in ritterliche Anzüge geſteckt worden.

„Nun!“ ſagte mein Nachbar, „die Solorollen ſind zuweilen nicht übel beſetzt. Hier iſt ein Komiker, der auf jeder großen Bühne auftreten könnte. — Ach, du mein Gott!“ unterbrach er ſich, indem die Königin des Stücks mit zwei Damen auftrat. — „Sollen wir dieſe heute hören! Ja, da geb' ich keinen halben Zwanziger für das Ganze. — Jeannette wäre viel beſſer geweſen.“

Die Auftretende war eine kleine unanſehnliche Geſtalt, mit einem feinen ſcharfen Geſicht und tiefliegenden dunkeln Augen. Es war die Armuth, die als Königin auftrat, dennoch erſchien ſie mit einem Anſtand, der gegen das Ganze grell abſtach und mich in Verwunderung ſetzte. — Einem jungen ſchönen Mädchen würde er trefflich geſtanden haben. — Sie trat den Lampen näher — mein Herz begann heftig zu klopfen, ich wagte kaum nach ihrem Namen zu fragen; ich glaubte, daß meine Augen mich täuſchten. — „Wie heißt ſie?“

„Annunziata,“ war die Antwort. „Singen kann ſie nicht, und zu ſehen iſt nicht viel an dem kleinen Gerippe.“

Wie ätzendes Gift fiel jedes Wort auf mein Herz; ich ſaß wie feſtgewurzelt da, das Auge unbeweglich auf ſie gerichtet. Sie ſang. Nein, das war Annunziata's Stimme nicht! Dieſe erhob ſich matt, tonlos und unſicher.

„Es ſind wirklich Spuren einer guten Schule vorhanden,“ ſagte mein Nachbar, „allein die Kräfte wollen nicht mehr ausreichen.“

„Sie iſt,“ ſtammelte ich, „einer Namensſchweſter, einer jungen Spanierin, Annunziata, die einſt in Rom und Neapel glänzte, nicht ähnlich.“

„Doch!“ gab er zur Antwort, „ſie iſt es ſelbſt. Vor ſechs bis ſieben Jahren ſaß ſie noch auf dem hohen Pferde. Da war ſie jung und ſoll eine Stimme wie die Malibran gehabt haben; aber jetzt iſt die Vergoldung fort: das iſt im Grunde das Loos aller ſolcher Talente. Einige Jahre glänzen ſie in ihrer Mittagshöhe. Von der Bewunderung verblendet merken ſie nicht, daß ſie abwärts gehen. Sie ziehen ſich nicht klüglich zurück, während die Glorie ſie von außen umſtrahlt. Das Publicum merkt zuerſt die Veränderung, und das iſt eben das Traurige! Gewöhnlich führen auch dieſe guten Damen ein ſo luſtiges Leben, daß der Gewinn ebenfalls verdunſtet iſt, und dann geht es mit ſchnellen Schritten bergab. Sie haben ſie wohl in Rom geſehen?“ fragte er.

„O ja, einige Mal!“ gab ich zur Antwort.

„Es muß eine häßliche Verwandlung ſein, doch im Grunde am traurigſten für ſie!“ verſetzte er. „Sie ſoll in einer langen, ſchweren Krankheit die Stimme verloren haben;

es iſt ſchon vier bis fünf Jahre her, allein das iſt nicht die Sache des Publicums. Sie werden doch eine alte Bekanntſchaft applaudiren? Ich werde helfen! Es wird die Alte freuen.“ Er klatſchte nun, als die Königin die Bühne verließ, aus allen Kräften, Einige im Parterre folgten ſeinem Beiſpiele; allein es ertönte auch ein ſtarkes Ziſchen. — Es war wirklich Annunziata!

„**Fuimus Troes!**“ flüſterte mein Nachbar. Jetzt trat der Held im Stücke auf; dieſer wurde von einem recht hübſchen, jungen, üppig geformten Mädchen mit brennenden Blicken geſpielt. Sie wurde mit Bravo und Beifallklatſchen empfangen. Alle alten Erinnerungen ſtürmten auf meine Seele ein: das Entzücken und Jauchzen der Römer über Annunziata, ihr Triumphzug, meine leidenſchaftliche Liebe, Alles. Bernardo hatte ſie alſo verlaſſen! Oder hatte ſie ihn nicht geliebt? Ich ſah ja doch ſelbſt, wie ſie ihren Kopf zu ihm hinabneigte, ihre Lippen an ſeine Stirne drückte. Er hatte ſie verlaſſen, ſie verlaſſen, als ſie krank wurde, als ihre Schönheit ſchwand! — nur dieſer hatte er gehuldigt!

Sie betrat die Bühne wieder. Wie leidend und alt ſah ſie doch aus! — ſie war eine geſchminkte Leiche, vor der ich erſchrak. — Ich fühlte mich gegen Bernardo erbittert, daß er ſie wegen des Verluſtes ihrer Schönheit verlaſſen konnte, und dennoch verwundete mich eben dieſer ſo tief. Das Geiſtige in Annunziata mußte aber doch noch unverändert ſein!

„Sind Sie unwohl?“ fragte mich der Fremde, denn ich war leichenblaß geworden.

„Hier iſt es drückend ſchwül!“ entgegnete ich, ſtand auf, verließ die Loge und kam ins Freie. Ich eilte durch die engen Gaſſen; tauſend Gefühle bewegten meine Bruſt; ich wußte ſelbſt nicht, wohin die Schritte mich trugen. — Ich ſtand wieder vor dem Theater; ein Burſche nahm ſo eben den Anſchlagzettel herab, um einen neuen für den nächſten Tag anzukleben.

„Wo wohnt Annunziata?“ fragte ich ihn. Er drehte ſich um, ſah mich an und wiederholte: „Annunziata? Signor meint wohl Aurelia, die die Männerrolle drinnen gab? Ich werde Sie hinbringen, aber ſie iſt noch beſchäftigt.“

„Oh nein, nein!“ erwiederte ich, „Annunziata! — Die, welche die Partie der Königin ſingt.“

Der Burſche maß mich mit dem Auge. „Die kleine Hagere?“ fragte er. „Sie iſt, glaube ich, nicht an Beſuche gewöhnt, allein das hat ſeine guten Gründe! Ich werde Ihnen, Signor, das Haus zeigen; allein Sie können ſie erſt in einer Stunde ſprechen, wenn die Oper aus iſt.“

„Erwartet mich dann hier,“ ſagte ich, ſtieg in eine Gondel und ließ den Ruderer mich herum führen, wohin er wollte. — Meine Seele war tief betrübt; ich mußte Annunziata noch einmal ſehen, mit ihr reden. Sie war unglücklich! Ach, was konnte ich für ſie thun? Schmerz und Trauer trieben mich fort.

Nach Verlauf einer Stunde langte die Gondel vor dem Theater an, wo der Burſche meiner harrte.

Durch die lange enge Gaſſe führte er mich nach einem alten verfallenen Hauſe; hoch oben unter dem Dache brannte ein Licht. Er zeigte hinauf.

„Wohnt ſie dort?“ rief ich.

„Ich werde Eccellenza führen!“ Er zog an der Glockenſchnur.

„Wer iſt da?“ fragte eine weibliche Stimme von oben.

„Marco Lugano!“ erwiederte er und die Thüre ging auf. Es war dunkle Nacht drinnen. Die Lampe vor dem kleinen Madonnenbilde war ausgegangen, nur der rothe Docht glimmte wie ein blutiger Punkt. Ich hielt mich dicht an den Burſchen. Eine Thüre wurde ganz oben geöffnet, wir ſahen den Lichtſtrahl hinabgleiten. „Jetzt wird ſie ſelbſt kommen,“ ſagte der Burſche. Ich ſteckte ihm ein Paar Zwanziger in die Hand; mit vielfachem Dank eilte er von dannen und ich tappte die letzte Treppe hinauf.

„Sind für morgen Veränderungen beſtellt, Marco Lugano?“ hörte ich die Stimme fragen; es war die Annunziata's. Sie ſtand in der Thüre; ein kleines ſeidenes Tuch war um das Haar gebunden, ein dunkler weiter Oberrock hing locker um ſie.

„Falle nicht, Marco!“ ſagte ſie, mir voran in das Zimmer tretend; ich folgte ihr.

„Wer ſind Sie? Was ſuchen Sie hier?“ fragte ſie erſchrocken, als ſie entdeckte, daß ich nicht Marco ſei.

„Annunziata!“ rief ich ſchmerzlich. Sie ſtarrte mich an.

„Jeſus Maria!“ rief ſie und verbarg ihr Geſicht in die Hände.

„Ein Freund!“ ſtammelte ich, „ein früherer Bekannter, dem Sie einmal viel Glück, viele Freude geſpendet, ſucht Sie auf und wagt, Ihnen die Hand zu reichen.“

Sie nahm die Hände von dem Geſichte; leichenblaß ſtand ſie da, nur das geiſtvolle Auge brannte. — Aelter war Annunziata zwar geworden, ein Bild des Leidens, aber noch waren Ueberreſte von Schönheit da, es war noch derſelbe ſeelenvolle Blick, aber von Wehmuth umſchleiert.

„Antonio!“ ſagte ſie, und eine Thräne trat ihr ins Auge, „ſo müſſen wir uns wieder begegnen! Verlaſſen Sie mich. Unſere Wege gehen weit aus einander, der Ihrige hinauf zu dem Glücke, der meinige abwärts — auch zum Glücke!“ ſeufzte ſie ſchmerzlich.

„Stoßen Sie mich nicht von ſich!“ rief ich; „als Freund, als Bruder erſcheine ich jetzt — mein Herz hat mich hergetrieben. Sie ſind unglücklich, Sie, welcher Tauſende Ihrer Freunde zujauchzten, durch welche Tauſende ſich glücklich fühlten!“

„Das Rad der Fortuna dreht ſich,“ ſagte ſie, „das Glück folgt nur der Jugend und Schönheit; vor ihren Triumphwagen ſpannt ſich die Welt. Herz und Verſtand ſind die ſchlechteſte Mitgabe der Natur, ſie werden über Jugend und Schönheit vergeſſen, und die Welt hat immer Recht!“

„Sie ſind krank geweſen, Annunziata?“ ſtammelten meine bebenden Lippen.

„Krank, ſehr krank, beinahe ein Jahr lang; allein es brachte mir nicht den Tod, nur die Jugend ſtarb!“ fuhr ſie mit bitterm Lächeln fort. „Die Stimme ſtarb und das Publicum blieb ſtumm bei dem Anblick dieſer zwei Leichen in Einem Körper! Die Aerzte ſagten, daß beide nur ſcheintodt wären, und der Körper glaubte es. Der Körper brauchte Kleidung und Nahrung und gab zwei Jahre lang ſeinen Reichthum dafür hin; dann mußte er ſich ſchminken und wieder auftreten, als wären die Todten noch am Leben; allein daß man nicht darüber erſchrecken möchte, trat er im Schatten auf; auf der kleineren Bühne, wo nur wenige Lampen brannten, wo Alles Halbdunkel war, zeigte er ſich wieder. Dennoch wurde bald bemerkt, daß Jugend und Stimme geſtorben, begrabene Leichen wären. Annunziata iſt geſtorben, dort hängt ihr lebendiges Bild.“ Sie zeigte auf die Wand.

In dem ärmlichen Zimmer hing ein Gemälde, ein Bruſtbild im reichen goldnen Rahmen, der gegen die Armuth ringsum ſonderbar abſtach. Es war Annunziata's Bild, als Dido gemalt; es war ihr leibhaftes Bild, wie ſie vor meiner Seele ſtand, das geiſtig ſchöne Geſicht mit dem Stolz auf der Stirne. Ich ſah auf die wirkliche Annunziata hinab; ſie hielt die Hände vor das Geſicht und weinte.

„Verlaſſen Sie mich! Vergeſſen Sie mein Daſein, wie die Welt es vergeſſen hat!“ flehte ſie, mit der Hand winkend.

„Ich kann nicht, kann Sie nicht ſo verlaſſen!“ entgegnete ich. „Madonna iſt gut und gnädig, Madonna wird uns Allen helfen.“

„Antonio,“ ſagte ſie ernſt, „können Sie meiner im Unglücke ſpotten? — Nein! Sie ſind nicht wie die übrige Welt; den Glauben haben Sie mir ſchon einmal eingeflößt. — Allein ich begreife Sie nicht; als Alle mir noch Beifall zujauchzten, als die Welt Schmeichelei und Lob an mich verſchwendete, verließen Sie mich, verließen mich ſo ganz, und nun, da jeder Glanz verſchwunden iſt, der die Welt entzückte, da Alle mich wie einen fremden, gleichgültigen Gegenſtand betrachten, ſuchen Sie mich auf, kommen Sie zu mir!“

„Sie haben mich ja ſelbſt von ſich geſtoßen,“ rief ich, „hinaus in die Welt geſtoßen! Mein Geſchick, mein Verhängniß“ — fuhr ich in ſanfterem Tone fort — „trieb mich in die Welt hinaus.“

Sie blieb ſtumm, allein ihr Blick weilte ſonderbar ſtarr auf mir. Es ſchien, als wollte ſie reden; die Lippen bewegten ſich, aber ſie ſchwieg. Ein tiefer Seufzer ſtieg aus ihrer Bruſt; ſie ſchlug das Auge auf, aber es ſenkte ſich wieder zur Erde. Sie ließ ihre Hand über die Stirn hingleiten. Es war, als ginge ein nur von ihr und Gott gekannter Gedanke durch ihren Kopf.

„Ich habe Sie wiedergeſehen,“ ſagte ſie endlich, „Sie noch einmal in dieſer Welt geſehen! Ich fühle, daß Sie ein guter, ein edler Menſch ſind. Sie werden glücklicher als ich werden. Der Schwan hat ausgeſungen; die Schönheit iſt verblüht; ich bin ganz einſam! Von der glücklichen

Annunziata iſt nur das Bild an der Wand übrig geblieben. Ich habe eine Bitte an Sie; Sie werden mir dieſe nicht abſchlagen. Annunziata, die Sie einſt erfreute, erſucht Sie darum.“

„Alles, Alles verſpreche ich!“ rief ich und drückte ihre Hand an meine Lippen.

„Betrachten Sie als einen Traum, was Sie heute Abend geſehen; begegnen wir uns ferner in der Welt, ſo kennen wir uns nicht. Jetzt ſcheiden wir!“ Sie reichte mir die Hand. „In einer beſſeren Welt ſehen wir uns wieder! Hier trennen ſich unſere Wege. Lebe wohl, Antonio! Leben Sie wohl!“

Da ſank ich vom Schmerz überwältigt vor ihr nieder. Ich wußte von nichts mehr; ſie lenkte mich wie ein Kind und ich weinte wie ein ſolches. „Ich komme — ich komme wieder!“ ſagte ich und verließ ſie.

„Leben Sie wohl!“ hörte ich ſie ſagen, aber ich ſah ſie nicht mehr. Alles war die Treppe hinab dunkel, auch in der Gaſſe.

„Gott! wie unglücklich können doch deine Geſchöpfe werden!“ jammerte ich. Es kam kein Schlaf in meine Augen; es war eine Nacht der Trauer.

Unter tauſend gefaßten und wieder aufgegebenen Plänen ging der folgende Tag hin. Tief fühlte ich meine Armuth, ich war ja nur ein aus der Campagna genommener armer Junge; meine größere Geiſtesfreiheit hatte mich ja eben in die Feſſel der Abhängigkeit gelegt, aber mein Talent ſchien mir eine glänzendere Bahn zu eröffnen. Konnte ſie glänzender werden, als die Annunziatens, und — wie hatte dieſe geendet? Der brauſende Strom, der mit Waſſerfällen und Regenbogen ſtrahlte, endete in den pontiniſchen Sümpfen des Elends.

Noch einmal mußte ich Annunziata ſehen und mit ihr reden. Am zweiten Tage nach unſerm Zuſammentreffen ſtieg ich wieder die engen, dunkeln Treppen hinauf. Die Thür war verſchloſſen, ich klopfte an. Ein altes Mütterchen öffnete die Thür gegenüber und fragte, ob ich vielleicht das Zimmer beſehen wollte; es ſei zu haben, aber gewiß zu klein für mich.

„Aber die Sängerin?“ fragte ich.

„Sie iſt ausgezogen,“ erwiederte die Alte, „ſchon geſtern ausgezogen; abgereiſt ſogar, glaub’ ich — Alles ging in gewaltiger Eile.“

„Wißt Ihr nicht, wohin?“ fragte ich.

„Nein, ſie hat kein Wort davon fallen laſſen. Allein ſie ſind nach Padua oder Trieſt oder nach Ferrara gezogen, oder nach irgend einem dieſer Orte, deren ſo viele ſind.“ Sie öffnete die Thür und zeigte mir das leere Zimmer.

Ich eilte nach dem Theater. Die Truppe hatte geſtern die letzte Vorſtellung gegeben; Alles war verſchloſſen. — Sie war fort, die unglückliche Annunziata. Bernardo iſt doch allein an ihrem Unglück, an der ganzen Richtung, die mein Leben genommen hat, Schuld. Wäre er nicht geweſen, hätte ſie mich lieben können, ſo würde ihre Liebe meinem Geiſte größere Kraft und Entwickelung verliehen haben. Hätte ich ſie damals begleitet und wäre als Improviſator aufgetreten, ſo würde mein Triumph ſich vielleicht an den ihrigen geknüpft haben; wir hätten die Plätze getauſcht. Alles wäre dann anders geworden, der Gram hätte dann ihre Stirn nicht gefurcht!

XXVII.

Poggio. Annunziata. Maria.

Poggio beſuchte mich und ſcherzte über meine Verſtimmung, allein ich konnte ihm die Urſache davon nicht ſagen; Niemanden konnte ich ſie ſagen.

„Du ſiehſt ja aus, als wehe ein ſchlimmer Sirocco; kommt dieſe ſchwüle Luſt vom Herzen her? Der kleine Vogel drinnen möchte verbrennen, und da er kein Vogel Phönix iſt, kann ihm nicht damit gedient ſein. Er muß zuweilen hinausfliegen, von den rothen Beeren auf dem Felde, von den feinen Roſen auf den Balconen naſchen; das thut mein Vogel und befindet ſich wohl dabei, hat immer treffliche Laune, ſingt Luſtigkeit in mein Blut, in mein ganzes Weſen hinein, und daher mein köſtlicher Humor. Das kannſt Du auch haben und ſollteſt es auch. Ein Dichter muß einen geſunden Vogel in der Bruſt haben, der ſowohl Roſen als Beeren, die ſauren wie die ſüßen, kennt, den trüben und den klaren Himmel!“

„Das iſt eine ſchöne Idee von einem Dichter!“ rief ich.

„Chriſtus wurde ein Menſch wie wir Anderen, ſtieg ſelbſt in die Hölle zu den Verdammten hinab! Das Göttliche muß ſich mit dem Irdiſchen miſchen, ſoll ein tüchtiges Product herauskommen — allein es iſt ja eine treffliche Vorleſung, die ich da anfange. Eine ſollte ich freilich halten, das habe ich verſprochen, allein ich glaube doch — über ein ganz andres Thema. Was bedeutet das, daß der Herr auf einmal ſeine Freunde verläßt? Drei Tage lang iſt er nicht in dem Hauſe des Podeſta geweſen. Das iſt häßlich, ſehr häßlich von ihm; die Familie iſt auch böſe. Noch heute mußt Du hin und, wie ein zweiter Friedrich Barbaroſſa, knieend die Steigbügel halten. In drei Tagen nicht bei Podeſta's geweſen! ſagt mir Signora Roſa. Was ſoll denn das bedeuten?

„Ich habe mich nicht wohl befunden, bin gar nicht aus dem Hauſe geweſen."

„Hoho, lieber Freund, das wiſſen wir beſſer! Vor einigen Abenden biſt Du ja in der Oper geweſen, haſt **la Regina di Spagna** geſehen, wo die kleine Aurelia als Ritter auftritt; das iſt ein kleiner **Orlando furioso**, aber die Eroberung kann ja keine grauen Haare machen — ſie iſt ja nicht ſo ſchwer. Wie dem nun auch ſei, ſo folgſt Du mir dieſen Mittag zu dem Podeſta; wir ſind eingeladen und ich habe die Hand darauf gegeben, Dich mitzubringen."

„Poggio!" ſprach ich ernſt, „ich will Dir ſagen, warum ich nicht dageweſen bin, warum ich ſeltener hingehen werde." Ich erzählte ihm nun, was die Frau des Banquiers mir zugeflüſtert hatte, daß Venedig davon ſpreche, es ſei meine

Abſicht, die ſchöne Maria gewinnen zu wollen, welche Vermögen, ein Gut in Calabrien beſäße.

„Nun!“ rief Poggio, „das ließ' ich gern von mir ſagen, und deshalb willſt Du nicht hinkommen? Freilich ſagen es die Leute, ich glaube es ſogar ſelbſt, denn es iſt ja ſo natürlich! Aber wir mögen Recht oder Unrecht haben, ſo iſt das kein Grund, unartig gegen die Familie zu ſein. Maria iſt ſchön, ſehr ſchön, hat Verſtand und Gefühl, und Du liebſt ſie ja auch, das habe ich deutlich gemerkt.“

„Nein! nein!“ rief ich, „ich habe gar nicht an Liebe gedacht. Maria hat viel Aehnlichkeit mit einem blinden Kinde, das ich einmal geſehn; einem Kinde, das mich wunderbar anzog, ſo wie Kinder es können. Dieſe Aehnlichkeit bei Maria hat mich ergriffen und meinen Blick auf ſie gerichtet.“

„Maria iſt auch blind geweſen,“ ſagte Poggio ernſter; „ſie iſt blind von Griechenland hergekommen; ihr Oheim, der Arzt in Neapel, hat ſie operirt.“

„Meine Blinde war nicht Maria!“ ſagte ich.

„Deine Blinde!“ wiederholte Poggio luſtig. „Das wird wohl eine wunderbare Perſon ſein, das blinde Kind, das Dich treibt, Maria anzuſtarren und Aehnlichkeiten zu finden. Nun, das iſt wohl in Bildern geſprochen; es iſt der kleine blinde Amor, mit dem Du einmal Bekanntſchaft gemacht haſt, und er treibt Dich nun, Marien anzuſehen. Du geſtehſt es ja ſelbſt; ehe wir es uns verſehen, wird die Vermählung declarirt und Ihr zieht von Venedig fort.“

„Nein, Poggio!“ rief ich; „Du beleidigſt mich durch dieſe Rede. Ich heirathe nie, mein Liebestraum iſt aus, ich werde ihn nie, kann ihn nie wieder träumen. Bei dem ewigen Gott und allen Heiligen! nie will ich oder kann ich —.“

„Still, ſtill, und ſchwöre nicht!“ unterbrach mich Poggio; „ich will Dir glauben und allen Leuten widerſprechen, die da verſichern, daß Du Maria liebſt und daß Ihr ein Paar ſein werdet; aber ſchwöre nicht, nie zu heirathen; vielleicht iſt die Hochzeit näher, als Du glaubſt; vielleicht bereits in dieſem Jahre — es iſt leicht möglich.“ —

„Die Deinige vielleicht, — meine nie!“

„Ei! Du glaubſt, daß ich heirathen werde?“ rief Poggio. „Nein, lieber Freund! eine Frau iſt mir zu theuer — das Vergnügen koſtet zu viel.“

„Du wirſt früher als ich Hochzeit machen,“ erwiederte ich. „Vielleicht wird ſelbſt die ſchöne Maria die Deinige werden, und während Venedig ſagt, daß ich ihr die Hand reichen werde, biſt Du es, dem ſie die ihrige reicht.“

„Das wäre eine ſchlechte Wahl!“ rief er lachend. „Nein, ich gönne ihr einen beſſern Gatten als mich. Wetten wir,“ fuhr er fort, „Du wirſt heirathen, ſei es nun Maria oder eine andere Signora; Du wirſt Ehemann werden und ich Junggeſelle bleiben. Wetten wir zwei Flaſchen Champagner, die an Deinem Hochzeitstage getrunken werden ſollen.“

„Dieſe Wette wage ich!“ entgegnete ich lächelnd. Nun mußte ich ihm nach dem Hauſe des Podeſta folgen. Die alte Signora Roſa ſchmollte mit mir, der Podeſta auch. Maria ſchwieg; mein Auge ruhte auf ihr — Venedig wollte ja wiſſen, daß ſie meine Braut ſei. Signora Roſa ſtieß mit mir an.

„Keine Frau darf auf das Wohlergehen unſers Improviſators trinken!“ ſagte Poggio. „Er hat dem ſchönen Geſchlechte ewigen Haß geſchworen und will nie heirathen.“

„Ewigen Haß?“ entgegnete ich; „wenn ich auch nicht heirathe, kann ich ja doch das Schöne an dem Geſchlechte, das alle Verhältniſſe des Lebens verſchönt und belebt, ſchätzen und verehren.“

„Nicht heirathen?“ rief der Podeſta; „das iſt der ſchlechteſte Gedanke, den Ihr Genie noch geboren hat; und ſchön iſt es eben auch nicht vom Freunde,“ — indem er ſich ſcherzend an Poggio wandte — „ihn auszuſprechen.“

„Nur um ihn zu beſchämen!“ verſetzte Poggio. „Er könnte ſich ſonſt leicht in dieſen ſeinen ſchlechten Gedanken verlieben und, weil derſelbe ſo glänzend iſt, ihn für originell halten und ſich im Ernſt aneignen.“

Man ſcherzte mit mir und neckte mich, ich mußte heiter ſein; köſtliche Gerichte und trefflicher Wein wurden uns vorgeſetzt. Ich gedachte der Armuth Annunziatens; ach vielleicht hungerte ſie ſogar!

„Sie haben verſprochen, uns Silvio Pellico's Werke vorzuleſen,“ ſagte Signora Roſa, als ich fortging. „Vergeſſen Sie es nicht und kommen Sie hübſch alle Tage zu uns. Sie haben uns nun einmal verwöhnt, und Niemand in Venedig kann es dankbarer erkennen.“

Ich kam alſo, und kam ſehr oft, denn ich empfand, wie werth ich ihnen ſei.

Beinahe ein Monat war ſeit meinem vorerwähnten Geſpräch mit Poggio vergangen und es war mir noch nicht gelungen, Annunziata zu erfragen. Ich mußte einem Zufall vertrauen, der den einmal zerriſſenen Faden wieder anknüpfen würde.

Eines Abends, den ich im Hauſe des Podeſta zubrachte, kam mir Maria ſeltſam gedankenvoll vor; ein lebhafter Schmerz ſprach ſich in ihren Zügen aus. Ich hatte ihr und Signora Roſa vorgeleſen; ſelbſt während deſſen ſchien ſie mir zerſtreut. Signora Roſa verließ das Zimmer. Noch nie war ich mit Maria allein geweſen; eine ſeltſame, unerklärliche Ahnung, als ſtände mir ein Unheil bevor, erfüllte meine Bruſt. Ich ſuchte ein Geſpräch von Silvio Pellico und von der Einwirkung des politiſchen Lebens auf ſeinen Dichtergeiſt anzufangen.

„Signor Abbate!“ unterbrach ſie mich, indem ſie kein Wort von meiner Rede gehört, ſondern ihre ganzen Gedanken auf einen Gegenſtand gerichtet zu haben ſchien. „Antonio!“ fuhr ſie mit bebender Stimme und glühenden Wangen fort, „ich muß mit Ihnen reden, ich habe einer Sterbenden die Hand darauf gegeben, daß ich es thun wollte.“ Sie hielt inne; ich ſtand, von dieſen Worten ergriffen, ſchweigend da.

„Wir ſind einander ja doch nicht ſo fremd!“ verſetzte ſie, „und doch iſt mir dieſer Augenblick gar zu ſchrecklich.“ Sie war leichenblaß geworden.

„Gütiger Gott!“ rief ich, „was iſt vorgefallen?“

„Gottes wunderbare Fügung hat mich in die Begebenheiten Ihres Lebens hineingezogen, mich eines Geheimniſſes, eines Verhältniſſes theilhaftig gemacht, das kein Fremder kennen lernen ſollte. Aber meine Lippen ſind ſtumm; was ich der Sterbenden verſprach, habe ich Niemanden, ſelbſt nicht der guten Roſa geſagt.“ Sie zog ein kleines Packet hervor. „Dies iſt für Sie beſtimmt,“ fuhr ſie fort; „das wird ihnen hoffentlich Alles ſagen. Ich habe verſprochen, es in ihre Hände liefern. Seit zwei Tagen trage ich es mit mir herum; ich wußte nicht, wie ich mein Verſprechen erfüllen ſollte; nun iſt es gelöſ't! Schweigen Sie, wie ich ſchweigen werde.“

„Woher kommt es?“ fragte ich. „Darf ich es nicht wiſſen?“

„Gütiger Gott!“ rief ſie ſeufzend, das Zimmer ſchnell verlaſſend. Ich eilte nach Hauſe und öffnete das kleine Briefpacket. Es lagen darin verſchiedene loſe Papiere. Das erſte, was ich erblickte, war meine eigne Handſchrift, ein kleiner, mit Bleiſtift geſchriebener Vers, unter welchem mit Dinte drei ſchwarze Kreuze, als ſei es eine Grabſchrift, gezeichnet waren. Es war das Gedicht, das ich zu Annunziatens Füßen warf, das erſte Mal, als ich ſie ſah.

„Annunziata!“ ſeufzte ich tief. „Ewige Mutter Gottes! es kommt von ihr.“

Unter den Papieren lag ein kleiner, verſiegelter Brief mit der Aufſchrift: „An Antonio.“ Ich riß ihn auf; ja, er war von ihr. Die Hälfte war dieſelbe Nacht, als ich des Abends bei ihr geweſen, geſchrieben; die unterſten Zeilen ſchienen von ſpäterem Datum. Sie waren blaß und mit Zittern geſchrieben. Ich las:

„Ich habe Dich geſehen, Antonio, Dich noch einmal

„geſehen! Es war mein einziger Wunſch, und dennoch
„fürchtete ich dieſen Augenblick wie den Tod, der doch
„Glück bringt. Es iſt nur wenige Stunden her, ſeitdem
„mein Auge Dich ſah — wenn Du dies lieſeſt, ſind es
„vielleicht Monate her — aber länger gewiß nicht. Man
„erzählt ja, daß, wer ſich ſelbſt ſieht, kurz nachher ſterben
„muß. Du biſt die Hälfte meiner Seele; nur Du warſt
„mein Gedanke! Dich habe ich geſehen, mich haſt Du
„in meinem Glück, wie in meinem Elend geſehen! Du biſt
„der Einzige, der die arme, vergeſſene Annunziata noch hat
„kennen wollen. Allein ich habe es auch verdient, Antonio!
„Jetzt darf ich es Dir ſagen, denn wenn Du dies lieſeſt,
„bin ich todt — ich liebte Dich, habe Dich geliebt von meinen
„glücklichen Tagen an bis zu meinem letzten Augenblick.
„Madonna wollte nicht, daß wir auf dieſer Welt vereint
„ſein ſollten, darum hat ſie uns getrennt."

„Ich wußte von Deiner Liebe, noch bevor Du an
„jenem unglücklichen Abend, als dein Schuß Bernardo traf,
„mir ſie geſtandeſt. Mein Schmerz über das Unglück, das
„uns trennte, der große Jammer, der mein Herz zerriß,
„banden meine Zunge; ich verbarg mein Geſicht an dem
„Buſen des Todtgeglaubten, und Du warſt fort — ich
„ſah Dich nicht mehr. Bernardo war nicht tödtlich verwundet,
„ich verließ ihn nicht eher, als bis mir dieſe Gewißheit
„geworden war. — Hat dies Zweifel an meiner Liebe in
„Dir erregt? — Ich wußte nicht, was aus Dir geworden
„war, und konnte es nicht erfahren. Einige Tage darauf
„kam ein ſeltſames, altes Weib zu mir und reichte mir ein

„Blatt, worauf Du geſchrieben hatteſt: „„Ich reiſe nach
„Neapel.““

„Dein Name ſtand darunter; ſie ſagte, daß Du einen
„Paß und Geld brauchteſt. Ich überredete Bernardo, ſeinen
„Oheim, den Senator, darum anzugehen. Damals war
„mein Wunſch ein Befehl und meine Worte hatten Kraft;
„ich erhielt, was ich wünſchte. Bernardo war auch um Dich
„beſorgt. Er wurde wieder hergeſtellt, und er liebte mich, —
„liebte mich aufrichtig, glaube ich, aber nur Du erfüllteſt
„meine Gedanken. Er verließ Rom, ich mußte nach Neapel;
„die Krankheit meiner alten Freundin zwang mich,
„einen Monat in Mola di Gaeta zu bleiben. Als wir
„ſpäter nach Neapel kamen, hörte ich von einem jungen
„Improviſator Cenci, der an dem Abend meiner Ankunft
„in San Carlo aufgetreten war. Ich ahnte, daß Du es ſeieſt,
„und erhielt bald die Gewißheit davon. Meine alte Freundin
„ſchrieb ſogleich an Dich und nannte zwar unſere Namen
„nicht, gab aber unſere Wohnung an. Du kamſt nicht; ſie
„ſchrieb wieder, zwar auch ohne Namen, allein Du mußt
„erfahren haben, woher es kam. Sie ſchrieb: „„Kommen
„Sie, Antonio! Der Schrecken von dem letzten unglücklichen
„Augenblicke, als wir zuſammen waren, iſt glücklich
„überſtanden. Kommen Sie bald — betrachten Sie es als
„ein Mißverſtändniß — Alles kann noch gut werden, verſchieben
„Sie nur keinen Augenblick unſer Wiederſehen.““
„Aber Du kamſt nicht. Ich erfuhr, daß Du die Briefe gelesen
„hatteſt und ſogleich abgereiſ't, nach Rom zurückgereiſ't
„warſt. Was mußte ich glauben? — Deine Liebe war

„ſchon verſchwunden. Auch ich war ſtolz, Antonio! Die
„Welt hatte meine Seele eitel gemacht.“

„Ich vergaß Dich nicht, ich gab Dich nur auf — und
„litt ſehr viel dabei. Meine alte Freundin ſtarb, ihr Bruder
„folgte bald nach. Sie waren mir Eltern geweſen; ich ſtand
„jetzt ganz allein in der Welt, allein ich war ja ihr Liebling,
„war jung und ſchön, glänzend durch meinen Geſang. Das
„war das letzte Jahr meines Lebens. Während einer Reiſe
„nach Bologna wurde ich krank, ſehr krank, mein Herz litt.

„Ich ahnte nicht, Antonio, daß Du meiner liebevoll
„gedenken, daß Du einmal, nachdem das ganze Glück der
„Welt von mir gewichen war, noch einen Kuß auf meine
„Hände drücken würdeſt. — Ein Jahr lag ich krank darnieder,
„mein in den zwei Jahren, wo ich als Sängerin
„aufgetreten war, geſammeltes Vermögen ſchmolz zuſammen,
„— ich wurde arm, und doppelt arm, denn meine Stimme
„war dahin und die Krankheit hatte mich entkräftet. — Es
„gingen Jahre, beinahe ſieben lange Jahre hin — da begegneten
„wir uns.“

„Du haſt meine Armuth geſehen, Du haſt gewiß auch
„gehört, wie die Annunziata, die einſt durch Roms
„Straßen im Triumph gezogen worden war, ausgeziſcht
„wurde. — Bitter, wie mein Schickſal, waren auch meine
„Gedanken geworden. — Du kamſt zu mir; wie eine
„Binde fiel mir Alles von den Augen, ich fühlte, daß Du
„mich aufrichtig geliebt hatteſt. — Ich hätte Dich in die
„Welt ausgeſtoßen, ſagteſt Du mir. Du wußteſt nicht,
„wie ich Dich geliebt, wie ich meine Arme nach Dir aus-

„geſtreckt hatte. — Ich habe Dich geſehen, Deine Lippen „haben, wie in älterer beſſerer Zeit, auf meiner Hand gebrannt! — Wir ſind jetzt wieder getrennt; ich befinde „mich aufs neue allein in dem kleinen Zimmer; morgen „verlaſſe ich es, vielleicht ſelbſt Venedig. Sei nicht betrübt „um mich, Antonio! Madonna iſt gut und gnädig. Gedenke meiner freundlich, es iſt die Todte, die Dich bittet, „Annunziata, die Dich geliebt und nun — im Himmel „für Dich betet.“

Meine Thränen ſtrömten, während ich dieſe Zeilen las, es war als wollte ſich mein Herz in Weinen auflöſen. Der letzte Theil des Briefes war erſt vor einigen Tagen geſchrieben. Es war ihr letzter Abſchied.

„Meine Noth geht zu Ende. Madonna ſei geprieſen „für jede Freude, die ſie mir ſandte, geprieſen für jeden „Schmerz. — In meinem Herzen weilt der Tod; das „Blut ſtrömt daraus hervor. Nur einmal noch, dann „iſt's vorbei. Venedigs ſchönſtes und edelſtes Mädchen iſt „Deine Braut, hat man mir geſagt. Euer Glück iſt der „letzte Wunſch der Sterbenden. Ich wußte Niemand in der „Welt, dem ich dieſe Zeilen, mein letztes Lebewohl, überreichen könnte, als ſie. — Mein Herz ſagt mir, daß ſie „kommen wird, denn der auf der letzten Trennungsſtufe „zwiſchen Leben und Tod Stehenden wird ein edles weibliches Herz den letzten Labetrunk nicht verweigern. Sie „wird mich beſuchen. Lebe wohl, Antonio! mein letztes Gebet auf der Erde, mein erſtes jenſeits ſei für Dich und für „ſie, die Dir ſein wird, was ich nie hätte werden können.

„Meine Seele war eitel; das Lob der Welt hatte ſie dazu
„gemacht; vielleicht wäreſt Du nie glücklich mit mir gewor-
„den, ſonſt würde Madonna uns nicht getrennt haben. —
„Lebe wohl! Lebe wohl! Ich fühle Frieden in meinem Her-
„zen, mein Schmerz iſt vorüber, der Tod nahe. Betet auch
„Ihr, Du und Maria, für mich!“

„Annunziata.“

Der tiefſte Schmerz hat keine Worte — betäubt, zuſammengeſunken ſaß ich da, den Brief anſtarrend, der von meinen Thränen benetzt war.

Annunziata hatte mich geliebt. Sie war der unſichtbare Geiſt, der mich nach Neapel geführt hatte; von ihr und nicht von Santa, wie ich geglaubt hatte, war der Brief geweſen. Annunziata hatte von Krankheit gelitten, in Armuth und Elend geſchmachtet, und nun war ſie geſtorben, ohne allen Zweifel geſtorben. — Der kleine Zettel mit den Worten: „Ich reiſe nach Neapel,“ den ich Fulvia gegeben und den ſie Annunziaten überreicht hatte, lag im Packet; außerdem ein offner Brief von Bernardo, in welchem er von ihr Abſchied nahm und ihr die Nachricht mittheilte, daß er Rom verlaſſe und in fremden Dienſt trete, doch war nicht erwähnt, in welchen. — Marien hatte ſie das Packet für mich gegeben, Marien hatte ſie meine Braut genannt; das leere Gerücht hatte alſo auch Annunziata's Ohr erreicht, und ſie hatte es geglaubt, hatte Marien zu ſich berufen. — Was hatte ſie ihr wohl geſagt? — Es fiel mir ein, mit welcher Angſt Maria mich angeredet hatte; alſo wußte ſie wohl auch, was Venedig von uns Beiden wiſſen wollte. — Es gebrach mir an Muth, mit ihr zu reden, und dennoch mußte ich es, ſie war ja mein und Annunziata's guter Engel.

Ich nahm eine Gondel und befand mich bald in dem Zimmer, wo Signora Roſa und Maria bei ihrer Handarbeit ſaßen. Maria war verlegen, — ich hatte keinen Muth auszuſprechen, was meine Seele einzig und allein beſchäftigte; ich beantwortete jede Frage zerſtreut, der Gram lag ſchwer auf meinem Herzen; da faßte Signora Roſa meine Hand.

„Sie empfinden eine große Trauer!" ſagte ſie: — „Faſſen Sie Vertrauen zu uns! Können wir auch nicht tröſten, ſo können wir doch mit einem aufrichtigen Freunde trauern."

„Sie wiſſen ja Alles!" rief ich, meinem Schmerz Luft machend.

„Maria vielleicht," — gab ſie zur Antwort — „ich ſo gut wie nichts."

„Roſa!" fiel Maria, ihre Hand faſſend, flehend ein.

„Nein! vor Ihnen beiden habe ich keine Geheimniſſe!" — ſagte ich. — „Alles werde ich Ihnen mittheilen, auch das iſt eine Linderung."

Und nun erzählte ich ihnen von meiner ärmlichen Kindheit, von Annunziaten und meiner Flucht nach Neapel; als ich aber Maria mit gefalteten Händen vor mir ſitzen ſah, wie einſt Flaminia und wie noch ein anderes Weſen, ſchwieg ich. — Ich hatte in Mariens Gegenwart nicht den Muth, von Lara, von dem Traumbild in der Grotte zu erzählen; es gehörte ja auch nicht zu meinem Verhältniß mit Annunziata. — Ich ging ſogleich zu unſerm Zuſammentreffen in Venedig und zu unſerer letzten Ueberredung über. Maria verbarg ihre Augen in den Händen und weinte. Signora Roſa ſchwieg.

„Davon habe ich nichts gewußt, nichts geahnt!“ — ſagte ſie. — „Von dem Hoſpital der barmherzigen Schweſtern wurde ein Brief an Maria hergeſchickt; ein ſterbendes Weib flehte ſie bei allem Guten und Heiligen, bei ihrem eignen Herzen an, ſich dahin zu begeben. Ich begleitete ſie in der Gondel, jedoch allein wurde ſie erwartet, ich blieb daher bei den Schweſtern, während ſie dem Bette der Sterbenden nahte.“

„Ich habe Annunziata geſehen,“ fiel Maria ein. — „Sie haben erhalten, was ſie mich bat Ihnen zu übergeben.“

„Und was ſprach ſie?“ — rief ich.

„„Geben Sie dies dem Improviſator Antonio, aber unbemerkt von allen Andern.““ — Sie ſprach von Ihnen, ſprach, wie eine Schweſter, wie ein guter Geiſt reden kann, — da ſah ich Blut — Blut an ihren Lippen — ſie ſchlug im Tode das Auge auf und — “ — Maria brach in Thränen aus.

Schweigend drückte ich ihre Hand an meine Lippen, dankte ihr wegen ihrer Frömmigkeit, ihrer milden Geſinnung, dankte ihr, daß ſie Annunziata's Bitte erfüllt hatte. Ich verließ ſie, eilte nach der Kirche und betete für die Todte.

Nie iſt mir größere Theilnahme und Freundſchaft begegnet, als von dieſem Augenblicke an in dem Hauſe des Podeſta; ein lieber Bruder war ich der Signora Roſa und

Marien, jeden meiner Wünſche bemühten ſie ſich mir abzulauſchen; ſelbſt in den geringſten Kleinigkeiten erkannte ich ihre Sorge um mich.

Ich beſuchte Annunziata's Grab. Der Kirchhof iſt eine ſchwimmende, ſich aus dem Waſſer erhebende Arche, mit hohen Mauern, eine Garteninſel der Todten. Einen grünen Raum mit vielen ſchwarzen Kreuzen ſah ich vor mir. Ich fand das geſuchte Grab. „Annunziata“ war die ganze Inſchrift; ein friſcher, ſchöner Kranz von grünem Lorbeer hing an dem Kreuze, gewiß eine Gabe von Signora Roſa und Maria. Ich dankte Beiden dafür. Wie ſchön war doch Maria in ihrer Milde, welche wunderbare Aehnlichkeit war zwiſchen meinem Bilde der Schönheit, Lara, und ihr, wenn ſie das Auge niederſchlug; ſie kamen mir, trotz der Unwahrſcheinlichkeit, wie Eine Perſon vor.

Zu dieſer Zeit lief ein Brief von Fabiani ein; ich wäre, ſchrieb er, nun im vierten Monat in Venedig; das wunderte ihn, er meinte, daß ich keine längere Zeit auf dieſe Stadt verwenden, ſondern Mailand oder Genua beſuchen müſſe; doch überließ er mir ganz, zu thun, was mir gut dünke.

Was hielt mich auch in Venedig zurück? Mir war es eine Stadt der Trauer, ſo wie ſie bei meiner Ankunft mich begrüßt hatte; der ſchönſte Traum meines Lebens hatte ſich hier in Thränen aufgelöſ't. Maria und Signora Roſa waren mir liebevolle Schweſtern, Poggio ein liebenswürdiger treuer Freund — ich würde Niemand wie ſie finden, allein wir mußten uns ja doch trennen, hier fand mein Schmerz nur neue Nahrung. „Ja fort! fort!“ das war mein Entſchluß.

Ich wollte Signora Roſa und Maria darauf vorbereiten; ſie mußten es ja doch wiſſen. Des Abends ſaß ich bei ihnen in dem großen Saal, deſſen Balcon auf den Canal hinausging. Maria wollte die Lampe hereinbringen laſſen, aber Signora Roſa meinte, daß es in dem hellen Mondſchein ſchöner ſei. — Der Orangenbaum füllte den Saal mit ſeinem Dufte. —

„Singe uns etwas, Maria,“ ſagte Signora Roſa, „Singe das ſchöne Lied von der Troglodytengrotte, das Du gelernt, laß es Antonio hören.“

In ſeltſamen weichen Tönen ſang nun Maria ein wunderliches ſtilles Wiegenlied. Text und Melodie verſchmelzen in eins und zeigten dem Herzen und den Gedanken die Heimath der Schönheit unter der ätherklaren Woge.

„Es iſt etwas ſo Geiſtiges, ſo Durchſichtiges in dem ganzen Geſang!“ ſagte Signora Roſa.

„So muß der Geiſt ſich ohne Körper offenbaren!“ rief ich.

„So erſcheint die Herrlichkeit der Welt vor der Seele des Blinden,“ ſeufzte Maria.

„Allein ſo ſchön iſt ſie doch wohl nicht, wenn das Auge ſehend wird?“ fragte Roſa.

„Nicht ſo ſchön, und doch ſchöner!“ entgegnete Maria.

Da erzählte Signora Roſa, was ſchon Poggio mir geſagt hatte, daß Maria blind geweſen und durch die Hand des Bruders das Augenlicht wieder erhalten hatte. Maria ſprach ſeinen Namen mit Liebe und Dankbarkeit aus, erzählte mir kindlich ihre damaligen Begriffe von der Welt, die ſie umgab, von der warmen Sonne, von den Menſchen, von dem breitblättrigen Cactus, von den großen Tempeln. — „In Griechenland ſind deren mehr als hier —“, bemerkte ſie plötzlich, und es fand eine Unterbrechung in ihrer Mittheilung ſtatt. — „Wie die Stärke und Schönheit der Töne,“ fuhr ſie dann weiter fort, „dachte ich mir die Farben. Die Veilchen ſind blau, Meer und Himmel ſind auch blau, wurde mir erzählt, und der Duft der Veilchen lehrte mich dann, wie ſchön Meer und Himmel ſein müßten. — Wenn das leibliche Auge todt iſt, ſieht das geiſtige um ſo heller. Der Blinde lernt an eine Geiſterwelt glauben; Alles, was er ſchaut, offenbart ſich ihm aus dieſer.“

Ich dachte an Lara mit dem blauen Veilchenſtrauß in dem Haare, auch der Duft des Orangenbaumes verſetzte mich nach Päſtum, wo Veilchen und rothe Levkojen in den Tempelruinen wachſen. Wir ſprachen von der großen Schönheit der Natur, von dem Meere und den Gebirgen, und Signora Roſa ſehnte ſich nach ihrem ſchönen Neapel. Da eröffnete ich ihnen, daß meine Abreiſe nahe ſei und daß ich ſchon in einigen Tagen von Venedig ſcheiden würde.

„Sie wollen uns verlaſſen?“ ſagte Signora Roſa betroffen, „daran habe ich nicht gedacht.“

„Und kommen Sie nicht mehr nach Venedig, wollen Sie ihre Freunde nicht mehr beſuchen?“ fragte Maria.

„Doch! doch! gewiß!“ rief ich, und obgleich es gar nicht in meinem Plane lag, verſicherte ich nun, daß ich von Mailand über Venedig nach Rom zurückkehren würde; glaubte ich aber ſelbſt daran?

Ich beſuchte Annunziata's Grab, nahm ein Blatt von dem darauf hängenden Kranz und hob es auf, als wollte ich nie zurückkehren. — Ich war auch zum letzten Mal da geweſen. — Was das Grab umſchloß, war Staub; in meinem Herzen ruhte das Bild der Schönheit und bei Madonna wohnte der Geiſt, deſſen Gepräge er trug. Annunziata's Grab und das kleine Zimmer, wo Maria und Signora Roſa mir die Hand zum Abſchied reichten, waren allein Zeugen meiner Thränen und meiner Trauer.

„Möge Ihnen ein edles Weib begegnen, die Ihnen den Verluſt Ihres Herzens erſetzen kann!“ — ſagte Signora Roſa bei unſerm Scheiden. — „Bringen Sie ſie einſt in meine Arme; ich fühle, daß ich ſie lieben werde, wie Sie mich gelehrt haben Annunziata zu lieben!“

„Kommen Sie heiter zurück!“ ſagte Maria. — Ich küßte ihre Hand, ihr Auge ruhte ſchmerzlich betrübt auf dem meinigen. Der Podeſta ſtand vor mir mit einem ſchäumenden Glas Champagner, und Poggio ſtimmte ein luſtiges Reiſelied von dem rollenden Rad und dem Vogelgeſang in der freien Natur an. Er begleitete mich in der Gondel nach Fuſina hinüber. Die Frauen winkten vom Balcon mit den weißen Taſchentüchern. — Ach wie viel konnte ſich nicht ereignen, bevor wir uns wieder ſahen! Poggio war ausgelaſſen luſtig, allein ich fühlte wohl, daß ſeine Heiterkeit erkünſtelt war. Er drückte mich heftig in ſeine Arme und ſprach davon, daß wir fleißig an einander ſchreiben wollten. „Du berichteſt dann,“ ſchloß er, „von Deiner ſchönen Braut und vergißt unſre Wette nicht!“

„Wie kannſt Du in dieſem Augenblick ſcherzen?“ — entgegnete ich, — „Du kennſt meine Beſtimmung!“ — Wir trennten uns.

XXVIII.

Verona's Merkwürdigkeiten. Der Dom von Mailand. Das Zuſammentreffen bei Napoleons Triumphbogen. Traum und Wirklichkeit. Die blaue Grotte.

Der Wagen rollte vorwärts. Ich ſah die grüne Brenta, die Thränenweiden, die ſchönen Villen und die fernen Gebirge — gegen Abend war ich in Padua. Die St. Antonius-Kirche mit ihren ſieben ſtolzen Kuppeln begrüßte mich in dem hellen Mondſchein. Es war unter den Bogengängen der Straßen luſtig und lebendig, allein ich fühlte mich fremd und einſam. Bei Tage wurde mir Alles noch unangenehmer; „fort! weiter, fort, das Reiſeleben erheitert und verbannt den Gram!“ — ſo dachte ich und ließ das Rad rollen.

Alles war eine große Ebene, aber üppig grün wie die pontiniſchen Sümpfe. Die hohen Thränenweiden hingen, wie ſtille Cascaden, über die Gräben hinab; ringsum ſtanden Altäre mit Madonna's heiligem Bilde; einzelne von dieſen hatte die Zeit gebleicht, ſelbſt die Mauern, an denen ſie gemalt waren, ſtanden halb in Ruinen geſunken da, jedoch lächelten an einzelnen Stellen neugemalte Bilder von der Mutter und dem Kinde. — Ich merkte, daß der Vetturino nur vor den neuen Bildern den Hut lüftete; die alten und verblichenen ſchien er nicht zu ſehen. Das ergriff mich ſonderbar. Vielleicht ſah ich mehr darin, als wirklich darin lag. Selbſt das Heilige und Reine, Madonna's Bild wurde überſehen und vergeſſen, weil die irdiſchen Farben verblichen waren.

Ueber Vicenza, wo Palladio's Kunſt keinen Lichtſtrahl in mein betrübtes Herz warf, gelangte ich nach Verona, der erſten aller dieſer Städte, die mich anzog. Das Amphitheater führte mich nach Rom zurück und erinnerte mich an das Coloſſeum; es iſt ein hübſches kleines Abbild deſſelben, deutlicher und nicht von Barbaren verheert. Die geräumigen Bogengänge werden als Packhof benutzt, und mitten in der Arena war eine kleine Bühne von Leinwand und Bretern errichtet, wo eine Truppe, wie man mir erzählte, Vorſtellungen geben wollte. Ich ging Abends hin. Die Veroneſen ſaßen auf den ſteinernen Stufen des Amphitheaters, wo ihre Urahnen geſeſſen hatten. Auf der kleinen Bühne wurde „**la Cenerentola**" dargeſtellt; es war dieſelbe Truppe, bei welcher Annunziata geweſen war. Aurelia hatte die Hauptpartie. Das Ganze war armſelig und traurig anzuſehen. Das alte antike Theater ſtand wie ein Rieſe rings um die zerbrechlichen breternen Buden da. Ein Contrebaß übertäubte die wenigen Inſtrumente. — Das Publicum klatſchte und rief Aurelia heraus. Ich eilte hinweg. — Außerhalb des Raumes war Alles ſtill. Das große Rieſengebäude warf einen breiten dunklen Schatten im klarſten Mondſchein.

Man erzählte mir von den Familien der Capuletti und Montecchi, deren Zwieſpalt zwei liebende Herzen trennte, welche der Tod wieder vereinte; die Geſchichte von Romeo und Julie! — Mir wurde der Palaſt der Capuletti gezeigt, wo Romeo zum erſten Mal ſeine Julie ſah und mit ihr tanzte. Jetzt war das Haus ein Gaſthof für Fremde. Ich betrat die Treppe, die Romeo zu Liebe und Tod hinaufgeſchlichen war. Noch iſt der große Tanzſaal mit verblichenen Bildern an den Wänden und großen, bis zum Boden hinabreichenden Fenſtern vorhanden, allein ringsum häuften ſich Heu und Stroh, längs den Wänden waren Kalktonnen aufgeſtellt und in dem Winkel lagen hingeworfene Pferdegeſchirre und Feldgeräthe. — Hier waren einſt Verona's ſtolzeſte Geſchlechter unter wogenden Tönen hingeſchwebt, hier hatten Romeo und Julie den kurzen Traum der Liebe geträumt; tief empfand ich die Eitelkeit alles irdiſchen Glanzes, empfand, daß Flaminia das Beſte erwählt und Annunziata es erreicht hatte, und pries meine Todten glücklich. Mein Herz klopfte wie in Fieberhitze; kein Frieden wurde mir zu Theil. Nach Mailand! dachte ich, — das ſei fortan meine Heimath, und ich ſehnte mich dahin. Gegen das Ende des Monats war ich ſchon da. Nein, mir war doch Venedig lieber, das iſt weit traulicher! Ich fühlte mich durchaus einſam und machte doch keine Bekanntſchaften, gab keinen der Empfehlungsbriefe, womit ich verſehen war, ab.

Das rieſengroße Theater mit ſeinen verhüllten, ſich in ſechs Reihen über einander erhebenden Logen, der ganze große, gewiß ſelten ausgefüllte Raum hatte für mich etwas Oedes und dennoch Erdrückendes. Einmal bin ich hingegangen und habe Donizetti's Torquato Taſſo gehört. Es war mir, als könnte ich, wie ein unglücklicher Magier, der berühmten Sängerin, die lächelnd über ihren Triumph hervorgerufen und wieder hervorgerufen wurde, eine Zukunft voller Elend wahrſagen; ich wünſchte ihr in dieſem Momente des Glücks und ſiegender Schönheit den Tod; dann hätte die Welt über ſie und nicht ſie über die Welt geweint. Niedliche Kinder tanzten im Ballette; bei dem Anblick ihrer Schönheit blutete mein Herz. Ich ging nie mehr in die Scala.

Allein trieb ich mich in der großen Stadt, durch die ſchattigen Straßen umher; allein ſaß ich in meinem Zimmer. Ich begann eine Tragödie: Leonardo da Vinci. Hier hatte er ja gelebt, hier hatte ich ſein unſterbliches Abendmahl geſehen. Die Sage von ſeiner unglücklichen Liebe, von der Geliebten, von der ihn das Kloſter trennte, fand ſich ja in meinem eignen Leben wiederholt. Ich dachte an Flaminia und Annunziata und ſchrieb jeden Hauch meines Herzens nieder. Allein ich vermißte Poggio, ich vermißte Maria und Signora Roſa. Ihre Sorgfalt und Freundſchaft waren meinem kranken Herzen Bedürfniß. Ich ſchrieb, aber ich erhielt keine Antwort. Sein ſchönes

Verſprechen von Briefen, von Freundſchaft hielt auch Poggio nicht; er war wie alle Andere, die wir Freunde nennen und an welche wir uns bei der Trennung feſter anſchließen. Täglich beſuchte ich den Dom von Mailand, dies ſeltſame, gleichſam aus den Felſen von Carrara gebauene Marmorgebirge. Ich erblickte die Kirche zum erſten Mal im hellen Mondſchein; blendend weiß erhob ſich ihre obere Hälfte in die unendliche blaue Luft. Ringsum, wo ich hinſah, erſchienen aus jedem Winkel, an jedem kleinen Thurm, womit das Gebäude wie überſäet iſt, marmorne Geſtalten. Ihr Inneres blendete mich mehr als die Peterskirche; die ſeltſame Dunkelheit, der Lichtſchein durch die bunten Fenſterſcheiben, die wunderbare myſtiſche Welt, die ſich hier offenbarte, — ja — dies iſt eine Kirche Gottes! Ich hatte mich ſchon einen Monat in Mailand aufgehalten, als ich zum erſten Mal das Dach der Kirche beſtieg; die Sonne brannte auf die glänzendweiße Fläche herab; die Thürme ſtanden oben wie Kirchen und Capellen auf einem großen marmornen Markt. Mailand lag tief unter mir; ringsum offenbarten ſich neue Statuen, Heilige, Märtyrer, die mein Auge von der Straße aus nicht erkennen konnte.

Ich ſtand ganz oben neben dem großen Chriſtusbilde, welches das ganze Rieſengebäude überragt. Gegen Norden erheben ſich die hohen dunkeln Alpen, gegen Süden die niedern blaßblauen Apenninen; zwiſchen dieſen erſchien eine ungeheure grüne Ebene, als ſei ſie Roms flache, in einen blühenden Garten verwandelte Campagna. Ich ſah nach Oſten, wo Venedig liegen mußte. Ein Schwarm Zugvögel in einer langen Reihe, wie ein flatterndes Band, zog dahin. Ich dachte an meine Lieben dort, an Poggio, Roſa und Maria, und eine ſchmerzliche Sehnſucht erwachte in meiner Bruſt; ich mußte der alten Erzählung gedenken, die ich noch als ein Kind gehört hatte, als ich mit meiner Mutter und Mariuccia von dem Nemi-See fortging, wo wir den Raubvogel geſehen hatten und wo Fulvia erſchienen war. Da erzählte Angelina von der armen Thereſe in Olevano, die von Gram und Sehnſucht nach dem flinken Giuſeppe, der über die Gebirge gegen Norden hin gewandert war, aufgerieben wurde; wie die alte Fulvia dann Kräuter in einen kupfernen Keſſel gethan und dieſe mehrere Tage über der Gluth hatte kochen laſſen, bis Giuſeppe von Sehnſucht ergriffen heimkehren, Tag und Nacht ohne Ruhe und Raſt dahin zurückeilen mußte, wo ihr Keſſel mit Zauberkräutern und ſeinen und Thereſens Haarlocken kochte. Ich empfand jene magiſche, mich fortziehende Kraft in meinem Buſen, welche die Bergbewohner das Heimweh nennen; aber dies konnte es bei mir nicht ſein, Venedig war ja nicht meine Heimath.

Ich fühlte mich ſtark angegriffen, ja krank, und ſtieg vom Dache der Kirche herab. In meinem Zimmer fand ich einen Brief an mich, er war von Poggio — endlich alſo ein Brief. Es ſchien, als hätte er einen früheren geſchrieben, den ich aber nicht erhalten hatte. Alle in Venedig waren wohl auf und munter, nur Maria war krank, ſehr krank geweſen; ſie hatten Alle eine ängſtliche und betrübte Zeit durchlebt, allein jetzt war alle Furcht vorbei;

Maria war wieder hergeſtellt, wagte aber noch nicht, das Haus zu verlaſſen. Darauf neckte mich Poggio, fragte, ob noch keine kleine Mailänderin mich gefeſſelt hätte, und erſuchte mich wieder, den Champagner und unſre Wette nicht zu vergeſſen. Dieſer Brief war ſo lebensfroh, ſo muthwillig, ſo durchaus von meiner Gemüthsſtimmung verſchieden, und dennoch erfreute er mich; es war ja, als ſähe ich den glücklichen, ausgelaſſenen Poggio vor mir. Wie falſch urtheilt doch die Welt! Die ſagt, daß er einen tiefen geheimen Gram mit ſich herumtrage, daß ſeine Heiterkeit nur eine Carnevals-Maske ſei — ſie iſt Natur. — Sie ſagt, daß Maria meine Braut ſei, und wie weit entfernt iſt doch mein Herz, dieſen Gedanken zu faſſen; ich ſehnte mich nach ihr, wie nach Signora Roſa, und doch wurde nicht geſagt, daß ich die bejahrte Signora Roſa liebe. Wäre ich doch in Venedig! Hier kann ich es nicht aushalten, und dennoch ſpottete ich über dieſes wunderliche Weh in meiner Bruſt.

Um die Gedanken zu zerſtreuen, ging ich aus dem Thore über die **Piazza d'Armi** nach Napoleons Triumphbogen, **Porta Sempione**, wie ſie ihn nennen. Hier waren die Arbeiter in voller Thätigkeit; ich ging durch eine Thüre der niederen Breterumzäunung, die den großen unvollendeten Prachtbau umſchließt; zwei neue große marmorne Pferde ſtanden am Erdboden; das Gras wuchs hoch um das Fußgeſtell empor; ringsum lagen marmorne Blöcke und zugehauene Capitäler.

Ein Fremder ſtand da mit ſeinem Führer und ſchrieb in ein Buch die Einzelnheiten nieder, die ihm erzählt wurden. Ich ging an ihm vorüber; er trug zwei neapolitaniſche Orden und ſchien ein Mann von dreißig Jahren zu ſein; er ſah zu dem Triumphbogen empor. Ich erkannte ihn; es war Bernardo. Er hatte mich ebenfalls geſehen, flog mir entgegen, drückte mich in ſeine Arme und rief laut lachend: „Ei ſieh da, Antonio, das iſt ja ein frohes Wiederſehen, wenn auch ſtiller als unſere knall- und effectvolle Trennung! Wir ſind doch noch Freunde, hoffe ich?“

Es fuhr mir kalt durchs Blut. „Bernardo!“ rief ich, „im Norden, nahe den Alpen, ſehen wir uns alſo wieder!“

„Ja, und ich komme ſogar von den Alpen ſelbſt, von Gletſchern und Lawinen her. Ich habe da eben auf den kalten Gebirgen das Ende der Welt geſehen!“

Er ſagte mir nun, daß er den warmen Sommer hindurch in der Schweiz geweſen ſei. Die deutſchen Officiere in Neapel hatten ihm ſo viel von der Herrlichkeit des Schweizerlandes erzählt, und im leichten Fluge mit dem Dampfſchiffe von Neapel nach Genua kann man ja ſo weit kommen; auch in dem Chamouny-Thal war er geweſen und hatte den Montblanc und die Jungfrau, **la bella ragazza**, wie er ſie nannte, beſtiegen. „Sie iſt die kälteſte, die ich kenne!“ fügte er hinzu.

Wir gingen zuſammen nach dem neuen Amphitheater und dann nach der Stadt zurück; er erzählte mir, daß er jetzt nach Genua gehen, dort ſeine Braut und ihre Eltern beſuchen würde, daß er im Begriff ſei, ein geſetzter Ehemann zu werden; er lud mich ein, ihn zu begleiten, und flüſterte mir lachend zu: „Aber Du ſchweigſt mir ſtill von meinen zahmen Vögeln, von unſern kleinen Sängern und von allen dieſen Geſchichten! Nun haſt Du doch ſelbſt gelernt, daß ſie von den Ereigniſſen eines jungen Herzens unzertrennlich ſind. Meine Braut möchte ſonſt Kopfweh davon bekommen, und dafür iſt ſie mir doch gar zu lieb.“

Es war mir nicht möglich, Annunziata's Namen auszuſprechen; ich fühlte, daß er ſie nie ſo wie ich geliebt hatte.

„Folge mir!“ fuhr er fort. „Genua hat ſchöne Mädchen; nun biſt Du ja alt und vernünftig genug geworden und haſt wohl Sinn für ſie erhalten. Neapel hat Dich gebildet, nicht wahr? In drei Tagen reiſen wir. Folge mir, Antonio!“

„Aber ich reiſe ſchon morgen!“ ſagte ich unwillkürlich. Ich hatte gar nicht daran gedacht, allein jetzt war es ausgeſprochen.

„Wohin?“ fragte er.

„Nach Venedig!“ war die Antwort.

„Du mußt Deinen Reiſeplan ändern!“ fuhr er, in mich dringend, fort. Ich verſicherte ihn ſo lange von der Nothwendigkeit meiner Abreiſe, daß es mir ſelbſt vorkam, als müßte ich fort. Ich hatte weder Ruhe noch Raſt und richtete Alles, als wäre es längſt mein Entſchluß geweſen, zur Abreiſe ein.

Der unſichtbare Lenker, Gottes beſondere Fügung war es, die mich von Mailand hinwegführte. Es war mir unmöglich, dieſe Nacht zu ſchlafen; in kurzen wilden Fieberträumen und in einem krankhaften wachen Zuſtande brachte ich einige Stunden im Bette zu. „Nach Venedig!“ rief die Stimme in meiner Bruſt.

Ich ſah Bernardo zum letzten Male, bat ihn, mich ſeiner Braut zu empfehlen, und flog alsdann dorthin zurück, woher ich vor zwei Monaten gekommen war.

In einzelnen Augenblicken kam es mir vor, als hätte ich Gift erhalten, als gähre dies in meinem Blute. Eine unerklärliche Angſt trieb mich vorwärts — was mochte mir wohl bevorſtehen?

Ich erreichte Fuſina, ſah Venedig mit ſeinen grauen Mauern, den Marcusthurm, die Lagunen wieder, da verſchwand auf einmal meine ſeltſame Unruhe, meine Sehnſucht und Angſt, aber ein anderes Gefühl — wie ſoll ich es nennen? Scham über mich ſelbſt, Mißvergnügen oder Unzufriedenheit? — entſtand in mir. Ich begriff ſelbſt nicht, was ich hier wolle; ich fühlte, wie albern ich mich betragen hatte, und es war mir, als müßten Alle ſo urtheilen, Alle mich fragen: „Was willſt Du wieder in Venedig?“

Ich quartierte mich in meiner vorigen Wohnung ein; in der Eile kleidete ich mich an; wie entkräftet und angegriffen ich mich auch fühlte, ſo mußte ich doch Signora Roſa und Maria ſogleich beſuchen. „Was ſie zu meiner Ankunft wohl ſagen werden?“

Die Gondel nahte dem Palaſte; welche wunderliche Gedanken doch in einer Menſchenbruſt entſtehen können! Wenn du jetzt zu einem luſtigen Feſte einträfeſt? Wenn nun Maria Braut wäre? Wenn jetzt eben Hochzeit gefeiert würde? Aber ich liebte ſie ja nicht, das hatte ich ja mir ſelbſt mehr als tauſend Mal geſagt, dem Freunde Poggio und jedem, der dieſen Gedanken ausſprach, mehr als tauſend Mal verſichert!

Ich erblickte die graugrünen Mauern, die hohen Fenſter wieder, und mein Herz klopfte heftig vor Sehnſucht. Ich trat ein. Ernſt und ſchweigend öffnete der Diener die Thür und äußerte bei meinem Anblick keine Verwunderung; es war als beſchäftigten ihn ganz andere Dinge. „Der Podeſta iſt für Sie, Signore, immer zu Hauſe!“ ſagte er zu mir.

In dem großen Saal herrſchte Todtenſtille. Die Fenſtergardinen waren zugezogen. Hier hat Desdemona gelebt, dachte ich, hier hat ſie vielleicht gelitten, und doch litt Othello ſchrecklicher als ſie! Woher fiel mir nur gerade die alte Geſchichte ein? Ich ſchlich nach Signora Roſa's Zimmer; auch hier waren die Vorhänge zugezogen, hier war es beinahe dunkel, und ich empfand wieder jene ſonderbare Angſt, die mir während der ganzen Reiſe gefolgt war und mich nach Venedig zurückgeführt hatte. Ein Zittern rieſelte durch alle meine Glieder, ich mußte mich an einem Stuhl feſthalten. Da trat der Podeſta ein. Er drückte mich an ſeine Bruſt und ſchien froh, mich wieder zu ſehen. Ich fragte nach Signora Roſa und Maria, da ſchien es mir, daß er ſehr ernſt wurde.

„Sie ſind nicht hier,“ ſagte er; „ſie ſind auf einer kleinen Reiſe nach Padua mit einer andern Familie. Sie werden morgen oder übermorgen zurückkehren.“

Ich weiß nicht warum, allein es entſtand in mir ein Zweifel an der Wahrheit ſeiner Worte; vielleicht war es das Fieber in meinem Blute, das hitzige Fieber, das mein Schmerz genährt hatte und das ſich der zum Ausbruche erforderlichen Reiſe näherte. Dies war es, was auf das Geiſtige in mir eingewirkt und die Rückreiſe veranlaßt hatte.

Bei dem Abendtiſch vermißte ich Signora Roſa und Maria nicht wenig. Der Podeſta ſelbſt war gar nicht, wie ich ihn zu ſehen gewohnt war. Eine Rechtsſache, ſagte er, verſtimmte ihn etwas, doch hätte es nichts weiter zu bedeuten. „Poggio," fuhr er fort, „iſt auch nirgends zu finden. Alles Unglück trifft zuſammen, und Sie ſind krank; in der That eine allerliebſte Soirée! Nun ſo mag uns denn der Wein erheitern. — Mein Gott, Sie werden ja blaß wie eine Leiche!" unterbrach er ſich ſelbſt, während es mir dunkel vor den Augen wurde und ich beſinnungslos hinſank.

Es war ein Fieber, ein heftiges Nervenfieber.

Ich erinnere mich nur, daß ich mich in einem traulichen, halbdunkeln Zimmer befand. Der Podeſta ſaß bei mir und ſagte, daß ich da bleiben ſollte, ich würde bald hergeſtellt ſein. Signora Roſa würde mich pflegen. Maria nannte er gar nicht.

Ich fiel in einen halb wachenden, halb ſchlafenden Zuſtand; ſpäter hörte ich, daß geſagt wurde, die Frauen wären angekommen, ich würde ſie bald ſehen. Endlich ſah ich auch Roſa, allein ſie war traurig, es däuchte mir, daß ſie weinte; um meinetwillen konnte es nicht ſein, denn ich fühlte mich ſchon ſtärker. Es wurde Abend; ringsum herrſchte eine ängſtliche Stille und doch eine Bewegung; meine Fragen wurden nicht deutlich beantwortet. Mein Ohr hörte ſcharf; ich vernahm, daß viele Leute in dem Saale unter mir ſich bewegten, ich vernahm die Ruderſchläge vieler Gondeln, und im halben Schlummer erhielt ich die Gewißheit. Maria war geſtorben. Poggio hatte mir ihre Krankheit gemeldet und daß ſie wieder hergeſtellt wäre; allein ein Rückfall hatte ihr den Tod gebracht; dieſen Abend ſollte ſie begraben werden, aber man verheimlichte mir dies. Maria todt, ſie, welche unſichtbare Mächte in mein Leben hineingezogen! — Ihr galt die ſeltſame Angſt, die ich empfunden hatte; aber ich war zu ſpät gekommen, ich ſah ſie nicht mehr. Jetzt befand ſie ſich in der Welt der Geiſter, in der Welt, der ſie immer angehört hatte. Roſa hatte gewiß ihren Sarg mit Veilchen geſchmückt, die blauen duftenden Blumen hatte ſie ſo lieb gehabt, jetzt ſchlief ſie unter den Blumen.

Ich lag ſtill, unbeweglich, wie in einem Todesſchlummer, und ich hörte Roſa Gott dafür danken. Sie ging auch von mir fort. Es war Niemand im Zimmer; es war dunkler Abend, ich fühlte meine Kräfte wunderbar zurückkehren. In der Kirche de' frari war das Familienbegräbniß des Podeſta; das wußte ich. Dort ſtand dieſe Nacht die Todte vor dem Altare. Ich mußte ſie ſehen — ich ſtand auf — mein Fieber hatte nachgelaſſen — ich war ſtark und kräftig — ich warf den Mantel um — Niemand wurde mich gewahr — ich ſtieg in die Gondel. — Mein ganzer Gedanke war die Todte — die Thüren der Kirche waren verſchloſſen, denn es war ſchon lange nach Ave Maria. Ich klopfte an die Thür des Küſters; er kannte mich, denn er hatte mich oft mit der Familie des Podeſta in der Kirche geſehen, mir die Gräber Canova's und Titians gezeigt. „Sie wollen die Todte ſehen?“ fragte er, meinen Gedanken errathend. „Sie ruht in dem offenen Sarge am Altare, morgen ſoll ſie in der Capelle beigeſetzt werden.“ Er zündete die Leuchte an, zog den Schlüſſelbund hervor und öffnete eine kleine Nebenthür. Unſere Fußtritte hallten in dem hohen ſtummen Gewölbe wieder. Er blieb zurück, und langſam durchſchritt ich den langen, ſtillen Gang; vor dem Madonnenbilde auf dem Altare brannte eine Lampe, jedoch matt und dunkel. Die weißen Marmorſtatuen an Canova's Grab ſtanden da wie Todte in ihren Leichentüchern, ſtumm, in unbeſtimmten Umriſſen. Vor dem Hochaltar brannten drei große Lampen. Ich fühlte keine Angſt, keinen Schmerz, es war mir, als wäre ich ſelbſt dem Tode verfallen und träte nun in meine eigne Heimath. Ich nahte dem Altare; hier duftete es von Veilchen, der Lichtſchein der Lampe fiel auf den offnen Sarg mit der Todten. Es war Maria. Sie ſchien zu ſchlafen! Wie ein marmornes Bild der Schönheit lag ſie da. Das ſchwarze, mit Veilchen geſchmückte Haar war in einen Knoten über der Stirne zuſammengebunden. Die geſchloſſenen Augen, das ganze Bild des Friedens und der Schönheit ergriff meine Seele! Es war Lara, die ich vor mir ſah, ſo wie ſie in der Tempel-Ruine geſeſſen, als ich den Kuß auf ihre

Stirne drückte, aber eine todte marmorne Statue ohne Leben und Wärme.

„Lara!“ ſeufzte ich und ſank vor dem Sarge nieder; „Lara! im Tode ſprechen Deine geſchloſſenen Augen, Deine ſtummen Lippen zu mir! Ich kenne Dich; ich habe Dich in Marien erkannt. Mein letzter Gedanke an Leben iſt mit Dir geſtorben.“ Mein Herz erhielt Luft durch Thränen; ich weinte; eine Thräne fiel auf das Antlitz der Todten und ich küßte die Thräne hinweg. — „Alle haben mich verlaſſen!“ ſeufzte ich, „auch Du, die Letzte, von der mein Herz noch träumte. Nicht wie für Annunziata, nicht wie für Flaminia brannte für Dich meine Seele, in heiliger Ehrfurcht neigte ſich mein Herz vor Dir, die geläuterte heilige Liebe, welche die Engel empfinden, hegte es zu Dir, und ich glaubte nicht, daß es Liebe ſei, denn ſie war geiſtiger als mein ſinnlicher Gedanke. Nie habe ich ſie verſtanden, nie gewagt, vor Dir ſie auszuſprechen. Lebe wohl, Du, die Letzte, die Braut meines Herzens! Selig ſei Dein Schlummer!“ Ich drückte einen Kuß auf ihre Stirne. „Braut meiner Seele! Keinem Weibe reiche ich meine Hand. Lebe wohl, lebe wohl!“

Ich nahm meinen Ring, ſteckte ihn an Lara's Finger und erhob mein Auge zu dem unſichtbaren Gott über uns. Da durchrieſelte Entſetzen mein Blut, mir ſchien, als drückte die Todte ihre Hand feſt um die meinige. Es war eine Täuſchung. Ich ſtarrte ſie an, die Lippen bewegten ſich. Alles ringsum bewegte ſich, ich fühlte mein Haar ſich ſträuben; Schrecken, tödtlicher Schrecken lähmte mir Arm und

Füße, ich konnte mich nicht erheben. „Mich friert,“ flüſterte eine Stimme neben mir. „Lara! Lara!“ rief ich und Alles wurde Nacht vor meinen Augen; doch war es, als ſpielte die Orgel in weichen, ſchmelzenden Tönen!

Eine Hand glitt leiſe über meinen Kopf hin, Lichtſtrahlen drangen in mein Auge, Alles wurde ſo hell, ſo klar —

„Antonio!“ flüſterte Signora Roſa, und ich erblickte ſie. Die Lampe brannte auf dem Tiſche, vor meinem Bette lag weinend eine knieende Geſtalt. Ich erkannte ſie — die Wirklichkeit ging mir auf. Mein ganzes Entſetzen war nur ein Anfall des hitzigen Fiebers.

„Lara! Lara!“ rief ich. Sie drückte die Hände vor die Augen. Was hatte ich wohl in meiner Fieberphantaſie geſprochen? Jene Erſcheinung ſtand lebendig in meinem Gedächtniſſe, und in Maria's Blick las ich, daß ſie Zeuge des Bekenntniſſes meines Herzens geweſen.

„Das Fieber iſt vorüber,“ flüſterte Signora Roſa.

„Ja, ich fühle mich ſo wohl, ſo wohl!“ rief ich und ſah Maria an. Sie erhob ſich und wollte das Zimmer verlaſſen.

„Gehen Sie nicht fort!“ flehte ich, die Hände nach ihr ausſtreckend. Sie blieb und ſtand ſtumm und erröthend vor mir da. „Ich träumte, daß Sie geſtorben wären,“ ſagte ich.

„Es war ein Fiebertraum!“ unterbrach mich Signora Roſa und reichte mir die von dem Arzte verſchriebene Arzenei.

„Lara! Maria! hören Sie mich,“ rief ich. „Es war kein Fiebertraum. Ich fühlte, daß Leben in mein Blut zurückkehrte. Mein ganzes Leben müßte denn ein ſeltſamer Traum ſein! Wir haben uns früher geſehen. Sie haben meine Stimme früher gehört, in Päſtum, bei Capri. — Sie kennen ſie wieder. Lara, ich fühle, wie kurz das Leben iſt! — Warum denn nicht während des kurzen Zuſammentreffens ſich die Hände reichen?“

Ich ſtreckte ihr meine Hand entgegen; ſie drückte ſie an ihre Lippen. „Ich liebe Dich, habe Dich immer geliebt!“ ſagte ich, und ſie lag ſchweigend und knieend vor mir.

„Liebe,“ ſagt die Mythe, „brachte Ordnung in das Chaos, erſchuf die Welt.“ Für jedes klopfende Herz wird dieſe Schöpfung erneuert. Aus Mariens Auge trank ich Leben und Geſundheit. Sie liebte mich. — So vergingen wenige Tage; wir waren allein in dem kleinen Zimmer, wo der Orangenbaum von dem Balcon duftete. Hier hatte ſie geſungen — aber in weicheren Tönen, geiſtiger und tiefer erklang hier das Geſtändniß des edelſten Herzens. Ich hatte mich nicht geirrt. Lara und Maria waren eine Perſon.

„Ich habe Dich immer geliebt!“ ſagte ſie. „Du haſt Sehnſucht und Schmerz in meine Bruſt hineingeſungen, als ich blind und allein mit meinen Träumen war, nur den Duft der Veilchen und die warme Sonne kannte! Wie ihre Strahlen brannte Dein Kuß auf meiner Stirne und in meinem Herzen. — Der Blinde beſitzt nur eine geiſtige Welt, und in dieſer ſah ich Dich. Die folgende Nacht, nachdem ich Deine Improviſation in Neptuns Tempel in Päſtum gehört, hatte ich einen ſeltſamen Traum, der ſich mit der Wirklichkeit vermiſchte. Ein Zigeunerweib hatte mir geweiſſagt, daß ich mein Geſicht wieder erhalten würde. Ich träumte, daß ſie mir ſagte, wie ich mit Angelo, meinem alten Pflegevater, über die See nach Capri ſchiffen ſollte. Dort, in dem Hexenloch, werde ich das Licht meiner Augen finden; der Engel des Lebens würde mir die heilenden Kräuter reichen, wie Tobias ſollten meine Augen Gottes Welt wiederſehen. — Die Nacht darauf träumte ich daſſelbe; ich theilte es dem Angelo mit, allein er ſchüttelte den Kopf. In der Morgenſtunde träumte er es ſelbſt. Da ſagte er: „Geprieſen ſei die Gewalt der Madonna, die böſen Mächte ſelbſt müſſen ihr gehorchen.“

„Wir ſtanden auf; er ſpannte das Segel und wir flogen über die See. Der Tag ging hin und es wurde Abend und Nacht. Da befand ich mich in der ſeltſamen Welt, hörte, wie der Engel des Lebens meinen Namen nannte. Seine Stimme klang ganz wie die Deinige; er gab mir die Kräuter und den Reichthum großer, aus den verſchiedenen Ländern der Welt geſammelter Schätze. — Wir kochten die Kräuter, aber das Licht ſchien nicht in meine Augen hinein. Da kam eines Tags Roſa's Bruder nach Päſtum. Er trat in unſere Hütte, wo ich lag; er wurde von meiner Sehnſucht nach dem Anblick von Gottes ſchöner Welt gerührt. Er verſprach mir das Licht der Augen, nahm mich mit nach Neapel und ich erblickte die Herrlichkeit des Lebens. Er und Roſa gewannen mich lieb, ſie öffneten mir eine andere ſchönere Welt, die des Geiſtes. Ich blieb bei ihnen, ſie nannten mich Maria, nach einer geliebten, in Griechenland geſtorbenen Schweſter.“

„Eines Tags brachte mir Angelo die reichen Schätze, ſagte, daß ſie die meinigen ſeien, daß der Tod in ſeinem Blute weilte; ſeine letzte Kraft hatte er darauf verwendet, mir mein Eigenthum zu bringen, und ſeine Worte klangen wie die letzten eines Sterbenden. — Ich ſah ihn, den einzigen Beſchützer meiner Jugend, ſterben. — Eines Abends befragte mich Roſa's Bruder ganz ſonderbar ernſt wegen des alten Pflegevaters und der Schätze. — Ich wußte nur, daß er behauptete, der Geiſt in der ſtrahlenden Grotte habe ſie ihm gegeben. Ich wußte, daß wir immer in Armuth gelebt hatten und daß Angelo unmöglich ein Pirat ſein konnte; er war ſo fromm und hatte jede kleine Gabe mit mir getheilt.“

Ich erzählte ihr nun, wie wunderbar das Abenteuer ihres Lebens in das meinige hineingriff, wie ich ſie mit dem Alten in der wunderbaren Grotte geſehen; daß der Alte ſelbſt das ſchwere Becken genommen hatte, wollte ich ihr nicht ſagen, allein ich berichtete, daß ich ihr die Kräuter gereicht. —

„Aber,“ bemerkte ſie, „der Geiſt verſank in die Erde, als er mir die Kräuter darreichte, ſo hat mir Angelo erzählt.“

„Es iſt ihm ſo vorgekommen! Ich war entkräftet, meine Füße konnten mich nicht mehr tragen, ich ſank auf die Kniee und dann ohnmächtig auf das grüne Geſträuch nieder.“

Jene wunderbar ſtrahlende Welt, wo wir zuſammentrafen, war das Unauflösbare, welches das Uebernatürliche mit der Wirklichkeit feſt verknüpfte.

„Unſere Liebe gehört doch einer Geiſterwelt an!“ rief ich. „Zu der Welt der Geiſter gingen alle unſere Lieben ein, ſelbſt in unſerm Erdenleben nahen wir uns derſelben, warum denn nicht an ſie glauben? Sie iſt ja eben die große Wirklichkeit.“ — Ich drückte Lara an mein Herz; ſie war ſchön, wie das erſte Mal, als ich ſie ſah.

„Ich erkannte Dich an der Stimme, als ich Dich in Venedig wieder hörte,“ ſagte ſie. „Mein Herz trieb mich zu Dir hin! Ich glaube, ſelbſt in der Kirche, vor dem Angeſicht der Mutter Gottes, wäre ich zu Deinen Füßen geſunken! Hier ſah ich Dich, lernte Dich immer mehr würdigen, wurde zum zweiten Male in Dein Leben hineingezogen, da Annunziata mich als Deine Braut ſegnete — allein Du ſtießeſt mich von Dir, ſagteſt, daß Du Niemand mehr liebteſt — keinem Weibe wollteſt Du Deine Hand reichen. Nie erwähnteſt Du Lara, Päſtum oder Capri, wenn Du von dem ſeltſamen Verhängniß Deines Lebens ſprachſt; da glaubte ich, daß Du mich nicht liebteſt, daß Du vergeſſen hatteſt, was Deinem Herzen nicht nahe lag!“

Ich drückte einen Kuß der Verſöhnung auf ihre Hand und äußerte, wie wunderbar ihr Blick meine Lippen gefeſſelt hatte. Erſt als der Körper am Rande des Grabes gebunden lag, als mein Geiſt ſelbſt in der Welt der Geiſter ſchwebte, an die unſere Liebe ſo ſeltſam geknüpft war, hatte ich gewagt, den Gedanken meines Herzens auszuſprechen.

Kein Fremder, nur Signora Roſa und der Podeſta kannten das Glück unſerer Liebe. Wie gern hätte ich es dem Poggio mitgetheilt! Er hatte mich während meiner Krankheit alle Tage mehrmals beſucht. — Es kam mir vor, als wäre er ſehr blaß, als ich, endlich geneſend und bei hellem Sonnenlicht, ihn an meinen Buſen drückte.

„Beſuchen Sie uns heute Abend, Poggio,“ ſagte der Podeſta; „aber kommen Sie gewiß. Sie werden nur die Familie, Antonio und noch zwei oder drei Freunde verfinden.“

Alles war feſtlich geſchmückt. —

„Es iſt ja, als würde ein Namenstag gefeiert!“ ſagte Poggio, während der Podeſta ihn und die Freunde in eine kleine Capelle führte, wo mir Lara die Hand reichte. Einen Strauß von blauen Veilchen hatte ſie in das dunkle Haar geſteckt. Das blinde Mädchen aus Päſtum ſtand ſehend, doppelt ſchön vor mir. Sie war die Meinige.

Alle wünſchten mir Glück; die Freude war groß; Poggio ſang luſtige Lieder und Toaſt auf Toaſt wurde ausgebracht.

Wie brauſende Töne erſcholl die Freude der Andern. Die Lara's und die meine war ſtumm, verſchwiegen wie die Nacht, die uns umſchloß — als die Uebrigen fort waren.

Das Leben iſt kein Traum! Das fühlte ich. „Das Glück der Liebe iſt Wirklichkeit!“ rief ich, und Bruſt an

Bruſt verlor ſich der Gedanke in eine Wonne, die nur ein Gott in die menſchliche Bruſt hauchen kann.

Zwei Tage darauf zogen wir, von Signora Roſa begleitet, von Venedig fort. Wir bezogen das Gut, welches von dem Vermögen Lara's gekauft worden war. Seit dem Abend der Hochzeit hatte ich Poggio nicht geſehen; jetzt traf ein Briefchen von ihm ein. Ich las:

„Die Wette habe ich gewonnen und doch verloren.“

Er war nicht mehr in Venedig zu finden. Im Laufe der Zeit wurde meine Vermuthung, daß er Lara geliebt hatte, zur Gewißheit. Armer Poggio, von deinen Lippen erklang die Freude, während Todesgedanken dein Herz erfüllten!

Signora Franceska fand Lara liebenswürdig. Ich ſelbſt hatte auf dieſer Reiſe unendlich gewonnen; ſie, Eccellenza und Fabiani — Alle erfreuten ſich meiner Wahl. — Habbas Dahdah ſelbſt lächelte mit dem ganzen Geſichte, als er mir Glück wünſchte.

Von allen meinen alten Bekannten lebte nur noch Oheim Peppo; er ſitzt noch auf der ſpaniſchen Treppe, von welcher er auch gewiß noch viele Jahre ſein: „Buon giorno!“ herabrufen wird.

Am 6. März 1834 waren viele Fremde im Gaſthofe bei Pagani auf der Inſel Capri verſammelt. Die Aufmerkſamkeit Aller war auf eine junge Calabreſin gerichtet, deren Schönheit ſie ergriff. Das ſchöne dunkle Auge weilte auf ihrem Gatten, dem ſie den Arm reichte. Ich war es und Lara. Drei glückliche Jahre waren wir verheirathet und beſuchten auf einer Reiſe nach Venedig die Inſel Capri, wo das wunderbarſte Abenteuer unſers Lebens beſtanden worden war und wo es ſich zur Klarheit entwickeln ſollte.

In einem Winkel des Zimmers ſtand eine alte zierliche Frau mit einem kleinen Kinde auf dem Arm. Ein fremder, ziemlich großer, etwas blaſſer Herr, mit ſcharfen Zügen, in einem blauen Oberrock, näherte ſich dem Kinde, ſpielte mit ihm und war über deſſen Schönheit entzückt. Er ſprach franzöſiſch, jedoch zu dem Kinde einzelne italieniſche Worte, machte vor demſelben luſtige Sprünge, brachte es zum Lachen, und es reichte ihm den Mund zum Küſſen hin. Er fragte die Matrone, wie es heiße? und die Matrone — meine theure Roſa war es — erwiederte: „Annunziata.“

„Ein ſchöner Name!“ ſagte er und küßte die Kleine, meine und Lara's Tochter.

Ich näherte mich ihm; er war ein Däne. Es befand ſich noch ein Landsmann von ihm im Zimmer, ein ernſter kleiner Mann mit einem klugen Blick und in einem weißen Oberrock. — Ich ließ mich, ſie begrüßend, in ein Geſpräch mit ihnen ein; ſie waren ja Federigo's und des großen Thorwaldſen Landsleute. — Jener, erfuhr ich, war in Dänemark und dieſer noch in Rom; er gehört ja auch Italien an und nicht dem kalten dunkeln Norden.

Wir gingen ans Ufer hinab und ſtiegen in die kleinen Böte, die dazu beſtimmt ſind, um die Fremden nach der anderen Seite der Inſel zu führen. Jedes Boot faßt nur zwei Perſonen; eine ſitzt an jedem Ende deſſelben und in der Mitte der Ruderer.

Ich ſah das klare Waſſer unter uns. Es begrüßte meine Erinnerung mit ſeiner kühlen Helle. — Der Ruderer arbeitete raſch vorwärts und das Boot, in welchem ich mit Lara mich befand, flog mit der Schnelligkeit des Pfeils über die Wellen. Wir waren den Uebrigen weit vorausgekommen. Bald ſahen wir nicht mehr die amphitheatraliſche Seite der Inſel, wo die grünen Weingärten und Orangenbäume die Felſen ſchmücken; ſenkrecht ſtrebten nun die hohen Felswände zum Himmel hinauf. Das Waſſer war blau wie brennender Schwefel, die blauen Brandungen ſchlugen gegen die Felſen über die unten wachſenden, blutrothen Seeäpfel hin.

Wir waren ſchon auf der entgegengeſetzten Seite der Inſel und ſahen nur den ſenkrechten Felſen und in dieſem über der Waſſerfläche eine kleine Oeffnung, die kaum groß genug ſchien, um unſer Boot aufzunehmen.

„Das Hexenloch!“ rief ich und alte Erinnerungen regten ſich in meiner Seele.

„Ja, das Hexenloch!“ ſagte der Ruderer, „ſo wurde es früher genannt; aber jetzt wiſſen wir beſſer, was es iſt.“

Er erzählte uns nun von den zwei deutſchen Malern, Fries und Kopiſch, die vor drei Jahren hineinzuſchwimmen gewagt und auf ſolche Weiſe das ſchöne Wunderwerk entdeckt hatten, das jetzt alle Fremde ſehen müſſen. Wir nahten der Oeffnung, die kaum mehr als eine Elle über das glitzernde blaue Meer hinaufragte. — Der Bootsmann zog das Ruder ein, wir mußten uns der Länge nach ganz im Boote ausſtrecken, das er jetzt mit der Hand lenkte, und glitten in eine dunkle Tiefe unter dem ungeheuern Felſen, den das Mittelmeer beſpülte, hinein. —

Ich hörte Lara ſchwer athmen; es lag etwas ſonderbar Aengſtliches darin. Doch nur einen Augenblick, und wir befanden uns in einem großen, großen Gewölbe, wo Alles wie der Aether glänzte; das Waſſer unter uns war wie ein blau brennendes Feuer, welches das Ganze erhellte. — Ringsum war Alles dicht und verſchloſſen; unter dem Waſſer aber vertiefte ſich die kleine Oeffnung, die wir durchſchifft hatten, bis vierzig Faden hinab und erweiterte ſich zu einer ähnlichen Breite. So kann das ſtarke Sonnenlicht außerhalb derſelben den Lichtſchein auf dem Boden der Grotte hervorbringen und wie Feuer das blaue Waſſer durchſtrömen, das in brennenden Weingeiſt verwandelt zu ſein ſcheint. — Alles trug den Wiederſchein davon; der Felſenbogen, das Boot, Alles ſchien vom Aether durchſtrömt und in demſelben ſich aufzulöſen. Die Tropfen, welche beim Ruderſchlage in die Höhe ſpritzten, glänzten roth wie friſche Roſenblätter. Es war eine Feenwelt, ein ſeltſames Geiſterreich. Lara faltete die Hände; ihre Gedanken begegneten den meinigen. Hier waren wir ſchon einmal geweſen. An dieſem Ort, dem Niemand zu nahen wagte, hatte der Pirat ſeinen Schatz verborgen. — Jetzt war jede übernatürliche Erſcheinung in Wirklichkeit aufgelöſt, oder die Wirklichkeit in die Geiſterwelt übergegangen, wie immer hier in dem irdiſchen Leben, wo Alles von dem Blumenſamen an bis zu unſerer unſterblichen Seele als ein Wunder erſcheint, und dennoch will der Menſch nicht daran glauben.

Die kleine Oeffnung der Höhle leuchtete wie ein klarer Stern; er wurde verdunkelt und nun ſtiegen, wie aus der Tiefe, die anderen Böte herauf. Sie kamen zu uns hinein. Alles war Andacht und Anſchauung. Der Proteſtant wie der Katholik empfand, daß es Wunderwerke giebt.

„Das Waſſer ſteigt,“ ſagte einer der Schiffer. „Wir müſſen hinaus, ſonſt wird uns die Oeffnung verſchloſſen, und dann müſſen wir hier bleiben, bis das Waſſer wieder fällt.“

Wir verließen die ſeltſam ſtrahlende Höhle; das große offene Meer lag weit ausgedehnt vor uns und hinter uns die dunkle Oeffnung zur blauen Grotte.

Ende.

Schnellpreſſendruck von Fr. Nies in Leipzig.

H. C. Anderſen's

Geſammelte Werke.

Vom

Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe.

Sechster Band.

O. T.

Erſter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

O. T.

Roman

von

H. C. Andersen.

Erſter Theil.

Leipzig.
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

D. 3.

I.

„Quod felix faustumque sit!"

Die academiſche Matrikel.*)

Eine Glückſeligkeit giebt es, die noch kein Dichter recht beſungen, keine noch ſo liebenswürdige Leſerin erlebt hat oder je in dieſer Welt erleben wird. Es iſt dies ein Zuſtand der Glückſeligkeit, der nur dem männlichen Geſchlechte, und ſelbſt unter dieſem nur den Auserwählten zu Theil geworden. Es iſt ein Augenblick des Lebens, der unſere Gefühle, unſern Geiſt, unſer ganzes Weſen ergreift. Thränen der Unſchuldigen ſind gefloſſen, ſchlafloſe Nächte verronnen, während welcher die fromme Mutter, die liebende Schweſter für dieſen kritiſchen Lebensmoment des Sohnes, des Bruders ihre Gebete zu Gott emporgeſandt haben.

Glückſeliger Augenblick, den kein Weib, ſei es noch ſo gut, ſo ſchön und geiſtreich, erleben kann, der Augenblick nämlich — Student zu werden, oder, um es mit einem gewöhnlicheren Ausdrucke zu bezeichnen, das erſte Examen zu beſtehen.

Der Cadett, welcher Offizier, der Schüler, welcher academiſcher Bürger, der Lehrburſche, welcher Geſell wird, ſie Alle kennen in größerem oder geringerem Grade dieſes Löſen der Flügel, dieſes Hinweghüpfen über die Maturitätsſchranken hinein in den Carrouſelplatz der philoſophiſchen Vorſtudien. Wir Alle ſtreben nach einer größeren Bahn, und brauſen dahin, gleich dem Fluſſe, der ſich endlich ins Meer verliert.

---

*) Deutſch: Möge es glücklich und heilbringend ſein.

Zum erſten Male fühlt dann die jugendliche Seele ſo recht ihre Freiheit, und fühlt ſie deshalb doppelt; ſie ſtrebt nach Thätigkeit, ſie begreift ihr Ich, es iſt ja gewiſt und nicht zu leicht befunden; ſie iſt noch im Beſitz aller der nicht getäuſchten Träume des Kindes. Nicht Liebesglück, nicht Begeiſterung für Kunſt und Wiſſenſchaft durchzuckt ſo alle Nerven, wie dieſes: Ich bin Student!

Dieſer Frühlingstag des Lebens, an welchem die Eisdecke der Schule geſprengt wird, der Baum der Hoffnungen Knospen treibt, die warme Freiheitsſonne ſcheint, fällt bei uns, wie bekannt, in den October-Monat, *) eben wenn

---

*) Unſer Roman ſpielt während der akademiſchen Laufbahn zweier junger Leute, die ſich oft über die verſchiedenen Grade, die ſie zu erringen haben, unterhalten. Dieſe Grade finden ſich nicht auf deutſchen Univerſitäten, und ſind alſo auch ſchwerlich dem deutſchen Publicum bekannt. Die däniſchen Studenten müſſen vor dem eigentlichen Amtsexamen und außer dem auch in Deutſchland üblichen Maturitätsexamen (examen artium) im Laufe ihrer Studienzeit noch ein anderes Examen beſtehen, das examen philosophicum. Dieſes zerfällt wieder in zwei Abtheilungen, in das philologicum und das eigentliche philosophicum, und dann erſt kommt ſpäter das Amtsexamen, bei welchem drei ſtehende Cenſuren oder Charaktere ertheilt werden: laudabilis, dem noch als Auszeichnung das „prae ceteris" oder „et quidem egregie" angehängt wird; haud illaudabilis und non contemnendus. Dieſe Erläuterungen werden wohl hinreichen, den Leſer über die dieſen Gegenſtand betreffenden Anſpielungen zu verſtändigen.

die Natur ihr Laub verliert, wenn die Abende anfangen dunkler zu werden und ſich ſchwerere Winterwolken zuſammenziehen, recht als wollten ſie der Jugend lehren: „Euer Frühling, die Geburt des Examens, iſt nur ein Traum! jetzt eben tritt Ernſt in euer Leben!“ aber daran denkt die glückliche Jugend nicht, und das wollen wir eben ſo wenig; wir wollen vielmehr mit den Fröhlichen fröhlich ſein, und gerade ihren Kreis beſuchen. In einem ſolchen nimmt unſere Erzählung ihren Anfang.

II.

Wenn künftig auch getrennt wir leben,
Einer in Jütland, auf Fühnen der Andere,
Soll uns die Erinn'rung des Rauſches umſchweben —
— Munterer und lebhafter kaum
Wird uns erſcheinen ein Tag.

Carl Bagger.

Es war im October des Jahres 1829. Das Examen artium war überſtanden, mehrere junge Studenten hatten ſich Abends bei einem ihrer Commilitonen verſammelt, einem achtzehnjährigen Kopenhagener, deſſen Eltern ihm und den neuen Freunden einen Examenſchmaus gaben. Mutter und Schweſter hatten Alles aufs Niedlichſte angeordnet, der Vater aus dem Keller vortrefflichen Wein geliefert, und der Student ſelbſt, hier der rex convivii, für Tabak, echten Oronoco-Kanaſter, Sorge getragen. Was aber die Pfeifen betraf, ſo hieß es in der Einladung, die, wie ſich von ſelbſt verſteht, in lateiniſcher Sprache abgefaßt war, daß Jeder die ſeinige mitbringen müſſe.

Die Geſellſchaft, aus 21 Perſonen beſtehend, und dies waren nur die intimſten Freunde, hatte ſich bereits verſammelt. Ungefähr der dritte Theil derſelben war aus den Provinzen, die Uebrigen aus Kopenhagen.

„Der alte Vater Homer ſoll mitten auf dem Tiſche ſtehen!“ ſagte einer der Lebhafteſten, indem er von dem Ofen eine Gypsbüſte herab nahm und ſie auf den gedeckten Tiſch ſtellte.

„Nun ja, der hat wohl eben ſo gut getrunken, wie die andern Dichter!“ ſagte ein Aelterer. „Gieb mir eines Deiner Exercitienbücher, Ludwig! ich will ihm einen Kranz von Rebenblättern ſchneiden, weil wir doch keine Roſen haben, ich ſolche auch nicht ausſchneiden kann.“

„Ich beginne die Libationen!“ rief ein Dritter. „**Favete linguis!**“ und nun ſtreute er eine Meſſerſpitze voll Salz auf die Büſte, während er zugleich das Glas erhob, um ſie mit einigen Tropfen Weins zu benetzen.

„Behandle meinen Homer nicht wie einen Ochſen!“ rief der Wirth, „Homer ſoll den Ehrenplatz haben, zwiſchen der Bowle und dem Baumkuchen! er iſt eben mein Poet! er war es, der mir im Griechiſchen zum **laudabilis et quidem egregie** verhalf. Nun wollen wir gegenſeitig unſere Geſundheit trinken! Jörgen ſoll **magister**

bibendi ſein, und dann ſingen wir „**gaudeamus igitur**“ und „**integer vitae.**“

„Der Küſter mit dem Cardinalshute muß Vorſänger ſein!“ rief einer der Provinzialen, auf einen rothwangigen Jüngling deutend.

„Jetzt bin ich nicht länger Küſter!“ ſagte dieſer lachend. „Rührſt Du alte Geſchichten auf, ſo werde ich Dich auch nur bei Deinem alten Spitznamen „der Rauchfang“ nennen.“

„Es iſt aber eine niedliche Geſchichte!“ ſagte Jener. „Wir nannten ihn den Küſter, nach dem Amte, welches ſein Vater bekleidete; das war nun eben nicht ſehr witzig, beſſer aber war es mit dem Hute, denn der glich in der That einem Cardinalshute. Ich erhielt indeſſen meinen Namen auf eine luſtigere Weiſe.“

„Er wohnte neben der Schule,“ nahm der Andere wieder das Wort; „immer wenn wir die uns beſtimmte Viertelſtunde frei hatten, konnte er nach Hauſe ſchlüpfen; da hatte er denn eines Tages den Mund voll von Tabaksrauch genommen, in der Abſicht, uns denſelben ins Geſicht zu blaſen; als er aber mit den vollen Backen in den Gang kam, war die Viertelſtunde verfloſſen, und wir befanden uns wieder in der Claſſe; der Rector ſtand noch in der Thür, weshalb er den Rauch nicht von ſich blaſen konnte und ſo hineinſchleichen wollte. „Was hat Er da im Munde?“ fragte der Rector; Philipp aber konnte nicht antworten, ohne zugleich den Rauch fahren zu laſſen. „Nun, kann Er nicht antworten?“ ſagte der Rector, und gab ihm eine Ohrfeige, daß der Rauch durch Naſe und Mund hinaus fuhr. Das ſah nun ganz allerliebſt aus; dem Rector ſelbſt machte die Geſchichte ſo viel Vergnügen, daß er dem armen Sünder das Notabene ſchenkte.

„Integer vitae!“ fiel der Vorſänger ein, und hübſch harmoniſch folgten die andern Stimmen. Ein junger Kopenhagener zeigte darauf ſein dramatiſches Talent, indem er ganz täuſchend den Profeſſoren der Academie nachſprach und ihre Eigenthümlichkeiten wiedergab, doch auf eine ſo gutmüthige Weiſe, daß es ſelbſt die Betheiligten amüſirt haben würde. Nun folgten Geſundheiten: „vivant omnes hi et hae!“

„Das beſte Mädchen ſoll leben!“ rief kühn einer der luſtigſten Brüder.

„Das beſte Mädchen!“ wiederholten ein Paar der Jüngeren, und ſtießen die Gläſer gegen einander, während ihnen über ihre Kühnheit das Blut in die Wangen trat, denn ſie hatten noch nie an ein geliebtes Weſen gedacht, das gehört aber mit dazu. Der Rundgeſang begann, in welchem jeder den Vornamen der Geliebten nennen ſollte, und ſicher griffen wenigſtens die Hälfte einen aus der Luft; Einzelne aber nannten auch einen mit einigem Herzklopfen. Das Geſpräch wurde lebhafter; die bevorſtehenden militairiſchen Uebungen, die hübſche Uniform,*) die Aufnahme in den Studentenverein, die Vergnügungen daſelbſt, Alles war von großem Intereſſe. Aber das künftige philologicum und philosophicum, ja davon war auch die Rede, da ſollte man ſich im Latein zeigen.

---

*) Die Kopenhagener Studenten bilden ein auf vollſtändigem Kriegsfuß organiſirtes Corps.

„Was meinen Sie,“ ſagte einer von ihnen, „wenn wir wechſelsweiſe einmal die Woche zuſammenkämen und Disputirübungen hielten? Dabei dürfte aber kein däniſches Wort geſprochen werden. Das kann vortrefflich werden.“

„Ich bin dabei!“ riefen Mehrere.

„Es müſſen da ordentlich Geſetze geſchrieben werden.“

„Ja, aber unſern beſten Lateiner, den Kernjütländer, Otto Zoſtrup, müſſen wir mit haben! Er ſchrieb ſein exercitium in Hexametern.“

„Er iſt hier dieſen Abend nicht eingeladen!“ bemerkte der Nachbar, der junge Baron Wilhelm aus Fühnen, der einzige Edelmann in der Geſellſchaft.

„Otto Zoſtrup!“ antwortete der Wirth. „Ja, er iſt freilich ein tüchtiger Menſch, aber er ſieht mir ſo hochmüthig aus. Er hat in ſeinem Weſen etwas, das mir gar nicht gefällt. Weil er nun prae ceteris erhielt, ſind wir Andern doch auch keine Faullenzer!“

„Aergerlich war es doch,“ rief ein Anderer, „daß er in der Mathematik das eine non bekam. Er wäre ſonſt ausgezeichnet worden. Nun kann er ſich über die vielen brillanten Charaktere nur ärgern.“

„Ja, und er iſt in der Mathematik ſtark beſchlagen!“ fügte Wilhelm hinzu. „Es war im Schriftlichen etwas nicht recht; der Aufſeher war daran Schuld; wie, weiß ich nicht; aber Zoſtrup iſt furchtbar heftig und ſetzt immer alle Rückſichten aus den Augen; er wurde zornig und ging fort. Von ihm wurde nur ein Stück unbeſchriebenes Papier vorgelegt, und das brachte ihm eine Null, die das mündliche Examen nicht höher bringen konnte, als auf Non. Jeſtrup iſt gewiß ein herrlicher Menſch. Wir haben auf dem Dampfſchiffe eine Tour von Helſingör nach Kopenhagen mit einander gemacht, und im ſchriftlichen Examen ſaßen wir neben einander, bis auf den Tag, wo die Mathematik daran kam, „da ſaß ich weiter unten. Ich kann ihn gut leiden, ſeinen Stolz abgerechnet, und den muß man ihm abgewöhnen.“

„Herr Baron,“ ſagte der Nachbar, „ich bin Ihrer Meinung. Wollen wir nicht ſchmolliren?“

„Wir wollen heute Abend Alle mit einander Schmollis trinken!“ ſagte der Wirth, „es iſt nichts, wenn ſich Commilitonen und gute Freunde Sie nennen!“

„**Evoe Bacchus!**“ jubelten ſie luſtig. Die Gläſer wurden gefüllt, mit dem eignen umſchlang man den Arm des Nachbars und leerte die Gläſer, während Einzelne das „**dulce cum sodalibus!**“ anſtimmten.

„Sage mir, wie heißeſt Du?“ fragte einer der Jüngeren ſeinen neuen Dutzbruder.

„Wie ich heiße?“ entgegnete dieſer, „bis auf einen Buchſtaben wie der Baron.“

„Der Baron!“ rief ein Dritter, „ja, wo blieb der?“

„Da ſteht er und plaudert an der Thür; das Glas genommen! nun haben wir Andern Schmollis getrunken!“

Die Gläſer wurden emporgehoben, der junge Baron lachte, ſtieß an, und rief in der Runde umher: „Du, Du!“

In der ganzen Weiſe lag aber etwas Gezwungenes, was indeſſen keins der jungen Gemüther bemerkte, viel weniger noch ſich einfallen ließ, daß ſein plötzliches Zurücktreten, während des erſten Schmollirens, einzig und allein vielleicht darum geſchehen ſei, um demſelben auszuweichen. Bald aber war er wieder einer der Ausgelaſſenſten, verſprach Jedem, der Theologie ſtudiren wollte, eine Pfarre auf ſeinem Gute, wenn er es erſt unter ſeinen Händen hätte, und ſchlug darauf vor, daß die lateiniſchen Disputirübungen bei ihm ihren Anfang nehmen ſollten, und zwar am nächſtkommenden Freitage; Otto Jeſtrup ſollte aber mit — wenn er wolle, natürlich, — er ſei ein tüchtiger Student und ſein Freund, ſie hätten ja mit einander eine Reiſe gemacht und wären Nachbarn geweſen an dem grünen Tiſche. *)

Unter denen, welche am früheſten ihr valete amici gaben, befand ſich der Baron. Einige wollten den luſtigen Kreis noch nicht verlaſſen. Auf der Straße herrſchte die größte Stille, es war ſchöner Mondſchein. In den meiſten Häuſern war Alles zur Ruhe, nur hin und wieder ſah man noch Licht; die meiſten Menſchen ſchliefen, ſelbſt ſolche, deren Pflichtgefühl den Gott des Schlafs hätte entfernen ſollen; ſo ſaß ein armer Miethkutſcher hoch oben auf dem Kutſchenbock, vor dem Hauſe, wo er ſeine Herrſchaft erwartete, und genoß, den Zügel um die Hand gewunden, die erſehnte Ruhe. Wilhelm (wir wollen den jungen Baron künftig nur mit dem Vornamen nennen) ging allein durch die Straße.

---

*) Beim Maturitätsexamen.

Der Wein hatte das nordiſche Blut erhitzt, — es floß ohnehin nie langſam; ſein jugendlicher Sinn, ſeine ausgelaſſene Laune und die luſtige Stimmung aus der eben verlaſſenen luſtigen Geſellſchaft her ließen ihn nicht ruhig an dieſem ſchlafenden **Endymion** vorübergehen. Plötzlich fiel es ihm ein, den Kutſchenſchlag zu öffnen und hineinzuſpringen; darauf ließ er das Fenſter fallen und rief mit ſtarker Stimme: „fahr' zu!“ Der Kutſcher fuhr aus ſeinem geſegneten Schlaf empor und fragte ganz verdutzt „wohin?“ Ohne ſich zu beſinnen, rief **Wilhelm**: „nach dem Gaſthof zum Schiff.“ Der Kutſcher fuhr; auf halbem Wege öffnete aber **Wilhelm** wieder den Schlag, ein kühner Sprung half ihm hinaus, und der Wagen fuhr fort. Er hielt bei dem Wirthshauſe zum Schiff. Der Kutſcher ſtieg hinab und öffnete den Schlag; es war Niemand drin; er ſteckte den Kopf hinein, um ſich recht zu überzeugen, aber der Wagen war leer! „Sonderbar!“ ſagte der Kerl, „kann ich das geträumt haben? Ich hörte ja aber ganz deutlich, wie geſagt wurde: „fahr' nach dem Schiff! Gott behüt', nun warten ſie auf mich!“ Er ſprang auf den Bock hinauf und jagte wieder zurück.

Unterdeſſen hatte **Wilhelm** ſeine Wohnung erreicht; er öffnete ein Fenſter und blickte über den öden, von Buden eingeſchloſſenen Platz an der Kirche hinaus. Zum Schlafen hatte er keine Luſt, obgleich Alles in der Straße, ſelbſt den Wächter nicht ausgenommen, ſich dieſer Gottesgabe zu erfreuen ſchien. **Wilhelm** dachte an die luſtige Abendgeſellſchaft, an ſein Abenteuer mit dem armen Miethkutſcher, nahm dann ſeine Violine von der Wand und begann einige Variationen zu ſpielen.

Die Nachzügler von dem ehrenwerthen Zechgelage, luſtiger als da Wilhelm ſie verließ, kamen nun die Straße einher gewandert. Einer derſelben jodelte hübſch, und kein Wächter zeigte ſich als ſtörendes Princip. Sie hörten Wilhelms Violine und erkannten den Spielenden.

„Spiele uns eine Françaiſe, Du da oben!“ riefen ſie.

„Aber der Wächter?“ flüſterte einer der weniger Beherzten.

„Alle Wetter, da ſitzt er!“ rief ein Dritter, und deutete auf einen ſchlafenden Gegenſtand, der ſein Haupt an einen großen hölzernen Kaſten vor einer verſchloſſenen Bude lehnte.

„Der iſt ſelig,“ ſagte der Erſte. „Hätten wir nur den ſtarken Isländer hier, der würde ihn bald am Bandelier an einen der eiſernen Haken aufhängen. Das hat er einmal gethan; er hat Bärenkräfte .Er packte einen ſolchen Patron recht niedlich um den ſchmalen Leib und hängte ihn am Gürtel auf einen der Haken an der Wage. Es nahm ſich ſcharmant aus. Da hing der Wächter und pfiff nach den Andern; der zuerſt Herbeikommende wurde gleich neben ihm aufgehängt, und nun lief der Isländer davon, während die Beiden Duette blieſen.“

„Höre, faſſ' an!“ rief einer der luſtigen Brüder, indem er ſchnell den hölzernen Kaſten öffnete, deſſen Deckel nur von einem Pflock gehalten wurde. „Laßt uns den Wächter in den Kaſten ſtecken, er ſchläft ja wie ein Dachs!“

Augenblicklich hatten Vier den Schläfer gepackt, der freilich darüber erwachte, aber er lag ſchon im Kaſten. Der Deckel flog zu, und ein Paar der Freunde ſprangen hinauf, während der Pflock vorgeſteckt wurde. Der Wächter im Kaſten griff gleich nach ſeiner Pfeiſe und entlockte derſelben die herzzerſchneidendſten Töne. Schnell zogen ſich die Plagegeiſter zurück, doch nicht weiter, als daß ſie die Pfeiſe hören und das, was jetzt vorgehen würde, ſehen konnten.

Nun kamen die Nachbarwächter herbei.

„Zum Henker! wo biſt Du?“ riefen ſie, und fanden nun die Stelle.

„Ach, Gott helfe mir!“ rief der Gefangene. „Laßt mich heraus, laßt mich heraus! ich ſoll ja rufen!“

„Du haſt wohl über den Durſt getrunken, Kamerad!“ ſagten die Andern. „Biſt Du in den Kaſten gefallen, ſo bleib' nur da liegen, Du Trunkenbold!“ und lachend verließen ſie ihn.

„O die Schurken!“ ſeufzte er, und arbeitete vergeblich, um den Deckel zu öffnen. Der Kaſten fiel von ſeinen gewaltſamen Anſtrengungen um. Nun traten die jungen Menſchen hervor, und als wären ſie über die ganze Geſchichte, die er ihnen erzählen mußte, höchſt beſtürzt, ließen ſie ſich bewegen, den Kaſten zu öffnen, aber nur unter der Bedingung, daß er die Straße von der Einmiſchung der andern Wächter rein halten ſollte, während ſie nach Wilhelms Violine eine Françaiſe tanzten.

Der arme Mann wurde aus ſeinem Gefängniſſe befreit, und mußte nun hübſch Schildwache ſtehen, während ſie ſich zum Tanze aufſtellten. Wilhelm wurde aufgefordert zu ſpielen, und der Tanz nahm ſeinen Anfang: es fehlte aber ein Tänzer. Eben ging ein ruhiger Bürgersmann vorüber. Der Herr, welcher keine Dame hatte, näherte ſich ihm mit komiſcher Ehrerbietung und bat ihn, an dem Vergnügen Theil zu nehmen.

„Ich tanzte noch nie!" ſagte der Mann lachend, und wollte weiter.

„Ja," antwortete der Cavalier, „Sie müſſen mir dennoch das Vergnügen machen, ſonſt bekomme ich ja keinen Tanz!" So ſprechend faßte er ihn um den Leib, und der Tanz begann, der gute Mann mochte wollen oder nicht.

„Der Wächter muß von Jedem ein Trinkgeld bekommen!" ſagten ſie, als die Françaiſe zu Ende war. „Er iſt ein braver Mann, der in der Straße Ordnung hält, daß man ein Tänzchen machen kann."

„Das ſind honetter Leute Kinder!" ſagte der Wächter zu ſich ſelbſt, während er vergnügt das Geld in den ledernen Beutel ſteckte.

Alles war wieder ruhig auf der Straße, auch die Violine ſchwieg.

III.

Wer blickt in meines Herzens Schattenreich?

A. v. Chamiſſo.

Im vorigen Capitel hörten wir einen jungen Studenten, **Otto Joſtrup**, erwähnen, einen tüchtigen Menſchen, mit neun **prae caeteris**, wie ſeine Commilitonen ſagten, aber auch mit einem Stolze, von dem er entwöhnt werden mußte. Nicht bei den erwähnten Disputirübungen wollen wir ſeine Bekanntſchaft machen, obgleich man da vor dem guten Lateiner Achtung bekommen würde; nicht in großer Geſellſchaft, wo ihn ſein ſchönes Aeußere, der ſprechende melancholiſche Blick intereſſant machen mußte; eben ſo wenig im Parterre des Hoftheaters, welches man in der letzten Zeit ſcherzweiſe des Herzens Seite im Parterre genannt hat, obgleich uns dort ſeine wenigen, aber treffenden Bemerkungen einen ſehr geiſtreichen jungen Mann zeigen würden; wir wollen ihn zum erſten Male bei dem Freunde, dem jungen Baron **Wilhelm**, aufſuchen. Es iſt zu Anfang Novembers; wir finden ſie Beide, die Pfeife im Munde; auf dem Tiſche liegen Tibull und Anakreon, die ſie zum bevorſtehenden philologicum mit einander leſen.

Im Zimmer ſteht ein Fortepiano mit einer Menge Muſikalien; an der Wand hängen **Weyſe's** und **Beethoven's** Bildniſſe, denn unſer junger Baron iſt muſikaliſch, ja ſelbſt Componiſt.

„Sehn ſie, da haben wir nun wieder den allerliebſten zähen Nebel!" ſagte Wilhelm, „man kann ihn draußen ordentlich ſchmecken. Zu Hauſe war er mir eine Peſt, hier londoniſirt er nur die Stadt."

„Ich hab' ihn gern!" ſagte Otto. „Mir iſt er ein alter Bekannter von der Nordſee! Es iſt, als brächte er mir Grüße vom Meere und von den Sanddünen."

„Ich möchte die Nordſee wohl ſehen, aber wohnen möchte der Teufel da! Welche Stadt liegt dem Gute Ihres Großvaters am nächſten?"

„Lemvig," antwortete Otto. „Will man die Nordſee recht ſehen, ſo muß man nach den Aemtern Thiſted und Hjörring hinauf. Ich bin dort gereiſet, habe meine Familie im Kloſter Börglum beſucht und überdies kleinere Touren gemacht. Nie vergeſſe ich einen Abend; es war ein Wetter, von dem man im Innern des Landes gar keinen Begriff hat. Ich ritt, damals nur noch Knabe und ein wilder Burſche, mit einem unſerer Knechte, als der Sturm anfing, befanden wir uns zwiſchen den Sanddünen. Das hätten Sie ſehen ſollen! Der Sand bildet längs dem Strande hohe Bänke, als Dämme gegen das Meer; dieſe nun ſind mit Strandgras bewachſen, bricht aber der Sturm ein Loch, ſo geht das Ganze fort. Dieſes Schauſpiel wurde uns zu Theil. Es war eine arabiſche Sandhoſe, und die Nordſee brüllte, daß es meilenweit zu hören war. Der ſalzige Schaum flog uns mit dem Sande ins Geſicht!"

„Das muß herrlich ſein!" rief Wilhelm aus, und ſeine Augen funkelten. „Jütland iſt doch der romantiſcheſte Theil Dänemarks. Seitdem ich Steen-Blicher's Novellen geleſen, habe ich für dieſes Land rechtes Intereſſe bekommen. Es ſcheint mir mit dem ſchottiſchen Flachlande viel gemein haben zu müſſen. Es befinden ſich ja auch Zigeuner da?“

„Geſindel nennen wir ſie,“ ſagte Otto mit einem unwilligen Zuge um den Mund. „Sie entſprechen dem Namen!“

„Die Fiſcher an der Küſte ſind wohl auch nicht beſſer. Laſſen ſie noch von der Kanzel Gott bitten, daß ein Schiff ſtrande? Erſchlagen ſie noch die Schiffbrüchigen?“

„Ich habe unſern Prediger, der ein alter Mann iſt, erzählen hören, wie er in den erſten Jahren, als er zu Amt und Würden gelangte, in der Kirche habe bitten müſſen, daß, wenn Schiffe ſtranden ſollten, dies doch in ſeinem Diſtricte geſchehen möchte. Was übrigens vom Todtſchlagen erzählt wird, nun ja — die Küſtenbewohner oder, wie ſie genannt werden, Meergänſe ſind kein weichherziges Volk, ſo weit geht es aber doch heut zu Tage nicht. Es ſtarb ein alter Bauer in der Gegend, von dem erzählt man freilich, daß er in böſem Wetter ſeinem Pferde eine Laterne unter den Bauch gebunden und es darauf am Strande habe auf und nieder gehen laſſen, damit der fremde Schiffer, der draußen ſegelte, wähnen möchte, es ſei ein kreuzendes Schiff und er befinde ſich alſo noch eine gute Strecke vom Lande. Auf dieſe Weiſe ſoll manches Schiff zu Grunde gegangen ſein; aber ſehn Sie, das ſind Geſchichten aus der ältern Zeit, bevor ſich mein Beobachtungsvermögen entwickelte; es war dies jenes goldene Zeitalter, als man in der baufälligen Fiſcherhütte, nach einer ſolchen guten Strandung, echte, nur wenig von der See beſchädigte Shawls zu Bettvorhängen benutzt finden konnte. Stiefeln und Schuhe wurden mit der feinſten Pomade geſchmiert. Kommt ihnen jetzt dergleichen zu Händen, ſo wiſſen ſie es beſſer in Geld umzuſetzen. Die Strandcommiſſäre paſſen auf; jetzt ſoll es dort ein wahres kupfernes Zeitalter ſein."

„Sie haben eine Strandung mit angeſehen?" fragte Wilhelm mit ſteigendem Intereſſe.

„Unſer Gut liegt nur eine halbe Meile vom Meere. Jedes Jahr um dieſe Zeit, wenn ſich, wie heute, der Nebel ausbreitete und der Sturm zu wüthen begann, ging es luſtig her. In meiner Wildheit, als Knabe, und bei dem einförmigen Leben konnte ich mich ordentlich darnach ſehnen. Auf einer Reiſe nach dem Kloſter Börglum erlebte ich einen Sturm. In der Morgenſtunde war es ganz windſtille, aber grau, und uns ward das Schauſpiel einer Art Fata Morgana. Ein Schiff, das noch nicht über den Horizont hervorgekommen, zeigte ſich draußen, aber die ganze Takelage war umgekehrt, der Maſt nach unten, der Rumpf nach oben. Dies nennt man das Todtenſchiff, und wenn das geſehen wird, iſt man ſicher, Unwetter und Strandung zu erleben. Später am Vormittage begann es auch zu wehen, und vor Ablauf einer Stunde hatten wir einen friſchen Wind. Das Meer brummte ganz artig; wir fuhren zwiſchen Sanddünen hinauf; ſie gleichen Hügeln und Thälern zur Winterzeit, aber hier iſt es nicht Schnee, der wegſchmilzt, hier wächſt nie ein grüner Halm; hie und da ragt ein ſchwarzer Pfahl hervor, das ſind Rudera von einem Wrack, deſſen Geſchichte man nicht kennt. A[illegible]mittage erhob ſich nun ein Sturm, wie ich ihn erlebte, als ich mit dem Knechte zwiſchen den Dünen ritt. Wir konnten nicht weiter fahren und mußten deshalb in einer der Hütten Schutz ſuchen, welche die Fiſcher zwiſchen den weißen Sanddünen errichtet hatten. Da blieben wir, und ich ſah eine Strandung, ich vergeſſe ſie nie! Ein Americaner lag keinen Büchſenſchuß vom Lande. Sie kappten den Maſt; ſechs bis ſieben Mann klammerten ſich im Waſſer an denſelben feſt. O, wie ſchaukelten ſie in dem ſpritzenden Schaum! Der Maſt nahm ſeine Richtung dem Lande zu; zuletzt hingen nur drei Mann noch an demſelben feſt, er wurde aufs Land geſchleudert, aber die zurückrollenden Wogen führten ihn wieder mit hinweg, er zerſchmetterte den ſich Feſtklammernden Arme und Beine, zermalmte ſie wie Gewürm. Mir träumte mehrere Nächte davon. Die Wogen ſchleuderten den Rumpf des Schiffes hoch hinauf, wo man ſonſt fuhr, und bohrten ihn in den Sand. Als wir ſpäter denſelben Weg zurückreiſten, waren Vor- und Hinterſteven fort, man erblickte gleichſam zwei ſtarke Plankenwerke, zwiſchen denſelben hindurch führte der Weg. Noch immer fährt man durch den Rumpf!"

„Dort drüben muß ja jedes poetiſche Gemüth ein Byron werden," ſagte Wilhelm. „Auf meiner Eltern Gute haben wir nur Idyllen; ganz Fühnen iſt ein Garten. Wir beſuchen uns gegenſeitig auf den Gütern, wo es luſtig hergeht, tanzen mit den Bauermädchen auf den Erndtefeſte, jagen im Walde und fiſchen in den Landſeen. Das einzige Traurige bietet bei uns ein Leichenzug dar, und von romantiſchen Charakteren beſitzen wir nur einen kleinen buckligen

Muſikanten, eine kluge Frau und einen ehrlichen Schulmeiſter, der noch, wie weiland Hieronymus, ſteif und feſt glaubt, die Erde ſei flach, und wenn ſie ſich umdrehe, müſſe man fallen, der Teufel wiſſe wohin.“

„Ich liebe die Natur Jütlands,“ rief Otto aus. „Das offene Meer, die braune Haide und das buſchige Moorland. Das wilde Moor ſollten Sie ſehen, das iſt eine Strecke! Faſt immer ſchwebt der naſſe Nebel über ſeiner unzugänglichen Mitte, die Keiner kennt. Es ſind nicht funfzig Jahre her, daß es noch Wölfen zum Aufenthaltsorte diente. Oft geräth es in Brand, es iſt von Schwefelſtoffgas durchdrungen, meilenweit kann man das Feuer ſehen.“

„Alles das ſollte meine Schweſter Sophie hören!“ ſagte Wilhelm. „Sie würden bei ihr Glück machen. Das liebe Mädchen! ſie iſt zu Hauſe der beſte Kopf, aber ſie liebt den Effect. Hoffmann und Victor Hugo ſind ihre Lieblinge. Byron ruht jede Nacht unter ihrem Kopfkiſſen. Sie wären im Stande, wenn Sie ihr von der jütländiſchen Weſtküſte, von Haiden und Mooren erzählen, ſie zu vermögen, eine Reiſe dahin zu machen. Man ſollte auch nicht glauben, daß wir in unſerm eignen Lande ſo romantiſche Situationen hätten!“

„Iſt ſie ihre einzige Schweſter?“ fragte Otto.

„Nein!“ entgegnete Wilhelm, „ich habe zwei; Louiſe heißt die andere. Die iſt ein ganz entgegengeſetzter Charakter; ich weiß nicht, von welcher man am meiſten halten ſoll. Haben Sie keine Geſchwiſter?“ fragte er Otto.

„Nein!“ entgegnete dieſer [illegible] vorigen unwilligen und halb wehmüthigen Zuge. „Ich bin ein einziges Kind. Drüben in meiner Heimath iſt es einſam und ſtille. Nur mein Großvater iſt mir am Leben geblieben. Er iſt ein raſcher, ſtarker Mann, aber ſehr ernſt. Er unterrichtete mich in der Mathematik, die er aus dem Grunde verſteht, der Prediger im Lateiniſchen, im Griechiſchen und in der Geſchichte; in der Religion aber nahmen ſich zwei meiner an, der Prediger und meine alte Roſalie. Sie iſt eine gute Seele. Wie oft neckte ich ſie nicht, war muthwillig, faſt böſe gegen ſie. Sie hielt aber doch viel auf mich, ſie war mir Mutter und Schweſter, ſie unterrichtete mich in der Religion ſo gut wie der Prediger, obgleich ſie katholiſch iſt. Seit meines Vaters Kindheit iſt ſie gleichſam eine Art Gouvernante im Hauſe geweſen. Sie hätten nur ſehen ſollen, wie wehmüthig ſie lächelte, wenn ſie mich in der Geographie überhörte und wir dann von ihrer lieben Schweiz laſen, wo ſie geboren, von Südfrankreich, wo ſie einſt als Kind gereiſt war. Die jütländiſche Weſtküſte mag ſich auch mager ausnehmen neben dieſen Ländern!“

„Aber ſie hätte Sie ja katholiſch machen können! Sollte Ihnen nicht noch etwas davon ankleben?“

„Roſalie war ein vernünftiges Frauenzimmer; Luther ſelbſt hätte ſich ihrer Lehren nicht ſchämen dürfen. Was dem Herzen des Menſchen heilig iſt, bleibt auch heilig in jeder Religion!“

„Aber der Madonna Altäre bauen!“ rief Wilhelm aus, „eine Perſon anbeten, die nicht einmal die Bibel zu einer Heiligen macht, das iſt doch ein wenig zu arg! Und dann alle dieſe Faxen mit Räuchern und Glockengeläute! Ja, ich hätte nicht wenig Luſt, dem Papſte und der ganzen Cleriſei die Köpfe abzuſchlagen! Ablaß verkaufen?! Das müſſen aber auch Leute ſein, die daran recht glauben; ich werde vor der Madonna nicht einmal meinen Hut abnehmen!"

„Das werde ich, und mich in meinem Herzen vor ihr beugen!" antwortete Otto ernſt.

„Dacht' ich es doch; ſie hat Sie katholiſch gemacht!"

„Keineswegs! Ich bin ſo gut ein Proteſtant, wie Sie; weshalb aber ſollen wir nicht die Mutter Chriſti achten? Was das Ceremonienweſen des Katholicismus, den Ablaß und alle dieſe Prieſterzuſätze betrifft, ſo bin ich dabei, Allen die Köpfe abzuſchlagen, die ſolchergeſtalt Gott und den menſchlichen Verſtand herabwürdigen. In mancher Rückſicht aber ſind wir unbillig. Wir vergeſſen ſo leicht das erſte und größte Gebot: liebe deinen Nächſten wie dich ſelbſt! Wir ſind nicht tolerant. Unter unſeren Feſten haben wir eins für die heiligen drei Könige; was haben aber dieſe Könige gethan? Sie knieten vor der Krippe Chriſti, deshalb ehren wir ſie. Die Muttes Gottes hat dagegen keinen Feſttag; ja die Menge lächelt gar bei ihrem Namen! — Wollen Sie mein einfaches Raiſonnement ruhig anhören, ſo werden wir uns ſchon verſtändigen und Sie vor der Madonna den Hut abnehmen und ſich vor ihr beugen. Nur zwei Fälle ſind denkbar: entweder iſt Chriſtus ganz Menſch geweſen, oder, wie die Bibel uns lehrt, ein göttliches Weſen; ich will jetzt das Letztere annehmen. Er iſt Gott ſelbſt, der auf eine uns unerklärliche Weiſe von der

Jungfrau Maria geboren wurde. Da mußte ſie aber ja das reinſte, das vollkommenſte weibliche Weſen ſein, weil Gott ſie würdig fand, den Sohn, den Eingebornen zur Welt zu bringen; ſie iſt demnach ſo heilig, wie es nur ein Menſch werden kann, und tief müſſen wir uns beugen vor der Reinen, der Erhabenen. Ich nehme aber an, daß Chriſtus ein Menſch geweſen, wie wir, ſonſt kann er uns, nach meinem Glauben, nicht auffordern, ihm nachzuahmen; es wäre auch nicht groß, als Gott einem körperlichen Tode entgegen zu gehen, von dem er jeden Schmerz entfernen konnte. War er nun nur Menſch, von der Maria geboren, ſo muß man ihn doppelt bewundern, ſo müſſen wir im Staube knien vor ſeinem großen Geiſte, ſeiner erleuchtenden und tröſtlichen Lehre. Können wir aber dann vergeſſen, wie ſehr die Mutter auf das Kind gewirkt hat, wie erhaben und tief die Seele Derjenigen geweſen ſein muß, die zuerſt zu ſeinem Herzen redete? Wir müſſen ſie achten und ehren! Ueberall, wo ſie in der Schrift auftritt, ſehen wir ein Beiſpiel der Sorgfalt und Liebe; mit ihrer ganzen Seele hängt ſie an dem Sohne. Bedenken Sie, wie ſie ſich ängſtigte und ihn im Tempel ſuchte, bedenken Sie ihre ſanften Vorwürfe. Mir haben immer die Worte des Sohnes hart geklungen. „Das ſind die kräftigen Ausdrücke der Morgenländer!“ ſagte mein alter Prediger. Der Erlöſer war ſtreng, ſtreng, wie er es ſein mußte! Schon damals lag die Strenge in ſeinen Worten! Sie war ganz Mutter; ſie war es da, wie ſie es war, als ſie auf Golgatha weinte [illegible] re und Achtung verdient ſie jedenfalls von uns.“

„Die werden ihr ja auch zu Theil!" entgegnete Wilhelm, und indem er ihn auf die Schulter ſchlug, fügte er lächelnd hinzu: „Sie ſind ja nahe daran, auf römiſch-katholiſche Weiſe die Mutter über den Sohn zu ſetzen! Die alte Roſalie hat einen Proſelyten gemacht, Sie ſind doch ein halber Katholik!"

„Das bin ich nicht!" antwortete Otto, „und will es nicht ſein!"

„Das Schiff ſtreicht durch die Wellen, Fidelin!" erſcholl es unten vom Hofe; die hübſche neapolitaniſche Volksmelodie erreichte das Ohr der Freunde. Sie traten ins Nebenzimmer und öffneten ein Fenſter. Drei arme Knaben ſtanden da unten im Regen und Wind und ſtimmten das Lied an. Der größte war vierzehn oder funfzehn Jahre alt, ſeine tiefe rohe Stimme ſchien ihre Stärke und Tiefe mehr durch Regen und Ungewitter als durch das Alter erlangt zu haben. Die ſchmutzigen, naſſen Kleider hingen in Fetzen um den Körper; die Schuhe an den nackten Füßen und der Hut, mit weißem Zwirn zuſammengeheftet, waren Luxusartikel; die beiden andern Knaben hatten weder Schuhe noch Hut, aber ihre Kleider waren doch ganz und rein. Der jüngſte ſchien ſechs bis ſieben Jahre alt, ſein ſilberweißes Haar contraſtirte mit dem braunen Geſichte, den dunkeln Augen und den langen braunen Augenwimpern. Seine Stimme klang wie die eines kleinen Mädchens; ſo fein und weich verhielt ſie ſich zu der der beiden Andern, wie der Luftzug des Herbſtabends zu dem rauhen Novemberwetter.

„Das iſt ein ſchöner Knabe!“ riefen die Freunde zu gleicher Zeit.

„Und eine liebliche Melodie!“ fügte Otto hinzu.

„Ja, aber ſie ſingen falſch!“ antwortete Wilhelm, „der eine ſingt einen halben Ton zu tief, der andere einen halben Ton zu hoch!“

„Nun, das kann ich, Gott ſei Dank, nicht hören,“ ſagte Otto. „Es klingt hübſch, und der Kleine könnte ein Sänger werden. Armes Kind!“ fügte er ernſt hinzu. „Nackte Füße, bis auf die Haut naß, und dann verleiten ihn wohl Große zum Branntweintrinken. Binnen einem Monat iſt vielleicht die Stimme fort. Dann iſt die Nachtigall todt!“ Schnell warf er einige Schillinge, in Papier gewickelt, hinab.

„Komm herauf!“ rief Wilhelm und winkte. Der größte der Knaben flog, wie ein Pfeil, herzu; Wilhelm aber ſagte, es ſei der kleinſte gemeint. Die andern blieben vor der Thür ſtehen, der Kleine trat ein.

„Weſſen Sohn biſt Du?“ fragte Wilhelm. Der Knabe ſchwieg und ſchlug verlegen die Augen nieder. „Nun, werde nur nicht verlegen. Du biſt aus gutem Blute, das kann man Dir anſehn! Biſt Du nicht Deiner Mutter Sohn? Ich will Dir Strümpfe geben, und hier ſind auch ein Paar Stiefeln, die mir zu klein ſind; wenn Du in ihnen nicht ertrinkſt, ſollen ſie Dein Eigenthum ſein; aber nun mußt Du ſingen.“ Er ſetzte ſich ans Fortepiano und ſchlug an. „Nun, wo bleibſt Du?“ rief er ein wenig unwillig. Der Kleine blickte vor ſich nieder.

„Wie? weinſt Du? oder iſt es der Regen, der Dir in den ſchwarzen Augenwimpern ſteht?" ſagte Otto, und hob ſeinen Kopf empor. „Wir wollen Dir ja nur Gutes thun. Da haſt Du von mir noch einen Schilling."

Der Kleine blieb ziemlich wortkarg. Alles, was man erfuhr, war, daß er Jonas heiße und daß ſeine alte Großmutter viel auf ihn halte.

„Hier haſt Du Strümpfe!" ſagte Wilhelm, „und ſieh her, einen Rock mit Sammetkragen, hochlöblichen Andenkens. Die Stiefeln! — Du kannſt gewiß beide Beine in einen ſtecken. Sieh, das iſt ſo gut, als hätteſt Du zwei Paar zum Abwechſeln; laß ſehn!"

Des Knaben Augen funkelten vor Freude; die Stiefeln zog er an, die Strümpfe kamen in die Taſche und das Bündel nahm er unter den Arm.

„Aber Du mußt uns ein Liedchen ſingen!" ſagte Wilhelm, und der Kleine begann das alte Lied aus dem Weiberfeind: „Nicht Cupido kann man trauen."

Der lebhafte Ausdruck in den dunkeln Augen, der Knabe ſelbſt, in den naſſen, armſeligen Kleidern und in den großen Stiefeln, mit dem Bündel unter dem Arm, das Ganze hatte etwas ſo Charakteriſtiſches, daß, wäre es gemalt und der Maler hätte dem Bilde den Titel gegeben: Amor auf der Wanderſchaft, Jeder den kleinen Gott treffend gefunden haben würde, obgleich er nicht blind war,

„Aus dem Knaben und ſeiner Stimme könnte etwas werden!" ſagte Wilhelm, als der kleine Jonas fröhlichen Sinnes mit den beiden andern Knaben das Haus verlaſſen hatte.

„Das arme Kind!“ ſeufzte Otto. „Ich habe darüber ordentlich meine gute Laune verloren. Es ergreift mich ſo wunderbar, wenn ich Elend und Genie gepaart ſehe. Es kam einſt nach unſerm Gute in Jütland ein Mann, der die Rohrflöte blies und zugleich Becken und Trommel ſchlug; neben ihm ſtand ein kleines Mädchen und ſchlug den Triangel. Ich mußte darüber weinen; ohne es zu begreifen, fühlte ich doch das Unglück des armen Kindes. Ich war ſelbſt nur noch ein Knabe.“

„Er nahm ſich in den großen Stiefeln ſo komiſch aus, daß ich luſtig geſtimmt wurde und nicht ernſt,“ ſagte Wilhelm. „Schade iſt es übrigens, daß ſo gutes Blut, wie man es ihm auf den erſten Blick anſieht, ein ſo hübſches Kind, ein roher Klotz werden und die ſchöne Stimme in ein ſolches Gebrüll übergehen ſoll, als womit uns der lange Laban aufwartete. Wer weiß, ob nicht der kleine Jonas erſter Sänger bei der königlich däniſchen Oper werden könnte! Ja, bekäme er Bildung an Geiſt und Stimme, wer weiß? Ich könnte Luſt haben, es zu verſuchen, Jemanden in der Welt fortzuhelfen, ehe ich noch ſelbſt recht im Zuge wäre!“

„Wurde er zum Bettler geboren,“ ſagte Otto, „ſo laß ihn als Bettler leben und ſterben und nichts Höheres kennen lernen. Das iſt beſſer, das iſt wünſchenswerther!“

Wilhelm ſetzte ſich ans Fortepiano und ſpielte eine ſeiner eigenen Compoſitionen. „Das iſt ſchwer!“ ſagte er, „es ſpielt es nicht Jeder.“

„Je einfacher, deſto hübſcher!“ antwortete Otto.

„Ueber Muſik müſſen Sie nicht mitſprechen!“ entgegnete der Freund. „Die verſtehen Sie nicht zu beurtheilen. Italieniſche leichte Opern ſind nicht ſchwer zu ſchreiben.“

Als es Abend geworden war, trennten ſich die Freunde. Indem Otto ſeinen Hut nahm, klopfte es leiſe an die Thür, Wilhelm öffnete. Draußen ſtand eine arme, alte Frau, mit blaſſen, ſcharfen Geſichtszügen; an der Hand hielt ſie einen kleinen Knaben, es war Jonas; alſo ein Beſuch von ihm und ſeiner Großmutter.

Die andern Knaben hatten Stiefeln und Kleider, die ihm geſchenkt worden, verkauft. Sie müßten theilen, behaupteten ſie. Dieſe himmelſchreiende Ungerechtigkeit hatte die alte Großmutter bewogen, mit dem kleinen Jonas gleich zu den beiden guten Herren zu gehen und zu erzählen, wie wenig der arme Junge von dem erhalten habe, was ſie doch einzig und allein ihm beſchieden hätten.

Wilhelm ſprach über die hübſche Stimme des Knaben und meinte, daß er auf dem Theater ſein Glück machen könne; dann müſſe man ihn aber jetzt nicht mit bloßen Füßen in Regen und Wind umhertraben laſſen.

„Dadurch bringt er aber manchen Schilling nach Hauſe,“ ſagte die Alte. „Darauf ſehen ſein Vater und ſeine Mutter, und den Schilling kann man immer brauchen.“ Uebrigens ſei ſie auch ſchon darauf bedacht geweſen, ihn beim Theater anzubringen, das hätte aber beim Ballet ſein ſollen, denn da bekämen ſie umſonſt Schuhe und Strümpfe zum Tanzen, und mit dieſen könnten ſie dann auch nach Hauſe laufen; das wäre ſchon ein Vortheil.

„Ich will den Knaben Muſik lehren!“ ſagte Wilhelm, „er kann bisweilen zu mir kommen.“

„Und dann bekommt er wohl auch ein wenig abgelegtes Zeug, guter Herr!“ ſagte die Großmutter, „ein Hemd oder eine Weſte, wie es trifft.“

„Werde Du Schneider oder Schuſter!“ ſagte Otto ernſt, und legte ſeine Hand auf des Knaben Haupt.

„Er ſoll ein Genie ſein!“ ſagte Wilhelm.

IV.

Weihnachtszeit!
Vom Schnee erglänzt der Wald ſo weit!
Oehlenſchläger's Helge.

Wir laſſen wieder einige Wochen verſtreichen. Es war Weihnachtsabend, der uns das ſchöne Weihnachtsfeſt bringt. Wir finden beide Freunde auf einem Spaziergange.

Beſchreibe einem Südländer ein Land, wo die Erde mit dem reinſten Marmor von Carrara bedeckt ſcheint, wo die Zweige der Bäume weißen, mit Diamanten überſäeten Corallen gleichen, dazu eine Luft, ſo blau, wie ſie der Süden beſitzt, und er wird ſagen: das iſt ein Feenland. Könnteſt du ihn dann plötzlich von ſchönen dunklen Cypreſſen und Olivenbäumen nach dem Norden führen, wenn der friſche Schnee auf der Erde liegt, wenn der weiße Reifroſt die Bäume überzuckert hat und von dem blauen Himmel herab die Sonne ſcheint, dann würde er die Schilderung wiedererkennen und den Norden ein Feenland nennen.

Dieſe Pracht war es, welche die Freunde bewunderten. Die großen Bäume auf dem Feſtungswalle ſchienen, gegen die blaue Luft geſehen, kryſtalliſirt. Der Sund war noch nicht zugefroren, Schiffe glitten, von der rothen Abendſonne beleuchtet, mit ausgeſpannten Segeln vorüber. Die ſchwediſche Küſte ſchien näher gerückt zu ſein, man konnte die einzelnen Häuſer in Landskrona erkennen. Es war herrlich, deshalb waren auch viele Spazierende auf dem Walle und auf der langen Linie.*)

„Schweden ſcheint ſo nahe, daß man hinüber ſchwimmen könnte!“ ſagte Wilhelm.

„Die Tour würde zu weit ſein,“ antwortete Otto „aber draußen in den blauen, tiefen Wogen möchte ich mich wohl wälzen.“

„Wie das erfriſcht,“ ſagte Wilhelm, „wenn Einem das Waſſer um die Wangen ſpielt! Als ich noch zu Hauſe war, ſchwamm ich immer im großen Belt. Ja, Sie ſind wohl ein halber Fiſch, wenn Sie ins Waſſer kommen?“

„Ich?“ wiederholte Otto und ſchwieg, begann aber darauf mit einer Art Verlegenheit, die ihm ſonſt fremd war, und aus der man hätte abnehmen ſollen, daß es ihm unangenehm ſei, einen Mangel einzugeſtehen: „Ich kann nicht ſchwimmen.“

---

*) Ein ſchöner Spaziergang am Ufer des Sundes, unter den Wällen der Caſtelle von Kopenhagen.

„Das müſſen Sie im Sommer lernen!“ ſagte Wilhelm.

„Es giebt Vieles zu lernen,“ antwortete Otto, „Schwimmen wird wohl zuletzt daran kommen.“ Er wendete ſich nun plötzlich der Feſtung zu, und blieb ſtehen. „Sehn Sie doch, wie melancholiſch und ſtille!“ ſagte er und leitete das Geſpräch wieder auf die Umgebung. „Die Schildwache am Gefängnißgebäude geht ſo ruhig auf und nieder; die Sonne beſcheint das Bajonett. Wie mich das an ein niedliches Gedicht von Heine mahnt; es iſt, als ſchilderte er dieſe Feſtung und dieſen Soldaten, aber in der Sommerwärme; man ſieht das Gemälde lebhaft vor ſich, wie hier, das Gewehr glänzt in der Sonne, und der Dichter endet ſo ergreifend: „ich wollt', er ſchöſſe mich todt!“ — Es iſt hier romantiſch ſchön! Rechts die lebhafte Promenade und die Ausſicht über den Sund, links der öde Platz, wo die militairiſchen Verbrecher erſchoſſen wurden, und dicht dabei das Gefängniß mit den Balkenpaliſſaden. Der Sonnenſchein dringt kaum durch dieſe Fenſter. Doch kann uns der Gefangene ſicher hier auf dem Walle ſpazieren ſehen.“

„Und uns um unſere goldene Freiheit beneiden!“ ſagte Wilhelm.

„Vielleicht ſpottet er ihrer!“ antwortete Otto. „Er iſt an ſeine Kammer und den kleinen Hof hinter der Balkenvergitterung gebunden; wir ſind an die Küſte gebunden, können nicht mit den Schiffen in die große, herrliche Welt hinausfliegen. Wir gehen auch an der Kette, nur daß die unſrige etwas länger iſt, als die des Gefangenen; aber daran wollen wir nicht denken, gehen wir hinab, wo die ſchönen Damen wandeln!"

„Um zu ſehen und geſehen zu werden!" rief Wilhelm. „„Spectatum veniunt, veniunt spectentur ut ipsae."" *) wie Ovid ſagt.

Die Freunde verließen den Wall.

„Da kommt ja mein Schüler, der kleine Jonas!" rief Wilhelm. Der Knabe war beſſer gekleidet, als bei ſeinem letzten Auftreten; ſchnell nahm er ſeine kleine Mütze ab und blieb ſtehen, ein junges Mädchen in armſeliger Tracht hielt ihn an der Hand.

„Guten Tag, mein flinker Junge!" ſagte Wilhelm, und ſein Blick weilte auf dem Mädchen; ſie war von außerordentlich feiner Geſtalt; hätte ſie ſich beſſer gehalten, ſie wäre eine vollendete Schönheit geweſen. Es war Pſyche ſelbſt, die neben dem Amor ſtand. Sie lächelte freundlich; der Kleine hatte ihr gewiß geſagt, wer die Herren wären; aber ſie wurde blutroth und ſchlug die Augen nieder, als Wilhelm nach ihr zurückblickte; er winkte Jonas, der ſogleich zu ihm kam. Das Mädchen ſei ſeine Schweſter, ſagte er, und heiße Eva. Wilhelm nickte ihr zu, und die Freunde gingen weiter.

---

*) Sie kommen um zu ſchauen und kommen um ſelbſt beſchaut zu werden.

„Das war ein ſchönes Mädchen!“ ſagte Wilhelm und blickte noch einmal zurück. „Eine Roſenknoſpe, die man küſſen könnte, bis ſie zur aufgebrochenen Roſe würde!“

„Bei dem Experiment könnte die Roſenknoſpe leicht geknickt werden!“ antwortete Otto, „wenigſtens iſt dies mit den wirklichen Blumen der Fall; aber blicken Sie doch nicht mehr zurück, es iſt Sünde!“

„Sünde?“ wiederholte Wilhelm, „nun, das iſt denn doch eine ſehr unſchuldige Sünde! Glauben Sie mir, es ſchmeichelt dem kleinen Weſen, daß wir ihre Schönheit beſchauen. Ich kann mir recht denken, wie lockend ein liebevoller Blick von einem jungen, reichen Herrn für ſo ein ſchwaches, weibliches Gemüth ſein kann. Die ſüßen Worte, die man ſagen kann, ſind ein Gift, das ins Blut übergeht. Noch habe ich ein gutes Gewiſſen, nicht eine unſchuldige Seele habe ich vergiftet.“

„Und Sie ſind doch reich und jung genug dazu,“ erwiderte Otto, nicht ohne Bitterkeit. „Unſere Freunde gehen uns mit einem guten Beiſpiele voran; da kommen Einige von unſeren Commilitonen, die kennen die Roſen!“

„Guten Abend, Du!“ ſo wurde Wilhelm von dreien bis vieren begrüßt.

„Haben Sie mit dieſen Allen Brüderſchaft gemacht?“ fragte Otto.

„Ja,“ antwortete Wilhelm, „bei einem Examenſchmauſe. Sie tranken Alle Schmollis, ich konnte mich nicht ausſchließen. Sonſt gebe ich mein Du nicht gern Andern, als meinen nächſten Freunden. Mir hat das

Du etwas Verwandtes, etwas Heiliges. Viele werfen es gleich dem Erſten dem Beſten hin, mit dem ſie ein Glas trinken. Beim Examensſchmauſe konnte ich nicht nein ſagen."

„Und weshalb nicht?" entgegnete Otto, „das würde mich nimmer genirt haben."

Die Freunde wandelten nun Arm im Arm weiter. Erſt ſpäter am Abend treffen wir wieder mit ihnen zuſammen, und zwar bei einer adligen Familie, deren Name und Stand im däniſchen Staatskalender zu finden iſt; es würde demnach undelicat ſein, ſelbige in einer Erzählung zu nennen, deren Begebenheiten uns ſo nahe liegen.

Große Geſellſchaften ſind die langweiligſten. Man hat in denſelben zweierlei Folterbänke. Entweder wird man an einen Spieltiſch feſtgebannt, oder an der Wand aufgeſtellt, wo man, mit dem Hute in der Hand oder ſpäter mit demſelben bei den Füßen, ſelbſt während der Mahlzeit ſtehen muß. Doch dieſes Haus war eines der geiſtreichen. Du, der du es wiedererkennſt, wirſt auch erkennen, daß es nicht zu jenen zu zählen iſt.

Wo fade Reden, matten Fiſch
Du täglich fand'ſt auf deinem Tiſch.*)

Dieſen Abend lernen wir nicht die Familie kennen, ſondern nur ihr hübſches Weihnachtsfeſt.

Die Geſellſchaft war in einem großen Zimmer verſammelt, die Aſtral-Lampe brannte ſchwach, doch war dies vorſätzlich, um den Effect zu erhöhen, wenn ſich die Saalthür öffnen und die Kinder dort erwartungsvoll und glücklich ſich zuſammendrängen würden.

---

*) Chriſtian Winther.

Nun trat Wilhelm ans Fortepiano; einige Accorde bewirkten Stille und Aufmerkſamkeit. Unter gedämpften Tönen traten aus der Seitenthür drei weißgekleidete Mädchen ein, jede trug über den Nacken hinab einen langen Schleier, die Eine einen blauen, die Andere einen rothen und die Dritte einen weißen. Jede hielt im Arme eine Urne, und ſo ſtellten ſie Wahrſagerinnen aus dem Morgenlande vor. Sie brachten Glück oder Unglück, was jede von ihnen in einem kleinen Verſe erzählte. Man mußte eine Nummer ziehen, und nach dieſer erhielt man ſeine Gabe vom Weihnachtsbaume. Eins der Mädchen brachte Nieten, aber welches? Nun galt es, ein Glückskind zu ſein. Alle, ſelbſt die Kinder, zogen ihre ungewiſſe Nummer, nur mit dem Hausarzte und einigen älteren Damen aus der Familie wurde eine Ausnahme gemacht; dieſen wurde eine beſondere Zahl in die Hand geſteckt, ihre Geſchenke waren im Voraus berechnet.

„Welche bringt mir Glück?“ fragte Otto, als ſich ihm die drei hübſchen jungen Mädchen näherten. Die weißgekleidete war Wilhelms älteſte Schweſter, Fräulein Sophie, die dieſen Winter hier zum Beſuch war. Sie ähnelte dem Bruder. Das weiße Linnen um den Kopf hob noch den Ausdruck ihres Antlitzes. Sie ließ ihr Auge feſt auf Otto weilen, und vielleicht weil er der Freund ihres Bruders war, erhob ſie den Zeigefinger. Wollte ſie ihn warnen oder auffordern? Otto hielt es für eine Aufforderung, griff in die Urne und zog die Nummer 33. Alle waren verſehen. Die Mädchen verſchwanden, und es öffneten ſich die Flügelthüren des Saales.

Ein ſtrahlendes Licht ſtrömte der Geſellſchaft entgegen. Ein prächtiger Tannenbaum, mit brennenden, bunten Lichtchen beſetzt und behängt mit Flittergold, vergoldeten Eiern und Aepfeln, Knackmandeln und Roſinen, blendete das Auge. Zu beiden Seiten des Baumes waren Grotten von Tannen und Moos, mit rothen und blauen Papierlampen behängt. In jeder Grotte war ein Altar; auf dem einen ſtand Johanns von Bologna ſchwebender Mercur, auf dem andern, in halber Größe, ein Gyps-Abguß von Thorwaldſen's Hirtenknaben. Die Stufen waren mit Geſchenken überhäuft, an denen die verſchiedenen Nummern befeſtigt waren.

„Superbe! niedlich!“ erſcholl es von allen Seiten und die glücklichen Kinder jubelten vor Freude. Man nahm in einem Halbkreiſe Platz, eine Reihe hinter der andern. Nun trat einer der Vettern des Hauſes auf, ein junger Dichter. Er war dieſen Abend als Magier gekleidet und recitirte ein kleines Gedicht, welches auseinanderſetzte, daß Jeder ja ſelbſt in die Schickſals-Urne gegriffen habe, Keiner alſo zürnen könne, er möge ſich nun Ehre oder Spott erwerben; das Schickſal, nicht das Verdienſt herrſche hier. Zwei kleine Knaben, mit großen Schmetterlingsflügeln und in weiten Gewändern, trugen die verſchiedenen Geſchenke herbei. Eine der Nummern, die einer der älteren Damen abſichtlich gegeben war, wurde nun aufgerufen, und beide

Knaben brachten einen großen und ſchweren, aus Töpferthon gefertigten Henkelkrug. An demſelben hing eine zwei Bogen lange Signatur mit der Aufſchrift: „Mittel gegen den Froſt.“ Der Krug wurde geöffnet und aus demſelben eine niedliche Boa hervorgenommen und der Dame überreicht.

„Welche Nummer haben Sie, mein gnädiges Fräulein?“ fragte Otto Wilhelms Schweſter, die nun, von ihrem langen Schleier befreit, eintrat und neben ihm Platz nahm.

„Nummer 34!“ antwortete ſie. „Ich ſollte die Nummer behalten, welche übrig blieb, wenn die Andern gezogen hätten.“

„Wir ſind alſo Nachbarn in der Kette des Schickſals!“ entgegnete Otto. „Ich habe Nummer 33.“

„Dann erhält einer von uns gewiß etwas ſehr Schlechtes!“ ſagte Sophie. „So viel ich weiß, iſt nur jede zweite Nummer gut.“

In dieſem Augenblicke wurde ihre Nummer aufgerufen. Das beifolgende Gedicht erklärte, daß nur ein poetiſches, edles Gemüth dieſe Gabe verdiene. Sie beſtand aus einem franzöſiſchen illuminirten Holzſchnitt mit einer einfachen, aber rührenden Idee. Man ſah einen zugefrornen See, nur die kahle Eisfläche bis an den Horizont. Das Eis war durchgebrochen, in der Nähe der Oeffnung lag ein Hut mit rothem Futter, und daneben ſaß ein Hund mit ernſten Augen, ſtill und wartend. Um die durchbrochene Oeffnung im Eiſe her zeigten ſich Spuren, daß der Hund in die feſte Eisrinde gekratzt hatte. „Il attend toujours,“ war die ganze Unterſchrift.

„Das iſt herrlich!“ rief **Otto** aus. „Ein rührender Gedanke! Sein Herr ſank in die Tiefe, und der treue Hund wartet immer; wäre doch das Bild mir zugefallen!“

„Es iſt hübſch!“ ſagte **Sophie**, und ein wehmüthiger Blick machte das junge Mädchen noch ſchöner.

Bald darauf kam die Reihe an **Wilhelm**.

„Brich das Siegel nur, und finde
Das allerſchönſte Angebinde!“

ſo lautete der Vers. Er öffnete das Packet und fand darin einen kleinen Spiegel. „Ja, der war für eine der Damen beſtimmt!“ ſagte er; „in dieſem Falle hätte er die Wahrheit geredet, in meinen Händen wird er zum Spott.“

„Für mich bleibt wohl nichts als meine Nummer!“ ſagte **Otto** zu ſeinem Nachbar, als alle Geſchenke ausgetheilt ſchienen.

„Das letzte iſt Nummer 33!“ ſagte der Vetter, und zog eine Papierrolle hervor, die ſich im Grünen verſteckt hatte. Sie wurde aufgerollt. Es war ein alter Stammbaum eines ausgeſtorbenen Geſchlechts. Ganz unten lag der Ritter mit Schild und Harniſch, und aus der Bruſt hervor wuchs ihm der vielverzweigte Baum mit Schildern und Namen. Wahrſcheinlich war er mit anderem Rumpelkram auf einer Auction gekauft und nun zur Weihnachtszeit, da in jedem Winkel nachgeſucht wurde, um Alles als Scherz oder Ernſt zu benutzen, mit zum Weihnachtsbaume genommen worden. Der Vetter las folgenden Vers:

Biſt Du von Adel? — Nein! — das iſt recht,
So gilt dieſer Baum nicht Deinem Geſchlecht,
Nicht Deinen Ahnen, allein nur Dir,
Und berühmte Zweige entſpringen von Dir.
Trittſt Du hervor, wo der Adel regiert,
Zeig' Deinen Stammbaum durch Dich geziert;
Geadelt ſei'ſt Du ſeit dieſer Stunde,
Mit Ehre und Ritterpflicht ſtets im Bunde.

„Gratulire!“ ſagte **Wilhelm** lachend. „Nun werden Sie Rangſteuer bezahlen müſſen.“

Einige der nächſten Damen brachten auch lächelnd eine Art Glückwunſch dar; **Sophie** allein blieb ſtumm und betrachtete das Geſchenk einer andern Dame, ein hübſches Nadelkiſſen in Form eines bunten Schmetterlings.

Die vorderſte Reihe erhob ſich nun, um in der Nähe zu betrachten, wie hübſch der Weihnachtsbaum arrangirt ſei. **Sophie** zog eine der Damen mit ſich fort.

„Laſſen Sie uns die hübſchen Statuen beſehen,“ ſagte ſie, „den Hirtenknaben und den Mercur!“

„Das ſchickt ſich nicht!“ flüſterte die Dame, „aber ſehen Sie die großen Roſinen am Baume da!“

Sophie trat vor **Thorwaldſen's** Hirtenknaben hin. Die Dame flüſterte einer Freundin zu: „Das ſieht doch wunderlich aus, daß ſie die Figuren anſieht!“

„Ach,“ antwortete dieſe, „ſie iſt Kunſtliebhaberin, wie Sie wohl wiſſen! Denken Sie nur, auf der letzten Kunſtausſtellung ging ſie mit ihrem Bruder in den großen Saal hinein, wo alle Gyps-Abgüſſe ſtehen, und betrachtete ſie, ſowohl den Herkules, als die andern unanſtändigen Figuren; ſie wären vortrefflich, ſagte ſie; das ſoll nun natürlich ſein; ſonſt iſt ſie ein niedliches Mädchen!“

„Schade nur, daß ſie ein wenig ſchief iſt!“

Sophie näherte ſich; beide Damen machten ihr Platz und luden ſie liebevoll ein, ſich doch zu ihnen zu ſetzen. „Du ſüßes Mädchen!“ ſchmeichelten ſie.

V.

Hört man Pauken und Trompeten klingen,
Verſtimmte Violinen, Schreien, Singen,
Jetzt iſt, Hurrah!
Der Doctor da!
Im Thiergarten ſind wir zu Gaſte!

J. L. Heiberg.

Nicht Schritt für Schritt wollen wir den Hauptperſonen in unſerer Erzählung folgen, ſondern nur die hervortretenden Lebensmomente wiedergeben, mögen dieſe nun groß oder klein ſein; wir ergreifen ſie, wenn ſie dazu beitragen können, das ganze Gemälde anſchaulicher zu machen.

Der Winter war vorüber, die Zugvögel hatten ſich ſchon längſt wieder eingefunden, Wälder und Felder prangten im friſchen Grün, und, was den Freunden eben ſo intereſſant war, ſie hatten ihr examen philologicum glücklich überſtanden. Wilhelm, der, gleich nach Beendigung desſelben, ſeine Schweſter nach Hauſe begleitet hatte, war wieder zurückgekehrt, ſang mit dem kleinen Jonas, dachte ans philosophicum, aber auch wie er den Sommer, den hier im Norden ſo ſchönen und kurzen Sommer genießen wollte.

Es war am St. Johannistage. Die Familien waren aus Kopenhagen nach ihren hübſchen Landſitzen am Strandwege gezogen, wo Reitende und Fahrende vorbeiſauſten und wo die Chauſſee von Fußgängern angefüllt war. Der ganze Weg gab ein Bild des Lebens wie auf dem Pariſer Boulevard wieder. Die Sonne brannte, der Staub wirbelte hoch in die Luft empor, deshalb wählten Viele die angenehme Tour mit dem Dampfſchiff längs der Küſte, von wo man das ganze Getreibe auf dem Landwege ſehen konnte, ohne von Staub und Sonnenhitze zu leiden. Schiffe kreuzten vorbei, flinke Matroſen wetteiferten, durch Hülfe ſtarker Ruderſchläge, mit dem Dampfſchiffe um die Wette zu rudern, deſſen ſchwarzer Rauch, einem Dämon gleich, theils auf dem Gipfel des Schiffes weilte, theils in der Luft hinſchwebte.

Mehrere junge Studenten, unter denen ſich auch Wilhelm und Otto befanden, ſtiegen bei Charlottenlund, dem beſuchteſten Luſtwalde der Kopenhagener, ans Land. Zum erſten Male war Otto hier, zum erſten Male ſollte er den Thiergarten ſehen.

Ein Sommer-Nachmittag im Linkiſchen Bade bei Dresden hat etwas Verwandtes mit Charlottenlund, nur daß der däniſche Wald größer iſt und daß wir, ſtatt der Elbe, den Sund haben, der hier drei Meilen breit iſt, und wo oft über hundert Schiffe aller europäiſchen Flaggen vorbeigleiten. Ein Muſikchor ſpielte Melodien aus Precioſa, die weißen Zelte glänzten wie Schnee oder Schwäne durch die grünen Buchen. Hie und da war von Raſen ein Herd aufgeführt, in welchem man briet und kochte, daß der blaue Rauch zwiſchen den Bäumen emporwirbelte. Außerhalb des Waldes hielten in langen Reihen Bauerwagen, „Kaffeemühlen" genannt, ganz entſprechend dem Corricolo der Neapolitaner, dem Coucou der Pariſer; dieſelbe Billigkeit, daſſelbe Ueberladen mit Paſſagieren, und daher höchſt maleriſche Gruppirung. Zwiſchen Aeckern und Wieſen hin geht es luſtig nach dem Thiergarten; die Freunde verfolgten den Fußſteig.

„Soll ich die Herren abbürſten?" riefen zu gleicher Zeit fünf bis ſechs Knaben, auf die Freunde eindringend, als ſich dieſe dem Eingange zum Thiergarten näherten. Ohne Antwort abzuwarten, begannen alle Knaben zugleich, ihnen von Kleidern und Stiefeln den Staub abzubürſten.

„Das ſind der Quellnymphe Kirſten Piil's Pagen!" ſagte Wilhelm lachend. „Sie ſorgen, daß man zierlich auftreten kann. Aber nun ſind wir genug geputzt!" Ein Sechsſchillingſtück beglückte dieſe kleinen Savoyarden.

Die „Champs Elysées" der Pariſer bei einem großen Volksfeſte, wenn die Theater aufgeſchlagen ſind, die Schaukeln ſchweben, Trompeten und Trommeln die ſanftere Muſik übertäuben und ſich das Menſchengewühl wie ein Körper zwiſchen Buden und Zelten hinbewegt, liefern ein Seitenſtück zu dem Schauſpiele, welches der ſogenannte Thiergartenhügel darbietet. Es iſt Neapels „Largo del castello“ mit ſeinen tanzenden Affen, ſchreienden Bajazzo's, dem ganzen betäubenden Jubel, welches in einen nordiſchen Buchenwald verſetzt werden. Auch hier an den breternen Buden zeigen große, grelle Gemälde, welche köſtliche Schauſpiele man drinnen genießen kann. Die ſchöne Bereiterin ſteht auf dem breternen Balcon und knallt mit der Peitſche, während Harlequin in die Trompete ſtößt. An einer Stange feſtgekettet nicken über den Köpfen der Menge große bunte Papageien. Hier ſteht ein Bergmann in ſeiner ſchwarzen Tracht und zeigt das Innere eines Bergwerks. Er dreht das Poſitiv und während der Muſik ſteigen die Puppen auf und nieder. Ein Anderer zeigt die prächtige Feſtung Frederiksſteen: „Die ganze Cafallerie und Invanterie, welche haben gelitten unſäglich viel! hier ein Mann ohne Gewehr, da ein Gewehr ohne Mann! hier ein Kerl ohne Bagenet, da ein Bagenet ohne Kerl! und doch ſein ſie froh und zufrieden, denn ſie haben verwunden ihren Sieg!“ Holländiſche Waffelkuchenbuden, wo die ſchönen Holländerinnen in ihrer Nationaltracht aufwarten, locken Alt und Jung. Hier ein Panorama, da ein ſeltener däniſcher Ochſe, u. ſ. w. Hoch zwiſchen den friſchen Baumzweigen fliegt die Schaukel. Sind es zwei Liebende, die dort ſchweben? Ein Luftzug faßt des Mädchens Kleid und Shawl, der junge Mann ſchlingt ſeinen Arm um ihren Leib; es iſt der Sicherheit wegen, es hat dann weniger Gefahr. Am Fuße des Hügels wird gekocht und gebraten, es ſcheint ein ganzes Zigeuner-Lager. — Unter dem Baume ſitzt ein alter Jude, es iſt gerade ſein funfzigjähriges Jubiläum; ein halbes

Jahrhundert hindurch ſang er hier ſein komiſches Doctorlied. Nun wir dieſes leſen, iſt er todt, das charakteriſtiſche Antlitz iſt Staub, die ſprechenden Augen ſind geſchloſſen, ſein Lied verklungene Töne. Oehlenſchläger hat uns in ſeinem St. Johannis Abendſpiel ſein Bild aufbewahrt, und es wird fortleben, wie Meiſter Jakel (Polichinell), unſer däniſcher Theſpis, fortleben wird. Vom Vater auf den Sohn vererbten ſich Marionetten und Stück, welches letztere jede Viertelſtunde des Tages wiederholt wird. Die offene Natur iſt der Platz für die Zuſchauer, und nach jeder Vorſtellung geht der Director ſelbſt mit dem Teller umher.

Dies war das erſte Schauſpiel, welches ſich den Freunden hier darſtellte. Nicht weit davon ſtand ein Taſchenſpieler in Bauernkleidung, ziemlich bei Jahren, mit einem ordinären, häßlichen Geſichte. Die Hemdärmel waren aufgeſtreift und zeigten ein Paar behaarte, musculöſe Arme. Die Menge, vom Meiſter Jakel fortziehend, als der Teller ſeine Wanderſchaft antrat, ſchob Otto und Wilhelm mit vorwärts und nach der niederen Schranke vor des Taſchenſpielers Tiſche hin.

„Treten Sie näher, meine gnädigen Herren, meine hohen Herrſchaften!“ ſagte der Taſchenſpieler mit einer Betonung der Worte, die ſeine deutſche Geburt verrieth. Er öffnete die Schranke, beide Freunde wurden förmlich hineingeſtoßen und nahmen auf der Bank Platz, wo ſie ſich doch außerhalb des Gedränges befanden.

„Wollen der wohlgeborne Herr dieſen Becher halten?“ ſagte der Taſchenſpieler, und reichte Otto einen ſeiner Apparate. **Otto** blickte den Mann an, dieſer war mit ſeiner Kunſt beſchäftigt, aber **Otto's** Wangen und Stirn wurden von einer plötzlichen Röthe gefärbt, die gleich darauf wieder von Todtenbläſſe verdrängt wurde; ſeine Hand zitterte, aber es dauerte nur einen Augenblick, er raffte ſeine ganze Seelenſtärke zuſammen und ſchien derſelbe, wie zuvor.

„Das war ein ſehr gutes Kunſtſtück!“ ſagte **Wilhelm**.

„Ja freilich!“ antwortete **Otto**, aber er hatte durchaus nichts geſehen. Seine Seele war ergriffen. Der Mann machte einige Kunſtſtücke und näherte ſich dann mit dem Teller. **Otto** legte ein größeres Stück Geld darauf und erhob ſich, um zu gehen. Der Taſchenſpieler bemerkte das große Geldſtück, ein Lächeln ſpielte um ſeinen Mund, er blickte **Otto** an, und ein wunderbar boshafter Ausdruck lag in dem tückiſchen Blick, von welchem ſein laut ausgeſprochener Dank: „Herr **Otto Zeſtrup** ſind immer ſo gnädig und gut!“ begleitet war.

„Kennt er Sie?“ fragte **Wilhelm**.

„Man hat die Ehre!“ grinſte der Taſchenſpieler und ging weiter.

„Er hat auf den jütländiſchen Dörfern und auf meines Vaters Gute ſeine Künſte gezeigt!“ flüſterte **Otto**.

„Alſo eine Bekanntſchaft aus der Kindheit?“ ſagte **Wilhelm**.

„Aus der Kindheit!“ wiederholte **Otto**, und ſie bahnten ſich einen Weg durch das Gewühl.

Sie begegneten einigen jungen Edelleuten, Verwandten von **Wilhelm**, dem Vetter, der zu Weihnachten die Verſe beim Weihnachtsbaume gedichtet hatte, auch einigen Freunden vom Examenſchmauſe, und die Geſellſchaft wuchs an. Sie wollten, gleich Mehreren, die Nacht im Walde zubringen und um Mitternacht aus Kirſten Piil's Quelle trinken. „Mit einbrechender Dunkelheit würde es hier erſt recht luſtig," meinten ſie; aber Otto hatte ſich vorgenommen, gegen Abend in der Stadt zu ſein. „Daraus wird nichts!" ſagte der Dichter: „wollen Sie entweichen, ſo binden wir Sie an einen von uns feſt!"

„Dann nehme ich den auf dem Rücken mit mir," antwortete Otto, „und lauſe doch nach der Stadt. Was ſoll ich die Nacht hier im Walde?"

„Luſtig ſein!" antwortete Wilhelm. „Kommen Sie jetzt nur nicht mit Albernheiten, oder ich ſchlage auch einmal hintenaus."

Drehorgeln, Trompeten und Trommeln brauſten durch einander, der Bajazzo brüllte, ein Paar alte heiſere Jungfern ſangen und klimperten die Guitarre; es war komiſch oder rührend, je nachdem man aufgelegt war. Der Abend rückte heran, und nun wurde das Gedränge größer, die Freude lärmender.

„Aber wo iſt Otto?" fragte Wilhelm. Otto war im Gedränge verſchwunden. Nachſuchen konnte nicht helfen, der Zufall mußte ſie wieder zuſammenführen. Hatte er ſich abſichtlich entfernt? Keiner wußte weshalb, Keiner ließ ſich träumen, was in ſeiner Seele vorgegangen war.

Es wurde Abend. Landweg und Fußſteig vor dem Thiergarten glichen zwei beweglichen, bunten Bändern.

Im Thiergarten ſelbſt nahm das Gewühl merklich ab. Nun war die Landſtraße der Schauplatz geworden. Die Wagen jagten an einander vorbei, wie bei einer Wettfahrt, die Menſchen ſchrien und ſangen, wenn auch nicht ſo melodiſch, wie die Barcarole der Fiſcher unterm Lido, ſo doch mit der ganzen Carnevalsfreude des Südländers. Das Dampfſchiff ſtrich längs der Küſte hin. Aus den die hübſchen Landhäuſer umgebenden Gärten ſtiegen Raketen in die blaue Luft empor, des Nordens Moccoli nach dem Carneval des Thiergartens.

Wilhelm blieb mit ſeinen Freunden im Walde, da wollten ſie ja mit dem Schlage Zwölf aus Kirſtens Quelle trinken. Männer und Frauen, Mädchen und Burſchen aus den niederen Ständen und luſtige junge Leute pflegen auf ſolche Weiſe hier die Johannisnacht zu genießen. Noch lärmte die Muſik, die Schaukeln waren in Bewegung und Laternen ausgehängt, während der Mond durch die dunkeln Baumzweige hindurch ſchimmerte.

Gegen Mitternacht erſtarb der Lärm; nur ein blinder Bauer kratzte noch auf den drei übrig gebliebenen Saiten ſeiner Violine; einige Dienſtmädchen gingen Arm in Arm mit ihren Geliebten und ſangen. Um zwölf Uhr ſammelten ſich Alle um die Quelle und tranken das klare, eiskalte Waſſer. Aus nicht weiter Ferne erſcholl ſchön durch die ſtille Nacht ein vierſtimmiger Männer-Chor. Es war, als ſängen die Waldgötter zum Preiſe der Quellnymphe.

Auf dem Hügel war es jetzt leer und ſtille. Bajazzo und il Padrone ſchliefen hinter der dünnen Leinwandmauer unter einer Decke. Der Mond ging unter, aber es waren die hellen Nächte; keine froſtklare Winternacht hat einen ſchöneren Sternenhimmel aufzuweiſen. **Wilhelms** Geſellſchaft war luſtig, leicht flohen die Stunden dahin; unter vierſtimmigem Geſange wandelte die Geſellſchaft durch den Wald und nach dem Strande hinunter. Der Tag grauete ſchon; ein rother Streif am Horizont verkündete ſein Kommen.

Die Natur ſang ihnen die Mythe von der Schöpfung der Welt, ſo wie ſie dieſelbe dem **Moſes** ſang, der dieſe Stimme Gottes durch die Natur niederſchrieb. Das Licht vertrieb die Finſterniß, Himmel und Meer wurden geſchieden; zuerſt zeigten ſich die Vögel in der klaren Luft; ſpäter erhoben ſich die Thiere des Feldes, und zuletzt kam der Menſch zum Vorſchein.

„Der Morgen iſt ordentlich ſchwül!“ ſagte **Wilhelm**; „das Meer gleicht einem Spiegel; wollen wir uns nicht baden?“

Der Vorſchlag wurde angenommen.

„Da haben wir ſchon die Najaden!“ ſagte Einer aus der Geſellſchaft, indem ein Schwarm Fiſcherfrauen und Töchter in bloßen Füßen, die grünen Röcke aufgeſchürzt und die Körbe, in denen ſie Fiſche nach Kopenhagen trugen, auf dem Rücken, des Weges kamen. Die luſtigen jungen Leute warfen der Hübſcheſten einen Blick zu, ſo warm und funkelnd, wie ihn die Sonne ſelbſt zuwarf, die in dieſem Augenblick hervortrat und über den Sund her ſchien, wo ein prächtiger Dreimaſter alle Segel beigeſetzt hatte, um jeden Luftzug aufzufangen. Die Geſellſchaft erreichte den Strand.

„Es ſchwimmt ſchon Einer draußen!“ ſagte Wilhelm. „Der holt tüchtig aus! Das iſt ein vortrefflicher Schwimmer!“

„Hier liegen ſeine Kleider,“ bemerkte ein Anderer.

„Wie!“ rief Wilhelm aus, „das iſt Otto Toſtrup's Rock! aber Otto kann ja nicht ſchwimmen! ich habe ihn nie zum Baden überreden können. Nun, wir wollen hinaus und nähere Bekanntſchaft machen!“

„Ja freilich iſt er's!“ ſagte ein Anderer. „Jetzt tritt er Waſſer!“

„Dann muß er ja aber dieſe Nacht im Walde geweſen ſein!“ rief Wilhelm aus. „Ja, das iſt mir ein ſchöner Vogel! uns entläuft er! das ſoll er büßen. Guten Morgen, Otto Toſtrup!“ rief er, „haben Sie dieſe Nacht im Waſſer gelegen, oder ſonſt an unpaſſenden Orten? Die Freunde zu verlaſſen, ohne ein Wort zu ſagen, gehört nicht zu den Sitten civiliſirter Leute. Da Sie ſich doch als Naturmenſch zeigen, wollen wir Ihre Siebenſachen mitnehmen; es kann Sie nicht geniren, uns in puris naturalibus im Walde aufzuſuchen!“

Otto erhob das Haupt, ſchwieg aber.

„Nun, wollen Sie nicht herauskommen?“ rief Wilhelm. „Nur vor Jedem von uns knieend erhalten Sie die einzelnen Stücke Ihres Anzugs zurück, auf daß Sie wieder als ein gebildeter Europäer erſcheinen können!“ So ſprechend vertheilte er die Kleider unter die Uebrigen; Jeder hielt ſein Stück in der Hand.

„Laſſen Sie die Poſſen!“ rief Otto mit einem wunderbaren Ernſte. „Legen Sie die Kleider hin und entfernen Sie ſich.“

„Ei, da können Sie lange warten!“ entgegnete Wilhelm. „Sie ſind mir ein ſchöner Gaſt! Können nicht ſchwimmen, ſagen Sie! — Nein! Knieen müſſen Sie!“

„Entfernen Sie ſich!“ rief Otto, „oder ich ſchwimme in den Strom hinaus und kehre nicht wieder.

„Das könnte originell genug ſein!“ antwortete Wilhelm. „Schwimmen Sie hinaus, oder kommen Sie her, um zu knieen.“

„Wilhelm!“ rief Otto mit einem ergreifenden Seufzer, und ſchwamm augenblicklich in großen Sätzen hinaus.

„Da ſchießt er hin,“ ſagte Einer aus der Geſellſchaft; „wie er die Wogen durchfurcht! er iſt ein herrlicher Schwimmer!“

Lächelnd ſtarrten ſie über die Fläche hin; Otto ſchwamm immer weiter hinaus.

„Aber wo will er hin?“ rief, etwas ernſt, Einer aus der Geſellſchaft. „Er muß ja die Kräfte verlieren, bevor er die Strecke wieder zurückkommt!“

„Er iſt doch nicht toll geworden!“ rief Wilhelm. „Laßt uns das Boot löſen und nachrudern; das kann ihm ein theurer Spaß werden!“

Sie löſeten das Boot. Otto ſchwamm weit außen; mit raſchen Ruderſchlägen ſteuerten ſie ihm nach.

„Wo iſt er nun?“ rief Wilhelm kurz darauf, „ich ſehe ihn nicht mehr!“

„Ja, dort taucht er wieder auf,“ ſagte ein Anderer, „aber die Kräfte ſchwinden ihm.“

„Fort! Fort!“ rief Wilhelm, „er ertrinkt, wenn wir ihm nicht zu Hülfe kommen. Er ſinkt, ſeht doch!“

Alle Kraft hatte Otto verlaſſen, ſein Kopf verſchwand unter dem Waſſer. Die Freunde hatten ihn faſt erreicht; Wilhelm und ein Paar der beſten Schwimmer warfen Stiefeln und Röcke von ſich, ſprangen ins Meer und tauchten unter das Waſſer. Es verging ein kurzer, lautloſer Augenblick. Einer der Schwimmer tauchte empor: „er iſt todt!“ waren die erſten Worte, die man vernahm. Nun erſchienen Wilhelm und die drei Andern mit Otto; das Boot war dem Umſchlagen nahe, als man ihn hineinbrachte. Todtenblaß lag er da, eine ſchön geformte Marmorſtatue, das Bild eines jungen in der Arena gefallenen Gladiators.

Die Freunde beſchäftigten ſich mit ihm und rieben ihm Bruſt und Hände, während zwei Andere dem Lande zuruderten.

„Er athmet!“ ſagte Wilhelm.

Otto öffnete die Augen, ſeine Lippen bewegten ſich; ſein Blick wurde feſter; eine ſtarke Röthe verbreitete ſich über ſeine Bruſt und ſein Antlitz; er erhob ſich; Wilhelm unterſtützte ihn. Plötzlich drängte ſich ihm aus tiefer Bruſt ein Seufzer hervor, er ſtieß Wilhelm von ſich und ergriff wie ein Wahnſinniger eins der Kleidungsſtücke, ſich damit zu bedecken. Mit krampfhaftem Zittern um die Lippen ſagte er dann zu Wilhelm, der ſeine Hand hielt: „ich haſſe Sie!“

VI.

— Biſt du Prometheus, der die Wunden fühlet?
Biſt du der Geier, der ſein Herz durchwühlet?
J. Chr. v. Zedlitz's Todtenkränze.

Keine halbe Stunde nach dieſer Begebenheit rollte ein Wagen der Stadt zu, ein großer, dreiſitziger Wagen, aber außer dem Kutſcher befand ſich nur Einer in demſelben. Es war Otto; ſeine Lippen waren blaß, der Tod hatte ſie ja berührt! Allein jagte er fort, ſeine letzten Worte an Wilhelm waren auch ſeine einzigen geweſen.

„Er hat den Verſtand verloren!“ ſagte einer der Freunde.

„Es iſt ein Raptus,“ antwortete ein Anderer, „wie der, von welchem er beim Examen befallen wurde, als er in der Mathematik nur ein Blatt weißes Papier einreichte, weil er ſich in dem Aufſeher beleidigt fühlte.“

„Ich kann mich über meinen dummen Scherz ärgern!“ ſagte Wilhelm. „Ich hätte ihn beſſer kennen müſſen; er iſt ein wunderbarer, unglücklicher Charakter! Gebt mir die

Hand darauf, wir erwähnen gegen Keinen des Geſchehenen; es würde nur zu Klatſchereien Anlaß geben, ihn tief verwunden, und er iſt ein vortrefflicher herrlicher Menſch!“

Sie gaben einander darauf die Hand und fuhren nach der Stadt.

Deſſelben Tages, gegen Abend, ſuchen wir Otto auf. Wir finden ihn auf ſeinem Zimmer. Schweigend, mit über einander gekreuzten Armen ſtand er vor einem Kupferſtiche, einer Abbildung von Horace Vernet's Darſtellung des Mazeppa, der nackt, auf ein wildes Roß gebunden, durch den Wald jagt. Die Wölfe ſtecken ihre Köpfe hervor und zeigen die ſcharfen Zähne.

„Mein eignes Leben!“ ſeufzte Otto, „auch ich bin an dieſes dahineilende, wilde Roß gebunden. Und keinen Freund, keinen einzigen! Wilhelm, ich könnte Dich tödten! ſie Alle könnte ich in ihrem Blute ſehen! o allmächtiger Gott!“ er preßte die Hände vor das Geſicht und warf ſich in einen Seſſel; die Augen aber richteten ſich wieder auf das Bild; daſſelbe zeigte einen mit ſeinem Gemüthszuſtande verwandten Moment.

In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thüre und Wilhelm ſtand vor ihm.

„Wie befinden Sie ſich, Zoſtrup?“ fragte er. „Wir ſind doch Freunde nach wie vor?“ er wollte ihm die Hand reichen. Otto zog die ſeinige zurück. „Ich habe nichts gethan, was Sie dermaßen beleidigen könnte,“ ſagte Wilhelm, „das Ganze war ein Scherz! reichen Sie mir die Hand, und wir ſprechen nicht mehr davon!“

„Dem Manne, den ich haſſe, reiche ich meine Hand nie!“ antwortete Otto, und ſeine Lippen waren weiß, wie ſeine Wangen.

„Zum zweiten Male ſagen Sie mir heute dieſe Worte!“ rief Wilhelm, und das Blut trat ihm ins Geſicht. „Wir waren Freunde, weshalb wollen wir es nicht länger ſein? Hat man mich bei Ihnen verleumdet? Was hat man über mich gelogen? Sagen Sie es mir ehrlich, und ich werde mich vertheidigen können!“

„Sie müſſen ſich mit mir ſchießen!“ ſagte Otto, und ſein Blick wurde finſterer. Wilhelm ſchwieg, es herrſchte eine augenblickliche Stille. Otto unterdrückte einen tiefen Seufzer. Endlich brach Wilhelm das Schweigen und ſagte mit ernſter, bewegter Stimme: „Ich beſitze viel Leichtſinn, ſcherze oft und ergreiſe Alles von der luſtigen Seite; deshalb habe ich aber doch Herz und Gefühl. Sie müſſen erkannt haben, wie lieb Sie mir vor den meiſten Andern waren. Sie ſind es noch, obgleich Sie mich beleidigen. In dieſem Augenblick befindet ſich Ihr Blut in Wallung; jetzt nicht, aber nach einigen Tagen werden Sie ſelbſt am beſten einſehen, wer von uns der Beleidigte iſt. Sie fordern, daß ich mich mit Ihnen ſchießen ſolle; ich will es, wenn Ihre Ehre dieſer Genugthuung bedarf; aber Sie müſſen mir einen annehmbaren Grund angeben, ich will wiſſen, weshalb wir das Leben aufs Spiel ſetzen ſollen. Laſſen Sie einige Tage darüber hingehen, erwägen Sie Alles mit Ihrem Verſtande und Ihrem Herzen! Dann wird es auf Sie ſelbſt ankommen, ob wir Freunde bleiben ſollen, wie bisher. Leben Sie wohl!“ Wilhelm ging.

Jedes ſeiner Worte war zu Otto's Herzen gedrungen. Einen Augenblick ſtand er ſchweigend und in ſich verſunken, da erzitterten unwillkürlich ſeine Glieder, Thränen entſtrömten ſeinen Augen, es war ein krampfhaftes Weinen; er preßte den Kopf zurück. „Gott, wie unglücklich bin ich doch!“ waren die einzigen Worte, die er ſprach.

So verrannen einige Augenblicke; er hatte ausgeweint und war ruhiger; plötzlich ſprang er nun empor, ſchob den Riegel vor die Thür, zog die Rollgardinen herab, zündete ſein Licht an und blickte nochmals ſpähend umher; auch das Schlüſſelloch wurde verſtopft. Darauf warf er den Rock von ſich und entblößte den Oberkörper — — —

VII.

Eben erblickt man die Stadt, gleich auch verſchwindet ſie ſchon.
Die Fühnensreiſe von Oehlenſchläger.

Früh am folgenden Morgen, als Wilhelm noch ſchlief und von den lieben Geſchwiſtern träumte, erſchollen bekannte Fußtritte auf der Treppe, die Thür öffnete ſich und Otto trat ins Schlafzimmer. Wilhelm ſchlug die Augen auf. Otto war blaß, eine ſchlafloſe Nacht und der

Kummer des Herzens hatten ſeine Augen, ſeine Stirn angehaucht.

„Jeſtrup!“ rief Wilhelm mit froher Ueberraſchung und ſtreckte ihm die Hand entgegen, aber ſie ſank wieder hinab; Otto ergriff ſie und drückte ſie feſt in der ſeinigen, indem er mit feſtem Ernſte hinzufügte: „Sie haben mich gedemüthigt! Iſt Ihnen das hinreichende Genugthuung?“

„Wir ſind alſo wieder Freunde!“ ſagte Wilhelm. „Freunde müſſen hübſch nachſichtig gegen einander ſein. Geſtern waren Sie ein wenig wunderlich, morgen kann ich es ſein; ſo übt man Vergeltung.“

Otto drückte ihm die Hand. „Wir ſprechen nie wieder mit einander über das Ereigniß des geſtrigen Tages!“

„Nie!“ wiederholte Wilhelm, von dem wunderbaren Ernſte des Freundes ergriffen.

„Sie ſind ein edler, ein guter Menſch!“ ſagte Otto, und beugte ſich über ihn hinab; ſeine Lippen berührten Wilhelms Stirn.

Wilhelm ergriff ſeine Hand, und blickte ihm ehrlich ins Auge. „Sie ſind nicht glücklich!“ rief er aus. „Kann ich auch nicht helfen, ſo kann ich doch den Kummer eines Freundes ehrlich theilen, lieber Otto!“

„Davon eben muß und darf nie unter uns die Rede ſein!“ antwortete Otto. „Leben Sie wohl! ich habe beſchloſſen, nach Hauſe zu reiſen; nur auf einige Wochen, wir haben ja Ferien; ich bin nicht in Jütland geweſen, ſeit ich Student wurde. Selbſt ein vierwöchentlicher Aufenthalt daſelbſt kann mich nicht zurückſetzen, ich bin auf das philoſophicum wohl vorbereitet!"

„Und wann wollen Sie reiſen?" fragte Wilhelm.

„Morgen, mit dem Dampfſchiffe! Es iſt heiß und ſchwül hier in der Stadt, mein Blut wird mir dick; auch iſt es ja bald ein Jahr, ſeit ich die Meinigen zuletzt ſah."

„Joſtrup!" rief Wilhelm aus, den plötzlich ein Gedanke durchzuckte. „Ich hätte auch wohl Luſt, die Meinigen zu ſehen; ſie haben mir geſchrieben, daß ich doch kommen möchte. Hören Sie, machen Sie die Reiſe durch Fühnen, und bleiben Sie nur drei bis vier Tage bei uns. Meiner Mutter Wagen ſoll Sie dann nach Middelfahrt bringen. Sagen Sie: Ja, und wir reiſen noch dieſen Abend."

„Das geht nicht!" antwortete Otto; aber eine halbe Stunde ſpäter, als beide zuſammen am Theetiſche ſaßen und Wilhelm ſeinen Wunſch wiederholte, gab Otto nach, gewiß mehr aus einem gewiſſen Gefühl, Wilhelm verpflichtet zu ſein, als aus eigentlicher Luſt. Gegen Abend wollten ſie alſo fort, in der ſchönen Sommernacht Seeland durchreiſen.

Geputzte Familien luſtwandelten zum Thore hinaus nach dem Sommertheater und nach Friedrichsberg. Die Abendſonne beſchien die Freiheitsſäule, den ſchönen Obelisken, um welchen Widewelt's Statuen ſtehen, deren eine noch weint

in den weißen Marmorkleidern.
Immer ohne Troſt
In der wunden Bruſt
Starrt ſie wehmuthsvoll nach der ſchwarzen See*)

wo ſich des Künſtlers Auge ſchloß. War es die Erinnerung, welche hier Otto's Blick verfinſterte, indem ſein Auge auf den Statuen weilte, als ſie vorüberfuhren, oder ſpiegelte ſich vielleicht die eigne Seele in ſeinem Auge ab?

„Hier iſt's lebhaft und luſtig!“ ſagte Wilhelm, um ein Geſpräch anzufangen. „Die Weſterbrücke iſt aber auch unſere brillanteſte Vorſtadt. Sie bildet eine eigene Stadt, einen kleinen Staat! Auf dem Berge da liegt des Königs Schloß, und dort zur Linken, zwiſchen den Weiden, die Dichterwohnung, wo der alte Rahbek mit ſeiner Kamma wohnte.“

„Schloß und Dichterwohnung,“ wiederholte Otto, „einſt werden ſie gleiches Intereſſe einflößen!“

„Bald wird die alte Hütte niedergeriſſen werden!“ ſagte Wilhelm; „auf einem ſo ſchönen Platze, ſo nahe der Stadt, wird ſich eine prächtige Villa erheben, und nichts erinnert dann mehr an Philemon und Baucis.“

„Die alten Bäume um den Damm werden geſchont werden!“ ſagte Otto; „im Garten werden die Blumen duften und an Kamma's Blumen erinnern. Rahbek war kein großer Dichter, aber er beſaß eine wahre Dichterſeele, arbeitete treulich in dem großen Weinberge, und liebte die Blumen, wie Kamma ſie liebte.“

---

*) Oehlenſchläger.

Die Freunde hatten Friedrichsberg hinter ſich gelaſſen. Die weißen Mauern des Schloſſes ſchimmerten zwiſchen den grünen Zweigen; hinter dem königlichen Park dehnte ſich das große wohlhabende Dorf aus. Die Sonne war untergegangen, bevor ſie das Dammhaus erreichten, wo die wilden Schwäne, vom Meere kommend, in dem Landſee niſten. Hier iſt der letzte ſchöne Punkt; nur flache Felder und hie und da ein Hünengrab begrenzen von nun an den Horizont.

Die klare Sommernacht zog den Blick aufwärts, der Poſtillon blies ins Horn, und der Wagen rollte der Stadt Roeskilde zu, dem St. Denis Dänemarks, wo die Könige Staub werden, wo Hroars Quelle (Kilde)*) noch fließt und ihre Gewäſſer mit denen des Iſſefjord vermiſcht.

Sie fuhren nach dem Wirthshauſe, um Pferde zu wechſeln. Ein junges Mädchen führte die Freunde ins Gaſtzimmer; ſie leuchtete ihnen vor, ihre ſchlanke Figur und ihr ſchwebender Gang zogen gleich Wilhelms Aufmerkſamkeit an, ſeine Hand berührte leiſe ihre Schulter, ſie ſprang einen Schritt zur Seite und richtete ihr ſchönes ernſtes Auge auf ihn, aber der Ausdruck deſſelben wurde milder, ſie lächelte und erröthete zugleich.

„Sie ſind die Schweſter des kleinen Jonas!“ rief Wilhelm, das junge Mädchen wiedererkennend, welches er um Weihnachten auf dem Spaziergange geſehen hatte.

„Auch ich,“ ſagte ſie, „muß Ihnen für Ihre Güte gegen den armen Knaben danken!“ Schnell ſetzte ſie die Lichter hin und verließ mit einem ſanften Blicke das Zimmer.

---

*) Hiervon der Name der Stadt: Roeskilde, fälſchlich nach dem Wortlaute im Deutſchen Rothſchild genannt.

„Sie iſt ſchön, ſehr ſchön!“ rief Wilhelm aus. „Das war ein ganz angenehmes Zuſammentreffen.“

„Sind Sie es, Herr Baron, der mir die Ehre erzeigt?“ rief der eintretende Wirth, ein ältlicher Mann mit einem jovialen Geſichte. „Ja, der Herr Baron wollen wohl die lieben Verwandten auf Fühnen beſuchen? Nun, es iſt auch ein Weilchen her, ſeit Sie dort waren.“

„Das iſt unſer Wirth!“ ſagte Wilhelm zu Otto, „Er und ſeine Frau ſind auf meiner Eltern Gute geboren.“

„Ja,“ ſagte der Wirth, „in meiner Jugend habe ich mit des Herrn Barons Vater manche Schnepfe und wilde Ente geſchoſſen! Aber Eva ſoll den Tiſch decken, die Herren ſpeiſen ſicher zu Abend, und ein gutes Glas Punſch werden der Herr Baron nicht verſchmähen, wenn Sie Ihres ſeligen Vaters Geſchmack theilen.“

Das junge Mädchen deckte im Nebenzimmer den Tiſch.

„Sie iſt niedlich!“ flüſterte Wilhelm dem Alten zu.

„Und eben ſo fromm und unſchuldig, als ſie hübſch iſt!“ entgegnete dieſer. „Das iſt viel geſagt, da ſie ein armes Kind und aus Kopenhagen iſt. Wir haben großen Nutzen von ihr, und meine Frau ſagt auch, daß Eva nicht von uns gehen ſoll, bis ſie ſich einmal gut verheirathen kann.“

Wilhelm lud den Wirth ein, beim Glaſe Geſellſchaft zu leiſten; der Alte wurde lebhafter und vertraute ihm nun, halb geheimnißvoll, was die Eva in den Augen ſeiner Frau ſo achtbar mache und was ja auch in der That ſehr hübſch ſei. „Meine Alte,“ ſagte er, „war in Kopenhagen, um ein Dienſtmädchen zu miethen. Ja, dort ſind genug zu haben, und obendrein ſchöne Mädchen; aber Mutter hat nun ſo ihre eignen Gedanken und Meinungen; ſie hat gute Augen! Da kamen denn nun Viele und unter Andern auch Eva; aber, du lieber Gott! ſie war ſo armſelig gekleidet, ſchmächtig und ſchwach ſah ſie aus, welchen Nutzen konnte man von ihr wohl haben? Aber ein gutes Geſicht hatte ſie, und das arme Mädchen weinte und bat Mutter, ſich ihrer doch anzunehmen, denn ſie habe es nicht gut zu Hauſe, und in Kopenhagen wolle ſie nicht bleiben. Nun weiß meine Alte ihre Worte zu ſetzen, — es iſt ſchlimm, daß ſie heute Abend nicht zu Hauſe iſt, wie würde ſie ſich freuen, den Herrn Baron zu ſehen! — ja, was ich nur ſagen wollte, ſie drehte ihre Worte nun ſo hin und her, und da geſtand ihr denn Eva, weshalb ſie fort wolle. Sehn Sie, das Mädchen iſt hübſch, und die jungen galanten Herren hatten ihr glattes Geſicht wohl bemerkt, und nicht allein die jungen, ſondern auch die alten! So ein alter Herr, ich könnte ihn wohl nennen, aber das thut nichts zur Sache, ein ſehr vornehmer Mann da drinnen, der übrigens Frau und Kinder hat, hatte den Eltern allerlei vorgeſchwatzt, und ſolchen armen Leuten ſind 300 Thaler viel Geld, man kann ſie wohl entſchuldigen; aber Eva weinte und ſagte, ſie wolle ſich lieber in den Feſtungsgraben ſtürzen. Da ſtellten ſie nun mit dem armen Kinde allerlei an, bis Eva von dem Dienſte bei uns hörte. Sie weinte, küßte meiner Alten die Hand, und ſo kam ſie denn mit, und ſeitdem haben wir Nutzen und Freude von Eva gehabt!“

Einige Augenblicke darauf trat dieſe ein. Otto's Auge weilte wehmüthig auf der ſchönen Geſtalt; noch nie hatte er ein Frauenzimmer ſo aufmerkſam betrachtet. Ihr Antlitz war außerordentlich fein. Naſe und Stirn edel geformt, die Augenbrauen dunkel, und in den dunkelblauen Augen lag etwas Wehmüthiges und doch Glückliches; auf dieſen Blick konnte man den homeriſchen Ausdruck anwenden: „durch Thränen lächeln.“ Sie meldete, daß angeſpannt ſei.

Ein feiner Beobachter würde bald bemerkt haben, welche Veränderung die Erzählung des Wirthes bei den beiden Freunden hervorgebracht hatte. Wilhelm war nicht mehr ſo unbefangen gegen die arme Eva. Otto hingegen näherte ſich ihr mehr, und beim Abſchiede reichten ihr Beide ein größeres Geſchenk, als ſie ſonſt gegeben haben würden.

Sie ſtand mit Otto an der offenen Thür allein und half ihm ſeinen Reiſemantel umhängen.

„Bewahren Sie Ihr Herz rein!“ ſagte er ernſt. „Das iſt weit mehr, als Schönheit!“

Das junge Mädchen erröthete und blickte ihm ſtaunend nach; ſo hatte noch Keiner ſeines Alters zu ihr geſprochen. Die Freunde rollten fort.

„Das arme Mädchen!“ ſagte Otto, „aber ich glaube, ſie iſt zu guten Leuten gekommen.“

„Sie hat einen wunderbaren Blick!“ ſagte Wilhelm; „wiſſen Sie was? zwiſchen Ihnen und ihr iſt wirklich etwas Aehnliches. Es war mir ganz auffallend!“

„Das iſt ein Compliment, welches ich nicht annehmen kann,“ entgegnete Otto lächelnd. „Ihr möchte ich übrigens wohl ähnlich ſein.“

Es war noch nicht drei Uhr, als die Freunde Ringſted erreichten.

„So tief bin ich noch nie in Seeland hineingekommen,“ ſagte Otto.

„So will ich Ihr Führer ſein,“ entgegnete Wilhelm. „Ringſted hat eine Straße und ein Stückchen noch dazu und man wird dort ſchlecht bedient, wie Sie bald ſelbſt ſehen und erfahren werden. Indeſſen kann man an Hagbarth und Signe denken; nicht weit von hier, bei Sigerſted, hing ſein Mantel an der Eiche, und Signelils Wohnung ſtand in Flammen *). Jetzt iſt da nur Feld und Wieſe, ein Hünengrab und das alte Volkslied. Dann jagen wir an dem freundlichen Soröe vorüber, das ſich mit dem Walde in dem buchtenbildenden See abſpiegelt; aber wir bekommen nicht viel davon zu ſehen. Doch haben wir hier eine andere romantiſche Partie, eine in eine Kirche umgewandelte alte Ritterburg, hoch oben auf dem Hügel am See, und dicht dabei den unheimlichen Richtplatz. Von da kommen wir nach Slagelſe, einem lebhafteren Städtchen, mit dem Kloſter

---

*) Die Sage berichtet, daß, als der Kämpe Hagbarth, wegen ſeiner Liebe zu Signe, von ihrem ſtolzen Vater, dem Könige Sigar, zum Tode verurtheilt wurde, derſelbe, um die Treue ſeiner Braut zu erproben, erſt ſeinen Mantel an die Eiche aufhängen ließ, wo er ſelbſt nachher hängen ſollte. Signe, den Mantel erblickend und glaubend, daß das Urtheil an dem Geliebten ſchon vollſtreckt ſei, zündete ihre Wohnung an und verbrannte.

Antvorſkov, Frankenau's*) Grabe und einer lateiniſchen Schule, die wegen ihrer Dichter berühmt iſt. Dort haben Baggeſen und Ingemann Latein geſchwitzt. Sehn Sie, das iſt die neuere Geſchichte des Städtchens! Was die ältere und romantiſche betrifft, ſo wiſſen Sie, daß hier der heilige Anders Prediger war. Ja, das war ein Mann! er iſt auch von unſern erſten Dichtern beſungen. Wir enden dann mit Korſöer, wo Baggeſen geboren iſt und Birckner**) begraben liegt. In der neueren Geſchichte dieſer Stadt ſpielen König Salomon und Jürgen Hutmacher***) eine große Rolle. Außerdem weiß ich, daß die Stadt einſt ein Privattheater beſeſſen haben ſoll, aber es ging zu Grunde, die Decorationen wurden verkauft, ein Müller kaufte ſie und flickte damit ſeine Windmühlenflügel. Auf einem Flügel befand ſich ein Stück von einem Walde, auf einem andern ein Fetzen von einer Stube oder Straße, und ſo jagte eins nach dem andern; vielleicht iſt es nur Verleumdung, ich habe es aus Slagelſe, und Nachbarſtädte reden nicht gut von einander." So plauderte Wilhelm fort, und die Freunde paſſirten den beſchriebenen Weg. Slagelſe und das Dorf Landsgrav hatten ſie bereits im Rücken, als Wilhelm dem Kutſcher befahl, von der geraden Landſtraße rechts abzubiegen.

„Wohin wollen Sie uns führen?" fragte Otto.

---

*) Frankenau, däniſcher Dichter und Arzt, ſtarb in Slagelſe im Jahr 1814.

**) Birckner, einer der erſten Denker Dänemarks, ſtarb im Jahre 1798, als Prediger in Korſöer.

***) Ein Vaudeville von Heiberg, welches in Korſöer ſpielt.

„Ich will Ihnen eine Freude machen!“ engegnete Wilhelm. „Wir kommen zeitig genug nach dem langweiligen Korſöer; das Dampfſchiff geht erſt um zehn Uhr ab, und noch iſt es nicht ſieben. Sie ſollen überraſcht werden, ich weiß ja, Sie ſind ein halber Katholik; ich führe Sie irgendwohin, wo ſie ſich ein Paar hundert Jahre zurückverſetzt glauben ſollen, und ſich in ein katholiſches Land hinträumen können! Das iſt recht angenehm, nicht wahr?“

Otto lächelte. Die Freunde ſtiegen aus und gingen über ein Weizenfeld. Sie befanden ſich auf einem Hügel, die ganze Landſchaft breitete ſich vor ihnen aus, ſie ſahen den Belt, mit Sprogöe und Fühnen. Die Gegend umher war freilich flach, aber die Abwechſelung des Grünen, der nahe Bach, der dunkle Waldſtrich in der Nähe von Korſöer, die Bucht ſelbſt, und Alles dieſes in einer warmen Morgenbeleuchtung, machte Effect. Die Freunde bogen rechts ab und vor ihnen, auf einem Hügel, ſtand ein groſſes hölzernes Kreuz, mit dem Bilde des Gekreuzigten. Ueber dem Kreuze war ein kleines Dach gebaut, zur Ableitung des Regens, wie man dergleichen noch in Baiern findet. Das Bild des Erlöſers war von Holz, mit ſtarken grellen Farben gemalt, ein verwelkter Kranz von Kornblumen hing um ſein gebeugtes Haupt.

„Es iſt merkwürdig!“ ſagte Otto, „in unſerer Zeit, im Jahre 1830, ein ſo katholiſches Symbol in dem lutheriſchen Dänemark! und doch — ja, Sie werden mich auslachen, aber ich finde es hübſch, es rührt mich und ſtimmt mich zur Andacht.“

„Das grelle, geſchmackloſe Bild?“ rief Wilhelm. „Sehn Sie nur, wie plump! das Haar iſt getheert, um den Regen abhalten zu können. Die Bauern hier haben ihren eignen Aberglauben. Laſſen ſie das Kreuz verfallen, ſo haben ſie kein Glück mit ihren Ländereien. Auf dieſem Hügel war's, wo der heilige Anders, der berühmte Prediger von Slagelſe, erwachte. Er beſuchte Chriſti Grabſtätte, da er aber zu lange betete, ſegelte das Schiff fort und er mußte zurückbleiben. Da kam ein Mann und nahm ihn zu ſich aufs Pferd, ſie wollten nach Joppe*) reiten; der heilige Anders ſchlief ein; als er aber erwachte, lag er hier und hörte die Glocken in Slagelſe läuten. Auf einem Füllen, nur eine Nacht alt, erritt er der Stadt ihre großen Ländereien, während ſich König Waldemar im Bade befand.**) Er konnte ſeinen Handſchuh an die Strahlen der Sonne hängen. Der Hügel hier, wo er erwachte, wurde Ruhehügel genannt, und auf demſelben das Kreuz mit dem Bilde des Erlöſers errichtet, welches noch hier ſteht und uns an die Sage vom heiligen Anders mahnt.“

Ein kleines Bauermädchen klimmte in dieſem Augenblick den Hügel hinan, blieb aber ſtehen, als ſie die Fremden gewahrte.

---

*) Ein Hafen im mittelländiſchen Meere, wo die Kreuzfahrer landeten.

**) Die Sage erzählt, daß König Waldemar der Stadt Slagelſe ſo viel Land verſprach, als der Prediger Anders auf einem Füllen, nur eine Nacht alt, umreiten konnte, während ſich der König im Bade befand; und Anders ritt ſo ſchnell, daß die Hofleute wiederholt zum Könige ins Bad gingen und ſagten, daß, wenn er ſich nicht beeile, der heilige Anders das ganze Land umreiten würde.

„Fürchte Dich nicht, mein Kind!“ ſagte Wilhelm. „Was haſt Du da? einen Kranz! ſoll der hier auf dem Kreuze hängen? Komm nur, wir helfen Dir!“

„Er ſollte über unſerm Herrn Chriſtus hängen,“ ſagte die Kleine, den Kranz von hübſchen, blauen Kornblumen verlegen in der Hand haltend. Otto nahm den Kranz und hängte ihn ſtatt des verwelkten auf.

„Das war unſer Morgen-Abenteuer!“ ſagte Wilhelm, und bald rollten ſie in dem tiefen Sande auf Korſöer zu, den Hügeln entgegen, wo Baggeſen, als Kind, Sonne und Mond ins Meer hinabgleiten ſah, und ſich Flügel wünſchte, um ſie zu fangen.

Traurig ſtille liegt die Stadt an der flachen Küſte, das alte Schloß iſt in ein Packhaus umgewandelt, hohes Gras wächſt auf dem Walle. Im Sturm, wenn der Wind gegen die Stadt ſteht, ſchlägt die Brandung gegen die äußerſten Häuſer. Hoch oben auf der Kirche erhebt ſich ein Telegraph; die ſchwarzen Holzplatten gleichen Trauerflaggen, aufgehängt über der ſinkenden Stadt. Hier iſt für den Fremden nichts zu ſehen, nichts als ein Grab: das des Denkers Birckner. — Die Freunde fuhren nach dem Wirthshauſe am Strande. Kein Menſch begegnete ihnen auf der Straße, außer einem Knaben, der mit einer Tiſchglocke läutete.

„Das bedeutet zur Kirche,“ ſagte Wilhelm. „Da im Thurme keine Glocken ſind, haben ſie hier einen ſolchen wandelnden Glockenläuter. Dort liegt das Wirthshaus!“

„Baron Wilhelm!“ rief eine ſtarke Stimme, und ein Mann, in einer grünen Jacke mit großen Bruſttaſchen, die mächtigen Reitſtiefeln bis über die Stülpen hinauf beſpritzt und eine Peitſche in der Hand, trat ihnen entgegen, zupfte eben an ſeiner pferdehaarenen Mütze und reichte Wilhelm die Hand.

„Der Kammerjunker aus Fühnen!“ ſagte Wilhelm, „meiner Mutter Nachbar, einer der betriebſamſten und reichſten Gutsbeſitzer auf ganz Fühnen.“

„Sie kommen doch einen der erſten Tage zu mir!“ ſagte der Kammerjunker, „Sie ſollen mein ruſſiſches Dampfbad probiren, ich habe auf meinem Gute eins eingerichtet. Alle, die mich beſuchen, Damen und Herren, ohne Ausnahme, müſſen es verſuchen; ſie ſchwitzen, daß es eine Luſt iſt!“

„Und die Kirſchbäume, ſind ſie dies Jahr ergiebig?“ fragte Wilhelm.

„Nein, nein,“ antwortete der Kammerjunker, „die taugen nichts; aber für die Aepfel ſind die Ausſichten gut! Alle die alten Bäume im Hügelgarten ſtehen in voller Pracht; die habe ich in Schwung gebracht. Vor zwei Jahren war auf allen zuſammen nicht ein Scheffel. Aber ich ließ die Pferde, denen zur Ader gelaſſen wurde, unter die Bäume führen und das warme Blut über die Wurzeln ſpritzen; dies geſchah einige Male, und das iſt eine wahre Lebens-Impfung geweſen.“

„Und wie ſteht's auf — ?“ Wilhelm nannte ein Gut auf Fühnen, deſſen adelige Herrſchaft bekannt iſt.

„O,“ antwortete er, „beide Fräulein, wiſſen Sie ja wohl, ſind mit zwei Vettern verlobt worden; ſie heirathen ja immer in der Familie, und das taugt weder für Menſchen noch für Vieh. Deshalb iſt auch immer eine ganze Apotheke da drüben; bald fehlt es ihnen hier, und bald da. In China macht man freilich mit dem Vieh das Experiment, immer nur Verwandtes zu paaren; das giebt fettes und mürbes Fleiſch, Knochen und Sehnen ſchwinden, es legt doppelt ſo viel Talg auf, wie gewöhnliches Vieh. Aber, du lieber Gott! das iſt doch nicht die Beſtimmung des Menſchen.“

„Der Wind iſt wohl gut?“ ſagte Otto, den dieſe Unterhaltung zu langweilen begann.

„Nein, gerade entgegen!“ ſagte der Kammerjunker. „Die Fahne auf dem kleinen Hauſe drüben lügt, ſie zeigt immer nach Nyborg, zeigt immer guten Wind an für uns, die wir fort wollen. In Nyborg iſt auch eine Fahne, die eben ſo feſt ſteht, wie dieſe, und den Leuten dort auch von gutem Winde vorſchwatzt. Ich betrachte die beiden ſtehenden Fahnen als eine Art Wegweiſer, die nur ſagen wollen: da geht der Weg. Nein, hätten wir Wind gehabt, ſo wäre ich mit dem Segelboote gegangen, nicht mit Plätſcherlieschen, wie die Seeleute das Dampfſchiff nennen. — Der Wagen erwartet wohl die jungen Herren in Nyborg?“ fuhr er fort. „Ich leiſte Ihnen Geſellſchaft, mein Brauner wartet meiner im Gaſthofe bei Schalburgs. Den ſollen Sie ſehen! Sehnen hat er, wie Stahlfedern, und Beine, wie ein Tanzmeiſter. Er iſt auch mein Liebling.“

„Niemand weiß, daß wir kommen,“ antwortete Wilhelm. „Wir nehmen deshalb einen Wagen in Nyborg.“

„Wir machen Geſellſchaft!“ ſagte der Kammerjunker, „und dann beſuchen Sie mich mit dem jungen Herrn. Sie ſollen in der ſchwarzen Stube ſchlafen! ja, Sie machen mir doch das Vergnügen?“ ſagte er zu Otto. „Sind Sie ein Liebhaber des Antiken, ſo wird Ihnen mein Gut Vergnügen gewähren; Sie finden da Gräben, Thürme und Wachtſtuben, Geſpenſter und Spukgeiſter, wie es ſich auf einem alten Gute gebührt. — Die ſchwarze Stube! nicht wahr, Herr Baron? da iſt es nicht ſo ganz geheuer!“

„Der Henker bleibe eine Nacht bei Ihnen!“ ſagte Wilhelm; „ſpät kommt man zu Bette, und es wird Einem dann nicht geſtattet, die Augen zu ſchließen. Sie, Ihre Schweſter und die Mamſell, ja, Sie ſind mir ein hübſches Kleeblatt. Nein, Zoſtrup! Sie glauben nicht, welche Schwänke auf des Kammerjunkers Gute ausgeheckt werden. Man muß vorbereitet ſein! es ſoll dort ſpuken, aber wollen ſich die Todten die Mühe nicht geben, ſo thun es die Lebenden. Der Kammerjunker ſteht mit ſeinen Frauenzimmern im Complott. Da hatten ſie mir neulich lebendige Maikäfer in mein Kopfkiſſen genäht, das kribbelte und krabbelte, ich wußte den Henker nicht, was es ſein konnte. Einen lebendigen Hahn hatten ſie mir unters Bett geſetzt, und als ich gegen Morgen ein wenig ſchlafen wollte, fing die Beſtie an zu krähen!“

„Das hatten die Frauenzimmer gethan,“ ſagte der Kammerjunker. „Ließen ſie nicht in derſelben Nacht am Kopfende meines Bettes eine Thürklingel befeſtigen? Ich hatte keine Idee davon, der dicke Länder lag in derſelben Stube und hatte längs der Wand eine Schnur an die Glocke befeſtigt. Ich erwachte von dem Geklingel. „„Was Teufel iſt das für eine Glocke?““ ſagte ich, und blickte in der Stube umher, denn ich konnte es nicht begreifen. „„Glocke?““ fragte Länder, „„hier iſt keine Glocke!““ Das Klingeln hörte auch auf. Ich glaubte geträumt oder von dem luſtigen Abend her noch einen kleinen Hieb zu haben. Da fängt es aber wieder an zu läuten. Länder ſah dabei ſo unſchuldig aus, und, ich begreife mich ſelbſt nicht, ich glaubte, es ſei Einbildung von mir, es wurde mir ganz flau zu Muthe, ich verleugnete mein eignes Gehör, ſagte: „„nein, es hat mir nur geträumt!““ und begann zu rechnen und zu zählen, um meinen Verſtand zu gebrauchen; aber fuhr nicht der kleine Spectakel fort, zu bimmeln, daß ich darüber hätte toll werden mögen! Ich ſprang zum Bett hinaus, und da fand ich die Beſcheerung; aber Länder's Kopf war vor verbiſſenem Lachen blutroth angeſchwollen.“

„Machen Sie auch ſolche Scherze auf ihrem Gute?“ fragte Otto, ſich an Wilhelm wendend.

„Nein, nicht ſo raffinirt!“ antwortete der Kammerjunker, „etwa ein Stück Holz oder einen Haubenkopf ins Bett gelegt. Fräulein Sophie giebt uns übrigens andere nette Sachen zum Beſten, Tableaux und Schattenſpiel. Ich war ja einmal mit. Ja, was ſtellte ich doch noch vor? — Ei, ich ſpielte, Gott helfe mir, den König Cyrus, hatte eine papierne Krone auf und Fräulein Sophiens Mantel um, die unrechte Seite nach außen gekehrt, denn er iſt mit Zobel gefüttert. Ich ſah aus, wie der Teufel!“

Die Paſſagiere des Dampfſchiffes wurden an Bord gerufen, die Geſellſchaft ging zum Schiffe hinab und bald theilte es die Wogen des Belts.

VIII.

Der Name Fyen bedeutet fein,
Und dieſer Name zeige,
Daß Fühnen iſt ein Garten fein
Im alten dän'ſchen Reiche.

Die Nacktheit, welche der Anblick Seelands darbietet, verurſacht, daß man von der Fülle und Ueppigkeit, mit welcher Fühnen hervortritt, doppelt ergriffen wird. Grüne Wälder, reiche Kornfelder und, wo das Auge hinblickt, Edelhöfe und Kirchen. Nyborg ſelbſt ſcheint eine lebhafte Hauptſtadt gegen das ſtille, traurige Korſöer. Jetzt erblickt man Menſchen auf der großen Schiffbrücke, Spaziergänger auf dem Walle und breite Straßen mit hohen Häuſern; hier ſind Soldaten, man hört Muſik und, was auf einer Reiſe höchſt willkommen iſt, man kommt in ein vortreffliches Wirthshaus. Die Ausfahrt durch das gewölbte Thor iſt überraſchend, es iſt länger und größer, als eins der Thore Kopenhagens. Dörfer und Bauernhäuſer haben hier ein wohlhabenderes Ausſehn, als in Seeland, wo man am Wege oft auf vier Pfählen einen Düngerhaufen angehäuft zu ſehen glaubt und dann bei näherer Unterſuchung findet, es ſei eine Familienwohnung. Von der Landſtraße auf Fühnen aus gewahrt man nur reinliche Häuſer; die Fenſterrahmen ſind angeſtrichen, vor den Thüren befindet ſich ein Blumengärtchen, und wo Blumen gezogen werden, iſt immer, wie Bulwer ſehr treffend bemerkt, beim Bauer eine größere Cultur, er denkt auch an das Schöne. An den Gräben längs dem Wege erblicken wir Hollunder mit weißen und lillafarbigen Blumen. Die Natur ſelbſt hat hier mit einer Menge wilder Mohnblumen aufgeputzt, die ſich an Farbenpracht mit den ſchönſten, die in einem botaniſchen Garten gezogen werden, meſſen können. Hauptſächlich in der Nähe von Nyborg wachſen ſie in überſchwänglicher Fülle.

„Welche blendende Farbe!" rief Otto aus, als die Freunde an den ſchönen, rothen Blumen vorüber rollten.

„Das iſt eine ſtolze Couleur!" ſagte der Kammerjunker, der auf ſeinem Braunen neben ihnen ritt; „eine ſtolze Couleur, aber ſie ſind auch mit andaluſiſchem Hengſtblute gedüngt. Hier war es gerade, wo die Bataille zwiſchen den Beſtien ſtatt fand. Sie wiſſen, die Spanier lagen im Jahre 1808 hier auf Fühnen; die engliſchen Schiffe kreuzten im Belt, und Romana floh mit dem ganzen Heere an Bord, aber ihre Pferde konnten ſie nicht mitnehmen. Es waren die prächtigſten andaluſiſchen Thiere, die man nur ſehen konnte. Die Spanier nahmen ihnen die Zügel ab und ließen ſie hier auf dem Felde wie wilde Pferde umher laufen. Hier graſeten nun auch die Pferde von Nyborg, und als die Andaluſier der unſrigen anſichtig wurden, ſtellten ſie ſich in einer Reihe auf und überfielen die däniſchen Pferde; das war ein Kampf! Endlich fielen ſie ſich unter einander an und ſchlugen ſich. daß ſie blutend zu Boden ſtürzten. Als Knabe habe ich noch die Hirnſchale einer dieſer Beſtien geſehen. Dieſes iſt das letzte Abenteuer, welches uns von dem Beſuche der Spanier in Dänemark geblieben iſt. In dem Dorfe, durch welches wir jetzt kommen, werden wir noch an die Anweſenheit der Spanier erinnert; bemerken Sie nur die jungen Burſchen und Mädchen. Sie ſind von etwas dunklerer Hautfarbe, als die Einwohner anderer fühnenſcher Dörfer; das iſt ſpaniſches Blut, wie man ſagt. Aus dieſem Dorfe ſtammt die Geſchichte von dem Mädchen des Predigers, welches über die Abreiſe der Spanier weinte und ſo untröſtlich war. Aber nicht um des Bräutigams willen weinte ſie, nicht ihrer eignen Umſtände wegen, denn das hält der gemeine Mann auf Fühnen nicht der Rede werth! Ein Mädchen kann dann nur größeren Lohn verlangen; ſie ſagt uns kühn ins Geſicht: nein, ich muß einige Thaler mehr haben, „denn ich habe ein Kind!“ Was ich aber erzählen wollte, ſie weinte ganz erbärmlich; der Prediger tröſtete ſie, und nun erzählte ſie, wie ſie allein darüber weine, daß, wenn das unſchuldige Kind dem Vater ähnlich werden ſollte, es ja ſpaniſch ſprechen würde, und das könnte keine Seele verſtehen. Ja, ſolche Geſchichten haben wir auf Fühnen!“ ſagte er lachend zu Otto.

Mit ähnlichen Erzählungen und einigen landwirthſchaftlichen Betrachtungen, je nachdem die umgebenden Situationen dazu aufforderten, unterhielt unſer vortrefflicher Gutsbeſitzer die jungen Herren. Sie waren ſchon ein Paar Meilen von Nyborg, als er — mitten in einem ſehr intereſſanten Geſpräch über das Charakteriſtiſche des echten Fühnen, daß er immer, wenn er an einem Buchweizen-Acker vorüber kommt, den Mund wie zum Kauen in Bewegung ſetzt, — plötzlich abbrach, und Wilhelm auf einen Wienerwagen aufmerkſam machte, der ſich auf einem der Nebenwege ihnen näherte. Dem Kutſcher und den Pferden nach zu urtheilen, mußte es die Familie vom Gute ſein.

Dies war auch der Fall; ſie kamen von einem Beſuche. Wo ſich die Wege kreuzten, begegneten ſie ſich einander. Otto erkannte ſogleich Fräulein Sophie, neben ihr ſaß eine ältliche Dame mit einem ſanften gutmüthigen Geſichte, das war die Mutter. Nun gab es Ueberraſchung und Freude. Sophie erröthete; dem Bruder konnte dieſes Erröthen nicht gelten, dem Kammerjunker alſo? Nein, das ſchien unmöglich! ſo mußte es denn wohl Otto gelten. Die Mutter reichte ihm die Hand zum Willkommen, während ſie zugleich den Kammerjunker einlud, den Mittag bei ihnen zuzubringen. Es lag in der Weiſe, wie ſie dieſes vorbrachte, ſo viel Aufmerkſamkeit und Verbindlichkeit, daß Otto fühlte, hier ſtände der Mann in größerem Anſehn, werde anders geſchätzt, als er ſich während ihrer kurzen Bekanntſchaft hatte denken können.

Sophie fügte lächelnd hinzu: „Sie müſſen bleiben!“

was der Kammerjunker mit einer Entſchuldigung wegen ſeines Reitanzuges erwiderte.

„Wir ſind einander ja nicht fremd!“ ſagte die Mutter. „Es iſt auch nur ein Familienmahl. Sie ſehen den gewöhnlichen Kreis. Sie, Herr Zoſtrup,“ fügte ſie verbindlich hinzu, „glaube ich aus Wilhelms Briefen ſo gut zu kennen, daß ſie uns ebenfalls gar nicht fremd ſind. Die Herrn kennen einander!“

„Ich nehme die Einladung an!“ ſage der Kammerjunker, „und nun will ich Ihnen zeigen, wie ich meinen Braunen in Galopp ſetzen kann. Es iſt Carl Riſe *), wie Sie ſehen, Sie haben ihn ſelbſt ſo getauft.“

„Ja, reiten Sie voraus!“ ſagte Sophie lächelnd. „Dadurch werden Sie meine Schweſter ſehr verbinden. Sie möchte erſchrecken, wenn ſie eine ſo große Karavane ſich dem Hofe nähern ſähe und den Mittagstiſch nicht gehörig geordnet hätte.“

„Wie das gnädige Fräulein befehlen!“ ſagte der Reiter und ſprengte fort.

Die Gegend wurde nun waldreicher; der Weg führte an mehreren kleinen Landſeen vorüber, faſt zugewachſen mit Waſſerlilien und beſchattet von den alten Bäumen; jetzt guckten die alterthümlichen gezackten Giebel des Gutes hervor. Man fuhr durch eine Allee von wilden Kaſtanienbäumen, das Steinpflaſter drohte hier die Wagenaxen zu zerſchmettern. Rechts lag die Schmiede, durch deren offene

---

*) Der Name eines Helden in Ingemann's Roman: „Waldemar der Sieger.“

Thür die Funken herausflogen. Ein kleines Mädchen mit bloßen Füßen öffnete das Gitter, und nun befand man ſich auf einem großen Platz vor den roth angeſtrichenen Außengebäuden. Die Erde war mit Stroh belegt und alles Vieh des Hofes hier zum Melken zuſammengetrieben. Man mußte im Schritt fahren, bis man durch das Thor in den größeren Hof gelangte, der von den Scheuern und dem eigentlichen Hauptgebäude eingeſchloſſen wurde; dieſes war von breiten, mit Schilf faſt verwachſenen Gräben umgeben; über eine ſolide, auf gemauerten Pfeilern ruhende Brücke gelangte man nun durch den Hauptflügel, wo das Wappen und der Namenszug des alten Beſitzers angebracht waren, in den innerſten Hof, der von drei Flügeln eingeſchloſſen wurde, dem ſchon erwähnten alterthümlichen und zwei neueren; die vierte Seite nahm ein niedriges Gitter ein, das den Garten begrenzte, wo ſich die Kanäle in einen kleinen See verloren.

„Das iſt ein intereſſanter alter Hof!“ rief Otto aus.

„O, er kann ſich noch lange nicht mit dem des Kammerjunkers meſſen!“ entgegnete Wilhelm; „den müſſen ſie erſt ſehen!“

„Ja, Sie müſſen in dieſen Tagen hinüberkommen!“ ſagte der Kammerjunker. „Ruhig, Fingal! ruhig Waldine!“ rief er den bellenden Hunden zu. Ein Paar Truthähne ſpreizten ihre Federn aus und kollerten aus allen Kräften. Diener und Mädchen ſtanden an der Thür, das war der Empfang.

„Joſtrup ſoll wohl die rothe Stube erhalten?“

fragte Wilhelm, und die Freunde ſtiegen die Treppe hinan.

Ein junges blaſſes Mädchen, zwar nicht ganz frei von Sommerſproſſen, aber mit einem ſeelenvollen Auge, lief ihnen entgegen, es war Wilhelms jüngſte Schweſter; ſie drückte den Bruder ans Herz und faßte vertraulich Otto's Hand. Sie iſt nicht ſchön! war der erſte Eindruck, den ſie auf ihn machte. Sein Zimmer war gewölbt, die Wände gemalt, als wären es Gobelins; ſie ſtellten den ganzen Olymp dar. Links befand ſich ein alter Kamin, mit Verzierungen und vergoldeter Inſchrift; rechts ſtand ein altfränkiſches Himmelbett mit roth-damaſtnen Vorhängen. Die Ausſicht beſchränkte ſich auf den Burggraben und den mittleren Hof. Nur wenige Augenblicke, und Otto und Wilhelm wurden zu Tiſche gerufen. Ein langer Gang, durch zwei Flügel des Gutes, auf der einen Seite Fenſter, auf der andern Eingänge zu den Zimmern, führte nach dem Speiſeſaale. Der ganze Gang war eine große Bildergalerie; Bildniſſe in Lebensgröße, hochadelige Ritter und Damen vorſtellend und in roth gepuderten Perrücken prunkend, Kinder, gleich den Alten herausgeputzt, Tulpen in den Händen und große Jagdhunde an der Seite, außerdem auch hiſtoriſche Stücke ſchmückten die Wände.

„Haben wir keinen Kranz auf dem Tiſche?“ fragte Sophie, als ſie mit den Andern ins Speiſezimmer trat.

„Nur ein ſchwacher Verſuch, meine Schweſter nachzuahmen!“ ſagte Louiſe lächelnd.

„Aber es iſt keine einzige Blume in dem Kranze! welche Oekonomie! und doch iſt er niedlich!“

„Wie geſchmackvoll!“ rief Otto aus, indem er den Kranz betrachtete, welchen Louiſe gelegt hatte.

Alle Arten Grün, in den unzähligen Uebergängen, ein Paar gelbe Lindenblätter und ein wenig von einer Blutbuche bildeten durch die verſchiedenen Farben und Formen einen geſchmackvollen Kranz auf dem weißen Tiſchtuche.

„Sie bekommen eine Diſtel und ein welkes Blatt!“ flüſterte Wilhelm, als Otto ſich ſetzte.

„Aber doch das Schönſte!“ antwortete dieſer. „Die Blutbuche nimmt ſich allerliebſt aus neben der weißlich grünen Diſtel und dem gelben Blatte.“

Meine Schweſter Sophie,“ ſagte Louiſe, „legt uns jeden Tag einen verſchiedenen Kranz, das putzt ſo hübſch! Iſt ſie nicht da, ſo bekommen wir keinen; das wäre auch heute der Fall geweſen, als ich aber erfuhr, daß Wilhelm käme, und wir, fügte ſie mit einem freundlichen Blick hinzu, „noch zwei Gäſte bekämen, ſo machte ich in der größten Eile einen Verſuch, und —“

„Und Du wollteſt mir zeigen, wie man es niedlich machen könne, ohne Deine Blumen zu berauben!“ unterbrach ſie Sophie lachend. „Im Grunde bin ich auch grauſam! Ich kappe allen ihren Lieblingen die Köpfe ab. Morgen will ich, um Deinen heutigen Kranz zu parodiren, einen Kranz von Braunkohl und Artiſchocken legen!“

„Madeira oder Portwein?“ fragte der Kammerjunker, und lenkte das Geſpräch von den Blumen auf Speiſen und Getränke. „Man befindet ſich wohl hier auf dem Gute! Fräulein Louiſe ſorgt für den Körper, und Fräulein Sophie für den Geiſt!“

„Und Mama ſchenkt eine Taſſe guten Kaffee ein,“ ſagte die Mutter, „Sie müſſen mich auch ein Bischen loben!“

„Ich mache nach Tiſche Muſik!“ rief Wilhelm, „ſo hat denn die ganze Familie ihre Thätigkeit gezeigt.“

„Aber keine Phantaſien!“ ſagte der Kammerjunker, „keine Phantaſien, beſter Freund! nein, ein raſches Lied, dem man anhören kann, was es ſein ſoll, keins von den künſtlichen!“ Ein derber Schlag auf die Schulter ſollte ſeine Ausdrücke mildern.

IX.

Sie ſorgt für das Tiſchtuch weiß und fein,
Sorgt, daß die Bettlaken ſauber und rein
Und das Licht in den Leuchter auch paſſe.

So wirkt ſie voller Beſcheidenheit
Für das Haus, wo die Ihren weilen,
Und tritt erſt ein zur Dämmerzeit,
Der Geſellſchaft Freuden zu theilen.

Oehlenſchläger.

Eine ſtille, geſchäftige Hauselfe war Louiſe, die ſchönen duftenden Blumen waren ihre Lieblinge. Gutmüthig lächelte ſie zu den Neckereien der Schweſter, ruhig hörte ſie jedem leichtſinnigen Geſpötte zu; nur wenn Jemand traveſtirend in dasjenige eingriff, was ihrer Seele heilig war, wurde ſie aus ihrer Ruhe gebracht und konnte eine gewiſſe Beredſamkeit erlangen.

Wir wollen die beiden Schweſtern näher kennen lernen und deshalb zu einem der folgenden Tage übergehen.

Ein achttägiges Zuſammenleben auf einem Gute bringt oft größere Vertraulichkeit hervor, als wenn man einen ganzen Winter hindurch in den großen Geſellſchaftskreiſen der Stadt zuſammentrifft. Otto fühlte ſich ſchon wie zu Hauſe; er wurde als ein naher Verwandter behandelt. — Wilhelm erzählte von der ſchönen Eva, und Sophie fand, ſie ſei ein romantiſcher Charakter, Mama bedauerte das arme Kind und Louiſe wünſchte, ſie bei ſich auf dem Gute zu haben, ein Wirthshaus ſei doch kein Ort für ein ordentliches Mädchen. Dann ſprach man von den Winterfreuden in Kopenhagen, von Kunſt und Theater. Ueber dieſe Gegenſtände konnte Louiſe nicht viel mitſprechen, obgleich ſie doch ein Stück geſehen hatte, Dyveke; die liebenswürdige Natur der Darſtellerin hatte tief zu ihrem Herzen geredet.

Einige Tage waren verſtrichen, der Himmel war grau; die Jugend verſammelte ſich um den Tiſch, es fehlte nicht an Stoff zur Unterhaltung. Alle, welche Brüder oder Söhne haben, die ſtudiren, werden auch bemerkt haben, wie ſehr dieſelben hauptſächlich von den phyſikaliſchen und aſtronomiſchen Vorleſungen ergriffen werden, in denen ſich die Welt gleichſam vor dem geiſtigen Auge erweitert. Wir wiſſen, daß die Freunde eben im verfloſſenen Sommer an dieſen

Vorleſungen Theil genommen hatten und, gleich den Meiſten, davon erfüllt waren, von der Beſchauung des Waſſertropfens mit ſeinen unzähligen Infuſionsthierchen an bis zur Entfernung und Größe der Sterne und Planeten.

Den Meiſten von uns ſind dies bekannte Lehren, auch war es den Damen nichts durchaus Neues, indeſſen intereſſirte es, zum Theil vielleicht durch Otto's ſchöne Beredſamkeit. Das grane, regneriſche Wetter lenkte das Geſpräch auf die phyſiſche Erklärung der Entſtehung unſeres Erdballs hin, ſo wie die Freunde ſie in Oerſted's Vorleſungen aufgefaßt hatten.

„Die nordiſchen und griechiſchen Mythen ſtimmen auch hierin überein!“ ſagte Otto. „Wir müſſen uns denken, daß im Raume ſich ein ewiger, unendlicher Nebel befand, in welchem eine Zuſammenziehungskraft lag. Der Nebel verdichtete ſich nun zu einem Tropfen, unſer Erdball war ein ungeheurer, eiförmiger Tropfen; Licht und Wärme wirkten auf dieſes große Weltei ein und brüteten nicht nur ein Geſchöpf aus, nein, Millionen; dieſe mußten wieder ſterben und neuen weichen, aber ihre Leichname ſanken als Staub gegen den Mittelpunkt; dieſer wuchs, das Waſſer ſelbſt verdunſtete, und bald tauchte ein Punkt aus der Meeresfläche hervor. Die Sonnenwärme entwickelte Moos und Pflanzen, neue Inſeln kamen zum Vorſchein, Jahrhunderte lang zeigte ſich größere Entwickelung und Veredlung, bis die Vollendung erlangt wurde, die wir jetzt ſchauen!“

„So aber lehrt uns die Bibel es nicht!“ ſagte Louiſe. „Moſes hat ſeine Darſtellung der Schöpfung erdichtet," antwortete Otto; „wir halten uns an die Natur, die hat größere Offenbarungen als der Menſch!"

„Die Bibel iſt Ihnen doch ein heiliges Buch?" fragte Louiſe und erröthete.

„Ein ehrwürdiges Buch!" entgegnete Otto. „Es enthält die tiefſten Lehren, die intereſſanteſte Geſchichte, aber auch Vieles, was gar nicht in ein heiliges Buch gehört."

„Wie können Sie doch dergleichen ſagen?" rief Louiſe aus.

„Berühren Sie in ihrer Anweſenheit die Religion nicht," ſagte Sophie. „Sie iſt ein frommes Gemüth und glaubt, ohne wiſſen zu wollen, weshalb."

„Ja," ſagte Wilhelm, „dieſen Winter wurde ſie ordentlich böſe und, wie ich glaube, zu erſten Male böſe auf mich, weil ich behauptete, Chriſtus ſei ein Menſch geweſen!"

„Wilhelm!" unterbrach ihn das junge Mädchen, „ſprich nicht davon, ich fühle mich unglücklich bei dieſem Gedanken; ich kann und will das Heilige nicht zu mir und dem Alltagsleben herabgezogen ſehen. Es liegt nun einmal in meiner Natur, zu glauben, daß ich, wenn ich anders denke, als ich es gelernt habe und mein Herz es mir erlaubt, eine Sünde begehe! Es iſt profan, und ſprecht Ihr länger auf dieſe Weiſe von der Religion, ſo verlaſſe ich das Zimmer."

In dieſem Augenblick trat die Mutter ein. „Das Feſt hat angefangen!" ſagte ſie. „Ich habe meinen blankſten Silberſchilling ausliefern müſſen! Kennt Herr Zoſtrup die alte Sitte, welche hier zu Lande beobachtet wird, wenn das Bier fürs Erndtefeſt gebraut wird?"

Ein durchdringender Schrei, wie von einer Horde Wilder, drang in dieſem Augenblick der Geſellſchaft zu Ohren.

Die Freunde gingen hinab.

Mitten in dem großen Brauhauſe ſtand ein Kübel; um denſelben herum tanzten alle Mägde des Gutes, von der Meierin an bis zu der Schweinehüterin hinunter; die eiſenbeſchlagenen Holzſchuhe ſchlugen gegen die unebene Steindiele. Die meiſten Tänzerinnen waren ohne Jacken, aber in langen Hemdärmeln und dem engen Mieder. Einige ſchrien, Andere lachten, das Ganze ſchmolz in ein Geheul zuſammen, während ſie Hand in Hand um den Kübel tanzten, in welchem das Bier gebraut werden ſollte. Das Brauermädchen warf nun den blanken Silberſchilling hinein, worauf alle Mägde, gleich wilden Mänaden, einander die Hauben abriſſen und ſich in bacchantiſcher Wildheit um den Kübel hin und her zerrten. Dadurch ſollte das Bier kräftiger werden und bei dem bevorſtehenden Erndtefeſte berauſchender wirken.

Unter den Mägden zeichnete ſich hauptſächlich eine durch ihren ſtarken Körperbau und das lange, ſchwarze Haar aus, welches ihr, da die Haube heruntergeriſſen war, verworren um das rothe Geſicht hing. Die dunklen Augenbrauen waren zuſammengewachſen. Alle ſchienen gegen ſie am meiſten zu wüthen, und wirklich nahm ſie etwas Wildes, faſt Thieriſches an. Beide Arme hob ſie hoch empor, und mit ausgeſpreizten Fingern drehte ſie ſich wie im Wirbel umher.

„Das iſt häßlich!“ flüſterte Otto; „ſie ſehen Alle aus, wie Wahnſinnige.“

Wilhelm lachte darüber. Die wilde Luſtigkeit verlor ſich in ein glückſeliges Gelächter. Das Mädchen mit den zuſammengewachſenen Augenbrauen ließ die Arme ſinken, aber noch lag in ihrem Blicke das Wilde, welches das loſe Haar und die entblößte Schulter noch mehr hervortreten ließen. Entweder hatte eine der Andern das Unglück gehabt, ihre Lippe zu kratzen, oder auch ſie ſelbſt hatte ſich in bacchantiſcher Wildheit gebiſſen, daß ſie blutete. Sie blickte zufällig nach der offenen Thür, wo beide Freunde ſtanden. Otto's Antlitz verzog ſich, wie immer, wenn etwas unangenehm auf ihn einwirkte. Sie ſchien ſeine Gedanken zu errathen und lachte laut. Otto trat bei Seite; es war ihm, als fühlte er im voraus, welchen Schatten jene Geſtalt einſt in ſein Leben werfen würde.

Als er und Wilhelm darauf zu Sophie und Louiſe hinaustraten, erzählte er, welchen unangenehmen Eindruck das Mädchen auf ihn gemacht habe.

„O, das iſt meine Meg Merrilies!“ rief Sophie aus. „Finden Sie nicht, daß ſie ungeachtet ihrer Jugend etwas von dieſen Walter-Scott'ſchen Hexen hat? Wenn ſie älter wird, wird ſie vortrefflich werden. Sie hat den Anſchein, als wäre ſie einige Dreißig, und bedenken Sie nur, ſie ſoll nicht über zwanzig Jahre alt ſein! Sie iſt eine wahre Rieſin.“

„Die Arme!“ ſagte Louiſe. „Alle urtheilen nach dem Aeußeren; ihre Umgebung haßt ſie, ich glaube, weil ihre Augenbrauen zuſammengewachſen ſind und das ein Zeichen ſein ſoll, daß ſie ein Alp *) ſei; ſie ſind böſe gegen ſie, und wie könnte man von der Klaſſe Menſchen, zu welcher ſie gehört, erwarten, daß ſie Hohn mit Gutmüthigkeit vergelten ſollte! Sie iſt ein Unhold geworden. In einigen Tagen, wenn wir das Erndtefeſt haben, werden Sie ſehen, wie jedes Mädchen einen Tänzer bekommt; die arme Sidſel kann ſich putzen, ſo viel ſie Luſt hat, ſie ſteht doch allein. Es iſt freilich hart, zu einem ſolchen Weſen geboren zu ſein."

„Die Unglückliche!" ſeufzte Otto.

„O, das fühlt ſie nicht," ſagte Wilhelm, „ſie kann es nicht fühlen, dazu iſt ſie zu roh und zu thieriſch."

---

*) In Thiele's däniſchen Volksſagen geſchieht dieſe Volks-Aberglaubens Erwähnung. „Wenn ein Mädchen um Mitternacht zwiſchen vier Stöcken die Haut ausſpannt, in welcher ſich das Füllen befindet, wenn es geworfen wird, und dann nackt hindurch kriecht, ſo wird ſie ohne Schmerzen Kinder gebären können, aber alle Knaben, welche ſie zur Welt bringt, werden Wehrwölfe, und alle Mädchen Alpe." — Sie ſind des Tages dadurch kenntlich, daß die Augenbrauen über der Naſe zuſammengewachſen ſind. Nachts kommt der Alp durchs Schlüſſelloch und ſetzt ſich dem Schlafenden auf die Bruſt. Auch in Deutſchland findet man dieſen Aberglauben. Grimm erwähnt denſelben und verſichert: „Sagt man zu dem drückenden Alp:

Trud, komm morgen,
So will ich borgen!

ſo weicht er alsbald, und kommt am andern Morgen in Geſtalt eines Menſchen, etwas zu borgen."

X.

> Waren nicht jung die Erbſen und friſch, und wie Zucker die Wurzeln?
> Und was fehlte dem Schinken, der Gänſebruſt und dem Hering?
> Was dem gebratenen Lamm, und dem kühlenden röthlich geſprengten
> Kopfſalat? War der Eſſig nicht ſcharf und balſamiſch das Nußöl? —
> — Nicht die Butter wie Kern, nicht zart die rothen Radieschen?
> Was? —
>
> Voß, Louiſe.

„Herr Zoſtrup ſoll des Kammerjunkers altes Gut ſehen. Morgen müſſen wir hinüber!“

Louiſe konnte nicht mit, hundert kleine Pflichten feſſelten ſie an das Haus. Die wichtigſte von allen war das Platten.

„Das kann ja aber das Hausmädchen thun!“ ſagte Sophie, „komm doch mit!“

„Wenn Du nun die Sachen hübſch und niedlich in Deinen Schubkaſten ſiehſt,“ entgegnete Louiſe, „ſo verzeihſt Du mir wohl, daß ich zu Hauſe blieb.“

„Ja, Du biſt ein herrliches Mädchen!“ ſagte Sophie, „Du verdienteſt, daß Jean Paul Dich gekannt und in einem ſeiner Bücher unſterblich gemacht hätte, Du verdienteſt das Glück, von einem ſolchen Dichter beſungen zu werden.“

„Nennſt Du es Glück,“ antwortete die Schweſter, „wenn die ganze Welt Einem ihre Aufmerkſamkeit zuwendet? Das muß ängſtlich ſein, unglücklich! Nein, weit beſſer iſt es doch, gar nicht bemerkt zu werden. Bringe ihnen drüben meine Grüße, und fordre meinen Claudius zurück; den haben ſie nun ein halbes Jahr gehabt.“

„Da haben ſie die Hälfte der Bibliothek meiner Schweſter behalten,“ ſagte Sophie lachend zu Otto. „Sie müſſen wiſſen, ſie hat nur zwei Bücher: Mynſter's Predigten und den Wandsbecker Boten.“

Der Wagen rollte durch die große Kaſtanien-Allee fort.

„Dort auf dem Hügel, dicht beim Walde habe ich das Erlenmädchen geſpielt,“ ſagte Sophie. „Ich war noch nicht confirmirt; es waren Fremde bei uns auf dem Gute, und ſie luſtwandelten in dem ſchönen Mondſcheine durch den Wald. Zwei meiner Freundinnen und ich, wir hüpften nach dem Hügel, faßten einander an den Händen und tanzten in die Runde. Tags darauf erzählten zwei Leute aus der Gemeinde dem Prediger von drei weißgekleideten Erlenmädchen, die im Mondſcheine auf dem Hügel getanzt hätten. Die Erlenmädchen waren wir, daß aber unſere Rücken hohl geweſen, wie ein Backtrog, und daß der Hügel wie Silber glänzte, das war ihre Erfindung.

„Und in dieſer Eiche,“ rief Wilhelm aus, „ſchoß ich als Knabe den erſten Vogel, der von meinem Schuſſe fiel. Es war eine Krähe, ſie wurde ſehr ehrenvoll beſtattet.“

„Ja, unter meiner Schweſter Thränenweide,“ ſagte Sophie. „Wir begruben ſie in einem alten, mit weißen Schleifen beſetzten dreieckigen Hut. Das Grab war mit Mohnblättern und gelben Lilien verziert. Ich trug die Leiche; Wilhelm, damals ein großer Knabe, hielt die Rede, und Louiſe ſtreute Blumen.“

„Ihr waret Närrchen!“ ſagte die Mutter. „Aber ſeht Ihr, wer dort kommt?“

„O, mein kleiner Dickie, mein Zwerg von Kenilworth!“ rief Sophie aus, als ſich ihnen ein kleiner buckliger Mann mit dünnen Beinen und einem ältlichen Geſichte näherte. Er war gekleidet, wie ein Bauer, und trug auf dem Rücken einen kleinen Ranzen von rothem Kalbleder, die Haarſeite nach außen gekehrt; in dieſem transportirte er ſeine Violine.

„Heißt er Dickie?“ fragte Otto.

„Nein, es iſt nur ein Scherz von Sophie,“ nahm Wilhelm das Wort. „Sie muß immer ehrliche Leute romantiſiren. Er heißt ſchlecht und recht „„Muſikanti.““ Der Fühne, wiſſen Sie, italieniſirt die meiſten Namen. Sonſt heißt er auch Peter Krüppel.“

„Sie werden ſeine Töne hören!“ ſagte Sophie. „Uebermorgen, wenn wir das Erndtefeſt haben, iſt er Nummer Eins. Er verſteht Muſik, die Sie ſchwerlich kennen; er ſpielt Ihnen ſowohl den Schuſtertanz als die Kirſchſuppe; ſolche Tänze hat man hier zu Lande.“

„Jetzt befinden wir uns jenſeits meiner Ländereien und auf denen des Nachbars,“ ſagte die alte Dame. „Sie werden einen recht alten Hof ſehen.“

„Ich möchte wiſſen, wie Herrn Zoſtrup die Bewohner gefallen werden,“ ſagte Sophie. „Den Kammerjunker kennen Sie, er iſt ein vortrefflicher Landedelmann. Seine Schweſter hingegen iſt ein wenig eigen; ſie gehört zu der Art Menſchen, die immer, ſelbſt bei dem beſten Willen, den Leuten Unannehmlichkeiten ſagen. Sie hat dazu ein ganz ſeltenes Talent. Sie werden es ſchon erfahren. Aber ſie meint es nicht ſo ſchlimm; ſie kann auch ſcherzen! Danken Sie Gott, daß Sie nicht die Nacht über da bleiben, ſonſt würden Sie erfahren, was ſie und die Mamſell anſpinnen können.“

„Ja, die Mamſell iſt meine Freundin!“ ſagte Wilhelm. „Sie werden ihr Nähkäſtchen ſehen mit allen Curioſitäten. Dies Käſtchen ſpielt eine große Rolle; es wird immer mitgenommen, wenn ſie Beſuche macht; um der Converſation willen kommt es zum Vorſchein, dann wird Alles durchgeſehen und jedes Stück macht die Runde. Ja, da giebt's niedliche Sachen zu ſehen: einen kleinen Schiebkarren mit Nadelkiſſen, einen ſilbernen Fiſch mit Eau de Lavande und die kleine Elle von Seidenband.“

„Ja, und das Bernſteinherz!“ ſagte Sophie, „den kleinen Napoleon von Eiſenguß und den Offizier, der auf den Boden des Käſtchens feſtgeklebt iſt; das ſoll ein guter Freund in Odenſe ſein, vertrauete ſie mir neulich.“

„Sehn Sie, wie hübſch der Kammerjunker das Gut mit Steinen eingefriedigt hat,“ ſagte die Mutter, „und wie ſchön die Kirſchbäume ſtehen; er iſt ein betriebſamer Mann!“

Man näherte ſich dem Garten. Er war im alten franzöſiſchen Geſchmacke, mit ſteifen Alleen, Pyramiden von Buxbaum und weißangeſtrichenen, ſteinernen Figuren; Satyrn und Göttinnen guckten durch das grüne Laub. Jetzt erblickte man eine hohe Thurmſpitze, und bald hätte ſich der ganze alte Hof den Blicken entfaltet. Das Waſſer war aus den breiten Burggräben abgeleitet, wo die Weidenbäume mit gebeugten Kronen und entblößten Wurzeln im warmen Sonnenſcheine ſtanden. Eine Menge Arbeitsleute waren eifrig beſchäftigt, die Gräben vom Schlamm zu reinigen, der auf Schiebkarren an beiden Seiten aufgefahren wurde.

Man gelangte ſogleich in den Haupthof; die Scheunen und Außengebäude lagen an der entgegengeſetzten Seite. Ein Gewühl von Hunden ſtürzte bellend auf den Wagen zu, alle möglichen Racen, von dem großen däniſchenn Hunde an, der den Pariſern bekannt iſt, bis zu dem kleinen Mops des Verwalters hinab, der ſich unter dieſe Geſellſchaft gemiſcht hatte. Hier ſtand der Windhund mit ſeinen ellenlangen Beinen neben dem Täckel; man gewahrte alle Abſtufungen, und jede hatte ihr eigenthümliches, melodiſches Bellen. Ein Paar Pfauen, mit ausgeſpreizten, bunten Schweifen, erheben zu gleicher Zeit ein Geſchrei, das Eindruck machen mußte. Der ganze Hof hatte einen auffallenden Anſtrich von Reinlichkeit; das Gras war zwiſchen den Steinen ausgejätet, Alles gefegt und in eine beſtimmte Ordnung geſtellt. Vor der Haupttreppe ſtanden vier große Lindenbäume; die Kronen, von Jugend an zuſammengebogen und darauf ſteif beſchnitten, bildeten zwei große, im Frühling und Sommer grünende Ehrenpforten. Rechts ſtand auf einem aufgerichteten Balken, der wie eine Säule zugehauen und geformt war, ein hübſch gemalter Taubenſchlag, und rund umher flatterten und gurrten die bunten Bewohner. Die Pfauentaube ſpreizte den Schweif mit den Pfauen um die Wette, und die Kropftaube erhob ſich auf den langen Beinen und brüſtete ſich, als wolle ſie mit der Miene des vornehmen Mannes die Fremden willkommen heißen. Nur das braunrothe Ziegeldach und die blankpolirten Scheiben deuteten auf das Moderne; das Gebäude ſelbſt, von den ſteinernen Fenſterbänken an bis auf den alterthümlichen Thurm, durch welchen man hineintrat, verkündete das Antike. Auf der gewölbten Hausflur ſtanden zwei mächtige Schränke; die Maſſe von Holz in denſelben und das künſtliche Schnitzwerk zeugten von ihrem hohen Alter. Ueber der Thür waren ein Paar Zehnender befeſtigt.

Des Kammerjunkers Schweſter, Fräulein **Jacoba**, ein Mädchen von einigen dreißig Jahren, weder dick noch mager, aber mit einem wunderbaren Gemiſch von Jovialität und Verdrießlichkeit, trat ihnen entgegen. Sie ſchien ſich des Beſuches ſehr zu freuen.

„Nun, Sie ſind ja doch herübergekommen?“ ſagte ſie zu **Wilhelm**. „Ich dachte, Sie hätten mit Ihrem Examen genug zu thun.“

Wilhelm lächelte und verſicherte ihr, daß man nach dem vielen Studiren der Aufheiterung bedürfe.

„Ja Sie ſtudiren wohl auch was Ehrliches!“ ſagte das Fräulein, und wendete ſich freundlich an **Sophie**. „Ei Du mein Gott, Fräulein!“ rief ſie aus, „wie hat die Sonne Ihre Naſe verbrannt! das ſieht ja abſcheulich aus! Tragen Sie keinen Schleier? Sie, die Sie übrigens ſo gut ausſehen!“

Otto war ihr fremd, er entging daher ſolchen Unannehmlichkeiten. Den ganzen Tag ſollten ſie hier zubringen, meinte Fräulein Jacoba, aber Mama ſprach davon, um Mittag wieder zu Hauſe zu ſein.

„Daraus wird nichts!“ ſagte Jacoba. „Ich habe Sie erwartet, und nun haben wir Eſſen gekocht und Anſtalten gemacht; all' dieſe Mühe will ich nicht umſonſt gehabt haben. Die aparten Gerichte ſind um Ihretwillen da, und darum müſſen Sie auch davon eſſen.“ Dies wurde indeſſen in einem ſo gutmüthigen Tone vorgebracht, daß ſelbſt ein Fremder dadurch nicht beleidigt worden wäre. Der Kammerjunker war im Felde, um nach ſeinem Flachs zu ſehen; er wollte bald zurückkommen. Junker Wilhelm könnte unterdeſſen Herrn Joſtrup umherführen; „er hätte ja ſonſt nichts zu thun,“ meinte ſie.

Niemand durfte indeſſen in der Wohnſtube ſein, da war es ſo düſter, die Wände waren auch noch von Alters her mit ſchwarzem Kalbsleder überzogen, worauf vergoldete Blumen abgedruckt waren; nein, ſie ſollten nach dem Saale, da war es moderniſirt, ſeitdem die Frau Baronin zuletzt hier geweſen. Der alte Kamin mit den ausgeſchnitzten Holzzierrathen war fortgeſchafft und ein hübſcher Kachelofen hatte die Stelle deſſelben eingenommen. Die Wände waren mit neuen Pariſer Tapeten überzogen: alle Prachtgebäude dieſer Stadt konnte man hier beſchauen, **Notre Dame, Saint Sulpice** und die Tuilerien. Lange, rothe Gardinen, über vergoldete Stäbe geworfen, hingen um die hohen Fenſter. Alle dieſe Herrlichkeiten wurden bewundert.

„Ich mag doch lieber die antike Wohnſtube,“ ſagte

Sophie, „den alten Kamin und die kalbsledernen Tapeten; man lebt ſich ordentlich in die Ritterzeit hinein!“

„Ja, Sie ſind immer ein wenig närriſch geweſen! ſagte Jacoba, und milderte ihre Worte durch ein Lächeln und einen Händedruck. „Nein, der Saal hier iſt lebhafter.“ „Ach!“ fuhr ſie plötzlich auf, „da hat Tine ihren Nähkaſten auf das Fenſter geſetzt; das iſt eine Unordnung!“

„O, iſt das der berühmte Nähkaſten mit den vielen Narrenspoſſen?“ fragte Wilhelm, ihn lachend zu ſich nehmend.

„Weder Narren noch Poſſen ſind in dem Kaſten,“ ſagte Jacoba. „Aber ſchauen Sie nur in den Spiegel, vielleicht finden Sie dort eins von Beiden.“

„Keine Beleidigungen, mein Fräulein!“ ſagte Wilhelm, „ich bin academiſcher Bürger!“

Jetzt trat der Kammerjunker ein, in demſelben Reitanzuge, in welchem wir zuerſt ſeine Bekanntſchaft gemacht haben. Er hatte ſein Heu und ſeinen Hafer beſucht, nach den Leuten geſehen, welche bei den Einfriedigungen arbeiteten, und war in der Plantage geweſen. „Nun, Fräulein Sophie!“ ſagte er, „ſahen Sie, wie ich um den Hof her aufräume? es koſtet mir über funfzehnhundert Thaler, und doch ſind es die Gutsbauern, welche ausſchlämmen. Aber ich bekomme auch einen delicaten Dünger, er iſt ſo fett und lecker, daß es eine Luſt iſt. — Aber Jacoba, wo bleibt der Kaffee?“

„Laß ſie doch erſt zur Thür hereinkommen,“ eiſerte Jacoba. „Sie haben doch wohl etwas genoſſen, bevor ſie von Hauſe wegfuhren. Laß mich die Damenangelegenheiten beſorgen, und nimm Du Dich der Herren an, daß die nicht ſtehen und ſich langweilen!“

Der Kammerjunker führte die Freunde die ſteinerne Wendeltreppe hinan, in den alten Thurm.

„Alles ſolid und gut!“ ſagte er, „ſo bauen wir jetzt nicht mehr; die Schießlöcher hier dicht unter dem Dache ſind ſchon zu meines ſeligen Vaters Zeit zugemauert worden. Aber betrachten Sie nur dieſes Bauholz!“

Der ganze Boden ſchien ein Rieſenſkelett von Balken, einer kreuzte den andern. Auf jeder Seite des Bodens befand ſich eine gewölbte Kammer mit einem gemauerten Kamin; wahrſcheinlich hatte man dieſe Kammern als Wachſtuben benutzt; von beiden ging, zwiſchen den Balkenpaliſſaden und der breiten Mauer, eine Art Wächtergang.

„Hier,“ ſagte der Kammerjunker, „haben Sie nach dem Feinde gut auslugen können. Sehn Sie durch mein Fernrohr, man hat hier das ganze Land, von Viſſenberg bis zur Munkebobank, den Belt und die Höhen von Svendborg vor ſich. Sehn Sie nur! es iſt klare Luft, wir ſehen ſowohl Langeland als Seeland. Hier hätte man 1807 die engliſche Flotte recht betrachten können.“

Sie erſtiegen die ſchmale Leiter und kamen an der großen Uhr vorbei, deren Gewichte bei einem Falle die ſteinerne Treppe hätten ſprengen müſſen, und bald ſaßen die Herren auf dem höchſten Punkte. Der Kammerjunker erbat ſich das Fernrohr, ſtellte es und rief aus:

„Dacht' ich's doch! hat man ſie nicht immer im Auge, ſo haſeliren ſie. Ja ich ſeh' es wohl! da treiben nun die Kerle, die bei der Einfriedigung arbeiten, ihr Spiel mit den Mägden und thun nichts. Sie glauben nicht, daß ich hier im Thurme ſitze und ihnen zuſehe."

„So ein Fernrohr iſt doch eine gefährliche Waffe!" rief Wilhelm aus. „Sie können Leute begucken, wenn ſie es am wenigſten erwarten. Glücklicherweiſe liegt unſer Gut hinter dem Walde verborgen, wir ſind doch ſicher!"

„Ja proſit, mein Freund!" entgegnete jener, „die äußeren Seiten der Gärten haben wir. Sah ich nicht vorigen Herbſt ganz deutlich, wie Fräulein Sophie Vogelbeeren in ihr Körbchen pflückte? Und was hatte ſie da nicht für Künſte vor? Sie dachte ſicher nicht, daß ich hier ſäße und ihren niedlichen Sprüngen zuſähe."

Sie verließen den Thurm und gingen durch den ſogenannten Ritterſaal, wo mächtige, an einander gelegte Balken die Decke trugen. An jedem Ende des Saales befand ſich ein gewaltiger Kamin, mit daraufgemalten Waffen; jetzt wurde der Saal als Kornboden benutzt; man mußte einen Haufen Korn überſchreiten, um in den ſogenannten herrſchaftlichen Stuhl in der kleinen Schloßkapelle zu gelangen, die nicht mehr zum Gottesdienſte benutzt wurde.

„Hier könnte ein hübſches Stübchen ſein," ſagte der Kammerjunker, „aber wir haben ja genug, und deshalb laſſen wir es hier, der Curioſität wegen, beim Alten. Der Mond da iſt ſein Geld werth!" er deutete auf die gewölbte Decke, wo der Mond als eine runde weiße Scheibe abgebildet war, in welcher der Maler ganz naiv einen Mann mit einem Bündel Kohl auf dem Rücken angebracht hatte; eine treue Darſtellung des Volksglaubens in Betreff der ſchwarzen Flecke im Monde, daß dies nämlich ein Mann ſein ſolle, den der liebe Gott dahin verſetzt, weil er ſeines Nachbars Kohl geſtohlen habe. — „Das große Bild, zur Rechten da,“ fuhr er fort, „iſt Frau Ellen Meerſchwein; ich kaufte es in einer Auction. Einer der Bauern bot darauf; ich fragte ihn, was er mit dem großen Möbel anfangen wolle, es könne ja nicht durch ſeine Thür hinein. Aber wiſſen Sie, welche Speculation er hatte? ſie war ſo übel nicht! Sehn Sie, von der gemalten Leinwand fließt der Regen ſo ſchön ab; er wollte ſich ein Paar Beinkleider daraus machen laſſen, um ſie in regneriſchem Wetter hinter dem Pfluge anzuziehen, die würden den Regen ſchon abhalten; ich meinte aber doch verhüten zu müſſen, daß das Bildniß der hochachtbaren Frau Ellen Meerſchwein ſolchergeſtalt verunglimpft würde. Ich kaufte ſie; nun hängt ſie da und ſieht ordentlich ganz vergnügt aus. Der Bauer bekam einen Ritter, vielleicht einen meiner eignen Vorfahren, der nun zu Beinkleidern zerſchnitten wurde. Sehn Sie, das hat man davon, ſich malen zu laſſen.“

„Aber der Schrank im Pfeiler dort?“ fragte Otto.

„Da hat man ſicher Bibel und Gebetbuch aufbewahrt. Nun habe ich da, was ich Confect nenne, für den Director des nordiſchen Muſeums, den Kanzleirath Thomſen; alte Opfermeſſer, Keile und Ringe, die ich in dem Pferdeſumpfe und oben in den Hügeln gefunden habe; keine viertel

Elle unter dem Naſen fanden wir Topf an Topf; um jeden ein kleines Steingehege, einen flachen Stein als Ueberlage, und drunter ſtand der Topf mit gebrannten Hünenknochen. Die beſten Sachen ſind ſchon nach Kopenhagen abgegangen, und kommt der Kanzleirath, ſo nimmt der, bei meiner armen Seele, den Reſt mit. Das mag er denn auch gern, denn ich kann den Kram doch nicht brauchen.“

Nach dem Kaffee luſtwandelte man in dem alten Garten. Das Ausſchlämmen wurde genauer betrachtet, Milchkeller und Schweinekoben beſucht, die neue Dreſchmaſchine in Augenſchein genommen. Aber nun ſollte auch das ruſſiſche Dampfbad verſucht werden, „es war geheizt!“ aber das Ende vom Liede war, daß nur der Kammerjunker ſelbſt es benutzte. Als er zurückkam, war der Mittagstiſch gedeckt. „Aber hier fehlt ja Etwas!“ rief er aus, verließ das Zimmer und kehrte gleich mit zwei großen Blumenbouquets in Biergläſern zurück, die er auf den Tiſch ſtellte. „Wo Fräulein Sophie ſpeiſet, darf der Blumenſchmuck nicht fehlen! Wir können freilich nicht Kränze legen, wie Sie!“ er ſetzte ſich ans Ende des Tiſches und wollte, wie er ſich ausdrückte, den Präſidenten Lars vorſtellen; ſie hatten den Wandsbecker Boten ein halbes Jahr im Hauſe gehabt, und es mußte ja dem Fräulein Sophie gefallen, wenn man Lectüre verrieth. Dieſer Lars und die Blumen galten hier eben ſo viel, als im Süden eine Serenade unter den Fenſtern der Schönen.

Als gegen Abend der Wagen zur Heimfahrt vor der

Thür hielt, ſtand Otto noch und betrachtete einige in dem Thurmgebäude eingemauerte alte Inſchriften.

„Das können Sie ein andermal beſehen!“ ſagte Jacoba, „nun müſſen Sie ein Bischen nützlich ſein!“ und ſie reichte ihm die Mäntel der Damen.

Unter dem Verſprechen eines Gegenbeſuches und dem Abſchiedsgebell der Hunde rollte der Wagen fort.

„Ich bin wirklich in den alten Hof verliebt!“ ſagte Sophie.

„Der Kammerjunker gewinnt ſehr bei näherer Bekanntſchaft!“ bemerkte Otto.

Sie hatten nun das äußerſte Ende des Gartens erreicht. Ein Blumenregen ergoß ſich über ſie und den Wagen. Der Kammerjunker, Jacoba und die Mamſell hatten einen nähern Weg eingeſchlagen und winkten den Abreiſenden noch ein Lebewohl zu, indem ſie dieſelben mit Hyazinthen und Levkoyen überſchütteten. Mit geübter Hand warf Jacoba, als Zeichen der Freundſchaft, Otto'n eine große Nelke gerade ins Geſicht. „Leben Sie wohl! leben Sie wohl!“ erſcholl es von beiden Seiten, und unter dem Geläute der Abendglocke vom nahen Kirchdorfe her, denn es war um Sonnen-Untergang, rollte der Wagen fort.

XI.

„Tanzet und ſtampfet,
Daß die Schuhſohlen abfallen!“

Däniſches Volkslied.

Den folgenden Tag ſollte das vielbeſprochene Erndtefeſt begangen werden. Die Heuerndte war's, welche dieſe Luſtbarkeit veranlaßte.

Drei Nachmittage nach einander ſollte im inneren Hofe, unter freiem Himmel, Ball ſein. Längs der Mauer bildeten rohe Planken, auf Holzklötze gelegt, eine Reihe Bänke. An den beiden Enden des Hofes lagen zwei Tonnen des neulich gebrauten Biers, welches mehr Malz als gewöhnlich bekommen und außerdem ja noch, durch den Silberſchilling und den magiſchen Tanz der Mägde um den Kübel, beſondere Kraft erlangt hatte. Eine große hölzerne Kanne, einige Maß Branntwein faſſend, ſtand auf einem Tiſche; der Hirte, welcher die Bleiche bewachte, wurde als eine Art Schaffner bei der Schenke angeſtellt. Eine Brotfrau von Nyberg mit friſchem Weißbrote auf ihrem Schubkarren rollte in den Hof und richtete da ihren Verkauf für Jedermann ein; denn nur die Trinkwaaren erhielten die Gäſte frei.

Dieſe traten nun paarweiſe in den Hof, die Männer theils in Jacken, theils in langen Röcken, die ihnen bis an die Knöchel hinabreichten. Aus der Weſtentaſche ragte ein kleiner Strauß von Federnelken hervor. Die

Mädchen trugen ihre Blumenſträuße in den zierlich zuſammengelegten Taſchentüchern. Zwei Muſikanten, ganz junge Burſchen, im Spitzkleide mit ſteifer Halsbinde, und der bekannte Peter Krüppel, „Muſikanti,“ wie er genannt wurde, führten den Zug an. Sie ſpielten beide ein und daſſelbe Stück, aber jeder auf ſeine Weiſe. Gut und alt war es.

Nun begann man zu looſen, wer vor der herrſchaftlichen und wer vor der Thür des Verwalters tanzen ſollte; darauf looſten wieder beide Parteien um die Muſikanten. Die Mädchen ſetzten ſich in einer Reihe auf die Bänke, von wo aus ſie gewählt wurden. Die Galanterie entſprach dem Ballſaale, dem harten Steinpflaſter. Das Gras war ja nicht einmal ausgejätet, aber es mochte ſchon gehen, wenn ſie nur erſt einen Tag da getanzt hatten. „Na, wie ſitzt' Du da?“ mit einer halb verdrießlichen Freundlichkeit geſagt, war die Aufforderung, und dieſe galt für ſieben Tänze. „Nur nicht traurig!“ erſcholl es, und nun bewegte ſich der größte Theil phlegmatiſch fort, wie im Schlafe oder gezwungenen Tanze; das Mädchen, die Augen ſtarr auf die eignen Füße gerichtet, ihr Tänzer den Kopf nach der einen Seite gebogen und die Augen in gerader Richtung auf den Kopfputz des Mädchens. Ein Paar der Flinkſten zeigten freilich eine Art Lebhaftigkeit, indem ſie ſo gewaltig aufs Steinpflaſter ſtampften, daß der Staub um ſie emporwirbelte. Das war eine Freude! eine Freude, die ſie ſeit mehreren Wochen beſchäftigt hatte, aber noch hatte ſich die Freude nicht recht herausgearbeitet; „es wird ſchon kommen!“ ſagte Wilhelm, der mit den Schweſtern und Otto an einem offenen Fenſter Platz genommen hatte.

Die Alten hielten ſich unterdeſſen an die Biertonnen und den Branntwein. Letzterer wurde auch den Mädchen präſentirt, und ſie mußten wenigſtens nippen. Wilhelm entdeckte bald die hübſcheſten und warf ihnen Roſen zu. Die Mädchen ſprangen gleich herbei, um die Blumen zu ſammeln, aber die Cavaliere wollten ſie auch haben, und dieſe waren die Stärkeren; ſie ſtießen deshalb kühn die Damen zur Seite, ſo daß einige derſelben ſich aufs Steinpflaſter niederſetzten und keine Roſen bekamen; das war ein luſtiger Spaß! „Biſt'n Stackel, Du, ſie fiel Dir auf d'Schulter und konntſt nicht fangen!“ ſagte der erſte Liebhaber zu ſeiner Dame und ſteckte die Roſe in die Weſtentaſche.

Alle bekamen Tänzer, alle Mädchen, ſelbſt die Kinder, ſie ſprangen ja nach ihrem eignen Geſange draußen auf der Brücke umher; nur eine ſtand verlaſſen: Sidſel mit den zuſammengewachſenen Augenbrauen; ſie lächelte, lachte laut, aber Keiner wurde ihr Tänzer. Da reichte Peter Krüppel ſeine Violine einem der jungen Burſchen und bat ihn zu ſpielen, denn er wollte ſeine Beine auch ein wenig ausrecken. Die Mädchen zogen ſich zurück und plauderten mit einander; aber Peter Krüppel ſchritt ruhig vorwärts, auf Sidſel zu, ſchlug die Arme um ihre Seiten, und ſie tanzten einen wirbelnden Tanz. Sophie lachte laut darüber, da richtete Sidſel ihren ſeltſamen Blick boshaft und durchbohrend auf ſie. Otto ſah es und das Mädchen war ihm doppelt widerwärtig und abſchreckend. Mit zunehmender Dunkelheit wurde die Verſammlung lebhafter, die beiden tanzenden Parteien ſchmolzen in eine zuſammen. Als es nun ganz dunkel geworden war, die Biertonnen geleert worden, die Kanne neuerdings verſehen und wieder geleert war, zogen ſie paarweiſe und ſingend fort. Jetzt begann erſt die Freude, die mächtige Wirkung des Biers. Nun luſtwandelten ſie im Holze, begleiteten nach Hauſe, wie ſie es nannten; aber das wurde eine Wanderung bis an den hellen Morgen.

Otto und Wilhelm waren in die Allee hinausgegangen, und man rief ihnen ein dankbares „gute Nacht!“ zu, für den luſtigen Nachmittag.

„Nun wirkt der Zauber!“ ſagte Wilhelm, „die magiſche Kraft des Biers! Nun beginnt das Bacchanal! reichen Sie dem hübſcheſten Mädchen die Hand, ſie giebt Ihnen gleich das Herz!“

„Schade,“ antwortete Otto, „daß die Mänaden des Nordens mit denen des Südens nur das Thieriſche gemein haben!“

„Sehn Sie, da geht die hübſche Schmiedstochter, der ich die ſchönſte Roſe zuwarf,“ rief Wilhelm. „Sie hat zwei Liebhaber bekommen, einen unter jedem Arm!“

„Ja, da geht ſie!“ grinſete eine weibliche Stimme dicht neben ihnen. Es war Sidſel, die auf dem Fußtritte eines Steges ſaß, im Dunkel, welches die Bäume und der Zaun noch erhöhten, faſt verborgen.

„Hat Sie keinen Liebhaber, Sidſel?“ fragte Wilhelm.

„Hi, hi, hi!“ grinſete ſie, „der Herr Baren und der andere Herr ſuchen wohl auch nach einem Bräutchen. Bin ich ſchön genug? Bei Nacht ſind alle Katzen grau!“

„Komm!“ flüſterte Otto und zog Wilhelm von ihr fort. „Gleich einem Unglücksvogel ſitzt ſie dort am Zaun.“

„Welcher Unterſchied!“ rief Wilhelm aus, indem er folgte, „ja welcher erſtaunenswerthe Unterſchied zwiſchen dieſem Unthier, ja ſelbſt zwiſchen den andern Mädchen und der ſchönen Eva! Sie iſt ſicher in gleicher Armuth, in gleicher Umgebung geboren, und doch ſind ſie wie Tag und Nacht; welche Seele iſt nicht der ſchönen Eva gegeben, welch angeborner Adel! Es muß doch mehr ſein, als ein bloßes Naturſpiel!“

„Laſſen Sie nur nicht die Natur ihr Spiel mit Ihnen bekommen!“ ſagte Otto lächelnd und erhob die Hand. „Sie ſprechen oft von Eva.“

„Hier war es natürliche Ideenverbindung,“ antwortete Wilhelm. „Der Contraſt erweckte die Erinnerung.“

Otto ging auf ſein Zimmer; er öffnete das Fenſter, es war eine mondhelle Nacht. Vom nahen Walde her erſchollen Gelächter und Geſang zu ihm herüber. Es waren die jungen Burſche und Mädchen, die ſich auf ihrer Wanderung der Luſtigkeit überließen. Otto ſtand ſtill und gedankenvoll im offenen Fenſter. Vielleicht war es der Mond, der ſeinem Antlitze die Bläſſe verlieh. Woran dachte er? An die Abreiſe vielleicht? Nur einen Tag noch wollte er hier bleiben, wo er ſich ſo heimiſch fühlte; aber die Reiſe ging ja nach ſeiner eigentlichen Heimath, zu ſeinem Großvater, zu Roſalien und dem alten Prediger, die Alle ſo viel auf ihn hielten. Otto ſtand lauſchend und ſchweigend. Der Wind trug den Geſang deutlicher vom Walde herüber.

„Das iſt ihre Freude, ihr Glück!“ ſagte er. „Es hätte auch meine Freude, mein Glück werden ſollen!“ lag in dem Seufzer, den er ausathmete. Seine Lippen bewegten ſich nicht, nur ſeine Gedanken redeten ihre ſtumme Sprache. „Ich hätte mit dieſen auf einer Stufe ſtehen, meine Seele hätte an den Staub gefeſſelt ſein ſollen, und doch wäre ſie dieſelbe geblieben, die ich jetzt beſitze, mit der ich alle Welten umfaſſen möchte! Dieſelbe, begabt mit dieſem Gefühle des Stolzes, das mich vorwärts treibt zu thätigem Handeln! Mein Schickſal ſchwankte, ob ich dieſer Einer werden oder zu dem Kreiſe emporſteigen ſollte, den die Welt den höheren nennt. Das Nebelbild ſank nicht in den Schlamm hinab, ſondern ſtieg empor in die hohe, erfriſchende Luft. Und bin ich dadurch glücklich geworden?“ Sein Auge blickte ſtarr in die helle Scheibe des Mondes. Zwei große Thränen rollten über ſeine blaſſen Wangen hinab. „Unendliche Allmacht! ich erkenne Dein Daſein, Du lenkſt Alles, auf Dich will ich bauen!“

Ein trübes Lächeln umſchwebte ſeine Lippen, er trat ins Zimmer zurück, faltete ſeine Hände, betete und fühlte, wie ſich Ruhe in ſeine Seele hinabſenkte.

XII.

Die Reiſenden eilen von Ort zu Ort
Gleich dem Blatt' in des Gießbachs Schaum;
Was einmal entſchwunden, bleibt ewig fort,
Bald iſt es ein alter Traum.

B. S. Ingemann.

Den folgenden Tag, den letzten vor Otto's Abreiſe, luſtwandelte er mit Wilhelm im Garten, da trat ihnen Sophie mit einem Kranze, aus Eichenblättern geflochten, entgegen. „Sophie ſteht morgen kaum ſo früh auf,“ ſagte Louiſe, „ſie muß Ihnen deshalb heute ihren Kranz überreichen; ich, wiſſen Sie wohl, fehle beim Kaffeetiſche nicht, da werde ich Ihnen mein Bouquet bringen.“

„Beide werde ich aufbewahren, bis wir uns wiederſehen,“ entgegnete Otto, „es ſind Vignetten zu meinem ſchönen Sommertraume. Wenn ich nun wieder in Kopenhagen ſitze, wenn der Regen plätſchert und der Winter mit Kälte und trüber Luft herannaht, dann wird Fühnen vor mir ſtehen mit grünen Wäldern, Blumen und Sonnenſchein; es wird mich bedünken, als ſei es dort noch ſo, als ſeien Kranz und Strauß nur verwelkt, weil ſie ſich bei mir in der Winterkälte befanden.“

„In Kopenhagen werden wir uns ſehen!“ ſagte Sophie.

„Und ich werde Sie mit den Schwalben wiederſehen,“ ſagte Louiſe, „wenn meine Blumen knoſpen, wenn wir wieder warmen Sonnenſchein bekommen! Was mich betrifft, gehören Sie dem Sommer an, nicht dem kalten, ruhigen Winter!“

Früh des folgenden Morgens war Sophie doch am Kaffeetiſche. Das war Otto zu Ehren. Mama zeigte ſich, als der Wagen vor der Thür hielt. Wilhelm wollte ihn bis Odenſe begleiten. Es wurde alſo ein doppelter Abſchied, hier und dort.

„Immer bleiben wir Freunde! treue Freunde!“ ſagte Wilhelm, als ſie ſich trennten.

„Treue Freunde!“ wiederholte Otto und rollte fort, nach Middelfart zu; ſo weit ſollte der Mama eigner Wagen den herrlichen Otto bringen. Wilhelm blieb in Odenſe zurück, ſein Kutſcher fuhr Otto und es wurde unterwegs geplaudert. Sie kamen bei Biſſenberg vorbei; die hohen, waldbewachſenen Hügel daſelbſt haben den Namen der fühniſchen Alpen erhalten. Die Sage erzählt hier von Räubern, die tiefe Gänge unter der Landſtraße hatten, wo Glocken hingen, welche klingelten, wenn Jemand vorüberfuhr. Noch jetzt werden die Bewohner hier mit mißtrauiſchen Blicken betrachtet. Biſſenberg ſcheint eine Art Itri*) zwiſchen Kopenhagen und Hamburg. Bei der Kirche daſelbſt lag vormals ein Stein, wo Knud der Heilige ausgeruhet haben ſoll, als er vor den aufrühreriſchen Jütländern floh. Im Steine bemerkte man ſpäter noch die Spur, wo er geſeſſen hatte; der harte Stein war weicher, als die Herzen der Aufrührer.

---

*) Itri, Fra Diavolo's Geburtsort, liegt im Neapolitaniſchen, an der Landſtraße zwiſchen Rom und Neapel. Die Bewohner ſtehen, nicht ohne Grund, im Verdacht, das Räuberhandwerk zu treiben.

Dieſe und ähnliche Sagen wußte der Kutſcher zu erzählen; er war ja aus dieſer Gegend gebürtig, aber nicht aus Viſſenberg ſelbſt, wo ſie die falſchen Banknoten machten. Jede Sage gewinnt an Intereſſe, wenn man ſie an dem Orte hört, an welchen ſie ſich knüpft. Fühnen iſt beſonders reich an ſolchen Erzählungen.

Jenes Hünengrab erhebt ſich zur Weihnachtszeit auf vier rothen Pfählen, und man ſieht dann den Tanz und die Luſtbarkeit der Kobolde drinnen. Durch jenen Bauerhof fährt jede Nacht eine glühende Kutſche, mit kohlſchwarzen Roſſen beſpannt. Wo wir jetzt einen Teich ſehen, mit Schilf und Wurzeln bewachſen, ſtand einſt eine Kirche, aber ſie ſank, als die Gottloſen ſie entweihten; noch hören wir um Mitternacht ihre Seufzer und Bußlieder.

Freilich vermengte der Erzähler einzelne Sagen, die anderen Orten des Landes angehörten, freilich machte er kleine Sprünge und miſchte ſeine eignen Gedanken hinein, aber Otto hörte ihm dennoch mit großem Intereſſe zu. Auf die Herrſchaft des Gutes kam auch die Rede.

„Ja, ſie ſind wohl gelitten!“ ſagte der Kutſcher; „der Herr können mir glauben, wir wiſſen ſie auch zu ſchätzen.“

„Und welche iſt nun von den jungen Damen die Beſte?“ fragte Otto.

„Mit Fräulein Louiſe wird jedem Manne am beſten gedient ſein!“ entgegnete Jener.

„Fräulein Sophie iſt aber hübſcher!“ ſagte Otto.

„Ja, ſie iſt auch ſehr gut, ſie gehört ſo zu den Gelehrten! Sie kann Deutſch, das kann ſie! Sie kann ordentlich Komödie machen! Ich bekam einmal mit den andern Leuten Erlaubniß oben in der Stube zu ſein; wir ſtanden hinter der Herrſchaft; ſie machte ihre Sachen auch gar nicht ſo ſchlecht.“

Wie ſehr auch die alten Sagen Otto intereſſirten, ſchien es doch, als hörte er lieber das einfache Raiſonnement des Kutſchers über die Familie, die ihm ſo lieb geworden war. Rede und Gedanken bewegten ſich um die Gegenſtände dort. Wilhelm war und blieb ihm doch der Liebſte; er erinnerte ſich, mit welcher Milde dieſer ihm die Hand zur Verſöhnung gereicht, als er ſelbſt ihn von ſich geſtoßen hatte. Schon jetzt erſchienen ihm die auf dem Gute verlebten frohen Sommertage, der ganze Beſuch, als ein ſchöner, kurzer Traum.

Otto fühlte einen innern Drang, ſeine Verbindlichkeit auszuſprechen; ſelbſt der Stolz, ein Grundzug ſeines Charakters, gebot ihm dies. Wilhelms Zuneigung, ſeinen Wunſch wegen einer fortdauernden Freundſchaft, glaubte Otto belohnen zu müſſen; und dies war ſicher der Grund, weshalb er den wenigen Zeilen, die er vor der Ueberfahrt über den kleinen Belt dem Kutſcher mit zurückgab, noch die Worte hinzufügte: „Wilhelm, wir ſagen künftig Du zu einander, das iſt vertraulicher!“ — „Er iſt der Erſte, dem ich mein Du gegeben habe!“ ſagte Otto, als der Brief abgeſchickt war. „Es wird ihn freuen; ich bin ihm nun doch auch einmal entgegengekommen, aber er verdient es auch!“

Wenige Augenblicke darauf verdroß es ihn wieder. „Ich bin doch ein Narr, gleich den Uebrigen!“ ſagte er, und wünſchte das Papier vernichten zu können. Er wurde an Bord gerufen. Der kleine Belt iſt nur ein Fluß zwiſchen den Ländern; bald befand er ſich auf jütländiſchem Boden, die Peitſche knallte, die Räder rollten, dem Glücksrade gleich, auf und nieder, doch immer vorwärts.

Spät Abends gelangte er zu einer Herberge. Von dem einſamen Zimmer aus flogen ſeine Gedanken in entgegengeſetzter Richtung, bald nach dem einſamen Gute des Großvaters, zwiſchen den Sanddünen, bald nach dem lebhaften Herrenſitze auf Fühnen, wo die neuen Freunde wohnten. Er hatte ſeinen Koffer geöffnet und herausgenommen, was ganz oben auf lag, den Kranz von Eichenblättern und den ſchönen Blumenſtrauß von dieſem Morgen.

Die Meiſten behaupten, daß man des Nachts von dem träume, woran man viel denke. Otto muß demnach viel an die Nordſee gedacht haben, denn von dieſer träumte er die ganze Nacht, nicht von den jungen Damen.

XIII.

„Nur Grabeslieder ſingt die Haidelerche.“
S. S. Blicher.

Die jütländiſche Halbinſel beſitzt nicht nur dieſelben Naturſchönheiten, welche Seeland und Fühnen darbieten: herrliche Buchen und duftende Kleefelder in der Nähe des ſalzigen Meeres; ſie beſitzt zugleich eine wilde, öde Natur in den haidebewachſenen Flächen, den weit ſich erſtreckenden Mooren. Oſt und Weſt ſind verſchieden, wie das grüne, ſaftige Blatt und das weißgraue Seetang am Meeresufer. Von den Marſelisborg-Wäldern bis zu den Wäldern ſüdlich vom Coldinger Fjord iſt das Land reich und blühend: es iſt die däniſche Natur in ihrer Größe. Hier erhebt ſich der „Himmelberg“ mit ſeiner Wildniß von Geſträuch und Haide, von hier erblickt man die reiche Landſchaft mit Wäldern und Landſeeen, bis an das brauſende Kattegat hinab.

Die Weſtküſte dagegen ſteht ohne Bäume, ohne Büſche, nur mit weißen Sanddünen am ſtürmenden Ocean, der die todte, traurige Küſte mit Sandflucht und ſcharfen Winden peitſcht. Zwiſchen dieſen Contraſten, welche Oſt- und Weſtküſte, Hesperien und Sibirien, darbieten, liegt die große Haide, die ſich vom Lüneburger Sande bis nach Skagens Riff erſtreckt. Kein Gehege zeigt hier die Grenze der Beſitzungen an. In den ſich kreuzenden Wagenſpuren muß man die Nebenwege ſuchen. Verkrüppelte Eichen, mit weißlich grünem Moos bis an die äußerſten Zweige, winden ſich längs der Erde hin, als fürchteten ſie Sturm und Meeresnebel. Wie ein nomadiſches Volk, aber ohne Heerden ziehen hier die ſogenannten Taterbanden umher, mit ihrer eignen Sprache, ihren eignen Bräuchen. Plötzlich zeigt ſich mitten in der Haidewüſte eine Colonie, ein anderes, fremdes Volk, deutſche Auswanderer, die durch Betriebſamkeit die magere Gegend zur Fruchtbarkeit zwingen.

Von Veile wollte Otto den Weg über Viborg nehmen, als den geraden und kürzeſten nach dem Gute des Großvaters, welches zwiſchen Riſumfjord und Lemvig lag.

Die erſten Haidebüſchel ſprachen ihn als liebe Freunde der Kindheit an. Die ſchönen Buchenwälder lagen hinter ihm, die Haideſtrecke begann, aber die Haide war ihm lieb; dieſe Natur war es, welche die Grundlage mancher theueren Erinnerungen ausmachte.

Das Land hob ſich immer mehr, braune unüberſehbare Hügel breiteten ſich aus, Häuſer und Höfe wurden ſeltener, die Kirſchgärten verwandelten ſich in Kohlpflanzungen. Nur einzelne Flecke waren von Haidekraut frei, und hier ſtand Gras, aber niedrig, gleich Moosarten oder Meerlinſen auf den Teichen; hier verſammelten ſich die Vögel zu Hunderten, und flatterten zwitſchernd empor, als der Wagen vorüberfuhr.

„Ihr wiſſet den grünen Fleck auf der Haide zu finden und durch denſelben glücklich zu werden!“ ſeufzte **Otto**. „Könnte ich doch Eurem Beiſpiele folgen!“

Weiter hin erhoben ſich kahle Hügel, ohne Haide, ohne Ackerland, die Ahlhaide ſchien braun und gelb an den jähen Abhängen. Ein kleiner Junge und ein kleines Mädchen hüteten Schafe am Wege; der Knabe blies die Rohrflöte, das Mädchen ſtimmte einen Pſalm an, das war das beſte Lied, welches ſie dem Reiſenden darzubringen wußte, um ein kleines Geſchenk zu erlangen.

Der Tag war warm und ſchön, der Abend brachte den kalten Nebel vom Meere her, der jedoch im Innern des Landes an Stärke verliert.

„Das iſt ein Willkommkuß aus der Heimath!“ ſagte Otto. „Der Todeskuß des Meerweibes! auf Fühnen heißt es, des Erlenmädchens.“

In den letzten Jahren hat man mehrere Kinder aus dem Waiſenhauſe nach der Ahlhaide hinübergeſchickt, um, ſtatt Kopenhagener Schurken, ehrliche jütländiſche Bauern werden zu können. Einen ſolchen Burſchen bekam Otto zum Kutſcher. Der Burſche war ſehr zufrieden, und doch wurde Otto durch ſeine Erzählung verſtimmt. Lebenserinnerungen bewegten ſich in ſeiner Bruſt. „Danke Du Gott!“ ſagte er und gab dem Burſchen ein anſehnliches Geſchenk; „auf der Haide haſt Du Haus und Heimath; in Kopenhagen wäre vielleicht ein Brückenbogen dein Obdach in der Nacht, Hunger und Kälte die Gaben geworden, die Dir der Tag gebracht hätte!“

Je weiter Otto gen Weſten kam, deſto ernſter wurde ſeine Stimmung; es war, als gingen die öde Natur und der kalte Meeresnebel in ſeine Seele über. Die Bilder von dem muntern Herrenſitze auf Fühnen wurden von den Erinnerungen an die Heimath beim Großvater verdrängt. Er fühlte ſich mehr und mehr verſtimmt. Erſt als ihn nur noch eine Meile von der Heimath trennte, beſiegte die Idee, daß er die Lieben überraſchen würde, ſeine Schwermuth.

Er erblickte das rothe Dach des Gutes, ſah die Weidenpflanzungen und hörte das Bellen des Kettenhundes. Auf dem Haidehügel vor dem Thore ſtand eine Gruppe von Kindern. Otto konnte das langſame Fahren in der tiefen

Wagenſpur nicht länger aushalten. Er ſprang aus dem Wagen und lief mehr als er ging. Die Kinder auf dem Hügel wurden ſeiner anſichtig und blickten alle nach der Seite hin, von wo er kam.

Das lange Fahren und dieſes Verſinken in finſtere Grillen hatte ſeinen kräftigen Körper erſchlafft, aber jetzt kehrte augenblicklich alle Spannkraft zurück; ſeine Wangen glühten und ſein Herz ſchlug in lauten Schlägen.

Vom Hofe her ertönte ein geiſtliches Lied. Er trat durchs Thor. Ein Haufe Bauern ſtand mit entblößten Häuptern; vor der Thür hielt ein Wagen, einige Bauern hoben eben einen Sarg auf denſelben. In der Thür des Hauſes ſtand der alte Prediger und ſprach mit einem ſchwarzgekleideten Manne.

„Herr Jeſus! wer iſt geſtorben?“ waren Otto's erſte Worte, und ſein Antlitz erbleichte.

„Otto!“ rieſen Alle.

„Otto!“ rief auch der alte Prediger ſtaunend, ergriff dann ſeine Hand und ſagte ernſt: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn ſei gelobet!“

„Laßt mich das Antlitz des Todten ſehen!“ ſagte Otto. Keine Thräne kam ihm ins Auge, dazu waren Ueberraſchung und Schmerz zu groß.

„Soll ich die Schrauben ausnehmen?“ fragte der Mann, welcher eben den Sargdeckel zugeſchraubt hatte.

„Laßt ihn in Frieden ſchlafen!“ ſagte der Prediger.

Otto ſtarrte den Sarg an, in welchem ſein Großvater ruhte. Der Wagen fuhr mit demſelben fort. Otto folgte mit dem Prediger nach, hörte dieſen Erde aufwerfen, hörte Worte, die er nicht faßte, ſah die letzte Ecke des Sarges, und dieſer wurde ſeinen Blicken entzogen. Alles war ihm wie ein Traum.

Sie kehrten nach der Predigerwohnung zurück; eine blaſſe Geſtalt trat ihnen entgegen, es war Roſalie, die alte Roſalie.

„Wir haben hier keine bleibende Stätte, wir eilen Alle dem Jenſeits entgegen!“ ſagte der alte Prediger. „Stärkt Euch nun durch Speiſe und Trank! Der Körper kann nicht leiden, wie die Seele. Wir haben ihn nach ſeiner Schlafkammer begleitet, ſein Bett war wohl bereitet! Ich habe das Abendgebet gebetet, er ſchläft in Gott, und wird erwachen, um ſeine Herrlichkeit zu ſchauen. Amen!“

„Otto! Du lieber Otto!“ ſagte Roſalie. „Der bitterſte Tag bringt mir dieſe Freude! Wie habe ich an Dich gedacht! Unter Fremden ſollteſt Du die Nachricht von ſeinem Tode vernehmen! Keiner, der Deinen Kummer hätte fühlen können! Kein Auge ſollteſt Du Deinen Verluſt beweinen ſehen! Nun biſt Du hier, jetzt, da ich Dich ſo weit entfernt glaubte; ein Wunder iſt es! Erſt heute konnteſt Du den Brief erhalten, der Dir die Nachricht von dem Tode Deines Großvaters brachte.“

„Ich wollte Euch überraſchen,“ ſagte Otto. „Mir ſelbſt ſtand eine traurige Ueberraſchung bevor!“

„Setze Dich, mein Kind!“ ſagte der Prediger und zog ihn zu dem gedeckten Tiſch hin. „Wenn der Baum fällt, der uns Schatten und Frucht gab, von dem wir in unſerm eignen kleinen Garten Sprößlinge ausgepflanzt und Samen geſtreut haben, ſo können wir dem wohl wehmüthig zuſehen, den Verluſt fühlen; wir dürfen aber nicht den eignen Garten vergeſſen, dürfen nicht vergeſſen, zu pflegen, was wir von dem gefallenen Baume gewonnen haben, dürfen nicht aufhören, für die Lebenden zu leben! Ich vermiſſe, wie Ihr, den ſtolzen Baum, der meine Seele und mein Herz erfreute, aber ich weiß, daß er in einen beſſern Garten verpflanzt worden iſt, wo Chriſtus der Gärtner iſt.“

Die Einladung des Predigers, während des Beſuches in der Heimath bei ihm zu bleiben, lehnte Otto ab. Schon dieſe Nacht wollte er ſeine eigne kleine Kammer im Trauerhauſe einnehmen; auch Roſalie wollte zurück.

„Wir haben viel mit einander zu ſprechen,“ ſagte der alte Prediger, und legte ſeine Hand auf Otto's Schulter. „Künftigen Sommer drückt Ihr ſchwerlich noch meine Hand, ſie wird dann auch wohl vom Raſen gedrückt.“

„Ich komme morgen zu Ihnen,“ ſagte Otto, und fuhr mit der alten Roſalie nach Hauſe.

Das Geſinde küßte dem jungen Herrn Hand und Rock, er wollte es verhindern, das alte Mädchen weinte. Otto trat ins Zimmer; hier hatte die Leiche geſtanden, deshalb waren mehrere Möbeln fortgenommen und die Leere war ergreifender. Die langen, weißen Trauergardinen flatterten im Winde vor den offenen Fenſtern. Roſalie führte ihn an der Hand in das kleine Schlafcabinet, wo der Großvater geſtorben war; hier ſtand Alles noch, wie früher, der große Bücherſchrank mit den Glasthüren, hinter welchen der geiſtige Schatz aufbewahrt wurde; Wieland und Fielding, Millot's Weltgeſchichte und van der Hagen's Narrenbuch nahmen den erſten Rang ein, dieſe Bücher hatte der alte Herr am meiſten geleſen. Da befand ſich aber auch Otto's erſte Geiſtesnahrung, die Inſel Felſenburg, der engliſche Zuſchauer und Ewald's Schriften. An der Wand hingen Pfeifen, Piſtolen und ein großer alter Säbel, den der Großvater einſt getragen hatte. Auf dem Tiſche unter dem Spiegel ſtand ein Stundenglas, es war abgelaufen. Roſalie deutete auf das Bett. „Da ſtarb er,“ ſagte ſie, „zwiſchen ſechs und ſieben Uhr Abends. Er war nur drei Tage krank; die beiden letzten verlebte er in Fieberphantaſien; er erhob ſich im Bette und ſchüttelte die Pfoſten; ich wußte zwei ſtarke Männer bei ihm wachen laſſen. „„Zu Pferde! zu Pferde!““ ſagte er, „„die Kanonen vor!““ ſein Hirn träumte von Krieg und Schlachten. Auch von Ihrem ſeligen Vater ſprach er; hart und bitter! jedes Wort war ein Meſſerſtich; er war hart gegen ihn, wie immer!“

„Und die Leute verſtanden ſeine Rede?“ fragte Otto mit gerunzelter Stirn.

„Nein, für den Uneingeweihten waren es dunkle Worte, und hätten ſie Sinn gehabt, jene hätten doch geglaubt, daß die Krankheit aus ihm redete. „„Da ſteht die Mutter mit den beiden Kindern! das eine ſoll in die Flanken einhauen, mir Ehre und Freude bringen. Mutter und Tochter kenne ich nicht!““ Das war Alles, was ich ihn von Ihnen, Ihrer Mutter und Schweſter ſagen hörte. Am Mittage des dritten Tages hatte das Fieber ausgewüthet; der kräftige, finſtre Mann war ſchwach geworden und ſanft wie ein Kind; ich ſaß an ſeinem Bette. „„Hätte ich doch Otto hier,““ ſagte er; „„ich bin ſehr krank geweſen, Roſalie, aber jetzt iſt mir viel beſſer, ich will ſchlafen, das ſtärkt!““ Lächelnd ſchloß er die Augen und lag ganz ſtill; ich betete und entfernte mich leiſe, um ihn nicht zu wecken, er lag noch unverändert da, als ich zurückkam. Ich ſaß eine Weile neben ſeinem Bette, ſeine Hände lagen über der Decke, ich berührte ſie, ſie waren eiskalt; da erſchrak ich, berührte ſeine Stirn; ſein Antlitz — er war todt! geſtorben war er ohne Todeskampf!“

Lange unterhielten ſie ſich noch über den Verſtorbenen; erſt gegen Mitternacht ſtieg Otto die ſchmale Treppe nach dem kleinen Dachſtübchen hinan, wo er als Kind und Knabe geſchlafen hatte. Alles ſtand hier noch, wie vor einem Jahre, nur in zierlicherer Ordnung. An der Wand hing die ſchwarzgemalte Scheibe, wo er einſt nahe ans Centrum getroffen hatte. Die Schlittſchuhe lagen auf der Commode, neben der kopfnickenden Gipsfigur. Die lange Reiſe und die erſchütternde Ueberraſchung bei ſeiner Heimkehr hatten ihn heftig ergriffen; er öffnete das Fenſter; ein großer, weißer Sandhügel erhob ſich, gleich einer Mauer, dicht vor demſelben und benahm ihm alle Ausſicht. Wie oft hatten ihm nicht als Kind die durch den Regen im Sande entſtehenden Furchen und losgeriſſenen Stücke Bilder, Städte, Thürme und ganze wandernde Armeen vorgebildet; jetzt war es nur eine weiße Mauer, die an ein Leichentuch mahnte. Ein kleiner Strich des blauen Himmels war zwiſchen dem Hauſe und dem jähen Abhange des Hügels ſichtbar. Noch nie hatte Otto gefühlt, noch nie darüber nachgedacht, was es heiße, in der Welt allein zu ſtehen, mit Keinem durch die Bande des Blutes liebend verbunden zu ſein.

„Einſam, wie in dieſer ſtillen Nacht, ſtehe ich in der Welt! einſam in dem großen Menſchengewühl; nur ein Weſen kann ich mein nennen, nur ein Weſen als Bruder an mein Herz drücken, und mich ſchaudert vor dem Gedanken eines Zuſammentreffens mit dieſem Weſen, ich ſegne den Gedanken: wäre ſie todt! — Vater! Du ſtürzteſt ein Weſen, und machteſt drei unglücklich. Ich habe Dich nie geliebt; es keimte Bitterkeit in meiner Bruſt, als ich Dich kennen lernte! Mutter! Deine Züge ſind in meinem Gedächtniß ausgeſtorben, aber Dich ſchätze ich! Du warſt ganz Liebe, der Liebe opferteſt Du Dein Leben, mehr als das Leben! bete für mich bei Deinem Gott! betet für mich, Ihr Todten! wenn es eine Unſterblichkeit giebt, wenn das Fleiſch nicht blos im Graſe und Gewürm wiedergeboren wird, die Seele ſich in den Strömen der Luft verliert. Wir ſollen hierüber in Unwiſſenheit ſchweben, ewig ſollen wir ſchlafen. Ewig!“ — Otto ſtemmte die Stirn gegen den Fenſterpfoſten, ſeine Arme ſanken matt herab. „Mutter! arme Mutter! Du gewannſt durch den Tod, ſelbſt wenn er nur ein ewiger Schlaf ohne Träume ſein ſollte! — Kurz nur haben wir zu leben, und doch theilen wir die Lebenstage mit dem Schlafe! Mein Körper ſehnt ſich nach dieſem kurzen Tode! — Ich will ſchlafen, ſchlafen, wie alle die Meinigen! ſie erwachen nicht.“ Er warf ſich aufs Bett. Der kalte Luftzug vom Meere fächelte durchs offne Fenſter. Der ermattete Körper ſiegte, er verſank in einen todähnlichen Schlaf, während die zweifelnde Seele, immer ſchaffend, lebhafte Träume gebar.

XIV.

Ein thöricht Weſen dünkt mich der Menſch.
Treibt dahin auf den Wogen der Zeit,
Endlos geſchleudert auf und nieder.
Und wie er ein Fleckchen Grün erſpäht,
Gebildet von Schlamm und ſtockendem Meer
Und der Verweſung grünlichem Moder,
Ruft er: Land! und rudert drauf hin,
Und beſteigt's — und ſinkt und ſinkt —
Und wird nicht mehr geſehn.

Der goldne Vließ von Grillparzer.

Die alte Roſalie ſchenkte Kaffee ein, als er am folgenden Morgen zu ihr hinunterkam. Stille und Ergebenheit in Gott lag auf ihrem ſanften Antlitz. Otto war blaß, bläſſer als gewöhnlich, aber ſchöner als ihn Roſalie früher geſehen hatte; ein Jahr hatte ihn älter und männlicher gemacht, der feine Flaum kräuſelte ſich auf der Wange zum Barte, männlicher Ernſt lag in dem Auge, in welchem ſie beim Abſchiede nur den angebornen melancholiſchen Blick bemerkt hatte. Mit einer Art Wohlgefallen betrachtete ſie die ſchönen, traurigen Züge, und mit inniger Liebe reichte ſie ihm die Hand.

„Hier ſteht Dein Stuhl, Otto, und hier Deine Taſſe. Ich will Dein Willkommen trinken. Es ſcheint mir lange, ſeit ich Dich ſah, und doch iſt es, nun ich Dich wieder habe, nur kurz. Wäre doch nur der Platz dort nicht leer!“ ſie zeigte auf die Stelle am Tiſche, die der Großvater ſonſt einzunehmen pflegte.

„Hätte ich ihn doch nur noch geſehen!“ ſagte Otto.

„Sein Antlitz war im Tode ſo ſanft,“ ſagte Roſalie. „Die Strenge und der Ernſt, die ſich über ſeinen Augen gelagert hatten, waren ausgeglättet. Ich war ſelbſt dabei, als er gekleidet wurde. Man zog ihm ſeine Uniform an, die er immer bei feſtlichen Gelegenheiten trug, und gab ihm den Säbel an die Seite und den großen Hut auf den Kopf. Ich wußte, es war dies ſein Wunſch!“ — ſtill machte ſie vor ſich das Zeichen des Kreuzes.

„Alle Papiere des Großvaters ſind verſiegelt?“ fragte Otto.

„Die wichtigſten, die für Dich das größte Intereſſe haben werden,“ ſagte Roſalie, „befinden ſich in den Händen des Predigers. Voriges Jahr, am Tage nach Deiner Abreiſe, gab er ſie dem Prediger; auch Deines Vaters letzter Brief, weiß ich, befindet ſich darunter.“

„Mein Vater!“ ſagte Otto und blickte zur Erde. „Ja,“ fuhr er fort, „es iſt Wahrheit in den Worten der Schrift, die Miſſethaten der Väter werden an den Kindern heimgeſucht, bis ins dritte und vierte Glied!“

„Otto!“ ſagte Roſalie mit zugleich bittendem und vorwurfsvollem Blick. „Der Großvater war ein harter Mann. Du haſt ihn gekannt, ſeine finſtern Augenblicke geſehen, und doch hatten ihn damals Alter und Sorgen weich gemacht; ſeine Liebe zu Dir beſänftigte jedes Aufbrauſen. Hätte er Deinen Vater geliebt, wie er Dich liebte, es hätte vielleicht beſſer geendet; aber wir dürfen nicht richten!“

„Und was habe ich gethan?“ ſagte Otto. „Du, Roſalie, kennſt die Geſchichte meines Lebens. Iſt es nicht, als ruhte auf mir ein Fluch? Ich war ein wilder Knabe, oft entlockte ich Dir Thränen; doch ſtellteſt Du Dich zwiſchen die Strafe und mich. Es war mein böſes Blut, das Blut meines Geſchlechtes, in dem der Fluch lag, der mich trieb!“

„Aber Du wurdeſt gut und liebevoll, wie Du es jetzt biſt!“ ſagte Roſalie.

„Erſt als ich mich ſelbſt und mein Schickſal kennen lernte. In der Wildheit des Kindes, mit mir ſelbſt und der Welt unbekannt, ließ ich ſelbſt das Zeichen des Elends, das jetzt meine Seele niederdrückt, in mein Fleiſch eingraben. Ja, Roſalie! ich entſinne mich deſſen gar wohl, habe jene meine erſten Erinnerungen, bevor mich der Großvater zu ſich nahm und ich als Knabe hier ins Haus kam, immer klar bewahrt. Ich entſinne mich des großen Gebäudes, aus dem ich abgeholt wurde, der vielen Menſchen, die dort arbeiteten, ſangen und lachten und mir wunderliche Geſchichten erzählten, wie ſchlecht man in der ſchönen Welt behandelt werde. Es ſei dies meiner Eltern Haus, glaubte ich, als ich über Eltern und das Verhältniß der Kinder zu dieſen nachzudenken begann. Es ſei eine große Fabrik, die ſie beſäßen, dachte ich; ich erinnerte mich ja der vielen Arbeitsleute. Alle tummelten ſich mit mir herum. Ich war wild und ausgelaſſen, ein ſechsjähriger Knabe nur, aber mit einer Ausdauer, einem Willen, als hätte ich bereits zehn Jahre zurückgelegt. Roſalie! Du ſahſt viele Beweiſe dieſes Böſen in meinem Blute; es grenzte an Trotz. Ich erinnerte mich gar wohl des ſtarken, luſtigen Heinrich, der immer am Weberſtuhle ſang; er zeigte mir und den Andern ſeine tätowirte Bruſt, auf der die ganze Leidensgeſchichte eingegraben war; auf dem Arme hatte er ſeinen und ſeiner Braut Namen. Das machte mir Vergnügen, ich wollte meinen Namen auch auf meinem Arme haben. „Es ſchmerzt, ſagte er, „dann heulſt Du, Junge!“ Das war mir Sporn genug, um zu wollen. Ich ließ ihn ein O und ein Z auf meine Schulter einätzen, und weinte nicht, nicht einmal, als das Pulver es einbrannte; aber ich wurde auch gelobt, und war ſtolz, den Namen zu tragen, ſtolz darauf, bis ich vor drei Jahren mit Heinrich hier zuſammentraf. Ich erkannte ihn, er aber mich nicht; da zeigte ich ihm meine Schulter und bat ihn den Namen, dieſes O und Z zu leſen; er aber ſagte nicht Otto Zoſtrup, er nannte einen Namen, der das Glück meiner Kindheit tödtete, mich für immer unglücklich machte!“

„Es war ein erſchrecklicher Tag!“ ſagte Roſalie. „Du fordertest von mir eine Erklärung, der Großvater gab ſie Dir, und du warſt nicht mehr der Otto, der du früher geweſen warſt.‘ Doch weshalb davon ſprechen? Du biſt gut und klug, edel und unſchuldig! Sammle nicht Kummer in Deinem Herzen aus einer geſchwundenen Zeit, aus einer Zeit, die Du vergeſſen mußt.“

„Aber Heinrich lebt noch!“ ſagte Otto; „ich bin ihm begegnet, habe mit ihm geſprochen; es war, als ob mich alle Beſinnung verließe.“

„Wann und wo?“ fragte Roſalie.

Da erzählte Otto von ſeiner Wanderung mit Wilhelm im Thiergarten, und von dem Taſchenſpieler, in welchem er Heinrich wiedererkannte. „Ich riß mich von meinen Freunden los und wanderte die ganze Nacht allein im Walde umher. O Roſalie, ich dachte an den Tod, dachte ſo an den Tod, wie ein Chriſt es nicht darf. Es folgte ein ſchöner Morgen, ich wandelte am Meere, das ich liebe, in das ich mich ſo oft geſtürzt habe. — Seit dem Namenszuge auf meiner Schulter jene Erklärung untergeſchoben ward, die mich an meine unglückliche Geburt erinnerte, hatte ich ſie nie vor Jemanden entblößt. O, ich habe ſie mit einem Mauerſteine blutig geſcheuert! Die Buchſtaben ſind fort, und doch glaube ich ſie in der tiefen Narbe zu leſen, in derſelben ein Kainszeichen zu ſehen. An jenem Morgen wandelte mich die Luſt an, zu baden. Die friſchen Wellen goſſen wieder Leben in meine Seele. Da kamen eben Wilhelm und mehrere Bekannte herzu; ſie riefen mich, nahmen meine Kleider; mein Blut gerieth in Wallung; mein ganzes Unglück, das ſich dieſe Nacht in meiner Seele geregt hatte, erfüllte mich wieder; es war, als wollten die beiden verwiſchten Buchſtaben auf meiner Schulter ſich in der Narbe kund thun und das Geheimniß meines Schmerzes verrathen. Lebensüberdruß erfüllte mich. Ich weiß nicht mehr, was ich ihnen zurief, aber es war mir, als müßte ich in den Strom hinausſchwimmen und nie wiederkehren. Ich ſchwamm, bis es vor meinen Augen Nacht wurde. Ich ſank, Wilhelm rettete mich! nie haben wir ſeitdem von dieſer Stunde geſprochen. O, Roſalie! lange habe ich mein Herz nicht ausſchütten können, wie vor dir in dieſem Augenblick. Was hilft's doch, einen Freund zu haben, wenn man ihm nicht ſeine geheimſten Gedanken darlegen kann! Niemanden habe ich ſie aufdecken können, als Dir, die Du ſie ſchon kannteſt. Ich leide, wie ein Verbrecher, und bin doch unſchuldig, wie der Mißgeſtaltete, der Verwachſene an ſeiner Häßlichkeit unſchuldig iſt."

„Ich beſitze nicht Deine Kenntniſſe, Otto!" ſagte Roſalie und drückte ſeine Hand, „habe mich nie eines ſo hellen Kopfes erfreuen können, wie Du; aber ich habe, was Du noch nicht beſitzen kannſt: Erfahrung. Im Kummer, wie in der Freude verwandelt die Jugend leicht Spinnegewebe in ein Ankertau. Selbſttäuſchung hat das Blut in Deinen Adern, den Gedanken in Deiner Seele umgewandelt; aber klammre Dich nicht beſtändig an dieſen einen ſchwarzen Punkt an! Das wirſt Du auch nicht; er wird Dich zur Thätigkeit anſpornen, Deine Seele erheben, nicht ſie niederdrücken. Jetzt hat Dich die traurige Ueberraſchung durch des Großvaters Tod, den Du geſund und wohl glaubteſt, gebeugt und Deine Gedanken ſo trübe geſtimmt. Es werden beſſere Tage kommen! Du biſt jung, und Jugend bringt Geſundheit für Seele und Körper.“

Sie führte Otto in den Garten, wo die Weidenpflanzung die andern Bäume gegen den ſcharfen Weſtwind ſchützte. Die Stachelbeerbüſche trugen Früchte, ſie waren aber noch nicht reif; einen Buſch hatte Otto als Steckling eingepflanzt, er war nun groß. Roſalie hatte die Zweige am Stacket aufgebunden, damit er als Spalier recht die Sonnenſtrahlen einſchlürfen könne. Otto ſah mehr auf die Feſſeln, als auf die gute Abſicht. „Laß ihn frei wachſen!“ ſagte er, „wenn das morſche Stacket umfällt, werden die Zweige geknickt!“ er ſchnitt die Bänder durch.

„Du bleibſt doch immer der alte Otto!“ ſagte Roſalie. Sie begaben ſich in ihr Kämmerlein, wo das Crucifix und vor demſelben ein kleiner Topf mit Blumen den Tiſch ſchmückten. Ueber dem Kreuze hing ein Kranz von verwelktem Haidekraut. „Den ſchenkteſt Du mir vor zwei Jahren, Otto!“ ſagte Roſalie. „Es gab keine Blumen mehr, nichts Grünes, außer dem Haidekraute, da flochteſt Du mir davon den Kranz. Später habe ich ihn nicht von dem Crucifixe wegnehmen wollen.“

Sie wurden von einem Beſuche unterbrochen. Es war der alte Prediger.

XV.

Sein grober Rock war alt und ſchlicht,
Nicht beſſer er's begehrte.
(Des Täufers war wohl feiner nicht,
Als er auf Erden lehrte.)

C. J. Boye.

Nicht nur von Otto's Angelegenheiten, ſondern auch von der Stadt drüben, wie der Prediger κατ' ἐξοχὴν Kopenhagen nannte, wollte er ſprechen. Nur ein Mal die Woche kam der „Viborger Sammler“ zu ihm, und die Kopenhagener Blätter bräuchten einen ganzen Monat, um die Runde zu machen. „Man möchte doch gern mit der Zeit fortſchreiten!“ ſagte er.

Geſtern, am Begräbnißtage des Großvaters hatte er es nicht paſſend gefunden, ſeinen Drang, den lieben Otto von der „Stadt“ erzählen zu hören, zu befriedigen, aber heute, meinte er, ließe es ſich gut thun, und deshalb habe er nicht Otto's Beſuch erwarten, ſondern ſelbſt einen abſtatten wollen.

„Du haſt doch unſern guten König geſehn?“ war ſeine erſte Frage. „Der Herr ſegne den Geſalbten! Er iſt doch noch rüſtig und munter, wie immer, mein guter König Friedrich?“ Und nun mußte er einen Zug erzählen, der ſein Herz gerührt hatte und, ſeiner Meinung nach, in den Jahrbüchern der Geſchichte einen Platz verdiente. Es hatte ſich dieſe Begebenheit das letzte Mal zugetragen, als der

König in Jütland war; er hatte das Innere des Landes und auch die Weſtküſte bereiſt. Als der König ein Wirthshaus verließ, war ihm die alte Wirthin nachgelaufen und hatte gebeten: Vater, möchtet Ihr doch, zum Andenken, Euren Namen mit Kreide an den Balken ſchreiben! Die vornehmen Herren hatten ſie nicht zulaſſen wollen, ſie aber zupfte den König am Rock, und als er ihren Wunſch vernommen, habe er freundlich genickt und geſagt: „recht gern!“ Er ſei auch zurückgekehrt und habe ſeinen Namen an den Balken geſchrieben. Dem alten Manne kamen Thränen in die Augen, er weinte und betete für ſeinen König.

Im Grunde blieb er ſelbſt immer der Erzählende; jede ſeiner Fragen berührte Eins oder das Andere aus ſeinem eigenen Leben, er kam immer auf die Quelle: ſeine Studienjahre, zurück. Da habe es ein anderes Leben, eine andere Bewegung gegeben, meinte er. Sein königliches Ideal der Schönheit war die Königin Mathilde geweſen. „Ich ſah ſie oft zu Pferde,“ ſagte er, „damals war es hier zu Lande nicht Sitte, daß Damen ritten; in ihrem Lande war es Gebrauch, hier gereichte es dem Auge zur Aergerniß. Gott gab ihr Schönheit, und eine Königskrone, und ein Herz voller Liebe; die Welt gab ihr, was ſie geben kann, ein Grab, in der Nähe der kahlen Haide.“

Indem er ſo fortwährend zu ſeinen eigenen Erinnerungen zurückkehrte, wurde ſeine Ausbeute an Neuem eben nicht groß, aber er war befriedigt. Kopenhagen ſchien ihm eine ganze Welt, eine königliche Stadt, aber Sodom und Gomorrha hatten da mehr als eine Straße.

Otto lächelte über den Ernſt, mit welchem er dieſes ſprach.

„Ja, das kenne ich beſſer als Du, mein Junge!“ fuhr der alte Prediger fort. „Der Teufel geht zwar nicht umher, wie ein brüllender Löwe, hat aber doch da ſeine größten Fabriken! Er iſt gut gekleidet, verbirgt die Klauen und den Pferdefuß! Baue nicht auf Deine Kraft! Er geht, wie die Katze in der Fabel, „„pede suspenso““ ſchleichend und vorſichtig. Es geht im Grunde mit dem Teufel, wie mit jenem jütländiſchen Bauerkerl. Dieſer kommt in die Stadt, hat Nichts, läuft umher und putzt Schuhe und Stiefeln für die jungen Leute, dadurch gewinnt er eine kleine Summe; er verſteht zu ſparen, nun kann er ſich den Keller des Hauſes miethen, wo Du wohnſt, und da einen kleinen Handel anfangen. Mit dem Handel geht es gut, ſehr gut! Es kommt ſo weit, daß er das untere Stockwerk miethen kann; da zieht er beſſeren Vortheil, wird ein geborgener Mann, und ehe Du Dich umſiehſt, kauft er das ganze Haus. Siehſt Du, ſo geht's mit dem jütländiſchen Bauerkerl, und eben ſo geht's mit dem Teufel. Zuerſt bekommt er den Keller, dann den untern Stock, und zuletzt das ganze Haus!“

XVI.

Zwar iſt's ſchön im fremden Lande,
Doch zur Heimath wird es nie! —

Möcht' die Berge wiederſehen
Und die lautern Gletſcher d'ran —

Möcht' die Glocken wieder hören,
Wenn der Hirt zu Berge treibt.

Schweizers Heimweh.

Erſt nach dem Frühſtück ging der Prediger zu Otto's Angelegenheiten über. Des Großvaters Teſtament ſetzte ihn zum einzigen Erben des großen Vermögens ein; ein Mann in Kopenhagen, der Comptoirchef Berger, ſollte, weil der Prediger es nicht hatte übernehmen wollen, Curator ſein. Roſalie war nicht vergeſſen, ihre Ergebenheit und Treue hatten ihr Verwandtſchaftsrechte erworben; ihre letzten Tage ſollten frei von Sorgen ſein; ſie hatte ja von dem Verſtorbenen alle Sorgen zu entfernen geſucht, als er noch lebte. Ein ſorgenfreies Alter wartete ihrer, Otto wünſchte ihr aber ein glückliches. Er theilte dem Prediger ſeinen Plan mit: dieſer ſchüttelte den Kopf, meinte, er ſei nicht ausführbar, betrachtete ihn als einen Einfall, eine Grille. Das war er aber nicht.

Es verrannen einige Tage. Eines Nachmittags ſaß Roſalie auf der kleinen hölzernen Bank unter den Kirſchbäumen und nähete Trauerzeug für den Winter.

„Es iſt der letzte Sommer, wo wir hier ſitzen," ſagte ſie, „der letzte Sommer, wo hier unſere Heimath iſt! Ich war an dieſen Fleck gleichſam feſtgewachſen. Es thut mir leid, ihn verlaſſen zu müſſen.“

„Du haſt Deine liebe Schweiz verlaſſen müſſen,“ ſagte Otto, „das war doch härter!“

„Damals war ich jung!“ antwortete ſie. „Der junge Baum läßt ſich wohl verpflanzen, aber der alte hat tiefere Wurzeln geſchlagen. Dänemark iſt ein gutes Land, ein ſchönes Land!“

„Aber nicht die Weſtküſte Jütlands!“ rief Otto aus. „Für Deine grünen Weideplätze haſt Du hier Haidekraut, für Deine Berge niedrige Sanddünen!“

„Auf dem Juragebirge giebt es auch Haide,“ ſagte Roſalie. „Die hieſige Haide erinnert mich oft an die Heimath auf dem Jura. Auch dort iſt es kalt, es kann ſchon im Auguſt Schnee fallen. Die Tannenwälder ſtehen dann wie ganz überpudert.“

„Ich liebe die Schweiz, die ich nie geſehen habe,“ nahm Otto das Wort. „Deine Erzählung hat mir ein Bild der maleriſchen Größe dieſes Berglandes gegeben. Ich habe einen Plan, Roſalie! Ich weiß, daß in dem Herzen des Bergbewohners das Heimweh nie erſtirbt; ich erinnere mich wohl, wie Dein Auge funkelte, wenn Du von der Wanderung nach Le Locle und Neufchatel erzählteſt; ſelbſt als Knabe war es mir, als fühlte ich bei Deinen Worten die leichte Bergluſt. Ich fuhr mit Dir auf der ſchwindelnden Höhe, wo die Wälder unter uns wie Kartoffelfelder dalagen; was ſich von unten gleich dem

Rauch aus dem Meiler eines Kohlenbrenners emporhob, war eine Wolke in der Luft! Ich ſah die Alpenkette, gleich ſchwimmenden Wolkenbergen, unten Nebel, oben dunkle Geſtalten mit ſchimmernden Gletſchern!“

„Ja, Otto!“ ſagte Roſalie, und ihr Auge glänzte von jugendlichem Feuer, „ſo erſcheint die Alpenreihe, wenn man von Le Locle nach Neuſchatel hinabfährt. So ſah ich ſie dort, als ich zum letzten Male den Jura hinabfuhr. Es war im Auguſt. Die Laubbäume ſtanden gelb und roth zwiſchen den dunklen Tannen; Berberitzen und Hagebutten wuchſen zwiſchen den großen Brahnen *). Die Alpen lagen ſo ſchön beleuchtet, der Fuß war himmelblau, der Gipſel ſchneeweiß im klaren Sonnenſchein. Ich war wehmüthig geſtimmt, ich verließ ja meine Berge! Da ſchrieb ich in mein Buch, o ich erinnere mich deſſen ſo gut: „„Die hohen Alpen ſcheinen mir die zuſammengefalteten Flügel der Erde! Wie, wenn ſie dieſelben erhöbe, wenn ſie die großen Federn mit den bunten Gebilden von ſchwarzen Wäldern, Gletſchern und Wolken entfaltete? Welches Bild! am Tage des jüngſten Gerichts wird ſie wohl dieſe Schwingen entfalten, zu Gott emporfliegen und in den Strahlen ſeines Sonnenlichtes vergehen!““ „Ich bin auch jung geweſen, Otto!“ fuhr ſie wehmüthig lächelnd fort. „Du würdeſt beim Anſchauen dieſer Naturpracht noch tiefer gefühlt haben. Der See am Fuße des Gebirges war ſpiegelblank; ein kleines Boot mit weißen Segeln ſchwamm,

---

*) Fruticetum.

einem Schwane gleich, auf ſeiner Fläche. Am Wege, wo wir fuhren, ſchlugen die Bauern Kaſtanien herunter; der Wein hing voll groſʒer, ſchwarzer Trauben. Wie ſich doch ein ſolcher Eindruck der Seele einprägen kann! Es ſind nun 35 Jahre her, und noch ſehe ich das Boot mit den weißen Seegeln, die hohen Alpen und die dunklen Trauben.“

„Du ſollſt Deine Schweiz wiederſehen, Roſalie!“ rief Otto aus, „die Glocken der Kühe auf den grünen Wieſen hören. Du ſollſt wieder nach der Kapelle in Franche Comté gehen, die Freunde bei Le Locle beſuchen, die unterirdiſche Mühle und den Doubsfall ſehen.“

„Das Mühlrad geht noch, das Waſſer ſtürzt noch, wie in meiner Jugend; aber die Freunde ſind fort, meine Verwandte zerſtreut; eine Fremde werde ich dort erſcheinen, und wenn man in meinem Alter iſt, kann die Natur einem nicht genügen, man will auch Menſchen haben!“

„Du weißt, Roſalie, der Großvater hat Dir eine Summe ausgeſetzt, ſo lange Du lebſt. Nun habe ich gedacht, Du könnteſt Deine letzten Tage bei Deinen Lieben in der Heimath, der herrlichen Schweiz verleben. Im October mache ich mein philosophicum, künftigen Sommer wollte ich Dich dann begleiten. Auch ich muß das herrliche Gebirgsland ſehen, von der Welt ein wenig mehr kennen lernen, als ich bieher gekannt habe. — Ich weiß, wie Deine Gedanken immer in der lieben Schweiz weilen; dahin will ich Dich zurückführen. Du wirſt Dich dort weniger einſam fühlen, als hier in Dänemark!“

„Du fliegſt auf Jugendgedanken, wie Du ſollſt und mußt, Du liebe, liebliche Seele!" ſagte Roſalie lächelnd. „In meinem Alter geht es ſo leicht nicht."

„Wir machen nur kleine Tagereiſen," ſagte Otto, „gehen mit dem Dampfſchiffe den Rhein hinauf, das ermüdet nicht, und von Baſel iſt man bald in Franche Comté auf dem Jura."

„Nein, auf der Haide, bei der Nordſee, will die alte Roſalie ſterben; hier bin ich jetzt einheimiſch geworden, hier habe ich einige Freunde. Die Familie in Lemwig hat mich eingeladen, die hat für mich einen Platz am Tiſche, ein kleines Stübchen und freundliche Geſichter. Die Schweiz würde mir jetzt nicht mehr die Schweiz ſein, die ich verließ. Die Natur würde ich begrüßen als einen alten Bekannten; es würde mir Muſik ſein, das Glockengeläute der Kühe zu hören; es würde mich tief rühren, in der kleinen Kapelle auf dem Berge zu knieen; aber ich würde mich dort bald mehr fremd fühlen, als hier. Wäre es vor funfzehn Jahren geweſen, da lebte meine Schweſter noch, die liebe, fromme Adele; ſie wohnte mit meinem Onkel dicht an der Grenze von Neufchatel, wie Du weißt, kaum über eine Viertelmeile von Le Locle, der Stadt, wie wir es nannten, weil es die größte in der Nachbarſchaft war. Jetzt leben mir nur noch entfernte Verwandte, die mich vergeſſen haben. Ich bin dort eine Fremde. Dänemark gab mir Brot, es wird mir auch ein Grab geben!"

„Ich dachte, dir eine Freude zu machen!" ſagte Otto.

„Das thut deine Liebe zu mir!" entgegnete Roſalie.

„Ich meinte, du ſollteſt mir Deine Berge zeigen, Deine Heimath, von der Du ſo oft ſprachſt.“

„Das kann ich noch. Ich erinnere mich jedes Flecks, jedes Baumes. Alles ſteht noch eben ſo lebhaft vor meiner Erinnerung. Jetzt fahren wir zuſammen den Jura hinan, immer höher; hier ſind keine Weingärten mehr zu finden, keine Maisfrucht, keine Kaſtanien, nur dunkle Tannen, große Felſen, hie und da eine Buche, grün und groß, wie in Dänemark. Nun haben wir den Wald hinter uns, ſtehen viele Fuß über dem Meere; Du merkſt es wohl an dem friſchen Luftzuge; allenthalben grüne Wieſen; ununterbrochen dringt das Geläute der Kühe an unſer Ohr. Noch ſiehſt Du keine Stadt, und doch ſind wir dicht bei Le Locle. Plötzlich biegt der Weg ab, mitten auf der Bergfläche erblicken wir ein kleines Thal, und in dieſem liegt die Stadt mit ihren rothen Dächern, ihren Kirchen und großen Gärten. Dicht unter den Fenſtern erhebt ſich die Bergſeite mit Gras und Blumen; es hat den Anſchein, als müßte das Vieh auf die Häuſer hinabſtürzen. Wir gehen durch die lange Straße, an der Kirche vorüber. Die Bewohner ſind Proteſtanten; es iſt eine ganze Uhrmacher-Stadt. Mein Onkel und Adele ſaßen auch den ganzen Tag und arbeiteten an Rädern und Ketten. Das war für Monſieur Houriet in Le Locle. Seine Töchter kenne ich; die eine heißt Roſalie, wie ich. Roſalie und Lydia, ſie haben mich ſicher vergeſſen! Aber es iſt wahr, wir ſind ja auf der Reiſe! Nun, ſiehſt Du, am Ende der Stadt folgen wir nicht der breiten Landſtraße, die führt nach Beſançon, wir bleiben auf der kleineren, hier im Thale, wo die Stadt liegt. Das ſchöne Thal! Die grüne Bergſeite behalten wir zur Rechten, an derſelben hinauf liegen rund umher Häuſer, mit großen Steinen auf den ſchrägen, hölzernen Dächern, und kleine Gärten mit Pflaumenbäumen. Jähe Felſenwände ſchließen das Thal ein; dort ragt ein Fels empor; erklimmſt Du ihn, ſo blickſt Du gerade nach Frankreich hinein: eine Ebene, flach, wie die däniſche. Im Thale, wo wir uns befinden, dicht unter dem Fels, liegt ein kleines Haus, o ich ſehe es deutlich! weißgekalkt, und mit blauangeſtrichenen Fenſterrahmen, am Thore ein großer Kettenhund. Ich höre ihn bellen! Wir treten in das ſtille, freundliche Häuschen. Die Kinder ſpielen an der Erde umher. O mein kleiner Henry-Numa-Robert! ach ja, es iſt wahr, jetzt iſt er älter und größer als Du. Wir ſteigen die Treppe hinab, nach dem Keller. Hier ſtehen Säcke und Kiſten mit Mehl. Unter dem Fußboden vernimmt man ein wunderbares Gebrauſe; noch einige Stufen hinab, und wir müſſen die Lampe anzünden, denn hier iſt es dunkel. Wir befinden uns nun in einer großen Waſſermühle, einer unterirdiſchen Mühle. Tief unter der Erde brauſet ein Fluß; oberhalb träumt Niemand von demſelben; das Waſſer ſtürzt mehrere Klafter über die rauſchenden Räder hinab, die unſere Kleider zu ergreifen und uns im Kreiſe mit ſich herumzuwirbeln drohen. Die Stufen, auf denen wir ſtehen, ſind ſchlüpfrig; die ſteinerne Mauer trieſt von Waſſer, und keinen Schritt weit ſcheint die Tiefe bodenlos! O, Du wirſt dieſe Mühle lieben, wie ich ſie liebe! Wieder ans Tageslicht und unter freien Himmel gelangt, erblickt man nur das ſtille, freundliche Häuschen. Weißt Du was, Otto? Oft, wenn Du ſtill und träumend, ruhig, wie ein Bild, daſaßeſt, dachte ich an meine Mühle, an die Ruhe, welche ſie dem Blicke darbot, und wie wild in ihrem Schooße der Strom brauſete, wie die Räder gingen, und wie finſter es in der Tiefe ſei!“

„Wir verlaſſen die Mühle!“ ſagte Otto, und ſuchte ſie von ihren Betrachtungen wieder auf die eigentliche Erzählung zurückzubringen. „Wir befinden uns im Walde, wo das Geläude der Abendglocke von der Kapelle in Franche-Comté an unſer Ohr dringt.“

„Da ſteht meines Vaters Haus!“ ſagte Roſalie. „Vom Eckfenſter aus blickt man über den Wald hin nach Aubernez,*) wo die Brücke über den Doubs führt. Die Sonne beſcheint den Fluß, der ſich tief unten hinſchlängelt, glänzend, wie das klarſte Silber.“

„Und ganz Frankreich breitet ſich vor uns aus!“ ſagte Otto.

„Wie ſchön! o wie ſchön!“ rief Roſalie aus, und ihre Augen funkelten, indem ſie vor ſich hinblickte; aber bald wurde der Blick wehmüthig, ſie drückte Otto die Hand. „Niemand würde mich in meiner Heimath willkommen heißen, ich kenne ihre Freuden, ihre Sorgen nicht, ſie ſind nicht die meinigen! In Dänemark bin ich zu Hauſe. Legt ſich der kalte Meeresnebel über die Haide, ſo glaube ich oft auf meinen Bergen zu wohnen, wo das Haidekraut wächſt. Der Nebel ſcheint mir dann eine Schneewolke zu ſein, die dort oben weilt, und ſo bin ich gerade, wenn Andere über ſchlechtes Wetter klagen, in den Wolken, auf meinen Bergen!“

---

*) Ein Dorf im Canton Neufchatel, dicht am Fluſſe Doubs belegen, wo dieſer zwiſchen der Schweiz und Frankreich die Grenze bildet.

„Du ziehſt alſo zu der Familie in Lemwig?“ fragte Otto.

„Da bin ich willkommen!“ entgegnete ſie.

Ende des erſten Bandes.

Schnellpreſſendruck von Fr. Ries in Leipzig.

H. C. Anderſen's

Geſammelte Werke.

Vom

Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe.

Siebenter Band.

O. Z.

Zweiter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

O. Z.

Roman

von

H. C. Andersen.

Zweiter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

[illegible]

[illegible]

D. Z.

I.

„Betrachte das ſtill werdende Meer.
Noch beben die Wogen in der Tiefe, ſie
Scheinen den Sturm zu fürchten.“
— „Ueber mir ſchwebt der ſchattige Nebel.
Thaubenetzt ſind meine Locken.“

Oſſian.

Otto hatte noch nicht die Sanddünen und den Strand beſucht, nicht die Bauern und Fiſcher, unter denen er ſich früher in allen ſeinen Freiſtunden umhergetummelt hatte.

Der ſchöne Sommertag trieb ihn fort, ſein Herz ſehnte ſich, die Sonnenwärme einzuſchlürfen.

Nur die Wege zwiſchen den größern Städten ſind hier erträglich, nämlich ſo erträglich, wie es die Gegend erlaubt. Die Nebenwege werden allein durch die neben einander hinlaufenden Wagenſpuren bezeichnet; an einzelnen Stellen iſt, um das Eindringen der Räder in den tiefen Sand zu verhindern, Haidekraut geſtreut; wo dies nicht der Fall iſt und die Spuren ſich kreuzen, wird ein Fremder kaum den Weg finden. Hier zieht die Feldmark ihre unſichtbare Grenze zwiſchen den nachbarlichen Beſitzthümern.

Jeder Hof, jede Hütte, jeder Hügel waren für Otto alte Bekannte. Er lenkte ſeine Schritte nach Harboöre, einem Kirchſpiel, von dem man behaupten kann, es beſtehe aus Sand und Waſſer, welches aber doch nicht unfruchtbar zu nennen iſt. Einzelne Bewohner treiben Ackerbau, die Mehrzahl aber beſteht aus Fiſchern, die in kleinen Häuſern wohnen und keine Ländereien haben.

Sein erſtes Zuſammentreffen auf der Wanderung war mit einem jener großen, bedeckten Wagen, welche die ſogenannten Aalmänner, zwiſchen St. Johannis- und Bartholomäi-Tag, mit Aalen nach den ſüdlich und öſtlich gelegenen kleinen Städten führen und dann wieder mit Aepfeln und Gartenfrüchten beladen heimbringen, einem Artikel, der ſpäter bei dem gemeinen Manne reißend abgeht. Der Aalmann hielt, als er Otto ſah und erkannte.

„Willkommen, Herr Otto!“ ſagte er, „ja, Ihr ſeid zu einem traurigen Geſchäfte herübergekommen. Daß der Oberſt Toſtrup auch ſo abſcheiden mußte! Aber es ſtand von ihm doch nicht anders zu erwarten, er war alt genug.“

„Der Tod fordert ſein Recht!“ antwortete Otto, dem Manne die Hand drückend. „Ihm geht es wohl gut, Morten Chränſen?“

„Den ganzen Wagen voll von Aalen und einige geräucherte Seekarpfen! Euch iſt wohl gut zu begegnen, Herr Otto? Auf dem Lande iſt ein Prediger ſehr gut, aber nicht auf dem Meere, wie ſie bei uns zu Hauſe ſagen. Ja, Ihr ſeid wohl jetzt Prediger oder ſollt es doch werden?“

„Nein, ich ſtudire nicht zum Prediger!“ antwortete Otto.

„Nun, ſo wollt Ihr wohl Advocat werden? Mich dünkt, Ihr ſeid klug genug, Ihr braucht nicht mehr zu ſtudiren! Ihr werdet doch bei uns vorſprechen? Die Großmutter ſitzt und ſpinnt Garn zu Aalreuſen. Sie hat nun auch auf dem andern Auge den Staar bekommen, aber der Mund geht bei ihr noch eben ſo gut, wie früher; ſie läßt ſich nicht verblüffen, obgleich ſie im Dunkeln ſitzt. Mutter ſorgt für den Köder, ſie hat mit Reinigung der Angelhaken genug zu thun."

„Aber Maria, die flinke kleine Maria?" fragte Otto.

„Die Dirne? Sie iſt dieſes Jahr mit den andern Fiſchermädchen nach Ringkjöbing gezogen, um ſich zur Heu- und Kornerndte dingen zu laſſen; wir glaubten ſie hier zu Hauſe entbehren zu können. Aber, Gott befohlen! nun fahre ich." Treuherzig ſchüttelte er Otto's Hand, und ſetzte ſeine langſame Fuhre fort.

Die Brüder des Aalbauern waren flinke Fiſcher, wie es ihr Vater geweſen war; obgleich verheirathet, wohnten ſie doch zuſammen. Der Kinderſchwarm wär eben nicht unbedeutend; Kleine und Große machten hier eine einzige Familie aus, in welcher die blinde Großmutter die erſte Stimme hatte.

Otto näherte ſich dem Wohnhauſe; vor demſelben befand ſich ein kleines Stück Land mit Kartoffeln und Möhren, auch ein Beet mit Zwiebeln und Thymian. Zwei große Bullenbeißer mit ſcharfen Zähnen und boshaften Augen fuhren auf Otto los. „Packan! Taucher!" ſchmetterte eine Stimme und die Hunde ließen den Schwanz ſinken und zogen ſich mit leiſem Knurren nach dem Hauſe zurück. Hier ſaß auf der Vordiele eine alte Frau, in wollener, krapprother Jacke, um den Hals ein Tuch von gleichem Stoff und gleicher Farbe und auf dem Kopfe einen Mannshut von ſchwarzem Filz tragend. Sie ſpann. Otto erkannte ſogleich die blinde Großmutter.

„Gottes Frieden ins Haus!“ ſagte er.

„Die Stimme habe ich ſeit Jahr und Tag nicht gehört!“ entgegnete die Alte und erhob den Kopf, als wollte ſie mit den ausgeſtorbenen Augen ſehen. „Seid Ihr nicht Oberſt Jeſtrup's Otto? Ihr gleicht ihm in der Sprache. Ich dachte es wohl, daß, wenn Ihr hierher kämet, Ihr auch bei uns einſprechen würdet. Ide ſoll den Köder ſtehen laſſen und den Keſſel überhängen, daß Ihr eine Schale Kaffee bekommen könnt. Früher pflegtet Ihr unſere Bewirthung nicht zu verſchmähen, Ihr ſeid doch auf der Reiſe nicht hochmüthig geworden? Die Kaffeewicke, die hier bei uns in Helmsland wächſt, iſt gut, und ſchmeckt beſſer, als die Bohnen des Kaufmanns.“ Die Hunde brummten Otto noch immer an. „Könnt ihr dummen Thiere, die ihr doch Augen im Kopfe habt, des Oberſten Otto nicht erkennen?“ rief ſie zornig und verſetzte ihnen mit der Hand ein Paar tüchtige Schläge.

Otto's Ankunft brachte große Bewegung in die kleine Haushaltung; willkommen war er, das konnte man jedem Geſichte anſehen.

„Ja,“ ſagte die Großmutter, „nun ſeid Ihr in der Stadt da viel weiſer geworden, könntet wohl gar einen

Kalender ſchreiben, wenn es darauf ankäme! Auch habt Ihr wohl drüben ſchon ein Bräutchen bekommen, oder wollt Ihr Euch eins aus Lemwig holen? Denn ſtädtiſch muß ſie doch wohl ſein! Ja, ich habe ihn gekannt, ſeit er ein kleiner Wicht war; auf der Mauer draußen ſetzte er aus Heringsköpfen den lebendigen Teufel mit den glühenden Augen zuſammen, wie er geht und ſteht. Unſer Ferkel hatte er in den Aalwagen zwiſchen die Vierteltonnen geſteckt. Wir ſuchten einen ganzen Tag nach dem Ferkel, ohne es zu finden, und es mußte die Reiſe nach Holſtebro mitmachen. Ja er war ein wilder Zeiſig! ſpäter, als er ſo viel lernen mußte, wurde er ſchwermüthig. Ja, ja! während der letzten Jahre haben ihn die Bücher angegriffen."

„Manch liebes Mal ſtach er mit meinem Manne in die See!" nahm eine der Schwiegertöchter das Wort. „Eine Nacht blieb er mit draußen; wie ängſtigte ſich doch damals die franzöſiſche Mamſell auf dem Gute!"

„Er war nie hochmüthig!" ſagte die Großmutter. „Er nagte ſeinen trockenen Fiſch zum friſchen Fiſch und trank eine Taſſe Wattig mit Waſſer, obgleich er's zu Hauſe beſſer gewohnt war."

Nun wurde der Kaffee aufgetragen und in große thönerne Schalen geſchenkt. Otto mußte ſeinen Theil trinken.

„Erinnert Ihr Euch noch," ſagte die Großmutter, „wie gern Ihr zum Kaffee getrockneten Fiſch nagtet, wenn wir keinen Zwieback hatten? Aber heute haben wir Weißbrot, friſch und gut; es kam geſtern von Lemwig."

Das Branntweinglas, mit dem hölzernen, rothbemalten Fuße, wurde Otto vorgeſetzt. Unter dem Bette befand ſich ein Anker Branntwein, „ein kleiner Stock," wie hier das Strandgut genannt wird.

Otto fragte nach den verheiratheten Söhnen. Sie befanden ſich mit den Knechten am Strande, um auf den Fang zu ziehen. Die Großmutter wollte ihn hinunter begleiten; noch waren ſie nicht fort, ſie ſollte ihnen erſt Mundvorrath bringen.

Die Alte nahm ihren Stock, der Hund ſprang voran, und nun ging die Wanderung zwiſchen den Sanddünen hin, wo ihre Hütte oder Bude von Sparrenwerk mit Erdbekleidung aufgeführt war. Rund umher lag der Fiſchabfall, Köpfe und Eingeweide, hingeworfen. Die Männer waren eben beſchäftigt, den Behälter mit dem Fiſchgeräthe an Bord zu bringen.

Die offene See lag vor ihnen, faſt ſpiegelglatt, da der Wind öſtlich war. In der Nähe hielt ein Reiter, halb wie ein Bauer gekleidet, mit Reitbeinkleidern, die an den Seiten zugeknöpft waren.

„Haben Sie ſchon etwas Neues gehört?" rief er Otto zu. „Ich komme von Ringkjöbing. Bei dem Kaufmann Cohen habe ich die deutſchen Zeitungen geleſen. In Frankreich iſt Revolution! Karl der Zehnte iſt mit der ganzen königlichen Familie geflohen. Ja, in Paris geht's luſtig her!"

„Die Franzoſen ſind ein wildes Volk!" ſagte die Großmutter. „Einen König und eine Königin haben ſie zu meiner Zeit geköpft. Nun machen ſie's mit dieſen wohl eben ſo. Wie kann nur der liebe Gott dulden, daß ſo mit ſeinen Geſalbten verfahren wird!“

„Da giebt's wieder Krieg!“ ſagte einer der Fiſcher.

„Dann gehen mehr Pferde aus dem Lande,“ ſagte der Fremde, drückte Otto die Hand und verſchwand bald hinter den Sanddünen.

„War das nicht der Roßkamm von Varde?“ fragte Otto.

„Ja, er verſteht Sprachen!“ ſagte der Fiſcher. „Deshalb weiß er von auswärtigen Angelegenheiten früher Beſcheid, als wir Andern. Alſo kämpfen ſie jetzt in Frankreich! Das Blut fließt in den Straßen; ſo wird es nicht in Dänemark, bevor der Türke ſein Pferd an den Buſch im Viborger See bindet. Dann iſt aber auch, nach der Prophezeihung der Sibylle, das Ende der Welt nahe.“

Alles war unterdeſſen vorbereitet, um auf den Fang zu ziehen. Wenn Herr Otto das hinterſte Ruder führen wollte und Luſt hätte, die Nacht auf dem Meere zuzubringen, ſo wäre ein Platz im Boote für ihn offen; er hatte aber Roſalien verſprochen, vor Abend zurück zu ſein. Die Großmutter betete nun knieend mit den Uebrigen, und bald darauf trieben raſche Ruderſchläge das flache Boot vom Ufer hinaus. Frankreichs Schickſal war vergeſſen, der Fang beſchäftigte die Fiſcher.

Die Alte ſchien den Ruderſchlägen zu lauſchen, die todten Augen weilten unbeweglich auf dem Meere. Eine Möve ſtrich in ihrem Fluge dicht an ihr vorüber. „Das war ein Vogel,“ ſagte ſie; „außer uns Beiden iſt doch Niemand hier?“

„Nein,“ entgegnete Otto gleichgültig.

„Iſt Niemand in der Hütte, Niemand hinter den Dünen?“ fragte die Großmutter wieder. „Nicht um des Mundvorrathes willen begleitete ich Euch, nicht, um mein Antlitz im Strande zu baden, ſondern um mit Euch allein zu ſprechen, was ich zu Hauſe nicht konnte. Reicht mir Eure Hand! Nun der Alte im Grabe ruht, führt Ihr ſelbſt das Ruder; das Gut ſoll verkauft werden, und Ihr kommt wohl nicht wieder hierher nach der Weſtküſte Der liebe Gott hat's vor meinen Augen ſchwarz gemacht, bevor er auch meine Ohren verſchließt und mich von hier abruft. Ich kann Euch nicht mehr ſehen, aber Ihr ſtehet vor meinen Gedanken, wie Ihr ausſaht, bevor Ihr unſer Land verließet. Jetzt ſeid Ihr freilich ſchöner, das kann ich mir denken, aber munterer ſeid Ihr nicht; plaudern könnt Ihr freilich, und ich habe Euch auch lachen hören, aber das war nur wenig beſſer als die beiden letzten Jahre, da Ihr hier waret. Einſt ſtand es anders mit Euch, kein Kobold konnte ſich wilder geberden, als Ihr!“

„Mit den Jahren wird man ruhiger,“ ſagte Otto, und blickte die blinde Frau, die ſeine Hand nicht fahren ließ, ſtaunend an. „Als Knabe war ich gar zu luſtig, das konnte nicht ſo bleiben, und daß ich jetzt ernſt bin, dazu, das ſieht Sie wohl ein, habe ich hinreichenden Grund; ich habe ja meine letzte Stütze verloren!“

„Ja freilich, ja freilich!“ wiederholte ſie langſam und erwägend, dann aber ſchüttelte ſie den Kopf. „Das iſt nicht die Urſache. Glaubt Ihr nicht an des Teufels Macht?

Unſer Herr Chriſtus vergebe mir! glaubt Ihr nicht an die Kräfte böſer Menſchen? Kein größerer Unterſchied iſt zwiſchen des Menſchen Kinde und dem Wechſelbalg, den die Unterirdiſchen an ſeiner Statt in die Wiege legen, als zwiſchen Euch, wie Ihr als Knabe waret und wie Ihr das letzte Jahr Eures Hierſeins wurdet. Das kommt von den Büchern, vom vielen Lernen, ſagte ich zu den Andern. Hätte ich doch dies auch mir ſelbſt ſagen können! Aber Ihr ſollt froh werden, der Kummer Eures Herzens ſoll hinwelken, wie ein giftiges Kraut. Ich weiß, woher er entſpringt, und werde ihn, unter Gottes Beiſtand, heilen. Wollt Ihr mir heilig geloben, daß in der Welt keine Seele erfahren ſoll, was wir in dieſer Stunde ſprechen?“

„Was habt Ihr mir zu ſagen?“ fragte Otto, von dem ſeltſamen Ernſte der Alten ergriffen.

„Der deutſche Heinrich, der Komödiant! Ihr erinnert Euch ſeiner wohl? Er iſt an Eurer Bekümmerniß Schuld! Ja, ſeine Name jagt das Blut ſchneller durch Eure Pulſe. Ich fühle es, wenn ich auch Euer Antlitz nicht ſehen kann.“

„Der deutſche Heinrich!“ wiederholte Otto, und ſeine Hand bebte wirklich. Sollte Heinrich, als er vor drei Jahren hier war, ihr und den Fiſchern hier geſagt haben, was kein Menſch wiſſen durfte, was die Munterkeit ſeiner Jugend getödtet hatte? „Was habe ich mit dem deutſchen Heinrich zu thun?“

„Nicht mehr, als ein frommer Chriſt mit dem Teufel zu thun hat!“ antwortete ſie und ſchlug ein Kreuz vor ſich.

„Aber Heinrich hat Euch ein böſes Wort ins Ohr geflüſtert, er hat Euern muntern Sinn gebannt, wie man eine Schlange bannen kann.“

„Das hat er Euch geſagt?“ rief Otto aus, und er athmete ſchneller. „Sagt mir Alles, was er geſagt hat!“

„Ihr werdet es mich nicht entgelten laſſen,“ ſagte ſie. „Ich bin unſchuldig daran, und doch habe ich mitgewirkt; es war nur ein Wort, aber ein ungebührliches Wort, und dafür muß man Rechenſchaft ablegen am Tage des Gerichts!“

„Ich verſtehe Euch nicht!“ ſagte Otto, und ſein Auge ſpähete umher, ob Niemand ſie hörte. Sie waren ganz allein. In weiter Ferne zeigte ſich das Boot mit den Fiſchern, wie ein dunkler Punkt.

„Erinnert Ihr Euch noch, wie toll Ihr als Knabe waret? Wie Ihr der Katze Rindsblaſen an Beine und Schwanz bandet und ſie zur Bodenluke hinauswarft, damit ſie fliegen ſollte? Ich ſage das nicht im Böſen, denn wir hatten Euch Alle lieb; aber wenn Ihr zu übermüthig wurdet, konnte man ja wohl ſagen: kann denn Keiner den Buben bändigen? Seht, dieſelben Worte ſagte ich, das iſt meine ganze Schuld, aber ſie haben mir ſeitdem ſchwer auf dem Herzen gelegen. Da kam vor drei Jahren der deutſche Heinrich und blieb zwei Nächte in unſerem Hauſe; Gott vergebe es uns! Künſte konnte er machen, er verſtand mehr als ſein Vaterunſer, mehr als einem Menſchen zum Nutzen gereicht. Bei einem Kunſtſtück ſolltet Ihr ihm helfen; als er Euch aber den Becher gab, da machtet Ihr

Eure eignen Künſte, und er konnte nichts zu Stande bringen. Ihr wolltet auch klug ſein. Da wurde er Euch gram, obgleich er noch immer freundlich und unterthänig that, weil Ihr ein herrſchaftliches Kind waret. Erinnert Ihr Euch nun, nun, das habt Ihr wohl vergeſſen, wie Ihr daſſelbe Mal den Köder von den Angelhaken genommen und ſtatt deſſen meine Holzſchuhe an dieſelben befeſtigt hattet? Da ſagte ich im Zorne, und des Menſchen Zorn iſt nimmer gut: „„kann mir denn Niemand den Buben bändigen? Er hatte Euch ja geradezu zum Beſten,““ ſagte ich zu dem Komödianten. „„Verſteht Ihr nicht eine Kunſt, die dieſe wilde Katze zähmen kann?““ Da lachte er boshaft, ich aber dachte nicht weiter daran. Am folgenden Tage aber ſagte er: „„Nun habe ich den Buben gebändigt! Ihr ſollt nur ſehen, er iſt zahm geworden, und ſollte er wieder anfangen, hintenaus zu ſchlagen, ſo fragt ihn nur, welche Worte ihm der deutſche Heinrich ins Ohr geflüſtert habe, und Ihr ſollt ſehen, wie ruhig er werden wird. Dieſes Kunſtſtücks ſoll er nicht ſpotten!““ Es ſchauderte in meinem Herzen, aber ich dachte ſpäter, es habe wohl nichts zu bedeuten. — Aber leider! von der Stunde an, da er hier geweſen, waret Ihr nicht mehr derſelbe, wie früher; das rührt von dem Zauberworte her, das er Euch ins Ohr flüſterte. Ihr könnt das Wort nicht ausſprechen, das ſagte er mir auch; aber durch daſſelbe ſeid Ihr gebannt worden; dies und nicht das Lernen in den Büchern hat es bewirkt. Aber Ihr ſollt erlöſet werden! Habt Ihr Glauben daran, und den müßt Ihr haben, ſo ſollt Ihr wieder munter werden und ich werde vor dem böſen Worte, das ich ausſprach, in meinem Grabe ruhig ſchlafen können. Wollt Ihr dieſes auf die Herzgrube legen, nun der Mond im Abnehmen iſt, ſo wird der Kummer aus Eurem Herzen verſchwinden, ſo wie die Scheibe des Mondes abnimmt!“ So ſprechend, zog ſie aus ihrer Taſche einen kleinen, ledernen Beutel hervor, öffnete ihn und nahm aus demſelben ein zuſammengewickeltes Papier. „Hierin befindet ſich ein Stück von der Holzart, aus welcher das Kreuz unſeres Erlöſers verfertigt war. Dieſes wird den Kummer aus Eurem Herzen ziehen und ihn tragen, wie es denjenigen trug, der den ganzen Kummer der Welt auf ſich nahm!“ Sie küßte es mit frommer Andacht und reichte es darauf Otto hin.

Jetzt wurde ihm das Ganze klar. Er erinnerte ſich, wie er, in ſeinem Uebermuthe als Knabe, Heinrichs Kunſtſtück mißlingen machte, was bei den Zuſchauern großes Vergnügen, bei Heinrich aber Unwillen erregte; bald wurden ſie wieder Freunde, und Otto erkannte in ihm den luſtigen Weber aus der Fabrik, wie er ſeinen früheſten Aufenthaltsort nannte. Sie waren allein, Otto fragte ihn, ob er ſich ſeines Namens nicht erinnere, Heinrich ſchüttelte den Kopf. Da entblößte Otto ſeine Schulter und bat ihn, die eingebrannten Buchſtaben zu leſen, und vernahm die unglückſelige Auslegung, die ſeiner Munterkeit den Todesſtoß gab. Heinrich mußte geſehen haben, welchen Eindruck ſeine Worte auf den Knaben machten; er bekam dadurch Gelegenheit, ſich zu rächen und zugleich auch als Hexenmeiſter wieder in Anſehen zu kommen. Er habe ihn gezähmt, flüſterte er der Alten zu, durch ein einziges Wort habe er den Knaben gezähmt. Bei jeder ſpätern Ausgelaſſenheit **Otto's** mußten Ernſt und Schrecken ſogleich zurückkehren, wenn Jemand ihn fragte: welche Worte flüſterte Dir der deutſche **Heinrich** ins Ohr? „Ja, fragt ihn nur," hatte dieſer geſagt.

Auf eine ganz natürliche Weiſe lag alſo wirklich ein Zauber in **Heinrichs** Worten, wenn auch nicht ſo, wie ihn der Aberglaube der Alten gedeutet haben wollte. Eine Entwickelung des Zuſammenhanges der Sache hätte ihre Bedenklichkeiten haben müſſen, aber hier war **Otto** eine Erklärung unmöglich. Er drückte ihr die Hand und bat ſie ruhig zu ſein; kein Kummer laſte ſchwer auf ſeinem Herzen, außer dieſem letzten Verluſte ſeines geliebten Großvaters.

„Jeden Abend habe ich in meinem Gebete Euren Namen genannt!" ſagte die alte Großmutter. „Jedes Mal, wenn ſich die Vorboten böſen Wetters zeigten und die Söhne auf dem Meere waren, ſo daß wir Flaggen aushängten oder Leuchtfeuer anzündeten, um Zeichen zu geben, da dachte ich an die Worte, die meinem Munde entſchlüpften und die der böſe **Heinrich** auffing; ich fürchtete, daß der liebe Gott meinen Kindern das Unrecht möchte entgelten laſſen."

„Seid nur ruhig, liebe Alte!" ſagte **Otto**. „Bewahrt ſelbſt das heilige Holz, auf deſſen Kräfte Ihr bauet; möge es jeden Kummer von Eurem eigenen Herzen entfernen!"

„Nein, an meinem Kummer bin ich ſelbſt Schuld; den Eurigen hat eine fremde Macht in Euer Herz gelegt! Nur den Kummer der Unſchuld will das Holz des Kreuzes tragen."

Das Schöne, welches, ihr unbewußt, in dieſen Worten lag, rührte Otto. Er nahm das Geſchenk an, verwahrte es, ſuchte die Alte zu beruhigen und blickte noch zum Abſchiede über die prächtige Meeresfläche hin, deren Grenze ſie ſelbſt bildete.

Es war faſt Abend geworden, bevor er das Gut erreichte, wo Roſalie ſeiner wartete. Der letzte Auftritt mit der blinden Fiſcherfrau hatte ihn in ſeine finſtere Gemüthsſtimmung zurückverſetzt. „Im Grunde weiß ſie doch Nichts!“ ſagte er zu ſich ſelbſt. „Dieſer Heinrich iſt mein böſer Engel! möchte er doch bald ſterben.“ Es war in Otto's Seele, als könnte er dem Heinrich ruhig eine Kugel durchs Herz ſchießen. „Läge er erſt unter dem Haidekraute begraben, und mit ihm mein Geheimniß! Blut will ich! ja, es iſt etwas Teufliſches im Menſchen. Wäre doch Heinrich todt! aber es leben noch Mehrere, die meine Geburt kennen; — meine Schweſter! meine arme, zurückgeſetzte Schweſter, ſie, die daſſelbe Recht auf Geiſtesentwickelung hatte, wie ich! wie fürchte ich dieſes Zuſammentreffen! es wird bitter werden! fort muß ich! fort will ich! hier wird mein Lebenskeim erſtickt! ich habe ja Vermögen, ich will reiſen! das lebhafte Frankreich wird die Grillen verſcheuchen, und — ich bin dann fort, weit von der Heimath entfernt. Im künftigen Frühling bin ich ein Fremder unter Fremden!“ und ſeine Gedanken ſchmolzen in ſtille Wehmuth hin. So erreichte er das Gut.

II.

L'Angleterre jalouse et la Grèce homérique
Toute l'Europe admire, et la jeune Amérique
Se lève et bat des mains du bord des océans.
Trois jours vous ont suffi pour briser vos entraves.
Vous êtes les aînés d'une race de braves,
Vous êtes les fils des géans!

V. Hugo, Chants du crepuscule.

„Die Politik, meine Herren!"
Morton's Luſtſpiel: der heimkehrende Nabob.

„In Frankreich iſt Revolution!" war das Erſte, was **Otto** erzählte. „**Karl** der Zehnte iſt mit ſeiner Familie entflohen. Es ſoll in den deutſchen Zeitungen ſtehen."

„Revolution!" wiederholte **Roſalie** und faltete ihre Hände. „Das unglückſelige Frankreich! Blut iſt da gefloſſen, und nun fließt es wieder! Dort verlor ich meinen Vater und meinen Bruder. Ich wurde landflüchtig, mußte mir ein neues Vaterland aufſuchen!" ſie trocknete eine Thräne von der Wange und verſank in tiefes Nachdenken. Sie kannte die Schrecken einer Revolution, ſah in dieſer neuen nur eine Wiederholung der Schreckensſcenen, die ſie erlebt und welche ſie in die Welt hinaus, nach dem hohen Norden hinauf trieb, wo ſie ſich herumtummelte, bis ſie endlich bei **Otto's** Großvater eine Heimath, eine bleibende Stätte fand.

Alles Große und Schöne ergriff **Otto's** Seele, nur für eine Richtung hatte er noch kein Intereſſe gezeigt: für die politiſche, und Politik war es eben, die den Großvater in ſeiner Abgeſchiedenheit am meiſten beſchäftigt hatte. Aber Otto's Seele war zu lebhaft, zu leicht beweglich, wurde zu leicht von dem ihm Zunächſtliegenden hingeriſſen. „Man muß ſich erſt ſelbſt recht ins Leben hineinleben, bevor uns die Weltbegebenheiten ergreifen können!“ ſagte er. „Bei den Meiſten, die in ſehr jungem Alter politiſiren, iſt es auch Affectation. Es iſt mit ihnen, wie mit dem Knaben, der ſich zwingt, Tabak zu rauchen, um älter zu ſcheinen, als er iſt.“ Außer der Heimath war Frankreich das einzige Land, das Otto eigentlich intereſſirte. Hier hatte Napoleon geherrſcht, und Napoleon's Name hatte ſein Herz erreicht; er war herangewachſen, während dieſer Name von allen Lippen erſcholl; der Name und die Thaten des Helden erklangen ihm, dem Knaben, ſchon als ein großes Weltmärchen. Wie oft hatte er nicht den Großvater kopfſchüttelnd ſagen gehört: „ja, nun haben die Zeitungsſchreiber nur wenig zu erzählen, da Napoleon ruhig iſt.“ Dann hatte er ihm erzählt von dem Helden bei Arcole und bei den Pyramiden, von dem großen Feldzuge gegen Europa, von dem Brande Moskau's und der Rückkehr von Elba.

Wer hat nicht in ſeiner Kindheit ein Schauſpiel geſchrieben? Otto's einziges Sujet war Napoleon: die ganze Geſchichte des Helden, von den Schneebatterien bei Brienne an bis zur Felſeninſel im Weltmeere. Freilich war das Gedicht ein wilder Schößling, aber dieſer war aus einem begeiſterten Herzen entſprungen. Damals bewahrte er es wie einen Schatz. Einen kleinen Zug, der ſich an daſſelbe knüpft und Otto's wildes Aufbrauſen als Knabe charakteriſirt, wollen wir hier anführen.

Eins der Kinder des Geſindes, ein kleiner, munterer Knabe, mit dem ſich Otto viel abgab, ſpielte bei ihm auf ſeinem Dachſtübchen. Otto ſchrieb damals gerade ſeine Komödie. Der Knabe neckte ihn, indem er an dem Papiere zupfte. Otto verbot es ihm mit der Drohung: „thuſt Du es noch einmal, ſo werfe ich Dich zum Fenſter hinaus!“ Der Knabe zupfte gleich wieder an dem Papiere; augenblicklich ergriff ihn Otto um den Leib, ſchwang ihn dem offenen Fenſter zu und würde ihn ſicher hinausgeſtürzt haben, wenn nicht glücklicherweiſe Roſalie ins Zimmer getreten wäre und, mit einem Ausrufe des Schreckens, Otto's Arm ergriffen hätte, der nun todtenblaß und am ganzen Körper zitternd daſtand.

Solchergeſtalt hatte Napoleon Otto's Intereſſe für Frankreich erweckt. Auch Roſalie ſprach, nächſt ihrer Schweiz, am liebſten von dieſem Lande. Die Revolution hatte lebhaft in ihr Leben eingegriffen, lebhaft mußte demnach auch ihre Unterhaltung über dieſelbe ſein. Selbſt dem alten Prediger erſchien ſie als ein ſelbſterlebtes Weltereigniß. Die Revolution und Napoleon hatten oft ſeine Gedanken und ſeine Rede auf dieſes Land hingelenkt. Otto war demnach, ohne ſich im Geringſten um Politik zu kümmern, in einer Art Intereſſe für Frankreich aufgewachſen. Die Nachricht von dem Kampfe der Julitage war ihm deshalb nicht gleichgültig. Noch wußte er nur, was der Roßkamm erzählt hatte, nichts von der Congregation, noch von Polignac's Miniſterium; aber Frankreich war ihm der mächtige Weltkrater, der durch prächtige Ausbrüche glänzte, die er aus der Ferne bewunderte.

Der alte Prediger ſchüttelte den Kopf, als Otto ihm dieſe politiſche Neuigkeit mittheilte. Ein König, ſo lange er noch am Leben, mochte er auch ſein wie er wollte, war ihm heilig. Die Handlungen eines Königs glichen, ſeiner Meinung nach, den Worten der Bibel, die der Menſch nicht abwägen dürfte, ſie ſollten genommen werden, wie ſie waren. „Alle Obrigkeit iſt von Gott!“ ſagte er; „der Geſalbte iſt heilig, Gott verleiht ihm Weisheit, er iſt ein Licht, zu dem wir Alle emporſchauen müſſen.“

„Er iſt ein Menſch, wie wir!“ antwortete Otto. „Er iſt der erſte Beamte des Landes, und als Solchem ſind wir ihm Ehrfurcht und Gehorſam ſchuldig. Geburt und nicht Verdienſt giebt ihm den hohen Poſten, den er bekleidet; er muß nur das Gute wollen, nur Gerechtigkeit üben; ſeine Pflichten ſind eben ſo groß, wie die der Unterthanen!“

„Aber ſchwieriger, mein Junge!“ ſagte der Alte. „Es iſt keine Kunſt, als Blume prunkend im Kranze zu ſitzen; ſchwieriger iſt es, die Hand zu ſein, die ihn flicht. Das Band muß ſowohl ſtraff als gelinde ſein, es darf nicht in die Stengel einſchneiden, aber auch nicht zu loſe ſein; in beiden Fällen würden die Blumen abfallen. Ihr jungen Leute ſchwatzt, wie Euch der Schnabel gewachſen iſt. Ja, Ihr ſeid klug, ganz ſo klug wie die Frau, die zum Abendbrot ein gebratenes Küchlein aufbewahrte; ſie ſetzte es auf einem zinnernen Teller auf die glühenden Kohlen und ging aus, um ihre Geſchäfte zu beſorgen; als ſie aber wieder nach Hauſe kam, war der Teller geſchmolzen und der Braten lag in der Aſche. „„Was habe ich doch für eine Katze,““ ſagte ſie, „„den Teller hat ſie gefreſſen, und das Küchlein liegen laſſen.““ Sieh, Ihr ſchwatzt eben ſo und ſeht die Dinge von derſelben vernünftigen Seite an. Sprich nicht wie die Andern drüben in der Stadt! fürchte Gott und ehre den König! Mit den Beiden haben wir nichts zu raiſonniren, das machen die mit einander ab. Die Franzoſen gleichen jungen Füchſen: wenn dieſe eben durchs Maturitäts-Examen gekommen ſind, ſo meinen ſie alle Weisheit gefreſſen zu haben; ſie ſchlagen hintenaus und machen viel Lärm! Die Franzoſen müſſen einen Napoleon haben, der ihnen etwas zu thun geben kann; treiben ſie es auf ihre eigene Hand, ſo machen ſie tolle Streiche!“

„Sehen wir nur erſt, wie eigentlich die Zeitungsnachrichten lauten!“ antwortete Otto.

Tags darauf traf ein großer Brief ein, er war von Wilhelm.

„Mein herrlicher Otto!

Wir haben Alle auf Otto Zoſtrup's Geſundheit getrunken, ich erhob das Glas und trank auf Deine Geſundheit. Die Freundſchaftsdiſſonanz Sie hat ſich in ein harmoniſches Du aufgelöſt, und Du ſelbſt haſt den Accord angegeben. Alle ſprechen zu Hauſe von Dir; ſelbſt des

Kammerjunkers Mamſell wählte neulich Dich und nicht ihr Nähkäſtchen zum Gegenſtande der Unterhaltung. Den Abend, als Du über die jütländiſche Haide fuhrſt, ſetzte ich mich ans Piano und phantaſirte meinen Schweſtern Deine ganze Reiſe vor. Die Fahrt über die Haide ſchilderte ich ihnen durch ein monotones Stück von drei Tönen, ganz ähnlich dem, was Rouſſeau componirt hat. Die Schweſtern waren dem Verzweifeln nahe; ich aber ſagte, es ſei auf der Haide nicht intereſſanter. Bisweilen machte ich einen kleinen Lauf, einen Triller, das war die Haidelerche, die emporflatterte; die Introduction zum Zigeunerchor in der Precioſa deutete die vorüberziehenden Zigeunerbanden an. Dann kam das Thema aus Jeannot und Collin: „„o frohe Kindheitstage““ und nun warſt Du zu Hauſe. Ich hämmerte gewaltig unten im Baß, das war die Nordſee, der Chor in Deiner jetzigen grand' Opera. Du magſt nur glauben, es war ganz originell. Uebrigens ſteht hier zu Hauſe Alles beim Alten. Die überraſchenden Nachrichten aus Frankreich haben uns und allen guten Leuten einen elektriſchen Stoß verſetzt. Ja, Du haſt wohl in Deiner Einſamkeit nichts von den glänzenden Julitagen gehört. Die Pariſer haben Karl den Zehnten abgeſetzt. War die frühere Revolution eine Blutfrucht, ſo iſt dieſe eine wahre Paſſionsblume, plötzlich entſprungen, ſtaunenerregend durch ihre Schönheit, und als das Werk vollendet war, rollte ſie ſelbſt ihre Blätter wieder zuſammen. Mein Vetter Joachim, der ſich, wie Du weißt, jetzt gerade in Paris aufhält, hat dieſe merkwürdigen Tage erlebt. Vergeſtern erhielten wir einen langen, intereſſanten Brief von ihm, der uns von dem Einzelnen wie von dem Ganzen einen anſchaulicheren Begriff beigebracht hat, als ihn uns die Zeitungen geben können. Die Leute ſammeln ſich zu Haufen um die Poſthäuſer, um die Blätter zu erhalten, ſo wie ſie ankommen. — Aus des Vetters Briefe habe ich ausgezogen, was mich am meiſten ergriff, und ſende Dir dieſe Auszüge in einer Beilage. So kannſt Du drüben in Deiner Abgeſchiedenheit von der Welt doch mit leben. Tauſend Grüße von Allen hier. Du haſt in Mama's Herzen einen Platz, nicht weniger aber in dem meinigen."

„Dein Freund und Bruder
Wilhelm."

P. S.

„Es iſt wahr, meine Schweſter Sophie läßt Dich bitten, ihr doch einen Stein von der Nordſee mitzubringen. Vielleicht nähmſt Du für mich auch einen Eimer Seewaſſer mit, er darf Dich aber nicht geniren!"

Dieſer herzliche Brief verſetzte Otto in die Mitte der lieben Menſchen in Fühnen. Die Ecke des Papiers, wo Wilhelms Name ſtand, drückte er an ſeine Lippen. Sein Herz war ganz voll vom Gefühl edler Freundſchaft.

Der Auszug, den Wilhelm aus des Vetters Briefe gemacht hatte, war kurz und bezeichnend; er war einem hübſchen, in gute Proſa überſetzten Gedichte zu vergleichen.

Im Theater intereſſiren wir uns für die kämpfende Unſchuld, noch mehr werden wir aber ergriffen, wenn das

Schickſal eines ganzen Volks zur Entſcheidung ſteht; deshalb hat Wilhelm Tell ſo großes Intereſſe; nicht von dem Einzelnen iſt hier die Rede, ſondern von Allen. Hier iſt Fleiſch von unſerm Fleiſche und Blut von unſerm Blute. Größer als das Schauſpiel, welches der Dichter ſchafft, war hier für Otto die Schilderung der Julitage. Es war die Wirklichkeit ſelbſt, in der er lebte. Sein Herz war ergriffen von Bewunderung für Frankreich, das den heiligen Kampf der Freiheit gekämpft, mit der Sprache des Schwertes den Bannſtrahl des Zeitalters über die Feinde der Aufklärung und Veredlung ausgeſprochen hatte.

Der alte Prediger faltete ſeine Hände, als er es hörte; ſein Auge funkelte, aber bald ſchüttelte er den Kopf. „Dürfen ſo die Menſchen den Geſalbten Gottes richten? Wer zum Schwerte greift, ſoll durch das Schwert umkommen!“

„Der König iſt um des Volkes willen da,“ ſagte Otto, „nicht das Volk um des Königs willen!“

„Ludwigs des Sechzehnten unglückliche Tochter!“ ſeufzte Roſalie. „Zum dritten Mal iſt ſie aus ihrem Vaterlande vertrieben. Eltern und Bruder getödtet, ihr Gemahl entehrt! Sie ſelbſt hat Geiſt und Herz. Sie iſt der einzige Mann unter den Bourbonen, ſagte ja Napoleon.“

Der Prediger, altfränkiſch ehrlich und Royaliſt von ganzem Herzen, betrachtete die Sache mit ſchwankender Meinung und Furcht vor der Zukunft. Roſalie dachte am meiſten an diejenigen, welche unglücklich geworden waren, an die königlichen Damen und die armen Kinder. Jeder folgte ſeiner Natur und der Anſchauung ſeines Alters, das that **Otto** auch, und deshalb war ſeine Seele begeiſtert. Begeiſterung gehört der Jugend an. Von **Paris** träumten ſeine Gedanken, dahin flogen ſeine Wünſche. „Ja, ich will reiſen!“ rief er aus. „Das wird meinem ganzen Charakter eine kräftigere Richtung geben; ich will und muß!“ fügte er ſtill in ſeinen Gedanken hinzu; „mein Kummer wird ausgelöſcht, die Erinnerungen aus meiner Kindheit werden vergeſſen werden. Draußen treten mir keine Schreckbilder entgegen, wie hier. Mein Vater iſt ja **todt**! fremde Erde liegt auf ſeinem Sarge.“

„Aber das Amtsexamen!“ ſagte der alte Prediger, „mache doch das erſt! Es iſt immer gut, es hinter ſich zu haben, ſelbſt wenn Du es nicht gebrauchſt. Nun machſt Du dieſes Jahr Dein philosophicum — —“

„Und zum Frühling reiſe ich,“ ſagte **Otto**.

„Es kommt doch auf Deinen Curator an, mein Junge!“ ſagte der Prediger.

Einige Tage vergingen, es begann für **Otto** in der Heimath einſam zu werden. Alles drehte ſich hier in einem engen Kreiſe. Sein Geiſt war an größere Flügelſchläge gewöhnt. Er langweilte ſich, und dann fahren die Stunden ja auf der Schneckenpoſt:

> „Die Minuten recken und ſtrecken ſich gleichſam. Man ſpürt einen Drang, eben ſo zu thun.“
>
> **Friederike Bremer.**

Er dachte an die Abreiſe.

„Du mußt den Weg über **Lemwig** nehmen!“ ſagte

Roſalie. „Ich will die Familie dort auf einige Tage beſuchen; es wird ſie recht freuen, Dich zu ſehen, und ich bin dann ſo viel länger mit Dir zuſammen. Das wirſt Du doch thun?“

Der Tag wurde beſtimmt, an welchem ſie reiſen wollten.

Am Abend vorher ſtattete Otto ſeinen letzten Beſuch bei dem Prediger ab. Sie ſprachen lange über den verſtorbenen Großvater. Der Prediger übergab Otto mehrere Papiere, unter dieſen auch den letzten Brief des Vaters.

Otto zu Ehren wurde nun eine Flaſche Wein auf den Tiſch geſetzt.

„Auf Deine Geſundheit, mein Junge!“ ſagte der Prediger, das Glas erhebend. „Wir ſitzen ſchwerlich wieder einen Abend beiſammen. Du wirſt noch Vieles erleben, ehe Du ſo weit kommſt, wie ich. Die Welt hat mehr Dornenbüſche, als Goldberge. Wir haben die Vorboten einer bewegten Zeit. Frankreich beginnt eine neue Art von Feldzügen in Europa und zieht ſicher alle jungen Leute mit ſich fort! Früher war es der Eroberer Napoleon, welcher ins Feld zog, jetzt iſt es die Freiheitsidee. Der liebe Gott behüte nur unſern guten König, ſo wird es hier zu Lande ſchon gut bleiben. Du, Otto, fliegſt in die weite Welt hinaus — hätteſt Du doch zuvor Dein Amtsexamen gemacht! — Aber wenn Du irgendwohin fliegſt, bedenke in jeder Rückſicht den Bibelſpruch: „„Wenn dich die böſen Buben locken, ſo folge ihnen nicht!““ Wir Alle wollen regieren. Phaethon wollte den Sonnenwagen lenkeu, aber er verſtand die Zügel nicht zu führen, zündete die Länder an, ſtürzte ſelbſt hinab und brach den Hals. — Ich habe in der Stadt Kopenhagen Niemanden, den ich Dich bitten kann zu grüßen. Alle meine Jugendfreunde ſind nach Oſten und Weſten hin zerſtreut. Befinden ſich von ihnen noch einige in der Stadt, ſo haben ſie mich ſicher vergeſſen. Aber ſollteſt Du einmal nach dem Regenzhofe kommen und mit den Andern unter dem Baume eine Pfeife rauchen, ſo denke an mich! Auch ich habe da geſeſſen, als ich jung war, wie Du, als Frankreichs Revolution auch mein Blut ſchneller durch die Adern trieb und Freiheitsgedanken mich den Kopf höher tragen ließen. Der liebe, alte Baum! Ja, man ſieht ihn wohl eben ſo wenig mehr an, wie mich; wie viele Jahre ſind nicht ſeitdem ſchon verfloſſen!" Er drückte Otto einen Kuß auf die Stirn, gab ihm ſeinen Segen und ſie ſchieden.

Otto war wehmüthig geſtimmt; er fühlte, daß er den Alten ſicher zum letzten Male geſehen hatte. Als er nach Hauſe kam, fand er Roſalie mit Einpacken beſchäftigt. Am folgenden Morgen in aller Frühe wollten ſie zuſammen nach Lemwig reiſen; Otto war in den beiden letzten Jahren nicht da geweſen. In früheren Tagen war ihm die Reiſe dahin ein Feſt geweſen; jetzt war ſie ihm faſt gleichgültig.

Er betrat ſein Stübchen; zum letzten Male in ſeinem Leben ſollte er hier ſchlafen. Von morgen an begann, ſo ſchien es ihm, ein neuer Abſchnitt ſeines Lebens. Das Byron'ſche Lebewohl klang ihm wie eine alte Melodie vor den Ohren:

Lebewohl! Und wenn auf ewig,
Selbſt auf ewig, lebe wohl!

Bei Tagesanbruch rollte der Wagen mit ihm und der alten Roſalie fort. Beide waren einſylbig; es ging nur langſam in der tiefen Wagenſpur. Otto blickte noch ein Mal zurück. Eine Haidelerche flog zwitſchernd über ihnen hin.

„Es wird ein ſchöner Tag!“ ſagte der Kutſcher; ſeine Worte und den Geſang der Lerche betrachtete Roſalie als eine gute Vorbedeutung für Otto's ganze Reiſe.

III.

Geſche. Haſt Du Syrup in den Kaffee gethan?
Heinrich. Ja, das habe ich.
Geſche. Habt die Güte, Ihr guten Damen, vorlieb zu nehmen.

Holberg's politiſcher Zinngießer.

Lemwig liegt, wie bekannt, an einem Arm des Limfjords. Die Sage erzählt, daß im ſchwediſchen Kriege ein Trupp feindlicher Reiter hier einen Bauer zwang, ſein Pferd zu beſteigen und ihnen als Wegweiſer zu dienen. Die Finſterniß fiel ein; ſie befanden ſich ſchon auf den hohen Sandbänken. Der Bauer lenkte ſein Pferd einem jähen Abhange zu; in einem Gehöfte jenſeits des Fjords erblickten ſie Licht. „Das iſt Lemwig!“ ſagte der Bauer, „laßt uns nun eilen!“ Er gab ſeinem Pferde die Sporen, die Schweden folgten ſeinem Beiſpiele, und ſie ſtürzten Alle in die Tiefe; am folgenden Morgen fand man ihre Leichen. Das Denkmal des flinken Lemwiger Bauern erhebt ſich in der Sage und in den Liedern der Dichter, und dies ſind die Denkmäler, die ſich am längſten halten. Durch dieſe erhielt der kahle Abhang eine geiſtige Schönheit, die ſich wohl mit dem ſonſt ſchönen Anblick über die Stadt und die Bucht hin meſſen konnte.

Roſalie und Otto fuhren in die Sadt hinein. Es waren nur zwei Jahre verfloſſen, ſeitdem er hier geweſen, und Alles ſchien ihm während dieſer Zeit zuſammengeſchrumpft zu ſein; eng und klein war es ihm, wohin er blickte. Vor ſeiner Erinnerung ſtand Lemwig in ganz anderer Größe.

Nun hielten ſie vor dem Hauſe des Kaufmanns. Der Eingang war durch den Laden, der mit Holzſchuhen, wollenen Handſchuhen und Eiſengeräth decorirt war. Dicht innerhalb der Thür ſtanden zwei große Fäſſer mit Theer. Ueber dem Ladentiſche hing ein ausgeſtopfter, ſeltener Fiſch und eine ganze Reihe Filzhüte, zum Gebrauch für beide Geſchlechter. Es war ein Handel en gros und en détail, dem der Sohn des Hauſes verſtand. Der Vater ſelbſt war Nummer Eins in Lemwig, er hatte Schiffe auf der See und machte ein feines Haus, wie es in der Gegend hieß.

Die Stubenthür ging auf und die Frau ſelbſt, eine dicke, vierſchrötige Dame mit einem ehrlichen, zufriedenen Geſichte, trat heraus und empfing die Gäſte mit Küſſen und Umarmungen; leider läßt ſich ihre gute, jütländiſche Ausſprache nicht in der Schriftſprache wiedergeben.

„Ei, wie herrlich, daß die Mamſell kommt u[illegible] [illegible]n Zoſtrup mitbringt! Wie hübſch iſt er geworden, [illegible] wie ſehr gewachſen! Ja, ſein Maß haben wir noch an der Thür;“ ſie zog Otto dahin. „Ueber eine ganze Viertelelle iſt er emporgeſchoſſen!“

Er betrachtete die Gegenſtände umher.

„Ja,“ ſagte ſie, „das Inſtrument haben wir bekommen, ſeit Sie zuletzt hier waren; das iſt ein Geſchenk an [illegible]ren von ihrem Bruder. Nun, ſie w[illegible] Ihnen ſchon ei[illegible] vorſingen! es iſt erſtaunlich, was ſie für eine Bruſt hat! vorige Pfingſten ſang ſie in der Kirche mit den Muſikaliſchen; ſie übertönte die Orgel!“

Otto näherte ſich dem Sopha, über welchem ein großes Stück in prächtigem, vergoldetem Rahmen hing.

„Das iſt Maren's Modelltuch,“ ſagte die Frau vom Hauſe. „Es iſt ſehr nett. Sehn Sie, da ſtehen alle unſere Namen! Sollte wohl Herr Zoſtrup rathen, wer dies iſt? Hier ſind alle Zahlen, mit Hohlſtichen genäht. Das Schiff da iſt die Jacht Mariane, die nach mir benannt wurde; da ſehen Sie Lemwigs Wappen: ein Thurm, der auf den Wogen ſteht, und hier in der Ecke ſteht mit gleichen und ungleichen Stichen ihr Name: „„Maren, den 24. October 1828;““ das ſind nun zwei Jahre her. Jetzt hat ſie zum Sopha ein Ruhekiſſen geſtickt, mit einem Türken drauf. Es machte die Runde in der Stadt, Alle wollten es ja gern ſehen: es iſt erſtaunlich, wie Maren ihre Hände brauchen kann!“

Roſalie fragte nach dem vortrefflichen Mädchen.

„Sie richtet zu!“ ſagte Madame. „Es kommen heute Abend einige gute Freunde. Der Secretair kommt auch, der ſoll dann mit Maren muſiciren. Sie haben freilich wohl in Kopenhagen etwas weit Schöneres gehört; bei uns iſt es ganz einfach; aber ſie ſingen doch nach Noten, und ich denke wohl, daß der Secretair ſeine Spieldoſe mitbringt. Die iſt herrlich; neulich ſang er ein Stückchen [illegible] Doſe, das war niedlicher, als zu dem großen Inſtrument, denn ich muß Ihnen ſagen, er hat nicht die ſtarke Bruſt, die Maren hat.“

Erſt beim Mittagstiſche verſammelte ſich die ganze Familie. Die beiden Perſonen, welche den unterſten Platz einnahmen, ſchienen die originellſten; dieſe waren der Ladendiener und die Tante. Beide hatten nur beim Mittagstiſche die Ehre, mit der Familie zuſammenzukommen; von den Abendgeſellſchaften waren ſie gänzlich ausgeſchloſſen.

Der Ladendiener, der im Laden der Erſte war und dort wohl einige Worte ſprechen konnte, ſaß hier wie ein ſtilles, befangenes Geſchöpf, das Haar nach der einen Seite gekämmt und zwei rothe, angeſchwollene Hände zeigend. Kein Laut entſchlüpfte ſeinen Lippen; der Frau vom Hauſe beim Kommen und Gehen die Hand zu küſſen war Alles, was er außer dem Eſſen that.

Die Tante, wie ſie nicht nur von der Familie, ſondern von ganz Lemwig genannt wurde, war eben ſo wortkarg, aber ihr Geſicht lachte beſtändig. Eine geblümte, rothzitzene Mütze ſchloß ſich eng an das magere Geſicht, dem große Backenknochen und hängende Lippen etwas Charakteriſtiſches verliehen. „Sie half im Hausweſen, konnte aber an ſeiner Geſellſchaft nicht Theil nehmen,“ wie ſich Madame ausdrückte. Nie konnte ſie es der Tante vergeſſen, daß dieſe am Reformationsfeſte, als nur die Muſikaliſchen in der Kirche ſangen, aus ihrem Geſangbuche mitzuſingen begann, ſo daß der Kirchendiener ſie bitten mußte, zu ſchweigen; das nahm ſie aber übel und ſagte, ſie habe ſo gut wie die Andern das Recht, Gott zu preiſen, und nun ſang ſie, Allen zum Trotz! Wäre ſie nicht die „Tante“ geweſen und von der Familie, von der ſie war, man hätte ſie ſicher hinausgewieſen.

Sie war jetzt die Letzte, welche eintrat und am Tiſche Platz nahm. Eine halbe Stunde hatte man nach ihr geſucht, bis ſie endlich gefunden war. Sie hatte am äußerſten Ende des Gartens geſtanden, vor dem hölzernen Gitterwerk. Auf dem Felde, hinter dem Garten, war Gras gemäht und in einen Schober geſtellt; um dieſen zu ſehen, war ſie ans Gitter getreten; der Duft hatte angenehm auf ſie gewirkt, ſie hatte das Geſicht an die Sparren des Gitterwerks gedrückt und war über die Anſchauung in Gedanken oder vielmehr aus den Gedanken gefallen; man fand ſie, und ſchüttelte wieder Bewegung in die Träumerin. Jetzt war ſie recht lebhaft und lachte jedes Mal, wenn Otto ſie anblickte. Dieſer hatte am obern Ende des Tiſches, zwiſchen Maren und der Frau vom Hauſe, ſeinen

Platz bekommen. Maren war ein recht nettes Mädchen; klein, etwas corpulent, weiß und roth, und gut gekleidet. Eine reichliche Auswahl Schleifen und gar zu viele verſchiedene Farben waren ihre ſchwache Seite. Sie las in dieſer Zeit „Kabale und Liebe.“

„Das lieſeſt Du ja deutſch!“ ſagte die Mutter. „Ja, es ſoll ein ſchönes Stück ſein! Ich ſpreche das Deutſche ſehr gut, aber wenn ich es leſen ſoll, ſo geht es mir zu langſam, denn ich mag gern ein Buch raſch zu Ende leſen.“

Der Mann hatte ſeinen Platz oben am Tiſche. Ein ſchwarzes Käppchen ſaß glatt auf ſeinem grauen Haar und ein Paar kluge Augen ſpielten aus ſeinem Antlitze hervor. Mit gefalteten Händen betete er ein ſtilles Gebet und neigte darauf das Haupt, bevor er zur Anrichtung ſchreiten ließ. Roſalie war ſeine Tiſchdame. Ihr Nachbar zur Rechten ſchien ſehr beredt. Er war ein alter Soldat, der in ſeinem vierzigſten Jahre als Lieutenant bei den Annectirten abgegangen war und Erlaubniß hatte, die Uniform zu tragen, deshalb ſaß er in einer Art militairiſchem Frack und mit ſteifer Halsbinde da. Er war ſchon tief in Polignac's Miniſterium und den Triumph der Julitage hinein, hatte aber immer das Unglück, Lafitte und Lafayette mit einander zu verwechſeln. Der Sohn vom Hauſe ſprach nur von Stierkälbern. Seine Tiſchnachbarin war eine kleine Mamſell von Holſtebro, die, wie eine Confirmandin geputzt, in ſchwarzſeidenem Kleide und einem langen rothen Shawl neben ihm ſaß. Sie war im Staat, denn ſie war ja zum Beſuch. Dieſelbe Mamſell verſtand übrigens das Schneidern und konnte die Flöte blaſen, welches Letztere ſie jedoch nur mit einer gewiſſen Verſchämtheit that; übrigens ſprach ſie gut, hauptſächlich über traurige Begebenheiten. Die Weinflaſche ging nur am obern Ende des Tiſches herum; der Ladendiener und die Tante tranken Bier; aber es ſchäumte herrlich; es war auf Roſinenſtengel geſetzt.

„Es iſt ein braver Mann, der Compagniechef, den Sie zum Curator bekommen, Herr Zoſtrup!“ ſagte der Herr des Hauſes. „Ich ſtehe mit ihm in Verbindung.“

„Aber es iſt doch ſonderbar,“ unterbrach ihn Madame, „daß nur eine ſeiner fünf Töchter verſprochen iſt. Geben die Mädchen in Kopenhagen nicht beſſer ab, was ſollen wir hier dann ſagen?“

„Nun wird ſich Herr Zoſtrup wohl einer derſelben annehmen,“ ſagte der Mann. „Dort iſt Geld, und Sie haben ja auch Vermögen; bekommen Sie dann ein Amt, ſo können Sie in floribus leben.“

Maren erröthete, obgleich kein Grund zum Erröthen war; ſie ſchlug ſogar die Augen nieder.

„Was ſoll Herr Zoſtrup mit einer von denen?“ nahm Madame wieder das Wort. „Er ſoll ein jütländiſches Mädchen nehmen! Es ſind ja auf den Edelhöfen hier hübſche Fräulein genug,“ fügte ſie hinzu, und legte ihm das beſte Stück auf den Teller.

„Geben die königlichen Schauſpieler hübſche Opern?“ fragte Maren, und gab der Unterhaltung eine andere Wendung.

Otto nannte verſchiedene, unter andern den Freiſchütz.

„Das ſoll ſchrecklich ſein!“ ſagte der Lieutenant. „Die Wolfsſchlucht ſoll ſo natürlich ſein, mit einem Waſſerfall und einer Eule, die mit den Flügeln ſchlägt. Bürgermeiſters Mimi hat einen Brief erhalten von einer Mamſell in Aarhuus, die in Kopenhagen geweſen iſt und das Stück geſehen hat. Es war ſo ſchrecklich, daß ſie die Hand vor die Augen hielt und faſt ohnmächtig geworden wäre. Sie haben dort ein prächtiges Theater!“

„Ja, aber unſer kleines Theater war doch auch ganz nett!“ ſagte Madame. „Es war recht dumm, daß die dramatiſche Geſellſchaft eingehen mußte. Das letzte Stück, welches wir gaben, iſt mir noch gut im Gedächtniß. Es war: „die Zerſtreuten;“ ich lag damals krank; weil ich es aber ſo gern ſehen wollte, war das ganze Perſonal ſo gefällig, es noch einmal aufzuführen und zwar hier in unſerm Saale, wo ich auf dem Sopha lag und zuſah. Das war eine außerordentliche Aufmerkſamkeit von ihnen. Denken Sie nur, der Bürgermeiſter ſpielte ſelbſt mit!“

Den Fremden zu Ehren ſollte man nach Tiſche den Kaffee im Garten einnehmen, wo unter den Pflaumenbäumen eine Schaukel angebracht war. Später war eine Segelfahrt angeordnet. Eine kleine Jacht des Kaufmanns lag eben ausgeladen an der Schiffbrücke.

Otto fand Maren und die Mamſell von Holſtebro in der Laube ſitzend. Erſchrocken verbargen ſie etwas bei ſeinem Eintritt.

„Die Damen haben Geheimniſſe! Darf man in dieſe nicht eingeweiht werden?“

„Nein, gar nicht!“ antwortete **Maren**.

„Sie haben geſchriebene Gedichte in dem kleinen Buche!“ ſagte **Otto**, und näherte ſich kühn. „Vielleicht eigne Arbeit?“

„O, es iſt nur mein Notizbuch,“ ſagte **Maren** erröthend. „Wenn ich etwas recht Hübſches leſe, ſo ſchreibe ich es ab, denn wir können die Bücher nicht behalten.“

„Da darf ich es wohl ſehen?“ ſagte **Otto**. Sein Auge fiel auf das beſchriebene Blatt:

„So fließen nun zwei Waſſer
Wohl zwiſchen mir und Dir.
Das eine ſind die Thränen,
Das andre iſt der See!“*)

las er. „Das iſt ſehr hübſch. „„Der verlorne Schwimmer““ heißt das Gedicht. Nicht wahr?“

„Ja, ich habe es aus des Secretairs Blumenleſe abgeſchrieben; er hat ſo viele niedliche Stücke.“

„Der Secretair hat viele Herrlichkeiten!“ ſagte **Otto** lächelnd. „Blumenleſe, Spieldoſe —!“

„Und eine Siegelſammlung!“ fügte die Mamſell von **Helſtebro** hinzu.

„Ich muß mehr leſen!“ ſagte **Otto**, aber die Damen entflohen mit glühenden Wangen.

„Treiben Sie ſchon Ihr Spiel, Herr **Zoſtrup**?“ ſagte Madame, die eben in den Garten trat. „Ja, Sie wiſſen nicht, wie ſehr ſich **Maren** nach Ihnen geſehnt, wie viel ſie von Ihnen geſprochen hat. Sie ſchrieben nie an uns; wir erfuhren nichts, außer wenn Jungfer Roſalie uns ein wenig aus Ihren Briefen erzählte, das war nicht hübſch von Ihnen! Sie und Maren wurden doch immer Braut und Bräutigam genannt. Sie waren ein Paar hübſche Kinder, und das Heranwachſen iſt Beiden nicht nachtheilig geweſen.“ — Um vier Uhr verſammelte ſich ſchon die Abendgeſellſchaft, ein ganzer Schwarm junger Damen, ein Paar alte und der Secretair, der ſich durch eine Sammlung von Petſchaften, die ihm, an einem langen Uhrbande hängend, fortwährend an den Leib ſchlugen, durch ein weißes Jabot, ſteife Halskragen und einen Hahnenkamm, in welchem jedes Haar eine affectirte Lage einzunehmen ſchien, auszeichnete. Sie wanderten Alle nach dem Meerbuſen hinab. Otto hatte einige Geſchäfte und kam etwas ſpäter. Indem er allein über den Hofplatz ging, vernahm er aus dem Hinterhauſe einen furchtbar wilden Schrei, der in ein heiſeres Schluchzen überging. Erſchrocken trat er näher und erblickte nun die Tante, mitten in einem großen Torfhaufen ſitzend. Die Prieſterin in Delphi konnte nicht verſtörter ausſehen. Ihre zitzene Mütze hatte ſie vom Kopfe geriſſen, das lange graue Haar flog ihr um die Schultern, mit den Füßen ſtampfte ſie, wie ein eigenſinniges Kind, auf den Torf, daß die Stücke in verſchiedenen Richtungen umherflogen. Als ſie Otto erblickte, wurde ſie augenblicklich ruhig, bald aber preßte ſie die magern Hände vor das Geſicht und ſchluchzte laut. Von ihr zu erfahren, was ihr fehlte, daran war nicht zu denken.

---

*) „Des Knaben Wunderhorn.“

„O, ſie iſt nur krakehliſch!“ ſagte das Mädchen, an welches Otto ſich wandte. „Tante iſt böſe, weil ſie nicht eingeladen iſt, mitzufahren. So macht ſie's immer, ſie kann recht boshaft ſein! Als ſie mir neulich helfen ſollte, Betttücher ausringen, da drehete ſie immer nach derſelben Seite, wie ich, ſo daß wir nie fertig werden konnten, und meine Hände ſchmerzten mir ſehr!“

Otto wandelte nach dem Meerbuſen hinunter. Das Segel wurde beigeſetzt, der Secretair nahm ſeine Spieldoſe hervor, und von ihren Tönen begleitet glitten ſie im brennenden Sonnenſchein über das Waſſer hin.

Auf der andern Seite ſollte Thee getrunken werden, und dann ſollte Maren ſingen. Die Mutter bat ſie um das Lied mit den ſtarken Tönen, denn Otto ſollte hören, welche Bruſt ſie hatte.

Sie ſang „Dannevang.“ Ihre Stimme hatte eine ungewöhnliche Kraft, aber keine Schule, keinen Vortrag.

„Eine ſolche Stimme haben ſie, glaube ich, nicht beim Theater in Kopenhagen,“ ſagte der Secretair mit abſprechendem Ernſt.

„Sie möchten ſich eine ſolche Bruſt wünſchen!“ ſagte der Lieutenant.

Nun ſollte der Secretair ſingen, aber er war etwas erkältet: das war er eigentlich immer.

„Sie müſſen zur Doſe ſingen!“ ſagte Madame, und ihr Wunſch wurde erfüllt; hätte Maren auch angeſtimmt, man hätte glauben mögen, es ſei ein Spiel zwiſchen Boreas und Zephyr.

Nun wurde ſpaziert, Thee getrunken und dann fuhr man nach Hauſe, um etwas zu ſich zu nehmen, Fiſch, Braten, ein Stückchen gekochten Schinken und andere gute Sachen.

Am folgenden Morgen an die Abreiſe zu denken konnte Otto auf keine Weiſe geſtattet werden; ein Paar Tage ſollte er bleiben und Kräfte ſammeln, um drüben in Kopenhagen recht angreifen zu können. Nur einen Tag wollte er noch alles Gute genießen, mit dem man ihn hier überſchüttete. Er ſehnte ſich nach anderen Menſchen, nach einer geiſtreicheren Umgebung. Vor zwei Jahren hätte er mit dieſen Allen herrlich übereingeſtimmt, ſie intereſſant und geiſtreich gefunden; jetzt fühlte er, daß Lemwig eine kleine Stadt und daß die Menſchen — vortreffliche, gute Menſchen ſeien.

Der folgende Tag brachte wieder prächtige Anrichtungen, gutes Eſſen, guten Wein; das war Herrn Zoſtrup zu Ehren. Es wurde auf ſeine Geſundheit getrunken, Maren war vertraulicher, die Tante hatte ihren Kummer vergeſſen und ſaß wieder mit lachendem Geſichte neben dem befangenen Ladendiener. Man mußte übrigens mit der Tafel ein wenig eilen, denn die Stadtſpritze ſollte probirt werden, und dieſe Herrlichkeit, meinte man, müßte Otto mit anſehn, da es ſich gerade ſo glücklich traf.

„Wie kann aber Mutter glauben, daß dies Herrn Zoſtrup Vergnügen macht?“ ſagte Maren. „Daran iſt ja nichts zu ſehen.“

„Es hat ihm früher Vergnügen gemacht!“ antwortete Madame. „Es iſt auch zum Lachen, wenn die Knaben unter den Spritzenregen laufen und den Strahl gerade in den Nacken bekommen.“

Sie ſprach von dem frühern Otto und dem jetzigen; er ſei ſo kopenhageniſch geworden, ſo fein und nett, ſowohl im Schnitt ſeiner Kleider, als in ſeinen Manieren; doch fand ſie Gelegenheit, ihm noch einen kleinen Wink zum Feineren zu geben; man bedenke nur! er nahm ja mit den Fingern den weißen Zucker zum Kaffee.

„Aber wo iſt denn die Zuckerzange, die maſſiv ſilberne Zuckerzange?“ fragte ſie. „Maren, läßt Du ihn den Zucker mit den Fingern nehmen?“

„Das iſt bequemer!“ antwortete Otto; „das thue ich immer.“

„Ja, aber wenn Fremde hier geweſen wären,“ ſagte Madame in einem freundlich belehrenden Tone, „ſo hätten wir, gleich jener vornehmen Dame, wie Sie wohl wiſſen, den Zucker zum Fenſter hinauswerfen müſſen.“

„In den höheren Geſellſchaften, wo man reine Finger hat, braucht man dieſe!“ ſagte Otto. „Es würde kein Ende finden, wenn man mit der Zange nehmen wollte.“

„Sie iſt von maſſivem Silber!“ ſagte Madame, und wog ſie in der Hand.

Gegen Abend ging Roſalie in den Garten, unter die Pflaumenbäume. „Dieſe erinnern mich auch an meine Berge,“ ſagte ſie; „dieſe Frucht iſt die einzige, die dort recht gedeihen will. Lemwig liegt, wie Locle, in einem Thal!“ ſie deutete lächelnd auf die umherliegenden Sandhügel. „Wie ganz anders iſt es ſonſt hier, als zu

Hauſe auf Deines Großvaters Gute! Dort bin ich ſo ſehr an die Einſamkeit gewöhnt, daß es mir hier faſt zu lebhaft iſt. Die eine Zerſtreuung folgt ja der andern."

Das war es eben, was Otto nicht mochte. Die Kleinſtädterei langweilte ihn, er konnte ſich daran nicht ergötzen, in dieſes Leben nicht mehr mit eingreifen.

Am folgenden Morgen früh wollte er fort. Es würde zu angreifend werden, den trockenen Weg in der Sonnenhitze zu fahren, ſagten Alle; er müſſe den Nachmittag abwarten, dann würde es kühl, es ſei auch weit angenehmer, in der Nacht zu reiſen. Roſaliens Bitten gaben den Ausſchlag. Alſo nach dem Mittagstiſche und dem Kaffee ſollte der Wagen angeſpannt ſein.

Es war der letzte Tag. Maren war etwas ernſt geſtimmt. Otto mußte ihr ein Stammbuchblatt ſchreiben. Nun käme er wohl nie wieder nach Lemwig, meinte ſie. Als Kinder hätten ſie doch mit einander geſpielt. Seitdem er nach Kopenhagen gegangen, habe ſie ſich manchen Abend in die Schaukel bei der Laube geſetzt und an ihn gedacht. — Wer weiß, ob ſie nicht daſſelbe gethan, als ſie aus des Secretairs Blumenleſe die Verſe abſchrieb:

„So fließen nun zwei Waſſer
Wohl zwiſchen mir und Dir."

Das Meer ſtrömte ja zwiſchen Aarhuus und Kopenhagen.

„Maren kommt vielleicht zum Winter hinüber," ſagte die Mutter, „aber wir dürfen noch nicht laut davon ſprechen, weil es noch nicht abgemacht iſt. Es würde ſie wirklich aufheitern! ſie iſt in der letzteren Zeit ſo trübe geſtimmt geweſen, obgleich der liebe Gott weiß, daß wir ihr kein Vergnügen verſagen!“

Nun langte eine Menge von Briefen an, von verſchiedenen Bekannten und deren Bekanntſchaft: ob nicht Herr Zoſtrup die Güte haben wollte, dieſen nach Viborg, jenen nach Aarhuus und die übrigen nach Kopenhagen zu beſorgen; eine ganze Ladung war da, wie man ſie in Städten bekommt, als gingen keine Poſten durchs Land.

Der Wagen hielt vor der Thür.

Roſalie zerfloß in Thränen. „Schreibe mir!“ ſagte ſie. „Dich ſelbſt ſehe ich nicht wieder! Grüße meine Schweiz, wenn Du hinkommſt.“

Die Uebrigen waren luſtig. Madame ſang:

„O könnte ich, der Wolke gleich, doch fliegen!“ Die Mamſell von Holſtebro verneigte ſich mit einem Stammbuchblatte in der Hand, welches ſie Herrn Zoſtrup noch zu beſchreiben bat. Maren reichte ihm die Hand, erröthete und zog ſich zurück; als aber der Wagen fortrollte, fächelte ihr weißes Taſchentuch aus dem offenen Fenſter: „Lebe wohl! Lebe wohl!

IV.

Halt! ſo rief auch mit Kraft und mit donnernder Stimme Patroklos.

Ilias.

Die Trennung von Roſalien, die Gaſtfreiheit der Familie und ihre aufrichtige Theilnahme rührten Otto; er dachte an die letzten Tage, an ſeinen ganzen Aufenthalt in der Heimath. Des Großvaters Tod machte denſelben zu einem bedeutungsvollen Lebensabſchnitt. Der ſtille Abend und der einſame Weg ſtimmten ſein Gemüth noch mehr zum Nachdenken.

Wie erheiternd und intereſſant war ihm nicht in früheren Zeiten der Beſuch in Lemwig geweſen! Damals gab er zu mehrwöchentlicher Unterhaltung mit Roſalien Stoff, jetzt lag er bedeutungslos vor ihm. Die Menſchen waren ja doch dieſelben, in ihm alſo mußte die Veränderung vorgegangen ſein. Er dachte an Kopenhagen, welches ihm ſo hoch ſtand, und an die Menſchen daſelbſt.

„Im Grunde iſt der Unterſchied doch nicht groß!“ ſagte er. „In Kopenhagen ſind der geſelligen Brennpunkte mehr, die Intereſſen verſchiedener; der Tag ſelbſt bringt Abwechſelung ins Geſpräch, und man kann ſeine Geſellſchaft wählen. Die Maſſe hingegen hat etwas Spießbürgerliches, ſelbſt unter dem Ballkleide, das ſich am Hofe zeigt, guckt es hervor; es kommt zum Vorſchein in dem reichen Salon des Kaufmanns, wie bei dem Branntweinbrenner, deſſen Beſitzungen ihn und zwei ſeiner Brauknechte wählbar machen können. Es iſt daſſelbe Gericht, welches uns präſentirt wird; in den kleinen Städten bekommt man es auf Töpferchen, in Kopenhagen dagegen auf Faience. Hat man nur den Muth, in den ſogenannten höheren Kreiſen durch die Glaſur zu dringen, welche das Leben einer größern Geſellſchaft, das Mitleben in der Welt hervorgebracht hat, ſo wird man bei mancher Dame von Stand, bei manchem Edelmanne, der nicht blos im Parquet des Theaters auf der erſten Bank ſitzt, bald das leere, tonloſe Töpfergut finden; wie bei der Kaufmannsfrau in Lemwig, kann ein Déjeuner oder eine Soirée, einer Weltbegebenheit gleich, ſowohl vor- als nachher die Gemüther beſchäftigen. Ein Hofball, auf welchem der Sohn oder die Tochter figurirte, gleicht dem brillanteſten Ausfall eines Amtsexamens. Ueber die Autoritäten in Lemwig lächeln wir, und doch läuft bei uns die Menge nur nach Autoritäten und Stammbuchblättern. Es iſt dies ein gewiſſer Stand der Unſchuld. Wie mancher arme Offizier oder Student muß nicht am Tiſche der Reichen die untergeordnete Stelle des Ladendieners ſpielen und der Frau vom Hauſe dankbar die Hand küſſen, weil ſie das Recht hat, Dankbarkeit zu fordern! Was thut nicht bei der Menge im Theater „eine erſtaunliche Bruſt“ —? Kraft der Stimme, die echt durch das Pfundleder des Geiſtes dringen kann, erhält einen ſtürmiſchen Beifall, während Geſchmack und Vortrag nur von den Einzelnen aufgefaßt werden können. Der Schauſpieler kann des Beifallklatſchens gewiß ſein, wenn er nur ſeine Abgangsreplik recht herdonnert. Der Komiker iſt des Bravorufs ſicherer, wenn er eine Plattheit anbringt, die Beine an einander reibt, als wenn er eine kleine Replik mit Geiſt und Genialität ſpricht. Das maſſive Silberzeug im Hauſe giebt mancher Frau die Kühnheit, belehren zu wollen, wo ſie nöthig hätte ſelbſt zu lernen. Manche Dame geht, wie die Mamſell von Holſtebro, immer in Seide und mit langem Shawl; fragt man ſie nach ihrem Metier, ſo beſteht dieſes höchſtens im Schneidern, ſie beſitzt nicht einmal das kleine Nebentalent, die Flöte blaſen zu können. Wie Viele ſchreiben nicht, gleich Maren, aus Anderer Blumenleſe ab, und excelliren auch nicht Spieldoſen, ſo hört man doch viel Doſenmuſik und wird mit Stimmen bedient, die eben ſo unbedeutend ſind, wie die des Secretairs.“

Dies waren ungefähr Otto's Betrachtungen, und ſicher war es ein gutes Gefühl, das denſelben zum Grunde lag. Bedenken wir in unſerm Urtheile, daß er ſo jung war; nur ein Jahr hatte er Kopenhagen gekannt, ſonſt würde er ſicher ganz anders gedacht haben.

Die Nacht breitete ſich über die Haide aus, der Himmel war klar. Nur langſam bewegte ſich der Wagen in dem tiefen Sande fort. Der einförmige Laut, die unveränderte Bewegung, Alles wirkte einſchläfernd auf Otto. Eine Sternſchnuppe ſchoß wie eine Feuerſäule am Himmel hin; dies weckte ihn auf einen Augenblick, aber bald neigte er wieder das Haupt und ſchlief tief und feſt.

Es war bereits eine Stunde nach Mitternacht, als er durch einen lauten Ruf geweckt wurde. Der Wagen hielt plötzlich. Er fuhr auf; vor ihm brannte ein Feuer, und zwiſchen dieſem und den Pferden ſtanden zwei Geſtalten, die den letzteren in die Zügel gefallen waren. Dicht dabei lag ein Karren, unter welchem auf einem nothdürftig bereiteten Lager eine Frau und einige Kinder ſchliefen.

„Wollt Ihr in den Suppenkeſſel hineinfahren?“ fragte eine rauhe Stimme, während die andere in einem Otto unverſtändlichen Kauderwelſch ſchimpfte.

Es war dem Kutſcher gegangen, wie ihm, nur daß dieſer ein wenig ſpäter eingeſchlafen war, die Pferde hatten die Spur verlaſſen und waren nun, ungewiß wie lange, über den unwegſamen Theil der Haide gefahren. Ein Trupp der Taterbanden, die in dieſen Gegenden nomadiſch herumziehen, hatte hier ſein Nachtquartier aufgeſchlagen, Feuer angemacht und den Keſſel übergehängt, um einige Stücke eines auf der Reiſe eroberten Lammes zu kochen.

Sie ſeien ungefähr eine halbe Meile von der Landſtraße entfernt, ſagte eine ältliche Frau, die eben einen Haidebüſchel unter den Keſſel legte.

„Eine halbe Stunde?“ wiederholte eine Stimme auf der andern Seite des Wagens, und Otto erblickte dort einen Mann, der ſich, in einen großen, grauen Mantel gehüllt, ins Haidekraut hingeſtreckt hatte. „Keine Viertelſtunde iſt's bis an die Landſtraße, wenn man den rechten Cours zu ſteuern weiß.“

Die Ausſprache des Mannes klang zwar ein wenig fremd, war aber rein und frei von dem Kauderwelſch, welches die Anderen in ihre Rede hineinmiſchten. Die Stimme ſchien Otto bekannt, ſein Ohr wog jede Betonung ab und das Blut rann ihm ſchneller durch die Adern: „der deutſche Heinrich iſt's, meines Lebens böſer Engel!“ fühlte er und wickelte ſich dichter in ſeinen Mantel, ſo daß ſein Antlitz verborgen wurde.

Ein halberwachſener Knabe kam herbei und erbot ſich, ihnen als Führer zu dienen.

„Aber der Bube muß zwei Mark haben!“ ſagte die Frau.

Otto nickte bejahend und blickte noch einmal nach dem Manne hin, in welchem er den deutſchen Heinrich wiederzuerkennen glaubte; dieſer hatte ſich wieder nachläſſig ins Haidekraut geſtreckt und ſchien ſich auf kein ferneres Geſpräch einlaſſen zu wollen.

Die Frau verlangte die Bezahlung voraus und erhielt ſie. Der Knabe lenkte die Pferde ſeitwärts; in dieſem Augenblick flackerte das Feuer hoch zwiſchen den Torfſoden empor, ein großer Hund, mit einem loſen Strick um den Hals, ſprang hervor und lief bellend hinter dem Wagen her, der nun in der dämmernden Nacht über die Haide dahinfuhr.

V.

> Die Poeſie braucht nicht immer Schmerzen, der Regenbogen wölbt ſich auch am unbewölkten, blauen Himmel.
>
> Jean Paul.

Wir befinden uns wieder in Kopenhagen, wo wir Otto antreffen und mit jedem Tage Wilhelm, Fräulein Sophie und die vortreffliche Mama erwarten können; ſie wollte ſich nur einige Wochen aufhalten. Um ſich von ihrer Ankunft zu unterrichten, beſchloß Otto einen Beſuch abzuſtatten, wo man ſie erwartete; wir kennen das Haus, wir haben da dem Weihnachtsfeſte beigewohnt; hier bekam Otto ſeinen adeligen Stammbaum.

Wir wollen mit den Menſchen daſelbſt etwas nähere Bekanntſchaft machen. Der Mann ſelbſt war ein guter Kopf, wie man zu ſagen pflegt, hatte einen vortrefflichen Weinkeller und war, wie einer der Freunde behauptete, ein guter L'Hombre-Spieler. Aber die Seele des Hauſes, der belebende Genius, der Alles, was Geiſt und Jugend hatte, in dieſen Kreis hineinzog, war die Frau. Schön war ſie durchaus nicht zu nennen, allein, von ihrer natürlichen Lebhaftigkeit, ihrem Geiſte und ihrer Ungezwungenheit bezaubert, vergaß man dies in wenigen Minuten. Eine ſeltene Leichtigkeit in Auffaſſung komiſcher Züge aus dem Alltagsleben, eine gutmüthige Originalität in Darſtellung derſelben gaben ihr immer reichlichen Stoff zur Unterhaltung. Es war gleichſam, als hätte die Natur in der Zerſtreuung ein nichtsſagendes Geſicht geſchaffen, darauf aber den Fehler gutzumachen geſtrebt, indem ſie demſelben eine Seele einhauchte, die ſelbſt durch matte blaue Augen, blaſſe Wangen und gewöhnliche Formen ihre Schönheit geltend machen konnte.

Als Otto ins Zimmer treten wollte, hörte er Muſik. Er lauſchte. Es mußte Weyſe oder Gerſon ſein.

„Es iſt der Profeſſor Weyſe!“*) ſagte der Diener, und Otto öffnete leiſe die Thür, ohne anzuklopfen.

Die Aſtrallampe brannte auf dem Tiſche. Auf dem Sopha ſaßen zwei junge Damen. Die Frau vom Hauſe nickte Otto ein freundliches Willkommen zu, legte aber dann lächelnd den Finger auf den Mund, um Stillſchweigen anzudeuten, und zeigte auf einen Stuhl. Er nahm Platz und lauſchte den ſanften Tönen, die, Geiſtern gleich, von dem Fortepiano, an welchem der Künſtler ſaß, emporſchwebten. Es war, als hätten die entſchlummernden Gedanken und Gefühle der Seele, die in jeder Bruſt, ſelbſt bei den verſchiedenſten Nationen, einen Anklang finden, Stimme und Sprache bekommen. Die Phantaſien erſtarben in einem weichen, geiſtigen Piano. So leicht hat Raphael die Madonna di Foligno auf die Wolke hingehaucht; ſie ruht da, wie die Seifenblaſe auf einem ſammtnen Gegenſtande ruht. Das Hinſterben der Töne glich dem Liebesgedanken des Liebenden, wenn ſich das Auge ſchließt und der lebendige Traum des Herzens unmerklich in den Schlaf hinübergleitet und verſchwindet. Die Wirklichkeit iſt vorbei.

---

*) Der berühmte, jetzt verſtorbene Componiſt.

Auch hier ſchwiegen die Töne.

„Der Bettelvogt von Ninive
Zog hinab zum Genferſee,
Hm, hm!“

begann der Künſtler wieder mit einer Originalität und Laune, welche die ganze Geſellſchaft ergriff. Gar zu bald brach er auf, nachdem er durch ſeine eignen Schätze, wie durch die Curioſitäten des Volkslebens aus der Welt der Töne, bezaubert hatte. Erſt als er fort war, bekam die Bewunderung Sprache. Seine Phantaſien hallten noch in jedem Herzen nach.

„Sein Name verdiente in ganz Europa bekannt zu ſein!“ ſagte die gnädige Frau. „Wie Wenige in der Welt kennen Weyſe und Kuhlau!“

„Das iſt das Unglück eines Künſtlers,“ ſagte Otto, „in einem kleinen Lande geboren zu ſein. Seine Arbeiten werden nur Manuſcript für Freunde. Unſer Hörſaal erſtreckt ſich von Skagen bis Kiel; da iſt die Thür verſchloſſen.“

„Man muß ſich damit tröſten,“ ſagte der Vetter des Hauſes, der uns durch ſeine Verſe zum Weihnachtsbaum bekannt iſt, „daß alles Große und Gute doch einſt zur Anerkennung kommt. Die Nationen wollen alles Herrliche im Reiche des Geiſtes kennen lernen, mag es in einem kleinen oder in einem großen Lande blühen. Während deſſen iſt freilich der Künſtler geſtorben, aber dann muß ihm Erſatz werden in einer andern Welt.“

„Ich glaube freilich,“ entgegnete die gnädige Frau,

„daß er hienieden, wo es nun einmal ſo eingerichtet iſt, daß ſich der Unſterbliche vor dem Sterblichen beugen muß, gern ein wenig im voraus wünſchte.“

„Sicherlich!“ antwortete Otto. „Die großen Männer des Zeitalters ſind gleich den Berghöhen; ſie zeigen das Land in der Ferne und geben ihm Anſehen, aber ſie ſelbſt ſind mager und kalt. Man kennt ihre Höhe nicht einmal recht.“

„Sehr ſchön!“ ſagte die Baronin, „Sie reden wie ein Jean Paul!“

In dieſem Augenblicke öffnete ſich die Thür, und Alle wurden überraſcht durch das Eintreten Fräulein Sophiens, Wilhelms und der lieben Mama. Man hatte ſie erſt am folgenden Abend erwartet. Sie waren den ganzen Tag durch Seeland gereiſt.

„Wir wären ſchon zu Mittag gekommen,“ ſagte Sophie, „aber mein Bruder konnte in Roeskilde nicht fertig werden; bald hatte er vergeſſen, Pferde zu beſtellen, und bald trafen andere kleine Unfälle ein. Ganze ſechs Stunden blieben wir da! Mama bekam da eine Inclination, ſie verliebte ſich förmlich in ein junges Mädchen, die hübſche Eva.“

„Ja, ſie iſt niedlich!“ ſagte die Mutter. „Habe ich nicht Recht, Herr Joſtrup? Sie und mein Wilhelm haben ſie mir ja ſchon intereſſant gemacht. Sie hat etwas ſo Edles und Feines, wie man es ſelten in der niederen Klaſſe findet; ſie verdiente, unter gebildetere Menſchen zu kommen.“

„Otto, was ſollen unſere Herzen ſagen,“ rief Wilhelm lachend aus, „wenn es meiner guten Mutter ſo ergeht?“

Man verſammelte ſich um den Theetiſch. Wilhelm redete Otto mit dem vertraulichen Du an, wozu ihn dieſer ja ſelbſt aufgefordert hatte. „Wir wollen mit der Theetaſſe anſtoßen und die Brüderſchaft erneuern!“

Otto lächelte, aber wunderbar wehmüthig und ohne ein Wort zu ſagen.

„Das macht das Andenken an den alten Großvater!“ dachte Wilhelm und legte dem Freunde die Hand auf die Schulter. „Der Kammerjunker und ſeine Damen laſſen Dich grüßen!“ ſagte er. „Ich glaube, die Mamſell legte Dich gern in ihr Nähkäſtchen, wenn es ſich thun ließe.“

Otto blieb ſtill; aber in ſeiner Seele fand ein wunderbarer Aufruhr ſtatt. Es würde eine eigene Sache ſein, den Beweggrund, der ganz auf ſeiner, Otto's, Eigenthümlichkeit beruhte, aufzuſtellen. Es griff dies in die Myſterien der Seele ein; die Menge nennt es bei den Einzelnen Eigenheit; der Pſycholog findet darin eine tiefere Bedeutung, die der Verſtand nicht zu ergründen vermag. Man hat Beiſpiele, daß ſich Männer, deren Körper- wie Geiſteskraft ſonſt erwieſen war, bei dem Dufte einer Roſe ohnmächtig fühlten; Andere ſind durch die Berührung grauen Löſchpapiers in einen krampfhaften Zuſtand verſetzt worden. Es läßt ſich dies nicht erklären, es iſt eins der Räthſel in der Natur. Eine ähnliche erſchlaffende Empfindung erfüllte Otto, als er ſich zum erſten Male von Wilhelm mit einem Du anreden hörte. Es war ihm, als ob ſich das geiſtige Band, welches ſie umſchlang, löſete und Wilhelm ihm fremd würde. Es war Otto eine Unmöglichkeit, das Du zu erwidern; doch fühlte er zugleich das Unrichtige in ſeinem Benehmen, dieſe Eigenheit, und wollte ſie bekämpfen; er that ſich Gewalt an, erlangte eine Art Beredſamkeit, aber kein Du kam über ſeine Lippen.

„Auf Deine Geſundheit, Otto!“ ſagte Wilhelm und ſtieß mit der Taſſe gegen die ſeinige.

„Geſundheit,“ ſagte Otto mit einem Lächeln.

„Es iſt wahr!“ begann der Vetter, „ich verſprach Ih[illegible]ements mitzubringen; der erſte Ba[illegible]n;“ und nun zog er ein Buch aus der Ta[illegible]e, in [illegible]ches eine Sammlung der originellſten Anzeige- und [illegible]ligenzblatt-Bekanntmachungen, wie man ſie noch tägl[illegible]t, eingeklebt war.

„Ich [illegible]ns für Sie!“ ſagte die gnädige Frau, „ich fand es vor einiger Zeit. „„Eine Frau wünſcht ſich ein kleines Kind auf die Flaſche!““ Nicht wahr, es iſt vortrefflich?“

„Hier iſt auch ein gutes!“ ſagte Wilhelm, der in dem Buche geblättert hatte: „„Ein Knabe, auch moſaiſchen Glaubens, kann bei einem Tiſchler in die Lehre kommen, braucht ſich aber nicht zu melden, wenn er nicht Alles eſſen will, was im Hauſe fällt!““ — Das iſt freilich eine harte Bedingung für den armen Jungen!“

„Faſt jeden Tag,“ ſagte der Vetter, „kann man leſen: „„Zum heutigen oder morgenden Schauſpiele iſt in der Chriſtenberniker-Gaſſe im dritten Stock ein guter Platz zu haben!““ der Platz iſt doch ziemlich weit vom Theater.“

„Theater!“ rief der Herr vom Hauſe, der eben eintrat, um am Theetiſche Platz zu nehmen. „Man kann gleich hören, wer hier das Wort hat; nun iſt er ſchon wieder beim Theater! Der Menſch kann von nichts Anderem ſprechen. Es ſollte in der That eine Strafe feſtgeſetzt werden, die er jedes Mal erlegen müßte, wenn er das Wort „Theater“ ausſpräche. Ich wollte ſie nur auf zwei Schillinge beſtimmen und darf verſichern, vor Ablauf des Monats müßte er ſein ganzes Taſchengeld und Rock und Stiefeln obendrein an Strafgeldern bezahlen. Es iſt eine wahre Manie bei dem Menſchen! Ich kenne unter meinen jungen Freunden Keinen,“ fügte er mit einem ironiſchen Lächeln gegen Wilhelm hinzu, „gar Keinen, der ein ſolches ſtehendes Steckenpferd hätte, wie unſer guter Vetter.“

„Hier thuſt Du ihm Unrecht!“ nahm ſeine Gemahlin das Wort: „bringe ihn nicht in Strafe, ſonſt bringt er Dich in ein Vaudeville! Ueberdies, Du lebſt in der Politik, der Vetter im Theaterweſen, Wilhelm im Generalbaß und Herr Joſtrup in gelehrten Materien. Jeder von Euch iſt ſolchergeſtalt ein kleiner Nagel in den verſchiedenen Welten-Rädern; wer den Andern verachtet, zeigt dadurch, daß er ſein Rad für das erſte hält, oder meint, die Welt ſei ein Schiebkarren, der auf einem Rade geht! Nein, ſie iſt eine künſtlichere Maſchine.“

Als ſpäter am Abend die Geſellſchaft aufbrach, gingen Otto und Wilhelm mit einander.

„Ich glaube nicht,“ ſagte dieſer, „daß Du ſchon Du zu mir geſagt haſt. Es iſt Dir doch lieb?“

„Es war mein eigner Wunſch, meine eigne Bitte,“ antwortete Otto. „Ich habe nicht beachtet, welcher Ausdrücke ich mich bediente.“ Er blieb einſylbig. Wilhelm ſelbſt ſchien mit fremden Gedanken beſchäftigt, während welcher er plötzlich ausrief: „Das Leben iſt doch recht eine Segens-Gabe! Nie muß man ſich Sorgen machen, die nicht wirklich exiſtiren. Carpe diem, ſagt der alte Horaz.“

„Das wollen wir!“ antwortete Otto, „aber jetzt müſſen wir zuvörderſt ans Examen denken.“

Sie drückten einander die Hände und ſchieden.

„Ich habe doch kein Du gehört!“ ſagte Wilhelm zu ſich ſelbſt. „Er iſt ein Original, und doch liebe ich ihn! darin beſteht vielleicht meine Originalität.“

Er trat in ſein Zimmer, hier hatte die Wirthin aufgeputzt, Bücher und Papiere in die zierlichſte Ordnung gebracht; Wilhelm nannte es freilich: Unordnung; die Papiere durch einander und die Bücher in einer Reihe. Selbſt die Lampe hatte einen neuen Platz bekommen; das hieß ordnen!

Lächelnd ſetzte er ſich ans Piano, es war ſo lange her, ſeit er daſſelbe zuletzt begrüßt hatte! Er machte einige Läufe, dann verlor er ſich in Phantaſien. „Das iſt hübſch!“ rief er aus. „Aber es iſt nicht mein Eigenthum! wohin gehört das? Es ſchmilzt mit meinen eignen Gefühlen zuſammen!“ Er ſpielte es wieder. Es war ein Thema aus Tancred. Alſo von Roſſini, von demſelben Componiſten, auf welchen unſer muſikaliſcher Freund am meiſten hinabſah; wie konnte er denn errathen, wer dieſe Töne, die jetzt zu ſeinem Herzen redeten, erſchaffen habe? Sein ganzes Weſen fühlte er von einem Wohlſein, einer Lebensfreude durchdrungen, deren Urſache er nicht erkannte. Er dachte an Otto mit einer Wärme, die deſſen ſeltſames Benehmen nicht verdiente. Alle Lieben ſchwebten ihm ſo lieblich vor. Es war dies einer jener Augenblicke, die alle Guten kennen; man fühlt ſich ein Glied in der großen Liebeskette, welche die Schöpfung zuſammenhält.

So lange die Roſenknospe zuſammengefaltet iſt, ſcheint ſie ohne Duft; doch bedarf es nur eines Morgens, und ſie öffnet ſich; der feine Athem entſtrömt dem Purpurmunde. Es iſt nur ein Moment, es iſt das Beginnen eines neuen Daſeins, das ſchon lange in der Knospe ſelbſt verborgen lag, aber man ſieht den Zauberſtab nicht, der die Verwandlung bewirkte. Dieſes Berühren des Geiſtes geſchah vielleicht in der vorhergehenden Stunde; vielleicht barg der letzte Abendſtrahl, der auf die Blätter fiel, dieſe Kräfte! Die Roſen des Gartens müſſen ſich öffnen, die des Herzens folgen denſelben Geſetzen. War dies Liebe? Sie iſt ja, wie der Dichter ſagt, ein Leiden; ſie gleicht der Krankheit bei dem Muſchelthiere, durch welche die Perlen entſtehen. Aber Wilhelm war nicht krank, er fühlte ſich gerade voller Kraft und Lebensluſt. Des Dichters Bild von der Muſchel und der Perle klingt hübſch, aber es iſt falſch. Die meiſten Dichter ſind in der Naturgeſchichte eben nicht ſehr bewandert, und deshalb begehen ſie viele Sünden gegen dieſelbe. Die Perle entſteht bei der Muſchel nicht durch Krankheit; wenn ein Feind ſie angreift, entſendet ſie Tropfen zur Vertheidigung, und dieſe verwandeln ſich in Perlen. Es iſt gerade eine Kraft, und keine Schwäche, welche das Schöne gebiert. Unrichtig würde es ſein, die Liebe ein Leiden, eine Kränklichkeit zu nennen; ſie iſt eben eine Lebenskraft, die Gott der menſchlichen Bruſt eingepflanzt hat; ſie erfüllt unſer ganzes Weſen, wie der Duft jedes Blatt der Roſe erfüllt, und offenbart ſich dann, unter den Kämpfen des Lebens, als eine Perle von Werth.

Dies waren ganz Wilhelms Gedanken, und doch war es ihm nicht vollkommen klar, daß er mit ſeiner ganzen Seele liebte, wie man nur einmal lieben kann.

Den folgenden Vormittag machte er einen Beſuch beim Profeſſor Weyſe.

„Sie reiſen nach Roeskilde?" fragte Wilhelm. „Ich habe Sie hier in der Frauenkirche ſo oft auf der Orgel gehört und hätte auch wohl Luſt, Sie dort in der Domkirche zu hören. Wenn ich nun die Reiſe machte, würden Sie mir dann wohl etwas vorphantaſiren?"

„Sie kommen nicht!" ſagte der Künſtler.

„Ich komme!" antwortete Wilhelm und hielt Wort. Zwei Tage nach dieſer Unterredung rollte er durch die Straßen von Roeskilde.

„Ich komme wegen einer Wette! Ich ſoll Weyſe die Orgel ſpielen hören!" ſagte er zu dem Wirthe, obgleich er bei ihm keine Entſchuldigung nöthig hatte.

Bulwer hat in ſeinem Romane: Die Pilger am Rhein, mit unendlicher Anmuth und Zartheit eine Elfenwelt hervorgezaubert. Die Geiſterchen wogen da wie der Luftzug um die materielle Wirklichkeit; man iſt gezwungen, an ihr Daſein zu glauben. Ein Genius, ſtark wie der, welcher Bulwer begeiſterte, herrlich, wie jener, der Shakeſpeare den Duft zuathmete, den wir über dem Sommernachtstraum ausgehaucht finden, erfüllte auch Wilhelm. — Weyſe's Töne, die tiefen Melodien der Orgel in der alten Domkirche hatten ihn ja nach dem ſtillen Städtchen gelockt! Es riefen ihn die mächtigen Töne des Herzens! Dadurch gewann ſelbſt das Alltägliche eine Färbung, einen Ausdruck der Schönheit, gleich dem, welchen uns Byron in Worten zeigt, Thorwaldſen in hartem Stein und Correggio in Farben.

Wir haben von Goethe ein herrliches Gedicht: Amor als Landſchaftsmaler. Der Dichter ſitzt auf einer Felsſpitze und blickt vor ſich hin in den Nebel hinein, der, gleich der auf der Staffelei ausgeſpannten Leinwand, Alles der Höhe und Breite nach deckt; da kommt der Liebesgott und lehrt ihn auf den Nebel ein Bild malen. Der Kleine zeichnet nun mit ſeinen roſenrothen Fingern ein Bild, wie es uns die Natur und Goethe geben. Wäre der Dichter hier, wir könnten ihm keinen Fels anbieten, um auf demſelben Platz zu nehmen, doch aber etwas durch Sagen und Lieder eben ſo Herrliches. Er würde dann ſingen: Ich ſetzte mich auf den moosbewachſenen Stein über dem Hünenhügel; der Nebel glich einer ausgeſpannten Leinwand. Der Liebesgott begann auf derſelben ſeine Zeichnung. Ganz oben malte er eine herrliche Sonne, ihre Strahlen blendeten! Die Ränder der Wolken machte er wie Gold und ließ die Strahlen hindurchdringen; dann malte er die ſeinen, leichten Zweige friſcher, duftender Bäume; zeichnete die Umriſſe der Hügel, einen nach dem andern. Hinter dieſen, halb verborgen, lag ein Städtchen, über demſelben aber erhob ſich eine mächtige Kirche, zwei ſtolze Thürme mit hohen Spitzen ragten in die Luft empor, und unter der Kirche, bis weit hinaus, wo Waldungen den Horizont begrenzten, zeichnete er einen Meerbuſen, ſo natürlich! Er ſchien mit den Sonnenſtrahlen zu ſpielen, es war, als platſcherten die Wogen gegen die Küſte. Nun kamen Blumen; Feldern und Wieſen gab er Farben wie Sammet und Edelſteine, und jenſeits des Meerbuſens verſchmolzen die dunkeln Wälder in einen bläulichen Nebel. „Ich kann malen!“ ſagte der Kleine, „doch das Schwerſte iſt noch zurück,“ und nun zeichnete er mit den zarten Fingern gerade da, wo die Strahlen der Sonne am kräftigſten wirken, ein Mädchen, ſo anmuthig und ſo fein, mit dunkelblauen Augen und mit Wangen, ſo roth wie die purpurrothen Finger, die das Bild geſtalteten. Und ſeht, ein Luftzug regte ſich, die Blätter der Bäume bebten, die Fläche des Waſſers kräuſelte ſich, das Gewand des Mädchens wurde leiſe bewegt, das Mädchen ſelbſt kam näher, das Bild ſelbſt war Wirklichkeit! und ſo geſtaltete ſich vor Wilhelms Auge der Anblick der alten Königsſtadt, der Thürme der Domkirche, des Meerbuſens, der fernen Waldungen und — Eva's.

Die erſte Liebe des reinen Herzens iſt heilig: Das Heilige kann angedeutet, aber nicht ausgeſprochen werden — —! Wir kehren zu Otto zurück.

VI.

Vieler Menſchen Thun gewinnet
Bedeutung vor des Dichters Phantaſie;
Doch eben nur, wenn ſein Genie
Uns auf der Dichtkunſt Spiegelſchild
Ein klareres, doch nicht geſchmeichelt Bild
Hinmalt von Dingen, welche exiſtiren,
Hat er gewußt zu idealiſiren.

H. Hertz.

Wir rücken einige Wochen vorwärts. Es war gegen das Ende Septembers, das examen philosophicum ſtand nahe bevor. Die Beſchäftigung mit dieſem war Otto eine Entſchuldigung geweſen, daß er den Familienkreis ſeines Curators, des Comptoirchefs Berger, noch nicht beſucht hatte. Dieſes wurde indeſſen eingeleitet, indem Otto, als er eines Tags zu ihm ging, um mit ihm etwas zu beſprechen, in deſſen Zimmer die Frau vom Hauſe antraf. Wir wiſſen, daß fünf Töchter hier im Hauſe ſind, nur die eine iſt verſprochen, und doch ſind alle gebildete Mädchen, häusliche Mädchen, wie die Mutter bei mehr als einer Gelegenheit verſicherte.

„So habe ich denn endlich die Ehre, Ihre Bekanntſchaft zu machen,“ ſagte Madame Berger. „Mir und den Kindern gilt der Beſuch freilich nicht; aber nun müſſen Sie doch eine Taſſe Kaffee mit uns trinken. Es ſieht drinnen freilich etwas verſtört aus, die Mädchen nähen Mäntel für den Winter. Wir wollen uns vor ihnen nicht geniren, Sie ſollen als ein Glied der Familie betrachtet werden, aber dann müſſen Sie auch hübſch zu uns kommen. Jeden Donnerſtag ſpeiſet unſer Schwiegerſohn bei uns, wollen Sie dann vorlieb nehmen? — Nun ſollen Sie meine Töchter kennen lernen."

„Und ich muß aufs Comptoir," ſagte der Mann. „Alſo laſſen Sie's wegen des Donnerſtags bei der Abrede bleiben. Wir eſſen um drei Uhr, und beim Kaffee muſicirt Laide."

Madame führte nun Otto in die Wohnſtube, wo er vier der Töchter mit einer Nähterin in voller Thätigkeit fand; die fünfte Tochter, Julchen, war, wie ihm geſagt wurde, in den Läden, um Proben auszuſuchen; ſie war ſchon geſtern umhergelaufen, aber die Proben, welche ſie da erhielt, waren nicht echt.

Madame nannte ihm jede Tochter beim Namen; ihre Eigenthümlichkeiten lernte er natürlicherweiſe erſt ſpäter kennen.

Alle fünf Schweſtern hatten die Idee, daß ſie überaus verſchieden wären, und doch glichen ſie einander auf ein Haar. Adelaide oder Laide, wie ſie auch genannt wurde, war freilich die hübſcheſte; das wußte ſie aber auch wohl, deshalb wollte ſie eine Tunica haben und keinen Mantel; man ſollte die Figur ſehen. Chriſtiane war, was man ein praktiſches Mädchen nennen konnte, ſie wußte jede Sache zu benutzen. Alwilde hatte immer einen kleinen Anflug von Zahnſchmerz. Julie ging in die Läden, und Fräulein Grethe, ja das war die Braut. Sie war auch muſikaliſch und galt für witzig.

Uebrigens dürfen wir den vortrefflichen Mädchen in unſern Gedanken durchaus nichts Närriſches beilegen, ſie waren ſehr brav und angenehm. Der Bräutigam, der Herr Copiſt Schwan, war auch ein eifriger Witzling; er ſei ſehr lebhaft, hieß es. Jeden, mit dem er ein wenig vertraulich wurde, nannte er gleich: Herr Peterſen! und das war ſo drollig.

„Nun hat Vater Herrn Zoſtrup eingeladen, Donnerſtags zu kommen!“ ſagte Madame. „Ich denke auch, daß er noch, wenn wir ein wenig zuſammenrücken, in der Loge mit Platz finden wird; der Raum iſt freilich ſehr beſchränkt.“

Otto bat, ſich nicht zu geniren.

„O, es iſt eine große Loge!“ ſagte Madame, doch ſprach ſie nicht davon, wie Viele ihrer ſchon in derſelben wären. An Damen aus der Familie kamen allein elf. In drei Abtheilungen mußten ſie ins Theater gehen, damit nicht die Leute, wenn ſie alle zugleich kämen, glauben möchten, es ſei ein Auflauf. Eines Abends, als die Beſatzung der Loge achtzehn Mann ſtark geweſen, außer einigen zwölfjährigen Kindern, die auf dem Schooß geſeſſen und vor ihnen geſtanden hatten, waren ſie in einem Zuge nach Hauſe gegangen, und ſtanden nun vor der Hausthür, um hineinzukommen. Gleich ſtrömten die Leute zuſammen, in der Meinung, hier ſei Lärm, oder Jemand habe Krämpfe bekommen. Man fragte: „was giebt's?“ und Fräulein Grethe antwortete ſchnell: „Es iſt geſchloſſene Geſellſchaft!“ Von dieſem Abende an gingen ſie indeſſen doch portionsweiſe nach Hauſe.

„Es iſt wirklich eine gute Loge!“ ſagte Alwilde,

„wenn wir nur andere Nachbarn hätten; die Thüren gehen beſtändig und machen einen Zug, der einem in die Zähne fährt; und dann ſprechen ſie da ſo laut, ich hörte neulich kein Wort von dem hübſchen Liede über Dänemark.“

„Verloren ſie aber dadurch viel, mein Fräulein?“ fragte Otto lächelnd, und bald befanden ſie ſich, als wären ſie alte Bekannte, in großem Streit. „Ich gebe nun eben nicht viel um dieſe patriotiſchen Floskeln, wo ſich der Dichter in ſeiner Schwäche auf das ſchöne Gefühl der Vaterlandsliebe beim Volke ſtützt. Sie werden mir einräumen, daß hier die Menge wirklich klatſcht, wenn ſie nur das Wort „„Vaterland““ oder „„Chriſtian der Vierte““ nennen hört. Der Dichter muß etwas mehr geben; dies iſt ein linkiſcher Patriotismus. Man ſollte glauben, Dänemark ſei das einzige Land in der Welt!“

„Pfui, Herr Joſtrup!“ ſagte Madame, „lieben Sie denn nicht Ihr Vaterland?“

„Ich glaube, es eben recht zu lieben!“ entgegnete er; „weil es aber wirklich ſo viel Vortreffliches beſitzt, will ich, daß nur das Echte gelten, nur das Echte geſchätzt werden ſoll.“

„Ich halte es im Grunde mit Herrn Joſtrup,“ ſagte Fräulein Grethe, die eben beſchäftigt war, ihren Mantel auseinander zu ſchneiden und zu wenden, um ihn, wie ſie ſagte, auch auf der andern Seite abzutragen. „Ich finde, er hat Recht! Wenn aber ein Gedicht vom Theater aus gut geſprochen wird, ſo macht es immer eine Art Wirkung. Es geht damit wie mit Stoffen, ſie können ſchlecht von

Qualität ſein und ein ungünſtiges Muſter haben, kommen ſie aber auf eine hübſche Figur, ſo nehmen ſie ſich doch gut aus!“

„Ich ärgere mich oft über das Publicum!“ ſagte Otto. „Es applaudirt am unrechten Orte und zeigt bisweilen eine ſonderbare Unſchuld!“

„Das ſind die Herren im Reiche der Geiſter!“*) ſagte Fräulein Grethe lächelnd.

„Nein, die Nachbarn!“ antwortete Otto ſchnell.

In dieſem Augenblicke trat Fräulein Julie ein. Sie ſei in den Kaufläden herumgelaufen, ſagte ſie, daß ſie es bald nicht mehr habe aushalten können! Von allen Regalen hätte ſie das Zeug herunter gehabt, und es endlich ſo weit gebracht, acht kleiner Lappen habhaft zu werden: ſchöne Proben, behauptete ſie; und nun wußte ſie herrlich Beſcheid, wo die verſchiedenen Zeuge zu haben, wie breit ſie ſeien und was die Elle koſte. „Und wem begegnete ich?“ ſagte ſie. „Denkt nur, mitten auf der Oſterſtraße kam der Schauſpieler — Ihr wißt wohl! meine Inclination! er iſt wirklich allerliebſt, auch außer dem Theater.“

„Dem begegneteſt du?“ ſagte Laide. „Das Mädchen hat auch immer Glück!“

„Herr Zeſtrup!“ ſagte Madame, ihn vorſtellend, denn es ſchien, als vergäße ihr. das Fräulein ganz und gar über der Begegnung und ihren Proben.

---

*) „Wir ſind die Herren im Reiche der Geiſter,
Wir ſind der Urſtamm, der nimmer vergeht!“
Studentenlied von Christian Winther.

Julie verneigte ſich und ſagte, ſie habe ihn ſchon früher geſehen, er habe wohl neulich Mynſter gehört und damals neben dem Stuhle geſtanden, wo ſie geſeſſen; er ſei in einen olivengrünen Rock gekleidet geweſen.

„Nun, ſo kennt Ihr Euch ja!“ ſagte Madame. „Sie iſt die Frömmſte von meinen Kindern. Wenn die Andern für Spindler und Johanna Schopenhauer ſchwärmen, ſo ſchwärmt ſie für den Prediger, der ſie confirmirt hat. Meinen Sohn kennen Sie doch? Er wurde ein Jahr vor Ihnen Student. Im Verein ſieht er Sie bisweilen.“

„Da werden Sie ihn liebenswürdiger geſehen haben, als Sie ihn hier zu Hauſe finden werden,“ ſagte Adelaide. „Gott weiß, er iſt nicht galant gegen ſeine Schweſtern.“

„Süße Laide, wie kannſt Du ſo etwas ſagen!“ rief die Mutter. „Du biſt immer ſo unbillig gegen den guten Hans Peter! Wenn Sie ihn näher kennen lernen, Herr Toſtrup, werden Sie ihn gut leiden mögen; es iſt ein recht ſolider junger Menſch, von unverderbener Sinnesart. Erinnerſt Du Dich, Laide, wie er den Abend im Theater pfiff, als ſie das unmoraliſche Stück gaben? Und wie böſe iſt er nicht auf das Rothkäppchen! O, der gute Junge! Uebrigens werden Sie in unſerer Familie bald eine alte Bekanntſchaft antreffen. In vierzehn Tagen wird hierher eine Dame aus Jütland kommen. Sie bleibt den Winter über hier. Rathen Sie nicht, wer es iſt? Ein kleines Fräulein aus Lemwig!“

„Maren!“ rief Otto aus.

„Ja freilich!“ ſagte Madame. „Sie ſoll eine ſo ſchöne Stimme haben.“

„Ja, in Lemwig!“ bemerkte Adelaide. „Aber ſie hat einen ſchrecklichen Namen! Wir müſſen ſie umtaufen, wenn ſie kommt. Sie ſoll Mara heiſſen oder Maſſa!“

„Wir können ſie Maſſa-Carrara nennen!“ ſagte Grethe.

„Nein, ſie ſoll Maja heiſſen, wie in der Alltagsgeſchichte!“ ſagte Chriſtiane.

„Ich bin Janens Meinung!“ ſagte die Mutter. „Wir taufen ſie alſo um und nennen ſie Maja.“

VII.

„Die Menſchen ſind nicht immer, was ſie ſcheinen.“
Leſſing.

Unſere Erzählung iſt kein Phantaſiegebilde, ſondern die Wirklichkeit, in der wir leben, Blut von unſerm Blute und Fleiſch von unſerm Fleiſche. Unſere Zeiten, die Menſchen unſeres Zeitalters wollen wir ſehen. Nicht aber nur bei dem Alltagsleben, bei den Moosarten der Oberfläche wollen wir weilen, den ganzen Baum, von der Wurzel an bis zu den duftenden Blättern, wollen wir beſchauen. Die ſchwere Erde ſoll die Wurzel drücken, das Moos und die Rinde des Alltagslebens ſich um den Stamm legen, die ſtarken

Zweige ſollen ſich mit Blättern und Blumen ausbreiten, während die Sonne der Poeſie zwiſchen dieſelben hineinſcheint und Farben, Duft und zwitſchernde Vögel zeigt. Aber der Baum der Wirklichkeit kann nicht ſo ſchnell emporſchießen, wie der der Phantaſie, gleich dem Zauber in Tieck's Elfen. Wir müſſen unſer Vorbild in der Natur ſuchen. Oft kann es den Anſchein haben, als fände hier ein Stillſtand ſtatt, das iſt aber nicht der Fall. Ebenſo in unſerer Erzählung; während ſich uns unſere Charaktere durch gegenſeitige Rede anſchaulich machen, findet, wie bei den einzelnen Zweigen des Baumes, eine unſichtbare Verwickelung ſtatt. Der Zweig, welcher hoch emporſchießt, als wollte er ſich vom Mutterſtamme trennen, ſtrebt eben hervor, um die Krone zu bilden, dem Baume Ganzheit zu verleihen. Die von dem gemeinſchaftlichen Mittelpunkte abweichenden Linien ſollen eben die Harmonie hervorbringen.

Wir werden ſolchergeſtalt bald ſehen, daß dieſe Scenen aus dem Alltagsleben keine Abweichung von den Hauptbegebenheiten ſind, noch etwas Epiſodiſches, das man überſpringen könnte. Um deſto ſchneller zu einer klaren Anſchauung dieſer Behauptung zu gelangen, wollen wir noch einige Augenblicke in dem Hauſe des Comptoirchefs, Herrn Bergers, verweilen, aber wir ſind in der Zeit drei Wochen vorgerückt. Wilhelm und Otto hatten das examen philosophicum glücklich überſtanden. Letzterer hatte einige Beſuche abgeſtattet und wurde ſchon als alter Freund des Hauſes betrachtet. Der Bräutigam redete ihn mit dem drolligen „guten Tag, Herr Peterſen!“ an, und Grethe war über den melancholiſchen Blick pikirt, den er nicht immer zu bekämpfen wußte. Sie nannte es: „Geſichter ſchneiden!“ und bat ihn, an ihrem Begräbnißtage ſo zu erſcheinen.

Der Gegenſtand der erſten, platoniſchen Liebe der fünf Schweſtern war ihr Bruder geweſen; Alle hatten ihn mit Liebkoſungen und Zärtlichkeit überſchüttet, ihn bewundert und angebetet; „die kleine Mannsperſon!“ nannten ſie ihn, ſie hatten ja keine andere. Aber Hans Peter war ſo unartig und neckiſch gegen die lieben Schweſtern, daß dieſe ihn aufgeben mußten, ſobald nur die eine einen Liebhaber bekam; an dieſen klammerten ſich nun Alle; jede ſchien einen Theil an ihm zu haben. Er war ja Grethens Bräutigam, ſollte ihr Schwager werden; ihn durften ſie wohl mit dem vertraulichen Du anreden, ihm wohl gar ein Küßchen geben.

Otto's Eintritt in die Familie bewirkte jedoch eine Abweichung dieſer Strahlen. Otto war hübſch und hatte Vermögen; eins von Beiden iſt oft hinreichend, um ein weibliches Herz zu erobern. Schönheit beſticht die Leichtſinnige, Reichthum die Vernünftige.

Maren oder, wie ſie hier genannt wurde, Maja war angelangt. Die Fräulein hatten ihr ſchon einige der Schleifen abgepflückt, ihr Haar anders geordnet und eins der ſeidenen Tücher zur Schürze zerſchnitten; aber ungeachtet aller dieſer Fineſſen blieb ſie doch noch immer die Dame von Lemwig. Der Ausſprache konnten ſie keine Schleifen abpflücken. Zu Hauſe war ſie die Erſte geweſen, den Rang konnte ſie hier nicht einnehmen. Dieſen Abend ſollte ſie zum erſten Male ins Theater und das Ballet „die Nachtwandlerin" ſehen.

„Es iſt franzöſiſch!" ſagte Hans Peter, „frivol, wie Alles, was wir von dorther haben!"

„Ja, die Scene im zweiten Act, wo ſie zum Fenſter hineinſteigt!" ſagte der Comptoirchef. „Das iſt für die Jugend ſehr erbaulich!"

„Aber der letzte Aufzug iſt allerliebſt!" rief Madame. „Der zweite Aufzug freilich iſt, wie Hans Peter ſehr richtig bemerkt, ziemlich franzöſiſch! Du lieber Gott! er wird ganz roth, der ſüße Junge!" Sie reichte ihm die Hand und nickte ihm lächelnd zu, worauf ſich Hans Peter über das Unmoraliſche auf der Bühne ſehr hübſch ausſprach. Der Vater machte ebenfalls einige treffende Bemerkungen.

„Ja," ſagte Madame, „wären alle Männer wie Du und alle junge Leute wie Hans Peter, ſo würden ſie auch von der Bühne herab in einem andern Tone ſprechen und ſich anders kleiden! Im Tanze iſt es abſcheulich, das Zeug iſt ſo eng und unanſtändig, als hätten ſie nichts an. Uebrigens muß man doch ſagen: die Nachtwandlerin iſt ſchön! Im Grunde iſt ſie ja auch unſchuldig."

Man kam nun immer tiefer in die Moral hinein, ſie hielt bis zum Kaffee aus.

Marens Herz klopfte ſtärker, theils in Erwartung des Schauſpiels, theils durch Anhören des Verderbniſſes in dieſem Kopenhagener Sodom. Sie hörte Otto die franzöſiſchen Stücke vertheidigen, hörte ihn von Ziererei ſprechen. Sollte er ſchon verderben ſein? Wie gern hätte ſie ihn nicht die hübſche Rede über Sittſamkeit halten hören, die Hans Peter hielt. Armer Otto! dachte ſie. So iſt es, wenn man keine Verwandte hat, ſondern ſich in der Welt allein umhertummeln muß.

Der Comptoirchef brach indeſſen auf, er konnte nicht ins Theater kommen, erſt hatte er noch Geſchäfte und ſpäter mußte er in den Club, wo er geſtern ſeinen Hut vertauſcht hatte.

„Nun, da geht es Dir wie dem Hans Peter!“ ſagte Madame. „Er hat geſtern in den Collegien auch einen fremden Hut bekommen. Aber da haſt Du ja ſeinen Hut!“ rief ſie plötzlich aus, als ihr Auge auf den Hut fiel, den ihr Mann in der Hand hielt. „Das iſt ja Hans Peters Hut! Nun ſoll man nur ſehen, er hat ſicher Deinen. Ihr habt ſie hier zu Hauſe vertauſcht; der Eine kennt des Andern Hut nicht, und ſo glaubt Ihr, es ſei außer dem Hauſe geſchehen.“

Eine der Schweſtern holte nun den Hut, welchen Hans Peter bekommen hatte. Ja, es war wirklich der des Vaters. Alſo eine Verwechſelung im Hauſe, ein kleines Intermezzo, das natürlich, ſeiner Unbedeutendheit wegen, augenblicklich von Allen vergeſſen war, nur nicht von den beiden Betheiligten; denn ihnen war es ein Lebensmoment, und uns iſt es, wie wir ſehen werden, ein Abſchnitt von Bedeutung, der uns eben veranlaßt hat, in dieſem Kreiſe ſo lange zu verweilen. In einem entlegenen Zimmer wollen wir, wie unſichtbare Geiſter, Vater und Sohn belauſchen; ſie ſind allein, die Familie iſt bereits im Theater. Wir dürfen wohl lauſchen, es ſind ja zwei Moraliſten, Vater und Sohn, es iſt nur Moral über Hüte.

Aber des Vaters Augen rollten, ſeine Wangen glühten, ſeine Worte waren Schwerthiebe und mußten auf jedes ſo weiche Gemüth, wie das des Sohnes, Eindruck machen; dieſer aber ſtand ruhig, mit einem feſten Blick und mit einem Lächeln, wie es uns die Moral verleiht. „Du biſt im Nebenzimmer geweſen," ſagte er. „Wo es ſich Dir hinzukommen ziemt, dahin kann ich auch kommen!"

„Bube!" rief der Vater und nannte den Ort, aber wir kennen ihn nicht, kennen auch nicht ſeine Bewohner. Victor Hugo ſchließt ſie in die Gebete der Kinder ein, in ſeiner ſchönen Dichtung: La prière pour tous. Das Kind betet für Alle, ſelbſt „für diejenigen, welche den ſüßen Namen der Liebe verkaufen!" *)

„Laß uns davon ſchweigen!" ſagte der Sohn. „Ich bin in mehrere Geſchichten eingeweiht. Ich kenne eine andere, von der hübſchen Eva —!"

„Eva!" wiederholte der Vater. — — — —

Wir wollen nicht mehr hören! Es iſt nicht hübſch, zu horchen. Wir ſehen Vater und Sohn ſich die Hände reichen. Es ſcheint eine Verſöhnungsſcene zu ſein. Sie trennen ſich; der Vater geht an ſeine Geſchäfte, Hans Peter ins

---

*) „Prie —
Pour les femmes échevelées
Qui vendent le doux nom d'amour."

Theater, um ſich über das Unmoraliſche im zweiten Act der Nachtwandlerin zu ärgern.

VIII.

L'amour est pour les coeurs
Ce que l'aurore est pour les fleurs
Et le printemps pour la nature.
Vigné.

Die Liebe iſt eine Kinderkrankheit, gleich den Blattern. Einige ſterben an derſelben, Andere werden von derſelben verunſtaltet, wieder Andere behalten nach ihr größere oder kleinere Narben, und endlich bei noch Anderen bleibt keine Spur der Krankheit zurück.

Der Goldmacher von C. Hauch.

„Sein Sie aufrichtig, Otto!“ ſagte Wilhelm, als dieſer ihn eines Tags beſuchte. „Sie können es nicht übers Herz bringen, Du zu mir zu ſagen. Nun ſo laſſen Sie's bleiben! Deshalb bleiben wir gleich gute Freunde. Es iſt ja doch nur eine Form; obgleich Sie mir einräumen müſſen, daß Sie hierin im Grunde ein großer Narr ſind.“

Otto entwickelte nun, welchen ſeltſamen Widerwillen er gefühlt, welches peinliche Gefühl ihn ergriffen und es ihm unmöglich gemacht habe.

„Da haben Sie nun den Märtyrer geſpielt!“ ſagte Wilhelm lachend. „Hätten Sie mir nicht gleich ſagen können, wie es mit Ihnen beſchaffen ſei? So ſind die meiſten

Menſchen! Wenn ſie keinen Kummer haben, ſo brüten ſie in ihrem Innern einen aus; ſie wollen lieber im kalten Schatten ſtehen, als im warmen Sonnenſchein, und die Wahl zwiſchen beiden ſteht uns doch frei. Lieber Freund! bedenken Sie: jetzt befinden wir uns auf dem Strome! Bald werden wir in die großen Geſchäftsflaſchen geſteckt, wo wir, als kleine Teufelchen, uns recken und ſtrecken ſollen, ohne jemals herauszukommen, bis das Leben von uns weicht!" — Er legte vertraulich ſeinen Arm auf Otto's Schulter. — „Oft habe ich über einen Punkt mit Ihnen ſprechen wollen! — Ja, ich verlange nicht, daß Sie mir jedes Wort und jeden Gedanken beichten; ich weiß ſchon, daß ich im Stande ſein werde, Ihnen zu beweiſen, daß die Sache in einer Region liege, wo ſie nicht die Kräfte haben kann, die Sie ihr beilegen. In den kalten Zonen wirkt ein giftiger Biß nicht, wie in den warmen, ein Kummer in der Kindheit kann uns nicht erſchüttern, wie einer im reiferen Alter. Welches Unglück Ihnen auch als Kind begegnet iſt, wenn Sie auch in der Wildheit — Sie ſagen ſelbſt, daß Sie ſehr wild waren — was Sie auch damals gethan haben mögen, es kann nicht und darf nicht auf das ganze Leben Einfluß haben: Ihr Verſtand könnte es Ihnen beſſer ſagen, als ich. In unſerm Alter befinden wir uns im Lande der Freude, oder wir kommen nie dahin!"

„Sie ſind ein glücklicher Menſch!" rief Otto aus, und blickte wehmüthig vor ſich hin. „Ihre Kindheit bot Ihnen nur Freude und Hoffnungen dar! Bedenken Sie, in welcher Einſamkeit ich die meinige verlebte. Zwiſchen den Sanddünen der Weſtküſte ſchlichen meine Tage einſam hin; mein Großvater war finſter und auffahrend; unſer alter Prediger lebte nur in einer vergangenen Zeit, die ich nicht kannte, und Roſalie betrachtete die Welt durch die Brille der Wehmuth. Eine ſolche Umgebung konnte auf meine Lebensfreude wohl einen Schatten werfen. Selbſt in der Kleidung ſticht man ja wunderlich ab, wenn man aus einer fernen Provinz nach der Hauptſtadt kommt; erſt da bekommt dieſe einen andern Schnitt, und man ſchmilzt mit ſeiner Umgebung zuſammen. Daſſelbe findet in geiſtiger Hinſicht ſtatt, aber Weſen und Begriffe ändert man nicht ſo ſchnell, wie den Schnitt der Kleider. Noch bin ich nur kurze Zeit in der Fremde geweſen, und wer weiß?“ fügte er mit einem wehmüthigen Lächeln hinzu, „vielleicht komme ich ins Gleichgewicht, wenn mich einmal ein recht großes Unglück trifft, das mich recht erſchüttern kann, und werde dann dieſelbe Gleichgültigkeit, daſſelbe Phlegma zeigen können, wie die Menge.“

„Ein recht großes Unglück!“ wiederholte Wilhelm. „Darin liegt etwas. Das wäre eine ſehr originelle Cur, aber ſie ſind auch ein origineller Menſch. Vielleicht könnten Sie auf dieſe Weiſe wirklich geheilt werden. Drehe kein Ankertau aus Spinnegeweben! ſagt ein berühmter Dichter, deſſen Name mir eben nicht beifällt. Aber der Gedanke iſt gut, den ſollten Sie auf Ihre Weſte ſticken laſſen, damit Sie ihn gleich vor Augen hätten, wenn Sie den Kopf hängen laſſen! Blicken Sie doch nicht ſo ernſt, wir ſind Freunde, nicht wahr? Von allen meinen jungen Bekannten ſind Sie mir der liebſte; gleichwohl giebt es Augenblicke, wo ich gar nicht weiß, wie es mit uns ſteht. Ich könnte Ihnen jedes Geheimniß anvertrauen, aber ich bin nicht ſicher, daß Sie gegen mich eben ſo offenherzig ſein würden. Zürnen Sie nicht, Lieber! es giebt ſicher Geheimniſſe von ſo zarter Natur, daß man ſie nicht einmal gegen den liebſten Freund ausſprechen darf. So lange wir unſer Geheimniß bewahren, iſt es unſer Gefangener; umgekehrt verhält es ſich aber, ſobald wir es uns entſchlüpfen laſſen. Und doch, Otto! Sie ſind mir ſo lieb, ich glaube an Sie, wie an mein eignes Herz! Dieſes trägt gerade ein Geheimniß, das mich mit Lebensluſt und Freude durchſtrömt! Ich muß mich ausſprechen. Aber Sie müſſen auf meine Freude eingehen, ſie mit mir theilen, oder auch kein Wort ſagen; Sie haben dann nichts gehört, gar nichts! Otto, ich liebe! deshalb bin ich glücklich, deshalb iſt Sonnenſchein in meinem Herzen, Lebensluſt in meinem Blute! Ich liebe Eva! die ſchöne, liebliche Eva!“

Otto drückte ihm die Hand, verharrte aber in ſeinem Schweigen.

„Nein, nicht ſo!“ rief Wilhelm. „Sprechen Sie doch ein Wort! Begreifen Sie die Welt, die vor mir aufgegangen iſt!“

„Eva iſt ſchön! ſehr ſchön!“ ſagte Otto langſam. „Sie iſt gewiß unſchuldig und gut! was kann man mehr wünſchen? Ich kann mir denken, wie ſie Ihr Herz ganz erfüllt! Aber wird ſie das immer können? Sie bleibt nicht immer jung, nicht immer hübſch! Hat ſie dann Geiſt genug, um Ihnen Alles ſein zu können? Wird das augenblickliche

Glück, welches Sie ſich und ihr bereiten, groß genug ſein, um die — Sorge will ich nicht ſagen, aber Unzufriedenheit zu überwiegen, welche dieſe Verbindung in Ihrer Familie hervorbringen wird? Um Gottes Willen, bedenken Sie Alles!“

„Lieber Menſch!“ ſagte Wilhelm, „nun ſpricht wirklich Ihr alter Prediger aus Ihnen! aber gleichviel, ich kann die Beichte beſtehen. Ich antworte: ja, ja! Von ganzem Herzen ja! Weshalb wollen Sie mich nun aus meinem Sonnenſchein in den Schatten bringen? Weshalb ſoll ich in meiner Freude über die Schönheit der Roſe daran erinnert werden, daß Duft und Farbe vergehen, die Blätter abfallen werden? Es geht mit dem Leben eben ſo! Aber ſoll man deshalb an das Grab denken, an das Finale, wenn der Act anfängt?“

„Liebe iſt eine fixe Idee!“ ſagte Otto, „ſie kann bekämpft werden, ſie beruht nur auf unſerem Willen!“

„Ach, das verſtehen Sie nicht!“ ſagte Wilhelm „Aber es kommt ſchon, und dann werden Sie weit heftiger werden, als wir Andern. Wer weiß? vielleicht iſt das der Kummer, von dem Sie ſprachen, das Unglück, welches in Ihr ganzes Weſen Gleichgewicht bringen könnte. Das war nun auch ſo ein Haſchen nach dem Traurigen. Ich will Ihnen recht wünſchen, daß Ihr Herz von Liebe erfüllt werden möge, wie meines iſt, dann werden alle Einwirkungen von den Sanddünen her verdunſten, und Sie werden mit mir ſprechen, wie es ſich gehört und mein Zutrauen es verdient!“

„Das will ich!“ antwortete Otto. „Sie machen das arme Mädchen unglücklich! Jetzt lieben Sie Eva, das werden Sie aber nicht immer können. Der Abſtand zwiſchen Ihnen und ihr iſt zu groß, und ich begreife nicht, wie die Schönheit des Geſichts Sie allein ſo zu bezaubern vermag. Eine Aufwärterin! Ja, ich wiederhole den Namen, der Ihr Ohr beleidigt: eine Aufwärterin! Ueberall wird er wiederholt werden. Und Sie? Niemand wird weniger als ich einen Adel berückſichtigen, den nur die Geburt verleiht; er iſt Nichts, und es wird eine Zeit kommen, da ein ſolcher gar nicht geſchätzt werden, da der Adel des Geiſtes der einzige ſein wird. Ich ſage es Ihnen, der Sie Edelmann ſind, gerade heraus. Je größere Geiſtesentwickelung, deſto mehr Ahnen! Aber Eva hat Nichts, kann Nichts haben, als ein hübſches Geſicht, das iſt es, was Sie gefeſſelt hat, Sie ſind der Aufwärter einer Aufwärterin geworden, und das heißt Sie und Ihren Geiſtesadel herabwürdigen!“

„Herr Zoſtrup!“ rief Wilhelm aus. „Sie beleidigen mich! Es iſt freilich nicht das erſte Mal, aber jetzt bin ich deſſen überdrüſſig. Ich habe zu viel Gutmüthigkeit bewieſen, und das iſt der unglücklichſte Fehler, den ein Menſch beſitzen kann!“ Er ſetzte ſich ans Fortepiano und hämmerte drauf los.

Otto ſchwieg einen Augenblick, ſeine Wangen glühten, aber bald war er wieder ruhig und begann in einem ſcherzenden Tone: „Laſſen Sie Ihren Zorn nicht an dem armen Inſtrument aus, weil wir in unſern Anſichten abweichen.

Sie ſpielen da lauter Diſſonanzen, die mein Ohr mehr beleidigen, als Ihr Zorn.“

„Diſſonanzen!“ wiederholte Wilhelm: „Können Sie nicht hören, daß es Harmonieen ſind? Es giebt Vieles, wofür Sie ein ſchlechtes Ohr haben!“

Otto wußte ſeinen Zorn mehr und mehr auf verſchiedene Punkte hinzuleiten, über welche ſie früher uneinig geweſen waren, führte aber das Wort mit ſolcher Milde, daß Wilhelms Zorn ſich eher auflöſte, als an Stärke gewann.

Sie waren wieder Freunde, doch Eva wurde mit keinem Worte erwähnt.

„Ich wäre nicht ehrlich und treu gegen ihn, wenn ich ihn von dieſem Mahlſtrome verſchlingen ließe!“ ſagte Otto, als er allein war, zu ſich ſelbſt. „Noch iſt er unſchuldig und gut; aber in ſeinem Alter, mit ſeinem Leichtſinn! — Ich muß Eva warnen! Bald! Bald! Der einmal betretene Schnee iſt nicht mehr rein. Wilhelm wird es mir kaum verzeihen! Aber ich muß!“

Am nächſten Tage war es ihm nicht möglich, nach Roeskilde zu reiſen, ſondern erſt am darauf folgenden; dann wollte und mußte er aber auch hin.

Noch in der frühen Morgenſtunde beſchäftigte ihn Eva; ſie beſchäftigte auch Wilhelm, aber auf eine ganz andere Weiſe; doch begegneten ſie ſich in der Reinheit des Willens. Es gab noch einen Dritten, deſſen Blut ebenfalls durch ihren Namen in Bewegung gebracht war, welcher ſagte: „Die hübſche Eva iſt dort Aufwärterin! Man muß mit ihr ſprechen. Die Familie kann ja eine Luſttour machen.“

„Ihr ſüßen Kinder!“ ſagte die Frau des Comptoirchefs, „der Herbſt iſt allerliebſt, weit beſſer, als der ganze Sommer! Der Vater will auch übermorgen, wenn das Wetter gut bleibt, mit uns eine Tour machen nach Lethraborg. Wir werden dann in dem herrlichen Thale der Hertha wandeln und in Roeskilde übernachten. Das werden zwei allerliebſte Tage ſein! Was habt Ihr doch für einen vortrefflichen Vater! Aber ſollen wir nicht Herrn Zoſtrup dazu einladen? Wir ſind ſo viele Damen, und es ſieht doch gut aus, ein Paar junge Herren mitzuhaben. Grethe, Du mußt eine Einladung ſchreiben, Du kannſt immerhin des Vaters Namen darunter ſetzen.“

IX.

Dieſe Dichterbriefe ſind ſo durchaus doppelſinnig, daß man verſucht werden könnte, die Nachricht von ſeinem Tode für falſch zu halten, die wir doch, als genugſam beſtätigt, anerkennen müſſen.

Monatsſchrift für Literatur.

Sie iſt ſo ſchlank, wie eine Ceder,
So flüchtig, leicht, wie eine Feder,
Ein Blümchen, duftend, ſchön und ſüß.

H. P. Holſt.

„— Wo blieb die Roſe denn? —“

Lulu von Güntelberg.

Am Abend vor Otto's Reiſe nach Roeskilde mit der Familie des Comptoirchefs ſtattete er in dem Hauſe, wo ſich Fräulein Sophie aufhielt, einen Beſuch ab. Ihre Mutter war vor drei Tagen abgereiſt. Wilhelm hatte ſie nach Roeskilde begleiten wollen, aber die Mutter wünſchte es nicht.

„Wir haben heute einen Genuß gehabt!“ ſagte Sophie, „einen Genuß, an dem wir lange zu zehren haben werden! Haben Sie das neue Buch geſehen: die Geiſterbriefe? *) Es iſt Baggeſen ſelbſt, in ſeiner vollendetſten Schönheit, eine Muſik, wie ich nie glaubte, daß ſie in Worte gelegt werden könnte. Das iſt ein Dichter! Er bringt Julitage in Dänemarks Poeſie. Der natürliche Gedanke iſt ſo bezeichnend und doch einfach ausgeſprochen! Man kommt auf den Gedanken, ſelbſt ſolche Verſe ſchreiben zu können, ſo leicht klingen ſie.“

„Sie ſind wie Proſa,“ ſagte die gnädige Frau, „und doch die ſchönſten, vollendetſten Verſe, die ich kenne. Sie müſſen das Buch leſen, Herr Jeſtrup!“

„Vielleicht leſen Sie uns heute Abend daraus vor!“ ſagte Sophie; „ich höre es gern gleich wieder.“

„Zum zweiten Male wird man noch beſſer in die einzelnen Schönheiten eindringen können,“ ſagte Madame.

„Ich bleibe, und höre zu!“ ſagte der Herr vom Hauſe.

„Das muß ein Meiſterwerk ſein!“ rief Otto aus. „Ein wahres Meiſterwerk, da alle von demſelben ſo entzückt ſind!“

„Es iſt Baggeſen ſelbſt! und zwar ſo, wie er in jener Welt ſingen muß, wo alles Menſchliche veredelt wird!“

---

*) Gjengangerbreve von H. Hertz, in dem „Märchen meines Lebens“ ausführlicher beſprochen.

„Duftende Wieſen, beſpült von den Wogen,
Summende Bächlein,
Welche gar eilig das Wäldchen durchzogen.“

begann **Otto**, und das geiſtige Bataillеſtück, mit Schönheit und Tönen, entwickelte ſich mehr und mehr; man befand ſich mitten in dem Winterlager der Muſen, wo der Dichter,

„ — die Leier zur Hand und das Schwert an der Seite,
Eilet, die Feinde der Muſen zu ſchlagen!“

Otto's finſterer Blick gewann, während des Leſens, einen lebhafteren Ausdruck. „Vortrefflich!“ rief er aus, „das iſt es, was ich ſelbſt gedacht und gefühlt, leider aber nicht habe ausſprechen können!“

„Ich bin ein wunderliches Mädchen!“ ſagte **Sophie**. „Immer wenn ich einen neuen Dichter von hervortretendem Talent leſe, halte ich ihn für den größten. So ging es mir mit **Byron** und **Victor Hugo**. „**Cain**“ erſchütterte mich, „Notre Dame“ riß mich hin. Einſt konnte ich mir keinen größeren Dichter denken, als **Walter Scott**, und doch vergaß ich ihn über **Oehlenſchläger**, ja ich erinnere mich einer Zeit, da **Heiberg's** Vaudevilles faſt den erſten Rang unter meinen Auserwählten einnahmen. Ich kenne alſo wohl mich ſelbſt und meine Beweglichkeit, doch ich glaube ſicher, daß ich mit dieſem Werke eine Ausnahme machen werde. Andere Dichter veranſchaulichten mir Gegenſtände der Außenwelt, dieſer veranſchaulicht mir mein eignes Innere; meine eignen Gedanken, mein eignes Ich ſtellt er mir dar, und deshalb werde ich immer für die Geiſterbriefe daſſelbe Intereſſe haben.“

„Sie ſind eine wahre Geiſtesnahrung!“ ſagte Otto. „Sie ſind ein Wort zu ſeiner Zeit; es muß in dem See Bewegung ſein, ſonſt wird er zu einem Sumpf!“

„Der Verfaſſer iſt ſcharf gegen die Betheiligten!“ ſagte die gnädige Frau, „doch führt er, ſo zu ſagen, ein ſüßes Meſſer. Eine Wunde von einer ſcharfen Klinge ſchmerzt nicht ſo ſehr, wie die von einem roſtigen, ſchartigen Meſſer.“

„Wer mag der Verfaſſer ſein?“ ſagte Sophie.

„Möchten wir es nie erfahren!“ antwortete Otto. „Die Ungewißheit verleiht dem Buche auch etwas Pikantes. In einem kleinen Lande, wie das unſrige, iſt es für den Autor gut, nicht bekannt zu ſein. Hier ſtehen wir ja faſt auf einander und gucken in die Falten unſerer Kleider hinein. Das Perſönliche giebt hier oft den Ausſchlag; und dann kommen die Blätter, wo Freund oder Feind einen Helfershelfer haben, der, mit dem Adels-Patent der Anonymität, das Siegel ausdrückt. Möchte man doch nie einen Verfaſſer kennen! Was geht uns auch ſeine Perſon an, wenn nur das Buch vortrefflich iſt!“

„— Zerſchmettre kühn den ausgelaſſnen Haufen,
Der Deines Sängers Grab entweiht!“

las Otto, und die Dichtung war zu Ende. Alle waren von derſelben entzückt. Otto allein hatte einige kleine Einwendungen; die Muſen müßten nicht mit „Pfeifen und Trommeln“ kommen, in einer ſo ſchönen Dichtung dürften nicht ſo viele Worte der Art vorkommen, als: „auf das Maul ſchlagen, Schlammkiſten“ und dergleichen.

„Wenn nun aber der Dichter das Plumpe bekämpfen will,“ ſagte Sophie, „muß er's ja auch beim Namen nennen. Von dem proſaiſchen Schlamm präſentirt er uns eine Probe in einer Seifenblaſe. Wir ſollen ſie ſehen, aber nicht hineingreifen. Ich finde, Sie haben Unrecht!“

„Der Begriff von Idee und Form,“ ſagte Otto, „ſcheint mir auch nicht deutlich genug dargeſtellt; beide ſchmelzen ja zuſammen. Selbſt Proſa iſt eine Form.“

„Aber die Form ſelbſt iſt das Wichtigſte!“ ſagte die gnädige Frau. „Es iſt mit der Poeſie, wie mit der Bildhauerkunſt, die Form iſt es, welche Bedeutung giebt.“

„Nein, verzeihen Sie!“ ſagte Otto. „Mit der Poeſie iſt es, wie mit dem Baume, den Gott wachſen läßt. Die innere Kraft ſpricht ſich in der Form aus; beide werden gleich wichtig, aber ich halte das Innere für das Heiligere. Das iſt auch hier der Gedanke des Dichters. Die Meinung, welche er ausſpricht, ergreift uns eben ſo ſehr, wie die hübſche Einkleidung, in der ſie vorgebracht wird.

Nun begann ein Streit über Form und Stoff, wie er ſpäter in ganz Kopenhagen geführt wurde.

„Ich werde immer die „„Geiſterbriefe““ bewundern!“ ſagte Sophie, „immer für dieſe Verſe ſchwärmen! Dieſe Nacht träume ich einzig und allein von dieſem Kunſtwerke.“

Wie wenig man kann, was man will, lehrte der Augenblick.

Wenn wir durchs Fernrohr den Fixſtern betrachten und uns im Anſchauen verlieren, kann uns ein kleines Haar den großen Körper verbergen, ein Stäubchen uns von den erhabenen Gedanken abbringen. Es kam ein Brief an

Fräulein Sophie. Ein Reiſender hatte ihn von der Mutter gebracht, ſie befand ſich ſchon auf Fühnen und meldete ihre glückliche Reiſe.

„Und die Neuigkeiten?“ fragte die gnädige Frau.

„Mama hat ein neues Mädchen gemiethet, oder vielmehr, ſich eines liebenswürdigen jungen Mädchens angenommen, der niedlichen Eva in Roeskilde. Herr Toſtrup und Wilhelm erzählten uns dieſen Sommer einige Züge von ihr, die ſie intereſſant machten. Wir ſahen ſie auf der Reiſe hieher, wo Mama von ihrem ſittigen Weſen eingenommen wurde. Auf der Rückreiſe hat das Mädchen nur ganz ihr Herz gewonnen. Es wäre wirklich auch Schade, wenn ein ſo hübſches und ordentliches Mädchen in einem Wirthshauſe bleiben ſollte. Sie iſt ſehr hübſch; nicht wahr, Herr Toſtrup?“

„Recht hübſch!“ antwortete Otto und wurde blutroth, denn Sophie ſagte es mit einer Betonung, die nicht ohne Beziehung war.

Am folgenden Tage fand ſich Otto in früher Morgenſtunde beim Comptoirchef ein.

Ungeachtet des veränderlichen Wetters in unſerm Klima waren alle Damen in ihren beſten Kleidern. Drei Perſonen kamen auf jeden Sitz. Hans Peter und der Bräutigam bekamen ihren Platz bei dem Kutſcher. Es dauerte aber noch ſieben Längen und ſieben Breiten, bevor die kalte Küche, und das war Proviant für mehrere Tage, aufgepackt war und die ganze Geſellſchaft zum Sitzen kam. Als ſie endlich zur Stadt hinausgekommen waren, erinnerte Chriſtiane, daß ſie die Regenſchirme vergeſſen hätten, und es wäre doch gut, dieſe mitzunehmen. Der Kutſcher mußte zurück, um ſie zu holen, und unterdeſſen hielt der Wagen bei der Freiheitsſäule.*) Die arme Schildwache hier mußte nun der Gegenſtand für Fräulein Grethens Witz ſein. Ein Paar Mal blickte der Soldat vor ſich nieder auf ſeine Montur. Er ſei ein Krähwinkler, ſagte ſie, der auf ſeinen Vortheil ſähe. Ein Mann, der auf einem Fuder Stroh vorbei fuhr, bekleidete einen hohen Poſten. Das war ſehr intereſſant!

Otto verſuchte der Converſation eine andere Wendung zu geben. „Haben Sie ſchon das neu erſchienene Gedicht: die Geiſterbriefe geſehen?“ fragte er, und entwickelte die Schönheit und Tendenz derſelben.

„Da werden wohl tüchtige Hiebe ausgetheilt!“ ſagte Herr Berger. „Der Mann ſoll witzig ſein, Baggeſen, wie er leibt und lebt!“

„Ueber wen zieht es denn noch los?“ rief Grethe.

„Ueber die Soröer **) und den „heiligen Anderſen,“ wie ſie ihn nennen.“

„Bekommt der auch etwas?“ ſagte Laide. „Das gönn' ich ihm wegen ſeines: „Schwatz! Schwatz!“ Er war ſo unartig gegen die Damen.“

„Ich habe es gern, wenn ſie ſich zanken!“ ſagte Madame. „Heiberg bekommt wohl auch ſeinen Theil, dann antwortet er etwas Witziges.

---

*) Der ſchon im erſten Theile erwähnte Obelisk, errichtet zum Andenken an die Aufhebung der Leibeigenſchaft.

**) Ingemann und Hauch.

„Ja,“ ſagte Herr Berger, „er weiß es immer ſo zu drehen, daß man darüber lachen muß, und dann kann es uns gleich ſein, ob er Recht hat oder nicht.“

„Dieſes Buch iſt ganz für Heiberg,“ ſagte Otto. „Der Verfaſſer iſt ein Anonymus, und ein tüchtiger Mann.“

„Mein Gott, Sie ſind doch nicht etwa ſelbſt der Verfaſſer, Herr Zoſtrup?“ rief Julie, und blickte ihn durchdringend an. „Sie können mit dergleichen ſo heimlich thun! Sie halten auch viel von Heiberg; ich entſinne mich wohl alles des Schönen, was Sie von ſeinem Töpfer Walter und ſeiner Pſyche ſagten.“

Otto verſicherte, ſich zu der Ehre nicht bekennen zu können.

Spät am Vormittag erreichte man Roeskilde. Eva empfing ſie nicht. Die Tour nach Lethraberg wurde angeordnet; gegen Abend wollte man wieder im Wirthshauſe eintreffen, dann würde Eva ſicher zum Vorſchein kommen.

Die Geſellſchaft ſpazierte im Garten bei Lethraberg, die Ausſicht von den Terraſſen war ſchön, man guckte durch die Fenſter, und kam am Ende dahin überein, daß es am beſten ſei, hineinzugehen.

„Es ſollen da ſo hübſche Gemälde ſein,“ ſagte der Bräutigam.

„Die müſſen wir ſehen,“ riefen alle Damen.

„Beſuchen Sie oft die Bildergalerie auf Schloß Chriſtiansberg?“ fragte Otto.

„Das kann ich eben nicht ſagen!“ erwiederte Madame. „Sie wiſſen wohl, was man ſo nahe hat, bekommt man ſelten zu ſehen, wenn man ſich nicht Gewalt anthut, und das haben wir noch nicht gethan. Es kommen wohl auch nicht viele Menſchen hinauf; das Umhergehen in den großen Sälen iſt ſo ermüdend.“

„Wir haben herrliche Stücke von Ruysdael!“ ſagte Otto. „Salvator Roſa's prächtiger Jonas iſt auch des Beſchauens wohl werth.“

„Ja, wir müſſen wirklich einmal hinauf, während unſere kleine Maja hier iſt. Es koſtet ja nicht mehr, als zur Ausſtellung, und da waren wir voriges Jahr drei Mal. Die Ausſicht von den Schloßfenſtern, ſowohl nach dem Canal, als nach dem Walle, ſoll ja ſo ſchön ſein.“

Die Geſellſchaft beſchaute nun das Innere Lethraborgs, und luſtwandelte darauf im Garten und im Gehölze. Alle Laubbäume hatten gelbes Laub, aber das Ganze bot eine Abwechſelung dar, weit reicher, als man ſie im Sommer findet. Die dunkeln Tannen, die gelben Buchen und die Eichen, deren äußerſte Zweige hellgrüne Sprößlinge getrieben hatten, boten etwas höchſt Maleriſches dar und waren ein prachtvoller Vorgrund zu der Ausſicht auf das alte Leire, die Königsſtadt, die jetzt ein kleines Dorf iſt, und über den Meerbuſen auf die prächtige Domkirche.

„Das gleicht einem Theater!“ ſagte Madame, und gleich gerieth die ganze Geſellſchaft auf das dramatiſche Gebiet.

„Eine ſolche Decoration ſollten ſie auf dem königlichen Theater haben!“ ſagte Hans Peter.

„Ja, ſie ſollten ſo Vieles haben!“ ſagte **Grethe**. „Sie ſollten einige andere Stücke haben, als ſie haben. Ich weiß nicht, wie es mit unſern Dichtern iſt, ſie haben keinen Erfindungsgeiſt! Erzähle die drollige Idee, die Du neulich von einem Stücke hatteſt!“ ſagte ſie zu ihrem Bräutigam und ſtreichelte ihm die Wangen.

„O,“ ſagte dieſer, und affectirte eine Art Gleichgültigkeit, „das war nur ſo eine Idee, wie man deren viele haben kann. Aber es könnte ein ganz nettes Stück werden. Wenn der Vorhang aufgerollt würde, ſollte man dicht vor den Lampen die Giebel zweier Häuſer erblicken. Die ſchrägen Dächer müßten gerade auf die Bühne hinabgehen, ſo daß dieſe nur eine halbe Elle breit wäre und eine Waſſerrinne zwiſchen den beiden Häuſern vorſtellte. In jeder Dachkammer müßte nun eine ordentliche, aber unglückliche Familie wohnen, und dieſe müßten in die Dachrinne hinaustreten, da müßte das ganze Stück ſpielen.“

„Aber was ſollte da denn eigentlich geſchehen?“ fragte **Otto**.

„Ja,“ ſagte der Liebhaber, „darüber habe ich noch nicht nachgedacht, aber ſehn Sie, die Idee iſt doch da! Ich bin ja kein Dichter und habe zu viel auf dem Comptoir zu thun, ſonſt könnte man wohl ein ſo kleines Stück ſchreiben.“

„Gott, die Idee ſollte wirklich Heiberg haben!“ ſagte **Grethe**.

„Nein, dann würde es ein Vaudeville,“ ſagte der Liebhaber, „und die mag ich nicht leiden.“

„O, das könnte allerliebſt werden!“ rief Grethe aus. „Ich ſehe das ganze Stück, wie ſie auf den Dächern umherklettern. Die Idee iſt originell, Du ſüßer Freund!“

Abends war die Familie wieder in Roeskilde.

Der Comptoirchef ſuchte nach Eva. Otto fragte nach ihr, ſo auch Hans Peter, und alle drei bekamen dieſelbe Antwort: „ſie iſt nicht mehr hier im Hauſe.“

X.

Wär' ich die Luft, um die Flügel zu ſchlagen,
Wolken zu jagen,
Ueber die Gipfel der Berge zu ſtreben,
Das wär' ein Leben.

F. Rückert.

Den erſten Abend nach Otto's Rückkehr brachte er bei Fräulein Sophien zu und das Geſpräch drehte ſich um ſeine kleine Reiſe. „Die hübſche Eva iſt verſchwunden!“ ſagte er.

„Sie hatten ſich auf dieſes Zuſammentreffen gefreut?“ fragte Sophie.

„Durchaus nicht!“ antwortete Otto.

„Und das wollen Sie mir weiß machen? Sie iſt wirklich hübſch und hat etwas ſo unausſprechlich Zartes, das einen jungen Herrn wohl einnehmen kann. Mit meinem Bruder iſt es in dieſem Capitel auch nicht ſo richtig; aber, aufrichtig geſprochen, Ihretwegen, Herr Zoſtrup, bin ich in größerer Furcht. Stille Waſſer — Sie kennen ja wohl das Sprichwort? Sie haben alſo die hübſche Eva geſucht? Ich hätte Ihnen die Mühe erſparen können. Der Brief, welchen ich vor einigen Abenden erhielt, benachrichtigte mich von ihrer Abreiſe. Mama hat ſie mit ſich genommen. Es ſchien ihr Sünde, das niedliche unſchuldige Mädchen in einem Wirthshauſe zu laſſen. Der Wirth und die Wirthin ſind auf unſerm Gute geboren, halten unausſprechlich viel auf meine Mutter, und da Eva ſicher durch den Tauſch gewinnt, iſt das Ganze ſchnell abgemacht worden. Es iſt gut, daß ſie unter der Mama Aufſicht gekommen iſt!“

„Das Mädchen iſt mir faſt gleichgültig!“ ſagte **Otto**.

„Faſt,“ wiederholte Sophie. „Aber dieſes faſt, wie viele Grade Wärme ſchließt das in ſich?“ … „O Verité! où sont tes autels et tes prêtres?““*) fügte ſie hinzu, und erhob lachend den Zeigefinger.

„Die Zeit wird Ihnen zeigen, wie ſehr Sie im Irrthum ſind!“ antwortete **Otto** mit vieler Ruhe.

Otto war ein ſehr fleißiger Gaſt des Hauſes. Die Damen ſaßen an ihren Stickrahmen und näheten Prachtſtücke, **Otto** mußte wieder die Geiſterbriefe leſen; darauf begann er den Calderon, bei welchem Sophie etwas Verwandtes mit dem anonymen Verfaſſer fand. Die Dichterwerke gaben Stoff zur Unterhaltung, das Alltagsleben ſchlängelte ſich mit ſeinen leichten, bunten Bändern dazwiſchen; kam nun **Wilhelm** hinzu, ſo mußte er muſiciren, und Alle bemerkten, daß ſeine Phantaſien weit weicher, weit abgerundeter geworden. Sein Piano habe er **Weyſe'n** abgelauſcht, ſagten ſie. Niemand dachte daran, wie viel man von ſeinem Herzen lernen kann. Uebrigens war er derſelbe lebensfrohe Jüngling wie zuvor. Niemand dachte zu gleicher Zeit an ihn und an **Eva**. Seit jenem Abende, als ſich die Freunde faſt veruneinigt hätten, hatte er ihren Namen nicht genannt, aber **Otto** hatte wohl bemerkt, wie bei jeder weiblichen Geſtalt, die ihnen begegnete, **Wilhelms** Auge flammte, wie er in Geſellſchaften immer die Schönſten auszeichnete. **Otto** ſagte dann ſcherzend: er bekäme morgenländiſche Gedanken. **Oehlenſchläger's** Helge und **Goethe's** italieniſche Sonnette waren jetzt **Wilhelms** Lieblingslectüre. Das Ueppige in denſelben floß mit den Träumen, die ſein warmes Blut erzeugte, zuſammen. Es war **Eva's** Schönheit, einzig und allein ihre Schönheit, welche bei ihm das erſte Gefühl geweckt hatte; die Sittſamkeit und Anmuth des armen Mädchens feſſelten ihn ſtärker und ließen ihn Stand und Verhältniſſe vergeſſen. In dem Augenblick, da er ſich ihr nähern wollte, war ſie fort. Nun war das Gift im Blute. Sein leichter, glücklicher Sinn ließ ihn indeſſen nicht in Wehmuth und Grübeleien verſinken; ſein Schönheitsſinn, wie er ſich ausdrückte, war rege geworden. In Gedanken drückte er die Schönheit an ſein Herz, aber nur in Gedanken — doch ſelbſt das iſt Sünde, ſagt die Schrift.

---

*) Voyage de Pythagore.

Otto dagegen bewegte ſich in den Schranken der

Philoſophie und Poeſie. Hier faßte ſeine Seele das Schöne auf; begeiſtert ſprach er es aus, und Sophiens Augen funkelten und weilten mit Wohlfallen auf ihm. Dies ſchmeichelte ihm und erhöhte ſeine Begeiſterung. Seit vielen Jahren war ihm kein Winter ſo angenehm, ſo reich an Abwechſelung verſtrichen, wie dieſer; er haſchte nach der flatternden Freude, und doch gab es Augenblicke, wo ſich ihm der Gedanke aufdrängte: „das Leben eilt dahin, ich genieße es nicht.“ Mitten in ſeinem beſten Wohlſein fühlte er eine wunderbare Sehnſucht nach dem beweglichen Reiſeleben. Paris glänzte vor ſeinem Auge, wie ein Glücksſtern.

„Hinaus in die lebhafte Welt!“ ſagte er ſo oft zu Wilhelm, daß bei dieſem derſelbe Gedanke rege wurde. „Im Frühjahr reiſen wir!“ — Nun wurden Pläne entworfen, die Umſtände fügten ſich günſtig. Kommenden Frühling, im April, ſollten alſo die glücklicheren Tage beginnen.

„Wir fliegen nach Paris,“ ſagte Wilhelm, „zu Freude und Luſt!“

Freude und Luſt waren auch in der Heimath zu finden und wurden gefunden, wir wollen den Abend ergreifen, der ſie brachte; vielleicht finden wir da noch mehr als Freude und Luſt.

XI.

Eine Sommer-Luſtbarkeit.
Aber wie? Im Februar?
Kommt und ſeht die luſt'ge Schaar.
Dr. Walfunge.

Bei uns bilden die Studenten keine Landsmannſchaften, haben keine beſtimmten Farben. Die Profeſſoren ſtehen nicht allein vom Katheder aus mit ihnen in Berührung; der Unterſchied iſt blos der, welcher überhaupt zwiſchen jüngern und ältern Gelehrten ſtattfindet. So treffen ſie zuſammen, ſo nehmen ſie an der gegenſeitigen Freude Theil. Auf dieſe Weiſe wollen wir einen Abend im Studenten-Vereine zubringen, und dann ſelbſt ſehen, wie weit Fräulein Sophie Recht hat, wenn ſie ſich wünſcht, ein Mann zu ſein, allein um Student und Mitglied des Vereins werden zu können. Wir wählen einen beſtimmten Abend, nicht blos um einen Glanzpunkt zu ſuchen, ſondern weil uns dieſer Abend mehr als eine Beſchreibung bringen kann.

Oft war im Verein die Rede davon geweſen, eine Tour nach dem Thiergarten zu machen. Man wollte das Dampfſchiff Caledonia miethen. Aber während der Sommermonate iſt die Anzahl der Mitglieder des Vereins geringer, die Mehrzahl iſt nach den Provinzen geflattert, um die Verwandten zu beſuchen. Der Winter hingegen verſammelt ſie Alle. Dieſe Zeit iſt alſo die beſte zu großen Unternehmungen. Die lange beſprochene Thiergartentour wurde demnach auf den Faſtnachtsmontag, den 14. Februar 1831, feſtgeſetzt. So lautete auch die Einladung an die Profeſſoren und die älteren Mitglieder. „Es iſt mir zu kalt!“ antwortete Einer. „Soll man ſelbſt für einen Wagen ſorgen?“ fragte ein Anderer. Nein, der Thiergarten war nach Kopenhagen verlegt. Im Studenten-Vereine ſelbſt, in dem rothen Hauſe in der Ballhausſtraße Nro. 225 war der Thiergartenhügel mit ſeinen grünen Bäumen, ſeinen Schaukeln und Künſten aufgeſtellt. Seht, ſolchen Einfall konnten nur die Schüler aus der ſchwarzen Schule haben.

Der Abend des 14. Februar kam heran. Die Gäſte verſammelten ſich in den Zimmern des erſten Stocks. In der zweiten Etage war unterdeſſen Alles angeordnet. Diejenigen, welche Gaukler vorſtellten, waren auf ihren Plätzen. Eine mächtige Knallperle war der Signalſchuß des Dampfſchiffes, und nun fuhr man nach dem Thiergarten, ſtürmend die Treppe hinan, wo zwei große Säle mit Geſchmack und Genialität in den Thiergartenhügel umgeſchaffen waren. Große Tannenbäume verbargen die Wände, man befand ſich in einem vollſtändigen Walde. Die Thür, welche die beiden Säle verband, war mit weißen Tüchern ſo decorirt, daß es den Anſchein hatte, als ginge man durch ein Zelt. Drehorgeln ſpielten, Trommeln und Trompeten ſchmetterten, von Zelten und Gerüſten überſchrien einander die Ausrufer. Es war ein Lärm, wie dort, wenn er in dem wirklichen Thiergarten den höchſten Punkt erreicht hat. Die glänzendſten Erforderniſſe des wirklichen Thiergartens fanden ſich auch hier, und ſie waren nicht nachgemacht, es waren die Originale ſelbſt. Man hatte Meiſter Jakels eigne Pupren gemiethet; ein Student, welcher ſich dadurch auszeichnete, daß er den erſten Mitgliedern des Theaters aufs Täuſchendſte nachſprechen konnte, ließ dieſe in den jakelſchen Masken auftreten. Die Feſtung Frederiksſteen war dieſelbe, die wir draußen geſehen. „Die ganze Cafallerie und Infanterie, hier ein Kerl ohne Bangenet, da ein Bangenet ohne Kerl!“ Der alte Jude ſaß unter dem Baume, wo der Vers ſein funfzigjähriges Thiergartenjubiläum verkündete; Einer aß Flachs, ein Anderer zeigte einen Bären; Polignac ſtand, als Wachsfigur, vor einem Wachsfigurencabinet; die Magdalenenſtiftung hatte ihre Büchſe ausgeſtellt, der Tambourmajor ſchlug Wirbel, und aus der benachbarten Bude dufteten wirkliche warme Waffeln. Selbſt der Quell, der ſich im vorderſten Zimmer präſentirte, war bedeutungsvoll. Freilich wurde er nur von einer Theemaſchine, die zwiſchen Steinen und Moos verborgen ſtand, repräſentirt, aber es war aufrichtiges Quellwaſſer, geholt aus dem Quell auf Chriſtiansberg. Ueberraſchend und von großer Wirkung war die Menge niedlicher Mädchen, die ſich hier zeigten. Mehrere der jüngſten Studenten, mit weiblichen Zügen, waren als Damen verkleidet; einige konnten ſogar hübſch genannt werden. Wer ſah damals die Schöne mit dem Tambourin und hätte ſie ſpäter vergeſſen? Man ſammelte ſich um die Damen, die alten Profeſſoren machten ihnen förmlich den Hof, und was noch das Beſte war, einige der Damen, die weniger Glück machten, wurden auf die andern eiferſüchtig. Otto war ſehr aufgeräumt; das Ganze; der Lärm, das Gedränge, die verſchiedenen Menſchen, ward auf das Treffendſte wiedergegeben. Da kam der Brandmajor mit ſeiner Frau und der kleinen Enkelin; hier drei niedliche Amackerinnen, dort die ganze Botaniſir-Geſellſchaft mit ihrem wirklichen Profeſſor an der Spitze. Otto ſetzte ſich in eine Schaukel; ein verlaufener Clarinettenſpieler und ein Trommelſchläger betäubten ihn mit Disharmonien. Eine junge Dame, eine der Schönheiten, im weißen Kleide und ein dünnes Tuch um die Schultern, trat herzu und warf ſich ihm in die Arme. Es war Wilhelm; aber Otto fand ſeine Aehnlichkeit mit Fräulein Sophie ſo groß, wie er ſie früher nie gefunden hatte; deshalb ſtieg ihm das Blut in die Wangen, als ihn die Schöne umſchlang und ihre Wange an die ſeinige legte; er erblickte in dieſer Geſtalt mehr von Sophien, als von Wilhelm. Freilich waren Wilhelms Züge gröber, die ganze Geſtalt größer; dennoch aber glaubte Otto Sophien zu ſehen, und deshalb beleidigten dieſe markirten Bewegungen, dieſes Umhertummeln mit andern Studenten ſein Auge. Als Wilhelm ſich auf ſeinen Schooß ſetzte, die Wange an die ſeinige drückte, da fühlte Otto ſein Herz klopfen, wie im Fieber, es ergoß ſich wie ein Feuerſtrom durch ſein Blut, er ſtieß ihn von ſich, aber die Schöne fuhr fort, ihn mit Liebkoſungen zu überſchütten.

Nun begann auf einem kleinen, ſogenannten Krähwinkler Theater die Komödie, wo man Darſtellungen der damals üblichen Kellermänner*) gab. Die Dame klammerte ſich an Otto feſt, und flog tanzend mit ihm in die Menge hinein. Die Hitze, der Lärm und hauptſächlich das gar zu übertriebene Schnüren wirkten auf Wilhelm ein, ihm wurde unwohl; Otto führte ihn zu einer Bank und wollte ihm das Kleid öffnen, aber alle jungen Damen ſprangen herbei, und ſtießen, ihrer Rolle getreu, Otto zur Seite, umringten die Kranke und verbargen ſie, während man ihr Kleid im Rücken auftrennte, damit ſie Luſt bekäme; aber Gott behüte! das durfte kein Herr ſehen.

---

*) Eine Art witziger Räthſel.

Gegen Abend wurde ein Lied angeſtimmt, man hörte einen Schuß, und der letzte Vers verkündete:

„Der Schuß iſt gefallen, das Schiff muß jetzt fliehn
Zur Stadt von des Waldes Ergetzen. —
Kommt, Freunde, laßt nach den Tiſchen uns ziehn,
In bunte Reihen uns ſetzen.“

Und nun ſtürmten Alle, mit der Eile eines Dampfſchiffes, die Treppe hinab, und bald ſaßen ſie in bunten Reihen um die gedeckten Tiſche.

Wihelm war Otto's Dame; der Baron wurde Baroneſſe titulirt, die Gläſer erklangen und der Geſang nahm ſeinen Anfang.

„Wir trinken auf des Königs Wohl,
Wir, ſeine treuen Muſenſöhne“

und das patriotiſche Lied:

„Ich weiß ein Land im hohen Nord,
Wo man zufrieden lebet!“

Es ſchloß mit:

„Ein Hurrah
dem König und dem Reſcripte.“

In der Freude muß man alles Erfreuliche ergreifen und das that man. Hier war Jugendfreude in jugendlichen Herzen.

„Des Studenten Stand iſt herrlich,
Er hat 's beſte Loos erwählt!“

ſo lautete der Schlußreim des folgenden Liedes, welches mit dem Toaſte ſchloß

„— Der, von der das Herz ſtets träumet,
Aber die der Mund nicht nennt!“

Da war es, als würde Wilhelm von Feuer und Flammen durchglühet, er ſtieß ſein Glas ſo heftig gegen das Otto's, daß es zerſprang und der Wein verſchüttet wurde.

„Es leben die Damen!“ rief einer der Senioren. „Es leben die Damen!“ erſcholl es durch die verſchiedenen Zimmer, die alle in Speiſeſäle umgewandelt waren.

Die Damen erhoben ſich, ſtiegen auf ihre Stühle, einige ſogar auf den Tiſch, verneigten ſich und dankten für den Toaſt.

„Nein, nein!“ flüſterte Otto Wilhelm zu, dieſen herabziehend. „In dieſen Kleidern gleichen Sie Ihrer Schweſter ſo ſehr, daß es mir unausſtehlich iſt, Sie ſo aus deren Rolle fallen zu ſehen!“

„Und Ihre Augen,“ ſagte Wilhelm lachend, „gleichen zwei Augen, die mein Herz erreicht haben. Es lebe die erſte Liebe!“ rief er und ſtieß mit Otto an, daß die Hälfte ſeines Weines wieder verloren ging.

Der Champagner ſchäumte, und unter Lärmen und Lachen, wie während der Carnevalsfreude, erfriſchte ein neues Lied das Bild des Thiergartens, den ſie eben verlaſſen hatten.

„Standen Bäume nicht hierinnen,
Friſch, wie auf dem Hügel dort?
Hörten wir den Quell nicht rinnen,
Sahn wir ihn doch hier am Ort,
Und es bot ſich dem Geſicht
Alles, nur die Liebe nicht.
Gratis liefen Bürſtenjungen,
Alle doch examinirt! —
Hier ſtand, tauſend Sapperment!
Als Trompeter ein Student!“

„Es lebe die, deren Augen den meinigen gleichen!“ flüſterte Otto, von der Munterkeit mit fortgeriſſen.

„Die Geſundheit haben wir ſchon getrunken!“ antwortete Wilhelm, „aber man kann des Guten nicht zu viel thun.“

„Sie denken alſo noch an Eva?“

„Sie war ſchön! niedlich! wer weiß, was daraus geworden, wenn ſie hier geblieben wäre. Nun iſt Mama dem Schickſale ins Handwerk gefallen; ſie und die andere hohe Nemeſis müſſen nun die Geſchichte lenken; ich waſche meine Hände!“

„Sie ſind alſo geheilt?“ fragte Otto; „aber wenn Sie Eva nun zum Sommer wiederſehen?“

„So hoffe ich nicht krank zu werden!“ antwortete Wilhelm. „Ich habe eine ſtarke Conſtitution! Aber jetzt müſſen wir hinauf zum Tanze.“

Alle ſtürmten von den Tiſchen fort und hinauf, wo der Thiergarten dargeſtellt war. Jetzt ſah man hier nur den grünen Wald. Theater und Buden waren fortgeſchafft, bunte Papierlampen hingen in den Zweigen; ein großes Orcheſter ſpielte und ein halb bacchantiſcher Waldball nahm ſeinen Anfang. Wilhelm war Otto's Tänzerin, aber nach dem erſten Tanze ſuchte ſich die Dame einen lebhafteren Cavalier auf.

Otto zog ſich an die Wand zurück, wo die Fenſter von Tannenzweigen verborgen waren. Sein Auge folgte Wilhelm, deſſen große Aehnlichkeit mit Sophien Otto verſtimmte; ſeine Hand glitt zufällig zwiſchen die Zweige hinein und berührte die Fenſterbank; da lag ein todtes Vöglein.

Man hatte, um die Illuſion zu vergrößern, eine Anzahl lebendiger Vögel gekauft, die während der Thiergarten-Scene zwiſchen den Bäumen umherfliegen ſollten, aber die armen Thierchen ſtarben alle vor Schreck über den wilden Lärm. In Fenſtern und Winkeln lagen ſie todt umher. Einer dieſer Vögel war es, den Otto fand.

„Er iſt todt!“ ſagte er zu Wilhelm, der ſich ihm eben näherte.

„Nun, das iſt ja ſchön!“ entgegnete dieſer, „da haben Sie etwas, worüber Sie ſentimental ſein können!“

Otto wollte nicht antworten.

„Wollen wir einen Schottiſchen wagen?“ fragte Wilhelm lachend und der Wein und das jugendliche Blut glühten in ſeinen Wangen.

„Ich wollte, Sie kämen bald in Ihre eignen Kleider!“ ſagte Otto, „Sie gleichen, wie geſagt, Ihrer Schweſter —!“

„Ich bin auch meine Schweſter,“ unterbrach ihn Wilhelm in ſeiner Ausgelaſſenheit: „Und zum Dank für Ihre niedliche Vorleſung, Ihre vortreffliche Unterhaltung und Ihre ganze pikante Liebenswürdigkeit ſollen Sie mit einem Küßchen belohnt werden!“ er drückte ſeine Lippen auf Otto's Stirn; dieſer ſtieß ihn zurück und verließ die Geſellſchaft.

Es vergingen ein Paar Stunden, bevor er einſchlafen konnte; am Ende mußte er über ſeinen Aerger lächeln; was that es, daß Wilhelm ſeiner Schweſter glich?

Am folgenden Morgen ſtattete Otto ihr einen Beſuch ab. Alle hörten mit lebhaftem Intereſſe ſeiner Schilderung des muntern St. Johannistages im Februar zu. Er erzählte auch, wie ſehr Wilhelm ſeiner Schweſter geglichen habe, wie unangenehm ihm dies geweſen ſei, und man lachte; während der Erzählung konnte aber doch Otto nicht umhin, eine Vergleichung anzuſtellen. Welchen großen Unterſchied fand er jetzt! Sophiens Schönheit war doch von ganz anderer Art! nie hatte er ſie ſo betrachtet. Von den Küſſen, die Wilhelm ihm gegeben, war natürlicherweiſe nicht die Rede, aber Otto dachte daran, dachte ganz anders als je zuvor, und — Amors Wege ſind wunderbar! Wir werden ſehen, wie die Sachen ſtehen, wenn wir in der Zeit um vierzehn Tage fortrücken.

XII.

Hurrah, Kopenhagen und Paris,
Sie blühen alle beide!

Die Dänen in Paris von J. L. Heiberg.

Wilhelm's Vetter, Joachim, war aus Paris eingetroffen. Wir erinnern uns des jungen Offiziers, aus deſſen Brief Wilhelm Otto eine Schilderung von den Kämpfen der Julitage ſandte. Als ein begeiſterter Freiheitsheld war er zurückgekehrt, das kämpfende Polen hatte ſein lebhaftes Intereſſe erregt, gern hätte er in Warſchau an dem Kampfe Theil genommen. Sein Geiſt und ſeine Beredſamkeit machten ihn doppelt intereſſant. Die Kämpfe der Julitage, von denen er ſelbſt ein Augenzeuge geweſen war, wurden ihnen allen anſchaulich. Joachim war ſchön, ein feines Geſicht mit ſcharfen Zügen, ein wenig bleich wohl, ermüdet könnte man es nennen, hätte nicht das dunkle Auge einen ſo großen Glanz gehabt, der, wenn er ſprach, noch zunahm. Die feinen ſchwarzen Augenbrauen, ja ſelbſt der kleine Stutzbart verliehen dem Geſichte einen eignen Ausdruck, der an die guten engliſchen Stahlſtiche erinnerte. Die Figur war klein, faſt ſchmächtig, aber die Verhältniſſe derſelben ſchön. Die Lebhaftigkeit des Franzoſen ſprach ſich in jeder Bewegung aus, allein es war bei ihm zugleich eine Beſtimmtheit, die zu ſagen ſchien: „man kennt ſeine eignen geiſtigen Vorzüge!“

Er intereſſirte ſie Alle; auch Otto hörte gern zu, wenn der Vetter Joachim erzählte, aber wenn Aller Augen auf den Erzähler gewendet waren, richtete Otto plötzlich die ſeinigen auf Fräulein Sophie und fand, daß ſie wohl ſeine Aufmerkſamkeit mindern könne. Joachim richtete ſeine Rede an Alle, aber bei Hauptmomenten weilten ſeine Blicke allein auf der hübſchen Couſine! „Sie intereſſirt ihn!“ ſagte Otto bei ſich ſelbſt, „und der Vetter? Ja, er erzählt gut, aber hätten wir Andern auch Reiſen gemacht, wir würden ihm wohl nicht nachſtehen!“

„Karl der Zehnte war Jeſuit!“ ſagte Joachim, „er ſtrebte nach einer uneingeſchränkten Despotie, und vergriff ſich an der Charte. Der Zug gegen Algier war nur ein glänzendes Feuerwerk, veranſtaltet, um dem Nationalſtolze zu ſchmeicheln. Alles Schein und Falſchheit. Wie Peyronnet wollte er durch eine Umarmung die Charte tödten.“

Nun ging es über die Jeſuiten her, über die Charte und Polignac. Die einzelnen kleinen Züge, welche nur ein Augenzeuge geben kann, machten den Kampf anſchaulich. Man ſah die letzte Nacht, die ſeltſame Geſchäftigkeit auf den Plätzen, wo die Kugeln gegoſſen, und in den Straßen, wo die Barrikaden aufgerichtet wurden. Umgeſtürzte Wagen und Karren, Tonnen und Steine wurden auf einander gehäuft, ſelbſt die hundertjährigen Bäume der Boulevards wurden zur Verſchanzung umgehauen; der Kampf begann, Franzoſen ſtritten wider Franzoſen, für Freiheit und Vaterland opferten ſie ihr Leben, *) und er ſchilderte den

---

*) Ceux qui pieusement sont morts pour la patrie,
Ont droit qu'à leur cercueil la foule vienne et prie,

Sieg und Louis Philipp, den er bewunderte und liebte.

„Das war eine Weltbegebenheit,“ ſagte der Geſchäftsmann. „Sie elektriſirte König und Volk. Dieſe fühlen noch die Bewegung. Das vorige Jahr war ein merkwürdiges Jahr!“

„Auch für die Kopenhagener,“ ſagte Otto, „ſpielte es in drei Farben. Drei Dinge ergriff die Menge mit gleichem Intereſſe: die Julirevolution, die Geiſterbrieſe und die Kellermänner.“

„Da ſind Sie nun bitter, Herr Joſtrup,“ ſagte die Baronin. „Der wirklich Gebildete beſchäftigte ſich nicht mit dieſen Berliner „Eckenſtehern,“ die der Hauſe nationaliſirte!“

„Sie trafen doch den rechten Punkt!“ ſagte Otto, „ſie fanden bei den Beamten und Bürgern Aufnahme!“

„Das will ich wohl glauben,“ fiel Joachim ein, „das ſieht den Leuten hier zu Lande ähnlich!“

„Das ſieht den Ausländern ähnlich!“ ſagte die gnädige Frau. „In Paris flattern ſie noch leichter von einer Revolution, in der ſie ſelbſt mitſpielten, zu einer Kritik von Jules Janin, oder einigen neuen Pas der Taglioni, und von da zu einer histoire scandaleuse!“

Entre les plus beaux noms, leur nom est le plus beau.
Toute gloire, près d'eux, passe et tombe éphémère;
Et, comme ferait une mère,
La voix d'un peuple entier le berce en leur tombeau!
Victor Hugo.

„Nein, gnädige Frau, von der letzten nimmt man keine Notiz, die gehört zur Tagesordnung!“

„Das will ich wohl glauben!“ ſagte Fräulein Sophie.

Nun fragte der Geſchäftsmann nach den Kammern. Die Antwort des Vetters war völlig genügend. Die gnädige Frau wollte vom Blumenmarkt, von den eingehegten niedlichen Gärtchen auf den Plätzen hören. Sophie wünſchte von Victor Hugo zu hören; ſie bekam eine Schilderung von ihm, von ſeiner Wohnung auf der **Place royale** und von der ganzen **Europe litéraire** dazu. Vetter Joachim war höchſt intereſſant!

Otto machte in zwei Tagen keine Viſite.

„Wo ſind Sie ſo lange geweſen?“ fragte Sophie, als er wiederkam.

„Bei den Büchern!“ antwortete er; es lag etwas Düſteres in ſeinen Augen.

„O, Sie hätten eine halbe Stunde früher kommen ſollen, da war der Vetter hier! Er ſchilderte mir den **Jardin des plantes** in Paris. O, ganz vortrefflich!“

„Er iſt ein intereſſanter junger Mann!“ ſagte Otto.

„Der herrliche Garten!“ fuhr Sophie fort, ohne die Betonung zu bemerken, mit der Otto geantwortet hatte. „Erinnern Sie ſich, Herr Toſtrup, wie Barthelemy ihn charakteriſirt?

„Où tout homme, qui rêve à son pays absent,
Retrouve ses parfums et son air caressant.“

„In demſelben iſt eine ganze Allee mit Käfigen, in denen wilde Thiere ſitzen, Löwen und Tiger. In kleinen

Höfen gehen Elephanten und Auerochſen frei umher. Giraffen naſchen von den Zweigen der hohen Bäume. Mitten im Garten ſind Bärenhöfe, nur eine Vertiefung, in der die Bären umhergehen, von keiner Vergitterung umgeben, man ſteht auf dem jähen Rand. Da hat der Vetter geſtanden!"

„Aber er ſtürzte doch nicht hinab!" ſagte Otto gleichgültig.

„Was fehlt Ihnen?" fragte Sophie. „Sind Sie wieder in Ihrer elegiſchen Stimmung? Sie ſehen aus, wie ich mir Victor Hugo denke, wenn er noch nicht über die Behandlung der tragiſchen Kataſtrophe mit ſich einig geworden iſt!"

„Das iſt meine angeborne Sonderbarkeit!" antwortete Otto. „Ich könnte Luſt haben, zu den Bären, von denen Sie erzählen, hinabzuſpringen!"

„Und zu ſterben?" fragte Sophie. „Nein, Sie müſſen leben —

C'est le bonheur de vivre,
Qui fait la gloire de mourir."*)

„Sie ſprechen heute viel franzöſiſch!" ſagte Otto mit der Freundlichkeit, die die Bitterkeit im Ausdruck mildern ſollte. „Vielleicht war die Converſation mit dem Herrn Lieutenant in dieſer Sprache?"

„Franzöſiſch intereſſirt mich am meiſten!" antwortete ſie. „Ich will den Vetter bitten, es recht oft mit mir zu ſprechen. Sein Accent iſt vorzüglich, und er ſelbſt iſt ein ſehr angenehmer Mann!"

---

*) Victor Hugo.

„Ganz gewiß!“ antwortete Otto.

„Sie bleiben zu Mittag bei uns!“ ſagte die gnädige Frau, welche eben eintrat.

Otto befand ſich nicht wohl.

„Das ſind nur Grillen!“ ſagte Sophie.

Die Damen ſcherzten darüber und Otto blieb. Vetter Joachim kam und war intereſſant, ſehr intereſſant, ſagten Alle. Er erzählte von Paris, ſprach auch von Kopenhagen, und ſtellte Vergleichungen an. Die Stille in der Heimath hatte beſonders tiefen Eindruck auf ihn gemacht.

„Die Leute hier,“ ſagte er, „gehen wirklich einher, als hätten ſie an einer ſchweren Sorge oder Freude zu tragen, die ſie nicht ausſprechen dürfen. Kommt man in ein Kaffeehaus, da iſt es, als ob man in ein Trauerhaus träte. Jeder ſetzt ſich, eine Zeitung in der Hand, ſtill in eine Ecke. Das frappirt, wenn man von Paris kommt! Man kommt unwillkührlich auf den Gedanken: können wohl die wenigen Grade nördlicher ſo viele Kälte ins Blut bringen? In unſerm Theater iſt dieſelbe Stille. Ich liebe nun einmal das bewegliche Leben! Die einzige Kühnheit, die ſich das Publicum erlaubt, beſteht darin, einen armen Verfaſſer auszupfeifen; aber ein ſchlechter Sänger, der weder Ton noch Manier hat, eine elende Schauſpielerin wird geduldet, ja von guten Freunden oder aus Mitleid beklatſcht: ſie ſoll ſo ängſtlich ſein! ſie ſoll ſo gut ſein! In Paris pfeift man. Der Maſchinenmeiſter, der Regiſſeur, jeder bekommt da ſeinen Theil am Beifall oder Tadel. Selbſt die Direction wird dort ausgepfiffen, wenn ſie ſich linkiſch benimmt.

„Da predigen Sie ja eine förmliche Revolution in unſerm Theaterſtaat!“ ſagte die gnädige Frau. „Die Kopenhagener können nun einmal keine Pariſer ſein, und ſollen es auch nicht ſein!“

„Das Theater iſt hier wie dort das mächtigſte Organ des Volkslebens. Es iſt von großer Einwirkung, und das unſrige ſteht hoch, ſehr hoch, wenn man bedenkt, nach welchen verſchiedenen Richtungen hin es ſeine Wirkſamkeit ausdehnen muß. Unſer einziges Theater muß ſich gleichſtellen dem **Théatre français**, der großen Oper, dem Vaudeville und dem Theater der **Porte Saint Martin**; es muß alle Arten umfaſſen. Dieſelben Schauſpieler, welche bei uns heute in der Tragödie auftreten, müſſen morgen ſich im Luſtſpiele und im Vaudeville zeigen. Wir haben Talente, die ſich mit den beſten in Paris meſſen können, nur Eine ſteht über allen den unſrigen, aber auch über Allen, die ich in Europa geſehen habe; dieſe Eine iſt Mademoiſelle Mars. Sie werden es gewiß auffallend finden, was dieſer bei mir hauptſächlich den erſten Platz giebt. Dies iſt ihr Alter, das ſie ſtets ſo ganz zu vergeſſen zwingt. Sie iſt noch hübſch; voll, ohne corpulent genannt werden zu können; nicht durch Schminke, nicht durch falſches Haar und falſche Zähne ſchafft ſie ſich die Jugend; dieſe liegt in ihrer Seele, von der ſtrömt ſie in jedes Glied; jede Bewegung wird anmuthig! Sie ſetzt in Erſtaunen! ihre Augen ſind voll Ausdruck, und ihr Organ iſt das ſonorſte, das ich kenne. Das iſt Muſik. Wie kann man ans Alter denken, wo man von einer unſterblichen Seele ergriffen wird? Ich ſchwärme für Leontine Fay, aber die alte Mars hat mein Herz. Da iſt noch eine Dritte, welche bei den Pariſern hoch ſteht, Jenny Vertpré auf dem Gymnase dramatique, aber ſie würde bald verdunkelt werden, ſähen die Pariſer unſere Demoiſelle Pätges.*) Dieſe iſt ein Talent, das auf jeder Bühne glänzen würde. Die Vertpré hat ihre Lieblichkeit, ihre Laune, aber nicht ihr Proteus-Genie, ihren Adel. Ich ſah die Vertpré in „La reine de seize ans," einem Stücke, das wir noch nicht haben, aber ſie war mir nur eine naſeweiſe Soubrette in königlicher Pracht, eine Pernille**) Holberg's, wie eine Pariſerin ſie geben würde. Wir haben Madame Wexſchall, und wir haben Frydendal —! Wäre Dänemark nur ein größeres Land, dieſe Namen würden über Europa tönen!"

Nun beſchrieb er die Decorationen in der Sylphide, in Natalie und in mehreren Balletten, den ganzen Reichthum, die ganze Pracht.

„Aber unſer Orcheſter iſt doch vortrefflich!" ſagte Fräulein Sophie.

„Es hat gewiß einzelne ausgezeichnete Männer," antwortete Joachim, „aber ſoll man von der Ausführung des Ganzen ſprechen? Sie wiſſen, ich bin nicht muſikaliſch, kann mich daher nicht künſtleriſch über die Muſik ausdrücken, aber es iſt gewiß, daß etwas in meinem Ohre, in meinem Gefühle liegt, das in Paris mir zulispelte: das iſt vortrefflich! Hier dagegen ruft es: Mit Maßen! mit Maßen! die Singſtimme iſt doch das Erſte, ſie iſt die Dame, die Inſtrumente dagegen ſind der Cavalier, der jene dem Publicum verführen ſoll! Er ſoll ſie hübſch an der Hand führen, ſie muß ganz vorn ſtehen, aber hier ſtoßen ſie ſie zur Seite, und es iſt mir, als ob jedes Inſtrument den erſten Platz haben wollte und fortwährend riefe: hier bin ich! hier bin ich!"

---

*) Die jetzige Frau Profeſſor Heiberg.

**) Der gewöhnliche Name der weiblichen Dienſtboten in Holberg's Luſtſpielen.

„Das klingt ganz hübſch," ſagte Sophie, „aber man darf Ihnen nicht glauben! Sie haben ſich in das Fremde verliebt, deswegen ſoll daheim Alles zurückſtehen!"

„Keineswegs! die däniſchen Damen, zum Beiſpiel, ſcheinen mir die hübſcheſten, die weiblichſten, die ich kenne!"

„Scheinen?" wiederholte Otto.

„Joachim beſitzt Beredſamkeit!" ſagte die Baronin.

„Die hat ſich in der Fremde gebildet!" antwortete er; „hier in der Heimath hat ſie nur zwei Auswege, ſich öffentlich zu entwickeln: von der Kanzel aus, und bei einem Feſtmahle im Schützenhauſe. Doch, es iſt wahr, wir bekommen ja Stände, bekommen ein mehr politiſches Leben. Ich fühle die erſte Einwirkung im Voraus, Alle werden nur dafür leben, die Blätter werden in Politik aufgehen, die Dichter Politik ſingen, die Maler Gegenſtände aus dem politiſchen Leben ergreifen. C'est un Uebergang! wie Madam La Fleche ſagt*). Kopenhagen iſt zu klein, um eine große, und zu groß, um eine kleine Stadt zu ſein! Seht, da liegt der Fehler!"

---

*) Holberg's: Jean de France.

Otto fühlte eine unwiderſtehliche Luſt, ihm in den meiſten Dingen zu widerſprechen, die er über die Heimath verbrachte. Aber jeden kühnen Streich parirte der Vetter mit einem Scherze.

Kopenhagen müßte das nordiſche Paris ſein, ſagte er, und das würde es wohl nach funfzig oder doppelt ſo vielen Jahren werden. Die Lage ſei weit ſchöner, als die der Seineſtadt. Die Marmorkirche müßte ſich erheben und ein Pantheon werden, geſchmückt mit den Werken Thorwaldſen's und anderer Künſtler. Chriſtiansberg würde ein Louvre werden, deſſen Galerie man beſuchte, die Oſterſtraße ein Paſſage, wie in Paris, mit gläſernem Dache bedeckt, mit Flieſen belegt, Boutiken an beiden Seiten, und am Abend, wenn Tauſende von Gasflammen brennten, wäre hier Promenade; die Esplanade wären die Champs Elysées mit Schaukeln und Rutſchbahnen, Muſik und Mats de Cocagne[*]. Auf den nahen Seen würden, wie auf der Seine, kleine feſtliche Seeſchlachten geliefert. „Voilà!" rief er endlich aus, „das würde glänzend werden!"

„Das könnte göttlich werden!" ſagte Sophie.

Es lag Leben und Gedanke in dem Antlitze des Vetters; die feinen Züge wurden durch den Ausdruck markirt.

---

[*] Eine hohe glatte Stange iſt errichtet. Ganz oben ſind Eßwaaren, Kleidungsſtücke oder Geld aufgehängt. Leute von der niedern Klaſſe verſuchen nun, wie hoch ſie hinaufklettern können, um nach den Gewinnen zu greifen. Die beſten Sachen hängen am höchſten.

So prägte ſich ſein Bild in Otto's Seele ab, ſo ſtellte es ſich neben Sophiens Bild, wie ſie da ſtand mit den großen braunen Augen, welche Nachdenken und Lächeln verbanden, während ſie auf dem Vetter weilten. Die hübſchgeformte weiße Hand mit den zarten Fingern ſpielte mit den Haarlocken, die ihr über die Wangen hinabglitten.

Otto wollte nicht daran denken.

XIII.

Und hab' ich einſam auch geweint,
So iſt's mein eigner Schmerz.

Goethe.

In der letzten Zeit war Otto nur ſelten bei Herrn Berger geweſen. Er hatte kein Intereſſe für das Haus des Comptoirchefs. Die Familie erwies ihm alle mögliche Zuvorkommenheit und Vertraulichkeit. Seine Beſuche wurden aber immer ſeltener. Geſchäftsſachen führten ihn jedoch eines Tages dahin.

Der Zufall oder das Schickſal, wie man es nennt, wenn blos ein Schatten von Folge ſich offenbart, wollte, daß Maren durchs Vorzimmer kommen mußte, als Otto eben weggehen wollte. Sie war von den Damen allein zu Hauſe. In drei Wochen ſollte ſie nach Lemvig zurückkehren. Sie äußerte, wie ſie ſich eben nicht rühmen könne, Herrn Joſtrup's Geſellſchaft zu oft genoſſen zu haben.

„Ihre alten Freunde intereſſiren Sie nicht mehr!“ fügte ſie etwas ernſt hinzu. Uebrigens hatte ſie ſich hier in der Stadt gut amüſirt, Alles geſehen bis auf die ausgeſtopften Vögel, aber auch dahin ſollte ſie morgen. Im Theater war ſie ſiebzehn Mal geweſen, hatte zwei Mal „die Nachtwandlerin“ geſehen. Dagegen hatte ſie den Freiſchütz nicht geſehen, und beſonders nach dieſem ſtand ihr Sinn, wegen der Wolfsſchlucht. Bei Aarhuus wäre eine Stelle im Walde, ſagte ſie, die man die Wolfsſchlucht nenne, die kenne ſie und möchte nun gern ſehen, ob ſie der auf dem Theater gliche.

„Ich darf wohl Roſalie von Ihnen grüßen?“ fragte ſie endlich.

„Sie bleiben noch drei Wochen hier,“ ſagte Otto; „es iſt alſo noch zu früh, vom Abſchiede zu ſprechen.“

„Sie kommen ja aber faſt nie hierher,“ entgegnete ſie. „Sie haben beſſeren Umgang! Des Barons Schweſter ſieht Sie gewiß häufiger; ſie ſoll ein hübſches und ſehr kluges Mädchen ſein; vielleicht darf man bald gratuliren?“

Otto wurde blutroth.

„Zum Frühling wollen Sie ins Ausland reiſen,“ fuhr ſie fort, „da bekommen wir Sie nicht in Jütland zu ſehen, ja vielleicht kommen Sie nie wieder dahin! Das wird die alte Roſalie betrüben. Sie hält ſo unglaublich viel auf Sie. In allen Briefen, die ich hier bekommen habe, waren Grüße an Herrn Toſtrup. Ja, ich habe deren eine ganze Menge an Sie; aber Sie kamen nicht, um ſie in Empfang zu nehmen, und ich darf doch einem jungen Herrn keine

Viſite machen. Aus alter Freundſchaft laſſen Sie mich wohl die Erſte ſein, die daheim von der Verlobung erzählen kann?“

„Wie können Sie ſolche Gedanken haben?“ antwortete Otto. „Ich komme in ſo viele Häuſer, wo junge Damen ſind; ſollte das Herz daran Theil haben, ſo ſähe es ſchlimm aus. Ich habe große Achtung vor Fräulein Sophie, ich ſpreche mit ihr, wie mit Ihnen. Das iſt das Ganze. Ich merke, die Kopenhagener Luft hat auf Sie eingewirkt; hier in der Stadt will man immer Leute verloben. Das kommt von den andern Damen hier im Hauſe. Wie können Sie nur an ſolche Geſchichten glauben?“

Maren ſcherzte nun auch darüber, aber nachdem ſie ſich getrennt hatten, ſetzte ſie ſich in den Winkel, zog die kleine Schürze über den Kopf und weinte — — vielleicht, weil ſie bald die lebhafte Hauptſtadt verlaſſen ſollte, wo ſie ſiebzehn Mal in der Komödie geweſen war und doch noch nicht die Wolfsſchlucht geſehen hatte.

„Verlobt!“ wiederholte Otto bei ſich ſelbſt und dachte an Sophie, an den Vetter und an ſeine eigene Kindheit, die wie eine ſchwere Gewitterwolke an ſeinem Himmel hing. Viele Gedanken durchzogen ſeine Seele; er erinnerte ſich auch jenes Weihnachtsabends, an welchem er zum erſten Mal Sophie traf, wo ſie als Lebensparze ihm die Glücksnummer reichte. Er bekam 33, ſie 34; ſie waren durch die Aufeinanderfolge der Zahlen vereinigt. Er gewann ja den Stammbaum und ward in ihren Adelſtand erhoben. Der ganze Scherz bekam für ihn Bedeutung. Er überlas den Verswieder, der damals beifolgte. Der Schluß deſſelben tönte fort und fort in ſeinem Ohre wieder:

„— Geadelt ſei'ſt Du ſeit dieſer Stunde,
Mit Ehre und Ritterpflicht ſtets im Bunde.“

„O Sophie!“ rief er laut, und das Feuer, welches lange in ſeinem Innern geglimmt hatte, aber ohne daß er es erkennen wollte, ſchlug in helle Flammen aus. „Sophie! Dich muß ich an mein Herz drücken!“ Er verlor ſich in Träume. Finſtere Geſtalten ſtörten dieſe. „Kann ſie denn glücklich werden? Kann ich's? Das Bild, welches ſie bekam, wo die Eisdecke durchbrochen war und der treue Hund vergebens wartete, iſt bedeutungsvoll. Das iſt meiner Hoffnungen Erfüllung. Ich ſinke und ſoll nie zurückkehren!“

Des Vetters Bild miſchte ſich in ſeine Träume. Das ſeine Geſicht mit dem kleinen Stutzbarte guckte naſeweis und redſelig hervor, und Sophiens Augen ſah er auf dem Vetter ruhen, während ihre weiße Hand mit den braunen Locken ſpielte, die ihr über die Wangen hinabfloſſen.

„O Sophie!“ ſeufzte Otto und entſchlummerte.

XIV.

— Andre leben wir.
Noch Andre denken wir zu ſein; wir ſcheinen
Noch Andre — Andre macht die Zeit aus uns.
Schefer.

„Wenn die Knospen aufbrechen, da brechen wir mit auf!" hatten Otto und Wilhelm oft geſagt. Es war ihr Plan, zum Frühlinge gleich nach Paris zu reiſen, aber unterwegs erſt den Rhein zu beſuchen und von Köln nach Straßburg zu ſegeln.

„Ja, den Rhein muß man zuerſt ſehen!" ſagte Vetter Joachim, „wenn man die Schweiz und Italien geſehen hat, kann er keinen Eindruck mehr machen. Das muß der erſte Anblick ſein, aber er darf nicht im Frühjahr geſehen werden, nein, gegen den Herbſt. Wenn das Weinlaub ſein volles Farbenſpiel hat und die ſchweren Trauben an den Stöcken hängen, ſeht, dann treten die alten Ruinen hervor; dann hat der Rhein ſeine Galatage. Ein anderer Vortheil, den Sie dabei haben, zum Herbſt dahin zu kommen, iſt der, daß Sie dann gegen den Winter in Paris eintreffen, und das muß man; da kommt man nicht post festum, da culminirt die Freude, das Theater, die Soiréen und Alles, was die beau monde intereſſiren mag."

Obgleich Otto ſonſt auf des Vetters Worte kein großes Gewicht legte, ging er doch dieſesmal wunderbar auf ſeine Anſichten ein. „Es würde gewiß das Klügſte ſein, die Reiſe gegen den Herbſt zu beginnen,“ meinte er, „es könnte ja auch nichts ſchaden, ſich ein wenig mehr vorzubereiten!“

„Das iſt immer gut!“ ſagte Joachim, „aber was in der Fremde weit zuträglicher iſt, als alle Vorbereitung daheim, das iſt mit vier Worten geſagt: „Gieb alle Landsleute auf!“ Heutzutage reiſen alle Menſchen. Paris iſt jetzt nicht weiter von uns entfernt, als Hamburg vor etwa dreißig Jahren. Als ich in Paris war, fand ich da ſechzehn, ſiebzehn Landsleute. O, wie die zuſammen klebten! Sie wohnten ihrer eilf in einem Hotel, tranken Kaffee zuſammen, ſpazierten zuſammen, gingen zuſammen zum Reſtaurateur und nahmen zuſammen eine halbe Bank im Theater ein. Das iſt das Thörichtſte, was man thun kann! Ich halte das Reiſen für einen Jeden nützlich, vom Fürſten an bis zum Handwerksburſchen herab. Aber wir laſſen zu Viele reiſen! Wir ſind nicht reich, darum ſollten Einſchränkungen gemacht werden. Der bildende Künſtler, der Dichter, der Polytechniker und der Arzt, die müſſen reiſen, aber wozu die Theologen hinaus ſollen, mag der liebe Gott wiſſen! Sie können daheim toll genug werden. Da kommen ſie in katholiſche Länder, und dann iſt es ganz mit ihnen aus. Wozu ſollen ferner die Bücherwürmer hinaus? Die mauern ſich in der Diligence und auf ihren Zimmern feſt ein, ſtöbern ein wenig in den Bibliotheken umher, aber nicht ſo viel wie eine Priſe Taback nützen ſie uns, wenn ſie zurückkommen! Die, die am meiſten koſten, ſchaffen gewöhnlich am wenigſten Nutzen und bringen am wenigſten Ehre über das Land! Ich habe, Gottlob! meine Reiſe ſelbſt bezahlt und bin deshalb berechtigt, meine Meinung zu ſagen!“

Wir wollen nun hören, was Fräulein Sophie ſagt, und rücken deshalb einige Tage weiter vor.

„Wir behalten Sie ja bis zum Auguſt!“ ſagte ſie einſt, als ſie mit Otto allein war. „Das iſt vernünftig! So können Sie noch einige Zeit bei uns in Fühnen zubringen und Kräfte ſammeln zur Reiſe. Ja, die Reiſe wird Ihnen wohlthun!“

„Ich hoffe es!“ antwortete Otto. „Ich bin vielleicht im Stande, ebenſo intereſſant zu werden, wie Ihr Vetter, ebenſo liebenswürdig!“

„Das wäre von Ihnen zu viel verlangt!“ ſagte Sophie neckend. „Sie bekommen nicht ſeine Laune, ſeine Leichtigkeit, die Welt aufzufaſſen. Sie werden nur gegen die Verderbtheit der Pariſer predigen, nur die melancholiſche Größe der Schweiz und die Einſamkeit in den ungariſchen Wäldern auffaſſen!“

„Sie machen mich zu einem Miſanthropen, der ich ſchlechterdings nicht bin!“

„Aber ein angeborenes Talent haben Sie für dieſen Charakter!“ antwortete Sophie. „Etwas wird ja doch auf der Reiſe abgeſchliffen werden, und dieſe Veränderung iſt es, worauf ich mich freue!“

„Man muß alſo ein leichtes, flatterhaftes Gemüth haben, um Ihnen zu gefallen, mein Fräulein?“ fragte Otto.

„Ja gewiß!“ antwortete Sophie ironiſch.

„So iſt es doch Wahrheit, was Ihr Herr Vetter mir verſichert hat!“ ſagte Otto. „Will man bei den Damen Glück machen, da muß man wenigſtens etwas leichtfertig, genußſüchtig, flatterhaft ſein, das macht uns intereſſant. Ja, er hat ſich mit der Welt bekannt gemacht, er hat Erfahrung in Allem!“

„Ja vollkommen!“ ſagte Sophie und lachte laut.

Otto ſchwieg, mit zuſammengezogenen Augenbrauen.

„Ich wünſche Sonnenſchein!“ ſagte Sophie, und hob lächelnd den Zeigefinger. Otto blieb unverändert, er runzelte die Stirn.

„Sie müſſen ſich ſehr ändern!“ ſagte ſie halb ernſt und hüpfte aus dem Zimmer.

Drei Wochen verſtrichen, unter großen Ereigniſſen im Reiche des Herzens; es war noch ein diplomatiſches Geheimniß, aber die Augen verriethen es durch ihre mimiſche Sprache, der Mund allein ſchwieg, und der iſt doch die entſcheidende Macht.

Otto beſuchte die Familie des Comptoirchefs. Maren war gerade am Tage vorher abgereiſt. Vergebens hatte ſie drei Wochen lang ſeines Beſuches geharrt.

„Sie vergeſſen ganz Ihre wahren Freunde!“ ſagten die Damen. „Glauben Sie nur, Maja war auch etwas böſe auf Sie, dennoch haben wir Grüße an Sie. Nun ſegelt ſie auf der ſalzigen See.“

Das war jedoch nicht der Fall, ſie war ſchon ans Land geſtiegen und fuhr gerade in dieſem Augenblick über die braune Haide, dachte an Kopenhagen, an die Freuden daſelbſt und an den Kummer — es iſt betrübt, von einem

Jugendfreunde vergeſſen zu ſein! — Otto war ſo hübſch, ſo klug — ihr träumte durchaus nicht davon, wie hübſch und klug ſie ſelbſt in der Heimath auftreten ſollte. Schönheit und Klugheit fand man bei ihr, ehe ſie reiſte, nun war ſie in der Hauptſtadt geweſen, und das giebt Relief.

Die kleinen Vögel flatterten um den Wagen; vielleicht zwitſcherten ſie ihr zu, was nach zwei Jahren in Erfüllung gehen ſollte. „Du wirſt Braut, des Secretairs niedliche Braut; ſollſt haben Beides, ihn und die Spieldoſe; wirſt die feinſte Dame in der Stadt, und doch die vortrefflichſte Mutter. Deine erſte Tochter ſoll Maja heißen — das iſt ein hübſcher Name, und er erinnert dich an verfloſſene Tage."

XV.

Noch nennet man das Kloſter Anderskov,
Zum Denkmal an des frommen Anders Wohnung.
— — — — — — — Der Hügel, wo,
Vom Schlaf geſtärkt, er aufſtand, heißt noch jetzt
Der Ruhehügel, und ein Kreuz ſteht da,
Mit einer Inſchrift in lateiniſcher Sprache,
Die halb verloſchen iſt. —
J. L. Heiberg.

Es war Frühling, friſcher, leben gebärender Frühling. Nur einen Tag und eine Nacht, und die Zugvögel waren zurück, die Wälder verjüngten ſich mit grünen, duftenden Blättern, der Sund hatte ein ſchwimmendes Venedig von reich beladenen Schiffen; nur einen Tag und eine Nacht, und Sophie war von Otto entfernt, ſie waren durch das ſalzige Meer getrennt; aber es war Frühling in ſeinem Herzen, von dieſem flogen die Gedanken wie Zugvögel zu der fühniſchen Inſel und zwitſcherten Sommer. Die Hoffnung gab ihm Geld und grüne Wälder, mehr als die Schiffe durch den Sund führen, mehr als Seelands Buchen aufweiſen konnten. Sophie hatte beim Abſchiede ſeine Hand gedrückt. In ihren Augen lag, was das Herz hoffen und träumen durfte.

Er vergaß, daß Hoffnung und Traum eben das Gegentheil von Wirklichkeit iſt.

Vetter Joachim war nach Stockholm gegangen und kam weder im Frühling noch im Sommer nach Fühnen. Dagegen wollte Otto einige Wochen dort auf dem Gute zubringen, erſt im Auguſt wollte er mit Wilhelm reiſen; es würde alſo wohl einen glücklichen Augenblick geben, hoffte er, und viele faſt eben ſo glückliche. In ſeinem Zimmer ſtand ein Roſenſtock, die erſten Knoſpen bildeten ſich und öffneten den rothen Purpurmund; ſo rein und zart wie dieſe Blätter waren Sophiens Wangen; er beugte ſich über die Blume, lächelte dabei und las dort liebliche Gedanken, die mit ſeiner Liebe verwandt waren. Eine Roſenknoſpe iſt ein ſüßes Myſterium.

„Es bildet der Blätter Menge
Kleiner Labyrinthe Gänge
Und füllet mit Duft die Luft:
Du herrliche Roſe Du!“*)

---

*) Ambroſius Stub, ein ausgezeichneter lyriſcher Dichter; er ſtarb in großer Armuth 1758.

Der Tag erſchien, an welchem Otto nach wohl überſtandenen Abſchiedsviſiten, mitten am Tage, in Geſellſchaft dreier Studenten durch Seeland davon rollte. Sie hatten bis Slagelſe einen Wagen zuſammen genommen, wo ſie wie Abrahams und Loths Hirten zur Rechten und Linken ſchieden. Otto blieb allein, um in der Nacht mit der Poſt nach Nyborg zu fahren. Es war erſt 4 Uhr Nachmittags, Otto hatte hier keine Bekanntſchaft, es war alſo das Beſte, einen Spaziergang zu machen.

„Es ſteht ja wohl noch ein Reſt des alten Antvorſkov?“ *) fragte er.

„Ja, das iſt aber ſehr wenig,“ antwortete der Wirth. „Das Kloſter wurde zum Schloß, das Schloß wurde Privateigenthum, und nun iſt es in den letzten Jahren, um der Steine willen, immer mehr abgebrochen worden. Sie finden nichts Antikes mehr, als hie und da im Garten ein hervortretendes Stück von einer rothen Mauer. Aber die Lage iſt ſchön! wollen Sie nur den Weg nach dem großen Dorfe einſchlagen, Landsgrav heißt es, da ſind Sie auf dem Wege nach Korſör und dicht beim Kreuz des heiligen Anders. Es iſt eine recht hübſche Tour!“

„Kloſterruine und Heiligenkreuz!“ ſagte Otto, „das klingt ja ganz romantiſch!“ und er begann ſeine Wanderung.

Einige Schüler der lateiniſchen Schule, mit den Büchern in einem Riemen, und ſpäter ein vierſchrötiger Uhlane,

---

*) Andvorſkov- oder Antvorſkov-Kloſter wurde von Waldemar I. geſtiftet 1177.

der eine ältliche, hinter Geranien und Goldlack verſchanzte Jungfrau militäriſch grüßte, waren die Einzigen, die ihm auf ſeinem Wege aufſtießen. Dagegen bemerkte Otto, daß ſich rund um ihn her die Fenſter öffneten; man wollte ſehen, wer der Fremde ſein möchte, der die Straße hinabging.

Eine lange Allee führte von der Stadt zum Schloſſe. Auf beiden Seiten lagen Wohnungen mit kleinen Blumengärten. Bald erreichte Otto den letzten Reſt des alten Antvorſkov. Der Weg war roth von den umhergeworfenen Mauerſteinen, die hier klein zerfahren waren. Große Mauerbrocken, wo Kalk und Steine ein Ganzes ausmachten, lagen faſt verborgen zwiſchen den hohen Neſſeln. Weiter entfernt ſtand ein einſames Haus von wei Etagen; es war ſchmal und weiß angeſtrichen, ein dicker Mauerpfeiler, wie man ihn an Kirchen ſieht, unterſtützte die ſtarke Mauer. Es war die Hälfte des letzten Schloßflügels, ein Mittelding von Antikem und Modernem, von Ruine und Wohnhaus.

Otto ging in den Garten hinein, der auf dem Hügel ſelbſt und deſſen Terraſſen angelegt war. Hier waren nur junge Bäume, aber die Gänge ringsum waren zugewachſen. Die Ausſicht erſtreckte ſich weit über die Ebene nach dem Belt und Fühnen. Er ſtieg von der Terraſſe zur unterſten Mauer hinab; in dieſer war noch von der Kloſterzeit her ein Stück von einem Grabſteine eingemauert, worauf man die Ueberbleibſel einer weiblichen Geſtalt erblickte, und neben derſelben ein von einer

Schlange umwundenes Skelett. **Otto** ſtand im Anſchauen verſunken, als ein alter Mann mit zwei Waſſereimern an einem Joch über der Schulter zum nahegelegenen Brunnen hintrat.

Der Alte war ſehr bereit, eine Unterredung anzuknüpfen, und erzählte von Ausgrabungen und von einem unterirdiſchen Gange, der nicht gefunden, aber ſeiner Behauptung nach ſicher vorhanden ſei. Bis jetzt hätten ſie nur einige kleine gemauerte Räume gefunden, welche wahrſcheinlich Gefängniſſe geweſen wären; in einem derſelben ſteckte eine eiſerne Kette in der Mauer. Was aber den unterirdiſchen Gang betreffe, ſo habe man nicht die rechte Stelle getroffen, denn der müſſe ſich finden und ginge von hier tief unter dem See und dem Walde gerade nach Sorde. Große eiſerne Pforten wären da unten; zur Weihnachtszeit könne man hören, wie ſie auf und zu geſchlagen würden. „Wer da hätte, was hier verborgen iſt,“ ſagte der Alte, „der wäre ein gemachter Mann und brauchte es ſich nicht mehr ſauer werden zu laſſen.“

Otto betrachtete den einſamen Flügel, der ſich auf der Terraſſe erhob. Wie prächtig war es hier nicht in frühern Zeiten geweſen!

Dicht an dem großen meilenlangen Walde, der ſich jenſeits Sorde bis an die Ufer der Königsau hinunter erſtreckt, lag das reiche Kloſter, wo **Hans Tauſen**[*] redete, was ihm der Geiſt eingab. Die Zeiten wechſeln.

---

[*] Einer der däniſchen Reformatoren.

„Wo einſt ſtand die enge Zelle,
Prunken an derſelben Stelle
Reiche, goldne Säle jetzt.“*)

Wo die Mönche geiſtliche Lieder ſangen, tanzten die Ritter und Frauen zu klingendem Spiel; aber auch dieſe Töne ſchwiegen, die blühenden Wangen wurden Staub. Es ward wieder ſtill. Manch liebes Mal ritt Holberg von Soröe hierher, durch den grünen Wald, um den Schloßverwalter von Antvorſkov zu beſuchen. Otto erinnerte ſich, was eine Tochter deſſelben als alte Frau einem ſeiner Freunde erzählt hatte. Sie war ein Kind und lag in der Wiege, als der alte Holberg angeritten kam, ein Weizenbrot und eine Büchſe mit Eingemachtem, ſein gewöhnlicher Proviant auf ſolchen kleinen Ausflügen, in der Taſche. Des Schloßverwalters junge Frau ſaß an ihrem Spinnrade. Holberg ging mit dem Manne im Zimmer auf und ab; ſie ſprachen über Politik; dies intereſſirte die Frau, und ſie miſchte ſich ins Geſpräch. Da drehte ſich Holberg zu ihr. „Ich glaube, der Spinnrocken ſpricht!“ ſagte er. Das konnte die Frau ihm nie vergeſſen.**)

Otto lächelte bei der Erinnerung an den witzigen, aber ungalanten Dichter, verließ den Garten und kam nun durch einen gebogenen Hohlweg, wo der üppige Dornbuſch in reicher Fülle über die Steinumfriedigung hinaushing. Slagelſe mit den hohen Hügeln im Hintergrunde nahm ſich maleriſch aus. Bald erreichte er Landsgrav. Die Sonne ging eben unter, als er das Feld betrat, wo das hölzerne Kreuz ſtand, mit dem Bilde des Erlöſers, zur Erinnerung an den heiligen Anders. Bei demſelben erblickte er einen Mann, der zu knieen ſchien. Die eine Hand ruhete feſt auf dem Holze, die andere führte ein ſpitzes Meſſer, womit er wahrſcheinlich ſeinen Namen einſchnitt. Er bemerkte Otto nicht. Neben dem Manne ſtand ein Kaſten, mit grünem Wachstuch überzogen, und im Graſe lagen ein Ranzen, ein Paar Stiefeln und ein Knotenſtock. Es mußte ein Handwerksburſche oder ein Hauſirer ſein.

---

*) Anders-Skov von Oehlenſchläger.

**) Im Däniſchen hat das Wort „Rokkehoved“ (Spinnrocken) die Nebenbedeutung: Dummkopf.

Otto wollte wieder umkehren, als der Fremde ſich erhob und ihn gewahr wurde. Otto ſtand wie feſtgenagelt, es war der deutſche Heinrich, den er vor ſich ſah.

„Iſt das nicht Otto Toſtrup?“ ſagte jener, und das fatale, grinſende Lächeln ſpielte ihm um den Mund. „Nein, das hätte ich doch nie erwartet!“

„Es geht Ihm gut, Heinrich?“ fragte Otto.

„So halbweg!“ antwortete Heinrich. „Euch geht es beſſer! Du lieber Gott, daß Ihr ein ſo vornehmer Herr werden würdet, wer hätte das denken ſollen, als Ihr auf meinem Knie rittet und ich Euch in den Arm ritzte! Es geht ſonderbar zu in der Welt. Habt Ihr wieder von Eurer Schweſter gehört? Ja, ſie wurde nicht ſo vorgezogen wie Ihr. Sie war doch ein ſchönes Kind!“

„Ich habe ſie in ſpätern Jahren nicht wieder geſehen!“ antwortete Otto mit einem Zittern, das er vergebens zu bekämpfen ſuchte. „Weiß Er, wo ſie iſt?“

„Ich bin immer auf Reiſen,“ ſagte Heinrich, „aber ſo viel ich weiß, iſt ſie noch auf Fühnen. Ja, ſie muß nun einen unſers Gleichen, einen ſimpeln Mann nehmen! Ihr könnt Euch ein feines Fräulein ausſuchen. So geht's, wenn man Glück hat. Ihr werdet Gutsherr. Da bekommt doch wohl der alte Heinrich Erlaubniß, auf Eurem Gute ſeine Kunſtſtücke zu machen? Aber keiner von uns wird von frühern Zeiten ſprechen! von dem rothen Hauſe an dem Odenſer Fluſſe!“ das Letzte flüſterte er ganz leiſe. „Ich bekomme wohl einige Schillinge von Euch?“ fragte er.

„Er ſoll mehr haben!“ ſagte Otto und gab es ihm. „Aber ich wünſche, daß wir einander fremd bleiben, wie wir es ſind!“

„Ja gewiß! gewiß!“ ſagte Heinrich und nickte bejahend mit dem Kopfe, während ſein Auge auf der Gabe weilte, die Otto ihm reichte. „Ihr ſeid alſo nicht mehr böſe über meinen Scherz in Jütland?“ fragte er mit einem grinſenden Lächeln und küßte Otto's Hand. „Ich hätte Euch damals nicht erkannt. Hättet Ihr nicht Eure Schulter gezeigt, auf der ich die Buchſtaben O. Z. erblickte, die ich ſelbſt eingeätzt hatte, wäre ich nie darauf gefallen, daß wir einander kennten. Aber da ging mir ein Licht auf. Otto Zoſtrup, hätte ich ſagen ſollen; aber ich ſagte: Odenſer Zuchthaus. Das war nicht hübſch von mir, da Ihr ein ſo guter Herr ſeid!“

„Ja, nun Adieu!“ ſagte Otto und reichte ihm unwillig die Hand.

„Da ſieht unſer Heiland auf uns herab!" ſagte der deutſche Heinrich, und richtete ſeine Augen auf das Bild am Kreuze. „So gewiß der da lebt, könnt Ihr Euch auf die Verſchwiegenheit meines Mundes verlaſſen. Es iſt mein Erlöſer, der hier am Kreuze hängt, wie er auf meiner eignen Haut eingeätzt iſt und wie er an den Landſtraßen in meinem Vaterlande ſteht. Hier iſt die einzige Stelle im Lande, wo das Kreuzeszeichen unter freiem Himmel ſteht, hier halte ich meine Andacht; denn Ihr wiſſet, Herr Zoſtrup, ich bin nicht von Eurem Glauben, ſondern von dem der Jungfrau Maria. Hier habe ich das heilige Zeichen ins Kreuz geſchnitten, wie es über jeder Thür in meinem Vaterlande ſteht. Ein I, ein H und ein S.*) Darin liegt mein eigner Name, denn H bedeutet Heinrich, I heißt ich, und S bezeichnet Sünder. Das iſt: Ich Heinrich Sünder. Nun habe ich meine Andacht gehalten, und Ihr habt mir einen hübſchen Schilling gegeben, nun gehe ich zu meinem Bette im Wirthshauſe, und iſt das Mädchen hübſch und läßt es ſich beſchwatzen, ſo bin ich noch jung genug, und will mir einbilden, ich ſei Herr Zoſtrup und habe das herrlichſte feine Fräulein gewonnen. Juchhei! das iſt ein Komödiantenleben, das wir führen!"

Otto verließ ihn, hörte aber, wie Heinrich ſang:

Tra ri ro,
Der Sommer der iſt do!
Zum Biere, zum Biere.

---

*) I. H. S., d. i. Jesus hominum salvator (Jeſus der Menſchen Heiland).

Der Winter liegt gefangen,
Und wer nicht dazu kommt,
Den ſchlagen wir mit Stangen.
Jo, Jo!
Der Sommer der iſt do. *)

Wie am hellen ſonnigen Tage plötzlich eine Wolke hervorſchießen, das warme Sonnenlicht auslöſchen, die grüne Küſte verbergen und Alles in graue Nebelgebilde umwandeln kann, ſo ging es Otto, der ſich eben noch ſo glücklich und jugendfroh fühlte.

„Sie können ruhig ſchlafen!“ ſagte der Wirth, als Otto nach Slagelſe zurückkam. „Sie ſollen früh genug geweckt werden, um mit der Poſt abreiſen zu können.“

Aber ſeine Ruhe war wie die eines Fieberkranken.

Das Poſthorn ertönte in der leeren Gaſſe. Sie rollten davon; es war bei Tagesanbruch.

Es war ein ſchöner Morgen, die Sonne brannte heiß, die See war ſpiegelblank, um ſo ſchneller ging das Dampfſchiff. Die Fähre, welche ſchon zwei Stunden früher abgeſegelt war, lag noch kaum eine halbe Meile vom Lande. Die Segel hingen ſchlaff herab, nicht ein Lüftchen rührte ſich.

Das Dampfſchiff glitt dicht vorbei; die Paſſagiere auf der Fähre, meiſt Kutſcher, Handwerksburſchen und Bauern, ſtanden auf dem Verdecke, neugierig, es zu ſehen; ſie grüßten. Einer der Vorderſten ſtützte ſich auf ſeinen Knotenſtock, zog den Hut und rief laut: „Guten Morgen, meine hohen Herr-

---

*) Büſching's Volkslieder.

ſchaften!" Es war der deutſche Heinrich, er wollte alſo auch nach Fühnen.

Otto's Herz ſchlug ſtärker, er ſtarrte in die brauſenden Wogen, die um das Rad ſchäumten, wo die Sonnenſtrahlen einen herrlichen Regenbogen malten.

„Das iſt ſchön!" ſagte dicht neben ihm einer der Fremden. „Sehr ſchön!" entgegnete Otto und unterdrückte den Seufzer, der ſich aus ſeiner Bruſt hervordrängen wollte.

Kaum zwei Stunden waren verfloſſen, — die Taue wurden auf die Schiffsbrücke von Nyborg geworfen und das Schiff an der Inſel Fühnen befeſtigt.

XVI.

Es iſt ſo ſüß, von treuen Händen
Den Freundesgruß uns geben ſehn,
So hold, wohin das Aug' wir wenden,
Bekannte Züge zu erſpähn.
Es wird ſo heimiſch, ja ſo ſtille
Um uns und in der eignen Bruſt!

Henriette Hanke.*)

Otto beſtellte ſogleich einen Wagen und traf ungefähr zur Speiſezeit der Familie auf dem Gute ein. In dem mittelſten Hofraume hielten zwei Kaleſchen und ein Stuhlwagen, zwei fremde Kutſcher mit Treſſen um die Hüte ſtanden in lebhaftem Geſpräch, während Otto ins Thor einfuhr. Sein Poſtillon ſtieß ins Horn.

---

*) Verfaſſerin von „Tante Anna."

„Still doch!“ fuhr Otto auf.

„Hier ſind heute Fremde auf dem Gute,“ ſagte der Poſtillon; „ich will ihnen zu wiſſen thun, daß noch Einer dazu kommt!“

Otto ſtarrte nach dem Garten hin und blickte nach den Fenſtern hinauf, ob ſich keine der Damen zeigte; nur aus einem Seitengebäude guckte ein weiblicher Kopf hervor, deſſen Haar unter die Mütze zurückgeſtrichen war. Otto erkannte die zuſammengewachſenen Augenbrauen. „Iſt ſie die erſte, die ich hier ſehen ſoll?“ ſeufzte er, und der Wagen rollte in den innerſten Hof. Die Hunde bellten, Truthähne kollerten, aber kein Wilhelm zeigte ſich; der Kammerjunker kam, der vortreffliche Nachbar, und gleich darauf Sophie; beide riefen lächelnd: „Willkommen!“

„Sieh, da haben wir unſern Mann!“ ſagte der Kammerjunker; „ihn können wir zur Komödie brauchen!“

„Es iſt herrlich, daß Sie kommen!“ rief Sophie, „wir nehmen Sie gleich in Beſchlag.“ Sie reichte ihm die Hand, er drückte ſie an ſeine Lippen. „Wir wollen heute Abend Tableaux darſtellen!“ ſagte ſie. „Der Paſtor hat das nie geſehen; von Wilhelm haben wir keinen Nutzen, er iſt in Svendborg und kommt erſt in zwei Tagen zurück. Sie müſſen der Offizier ſein, der Kammerjunker ſoll die Nachtwandlerin vorſtellen, die mit dem Lichte durchs Fenſter kommt. Wollen Sie?“

„Alles, was Sie verlangen!“ ſagte Otto.

„Sprechen Sie nicht davon!“ entgegnete Sophie und legte den Finger auf den Mund. Die Mutter kam die Treppe herunter.

„Lieber Toſtrup!“ ſagte ſie und drückte mit wahrer Innigkeit ſeine beiden Hände. „Ich habe mich ordentlich nach Ihnen geſehnt! Nun iſt Wilhelm fort! Sie müſſen zwei ganze Tage mit uns vorlieb nehmen.“

Otto ging durch den langen Gang, wo die alten Bilder hingen; es war, als ob auch dieſe ihm Willkommen ſagten. Eine Nacht mit vielen Träumen ſchien ihm nur verfloſſen, ſeit er zuletzt hier war; ein Jahr im Laufe der Zeiten iſt ja auch nicht ſo viel als eine Winternacht im Menſchenleben.

Hier war es ſo gemüthlich, ſo heimiſch; Keiner hätte es den Bäumen angeſehen, daß ſie ſeitdem blätterlos dageſtanden hatten, bedeckt mit Schnee; üppig grün bewegten ſie ſich in der Sonnenwärme, gerade wie damals, als Otto zuletzt aus dieſem Fenſter ſah.

Er bekam die rothe Kammer, wie im vorigen Jahre. Die Mittagsglocke läutete.

Louiſe begegnete ihm auf dem Gange.

„Herr Toſtrup!“ rief ſie vergnügt und ergriff ſeine Hand. „Nun iſt es faſt Jahr und Tag, ſeit ich Sie ſah!“

„Ja, es iſt in dieſem Jahre viel geſchehen!“ ſagte der Kammerjunker. „Kommen Sie bald zu mir, ſo ſollen Sie ſehen, was ich zum Vergnügen habe machen laſſen: eine Kegelbahn! Fräulein Sophie hat ſchon drüben ihren Part geſchoben.“

Der Kammerjunker führte die Mutter zu Tiſch. Otto näherte ſich Sophien.

„Wollen Sie nicht des Kammerjunkers Schweſter nehmen?“ flüſterte ſie.

Mechaniſch machte Otto ſein Compliment vor Fräulein Jacoba.

„Nehmen Sie eine von den Jungen!“ ſagte dieſe; „das wollen Sie doch lieber!“

Otto bückte ſich und warf einen Blick nach Sophien, ſie hatte den alten Paſtor; Otto lächelte und führte Jacoba zu Tiſche.

Die Mamſell, durch ihren Nähkaſten bekannt, kam an ſeine linke Seite. Er betrachtete nun die Geſellſchaft, die, außer den ſchon Erwähnten, aus einigen Herren und Damen beſtand, die er nicht kannte. Ein Stuhl ſtand leer, wurde aber bald beſetzt; ein junges Mädchen, beſcheiden in ihrem Putz, ganz gekleidet wie Louiſe, trat ein.

„Warum kommſt Du ſo ſpät?“ fragte Sophie lächelnd.

„Das wiſſen nur Eva und ich!“ ſagte Louiſe und lächelte der Eintretenden zu.

Eva ſetzte ſich. Es war vielleicht die vollkommene Uebereinſtimmung in ihrem und Louiſens Anzuge, die Otto antrieb, dieſe Beiden ſo genau zu betrachten und gegen ſeinen Willen Vergleichungen anzuſtellen. Beide trugen ein einfaches dunkelbraunes Kleid, ein kleines, seladongrünes Halstuch bedeckte den Hals. Louiſe ſchien ihm reizend, aber ſchön konnte man ſie nicht nennen; Eva dagegen war idealiſch, es lag in ihrer Erſcheinung etwas, das ihn an die blaßrothen feinen Hyacinthen erinnerte. Jeder Menſch hat ſeinen unſichtbaren Engel, ſagt die Mythe, beide ſind verſchieden und doch einander gleich. Eva war der Engel, Louiſe dagegen das menſchliche Weſen in ſeiner ganzen Reinheit. Otto's Augen begegneten denen Sophiens, beide waren auf einen Punkt gerichtet. Welche Kraft, welche Schönheit! ſo fühlte er. Ihr Geiſt ſteht weit über dem Louiſens, und an Schönheit iſt ſie eine Prachtblume und nicht, wie Eva, eine feine, zerbrechliche Hyacinthe. Er ſog Beredſamkeit aus dieſen Augen und wurde intereſſant, wie der Vetter, obgleich er nicht in Paris geweſen war.

Der Kammerjunker ſprach von Ferkeln, aber auch das war unterhaltend; er ſchlürfte vielleicht ſeine Begeiſterung aus derſelben Quelle, wie Otto. Von der Kraft des grünen Buchweizens ſprach er, und wie die Schweine, welche dieſen fräßen, wie toll würden. Davon ſchriebe ſich gewiß die Sage her vom Teufel, der in die Säue gefahren wäre; nur kohlſchwarze Schweine könnten den grünen Buchweizen verdauen, hätten ſie aber einen einzigen weißen Fleck am Körper, ſo würde dieſer eine Fleck krank. „Das iſt doch merkwürdig!“ rief er aus.

In der Begeiſterung wurde ſeine Rede beinahe zum Geſchrei, weshalb auch Fräulein Jacoba ſagte: man ſollte faſt glauben, daß er ſelbſt grünen Buchweizen gegeſſen habe.

Otto ſchnitt inzwiſchen aus der grünen Melonenſchale einen Mann aus, und ließ ihn auf dem Rande ſeines Weinglaſes reiten; das zog Sophiens Aufmerkſamkeit vom

Kammerjunker ab. Die ganze Geſellſchaft fand das Ausgeſchnittene ſehr nett, und die Mamſell bat darum, es ſollte in ihrem Nähkaſten liegen.

Gegen Abend war Alles in Bewegung zu den bevorſtehenden Gruppirungen.

Eva ſollte Hero ſein. Mit einer Fackel in der Hand ſollte ſie auf einem Tiſche knieen, der zu einem Balkon drapirt war. Das arme Mädchen fühlte ſich ganz unglücklich, auf dieſe Weiſe auftreten zu ſollen; Sophie lachte über ihre Furcht, und verſicherte, ſie würde bewundert werden, und deswegen ſollte und müßte ſie.

„Gieb meiner Schweſter darin nach!“ ſagte Louiſe bittend, und Eva war bereit, löſete ihr langes braunes Haar, und ließ Sophie die Draperie ordnen.

Otto mußte eine Offiziersuniform anlegen. Er ſtellte ſich den Schweſtern vor.

„Das Geld iſt ja nicht auf dem Kragen feſtgenäht!“ ſagte Sophie, und unterzog ſich dieſer Arbeit. Er könne die Uniform anbehalten, während ſie dies thäte, meinte ſie. Ihre zarte Hand berührte Otto's Wange, es war ihm wie ein elektriſcher Schlag, ſein Blut kochte. Wie gern hätte er gewagt, dieſe Hand an ſeine Lippen zu drücken.

Sie brachen alle in Gelächter aus, als der Kammerjunker in einem weißen Unterrock erſchien, der ihm bis etwas unters Knie ging, und in einer großen weißen Damenjacke; Fräulein Sophie mußte ſeine Locken ordnen. Sie machte es niedlich, ihre Hand ſtrich das Haar von ſeiner Stirn, glitt über ſeine Wangen, er küßte dieſelbe, ſie ſchlug ihn über das Geſicht und bat ihn, ſich nicht zu vergeſſen! „Wir ſind Damen!“ ſagte er, und erhob ſich in ſeinem ganzen Putze. Alle lachten, Otto konnte es nicht, er bekam Luſt, ihn zu prügeln. Die Zuſchauer verſammelten ſich in einem dunkeln Zimmer; die Flügelthüren wurden geöffnet.

Eva als Hero, in einem weißen Gewande, das Haar über die Schultern hinunterhängend und eine Fackel in der Hand, ſtarrte über das Meer hinaus. Kein Maler konnte ſich das ſchöner denken; die großen dunkelblauen Augen ſprachen Wehmuth und Zärtlichkeit aus: es war vollkommen Eva's natürlicher Blick, nur ſah man ſie hier ruhig. Die feinen ſchwarzen Augenbrauen hoben den Ausdruck; die ganze Geſtalt war wie hingehaucht.

Jetzt folgte ein neues Bild, Fauſt und Margarethe in der Laube, hinter ihnen ſtand Mephiſtopheles mit ſeinem teufliſchen Lächeln. Des Kammerjunkers Mamſell war Grethe; ſobald die Thüren geöffnet wurden, ſtieß ſie einen lauten Schrei aus und lief davon; ſie wollte nicht, ihr war ſo bange. Die Gruppe war geſtört, man lachte und fand es amüſant, aber der Kammerjunker ſchalt laut und fluchte, ſie ſolle wieder herein; darüber nahm das Gelächter der Zuſchauer zu und wurde auch nicht ſchwächer, als der Kammerjunker, ſeinen Anzug als Nachtwandlerin vergeſſend, halb in den Rahmen eintrat, in welchem die Bilder vorgeſtellt wurden, und die Mamſell auf die Bank ſetzte. Nur einen Augenblick ſah man dieſe Gruppe, die Thüren wurden ſogleich zugemacht; die Zuſchauer applaudirten, aber es ließ ſich auch ein Pfeifen hören. Gelächter und Geſpräch brauſten durch das Zimmer; es war nicht möglich, die Ruhe völlig wiederherzuſtellen, obgleich ſchon ein neues Bild im Rahmen glänzte. Es war Sophie als Correggio's Magdalene; der reiche Haarwuchs wogte über die Schultern und die runden Arme hinab, vor ihr lagen der Todtenkopf und das heilige Buch.

Otto's Blut kam in ſchnellere Bewegung, noch nie hatte er Sophien ſchöner geſehen. Das Publicum hingegen konnte noch nicht ganz die komiſche Scene von vorhin vergeſſen, man hörte deshalb ein unterdrücktes ſchwaches Gelächter.

Dies bekam endlich freien Lauf bei dem folgenden Bilde, wo der Kammerjunker als Nachtwandlerin, die Hand halb um das ausgelöſchte Licht gebogen, ſich am offenen Fenſter zeigte.

Ein ſtürmiſcher Beifall wurde allen Spielenden zu Theil.

„Fräulein Sophie hat das Ganze veranſtaltet!“ rief der Kammerjunker, und nun ertönte ihr Name von den Lippen des Publicums.

Erſt zwei Tage ſpäter traf Wilhelm ein. Er und Otto ſchliefen in einem Zimmer zuſammen. Dieſer erzählte von den Gruppirungen und ſagte, wie hübſch Eva als Hero geweſen wäre.

„Das kann ich mir denken!“ antwortete Wilhelm, ging aber nicht weiter darauf ein; er lachte über den Kammerjunker und die geſtörte Gruppe.

Otto nannte Eva noch einmal, aber Wilhelm glitt in ſeinen Antworten leicht darüber hin. Otto ergründete nicht, wie die Verhältniſſe ſtänden.

„Wollen wir nicht ſchlafen?“ ſagte Wilhelm; ſie wünſchten einander gute Nacht, und es wurde ſtill.

Der alte Mann, der Schlaf, wie Tieck ihn gezeichnet hat, mit dem Kaſten, aus dem er ſeine Traummarionetten nimmt, begann nun ſeine nächtlichen dramatiſchen Märchen, welche anhielten, bis die Sonne in die Fenſter ſchien.

Ende des zweiten Bandes.

Schnellpreſſendruck von Fr. Ries in Leipzig.

H. C. Anderſen's

Geſammelte Werke.

Vom

Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe.

Achter Band.

O. T.

Dritter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

O. Z.

Roman

von

H. C. Anderſen.

Dritter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

D. 3.

I.

„Und nah' und immer näher rückt er ihr!"
— „O, Hoffnung, Antwort gieb in dieſer Nelke mir,
Sie ſeufzet: o, ich will — doch nein! — ich darf nicht wollen."

Die Tänzerin von Paludan Müller.

„Ich will ſchon dahinter kommen!" meinte Otto. „Die heftige Liebe kann doch nicht verdunſtet ſein?" Er gab auf jeden kleinen Zug genau Acht. Eva war ſtets das ſtille beſcheidene Weſen, wie früher, eine Hauselfe, die freundlich auf das Ganze einwirkte. Wilhelm ſprach mit ihr, aber nicht leidenſchaftlich, auch nicht mit affectirter Gleichgültigkeit. Gleichwohl können wir uns nicht ganz auf Otto's Beobachtungsgabe verlaſſen; ſein Blick flog zu oft zu einem theuerern Gegenſtande hin, Sophien gehörte doch eigentlich ſeine Aufmerkſamkeit.

Sie gingen im Garten ſpazieren.

„Einſt, wie Sie ſicher wiſſen," ſagte Otto, „ſchwärmte Ihr Bruder für die hübſche Eva. Iſt es da nicht ein wenig gefährlich, daß ſie ſich hier aufhält? Iſt Ihre Frau Mutter auch vorſichtig geweſen?"

„Für Wilhelm bin ich ganz ohne Sorge," antwortete Sophie. „Nehmen Sie ſich nur in Acht! Eva iſt ſehr liebenswürdig und hat ſich bedeutend zu ihrem Vortheil verändert, ſeit ſie hierher gekommen iſt. Meine Schweſter Louiſe ſchwärmt für ſie, und die Mutter betrachtet ſie faſt als ihre Pflegetochter. Sie haben wohl geſehen, daß ſie nicht zurückgeſetzt wird. Uebrigens iſt ſie ſchwächlich, ſie gleicht den zarten Gebirgsblumen, die in Schnee und Kälte gedeihen, aber in der lauen, von der Sonne beſchienenen Bergluft das Haupt beugen. Es ſcheint mir wirklich, daß ſie ſchwächer geworden iſt, ſeit ſie Pflege und gute Tage bekam. Als ich ſie in Roeskilde ſah, war ſie viel blühender.

„Vielleicht denkt ſie an Ihren Bruder, denkt an ihn mit ſtillem Leiden!“

„Das glaube ich nicht,“ antwortete Sophie, „ſonſt wüßte gewiß Louiſe etwas davon, ſie beſitzt Eva's ganzes Vertrauen. Sie können ſich beruhigen, wenn Sie eiferſüchtig ſind!“

„Wie kommen Sie doch darauf? meine Gedanken ſind aufwärts gerichtet, nicht abwärts!“ ſagte er mit einer Art Stolz. „Ich fühle es, nie könnte ich mich in Eva verlieben. Liebe zu ihr faſſen, nein! indem ich das denke, ſcheint es mir ordentlich, als habe ich etwas gegen ſie. Aber Sie ſcherzen, Sie wollen mich necken, wie Sie es ſo oft gethan haben. Bald werden wir uns trennen; nach zwei Monaten verweile ich nicht mehr in Dänemark. Zwei lange Jahre in der Fremde —! Wie viel kann ſich während deſſen ereignen! Werden Sie an mich denken? Recht an mich denken, mein Fräulein?“ Er beugte ſich und küßte ihre Hand.

Sophie wurde blutroth. Beide ſchwiegen.

„Steht Ihr hier?“ ſagte die Mutter, die aus einem Seitengange kam.

Otto bückte ſich tiefer und knickte eine der ſchönen Levkojen, die über die Rabatten hing.

„Pflücken Sie Louiſens liebſte Blumen?“ ſagte ſie lächelnd. „Dieſes Beet iſt gerade für unverletzlich erklärt.“

„Ich war ſo unglücklich, ſie zu knicken!“ ſagte Otto verwirrt.

„Er wollte die dunkelrothe Nelke zu meinem Kranze für den Mittagstiſch pflücken!“ ſagte Sophie. „Da er ſie nahm, ſo iſt mein Gewiſſen rein geblieben!“

Und ſie gingen alle drei ſpazieren, ſprachen von Kirſchen, Stachelbeeren, der Leinwand auf der Bleiche und vom warmen Sommertage.

Am Abend ſaßen Eva und beide Schweſtern bei ihrer Handarbeit, Otto und Wilhelm hatten an ihrer Seite Platz genommen. Sie ſprachen von Kopenhagen.

Sophie wußte eine Menge komiſcher kleiner Züge vorzubringen, die ſie bei den dortigen jungen Damen gefunden hatte. Otto ging in ihre Ideen ein und wußte geſchickt zu unterſtützen, was ſie vorbrachte. Was eigentlich die weibliche Jugend intereſſire, kam nun zur Sprache.

„Wenn das Mädchen confirmirt iſt, wachen allerlei Schwärmereien auf!“ ſagte Otto. „Man ſpürt eine Art Hinneigung zu dem männlichen Herzen. Noch darf man dieſe nicht recht ausſprechen, ausgenommen vor zwei Fremden: dem Prediger und dem Arzte. Für dieſe beiden ſchwärmt die Jungfrau, beſonders für den erſteren; ſie ſteht in einer Art geiſtigen Rapports zu ihm. Seine körperliche Liebenswürdigkeit verſchmilzt mit der geiſtigen. Ihre erſte Liebe kann man ſonach am Bezeichnendſten die Prieſter-Liebe nennen."

„Das iſt vortrefflich geſagt!" rief Sophie aus.

„Er predigt ſich tiefer ins Herz hinein!" fuhr Otto fort. „Sie zerſchmilzt in Thränen, küßt ſeine Hand, geht in die Kirche, aber nicht um Gottes, ſondern um des lieben Predigers willen!"

„O, das kenne ich ſo gut!" ſagte Sophie und lachte.

„Pfui, das meinſt Du nicht ſo!" ſagte Louiſe. „Und ich weiß nicht, wie Sie, Herr Zeſtrup, ſo etwas ſagen können. Das iſt ja häßlich! Sie kennen eines jungen Mädchens Seele gar nicht, kennen nicht das reine Gefühl, womit ſie ſich zu dem Manne hinneigt, der ihr die Heiligthümer der Religion eröffnet. Spotten Sie doch nicht über das Unſchuldige, das Reine, das ſo weit von jedem irdiſchen Eindrucke entfernt iſt!"

„Ich verſichere," ſagte Otto lächelnd, „wäre ich ein Dichter, ich würde in hundert witzigen Epigrammen dieſe Prieſterliebe lächerlich machen; und wäre ich ein Lehrer, ich würde vom Katheder dagegen proteſtiren!"

„Das hieße Gift in einen Brunnen ſchütten!" ſagte Louiſe. „Sie, als Mann, können nicht das Reine fühlen, das Heilige, das ſich in eines jungen Mädchens Bruſt bewegt. Eva, Du biſt ſicher meiner Anſicht?"

„Das iſt auch nicht Herrn Zeſtrup's Meinung!" antwortete ſie und blickte ihn mit mildem Ernſte an.

Wilhelm lachte laut.

II.

Ach, ich bin kein ſtarker Baum —
Ach, ich bin die Blume nur,
Die des Maies Kuß geweckt,
Und von der nicht bleibt die Spur,
Wie das weiße Grab ſie deckt!

Rückert.

Am nächſten Vormittage kam Beſuch: zwei junge Damen von Nyborg, Freundinnen von Sophie und Louiſe. Vor dem Mittageſſen wollte man einen Spaziergang machen, durch das Holz nach einer Koppel, wo der Flachs in Blüthe ſtand. Otto ſollte ſie begleiten.

„Ich bin mit von der Partie!“ ſagte der Kammerjunker, der eben in den Hof ſprengte, als die Damen mit Otto ihre Wanderung antraten. Die ganze Geſellſchaft beſtand demnach aus fünf Damen und zwei Herren.

„Das Vieh iſt doch nicht auf dem Felde, über das wir ſollen?“ fragte Eva.

„Nein, mein gutes Mädchen!“ entgegnete Sophie, „Du kannſt ganz ruhig ſein! Uebrigens haben wir ja auch zwei Herren mit.“

„Ja, die können uns gegen die unbändigen Stiere nicht ſchützen!“ ſagte Louiſe. „Aber wir haben nichts zu fürchten! Da, wo wir gehen, kommen die Kühe erſt nach dem Melken hin. Ich bin auch keine Heldin! Uebrigens iſt es noch nicht lange her, daß der eine Stier den Kuhhirten beinahe todt geſtoßen hätte. Auch ſtieß er neulich der Sidſel ein großes Loch in den Arm; Sie erinnern ſich wohl noch des Mädchens mit den zuſammengewachſenen Augenbrauen?“

„Auch iſt hier im Holze eine wilde Sau mit elf Ferkeln!“ ſagte Sophie mit ironiſchem Ernſte, „der wäre nicht gut zu begegnen!“

„Die iſt faſt eben ſo ſchlimm, wie die Stiere!“ ſagte der Kammerjunker und lachte über Eva.

Die Unterhaltung nahm eine andere Richtung.

„Wollen wir nicht den Peter Krüppel beſuchen?“ fragte Sophie. „Die Herren können dann die hübſche Schmiedstochter ſehen; ſie iſt doch wirklich zu ſchön, um ſeine Frau zu ſein!“

„Iſt Peter Krüppel verheirathet?“ fragte Otto.

„Nein, er will erſt nächſten Sonntag Hochzeit machen!“ antwortete der Kammerjunker. „Aber die Braut iſt ſchon in ſeinem Hauſe. Am Sonntag vor acht Tagen wurden ſie zum erſten Mal aufgeboten, und ſogleich zogen ſie zuſammen. Oft geſchieht das noch früher, wenn der Mann eine Frau nicht entbehren kann. Sie hat ihn wegen ſeines gefüllten Säckels genommen!“

„Ja, beim Bauer giebt ſelten Liebe den Ausſchlag!“ ſagte Louiſe. „Voriges Jahr hatten wir hier ein ganz junges Mädchen, das ſich mit einem Manne verheirathete, der ihr Großvater ſein konnte. Sie nähme ihn einzig und allein, ſagte ſie, weil er ſo gutes Töpfergeſchirr hätte.“

„Das ſind zerbrechliche Dinge, ſich darauf zu verheirathen!“ meinte Otto.

Inzwiſchen waren ſie bis an den Rand des Holzes gekommen. Hier lag ein kleines Haus, Hopfenranken hingen üppig über den Zaun herab, die Katze ſtand mit gekrümmtem Rücken auf der morſchen Einfaſſung des Brunnens.

Sophie, an der Spitze der ganzen Geſellſchaft, trat in die Stube, wo Peter Krüppel auf dem Tiſche ſaß und nähte; aber leicht und geſchäftig wie ein Kobold fuhr er vom Tiſche herab, ihr die Hand zu küſſen. Die hübſche Schmiedstochter rührte im Keſſel auf dem Feuerheerd. Johanniskräuter, zwiſchen Balken und Decke geſteckt, ſchoſſen in üppigem Wachsthum hervor und prophezeiten den Bewohnern des Hauſes eine lange Lebenszeit. An der rußigen Decke glänzten Heringsſeelen, wie man einen gewiſſen Theil der Eingeweide des Herings nennt, welche Peter Krüppel, dem Volksglauben folgend, an die Decke geworfen hatte, überzeugt, daß er, ſo lange ſie da hingen, vom kalten Fieber befreit bleiben würde.

Otto nahm keinen Theil an der Unterhaltung, ſondern blätterte in einem Bund Lieder, die er fand; ſie waren in ein Stück blaues Tabackspapier zuſammengeheftet. Der Hauptinhalt derſelben war: „neue, traurige Lieder“ — „von dem gräulichen Morde“ — „von dem frechen Verbrecher“ — von dem Teufel in der Laxſtraße“ — „von Roats Sturz,“ und dergleichen Sachen, welche jetzt bei den Bauern die beſſern alten Volkslieder verdrängt haben.

Mit Louiſe, Eva und einer von den Damen aus Nyberg ging Otto langſam den andern voran, die noch einige Scherze zu ſagen hatten, ehe ſie Peter Krüppel und ſeine Braut verließen.

„Wollen wir über die Koppel nach dem Hünengrabe gehen?“ ſagte Louiſe. „Es iſt heute klares Wetter, wir werden Seeland ſehen können. Die Andern kommen uns wohl nach, hier vom Fußſteige aus entdecken ſie uns gleich.“

Otto öffnete das Gitter, und ſie gingen über die Koppel. Sie waren ſchon eine ziemliche Strecke hinein, als der Kammerjunker mit ſeinen beiden Damen den Fußſteig betrat, von welchem aus ſie die Andern ſehen konnten.

„Sie wollen nach dem Hünengrabe!“ ſagte er.

„Da werden Sie wohl einen kleinen Schreck bekommen!“ ſagte Sophie. „Unten in der Ecke der Koppel liegt das Jungvieh. Sie können dieſes in der Entfernung leicht für die Kühe und die unbändigen Stiere halten!“

„Wollen wir ſie nicht lieber zurückrufen?“ fragte die andere Dame.

„Ein wenig Angſt müſſen wir ihnen doch machen,“ ſagte Sophie. „Rufen Sie ihnen zu: da ſind die Kühe!“

„Ja, das kann ich mit gutem Gewiſſen rufen!“ ſagte der Kammerjunker, und nun ſchrie er, ſo laut er konnte: „Da iſt das Vieh! Kehrt um! Kehrt um!“

Eva hörte es zuerſt. „O Gott!“ ſagte ſie, „hört, was ſie uns zurufen!“

Otto blickte umher, ſah aber keine Kühe.

„Nun ſtehen ſie ſtill!“ ſagte Sophie, „rufen Sie noch einmal!“

Der Kammerjunker rief, wie vorhin, und Sophie ahmte das Brüllen der Kühe nach. Bei dieſem Lärm erhob ſich das Jungvieh.

Nun wurde Louiſe es gewahr. „O Gott!“ rief ſie aus. „Da unten in der Ecke der Koppel iſt das ganze Vieh!“

„Laßt uns laufen!“ rief Eva und ergriff die Flucht.

„Um Gottes willen, laufen Sie nicht!“ rief Otto. „Gehen Sie ruhig und langſam, ſonſt könnte es kommen!“

„Macht fort! fort!“ tönte es vom Walde her.

„O Gott!“ ſchrie Eva laut, als ſie das Vieh den Schwanz in die Höhe heben ſah, ſobald es die Fliehenden erblickte.

„Nun kommen ſie!“ rief die Dame, die ſie begleitete, und ſtieß einen lauten Schrei aus.

Eva floh voran, wie vom Winde getragen, die Dame folgte ihr, Louiſe lief hinterher.

Nun ſah Otto wirklich alles Vieh, das bei der Flucht der Damen inſtinctmäßig nachfolgte, in gleicher Richtung mit ihnen über die Koppel hinjagen.

Es blieb ihm nun nichts übrig, als, wie die Andern, das Gitter zu erreichen. Dies öffnete er, und hatte es eben wieder geſchloſſen, als das Vieh dicht hinter ihnen war, aber keiner hatte Augen zu ſehen, ob es groß oder klein ſei.

„Jetzt iſt keine Gefahr mehr!“ rief Otto, ſobald er das Gitter wohl verſchloſſen hatte, aber die Damen flohen noch immer, die Bäume umkreiſend, der Stelle zu, wo der Kammerjunker und ſeine beiden Damen mit ſchallendem Gelächter ihrer warteten.

Sophie wußte ob dieſes Amüſements ſich an einen

Baum halten. Es ſei ein unbezahlbares Schauſpiel geweſen, dieſe Flucht zu ſehen: Eva an der Spitze, und Herr Teſtrup vorbeiſauſend, um das Gitter zu öffnen.

Louiſe war blaß, wie der Tod, ſie zitterte am ganzen Körper, die Freundin ſtützte Arm und Stirn an einen Baum und ſchöpfte ſchwer Athem.

„Hu!“ rief Sophie noch einmal und lachte.

„Aber wo iſt Eva?“ fragte Otto und rief ihren Namen.

„Sie lief vor mir her!“ ſagte Louiſe. „Sie ſteht gewiß auch an einem Baum und ſammelt Kräfte.“

„Eva!“ rief Sophie. „Wo bleibt mein Held? I want a hero!“*)

Otto ging zurück, um ſie zu ſuchen. In dieſem Augenblick kam Wilhelm.

Der Kammerjunker bedauerte, daß er nicht den Wettlauf mit angeſehen habe, und erzählte ihm die ganze Geſchichte.

„O, kommt doch! kommt doch!“ hörte man Otto rufen. Sie fanden ihn knieend im hohen Graſe. Eva lag auf der Erde ausgeſtreckt, ſie war blaß wie der Tod. Ihr Kopf ruhte auf Otto's Schooß.

„Gott im Himmel!“ rief Wilhelm, und warf ſich vor ihr nieder. „Eva, Eva! o ſie iſt todt! daran biſt Du Schuld, Sophie! Du haſt ſie getödtet!“ Vorwurfsvoll heftete er ſeinen Blick auf die Schweſter. Dieſe brach in Thränen aus und verbarg ihr Antlitz mit den Händen.

---

*) Byron's Don Juan.

Otto lief nach dem Bauerhauſe und brachte Waſſer. Peter Krüppel ſelbſt hüpfte wie ein Kobold hinter ihm her durch die hohen Neſſeln und großen Kletten, die über ihm zuſammenſchlugen.

Der Kammerjunker nahm Eva auf ſeine ſtarken Arme und trug ſie nach dem Bauerhauſe. Wilhelm ließ ihre Hand nicht fahren. Die Uebrigen folgten ſchweigend.

„Sucht ſie nach Hauſe zu bringen!“ ſagte Wilhelm, „ich ſelbſt will den Arzt holen!“ Er ſtürzte fort und eilte durchs Holz hin nach dem Gute, wo er den Knechten befahl, einen Trageſſel für die Kranke hinauszubringen; ließ darauf einen der leichteſten Wagen anſpannen, ſetzte ſich ſelbſt als Kutſcher hinein und jagte davon nach Ryberg, der nächſten Stadt, die doch faſt 3 Meilen entfernt war.

Sophie war untröſtlich. „Das iſt meine Schuld!“ ſagte ſie und weinte.

Otto fand ſie vor dem Hauſe unter einem Hollunderſtrauche ſitzend. Sie konnte es nicht aushalten, Eva's Bläſſe zu ſehen.

„Sie ſind unſchuldig!“ ſagte Otto. „Glauben Sie mir, morgen wird Eva vollkommen wiederhergeſtellt ſein! Sie ſelbſt,“ fügte er beruhigend hinzu, „benahm ſich ſo unklug. Ich warnte ſie, ſie möchte nicht laufen. Ihre eigene Furchtſamkeit iſt Schuld an Allem.“

„Nein, nein!“ entgegnete Sophie; „meine Thorheit, meine Ausgelaſſenheit hat das ganze Unglück angerichtet!“

„Jetzt iſt es viel beſſer!“ ſagte der Kammerjunker, aus dem Hauſe tretend. „Sie iſt doch auch verteufelt zart, ſo vor ein Paar Kälbern zu laufen! Ich muß noch lachen, wenn ich daran denke, obgleich es ein ſolches Ende nahm!“

Nun trafen die Knechte ein, die Wilhelm mit dem Tragſeſſel hinausgeſchickt hatte.

Eva glaubte gehen zu können, wenn ſie ſich auf einen von ihnen ſtützte. Beſſer wäre es, ſie würde getragen, meinten dieſe.

„Du fühlſt keine Schmerzen?“ fragte Louiſe und küßte ihr ſchweſterlich die Stirn.

„Nein, durchaus nicht!“ antwortete Eva. „Zürnet mir nicht, daß ich Euch ſo erſchreckt habe. Ich bin ſo furchtſam, und die Stiere waren dicht hinter uns.“

„Es waren ja, ſo wahr mir Gott helfe, nur Kälber!“ antwortete der Kammerjunker; „ſie wollten ſpielen und liefen nur, weil Sie liefen!“

„Es war ein thörichter Scherz von mir!“ ſagte Sophie und ergriff Eva's Hand. „Ich bin ſehr unglücklich darüber!“

„O nein!“ ſagte Eva und lächelte wehmüthig froh. „Morgen bin ich gewiß wieder ganz munter!“ Ihr Auge ſchien Jemand zu ſuchen.

Otto verſtand dieſen Blick. „Es iſt nach dem Arzte geſchickt! Wilhelm iſt ſelbſt hingefahren.“

Ungefähr in der Mitte des Weges kam ihnen die Mutter entgegen, ſie war eben ſo blaß wie Eva.

Alle ſuchten ſie zu beruhigen; Eva beugte den Kopf, um ihre Hand zu küſſen. Der Kammerjunker erzählte ihr die Geſchichte, und ſie ſchüttelte den Kopf. „Welch ein unkluger, thörichter Scherz!“ ſagte ſie; „da ſehen wir die Folgen!“

Erſt ſpät am Nachmittage kam **Wilhelm** mit dem Arzte; dieſer fand die Patientin außer aller Gefahr und verordnete, was noch geſchehen ſollte. Ruhe und die warme Sommerluft würden das Beſte thun.

„Sehen Sie,“ ſagte **Otto**, als er gegen Abend **Sophien** im Garten traf, „heute verbarg **Wilhelm** ſein Gefühl nicht!“

„Ich fürchte, Sie haben Recht!“ entgegnete **Sophie**; „er liebt **Eva**, das iſt doch recht unglücklich. Sagen Sie mir, was Sie davon wiſſen.“

„Ich weiß ſo gut wie nichts!“ ſagte **Otto** und erzählte von dem kleinen **Jonas** und dem erſten Zuſammentreffen.

„Ja, das hat er uns Alles ſelbſt geſagt! Aber wiſſen Sie nichts mehr?“ Ihre Stimme wurde weich, und vertraulich weilte ihr Auge auf dem **Otto's**.

Er erzählte ihr die kurze Unterredung, die er im vorigen Herbſt mit **Wilhelm** gehabt hatte, wie dieſer über ſeine aufrichtige Warnung böſe geworden, und daß ſie ſeitdem nie über **Eva** geſprochen hätten. „Ich muß meine Furcht der Mutter mittheilen!“ ſagte **Sophie**. „Faſt freue ich mich nun, daß er in zwei Monaten fortreiſet, obgleich wir dann auch Sie verlieren!“

Und **Otto's** Herz pochte, das Geheimniß ſeines Herzens drängte ſich ihm auf die Lippen, jeden Augenblick wollte er es ausſprechen. Aber Sophie hatte immer noch eine Frage wegen des Bruders; ſie waren ſchon aus dem Garten, ſchon auf dem Hofe, und Otto hatte noch Nichts geſagt.

Darum war er ſo ſtill, als er mit Wilhelm ſpät Abends in ihr Zimmer trat. Wilhelm ſagte auch kein Wort, aber ſein Auge weilte wiederholt erwartungsvoll auf Otto, als ob er darauf harre, daß dieſer das Stillſchweigen brechen ſolle. Wilhelm trat ans offene Fenſter und ſog die friſche Luft ein; plötzlich wendete er ſich um, ſchlang ſeine Arme um Otto und rief aus: „Ich kann es nicht aushalten! Einem muß ich es ſagen! Ich liebe ſie, werde ſie nie aufgeben, wenn auch Alle dagegen ſind! Nun habe ich mehrere Monate lang ſtill meine Gefühle verborgen, ich kann es nicht länger, oder ich werde ein kränkliches Geſchöpf, und dazu bin ich nicht geſchaffen!“

„Weiß ſie es?“ fragte Otto.

„Ja und nein! Ich weiß nicht, was ich antworten ſoll! Hier im Hauſe habe ich nie allein mit ihr geſprochen. Das letzte Mal, als Weyſe in Roeskilde auf der Orgel ſpielte, hatte ich ein hübſches ſeidenes Tuch gekauft, welches ich für ſie mitbrachte; ich weiß nicht, ich wollte ihr eine Freude machen. Da kam eine Frau vorbei, mit hübſchen Levkojen, ich ſtand am offenen Fenſter, ſie bot mir einen Strauß an und ich kaufte ihn. „Das ſind hübſche Blumen!“ ſagte Eva, als ſie hereinkam. „Mir würden ſie verwelken,“ ſagte ich. „Setzen Sie ſie ins Waſſer und behalten Sie ſie!“ Sie wollte nur eine einzige haben, ich nöthigte ihr alle auf; ſie wurde roth, ihr Auge blickte mir wunderbar tief in die Seele. Ich weiß nicht, welch ein Menſch ich wurde, aber es war mir unmöglich, ihr das Tuch zu geben, es ſchien mir dies eine Beleidigung zu ſein. Eva ging fort mit den Blumen. Aber den folgenden Morgen kam es mir vor, als ſei ſie unruhig, ich glaubte ſie die Farbe wechſeln zu ſehen, als ich ihr Adieu ſagte! — Sie muß die Gedanken in meiner Seele geleſen haben — —“

„Und das Tuch —?“ unterbrach ihn Otto.

„Das ſchenkte ich meiner Schweſter Sophie!“ ſagte Wilhelm.

III.

Sage mir,
Was mein Herz begehrt? —
Mein Herz iſt bei Dir,
Halt' es werth.

West-öſtlicher Diwan von Goethe.

Sehr, da ſteht der Mann ſchon wieder
Mit den unheilſchwangern Blicken.

Reiſeerinnerungen von B. S. Ingemann.

Einige Tage vergingen, die feine Röthe kehrte auf Eva's Wangen zurück. Ihr erſter Ausgang mit den Andern war, das Rübſenſtroh brennen zu ſehen. Es war in zwei ungeheuern Haufen zuſammengefahren. Am Morgen, zu einer beſtimmten Stunde, die in der Gegend bekannt gemacht war, damit Niemand glaube, daß irgendwo Feuer ſei, wurde das Stroh angezündet. Es lag auf der nächſten

Koppel dicht vor dem Gute, wo die Rübſaat auf einem ausgeſpannten Segel gedroſchen war.

Der Landſchaftsmaler Dahl hat uns ein Gemälde des brennenden Veſuv gegeben, wo die rothe Lava vom Berge herab ſtrömt; im Hintergrunde hat man den Blick über den Meerbuſen hin nach Neapel und Iſchia; es iſt ein Bild von großer Wirkung. Eine ſo glänzende Situation findet ſich nicht in dem flachen Dänemark, das keine großen Naturſcenen darbietet; doch brachte dieſer Morgen hier ein Gemälde mit demſelben Farbenſpiele. Wir beſchauen es: den Vordergrund bildet eine Hecke von Haſelnußſtauden, die Nüſſe hängen in großen Trauben und ſtechen mit ihrem hellen Grün ſtark gegen die dunkeln Blätter ab; die blaue Cichorienblume und der blutrothe Mohn wuchern an den Gräben neben dem Steg, über welchen die Damen hüpfen; die zarte Sylphengeſtalt iſt Eva. Auf der Koppel, wo nur die gelben Stoppeln hervorragen, ſtehen Otto und Wilhelm, zwei prächtige Jagdhunde wedeln neben ihnen. Zur Linken iſt ein kleiner See, faſt zugewachſen mit Schilf und Waſſerlilien. Vorn, wo der Wald eine Wendung macht, liegt, einer großen Scheune nicht unähnlich, das zuſammengefahrene Stroh; der Knecht hat Feuer angeſchlagen, zündet die äußere Seite an, und mit einer Schnelligkeit, wie die der herabſtrömenden Lava, läuft nun das rothe Feuer den rieſenhohen Haufen hinan. Es knittert und knattert darin. In einem Augenblick iſt Alles ein brennender Hügel, die rothe Flamme ſchlägt hoch empor in die blaue Luft, hoch über den Wald, der nun nicht geſehen wird. Ein dicker ſchwarzer Rauch ſteigt in die klare Luft und weilt hoch oben, wie eine Wolke. Aus den Flammen und dem Rauche hebt der Wind große Feuerballen empor, welche kniſternd und knaſternd vom Winde dem Walde zugetrieben werden; es ſieht ängſtlich aus, wie ſie ſich an die nächſten Bäume heften und Zweige und Blätter anſengen.

„Laßt uns weiter fort gehen,“ ſagte Sophie, „die Hitze iſt hier zu ſtark.“ Sie zogen ſich an den Graben zurück.

„Nein, welche Menge Nüſſe,“ rief Wilhelm aus. „und von dieſen bekomme ich nicht eine einzige! ich bin fort, wenn ſie reif ſind!“

„Aber Sie bekommen Trauben und andere herrliche Früchte!“ ſagte Eva lächelnd. „Wir haben unſer Schönes hier in der Heimath!“ —

„Ja, es iſt ſchön, ſehr ſchön hier in der Heimath!“ erwiederte Wilhelm, „herrliche Blumen, wilde Nüſſe, und da haben wir ja den Veſuv vor uns!“ er wies auf den brennenden Haufen.

„Nein!“ ſagte Sophie, „mir ſcheint, er gleiche mehr dem Scheiterhaufen, auf dem die Hindu-Wittwen ſich lebendig verbrennen laſſen! das muß ſchrecklich ſein!“

„Man iſt gewiß gleich todt!“ ſagte Eva.

„Würdeſt Du Dich wirklich verbrennen laſſen, wenn Du eine Hindu-Wittwe wäreſt, z. B. für Herrn Joſtrup oder Wilhelm,“ ſagte ſie leicht hingeworfen, „wenn er todt im Feuer läge?“

„Wäre es Landesſitte, und ich hätte wirklich die einzige

Stütze verloren, die ich in der Welt beſäße, ſo würde ich es thun!“

„O nein, nein!“ ſagte Louiſe.

„Im Grunde iſt es prächtig!“ rief Sophie aus.

„Das Brennen iſt vielleicht nicht das Peinlichſte!“ ſagte Otto und pflückte zerſtreut Nüſſe aus der Hecke. „Ich kenne ein Märchen von einem ärgeren Brennen.“

„Wie lautet das?“ fragte Wilhelm.

„Es läßt ſich in großer Geſellſchaft nicht erzählen, man darf es nur hören, wenn man ſelbander iſt. Bei Gelegenheit will ich es wohl erzählen!“

„O, ich kenne es!“ ſagte Wilhelm! „Sie können es ja einer meiner Schweſtern erzählen, welcher Sie am liebſten wollen! ſo will ich — ja, ich muß es Eva erzählen!“

„Es iſt zu früh am Tage, um Märchen zu hören!“ ſagte Louiſe, „laßt uns lieber ein Lied ſingen!“

„Nein, dann müſſen wir noch vor Abend weinen!“ antwortete Wilhelm, und ſie bekamen weder Geſang noch Märchen.

Die Mutter kam mit Waſſerine, dem alten treuen Hunde, gegangen, die Beiden wollten auch ſehen, wie herrlich es brannte. Das Rübſenſtroh ging auf die Neige; der andere Brand, von dem das Märchen erzählen konnte, ja, damit kam es noch nicht zum Ausbruch! aber man konnte es jede Stunde am Tage erwarten.

Am Abend ſpazierte Otto allein durch die große Kaſtanienallee. Der Mond ſchien hell durch die Baumzweige.

Als er in den mittleren Hof trat, hüpften Wilhelm und Sophie ihm entgegen, aber leiſe, ganz leiſe. Die Hand hob ſich, Stillſchweigen gebietend.

„Kommen Sie!“ ſagte Sophie, „das iſt eine Scene zum Malen! — es geht luſtig her in der Geſindeſtube, man kann herrlich durchs Fenſter ſehen!“

„Ja, kommen Sie!“ wiederholte Wilhelm.

Otto ſchlich ſich dahin. Das Licht ſchimmerte heraus. Drinnen wurde gelacht und laut geſprochen, Einer ſchlug auf den Tiſch, ein Anderer ſang:

„Und ich will reiſen ins Preußenland,
Hurrah!
Und als ich kam ins Preußenland,
Hurrah!“ —

Otto ſah durchs Fenſter.

Einige Knechte und Mägde ſaßen drinnen an dem langen hölzernen Tiſche; am Ende deſſelben ſtand Sidſel in einer gebückten Stellung, ihr Geſicht war glänzend roth, ſie that einen groben Schwur und lachte; Keiner dachte daran, daß man ſie belauſche. Aller Augen waren auf einen großen Kerl gerichtet, der mit aufgekrempten Hemdärmeln, einen zinnernen Becher in der Hand, daſtand. Es war der deutſche Heinrich, der ihnen ſeine Künſte vormachte. Otto erblaßte; hätte ſich vor ſeinen Augen ein Todter von der Leichenbahre erhoben, es hätte ihn nicht ſo ſehr erſchreckt.

„Hokuspokus Lariſari!“ rief Heinrich drinnen, und reichte den Becher einem halberwachſenen Burſchen, im

Alter zwiſchen Knabe und Jüngling. „Haſt Du ſchon ein Liebchen, ſo wird das Korn in dieſem Becher zu Mehl, biſt Du aber noch ein Gelbſchnabel, ſo wird es nur Grütze!“

„Na, Anders Peerſen!“ ſagten alle Mädchen, „nun werden wir ſehen, ob Du ein ganzer Kerl biſt!“

Sophie hüpfte fort.

Das ſchallende Gelächter und Händeklatſchen verkündete den Ausgang.

„Iſt das nicht derſelbe, der die Künſte im Thiergarten machte?“ fragte Wilhelm.

„Ja wohl!“ antwortete Otto. „Er iſt mir widerlich!“ und nun folgte er Fräulein Sophien.

Spät am Abend, als Jeder ſich zur Ruhe begab, ſchlug Wilhelm Otto vor, eine kleine Runde zu machen, wie er es nannte. „Ich glaube, Meg Merrilies, wie meine Schweſter Sidſel nennt, hat an dem Gaukler eine Eroberung gemacht, obgleich er ihr Vater ſein könnte! Sie trabten Beide die Allee hinunter und hatten viel zu flüſtern, wahrſcheinlich ſoll er dieſe Nacht in einer von den Scheunen ſchlafen. Ich möchte doch nachſehen; gewiß liegt er da und raucht ſeine Pfeife, und kann uns den Hof in Brand ſtecken! Sollen wir hinuntergehen? Wir nehmen Waſſerine und Fingal mit!“

„Laſſen Sie ihn ſchlafen!“ ſagte Otto, „er wird doch nicht toll ſein, im Stroh Taback zu rauchen! Aufrichtig geſagt möchte ich nicht von ihm geſehen werden. Er war einige Male auf meines Großvaters Gute, da habe ich mit ihm geſprochen, und nun plagt er mich, ich will ihn nicht ſehen.“

„So gehe ich allein!“ ſagte Wilhelm.

Otto's Herz ſchlug gewaltſam, er ſtand am öffnen Fenſter und blickte über den dunklen, vom Monde beſchienenen Wald hinaus. Auf dem Hofe hörte er Wilhelm die Hunde locken. Er hörte noch eine Stimme, es war die des Verwalters, und dann wurde es wieder ſtill. Otto dachte an den deutſchen Heinrich und an Sophien, an den guten und an den böſen Engel ſeines Lebens, und er malte ſich aus, wie ſie ihm die Hand reichte, ſeine Braut wäre, und wie ihr Heinrich die Erinnerung aufdeckte, die ſein Blut zum Stocken brachte. Es war ihm, als ſtände ihm an dieſem Abende etwas Böſes bevor. „Ich fühle es im Voraus!“ ſagte er laut.

Wilhelm kam noch nicht.

Faſt eine Stunde verfloß. Wilhelm trat ein, beide Hunde folgten ihm, ſie waren ſchmutzig bis an den Bauch.

„Trafen Sie Jemand?“ fragte Otto.

„Ja, es war etwas da!“ ſagte Wilhelm, „aber nicht in der Scheune. Die dummen Hunde verloren ihre Natur, es war, als ob ſich Jemand längs der Mauer und durch den Moraſt im Wallgraben ſchliche. Die Hunde fuhren hinein, ſehen Sie, wie ſie ausſehen! kamen aber augenblicklich wieder zurück, winſelten und ließen Schwanz und Ohren hängen. Ich konnte ſie nicht wieder hinein bringen. Nun wurde der Verwalter abergläubiſch; aber es iſt doch gewiß der Gaukler geweſen, oder einer von den Knechten, der ein Stelldichein hatte. Wie übrigens Jemand ins Schilf hineingehen kann, ohne bis an den Hals zu verſinken, begreife ich nicht!“

Alles war draußen wieder ganz ſtill. Die Freunde traten ans offene Fenſter, umſchlangen ſich gegenſeitig und blickten hinaus in die ſchweigende Nacht.

IV.

Bring' häusliche Hülfe,
Incubus! Incubus!
Tritt hervor und mache den Schluß.
Goethe's Fauſt.

Es giebt ſo bange Zeiten,
Es giebt ſo trüben Muth!
Novalis.

Am folgenden Morgen erzählte **Wilhelm** beim Kaffeetiſche ſein nächtliches Abenteuer, die Schweſtern lachten darüber. Die Mutter dagegen ſchwieg, verließ das Zimmer und kam erſt nach einiger Zeit zurück.

„Hier ſind Diebe geweſen,“ ſagte ſie, „und faſt ſollte man glauben, daß es von den Leuten des Hofes geweſen ſei. Sie ſind bei dem Wäſchſchrank geweſen und nicht zu ſchonend verfahren. Der hübſche alte ſilberne Becher, den ich von der Großmutter erbte, iſt auch fort. Ich hätte ihnen lieber den Werth des Silbers gegeben, als das Stück verloren.“

„Wollen die gnädige Frau nicht, daß das Sieb gehen ſoll?“ fragte der alte Diener. „Das iſt ziemlich ſicher!“

„Das iſt nur Aberglaube!“ antwortete ſie, „dabei kann es ſo leicht über den Unſchuldigen hergehen.“

„Wie die gnädige Frau befehlen!“ ſagte der Diener, und ſchüttelte den Kopf.

Inzwiſchen wurde eine Hausſuchung angeſtellt. Die Koffer der Leute wurden unterſucht; man fand nichts.

„Wollten Sie nur das Sieb gehen laſſen!“ meinte der alte Diener.

Spät am Nachmittage ging Otto im Garten; er kam mit dem Gärtner ins Geſpräch, ſie ſprachen von dem Diebſtahle.

„Das muß Jeden von uns ärgern,“ ſagte er, „weil wir viel auf die gnädige Frau und die ganze Herrſchaft halten. Einer muß doch in Verdacht kommen. Wir glaubten, es wäre Sidſel, denn ſie taugt nichts! wir Leute ließen unter uns das Sieb gehen, aber bei ihrem Namen rührte es ſich nicht von der Stelle. Wir hatten es auf eine Meſſerſpitze geſetzt, alle Namen auf dem Hofe genannt; aber es ſtand feſt, als wenn es angenagelt wäre! Wir bekamen freilich etwas zu ſehen, Keiner hätte es glauben ſollen; ich will auch nicht weiter davon ſprechen, obgleich wir Alle unſere eigenen Gedanken dabei hatten. Ich hätte es verſchwören wollen.“

Otto drang in ihn, wen man im Verdacht habe.

„Ihnen kann ich es wohl ſagen!“ entgegnete der Gärtner, „aber Sie dürfen ſich nichts davon merken laſſen. Als wir heute um das Sieb herumſtanden und es ſich bei Sidſels Namen nicht rührte, wurde ſie heftig, weil ſie ein Wort hatte fallen hören, das ihr nicht angenehm ſein konnte, wenn ſie unſchuldig war. Sie richtete ſich empor und ſagte zu uns: „aber hier auf dem Hofe ſind ja auch mehr Leute, als wir Dienſtboten! Fremde ſind hier, und die feine Mamſell und der Pächter! Ja, ich beſchuldige Niemand, aber Alle müſſen genannt werden!“

„Das thaten wir denn. Ja, wir nannten auch Ihren Namen, Herr Jeſtrup, obgleich wir wohl wußten, daß Sie nichts damit zu thun hätten, aber wir wollten durchaus Keinen übergehen. Das Sieb ſtand auch ganz ſtill, bis wir Eva nannten, da rührte es ſich. Keiner von uns wollte daran glauben, und der alte Peter ſagte auch, es rühre vom Zuge aus dem Schornſteine her. Wir nannten noch einmal alle Namen, und das Sieb ſtand, bis wir an Eva's Namen kamen, da bemerkten wir ganz deutlich eine Bewegung. Der alte Peter ſchlug nun an das Sieb, daß es auf die Erde fiel, und fluchte, daß es Lügen ſeien, er wolle für Eva einſtehen. Das würde ich auch gethan haben, aber es war doch ſonderbar mit dem Siebe. Die meiſten haben da nun doch ihre eignen Gedanken, aber Keiner möchte es der Herrſchaft ſagen, die ſo viel auf ſie hält. Ich kann es auch nicht recht in meinen Kopf kriegen.“

„Sie iſt unſchuldig!“ ſagte Otto, und es betrübte ihn, daß bei irgend einem auch nur der geringſte Verdacht auf Eva weilen ſollte. Er dachte an den deutſchen Heinrich und an Sidſel, ſie allein kamen ihm verdächtig vor. Da fiel ihm ein Experiment ein, das er einmal von Roſalien gehört hatte; er fand es anwendbar und in pſychologiſcher Rückſicht weit ſicherer, als das mit dem Siebe.

„Möglicher Weiſe leitet es zur Entdeckung,“ ſagte er, nachdem er Sophien und dem Verwalter den ganzen Plan mitgetheilt hatte.

„Ja, das müſſen wir thun!“ ſagte ſie. „Das iſt vortrefflich! Ich muß dann auch mit auf die Probe, obgleich ich in das Geheimniß eingeweiht bin!“

„Ja, Sie, Ihre Schweſter, Wilhelm, Eva, wir Alle müſſen mit!“ ſagte Otto. „Ich will es nur nicht zur Sprache bringen, das muß der Verwalter thun.“

„Das iſt richtig, ſehr richtig!“ antwortete dieſer. „Alſo heute Abend, wenn es dunkel iſt.“

Die Zeit kam; der Verwalter rief die Leute zuſammen. „Nun weiß ich,“ ſagte er, „wie wir den Dieb finden!“ Alle ſollten in dem vorderen Zimmer bleiben; im Nebenzimmer war es ganz dunkel, und rechts in der Ecke ſtand ein kupferner Keſſel; zu dieſem ſollten Alle, indem ſie einzeln hineingelaſſen wurden, hingehen und die Hand auf den flachen Boden deſſelben legen. Wer unſchuldig wäre, deſſen Hand bliebe weiß und rein, aber des Schuldigen Hand würde feſtbrennen und ſchwarz werden, wie eine Kohle.

„Wer nun,“ ſagte der Verwalter, „ein gutes Gewiſſen hat, gehe mit dieſem und mit Gott hinein, rühre den Boden des Keſſels an, begebe ſich in das innerſte Zimmer und zeige mir dort ſeine Hand. Jetzt gehe ich, um Alle in Empfang zu nehmen!“

Die Töchter gingen, die Freunde, Eva und alle Leute. Der Verwalter fragte jeden Kommenden: „ſag' mir, auf Dein Gewiſſen, berührte Deine Hand den flachen Boden des Keſſels?“

Alle antworteten: „Ja!“

„So zeige mir die Hand!“ ſagte er; ſie thaten es, und bei Allen war ſie ſchwarz; Sidſels Hand allein war weiß.

„Du biſt der Dieb!“ ſagte der Verwalter. „Dein böſes Gewiſſen hat Dich geſchlagen. Du haſt den Keſſel nicht angerührt, Deine Hand nicht hineingelegt; ſonſt wäre ſie ſchwarz wie die der Andern geworden. Der Keſſel war inwendig mit Kienruß ausgeſchmiert; die, welche ſich mit gutem Gewiſſen näherten, gewiß, daß ihre Hand rein bleiben würde, wie ihr Gewiſſen, wurden gerade ſchwarz! Du haſt Dich ſelbſt gerichtet. Geſteh' oder es geht Dir ſchlimmer!“

Sidſel ſtieß einen abſcheulichen Schrei aus und warf ſich auf ihre Kniee. „O Gott, ſtehe mir bei!“ ſagte ſie und geſtand, daß ſie die Diebin ſei. Eine Kammer hoch oben im Giebel, über dem Boden, wurde zum Gefängniſſe eingerichtet; hier wurde die Delinquentin eingeſperrt, bis die Sache am folgenden Tage dem Hardesvogte gemeldet werden könnte.

„Sie ſoll nach Odenſe und Wolle ſpinnen!“ ſagte Wilhelm; „da gehört ſie hin!“

Die Familie verſammelte ſich um den Theetiſch. Sophie ſcherzte über die Begebenheiten des Tages. „Die arme Sidſel!“ ſeufzte Eva.

„In England würde ſie gehängt werden,“ bemerkte Wilhelm; „das müßte nett zu ſehen ſein!“

„Abſcheulich!“ ſagte **Louiſe**; „die Armen müſſen auf dem Wege dahin vor Schreck ſterben!“

„Nein, das iſt gerade luſtig!“ ſagte **Wilhelm**. „Nun ſollſt Du hören, welche herrliche Muſik dazu von **Roſſini** geſetzt wurde!“ Und er ſpielte den Marſch aus der *gazza ladra*, wo das junge Mädchen zum Galgen geführt wird. „Iſt das nicht luſtig? Ja, das iſt ein Componiſt!“

„Mir ſcheint es gerade charakteriſtiſch!“ antwortete **Otto**. „Es ſind nicht die Gefühle des Mädchens, die der Componiſt hier ausdrücken will; es iſt die Freude des rohen Haufens, die Execution zu ſehen, dieſes herrliche Schauſpiel iſt es, das in den luſtigen Tönen ſpielt; es iſt keine tragiſche Oper, und darum wählte er gerade dieſe Farbe.“

„Es iſt ſchwer, dagegen etwas zu ſagen,“ antwortete Wilhelm. „Was Sie da behaupten, habe ich noch von keinem Menſchen gehört!“

„Wenn der Soldat Gaſſen läuft, wird gerade eine luſtige Muſik geſpielt!“ antwortete **Otto**. „Der Contraſt bringt hier die größte Wirkung hervor!“

Der Bediente trat ein und erzählte lächelnd, daß **Peter Krüppel**, der Neuvermählte, wie er ihn nannte, draußen ſei und mit dem **Baron Wilhelm** zu ſprechen wünſche. „Es iſt wegen eines Walzers, den der Herr Baron ihm verſprochen haben!“

„Er kommt ſpät auf den Hof!“ ſagte **Sophie**; „ſonſt gehen ja die Bauern mit der Sonne zu Bette!“

Auf dem Gange ſtand der Angemeldete, die Mütze in der einen, einen großen Stock in der andern Hand.

Er wiſſe, ſagte er, daß es für die Herrſchaft noch Tag ſei; er ſei gerade am Hofe vorbeigegangen und habe da gedacht, daß er vielleicht den Walzer von Kopenhagen bekommen könne, den der Baron ihm verſprochen habe; er ſolle morgen auf einer Hochzeit ſpielen und wolle ihn dazu gern haben, müſſe ihn aber erſt einüben.

Sophie fragte nach ſeiner jungen Frau und machte einen Scherz; Louiſe gab ihm eine Taſſe Thee, er trank ſie im Gange. Otto blickte ihn durch die offene Thür an; der Alte ſchnitt wunderliche Geſichter, faſt als wünſchte er mit ihm zu ſprechen. Otto trat näher. Peter Krüppel ſteckte ihm ein Papier in die Hand, indem er mit einem ſehr ſprechenden Blick ihm Stillſchweigen anempfahl.

Otto ging zur Seite und betrachtete das ſchmutzige Papier, das wie ein Pulver zuſammengelegt und mit einem Klumpen Lack verſiegelt war. Auf der äußern Seite ſtand ſehr unleſerlich geſchrieben:

„SeiNer wuLgebern Hr Odto Zuſtraab.“

Erſt verſuchte er, im Mondſchein zu buchſtabiren, aber das hielt ſchwer, ſelbſt bei Licht.

Nach vieler Anſtrengung brachte er den Sinn dieſes halb deutſchen, halb däniſchen Kauderwelſch heraus, von deſſen Orthographie wir in der Aufſchrift eine Probe gaben. Der Brief war vom deutſchen Heinrich. Er bat Otto, noch dieſen Abend mit ihm im Walde bei Peter Krüppels Wohnung zuſammenzutreffen. Er wollte ihm da eine Aufklärung geben, die wohl des Ganges werth ſei. Es würde

Herrn Joſtrup große Betrübniß und großes Elend verurſachen, wenn er nicht käme.

Eine ſeltſame Angſt durchzuckte Otto. Wie konnte er ſich fortſchleichen, ohne vermißt zu werden? Hin ſollte und mußte er; eine wunderbare Angſt trieb ihn fort. „Je früher, deſto beſſer!“ ſagte er, eilte die Treppe hinab und ſchwang ſich haſtig über das kleine Gartengitter; die Pforte hätte vielleicht Geräuſch gemacht. Bald war er im Walde, er hörte ſein eignes Herz klopfen. „Ewiger Gott, ſtärke meine Seele! Befreie mich von dieſer Angſt, die mich überwältigt! Leite Alles zum Beſten!“ Nun hatte er Peter Krüppels Wohnung erreicht. Am Brunnen lehnte eine Geſtalt; Otto blieb ſtehen, maß mit dem Auge, wer es ſei, und erkannte den deutſchen Heinrich.

„Was hat Er mir zu ſagen?“ fragte Otto.

Heinrich hob Stillſchweigen gebietend die Hand, winkte ihm und öffnete eine kleine Pforte, die hinter das Haus führte. Otto folgte mechaniſch.

„Das geht ſchlimm her auf dem Hofe!“ ſagte Heinrich. „Sidſel iſt ja ins Loch geſteckt und kommt morgen nach Odenſe, in das rothe Haus an dem Bache!“

„Wie ſie verdient!“ ſagte Otto; „mich geht das nichts an.“

„O nein!“ antwortete Heinrich; gewiſſermaßen geht das Niemand von uns an! Aber Ihr müßt ein gutes Wort für ſie einlegen! Ihr müßt zuſehen, daß dieſe Strafe nicht über ſie verhängt werde!“

„Aber die Strafe iſt gerecht!“ antwortete Otto, „und wie kann ich mich darein miſchen? Was hat Er mir zu ſagen?“

„Ja, der gute Herr müſſen nicht böſe werden!“ begann Heinrich wieder; „aber das Mädchen thut mir leid. Ich kann es mir wohl denken, da Ihr ſie nicht kennt, ſo rührt es Euch nicht; aber wenn ich Euch nun das kleine Wort ins Ohr flüſtere: Es iſt Eure eigene Schweſter, Herr Joſtrup!“

Es wurde ſchwarz vor Otto's Augen. Todeskälte durchzuckte ſein Blut, ſeine Hände ergriffen die kalte Mauer, ſonſt wäre er zur Erde geſunken; nicht ein Laut entſchlüpfte ſeinen Lippen.

Der deutſche Heinrich legte mit einer Art Vertraulichkeit die Hand auf ſeine Schulter und fuhr in einem falſch freundlichen, bewegten Tone fort: „Ja, das iſt für Euch hart zu hören! Ich kämpfte auch lange mit mir ſelbſt, ob ich es Euch ſagen ſollte. Aber lieber eine kleine Sorge, als eine große! Ich ſprach geſtern mit ihr, aber Euch nannte ich nicht, obgleich es mir im Herzen wunderlich vorkam, daß der Bruder mit den Fräulein am Herrentiſche ſitzt, während die Schweſter das Schweinemädchen auf dem Hofe iſt. Nun hat man ſie gar eingeſperrt! Es thut mir leid um ihret- und um Euretwegen, Herr Joſtrup, denn es iſt doch unangenehm. Kommt der Hardesvogt morgen und ſie fällt in die Klauen der rothen Engel, ſo iſt ſie nicht ſo leicht wieder loszubringen! Aber noch kann ihr vielleicht geholfen werden. So in der Nacht —! Ich werde ſchon aufpaſſen —, ich will in der großen Allee vor dem Hofe ſein. Kommt ſie ſo weit, ſo iſt ſie auch in Sicherheit; ich führe ſie aus dieſer Gegend des Landes fort. Daß Ihr es nur wiſſet, wir ſind geſtern ſo halb und halb Brautleute geworden! Sie geht mit mir, und Ihr beredet die gnädige Frau, daß ſie den Vogel fliegen laſſe!“

„Aber wie kann ich? Wie kann ich?“ rief Otto aus.

„Es iſt doch immer Eure Schweſter!“ ſagte Heinrich, und Beide ſchwiegen eine Weile. „So will ich denn um zwölf Uhr, wenn auf dem Hofe Alles zur Ruhe iſt, in der Allee warten!“ fuhr Heinrich fort.

„Ich muß!“ ſeufzte Otto; „ich muß! Gott helfe mir!“ —

„Jeſus Maria helfe!“ ſagte Heinrich, und Otto verließ ihn.

„Sie iſt meine Schweſter! Sie, die Schrecklichſte von Allen,“ ſeufzte er, ſeine Knie wankten, er ſtützte ſich an einen Baum, ſein Antlitz war mit Todtenbläſſe überzogen, kalte Schweißtropfen ſtanden auf ſeiner Stirn. Ringsum verbreitete der Wald dunkle Nacht, nur durch das Gebüſch zur Linken ſchimmerten die Strahlen des Mondes vom See zurück.

„Da hinein!“ ſeufzte er; „dann wäre Alles vergeſſen, mein Jammer hätte ein Ende! — Was habe ich doch verſchuldet? War ich ſchon, ehe ich auf dieſer Scholle geboren wurde? Soll ich hier für Sünden büßen, die ich dort beging?“ — Das dunkle Auge ſtarrte leblos aus dem bleichen Geſichte hervor. So ſitzt der Todte auf ſeinem Grabe in der ſtillen Mitternacht, ſo ſchauet der Nachtwandler auf die lebende Welt um ihn her. — „Dieſen Augenblick habe ich voraus gefühlt; dieſer Augenblick, der nun gekommen iſt, war die Quelle, aus der ſich über jeden Tag meiner Jugend Gift ergoß. Sie iſt meine Schweſter! Sie? Ich Unglücklicher!“ Thränen entſtürzten ſeinem Auge, es war ein krampfhaftes Weinen, er ſchluchzte laut, es war ihm unmöglich, ſeine Stimme zu dämpfen; er ſank halb am Baume nieder und weinte, denn es war Nacht in ſeiner Seele; ſchwere bittere Thränen ſtrömten, wie das Blut ſtrömt, wenn das Herz durchbohrt wird! Wer konnte ihm hier Troſt zuflüſtern? Kein Balſam lag in dem milden Wehen der hellen Sommernacht, im Duft des Waldes, in der heiligen, ſchweigenden Natur. Armer Otto!

— — — — — — — — —

— — Weinſt Du, ſich Ruhe Dir geſellt,
Denn jede Thrän' iſt eine Welt,
Iſt eine Welt voll Sorg' und Luſt,
Sie rollt herab von Deiner Bruſt.

Und weineſt Du Dich müd' im Schmerz,
Wird von den Thränen leicht Dein Herz;
Die Sorge, ſei ſie noch ſo groß,
Webet in der Thränen-Welten Schooß.
Glaubſt Du, daß er, der Alles ſchaut,
Das Tröpfchen, das im Graſe thaut,
Der, was nur zu ihm fleht, erhält,
Daß er vergäße einer Welt?

V.

Mourir! c'est un instant de supplice....,
mais vivre....?
Frédéric Soulié.

Der Arzt aus Nyborg, der einen Kranken auf einem benachbarten Hofe beſucht hatte, ſprach bei der Familie vor, und erkundigte ſich nach Eva's Befinden. Man hatte ihn gebeten, hier zu übernachten und lieber in der Morgenſtunde zurückzufahren, als ſo ſpät am Abend. Er ließ ſich überreden. Otto fand bei ſeiner Zurückkunft ihn und die Familie in tiefer Unterredung.

„Wo ſind Sie geweſen?“ fragte Fräulein Sophie, als Otto eintrat.

„Sie ſehen ſo blaß aus!“ ſagte Louiſe. „Sind Sie krank?“

„Ich fühlte mich nicht wohl!“ antwortete Otto. „Deshalb ging ich ein wenig in den Garten. Nun fühle ich mich aber wieder ganz wohl.“ Und er nahm Theil an der Unterhaltung.

Der zermalmende Schmerz hatte ſich in Thränen aufgelöſet, die Gedanken hatten ſich wieder aus ihrer Betäubung emporgerichtet und ſuchten einen Lichtpunkt, um ſich dem anzuſchließen. Man erzählt von Maſtrichts mächtigen Höhlen, wie ſie ſich in tiefe Gänge und mächtige Gewölbe erſtrecken, in denen ſich der Laut verliert, und wo das Licht, welches die nächſten Gegenſtände nicht erreichen kann, nur wie ein Feuerfunke brennt. Um dieſe Leere und dieſes Dunkel zu faſſen, läßt man den Führer ſeine Fackel auslöſchen und Alles iſt Nacht; man wird gleichſam von der Dunkelheit durchſtrömt, die Hand greift nach einer Mauer, um doch Gewißheit zu haben, daß es noch einen Sinn gebe, auf den man ſich verlaſſen könne; das Auge ſieht nichts, das Ohr hört nichts. Entſetzen ergreift den Stärkſten. Daſſelbe Dunkel, daſſelbe verwandte Gefühl hatten Heinrichs Worte in Otto's Seele hervorgebracht; deshalb ſank er, dem Wanderer gleich, zu Boden; aber wie deſſen ganze Seele durchs Auge ſich an den erſten Funken heftet, der dem Feuerſteine entlockt wird, um die Fackel anzuzünden, die ihn wieder aus dieſem Grabe hinausführen ſoll, ſo klammerte ſich Otto dem erſten erwachenden Gedanken an Hülfe an: „Wilhelm? Seine Seele iſt edel und gut, ihn muß ich einweihen in mein ſchmerzliches Geheimniß, das ihm der Zufall ſchon einmal faſt aufgedeckt hätte.“ Aber der Gedanke verloſch wieder, wie der erſte Funke verliſcht, den der Stahl erzeugt. Er konnte ſich Wilhelm nicht anvertrauen; das Verhältniß, welches dadurch entſtand, mußte ſie von einander entfernen. Das war demüthigend, zermalmend. Aber Sophie? Nein, wie konnte er dann ſpäter die Liebe ſeines Herzens ausſprechen? Wie tief unter ihr würde er dann ſtehen, als ein Sohn der Armuth und der Schande! Aber der Mutter? Ja, ſie war ſanft und gut, mit mütterlichem Sinn reichte ſie ihm die Hand, betrachtete ihn als einen nahen Verwandten. Seine Gedanken erhoben ſich, die Hände falteten ſich zum Gebet. „Wer nur den lieben Gott läßt walten!“ bebte unwillkürlich von ſeinen Lippen. Muth ſtrömte erquickend in ſein Herz zurück. Menſchenhülfe glich den Funken, welche wieder erloſchen, Gott war die ewig leuchtende Fackel, die aus dem Dunkel leiten würde. „Allmächtiger Gott! Du allein kannſt und willſt!“ ſagte er, „Du, der Du die Herzen kennſt, Du allein hilf mir und führe mich!“ Sein Entſchluß war gefaßt. Keinen Menſchen wollte er ſich anvertrauen; allein wollte er die Gefangene entführen und ſie Heinrich übergeben. Er dachte an die Zukunft, und noch dunkler und ſchwerer als früher trat ſie jetzt vor ihn hin. Aber wer auf Gott vertrauet, kann nie verzagen. Es war nur darum zu thun, den Schlüſſel zu Sidſels Gefängniſſe zu bekommen. Dann wollte er, wenn Alle auf dem Hofe ſchliefen, wagen, was gewagt werden mußte.

In jede kräftige Seele kehren Muth und Ruhe zurück, wenn ſich erſt die Möglichkeit zeigt, ihr Werk zu vollführen. Mit erzwungener Lebhaftigkeit miſchte ſich Otto in die Unterhaltung. Keiner ahnete, welchen Kampf ſeine Seele gekämpft hatte.

Es ward disputirt. Wilhelm war in ſeiner redſeligen Laune. Der Doctor betrachtete die Geiſterbriefe als das erſte und vollkommenſte Buch in der däniſchen Literatur. Einſt war Sophie derſelben Meinung geweſen, jetzt zog ſie Cooper's Romane dieſem und allen Büchern vor.

„Man vergißt ſo leicht das Gute über dem Neuen!“ ſagte Wilhelm. „Iſt nun das Neue etwas Ueberraſchendes, ſo ſieht die Menge leicht den Autor für den größten

Schriftſteller an. Die Nation iſt, äſthetiſch betrachtet, noch in ihrer Entwickelungsperiode. Jeder wirklich Gebildete, der zu den Beſten ſeiner Zeit gehört, bekommt dadurch, daß er die eignen Fortſchritte im Reiche des Geiſtes betrachtet, Klarheit über die Entwickelung ſeiner Nation. Dieſe hat, wie er ſelbſt, ihre verſchiedenen Perioden; bei ihm kann ein großer Lebensmoment, bei dieſer eine erſchütternde Weltbegebenheit bisweilen einen plötzlichen Fortſchritt bewirken. Das Publicum iſt unbeſtändig, heute ſtreuet es Palmen, morgen ruft es: kreuziget ihn! aber das betrachte ich als einen Entwickelungsmoment. Sie werden erlauben, daß ich mich eines Bildes bediene, um mich deutlich zu machen. Der Botaniker durchſtreift Feld und Wald, ſammelt Blumen und Pflanzen; jede einzelne nimmt, während er ſie pflückt, ſein ganzes Intereſſe, ſein ganzes Denken in Anſpruch, aber der Eindruck einer jeden weicht der nächſten. Erſt nach längerer Zeit kann er ſeinen ganzen Schatz genießen, ihn nach Werth und Seltenheit ordnen. Das Publicum greift eben ſo nach Blumen und Gewächſen, wir bemerken ſeine emſige Beſchäftigung mit dem, was der Augenblick bringt, noch iſt es nicht zum Beſitz des Ganzen gelangt. Eine Zeit lang ſteht das Sentimentale oben an; der Dichter heißt der größte, der am beſten dieſe Seiten zu ergreifen wußte; dann ging man zu dem Gepfefferten über, fiel in lauter Räuber- und Rittergeſchichten. Darauf gefiel das proſaiſche Leben, und Schröder und Iffland wurden anerkannt. Für uns eröffneten des Nordens Kraft, Helden und Götter einen neuen bedeutungsvollen Schauplaz. Nun ſtand die Tragödie eben an. Später haben wir angefangen zu fühlen, daß dieſe nicht das Fleiſch und Blut der gegenwärtigen Zeit ſei. Der kleine, flatternde Vogel, das Vaudeville, lockte uns aus dem düſtern Walde, hinein in unſere eigne Stube, wo es warm und behaglich iſt, wo man Erlaubniß hat, zu lachen; und lachen iſt nun einmal Bedürfniß für die Dänen. Man darf nicht mit der Menge das unbedingt eben an ſtellen, was auf der Woge ſchwimmt, ſondern muß das Gute einer jeden Zeit ſchätzen und ſpäter ordnen, wie der Botaniker ſeine Pflanzen ordnet. Jedes Volk muß während des poetiſchen Sonnenſcheins ſeine Empfindungs-Periode haben, ſeine Berſerkerwuth, ſein Vergnügen am häuslichen Leben und ſein leichtſinniges Flattern außer dem Hauſe; es muß ſich in Einzelnheiten verlieren, bevor es die Schönheit des Ganzen auffaßt. Es geht den Dichtern unglücklich, jeder glaubt das Rad der Zeit zu ſein und iſt doch, mit ſeinem ganzen ſchwärmenden Anhange, wie Menzel ſagt, nur ein einzelnes Rad in der großen Maſchine, ein kleines Glied in der unendlichen Schönheitskette!“

„Du ſprichſt, wie ein Plato!“ ſagte Sophie.

„Könnten wir in der Muſik übereinſtimmen, wie in der Poeſie,“ meinte Otto, „ſo würden wir in unſern Kunſtanſchauungen ganz einig ſein. Ich mag diejenige Muſik am liebſten, die durch das Ohr zum Herzen dringt und mich mit ſich fortreißt; wenn ſie dagegen blos vom Verſtande bewundert werden kann, iſt ſie mir fremd!“

„Ja, das ſind Ihre falſchen Anſichten, theurer Freund!“

ſagte Wilhelm. „In der Aeſthetik ſind Sie auf dem Reinen; aber in der Muſik ſind Sie noch weit draußen im Vorhofe, wo der Haufe mit Cimbeln und Trompeten um das muſikaliſche Geldkalb tanzt!“

Nun brachte die äſthetiſche Einigkeit ſie in eine muſikaliſche Uneinigkeit. Bei ſolchen Gelegenheiten war Otto noch nie vom Kampfplatz gewichen, er wußte immer durch treffende und originelle Bemerkungen dem Angreifer zu imponiren; heute Abend war Otto beweglich genug, exaltirt konnte man ſagen, aber es zeigte ſich nicht die Ruhe, die Beſtimmtheit in ſeinen Gedanken und Worten, die ihm ſonſt den Sieg verlieh.

Es war eine lange Stunde, und eine noch längere und qualvollere begann mit dem Abendeſſen. Die Unterhaltung drehte ſich um die Begebenheit des Tages. Otto miſchte ſich hinein und ſuchte aus derſelben Nutzen zu ziehen; es war ein Seelenleiden. Sophie rühmte laut ſeinen Erfindungsgeiſt.

„Wäre Herr Zeſtrup nicht geweſen,“ ſagte ſie, „ſo hätten wir die Diebin kaum entdeckt. Herrn Zeſtrup müſſen wir dafür danken, und beſonders für das wirklich amüſante Schauſpiel!“

Man ſcherzte darüber und lachte, Otto mußte mit lachen. „Jetzt ſitzt ſie eben im Giebel gefangen, in einer kleinen Kammer!“ ſagte er. „Das mag eine unbehagliche Nacht ſein!“

„O, ſie ſchläft vielleicht beſſer, als jemand von uns!“ ſagte Wilhelm. „Das kann ſie nicht geniren!“

„Sie ſitzt ja im Erkerzimmer nach dem Hofe hinaus," ſagte Otto. „Da hat ſie nicht einmal Mondſchein!"

„Ja, den hat ſie," ſagte Sophie. „Ihr Gefängniß iſt in dem Erker rechts, nach dem Walde hinaus. Wir haben ſie dem Monde ſo nahe gebracht, als wir konnten. Der Erker auf dem oberſten Boden iſt unſer Gefängnißthurm."

„Aber iſt er auch gut verſchloſſen?" fragte Otto.

„Es iſt ein Vorlegeſchloß und ein großer Riegel vor der Thür; den bricht ſie nicht auf, und Keiner hier auf dem Hofe thut einen Schritt für ſie. Sie ſind ihr Alle nicht gut!"

Man ſtand vom Tiſche auf, es war gegen elf Uhr.

„Der Baron muß uns noch ein kleines Stück vorſpielen!" ſagte der Arzt.

„So ſingt Herr Toſtrup uns das hübſche jütländiſche Lied von Steen-Blicher!" rief Louiſe.

„O ja!" ſagte die Mutter, und klopfte Otto auf die Schulter.

Wilhelm ſpielte.

Otto entſchuldigte ſich wegen des Singens.

„Singen Sie doch!" ſagte Wilhelm. Alle baten darum, und Otto ſang ihnen das jütländiſche Lied.

„Sehen Sie, das ſangen Sie recht mit Laune!" verſicherte Sophie, und klatſchte ihm Beifall zu. Als darauf Alle aufbrachen, reichte ſie ihm die Hand und flüſterte, doch ſo, daß die Schweſter es hörte: „Heute Abend ſind Sie recht liebenswürdig geweſen!"

Otto und Wilhelm gingen auf ihr Schlafzimmer.

„Aber mein guter Freund,“ ſagte Wilhelm, „was machten Sie doch eigentlich vorhin im Garten? Haben Sie die Güte, mir zu beichten! Sie waren nicht krank! Sie gingen auch nicht blos in den Garten! Sie gingen in den Wald und blieben lange weg. Ich habe es geſehen! Sie machten doch nicht etwa einen Beſuch bei der hübſchen Frau, während der Muſikant hier war? Ich traue Ihnen nicht ſo recht!“

„Sie ſcherzen!“ antwortete Otto.

„Ja, ja!“ fuhr Wilhelm fort, „ſie iſt ein niedliches Weibchen! Erinnern Sie ſich wohl noch, wie ich ihr voriges Jahr beim Erndtefeſte Roſen zuwarf? nun iſt ſie Peter Krüppels Frau.“

Es war Otto darum zu thun, daß Wilhelm bald einſchliefe, deshalb wollte er ihm nicht widerſprechen; er geſtand ſogar, daß die junge Frau hübſch ſei, fügte aber hinzu, daß ſie, als Peter Krüppels Frau, ihm wie eine herrliche Blume vorkomme, auf der eine Kröte geſeſſen habe, ihn würde ekeln, die Blume an ſeine Lippen zu drücken.

Bald waren die Freunde zu Bette. Sie ſagten einander gute Nacht und ſchienen nun beide zu ſchlafen; mit Wilhelm war dies auch wirklich der Fall.

Otto lag wachend, ſein Puls ſchlug ungeſtüm.

Jetzt ſchlug die Hofuhr zwölf. Alles war ſtill, ganz ſtill; aber Otto wagte noch nicht, ſich zu erheben. Es ſchlug ein Viertel auf Eins. Da erhob er ſich langſam und blickte nach dem Bette hin, wo Wilhelm ſchlief, den Rücken ihm zugekehrt. Otto ſtand auf und kleidete ſich mit verhaltenem Athem an. Ein Jagdmeſſer, das an der Wand hing und Wilhelm gehörte, ſteckte er in die Taſche und hob ganz leiſe die Feuerzange auf, mit der er die eiſernen Klammern ausbrechen wollte, die das Vorlegeſchloß hielten. Noch einmal blickte er nach Wilhelm hin, dieſer ſchlief feſt. Nun öffnete er die Thür und ging auf den Zehen hinaus.

Vom Fenſter auf dem Vorſaale aus ſpähete er umher, ob ſich noch irgendwo Licht zeige. Alles war ſtill, Alle waren zur Ruhe. Was er nun am meiſten fürchtete, war, daß einer von den Hunden auf dem Gange liegen und bellen möchte. Es war keiner da. Er ſtieg die Treppe hinan und ging auf den Boden.

Nur ein einziges Mal war er früher hier geweſen; jetzt war Alles Nacht. Mit den Händen fühlte er vor ſich.

Endlich fand er eine ſchmale Treppe, die nach dem oberſten Boden führte. Die Fallthür war übergelegt, er mußte alle ſeine Kraft anwenden, ſie zu öffnen. Endlich gab ſie mit ſtarkem Krachen nach. Es war nicht der eigentliche Aufgang, dieſer befand ſich am entgegengeſetzten Ende des Bodens; den würde er offen gefunden haben, wohingegen die Fallthür ſeit langer Zeit nicht geöffnet war.

Es ſchmerzten ihm Nacken und Rücken, als wären beide gebrochen; aber er war oben und ſtand dicht vor der Thür, die der Mond durch eine offene Bodenluke beſchien.

Mit dem Jagdmeſſer und der Feuerzange erbrach er bald und ohne bedeutendes Geräuſch die Thür. Er blickte in eine kleine niedrige Kammer, wo am Boden einige ſchmutzige Decken hingeworfen waren.

Sidſel ſchlief tief und feſt, mit offnem Munde. Ein langes Büſchel Haare hing unter der Mütze hervor und bedeckte die Stirn. Der Mondſchein fiel durch eine Glasſcheibe im Dache auf ihr Geſicht. Otto bückte ſich über ſie und beſchaute die rohen häßlichen Züge. Die dichten, ſchwarzen Augenbrauen ſchienen nur ein ordentlicher Strich.

„Sie iſt meine Schweſter!“ war der Gedanke, der ihn durchzitterte. „Sie ruhte mit mir unter demſelben Herzen! das Blut in dieſen Gliedern iſt mit dem meinigen verwandt! ſie war die Verſtoßene, die Zurückgeſetzte!“ Er bebte vor Schmerz und Angſt, aber die Zeit war kurz. „Steh' auf,“ rief er, und ſchüttelte die Schlafende.

„J, Herrje! was iſt das?“ rief ſie halb erſchreckt, und heftete wild ihr böſes Auge auf ihn.

„Mach' fort! mit mir!“ ſagte Otto, und ſeine Stimme bebte. „Der deutſche Heinrich wartet in der Allee! ich will Dir hinaushelfen! fort von hier, morgen iſt es zu ſpät!“

„Was ſagt Ihr?“ fragte ſie, und blickte ihn verſtört an.

Otto wiederholte es.

„Glaubt Ihr, daß ich davon kommen kann?“ fragte ſie und ergriff ſeinen Arm, während ſie raſch vom Boden aufſprang und ſich ankleidete.

„Nur leiſe und vorſichtig!“ ſagte Otto.

„Das hätte ich von Euch nicht erwartet!“ ſagte ſie. „Aber ſagt mir, weshalb thut Ihr das?“

Otto bebte, es war ihm unmöglich, den Grund zu ſagen und die Worte auszuſprechen: „Du biſt meine Schweſter!“ Seine Lippen ſchwiegen.

„Gegen manchen Kerl,“ ſagte ſie, „bin ich beſſer geweſen, als hätte ſein ſollen; aber ſeht, ob einer von ihnen an Sidſel denkt! und Ihr denkt an mich, der Ihr ſo fein und vornehm ſeid!“

Otto drückte ſeine Augen zu, er hörte ihre Rede, thieriſche Rohheit vermiſchte ſich mit einer Art Vertraulichkeit, die ihn zermalmen mußte. „Sie iſt meine Schweſter!“ tönte es in ſeiner Seele.

„Komm doch! komm doch!“ ſagte er und ſtieg die Treppe hinunter; ſie folgte.

„Ich kenne einen beſſern Weg!“ ſagte ſie, als ſie auf den unterſten Boden kamen. Sie ergriff ſeinen Arm, und ſie ſetzten ihren Weg fort.

Plötzlich öffnete ſich eine Thür, und Louiſe, noch angekleidet, trat mit einem Lichte heraus. Sie ſtieß einen ſchwachen Schrei aus, ihr Auge heftete ſich auf Otto und Sidſel.

Aber noch ſchrecklicher und gewaltſamer wirkte die Begegnung auf Otto. Seine Füße wankten, Alles bewegte ſich einen Augenblick in bunten Farben vor ſeinen Augen. Es war der höchſte Moment ſeines Leidens. Er ſtürzte gegen Louiſe vor, ergriff ihre Hand, und todtenbleich, mit lebloſen, ſtarren Augen, halb knieend flehete er mit leiſer

Stimme: „Um Gotteswillen, ſagen Sie Niemand, was Sie geſehen haben, ich muß ſie retten, ſie iſt meine Schweſter! Verrathen Sie mein Geheimniß, ſo bin ich für dieſe Welt verloren, ſo muß ich ſterben! Erſt dieſen Abend habe ich es erfahren. Ihnen ſage ich Alles, aber verrathen Sie mich nicht! Verhindern Sie morgen, daß man ihr nachſetzt! O Louiſe, bei Ihrer Seele Seligkeit, fühlen Sie meine Seelenangſt! ich tödte mich, wenn Sie mich verrathen!“

„O Gott!“ ſtammelte Louiſe. „Alles will ich! Alles! Ich bin verſchwiegen! Bringen Sie ſie fort, ſchnell, daß Sie Niemanden begegnen!“ Sie ergriff Otto's Hand, er ſank vor ihr auf die Kniee und glich einem Schönheit und Schmerz ausdrückenden Marmorbilde.

Louiſe beugte ſich ſchweſterlich über ihn hin, Thränen entſtrömten ihren Augen, ihre Stimme bebte, aber ihre Rede war beruhigend, wie der Troſt eines guten Engels. Mit einem beruhigenden Blick riß ſich Otto los, Sidſel folgte ihm, ohne ein Wort zu ſprechen.

Er führte ſie in die unterſte Etage und öffnete leiſe ein Fenſter; durch dieſes konnte ſie in den Garten und von da leicht in die Allee gelangen, wo der deutſche Heinrich ihrer wartete. Selbſt weiter mitzugehen war nicht nöthig, es wäre ein Wagniß ohne Grund geweſen. Sie ſtand ſchon auf der Fenſterbank, Otto drückte ihr etwas Geld in die Hand.

„Gott iſt über uns!“ ſagte er mit feierlicher Stimme. „Denke immer an ihn und beſſere Dich! Alles kann noch gut werden!“ unwillkürlich drückte er ihre Hand in der ſeinigen. „Habe immer Gott im Sinn!“ wiederholte er nochmals.

„Ich will ſchon meinen Weg finden!“ ſagte ſie und ſtand im Garten; ſie nickte und verſchwand hinter der Hecke.

Otto horchte lange, ob ſich kein Geräuſch vernehmen ließe, ob nicht einer der Hunde bellte. Er fürchtete für ihre Sicherheit. Aber Alles war ſtill.

Wie oft eine alte Melodie plötzlich in unſerer Erinnerung geweckt werden, vor unſerm Ohr ertönen kann, ſo erklang in ſeinem Herzen eine Bibelſtelle: „Herr, nähme ich Flügel der Morgenröthe und bliebe am äußerſten Meer, ſo würde mich doch deine Hand führen und deine Rechte mich halten! — Du biſt uns nahe! Du kannſt und willſt unſer Wohl. Du allein hilfſt!“ Leiſe ſprach er ſein Gebet.

Ruhiger kehrte er in ſein Zimmer zurück; **Wilhelm** ſchien zu ſchlafen, aber als **Otto** ſich ſeinem Bette näherte, erhob er plötzlich ſeinen Kopf und blickte ſpähend umher.

„Was iſt das!“ rief er aus, „Sie ſind in Kleidern! Wo ſind Sie geweſen?“ Er wurde dringender.

Otto gab einen ſcherzhaften Grund vor.

„Geben Sie mir Ihre Hand!“ ſagte **Wilhelm**. **Otto** reichte ſie ihm, er fühlte nach dem Puls. „Ja, ganz richtig!“ ſagte er, „das Blut iſt noch in Wallung. Da ſieht man's, für Niemand kann man bürgen! Hier ſchlafe ich in aller Unſchuld, indeſſen läuft er auf Abenteuer aus. Sie loſer Vogel!“

Mit raſchem Fluge bewegten ſich die Gedanken in

Otto's Seele; wenn nur Louiſe ſchwieg, ſo konnte Niemand von der Möglichkeit träumen, daß er bei Sidſels Flucht betheiligt ſei. Wilhelm's Scherze mußte er ruhig über ſich ergehen laſſen.

„Habe ich nicht Recht?“ ſagte Wilhelm.

„Wenn dem nun ſo wäre!“ antwortete Otto, „würden Sie es Jemanden erzählen?“

„Glauben Sie, daß ich ſo ungeſchickt bin?“ antwortete Wilhelm, „wir ſind ja Alle ſchwache Sterbliche.“

Otto ergriff ſeine Hand: „Sein Sie verſchwiegen!“

„Ja gewiß!“ ſagte Wilhelm, und bekräftigte es gegen ſeine Gewohnheit mit einem Eide. „Nun habe ich es beſchworen; aber bei Gelegenheit müſſen Sie mir ein wenig von der Holden erzählen!“

„Ja freilich!“ ſagte Otto mit einem tiefen Seufzer. Vor dem Freunde ſtand er nicht mehr rein und unſchuldig da.

Sie ſchliefen ein. Otto's Schlaf war eine Kette häßlicher Träume.

VI.

— Wie entzückend
Und ſüß iſt es, in einer ſchönen Seele
Verherrlicht uns zu fühlen, es zu wiſſen,
Daß unſre Freude fremde Wangen röthet,
Daß unſre Angſt in fremdem Buſen zittert,
Daß unſre Leiden fremde Augen näſſen.

Schiller.

„Wie blaß!“ ſagte Wilhelm am nächſten Morgen zu Otto. „Sehn Sie, das hat man vom Nachtſchwärmen!“

„Wie ſo?“ fragte Otto.

Wilhelm ſcherzte darüber.

„Das hat Ihnen geträumt!“ ſagte Otto.

„Wie?“ antwortete Wilhelm. „Wollen Sie mir das einreden? Ich war ja völlig wach! Wir ſprachen davon! Ich bin ja eingeweiht worden. Mit vollem Recht könnte ich Luſt haben, eine moraliſche Vorleſung zu halten. Das hätte ich nur ſein ſollen! Wie würden Sie da nicht gepredigt haben!“

Sie wurden zum Thee gerufen. Otto's Bruſt war dem Zerſpringen nahe. Was würde er hören? Was würde man wohl ſagen?

Sophie war ſehr aufgeräumt.

„Haben die Herren dieſe Nacht Etwas gehört?“ fragte ſie. „Haben Sie Beide geſchlafen?“

„Ja freilich!“ antwortete Wilhelm, und unwillkürlich fiel ſein Blick auf Otto.

„Der Vogel iſt ausgeflogen!“ ſagte ſie. „Er iſt aus dem Taubenſchlage entwichen!“

„Welcher Vogel?“ fragte Wilhelm.

„Sidſel!“ antwortete ſie; „und was bei der ganzen Geſchichte das Luſtigſte iſt, Louiſe hat ihr die Flügel gelöſet. Louiſe iſt im romantiſchen Fache aufgetreten. Denkt nur! Sie iſt dieſe Nacht auf den oberſten Boden gegangen, hat den Gefängnißthurm aufgeſchloſſen, Sidſel eine moraliſche Predigt gehalten und ſie dann laufen laſſen. Heute Morgen kommt nun Louiſe, erzählt Mama die ganze Geſchichte und ſagt viel rührende Dinge!“

„Ja, ich begreife nicht,“ ſagte die Mutter, „woher Du den Muth nahmſt, ſo ſpät hinauf und zu ihr zu gehen. Hübſch war es übrigens von Dir, laß ſie nur laufen! Das iſt, wie Du ſagſt, auch das Beſte. Das hätten wir ſchon geſtern Abend thun ſollen!“

„Es that mir ſo leid um ſie!“ ſagte Louiſe. „Nun hatte ich zufällig noch Etwas zu ordnen, nachdem Ihr alle ſchon lange zu Bette waret. Alles war ſo ſtill. Ich glaubte Sidſel ſeufzen zu hören, gewiß war das nur Einbildung von mir, aber ſie dauerte mich ſo ſehr! Sie war ſo unglücklich! Deshalb ließ ich ſie entkommen.“

„Biſt Du toll geworden?“ fragte Wilhelm. „Was ſind das für Geſchichten? Läufſt Du des Nachts ſo auf den Boden? Das iſt ein unzeitiges Mitleid!“

„Es war hübſch!“ ſagte Otto, bückte ſich unwillkürlich und küßte Louiſens Hand.

„Ja, das iſt Waſſer auf ſeine Mühle!“ rief Wilhelm aus. „Ich gebe gar nichts um dergleichen!“

„Wir wollen Niemand Etwas davon ſagen!“ ſprach die Mutter. „Der Verwalter ſoll auch nichts weiter unternehmen. Wir bekamen ja den alten ſilbernen Becher wieder, deſſen Verluſt mir den größten Kummer machte. Laßt uns unſerm Gott danken, daß wir ſie los ſind! Die Arme läuft doch noch ins Unglück!“

„Sind Sie noch krank, Herr Zoſtrup?“ fragte Sophie und blickte ihn an.

„Ich habe ein wenig Fieber,“ antwortete er. „Ich will einen recht langen Spaziergang machen, ſo wird es wohl beſſer werden!“

„Sie ſollten einige Tropfen nehmen,“ ſagte die gnädige Frau.

„O, er wird ſchon wieder geſund werden!“ meinte Wilhelm. „Er muß ſich Bewegung machen! Seine Krankheit iſt nicht tödtlich.“

Otto ging in den Wald, der war ihm eine Kirche Gottes, ſein Herz ſtimmte hier ein dankbares Loblied an. Louiſe war ſein guter Engel geweſen. Er fühlte mit Beſtimmtheit, ſie würde ſein Geheimniß nie verrathen. Mit Zuverſicht ſchmiegten ſich ſeine Gedanken an ſie an. „Sind Sie noch krank?“ hatte Sophie gefragt. Der Ton allein war wie ein Duft heilender Kräuter, in ihrem Auge fand er Mitgefühl und — Liebe. „O Sophie!“ ſeufzte er, beide Schweſtern ſchwebten ihm ſo lieblich vor.

Er trat in den Garten, ging durch die große Allee.

Hier kam Louiſe ihm entgegen, faſt hätte man glauben ſollen, daß ſie ihn ſuchte. Es war ſonſt Niemand in der Allee zu ſehen.

Otto drückte ihre Hand an ſeine Lippen. „Sie haben mein Leben gerettet!“ ſagte er.

„Lieber Zeſtrup!“ antwortete ſie, „verrathen Sie ſich nur ſelbſt nicht. Sie kam ja glücklich fort! Gott ſei gelobt! Meine kleine Unwahrheit hat das Ganze verdeckt. Uebrigens habe ich eine Vermuthung —! Ja ich kann ſie nicht los werden: Sollte nicht das Ganze ein Irrthum ſein? Sie kann unmöglich die ſein, die Sie nannten! Sagen Sie mir, was Sie mich dürfen wiſſen laſſen. Hier von der Bank aus können wir jeden ſehen, der die Allee betritt. Keiner kann uns hören!“

„Ja, Ihnen allein kann ich es anvertrauen,“ ſagte Otto, „Ihnen allein will ich es ſagen!“ Er erzählte nun, was wir wiſſen: von der Fabrik, wie er das Haus genannt hatte, in welchem der deutſche Heinrich ihn zuerſt geſehen und den Namenszug auf ſeine Schulter tätowirt hatte; ferner von dem Zuſammentreffen im Thiergarten und ſpäter beim Kreuze des heiligen Anders.

Louiſe bebte, ihr Blick ruhte theilnehmend auf Otto's blaſſem, hübſchem Geſichte. Er zeigte ihr den Brief, den er geſtern Abend bekommen hatte, und wiederholte ihr Heinrichs Worte.

„Dem muß denn doch wohl ſo ſein!“ ſagte Louiſe. „Dennoch hat es mir den ganzen Morgen klar vorgeſchwebt, daß Sie betrogen worden ſind. Keiner ihrer Züge gleicht den Ihrigen! Können Bruder und Schweſter ſo verſchieden ſein, wie Sie beide? Doch, wenn es auch Gewißheit ſein ſollte, geloben Sie mir, daß Sie nicht zu viel daran denken wollen. Es giebt einen gütigen Gott, der Alles zum Beſten lenken kann!“

„Dieſe ſchrecklichen Lebensverhältniſſe,“ ſagte Otto, „haben mich der Munterkeit meiner Jugend beraubt. Sie greifen zerſtörend in meine Zukunft ein! Nicht Wilhelm, nein, Niemandem habe ich mich anvertrauen können. Sie wiſſen Alles. Es war Gottes Wille, daß es ſo kommen ſollte! Ich vertraue Ihnen unbedingt!“ Er drückte ihre Hand. Schweigend, mit dem feſten Blicke der Zuverſicht und der Treue blickten ſie einander an. „Ich verlaſſe bald mein Vaterland!“ ſagte Otto, „möchte es für immer ſein! Mit Angſt werde ich in die Heimath zurückkehren, wo kein Glück meiner wartet! Ich ſtehe ſo ganz allein in der Welt!“

„Aber Sie haben Freunde! aufrichtige Freunde!“ tröſtete ihn Louiſe. „Uns müſſen Sie zu dieſen rechnen. Freudig müſſen Sie an die Rückkehr in die Heimath denken. Meine Mutter liebt Sie, als wären Sie ihr Sohn. Wilhelm und Sophie — ja, wir wollen Sie als Bruder betrachten!“

„Auch Sophie!“ rief Otto aus.

„Ja, können Sie daran zweifeln?“ fragte Louiſe.

„Sie kennt mich nicht, wie Sie mich kennen! und wenn das der Fall wäre?“ — Er preßte die Hände vor die Augen und brach in Thränen aus. „Sie wiſſen Alles! Sie wiſſen mehr, als ich ihr ſagen könnte!“ ſeufzte er.

„Ich bin unglücklicher, als Sie glauben! Nie kann ich ſie vergeſſen, nie!“

„Um Gotteswillen, faſſen Sie ſich!“ ſagte Louiſe und ſtand auf. „Es könnte Jemand kommen! Sie würden Ihre Bewegung nicht verbergen können! Alles kann gut werden! Vertrauen Sie auf Gott im Himmel!“

„Sagen Sie Ihrer Schweſter nicht, was ich hier geſprochen habe! Sagen Sie es Niemandem! Sie habe ich in jedes Geheimniß meiner Seele eingeweiht!“

„Ich will Ihnen eine gute Schweſter ſein!“ ſagte Louiſe und drückte ihm die Hand.

Still gingen ſie die Allee hinab.

Die Schweſtern ſchliefen in Einem Zimmer.

Am Abend, als Sophie ſchon eine Weile zu Bette geweſen war, kam erſt Louiſe zu ihr hinein.

„Du biſt ein Nachtgeſpenſt geworden!“ ſagte Sophie. „Wo bleibſt Du? Dieſe Nacht willſt Du doch nicht wieder auf den Boden, Du komiſches Mädchen! Hätten Wilhelm, Zoſtrup oder ich ſelbſt dergleichen unternommen, das wäre natürlich geweſen, aber Du!“

„Bin ich denn ſo ganz von Euch verſchieden?“ fragte Louiſe. „Ich ſollte meiner Schweſter weniger gleichen, als ſelbſt Herr Zoſtrup, von dem Du doch ſo ſehr verſchieden biſt?“

„In unſeren Anſichten, in unſerer Begeiſterung gleichen wir einander ſehr!“ ſagte Sophie.

„Er iſt gewiß nicht glücklich!“ bemerkte Louiſe, „man kann es auch in ſeinen Augen leſen!“

„Das iſt es aber eben, was ihn intereſſant macht!“ entgegnete Sophie. „Er iſt ein hübſcher Schlagſchatten im Alltagsleben!“

„Das ſagſt Du ſo ruhig?“ ſagte Louiſe, und beugte ſich über die Schweſter hinab. „Ich könnte faſt glauben, es wäre Liebe —!“

„Liebe!“ unterbrach ſie Sophie und erhob ſich im Bette; nun wurde Louiſe ihr intereſſant. „Wen ſollte er lieben, meinſt Du?“

„Dich!“ antwortete Louiſe, und ergriff ihrer Schweſter Hand.

„Vielleicht!“ antwortete Sophie. „Ich necke ihn auch. Das ging jedoch beſſer, als der Vetter hier war! Armer Zoſtrup!“

„Und Du, Sophie?“ fragte Louiſe. „Haſt Du ihn wieder lieb?“

„Du verlangſt ja förmliche Beichte!“ erwiederte Sophie. „Er iſt verliebt, das ſind alle jungen Herren. Der Vetter, magſt Du glauben, ſagte mir viele ſchöne Dinge; ſelbſt der Kammerjunker flattert mit, ſo gut er kann, die gute Seele! Ich habe mir aber vorgenommen, ein vernünftiges Mädchen zu ſein! Glaube mir nur, Zoſtrup wird mürriſch!“

„Wenn nun der Kammerjunker um Dich anhielte, gäbeſt Du ihm Deine Hand?“ fragte Louiſe, und ſetzte ſich zu ihrer Schweſter auf das Bett.

„Wie kommſt Du darauf?“ fragte ſie. „Haſt Du etwas gehört? Du machſt mir Angſt! O Louiſe, ich ſcherze wohl, ſage ſo mancherlei, aber froh bin ich doch nicht, glaube mir!“

Sie ſprachen vom Kammerjunker, von Otto, vom franzöſiſchen Vetter. Es war ſpät in der Nacht. Große Thränen perlten in Sophiens Augen, aber ſie lachte zugleich, und endete mit einem Citate aus Jean Paul. — Eine halbe Stunde darauf ſchlief ſie, und träumte; der runde, weiße Arm lag auf der Decke, und die Lippen bewegten ſich leiſe,

„Hold lächelnd, als ob eben
Ein Engel küßte ihren Mund.“*)

Louiſe drückte ihr Geſicht in das leichte Kiſſen und — weinte.

VII.

Ein Farbengewimmel, ein Lärmen und Singen,
Muſik und Gepolter, ein Stoßen und Ringen,
Ein Laufen und Tanzen im bunten Gewühl
Entzücket der gaffenden Menge Gefühl.

Th. Overskou.

Ein Paar Tage vergingen, Otto hörte nichts vom deutſchen Heinrich, noch von ſeiner Schweſter. Peter Krüppel ſchien nicht in die Verhältniſſe eingeweiht. Alles, was er wußte, war, daß der Brief, den er Otto überreichte, für jeden Andern ein Geheimniß ſein ſollte. Was den deutſchen Heinrich beträfe, meinte er, ſo hielte ſich der wohl jetzt in einer andern Gegend des Landes auf, aber zum St. Knuds-Markte in Odenſe würde er ſich gewiß einfinden.

---

*) Chriſtian Winther.

In Otto's Seele war ein wunderbarer Kampf. Louiſens Wort, daß er ſicher betrogen ſei, entwickelte Hoffnungen, die unmerklich, wie das Senfkorn, ihre zarten grünen Blätter entfalteten. „Kann nicht der deutſche Heinrich, um ſeine Pläne zu fördern, meine Furcht benutzt haben?" dachte er. „Ich muß mit ihm ſprechen! Er ſoll mir die Wahrheit beſchwören." Er verglich die häßlichen rothen Züge Sidſels mit dem Bilde, das ihm die Erinnerung in ſchwachen Umriſſen von ſeiner kleinen Schweſter vormalte. Ein feines Weſen mit großen Augen hatte ſie ihm geſchienen. Er erinnerte ſich noch, daß ſeine Umgebung damals geſagt hatte, „ſie ſei ein Püppchen, das man kaum am Leben erhalten könne!" Wie könnte ſie nun dieſes vierſchrötige, häßliche Geſchöpf mit den zuſammengewachſenen Augenbrauen geworden ſein! „Ich will mit Heinrich ſprechen!" beſchloß er. „Sie kann nicht meine Schweſter ſein! ſo ſchwer wird Gott mich nicht prüfen!" Bei dieſem Gedanken fühlte er ſich etwas ruhiger. Der Stern der Liebe konnte auf Augenblicke ſich in ſeinem Lebensſee abſpiegeln.

Die Liebe zu Sophien war nicht länger ein gefangener Vogel in ſeiner Bruſt, die Schwingen waren gelöſt, Louiſe war von ſeinem Daſein unterrichtet, er mußte dem Ziele entgegenflattern.

St. Knuds-Markt nahte; die Familie wollte deshalb nach Odenſe reiſen. Eva war die einzige, welche daheim blieb, ſie wünſchte es ſo.

„Odenſe wäre für Dich wohl der Mühe werth zu ſehen!" ſagte Sophie, „aber Du willſt nie Deine geographiſchen Kenntniſſe erweitern! ich bringe Dir indeſſen doch ein Marktgeſchenk mit; einen Mann von Honigkuchen mit Mandeln verziert."

Wilhelm meinte auch, ſie müſſe die flüchtige Freude ergreifen und mitfahren. Aber Eva bat und man ließ ihr ihren Willen.

„Es giebt doch viel Vergnügen auf unſerer Erde," ſagte Wilhelm, „wenn man es nur nicht abweiſen will. Iſt ein Tag in Paris eine Glanzblume, ſo iſt ein Tag auf dem Odenſer Markte doch auch eine Blume! wir leben in einer luſtigen, herrlichen Welt! ich möchte faſt in einem ähnlichen Sinn wie König Waldemar ſagen: könnte ich die Erde behalten, ſo möchte der liebe Gott gern ſeinen Himmel behalten. Es iſt hier viel beſſer, als wir's verlangen können, und Gott weiß, ob man nicht auch in jener Welt nach dem Alten hienieden Sehnſucht fühlt!"

„Nach dem Odenſer Markte?" fragte Sophie ironiſch.

Otto war in ſich verſunken. Dieſer Tag würde, das fühlte er, einer der merkwürdigſten ſeines Lebens werden. Der deutſche Heinrich ſollte ihm eine Erklärung geben. Eben ſo Sophie! Sollte er wohl von Beiden die heilbringende erwarten können? Würden nicht Kummer und Schmerz ſein Marktgeſchenk werden? Der Wagen rollte fort.

Von den verſchiedenen Nebenwegen kamen Herrſchafts- und Bauerwagen, der eine jagte am andern vorbei, und wie der Kanal zwiſchen Frankreich und England aus dem atlantiſchen Meer die Schiffe verſammelt, ſo verſammelte der Königsweg die Fahrenden, Reitenden und Gehenden.

Hinter den meiſten Bauerwagen waren Pferde angebunden, die mittrabten. Die Mamſells von den Höfen hatten große Handſchuhe über den rothen Armen und Händen. Sie hielten Regenſchirme, gegen Staub und Sonnenſchein vor ihren rothen Geſichtern ausgeſpannt.

„Kammerjunkers müſſen vor uns ausgefahren ſein,“ ſagte Sophie, „ſonſt hätten ſie uns ſchon eingeholt.“

Otto blickte ſie fragend an. Sie dachte an den Kammerjunker.

„Bei der Fraugder Kirche ſollten wir doch halten!“ ſagte Sophie. „Herr Joſtrup muß Biſchof Thomas Kingo's Grab ſehen, ſehen, wo der Verfaſſer unſerer ſchönſten geiſtlichen Lieder ruht. Einige wahre Poſaunenengel, denen man recht anſehen kann, wie ſchwer der Marmor iſt, ſchweben in der Kapelle mit Biſchofsſtab und Mütze!“

Otto lächelte, ſie war doch auch darauf bedacht, ihn zu erfreuen.

Die Kirche wurde beſehen, das Grab beſucht, und bald rollten ſie wieder auf dem Königswege nach Odenſe, von wo der hohe Thurm der Domkirche ſie ſchon lange begrüßt hatte.

Wir verlangen vom Portraitmaler nicht allein, daß er die Perſon, ſondern auch, daß er ſie in ihrem glücklichſten Moment auffaſſen ſolle; dem häßlichen ſowohl, als dem unbedeutenden Geſichte muß der Maler ſeine eigenthümliche Schönheit geben. Jeder Menſch hat Augenblicke, während welcher etwas Geiſtiges oder Charakteriſtiſches hervortritt. Die Natur ſelbſt hat, wo ſie die kahlſten Gegenden darbietet, eben ſolche Augenblicke. Licht und Schatten geben ihr einen hervortretenden Moment. Der Dichter muß, dem Maler gleich, bei den Menſchen wie in der Natur dieſen Augenblick ergreifen. Wäre der Leſer ein Kind, das in Odenſe lebte, ſo brauchte man nur die Worte: „St. Knuds-Markt" auszuſprechen, und dieſes ſelbſt, geſchmückt mit den Strahlen der Kindheitsphantaſie, würde in den glänzendſten Farben vor ihm ſtehen. Unſere Schilderung würde in dieſem Falle nur ein Schatten werden, jetzt wird ſie vielleicht den Empfindungen der Menge entſprechen.

Schon in der Vorſtadt verkündete das Menſchengewühl und das ausgeſtellte Töpfergeſchirr, welches das ganze Trottoir einnahm, daß der Markt in vollem Gange ſei.

Der Wagen fuhr über die Brücke über dem Odenſer Bache.

„Seht, wie hübſch es hier iſt!" rief Wilhelm aus.

Zwiſchen den Gärten der Stadt und einer Bleiche ſchlängelte ſich der Bach. Die prächtige St. Knudskirche mit ihrem hohen Thurm ſchloß den Proſpect.

„Was war das für ein rothes Haus?" fragte Otto, als ſie ſchon den Anblick verloren hatten.

„Das Fräuleinkloſter!" antwortete Louiſe, und fühlte, welcher Gedanke in ihm aufgeſtiegen ſei.

„Dort ſtand in der Grafenfehde der alte Biſchofsſitz, wo

Beldenak reſidirte," ſagte Sophie. „Da vorn in dem Bache iſt die Glockentiefe, eine Glocke des St. Albani-Thurmes flog dahinein. Die Tiefe iſt bodenlos. So oft reiche Leute in Odenſe ſterben, läutet es unter dem Waſſer!"

„Ich mag den Gedanken nicht," ſagte Otto, „daß es in der Tiefe läutet, wenn man ſterben ſoll!"

„So darf man es nun nicht nehmen!" ſagte Sophie lachend, und brach von der Geſchichte ab. „Odenſe hat viele Merkwürdigkeiten," fuhr ſie fort, „von dem Königsgarten mit ſeinen Schwänen an bis zu dem maſſiven Theater, welches mit La Scala und mehreren italieniſchen das gemein hat, daß es auf den Ruinen eines Kloſters gebaut iſt."

„In Odenſe hielten ſich Ariſtokratie und Demokratie am längſten!" ſagte Wilhelm lachend; „noch in meiner Kindheit, wenn der Adel und die Bürger am Geburtstage des Königs auf dem Rathhausballe zuſammentrafen, tanzten wir für uns!"

„Waren denn die Bürger nicht ſtark genug, den leichten Adel zum Fenſter hinauszuwerfen?" fragte Otto.

„Sie vergeſſen, Herr Joſtrup, daß Sie ſelbſt geadelt ſind!" ſagte Sophie. „Ich war ja die Schickſalsgöttin, die Ihnen den Stammbaum reichte!"

„Sie erinnern ſich noch jenes Abends?" fragte Otto mit milder Stimme, und die Gedanken wogten eben ſo bunt durch ſeine Seele, wie das Menſchengewühl durch die Straßen, die ſie paſſirten.

Ungefähr mitten in der Stadt treffen fünf Straßen zuſammen; die Stelle, wo ſie ſich durchſchneiden, bildet einen kleinen Platz, den man „Kreuzſtraße“ nennt, hier liegt ein Gaſthaus, wo die Familie einkehrte.

„Zwei und eine Viertelſtunde zu ſpät!“ rief der Kammerjunker, der ihnen auf der Treppe entgegenkam. „Gutes Marktwetter und gute Pferde! Ich bin ſchon vor dem Weſterthore geweſen und habe zwei prächtige Stuten gekauft. Die eine ſchlug hinten aus und hätte mir bald eins vor die Bruſt verſetzt, daß ich hätte ſagen können: ich habe mein Marktgeſchenk bekommen! Jakoba iſt auf Viſiten, trinkt Chocolade und tunkt Backwerk hinein. Die Mamſell iſt weggegangen, um Siebe zu beſichtigen. Nun wiſſen Sie unſere Geſchichte!“

Die Damen gingen auf ihr Zimmer, die Herren blieben im Saal.

„Ja, hier ſollen Sie eine Stadt und einen Markt ſehen, Herr Joſtrup!“ ſagte der Kammerjunker und ſchlug Otto auf die Schulter.

„Odenſe war einſt meine erſte Hauptſtadt!“ ſagte Wilhelm. „Noch iſt mir St. Knuds-Kirche die prächtigſte, die ich kenne. Gott weiß, ob die Peters-Kirche in Rom auf mich, den Erwachſenen, ſolchen Eindruck machen wird, als dieſe auf mich als Kind gemacht hat!“

„In der St. Knuds-Kirche liegt die Jungfrau mit den Katzen!“ ſagte der Kammerjunker.

„Die Biſchöfin, müſſen Sie ſagen!“ nahm Wilhelm das Wort. „Die Sage erzählt von einer Biſchöfin Mus, die in ſo hohem Grade ihre Katzen liebte, daß ſie Befehl gab, dieſe ſollten ihr ins Grab folgen. Wir werden ſie nachher zu ſehen bekommen."

„Ja, ſowohl die Biſchöfin, als die Katzen," ſagte der Kammerjunker, „ſehen aus wie trockner Stockfiſch! Sie müſſen auch das Fräuleinkloſter und die Militair-Bibliothek ſehen!"

„Das Hoſpital und das Zuchthaus!" fügte **Wilhelm** lachend hinzu.

Ein Trommelwirbel auf der Gaſſe zog ſie ans Fenſter. Der Trommelſchläger der Stadt, in geſtreifter Hoſe und Jacke von eigengemachtem Zeuge und mit einem gelben Bandelier über der Schulter, ſtand draußen, ſchlug die Trommel, und rief dann nach einem Papiere mehrere in der Stadt eingetroffene Herrlichkeiten aus.

„Er ſchlägt eine gute Trommel!" ſagte der Kammerjunker.

„Es würde gewiß **Roſſini** und **Spontini** amüſiren, den Kerl zu hören!" ſagte **Wilhelm**. „Im Grunde wäre Odenſe, ſo zur Neujahrszeit, eine Stadt für dieſe beiden Componiſten. Sie müſſen wiſſen, daß dann hier Trommeln und Pfeifen eine Hauptrolle ſpielen. Man trommelt das neue Jahr ein. Sieben bis acht kleine Trommelſchläger und Pfeifer gehen von Thür zu Thür, begleitet von Kindern und alten Weibern; es wird hier beides, Zapfenſtreich und Reveille, geſchlagen. Dafür bekommen ſie Geld. Iſt das neue Jahr nun ſolchergeſtalt in der Stadt gut eingetrommelt, ſo ziehen ſie aufs Land hinaus und trommeln für Speck und Grütze. Das iſt ein „Neujahreintrommeln“ bis gegen Faſtnacht!“

„Und dann haben wir neue Vergnügungen!“ ſagte der Kammerjunker. „Da kommen die Seeleute vom Fiſcherdorfe mit voller Muſik, auf den Schultern ein mit Flaggen verziertes Boot tragend. Später legen ſie ein Bret zwiſchen zwei Boote, und auf dieſem ringen zwei der Jüngſten und Kräftigſten, bis einer ins Waſſer fällt. In den letzten Jahren ließen ſich beide hineinplumpen. Dies geſchieht, ſeitdem ſich einſt der Hineinfallende über den damit verbundenen Spott dergeſtalt ärgerte, daß er denſelben Tag aus dem Fiſcherdorfe verſchwand und ſich nie wieder blicken ließ. All' die Luſtigkeit verliert ſich übrigens jetzt. In meinen Knabenjahren war das Vergnügen ganz anders im Schwung! Das war ein Staat, wenn die Gilden mit ihrem Schilde umhergezogen, den Hanswurſt an der Spitze; und zu Faſtnacht, wenn die Schlächter einen mit Bändern und Faſtnachtsruthen geſchmückten Ochſen durch die Straßen führten; auf dem Rücken ſaß ein kleiner Knabe im Hemde und mit Flügeln. Türkiſche Muſik mit Becken hatten ſie dazu! Sehen Sie, das Alles habe ich erlebt, obgleich ich nicht ſo alt bin. Baron Wilhelm muß noch den Ochſenſtaat geſehen haben! Nun iſt das vorbei! man iſt feiner geworden. St. Knuds-Markt iſt auch nicht, was er geweſen iſt!“

„Gleichwohl freue ich mich darauf!“ ſagte Wilhelm. „Wir wollen auf dem Markte die Kronjüten beſuchen, wo ſie mitten im Haidekraute unter ihren Töpfen ſitzen. Sie könnten am Ende gar Bekannte antreffen, Herr Zeſtrup! Bekommen Sie nur kein Heimweh, wenn Sie das Haidekraut riechen und den Ton der klirrenden Töpfe vernehmen!“

Jetzt kamen die Damen hinzu. Vor den Viſiten wollte man eine Tour über den Markt machen. Der Kammerjunker bot der gnädigen Frau ſeinen Arm. Otto ſah es mit geheimer Freude und näherte ſich Sophien; ſie nahm gern einen Begleiter, ſie ſollten ja ins Gedränge.

Gleichwie im Mittelalter die verſchiedenen Profeſſioniſten ihre beſonderen Straßen und Quartiere hatten, ſo auch hier. Die Straße, welche zum Markte führte und im täglichen Leben „Schuhmacherſtraße“ genannt wurde, entſprach vollkommen ihrem Namen. Dicht neben einander hatten die Schuhmacher hier ihre Tiſche aufgeſchlagen. Die Wände und die aufgerichteten Stangen waren mit allen Arten von Schuhwerk behängt, die Tiſche ſelbſt mit plumpen Schuhen und dickbeſohlten Stiefeln beladen. Im Hintergrunde ſtand der ehrliche Meiſter in ſeinem langen Sonntagsfracke, den wohlgebürſteten Filzhut auf dem Kopfe.

Wo das Schuhmacherquartier aufhörte, fing das der Hutmacher an, und dann befand man ſich mitten auf dem großen Marktplatze, wo Zelte und Buden mehrere parallellaufende Gaſſen bildeten. Die Galanterieläden, die Goldſchmied- und Conditorbuden, die meiſten von Leinwand, einzelne dagegen von Holz, waren Glanzpunkte. Ringsum flatterten Bänder und Tücher, ringsum war Lärm und Gedränge. Die Bauermädchen, welche aus demſelben

Dorfe waren, gingen immer in Reihe und Glied, ſieben oder acht Unzertrennliche, die Hände feſt in einander geſchlungen; es war unmöglich die Kette zu ſprengen, drängte man gegen ſie an, ſo rollte ſich die ganze Schaar in ein Knäuel zuſammen.

Hinter den Buden breiteten ſich große Beete mit Holzſchuhen, Töpfergeſchirr, Drechsler- und Sattlerarbeit aus. Auf den Tiſchen ſtand Spielzeug, gewöhnlich plump und grell bemalt. Ringsum probirten Kinder die kleinen Trompeten und drehten an ihrem Spielzeug. Bauermädchen drehten und wendeten die Nähkäſtchen und ſich ſelbſt viele Male, ehe der Handel abgeſchloſſen wurde. Die Luft war ſchwer von Ausdünſtungen, die der Duft der Honigkuchen würzte.

Hier trafen ſich Bekannte, ein Paar Bauermädchen, vielleicht in demſelben Dorfe geboren, aber ſpäter getrennt. „Guten Tag, Du!“ riefen ſie aus, faßten einander bei den Händen, ſchaukelten mit den Armen und lachten. „Adjes!“ — Das war die ganze Unterhaltung; eine gleiche wurde an mehreren Orten geführt.

„Da iſt Haidekraut!“ rief Otto aus, als ſie ſich dem Quartiere näherten, wo die jütiſchen Töpfe ihre Stelle hatten. „Wie der Duft erfriſcht!“ Er bückte ſich und ergriff einen Zweig, friſch und grün, als wäre er geſtern abgeſchnitten worden.

„Ei du mein Jeſus! Iſt das nicht Herr Otto?“ rief dicht neben ihnen eine weibliche Stimme, und eine junge Jütländerin hüpfte über alle Töpfe hinweg auf ſie zu.

Otto kannte ſie. Es war die kleine Marie, die Tochter des Aalbauern, die, wie wir uns von Otto's Beſuche bei den Fiſchern erinnern, nach Ringkjöbing gezogen war und ſich da für die Heu- und Kornerndte bis Michaelis verdungen hatte, die flinke Marie, „die Dirne," wie der Vater ſie nannte. Sie war in Ringkjöbing mit dem reichen Torfhändler verlobt und verheirathet worden und nun über das ſalzige Waſſer nach dem Odenſer Markte gekommen, wo ſie Herrn Otto treffen mußte.

„Ihre Eltern wohnten neben dem Gute meines Großvaters!" ſagte Otto zu Fräulein Sophie, die lachend die Freude des jungen Weibchens über das Zuſammentreffen mit einem Jugendbekannten betrachtete. Der Ehemann war in vollem Handel mit ſeiner Waare und hörte von Allem nichts.

„Nein, wie fein und ſchön Ihr doch geworden ſeid!" ſagte die junge Frau. „Aber, ſeht nur, ich erkannte Euch doch! Die Großmutter, könnt Ihr glauben, denkt fleißig an Euch. Die alte Frau iſt ſo rüſtig und lebendig; es thut ihr auch nicht ein Bischen, daß ſie nicht ſehen kann! Ihr ſeid der zweite Bekannte, den ich hier auf dem Markte getroffen habe. Es iſt erſtaunlich, wie es hier von allen Enden der Welt zuſammenkommt! Der Komödiant iſt auch hier! Ihr erinnert Euch ſeiner wohl noch, der deutſche Heinrich. Seht, da drüben in dem grauen Hauſe, da an der Ecke des Markts, ſpielt er ſeine Komödien im Thorwege!"

„Es freut mich, Euch geſehen zu haben!" ſagte Otto und nickte freundlich. „Grüßt Alle zu Hauſe und vergeßt mir die Großmutter nicht!"

„Grüßt auch von mir!" ſagte Sophie ſcherzend. „Sie, Herr Zoſtrup, müſſen der alten Bekanntſchaft wegen einen Handel machen. Sie ſind mir auch ein Marktgeſchenk ſchuldig, ich wünſche den großen Topf da!"

„Wo bleibt Ihr denn?" rief Wilhelm und kam zurück; die Andern waren eine Strecke voraus.

„Wir kaufen Töpfe!" ſagte Sophie. „Souvenir de Jutland. Der da hat eine glänzende Zeichnung!"

„Sie ſollen ihn haben!" ſagte Otto. „Wenn ich nun aber auch ein Marktgeſchenk von Ihnen verlangte — mir erbäte, wollte ich ſagen! —"

„Das durch meine Hand vielleicht ſeinen Werth erhielte!" entgegnete Sophie lächelnd. „Ich verſtehe Sie wohl! Eine Haideblume? Ich raube!" ſagte ſie zu der jungen Frau, indem ſie ein wenig Haidekraut nahm und es lachend in Otto's Knopfloch ſteckte. „Grüßt die Großmutter!"

Otto und Sophie gingen.

„Das war eine wunderliche, lachhafte Perſon die!" ſagte die Frau halb laut, ihnen nachſehend; ihr Blick verfolgte Otto, ihre Hände falteten ſich, ſie dachte vielleicht an die Tage ihrer Kindheit.

Auf dem St. Knuds-Kirchhofe holten Otto und Sophie die Uebrigen ein. Sie wollten in die Kirche. An den Markttagen war dieſe mit allen ihren Begräbniſſen geöffnet.

Von welcher Seite man auch von außen das prächtige alte Gebäude betrachte, es hat, hauptſächlich durch ſeinen hohen Thurm und deſſen Spitze, etwas Imponirendes; das Innere iſt von eben ſo großer, ja faſt von noch größerer Wirkung; da ſich aber der Haupteingang durch das Waffenhaus, ſo wie die kleineren Eingänge an der Seite der Kirche befinden, ſo imponirt ſie nicht gleich beim Eintritt. Man muß erſt den Haupteingang hinter ſich haben, ehe man recht ergriffen wird. Alles erſcheint dann groß, prächtig und hell. Das ganze Innere iſt weiß mit Vergoldung. Oben an der hohen Wölbung prangen noch von alter Zeit her eine Menge goldener Sterne. Auf beiden Seiten, ganz oben, höher als die Seitengänge der Kirche, ſind große gothiſche Fenſter, durch die das Licht hernieder ſtrömt. Die Seitengänge ſchmücken alte Malereien, die ganze Familien vorſtellen, Frauen und Kinder, alle geiſtlich gekleidet, in langen Gewändern und großen Krauſen. Gewöhnlich ſind die Figuren nach dem Alter aufgeſtellt, zuerſt der Aelteſte und dann bis zu dem kleinſten Kinde herab, Alle ſtehen mit gefalteten Händen und ſehen fromm vor ſich nieder, bis einſt auch dieſe Farben in Staub zerfallen.

Dem Eingange der Kirche gerade gegenüber ſieht man in der Wand einen Stein mit Basreliefs eingemauert, vor demſelben iſt ein Grab. Dieſes zog Otto's Aufmerkſamkeit auf ſich.

„Das iſt des Königs Hans, der Königin Chriſtina, des Prinzen Franzesco und Chriſtians des Zweiten Grab!“ ſagte Wilhelm. „Sie liegen alle in der kleinen Grabeskammer!“

„Chriſtian der Zweite!“ rief Otto aus. „Dänemarks kluger und kühner König?“

„Chriſtian der Böſe!“ ſagte der Kammerjunker, verwundert über den Ton der Begeiſterung, womit Otto ſeinen Namen ausgeſprochen hatte.

„Chriſtian der Böſe!“ wiederholte Otto. „Ja, das iſt nun ſo unſere Redeweiſe, ſollte es aber nicht ſein! Wir müſſen bedenken, wie damals der ſchwediſche und däniſche Adel ſich aufführte, welche Grauſamkeiten er beging, und daß es Einer von der beleidigten Partei iſt, von dem wir Chriſtians des Zweiten Geſchichte haben. Der Schriftſteller ſchmeichelte dem Regierenden. Ein Fürſt muß Verbrechen begangen oder ſeine Macht verloren haben, wenn ſeine Fehler den kommenden Geſchlechtern recht begreiflich gemacht werden ſollen. Man vergaß Chriſtians Vorzüge und zeigte immer auf ſeine Schattenſeiten, zu denen das Zeitalter nicht wenig beitrug!“

Der Kammerjunker vergaß nicht das ſchwediſche Blutbad, Torben Oxe's Hinrichtung und Alles, was ſich gegen den unglücklichen König ſagen läßt, anzuführen.

Otto ſchlug ihn kühn aus dem Felde, theils aus Begeiſterung für Chriſtian den Zweiten, theils aber auch, weil es der Kammerjunker war, den er beſtritt. Sophie nahm Otto's Partei, ihr Auge funkelte ihm Beifall zu, und der Sieg mußte ihm werden.

„Was ſagt der Dichter von eines Königs Loos?“ bemerkte Sophie.

— „Beklag' ihn!
Des Guten mehr als Böſen zeigt die Welt!
Das Gute rechnet Jeder gern ſich zu,
Ihm bürdet man die Schuld der Zeiten auf." *)

„Wäre Chriſtian ſo glücklich geweſen, den aufrühreriſchen Adel zu bezwingen," nahm Otto wieder das Wort, „hätte er ſeine kühnen Pläne in Ausführung gebracht, ſo würde man ihn Chriſtian den Großen genannt haben! Nicht den ſchaffenden Geiſt, nein, den Erfolg ſeiner Thaten richtet die Welt!"

Louiſe hielt es gleichwohl mit dem Kammerjunker, deswegen gingen die Beiden mit einander den Gang hinauf nach dem Glorup'ſchen Begräbniſſe. Die Mutter und Wilhelm waren ſchon voraus.

„Ich beneide Sie um Ihre Beredſamkeit!" ſagte Sophie, und blickte Otto recht liebevoll ins Auge; ſie bückte ſich darauf übers Gitter vor dem Begräbniſſe und ſtarrte gedankenvoll auf den Stein hinab. In Otto's Seele bewegten ſich Liebesgedanken.

„Geiſt und Herz," rief er aus, „müſſen das Große bewundern! Beides beſitzen Sie!" — er ergriff ihre Hand.

Eine leichte Röthe flog über Sophiens Wangen. „Die Andern ſind voraus!" ſagte ſie, „kommen Sie, gehen wir nach dem Chore hinauf!"

„Zum Altare!" entgegnete Otto. „Das iſt ein kühner Gang fürs ganze Leben!"

Sophie blickte ihn fragend an. „Sehen Sie den

---

*) Oehlenſchläger's Trauerſpiel Erik und Abel.

Grabſtein dort im Pfeiler?" fragte ſie nach einer kurzen Pauſe. „Die Dame mit den über einander gekreuzten Armen und dem farbigen Geſichte? Sie ſoll in einer Nacht zwölf Ritter zu Tode getanzt haben; der dreizehnte, den ſie aufforderte, durchſchnitt im Tanz ihren Gürtel und ſie ſank todt zu Boden!"

„Das iſt eine nordiſche Turandot geweſen!" ſagte Otto. „Das Marmorherz mußte ſelbſt brechen und verbluten. Es liegt ein gewiſſer Spott darin, daß der Stein bemalt iſt. Für die kommenden Geſchlechter ſteht ſie da, wie im Leben ein Steinbild, weiß und roth, nur eine Schönheitslarve. Sie warnt die jungen Damen!" —

„Ja, vor dem Tanzen!" ſagte Sophie, und ſpottete leicht mit Otto's ſeltſamem Ernſt.

„Gleichwohl muß es eine Seligkeit ſein," rief er aus, „eine hohe Seligkeit, unter wogenden Tönen, Arm in Arm mit der Geliebten, das Leben forttanzen zu können und blutend zu ihren Füßen zu ſinken!"

„Und noch eben zu ſehen, wie ſie mit einem Neuen tanzte!" ſcherzte Sophie.

„Nein, nein!" unterbrach Otto ſie, „das könnten Sie nicht, das würden Sie nicht! O Sophie, wenn Sie wüßten!" — er näherte ſich ihr noch mehr, beugte ſeinen Kopf gegen den ihrigen, ſein Auge wurde doppelt feurig und ausdrucksvoll.

„Sie müſſen mit uns kommen, die Katzen zu ſehen!" ſagte der Kammerjunker und ſprang zwiſchen ſie.

„Ja, das iſt herrlich!" ſagte Sophie. „Sie, Herr

Joſtrup, bekommen da Gelegenheit, über die Vergänglichkeit der weiblichen Schönheit zu moraliſiren!“

„Dieſen Abend,“ tröſtete ſich Otto, „auf dem Heimwege in der milden Abendluft ſoll kein Kammerjunker ſtörend zwiſchen uns treten. Es muß, es ſoll entſchieden werden! Das Unglück konnte die Wildheit meiner Kinderjahre unterdrücken, aber es gab mir Trotz, erſchlaffte nie meine Selbſtſtändigkeit; die Liebe hat mich weich und ſchwach gemacht. Kann ich dadurch ein Weib gewinnen?“ Ernſt, mit finſterm Blick folgte er Sophien und ihrem Begleiter.

VIII.

Was er geſucht, blieb unerreicht;
Der Abend trüb' und trüber.
Ludolf Schley.

Siehſt Du das Vögelein
Niſten im Wald?
Willſt Du mein Weibchen ſein?
Werd' es doch bald! —
— Bräutigam bin ich!
Arion. 2. Band.

Dicht neben der St. Knuds-Kirche, wo einſt das Mönchskloſter ſtand, liegt jetzt die Wohnung eines Privatmannes. Die vortreffliche Wirthin, welche einſt auf der däniſchen Bühne als Ida Mynſter*) entzückte, erwartete die Familie zu Mittag.

---

*) Siehe „Die Reiſe durch Fühnen“ von Oehlenſchläger.

Nach Tiſche luſtwandelte man im Garten, der ſich bis zum Bache hinab erſtreckte.

In der Abenddämmerung wollte Otto den deutſchen Heinrich aufſuchen, er hatte es Louiſen geſagt, und ſie verſprach, die Aufmerkſamkeit von ihm abzulenken, während er abweſend ſei.

Die Geſellſchaft trank Kaffee in der Laube. Otto ging ſtill grübelnd in der Allee längs dem Bache. Die hübſche Partie vor ihm feſſelte ſein Auge. In der Nähe lag eine Waſſermühle; der Bach brauſte milchweiß über die beiden großen Räder. Hinter der Mühle war eine Brücke geſchlagen, auf der Leute fuhren und gingen. Der Müllergeſelle ſtand auf dem Altan und pfiff ſich ein Lied. Es waren Gemälde, wie Uhland und Chriſtian Winther ſie uns in ihren Dichtungen geben. Jenſeits der Mühle erhoben ſich hohe Pappeln, halb verbargen ſie die grüne Wieſe, wo der „Nonnenhügel“ liegt; eine Nonne hat ſich da ertränkt, wo nun die Tauſendſchön wachſen.

Starkes Sonnenlicht beſchien das Ganze. Alles war Ruhe und Sommerwärme. Plötzlich tönten vor Otto's Ohre tiefe, mächtige Orgeltöne; er drehte ſich um. Die Töne, die zu ſeinem Herzen drangen, kamen aus der St. Knuds-Kirche, die ſich dicht hinter dem Garten erhob. Der Sonnenſchein der Landſchaft und die Kraft der Töne gaben auch ihm Licht und Kraft in der Finſterniß, der er nun bald entgegengehen ſollte.

Die Sonne war im Untergehn, als Otto allein über den Marktplatz auf das Eckhaus zuging, wo der deutſche

Heinrich ſeine Künſte zeigte. Auf dieſer Stelle ſtand St. Albani Kirche, in welcher Knud der Heilige, durch ſeinen Diener Blake verrathen, von den Aufrührern getödtet wurde. Das Volk glaubt, daß dort von dem tiefen Keller unter dem Hauſe ein unterirdiſcher Gang zu dem ſogenannten „Nonnenhügel" führe. Um Mitternacht hören immer noch die Bewohner rings umher ein Poltern unter dem Marktplatze, als ob plötzlich ein Waſſerfall hinabſtürzte. Die Gebildeteren erklären es durch einen verborgenen unterirdiſchen Waſſerlauf, der mit dem nahegelegenen Bache in Verbindung ſtehe. In unſerer Zeit iſt das alte Haus eine Fabrik geweſen; die eingeſchlagenen Fenſterſcheiben, deren Oeffnungen hie und da mit Holzſpänen oder Papier verſtopft ſind, die vielen Menſchenknochen, die man im Garten fand, von den Tagen her, als hier ein Kirchhof war, flößten dem Volke in Odenſe für dieſes Haus ein beſonderes Intereſſe ein.

Wenn man ins Haus tritt, befindet man ſich noch mit dem Marktplatze auf Einer Fläche; vom Hinterhauſe nach dem Garten geht es dagegen plötzlich tief hinab, und hier bilden dicke, alte Mauern die Grundlage. Die Lage iſt demnach romantiſch; ganz in der Nähe das alte Fräuleinkloſter mit den zackigen Giebeln, und nicht weit entfernt der Bach, in deſſen Tiefe, wie der gemeine Mann glaubt, ein dämoniſches Weſen lebt: „der Flußmann," der jährlich ſein Menſchenopfer verlangt, aber die Nacht vorher es ankündigt. Im Hintergrunde liegen Wieſen, Dörfer und grüne Wälder.

Ueber den Hof hinweg in einer Hinterpforte hatte der deutſche Heinrich ſeinen Schauplatz aufgeſchlagen; der Eintritt koſtete zwei Schillinge, Standesperſonen bezahlten nach Belieben.

Otto kam gerade während einer Vorſtellung. Ein Betttuch machte das ganze ſceniſche Arrangement aus. Mitten auf dem Eſtrich ſaß ein ſchreckliches Ungethüm, mit geſchwärztem Geſicht und Roßhaaren um den Kopf. Eine alte Bettdecke verbarg die Figur, doch ſah man, daß es die eines Frauenzimmers war.

Das Publicum beſtand aus einigen Bauersleuten und Gaſſenjungen. Otto hielt ſich im Hintergrunde und wurde von Heinrich nicht bemerkt.

Die Vorſtellung war bald zu Ende und der Hauſe verlief ſich. Da erſt trat Otto hervor.

„Wir haben einige Worte mit einander zu reden!“ ſagte er. „Heinrich, Er iſt nicht ehrlich gegen mich geweſen! Das Mädchen iſt die nicht, für welche Er ſie ausgab; Er hat mich betrogen; ich fordere eine Erklärung!“

Der deutſche Heinrich ſchwieg, aber jede Miene war beredt, Anfangs Verwunderung, dann Schlauheit und Liſt; ſein hämiſcher, boshafter Blick maß Otto vom Kopf bis zu den Füßen.

„So ſeid Ihr alſo feſt überzeugt, daß ich Euch angeführt habe!“ ſagte er. „Aber weshalb kommt Ihr denn zu mir? Es bedarf ja dann keiner Erklärung. Fragt ſie ſelbſt!“ Er zeigte auf die Schwarzbemalte.

„Thu' nur nicht ſo ſtolz, Otto!“ ſagte ſie lachend.

„Du könnteſt Deine Schweſter doch wohl anerkennen, obgleich ſie ein wenig Schwärze im Geſichte hat!“

Otto heſtete einen düſtern, unwilligen Blick auf ſie, preßte ſeine Lippen zuſammen und ſuchte ſich zu ſammeln. „Es iſt mein feſter Entſchluß, die Sache unterſuchen zu laſſen!“ ſagte er mit erzwungener Ruhe.

„Aber das würde Euch Unannehmlichkeiten verurſachen!“ ſagte Heinrich hohnlächelnd.

„Lache Er nicht ſo, wenn ich mit Ihm ſpreche!“ herrſchte ihm Otto mit glühenden Wangen zu.

Heinrich lehnte ſich ruhig an die Thür, die zum Garten führte.

„Ich kenne den Polizeimeiſter,“ ſagte Otto, „ihm könnte ich das Ganze überlaſſen. Aber ich habe einen milderen Weg gewählt, ich komme ſelbſt her. Bald verlaſſe ich Dänemark, reiſe mehrere hundert Meilen weit fort, kehre vielleicht nie zurück; alſo ſieht Er, der Hauptgrund, weshalb ich zu Ihm komme, iſt eine Grille; ich will wiſſen, weshalb Er mich hinterging, ich will wiſſen, in welchem Verhältniß Er zu ihr ſteht!“

„Alſo das wollet Ihr?“ ſagte Heinrich mit einem boshaften Blick. „Nun, ſie iſt meine Liebſte, ſoll auch meine Frau werden —! aber Eure Schweſter iſt ſie doch und dabei bleibt es!“

„Du könnteſt mir wohl etwas geben, ehe du reiſeſt!“ ſagte Sidſel, die während Heinrichs Rede gleichſam mehr auflebte, und verzog ihr ſchwarzbemaltes Geſicht.

Otto blickte ſie finſter an.

„Ja, ich nenne Dich Du!“ ſagte ſie, „das mußt Du ſchon leiden! das bischen Vergnügen muß eine Schweſter doch haben!“

„Ihr ſolltet Euch hübſch die Hand geben!“ ſagte Heinrich, und lachte.

„Elender!“ fuhr Otto auf. „Sie iſt die nicht, für welche Er ſie ausgiebt! ich will meine wirkliche Schweſter aufſuchen! Beweiſe will ich für die Wahrheit in Händen haben! und werde mich dann als Bruder zeigen, will für ihre Zukunft ſorgen. Bringe mir ihren Taufſchein, bringe mir nur einen einzigen Atteſt, aus welchem ich Gewißheit ſchöpfen kann —! aber ehe acht Tage um ſind! hier iſt meine Adreſſe, es iſt ein Briefcouvert, ſchlage Er das um die Papiere, die Er mir geben kann, und ſende Er ihn unverzüglich ab. Aber Beweiſe, oder Er iſt ein größerer Schurke, als ich glauben möchte!“

„Laßt uns nur ein Paar vernünftige Worte mit einander ſprechen!“ ſagte Heinrich mit gedämpfter einſchmeichelnder Stimme. „Ihr gebt mir funfzehn Reichsthaler, und ſollt nie wieder Ungelegenheit von mir haben! ſeht, das iſt ja weit bequemer!“

„Es bleibt bei dem, was ich geſagt habe!“ antwortete Otto. „Wir haben nichts weiter mit einander zu ſprechen.

„Er kehrte ihm den Rücken zu, um zu gehen. Heinrich ergriff ihn beim Rocke.

„Was will Er?“ fragte Otto.

„Ich meine nur,“ ſagte Heinrich, „ob Ihr Euch nicht bedacht habt wegen der funfzehn Reichsthaler —!“

„Schurke!“ ſchrie Otto, die Adern ſchwollen ihm an der Stirn, er ſtieß Heinrich mit einer ſolchen Kraft von ſich, daß dieſer mit dem Rücken gegen die wurmſtichige Thür taumelte, die in den Garten führte; der Spiegel der Thür fiel hinaus; hätte er nicht mit beiden Händen vor ſich gegriffen, würde er dieſelbe Reiſe gemacht haben. Otto ſtand einen Augenblick ſchweigend, mit flammendem Auge, dann warf er das Briefcouvert, auf welchem ſeine Adreſſe ſtand, dem Heinrich vor die Füße und ging.

Im Gaſthauſe war der Knecht ſchon im Begriff anzuſpannen, als Otto eintraf.

„Haben Sie gute Nachrichten?“ flüſterte Louiſe.

„Ich bin im Grunde nicht weiter, als ich war!“ antwortete er, „nur daß mein eignes Gefühl mir eindringlicher als jemals zuruft, ich ſei von ihm betrogen!“ Er erzählte ihr die kurze Unterredung.

Des Kammerjunkers Wagen war nun auch vorgefahren. Auf dem war mehr als hinreichender Platz für zwei, dagegen ſaßen zu viele auf dem andern. Der Kammerjunker ſchlug daher vor, daß man den bequemeren Sitz benutzen möge, und Otto ſah Mama und Sophien in des Kammerjunkers Wagen ſteigen. Dieſer Wechſel würde ihn vorher ganz verſtimmt haben, nun hatte er weniger dagegen. Seine Gedanken waren noch zu ſehr mit dem Beſuche bei dem deutſchen Heinrich beſchäftigt, ſeine Seele mit einer Bitterkeit erfüllt, die für einen Augenblick den Drang aufhob, ſeine heftige Liebe Sophien zu erkennen zu geben.

„Heinrichs Spielball, ſein Werkzeug bin ich geweſen!“ dachte er, „nun ſpottet er meiner und ich muß es dulden! Die Schreckliche iſt nicht meine Schweſter! Sie kann es nicht ſein!“

Es war nun auf der Straße ſtill geworden. Sie ſtiegen in den Wagen. Im Eckhauſe, gerade gegenüber, war große Geſellſchaft. Das Licht ſtrömte durch die langen Vorhänge; ein ſanfter Tenor und ein hoher klangvoller Sopran ſchmelzen zuſammen in Mozart's „andiam, andiam, mio bene.“

„Der Vogel darf nicht von meinem Herzen fort flattern!“ ſeufzte Otto und ſetzte ſich neben Louiſe. Der Wagen rollte fort.

Der Vollmond ſchien, wilde Blumen dufteten von den Gräben empor, die Moorgründe dampften, der weiße Nebel ſchwebte über die Wieſe hin, gleich den Töchtern des Erlkönigs.

Louiſe ſaß ſtill und verſtimmt. Ein Kummer laſtete auf ihrem Herzen. Auch Otto ſchwieg.

Der Kammerjunker fuhr voran, knallte mit der Peitſche und ſtimmte einige wilde Hallo's an.

Wilhelm begann das Lied: „Herrliche Sommernacht,“ und der Kammerjunker fiel mit ein.

„Sing' mit, Menſch!“ rief Wilhelm dem ſchweigenden Otto zu, und bald waren beide Geſellſchaften eine ſingende Karavane.

Spät erreichte man das Gut.

IX.

„Das Schickſal reißt oft Blätter an uns ab, wie beim Weinſtock geſchieht, damit die Früchte früher reifen.“

Jean Paul.

Es war ſchon gegen Morgen, als Otto einſchlief.

Man ließ ihn und Wilhelm in Ruhe fortſchlafen; daher ward es heller Tag, ehe beide Herren ſich am Kaffeetiſche zeigten; der Kammerjunker war ſchon herüber gekommen und geputzter, als gewöhnlich.

„Herr Joſtrup ſoll einer der Eingeweihten ſein!“ ſagte die gnädige Frau. „Heute Abend bekommen es erſt die Fremden zu wiſſen. Der Kammerjunker und meine Sophie ſind Verlobte.“

„Sehen Sie, Herr Joſtrup! Im klaren Mondſcheine wurde ich ein ſo glücklicher Mann!“ ſagte der Kammerjunker, und küßte Sophien die Fingerſpitzen. Er reichte Otto die andere Hand.

Dieſer blieb unverändert, ein Lächeln ſpielte um ſeine Lippen: „Ich gratulire!“ ſagte er. „Das iſt ja alſo ein Freudentag! Wäre ich Dichter, ich würde Ihnen ein Lied ſchreiben!“

Louiſe blickte ihn mit einem wunderbar ſchmerzlichen Ausdruck an.

Wilhelm nannte den Kammerjunker Schwager und ſchüttelte lachend ſeine beiden Hände.

Otto war ungewöhnlich aufgeräumt, ſcherzte und lachte. Die Damen gingen an ihre Toilette, Otto in den Garten.

Er war von Sophiens Gegenliebe ſo überzeugt geweſen. Wie gern hörte ſie ihn nicht erzählen; mit welchem Ausdruck weilte dann nicht ihr Auge auf ihm! Ihre kleinen Neckereien waren ihm Beſtätigungen geweſen, daß die Hoffnung, die er nährte, keine Selbſttäuſchung ſei. Sie war der Lichtpunkt, um den ſich ſeine Gedanken gedreht hatten. Die Liebe zu ihr war ihm ein guter Engel, der ihm in ſeinen düſtern Augenblicken von Troſt und Lebensglück vorſang.

Nun — war plötzlich Alles vorbei, es war, als ob der Engel ihn verlaſſen hätte; die Liebesflamme, die ſo ganz ſeine Seele ausfüllte, war in einem Moment bis auf den letzten Funken erloſchen. Er fühlte keinen Schmerz, kein Leid, aber Leere. Es war ihm, als wäre der Geiſt ſeiner Seele entwichen. Sophie war ihm fremd geworden, ihr geiſtvolles Auge, das dem Kammerjunker Liebe zulächelte, ſchien ihm der ſeelenloſe Blick eines Automaten. Eine erſchlaffende Gleichgültigkeit durchzuckte ihn, todbringend wie das Gift, das ins Blut des Menſchen übergeht. „Das eitle Mädchen! ſie glaubt, indem ſie ein treues Herz von ſich ſtößt, die Mächtigere zu ſein! ſie ſollte nur ſehen, wie verwandelt ihr Bild in meiner Bruſt ſteht. Alle die Schwächen, die meine Liebe früher überſah, treten jetzt mit grellen Zügen hervor! Kein Wort iſt zur Erde gefallen. Der Diamant hat ſeinen Glanz verloren, ich fühle nur ſeine ſcharfen Ecken.“

Sophie hatte einen Mann vorgezogen, der in geiſtiger Hinſicht tief unter Otto ſtand. Sophie, die für Kunſt und Schönheit, für alles Herrliche im Reiche des Geiſtes begeiſtert ſchien, hatte ihn ſo täuſchen können!

Wir erblicken die Schweſtern auf ihrem Zimmer.

Louiſe ſchien wehmüthig, ſtill blickte ſie vor ſich hin.

Sophie ſtand ſinnend, mit einem Lächeln auf den Lippen. „Der Kammerjunker iſt doch recht ſchön!“ unterbrach ſie das Schweigen. „Er ſieht ſo männlich aus!“

„Du mußt ihn liebenswürdig finden!“ ſagte Louiſe.

„Ja!“ antwortete die Schweſter, „immer haben mir ſolche kräftige Geſichter gefallen! Er iſt ein Axel, ein nordiſcher, ſchwarzbärtiger Wilder. Die Geſichter, wie das Wilhelm's, ſehen aus wie Frauenzimmergeſichter! — Und er iſt ſo gut! Gleich nach der Hochzeit, hat er geſagt, wollen wir eine Reiſe nach Hamburg machen. — Welches Kleid, meinſt Du, ſoll ich anziehn?“

„Wenn Du nach Hamburg reiſeſt?“ fragte Louiſe.

„O nein, Mädchen! heute, meine ich. Joſtrup war ja ſehr artig! Er gratulirte. Es war mir übrigens ein wenig wunderlich ums Herz, als es ihm geſagt wurde. Ich erwartete eigentlich eine Scene! Faſt hätte ich Dich gebeten, es ihm vorher zu ſagen. Er hätte ſollen vorbereitet werden. Aber er war ja ganz vernünftig! Das hätte ich ihm nicht zugetraut. Ich wünſche ihm wirklich alles Gute, aber er iſt ein wunderlicher Charakter! ſo melancholiſch! Glaubſt Du, er nimmt ſich meine Verlobung zu Herzen? Ich bemerkte, daß er ſich, als ich geküßt wurde, plötzlich nach dem Fenſter umdrehte und mit den Blumen ſpielte. Ich wollte, daß er bald fortginge! Die Reiſe wird ihm gut thun! In der Fremde wird er ſein Herzeleid vergeſſen. Morgen will ich an Vetter Joachim ſchreiben, der wird auch überraſcht werden!“

Spät am Nachmittage kamen Jacoba, die Mamſell, der Prediger und noch einige andere Gäſte.

Abends war der Tiſch feſtlich gedeckt. Die Verlobten ſaßen bei einander, und Otto hatte den Ehrenplatz neben Sophien. Der Prediger hatte ein Lied gemacht nach einer bekannten Melodie; es wurde geſungen. Otto's Stimme klang hübſch und ſtark, er ſtieß mit den Verlobten an, und der Kammerjunker meinte, Herr Zoſtrup müſſe ſich nun auch bald eine Braut ausſuchen.

„Die iſt ſchon gefunden!“ antwortete Otto, „aber noch bleibt es ein Geheimniß.“

„Die Braut ſoll leben!“ ſagte Sophie und ſtieß an; aber bald weilte ihr geiſtvoller Blick wieder nur auf dem Kammerjunker, der von Spargelweide und Stallfütterung mit Klee ſprach; doch dieſer ihr Blick zog ihn wieder zu ſeinem Liebesglücke zurück.

Es war ein ſehr munterer Abend. Spät in der Nacht brach die Geſellſchaft auf. Die Freunde gingen auf ihr Zimmer.

„Mein lieber, treuer Otto!“ ſagte Wilhelm und ſchlang den Arm um ſeine Schulter. „Sie waren dieſen Abend recht aufgeräumt und liebenswürdig. Fahren Sie ſo fort!“

„Das hoffe ich!“ antwortete Otto; „könnten wir nur immer ſo vergnügte Abende haben, wie dieſer einer war!“

„Wunderbarer Menſch!“ ſagte Wilhelm und ſchüttelte den Kopf. „Jetzt reiſen wir bald ab, und fangen uns die Freude, den herrlichen Goldvogel, ein!“

„Und laſſen ihn nicht entſchlüpfen!“ ergänzte Otto. „Früher ſagte ich: morgen! morgen! jetzt ſage ich: heute und alle Tage! fort mit Grillen und Klagen. Ich begreife, was Sie mir einmal ſagten, man kann glücklich ſein, wenn man nur will!“

Wilhelm faßte ſeine Hand und blickte ihm halb wehmüthig ins Auge.

„Werden Sie empfindſam?“ fragte Otto.

„Ich affectire nur, was ich nicht bin!“ antwortete Wilhelm, indem er ſchnell von dem natürlichen Ernſte des Augenblicks zu ſeiner gewöhnlichen Heiterkeit zurückkehrte.

Die folgenden Tage vergingen unter Beſuchen und Gegenbeſuchen. Jeden Poſttag durchſuchte Otto vergebens die lederne Taſche des Poſtboten, fand aber keinen Brief vom deutſchen Heinrich, und hörte auch nichts von ihm. „Ich bin betrogen, und das macht mich froh! ſie, die Schreckliche, iſt nicht meine Schweſter!“

Es war ihm Bedürfniß, fortzukommen, recht weit von der Heimath, doch fühlte er keine Sehnſucht nach den Bergen, der Schweiz oder der Ueppigkeit des Südens!

„Die Natur wird mich weichlich machen! ſie will ich nicht ſuchen! ich bedarf der Menſchen! dieſer egoiſtiſchen falſchen Geſchöpfe, dieſer Herren aller Dinge! Wie können wir doch unſern Schwachheiten ſchmeicheln, unſere Tugenden bewundern! was dem Ziele unſerer Wünſche entſpricht, das finden wir vortrefflich. Denen, die uns lieben, ſchenken wir unſere Liebe! Im Grunde, wen liebe ich, als nur mich ſelbſt? Wilhelm? Meine Freundſchaft für ihn iſt auf dem Grundſteine erbaut: ich kann Dich nicht entbehren! die Freundſchaft iſt mir ein Bedürfniß. War ich nicht einſt überzeugt, daß ich Sophie anbetete, daß ich es nie ertragen könnte, ſie zu verlieren? und doch bedurfte es nur der Ueberzeugung: ſie liebt Dich nicht, und mein heftiges Gefühl erloſch augenblicklich; Sophie ſelbſt ſchien mir weniger ſchön, ich ſah Fehler, wo ich früher nur Liebenswürdigkeit entdecken konnte. Nun iſt ſie mir faſt ganz fremd. Wie ich bin, ſo ſind Alle. Wer fühlt recht lebendig, recht treu für mich, ohne von eignem Intereſſe geleitet zu ſein? Roſalie? Meine alte ehrliche Roſalie? Ich bin unter ihren Augen aufgewachſen, wie die Pflanzen, die ſie hegte! ich bin ihr theuer, wie dieſe. Als ihr Kanarienvogel eines Morgens todt im Käfig lag, weinte ſie, tief bewegt; ſie ſollte ihn nicht mehr ſingen hören, ſie ſollte nicht mehr für ſeinen Käfig und für ſein Futter ſorgen! Es war der Verluſt, der ſie zum Weinen brachte. Sie verlor, was ihr Intereſſe beſaß. Auch ich intereſſirte ſie. Intereſſe iſt der Name für das, was die Welt Liebe nennt. Louiſe —!" faſt laut ſprach er den Namen aus, und ſeine Gedanken verweilten durch ſeltſame Verknüpfungen bei demſelben:

„Sie zeigte ſich treu, aufopfernd! — aber iſt ſie nicht auch von allen Andern verſchieden? Wie oft hörte ich nicht Sophien ſie deshalb verſpotten, indem ſie auf die Schweſter hinabſah!“ Otto's bitteres Gefühl ſuchte vergebens nach einem Schatten von Eigenliebe bei Louiſen, nach einem einzigen eigennützigen Grund für ihr edles Benehmen. „Fort von Dänemark! zu andern Menſchen! glücklich, wer immer von Ort zu Ort flattern, neue Bekanntſchaften knüpfen und ſie bald wieder auflöſen kann! Bei dem erſten Zuſammentreffen haben die Menſchen ihr geiſtiges Sonntagskleid an; alle Lichtpunkte treten hervor; aber bald iſt der Feſttag vorbei, und die Glanzpunkte ſind verſchwunden!“

„Wir reiſen künftige Woche!“ ſagte Wilhelm. „Da ſoll es gehen

> „Ueber die eilenden, ſchaumblauen Wogen,
> Freundlich vom grünenden Ufer umzogen.“*)

hin über die Haide, den Rhein hinauf, durchs Champagnerland nach der Stadt der Städte: dem lebensfrohen Paris!“

---

*) J. F. Hanſen.

X.

— Sinnend ſtand
Ein Mädchen ſanft und milde.
Ich reichte dem freundlichen Kinde die Hand,
Doch ſchon das liebliche Reh entſchwand. — —
— Es wohnen die Mädchen vom Rheine zum Belt
Gar fein und lieblich in Schloß und Zelt;
Doch keines kann mir gefallen.

Schmidt von Lübeck.

Der letzte Tag in der Heimath war gerade Fräulein Sophiens Geburtstag. Nachmittags war die ganze Familie zum Kammerjunker eingeladen, wo Jacoba und die Mamſell durch ihre Kochkunſt glänzen wollten.

Ein Tiſch voll Geſchenke, alle vom Kammerjunker, wartete Sophiens. Es war das erſte Mal, daß er zu ihrem Geburtstage ihr etwas brachte, und hatte nun, von ſich ſelbſt oder von Andern, die ſehr gute Idee gefaßt, ihr für jedes verlebte Jahr eine Gabe darzubringen. Jedes Geſchenk war dem verſchiedenen Alter angemeſſen; ſo machte eine Tüte voll Zuckerwaare den Anfang und Seidenzeug zu einem prächtigen Mantel den Beſchluß; aber zwiſchen dieſen beiden Theilen befanden ſich Gegenſtände, von denen mehr als die Hälfte ſolid genannt werden konnte: goldene Ohrringe, eine Boa, franzöſiſche Handſchuhe und ein Reitpferd. Letzteres ſtand natürlich nicht auf dem Tiſche. Das war eine Freude, eine Glückſeligkeit; man ging ſpazieren, und vertheilte ſich nach und nach in Gruppen.

Die Einzige, die man vermißte, war **Eva**. Sie blieb immer am liebſten zu Hauſe. Doch hätte ſie ſich heute vielleicht überreden laſſen, wenn ſie ſich nicht ſo wunderbar entkräftet gefühlt hätte.

Still und einſam ſaß ſie nun daheim in der großen, öden Wohnſtube. Es war in der Dämmerung, ſie ließ die Arbeit ruhen, das ſchöne gedankenvolle Auge blickte vor ſich hin; Gedanken, die wir nicht entſchleiern dürfen, bewegten ſich in ihrer Bruſt.

Plötzlich öffnete ſich die Thür, und **Wilhelm** ſtand vor ihr. Während des Spazierganges hatte er ſich fortgeſchlichen. **Eva** war allein zu Hauſe, das wußte er; Keinem würde es einfallen, daß er ſie beſuchte, Keinem würde von ihrer Unterredung träumen.

„Sie hier!“ rief **Eva**, ihn erblickend, aus.

„Die Nothwendigkeit zwingt mich!“ antwortete er. „Ich habe mich von den Andern fortgeſchlichen, Keiner weiß, daß ich hier bin. Ich muß mit Ihnen ſprechen, **Eva**. Morgen reiſe ich fort; aber ich kann nicht ruhig und froh reiſen, ohne zu wiſſen — was dieſer Augenblick entſcheiden muß!“

Eva erhob ſich, ihre Wangen glühten, ihr Auge blickte zur Erde. „Herr Baron!“ — ſtammelte ſie. „Es ſchickt ſich nicht, daß ich hier bleibe!“ — Sie wollte das Zimmer verlaſſen.

„**Eva**!“ ſagte **Wilhelm**, und ergriff ihre Hand. „Sie wiſſen, daß ich Sie liebe! Mein Gefühl iſt aufrichtig! Geben Sie mir ein Ja, und es ſoll mir heilig ſein, wie ein

Eid. Dann reiſe ich lebensfroh, wie man reiſen muß. Es ſoll in meinem Herzen ſtehen, vor meinen Ohren tönen, ſo oft Sünde und Verſuchung mir entgegentreten! Es wird mich aufrecht halten, mich gut und unverdorben zurückbringen! Meine Frau ſollen Sie werden! Sie haben Geiſt und Adel dazu! Eva! um Gotteswillen, machen Sie nicht einen kränklichen, lebensüberdrüſſigen Schwächling aus mir.“

„O Gott!“ ſeufzte ſie, und brach in Thränen aus, „ich kann nicht, und — will nicht! Sie vergeſſen, daß ich nur ein armes Mädchen bin, die Ihrer Mutter Alles verdankt! Mein Ja würde dieſe betrüben und Sie einſt gereuen! Ich kann nicht! — Ich liebe Sie nicht!“ fügte ſie mit bebender Stimme hinzu.

Wilhelm ſchwieg.

Plötzlich ergriff Eva die Klingelſchnur.

„Was machen Sie?“ rief er aus.

Der Diener trat ein.

„Wollen Sie nicht Licht bringen!“ ſagte ſie, „aber erſt müſſen Sie mir dieſe Blumen in den Garten hinabtragen helfen; der nächtliche Thau thut ihnen gut!“

Der Diener gehorchte, ſie nahm ſelbſt einen der Töpfe und verließ das Zimmer.

„Ich liebe Sie nicht!“ wiederholte Wilhelm für ſich, und ging zur Geſellſchaft zurück, wo Alles Freude und Glück athmete.

Im Garten war der Abendtiſch gedeckt, die Lichter brannten in der freien Luft, ohne daß die Flamme flackerte;

es war ein Sommerabend, herrlich wie der October des Südens; die Reſede duftete, und zwiſchen den hohen Tannen, den Pinien des Nordens, donnerten Kanonen, als Sophiens Geſundheit getrunken wurde.

Am folgenden Morgen hatte ſich auf den Geſichtern, die geſtern ſo froh lächelten, Wehmuth gelagert. Der Reiſewagen hielt vor der Thür. Die theure Mutter und die Schweſtern weinten; ſie küßten Wilhelm und reichten Otto die Hand.

„Leben Sie wohl!“ ſagte Louiſe, „vergeſſen Sie uns nicht!“ und ihr thränenvoller Blick ruhete auf Otto. Eva ſtand ſchweigend und bleich.

„Sie werden mich nicht vergeſſen!“ liſpelte Otto, indem er Louiſens Hand ergriff. „Ihre Schweſter will ich vergeſſen!“

Der Wagen rollte fort; Wilhelm warf ſich in eine Ecke deſſelben; Otto blickte noch einmal zurück; Alle wehten mit weißen Tüchern.

XI.

In one short speaking silence all conveys —
And looks a sigh and weep without a tear.

Barrets Women.

Erlaß uns unſere Schulden,
Wie ſelbſt wir Andern gethan;
Entfern' von uns den Verſucher,
Verſchließ' uns des Böſen Bahn.

A. v. Chamiſſo.

Wir begleiten die Freunde nicht, ſondern bleiben auf Fühnen zurück, wo wir eine kühnere Reiſe machen wollen, als ſie, nämlich ein und zwanzig Jahre in der Zeit zurück. Wir wollen uns die Begebenheiten bei Otto's Geburt veranſchaulichen. Es iſt alſo ein Sprung zurück von 1830 bis 1810. Wir bleiben in Odenſe, dieſer alten Stadt, die ihren Namen von Odin haben ſoll.

Der gemeine Mann bewahrt noch eine Sage von dem Urſprunge des Stadtnamens. Auf einem Hügel nicht weit von der Stadt ſtand vor Alters ein Schloß; dort wohnte Odin mit ſeiner Gemahlin; damals exiſtirte Odenſe noch nicht, aber das erſte Haus wurde eben gebaut. Der Hof war uneins, wie die neue Stadt heißen ſollte; nach langer Ungewißheit wurde man einig, daß die Stadt nach den erſten Worten benannt werden ſollte, die der König oder die Königin am folgenden Morgen ausſprechen würden. Früh Morgens erwachte die Königin und blickte zum Fenſter hinaus, über den Wald hin. Das erſte Haus der Stadt war gerichtet, die Zimmerleute hatten einen großen Kranz mit Flittergeld hoch über dem Sparrenwerk des Daches aufgehängt. „Odin ſeh'!“ rief die Königin. Da wurde die Stadt „Odinſeh“ genannt, welcher Name ſpäter durch die tägliche Rede in Odenſe ausgeartet iſt.

Fragt man ein Kind in Kopenhagen, woher wohl die kleinen Kinder geholt werden, ſo lautet die Antwort: „aus dem Peblinger See.“ Die Odenſer Kleinen wiſſen nichts vom Peblinger See, ſie ſagen: „wir ſind aus dem Roſenbache geholt,“ einem kleinen Bache, der erſt in den letzten Jahren nobilitirt worden iſt. Dieſer Bach läuft mitten durch Odenſe und ſoll in früherer Zeit, vereint mit dem Odenſer Bache, eine Inſel gebildet haben, auf welcher die Stadt damals lag; hiervon leiten Andere den Namen Odenſe ab, als: Odins Ei oder Odins Oe (Inſel). Wie dem nun auch ſei, der Bach läuft da noch, und 1810, als der ſogenannte Weidendamm am Weſterthore noch nicht vollendet worden, war er, hauptſächlich im Frühjahr, tief und waſſerreich. Oft trat er aus ſeinen Ufern, in die kleinen Gärten, die ihn auf beiden Seiten umgaben. So läuft er verborgen durch die Stadt, bis er zur Norderſtraße kommt, hier tritt er einen Augenblick hervor, taucht aber darauf in derſelben Straße wieder unter und ſtrömt, wie ein kleiner Fluß, durch den Keller der alten Amtsſtube, welche der berühmte Oluf Bagger*) erbaut hat.

Es war an einem Nachmittage im Sommer des Jahres

---

*) Dieſer Mann war ſo reich, daß er, als einſt Friedrich der Zweite ihn beſuchte, das Zimmer mit Zimmet heizen ließ.

1810; das Waſſer ſtand ziemlich hoch im Bache, doch arbeiteten an demſelben zwei Waſchfrauen. Sie hatten ſich Binſenmatten feſt um den Leib gebunden; mit hölzernen Schlägeln ſchlugen ſie das Zeug auf ihrem Waſchtiſche. Sie waren in tiefer Unterredung begriffen, aber die Arbeit ging ungeſtört fort.

„Ja,“ ſagte die eine, „lieber ein wenig mit Ehren, als viel mit Unehren. Sie iſt verurtheilt! Morgen ſoll ſie mit der Fiedel gehen. Das iſt ganz gewiß! Ich weiß es von Trompeters Karen und von des Bettelvogts Frau. Beide gehen nicht mit Lügen um.“

„Ih, mein Jeſus!“ rief die andere aus und ließ den Schlägel ſinken, „ſoll Johanne Marie mit der Fiedel gehen? Das hübſche Mädchen, das ſo ehrlich ausſah und ſich ſo gut kleidete!“

„Ja, das war eben das Unglück,“ ſagte die andere, „es ſollte groß hinaus —! Nein, laß Jedem das Seine! ſage ich tagtäglich zu meinen Kindern. Wie die Thaten, ſo der Lohn. Lieber mag man arbeiten, bis Einem das Blut unter den Nägeln hervorſpritzt.“

„Ach, ſieh doch!“ ſagte die andere, „da geht ja die alte Haut, Johanne Mariens Vater. Das iſt ein honetter Mann; er freute ſich ſo über die Tochter, und morgen ſoll er ihr ſelbſt die Fiedel umhängen! Aber ſollte ſie wirklich geſtohlen haben?“

„Sie hat es ſelbſt geſtanden,“ ſagte die andere, „und der Oberſt iſt ſtrenge. Ich glaube, der Profoß ging da hinein!“

„Der Oberſt ſollte nur ſeinen eignen Sohn im Zaum halten. Das iſt ein böſer Menſch: als ich neulich dort Garn wuſch und luſtig war, wie immer, nannte er mich „Frauensperſon“; hätte er geſagt „Frau“, ſo hätte ich mir nichts daraus gemacht, das wäre etwas Anderes geweſen; aber „Frauensperſon“, das war grob! — — Ei, da ſegelt die ganze Beſcheerung!“ ſchrie ſie plötzlich, als das Betttuch, welches ſie um den Waſchtiſch geſchlungen hatte, losging und mit dem Strome fortſchwamm; ſie lief nun hinterher und das Geſpräch war abgebrochen.

Der alte Mann, den ſie geſehen und beklagt hatten, ging in das nahgelegene große Haus, wo der Oberſt wohnte; ſein Blick war zu Boden gerichtet, ein tiefer, ſtiller Schmerz lag in dem gerunzelten Antlitze; leiſe zog er am Glockenſtrange und bückte ſich tief vor der ſchwarzgekleideten Dame, die ihm die Thür öffnete.

Wir kennen ſie, es war die alte Roſalie, damals zwanzig Jahre jünger, als da wir ſie an der Weſtküſte von Jütland kennen lernten.

„Guter alter Mann!“ ſagte ſie und legte freundlich die Hand auf ſeine Schulter. „Oberſt Zoſtrup iſt wohl ſtreng, aber unmenſchlich iſt er nicht, und das würde er ſein, ließe er Ihn morgen ſeinen Dienſt verrichten. Der Oberſt hat geſagt, der Profoß möge zu Hauſe bleiben!“

„Nein!“ ſagte der Alte. „Der Herr wird mir Stärke verleihen. Gott ſei gelobt, daß Johanne Mariens Mutter ihre Augen geſchloſſen hat; ſie ſollte das Elend nicht ſehen. Wir haben keine Schuld daran!“

„Ehrlicher Mann!“ ſagte Roſalie. „Johanne war immer ſo gut und ordentlich, und nun —!“ ſie ſchüttelte den Kopf. „Ich hätte für ſie bürgen wollen; aber ſie hat es ja ſelbſt geſtanden!“

„Das Recht muß ſeinen Gang gehen!“ ſagte der Alte, und Thränen ſtrömten über ſeine Wangen hinab.

In dieſem Augenblicke öffnete ſich die Thür, und Oberſt Zoſtrup, ein hoher, hagerer Mann mit einem ſtrengen Blick, ſtand vor ihnen. Roſalie verließ das Zimmer.

„Profoß!“ ſagte er, „morgen iſt Er frei!“

„Herr Oberſt, es iſt meine Pflicht, dabei zu ſein, und, wenn mir ein geringes Wort erlaubt iſt: die Leute würden ſchlecht darüber reden, bliebe ich aus.“

Am folgenden Vormittage war ſchon von früh Morgens an der Platz, an welchem das Rathhaus und die Hauptwache liegen, mit Menſchen angefüllt; ſie wollten das ſchöne Mädchen mit der Fiedel gehen ſehen. Die Zeit begann ihnen lang zu werden, und noch zeigte ſich nichts von dem Erwarteten. Die Schildwache, welche ihre abgemeſſenen Schritte vom Schilderhauſe und wieder zurück ging, konnte auch keinen Beſcheid geben. Die Rathhausthür war verſchloſſen. Alles gab demnach Anlaß zu dem ſich plötzlich verbreitenden Gerüchte, daß die hübſche Johanne Marie ſchon vor einer Stunde im Rathhaushofe mit der Fiedel gegangen ſei und alſo Niemand es zu ſehen bekäme. Obgleich dies nun ganz gegen die geſunde Vernunft ſtritt, da ja die Strafe eben in der Oeffentlichkeit beſtand, fand es doch vielfach Glauben und erregte große Unzufriedenheit.

„Das iſt ſchlecht!“ ſagte eine ſimple Frau, in der wir die eine Waſchfrau wieder erkennen, „das iſt ſchlecht, die Leute ſo zum Narren zu haben! Geſtern habe ich gearbeitet wie ein Pferd, und nun ſoll man ſich hier zwei Glockenſtunden lang die Beine ſteif ſtehen, ohne Etwas zu ſehen zu bekommen!“

„Das dachte ich wohl,“ ſagte eine andere Frau, „ein glattes Geſicht hat viele Freunde! Sie hat gewiß die Großen für ſich zu gewinnen gewußt.“

„Glaubſt Du nicht,“ fragte eine Dritte, „daß ſie mit des Oberſten Sohn gut Freund geweſen iſt?“

„Ja, früher hätte ich nein geſagt, weil ſie ſo ehrlich ausſah, und an den Eltern iſt nie etwas auszuſetzen geweſen; aber da ſie geſtohlen hat, wie wir ja jetzt wiſſen, kann ſie auch ſonſt leichtfertig geweſen ſein. Des Oberſten Sohn iſt ein wilder Vogel. Schwelgen und ſchwärmen thut er im Geheimen! Wir Andern wiſſen mehr als der Vater; der hat ihn in zu ſtrenger Zucht gehalten; zu große Härte macht böſes Blut!“

„Gott ſteh' mir bei, nun geht es los!“ unterbrach ſie die zweite Frau, indem eine Abtheilung Soldaten aus der Wache abmarſchirte und in einiger Entfernung von einander einen freien Platz einſchloß. Jetzt wurde die Thür des Rathhauſes geöffnet, und zwei Polizeidiener nebſt einigen Wächtern begleiteten die Verurtheilte, die mit der Fiedel bekleidet war. Dieſe iſt ein hölzernes Joch, das über die Schulter des Delinquenten gelegt wird; wo das Holz vorn in eine Spitze ausläuft, werden die Hände geknebelt; oben befinden ſich zwei eiſerne Bügel, der vorderſte mit einer kleinen Glocke, der andere dagegen mit einem langen Fuchsſchwanze, der dem Verurtheilten über den Rücken herab hängt.

Das Mädchen ſchien kaum über neunzehn Jahre alt und war von einer ungewöhnlich hübſchen Figur, das Geſicht edel und fein gebildet, aber todtenblaß; doch ſah man keinen Ausdruck von Schmerz oder Scham, ſie ſchien das Bild einer Bußfertigen, die ſtill ihre Buße vollführt.

Ihr alter Vater, der Profoß, folgte langſam nach; ſein Blick war feſt, keine Miene deutete an, was in ſeiner Seele vorging; ſchweigend nahm er ſeinen Platz an einem der gemauerten Pfeiler vor der Wache.

Ein ſtarkes Murmeln entſtand unter der Menge, als ſie das hübſche Mädchen und den armen alten Vater erblickten, der die Schande ſeiner Tochter ſelbſt mit anſehen mußte.

Ein buntſcheckiger Hund ſchlüpfte in den offnen Kreis; des Mädchens einförmiger Gang mitten auf dem Platze, das Läuten der kleinen Glocke und der Fuchsſchwanz, der ſich im Winde hin und her bewegte, reizte den Hund, der zu bellen begann und in den Fuchsſchwanz beißen wollte. Die Wächter jagten ihn fort, aber er kam bald zurück, wagte ſich zwar nicht in den Kreis, ſteckte aber den Kopf vor und hörte mit Bellen nicht auf.

Die Menge, welche ſchon durch des Mädchens Schönheit und den Anblick des alten Vaters zum Mitleiden geſtimmt war, wurde durch dieſen Zufall wieder in eine luſtige

Laune verſetzt; man lachte und fand das Ganze ſehr unterhaltend.

Die Stunde war um, die Fiedel ſollte abgenommen werden. Der Profoß näherte ſich, aber indem er die Hand zu dem Joche aufhob, ſchwankte der alte Mann und ſank in demſelben Augenblick auf das harte Steinpflaſter zurück.

Ringsum preßte dies einen Schrei hervor, nur das junge Mädchen ſtand ſchweigend und unbeweglich; ihre Gedanken ſchienen weit entfernt, doch glaubten Einzelne geſehen zu haben, wie ſie ihre Augen zudrückte, das war aber nur einen Augenblick geweſen. Ein Polizeidiener erlöſte ſie aus der Fiedel; ihr alter Vater wurde in die Wache getragen, zwei Polizeidiener führten ſie ins Rathhaus.

„Seht, nun iſt das vorbei!“ ſagte ein alter Handſchuhmacher, der ſich unter den Zuſchauern befand. „Das nächſte Mal kommt ſie ins Zuchthaus.“

„O, da haben ſie es nicht ſo übel!“ antwortete ein Anderer. „Sie ſingen und trällern den ganzen Tag und brauchen nicht für das Eſſen zu ſorgen!“

„Ja, aber das Eſſen iſt auch darnach!“

„Es iſt nicht ſo ſchlecht! Mancher arme Menſch würde ſeinem Gott dafür danken, und Johanne Marie bekäme gewiß das Beſte. Ihre Tante iſt ja Speiſefrau darin, und das wiſſen wir, Speiſefrau und Inſpector, die hängen zuſammen. Die Geſchichte, kann ich mir denken, wird dem Alten wohl das Leben koſten. Er bekam einen tüchtigen Stoß, als er aufs Steinpflaſter fiel; man konnte hören, wie es dröhnte!“

Die Menge verlief ſich.

Des Letzten böſe Stimme prophezeiete Wahrheit.

Drei Wochen darauf trugen ſechs Soldaten einen gelben, aus Stroh geflochtenen Sarg aus einem dürftigen Hauſe. Der alte Profoß lag mit gebrochenen Augen und gefalteten Händen im Sarge. In der ſtillen Kammer ſaß auf dem Bettpfoſten Johanne Marie, blaß wie der Todte, den man eben forttrug. Eine mitleidige Nachbarsfrau ergriff ihre Hand und nannte wiederholt ihren Namen, ehe ſie es hörte.

„Johanne, komm mit mir! Iß eine Schüſſel Erbſen und erhalte Dir das Leben, wenn auch nicht um Deinetwillen, ſo doch um des Kindes willen, das Du unterm Herzen trägſt!“

Das Mädchen ſtieß einen wunderbaren Seufzer aus. „Nein, dem iſt nicht ſo!“ ſagte ſie und preßte die Augen zu.

Mitleidig zog die Nachbarin ſie mit ſich fort.

Ein Paar Tage vergingen; da traten eines Morgens zwei Polizeidiener in die ärmliche Kammer, wo der Profoß gewohnt hatte. Johanne Marie wurde wieder vor das Gericht gefordert.

Ein neuer Diebſtahl war bei dem Oberſten begangen. Roſalie ſagte, daß ſie ſchon ſeit langer Zeit das Weggekommene vermißt, aber gemeint habe, es ſei das Beſte, es zu vergeſſen. Des Oberſten heftiges Gemüth und ſeine Erbitterung auf Johanne Marie, die, wie er behauptete, durch ihre ſchlechte Aufführung den alten, braven Vater unter die Erde gebracht hatte, forderte ſie wieder vor das Gericht, auf daß die Sache näher unterſucht werden könne.

Roſalie, welche, eingenommen von der Schönheit und dem Weſen des Mädchens, noch viel auf ſie hielt, war dieſes Mal ruhig, überzeugt, daß ſie Alles läugnen würde; der Diebſtahl war ja in den letzten Tagen begangen worden. Man erfuhr es bald; Johanne Marie war ſchwerlich die Thäterin; dennoch geſtand ſie, zur Verwunderung der Menge, gleich, daß ſie die Schuldige ſei, und geſtand mit einer Ruhe, die Alle in Erſtaunen ſetzte. Ihr edles, hübſchgeformtes Geſicht ſchien blutlos, die dunkelblauen Augen ſtrahlten mit einem Glanze, wie die eines Fieberkranken; die Schönheit, die anſcheinende Ruhe und doch dieſe Verſtocktheit im Laſter brachten einen wunderbaren Eindruck auf die Zuſchauer hervor.

Sie wurde zur Zuchthausſtrafe in Odenſe verurtheilt. Von der beſſern Menſchheit verachtet und verſtoßen, trat ſie ihre Strafe an. Keiner hätte ſich träumen laſſen, daß unter einer ſo hübſchen Larve ein ſo verderbter Sinn verborgen ſein konnte.

Sie ward an den Spinnrocken geſetzt; ſtill, in ſich ſelbſt verſchloſſen, verrichtete ſie die ihr auferlegte Arbeit. An der rohen Freude der andern Gefangenen nahm ſie keinen Theil.

„Nur nicht den Muth verloren, Johanne Marie!“ ſagte der deutſche Heinrich, der am Weberſtuhle ſaß. „Singe mit, daß die Eiſenſtäbe klirren!“

„Johanne, Du haſt Deinen Vater unter die Erde gebracht!“ ſagte die Speiſefrau, ihre Verwandte. „Wer hat Dich auf ſo ſchlechte Wege verlockt?“

Johanne Marie ſchwieg, die großen dunkeln Augen blickten ſtill vor ſich hin, während ſie das Spinnrad drehte.

Fünf Monate verrannen, ſie wurde krank, todtkrank, und gebar einen Knaben und ein Mädchen, zwei hübſche wohlgeſtaltete Kinder, nur war das Mädchen ſo ſchwach und zart, daß ihr Leben an einem Faden zu hängen ſchien.

Die ſterbende Mutter küßte die Kleinen und weinte; es war das erſte Mal, daß man ſie hier hatte weinen ſehen. Die Speiſefrau ſaß allein bei ihr am Bette.

„Zieh' Deine Hand nicht von den unſchuldigen Kindern ab!“ ſagte Johanne Marie. „Sag' ihnen dereinſt, wenn ſie größer werden', daß ihre Mutter unſchuldig war! Mein ewiger Erlöſer weiß, daß ich nie geſtohlen habe; unſchuldig bin ich und war es, als ich auf öffentlichem Markte zum Spott ging, wie jetzt, da ich hier ſitze!“

„Mein Jeſus, was ſagſt Du?“ rief die Frau aus.

„Wahrheit!“ antwortete die Sterbende. „Gott ſei mir gnädig! — meine Kinder —!“

Sie ſank auf das Lager zurück und war todt!

XII.

O wunderſchön iſt Gottes Erde,
Und werth, darauf vergnügt zu ſein!

Hölty.

Wir kehren wieder zu dem Fühnenſchen Herrenſitze zurück; aber Herbſt und Winter ſind verfloſſen, während wir in der Vergangenheit verweilten. Es iſt im Frühling 1832.

Des Kammerjunkers und Sophiens Hochzeit wurde, ihrem Wunſche gemäß, am zweiten April gefeiert, weil dieſer Tag in den Jahrbüchern Dänemarks unſterblich ſein wird.*) In der Heimath, wo jetzt nur Mama, Louiſe und Eva lebten, war es ſtill geworden. Den ganzen Winter hatte Eva gekränkelt. Mit jedem Monat wurde ſie ſchwächer, doch glich ſie nicht den hinwelkenden Blumen; man fand keinen Ausdruck von Kränklichkeit bei ihr, es war vielmehr, als ob das Geiſtige das Körperliche überwältige, ſie glich der Aſtrallampe, die, von Strahlen angefüllt, faſt ein ätheriſcher Gegenſtand zu ſein ſcheint. Die dunkelblauen Augen hatten einen eignen Ausdruck von Geiſt und Gefühl, der ſelbſt die einfachen Dienſtboten des Gutes ergriff. Der Arzt verſicherte, daß Eva's Bruſt geſund ſei; ihre Krankheit war ihm ein Räthſel. Ein ſchöner Sommer würde ſchon wohlthuend auf ſie wirken.

---

*) Am 2. April 1802 fand, wie bekannt, die blutige Seeſchlacht zwiſchen Dänen und Engländern auf der Rhede von Kopenhagen ſtatt.

Wilhelm und Otto ſchrieben abwechſelnd. Es war jedesmal ein Feſttag, wenn Briefe eintrafen, da wurden Karten und Grundriſſe der großen Städte hervorgeholt. Louiſe und Eva machten dann die Reiſe mit.

„Heute ſind ſie da! morgen dort!“ riefen ſie aus.

„Wie gönne ich es ihnen doch recht von Herzen, dieſe Herrlichkeiten zu ſehen!“ ſagte Louiſe.

„Die herrliche Schweiz,“ ſeufzte Eva, „wie muß Einem die Luft da ſo friſch entgegenſtrömen! Wie wohl muß man ſich da fühlen!“

„Könnteſt Du dahin kommen, Eva!“ ſagte Louiſe, „da würdeſt Du gewiß geneſen!“

„Hier habe ich es ſo gut, hier bin ich ſo glücklich!“ antwortete ſie. „Ich bin Gott auch recht dankbar dafür! Wie hätte ich eine Zukunft wie dieſe hoffen können? Gott lohne es Ihnen und Ihrer guten Mutter! Einſt war ich ſo unglücklich, aber jetzt iſt mir reichlicher Erſatz für alle Sorge und Zurückſetzung geworden. Ich bin ſo froh, und deshalb will ich ſo gern leben.“

„Ja, leben ſollſt Du auch!“ ſagte Louiſe, „wie kommen Dir denn jetzt die Todesgedanken? Der Sommer wird Dich völlig wiederherſtellen, ſagt der Arzt. Kannſt Du mir irgend einen Kummer verbergen? — Eva, ich weiß es wohl, mein Bruder liebt Dich!“ —

„Das wird er in der Fremde vergeſſen!“ ſagte Eva, „das muß er vergeſſen! Könnte ich undankbar ſein? Wir paſſen nicht für einander!“ Sie erzählte von ihrer Kindheit, von entſchwundenen kummervollen Tagen. Louiſe ſchlang den Arm um ihre Schulter, ſie ſprachen bis in die Nacht hinein, und Thränen perlten in Louiſens Augen.

„Nur Ihnen konnte ich es erzählen!“ ſagte Eva. „Es iſt mir wie eine Sünde, und doch bin ich unſchuldig, meine Mutter war es auch, meine arme Mutter! Ihre Schuld war Liebe, ſie opferte Alles auf, mehr, als ein Weib aufopfern darf. Der alte Oberſt war ſtreng und heftig; ſein Zorn ſoll ſich oft bis zur Wuth geſteigert und dieſe ihm alle Beſonnenheit geraubt haben. Der Sohn war jung und wild, meine gute Mutter ein armes Mädchen, aber ſehr hübſch, ſagte man; ſeine Rede bethörte ſie, und ſie wurde ein unglückliches Weſen; das fühlte ſie ſelbſt. Des Oberſten Sohn beſtahl ſeinen Vater und eine alte Dame im Hauſe. Man vermißte das Geſtohlene. Der Vater hätte den Sohn ermordet, wenn er erfahren, wie es ſich eigentlich verhielte; deshalb ſuchte der Sohn in ſeiner Noth Hülfe bei meiner armen Mutter, redete ihr zu, bat ſie, ihm zu helfen und die Schuld auf ſich zu nehmen. Alles, was ihr begegnen könnte, wäre, aus dem Dienſte zu kommen, meinte er. Sie glaubte, mit der Ehre ſei Alles verloren, ſie hatte ihm ja ſchon ihr höchſtes Gut hingegeben; im Schmerz und überwältigt von ſeinen Bitten willigte ſie ein. Mein Vater muß böſe und verderbt geweſen ſein!“ — Eva brach in Thränen aus. —

„Du liebes, gutes Mädchen!“ ſagte Louiſe, und küßte ſie auf die Stirn.

„Meine arme Mutter wurde zu einer entehrenden Strafe verurtheilt. Ich kann ſie nicht nennen. Deshalb habe ich auch nie Luſt gehabt, nach Odenſe zu kommen. — Die alte Dame im Hauſe des Oberſten verhehlte aus Gutmüthigkeit ihren Verluſt, aber durch Zufall entdeckte man ihn. Der Oberſt wurde ſehr aufgebracht; meine Mutter war von Schande und Unglück überwältigt, der erſte Fehltritt hatte Alles verurſacht. — Sie kam in die Strafanſtalt in Odenſe. Des Oberſten Sohn ging kurz darauf mit einem Schiffe fort. Meine unglückliche Mutter war verachtet; Keiner wußte, daß ſie aus Verzweiflung und Liebe eine Schmach trug, die ſie nicht verdiente; erſt auf ihrem Sterbelager, als mein Bruder und ich geboren waren, entdeckte ſie einer Verwandten, daß ſie unſchuldig ſei. Als eine Verbrecherin wurde ſie früh Morgens in einem Sarge von Strohgeflechte zu Grabe getragen. Ein großes und edles Herz wurde unerkannt zu den Todten gebracht!“

„Du hatteſt einen Bruder?“ fragte Louiſe, und ihr Herz klopfte heftiger. „Starb er? wo bliebt Ihr armen Kinder?“ —

„Die Speiſefrau der Strafanſtalt behielt uns. Ich war klein und ſchwach; mein Bruder dagegen ſtark und lebenskräftig. Er lebte meiſt unter den Gefangenen, ich ſaß mit meiner Puppe in der kleinen Kammer. Wir ſtanden wohl in unſerm ſechſten Jahre, da wurden wir Kinder zu dem alten Oberſten geholt. Sein Sohn war im fremden Lande geſtorben, aber vor ſeinem Tode hatte er an den Alten geſchrieben, ihm ſeine Verbrechen geſtanden, meiner Mutter Unſchuld betheuert und uns als ſeine Kinder anerkannt! Ich ſoll meinem Vater ſehr ähnlich geweſen ſein. Der Alte ſagte gleich, als er mich erblickte, voll Zornes, „ſie will ich nicht haben!“ Ich blieb bei meiner Pflegemutter. Meinen Bruder ſah ich ſeitdem nie wieder, der Oberſt verließ mit ihm die Stadt!“

„O Gott!“ ſagte Louiſe, „Du haſt doch wohl Papiere darüber? Kennſt Du Deinen Bruder nicht? — Es iſt unmöglich anders, — Du biſt Otto's Schweſter.“

„Gott im Himmel!“ rief Eva aus, ihre Hände bebten, ſie wurde bleich, wie eine Leiche.

„Du wirſt ohnmächtig!“ rief Louiſe, und ſchlang den Arm um ihren Leib, küßte ſie auf Augen und Wangen. „Eva! Er iſt dein Bruder! Der theure, gute Otto! Er wird auch glücklich werden durch Dich! Ja, Deine Augen ſind die ſeinigen! Eva, Du liebes Mädchen!“ —

Louiſe erzählte der Freundin nun, was Otto ihr anvertraut hatte, erzählte vom deutſchen Heinrich, wie Otto Sidſels Flucht bewerkſtelligt habe, und wie ſie ihnen begegnet ſei.

Eva brach in Thränen aus. „Mein Bruder! O Gott! Könnte ich doch leben, leben, um ihn zu ſehen! Das Leben iſt ſo ſchön! Ich will nicht ſterben.“

„Die Freude wird Dich ſtark machen, es iſt kein Zweifel, er iſt Dein Bruder. Wir müſſen es der Mutter erzählen! Wie wird auch ſie ſich freuen, und Otto wird nicht mehr trauern und leiden, wie früher. Auf Dich kann er ſtolz ſein! O komm, komm!“ Sie führte Eva zur Mutter, die ſchon zu Bett war, aber wie konnte Louiſe bis zum folgenden Morgen warten?

„Der Herr ſegne Dich, mein gutes Kind!“ ſagte die Baronin und drückte einen Kuß auf ihre Stirn.

Eva erzählte ihnen nun, wie der Oberſt ihrer Pflegemutter eine beſtimmte Summe gegeben habe, aber das ſei ein- für allemal, hatte er geſagt. Als ſpäter die Pflegemutter ſtarb, bekam Eva doch noch zweihundert Thaler, und für dieſe nahm die Schweſter der Verſtorbenen ſie zu ſich; mit ihr kam ſie nach Kopenhagen; ſie war damals zehn Jahr alt. Sie mußte ein kleines Kind wiegen, welches ſie Bruder nannte, es war der kleine Jonas. Schon als ſie heranwuchs, ſagte man ihr, daß ſie hübſch ſei. Es war jetzt ungefähr vier Jahre her, da wurde ſie eines Abends von zwei jungen Herren verfolgt; den einen kennen wir, unſern moraliſchen Hans Peter. Eines Morgens kam Eva's Pflegemutter mit einem Antrage, der das Mädchen zur Verzweiflung brachte. Der Comptoirchef hatte ſie geſehen und wollte nun die ſchöne Blume kaufen; er hatte zu Hauſe ja nur eine alte Mohnblume. Da verließ Eva das Haus und kam zu den braven Leuten nach Roeskilde, und von dem Tage an war der liebe Gott ihr recht gut geweſen. Sie ſank knieend vor dem Bette der alten Dame nieder. Sie war nicht mehr unter Fremden; eine Mutter und eine Schweſter weinten mit der Glücklichen.

„O könnte ich doch leben!“ betete Eva aus der Tiefe ihres Herzens. Wie eine Verklärte ſtand ſie vor ihnen. Durch Thränen ſtrahlte ihr Auge Freude.

Am folgenden Morgen fühlte ſie ſich wunderbar angegriffen; ihre Füße wankten, ihre Wangen waren wie Marmer. Sie ſetzte ſich in die warme Sonne, die durch die Fenſter ſchien. Draußen ſtanden die Bäume mit großen, halb aufgeſprungenen Knospen, eine einzige milde Nacht konnte den Wald grün machen, den Sommer bringen. Aber der Sommer war ſchon in Eva's Herz eingezogen, da war Lebensluſt und Freude. Die großen, gedankenvollen Augen hoben ſich dankbar gen Himmel. „Laß mich jetzt nicht ſterben, guter Gott!" bat ſie, und die Lippen bewegten ſich in weichen Melodien, leiſe, wie wenn der Luftzug über ausgeſpannte Saiten hin fährt.

Den Sonnenſchein, der Blüthen Duft,
O laßt ſie mich nicht miſſen!
Laßt athmen mich die laue Luft,
Nicht ruhn auf Leichenkiſſen!
Ins Grab dringt nicht der Sonnenſchein
Und nicht der Menſchen Worte;
Da fehlen mir die Blümelein,
Schließt ſich die dunkle Pforte.

Jetzt weiß ich, was das Leben iſt,
Und halt' es feſt, das ſchöne;
Im Grabe keine Liebe iſt,
Nicht Wärme, Licht, noch Töne.
Die Erde laſtet ſchwer, wie Schmerz,
Trotz allem Widerſtreben;
Mein Blut iſt warm und jung mein Herz,
Zu gerne möcht' ich leben! —

Sie faltete die Hände, es glänzte ihr wie Blumen und Gold vor den Augen, in weiter Ferne tönte Muſik, ſie wankte und ſank auf das nahe ſtehende Sopha." Das Leben entſtrömte ihrem Herzen; aber es war ein Gefühl der Glückſeligkeit, eine Ruhe, wie wenn der Müde ſein Haupt zum Schlummer neigt.

„Hier iſt ein Brief!“ rief Louiſe voll Freude und fand ſie blaß und kalt. Erſchrocken rief ſie nach Hülfe, beugte ſich über ſie —

Eva war todt.

XIII.

> „Kennſt Du den Berg und ſeinen Wolkenſteg?
> Das Maulthier ſucht im Nebel ſeinen Weg.“
>
> Goethe.

Der Brief war von Wilhelm, jede Zeile athmete Lebensluſt und Freude.

„Mia cara sorella!

„Klingt das nicht hübſch? Das iſt italieniſch! Nun bin ich denn in dem geprieſenen Paradieſe, aber von der ſo oft beſungenen blauen Luft habe ich noch nicht viel geſehen. Es iſt grau hier, grau, wie in Dänemark. Otto ſagt zwar, es ſei hübſch, daß wir den heimathlichen Himmel mit uns haben, aber ich bin nun nicht ſo poetiſch. Das Eſſen iſt durchaus nicht gut, und die Unreinlichkeit ſticht erſchrecklich ab gegen die Reinlichkeit in der Schweiz, der bezaubernden Schweiz! Ja, da giebt es eine Natur! Wir haben ſie auch durchkreuzt, kannſt Du glauben. Aber Du ſelbſt nun von der Abreiſe hören und von dem Eintritt in **la bella Italia**, das noch immer hinter allen meinen Erwartungen zurückgeblieben iſt. Ich kann nun einmal dieſes kraftloſe Volk nicht leiden, dieſen Mönchsdunſt und dieſe Unwiſſenheit nicht ausſtehen; wir kommen freilich auch geraden Wegs aus der Schweizer Natur, von Wolken und Gletſchern, von Größe und Kraft. Wir reiſten etwas ſchnell durch das Rhonethal, der Himmel war grau, aber dadurch bekam das Ganze einen eigenthümlichen Anſtrich. Die Wälder auf den hohen Bergen ſahen aus wie Haidebüſchel, das Thal ſelbſt ſchien ein Garten mit Küchengewächſen, Wein und grünen Wieſen. Die Wolken ſegelten über und unter einander, während die mit Schnee bedeckten Berge wunderlich dazwiſchen hervortraten. Es war eine zerriſſene Wolkenwelt, die an uns vorüberzog! die wilde Jagd, die ſich beim Tagesgrauen vermummt hatte. Sie küßte auf der Flucht die Piſſevache. Dieſer Waſſerfall iſt durchaus nicht zu verachten. In Brieg verweilten wir einige Stunden. Aber zwei Stunden nach Mitternacht begann wieder die Reiſe hinauf über den Simplon. Dieſe Reiſe will ich Euch anſchaulich machen. Otto und ich ſaßen im Coupé; denkt Euch uns in weißen Staubmänteln, in Shawlmützen und mit grünen Saffianpantoffeln, denn der Teufel mag in Stiefeln reiſen, die peinigen die Füße. Wir haben Beide Schnurrbärte! Ich habe Otto verführt. Sie kleiden verteufelt gut, geben uns etwas Imponirendes, und das iſt ſehr gut, da wir jetzt ins Räuberland kommen, da muß man ſuchen, die Räuber zu frappiren. Alſo wir fuhren.

Es war dunkle Nacht und todtenſtill, wie in dem Moment, wo die Ouvertüre zu einer Oper beginnt. Bald ſollte ja auch der große Simplonverhang aufrollen und wir das Land der Töne ſchauen. Schon dicht vor der Stadt fing der Weg an zu ſteigen, wir konnten keine Hand vor den Augen ſehen. Ringsum ſtürzten und brauſten Waſſerfälle, es war, als hörten wir die Pulſe der Natur ſchlagen. Dicht über dem Wagen hin zogen die weißen Wolken, ſie ſchienen durchſichtige Marmorplatten, die über uns hingeſchoben wurden. Uns fing ſchon an der Tag zu grauen, während tief unten im Thale noch dunkle Nacht weilte, eine Stunde ſpäter begann es dort erſt zwiſchen den hölzernen Häuschen zu dämmern.

„Das iſt ein Weg, durch die Felſen hinauf gehauen. Der Gigant Napoleon hat ihn durch das Rückgrat der Erde gefurcht. Der Adler, Napoleon's Vogel, flog als ein lebendes Wappenbild über des Meiſters Rieſenwerk hin. Hier war es kalt und grau. Ueber uns Wolken, unter uns Wolken und in der Mitte jähe Felſenwände.

„In beſtimmter Entfernung von einander finden ſich hier Häuſer (**Relais**) für die Reiſenden aufgeführt; in einem ſolchen tranken wir unſern Kaffee. Die Paſſagiere ſaßen auf Bänken und Tiſchen um das große Kaminfeuer, wo das Föhrenholz kniſterte. Ueber tauſend Namen waren an die Wände geſchrieben. Ich machte mir den Spaß, der Mutter, Sophiens, Deinen und Eva's Namen hinzuſchreiben; nun ſtehen ſie da, die Leute werden glauben, Ihr wäret auf dem Simplon geweſen. Im Vorzimmer ritzte ich den Namen der Mamſell ein und fügte hinzu: „ohne Nähkaſten.“ Otto war in Gedanken bei Euch. Wir ſchwatzten unſere, den Andern unverſtändliche Sprache, als ich plötzlich ausrief: „es iſt ja Eva's Geburtstag!“ Ich erinnerte mich deſſen zuerſt. Im Städtchen Simplon wollten wir auf ihre Geſundheit trinken. Nun ging es vorwärts. Wo Gletſcher niederſtürzen und den Weg zerſtören könnten, ſind die Felſen geſprengt und bilden große Galerien, durch welche man, gegen alle Gefahr geſichert, hinrollt. Ein Waſſerfall folgte dem andern. Kein Geländer am Wege, nur der ſchwarze tiefe Abgrund, wo ſich die Tannen bis zu einer ungeheuern Höhe emporhoben, und doch ragten ſie nur wie Sparrenwerk aus der mächtigen Felſenmauer hervor. Bald wuchſen keine Bäume mehr. Das große Hospiz lag in Schnee und Wolken. Wir kamen in ein Thal. Welche Einſamkeit! Welche Oede! Nur kahle Felſen. Sie ſchienen von Metall, alle hatten eine grünliche Farbe; die verſchiedenſten Moosarten wechſelten ab, vor uns erhob ſich ſteil ein mächtiger Gletſcher, er ſah aus wie grünes Bouteillenglas mit Schnee verziert. Hundekalt war es hier, aber in Simplon war eingeheizt; der Champagner brauſte. Es wurde auf Eva's Geſundheit getrunken, und, denk' Dir, in demſelben Augenblick war eine Lavine ſo galant hinabzuſtürzen. Das war eine Kanonade, ein Rollen zwiſchen den Bergen. Es muß in Eva's Ohren geklungen haben. Frag' ſie nur. Ich ſehe, wie ſie lächelt.

„Nun ging die Reiſe auf Italien zu; aber kalt war es und kalt blieb es. Die Natur nahm an Wildheit zu, wir fuhren zwiſchen ſteilen Felſen. Denke Dir an beiden Seiten einen Granitblock, eine halbe Meile lang und faſt halb ſo hoch; dazu einen Weg, nicht breiter, als daß kaum zwei Wagen ſich ausweichen können, und Du haſt ein Bild dieſer Gegend. Wollte man den Himmel ſehen, ſo mußte man den Kopf aus dem Wagen ſtecken und gerade emporblicken; es war dann, als ſchauete man vom Grunde des tiefſten Brunnens hinauf, dunkel und enge. Jeden Augenblick dachte ich: wenn nun dieſe Wände zuſammenſtürzten! Wir, ſammt Wagen und Pferden, wären dann nur wie Ameiſen auf einem Bauſteine. Wir fuhren durch das Gerippe der Erde; das Waſſer brauſte, die Wolken hingen wie Flocken an den grauen Felſenwänden. In einem kleinen Thale gingen Knaben und Mädchen, in Schaffelle eingehüllt, roh, wie ſie den Thieren abgezogen waren.

„Plötzlich wurde die Luft wunderbar mild. Wir erblickten die erſten Feigenbäume am Wege. Kaſtanien hingen über unſeren Köpfen, wir waren bei Iſella, dem Grenzſtädtchen Italiens. Otto ſang und war ganz ausgelaſſen; ich ſtudirte die erſten italieniſchen Wirthshausſchilder: „**Tabacco e vino.**“ Welche üppige Natur! Maisfelder und Weinreben! — ja, das war kein Steckenwerk, wie in Deutſchland! nein, der Wein hing in üppigen Guirlanden, in großen Laubhütten! Schöne Kinder ſprangen auf dem Wege umher, aber der Himmel war grau — und das hatte ich in Italien nicht erwartet. Von Domo d'Oſſola blickte ich auf meine liebe Schweiz zurück; ja, ſie kehrt freilich Italien die ſchönſte Seite zu. Aber mir wurde nicht Zeit, zu ſehen; fahren ſollten wir. Im Wagen ſaß eine alte Signorina, ſie recitirte Verſe und machte Augen „che bella cosa!“

„Um zehn Uhr waren wir in Baveno, tranken Thee und ſchliefen, während der Lago maggiore unter unſern Füßen plätſcherte; den See und die borromäiſchen Inſeln bekamen wir bei Tage zu ſehen. „Du lieber Gott!“ dachte ich, „iſt dies das Ganze? So ſtill und lächelnd haben wir es auch daheim. Fühnen ſoll von jetzt an Isola bella heißen, und die Oſtſee iſt wohl groß genug, um Lago maggiore genannt zu werden.“ Auf einem Dampfſchiffe kamen wir an der Statue des heiligen Borromäus vorüber, nach Seſto di Calende. Wir hatten einen Pfaffen an Bord, der höchlich erſtaunt war, daß wir ſo weit her ſeien. Ich zeigte ihm eine große Reiſekarte, auf welcher der Lago maggiore der ſüdlichſte und Hamburg der nördlichſte Punkt war. „Noch weiter her!“ ſagte ich, „noch nördlicher!“ und er ſchlug die Hände zuſammen, als er vernahm, daß wir jenſeits der großen Landkarte zu Hauſe gehörten. Er fragte, ob wir Calviniſten wären.

„Herrliche Landſchaften durchflogen wir. Die Alpen ſahen aus wie Glasberge aus dem Märchen; ſie lagen hinter uns. Die Luft war ſommerwarm, aber leicht, wie auf den höchſten Bergen. Die Frauenzimmer warfen uns Küſſe zu, aber ſie waren nicht hübſch, die guten Damen.

„Erzähle dem Kammerjunker, daß die italieniſchen Ferkel keine Borſten haben, ſondern eine kohlſchwarze glänzende Haut, wie die Mohren.

„In der Nacht kamen wir nach Mailand, wo wir bei Reichmann wohnen, gutes Eſſen bekommen und herrliche Betten haben, darauf ſehe ich! lange wird dieſe Glückſeligkeit nicht währen. Auf der andern Seite der Apenninen ſoll man bis über die Ohren in Schmutz gehen und in Oel eingemachte Oliven kauen müſſen, aber nur zu! Otto macht ſich herrlich und beginnt luſtig zu werden; das iſt auch an der Zeit. Ich habe ebenfalls eine Art Umſchwung bekommen, mir gefällt die italieniſche Muſik, aber es iſt auch ein Unterſchied, ſie an Ort und Stelle zu hören. Darin iſt mehr als Melodie, darin iſt Charakter. Das Ueppige in der Natur und in den Formen der Weiber, das leichte Hinflattern des Volkes, wo ſelbſt der Schmerz Melodie iſt, hat mein Herz und meinen Verſtand gewonnen. Ja, Reiſen verändert den Menſchen!

„Küſſe Mama von mir! Erzähle Eva von der Geſundheit auf dem Simplon, und von der rollenden Lavine, vergiß das nicht! Das iſt die Pointe in meinem Briefe. Erzähle mir dann, wie Eva darüber erröthet, und ſagt: „er dachte an mich!“ Ja, im Grunde iſt das ſehr nobel von mir. Meine ſüße Sophie und ihr Kammerjunker, Jacoba und die Mamſell bekommen ein Bouquet Grüße, die Du hübſch ordentlich vertheilen mußt. Ich wollte, Ihr könntet Otto und mich jetzt mit unſern Schnurrbärten ſehen! Wir machen Eindruck, und das iſt höchſt angenehm. Flöſſen nur nicht die Tage ſo ſchnell dahin, ginge das Leben nur nicht ſo eilig vorüber!

Questa vita mortale,
Che par si bella, è quasi piuma al vento
Che la porta et la perde in un momento![*]

ſagen wir Italiener. Du verſtehſt das wohl?

Dein liebenswürdiger Bruder
Wilhelm."

Otto hatte an den Rand des Briefes geſchrieben: „Italien iſt ein Paradies! Hier iſt der Himmel drei Mal ſo hoch, wie daheim. Ich liebe die ſtolzen Pinien und die dunkelblauen Berge. Möchten alle Menſchen dieſe Herrlichkeiten ſehen können!"

Wilhelm hatte hinzugefügt: „Was er vom italieniſchen Himmel ſchreibt, iſt dummes Zeug. Der heimathliche Himmel iſt eben ſo gut. Er iſt ein Sonderling, wie Du wohl weißt! Addio! A rivederci."

XIV.

Où peut-on être mieux
Qu' au sein de sa famille?

Vieil air.

Du biſt Herr in Deiner Welt,
Haſt Du Dich, ſo haſt Du Alles!

Mahlmann.

Im Sommer 1833 waren die Freunde zwei Jahre fort geweſen. Seit einem Jahre hatten violette Levkojen auf dem kleinen Dorfkirchhofe ein Grab geſchmückt.

---

[*] Guarini.

„Ein Herz voll Liebe
Ging ein zur Liebe und zu Gott!“

las man auf dem Steine.

Ein welkes Levkojen-Bouquet hatte Louiſe bei Eva's Taufſchein und Geſangbuch aufbewahrt gefunden. Es waren dieſelben Blumen, die Wilhelm ihr an jenem Abende in Roeskilde gegeben hatte. Zwiſchen den trocknen Blumen lag ein Blättchen Papier, worauf ſie geſchrieben hatte: „Wie dieſe Blumen welken, ſo laß auch in meiner Seele das Gefühl hinſterben, welches die Blumen mich gelehrt haben!“

Ueber dem Grabe dufteten nun Levkojen, die Blumen ihrer Liebe.

Es war Sonntag, die Sonne ſchien warm; die Gemeinde, Alte und Junge, ſammelte ſich unter der großen Linde nahe bei Eva's Grabe. Sie erwarteten ihren jungen Prediger, der heute zum dritten Male predigen ſollte.

Die Herrſchaft würde gewiß auch kommen, meinten ſie, denn der junge Baron ſei vom Auslande zurückgekehrt und mit ihm der andere Herr, der ſollte gewiß Fräulein Louiſe heirathen.

„Es iſt wohl der Mühe werth, unſern neuen Prediger zu hören,“ ſagte eine der Bauerfrauen. „Ein ſo junger Mann, und doch predigt er den alten Glauben! Er iſt ſo mild und ſanft im Geſpräch, als wäre er unſeres Gleichen! Und auf der Kanzel —! Gott behüte! Es fuhr mir ordentlich durch alle Glieder, als er neulich vom Gerichte ſprach.“

„Da iſt der Vater!“ rief die Menge aus, und die Köpfe der Jungen und Alten entblößten ſich. Die Frauen verneigten ſich tief, als ein junger Mann im Prieſterrocke in die Kirchthür trat. Seine Augen und Lippen bewegten ſich zu einem frommen Lächeln, das Haar war über der blaſſen Stirn geglättet. „Guten Tag, Kinder!“ ſagte er.

Es war Hans Peter. Er hatte ja „den erſten Charakter,“ hatte deshalb die einträgliche Pfarre bekommen, und predigte ergreifend vom Teufel und allen ſeinen Werken.

Der Geſang der Gemeinde tönte über die Gräber hinaus, wo die Sonne ſchien, wo die Levkojen dufteten und wo Eva ſchlief, ſie, deren letzter Wunſch geweſen war, zu leben.

„Im Grabe keine Liebe iſt,
Nicht Wärme, Licht, noch Töne!“

Die Erde lag feſt und ſchwer auf ihrem Sarge.

Während des zweiten Liedes hielt ein herrſchaftlicher Wagen vor dem Kirchhofe. Beide Freunde, die kürzlich ins heimathliche Dänemark zurückgekehrt waren, gingen mit der Baronin und Louiſen in die Kirche. Wilhelm hatten die Reiſe und die zwei Jahre etwas älter gemacht, es lag ein Schatten von Ernſt auf dem ſonſt offenen, lebensfrohen Geſichte. Otto ſchien hübſcher, als früher; der düſtere Ausdruck war gemildert; klug und ſinnend blickte er vor ſich hin, und auf ſeinen Lippen ſchwebte ein Lächeln, wenn er mit Louiſen redete. In der Predigt waren Hindeutungen auf die Heimgekehrten, übrigens eine blumenreiche Sprache und viele Bibelſtellen. Die Gemeinde weinte, die guten Leute verſtanden es wohl, daß ihr junger Baron aus allen Gefahren, deren es in fremden Ländern viele giebt, unbeſchädigt heimgekehrt ſei.

Zu Mittag war der Prediger auf das Gut eingeladen. Der Kammerjunker und Sophie trafen auch ein; aber es dauerte ſieben Längen und ſieben Breiten, wie Fräulein Jacoba ſich ausdrückte, ehe ſie mit dem Auspacken fertig werden und in die Stube treten konnten, denn ſie hatten ihren kleinen Sohn mit, Fergus, nach dem kräftigen Schottländer in Walter Scott's Waverley benannt. Das war Sophiens Wunſch. Der Kammerjunker machte aus dem Namen Fergus Guſſemann, und Jacoba behauptete, das ſei ein Hundename.

„Nun ſollt Ihr einen Bengel ſehen!“ ſagte der Kammerjunker, und trug ſelbſt den vierſchrötigen Jungen mit rothen dicken Backen und runden Armen umher. „Das iſt ein Kernjunge! Den kann man anfaſſen! tralla — ralla — ralla!“ und darauf tanzte er mit ihm in der Stube umher.

Sophie lachte und reichte Otto die Hand.

Wilhelm wandte ſich zur Hausmanſell: „Ich habe etwas für Sie! Eine Kleinigkeit, ich hoffe, es bekommt ſeinen Paß im Nähkaſten. Ein Mann von ganz kleinen Muſcheln, er iſt aus Venedig!“

„Gott, von drüben her!“ ſagte ſie und verneigte ſich.

Nach Tiſche ging man im Garten ſpazieren.

Wilhelm ſprach ſchon davon, daß er nächſtes Jahr wieder nach Paris gehen wolle.

„Den Teufel auch!“ ſagte der Kammerjunker. „Nein, da lobe ich mir Herrn Joſtrup! Der iſt patriotiſch! Legt ſeine Glieder in einem Gute an. Sie haben einen guten Handel gemacht, und bei Weile iſt es ſchön, da giebt es Berg und Thal!"

„Da ſoll meine alte Roſalie bei mir wohnen!" ſagte Otto. „Da wird ſie ihre Schweiz finden! Die Kühe ſollen Glocken um den Hals haben."

„Herr Gott! ſollen nun auch die zu Narren gemacht werden!" rief Jacoba aus, „gerade wie Sophie es treibt."

Sie gingen durch die Allee, wo Otto vor zwei Jahren weinend ſeinen Schmerz vor Louiſen ausſchüttete. Er erinnerte ſich deſſen, ein leichter Seufzer glitt über ſeine Lippen, aber das Auge lächelte Louiſen zu.

„Nun fühlen Sie ſich doch froh in der Heimath?" fragte ſie. „Einen hübſcheren Sommertag, als dieſen, hat man doch gewiß nicht in der Fremde!"

„Jedes Land hat ſeine Schönheiten," antwortete Otto. „Unſer Dänemark iſt kein Stiefkind geweſen. Die Menſchen hier ſind mir die liebſten; ich kenne ſie auch am beſten. Die Menſchen, nicht die Natur, machen ein Land gemüthlich. Dänemark iſt ein gutes Land! Hier werde auch ich mein Glück finden!" Er ergriff Louiſens Hand, ſie erröthete und ſchwieg.

Frohe Stunden folgten.

Jeden Sonntag ſammelte ſich dieſer Kreis, aber das dritte Mal war die Freude größer und feſtlicher.

Die Natur hatte denſelben Anſtrich. Der Abend war ſo ſchön, der Vollmond ſchien; prächtige dunkelblaue Wolken erhoben ſich, wie Berge, jenſeit des Belts. In weiter Ferne ſegelten Schiffe, alle Segel waren ausgeſpannt, um jeden Luftzug aufzufangen.

Unter dem Mond hin glitt eine kohlſchwarze Wolke, die Stoßwinde zu bringen drohte.

Eine kleine Jacht ſchwebte ruhig auf der See. Am Steuer ſaß ein Knabe, halb ſchien er noch Kind; es war Jonas, der kleine Singvogel, wie Wilhelm ihn einſt genannt hatte. Letzte Pfingſten ward er confirmirt, und da war ſein Sängertraum zu Ende; doch das hatte ihn nicht betrübt, dagegen hatte es ihm recht ſchwer auf dem Herzen gelegen, daß er nicht Pfeifer werden durfte. Sein ſehnlichſter Wunſch war es geweſen, ſich als Regiments-Pfeifer zu ſehen, da hätte er bei der Confirmation die rothe Uniform tragen können. Den Säbel an der Seite, und am Tzako eine Feder, halb ſo lang, wie er ſelbſt; ſo geputzt hätte er dann mit den Mädchen in den Königsgarten und auf den runden Thurm gehen können, die gewöhnliche Promenade der armen Kinder in Kopenhagen. Am Confirmationstage beſteigen ſie den hohen Thurm, recht als ob ſie einen Blick über die Welt gewinnen wollten. Der kleine Jonas wurde dagegen als Schiffsjunge confirmirt und ſaß nun ſchon am Steuer in der ſtillen Nacht.

Auf dem Verdeck ſaßen zwei Leute und ſchliefen; ein Dritter ging ruhig auf und ab. Plötzlich ſchüttelte er einen der Schläfer und fuhr darauf an die Segel. Ein Stoßwind erhob ſich mit einer ſolchen Schnelligkeit und Kraft, daß das Schiff augenblicklich auf die eine Seite überſchlug.

Maſt und Segel tauchten ins Waſſer. Der kleine Jonas ſtieß einen Schrei aus. Kein Schiff war in der Nähe zu ſehen. Die beiden Schläfer fuhren eben zeitig genug auf, um ſich an den Maſt feſtklammern zu können. Kräftig griffen ſie in die Taue, aber vergebens, das Segel hing wie Blei im Waſſer. Das Schiff erhob ſich nicht.

„Joſeph Maria!“ rief der Eine, ein Mann mit grauem Haar und häßlichen Zügen. „Wir ſinken! Das Waſſer dringt in den Raum!“

Alle drei kletterten nun nach dem äußerſten Theile des Schiffes, wo ein kleines Boot nachſchleppte. Der eine ſprang hinein.

„Meine Tochter!“ rief der ältere und bückte ſich zu dem ſchmalen Eingange in die Kajüte hinab. „Sidſel, rette Dein Leben!“ er ſelbſt ſprang nun ins Boot. „Wir müſſen meine Tochter heraus haben!“ rief er. Das eine Kajütenfenſter des Schiffes ſtand unter Waſſer; er ſchlug das andere ein. „Wir ſinken!“ ſchrie er, und man hörte einen häßlichen Schrei drinnen.

Der Alte war der deutſche Heinrich, der mit dieſem Schiffe von Kopenhagen nach Süd-Jütland wollte. Sidſel war Heinrichs Tochter, deshalb wollte er ſie nun zum zweiten Male retten.

Das Waſſer drang mehr und mehr ins Schiff ein. Heinrich ſteckte ſeinen Arm durch das Kajütenfenſter und griff ins Waſſer hinein; plötzlich faßte ſeine Hand ein Kleidungsſtück; er zog es an ſich, es folgte nach, aber es war des Schiffers Jacke, nicht die Tochter, wie er hoffte.

„Das Schiff ſinkt!“ ſchrie der andere, und griff wild ins Tau, welches das Boot feſthielt; vergebens ſuchte er es mit ſeinem Taſchenmeſſer zu durchſchneiden. Das Schiff wirbelte rund um, mit Boot und Allem, und wie in einem Mahlſtrome ging das Ganze in die Tiefe. Die See bewegte ſich in gewaltiger Brandung über die Stätte und ward wieder ſtill; der Mond ſchien ruhig auf die Fläche, wie vorhin; man ſah kein Wrack, ſah Niemand mit dem Tode kämpfen.

Es war faſt eine Stunde nach Mitternacht. In demſelben Augenblick verloſch das letzte Licht auf dem Herrenhofe. Alle waren zur Ruhe.

„Nach Paris will ich!“ ſagte Wilhelm, „nach meiner herrlichen Schweiz! Hier in der Heimath wird man ſchwermüthig. Die Levkojen auf dem Grabe haben einen Duft voll wehmüthiger Erinnerungen! Ich muß Bergluft athmen, mich im Gewühle herumtummeln, das macht fröhlich, und Frohſinn iſt das Beſte in dieſer Welt!“

Otto ſchloß die Augen, ſeine Hände falteten ſich. „Louiſe liebt mich! Ich bin ſo glücklich, daß ich fürchte, es möge mich bald ein großer Kummer treffen; ſo pflegt es ja immer zu geſchehen. Wäre doch der deutſche Heinrich todt! Erſt wenn der fort iſt, kann ich ganz ruhig, ganz glücklich werden.“

Ende.

Schnellpreſſendruck von Fr. Ries in Leipzig.

H. C. Anderſen's

Geſammelte Werke.

Vom

Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe.

Neunter Band.

Nur ein Geiger.

Erſter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Nur ein Geiger.

Roman

von

H. C. Anderſen.

Erſter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Nur ein Geiger.

I.

> Unter den an zwei Stunden im Umfang haltenden Ruinen zeichnet ſich vor allen der große Tempel aus, deſſen Porticus faſt vollſtändig erhalten iſt. — — Es macht eine faſt rührende Wirkung, auf der Spitze des Giebelfeldes, grade über dem Kopf des ſteinernen Adlers, jetzt ein Storchneſt zu ſehen. Schade nur, daß ſeine Bewohner in dieſer Zeit eben ihre Sommervilleggiatura in Europa bezogen hatten, ſo daß vielleicht einer meiner freundlichen Leſer dort die Beſitzer gravitätiſch umher ſteigen ſah, während mir nur das leere Neſt zu betrachten blieb.
>
> Semilaſſo in Africa.

Wenn der Schnee ſchmilzt, wenn die Wälder zu grünen beginnen, dann kehren die Störche von ihrer langen Reiſe zurück. Im fernen Africa ſind ſie geweſen, haben aus den Gewäſſern des Nils getrunken, auf den Pyramiden ſich ausgeruht. Die Bewohner der Küſten Siciliens und des Caps Miſenum in Italien ſagen, daß jährlich zu einer beſtimmten Zeit die Störche in großen Schwärmen über das Meer kommen und dort auf den Bergabhängen, die ganz von ihnen bedeckt werden, ausruhen; ſie fliegen alle auf einmal davon, fort gegen Norden, über den Schnee und die Wolken der Alpen, wo der Haufe ſich in kleine Schwärme vertheilt. Der kleinſte Schwarm, wie der größte, weiß nach dem Lande zu ſteuern, in dem er heimiſch iſt.

Es iſt gerade nicht die ſchwächſte Schaar, welche nach dem kleinen Dänemark fliegt. Jeder einzelne kennt den Meerbuſen, den er zu erreichen ſucht, kennt die Biegung des Waldes und den weißen Schornſtein auf dem gezackten Giebel des Gehöfts, wo das Neſt ſeiner harret. Sonderbar myſtiſche Vögel! Auf euren Rücken reitet der Gott des Frühlings in das Land, und die Wälder werden grüner, das Gras üppiger, die Luft wärmer!

Ein ſolches Paar war zurückgekehrt, ihr Neſt ſtand hoch auf einem Speicher in einem entlegenen Theile der Stadt Svendborg. Sie waren in voller Thätigkeit; ein auf dem Felde gefundenes, faſt drei Ellen langes Strohband trugen ſie zum Neſte hinauf, welches ausgebeſſert werden ſollte. Dieſe Geſchäftigkeit wurde wahrgenommen und war der Gegenſtand eines Geſpräches in dem dicht daran ſtoßenden kleinen Hofraume. Das einzige einigermaßen Eigenthümliche bei dem Manne dort war ein großer dunkler Schnurrbart und eine blaue, halb herabgekrämpte Mütze. Er lehnte ſich auf den Sims des offenen Fenſters. Innerhalb deſſelben ſaß auf dem Tiſche eine ebenſo kräftige Geſtalt; ein Soldatentſchako würde auf dem dunklen Haar beſſer ausgeſehen haben als die weiße Mütze, die jetzt daſſelbe bedeckte; ein Säbel hätte der Hand beſſer angeſtanden, als die Nähnadel, die jetzt zwiſchen den Fingern ſpielte. Der Mann außerhalb des Fenſters war Feldwebel, der Mann drinnen auf dem Tiſche Schneidermeiſter. Ein kleiner Knabe lehnte ſich mit flachgedrückter Naſe gegen die Scheibe, um nach den Störchen zu ſehen, von denen ſie ſprachen.

„Komiſche Thiere!“ ſagte der Feldwebel, indem er ſeinen Schnurrbart ſtrich, „nicht für eine Monatslöhnung möchte ich einen von ihnen ſchießen! Sie bringen Glück, wo ſie bauen, darum ſind ſie auch dem Juden zugeflogen!“

„Sie ſitzen freilich auf des Juden Haus,“ erwiderte der Schneider, „aber wir haben doch ihre Abgaben! Jedes Jahr geben ſie ihren Zehnten, das eine Jahr ein Ei, das andere Jahr ein Junges. Sie ſtoßen ihm ihren Schnabel in den Nacken, es ſieht aus wie der Stich mit einem Pfriem, und dann aus dem Neſt damit! Es iſt übrigens ein wahres Schauſpiel, anzuſehen, wie ſie die Jungen füttern oder ſie fliegen lehren. Die Alten machen beſondere Künſte beim Füttern. Sie ſtehen aufrecht im Neſte, legen den Hals über den Rücken und den Schnabel gegen den Schwanz zurück, gerade wie wenn Bajazzo ſich hintenüber biegt, um einen Schilling vom Fußboden aufzunehmen. Erſt ziehen ſie den Hals ein, dann ſchießen ſie ihn zurück und würgen niedliche kleine Fröſche und junge Schlangen aus, mit denen die Kleinen dann tractirt werden. Aber am luſtigſten iſt es zu ſehen, wie ſie den Jungen das Fliegen lehren. Das Manöver geht auf dem Dachfirſt vor ſich. Da gehen die Kleinen wie Seiltänzer auf dem Seile, balanciren mit den Flügeln und fangen mit kleinen Sprüngen an, denn ihre Körper ſind ſchwerfällig. Jedes Jahr, wenn ich die Störche von ihrer weiten Reiſe zurückkehren ſehe, iſt es mir, als wäre ich ſelbſt erſt vor Kurzem von meiner großen Wanderung heimgekommen; dann ſteigen viele alte Erinnerungen in mir auf, ich denke an die hohen Berge, über welche ich geklettert bin, an die prächtigen Städte, wo die Häuſer wie Schlöſſer ausſahen und die Kirchen einen Reichthum wie die Schatzkammer eines Kaiſers hatten. Ja, es iſt ſchön im fremden Lande!“ ſeufzte er, „dort iſt die meiſte Zeit des Jahres Sommer. Der liebe Gott hat uns recht als Stiefkinder behandelt! — Aber was ich ſagen wollte — es war von den Störchen, daß wir ſprachen. Man kann doch die Eigenthümlichkeiten, die man bei dieſen Thieren erblickt, nie recht ergründen. Ehe ſie fortziehen, verſammeln ſie ſich immer an verſchiedenen Stellen des Landes. Ich habe ſie mehrere Hundert an Zahl erblickt, es war ein vollſtändiges Manöver, das ſie hielten. Sie klapperten alle auf einmal mit dem Schnabel, man konnte ſein eigenes Wort nicht hören. Sie ſprachen wohl von der Reiſe. Sie hielten Rath, und auf einmal ſtürzte die größte Schaar über einige einzelne her und tödtete ſie; es blieben gegen ein Dutzend auf der Stelle liegen. Man ſagt, daß es die kranken und ſchwächlichen ſeien, die nicht Kräfte zu der langen Reiſe beſitzen, welche die andern dann tödten. Der ganze Schwarm ſteigt in die Höhe und macht Wendungen wie ein Bohrer. Gott bewahre uns, wie hoch ſie hinauf ſteigen! Sie ſehen wie ein Mückenſchwarm aus und verſchwinden. Die Dotter in ihrem Ei iſt ſo roth wie Feuer und Blut. Man ſieht, daß ein Sommervogel es gelegt hat. Ein Junges aus den warmen Ländern liegt darin.“

„Hat der Storch mich auch aus den warmen Ländern geholt?“ fragte plötzlich der kleine Knabe, der fortwährend das Geſicht gegen die Fenſterſcheibe gedrückt, aber doch jedes Wort gehört hatte.

„Aus dem Mühlenteich hat er Dich gefiſcht!“ erwiderte der Vater; „Du weißt es ja, daß die kleinen Kinder aus dem Mühlenteich geholt werden!“

„Aber die haben ja keine Kleider an!“ ſagte der Knabe; „wie kann der Storch denn ſehen, welches die Knaben und welches die Mädchen ſind?“

„Ja, darum vergreift er ſich oft,“ ſagte der Feldwebel, „und bringt uns ein Mädchen, wenn wir einen Knaben erwarten!“

„Wollen wir nicht vom Storche zur Lerche übergehen?“ rief der Schneider aus und nahm eine blaue Flaſche, eine ſogenannte Lerche von der Commode, die mit Theekannen und Taſſen geſchmückt war, in deren Mitte eine geputzte Puppe ſaß, wie man in den katholiſchen Ländern die Mutter Gottes dargeſtellt findet.

„Mutter Maria ſitzt da gut!“ ſagte der Feldwebel und zeigte auf die Puppe. „Ihr habt ſie wohl ſelbſt verfertigt?“

„Der Kopf iſt aus Oeſterreich,“ erwiderte der Schneider und ſchenkte ein, „die Kleider habe ich ſelbſt genäht. Es erinnert mich an meine Jugendreiſen. Ein ſolches Bild hatten die Kinder auf einem Tiſche vor der Thür, kleine Lichter brannten davor und dann bettelten ſie bei den Vorübergehenden: „Es iſt Madonna's Geburtstag!“ ſagten ſie. — „Aber hier ſollt Ihr mein Verwandlungs-Bild ſehen. Das habe ich ſelbſt gemacht.“ Er zeigte auf ein ſchlecht gezeichnetes, colorirtes Bild in großem Rahmen. „Das iſt

Doctor Fauſt mitten in ſeinem Zimmer, wo er ſtudirt. Auf der einen Seite ſteht ſeine Stubenuhr, ſie zeigt zwölf, auf der anderen Seite liegt die Bibel. Zieh' nun an dieſem Bande links! Sieh, die Uhr verwandelt ſich in den Teufel, der ihn verſuchen will. Jetzt ziehen wir an dieſem Band und die Bibel öffnet ſich, der Engel kömmt aus den Blättern hervor und ſpricht Worte des Friedens." Wie er ſagte, ſo geſchah es, und bei jeder Figur kam ein Vers zum Vorſchein, worauf des Teufels Verſuchung und des Engels Warnung zu leſen war. Der Schneider zog wieder an dem Band zur Rechten und der Engel ſtieg in die Bibel hinein, die ſich ſchloß, der Teufel blieb beim Fauſt zurück.

„Potztauſend!" rief der Feldwebel aus. „Das habt Ihr ſelbſt erfunden? Ihr ſolltet nicht Schneider ſein, Ihr habt Kopf!"

„Das Bild habe ich ſelbſt nach einem ähnlichen, welches ich einſt in Deutſchland geſehen, zuſammengeſetzt. Ich ergründete die Mechanik. Die Geſchichte ſelbſt mit Fauſt, dem Zauberkünſtler, iſt auch nicht mein; ich ſah ſie auf meinen Reiſen. Es war auf einem Puppentheater. Der Engel ſtieg aus der Bibel hervor und warnte den Doctor Fauſt, aber die Uhr verwandelte ſich in den Teufel, welcher die Herrſchaft über den Doctor erhielt, als der Engel ging und das Buch ſich ſchloß. Derſelbe Fauſt hatte einen Famulus, wie ſie ihn nennen, er kannte den ganzen Vertrag und war ſelbſt auf dem falſchen Weg, zog ſich aber bei Zeiten zurück; arm und elend erblickte man ihn im letzten Act, wie er als Nachtwächter in der Stadt herum geht, wo der reiche

Fauſt wohnte; er wußte, daß, wenn er zwölf rufen würde, der Teufel käme und ſeinen Herrn holte. Man hörte die Uhr ſchlagen, der Famulus faltete die Hände über die Bruſt: „Die Glock' hat,“ rief er, holte tief Athem, aber „zwölf“ konnte und wollte er nicht ſagen, ſondern flüſterte nur — „geſchlagen!“ Es half nichts, Fauſt fuhr, auf der rothen Flamme reitend, zum Fenſter hinaus!“

„Ihr ſeid nicht dazu geſchaffen, auf dem Tiſch zu ſitzen!“ ſagte der Feldwebel. „Ihr lebt ja doch nur im Reiſen und Marſchiren. Das Feld wäre gerade ein Leben für Euch! Vorwärts! Marſch! Das Ehrenzeichen auf der Bruſt! Bevor das Jahr um iſt, ſeid Ihr Feldwebel!“

„Und die Frau und der Junge?“ ſagte der Schneider. „Er ſollte wohl als Pfeifer, ſie als Marketenderin mitgehen? Das würde kein Leben für ſie ſein. Nein, los und ledig muß man ſein, dann iſt die Welt unſer! Das war ein Leben, in den fünf Jahren, wo ich mein eigner Herr war! Seht Ihr, Feldwebel, ich war erſt neunzehn Jahr, hatte weder Vater noch Mutter, keine Liebſte! Faaburg iſt eine niedliche Stadt, da bin ich geboren, da war ich in der Lehre. Des Nachbars Marie war ein erwachſenes Mädchen, als ich noch Junge genannt wurde, deshalb machte es mich ſtolz, daß das hübſche, erwachſene Mädchen, mit der ſo Viele gern „gut Freund“ ſein wollten, mir die Hand reichte und mich ſo ſchelmiſch anlachte, aber daß ſie meine Liebſte werden könnte, ſo hoch wagte ich nicht zu blicken! Ich wollte reiſen, wenn ich Geſelle werden würde; die Welt, von der ich in Beſchreibungen geleſen hatte, wollte ich ſehen. Als daher das Geſellenſtück angenommen und mein Sparpfennig gezählt war, wurde ſogleich das Ränzel geſchnürt und ich ſagte den guten Freunden Lebewohl. Nun iſt es ſo in Faaburg, daß die Kirche an einem und der Thurm am andern Ende der Stadt liegt. Ich ging am Abend an dem Thurm vorbei, da traf ich Marien. Sie legte ihre Hände um meinen Kopf und küßte mich mitten auf den Mund. Das war wie Feuer, nie iſt mir ſeitdem ein Kuß ſo durch Mark und Bein gegangen; ich hätte wünſchen mögen, daß die ganze Stadt es geſehen hätte. Aber wir waren beide allein. Ich blickte nach dem Thurm hinauf. Da war kein Wächtergang, keiner, außer einem, den ſie auf die Mauer gemalt haben; hier ſind zwei Wächter abgemalt, in natürlicher Größe und mit Farben; ſie ſind noch zu ſehen, denn ſie werden immer wieder aufgefriſcht. Wie wünſchte ich, daß ſie lebendig geweſen wären! Ich konnte es doch nicht unterlaſſen, in meinem Herzen zu ſagen: Ihr habt das ſchönſte Mädchen in der Stadt mich küſſen ſehen!“

„So wurdet Ihr verlobt?“ fragte der Feldwebel.

„Nein, das hatte gute Wege! Ich wurde blutroth, aber ich war fröhlich im Sinn, und die Reiſe ging weit vergnügter von ſtatten! In fünf Jahren reiſte ich von Land zu Land. Ehrliche Leute, gute Meiſter habe ich gefunden, aber unruhiges Leder hatte ich in den Schuhen!“

„Und der Kuß, den Ihr von Marien bekamt, machte, daß Ihr Geſchmack an den Mädchen fandet?“

„Nun, ich will mich nicht beſſer machen, als ich bin, aber das iſt die Wahrheit, als ich im fremden Lande meinen

Arm zum erſten Mal um eines Mädchens Arm ſchlang und einen Kuß wieder bekam, mußte ich an Marien denken und das auf ganz eigene Weiſe, es war gerade als ob ſie zuſähe, und das Blut ſtieg mir in das Geſicht! Nie fühlte ich mich auswärts fremd. Oft, wenn ich einige Wochen in einer Stadt geweſen war, kam es mir vor, als hätte ich immer dort gelebt, als hätte ich die Kameraden immer gekannt und ihre deutſchen Lieder mit ihnen gepfiffen. Nur wenn ich etwas erblickte, was mich recht in Erſtaunen ſetzte, wie die alte Stephans-Kirche in Wien, oder die hohen mit Wolken umgebenen Berge und unten am Fuße eine Fruchtbarkeit, wie in dem reichſten Küchengarten, dann ſtand Faaburg mit allen guten Bekannten vor mir, und während mir über die Pracht der Welt die Augen bald übergingen, dachte ich unwillkürlich an den Thurm in Faaburg mit dem gemalten Wächtergang und den abgezeichneten Wächtern, die geſehen hatten, daß Marie mich küßte, und dann kam es mir vor, daß es hier noch ſchöner für mich ſein könnte, wenn nur der alte Thurm hier ſtände, und Marie mit dem bunten Mieder und dem grünen Rocke dabei. Ich pfiff dann ein Lied, und die Munterkeit war wieder da! Heiſa! So wanderte ich mit den Kameraden weiter in die Welt hinaus!“

„Aber hier zu Hauſe iſt es doch ſchön!“ rief der Feldwebel aus.

„Ja, es iſt hier hübſch, wenn die Obſtbäume in der Blüthe ſtehen, wenn die Kleefelder wie ein Potpourri duften! Aber Ihr ſolltet ſehen, wenn man erſt über die hohen, blauen Berge, die Alpen, wie ſie genannt werden, gelangt iſt, das iſt wie ein großer Garten, der den gräflichen Garten auf Glorup ausſticht, das übertrifft jede königliche Anlage in den nördlichen Ländern! Marmor, weiß wie Zucker, hauen ſie aus den Bergen, und Trauben hängen dort, groß und feſt im Fleiſche, wie Pflaumen bei uns. Ich war dort drei Jahre; dann kam einmal ein Brief von meinem Schweſterkinde in Horne, und unten am Rande ſtand: „Marie grüßt und bittet ſie nicht zu vergeſſen!“ Das war von ihrer eigenen Hand geſchrieben. Mir wurde weich ums Herz dabei, da merkte ich, daß es Liebe bei mir ſei, nun hatte ich keine Ruhe; es befiel mich die Sehnſucht, ich mußte heim, und ich wollte heim! Manche Nacht ging ich auf den einſamen Wegen, an großen Klöſtern vorbei, durch enge Städte, über Berge und durch Thäler; dann hörte ich wieder die däniſche Sprache, erblickte die Thurmſpitze von Horne, die Haidehügel bei Faaburg — und als ich um Marien warb, bekam ich ein Ja. Jetzt reiſe ich nicht mehr, nun betrachte ich die Störche, wie die fortreiſen und zurückkehren. Mitunter bin ich nicht guter Laune, aber dann hat Marie ihre eigene Art ſie wieder herzuſtellen; einmal im Sommer ſegeln wir auch nach Thorseng hin und ergehen uns drüben ein wenig. Das iſt ja auch Reiſen! Die weiten Touren, ja die kann der Junge machen, wenn er heranwächſt. Es iſt Leben in ihm, Feldwebel!“

„Und darum ſoll er auch von dem Klaren haben!“ erwiderte dieſer und reichte ihm das halb gefüllte Glas.

Der Knabe ergriff es mit beiden Händen und trank, daß das Waſſer ihm aus den Augen lief.

„Da haben wir unſre Madame!“ rief der Feldwebel, indem die Mutter des Knaben hereintrat. Die üppige Figur, die großen braunen Augen waren wohl im Stande, ein Herz aus dem Süden zurückzurufen. Ein ziemlich ſtrenger Blick begegnete dem Manne, ein kurzer, doch freundlicher Gruß wurde dem Feldwebel zu Theil, der ſie auf die Schulter klopfte. „Die ganze Liebesgeſchichte habe ich gehört,“ ſagte er, „bin im Oſten und Weſten mit dem Meiſter geweſen.“

„Ja, man hat nichts anderes zu thun!“ erwiderte ſie kurz, und legte ihr Halstuch in die Commode. „Da hätte er bleiben ſollen, weil es da ſo prächtig war. Gott weiß, was er hier wollte! Bald iſt es hier zu kalt, bald regnet es zu viel. Ich ſage auch: reiſe! Niemand hält Dich! Ich kann ja wieder dienen, und für den Knaben finde ich wohl auch Brot!“

„Maria,“ ſagte der Mann, „das ſagſt Du doch nicht im Ernſt! Wäre ich nicht zurückgekommen, ſo wärſt Du vielleicht noch nicht verheirathet!“

„Zehn für Einen hätte ich haben können! Des Hüfners Sohn in Derebäk bewarb ſich vor Dir um mich, aber ich war eine Thörin, wie wir Frauenzimmer oft ſind!“

„Du haſt es nicht bereut, Marie!“ ſagte der Mann liebreich und legte ſeine Wange an die ihre. Sie küßte ihn, lachte und ging nach der Küche, wo bald die Fiſche zu der kleinen Familienmahlzeit brieten.

II.

> Sie gingen zwiſchen Blumen —
> Umarmten ſich herzinnig,
> Und jubelten vor Luſt.
>
> Oehlenſchläger.

In Provinzialſtädten hat gewöhnlich jedes Haus einen kleinen Garten, doch dieſes Haus hatte keinen, aber einen mußte man doch haben, wenn auch nicht größer, als zu einer Hand voll Schnittlauch und etwas Portulak. Er war auch bald hergeſtellt und, wenn man ihn ſo nennen darf, einer der hängenden Gärten des Nordens, wie die Armuth ſie beſitzt. Ein großer Holzkaſten, mit Erde gefüllt, machte den Garten aus; er war hoch auf die Rinne zwiſchen den Nachbarhäuſern geſtellt, wo die Enten nicht hinauf kommen und ihn beſchädigen konnten.

Sollte nun etwas gepflückt werden, dann mußte die Leiter hervor, ſie wurde in der Küche zwiſchen dem Brete, worauf die zinnernen Teller prangten, und dem Feuerherde aufgeſtellt, Einer hielt die wackelnde Leiter, während der Andere auf derſelben zum Boden hinaufſtieg, wo dann die Luke geöffnet wurde und man mit dem Oberkörper zum Kaſten hinaus kam.

Es war ein Feſt für den kleinen Knaben da hinauf zu kommen; einmal hatte er ſogar die Erlaubniß erhalten, zwiſchen den Händen der Mutter aus der Luke ſchwebend die Füße auf den Rand des Kaſtens zu ſetzen.

„Wir haben vielleicht eben ſo viel Freude über unſer Biſchen Grünes,“ ſagte Marie, „als der Jude über ſeinen prächtigen Garten hat!“

„Aber wir möchten ihn doch gern haben!“ erwiderte der Mann. „Herrlich voller Blumen ſoll er ſein! Seltene Gewächſe, wie in keinem Garten in Svendborg. Und an den Sommerabenden, wenn der Wind herüberweht, kann man den Jasmin riechen. Oft habe ich Luſt gehabt, die Leiter gegen das Dach zu ſtellen, zum Storchneſt hinauf zu klettern und in den Garten hinab zu ſehen. Marie, der herrliche Pappelbaum, welcher hoch über das Dach ragt, kann in mir ganz eigenthümliche Gedanken erwecken. In den Sommernächten, wenn der Vollmond ſcheint, ſticht er ſo dunkel gegen die blaue Luft ab, es iſt gerade als ob ich in Italien die großen Cypreſſen erblickte. Oft, wenn Du ſchlieſſt, bin ich aufgeſtanden und habe das Fenſter geöffnet; kam dann eine milde Luft mit dem Jasminduft zu mir herüber, ſo konnte ich mir einbilden, ich ſei dort weit draußen in dem ſchönen Italien.“

„Soll ich dieſes Geſchwätz ſchon wieder hören!“ ſagte Marie und zog ſich zurück; aber der kleine Knabe horchte mit großen Augen auf die Rede des Vaters. Wie gern wollte er nicht auch mit den Störchen nach den fremden Ländern fliegen, ja wie glücklich würde er ſein, wenn er nur in dem Neſte ſitzen und in den Garten des Juden hinab blicken könnte. Eine myſtiſche Welt bewegte ſich darin. Einmal war er mit ſeiner Mutter dort im Hauſe geweſen und hatte das Laubhütten-Feſt geſehen, nie konnte er die grüne Wölbung von Tannen und Spargelbüſchen, den prächtigen Granatapfel unter der Decke und das feine ungeſäuerte Brot vergeſſen. In den langen Winterabenden las der Vater in „Tauſend und eine Nacht,“ ſeine eigenen Reiſen klangen dem Knaben ebenſo abenteuerlich; der Storch war ihm ein Wunderthier, wie der Vogel Rock, und der Garten des Juden, den er nie erblickt hatte, war ihm ein Hesperien und Scheherazade's Heimath mit den goldenen Springbrunnen und den plaudernden Vögeln.

Es war im Monat Juli. Der Kleine ſpielte in dem leeren Torfſchuppen, welcher die Grenze zwiſchen ſeiner Heimath und ſeiner Feenwelt bildete. In der Ecke waren einige Steine losgegangen; der Kleine legte ſich nieder und guckte durch die Fugen, aber Alles, was er erblickte, waren nur die grünen Blätter, welche die Sonne durchſcheinend machte. Mit bebender Hand, als ſei es ein Myſterium, das er enthüllen wollte, wagte er einen Mauerſtein herauszuziehen; der darüberliegende glitt ſchief herab; das Herz des Knaben pochte, er wagte nicht ſich zu rühren. Nach einigen Minuten faßte er wieder Muth. Die Oeffnung war größer, doch konnte er nicht mehr überblicken, als einen ſo großen Fleck, wie ein einzelner Erdbeerbuſch ihn einnahm. Aber für die Kinderphantaſie lag hierin ein Reichthum, ein Anblick, wie ihn für den Erwachſenen der üppigſte Fruchtbaum, deſſen Zweige von den reifen Früchten zur Erde gezogen werden, darbietet. Die Erdbeerblätter waren ſo groß, ſo ſaftig, durch einzelne ſchienen die Sonnenſtrahlen, andere hingegen traten dunkel in den Schatten, und mitten zwiſchen dieſer Ueppigkeit hingen zwei große rothe Beeren, recht friſch und voll. Kanaans Traube erweckte nicht reichere Gedanken von Fruchtbarkeit als dieſe beiden Beeren. In dem Anblick lag auch die Verſuchung ſie zu pflücken, aber das war nicht zu wagen! Den einen Stein aus der Mauer zu nehmen war Sünde genug für den erſten Tag.

Am folgenden Nachmittage lagen die Steine noch unberührt. Die grünen Blätter wehten beim Luftzuge durch die Oeffnung. Die Beeren ſaßen ja da; nun ſtreckte die kleine Hand ſich ängſtlich aus, berührte die Beeren, ohne ſie zu pflücken, als aber die Hand wieder herein kam, legten die Finger ſich um den grünen Stiel, doch gleichzeitig begegnete eine kleine Kinderhand der ſeinen, er zog dieſe mit ſolcher Schnelligkeit zurück, daß einer der Steine herausglitt, er ſelbſt ſprang zur Seite, erſt nach einigen erwartungsvollen Augenblicken wagte er ſich wieder näher und guckte durch dieſe vergrößerte Oeffnung.

Ein Paar große braune Kinderaugen begegneten den ſeinen. Sie verſchwanden eben ſo ſchnell, kamen aber bald wieder zum Vorſchein. Ein ſchönes kleines Mädchen war es: neugierig guckte ſie in vorſichtiger Entfernung von der Oeffnung nach ihm.

Es war Naomi, die Enkelin des Juden, ungefähr ein Jahr jünger als der Knabe. Er hatte ſie früher oben an ihres Großvaters Fenſter ſtehen ſehen, da hatte ſie gelbe Saſſian-Stiefelchen angehabt; dieſe hatten einen unauslöſchlichen Eindruck auf den Knaben gemacht.

Die Kinder ſtarrten ſich eine Weile an.

„Kleiner Knabe!“ ſagte Naomi, „Du darfſt ſchon zu mir herein kommen! Mache das Loch größer!“

Und als ob es eine gewaltige Fee geboten, glitten noch zwei Steine heraus.

„Wie heißeſt Du?“ fragte ſie.

„Chriſtian!“ erwiderte der Knabe und ſteckte den Kopf in den ſonnenbeleuchteten, duftenden Garten. Naomi ſchob die Zweige der Weinranken zur Seite, welche die Mauer reich beſchatteten. Er ſtand im Lande der Träume, ſich im Anſchauen verlierend.

Der Erwachſene würde hier nur einen hübſchen, kleinen Garten im reichen Flor erblicken, mit vielen ſeltenen Blumen, Weinranken an den Wänden hinauf, einem Pappelbaum und weiterhin mit zwei Akazien; wir müſſen ihn aber ſo betrachten, wie der Eintretende ihn erblickte, wir müſſen mit ihm den ſtarken Blumenduft athmen, die warmen Sonnenſtrahlen fühlen, die reiche Pracht bewundern.

Ueppige, breitblättrige Weinranken, duftendes Geisblatt und blaue und rothe Winden ſchlängelten ſich an den Wänden empor und bildeten eine Tapete. Ein Luſtwäldchen von Moosroſen ſchloß ſich in einem Halbmond um die prächtigſten Levkojen von einer ſeltenen Größe und Farbenmannigfaltigkeit, von der ſchwarzblauen bis zu der ſchneefarbnen; ihr Duft ſchien jeden andern zu verdrängen. Bei der Pappel, um welche der dunkele Ephеu ſeine feſten Blätter ſchlang, ſtand die kleine Naomi mit den klugen Gazellen-Augen und dem braunen Teint, welche auf die aſiatiſche Abſtammung deuteten; aber das Blut ſchien friſch und ſchön durch die runden Wangen, welche von dem ſchwarzen Haar umwogt wurden. Ein dunkeles Kleid mit einem Ledergurt umſchloß die hübſche Kindergeſtalt.

Sie zog ihn nach der Bank unter dem Akazienbaume hin, wo die blaßrothen Blüthen in dichten Büſcheln hingen. Die ſchönſten Erdbeeren mit ſaftigem Fleiſch wurden verzehrt. Der Knabe blickte rings umher, er ſah ſich in eine hesperiſche Welt verſetzt, die von der gewohnten Umgebung weit entfernt zu ſein ſchien; da klapperte der Storch hoch oben, und er kannte das Neſt und die Jungen, die in demſelben ſtanden und ihre klugen Augen auf ihn zu richten ſchienen. Jetzt dachte er an den kleinen Garten ſeiner Eltern, den Kaſten mit Schnittlauch und Portulak oben in der Rinne, und er wunderte ſich darüber, dieſem Allen ſo nahe zu ſein. Der Storch konnte ſeinen Norden und ſeinen Süden überblicken.

Nun nahm Naomi ihn bei der Hand, und ſie gingen in das kleine Luſthaus, welches nur vier Perſonen faſſen konnte, aber den Kindern erſchien es als großer Saal; die Kinderphantaſie braucht ja nur die Erde mit einem Stecken ritzen zu laſſen, um ſich Schlöſſer mit Sälen und Gängen zu ſchaffen.

Ein einziges Fenſter mit dunkelrothem Glaſe warf eine eigenthümliche Beleuchtung auf die bunte Tapete, wo Thiere, Vögel und Blumen ſich in einander verſchlangen; ein Straußenei, welches durch den rothen Lichtſchein eine ſeltſame Feuerfarbe erhielt, hing unter der Kuppel. Naomi zeigte auf die Fenſterſcheibe, Chriſtian ſtarrte hindurch, und draußen lag Alles in der allerſeltſamſten Beleuchtung; er mußte an den brennenden Berg denken, von dem ſein Vater geſprochen hatte. Alles ſtand im Feuerglanz! Jeder Buſch und jede Blume glühte; die Wolken erſchienen wie Feuer in einer Feuerluft. Selbſt der Storch, das Neſt und die Jungen flammten.

„Es brennt!“ rief Chriſtian, aber Naomi lachte und klatſchte in die kleinen Händchen. Sobald die Kinder durch die offene Thür blickten, hatte Alles wieder ſeine friſche, grüne Farbe, ja dieſe ſchien ſogar ſtärker zu ſein, als wenn ſie draußen in dem Grünen ſtanden. Die Farbenmannigfaltigkeit der Blumen war da, und der Storch ſtand da, weiß wie immer mit rothen Beinen.

„Wollen wir Geld verkaufen ſpielen?“ ſagte die kleine Naomi, indem ſie einen Grashalm durch zwei Blätter zog. Das ſtellte eine Waage vor. Gelbe, rothe und blaue Blätter waren das Geld.

„Die rothen ſind die koſtbarſten!“ ſagte ſie. „Du ſollſt kaufen, aber Du mußt mir was geben! Es muß ein Pfand ſein. Du kannſt mir Deinen Mund geben! Wir ſpielen nur ſo, ich nehme ihn nicht wirklich. Du ſollſt mir Deine Augen geben!“

Sie machte eine Bewegung mit der Hand, als ob ſie dieſelben nähme, und Chriſtian erhielt ſowohl von den rothen wie von den blauen Blättern. Nie hatte er früher ſo ſchön geſpielt.

„Barmherziger Gott! Chriſtian, biſt Du da drinnen?“ rief Marie und ſteckte den Kopf halb durch die Oeffnung, der die Kleinen ſich genähert hatten.

Erſchrocken ließ er Naomi's Hand fahren, verlor die bunten Blumenblätter und kroch durch die Oeffnung zurück, wo der Empfang aus einem Paar fühlbaren Schlägen auf den Rücken beſtand. Die Steine wurden wieder aufgeſtellt, ſo gut es ſich thun ließ, und dergleichen Kunſtſtücke, wie Marie es nannte, wurden auf das Strengſte verboten; doch während der Arbeit verweilte ſie ein wenig und betrachtete den Garten; überdies pflückte ſie die nächſte Erdbeere ab und verzehrte ſie.

Am nächſten Tage waren, von der Seite des Gartens, dichte Planken davor geſchlagen; ſicher hatte Naomi von dem Beſuche erzählt. Vergebens drückte Chriſtian die Steine gegen die Breter, ja er wagte ſogar anzuklopfen. — — Der Eingang zu dem ſchönen Blumenlande war geſchloſſen.

Reich und lebendig ſtand die ganze Pracht vor ihm, Bäume und Blumen, das rothe Fenſterglas und die hübſche Naomi. Daran dachte er am Abend, bis der Schlaf ihn überwältigte.

III.

Wirbelnd ſteigt des Rauches Säule durch der Mauern Riß empor,
Und der Schreckensruf um Hülfe gellt in das entſetzte Ohr.

Gaudy's Kaiſerlieder.

Es war Nacht, als Chriſtian wieder erwachte; ein ſonderbarer rother Schein, wie der im Luſthauſe durch das gefärbte Glas, erleuchtete die Stube. Er ſteckte den Kopf zum Bette hinaus. Ja, die Fenſterſcheiben hatten dieſelbe

Feuerſarbe, der Himmel den brennenden Glanz, die dunkle Pappel ſchien zu glühen. Es war ein wahres Vergnügen dieſe Feuerpracht wieder zu ſehen.

Da hörte man draußen plötzlich Geſchrei, die Eltern ſprangen auf, der Feuerruf erſcholl. Das ganze Haus des Juden ſtand in Flammen; ein Regen von Feuerfunken ſtürzte in den Nachbarhof herab; der Himmel glänzte roth, die Flamme ſchlug in ſeltſamen Zungen hoch in die Luft. Marie übergab den Knaben den Nachbarn und ſammelte in Eile die beſten Stücke aus der Wirthſchaft, die ſie in Sicherheit bringen wollte, denn das Feuer hatte ſchon das Nebengebäude entzündet, auf deſſen Dach die Störche ſtanden.

Der alte Jude hatte ſein Schlafgemach im Erker zum Garten hinaus, aber er ſchlief noch, während ihn die Flamme mit rothem Todesnetze umgarnte. Mit der Axt in der Hand brach der Schneider ein Loch durch die Wand nach dem Garten hinein und drang mit einigen Nachbarn hindurch. Hier war es warm wie in einem Ofen, doch der Wind führte die Funken über ihre Häupter fort.

Noch ertönte keine Sturmglocke vom Thurme, die Wächter ſchrien, aber ihre Pfeifen hörte man nicht; der Eine hatte die ſeine zu Hauſe liegen laſſen, weil ſie ja nie gebraucht wurde, der Andere hatte zwar die ſeinige bei ſich, als er aber hinein blies, hatte ſie, wie er ſagte, „die Luft verloren.“

Die Thür wurde erbrochen. Noch zeigte ſich keine Seele, da klirrte plötzlich eine Fenſterſcheibe, eine Katze, wild und ſchreiend, bahnte ſich den Weg hinaus, fuhr an einem Baum empor und verſchwand auf dem Nebengebäude.

Drei Menſchen waren darin, das wußte man, der alte Jude mit ſeiner kleinen Enkelin Naomi, — dieſe Beiden machten die Herrſchaft aus; der alte Joel, der Schacherjude, wie man ihn nannte, war das ganze Dienſtperſonal; zwar hatten ſie auch einen weiblichen Dienſtboten, Simonia, welche Joel zur Hand ging, aber ſie ſchlief des Nachts in ihrer eigenen Wohnung und war alſo nicht hier.

„Schlagt das Giebelfenſter ein!“ riefen einzelne Stimmen, und die Leiter wurde angeſetzt. Der Rauch quoll ſchwarz und dick über das Fenſter hin; die Dachſteine ſprangen vor Hitze; die Flamme brach durch die brennenden Balken und Sparren kecker hindurch.

„Joel!“ riefen Alle, als dieſer, mit einem alten Schlafrock um die gelben, mageren Glieder, zur Thür hinaus ſtürzte; die langen Finger umklammerten einen ſilbernen Pokal; unter dem Arm trug er einen kleinen Kaſten von Pappe, wie man ſolche für weibliche Arbeiten hat. Das war Alles, was er, wie aus Inſtinct, auf der Flucht ergriffen hatte. „Der Großvater und das Kind —!“ ſtammelte er und lehnte ſich, überwältigt von Schreck und Hitze, gegen die Mauer und zeigte nach dem Erkerzimmer hinauf. Da öffnete ſich das Fenſter und der alte Jude, halb nackt, mit der kleinen Naomi auf dem Arm, ſtieg heraus. Das Kind klammerte ſich feſt an ihn an, ein Paar der Zuſchauer ſprangen hinzu und hielten die Leiter feſt.

Der Alte hatte ſchon beide Füße darauf, der Oberkörper hob ſich mit dem Kinde vor, als er auf einmal Halt machte, einen ſonderbaren Seufzer ausſtieß und plötzlich mit der Kleinen umkehrte, wieder in das Fenſter hinein ſtieg und verſchwand. Der ſchwarze Rauch und die Feuerfunken verbargen einen Augenblick die Oeffnung.

„Herr Jeſus!“ riefen die unten, „wo will er hin? Er verbrennt mit dem Kinde! — Es iſt ſein Geld, was er vergeſſen hat!“

„Macht Platz!“ rief eine kräftige Stimme, und ein Mann mit einem finſtern, ausdrucksvollen Blicke drängte ſich vor, ſprang die Leiter hinauf und ergriff den Fenſterpfoſten, deſſen oberſten Theil die Flamme ſchon ſchwarz geleckt hatte. Das Feuer leuchtete drinnen, der Schein zitterte unter der ſich ſchon biegenden Decke hin. Der Mann ſtieg hinein.

„War das nicht der Norweger aus der Hohlgaſſe?“ fragten Einzelne.

„Ja, er war es, das iſt ein verwegener Kerl!“

Das Feuer erleuchtete jeden Winkel in dem Zimmer, wo er ſtand. Naomi lag auf dem Fußboden. Der alte Großvater war nicht zu erblicken, aber ein dicker, erſtickender Rauch drang aus dem Nebenzimmer durch eine kürzlich geöffnete Thür herein. Der Mann ergriff das Kind und ſprang auf die ſchwankende Leiter hinaus. Naomi war gerettet, aber der Großvater lag ſchon vom Rauch betäubt in dem Zimmer, wo er zu der eiſenbeſchlagenen Kiſte hinein gedrungen war.

Das Dach ſtürzte krachend zuſammen. Eine Säule von Funken, unzählig, wie die Funken der Milchſtraße, ſtieg hoch in die Luft empor.

„Jeſus, erbarme dich!“ war das kurze Miſerere über eine Seele, welche in dieſem Augenblick, durch die Flammen, zum Leben des Todes einging.

Es war unmöglich etwas zu retten, Alles ſtand in Flammen gehüllt. Das alte Hausmädchen, Simonia, ſtreckte mit dem Schluchzen der Verzweiflung die Hände gegen den Scheiterhaufen aus, in dem ihr Herr brannte und wo noch geſtern ihre Heimath war. Maria hatte den Joel zu ſich herein genommen, dorthin kam auch Naomi.

„Der Storch, der arme Storch!“ riefen Alle. Das Neſt war von den umringenden Flammen beſtrahlt; die Storchmutter ſtand dort oben, ihre großen Flügel über die Jungen ausbreitend, und ſuchte ſie gegen die brennende Hitze zu decken. Er hingegen war nicht zu erblicken, er mußte früher davon geflogen ſein. Die Jungen duckten ſich tief herab, ängſtlich heraus zu flattern, die Mutter fächelte mit den Flügeln und ſtreckte den Hals und den Kopf weit vor. „Mein Storch! Mein lieber Vogel!“ rief der Schneider. „Das arme Thier darf nicht verbrennen!“

Er ſetzte die Leiter an die Wand, während die Andern durch Schreien und durch Werfen von kleinen Steinen in das Neſt die Storchmutter aufzujagen ſuchten, aber ſie blieb. Ein dicker, kohlſchwarzer Rauch ſchlug gegen die Mauer hinan, der Schneider mußte das Haupt tief hinab beugen, während Funken und Feuerklumpen wie ein Schneetreiben jagten. Die Flamme entzündete die trockenen Zweige, die das Neſt bildeten, es flammte auf und mitten im Feuer ſtand die Storchmutter und verbrannte mit ihren Jungen.

Am nächſten Vormittag war das Feuer gelöſcht. Das Haus des Juden war jetzt ein dampfender Kohlen- und Aſchenhaufen, in welchem man ſeinen verſtümmelten Leichnam fand.

Gegen Abend ſtand der Schneider mit ſeinem kleinen Knaben bei der Brandſtätte; der hin und wieder aufſteigende Rauch zeigte, daß es noch unter dem Schutte fortglimme. Der ganze hübſche Garten war jetzt eine niedergetretene Oede. Rings umher lagen ſchwarze, verbrannte Balken; die Weinranken und die ſchönen Winden waren von den Wänden abgeriſſen und hingen und lagen nun hingeworfen und niedergetreten. Die Wege ſchienen in einen Wieſengrund verwandelt zu ſein. Die hübſchen Levkojen waren fort und die Roſenhecken zerriſſen und mit Erde beſudelt, die eine Seite des Akazienbaumes war verſengt, und anſtatt des erquickenden, ſchönen Blumenduftes athmete man nur Rauch und Brandgeruch. Das Luſthaus war niedergehauen. Ein viereckiges Stück der rothen Fenſterſcheibe war Alles, was Chriſtian von den alten Erinnerungen wiederfand; er ſah hindurch, und die Luft glühete, ſo wie damals, als er und Naemi durch die Scheibe guckten. Aber drüben auf dem Dache der Eltern ſtand ein Storch, es war das Männchen, er war zurückgekehrt, hatte weder das Neſt noch das Haus gefunden, worauf daſſelbe ſtand. Verwundert drehte er den Hals und den Kopf, als ſuche er etwas.

„Das arme Thier!“ ſagte der Schneider, „er iſt heute unabläſſig, von dem Augenblick an wo er kam, über die Brandſtätte geflogen. Jetzt ruht er ſich ein wenig aus! Ich will ein Kreuzholz hinauf ſchaffen, vielleicht baut er ein Neſt. Wie er doch nach den Jungen und der Mutter ſucht! Sie fliegen nie mehr nach den warmen Ländern.“

In dem faſt leeren Hinterhauſe, wo das Loch in der Mauer nach dem verödeten Garten durchgebrochen war, ſtand der alte Joel; ſeine magere Hand hielt die verroſtete Eiſenkrampe in der Wand feſt, während ſeine ſchwarzen ernſten Augen auf einen Gegenſtand geheftet waren, den eine alte, carrirte Schürze in der großen, leeren Bettſtelle darinnen verbarg; ſeine ſchmalen Lippen bewegten ſich, und kaum hörbar ſprach er vor ſich hin:

„Eine Schachtel wurde alſo dein Sarg, Du reicher Sohn aus Salomo's Stamm! Die Schürze der armen Frau wurde Dein köſtliches Leichenkleid! Ach! Keine Tochter Iſraels wird Deinen Leichnam waſchen, die rothen Flammen haben es gethan! Das Feuer war trockener als die Kräuter, röther als die Roſen, die wir in die Bäder unſerer Todten thun. Aber auf „Beth achaim“ *) ſoll doch Dein Grabſtein errichtet werden. Der arme Joel bildet Dein ganzes Gefolge. Aber Du ſollſt in Dein geweihtes Grab gelangen, wo der ſchwarze Strom unter der Erde Dich einſt nach Jeruſalem führt.“

Er ſchob die Schürze zur Seite und nahm den Deckel von der Schachtel, worin die zu Kohle gebrannten Ueber-

---

*) Das Haus der Lebenden, ſo nennen die Juden ihren Kirchhof.

bleibſel des Juden lagen. Joels Lippen bebten noch ſchneller, wie in Krampfzuckungen, die Thränen rannen ihm über die Wangen hinab, aber die Worte wurden dumpf und unverſtändlich.

„Unſer Herr Jeſus ſei ihm gnädig!“ rief Marie, indem ſie hineintrat, aus, aber eine Röthe bedeckte gleichzeitig ihr Geſicht; es kam ihr vor, indem ſie den heiligen Namen nannte, den Joel nicht anerkannte, als ob ſie den Trauernden kränke. „Der liebe Gott,“ wiederholte ſie deshalb ſchnell und mit Nachdruck, „der liebe Gott wird ihm gnädig ſein!“

„Sein Grabſtein ſoll ihm neben dem der Tochter errichtet werden!“ erwiderte Joel, indem er die verbrannten Ueberbleibſel bedeckte.

„Sie liegt ja in Fridericia begraben,“ ſagte Marie. „Ihr müßt weit fortgeführt werden, um ein Grab zu finden. Ich erinnere mich noch der Nacht, als ſie fortgefahren wurde. Der Sarg wurde zwiſchen Stroh und Halme geſtellt; ihr Vater, der jetzt in Kohlen und Aſche daliegt, und Er, Joel, fuhren davon. Der Regen ſtürzte herab. Das arme Kind dort iſt allein übrig. Der Großvater war der Einzige, den es hatte!“

„Ihre Mutter war von unſern Leuten,“ ſagte Joel und fügte in etwas ſtolzem Tone hinzu: „Unſere Gemeinde läßt keinen der Ihrigen Noth leiden. Ich Alter bekomme auch mein Brot und werde es mit ihr theilen, wenn ſie nicht Platz an eines Reicheren Tiſche findet. Des Chriſten Kind gehört ja in des Chriſten Haus!“ fügte er ſo leiſe hinzu, daß es unmöglich war es zu hören.

„Das Kind iſt bei uns,“ ſagte Marie, „laßt es in Gottes Namen da bleiben, bis daſſelbe es beſſer haben kann! Kocht der Topf für Drei, ſo kocht er auch für den vierten mit!“

Am nächſten Abend, ſpät, als es dunkel und ſtill in den Straßen war, wanderte durch die Stadt zur Schiffbrücke hinab eine kleine Schaar; vorn befand ſich der Schneider mit einer Laterne, ihm folgte Joel, das Bündel auf dem Rücken und die Schachtel unter dem Arme. Marie folgte mit Chriſtian und Naemi. Das kleine Mädchen weinte, Joel küßte ihr die Hand und die Stirne und ſtieg darauf an Bord der Jacht. Es wurde nur wenig geſprochen, ſtumm ſtanden ſie am Bollwerke, wo die Taue gelöſt wurden.

Und Chriſtian ſah bei dem aufgehenden abnehmenden Monde, daß die weißen Segel ſich entfalteten, daß das Schiff mit dem Strom dahinglitt, und wie Joel da draußen mit der Schachtel unter dem Arme ſtand; alle Umriſſe zeigten ſich ſo beſtimmt in dem unſichern Mondlichte.

Der Dichter erzählt von Zigeunern, die ihren todten Häuptling vom Galgen herabnahmen, ihn mit der Krone und einem Purpurmantel ſchmückten, und ſeine Leiche in den tiefen Strom legten, der ihn nach Aegypten tragen würde, wo er in der großen Pyramide ſitzen ſollte; ein ähnlicher Gedanke erfüllte die Seele des Knaben, es war ihm als zöge Joel mit dem Todten nach einem fernen, fernen Phantaſielande, vielleicht lag es nicht weit von Jeruſalem, der königlichen Stadt der Juden.

„Wie das dem Rhein in der Gegend von Mainz gleicht!“ rief der Schneider aus und zeigte über den Meerbuſen nach der naheliegenden Inſel Thorseng.

„Lieber Gott!“ ſagte Marie, „wie kannſt Du jetzt an dergleichen denken! Wir ſollten doch anders geſtimmt ſein, wenn es auch ein Jude iſt, den wir begraben! Die armen Leute, nicht einmal im Tode haben ſie Ruhe! Sie müſſen reiſen, um in die Erde zu gelangen!“ Schwermüthig blickte ſie dem Schiffe auf dem Meerbuſen nach.

IV.

Jetzt noch, mein Püppchen, iſt goldene Zeit.
Später, ach ſpäter iſt's nimmer wie heut.
Wiegenlied.

Wie leicht und bald vergißt nicht das Kind hier ſeine Sorgen, vielleicht ſo leicht und bald, als wir die unſeres Erdenlebens vergeſſen, wenn wir in jener Welt athmen.

Naemi hatte viel um den Großvater geweint, jetzt ſpielte ein Lächeln, wo früher Thränen waren; die große, blühende Erde hatte ſich ja ſchon einmal um ihre Achſe gedreht, und das iſt für die Trauer der Kinder, was Wochen und Monate für Aeltere ſind. In des Schneiders kleiner Stube bei dem freundlichen Spielkameraden war ſie heimiſch geworden. Ein Trauerkleid war ihr geſandt worden, das war hübſch, faſt neu, und machte ihr viele Freude.

„Darf ich es jeden Tag anziehen?“ fragte ſie. „Soll es nicht geſchont werden? Sonſt iſt es nicht mehr neu, wenn ich wieder trauern muß!“ Nach ihrem hübſchen Spielzeuge, dem Puppenhauſe mit der Küche und der Stube fragte ſie viel eifriger, als nach dem Großvater. Das war bei ihr nichts Auffälliges, ſie ſprach, wie Kinder faſt immer ſprechen. Vergnügt ſaß ſie auf der hohen Thürſchwelle und hielt ein großes Klettenblatt in der Hand, es diente ihr als Fächer, Laube und Garten; ja der ganze ſchöne Blumengarten mit Farben und Duft wurde durch dieſes große grüne Blatt erſetzt.

Unförmliche Feldſteine, mehr auf einander geworfen als geordnet, bildeten die hohe Treppe zur Straßenthür, auf deren Schwelle Naemi ſaß. Die Oeffnungen zwiſchen den Steinen nannte ſie ihre Mühle, und der Sand, den Chriſtian hinein füllte, war das Korn, welches gemahlen wurde. Sie mußten ſpielen, wie ſie es am beſten konnten, denn all ſein eigentliches Spielzeug beſchränkte ſich auf einen Kreiſel, der mußte vor ihr herumſchnurren, aber er war auch ſchön; ein Meſſingnagel glänzte mitten in demſelben, und er war mit rothen und blauen Farben bemalt.

„Das iſt eine Blume, welche tanzt!“ ſagte Naemi.

„Nein!“ ſagte Chriſtian, „ſoll es nicht unſer Kobold ſein? Er dient in der Mühle und will nicht gut thun, wenn er nicht die Peitſche bekömmt! hör', wie er brummt! ſieh', wie er ſpringt!“

„Nun ſoll er ſterben!“ ſagte Naemi. „Dann begraben wir ihn, wie meinen Großvater, und dann ſpielen wir trauern und Begräbniß halten, das kann recht hübſch ſein!“ Und Chriſtian ſtellte ſowohl den Chorknaben als auch den Küſter vor. Den Kreiſel legten die Kinder in ein Loch in der Treppe nieder, ſtreuten Gras darüber und dann ſpielten ſie Feuer, wo die Glocken läuteten und die Leute retten wollten. Ein Paar Nachbarkinder kamen hinzu, und das Spiel gewann eine neue Geſtalt, man verſtand einander ſo gut, war gleich wie alte Freunde und Bekannte, obgleich Naomi früher nie mit ihnen geſpielt hatte, aber es geht dem Kinde mit ſeinen Altersgenoſſen, wie uns Aeltern, wenn wir Blumen von einer bekannten Art erblicken, wir begrüßen ſie als alte Bekannte, obgleich die Blume ſelbſt, welche wir dann ſehen, uns zum erſten Mal vor die Augen tritt.

Das Spiel, auf welches die Kinder jetzt verfielen, möchte wohl keiner von uns Aelteren ſo leicht errathen haben. Sie zogen ihre Schuhe aus, ſtellten dieſe gegen die Mauer und gingen dann auf und ab. Das war Illumination, ſie gingen nun um ſie anzuſehen.

Damals war es bei Hochzeiten in Svendborg gebräuchlich, daß die Gäſte das Paar mit Fackeln und Laternen von dem Hauſe der Braut zu dem des Bräutigams begleiteten, deshalb ergriff nun auch jedes der Kinder ſeinen Schuh, das war eine Laterne, und geleitete Chriſtian und Naomi, die Brautleute, wie ſie dieſe nannten. Nie hatte ſie beſſer geſpielt; was war auch das Puppenhaus, die Bilder und Blumen gegen die lebendigen Spielkameraden! Liebevoll hing ſie ſich an Chriſtian, der ſeine Arme um ihren Hals ſchlang und ſie auf den Mund küßte; ſie gab ihm das Medaillon, welches ſie auf der Bruſt trug, damit ſollte er geſchmückt werden, dann wäre er ein Graf, ſagte ſie, und ſie küßten ſich wieder, während alle die Andern herum ſtanden und mit den Schuhen leuchteten.

Es war ein eigenthümliches Genre-Bild; die kleine Schwalbe über ihnen war eben ſo ſymboliſch mit ihrer kleinen Brautkammer unter dem Vordache beſchäftigt, und in der blauen Luft ſchienen die Wolken ſich zu begegnen und in einander zu verſchmelzen, aber ſie wurden gerade von einander getrennt, die niedrigeren zogen nach Oſten, die höheren nach Weſten, wie der Luftſtrom ſie nach den phyſiſchen Geſetzen der Weltordnung führte.

Das Spiel der Kinder wurde plötzlich unterbrochen. Eine Art von Kaleſche, wie ſie vor einigen und zwanzig Jahren Mode waren, eine plumpe Maſchine von Holz, blau angeſtrichen und inwendig mit grauem Multum bekleidet, rollte raſſelnd über das unebene Steinpflaſter hin. Noch jetzt, doch nur in kleinen Städten und auf dem Lande, bei wohlhabenden Pfarrherren, trifft man ſolches Fuhrwerk an, welches nebſt dem Kutſcher und dem Geſchirr der Pferde auf ein anderes Geſchlecht deutet und ſich überlebt zu haben ſcheint. Die Pferde ſelbſt waren in gutem Stande, der Kutſcher in ſeiner altmodigen Livrée zeigte eine Miene, welche andeutete, daß er wohl wiſſe, er fahre eine adelige Herrſchaft. Der Wagen machte vor der Apotheke Halt, wo eine Menge von Schächtelchen, Büchſen und Medicinflaſchen abgeliefert und neue eingenommen wurden, Alles in der größten Eile; nun fuhr der Wagen weiter, hielt aber wieder vor der Thür, wo die Kinder ſpielten. Außer dem Kutſcher und Bedienten waren zwei Damen in demſelben, eine jüngere, untergeordnete, vielleicht eine Art Kammermädchen, und eine ältere, große, vornehme Dame, von einem magern und kränklichen Ausſehen, ſie ſaß in Tücher und Mantel gut eingepackt und roch beſtändig an einem ſilbernen Riechfläſchchen.

Es währte nur einen Augenblick, ſo ſtand Marie da und verneigte ſich; demüthig küßte ſie der alten, adeligen Dame die Hand und verſicherte, daß ihr Verlangen in der Minute erfüllt werden ſollte.

Rings umher in der Nachbarſchaft wurden die Fenſter ſogleich halb geöffnet; ſelbſt aus den Thüren guckten ein Paar Kaufmannsfrauen hervor, nicht geputzt, wie jetzt, in Seide und Crepflor, nein, wie jene Zeit es mit ſich brachte, im roth wollenen Kamiſol und mit Kopfputz. Die Kinder, welche zu ſpielen aufgehört hatten, ſtanden betrachtend, die Arme einander um den Hals geſchlungen, die Mauer entlang aufgeſtellt. Von dem Ganzen verſtand Chriſtian nur ſo viel, daß Naomi in der größten Eile ein Tuch um den Hals bekam und zu den fremden Damen in den Wagen geſetzt wurde, und es war, als ob gar nichts Unerwartetes geſchähe; Marie verneigte ſich, und der Schneider ſtand mit der Mütze in der Hand in der Thür.

„Ich will nicht fahren!“ ſagte Naomi. Aber ſie mußte, ſie mochte wollen oder nicht, und deshalb weinte ſie und ſtreckte die Arme aus, während der Wagen davon rollte. Da brach auch der Knabe in Thränen aus; die Trennung war ſo plötzlich, ſo unerwartet geweſen.

„Nun ſchweigſt Du,“ ſagte Marie, „oder ich werde Dir Urſache zum Weinen geben!“

„Wo ſoll meine Frau hin?“ fragte er.

„Hinaus und die Welt kennen lernen. Danke Du dem lieben Gott, daß Du Vater und Mutter haſt! Ja, einſt wirſt Du es ſchon einſehen lernen. — Wenn Du ſo mit Fremden fortfahren ſollteſt!“ Sie betrachtete den Knaben gedankenvoll und drückte ihn zugleich heftig an ihre Bruſt. „Nun, Du ſollſt die Erlaubniß erhalten, Deinen Pathen in der Hohlgaſſe zu beſuchen! Brauche nun die Beine,“ und hiermit zog ſie ihn in die Stube hinein.

V.

L'archet allait toujours, comme le balai du sorcier, qui apporte de l'eau dans votre ballade allemande. Le violon et l'archet allaient toujours, toujours de nouveaux sons, des chants inconnus.

Contes fantastiques par Jules Janin.

Svendborg trägt noch das Gepräge der kleinen Städte aus dem vorigen Jahrhundert; dieſe unregelmäßigen Gebäude, wo oft die obere Etage über die untere, auf einem freiſtehenden Balken ruhend, hervorragt; Erker, welche den Nachbaren die Ausſicht verſperren, breite Flurtreppen mit

Stein- oder Holzbänken, um außen darauf zu ſitzen. Ueber mehreren Thüren las man in Holz ausgeſchnitten theils däniſche, theils lateiniſche Inſchriften. Die unebenen Straßen ſcheinen gepflaſterte Hügel zu ſein, indem man in gebrochenen Linien bald auf-, bald abwärts wandert.

An einzelnen Stellen in dieſer Stadt glaubt man in einer Bergſtadt zu ſein, beſonders iſt das der Fall in der ſogenannten „Hohlgaſſe," die in unſerer Zeit als forum der Schmuggelei und der Stelldicheins bekannt ſein ſoll. Wenn man von der hochliegenden Hauptſtraße hier hinab ſieht, iſt der Anblick höchſt maleriſch. Mächtige Feldſteine, über einander gelegt, bilden das Fußſtück der nächſten Häuſer, und dieſes iſt, bei dem ſchroffen Abfall der Straße, von derſelben Höhe, wie die Wände der tieferliegenden Nachbarhäuſer. So ſieht man denn von der Hauptſtraße aus über die Schornſteine und Dächer in der ſchmalen Seitenſtraße und erblickt einen großen Theil des Meerbuſens, die ganze waldbedeckte Küſte mit den hochſtämmigen Bäumen und Theile der Inſeln Langeland und Thurö.

In dieſer Straße wohnte Chriſtians Pathe. Der Knabe ſtand ſchon an der Ecke und blickte über deſſen Haus hin, welches ſo tief lag, daß der Waſſerſpiegel ſich dem Auge ein gutes Stück höher zeigte; der Dreimaſter da draußen ſchien gerade über die Schornſteine hin zu ſegeln.

Wie gewöhnlich war die Hausthür geſchloſſen, aber drinnen ertönte eine Geige. Ein jedes den Tönen offenes Ohr würde beim Hören derſelben geſtutzt haben. Es war jenes melodiſche Jammern, welches von Paganini's Violine die Sage ins Leben rief, daß er ſeine Mutter getödtet habe, und daß ihre Seele jetzt durch die Seiten bebe.

Bald ging der Ton in weiche Wehmuth über; „des Nordens Amphion, Ole Bull, nannte daſſelbe Thema auf ſeiner Violine: „Der Schmerz einer Mutter beim Tode des Kindes.“ Zwar war es nicht dieſe Vollkommenheit, die dieſe beiden Meiſter unſerer Zeit in der Kunſt Jubals beſitzen, aber es deutete Beide an, wie der grüne Zweig in allen Einzelheiten den ganzen Baum andeutet, dem er angehört.

Wie Ole Bull war auch dieſer ein Norweger, wir hörten ihn ſo beim Feuer nennen, wo er Naomi rettete. Zwiſchen Felſen und Waſſerfällen und Eisgletſchern hatte ſeine Wiege geſtanden. Oft erzählte er Chriſtian von dieſer Heimath, von dem Waſſerneck, welcher im Bergſtrom wohne und oft im Mondſcheine mit ſeinem langen, weißen Bart im Waſſerfall ſitze und ſo ſchön ſpiele, daß man Luſt fühle, ſich hinein zu ſtürzen. Der arme Neck, wenn er am allerſchönſten ſpiele, dann ſpotteten die Knaben ſeiner. „Du kannſt ja doch nicht ſelig werden,“ ſagten ſie, und dann weine der Neck große Thränen und verſchwinde in dem Bergſtrom.

„Der Neck hat ſicher Deinem Pathen das Spielen gelehrt!“ ſagte einſt einer der Nachbarn zu Chriſtian, und von der Zeit an mußte der Knabe ſtets an den Neck in dem brauſenden Waſſerfall denken, wenn er des Pathen Violine hörte, und er wurde ſtumm und träumeriſch.

Deshalb ſetzte er ſich heute vor die verſchloſſene Thür, legte das Haupt gegen dieſelbe und lauſchte den ſeltſamen Tönen; erſt als die Geige verſtummte, pochte er mit ſeinem Fuß an.

Der Mann, den wir ſchon einmal erblickt haben und der nicht weit über ſeine beſten Jahre hinaus war, öffnete; die gelbbraune Geſichtsfarbe, das kohlſchwarze, glänzende Haar deutete einen Südbewohner oder das jüdiſche Geſchlecht an, etwas dem doch die auffallend hellblauen Augen widerſprachen. Dieſe waren völlig die des Nordbewohners; ihre klare, helle Farbe bildete einen ſonderbaren Gegenſatz zu den ſchwarzbuſchigen Augenbrauen. Anfänglich mußte man glauben, daß Geſicht und Haar nur eine gemalte Maske ſeien und daß nur der völlig Blonde ſo helle Augen haben könne.

„Biſt Du es, Chriſtian?“ ſagte der Mann mit einem ſonderbar ſchielenden Blicke.

Der Knabe betrachtete ihn mit einer Miſchung von Furcht und Ergebenheit, denn ſeine Nähe hatte gerade etwas von dem, was man dem Spiel des Neck und dem Bilde der Schlangen beilegt. War Chriſtian zu Hauſe, dann drängte ſeine Sehnſucht, dann war es ſein höchſter Wunſch, zum Pathen zu kommen; und doch fühlte er bei Niemanden, wie bei ihm, jenes unheimliche Gefühl, welches wir haben, wenn wir uns in einer engen Grabkapelle oder in einem großen Walde, wo wir Weg und Steg verfehlt haben, allein befinden. Bei jedem Beſuch erhielt Chriſtian zwei Schillinge, „Häringsſchuppen,“ nannte das Volk ſie, kleine dünne Kupfermünzen, von denen ſechs auf einen

Schilling gingen; aber dieſe waren es nicht, welche ihn anzogen; nein, es waren die ſeltſamen Geſchichten von den ſchwarzen Tannenwäldern, von den Eisgletſchern, Recken und Kobolden und beſonders die Muſik. Die Geige erzählte auf ihre Weiſe ebenſo ſonderbare Sachen, wie des Pathen Junge.

Die Thür wurde ſogleich wieder verſchloſſen, ſobald ſie innerhalb derſelben waren. Hier hingen an der Wand ein Paar Bilder, die ein eigenes Intereſſe für Chriſtian hatten; es waren fünf Stücke aus dem Todtentanz, illuminirte Bilder nach den Gemälden in der Marienkirche zu Lübeck.

Alle müſſen ſie mit in den Tanz, Papſt und Kaiſer, Alle, bis hinab zum Kinde in der Wiege, welches ſich wundernd ſingt:

„O Dot, wo ſchal ik dat verſtahn?
Ik ſchal danſſen: un kan nich gahn!“ *)

Chriſtian ſah nach den Bildern hinauf, ſie wendeten die Kehrſeite heraus. Er fragte, weshalb?

„Sie haben ſich im Tanze umgekehrt!“ ſagte der Pathe und brachte ſie wieder in Ordnung. „Haſt Du lange da draußen geſeſſen?“

„Nein, nicht lange! Du ſpielteſt, und ich horchte darauf; wäre ich hier drinnen geweſen, da hätte ich ſehen können, wie der Tod herum tanzte, ſo daß ſich die Bilder herumkehrten. Denn das iſt doch wahr, was Du mir erzählſt?“

Sie ſollen Dein ſein!“ ſagte der Pathe und nahm ſie herab. „Sage Deinem Vater, daß Du ſie bekommen haſt!

---

*) „O Tod, wie ſoll ich das verſtehn?
Ich ſoll tanzen: und kann nicht gehn!“

Glas und Rahmen behalte ich ſelbſt. Das ſind hübſche Bilder! Haſt Du mich nun lieb? Bin ich nicht gut? Nicht wahr?“

Der Kleine wiederholte es, indem er ſich doch durch des Pathen Bild beängſtigt fühlte.

„Weshalb iſt Deine kleine Spielgefährtin nicht mitgekommen? Naomi heißt ſie, nicht wahr? Ihr hättet ja Beide kommen können!“

„Sie iſt fort!“ ſagte Chriſtian, „ſie fuhr mit dem vornehmen Kutſcher!“ und er erklärte nun ihre plötzliche Abreiſe, ſo gut als er konnte. Der Pathe hörte mit einer Art Intereſſe ſeine Erzählung an und lächelte für ſich hin. Der Bogen tanzte über die Saiten hin; wenn dieſe ſangen, was der Pathe bei ſeinem Lächeln dachte, ſo waren es gewiß fieberhafte, böſe Gedanken.

„Du ſollſt auch lernen, ſie zu ſpielen!“ rief er aus. „Das kann für Dich ein Reichthum werden! Du kannſt Dir Geld zuſammen- und die Sorgen fortſpielen, wenn Dich einſt welche drücken! Hier iſt meine alte Geige, meine beſte erhältſt Du noch nicht! So mußt Du die Finger halten!“ er legte dieſe auf die Saiten und leitete nun ſelbſt den Bogen in der Hand des Knaben.

Die Töne durchbebten den Kleinen; er hatte ſie ja geſchaffen! Sein Ohr faßte einen jeden derſelben auf, und die kleinen Finger bogen ſich geſchmeidig über die Saiten hin.

Faſt eine Stunde währte dieſer erſte Unterricht, da ergriff der Pathe ſeine Geige und ſpielte; das war ein Spiel mit Tönen! So ſpielt der Jongleur mit goldenen Kugeln und ſcharfen Meſſern.

„O ſpiele wie der Tod tanzt!“ bat der Kleine, und der Pathe machte einige kräftige Striche, und während die tiefſte Saite noch zitterte, ziſchelte die Quinte im klirrenden, feinen Ton. „Hörſt Du den Kaiſer? Er kommt mit Trompetenklang, aber nun kömmt der Tod, er kömmt wie der pfeifende Wind! Hörſt Du den Papſt? Er ſingt Pſalmen, und der Tod ſchwingt ſeine Senſe! Die ſchöne Jungfrau ſchwebt in dem wirbelnden Walzer, aber der Tod, kannſt Du ihn hören? Es iſt gerade, als wenn das Heimchen pfeift!“ und der Pathe preßte ſelbſt ſeine Augen zuſammen, und große Waſſertropfen ſtanden auf ſeiner Stirn.

Jetzt legte er die Violine hin und öffnete die Thür zum Garten, die gegen den Meerbuſen hinaus führte; da ſchwammen die waldbedeckten Inſeln in dem ganz ſtillen Waſſer. Das war beim Untergang der Sonne.

Der ganze kleine Garten war als Kohlpflanzung benutzt; Chriſtian betrachtete beſonders den Kohl, welcher anfing Köpfe anzuſetzen.

„Den wünſchte gewiß der Scharfrichter zu haben!“

„Was ſagſt Du, Junge?“ fragte der Pathe in barſchem Tone.

„Ich meinte, daß der Scharfrichter gern den großen Kohl haben möchte!“ ſagte Chriſtian, „meine Mutter erzählte es mir im vorigen Jahre, als wir an ſeinem Hauſe und Garten vorbeifuhren, wo eben ſolcher Kohl wächſt. Sie ſagte mir, wenn ich Scharfrichter werden wollte, dann ſollte ich zu ihm in die Lehre kommen, und jedes Mal, wenn wir Kohl ſpeiſen ſollten, dann würde ich angeleitet werden, die Kohlſtrünke mit einem Beil abzuhauen, da wo der Meiſter erſt ſeine Kerbe geſchnitten habe!“

„Schweig'!“ rief der Pathe mit einer ungewöhnlichen Heftigkeit und ſtieß den Knaben, ſo daß er zwiſchen die Kohlpflanzen fiel. Das kleine Medaillon, welches Naemi ihm um den Hals gehängt hatte, glitt heraus.

„Was haſt Du da?“ fragte der Pathe mit einem ſonderbaren Ausdruck, indem er den Knaben wieder aufhob und das Medaillon gewahr wurde. Er betrachtete die eingelegte Haarlocke und lächelte, wie das Haupt des Hingerichteten lächelt, wenn die galvaniſche Stange ſeine Zunge berührt. Plötzlich ging er in das Haus, kehrte aber bald mit den zuſammengerollten Bildern und den beiden Häringsſchuppen, wie die Kupfermünzen genannt werden, letztere gut in Papier eingewickelt, zurück. Er öffnete die Laden nach der Hohlgaſſe hinaus, und der Beſuch war für heute beendet; aber Chriſtian hörte, wie die Geige wieder ſpielte. Das war eine Munterkeit, welche die Geige ausathmete, wie die Munterkeit auf dem Sklavenſchiffe, wenn die Sklaven, der Bewegung halber, mit der Peitſche auf dem Verdecke zum Tanzen gezwungen werden.

Am folgenden Tage ſtattete der Pathe einen Beſuch bei Chriſtians Eltern ab; er brachte ein friſches Kohlblatt und Vogelgras für den Canarienvogel mit, deſſen Käfig in eine grüne Wölbung verwandelt wurde; die geſchmeidigen, reifen Aehren ſteckte er durch die Drähte, und der kleine

Vogel ſtimmte ſeinen Freuden- und Dankgeſang an. Der Pathe lauſchte mit einem ſeltſam lauernden Blick auf die jubelnden, dreiſt ſich erhebenden Töne, es war, als ob er ſie dem Vogel ablauſche, um ſie der Geige einzuhauchen. Der Schneider hörte gern des Pathen Spiel, es weckte Erinnerungen an die Wanderung in fremden Ländern; Marie fand hingegen, daß etwas Hexenartiges darin ſei, und faſt müſſen wir ihr Recht geben.

Man hat in Paris Kupferſtiche mit der Ueberſchrift: „Diabolique;“ alles Dämoniſche, was eine reiche Phantaſie hervorbringen kann, ſprudelt über dieſe Bogen. Auf dem einen erblickt man einen Richtplatz; der Pfahl, an den der Verbrecher befeſtigt werden ſoll, ragt einſam vor; oben auf dieſem ſitzt der Teufel, die Arme verbirgt er, allein beide Beine hat er in rechten Winkeln gegen den Pfahl ausgeſtreckt, auf dem er ſitzt, und ſo bilden dieſer und er ein Golgatha-Kreuz. Ein junges Mädchen kniet davor, in dem Glauben, daß es das Heilige ſei, wovor ſie ſich beugt, während rings umher ſpottende Dämonen hervorgucken. Beim erſten Anblick ſcheint es uns das Kreuz zu ſein, welches ſie anbetet, aber bald ſehen wir, daß es der Teufel iſt. Ein ähnliches Bild in Tönen bot des Pathen Spiel dar.

Der Unterricht, welchen er geſtern mit dem Knaben angefangen hatte, ſollte einige Mal wöchentlich fortgeſetzt werden, denn dieſer hatte Finger und Kopf für das Spiel.

„Das kann ihm vielleicht ſein Brot verſchaffen!“ ſagte Marie.

„Es kann ihm dazu verhelfen ſich in der Welt umzuſehen,“ ſagte der Vater.

„Na, er ſoll wohl gar ein Landſtreicher werden!“ rief die Mutter aus. „Du hätteſt ihn zu den Seiltänzern, die hier waren, bringen ſollen, dann hätte er herumſchweifen können!“

„Da ſagſt Du etwas Kluges, Marie!“ erwiderte der Vater. „Vielleicht wäre das glücklich für ihn geweſen. Chriſtian, möchteſt Du nicht ſo leicht wie ein Vogel ſein, über das dünne Seil dahin tanzen, wo alle Leute über Dich in die Hände klatſchen? Dann reiſteſt Du von Land zu Land und bekämſt etwas zu ſehn und zu hören!“

„Ja, Prügel bekäme er!“ ſagte Marie. „Oel bekäme er in den Speiſen, das eklige fette Oel, von dem die Körper geſchmeidig werden! Nein, daraus wird nichts. Laß ihn nur die Geige ſpielen lernen, darum iſt er noch kein Gaukler!“

„In das Herz der Mädchen ſoll er ſich hinein ſpielen!“ ſagte der Pathe. „Ich ſehe es ihm an, er wird ein wilder Vogel werden!“

„Ja,“ ſagte Marie, „laß ihn werden wie er will, wenn er nur nicht lügt oder ſtiehlt! Uebrigens wird ſeine Schönheit ihm nicht viel helfen. Der liebe Gott weiß, von wem er das Angeſicht hat.“

Alle Kinder ſind in den Augen der Eltern hübſch, doch Marie gehörte zu den ſeltenen Ausnahmen: ſie konnte ſehen, daß ihr Sohn nicht hübſch war; aber es konnte ihn auch Niemand häßlich finden. Sein Portrait aus jenem

Alter kann man noch heutigen Tages in Svendborg zu ſehen bekommen, wenn man dort in die St. Nicolai-Kirche geht. Hier hängt im Hauptgange zur Linken ein großes Gemälde: Chriſten Morſing, Prediger auf Thorseng, gab es dort hin, als ſeine Frau ſtarb; er ſteht mit ihr, ihren zwei Töchtern und ſieben Söhnen, Alle in Lebensgröße, darauf. Drei kleine in Windeln liegen todt voran. Die Anzahl der Kinder iſt mithin zwölf, und Alle ſind ſehr hübſch, bis auf Eins, es ſcheint das jüngſte zu ſein und iſt im Verhältniß zu den Uebrigen durchaus nicht ſchön. Der Maler hat ihm eine Roſe in die Hand gegeben, gerade als ob er ihm doch etwas Hübſches hätte geben wollen. Des Knaben Antlitz war ganz wie ein Portrait des Chriſtian. Die Aehnlichkeit hatte ſelbſt ſeine Eltern ergriffen, und auf dieſe bezogen ſich auch des Pathen Worte: „die Geige wird ihm eine Roſe in der Hand werden, wie auf dem Bilde in der Kirche!“

VI.

Link.
Bim bim, bim bim, bim bim, bim bim.
Bim bim, bim bim, bim bim, bim.
Hammer.
Er ſoll der Glocke Klang gedenken.
Nein. Vaudeville von J. L. Heiberg.

„Wenn ich eines Tages nach Thorseng gehe, ſoll Chriſtian mich begleiten!“ hatte der Pathe geſagt.

Es war mitten im Auguſt, als dieſer Feſttag mit den

Worten verkündet wurde: morgen reiſen wir. Das Wetter würde wohl gut bleiben, die Sonne war ja in klarer Luft untergegangen; nicht eine Wolke ſtand im Weſten.

„Iſt es lange hin bis morgen?“ fragte der Kleine, als er in das Bett kam.

„Mache nur die Augen zu und ſchlafe, dann iſt es morgen, ehe Du es weißt!“ erwiderte die Mutter; aber mitten in der Nacht rief er ſie wieder, um zu fragen, wie lange es bis morgen wäre.

„Soll ich aufſtehen und Dir eine Tracht Prügel geben?“ war die Antwort, und keine Frage durfte mehr gethan werden.

In der Dämmerung ſtand er dann auf und erhielt ein reines hanfleinenes Hemde, an dem der Kragen von feinem Leinen war, die Sonntagskleider und neue Schnürſtiefeln, die zu ihrer Zeit weiße Nähte hatten.

Der Pathe ſtand ſchon an der Thür und ſie wanderten fort, aber nicht zur Schiffbrücke hinunter, denn es war nicht der beſtimmte Wochentag, an welchem die Fähre die Leute aus der Stadt frei überſetzt; ſie gingen nach dem nahe liegenden Fiſcherdorf bei St. Jürgenshof. Der Thau war ſtark gefallen, ſo daß das Feld gleich einem See ſtrahlte; die Vögel ſangen und der Pathe verſtand es ſie durch Pfeifen nachzuahmen. Es war nicht Zeit, Blumen zu pflücken, nur eine lange Winde wurde von der Hecke abgeriſſen und Chriſtian um die Mütze geſchlungen, ein Farrenblatt wurde ſein wehender Federbuſch.

Im Hohlwege, wo noch aus katholiſchen Zeiten her das alte Kreuz ſteht, ſaß eine Gruppe munterer Schnitter bei ihrem Frühſtück; der Krug Bier ging herum.

„Die Feder trägt am Hut mein Liebſter,
In Kopenhagen dient dem König er!“

ſang eins der Mädchen, indem ſie die Hände nach Chriſtian ausſtreckte, aber der Pathe ſchlang ſeinen Arm um ihren Leib und drückte ihr einen Kuß auf den Mund.

Durch den kleinen Wald, welcher zum Pfarrhofe gehört, gelangten ſie zu der alten Kirche und dem Kloſterhofe, welcher ſich auf der ſüdlichſten Spitze Fühnens, dicht neben dem tiefen Meerbuſen, erhob. Zur Linken, unterhalb der Hügel, liegt das Fiſcherdorf mit ſeinen rothangeſtrichenen Schornſteinen; die Netze hingen zwiſchen den Weidenbäumen ausgeſpannt. Ein Fiſcherboot lag und ſchaukelte ſich an dem niedrigen Steindamme. Es befanden ſich zwei Männer im Boote, der Eine ſchöpfte das Regenwaſſer heraus, der Andere band das Segel feſt. Sie erwarteten die Kommenden.

„Den Jungen da wollt Ihr mitnehmen?“ fragte der eine Mann mit einer ernſten Miene.

„Das iſt mein kleiner Packeſel!“ antwortete der Pathe lachend. „Er ſoll Thorseng ſehen! In das Schloß und auf den Thurm von Breininge ſoll er. Biſt Du nicht ein guter kleiner Eſel?“

Er ſelbſt ergriff jetzt das eine Ruder, denn es mußte gerudert werden, der Wind war zu ſchwach, als daß man das Segel hätte benutzen können. Das Boot flog mit einem ſprudelnden Kielwaſſer hinter ſich über das klare, grüne Waſſer dahin. Chriſtian ſaß hinten beim Steuermanne.

Die gallertartigen Meduſen lagen gleich großen, durchſichtigen Blumen auf dem Waſſerſpiegel und verriethen durch ihre leiſen Bewegungen Leben auf dem ganz ſtillen Waſſer. Der ſichtbare, grüne Sandboden verſchwand, der Kleine erblickte nichts mehr als das Bild des Bootes und ſein eigenes Antlitz; es nickte wieder, wenn er nickte. Jetzt durchſchnitten ſie aber den Strom und glitten in den Schlagſchatten hinein, welchen Thorsengs Land auf das Waſſer warf. Der Pathe lüftete den Hut, es ſchien wie zufällig, war aber ein alter Aberglaube aus der Heimath, ein Gruß, welcher vielleicht dem Neck dargebracht wurde, deſſen Herrſchaft am Stärkſten iſt, ſo weit die Klippen einen Schatten werfen.

Nun zogen ſie die Ruder ein und ſtiegen bei Thorseng an das Land. Der Pathe und die Fiſcher ſprachen heimlich miteinander, aber Chriſtian hörte nicht wovon. Das Fremde, das er hier erblickte, die ganze üppige Natur ringsumher überwältigte ſein Anſchauen.

Sie gingen zwiſchen Häuſern und Gärten beſtändig aufwärts. Die Fruchtbäume ſtanden mit Früchten belaſtet; große Stützen waren unter die von ihrer reichen Laſt ſich biegenden geſtellt. Wilder Hopfen ſchlang ſich üppig über die Hecken, und tief unten an einem Abhange lag ein ſtrohgedecktes Bauerhaus, neben dem die Hopfenſtangen ſo in ſchräger Richtung ſtanden, daß ſie zum Theil auf dem Dache ruhten, wo dann der Hopfen, gleich dem reichſten Weinlaube, ſeine blattreichen Ranken ſchlang und eine Laube zu bilden ſchien. Vor jedem Hauſe befand ſich ein Blumengarten. Die Malve trieb Blume an Blume mit rothen und gelben Farben, bis zur halben Höhe des Hauſes. Hier, wo Alles in Schutz ſtand, war die Sonnenwärme um ſo fühlbarer. Ein Fremder, plötzlich in dieſe milde Luft und in dieſe Ueppigkeit verſetzt, würde meinen, in einem ſüdlicheren Lande zu ſein; der Sund von Svendborg erinnerte ihn ſicher an die Donau. Ja, hier war Sommer, herrlicher Sommer. Die wilde Krauſemünze duftete in den Gräben, von den blutrothen Berberitzen und vom Hollunder, welcher Frucht angeſetzt hatte, beſchattet.

„Das wird eine warme Tour werden!“ ſagte der Pathe, tröſtete ſich aber damit, daß ſie wohl einen Wagen treffen würden.

Nicht eine Wolke war am Himmel. Ein Raubvogel flog ſchwer und mit trägem Flügelſchlag über den Wald hin. Es war als ruhte alle Hitze des Tages auf des Vogels Rücken. Der Pathe war ungewöhnlich aufgeräumt; er ſchnitt aus dem Stengel des Schierlings für Chriſtian klangvolle Trompeten, ſtieß das Mark aus dem Hollunderzweige und machte eine ſchöne Flöte. Alles geſchah, während ſie vorwärts wanderten und über das, was ſie ſahen, in den Tag hinein plauderten.

Jetzt rollte ein Wagen, ſo daß der Staub emporwirbelte, als ob eine Kanone geknallt habe; er ſchien in der ſtillen Luft zu ruhen. Der Wagen hielt, ſie ſtiegen hinauf und Chriſtian erhielt ſogar ein großes Kohlblatt voller reifer, ſchwarzer Kirſchen, ein Geſchenk des Bauers, der den Pathen gut zu kennen ſchien.

Im nächſten Augenblick hatten ſie Reiſegeſellſchaft. Zwei Mann zu Pferde holten ſie ein.

Auf unſern friedlichen Inſelchen finden wir keine Räuber, und doch ſahen dieſe ganz verfänglich aus. Jeder hatte eine Piſtole in der Bruſttaſche und ein geladenes Gewehr im Arm. Sie befahlen dem Bauer mit einem durchdringenden Blick, daß er halten ſolle. Sie unterſuchten das Stroh im Wagen, und da ſich nichts fand, machten ſie eine Art Entſchuldigung und ritten raſch davon, wie ſie gekommen waren.

Während dieſer ganzen Verhandlung verhielt ſich der Pathe durchaus paſſiv; der Bauer ſchmunzelte mit zuverſichtlichem Lächeln. „Dies Mal fiſchen ſie nichts!“ war ſeine ſpöttelnde Rede.

„Das muß ein ſaures Leben ſein!“ ſagte der Pathe. „Jetzt zur Sommerzeit geht es an; aber wenn die wilden Bienen ſchwärmen, wenn der Wind über die See pfeift, muß es hart genug ſein, die Nacht draußen zu liegen, und nur, um von klügeren Kerlen zum Narren gehalten zu werden. Paßt übrigens auf, Anders Hanſen, ſie haben ein gutes Auge auf Euch! ich könnte ja faſt,“ fügte er mit einem Lächeln hinzu, „in ſchlechten Geruch kommen, weil ich mit Euch fahre!“

Wer waren dieſe Männer? Was ſuchten ſie? Die ganze Begebenheit beſchäftigte Chriſtian lange, wurde aber ſpäter durch den bunten Anblick verdrängt, den dieſer Tag darbot. Er ſah das alte Thorsenger Schloß wieder, wo er ſchon einmal früher mit ſeinen Eltern geweſen war. Das war das größte Gebäude, was er je erblickt hatte, es war ja größer als die Kirchen in Svendborg. Doch kannte er nur das Aeußere, hatte nur zu den Fenſtern hinein geſehen. Jetzt traf es ſich ſo glücklich, daß hier Reiſende waren, und deshalb ſtieg er mit dem Pathen die hohe Treppe hinan, wanderte durch die langen Gänge und die großen Zimmer. Die vielen Portraits aus alten Tagen, Bilder derer, die das Grab in Staub verwandelt hat, blickten auf ihn herab. Mit jedem Bilde verbanden ſich Geſchichten oder Sagen, welche dergleichen alten Bildern eine Beleuchtung voller Wirkung verliehen, wie ſie die Marmorſtatue erhält, wenn wir ſie bei Fackellicht betrachten. Das Portrait des in voller Geſundheit blühenden Weibes, welches im Bewußtſein ſeiner Schönheits-Kraft lächelt, rührt uns zur Wehmuth, wenn wir uns erinnern, daß es nun Jahrhunderte her iſt, daß ſie lebte.

Nicht für alles Gold der Welt hätte Chriſtian in dem alten Himmelbett mit den raſchelnden Seidengardinen ſchlafen mögen, des Nachts traten ſicher die Bilder aus den Rahmen und Tapeten; Niels Juul mit dem Schwert in der Hand nahm dann in dem bunten Lehnſtuhl mit der hohen Rücklehne Platz. Selbſt die langen Spiegel, in denen man ſich vom Kopf bis zum Fuß ſehen konnte, hatten etwas Myſtiſches für ihn, der nur gewohnt war, ſein kleines Antlitz in des Vater Raſirſpiegel zu ſehen.

Deshalb athmete er weit leichter, als er wieder in der freien Luft ſtand, und fühlte ſich doppelt froh, als er zum Strande bei der Fiſcherhütte hinab kam, wo die Frau ihm den Reſt an den Stachelbeerbüſchen zur freien Verfügung ſtellte. Die Kinder des Fiſchers zogen ihr Schiff vor, welches aus dem Holzſchuh des Vaters gemacht, aber mit Maſt und Wimpel geſchmückt war; das ſegelte auf dem tiefen Waſſer, wie die andern wohlbemannten Schiffe. Ein großes, glänzendes Inſect flog zufällig um das kleine Fahrzeug, ſetzte ſich auf den Saum des ſchwellenden Segels und ſchlug mit ſeinen glänzenden, durchſichtigen Flügeln. Das war ein lebender Paſſagier, den es am Bord hatte, und deshalb klatſchten die Kinder in die Hände.

Dicht vor Thurö, der Inſel, wo Balder Rune ſchlug, lag ein kleines Schiff; der Pathe ruderte zu demſelben hinaus. Er hatte viel mit den Leuten am Bord zu ſprechen; Chriſtian hatte ihn dorthin begleitet.

Die See war ruhig; die Sonne brannte.

„Nun ſollſt Du doch einmal in das Waſſer kommen!“ ſagte der Pathe. „Heute vergaßen ſie es uns zu verbieten, weil die Tour als Landreiſe galt!“

Chriſtian lächelte, er wollte gern in dem klaren, friſchen Waſſer umher ſchwimmen; zu Hauſe erhielt er nur die Erlaubniß, die Strümpfe auszuziehen und bis an die Kniee hinein zu waten.

„Das iſt ein anderes Bad, als daheim in Mutters Waſchwanne zu ſtehen und eine Kanne Brunnenwaſſer über den Kopf zu bekommen! Die Kleider ausgezogen, mein Junge!“

Das geſchah. Selbſt ſtand er da, eine athletiſche Geſtalt; er hob den Kleinen hoch auf ſeine Schultern und ließ ihm die Beine unter ſeine Arme zurück legen. Das war ein Bild des heiligen Chriſtoph mit dem Kinde.

Ein gewaltiges Plätſchern erſcholl aus dem Waſſer, und dieſes ſchloß ſich über ihnen, in großen Ringen ſpielend und hoch ſchäumend, da wo ſie verſchwanden. Einen Augenblick darauf zeigte ſich das finſtere Geſicht des Pathen wieder, aber Chriſtian war nicht zu erblicken, er war im Sprunge abgeglitten. Der Pathe vermißte ihn ſogleich und tauchte im ſelben Nu unter, ergriff den Knaben und hob ihn wieder über den Waſſerſpiegel empor. Das ſalzige Waſſer lief dem Kleinen aus dem Munde, und er fing an zu weinen.

„Schäme Dich!“ ſagte der Pathe und gab ſich die Miene, als ob Alles ſei wie es ſollte, aber ſein Puls ſchlug heftiger als gewöhnlich; gut war es, daß das Abenteuer ſo endete; es fiel ihm nicht ein, daß am darauf folgenden Abend ein weit wichtigeres bevorſtand.

Eine der weiteſten Ausſichten im Lande hat man vom Breininger Kirchthurm; man findet auch hier, wie im Wirthshauſe auf dem Brocken und an mehreren beſuchten Orten, ein Buch, in welches der Fremde ſeinen Namen, mitunter auch eine gewöhnliche Herzensergießung in ſchlechten Verſen oder einen Witz, welcher nur den Verfaſſer ſelbſt beluſtigt, einſchreibt.

Es war zur Zeit des Krieges, und deshalb hier oben ein Telegraph angebracht, an welchem die ſchwarzen Tafeln magiſch ihre todte, aber bedeutungsvolle Sprache durch die Luft flüſterten. Die Sonne war noch nicht untergegangen, als der Pathe mit Chriſtian zum Thurm hinauf ſtieg, um den neuen Telegraphenverwalter zu beſuchen.

Der Meerbuſen, die Inſeln und das Meer lagen, gleich einer Landkarte, unten ausgebreitet. Ueber Thurö und Langeland, die, wie Blumenbeete, auf dem Waſſer ruhten, erblickte man Seeland. Eine Anzahl Segel glitten vorbei, Schiffe lagen vor Anker und Fiſcherböte bewegten ſich rings herum in dem geſchlängelten Meerbuſen. Doch weit mehr als dieſer ganze Anblick zogen die ſchwarzen Tafeln Chriſtians Aufmerkſamkeit auf ſich. Er wußte ja, daß ſie ſprechen konnten, wie die Taubſtummen ſprechen; wie oft hatte er ſie nicht ſinken, ſteigen und die verſchiedenſten Stellungen annehmen ſehen!

Der Pathe ſaß am gedeckten Tiſche; Chriſtian war hingegen mitten in einem Spiel mit den beiden muntern Söhnen des Telegraphenverwalters begriffen. Sie verließen das Zimmer und es wurde Verſteckens geſpielt.

Chriſtian kroch in eine Oeffnung der Mauer hinauf, wodurch man zu den großen Glocken hinein gelangte; zwiſchen dieſen lag ein großer, feſter Querbalken über dem Fußboden, auf dem man zum Schallloche hinüber gelangen konnte, welches ſich in der Vertiefung der gegenüberliegenden Mauer befand; die Sonne warf ihre langen Strahlen dort herein, Stäbchen drehten ſich in deren Achſe. Durch das Schallloch mußte man hinunter blicken können, das war eine Freude mehr, während ſie nach ihm ſuchten, und deshalb hüpfte Chriſtian den Balken entlang zwiſchen den Glocken hindurch und konnte nun über die ganze Inſel und das Meer, wo die Schiffe lagen, hinaus ſchauen. Er hörte ſchon den einen der Knaben, welcher ſuchte, die Treppe herauf kommen und er ſah deſſen Kopf durch die Oeffnung hervorgucken, durch die er ſelbſt gekrochen war.

„Biſt Du hier?“ fragte der Knabe. „Hier dürfen wir nicht ſein, die Glocken könnten uns todt ſchlagen!“

Chriſtian antwortete nicht; ſollte er ſich bange machen laſſen? Die Glocken hingen ja ſtill, als wären ſie feſt gemauert. Auch konnten ſie nicht dahin reichen, wo er ſtand. Der ſuchende Knabe ging wieder fort.

Die Sonne ſtand dicht an dem Horizont und ſchien ſich jetzt mit dem Verſchwinden zu beeilen. Chriſtian konnte deutlich ſehen, wie ſie hinab glitt und verſchwand; die Abenddämmerung breitete ſich aus; er ſah nach der großen Glocke, welche vor der Niſche beim Schallloche hing, wo er ſtand; plötzlich erbebte ſie und machte eine ganz leiſe Bewegung: er wollte fort, aber im ſelben Nu erhob ſich die Glocke mehr, ihr ganzer hohler Raum wendete ſich gegen ihn empor. Erſchrocken drückte er ſich an die Mauer zurück. Der erſte Glockenſchlag dröhnte in ſeinen Ohren.

Hier, wie in allen däniſchen Dorfkirchen, wurde bei Sonnenuntergang geläutet; Niemand hatte eine Ahnung davon, daß irgend ein menſchliches Weſen dort oben ſei.

Inſtinctmäßig fühlte er, daß, wenn er nur einen Schritt vorginge, die Glocke ſeinen Kopf zermalmen würde. Stärker und ſtärker tönten die Schläge aus dem hohlen Metall. Die erſchütterte Luft, im Verein mit dem Schrecken, wirkte gewaltſam auf ihn ein; der Schweiß quoll aus ſeinem Körper. Er wagte nicht ſich umzuwenden, die Augen ſtarrten feſt in die hohle Glocke, jedesmal wenn dieſe dröhnend gegen ihn hin ſchwebte. Er ſtieß einen lauten Schrei um Hülfe aus, aber Niemand konnte ihn hören; er fühlte, daß ſein Schrei beim Schlag der Glocken lautlos ſei.

Bis in das Innerſte erſchüttert, ſchien ſie ihm der ungeheuere Rachen einer Schlange zu ſein; der Klöppel war der Stachel, den ſie gegen ihn ausſtreckte. Verwirrte Bilder drängten ſich ihm auf; es war ein Gefühl, mit jenem verwandt, welches er an demſelben Tage gehabt hatte, als der Pathe mit ihm in das Waſſer tauchte; aber es ſauſte doch ſtärker vor den Ohren, die wechſelnden Farben vereinigten ſich vor ſeinen Augen zu gräßlichen Geſtalten. Die alten Bilder aus dem Schloſſe ſchwebten vorbei, aber mit verzogenen Mienen und ſtets wechſelnden, langen und eckigen, gallertartig durchſichtigen und lebenden Formen; ſie ſchlugen mit Becken und auf Trommeln und gingen darauf plötzlich in den Feuerglanz über, in welchem er Alles erblickt hatte, als er mit Naemi durch die rothe Glasſcheibe geguckt hatte. Er fühlte, daß es brannte! Er ſchwamm durch ein Feuermeer, und immer gähnte die Schlange mit ihrem ziſchenden Stachel vor ihm. Er fühlte einen ſonderbaren krampfartigen Trieb, den Klöppel mit beiden Händen zu ergreifen, als es auf einmal um ihn her ſtill wurde, aber in ſeinem Kopfe dauerte das ſchreckliche Brauſen noch mit gleicher Kraft fort. Er fühlte, daß die Kleider ihm am Körper feſtklebten und daß ſeine beiden Hände wie in der Wand feſtgemauert ſaßen. Vor ihm hing der Kopf der Schlange todt und gebeugt; die große Glocke ſchwieg; er ſchloß ſeine

Augen und fühlte, daß er einſchlief. Es war eine Ohnmacht.

Seine erſten Lebensempfindungen waren wie in einem Traum, einen häßlichen Traum. Alles war dunkel und mußte es ſein, denn er lag im Bauch der Schlange; die Schlange hatte ihn doch verſchluckt; ſie war alſo nicht todt, er fühlte alle ihre Bewegungen, er fühlte wie ſie mit ihm zappelte, ſeine Glieder feſt drückte, ihn hoch empor hob und wieder ſank. Das war ein gewaltiger Kampf.

„Stecke ihm den Kirchenſchlüſſel in den Mund!“ hörte er ſagen, aber in weiter Ferne; wieder erſtarb der Laut, mit ihm aber auch ſein gräulicher Traum; er erwachte und fühlte ſich ſehr entkräftet.

Eine fremde Frau und der Pathe ſtanden neben ihnen, er lag auf einem Bette.

Man hatte ihn vermißt und gefunden. Heftige Krämpfe oder richtiger ein Schlaganfall, den er früher nicht kannte, war ſein Leiden geweſen. Jetzt war er wieder bei Beſinnung, nur die Augen ſchmerzten ihm. Er erinnerte ſich klar alles Vorgefallenen.

„Der liebe Gott erhalte ſeinen Verſtand!“ ſeufzte die Frau.

„Prügel ſollte er haben,“ ſagte der Pathe, „Prügel, daß ihm das Blut um die Ferſen liefe!“

„Ja, meine Knaben haben die ihrigen bekommen,“ verſicherte die Frau, „obgleich ſie, weiß Gott, nicht dafür konnten!“

Eine Brezel und etwas Honig wurde Chriſtian gegeben, um ſich daran zu ſtärken und ſeinen Geiſt aufzufriſchen. Der Pathe nahm ihn auf ſeinen Rücken und wanderte mit ihm zur Küſte hinab, denn nach Hauſe ſollten und mußten ſie dieſen Abend. Die Lichter von Svendborg blitzten über den Meerbuſen; draußen unter der Küſte lag der Fiſcher mit ſeinem Blinkfeuer für den Aalfang auf dem Waſſer; jedes Lüftchen ſchlief in der kühlen Sommernacht.

VII.

> Ade! ich fliege nun davon.
> Weit! weit!
> Reiſ' ich noch heut.
>
> L. Tieck.

Es herrſcht der Volksglaube, daß der Blumenſtaub der Berberitzen ein Gift für das Korn ſei, die ſchwere Aehre wird von dem beißenden Roſt befleckt. Der edelſte, der blendend weiße Mohn verändert nach einem Jahre ſeine Farbe, wenn er zwiſchen dem bunten ſteht. Die Umgebung iſt die unſichtbare Hand, welche den Grundſtoff in deſſen Entwickelung umbildet.

Während der Bildhauer den weichen Thon formt, begreifen wir nicht ſogleich, welches Werk geſchaffen werden ſoll. Es erfordert Zeit und Arbeit, bevor der Gipsabguß entſteht und nach dieſem der Marmor durch den Schlag des Meißels belebt wird; wie viel ſchwieriger iſt es dann, von dem Menſchen als Kind auf deſſen Entwickelung und Schickſal als Mann zu ſchließen! Wir erblicken hier den armen Knaben in Svendborg; der Inſtinct in ihm und die Einwirkung von außen zeigen wie die Magnetnadel nur nach zwei einander durchaus entgegengeſetzten Richtungen. Entweder wird er ein ſeltener Künſtler, oder ein jämmerliches verwirrtes Weſen. Der Blumenſtaub der Umgebung wirkt ſchon mit Duft und Farbe.

Der Gott der Töne küßte ihn ſchon in der Wiege; ob wohl der Geſang der Zeitgöttinnen Begeiſterung oder Wahnſinn bringen wird? Zwiſchen beiden bildet eine dünne Wand nur die Grenze. Wird er vielleicht die Bewunderung von Tauſenden erwecken oder gar in der elenden Schenke, mit der Geige unter dem Arm, als alter Mann für die wilde, rohe Jugend aufſpielen und mit ſeinen Träumereien als ein halb Verrückter verſpottet werden, er, deſſen Seele unſichtbar die Taufe der Töne erhielt?

Vom Herzoge von Reichſtadt weiß man, daß er wie todt zur Welt kam, vergebens wandte man alle Mittel an, ihn in das Leben zurückzurufen; da donnerten die hundert Kanonenſchüſſe, er öffnete die Augen, der Puls ſchlug. Er war der Sohn des großen Kaiſers, deshalb bekam die Welt es zu hören; dagegen weiß Niemand ein Gleiches von dem Kinde der Armuth. Auch er war eine Leiche, eine neugeborene Leiche, ſchon bei der zerſchlagenen Fenſterſcheibe auf den Tiſch gelegt, da ertönten draußen Flöten und Violinen von herumwandernden Muſikanten geſpielt; eine Weiberſtimme erklang wehmüthig, ſtark, und der Kleine ſchlug die Augen auf, bewegte das Händchen. Ob es die Töne waren, welche die Seele zurücktrieben, um hier auf der

Erde zu wirken, oder ob nur der Zufall, dieſes ſalomoniſche Schwert des Vernunftmenſchen?

Ein ſeltener Künſtler mußte er werden, oder ein jämmerlicher Stümper, ein Sperling mit Goldſchaum auf den Flügeln, den die anderen Sperlinge deshalb blutig beißen Und wenn er es nun würde? Welchen Troſt giebt es für ihn? Welchen Troſt für eine Menſchennatur mit Stolz im Herzen? Der wird verwiſcht und vergeſſen, wie die Schneeflocke, welche in den rinnenden Strom fällt, nur das Werk und der Name eines Einzelnen geht in Jahrhunderte über. Beneidenswerthes Loos! Aber zukünftige Freuden können uns in unſerm neuen Daſein erwarten, wo ſein Glück der Berühmtheit weit entfernt in einer Welt ſteht, in der er nicht auftreten, an der er nicht Theil nehmen kann. Was thut es, wie hoch wir ſtehen, wenn wir nur gut ſtehen? Das iſt das Troſtlied der Welt, das iſt der Selbſttroſt der großen Menſchenwoge, indem ſie ſich gegen die Küſte der Ewigkeit dahin wälzt.

An den Knoten der Tannenſtämme kann man erkennen, wie viele Jahre der Baum gewachſen iſt; ein Menſchenleben hat auch ſeine ſichtbaren Glieder. Ein wichtiger Uebergangspunkt, eine Art Hauptmoment in Chriſtians Kindheit bildete dieſer Sommer durch die Bekanntſchaft mit Naomi, den Muſikunterricht und den Beſuch auf Thorseng.

Wie die Blume das Blatt und den Zweig gegen die Sonne wendet, ſo verlangte ſeine Seele nach den Tönen. Die Muſik der Orgel zog ihn zur Kirche, der einfache Choral war ein Miſerere Allegri's. Er beneidete die Gefangenen auf dem Rathhauſe, daß ſie an den Geburtstagsfeſten des Königs und der Königin aus ihrem Gefängniß die ganze Nacht die Muſik über ſich hören konnten, wo getanzt wurde. So wie die Nerven empfindlicher wurden, öffnete ſich das Ohr mehr für die Sprache der Töne. Der unglückliche Krampfanfall kehrte öfter zurück und hinterließ ein ſonderbares Zittern im Augenlide, einen Schmerz in den Augen ſelbſt, während alle Gegenſtände ſich in bunten, immer wechſelnden Farben zeigten. Der Körper kränkelte, und das Seelenleben war ein Schweben zwiſchen Phantaſien und Träumen. Auf eine ſolche Natur war die ſtarke Sehnſucht des Vaters nach dem Reiſeleben und des Pathen Sonderbarkeit von derſelben Einwirkung, wie Luft und Waſſer es im Thale der Cretins für die Kinder iſt, die dort geboren und erzogen werden. Das Schulleben konnte jetzt allein, durch ſein ſtreng vernünftiges Uebergewicht, einige Kühlung in dieſen Sirocco der Phantaſie bringen, welcher ſeinen Geiſt und Körper ermattete, aber zu jener Zeit gab es noch keine ordentliche Schule in der ganzen Stadt. Ein alter ehrlicher Mann, Namens Sevel, mit ſeiner tauben Frau waren die Einzigen, die Unterricht ertheilten; ſie wohnten in dem alten verfallenen Kloſtergebäude, welches jetzt mit den Ruinen der Kirche abgetragen iſt.

Die Mönche haben ſowohl im Norden, als im Süden die ſchönſten Gegenden zu wählen gewußt, um ihre Klöſter darin zu erbauen. Dicht am Meerbuſen, mit der Ausſicht auf Thorseng und Thurö, lag hier das Kloſter der grauen Brüder; das gewölbte Gemach, welches einſt als Speiſeſaal diente, war jetzt die Schulſtube; in der kleinen Niſche in der Mauer, wo das Crucifix geſtanden hatte, fand nun die Ruthe und das Strickzeug Platz. Unter der gewölbten Decke ſaß auf Schemeln und Bänken das jüngere Geſchlecht mit Luthers kleinem Katechismus, worin doch die Bilder, der Chineſe mit ſeiner langen Pfeife und die Jungfrau Maria mit dem Kinde, eben nicht ſo ganz lutheriſch waren, dieſe hatten aber das meiſte Intereſſe. Die wenigen ſchmalen Fenſter befanden ſich in ziemlicher Höhe, alſo konnte man ſich nicht darüber wundern, daß, wenn Herr Serel oder ſeine Frau einen Augenblick fort waren, die Jugend auf Bänke und Tiſche ſprang, um nach dem grünen Walde und dem großen Schiffe hinaus zu gucken.

Dicht neben der Schulſtube ſtand die alte öde Kloſterkirche, wo die Denkmäler abgebrochen und der Altar fort war, aber auf der Mauer ſah man noch halbverwiſchte Frescobilder von Mönchsſchrift umgeben. Die Leichenſteine lagen noch in den Gängen, die Fenſterſcheiben waren zerſchlagen, aber das Vogelgras ſchlängelte ſeine Ranken zwiſchen den Riſſen hinauf, und die Schwalben hatten ihr Neſt, wo früher die großen meſſingenen Kronleuchter gehangen hatten. **Jesus hominum salvator** ſtand noch mit eiſernen Buchſtaben auf der Kirchthür, die mitunter geöffnet wurde, und war die Schuljugend dann in der Nähe, ſo ſtrömte ſie hinein und erhob ihr vandaliſches Geſchrei, welches gerade, durch den ſtarken Wiederhall, eine eigene Wirkung hatte.

Auf Chriſtian dagegen machte die Kirche eine ganz andere Wirkung, er wurde ſtill und nachdenkend; doch war kein Ort ihm lieber als dieſer: hier fand er Nahrung für ſeine Träumereien und fühlte ſich der Sagen- und Geiſterwelt näher. Er konnte ſo lange die verbleichten Bilder anſtarren, daß es ihm vorkam, als ob ſie die Augen bewegten; er konnte ſo lange vor den Grabſteinen auf den Knieen liegen und die Buchſtaben zu entziffern ſuchen, bis er glaubte, den Todten dort unten gegen den Stein klopfen und ſo ihn verjagen zu hören. Wenn beim Luftzuge das Vogelgras vor den zerbrochenen Fenſtern bebte, oder eine Schwalbe ſcheu unter der Wölbung umherflog, gedachte er der unſichtbaren Geiſter, die mit dem hohen Graſe ſpielten oder die Vögel aus ihrer Schlafkammer aufſcheuchten.

Der Körper kränkelte; der unglückliche Krampfanfall kehrte häufiger wieder. Die Hülfe des Arztes ſuchte man nicht, denn das gemeine Volk glaubt nicht recht an ihn, und er koſtet ja Geld. Marie meinte auch, man könne krank von dem Zeuge werden, das ſie aufſchreiben; aber ſie hatte gegen alle innere Krankheiten eine Radicalcur: Wachholderbeertropfen in Branntwein genommen, die vertheilten und ſtärkten. Dieſe Medicin erhielt Chriſtian.

Die Zeit verging und es wurde doch nicht beſſer; drum ſei es gewiß am richtigſten, meinte die Mutter, daß mit der klugen Frau in Querndrup geſprochen würde; aber bei Gelegenheit. Dieſe kam, und es wurde zu mehreren ſympathetiſchen Mitteln gerathen. Er wurde mit einem wollenen Faden an Armen und Beinen gemeſſen, und erhielt geweihte

Erde und ein Maulwurfsherz, um es auf der Herzgrube zu tragen; das war ein unfehlbares Mittel.

So verſtrichen Wochen und Tage in faſt zwei Jahren. Die kluge Frau rieth zu einem Beſuch der Frörupquelle, die hatte vielen Kranken geholfen, denen der Arzt nicht helfen konnte; Marie baute auf deren Kraft, wie auf die Worte der Bibel. Man findet noch jetzt den Aberglauben beim Volke, daß einzelnen Quellen in Dänemark, wie in den Zeiten des Katholicismus, eine große Heiligkeit beigelegt wird. Der Bewohner Fühnens betrachtet die Regiſſe-Quelle bei dem Dorfe Frörup als die kräftigſte, und da ein ſogenannter Quellenmarkt mit derſelben verbunden iſt, ſo ſtrömt die Menge dorthin; aus dem Umkreiſe mehrerer Meilen, ja von jenſeits Odenſe und Svendborg kommen die Kranken hier in der Nacht vor dem St. Johannis-Abend zuſammen; ſie trinken vom Waſſer, baden ſich darin und übernachten in der freien Luft. Drei Jahre nach einander muß der Kranke dort erſcheinen; wird er in dieſer Zeit nicht friſch und munter, dann, ſagt der gemeine Mann, wird er es nie.

„Geht nur zur Quelle!“ hatte das Orakel geſagt. „Geht nur zur Quelle, dann werdet Ihr eine Veränderung gewahren!“

Es lag eine unbewußte Prophezeihung darin; nicht nur dem Knaben, ſondern der ganzen Familie ſtand eine Veränderung bevor, wenigſtens wurde eine ſolche beſchleunigt. Wie oft ſagte nicht Marie ſeitdem: „Ja, wären wir damals nicht zur Quelle gegangen, dann wäre vielleicht Alles anders geweſen!“ Vielleicht! Aber wir haben ja unſern freien Willen zum Handeln.

Marie meinte, man müſſe des Knaben halber die Quelle beſuchen, ſie hätten eine große Verantwortung vor dem lieben Gott, wenn ſie es nicht thäten. Der Glaube ihres Mannes war nicht ſo ſtark wie der ihre, aber er ergriff gern die gute Gelegenheit, in das Freie zu gelangen. Sein Freund, der Feldwebel, befand ſich gerade in der Stadt, um einen Beſuch auf einige Tage abzuſtatten, denn er lag mit ſeinem Regiment in Odenſe.

Sie hatten einen Weg von vier Meilen zurücklegen, bevor ſie zur Quelle gelangten, aber die große Landſtraße ging dort dicht vorbei; die Mutter und der Knabe konnten alſo mit Retourwagen, die nach Nyborg gingen, fahren; beide Freunde wanderten zu Fuß, denn da hatten ſie ihre Freiheit und konnten ihren Weg über Wieſen und durch Wälder nehmen. Der Maler kann uns wohl das Farbenſpiel eines ſchönen Sommertages wiedergeben und ſelbſt die warme Luft fühlen laſſen, aber er iſt nicht im Stande, den Wohlgeruch hervorzubringen, welcher ebenſo behaglich auf unſer Wohlſein, als die Form und die Farbe des Gegenſtandes wirkt: den aromatiſchen Duft des Flieders und der Weißdornblüthen, wie den von den grünen Blättern der wilden Roſenhecke. Die Sperlinge zwitſcherten, und der Schneider ſang mit, wie er in der Fremde geſungen hatte.

„Reiſe zu Fuß, reiſe zu Fuß!
Da verſtehſt Du Menſchengruß!
Reiſe zu Fuß!“

jodelte er wieder luſtig, und war bald in der Erzählung von ſeinem Wanderleben jenſeits der Donau und des Po begriffen.

„Ei ſieh, dort fliegt der Storch!“ unterbrach er ſich ſelbſt. „Ach, mein armer Storch kam doch nicht mehr zurück; ob er aus Schmerz über den Verluſt des Weibchens und der Jungen geſtorben ſein mag, oder ob er noch auf der Reiſe iſt, um ſie zu vergeſſen? Gott verzeihe es mir, aber ich glaube, daß man auf der Wanderung jeden Verluſt verſchmerzen kann!“

„Das meine ich auch,“ ſagte der Feldwebel. „Deshalb habe ich Euch nie meine Meinung ſagen mögen, wenn Eure Frau es hörte; ſie hätte ſonſt etwas wider mich haben können! Ihr ſolltet ein tauſend Thaler nehmen, ſoviel giebt in dieſer Zeit mancher Bauer, um ſeine gute Heimath nicht zu verlaſſen; Einer muß ja an ſeine Stelle geſchafft werden. Von dem Gelde, was Ihr bekämt, könnten Marie und der Knabe gut leben. Du würdeſt Unteroffizier, kämeſt wieder nach fremden Ländern, und das iſt es doch, wofür Du allein lebſt. Es iſt eine unruhige Zeit; kein Soldat weiß, wohin er gelangen kann, Frankreich iſt uns ebenſo nahe als Deutſchland.“

Der Schneider ſchüttelte den Kopf. „Das würde mir Marie nie vergeben!“ ſagte er und fügte etwas wehmüthig hinzu: „Ich glaube auch nicht, daß ich ſie entbehren könnte. Nein, nein! laß uns nicht daran denken!“

Raſch wanderten ſie, nach dem Rittergut Broholm zu, weiter. Die Blätter des Waldes waren durchſichtig, Veilchen wuchſen in ganzen Büſchen, die Waldlilien ſtanden in der Blüthe, und zwiſchen den Bäumen durch ſahen ſie über den Belt und nach Langeland hinüber, welches mit ſeinen Wäldern und Windmühlen hoch ſchwebend erſchien. Leſen wir Pückler-Muskau's „Briefe eines Verſtorbenen,“ ſicher das Beſte von dieſem Schriftſteller, ſo treten Englands Parks und Landhäuſer wunderbar vor uns hin, und wir erblicken deutlich die Alleen mit alten großen Bäumen, die zum Hauſe hinführen. Eine ſolche Allee führt auch nach Broholm. Wilhelm Müller's Lieder ſind lauter kleine Gemälde, wir ſehen das Mühlrad ſich drehen, das Waſſer ſtürzt über das größte Rad; eine ſolche Mühle liegt dicht neben der erwähnten Allee, aber ſo tief, daß „die ſchöne Müllerin“ zu denen, die auf dem Wege fahren, hinaufgucken muß. Aus unſern eigenen däniſchen Volksſagen ſchweben uns Binnenſeen vor, in deren Mitte einſt eine Inſel mit einer alten Ritterburg gelegen hat; aber ſie verſank, und der Schwan ſchwimmt über der Spitze des Thurmes hin. Ein ſolcher See liegt dicht bei der Allee und der Mühle, aber die Inſel mit der alten Burg erhebt ſich aus demſelben; der große runde Thurm mit ſeinem Kupferdach und ſeiner Spitze ſpiegelt ſich im Waſſer; das iſt Broholm. Noch erblickt man die Schießſcharten in der Mauer, noch ſtrömt das Waſſer friſch und klar durch die doppelten Schloßgräben.

In der gewölbten Geſindeſtube, welche auf ſtarken Mauerpfeilern ruht, ſaßen unſere beiden Reiſenden an dem langen hölzernen Tiſche, in deſſen Blatt ein Jeder der Leute ſeinen Namen eingeſchnitten hatte. Hier war ein dritter Fremder, ein junger Bauer aus Derebäk, der Bruder von Mariens erſtem Freier.

Noch heutigen Tages iſt das Aeußere des Gebäudes unverändert. Hirſchgeweihe prangen über des Jägers Thür, und der Eingang zu den herrſchaftlichen Gemächern geht durch den hohen Thurm, wo die Wendeltreppe von mächtigen, über einander gelegten Balken zur Spitze hinauf führt. Längs der Gartenmauer wachſen in einer Reihe in dem innern Hofe die alten blühenden Lindenbäume.

Bei jedem Gepräge aus älterer Zeit dachte der Schneider immer an das, was ihm in der Fremde Aehnliches vorgekommen war, und er ſtellte dann ſeine Vergleichung an. So prächtige Linden wie dieſe hatte er nur in Böhmen im Schatten der langen Allee geſehen, wo er gewandert war und ſein „krasna holga!*) geſungen hatte. Das alte Gebäude ſelbſt mit ſeinem hohen Thurm glaubte er weit weg, an der Donau, erblickt zu haben, als das Schiff raſch mit ihm über Strudel und Wirbel davon fuhr. Ja, die kühle Wölbung, wo ſie jetzt zwiſchen den dicken Mauerpfeilern ſaßen und tranken, erinnerte ihn an die Kloſterhallen. Was das Herz dachte, mußte der Mund plaudern, es mochte nun die Andern ergötzen oder nicht.

„Aber ſo reiſe wieder!“ war der Refrain, den die Andern ausſprachen.

„Ich ſoll jetzt die rothe Uniform anziehen,“ ſagte der junge Bauer, „dann in einem Monat fort, aber ich habe die Mittel und den Willen einen Stellvertreter zu kaufen! Tauſend Reichsthaler in Zetteln zähle ich auf den Tiſch! Habt Ihr Luſt?

---

*) „Hübſches Mädchen!“

Tauſend Reichsthaler in Zetteln! welch ein Duft lag in dieſen Blättern, ein Duft, welcher das Herz mit den Träumen des Reichthums erfüllen konnte. Der arme Schneider hob die Augen empor und ſah durch das Fenſter die grüne Krone der Lindenbäume. Ob es jene grünen Blätter dort oder dieſe weißen hier waren, die am ſtärkſten auf ſein Herz wirkten?

Außerhalb des Gehöftes, nicht weit davon, wo die Schmiede ſteht, erblickt man noch einen gewaltigen Knorren einer großen Eiche. Damals ſtand noch der ganze alte Baum; aus der Zeit des Katholicismus war noch ein großes eiſernes Kreuz im Stamme befeſtigt. Als die Spanier 1808 in Fühnen lagen, war dieſer Baum ihnen ein heiliges Crucifix am Wege, ein Altar unter offenem Himmel, vor welchem ſie knieten und ihre Andacht verrichteten. Die ſonnenverbrannten Geſtalten lagen hier auf dem friſchen Graſe und hefteten ihre dunklen Augen voller Hoffnung auf das heilige Zeichen, der Prieſter ſtand darunter und der Geſang ertönte in der fremden, melodiſchen Sprache. Jetzt war der Baum nicht mehr, was er geweſen war, der Blitz hatte im letzten Jahre ſeine Lebenskraft gehemmt, nur ein einziger grüner Zweig ſtach noch unter den übrigen blattloſen und verdorrten hervor. Der Weg ſollte ausgebeſſert werden, der alte Baum mußte fort; die Axt war ſchon tief eingedrungen, ein langes Seil war um den Stamm geſchlungen und in gehöriger Entfernung Pferde vorgeſpannt. Bald mußte der Baum fallen.

Der Schneider mit ſeiner Geſellſchaft ſtand dort am Wege, als die Peitſche knallte und die Pferde mit aller Kraft einen Ruck vorwärts thaten. Der alte Baum ſchüttelte ſeine dürre Krone, aber der Stamm hielt feſt. Noch ein Ruck, und er ſank mit einem mächtigen Krachen und einem hohlen Gedröhne zu Boden, er drehte ſich im Falle, das alte eiſerne Kreuz nach oben. Da lag die ſtolze Eichen-Leiche mit ihrem Ordenszeichen auf der Bruſt.

Der Feldwebel machte eine ähnliche Bemerkung. Der Schneider blickte gedankenvoll vor ſich hin; das, worüber er grübelte, wurde ihm klarer und klarer: „mit Ehren im Kriege fallen iſt doch der beſte Tod, und man kann auch mit dem Leben davonkommen! Ach, möchte Marie dieſelben Gedanken wie ich haben!“

„Nun, denkt Ihr nicht daran das Glück zu verſuchen?“ fragte der Feldwebel. „Das Leben im Freien iſt doch etwas Anderes, als daheim auf dem Tiſch ſitzen. Dieſen Morgen erblicktet Ihr zum erſten Mal in dieſem Jahre den Storch; er flog, das bedeutet: Ihr ſollt auch reiſen!“

Der Schneider blieb ſtumm.

Ueber den Weg hin lag der alte, mächtige Baum, in deſſen Spitze der Storch ſchon vor Jahrhunderten ſein Evangelium von den warmen Sommertagen klapperte. Die alte Ritterburg ſpiegelte ſich im Waſſer. Der Schein und die Wirklichkeit bildeten ein ſchönes Ganzes. Dort und Umgebung wirkten hier auf die träumende Seele ein, wie der Bogenſtrich auf des Phyſikers Glasplatte: bedeutungsvolle Klangfiguren tauchten darin auf.

Der Tropfſtein, die Schmetterlingsflügel und die ſchwimmenden Wolken haben alle ihre ſeltſamen Naturhieroglyphen, die der Menſch nicht zu entziffern im Stande iſt, und doch verkünden ſie eine ſich entwickelnde Weltkraft. Das menſchliche Herz hat in einzelnen Augenblicken ähnliche Chiffern, die es ſelbſt nicht faßt. Der unſichtbare Regierer ſchreibt dort ſein „mene mene, tekel, upharzin,“ und eine Nothwendigkeit erwacht, ein unerklärliches „ich muß!“ iſt die Wirkung.

„Habt Ihr nie,“ fragte der Träumende, „vom Venusberge reden hören? Er wird in alten Geſchichten genannt. Mancher ſtattliche Ritter, ja auch der arme Handwerksburſche mit dem Ränzel auf dem Rücken kam in dieſes Reich der Verzauberung und kehrte nie zurück; geſchah es, daß ein Einzelner heraus und wieder zu den Seinen kam, dann war er ſelten recht bei Sinnen, er litt von Sehnſucht, mußte wieder zurück oder ſterben. Das iſt zwar nur eine Geſchichte, wie man weiß; ſie iſt gewiß von Einem oder dem Andern, der ſich recht in fremden Ländern herumgetummelt hat und der ſpäter alle die Herrlichkeit verlaſſen und zu Hauſe ſitzen mußte, zuſammengeſetzt. Die fünf Jahre, wo ich wanderte, ja da war ich auch im Venusberge, denn es iſt doch nichts Anderes als die Herrlichkeit dieſer Welt. Nun bin ich wieder daheim, und deshalb leide ich von Unruhe, Sehnſucht iſt mein Tagewerk, Reiſeluſt mein

Kopfkiſſen, und wollte Marie — aber ſie muß wollen —! Seine Augen funkelten, er ergriff die Hand des Feldwebels: „Ich werde Soldat!“

VIII.

Der heil'ge Quell, zu dem die frommen Bauern
Von nah und fern hinſtrömen.
— — Ich ſah ſie Waſſer trinken. War's das Glühen
Der Sonne, oder war's des Waſſers Kraft?
Es rötheten ſich wieder ihre Wangen.

Oehlenſchläger.

Ungefähr zwei Meilen von Nyborg liegt zwiſchen den Dörfern Oerebäk und Frörup, doch dem letzteren zunächſt, die St. Regiſſe-Quelle, die, wie die Volksſage erzählt, ihren Namen von einer höchſt gottesfürchtigen Frau führt, welche von böſen Menſchen arg verfolgt wurde, ja ſie nahmen ſogar ihren Kindern das Leben, aber an derſelben Stelle, wo das geſchah, ſprudelte ſogleich eine herrliche Quelle hervor. Als Frau Regiſſe längſt geſtorben war, kamen viele fromme Pilger von weit her, um von dem Waſſer der Quelle zu trinken, und ſie bauten zum Angedenken eine Kapelle nahe an der Quelle und hingen ihr Bild darin auf. Jedes Jahr am Tage der Voelmeſſe wurde hier Predigt gehalten, als aber Luthers Lehre im Lande eingeführt wurde, ließ man dieſe Kapelle in Schutt verfallen; die Quelle dagegen rieſelt noch und wird Jahr für Jahr zur Zeit des Johannistages beſucht, wo dann ein Markt abgehalten wird.

Um nicht den Blicken einer zahlreichen Menge ausgeſetzt zu ſein, iſt ſicher nach und nach der Gebrauch entſtanden, daß die Kranken die Nacht vor dem Johannis-Abend bei der Quelle zubringen. Bei Sonnenuntergang werden ſie in dieſem Waſſer gewaſchen und ein Nachtlager wird zubereitet; in der Morgenſtunde brechen ſie auf, die Schwächſten werden nach Hauſe geführt, diejenigen aber, deren Krankheit es zuläßt, bleiben und nehmen an den Freuden des Marktes Theil.

Im Dorfe Frörup, wo der Quellenmarkt gehalten wird, war man damit beſchäftigt, Buden und Zelte aufzuſchlagen. Auf allen Nebenwegen erblickte man Fahrende und Gehende mit ihren Kranken; Einzelne wanderten ſchon über das Feld, wo zwiſchen Haſelnußſträuchern und Erlen die Quelle fließt; ſie wird von einigen ziemlich hohen Bäumen umſchattet, an denen der gemeine Mann noch heutigen Tages nach katholiſchem Gebrauch ſein Opfer aufhängt, welches in einigen Lichtern beſteht. Die grüne Hecke rings herum muß als Schirmwand für die Kranken dienen, welche entkleidet und gewaſchen werden; ihre alten Kleider bleiben auf den Zweigen hängen, wo die Armen ſie ſich zum eigenen Gebrauch erbetteln.

Marie kam mit Chriſtian an der Hand allein angewandert; ſie trug eine alte Bettdecke und ihres Mannes großes Wamms, dieſes wollte ſie ſelbſt anziehen, denn die Nacht wurde kalt, die Bettdecke ſollte der Kranke über ſich haben.

„Ich bleibe bei Dir!“ ſagte ſie, „kann ich ſchlafen, ſo iſt es gut, und kann ich es nicht, ſo iſt es nicht das erſte Mal, daß ich Deinethalben gewacht habe. Ja, Kind, Du weißt nicht, was ich für Dich ausgeſtanden habe! An einer Mutter Sorgen und Unruhe denken die Kinder nicht eher, als bis ſie ſelbſt Kinder haben. Als ich Dich unter meinem Herzen trug, wie viel Angſt habe ich da nicht erlitten! Das Leben habe ich für Dich gewagt. Lange Nächte habe ich meine Augen nicht geſchloſſen, ſondern bin mit Dir in der Stube herumgegangen, habe Deinem Athemzuge gelauſcht. Sich abäſchern bei Tage und wachen bei Nacht, das war mein Loos! Alles habe ich gethan und will es noch für Dich thun, mein Kind, möchteſt Du nur wieder ein Menſch werden! Ich habe nur Dich allein. Mag Dein Vater in Gottes Namen reiſen, wenn er es nicht kann bleiben laſſen!“ Sie brach in lautes Weinen aus, aber das währte nur kurze Zeit; ſie küßte des Knaben Augen und Mund und näherte ſich der Quelle.

Viele Gedanken bewegten ſich in ihrer Seele. In Derebäk hatte ſie ihren Mann mit dem Feldwebel und dem jungen Bauer, dem Bruder ihres erſten Freiers, angetroffen; ſie kam mit ihnen in ſein Gehöft und er ſcherzte mit ihr und ſagte, daß dieſes Alles ihr hätte gehören können. Sie koſteten das ſtarke Bier, den Meth und das ſelbſtgebackene Weißbrot, und zuerſt als Scherz, dann als Ernſt theilten ſie ihr des Mannes Werbung und ſeine Luſt, an des jungen Bauers Stelle einzutreten, mit.

„Seht, deshalb reiſt er ja nicht fort!“ ſagte der Feldwebel, „er ſteht nur in der Nummer,“ und er miſchte jetzt mehrere Mal die Summe von tauſend Reichsthalern in das Geſpräch.

„Er hat ſeinen eigenen Willen!“ erwiderte Marie. „Ich halte ihn nicht!“ war ihr letztes Wort, aber es war, als ſollte ihr Herz dabei in hundert Stücke zerſpringen. Sie wollte nicht bleiben, „das Veſperbrot wäre Abendeſſen genug für ſie!“ ſagte ſie; der Mann und der Feldwebel blieben und übernachteten da.

Nun ſtand ſie an der Quelle. Einzelne hatten ſchon mit dem Baden begonnen, Andere beſchäftigten ſich damit ein Nachtlager einzurichten; das prächtigſte von dieſen war eine alte Bettſtelle, aus einem der nahegelegenen Bauerhäuſer geholt und hier zwiſchen den Haſelnußſträuchern aufgeſtellt; die anderen beſtanden entweder nur aus einem Bund Stroh, oder in Wagen, worin Stroh oder ein Bett lag. Das Feuer brannte hinter dem niedrigen Wall von Raſen, wo der Kaffeekeſſel kochte und wo ein Paar alte Leute ſich die Hände wärmten.

Das Ganze bot eine der jetzt mehr und mehr aus dem Volksleben unſeres Zeitalters verſchwindenden Situationen dar, durch welche wir gleichſam in frühere Jahrhunderte zurück verſetzt werden. Könnte der Todte, über deſſen Grab der Geſang der Mönche in dem katholiſchen Dänemark ertönte, hervorſteigen und bei Sonnenuntergang als Wieſennebel über das Gras hinſchweben, er würde träumen, daß in Dänemark noch Alles ſo ſei, wie zu der Zeit, wo er ſeine

Augen ſchloß. Das Volk verſammelte ſich noch mit demſelben frommen Aberglauben im Herzen um die heilige Quelle, die Kirchenglocken läuteten beim Sonnenuntergang, wie da ſie zum Ave Maria riefen, und in der Dorfkirche ſelbſt lächelte das Bild der Mutter Gottes mit dem Kinde. Das nächſte Rittergut, das alte Oerebäkkelunde ſtand ja unverändert mit ſeinen gezackten Giebeln, ſeinem hohen Thurm, ganz als gothiſche Burg da.

Nicht weit davon, wo Chriſtian in dem kalten friſchen Waſſer gebadet wurde, ſtanden zwei Frauen mit einem jungen Mädchen; dieſes war ungefähr dreizehn Jahr alt. Man erblickte keinen Körperfehler, entdeckte kein Zeichen der Krankheit an ihr; ihr Antlitz glänzte in Geſundheits-Fülle; alle Formen waren faſt ganz entwickelt; das lange üppige Haar rollte über die weißen vollen Schultern herab; die rothe Abendſonne beſtrahlte ein lachendes lebensfrohes Angeſicht. Die jüngſte der Frauen war ihre Mutter, dieſe goß eine Schale voll Waſſer über das Haupt des Mädchens aus; die Tropfen lagen glänzend auf Rücken und Schultern; das Mädchen ſchüttelte ihr langes Haar und ſang mit klarer Stimme:

„Hört' ich ihn und ſah ihn doch
Mit der Dornenkrone noch.
— Springet, ihr Roſenknospen!“

Die ältere Frau, die Großmutter, beugte ihre Kniee und betete ſtille, mit gefalteten Händen, ein „Vaterunſer.“

Der Abend war ungewöhnlich mild, aber über dem Belt zogen ſchwere Wolken auf.

Wo Unglück und Hoffnung den Menſchen gemeinſchaftlich ſind, da werden dieſe leicht vertraut. Sie ſprachen gegenſeitig über ihre Kranken und von der Kraft der Quelle. Sie helfe nicht gegen den Schlagfluß, meinte die alte Frau; doch, fügte ſie hinzu, wenn der liebe Gott es wolle, ſo könne er ja wohl. „Es giebt ein Mittel,“ ſagte ſie, „das hat nie fehlgeſchlagen,“ und ſie nannte dieſes Univerſalmittel des gemeinen Volkes, welches ein neueres Geſchlecht vielleicht aus dem Gehirn Eugen Sue's entſprungen glauben wird, welches aber, vor noch nicht vielen Jahren, wirklich hier in Dänemark angewendet wurde: das widrige Mittel, das unglückliche Kind nach einer Richtſtätte zu führen und da ſich bei dem Verbrecher für daſſelbe die Erlaubniß zu erbitten, von ſeinem warmen Blute trinken zu dürfen, ſobald das Haupt vom Rumpfe getrennt ſein würde.

Marie ſchauderte; nein, das konnte und ſollte nie geſchehen!

Bald waren ſie mit ihrem Nachtlager beſchäftigt. Das junge Mädchen und die Großmutter ſollten in ihrem Wagen ſchlafen. Den unbedeutenden Raum, welcher hier zu ihren Füßen übrig blieb, bot man Chriſtian an. Die Mutter des Mädchens und Marie ſetzten ſich, mit dem Rock über den Kopf, auf ein Bund Stroh und lehnten den Rücken gegen den Wagen.

Rings umher war es jetzt ſtille; man konnte das Geplätſcher der Quelle und das tiefe Athemholen der Schlafenden hören. Chriſtian betete ſtill ſein Abendgebet, wie ſeine Mutter es ihm gelehrt hatte, und ſchloß die Augen, um zu ſchlafen, aber es wollte ihm damit nicht glücken. Er dachte mit einer Art von Furcht an das geiſtesſchwache Mädchen, ſeine Füße berührten die ihrigen; ſie ſchlief tief und feſt. Er blickte zum Himmel auf, der war ſo hoch dort oben, unendlich blau, mit unzähligen Sternen; der Karlswagen fuhr über ſeinen Kopf hin. Bald war er in einem Zuſtande zwiſchen Wachen und Schlafen; er träumte und war ſich doch bewußt, daß es ein Traum war; er konnte ſich ſelbſt Rechenſchaft darüber ablegen, wo er ſich befand, denn er hörte noch das Geplätſcher der Quelle, wie er aber Alles um ſich her betrachtete, da hatte es eine wunderbare Aehnlichkeit mit dem Garten des Juden, wo er mit Naomi geſpielt hatte, nur daß hier Alles weit größer, weit geräumiger war. Die Luft wurde heller, er ſchien ihre Stimme zu vernehmen, ja, ſie nannte ſeinen Namen, aber er wagte nicht zu antworten, denn das wahnſinnige Mädchen, zu deren Füßen er ſchlief, konnte ja dadurch erwachen. Alles wurde milder und heimiſcher um ihn her. Auch den Storch erblickte er, dieſer flog über ſein Haupt hin und klapperte, als ob er ſeinen Jungen Futter brächte. Naomi war es, die bei ihm ſaß, er blickte ihr in die großen, ſchwarzen Augen, ſie ſchüttete die ſchönſten Blumen über ihn aus und ſagte, daß es Geld ſei. Sie ſpielten ſo herrlich und er gab ihr, wie das erſte Mal, ſeinen Mund und ſeine Augen zum Pfand, und ſie nahm ſie wirklich, er fühlte einen Schmerz dabei, und Alles war Dunkelheit und Nacht rings umher, aber er hörte ihren Wagen davon rollen. „Lebewohl! Lebewohl!“ rief ſie, und der Wagen fuhr hoch in die Luft empor. Da erhob er ſich, und obgleich die leeren Augenhöhlen und die blutenden Lippen brannten, dachte er doch faſt nur an ſie; er fühlte ſich leicht gleich einer Feder in der Luft und konnte Naomi nachſchweben; aber das wahnſinnige Mädchen war erwacht und hielt ihn feſt, und weiter und weiter rollte der Wagen. Es war ein Traum, das fühlte er, und doch rollte es noch fern hin in der Luft; etwas Schweres lag feſt auf ſeinen Füßen. Er hob den Kopf in die Höhe. Da ſaß ſie wie eine weiße, glänzende Elfe, mit nackter Bruſt und nackter Schulter, das lange Haar umflatterte ſie; aber es war nur einen Augenblick, daß ſie ſichtbar war, der phosphoriſche Schein, der ſie umgab, verſchwand, es wurde ſtockfinſter, und weithin rollte der Donner.

„Ich brenne!“ ſagte ſie. „Es iſt als ob mein Herzwaſſer fort wäre und ich hätte nur die heiße Flamme in mir! Schläfſt Du, kleiner Knabe?“

Chriſtian wagte nicht zu antworten. Es war das geiſtesſchwache Mädchen, die auf ſeinen Füßen kniete, ihre Kleidung hatte ſie abgeriſſen, ihre nackten Arme hielt ſie hoch in die Höhe.

„Hörſt Du, wie die Stiere dort oben brüllen?“ fragte ſie. „Sie fahren hervor wie die Hirſche und tragen brennende Feuergeweihe; jagen ſie ſie Dir in den Leib, dann mußt Du ſterben, berühren ſie Dein Haus, dann ſteht es in Flammen. Der größte Baum zerfliegt in Splitter. Sahſt Du die Hörner? Sie glänzen wie Kupfer und Zinn. Fürchte Dich nicht! bald ſind ſie vorüber, dann laufen nur die kleinen Kälber hinterher und brüllen; die haben kleine Hörner, die im Zickzack aus den Rändern der ſchwarzen Wolken hervorgucken!“

Ein blendender Blitz, dem der Donnerſchlag im ſelben Nu folgte, erweckte alle Schlafenden rings umher. Erſchrocken flogen die Weiber empor. Die Alte ergriff das halbnackte Mädchen, welches mitten im Wagen ſtand. Der Sturm ergriff die langen Locken und den leichten Teppich, welcher nur um ihre Füße hing, und hob ſie hoch in die Luft.

„Jeſu Kreuz!“ war der allgemeine Ausruf. Jeder ſuchte ſeine Kranken auf's Beſte einzuhüllen. Chriſtian wurde unter die große Pferdedecke verſteckt, aber der nächſte Windſtoß ergriff dieſe ſo heftig, daß ſie weit fortgewirbelt worden wäre, hätte Marie ſich nicht darüber hingebeugt. Bäume und Büſche ſchwankten gleich dünnem Rohr, Blätter und Zweige flogen umher, und mitten im Sturm hörte man das junge Mädchen ſingen und die Weiber beten.

Da leuchtete ein ſchrecklicher Blitz, während der Donner betäubend über ihnen rollte. Der Wagen ſchien zu beben und Chriſtian erblickte die ganze Gegend in einem Nu von dem blendendſten Lichte erleuchtet. Jeder Buſch, jeder Baum, die Kirche und die Häuſer, Alles trat ſo deutlich hervor, und vorn im Wagen erhob ſich das Mädchen, ſie hatte nur das dünne, weiße Hemd an. Mit den Händen breitete ſie ihr langes Haar aus, ſtieß einen wilden Schrei aus und ſprang vom Wagen hinab; im ſelben Nu lagerte ſich wieder die kohlſchwarze Finſterniß über die ganze Gegend. Es herrſchte Todesſtille.

„Wo iſt Lucie?“ riefen Mutter und Großmutter. „Gott! wo iſt ſie geblieben?“

Sie griffen rings herum mit den Händen nach ihr, ſtießen aber nur auf Bäume und Büſche. Der Regen ſtürzte in großen Strömen herab. Beide Weiber ſtießen einen Schreckensſchrei aus, den der rollende Donner übertäubte. Die Großmutter ſuchte mit der Hand auf der Erde, die Mutter lief in Regen und Finſterniß davon und rief: „Lucie!“ Chriſtian drängte ſich feſt an ſeine Mutter; es war eine ſchreckliche Nacht.

Ein Blitz und ein Donnerſchlag, beide von gleicher Kraft, als jene, bei welchen das junge Mädchen verſchwunden war, folgten ſpäter, und mit dieſen ſchien ſich das Unwetter gelegt zu haben; die folgenden waren weit ſchwächer, der Regen fiel nur noch in einzelnen Tropfen herab. Aber dieſe ganze Zwiſchenzeit war die ſchrecklichſte für die arme Mutter, die unſicher, wohin ſie ſich wenden ſollte, um ihre unglückliche Tochter zu finden, über Stock und Stein fort lief. Einen Augenblick, bei einem leuchtenden Blitzſtrahl, glaubte ſie etwas Weißes über das Feld hinſchweben zu ſehen; ſie ſchlug dieſelbe Richtung ein, wurde aber bald von einem Graben, bald von einem Buſch, zwiſchen deſſen Zweigen ſie ſich verwickelte, aufgehalten. Mitten in Regen und Wind glaubte ſie die Stimme der Tochter zu hören, was doch unmöglich war, denn des Sturmes Geheul übertäubte jeden Laut. Sie war genöthigt, dieſelbe Richtung einzuſchlagen, die der Wind fuhr, und dieſer führte ſie wie einen Spielball ſeiner Kraft vorwärts. Mitunter fühlte ſie ſich über die Erde davongetragen; endlich hemmte ein hochaufgeworfener Graben ihren Lauf; inſtinctmäßig ſtieg ſie hinauf und wurde augenblicklich vom wirbelnden Sturme auf der andern Seite in das hohe Gras hinab geriſſen.

Ein Blitz erleuchtete vor ihr die alte Burg Derebäkkelunde mit ihrem Thurm, ihren mächtigen Pfeilern und den gothiſchen Karnappen. Sie befand ſich im Garten, wo die alterthümlich beſchnittenen Hecken und die weißen Steinfiguren ſtehen; war das eine derſelben, die ſich beim leuchtenden Blitz zu bewegen ſchien, oder war es die Tochter, die ſie erblickte? Ihre Füße zitterten; bebend rief ſie ihren Namen, während der Sturm die jungen Blätter und das wintergelbe Laub herumwirbelte.

Es war früh am Morgen, als Chriſtian aus einem tiefen Schlaf erwachte. Seine Mutter und die alte Frau ſaßen vorn auf der Wagendeichſel und hörten begierig, was Luciens Mutter erzählte. Erſt in dieſem Augenblick war ſie zurückgekehrt, ihre Freude war jetzt faſt eben ſo groß als ihre frühere Angſt es geweſen war. Die Tochter ſchlief einen guten geſunden Schlaf drüben beim Gärtner in Derebäkkelunde; dort im Garten bei einer der weiß übertünchten Steinfiguren hatte ſie die Tochter niedergekauert mit dem Kopf gegen das Fußgeſtell der Figur gelehnt gefunden. In Folge des ſchlechten Wetters waren die Leute im Schloſſe auf; die Lichter ſchienen vom Gärtnerhauſe herüber, und dort bekam die geängſtigte Mutter Hülfe, da wurde Lucie zu Bett gebracht. „Mutter, ich habe ja keine Kleider an!“ war ihr einziger Ausruf geweſen, als ſie, vom mächtigen Blitz durchbebt, der im Garten dicht neben ihr einſchlug, zu einer Art Beſinnung gekommen war. Darauf hatte ſie bitterlich geweint, aber endlich ſchloß ſie ihre Augen und ſchlief jetzt einen wohlthuenden Schlaf.

„Vielleicht hat ſich der liebe Gott ihrer erbarmt!“ ſagte die alte Großmutter, „ſie war geſund und munter wie wir, aber nach einem ähnlichen böſen Wetter gleich dieſem kam ſie vom Felde zurück, wo der Blitz einen Baum zerſplittert hatte.“ Ob dabei das Unglück ſie getroffen; ob ſie, bevor das Unwetter eintrat, geſchlafen und einen Sonnenſtich bekommen hatte oder ob böſe Mächte mit im Spiele waren, ſo daß ſie erblickt hatte, was das Gehirn eines Menſchen verwirren kann, wußten ſie nicht, aber der Verſtand war fort, das war ſicher. Jetzt war es das zweite Jahr, daß ſie mit ihr bei der Quelle waren. „Der liebe Gott erleuchte ihren Verſtand oder nehme ſie zu ſich!“

IX.

Ah! quel plaisir d'être soldat!
E. Scribe.

Gegen Nachmittag hatte Alles bei der Quelle ein feſtliches Ausſehen. Auf dem grünen Platz, wo in der Nacht die Kranken geſeufzt und gebetet hatten, tanzten jetzt die Geſunden, während eine Geige und eine Clarinette eine alte Ecoſſaiſe quäkten. Bei der Quelle tranken Mägde und Knechte einen Liebes-Toaſt, auf die Liebe, welche das Blut, aber nicht die Seele kennt.

Im Dorfe war bunter Markt. Stiefeln und Töpfe, Komödie und Kramerwaaren, Alles wurde zur Schau geſtellt. Chriſtian hatte ſchon einen Marktkauf gemacht, wie man ſah: in der Hand trug er ſeinen alten Hut, aber auf dem Kopfe einen neuen; das Zeitungspapier, mit einem Bindfaden befeſtigt, befand ſich noch um denſelben. Er ſtand mit den Aeltern vor einer glänzenden Bude, wo ſeidene Mützen, mit Flittern geſtickt, die Augen blendeten; ſchöne Nürnberger Bilder mit preußiſchen Soldaten und mit dem Türken in ſeinem Serail waren ausgehängt. Das ſah aus wie eine Mädchenſchule, meinte Marie. Da ſtand ein herumwandernder Italiener mit ſeinem Bret voller Gipsfiguren, von der gewöhnlichen Art, für welche die Leute hier Sinn haben: ein grünangeſtrichener Papagei und ein Napoleon. Der Schneider fing ſogleich an ſo gut er konnte mit Mund und Fingern italieniſch zu ſprechen, und Marie ſagte zum Feldwebel, daß ſie ſo viel verſtehen könne, daß es nicht deutſch ſei, was ſie ſprächen. Die Sprache der Heimath, im fremden Lande gehört, hat dieſelbe Wirkung auf das Herz, wie die Melodien der Kindheit auf den Aeltern haben, ſelbſt wenn eine ſchnarrende Stimme ſie ſingt. Der Italiener lachte, nickte und plauderte, ja er ſchenkte Chriſtian einen Papagei, deſſen Schweif abgebrochen war.

Seidene Bänder und gewürfelte Tücher flatterten dicht daneben auf einer Stange, die an einen Tiſch befeſtigt war, hinter welchem ein Bekannter ſtand und ihnen ſeinen: Guten Tag! zurief; es war der alte Joel, der bei Naomi's Großvater gedient und darauf ſeines Herrn verkohlte Ueberbleibſel zu den Gräbern ſeiner Väter gebracht hatte.

„Ja, der Enkelin geht es gut!“ ſagte er, „die kleine Naomi leidet nicht Noth, ſie geht in Seide und Mouſſelin, ſie trägt wohl goldene Ringe an den Fingern und Diamanten an der Bruſt; ſie wird eine Schönheit gleich der Königin Eſther.“

„Seid Ihr vor Kurzem auf dem Schloſſe geweſen?“ fragte Marie.

„Nein, dort komme ich nicht hin, das wäre gegen die Abrede. Ich bin, ſeit dem Tage, wo mein Herr Kohle und Aſche wurde, nicht dort geweſen, und ich kam nur als Bote dahin, um zu ſagen, wie verlaſſen das arme Kind daſtände. Damals ſprach ich mit dem jungen Grafen und mit der alten Gräfin, ſie kann bitter ſein wie die Medicin, die ſie trinkt. Aber ich bin darum doch der, welcher ich bin! Es giebt für mich der Wege genug, ohne ihren Grund zu betreten. Naomi hat es gut, — ach ihre arme Mutter! ein ſchöneres Frauenzimmer ſah ich nie, jetzt iſt dieſe Blume zur Erde geworden, ihre weißen Zähne ſind nun eine häßliche Schönheit!“

„Das Tuch, Marie, wird Dich zu einer herrlichen Schönheit machen!“ ſagte der Schneider und zeigte auf eins von blauem Kattun mit großen rothen und gelben Blumen. „Nimm es nur; jetzt ſind wir reich!“ er ſchlug auf die Taſche, worin die halbe Summe, die 500 Reichsthaler und die Verſchreibung, an des jungen Bauers Stelle einzutreten, Platz hatten.

Marie ſchüttelte mit dem Haupte und ſeufzte tief, aber die Augen kehrten doch zum Tuche zurück, die Farben waren ſo glänzend, das Muſter ſo ungewöhnlich.

„Bin ich heute der Erſte, der von Euch kauft,“ ſagte der Schneider, „dann wird es ſpäter gut abgehen, denn ich habe ein gutes Handgeld! Sei nun nicht ſo nachdenkend, Marie! Gott weiß, wann wir wieder nach dem Quellenmarkte kommen, und ob wir dann ſolchen Sonnenſchein und ſo viel Geld in der Taſche haben!“ Er warf ihr das hübſche Tuch um den Hals, und ſie lächelte mit großen Thränen in den Augen, wie ſie ſpäter zu Hauſe lächelte, als der Mann die Zettel auf den Tiſch ausbreitete und mit zufriedener Miene ſagte: „Sieh, das und doppelt ſo viel iſt Dein Mann werth. Nun, ſo weine doch nicht! Das ſalzige Waſſer tröpfelt ja auf das Geld, dann iſt kein Glück und Segen bei demſelben. Unterofficier bin ich geworden, das iſt ja der Anfang zum Officier, ſiehe, ſo nahe biſt Du daran, gnädige Frau zu werden!“

„In vierzehn Tagen mußt Du nach Odenſe und das Exercitium lernen,“ ſagte Marie, „nur einen Monat wird es währen, ſagſt Du, dann habe ich Dich wieder. Ja, der liebe Gott weiß es! Du haſt keine Ruhe, ja Du kannſt nicht anders! Glaubſt Du nicht, daß ich Dich manche Nacht im Schlafe habe ſeufzen und von fremden Ländern ſprechen hören? Du haſt geweint, wie ein Kind, und das hat mir in das Herz geſchnitten. Der alte Kalender, in welchem

Du im Auslande aufzeichneteſt, wo Du den und den Tag in dem und dem Jahre geweſen biſt, der Kalender, ſage ich Dir, den Du ſo oft hervorholſt, hinein ſiehſt und mir erzählſt: Herr Gott, heute vor ſoviel Jahren war ich dort, da ſaß ich nicht hier auf dem Tiſche, der ſcheint mir ein Cyprianusbuch zu ſein, woraus Du nichts Gutes lieſeſt. Jetzt kannſt Du das Datum hineinſchreiben, an welchem Du Frau und Kind verlaſſen! Kennte ich Dich nicht beſſer, ſo würde ich glauben, daß Du Dein Herz auswärts verſchenkt hätteſt und daß Du deshalb keine Ruhe haſt. Keine hält doch ſo viel auf Dich, als ich, und der Knabe iſt Dein eigener, das weiß ich mit einem guten Gewiſſen."

„Marie," ſagte der Mann, „Du willſt mich ja nicht betrüben; habe ich etwas verkehrt gemacht, dann hilft es jetzt nichts zu trauern. Laß es uns lieber von der froheſten Seite betrachten. Heute Abend kommt der Feldwebel und der Gevatter her; lade den Handſchuhmacher und den alten Heimerandt ein und laß uns eine Bowle Punſch, gerade wie an unſerm Hochzeitsabend, trinken."

Nie hatte Chriſtian ſo viele Gäſte in ſeiner kleinen Stube geſehen, es waren neun im Ganzen. Der Pathe hatte die Geige mitgebracht, und er ſpielte Tänze und erzählte Geſchichten von der Frau, welche näſelte, und vom Manne mit der feinen Stimme, und das verſtand er ganz genau auf der Geige nachzuahmen. Es wurde gelacht und geſungen, es war ein munterer Abend.

Aber der Tag, welcher darauf folgte, war um ſo trauriger, doch am Schlimmſten war der Tag, als der Vater nach

Odenſe ſollte. Marie und Chriſtian begleiteten ihn bis Qvärndrup, und als der Wagen von da fort rollte, ſtanden ſie beide oben bei der Kirche, auf dem hohen Hügel, um noch, ſo lange ſie konnten, dem Wagen nachzublicken, wo der Vater mit dem Hute ſchwenkte. Aber der Weg bog ab, ſie konnten ihn nicht mehr ſehen, da drückte Marie den Kopf gegen die Kirchmauer und weinte. Später wanderte ſie ſtill zwiſchen den Gräbern herum, legte die verdorrten Kränze zurecht und gätete hin und wieder das Gras aus.

„Wer doch ſo gut ſchliefe, als dieſe hier ſchlafen!“ ſagte ſie. „Es iſt doch ein ſchwerer Weg, den man zu machen hat, ehe man da hinunter kömmt!“

Rings um die Kirche auf dem grünen Hügel ſteht ein Kranz von hohen, alten Bäumen; an jedem derſelben hat der Prediger kleine Tafeln mit frommen Inſchriften zur Erbauung und Erquickung angeheftet.

„Das ſind lateiniſche Buchſtaben,“ ſagte Marie, „ſonſt würde ich ſie leſen können. Kannſt Du es, mein Kind?“

Und Chriſtian las die frommen Worte; es war ihr, als ob jeder Baum auf der kleinen Tafel eine Bergpredigt des Troſtes berge.

„Der liebe Gott kann Alles zum Beſten leiten,“ ſagte ſie, „wüßte ich nur, was in der Zukunft geſchehen wird!“ Und ſie wanderte in die Stadt hinab und ging nach einem der entlegenſten Häuſer, wo der Backofen gleich einer Halbkugel nach der Straße hinaus ſtand. Das Hufeiſen auf der Thürſchwelle und der halbe Feuerſtahl am Pfoſten deuteten an, daß man hier drinnen keine böſen Geiſter haben wolle. Das war das Haus der klugen Frau.

Der Kaffeekeſſel wurde aufgeſetzt und aus dem Bodenſatz der Taſſe las die Seherin Hoffnung und Troſtloſigkeit; doch die Hoffnung hatte das Uebergewicht, die Hoffnung, welche Sammet zwiſchen die Ketten und abgezehrten Glieder des Sklaven legt, die Hoffnung, welche Begnadigung auf des Henkers tödtendes Schwert ſchreibt, die Hoffnung, deren weiche Zunge die ſüßen, falſchen Lieder ſingt. Marie durfte hoffen.

Aus jedem Brief, welcher ſeitdem eintraf, träufelte das Oel des Troſtes. Die Zeit verſtrich. „Er kommt in nächſter Woche!“ erzählte ſie Freunden und Nachbarn. „Heute habe ich nur noch ſechs Tage zu warten!“ und an demſelben Tage kam er gerade, das war eine Freude, eine Ueberraſchung. Der arme Chriſtian lag krank darnieder, die Kraft der Quelle hatte ſein Uebel noch nicht gehoben. Aber der Vater war ja heimgekehrt, und deshalb jubelte Marie, aber es währte nur Minuten; die Freude wurde zur Trauer, die Trauer zu Thränen. Nur dieſe Nacht konnte er bei ihr bleiben; als eine Gnade war es ihm geſtattet worden, achtundvierzig Stunden zu Hauſe zu ſein. Das Regiment ſollte aufbrechen, der Marſch ging nach Holſtein, wo ſie ſich mit den franzöſiſchen Truppen vereinigen ſollten; die norddeutſche Armee mit ſchwediſchen Hülfstruppen bedrohte die Grenze.

„Sei nicht betrübt, Marie! Du ſollſt Ehre an mir erleben, und wenn wir Beute machen, will ich Deiner gedenken, wir können reich werden! Weine doch nicht, es iſt nun einmal ſo. Wir wollen einen frohen Abend haben, darauf ſchlafe ich zwei bis drei Stunden und dann nach Odenſe. Ich bin vom Marſche nicht mehr ermüdet, als wenn ich nur von St. Jörgenshof hieher gegangen wäre! — Es iſt ein Jammer, Dich in Thränen und den Knaben da krank und elend zu ſehen! Soll der letzte Abend ſo traurig mir vor Augen ſchweben?"

„Nein!" ſagte Marie, „das ſoll er nicht!" und die letzten Thränen wurden zwiſchen den dunklen Augenlidern zerdrückt. Der Tiſch wurde gedeckt, der Gevatter kam, er pries das Soldatenleben, ſagte, es könnte ſein, daß er ſelbſt mit dabei ſein würde, wenn man es am wenigſten erwartete. Der arme Knabe lag krank und leidend in ſeinem kleinen Bette; er war eingeſchlafen, als des Vaters Kuß ihn erweckte, ihre Augen begegneten ſich, eine brennende Thräne fiel auf des Knaben Lippen, und der Vater eilte zur Thür hinaus. Marie folgte ihm.

Den ganzen übrigen Theil des Tages ſaß ſie ſtill und gedankenvoll. „Du haſt Deinen Vater verloren!" Das waren ihre einzigen Worte.

Ein däniſches Corps von 10,000 Mann ſollte ſich mit der franzöſiſchen Armee unter Davouſt's Befehl vereinigen. Nach dem Holſteiniſchen und Mecklenburgiſchen ging der Marſch. Vorwärts! wirbelten die Trommeln, und das Heer folgte; aber in ſchnellerer Flucht ſtiegen die Zugvögel, die ſchon an den warmen Tagen des Sommers des Nordens Wintertod im Voraus fühlten. „Da fliegen die

Störche!“ ſagte der Schneider, „aber dieſes Jahr fliege ich mit,“ und er ſtarrte ihnen nach, bis ſie wie ein Mückenſchwarm in der blauen Luft verſchwanden.

An der däniſchen Grenze lagen feindliche Heere; der Sohn der Steppe, der Aſiate von den Moräſten des Don, jagte in flatterndem Kaftan mit gefällter Lanze über die däniſchen Felder hin; der Gott des Krieges, das Zeitalter nannte ihn Napoleon, kämpfte allein mit den Rittern aller Länder. Es war ein großes Turnier, das letzte Ritterſpiel, was er gab, und deshalb kämpfte er allein; das kleine Dänemark war ſein Knappe: ein treues, begeiſtertes Herz, aber die Kraft kam dem Willen nicht gleich.

Tage und Wochen ſtrichen für die daheim in Ungewißheit und Erwartung hin; mehrere ehrenvolle Scharmützel fielen in dem Mecklenburgiſchen vor; an andern Orten in Deutſchland erlitten die Franzoſen Niederlagen, und deshalb mußte ſich Davouſt vor Bernadotte, der die norddeutſche Armee anführte, zurückziehen. Fortwährendes Vor- und Zurückmarſchiren, Vorpoſtengefechte und Ungewißheit über den kommenden Tag. Das däniſche Corps ſtand unter dem Prinzen Friedrich von Heſſen und war in drei Brigaden eingetheilt; eine derſelben wurde vom General Lallemand angeführt, er beſetzte Lübeck, die anderen zogen ſich nach Oldesloe, während ein Theil der norddeutſchen Armee mit ſchwediſchen Hülfstruppen das däniſche Corps verfolgte.

Wo war Chriſtians Vater, er, den die Sehnſucht nach dem Venusberge aus der ſtillen Heimath verlockt hatte? — Haſt Du Soldaten-Colonnen ſich über das Feld hin bewegen ſehen, haſt Du ſie erblickt, wenn der Feldruf „Tod“ iſt? Wie ein ungeheueres Krokodil mit bunter, glänzender Haut von Uniformen und Bajonetten ſtreckt es ſeinen großen Körper aus. Der Donner der Kanonen iſt die Stimme des Rieſenthieres, der Pulverdampf ſein Athem. Du gewahrſt nicht die einzelnen Schuppen, die im Kampfe von dem ungeheuern Körper abfallen, und doch iſt jede Schuppe ein Menſchenleben. Der ganze, große Körper muß zerſplittert werden, dann wird der Todesſtreich erſt ſichtbar; wie der zerhauene Wurm, in zappelnder Flucht zittern die Theile über das Feld hin.

Da kam ein großer, verſiegelter Brief für Marien an, dicht beſchrieben und ſehr theuer an Porto. Er lautete wie folgt:

„Meine liebe Madame!

„Werden Sie nicht betrübt, wenn Sie dieſes Schreiben
„geleſen haben, obgleich Sie wahrlich Urſache dazu haben.
„Wir lagen in Lübeck, der General wollte gern die Stadt
„ſchonen und zog ſich deshalb über Segeberg nach Born-
„höved. Nun iſt, wie Sie wiſſen müſſen, das Terrain
„zwiſchen dieſen Orten eine offene Haide. Es hatte mehrere
„Tage geregnet, die Wege waren jämmerlich, auf zwei Schritte
„vorwärts kam einer zurück, das nahm uns die Kräfte; die
„ſchwediſche Cavalerie, welche ſtärker war als wir, hatten
„wir dicht auf den Ferſen, doch kam es zu weiter nichts als
„zu einigen kleinen Scharmützeln zwiſchen den Plänklern.
„Madame, Sie dürfen noch nicht betrübt ſein, das Trau-
„rige kommt kaum eher, als auf der andern Seite des Briefes.

„Ich könnte es ja eben ſo gut gleich ſagen, aber dergleichen erfährt man früh genug. Am Nachmittage näherten wir uns Bornhöved; die Haide hörte auf und das Terrain wurde coupirter, wir waren alſo in größter Sicherheit gegen die feindliche Cavalerie. Nun müſſen Sie wiſſen, daß der Prinz von Heſſen Bornhöved hatte beſetzen laſſen und mit den beiden andern däniſchen Brigaden aufmarſchirt war, um uns aufzunehmen. Die polniſchen Lanciers ſchloſſen unſern Trupp. Um nun den Feind, während die Brigaden paſſirten, aufzuhalten, ſtellte er auf dem Wege vor dem Dorfe zwei Kanonen mit einem Bataillon Scharfſchützen zur Seite auf; unter dieſen war mein Freund, Ihr Mann, denn Sie werden wohl wiſſen, daß er es iſt, von dem dieſer Brief handelt. Aber erſchrecken Sie nur nicht; heute mir, morgen dir! Uns gerade gegenüber marſchirte die ſchwediſche Cavalerie auf; unſer Bataillon an jeder Seite ſtand in geſchloſſenen Diviſions-Colonnen, die eine wollte ein Carré formiren, aber die feindliche Cavalerie war vorbei geſprengt und attakirte Bornhöved, der andere Theil ſtand uns gegenüber; da kam Unordnung in unſere Reihen, und hätte der Feind dieſelbe benutzt, ſo wäre es mit uns vorbei geweſen, aber das that er nicht. Liebe Madame, dieſes wird ein langer Brief, aber Sie müſſen alle Umſtände wiſſen, und deshalb ſchreibe ich den größten Theil aus meinem Rapport aus, damit Sie die näheren Umſtände recht begreifen können. Wir formirten ein Bataillon, aber ein Theil der feindlichen Cavalerie war, wie geſagt, gegen Bornhöved vorgeſprengt, die polniſchen

„Lanciers, welche unſere Brigade ſchloſſen, erſchraken und
„ſprengten auf die holſteiniſchen Reiter ein, dieſe wieder auf
„die vordern. Die Artillerie an der Spitze ſperrte völlig
„den Weg, und nun entſtand ein erſchreckliches Gedränge,
„über hundert Mann wurden niedergetreten und maſſacrirt.
„Das Gedränge war daran Schuld, daß kein Gefecht ſtatt
„finden konnte. Seite an Seite wurde der Feind gegen
„einander gedrückt. Indeſſen feuerte die däniſche Infanterie
„ſo gut es ſich thun ließ, die Schweden mußten ſich auf den
„Weg zurück ziehen, wo unſere Bataillone ſtanden, ſie jagten
„an den Gräben entlang und bogen ſich längs den Pferdehälſen
„hinab, aber zwei hundert wurden niedergeſchoſſen, indem
„ſie vorbeifuhren. Die Beſatzung bei den beiden Kanonen
„wehrte ſich tapfer und fuhr bis auf den letzten Mann fort
„mit Kartätſchen zu feuern, aber nur ein Einziger, ein
„Lieutenant, blieb am Leben. Und ſo iſt Madame eine
„Wittwe. Das iſt mein trauriger Brief.“

Ergebenſt, mit Freundſchaft,
Jordſach,
Feldwebel.“

X.

— es muß ja ſein.
Ich blicke ſtarr und feſt vom Rabenſtein
In's Nichts hinein.

A. Chamiſſo.

„Todt!" Welche Welt voll Schmerz liegt in dieſem kleinen Wort! Es iſt ein zweiſchneidiges Schwert, welches, indem es das fällt, woran unſer Herz hängt, in unſere Bruſt dringt, ſo daß es vor den Augen dunkelt und die Welt uns düſter erſcheint, wenn gleich die Sonne auf Millionen Glückliche ſcheint. Nur ein Wort, kurz wie dieſes, erhebt uns wieder, athmet uns Hülfe zu, nur eins: „Gott."

„Ja, ich war darauf vorbereitet!" ſagte Marie, aber ſie war nicht vorbereitet. Der finſtere, naſſe Uebergang vom Herbſt zum Winter ſtimmte die Trauernde noch trauriger. Die Luft war grau, Regen und Schnee fiel in die ſchmutzigen Straßen. Finſter draußen und finſter im Gemüth.

„Weine nicht," ſagte Chriſtian, „ſonſt wirſt Du krank und ſtirbſt mir auch! Du kannſt ja waſchen und platten, ich kann auf der Geige ſpielen, dafür bekomme ich Geld, und dann mußt Du nicht trauern!"

„Du Engel Gottes!" ſagte Marie, „laß mich Deine Augen und Deinen lieben Mund küſſen! Ja, für Dich will ich leben, was ſollte ſonſt aus Dir werden!"

Nie hatte ſich Weihnachten ſo ſtill und traurig als in dieſem Winter genähert

„Der Hüfner in Derebåk iſt doch ein ehrlicher Kerl! Brot und Butter hat er mir geſandt und eine Gans zum Weihnachtsabend. Ob er wohl noch Abſichten auf mich haben ſollte? Nein, den Schritt thue ich nie mehr! Deinen Pathen will ich am Weihnachtsabend herbitten, obgleich ich ihn nicht gern ſehe, aber Deinethalben thue ich es. Vielleicht bedenkt er Dich, wenn Du größer wirſt.“

Der Tiſch war gedeckt. Chriſtians Herz war voller Weihnachtsfreude. Marie nahm das Geſangbuch vor.

„Ihr habt Stimme,“ ſagte ſie zum Gevatter, „Ihr müßt den Ton für uns halten.“

„Ich kann keine Pſalmen!“ erwiderte er. „Wollen wir das Buch gebrauchen, dann wollen wir lieber aufſchlagen und ſehn, was für ein Schickſal wir bekommen werden. Da liegt etwas darin! Was geſchehen wird, iſt nun einmal in das große Buch eingeſchrieben, wie es in unſerem Blut und in unſerer Seele geſchrieben ſteht.“

Marie öffnete das Buch.

„Ein Hochzeitspſalm,“ ſagte ſie, „das trifft fürwahr nicht zu! Ich verändere nie meine Stellung. Könnte ich nur den Knaben munter und ſtark ſehen und ihn gut in der Welt fortbringen!“

„Das kömmt auf ſeinen Stern an,“ ſagte der Pathe. „Wir können etwas thun, aber das wird nie viel werden. Liegt es in ihm, daß er ſtehlen muß, daß er ein wilder Vogel nach den Weibern wird, ſo kann das nicht gedämpft werden. Er kann unter den beſten Menſchen erzogen werden, ſie können ihm die beſten Gedanken einimpfen: iſt das

Böſe einmal in ihm, ſo muß es heraus. Es kann wohl aufgehalten werden, aber wenn er ein reifes Alter erreicht, dann bricht es mit um ſo ſtärkerer Kraft hervor. Das wilde Thier ſitzt in jedem Menſchen, bei Einem iſt es ein reißender Wolf, bei einem Andern eine Schlange, die auf dem Bauch zu kriechen und Staub zu lecken verſteht. Das Thier iſt uns gegeben, es kömmt nun darauf an, ob jenes oder wir die ſtärkſte Kraft erhielten, und die Kraft hat Niemand von ſich ſelbſt.“

„Der liebe Gott bewahre uns vor der Macht des Böſen,“ ſagte Marie und blickte vor ſich nieder. Es war, als ob der Geiſt, den ſie fürchtete, bei ihr am Tiſche ſäße. Die Sprache, die ſie hörte, war, wie die Geſtalt der Elmädchen, vorn die Wahrheit in all ihrer Herrlichkeit, hinten hohl und leer, ein Zeichen der Welt, der ſie angehörten.

„Ich habe viele Schriften geleſen,“ ſagte der Pathe, „von fremden Nationen geleſen. Es giebt viele Völkerſtämme auf Erden. Was wir bei uns Sünde nennen, dem geben Andere den Namen Recht. Der Wilde frißt ſeinen Feind, und ſein Prieſter ſagt: nun erlangſt du den beſten Platz im Himmel! Der Türke hat viele Weiber, und ſein Gott verſpricht ihm noch mehrere im Paradieſe. Ein General erhält Ehrenzeichen und Berühmtheit für das, was er im königlichen Krieg, der mit Unrecht geführt wird, ausrichtet, während ein Anderer, welcher dieſelbe Klugheit zeigt, an den Galgen kömmt. Das Ganze kömmt auf Sitte und Gebrauch an, und wer ſagt uns, daß wir gerade dem Beſten folgen, weil wir thun, was die Meiſten thun? Wer weiß, ob nicht das Thier in uns größeres Recht hat, als der Menſch, der ſeinem Schulgeſetz folgt! Iſt das nicht Wahrheit?"

„Ach ja!" ſagte Marie, „aber es iſt häßlich, daran zu denken." Aengſtlich legte ſie das Geſangbuch weg und dagegen die Speiſen vor und begann eine neue Unterhaltung. „Möchte ſich mein kleiner Chriſtian nur erholen! Ich weiß wohl ein Mittel, das haben mir Mehrere gerathen, aber es iſt allzu gräulich: warmes Blut trinken!"

„Schweigt davon!" rief der Pathe. „Es iſt mir angeboren, daß ich nicht ertragen kann mit anzuſehen, wie man einer Henne den Kopf abſchneidet! Ich weiß ein unſchuldigeres Mittel; es iſt eine Sympathie, wie man es nennt, und gerade an einem hochheiligen Abend, wie dieſer, muß es geſchehen. Ich ſage einige heimliche Worte und er trinkt kaltes Waſſer aus meiner Hand."

„Herr Jeſus!" rief Marie aus und rückte ihren Stuhl zurück, „ſeid Ihr im Kriege geweſen? Habt Ihr einen Menſchen erſchlagen?"

Eine kreideweiße Farbe überzog des Pathen Geſicht. „Was ſagt Ihr?" fragte er mit einem lauernden Blicke.

„O Gott, ich ſage gar nichts!" ſagte Marie. „Es giebt ja viele wunderbare Mittel, die der liebe Gott oder ein Anderer uns gegeben hat. Aber Ihr ſagtet da etwas, wodurch ich an den Schiffer erinnert wurde. Das war ein Schwede, welcher vorigen Sommer an der Brücke lag; ich ſprach mit ihm von des Knaben Krankheit und was man dagegen thun könne; ich nannte, was wir hier zu Lande kennen, nämlich ſich einen irdenen Topf erbetteln und darin von des Sünders Blut auf der Richtſtätte auffangen, welches der Kranke trinken muß; da ſagte der Schiffer, daß ſie in Schonen denſelben Glauben hätten, aber auch den, daß, wenn es ein Kind wäre, dem geholfen werden ſollte, man es nur kaltes Waſſer aus einer Hand trinken laſſen dürfte, die Menſchenblut vergoſſen hätte, das wäre ebenſo wirkſam; ich ſollte deshalb zu einem Soldaten gehen, der im Kriege geweſen ſei, oder auch zum Scharfrichter. Dieſe Worte und das, was Ihr eben ſagtet —“

„Glichen ſich!“ unterbrach ſie der Gevatter. „Ja, das iſt nicht unrichtig; aber was würdet Ihr ſagen, wenn ich Euch eine Handvoll des ſchönſten Blumenſamens gäbe, und Ihr nähmet ihn, ließet ihn aber liegen, bis er ſeine Kraft verloren hätte, wäre das nicht daſſelbe, als ob Ihr ein ganzes Blumenbeet verwüſtetet? Daheim in Norwegen hat man eine Geſchichte von einem Mädchen, die Furcht davor hatte, Mutter zu werden, und die deshalb an ihrem Hochzeitsabend mit der Brautkrone und dem Schleier zur Waſſermühle ging, wo die Hexe wohnte, die ſie um Hülfe bat, daß ihr nie Nachkommen geboren werden möchten, und die Braut erhielt zwölf Körner, die ſie unter die Räder werfen ſollte; ſie dachte ſich nichts dabei, aber von jedem, was da fiel, ertönte ein ſonderbarer Laut, gleich einem Seufzer; das war ein Kinderherz, welches brach. Sie wurde Ehefrau, blieb kinderloſe Ehefrau, und erſt im Alter, in ſilberweißem Haar, überkam ſie die Angſt. Ihre Hand war rein von Blut, und doch war ſie eine Mörderin und litt in ihrer Seele, wie Eine, die gemordet hat. Da ſchlich ſie ſich um Mitternacht in die Kirche, um ihre Sünde abzubitten, und da erblickte ſie oben beim Altare ihre zwölf ungebornen Söhne ſtehn, und hinter ihnen deren ungeborene Kinder, das ganze Geſchlecht, ſie erfüllten die Gänge der Kirche, und ſie kniete nieder und betete, ſie, die Mörderin eines ganzen Geſchlechts — *)! und Ihr verſteht die Geſchichte? So wandert mancher Mörder herum, ein Mörder eines ungebornen Geſchlechtes. Ein ſolcher bin ich! Es iſt ein Abſcheu in meinem Blut, der Mann eines Weibes zu ſein! Laßt den Knaben nur aus meiner Hand trinken; obgleich man das Blut nicht gewahrt, ſo klebt es doch an meiner Hand!" Er mußte den Athem anhalten, ſonſt hätte er tief geſeufzt.

„Ihr ſeid gewiß krank!" ſagte Marie und ſah ängſtlich nach ihm hin.

„Nie bitte ich Deinen Pathen mehr her!" ſagte ſie zu dem Kleinen, als er ſie verlaſſen hatte und ſie zu Bette gingen. „Es war, als wäre ein böſer Geiſt hier in der Stube. Falte Deine Hände und bete Dein Abendgebet! Ich will Dich noch eins dazu lehren, welches ich aus der „Kette des Betenden" kenne." —

---

*) Der Schluß der Sage lautet, daß der Prediger, im Zorn über die Sünde der Frau, ausgerufen hatte: „ich vergebe Dir nicht und unſer Herr Gott auch nicht; eher ſollen da Roſen aus unſerm ſteinernen Fußboden ſpringen!" In der Nacht, als ſie die Erſcheinung in der Kirche erblickte, träumte dem Prediger daſſelbe, und als er erwachte, war der ſteinerne Fußboden geborſten, und zwölf ſchöne Roſen wuchſen in den Spalten: das waren ihre zwölf ungeborenen Söhne. „Jetzt iſt unſere Alte ſelig!" ſagte der Prediger und ſuchte ſie in der Kirche, wo ſie todt vor dem Altar lag.

„Werden erſt die Tage länger,
Dann wird auch der Winter ſtrenger!"

ſo heißt ein altes Sprichwort. Das neue Jahr hatte manche eiskalte, finſtere Tage. Die Fenſter mußten mit einem Kohlentopf aufgethaut werden.

„Jetzt iſt die Landſtraße wie eine Stubendiele, der blanke Froſt hat gut gethan!" ſagte der Bauer von Derebäk eines Tages, als er Marien beſuchte. „Ihr müßt Euer Gemüth ermuntern; beſucht mich, nehmt den Knaben mit, ich erwarte Euch mit dem Frachtwagen!"

„Ich will dem Knaben gern das Vergnügen gönnen," ſagte ſie. Seinetwegen würde es auch nur ſein, wenn ſie je die Thorheit beginge, ſich wieder zu verheirathen, aber das thäte ſie nie, und doch hatte das Gras im nächſten Jahre noch keine neuen Halme getrieben, bevor Marie ſchon zwiſchen einem Ja und Nein ſchwankte.

„Es müßte wahrlich nur Deinetwegen ſein, mein lieber Knabe!" ſagte ſie. Chriſtian weinte; der neue Vater war gar nicht ſanft und luſtig. Er ſchalt über das Geigenſpiel und ſagte, das ſei ein langweiliges Gekratze.

„Marie! Du weißt wohl, daß Du mir immer in dem Sinn gelegen haſt! Du nahmſt dennoch einen Andern, ich auch, jetzt ſind wir frank und frei, ich brauche eine Frau in meinem Hauſe, eine Mutter für meinen Jungen. Da iſt nun Anne vom Vogelhauſe, das iſt ein hübſches Mädchen; ſie hat zwei Kinder, für jedes erhält ſie zehn Reichsthaler des Jahres auf zehn Jahre; das iſt ein Capital, welches Einen ſchon an ſie denken läßt! Du haſt nichts und den Jungen dazu, aber ich bin Dir gut, und willſt Du wie ich, ſo bietet uns der Prediger morgen auf!“

Sie gab ihm die Hand.

„Ja, es geſchieht Deinethalben, mein Kind!“ wiederholte ſie, und die grünen Wieſen, das Gehöft und das Vieh tanzten belebend in ihren Gedanken vorbei, die ein ganzes Jahr lang bei einem Manne geweilt hatten, der das Ausländiſche mehr als ſie und die Heimath liebte.

Je heftiger die Thränen, deſto eher hören ſie auf. Der Wittwenſchleier wird zum Brautſchleier umgenäht, deshalb lacht auch der Blumenkranz, der auf der Stirn der Braut und der auf dem Haupt der Leiche. Ja, im Sarge ſelbſt lacht er und erzählt mit ſeinen bunten Farben dem Todten: die Trauer und Du werden vergeſſen werden, ja vergeſſen wie eine Geſchichte, die ſie laſen und darüber weinten. Ja, das erzählen die lachenden Blumen dem Todten, bis ſie ſelbſt erbleichen und in Staub zerfallen, und dann lacht das Gerippe im Sarge darüber, daß auch ſie ſo ſtumm geworden ſind.

„Alſo iſt es nun mit unſerm Geigenſpiel vorbei!“ ſagte der Pathe. „Ich hatte mir es anders gedacht, aber was helfen die Gedanken eines Menſchen! Jetzt ſollſt Du den Pflug und nicht die Geige in der Hand haben. Du gehſt einen neuen Weg oder einen Umweg, das kann man nicht vorherbeſtimmen. Die alte Geige will ich Dir übrigens ſchenken; das kleine Notenbuch mit den kleinen Stückchen darin magſt Du auch behalten. Das Buch vom Reineke Fuchs mit den Bildern wird wohl mitfolgen müſſen, Du hältſt ſo viel darauf; nimm es nur! Ich bin Dir gut, und Du biſt mir wieder gut, iſt das nicht wahr? Weine nicht, Du kleine Kinderſchule! küſſe mich nur! ja, noch einen Kuß! lege Deine kleine Hand um meinen Hals! wirſt Du Dich nun ſtets an das erinnern können, was ich Dir hier ſage? Sei wild und toll in Deiner Jugend, damit Du es ſatt haſt, wenn Du älter wirſt! Jugendſünden erhalten die Verzeihung der Menſchen, den Mann dagegen beurtheilen ſie ſtrenger. Genieße die Freuden, während Du kannſt, damit Du nicht, wenn Du alt biſt, darüber zu weinen brauchſt, daß Du keine Sünden haſt; die gehören dazu wie das Salz zu den Speiſen. Beſſer iſt es, das Leben zu viel genoſſen zu haben, als ſpäter in der Einſamkeit darüber ſeufzen zu müſſen, daß man es nicht genoſſen, während man es haben konnte. Das ſchreibe ich Dir in Dein Wanderbuch! Gott oder der Teufel, in welches Regiment Du auch geſtellt wirſt, ſei Dir ein guter Herr!“ Er reichte Chriſtian die Geige und die Bücher. Das war der letzte Beſuch in der Hohlgaſſe.

XI.

— Vorbei
Sind dieſe Träume.

Schiller's Don Carlos.

Der Tag vor der Hochzeit iſt ein Torturtag für die Bauernbraut; ſie muß geputzt werden, das heißt, zum erſten und vielleicht einzigen Male in ihrem Leben ſich im bloßen

Haar zeigen; daſſelbe wird in Lauge ausgewaſchen, wodurch es ſteif und ſtruppig und noch ſchwerer zu ordnen wird, gewöhnlich fällt auch die Braut bei dieſem Putzen in Ohnmacht. Das war bei Marie nicht der Fall. „Ihr Haar iſt wie die feinſte Seide!“ ſagte Eine in der Gruppe, mit welcher wir den Zug zur Kirche betrachten. Daß ſie als Wittwe nicht mit einer Haube bekleidet war, ſondern mit ihrem ſchönen Haar prangen wollte, das zeigte Stolz, meinte man. Die ganze Familie des Bräutigams hatte auch viel gegen ſie einzuwenden, denn ſie brachte nichts mit in das Haus, außer einem langen Buben.

Die Ehrenpforte war auf dem Wege errichtet; die Gitterthüren an den Zäunen, durch die ſie mußten, waren mit grünen Zweigen verziert; die Hochzeitsjunker, wie ſie genannt werden, jagten ſchon zu Pferde auf dem Wege vor dem Zuge auf und ab. Zuerſt kam die Braut mit ihren Brautmädchen, welche ihre großen Blumenſträuße, gleich Marſchallſtäben, zum Wagen hinaus hielten; klingende Schellen und kleine Spiegel blitzten darin; prächtigere Sträuße hatte Niemand geſehen. Trompeten und Geigen ertönten bis in die Vorhalle der Kirche und übertönten die Orgel. Die Brautjungfer hatten viele Ehre von der Kirche, denn dieſe war mit vielem Grün und mit „was in das Auge fällt,“ wie der Bauer ſagt, geſchmückt: nämlich der König zu Pferde auf einem Vier-Schillings-Bilde, ein farbiges Recept mit der Flaſche dazu, worauf man noch las: „für ſechs Schillinge Wachholderbeertropfen!“ ein alter rother Seidenmuff und viele andere Prachtſtücke hingen zwiſchen den grünen Zweigen und Kränzen. Jede Hochzeit bei den Bauern, wenn ſie recht prächtig ſein ſoll, zeigt uns dieſen kindiſchen Schmuck.

Von den eingeladenen Frauen, die in den vorderſten Stühlen ſaßen, kennen wir zwei, die Mutter und Großmutter, die wir bei der Quelle trafen, auch die Tochter Lucie war mit dabei. Nichts Verwirrtes blickte mehr aus ihren großen ſprechenden Augen, fromm und ruhig ſaß ſie bei den Andern. Wie das Unwetter jener Nacht, ſo hatte ſich auch ihr Seelenkampf gelegt. Chriſtian, der ſeinen Platz an der Seite der Männer hatte, erkannte ſie ſogleich; ſie dagegen betrachtete ihn fremd und ſang mit klarer Stimme den heiligen Geſang.

Das Brautpaar ging zum Altar, das Gefolge ſtellte ſich in dem Chor auf. Die beiden Frauen flüſterten einander leiſe zu:

„Paſſe nun auf die Braut und den Bräutigam; wer von ihnen zuerſt eine Bewegung macht, der ſtirbt zuerſt!“

„Ei ja, das that ſie!“

„Aber das ſtimmt nicht mit dem Anderen!“ ſagte die Jüngere. „Dazu habe ich mehr Vertrauen, das hat nie fehlgeſchlagen! Aus den Namen der Braut und des Bräutigams kann man ſehen, wer zuerſt ſtirbt. Man zählt die Buchſtaben zuſammen und ſagt dann: „Adam ſtirbt! Eva ſtirbt!“ ſieh, das iſt daſſelbe, als ob man ſagte: er ſtirbt, ſie ſtirbt, und der, bei welchem man aufhört, ſtirbt zuerſt. Aber das trifft ja auch zu, ſie heißt Marie, das ſind fünf Buchſtaben, wenn es nicht mit zwei r geſchrieben wird, und er heißt Peter, das ſind auch fünf, das macht zehn, was eine gleiche Zahl iſt, und bei einer gleichen Zahl iſt es Eva, welche ſtirbt!“

„Aber er wird ja Peer und nicht Peter genannt!“ ſagte die Jüngere.

„Aber wie iſt er getauft?“ fragte die Andere. „Heißt er Peer, dann ſtirbt er zuerſt, und dann ſtimmt es mit der Bewegung, die ſie machte, überein!“

Sie wurden durch einen kleinen Streit, der in ihrer Nähe entſtand, unterbrochen, welcher doch, ſo ſtille er auch ablief, ihre Andacht ſtörte. Der Sohn des Bräutigams, Niels, ein Knabe von zwölf Jahren, mit einem flachen boshaften Geſicht, ſtieß ziemlich unſanft ſeinen Halbbruder Chriſtian zur Seite, um ſelbſt vorzukommen; der Andere machte eine unwillige Bewegung, die Frauen deuteten ihnen durch Mienen an, ſtill zu ſein, und Chriſtian blickte verlegen auf ſeine blendend weißen Strümpfe hinab, aber Niels ſetzte gleichzeitig ſeinen geſchwärzten Schuh auf deſſen Spanne. Die Thränen traten Chriſtian in die Augen, Lucie ſandte Niels einen ſtrafenden Blick zu.

Die Trauung war beendigt. Wie die Poſaunen des Weltgerichts ertönten die Trompeten in der Vorhalle. Der Bräutigam fuhr in der größten Eile davon, um ſeine Braut im Brauthauſe in Empfang nehmen zu können. Dort auf dem Flur ſtanden die Spielleute aufgeſtellt. Das Ehepaar war nun hier und jeder Gaſt legte auf dem Teller vor denſelben ſeine Brautgabe hin; man vergaß nicht, jeden großen Bankzettel auszubreiten, ſo wie der Bauer nie vergißt, ein ebenſo großes Geſchenk zu machen, wenn der Geber oder ſein nächſter Verwandter Hochzeit hat. Das Eſſen wurde verzehrt, der Pſalm geſungen, und die Schaffner tanzten die Braut in des Bräutigams Arme.

Lucie, etwas älter als Chriſtian, nahm ſich ſeiner einzig und allein an, die Beiden tanzten und ſpazierten zuſammen; die hübſche Schulmeiſterstochter wurde ſie genannt.

Am zweiten Feſttage ſaßen ſie im Garten, wo die Federnelken blühten, und ſie erzählte ihm von ihrem Großonkel Peter Wik, den ſie auch Oheim nannte, und der das ſchöne Schiff habe, welches ebenſo, wie ſie, Lucie hieß; es ſegelte ſowohl nach Deutſchland, als nach Kopenhagen. O, der Oheim war ſo gut und ſo luſtig; einmal jeden Sommer, wenn das Schiff bei Svendborg lag, beſuchte er ſie; er hatte ihr die Geſchichte von der geduldigen Helena geſchenkt, die, wie da ſtand, „ſehr luſtig, aber dabei traurig“ zu leſen war. Da holte Chriſtian ſein Buch vom Fuchſe, welches der Pathe ihm verehrt hatte, und ſie betrachteten die vielen Holzſchnitte und Lucie las die Ueberſchriften und ſie verſtanden gut, wie der Fuchs ſowohl den Bären als die anderen Thiere anführte.

Wie ſie recht darin vertieft ſaßen, kam Niels, er ſchlich ſich leiſe hinter ſie, und durch einen Stoß mit dem Fuße flog das Buch ihnen aus den Händen, hoch in die Höhe und zwiſchen die Stachelbeerſträucher. Chriſtian weinte, aber Lucie ſchalt und ſagte zu Niels, daß er, ebenſo wie der Fuchs im Buche, ein böſes Thier ſei.

Der Junge ſah ſie mit ſeinem nichtsſagenden Geſicht an. „Verrückte Lucie!“ war ſeine ganze Antwort. Da wurden des Mädchens rothe Wangen bleich, er hatte ſie durch dieſe Worte bitter gekränkt, auf die unglückliche Lage hingedeutet, in der ſie früher geweſen, von der ſie aber jetzt geheilt war. Mit einem Ausdruck der Wehmuth betrachtete ſie ihn und ging in das Brauthaus, wo Alles Luſtigkeit war.

Am dritten Tage des Feſtes ſah man Lucien und Chriſtian tanzen, Niels war mit in der Reihe. Die Sonne ſinkt nicht über den Zorn der Kinder herab. Die Schaffner dankten mit der gewöhnlichen Formel ab: „morgen iſt hier kein Vergnügen mehr!“

Für Niemanden lag eine ſo prophetiſche Wahrheit in dieſen Worten, wie für Chriſtian. In den erſten Wochen gewährte wohl die neue Heimath, der Garten und die Felder einige Abwechſelung und Vergnügen, aber drinnen war nicht eine Heimath, wie in Svendborg. Der Stiefvater mochte ſein Geigenſpiel nicht, und Marie hing deshalb das Inſtrument hoch über der Thür auf, von wo es nicht gleich herunter genommen werden konnte. Niels ſah den Stadtknaben über die Achſel an, welcher ſich vor dem Vieh fürchtete, eine Kuh für einen Stier hielt und nicht feſt auf einem ruhigen Milchwagengaul, der zur Tränke ging, ſitzen konnte. Grinſend erzählte er das dem Vater und den Knechten, und deren Gelächter kränkte den Kleinen. Der einzige Punkt, in dem der Geſchmack beider Knaben einigermaßen übereinſtimmte, war das Bilderbuch. Die Thiere intereſſirten Niels; daß ſie aber nur ſchwarz und weiß waren, hielt er für einen großen Fehler. So war es daher durchaus nicht Bosheit, andern vielmehr ein wohlgemeinter Gedanke, daß er eines Tages, als Chriſtian abweſend war, das Buch in der Ueberzeugung hervorholte, daß er etwas Verdienſtliches thue, und alle Holzſchnitte mit den grellſten rothen und gelben Farben überpinſelte. Er galt ja auch dafür, wie der Vater und die Knechte ſagten, einen Griff auf das Kritzeln zu haben. Auf Pforten und Thüren ſtanden ſeine Skizzen von Menſchen und Thieren, aber das, was dieſen bei ſeinem Publicum Werth verlieh, war die platte Bedeutung, das Gemeine, was eine jede ausdrückte. Den Holzſchnitten gab er durch einzelne Striche und Zuſätze denſelben Charakter, und lachte ſelbſt darüber, zufrieden mit ſeiner Erfindung.

„Nun ſieh einmal!“ ſagte er zu Chriſtian, als dieſer kam. „Jetzt ſtrahlt es!“

„Das ganze Buch haſt Du verdorben!“ ſagte Chriſtian, und ſeine Betrübniß und ſein Aerger riefen bei ihm eine wilde Heftigkeit hervor, welche ſeiner Natur nicht eigen war. Er ſtürzte auf Niels los, aber dieſer warf ihn im Nu zu Boden.

„Ihr ſolltet beide Prügel haben,“ ſagte Marie. „Niels will ich nicht ſchlagen, aber Du biſt mein eigen, Dich kann ich ſchlagen!“ Und ſo bekam er für ſie Beide.

Der Vater fand auch, daß das Buch jetzt viel ſchöner ſei, und die gemeinen Zuſätze lockten ihm einen frohen Ausruf: „Der Satansjunge weiß gut Beſcheid!“ ab.

Sich ſelbſt und ſeinen eigenen Gedanken überlaſſen ſchlich Chriſtian umher. Tag für Tag wurde er ſtiller. Bisweilen genoß er zwar die ganze Liebe der Mutter, beſonders wenn ihr etwas Widerwärtiges begegnete, oder wenn ſie die Verwandten des Mannes ſchlecht von ſich ſprechen hörte, weil ſie nichts mit ins Haus gebracht habe. Dann durfte zuweilen die Geige heruntergenommen werden, und er ſpielte die Stücke aus dem Notenbuche; dieſes war ihm ein Schatz, den er für nichts in der Welt entbehren mochte, und doch ſollte er ihn verlieren.

Ein herrlicher Drache ſtieg eines Tages über das Haus auf; Niels hatte ihn von alten Zeitungen und aus dem Notenbuch zuſammengekleiſtert, welches für ihn keinen Werth hatte. Der Drache flog hoch in die Luft, die Knaben konnten ihn nicht halten, die Flucht nahm zu und er flog nach dem Torfmoore hin.

Der Winter kam — und verſtrich. Es wurde Sommer; Chriſtian ſollte auch nützlich ſein. Draußen auf der Wieſe, wo der Bach zwiſchen den Erlenbüſchen rieſelte, mußte er mit Niels abwechſelnd die Gänſe hüten; aber er war gern in dieſer Einſamkeit. Auf einem großen Erlenſtamme, dicht daneben, wo der Bach eine kleine ſtillſtehende Bucht, Teich konnte ſie genannt werden, bildete, umſchattet von Haſelnußſträuchern und Erlen, die ſich in dem klaren Waſſer ſpiegelten, ſaß er in ſeinen Träumereien und betrachtete den Wiederſchein der Luft im Waſſer. Dort unten ſchwammen die Bilder der Wolken, dort unten flog der Vogel mit ausgebreiteten Flügeln, gerade ſo tief, als er hoch über dem Waſſerſpiegel ſchwebte. Die Bäume rings umher zeigten ſich mit dem Gipfel nach unten; ſeine eigene Geſtalt kam ebenſo umgekehrt zum Vorſchein; jetzt verſtand er, wie es auf der andern Seite unſerer Erde ausſehen müſſe. Die

Blaſen, welche hier und da emporſchoſſen, nannte er ſeine Waſſer-Sternſchnuppen. Die Fläche ſelbſt war ihm ein Weltmeer; die großen Waſſermücken, die darüber hinſtrichen, waren Corſaren. Welche Fahrt ſie nahmen! Im Vergleich hiemit erhielten das Grün und die Waſſerpflanzen des Ufers eine Rieſengröße, wie die Bäume in den tropiſchen Ländern. Die Meerlinſen waren grüne ſchwimmende Inſeln; und kam plötzlich ein Froſch zum Vorſchein und ſchwamm über den Waſſerſpiegel dahin, ſo war das ein Ungeheuer, gleich denen, von welchen er aus „Tauſend und einer Nacht“ gehört hatte. Wo er ſaß, ging das Waſſer gerade zwiſchen den hervorſpringenden Wurzeln bis unter den Erlenſtamm; in den Löchern deſſelben ſah es finſter und unheimlich aus; kein Fiſcher ahnt mehr, indem er an den Felſenhöhlen von Capri vorbeiſegelt, als er beim Anblick dieſer ſchwarzen Löcher zwiſchen den Wurzeln und dem Raſen, welcher über das Waſſer hinaushing, ohne es zu berühren, ſich träumte. Durch das Schlagen mit ſeinem Stock brachte er den ganzen Ocean in Bewegung, und er ſah des Weltmeers lange Wogen, Ebbe und Fluth, von denen die Höhlen der Küſte verdeckt oder größer wurden. Was er aus den Erzählungen des Vaters und des Pathen kannte, das, meinte er, wüßten die andern Bauernkinder auch; was er im Waſſer und in dem Grünen rings herum erblickte, müßten ſie ja auch ſehen können, und er ſprach mit ihnen darüber, als wäre es eine Wirklichkeit. Sie begriffen nichts, hörten ihm aber mit Erſtaunen und Neugierde zu; ſie wußten nicht, ob er klüger als ſie oder ob er ganz verrückt ſei.

„Ja, er iſt verrückt!“ ſagte Niels. Dieſes veranlaßte eine ganz neue Anſicht. Alle überwältigten ſie Chriſtian, Einer band mit der grünen, zähen Borke einen langen Weidenzweig hinten an ſein Halstuch, Andere beſetzten ihn mit Kletten, und Niels pfiff und rief: „Hurrah für den verrückten Chriſtian!“

Da ergriff ihn die Verzweiflung, und einem aufgeſcheuchten Reh gleich jagte er in wilder Flucht über das Feld hin, alle Knaben folgten ſchreiend nach und warfen ihm Mützen und Holzſchuhe um die Ohren. Er erreichte den Garten, kam über den Graben, die Buben waren dicht hinter ihm, er ſtieß einen Schrei aus; Marie ſtand im Garten, er ſuchte ſie zu erreichen, Niels und die Andern ſtanden ſchon auf dem Graben.

„Was giebt es nun wieder?“ ſagte ſie. „Kannſt Du nicht mit ihnen ſpielen? willſt Du nun gleich ruhig ſein?“

Sie ging hinein. Die Kameraden lachten ihn aus und er mußte es mit anhören.

Eines Tages ſaß er einſam auf dem Felde und kam auf den Gedanken, durch Heckendornen Blumen und Blätter zuſammen zu heften, ſo daß ſie menſchliche Geſtalten bildeten. Ein kleines Klettenblatt war der ſteif ſtehende Rock einer Dame, lange rothe Blumen bildeten die Arme, eine wilde Roſe war das Geſicht; die Männer dagegen hatten Beine und Arme von Vogelrippen, das Wegebreitblatt war ihre grüne Jacke. Es ſah wirklich nach etwas aus! Er ſtellte ſie rings um eine Baumwurzel auf und betrachtete darauf ſeine prächtige Geſellſchaft.

Mitten in dieſem Spiel wurde er von der klugen Frau aus Quärndrup unterbrochen; ſie, ſeine Seherin und ſein Arzt, kam um Geiskleeblätter zu pflücken und Angelicawurzeln zu ſchneiden. Sie ſah ſeine Puppen.

„Ih, was iſt das, was Du da gemacht haſt?“ fragte ſie, „das ſind ja Menſchen-Geſpenſter! Aber eine Seele haſt Du ihnen doch nicht geben können. Was willſt Du ihnen nun am Tage des Gerichts antworten, wenn ſie Dich anklagen, weil ſie nur Körper wurden?“ Sie ſchüttelte mit dem Kopfe und verließ ihn; aber ihre Worte: „Sie werden eine Seele von Dir fordern!“ waren tief in ſeine Phantaſie eingedrungen.

Je mehr er ſeine Puppen betrachtete, deſto ängſtlicher wurde er; ſie zu zerreißen wagte er nicht, da riß er ein Raſenſtück auf, grub ein Loch, legte ſie alle hinein und das Raſenſtück wieder darüber. Nun waren ſie begraben, aber er träumte die ganze Nacht davon, und es war ihm, als kämen die kleinen Blumen-Männer und Frauen an ſein Bett, hüpften auf daſſelbe herauf und ſagten: „Du mußt uns eine Seele geben.“ Sein Traum kam ihm wie eine Wirklichkeit vor, aber er wagte ihn Niemanden zu erzählen. Am folgenden Tage ging er nach dem Orte hin, wo das Raſenſtück lag, und hob dieſes auf; die Blumen waren vertrocknet und zuſammengeſchrumpft. Er nahm ſie auf, breitete ſie aus, ſo gut es ſich thun ließ, legte ſie auf ein großes Klettenblatt, betete ein Vaterunſer darüber und ſetzte ſie auf den Bach hinaus, wo dann das grüne Todesſchiff davon ſegelte. Nun konnten ſie ja nicht zurückkehren und ihn erſchrecken.

XII.

Alrik.
— Du biſt hier, o Freude! —
Edmund.
Nenn' mir ein Meer,
Das meine Schuld drin abzuwaſchen groß genug.
Das Runenſchwert, Trauerſpiel von Nicander.

Gewöhnlich iſt es die Unfähigkeit der Umgebung, das Eigenthümliche oder überwiegende Gute zu verſtehen, die eine edel begabte Seele zum Gegenſtand des Spottes und der Zurückſetzung macht. Der Eſel tritt oft auf die ſchönſte Blume, der Menſch auf ſeines Bruders Herz.

Du, deſſen Augen dieſe Blätter durchlaufen, biſt Du je recht einſam geweſen? Kennſt Du den Schmerz, kein Herz zu haben, an welches Du Dich anlehnen kannſt, keinen Freund, keinen Bruder, Einſamkeit mitten im Getümmel? Dann kennſt Du den Keim, welcher in Chriſtians Seele hervorſchoß, weißt, wie der bittere Duft alt macht und die Gedanken reift, während jene ihre Weisheits-Runen in unſer Herz ritzt.

In der Geige wohnte noch der Tröſter der Kinderphantaſie, aber die Geige machte ihn zu einem Kopfhänger, ſagte der Stiefvater, deshalb wurde ſie für einige Mark an den Dorfmuſikanten verkauft.

„Nun hat das Predigen darüber ein Ende!“ ſagte Marie.

Stumm ſchlich Chriſtian ſich hinaus in die Scheune, legte ſich ins Heu und weinte, bis der Schlaf ihm ſeinen tröſtenden Kuß gab, und er von längſt vergangenen Tagen träumte, als ſein Vater noch von den ſchönen Ländern erzählte und der Pathe ſagte, daß die Geige eine Roſe in ſeiner Hand werden und ſein Glück machen würde.

Die Wirklichkeit war eine Widerlegung dieſes und aller folgenden ſchönen Träume. Der Herbſt kam, es wurde unheimlich draußen wie im Hauſe.

„Es iſt ein Jammer mit dem Jungen!“ ſagte Marie. „Das hat er von ſeinem Vater, aber Niemand ſoll ſagen, daß ich ihn verziehe!“

Um eine gute Stiefmutter zu ſein, war ſie weniger liebevoll gegen ihr eigenes Kind.

„Iſt es nicht erſchrecklich!“ ſagte der Mann eines Tages als er von Svendborg kam; „der Normann in der Hohlgaſſe, der, welcher zu Deinem erſten Manne kam, iſt eingezogen. Er hat eine gräßliche Miſſethat geſtanden. Vor vielen Jahren hat er in Norwegen einem Frauenzimmer das Leben genommen, und in Svendborg erinnerſt Du Dich an des Juden Tochter Sara, die Mutter der kleinen Naomi oder wie ſie heißt, dieſelbe, die ſo hoch geſtiegen iſt, der hat er in die andere Welt verholfen!“

„Gott erbarme ſich!“ rief Marie aus.

„Ja, er ſitzt in Block und Eiſen. Uebrigens iſt es ganz ſonderbar, wie es herausgekommen iſt. Er verfiel in eine ſchwere Krankheit, der Doctor ſagte, daß er nicht beſſer werden könne, und das hat er denn auch geglaubt, und deshalb wollte er ſein Gewiſſen erleichtern und beichtete ſeine Sünde; aber von dem Augenblick an trat eine große Veränderung bei ihm ein; die Geſundheit kam auf einmal wieder, und ſo ging er aus dem Bette ins Gefängniß. Begnadigt wird er nicht. Es iſt ſo gut wie zwei Mordthaten, die er begangen hat, und auch ein Schmuggler iſt er geweſen, darum reiſte er ſo oft nach Thorſeng.“

„Ach ja!“ ſeufzte Marie, „man konnte es ihm anſehen und anhören, daß ein böſer Geiſt in ihm wohne. Mir grauet noch vor ſeiner Sprache am vorigen Weihnachtsabend! Das Geigenſpiel war wie die Stimme Kains. Es war häßlich mit anzuhören!“ Sie konnte es nicht vergeſſen, ihre Glieder bebten.

Der Abendtiſch wurde gedeckt, Niels kam, Chriſtian war nicht zu finden. Man wartete, man ſuchte nach ihm, er kam nicht. Die Uhr ging auf elf.

„Er wird ſchon kommen, wenn er hungrig wird,“ ſagte der Vater.

„Ich bin ſeine Mutter,“ ſagte Marie, „ich weiß am beſten, wie nahe er meinem Herzen liegt. Finden muß ich ihn, aber die Künſte ſoll er bezahlt bekommen!“

Er war nicht zu finden.

Kurz nach der Mittagsſtunde hatte er auf ſeinem Lieblingsplatz am Bache geſeſſen; das Laub wirbelte über das Feld hin, die Sonnenſtrahlen waren matt und kalt. Schon vor mehreren Tagen waren die Zugvögel fortgezogen; deshalb überraſchte es ihn, dicht neben ſich einen Storch, einen Nachzügler, zu erblicken; vielleicht war er gefangen geweſen, als die Schaar fortzog, ſeitdem entſchlüpft und mußte jetzt, als ein einſamer Pilger, den weiten Weg durch die Steppe der Luft nach dem fernen Süden machen.

Er hüpfte rings um Chriſtian herum, ſchien durchaus nicht ſcheu zu ſein und betrachtete ihn mit ſeinen klugen Augen. Da dachte der Knabe an die Störche, die ihr Neſt auf des Juden Haus hatten, dieſer ſchien ihm der männliche Storch zu ſein, und alle lieben Kindheits-Erinnerungen drängten ſich ihm auf. Er beſann ſich auf Alles, was der Vater von dieſem wunderbaren Thiere erzählt hatte; er näherte ſich, aber der Storch flog einige Schritte weiter fort. „Wer unter dem Storchflügel ſitzen und mit nach den fremden Ländern fliegen könnte!“ hatte der Vater ſo oft geſagt, und nie hatte ſich dieſelbe Sehnſucht ſo ſtark bei dem Kleinen gerührt, als in dieſem Augenblick. „Könnte ich nur nach Svendsborg zu meinem Pathen kommen!“ dachte er und ging halb träumend über Feld und Wieſen; da erhob ſich der Storch in ſtolzer Flucht, ſteuerte über den Wald hin, und Chriſtian wanderte, froh, wie er ſich lange nicht gefühlt hatte, auf der Landſtraße, die nach Svendborg führte, fort.

Erſt als die Dunkelheit eintrat, als der Hunger ſich einfand, kehrten ſich die Gedanken der Heimath zu, und er erſchrak, ſo weit davon entfernt zu ſein und die Gänſe auf dem Felde verlaſſen zu haben; es mußte ſpät werden, bevor er wieder zu ſeinen Eltern kommen konnte, und was würden die ſagen? Er ſtand ſtill, der Storch war Schuld an dem Ganzen, ſagte er, und fing an zu weinen, denn ſie würden ihn ſchlagen, wenn er nach Hauſe käme. „Du guter

Jeſus, ſei mein Freund!“ betete er mit frommem Sinn und wanderte vorwärts.

Es wurde dunkler und dunkler, er konnte die Hand vor den Augen nicht erblicken, da kroch er auf den Graben hinauf, lehnte ſeinen Kopf gegen einen Weidenſtamm, betete ſein „Vater unſer“ und ergab ſich in ſein Schickſal.

Es konnte nicht ſpäter als neun Uhr Abends ſein. Wie er da ſaß, kam es ihm vor, als wenn ein helles Licht aus weiter Ferne durch die Bäume glänzte. Er hörte Muſik; die fernen Töne wogten ſo ſanft und herrlich an ihm vorüber; er lauſchte mit einer Andacht, wie der Selige auf die himmliſchen Harmonieen hören wird. Bald ſchien es ihm, daß es von den Gipfeln der Bäume, bald, daß es aus den Wolken über ihm käme. Ob wohl Wahrheit in der Sage iſt, daß die Schwäne ſingen, aber nur in ſolcher Höhe von der Erde, daß die Menſchheit es nicht hören können? Hier drang es doch zu einem menſchlichen Ohre herab. Die Wolken bekamen einen ſtärkeren Glanz, Alles wurde heller; er ſtarrte nach dem zunehmenden Lichte und ſah jetzt den abnehmenden Mond mit ſeinem dämmernden Schein Büſche und Bäume aus der Dunkelheit hervorrufen.

Er war bei dem Ritterſitze Glorup und ſaß an dem Graben, welcher den alterthümlichen Garten umſchließt. Aus dem Hauptgebäude ertönte die Muſik, die er hörte, von dorther ſtrahlten die Lichter zu ihm hinaus. Unwiderruflich wurde er näher gezogen; er ließ ſich zwiſchen den Büſchen hinabgleiten und befand ſich jetzt im Garten.

Mächtige alte Bäume, mit den Zweigen dicht in einander verſchlungen, bildeten eine unendlich lange Allee; eine weibliche Geſtalt von weißem Marmor ſtand mit Ketten an ein Felſenſtück gefeſſelt. Was er aus „Tauſend und einer Nacht“ von verzauberten Gärten und Schlöſſern gehört hatte, ſchien ihm hier Wirklichkeit; vielleicht wurde ihm hier geholfen und er glücklich, wie man das gewöhnlich in den Märchen wird. Er betete ein Abendgebet und ging nun mit frommem Vertrauen zu Andromeda's Statue hin, wie ſolche hier im Garten ſteht. Das war ſicher eine ſchöne Prinzeſſin, die hier in Stein verzaubert war. Er berührte ihren Fuß, der war eiskalt. Wehmüthig ſchien ſie auf ihn im Mondſcheine zu blicken.

In der langen Allee lag noch die ganze Finſterniß der Nacht, das trat bei den erhellten Außenſeiten noch ſchärfer hervor. In einer beſtimmten Entfernung von einander ſtanden hier ſteinerne Säulen mit großen Kugeln darauf. Sie kamen ihm wie Zwerge vor, welche den Weg bewachten; eine ähnliche Allee mit denſelben Geſtalten erſtreckte ſich auf der andern Seite und zwiſchen beiden lag ein See mit ſteilen Ufern, in deſſen Mitte ſich eine kleine Inſel befand, auf der das bunte Herbſtlaub als die prächtigſten Blumen erſchien. Vom Hauptgebäude gerade vor ſtrahlten die Lichter mit farbigem Schimmer durch die bunten Gardinen, und daher erklangen die Zaubertöne. Es war, als ob die Allee nie ein Ende nähme, darin lag gewiß auch ein Zauber.

Endlich ſtand er vor dem Eingange und ſah im Mondſchein die koloſſalen ſteinernen Adler, welche das gräflich Moltke'ſche Wappen hielten, und dieſe kamen ihm wie der Vogel Greif vor; er fürchtete, daß ſie ihre großen Schwingen erheben, herabfliegen und ihn mit ihren Krallen packen möchten, aber ſie rührten ſich nicht. Da ſtieg er die breite Treppe hinan und erblickte den Licht-Stern, welcher mit glänzenden Glasſteinen unter der Decke hing; ſchöne Frauen, leicht wie Seifenblaſen, ſchwebten vorbei; geputzte Herren waren da; er wagte nicht in das verzauberte Schloß ſelbſt einzutreten, nur die Töne durfte er einſchlürfen, und die waren ihm ein Lebensſtrom für das verſchmachtende Herz.

Auf der Treppe lag eine Art von wollener Decke für die Hunde der Herrſchaft, damit ſie nicht auf dem harten Stein liegen müßten; darin wickelte er ſich ein, ſein Haupt beugte ſich ermüdet, er ſchlief ein. Der Wind ſtreute das gelbe Laub über den Schlafenden. Der Schlaf hatte ihn an eine Erde gefeſſelt, von der er ein Theil war. Die Lippen bewegten ſich leiſe im Traume. Kind der Armuth auf der Treppe in der kalten Nacht, biſt Du mehr, als das Meiſterwerk von Marmor? Ein unſterblicher Geiſt wohnt in Deiner Bruſt!

Die Töne verſtummten, die Lichter wurden ausgelöſcht, es ward ſtill in dem ganzen großen Gebäude, aber ſtärker ſtrömten die Töne und das Licht durch die Seele des Schlafenden; im Traum war er in dem prachtvollen Saal, der jetzt eine weit geiſtigere Schönheit beſaß. Die Wände waren Sommerwolken, das Portal ein prächtiger Regenbogen, und die Adler dort oben hatten Leben; ſie ſchüttelten ihre ſtolzen, ſchwarzen Schwingen, ſo daß Sternſchnuppen auf den Federn ſpielten. Die Muſik erklang, und die Tanzenden ſchwebten wie Schwanenfedern in der Luft, und als er vom Portal über den Garten hinausblickte, gewahrte er die ſchönen blauen Berge, von denen ſein Vater erzählt hatte, und von dieſen kamen, Hand in Hand, Naomi und Lucie, ſie näherten ſich dem Schloſſe; er winkte ihnen, ſie waren ganz nahe, — da erwachte er. Der Mond ſchien ihm gerade in das Angeſicht, ſo daß er im erſten Augenblick noch den Glanz in ſeinem Traum zu ſehen glaubte.

Der Wind wehte kalt; Todesſtille herrſchte ringsumher; ihn fror, die Wirklichkeit ſeiner verlaſſenen Stellung war ihm allzudeutlich. Er erhob ſich, und ging einige Schritte; das ganze todte Gebäude, die langen Alleen mit ihren weißen Steinbildern hatten etwas Unheimliches; die Zähne klapperten ihm im Munde. Um Schutz gegen den ſcharfen Wind zu finden, ging er nach dem Unterholz; hier war eine Höhlung, eine Art Sandgrube, in dieſe ſtieg er hinab. Da erhob ſich plötzlich eine männliche Geſtalt mit großen Umriſſen vor ihm.

„Wer iſt da? Was willſt Du?“ fragte die barſche Stimme.

„Ach Herr Jeſus!“ ſeufzte Chriſtian und ſank in die Knie.

„Biſt Du ein Kind?“ fragte der Mann.

Chriſtian ſagte, wer er ſei, wie er allein käme, und im ſelben Augenblick umſchlangen ihn ein Paar Arme.

„Kennſt Du mich nicht?“ flüſterte der Mann. „Kennſt Du Deinen Pathen nicht? Sprich leiſe, ganz leiſe, ſage ich Dir!“

Und Chriſtian wurde keck, klammerte ſich an den Pathen an und drückte Küſſe auf deſſen Wange.

„Was Du für einen großen Bart haſt!“ rief der Knabe aus.

„Aber darum bin ich doch nicht der Wolf, welcher die alte Großmutter und das kleine Mädchen fraß!“ erwiderte er.

„O ja, die Geſchichte haſt Du mir früher erzählt! Lange Zeit habe ich keine Geſchichten gehört. Meine Geige haben ſie verkauft, aus dem Notenbuche hat Niels einen Drachen gemacht — aber das iſt mir Alles gleich, wenn ich nur immer bei Dir ſein kann!“

Der Pathe legte ſeinen Arm um den Hals, liebkoſte ihn auf ſeine Weiſe, und daß ſie ſich hier an dieſem Ort und zu dieſer Zeit trafen, war nach des Pathen Verſicherung, er ſei auf der Reiſe, ganz in ſeiner Ordnung. Nun ſtieg der Mond ſo hoch über die Baumwipfel, daß deſſen Licht die kleine Gruppe beſcheinen konnte. Der Pathe war gelblich-bleich im Geſicht, Bart und Haar dick und unordentlich. Chriſtian ſaß auf ſeinem Schooß und horchte auf eine Geſchichte, die er ihm erzählte, aber es fiel ihm nicht im mindeſten ein, daß es des Normanns eigenes Leben ſei, welches er hörte.

„Es wurde einmal ein Tugendmenſch geboren; nun wirſt Du hören, was das für ein närriſches Thier war! Als es in der Wiege lag, war es weiß und roth, hatte unſchuldige Augen und wurde ein Engel Gottes genannt. Es ſollte in Unſchuld erzogen werden, aber in der Nacht kam der Teufel und ließ das Kind an ſeiner ſchwarzen Ziege ſangen, darauf kam Wildheit in das Blut, aber Niemand merkte es, denn es hatte alle Tugendgeberden. Es wurde ein Burſche, der bei einem luſtigen Wort erröthen konnte. Er las in der Bibel, aber er traf immer die Stelle im hohen Liede, wo das ſchöne Weib am Beſten beſchrieben wird, ſie, die ſchönſte von den Weibern Salomos; er las von Suſanna im Bade und David bei Bathſeba. Niemand wußte, was er dachte, ſeine Worte waren rein wie friſch gefallner Schnee. Der Tugendmenſch war ſtolz darauf, und hätte ſich gern in einem eiſernen Käfig herum führen laſſen, damit die Leute in allen Landen der Welt ein ſo ſeltenes Thier zu ſehen bekommen könnten. Du weißt, daß aus dem alten Meth ein Baſilisk entſtehen kann; des Teufels Milch iſt ein kräftigeres Getränk, das ſchuf ein ſchlimmeres Thier in ihm; es blähte ſich auf, und der Tugendmenſch blähte ſich auf. Das waren zwei Hähne, die ſich brüſteten. So ging er in den Wald hinaus, und da kam die Waldjungfrau fein und zart, ihre Schönheit ſpornte die Kräfte des Ungeheuers an, und der Tugendmenſch wurde zu einem wilden Thiere im Arme der Waldjungfrau. Sie ſchrie um Hülfe, aber das waren Alles Teufelskünſte, und der Tugendmenſch drückte ihr den Hals, daß die Stimme erſtarb, und ſie ſelbſt wurde blau und kalt; da ſtieß er ſie in den Abgrund hinab. Aber aus ihrem ſchönen Körper, den er in ſeine Arme gedrückt, wälzten ſich Schlangen und Eidechſen, die umziſchten ihn, ſie bekamen Flügel, und ſie ſangen von den Bäumen und Büſchen: „Du biſt ein ſündiger Menſch wie die Andern!“ und die ſchwarzen Tannen nickten und ſagten: „Du biſt ein Mörder!“ —

Da flüchtete der Tugendmenſch nach fremden Landen, wo die Bäume nichts davon wußten und deshalb ſchwiegen; aber die Eidechſen mit den Flügeln waren mitgeflogen, ſie ſangen in den Büſchen, ſie pfiffen wie das Heimchen in ſeiner Ofenecke — dann nahm er die Geige hervor, ſpielte und verzog das Geſicht, dann fielen ſie in den Schlaf. Sein Blut wurde heißer, die Tochter des Nachbars — aber Du hörſt ja nicht, Knabe!“ ſagte er, und murmelte vor ſich hin: „Er ſchläft; wer ſo in Ewigkeit fort ſchlafen könnte! ohne Träume ſchlafen! das wäre eine Wohlthat!“

Seine Hand bewegte ſich über des Knaben Angeſicht, die Finger berührten deſſen Kehle: „Jetzt reitet der Tod über Deinen Lebensfaden hin! Deine Seele iſt rein und unſchuldig, giebt es eine Seligkeit, ſo haſt Du Anſpruch darauf, indem ich Dich ohne Dein Wiſſen aus dieſem Leben ſtoße! — Ha! wie wenig Kraft gehört doch dazu, um eine Seele von der Erde zu verjagen! — Aber ich will nicht! Mögen ſie Alle leiden und gereinigt werden, wie ich gereinigt worden bin. Die Menſchen ſollten ihre ſcharfen Zungen an Dein weiches Herz legen, bis ſich eine harte Haut darüber zieht; ihre Augen ſollten Dich böſe anblicken, damit Du Gift in Deine Gedanken bekämeſt. Der Menſch iſt böſe. Selbſt der Beſte hat Augenblicke, in welchen Gift von ſeiner Zunge träufelt, und biſt Du ſein Sklave, ſo mußt Du mit Haß in Deinem Herzen ſtumm ſeine Hand küſſen!“

Früh am Morgen erwachte Chriſtian, ſein Auge ſuchte den Pathen, er erblickte ihn nicht; nun hob er den Kopf in die Höhe, und über ihm, in den Zweigen des Baumes, ſchwebte eine Leiche; Mund und Augen ſtanden krampfhaft geöffnet, das ſchwarze Haar flog um das blaſſe Geſicht. Chriſtian ſtieß einen Schrei aus, es war ja der Pathe, den er ſah. Einen Augenblick hielten Schauder und Schreck ihn gebannt, darauf lief er in wilder Flucht durch die rauſchenden Büſche und erreichte das Gehege und die Landſtraße. Hinten lag der Wald wie ein böſer Traum, das Schreckgebilde ſchwebte darin.

XIII.

Weil' ich auf der wilden See,
Wo die Schürze nur ein Wimpel,
Wo das Hemd nur iſt ein Segel,
Und die Röcke Reffe ſind;
Hat nicht Heim an mein Scherz,
Und ich laß ihn ganz gewähren;
Meine Worte brech' ich nicht;
Nein verſchlucken ſie die Freunde.

Baggeſen.

Hurrah für die betheerten Jungen!

Volksſchauſpiel „Capricciosa.“

Vor ſich erblickte Chriſtian eine Frau und ein junges Mädchen; er erreichte ſie, ſie nannten ihn bei ſeinem Namen. Es waren Lucie und ihre Mutter, die ſich in der frühen Morgenſtunde auf der Wanderung befanden, um den Oheim Peter Wik zu beſuchen, welcher mit ſeiner Jacht bei Svendborg lag.

Chriſtian erzählte in verwirrter Ordnung vom Pathen drinnen im Walde, und mit der dem gemeinen Volke eigenen Angſt vor einem Selbſtmörder und Furcht, in eine Polizeiſache verwickelt zu werden, ging Luciens Mutter noch raſcher zu, ohne daß die Unterhaltung dabei ſtockte.

„Aber du mein Gott im Himmel!“ ſagte ſie, „ſeid Ihr Beide denn dieſe Nacht da zuſammen geweſen?“

„Ich traf ihn dort,“ ſagte Chriſtian und geſtand nun, daß er die Heimath ohne Vorwiſſen der Eltern verlaſſen habe.

„Aber der liebe Gott behüte uns! Sie müſſen ja in großer Angſt um Dich ſein. Du darfſt nicht mit uns gehen. Sie werden Dich wohl ſchelten, Du wirſt wohl eine Tracht Prügel bekommen, aber dann iſt es ja vorbei!“

„O nein!“ ſeufzte Chriſtian, „darf ich bei Euch bleiben. Ziehet Eure Hand nicht von mir ab! Ich will Hühner und Enten hüten, ich will auf dem bloßen Stroh draußen in der Scheune ſchlafen. Schickt mich nur nicht nach Hauſe!“ Er brach in Thränen aus und küßte die Hand und die Schürze der Frau.

Da ſtanden auch in Luciens Augen Thränen, und ſie bat für ihn. „Laß ihn bei uns bleiben! Entſinnſt Du Dich nicht, wie böſe ſein Halbbruder gegen ihn in der Kirche war?“

„Aber ich habe ja keine Gewalt über ihn, ich kann ihn nicht von ſeinen Eltern wegnehmen!“

„Aber er kann uns doch bis Svendborg begleiten. Der Oheim läßt ihn dieſe Nacht auf dem Schiffe ſchlafen und morgen geht er mit uns zurück; dann ſprichſt Du erſt mit den Eltern, bitteſt für ihn, und wenn ſie dann nicht mehr ſehr böſe ſind, geht er nach Hauſe. Nicht wahr, das thuſt Du?“

Chriſtian betrachtete ſie wehmüthig; ſie nahm ſeine Hand.

„Sei nicht betrübt, meine Mutter mag Dich leiden!“ und ſie ſah die Mutter mit einem bittenden Blick an.

„In Gottes Namen!“ ſagte dieſe, „der liebe Gott hat Dich uns zugeführt; ſo bleibe denn! Du ſollſt heute Nacht in Svendborg keine Noth leiden. Morgen kehrſt Du mit uns zurück!“

„Ja!“ ſagte Chriſtian mit einem tiefen Seufzer.

Nun fragte ſie wieder nach dem Pathen und was dieſer wäre, und der Knabe antwortete darauf ſo gut als er konnte. Lucie ſprach von dem lieben Oheim und von dem Schiffe, an deſſen Bord ſie kommen würden, der niedlichen kleinen Cajüte mit den kleinen Fenſtern, wo rothe Gardinen darum ſeien, und mitten am Pfeiler hinge die Silhouette von des Oheims verſtorbener Frau, welche eine Schwedin, drüben aus Malmö, geweſen war. Sie ſprach von dem Geſtell mit der Bibel, dem Geſangbuch und Albertus Julius und von der alten Geige.

Bei dieſem Worte funkelten Chriſtians Augen: „Geige!“ rief er aus; jetzt verſtand er erſt, wie lieb dieſer Mann Einem werden konnte.

Gegen Mittag erreichten ſie Svendborg. Mit welchem Entzücken erblickte er nicht Thorſeng, die Bucht und die ganze liebe Stadt wieder; er hätte allen Häuſern zunicken mögen, es waren ja alte Bekannte. Sie gingen die Mühlgaſſe hinauf, er ſah nach des Pathen Haus hinab, die Fenſterladen waren zu, die Thür geſchloſſen. Sie kamen zur Schiffbrücke.

„Da liegt Lucie!“ ſagte die Mutter und zeigte nach dem Schiffe.

„Und da ſteht der Oheim!“ rief Lucie. Sie verdoppelten ihre Schritte.

In einer geblümten Nachtjacke ſtand da ein kleiner, dicker Mann mit einem runden, jovialen Angeſicht. Das war der Oheim Peter Wik.

„Nein, ſeid Ihr da?“ rief er aus, „das müſſen wir an den Balken ſchreiben! Lisbeth und mein kleiner Landſegler. Ihr kommt vom Norden mit Südwind. Nun auf dem Brete herauf!“

„Kann das uns tragen?“ fragte Lisbeth.

„Trägt es eine Laſt wie mich, ſo trägt es auch wohl ſolche Sperlinge, wie Ihr ſeid! Wie biſt Du groß geworden, Lucie! könnteſt wohl bald Braut werden! Soll das Dein Mann ſein, der kleine Knirps, den Du da bei Dir haſt?“ er zeigte auf Chriſtian. „Nun, aus Kleinem kann Großes werden! Nimm Dich in Acht, mein Junge, daß ſie Dir nicht entläuft, bevor Du ihr den Verlobungsring bieteſt!“

„Nein, wie nett und ordentlich doch Alles hier draußen iſt!“ ſagte Lisbeth.

„Zum Teufel, glaubſt Du, daß mein Schiff ein Schweinſtall iſt? Nein, meine See-Lucie wird alle Morgen gewaſchen und geputzt wie ein Schooßkindchen, und gehen wir in fliegender Fahrt über die See hin, dann wäſcht dieſe ihren Leib noch beſſer. Das Deck muß rein ſein; in der Woche iſt es mein Spaziergang und Sonntags meine Kirche. Aber daß Ihr unerwartet ſo kommt, das war ein guter Einfall von Dir, Lisbeth!“

„Ehrlich geſagt,“ erwiderte ſie, „war es Lucie, der es zuerſt einfiel; ſie ließ mir keine Ruhe, bis wir aufbrachen.“

„Ueber ein Jahr habe ich Dich nicht geſehen, Oheim!“ ſagte das Mädchen.

„Wäre ich zwanzig Jahr jünger, Lucie, und Du hätteſt eine Portion Jahre dazu, ja, weißt Du was, ich will nicht fluchen, ſo könnteſt Du vielleicht dazu gelangen, Madame Peter Wik zu heißen! Herr Gott, man iſt ein alter Seehund, wenn die hübſcheſten Mädchen heranwachſen! — Aber Eöben ſoll hinauf laufen und drei Portionen Suppe und einen kleinen Braten beſtellen, denn Ihr ſollt hier am Bord eſſen. Eöben kocht einen Kaffee mit Cichorien, den man einem Kaiſer vorſetzen könnte, ich habe ihm gelehrt, ihn mit getrockneter Flunderhaut zu klären. Kommt nun mit hinunter in die Cajüte. Ich muß wegen meines Bischens Wohlbeleibtheit etwas ſchräge ſegeln. Mit keiner lebenden Seele habe ich mich entzweit, ausgenommen mit meiner Cajütenthür, ſie kneipt mich in die Seiten. Einſt war ich dünn und flink wie ein Käfer.“

Alles war hier drinnen, wie Lucie es beſchrieben hatte. Die kurzen, rothen Gardinen flatterten vor den kleinen Cajütenfenſtern, zwiſchen denen Madame Wik's Silhouette hing. Obendrüber auf dem Geſtelle lagen die Bücher und die Geige, dieſe zog Chriſtians Aufmerkſamkeit auf ſich; wie einfach und unanſehnlich ſie auch ſonſt ausſah, ſie war ja doch eine Aladins-Lampe, welche Geiſter beherrſchte, die mächtigen Geiſter der Töne.

„Die Fenſter ſollten weiter herunter gehen, dann wäre es hier heller!“ ſagte Lucie.

„Weiter herunter?“ erwiderte Peter Wik, „dann ginge ja die See dem Fahrzeuge in den Leib! Du haſt nicht ſo viel Verſtand vom Seeweſen wie eine Gans, die kann doch mit den Beinen rudern! Ihr Dorfleute! ja das iſt ganz richtig, was in dem Geſchichtenbuche vom Boote oder jungen Schiffe ſteht. Sie hatten nicht die Mittel, ein großes Schiff zu kaufen, und deshalb kauften ſie ein kleines Boot, welches hintenan hing; ſie glaubten, daß das ein Junges ſei, welches wachſen könne; ſie brachten es aufs Gras, aber es fraß nicht, da glaubten ſie, daß es krank ſei oder Sehnſucht habe, und deshalb bezahlten ſie dem Schiffer, damit er es noch ein Jahr bei der Mutter gehen laſſe, bis es gelernt haben würde, ſelbſt zu freſſen. Hei, wie munter es wird! ſagten ſie, als es hinter dem großen Schiffe auf dem Waſſer ſchaukelte. Ja, Ihr Landleute ſeid gute Seemänner!“ Nun fragte er nach Chriſtian und erfuhr ſeine Geſchichte und ſein Davonlaufen, aber was den Pathen betraf, da wäre es am beſten, wie er ſich ausdrückte, daß dieſe Geſchichte ihren eigenen Strich ſegle, in dieſes Kielwaſſer wollten ſie nicht hinein. Für dieſe Nacht ſollten Lisbeth und Lucie in ſeiner Wohnung oben in der Stadt ſchlafen, er ſelbſt bliebe am Bord, wo Chriſtian auch eine Koje bekommen könne. Erſt als dieſe beiden allein waren, wurden ſie etwas näher mit einander bekannt.

„Nun, mein Junge!“ ſagte Peter Wik, „nun wollen wir uns mit Ole Lukóie herum ſchlagen; aber er ſchaukelt uns, das kannſt Du mir glauben, ſchaukelt uns bis in den ſiebenten Himmel. Jetzt möchte ich meinen Grog und meine Pfeife haben und ein Bischen mit Dir plaudern! Du ſagteſt ja, daß Du die Geige ſpielen könnteſt; laß mich hören, wie Du kratzeſt!"

Chriſtian bebte vor Freude, indem er die Saiten berührte, er machte einige der künſtlichſten Läufe, die ihm der Pathe gelehrt hatte.

„Ja wahrlich!" ſagte Peter Wik lachend, „das wäre eine ganz nette Melodie, wenn ſie aus einer andern Tonart ginge; das iſt wohl nordiſch-arabiſch, was Du ſpielſt? Das ſteigt zu Kopf wie alter Cognac; kannſt Du nicht einen, der in die Beine zieht und Einem die Sohlen juckt?" Er nahm ſelbſt die Geige und ſpielte einen Molinaski. Nun fragte er ihn nach der Heimath und nach ſeinem Halbbruder. „Aber warum biſt Du ſo ein jämmerlicher Kerl?" ſagte er. „Du mußt um Dich hauen; gieb ihm eins auf die Theekanne, ſo daß er die Tülle nach einer andern Seite dreht! — Deine Geige verkaufen? Das war Sünde! Du mußt auf Deinen eigenen Füßen ſtehen; nun, ſtehen konnteſt Du nicht, und deshalb liefſt Du. Der Teufel! es weht oft ärger auf dem Lande als auf der See! Was war Dein eigener Vater?"

Chriſtian erzählte es.

„Den kannte ich!" ſagte Peter Wik. „Er war ja hinten herum geweſen, zu Lande hinunter bei Livorno. Das war kein Schwächling, obgleich er ein Schneider war."

„Könnte ich doch auch nach den fremden Ländern," ſeufzte Chriſtian. „O, dürfte ich hier auf dem Schiffe bleiben!"

Er ergriff des Seemannes Hand, und die Augen bekamen Beredſamkeit wie ſeine Lippen.

„Wenn Deine Mutter ja dazu ſagte, dann könnteſt Du immerhin bleiben, ich muß ſo einen Jungen haben, aber das will ich Dir ſagen, wir liegen nicht jeden Tag im Hafen! Wir kommen auch hinaus, wo die Lucie ſchaukelt, wo Du einen kalten Ueberguß kriegſt, und mitunter kannſt Du auch von mir eine Backpfeife oder einen ſoliden Puff beſehen, und dann kannſt Du nicht wieder davon laufen, mein Junge! Auch giebt es nicht alle Tage, wie heute, Kaffee und Feinbrot! Schlafe jetzt in Deiner kleinen Koje, da liegſt Du, wie in Deiner Mutter Commodenkaſten!“

Peter Wik ſaß mit ſeinem Grog und ſeiner Pfeife auf dem Verdeck, Chriſtian ging in ſein kleines Bett. Frommes Vertrauen auf Gott erfüllte ſeine Gedanken, es war als ob das Heilige ihm näher ſchwebte.

In der frühen Morgenſtunde ſtieg er, wie er gewohnt war, aus dem Bett, das machte einen guten Eindruck auf den Schiffer.

„Du machſt es wohl, gerade wie die Hühner, Du biſt früh auf den Beinen. Das mag ich leiden! Aber es wird das Beſte ſein, daß Du landwärts ſegelſt, bis Du die Papiere klar gemacht und Deine Mutter ſagt, daß Du die Anker lichten kannſt. Gott helfe mir, nun heult er gar. Du biſt ein echter Seefiſch!“

„Er bleibt bei Dir, Oheim!“ bat Lucie, als ſie kam und Chriſtians Trauer hörte. „Meine Mutter geht noch dieſen Abend zu ſeinen Eltern hinüber und erzählt das

Ganze. Er hat Niemanden zu Hauſe, der ihm ein guter Oheim wäre, wie Du es mir biſt!“ und ihre kleine Hand glitt liebreich über des Oheims gefurchte Wange.

„Sieh einmal, kennſt Du nicht ſchon der ſeligen Madam Peter Wik Manieren, wenn ſie mich in ruhiges Waſſer haben wollte! Die Frauenzimmer ſind komiſche Spielwerke!“ Lucie fuhr mit ihrer ſichern Ueberredungskunſt fort, und Chriſtian durfte bleiben, bis er die Beſtimmung der Eltern über ihn erfuhr.

Schon am Mittag des folgenden Tages kam Marie nach Svendborg, ſie war allein und ſuchte ſogleich das Schiff auf, küßte den Knaben und ſchalt zugleich.

„Herr Gott, ſo von uns fort zu laufen! Ja, Du biſt Dein Vater, wie er leibte und lebte! Von ihm hatte ich auch Kummer! Glaube nicht, daß ich Dich ſchlagen werde, obgleich es Dir recht geſund ſein würde. Verſuche es jetzt, wie es draußen unter Fremden iſt. Ich weiß wohl, was ich mit Deinem Vater ausgeſtanden habe, und glaubſt Du, ich hätte mich wieder verheirathet, wenn Du nicht geweſen wäreſt? Ich tanze nicht auf Roſen, das glaube nur, aber Du biſt ein Weichling, das biſt Du! Segle nur fort mit dem Schiffe, und wenn es dann mit Mann und Maus untergeht, ſo habe ich deſto mehr Trauer!“

Das war ungefähr die Unterredung und nun ward Chriſtian Schiffsjunge. Eine Art von Contract wurde abgeſchloſſen; das Einzige, was er aus demſelben recht inne hatte, war, daß er des Schiffers Geige borgen durfte, dieſe

Bitte hatte er hergeſtammelt, als er gefragt wurde, ob er Alles begriffen habe.

Nun mußte er die Bekanntſchaft mit dem Nachthauſe, dem Fock und dem Klüver machen, und bald hing er wie eine Strandmöve in den Tauen, obgleich Klettern und Springen nie ſeine Uebungen geweſen waren.

XIV.

Ich ſeh' von des Schiffes Rande
Tief in die Flut hinein —
Meerkönig auf ſeiner Warte
Sitzt in der Dämmerung tief,
Als ob er mit langem Barte
Ueber ſeiner Harfe ſchlief,
Da kommen und gehen die Schiffe
Darüber, er merkt es kaum,
Von ſeinem Korallenriffe
Grüßt er ſie wie im Traum!

Eichendorff.

Am 18. October war Alles am Bord zur Abreiſe bereit. Außer Peter Wik beſtand die Beſatzung aus drei Matroſen und zwei Paſſagieren; unter den Letzteren befand ſich eine ältliche Gouvernante, die in ihrer Blüthezeit bei der gräflich Trampe'ſchen Schauſpielergeſellſchaft in Odenſe aufgetreten war, die ſie aber, wie ſie ſagte, ihrer moraliſchen Anſichten halber, verlaſſen hatte; ſonſt machte ſie Verſe, aber nur deutſche, denn das höhere Gefühl, meinte ſie, könne man nur in dieſer Sprache ausdrücken. Sie wollte zu einer adeligen

Herrſchaft nach Kopenhagen. Der andere Paſſagier war dort in der Stadt anſäſſig, er war Kriegsrath, ein Titel, den er auf Verlangen ſeiner Frau ſich verſchafft hatte.

Das Schiff ging mit ſchwellenden Segeln an St. Jörgenshof und dem Fiſcherdorfe vorbei, weit hinaus in die weite Welt, wie es Chriſtian vorkam; China oder Kopenhagen, für ihn war es gleich fern, gleich neu. Sie wollten die Inſeln umſchiffen und die offene See halten.

Beide Paſſagiere hatten bald gegenſeitige Bekanntſchaft angeknüpft, und ehe noch das Schiff unter Aerö war, hatte der Kriegsrath ſchon mit wohlberedter Verdrießlichkeit ſeine Freuden und Leiden entwickelt. Er war auch Dichter und hatte zu ſeiner Zeit in der Abendpoſt und in Poulſen's Neujahrsgabe, aber pſeudonym geſchrieben. Das Elegiſche war ſein eigentliches Fach; übrigens ſchrieb er Auctions-Cataloge, Kritiken und ab und zu eine kleine Schrift. „Aber man hat kein Vergnügen daran!“ ſagte er. „Da ſitzt man und klaubt und klaubt, um die Fehler zu finden, die Einen nur ärgern, und ſtellt man ihnen das ſo vor, dann werden ſie böſe. Irritabile genus, wie es heißt. Ich habe mich in allen horaziſchen Versmaßen verſucht: in asclepiadiſchen, alcäiſchen und ſapphiſchen; dieſe nun ſind es, welche die Neueren verſäumen, und das muß einen claſſiſch gebildeten Geſchmack ärgern. Ich habe auch meine Stimme erhoben, ich habe dagegen geſchrieben und mich und viele Menſchen geärgert; ſie haben auf mich geſtichelt und mich epigrammatiſirt, aber ich leſe nichts in den Blättern, außer was ich ſelbſt ſchreibe. Aber da bekam ich an meinem Geburtstage mit der Stadtpoſt ein kleines Papier, mit einem groben Vers; ich wurde ein Buſſemann genannt, das ſtand mit zwei ſ geſchrieben und die Etymologie iſt Buſe, das bedeutet ein Räuberſchiff, welches in alten Zeiten die Küſten überfiel, und die Räuber am Bord wurden Buſenmänner genannt. Es iſt ärgerlich, daß die Leute ſchreiben wollen, wenn ſie nicht buchſtabiren können, das iſt, als ob man eine Rede halten wollte, wenn man keine Zähne hat. Den Einfall muß ich aufſchreiben!“ unterbrach er ſich ſelbſt, indem er es zwiſchen den Zähnen murmelnd wiederholte und mit einer Bleifeder aufzeichnete. „Sehn Sie, Fräulein, ich laſſe nie etwas Gutes verloren gehen; habe ich, wie es oft geſchieht, einen drolligen Einfall, ſo ſchreibe ich ihn auf, denn ich muß Ihnen geſtehen, ich habe das Abſchreiben von Rollen in unſerer dramatiſchen Geſellſchaft übernommen, und da habe ich, gerade wie Jean Paul, in meinem Schubfache kleine Zettel mit Einfällen, die ich in die Rollen hineinſchreibe. Das macht eine gute Wirkung!“

Die Gouvernante erzählte, daß ſie ein Tagebuch führe, das habe ſie ſeit eilf Jahren gethan, es werde in deutſcher Sprache gehalten.

Die niedrig komiſche Wirklichkeit des Alltagslebens war hier das am meiſten Hervortretende, wir hätten aber auch bei Beiden eine ſchöne, poetiſche Seite ergreifen können, die wird bei Allen gefunden, wenn auch nur auf Augenblicke, am Ende findet ſie ſich doch. Es lag ſelbſt in dem Komiſchen bei der Gouvernante etwas, was Jeden rühren mußte. In einem Jahre hatte ſie ſo gut wie nur von Thee gelebt, das war Morgens, Mittags und Abends Alles, was ihr Fleiß zuwege bringen konnte; ihre fixe Idee war ſchön, die: Tugend iſt Dein Ziel. Der Kriegsrath hielt treu an dem Alten, aber nur an dem Alten; was konnte er dafür, daß der Himmel ihm nicht das Janushaupt des Genies gegeben hatte, welches gleich klar vor und rückwärts ſchauen kann?

In der Mittagsbeleuchtung flog das Schiff, dieſer Strauß des Meeres, welcher über die große Steppe des Weltmeeres dahinläuft, aus der Bucht in die offene See hinaus; zu ſchwer, um ſich in die Luft zu erheben, hat es doch den Flug des Vogels. Die ſchwellenden Segel ſtanden gleich Flügeln über die kleine Caravane hinaus, welche hier dahinfuhr. Chriſtian ſah, wie die Küſten der Heimath mehr und mehr ihr bekanntes Ausſehen veränderten; die raſche Fahrt, der friſche Luftzug mit all dem Neuen rings herum erfüllten ihn mit ſeltſamen Gedanken.

Die letzten Sonnenſtrahlen erloſchen in dem feuchten Nebel, welcher ſich über das Waſſer hinwälzte. Es wurde dunkel, die Laterne hinten warf ihr Licht nur auf die nächſten Taue. Die Wogen ſchlugen mit einförmigem Geplätſcher an die Seiten des Schiffes, welches in raſcher Fahrt über das Schloß des Meerkönigs dahinſchoß. Mit ſeinem langen Bart ſaß er ſicher dort unten und blickte nach dem Kiel des Schiffes auf; plötzlich ſtieß dieſes gegen etwas, man hörte einen lauten Ruf und darauf wurde es ſtill, aber das Waſſer plätſcherte ſtärker, und unter ihnen hin hörten ſie ein Schaben.

„Herr Jeſus!“ ſagte der Matroſe am Steuer und machte eine Wendung. Die Laterne wurde in die Höhe gezogen, das Boot wurde ausgeſetzt, Chriſtian erhielt den Befehl die Glocke zu ziehen. Alles war vergebens. Ein Boot mit Menſchen hatten ſie in der dunklen Nacht überſegelt. Und er dachte an den Tod.

Ja ſterben — eigen iſt's daran zu denken,
Doch wenig nur verſtehen wir davon;
Gar Großes, Schönes wird der Tod uns ſchenken,
Weit mehr noch als ein Dichter je erſann.

Säh'n wir es hier mit Geiſtes klarem Blicke,
Gleich gingen Alle wir gern in das Grab;
Nur Kinder ſind wir hier, nach dem Geſchicke,
Und Kindern ſchlägt man klüglich manches ab.

„Es iſt eine kalte Luft!“ ſagte der Kriegsrath in der Morgendämmerung und ſteckte ſein fahles Geſicht, welches durch das gelbſeidene Halstuch ein noch jämmerlicheres Anſehen erhielt, aus der Cajüte hervor. Der Wind wehte ſtark und hatte den Nebel in Wolken vertheilt, die dunkelgrüne See zeigte ihren weißen Schaum. „Die Luft ſieht bedenklich aus!“ ſagte der Kriegsrath.

„Sie ſieht etwas mullig aus!“ antwortete Peter Wik und zeigte auf die Strichregen.

„Sind Sie je in ſo böſem Wetter auf der See geweſen?“ fragte die Gouvernante.

„Was fehlt dem Wetter? Es iſt ja ſo ſchön, wie man es ſich nur wünſchen kann. Nein, wenn wir erſt einen fliegenden drei Quart bekommen, dann ſchaukelt es anders!“ Ruhig ſtand er am Steuer und blickte über die ſchäumende See hinaus.

„Ja, ich bin gegen die Seekrankheit geſchützt,“ ſagte der Kriegsrath, „ich habe Velinpapier um die Beine, graues Papier auf dem Unterleib, eine Muskatnuß auf der Herzgrube und Lemonaſia zum Eſſen.“

Die Gouvernante hatte nur einen grünen Seidenfaden um das linke Handgelenk und hielt das Antlitz immer gegen den Wind.

„Sie müſſen nicht daran denken, krank zu werden, liebes Fräulein,“ ſagte der Kriegsrath. „Ich werde Ihnen eine kleine Abhandlung vorleſen. Es iſt ein Vorſchlag, für die königliche Theaterdirection anwendbar. Das wird Sie vielleicht zerſtreuen.“

„„Zuerſt ſoll und muß jeder Sänger, welche Partie man ihm auch giebt, Baß oder Tenor, ſingen; hat er Stimme, muß er auch ſingen können.““ „Sehn Sie, Fräulein, das wird eine gute Veränderung zum Beſſern ſein.“

„„Demnächſt ſoll ein jeder Dichter die Verantwortung für ſein Stück übernehmen. Beträgt die Einnahme bei der erſten und zweiten Aufführung nicht eine beſtimmte Summe, ſo erſtattet er der Theatercaſſe das Fehlende.““ „Sehn Sie, das würde außerordentlich gut für die Caſſe ſein, und die iſt doch die Hauptſache; überdies ſchwächt das die Schreibeluſt dieſer originellen Autoren!“

— „Mir wird ſo ſchrecklich übel!“ ſagte die Gouvernante. Gleichzeitig ſchlug eine Welle hoch auf das Verdeck hinauf und ſpritzte ihr Salzwaſſer über das ungeſalzene Theater-Regulativ.

„Eine kleine Lemonaſia!“ rief er aus.

„Gott!“ ſeufzte ſie, „ich, die ich das Meer liebe, wenn ich auf dem Lande bin!“

„Höchſt originell geſagt!“ rief er aus, „erlauben Sie, Fräulein, daß ich es aufzeichne und anwende!“ Er nahm das Taſchenbuch heraus und ſchrieb. Peter Wik zog das Fräulein in die Cajüte hinab.

Der Kriegsrath ſtudirte indeſſen die Navigation, über die er eine Abhandlung ſchreiben wollte, denn es gab kein Fach, über welches er nicht geſchrieben hatte, von dem Knochendünger bis zu Hamlets Charakter, Alles verſtand er gleich gut. Deshalb hegte er auch die Hoffnung, daß die Regierung einmal aufmerkſam auf ihn werden und ihn, entweder als Stuterei-Inſpector, Lootſen-Commandeur oder Theater-Director, anſtellen würde; überall würde ſeine Brauchbarkeit ins Auge fallend ſein.

Am folgenden Morgen ſaß er und betrachtete Möens Kreidefelſen, an denen ſie vorbei kamen. In der Hand hielt er das Manuſcript der geſammelten Gedichte der Gouvernante; ſchade, daß das Gedicht fehlte, welches zu dieſem Orte gehörte: „Beim Anblick der Inſel Möen im Mondſchein,“ welches ſie erſt ſchrieb, als ſie vierzehn Tage in Kopenhagen geweſen war und die Kreidefelſen dort in Molbech's Jugendwanderungen, wo ſie in unnatürlicher Größe dargeſtellt werden, ſtudirt hatte.

„**Insula Mona**, heißt es auf Lateiniſch!“ ſagte der Kriegsrath. „Es iſt doch ein ſonderbarer Klang, welcher in den alten Sprachen iſt. Das waren Menſchen!“ Nun verſank er in ſtilles Entzücken darüber, daß die Leute vor zwei tauſend Jahren klüger geweſen ſeien, als wir ſind, ergriff ſein Taſchenbuch und ſchrieb ſeinen goldenen Gedanken nieder.

Gegen Abend tauchten die Thürme Kopenhagens und das Schloß Chriſtiansburg aus der Kjögebucht auf; ſie wurden kaum ſichtbar, das Auge faßte die Umriſſe eben auf, als das Bild ſchon wieder durch die Dunkelheit verlöſcht wurde. So taucht die Erinnerung eines ſeltſamen Traumes in unſerer Seele auf, und indem wir das Bild ergreifen wollen, fließt Finſterniß darüber hin; ob, wie hier, ein künftiger Morgen uns zur näheren Betrachtung ihrer Wirklichkeit führen wird?

Mehr und mehr ſtieg die Zahl der Schiffe, denen ſie begegneten; weiter hin blitzten ſchon die Lichter von Kopenhagen und Amager. Chriſtian hörte, wie ſich das Bradſpill drehte; der Anker fiel; es erſchallen Stimmen vom Waſſer herauf; Peter Wik ſtieg in das Boot, der Kriegsrath und die Gouvernante begleiteten ihn, aber erſt ſteckte ſie dem Schiffsjungen ein Paar Schillinge in die Hand.

Noch in dieſer Nacht ſollten ſie in der großen ſeltſamen Stadt ſchlafen. Erſt morgen ſollte Chriſtian ſie erblicken. Ob ſie wohl viel größer als Svendborg war? Ob die Häuſer dem Schloſſe auf Thorseng glichen, und ob da wohl Muſik ſein würde? Als er dieſe Gedanken ſtill in ſeinem Innern erwog, ertönte das Horn der Jäger von der Citadelle; der Wind trug die ſanften, wehmüthigen Töne über die See hinaus an ſein Ohr, die Hände falteten ſich zum Gebet.

XV.

Auch ich war einmal auf dem Tanzſalon.
Carl Dahlgren.

Der Tag brach an, Chriſtian eilte auf das Deck hinauf. Hätte eine Marmorſtadt mit goldenen Dächern und Schlöſſern von durchſichtigem Glaſe ſich ihm gezeigt, es würde ihn nicht in Erſtaunen verſetzt haben, ſeine Phantaſie war auf Alles vorbereitet. Er [illegible] ſich, daß er von dem Anblick überwältigt werden würde, aber er ſah durchaus nichts, worauf er vorbereitet war. Viele Schiffe erblickte er, ein Paar Häuſer, und auf der ſchmalen Landzunge zur Linken eine Reihe hoher Gebäude, welche auf dem Waſſer zu ſchwimmen ſchienen.

Jetzt beſtrahlte die Sonne die vielen halbfertigen Schiffe auf den Werften, Arbeitsleute kamen zum Vorſchein, und das Schiff glitt in den breiten Strom zwiſchen dem Holm und Kopenhagen hinein; da tauchten Gebäude, Thürme und Brücken auf, man ſegelte eine Straße gerade hinauf, das war Neuhafen. Hohe Häuſer erhoben ſich zu beiden Seiten, ſo viele Stockwerke hatte kein Haus in Svendborg. Große und kleine Schiffe lagen an einander in dem breiten Canal und von einem jeden wehten bunte Flaggen, denn es war eine Hochzeit dort am Hafen. Das war eine Pracht, als ob der König erwartet würde. In den ſchmalen Straßen, an jeder Seite des Canales rollten Wagen vorbei, die Leute riefen und ſchrieen. Herren und Damen, geputzt, wie Herrſchaften, gingen an einander vorbei, ohne ſich zu grüßen.

Lucie wurde nun an das Bollwerk gebracht und feſt gemacht.

Wo der Canal endigte, lag ein großer Platz, und von dieſem ertönte Muſik, feſtlich und ſchön! — Ja hier in der großen Stadt gab es nur Feſttage und Freude! Der Tag verſtrich wie eine Stunde, und als es dunkel wurde und die Flaggen fielen, wurden ringsherum zu Ehren des Brautpaares Lichter an die Fenſter geſtellt; ſie leuchteten über den Canal hinaus, und aus dem klaren Waſſer ſtrahlten die illuminirten Gebäude zurück. Ein Leierkaſtenmann ſpielte wehmüthig ein luſtiges Stück.

„O,“ betete Chriſtian, „wer doch immer hier in dieſer Pracht und Herrlichkeit bleiben könnte!“

Peter Wik war ſchon zum Beſuch aus; zwei der Seeleute am Bord hatten Erlaubniß an das Land zu gehen. Chriſtian fragte, ob er ſie begleiten dürfe; der Eine war dagegen, denn ſie könnten ihn nicht zu Steffen-Karrete mit nehmen. Aber er kam doch mit. Sie betraten das Land und gingen über den großen Platz. Hier ſaß ein Metallkönig zu Pferde, umgeben von vier ſchwarzen Rieſengeſtalten. Die Gebäude, die er erblickte, ſchienen Schlöſſer zu ſein, und in der Straße, die ſie betraten, ſtrahlten die Läden, der eine immer prächtiger als der andere. Hier war ein Gedränge, wie auf einem Jahrmarkte; Wagen fuhren vorbei, weit mehr als zu einem Rathhausballe in Svendborg. Jetzt kamen ſie in ſchmale Straßen, aber die Häuſer waren ebenſo hoch und ſchön; vornehme Damen, ſtattlich wie zum Ball geputzt, ſaßen an den offenen Fenſtern und grüßten ſo höflich und freundlich, gerade als ob ſie die Leute kennten. An der Straßenecke, auf der ſchmutzigen kalten Steintreppe, ſaß eine junge, todtenbleiche Frau, in Lumpen, ein kleiner, halbnackter Knabe lag weinend mit dem Kopf in ihrem Schooß, ein gelbes, krankes Kind ſaugte an der abgezehrten Bruſt, ſie legte den Kopf zurück und fluchte; ſie ſchien weder Sinn für das größere, noch für das kleinere Kind zu haben.

„Sie iſt krank!“ rief Chriſtian aus. „Wollen wir es nicht einer der vornehmen Damen ſagen?“

Die Matroſen lachten und führten ihn in eine der Seitenſtraßen, wo Flöten und Geigen aus einem der niedrigen finſtern Häuſer ertönten. Sie gingen hinein.

Herrliche, jubelnde Töne durchſtrömten des Knaben Seele, ſeine Augen wurden durch die vielen Lichter in den Kronleuchtern geblendet, obgleich ein grauer Dampf über dem Ganzen lag. Mit dem Hut in der Hand grüßte er höflich nach allen Seiten. Niemand beachtete es. Auch waren die Männer nicht geputzt, aber die Damen ſahen deſto prächtiger aus, und ihre Wangen waren roth wie die Roſen. Ein Mann tanzte mit einer langen Tabakspfeife im Munde und dampfte große Wolken über die Schulter ſeiner Dame hin. An der Thür ſaß eine junge Dame bei einem Cavalier, das waren gewiß Verlobte. Nun erſchien eine große Dame in weißem Kleide, Blumen im Haar und eine Bierflaſche in der Hand. Das war Steffen-Karrete. Sie kannte die Seeleute gut, ſie war ſicher mit ihnen verwandt, denn ſie ſchlang ihre Arme um ihren Hals und bewillkommnete ſie mit Küſſen. Das war eine ſehr freundliche Dame. Sie ſprach ſo bekannt und ſanft mit Chriſtian und gab ihm Punſch; er küßte ihre Hand, und ſie ſtrich ihm freundlich das Haar von der Stirn zurück. Sie war gewiß eine recht gute Dame.

Mit der größten Ehrerbietung und Dankbarkeit verließ er ihr Haus. Das Märchen vom Bauerknaben, welcher Kaiſer wurde, fiel ihm ein; ja, wollte dieſe vornehme Dame ſich ſeiner annehmen, ſo hoffte er, dann könnte er dazu gelangen die Geige zu ſpielen, unter den andern Muſikanten ſitzen, oder noch etwas Vornehmeres werden, aber bei der Muſik müßte es ſein.

Auf der Straße war es ſchon ziemlich ſtill, es war ja auch ſpät am Abend, aber das hatte er drinnen gar nicht bemerkt. Noch klangen Flöten und Geigen, und durch die in den Fenſterläden ausgeſchnittenen Herzen ſpielten lange Lichtſtrahlen. Jetzt pfiff der Wächter in einer der Seitenſtraßen, Stimmen ſchrieen; es gab Lärm. Bald darauf kam ein ſeltſamer Zug: die Wächter mit einer Leiter hoch auf ihren Schultern; ein junges Frauenzimmer, geputzt wie die im Tanzſaale, lag auf der Leiter feſtgebunden. Chriſtian wußte nicht, was er von dieſer Stadt und von dieſen Menſchen denken ſollte. Er kam auf das Schiff, die Häuſer waren noch illuminirt, die Lichter ſtrahlten vom Waſſer zurück. Die Matroſen verboten ihm, Peter Wik zu erzählen, wo ſie geweſen waren.

Ueberwältigt von dem Eindruck dieſes Tags und

Abends konnte er kaum ſchlafen, aber der Gedanke war in ſeiner Seele am lebendigſten: könnte ich doch immer hier bleiben! Die Dame, welche ihn geküßt und geliebkoſt hatte, ſchien ihm ſo fromm und mächtig zu ſein. Ja, ihr wollte er ſich anvertrauen; ſie konnte viel thun, und ſie würde auch ſicher wollen, wenn er ihr nur ſeine Luſt und Sehnſucht recht beſchriebe. Fromm ſchloß er ſie in ſein Gebet und ſchlief ein mit dem feſten Entſchluſſe, ſie eines Tages zu beſuchen.

Als er am folgenden Tage hoch oben im Tauwerk des Schiffes ſaß, um etwas auszubeſſern, fiel ſein Auge auf die ausgedehnte Umgebung; zur Rechten den ungeheuern Platz mit der Bronzeſtatue, zur Linken, über den Holm, das dunkelblaue Meer mit der Küſte Schwedens, doch am Meiſten feſſelte ihn der Anblick eines Gartens, dicht hinter der niedrigen Mauer, wo das Schiff lag. Wunderbare ſeltene Pflanzen wuchſen darin und ein großer Pappelbaum, welcher ihn recht an den Garten des Juden erinnerte, den er als Kind geſehen hatte. Niedrige Glashäuſer mit großen grünen Zweigen innerhalb der Fenſter blickten durch die Hecken und prachtvollen Herbſtblumen hervor. Das war der botaniſche Garten. Alles, was er bisher von Kopenhagen kannte, war ja Pracht und die Andern ſagten, er habe doch noch nichts geſehen. Ja, hier mußte er bleiben; der liebe Gott würde ihm ſchon helfen. Sobald er wieder Erlaubniß erhielte, ſich in den Straßen umzuſchauen, wollte er die freundliche, gute Dame aufſuchen, auf die er alle ſeine Hoffnung baute.

In der darauf folgenden Woche war der Geburtstag der Königin; alle Schiffe im Hafen flaggten, Muſik ertönte in den Straßen. Chriſtian bekam die Erlaubniß, allein herum zu gehen; nun kam es darauf an, nach der kleinen, ſchmalen Straße, in der er am erſten Abend geweſen war, ſich hinzufinden.

Die große Prachtſtraße mit den vielen Läden fand er bald; bunte Zeuge wehten um die Thüren herum, das beluſtigendſte Spielzeug ſtand in den Fenſtern, und an den Läden waren die Schilder förmliche Gemälde, die man recht gut in einem Staatszimmer aufhängen konnte. In Anſchauen vertieft wanderte er von Straße zu Straße, aber die, welche er ſuchte, fand er nicht, ſondern ſtand auf einem großen Platze, wo das Waſſer in Strahlen empor ſprang und mit Goldäpfeln ſpielte; das war zur Ehre dieſes Feſttages. Ja, Kopenhagen war eine prächtige Stadt, aber wo ſollte er die Dame finden? Da half nichts Anderes, als die Matroſen dazu zu bewegen, ihn noch einmal mit zu ihr hinzunehmen, dann wollte er ſich den Weg beſſer einprägen.

Am Abend war Illumination; auf dem Markte brannten Pechkränze; die rothen Funken flogen wie flatternde Feuerhaare von den Kränzen herab, und der König und die Königin fuhren in ihrem prächtigen Wagen zum Theater.

„Ja, da wollen wir auch einen Abend hinein!“ ſagte Peter Wik. „Da ſollſt Du Muſik hören und Luſtigkeit ſehen!“

Konnte die Muſik ſchöner ſein als die, welche er in den Straßen gehört hatte? Konnte die Luſtigkeit größer ſein, als die, welche bei den geputzten Damen war?

Sie gingen durch eine Seitenſtraße. Chriſtian kannte ſie; die Lichter ſchienen durch die ausgeſchnittenen Herzen in den Fenſterläden; drinnen ertönte Muſik. Da war es ja, wo er geweſen war. Er prägte ſich den Ort und die Straße genau ein.

Am Sonntag Morgen bat er um Erlaubniß in die Kirche gehen zu dürfen; er zog ſeine beſte Jacke an, ging auch zur nächſten Kirche, ſang die Töne der Orgel nach, denn ein Geſangbuch hatte er nicht, und dann ſuchte und fand er die Straße auf. Die Fenſterläden waren geſchloſſen. Er ging in den langen finſtern Gang, fand die Thür, aber bevor er anklopfte, bog er ſeine Kniee, betete ſein „Vater unſer“ und bat, daß Gott doch das Herz der guten Dame leiten möge, damit er zur Muſik gelangen möchte; einen eigentlichen Plan hatte er nicht.

Er klopfte an.

Eine alte Frau in ſchmutzigen Kleidern öffnete und fragte, was er wolle. Das war eine ſchlechte Erklärung, die er gab, und die Alte war im Begriff zu ſchließen, als Steffen-Karrete in ziemlich leichter Morgenkleidung vor ihm ſtand; an den Füßen trug ſie mit Pelz beſetzte Schnürſtiefeln.

„Biſt Du es?“ ſagte ſie bekannt, mit ihrem lächelnden Angeſicht. „Haſt Du einen Auftrag von Sören?“

Die Alte trat zur Seite, und Chriſtian ergriff die Hand der Dame, küßte dieſe und erzählte ihr ſeine große Luſt zur Muſik, wie ſchlimm er es zu Hauſe gehabt habe, und wie er in die Welt hinausgekommen ſei. Die Dame lachte anfangs, hörte ihn aber ſpäter ernſthaft an, und als ihm zuletzt die bitteren Thränen über die Wangen floſſen, trocknete ſie ihm dieſe ab.

„Ja, mein lieber Junge,“ ſagte ſie, „ich bin nicht bei der türkiſchen Muſik angeſtellt. Wärſt Du lieber ein kleines Mädchen!“ Sie zog ihn zu dem offenen Schenktiſch hin, gab ihm Punſch und Aepfel, und brach darauf in ein munteres Gelächter aus. „Du biſt wohl ein Genie, wie man es nennt!“ ſagte ſie.

Da traten ein Paar andere Jungfrauen aus dem Seitenzimmer herein, ſie waren leicht gekleidet, wie ſie; als ſie die Geſchichte hörten, lachten ſie und betrachteten den Knaben mit dummen Augen.

Was durfte er hoffen, was verſprach ſie? Er war voller Freude, als er das Haus verließ; ſie hatte ihm die Hand gereicht, ihn ein Genie genannt und geſagt, er ſolle guten Muthes ſein, er käme ſchon fort.

Er hatte auch dieſelbe Ueberzeugung davon, wie jedes andere wahre Genie, welches ſein Schickſal in die Hand eines vermögenden Mannes oder Weibes legt, und dieſe haben häufig den Verſtand es zu beurtheilen — ungefähr wie ſie ihn hatte.

XVI.

Margot.
Sie war's.
Louiſon.
Und ſie erkannt' uns nicht!
Schiller's Jungfrau von Orleans.

„Heute Abend wollen wir in die Komödie!“ ſagte Peter Wik und nahm Chriſtian mit ſich.

Man erzählt von einem Bauer, der zum erſten Mal in ſeinem Leben in das Theater kam, daß er in der Vorhalle gerade nach dem Billetcomptoir ging, den Kopf in das viereckige Loch ſteckte und darauf ſtumm ſtehen blieb in der Meinung, daß dieſes das Perſpectiv ſei, durch das er das Schauſpiel ſehen ſollte. Chriſtian hätte es ebenſo gehen können, denn er war noch nie in einem Theater geweſen. Alles war ihm ein Schauſpiel, von den in der Vorhalle aufgeſtellten Soldaten an bis zu dem Gewimmel, welches die Treppen hinan jagte.

„Jetzt ſollſt Du eine Commode ſehen, in die wir hinein kommen,“ ſagte Peter Wik. „Wir kommen in das oberſte Schubfach. Siehſt Du, das unterſte iſt etwas ausgezogen, damit die Damen ihren Staat nicht zerknittern.“

Sie ſetzten ſich auf die erſte Bank. Chriſtian war andächtig ſtumm, er meinte, es gliche einer großen Kirche.

„In das Himmelbett dort an jeder Seite kommen der König und die Königin,“ ſagte Peter Wik. „Die große Schilderei da vorn geht in die Höhe, wie ein Schiffsſegel, und dann kommen die Frauenzimmer vor und ſtrecken die Beine aus, erſt das eine, dann das andere, gerade wie eine Fliege in einem Topf mit Sahne.“

Die Lichter ergoſſen ihre Strahlen über die vergoldeten Logen, worin die reichgekleideten Damen ſaßen. Nun kam der König und der ganze Hof. Chriſtian fühlte eine ſeltſame Angſt und doch große Freude; er war ja in demſelben Hauſe mit dem Könige, er brauchte nur laut zu rufen, dann müßte der König es hören und würde ſicher fragen: „Wer iſt es, der da ruft?“

Nun wurde es ganz ſtill, und ein Meer von Tönen wogte durch das Haus. Das Stück begann und er hörte Geſang, wie er ihn noch nie gehört hatte. Das Waſſer quoll ihm aus den Augen; er verbarg es, denn man würde ſicher über ihn gelacht haben. Die Freuden im Himmel konnten doch nicht größer ſein, meinte er, als immer hier zu ſitzen, und doch war dieſes Stück, ſagten die Andern, etwas langweilig, jetzt käme erſt das Wahre, das prächtige Ballet: der Blaubart.

Die Muſik klang wie Menſchenſtimmen, ja wie die ganze Natur. Er glaubte das Unwetter von jener Nacht bei der Quelle zu hören, als die Bäume ſich gleich dem Schilf bogen und das Laub ihn umwirbelte. Er hörte den Wind, wie wenn er um Maſt und Tauwerk ſauſt, aber melodiſch ſchön; das war weit herrlicher als die Geige des Pathen und doch erinnerte es ihn daran.

Der Vorhang rollte auf. Des Blaubarts ermordete Frauen umſchwebten in weißen Gewändern ihres Mörders

Lager; die Muſik war die gewaltige Sprache der Todten, und ſeine Phantaſie folgte mit ſtarkem Flügelſchlag der ganzen romantiſchen Dichtung. Die glücklichen Kinderchen, die vor Iſaura tanzten! O, wäre er doch unter ihnen! Ein glücklicheres Loos, als das ihre war, konnte Niemand auf der Erde haben. O dürfte er doch ſeinen Wunſch, ſeine Luſt zu dem Könige hinab rufen, der würde ihn ſicher hören und ihm helfen. Aber er wagte es nicht. Das Theaterleben ſchien ihm ein Zauberbild des Glückes und der Schönheit zu ſein, und Einzelne träumten davon wie er.

In dem Ballet: le diable boiteux ſieht man das Umgekehrte deſſen, was die Zuſchauer zu ſehen gewohnt ſind; man wird auf die Bühne verſetzt und blickt von dort auf einen eingebildeten Zuſchauerraum hinab, die Couliſſen kehren die ungemalte Seite heraus, der Hintergrund, welcher aufrollt, iſt ein Vorhang, man gewahrt die Reihen der Zuſchauer, welche applaudiren oder ziſchen. Die Tanzenden auf der Bühne kehren den wirklichen Zuſchauern den Rücken zu. Es iſt das Sceniſche, in welches man ſo mitten hineingeführt wird; könnten wir aber eben ſo leicht in die Menſchenherzen dort blicken, welche Schattenwelt voller Leidenſchaften und Thränen würde ſich uns da offenbaren! Dieſe Schaar luſtiger tanzender Weiber kennt zu Hauſe nur Armuth. Da geht Einer im Chore, der den erſten Platz auf der Bühne einnehmen könnte, aber die Direction begreift ihn nicht und der Regiſſeur kann ihn nicht leiden. Im Theaterſtaate ſteht man unter den dreißig Tyrannen. Wird der Künſtler ſchlecht beſoldet, dann kann er mit ſeiner Familie um Marken bei der Armenſpeiſungs-Anſtalt nachſuchen. Der Dichter erhält keine Penſion, vielleicht damit der Gedanke an die nackte Zukunft ihn hübſch in einer tragiſchen Laune erhalte.

„Da ſitzt Naemi!“ rief Chriſtian plötzlich mitten in ſeinem Entzücken. „Ja, ſie iſt es!“ und der Blick flog von der Zauberwelt, von Iſaura's Kampf und von dem verführeriſchen Geldſchlüſſel hinweg; er ſah nur das ſchlanke, niedliche Mädchen mit den kohlſchwarzen Gazellenaugen und dem ſüdlichen Teint. Sie ſaß im erſten Rang unter den übrigen geputzten Damen. „Wir haben zuſammen geſpielt!“ ſagte er zu Peter Wik, und ſein Beſchauen und Intereſſe theilte ſich zwiſchen Ballet und Naemi.

Allzubald war das herrliche Prachtſchauſpiel zu Ende, Alle ſtürmten mit einer Eile davon, als wäre es etwas Unangenehmes, dem man zu entfliehen ſuche. Vergebens ſpähte Chriſtian im Gedränge nach Naemi, ſie war nicht zu erblicken; vielleicht war ſie es, die in der rollenden Kutſche vorbei jagte.

Die Töne klangen noch in ihrer ganzen Fülle vor ſeinen Ohren, das ganze Spiel ſchwebte ihm noch lebend vor; ſo ſteht das Sternbild noch vor dem menſchlichen Auge, lange nachdem es aufgehört hat zu ſcheinen. Jetzt begriff er, daß es noch etwas Höheres, etwas Edleres als die Beſchäftigung des Alltagsmenſchen gebe. Das Genie bei ihm war durch Töne in das Leben gerufen und ſtrebte nach einer Art von Verkörperung. Er ahnte die Perle in ſeiner Seele, die heilige Perle der Kunſt; er wußte nicht, daß dieſe wie die Perle im Meere auf den Taucher warten muß, der ſie an das Licht hebt, oder ſich an Muſcheln und Auſtern der hohen Patronatſchaft feſtkleben muß, um ſo zur Beſchauung zu gelangen.

„Nun, da hätteſt Du wohl mitſpringen mögen!“ ſagte Peter Wik.

„Ja!“ antwortete Chriſtian in einem begeiſterten Tone.

„Das iſt ein ſchlechtes Brot, mein Junge,“ erwiderte er, „wenn Du oder ich unſere drei Mark geben, ſo müſſen ſie unſere Narren ſein!“

Nein, ſo konnte er es nicht auffaſſen; der König und Tauſende von Menſchen hatten ja mit Andacht zugeſehen und angehört, wie man den Prediger in der Kirche ſieht und hört. Nichts hatte er vergeſſen, und mitten in dieſer Lebensherrlichkeit ſchwebte ihm das Bild von Naomi, der lieben Spielgenoſſin, vor.

Mit einem Reichthum von Gedanken lag er in ſeiner kleinen Koje in der niedrigen Cajüte; der rauhe Herbſtnebel breitete ſich über das Verdeck aus und verbarg das Schiff, wie er in demſelben verborgen und von der ganzen großen Stadt vergeſſen war. Vielleicht war das Ganze ein Bild ſeiner Zukunft, wie es das ſo vieler begabten Geiſter iſt. Das Genie iſt ein Ei, welches zu der Befruchtung des Glückes der Wärme bedarf, ſonſt wird es ein Windei.

Es war weit über Mitternacht, bevor der Schlaf des Knaben Augen ſchloß.

Manchen darauf folgenden Abend ſaß er allein in der kleinen finſtern Cajüte; innerhalb des Hafens darf kein Schiff Licht am Bord haben; er ſpielte dann Reminiscenzen aus dem Blaubart; er ſuchte auf den Saiten die verwandten Töne zu greifen, die der Wind in das Tauwerk des Schiffes pfiff. Von den Muſikſtücken, die er täglich von der Hauptwache hörte, blieben ganze Tacte in ſeiner Erinnerung, und er gab ſie in einem bunten Potpourri wieder. Oft hoffte er, daß die freundliche Dame, die Fee ſeines Glückes, plötzlich an Bord treten und eine Veränderung in ſeiner Stellung bewirken würde. Er dachte an Naomi; ja, ſie war ihm gut, ſie hatte ja geweint, als ſie getrennt wurden.

Wie er ſo eines Abends ganz allein auf dem Schiffe ſaß, ſtrahlten die Lichter prächtig aus dem nahe gelegenen großen Gebäude und er hörte jubelnde, ſchöne Muſik. Es wurde getanzt. Das Ganze erinnerte ihn an jenen Abend auf Glerup. Er ſtand an den Maſt gelehnt da und ſog den Duft der Töne ein.

Plötzlich fiel ihm ein Gedanke ein; er kletterte in das Tauwerk empor und kam in gleicher Höhe mit dem Saal, worin getanzt wurde. Eins der oberen Fenſter ſtand auf, und durch dieſes ſah er die ganze geputzte Geſellſchaft. Sie beſtand größtentheils aus Kindern; ein prächtiger Kinderball war es. Alle waren fröhlich und feſtlich geputzt. Große Gemälde hingen an den Wänden; zwei Marmorſtatuen ſtanden hoch auf einer glänzenden Conſole, und rings herum blitzten Lichter und Spiegel, die Alles in doppeltem Glanz zeigten. Jetzt ſchwebte ein feines, niedliches Mädchen vorbei; ihr kohlſchwarzes Haar wogte um die hübſchen Kinderſchultern; die dunklen Augen ſtrahlten Leben und Freude. „Naomi!“ rief Chriſtian mit lauter Stimme, und er ſah, wie ſie ſtutzte, nach den Seiten blickte und lachte. Seine

Augen waren nur auf ſie geheftet, ſeine Gedanken waren bei ihr, und er glitt vom Tauwerk hinab, ſprang vom Schiffe und in das Haus, die Treppe hinan, wo die Muſik ertönte, öffnete die Thür und ſtand nun mitten in dem erleuchteten, prächtigen Saal, mitten unter den geputzten Kindern, die erſtaunt den armen Schiffsjungen betrachteten, welcher jetzt, geblendet von den Lichtern und der ganzen Pracht, zu einer Art von Beſinnung gelangte und verlegen mitten im Zimmer ſtand.

„Was willſt Du?“ fragten ein Paar halberwachſene Knaben, in deren Augen man deutlich las, daß ihr Vater Vermögen oder ein Amt beſaß, welches ihnen Anſehen verſchaffte. Sie gehörten zu den vielen Nullen, die freilich keiner Familie Werth verleihen, aber welche ſelbſt Anſehen durch den Strich erhalten, hinter dem ſie ſtehen.

Naomi hatte ſich auch genähert und betrachtete ihn neugierig; ſie lächelte — ſie erkannte ihn gewiß. Chriſtian reichte ihr die Hand und ſtammelte: „Naomi!“ Sie wurde blutroth.

„Schmutziger Junge!“ rief ſie aus und riß ſich los. Gleichzeitig kam ein Bedienter herbei.

„Was willſt Du?“ fragte er und faßte ihn unſanft an der Schulter. Chriſtian ſtammelte einige unverſtändliche Worte, während der Diener ſagte, daß er ſich wohl geirrt hätte, „hier habe er nichts zu ſuchen!“ Er führte ihn nach der Treppe, und ohne Antwort, mit einer bis in den Tod betrübten Seele, eilte er hinab und auf das Schiff. Er klammerte ſich an den Maſt an und weinte bittere Thränen, während die Muſik luſtig in wogenden Tanzmelodien jubelte.

Der tiefe Schmerz einer Kinderſeele iſt ſo groß wie der größte, den der Erwachſene kennt; das Kind hat in ſeinem Schmerz keine Hoffnung, die Vernunft reicht ihre ſtützende Hand dem Kinde nicht, es hat im Augenblick nichts als ſeinen Kummer an den es ſich anklammert. Sie hatte ihn nicht kennen wollen, ſie, die er wie eine Schweſter liebte! Er fühlte, wie der Paria, daß er zu einer verachteten Klaſſe gehöre. Alle Bande, die ihn drückten, lagen in einem Nu feſter auf ſeiner Seele.

Seine Altersgenoſſen im Dorfe hatten ſeiner geſpottet und ihn verrückt genannt; Naomi, die ihn einſt verſtand, wandte ſich jetzt von dem „ſchmutzigen Jungen.“

Ein ſolcher Augenblick giebt Lebenserfahrung. Der muntere Jubel drinnen war eine bengaliſche Flamme, welche die Schlußſcene ſeines Kindheits-Dramas beleuchtete. Er kletterte in das Tauwerk hinauf ſtarrte und durch das offene Fenſter in den prächtigen Saal, wo Naomi und die glücklichen Kinder unter dem Jubel der Töne Arm in Arm ſchwebten, die Bedienten gingen mit köſtlichen Gerichten in Kryſtallſchalen und ſchönen Früchten, die er nie zuvor erblickt hatte, herum, und mitten im Saal ſtand Naomi mit den dunkeln Augen und lachte und klatſchte in die Hände; — aber draußen fiel der kalte Schnee, und der graue Nebel ſchlug ſeinen feuchten Mantel um den „ſchmutzigen Jungen,“ der ſich am naſſen Tauwerk feſtklammerte.

Ende des erſten Theils.

Schnellpreſſendruck von Fr. Ries in Leipzig

H. C. Anderſen's

Geſammelte Werke.

Vom

Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe.

Zehnter Band.

Nur ein Geiger.

Zweiter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

22

P. o. rel.
[illegible]

Nur ein Geiger.

Roman

von

H. C. Anderſen.

Zweiter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Nur ein Geiger.

I.

— Fahren will ich
Uebers Meer, ſo weiß und glatt. —
— Ruhig kannſt Du ihm vertrauen.
Sicher iſt es, glaub's getroſt.
Feſt ließ bauen
Seine Brücke hier der Froſt.

Chriſtian Winther.

Da ſchlug das Eis zum Strand hinauf,
Auch ſtürzt der Schaum noch obendrauf,
Hoch ſchnaubt des Meeres Woge.

Oehlenſchläger.

Es gab in dieſem Jahre einen ſtrengen Winter, das Eis lag dick und feſt zwiſchen Seeland und Schonen. Der ſchwediſche Bauer, welcher immer der erſte iſt, der den Weg über die von der Kälte geſchlagene Brücke wagt, fuhr in ſeinem Schlitten nach Dänemark; das Vieh wurde hinübergetrieben, ungeachtet das Eis, wie man ſagte, nicht ſo ganz ſicher war, wo der Strom ging. Zwiſchen Kopenhagen und der eine Achtelmeile davon gelegenen Batterie „Dreikronen“ ſtreckte ſich ein breiter Weg, ſchmutzig von dem Getreibe der Fahrenden, als wäre es eine wirkliche Landſtraße; Fußpfade für die Gehenden ſchlängelten ſich längs deſſelben hin. Da, wo vor ein Paar Monaten große Dreimaſter ſich ſicher im tiefen Waſſer geſchaukelt hatten, ſaßen jetzt alte Frauen mit ihren gedeckten Tiſchen und verkauften Weißbrot und Getränke; Zelte waren aufgeſchlagen, auf welchen die däniſche Flagge in die blaue Winterluft wehete, und am Tage wimmelte es hier von Menſchen; Schiffe lagen im Eiſe, ſo feſt, wie in den Sand gebohrte Wracke. Gegen die Küſte nach Schweden hin bewegten ſich, ſo weit man hinausblicken konnte, hin und wieder als ſchwarze Punkte Fahrende und Gehende, die das Nachbarland beſuchten.

Ein Schnee- und Eisfeld von vier Meilen, wie hier, hat bei dem Gedanken an die Tiefe, die darunter gähnt, etwas Eigenes; ein Sturm im Verein mit der veränderten Richtung des Stromes kann in wenigen Minuten das Eis brechen; aber wie der Winzer ſeine Reben auf der warmen Lava pflanzt und ſicher am Rande der Tiefe ſchläft, ſo fährt hier der Bauer ruhig über das Eis hin, ſich damit tröſtend, daß er in Gottes Hand ſtehe.

Wie wir wiſſen, war Peter Wik's verſtorbene Frau eine Schwedin, in Malmö geboren; dort wohnten ihre Verwandten. Ein Schiffer, deſſen Schiff im Hafen eingefroren dort überwintert, hat nicht viel zu thun. Jetzt war die Landſtraße nach Schweden hinüber gelegt; man kam herüber, man ging dorthin, Peter Wik hatte Luſt den Weg zu machen, und Chriſtian ſollte mit, hatte er geſagt.

Es war am Vormittage im klaren Sonnenſchein, als die Wanderung angetreten wurde. Der Sund war ein

Schneefeld, an einzelnen Stellen hatte der Wind den Schnee zu kleinen Hügeln zuſammengewebt, an anderen Stellen war er wie weggefegt und der blanke Eisſpiegel kam wie Teiche und Landſeen zum Vorſchein.

„Nun kömmt es darauf an,“ ſagte Peter Wik, „ob der Deckel halten wird, daß wir nicht auf den Grund des Topfes kommen, wo es weder Sonne noch Licht giebt! Aber wir ſind muthige Seeleute, wir gehen, mag er hart oder weich ſein.“

Sie waren ſchon eine Meile von Seelands Küſte entfernt; es fing ſtark an zu wehen, ſchwere Wolken zogen zuſammen, aber Peter Wik war die Munterkeit ſelbſt. Sie begegneten einer Heerde Vieh, der Treiber verſicherte, daß das Eis feſt und gut ſei, daß aber das Wetter ſicher gegen Mittag ſich verändern würde.

„Das wäre eine ſchöne Geſchichte, wenn die See aufginge, während wir drüben ſind,“ ſagte Peter Wik. „Ja, dann ſparten wir auf dem Rückwege unſere Beine. Immer zu, hier kriecht man doch wie eine Fliege an dem Leimſtock!“

Der Himmel wurde grauer, einzelne Schneeflocken fielen; unſere Reiſenden hatten noch nicht die Hälfte des Wegs zurückgelegt. Auf einmal ſchüttelte die Wolke den weißen Schnee in treibenden Wirbeln aus.

„Zieh' das Halstuch über die Ohren hinauf!“ ſagte Peter Wik. „Es wird bald vorüber ſein.“

Sie gingen mit vorgebeugtem Kopfe gegen das Schneegeſtöber. Hoch in der Luft ſauſte der Wind gleich einem herumwirbelnden Taue.

„Na, wird es ſich nicht bald legen!“ ſagte Peter Wik, indem er das Haupt emporhob und einen Augenblick ſtille ſtand. Da erſcholl unter ihnen ein Krachen, wie der ſtärkſte Kanonenſchuß. „So lange es knackt, hält es!“ ſagte er, nahm Chriſtian bei der Hand und ging raſch vorwärts. „Wir müſſen in gerader Richtung gehen, dann treffen wir die Schiffbrücke von Malmö auf ein Haar! Na, wie es heute von oben ſchäumt!“ ſagte er und blies die Schneeflocken von ſich weg. Da ertönte unterhalb wieder der donnernde Ton von den ſtarken Strömungen, welche Riſſe in das Eis machten; doch ohne daß dieſe ſchon ſichtbar wurden. „Das ſind recht anſtändige Kanonen, die ſie da un[illegible]n haben!“ ſagte Peter Wik, „damit hätten ſie am Geburtstage der Königin ſchießen ſollen!“

Einen Augenblick fielen die Schneeflocken weniger dicht; ein wunderbar ſeufzender Ton, verſchieden von denen, die ſie früher gehört hatten, erſcholl unter ihnen: es war als ob die geſchloſſene Tiefe nach Athem ſchnappte. Peter Wik ſtand ſtill, ſeine Augen blickten durchdringend vor ſich hin. „Wir haben wohl noch nicht den halben Weg,“ ſagte er. „Ich glaube, wir thun für heute am beſten, Schweden Schweden ſein zu laſſen.“ Er ſtand noch und horchte.

Als Seemann war es ihm klar, daß das ſtarke Eis durch die Veränderung des Stromes und den ſüdöſtlichen Wind, wie er jetzt geworden war, in kurzer Zeit aufbrechen und nach Norden treiben konnte. Das iſt eine der großartigſten Naturerſcheinungen, die unſer Land darbietet. Die Stärke des Eiſes, die Kraft der Strömung, beſonders bei Helſingör, wo der Sund zwiſchen den beiden Ländern nur ein halbe Meile breit iſt, ſind von großer Wirkung. Mächtige Eisſtücke drängen gegen einander, der Strom hebt ſie hoch empor, und wie feſt geſchraubt erheben ſich die glasartigen, ſchwimmenden Felſen in wunderlichen Formen. Dann ſcheint der Sund ein vorbeiſegelnder Gletſcher zu ſein.

Noch gab es keine ſichtbare Spur einer ſolchen Naturſcene, aber das Zeichen war gegeben, das Todespferd der Tiefe hatte für die dort oben Vernichtung gewiehert. Wieder fielen die Schneeflocken. Peter Wik kehrte um, und jetzt wurde ihnen der Weg leichter, denn Wind und Schnee hatten ſie nun im Rücken. Plötzlich ertönte dicht hinter ihnen ein ſchwacher, aber durchdringender Angſtſchrei, er blickte zurück und gerade zeitig genug, um nicht von einem kleinen, leichten Schlitten mit vier Menſchen überfahren zu werden; er fuhr in der Richtung geradaus zwiſchen den Ländern. Peter Wik ſtieß ein „Halloh!“ aus, welches beantwortet wurde, und der Schlitten hielt ſtill.

Ein vornehmer däniſcher Herr ſaß bei ſeinem Diener auf dem Vorderſitze, zwei Damen, eine ältere und ein ſehr junges Mädchen, hatten den beſſern Platz; die jüngſte war es, welche laut weinte, die ältere Dame zog den Mantel feſt um ſich.

„Wie weit glauben Sie, daß wir von Seeland ſind?“ fragte der Herr.

„Gegen zwei Meilen!“ erwiderte Peter Wik, „aber fährt die Herrſchaft nach der Seite, wohin ſie jetzt ſteuert, dann wird es ein weiter Weg. Der Curs geht nach

Preußen. Hier liegt Schweden, dort liegt Seeland —" und er zeigte in der Richtung.

„Iſt das gewiß?" fragte der Herr.

„Ich gehe mit dem Compaß im Kopfe!" antwortete Peter Wik.

„Das verzweifelte Wetter," ſagte der Fremde. „Es war ſo klar, als wir Schweden verließen! Wir ſind wohl jetzt unter Hveen?

„Nein, das liegt höher hinauf! Erlauben der Herr, daß ich den Steuermann mache? Auch geht es nicht an, im Galop zu jagen, es könnte eine kleine Spalte im Wege ſein."

„Lieber Schiffer, ſind Sie es?" fragte die ältere Dame. „Werden wir wohl lebend das Land erreichen?"

Peter Wik betrachtete ſie, ſie kannte ihn ja. „O ja, liebes Fräulein," ſagte er, „man geht nicht gleich unter, wenn man die Augen offen hat. Jetzt wird es auch etwas klarer."

Die Dame ſeufzte tief. Es war die Gouvernante, die mit ihm nach Kopenhagen geſegelt war. Er ergriff den Zügel, der Bediente ſtieg ab, Chriſtian bekam ſeinen Platz. Der Fremde war ein Mann von einigen und dreißig Jahren, er gehörte der höheren Klaſſe an, das zeigte ſein ganzes Weſen; vor zwei Tagen war er mit ſeiner Pflegetochter, wie er das junge Mädchen nannte, und deren Lehrerin nach Schonen gefahren, das Eis war ja ſtark und feſt. Heute wollten ſie zurückkehren, als plötzlich die Veränderung des Wetters eintrat, und während des Schneegeſtöbers hatten ſie die Richtung gänzlich verloren.

Sie ſetzten ſich in Bewegung. Da ertönte wieder unter ihnen der ſeufzende, durchdringende Laut; ſie wurden leiſe in die Höhe gehoben und ſanken wieder, die Pferde ſtanden ſtille, Chriſtian betete zu Gott.

„Wir ſtehen in Gottes Hand!“

Das junge Mädchen ſchlang ihren Arm feſt um den Pflegevater.

„Es wird wohl am beſten ſein, daß ich abſteige!“ ſagte er.

„O nein!“ bat ſie, „wir ſterben! Das Eis bricht!“ Sie riß den Mantel zur Seite und ſah, todtenbleich, vor ſich hin, ihr langes kohlſchwarzes Haar glitt über die bleiche Wange. Chriſtian ſtarrte ſie an, es war ja Naomi, die er erblickte, aber er wagte nicht ihren Namen zu nennen. Die Ueberraſchung ließ ihn alle Gefahr vergeſſen.

Hin und wieder zeigten ſich hellere Stellen in der grauen Luft, aber das Eis hinter ihnen, nicht hundert Schritt entfernt, hob ſich hoch in die Höhe, ein dunkler Streifen mit wunderbaren Verzweigungen breitete ſich zur Seite aus. Keiner ſagte ein Wort. Da ertönte vor ihnen ein ſonderbarer Laut, er kam nicht von der See, nicht aus der Luft, hohl und klagend tönte er, wie man von der Seekuh erzählt, welche ſich auf den Vorderfüßen zwiſchen den Klippen erhebt und gegen das Land brüllt, wo die nahe verwandten Thiere graſen, wo ſie aber nicht hinauf kommen kann.

„Was war das?“ ſagte der Fremde und heftete ſeinen Blick ſcharf vorwärts. Peter Wik blieb ſtumm.

Wieder ſchaukelte das Eis unter ihnen, und der weiße

Schnee bekam von dem hervorſchießenden Seewaſſer einen grauen Schein.

„Was iſt das da vorn, zur Rechten?“ fragte Peter und wandte die Pferde. Eine Stange ragte aus dem Eiſe hervor. „Hier iſt ſicher ein Loch, welches die Fiſcher gehauen haben; es ſieht wie ein Zeichen aus!“

„Da liegt etwas wie ein Haus!“ ſagte der Diener.

„Wir können nicht am Lande ſein!“ erwiderte Peter Wik mit gedämpfter Stimme.

„He!“ ertönte es nahebei, und derſelbe brüllende Laut erklang in ihren Ohren.

Nicht weit davon, wo ſie hielten, ſtand eine Art Holzſchuppen, halb mit Schnee bedeckt. Hier fanden ſie den Treiber mit ſeinem Vieh, welches in der kalten Luft brüllte.

„Was iſt das für ein Kaſten, der da aufgeſchlagen iſt?“ fragte Peter Wik. „Begebt Ihr Euch hier zur Ruhe?“

„Ja, das iſt gewiß das Klügſte, was ein Menſch thun kann!“ antwortete der Treiber. „Hier hat man doch das Trockne unter und den lieben Gott über ſich! Die Herrſchaft thut am beſten, hier zu bleiben. Da liegt ja das Haus —“ und er zeigte auf ein Gebäude, welches einem Bauerhauſe glich und einige Schritte davon lag.

Sie befanden ſich auf der kleinen, flachen Inſel Saltholm; nur die höchſten Punkte liegen im Winter über dem Waſſer und ſie wird von den Jägern der vielen Haſen wegen beſucht. Im Sommer hingegen bietet die Inſel herrliche Weiden, weshalb die Amager ihr Vieh herüber führen. Schon in der Kriegszeit befand ſich hier ein kleines Gebäude, welches in den ſpäteren Jahren zu einem anſehnlichen Hauſe erweitert und von einer Familie bewohnt iſt.

Der Treiber ſagte, daß den Winter über ein Mann dort im Hauſe ſein ſolle, aber es wäre keiner zu finden, er müſſe wohl auf Amager oder in Schweden zum Beſuch und nicht zeitig genug zurückgekehrt ſein; das Haus ſtand leer.

Unſere kleine Caravane machte Halt, die verlaſſene Inſel war ihnen ein Hafen des Glückes.

Vier nackte Wände, glänzend von der gefrorenen Feuchtigkeit, bot das Innere dar. Küche und Stube waren eins. In einem Winkel auf dem gepflaſterten Fußboden ſtand ein ungemachtes ſchlechtes Bette, welches man ſchnell fortſchaffte. In der Kammer dicht daneben lag eine Menge Torf; mit einem Theil deſſelben und mit Hülfe einiger alter Breter machte Peter Wik Feuer an. Die Wagenſitze wurden herein gebracht, das waren prächtige Sopha's.

Das Ganze bot das Anſehen der einſamen Relais auf der Simplonſtraße dar, wenn Schneetreiben und Unwetter die Reiſenden nöthigt, dort Schutz zu ſuchen. Die Kälte war ſtark genug, um ſich die Berghöhe einbilden zu können, und blickte man in die graue Schneeluft auf die fortgleitenden Eismaſſen hinaus, welche in ſeltſamen beweglichen Geſtalten auf dem Strom dahinglitten, ſo war das den Wolkenmaſſen nicht unähnlich, welche an den Bergſeiten hinſchweben.

„Das hätte ich nicht geglaubt,“ ſagte Peter Wik lachend, „daß ich zwiſchen Seeland und Schonen ein Abenteuer wie Albertus Julius erleben ſollte! Kennt der Herr das Buch? „Wunderbares Schickſal verſchiedener Seefahrer.“ Ich habe es in meiner Kajüte. Hungern kann man nicht, ſo lange Kuh und Kalb hier ſind, und durſten auch nicht, wenn der Schnee ellenhoch liegt. Entweder wird es offene See, ſo daß Schiffe vorbeikommen, oder auch ſie friert zuſammen, ſo daß wir nach Amager hinüber gelangen und das Grüne eſſen können, das wir jetzt nicht in der Suppe haben!“

Der Fremde, Herr Graf nannte ihn die Gouvernante, ſchien eben ſo aufgeräumt als der joviale Schiffer zu ſein. Die Gouvernante nahm thätig Theil, Alles auf das Wohnlichſte einzurichten. Hoch auf dem Simſe ſtanden zwei alte Thongefäße, die ſcheuerte ſie im Schnee, und ſie mußten dann ſowohl als Melkfaß wie als Kochtopf dienen. Der Viehtreiber brachte friſche Milch, und aus dem Sitzkaſten kam kalte Küche und zwei Flaſchen Wein. Das Feuer kniſterte luſtig und verbreitete Wärme, während der Sturm das Fenſter ſchüttelte und den Schnee in wirbelnder Flucht umhertrieb.

Chriſtian ging mit vielem Eifer zur Hand und legte Teppich und Mantel dichter um Naomi, die ihren Schreck noch nicht recht vergeſſen konnte; ſie ſaß wie ein Marmorbild da und heftete ihre großen dunklen Augen auf ihn. Dieſe zeigten, daß das ſtärkſte Feuer kohlſchwarz ſein kann.

Peter Wik hockte vor dem Feuerherde und nickte der Gouvernante bekannt zu.

„Jetzt geht es ja beſſer,“ ſagte er, „als es neulich ging, wie wir zuſammen auf der See waren; da hatte man doch wirkliches Waſſer unter ſich; damals ſah das Fräulein weit elender aus, nun geht es beſſer! Am wenigſten hätte ich gedacht, daß wir uns ſo bald auf der See treffen würden!"

„Auf dem Lande ſind wir doch nicht weit von einander," erwiderte ſie. „Dicht unter unſern Fenſtern liegt ja das Schiff; manchen Morgen habe ich Sie auf dem Verdeck geſehen, und des Abends kann ich Ihre Geige hören."

„Alſo ſind wir Nachbaren im Hafen!" ſagte Peter Wik.

„Iſt das Ihre Geige, die ich gehört habe?" fragte der Graf. „Sie ſind ein höchſt origineller Muſiker! Phantaſien ſcheinen es zu ſein; ich bin einige Mal ſtummer Zuhörer geweſen."

„Ja, meine Geige iſt es," ſagte Peter Wik, „aber mit Phantaſien habe ich mich nie befaßt; das iſt der Junge da, den Sie gehört haben. Er kann keine Stücke ordentlich, und dann ſpringt er von dem Einen in das Andere! Es iſt, wie ich es nenne, Sonnabendsgericht, von den Ueberreſten der ganzen Woche zuſammengekocht."

„Iſt er es?" fragte der Graf und betrachtete Chriſtian mit einer Art Intereſſe. „Es iſt Genie in ihm. Du hätteſt die muſikaliſche Laufbahn einſchlagen ſollen, da hätteſt Du vielleicht Dein Glück gemacht."

„Ja fürwahr!" ſagte Peter Wik. „Aber ſehn Sie, Herr, wenn man nur Salz und Brot im Hauſe hat, nützt es nichts, daß man ſitzt und darüber ſpeculirt, welcher Braten beſſer ſchmecken möchte!" und nun erzählte er in ſeiner Weiſe, wie er den Knaben an Bord bekommen hätte.

„Du biſt ja ein kleiner Abenteurer!" ſagte der Graf mit einem Lächeln, indem er ihm zunickte. Chriſtian fühlte ſein Herz ſtärker ſchlagen, als er von dem fremden, vornehmen Herrn betrachtet wurde, aber ein einziges Wort zu ſagen, obgleich von ihm ſelbſt die Rede war, wagte er nicht. Möchte doch nur Naomi ſagen: „Ich kenne ihn auch! wir haben zuſammen geſpielt!“ aber ſie blieb ſtumm ſitzen und heftete ihre ſchwarzen Augen auf ihn.

Die Mahlzeit, welche gehalten wurde, war nach Peter Wik's Aeußerung prächtig, wie ein Martins-Schmaus.

Die Sonne war im Untergehen begriffen, ſie verbrämte die zerriſſenen Wolken mit rothen Kanten. Die Ausſicht über die See hatte etwas ganz Eigenthümliches. Gegen Seeland hin war die ganze weiße Eisfläche in den verſchiedenſten Richtungen hin gebrochen, es ſah wie eine große, nicht illuminirte Landkarte aus, wo Flüſſe, Berge und
politiſchen Grenzen mit dunkleren Strichen angedeutet fü
ein fortwährendes Knacken im Verein mit der leiſen B
wegung verhieß eine Veränderung wie die, welche die S
gegen Schweden hin ſchon darbot; hier wurden gr
Eisſtücke zuſammengepreßt, mächtige Platten, die w
gegoſſenes Glas ausſahen, wurden hoch gegen eina
der gedrängt und ſegelten dann auf der grünen, woge
den See.

Die dem Lande nächſte Eisſcholle riß ſich los, der Str
trieb ſie hinaus.

„Es iſt ein Thier darauf!“ rief Naomi.

Ein armer Haſe war es, ängſtlich ſtand er an dem Ei
rande und maß gleichſam die Entfernung bis zur feſte

Küſte, von der er ſich immer weiter entfernte. Er ſegelte auf ſeinem Todesſchiffe.

„Es iſt luſtig zu ſehen, wie er ſpringt!“ ſagte Naomi, „er kann nicht an das Land kommen!“ Selbſt geſchützt lächelte ſie, wie die Spanierin im Stiergefecht lächelt.

Im Hauſe war inzwiſchen Alles auf das Beſte zur Nacht eingerichtet worden. Naomi und die Gouvernante bekamen jede ihren Wagenſitz, um darin zu ſchlafen; die Männer hingegen mußten ſich, ſo gut ſie konnten, zu behelfen ſuchen. Der Treiber war draußen geblieben, wo er geſchützt und warm mitten unter ſeinem Vieh, die Mütze über die Ohren herabgezogen, ſaß und königlich, wie Pharao, von fetten und magern Kühen träumte. Der Graf kam von ſeiner Abendwanderung zurück; Alle ſchliefen, ausgenommen Chriſtian, welcher ſaß und das Feuer unterhielt.

„Willſt Du nicht ſchlafen, mein Sohn?“ fragte der Graf.

„Ich kann nicht!“ erwiderte er und blickte in die Feuerbilder, die ihm ſeine Phantaſie in den Kohlen zeigte. So hatte das Haus gebrannt, als Naomi zum Fenſter herausgetragen wurde, ſo hatten die Pappel und das Storchneſt geglüht! Er erinnerte ſich an Alles, als wäre es geſtern geſchehen, und Naomi hatte es ſo ganz vergeſſen! Nicht ein Wort hatte ſie davon erwähnt, daß ſie ſich kannten, und doch begegneten ſich ihre Augen wie damals, als ſie mit den bunten Blättern geſpielt hatten. „Erinnerſt Du Dich meiner gar nicht mehr?“ bebte auf ſeinen Lippen, als ſie „gute Nacht“ zu ihm ſagte, aber die Worte blieben ein todter Laut. Und doch kannte ſie ihn, ihre Gedanken hatten bei denſelben Punkten, wie die ſeinen geweilt. Sie erinnerte ſich ſehr wohl, daß ſie auf der hohen Treppe geſeſſen hatten und daß er ihr da das große Klettenblatt gebracht und ſie auf den Mund und die Wange geküßt hatte, aber jetzt — war er ein armer Schiffsjunge.

Der Graf rückte näher zu ihm hin.

„Alſo biſt Du es, welcher des Abends in der dunkeln Kajüte ſpielt? Liebſt Du mehr die See, oder die Muſik?“

„Die Muſik!“ ſagte er mit funkelnden Augen.

„Nun, haſt Du Genie, wie ich glaube, dann wird es ſich ſchon hervorarbeiten. Quäle Dich darum nicht, daß Du ein armer Knabe biſt, das ſind die meiſten großen Künſtler geweſen, werde aber nicht ſtolz, wenn Du Dich einſt zu dieſem emporhebſt! Wenn Tauſende Dir Beifall zuklatſchen, könnte Dir leicht ſchwindeln! Ja,“ fügte er ernſter hinzu, „man muß viel Genie beſitzen, um ſich aus der Armuth zu erheben, und viel muß man lernen!“

„O, Alles wollte ich thun!“ rief Chriſtian aus. „Alles, was man verlangte!“

Die Unterhaltung ſchien den Grafen zu beluſtigen; er erzählte von ausgezeichneten Künſtlern, wie ſchwer ihr Loos geweſen, ja wie viele nie auf dieſer Erde Freude und Anerkennung von ihrer Größe genoſſen hätten, und es war Chriſtian, als ſchwebte ſeine eigene Zukunft in ſeltſamen, aber anſchaulichen Geſtalten vor ſeinen Augen vorbei.

„O Herr!“ ſprach er mit gedämpfter Stimme und konnte ſeine Thränen nicht zurückhalten. „Ich kenne Niemand in der ganzen Stadt, der mir helfen könnte! Muſik möchte ich lernen! O, ich würde Nacht und Tag über das nachdenken, was man mir ſagte!“ Und er erzählte von ſeiner Heimath, von ſeiner ganz verlaſſenen Stellung.

Der Graf betrachtete ihn mit einem theilnehmenden Blicke und Chriſtian drückte deſſen Hand gegen ſeine Lippen, benetzte ſie mit Thränen und erbot ſich ihm zu dienen, ſeine Schuhe und Stiefeln zu putzen, zu gehen, wohin er ihn ſenden würde, wenn er ihm nur dazu verhülfe, das zu lernen, was er lernen müſſe, um ſo ein Künſtler zu werden, wie er erzählt habe.

„Ja, mein guter Junge!“ ſagte der Graf, „das iſt nicht ſo leicht, wie Du glaubſt! Ueberdies müßteſt Du viel Genie haben und erſt die Zeit kann lehren, ob Du es haſt. Du mußt bedenken, daß Du ein armes Kind biſt! Beſitzeſt Du Genie, ſo wird es ſich wohl Bahn brechen, wenn Du Dich auch noch ein Jahr lang auf der See herumtummeln mußt. Per aspera ad astra! es gehören Widerwärtigkeiten dazu, um geläutert zu werden; Dir wird ſchon eine höhere Leitung helfen, davon kannſt Du Dich überzeugt halten, ich kann leider nichts für Dich thun, ich habe ſo viele Andere!“ Und er öffnete ſeinen Geldbeutel, gab ihm einen Thaler mit dem wiederholten Troſte, daß das wahre Talent ſich immer ſelbſt den Weg bahne, zog darauf den Mantel dichter um ſich und lehnte das Haupt gegen die Mauer, um zu ſchlafen.

Das waren die Icarusflügel, die er an die Schultern des Genies band; kühn gebildete Flügel, aber von Blei. Die Worte waren ja doch ein altes Thema, welches von

Geſchlecht zu Geſchlecht vor den Ohren der Künſtler tönte und in Jahrtauſenden noch mit Variationen erklingen wird, ſo lange die Welt dieſelbe iſt, als ſie war, da ſie Socrates den Giftbecher und Chriſtus die Dornenkrone gab.

Erſt gegen Morgen ſchlief Chriſtian ein, aber bald wurde er wieder von Peter Wik geweckt, welcher verkündete, daß der Wind ſich gedreht habe, daß das Eis zuſammengefroren ſei, und daß man den günſtigen Augenblick benützen müſſe, um Amager zu erreichen. Der Schlitten wurde angeſpannt und Alles zur Abreiſe angeordnet. Der Viehtreiber trieb ſein Vieh voran, denn wo dieſes hinüber gehen konnte, mußte das Eis auch den leichten Schlitten mit der Gouvernante und Naomi tragen können.

Der Zug begann. Das Eis knackte rings herum. An mehreren Stellen mußte man einen Umweg machen und ſo den gähnenden Riſſen entgehen, an anderen Stellen ſtand Waſſer, welches durchwatet werden mußte. Naomi drückte vor Furcht die Augen zuſammen.

„Wir ſinken!“ ſagte ſie zu Chriſtian, welcher hinten auf dem Schlitten Platz genommen hatte.

„O nein, Gott will nicht, daß wir jetzt ſterben ſollen!“ ſagte er.

Der Schlitten ward einige Mal geſchleudert; das Eis ſchaukelte gleichſam, das Waſſer ſpritzte bei des Pferdes Tritten hoch empor, da ſchlang Naomi ihre Hände um Chriſtians Arm. Die Gouvernante lehnte ſich auf die entgegengeſetzte Seite des Schlittens. Endlich waren ſie auf einer ebeneren und feſteren Eisfläche.

„Sieh, jetzt ſind wir wieder auf der neuen Landſtraße,“ ſagte Peter Wik. „Es wird kein Trauerlied auf uns gemacht, wenn ich es nicht ſelbſt mache, aber das iſt meines Amtes nicht! Ich habe nur eine Schreiberei geliefert, und die ſieht draußen auf dem Holms Kirchhof, auf meinen intimen Freund: „„1801 ſtand er und blieb ſtehen; 1807 lag er und blieb liegen.“ “

„Erinnerſt Du Dich meiner gar nicht?“ flüſterte Chriſtian Naomi zu, denn die Kirche auf Amager ſchien ſich zu nähern, und dort ſollten ſie ſcheiden.

„Ja!“ ſagte Naomi, aber ebenſo leiſe, und ihre bleichen Wangen wurden roth. „Du kamſt ja an meinem Geburtstag zu uns in den Saal!“

„Aber in Svendborg — ?“ fing er an.

„Ja, damals!“ ſagte ſie. „Ich entſinne mich deſſen wohl; das iſt lange her!“ Sie wendete ſich plötzlich an die Gouvernante. „Nun ſind wir bald auf dem Lande. — Du ſprichſt nicht mit mir! — Wie kalt es iſt!“ und ſie zog das Tuch feſt um die Wangen.

Chriſtian ſtieg ab und folgte dem Schlitten. Ohne ſich den Grund dazu deutlich machen zu können, fühlte er ſich doch ſo betrübt; er hatte Luſt ſich auf das Eis zu legen und, wie der Siebenſchläfer im Märchen, viele Jahre zu ſchlafen.

Jetzt erblickten ſie Menſchen an der Küſte, und bald war alle Furcht vorbei. Sie waren auf feſtem Grunde. Der Graf bot Peter Wik Geld an.

„Mein Herr,“ ſagte er, es war nicht mein Fahrzeug.

auf dem Sie ſich befanden, und ſoll bezahlt werden, ſo würde ich und der Junge es, für die Ehre in ſo hoher Geſellſchaft geweſen zu ſein, thun müſſen!“

Die Gouvernante reichte dem Schiffer die Hand, und Naemi folgte ihrem und des Grafen Beiſpiel. Chriſtian ſtand mit dem Hut in der Hand und ſah zum zweiten Mal in ſeinem Leben, wie ſeine Spielgenoſſin vornehm in die Welt hinaus fuhr.

„Wir fahren auf den Schuhſohlen nach!“ ſagte Peter Wik.

II.

— Wir waren Kinder,
Zwei Kinder klein und froh;
— Vorbei ſind die Kinderſpiele,
Und Alles rollt vorbei. —

H. Heine.

Erſt in den letzten Jahren hat ſich unſer Auge an das Schauſpiel des Pferdes in ſeiner natürlichen Schönheit auf der Rennbahn gewöhnt. Das Bild ſeiner wilden Flucht über die Steppen iſt uns dadurch deutlicher geworden. Eine der anſchaulichſten Schilderungen dieſes Thieres im Naturzuſtande haben wir in Waſhington Irving's: „a tour on the prairies.“ Er führt uns in die Urwälder, wo die wilde Ranke ſich von Baum zu Baum ſchlängelt und ein meilenweites Gehege bildet, von welchem man auf die ungeheueren Steppen hinausblickt, wo das hohe Gras wie eine See wogt und die wilden Pferde in großen Heerden, mit flatternder Mähne, funkelndem Blick und kühnen Sprüngen, über die Steppen dahinjagen. Der Wunſch, daß ſie immer in dieſem ſtolzen Freiheits-Zuſtande bleiben möchten, drängt ſich uns auf. Der Jäger wirft die Schlinge um das ſtolze, freie Thier, und es erhebt ſich mit aller Kraft, um das Band zu zerſprengen, aber kräftigere Hände halten es feſt; der erſte Peitſchenſchlag fällt auf den Rücken des Thieres und ſchäumend und dampfend verſucht es zum letzten Mal ſeine ganze Kraft. Vergebens! es wirft ſich wie todt auf die Erde; ein neuer Peitſchenſchlag fällt, und geduldig erhebt es ſich; mit einem Strick gebunden folgt es dem Packpferde. Der König der Steppe iſt ein Sklave.

Es liegt etwas Wehmüthiges in dieſem Uebergange. Von dem wilden Pferde auf der Steppe zu dem elendeſten Arbeitsgaul vor dem Wagen des Bauers iſt ein unendlicher Sprung, aber Ein Geſchlecht iſt es und auf den glänzendſten Anfang kann ein ſolches Ende folgen. Kein Thier hat in der Schickſalsumgeſtaltung mehr Aehnlichkeit mit den Menſchen. Das Pferd, welches einſt einen König trug, von ſeiner rechten Hand geſtreichelt und auf das Beſte gepflegt wurde, ſtieg oft durch Unglück zum Dragonerpferde herunter und endete zuletzt vor dem Karren des Schinders.

Von dieſen Betrachtungen erfüllt werden wir in eine eigenthümliche Stimmung verſetzt, wenn wir an einem heiteren Wintertage, während der Schnee feſt und funkelnd liegt, im Mondſcheine über den großen Platz in Kopenhagen gehen, welcher den Namen Königs-Neumarkt trägt. Rings um die Königsſtatue za Pferde, wo die coloſſalen Metallfiguren ſitzen, jagt eine Reihe von Miethſchlitten, die dort ihren Stand haben. Straßenjungen und die ordinärſten Leute geben hier ihre zwei Schillinge für, wie es heißt, eine Tour zweimal um das Pferd. Die Schlitten ſind gewöhnlich alt und höchſt jämmerlich, aber das davor geſpannte arme Pferd noch elender; wenn der Fuhrmann es vor dem Laſtwagen nicht mehr brauchen kann, ſo ſpannt er es vor den Schlitten, abgezehrt wird es nun vorwärts gepeitſcht und kömmt ſchäumend und triefend naß zurück, um in der ſchneidenden Kälte zu ſtehen, bis ein neuer Kutſcher es abjagt; es endet oft damit, daß es ſtürzt, und das iſt gewiß noch das größte Glück für das Thier.

Es war gegen Abend, als dieſe erwähnten Schillingsſchlitten um das Metallpferd herumjagten; die Schellen klingelten, die Peitſche knallte und Hurrahruf und Jubel von den ſchlittenfahrenden Knaben erſcholl mit knallendem Effect. Die meiſten Fußgänger machten weite Umwege; nur Wenige wagten es, den Weg gerade über den Platz einzuſchlagen; die Kühnen warfen ſpähende Blicke umher und machten raſche Sprünge über die in Kreiſen und Ellipſen gezogenen Bahnen. Unter den Dreiſten befand ſich ein Herr in einem großen Mantel, es war der Graf. Einem Paar Schlitten war er leicht vorbeigeſchlürft, jetzt kam einer mit zwei jubelnden Matroſen und einem Knaben; vergebens blieb er ſtehen, damit der Schlitten vorbei jagen könne, derſelbe drehte ſich gerade gegen ihn, das Pferd war ſo nahe, daß der Schaum ihn beſprützte, aber im ſelben Augenblick lag das Thier auf der Erde und der Schlitten, welcher ſo plötzlich angehalten wurde, ſtürzte nach der Seite um, das arme Thier ſchnappte ein Paar Mal, ſchlug ſeine Augen ſonderbar ſchmerzlich auf und lag nun todt da. Die Leute ſtrömten herbei, ein Paar der Vermiether mit der Peitſche in der Hand fanden ſich ein.

„Das war Sonderling, der ſich gelegt hat!“ ſagten ſie, „der thut nun auch nichts mehr!“

Sonderling, der Name rief eine vergangene Zeit in des Grafen Seele zurück; lebendig ſchwebte ihm das alte Familienhaus in der Stadt vor, wo die gnädige Frau Mama für Lafontaine's Romane geſchwärmt hatte, das hübſche Füllen wurde deshalb nach dem Roman: „der Sonderling“ genannt, und der junge Graf erhielt es an ſeinem Geburtstage, es war ein ſtolzes, ein ſchönes Thier; wenn er durch die Straßen Svendborgs ritt, kamen alle Leute an die Fenſter und Reiter und Pferd gewannen den Beifall Aller. Die hübſche Sara, des Juden Tochter, ſtreichelte es mit ihrer feinen Hand, und das Thier hielt viel auf die Gouvernante, wie ſie im Hauſe genannt wurde. Es wieherte laut, wenn ſie es auf den Kopf küßte, doch der Reiter hielt noch mehr auf die hübſche Gouvernante, und deshalb mußte ſie fort — das war eine traurige Geſchichte! — Als der junge Graf ſpäter außer Landes reiſte, ging auch Sonderlings Glücksſtern unter, er wurde auf St. Kunds-Markt verkauft.

Konnte und mußte es nicht daſſelbe abgemagerte, gepeinigte Thier ſein, welches hier lag? Alle dieſe Gedanken ſchlugen in einem mächtigen Erinnerungsfunken bei dem Namen Sonderling, das Einzige, was dieſem noch aus glücklicheren Tagen geblieben war, aus des Grafen Seele auf. Deshalb weilte er länger, als er in jedem anderen Falle gethan haben würde, und bemerkte auch nichts von dem größeren Unglück dicht dabei: der Knabe, welcher im Schlitten geſeſſen hatte, war ſicher zu Schaden gekommen, er wurde zu einem Wundarzt hinein getragen.

Von der kalten Abendſcene wollen wir mit dem Grafen in deſſen gemüthliche Wohnung eintreten, vor der das Schiff mit Schnee auf dem Tauwerke lag. Eine warme Luft, mit aromatiſchen Düften gewürzt, begegnete den Eintretenden. Wachslichter in ſilbernen Armleuchtern erhellten das Zimmer, deſſen Fußboden mit bunten Teppichen belegt war, welche die harte Unterlage elaſtiſch weich machten. Gemälde von Juul und Gebauer ſchmückten die Wände. Gyps-Abgüſſe von dem ſterbenden Fechter und dem Römerknaben, welcher den Dorn aus ſeinem Fuß zieht, ſtanden zu jeder Seite des Mahagoni-Bücherſchrankes, in welchem ſich nur vornehme Schriftſteller fanden, das heißt: Goethe, Racine, Swift, aber nicht ein einziges däniſches Buch, wie man ſo oft bei unſerer ſogenannten höheren Klaſſe eine Art Schaubibliothek findet, welche Geſchmack zeigt, aber ob dieſer wirklich gefunden wird, lernt man erſt durch die Converſation. Daß außerdem eine ganze Reihe von „Taſchenbüchern“ daſtand, gehörte gerade nicht zu den guten Auſpicien. Zum nächſten Zimmer führte keine Thür. Hier hingen auf orientaliſche

Weiſe Seidenteppiche, die man zur Seite ſchlug. Das Zimmer war kleiner; ſonderbare Schlingpflanzen hingen von den Pyramiden zwiſchen den Damaſt-Gardinen herab. Die blauen und blaßrothen Glocken der Hyacinthen klingelten mit Tönen von Duft. Am Theetiſche, den die Gouvernante beſorgte, ſaßen Naomi und ein ältlicher Herr; Kammerherr war er. Thorwaldſen begann zu jener Zeit einen europäiſchen Ruf zu erlangen, der Kammerherr ſprach davon.

„Ich habe ihn gekannt,“ ſagte er. „Als ich Kammerjunker war, war er nichts; aber Genie hat er, und die Zeitungen ſprechen von ihm. Ja, bei Gott! leſe ich nicht ſeinen Namen im Journal des débats? Der Menſch wird célèbre, aber zur Tafel des Königs kann er nicht gelangen, weil er nicht Etatsrath iſt!“

Auf einem Tiſch dicht daneben lagen ſeine Kupferſtiche und Anſichten. Da waren die meiſten italieniſchen Gegenden, welche der Graf beſucht hatte.

„Magnifique! magnifique!“ ſagte der Kammerherr, „das iſt Genua! da war ich vor ſiebenundzwanzig Jahren! ſchöne Frauenzimmer giebt es da! und in Bologna —! ach ja, die Bologneſerinnen! welche Augen!“ Die Gouvernante ſchlug die ihrigen nieder. Der Kammerherr flüſterte halblaut: „ſchöne Frauenzimmer! ihrethalben reiſt man ja nur!“

Der Graf erzählte jetzt, wie nahe er dieſen Abend daran geweſen ſei, überfahren zu werden, und ſagte, daß der arme Knabe gewiß zu Schaden gekommen ſei. „Das kleine muſikaliſche Genie!“ fügte er noch hinzu.

„Er hat hier im Hauſe Concert gegeben!“ ſagte Naomi lachend. „Die Bedienten hatten ihn zu ſich hereingeholt, er hatte geſpielt und ſie hatten geklatſcht, aber der Kutſcher Hans war witzig geweſen und hatte ihm einen Trefle Buben als Ordenszeichen auf die Bruſt gehängt, da verſtand er doch, daß man ſich über ihn luſtig machte, und es traten ihm die Thränen in die Augen, aber da kam Eliſa hinzu,“ ſie zeigte auf die Gouvernante, „und Alles kehrte zum ſchuldigen Reſpect zurück!“

„Der arme Knabe,“ ſagte der Graf, „jetzt kömmt er nach dem Hoſpital.“

„Aber ich kann ihn die Geige ſpielen hören!“ ſagte die Gouvernante und lauſchte. „Das iſt ganz dieſelbe Muſik, die wir zu hören pflegen!“

Der Bediente wurde herein gerufen.

„Erkundige Dich danach, wer da ſpielt,“ ſagte der Graf. „Frage, ob der kleine Schiffsjunge bei der Schlittenfahrt Schaden genommen hat.“

Der Bediente kam bald wieder zurück und erzählte, der Knabe habe ſich zwar das Bein verrenkt, aber es ſei wieder eingerichtet, er ſtände mit der Geige, die er ihm mitzunehmen aufgetragen habe, vor der Thür.

„Ja, das war nicht meine Meinung!“ ſagte der Graf. „Nun, es iſt gut, daß er ohne Schaden davon gekommen iſt!“

„Wollen wir nicht das kleine Kunſtwerk ſehen?“ fragte der Kammerherr. „Fräulein Naomi ſagt mit ihren hübſchen Augen, daß ſie den kleinen Künſtler ermuntern will!“

Der Graf lächelte, und einen Augenblick darauf ſtand Chriſtian auf Strümpfen, die Geige hinter dem Rücken verborgen, in dem erhellten Zimmer. Wie warm und duftend, wie reich und ſchön war doch Alles um ihn her! Blumen und Naomi, eben ſo wie damals, als er durch die Mauer in des Juden Garten kroch. Sie wollten ſein Geigenſpiel hören! er bebte vor Freude.

Da trat gleichzeitig ein langer, magerer Herr mit einem ernſten, ſtrengen Antlitz in das Zimmer. Finſter und fragend betrachtete er Chriſtian, als wollte er ſagen: was macht der arme Knabe hier?

„Das iſt ein kleines muſikaliſches Genie!“ ſagte der Graf und erklärte jetzt mit wenigen Worten die Bekanntſchaft.

Der Fremde blickte den Knaben noch ernſter an, den der Graf damit abfertigte, daß er ihn ein anderes Mal hören wolle; ein Thaler wurde ihm in die Hand gedrückt, aber nur halb glücklich dadurch verließ er die prächtigen Zimmer.

Der Bediente nahm ihn mit in die Geſindeſtube, und nun mußte er dort, wie geſtern, vor den Leuten ſpielen. Viele Witze wurden gemacht, aber ſeiner Eitelkeit wurde doch geſchmeichelt, und auch hier bekam er Geld. Er war ſehr froh, als er die Treppe hinunter ging. Der ernſte Herr mit dem ſtrengen Blicke begegnete ihm. „Sie haben Dich ja zum Beſten!“ war Alles, was er ſagte, und das fiel gleich einem gährenden Gift in ſeinen Freudenbecher.

Auf dem Schiffe empfing ihn Peter Wik mit einem ernſten Angeſicht.

„Wo zum Teufel treibſt Du Dich herum?“ fragte er. „Biſt Du Stadtmuſikant geworden? Du kannſt da unten im Kaſten kratzen, aber nicht da oben für die Tellerlecker, ſonſt bekömmſt Du einen Klapps! Das iſt nun ſo Peter Wiks Meinung!“

Still und betrübt ging er nach ſeiner kleinen Koje hinab.

III.

Blum.

Nun? iſt ſie da?

Brand.

Die Feenkönigin — nun ja, die Feenkönigin.

Das leidende Weib, Trauerſpiel von Linz.

Prie! pour les vierges voilées:
Pour le prisonnier dans sa tour,
Pour les femmes échevelées,
Qui vendent le doux nom d'amour!

Victor Hugo.

Die Extreme ſind wie die Kreiſe: wo ſie ſich am Meiſten von ihrem Ausgang entfernen, da begegnen ſie ſich. An dem Grabe eines lieben Verſtorbenen glauben wir gerade an die Unſterblichkeit.

Gerade hier, wo die Wirklichkeit in alle Hoffnungsblaſen Chriſtians zerſtörend eingriff, wurde ſein Vertrauen auf dieſe am ſtärkſten. Jene Künſtler, von denen der Graf in jener Nacht, als ſie zuſammen auf Saltholm waren, erzählt hatte, ſpukten in ſeinem Gehirn.

Zwei Bücher hatte er dieſen Winter geleſen: Albertus Julius und das alte Teſtament; beide waren ihm unfehlbare Worte der Wahrheit, und in beiden wurden Kampf und Hinderniſſe mit Glück belohnt. Albertus Julius fand daſſelbe auf ſeiner Klippeninſel; die bibliſchen Geſchichten, welche ja Gottes eigene Worte waren, ſangen denſelben Troſt. Der Hirtenknabe, der arme David, wurde Israels König, Hiob erhielt Geſundheit und Reichthum wie zuvor, der böſe Haman kam an den Galgen, während Eſther die goldene Krone an der Seite ihres königlichen Herrn trug.

„Das wahre Genie bahnt ſich immer den Weg!“ hatte der Graf geſagt. „Lieber Gott!“ betete Chriſtian mit kindlichem Sinne, „gieb mir wahres Genie, ich will es nur zu deiner Ehre gebrauchen!“

Manche Stunde ſtand er an den heiteren Abenden und blickte mit Andacht und Vertrauen zu den glänzenden Punkten hinauf. Die Aſtrologen meinten, daß die Sterne Einfluß auf uns hätten, die wir unter denſelben wandeln. Dieſer Glaube hat ſich jetzt verloren, nur der Stern auf der Bruſt des Menſchen kann eine ſolche Kraft zeigen. Chriſtian hoffte Hülfe von beiden, von denen dort oben und vom Grafen, deſſen Stern eben ſo prächtig blitzte, aber ach! ſie blieb aus.

So ſaß er eines Abends gedankenvoll in der dunkeln Cajüte; er ſchlief ein und träumte da recht lebendig von Einer, die wir faſt vergeſſen haben oder die Meiſten vielleicht vergeſſen möchten: Steffen-Carrede. Sie führte ihn an der Hand über eine ausgedörrte Oede, wo die Erde tiefe

Riſſe bekommen hatte, ſo daß ſie bei jedem Schritt nahe daran waren zu fallen, und ſie gelangten in einen ſchönen, blühenden Garten, wo Alles Muſik und Freude war. Sie gab ihm eine Geige von Silber, und als der Bogen die Saiten berührte, übertönten ſie laut Tauſende von anderen Inſtrumenten; er erwachte vom ſtarken Klang und fand Troſt und Freude in ſeinem Traum; ſie, deren Bild der Graf verdrängt hatte, ſchwebte ihm wieder als ein guter Engel vor. Sie hatte ihm zwar nicht, wie der Graf, Geld gegeben, aber ſie hatte ſeine Hand herzlicher gedrückt und ihm liebreich in das Auge geblickt. Es ergriff ihn wunderbar, in demſelben Augenblick auf der Cajütentreppe eine Stimme zu hören, die ganz wie die ihre klang. Kam ſie ſchon als eine gute und mächtige Fee, um ihn zu Ehre und Glück zu führen? Er hätte ihr entgegen ſtürzen mögen, aber ſie war nicht allein; der Matroſe begleitete ſie. Dieſer fragte laut, ob Jemand drinnen ſei; aber eine ſonderbare Furcht band Chriſtians Zunge.

„Was haſt Du mir zu ſagen?“ fragte der Matroſe.

„Es wird auf Dich ankommen,“ ſagte ſie, „ob ein Körper und eine Seele in das ewige Schlammgrab gehen ſollen.“

„Biſt Du eine von den Heiligen geworden?“ fragte der Matroſe lachend.

„Ich muß Dir Alles ſagen, was ich auf dem Herzen habe!“ ſagte ſie mit einer gebrochenen Stimme. Chriſtian lauſchte, denn ſie wollte ſicher von ihm ſprechen.

Wir wollen uns nicht abwenden und brauchen es auch nicht. Sehen wir in den Wegen des Gartens eine der häßlichen großen Kröten mit ihrem ſchleimigen Körper ſchwerfällig hüpfen, da ekelt uns vor dieſem Geſchöpfe; wenn es aber von einem Feinde verfolgt wird oder gemißhandelt ſein einförmiges Geſchrei ausſtößt, ſo werden wir gerührt, der Ekel geht in Mitleid über. Wie viel mächtiger müſſen nicht dieſe Extreme ſein, wenn von einem Geſchöpfe unſerer Claſſe die Rede iſt! Wende Dich nicht ab, weil ich ſie dir nicht in den Reihen der Odalisken, unter dem Schatten der Palmen, am ſchwellenden Ganges zeige. Wende dich nicht fort, weil es in der niedrigen Cajüte eines Kauffahrteiſchiffes und nicht am glänzenden Hofe iſt, wo Grafen und Herzoge um einen Blick der königlichen Buhlerin werben. Es iſt das Laſter auf ſeiner niedrigſten Stufe, weil Armuth ſein Gewand iſt; nicht in Gold und Seide ſollſt Du ſie ſehen, ſondern in ihrem Elende; ſie ſehen, wenn ſie wie der Baſilisk ſich ſelbſt im Spiegel erblickt und vor ſich ſelbſt erſchrickt. Es iſt etwas Tragiſch-Erſchütterndes darin, die menſchliche Natur zum Thier herabgewürdigt zu ſehen, wenn ſie in ihrem Untergange begreift, daß ſie nach Gottes Ebenbild erſchaffen war. Glückſelig Du, der Du eine Heimath erhielteſt, wo die Schamhaftigkeit Dich nicht verließ. Die hatte ſie nicht. Welches Gift können nicht die ſüßen Worte des Mannes in die Seele eines Weibes tröpfeln, und es wird der Schande geweiht! Hätteſt Du vor achtzehn Jahren das ſchlanke, vierzehnjährige Mädchen mit der reinen Lebensluſt in den klaren Augen geſehen, da hätteſt Du an Semele gedacht. — Ja, Semele erwartete Jupiter in all ſeiner Majeſtät und der Geliebte kam, — aber nicht wie die Sonne, welche wärmt, ſondern wie das Feuer, welches brennt, und ſie wurde Staub in ſeinen Armen, erzählt die Mythe. Staub und Erde wurde das Schönheitsbild.

Wir glauben nicht mehr an Geſpenſter, wir glauben nicht, daß die Todten um Mitternacht in ihren weißen Gewändern um uns Lebende ſchweben. In den großen Städten erblicken wir ſie. Im Mondſcheine, wenn der ſcharfe Wind über den Schnee weht und wir uns dichter in unſere Mäntel hüllen, ſehen wir weibliche Weſen, weißgekleidet in der leichten Tracht des Sommers, uns winkend vorbeiſchweben. Des Grabes giftigen Dunſt hauchen dieſe Geſtalten; traue nicht der Geſundheitsroſe auf der Wange, es iſt nichts als ein gemalter Todtenkopf; das Lächeln gehört der Verzweiflung oder dem Rauſche an. Sie ſind todt, aber ſchrecklicher todt als unſere Todten. Sie begruben die Seele, der Körper geht um und ſpukt; gleich Vampyren trachtet derſelbe nach Menſchenblut, um ernährt zu werden, deshalb klammert ſie ſich an dem berauſchten gemeinen Mann und an dem roheſten Kerl feſt, bei deſſen Anblick ſelbſt dem Manne widert. Es ſind fürchterlich unglückliche Geiſter, die in der Morgendämmerung nicht in ihr Grab hinabſteigen, nein, da kommen die Träume der Verzweiflung und ſetzen ſich wie ein Alp auf die Bruſt und ſingen von der Verachtung der Menſchen, von einem beſſern Leben ſchon hier auf Erden, und Thränen ſtrömen über die gemalten Wangen, und um die Träume zu verjagen, ergreifen ſie den Becher; die Todeszeichen des Giftes ſieht man dann um ſo deutlicher in der nächſten Nacht, wenn ſie wieder ſpuken. „„Rette mich! bis jetzt bin ich nur ſcheintodt, einzelne Augenblicke fühle ich noch, wie meine Seele in mir lebt!““ ruft oft eine der Unglücklichen, aber erſchrocken fliehen diejenigen fort, welche die Stimme aus dem Grabe vernehmen, und ſie, die Halbtodte, hat nicht die Kraft, den Sargdeckel der Verhältniſſe und die ſchwere Erde der Sünde, welche ſie drückt, zu heben.

„Rette mich!“ waren auch die erſten Worte, welche Chriſtian in der Cajüte von ihr vernahm, in der er eine vermögende edele Dame erblickte und die wir als eine jener Erſcheinungen der Nacht kennen. „Ich bin im Schlamm!“ ſagte ſie. „Niemand achtet mich. Ich habe Dir ehrlich von meinem Gelde gegeben. Vierzig Thaler beſitze ich noch. Heirathe mich! Nimm mich von dieſem Elende hier fort, führe mich nach einem Orte hin, wo mich Niemand kennt, wo Du Dich meiner nicht zu ſchämen brauchſt. Ich will für Dich arbeiten, bis mir das Blut aus den Nägeln ſpringt. O, nimm mich mit Dir, nach einem Jahre wird es zu ſpät ſein!“

„Dich ſollte ich meinen alten Eltern zuführen?“ ſagte der Matroſe.

„Ich will ihre Füße küſſen, ſie mögen mich ſchlagen und ich werde geduldig jeden Schlag ertragen! Ich bin ſchon alt, ich weiß es wohl, nahe an achtundzwanzig, aber es iſt eine Barmherzigkeit, um die ich Dich bitte. Thuſt Du es nicht, dann thut es Keiner und dann muß ich trinken, bis mir der Kopf ſpringt und ich ſo vergeſſe.

wie elend ich mich ſelbſt gemacht habe!“ Sie klammerte ſich an den ſchmutzigen Matroſen an.

„Iſt das das Wichtige, was Du mir erzählen wollteſt?“ und er ſtieß ſie fort.

Dieſe Thränen, dieſe Seufzer, vereint mit den Worten der Verzweiflung, drangen durch Chriſtians Herz; ein Traumgebilde erloſch und er erblickte die Schattenſeite der Wirklichkeit.

Er war wieder allein.

Einige Tage darauf ſollte das Eis im Canal aufgehauen werden. Der Matroſe und Chriſtian hieben die Axt tief in das feſte Eis und dieſes ſprang in große Stücke. Etwas weißes Zeug hing in der Eismaſſe feſt. Der Matroſe vergrößerte die Oeffnung und da lag ein Frauenzimmer, weiß gekleidet wie zum Ball, Bernſteinperlen um den Hals, goldene Ringe in den Ohren und die Hände feſt über die Bruſt gefaltet: es war Steffen-Carrede.

Chriſtian konnte dieſen Anblick nicht vergeſſen; das war das Schlußbild jener Abend-Geſchichte. Was hatte ihn nicht der Pathe in der letzten Stunde, wo ſie in Svendborg zuſammen waren, gelehrt: „Genieße die Freuden, während Du kannſt, damit Du nicht im Alter darüber zu weinen brauchſt, daß Du keine Sünden haſt! Es iſt beſſer, das Leben zuviel genoſſen zu haben, als ſpäter in der Einſamkeit darüber ſeufzen zu müſſen, daß man es nicht [illegible]ß, während man konnte!“ Er begriff jetzt das Dämon[illegible] in dieſen Worten, klammerte ſich an ſeinen Gott an, [illegible] betete: „Erlöſe uns von dem Uebel!“

An jenem Abend, nach dem Beſuche, hatte ſie ſich in die Furche zwiſchen dem Eiſe und dem Schiffe hinabgleiten laſſen. Der Brand der Verzweiflung war in dem kalten Waſſer erloſchen. Chriſtian hoffte nicht länger auf ſeine Träume. In der Welt gab es keine Feen wie im Märchen.

IV.

Leb' wohl. — ich wandre von hier!
Vergebens! Es regt ſich keine Gardine;
Sie liegt noch und ſchläft und träumt von mir.

H. Heine.

Durch die dichten Blätter der Blumen bricht das Licht in Farben hervor, hier roth, dort blau, jede Farbe, die wir kennen; mit derſelben Kraft ſtrahlt das Göttliche aus allem Geſchaffenen hervor; wie das Licht in der Blume ſtrahlt ſeine Allmacht durch die ganze Schöpfung. Alles iſt ein Wunder, das wir nicht begreifen, aber daran gewöhnt es bald alltäglich finden. Die gedichteten Märchen erhalten ihre Uebernatürlichkeit nur durch das Zerbrechen der Kette, durch den Mangel an der weiſen Ordnung, die wir täglich in dem größeren, göttlichen Märchen, in welchem wir ſelbſt leben, vor Augen haben.

„Hier in der Welt iſt es nicht wie in den Geſchichten, die man mir erzählt hat!“ ſeufzte Chriſtian. „Hier giebt es keine mächtigen Feen!“ Aber hier iſt ein Gott, welcher mächtiger iſt; von ſeiner Weisheit erzählt das Geſchaffene um uns her und von ſeiner Güte das Geſchaffene in uns.

„In vierzehn Tagen,“ ſagte Peter Wik, „wollen wir ſehen, Mutter in Gang zu bringen. Jetzt hat ſie Wintervergnügen genug in Kopenhagen gehabt!“

Nach Svendborg ſollten ſie zurück; es war ſchon der erſte März. Chriſtian fühlte eine ſeltſame Angſt, eine brennende Unluſt bei dem Gedanken, die Heimath wieder zu ſehen. Die Erinnerung daran kam ihm wie ein häßlicher Traum vor. In Kopenhagen mußte er bleiben, hier würde ihm doch ſicher einmal das Glück entgegenkommen. „Wenn ich an das Land und in den Wirbel der Straßen gehe, wie ſollte man mich da finden können? Es muß am letzten Tage ſein, wo ich es thue, dann iſt keine Zeit zum Suchen mehr. Aber wer wird ſich meiner annehmen? Und wenn ich ganz verlaſſen bin, kann man mich doch nicht ſterben laſſen, und das wird Gott auch nicht!“

Während dieſer Beſchluß mehr und mehr in ſeiner Seele reifte, fühlte er zugleich recht nagend, wie undankbar es gegen Peter Wik ſein würde, welcher ſo gut und liebreich gegen ihn geweſen war; dieſe Reue vermochte ihn, einen noch größeren Eifer dem Manne zu gefallen an den Tag zu legen.

„Vielleicht wartet der Graf nur darauf, daß ich einen ſolchen Schritt thun ſoll, um recht davon überzeugt zu werden, wie groß meine Luſt iſt! Wenn ich es thue, wird er mir helfen.“ Dieſer Gedanke war ein wichtiger Vernunftgrund. So kam er dann zu dem Beſchluſſe, daß er in der Nacht, bevor das Schiff ausgeholt werden ſollte, daſſelbe verlaſſen wolle. Der liebe Gott würde wohl für das Weitere ſorgen.

Es war der letzte Nachmittag, an welchem das Schiff im Hafen lag; Chriſtian ſtand beim Anker und blickte nach dem Hauſe hinauf, wo Naomi wohnte. Die prächtigſten Frühlingsblumen füllten die Fenſter. Südafrica's Prachtgewächſe haben keine reicheren Farben für den Fremden, als dieſe für unſern kleinen Seefahrer hatten. Mitten in ſeiner Armuth, im Begriff noch verlaſſener zu werden, als er war, malte er ſich aus, welches prächtige Schloß er ſich bauen wolle, wenn er reich würde, wie jedes Fenſter, gleich dieſen, mit Blumen prangen müßte, und Naomi ſollte auf Seide und Gold in all' dieſer Herrlichkeit ſitzen. Dann dachte er wieder an Peter Wik, und daß es der letzte Abend ſei, an dem ſie zuſammen wären. Das lag ihm wie ein Stein auf dem Herzen.

„Haſt Du einen Pips, wie die Hühner?“ fragte Peter Wik. „Jetzt kömmſt Du ja nach Svendborg zurück, und Lucie wird Dich froh empfangen. Du biſt ihr ja doch gut?“

„Ja, ſehr!“ ſagte Chriſtian, und die Spannung, worin er ſich befand, machte ſich in Thränen Luft.

„Zum Teufel, worüber weinſt Du jetzt?“ fragte Peter Wik. „Du biſt wohl mit Salzwaſſer geladen! Ich kann Dich nicht auf dem Fahrzeuge behalten, daran habe ich oft gedacht!“

Chriſtian wurde ſiedend heiß. Peter Wik zu verlaſſen war freilich ſein Gedanke geweſen, aber daß dieſer ihn verlaſſen, ihn aufgeben wollte, nein, das war ihm nie eingefallen. Die Worte verurſachten ihm deshalb einen großen Schreck.

„Ich werfe Dich nicht über Bord,“ ſagte Peter Wik und zog ihn freundlich zu ſich hin. „Du biſt ein guter Junge! Ich habe Dich lieb gewonnen, aber zu der See haſt Du keine Luſt, das habe ich zu gut gemerkt.“

Chriſtian wünſchte ihm widerſprechen zu können.

„Du ſollteſt nun eigentlich einen Wiſcher erhalten,“ ſagte Peter Wik, „denn Du konnteſt mir ſchon ſagen, worüber Du brüteſt! Ich habe lange daran gedacht, mit Dir darüber zu ſprechen, aber ich bin dazu nicht aufgelegt geweſen; jetzt ſollſt Du es ſo warm bekommen, wie ich es habe!“

War Peter Wik allwiſſend? Wußte er, daß Chriſtian ſich dieſe Nacht vom Schiffe ſchleichen wollte? Der Sünder mit dem belaſteten Gewiſſen blickte zur Erde.

„In der Nacht, als wir auf Saltholm waren,“ fuhr Peter Wik fort, „als Du ſaßeſt und in Dein Feuer ſtörteſt und mit dem Grafen davon plauderteſt, ein Teufelskerl zu werden, da ſchlief Peter Wik nicht, wenn er auch die Augen ſchloß. Ich hörte all den Unſinn, den er Dir in den Kopf ſetzte und welchen Du dumm genug warſt zu glauben; ich hörte auch wohl, wie Du beichteteſt und ſupplicirteſt. Das war herzlich dumm von Dir! Da erhieltſt Du auch Deinen Abſchied von mir. Ich kann Dich nicht gebrauchen, aber darum ſollſt Du nicht Noth leiden. Deinen Eltern darf ich Dich nicht ſenden, nein! Ich will Dich zu Herrn Knepus nach Odenſe bringen, er iſt ein Mann, der Dir etwas lehren kann, er verſteht ſich auf die Muſik, und dann wollen wir ſehen, wozu Du taugſt.“

Chriſtian drückte ſeine Hand.

„Wenn Du nur das Heulen laſſen wollteſt!“ ſagte Peter Wik. „Kann etwas aus Dir werden, ſo wird es mich freuen, aber zum Matroſen taugſt Du nicht!“

Chriſtian konnte bei dem Gedanken an das, was er in dieſer Nacht hatte thun wollen, weinen; es lag ihm ſchwer auf dem Herzen, doch wagte er nicht ſeine Sünde zu bekennen. Muſik ſollte er lernen, für die Muſik ſollte er leben, ſein höchſter Wunſch ſollte in Erfüllung gehen, und die Hülfe kam von Peter Wik, gerade von dem, bei welchem er ſie nie geſucht hatte. Er kniete in den dunklen Winkel nieder, küßte in die Luft und dankte dem guten, liebreichen Gotte.

In der Morgendämmerung lief das Tau auf dem Bollwerke entlang, Lucie wurde aus dem Hafen geholt. Chriſtian ſah mit einem frohen und doch wehmüthigen Blick zu Naomi's Fenſter hinauf. „Heute ſpricht ſie, der Graf und Alle da oben gewiß nur davon, daß wir fort ſind!“ dachte er. „Die arme Steffen-Carrede, die ſo gern mit uns heim ſegeln wollte!“

Und das Schiff glitt aus dem Hafen. —

— „Unſer Schiffer iſt fort!“ ſagte die Gouvernante, als ſie aus dem Fenſter blickte. „Da liegt ein neuer mit bornholmiſchen Uhren.“

„Das iſt gut!“ ſagte Naomi, „dann iſt der Junge mit fort; er war ſo aufdringlich, ſo naſeweis —! ich habe ihn als kleines Kind geſehen, ſeine Eltern wohnten dicht neben uns, da ſpielte er einmal mit mir. Nun ſind ſeitdem viele Jahre verſtrichen, und da ſtürzt er hier gerade in das Zimmer. Er iſt gewiß nicht recht geſcheidt! Du weißt nicht, wie er mich auf dem Eiſe quälte, als wir von Schonen kamen! Es hat mich wirklich etwas betrübt, daß ich habe ſo unfreundlich gegen ihn ſein müſſen, aber ich konnte nicht anders!“

„Es wäre doch intereſſant, wenn er ein großes Genie wäre und dazu gelangte es zu zeigen! Claus Schall, welcher die hübſche Muſik zu Galeotti's Balletten componirt hat, war ein armer Knabe, der in die Tanzſchule des Theaters kam, Figurant wurde und jetzt ein berühmter Componiſt iſt!“

„Das klingt wie in einem Roman!“ ſagte Naemi, „aber ich ziehe vor, daß ſie am Schluß ihres Lebens unglücklich werden müſſen. Das iſt ſo intereſſant!“

V.

Und iſt es auch nicht ſchön, ſo iſt es doch ganz wahr.

Weſſel.

Wir wollen uns jetzt nach Fühnens alter Hauptſtadt Odenſe begeben; ſie hatte damals noch etwas Eigenthümlicheres als jetzt. Hier erhoben ſich zu jener Zeit mehrere alte Häuſer mit dicken Mauern, Basreliefs über den Fenſtern, ſolide Treppen mit einem Geländer von Granit und einem ungeſchickten kupfernen Dache darüber, welches auf der Mauer befeſtigt war. An einem Hauſe erblickte man die in Holz ausgeſchnittenen zwölf Apoſtel; an einem andern charakteriſtiſche Köpfe, welche die Zunge an jedem hervorſtehenden Balken ausſtreckten; adelige Wappen zierten die Mauern; freilich fehlte der Stadt damals eine Eigenthümlichkeit, welche ſie jetzt darbietet und welche ſicher ganz eigen iſt, nämlich die Art, mit der ſie die Gräber ihrer Todten ſchmücken. Tritt man auf den St. Knuds-Kirchhof, ſo kann man die Worte des Dichters: „leicht wogt das Gras über unſere Gräber!“ nicht anwenden. Alle Gräber ſind hier gepflaſtert, ganz wie man eine Straße pflaſtert. Die Ueberlebenden, welche Sorgfalt für ihre Todten an den Tag legen wollen, ſorgen dafür, daß das Steinpflaſter in guter Ordnung erhalten und daß jeder kleine Grashalm ausgegätet wird.

Wie geſagt, dieſe Eigenthümlichkeit fehlte noch 1816, in dem Jahre, wo wir Chriſtians halber Odenſe beſuchen, aber mehrere der Häuſer hatten ihr alterthümliches Ausſehen noch ziemlich erhalten; die Karnappen guckten mit ihren ſpießbürgerlichen Madamen romantiſch hervor, und die Gewerke zogen noch mit ihrem Schilde, den Harlekin an der Spitze, herum; jeden Oſtermorgen ging der gemeine Mann nach dem Nonnenberge hinaus, um, weil „Chriſtus erſtanden war, die Sonne hüpfen zu ſehen.“ Freilich war faſt immer eine Wolke im Wege, ſo daß man das Spiel nicht zu ſehen bekam, aber Jeder glaubte in ſeinem Herzen, daß die Sonne hinter der Wolke gehüpft habe.

Eine der unanſehnlichſten Kirchen in Odenſe iſt die St. Johannis-Kirche, und doch läßt von dieſer das Volk die Sybille, welche den König Salomo beſuchte, prophezeihen, daß dieſelbe, wenn ſie am meiſten mit Menſchen gefüllt wäre, verſinken würde; eine Galerie verbindet ſie mit dem Schloſſe, deſſen Garten an den Kirchhof grenzt; an dieſem liegt eine Anzahl bewohnter Häuſer, von welchen das eine Herr Knepus inne hatte.

Ein rothbrauner Anzug, beſtehend aus kurzen Beinkleidern, Weſte und Rock, auf dem eine große Reihe von Metallknöpfen prangte, bildete ſeine gewöhnliche Kleidung; Perrücke mit Zopf, ein kleiner dreieckiger Hut und ein großer Stock mit einem prächtigen Bernſteinknopfe machten die Embleme aus. Zu jener Zeit beſaß Odenſe noch ein Paar ſo ausſtaffirte Geſtalten aus einem vergangenen Jahrhundert. Herr Knepus erlaubte nicht, daß man die Kleider ausklopfte und bürſtete, ſie würden ohnehin genug zerſtört, meinte er; beim erſten Zuſammentreffen erhielt man ſogleich einen Begriff von dieſer ſeiner Anſicht.

Es war gegen Ende Aprils, als Chriſtian mit ſeinem kleinen Päckchen unter dem Arm und mit einem Empfehlungsſchreiben von Peter Wik hier auf der Steintreppe ſtand und mit dem eiſernen Thürhammer anklopfte, da die Thüre immer verſchloſſen gehalten wurde.

Eine ſchlanke Dame mit fliegenden, aber etwas ſchmutzigen Haubenbändern öffnete; das war Madame Knepus.

„Sie ſind wohl Peter Wik's Pflegeſohn?“ rief ſie aus, drückte ſeine Hand und mit einem Strom von Beredſamkeit führte ſie ihn über den Flur, den der Beſen zwar berührt, aber nicht ganz gereinigt hatte, doch war friſcher Sand darüber geſtreut. Zwei alte Denkmäler, welche bei dem Abbruche der Grauenbrüder-Kirche gekauft worden waren, und einige Leichenſteine ſchmückten die kahle Mauer; man wußte nicht recht, ob man in eine Capelle oder in ein Wohnhaus trat.

„Wir führen ein eingezogenes Leben!“ ſagte ſie, „der Schützengilde Stiftungs- und des Königs Geburtstag ſind die beiden einzigen Feſte, an welchen Knepus Theil nimmt, er hat ſeine eigene Beluſtigung, wie Sie ſehen werden!“

Jetzt kam der Mann ſelbſt; er trug eine ſchmutziggelbe Nachtmütze auf dem völlig kahlen ſpitzen Haupte und einen etwas engen Rock mit langem Kragen, welcher den Dienſt eines Schlafrockes verſah und durch einen ledernen Gurt um den Leib zuſammengehalten wurde; nur ein Paar Unterbeinkleider bedeckten ſeine dünnen Beine.

Dieſe Eheleute nannten ſich gegenſeitig Sie.

Madame Knepus hatte für Chriſtian das Erkerzimmer nach dem Schloßgarten hinaus eingerichtet. Es war freilich des Hauſes Bibliothek und Vorrathskammer, aber man mußte ſich helfen wie man konnte, denn ihn in dem Zimmer neben dem ihrigen ſchlafen zu laſſen, das fand ſie nicht paſſend, da er ein junger Menſch ſei, welcher wachſen könne, und man müſſe nie Veranlaſſung zu dem Gerede der Leute geben.

Alſo mußte er in den einen Erker hinauf; Herr Knepus ſchlief in dem andern.

Schon um acht Uhr an den Winterabenden, wozu dieſe noch gerechnet wurden, ging er zu Bette, um, wie es hieß, zeitig aufzuſtehen. Madame und das Dienſtmädchen mußten ſich eine Viertelſtunde ſpäter einfinden; Chriſtian war ſchon dieſen Abend mit dabei und wurde in die originelle Lebensweiſe eingeweiht.

Die Wände waren rings herum mit Caricaturen beklebt und mit allerhand Inſtrumenten behängt; auf ein Paar Regalen lag Kinderſpielzeug, aber der, für welchen daſſelbe beſtimmt war, das Kind, Herr Knepus ſelbſt, lag im Bette; vor dieſem ſtand ein Tiſch mit einem Kohlenbecken, worüber eine kleine Bowle dampfte. Ab und zu aus ſeinem Glaſe trinkend ſah er in einen Guckkaſten; das Dienſtmädchen mußte die Bilder verändern, wenn er mit dem Kopfe nickte; Madame Knepus las indeſſen laut aus einem deutſchen Claſſiker vor. Das nannte Herr Knepus ſeine „kindiſchen Stunden,“ und dieſe hatte er an jedem Abend. Erſt wenn er das Haupt müde in die Kiſſen zurücklegte und Madame beim Leſen auf ihr: „Schläfſt Du, mein Lämmchen?“ keine Antwort erhielt, ſchlichen ſie und das Dienſtmädchen hinab und man war ſein eigener Herr.

Herr Knepus lag, wie geſagt, im Bette, und da ſie heute Abend ſo zahlreich waren, ſchlug er vor, ein Pfänderſpiel zu machen, er im Bette und die Drei davor, und das war höchſt beluſtigend. Chriſtian wurde verurtheilt, Madame unter einem großen Tuche zu küſſen, welches Herr

Knepus über ſie warf; Chriſtian ſchloß die Augen und überließ ſich ſeinem Schickſal. Darauf erhielt er ſein Glas Punſch und ging zuletzt in der munterſten Laune nach ſeinem kleinen Schlafgemach. Dieſes war eine niedrige Kammer unter dem ſchrägen Dache, die recht gut mit Holz verſchalt war; das erinnerte ſehr an Peter Wik's Cajüte. Den größten Raum nahm hier ein großes Regal mit Büchern ein, worunter ſich Wieland's Werke und Schulze's Handbuch der Phyſik befanden, die übrigen befaßten ſich nur mit der Muſik. Ein altes Epitaphium mit allen ſeinen ausgeſchnittenen Heiligen, welches auf einem Begräbniſſe in der Grauenbrüder-Kirche geprangt hatte, bei deren Abtragen aber gekauft worden war, ſtand als eine Art Schirmwand am Ende des ziemlich kurzen Bettes, welches aus einem Mehltrog und einem Lehnſtuhle zuſammengefügt zu ſein ſchien. Hinter dem Epitaphium hingen ein geräucherter Lachs und einige Bunde Lichter, dicht dabei ſtand ein Faß mit Butter. Zwei Stühle und ein Tiſch machten die übrigen Möbeln aus.

„Nun habe ich Ihnen Alles recht gemüthlich gemacht!“ ſagte Madame Knepus. „Im Tiſchkaſten können Sie Ihre reine Wäſche aufbewahren und hier unter dem Bette liegt ein Torniſter für die ſchmutzige. Denn Ordnung iſt zu allen Dingen gut. Herr Knepus geht jederzeit an den Brunnen, wenn er ſich waſchen will, aber Er junger Menſch muß es haben, wie Sitte und Gebrauch es mit ſich bringen. Hier iſt eine Flaſche mit Waſſer, Sie können es aus dem Fenſter über die Hände gießen! Später werden wir ſchon ein

Waſchbecken anſchaffen. Unſere Spiegel ſind für dieſes Zimmer zu groß, deshalb müſſen Sie ſich mit dieſer Schachtel behelfen, da iſt ein Glas im Deckel. Um ſechs Uhr erhalten ſie den Kaffee im Bette, eher brauchen Sie nicht aufzuſtehen."

Chriſtian befand ſich jetzt in ſeiner neuen Heimath allein und fühlte ſich ſo froh und ſo ruhig; jetzt war er auf dem zu ſeinem Glück führenden Wege. Er öffnete das Fenſter und ſah durch den Mondſchein über den kleinen Hof nach dem Schloßgarten. Zwiſchen den dicken alten Bäumen lag ein grüner Platz mit einem großen Teiche, auf welchem zwei Schwäne ſchwammen; anmuthig bogen ſie ihre langen, weißen Hälſe über den Rücken hinab. Alles war ſo unendlich ſtill, der Mond ſpiegelte ſich im Waſſer, in welchem die Schwäne herumſchwammen. Er betrachtete ſie, er entſann ſich deſſen, was er ſchon erlebt hatte, und die Welt ſchien ihm wieder ein Märchen zu ſein; die Schwäne auf dem Waſſer in der ſtillen Einſamkeit waren Feen, die ſein Glück und ſeine Dankbarkeit kannten.

Vom nächſten Morgen an wurde Chriſtians Zeit auf das Allerweiſeſte eingetheilt: außerhalb des Hauſes erhielt er mit einigen anderen Knaben den gewöhnlichen Schulunterricht und daheim mußte in „Törk's Generalbaßſchule" ſtudirt werden. Ordnung müßte in Allem herrſchen, meinte Herr Knepus, und Ordnung war nach ſeiner Anſicht die Seele des ganzen Hauſes. Nur zu beſtimmten Zeiten kam er zu ſeiner lieben Hälfte hinein und dann ſpann, ſtrickte oder nähete ſie; das will ſagen: ſie ſpann, ſtrickte oder nähete gerade nur während der Minuten, wo er da war, denn ſobald er das Zimmer verließ, lag das Nähzeug und ſtand das Spinnrad; eine arme Frau ſpann dann das Garn, welches Madame ſpäter als das Erzeugniß ihres Fleißes vorzeigte; aber weshalb ſollte ſie auch nicht, wie ſie ſagte, der armen Frau die Paar Schillinge gönnen? Warum ſollte ſie ſich das Leben ſo ſauer machen? Sie las unterdeſſen Romane aus der Leihbibliothek und folgte der Literatur, ſo gut es ſich in einer Provinzialſtadt thun ließ.

Chriſtian war in voller Thätigkeit und zu dieſer gehörte auch, Herrn Knepus auf den Fiſchfang zu begleiten und in aller Heimlichkeit der Madame zu helfen, Stroh vor die Thüre zu legen; ſah ſie ſpäter, daß das Stroh anders lag, dann wußte ſie, daß das Dienſtmädchen ſich herumgetrieben hatte. Auf ſeiner Kammer hatte er ſelbſt ein altes Clavier bekommen, auf deſſen innerer Seite des Deckels man Hirten und Hirtinnen zu Flöte und Schalmei tanzend erblickte. Ach, wie gern hätte er nicht, wenn auch nur mit einer Hand, eine raſche, jubelnde Melodie mögen ſpielen können, aber die Choralnoten zeigten ihre großen Köpfe und ſagten wie Herr Knepus: „immer langſam! immer langſam!“ Bach und Händel, Namen, die er früher nie gehört hatte, klangen jetzt ſtets wie muſikaliſche Heilige vor ſeinen Ohren. Oh, wie viel war da nicht zu hören, wie viel zu lernen!

Im Monat Juni trat das eine Feſt ein, an welchem Herr Knepus Theil nahm, doch kurz zuvor ſchuf der Zufall ein neues, welches nicht übergangen werden darf, indem es außer der Regel lag, ja außer aller Regel: es war eine Art Scheuerfeſt, welches Epoche im Hauſe, ja in der ganzen Nachbarſchaft machte. Es wurde nach mehrjährigen Andeutungen darauf in Herrn Knepus' Zimmer rein gemacht und die Ausbeute war ſo groß, daß ſie mehrere Fäſſer anfüllte, welches das Gelächter der Herrſchaft ſelbſt erweckte, ja Madame lud zwei Nachbarfrauen ein, um den Schmutz zu ſehen, und bei dieſer Gelegenheit erhielten ſie Kaffee.

Aber von dem größeren Feſte der Schützengilde wollten wir ſprechen; es hat noch bis auf unſere Zeit in Odenſe alle ſeine Eigenthümlichkeiten behalten. Am frühen Morgen marſchiren, mit türkiſcher Muſik, die ehrſamen Bürger aus der Stadt. Ehrenpforten ſind errichtet, das ſogenannte Weſtthor iſt bekränzt und mit Inſchriften geſchmückt. Alle Schulen und Werkſtätten ſind geſchloſſen und gegen Abend, wenn der Einzug vor ſich geht, findet man alle Fenſter in der Hauptſtraße mit Zuſchauern angefüllt.

Gerade an dieſem Feſttage kam Peter Wik zur Stadt, um Herrn und Madame Knepus zu beſuchen, oder richtiger um zu ſehen, wie es Chriſtian ginge.

„Ich habe von Stettin,“ ſagte er, „ein kleines Faß Bier zur inneren Vergoldung mitgebracht und dann etwas Naſchwerk in der Bütte für Madame. Es iſt wohl zwölf Jahre her, daß ich das letzte Mal hier war, und noch kein kleines Knepuschen hier im Hauſe! Doch es kann wohl noch kommen, aber dann ſoll es auch: „„Hurrah der Mutter!““ heißen.“

Madame lachte laut.

„Knepus iſt heute zur Schützengilde,“ ſagte ſie, „da müſſen Sie mit mir hinaus!“

„Da giebt es wohl mehr Löcher in den Flaſchen, als in der Scheibe?“ ſagte Peter Wik. „Wo ſteht man da draußen am ſicherſten? Ich denke oben bei der Scheibe; weiter davon bekömmt man wohl alle Kugeln in die Weichen! Aber ſagen Sie mir einmal etwas von dem Jungen. Er führt ſich doch gut auf?“

„Oh, er iſt ſo gut und dabei ſo ganz unſchuldig; daran fehlt es nicht! Jetzt iſt er bei der Schützengilde. Sie werden ſehen, wie hübſch ihm die grüne Schleife an der Mütze ſteht. Er iſt derjenige der Knaben, muß ich Ihnen ſagen, welcher den Königsgewinn, den ſilbernen Pokal; dem Zuge vorausträgt. Da iſt ein großer Streit geweſen, denn ein Sohn des Kronprinzen vom vorigen Jahre, das heißt ein Sohn desjenigen, deſſen Schuß dem Königsſchuſſe zunächſt war, wollte auch den Pokal tragen, aber Knepus hat geſiegt, ſein Zögling trägt ihn!“

Zu derſelben Zeit kam das Dienſtmädchen keuchend in das Zimmer; der kleine Knabe der Waſchfrau war da geweſen, um zu ſagen, daß ſeine Mutter vom Wächter, welcher dort draußen bei der Leine Wache hält, gehört habe, daß Herr Knepus gerade neben das Schwarze geſchoſſen habe und daß Keiner als der Büchſenmacher beſſer ſchießen könne, und der Büchſenmacher habe außerhalb geſchoſſen, Herr Knepus würde alſo König werden.

„O nein!“ ſagte Madame innerlich froh, „er mag lieber Kronprinz werden, denn es koſtet ſo viel König zu ſein, dann muß er ſo viel zum Beſten geben! Der Kronprinz erhält einen Potagelöffel, und den können wir gebrauchen.“

„Dann müſſen wir hinaus,“ ſagte Peter Wik. „Ich führe die Königin.“ Er nahm Madame unter den Arm. „Wir gehen langſam. Mein Fußgeſtell iſt gerade dazu eingerichtet, Proceſſionen zu folgen!“

Gegen Abend ſah man alle Fenſter mit Menſchen angefüllt. Das Schießen war vorbei und die durchſchoſſene Scheibe wurde jetzt verſteigert und darauf, nach altem Brauch, den Straßenjungen der Stadt zum Nachhauſetragen überlaſſen. Sechs der größten und ſtärkſten nahmen, nachdem ſie ihren Schnaps getrunken hatten, die Scheibe auf die Schultern, zwei muthige Kameraden ſprangen eben drauf, plünderten die Ehrenpforten und wurden, geſchmückt mit Guirlanden und Inſchriften, im Triumph getragen; das ganze übrige Getümmel der Knaben folgte mit grünen Zweigen in den Händen jubelnd nach; zuletzt ſchloſſen ſie ſich in doppelter Reihe, um die ehrſame Bürgerſchaft zu empfangen. Dieſe näherte ſich mit voller Muſik.

Der Scheibenkönig und die Beiden, welche nach ihm den beſten Schuß gethan hatten, der Kronprinz und der Erbprinz, mit großen Bändern, beſetzt mit Silberplatten, über die Schultern, gingen voran. Die Knaben trugen ihnen die Gewinne vor. Chriſtian hielt ſtolz den Pokal vor Herrn Knepus.

„Das iſt mein Mann!“ mehr konnte Madame Knepus nicht herausbringen.

„Ja, nun hat er den Pokal!“ ſagte Peter Wik, „jetzt muß er für die Andern einſchenken.“

Chriſtian blickte vergnügt nach allen Fenſtern hinauf und über das wogende Menſchengetümmel hin.

Auf den Steintreppen ſtanden die Leute wie Herſenköpfe zuſammengepreßt und alle Geſichter ſtrahlten vor Freude. An einer Ecke war das Gedränge ſehr groß und mitten aus demſelben ragte ein Mann mit einem bleichen, kränklichen Antlitze hervor, er ſtarrte Chriſtian feſt an und nickte ihm bekannt zu.

„Herr Jeſus!“ hauchte der Knabe und ſchlug die Augen zu Boden. Das war ja ſein Vater, den er erblickte, ſein Vater, der im Kriege gefallen war! Noch einmal ſah Chriſtian dahin. Ja, hoch auf der Ecktreppe, über die Andern emporragend, ſtand ſein Vater, welcher als todt beweint worden war. Die Hände des Knaben zitterten, faſt wäre der Pokal ihm aus der Hand gefallen. Jetzt klang ihm der Jubel rings umher abſcheulich.

Der Zug ging nach dem Club, wo das Feſt mit einem Schmauſe enden ſollte, welcher drei Nächte währte. Toaſt auf Toaſt ſollte getrunken werden und die Trompeter ſollten aus den Fenſtern blaſen, während Einer aus der niedrigſten Volksklaſſe, als Harlekin gekleidet, mit geſchwärztem Geſicht und der Pritſche in der Hand, das Seinige that, um die Munterkeit zu erhalten.

So wie der Zug den Club betreten hatte, wanderten die Knaben mit der Scheibe, auf welcher noch die luſtigen Dioskuren ſtanden, durch die Straßen zur Thür des Schützenkönigs, wo Madame ſich vor ihnen verneigte; darauf gingen ſie zum Bürgermeiſter und zum Stadthauptmann, von dem ganzen Schwarm gefolgt, welcher die grünen Zweige ſchwenkte. Das war der wandernde Wald, wie Macbeth ihn erblickte.

Während aller dieſer Munterkeit befand ſich Chriſtian in der Mitte des Feſtes, im Clubſaale. Hunderte ſeines Alters würden ihn um dieſes Glück beneidet haben, er aber ſtand unempfänglich für die Freuden da; das bleiche, lächelnde Antlitz, welches er im Getümmel erblickt hatte, verſteinerte ihn wie ein Meduſenhaupt.

„Das war mein Vater, den ich geſehen habe! und doch iſt er todt! Meine Mutter iſt wieder verheirathet! Es war keine zufällige Aehnlichkeit, nein, er war es. Er ſah mich an, winkte mir, o, das iſt erſchrecklich!“

Die Uhr war eilf, als er nach Hauſe in ſein kleines, einſames Zimmer kam. Mit einer ungewöhnlichen Angſt blickte er nach jedem finſtern Winkel. Das alte Epitaphium, welches am Ende des Bettes als Scheidewand diente, hatte zum erſten Mal etwas Unheimliches. Der abgebildete Prediger, mit ſeinen drei Frauen und den Kindern perſpectiviſch aufgeſtellt, ſtarrte ihn von der Leinwand feſt und geſpenſtiſch an. Die ausgeſchnittenen, bunt gemalten Heiligenbilder in Rahmen hatten denſelben dämoniſchen Ausdruck; deshalb hing er ſeine Kleider über dieſelben. Das Licht urde ausgelöſcht und es kam ihm vor, als ob die häßlichen Geſtalten noch von der Wand und durch das geſchloſſene Fenſter blickten. Er konnte nicht ſchlafen; er hörte jeden Viertelſtundenſchlag, welcher vom Kirchthurme ertönte. Es war Mitternacht.

Da hörte er einen ſonderbar ſchabenden Laut vor dem Fenſter; wäre es an einem anderen Abend geweſen, ſo würde er es kaum bemerkt haben, aber jetzt! er blickte nach den Scheiben. Ein Kopf zeigte ſich draußen.

„Es iſt meine Einbildung, die das macht!“ ſagte er zu ſich ſelbſt und erhob ſich halb.

Jetzt ſah er die Geſtalt deutlicher, und daß ſie weiß war. Es klopfte leiſe gegen die Scheibe, und Chriſtian hörte ſeinen Namen nennen. Die Haare ſtanden ihm vor Schreck zu Berge, wie verſteinert ſaß er aufrecht im Bette.

„Schläfſt Du?“ fragte die Geſtalt. „Mach' auf!“ Nun erkannte er die Stimme; es war Madame Knepus.

Das Erkerzimmer, in welchem er ſchlief, war freilich nicht höher von der Erde, als die Höhe des niedrigen Erdgeſchoſſes ausmachte; auf einer kleinen Leiter konnte man leicht zu ihm hinauf gelangen, aber gleichwohl — warum kam ſie dieſen Weg und zu dieſer Zeit?

Er ſprang aus dem Bette und öffnete das Fenſter. Ja, es war Madame, die auf der Leiter ſtand. Es heißt in dem alten Liede von Agnete, „oben wie ein Weib, unten wie ein Fiſch!“ aber von Madame Knepus' Draperie mußte man ſingen: „oben weiß Kattun, unten Barchent gar!“

„Ich erſchrecke Dich wohl zu Tode?“ ſagte ſie mit gedämpfter lachender Stimme. „Hilf mir nur hinein!“

Chriſtian ſchob den Stuhl unter das Fenſter und nahm Madame bei der Hand, ohne zu begreifen, was das Ganze bedeuten ſollte.

„Ich will ſtehlen!“ ſagte ſie und balancirte nun dreiſt durch das Fenſter hinein zu unſerm Helden, welcher in demſelben nächtlichen Coſtüme da ſtand, worin Gilblas und andere Helden geſtanden haben.

Das leichte Ueberfegen des Flurs, wo der Sand auf den alten geſtreut war; der Hausfleiß der Dame während der wenigen Minuten, wo der Gemahl zugegen war, mit mehreren kleinen Zügen ähnlicher Art haben wohl eine Art Begriff davon gegeben, wie es mit dem Hausweſen ſtand. Dieſe Nachtwanderung wird ein hinreichender Anhang dazu ſein.

Das Mädchen konnte mit der Butter, die ſie wöchentlich erhielt, nicht auskommen; Madame meinte, das wäre Geſchwätz, und um es zu beweiſen, hatte ſie um drei Mark gewettet, daß ſie es in einer Woche mit dem Gegebenen beſtreiten wolle; damit nun aber Madame nicht vom Vorrath holen möchte, welcher, wie wir wiſſen, in Chriſtians Zimmer ſtand, erhielt das Mädchen den Schlüſſel dazu, ſobald er zu Bette war. Indeſſen war der Madame die Butter doch ausgegangen, aber die Wette wollte ſie nicht verlieren, es waren ja drei Mark und die Ehre, und deshalb voltigirte ſie jetzt in das Erkerzimmer, um ſich ſelbſt zu beſtehlen.

„Das iſt eine ſchreckliche Lage!“ ſagte ſie. „Sähe die

Welt mich in ein Erkerfenſter zu einem jungen Manne hineinſteigen! Aber ich thue es der Ehre halber, und dem Reinen iſt Alles rein."

Und Madame bekam die Butter.

VI.

> — „Glaubſt Du, ich zöge mit ſo fröhlichem Sinn davon, als womit ich kam? — — Ich habe Nichts mehr — keine Frau, kein Kind, Niemand, der ſich meiner im Alter annimmt! — — noch einen Kuß — das iſt der letzte. . . Fort! — Ich werde Dich nie wieder ſehen, nie! — O Gott! wache Du über mein Kind!"
>
> Das Schauſpiel: der Matroſe.

Es war heller Morgen, als Chriſtian erwachte, indem er ſich beim Namen nennen hörte; er ſchlug die Augen auf. Peter Wik ſtand vor ihm und hinter demſelben erkannte er die Geſtalt von geſtern. Ja, es war ſein Vater, ſein Vater, welcher todt war.

„Ich bin es," ſagte Peter Wik, „und wo Du mich ſiehſt, da kommen keine Geſpenſter! Dein Vater iſt nicht geſtorben, hier haben wir ihn ganz lebendig. Ich durfte ihn nicht allein zu Dir hereinkommen laſſen, Du biſt kein Held, es fließt Schneiderblut in Dir! Ich bitte um Verzeihung —!" ſagte er zum Schneider und nahm deſſen Hand.

Der Vater drückte den Sohn an ſein Herz und weinte, wie an jenem Morgen, als ſie ſchieden.

Beim Mittagstiſch hörte man erſt recht im Zuſammenhang den Verlauf der Begebenheit. Die Beſatzung der beiden Kanonen war wirklich gefallen, wie der Feldwebel es Marien geſchrieben hatte.

„Niemand wußte,“ ſagte der Schneider, „daß ich im Gedränge von meinem Platz fortgeriſſen und gegen ein ſchwediſches Pferd gedrängt wurde, welches ſeinen Reiter verloren hatte; ich ſtand ſo eingeklemmt, daß ich nur die Finger am Sattelgurt bewegen konnte, Alles ringsherum war ein Haufen. Es begann mir vor den Augen ſchwarz zu werden, da geſchah es, daß die Schweden durch einen Rückzug Luft zu gewinnen ſuchten; ich war nahe daran in die Kniee zu ſinken, wäre ich gefallen, ſo war ich ſicher zertreten zu werden; alle meine Kraft mußte ich anwenden, und ich gelangte auf das Pferd. Nun, ein Reiter bin ich nie geweſen, aber es war der Trieb zum Leben, welcher mich dazu drängte. Die ſchwediſchen Reiter ſprengten den Graben entlang davon, wo die unſern nach ihnen ſchoſſen, mein Pferd folgte den andern. Meine eignen Kameraden ließen mir die Kugeln um die Ohren pfeifen. Ehe ich es wußte, befand ich mich hinter dem Hügel unter den Schweden; meine Landsleute hatten ſie nicht geſchont, ſie ſchonten meiner was das Leben anbetraf. Die Koſaken hatten einige Gefangene gemacht, ich wurde unter dieſe geſteckt; ſie knebelten uns an den Daumen zuſammen und trieben uns wie Schlachtvieh davon. Hinab nach dem Süden wollte ich, aber ich kam einen andern Weg, mußte die Winterkälte in den ruſſiſchen Steppen koſten, eine Kälte, wie wir ſie hier in Dänemark nicht kennen. Ja, es könnte eine ganze Geſchichte davon geſchrieben werden, aber ich erzähle nur, wie ich davon kam; und ich will ſagen, wie ich es gefunden habe, als ich zurückkehrte. Ich lernte da draußen, wie gut und prächtig es hier zu Lande iſt; ja, Dänemark iſt ein Sommerland, wenn man in Rußlands Fichtenwäldern gefroren hat. Am Schluß des Krieges erhielt ich meine Freiheit, und ich ſchrieb es heim, aber mein Brief muß nicht hergekommen ſein. Ich begab mich auf die Wanderung, allein ich trug ein Fieber im Körper; faſt neun Monate lag ich im Krankenhauſe zu Mitau. Von dort ſandte ich mit einem Handwerksburſchen einen Brief nach Libau, damit dieſer durch den erſten däniſchen Schiffer befördert werden möchte; aber auch der iſt verloren gegangen. Ich dachte an Fühnen, an alle frohen Stunden dort, ich ſehnte mich nach Marien und nach Dir, mein Sohn. Ich fühlte eine peinliche Reue darüber, Euch verlaſſen zu haben. Drei Jahre lang hatte ich kein Wort von Euch gehört. Ich wanderte zu Fuß von Mitau nach Libau, da lag kein Schiff. Ich ging nach Memel und ſpäter nach Königsberg. Es war, als ob ich geſtraft werden und nicht zu Euch gelangen ſollte; überall, wohin ich kam, war das letzte Schiff kurz vor meiner Ankunft abgegangen. Da ging ich mit dem erſten, welches in die Nordſee ſtach, kam nach Helſingör, durchwanderte Seeland und erreichte Fühnen. O, ich war froh wie ein Kind! Sie ſollten daheim von der Schlacht bei Bornhöved, von dem Marſch nach Rußland und dem, was ich dort geſehen und erlitten hatte, hören. O, wie ſehnte ich mich nach Marien und nach Dir, mein Sohn! Ich erreichte Oerebäk, war müde und hungrig; ich wollte zu dem reichen Bauer hineingehen, an deſſen Bruders Statt ich in die Nummer getreten war, er würde mir wohl auch ſagen können, dachte ich, wie es in Svendborg ſtände. Ich trat in das Zimmer, da ſaß der Bauer und wiegte einen Säugling. „Guten Abend!“ ſagte ich, und er fragte, wer ich ſei. „Ein todter Mann,“ erwiderte ich, „aber wenn Ihr fühlt, daß er warmes Fleiſch und Blut hat, ſo werdet Ihr Euch wohl nicht vor ihm entſetzen,“ und ich erzählte ihm, wie falſch das Gerücht von meinem Tode ſei. „Herr Jeſus!“ ſagte er ſo erſtaunt, daß ich ſelbſt darüber erſchrak. „Iſt meine Frau todt?“ fragte ich. Da nahm er mich bei der Hand und bat mich; ſogleich das Haus zu verlaſſen und außer Landes zu gehen. „Da haſt Du Geld!“ ſagte er, und gab mir funfzig Thaler. „Wie konnte irgend Jemand glauben, daß Du lebteſt!“ ſagte er. „Marie iſt jetzt meine Frau! Das Kind da in der Wiege iſt ihres und meines. Da kommt ſie! laß Dich vor ihr nicht ſehen!“ und er zog mich zur Thür nach dem Garten hinaus. Sie bekam mein Geſicht nicht zu ſehen, denn ich wandte mich nicht um. So bald hat ſie ſich wieder verheirathen können! Ich weiß, was ich fühlte, aber ich ſagte es nicht. Ich erkundigte mich nach Dir, mein Sohn, und hörte, daß der liebe Gott Dir Gutes gethan für das, was ich gelitten hatte. Dich wollte ich noch einmal ſehen und dann in die weite Welt hinaus, nach dem Süden, wo ich mich einſt ſo wohl gefühlt habe. Ich kam geſtern nach Odenſe her und ſuchte Dich, aber die Thür war verſchloſſen, Alles draußen bei der Schützengilde. Als ich da hinaus ging, kam der

Zug zur Stadt herein. Du trugſt den Königsgewinn, ſagte man, und ich erblickte Dich mit dem Pokal in der Hand. Erkannteſt Du mich? Ich nickte Dir zu. Dieſe Nacht habe ich in der Herberge geſchlafen, da traf ich zwei Geſellen, die gehen morgen nach Deutſchland ab, und denen ſchließe ich mich an. Wir ſehen uns dann wohl nie mehr, mein lieber Sohn, hierher kehre ich nicht zurück! Sei ehrlich und flink, mache den guten Menſchen Freude, welche Dir armen Kinde helfen. Erfährt Deine Mutter nicht von Freunden, daß ich lebe, ſo ſage Du es ihr nie. Es würde ihr doch ſchwer auf das Herz fallen, und ich liebe ſie noch.“ Er drückte Chriſtian in ſeine Arme.

„Man muß die Welt nehmen, wie ſie iſt, und nicht wie ſie ſein ſollte,“ ſagte Peter Wik, „geht ſie mir ſo, dann gehe ich ihr ſo; man muß vor dem Winde kreuzen! Was den Jungen anlangt, ſo kann wohl noch etwas aus ihm werden. Für meine See-Lucie taugte er nicht, aber meine Land-Lucie, das liebe Mädchen, iſt dem Burſchen gut. Ich will einen braven Mann aus ihm machen, dann kann ſie ihn ſpäter nehmen, wenn ſie will. Sie ſchreiben einander ſchon Briefe. Sie hat von ihrem Vater ſowohl Deutſch als Geſchichte gelernt, und jetzt ſoll ſie ſchneidern lernen; hier in Odenſe bringe ich ſie in Koſt und Lehre, in ſechs Wochen iſt ſie hier.

Chriſtian lächelte und wurde ganz warm um das Herz, die gute liebe Lucie war alſo ſeine Geliebte, daran hatte er früher nie gedacht. Sie war doch an ſeinem Glücke Schuld; ohne ihre Fürbitte hätte Alles weit trauriger für ihn ausgeſehen. Des Vaters Geſchichte veranlaßte ihn, mehr über ſeine eigene nachzudenken, aber in dieſer ging der Glücksſtern auf, in der des Vaters dagegen unter. Doch Aufgang und Untergang ſind im Glücke ziemlich relativ, gerade wie der Auf- und Untergang der Sonne und der Sterne. Das Ganze beruht darauf, von welchem Punkte man in ſeiner Anſicht ausgeht.

Im Fall der Weg zu jener Seligkeit, welche uns unſere natürliche wie die poſitive Religion verheißt, von der Erde zu einem höheren Sterne und von dieſem zu einem noch entwickelteren und für uns mehr geeigneten führt, dann iſt das ganze ſich entfaltende Leben eine große Erziehungsreiſe, eine Wanderung von Stadt zu Stadt, dem himmliſchen Jeruſalem entgegen. Unſere Reiſen hier auf Erden geben ein geringes, aber veranſchaulichendes Bild dieſer größeren. Man knüpft Bekanntſchaften an und gewinnt Freunde, von denen man mit Thränen ſcheidet, indem man es bitter und ſchwer empfindet, ſich nie wieder treffen zu ſollen. Wir ſind genöthigt, Stunden und Tage mit Menſchen zuſammen zu ſein, die uns zur Plage ſind, und ſpäter, nach der Trennung, ſchweben ſie uns als beluſtigende Originale vor; was uns die größten Sorgen und Aengſtlichkeiten verurſacht, wird gerade zum Glanzpunkte. Von der himmliſchen Stadt, dem Ziel unſeres Strebens, blicken wir vielleicht auf einen Sternenhimmel, wo ſich unter den glänzenden Punkten auch unſere Erde befindet; wir erkennen ſie als die Heimath unſeres erſten Daſeins, und alle Erinnerungen ſchweben uns als Jugenderinnerungen vor. Wo mögen die jetzt ſein, mit denen meine beſten Stunden dort unzertrennlich waren? Doch, wo ſie auch ſind, ſie entſinnen ſich derſelben Stunden und freuen ſich gleich mir auf das Wiederſehen. Wir zeigen auf einen andern Erdball, eine höhere Erziehungs-Welt, und erinnern uns der Lebensjahre dort. So blicken wir ſchon hier auf der Erde auf eine hier ſogenannte große Reiſe zurück und ſagen, wenn wir die Karte betrachten: „Paris, ja, dort war ich vier Monate! Rom, da war ich ein halbes Jahr lang!“ und wir fühlen Sehnſucht nach denen, die wir dort lieb gewannen und von welchen wir uns trennen mußten, aber dieſe Sehnſucht ſtört uns nicht im Glück des Augenblickes. Auf der großen Reiſe zur Ewigkeit müſſen wir nicht nur Einzelne an einem beſtimmten Ort lieben lernen, wir ſind keine Erden-, ſondern Himmelsbewohner; das Menſchenherz ſoll kein Komet ſein, deſſen Strahlen nur nach einer Richtung hinzeigen, ſondern eine Sonne, welche gleich hell nach allen Seiten ſcheint.

Dieſe Gedanken waren es, welche, nur mit weniger Klarheit, Chriſtians Vater erfüllten und ihm eine Art Reſignation verliehen.

Spät Abends ſagte er Lebewohl, Chriſtian begleitete ihn nach der Straße, wo die Herberge gelegen war.

„Lebe wohl, mein Sohn! Wenn Du den Storch davonfliegen oder kommen ſiehſt, dann gedenke meiner! Jedes Mal, wenn ich dieſen Vogel erblicke, will ich an unſere kleine Stube in Svendborg denken, von wo wir nach dem Neſte hinaufblickten. Ich werde den Storch bitten, meinen

Sohn von mir zu grüßen, wo ich auch in der Welt ſein möge. Lebe wohl, mein liebes Kind!“ und er küßte ihn mit thränenvollen Augen. „Nein, Du ſollſt nicht allein zurückgehen, ich will die Paar Minuten, die ich noch habe, mit Dir vereint ſein!“ und er ging wieder mit nach dem Kirchhofe zurück, wo das Haus des Herrn Knepus ſtand. Das war der letzte Abſchied.

Am nächſten Morgen bei Sonnenaufgang wanderten drei Handwerksburſchen zum Weſtthore hinaus; ſie wollten nach Aſſens, um von da mit der Fähre nach dem Schleswigſchen zu gelangen. Unter den dreien befand ſich Chriſtians Vater.

VII.

La jeunesse est le temps des illusions.

Voltaire.

Schön biſt du,
Das weißt du
Nur leider zu ſehr;
O wüßteſt
Du's minder,
So wär'ſt du es mehr.

Fr. Rückert.

Um den Odenſer Schloßgarten ſchlängelt ſich ein Fußweg, welcher von einem Ende der Stadt zum andern führt; dieſen Weg gingen Chriſtian und Lucie oft, wenn ſie einander beſuchten. Es war gegen Ende Auguſt, daß ſie, nach Peter Wik's Beſtimmung zum Schneidern, ein Paar Monate in der Stadt geweſen war.

Die Sonne ſtand nahe am Horizont, man konnte ſie anblicken, ohne geblendet zu werden.

„Es ſieht aus, als käme ſie zu uns auf das Feld herab!“ ſagte Lucie. „Käme ſie wirklich und wäre ſie nicht größer, als ſie ausſieht, dann wollte ich hin, ſie zu betrachten.“

„Und ich liefe darum tauſend Meilen weit!“ ſagte Chriſtian. „Aber ich wollte der Erſte ſein, und Viele müßten auch nicht nach mir kommen! Dann würde die ganze Welt davon ſprechen; mein Name käme in alle Zeitungen.“

„Was könnte Dir das nützen?“ ſagte Lucie. „Du biſt im Grunde doch recht eitel!“

„Nein, das iſt keine Eitelkeit, wie kannſt Du ſo etwas ſagen? Ich möchte in einem Ballon ſitzen und ſo hoch ſteigen, wie noch kein Menſch geweſen iſt! Ich würde Entdeckungen machen. Wäre ich Seemann geworden und hätte ſelbſt beſtimmen können, wohin ich ſegeln wollte, dann hätte ich Entdeckungsreiſen in das große Weltmeer gemacht, oder wäre nach den Polen vorgedrungen und über das ewige Eis gegangen!“

„Wären die Finger Dir dann blau gefroren, ſo würdeſt Du ſchon umgekehrt ſein!“ ſagte Lucie.

„Du kennſt mich gar nicht. Bei Kleinigkeiten bin ich kein Held, und deſſen ſchäme ich mich durchaus nicht. Aber Du kannſt es mir glauben, daß ich in wichtigen Fällen Muth beſitze. Ich fürchte mich freilich, in einem kleinen, flachgebauten Boote über den Canal zu ſetzen, aber ich würde nicht bange davor ſein, in demſelben auf das große Weltmeer zu fahren, wenn es Etwas gilt; ich fürchte mich vor einer Kuh, welche ſtoßen will, aber käme ich nach Africa, ſo würde ich mit den Andern auf die Tigerjagd ausreiten, denn das wäre doch Etwas, ſein Leben dafür zu wagen. Er iſt im Odenſer Canal ertrunken! eine Kuh hat ihn todtgeſtoßen! da iſt durchaus nichts Großes dabei. Ich mache mir nichts daraus, mein Leben zu wagen, wenn es nur etwas Ungewöhnliches gilt.“

„Aber weshalb willſt Du anders als andere Menſchen ſein?“ ſagte Lucie und hielt in ihrer Rede inne, als ſie nach der Vorſtadt auf der andern Seite der Stadt gekommen waren; der Fußweg bog ſich, und ſie erblickten an dem Rande des Grabens eine alte Frau mit einem gewöhnlichen Männerhut, auf den eine Feder von einem Soldatentzſchako geſteckt war, außerdem war der Hut mit alten künſtlichen Blumen geſchmückt. Eine Schaar Kinder ſchrie und lachte hinter ihr her.

„Das iſt die verrückte Schuhmachersfrau,“ ſagte Chriſtian. „Sie hat die Jungen hinter ſich her!“

„Die Unglückliche!“ ſeufzte Lucie und wurde roth; die Erinnerung an ihren früheren Gemüthszuſtand drängte ſich ihr auf, doch ohne daß es ihr einfiel, daß dieſer Chriſtian bekannt ſei.

„Die arme Frau!“ ſagte er, „aber ſie fühlt ſicher ihr Unglück nicht!“

Lucie ſchüttelte das Haupt. „Laß uns Gott für das danken, was er uns gegeben hat!“ ſagte ſie, „laß uns beten, daß wir es nie verlieren mögen! Das iſt wichtiger, als gegen die Sonne hinfliegen oder nach dem Nordpol kommen. Der liebe Gott hat uns Allen ſo viel gegeben, daß es ſicher Sünde iſt, mehr als ſeine gewöhnliche Gabe zu wünſchen!“

„Aber das thue ich doch!“ ſagte Chriſtian in jugendlicher Laune. „Ich will berühmt ſein, ſonſt kümmert mich das Leben nicht!“

„Was Du doch für ein Kind biſt!“ ſagte Lucie, und ſie nahmen von einander Abſchied.

Chriſtian wanderte zurück; da zupfte ihn Jemand am Aermel; es war die Schuhmachersfrau. „Sind Sie nicht ein Sohn des heiligen Lazarus?“ fragte ſie, und unſerm Helden, der kein Held war, aber welcher doch in den Wäldern Africa's auf die Tigerjagd gehen, Entdeckungsreiſen über den Wolken und oben bei den Polen machen wollte, wurde durch die Nähe der alten Frau glühend heiß, er ſah ſie einen Augenblick an und — lief davon. Es war gut, daß es Niemand ſah!

Kühne Ideen gehören der Jugend; verwegen ſtürzt ſie ſich in den Strom, lernt ſchwimmen, und erreicht oft das Ziel; der Bejahrtere dagegen grübelt, unterſucht und kommt zu ſpät; er benimmt ſich wie der Mann in der Parabel, welcher das ihm anvertraute Geld, aus Furcht es zu verlieren, vergrub, während der Dreiſte wagt und gewinnt. Glückliche Jugend, vor deinem Auge liegen hundert Wege zu Ehre und Gewinn!

Viele ſeltſame Gedanken erzeugten ſich in Chriſtians Seele, aber jede neue, jede kühne Idee ließ er wie einen Wettrenner erſt vor Luciens Blicken vorüber gehen, doch zum eigentlichen Lauf kam es natürlich nicht. Gewöhnlich ſchüttelte ſie lächelnd den Kopf und ſagte, daß er ein Kind ſei, und ſie erzählte ihm, wie ſie ſelbſt, noch klein, darüber nachgedacht habe, einen ungeheuren Schatz zu finden, wodurch ſie die Reichſte in der Welt werden könnte; und deshalb habe ſie den Spaten ergriffen und gegraben, bald im Garten, bald auf dem Felde, in der Vorausſetzung, daß ſie da möglicher Weiſe auf einen Schatz treffen könne. Ebenſo kindiſch fand ſie alle ſeine hochfliegenden Ideen.

Nach einer ſolchen Unterredung ging Chriſtian immer weniger freundlich gegen ſie geſtimmt davon, aber nach einigen Stunden war Alles wieder beim Alten. Er ſah ein, daß ſie doch in manchen Dingen Recht habe, und das ärgerte ihn. Jeder übermüthige Gedanke, den er ausgeſprochen hatte, wie: „ich will berühmt ſein oder nicht leben!“ lag ihm wie eine Sünde auf dem Herzen. In der Einſamkeit bat er Gott um Verzeihung und fühlte dann auch eine Art von Beruhigung, aber dann fing er wieder an, gleich manchen Katholiken nach erhaltener Abſolution, die alten Sünden zu erneuern.

Eine Freude ſtand bevor. Ganze Monate im Voraus war davon die Rede geweſen. „Die Grafenreiſe,“ wie Madame Knepus ſie nannte, ſollte in dieſem Winter unternommen werden. Es waren fünf Jahre verſtrichen, ſeitdem der vornehme Herr einen Winter auf ſeinem Gute auf

Fühnen zugebracht hatte, und alſo auch fünf Jahre, ſeitdem die Künſtler und Honoratioren aus der Umgegend deſſen Geburtstag auf dem Gute feſtlich begangen hatten.

Herr und Madame Knepus hatten beide das Oekonomiſche vor Augen und darauf wurde Rückſicht genommen. Man miethete eine alte, abgenutzte Kutſche; in dieſe ſtopfte man erſt den Proviant, darauf den Violinkaſten und endlich kamen der Herr und die Madame; Chriſtian erhielt ſeinen Platz zwiſchen Beiden; ihnen gegenüber ſaß ein Beamter mit Frau, Kindermädchen und Kind, und über dem Schooß Aller lag, um die Wärme zu erhalten, ein Federbett. Eine kleine Laterne wurde im Wagen gerade über Chriſtians Kopf aufgehängt, ſo daß er nahe daran war, ſich den Nacken zu verbrennen. Auf der Bettdecke lag ein Beutel mit Lottonummern, denn man wollte ſich die Zeit mit Spielen vertreiben. Man hatte die Nacht zum Fahren gewählt, auf dieſe Weiſe gelangte man am Morgen nach dem Gute, und wenn man am folgenden Abend wieder fort fuhr, dann gab es kein Nachtlager, dabei ſparte man das Trinkgeld und hatte den Wagen und die Pferde zwölf Stunden weniger. Das war Alles auf Oekonomie berechnet. — In einem geſchloſſenen Wagen ſchläft ſich's ja herrlich, und durch eine ſolche nächtliche Fahrt wurde Herr Knepus an ſeine Reiſen, die er vor vielen Jahren mit der Fahrpoſt durch Norddeutſchland gemacht hatte, erinnert.

Von dem anderen Ehepaar im Wagen ließ ſich nichts Charakteriſtiſches ſagen, ausgenommen, daß die Frau einmal das Nervenfieber gehabt hatte, und deshalb ſchrieben ſich alle ihre Erinnerungen von „vor“ oder „nach meiner großen Krankheit“ her. Vom Manne war nicht einmal ſoviel zu ſagen; wir müſſen mehrere Jahre in der Zeit zuſammen nehmen, um nur einen Zug zu finden, und der iſt, daß er ein Bewunderer von Nicolai's Reiſe: „Italien wie es wirklich iſt“ wurde.

Der Schnee lag hoch und wärmte den Acker des Landmannes in dem ſtrengen Froſtwetter, aber die Wege waren, dem gebräuchlichen Ausdrucke nach, wie eine Stubendiele. Raſch rollten ſie in der dämmernden Nacht davon. Chriſtian war höchſt glücklich.

In der Dorfſchenke, welche ein Paar Meilen von dem Ritterſitze gelegen war, fütterte man ein Paar Stunden, um doch nicht, als Gaſt, allzufrüh des Morgens anzulangen.

Die rothen Morgenwolken, der Schnee und die Tannenpflanzungen boten einen belebenden Anblick dar. Dicht bei der Schmiede, auf dem Gipfel einer oben abgeſägten Pappel, war ein leeres Storchneſt; der Beſitzer deſſelben trank vielleicht jetzt ſeinen Morgentrunk aus den Quellen des Nils in Africa's warmem Sonnenſchein. Chriſtian blickte nach dem Neſte mit der Wehmuth der Erinnerung, welche man fühlt, wenn man in ſeinem Geſangbuch die vertrocknete Blume ſieht, die man vor Jahren an einem lieben Ort abpflückte.

Jetzt lag der Ritterſitz mit allen ſeinen Nebengebäuden und Scheuern vor ihnen. Derſelbe theilte ſich in zwei Theile, in das alte Schloß und das neue Gebäude. Der

Weg ſchlängelte ſich um die alten Wallgräben, welche jetzt zugefroren waren, aber dennoch zeigten, daß ſie gut im Stande gehalten wurden. Das alte Schloß mit ſeinen dicken, rothen Mauern, wenigen Fenſtern, dem Thurm und den Schießſcharten deutete nicht darauf, viele Bequemlichkeiten darzubieten; deſto mehr verſprach das neue Gebäude mit ſeinen beiden modernen Etagen. Man betrat daſſelbe auf einer großen Steintreppe, auf deren unterſter Stufe zwei mächtige Sphinxe lagen. Der Hauptflur glich einem großen Treibhauſe; ſüdliche Gewächſe, Bäume und Blumen ſtanden zu beiden Seiten, und über dem kalten Steinboden lagen wollene Decken; hier war es ſo warm und ſo duftend!

Alles, was man zu den Requiſiten für die Winterfreuden eines däniſchen Ritterſitzes rechnet, war hier vorhanden. Auf dem Wallgraben drehten ſich die Schlitten im Kreiſe um die hohe Stange, auf der die däniſche Flagge wehete. In der ſchmalen Haſelſtauden-Allee, den ſteilen Berg hinab, war eine prächtige Rutſchbahn, und auf dem großen Grasplatz ſtanden zwei koloſſale Schneemänner mit Augen von Kohlen und Schildern von Eisſtücken. Eine gewichtige Hopfenſtange mit Waſſer übergoſſen bildete den glänzenden Eisſpieß. Mitten zwiſchen beiden wurde die Kanone abgebrannt, als man den Willkommentoaſt trank.

Dilettanten, unter denen ſich ſowohl Prediger, wie ein Bürgermeiſter befanden, ſpielten unter der Leitung des Herrn Knepus in einem Seitenzimmer, hinter einem prächtigen Thürteppich verborgen. Auf dem Tiſche lagen reiche

Geſchenke, und mitten unter dieſen ſtand ein Blumenſtück von Naomi, das heißt componirt, zwar nicht nach der Natur, ſondern nach drei andern Blumenſtücken, ein Scherz, welcher nicht ſo ganz originell bei uns iſt; Naomi ſelbſt war nicht im Zimmer, ſie ſtand draußen auf dem Hofe und bildete dort die Hauptfigur eines weit intereſſanteren Gemäldes. Das feine, ſylphidenartige Mädchen, welches ſich im Uebergang vom Kind zur Dame und ſchon im Beſitz der Schönheit beider befand, ſtand bei dem einen Kettenhunde, einem großen, reißenden Thier, welches ihre beſondere Liebe beſaß; es legte ſeine ſchwarzen Pfoten auf ihre weißen Schultern, die lange, rothe Zunge hing ihm aus dem Maule; ſie ſchien nur ein Paar Biſſen für das Thier zu ſein, aber es wedelte mit dem Schweife und ihre kleine feine Hand ſtreichelte deſſen zottiges Fell, während ſie lachte; ſie und das Thier waren die beſten Freunde!

„Das wilde Mädchen!“ ſagte die alte Gräfin, „ſie wird mich doch einmal zu Tode erſchrecken, mein Leben hängt ſo nur an einem Faden! Bald macht ſie das wilde Thier, welches Menſchen freſſen kann, los, bald jagt ſie ohne Sattel auf dem muthigſten Pferde über Feld und Wieſen! Der liebe Gott iſt ihr gut, ſonſt wäre ſie ſchon längſt ein Krüppel! Hätte ich den vierten Theil von ihrer Natur, das würde mir beſſer ſein, als alle Mixturen und Tropfen!“ und die alte bleiche Dame ſetzte ſich auf das Sopha und ſprach mit der Dame aus Odenſe, deren Erinnerung ſich von „vor“ und „nach meiner großen Krankheit“ herſchrieb.

„Jetzt ſoll eine ganz neue Krankheit entſtanden ſein," ſagte ſie, „welche man den rothen Hund *) nennt."

„Die habe ich ſicher gehabt," ſagte die Gräfin, „ganz gewiß: ich habe alle Krankheiten gehabt und zwar in einem Grade, wie kein anderer Menſch; ich kann die Apotheke auswendig. Ich kann Ihnen einen ganzen Schrank voll Büchſen und Flaſchen zeigen. Ich koſte nur davon, denn es hilft doch nicht. — Ach! ſogar auf den kleinen Wegen, die ich ſchwache Perſon machen kann, muß ich Medicamente mitnehmen. Ich war in der vorigen Woche in der großen Soirée beim Amtmann und zerſtreute mich, aber ich kann Sie verſichern, daß ich mit Senfteig unter den Füßen dahin gefahren war, ſo ſaß ich beim Spieltiſche. Ich bin ſehr krank und dennoch lächelt der Arzt! Er weiß nun einmal, daß ich nicht hergeſtellt werden kann, und deshalb hat er nicht die Attention, die er haben ſollte. Ich werde ſchon ſchwindelig, wenn ich die Windmühlenflügel herumgehen ſehe!"

Während dieſes gedämpften Geſpräches tönte die Muſik fort; Naomi ward auch hereingelockt, ſie ſtand am Fenſter und war beſchäftigt, in die Tulpenknoſpen der Gräfin zu blaſen, damit ſie aufblühten. Ein Geigenſolo begann; die eigenthümlichen, kühnen Bogenſtriche erweckten Aufmerkſamkeit.

„Charmant!" rief die alte Gräfin und vergaß, wie krank ſie ſich glaubte.

---

*) Die Rötheln.

Naomi zog den Thürteppich zur Seite und gerade vor demſelben ſtand am niedrigen Pulte Herrn Knepus' Zögling, Chriſtian, mit der Geige unter dem Kinn.

„Wir haben einander ja wohl früher geſehen,“ ſagte der Graf. „Aber wo?“

„In Kopenhagen,“ erwiderte Chriſtian mit gedämpfter Stimme.

„Man hat ihn meiner Leitung anvertraut!“ ſagte Herr Knepus.

Rings umher erſcholl Beifall und Ermunterung. Naomi ſelbſt lächelte ſo unausſprechlich einnehmend, und ſie ſprach lange mit ihm, nur nicht von alten Tagen.

Welcher Freudens- und Glückstag war das nicht für ihn!

Man ging nach der Rutſchbahn im Garten; Naomi war dreiſt wie ein Knabe; Chriſtian hielt ſich zurück.

„Sie wagen es nicht?“ ſagte Naomi zu ihm, und er beſtieg den Schlitten, warf aber um, jedoch ohne weitere Folgen, als er Naomi ihrem Nachbar zuflüſtern hörte: „er iſt unbeholfen.“ Das machte ihn ſtumm, er wagte nicht mit ihr zu ſprechen, aber um ſo mehr hing ſein Auge an ihr.

Vor Tiſche mußte er noch einmal ſpielen, und das brachte ihn wieder in ſein rechtes Licht. Die alte Gräfin unterhielt ſich mit ihm, und als ſie hörte, wer er ſei, kannte ſie ſeine früheren Krankheitszufälle, die jetzt gehoben ſchienen, recht gut; auch ſprach ſie von Lucien. „Ja, alle Kranke, mehrere Meilen im Umkreiſe,“ ſagte ſie, „ſind mir nicht fremd. Ich will zwar gern einräumen, daß es Einzelne geben kann, welche Schmerzen erduldet haben, die an und für ſich größer waren, als die meinigen, aber das ſind härtere Naturen, ſie leiden weniger dabei, als die Empfindlichen bei den geringeren Schmerzen, und ich bin ſo unendlich empfindlich!“

Man möchte faſt glauben, daß ihr Intereſſe für Chriſtian mehr durch den Gedanken an ſeine frühere Kränklichkeit, als durch ſein Geigenſpiel geweckt worden ſei; er ſollte und mußte drei bis vier Tage bei ihnen auf dem Gute verweilen. Es gab ja eine gute Gelegenheit für ihn, wieder nach Odenſe zurückzukehren, der Herr Graf wollte in vier Tagen dorthin, indem er nach England reiſte.

Der Tiſch war feſtlich gedeckt; die blendend weißen Servietten ſtanden als Fächer in den langen Champagnergläſern. Die Lichter ſtrahlten von ſoliden, prächtigen ſilbernen Armleuchtern. Jeder der Herren nahm ſich eine Dame; Naomi flatterte wie ein Vogel von dieſen fort; ſie näherte ſich Chriſtian.

„Will der Künſtler mein Cavalier ſein?“ fragte ſie, ſteckte ihren Arm unter den ſeinen und führte ihn zu Tiſch. Das brannte ihm in den Wangen; er benahm ſich linkiſch.

Naomi flüſterte der Gouvernante zu: „So ſollten wir in der andern Welt ſitzen, Paradiesvogel und Krähe neben einander! — Aber Sie müſſen Ihre Dame unterhalten!“ ſagte ſie zu Chriſtian, „oder wollen Sie Dame ſein, dann bin ich Cavalier!“ und nun ſorgte ſie für ſein Glas.

Er fühlte, daß ſie ihm in Ungezwungenheit und Munterkeit, ja in Allem überlegen war. Es lag Spott, aber doch auch eine Art von Ergebenheit in dem, was ſie zu ihm ſagte. Aber ſeine ganze Seele gehörte ihr, und deſſen wurde er ſich immer mehr bewußt. Beſtändig ſchenkte ſie ihm ein, und ohne daran zu denken, trank er Glas auf Glas. Das Blut rollte ihm ſchneller durch die Adern und er bekam einige Beredſamkeit, „er machte ſich heraus,“ wie Naomi es nannte. In ihrer Nähe ſaß der blonde Ludwig, des Polizeidirectors Sohn, in den Qualen der Eiferſucht ſpeiſte er für Drei, das beſte Mittel gegen unglückliche Liebe, und Naomi ließ es ihn recht fühlen, wie ſie Chriſtian huldige.

„Sie ſoll leben, an die Sie denken!“ flüſterte ſie ihm zu und ſtieß ihr Glas gegen das ſeine.

„Das ſind Sie!“ ſagte Chriſtian; der Wein hatte ſeine Zunge gelöſt.

Man erhob ſich; Naomi entſchlüpfte ihm. Verlegen zog er ſich zur Seite, er wagte es nicht ſich ihr zu nähern; tief fühlte er, daß ihm viel fehle, um ſich in der Welt bewegen zu können.

Es wurde getanzt; auch daran konnte er keinen Theil nehmen; nicht einen Pas verſtand er zu machen. Naomi flog wie ein Schmetterling durch den Saal; die Bewegung machte ſie doppelt reizend; das Blut ſchien durch die feinen Wangen; ihre dunkle Hautfarbe gewann bei der Beleuchtung. Sie war ſehr hübſch: eine ſchöne Mignon, nur zu fein gebaut für ein Kind des Südens.

„Sie tanzt ſich ein Fieber!“ ſagte die alte Gräfin.

Herr Patermann, des Gutes Seelſorger, mit dem widrig ſüßlichen Lächeln um den Mund, war derſelben Meinung wie die gnädige Frau. Es ging ihnen beiden mit dem Tanz, wie es den Hunden mit dem Waſſer geht: ſie entbehren daſſelbe ſo lange, bis ſie endlich einen Abſcheu davor bekommen.

Naomi ſchien Chriſtian nicht zu beachten, der blonde Ludwig war der Glückliche, aber Chriſtian konnte ja auch nicht tanzen. Plötzlich ſtand ſie vor ihm, ſie legte ihre Arme auf ſeine Schultern, und ſie flogen in dem wirbelnden Walzer. Alles drehte ſich mit ihm herum, aber er konnte ſie doch nicht loslaſſen. Er trat ihr auf die Füße, er ſtieß ſie gegen die Kniee.

„Mir wird ſo unwohl!“ ſeufzte er, und ſie ließ ihn auf einen Stuhl ſinken, lachte über ihn und ſchwebte mit einem neuen Tänzer durch den Saal.

Ein americaniſcher Schriftſteller erzählt uns, daß, wenn das Elenthier vom Jäger bis auf den Tod verwundet iſt, es ſeine Begleiter verläßt um abſeits zu ſterben; ein ähnlicher Inſtinct trieb Chriſtian fort; er war ja ein am Flügel verwundeter Vogel unter den andern hochfliegenden.

Der Bediente geleitete ihn mit angezündeter Laterne über den Hof nach dem alten Gebäude; in dem neuen waren alle Gaſtzimmer beſetzt. Durch eine ſchmale Pforte traten ſie in einen kleinen viereckigen Hof, welcher einſt der Hofplatz des ganzen Ritterſitzes geweſen war; die Wendeltreppe hinauf, durch mehrere hohe, alterthümliche Zimmer, gelangten ſie nach einer kleinen Kammer, welche in der Eile zum Schlafen eingerichtet worden war. Gewehre von höchſt verſchiedener Form und eine zahlloſe Menge von Reitpeitſchen hingen an den Wänden herum.

„Hier iſt die Schlafkammer,“ ſagte der Diener und zündete das Licht an. „Und dort hängt die Ahnfrau, welche auf Sie Acht geben wird, während Sie ſchlafen!“ fügte er lachend hinzu, indem er ein über der Thür hängendes Portrait einer Dame in mittelalterlicher Tracht beleuchtete; aber das Sonderbarſte war, daß ſie eine eiſerne Kette um den Hals trug, welche ihr über Schultern und Bruſt herabhing.

„Das war eine mannhafte Dame!“ ſagte der Bediente, „ſie hatte wohl keine ſo große Apothekerrechnung wie unſere alte Gräfin! Sie lag zu ihrer Zeit in Fehde mit einem benachbarten Ritter, und er nahm ſie gefangen, legte ihr eine Kette um den Hals und ließ ſie an der Hundehütte feſtſchmieden. Das war zu jener Zeit! Dann trank und ſchwärmte er, aber die Dame kam währenddem los, entwiſchte nach Hauſe, brachte ihre Leute auf die Beine und überfiel den Feind. Deshalb hat ſie ſich mit der Hundekette abmalen laſſen!“ Der Diener ging und Chriſtian war mit ſeinen Gedanken und mit dem Bilde der mannhaften Frau allein.

Sie hatte dunkle Augen wie Naomi. So keck und verwegen könnte Naomi ſicher auch ſein. Er blickte durch die Fenſterſcheibe; das dicke Glas war blind geworden, er konnte nur die erleuchteten Fenſter in dem neuen Gebäude ſehen, und er gedachte jenes Abends in Kopenhagen, wo er als Schiffsjunge in dem naſſen Tauwerk hing, als Naomi auch in Tanz und Freude ſchwebte; er dachte an die eben verfloſſene Stunde, an alle ſeine Mängel, an alle ſeine zerſtörten Hoffnungen.

Noch nach Mitternacht war er wach, er hörte Herrn und Madame Knepus fortfahren und fühlte ſich gar nicht glücklich über ſein Dableiben.

Aber welche Heilkraft beſitzt nicht der Schlaf, wenn es ein jugendliches Herz iſt, das geheilt werden ſoll!

Die Sonne beſchien das Bild der Ahnfrau, als Chriſtian erwachte. Die ſchwere eiſerne Kette um ihren Hals beſchäftigte ſeine Gedanken.

„Auch ich trage eine ſolche Kette! Ich bin nicht beſſer daran, als an ein Hundehaus gefeſſelt, während die Andern munter im Saale ſind! Aber auch ich will die Kette ſprengen, einſt werde ich als großer Künſtler vor ſie hintreten, und ſie ſollen ſich vor der Macht des Genies beugen. Wie in Joſephs Traum die Garben aller Andern ſich vor der ſeinigen neigten, ſo ſoll es auch mit mir gehen, und dann will ich mich auch malen laſſen, aber mit keinem Zeichen des Druckes, den ich ertragen; nein, Hand in Hand will ich mit Naomi ſtehen. Sie iſt ſo hübſch, ſo ſchön, wie die lieben Engel bei Gott, aber nicht ſo gut — doch wer kann das auch ſein!“ und er beugte ſein Knie, verrichtete ſeine Morgenandacht und bat, daß ſein ſchöner Traum in Erfüllung gehen möchte.

Am Vormittage wollte die alte Gräfin alle zurückgebliebenen Gäſte bei ſich ſehen. In dem alten Schloſſe, welches nur ſie und die zu ihrer Aufwartung beſtimmten Dienſtleute bewohnten, wartete die Chocolade.

Durch den Thurm, die Wendeltreppe hinauf, gelangte man zu ihren Zimmern, welche, wenigſtens in den letzten Jahrhunderten, keine weſentlichen Veränderungen erlitten hatten. Gewebte, grüne Tapeten, ein Urwald, aus dem hin und wieder zwiſchen den Zweigen ein Hirſchkopf hervorblickte, ſchmückten die Wände. Ein großer Kachelofen war vor dem zugemauerten Kamin errichtet, welcher mit großen, in Granit ausgehauenen Sphinxen verziert war. Durch einen großen Schrank, deſſen Thüren mit Teppichen bedeckt waren, ging es nach den untern Zimmern hinab. Stühle und Divan hatten denſelben alterthümlichen Schnitt, das einzige Moderne war ein Gyps-Napoleon, welcher auf einer alten Pyramide Platz hatte, an der jeder Abſatz Mixturflaſchen, Büchſen, Pillenſchachteln und ähnliche Trophäen der Krankheiten, welche die gnädige Frau überſtanden hatte, trug. Der Held, unter den Trophäen der Dame aufgeſtellt, war gar keine unglückliche Idee. Man macht es ſo gut als man kann.

„Hier iſt meine Reſidenz!“ ſagte ſie. „Den ganzen Winter über ſteht das neue Gebäude öde; Alles iſt dann unter der alten Regierung, und dann ſcheinen die Lichter hier, leider die Lichter bei einem Krankenbette!“

Die Gäſte waren noch nicht gekommen. Naemi ſtand auf einem Stuhl und unterſuchte das oberſte Schubfach eines künſtlich ausgeſchnitzten Schrankes.

„Du biſt ein Eulenſpiegel!“ ſagte die alte Dame, „ſteige doch herab, die Gäſte kommen.“

„Nicht an jedem Tage wird das Allerheiligſte geöffnet,“

ſagte Naomi ſchelmiſch. „Du haſt mir erlaubt hineinzuſehen!“

„Das iſt altes Gerumpel,“ ſagte die Dame, „halbhundertjährige souvenirs!“

„Und dieſes Damenportrait,“ fragte Naomi, „warum liegt es hier? Sie iſt ſchön, aber ſie gleicht einer Jüdin!“

Die alte Dame heftete ihr Auge feſt auf das Bild, wendete ſich darauf gegen Naomi und ſagte ernſt: „Das iſt Deine verſterbene Mutter.“

Sie wurden beide ſtumm. Naomi war die Erſte, welche das Wort nahm.

„Meine Mutter? Sie ſoll nicht unter Gerumpel liegen!“ und ſie verbarg das Bild an ihrem Buſen.

„Steige doch herab und ſchließe das Schubfach, die Gäſte kommen,“ ſagte die Gräfin. „Du bringſt mein Blut in Bewegung, und Du weißt, das kann ich nicht vertragen.“

„Erzähle mir etwas von meiner Mutter,“ ſagte Naomi ernſt.

„Was fällt Dir ein, Kind!“ erwiderte die Alte. „Das würde auch nichts Beluſtigendes für Dich ſein!“ Sie kehrte ihr den Rücken zu. Die Fremden traten herein und die Unterredung war abgebrochen.

Chriſtian mußte etwas vorſpielen; es waren eigene Phantaſien, denn Herr Knerus war ja fort. Naomi ſtand gedankenvoll, ihre Augen ſchienen träumend auf ihm zu ruhen. So hatte er ſie nie erblickt. „Sie bewundert mich,“ dachte er, und das verlieh ihm Begeiſterung. Nie hatte man Naomi ſo ſchweigſam, ſo nachdenkend geſehen, als heute.

Es ſollte in dem großen Saal im neuen Gebäude Federball geſpielt werden; die Geſellſchaft begab ſich dorthin. Naomi blieb bei der alten Gräfin, ergriff ihre Hand und ſagte mit einer Beſtimmtheit, welche ihrem Alter voraus war: „Erzähle mir von meiner Mutter! ich muß es wiſſen, ich will es wiſſen!“

„Du erſchreckſt mich mit Deiner Heftigkeit zu Tode!“ ſagte die Alte. „Ich weiß nichts. Geh' zu den Andern hinüber und ſpiele Federball.“

„Du behandelſt mich immer wie ein Kind, und das bin ich nicht mehr, deshalb will ich etwas mehr von mir ſelbſt wiſſen. Ich bin keine Fremde, welcher Ihr aus Gnade Wohlthaten erzeigt habt; ich bin, was ich nur ſcheinen ſoll, Deines Sohnes Tochter! Du biſt meine Großmutter. Ich bin leichtſinnig. und deshalb habe ich es vergeſſen können nach meiner Mutter zu fragen. Nur zwei Mal habe ich ihrer in Gegenwart meines Vaters erwähnt, und beide Male wurde er heftig und verließ mich. Auch Du haſt mir nichts ſagen wollen, und ich habe es in meinem kindiſchen Treiben ſo gehen laſſen und es ſpäter faſt vergeſſen; aber heute habe ich das Portrait meiner Mutter erhalten! Heute will ich mehr wiſſen und Du ſollſt es mir ſagen!“

„Naomi, Du weißt, wie ſchwach ich bin!“ ſagte die alte Dame. „Plage mich nicht; ich kann weder, noch will ich Dir nachgeben! Ueberdies iſt das gar keine Geſchichte für

Dein Alter. Nein, in ein Paar Jahren, wenn ich wahrſcheinlich ſchon lange unter der Erde liege, wird mein Sohn es Dir wohl ſagen. Gehe jetzt nach dem Vorzimmer und hole mir meinen Mantel.“

„Du willſt mich heraus haben,“ ſagte Naomi, „dann ſchiebſt Du den Riegel vor die Thür und ich komme nicht wieder herein. Das haſt Du ſchon früher ſo gemacht. Großmutter, Du kennſt meine Feſtigkeit. Draußen auf dem Wallgraben iſt ein Loch in das Eis gehauen, da ſpringe ich hinein, erzählſt Du mir nicht gleich, was ich wiſſen will!“

„Du erſchreckliches Mädchen,“ ſagte die alte Gräfin, „Du biſt böſe gegen mich ſchwache Perſon! Ich werde Dir den Willen thun, aber Du drückſt nur den Stachel in Dein eigenes Herz!“ Die Wangen der alten Dame, welche ſonſt kränklich bleich waren, bekamen eine ſtärkere Fieberröthe, die Sprache wurde ſchneller: „Du biſt nicht von meinem, nicht von meines Sohnes Blut. Eine Thorheit iſt es, eine Schwäche, daß er es mitunter glaubt!“ Das Gift, welches die Bitterkeit in unſerm Blute ſchafft, ging gleich elektriſchen Funken aus der Betonung der Worte hervor. „Der alte Jude in Svendsberg war Dein Großvater,“ ſagte ſie; „ſeine Tochter war hübſch, ſchöner als Du werden wirſt. Sie war Gouvernante hier auf dem Gute, ſie diente hier, Du verſtehſt mich, ſie diente; aber ſie hatte Verſtand, ſie war beleſen, und wir behandelten ſie wie eine unſeres Gleichen. Mein Fritz verliebte ſich in ſie, ſein Vater kam dahinter, und Deine Mutter mußte fort, zu ihrem

Vater zurück. Fritz ging auf Reiſen, wir thaten das Unſere; aber ſie ſchrieben einander, ſchwärmten für einander, obgleich gewiſſe Leute nicht gut von Deiner Mutter ſprachen. Da war ein Muſikus, ein Norweger in Svendborg, er kam dort in das Haus und war der Vertraute, ja er war außerordentlich vertraut! Fritz kehrte nach Hauſe zurück; wir glaubten, daß Alles vergeſſen ſei, er ging fleißig auf die Jagd, und die Jagd diente als Vorwand zu ſeinen Beſuchen in Svendborg. Ich wurde davon unterrichtet, wußte, welch ſündliches Leben ſie führten, ärger, als Du es begreifſt! Es iſt Thorheit, mit Dir davon zu ſprechen. Ich ſagte Fritz, was ich wußte, aber er baute auf die Liebe Deiner Mutter, bis er einſt ſelbſt den Vertrauten bei ihr traf. Von däniſchem Adel biſt Du nicht, vielleicht aber von norwegiſchem! Mein Fritz war überzeugt und wurde ein vernünftiger Menſch. Als Du geboren wurdeſt, ſchrieb Deine Mutter elegiſche Briefe über Dich und zuletzt nahm ſie ſich das Leben, weil Fritz nicht auf die Fictionen eingehen wollte; das machte Effect, das half: ſie kam in das Grab und Du zu uns; ich habe Dich ſelbſt aus der Stadt Svendborg geholt."

„Ich danke für Ihre Erzählung," ſagte Naomi ruhig, aber bleich, wie ſie nie geweſen war. „Ich bin alſo von norwegiſchem Adel und nicht von däniſchem! Oehlenſchläger's Hakon Jarl hat mir auch ſtets beſſer gefallen, als ſein Palnatoke. Wollen wir nun hinaus gehen und Federball ſpielen?"

„Kind!" ſagte die Gräfin, „biſt Du nicht exaltirt!

Deines Gleichen habe ich nie gekannt! Aber Du begreifſt das Ganze nicht. O, es wird eine Zeit kommen, wo Du Blut über das weinen wirſt, was Du in dieſer Stunde gehört haſt!“

„Ich hörte, daß meine Mutter hübſch war,“ ſagte Naomi, „ich hörte, daß ſie Verſtand hatte, und daß ſie Muth zum Sterben beſaß, als man ſie zu tief kränkte! — Ihr Portrait ſoll in meinem Zimmer, mit Blumen geſchmückt, hängen, und alle meine Küſſe haben. — Jetzt gehe ich hinaus und ſpiele Federball!“

Mit einem lachenden Antlitz verließ ſie die Gräfin, aber auf der Thurmtreppe ſtand ſie ſtill und weinte ſchwere, bittere Thränen. Fünf Minuten ſpäter erblickte man die ausgelaſſene, lachende Naomi beim Federballſpiele. Der Inſtinct lehrte ihr, daß Thränen nur Mitgefühl bei denen finden, welche glauben, daß man wie ſie ſelbſt leidet.

VIII.

Sie ſaß dicht neben ſeinem Bett
Und warf auf dieſe bleichen Züge
Den Blick, ein Königreich ihm werth. —
Doch ach! wie ſteht's mit deinem Herzen?

Tegner's Axel.

„Die alte Gräfin hat mich hintergangen,“ dachte Naomi. „Sie hat mich kränken wollen! Die ganze Geſchichte iſt erdichtet, oder ſie hat ein lügenhaftes Gerücht aufgegriffen. Ich muß es wiſſen will es wiſſen!“ Und ſie hing ſich ſchmeichelnd an den Grafen, welcher davon ſprach, wie bald ſie nun getrennt werden würden.

„In zwei Jahren werden wir einander nicht erblicken, aber wenn wir uns wiederſehen, dann fliegſt Du mit mir nach Paris und London, dem lebendigen, prächtigen London!“

„Du biſt gut gegen mich,“ ſagte Naomi, „Du biſt auch der Einzige, vor dem ſich meine Gedanken, mein ganzer Wille beugen. Die andern Menſchen, die ich leiden mag, liebe ich doch nur um meiner ſelbſt willen, für die Beluſtigung, die ſie mir gewähren, und weil ich ſie nicht entbehren kann, ſie ſind mir aber oft unausſtehlich!“

„Sie fügen ſich nicht in Deine Launen wie ich,“ ſagte der Graf.

„Du?“ erwiderte ſie und blickte ihm ins Auge. „Du fügteſt Dich mir? Nein, nicht in meine unſchuldigſte, meine heißeſte Bitte, und deshalb erleide ich Kränkungen, die ich Dir nicht einmal ſagen darf, denn dann biſt Du hart und kalt!“ und ſie legte ihre Wange gegen die ſeine, wickelte ſein Haar um ihre Finger und ſchien ihren Athem anzuhalten — „Du ſchämſt Dich vor der Welt zu geſtehen, daß ich Deine rechte Tochter bin! Bin ich es nicht, ſo ſage mir wenigſtens, wen ich als meinen Vater lieben ſoll!“

„Mich!“ ſagte der Graf, „mich! Du biſt mein Kind!“ aber ſein Blick wurde finſter, ſeine Stirn runzelte ſich, als wollte der Blick läugnen, was die Zunge ſagte.

„Und vor den Augen der Welt, wer ſind da meine Eltern?“ fragte ſie. „Die Tochter eines Juden, ein —?“ ſie ſchwieg, und die Lippen bewegten ſich krampfhaft.

„Ein Menſch, welchen Du nie nennen hören ſollſt!“ erwiderte der Graf, „er war aus Norwegen! — er iſt todt! auf eine Weiſe geſtorben, wie er es verdiente!“

„O erzähle es mir!“ ſagte Naomi.

„Nein!“ erwiderte der Graf und ging fort.

„Auch er iſt grauſam!“ ſagte Naomi. „Die Menſchen peinigen einander. Normann allein iſt mir treu und gut und hält mehr auf mich als auf irgend einen Andern, und den haben ſie gefeſſelt!“ und ſie ging zu dem Hunde in den Hof hinaus, ſtreichelte und küßte ihn, löſte die Kette und führte das Thier in dem Hofe herum; es wälzte ſich vor Freude, wedelte mit dem Schweife und ſprang hoch in die Höhe, während die rothe, dampfende Zunge ihm weit aus dem Rachen hing.

„Du lieber Normann!“ ſagte ſie. „Ha, der Normann muß mir ja gut ſein; allein um deines Namens halber könnte ich dich ſchon frei machen!“

Chriſtian hatte gerade ſeine einſame Wanderung durch den Garten beendet. Den einen der prächtigen Schneemänner, welcher noch geſtern ſo ſtolz prangte, hatte das eingetretene Thauwetter in die Kniee ſinken laſſen, ſo daß die Lanze wie gefällt erſchien. Die Mittagsglocke läutete; Chriſtian trat aus dem Garten; er hatte gerade die Pforte geöffnet, als er Naomi und den Hund gewahrte, welcher bellte und ſeine ſcharfen Zähne zeigte. Naomi lachte laut über Chriſtians Schreck. Der Hund machte eine Bewegung gegen ihn hin, er ſprang wieder in den Garten zurück, indem er ſie bat, den Hund anzubinden.

„Feigling!“ rief ſie.

Gleichzeitig riß ſich der Hund los, ſprang gegen die Pforte, welche aufging, und fuhr nun auf Chriſtian zu, welcher einen Schrei ausſtieß, als er das große Thier mit dem rothen, dampfenden Rachen und den ſcharfen, weißen Zähnen erblickte. Inſtinctmäßig ſuchte er auf den Schneemann zu ſpringen und ergriff deshalb mit beiden Händen die gefällte Lanze, als er auch ſchon des Hundes Biß fühlte. Der Schneeklumpen ſtürzte mit dumpfem Laut zuſammen, und das war ein Glück, denn der hierdurch verurſachte Lärm und der rings umher fliegende Schnee jagten den Hund fort.

Einige der Hausbewohner kamen herbei gelaufen. Naomi ſtand ſtumm an der offenen Pforte.

„Er blutet; der Hund hat ihn gebiſſen!“ rief man.

„Da ſiehſt Du die Folgen Deiner Wildheit!" ſagte der Graf mit einem ſtrengen Blick zu Naomi.

Man hob Chriſtian auf.

„Der Hund ſoll erſchoſſen werden!" ſagte der Graf.

Da ſtürzte Naomi weinend hervor, bat für ihn, ergriff Chriſtians Hand, und mit dem bittenden Blick einer kummervollen Seele rief ſie ihn an für das Thier zu bitten. Ihre Lippen berührten des Knaben Wange, und er bat, wie ſie es wollte.

Der Arzt aus der nächſten Stadt wurde geholt. Chriſtian war gefährlich gebiſſen; außerordentliche Pflege und Fürſorge entbehrte er nicht. Naomi beſuchte ihn; ſtill und ernſt ſetzte ſie ſich an ſein Bett, er reichte ihr vergebend die Hand, und um ihr etwas Liebes zu ſagen, wiederholte er ſeinen Wunſch, daß der Hund das Leben behalten möchte.

„Ich glaube, ich könnte Dich lieben!" ſagte Naomi mit einer ſonderbaren Höflichkeit, indem ſie mit ihren funkelnden Augen ſein bleiches Antlitz betrachtete.

Der Graf wollte reiſen, aber es war nicht daran zu denken, daß Chriſtian ihn nach Odenſe begleiten könnte. Herr Knepus wurde durch einen Brief von dem Geſchehenen in Kenntniß geſetzt.

„Schreck und Sorge rauben mir das Leben," ſagte die alte Gräfin. „Jetzt reiſeſt Du von uns! Ich fühle wohl, daß wir uns nie mehr zu ſehn bekommen. Wenn Du nach einem oder zwei Jahren zurückkehrſt, dann mußt Du nach der Dorfkirche gehen, die kleine Capelle öffnen, und Du findeſt einen Sarg mehr!"

„O Mama, das ſteht in einem Roman!“ ſagte der Graf lachend.

„Das ſteht in Deiner Mutter Herzen!“ erwiderte die Gräfin ernſt.

Des Grafen Abreiſe war eine große Begebenheit auf dem Gute, eine wichtige Begebenheit, und doch wollen wir ſie nur ſo ausdrücken: er reiſte.

Naomi ſaß im Zimmer bei Chriſtian. Alles ſagte ihr, wie lieb ſie ihm war, und das machte, daß ſie zum erſten Mal etwas Intereſſe für ihn fühlte. Sie fragte, von wem er ſpielen gelernt habe.

„Von meinem Pathen, dem Norweger in Svendborg,“ und nun erzählte er von den Eigenthümlichkeiten dieſes Mannes. „Ich hörte einſt eine Geſchichte von einem Zauberer, welcher die Geige durch die Straßen ſpielte, und alle Kinder kamen aus den Häuſern gelaufen und folgten ihm. Er ging in den Berg und die Kinder verſchwanden mit ihm. Ebenſo, meinte ich, könne mein Pathe ſpielen. Er habe es vom Neck gelernt, ſagte unſer Nachbar. Ich habe auch darüber nachgedacht, ob das nicht von ihm ſelbſt war, was er mir einſt erzählte. In Norwegen war ein armer Bauernknabe, der ſo viel Luſt hatte die Geige zu ſpielen; ſein Vater litt es nicht, ſondern wollte, daß er arbeiten ſollte. Da ſtahl er ſich eines Abends mit der Geige nach dem Bergſtrom hinaus; der Neck kam herauf und verſprach, ihm noch ſchöner ſpielen zu lehren, nahm ihn dann bei den Fingern und drückte ſie, daß das Blut heraus ſprang, aber von der Zeit an konnte Keiner ſchöner Muſik als er machen. Alle wollten ihn hören, er verdiente viel Geld, und deshalb erhielt er auch von ſeinem Vater die Erlaubniß zu ſpielen. Aber eines Morgens, als er von einer Hochzeit heimfuhr, ſaß der Neck an der Brücke und ſagte, er ſolle jetzt in das Waſſer hinab kommen und bei ihm bleiben, denn er gehöre ihm an. Da lief er ſchneller als die Pferde, und der Neck hinterher; er mußte in die Kirche, zum Altar flüchten, ſonſt hätte der Neck ihn geholt.

„Aber vielleicht iſt Dein Pathe der Neck ſelbſt geweſen!“ ſagte Naomi lachend. Ihre Augen funkelten, das Blut brannte in ihren ſchönen Wangen. Immer mehr fragte ſie; es war ja ihr Vater, von dem ſie ihn ſprechen hörte: Chriſtian erblickte dagegen nur Theilnahme an ſeinem Schickſal, und deshalb ergriff er gern bei jedem neuen Beſuch den Faden wieder, um ihn fortzuſetzen. Sie hörte von der Reiſe nach Thorseng, von dem Begegnen bei Glorup und von dem Morgen, als der Pathe in den Zweigen des Baumes hing, und Naomi lächelte ſonderbar und legte ihre feine Hand auf die Stirn.

„Er iſt ein ungewöhnlicher, aber unglücklicher Mann geweſen, doch das iſt weit intereſſanter, als ein glücklicher Alltagsmenſch zu ſein. Du haſt auch ſchon früh ein wahres Märchen erlebt; jetzt iſt das Intereſſante mit Dir vorbei, nun biſt Du in der langweiligen Ruhe, wo der eine Tag natürlich aus dem andern entſpringt. Etwas Ausgezeichnetes in der Welt wird Niemand auf dem ebenen, ruhigen Wege; wenigſtens werden ſie dazu geformt, von ſelbſt ſchießen ſie nicht recht empor. Wäre ich wie Du, ſo würde ich die Geige in mein Tuch binden und mich von den langweiligen Menſchen fortſtehlen, welche einander bis auf die Schleife am Kleide und die Binde um den Hals gleichen!"

„Was ſollte dann aus mir werden?" fragte Chriſtian. „Ich bin arm —!"

„O, das warſt Du ja noch weit mehr, als Du das Haus Deiner Eltern verließeſt! Da konnteſt Du nicht ſpielen, wie jetzt, und die Wanderung wurde ja doch der Weg zu Deinem Glücke. Wenn Du auch einen Tag hungern oder eine Nacht in einer Scheuer liegen müßteſt; was wäre dabei? Das würde vielmehr recht intereſſant ſein! Denke, wie glänzend es Dir vorſchweben würde, wenn Du, nachdem Du ein großer Mann geworden wäreſt, daran zurück dächteſt. Die Welt würde Deinen entſchloſſenen Schritt gerade bewundern, und ich, ja dann glaube ich, daß ich Dich lieben könnte. Aber ſonſt nicht! nein! nein! Du mußt etwas Ausgezeichnetes werden!" Sie ergriff ſeine Hand und malte mehr und mehr ihre romantiſche Anſicht des Lebens aus, welches ſie nicht kannte. Es ſchmeichelte dem ſtolzen, eigenwilligen Kinde, einen Andern leiten zu können, Chriſtian war an die Stelle ihrer Puppe getreten. Durch ihn wollte ſie ihre romantiſchen Träume realiſiren. So entſtand bei ihr ein ſtarkes Gefühl, welches aber ſehr verſchieden von Liebe war. Sie erzählte ihm von fremden Landen, von berühmten Männern und Frauen, und ſeufzte darüber, daß ſie ein Mädchen ſein müſſe, „aber ich will wenigſtens," verſicherte ſie, „den Andern nicht gleichen!"

Mehr und mehr glitt Chriſtian in den Zauberkreis, den ſie gezogen hatte; alle ſeine Gedanken, alle ſeine Träume drehten ſich nur um Märchen, Berühmtheit und Naomi.

Es war Fieber in ſeinem Blute. Die Nachtlampe, welche am Bette brannte, war im Erlöſchen begriffen; die Flamme war nur wie ein gezeichneter Punkt an der Wand.

„Kann ich jetzt mein „Vater unſer“ ausbeten, ehe die Lampe erliſcht, dann werde ich einſt einen berühmten Namen erhalten und Naomi wird meine Frau, geht ſie aber aus, dann bin ich hier und jenſeits verloren!“ Er faltete ſeine Hände und ſagte ſein Gebet mechaniſch her; das Auge war feſt auf die Lampe geheftet, die Flamme zitterte, um ſo ſchneller ſagte er die Worte; das Gebet war beendet, und die Lampe brannte noch.

„Aber ich habe „erlöſe uns von dem Uebel“ überſprungen; deshalb gilt es nicht. Noch einmal muß ich das Gebet herſagen, ſo gilt es doppelt!“ und er betete, und die Lampe brannte. „Ich werde glücklich!“ jubelte er und die Lampe erloſch.

Das war mitten in der Woche.

„Nächſten Sonntag verläßt Du uns!“ ſagte Naomi, „der Arzt ſagt, daß Du ſehr bald ebenſo munter, wie wir Andern, ſein wirſt. Gedenke dann Deines Verſprechens! Ich weiß es wohl, daß Du mich liebſt, aber einen gewöhnlichen Menſchen kann ich nicht lieben, und Du wirſt nur etwas ganz Gewöhnliches in dem ſpießbürgerlichen Odenſe bei dem närriſchen Herrn Knepus. Mache einen dreiſten Schritt in die Welt hinaus! Da haſt Du, was Keiner weiß und Niemand erfahren ſoll, hundert Reichsthaler von meinem eigenen Spargelde! Denke, wie Du mir erzählt haſt, an unſer erſtes Zuſammentreffen im Garten, wo ich Deine Augen und Deinen Mund zum Pfand nahm; Du gehörſt mir noch, ich habe Antheil an Dir! Sobald Du Dich völlig munter fühlſt, wage einen kühnen Schritt. Benachrichtige mich davon, und in der Nacht, wo Du Dich auf die Wanderung begiebſt, will ich wachen und an Dich denken!"

„Alles will ich thun!" rief er aus und ſchlang ſeinen Arm um ihren Hals; ſie ſaß ruhig mit dem ſtolzen Lächeln und ließ ihn ihre glühende Wange küſſen.

Wie die Lebensfarbe im Herzen iſt, ſo ſpiegelt ſich dort die Welt ab. Hätten wir dieſen Abend Chriſtian, Naomi und zum Beiſpiel die Gräfin examiniren wollen, ſo würde Jeder ſein beſtimmtes, aber höchſt verſchiedenes Urtheil über dieſelbe gegeben haben. Für Chriſtian war ſie ein Tempel Gottes, wo die Herzen ſich für die Liebe und für Gott öffnen, wo das Zutrauen wächſt und die Ueberzeugung ſich begründet. Naomi's Kuß war ſeine Taufe, die Macht der Töne der Orgelklang, welcher ſeiner Seele Schwingen verlieh.

„Die Welt iſt ein großer Maskenſaal," meinte Naomi. „Man muß ſeine Rolle mit Würde zu ſpielen verſtehen; man muß imponiren. Nur das, was man recht vorzuſtellen verſteht, iſt man. Ich will eine Amazone ſein, eine Staël-Holſtein, eine Charlotte Corday, ja eine ſolche, wie die Umſtände es am beſten erlauben!"

„Die Welt iſt ein Hospital!" meinte die alte Gräfin.

„Mit unſerer Geburt beginnt unſere Krankheit! Mit jeder Stunde, welche entſchwindet, rücken wir dem Tode näher! Man kann ſich in Arzneibüchern noch kränker leſen; in einem unſchuldigen Glas Waſſer kann ſich ein kleines Thier befinden, welches in uns wächſt! Man kann den Krebs, den kalten Brand, die Kachexie und die ſchrecklichſten Krankheiten bekommen, welche mit dem Tode enden, und deshalb lebt man doch. Alle ſind krank, aber Viele verbergen ihre Krankheit, Andere verachten ſie, und elende Menſchen, ohne Nerven, mit ungeſundem Blut, welches die Wangen röthet, gehen mit dem Wahnſinne umher, daß ſie geſund ſind!“

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

IX.

> Les passions sont les vents, qui font aller notre vaisseau, et la raison est le pilote, qui le conduit. Le vaisseau n'irait point sans les vents et se perdrait sans le pilote.
>
> Esprit des esprits.

Ein ſchöner Wintertag, wenn der Reif auf den Baumzweigen liegt und die ſchwarze Krähe über den weißen Schnee in dem klaren Sonnenſchein dahin fliegt, kann die Reiſeluſt erwecken. Ein ganz anderes Ausſehen hatte der Tag, an welchem Chriſtian nach Odenſe wollte. Ein naſſer Nebel lag über der Gegend; ſchwarze, kahle Hecken mit großen Waſſertropfen ſtachen aus dem ſchmutzigen Schnee hervor, und doch hob gerade dies ſeine Reiſeluſt, ſein Trachten nach romantiſchen Abenteuern. Ein magiſcher Kreis von Regen und Kälte kam ihm heimiſch vor. Nur immer fort hinaus, dann iſt Alles Sonnenſchein und Wärme!

„Hier wird ſich mein Glück, wie der Sommer, nur langſam entwickeln; ich will aus der Heimath, dem Glücke entgegen fliegen!“

Der Schlaf einer Nacht unter dem heimathlichen Dache, wo keine Naomi ihn begeiſterte, brachte wieder Ruhe in ſein Blut. Er dachte an Peter Wik, erinnerte ſich, wie viel dieſer Mann für ihn gethan habe, und fühlte nun, wie ſchlecht er ihm dafür lohne.

„Doch wenn ich einſt als ein ausgezeichneter Mann zurückkehre, welche Ueberraſchung, welche Freude! Aber wie fange ich das an? — Die Bibel ſoll mein Orakel ſein!“ Er ſchlug das heilige Buch auf und las im Evangelium Matthäi Jeſu Worte zu dem Gichtbrüchigen: „Stehe auf, hebe Dein Bett auf und gehe heim.“ — „Ja, Gott will es! Durch ſeine heilige Schrift ſpricht er zu mir. Ich habe ja auch Naomi's Geld; welche ungeheuere Summe! ich bin reicher, als ich je geweſen bin. Ich gehe nach Deutſchland!“

Herrn Knepus fiel es nicht ein, was ſeinen Zögling beſchäftigte, wenn dieſer ihn nach Goslar, Braunſchweig und ſeiner Reiſe durch Norddeutſchland fragte. Eine Art Plan wurde gemacht, aber es mangelten zwei weſentliche Dinge, nämlich zu wiſſen, wohin er nun eigentlich zuerſt ſollte, und dann, mit einem Paſſe verſehen zu werden, welcher dieſe Reiſe geſtattete; doch was den Paß anlangt, da beſaß Naomi mehr Umſicht und größere Klugheit: einen Paß wollte ſie beſorgen.

Der blonde Ludwig, des Polizeidirectors Sohn, deſſen Blicke gegen ſie ungefähr die Noten ausdrückten, nach denen die Nachtigall Perſiens der Roſe ihre Lieder ſingt, der mußte einen Paß ſchaffen; er war ja die linke Hand auf dem Comptoir, wo der Vater die rechte war, und warum ſollte die Rechte wiſſen, was die Linke thut? Er mußte einen Paß ſchaffen und der ſollte auf verſchiedene europäiſche Länder lauten. Das war Naomi's erſte Bitte an ihn, und der blonde Ludwig mußte ſie erfüllen. Er hatte ja Liebe, er beſaß Jugendblut — kühne Schlingpflanzen, die tragen und nicht brechen; aber unter den Folianten des Rathhaus-Archivs, unter den ſtaubigen Balken des Verhörzimmers wächſt ein drittes Kraut: die Vorſicht, und an dieſe dachte ſie gar nicht. Der blonde Ludwig trank ſie jeden Abend und jeden Morgen in ſeinem Thee, und deshalb gab er ihr wohl in aller Heimlichkeit einen Paß, auf verſchiedene europäiſche Länder lautend und für einen jungen Muſikus von 16 Jahren gültig; Chriſtians Name ſtand darin; aber um das Ganze todt und kraftlos zu machen, ſo war Naomi darin beſchrieben; die braunen, funkelnden Gazellenaugen, die feine, ſchlanke Geſtalt, das kohlſchwarze Haar — nur ſie konnte auf dieſen Paß reiſen. Daß ihr und nicht Chriſtians Aeußeres darin beſchrieben war, konnte er ja dadurch entſchuldigen, daß ſie ihm vorgeſchwebt habe, daß ſie ihn allein erfülle, und daher wäre ſie und nicht der, für den er eigentlich beſtimmt war, beſchrieben worden. Mit dieſem Paß konnte Chriſtian nicht einmal nach Jütland hinüberſchlüpfen.

Die Oſterferien hatte er für den Zeitpunkt ſeiner Flucht beſtimmt, und dieſe wollte er darunter verbergen, daß er ſich die Erlaubniß erbäte, ſeine Mutter und ſeinen Stiefvater beſuchen zu dürfen, die er ſeit ſeiner Flucht aus der Heimath nicht geſehen hatte. Die Leidens- und Gefängnißtage des Herrn ſollten für ihn Freuden- und Freiheitstage ſein.

Was konnte er wohl auch bei Herrn Knepus lernen? Wozu ſollte ſein hieſiger Aufenthalt ihn führen?

Er ſchrieb an Naomi und benachrichtigte ſie von dem Tage, an welchem er ſeine Wanderung beginnen wollte, bat ſie demnächſt auf das Inſtändigſte um ein Stelldichein im Wirthshauſe, welches eine halbe Meile von dem Gute des Grafen entfernt lag; dort ſollten ſie ſich das letzte Mal treffen und einander Lebewohl ſagen. Der Brief wurde abgeſandt, und jetzt war er in ſeinem Beſchluſſe feſt, wie Cäſar am Rubikon. O, wenn er ſich doch Lucien anvertrauen dürfte, aber ihre Gedanken flatterten nicht ſo hoch; ſie würde ihn auslachen oder ihn in ſeinem Vorhaben zu hindern ſuchen.

Der wichtige Tag näherte ſich, und er ſchnürte ſein kleines Bündel zuſammen, löſte es aber wieder auf; immer gab es etwas, was er noch mitnehmen mußte, und deshalb mußten die früher eingepackten Sachen den Platz räumen. Von der Geige und der Bibel konnte er ſich aber durchaus nicht trennen.

Alles, was Peter Wik für ihn gethan hatte, drängte ſich ſeinem Dankgefühl immer mehr und mehr auf; die Thränen floſſen ihm über die Wangen hinab; er ergriff Papier und Feder, ſchrieb ſein Lebewohl und bat ihn um Verzeihung; aber kaum war es geſchrieben, ſo wurde es auch ſchon wieder zerriſſen. Plötzlich bekam er einen neuen Gedanken; die Augen funkelten, die Hände falteten ſich, ein Beſchluß war gefaßt. Raſch ſchrieb er einen langen Brief, las ihn durch und jubelte: „So muß es ſein! Jetzt habe ich Ruhe im Herzen. Naemi wird auch zufrieden ſein. Der liebe Gott hat es mir eingegeben!“ Er legte ſich froh zur Ruhe und ſchlief ohne Träume.

Am frühen Morgen rollte er mit guter Gelegenheit nach Nyberg zu.

Naemi hatte ſeinen Brief erhalten und war von dem muntern Abenteuer, deſſen Urſprung ſie war, ganz erfüllt, deshalb wollte ſie ihn im Wirthshauſe treffen, aber Niemand ſollte etwas davon wiſſen. Sie konnte leicht fortkommen, ſie brauchte nur einen Spazierritt zu machen, aber es war ihr doch unlieb, im Wirthshauſe gekannt zu ſein, weil es nur ein einfacher Knabe war, mit dem ſie dort zuſammenkommen wollte.

In aller Eile ſtattete ſie einen Beſuch beim Gärtner ab, einem behenden, kleinen Mann, der ſeinem Stande nach hübſch gekleidet ging.

„Ich habe einen Scherz vor,“ ſagte ſie, „leihe mir Deine Sonntagskleider!“

Sie ſchlich ſich in den Stall, ſattelte ſelbſt das Pferd, und eine Viertelſtunde ſpäter jagte durch die Pappelallee, in des Gärtners Geſtalt, ein kleiner, kühner Reiter; er ſchwenkte den Hut vor dem Hirten, der, beſchäftigt Sohlen unter ſeine Strümpfe zu nähen, die Gitterthür öffnete.

„Sorge für mein Pferd und gieb mir die beſte Stube!“ ſagte Naomi im Wirthshauſe.

O wie oft blickte ſie nicht nach dem Wege, ob er noch nicht käme! Wie genau ſtudirte ſie nicht alle Namen, welche in die Fenſterſcheibe eingeritzt waren! Ueber drei Stunden mußte das ihre einzige Beſchäftigung bilden.

„Man wird ſehen, er kömmt gar nicht, er hat keinen Muth!“

Und doch kam der Held, aber ſpät, ſehr ſpät; er war müde und warm von der langen Wanderung.

„Endlich kömmſt Du!“ ſagte ſie. Er ſtutzte, als er das verkleidete Mädchen erblickte, aber bald begannen die gegenſeitigen Mittheilungen. Er erzählte, was ihn erfüllt und beſchäftigt habe, und reichte ihr darauf den Brief, welchen er geſchrieben hatte, um ihn an Peter Wik zu ſenden. Das war kein Lebewohl, es war ein ehrliches Geſtändniß ſeines Planes, doch ohne Naomi zu erwähnen. Er ſprach darin ſeine phantaſtiſche Anſicht von der Welt und ſeine feſte Ueberzeugung aus, daß er ſein Künſtlerglück in der Fremde erproben müſſe, und welch großer Mann er dann werden könne. Er bat Peter Wik um die Erlaubniß reiſen zu dürfen, ohne welche ihm ſein Gewiſſen keine Ruhe gönnen würde. Den Brief ſollte Naomi erſt leſen, darauf wollte er ihn abſenden und daheim bei ſeinen Eltern die Antwort erwarten.

„Iſt das Dein Ernſt?" fragte Naomi. „Das hätte ich erwarten können! Aus Dir wird nie ein großer Mann werden!" darauf ging ſie zum Zimmer hinaus, wollte nicht mehr mit ihm ſprechen, verlangte ihre Rechnung und jagte am dunkeln Abend nach Hauſe.

Chriſtian ſtand allein; ohne Abſchied hatte ſie ihn verlaſſen. Ihr Geld hatte er noch; es brannte ihn wie Feuer.

Den Schleier der Nacht durchwebt der Traumgott mit den ſeltſamſten Arabesken, welche die Phantaſie erſchaffen kann; ſie beſitzen ſowohl Michel Angelo's Kraft, die ſinkenden Seelen am Tage des Gerichts zu malen, als Raphaels weiche Schönheit, das Himmliſche darzuſtellen. Dieſelbe Kühnheit, die Extreme auszumalen: die Verzweiflung und die Hoffnung, liegt in dem Jugendherzen, und die Uebergänge hier ſind eben ſo plötzlich, nur daß das Jugendherz ſich mehrentheils an das Lichte hält; malt es auch einen Augenblick, in ſeinem tiefen Schmerze, ein ſchwarzes, feuchtes Grabgewölbe, wo nur Salpeterſchwämme wachſen, und nennt dieſes das Leben, ja, zeigt es uns, um ſein Leiden noch anſchaulicher zu machen, eine auf den Boden hingeſchleuderte Roſenknospe, welche vertrocknen muß, als ein Bild ſeiner ſelbſt, ſo ſehen wir doch nach und nach, wie dieſelbe Wurzel ſchlägt, ſich öffnet, Zweige und Knospen treibt, und die ganze Wölbung zu einer Roſenlaube wird, wo bald durch Knoſpen und Grün die warme Frühlingsſonne ſcheint und der blaue Himmel verblickt.

So war auch in dieſer Nacht der Uebergang in Chriſtians Seele, während er auf gutes Glück die labyrinthiſchen Nebenwege wanderte, welche in der Richtung nach Derebäk führten.

Grün iſt die Farbe der Hoffnung. Dies Bild hat man dem Frühling entlehnt, wo das erwachende Leben ſich ſo auf dem Felde und im Walde offenbart. Iſt aber nicht die Wiedergeburt des Morgens aus der Nacht weit allegoriſcher? Hier iſt die Hoffnungsfarbe Purpur! Der rothe Streif im Oſten verkündet die Wiedergeburt des Lebens und des Lichts, wenn ſie nicht, wie die Hoffnung des Menſchen, nur ein falſcher Glanz, der Wiederſchein eines brennenden Dorfes iſt.

Chriſtian ſah, wie es im Oſten hell wurde; der Morgen wollte anbrechen, wie hell aber der Horizont auch wurde, ſo ſtieg die Sonne doch nicht empor.

Ein Feuerzeichen ward ſichtbar. Es war eine Feuersbrunſt in Derebäk ausgebrochen, Feuer in des Stiefvaters Gehöfte, aber Alle ſchliefen darin, und deshalb ſtreckte die rothe Flamme ihre Polypenarme durch das Dach und die Läden. Luft und Schnee färbten ſich röthlich; die eingeſperrten Pferde wieherten und die trägen Kühe und Stiere brüllten in der ſtummen Morgenſtunde. Die Menſchen ſchliefen, und wer da ſchläft, iſt glücklich.

Chriſtian wußte nicht, weſſen Gehöft brannte; er betrachtete das Feuer mit dem Intereſſe, mit welchem die Jugend das Haus eines fremden Mannes niederbrennen ſieht, doch ſpäter —? Ja, in der Morgendämmerung war es vorbei; die Erndte des letzten Jahres war verbrannt, das Vieh war verbrannt und der Beſitzer —? mit zerſchmettertem Kopfe lag er unter einer herabgeſtürzten Mauer. Zwei dem Zuſammenſinken nahe Schornſteine ragten aus dem dampfenden Haufen hervor. Bauern und Spritzenleute lärmten und ſchrieen durch einander.

Hierher kam Chriſtian mit dem Bündel in der Hand und die Geige eingepackt über den Rücken hängend. Das war die Heimath.

X.

— Man ſtudirt ſich zum Prediger; — nun wohl, ruft nicht auch eine geſprungene Glocke die Gemeinde Gottes zur Andacht?

Pique Dame.

Er ſoll in dem vollen und feſten Glauben geſtorben ſein, daß ſein Volk doch das herrlichſte auf der Erde und, trotz aller ſeiner Entartung und allen ſeinen Drangſalen, das einzige auserwählte Volk Gottes ſei.

„Der alte Rabbiner," Novelle von B. S. Ingemann.

Wenn eine Herrſchaft Jemanden in Dienſt nimmt, ſo ſieht ſie nicht nur auf ſeine weſentliche Brauchbarkeit, ſondern auch darauf, ob er nichts Lächerliches in ſeinem Aeußern oder in ſeiner Ausſprache hat. Derjenige, welcher öffentlich auf der Bühne auftritt, muß ein dem Charakter, welcher dargeſtellt werden ſoll, angemeſſenes Aeußere haben, um des Dichters Werk auf eine würdige Weiſe wiedergeben zu können. Beſonders iſt das Organ von Wichtigkeit. Der Prediger hingegen, er, welcher das Organ Gottes ſelbſt iſt, kann bei uns die Erlaubniß erhalten, mit der erbärmlichſten Rednerſtimme und mit dem lächerlichſten Vortrage aufzutreten. Singende, näſelnde und affectirte Prediger haben wir, welche gewöhnlich die Fehler der Prediger in der Hauptſtadt, die zu ihrer Zeit glänzten, angenommen haben. Gerade wie man vor Zeiten nicht glaubte, daß die Bibel in die Landesſprache übertragen werden könnte, ſo glauben auch manche gemeine Leute auf dem Lande, daß die Bibel nicht ohne affectirte Betonung laut geleſen werden dürfe, wie ſie den Prediger das liebe Gotteswort vortragen gehört haben. Anſtatt natürlich aus der Bruſt und dem Herzen zu ſprechen, die Gemeinde, als Mann, Angeſicht gegen Angeſicht zu betrachten, ſtehen ſie wie ein Truthahn da und werfen den Kopf nach der einen und die Augen nach der andern Seite. Gottes Wort ſoll uns, gleich dem heiligen Altarweine, aus dem reinen, offenen ſilbernen Pokale gereicht werden.

Alle jene Eigenſchaften, die ein Geiſtlicher nicht beſitzen ſollte, fanden ſich bei dem Prediger des Gutes, Herrn Patermann, welcher, nach dem Wunſche der alten Gräfin, Naomi einſegnen ſollte. Nicht umſonſt lag Honig und das Ziſcheln der kriechenden Schlange in ſeinen Worten; etwas Weichlich-ſüßliches, Einſchmeichelndes ruhte auf den fortwährend lächelnden Lippen; er kehrte, wie der Erlkönig[*], ſeine ſchöne Seite den Leuten zu, war aber gleich dieſem ein hohler Bruder. Die Gouvernante fand, daß er ein Apoſtelantlitz habe, fand, daß ſein Umgang, wie ſie es nannte, Poeſie in der Proſa des Lebens war. Wir können nicht ihrer Meinung ſein. Höchſt ſonderbar wandte er gute Einfälle an, da dieſe bei ihm nie durch den Augenblick hervorgerufen wurden. Er verſtand nicht, die Gedanken Anderer mit den ſeinigen zu multipliciren und das Product wieder zu geben, eher ſubtrahirte er ſein Minus von einem gegebenen Plus. Dieſer Mann gefiel Naomi nicht.

„Herr Patermann ſoll alſo einen Menſchen aus mir machen!“ ſagte ſie, und durchlief in Gedanken alle ſeine hervorſpringenden Eigenſchaften. Lächerlich war er ihr, und das darf derjenige, welcher das Heilige vorträgt, am allerwenigſten ſein. Sie achtete ihn nicht, und ſo fand ſich denn hier reiche Gelegenheit für den ihr angeborenen Oppoſitionsgeiſt.

Die Vorbereitung zur Einſegnung wurde ſo zu Disputirübungen, aber Alles in paſſender Demuth gegen das herrſchaftliche Fräulein, dagegen ging es über die ſündige Dorfjugend her; er benahm ſich wie jener Lehrer, der den Sohn des Reichen und ſeinen eigenen unterrichtete, und wenn jener nicht gehorchte, dieſen mit der Verſicherung ſchlug: „Du biſt mein eigen Fleiſch und Blut, Dich kann ich ſchlagen!“

---

[*] Nach dem däniſchen Volksglauben iſt dieſer hinten hohl wie ein Mehltrog.

Gewöhnlich ritt Naomi nach dem Pfarrhofe, und der ehrwürdige Lehrer half dem gnädigen Fräulein ſelbſt vom Pferde. Der Knabe des Hirten ſprang heute hinzu, um daſſelbe zu halten, indem er von der Häuslerfrau den Auftrag hatte, das Fräulein zu bitten bei ihr vorzuſprechen, denn es läge ein Mann im Sterben, welcher darum gebeten habe.

„Was iſt das für Geſchwätz!“ ſagte der Prediger. „Sie iſt ja Wittwe. Das iſt Bettelei, Lügen und Fabeln!“ und er führte Naomi in die Stube. Es traf ſich, daß ſie die Worte vom barmherzigen Samariter laſen.

„Das war eine ſchöne Handlung, welche wir nachahmen ſollen!“ ſagte der Prediger.

„Alſo hätte ich gleich heute zur Häuslerfrau gehen müſſen!“ erwiderte Naomi.

„So muß man das nicht anwenden,“ ſagte Herr Patermann. „Hier zu Lande ſind die Armen lumpiges Pack, aus Lügen und Ränken zuſammengeſetzt. Hier kann man nicht wie in den orientaliſchen Geſchichten handeln!“ und er lachte, denn er hatte etwas Beluſtigendes geſagt.

In dem ärmlichen Hinterhauſe der Häuslerfrau, wo die einzige Kuh an der Krippe feſtgebunden ſtand, lag ein Sterbender auf der Streu, ein alter Sack lag über ſeinen Füßen. Außer der Kuh, welche ihren Kopf über den Verſchlag ſtreckte, war Niemand bei ihm. Die mageren Finger ſpielten kraftlos mit einander.

Die Thür ging auf, und die Häuslerfrau kam mit einem kleinen Topf Waſſer, ſtellte ſich vor ihn hin, und halb ſcheltend, halb weinend klagte ſie: „Herr Jeſus! Nun liegt er da, und ſtirbt mir gar! Das habe ich davon, daß ich ihm erlaubte dieſe Nacht hier zu liegen. Der Tod ſah ihm aus den Augen, als er geſtern Abend ankam. O Gott helfe mir!“

Der Sterbende erhob das Haupt ein wenig und lächelte; darauf ſchloß er die Augen wieder.

„Das Fräulein will nicht kommen,“ ſagte die Frau. „Das wußte ich wohl, und der Prediger wurde böſe darüber; ich werde es wohl noch hören müſſen!“

Der Sterbende ſeufzte tief. Auf einmal erhob er ſich halb, zeigte auf das zuſammengebundene Käſtchen und blickte die Frau an.

„Soll ich dies aufmachen?“ fragte ſie.

„Ja!“ flüſterte er.

Plötzlich wurden ſeine Augen heller, er ſtreckte die Hände aus, denn Naemi ſtand vor ihm; ſie war zur offenen Thür herein getreten.

„Ich habe Dich früher geſehen,“ ſagte ſie, „immer wenn wir uns begegneten, grüßteſt Du mich ſo ehrerbietig. Immer betrachteteſt Du mich ſo ſonderbar. Iſt das Waſſer, was Du ihm giebſt?“ fragte ſie die Frau. „Schaff etwas Beſſeres!“

„Ja, ein Tropfen Branntwein könnte ihm gut thun,“ ſagte die Frau, „aber ſeit vierzehn Tagen iſt kein Tropfen in meinem Hauſe geweſen!“

„Kaufe Wein!“ ſagte Naemi und gab der Frau Geld. Dieſe betrachtete ſie mit verwirrten, dummen Blicken und verweilte noch einige Augenblicke.

Sperlinge flogen herein, ſetzten ſich auf den gepflaſterten Fußboden, zwitſcherten und flogen wieder fort. Der Wind blies durch die Mauerſpalten. Es war, als ob der Sterbende wieder belebt würde, und es kamen Worte von ſeiner Zunge.

„Darf ich Dich anblicken, Naemi?“

„Du weißt meinen Namen!“

„Ich wußte ihn, bevor Du ſelbſt ihn kannteſt!“ Er betrachtete ſie mit dem Lächeln des Trauernden. „Ich habe Dich auf meinem Arme getragen, aber Du erinnerſt Dich des alten Joel nicht!“

„Ich ſah Dich früher,“ ſagte Naemi. „Aber Du kamſt nie auf das Schloß!“

„Ich durfte nicht,“ ſagte er, „und ich wollte auch nicht!“

„Was haſt Du mir zu ſagen?“ fragte ſie.

Er zeigte auf das geöffnete Käſtchen. Was barg er darin? Was hatte er zu ſagen? — Könnteſt Du das Zwitſchern des verachteten Sperlings verſtehen, ſo würdeſt Du hören, was dieſer und Naemi erfuhren! Könnteſt Du die Töne faſſen, welche der kalte Frühlingswind auf ſeiner Pansflöte, der geflochtenen Weidenwand bläſt, ſo würdeſt Du wiſſen, was Naemi nachdenklich machte, weshalb ſie auf dem Rückweg nur Schritt vor Schritt durch das Gebüſch nach dem Gute zurück ritt.

„Iſt das Judenthum nicht der Vater des Chriſtenthums, ein umherwandernder Oedip, welcher vom jüngern Geſchlechte verſpottet wird?“ Iſt es das, worüber ſie grübelte, oder war es des Predigers Vortrag über den barmherzigen Samariter? Ihre ſeinen Finger blätterten in einem Buche und das Auge ſtarrte mit der Begierde des Goldmachers hinein, wie dieſer in den Schmelztiegel ſtarrt, in welchem de Pulver gemiſcht werden. War es der Katechismus, oder die neue, verbeſſerte Ausgabe des Geſangbuches, aus dem proſaiſche Hände die duftenden Blätter der Poeſie gepflückt haben? Das Format war zu groß, der Einband zu alt und die Blätter nur Papier mit verbleichter Schrift. Es war des hochvornehmen Fräuleins mütterliches Erbtheil. Es ſtanden Verſe und Gedanken darin, und zwiſchen den Blättern lagen einige loſe Papiere.

„Iſt es eine Schande, einem weltberühmten Volke anzugehören?“ war ihr Gedanke. „Der Vater meiner Mutter iſt reich geweſen. Joel war ſein Diener, ſein alter, treuer Diener. Als ich verlaſſen war, als Alles in Feuer und Aſche lag, gab er mir eine Heimath, hier wo ſie iſt und ſein muß, das alte treue Herz!“ Thränen drangen aus ihren Augen hervor, wurden aber zwiſchen den dunkeln Augenwimpern zerdrückt.

„Fräulein, er iſt geſtorben!“ rief die Bauerfrau, die ihr auf den Strümpfen nachgelaufen kam.

Naomi hielt an.

„Iſt er geſtorben?“ ſagte ſie. „Sagt mir, was ſprach er zu Euch, als Ihr nach mir ſchicktet?“

„Er ſagte nur, daß ich Euch holen müßte, eher könnte er nicht ſterben! Ich wußte, daß Ihr heute bei Predigers waret —“.

„Ihr habt ihn nicht verſtanden,“ ſagte Naomi mit

Kälte. „Seht, deshalb habt Ihr Euch ſo thöricht benommen! Ihr ſchickt nach mir, die nie früher mit ihm geſprochen hat. Ich kenne ihn nicht! Ihr werdet vielen Undank davon haben, wenn man es im Schloſſe erfährt; aber ich will ſchweigen, das verſpreche ich Euch, ſagt nur ſelbſt nichts! Sagt dem Vogte, daß der Mann todt iſt."

„Herr Gott, kanntet Ihr ihn nicht?"

„Ich?" ſagte Naomi und blickte ſie mit einem eiskalten Ausdruck an. „Woher ſollte ich den alten Juden kennen?"

Und ſie ritt fort, aber ihr Herz ſchlug gewaltig.

„Armer Joel! Gott hat ja Dein Volk verläugnet, ſo darf ich Dich wohl auch verläugnen!" und ſie nahm das Buch hervor, welches ſie verſteckt hatte, und las darin, ſpornte darauf das Pferd an und jagte nach Hauſe.

Der ärmſte Bauer hat ſein Grab in des Kirchhofs geweihter Erde; können ſeine armen Hinterbliebenen ihm kein Kreuz auf das Grab ſchenken, ſo ſpannen ſie doch ein Stück Leinen zwiſchen den Weidenzweigen aus und ſchreiben mit Tinte ſeinen Namen und Todestag darauf. Der ehrliche Joel, welcher ſeines Herrn zu Kohle gebrannten Leichnam forttrug, um ihm ein geweihtes Grab zu geben, erhielt ſelbſt eins außerhalb der Steinmauer des Kirchhofes, wo die Kuh der armen Häuslerfrau am Steige graſete. Vier Tage lang erblickte man noch die Spur des weißen Sandes, den ſie auf das Grab geſtreut hatte, aber ſpäter warf die Jugend, in welcher noch das böſe Thier vorhanden, Steine darauf, denn ſie wußten, daß da ein

Jude lag. Und die verachteten Sperlinge ſetzten ſich auf die Steine und zwitſcherten ihr Lied, und die kalten Frühlingswinde blieſen auf ihrer Pansflöte, der gebrechlichen Einhegung.

Es iſt etwas Magnetiſches im Leſen; wir betrachten die ſchwarzen Buchſtaben, und durch das Auge ſteigt ein lebendiges Bild in unſere Seele, welches uns wie die mächtige Wirklichkeit ergreiſt. Naomi las im Buche und in den Briefen, und das Haus, welches einſt in Kohle und Aſche ſank, ſtand wieder mit den alten, geſchnörkelten Schränken, den Inſchriften an den Thürpfoſten: „Jeruſalem, vergeſſe ich Deiner, ſo vergeſſe ich meine verdorrende Rechte“ da. Die herrlichen Levkoien dufteten und die Sonne ſchien durch das rothe Glas des Luſthauſes, wo das Straußenei unter der Decke hing.

Die alte Gräfin hatte doch die Wahrheit von ihrer Mutter geſagt, aber ſie hatte nicht vom Norweger erzählt, welcher ihre Zuſammenkunft belauſchte und ſich ſelbſt in der finſtern Nacht ſtatt des Grafen zur Harrenden hineinſchlich, und da war es ſtille, wie wenn der Wurm den Stengel zernagt, welcher die reife Eſchenfrucht trägt. Da kam der rechte Liebhaber und die Lieder der Verläumdung wurden gültige Beweiſe. Zwar iſt das Glück der Liebe groß, aber der Schmerz der Liebe iſt größer. Die ſchöne Sara weinte, wie Suſanna, die Tochter des Hilkiä, aber kein Daniel zeugte: „ich bin an ihrem Blute unſchuldig.“ Da ſtanden manche inhaltsreiche Commentare darüber, aber Lectüre für eine Confirmandin war es eigentlich nicht.

„Der Norweger iſt Naomi's Vater!“ ſtand da mit zitternder, bleicher Schrift; der alte Joel hatte es geſchrieben. „Das war ein Selbſtmord Deines unbefleckten Rufes, arme Sara! Verſtoßen, mit Haß gegen den Vater Deines Kindes, hatteſt Du doch nur ihn, in ſeine Arme fielſt Du mit Verwünſchungen und er hat Todesſtille auf Deine Lippen gedrückt; aber Deine Klagen haben den böſen Geiſt in ihm erweckt; Du biſt von ihm ermordet! Der Gott Iſraels iſt ein ſtrenger, ein rächender Herr an den Kindern bis ins vierte Glied!“

„Der Norweger iſt mein Vater!“ ſagte Naomi. „Iſt das eine Gewißheit? O meine Mutter! ja durch Dich gehöre ich jenem verſtoßenen Volke an. Die Gewißheit kann Niemand erſchüttern!“ Sie ſtellte ſich vor den Spiegel. „Ich habe nicht die blonden Haare und blauen Augen des Nordländers, ich habe nichts, was andeutet, daß ich unter dem Nordlichte und den Nebeln geboren bin. Mein Haar iſt ſchwarz, wie die Kinder Aſiens es beſitzen; mein Auge und mein Blut ſagen mir, daß ich einer wärmeren Sonne angehöre!“

Und ſie las im Alten Teſtament mit einer Begierde, gleich der des Adelſtolzen, welcher ſeinen Stammbaum lieſt. Ihr Herz ſchlug ſtark bei den kecken Weibern, deren die Schrift erwähnt: der muthigen Judith und der verſtändigen Eſther.

„Meiner Mutter Volk war ein erleuchtetes, ſiegreiches Volk, als der Norden nur Horden Wilder beſaß. Das Rad hat ſich gedreht!“

„Das gnädige Fräulein iſt eine Antichriſtin im Glauben!“ ſagte Herr Patermann in der Stunde, und wirklich konnten ihre Fragen einen beſſeren Geiſtlichen, als er war, in große Verlegenheit bringen. Sich ſelbſt überlaſſen, ſchoſſen ihre Gedanken kühn, oft allzukühn hervor. Ihre Umgebung überſah ſie, und es war ihr eine Freude, dem frommen Seelſorger zu exponiren und ihn aus dem Text zu bringen, wie es oft der Fall war. Sie wollte wiſſen, was Mahomed ſein Volk gelehrt habe, ſie wollte die Weisheit der Braminen hören, wie ſolche an den Ufern des Ganges verkündet wurde. „Alles muß man kennen, um das Beſte zu wählen,“ ſagte ſie. „Dem Kranken und Schwächlichen darf man nur ſein beſtimmtes Gericht geben, aber ich bin ſtark genug, um von ihnen allen genießen zu können!“

Bei ſolcher Rede verneigte ſich Herr Patermann und dachte dabei im Herzen: „kömmt Jemand in das ewige Feuer, ſo iſt ſie es!“ Und Alles, was nicht gut an Naomi war, wurde der alten Gräfin hinterbracht; und ſie meldete wieder ihrem Sohne Alles. Die Gouvernante, welche durchaus nicht dazu paßte, Naomi zu leiten und zu entwickeln, war auch als Vorleſerin, Pflegerin und Conversationsperpendikel in den Dienſt der Gräfin übergegangen. Lange Zeit hatte ſie Naomi lieb gehabt; als dieſe aber ſich über ihre deutſche Poeſie luſtig machte, ging ſie zur Gegenpartei über. Was der Engel des Herrn der Hagar von dem Sohne, den ſie gebären ſollte, prophezeite, ſchien auch auf Naomi zu ruhen, wie es auf Ismael ruhte:

„er wird ein wilder Menſch ſein, ſeine Hand wider Jedermann und Jedermanns Hand wider ihn!“ Was die Gräfin, den Prediger und die Gouvernante anlangt, ſo waren dieſe hart genug gegen ſie. „Ich weiß es wohl,“ ſagte Naomi, „daß, wenn die Moore dampfen, ſich leicht dunkle Wolken ſammeln können. Aber ich finde gerade Intereſſe am Unwetter, an einem ſo entſtandenen Unwetter. Meine Herren wollen ſie ſein! Der Graf allein iſt mein königlicher Herr; werden ſie mir zu unerträglich, ſpielen ſie Hamans böſe Rolle, dann bin ich dreiſt wie Eſther, und wenn man es am wenigſten erwartet, trete ich vor ihn hin. Das war eine mächtigere Hand, denn die des blonden Ludwig, welche die Feder führte, als meine Perſon auf dem Paſſe beſchrieben wurde, welchen der immer heulende Junge in Odenſe haben ſollte!“ Und ſie las wieder von Abrahams reichen Heerden, von Davids Siegen und Salome's Pracht.

Auf Roms Forum ſteht die Ruine eines heidniſchen Tempels und mitten in derſelben, zwiſchen den hohen Marmorſäulen, iſt eine chriſtliche Kirche erbaut; das Alte und das Neue hält ſich hier gegenſeitig, aber der Blick des Beſchauers weilt vorzugsweiſe auf den Ueberbleibſeln des Tempels; ſo auch Naomi's Gedanken beim Judenthume, indem ſie es als mit dem Chriſtenthum zuſammengebaut betrachtete. Während gewöhnlich die Phantaſie bei der Jugend jede Mythe in Wirklichkeit verwandelt, begann bei ihr die Straußiſche Verdunſtung, welche alles Geſchichtliche in Mythen auflöſt. Es entwickelte ſich bei ihr in Religionsſachen eine Anſicht, wie ſie ſich in unſerer Zeit bei Einzelnen in Deutſchland auszuſprechen anfängt, eine Art Freigeiſterei. Sollte man übrigens näher beſtimmen, was ſie eigentlich im Einſegnungsjahre war, ſo würde man ſie richtiger eine Jüdin nennen, als ihr den Namen einer Chriſtin beilegen können. Prächtiger ſchwebte ihr der donnernde, ſtrengrichtende Jehovah als der milde Geiſt vor, dem wir ein „Abba, Vater!“ zurufen können. Was ſie davon im Alten Teſtament las, verknüpfte ſie mit ihrer Kindheits-Erinnerung, und ſie dachte an Joel, an die letzte Unterredung mit ihm.

Auf ſeinem Grabe graſte die Kuh der Häuslerfrau, als ſie zum erſten Mal an dem Orte vorbei ging. Sie blickte über das Steingehege und lächelte.

„Dort oder hier? Die Würmer zernagen ſie doch! Die Bibel verkündet die Auferſtehung, und die Bibel enthält Gottes eigene Worte, ſagt man mir; aber in demſelben Buche ſteht auch: „„Eine Wolke vergehet und fähret dahin, alſo wer in das Grab ſteigt, kommt nicht wieder herauf.““ Das muß ja auch Wahrheit ſein, denn es ſteht auch in der Bibel! Ich muß das Eine ſowohl wie das Andere glauben. Es giebt keine Unſterblichkeit, ſteht da. Jehovahs vollkommenſtes Geſchöpf muß, gleich Menſchenwerk, in Staub zerfallen, früher aufhören als die Statue ſelbſt, welche der Staub gebildet hat; alle Geſchöpfe, alle Himmelskörper vergehen, wenn auch Millionen Jahre darüber hingehen, ſie müſſen zerfallen! Einſam ſchwebt Jehovah über den Ruinen ſeiner Werke, einſam über einem Chaos, wie er es ja von Ewigkeit an that! „„Wie eine Wolke vergehet und ſähret dahin, wird auch Keiner aus dem Grabe erſtehen,““ hat die Bibel mir geſagt: „„Meine Tage fliegen dahin wie ein Weberſchiff und ſind ohne Hoffnung verſchwunden.““ Alſo lebe ſchnell, aber lebe! Athme die Freude ein und zerſpringe im Nu!“

Am folgenden Sonntag rauſchte der Atlas über den Fußboden der geſchmückten Kirche hin, wo die Tannenzweige in Guirlanden hingen und die rothen Altarlichter brannten. Naomi ſtand oben an; ſie war die Erſte von den Confirmanden, folglich die Beſte. Keine antwortete wie ſie, Keine gab beſſer als ſie den Beweis, daß ſie ihr Chriſtenthum gelernt habe.

Die Kutſche rollte von der Kirche zurück; das Wagenrad ging über Joel's Grab.

„Heut' habe ich zur Fahne der Chriſten geſchworen!“ ſagte Naomi nachdenkend. „Sie haben mich dazu erzogen, ſie haben mir zu eſſen und zu trinken gegeben, damit ich Eine der Ihrigen ſein ſollte. Ein Ueberläufer wird geſtraft, ſo viel ich weiß. Nun, ob man bei der Reiterei oder beim Fußvolke ſteht, bleibt ſich wohl gleich, wenn man nur Einem Könige dient!“ Sie wurde nachdenkend. „O Gott, ich ſtehe auch ſo allein in dieſer Welt!“ ſagte ſie, und das Waſſer quoll durch die dunkeln Augenwimpern.

Der Bediente rief ſie zur feſtlichen Mahlzeit. Herr Patermann führte die alte Gräfin zu Tiſch. Naomi war in Atlas gekleidet, mit der rothen Roſenknospe am klopfenden Herzen.

XI.

Schöne Bilder, ſchöne Sachen,
Halb zum Weinen, halb zum Lachen,
Wie ſich's dreht und ſteht und geht;
Kommt und ſeht!

Fr. Rückert.

Gerade wie die arme Frau der Bequemlichkeit halber auf ihrer Spule immer einen kleinen Faden ſitzen hat, an den ſie ihr neues Geſpinnſt anknüpfen kann, ſo hat der gewöhnliche Mann in ſeinem Briefſtyl immer einen beſtimmten Faden zum Beginnen und weiter auszuſpinnen: „Ich bin friſch und geſund und wünſche daſſelbe von Dir zu vernehmen!“ obgleich dieſer Anfang oft dem Folgenden im Briefe durchaus widerſprechend iſt. So fing auch des ehrlichen Peter Wik's Antwort auf Chriſtians Schreiben an; das Uebrige lautete wie folgt:

—„Wann nahmſt Du etwas ein, um danach verrückt zu werden? Setze mir nicht alle Lappen bei, ehe Ladung an Bord iſt! Sieh' wohl zu, daß Du das Biſchen bewahrſt, was Du in der oberſten Etage haſt! Uebrigens bin ich Dein bis zum Tode treuer Freund

Peter Wik,

Beſitzer und Führer des Schiffes Lucie.“

Des Freundes Hand ſchlägt härter als die des Feindes, und hatte Peter Wik nicht Recht? Chriſtian konnte es nicht ganz läugnen, und er war verwundet, aber nicht gekränkt wie damals, als ihn Naomi im Zorn verließ, weil er nicht blindlings ihren abenteuerlichen Plänen folgte. Sein Selbſtgefühl war geweckt worden und es verdroß ihn ſehr, daß er ihr nicht ihr Geld hingeworfen hatte. Jetzt fielen ihm hundert kecke Antworten ein, die er hatte geben wollen. Am folgenden Morgen erblickte er nur einen Schutthaufen, wo die Heimath war; er hörte die Klagen der verlaſſenen Mutter und gab ihr die Hälfte des Geldes, das konnte wohl durch Gunſt oder Gabe, oder durch eigenen Fleiß erſetzt werden, dieſes war der augenblickliche Gedanke. Nimm einen Rath von deinem Freund, aber nie eine Gabe, die du nicht wiedergeben kannſt. Die Wahrheit hiervon fühlte er tief und rief ſich in ſeiner Erinnerung zurück, wie oft ihm Naomi kalt und hart entgegengetreten war. „Ich liebe ſie nicht mehr!“ ſagte er. „Sie iſt hübſch, aber das iſt auch Alles!“ und doch weilten ſeine Gedanken immer bei ihr, doch träumte er, wie ſie an ſeinem Bett geſeſſen, ihm die Hand gereicht hatte und wie er einſt ſeinen Kuß auf ihre Wange gedrückt. Das war ein ſchöner Traum. Die Hälfte von Naomi's Geld hatte er ſeiner Mutter gegeben, das war die Feſſel, welche ihn drückte, und doppelt ſchwer lag ſie, denn ſeine Mutter war ja doch nicht glücklicher dadurch geworden.

In des Häuslers ärmlicher Kammer ſaß ſie mit ihrem kleinen Kinde. Des Mannes reiche Verwandte waren ihr nie gut geweſen, jetzt war ja das Band gelöſt, meinten ſie; das Kind wollten ſie zu ſich nehmen, aber das wollte ſie nicht laſſen, und deshalb ſprach ſie harte Worte in ihrer Armuth. Niels ſaß am Tiſche und hörte es.

„Dann kannſt Du ja Deinen Schneider wieder nehmen!“ ſagte er. „Mit hundert Reichsthalern ging er davon.“ —

„Er bekam weit mehr,“ ſagte Marie, „aber er gab ſein Leben und ſein Blut dafür.“

„Er nahm ſich wohl in Acht!“ ſagte Niels. „Du mußt nicht glauben, daß er todt iſt, vor Jahr und Tag habe ich ihn geſehen. Er kam des Abends nach dem Hof und der Vater gab ihm einen Hundert- oder Funfzigthalerſchein, um ihn aus dem Lande zu ſchaffen! Winſele deshalb nicht um ihn, Du kannſt noch wieder Madame werden!“

„Herr Jeſus! was ſagſt Du, Kind?“ ſagte Marie mit gefalteten Händen.

„Ich ſage, daß Du nicht ſchlecht von meinen Verwandten reden ſollſt, weil ſie Dich nicht ernähren wollen. Du haſt nichts mit in das Haus gebracht, ſo kannſt Du wohl auch ohne etwas davongehen. Dein erſter Mann iſt am Leben, Du kannſt Dich wohl mit ihm begnügen!“

„Der liebe Gott ſei uns gnädig!“ ſagte Marie und horchte mit ſchwerem Athemzuge auf das, was Niels erzählte. „Du biſt ein böſes Thier!“ ſagte ſie. „Nicht ein wahres Wort kömmt von Deiner Zunge!“ und brach in heftige Thränen aus.

In Odenſe war eine Kunſtreitergeſellſchaft angekommen, welche nach Kopenhagen gehen wollte. Die hübſchen

Leute und die prächtigen Pferde wurden viel beſprochen; Chriſtian und mehrere Liebhaber unterſtützten ſie.

Naomi und die alte Gräfin waren in Odenſe. Sie waren beide zufriedengeſtellt. Die einzige Dame in der Geſellſchaft hatte etwas ſo Anſtändiges, wie die Gräfin es nannte, daß man durchaus nicht verlegen wurde, ihre ſchönen Glieder zu betrachten; ſie ſtand mit wallenden Federn am Hut und Fahnen in jeder Hand, während das ſchwarze Pferd zu fliegen ſchien. Naomi beneidete ſie um dieſen Augenblick. Die Männer waren Alle ſo herrlich entwickelt, muskelſtark und kräftig; die ſchwerſten Kunſtſtücke ſchienen ein Spiel zu ſein, und doch ſagte man, daß ein noch ausgezeichneterer unter ihnen ſei: Ladislaus, ein Pole von 21 Jahren. Sein Muth ſolle an Verwegenheit grenzen, verſicherte man; kürzlich ſei er erſt von einer ſchweren Krankheit hergeſtellt, deshalb könne er ſich dem Publicum noch nicht zeigen. Er führte eins der Pferde vor, und die Aufmerkſamkeit Aller war auf den wirklich idealiſch-ſchönen Mann gerichtet, deſſen Antlitz die Krankheit mager und gelblich-bleich gemacht hatte, aber die Züge waren keck, man konnte ſie übermüthig nennen. Die ſchwarzen Augenbrauen erhöhten gerade den kühnen Ausdruck, aber die Augen waren ſo außerordentlich traurig, vielleicht noch die Spur des leidenden Zuſtandes, in welchem er ſich befunden hatte. Er war Allen am Intereſſanteſten, obgleich man noch gar keine Beweiſe ſeiner Kunſt geſehen hatte. Das Gerücht vergaß nicht die Geſchichte von ihm zu verbreiten, daß er von Adel ſei, daß er durch einen unvorſichtigen Schuß ſeine Braut getödtet habe.

Andere wollten wiſſen, daß er eines Duelles halber ſein Vaterland verlaſſen habe; ein Dritter ſagte, daß er aus Liebe zu einer ſchönen Kunſtreiterin ſeine reiche Heimath gemieden, und daß ſeine Braut kürzlich geſtorben ſei. Alles waren Vermuthungen, welche das Gerücht zur Gewißheit machte, aber wie es nun auch war oder nicht war, intereſſant war der bleiche, ernſte Kunſtreiter.

„Ja, er iſt ſehr krank geweſen,“ ſagte die Gräfin, „und welche Pflege kann der arme Mann gehabt haben! Ich fühle es, die da weiß, was Krankheit iſt. Es muß ein ſchreckliches Leben ſein, ſo keine Heimath zu haben, von Land zu Land zu jagen; nicht einmal ein wenig Hafergrützſuppe haben zu können!“

„Es iſt ein glückliches Leben,“ ſagte Naomi. „Ich könnte die mit den wehenden Fahnen und wallenden Federn beneiden!“

„Zuletzt brechen ſie doch einen Arm oder ein Bein,“ ſagte die Gräfin, „ſie werden unglückliche Krüppel, wenn ſie nicht ſterben!“

Naomi ſchüttelte mit dem Kopfe und dachte viel an den hübſchen Kunſtreiter Ladislaus. Mit Chriſtian hatte ſie ſeit jenem Abend nicht geſprochen, als ſie im Zorn das Wirthshaus verließ; wenn ihre Augen auf den Kunſtreiter ruhten, dann heftete er ſeine Blicke auf ſie; „Amor et melle et felle est fecundissimus!“ ſagt Plautus; in Chriſtians Herz ſtand die Wahrheit davon.

Naomi und die Gräfin hatten dicht neben dem Orcheſter Platz genommen, Herr Knepus ſprach mit der gnädigen Frau, Chriſtian mußte ſein Compliment machen, aber zu Naomi ſagte er kein Wort. Die Vorſtellung war faſt beendigt, da beugte ſie ſich halb gegen ihn hin. „Begleite dieſe Geſellſchaft als Muſikdirector!“ flüſterte ſie. „Das iſt eine gute Gelegenheit!“

„Was gewönne ich dabei?“ fragte er im harten Tone, denn ſein Herz war ſchon weich wie Wachs, er hätte ſich im nächſten Augenblick beugen können, um ihre Hand zu küſſen und um Verzeihung für jeden böſen Gedanken zu bitten.

„Du gewönneſt wenigſtens, daß Du das Klima veränderteſt!“ ſagte ſie kalt und ſprach nicht mehr mit ihm.

Ja das Klima war das Hülfsthema in den ewigen Streitconcerten der Converſation in dem gräflichen Hauſe. Mögen Poeten und Patrioten ſoviel ſie wollen von der Schönheit Dänemarks ſingen, Naomi erklärte doch, daß wir in einem abſcheulichen Klima wohnen. „Hätte der Himmel daran gedacht,“ ſagte ſie, „daß unſer Bewunderungsſinn für die Natur ſich zu dieſer Potenz erheben würde, dann wären wir ſicher, wie die Schnecken, mit dem Hauſe auf dem Rücken erſchaffen worden, und wir wären von dem ewigen Aufpaſſen auf Mützen, Mäntel und Regenſchirme, welche jetzt einen koſtbaren Theil unſerer Perſon ausmachen, befreit geweſen. Unſer Jahr beſteht, wie in den tropiſchen Ländern, aus der trockenen und der naſſen Zeit, nur mit der Veränderung, daß die trockene bei uns im Winter iſt, und daß es die Kälte iſt, welche bindet, die naſſe Zeit dagegen nennen wir Sommer, und ſie giebt uns friſche, duftende Wälder, auf welche wir mit Recht ſtolz ſind, ſie ſchafft die ſchönen Wolkenformationen, welche nicht genug bewundert werden, weil die Menge nicht ſo hoch ſieht. Wir können noch ſchöne Sommertage bekommen, heißt es im September, aber kommen dann auch keine, ſo tröſtet man ſich damit, daß es jetzt zu ſpät im Jahre ſei, um beſtändiges Wetter verlangen zu können. Es iſt gut, daß das Schlechte herunter kömmt. „Wenn der liebe Gott uns nur einen tüchtigen Regen geben möchte, ſonſt ſieht es traurig für den Landmann aus!“ Dieſer unſer eigentlicher Nationalgeſang wird jeden Sommer geſungen, wenn die Erde nicht wie ein Brei iſt. Den Menſchen, welcher ſeinen Nächſten zwei oder drei Mal in ſeinem Leben betrügt, nennen wir, und mit Recht, einen ſchlechten Menſchen; den Sommer dagegen, welcher tückiſch an unſerer Geſundheit nagt, den Sommer, auf den nicht ein Paar Tage zu bauen iſt, ſo daß man immer ſein Schneckenhaus mit ſich führen muß, dürfen wir nicht ſchlecht nennen. „Wir müſſen an den Vortheil des Landmannes, nicht an unſere Freude denken,“ ſagt man mir immer, aber der Bauer iſt ja auch nie zufrieden; iſt es wirklich ein ſchlechtes Jahr für ihn, dann ſagt er, und mit Grund: „Herrgott, in dieſem Jahr bekommen wir nichts!“ iſt aber die Erndte geſegnet, dann ſeufzt er auch: „Herrgott, ja nun iſt ſo viel da im ganzen Lande, daß man nichts dafür bekommt!“ Er klagt und klagt; ſoll das uns nicht geſtattet ſein, uns, die wir Sinn für Naturſchönheit haben? Ach, dieſe iſt bei uns ſo flüchtig wie der Regenbogen, wenigſtens ſehen wit beide immer unter denſelben Bedingungen — immer mit einem Regenſchauer auf den Kopf!“

Das waren Naomi's Anſichten. Vaterlandsliebe beſitze ſie nicht, ſagte die alte Gräfin, und Chriſtenthum habe ſie auch nicht, verſicherte Herr Patermann. Könne er ſie auch nicht für einen Antichriſt erklären, ſo halte er ſie doch im Verhältniß zu dieſem für einen weiblichen Johannes den Täufer, welcher auf deſſen baldiges Auftreten hindeute. In religiöſer Beziehung war ihre Anſicht weder aſcetiſch noch helleniſch, eher war ſie eine vorausfliegende Parteigängerin des „jungen Deutſchlands“; hiergegen wird man einwenden, daß ſie keine Einſicht in die Philoſophie hatte, aber man braucht dieſe nur ganz homöopathiſch genoſſen zu haben, um ſo gut als der größte Theil dieſer Schule zu ſein, wenn man nur Beredſamkeit beſitzt und das ſogenannte eilfte Gebot kennt und befolgt.

Herr Patermann brummte das alte Lied: „ein ſchlechter Chriſt!“ und die alte Gräfin ſang ihr: „Dän'mark, ſchönſte Au' und Wieſe!“ und meinte, daß es von keinem andern Lande übertroffen werde; ſie kannte freilich nur dieſes.

„Ich bin kein Dichter, welcher ſingt, um den Danebrogsorden zu erhalten,“ ſagte Naomi, „ich bin kein patriotiſcher Redner, welcher in dem Cenſurbuch der Dänen, dem Staatskalender, Platz finden will; was hübſch iſt, erkenne ich an, und machten die Andern nicht zu viel daraus, dann würde ich vielleicht auch begeiſtert ſein!“ Das war die Wahrheit; ſie bewunderte vielleicht mehr als jene den grünen, duftenden Wald, die kühn geformten Wolken, das Meer und die Hünengräber mit den blühenden Brombeerranken, aber ſie wußte auch, daß man größere Schönheiten in der Welt findet, und daß das Klima bei uns jämmerlich iſt.

„Du ſollteſt nur dahin reiſen, wo es beſſer iſt!“ war dann immer der Refrain der Gräfin zu Naomi's Klimalied.

„Ich denke auch daran!“ war die Antwort.

So verſtrich der Sommer 1819; eine Reiſe, freilich nur eine ganz kleine, ein Winteraufenthalt in Kopenhagen ſtand bevor. Naomi ſollte in einem mit dem gräflichen verwandten Hauſe ſich aufhalten, wo alles Reiche und Prächtige zuſammentraf, wo natürlich auch die Schöngeiſter des Landes hinkamen, deren Humor und Geiſt häufig in dergleichen Kreiſen als eine Art öffentlicher Springbrunnen betrachtet wird; ſie werden eingeladen, um ſolchen vor den übrigen Gäſten ſpringen zu laſſen. Naomi freute ſich beſonders auf dieſes geiſtige Schaugericht, ja ſie war ſchon glücklich bei dem Gedanken an den Uebergang von dem Krankenzimmer zum Geſellſchaftsſalon, von Herrn Patermanns Reden zu Schauſpielen und Opern. Jetzt war ſie ja Dame, ſie ſah ihre Schönheit, ſie begriff ihren Verſtand, aber es fiel ihr doch nicht ein, daß ſie in dem hochvornehmen Hauſe ſich nur auf dieſe beiden ſtützen konnte, weil der Stammbaum fehlte.

„Endlich werde ich nun zu leben anfangen!“ jubelte ſie. „Endlich entſchlüpfe ich der Baſtille!“ Ob wir ihr zu ihrem Glücke hätten wünſchen ſollen, daß ſie wenigſtens noch ein Jahr dort geblieben wäre — das wird die Zeit lehren.

XII.

„Hep! Hep!“ ein Spottruf, deſſen man ſich in neuerer Zeit bei tumultuariſchen Auftritten gegen die Juden bediente. — Unerwieſen iſt es, daß der Ruf ſchon bei den Judenverfolgungen des Mittelalters angewendet worden ſei, und die Deutung durch Hierosolyma est perdita, von deſſen Anfangsbuchſtaben das ſeltſame Hep allerdings gebildet wird, iſt eine völlig verunglückte. Wahrſcheinlich iſt Hep das landſchaftliche Wort für eine Ziege und ſoll auf eine ſpöttiſche Weiſe den bärtigen Juden bezeichnen. Sonderbar bleibt es, daß ſich dieſer Ruf ſelbſt über die Grenzen unſeres Vaterlandes verbreitete, z. B. nach Kopenhagen.

Allgemeine Encyclopädie d. Wiſſenſch. u. Künſte.

Gegen Abend des 4. Septembers 1819 rollte Naomi in Kopenhagen ein. Welches Leben, welche Bewegung in den Straßen, um ſo auffallender, wenn man aus der Provinz kommt! So lebendig wie es hier war, war es ihr bei ihrem früheren Beſuche nie vorgekommen. Alle Menſchen waren in großer Bewegung, wie das Blut bei einem Fieberkranken. Einzelne Volkshaufen drängten ſich in den Seitenſtraßen zuſammen, Soldaten jagten vorbei als wären ſie Stafetten, welche Depeſchen nach der königlichen Sommerreſidenz brächten. Das Ganze deutete auf etwas Ungewöhnliches.

Naomi ließ das Fenſter in der Kutſchenthür herab und ſah hinaus. Die Oſtſtraße, durch die ſie mußten, war völlig von Menſchen geſperrt; wildes Geſchrei ertönte, Fenſterſcheiben klirrten, es fielen Schüſſe. Der Kutſcher mußte nach einer der Seitenſtraßen ablenken. Ein Paar ältere Damen aus Fühnen, welche die Reiſe mit Naomi machten, konnten vor Schreck kaum athmen.

„Was iſt das?“ rief Naomi aus dem Wagen; die Laterne beleuchtete ihr Geſicht ganz. Ein Mann der geringern Klaſſe ſtarrte ſie an.

„Sie gehört auch zu der Familie Moſis!“ ſagte er; „das iſt wohl ein ganzes Judenneſt, welches fortfährt?“

„Hep, hep!“ ſchrie eine wilde Schaar, welche herbeiſtrömte; der Mann riß die Kutſchenthür auf und ſah hinein; Naomi riß die entgegengeſetzte Thür auf und ſprang in ihrer erſten, augenblicklichen Verwirrung auf die Straße hinaus, der Kutſcher dagegen knallte mit der Peitſche und fuhr zu. Ein Paar Huſaren drangen mit gezogenen Säbeln auf die Schaar ein, in deren Mitte Naomi ſtand; ſchnell ſammelte ſie ihre Faſſung, hielt ihren Schrei zurück und ließ den Schleier über das Antlitz fallen, indem ſie noch nichts weiter wußte, als daß hier ein Volksauflauf ſei.

„Um Gottes Willen, kommen Sie!“ flüſterte eine Stimme dicht hinter ihr; ein Mann ergriff ihre Hand, zog ſie aus dem Getümmel und in das nächſte Haus.

„Hier iſt ſeichtes Waſſer,“ ſagte er, „jetzt ſtechen wir über den Hof, und dann iſt das Fräulein wie in ihrer Mutter Commodenkaſten.“

„Wem gilt dieſer Auflauf?“ fragte Naomi.

„Es ſind Ihre Leute, die ſie über Bord haben wollen,“ erwiderte der Mann und nannte jetzt einen Namen, zu deren Familie ſie nach ſeiner Meinung gehörte, und mit welcher er eine Art von Bekanntſchaft hatte. Durch den Hof konnte er ſie nach dieſem Hauſe führen.

„Ich bin keine Jüdin!“ ſagte Naemi.

„Dann lügt fürwahr Ihre Flagge,“ erwiderte der Mann. „Ich ſah Sie ja aus dem Wagen ſpringen. Mein Name iſt Peter Wik, mein Schiff liegt in Neuhafen. Sie können ſich mir ruhig anvertrauen.“

Naemi lächelte. „Wir ſind früher einmal mit einander über das Eis von Schweden her gereiſt,“ ſagte ſie.

„Ja wohl, da waren kein Balken darunter!“ Jetzt waren ſie alte, gute Bekannte.

Sie nannte ihm den Ort, wo man ſie erwartete, und ſie gingen durch eine der kleineren Seitenſtraßen.

„Das iſt eine gute Zeit für die Glaſer,“ ſagte Peter Wik. „Es gehen mehr Scheiben als die der Juden entzwei; ja, die haben es gut, welche auf dem Dache wohnen. Da habe ich auch meine Frauenzimmer. Ja, ich habe zwei mit, welche ſich die Stadt beſehen ſollen, da ich nur ein Paar Tage hier liege. Der Junge iſt auch hier; ja, nun iſt er aufgeſchoſſen und kann die Geige beſſer kneifen! Da oben ſitzen ſie,“ und er zeigte nach einem der Seitengebäude.

„Haben die Unruhen heute Abend erſt begonnen?“ fragte Naemi.

„Ja; aber ſie legen ſich wohl nicht ſo geſchwind. In Hamburg haben ſie damit angefangen, und es iſt wie ein Lauffeuer hierher gegangen; nun ſagt man, daß auf der Rhede zwei Schiffe mit Judenfamilien lägen, die ſich hier in der Stadt niederlaſſen wollten. Das ſind Lügen, aber die Leute glauben es doch.“

Indem er noch ſprach, ſtrömte ein Haufe Menſchen von der nahen Hauptſtraße in die, wo ſie ſich befanden, und verſperrten ihnen den Weg; einzelne Schüſſe fielen. Peter Wik ſtand einen Augenblick zweifelhaft. Jetzt ſah er einen Schwarm Knaben gerade auf ſich zu jagen. Dicht daneben klirrten die Fenſterſcheiben.

„Ich glaube, wir ſind aus der Aſche entſchlüpft und in das Feuer gerathen!“ ſagte er.

„Aber wir müſſen hindurch!“ meinte Naemi.

„Ja, wenn uns nur nicht ein Stein an den Kopf fliegt!“ ſagte Peter Wik. „Ich fürchte, daß nicht alle Steine von der Straße kommen. Es kann ſehr leicht einer von den gegenüberliegenden Böden fallen. Dieſe Landorkane ſind ſchlimmer, als die zur See! Was ich für das Beſte halte, iſt, wenn das Fräulein mit der Geſellſchaft meiner Frauenzimmer vorlieb nehmen will, während ich eine Kutſche hole.“

Das Gedränge vorn und hinten nahm mehr und mehr zu, indem die kleinen Gaſſen, welche die Hauptſtraße mit dieſer verbanden, gleich Canälen die überſtrömende Menge ableiteten.

„Wenn das Fräulein mich bei den Rockſchößen feſthalten will,“ ſagte Peter Wik, „dann will ich Laterne ſein!“ und ſie ſtiegen die dunkle, ſchmale Treppe hinan. Er klopfte an eine Thür, und eine weibliche Stimme fragte furchtſam, wer es ſei. „Ich, Du

Gans!“ ſagte Peter Wik, und ſie traten in ein kleines Zimmer.

Lucie ſtand mit dem Licht in der Hand, ihre Mutter, halb ländlich gekleidet, ſaß mit der Wirthin und Chriſtian bei dem einfachen Abendeſſen.

„Wiſche einen Stuhl ab für das Fräulein!“ ſagte Peter Wik, „nun werde ich Fuhrwerk holen!“ und er ſprang von der kleinen Geſellſchaft fort, wo das gegenſeitige Erſtaunen faſt gleich groß war. Alle drei hatten ſich wenigſtens erhoben, aber noch kein Wort geſagt.

Naomi bat um Entſchuldigung wegen der Störung, welche ſie mache, und erzählte ihr Abenteuer; jetzt erſt wurden die Andern etwas mittheilender.

Alle waren in Furcht, aber beſonders Lucie, die mit der Mutter zum erſten Mal nach Kopenhagen gekommen war, um doch auch die prächtige Stadt kennen zu lernen. Die Wittwe, bei der ſie wohnten, war eine alte Freundin ihrer Mutter; ſie hatten beide in ihrer Jugend in einem Hauſe gedient. Peter Wik hatte ſie und Chriſtian mitgenommen, da ſein Aufenthalt hier nur 8—14 Tage währte; die Hälfte dieſer Zeit war ſchon verſtrichen.

Wie Paris dem ruhigen Nordländer in den Julitagen vorgekommen iſt, ſo erſchien Kopenhagen dieſen ſtillen Provinzbewohnern; aber welchen Reichthum und welche Pracht hatten ſie nicht hier erblickt! Das gab Stoff zur Unterhaltung für das ganze Leben. Die königlichen Ställe mit Marmorpfeilern und gewölbter Decke übertrafen weit jede Dorfkirche, welche ſie kannten. Die Börſe mit allen ihren

Läden, welche ordentlich zwei Straßen bildeten, war ja eine kleine Stadt unter Dach. Sie hatten die königliche Familie mit Muſik auf den Canälen des Friedrichsberger Gartens fahren ſehen; ſie waren am Bord eines Linienſchiffes geweſen, welches ſo groß und weitläufig war, daß man ſich da eine Vorſtellung von der Arche Noä machen konnte, welche alle Thierarten der Erde in ſich faßte.

Alles dieſes wurde Naomi in einer Art Sprechduett zwiſchen Mutter und Tochter mitgetheilt, aber die Mutter hatte die erſte Stimme, welche nur durch einzelnes Geſchrei von der Straße oder durch den Schall der Pferdehufe, wenn die Patrouille vorbei ritt, unterbrochen wurde; dann bekreuzigte ſie ſich und athmete ein leiſes „Herr Jeſus!“ aus. Lucie konnte Naomi nicht genug betrachten, von der Chriſtian ſo viel geſprochen hatte.

Faſt eine Stunde verging, aber Peter Wik kam noch nicht zurück. Es war gewiß ſchwierig, einen Wagen zu erhalten. Draußen ſchien wieder Alles ruhig zu ſein. Man wartete vergebens. Von jedem Wagen, der ſich hören ließ, glaubte man, es ſei der beſtellte, aber ſie rollten alle vorbei. Vergebens knüpfte man ein neues Geſpräch an; es wollte nicht recht gehen; unruhig blickten ſie nach der Thüre, aber Peter Wik kam nicht. Naomi begann es hier oben bei den fremden Menſchen in der kleinen, engen Kammer unheimlich zu finden.

Der Wächter rief elf; noch ſaßen ſie in ihrer Einſamkeit.

„O Gott!“ ſeufzte Lucie, „wenn ſie ihn erſchoſſen haben! Wie leicht könnten ſie nicht fehl ſchießen!“

„Es iſt ja nur blind geladen,“ ſagte Naemi. „Uebrigens fürchte ich nicht mehr zu gehen, wenn Chriſtian mich nur begleiten will.“

„Nein, nein!“ ſagten die Andern, „das geht nicht! Laß uns doch noch warten.“

Die Wirthin brachte ein Spiel Karten, damit ſie ſich die Zeit vertreiben könnten.

„Wie wär' es, wenn Chriſtian hinunter ginge und ſich nach ihm umſähe?“ ſagte Naemi. Er war dazu bereit und verſprach bald wieder zu kommen.

„Um Gottes Willen, nimm Dich in Acht!“ ſagte Lucie. „O, ich bin ſeinetwegen ſo beſorgt!“

„Es iſt ja ein erwachſener Menſch,“ ſagte Naemi, „kenne ich ihn recht, ſo geht er wohl nicht weiter, als bis zur Hausthür!“ Das war indeſſen nicht der Fall.

Die Frauenzimmer waren jetzt allein.

„Höre, der Wächter pfeift!“ ſeufzte Lucie. „O, wie ängſtlich iſt es doch in einer großen Stadt, und man wohnt hier ſo hoch; die eine Familie immer höher, als die andere! Gäbe der Himmel, wir wären erſt wieder zu Hauſe in unſerer ruhigen Heimath!“

„Aber da langweilt man ſich,“ ſagte Naemi.

„O nein,“ erwiderte Lucie. „Im Sommer iſt man ja immer draußen bei gutem Wetter, und im Winter hat man ſo Vieles zu ſchaffen. Ich ſehne mich recht danach, nur des Nachbars Giebel und ſeine ſchiefen Fenſter zu betrachten, welche Jahr aus Jahr ein die Ausſicht aus meiner Kammer geweſen ſind; ja, danach ſehne ich mich ordentlich, denn da habe ich nicht die Herzensangſt, wie hier. Im Anfang gefiel es mir wohl, all dieſes Neue und Prächtige zu betrachten, aber ſelbſt während ich es ſah, hatte ich doch ein eigenes, ängſtliches Gefühl unter dieſen vielen Menſchen; nicht Einer von ihnen kennt mich, ich bin Allen gleichgültig. Das iſt ein ſonderbarer Gedanke!“

Chriſtian befand ſich indeſſen auf der Straße. Für den Augenblick war Alles ſtill; Thorwege und Thüren waren auf Befehl geſchloſſen; aber durch die Fenſter blinkten überall Lichter und zeigten, daß man noch nicht zu Bett ſei. Jedes Haus ſchien ein ſtummer Nachtwandler zu ſein, in deſſen Innern ſich Leben und Gedanken rührten. Nur auf dem Tanzboden war es finſter; kein Strahl fiel durch die ausgeſchnittenen Herzen in den Fenſterläden. Chriſtian dachte an Steffen-Karrete. Jetzt lag die kalte Erde ſchon längſt auf ihrem Sarge. Von Peter Wik erblickte er nichts, und beim Lohnkutſcher war Alles geſchloſſen, Niemand öffnete die Thür, als er anklopfte. Es war alſo nur ein trauriger Beſcheid, welchen er den Harrenden brachte.

Naomi faßte ihre Lage von der romantiſchen Seite auf, und das war die einzige, in der ſie etwas Anziehendes hatte. Lucie war dem Weinen nahe.

„Kömmt der Oheim nicht vor zwölf,“ ſagte ſie, „ſo erbarme ſich Gott, dann iſt ein Unglück geſchehen!“

„Der liebe Gott iſt gut und gnädig!“ ſagte Luciens Mutter und legte die Karten, um zu ſehen, was ſie ſagten.

„O, Mutter,“ rief Lucie aus, „lege die Karten weg! Ich meine es iſt etwas Gotteslaͤſterliches darin, an einem Abend wie dieſem mit den Karten zu ſitzen.“

Die Uhr ſchlug drei Viertel auf zwölf; ſie zählten jeden Schlag. Wie die Mannſchaft des Columbus hatten ſie eine beſtimmte Zeit feſtgeſetzt, wo die Hoffnung durchaus aufgegeben werden müßte; jene ſetzten Tage, ſie aber eine beſtimmte Stunde feſt, und dieſe war um zwölf Uhr.

Der ehrliche Peter Wik hatte auch die Viertelſtunden gezählt, aber zwei Stunden früher als ſie; jetzt war er reſignirt; übrigens befand er ſich in großer Geſellſchaft, auf welche man in keiner Weiſe Goethe's Worte anwenden konnte:

„Gute Geſellſchaft hab' ich geſehn, man nennt ſie die gute,
Wenn ſie zum kleinſten Gedicht keine Gelegenheit giebt.“

Nein, gut konnte ſie durchaus nicht genannt werden, aber ſie war ſehr brauchbar für die Poeſie, beſonders für die romantiſche, und beſtand aus einer Art gemiſchter Charaktere, eine kleine Geſellſchaft, wie ſie die Polizei in einer unruhigen Nacht zuſammenbringen kann. Sie befanden ſich Alle in einem großen geräumigen Saale, welcher bei Tage zu den Verhören benutzt wird; durch ein Fenſter über der Thür ſchien eine Laterne zu ihnen herein. Alle die, welche an dieſem Abend als Störer der öffentlichen Ruhe aufgegriffen worden waren, ſaßen und lagen hier in verſchiedenen Gruppen.

„Das Geſetz muß ſeinen Gang gehen,“ ſagte Peter Wik, „es war ein kleiner Fehlgriff, daß ich hierher kam; aber was ſoll man ſagen! Morgen wird es ſich wohl geben.“ Er gedachte derer daheim und Naomi's, welche wartete, daß der Wagen kommen ſollte. „Ja ſie kann lange warten!“ Hatte er es den Huſaren nicht deutlich genug geſagt, als ſie ihn im Gedränge mitgenommen hatten? Sie wollten aber nichts hören, und das wollte auch der Polizeiwachtmeiſter nicht. Hinein mußte er, und die Eiſenſtange ſogleich vor die Thür. Es ließ ſich nichts Anderes dabei thun als ſchlafen. Morgen wollte er ſeine Papiere ſchon in Ordnung bringen.

Als die Uhr zwölf ſchlug, ſchlief er einen geſunden Schlaf, aber in ſeiner Wohnung war man davon überzeugt, daß ihn irgend ein Unglück betroffen habe. Was ſollten ſie thun? Naomi war reſignirt, ſie legte ihr Haupt an den Rücken ihres Lehnſtuhles, und müde von der Reiſe ſchlief ſie bald ein. Erſt als ſie ſchlief, ließ Lucie ihren Thränen freien Lauf, bis auch ihr Haupt ſich beugte; aber ſie träumte nicht wie Naomi von einzelnen ſonnenhellen Tagen in Fühnen, von Hünengräbern und die Luft durchſchiffenden Wolken, ſie träumte von der unruhigen See, die ſie durchſegelt hatte, und von der unruhigen Stadt, in der ſie ſich befand; deshalb holte ſie ſo tief Athem und ihre Bruſt hob ſich wie bei einer Kranken. Das ſtille, ruhige Mädchen war ſchlafend ein Bild der Leidenſchaft, während die wilde Naomi ein ſtilles, liebliches Geſchöpf zu ſein ſchien, bei der Alles Frieden und Ruhe athmete. Chriſtian betrachtete ſie beide. Die unruhigen Träume, welche mit galvaniſcher Kraft auf Lucien wirkten, riefen bei ihm die Erinnerung an jene Nacht bei der Quelle zurück, und es kam ihm vor, als ob ſie in ihrem Schlaf in jenen Seelenzuſtand zurückgewiegt würde. Es war ihm ängſtlich mit anzuſehen.

Unwillkürlich ſtellte er ſich dicht neben Naemi und blickte ſie an, bis ſein Blut zu Feuer wurde; er fühlte einen Drang, einen wilden Inſtinct, ſeine Lippen auf die ihrigen zu drücken. Durch die Anſchauung ſog er das ſtarke Gift der Liebe ein. Sie lag unbeweglich; das ſchöne Meduſenhaupt verſteinerte ihn nicht, ſondern ſchmolz ſeine Bruſt, während Lucie ihm nur Schreck und Angſt einflößte.

Das Licht brannte im Leuchter hinunter; er merkte es nicht, bevor es aufflackerte, indem es erloſch.

XIII.

Raſch ſpornt er ſeinen Rappen
In dem dämmernden Licht; — —
Die Locken flattern prächtig,
Den Blick er keck aufſchlug.
Er ſcheinet groß und mächtig
In ſeinem Adlerflug.

H. P. Holſt.

Hab' ich doch einen Tag gelebt, einen Tag, wie du dir nie einen gewähren noch erſchaffen kannſt! Hab' ich doch den Traum eines luſtigen Daſeins gehabt, kurz und anmuthig wie ein Frühlingsmorgen, ein Champagnerrauſch! Aber dann — —

Cavalier-Perſpective.

Das Haus des Barons, in welchem Naomi ſich aufhielt, war ein reiches Haus; Alle galten für Patrioten und fanden, daß Naomi es nicht war, und doch würde der Armand Carrel eines jeden Landes ſie für die Tauglichſte unter Allen, um als Rekrut unter der Freiheitsfahne des Zeitalters zu dienen, erklärt haben. Es wurde dort viel geleſen, und doch beſchränkte ſich die Bekanntſchaft mit der Literatur des Landes nur auf den Anzeiger und die Original-Stücke, welche die Familie an ihrem Abonnementsabend im Theater zu ſehen bekam; dagegen hörte man hier immer Begeiſterung über den einen oder den andern engliſchen Roman, „o der iſt ganz ſüperbe!“ und oft ſtand derſelbe doch weit unter dem, was unſere eigene Literatur hervorbrachte. Man dachte nicht daran, daß Alles in der Welt den Naturgeſetzen unterworfen iſt, ſo auch der Dichter;

ſeine Berühmtheit hängt nicht von der Vortrefflichkeit ſeiner Werke, ſondern von der Größe des Landes ab, dieſe und ſeine eigene Größe werden miteinander multiplicirt, und das Vaterland iſt immer ein Zehner. Die Familie war ſehr religiös, das heißt, ſie beſuchte gern die Kirche und betete, wenn der Hof betete. Naomi war hingegen eine wahre Ketzerin. Ebenſo wie in unſer Zeit der Künſtler Adam es gewagt hat, trotz dem Willen der Pariſer Geiſtlichkeit, das Pantheon mit den Büſten Voltaire's und anderer Heiligen des Geiſtes anſtatt mit Genoveven und den frommen Bildern der Legende zu ſchmücken, brachte ſie in ihrem Religions-Tempel Sokrates neben Paulus, Mohamed neben Zoroaſter an. Intereſſant, aber mehr noch bizarr fand man Naomi; daß ſie Alle ihr Geſchlechtsregiſter kannten, war ziemlich ſicher, und ſo fehlten ihr ein Paar Nullen hinter ihrem Namenwerth. Alles war indeſſen Höflichkeit, die feine, eiskalte Höflichkeit, ſo glänzend blank, daß eine eigentliche Oppoſition unmöglich gemacht wurde. Hätte Naomi von einem oder dem andern berühmten Geſchlecht abgeſtammt, ſo dürfen wir mit Sicherheit glauben, daß ſie Werth darauf gelegt haben würde, wie es ja immer ein angeborenes Gut iſt, zu einer Familie zu gehören, welche Auszeichnungen vor Andern verdient hat; ſie würde kaum jenen Adeligen nachgeahmt haben, von denen uns die Geſchichte Beiſpiele aufbewahrt, die, begeiſtert über Frankreichs erſte Revolution, ihr Adelsdiplom aufgaben und nur Bürger ſein wollten*); jetzt huldigte ſie dagegen dem

---

*) In Schweden gab es auch einige ſolche Beiſpiele.

Muth dieſer Männer und erklärte, daß ſie erſt hierdurch Geiſtesadel gezeigt hätten. Wäre der alte Joel zu ihr und den adeligen Fräulein in den Saal getreten, ſo würde ſie vielleicht einen Stolz darein geſetzt haben zu ſagen: „ich kenne ihn!“

Ein däniſcher Schriftſteller *) hat ſchon darauf aufmerkſam gemacht, wie ſich in Dänemark ſo viele Kammerjunker finden, daß, wenn ein Däne nach Hamburg kommt und man im Hotel ſeinen Titel nicht kennt, er Kammerjunker genannt wird, weil das gewöhnlich zutrifft. Hier im Hauſe ging faſt dieſe ganze Kaſte aus und ein, und Einer war darunter, der in Bezug auf Naomi mit ganz eigenen Augen betrachtet wurde, nämlich als ihr erklärter Anbeter, das heißt, er machte alle Krümmungen, welche A bezeichnen, aber ſie wollte nicht B ſagen. Er war ein Holſteiner, alſo ein Deutſcher, und das mit Leib und Seele; „aber deshalb kann man ihn nicht tadeln,“ meinte Naomi, „es iſt die Sprache und nicht die politiſche Grenze oder Flüſſe und Berge, welche die Nationen trennt. Im Norden bleiben Norwegen und Dänemark Bruder und Schweſter, Schweden iſt ein Halbbruder, Deutſchland ein Vetter und England ein weitläufiger Verwandter.“

Der Vater des Kammerjunkers hatte vor Kurzem ſein Jubiläum gefeiert. „Das,“ meinte Naomi, „könnten Alle, die nichts Anderes gethan hätten, als daß der liebe Gott ſie nicht haben wollte.“ Aber dergleichen hätte ſie nicht äußern ſollen.

---

*) Carl Bernhard.

Im Februar kam aus Schweden eine deutſche Kunſtreitergeſellſchaft, welche ſchon im Mai nach Wien wollte. Der Kammerjunker nahm eine Loge und lud in dieſe die ganze Familie ein. Fräulein Emma war beſonders paſſionirt für Pferde, alle vierzehn Tage gab ſie zwei Thaler aus, um mit einem königlichen Bereiter auszureiten; Niemand konnte alſo froher über die Einladung ſein, als ſie. Als Duenna für die vielen jungen Damen, die der Kammerjunker in ſeine Loge führte, diente ſeine Tante, die Gräfin Höhn; unter ihrem Portrait hätte man mit Bedeutung die folgenden Worte von Le Sage anbringen können:

„C'est la perle des duegues, un vrai dragon pour garder la pudicité du sexe.“ *)

Der Kammerjunker ſprach ſein Verlangen aus, ein Schauſpiel zu ſehen; was man auf unſerm Theater gab, hatte er ja beſſer in Hamburg, dieſem eigentlichen Nordcap unſers civiliſirten Europa's, geſehen.

Mit welcher Schnelligkeit rollte der Wagen durch die winterlichen Straßen! Die vier Kutſchenräder drehten ſich viele hundert Mal und mit dieſen das größere Schickſalsrad. Wäre doch die Kutſche umgeworfen worden, ſo daß die Damen einen kleinen Schreck bekommen und Naemi einen Arm gebrochen hätte! Ja, das wäre ein ſchreckliches Unglück geweſen; aber wann hörte man wohl, daß ſich ein Unglück mit einem Delinquenten zutrug, indem er zur

---

*) Gil Blas.

Richtſtätte fuhr? Dann gehen die Pferde nie durch, nie bricht eine Axe.

Die Zuſchauerplätze waren ſtark beſetzt. Das Orcheſter ſpielte eine jener leichten, hinſchwebenden Melodien, welche zum erſten Mal gehört auf uns wirken, wie der Anblick der reizenden Balldame ſelbſt, indem ſie hereintritt: Alles iſt friſch, lebensfroh und ſchwebend; aber ſpäter — ja, dann gleichen ſie auch der Balldame nach durchtanzter Nacht — die Friſche iſt fort.

Prächtige Pferde wurden vorgeführt. Am erſten Ritt nahmen die Ausgezeichneteren der Geſellſchaft noch nicht Theil, aber Naomi hatte genug erblickt um zu wiſſen, daß es dieſelben Kunſtreiter waren, die ſie in Odenſe geſehen hatte; ſie ergriff den Zettel und las Ladislaus' Namen.

Die Dame mit der wallenden Feder ſtand ſchon auf dem Pferde, die Fahnen in der Hand ſchwenkend. Es kam Naomi vor, als habe ſie nur die Augen geſchloſſen und einen kurzen Traum geträumt, ſeitdem ſie dieſelbe erblickt. Es waren dieſelben Bewegungen, es war daſſelbe Lächeln, zu derſelben Muſik, als damals, und doch war die Dame ſeitdem in Stockholm und Petersburg geweſen; noch in dieſem Sommer ſollte ſie zu derſelben Muſik dieſelben Fahnen vor den gutmüthigen, muntern Wienern ſchwenken. „O, welch glückliches, welch bewegliches Leben! Wie herrlich muß es ſein, ſich immer in fremden Ländern herumzutummeln, ſtets etwas Neues zu ſehen, nie zurückzukommen um zu bleiben. „Zurückkommen," das bedeutet ja auch in unſerer Sprache nichts Gutes."

Die Trompeten erklangen; die Schranken wurden geöffnet, und Ladislaus jagte auf einem ſtolzen Rappen in die Bahn. Er grüßte, wie ein Herr ſeine Vaſallen grüßt. Er war in polniſcher Tracht; ein dunkler Beſatz von Bärenfell ſchloß ſich um die Mütze, aber ſein eigenes Haar trat ſchwärzer hervor. Jede Spur von Kränklichkeit war verſchwunden, allein das Blut ſchien doch nicht durch die Wangen, eine dunkle Bronzefarbe ruhte auf ſeinen ſtolzen Zügen. Ernſt und durchdringendes Denken lag in den dunkeln Augen.

Indem er ſich zeigte, hatte der hübſche, jugendkräftige Mann ſogleich des ganzen gemiſchten Publicums Intereſſe gewonnen; das hörte man am Murmeln der Bewunderung; ſeine ganze Aufmerkſamkeit war dagegen nur dem Pferde zugewendet, nicht ein Blick fiel auf die Zuſchauer. Jetzt ſchwebte er in wilder Flucht in der Bahn herum, ſpielte in der Luft mit ſcharfen Säbeln und machte die kühnſten Sprünge; es ſchien ihm Alles nur ein Spiel zu ſein, als ob er und das Pferd ihre Kunſtſtücke nur zu gegenſeitigem Vergnügen machten. Es zeigte ſich beim Reiter eine Verwegenheit, welche ängſtigte, während ſeine Geſchmeidigkeit und ſeine Muskelkraft Allem das Anſehen eines Spieles verliehen. Man betrachtete ihn mit der Ruhe, mit der man den Vogel über einen ſchwindelnden Abgrund ſchweben ſieht; wir wiſſen, daß ſeine Flügelkraft ihn nicht verlaſſen wird.

Mehr als eine Dame legte ihre feine Hand vor die Augen, während die Menge ihm Beifall zujubelte. Naemi bog ſich über die Schranken hervor; ihre Augen funkelten, er war der erſte Mann, den ſie mit Bewunderung betrachtet, der Erſte, zu dem ſie in der Anerkennung, daß er ihr in etwas überlegen ſei, emporgeblickt hatte.

Nach Ladislaus zeigten Andere ihre Künſte, aber Keiner war ſo hübſch wie er, Keiner ſo keck und dreiſt; er beſchloß die Vorſtellung als Mazeppa, welcher auf des Pferdes Rücken ausgeſtreckt und mit dem Haupte abwärts in wilder Flucht dahinjagte, wie der Koſakenhetman über die ungeheuern Steppen.

Das war ein herrlicher Abend; ſelbſt der Kammerjunker war intereſſant, er ſprach nur von Ladislaus. Die ganze Nacht träumte Naomi von — Chriſtian. Es war auch der Mühe werth, von ſo Einem zu träumen, meinte ſie, und dachte ordentlich mit einer Art von Bitterkeit an ihren Jugendfreund.

Einige Tage darauf erzählte Fräulein Emma, daß mehrere Damen von Stande Reitunterricht bei Ladislaus nehmen wollten.

„Ich bin mit dabei," ſagte Naomi, und da die älteſte Tochter vom Hauſe von der Partie war, konnte es Naomi nicht gut abgeſchlagen werden. Doch meinte der Kammerjunker, daß die Landläufer zu viel Glück machten.

Das Jahr 1820 hatte für Dänemark eine große Menge von Begebenheiten. Die Staatsſchuld bekam ein Leck*); Doctor Dampe mit einigen unruhigen Köpfen wollte dem Staatsſchiff ein Leck beibringen; die Meinungsſtreitigkeiten entwickelten ſich in Religionsangelegenheiten und jede dieſer Parteien fand ein Leck bei ihrem Widerſacher; unter ſo vielen und ſo großen Lecken dürfen wir nicht von denen ſprechen, welche Ladislaus ſo vielen weiblichen Herzen machte; ein ſolches iſt für die Staatsmaſchine, was die Waſſerblaſe für das Mühlrad iſt. Indeſſen war Ladislaus ſich ſeiner eingreifenden Macht bewußt, doch äußerte er nicht das geringſte Zeichen von dieſem Bewußtſein. In den Unterrichtsſtunden war er der chevalereskeſte, aber zugleich auch der einſylbigſte Lehrer; ſeine Worte beſchränkten ſich allein auf die nothwendigſten, welche geſagt werden mußten, um zu belehren; nur mitunter ſah man ein Lächeln um den hübſchen Mund, welchen der ſchwarze Schnurrbart beſchattete, ſpielen, und dann leuchtete das dunkle Auge. Emma fand, daß in dieſem Ausdruck etwas Böſes liege, Naomi hingegen, daß es einen unterdrückten Schmerz bezeichne; wie dem auch ſei, er wurde ihnen bei dieſer Art des Benehmens weit intereſſanter, als er im Beſitz der Rednergabe eines Mirabeau geworden wäre.

---

*) Centurial's Chronik 1820.

Keine von den weiblichen Eleven konnte mit Naomi in Tüchtigkeit und im ausgemachten Talent, eine vorzügliche Reiterin zu werden, verglichen werden, aber es hatte auch Keine von den Anderen früher, ſo wie ſie, frei und ohne Sattel über das Feld und durch den Wald gejagt.

Die Alten des Mittelalters ritzten hier oben im Norden Liebesrunen in einen Apfel und diejenige, in deren Schooß er fiel, wurde von heftiger Liebe ergriffen; aber es können Runen in mehr als einen Apfel geritzt werden: auf der

Stirn, im Lächeln um den Mund und um das Auge können die Runen ſtehen, ſagt der Dichter *). Ein Händedruck, ein Blick kann der Apfel ſein, woraus die, welche ſchon ergriffen iſt, nur Gift ſaugt.

Wenn man zum erſten Mal liebt, ſo erblickt man die Welt durch ein prismatiſches Glas: auf jeder ſcharfen Ecke und auf jeder Begrenzung ruht die ſiebenfarbige Hoffnung. Der Alltagsmenſch bekommt poetiſche Gedanken und der Dichter giebt uns ſeine begeiſtertſten Lieder.

Ein zweiundzwanzigjähriger Mann, welcher einem jungen Mädchen von achtzehn Jahren ſchon intereſſant iſt, bedarf nur ein Paar Tage, um von ihr geliebt zu ſein.

Mitten im April gaben die Kunſtreiter ihre letze Vorſtellung. Noch war der Zuſchauerraum nicht geöffnet. Zwei von den Stallknechten waren mit den Pferden im Eckſtande beſchäftigt. Bei dem ſchönen Hengſte, welchen Ladislaus gewöhnlich ritt, ſah man den athletiſchen, hübſchen Mann ſelbſt mit dem bronzefarbenen Geſichte; die kohlſchwarzen Augenbrauen zogen ſich über die dunkeln Augen vor. Noch war er in ſeiner alltäglichen Kleidung: der kurzen Jacke und den ledernen Beinkleidern, welche ſich gleich einer Haut ſchön über jede Muskel formten. Seine linke Hand ruhte auf dem Buge des Pferdes und wurde dadurch um ſo mehr hervorgehoben; ſie war ſtark und doch edel geformt. Ladislaus las einen Brief; es war nur ein ganz kleines Stück Papier, aber es war roſenroth mit vergoldetem Schnitt, und eine bunte Oblate klebte noch daran. Man ſah deut-

---

*) Das Trauerſpiel „Svend Dyrings Haus“, von H. Hertz.

lich, daß der Brief von einer Dame war. Deshalb ſpielte vielleicht das feine Lächeln um ſeine Lippen.

Kunſtforſcher unſerer Zeit wollen behaupten, daß mehrere der vorzüglichſten Bildhauerwerke im Alterthume bemalt worden wären. Die Einwendung, daß die Statuen durch das Bemalen das Steife im Ausdrucke bekommen müßten, welches man bei Wachsfiguren findet, beantworten ſie damit, daß im Allgemeinen keine Wachsfigur ein wahres Kunſtwerk ſei; ſobald ſie ſich zu dieſem Range erhebt, ſo ſind auch die Farben von erhöhter Wirkung für die meiſterlich gegebenen Formen. Ob ſie Recht haben oder nicht, das wiſſen wir nicht; es iſt auch nur die gegebene Idee, an die wir uns hier halten wollen. Wir wollen uns den vatikaniſchen Apollo ebenſo künſtleriſch gemalt als geformt denken, das Geſicht bronzefarbig, wie das Napoleons, und das Auge dunkel und ſprechend, wie bei den Söhnen Arabiens, dann haben wir das Bild von Ladislaus.

Es war die letzte Vorſtellung, welche die Kunſtreiter gaben, alſo der letzte Abend, an dem man ſie ſah; das Publicum begrüßte ſeinen Liebling. Die Familie des Barons hatte zwei Logen. Naemi und Fräulein Emma fehlten nicht.

Ein Turnier wurde gegeben. Ladislaus trat ritterlich gekleidet in die Schranken; er grüßte mit der Lanze, er grüßte gerade nach der Loge, wo Emma und Naemi ſaßen, ſie waren ja ſeine Schülerinnen. Emma erröthete, Naemi lächelte nur.

O welche Träume hatte Emma in der folgenden

Nacht! Naomi dagegen hatte ſicher erſt ihre Träume in der zweiten Nacht, recht lange Träume, denn es war gegen Zehn, und noch zeigte ſie ſich nicht beim Theetiſche.

Das Mädchen rief, fand aber kein Fräulein, aber einen Brief, welcher eine leichte Entſchuldigung, eine Art Bitte enthielt, daß man nicht darüber erſchrecken möge, daß ſie geſtern Abend nach Fühnen gereiſt ſei; es wäre mehr als ein bloßer Einfall, ſchrieb ſie, die Nothwendigkeit geböte es, und ſie würden mit nächſter Poſt einen Brief erhalten, welcher das Ganze aufklären würde.

Es erweckte ein allgemeines Erſtaunen; man ſchrieb noch an demſelben Tage einen Brief an die alte Gräfin mit der Nachricht von dieſer ſonderbaren Abreiſe. Uebrigens war man nicht unruhig; es ſtimmte ja vollkommen mit Naomi's Charakter überein, plötzlich die fliegende Idee zur Reiſe nach Fühnen zu bekommen und ſolche auch ſogleich ins Werk zu ſetzen.

Ein Paar Tage darauf traf ein Brief von der alten Gräfin ein; ſie war höchſt erſchrocken, denn es war keine Naomi bei ihr angekommen, nicht einmal ein Schreiben hatte ſie von dem böſen Kinde erhalten.

Das war, wie geſagt, in der Mitte des April; der Frühling wurde erwartet, ſo wie der Storch — ja der Storch, das iſt ein ſeltſamer Vogel! Wenn der vom Süden zu uns kömmt, fühlen wir Luſt dahin zu reiſen, von wo er kömmt. Der warme Sonnenſchein lockt uns aus dem Zimmer; wir ſpüren Luſt zu ſehen, wie groß die grünen Knospen an den Bäumen ſind, und dann gehen wir auf die Straße hinaus; der Kopenhagener geht nach dem Meere und betrachtet den Flug der Schiffe. Das Dampfſchiff ſendet ſeine ſchwarze Rauchſäule empor, die Räder brauſen und das Schiff fliegt; man wird wehmüthig aus Sehnſucht, ſeltſam wehmüthig. Es giebt wohl eine oder die andere Seele, welche ſagt: „Ich habe es fürwahr gut genug hier zu Hauſe!“ Aber man reiſt nicht, um es gut zu haben, man lebt nicht, um es gut zu haben; allein das begreift der gute Mann nicht. Das Dampfſchiff jagt davon, an dem ſtolzen Segelſchiffe vorbei.

Gutzkow ſagt in ſeiner Wally: „für die ſchaalen Gemüther iſt nichts genialer, als ſich ſelbſt zu zeichnen, wie ſie ſind, ihre Tante, ihre Katze, ihren Shawl, ihre kleinen Sympathien, ihre Schwachheiten.“ — Es giebt Kritiker und Literatoren, die ſich nur für das Copiren der Wirklichkeit enthuſiasmiren können. — Die Poeſie iſt jetzt Selbſtbefruchtung. Die Wirklichkeit nährt ſich von ihrem eigenen bürgerlichen, überquellenden Fette. — Das Haus des Barons könnte uns eine große Ausbeute dieſer Art geben, aber wir wollen nicht nur das Alltägliche aus dem Alltagsleben herausgreifen und müſſen deshalb von einem Orte fliehen, wo dieſes ſich nur allein findet.

Naomi nahm ſich die Freiheit, plötzlich abzureiſen; wir wollen daſſelbe thun, wir wollen auch von Kopenhagen abreiſen, es iſt ja Frühling, das Dampfſchiff iſt ſegelfertig — aber es geht nicht nach Fühnen, wir können Chriſtian, Luzie oder ſonſt Jemand von allen unſern Bekannten dort nicht beſuchen; über die Oſtſee fährt das Schiff mit ſeinen beiden waſſerſpaltenden Rädern. Nun gut, der Originalität halber wollen wir mitreiſen; irgend eine Ausbeute wird es uns doch gewähren. Etwas muß uns doch begegnen! Wir nehmen die Abrede, daß wir nicht nach Dänemark zurückkehren, bevor wir ein Abenteuer erlebt haben, welches uns einigermaßen für die Reiſe entſchädigt; begegnet uns nichts, ſo bleiben wir draußen und kehren nie zurück. Einen Bekannten, Chriſtians Vater, den armen Schneider, haben wir ja im fremden Lande, vielleicht ſendet er gerade jetzt mit dem Storch, der uns beſucht, einen Gruß heim nach Dänemark.

Wir ſind am Bord. Das Dampfſchiff fährt.

Man ſagt:

„Was vom Meere bedeckt,
Iſt erloſchen und weg.“

Nein, was die Oberfläche bewahrt hat, das iſt ganz anders erloſchen und weg. Wenn ſich das Kielwaſſer geſchloſſen hat, dann giebt es keine Spur mehr vom Wege des Schiffes; wie manches Antlitz würde nicht aus der Waſſerfläche hervorblicken, wenn deſſen Spiegel den Eindruck eines Jeden behielte, der da hinab geſchaut hat. Dann würde es uns auch Ladislaus' ſtolzes, hübſches Geſicht zeigen. Es waren ja nur ein Paar Tage verſtrichen, ſeitdem er mit der Geſellſchaft dieſen Weg fuhr. Die Geſellſchaft war durch einen Dänen vermehrt worden, einen Burſchen, ſicher nur fünfzehn Jahr alt, und das iſt faſt ſchon zu alt, um dieſe Laufbahn zu beginnen, aber fein und geſchmeidig waren ſeine Glieder, das Auge drückte

Kraft und Willen aus, ſein Schnurrbart kräuſelte ſich um die friſchen Lippen; — man nannte ihn Herr Chriſtian. Im Paſſe ſtand, daß er aus Fühnen ſei. Er hatte ſeinen Arm auf Ladislaus' Schulter geſtützt; Arm in Arm ſtanden ſie, als ſie ſich der Küſte Mecklenburgs näherten. Der Däne blickte nach Nordweſt, über das Meer hin, unſere ſchwimmende Alpenkette, welche uns von — einem vierzehn Tage zeitigeren Frühling trennt.

Ja, ganze vierzehn Tage waren Bäume und Felder vorgerückt, als die Landreiſe begann.

Der däniſche Burſche drückte einen Kuß auf Ladislaus' Lippen. „Dein!“ ſagte er, „Dein allein!“

Und Ladislaus lächelte: „mein! — mein warſt Du ſchon draußen auf der See!“ und es war, als ob der däniſche Burſche erröthete, aber das Antlitz verbarg ſich an Ladislaus' Bruſt, welcher den Kuß erwiderte.

„Mein warſt Du ſchon auf der See!“ — Ja, könnten die Wogen ſo erzählen, daß wir ſie verſtänden, dann bekämen wir gewiß manche hübſche Geſchichte zu hören. Die Fiſche wiſſen darum, aber ſie wurden ſtumm gemacht. Ueberall erblickt man Weisheit in der Natur! Die Fiſche ſind ſtumm, damit ſie nicht erzählen, was die Wogen plaudern, und die Würmer in der Erde wurden ſtumm, damit ſie nicht erzählen, wie ſich die Todten im Grabe langweilen. — — Wir wollen hinſichtlich der Verdollmetſchung dieſer Worte auch ſtumm ſein.

Die Geſellſchaft wählte den kürzeſten Weg, es ging alſo nicht über Lübeck nach Hamburg, ſondern ſie machte die

Reiſe über die kleine Stadt Möln, bekannt, wie Verona und Aſſiſi, durch ein Grab*); hier ruht Eulenſpiegel. Er ſoll über Kopf in das Grab gelegt worden ſein; eine Eule und ein Spiegel ſind in den Stein ausgehauen. Einſt ſtand hier ein Baum, in welchen jeder Handwerksburſche einen Nagel zur Erinnerung und in ſüßer Hoffnung einſchlug. Der Baum iſt in der Kriegszeit gefällt worden. Man weilt am Grabe; die Inſchrift, ſelbſt Eule und Spiegel iſt ja ein Calembourg. Es iſt Eulenſpiegel wie Homer ergangen, man hat ſein Daſein bezweifelt und gedacht, daß mehrere Perſonen unter dieſem Namen ſteckten. Doch wir wollen darüber nicht grübeln, ſondern in Eulenſpiegels Stadt weiter wandern, unſern Eulenſpiegel und ſomit Naomi aufſuchen.

Möln iſt eine intereſſante alte Stadt. Wir gehen durch die alten Gaſſen in ein Haus mit dicken Mauern, gezacktem Giebel und wenigen und ſchmalen Fenſtern. Auf der geräumigen Flur, wo wir hineintreten, ſteht der Wagen der Kunſtreiter, der Wagen des Wirthes und eine große Rolle; der Tiſch iſt gedeckt; es ſieht aus, als ob alle Zimmer des Hauſes, bis auf das Schlafzimmer, hier vereint wären.

Die Geſellſchaft hat, ſeitdem ſie an das Land gekommen iſt, eine Reiſe von 6 Meilen gemacht, deshalb that man ſich nun gütlich. Der Däne, Chriſtian, wie er genannt wurde, ſaß zwiſchen Ladislaus und Joſephinen, der Dame, welche wir mit der wogenden Feder und den bunten Fahnen kennen. Alles war Gelächter und Freude, ſelbſt Ladislaus ſah weniger finſter und ernſt aus, der ſtolze Blick war wunderbar ſprechend.

---

*) In Verona das von Romeo und Julie, in Aſſiſi das des heiligen Franciscus.

„Noch einmal die ſchöne Gegend!“ ſang Bajazzo und plauderte von „Gefrorenem“ und „gebackenen Händeln,“ Alles im veritablen Wiener Dialect, und als der däniſche Chriſtian von Müdigkeit, von Schlafen und Träumen flüſterte, lachte Bajazzo, ſah ihn an, nickte Ladislaus zu und ſang in öſterreichiſchem Dialect:

„A Trāmmbiachl kaffa?
I wißt nid: Zwegn we;
I hå nur dan ẽanzing Tram:
Den wōas i eh*).“

In der heiligen Schrift ſteht eine Geſchichte vom Erlöſer im Tempel, man führte ihm ein Weib vor, welches gefehlt hatte; ſie ſollte gerichtet werden, und er gebot dem, welcher fehlerfrei ſei, den erſten Stein auf ſie zu werfen, da ſchlichen ſich alle fort. Laßt uns daran denken, indem wir in dem däniſchen Chriſtian Naomi erkennen, laßt uns ihre Erziehung, ihre Umgebung und beſonders ihre Anſichten im Auge behalten.

Sie war allein mit Ladislaus.

„Ich habe viel für Dich gethan!“ ſagte ſie mit einer Wehmuth in der Stimme, welche nie zuvor darin gelegen hatte. „Wirſt Du es je vergeſſen?“

---

*) „Ein Traumbuch kaufen? Ich wüßte nicht weshalb. Ich habe nur einen einzigen Traum: den weiß ich was er iſt.“ Volkslied von Seidl.

„Du wirſt mich dann wohl daran erinnern!“ ſagte er mit einem Lächeln.

„Nein, nie,“ erwiderte ſie, „welches Ende es auch nehmen mag! Ich habe mit freiem Willen gehandelt; ich mochte die Menſchen nicht, welche mich umgaben, ich achtete ſie nicht! Dich liebe ich. Du kannſt mich tödten, ich liebe Dich doch. Es iſt wie ein Fieber in meinem Blute, doch habe ich mich nie glücklicher gefühlt. Ein langes, einförmiges Leben mit guten Tagen, wie ſie es nennen, widert mich an; lieber kurz leben, aber leben!“

„Viele Weiber haben mich geliebt;“ ſagte Ladislaus; „ich werde Dir närriſche Geſchichten erzählen! Es iſt am ganzen Geſchlecht nicht viel, aber Du biſt mehr Mann als Weib, und deshalb bin ich Dir gut! Ja ich liebe Dich, daß ich eiferſüchtig werden könnte! — Deine Fehler kenne ich noch nicht, aber bevor wir nach Wien kommen, werden wir einander wohl ſtudirt haben. Schön biſt Du, warm wie ein Weib ſein muß, und Gedanken haſt Du wie ein Mann!“ Er küßte ihre Lippen und ihre Stirn. „An meiner Bruſt mußt Du an Madonna glauben, vor ihr mußt Du Dich beugen!“

Naomi ſchlang ihre Arme um ihn und erwiderte ſeinen Kuß. „Deine Frau muß für's Erſte noch den Schnurrbart tragen!“ ſagte ſie mit einem Lächeln. „Als däniſcher Chriſtian ſcheue ich mich nicht mein Pferd zu tummeln. Aber Du wirſt immer größeres Glück als ich machen, darum könnte ich Dich beneiden!“

„Und ich,“ erwiderte er, „würde es Dir vielleicht nicht vergeben, wenn Du mehr Beifall gewönneſt als ich!“

Man hörte Fußtritte draußen auf dem Flur. „Das ſind Hochzeitsgäſte,“ ſagte der Kellermeiſter; „morgen wird eine prächtige Hochzeit hier in der Stadt gefeiert. Die Fremden ſind Leute aus Lübeck; es ſind ein Paar Seemänner darunter!“

Als Naomi ſpäter mit dem Licht über den Flur ging, begegnete ſie Einem der Gäſte, einem kleinen vierſchrötigen Manne mit einem jovialen Antlitz; er freute ſich gewiß auch auf das Hochzeitsfeſt am nächſten Morgen. Er hatte ſein Licht in der Hand und kam gerade auf Naomi zu; der Luftdruck wehte ihm das Licht aus, aber Naomi hatte genug geſehen, um den Mann zu erkennen; es war Peter Wik. Das Blut ſtieg ihr in die Wangen, aber ſie tröſtete ſich damit, daß er ſie unmöglich erkennen könne; wie ſollte es ihm auch einfallen, das Kopenhagener Fräulein wie einen Kunſtreiter und mit einem Schnurrbarte hier in der guten Stadt Köln zu ſehen! Raſch ging ſie ihm entgegen, zündete ſein Licht an und war noch ſo keck zu ſagen, daß ſie an ſeinem Deutſch höre, daß er kein Eingeborener ſei.

Peter Wik lachte und klopfte ſie vertraulich auf die Schulter mit einem: „Gute Nacht, Bruder!“

Ende des zweiten Theils.

Schnellpreſſendruck von Fr. Ries in Leipzig.

H. C. Anderſen's

Geſammelte Werke.

Vom

Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe.

Elfter Band.

Nur ein Geiger.

Dritter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Nur ein Geiger.

Roman

von

H. C. Anderſen.

Dritter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Nur ein Geiger.

I.

Iſenburg.
— Wie biſt du worden bleich,
Seit ich dich ſah zum letzten Mal!

Fauſt.
— Ich habe Gift getrunken,
Des Zweifels Gift in ſtarken Zügen,
Und meine böſen Würfel liegen.
Lenau's „Fauſt“.

Kennſt du das Vaterland der Hindus? Dort brennt die Sonne heiß, aber die Luft fächelt Kühlung von den Gletſchern des Himalaya; die duftenden Wälder laden zur Ruhe ein; der Feigenbaum beugt ſeine Zweige auf die Erde hinab, ſchießt neue und bildet eine Laube; die Cocospalme bietet dir Milch, die Dattel reicht dir Frucht, bunte Vögel umflattern dich: purpurrothe Papageien, goldgelbe Honigvögel. Hier iſt das Reich der Farben! Das erblickſt du auf den Flügeln der Inſecten, auf den Blättern der Prachtblumen. Der ſchwellende Fluß, wo der blaue Lotus wächſt, iſt heilig wie die Waſſer der Taufe. Vaterland der Hindus! Was iſt das Klarſte und Durchſichtigſte, was du beſitzeſt? Dein Himmel, oder deine ruhigen Binnenſeen, wo die Antilope und der Leopard ihren Durſt löſchen?

Hier lag der Sage nach das Paradies, aus dem Adam und Eva vertrieben wurden. Hier blüht noch das Paradies, und es iſt des verſtoßenen unglücklichen Paria Heimath. Die wilden Horden der Mongolen verjagten die Kinder des Landes. Der Paria theilt das Schickſal des Ahasverus. Aegypter, Tater, Zigeuner, ſo verſchiedene Namen erhielt das herumwandernde Volk. Selbſt gegen den Norden hin, auf Jütlands unfruchtbaren Haiden wandert das jüngſte Geſchlecht der Parias umher. Tatervolk, Spitzbubenvolk nennen wir ſie. Das Kornfeld iſt ihr Sommerzelt, der tiefe Graben ihre Winterkammer. Die Kinder des Paria haben keine Höhle wie der Fuchs, kein Neſt wie der Vogel. Sie wandern in Regen und Sturm auf der unfruchtbaren Haide. Da gebären ſie, wie das Thier, ihr Geſchlecht. Der Geburtsort iſt der Verſorgungsort, deshalb ſucht der Landbewohner immer das ſchwangere Weib auf des Nachbars Diſtrict hinüber zu ſchaffen, weshalb ſie oft auf den elenden, ſtoßenden Leiterwagen, ohne Stroh zum Lager, von Ort zu Ort gebracht wird und auf dieſem ihr dem Verderben geweihtes Kind gebiert. Mit der erſten zurückkehrenden Kraft muß ſie ſich erheben und das Kind auf den Rücken binden; auf den Stab geſtützt wandert ſie mit dem Manne über das unebene Haidefeld; der kalte Seewind weht, der Himmel iſt grau und naß; aber ſie kennt es nicht beſſer!

Kennſt du das Vaterland der Hindus? Dort brennt die Sonne heiß, aber die Luft fächelt Kühlung von den Gletſchern des Himalaya. Die duftenden Wälder laden zur Ruhe ein, der Feigenbaum beugt ſeine Zweige auf die Erde hinab, ſchießt neue und bildet eine Laube, die Cocospalme bietet dir Milch, die Dattel reicht dir Frucht. Hier iſt das Reich der Farben! das Vaterland der Hindus!

Auf Jütlands Haiden, wie bei Alhambras Mauern findet man das zerſtreute Geſchlecht der Parias, doch am größten ſind die Schaaren in den Wäldern und auf den großen Steppen Ungarns. Der Thron des Zigeunerkönigs iſt der moosbedeckte Stein dicht bei dem Keſſel, in welchem das geſtohlene Lamm kocht. Müde vom Wandern ſtreckt der Haufe ſich in das hohe Gras, wo die ſchwarzäugigen Kinder mit den Blumen ſpielen.

Kein Trupp wagt ſich in die Kaiſerſtadt Wien, aber einzeln kann man ſie durch die Straßen ſchleichen ſehen, noch mehr verdächtigt als der arme Slavonier, dem es nicht erlaubt iſt, die Nacht über in der Stadt Wien zu bleiben. Am häufigſten erblickt man ſie in den Vorſtädten, welche jede für ſich eine größere Stadt ausmachen, als das alte Wien, die eigentliche Stadt.

In der Vorſtadt Mariahilf, wo die Allee nach Schönbrunn hinausführt, gingen an einem warmen Sommertage 1820, in dem Jahre, in welchem Naomi begann, was ſie mit Recht ihre „Laufbahn“ nennen konnte, zwei Zigeuner in ihrer weißen Tracht mit dem großen, braunen Gewand. Der Eine war ein ganz junger Mann mit einem breiten Hut, wie die Slavonier ihn tragen; der breite Rand hing auf Rücken und Schultern hinab. Der Andere war viel älter, lang und mager; er war in bloßem Kopfe. Seine dichten ſchwarzen Haare, die doch einzelne graue Stellen hatten, dienten ihm als Schirm gegen die brennende Sonne. Sie gingen durch eine der vielen Seitenſtraßen, welche von Mariahilf nach dem Sommerſchloſſe Belvedere führen.

„Die Vorſtädte könnten die Stadt tüchtig klemmen, wenn ſie wollten!“ ſagte der Jüngere. „Ich träumte dieſe Nacht einen hübſchen Traum: daß Mariahilf, die Joſephſtadt, ja alle vierunddreißig Vorſtädte in Bewegung waren und gegen die Stadt anrückten, welche vom Stephansthurm angeführt wurde. Sie ſchlugen ſich, ſo daß weißes und gelbes Geld in die Donau rollte!“

„Du hatteſt gewiß zu viel von dem ſtarken Waſſer getrunken,“ ſagte der Alte. „Sei vorſichtig, Czekles! erzähle ſolche Träume nicht, die Polizei hat lange Ohren. Iſt das auch ein Traum für einen jungen Kerl? Nein, von Mädchen mußt Du träumen!“

„Aber ich träume mehr von Krieg!“ ſagte Czekles. „Wäre ich doch Soldat! könnte ich vor dem Kaiſer Franz, dem guten Kaiſer Franz präſentiren! Er hat vor mir an den Hut gegriffen, als ich mein Haupt entblößte. Das war für mich allein, Niemand außer mir war auf dem Wege. Mich grüßte er. Uebrigens was meinen Traum anlangt, der war luſtig genug! Die Stephanskirche mit ihrer ſpitzen Mütze auf der Seite war General. Sie hat breite Schultern und alte Kräfte. Die Dreifaltigkeitsſäule am Graben hatte ſie als Commandoſtab genommen. Die Statue des Kaiſers Joſeph jagte auf ihrem kupfernen

Pferde über den Kohlmarkt und durch die Kärnthnerſtraße, ſie rief alle Bilder aus den Schildern*), und die folgten nach. Der Marmorrieſe aus dem Volksgarten**) ſtellte ſich an die Spitze der Marmorbilder von der Capuzinerkirche, und ſie ſtiegen auf den Wall und auf das Dach der Hofburg und blickten nach den Vorſtädten, wie dieſe näher rückten. Die Städte Hietzing und Währing waren mit; das war ein Gewühl, ärger als im Volksgarten und im Prater an den luſtigen Tagen!“

„Was doch ein Menſchenhirn zuſammenbrauen kann!“ ſagte der Alte. „Hüte Dich vor der Trunkenheit, Czekles! Die Dünſte des ſtarken Getränkes ſchlagen einen Zauberkreis um uns. Erſt ſieht er ſchön aus, füllt man aber mehrere Schalen hinein, dann zieht er ſich näher, ſpinnt uns wie im Gewebe der Spinne ein, und zeigt uns außerhalb nur, was wir uns einbilden. Er bindet ſich ſo feſt um uns, daß wir unſerer eigenen Glieder nicht mächtig ſind; dann ſchlafen wir, und dann löſt der Dunſt ſich, aber wenn wir erwachen, fühlen die Glieder, daß ſie in Banden geweſen ſind, und daß der Verſtand während des Schmauſes zu feſt geſchlafen hat, ſo daß er ſich nicht recht erholen und Rechenſchaft über das, was geſchehen iſt, während er auf dem Ohre lag, geben kann!“

---

*) In Wien hängt über jedem Kaufladen ein Schild, nach welchem jeder benannt wird, wie: der Cardinal, Madame Catalani, der König von Dänemark u. ſ. w., dieſe haben häufig Portraitähnlichkeit und einzelne ſelbſt einen künſtleriſchen Werth; ſo eins vor einer Apotheke, das den jungen Tobias, welcher heimkehrt, darſtellt.

**) Canova's Theſeus.

Während der Unterhaltung gingen ſie indeſſen raſch vorwärts; erſt als ſie die lange Heugaſſe erreichten, von wo aus ſie das Schloß erblicken konnten, welches an die Barrière der Vorſtadt grenzt, mäßigten ſie ihre Schritte.

„Du möchteſt Soldat ſein, Czekles?“ ſagte der Alte.

„Ja, hier in Wien, vor der Kaiſerburg möchte ich am liebſten das Gewehr tragen!“

„Das würde ein gezwungenes Leben ſein, Czekles! Du würdeſt Dich ſehnen davon zu kommen. Die Unruhe ſitzt in unſern Füßen, ſo wie die Diebsluſt in dem Mäuschen unter unſern Daumen ſitzt. Liefſt Du davon, ſo würdeſt Du gehängt!“

„Nun gut denn!“ erwiderte der Jüngere, „in einem Wurmbauche oder in einem Vogelmagen zu liegen, das iſt wohl gleich herrlich! Warum auch das Aergſte denken?“

„In einem Vogelmagen liegen!“ wiederholte der Alte. „Da ſagſt Du etwas. Es iſt ein ſtolzer Sarg; man iſt immer auf der Wanderung, wie unſer Volk es hier im Leben iſt. Selbſt von der Jugend kann man lernen! Ich will Deiner Worte gedenken, wenn ich in die ungariſchen Wälder ziehe und die Vögel ſingen höre. Vielleicht habe ich den Raben gehört, der in ſeinem Magen die Augen desjenigen hat, den ich am innigſten liebte. Glaube mir, Czekles! klarere Augen als mein Sohn, mein Bela hatte, ſah ich nie. Du haſt ja ſeinen Jungen geſehen? Ladislaus iſt ſeines Vaters Ebenbild, nur ſtolzer, ſchwärzeres Blut. Bela war beſſer, obgleich ſie ihn henkten; dem

Sohne dagegen rufen ſie Beifall zu, wenn er auf dem Pferde jagt und ſie im Herzen verachtet.“

Er hat ja doch ſeinen Stamm verlaſſen!“ ſagte der Jüngere.

„Aber er hat keine bleibende Stätte!“ ſagte der Alte, „er macht größere Reiſen als wir; über dem großen Meere iſt er geweſen, das iſt ſo breit wie das ganze Ungarland. Denke Dir ſolchen Donaufluß! Alle Kaiſer und Könige, die wir hier beim Congreſſe verſammelt ſahen, hat er in ihrem eigenen Lande geſehen. Er zieht weit, wie die Zugvögel, und Glück hat er bei allen ſeinen Unternehmungen.“

Inzwiſchen waren ſie vor dem Schloſſe angelangt von der Seite her, wo daſſelbe gegen die offene Ebene liegt; Soldaten ſaßen in Gruppen und plauderten. Fremde und Leute aus der Stadt beſuchten und verließen die prächtige Gemäldeſammlung, welche ſich hier befindet. Die Zigeuner ſtanden ſtumm und betrachteten das Gebäude, welches ſich durch nichts Eigenthümliches auszeichnet; wer aber an den Blick des Alten gewöhnt war, würde geſehen haben, daß er etwas an den Fenſtern ſuchte. Sie ſtellten ſich an die offene Gartenthür, doch ohne hinein zu gehen; in den ſteif beſchnittenen Gängen, in der ganzen beſchnittenen Natur, welche à la Louis quatorze zugeſtutzt iſt, ſpazierten Leute.

Die ganze erſte Etage iſt mit einer vortrefflichen Gemäldeſammlung angefüllt, mit vorzüglichen Stücken, beſonders aus der holländiſchen Schule. Hier waren viele Fremde an dieſem Nachmittage. Eine Gruppe bewunderte die meiſterhaften Basreliefgemälde Gherardino's, eine andere die reiche Sammlung, welche ſich hier von Rubens vorfindet.

Merkwürdig durch die Flüchtigkeit, womit er von Stück zu Stück ſchritt und darauf, wie es ſchien, die weite Ausſicht über den Garten betrachtete, wo man die Kaiſerburg und die Berge Ungarns gewahrt, war ein junger Mann mit einem Schnurrbart, ziemlich feinen Zügen und klugen Augen. Es war einer der Kunſtreiter vom Prater, ſagte Jeder, der ihn ſah. Wir wollen die Wahrheit ſagen, es war Naemi.

Ein ganz anderes Intereſſe als das, welches die Gemälde darbieten, hatte ſie nach dem Belvedere gezogen; deshalb war ihr Betrachten ſo flüchtig, nur Ein Gemälde ſchien Intereſſe für ſie zu haben, und dahin kehrte ſie ſtets zurück. Es war van Dyk's Simſon, welcher von Delila verrathen wird; eine ganz vortreffliche Arbeit. Der ſchmerzliche Vorwurf in Simſons Blick iſt ſo ſprechend menſchlich, daß er von Grönland bis nach Otaheiti verſtanden werden muß. Delila's Gleichgültigkeit, das Intereſſe der Wirthin — ja, das iſt die Wirklichkeit ſelbſt. Ob es des Malers Kunſt allein war, welche Naemi hier feſſelte, oder ob der Gegenſtand ſelbſt Ideenverbindungen von tiefer Wirkung bei ihr erweckte, dürfen wir nicht verrathen. Jeden Augenblick trat ſie an das Fenſter und ſah über die Ebene hinaus, kehrte aber dann vor van Dyk's Simſon zurück. Unruhige Gedanken heben ihre Bruſt.

Als ſie ſich wieder dem Fenſter näherte, wurde ſie die

Zigeuner gewahr; ſchnell verließ ſie den Saal und ſtieg die Treppe hinab. Die Zigeuner ſahen ſie kommen, aber kein Zeichen wurde gemacht; nur wanderten ſie langſamer. Naomi folgte ihnen.

Dicht vor einem niedrigen Hauſe, wo der Steig ſich über das Feld ſchlängelte, blieb der Alte ſtehen, um, wie es ſchien, ſein Schuhband zu binden; der Jüngere ging weiter. Naomi näherte ſich dem Greiſe. Sie ſprachen zuſammen von Ladislaus. Der Alte ſprach nichts Gutes.

„Du lügſt!“ ſagte Naomi.

„Lüge!“ wiederholte der Alte. „Er iſt mein eigen Fleiſch und Blut, aber es iſt eine böſe Wunde, welche mir Schmerzen verurſacht. Sein Vater war mein Sohn. Ladislaus verachtet ſeinen Großvater und ſein ganzes Geſchlecht. Er haßt nicht den, der das ſeinige haßt. Ich habe ihm die Wahrheit geſagt, und ſeine Peitſche hat Striemen auf meine Schulter geſchlagen. Ich entſinne mich deſſen! Der Menſch kann das friſche, klare Waſſer, welches er als Labetrunk erhielt, vergeſſen, aber das moorige, das bittere vergißt er nie. Ladislaus mag Dich heute lieben; aber morgen kann er Dich nicht leiden, und weil er Dich geliebt hat, darum wird er Dich peinigen! Ich weiß wohl, daß Du kein Mann biſt! Ich habe Zeichen genug, um das Vergangene ſehen zu können; das Zukünftige werde ich Dir nicht ſagen: das iſt leicht zu errathen. Habe ein Auge auf ihn, und haſt Du eine Seele, die Deiner Kleidung entſpricht, ſo beſtrafe ihn, wenn Du es kannſt. Deshalb habe ich Dich hierher beſtellt. Heute Abend kannſt Du ihn in Hietzing finden. Da ſind hübſche Weiber!“

„Aber ich bin kein Weib!“ ſagte Naomi. „Du haſt Dich geirrt! Ladislaus iſt böſe, das iſt möglich; aber laß ihn die Weiber lieben, das thue ich auch. Niemand genießt ſeine Jugend beſſer als ich, und ich habe Glück!“

„Und dennoch ſteigt Dir das Blut in die Wangen!“ ſagte der Alte. „Mein Auge irrt ſich nicht und mein Wort hat auch Dein Herz getroffen.“ Er nickte und ging.

Naomi ſtand zweifelhaft, ob ſie ihm folgen oder bleiben ſollte; bald faßte ſie einen Entſchluß und ging zum Schloſſe in den altfränkiſchen, ſteifen Garten und in die Stadt.

Vom Petersplatz rollten die ſtets hin- und herfahrenden Geſellſchaftswagen nach Schönbrunn und Hietzing. Naomi nahm in einem derſelben Platz. Sie lächelte mit den Andern; Alle wollten ja hinaus um ſich zu beluſtigen. Die ehrlichen Wiener ſprachen begeiſtert von ihrem guten Kaiſer, von Würſtl und Händl, von den Gebrüdern Schuſter, Alles durch einander, wie das in dem Converſations-Tohuwabohu geht. Naomi gerade gegenüber ſaß ein junger Künſtler mit einem kecken Blick. Er hörte an ihrer Ausſprache, daß ſie keine Eingeborne ſei, er hatte ſie im Prater geſehen und erzählte, daß ſie ſicher ihren Herrn in Hietzing finden würde, dahin käme er oft. „Ihren Herrn!“ wiederholte ſie für ſich, und der Fremde nannte Ladislaus. Sie erreichten das Luſtſchloß Schönbrunn, in deſſen duftenden Alleen der Sohn des Mannes mit ſeinen verborgenen Gedanken wandelte*), wo Silvio Pellico hinter die Hecken trat, um nicht durch ſeine kränklichen, leidenden Züge**) zu ſchrecken; einige arme Kinder liefen neben dem Wagen her und warfen Blumenſträußer in denſelben, um ein Paar Kreuzer zu erhalten; der Künſtler ergriff einen Strauß und warf ihn lachend Naomi in den Schooß; ſie machte unwillkürlich eine weibliche Bewegung um ihn aufzufangen, er lächelte und ſie fühlte das Blut in ihren Wangen brennen.

Dicht bei Schönbrunn liegt die kleine Stadt Hietzing mit ihrer Kirche und ihren hübſchen Landhäuſern. Die Muſik ertönte munter vom Caſino, welches damals eben ſo beſucht als jetzt, aber noch nicht ſo berühmt darch Strauß's und Lanner's Orcheſter war. In dem kleinen Garten, zwiſchen Häuſern eingeklemmt, mit dem moraſtigen Bach, fand man dieſelbe Anhäufung von Tiſchen und Zelten, dasſelbe Gedränge, wie wir es jetzt kennen.

Ladislaus ſaß mit zwei jungen Mädchen an einem Tiſch, Naomi nahm dicht daneben Platz; ſie hatte Sauls finſtere Gedanken, aber die jubelnde Muſik war für ſie kein beruhigender Harfenklang Davids. Die ſchwebenden Tanzmelodien athmeten die beweglichen Phantaſien des Volkstheaters, die ganze Freude in Schönbrunn und im Parterre; alle Herzen mußten mitſingen: „Es giebt nur ein Kaiſerſtadt, 's giebt nur ein Wien!“ aber für Naomi klang es wie Seufzer und Spott, es war der kalte Luftzug von des Spielbergs feuchten Gefängniſſen, es war die drückende Hitze von den Bleikammern Venedigs.

---

*) „Le fils de l'homme“ par Barthélemy.

**) Le mie Prigioni.

Ladislaus betrachtete ſie mit ſeinem kalten, übermüthigen Blicke, ſie that ein Gleiches, aber ſie ſchienen ſich nicht zu kennen, und doch folgten ſie ſich, wie der Schatten dem Körper.

Die Elaſticität der menſchlichen Gedanken hat keine Grenze, ſie iſt unermeßlich wie der Weltraum, deſſen Ausdehnung uns die Aſtronomen als unbegrenzt lehren; die großen Geiſter erweitern uns den Geſichtskreis der Gedanken, aber auch Leiden, große Lebensmomente haben dieſelbe Kraft; und ſo ſchweben wir mit den Gedanken in einen Himmel oder in eine Hölle. Naomi ſchaute wie ein Newton, erblickte aber eine diaboliſche Tiefe.

Als die freie Luft mit dem erleuchteten Salon vertauſcht war, trafen ſie und Ladislaus ſich beim Tanze. Sie mußte mit einem Frauenzimmer tanzen, ihre Kleidung gebot es, und auf Ladislaus' ſtolzen Lippen ſtand Spott darüber; aber er ſprach nicht mit ihr, ſie nicht mit ihm. Unter den jubelnden Tönen drehte ſie ſich wie Ixion auf dem Rade herum. Ihre Bruſt hob ſich, ihre Augen funkelten; Ladislaus ſchien kalt, ein männlicher Türandot mit dem ſtolzen, höhniſchen Lächeln zu ſein. Oh welche Qualen kann ſich ein Menſchenherz ſelbſt ſchaffen! Immer ſchlägt es, immer blutet es — und das iſt nothwendig, um zu leben.

Ladislaus verſchwand im Gedränge; vergebens ſuchte ſie ihn. Es war ſchon ſpät, der letzte Geſellſchaftswagen war zur Stadt gefahren, nur ein Paar Bauern hielten noch mit ihren Linienwagen. Ein Herr mit zwei Damen ſtieg in den Wagen; ja er war es; ſchnell folgte ſie und erhielt noch Platz; ſie rollten davon.

Von Hietzing und dem Schloſſe Schönbrunn ſchienen die Lichter durch die dunkeln Bäume; ein Paar ehrliche Bürgerfamilien ſaßen froh und munter im Wagen; ſie ſprachen von Elfen und Feen, welche die guten Wiener aus dem Volkstheater kennen; ſie citirten Einfälle von Kasperl und Pumpernickel und plauderten von ihren drei Schuſtern*), beſonders von Ignaz, dem herrlichen, muntern Ignaz!

Unſere Generation kennt das komiſche Kleeblatt der Schuſter nicht, kennt nicht die Blüthenzeit des Leopoldſtädter Theaters, aber wir können ſie uns denken; ſahen wir nicht Bäuerle's Muſe, ſo kennen wir doch die Raimund's und Neſtroy's und könnten wohl mit den guten Wienern in dem Linienwagen von der Feenwelt auf dem Volkstheater plaudern, der Feenwelt, in die ſich die ehrlichen Bürger an einem Sommerabend, wenn die Lichter von Hietzing und Schönbrunn durch die Bäume blitzen, naiv hineinträumen.

In einem dieſer Stücke ſieht man den König der Geiſter in einem Bette ſitzen, er klingelt und fragt den Kammerdiener, „was das für naſſe Wolken ſeien, die er ihm als Bette zubereitet habe?“ — „Es iſt unmöglich, ſie in dieſem Jahre trockener zu bekommen, es iſt daher auch von der Polizei in Wien Klage deshalb eingereicht. Die Jahreszeiten laufen durch einander, es iſt nicht mehr wie vor Zeiten." — „Rufe mir die Jahreszeiten herein!" Dieſe kommen. Der Winter iſt ein alter Mann mit einem Stock in der Hand. Der König fordert ihn vor: „Was muß ich hören," ſagt er, „Du haſt angefangen in Deinem Alter feucht zu werden! Das mußt Du Dir abgewöhnen! Jeder von Euch muß beſſer auf ſeinem Poſten ſein, entweder thut Ihr das, oder Ihr bekommt Euren Abſchied, und das ohne Penſion." Die Jahreszeiten werden verlegen, ehrerbietig küſſen ſie dem Könige die Hand und verſprechen ſich beſſern zu wollen. In einem anderen Stücke erblickt man eine ehrliche Wiener Familie, welche zu viel in Ritterromanen geleſen hat und nun die Ritterzeiten für weit herrlicher als die unſeren hält. Sie ſchlafen ein, und als ſie erwachen, ſind ſie in Rittertracht gekleidet und in die geprieſene Ritterzeit zurückverſetzt. Ein Raubritter läßt ſich melden und freit um ſeine Tochter, und ſie fühlen ſich höchſt glücklich über eine ſo romantiſche Partie. Aber bald lernen ſie alle Rohheit jener Zeit empfinden; ſie müſſen alle unſere Bequemlichkeiten entbehren, ja ſie werden zuletzt in das Burgverließ geführt und verurtheilt, den Hungertod zu erleiden. Da wünſchen ſie ſich wieder in unſere glücklichen Tage zurück, wo man gebratene Händl erhält, nach Hietzing fährt und das Theater in der Vorſtadt beſuchen kann. Geheilt führt die Zauberei ſie wieder in unſere beſſere, fröhlichere Zeit zurück.

---

*) Drei Brüder, berühmte Komiker am Leopoldſtädter Theater, den größten Ruf hat indeſſen der eine Bruder, Ignaz. Sie gaben Veranlaſſung zu dem Gelegenheitsſtück „die drei Schuſter,“ worin folgende Rollenbeſetzung ſtattfand: Hr. Anton Schuſter, ein Schuſtermeiſter, Hr. Anton Schuſter; Hr. Joſeph Schuſter, ein Schuſtermeiſter, Hr. Joſeph Schuſter; Hr. Ignaz Schuſter, ein Schuſtermeiſter, Hr. Ignaz Schuſter.

Wie ſehr wünſchte Naomi, daß jene Feenwelt, von der die ehrlichen Leute ſprachen, in die Wirklichkeit eingreifen möchte! Wie der Berggeiſt, welcher die verhaßte Brautſchaar verſteinerte, ſo wollte ſie Ladislaus mit den beiden Frauenzimmern verſteinern, aber er ſollte nur unten kalter, todter Stein, wie der Prinz Agib im Märchen ſein; der Kopf ſollte denken, das Herz ſollte bluten, damit er ſeine Qual recht fühlte.

An der Barrière ſtiegen ſie aus dem Wagen; Ladislaus that, als würde er Naomi erſt jetzt gewahr, und ſchlug ſeine Arme um ihre Schultern, ſo daß ſie es fühlte und ſicher Zeichen der Umarmung davontrug. „Chriſtian,“ ſagte er lachend, „Du biſt auch auf Abenteuer aus! Das mag ich leiden, mein Junge! Wie könnte ich Dich ſtreicheln; wie könnte ich Dich küſſen, daß Du doch einmal biſt, wie Andere!“ und gewaltſam liebkoſte er Naomi.

„Laß mich los!“ ſagte ſie, „ich gehe mit!“ und mit einem Blick, ſprechender als Worte, wandte ſie ſich von ihm, bot dem einen Frauenzimmer den Arm, und dieſe nahm ihn an; das Weib ſprach die glatten Worte der Sünde, aber Naomi's Wangen brannten deshalb nicht röther, ihr Herz ſchlug nicht gewaltſamer denn zuvor.

In der Stadt Wien ſelbſt ſtehen mehrere Straßen durch Thüren und Fluren einzelner Häuſer in Verbindung. Jeder, dem es unbekannt iſt, kann eine Treppe hinaufſteigen und glaubt im Hauſe zu ſein, ſteht aber plötzlich draußen in einer Seitenſtraße.

Ladislaus mit dem einen Frauenzimmer ſchlüpfte in ein Haus; Naomi folgte nach.

„Wo ſind ſie geblieben?“ fragte ſie ihre Begleiterin.

Dieſe lachte und führte ſie die gewundene Seitentreppe hinauf, aber hier war kein Ladislaus zu erblicken. Das Frauenzimmer zog an der Haſenpfote, welche als Klingelzug an der Thür hing.

„Wo ſind die Andern?“ fragte Naomi.

„Die ſind dort, und wir ſind hier!“ erwiderte das Weib. Die Thür wurde geöffnet, eine ältliche, gutgekleidete Frau mit einem ſilbernen Armleuchter in der Hand bot ihnen Willkommen.

„Teufel!“ rief Naomi aus und ſprang halb taumelnd die Treppe hinab; ſie erkannte am Lichtſchein, daß ſie ihr nachfolgten; ſchnell war ſie auf der Straße, ſie erblickte Niemanden, kein Menſch war da. „Ladislaus!“ ſtammelte ſie und biß ſich in die Lippe, ſo daß dieſe blutete.

Eine halbe Stunde ſpäter ſtand ſie in ihrer Wohnung im Prater; er war noch nicht gekommen; angekleidet warf ſie ſich auf das Bett, aber es trat keine Thräne in ihr Auge, es kam kein Seufzer über ihre Lippen. Jetzt ſchallten Fußtritte; Ladislaus kam.

Stumm betrachteten ſie einander.

„Du haſt Dich wohl recht gut amüſirt?“ ſagte er mit einem boshaften Lächeln.

Sie ſchwieg und betrachtete ihn mit ihrem ſtolzen, gramvollen Blick; er ſah ſie hämiſch an und lachte.

Ihre Lippen bewegten ſich um zu ſprechen, aber ſie ſchwieg.

„Haſt Du nicht ſchon geſehen,“ ſagte er, „daß, wenn ich durch den Stall gehe und meine Stute los iſt, ſie wiehert und mir nachfolgt? Das thut ſie nur aus Liebe und deshalb ſtreichle ich ſie unter der Mähne. Du folgſt mir auch nach, aber aus einem entgegengeſetzten Antriebe. Dich hätte ich auch Luſt zu ſtreicheln, wie Du es verdienſt!“ und er ergriff die Peitſche, welche auf dem Tiſche lag, und knallte damit in die Luft, aber gegen Naemi hin, ſo daß die Schnur ihren Hals berührte.

Es war wie der Stich einer Tarantel; eiskalt ſtarrte ſie ihn an. „Ladislaus!“ war ihr einziges Wort, und ſie verließ das Zimmer.

Joſephine ſchlief.

Draußen war Alles finſter und ſtill, nur der Laut eines Wagens, welcher ſchwer auf dem Wege am Prater vorbei rollte, erreichte ihr Ohr. Es war ſternheller Himmel. Der Himmelswagen zeigte nach Norden. Gedachte ſie der Heimath oder waren ihre Gedanken noch im Breterhauſe beim Sohne des Paria, dem ſtolzen Ladislaus? Keine Thränen kamen in ihr Auge, kein Seufzer ging über ihre Lippen, mit dem Blick nach dem Sternbilde ging ſie grübelnd einige Schritte. So hat Ariadne auf das Meer geſtarrt, als ſie wußte, daß Theſeus ſie hintergangen habe. Dieſes Lächeln hatte Medea, als ſie Jaſon bei Kreuſa begrüßte.

In derſelben Stunde, derſelben Nacht, aber auf Seelands einförmiger Landſtraße ruhten zwei andere Augen auf demſelben Sternbild, aber mit Hoffnung und Troſt wie Leander, als er in die Wogen des Helleſponts ſprang und auf die Fackel zu ſchwamm, welche Hero angezündet hatte.

Auf Seelands Landſtraße fuhr Chriſtian dieſe Nacht allein nach Kopenhagen. Er war zu der Erkenntniß gelangt, daß er bei Herrn Knepus nichts Bedeutendes lernen könne, und daß er in die Welt hinaus müſſe, um es zu etwas Ordentlichem zu bringen. Peter Wik war böſe darüber und hatte geſagt, daß er ſeine eigene See ſegeln könne! Lucie hatte geweint; aber Chriſtians Plan war gereiſt. Empfehlungsbriefe hatte er mit, einer derſelben war an den königlichen Lakai; er träumte deshalb von etwas ganz Anderem, als nur von Verſprechungen und Händedrücken. Es war eine herrliche, ſtille Sommernacht, der Poſtillon blies und das Echo des Hornes wurde von Antvorſkovs Höhen beantwortet. Ein Stern funkelte ſo ſchön, es war der Cygnus, der Schwan, wie jeder Mann im Süden ihn nennt. „Das iſt mein Glücksſtern!“ dachte er und fragte ſeinen Nachbar nach dem Namen des Sternes. „Er wird die Abendhenne genannt.“

Chriſtian dachte an Naomi; ſie dagegen ließ ihre Gedanken wie eine Biene herumfliegen, ließ ſie jede Blume der Bitterkeit aufſuchen, welche in den letzten Monaten aus ihrem Herzen emporgeſchoſſen war, und aus jeder Blume ſammelte ſie Gift.

Sie lauſchte und es war ihr, als höre ſie den Wellenſchlag der Donau. Eine Sternſchnuppe flog, wie einſt der Dampfballon durch die Luft fliegen wird.

Sie kehrte wieder nach dem Hauſe zurück, wo Ladislaus ſchlief; aber ſie blieb auf dem Flur, ſie ſetzte ſich auf die unterſte Stufe der Treppe, legte den Arm auf das Geländer und lehnte den Kopf an daſſelbe. Sie ſchlummerte, wie der Araber ſchlummert, welcher weiß, daß ſein Todfeind mit ihm unter demſelben Zelte ſchläft; ſie haben zuſammen getrunken und geſpeiſt; Gaſtfreiheit iſt das heilige Schild, welches zwiſchen beiden ſteht, ſie reichen einander die Hand und — ſchlafen, aber ihr letzter Gedanke iſt: wir treffen uns an einem andern Ort! Der Sohn des Paria und die Tochter Israels hatten aſiatiſches Blut, die heiße Sonne brannte in demſelben.

II.

— Ladislaus! Ladislaus! tönt es auf's Neu',
Und dieſelbe Stimme ruft hinterdrein
Noch lauter: Nein!

Caſtelli.

Es iſt eine ſeltſame Sache:
Ich ſprach deutſch und däniſch Du,
Und doch verſtanden wir uns im Nu.
Ja, Freund! im Aug' liegt die Sprache
Und im Herzen der Schlüſſel dazu.

Stammbuchblatt an H. C. Anderſen von
Caſtelli.

„Ich will fort!“ ſagte Naomi zu Joſephinen, der Kunſtreiterin mit den wehenden Fahnen. „Ich will fort! entweder finde ich Brot oder den Tod!“

Joſephine lachte. „Wir fahren dieſen Vormittag zuſammen nach Joſephsdorf und Kloſter-Neuburg, wir beide, in dem kleinen Gig mit dem bebläßten Orlando vor. Ich ſetze mich Deinetwegen dem Gerede aus! Ich fahre allein mit dem jungen, flammenden Jockey! Du erhältſt Deine Laune wieder, Ladislaus küßt, wo die Peitſche traf, und dann feiern wir das Verſöhnungsfeſt.

„Nie!“ ſagte Naomi.

„Alſo kein Menſchenhaß und keine Reue *),“ ſagte Joſephine lachend, „das nimmt ſich auch luſtiger aus.“

„Verſchaffe mir heimlich einen Paß,“ bat Naomi, „nach Ungarn oder Baiern, wohin Du willſt; nur daß ich fortkomme und daß ich ihn nicht mehr ſehe!“

„Erſt fahren wir eine Tour,“ erwiderte Joſephine. „Wir koſten die Chocolade in Joſephsdorf und ſehen dort vom Berge aus, ob die Donauebene uns nicht verleiten kann, hier zu bleiben. Man muß ſich nie übereilen, nie zu große Schritte machen; auch kleiden ſolche ein Frauenzimmer nicht.“

„Es iſt nicht das erſte Mal, daß er mir Gift in das Herz geträufelt hat!“ ſagte Naomi. „In Teplitz, vierzehn Tage, nachdem ich meine Heimath verlaſſen hatte, verſtand ich ihn, wie ein aufgeſchlagenes Buch; aber da war er noch der Kluge, der Vorſichtige. Ich habe meinen Entſchluß gefaßt.“

---

*) „Der Leopoldstag oder kein Menſchenhaß und keine Reue,“ eine Parodie, welche auf einem Volkstheater damals gegeben wurde.

Der Wagen war fertig, ſie rollten fort. In der langen Allee in der Vorſtadt begegneten ſie vielen Fahrenden und Reitenden. Die jungen Herren nickten Joſephinen zu, ein Paar Damen ſchenkten Naemi ein Lächeln. Der Weg ging den Berg hinan, von welchem man die weite Ausſicht über die fruchtbar-grüne Donauebene hat.

„Betrachte einmal!“ ſagte Joſephine, „wie prächtig nehmen ſich nicht die vielen Alleen zwiſchen der Stadt und den Vorſtädten aus. Der Stephansthurm ragt kühn über die andern Gebäude empor, und dort erblickſt Du die Donau mit allen den ſchönen, bewaldeten Inſeln. Die blauen Berge da hinten liegen in Ungarn! Dieſe ſchöne Ausſicht ſchwebt mir immer vor Augen, wenn ich ſingen höre: „noch einmal die ſchöne Gegend!“ Ja, Oeſterreich iſt viel ſchöner als Dänemark!“

„Sie gleichen einander!“ ſagte Naomi. „In Jütland haben wir ſo hohe Berge, wie dieſer hier, und der kleine Belt und der Sund ſind weit prächtiger als die Donau! Ich kenne nur einen Vorzug, den Wien vor Kopenhagen hat, das iſt die mildere Luft und daß es Italien näher liegt.“

„Der Finnländer ſehnt ſich nach ſeinen Sümpfen, der Eskimo nach ſeinem Schnee!“ ſagte Joſephine lachend.

„Ich ſehne mich nicht nach Dänemark, kehre nie dorthin zurück, aber auch hier will ich nicht bleiben! Ich bin ein freies Weib, ich bin keine Oeſterreicherin, man muß mich reiſen laſſen.“

„Aber Ladislaus wird es verhindern,“ ſagte Joſephine.

„es allein darum verhindern, weil er Dich quält, wenn er in der Laune iſt!“

Sie wurden unterbrochen, indem der Todtengräber des kleinen Ortes herbeikam und ſie einlud, die Kirche in Augenſchein zu nehmen; im Keller lägen Leichen, ſagte er, welche über hundert Jahre alt wären und doch ausſähen, als ob ſie erſt geſtern begraben worden ſeien.

„Wir ſehen lieber die Lebenden!“ ſagte Joſephine.

Aber es ſeien recht nette Merkwürdigkeiten da, verſicherte der Alte, es ſei nicht eine Stunde her, daß er einen polniſchen Herrn darin herumgeführt habe, und der Herr habe das Ganze höchſt merkwürdig gefunden und in ſeinem Buche Alles aufgeſchrieben. Indeſſen war das Buch doch vergeſſen worden, ſollte aber noch heute auf das Polizeibüreau kommen, denn die Herren dort wüßten mit jedem Fremden Beſcheid, ſo daß das Buch vor Abend noch in den Händen des Polen ſein könnte. Er zeigte es Joſephinen.

Das Geſchriebene war däniſch. Die Hand kam Naomi bekannt vor; ſie blätterte und las begierig darin. Die Aufzeichnungen waren gerade nicht alle beſtimmt, von einem Jeden geleſen zu werden.

„Der Fremde iſt aus Dänemark!“ ſagte Naomi.

„Von dem König von Dänemark?“ ſagte der Alte. „Deſſen erinnere ich mich noch vom Congreſſe her, er hatte weißes Haar und war freundlich und höflich wie unſer guter Kaiſer Franz! Ich muß immer, wenn ich an dem Stock am Eiſen*) vorbeigehe, den däniſchen König Friedrich betrachten!" Der Alte wurde geſprächiger, aber Naomi hörte nicht darauf, begierig las ſie im Buche, erröthete und lächelte.

---

*) Wie früher bemerkt iſt, haben die Läden in Wien ein Portrait oder eine geſchichtliche Darſtellung als Schild; ſo ſieht man Friedrich den

„Vor einer Stunde war der Fremde hier?" fragte ſie.

„Ja, eine Stunde kann es wohl her ſein; ich weiß nicht, welchen Weg er nahm, aber ich glaube, daß es zur Stadt hinein war."

„Laß uns Deine Kirche ſehen," ſagte Naomi, und ſie gingen dahin; aber ſie hatte faſt mehr nach dem Fremden, als nach den Gegenſtänden, die ſie erblickte, zu fragen; das Buch des Fremden ſchien ſie mehr zu beſchäftigen, als die hiſtoriſchen Erklärungen, welche der Todtengräber über die gut erhaltenen Todten gab.

Sie ſaßen wieder in dem kleinen Gig, der bebläßte Orlando ſchlug mit dem Nacken und lief mit ihnen im Trab gegen das Kloſter hinab, deſſen hohe Kuppel mit der kaiſerlichen Krone ſich prächtig in der blauen Luft ausnahm.

Sie betraten beide den gewölbten Kloſtergang. Hier ſtand ein Fremder. Naomi zitterte; ihm hätte ſie am wenigſten von Allen begegnen mögen. Ja, er war es, deſſen Nähe das Buch ihr verkündet hatte, ſie hatte ſich nicht geirrt, es war der Graf; er, den ſie ihren Vater nannte.

Er grüßte, Joſephinen flüchtig anredend; Naomi ging vorbei, ohne daß er ſie näher betrachtete.

„Hier iſt es nicht ſo reich und prächtig, wie im Kloſter

Sechöten an einem Laden portraitirt, vor welchem man gerade den merkwürdigen Stock am Eiſen findet.

Mölk," ſagte Joſephine, „aber ich mag dieſes alte Gebäude doch leiden, es iſt mir ſeit meiner Jugend lieb! Wie oft bin ich nicht von hier nach dem Leopoldsſchloſſe gelaufen; man erzählt, daß dort oben vom Fenſter der Schleier der Herzogin hier herab wehete und ſich in einen Dornbuſch verwickelte, der hier wuchs, wo jetzt das Kloſter ſteht."

„Ich habe keinen Sinn für Deine Geſchichten!" ſagte Naemi, und ihre Stimme bebte, „komm, aber ſchnell, ſchnell! wir können hier nicht bleiben. Der Fremde iſt mein Verwandter!" Eiligſt zog ſie Joſephinen nach dem Wagen hin, welcher draußen wartete. Sie waren im Begriff einzuſteigen, als der Graf aus der Kirche trat.

„Um Entſchuldigung," ſagte er, „das Kloſter ſoll ja durch ſeinen Weinkeller berühmt ſein; hier ſoll ſich ein Faß befinden, welches zu den Merkwürdigkeiten dieſer Gegend gehört."

„Ich habe davon gehört," ſagte Joſephine, „aber ich habe es nie geſehen!"

„Hier iſt das Faß, Euer Gnaden!" rief dicht dabei in der offenen Thür der Böttcher, der dort mit ſeinen Geſellen ſtand und Reifen zuſchnitt.

„Haben Sie nicht Luſt, es zu ſehen?" fragte der Graf.

Joſephine ſah Naomi verlegen an, die ſogleich gefaßt war; ſie verbeugte ſich vor dem Grafen und ging mit Joſephinen in die Werkſtatt des Böttchers. Dieſe war ein großes gemauertes Gewölbe; rings umher lagen kleine und große Weinfäſſer; aber der König unter ihnen war das berühmte große Faß, welches tauſend und vier Eimer hält. Mit Hülfe einer Leiter konnte man auf daſſelbe gelangen; die Oeffnung iſt von ſolcher Größe, daß Jedermann bequem hindurch und in das Faß gelangen kann, wo der Raum ſo groß iſt, daß mehrere Perſonen Hand in Hand einen Rundtanz ausführen können.

„Wir haben es aufgeputzt!“ ſagte der Böttcher, „der Kellermeiſter hat einen ſchönen Vers darauf geſetzt:

„Einhundert dreißig Jahre alt,
War's mir im Keller nun zu kalt,
Dort rutſchten Tauſend überm Rücken,
Auch hier wird man mich nicht zerdrücken!“

So las der Graf.

„Ja,“ ſagte der Böttcher, „Tauſende ſind darauf herumgeſprungen, jetzt liegen ſie vergeſſen in ihrem Grabe; das Faß hingegen iſt ſtark und blank, das kann die Kinder unſerer Enkel noch Urgroßväter und Urgroßmütter werden ſehen. Ja, fürwahr, das kann es! — Aber Sie müſſen gefälligſt hineinſteigen, ſonſt haben Sie das Ganze nicht recht geſehen.“

Naomi machte einen Sprung die Treppe hinauf, in das Faß hinein, der Graf folgte nach, aber mit einem ſeltſamen Blick auf Naomi; denn die Art und Weiſe, wie ſie hineinſtieg, verrieth ſo ganz das Frauenzimmer. Joſephine ſteckte nur den Kopf in das große Faß, welches eine ganze Stube zu ſein ſchien.

Naomi tanzte um den Grafen herum, während ihre Gedanken weit davon eilten.

Bald ſaß ſie wieder mit Joſephinen in dem leichten Wagen und ſie rollten davon.

„Kannten Sie dieſe Beiden?“ fragte der Graf den Böttcher. Dieſer ſchüttelte mit dem Kopfe.

„Es waren die Kunſtreiter aus dem Prater,“ ſagte einer der Geſellen. „Es war Demoiſelle Joſephine und der kleine Jockey. Ja, ſie kann reiten und Kunſtſtücke machen, aber er taugt eben nicht viel dazu!“

Das leichte Gig ſchlug den Weg unten am Berge längs der Donau ein.

„Fort muß und will ich!“ ſagte Naomi. „Du haſt ja einen Verwandten in München, Joſephine. Gieb mir einen Brief mit, ich habe noch einige Sachen von Werth, die erſten acht Tage bin ich noch keine Bettlerin, und in acht Tagen kann Vieles geſchehen.“

Ganze Folianten ſind über die Liebe geſchrieben, alle Grade, alle Nüancen wurden beſungen, aber nur Wenige haben den Haß beſprochen, und der iſt eben ſo reich, eben ſo ſtark. Es iſt eine teufliſche Wolluſt, aber doch eine Wolluſt, haſſen zu können, brennend den zu haſſen, welcher boshaft unſere beſten Gefühle, unſere unſchuldigſte Luſt mit Füßen tritt. Alle kennen den Haß; es iſt ein Infuſionsthier, welches im Blute des Menſchen lebt.

Naomi war gekränkt, und wie die Sylphide auf der Bühne bei der erſten ſinnlichen Umarmung die Pſycheflügel verliert und ſtirbt, ſo hatte bei ihr die erſte rohe Behandlung die Liebe getödtet. Dieſe war wie der Wein im Tantalusbecher; wenn er geſchüttelt wird, ſo daß ein Tropfen verloren geht, dann ſtrömt das Ganze aus, der Becher wird bis auf den Boden leer.

„Ich fühlte mich ſo hoch über alle Andern erhaben!“ dachte Naomi, „und bin zum Sohn des Zigeuners hinabgeſtiegen, deſſen Adel nur das falſche Naturſpiel in ſeinen Körperformen iſt. Jetzt iſt ſein Körper mir widerlich wie die Haut der Schnecke!“

„Du gleichſt mehr einem Manne, als einem Weibe!“ ſagte Joſephine.

„Darum werde ich wohl auch im Stande ſein, mir ſelbſt durch die Welt zu helfen,“ ſagte Naomi. „Ladislaus glaubt, ich ſei wie die andern Weiber, welche drei, vier Tage lang mit einem Herzen voll Haß herumgehen, ſpäter aber weich und verſöhnlich ſind. Ich will nicht! Wir haben ein Sprüchwort in Dänemark, das paßt in allen Ländern: ein Unglück kömmt niemals allein. Meinem Vater habe ich heute begegnet, er war es, mit dem wir in Kloſter-Neuburg ſprachen; ob er mich wohl gekannt hat? Ich habe immer den verlorenen Sohn verachtet, nicht weil er mit den Schweinen aß, ſondern weil er zurückkehrte; er muß gewußt haben, daß er einen ſchwachen Vater hatte. Eine Gnade, eine Wohlthat empfangen, heißt Löſegeld nehmen, um gekränkt zu werden. Ob die Welt wohl einen einzigen Wohlthäter aufzuweiſen vermag, der nicht, auf Grund ſeiner Wohlthat, den Empfänger verwundet oder verächtlich behandelt hätte? Lieber zu Grunde gehen! — Fort will ich. Ladislaus iſt mir ſo fremd, wie der Poſtillon, mit dem ich eine Station fuhr; meine Schwachheit für ihn war ein Traum, ein thörichter Traum im Poſtwagen.“

Die Polizei in Wien weiß von jedem Fremden Beſcheid, ſagte ja der Todtengräber in Joſephsdorf, und deshalb hatte er derſelben das Buch geſchickt, welches der Fremde vergeſſen hatte; noch vor Abend war dieſes in den Händen des Grafen. Die Polizei weiß mit jedem Fremden Beſcheid, deshalb erfuhr er auch vor Abend, daß ſich bei der Kunſtreitergeſellſchaft im Prater ein junger Landsmann befinde, welcher Chriſtian genannt werde; er wäre von feiner, faſt weiblicher Geſtalt und werde allgemein der kleine Jockey genannt, aber daß es ein Frauenzimmer ſei, davon ſprach die Polizei durchaus nicht. Der Graf wollte dieſen Abend der Vorſtellung beiwohnen.

Dieſe begann; Joſephine ſchwebte mit den wogenden Fahnen auf dem Rücken des Pferdes, Bajazzo mit ſeiner Urgroßmutter auf dem Rücken ſchlug im ſtärkſten Trabe ein Rad. Ladislaus zeigte ſich, als Grieche gekleidet, in reichem, dunkelrothem Atlas. Die hohe Mütze kleidete das ſtolze Antlitz herrlich. Die kohlſchwarzen Augen funkelten unter den langen, dunklen Augenbrauen und um die antikgeformten Lippen ſpielte ein höhniſches Lächeln, welches ihn beſonders charakteriſirte. Kein Gladiator in der Arena kann eine größere männliche Schönheit beſeſſen haben. Beifallsklatſchen erſcholl, es waren ihm gewohnte Töne, wie die Muſik, bei welcher er in der Bahn herumjagte. In ſeinen Gedanken lag das Gift, welches das Lächeln auf den Lippen andeutete. Er wußte, daß Naomi, die er beim Beginn der

Vorſtellung erblickt hatte, während derſelben abreiſen würde; er war davon unterrichtet, wußte, daß ſie einen Paß erhalten hatte, welcher zur Reiſe nach München lautete. Sie war das erſte Frauenzimmer, welches ihm ſo zu trotzen wagte. Gerächt mußte er werden; gepeinigt ſollte ſie werden, und das ließ ſich ſehr leicht ausführen. Sicher jagte ſie in dieſem Augenblick mit Extrapoſt oder als Reiter auf dem Wege nach Linz, aber die Diligence fuhr dieſen Abend deſſelben Weges, ein Platz wurde in dieſem Augenblick für ihn beſtellt; er mußte ſie einholen, ſie mußten ſich treffen, und wenn er auch bezweifelte, daß ſie ihn zurück begleitete, ſo war er doch im Stande, ihr bei der Begegnung höchſt unangenehme Scenen zu bereiten; ſie war ja ein Weib, und ihr Paß lautete auf einen Mann, das war ſchon genug; deshalb lächelte er noch kecker und ſprang hoch in die Luft auf dem fliegenden Pferde, welches ſeinen Reiter kannte, und das Beifallsklatſchen erſcholl von Neuem.

Der Graf ſaß dicht neben den Schranken und vergaß auf einen Augenblick die, welche ſeine Augen vergebens ſuchten; ſein Bravoruf miſchte ſich mit dem der Menge, als Ladislaus die Bahn verließ.

Am Schluß der Vorſtellung, als draußen die Laternen ſchon hell brannten, fuhr Ladislaus mit einem ſeiner Bedienten in dem kleinen Gig nach Wien hinein.

Im Poſthofe hielt die Diligence angeſpannt; man ſtieg ein. Einer der Reiſenden wollte nach Kloſter-Neuburg, ein anderer nach Salzburg, ein dritter nach Paris u. ſ. w. In der hinterſten Ecke ſaß ein junger Mann mit verbundenem Kopfe, die Mütze über die Ohren gezogen, er hatte Zahnweh und wollte nach München. Gerade demſelben gegenüber erhielt Ladislaus ſeinen Platz; ein Jeder arrangirte nun mit dem Gegenüberſitzenden ſeine Beine, um es ſich etwas bequemer zu machen. Es waren Naomi und Ladislaus welche das Schickſal hier zuſammenführte. Sie erkannte ihn, traute aber ihren Augen nicht; aber er ſprach, und ſie war davon überzeugt, daß er es war.

Sie hatte es für das Sicherſte gehalten, mit der Diligence zu reiſen, die ging ja ohne Aufenthalt raſch fort. Daß Ladislaus hier war verkündete nichts Gutes; ſie fühlte, daß er ihrethalben gekommen ſei. Wie ſollte das enden!

Der Poſtillon knallte mit der Peitſche, Abſchiedsgrüße ertönten, und der Wagen rollte über den Stephansplatz und durch die erleuchteten Straßen davon. Im Burgtheater, vor welchem ſie vorbeikamen, war das Schauſpiel beendet, die Leute ſtrömten heraus, jeder Paſſagier ſah hinaus, um Bekannte zu erblicken; Naomi bog das Haupt weiter zurück und wandte ſich nach innen gegen eine der Seiten, damit das Laternenlicht ihr Geſicht nicht beſcheinen möchte. Bald waren ſie durch die grüne Allee und in der Vorſtadt Mariahilf; Alle plauderten munter im Wagen, Naomi that, als ob ſie ſchon ſchlummere, aber bei Keinem war das Bewußtſein lebendiger. Sie überdachte ihre Stellung, und was ſie zu thun habe. Die Nacht über konnte ſie wohl im

Wagen zubringen und brauchte nicht auszuſteigen, ſie konnte ja ſchlafen; aber morgen, wenn der Tag anbräche, wenn ſie ſich in der Stadt St. Pölten beim Kaffeetiſche treffen würden, wie dann? Ladislaus ſprach zu ihr, ſie antwortete nicht. Ihr Körper bebte, er mußte es bemerken, denn ihre Beine ruhten ja feſt gegeneinander.

Sie waren ſchon eine Stunde gefahren, ſeitdem ſie Wien verlaſſen hatten, und befanden ſich in dem Orte Hütteldorf, welches wie Hietzing ein Sommeraufenthalt für die Wiener iſt, aber Hietzing liegt in der Nähe Wiens und dicht neben der kaiſerlichen Sommerreſidenz, hier iſt alſo eine Sommerhauptſtadt, Staub und Tumult; Hütteldorf iſt ländlicher, hat eine freiere Ausſicht nach den niedrigen, grünen Bergen; die Landhäuſer, welche einige Schritt tiefer als die Hauptſtraße mit der Façade gegen dieſe und die Berge liegen, ſind ganz idylliſch.

Vor dem Wirthshauſe machte die Diligence einen Augenblick Halt; einige der Herren ſtiegen aus, Naomi folgte dem Beiſpiele; ihr Beſchluß war gefaßt, raſch ging ſie in die erſte kleine Gaſſe hinein, welche in das Freie führte, und lief darauf was ſie konnte. Am Ende der Gaſſe lag zur Rechten ein kleines Landhaus; ſie verſteckte ſich im Graben außerhalb des Gartens; ihr Herz ſchlug. Sie lauſchte, ob Jemand käme.

Das Poſthorn ertönte, ſie hörte den Wagen fortrollen nud ſagte in ihrem Herzen wie Riquebourg's Frau, aber mit einer ganz anderen Betonung: „jetzt iſt er fort!“

Gleichzeitig erſcholl Geſpräch und Gelächter im nahen

Garten, Damen und Herren kamen durch die kleine Thür und gingen vorbei, es war eine muntere Geſellſchaft, und alle Namen, die ſie hörte, waren ihr bekannt. Frau von Weißenthurn, die geiſtreiche Dichterin, und der Schauſpieler Coſtenoble befanden ſich darunter.

„Grillparzer, Sie leſen morgen Ihre Sappho bei mir, nicht wahr?“ ſagte die Dame; und Alle ſprachen lebhaft und fröhlich.

„Gute Nacht! gute Nacht! ſchlaf wohl!“ erſcholl es vom andern Ende der Gaſſe „gute Nacht! gute Nacht!“ und einer der Herren kam zurück gewandert, wahrſcheinlich der Wirth, welcher die Andern begleitet hatte; er hatte einen Hund bei ſich, dieſer fuhr mit einem Male auf den Graben los, wo Naomi ſaß, ſpitzte die Ohren und fing an zu bellen. Der Mann näherte ſich.

„Wer iſt da?“ fragte er.

Naomi erhob ſich.

„Das iſt ein ſchlechtes Nachtlager!“ ſagte er, „der Thau iſt gefallen, Sie wollen doch hier nicht ſchlafen?“

„Verzeihen Sie!“ ſagte Naomi, „mit wem habe ich die Ehre zu ſprechen?“

Der Mann lächelte. „Ich bin Caſtelli,“ ſagte er, „und Du, mein Freund?“

„Caſtelli!“ wiederholte Naomi, „der Dichter?“

„Ja, der bin ich.“

„Ich habe Sie ſeit mehreren Jahren gekannt!“ ſagte ſie, „Ihre Gedichte haben mich ſehr erfreut. Als kleines Mädchen lernte ich ihr „Lob der Kleinen;“ in weiter Ferne haben Sie mich beſchäftigt, da träumte ich nicht, daß wir uns treffen, und ſo treffen würden!“

„Sie ſind kein Deutſcher,“ ſagte der Dichter, „ſoll ich nach ihrer weichen Ausſprache urtheilen, ſo müſſen Sie ein Däne ſein.“

„Das bin ich.“

„Dachte ich es mir doch! heute Abend war ein junger Arzt, ein Landsmann von Ihnen, bei mir.“

„Ich habe viel Zutrauen zu Ihnen,“ ſagte Naomi, „es iſt mir immer vorgekommen, als müſſe ein Dichter wärmer und beſſer als andere Menſchen fühlen.“

„Darin darf ich Ihnen nicht Recht geben, die meiſten Dichter haben nur den Vorzug vor andern Menſchen, daß ſie beſſer anwenden, beſſer ausſprechen können, was ſie fühlen und denken.“ Er öffnete die Gitterthür und ſie traten in den kleinen Blumengarten ein.

„Der Zufall führt mich zu Ihnen,“ ſagte ſie, „Sie müſſen mir rathen, Sie müſſen mir helfen!“ und ſie erzählte ihm, daß ſie ein Frauenzimmer ſei, ſie ſagte ihm, daß ſie eine Dänin wäre und ein ruhiges und ſorgenfreies Leben verlaſſen habe, um hier ſelbſt in ihren geringſten Hoffnungen getäuſcht zu werden. Dann theilte ſie ihm ihre letzten Erlebniſſe mit.

Der gutmüthige, vortreffliche Mann fühlte ſich, wie es wohl ein Jeder ſein würde, etwas in Verlegenheit geſetzt durch dieſe Vertraulichkeit; was ſollte er von einem ſolchen Frauenzimmer denken? Der däniſche Geſandte, meinte er, müſſe derjenige ſein, an welchen ſie ſich am beſten und ſicherſten wenden könnte. Indeſſen war es ſpät in der Nacht, ſie war ſo hübſch, ſie war verlaſſen, und ihre Lippen athmeten Beredſamkeit. Der Dichter rief ſeine Haushälterin herein und Naemi wurde nach dem kleinen Gaſtzimmer geführt, welches nach der Seite der Berge hinaus liegt.

In der ſtillen Nacht öffnete ſie das Fenſter; der abnehmende Mond ſtand niedrig am Horizont; bevor ſein Horn völlig verſchwand, mußte ein wichtiger Schritt gethan ſein. Träumend ſtarrte ſie in die klare Luft, aber der Gedanke war wirkſam, ſie entwarf Pläne für den folgenden Tag.

III.

Leb' wohl! — Du ſchlingſt den Arm um meinen?
Du hältſt mich feſt, — ich ſoll nicht gehn?

Caſtelli.

Kennſt du das Land, wo die Citronen blüh'n?
— Dahin! —

Goethe.

Am nächſten Morgen, als Naemi zum Theetiſche hinunter kam, reichte der Dichter ihr freundlich die Hand, der Hund wedelte mit dem Schweife und ſie ſtreichelte ihn. Des Hundes Gebell am vorigen Abend war ja doch die Introduction zur Bekanntſchaft geweſen.

„Das iſt ein treues, mir ergebenes Thier,“ ſagte der Dichter, „ſtirbt es vor mir, ſo wird es mich betrüben.“

Da rollte ein Cabriolet durch die Gaſſe und hielt vor dem Eingange des Hauſes an. Ein Morgenbeſuch. Es war junger Arzt, Naomi's Landsmann, von dem Caſtelli geſprochen hatte; ein Fremder begleitete ihn, auch ein Däne. Es war der Graf, welchen Naomi ihren Vater nannte.

Der Arzt beſaß, was im Auslande viele Dänen charakteriſirt, viel Empfänglichkeit für alles Neue, vereint mit einer lebendigen Liebe zur Heimath, und dieſe erzeugte eine gewaltige Portion Heimweh. Beſonders zeigte er eine große Luſt, Vergleiche anzuſtellen, und wo giebt es hierzu mehr Gelegenheit, als in Wien! Die Bewohner hier haben viel, ſowohl im Guten wie im Kleinlichen, mit den Kopenhagenern gemein, nur daß die Wiener eine größere Lebendigkeit beſitzen. Der Prater mit ſeinen Schaukeln und Kunſtſtücken wurde zu unſerm Thiergarten. Das Schloß Schönbrunn war ja leibhaftig unſer Frederiksberg. Die Stephanskirche mit ihrem hohen Thurm war freilich etwas Eigenthümliches, aber dagegen erinnerte er ſich des Erlöſerthurmes, das war doch auch ein eigenthümliches Bauwerk, meinte er, da könne man auf der Wendeltreppe mit dem vergoldeten Geländer außerhalb des Thurmes bis zur äußerſten Spitze deſſelben hinaufgehen, wo der kupferne Mann mit der wehenden Fahne ſteht, und hätte man vom Stephansthurm die Ausſicht nach den ungariſchen Bergen, ſo wäre ſie nicht minder prächtig vom Erlöſerthurme, wo man über den Sund hin die ſchwediſchen Küſten erblicke. Von allen fremden Städten, die er kannte, gefiel ihm Wien am beſten, hier fand er es ſo heimiſch. Jäger's und Sennenleitner's Häuſer*) verſetzten ihn ganz in das däniſche Familienleben zurück, aber wie oft war nicht gerade dadurch ein wehmüthiges Gefühl bei ihm erweckt werden; er war ja ſo weit von ſeiner jungen Frau und ſeiner liebenswürdigen kleinen Tochter entfernt. Es traf ſich nicht ſelten, daß, wenn er in den Straßen Wiens Jemanden mit einem kleinen Mädchen im Alter ſeiner Tochter begegnete, er nahe daran war, daß ihm Thränen in die Augen traten, Das war gerade an dieſem Morgen der Fall geweſen, als ſie beim Schlagbaume hielten, wo ein junges Mädchen mit ihrer kleinen Schweſter eine Ziege hütete, welche hier graſete und gemelken wurde, wenn ein Spaziergänger einen Labetrunk kaufen wollte. Der Graf erzählte ſcherzend von der Sentimentalität des jungen Mannes, wie er es nannte.

„Sie wiſſen nicht, was es heißt, Kinder haben,“ ſagte der Arzt, „beſäßen Sie eine Tochter, wie ich, ſo würden Sie ſich gewiß eben ſo benehmen. Eine ganz neue Welt würde für Sie aufgehen. Es liegt eine Glückſeligkeit für uns im Lächeln des Kindes. Sie ſollten ſehen, wie es die kleinen Händchen ausſtreckt, Sie ſollten das erſte Geplauder vernehmen! O, ich möchte Ihnen eine kleine Tochter gleich der meinigen wünſchen.“

Der Graf heftete ſeinen Blick ſonderbar auf Naemi.

„Ich hatte eine,“ ſagte er, „ſie iſt todt!“ Er wurde ſtumm und der Arzt verwirrt, es war nicht ſeine Abſicht geweſen, ihn zu verwunden.

---

*) Zwei Häuſer in Wien, wo die Dänen immer eine freundliche Aufnahme gefunden haben.

Das Geſpräch wendete ſich jetzt dem kurzen Aufenthalt des Herrn Grafen in Wien und ſeiner bevorſtehenden Reiſe nach Italien zu, von wo er ſpäter den Rückweg über Frankreich nehmen wollte.

Der Dichter begleitete ſie in ſeinen Garten hinaus, Naomi ging nicht mit; nichts war natürlicher, als daß er ihren Landsleuten anvertraute, was er gehört hatte, und wie er ſelbſt in dieſes Abenteuer gerathen war. Der Arzt lachte, der Graf war ernſt und nachdenkend.

Sie ſpazierten außerhalb des Gartens auf der grünen Ebene, welche ſich bis an die Berge erſtreckt; ein kleiner Fußſteig lief längs der Gärten hin; die Wegebreitblätter deuteten an, daß derſelbe nicht gerade erſt in den letzten Jahren entſtanden ſei.

Auf dieſem Steige gingen der Graf und Naomi, nur eine halbe Stunde ſpäter, allein und ſie unterhielten ſich in der Sprache der Heimath; die Sperlinge zwitſcherten luſtig dazu, die Blumen dufteten, als wäre Alles Friede und Freude; die Schnecken badeten ſich im warmen Sonnenſchein.

„Naomi!“ ſagte der Graf. „Wie haſt Du Dich ſo vergeſſen, mir Schande und Dir Schmach bereiten können?“

„Schon meine Geburt weihte mich dazu,“ erwiderte ſie. „Getadelt kann ich werden, aber es ſpricht eben ſo viel zu meiner Vertheidigung, im Fall es einer ſolchen bedarf. Mein Daſein iſt eine Jugendſünde, und wie die Saat iſt, ſo wird die Frucht!“

„Was wird aus Deiner Zukunft werden?“ fragte er.

„Das, was ſie für Tauſende iſt!“ erwiderte ſie, „ein Daſein, welches nicht des Lebens werth iſt; aber ich habe doch gelebt, wenn es auch nur Tage waren! Ich habe mich frei gefühlt und das ſelbſt da, wo man mich am Tiefſten verwundete. Nur in dieſem Augenblick hat Ihr Auge eine Macht über mich, welche meinen Willen feſſelt. Die Welt hält mich nicht für Ihre Tochter, Sie glauben ja auch ſelbſt nicht, daß ich es bin! Ja, ich bin nur eine Fremde, der Sie Gutes gethan haben, und ſo können Sie fordern, daß ich Ihnen gehorſam ſein ſoll; aber ich bin es nicht geweſen, und Sie geben mich auf. Unſere Wege trennen ſich. Jeder Fehltritt, jede Sünde trägt die Strafe in ſich ſelbſt, laſſen Sie mich alſo die meinige erleiden. Nur eine einzige Wohlthat bitte ich Sie den früheren noch hinzuzufügen, und dieſe iſt: daß Sie mich nicht kennen.“

Sie waren unter einem Baume ſtehen geblieben, die Stimme des Arztes rief ſie zurück.

„Um das Urtheil der Welt kümmere ich mich nicht,“ ſagte Naomi, „aber um das Ihre; ja, vor Ihnen möchte ich gern ſo ſtehen, wie vor meinem eigenen Gewiſſen!“

„Man kömmt,“ ſagte der Graf, indem ſich der Dichter und der Arzt näherten.

„Wir waren uneinig!“ rief Naomi mit lachendem Antlitz aus, „der Herr Graf nennt die kleine bleiche Blume ein Veilchen, ich nenne ſie Stiefmütterchen!“ ſie zeigte auf eine ſolche, die dicht daneben wuchs.

„Im Garten,“ ſagte Caſtelli, „kann ſie eine ſeltene Schönheit erlangen. Ich weiß übrigens nicht, woher ſie ihren Namen erhalten haben mag, ſie iſt durchaus nicht ſtiefmütterlich behandelt.“

„Sie drückt das aus, wie ſie genannt wird,“ ſagte Naomi und pflückte die Blume. „Sehen Sie, hier ſind fünf Blätter, die beiden unterſten ſtellen die Stiefkinder vor, ſie ſitzen beide auf einem Stuhl.“ Sie zeigte auf das Grüne, welches die Blätter hält. „Die beiden an jeder Seite ſind die eigenen Kinder der Mutter, die haben jedes ſeinen Stuhl, um darauf zu ſitzen, und dieſes große Blatt oben iſt die Stifemutter ſelbſt: ſie ſitzt auf zwei Stühlen,“ und Naomi zeigte es an der Blume.

„Das iſt eine ſinnreiche Erklärung,“ ſagte der Dichter und lächelte, „die habe ich früher nie gehört.“

„So erklärt man es in Dänemark,“ ſagte der Arzt. „Uebrigens iſt es ſonderbar, daß es immer die Stiefmutter iſt, welche für ſo böſe angeſehen wird, man hört dergleichen nie von Stiefvätern.“

„Deren Fehler iſt vielleicht Schwache,“ ſagte der Graf.

Ob wir ihm eine ſolche vorwerfen könnten, wird auf unſerer eigenen Lebensanſicht beruhen, indem wir einen Sprung aus dem Garten des Dichters weiter gegen Süden hinab, zwiſchen die Berge Tyrols thun, wo die jungen Burſchen des Landes mit Blumen auf den Hüten in der friſchen Morgenluft jodelten und von Hofer ſangen, wie die Schweizer von Tell und Winkelried ſingen.

Noch ſind nicht fünf Tage verſchwunden, ſeitdem wir des Grafen und Naomi's Zuſammentreffen ſahen, ihr Geſpräch vernahmen und von böſen Stiefmüttern und guten Stiefvätern hörten; die Wirklichkeit zeigt uns einen verzeihenden Stiefvater.

Der leichte Reiſewagen rollt die Landſtraße entlang, Fahrende und Gehende kommen vorbei, ſie begegnen ſich zum erſten und einzigen Mal auf dieſer Erde, und doch ſchließt der Graf ſeine Augen, um zu ſchlummern. An ſeiner Seite ſitzt eine junge Dame in weiblicher Reiſekleidung; die Karte von Italien liegt auf ihrem Schooße und „Mariane Starke“, die bekannte Führerin für Reiſende in Italien, hat an ihrer Seite Platz. Tief unter dem Wege ſchäumt ein brauſender Fluß, die Wolken hängen wie Flocken um den hohen Berggipfel, die Dame blickt in die wilde Gegend hinaus und wir erkennen Naomi. Ihre Gedanken träumen von Italien, deshalb genießt ſie die Gegenwart weniger; ſie fliegen zur „Fata Morgana“ der Wirklichkeit, nach Italien, der heiligen Halle der Kunſt. Die Alpen bilden deren Portal, der Adler wird zum Sperling, welcher in dem Karnieße baut; die Pinien erheben ihre ſchlanken Säulen mit ewig grünen Capitälen. Hier iſt die Heimath der Melodie, hier blühen Roſen zur Winterzeit. Die Erde unter deinem Fuße iſt durch das Blut Edler, durch Männer von den Tempeln der Vorzeit geheiligt. Der Stein wird Geiſt und Fleiſch, ein Schönheitsbild, welches deine Gedanken berauſcht. Das Meer iſt blau wie das Blau der Kornblume, durchſichtig wie die Tropfen der Quelle. Houris, ſchöner als in Mohameds Paradies, lächeln dich an. Das Land der Töne, die Heimath der Farben: Italien! —

„Dorthin!“ ſang der Dichter Mignons, und Tauſende von Herzen wiederholen als klagendes Echo die bitterſüße Sehnſucht, die nie erfüllt wird!

IV.

Die Natur war nicht dem Aermſten geneigt,
Eine Amme nur, hart, zum Grämen;
Eure Gnaden machen es gut vielleicht,
Wenn Sie die Natur beſchämen.

Karl Bagger.

In der franzöſiſchen Literatur findet man eine geniale Abhandlung über „les mansardes“, worin der Verfaſſer ſagt, daß, eben ſo wie der Geiſt und die Genialität ihren Sitz am höchſten im Menſchen, nämlich im Kopfe haben, ebenſo dies auch mit den Schriftſtellern und Künſtlern in Paris der Fall ſei: ſie wohnen in Dachkammern. Scribe hat uns ein Vaudeville über das Künſtlerleben in Paris geliefert und daſſelbe la mansarde des artistes genannt. In allen großen Städten, wie in Paris, iſt es das Loos des Künſtlers, nur hinſichtlich der Wohnung hochgeſtellt zu werden.

So war Chriſtian in Kopenhagen in der fünften Etage in einem kleinen Giebel nach dem Hofe hinaus bei der Wittwe untergebracht, bei welcher er mit Lucie und deren Mutter im vorhergehenden Jahre während der Tage gewohnt hatte, wo ſie ſich hier aufhielten. Die Ausſicht erſtreckte ſich über die Schornſteine und Dächer nach dem hohen Kirchthurme, auf welchem der Wächter herumging. Hatten die reicheren Leute, ſo in der Beletage und im Parterre wohnten, die ganze muntere Straße vor ſich, ſo hatte er dafür den großen Himmelsraum, an welchem an heiteren Abenden die Sterne angezündet wurden.

Was ſein Zimmer betrifft, ſo war dieſes weit kleiner als dasjenige, welches er bei Herrn Knepus bewohnt hatte; es bildete eigentlich mit der Decke ein Dreieck, denn von der Thür, zu der man hereinkam, ging das Dach ſchräg hinab mit einem einzigen hervorſpringenden Fenſter; das Bett ſtand in einer Art von Alkoven, im Dache gerade gegenüber war ein Fenſter, durch welches er Nachts Mond und Sterne erblicken konnte.

Mit dankbarem Herzen pries er den lieben Gott für das ſeltene Glück. Er hatte an vier Orten Muſikunterricht zu geben, und an zweien derſelben erhielt er drei Groſchen für die Stunde; an den beiden andern, wo der Unterricht in zwei Stunden wöchentlich beſtand, erhielt er an vier Tagen Mittagseſſen, alſo brauchte er nur an drei Tagen von Butterbrod zu leben. Aber jetzt mußte er ordentlich ausſehen, und deshalb bürſtete und nähete er ſein Zeug ſelbſt; kam ein weißer Faden zum Vorſchein, ſo wurde derſelbe ſogleich mit Tinte gefärbt; die Stiefeln wurden zuſammengenäht; daß die Sohlen durchlöchert waren, machte nichts aus, wenn nur das Oberleder ganz ausſah. Die Bewegungen waren etwas linkiſch, und ſie wurden es noch mehr, denn bald gab es ein kleines Loch, welches verdeckt werden mußte, bald fiel es ihm wieder ein, daß der Rock keine dreiſten Armbewegungen vertrüge; er ließ es lieber als einen Mangel an ſeiner Perſönlichkeit erſcheinen, wenn man nur nicht ſeine Armuth bemerkte. Daß es drei Tage in der Woche gäbe, an denen er kein Mittagsbrot erhielt, verbarg er vor ſeiner Wirthin und that, als ginge er zum Eſſen aus, aber dann wanderte er entweder außerhalb des Caſtelles an der See entlang und verzehrte ſein Brot, oder er ſaß im Königs-Garten und betrachtete mit Ammen und Kindern das unſchuldige Waſſer des Springbrunnens.

Beim Kriegsrathe, der einſt mit Peter Wik nach Kopenhagen ſegelte, ſpeiſte er am Freitage und am Sonntage. Das war ein vornehmes Haus, aber am vornehmſten war der älteſte Sohn, der Student, welcher durch ſeine guten Kleider ein hübſcher Jüngling war und durch ſeine kleinen Geſellſchaften eine Art Anſehen bei ſeinen Kameraden gewann. Nie ſprach er mit Chriſtian; nie grüßte er ihn, wenn er kam oder ging. Die Mutter ſprach von ſeiner Tugend, und die Nähjungfer erröthete über dieſelbe. Waren einmal Fremde da, dann wurde es Chriſtian abgeſagt. Es konnte ihn ja nicht erfreuen, unter Leute zu kommen, die er nicht kannte. Er hätte auch ſeinen Rock nicht ſo bürſten können, daß er hübſch genug für die übrige Geſellſchaft geworden wäre.

Dienſtag und Donnerſtag ſpeiſte er beim Lakai, dem königlichen Lakai, eine Bekanntſchaft, die ihn, wie er hoffte, zu Glück und Ehre führen würde; denn der Mann konnte bei den großen Herren für ihn ſprechen, etwas, worauf die

Frau des Lakais fortwährend hinwies. Ihr Mann konnte aus- und eingehen, wo Kriegsleute und weit vornehmere Perſonen draußen ſtehen und warten mußten. Sie ſagte auch nie, daß er Lakai ſei, nein, er war „um die hohen Herrſchaften.“

Chriſtian lehrte ihre kleine Tochter ſpielen; ſie hatte von jeder der königlichen Perſonen einen Namen erhalten und war Maria Caroline Wilhelmine Charlotte Amalie Juliane Friederike getauft; für den täglichen Gebrauch hieß ſie Mike, eine Abkürzung der Namen: Maria Friederike.

Heimiſch fand er es nur in ſeiner kleinen, engen Kammer, obgleich es hier kalt war, als der Winter kam. Torf und Holz kaufte er ſchillingweiſe, und es froren große Eisblumen an den Scheiben. Auch beſaß er nicht alle Abende die Mittel zu einem Talglichte, aber im Dunkeln phantaſirt ſich's ja gut auf der Geige.

„Da ſteht eine Jungfrau für Sie an der Fenſterſcheibe!“ ſagte das Mädchen, welches aufräumte, und zeigte auf die Eisbilder am Glaſe; die Wirthin ſchüttelte mit dem Kopfe; gerade ſo eine Jungfrau war vor ſieben Jahren an die Scheibe gefroren, wo ihr Mann ſaß und Stiefeln nähete. Da hatte er geſagt: ſiehſt Du, Mutter, welch eine ſchöne Jungfrau da ſteht und mir winkt; und zwei Monate darauf lag er in ſeinem Grabe; das war die kalte Todesjungfrau, die ihn holte; doch hier konnte es doch nicht daſſelbe bedeuten, da Chriſtian ein ganz junger Mann war. Aber er mußte daran denken, und mitten unter dem Mangel des Augenblicks und einer Zukunft ohne Hoffnung wurde die

Lebensluſt geweckt: er ergriff die Geige, und Hunger und Kälte wurden bei den ſanften Melodien vergeſſen.

An manchem einſamen Abend waren die Töne ſein Abendbrot, bis die Kälte den Fingern ſich zu rühren verbot. Seele und Genialität lag in dieſen Phantaſien, aber Niemand hörte ſie; das Glück, das allein erforderliche Glück wollte nicht ſo viele Treppen hinauf ſteigen, um das Genie in der Dachkammer aufzuſuchen.

Mendelsſohn-Bartholdy hat uns einige muſikaliſche Compoſitionen unter dem Titel: „Lieder ohne Worte“ geliefert; jede verwandte Bruſt wird in ihrer Seele den Text zu dieſen auffaſſen. Chriſtians Geigenſpiel könnten wir auch Worte unterlegen; möchte es doch in dem Saale der Mächtigen gehört werden, möchte doch in jedem Jahrhundert ein wahres Talent vor Entbehrung und Mangel geſchützt werden! Du Mächtiger, Du begreifſt die Werke des Malers und des Bildhauers, denn dieſe ſchmücken Deine Säle, aber die Schöpfungen des Dichters, die Tonwerke ſind Dir noch ein Spiel; die reichſten Tapeten des Geiſtes, die weder Motten noch Roſt zerfreſſen können, begreifſt Du nicht recht, ein Jahrhundert muß Dir erſt von ihrer Göttlichkeit erzählt haben. Laß das wahre Talent nicht irdiſch zu Grunde gehen! — Die Worte werden gehört, — ja, in derſelben Weiſe, wie Chriſtians Geigenſpiel es wurde.

Im Hauſe des Lakaien herrſchte die Eleganz, das heißt: ſie ſprach ſich in Möbeln aus; da war eine brillante Bücherſammlung, alle Bücher waren in Saffian mit Goldſchnitt gebunden; nahm man ſie aber heraus, ſo waren es mehrere Jahrgänge des Anzeigers, die ſo eingebunden waren.

Die Frau las gern, ſie war deshalb in einer Leihbibliothek abonnirt, wo ſie zwei Bücher auf einmal bekam, immer eine gräuliche Räubergeſchichte, um bei Tage darin zu leſen, und eine Liebesgeſchichte für den Abend. Sie ſpielte in einer deutſch-dramatiſchen Geſellſchaft Komödie, denn ſie war deutſch eingeſegnet worden.

Uebrigens erkannte ſie Chriſtians Talent an, jeder Künſtler hat, ebenſo wie Goethe, ſeine Bettina, aber ſie ſchreiben nicht alle; ſie war diejenige, welche ihn am meiſten bewunderte, oder richtiger die Einzige, die ihr Lob ausſprach. Hatte ſie Geſellſchaft, ſo wurde er immer eingeladen, das heißt mit der Geige, und er ſpielte ihnen vor und mußte ſie dann bis ſpät in die Nacht nach Hauſe begleiten, ein Frohndienſt, welcher bei uns noch nicht ganz abgeſchafft iſt. Oft, wenn er etwas wehmüthig war, verſicherte ſie ihm: „o, Sie ſind ja ein glücklicher Menſch, hier giebt es Tauſende von Armen, die es weit ſchlimmer haben!“

Von einer großen Anzahl der Recenſenten wird ſehr bezeichnend geſagt, daß ſie „ein Buch durchkauen, um zu fühlen, ob einige kleine Steine unter den Zähnen knirſchen!“ Dieſes Durchkauen war dem Kriegsrath zu einer Nothwendigkeit geworden; doch da der Magen, nicht aber das Herz ſchlecht war, ſo theilte er die Bücher in zwei Portionen, die, welche bei mildem Wetter durchgekaut werden ſollten, wo er dann liebreich geſtimmt war, und die, welche bei ſchlechtem Wetter vorgenommen werden ſollten. Kränkender Perſonlichkeiten machte er ſich nie ſchuldig. Der Kriegsrath ärgerte ſich und viele Andere; ſie dachten nicht daran, daß, wenn wir Alle in der andern Welt recenſirt, unſere Druckfehler dann corrigirt werden und die unrichtige Leſeart verbeſſert wird, wir Hand in Hand ſtehen und ſicher über den gemeinſchaftlichen Eifer in den Knabenjahren des Erdenlebens lächeln werden. Eine Kritik iſt die Meinung eines Einzelnen, welche oft nur zeigt, ob der Beurtheilende über oder unter dem ſteht, den er beurtheilt.

Der Kriegsrath erwies Chriſtian Wohlwollen und deshalb hatte ihn dieſer lieb; durch den Einfluß des Kriegsrathes wurde er, wie es hieß, damit beehrt, daß er ſich in der dramatiſchen Geſellſchaft, wo der Kriegsrath einer der Directoren war, eines Abends zwiſchen den Acten auf der Geige hören laſſen ſollte. Es würde ein großer, ein entſcheidender Schritt für Chriſtians Glück ſein; er hoffte dadurch bei Vielen Intereſſe zu gewinnen.

„Ich habe bei meinen Mitdirectoren für Sie geſprochen,“ ſagte der Kriegsrath, „ſie ſind alle dafür geſtimmt, ſelbſt der Regiſſeur, und der hat ebenſo viel zu ſagen, als ein Director.“

Man ſtieg eine ſchmutzige Hintertreppe bis zum vierten Stockwerk hinan, wo Thaliens Tempel ſtand, in welchem die Spieler ausſahen, als ſtänden ſie auf einem Präſentirbrete. Hier war gerade Probe, mithin große Uneinigkeit. Der Liebhaber drohte ſogleich davonzugehen, wenn er nicht zuſetzen dürfe, wo er nicht memoriren könnte. Das, was er ſage, ſei ebenſo gut, als das, was im Buche ſtände, und er meinte, daß es ihm ebenſo gut freiſtehe, Zuſätze zu machen, als dem Kriegsrath. Die dreißigjährige Dame, welche die Großmutter ſpielen ſollte, wollte ſich nicht älter malen laſſen; ſie ſähe gewiß alt genug aus, meinte ſie ſchnippiſch, was aber natürlich nicht ihre Meinung war. Alles war Streit und Verwirrung.

Endlich erſchien der Freitag Abend; Chriſtian erhielt ſchwarze Kleider geliehen, und ſeine Wirthin brannte ihm die Haare mit der Feuerzange. Seine Wangen glühten, ſein Herz ſchlug Schlag auf Schlag, als der Vorhang aufrollte und das ganze größtentheils ſpießbürgerliche Publicum ihn anſtarrte.

Er ſpielte gut, und die Directoren nahmen ihn hinter den Couliſſen in Empfang, drückten ihm die Hände und lobten ihn. Ein Barbiergeſelle, welcher ſelbſt die Geige ſpielte, und ein Lotteriecollecteur, welcher die Pauken ſchlug, kamen herbei geſtürzt und dankten, ja ſie erhoben ihn für ſeine Flageolettöne und ſeinen Bogenſtrich in der Applicatur bis in den ſiebenten Himmel.

„Mein Glück iſt gemacht!“ dachte er; „dieſen Abend werden gewiß Alle nur von mir ſprechen, nur an mich denken.“ Jeder der Spielenden, bis zum Trabanten herab, welcher nur die eine Replik: „zurück!“ zu ſagen hatte, war im gleichen ſüßen Traum von ſich ſelbſt befangen. Um halb zwölf Uhr war die Vorſtellung erſt vorbei, und nur in dieſer Beziehung kann man von dieſen Freuden ſagen, daß ſie lange dauern.

Chriſtian konnte nicht ſchlafen, als er nach Hauſe kam;

er blickte in die ſternhelle Nacht hinaus, dachte an ſein Glück, an Luzie und Peter Wik, an warme Sommertage, auch an Naomi.

Jeder Brief, den er nach der Heimath ſchrieb, athmete nur Freude und Jugendmuth, jede Hoffnung ſprach ſich lebendig darin aus. Seine Mutter ſchöpfte daraus ſchon die Idee, daß ſein halbes Glück gemacht ſei, er beſuchte ja große Häuſer und hatte auf einem Theater die Geige geſpielt. Bei ihrer Armuth erblickte ſie darin ein glänzendes Leben. Sie kannte ſein gutes Herz, und als nun der liebe Gott ihr kleines Kind zu ſich nahm, ſetzte ſie ſich als blinder Paſſagier beim Poſtillon mit auf und wollte, obgleich etwas kränklich, im Winter nach Kopenhagen, um da bei ihrem Chriſtian, von deſſen Glück ſie Nachbarn und Freunden erzählt hatte, zu wohnen.

Es ſollte eine Ueberraſchung ſein, daß ſie zu dem lieben Knaben kam, und das war es auch.

Da ſaßen nun Mutter und Sohn in der kleinen, ſchrägen Dachkammer. Der Schnee trieb gegen die Fenſterſcheiben und die Wirthin ſah mürriſch aus.

„Es geht Dir gut!“ ſagte Marie. „Mir geht es ſchlecht, aber Du biſt eine gute Seele, ich danke dem lieben Gott für Dich!“

Sie ſchlummerte auf ſeinem Bette, und Chriſtian weinte neben den gefrorenen Fenſterſcheiben und betete: „Du Gott der Gnade, erbarme Dich unſer!“

V.

Prächtiger, als wir in unſerm Norden,
Wohnt der Bettler an der Engelspforten,
Denn er ſieht das ewig einz'ge Rom.

Schiller.

Es war ſo unheimlich, ſo kalt in der engen Dachkammer, wo die Mutter ſchlummerte und der Sohn litt; deshalb wollen wir dieſen Ort fliehen. Fort von der kalten Luft, von den tiefen Seufzern fliegen wir zu großen, prächtigen Sälen, in dem warmen Süden, ſuchen Naomi, und wir ſind in Rom, der Stadt der Erinnerungen, „dem Coloſſeum der Welt.“ *)

Die milde Luft weht uns entgegen, die Lampe brennt vor dem Madonnenbilde, wo die hübſchen Kinder knieen und mit den ſanften Stimmen des Südens ihr Abendlied ſingen. Lichter glänzen durch die bunten Fenſter, innerhalb welcher die Meſſe geleſen wird und wo Verliebte ſich treffen. Der Bauer und der Bettler wickeln ſich in ihre Mäntel und ſuchen ſich ein Lager auf den breiten Treppen. Die vermummte Proceſſion mit den brennenden Kerzen ſchreitet durch die engen, gekrümmten Straßen. Auf der **piazza di Venezia** brennen Fackeln, welche mit großen Nägeln an die Mauer befeſtigt ſind, päpſtliche Soldaten ſtehen draußen Schildwache. Es iſt ein Ball bei der Herzogin Torlonia. Der größte Theil der Eingeladenen ſind Fremde von jenſeits der Berge. Die Colonnaden ſind blendend erleuchtet, Büſten und Statuen ſcheinen durch den beweglichen Fackelſchein belebt zu ſein; die Haupttreppe iſt mit blühenden Bäumen und bunten Teppichen geſchmückt; die Bildergalerie ſelbſt dient zur Promenade. In den beiden größten Sälen wird auf dem ſpiegelglatten, glänzenden Fußboden getanzt; die Seitenzimmer enthalten die Spieltiſche und dienen zur Converſation. Kupferſtiche, engliſche und franzöſiſche Zeitungen findet man im Leſecabinet. Wir treten in den größten Tanzſaal, rings umher ſtrahlen Lichter aus prächtigen Candelabern, ſechszehn Kronleuchter hängen an der Decke. In der großen Niſche vor uns ſteht der coloſſale Herkules, der in ſeinem wilden Schmerz Lykos beim Fuß und bei den Haaren ergriffen hat, um ihn gegen den Felſen zu ſchleudern, ein ſeltſamer Contraſt zu den ſanften Tanzmelodien und der frohen Jugend rings herum.

---

*) Nicander.

Der Graf ſtand im Geſpräch mit einem Italiener von hübſchem Aeußern, beſonders hatte deſſen Antlitz höchſt edle Formen; es war der Bildhauer Canova, Italiens Stolz. Er zeigte auf Naomi, welche mit einem jungen, franzöſiſchen Offizier vorbeiſchwebte.

„Eine ſeltene Schönheit!“ ſagte er, „ein völlig römiſches Auge! und doch höre ich, daß ſie aus dem Norden iſt.“

„Sie iſt meine Adoptivtochter,“ ſagte der Graf, „und der junge Offizier, mit dem ſie tanzt, iſt ein Sohn des Marquis Rebard, aus einem der glänzendſten Häuſer in Paris; er iſt ein junger Mann von Geiſt und Talent: ich habe ihn ſeit ſeinem ſechszehnten Jahre gekannt.“

Naomi, lebensfroh und in aller ihrer Jugendpracht, ſchien die jüngere Schweſter von Titians Flora oder eine Tochter von Raphaels Fornarina zu ſein, etwas Verwandtes hatte ſie mit dieſen beiden Portraits. Ihr runder, weißer Arm ruhte auf der Schulter des jungen Marquis. Er war groß und ſchlank, mit einem Blick voller Geiſt und Leben, und kaum mehr als dreiundzwanzig Jahr alt. Lebensgenüſſe hatten zwar ſeine Geſichtsfarbe gebleicht, aber die Leidenſchaft im Auge erhöht. Er führte Naomi nach dem prächtigen Divan und brachte ihr Erfriſchungen.

Im Norden, wo jetzt der Schnee fiel, träumte Chriſtian in der ärmlichen Dachkammer von Naomi; ſie ſaß bei ihm auf der Bettſtelle und ſchlang ihre Arme um ſeinen Hals und küßte ihn auf die Stirn. Im Prater träumte Ladislaus in der Breterbude, die Reitpeitſche hing am Bette; auch er träumte von ihr und lachte höhniſch in ſeinen Träumen. In der frohen Wirklichkeit hatte ſie Beide vergeſſen.

„Man glaubt noch in Paris zu ſein,“ ſagte der Marquis. „Das Ganze hier erinnert mich an unſere Salons. Will man dagegen in Rom ſelbſt eine Idee von den Feſten der alten Römer, von ihren muntern Bacchanalien innerhalb der vier Wände haben, ſo muß man an den Gelagen der jungen Künſtler Theil nehmen. Sie trinken mit Epheukränzen um das Haupt und kühlen die Stirn mit friſchen Roſen. Von den vielen Künſtlern, welche ſich hier befinden, machen die Deutſchen den größten Theil aus, und deshalb hat dieſe Munterkeit am meiſten das Gepräge der Deutſchheit. Die Franzoſen, Engländer und Dänen ſchließen ſich einzeln an: als Künſtler ſind ſie ja eine einzige große Nation, die des Geiſtes. Bei meinem erſten kurzen Aufenthalt hier, oder richtiger bei meiner erſten Durchreiſe, nahm ich an ihrem Cervaro, einer Art modernem Bacchanale in der Campagna, Theil. Die meiſten verkleiden ſich und zwar auf die wunderlichſte Art und reiten ſo auf Pferden oder Eſeln am frühen Morgen aus der porta maggiore. Wir ſtellten Zoroaſter von Löwen gezogen dar, dies waren ein Paar alte Eſel, wohl ausſtaffirt mit pappenen Masken und wollenen Ueberzügen; Don Quixote und Sancho Panſa nahmen ſich gut im Gefolge aus. Es war ein ganzer Carnevalszug, mit Spießen und hölzernen Säbeln wohl bewaffnet; Lieder in der Sprache aller Nationen ertönten in der friſchen Luft. Draußen bei den Höhlen, wo wir Halt machten, ſtand der dreiköpfige Cerberus. Kleine Kobolde tanzten auf den grünen Hügeln; Piſtolen knallten und Freudenfeuer brannten; die Eſel warfen manchen Reiter ab: da lag der chineſiſche Tſchang-Tſching-Tſchu an der Seite Ihrer Majeſtät der Königin von Saba. Die Wettrennen vergeſſe ich nie, jeder zweite Jockey war leibhaftig der ſelige Magiſter Syntax.“

„Sind auch Damen dabei?“ fragte Naemi.

„Ja, von allen Nationen!“ erwiderte er, „ich erblickte ſowohl eingeborne wie fremde. Dagegen in den Oſterien, wo die Künſtler ſich jeden Abend verſammeln, ſieht man keine Damen. Da herrſcht auch ein ſolcher Tabaksrauch, daß ein Franzoſe kaum athmen kann; deſſenungeachtet habe ich mich die Paar Mal, wo ich dort war, herrlich amüſirt. Man muß ja Alles kennen lernen. Wäre ich Maler, ſo würde ich die bunten Gruppen auf die Leinwand bringen, und wäre ich Dichter, ſo würde ich ſogleich ein Vaudeville über das, was ich geſehen hätte, ſchreiben."

„Sie machen mir große Luſt, auch dahin zu gehen," ſagte Naemi. „Findet ſich da nicht ein Plätzchen, wo man ungeſehen Zuſchauer ſein könnte?"

„Nur wenn Sie ſich als Herr verkleideten, wollte ich es wagen, Sie dort einzuführen."

„Eine Dame aus dem Norden wagt keine Verkleidung," ſagte Naemi.

„Einer von meinen Freunden," begann der Marquis wieder, „wird morgen eingeführt. Es iſt Pontemolle, wie es heißt. Er wird über die Tiberbrücke geführt. Früher pflegten die Künſtler, wenn ein bekannter Landsmann kam, ihm bei Pontemolle*) entgegen zu fahren und dort im Wirthshauſe den Willkommen zu trinken; jetzt geſchieht das hier in Rom, in derſelben Oſterie, wo ſie ſich jeden Abend verſammeln. Jeder Künſtler, groß oder klein, iſt Bruder des Ordens, wenn er nur Pontemolle giebt, das heißt, allen den Wein bezahlt, den Jeder in der Geſellſchaft an dieſem Abend zu trinken beliebt. Der Cameriere ſetzt eine gefüllte Fogliette nach der andern auf den Tiſch. Es finden manche Ceremonien ſtatt, die recht beluſtigend ſind, der Eintretende erhält ſein Diplom als Mitglied und wird Ritter des Bajocco-Ordens, das iſt der gewöhnliche Kupferſchilling, an einem Band befeſtigt, welcher ſpäter bei jedem neuen Pontemolle getragen wird. Horace Vernet, Overbeck und Thorwaldſen tragen dieſen Orden auch.“

---

*) Pons Milvius.

Ein neuer Tanz begann: die Converſation ward unterbrochen, und Arm in Arm flogen ſie über den blankpolirten Fußboden hin.

Am nächſten Mittag hielt der Marquis mit einem leichten Cabriolet vor dem Hotel auf dem ſpaniſchen Platz, wo der Graf wohnte. Naomi war zu einer Partie in dem Garten der Villa Pamphili eingeladen. Obgleich man hier dicht bei den Mauern von Rom iſt, ſo kommt es Einem doch vor, als wäre man weit davon auf dem Lande. Von Rom ſelbſt iſt nichts zu erblicken, und die weite Ausſicht öffnet ſich über die Campagna, wo die ſechs Meilen lange Waſſerleitung auf gemauerten Bogen, mehrere Klafter hoch über der Erde, das Waſſer von den Bergen herbeileitet, welche in Bogenlinien den Horizont bekränzen.

Ungeachtet es im Januar war, ſo ſchien die Sonne doch warm, wie an einem ſchönen Septembertage im Norden. Die ſtolzen Pinien erhoben ihren immergrünen Schirm in die reine blaue Luft. Das Unterholz von Lorbeern, beſonders laurus cerasus, verlieh Allem ein ſommerliches Ausſehen. Die gelben Orangen hingen zwiſchen dem grünen Laube, die Roſen und Anemonen blühten, und ringsumher in den Alleen ſprang das Waſſer in klaren Strahlen aus den Vaſen und Statuen. Naomi ſprach wieder von ihrer Luſt, den Marquis dieſen Abend nach der

Oſterie zu begleiten; ſie hatte ſich zum bevorſtehenden Carneval Männertracht und Blouſe machen laſſen, ſagte ſie; übrigens, aber das ſagte ſie nicht, beſaß ſie noch ihre Jockeytracht aus Wien, doch die konnte ſie nie anlegen, die würde ſie und den Grafen an eine Zeit erinnern, welche vergeſſen ſein ſollte; es handelte ſich jetzt nur darum, ihren Vater zu überreden und zur Theilnahme zu bewegen. Das ließe ſich ſehr leicht arrangiren, meinte der Marquis.

Sie waren durch den Garten gefahren und hielten wieder an der Gitterpforte, welche nach der Landſtraße hinausführt. Auf einem zerbrochenen Capitäl ſaß ein Capuzinermönch in ſeiner braunen Kutte, ein weißer Strohhut beſchattete ſeinen Kopf; an den bloßen Füßen trug er Sandalen.

Der Marquis grüßte ihn bekannt und erzählte Naomi, daß er zuweilen von dem Mönch beſucht werde; „ich ſehe ihn,“ ſagte er, „wenn er für das Kloſter ſammelt; iſt er dann mit meiner Gabe zufrieden, ſo tractirt er mich mit einer Priſe Tabak. Uebrigens müſſen Sie wiſſen, daß er Ihr Landsmann iſt; er iſt aus Dänemark.“

„Mein Landsmann?“ wiederholte Naomi fragend und betrachtete den Mann, der ſich zu gleicher Zeit erhob, den leinenen Querſack über die Schulter legte und weiter wandern wollte.

Naomi redete ihn däniſch an. Der Mann erröthete.

„Sie ſind aus Dänemark?“ fragte ſie.

„O Gott, Sie ſprechen däniſch!“ rief er aus und ſeine Augen funkelten. „Die Sprache höre ich nie. Mit Landsleuten kann ich, in Folge der Verhältniſſe, in denen ich ſtehe, nicht umgehen, und deshalb treffen wir uns nicht. O Gott, Sie ſind aus dem lieben Dänemark?“

„Sind Sie dort geboren?“ fragte Naemi.

„Ja, geboren und erzogen!“ ſagte der Mönch. „Viel frohe Tage habe ich da verlebt, aber ſeitdem habe ich viel durchgemacht, bevor ich hierher und in dieſe Tracht kam!“

„Wenn Sie für das Kloſter einſammeln,“ ſagte Naemi, „dann beſuchen Sie mich auch in dem Hotel auf dem ſpaniſchen Platz!“ ſie nannte den Namen ihres Pflegevaters.

„Sie ſind ſeine Tochter?“ ſagte er, „kennen Sie mich nicht? Ich wohnte in Svendborg, hatte Frau und Sohn. — O, es iſt mir viel Unglück zugeſtoßen! Hier wäre ich verhungert, hätte das Kloſter mich nicht als dienenden Bruder aufgenommen.“

Es war Chriſtians Vater; Naemi erkannte ihn. —

Bei Sonnenuntergang, als die Glocken zum Ave-Maria läuteten, ſtand Naemi ſchon in ihrer kleidſamen Männertracht und mit dem kleinen Schnurrbart über dem feinen Mund. Die Carnevalszeit war nahe; übrigens war eine ſolche Verkleidung hier in Rom nichts Auffallendes, meinte ſie. Der Graf ſchüttelte doch ein wenig mit dem Kopfe. Jetzt meldete der Bediente den jungen Marquis, und keine halbe Stunde darauf befanden ſich alle drei auf dem Wege zur Oſterie, wo die Künſtler ſich verſammelten.

Dicht neben einer der kleinen Kirchen Roms lag die Oſterie; am Tage fiel alles Licht nur durch die offene doppelte Thür hinein; der Fußboden war mit gewöhnlichen

Feldſteinen gepflaſtert; die ganze Breite der einen Wand nahm der Feuerherd ein, wo Feuer bei Feuer unter den verſchiedenen Gerichten flammte, welche die Frau, der Mann, und zwei Söhne unter fortwährendem Gelächter und Geſchwätz zubereiteten. Auf der ſchrägen Küchenbank lagen höchſt maleriſch Fiſche und Fleiſch, mit grünen Blättern geſchmückt, man konnte ſich wählen, was man davon wünſchte, und ſogleich wurde es zubereitet. An den langen hölzernen Tiſchen ſaßen Bauern mit ihren Frauen und Wein in den großen ſtrohumwundenen Flaſchen vor ſich. Ein Kranz von rothen Glaslampen brannte um das Madonnenbild, welches ziemlich grell auf die Mauer gemalt war. Ein Eſel mit völliger Bepackung hatte auch ſeinen Platz hier drinnen, wo er ſicher auf ſeinen Herrn wartete. Bauern improviſirten, und die Frauenzimmer ſangen im Chore mit. Dicht neben dem Schornſtein, wo die Signora der Oſterie ſtand, hing an der Wand ein kleines, lebendes Kind in ſeinem Korbe, es ſpielte mit den kleinen Aermchen und überſchaute die ganze bunte Luſtigkeit.

Der Graf, der Marquis und Naemi gingen durch die Stube nach der hohen Steintreppe, welche ſie in ein anderes, größeres Zimmer führte, das einſt das Refectorium des Kloſters geweſen war; aber das Kloſter war jetzt aufgehoben, nur die Kirche wurde noch benutzt. Hier war, was im Süden ungewöhnlich iſt, ein gedielter Fußboden. Die gewölbte Decke bildete mehrere Bogen. An der Wand hingen vertrocknete Kränze und in der Mitte wurde durch ein Geflecht von Eichenblättern ein O und ein T gebildet.

Das bedeutete die Namen Overbeck und Thorwaldſen; Beide hatten früher ihr Pontemolle gefeiert, und zur Erinnerung daran hingen noch die Namenszüge da.

Gerade wie im vorderſten Zimmer, ſo ſtanden auch hier lange Tiſche noch mit dem Tiſchtuch bedeckt, welches freilich etwas ins Graue fiel. Meſſinglampen, jede mit ſechs Dochten, brannten in geringer Entfernung von einander; ein ſtarker Tabaksqualm wogte unter der Decke hin. Auf Bänken ſaßen junge und alte Künſtler um die Tiſche, doch waren die meiſten Deutſche, von denen ſich dieſes eigentliche Kneipenleben herſchreibt. Alle trugen Schnurr-, Kinn- und Zwickelbärte, Einzelne hatten auch lange Locken. Einige ſaßen in Hemdärmeln, Andere in Blouſen da. Hier erblickte man den alten berühmten Reinhardt im Lederwamms, mit rother, wollener Mütze auf dem Kopfe. Sein Hund war an ein Stuhlbein feſtgebunden und klaffte luſtig einen andern dicht daneben an. Dort ſaß Overbeck mit bloßem Halſe und den langen Locken über den weißen Hemdenkragen, ſo wie Raphael gekleidet ging, und das war nicht etwa Coſtüme, ſondern des Mannes tägliche Kleidung. Seine Genialität ließ ihn ſich in ſeiner Kunſt Perugino und Raphael nähern, ſeine Schwäche ließ ihn dieſe auch in der Tracht nachahmen. Der Tyroler Koch, der alte Künſtler mit dem jovialen Antlitz, reichte dem Marquis die Hand; man nahm Platz.

Bald erblickte man die zum Pontemolle feſtlich gekleideten Beamten; ſie hatten ihren Sitz mitten vor dem Tiſch. Zuerſt der General, wie er genannt wurde;

ſeine Uniform war mit Orden und Sternen von Papier wie überſäet; demnächſt an ſeiner rechten Seite der Lictor mit nackten Armen, ein Tigerfell über die Schultern, und Fasces und Beil in der Hand; an der linken der Minneſänger mit dem Barett und der Guitarre. Er griff einige ſtarke Accorde, welche von draußen beantwortet wurden, ſo daß eine Art von Duett begann. Es war ein Künſtler, welcher über die Tiber wollte. Ein harmoniſches „Herein!“ ertönte, und jetzt trat der Fremde mit dem Ränzel auf dem Rücken herein, das Geſicht weiß bemalt und mit langem Haar und Bart von Flachs, die Nägel dagegen von Pappe. Man führte ihn zum Tiſche, Alles unter einem dazu geeigneten Geſange. Dem Wanderer wurde ein Glas Wein gereicht und man las ihm Geſetze vor, worunter die wichtigſten waren: „Du ſollſt Deinen General lieben und ihm allein dienen! Du ſollſt nicht Deines Nächſten Wein begehren, u. ſ. w.“ Jetzt ſtieg er auf die Bank und auf den Tiſch, ſeine falſchen Nägel, Haare und Bart wurden abgeſchnitten, ſein Reiſeanzug wurde ihm ausgezogen, und er ſtand in den gewöhnlichen Kleidern da, und ſtieg darauf auf der andern Seite des Tiſches hinab; das war **Pontemolle**. Fahnen mit Foglietten, Adlern und Künſtleremblemen wehten. Einer blies die Trompete, ein Anderer ſchlug Zinnteller als Becken gegen einander, die Hunde bellten und die Tyroler jodelten; jetzt nahm das Bacchanal ſeinen Anfang. Ein Jeder legte ſeine Serviette über den Kopf, und eine Mönchsproceſſion mit dazu gehörendem Geſang begann; ſie gingen rings um die Tiſche und über dieſelben hin, weltberühmte Künſtler und ephemere. Nun gab jeder ſein Talent zum Beſten: ein Lachgeſang wurde executirt, dann ein charakteriſtiſches Böttcherlied, wozu die Hände den Tact auf der Tiſchplatte trommelten, und dann „die luſtige Schnitzelbank,“ wobei die Bilder mit Kreide auf der ſchwarzen Tafel jeder Zeile eine Pointe gaben. Während der allgemeinen Munterkeit ſtürzten vier wirkliche Gensd'armen mit den Bajonnetten auf den Gewehren herein; ſie ergriffen einen der ältern angeſehenen Künſtler; er ſollte arretirt werden. Es entſtand Verwirrung, Geſchrei, Oppoſition; einer der Gensd'armen brach in Gelächter aus, und das Ganze klarte ſich als ein mit dem Künſtler ſelbſt verabredeter Spaß auf, das war ſein Beitrag zur Luſtigkeit dieſes Abends. Nun wurden vier dampfende Bowlen mit Punſch auf den Tiſch gebracht, eine Gabe von Einem in der Geſellſchaft, aber man wußte nicht von wem, und deshalb ſtimmten Alle das alte Lied an: „Der unbekannte Geber ſoll leben!“

Ein armer Italiener kam zufällig herein, er wollte gern Kunſtſtücke machen und erhielt die Erlaubniß dazu. Er verſtand die Stimmen der Thiere nachzumachen, was die Hunde ſehr übel aufnahmen; er konnte Blitz und Donner mit den Augen und dem Mund darſtellen, und das machte viel Glück; aber es war eine Schwäche des Mannes, daß er am liebſten ſingen wollte. Wäre ſeine Stimme in der Jugend gebildet worden, ſo hätte er ſich vielleicht einen berühmten Namen erringen können, aber ſo war es nur Jämmerlichkeit. Er ſang Duette, und ſowohl der Liebhaberin als des Liebhabers Partie, verdrehte die Augen und machte Stellungen; aber fortwährend unterbrach ihn das Publicum und verlangte Thierſtimmen oder Gewitter, was er weit niedriger ſtellte, doch am Beſten ausführte. Es lag etwas Jämmerliches darin. Der Teller ging für ihn herum. Naomi mußte an Chriſtian denken; er war ihr lange nicht in den Sinn gekommen, aber der Arme hier, in dem ſie etwas Verwandtes fand, erinnerte ſie an ihn.

„Haben wir uns nicht in Wien geſehen?“ fragte ein junger Mann mit großem Schnurr- und Zwickelbart, indem er Naomi zunickte. „Wir ſind ja wohl im Geſellſchaftswagen nach Hietzing gefahren!“

Naomi erröthete; ihre Augen hefteten ſich durchdringend auf den Fremden, deſſen kecker Blick ihr bekannt war; ja, an jenem Abend, als ſie Ladislaus im Caſino aufſuchte, war dieſer Mann im Wagen und hatte geſagt, er höre an ihrer Ausſprache, daß ſie eine Fremde ſei, er habe ſie im Prater geſehen, und ſie würde ſicher ihren Herrn in Hietzing finden. Alles ſtand lebhaft in ihrer Erinnerung.

„Iſt der Kunſtreiter Ladislaus auch hier in Rom?“ fragte er mit unverſchämtem Blick und Stimme. Der Graf wurde unruhig.

„Was ſagt der Herr?“ fragte der Marquis.

„Es ſind übrigens nicht Künſtler dieſer Art, welche ſich hier verſammeln!“ ſagte der Deutſche und flüſterte leiſe zu ſeinem Nachbar.

Naomi fühlte eine Angſt wie nie zuvor. Wenn man ſie hier hinauswies, wenn man hier laut erzählte, daß ſie ein Frauenzimmer ſei, das vor nicht langer Zeit in einer niedrigeren Sphäre geſtanden habe! Der Deutſche trank Glas auf Glas; ſeine Wangen glüheten, und immer ruhte ſein kecker Blick auf Naemi. Jetzt begann ein Rundgeſang mit Proceſſion um die Tiſche. Indem der Deutſche bei ihr vorbei ging, flüſterte er: „Sie ſind ein Frauenzimmer!"

„Soll ich das als eine Beleidigung betrachten?" fragte ſie.

„Wie Sie es nehmen wollen," erwiderte er und ging vorbei.

Der Marquis hörte nichts davon, auch verſtand er die deutſche Sprache nicht und war ganz in der Luſt des Augenblickes vertieft; der Graf ſchien das Vorgefallene, wobei Ladislaus' Name genannt wurde, vergeſſen zu haben; aufgeräumt nahm er an der Munterkeit Theil. Man hatte ſich wieder an den Tiſch geſetzt, ſein Blick fiel auf den deutſchen Künſtler, der ſich gegen Naemi herüberbog und ihr mit einem boshaften Lächeln einige Worte in die Ohren flüſterte; ſie erbleichte, ihre Hand preßte krampfhaft das Meſſer, welches ſie hielt, und der Arm erhob ſich.

„Hutjehu!" ertönte es durch das Zimmer; einer der ältern Künſtler, als eine Art Befana verkleidet, jagte auf einem Eſel mitten unter ſie; der Eſel, erſchrocken über eine ſo große und lärmende Geſellſchaft, ſtürzte gegen den Tiſch, an welchem Naemi ſaß, Gläſer, Foglietten und brennende Lampen wurden durch den Stoß umgeworfen; die, welche ſaßen, ſprangen auf, und weder der Deutſche, noch ſonſt Jemand ſah die Wirkung der Wuth, welche Naemi durchblitzte, die aber durch den Grafen und durch dieſen glücklichen Zufall gehoben wurde. Die Luſtigkeit wurde wilder; der Marquis bemerkte erſt, daß ſeine Geſellſchaft fort war, als der Cameriere ihn auf die Schulter klopfte und es ihm zuflüſterte.

Draußen war heller Mondſchein, ſo daß die finſteren Tage des Nordens nicht heller ſind, als was hier Nacht genannt wird.

„Ich befürchtete es wohl!“ war Alles, was der Graf ſagte. Naomi lehnte ſich an ihn, athmete tief und brach in Thränen aus.

„O bleiben Sie, jetzt iſt es am Allerluſtigſten,“ rief der Marquis, indem er ihnen folgte.

„Unſer junger Held fand es zu ſchwül, zu drückend drinnen!“ ſagte der Graf, „ihm wäre faſt unwohl geworden.“

„O es iſt vorbei!“ verſicherte Naomi lachend; „aber ich will doch nicht zurück! Ich habe dieſen Abend recht genoſſen, und ich danke es Ihnen!“

„Es iſt ſelbſt Genie in dieſer Art Luſtigkeit,“ ſagte der Marquis und bezeichnete, was ihm beſonders gefallen hatte. An der Thür des Hotels ſagten ſie einander gute Nacht.

„Das war, glaube ich, mein ſchönſter Abend in Rom!“ flüſterte Naomi ihm zu.

Eine Stunde nach Mitternacht war der Graf zur Ruhe und ſchlief tief und feſt nach den Begebenheiten dieſes Tages. In Naomi's Zimmer war die Nachtlampe auch erloſchen; es ſchien dort ganz ruhig zu ſein, aber Naomi war noch auf. Faſt ganz entkleidet hatte ſie den Mantel umgeworfen und die Thür geöffnet, welche nach dem Zimmer neben dem kleinen Altan führte; ſie lehnte den Kopf an die Thürverkleidung und ſtand ſo in ihre Gedanken verſunken. Das Zuſammentreffen mit ihrem Pflegevater in Wien hatte ſie lange nicht in dem Grade erſchüttert, als an dieſem Abend des Fremden wegwerfende Miene, ſein Hindeuten auf eine Zeit, von der ſie wünſchte, daß ſie ewig vergeſſen ſein möchte; in Wien hatte ſie Alles aufgegeben und hatte deshalb Ruhe; jetzt dagegen war ſie in ein neues Verhältniß, in eine glänzende Umgebung getreten.

Wer vermag wohl ein deutliches Bild von einer ſolchen Mondſcheinnacht im Süden, wie die, welche in dieſem Augenblick herrſchte, zu geben? Es iſt ein Licht, welches nicht dem Tage, aber auch nicht den mondhellen Nächten des Nordens gleicht. Wenn man das Tageslicht mit dem Lampenlicht, und die helle Nacht des Nordens mit dem Schein eines Lichtes, welches man gar nicht erblickt, vergleichen will, ſo wird man zwiſchen dieſen beiden einen Ausdruck für die hellen Nächte des Südens in dem Licht finden, welches die Aſtrallampe verbreitet, dieſer eigenthümlich ſanften Beleuchtung. Aber ſo hat nur das Auge ſein Bild; die Seele fühlt nicht den Eindruck, denn wir athmen nicht des Südens Luft ein. Die ſchönſten Sommerabende des Nordens am Meere oder auf einem Hügel des Landes fächeln eine milde, erquickende Luft; könnteſt Du aber im Nu nach dem Süden verſetzt werden, ſo würdeſt Du den Unterſchied erkennen; dieſer iſt groß, wie zwiſchen dem Genuß einer ſinnlichen und einer rein geiſtigen Freude. Der blaue Froſthimmel im Norden erhebt ſich wie ein hohes, gewölbtes Dach über uns, aber im Süden kommt es uns vor, als ob die ferne Begrenzung ein durchſichtiges Glas ſei, hinter welchem ſich der Raum noch zu erweitern ſcheint.

Dieſe Luft athmete Naomi ein, und doch zog ſie ihren Athem tief und ſchwer. Dieſe Beleuchtung ruhete auf der Stadt der Erinnerung, dem Rom der Cäſaren und der Mönche, aber dafür hatte ſie keinen Sinn. Unten auf dem Platz iſt ein Springbrunnen; das große ſteinerne Baſſin iſt in Form eines Bootes ausgehauen, welches halb im Waſſer verſunken iſt, und da, wo der Maſt ſich erheben ſollte, quillt der dicke Strahl hervor; ſelbſt am lärmenden Tage hört man ein ſtarkes Geplätſcher, jetzt bei der Ruhe der Nacht war es weit vernehmbarer. Die Strahlen des Mondes glänzten auf dem Waſſer. Unter dem Madonnenbilde an der Ecke der Propaganda ſchlief eine Familie auf den kalten Steinen. Naomi öffnete noch ein Fenſter an der Seite des Zimmers; die ſpaniſche Treppe, welche von bedeutender Breite und faſt von der Höhe des Hotels iſt, lag vor ihr; auch hier entdeckte ſie einzelne Schlafende, in ihre Mäntel eingehüllt. Die dichte Allee oberhalb der Treppe ſtach gegen die durchſichtige Luft doppelt finſter ab; die weißen Mauern des Nonnenkloſters erhoben ſich geſpenſterhaft; ohne Sinn für das, was ſie erblickte, blickte Naomi darauf hin. Jetzt ertönten die Glocken in der Kloſterkirche, dienſtthuende Schweſtern waren oben im Thurm und läuteten in der nächtlichen Stunde, während andere Schweſtern vor dem Altar beteten. Die Glockenlaute erweckten Naomi's Gedanken für die verwandten Leidenden, denn leiden mußten ſie; es war ihr als ſähe ſie etwas Weißes ſich in den dunklen Löchern des Thurmes bewegen, und ſie gedachte der gefangenen Mädchen, die nur in nächtlicher Stunde von dem hochliegenden Thurm über das todtliegende Rom hinausblicken konnten, deſſen Dächer ein wogendes Meer, deſſen viele Kuppeln ſegelnde Boote zu ſein ſchienen. Das Steinbild der Engelsburg war für ſie kein Cherub des Troſtes, der ihnen über das verſteinerte Meer entgegen kam; todt ſtand es wie Loths Frau da und erinnerte ſie daran: für Euch ſind alle Eure Lieben todt. „Es giebt noch Mehrere außer mir, welche leiden!“ ſagte Naomi halb laut; „unter dieſen würde ich doch noch unglücklicher ſein, als ich jetzt bin. Auf unſerem eigenen feſten Willen und auf unſerer Lebensanſicht beruht unſere Zufriedenheit; ich weiß, was ich thun will.“ Sie ſtand noch einen Augenblick gedankenvoll und ſah zu dem Kloſter und der nächtlich ſchwarzen Allee auf, welche ein Eingang zu dieſer Heimath des Todes zu ſein ſchien und welche doch bei Tage ein munterer Boulevard in dem ſtets beſuchten Rom war.

Dicht neben der Allee, wo ſich die gemauerte Bruſtwehr der ſpaniſchen Treppe hinzieht, ſtand ein junger Mann, das Haupt auf die Hand geſtützt, und ſchien über die Stadt hinzublicken; es war ſicher ein Künſtler, welcher ſich im Anſchauen des prächtigen Bildes vor ihm verlor; konnte das auch in Farben wiedergegeben werden, es würde zu ſeiner Freude und zu ſeinem Genuß immer in ſeiner Erinnerung ſtehen, wo er ſich auch ſpäter in der Welt herumtummeln möchte. Wie Viele würden ihn nicht beneiden! Aber er ſah nichts; der Wein, den er an dieſem Abend in allzureichlicher Menge bei dem Gelage in der Oſterie genoſſen, hatte ſich in neckiſche Kobolde verwandelt, von denen ſich einige bleiſchwer an ſeine Füße hingen, als er nach Hauſe wanderte; der ſchwerſte hatte ſich auf ſeinen Kopf geſetzt, und deshalb neigte er ihn und fürchtete ſich, die ſteile, ſpaniſche Treppe hinab zu gehen, ja, als er ſie recht betrachtete, ſah ſie auch wie der Waſſerfall in Tivoli aus; das machten Alles die Kobolde des Weines. Er lehnte ſich gegen die Bruſtwehr und ſchlummerte, und das hat mehr denn ein Künſtler auf den heiligen ſieben Hügeln gethan.

Naomi wurde ſeiner anſichtig; er hatte eine ſonderbare Mütze auf dem Kopf, und die erkannte ſie; gerade eine ſolche hatte der Deutſche auf, als ſie in Proceſſion um den Tiſch gingen. Nur in Hietzing und heute Abend in der Oſterie hatte ſie dieſen Menſchen erblickt, und doch haßte ſie ihn nächſt Ladislaus am meiſten.

„Es hatte doch auch ſein Gutes," dachte ſie, „als man nur den Gebrauch der Pfeile kannte. Die Kugel knallt laut von ihrer That, aber der Pfeil ſauſt leiſe durch die Luft und bohrt ſich in die Bruſt des Feindes. Niemand könnte ſeinen Flug hier hören, Niemand kennt ihn! Dieſen Menſchen könnte ich todt wünſchen, und was ſollte ich denn von Ladislaus wünſchen —?"

„Unſere Gedanken ſind die Blumen, die Handlungen hingegen die Früchte der Blumen,“ ſagt Bettina. Wir ſind derſelben Meinung, fügen aber noch hinzu, daß nicht alle Blumen zur Frucht werden, der größte Theil fällt oft in ein Nichts; von dem reichen Flor, welcher an dieſem Abend und in dieſer Nacht in Naomi's Seele zur Entwickelung gebracht wurde, werden wir die Wirkungen erblicken — wenn die Sonne die Blumen etwas mehr beſchienen, wenn die aria cattiva des Lebens und der Sirocco der Leidenſchaften ihren Beſuch abgeſtattet haben, aber zu allem dieſen gehören wenigſtens Tage, oft Monate und Jahre.

VI.

Wer nie ſein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf ſeinem Bette weinend ſaß,
Der kennt euch nicht, ihr himmliſchen Mächte.
Goethe.

An jenem Abende war es zum erſten und letzten Mal, daß Naomi mit den Künſtlern in der Oſterie zuſammentraf. Ihr Urtheil entſchied ſich dahin, daß die Luſtigkeit dort das deutſche Burſchenweſen in einer neuen Ausgabe ſei; weit prächtiger fand ſie die römiſche Kunſt in deutſcher Uebertragung, als ſie ein Paar Vorſtellungen, welche im Hauſe des öſterreichiſchen

Geſandten gegeben wurden, nannte, und weil dieſe Einfluß auf ihr Schickſal hatten, müſſen wir bei einer derſelben verweilen; wir wählen die erſte.

Jedes berühmte Gemälde in Kirchen, Klöſtern und Galerien in Rom hatte ſie aufgeſucht, ganze Stunden in der Kirche Maria della Pace bei der Betrachtung der Raphael'ſchen Sibyllen geweilt; ſie kamen ihr vollendet vor, ſtand ſie aber wieder in der ſixtiniſchen Capelle, dann vergaß ſie jene über dieſe, die Michel Angelo auf der Mauer hervorgerufen hatte.

Schon von ihrer Jugend her hatte die Malerei ſie angeſprochen, die Bildhauerkunſt war ihr, wie den meiſten Dänen, fremd; in unſerm Lande gab es noch keine Gelegenheit, den Sinn für dieſe Kunſt zu wecken; Wiedevelt war ein Johannes in der Wüſte.

In Wien, Lucca und Bologna hatte Naomi wohl herrliche Kunſtſachen aus Marmor geſehen, aber ſie begriff ſie nicht, ſie ſchätzte noch nicht das Schöne an ihnen. Erſt in Florenz fiel es ihr wie ein Schleier von den Augen, als ſie in dem großen Saale ſtand, welcher nur die Niobe-Gruppe enthält. Mitten im Saale ſtehen Apollo und Diana und ſenden Todespfeile aus; rings herum, längs den Wänden, ſinken und ruhen ſchon die ſterbenden Kinder der Niobe, von ihren Pfeilen getroffen; zur Rechten, am weiteſten entfernt, ſteht die verzweifelte Mutter und breitet ihr Gewand über die letzte Tochter aus; man ſieht an der Hand des Kindes, daß der Pfeil kommt, und die Stellung der Hand zeigt, daß der Pfeil treffen muß. Man befindet ſich ſelbſt mitten in der Gruppe, man wird von Schrecken und Bewunderung ergriffen. Dieſe war es hier, welche Naomi die geiſtige Sehkraft verlieh. Ganze Stunden hatte ſie hier geweilt; dieſe ergreifende Größe ſprach ſie weit mehr an, als die mediceiſche Venus in ihrer reinen, idealen Schönheit. Als ſie ſpäter in Rom die Kunſtſchätze des Vaticans erblickte, war ſie zu der Anſicht gelangt, daß ſie die Werke der Bildhauerkunſt höher als die der Malerei ſchätzte. Es lag nun einmal ſo in ihrem Charakter, daß ſie dem ſtark Charakteriſtiſchen des Dominichino vor dem Weichen, Hingehauchten des Raphael den Vorzug geben mußte. So feſſelte ſie der heilige Hieronymus des Erſtern weit mehr, als die liebliche Pſyche des Letztern.

Man gab im Hauſe des öſterreichiſchen Geſandten ein Gemiſch von tableaux parlants und dem, was Fétis den Pariſern giebt und „concert historique“ nennt, mehrere Jahrhunderte alte Muſikſtücke, im Coſtüme des Zeitalters gegeben, in welchem ſie componirt wurden. Von Gemälden war beſonders das bekannte aus dem Palazzo Roſpiglioſi, Dominichino's David, welcher ſiegreich mit Goliaths Haupt zurückkehrt, von Wirkung; ein Page trägt es, und die Töchter des Landes kommen dem Helden mit Cymbeln und Saitenſpiel entgegen.

Als die Gardine wieder zur Seite gezogen wurde, ſtand Naomi allein da, weißgekleidet, mit einem großen, durchſichtigen Schleier in der Hand, um ſich damit zu drapiren, und gleich einer zweiten Pythia-Händel zeigte ſie nun, wie herrlich ſie die Werke der Bildhauer aufgefaßt hatte, welche

Körperſchönheit und Geiſteskraft ſie beſaß, um dieſe wiederzugeben.

Sie ergriff das Tambourin, der Schleier umwogte ſie, ſie erhob den einen Fuß; Jeder erkannte Terpſichore, wie dieſe im Vatican, in der Reihe der Muſen ſteht.

Jetzt breitete ſie ihren Schleier ſchirmend aus; der Schreck und Schmerz des Todes lag in dieſem Blicke. Das war Niobe, nur jugendlicher, als der Künſtler ſie ſchaffen durfte.

Sie kniete nieder mit dem Schleier über den Rücken, ſo daß die Füße verdeckt wurden, die Bruſt ruhte auf den ſchönen Armen, jeder Zug war feſt und ſtarr; das war die Sphinx Aegyptens, aber nicht wie ſie der Marmor giebt, nein, es war die lebende Sphinx ſelbſt, durch ihren marmortodten Blick zwiefach erſchreckend.

Jede Darſtellung erweckte einen Beifallsjubel, ein Entzücken, aus dem natürlichen Drange, ſich Luſt zu machen, entſprungen. Der Graf ſelbſt war über Naomi's Talent erſtaunt, welches ſie ganz in der Stille zu entwickeln gewußt hatte. Der Marquis liebte ſie und war ſich deſſen bewußt; ſeine Augen funkelten, aber ſeine Bewunderung war ſtumm.

Jetzt richtete ſie ſich empor, erhob die Arme und Schultern, beugte das Haupt vor: das war die Karyatide, das ſchwere Gewicht lag ſichtbar auf den ſchönen Schultern.

Nun war ſie Galathea, bevor Pygmalions Kuß ihr Leben gab. Der Uebergang war höchſt täuſchend; das Auge ohne Sehkraft wurde lebendig, die erſte leiſe

Bewegung zeigte ſich, das Lächeln der Lippen war ein Zauber.

Der Verhang fiel.

O, welcher Abend voll Glück und Freude! Dieſe umwogten Naemi wie die milden Lüfte des Südens — — aber über Dänemark wehte der kalte Nordwind, der Schnee trieb um Chriſtians Kammer, wo die Mutter krank lag, wo die Sorge wohnte, die Sorge, welche ja Alle kennen! Aber kennſt du die der Armuth, wo die abgezehrte Hand die Wunde verbergen will, und die hungrige Lippe lächelt und nicht betteln kann?

„Ich habe Freunde!“ dachte Chriſtian. „Bei Freunden findet man Hülfe!“ Ja, im Frühjahr, wenn die Erde an Feuchtigkeit reich iſt, hat der Bach Waſſer genug, aber im heißen Sommer, wenn ſie deſſelben bedarf, dann iſt der Bach trocken, dann findeſt du nur harte, brennende Steine.

Im Hauſe des Lakaien auf der Flurtreppe ſaß ein Burſche, Armuth in den Kleidern und auf der Wange; ein Topf mit Eſſen ſtand ihm zur Seite, er ordnete die Gerichte auf dem Teller, damit ſie beſſer getragen werden könnten. Ein niedliches Schooßhündchen mit buntem Halsbande, gewaſchen und geputzt, hüpfte die Treppe hinan, ſtand und beſchnüffelte den Topf. Der Burſche wandte ſich um und mit bitterer Wehmuth in der Stimme ſagte er: „Das iſt kein Freſſen für dich, vornehmer Hund! Du biſt an Beſſeres gewöhnt! Das iſt Bettlereſſen!“ und er nahm den Topf, hüllte ihn in ein Tuch und ſtieg hoch hinauf bis unter das Dach zur kranken Mutter.

„Mein Chriſtian, ich ſterbe!“ ſagte ſie. Aber der Tod hat ſeine Launen gleich dem Glücke, er kömmt nicht, wenn man ſein Eintreffen erwartet. Und doch iſt die Welt ſchön! Das Leben iſt eine herrliche Gottesgabe! Nur für den iſt es das Thal der Schmerzen, die Heimath des Elendes, welcher an den dunkeln Flecken, dem zertretenen Wurm, der geknickten Blume weilt. Ein einzelner Wurm muß zertreten, eine einzelne Blume muß geknickt werden! Wir müſſen die ganze Natur betrachten, und dann beſcheint die Sonne Millionen Glückliche; die Vögel jubeln, die Blumen duften.

Wir wollen nicht den Jammer und die Noth betrachten, ſondern eilen fort davon, weit fort, vorwärts in der Zeit! Einen kühnen Sprung wollen wir in Naemi's und Chriſtians Geſchichte machen, nicht um einzelne Punkte zu übergehen, ſondern um dieſe zu ſammeln und von einem beſſern Standpunkte aus zu betrachten.

Hörſt Du das wirbelnde Rad? die Jahre, welche ſich drehen? Jahre rollen dahin, zwölf lange Jahre! So lange iſt es her, daß Chriſtian bei ſeiner kranken Mutter in der Dachkammer ſaß. Zwölf Jahre ſind dahingejubelt, ſeitdem Naemi als Sphinx, Galathea und Karyatide entzückte. Wir ſind in Paris. Die dreifarbige Fahne weht auf der Vendomeſäule; vor den Läden hängen ſchon Caricaturen auf den ſelbſtgewählten Bürgerkönig des Volkes, den klugen, welterfahrenen Louis Philipp. Es iſt im Anfange des Jahres 1833.

VII.

Paris, mit ſeinen Pariſern, iſt der ſchönſte Aufenthalt hienieden; Paris iſt der einzige Ort der Welt, wo es erlaubt iſt, nach ſeiner Neigung zu leben.

Cavalier-Perſpective.

Alles irrt umher und Alle ſinken
Ins Meer der Leidenſchaft,
Wo eitle Hoffnung, thörichte Ideen winken,
Beſtochen durch Verblendungs-Zauberkraft.

H. Hertz.

Wir ſind in Paris. Komm! Wir verlaſſen unſer Zimmer und ſteigen die glatte, gebohnte Treppe des Hotels hinab; leichte Garçons ſchlürfen vorbei, um aufzuwarten; niedliche Griſetten begegnen uns auf dem Hofe, denn hoch oben wohnen einige Studenten, und ihre Freundinnen bei dieſen im Hotel; ſie müſſen jetzt fort, dieſe hübſchen Mädchen, um vor dem Ladentiſche zu ſtehen oder Putz zu machen, aber ſie kommen am Abend wieder. Der Portier grüßt uns, und wir ſind auf der lebhaften Straße, wo die Häuſer bis zu den topfförmigen Schornſteinen mit Namen und Schildern von klafterlangen Buchſtaben, bunt wie eine Harlequinstracht, bemalt ſind; die Wagen brauſen dicht an den Häuſern vorbei; die Liederfrau ſingt Beranger's Lied, ein Unbekannter ſteckt Dir ein Billet in die Hand, welches Du am Beſten raſch wegwirfſt oder ſchnell verbirgſt. Ringsumher hängen prächtige Kupferſtiche, biſt Du aber ſehr verſchämt, ſo unterlaß es lieber, ſie zu betrachten; biſt Du ein großer Royaliſt, ſo wirſt Du Dich entſetzen über die kühnen Caricaturen, die hier öffentlich ausgehängt ſind. Wir betreten eine Paſſage, es iſt eine Straße mit einem gläſernen Dache überwölbt, Kaufläden in zwei Etagen an beiden Seiten, kleinere Durchgänge verzweigen ſich wieder von dem größeren aus; bei Regen und Nebel kannſt Du hier drinnen trocken herumwandern, und iſt es Abend, ſo ſtrahlen Gaslampen mit blendendem Licht vor dieſen köſtlichen Läden, wo Alles feil iſt, Alles, was der Menſch ſich nur wünſchen kann. Ermüdet Dich die Wanderung, ſo rollt der Omnibus durch die Straßen; hinten am Wagen hängt die Treppe, auf welcher Du in die lange, rollende Stube ſteigſt, wo die Gäſte in langen Reihen ſitzen und aus- und einſteigen; jede Straßenecke iſt eine Station. Im raſchen Fluge erreichſt Du den Père Lachaise, und biſt Du ein Romantiker, ſo mußt Du an Abälards und Heloiſens Grab knieen; biſt Du Fabrikant, ſo rollſt Du nach den Gobelins; biſt Du ein frommes Gemüth, ſo mußt Du nach der Inſel zu der alten Notre-Dame; aber Du findeſt ſie leer, ungefähr ein Dutzend Prieſter wandern nur mit ihren Räucherfäſſern hier herum, ein elender Bettler an der Thür bildet die Gemeinde. Paris hat augenblicklich keine Religion, ſie haben Madonna, ja faſt den Vater und den Sohn vergeſſen, der Geiſt iſt alleinherrſchend. Keinen Mönch erblickſt Du auf der Straße, keine Proceſſion; von der Bühne ſelbſt predigt der Dichter den Proteſtantismus. In der katholiſchen Stadt ſiehſt Du im „Robert" die Ruinen eines Nonnenkloſters; der Mond ſcheint in die düſtern Hallen, wo verfallene Grabmonumente ſtehen; um Mitternacht entzünden ſich plötzlich in den alten meſſingenen Kronleuchtern die Lichter, die Sarkophage öffnen ſich und die todten Nonnen ſteigen hervor. Zu Hunderten erheben ſie ſich vom Kirchhofe und ſchweben herein; ſie ſcheinen die Erde nicht zu berühren; wie Nebelbilder gleiten ſie an einander vorbei. Plötzlich fällt das Leichentuch, ſie ſtehen alle in üppiger Nacktheit da und ein Bacchanal beginnt, wie es bei ihren Lebzeiten, innerhalb der Kloſtermauern verſteckt, ſtattgefunden hat; zwei würfeln auf ihren Särgen, eine ſitzt auf dem Sarkophage und ſchmückt ſich ihr langes Haar; eine Schaar ſtößt an und trinkt; andere laſſen die Strickleiter herabgleiten, um den Liebhaber zu dem entweihenden Stelldichein zu rufen. — Dies erblickſt Du in der katholiſchen Stadt, und das iſt ein Zeichen der Zeit. Betrachte das Gewühl auf den Straßen! Frauen rufen Lakritzenwaſſer aus, Knaben bieten Dir Stöcke an, aber Alle, Kleine und Große, tragen das dreifarbige Band. Selbſt **Henri Quatre**, der Metallkönig auf der Brücke, muß die Bürgerfahne tragen, ſie weht von Thürmen und Façaden. **La Liberté** iſt das große Feldgeſchrei.

Wir ſind mitten in Paris, mitten im Palais Royal, die Bogengänge deſſelben umſchließen uns; eine Anzahl Landsleute ſitzen hier. Das Blumenmädchen verkauft Roſen; Damen mit wallenden Federn, von ihrer alten Mama, wie ſie genannt wird, begleitet, theilen Blicke aus. Unter den Dänen iſt Einer, erſt vor Kurzem hier eingetroffen, Einer, den wir kennen; Jeder erzählt, was er hauptſächlich ſehen will.

„Die Taglioni,“ ſagt der Eine, „die müſſen Sie als Natalie und als Sylphide ſehen, das iſt ein Tanz! Sie erhebt ſich wie ein Vogel und ſinkt wie eine ſchwebende Seifenblaſe herab!“

„Sie müſſen nach Verſailles,“ ſagte der Zweite, „Sie müſſen dahin, wenn die Waſſer ſpringen! — Vergeſſen Sie nicht das théâtre français!“

„Alles will ich ſehen!“ erwiderte der Fremde, „beſonders freue ich mich auf die öffentlichen Debatten in der Deputirten- und in der Pairskammer. Ich habe Empfehlungsbriefe an den Marquis Rebard. Iſt dieſer Herr Ihnen bekannt?“

„Ich gehe dort ein und aus,“ ſagte Einer. „So viel ich weiß, iſt ſeine Gemahlin eine Dänin, mit ächt franzöſiſchem Sinn, eine höchſt liebenswürdige, höchſt intereſſante Weltdame. Ich bin heute Abend von dem Marquis in ſeine Loge in der großen Oper eingeladen. Wenn Sie erlauben, ſo führe ich Sie dorthin.“

„Ich bin Ihnen außerordentlich verbunden, aber da ich ſchon ein Billet zum Théâtre du palais royal habe, wo ich Demoiſelle Dejazet im Vaudeville: Sous clef, ſehen werde.“—

„Beides läßt ſich vereinigen, erſt ſehen wir Sous clef und gehen dann in die große Oper“

Die Landsleute brachen auf; Einer ſollte das Glück haben, die Griſi, la bella divina, wie er ſich ausdrückte, zu hören, ein Anderer wollte nach dem Theater des Herrn

Comte, wo nur Kinder ſpielen und wo ein liebliches Mädchen auftreten ſollte, welches bald heranwachſen und ſein Herz erreichen würde. Unſere beiden Herren gingen in das Theater des Palais royal, um die jugendliche Dejazet in einem Vaudeville zu ſehen. Der ſich zum Führer anbietende Landsmann war übrigens ein däniſcher Officier.

Ringsherum in den Logen prangten geputzte Damen. Schon in „La fille de Dominique“ zeigte ſich die niedliche, lebhafte Pariſer Dame, welche die jungen Herren dorthin zog; aber in Sous clef hatten ſie dieſelbe ganz allein, denn ſie ſpielt das ganze Stück. Sie iſt ein junges Mädchen, welches die Eltern, während ſie fort ſind, eingeſchloſſen haben; der Liebhaber muß draußen ſtehn, ſie neckt ihn, thut, als habe ſie einen Andern bei ſich, aber ſie verſöhnen ſich wieder, er ſendet ihr Champagner, ſie trinkt, wird luſtig, will zuletzt zu Bett, und das iſt die Pointe; ſie legt ihre Kleider auf den Stuhl, ſetzt den Fuß auf das Bett, da ſpringt auf einmal das Fenſter über der Thür auf und ein junger Officier, der Liebhaber, zeigt ſich; ſie ſtößt einen Schrei aus, zieht die Bettdecke über ſich, und der Liebhaber ſpringt herein. Dann fällt der Vorhang, und das iſt von dem Maſchinenmeiſter ſehr ſittſam behandelt.

Das Stück gewann ſtürmiſchen Beifall. Die Damen lachten und ſchwenkten die Tücher. „C'est la liberté!“ ſagte der däniſche Officier; der Fremde fand es auch höchſt charakteriſtiſch, und nun wanderten ſie von dem kleineren nach dem größeren Theater, der Académie royale de musique, wo Nourrit und Damoreau mit ihren Stimmen

Alle bezauberten, und wo der kürzlich angekommene Däne dem Marquis und ſeiner Gemahlin, der Landsmännin, vorgeſtellt werden ſollte; er lächelte ganz eigen dabei.

In der großen Oper gab man, wie ſo häufig, kein ganzes Stück, ſondern Acte aus verſchiedenen; der zweite Act von Guillaume Tell war ſchon zu Ende; man war am Schluß des Comte Ory, jetzt ſollte der zweite Act des Ballets la Tentation beginnen.

Die beiden Dänen ſtiegen die breite, luftige Treppe hinauf und gingen durch das prächtig erleuchtete Foyer, wo die Lichter von den Spiegelwänden zurückſtrahlten, und durch die großen Gänge nach der Loge des Marquis. Mehrere elegante Herren, wie aus den Modebildern geſprungen, ſtanden mit Handſchuhen und Hut hinter den ballmäßig gekleideten Damen; das letzte Chor des Comte Ory ertönte, der Vorhang fiel, und Verkäufer wanderten ſchreiend im Parterre und in den Logen herum, ein lärmendes Rufen: „lorgnette de marchand! voilà l'entr' acte! vert — vert! le programme! la pièce!“ durchtönte das Haus. Die Uhr über dem Proſcenium zeigte auf neun.

Der Marquis, zwölf Jahr älter, als da wir ihn in Rom erblickten, empfing mit franzöſiſcher Galanterie die beiden Fremden; eine ſchöne wohlbeleibte Dame mit klugen, dunklen Augen und königlicher Haltung begrüßte mit dem Fächer den neu angekommenen Fremden, welcher als Chef eines däniſchen Regiments vorgeſtellt wurde. Er war von Geburt ein Holſteiner; die Marquiſe kannte ihn, ſie hatte ja einſt in Dänemark ſeine Huldigung empfangen und war mit ihm zum Thore hinaus gefahren, um den ſchönen Ladislaus zu ſehen, welcher jetzt vergeſſen war. Dieſelben Erinnerungen wurden gewiß bei Beiden durch dieſes Andenken geweckt; aber die Converſation war natürlich eine andere. Jeder kannte jetzt den Andern dem Namen ganz nach. Ein krampfhaftes Zittern im Augenlide war die einzige Bewegung bei Naomi, aber ſie war ſogleich wieder die Marquiſe, die Weltdame; vielleicht war auch dieſes Zittern zufällig, indeſſen der ehemalige däniſche Freier bemerkte es. Die ganze Converſation wurde auf franzöſiſch geführt; er bat Naomi, ihn mit dem Zuſammenhange des Ballets, welches anfangen ſollte, bekannt zu machen.

„Die Hauptſache iſt das Beſchauen,“ ſagte ſie, „die Handlung iſt unbedeutend. Es iſt die Geſchichte des heiligen Antonius, ſeine Verſuchung. Wir bekommen den zweiten und dritten Act. Sie werden die Taglioni ſehen!“

In la Tentation iſt man im erſten Act in einer wilden Berggegend, wo der heilige Antonius ſeinen Aufenthalt gewählt hat; eine Schilfmatte iſt ſein Lager Nun erblickt man hoch oben auf den Bergen eine Brautſchaar und hört ihren Geſang; Antonius lauſcht und denkt an die Menſchenwelt und deren Glück zurück; eine Pilgerin bringt ihm Früchte und Wein, er lehnt es ab, aber Hunger und Durſt nöthigen ihn zu koſten. Der Wein erwärmt ſein Blut, er trinkt noch einmal und die Luſt iſt geweckt, er leert den Becher bis auf den Grund und wird halb berauſcht; ſein Blut brennt, er greift nach der frommen Schönen, welche erſchrickt, ſeine Leidenſchaft wächſt, ſie flieht, aber er ergreift ſie; ohnmächtig ſinkt ſie auf die Strohmatte nieder, ſein Auge brennt, er breitet die Arme nach ihr aus; der Blitzſtrahl trifft Antonius. Jetzt ſteigen die Geiſter der Tiefe auf ſchwarzen und feuerrothen Wolken aus dem Abgrunde hervor, um ſeine Seele zu packen, aber aus der Luft ſenken ſich ſilberweiße Wolken mit knieenden Engeln herab, in deren Mitte St. Michael mit dem Schilde ſteht. Ein Kampf zwiſchen den guten und böſen Geiſtern beginnt, da erhebt St. Michael das Schild, gebietet Ruhe und geſtattet der Seele in den todten Körper zurückzukehren. Die Geiſter des Abgrundes dürfen den Wiederlebenden verſuchen, werden ihn aber nicht verleiten können, gegen das Heilige zu ſündigen, ſo gehört er dem Himmel. „Er iſt unſer!“ jubeln die böſen Geiſter, „wir werden ihn zur Sünde verleiten!“ Die guten Engel ſtimmen Hymnen an und Antonius erhebt ſich von der Erde; das iſt der erſte Act. Die folgenden enthalten die Darſtellung der Verſuchung und den Sieg des Antonius. So ungefähr machte ihn Naomi mit dem Gange der Handlung bekannt.

Der Vorhang rollte auf. Der zweite Act, welcher ſich durch ſeine Pracht am längſten auf der Bühne erhalten hat, begann. Man war tief unten in dem Krater eines ausgebrannten Vulkans, eine mächtige Treppe von der Höhe der ganzen Bühne füllte den Hintergrund aus; ein Marſch begann und mehrere hundert Dämonen in den barockeſten und phantaſtiſchſten Geſtalten ſtiegen herab; hier war eine wandernde Hand, ein Torſo von einem Dämon, ein rollendes Auge, gräßliche Thiergeſtalten; ein Hexenſabbath fing an; der Keſſel kochte über dem Feuer, und jeder Dämon warf ſeine Gabe in denſelben. Der Dampf formte ſich zu dämoniſchen Geſtalten, und jetzt erhob ſich aus dieſen ein nacktes, ſchönes Weib, das Kind des Abgrundes, dazu beſtimmt, den Heiligen zu beſiegen. Es war das Bild der Schönheit, wie der Schaum des Meeres ſie gebar, wie der Künſtler ſie in Marmor wiedergegeben hat. Die Taglioni ſchwebte zwiſchen ihnen hervor, die Dämonen ſchmückten ihr Kind, lehrten ihr den Gebrauch der Sinne; wie ein Kind der Luft ſchwebte ſie unter den wilden Geſtalten; die ſchwarze Haarlocke auf ihrer Bruſt deutete allein auf ihren dämoniſchen Urſprung. Im Triumph ſtiegen ſie mit ihrer Schöpfung zur Oberwelt empor.

Naemi ſaß wie im Traum und ſtarrte darauf hin, auf einmal ſtieg ihr das Blut in die Wangen und plötzlich wurde ſie bleich; ihre Augen ſchloſſen ſich.

„Es wird Ihnen unwohl!“ flüſterte der Däne; ſie ſchlug die Augen auf und holte tief Athem.

„O, es iſt nichts!“ ſagte ſie, „ich fühlte einen Schwindel, der jetzt vorbei iſt!“ Sie lächelte; „es iſt ſo viel Phantaſie in dem dämoniſchen Sabbath, daß man es nicht faſſen kann. Es ſcheint ein völliger Fiebertraum zu ſein!“

Der dritte Act begann; die Dämonen hatten ihr Schloß errichtet; durch die Fenſter erblickte man die prächtigen Säle; kleine Dämonen, als Köche gekleidet, ſchmorten und kochten im Keller; oben tanzten niedliche kleine Damen. Jetzt kam der heilige Antonius; ermattet und hungrig bettelte er um einen Biſſen Brot und einen Tropfen

Waſſer; der Koch lachte, zeigte auf ein großes Kreuz, welches vor dem Schloſſe am Wege ſtand, und bat ihn daſſelbe umzuſtürzen, dann ſolle er mit zu Tiſch kommen; er ſchlug es ab. Dämonen in Jägerkleidung kamen zu Pferde mit dem Weibe, welches ſie geſchaffen, vor das Schloß und zogen hinein; auch bei dieſen fand Antonius dieſelbe Zumuthung, daſſelbe Verſprechen; das ſchöne Weib gelobte ihm all die ſchöne Herrlichkeit, welche er erblickte, wenn er das Kreuz umſtürzen wolle; da kniete er vor demſelben, während der wilde Geſang und Becherklang der Dämonen vom Schloſſe ertönte. Durch die Fenſter gewahrte man ihr Trinkgelage; das Weib näherte ſich dem Antonius, aber ſeine Rede wirkte auf ſie, wie das Sonnenlicht auf das giftige Gewächs wirkt, die Dämonenlocke wurde kleiner, erſtaunt lauſchte das Geſchöpf der Tiefe, welches die Gedanken, die Gefühle der Menſchen beſaß, den Worten, und als er knieend das Kreuz umfing, ſank es zu Boden, und das Schloß, mit Allem darin, ſtürzte in die Tiefe, rothe Flammen ſchlugen aus dem Abgrunde auf.

Nur dieſe beiden Acte wurden gegeben. „Der heilige Mann,“ ſagte Naomi lachend, „wirkt auf das dämoniſche Kind ein, ſo daß es ſelbſt für den Himmel gewonnen wird; Sie ſollten den Schluß des Ballets ſehen, wo Antonius dem Himmel angehört und ſie ſogar mit in ſeine Glückſeligkeit führt. Die Geiſter des Abgrundes in brennenden Schwefelwolken erfüllen den ganzen unteren Raum der Bühne, weiße Wolken erheben ſich und Alles iſt mit Engeln angefüllt; millionenweiſe erblickt man die knieenden Grupren; zuerſt erwachſene Menſchen, weißgekleidet, mit großen weißen Flügeln, darauf Kinder, und dahinter Gruppen bis ins Unendliche, auf den Hintergrund gemalt und beleuchtet, ſo daß man die Grenze zwiſchen Schein und Wirklichkeit nicht findet, ſondern in den unendlichen Himmel ſieht, welcher, ſo wie die Wolken ſich erheben, größer und größer wird, und dann fällt plötzlich der Vorhang.“

Man verließ das Theater, es war ſchon zwölf Uhr vorüber und im Hauſe des Marquis war Geſellſchaft, welche auf den Wirth und die Wirthin wartete.

„Sie werden bei der Soirée Alexander Dumas und ein Paar der jungen Maler finden, die ſich einen Namen durch die Decorationen in **la Tentation** erworben haben.“ Sie grüßte mit dem Fächer.

Sie fuhren nach dem Hotel des Marquis. Prächtige Zimmer empfingen ſie. In dem erſten waren zwei neue Gemälde aufgeſtellt, welche von jungen Künſtlern gekauft und hier in vortheilhafter Lampenbeleuchtung aufgeſtellt waren; das eine war eine Scene aus Victor Hugo's Notre Dame. Man erblickte Quaſimodo an den Schandpfahl gebunden, von Durſt und Schmerz gequält, und die ſchlanke, liebliche Esmeralda, ihm einen Trunk Waſſer reichend. Das andere war eine Darſtellung der Schlußſcene von Caſimir Delavigne's neueſter Tragödie: **Les enfans d'Edouard,** die erſchütternde Schlußſcene, in welcher beide Kinder angekleidet im Bette ſitzen und lauſchen; ſie wiſſen, daß die Mörder kommen, um ſie zu tödten, aber ſie wiſſen auch, daß an ihrer Rettung gearbeitet wird; hören ſie das Lied **God**

save the King ertönen, dann iſt die Befreiung nahe, und das Lied erſchallt, man ſieht es an dem Lächeln des jüngern Bruders; aber gleichzeitig öffnet ſich die Thür, und die Mörder dringen herein und tödten ſie, während das Lied der Befreiung noch tönt. Eduards Söhne waren Portraits der beiden Künſtlerinnen Menjaud und Anais.

Einzelne Gäſte ſtanden vor den Gemälden; größer war die Geſellſchaft dagegen in dem großen Converſationsſaale, wo der Marquis und Naomi die Ankommenden empfingen. Ein junger Officier ſprach von den Befeſtigungswerken bei der Belagerung Antwerpens, eine andere Gruppe von den letzten Verhandlungen in der Pairskammer. Keine gegenſeitige Vorſtellung fand ſtatt, man ging und kam; das Ganze hatte mehr das Anſehen eines öffentlichen, als eines Privat-Salons.

Ein junger Schöngeiſt unterhielt ſich mit dem Holſteiner, und da er wußte, daß dieſer ein Däne war, ſo ſprach er über die Oper „Guſtav,“ die ihn ja, der Landsmannſchaft halber, intereſſiren mußte. Er ſprach von Bernadotte, welcher in den letzten Tagen im Vaudeville **Le Camarade de lit** auf die Bühne gebracht worden, dem „däniſchen“ König, welcher früher franzöſiſcher General geweſen war. Was den Norden anlangt, ſo waren ſeine Kenntniſſe etwas apokalyptiſch, damals hatte Frankreich noch keinen Marmier ausgeſandt, welcher hübſch und lebendig von dem Geyſer Islands und den ſcandinaviſchen Reichen, mit Felſen, Wäldern und duftenden Ebenen, von der Bedeutung Schwedens in der Politik und der Dänemarks in den Wiſſenſchaften erzählen konnte. In der engliſchen und italieniſchen Literatur war der Franzoſe dagegen zu Hauſe. Naemi's früherer Anbeter aber ſtand hier, wir wollen nicht die platte Redensart von der Kuh und dem neuen Thore, ſondern eine ſchönere anwenden, wie Moſes mit einem Blick auf das verheißene Land, welches er nie betrat. Um endlich etwas Tiefſinniges zu ſagen, nannte er Goethe. Die Augen des Franzoſen funkelten bei dem Namen des germaniſchen Corneille, welcher das philoſophiſche ideenreiche Gedicht Fauſt geſchaffen hatte.

Naemi ſtand dicht daneben und lächelte, indem ſie verſicherte, daß auch ſie den Fauſt bewundere. „Das Fragment,“ ſagte ſie, „kömmt mir wie ein ſtaunenerregender Komet vor, gerade wie ein Komet mit dem Kerne, aber es kömmt ein ſchlimmer Schweif hinterher, „iſt fortzuſetzen,“ wie da ſteht. Uebrigens glaube ich, daß man weit mehr in dieſes Gedicht legt, als der Dichter ſelbſt ſich gedacht hat. Wenn Europa fertig ſein wird, ſeine Commentare darüber zu ſchreiben, wird es wohl ſo viel Zeit erübrigen, um andere eben ſo gute Dichtungen zu beachten. Ich glaube, ein deutſcher Schriftſteller hat irgendwo daſſelbe geſagt, wie ich,“ fügte ſie hinzu.

„Goethe iſt todt!“ ſagte der Landsmann. „De mortuis nil nisi bene!“

„Ein wahrer und großer Dichter ſtirbt nie!“ ſagte Naemi, „und darum kann man auch von ſeinen Fehlern ſprechen.“ Mit einem höhniſchen Lächeln betrachtete ſie ihren einſtigen Anbeter.

Man ſprach wieder von Dänemark, von Scandinavien, und höchſt geiſtreich entwickelte Naomi, daß gerade der Norden das Land der Romantik ſei; ſie erzählte von Norwegens melancholiſchen Gebirgen, von den brauſenden Waſſerfällen, welche ſich mit denen des Schweizerlandes meſſen könnten, von den einſamen Sennhütten und den dunklen Tannenwäldern. Sie veranſchaulichte, wie ſchön die däniſchen Inſeln lägen, wie eine blühende Lagune zwiſchen der Oſt- und der Nordſee; ſie erzählte von den alten Liedern, die dort noch tönten, vom Zigeunervolk auf den jütländiſchen Haiden und von den einſamen Grabhügeln auf den duftenden Kleefeldern.

„Ihre Schilderung würde,“ ſagte der Franzoſe, „ſo ausgedrückt, wie Sie dieſelbe geben, eine Perle für unſere **Revue du Nord** ſein.“

Naomi lächelte.

Ein decorirter Herr gab der Converſation eine politiſche Richtung, und Naomi ſprach ihre Anſichten eben ſo kühn von der Sumpfſtadt Petersburg als von den luftigen Zelten der Araber aus; nur vor dem Heros des Zeitalters, Napoleon, beugte ſich ihr ſtolzes Herz.

„Sie haben den prächtigen Vulkan aus der Entfernung erblickt,“ ſagte der Hofmann, welcher den welterfahrenen Louis Philipp ſchätzte und ihn für den erſten aller Regenten der neuern Zeit erklärte. „Hätten Sie zu denjenigen Müttern Frankreichs gehört, die ihre Söhne durch Napoleon ihrer Heimath entriſſen ſahen, wären Sie Zeuge geweſen, wie ſie an den Daumen geknebelt, wie das Vieh durch das Land getrieben wurden, Sie würden ſeinen Namen nicht geſegnet haben. Eitel und kalt war er; nicht nur in ſeinem Aeußern glich er Nero.“

„Der Gott, den wir Alle anbeten,“ ſagte Naomi, „ſcheint auch in ſeiner Weltregierung Schattenſeiten darzubieten, aber ob dieſe wirklich vorhanden ſind? Napoleon war der Cherub mit Feuer und Schwert, er ſchnitt das neue Zeitalter von dem älteren ab. Wenn die Pflugſchaar durch das Feld geht, werden die Wurzeln der Blumen zerſchnitten, das Gras wird herausgeriſſen und der unſchuldige Wurm verſtümmelt, aber es iſt eine Nothwendigkeit, und ſpäter wogt gerade das Korn des Segens über der Todesfurche. Millionen haben gewonnen!“

Die Converſation ging in die Politik der Gegenwart ein und Naomi drückte ſich immer intereſſanter aus. Die Spieltiſche riefen, Karten wurden präſentirt. Naomi ſpielte mit Leidenſchaft und war die perſonificirte Beredſamkeit; Calembourgs wurden gemacht, Wortſpiele wechſelten; der Marquiſe wurde gehuldigt und ſie verdiente es. Witz und Lebensglück ſprachen ſich in ihren dunklen Augen aus.

Es war drei Uhr in der Nacht, als die Lichter im Hotel ausgelöſcht wurden. Naomi ſaß auf ihrem Zimmer im Nachtkleide, den Kopf auf den runden Arm geſtützt; ihr langes Haar floß über die Schultern hinab, ihre Wangen brannten; gleich dem Fieberdurſtigen ſtürzte ſie ein Glas Waſſer hinab.

„Wie mein Blut brennt!“ ſagte ſie zum Kammermädchen, „ich bin müde und kann doch nicht ſchlafen, aber gehe Du nur auf Dein Zimmer.“

Sie war allein; ihre Bruſt hob ſich, tief holte ſie Athem.

„Wie bin ich unglücklich, und weshalb ſoll ich leiden? Weshalb ewig in dieſer eingebildeten Qual ſchweben, die mit jedem Jahre wächſt?“ und ſie gedachte des Geſchöpfes der Dämonen in **La Tentation**, jenes Weſens, dem ſie Leben und menſchliche Gefühle gaben, und es kam ihr vor, als ſei ſie ſelbſt mit ihm verwandt. „Ja, Dämonen haben mich zu dieſem Leben hervorgerufen. O, daß alles Vergangene in Vernichtung verſänke, wie wir ſelbſt im Tode! Es iſt Krankheit, nichts Anderes; jeder Landsmann iſt mir ein Folterwerkzeug, und mein Henker iſt hier, — möchte ſein Leichnam auf dem Grund der Seine liegen. Ladislaus,“ ſeufzte ſie und ſchwieg plötzlich. „Ich will mich nicht ſelbſt peinigen, ich will den Duft dieſes falſchen Lebens genießen.“ Sie heftete ihr Auge auf das Portrait des Marquis, welches an der Wand hing. „Er lächelt,“ dachte ſie. „Ja, auch ich will es thun, meine Jugendſünden ſind nicht größer, als die ſeinen, und noch —! vielleicht küßt er in dieſem Augenblick eine blonde Locke, die ein unbedeutendes Haupt trägt. Graſſot hat es mir geſagt. — O, daß ich ihn nicht liebte!“ Sie beugte ihr Haupt, ſaß lange ſtumm, athmete tief; die Lampe brannte ſchwächer. Sie ſchlummerte.

Das Tageslicht ſchien durch die Vorhänge, als ſie aus ihrem unruhigen Schlummer erwachte; nun warf ſie ſich auf das Bett, und Traumbilder ſchwebten über die Schlummernde hin.

VIII.

Elle saigna tout ce sang du coeur qu'on appelle des larmes.

Nouvelles impressions de voyages par Alex. Dumas.

Kennſt Du Tivoli? Nicht die maleriſche Stadt, welche Du aus der Campagna Roms auf den Bergen erblickſt, nein, den Garten in der Pariſer Vorſtadt, zu welchem die Anſchlagzettel, dieſe taubſtummen Sirenen, Dich hinaus zu locken ſuchen. Fiacres, Coucous und Omnibus führen Dich für einige wenige Sous nach dem Eingange, und für Deine drei Francs findeſt Du dort einen Niagara von Luſtigkeit. Müſard's Orcheſter ſpielt Dir Galopaden aus **Gustave** und **la Tentation**, Walzer von Strauß und Quadrillen aus **le philtre**, Robert und **Pré aux clercs**. Für daſſelbe Geld ſtehen Dir dort zwei Theater offen, auf dem kleinern erblickſt Du phyſikaliſche Experimente und auf dem größern ein ganzes Vaudeville; die Schlitten fliegen die Rutſchbahn hinab, mehrere tauſend Lampen brennen zwiſchen den grünen Zweigen, und bei dem Ruf: feu d'arllee! folgſt Du dem Strome der Menſchen nach dem dunkeln Zuſchauerplatz, wo bald dreifarbige Raketen die Nacht in Tag verwandeln.

Da hinaus in den klingenden Metallſtrom wollen wir!

Siehſt Du die niedlichen Damen? Sicher ſind ſie von hohem Adel, von Geblüt? Ja das Blut, das warme Blut verleiht ihnen dieſe reiche Tracht, zu ihrer Kaſte gehörten Lais und Aſpaſia, jene weltberühmten Weiber. Die dreifarbigen Lampen warfen einen falſchen Regenbogenſchein unter die dunklen Zweige, die Muſik ertönte in einiger Entfernung, es war der Geſang der Dämonen in la Tentation, und die Töchter des Staubes wirbelten im Tanze mit den Söhnen des Blutes.

Es iſt ein eigener Anblick, den man hier genießt, wenn man in das dichte Gebüſch bei Seite tritt und von dort die bunte Erleuchtung betrachtet, die wirbelnden Geſtalten und die Schlitten der Rutſchbahn hoch von den Gipfeln der Bäume herab; man muß an den nächtlichen Hexenſabbath auf dem Brocken denken.

Ob er wohl daran denkt, er, der zwiſchen den Büſchen dicht bei dem dunkeln Schauplatz ſitzt, wo das Feuerwerk abgebrannt werden ſoll? Er hat eben die letzte Rakete feſtgebunden. Er ſitzt im Graſe, und die magern, ſchmalen Hände beben, das Geſicht iſt gelblich-bleich, die blauen Ringe unter den kohlſchwarzen Augen, die erſchlafften Züge zeigen, daß die Seele nur wie eine Fledermaus in den Ruinen eines Körpers ſpukt.

Er, von dem ſich unſer Auge gern abwenden möchte, hat einſt die Töchter der Schönheit erröthen gemacht; dieſe geſchwundenen Formen waren einſt ein Modell für einen Heros; dieſer boshafte Ausdruck im Auge war der Blick des Stolzes. Er, der die große Menge zum Jubeln gebracht hatte, lag hier krank, verachtet, vergeſſen — Raketen an das drehende Rad binden war eine wichtige Arbeit, Sohn des Paria, Ladislaus!

Wenn der Lebensgenuß Deine Nerven abgeſpannt hat, dann klingen ſie mit erſchütternden Melodieen; dieſe waren es, welche ihm ein altes Lied verſangen, das kommende Geſchlechter wiederholen werden:

„Meine Gedanken wollen nicht in den Raum hinaus, ſie kehren zum Körper zurück, welcher träge und ſchmerzvoll daliegt; er fühlt den naſſen, feuchten Thau, der ſich an den Flügel heftet, ſo daß er in Schläfrigkeit verſinkt; er fühlt den erfriſchenden Wind, aber er bringt Todeskälte mit; die geſchwächten Nervenfäden beben, meine Beine zittern, mein Haupt ſchwindelt, es iſt als ob der Wind mir ins Gehirn wehte und dort wie in einem leeren Schneckenhauſe ſauſte. Ich fühle nur Luſt zum Schlafe und dieſer faſelt mit meinem erſchlafften Körper. Der warme Sonnenſtrahl dörrt mich aus. Wandert mein Gedanke einmal hinaus, ſo iſt er gleich einem Kranken an Krücken; die Wieſen können lächeln, die Sonne wärmen, er denkt doch beſtändig an ſeine Krücken!“

Es war ein glänzender, ein luſtiger Abend in Tivoli. Der Reiche gab ſeine Louisd'or, der Arme ſeine Sous und die Jugend ein Paar von ihren friſchen Roſenblättern der Geſundheit hin, um einſt zu ſingen, wie der Rabe Ladislaus in der einſamen Hecke ſang.

Du, der Du Europa's große Städte bereiſteſt und in Paris ein Centrum für die Eigenthümlichkeiten aller ſuchteſt, Du wirſt oft Naomi begegnet ſein. Die öffentlichen Gerichtsverhandlungen gewähren Dir einen Erſatz für die Thiergefechte Spaniens, die daſſelbe Gedränge, daſſelbe Getümmel reichgekleideter Damen darbieten; dort wirſt Du ſie häufig als eine der eifrigſten Zuhörerinnen geſehen haben. Bei Bicetre, wenn die Verbrecher aneinander gefeſſelt nach den Galeeren abgeführt werden, wirſt Du unter den glänzenden Equipagen, die dort hielten, damit die Herrſchaften dieſes erſchütternde Schauſpiel genießen könnten, die der Marquiſe erkennen. In der einſamen Nacht, wenn nur die rothe Laterne mit der Inſchrift: „Ici on loge à la nuit,“ vor einem Fenſter brannte, wenn der tagſcheue Chiffonnier im Kehrichthaufen wühlte, nahm Naomi einen Platz an dem gewürfelten Tiſche ein, wo das Geld klingt und die Leidenſchaften durch den Blick athmen.

Außerhalb Paris ließ Louis Philipp Forts anlegen, um die Stadt zu befeſtigen; aber die Pariſer ſagten, daß dieſe nur errichtet würden, um ſie ſelbſt zu beſchießen. Die Gegenpartei des Bürgerkönigs fing an, ihre Stimme zu erheben. Das Julifeſt näherte ſich; kühne Caricaturbilder mit bedeutungsvollen Hindeutungen auf die Feſttage wurden ausgehängt, der kluge Regent verhielt ſich dabei ruhig und ließ die Gemüther in dergleichen Brandblaſen ſich Luft machen. Man hatte erwartet, zu dieſem Feſte den ägyptiſchen

Obelisken auf dem Platze Ludwigs des Funfzehnten errichtet zu ſehen, aber er war noch nicht angelangt; deshalb wurde eine Nachbildung von Holz aufgeſtellt. Alles ward veranſtaltet, um die weltberühmten drei Tage ſo feſtlich als möglich zu machen; den Glanzpunkt bildete die Enthüllung der Napoleonsſtatue auf der Vendomeſäule. Die Gerüſte waren ſchon errichtet, und die Handwerker zeigten große Emſigkeit; in der Nacht wurde die Statue aufgewunden; ein blauer Schleier mit ſilbernen Bienen bedeckte dieſelbe bis zum Augenblicke des Feſtes.

Naomi gehörte zu den Vielen, welche vorausſahen, daß an dieſen bevorſtehenden drei Tagen ein politiſches Unwetter losbrechen würde, und ſie ſehnte ſich danach. Nur in den Revolutionstagen, als nicht das Freiheitsphantom, ſondern die Freiheitsgöttin ſelbſt das edle franzöſiſche Volk anführte, hatte ſie ſich ruhig gefühlt; kühn feuerte ſie ihre Piſtole aus dem Fenſter auf die königlichen Gardiſten. Ihre Seelenruhe verlangte nach aufregender Bewegung.

Die drei Tage näherten ſich und brachten einzelnen Töchtern der gefallenen Helden Freude, eine prächtige Ausſteuer. Schon bei Sonnenaufgang erſchollen, als Ouvertüre zum Feſte, Kanonenſchüſſe vom **Hôtel de Ville** und vom Hotel der Invaliden. Die dreifarbigen Banner wehten auf dem **pont neuf** und flaggten von allen Kirchthürmen. Das **Hôtel de Ville** ſammt dem **pont d'Arcole** waren mit Trophäen und Guirlanden geſchmückt.

Schlaflos lauſchte Naomi den Schüſſen, leidend wie jene Nacht im Prater, jene Nacht in Rom und ach ſo viele Nächte in dem lebenſtrotzenden Paris. Große Summen, im Voraus auf ihre Einkünfte aufgenommen, waren verſpielt. Ladislaus und ein Landsmann, der ihre Abſtammung kannte, waren hier.

Auf dem Baſtilleplatz, bei der Fontaine des Innocens und vor dem Louvre waren Traueraltäre errichtet und mit Flor und Fahnen, Immortellenkränzen und berühmten Namen geſchmückt; die Trauermuſik ertönte und jede Viertelſtunde fiel ein Kanonenſchuß. Eine ſeltſame Ruhe lag auf dem ſonſt ſo lärmenden Paris. Schritt vor Schritt fuhren die Wagen wie bei einer Trauerproceſſion, langſam ſchritten die Fußgänger und warfen ihre Blumenſträuße auf die Gräber.

Naemi fuhr im offenen Wagen, die Fußgänger wurden gegen die ſich drehenden Räder gedrängt, Einzelne hielten ſich deshalb am Wagen ſelbſt feſt, Naemi fühlte eine Hand die ihrige berühren, ein kleines Papier wurde ihr zugeſteckt. Die Geſichter rings umher waren ihr unbekannt.

Am Abend, während die langen ſchwarzen Flore von den Häuſern wehten, wo Freunde und Verwandte der gefallenen Helden wohnten, und die blauen Feuer über den Gräbern brannten, las Naemi den Brief, er war von Ladislaus. Er hatte ſie in ihrem Hotel aufſuchen wollen, war aber abgewieſen worden; er verlangte auf das Inſtändigſte eine Unterredung mit ihr und erinnerte ſie boshaft an glückliche Minuten.

„Wie Viele fand man im vorigen Jahr in Paris und in den Vorſtädten ermordet?“ fragte Naomi ihre Kammerjungfer.

„Dreiundzwanzig, glaube ich, wurden ermordet und in die Seine geworfen! Es iſt gräßlich!“

„Die Pariſer haben ſüdliches Blut!“ ſagte Naomi. „Iſt Alles ruhig?“

„Alles; Aber mir graut vor dem morgenden Feſttag!“

„Mir auch,“ erwiderte Naomi gedankenvoll, und ihr Gedanke war bei Ladislaus.

In „tauſend und einem Tag“ wird eine Art Palmbaum beſchrieben; der reiche Schatz, welcher gewonnen werden ſoll, iſt in der Krone des Baumes verborgen; Jeder kann hinaufklettern, die breiten Blätter biegen ſich, geſchmeidig wie Schilf, nach oben, aber Du ſiehſt zurück, Du willſt wieder hinab, da iſt jedes Blatt ein ungeheures Meſſer, ſcharf und feſt, und dieſe dringen in Deine Glieder ein, wenn Du nicht rein und unſchuldig biſt; dieſes Bild ſchwebte Naomi vor.

„Jede kleine Sünde war ein grünes, duftendes Blatt, welches ſich in meiner Hand bog!“ ſeufzte ſie; „nun ſind ſie Meſſer des Henkers, jetzt wo ich zurückblicke. — O, ich bin krank, wie die alte Gräfin in Dänemark, krank in der Einbildung, und das iſt die peinlichſte Krankheit!“

Es war der zweite Tag des Feſtes. Der eine halbe Meile lange Boulevard diente der Nationalgarde zum Paradeplatz; die grünen Alleen entlang ſtanden die ſtattlichen Reihen, und dahinter in den Häuſern waren alle Fenſter und Balkone, ſowie der Boulevard ſelbſt, mit Menſchen angefüllt; muthwillige Knaben hingen in den Zweigen der Bäume, andere balancirten auf dem ſteinernen Geländer der Springbrunnen. Ueberall herrſchte Gedränge, wie in einem der belebteſten Passages von Paris.

Louis Philipp, von ſeinen Söhnen und Generalen umringt, zeigte ſich; er reichte ſeinen Bürgern die Hand und begrüßte ſie; ein „vive le roi!“ erſcholl; es war mit dem Ruf „à bas les forts!“ gemiſcht.

Der blaue Teppich mit den ſilbernen Bienen bedeckte noch die Statue Napoleons auf der hohen Vendome-Säule; Fenſter und Dächer waren mit Menſchen angefüllt. Der König und die erſten Männer des Reiches ſtanden mit entblößten Häuptern vor der Säule; das Zeichen ertönte und der Schleier fiel. „Vive la mémoire de Napoléon!“ war der Ausbruch der Bewunderung.

„Où roulent les canons, où les légions passent! — —
Le peuple est une mer aussi!“ *)

Naomi's Auge ſank auf die wogende Menge herab, und unter ihrem Fenſter, zwiſchen den aufgeſtellten Tonnen, welche die Beſitzer als köſtliche Plätze vermietheten, ſtand Ladislaus, der abgezehrte, kranke Ladislaus; ſein Auge war auf ſie geheftet; er lächelte, wie der Dämon im Ballet lächelte, breitete ſeine Hand aus und zeigte mit der Fingerſpitze in deren Fläche, als ob er ſchriebe.

Naomi trat von dem Fenſter zurück. Die Revue ſollte mehrere Stunden währen, aber der Glanzmoment war vor-

---

*) „Ode à la colonne,“ par Victor Hugo.

bei; ſie nahm den Arm des Marquis, und ſie verließen das Haus, aber nur durch das Hintergebäude war es möglich hinaus zu gelangen; ſie ſchlugen dieſen Weg ein. Auf dem Flur ging eine alte Frau an ihnen vorbei, ſie ſteckte dem Marquis ein Billet in die Hand und er verbarg es. Naemi hatte es geſehen.

Am Abend war ein großes, öffentliches Concert im Tuileriengarten, von fünfhundert Muſikern und dreihundert Trommelſchlägern aufgeführt; auf der Seine fand ein Kampf zwiſchen erleuchteten Schiffen ſtatt; Kirchthürme und Kuppeln glänzten mit Feuerumriſſen in der blauen Luft. Ein prächtiges Feuerwerk wurde abgebrannt.

„Lärmend wie dieſe Töne, auflodernd wie dieſe künſtlichen Lichter iſt das Leben!“ dachte Naemi. „Weshalb denn ſich ſelbſt quälen? Mein Mann iſt ein größerer Sünder als ich bin! — Wegen des Briefs ſoll er mir Rede ſtehen. Ich will, daß er eine Minute meiner Qual erdulde!“

Draußen war Alles nur Jubel, brauſende Töne und blendende Flammen. Naemi ſtand zu Hauſe und blickte über die Seine nach der Kuppel der Invalidenkirche, welche wie die der St. Peterskirche am Oſterabend ſtrahlte. Sie athmete tief.

„Ich zeige Dir das Billet nicht,“ wiederholte ſie vor ſich hin, „es könnte Deine eigene Ruhe ſtören! Das waren ſeine Worte, als ich nach dem Inhalt des Briefes fragte. Wie ich ſah, war er verlegen. Die hübſche Schrift der Blondine durfte die Marquiſe nicht leſen! Alle Männer ſind wie er, nun will ich auch einmal allen Weibern ähneln!“

Das Kammermädchen brachte die feſtliche Ballkleidung; am folgenden Abend war ja Bankett und Ball im **Hôtel de ville**, wo alle Stände, von der Fiſchhändlerin bis zur Königin des Landes, vertreten waren.

„Schön will ich morgen ſein!“ ſagte Naomi, „wende Deine ganze Kunſt an! Meinen reichſten Schmuck, alle meine Perlen mußt Du anzubringen ſuchen! — Das blonde Köpfchen kömmt wohl auch zu dieſem Feſt?“ dachte ſie, „einfach, lieblich und unſchuldig, wie es im Roman ſteht!“

Es war der dritte und letzte Feſttag; Naomi und der Marquis fuhren nach den **Champs Elysées**, welche in ihrer ganzen Ausdehnung bis zum damals noch unvollendeten **arc de l'étoile** mit Menſchen angefüllt waren. In der Stadt Paris ſelbſt war mitten am Tage freies Schauſpiel in allen Theatern der Stadt; die **Champs Elysées** boten Muſik, Schaukeln und Kunſtſtücke, Alles frei, dar. Unter offenem Himmel waren hier zwei Kunſtreitergeſellſchaften mit ihrem Circus; wechſelsweiſe gaben ſie ihre Vorſtellungen. Es waren viele Jahre verfloſſen, ſeitdem Naomi eine Kunſtreitergeſellſchaft geſehen hatte; auch wollte ſie dieſe nicht ſehen; aber der Marquis wünſchte es, er lobte eine hübſche Kunſtreiterin ſehr, die kaum ſechszehn Jahre alt war. Naomi fühlte ſich peinlich geſtimmt; ſie lachte, und neckend deutete ſie auf das heimliche Billet von geſtern hin, indem ſie äußerte: „Eheleute ſollen nichts vor einander verborgen halten, ſelbſt nicht, wenn es eine kleine Sünde wäre!“

Der Marquis ſah ſie feſt an; ſie lächelte und fand, daß er verlegen wurde; jetzt hatte ihre Beredſamkeit ihr gewünſchtes Thema. Ringsumher war Alles Feſtlichkeit und Freude; vier Orcheſter ſpielten; das gemeine Volk kletterte vergebens an dem glatten **Mât de cocagne** empor. Ein Turnier auf der Seine zog die Aufmerkſamkeit der Menge auf ſich: Boote manövrirten gegen einander; vorn in einem jeden ſtand ein blau- oder rothgekleideter Seemann mit einer vorn mit einem Knopfe verſehenen Lanze, mit dieſer ſtieß er ſeinen Gegner über Bord; der, welcher in das Waſſer fiel, mußte an das Ufer ſchwimmen, wo die Zuſchauer dem Sieger zujubelten.

Naemi's Blick flog unruhig unter der Menge umher, ſie hatte keinen Sinn für alle dieſe Schauſpiele; den Marquis dagegen intereſſirte es ſehr, ſein Auge folgte jeder Wendung, welche die Boote machten.

„So ruhig und doch die Sünde im Herzen!“ dachte Naemi und ſuchte ringsum nach einer blonden oder vielleicht ſchwarzen Locke, aber ſie erblickte keine.

Beim Mittagstiſch trank Naemi auf die Geſundheit der Blondinen und lachte dazu.

Die Toilette wartete. Die Paradiesvogelfeder wehte in dem glänzenden Turban, Edelſteine funkelten an der ſchwellenden Bruſt; ſie betrachtete ſich mit einem ſtolzen Lächeln im Spiegel.

Da wurde an die Thür geklopft. Das Kammermädchen nahm einen Brief für Naemi in Empfang, er war vom Herrn Marquis. Nur zwei Zeilen ſtanden darin, nur Naomi's eigene Worte vom Vormittage: „Eheleute ſollen nichts vor einander verbergen halten, ſelbſt nicht, wenn es eine kleine Sünde wäre.“ Eingeſchloſſen lag ein Billet, gerade daſſelbe, welches ſie den Marquis hatte verbergen ſehen; es war von Ladislaus. Alles ſtand darin, vom erſten Kuß bis zum Peitſchenſchlag; boshaft enthüllte er jedes Myſterium. „Das geſchieht aus Rache,“ ſchrieb er ſelbſt, „ſie hat mich von ihrer Thür gewieſen; ſie iſt glücklich, ich bin elend, wie man es nennt. Beim Sacrament des Himmels, jedes Wort iſt Wahrheit!“

Naomi's Lippen erbleichten. „Jetzt muß Alles brechen!“ dachte ſie.

„Der Wagen hält vor der Thür,“ wurde gemeldet, „der Herr Marquis wartet.“

Sie war nahe daran umzuſinken. Der Atlas rauſchte, die Diamanten funkelten; — der Marquis führte ſie an den Wagen; zwei Herren, Freunde des Hauſes, fuhren mit; die Converſation war allgemein, der Herr Marquis nahm lebhaften Antheil daran.

Die Straßen hallten vom Jubel wieder; alle Thürme und Kuppeln waren, wie am vorhergehenden Abend, illuminirt. Der Wagen hielt am Hôtel de ville und man ſtieg aus. Die Treppen waren mit bunten Teppichen und duftenden Blumen geſchmückt. Beide Tanzſäle in der zweiten Etage waren über den Hof durch einen hängenden Garten verbunden, welcher mit Orangenbäumen und bunten Laternen verziert war; in der Mitte ſprudelte ein Springbrunnen mit eau de Cologne. Im erſten Saale, wo der königliche Thron errichtet war, erheben ſich auf beiden Seiten Terraſſen mit Tabourets, die eine Reihe höher als die andere; hier ſaßen die Damen, feſtlich gekleidet, aus allen Ständen, die Bürgersfrau, ſo wie die Gemahlin des Pairs, es war ein bunter Anblick, ein aufwärtsſteigendes Blumenbeet. Die Muſik brauſte von dem reichbeſetzten Orcheſter; auf dem Fußboden ſelbſt herrſchte das größte Gedränge, und ringsherum glänzten Lorgnetten um die Schönen zu beſchauen. Zwar konnte Naomi nicht mehr zu der Jugend gezählt werden, deſſenungeachtet beſaß ſie eine Schönheitsfülle, welche, im Verein mit dem geſchmackvollen Putz, ſie zum Gegenſtande der Bewunderung und Huldigung bei Jung und Alt machte, und ſie lächelte glücklich, blendend in ihrer Pracht, wie der zappelnde Schmetterling an der Nadel.

Die breiten Flügelthüren öffneten ſich. Der König, die Königin und ihre Kinder traten herein; in dem dichten Gewühl war es ihnen nur möglich ſich einzeln dem Throne zu nähern. Die Muſik ſpielte eine Galopade aus der Oper Guſtav, gerade die, in welcher der König von Schweden erſchoſſen wird. Es war gewiß zufällig, daß gerade dieſe geſpielt wurde; man ſah die Wirkung davon in dem ängſtlichen Blick der Königin; ihre leidenden Züge ſprachen die ewige Angſt aus, in der ſie für Mann und Kinder lebte. Viele der nächſten Zuſchauer begriffen, was ſie litt, ſie, geſchmückt mit Edelſteinen und mit der wehenden Feder des Paradiesvogels; Naomi trug faſt denſelben Staat, dieſe lächelnde lebensfrohe Schöne, wie man ſie nannte, und Jeder wünſchte die edle Königin ſo glücklich als dieſe.

Es war zwei Uhr in der Nacht, als man zum Abendtiſch gerufen wurde; der Marquis und Naomi fuhren fort. Noch war es lebhaft auf der Straße; die Illumination währte fort.

„Du haſt mir einen Brief geſandt;“ ſagte ſie, „jedes Wort darin iſt Wahrheit; was iſt jetzt Dein Beſchluß?“

„Ihn Dir jedesmal vorzuleſen, wenn Du zwiſchen mich und meine Freuden trittſt, die jeder Ehemann in Paris kennt. Küſſe ich eine blonde Locke, dann denke an den Brief; übrigens werde ich dafür ſorgen, daß kein Scandal verfällt! — Im künftigen Sommer beſuchen wir den Norden; ich will das duftende Grün ſehen, wovon Du und Deine Landsleute ſo oft zu mir geſprochen haben. Es kann eine intereſſante Reiſe für uns beide werden, denke ich, aber nimm den Brief mit, es wäre möglich, daß wir ihn gebrauchten.“

IX.

O, dies Leben iſt eine ewige Erfahrung. — Und wofür? Nicht vielleicht für eine Täuſchung? Eine Dornenkrone für einen Glauben, der vielleicht falſch berechnet iſt? Wenn nun Alles, was ihr dachtet, ihr blaſſen Männer, die grauſame Laune eines Traumes wäre? — O vergebt mir dieſen grauſamen Zweifel!

Gutzkow's Oeffentliche Charaktere.

Der Storch, der ſitzt auf des Bauern Dach;
Er blickt auf Feld und Wieſen.
Es wird ein gar herrlicher Frühlingstag;
Jetzt kömmt die Zeit, die längſt ich erſehnt und geprieſen.

B. S. Ingemann.

In Dänemark auf dem Gute des Grafen ſaß die alte Gräfin mit Medicinflaſchen und Pulvern, dem Sterben noch eben ſo nahe, als vor zwölf Jahren. „Sie iſt zähe!“ ſagten die Leute, „die Apotheke kann ſie nicht allein todt machen!“ — Die Dorfkirche hatte einen neuen Thurm erhalten, und das Schulhaus war neu aufgebaut; die blendend weißen Gardinen hinter der hellen Glasſcheibe nahmen ſich gut aus. Zwei kleine Knaben ſpielten vor der Thür; die trockenen Stäbchen, welche ſie in die Erde geſteckt hatten, waren für ſie ein völlig blühender Garten. In der Thür ſaß eine Frau von einigen und dreißig Jahren, das Nähzeug lag auf dem Schooße, mit liebevollem Blick nickte ſie den Knaben zu, wenn dieſe ſie um etwas befragten, und Stille winkend erhob ſie die Hand, denn der Vater las ihr die Zeitung vor. Es waren Lucie und ihr Mann.

„Es iſt ja wohl Sonntag morgen?“ fragte der jüngſte Knabe, der mit ſeinen lebhaften braunen Augen und ſchönen Geſichtsformen gerade dazu beitrug, des älteren Bruders Mangel an Schönheit hervorzuheben.

„Morgen iſt Sonntag, dann kommt der Geiger mit Weißbrot oder Bildern, er war vorigen Sonntag nicht hier.“

„Ja, morgen kommt Chriſtian,“ ſagte der Mann und legte die Zeitung hin, „er könnte jeden Sonntag kommen, hier den Prediger hören und nicht in die Verſammlung gehen. Herr Patermann ſprach neulich mit mir davon. Die Obrigkeit verbietet dergleichen fromme Zuſammenkünfte. Bei Peter Hanſen verſammeln ſie ſich, und mitunter lieſt Chriſtian aus der Bibel vor. Das iſt ein Unweſen! Man ſagt, ſie hätten in einem Topfe einen jungen Hund, den ſie küßten, um ihre Demuth zu zeigen!“

„Das iſt Bosheit!“ ſagte Lucie. „Chriſtian geht dahin, mithin weiß ich, daß ſolche Thorheit nicht ſtattfinden kann. Wären wir nur Alle ſo gute Chriſten, wie er iſt! Ich habe mit ihm darüber geſprochen, und er beichtete mir und ſagte, daß er ſeine beſte Erbauung in der Bibel und in der Vereinigung mit frommen Menſchen finde. Befand ſich ein Judas unter den zwölf Jüngern, wie ſollten denn nicht in einer kleinen chriſtlichen Verſammlung Mehrere ſeiner Art ſein, welche Veranlaſſung zur böſen Nachrede geben könnten? Es iſt beſſer, zu viel, als zu wenig glauben; derjenige, dem es in der Welt recht widerwärtig geht, kann leicht ausſchweifen, und es iſt am Glücklichſten, in der Bibel und in Gottes Wort auszuſchweifen.“

„Was für Widerwärtigkeit hat Chriſtian gehabt?“ fragte der Mann. „Er war ja ein armer Knabe, gegen den Dein Oheim wie ein Vater gehandelt hat. Daß er es ein wenig ärmlich in Kopenhagen hatte, das hat er mit vielen Menſchen gemein, und daß er die Mutter zu ſich nahm, war unbedachtſam von Beiden gehandelt! Dein Oheim hat mir erzählt, in welcher Noth und Armuth er ſie fand; aber das iſt ja nun vorbei; er brachte ſie herüber, und bei jedem Feſte muß ja Chriſtian ſpielen; wer etwas Ordentliches in der Welt verſteht, dem kann es nicht ſchlecht gehen. Auf jedem Gute muß er die Muſik leiten, bei jeder Hochzeit wollen ſie ihn haben. Er hat hier ſein gutes Auskommen.“

„Aber es kommt in dieſer Welt nicht ſo viel darauf an, wie wir es um uns, ſondern wie wir es in uns haben,“ ſagte Lucie. — „Er ſetzte das Glück der Welt darein, ſich einen Namen zu erwerben, ſich recht in der Welt herumzutummeln, allein er hatte Niemanden, der ihm forthelfen konnte, und das gehört gewiß dazu; er trachtete nicht danach, ein Geiger auf dem Lande zu werden. Aber ich glaube, es iſt Ruhe in ſein Gemüth gekommen. Als die Hoffnung der Welt von ihm wich, griff er nach der himmliſchen.“

„Ja, aber mit denſelben blinden Vorſtellungen,“ ſagte der Mann. „Er ſollte ſich verheirathen, das könnte wohlthätig für ihn ſein; ein Junggeſelle iſt eine traurige Perſon. Eine gute Frau, wie Du, Lucie, würde einen froheren Menſchen aus ihm machen, denn recht glücklich iſt er doch ſicher nicht, wenigſtens iſt er zuweilen in einer Stimmung, die Keinem zuträglich iſt. Einſt hatte ich etwas wider ihn, weil ich glaubte, er habe Dich lieb. Peter Wik hätte das gern geſehen. Er hat gewünſcht, daß ihr Beide ein Paar würdet.“

„Chriſtians Gedanken ſind in dieſer Sache immer weit von mir geweſen,“ ſagte Lucie, „ſchon als Knabe liebte er die kleine Naemi, und zu dem erwachſenen Fräulein ſtand nur ſein Sinn. Aber ſie paßten in keiner Weiſe für einander; ſie war ſchön, und das war es, was ihn bethörte. Ich erzählte ihm das Gerücht, welches umlief und auch gewiß richtig war, daß ſie mit einem Kunſtreiter davongelaufen ſei. Das machte einen ſo gräßlichen Eindruck auf ihn, daß ich ſeit der Zeit nie ihren Namen vor ihm genannt habe; er hat ſeitdem auch nie von ihr geſprochen, aber er denkt an ſie, davon bin ich überzeugt.“

„Aber jetzt ſagt man ja von ihr,“ ſagte der Mann, „daß ſie eine vornehme Dame in Frankreich ſei. Ich habe es auf dem Gute ſelbſt gehört; ſie ſagen, daß ſie im nächſten Sommer zum Beſuch herkommen werde. So iſt das alte Gerücht doch falſch geweſen, oder der Kunſtreiter gehörte vielleicht zu einer der emigrirten Familien, die während der Revolution auswanderten und welche jetzt wieder zu Glanz und Herrlichkeit gelangt ſind; das könnte wohl ſein, auf dieſe Weiſe kommt doch Sinn und Verbindung in beide Gerüchte.“ —

Es war Sonntag. Chriſtian kam, der Geiger, wie er genannt wurde, und er küßte die Kinder, beſonders das jüngſte, das ſchönſte, mit den dunkelbraunen Augen; das Aeußere iſt das, was uns ergreift, das fühlte er ſelbſt; „ja, wäre ich ſchön wie Du geweſen,“ dachte er, „dann würde Alles anders geweſen ſein; ſelbſt der Edelſte, der Beſte huldigt dem Schönen. O, welche Gottesgabe, welche Quelle der Zufriedenheit liegt nicht in der Schönheit! Für ſie iſt die Welt ein Eden der Liebe. Jeder begegnet der Schönheit mit dem Lächeln auf der Lippe, man ſammelt ſich um dieſelbe. Das Antlitz hier nimmt ein: der Mann muß vortrefflich ſein, das Geſicht kann nicht betrügen; hier iſt Geiſt, hier iſt Seele! O, Schönheit iſt auf der Erde eine glücklichere Gabe, als Genie und Geiſteskraft!“ und er küßte das ſchönſte von Luciens Kindern; es bekam das ſchönſte Bild und das größte Stück Kuchen.

„Sollſt Du uns nicht von Deinem Storch grüßen?“ fragte der kleinſte der Knaben.

„Ja, recht viele Mal,“ erwiderte er. „Jetzt iſt er friſch und ſtark und kann gewiß mit den andern um die Wette fliegen, deshalb fürchte ich, daß er mir davon fliegen wird, wenn die andern abziehen. Störche und Schwalben ſind gute Thiere, deshalb dürfen ſie nach warmen Ländern fliegen, wenn die Kibitze und Sperlinge frieren. Habe ich Dir die Geſchichte vom Storch und von der Schwalbe erzählt? Es war am ſtillen Freitag, als der Herr Chriſtus am Kreuze hing und drei Vögel über ihn wegflogen; der Kibitz ſchrie: „peinigt ihn, peinigt ihn!“ deshalb ſchreit er es noch jetzt; aber der zweite Vogel rief: „labe ihn, labe ihn!“ der Storch rief: „ſtärke ihn, ſtärke ihn!“ deshalb iſt Glück und Segen bei dieſen Vögeln, darum haben ſie Frieden und kein guter Menſch thut ihnen etwas zu Leide!“ Während er erzählte, weilten ſeine Gedanken ſelbſt bei dem Storche, der mit ſeinen Erinnerungen wunderbar verwebt war: der Storch auf dem Dache des Juden, der Storch auf der Wieſe, welcher ihn in die Welt hinaus lockte, und jetzt der Storch, das einzige lebende Geſchöpf, welches er daheim in ſeiner Einſamkeit um ſich hatte. Im vorigen Jahre, als die Störche fortzogen, hörte er eines Abends einen eigenthümlichen Laut im Schornſtein, es war ein Storch, der herabgefallen war und im Fallen das Bein gebrochen hatte; er verband es, ſo gut als er konnte, pflegte ihn und im Laufe des Winters wurden ſie mit einander vertraut, ſo daß jetzt, als die andern Störche zurückkehrten, dieſer ihn nicht verließ, ſondern von dem Felde durch die offene Thür jeden Abend zum Holzſchuppen herein hüpfte, wo er ſein Neſt hatte. Luciens Kinder klammerten ſich an Chriſtian an und ſprangen mit ihm auf der Wieſe umher, wo er ihnen aus Schilf Grenadiermützen machte; eine Mütze, ſagte er, ſollte auch die Mutter haben; an dieſer bog er die Spitze um und füllte ſie dann mit hübſchen Feldblumen, es war ein ſehr artiges Füllhorn, deshalb hing Lucie es über dem Spiegel auf.

Der Mittagstiſch war gedeckt, das Tiſchtuch blendend weiß, und heute gab es etwas Beſonderes, das wußten die Kinder; jeden zweiten Sonntag, wenn der Geiger ſie beſuchte, hatte die Mutter immer etwas, wie ſie es ſonſt nicht bekamen. Er ſollte doch nur jeden Sonntag kommen, meinten ſie, es waren ja nur zwei Meilen, die er zu gehen hatte.

Er war ein Kind mit den Kindern und hörte wie ein geduldiges Kind auf die Neckereien des Schulmeiſters, in denen ein Stachel der Wahrheit lag.

„Du wirſt ein reicher Mann werden!“ ſagte er. „Du mußt Geld zurücklegen können! Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei; nimm Dir eine Frau, wer ſoll ſonſt haben, was Du in der Kiſte birgſt? Doch wohl nicht die Verſammlung, die uns den Katholicismus in das Land bringen will?“ Und nun war der Mann in ſeinem Elemente, gegen den Papſt und die Geiſtlichkeit dieſer Religionsſecte zu eifern.

„Der Katholicismus hat viel Gutes gewirkt!“ ſagte Chriſtian. „Dieſe Saat hat jetzt ihre Frucht getragen, uns Nahrung und Stärke gebracht; in einer barbariſchen Zeit wachte ſie allein über Wiſſenſchaften und Kunſt, ſie gebar den ſchönen Gedanken von einer großen Menſchengeſellſchaft, ſie erhob das Geiſtige über die rohe Kraft!“

„Aber jetzt iſt ſie ausgeartet!“ ſagte der Schullehrer, „ſie iſt zum Unterdrücker des Geiſtes und der Freiheit geworden!“

„Ich glaube,“ erwiderte Chriſtian, „daß wir denſelben als ein Treibhaus betrachten müſſen, welches im Winterwetter des Mittelalters ein Segen war. In den Klöſtern ſchoſſen die Wiſſenſchaften üppig empor und waren gegen die rohe Kraft geſichert, welche außerhalb hauſte; ſie entwickelten ſich für eine kommende Sommerzeit. Und das iſt die, in der wir jetzt leben; den Geiſt und die Freiheit hat nun der Sonnenſchein im Freien erwärmt; Alles grünt und treibt jetzt hier weit beſſer, als in dem katholiſchen Treibhauſe; die Wärme dort, das fühlen wir, iſt künſtlich, da iſt es ſchwül und das Grüne iſt krankhaft grün. Wir haben es beſſer im Freien, hier iſt Alles fortgeſchritten; drinnen iſt es dagegen wie früher, ja es giebt ſogar weniger edle Bäume, da dieſe ihren Platz draußen im Sonnenſchein erhalten haben.“

„Zankt Ihr Euch ſchon wieder?“ ſagte Lucie halb im Scherz.

„Er hält es mit den Katholiſchen!“ ſagte der Mann. „Es iſt kein Auskommen mit ihm.“

„Ich will nur den Mantel der Liebe über alle Glaubensſecten ausgebreitet wiſſen!“ ſagte Chriſtian. „Ich werde Euch einmal ein katholiſches Lied mitbringen, welches ich von einem Italiener erhalten habe, es wird zu Oſtern dort von den Bauern auf den Bergen geſungen. Darin iſt eben ſo wahres Chriſtenthum enthalten, wie in unſern alten Pſalmen.“

Die Sonne war untergegangen und die Kinder zu Bette, bevor Chriſtian ſich auf den Rückweg nach ſeiner zwei Meilen entfernten, einſamen Wohnung machte. Es war einer der ſchönen Mondſchein-Abende, die der Maler ergreift und auf die Leinwand feſſelt und die der Dichter einathmet, ſo daß durch ſie ſeine Lieder ſchöner und ergreifender werden. Auch auf Chriſtian wirkte der Schönheitsduft dieſes Abends ein; es war einer der Augenblicke, in denen er gleichſam fühlte, daß er einen großen geiſtigen Schatz in ſich verborgen trage, und daß er nur auf die günſtige Mitternachtsſtunde zu warten brauche, um ihn zu heben; doch plötzlich erloſch wieder Alles und nur die Hoffnung blieb ihm, daß in einer andern, in der Welt der Geiſter die Stunde kommen würde. Er hatte noch nicht den halben Weg zurückgelegt, und ſchon wieder war er nicht mehr ſtill und froh, wie die ſchöne Natur es haben wollte. Glücklich mußte er ja doch ſein; kein Herz hatte ſich mit ungetheilter Liebe an ihn angeklammert und ſich darauf treulos abgeriſſen. Man war ihm gut, ſorgenfrei konnte er dem morgenden Tage entgegenſehen! — Er war kein Geſchöpf, welches durch einen mächtigen Herrn emporgehoben worden, und welches jetzt aus Dankbarkeit dieſes auf ſich Herabblicken erdulden mußte, der Arme, welcher nur durch deſſen Allmacht war, was er war. Er ſah ja auch nicht täglich die, welche er liebte, von einem Andern geküßt, von einem Andern träumend, während ſie doch gegen ihn ſanft und gut war! Er brauchte nicht dazu zu lächeln, um ſein Leiden zu verbergen. Sein Leben bot durchaus keine großen, erſchütternden Unglücksfälle; der Prediger konnte an ſeinem Grabe ſagen: „ſtill und glücklich glitten ſeine Tage dahin! keine Gewitterwolke zog ſchwer und glänzend über ſein Haupt hin!“ nein, es war gleichmäßig grau, immer grau, und wenn man unverwandt darauf hinſah, ſo konnte man ſich einbilden, daß es blau ſei.

Es war Niemand daheim, der ihm ein Willkommen bieten konnte! Einſam war es, er hatte es einſam, wie alle Andere es in ihrem Grabe haben werden. Er zündete ſein Licht an, wirthſchaftete herum, ſchloß die inwendigen Fenſterläden und öffnete dann die Kammer des Storchs; dieſer ſchlief. Jetzt machte er die große blauangeſtrichene Kiſte auf; in einem kleinen Behälter derſelben lagen zwei ſchwere Beutel; er ſchüttete ſie ſacht auf den Tiſch aus, zählte die blanken Silberſtücke, packte ſie in Tüten und lächelte, wie er Luciens Kinder angelächelt hatte.

„So viel habe ich ſchon!“ dachte er. „Welcher Schatz! Der iſt für ſie! Ja, in ihrer größten Noth wird ſie zurückkehren; die Andern werden ſie dann nicht kennen wollen, aber ich will ihr ein Bruder ſein; ſie ſoll nicht mehr leiden!“ und er lächelte wieder, denn er dachte an Naemi.

Der leichte Jugendſinn hatte ſie in die Welt hinausgeriſſen; das konnte nie gut enden. Einſt mußte ſie ſicher arm und krank mit einer herumwandernden Truppe zurückkommen. Das hatte er geträumt, und das war ſein feſter Glaube. Wie oft war er nach der Schenke oder nach dem nächſten Dorf gegangen, wenn er hörte, daß eine herumwandernde Gauklertruppe da ſei; er ſuchte Naemi; für ſie ſammelte er ja das blanke Silber.

Die Bibel, die Geige und der Storch waren ſeine drei Freunde. Das Thier hüpfte aus dem Garten in die Stube, flog wieder nach dem Gebüſch jenſeits der Wieſe, kehrte aber immer zurück.

„Ob Du wohl bei mir überwintern wirſt?“ ſagte Chriſtian, „ob Du nicht mit Deinem Geſchlechte nach den warmen Ländern fliegen wirſt? — O fliege! Wer gleich Dir fliegen könnte! Ich habe auch einmal daran gedacht, weit fort zu ziehen, aber ich bin hier geblieben, ich komme nie hinaus! — — Du bekommſt ſie vielleicht zu ſehen! — Du fliegſt vielleicht über meines Vaters Grab!“ und er nahm ein rothes Band, ſchrieb darauf: „Gruß aus Dänemark!“ band daſſelbe um das Bein des Storches und ſagte: „fliege jetzt nur mit den andern, aber komm zum Frühjahr wieder! — Nun ſind dreizehn Jahre verſtrichen, ſeitdem ich ſie ſah. Sie hat ſich gewiß ſehr verändert! In meinen Gedanken iſt ſie noch ſo jung und ſchön, mit dem ſtolzen Blick! — O, wäre ich ſchön geweſen, wie der Kunſtreiter es war!“ und ſeine Gedanken flogen weit in die Welt hinaus.

Wie oft erblicken wir nicht Kinder, Knaben ſowohl als Mädchen, welche in ihren Kinderjahren faſt häßlich ſind; einige Jahre vergehen, Züge und Formen entwickeln ſich, wir ſehen Schönheit, wo wir zuvor keine fanden, und müſſen ſie deshalb lieben. So wird nach dem Tode, in dem neuen Leben, der, welcher uns hier durch ſein Aeußeres abſtieß, uns gewinnen, von uns geliebt werden, indem gerade jene harten Formen ſich zu Schönheitszügen entwickelt haben werden. Unſere Menſchenlarve iſt ja doch nur eine Kleidung; der zerlumpte Bettler kann ebenſo ſchön wie der Adelige ſein, wenn die Tracht der Armuth wegfällt. Das waren Chriſtians ſtille Träume. — —

Es war September, die Prachtzeit der däniſchen Natur; da träumte er von Naomi einen ſeltſamen Traum, der ſtand ihm ſo klar vor den Augen, indem er plötzlich erwachte, aber am Morgen war die Erinnerung völlig erloſchen, nur ſo viel war ihm deutlich, daß ſie ihr Haupt an ſeine Bruſt gelehnt und geſagt hatte: „Ich ſterbe, begrabe mich in Deinem kleinen Blumengarten.“

Der Traum verſetzte ihn in eine wunderbare Stimmung; er las einen Pſalm und ſuchte die Worte des Troſtes in der Bibel.

Als er am Nachmittage durch das Dorf ging, hörte er vor ſich eine Trompete, ein luſtiges Rufen und das Geſchrei der Bauerknaben ertönen. Hinter der Hecke eines der kleinen Gärten ſtanden einige alte Frauen und ſahen den Weg hinab.

„Was iſt das?“ fragte er.

„Komödianten, welche Kunſtſtücke in der Schenke machen wollen.“

Und nun erblickte er einen Mann in der Tracht des Bajazzo, aber ärmlich und ſchmutzig; er ritt auf einem elenden Pferde und hatte ein kleines Mädchen mit hübſchen dunkeln Augen vor ſich, das ein Tambourin in der Hand hielt. Der Mann rief aus, daß die prächtigſte Komödie mit beweglichen Figuren dieſen Nachmittag in der Schenke vorgeſtellt werden würde, wo außerdem verſchiedene höchſt wunderbare Kunſtſtücke, die doch alle natürlich zugingen, gegeben werden würden. Der Mann hatte das Geſicht weiß angemalt und ſchnitt gräßliche Grimaſſen; das kleine Mädchen ſah kränklich aus und ſchlug jedesmal auf das Tambourin, wenn der Vater in die Trompete ſtieß.

Chriſtian gedachte ſeines Traumes, dachte an Naemi: ob das ihr Mann, ihr Kind war? Er ging nach der Schenke.

Draußen im Hofe ſtand der mit einem Verdeck verſehene Wagen, auf demſelben lag ein altes Bett und dergleichen mehr. Im Seitengebäude war das ärmliche Theater errichtet, die Puppen hingen und lagen durcheinander, in zerlumpter, ſchmutziger Pracht. Eine corpulente, dunkelfarbige Frau im bloßen Kopfe, mit theils ſchwarzen, theils grauen Haaren, ſaß mit einem kleinen Knaben auf dem Schooß da; ihre Kleider hingen loſe und unordentlich um ſie herum, ſie gab dem Kinde zu eſſen; eine Frau, etwas jünger als ſie, nähete einen Papierſtern auf die Bruſt einer Holzpuppe. Chriſtian ſprach mit ihnen; ſeine Stimme bebte, aber er ſah, daß keine von dieſen Naomi ſei.

Wie oft war er nicht ſo getäuſcht worden, und doch fühlte er ſich froh darüber. Der Anblick dieſer Menſchen, die Erinnerung an ſeinen Traum bewegte ihn tief.

Als er nach Hauſe kam, vermißte er den Storch. „Er kömmt wohl noch!“ dachte er und ließ deshalb die Thür zum Holzſchuppen offenſtehen. „Wer weiß, vielleicht ſchwebt er ſchon mit den andern über das Meer! Das Laub färbt ſich dunkel!“

Er ſchlief unruhig in dieſer Nacht; bei Sonnenaufgang war er ſchon in den Kleidern und eilte hinaus in ſeinen kleinen Garten, wo ihm ja Naomi im Traum geſagt hatte, daß er ſie begraben ſolle; plötzlich hörte er einen einſamen Laut von der Wieſe her, und er ſah Hunderte von Störchen durcheinander wirbeln. Sie erprobten ihre Kräfte, wie der Landmann ſagt. Er gewahrte, wie einzelne von den andern überwältigt und mit dem ſtarken Schnabel getödtet wurden. Mit lautem Geklapper ſtieg der große Schwarm hoch in die Lüfte und verſchwand.

Er ging auf die Wieſe hinaus; da lagen ſieben todte Störche, ihre abgeriſſenen Federn flogen noch über das Gras hin.

„Die Natur verlieh euch keine Kräfte, und deshalb mußtet ihr ſterben, arme Thiere! Ihr durftet nicht mit nach den warmen Ländern ziehen!“ ſagte er und bog ſich hinab; da lag einer mit einem rothen Band um das Bein; er nahm ihn in ſeine Arme, er war noch warm; das Blut befleckte die weißen Federn, der lange Hals hing todt herab; es war ſein Storch; er drückte ihn an ſeine Bruſt.

„So geht mein Traum in Erfüllung! Dich und nicht ſie halte ich todt in meinen Armen!“ und er küßte den todten Vogel, zog eine weiße und eine ſchwarze Feder aus dem Flügel, befeſtigte ſie über dem Spiegel, grub ein Grab, fütterte es mit grünen Blättern aus und legte den Storch hinein. Der Roſenſtrauch ſtand mit gelbgrünen Hagebutten über dem Grabe des Vogels.

„Nun bin ich wieder allein. Du kehrſt nicht mit dem Frühlinge zu mir zurück. Todt; Alles ſtirbt! Alles müſſen wir verlieren. — Weshalb ergreifen wir nicht die Minute, warum wollen wir nicht glücklich ſein? Ich will den letzten Sonnenſchein dieſes Jahres recht einſchlürfen, ich will mich über den klaren Froſtwinter und über den wiederkehrenden Frühling freuen.“

— — Aber der Winter brachte nur naſſes Wetter, Schnee und trübe Tage; der Wald bot nur triefend naſſe Baumſtämme, die ſchwarzen Zweige ſchienen im Nebel wie in ein Spinnengewebe gehüllt zu ſein; ja, die ganze Natur war in einer Verpuppung, die erſt nach Verlauf von Monaten vor den Sonnenſtrahlen platzen konnte.

Chriſtian kränkelte, doch war er jeden zweiten Sonntag ein ſicherer und willkommener Gaſt bei Lucien, aber nur jeden zweiten Sonntag, deshalb überraſchte es ſie, ihn an einem Wochentage zu erblicken, und er ſah bleicher als gewöhnlich aus.

„Es geht gut mit mir!“ ſagte er, „aber ich hatte nicht viel zu thun, und ich ſehnte mich nach den Kindern, deshalb komme ich.“

Uebrigens hatte er eine Neuigkeit erfahren, mit dieſer rückte er aber erſt ſpäter heraus. Der Gärtner auf dem Gute hatte ihm erzählt, daß man im Frühjahr hier Fremde erwarte: einen vornehmen franzöſiſchen Herrn mit ſeiner Gemahlin, und daß dieſes gerade Naemi ſei; ſeit vielen Jahren ſei ſie mit ihm verheirathet und ſei ſehr reich und vornehm. Die Thränen ſtanden Chriſtian in den Augen. „Nein, mir iſt doch nicht wohl,“ ſagte er, „Alles regt mich gleich ſo auf.“

Lucie drückte ſeine Hand.

Wie einſam war es nicht jetzt in ſeiner Behauſung! Wie oft hatte er nicht ſeinen Schatz bei dem Gedanken an Naemi gezählt; jetzt wurde der Behälter nie geöffnet, das Silber nie hervorgenommen.

Der Winter war ſo lang, ſo trübe — aber es war ein guter Winter für die Armen, ſagte man, denn es fror nicht ſtark, aber Regen gab es und grau, immer grau war der Himmel; es war ein Herbſt, welcher weit in das Frühjahr hinein reichte.

Es war in der Mitte des Mai, am erſten ſchönen ſonnigen Tage; Luciens Kinder ſtanden betrübt am Bette, in welchem Chriſtian krank lag, ihre Mutter pflegte ihn.

„Habe Dank für alle Deine Liebe, Lucie,“ ſagte er, „es iſt doch ſchön in dieſer Welt, und die Menſchen ſind gut; — ich erinnere mich deſſen wohl, was Du mir vor vielen Jahren ſagteſt: Gottes gewöhnliche Gaben an uns Menſchen ſind ſo groß, daß es eine Sünde iſt, ſich mehr zu wünſchen. — Der, welcher hoch ſteht, iſt gerade dem ſcharfen Winde ausgeſetzt, wir tiefer ſtehenden nicht. Entſinnſt Du Dich nicht des ſchönen Geſanges: „Die Roſen ſie blühn und verwehen, wir werden das Chriſtkindlein ſehen.“ Der ausgezeichnete Mann ſteht im Strahlen-Glanz, aber die Strahlen verzehren ihn. Wir könnten ihn beneiden, daß er eine größere Empfänglichkeit für Alles um ſich her erhielt, aber dadurch fühlt er auch mehr als wir das Zerſtörende. Er giebt mit ſeiner warmen Seele, was wir mit einer kälteren empfangen, er ladet uns als Gäſte zu der Mahlzeit ein, die er anrichtet, und wir kommen wie die böſen Vögel, von denen ich geleſen habe, die Harpyen, wir kommen, um zu beſudeln.“ Unbewußt tadelte er jetzt eine ganze Menſchheit, die er einige Minuten zuvor gut und liebreich genannt hatte.

„Unſere Gedanken ſind eitel, unſere That iſt nichts!“ ſagte er. „Was wir groß und unſterblich nennen, ſteht einſt vor einem andern Geſchlecht nur als Kohlen-Inſchrift auf den Wänden der Gefängniſſe; Neugierige beſuchen ſie und beſchauen es. — Gieb den Kindern meine Bibel, wenn ich todt bin; in der liegt der Schlüſſel zu einem Schatz, den weder Motten, noch Roſt verzehren. — Ich werde Naomi ſehen, bevor ich ſterbe,“ ſagte er mit einem verklärten Blick, „ja, ich werde ſie erblicken, das fühle ich.“

„Sprich nicht vom Sterben!“ ſagte Lucie. „Du ſtirbſt noch nicht; wir werden noch manches Jahr mit einander leben.“

— — Die Schwalbe war zurückgekehrt; der Storch ſaß wieder in ſeinem Neſte; der Däne fühlte ſich ſtolz auf ſeine grünen Wälder, da faltete Lucie die Hände des Todten, ſchloß deſſen Augen und zeigte den Kindern zum letzten Mal den lieben Chriſtian, und die Kleinen weinten.

„Ihm iſt wohl!“ ſagte Lucie, „ſo wohl, wie ihm hier nie geweſen iſt!“

Der Deckel wurde zugeſchlagen, und die Landleute trugen den einfachen Sarg aus dem Hauſe; Lucie folgte mit ihrem Mann und ihren Kindern. Der Weg nach dem Kirchhof war ſchmal; da kam ein herrſchaftlicher Wagen mit vier Pferden ihnen eilig entgegen. Es waren Gäſte, die nach dem Rittergute fuhren; es war der franzöſiſche Marquis und ſeine Gemahlin Naomi.

Die Bauern ſtiegen mit dem Sarge in den Graben hinab, damit die vornehme Herrſchaft vorbei konnte; ſie entblößten ihre Köpfe, und die gnädige Frau, Naomi, ſteckte das Haupt mit dem ſtolzen Blick, mit dem einnehmenden Lächeln heraus und grüßte. Es war ein armer Mann, den ſie begruben. Nur ein Geiger!

Ende.

Schnellpreſſendruck von Fr. Ries in Leipzig.

H. C. Anderſen's

Geſammelte Werke.

Vom
Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe.

Zwölfter Band.

Geſammelte Märchen.

Erſter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Geſammelte Märchen.

Von

H. C. Anderſen.

Erſter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Vorwort.

In dem Märchen meines Lebens habe ich mich über meine Märchen, deren Urſprung und Weſen ausführlicher ausgeſprochen. Ich habe deshalb hier nur darüber Rechnung abzulegen, in wie fern ſie entweder Volksſagen ihre Entſtehung verdanken oder ganz meine Erfindung ſind. Zu der erſten Klaſſe, die mir in meiner Kindheit als Märchen erzählt worden, und die ich nun hier in meiner Weiſe wiedergegeben habe, gehören:

Das Feuerzeug.
Der Reiſekamerad.
Der kleine Klaus und der große Klaus.
Die wilden Schwäne.
Die Prinzeſſin auf der Erbſe.
Der Garten des Paradieſes.

Die Idee zu der Erzählung:

Der unartige Knabe

gehört, wie bekannt, Anakreon, zu dem Märchen:

Des Kaiſers neue Kleider

aber dem Spaniſchen. — Aus einer Novelle des Boccaccio iſt

Der Roſenelf

entſprungen, der geſchrieben wurde, bevor ich Freiligrath's ſchönes Gedicht: „Die Rache der Blumen,“ mit welchem der Schluß des Märchens viele Aehnlichkeit hat, geleſen hatte.

Ganz meine eigene Erfindung ſind folgende Märchen, von denen mehrere bis jetzt nicht in den Sammlungen derſelben aufgenommen ſind, die vier letzten aber hier überhaupt zum erſten Male im Druck erſcheinen:

Der Tannenbaum.
Der Schweinehirt.
Der Buchweizen.
Die Galoſchen des Glücks.
Der Erlenhügel.
Das Liebespaar.
Däumelinchen.
Die Störche.
Der fliegende Koffer.
Ole Lukoie.
Die Stopfnadel.
Die kleine Seejungfrau.
Der ſtandhafte Zinnſoldat.
Fliedermütterchen.
Das Gänſeblümchen.
Die Nachtigall.
Das kleine Mädchen mit den Schwefelhölzchen.
Die Glocke.
Die Blumen der kleinen Ida.
Holger Danſke.
Der Engel.
Das häßliche junge Entlein.
Die Hirtin und der Schornſteinfeger.
Die rothen Schuhe.
Die Springer.
Die Schneekönigin.
Die alte Straßenlaterne.
Die Nachbar-Familien.
Der kleine Tuk.
Der Schatten.

Kopenhagen, im April 1847.

H. C. Anderſen.

Inhalt

des erſten Bandes.

Seite.
Der Tannenbaum. 11
Der Schweinehirt. 25
Das Liebespaar. 33
Des Kaiſers neue Kleider. 37
Fliedermütterchen. 45
Erlenhügel. 58
Die Schneekönigin. 69
Holger Danſke. 118

Geſammelte Märchen.

Der Tannenbaum.

Draußen im Walde ſtand ein niedlicher kleiner Tannenbaum; er hatte einen guten Platz, Sonne konnte er bekommen, Luft war genug da, und rings umher wuchſen viele größere Kameraden, ſowohl Tannen wie Fichten; der kleine Tannenbaum wünſchte aber ſo ſehnlich zu wachſen, er dachte nicht an die warme Sonne und die friſche Luft, er kümmerte ſich nicht um die Bauernkinder, die da umher gingen und plauderten, wenn ſie herausgekommen waren, um Erdbeeren und Himbeeren zu ſammeln; oft kamen ſie mit einem ganzen Topf voll oder hatten Erdbeeren auf einen Strohhalm gereiht, dann ſetzten ſie ſich neben den kleinen Tannenbaum und ſagten: „nein! wie niedlich klein iſt der!" Das mochte der Baum gar nicht hören.

Im folgenden Jahre war er um ein langes Glied größer, und das Jahr darauf war er noch eines länger, denn an den Tannenbäumen kann man immer nach den vielen Gliedern, die ſie haben, ſehen, wie viele Jahre ſie gewachſen ſind.

„O, wäre ich doch ſo ein großer Baum wie die andern!" ſeufzte das kleine Bäumchen, „dann könnte ich meine

Zweige ſo weit umher ausbreiten und mit der Krone in die weite Welt hinaus blicken! Die Vögel würden dann Neſter zwiſchen meinen Zweigen bauen, und wenn der Wind wehte, könnte ich ſo vornehm nicken, gerade wie die andern dort!“

Er hatte gar keine Freude am Sonnenſchein, an den Vögeln und den rothen Wolken, die Morgens und Abends über ihn hin ſegelten.

War es nun Winter, und der Schnee lag rings umher funkelnd weiß, ſo kam häufig ein Haſe angeſprungen und ſetzte gerade über den kleinen Baum weg, — o, das war ſo ärgerlich! — Aber zwei Winter vergingen, und im dritten war das Bäumchen ſo groß, daß der Haſe um daſſelbe herum laufen mußte. O, wachſen, wachſen, groß und alt werden, das iſt doch das einzig Schöne in dieſer Welt, dachte der Baum.

Im Herbſt kamen immer Holzhauer und fällten einige der größten Bäume, das geſchah jedes Jahr, und der junge Tannenbaum, der nun ganz gut gewachſen war, ſchauderte dabei, denn die großen prächtigen Bäume fielen mit Knacken und Krachen zur Erde, die Zweige wurden abgehauen, die Bäume ſahen ganz nackt, lang und ſchmal aus; ſie waren faſt nicht zu kennen, aber dann wurden ſie auf Wagen gelegt, und Pferde zogen ſie davon, aus dem Walde hinaus.

Wo ſollten ſie hin? Was ſtand ihnen bevor?

Im Frühjahr, als die Schwalben und Störche kamen, fragte der Baum ſie: „Wißt ihr nicht, wohin ſie geführt wurden? Seid ihr ihnen nicht begegnet?“

Die Schwalben wußten nichts, aber der Storch ſah nachdenkend aus, nickte mit dem Kopfe und ſagte: „Ja, ich glaube es! Mir begegneten viele neue Schiffe, als ich aus Aegypten flog; auf den Schiffen waren prächtige Maſtbäume, ich darf annehmen, daß ſie es waren, ſie hatten Tannen-Geruch; ich kann vielmals grüßen, ſie prangen, ſie prangen!“

„O, wäre ich doch auch groß genug, um über das Meer hin fahren zu können! Wie iſt das eigentlich, dieſes Meer, und wie ſieht es aus?“

„Ja, das iſt zu weitläufig zu erklären,“ ſagte der Storch und damit ging er fort.

„Freue dich deiner Jugend!“ ſagten die Sonnenſtrahlen; „freue dich deines friſchen Wachsthumes, des jungen Lebens, das in dir iſt!“

Und der Wind küßte den Baum, und der Thau weinte Thränen über ihn, aber das verſtand der Tannenbaum nicht.

Wenn es gegen die Weihnachtszeit war, wurden ganz junge Bäume gefällt, Bäume, die oft nicht einmal ſo groß oder gleichen Alters mit dieſem Tannenbaume waren, der weder Ruhe noch Raſt hatte, ſondern immer davon wollte; dieſe jungen Bäume, und es waren gerade die allerſchönſten, behielten immer alle ihre Zweige, ſie wurden auf Wagen gelegt und Pferde zogen ſie davon aus dem Walde.

„Wohin ſollen die?“ fragte der Tannenbaum. „Sie ſind nicht größer als ich, vielmehr war da einer, der war viel kleiner; weshalb behalten ſie alle ihre Zweige? Wo fahren ſie hin?“

„Das wiſſen wir! das wiſſen wir!“ zwitſcherten die

Sperlinge. „Unten in der Stadt haben wir in die Fenſter geſehen! wir wiſſen, wohin ſie fahren! O, ſie gelangen zur größten Pracht und Herrlichkeit, die man ſich denken kann! Wir haben in die Fenſter geſehen und erblickt, daß ſie mitten in der warmen Stube aufgepflanzt und mit den ſchönſten Sachen, vergoldeten Aepfeln, Honigkuchen, Spielzeug und vielen Hunderten von Lichtern geſchmückt werden.“

„Und dann —?“ fragte der Tannenbaum und bebte in allen Zweigen. „Und dann? Was geſchieht dann?“

„Ja, mehr haben wir nicht geſehen! Das war unvergleichlich.“ —

„Ob ich wohl auch beſtimmt bin, dieſen ſtrahlenden Weg zu betreten?“ jubelte der Tannenbaum. „Das iſt noch beſſer als über das Meer zu ziehen! Wie leide ich an Sehnſucht! Wäre es doch Weihnachten! nun bin ich hoch und entfaltet, wie die andern, die im vorigen Jahre davon geführt wurden! — O, wäre ich erſt auf dem Wagen! wäre ich doch in der warmen Stube mit all der Pracht und Herrlichkeit! und dann —? Ja, dann kömmt noch etwas Beſſeres, noch Schöneres, weshalb würden ſie mich ſonſt ſo ſchmücken! es muß noch etwas Größeres, noch Herrlicheres kommen —! aber was? O, ich leide! ich ſehne mich! ich weiß ſelbſt nicht, wie es mir iſt!“

„Freue dich unſer!“ ſagten die Luft und das Sonnenlicht; „freu dich deiner friſchen Jugend in Freien!“

Aber er freute ſich durchaus nicht; er wuchs und wuchs, Winter und Sommer ſtand er grün; dunkelgrün ſtand er da; die Leute, die ihn ſahen, ſagten: „das iſt ein ſchöner

Baum!" und zur Weihnachtszeit wurde er von allen zuerſt gefällt. Die Axt hieb tief durch das Mark, der Baum fiel mit einem Seufzer zu Boden, er fühlte einen Schmerz, eine Ohnmacht, er konnte gar nicht an irgend ein Glück denken, er war betrübt von der Heimath ſcheiden zu müſſen, von dem Flecke, auf dem er emporgeſchoſſen war; er wußte ja, daß er die lieben, alten Kameraden, die kleinen Büſche und Blumen ringsumher, nie mehr ſehen würde, ja vielleicht nicht einmal die Vögel. Die Abreiſe war durchaus nicht angenehm.

Der Baum kam erſt wieder zu ſich ſelbſt, als er im Hofe, mit andern Bäumen abgepackt, einen Mann ſagen hörte: „Dieſer hier iſt prächtig! Wir brauchen nur dieſen!"

Nun kamen zwei Diener im vollen Staat und trugen den Tannenbaum in einen großen, ſchönen Saal. Ringsherum an den Wänden hingen Bilder, und neben dem großen Kachelofen ſtanden große, chineſiſche Vaſen mit Löwen auf den Deckeln; da gab es Schaukelſtühle, ſeidene Sophas, große Tiſche voll von Bilderbüchern, und Spielzeug für hundertmal hundert Thaler — wenigſtens ſagten das die Kinder. Und der Tannenbaum wurde in ein großes mit Sand gefülltes Faß geſtellt, aber Niemand konnte ſehen, daß es ein Faß war, denn es wurde rund herum mit grünem Zeug behängt und ſtand auf einem großen bunten Teppich. O, wie der Baum bebte! Was wird da doch vorgehen? Sowohl die Diener als die Fräulein ſchmückten ihn. Auf einen Zweig hängten ſie kleine Netze aus farbigem Papier ausgeſchnitten; jedes Netz war mit Zuckerwerk gefüllt;

vergoldete Aepfel und Wallnüſſe hingen, als wären ſie feſtgewachſen, und über hundert rothe, blaue und weiße kleine Lichter wurden in den Zweigen feſtgeſteckt. Puppen, die leibhaftig wie die Menſchen ausſahen, — der Baum hatte früher nie ſolche geſehen — ſchwebten im Grünen, und hoch oben in der Spitze wurde ein Stern von Flitter-Gold befeſtigt, das war prächtig, ganz außerordentlich prächtig.

„Heut Abend,“ ſagten Alle, „heut Abend wird es ſtrahlen!“

„O!“ dachte der Baum, „wäre es doch Abend! würden nur die Lichter bald angezündet! und was dann wohl geſchieht? Ob da wohl Bäume aus dem Walde kommen, mich zu ſehen? Ob die Sperlinge gegen die Fenſterſcheiben fliegen? Ob ich hier feſtwachſe und Winter und Sommer geſchmückt ſtehen werde?“

Ja, er wußte gut Beſcheid; aber er hatte ordentlich Borkenſchmerzen vor lauter Sehnſucht, und Borkenſchmerzen ſind für einen Baum eben ſo ſchlimm wie Kopfſchmerzen für uns Andere.

Nun wurden die Lichter angezündet. Welcher Glanz, welche Pracht! Der Baum bebte in allen Zweigen dabei, ſo daß eins der Lichter das Grüne anbrannte; es ſengte ordentlich.

„Gott bewahre uns!“ ſchrieen die Fräulein und löſchten es haſtig aus.

Nun durfte der Baum nicht einmal beben. O, das war ein Grauen! Ihm war ſo bange, etwas von ſeinem Staate zu verlieren; er war ganz betäubt von all dem Glanze, —

und nun gingen beide Flügelthüren auf, — und eine Menge Kinder ſtürzten herein, als wollten ſie den ganzen Baum umwerfen; die ältern Leute kamen bedächtig nach; die Kleinen ſtanden ganz ſtumm, — aber nur einen Augenblick, dann jubelten ſie wieder, daß es nur ſo ſchallte, ſie tanzten um den Baum herum, und ein Geſchenk nach dem andern wurde abgepflückt.

„Was machen ſie?“ dachte der Baum. „Was ſoll geſchehen?“ Und die Lichter brannten bis gerade auf die Zweige herunter, und je nachdem ſie niederbrannten, wurden ſie ausgelöſcht, und dann erhielten die Kinder die Erlaubniß den Baum zu plündern. O, ſie ſtürzten auf ihn ein, daß es in allen Zweigen knackte; wäre er nicht mit der Spitze und mit dem Goldſterne an der Decke befeſtigt geweſen, ſo wäre er umgeſtürzt.

Die Kinder tanzten mit ihrem prächtigen Spielzeug herum, Niemand ſah nach dem Baume, ausgenommen das alte Kindermädchen, welches kam und zwiſchen die Zweige blickte, aber nur um zu ſehen, ob nicht noch eine Feige oder ein Apfel vergeſſen worden wäre.

„Eine Geſchichte! eine Geſchichte!“ riefen die Kinder und zogen einen kleinen dicken Mann zu dem Baume hin, und er ſetzte ſich gerade unter denſelben, „denn da ſind wir im Grünen,“ ſagte er, „und der Baum kann beſondern Nutzen davon haben zuzuhören! Aber ich erzähle nur Eine Geſchichte. Wollt ihr die von Ivede-Avede oder die von Klumpe-Dumpe hören, der die Treppen herunterfiel und doch zu Ehren kam und die Prinzeſſin erhielt?“

„Ivede-Avede!“ ſchrieen Einige, „Klumpe-Dumpe!“ ſchrieen Andere; das war ein Rufen und Schreien, nur der Tannenbaum ſchwieg ganz ſtille und dachte: „Komme ich gar nicht mit, werde ich nichts dabei zu thun haben?“ Er war ja mit geweſen, hatte ja geleiſtet, was er ſollte.

Und der Mann erzählte von „Klumpe-Dumpe,“ welcher die Treppen herunterfiel und doch zu Ehren kam und die Prinzeſſin erhielt. Und die Kinder klatſchten in die Hände und riefen: „erzähle! erzähle!“ ſie wollten auch die Geſchichte von Ivede-Avede hören, aber ſie bekamen nur die von Klumpe-Dumpe. Der Tannenbaum ſtand ganz ſtumm und gedankenvoll, nie hatten die Vögel im Walde dergleichen erzählt. „Klumpe-Dumpe fiel die Treppen herunter und bekam doch die Prinzeſſin! Ja, ja, ſo geht es in der Welt zu!“ dachte der Tannenbaum und glaubte, daß es wahr ſei, weil es ein ſo netter Mann war, der es erzählte. „Ja, ja! wer kann es wiſſen! vielleicht falle ich auch die Treppe herunter und bekomme eine Prinzeſſin!“ Und er freute ſich darauf, den nächſten Tag wieder mit Lichtern und Spielzeug, Gold und Früchten angeputzt zu werden.

„Morgen werde ich nicht zittern!“ dachte er. „Ich will mich recht aller meiner Herrlichkeit freuen. Morgen werde ich wieder die Geſchichte von Klumpe-Dumpe und vielleicht auch die von Ivede-Avede hören.“ Und der Baum ſtand die ganze Nacht ſtill und gedankenvoll.

Am Morgen kamen der Diener und das Mädchen herein.

„Nun beginnt der Staat aufs Neue!“ dachte der Baum, aber ſie ſchleppten ihn zum Zimmer hinaus, die Treppe hinauf, auf den Boden, und hier, in einen dunklen Winkel, wo kein Tageslicht hinſchien, ſtellten ſie ihn hin. „Was ſoll das bedeuten?“ dachte der Baum. „Was ſoll ich hier wohl machen? Was mag ich hier wohl hören ſollen?“ Und er lehnte ſich gegen die Mauer und dachte und dachte. — — Und er hatte gute Zeit, denn es vergingen Tage und Nächte; Niemand kam herauf, und als endlich Jemand kam, ſo geſchah es, um einige große Kaſten in den Winkel zu ſtellen; der Baum ſtand ganz verſteckt, man mußte glauben, daß er ganz vergeſſen war.

„Jetzt iſt es Winter draußen!“ dachte der Baum. „Die Erde iſt hart und mit Schnee bedeckt, die Menſchen können mich nicht pflanzen; deshalb ſoll ich wohl bis zum Frühjahr hier in Schutz ſtehen! wie wohlbedacht das iſt! wie die Menſchen doch gut ſind! — Wäre es hier nur nicht ſo dunkel und ſo erſchrecklich einſam! — Nicht einmal ein kleiner Haſe! — Das war doch ſo niedlich da draußen im Walde, wenn der Schnee lag und der Haſe ſprang vorbei, ja, ſelbſt als er über mich hinwegſprang, aber damals konnte ich es nicht leiden. Hier oben iſt es doch ſchrecklich einſam!“

„Pip, pip!“ ſagte da eine kleine Maus und huſchte hervor; und dann kam noch eine kleine. Sie beſchnüffelten den Tannenbaum und dann ſchlüpften ſie zwiſchen deſſen Zweige.

„Es iſt eine gräuliche Kälte!“ ſagten die kleinen Mäuſe.

„Sonſt iſt es hier gut ſein! Nicht wahr, du alter Tannenbaum?"

„Ich bin gar nicht alt!" ſagte der Tannenbaum, „es giebt viele, die weit älter ſind als ich!"

„Wo kömmſt du her?" fragten die Mäuſe, „und was weißt du?" Sie waren ſo gewaltig neugierig. „Erzähle uns doch von dem ſchönſten Ort auf Erden! Biſt du dort geweſen? Biſt du in der Speiſekammer geweſen, wo Käſe auf den Bretern liegen und Schinken unter der Decke hängen, wo man auf Talglicht tanzt, mager hinein geht und fett heraus kommt?"

„Das kenne ich nicht!" ſagte der Baum, „aber den Wald kenne ich, wo die Sonne ſcheint, und wo die Vögel ſingen!" und dann erzählte er Alles aus ſeiner Jugend, und die kleinen Mäuſe hatten früher dergleichen nicht gehört, und ſie horchten auf und ſagten: „nein, wie viel du geſehen haſt! wie glücklich du geweſen biſt!"

„Ich?" ſagte der Tannenbaum und dachte über das, was er ſelbſt erzählte, nach; „ja, es waren im Grunde ganz fröhliche Zeiten!" — aber dann erzählte er vom Weihnachtsabend, wo er mit Kuchen und Lichtern geſchmückt war.

„O!" ſagten die kleinen Mäuſe, „wie glücklich du geweſen biſt, du alter Tannenbaum!"

„Ich bin gar nicht alt!" ſagte der Baum, „erſt dieſen Winter bin ich vom Walde gekommen! ich bin nur ſo im Wachsthum zurückgeblieben."

„Wie ſchön du erzählſt!" ſagten die kleinen Mäuſe, und in der nächſten Nacht kamen ſie mit vier anderen kleinen Mäuſen, die den Baum erzählen hören ſollten, und je mehr er erzählte, deſto deutlicher erinnerte er ſich ſelbſt an Alles und dachte: „es waren doch ganz fröhliche Zeiten! aber ſie können wieder kommen, Klumpe-Dumpe fiel die Treppe herunter und erhielt doch die Prinzeſſin, vielleicht kann ich auch eine Prinzeſſin bekommen,“ und dann dachte der Tannenbaum an eine kleine niedliche Birke, die draußen im Walde wuchs, das war für den Tannenbaum eine wirklich ſchöne Prinzeſſin.

„Wer iſt Klumpe-Dumpe?“ fragten die kleinen Mäuſe. Und dann erzählte der Tannenbaum das ganze Märchen, er konnte ſich jedes einzelnen Wortes entſinnen; und die kleinen Mäuſe waren nahe daran, aus reiner Freude bis in die Spitze des Baumes zu ſpringen. In der folgenden Nacht kamen weit mehr Mäuſe, und am Sonntage ſogar zwei Ratten, aber die meinten, die Geſchichte ſei nicht hübſch, und das betrübte die kleinen Mäuſe, denn nun hielten ſie auch weniger davon.

„Wiſſen Sie nur die eine Geſchichte?“ fragten die Ratten.

„Nur die eine!“ antwortete der Baum, „die hörte ich an meinem glücklichſten Abend, aber damals dachte ich nicht daran, wie glücklich ich war.“

„Das iſt eine höchſt jämmerliche Geſchichte! Wiſſen Sie keine von Speck und Talglicht? Keine Speiſekammer-Geſchichte?“

„Nein!“ ſagte der Baum.

„Dann danken wir dafür!“ erwiderten die Ratten und gingen zu den Ihrigen zurück.

Die kleinen Mäuſe blieben zuletzt auch weg, und da ſeufzte der Baum: „Es war doch ganz hübſch, als ſie um mich herum ſaßen, die beweglichen kleinen Mäuſe, und zuhörten, wie ich erzählte! Nun iſt auch das vorbei! — aber ich werde daran denken mich zu freuen, wenn ich wieder hervorgenommen werde!“

Aber wann geſchah das? — Ja! es war eines Morgens, da kamen Leute und wirthſchafteten auf dem Boden; die Kaſten wurden weggeſetzt, der Baum wurde hervorgezogen; ſie warfen ihn freilich ziemlich hart gegen den Fußboden, aber ein Diener ſchleppte ihn ſogleich nach der Treppe hin, wo der Tag leuchtete.

„Nun beginnt das Leben wieder!“ dachte der Baum; er fühlte die friſche Luft, die erſten Sonnenſtrahlen, — und nun war er draußen im Hofe. Alles ging ſo geſchwind, der Baum vergaß völlig ſich ſelbſt zu betrachten, da war ſo Vieles ringsumher zu ſehen. Der Hof ſtieß an einen Garten, und Alles blühte darin; die Roſen hingen ſo friſch und duftend über das kleine Gitter hinaus, die Lindenbäume blühten, und die Schwalben flogen umher und ſagten: „quirre-virre-vit, mein Mann iſt kommen!“ aber es war nicht der Tannenbaum, den ſie meinten.

„Nun werde ich leben!“ jubelte dieſer und breitete ſeine Zweige weit aus; aber ach, die waren alle vertrocknet und gelb; und er lag da im Winkel zwiſchen Unkraut und

Neſſeln. Der Stern von Goldpapier ſaß noch oben in der Spitze und glänzte im hellen Sonnenſchein.

Im Hofe ſelbſt ſpielte ein Paar der munteren Kinder, die zur Weihnachtszeit den Baum umtanzt hatten und ſo froh über ihn geweſen waren. Eines der kleinſten lief hin und riß den Goldſtern ab.

„Sieh, was da noch an dem häßlichen, alten Tannenbaum ſitzt!“ ſagte es, und trat auf die Zweige, ſo daß ſie unter ſeinen Stiefeln knackten.

Und der Baum ſah auf all' die Blumen-Pracht und Friſche im Garten; er betrachtete ſich ſelbſt, und wünſchte, daß er in ſeinem dunklen Winkel auf dem Boden geblieben wäre; er gedachte ſeiner friſchen Jugend im Walde, des luſtigen Weihnachtsabends und der kleinen Mäuſe, die ſo munter die Geſchichte von Klumpe-Dumpe angehört hatten.

„Vorbei! vorbei!“ ſagte der alte Baum. „Hätte ich mich doch gefreut, als ich es noch konnte! vorbei! vorbei!“

Und der Knecht kam und hieb den Baum in kleine Stücke, ein ganzes Bund lag da; hell flackerte es auf unter dem großen Braukeſſel; und er ſeufzte ſo tief und jeder Seufzer war einem kleinen Schuſſe gleich; deshalb liefen die Kinder, die da ſpielten, herbei und ſetzten ſich vor das Feuer, blickten in daſſelbe hinein und riefen: „piff! paff!“ aber bei jedem Knalle, der ein tiefer Seufzer war, dachte der Baum an einen Sommertag im Walde, oder eine Winternacht da draußen, wenn die Sterne funkelten; er dachte an den Weihnachtsabend und an Klumpe-Dumpe, das einzige Märchen, welches er gehört hatte und zu erzählen wußte, und dann war der Baum verbrannt.

Die Knaben ſpielten im Garten, und der kleinſte hatte den Goldſtern auf der Bruſt, den der Baum an ſeinem glücklichſten Abende getragen; nun war der vorbei, und mit dem Baum war es vorbei und mit der Geſchichte auch; vorbei, vorbei, und ſo geht es mit allen Geſchichten!

Der Schweinehirt.

Es war einmal ein armer Prinz; er hatte ein Königreich, welches ganz klein war, aber es war immer groß genug um darauf zu heirathen, und verheirathen wollte er ſich.

Nun war es freilich etwas keck von ihm, daß er zur Tochter des Kaiſers zu ſagen wagte: „willſt du mich haben?“ aber er wagte es doch, denn ſein Name war weit und breit berühmt, es gab Hunderte von Prinzeſſinnen, die gern *ja* geſagt hätten, aber ob *ſie* es wohl that?

Nun wir wollen ſehen.

Auf dem Grabe des Vaters des Prinzen war ein Roſenſtrauch, ſo ein herrlicher Roſenſtrauch! Der blühte nur jedes fünfte Jahr, und auch dann trug er nur eine einzige Roſe; aber was für eine Roſe! Die duftete ſo ſüß, daß man alle ſeine Sorgen und ſeinen Kummer vergaß, wenn man daran roch, und dann hatte er eine Nachtigall, die konnte ſingen, als ob alle ſchönen Melodieen in ihrer kleinen Kehle ſäßen. Dieſe Roſe und dieſe Nachtigall ſollte die Prinzeſſin haben; und deßhalb wurden ſie beide in große Silber-Behälter geſetzt und ihr ſo zugeſandt.

Der Kaiſer ließ ſie vor ſich her in den großen Saal tragen, wo die Prinzeſſin war und „es kommt Beſuch“ mit ihren Hofdamen ſpielte; und als ſie die großen Behälter mit den Geſchenken darin erblickte, klatſchte ſie vor Freude in die Hände.

„Wenn es doch eine kleine Miezkatze wäre!“ ſagte ſie, — aber da kam der Roſenſtrauch mit der herrlichen Roſe hervor.

„Nein, wie iſt die niedlich gemacht!“ ſagten alle Hofdamen.

„Sie iſt mehr als niedlich,“ ſagte der Kaiſer, „ſie iſt ſcharmant!“

Aber die Prinzeſſin befühlte ſie und da war ſie nahe daran zu weinen.

„Pfui, Papa!“ ſagte ſie, „ſie iſt nicht künſtlich, ſie iſt natürlich!“

„Pfui!“ ſagten alle Hofdamen, „ſie iſt natürlich!“

„Laßt uns nun erſt ſehen, was in dem anderen Behälter iſt, ehe wir böſe werden;“ meinte der Kaiſer, und da kam die Nachtigall heraus; die ſang ſo ſchön, daß man nicht gleich etwas Böſes gegen ſie vorzubringen wußte.

„Superbe! charmant!“ ſagten die Hofdamen, denn ſie plauderten alle franzöſiſch, eine immer ärger als die andere.

„Wie der Vogel mich an die Spieldoſe der ſeligen Kaiſerin erinnert,“ ſagte ein alter Cavalier; „ach ja, das iſt ganz derſelbe Ton, derſelbe Vortrag!“

„Ja,“ ſagte der Kaiſer, und dann weinte er, wie ein kleines Kind.

„Es wird doch hoffentlich kein natürlicher ſein?“ ſagte die Prinzeſſin.

„Ja, es iſt ein natürlicher Vogel,“ ſagten die, welche ihn gebracht hatten.

„So laßt den Vogel fliegen,“ ſagte die Prinzeſſin, und ſie wollte auf keine Weiſe geſtatten, daß der Prinz käme.

Aber er ließ ſich nicht einſchüchtern; er bemalte ſich das Antlitz mit Braun und Schwarz, drückte die Mütze tief über den Kopf und klopfte an.

„Guten Tag, Kaiſer!“ ſagte er, „könnte ich nicht hier auf dem Schloſſe einen Dienſt bekommen?“

„Ja,“ ſagte der Kaiſer, „es ſind aber ſo ſehr Viele, die um Anſtellung bitten; ich weiß daher nicht, ob es ſich machen wird, ich werde aber an dich denken; doch da fällt mir eben ein, ich brauche Jemanden, der die Schweine hüten kann, denn deren haben wir viele, ſehr viele.“

Und der Prinz wurde angeſtellt als kaiſerlicher Schweinehirt. Er bekam eine jämmerlich kleine Kammer unten beim Schweinekoben und hier mußte er bleiben; aber den ganzen Tag ſaß er und arbeitete, und als es Abend war, hatte er einen niedlichen kleinen Topf gemacht, rings um denſelben waren Schellen, und ſobald der Topf kochte, ſo klingelten ſie ſo ſchön und ſpielten die alte Melodie:

„Ach du lieber Auguſtin,
Alles iſt weg, weg, weg!“

aber das Allerkünſtlichſte war doch, daß, wenn man den Finger in den Dampf des Topfes hielt, man ſogleich riechen konnte, welche Speiſen auf jedem Feuerherd in der Stadt zubereitet wurden; das war wahrlich etwas ganz Anderes als die Roſe.

Nun kam die Prinzeſſin mit allen ihren Hofdamen daherſpaziert, und als ſie die Melodie hörte, blieb ſie ſtehen und ſah ganz erfreut aus; denn ſie konnte auch „Ach du lieber Auguſtin,“ ſpielen, das war das Einzige, was ſie konnte, aber das ſpielte ſie mit Einem Finger.

„Das iſt ja das, was ich kann!“ ſagte ſie, „da muß es ein gebildeter Schweinehirt ſein. Höre, gehe hinunter und frage ihn, was das Inſtrument koſtet.“

Und da mußte eine der Hofdamen hineingehen, aber ſie zog Holzpantoffeln an. —

„Was willſt du für den Topf haben?“ fragte die Hofdame.

„Ich will zehn Küſſe von der Prinzeſſin haben,“ ſagte der Schweinehirt.

„Gott bewahre!“ ſagte die Hofdame.

„Ja, für weniger thue ich es nicht,“ antwortete der Schweinehirt.

„Nun, was antwortete er?“ ſagte die Prinzeſſin.

„Das mag ich gar nicht ſagen,“ erwiderte die Hofdame.

„Ei ſo kannſt du es mir ja ins Ohr flüſtern.“

„Er iſt unartig!“ ſagte die Prinzeſſin, und dann ging ſie, — aber als ſie ein kleines Stück gegangen war, erklangen die Schellen ſo lieblich:

„Ach, du lieber Auguſtin,
Alles iſt weg, weg, weg!“

„Höre,“ ſagte die Prinzeſſin, „frage ihn, ob er zehn Küſſe von meinen Hofdamen haben will.“

„Ich danke ſchön,“ ſagte der Schweinehirt, „zehn Küſſe von der Prinzeſſin, oder ich behalte meinen Topf.“

„Was iſt das doch langweilig!“ ſagte die Prinzeſſin, „aber dann müßt ihr vor mir ſtehn, damit es Niemand ſieht.“

Und die Hofdamen ſtellten ſich davor und nun breiteten ſie ihre Kleider aus und da bekam der Schweinehirt zehn Küſſe und ſie erhielt den Topf.

Nun, das war eine Freude! Den ganzen Abend und den ganzen Tag mußte der Topf kochen; es gab nicht einen Feuerherd in der ganzen Stadt, von dem ſie nicht wußten, was darauf gekocht wurde, ſowohl beim Kammerherrn wie beim Schuhmacher. Die Hofdamen tanzten und klatſchten in die Hände.

„Wir wiſſen, wer ſüße Suppe und Eierkuchen eſſen wird; wir wiſſen, wer Grütze und Carbonnade bekömmt; wie iſt das doch intereſſant!“

„Sehr intereſſant!“ ſagte die Oberhofmeiſterin.

„Ja, aber haltet reinen Mund, denn ich bin des Kaiſers Tochter.“

„Ja wohl; das verſteht ſich!“ ſagten Alle.

Der Schweinehirt, das heißt der Prinz, — aber ſie wußten es ja nicht anders, als daß er ein wirklicher Schweinehirt ſei, — ließ die Tage nicht verſtreichen, ohne etwas zu thun, und da machte er eine Knarre, wenn man die herumſchwang, erklangen alle die Walzer, Hopſer und Polka's, die man von Erſchaffung der Welt her kannte.

„Aber das iſt ſuperbe!“ ſagte die Prinzeſſin, indem ſie vorbeiging. „Ich habe nie eine ſchönere Compoſition gehört. Höre, gehe hinein und frage ihn, was das Inſtrument koſtet: aber ich küſſe nicht wieder!“

„Er will hundert Küſſe von der Prinzeſſin haben,“ ſagte die Hofdame, welche hineingegangen war zu fragen.

„Ich glaube, er iſt verrückt!“ ſagte die Prinzeſſin, und dann ging ſie; aber als ſie ein kleines Stück gegangen war, blieb ſie ſtehen. „Man muß die Kunſt aufmuntern,“ ſagte ſie, „ich bin des Kaiſers Tochter! Sage ihm, er ſolle wie neulich zehn Küſſe haben, den Reſt kann er von meinen Hofdamen bekommen.“

„Ach, aber wir thun es ſo ungern,“ ſagten die Hofdamen.

„Das iſt Geſchwätz,“ ſagte die Prinzeſſin, „und wenn ich ihn küſſen kann, ſo könnt ihr es auch. Bedenkt, ich gebe euch Koſt und Lohn!“ und nun mußten die Hofdamen wieder zu ihm hinein.

„Hundert Küſſe von der Prinzeſſin,“ ſagte er, „oder Jeder behält das Seine.“

„Stellt euch davor,“ ſagte ſie alsdann, und da ſtellten alle Hofdamen ſich davor und dann küßte er die Prinzeſſin.

„Was mag das wohl für ein Auflauf beim Schweinekoben ſein?“ fragte der Kaiſer, welcher auf den Balcon hinausgetreten war; er rieb ſich die Augen und ſetzte die

Brille auf. „Das ſind ja die Hofdamen, die da ihr Weſen treiben; ich werde wohl zu ihnen hinunter müſſen;“ — und ſo zog er ſeine Pantoffeln hinten herauf, denn es waren Schuhe, die er niedergetreten hatte.

Potz Wetter, wie er ſich ſputete!

Sobald er in den Hof hinunter kam, ging er ganz leiſe, und die Hofdamen hatten ſo viel damit zu thun die Küſſe zu zählen, damit es ehrlich zugehe, daß ſie den Kaiſer gar nicht bemerkten. Er erhob ſich auf den Zehen.

„Was iſt das?“ ſagte er, als er ſah, daß ſie ſich küßten, und dann ſchlug er ſie mit ſeinem Pantoffel an den Kopf, gerade als der Schweinehirt den ſechsundachtzigſten Kuß erhielt.

„Packt euch!“ ſagte der Kaiſer, denn er war böſe, und ſowohl die Prinzeſſin als der Schweinehirt wurden aus ſeinem Kaiſerreiche hinausgeſtoßen.

Da ſtand ſie nun und weinte, der Schweinehirt ſchalt und der Regen ſtrömte hernieder.

„Ach, ich elendes Geſchöpf,“ ſagte die Prinzeſſin, „hätte ich doch den ſchönen Prinzen genommen. Ach, wie unglücklich bin ich!“

Und der Schweinehirt ging hinter einen Baum, wiſchte das Schwarze und Braune aus ſeinem Antlitz, warf die ſchlechten Kleider von ſich und trat nun in ſeiner Prinzentracht hervor, ſo ſchön, daß die Prinzeſſin ſich verneigen mußte.

„Ich bin nun dahin gekommen, daß ich dich verachte,“ ſagte er. „Du wollteſt keinen ehrlichen Prinzen haben;

du verſtandeſt dich nicht auf die Roſe und die Nachtigall, den Schweinehirten konnteſt du für eine Spielerei küſſen; das haſt du nun dafür!“ —

Und dann ging er in ſein Königreich und machte ihr die Thür vor der Naſe zu, da konnte ſie draußen ſtehn und ſingen:

„Ach, du lieber Auguſtin,
Alles iſt weg, weg, weg!“

Das Liebespaar.

Ein Kreiſel und ein Bällchen lagen im Kaſten beiſammen unter anderem Spielzeug, und da ſagte der Kreiſel zum Bällchen: „Wollen wir nicht Brautleute ſein, da wir doch in Einem Kaſten zuſammen liegen?“ aber das Bällchen, welches von Saffian genähet war, und das ſich eben ſo viel einbildete als ein feines Fräulein, wollte auf dergleichen nicht antworten.

Am nächſten Tage kam der kleine Knabe, dem das Spielzeug gehörte; er bemalte den Kreiſel roth und gelb und ſchlug einen Meſſing-Nagel mitten hinein; das ſah gerade recht prächtig aus, wenn der Kreiſel ſich herumdrehte.

„Sehen Sie mich an!“ ſagte er zum Bällchen. „Was ſagen Sie nun? wollen wir nun nicht Brautleute ſein? Wir paſſen ſo gut zu einander, Sie ſpringen und ich tanze! glücklicher als wir Beide würde Niemand werden können!“

„So, glauben Sie das?“ ſagte das Bällchen, „Sie wiſſen wohl nicht, daß mein Vater und meine Mutter Saffian-Pantoffeln geweſen ſind, und daß ich einen ſpaniſchen Kork im Leibe habe?“

„Ja, aber ich bin von Mahagonyholz!“ ſagte der Kreiſel, „und der Stadtrichter hat mich ſelbſt gedrechſelt, er hat ſeine eigene Drechſelbank und es hat ihm viel Vergnügen gemacht.“

„Kann ich mich darauf verlaſſen?“ fragte das Bällchen.

„Möge ich niemals die Peitſche bekommen, wenn ich lüge!“ erwiderte der Kreiſel.

„Sie wiſſen gut für ſich zu ſprechen!“ ſagte das Bällchen, „aber ich kann doch nicht, ich bin mit einer Schwalbe ſo gut wie verſprochen; jedes Mal, wenn ich in die Luft fliege, ſteckt ſie den Kopf zum Neſte heraus und fragt: „wollen Sie?“ und nun habe ich innerlich ja geſagt, und das iſt ſo gut wie eine halbe Verlobung; aber ich verſpreche Ihnen, Sie nie zu vergeſſen!“

„Ja, das wird viel helfen!“ ſagte der Kreiſel, und ſo ſprachen ſie nicht mehr mit einander.

Am nächſten Tage wurde das Bällchen von dem Knaben vorgenommen. Der Kreiſel ſah, wie es hoch in die Luft flog, gleich einem Vogel, zuletzt konnte man es gar nicht mehr erblicken; jedes Mal kam es wieder zurück, machte aber immer einen hohen Sprung, wenn es die Erde berührte, und das geſchah entweder aus Sehnſucht, oder weil es einen ſpaniſchen Kork im Leibe hatte. Das neunte Mal aber blieb das Bällchen weg und kam nicht wieder; und der Knabe ſuchte und ſuchte, aber weg war es.

„Ich weiß wohl, wo es iſt!“ ſeufzte der Kreiſel, „es iſt im Schwalbenneſte und hat ſich mit der Schwalbe verheirathet!“

Je mehr der Kreiſel daran dachte, um ſo mehr wurde er für das Bällchen eingenommen; gerade weil er es nicht bekommen konnte, darum nahm ſeine Liebe zu; daß es einen Andern genommen hatte, das war das Eigenthümliche dabei; und der Kreiſel tanzte herum und ſchnurrte, dachte aber immer an das Bällchen, welches in ſeinen Gedanken immer ſchöner und ſchöner wurde. So verſtrich manches Jahr — — und nun war es eine alte Liebe.

Und der Kreiſel war nicht mehr jung — —! aber da wurde er eines Tages ganz und gar vergoldet, nie hatte er ſo ſchön ausgeſehen; er war nun ein Goldkreiſel und ſprang, daß er ſchnurrte. Ja, das war doch noch Etwas, aber auf einmal ſprang er zu hoch und — weg war er!

Man ſuchte und ſuchte, ſelbſt unten im Keller, doch er war nicht zu finden.

— — Wo war er?

Er war in den Kehrichtkaſten geſprungen, wo Allerlei lag: Kohlſtrünke, Kehricht und Schutt, welcher von der Dachrinne herunter gefallen war.

„Nun liege ich freilich gut! Hier wird die Vergoldung bald von mir verſchwinden, ach, unter welches Geſindel bin ich hier gerathen!“ und dann ſchielte er nach einem langen abgeblätterten Kohlſtrunk, und nach einem ſonderbaren runden Dinge, welches wie ein alter Apfel ausſah; — aber es war kein Apfel, es war ein altes Bällchen, welches viele Jahre in der Dachrinne gelegen hatte und vom Waſſer ganz durchdrungen war.

„Gott ſei Dank, da kommt doch einer unſers Gleichen, mit dem man ſprechen kann!“ ſagte das Bällchen und betrachtete den vergoldeten Kreiſel. „Ich bin eigentlich von Saffian, von Jungfrauen-Händen genäht, und habe einen ſpaniſchen Kork im Leibe, aber das wird mir wohl Niemand anſehen. Ich war nahe daran, mich mit einer Schwalbe zu verheirathen, allein da fiel ich in die Dachrinne, und darin habe ich wohl fünf Jahre gelegen und bin ausgequollen! Glauben Sie mir, das iſt eine lange Zeit für ein junges Mädchen!“

Aber der Kreiſel ſagte nichts, er dachte an ſein altes Liebchen, und je mehr er hörte, deſto klarer wurde es ihm, daß ſie es war.

Da kam das Dienſtmädchen und wollte den Kaſten umwenden: „Heiſa, da iſt der Goldkreiſel!“ ſagte ſie.

Und der Kreiſel kam wieder zu großem Anſehen und Ehre, aber vom Bällchen hörte man nichts, und der Kreiſel ſprach nie mehr von ſeiner alten Liebe; die vergeht, wenn die Geliebte fünf Jahre lang in einer Waſſerrinne gelegen hat und ausgequollen iſt, ja man erkennt ſie nicht wieder, wenn man ihr im Kehrichtkaſten begegnet.

Des Kaiſers neue Kleider.

Vor vielen Jahren lebte ein Kaiſer, der ſo ungeheuer viel auf neue Kleider hielt, daß er all ſein Geld dafür ausgab, um recht geputzt zu ſein. Er kümmerte ſich nicht um ſeine Soldaten, kümmerte ſich nicht um das Theater und liebte es nicht, in den Wald zu fahren, außer um ſeine neuen Kleider zu zeigen. Er hatte einen Rock für jede Stunde des Tags, und eben ſo wie man von einem Könige ſagt, er iſt im Rathe, ſo ſagte man hier immer: „Der Kaiſer iſt in der Garderobe!“

In der großen Stadt, in welcher er wohnte, ging es ſehr munter zu; an jedem Tage kamen viele Fremde da an. Eines Tags kamen auch zwei Betrüger; ſie gaben ſich für Weber aus und ſagten, daß ſie das ſchönſte Zeug, das man ſich denken könne, zu weben verſtänden. Die Farben und das Muſter wären nicht allein ungewöhnlich ſchön, ſondern die Kleider, die von dem Zeuge genäht würden, beſäßen die wunderbare Eigenſchaft, daß ſie für jeden Menſchen unſichtbar wären, der nicht für ſein Amt tauge oder der unverzeihlich dumm ſei.

„Das wären ja prächtige Kleider,“ dachte der Kaiſer; „wenn ich die anhätte, könnte ich ja dahinter kommen, welche Männer in meinem Reiche zu dem Amte, das ſie haben, nicht taugen, ich könnte die Klugen von den Dummen unterſcheiden! Ja, das Zeug muß ſogleich für mich gewebt werden!“ und er gab den beiden Betrügern viel Handgeld, damit ſie ihre Arbeit beginnen möchten.

Sie ſtellten auch zwei Webſtühle auf und thaten, als ob ſie arbeiteten, aber ſie hatten nicht das Geringſte auf dem Stuhle. Friſch weg verlangten ſie die feinſte Seide und das prächtigſte Gold, das ſteckten ſie in ihre eigene Taſche und arbeiteten an den leeren Stühlen bis ſpät in die Nacht hinein.

„Ich möchte doch wohl wiſſen, wie weit ſie mit dem Zeuge ſind!“ dachte der Kaiſer, aber es war ihm ordentlich beklommen zu Muthe, wenn er daran dachte, daß derjenige, welcher dumm ſei oder ſchlecht zu ſeinem Amte tauge, es nicht ſehen könne; nun glaubte er zwar, daß er für ſich ſelbſt nicht zu fürchten brauche, aber er wollte doch erſt einen Andern ſenden, um zu ſehen, wie es damit ſtände. Alle Menſchen in der ganzen Stadt wußten, welche beſondere Kraft das Zeug habe, und Alle waren begierig zu ſehen, wie ſchlecht oder dumm ihr Nachbar ſei.

„Ich will meinen alten, ehrlichen Miniſter zu den Webern ſenden!“ dachte der Kaiſer, „er kann am Beſten beurtheilen, wie das Zeug ſich ausnimmt, denn er hat Verſtand, und Keiner verſieht ſein Amt beſſer als er!“ —

Nun ging der alte, gute Miniſter in den Saal hinein, wo die zwei Betrüger ſaßen und an den leeren Webſtühlen arbeiteten. „Gott behüte uns!“ dachte der alte Miniſter und riß die Augen auf, „ich kann ja nichts erblicken!“ Aber dieſes ſagte er nicht.

Beide Betrüger baten ihn gefälligſt näher zu treten und fragten, ob es nicht ein hübſches Muſter und ſchöne Farben ſeien. Dann zeigten ſie auf den leeren Stuhl und der arme, alte Miniſter fuhr fort die Augen aufzureißen, aber er konnte nichts ſehen, denn es war nichts da. „Herr Gott!“ dachte er, „ſollte ich dumm ſein? Das habe ich nie geglaubt und dieſes darf kein Menſch wiſſen! Sollte ich nicht zu meinem Amte taugen? Nein, es geht nicht an, daß ich erzähle, ich könne das Zeug nicht ſehen!“

„Nun, Sie ſagen nichts dazu?“ fragte der Eine, der da webte.

„O es iſt niedlich! ganz allerliebſt!“ antwortete der alte Miniſter und ſah durch ſeine Brille, „dieſes Muſter und dieſe Farben! — Ja, ich werde dem Kaiſer ſagen, daß es mir ſehr gefällt.“

„Nun das freut uns!“ ſagten beide Weber, und darauf nannten ſie die Farben mit Namen und erklärten das ſeltſame Muſter. Der alte Miniſter paßte gut auf, damit er daſſelbe ſagen könnte, wenn er zum Kaiſer zurückkäme, und das that er.

Nun verlangten die Betrüger mehr Geld, mehr Seide und mehr Gold, das ſie zum Weben brauchen wollten. Sie ſteckten Alles in ihre eigenen Taſchen, auf den Webſtuhl kam kein Faden, aber ſie fuhren fort, wie bisher, an dem leeren Webſtuhle zu arbeiten.

Der Kaiſer ſandte bald wieder einen andern ehrlichen Staatsmann hin, um zu ſehen, wie es mit dem Weben ſtände und ob das Zeug bald fertig ſei; es ging ihm gerade wie dem Andern, er ſah und ſah, weil aber außer dem leeren Webſtuhle nichts da war, ſo konnte er nichts ſehen.

„Iſt das nicht ein hübſches Stück Zeug?“ fragten die beiden Betrüger, und zeigten und erklärten das prächtige Muſter, welches gar nicht da war.

„Dumm bin ich nicht!“ dachte der Mann, „es iſt alſo mein gutes Amt, zu dem ich nicht tauge? Das wäre komiſch genug, aber das muß man ſich nicht merken laſſen!“ und ſo lobte er das Zeug, welches er nicht ſah, und verſicherte ihnen ſeine Freude über die ſchönen Farben und das herrliche Muſter. „Ja, es iſt ganz allerliebſt!“ ſagte er zum Kaiſer.

Alle Menſchen in der Stadt ſprachen von dem prächtigen Zeuge.

Nun wollte der Kaiſer es ſelbſt ſehen, während es noch auf dem Webſtuhle ſei. Mit einer ganzen Schaar auserwählter Männer, unter denen auch die beiden ehrlichen Staatsmänner waren, die ſchon früher dort geweſen, ging er zu den beiden liſtigen Betrügern hin, die nun aus allen Kräften webten, aber ohne Faſer oder Faden.

„Iſt das nicht prächtig?“ ſagten die beiden alten Staatsmänner, die ſchon einmal da geweſen waren. „Sehen Ew. Majeſtät, welches Muſter, welche Farben!“ und dann zeigten ſie auf den leeren Webſtuhl, denn ſie glaubten, daß die Andern das Zeug wohl ſehen könnten.

„Was!“ dachte der Kaiſer, „ich ſehe gar nichts! das iſt ja ſchrecklich! Bin ich dumm? Tauge ich nicht dazu, Kaiſer zu ſein? Das wäre das Schrecklichſte, was mir begegnen könnte! O es iſt ſehr hübſch!“ ſagte er, „es hat meinen allerhöchſten Beifall!“ und er nickte zufrieden und betrachtete den leeren Webſtuhl, denn er wollte nicht ſagen, daß er nichts ſehen könne. Das ganze Gefolge, das er bei ſich hatte, ſah und ſah, und bekam nicht mehr heraus, als alle die Andern, aber ſie ſagten wie der Kaiſer, „o das iſt hübſch!“ und ſie riethen ihm, dieſe neuen, prächtigen Kleider das erſte Mal, bei der großen Proceſſion, die bevorſtand, zu tragen. „Es iſt herrlich, niedlich, excellent!“ ging es von Mund zu Mund; man ſchien allerſeits innig erfreut darüber, und der Kaiſer verlieh den Betrügern den Titel kaiſerlicher Hofweber.

Die ganze Nacht vor dem Morgen, an dem die Proceſſion ſtatthaben ſollte, waren die Betrüger auf und hatten über ſechszehn Lichter angezündet. Die Leute konnten ſehen, daß ſie ſtark beſchäftigt waren, des Kaiſers neue Kleider fertig zu machen. Sie thaten, als ob ſie das Zeug aus dem Webſtuhl nähmen, ſie ſchnitten in die Luft mit großen Scheeren, ſie nähten mit Nähnadeln ohne Faden und ſagten zuletzt: „nun ſind die Kleider fertig!“

Der Kaiſer mit ſeinen vornehmſten Cavalieren kam ſelbſt dahin und beide Betrüger hoben den einen Arm in die Höhe, gerade als ob ſie etwas hielten, und ſagten: „ſeht, hier ſind die Beinkleider! hier iſt das Kleid! hier der Mantel!“ und ſo weiter. „Es iſt ſo leicht wie Spinnewebe; man ſollte glauben, man habe nichts auf dem Körper, aber das iſt gerade die Schönheit davon!“

„Ja!“ ſagten alle Cavaliere, aber ſie konnten nichts ſehen, denn es war nichts da.

„Belieben Ew. kaiſerliche Majeſtät jetzt Ihre Kleider allergnädigſt auszuziehen,“ ſagten die Betrüger, „ſo wollen wir Ihnen die neuen anziehen, hier vor dem großen Spiegel!“

Der Kaiſer legte alle ſeine Kleider ab, und die Betrüger ſtellten ſich, als ob ſie ihm jedes Stück der neuen Kleider anzögen, welche fertig wären, und der Kaiſer wendete und drehte ſich vor dem Spiegel.

„Ei wie gut ſie kleiden! wie herrlich ſie ſitzen!“ ſagten alle. „Welches Muſter, welche Farben! das iſt eine köſtliche Tracht!“ —

„Draußen ſtehen ſie mit dem Thronhimmel, welcher über Ew. Majeſtät in der Proceſſion getragen werden ſoll,“ meldete der Oberceremonienmeiſter.

„Seht, ich bin ja fertig,“ ſagte der Kaiſer. „Sitzt es nicht gut?“ und dann wendete er ſich nochmals zu dem Spiegel, denn es ſollte ſcheinen, als ob er ſeinen Staat recht betrachte.

Die Kammerherren, welche die Schleppe tragen ſollten, griffen mit den Händen nach dem Fußboden, gerade als ob ſie die Schleppe aufhöben, ſie gingen und thaten, wie wenn ſie etwas in der Luft hielten; ſie wagten nicht, es ſich merken zu laſſen, daß ſie nichts ſehen konnten.

So ging der Kaiſer in Proceſſion unter dem prächtigen Thronhimmel, und alle Menſchen auf der Straße und in den Fenſtern ſprachen: „Gott, wie ſind des Kaiſers neue Kleider unvergleichlich; welche Schleppe er am Kleide hat, wie ſchön die ſitzt!“ Keiner wollte es ſich merken laſſen, daß er nichts ſah, denn dann hätte er ja nicht zu ſeinem Amte getaugt oder wäre ſehr dumm geweſen. Keine Kleider des Kaiſers hatten ſolches Glück gemacht, als dieſe.

„Aber er hat ja nichts an!“ ſagte endlich ein kleines Kind. „Herr Gott, hört des Unſchuldigen Stimme,“ ſagte der Vater; und der Eine ziſchelte dem Andern zu, was das Kind geſagt hatte.

„Aber er hat ja nichts an," rief zuletzt das ganze Volk. Das ergriff den Kaiſer, denn es ſchien ihm, ſie hätten Recht, aber er dachte bei ſich: „nun muß ich die Proceſſion aushalten." Und die Kammerherren gingen noch ſtraffer und trugen die Schleppe, die gar nicht da war.

Fliedermütterchen.

Es war einmal ein kleiner Knabe, der hatte ſich erkältet; er war ausgegangen und hatte naſſe Füße bekommen, Niemand konnte begreifen, wie er ſie erhalten hatte, denn es war ganz trockenes Wetter. Nun entkleidete ihn ſeine Mutter, brachte ihn zu Bette und ließ die Theemaſchine hereinbringen, um ihm eine gute Taſſe Fliederthee zu bereiten, denn das erwärmt! Zu gleicher Zeit kam auch der alte freundliche Mann zur Thür herein, der ganz oben im Hauſe wohnte und ſo allein lebte, denn er hatte weder Frau noch Kinder, hielt aber viel auf alle Kinder und wußte ſo viele Märchen und Geſchichten zu erzählen, daß es eine Luſt war.

„Nun trinkſt du deinen Thee!“ ſagte die Mutter, „vielleicht bekommſt du dann auch ein Märchen zu hören.“

„Ja wenn man nur ein neues wüßte!“ ſagte der alte Mann und nickte freundlich. „Wo hat aber der Kleine die naſſen Füße bekommen?“ fragte er.

„Ja, wie das geſchehen iſt,“ ſagte die Mutter, „das kann Niemand begreifen.“

„Erhalte ich ein Märchen?“ fragte der Knabe.

„Ja, kannſt du mir einigermaßen genau ſagen, denn das muß ich zuerſt wiſſen, wie tief der Rinnſtein in der kleinen Straße iſt, wo du in die Schule gehſt?“

„Gerade bis mitten auf die Schäfte,“ ſagte der Knabe, „aber dann muß ich in das tiefe Loch gehen!“

„Sieh, davon haben wir die naſſen Füße,“ ſagte der Alte. „Nun ſollte ich freilich ein Märchen erzählen, aber ich weiß keines mehr!“

„Sie können gleich eins machen,“ ſagte der kleine Knabe. „Mutter ſagt, daß Alles, was Sie betrachten, zu einem Märchen werden kann, und von Allem, was Sie berühren, können Sie eine Geſchichte machen!“

„Ja, aber die Märchen und Geſchichten taugen nichts! Nein, die ordentlichen, die kommen von ſelbſt, die klopfen mir an die Stirn und ſagen: hier bin ich!“

„Klopft es nicht bald?“ fragte der kleine Knabe, und die Mutter lachte, that Fliederthee in die Kanne und goß kochendes Waſſer darüber.

„Erzähle! erzähle!“

„Ja, wenn ein Märchen von ſelbſt kommen möchte, aber ſo eins iſt vornehm, es kommt nur wenn es ſelbſt Luſt hat. — Warte!“ ſagte er auf einmal. „Da haben wir es! gieb Acht, nun iſt eins in der Theekanne!“

Und der kleine Knabe ſah nach der Theekanne hin, der Deckel hob ſich mehr und mehr, und die Fliederblumen kamen friſch und weiß daraus hervor, ſie ſchoſſen große, lange Zweige, ſelbſt aus der Tülle verbreiteten ſie ſich nach allen Seiten und wurden größer und größer, es war der herrlichſte Fliederbuſch, ein ganzer Baum, er ragte in das Bett hinein und ſchob die Gardinen zur Seite; nein, wie das blühete und duftete! und mitten im Baume ſaß eine alte, freundliche Frau mit einem ſonderbaren Kleide, es war ganz grün, gleich den Blättern des Fliederbaumes, und mit großen weißen Fliederblumen beſetzt, man konnte nicht gleich erkennen, ob es Zeug oder lebendiges Grün und Blumen waren.

„Wie heißt die Frau?“ fragte der kleine Knabe.

„Ja, die Römer und Griechen,“ ſagte der alte Mann, „die nannten ſie eine Dryade, aber das verſtehen wir nicht; draußen in der Vorſtadt der Matroſen haben wir einen beſſeren Namen für dieſelbe, da wird ſie Fliedermütterchen genannt, und ſie iſt es, auf die du Acht geben mußt; horch' nur, und betrachte den herrlichen Fliederbaum.“

Gerade ein ſolcher großer, blühender Baum ſteht da draußen; er wuchs dort in einem Winkel eines kleinen ärmlichen Hofes; unter dieſem Baume ſaßen eines Nachmittags, im ſchönſten Sonnenſchein zwei alte Leute. Es war ein alter, alter Seemann und ſeine alte, alte Frau, ſie waren Urgroßeltern und ſollten bald ihre goldene Hochzeit feiern, aber ſie konnten ſich des Datums nicht recht entſinnen, und die Fliedermutter ſaß im Baume und ſah ſo vergnügt aus, gerade wie hier. „Ich weiß wohl, wann die goldene Hochzeit iſt!“ ſagte ſie, aber ſie hörten es nicht, ſie ſprachen von alten Zeiten.

„Ja, entſinnſt du dich,“ ſagte der alte Seemann, „damals, als wir noch ganz klein waren und herumliefen und ſpielten, es war gerade in demſelben Hofe, wo wir nun ſitzen, und wir pflanzten kleine Zweige in den Hof und machten einen Garten.“

„Ja,“ ſagte die alte Frau, „deſſen erinnere ich mich recht gut; und wir begoſſen die Zweige, und einer derſelben war ein Fliederzweig, der ſchlug Wurzeln, ſchoß grüne Zweige und iſt ein großer Baum geworden, unter dem wir alten Leute nun ſitzen.“

„Ja ſicher!“ ſagte er, „und dort in der Ecke ſtand ein Waſſerkübel, dort ſchwamm mein Fahrzeug, ich hatte es ſelbſt ausgeſchnitten. Wie das ſegeln konnte! aber ich kam freilich bald anderswohin zu ſegeln.“

„Ja, aber zuerſt gingen wir in die Schule und lernten etwas,“ ſagte ſie, „und dann wurden wir eingeſegnet; wir weinten beide; aber des Nachmittags gingen wir Hand in Hand auf den runden Thurm und ſahen in die Welt hinaus über Kopenhagen und das Waſſer, dann gingen wir nach Friedrichsberg, wo der König und die Königin in ihrem prächtigen Boote auf den Canälen herum fuhren.“

„Aber ich mußte wahrlich andersherum fahren, und das viele Jahre, weit weg auf den langen Reiſen!“

„Ja, ich weinte oft deinetwegen,“ ſagte ſie, „ich glaubte, du ſeieſt todt und fort, und lägeſt dort unten im tiefen Waſſer von den Wellen geſchaukelt; manche Nacht ſtand ich auf und ſah, ob die Wetterfahne ſich drehte; ja, ſie drehte ſich wohl, aber du kamſt nicht! Ich erinnere mich ſo deutlich, wie es eines Tages vom Himmel ſtrömte; der Kärrner, der den Kehricht holt, kam dort hin, wo ich diente, ich ging mit dem Kehrichtfaſſe hinunter und blieb in der Thüre ſtehen; — was war das für ein abſcheuliches Wetter! und gerade als ich da ſtand, war der Briefträger mir zur Seite und gab mir einen Brief, der war von dir! ja, wie der herumgereiſt war! ich riß ihn auf und las; ich lachte und weinte, ich war ſo froh! da ſtand, daß du in den warmen Ländern wäreſt, wo die Kaffeebohnen wachſen, was muß das für ein herrliches Land ſein! Du erzählteſt ſo viel, und ich las das Alles während der Regen herniederſtrömte und ich mit dem Kehrichtfaſſe da ſtand. Da kam Einer und faßte mich um den Leib — —“

„— Ja, aber du gabſt ihm einen tüchtigen Schlag auf den Backen, daß es klatſchte.“

„Ich wußte ja nicht, daß du es warſt, du warſt eben ſo geſchwind wie dein Brief gekommen, und du warſt ſo ſchön! — das biſt du denn noch; du hatteſt ein langes gelbes ſeidenes Tuch in der Taſche und einen glänzenden Hut auf. Du warſt ſo fein! Gott, was das doch für ein Wetter war und wie die Straße ausſah!“

„Dann heiratheten wir uns,“ ſagte er, „entſinnſt du dich? und dann, als wir den erſten kleinen Knaben und dann Marien und Niels und Peter und Hans Chriſtian bekamen?“

„Ja, und wie die Alle herangewachſen und ordentliche Menſchen geworden ſind, die ein Jeder leiden mag!“

„Und ihre Kinder haben wieder Kleine bekommen,“ ſagte der alte Matroſe, „ja, das ſind Kindeskinder, da iſt Kern darin, — es war, wenn ich nicht irre, in dieſer Zeit des Jahres, als wir Hochzeit hielten.“

„Ja, eben heute iſt der goldene Hochzeitstag,“ ſagte die Fliedermutter und ſtreckte den Kopf gerade zwiſchen die beiden Alten hinunter, und ſie glaubten, es ſei die Nachbarin, die da nickte; ſie ſahen einander an und faßten ſich an den Händen; bald darauf kamen die Kinder und Kindeskinder; ſie wußten wohl, daß es der goldene Hochzeitstag ſei, ſie hatten ſchon des Morgens gratulirt, aber die Alten hatten es wieder vergeſſen, während ſie ſo gut ſich an Alles das erinnerten, was vor vielen Jahren ſchon geſchehen war, und der Fliederbaum duftete ſo ſtark und die Sonne, die im Untergehen begriffen war, ſchien den beiden Alten gerade ins Geſicht, ſie ſahen beide ſo rothwangig aus, und das kleinſte der Kindeskinder tanzte um ſie herum und rief ganz glücklich, daß dieſen Abend große Pracht herrſchen werde, ſie ſollten warme Kartoffeln haben; und die Fliedermutter nickte im Baum und rief mit allen Andern Hurrah!

— „Aber das war ja kein Märchen!“ ſagte der kleine Knabe, der es erzählen hörte.

„Ja, das mußt du verſtehen!“ ſagte der Alte, der erzählte, „aber laß uns Fliedermütterchen danach fragen!“

„Das war kein Märchen,“ ſagte die Fliedermutter, „aber nun kömmt es! Aus der Wirklichkeit wächſt gerade das ſonderbarſte Märchen heraus; ſonſt könnte ja mein ſchöner Fliederbuſch nicht aus der Theekanne hervorgeſproßt ſein!“ und dann nahm ſie den kleinen Knaben aus dem Bette, legte ihn an ihre Bruſt und die Fliederzweige voller Blüthen ſchlugen um ſie zuſammen; ſie ſaßen, wie in der dichteſten Laube, und dieſe flog mit ihnen durch die Luft, es war unausſprechlich ſchön. Fliedermütterchen war auf einmal ein junges, niedliches Mädchen geworden, aber das Kleid war noch von demſelben grünen, weißgeblümten Zeuge, wie es Fliedermütterchen getragen hatte; am Buſen hatte ſie eine wirkliche Fliederblume, und um ihr gelbes, gelocktes Haar einen Kranz von Fliederblumen; ihre Augen waren ſo groß, ſo blau, o, ſie war ſo herrlich anzublicken! ſie und der Knabe küßten ſich, und dann waren ſie im gleichen Alter und fühlten gleiche Freuden.

Sie gingen Hand in Hand aus der Laube und ſtanden nun in der Heimath ſchönem Blumengarten; bei dem friſchen Grasplatze war des Vaters Stock an einen Pflock angebunden; für die Kleinen war Leben im Stocke; ſobald ſie ſich quer über denſelben ſetzten, verwandelte ſich der blanke Knopf in einen prächtig wiehernden Kopf, die lange ſchwarze Mähne flatterte, vier ſchlanke, ſtarke Beine ſchoſſen hervor; das Thier war ſtark und muthig; im Galop fuhren ſie um den Grasplatz herum: huſſa! — „Nun reiten wir viele Meilen weit fort!“ ſagte der Knabe; „wir reiten nach dem Rittergute, wo wir im vorigen Jahre waren!“ und ſie ritten um den Raſenplatz herum und immer rief das kleine Mädchen, die, wie wir wiſſen, keine Andere als die Fliedermutter war: „Nun ſind wir auf dem Lande! ſiehſt du das Bauernhaus mit dem großen Backofen, der wie ein rieſengroßes Ei aus der Mauer nach dem Wege heraus ſteht? Der Fliederbaum breitet ſeine Zweige über ſie hin, und der Hahn geht und kratzt für die Hühner, ſieh, wie er ſich brüſtet! — Nun ſind wir bei der Kirche; die liegt hoch auf dem Hügel unter den großen Eichbäumen, wovon der eine halb abgeſtorben iſt! — Nun ſind wir bei der Schmiede, wo das Feuer brennt, und die halbnackten Männer mit den Hämmern ſchlagen, daß die Funken weit umher ſprühen. Fort, fort nach dem prächtigen Rittergute!“ und Alles, was das kleine Mädchen ſagte, die hinten auf dem Stocke ſaß, das flog auch vorbei; der Knabe ſah es, und doch kamen ſie nur um den Grasplatz herum. Dann ſpielten ſie im Seitengange und ritzten in der Erde einen kleinen Garten, und ſie nahm Fliederblumen aus ihrem Haar, pflanzte ſie, und ſie wuchſen gerade wie bei den Alten, wie damals, als ſie noch klein waren, und wie früher erzählt worden iſt. Sie gingen Hand in Hand, gerade wie die alten Leute es als Kinder gemacht hatten, aber nicht auf den runden Thurm hinauf oder nach dem Friedrichsberger Garten, nein, das kleine Mädchen faßte den Knaben um den Leib, und dann flogen ſie weit herum im ganzen Lande, und es war Frühjahr und es wurde Sommer, und es war Herbſt und es wurde Winter, und Tauſende von Bildern ſpiegelten ſich in des Knaben Augen und Herzen ab, und immer ſang das kleine Mädchen ihm vor: „das wirſt du nie vergeſſen!“ und auf dem ganzen Fluge duftete der Fliederbaum ſo ſüß und ſo herrlich; er bemerkte wohl die Roſen und die friſchen Buchen, aber der Fliederbaum duftete noch ſtärker, denn ſeine Blumen hingen an des kleinen Mädchens Herzen, und daran lehnte er oft im Fluge den Kopf.

„Hier iſt es ſchön im Frühjahr!“ ſagte das junge Mädchen, und ſie ſtanden in dem friſch ausgeſchlagenen Buchenwalde, wo der Waldmeiſter zu ihren Füßen duftete, und in dem Grünen ſahen die blaßrothen Anemonen ſo lieblich aus. „O, wäre es immer Frühjahr in dem duftenden däniſchen Buchenwalde!“

„Hier iſt es herrlich im Sommer!“ ſagte ſie, und ſie fuhren an alten Schlöſſern aus der Ritterzeit vorbei, wo ſich die rothen Mauern und gezackten Giebel in den Canälen ſpiegelten, wo die Schwäne ſchwammen und in die alten kühlen Alleen hinauf ſahen. Auf dem Felde wogte das Korn, gleich einem See, in den Gräben ſtanden rothe und gelbe Blumen, und auf den Gehegen wilder Hopfen und blühende Winden; und Abends ſtieg der Mond rund und groß empor, die Heuhaufen auf den Wieſen dufteten ſo ſüß. „Das vergißt ſich nie!“

„Hier iſt es herrlich im Herbſt!“ ſagte das kleine Mädchen, und die Luft war doppelt ſo hoch und blau, der

Wald bekam die ſchönſten Farben von Roth, Gelb und Grün. Die Jagdhunde jagten davon, ganze Schaaren Vogelwild flogen ſchreiend über die Hünengräber hin, auf denen ſich Brombeerranken um die alten Steine ſchlangen. Das Meer war ſchwarzblau mit Schiffen voll weißer Segel bedeckt und in der Tenne ſaßen alte Frauen, Mädchen und Kinder und pflückten Hopfen in ein großes Gefäß; die Jungen ſangen Lieder, aber die Alten erzählten Märchen von Kobolden und Zauberern. Beſſer konnte es nirgends ſein!

„Hier iſt es ſchön im Winter!“ ſagte das kleine Mädchen; und alle Bäume waren mit Reif bedeckt, ſo daß ſie wie weiße Korallen ausſahen, der Schnee knarrte unter den Füßen, als hätte man immer neue Stiefeln an, und vom Himmel fiel eine Sternſchnuppe nach der andern. Im Zimmer wurde der Weihnachtsbaum angezündet, da gab es Geſchenke und Fröhlichkeit; auf dem Lande ertönte in der Bauernſtube die Violine, um Aepfelſchnitte wurde geſpielt; ſelbſt das ärmſte Kind ſagte: „Es iſt doch ſchön im Winter!“

Ja, es war ſchön! und das kleine Mädchen zeigte dem Knaben Alles, und immer duftete der Fliederbaum und immer wehete die rothe Flagge mit dem weißen Kreuze, die Flagge, unter welcher der alte Seemann geſegelt hatte; der Knabe wurde zum Jüngling, und er ſollte in die weite Welt hinaus, weit fort nach den warmen Ländern, wo der Kaffee wächſt; aber beim Abſchiede nahm das kleine Mädchen eine

Fliederblume von ihrer Bruſt, gab ſie ihm aufzubewahren, und die wurde in das Geſangbuch gelegt, und im fremden Lande, wenn er das Buch öffnete, geſchah es immer an der Stelle, wo die Erinnerungsblume lag, und je mehr er dieſelbe betrachtete, deſto friſcher wurde ſie, ſo daß er gleichſam einen Duft von den däniſchen Wäldern einathmete; und deutlich erblickte er das kleine Mädchen, wie ſie mit ihren klaren blauen Augen zwiſchen den Blumenblättern hervorſah, und ſie flüſterte dann: „hier iſt es ſchön im Frühling, im Sommer, im Herbſt und im Winter!“ und Hunderte von Bildern glitten durch ſeine Gedanken.

So verſtrichen viele Jahre, und er war nun ein alter Mann und ſaß mit ſeiner alten Frau unter einem blühenden Fliederbaum; ſie hielten ſich einander an den Händen, gerade wie der Urgroßvater und die Urgroßmutter es draußen gethan hatten, und ſie ſprachen ebenſo wie dieſe von den alten Zeiten und von der goldenen Hochzeit. Das kleine Mädchen mit den blauen Augen und mit den Fliederblumen im Haare ſaß oben im Baume, nickte beiden zu und ſagte: „heute iſt der goldene Hochzeitstag!“ und dann nahm ſie zwei Blumen aus ihrem Kranz, küßte ſie, und ſie glänzten zuerſt wie Silber, dann wie Gold, und als ſie ſie auf die Häupter der Alten legte, wurde jede Blume zu einer Goldkrone; da ſaßen ſie beide, einem Könige und einer Königin gleich, unter dem duftenden Baume, der ganz und gar wie ein Fliederbaum ausſah, und er erzählte ſeiner alten Frau die Geſchichte von dem Fliedermütterchen, ſo wie ſie ihm erzählt worden war, als er noch ein kleiner Knabe geweſen.

und ſie meinten beide, daß ſie ſo Vieles enthielte, was ihrer eigenen gliche, und das, was ähnlich war, gefiel ihnen am Beſten.

„Ja, ſo iſt es!“ ſagte das kleine Mädchen im Baume; „Einige nennen mich Fliedermütterchen, Andere Dryade, aber eigentlich heiße ich Erinnerung, ich bin es, die im Baume ſitzt, welcher wächſt und wächſt, ich kann zurückdenken, ich kann erzählen! Laß ſehen, ob du deine Blume noch haſt.“

Und der alte Mann öffnete ſein Geſangbuch, da lag die Fliederblume, ſo friſch, als wäre ſie erſt kürzlich hineingelegt, und die Erinnerung nickte, und die beiden Alten mit den Goldkronen auf dem Kopfe ſaßen in der rothen Abendſonne; ſie ſchloſſen die Augen, und — und —! ja da war das Märchen aus!

Der kleine Knabe lag in ſeinem Bette, er wußte nicht, ob er geträumt, oder ob er es erzählen gehört habe; die Theekanne ſtand auf dem Tiſche, aber es wuchs kein Fliederbaum daraus hervor, und der alte Mann, der erzählt hatte, war im Begriff zur Thüre hinaus zu gehen, und das that er auch.

„Wie ſchön war das!“ ſagte der kleine Knabe. „Mutter, ich bin in den warmen Ländern geweſen!“

„Ja, das glaube ich wohl!“ ſagte die Mutter, „wenn man zwei volle Taſſen Fliederthee zu ſich nimmt, dann kömmt man wohl nach den warmen Ländern!“ — und ſie deckte ihn gut zu, damit er ſich nicht erkälten ſollte. „Du haſt gut geſchlafen, während ich mich mit ihm darüber ſtritt, ob es eine Geſchichte oder ein Märchen ſei!“

„Und wo iſt die Fliedermutter?“ fragte der Knabe.

„Sie iſt in der Theekanne,“ ſagte die Mutter, „und da kann ſie bleiben.“

Erlenhügel.

Einige große Eidechſen liefen ſchnellfüßig in den Spalten eines alten Baumes umher; ſie konnten einander gut verſtehen, denn ſie ſprachen die Eidechſen-Sprache.

„Wie das in dem alten Erlenhügel poltert und brummt!“ ſagte die eine Eidechſe; „ich habe vor dem Lärm ſchon zwei Nächte kein Auge zuthun können, ich könnte ebenſo gut liegen und Zahnweh haben, denn da ſchlafe ich auch nicht!“

„Da iſt etwas los drinnen!“ ſagte die andere Eidechſe, „ſie laſſen den Hügel, bis Morgens der Hahn kräht, auf vier rothen Pfählen ſtehen, er wird ordentlich ausgelüftet und die Erlenmädchen haben neue Tänze gelernt. Da iſt etwas los!“

„Ja, ich habe mit einem Regenwurm meiner Bekanntſchaft geſprochen,“ ſagte die dritte Eidechſe; „der Regenwurm kam gerade aus dem Hügel, wo er Tag und Nacht in der Erde gewühlt hatte; der hatte vieles gehört, ſehen kann er ja nicht, das elende Thier, aber hereinzutappen und zu lauſchen, das verſteht er. Sie erwarten Fremde im Erlenhügel, vornehme Fremde, aber wen, das wollte der Regenwurm nicht ſagen, oder er wußte es auch nicht. Alle Irrlichter ſind beſtellt, um einen Fackelzug zu halten, wie man das nennt, und Silber und Gold, wovon genug im Hügel iſt, wird polirt und im Mondſchein ausgeſtellt!“

„Wer mögen wohl die Fremden ſein?“ fragten alle Eidechſen. „Was mag da wohl los ſein? höre, wie es ſummt! höre, wie es brummt!“

Zur ſelbigen Zeit theilte ſich der Erlenhügel und ein altes Erlenmädchen, ſie hatte keinen Rücken, kam heraus getrippelt; es war des alten Erlkönigs Haushälterin, ſie war mit der Familie weitläufig verwandt und trug ein Bernſteinherz vor der Stirn. Ihre Beine bewegten ſich ſo hurtig: trip, trip! Potz tauſend, wie konnte ſie trippeln und das gerade hinunter in das Meer zum Nacht-Raben.*)

„Sie werden zum Erlenhügel eingeladen, und zwar dieſe Nacht!“ ſagte ſie, „aber wollen Sie uns nicht einen großen Dienſt erweiſen und die Einladungen übernehmen? Sie müſſen auch etwas thun, da Sie ſelbſt kein Haus machen. Wir bekommen einige hoch-vornehme Fremde, Zauderer, die etwas zu ſagen haben, und deshalb will der alte Erlkönig ſich zeigen!“

---

*) Wenn vor Zeiten ſich ein Geſpenſt zeigte, bannte es der Prediger in die Erde; war dies geſchehen, rammte man einen Pfahl an dieſer Stelle ein. Um Mitternacht ertönte dann das Geſchrei: „laß los,“ der Pfahl wurde herausgenommen und der gebannte Geiſt floh in Geſtalt eines Raben davon, mit einem Loch im linken Flügel. Dieſer Geſpenſtervogel wurde Nachtrabe genannt.

„Wer ſoll eingeladen werden?“ fragte der Nachtrabe.

„Zu dem großen Ball kann alle Welt kommen, ſelbſt Menſchen, wenn ſie nur im Schlaf ſprechen oder etwas dergleichen thun können, was in unſere Art fällt. Aber bei dem erſten Feſte ſoll ſtrenge Auswahl herrſchen, wir wollen nur die Allervornehmſten haben. Ich habe mich mit dem Erlkönig geſtritten, denn ich meinte, wir könnten nicht einmal Geſpenſter zulaſſen. Der Meermann und ſeine Töchter müſſen zuerſt eingeladen werden, es mag ihnen wohl nicht lieb ſein, auf's Trockene zu kommen, aber ſie ſollen ſchon einen naſſen Stein zum Sitzen oder noch etwas Beſſeres haben, und dann denke ich, werden ſie es für dieſes Mal wohl nicht abſchlagen. Alle alten Dämonen erſter Klaſſe mit Schweifen, den Alraun und die Kobolde müſſen wir haben, und dann denke ich, können wir das Grabſchwein, das Todtenpferd*) und den Kirchenzwerg nicht weglaſſen; ſie gehören freilich mit zur Geiſtlichkeit, die nicht zu unſern Leuten gezählt wird, aber das iſt nur ihr Amt, ſie ſind mit uns doch nahe verwandt und machen uns fleißig Beſuche.“

---

*) Es iſt ein Volksaberglaube in Dänemark, daß unter jeder Kirche, die gebaut wird, ein lebendiges Pferd begraben werden muß, das Geſpenſt deſſelben iſt das Todtenpferd, das jede Nacht auf drei Beinen nach dem Hauſe hinkt, wo Jemand ſterben ſoll. Unter einigen Kirchen wurde auch ein lebendiges Schwein begraben, das Geſpenſt davon hieß das Grabſchwein.

„Krah!“ ſagte der Nachtrabe und floh davon um einzuladen.

Die Erlenmädchen tanzten ſchon auf dem Erlenhügel, und ſie tanzten mit Shawls, die aus Nebel und Mondſchein gewebt waren, und das ſieht recht niedlich für die aus, die dergleichen lieben. Mitten in dem Erlenhügel war der große Saal herrlich aufgeputzt, der Fußboden war mit Mondſchein gewaſchen und die Wände mit Hexenfett abgerieben, ſo daß ſie gleich Tulpenblättern vor dem Lichte glänzten. In der Küche waren vollauf Fröſche am Spieße, Schneckenhäute mit Kinderfingern darin und Salate von Pilz-Samen, feuchten Mäuſeſchnauzen und Schierling, Bier von der Sumpffrau Gebräu, glänzender Salpeterwein aus Grabkellern, Alles höchſt ſolid; verroſtete Nägel und Kirchenfenſterglas gehörte zum Naſchwerk.

Der alte Erlkönig ließ ſeine Goldkrone mit geſtoßenem Griffel poliren, das war Bankerſter-Griffel und es iſt für den Erlkönig ſehr ſchwer, Bankerſter-Griffel zu erhalten! Im Schlafgemach wurden Gardinen aufgehängt und mit Schneckenſpeichel befeſtigt. Ja, das war ein rechtes Summen und Brummen!

„Nun muß hier mit Roßhaaren und Schweinebürſten geräuchert werden, dann glaube ich das Meinige gethan zu haben!“ ſagte das alte Erlenmädchen.

„Väterchen!“ ſagte die kleinſte der Töchter; „werde ich nun erfahren, wer die vornehmen Fremden ſind?“

„Nun denn,“ ſagte er, „dann muß ich es wohl ſagen! Zwei meiner Töchter müſſen ſich zum Heirathen bereit halten; zwei werden ſicher verheirathet. Der alte Kobold oben von Norwegen, er, der im alten Dovre-Gebirge wohnt und viele Klippen-Schlöſſer von Feldſteinen und ein Goldwerk, welches beſſer iſt als man glaubt, beſitzt, kömmt mit ſeinen beiden Söhnen herunter, die ſich eine Frau ausſuchen ſollen. Der alte Kobold iſt ein ächter, alter, ehrlicher norwegiſcher Greis, luſtig und ſchlicht, ich kenne ihn aus alten Tagen, als wir Brüderſchaft mit einander tranken; er war hier unten, ſeine Frau zu holen, nun iſt ſie todt, ſie war eine Tochter des Königs der Kreidefelſen von Möen. Er nahm ſeine Frau aus der Kreide, wie man zu ſagen pflegt. O wie ich mich nach dem norwegiſchen alten Kobold ſehne! Die Knaben, ſagte er, ſollen etwas unartige, naſeweiſe Jungen ſein, aber man kann ihnen ja wohl auch Unrecht thun, und ſie werden wohl gut, wenn ſie älter werden. Laßt mich nun ſehen, daß man ihnen Manieren beibringt!“

„Und wann kommen ſie?“ fragte die eine Tochter.

„Das kommt auf Wind und Wetter an!“ ſagte der Erlkönig. „Sie reiſen ökonomiſch! Sie kommen mit Schiffsgelegenheit herunter. Ich wollte, ſie ſollten über Schweden gehen, aber der Alte neigt ſich noch nicht nach jener Seite! Er ſchreitet nicht mit der Zeit fort, und das kann ich nicht leiden!“

Da kamen zwei Irrlichter angehüpft, das eine ſchneller als das andere, und deshalb kam das eine zuerſt.

„Sie kommen! ſie kommen!“ riefen ſie.

„Gebt mir meine Krone und laßt mich im Mondſcheine ſtehen!“ ſagte der Erlkönig.

Die Töchter hoben die Shawls auf und verneigten ſich bis zur Erde.

Da ſtand der Kobold-Greis von Dovre, mit der Krone von gehärteten Eis- und polirten Tannenzapfen, übrigens hatte er einen Bärenpelz und große warme Stiefeln an; die Söhne hingegen gingen in bloßem Halſe und ohne Tragbänder, denn es waren Kraftmänner.

„Iſt das eine Anhöhe?“ fragte der kleinſte der Knaben und zeigte auf den Erlenhügel. „Das nennen wir oben in Norwegen ein Loch.“

„Jungen!“ ſagte der Alte. „Loch geht hinein, Höhe geht hinauf. Habt ihr keine Augen im Kopfe?“

Das Einzige, was ſie hier unten Wunder nahm, ſagten ſie, wäre, daß ſie ſo ohne Weiteres die Sprache verſtehen könnten.

„Habt euch nur nicht!“ ſagte der Alte, „man möchte glauben, ihr wäret nicht recht ausgebacken.“

Und dann gingen ſie in den Erlenhügel hinein, wo die wahrhaft feine Geſellſchaft verſammelt war, und das in einer Haſt, man ſollte glauben, ſie ſeien zuſammengeweht, und für Jeden war es niedlich und nett eingerichtet. Die Meerleute ſaßen in großen Waſſerkufen zu Tiſche, ſie ſagten, es ſei gerade, als ob ſie zu Hauſe wären. Alle beobachteten die Tiſchſitte, außer den beidenk leinen nordiſchen Koboldeu, die legten die Beine auf den Tiſch, aber ſie glaubten, daß ihnen Alles gut ſtehe.

„Die Füße vom Napfe!“ ſagte der alte Kobold, und da gehorchten ſie zwar, aber doch nicht ſogleich. Ihre Tiſch-Dame kitzelten ſie mit Tannenzapfen, die ſie in der Taſche mit ſich führten, und dann zogen ſie ihre Stiefeln aus, um bequem zu ſitzen, und gaben ihr die Stiefeln zu halten. Aber der Vater, der alte Dovre-Kobold, der war freilich ganz anders; er erzählte ſo ſchön von den ſtolzen nordiſchen Felſen, und von Waſſerfällen, die weißſchäumend mit einem Gepolter wie Donnerſchlag und Orgelklang niederſtürzten; er erzählte vom Lachſe, der gegen die ſtürzenden Waſſer emporſpringt, wenn der Neck auf der Goldharfe ſpielt. Er erzählte von den glänzenden Winternächten, wenn die Schlittenſchellen tönen und die Burſchen mit brennenden Fackeln über das blanke Eis hinlaufen, welches ſo durchſichtig iſt, daß ſie die Fiſche unter ihren Füßen bange werden ſehen. Ja, er konnte erzählen, ſo daß man ſah und hörte, was er beſchrieb, es war gerade, als wenn Sägemühlen gingen, als wenn Knechte und Mägde Lieder ſängen und den Hallingetanz tanzten; heiſa, mit einem Mal gab der alte Kobold dem alten Erlenmädchen einen Gevatter-Schmatz, das war ein ordentlicher Kuß, und doch gingen ſie einander nichts an.

Nun mußten die Erlenmädchen tanzen, und zwar ſowohl einfach wie auch mit Stampfen, und das ſtand ihnen gut; dann kam der Kunſt- und Solotanz. Der Tauſend! wie ſie das Bein ausſtrecken konnten, man wußte nicht, was Ende und was Anfang, wußte nicht, was Arme und was Beine waren, das ging Alles unter einander wie Sägeſpähne, und dann ſchnurrten ſie herum, daß dem Todtenpferd und dem Grabſchweine unwohl wurde und ſie vom Tiſch gehen mußten.

„Prrrrr!“ ſagte der alte Kobold, „iſt das ein Wirthſchaften mit den Beinen! Aber was können ſie mehr als tanzen, die Beine ausſtrecken und Wirbelwind machen?“

„Das ſollſt du bald erfahren,“ ſagte der Erlkönig, und dann rief er die jüngſte von ſeinen Töchtern vor; ſie war ſo behende und klar, wie Mondſchein, ſie war die feinſte von allen Schweſtern; ſie nahm einen weißen Spahn in den Mund, und dann war ſie ganz fort, das war ihre Kunſt.

Aber der alte Kobold ſagte, dieſe Kunſt möchte er bei ſeiner Frau nicht leiden und er glaubte auch nicht, daß ſeine Knaben etwas davon hielten.

Die andere konnte ſich ſelbſt zur Seite gehen, gerade, als ob ſie einen Schatten hätte, und den hat das Koboldvolk nicht.

Die dritte war ganz anderer Art, ſie hatte in der Sumpffrau Brauhaus gelernt und ſie war es, die verſtand, Erlenknorren mit Johannis-Würmern zu ſpicken.

„Sie wird eine gute Hausfrau abgeben,“ ſagte der alte Kobold, und dann ſtieß er mit den Augen an, denn er wollte nicht ſo viel trinken.

Nun kam die vierte, ſie hatte eine große Harfe zum Spielen, und als ſie auf die erſte Saite ſchlug, erhoben alle das linke Bein, denn die Kobolde ſind linksbeinig, und als ſie die andere Saite anſchlug, mußten alle thun, was ſie wollte.

„Das iſt ein gefährliches Frauenzimmer!“ ſagte der alte Kobold, aber beide Söhne gingen zum Hügel hinaus, denn nun hatten ſie es ſatt.

„Und was kann die nächſte Tochter?“ fragte der Kobold-Greis.

„Ich habe gelernt, das Norwegiſche zu lieben,“ ſagte ſie, „und nie werde ich mich verheirathen, wenn ich nicht nach Norwegen kommen kann.“

Aber die kleinſte der Schweſtern flüſterte dem Alten zu: „das iſt nur, weil ſie aus einem norwegiſchen Liede gehört hat, daß, wenn die Welt vergeht, doch die nordiſchen Klippen gleich Denkſteinen ſtehen werden, und deshalb will ſie da hinauf, denn ſie fürchtet das Untergehen ſo ſehr.“

„Ho, ho!“ ſagte der alte Kobold, „war es ſo gemeint? Aber was kann die ſiebente und letzte?“

„Die ſechſte kömmt vor der ſiebenten,“ ſagte der Erlkönig, denn er konnte rechnen, aber die ſechſte wollte nicht recht hervor kommen.

„Ich kann nur den Leuten die Wahrheit ſagen,“ ſagte ſie, „um mich kümmert ſich Niemand, und ich habe genug damit zu thun, mein Sterbezeug zu nähen.“

Nun kam die ſiebente und letzte, und was konnte ſie? Ja, ſie konnte Märchen erzählen, und das ſo viele ſie wollte.

„Hier ſind alle meine fünf Finger,“ ſagte der alte Kobold, „erzähle mir eins von jedem!“

Und ſie faßte ihn um das Handgelenk, und er lachte, daß es in ihm kluckte, und als ſie zum Goldfinger kam, der einen Goldring um den Leib hatte, gerade als ob er wiſſe, daß Verlobung ſein ſollte, ſagte der alte Kobold: „halte feſt, was du haſt, die Hand iſt dein! dich will ich ſelbſt zur Frau haben.“

Und das Erlenmädchen ſagte, daß das Märchen vom Goldfinger und vom kleinen Peter Spielmann noch fehlten.

„Die wollen wir im Winter hören,“ ſagte der Kobold, „und von der Tanne wollen wir hören und von der Birke und von den Geiſtergeſchenken und von dem klingenden Froſt! Du ſollſt ſchon erzählen, denn das verſteht noch Keiner ſo recht dort oben! — und dann wollen wir in der Steinſtube, wo der Kienſpahn brennt, ſitzen, und Meth aus den goldnen Hörnern der alten norwegiſchen Könige trinken, der Neck hat mir ein Paar geſchenkt, und wenn wir da ſitzen, kommt die Nixe zum Beſuch, ſie ſingt dir alle Lieder der Hirtenmädchen im Gebirge. Das wird luſtig werden. Der Lachs wird im Waſſerſturz ſpringen und gegen die Steinwände ſchlagen, aber er kommt doch nicht herein. — Ja, es iſt gut ſein in dem lieben alten Norwegen! Aber wo ſind die Jungen?“

Ja, wo waren die? Sie liefen auf dem Felde herum undblieſen die Irrlichter aus, die ſo gutmüthig kamen, um den Fackelzug zu bringen.

„Was iſt das für ein Herumſtreichen?“ fragte der alte

Kobold, „ich habe mir eine Mutter für euch genommen, nun könnt ihr eine von den Tanten nehmen.“

Aber die Jungen ſagten, daß ſie am liebſten eine Rede halten und Brüderſchaft trinken wollten, zum Heirathen hätten ſie keine Luſt. — Und dann hielten ſie Reden, tranken Brüderſchaft und machten die Nagelprobe, um zu zeigen, daß ſie ausgetrunken hatten; ſie zogen dann die Röcke aus und legten ſich auf den Tiſch, um zu ſchlafen, denn ſie genirten ſich nicht. Aber der alte Kobold tanzte mit ſeiner jungen Braut in der Stube herum und wechſelte Stiefeln mit ihr, denn das iſt feiner, als Ringe wechſeln.

„Nun kräht der Hahn!“ ſagte das alte Erlenmädchen, welche das Hausweſen beſorgte. „Nun müſſen wir die Fenſterladen ſchließen, damit die Sonne uns nicht verbrennt!“

Und dann ſchloß ſich der Hügel.

Aber draußen liefen die Eidechſen in dem geborſtenen Baume auf und nieder und die eine ſagte zur andern:

„O, wie mir der norwegiſche alte Kobold gefiel!“

„Mir gefallen die Knaben beſſer!“ ſagte der Regenwurm, aber es konnte ja nicht ſehen, das elende Thier.

Die Schneekönigin.

In ſieben Geſchichten.

Erſte Geſchichte,

welche von dem Spiegel und den Scherben handelt.

Seht! nun fangen wir an. Wenn wir am Ende der Geſchichte ſind, wiſſen wir mehr, als jetzt, denn es war ein böſer Kobold! es war einer der allerärgſten, es war „der Teufel!“ Eines Tags war er recht bei Laune, denn er hatte einen Spiegel gemacht, welcher die Eigenſchaft beſaß, daß alles Gute und Schöne, was ſich darin ſpiegelte, faſt zu Nichts zuſammenſchwand, aber das, was nichts taugte und ſich ſchlecht ausnahm, hervortrat und noch ärger wurde. Die herrlichſten Landſchaften ſahen wie gekochter Spinat darin aus und die beſten Menſchen wurden widerlich oder ſtanden auf dem Kopfe ohne Rumpf, die Geſichter wurden ſo verdreht, daß ſie nicht zu erkennen waren, und hatte man einen Sonnenfleck, ſo konnte man überzeugt ſein,

Sommersprosse

daß er ſich über Naſe und Mund verbreitete Das ſei äußerſt beluſtigend, ſagte der Teufel. Fuhr nun ein guter frommer Gedanke durch einen Menſchen, dann zeigte ſich ein Grinſen im Spiegel, ſo daß der Teufel über ſeine künſtliche Erfindung lachen mußte. Alle, welche die Koboldſchule beſuchten, denn er hielt Koboldſchule, erzählten rings umher, daß ein Wunder geſchehen ſei; nun könnte man erſt ſehen, meinten ſie, wie die Welt und die Menſchen wirklich ausſähen. Sie lieſen mit dem Spiegel umher, und zuletzt gab es kein Land oder keinen Menſchen mehr, welcher nicht verdreht darin geweſen wäre. Nun wollten ſie auch zum Himmel ſelbſt auffliegen, um ſich über die Engel und „den lieben Gott“ luſtig zu machen. Je höher ſie mit dem Spiegel flogen, um ſo mehr grinſte er, ſie konnten ihn kaum feſthalten; ſie flogen höher und höher, Gott und den Engeln näher; da erzitterte der Spiegel ſo fürchterlich in ſeinem Grinſen, daß er ihren Händen entflog und zur Erde ſtürzte, wo er in hundert Millionen, Billionen und noch mehr Stücke zerſprang, und da gerade verurſachte er weit größeres Unglück als zuvor; denn einige Stücke waren kaum ſo groß als ein Sandkorn, und dieſe flogen rings umher in der weiten Welt, und wo Jemand ſie in das Auge bekam, da blieben ſie ſitzen, und da ſahen die Menſchen Alles verkehrt oder hatten nur Augen für das Verkehrte bei einer Sache, denn jede kleine Spiegelſcherbe hatte dieſelben Kräfte behalten, welche der ganze Spiegel beſaß; einige Menſchen bekamen ſogar eine kleine Spiegelſcherbe in das Herz, und dann war es ganz gräulich; das Herz wurde einem Klumpen Eis gleich. Einige Spiegelſcherben waren ſo groß, daß ſie zu Fenſterſcheiben verbraucht wurden, aber durch dieſe Scheiben taugte es nicht, ſeine Freunde zu betrachten; andere Stücke kamen in Brillen, und dann ging es ſchlecht, wenn die Leute dieſe Brillen aufſetzten, um recht zu ſehen und gerecht zu ſein; der Böſe lachte, daß ihm der Bauch platzte, und das kitzelte ihn ſo angenehm. Aber draußen flogen noch kleine Glasſcherben in der Luft umher. Nun werden wir's hören!

Zweite Geſchichte.

Ein kleiner Knabe und ein kleines Mädchen.

Drinnen in der großen Stadt, wo ſo viele Menſchen und Häuſer ſind, ſo daß dort nicht Platz genug iſt, daß alle Leute einen kleinen Garten beſitzen können, und wo ſich deshalb die Meiſten mit Blumen in Blumentöpfen begnügen müſſen, waren zwei arme Kinder, die einen etwas größern Garten als einen Blumentopf beſaßen. Sie waren nicht Bruder und Schweſter, aber ſie waren ſich eben ſo gut, als wenn ſie es geweſen wären. Die Eltern wohnten einander gerade gegenüber in zwei Dachkammern, wo das Dach des einen Nachbarhauſes gegen das andere ſtieß und die Waſſerrinne zwiſchen den Dächern entlang lief; dort war in jedem Hauſe ein kleines

Fenſter; man brauchte nur über die Rinne zu ſchreiten, ſo konnte man von dem einen Fenſter zum andern gelangen.

Die Eltern hatten draußen jedes einen großen hölzernen Kaſten, und darin wuchſen Küchenkräuter, die ſie brauchten, und ein kleiner Roſenſtock; es ſtand einer in jedem Kaſten, ſie wuchſen ſo herrlich. Nun fiel es den Eltern ein, die Käſten quer über die Rinne zu ſtellen, ſo daß ſie faſt von dem einen zum andern Fenſter reichten und zwei Blumenwällen ganz ähnlich ſahen. Erbſenranken hingen über die Käſten hinunter und die Roſenſtöcke ſchoſſen lange Zweige, die ſich um die Fenſter rankten und einander entgegen bogen: es war faſt einer Ehrenpforte von Blättern und Blumen gleich. Da die Käſten ſehr hoch waren und die Kinder wußten, daß ſie nicht hinauf kriechen durften, ſo erhielten ſie oft die Erlaubniß, zu einander hinaus zu ſteigen und auf ihren kleinen Schemeln unter den Roſen zu ſitzen, da ſpielten ſie dann ſo prächtig.

Im Winter hatte dies Vergnügen ein Ende. Die Fenſter waren oft ganz zugefroren, aber dann wärmten ſie Kupferſchillinge auf dem Ofen, legten den warmen Schilling gegen die gefrorene Scheibe und es entſtand dadurch ein ſchönes Guckloch, ſo rund, ſo rund; dahinter blitzte ein lieblich mildes Auge, eines vor jedem Fenſter; das war der kleine Knabe und das kleine Mädchen. Er hieß Kay und ſie hieß Gerda. Im Sommer konnten ſie mit einem Sprunge zu einander gelangen, im Winter mußten ſie erſt die vielen Treppen hinunter und die Treppen hinauf; draußen trieb der Schnee.

„Das ſind die weißen Bienen, die ſchwärmen,“ ſagte die alte Großmutter.

„Haben ſie auch eine Bienenkönigin?“ fragte der kleine Knabe, denn er wußte, daß unter den wirklichen Bienen eine ſolche iſt.

„Die haben ſie!“ ſagte die Großmutter. „Sie fliegt dort, wo ſie am dichteſten ſchwärmen! ſie iſt die größte von allen, und nie iſt ſie ſtille auf Erden, ſie fliegt wieder in die ſchwarze Wolke hinauf. Manche Winternacht fliegt ſie durch die Straßen der Stadt und blickt zu den Fenſtern hinein, und dann frieren ſie ſo ſonderbar und ſehen wie Blumen aus.“

„Ja, das habe ich geſehen!“ ſagten beide Kinder und wußten nun, daß es wahr ſei.

„Kann die Schneekönigin hier hereinkommen?“ fragte das kleine Mädchen.

„Laß ſie nur kommen,“ ſagte der Knabe, „dann ſetze ich ſie auf den warmen Ofen und ſie ſchmilzt.“

Aber die Großmutter glättete ſein Haar und erzählte andere Geſchichten.

Am Abend, als der kleine Kay zu Hauſe und halb entkleidet war, kletterte er auf den Stuhl am Fenſter und guckte aus dem kleinen Loche; ein Paar Schneeflocken fielen draußen, und eine derſelben, die allergrößte, blieb auf dem Rande des einen Blumenkaſtens liegen; die Schneeflocke wuchs mehr und mehr, und wurde zuletzt ein ganzes Frauenzimmer, in den feinſten weißen Flor gekleidet, der wie aus Millionen ſternartigen Flocken zuſammengeſetzt war. Sie war ſo ſchön und fein, aber von Eis, dem blendenden, blinkenden Eiſe, doch war ſie lebendig; die Augen blitzten, wie zwei klare Sterne, aber es war keine Ruhe oder Raſt in ihnen. Sie nickte dem Fenſter zu und winkte mit der Hand. Der kleine Knabe erſchrak und ſprang vom Stuhl hernieder, da war es, als ob draußen vor dem Fenſter ein großer Vogel vorbeiflöge.

Am nächſten Tage wurde es klarer Froſt, — und dann kam das Frühjahr, die Sonne ſchien, das Grün keimte hervor, die Schwalben bauten Neſter, die Fenſter wurden geöffnet, und die kleinen Kinder ſaßen wieder in ihrem kleinen Garten hoch oben in der Dachrinne über allen Stockwerken.

Die Roſen blühten dieſen Sommer ſo prachtvoll; das kleine Mädchen hatte einen Pſalm gelernt, in welchem auch von Roſen die Rede war, und bei den Roſen dachte ſie an ihre eigenen, und ſie ſang ihn dem kleinen Knaben vor, und er ſang mit:

„Die Roſen ſie blühn und verwehen.
Wir werden das Chriſt-Kindlein ſehen!“

Und die Kleinen hielten einander bei den Händen, küßten die Roſen, blickten in Gottes hellen Sonnenſchein hinein und ſprachen zu demſelben, als ob das Jeſuskind da wäre. Was waren das für herrliche Sommertage, wie ſchön war es draußen bei den friſchen Roſenſtöcken, welche mit dem Blühen nie aufhören zu wollen ſchienen!

Kay und Gerda ſaßen und blickten in das Bilderbuch mit Thieren und Vögeln, da war es — die Uhr ſchlug gerade fünf auf dem großen Kirchthurme, — daß Kay ſagte: „au! es ſtach mir in das Herz! und mir flog etwas in das Auge!“

Das kleine Mädchen fiel ihm um den Hals; er blinzelte mit den Augen; nein, es war gar nichts zu ſehen.

„Ich glaube, es iſt weg!“ ſagte er; aber weg war es nicht. Es war gerade ſo eins von dieſen Glaskörnern, welches vom Spiegel geſprungen war, dem Zauberſpiegel, wir entſinnen uns ſeiner wohl, dem häßlichen Glaſe, das alles Große und Gute, das ſich darin abſpiegelte, klein und häßlich machte, aber das Böſe und Schlechte trat ordentlich hervor, und jeder Fehler an einer Sache war gleich zu bemerken. Der arme Kay hatte auch ein Körnchen gerade in das Herz hinein bekommen. Das wird nun bald wie ein Eisklumpen werden. Nun that es nicht mehr wehe, aber es war da.

„Weshalb weinſt du?“ fragte er. „So ſiehſt du häßlich aus! mir fehlt ja nichts! pfui!“ rief er auf einmal: „die Roſe dort hat einen Wurmſtich! und ſieh, dieſe da iſt ja ganz ſchief! im Grunde ſind es häßliche Roſen! ſie gleichen dem Kaſten, in welchem ſie ſtehen!“ und dann ſtieß er mit dem Fuße gegen den Kaſten und riß die beiden Roſen ab.

„Kay, was machſt du?“ rief das kleine Mädchen; und als er ihren Schreck gewahr wurde, riß er noch eine Roſe ab und ſprang dann in ſein Fenſter hinein von der kleinen lieblichen Gerda fort.

Wenn ſie ſpäter mit dem Bilderbuche kam, ſagte er, daß das für Säuglinge wäre; und erzählte die Großmutter Geſchichten, ſo kam er immer mit einem aber — konnte er dazu gelangen, dann ging er hinter ihr her, ſetzte eine Brille auf und ſprach eben ſo wie ſie; das machte er ganz treffend, und die Leute lachten über ihn. Bald konnte er allen Menſchen in der ganzen Straße nachſprechen und nachgehen. Alles, was an ihnen eigen und unſchön war, das wußte Kay nachzumachen, und die Leute ſagten: „das iſt ſicher ein ausgezeichneter Kopf, den der Knabe hat!" aber das war das Glas, das ihm in das Auge gekommen, das Glas, welches ihm in dem Herzen ſaß; daher kam es auch, daß er ſelbſt die kleine Gerda neckte, die ihm von ganzem Herzen gut war.

Seine Spiele wurden nun ganz anders als früher, ſie waren ſo verſtändig; — an einem Wintertage, wo es ſchneite, kam er mit einem großen Brennglaſe, hielt ſeinen blauen Rockzipfel hinaus und ließ die Schneeflocken darauf fallen.

„Sieh nun in das Glas, Gerda!" ſagte er, und jede Schneeflocke wurde viel größer und ſah aus wie eine prächtige Blume oder ein zehneckiger Stern; es war ſchön anzuſehen. „Siehſt du, wie künſtlich!" ſagte Kay, „das iſt weit intereſſanter als die wirklichen Blumen! und es iſt kein einziger Fehler daran, ſie ſind ganz accurat, wenn ſie nur nicht ſchmölzen!"

Bald darauf kam Kay mit großen Handſchuhen und ſeinem Schlitten auf dem Rücken, er rief Gerda in die

Ohren: „ich habe Erlaubniß erhalten, auf den großen Platz zu fahren, wo die andern Knaben ſpielen!“ und weg war er.

Dort auf dem Platze banden die keckſten Knaben oft ihre Schlitten an die Wagen der Landleute feſt und dann fuhren ſie ein gutes Stück Weges mit. Das ging recht ſchön. Als ſie im beſten Spielen waren, kam ein großer Schlitten; der war ganz weiß angeſtrichen, und darin ſaß Jemand, in einen rauhen weißen Pelz gehüllt und mit einer rauhen weißen Mütze; der Schlitten fuhr zweimal um den Platz herum, und Kay band ſeinen kleinen Schlitten ſchnell daran feſt, und nun fuhr er mit. Es ging raſcher und raſcher gerade hinein in die nächſte Straße; der, welcher fuhr, drehete ſich um, nickte dem Kay freundlich zu, es war, als ob ſie einander kennten; jedesmal wenn Kay ſeinen kleinen Schlitten ablöſen wollte, nickte die Perſon wieder, und dann blieb Kay ſitzen; ſie fuhren zum Stadtthor hinaus. Da begann der Schnee ſo hernieder zu fallen, daß der kleine Knabe keine Hand vor ſich erblicken konnte, aber er fuhr fort; nun ließ er ſchnell die Schnur fahren, um von dem großen Schlitten los zu kommen, aber das half nichts, ſein kleines Fuhrwerk hing feſt, und es ging mit Windeseile. Da rief er ganz laut, aber Niemand hörte ihn, und der Schnee trieb und der Schlitten flog von dannen; mitunter gab es einen Sprung, es war, als führe er über Gräben und Hecken. Er war ganz erſchrocken, er wollte ſein Vaterunſer beten, aber er konnte ſich nur des großen Ein-Mal-Eins entſinnen.

Die Schneeflocken wurden größer und größer, zuletzt ſahen ſie aus wie große weiße Hühner; auf einmal ſprangen ſie zur Seite, der große Schlitten hielt, und die Perſon, die ihn fuhr, erhob ſich, der Pelz und die Mütze waren ganz und gar von Schnee; es war eine Dame, hoch und ſchlank, glänzend weiß, es war die Schneekönigin.

„Wir ſind gut gefahren!“ ſagte ſie, „aber wer wird frieren! krieche in meinen Bärenpelz!“ und ſie ſetzte ihn neben ſich in den Schlitten und ſchlug den Pelz um ihn, es war, als verſinke er in einem Schneetreiben.

„Friert dich noch?“ fragte ſie, und dann küßte ſie ihn auf die Stirn. O! das war kälter als Eis, das ging ihm gerade hinein bis ins Herz, welches ja doch zur Hälfte ein Eisklumpen war; es war, als ſollte er ſterben; — aber nur einen Augenblick, dann that es ihm recht wohl; er ſpürte nichts mehr von der Kälte rings umher.

„Meinen Schlitten! vergiß nicht meinen Schlitten!“ daran dachte er zuerſt, und der wurde an eines der weißen Hühner feſtgebunden, und dieſes flog hinterher mit dem Schlitten auf den Rücken. Die Schneekönigin küßte Kay nochmals, und da hatte er die kleine Gerda, die Großmutter und Alle daheim vergeſſen.

„Nun bekömmſt du keine Küſſe mehr!“ ſagte ſie, „denn ſonſt küßte ich dich todt!“

Kay ſah ſie an, ſie war ſo ſchön; ein klügeres, lieblicheres Antlitz konnte er ſich nicht denken, nun erſchien ſie ihm nicht von Eis, wie damals, als ſie draußen vor dem Fenſter ſaß und ihm winkte; in ſeinen Augen war ſie vollkommen, er fühlte gar keine Furcht. Er erzählte ihr, daß er im Kopf rechnen könnte, und zwar mit Brüchen, er wiſſe des Landes Quadrat-Meilen und die Einwohner-Zahl, und ſie lächelte immer; da kam es ihm vor, als wäre es doch nicht genug, was er wiſſe, und er blickte hinauf in den großen Luftraum, und ſie flog mit ihm, flog hoch hinauf auf die ſchwarze Wolke, und der Sturm ſauſte und brauſte, es war, als ſänge er alte Lieder. Sie flogen über Wälder und Seen, über Meere und Länder; unter ihnen ſauſte der kalte Wind, die Wölfe heulten, der Schnee kniſterte, über demſelben flogen die ſchwarzen ſchreienden Krähen dahin, aber hoch oben ſchien der Mond ſo groß und klar, und dort betrachtete Kay die lange, lange Winternacht; am Tage ſchlief er zu Füßen der Schneekönigin.

Dritte Geſchichte.

Der Blumengarten bei der Frau, welche zaubern konnte.

Aber wie erging es der kleinen Gerda, als Kay nicht zurückkehrte? Wo war er doch geblieben? — Niemand wußte es, Niemand konnte Beſcheid geben. Die Knaben erzählten nur, daß ſie ihn ſeinen Schlitten an einen mächtig großen hätten binden ſehen, der in die Straße hinein und aus dem Stadtthore gefahren wäre Niemand wußte, wo er war, viele Thränen floſſen, die kleine Gerda weinte ſo viel und ſo lange; — dann ſagten ſie, er ſei todt, er wäre im Fluß ertrunken, der nahe bei der Schule vorbei floß; o, das waren recht lange finſtere Wintertage!

Nun kam der Frühling mit wärmerem Sonnenſchein.

„Kay iſt todt und fort!“ ſagte die kleine Gerda.

„Das glaube ich nicht!“ antwortete der Sonnenſchein.

„Er iſt todt und fort!“ ſagte ſie zu den Schwalben.

„Das glauben wir nicht!“ erwiderten dieſe, und am Ende glaubte die kleine Gerda es auch nicht.

„Ich will meine neuen rothen Schuhe anziehen,“ ſagte ſie eines Morgens, „die, welche Kay nie geſehen hat, und dann will ich zum Fluß hinunter gehen und den nach ihm fragen!“

Und es war noch ganz früh; ſie küßte die alte Großmutter, die noch ſchlief, zog die rothen Schuhe an und ging ganz allein aus dem Stadtthore nach dem Fluſſe.

„Iſt es wahr, daß du mir meinen kleinen Spielkameraden genommen haſt? Ich will dir meine rothen Schuhe ſchenken, wenn du mir ihn wiedergeben willſt!“

Und es war ihr, als nickten die Wellen ſo ſonderbar, da nahm ſie ihre rothen Schuhe, die ſie am Liebſten hatte, und warf ſie alle beide in den Fluß hinein, aber ſie fielen dicht an das Ufer, und die kleinen Wellen trugen ſie ihr wieder an das Land, es war gerade, als wollte der Fluß das Liebſte, das ſie hatte, nicht, weil er den kleinen Kay ja nicht hatte; aber ſie glaubte nun, daß ſie die Schuhe nicht weit genug hinausgeworfen habe, und ſo kroch ſie in ein Boot, welches im Schilfe lag, ſie ging ganz an das äußerſte Ende deſſelben und warf die Schuhe von da in das Waſſer; aber das Boot war nicht feſtgebunden, und bei der Bewegung, welche ſie verurſachte, glitt es vom Lande ab; ſie bemerkte es und beeilte ſich fort zu kommen, doch ehe ſie zurückkam, war das Boot über eine Elle vom Lande, und nun trieb es ſchneller von dannen.

Da erſchrak die kleine Gerda ſehr und fing an zu weinen, allein Niemand außer den Sperlingen hörte ſie, und die konnten ſie nicht an das Land tragen, aber ſie flogen längs dem Ufer und ſangen, gleichſam um ſie zu tröſten: „hier ſind wir, hier ſind wir!“ Das Boot trieb mit dem Strome; die kleine Gerda ſaß ganz ſtille nur mit Strümpfen an den Füßen; ihre kleinen rothen Schuhe trieben hinter ihr her, aber ſie konnten das Boot nicht erreichen, das hatte ſtärkere Fahrt.

Hübſch war es an beiden Ufern, ſchöne Blumen, alte Bäume und Abhänge mit Schafen und Kühen, aber nicht ein Menſch war zu erblicken.

„Vielleicht trägt mich der Fluß zu dem kleinen Kay hin,“ dachte Gerda und da wurde ſie heiterer, erhob ſich und betrachtete viele Stunden die ſchönen grünen Ufer; dann gelangte ſie zu einem großen Kirſchgarten, in welchem ein kleines Haus mit ſonderbaren rothen und blauen Fenſtern war, übrigens hatte es ein Strohdach und draußen waren zwei hölzerne Soldaten, die vor den Vorbeiſegelnden das Gewehr ſchulterten.

Gerda rief nach ihnen, ſie glaubte, daß ſie lebend ſeien, aber ſie antworteten natürlich nicht; ſie kam ihnen ganz nahe, der Fluß trieb das Boot gerade auf das Land zu.

Gerda rief noch lauter, und da kam eine alte, alte Frau aus dem Hauſe, die ſich auf einen Krückenſtock ſtützte; ſie hatte einen großen Sonnenhut auf, und der war mit den ſchönſten Blumen bemalt.

„Du kleines armes Kind!“ ſagte die alte Frau; „wie biſt du doch auf den großen reißenden Strom gekommen, und weit in die Welt hinausgetrieben!“ und dann ging die alte Frau ganz in das Waſſer hinein, erfaßte mit ihrem Krückenſtocke das Boot, zog es an das Land und hob die kleine Gerda heraus.

Und Gerda war froh, wieder auf das Trockene zu gelangen, obgleich ſie ſich vor der fremden alten Frau ein wenig fürchtete.

„Komm doch und erzähle mir, wer du biſt, und wie du hierher kömmſt!“ ſagte ſie.

Und Gerda erzählte ihr Alles; und die Alte ſchüttelte mit dem Kopfe und ſagte: „Hm! hm!“ und als ihr Gerda Alles geſagt und gefragt hatte, ob ſie nicht den kleinen Kay geſehen habe, ſagte die Frau, daß er nicht vorbei gekommen ſei, aber er käme wohl noch, ſie ſolle nur nicht betrübt ſein, ſondern ihre Kirſchen koſten und ihre Blumen betrachten, die wären ſchöner als irgend ein Bilderbuch, eine jede könne eine Geſchichte erzählen. Dann nahm ſie Gerda bei der Hand, ſie gingen in das kleine Haus hinein, und die alte Frau ſchloß die Thür zu.

Die Fenſter lagen ſehr hoch und die Scheiben waren roth, blau und gelb; das Tageslicht ſchien mit allen Farben ſo ſonderbar herein, aber auf dem Tiſch ſtanden die ſchönſten Kirſchen, und Gerda aß davon ſo viel ſie wollte, denn das war ihr erlaubt. Während ſie aß, kämmte die alte Frau ihr Haar mit einem goldenen Kamme, und das Haar ringelte ſich und glänzte ſo herrlich gelb rings um das kleine, freundliche Antlitz, welches ſo rund war und wie eine Roſe ausſah.

„Nach einem ſo lieben kleinen Mädchen habe ich mich ſchon lange geſehnt," ſagte die Alte. „Nun wirſt du ſehen, wie gut wir mit einander leben werden!" und ſo wie ſie der kleinen Gerda Haar kämmte, vergaß Gerda mehr und mehr ihren Pflegebruder Kay; denn die alte Frau konnte zaubern, aber eine böſe Zauberin war ſie nicht, ſie zauberte nur ein wenig zu ihrem Vergnügen und wollte gern die kleine Gerda behalten. Deshalb ging ſie in den Garten, ſtreckte ihren Krückenſtock gegen alle Roſenſträuche aus, und wie ſchön ſie auch blühten, ſo ſanken ſie alle in die ſchwarze Erde hinunter und man konnte nicht ſehen, wo ſie geſtanden hatten. Die Alte fürchtete, daß, wenn Gerda die Roſen erblickte, ſie an ihre eigenen denken, ſich dann des kleinen Kay erinnern und davon laufen möchte.

Nun führte ſie Gerda hinaus in den Blumengarten. Was war da für ein Duft und eine Herrlichkeit! Alle nur denkbaren Blumen, und zwar für jede Jahreszeit, ſtanden hier im prächtigſten Flor; kein Bilderbuch konnte bunter und ſchöner ſein. Gerda ſprang vor Freude in die Höhe, und ſpielte, bis die Sonne hinter den hohen Kirſchbäumen unterging; da bekam ſie ein ſchönes Bett mit rothen Seidenkiſſen, die waren mit bunten Veilchen geſtopft, und ſie ſchlief und träumte da ſo herrlich, wie nur eine Königin an ihrem Hochzeitstage.

Am nächſten Tage konnte ſie wieder mit den Blumen im warmen Sonnenſchein ſpielen, und ſo verfloſſen viele Tage. Gerda kannte jede Blume, aber wie viel deren auch waren, ſo war es ihr doch, als ob eine fehlte, allein welche, das wußte ſie nicht. Da ſitzt ſie eines Tages und betrachtet der alten Frau Sonnenhut mit den gemalten Blumen, und gerade die ſchönſte darunter war eine Roſe. Die Alte hatte vergeſſen, dieſe vom Hut wegzunehmen, als ſie die andern in die Erde ſenkte. Aber ſo iſt es, wenn man die Gedanken nicht immer beiſammen hat! „Was! ſind hier keine Roſen?“ ſagte Gerda und ſprang zwiſchen die Beete, ſuchte und ſuchte, ach da war keine zu finden; da ſetzte ſie ſich hin und weinte, aber ihre Thränen fielen gerade auf eine Stelle, wo ein Roſenſtrauch verſunken war, und als die warmen Thränen die Erde bewäſſerten, ſchoß der Strauch auf einmal empor, ſo blühend, wie er verſunken war, und Gerda umarmte ihn, küßte die Roſen und gedachte der herrlichen Roſen daheim und mit ihnen auch des kleinen Kay.

„O, wie bin ich aufgehalten worden!“ ſagte das kleine Mädchen. „Ich wollte ja den kleinen Kay ſuchen! — Wißt ihr nicht, wo er iſt?“ fragte ſie die Roſen. „Glaubt ihr, er ſei todt?“

„Todt iſt er nicht,“ antworteten die Roſen. „Wir ſind ja in der Erde geweſen, dort ſind alle Todten, aber Kay war nicht da.“

„Ich danke euch!“ ſagte die kleine Gerda und ſie ging zu den andern Blumen hin, ſah in deren Kelch hinein und fragte: „Wißt ihr nicht, wo der kleine Kay iſt?“

Aber jede Blume ſtand in der Sonne und träumte ihr eigenes Märchen oder Geſchichtchen, davon hörte Gerda ſo viele, viele, aber keine wußte etwas von Kay.

Und was ſagte denn die Feuerlilie?

„Hörſt du die Trommel: bum! bum! es ſind nur zwei Töne, immer bum! bum! höre der Frauen Trauergeſang, höre den Ruf der Prieſter! — In ihrem langen rothen Mantel ſteht das Hindu-Weib auf dem Scheiterhaufen, die Flammen lodern um ſie und ihren todten Mann empor; aber das Hindu-Weib denkt an den Lebenden hier im Kreiſe, an ihn, deſſen Augen heißer denn die Flammen brennen, an ihn, deſſen Augenfeuer ihr Herz ſtärker berührt, als die Flammen, welche bald ihren Körper zu Aſche verbrennen. Kann die Flamme des Herzens in der Flamme des Scheiterhaufens erſterben?“

„Das verſtehe ich durchaus nicht,“ ſagte die kleine Gerda.

„Das iſt mein Märchen!“ ſagte die Feuerlilie.

Was ſagt die Winde?

„Ueber den ſchmalen Feldweg hinaus hängt eine alte Ritterburg; das dichte Immergrün wächſt um die alten rothen Mauern empor, Blatt an Blatt, um den Altan herum, und da ſteht ein ſchönes Mädchen; ſie beugt ſich über das

Geländer hinaus und ſieht den Weg hinunter. Keine Roſe hängt friſcher an den Zweigen, als ſie, keine Apfelblüthe, wenn der Wind ſie dem Baum entführt, iſt ſchwebender als ſie; wie rauſcht das prächtige Seidengewand! „„Kömmt er noch nicht?““

„Iſt es Kay, den du meinſt?“ fragte die kleine Gerda.

„Ich ſpreche nur von meinem Märchen, meinem Traume,“ erwiderte die Winde.

Was ſagt die kleine Schneeblume?

„Zwiſchen Bäumen hängt an Seilen das lange Bret, das iſt eine Schaukel, zwei niedliche kleine Mädchen, — die Kleider ſind weiß wie der Schnee, lange grüne Seidenbänder flattern von den Hüten, — ſitzen und ſchaukeln ſich; der Bruder, welcher größer iſt als ſie, ſteht in der Schaukel, er hat den Arm um das Seil geſchlungen, um ſich zu halten, denn in der einen Hand hält er eine kleine Schale, in der andern eine Thonpfeife, er bläſ't Seifenblaſen; die Schaukel geht, und die Blaſen fliegen mit ſchönen, wechſelnden Farben; die letzte hängt noch am Pfeifenſtiele und biegt ſich im Winde; die Schaukel geht. Der kleine ſchwarze Hund, leicht wie die Blaſen, erhebt ſich auf den Hinterfüßen und will mit in die Schaukel, ſie fliegt; der Hund fällt, bellt und iſt böſe; er wird geneckt, die Blaſen berſten. — Ein ſchaukelndes Bret, ein zerſpringendes Schaumbild iſt mein Geſang!“

„Es iſt wohl möglich, daß es hübſch iſt, was du erzählſt, aber du ſagſt es ſo traurig und erwähnſt den kleinen Kay gar nicht.“

Was ſagen die Hyacinthen?

„Es waren drei ſchöne Schweſtern, ſo durchſichtig und fein; der Einen Kleid war roth, der Andern blau, der Dritten ganz weiß; Hand in Hand tanzten ſie beim ſtillen See im hellen Mondſchein. Es waren keine Elfen, es waren Menſchenkinder. Dort duftete es ſo ſüß, und die Mädchen verſchwanden im Walde; der Duft wurde ſtärker; drei Särge, darin lagen die ſchönen Mädchen, glitten von des Waldes Dickicht über den See dahin; die Johanniswürmchen flogen leuchtend rings herum, wie kleine ſchwebende Lichter. Schlafen die tanzenden Mädchen, oder ſind ſie todt? — Der Blumenduft ſagt, ſie ſind Leichen; die Abendglocke läutet den Grabgeſang!"

„Du machſt mich ganz betrübt," ſagte die kleine Gerda. „Du dufteſt ſo ſtark; ich muß an die todten Mädchen denken! Ach, iſt denn der kleine Kay wirklich todt? Die Roſen ſind unten in der Erde geweſen, und die ſagen: nein!"

„Kling, Klang!" läuteten die Hyacinthen-Glocken. „Wir läuten nicht für den kleinen Kay, wir kennen ihn nicht; wir ſingen nur unſer Lied, das einzige, welches wir können."

Und Gerda ging zur Butterblume, die aus den glänzenden, grünen Blättern hervor ſchien.

„Du biſt eine kleine helle Sonne!" ſagte Gerda. „Sage mir, ob du weißt, wo ich meinen Geſpielen finden kann?"

Und die Butterblume glänzte ſo ſchön und ſah wieder auf Gerda. Welches Lied konnte wohl die Butterblume ſingen? Es handelte auch nicht von Kay.

„In einem kleinen Hofe ſchien die liebe Gottesſonne am erſten Frühlingstage ſo warm; die Strahlen glitten an des Nachbarhauſes weißen Wänden hinab, dicht dabei wuchs die erſte gelbe Blume und glänzte golden in den warmen Sonnenſtrahlen; die alte Großmutter ſaß draußen in ihrem Stuhl, die Enkelin, ein armes, ſchönes Dienſtmädchen, kehrte von einem kurzen Beſuche heim; ſie küßte die Großmutter. Es war Gold, Herzensgold in dem geſegneten Kuſſe. Gold im Munde, Gold im Grunde, Gold dort in der Morgenſtunde! Sieh, das iſt meine kleine Geſchichte!“ ſagte die Butterblume.

„Meine arme alte Großmutter!“ ſeufzte Gerda. „Ja, ſie ſehnt ſich gewiß nach mir und grämt ſich um mich, ebenſo wie ſie es um den kleinen Kay that. Aber ich komme bald wieder nach Hauſe, und dann bringe ich Kay mit. — Es nützt zu nichts, daß ich die Blumen frage, die wiſſen nur ihr eigenes Lied, ſie geben mir keinen Beſcheid!“ und dann band ſie ihr kleines Kleid auf, damit ſie raſcher laufen könne; aber die Pfingſtlilie ſchlug ihr über das Bein, indem ſie darüber hinſprang; da blieb ſie ſtehen, betrachtete die lange gelbe Blume und fragte: „Weißt du vielleicht etwas?“ und ſie bog ſich ganz zur Pfingſtlilie hinab; und was ſagte die?

„Ich kann mich ſelbſt erblicken! ich kann mich ſelbſt ſehen!“ ſagte die Pfingſtlilie. „O, o, wie ich rieche! — Oben in dem kleinen Erkerzimmer ſteht, halb angekleidet, eine kleine Tänzerin, ſie ſteht bald auf einem Beine, bald auf beiden, ſie tritt die ganze Welt mit Füßen, ſie iſt nichts als Augentäuſchung. Sie gießt Waſſer aus dem Theetopf auf ein Stück Zeug aus, welches ſie hält, es iſt der Schnürleib; — Reinlichkeit iſt eine ſchöne Sache! das weiße Kleid hängt am Haken, das iſt auch im Theetopf gewaſchen und auf dem Dache getrocknet; ſie zieht es an und ſchlägt das ſafrangelbe Tuch um den Hals, nun ſcheint das Kleid noch weißer. Das Bein ausgeſtreckt! ſieh, wie ſie auf einem Stiele prangt! Ich kann mich ſelbſt erblicken! ich kann mich ſelbſt ſehen!“

„Darum kümmere ich mich gar nicht,“ ſagte Gerda. „Das brauchſt du mir nicht zu erzählen;“ und dann lief ſie nach dem Ende des Gartens.

Die Thür war verſchloſſen, aber ſie drückte auf die verroſtete Klinke, ſo daß dieſe los ging, die Thür ſprang auf und die kleine Gerda lief auf bloßen Füßen in die weite Welt hinaus. Sie blickte dreimal zurück, aber Niemand war da, der ſie verfolgte; zuletzt konnte ſie nicht mehr laufen und ſetzte ſich auf einen großen Stein, und als ſie ſich umſah, war es mit dem Sommer vorbei, es war Spätherbſt, das konnte man in dem ſchönen Garten gar nicht bemerken, wo immer Sonnenſchein und Blumen aller Jahreszeiten waren.

„Gott, wie habe ich mich verſpätet!“ ſagte die kleine Gerda. „Es iſt ja Herbſt geworden! da darf ich nicht ruhen!“ und ſie erhob ſich, um zu gehen.

O, wie waren ihre kleinen Füße ſo wund und müde! Rings umher ſah es kalt und rauh aus; die langen Weidenblätter waren ganz gelb und der Thau tröpfelte als Waſſer herab, ein Blatt fiel nach dem andern ab, nur der Schlehendorn trug noch Früchte, die waren aber herbe und zogen den Mund zuſammen. O wie war es grau und ſchwer in der weiten Welt!

Vierte Geſchichte.

Prinz und Prinzeſſin.

Gerda mußte wieder ausruhen; da hüpfte dort auf dem Schnee, der Stelle, wo ſie ſaß, gerade gegenüber, eine große Krähe, die hatte lange geſeſſen, ſie betrachtet und mit dem Kopfe gewackelt; nun ſagte ſie: „Kra! kra! — gu' Tag! gu' Tag!" Beſſer konnte ſie es nicht herausbringen, aber ſie meinte es gut mit dem kleinen Mädchen und fragte, wohin ſie ſo allein in die weite Welt hinausginge. Das Wort allein verſtand Gerda ſehr wohl und fühlte recht, wie viel darin lag, und ſie erzählte der Krähe ihr ganzes Leben und Schickſal und fragte, ob ſie Kay nicht geſehen habe.

Und die Krähe nickte ganz bedächtig und ſagte: „das könnte ſein! das könnte ſein!"

„Wie, glaubſt du?" rief das kleine Mädchen und hätte faſt die Krähe todt gedrückt, ſo küßte ſie dieſe.

„Vernünftig, vernünftig!“ ſagte die Krähe. „Ich glaube, ich weiß, — ich glaube, es kann ſein, der kleine Kay — aber nun hat er dich ſicher über der Prinzeſſin vergeſſen!“

„Wohnt er bei einer Prinzeſſin?“ fragte Gerda.

„Ja, höre!“ ſagte die Krähe, „aber es fällt mir ſo ſchwer deine Sprache zu reden. Verſtehſt du die Krähenſprache, dann will ich beſſer erzählen.“

„Nein, die habe ich nicht gelernt!“ ſagte Gerda, „aber die Großmutter konnte ſie, und auch die Sprache konnte ſie ſprechen. Hätte ich es nur gelernt!“ *)

„Thut gar nichts!“ ſagte die Krähe, „ich werde erzählen, ſo gut ich kann, aber ſchlecht wird es gehn,“ und dann erzählte ſie, was ſie wußte.

„In dieſem Königreiche, in welchem wir jetzt ſitzen, wohnt eine Prinzeſſin, die iſt ſo unbändig klug, aber ſie hat auch alle Zeitungen, die es in der Welt giebt, geleſen und wieder vergeſſen, ſo klug iſt ſie. Neulich ſaß ſie auf dem Throne, und das iſt doch nicht ſo angenehm, ſagt man, da fängt ſie an ein Lied zu ſingen und das war gerade dieſes: „„weshalb ſollt' ich mich nicht verheirathen!““ „„Höre, da iſt etwas daran,““ ſagte ſie, und ſo wollte ſie ſich verheirathen, aber ſie wollte einen Mann haben, der zu antworten verſtand, wenn man mit ihm ſprach, einen, der nicht nur ſtand und vornehm ausſah, denn das iſt ſo lang-

---

*) Ein bei den Kindern übliches, durch Hinzufügen von Sylben oder Buchſtaben an jedes Wort entſtehendes Kauderwelſch.

weilig. Nun ließ ſie alle Hofdamen zuſammentrommeln, und als dieſe hörten, was ſie wollte, wurden ſie ſehr vergnügt; „„das mag ich leiden!““ ſagten ſie, „„daran dachte ich neulich auch!““ — Du kannſt glauben, daß jedes Wort, was ich ſage, wahr iſt!“ ſagte die Krähe. „Ich habe eine zahme Geliebte, die geht frei im Schloſſe umher, und die hat mir Alles erzählt!“

Die Geliebte war natürlicherweiſe auch eine Krähe. Denn eine Krähe ſucht die andere, und das bleibt immer eine Krähe.

„Die Zeitungen kamen ſogleich mit einem Rande von Herzen und der Prinzeſſin Namenszug heraus; man konnte darin leſen, daß es einem jeden jungen Manne, der gut ausſah, frei ſtehe, auf das Schloß zu kommen und mit der Prinzeſſin zu ſprechen, und derjenige, welcher rede, daß man hören könne, er ſei dort zu Hauſe, und der am beſten ſpräche, den wolle die Prinzeſſin zum Manne nehmen. — Ja, ja!“ ſagte die Krähe „du kannſt es mir glauben, es iſt ſo gewiß wahr, als ich hier ſitze; die Leute ſtrömten herzu, es war ein Gedränge und ein Laufen, aber es glückte nicht, weder den erſten noch den zweiten Tag. Sie konnten Alle gut ſprechen, wenn ſie draußen auf der Straße waren, aber wenn ſie in das Schloßthor traten und die Gardiſten in Silber ſahen und die Treppe hinauf die Lakaien in Gold und die großen erleuchteten Säle, dann wurden ſie verwirrt; und ſtanden ſie gar vor dem Throne, wo die Prinzeſſin ſaß, dann wußten ſie nichts zu ſagen als das letzte Wort, was ſie geſprochen hatte, und das noch einmal zu hören, dazu hatte ſie keine Luſt. Es war gerade, als ob die Leute drinnen Schnupftabak auf den Magen bekommen hätten und in den Schlaf gefallen wären, bis ſie wieder auf die Straße kamen, denn dann konnten ſie ſprechen. Da ſtand eine Reihe vom Stadtthore an bis zum Schloſſe. Ich war ſelbſt drinnen, um es zu ſehen!“ ſagte die Krähe. „Sie wurden ſowohl hungrig als durſtig, aber auf dem Schloſſe erhielten ſie nicht einmal ein Glas laues Waſſer. Zwar hatten Einige der Klügſten Butterbrot mitgenommen, aber ſie theilten nicht mit ihrem Nachbar, ſie dachten ſo: laß ihn nur hungrig ausſehen, dann nimmt die Prinzeſſin ihn nicht!“

„Aber Kay, der kleine Kay!“ fragte Gerda. „Wann kam der? War er unter der Menge?“

„Warte! warte! jetzt ſind wir gerade bei ihm! Es war am dritten Tage, da kam eine kleine Perſon, ohne Pferd oder Wagen, ganz fröhlich gerade auf das Schloß marſchirt; ſeine Augen glänzten wie deine, er hatte ſchöne lange Haare, aber ſonſt ärmliche Kleider.“

„Das war Kay!“ jubelte Gerda. „O, dann habe ich ihn gefunden!“ und ſie klatſchte in die Hände.

„Er hatte ein kleines Ränzel auf dem Rücken!“ ſagte die Krähe.

„Nein, das war ſicher ſein Schlitten!“ ſagte Gerda, „denn mit dem Schlitten ging er fort!“

„Das kann wohl ſein,“ ſagte die Krähe, „ich ſah nicht ſo genau danach! Aber das weiß ich von meiner zahmen Geliebten, daß, wie er in das Schloßthor kam und die Leibgardiſten in Silber ſah und die Treppe hinauf die Lakaien in Gold, er nicht im mindeſten verlegen wurde; er nickte und ſagte zu ihnen: „das muß langweilig ſein, auf der Treppe zu ſtehen, ich gehe lieber hinein!“ Da glänzten die Säle von Lichtern; Geheimeräthe und Excellenzen gingen auf bloßen Füßen und trugen Goldgefäße; man konnte wohl andächtig werden! Seine Stiefeln knarrten ſo gewaltig laut, aber ihm wurde doch nicht bange.“

„Daß iſt ganz gewiß Kay!“ ſagte Gerda, „ich weiß, er hatte neue Stiefeln, ich habe ſie in der Großmutter Stube knarren hören!“

„Ja freilich knarrten ſie!“ ſagte die Krähe, „und friſchen Muths ging er gerade zur Prinzeſſin hinein, die auf einer großen Perle ſaß, welche ſo groß wie ein Spinnrad war; und alle Hofdamen mit ihren Jungfern und den Jungfern der Jungfern, und alle Cavaliere mit ihren Dienern und den Dienern der Diener, die wieder einen Burſchen hielten, ſtanden rings herum aufgeſtellt; und je näher ſie der Thür ſtanden, deſto ſtolzer ſahen ſie aus. Des Dieners Dieners Burſchen, der immer in Pantoffeln geht, darf man kaum anzuſehen wagen, ſo ſtolz ſteht er in der Thür!“

„Daß muß gräulich ſein!“ ſagte die kleine Gerda. „Und Kay hat doch die Prinzeſſin erhalten?“

„Wäre ich nicht eine Krähe geweſen, ſo hätte ich ſie genommen, und das ungeachtet ich verlobt bin. Er ſoll eben ſo gut geſprochen haben, wie ich ſpreche, wenn ich die Krähenſprache rede, das habe ich von meiner zahmen Geliebten gehört. Er war fröhlich und niedlich; er war gar nicht gekommen zum Freien, ſondern nur gekommen, um der Prinzeſſin Klugheit zu hören, und die fand er gut, und ſie fand ihn wieder gut.“

„Ja, ſicher! das war Kay!“ ſagte Gerda, „er war ſo klug, er konnte die Kopfrechnung mit Brüchen! — O, willſt du mich nicht auf dem Schloſſe einführen?“

„Ja, das iſt leicht geſagt!“ ſagte die Krähe. „Aber wie machen wir das? Ich werde es mit meiner zahmen Geliebten beſprechen; ſie kann uns wohl Rath ertheilen; denn das muß ich dir ſagen, ſo ein kleines Mädchen, wie du biſt, bekömmt nie die Erlaubniß, ganz hinein zu kommen!“

„Ja, die erhalte ich!“ ſagte Gerda. „Wenn Kay hört, daß ich da bin, kömmt er gleich heraus und holt mich!“

„Erwarte mich dort am Gitter!“ ſagte die Krähe, wackelte mit dem Kopfe und flog davon.

Erſt als es ſpät Abend war, kehrte die Krähe wieder zurück: „Rar! rar!“ ſagte ſie. „Ich ſoll dich vielmal von ihr grüßen, und hier iſt ein kleines Brot für dich, das nahm ſie aus der Küche, da iſt Brot genug und du biſt ſicher hungrig! — Es iſt nicht möglich, daß du in das Schloß hinein kommen kannſt; du biſt ja barfuß; die Gardiſten in Silber und die Lakaien in Gold würden es nicht erlauben; aber weine nicht, du ſollſt ſchon hinauf kommen. Meine Geliebte kennt eine kleine Hintertreppe, die zum Schlafgemache führt, und ſie weiß, wo ſie den Schlüſſel erhalten kann.“

Und ſie gingen in den Garten hinein, in die große Allee, wo ein Blatt nach dem andern abfiel, und als auf dem Schloſſe die Lichter ausgelöſcht wurden, das eine nach dem andern, führte die Krähe die kleine Gerda zu einer Hinterthür, die nur angelehnt war.

O, wie Gerda's Herz vor Angſt und Sehnſucht pochte! Es war gerade als ob ſie etwas Böſes thun wollte, und ſie wollte ja doch nur wiſſen, ob es der kleine Kay ſei; ja, er mußte es ſein; ſie gedachte ſo lebendig ſeiner klugen Augen, ſeines langen Haares; ſie konnte ordentlich ſehen, wie er lächelte, wie damals, als ſie daheim unter den Roſen ſaßen. Er würde ſicher froh werden, ſie zu erblicken, zu hören, welchen langen Weg ſie um ſeinetwillen zurückgelegt, zu wiſſen, wie betrübt ſie Alle daheim geweſen, als er nicht wieder gekommen. O, das war eine Furcht und eine Freude!

Nun waren ſie auf der Treppe; da brannte eine kleine Lampe auf einem Schranke; mitten auf dem Fußboden ſtand die zahme Krähe und wendete den Kopf nach allen Seiten und betrachtete Gerda, die ſich verneigte, wie die Großmutter ſie gelehrt hatte.

„Mein Verlobter hat mir ſo viel Gutes von Ihnen geſagt, mein kleines Fräulein,“ ſagte die zahme Krähe, „Ihre Vita, wie man es nennt, iſt auch ſehr rührend. — Wollen Sie die Lampe nehmen, dann werde ich vorangehen. Wir gehen hier den geraden Weg, denn da begegnen wir Niemanden.“

„Es iſt mir, als käme Jemand hinter uns,“ ſagte Gerda, und es ſauſte an ihr vorbei; es war wie Schatten an der Wand entlang, Pferde mit fliegenden Mähnen und dünnen Beinen, Jägerburſchen, Herren und Damen zu Pferde.

„Das ſind nur Träume,“ ſagte die Krähe, „die kommen und holen der hohen Herrſchaft Gedanken zur Jagd ab, das iſt recht gut, dann können Sie ſie beſſer im Bette betrachten. Aber ich hoffe, wenn Sie zu Ehren und Würden gelangen, Sie werden ein dankbares Herz zeigen.“

„Das verſteht ſich von ſelbſt!“ ſagte die Krähe vom Walde.

Nun kamen ſie in den erſten Saal, der war von roſenrothem Atlas mit künſtlichen Blumen an den Wänden hinauf; hier ſauſten an ihnen ſchon die Träume vorbei, aber ſie fuhren ſo ſchnell, daß Gerda die hohen Herrſchaften nicht zu ſehen bekam. Ein Saal war immer prächtiger als der andere; ja, man konnte wohl verdutzt werden, und nun waren ſie im Schlafgemach. Die Decke hier glich einer großen Palme mit Blättern von Glas, koſtbarem Glaſe, und mitten auf dem Fußboden hingen an einem dicken Stengel von Gold zwei Betten, von denen jedes wie eine Lilie ausſah: die eine war weiß, in der lag die Prinzeſſin; die andere war roth, und in dieſer ſollte Gerda den kleinen Kay ſuchen; ſie bog eines der rothen Blätter zur Seite und da ſah ſie einen braunen Nacken. — O, das war Kay! — Sie rief ganz laut ſeinen Namen, hielt die Lampe nach ihm hin — die Träume ſauſten zu Pferde wieder in die Stube hinein — er erwachte, wendete das Haupt und — es war nicht der kleine Kay.

Der Prinz glich ihm nur im Nacken, aber jung und hübſch war er. Und aus dem weißen Lilienblatte blinzelte die Prinzeſſin hervor, und fragte, was das wäre. Da weinte die kleine Gerda und erzählte ihre ganze Geſchichte und Alles, was die Krähen für ſie gethan hätten.

„Du armes Kind!“ ſagten der Prinz und die Prinzeſſin, und ſie belobten die Krähen und ſagten, daß ſie gar nicht böſe auf ſie ſeien, aber ſie ſollten es doch nicht öfter thun. Uebrigens ſollten ſie eine Belohnung erhalten.

„Wollt ihr frei fliegen?“ fragte die Prinzeſſin, „oder wollt ihr feſte Anſtellung als Hofkrähen haben, mit Allem, was in der Küche abfällt?“

Und beide Krähen verneigten ſich und baten um feſte Anſtellung, denn ſie gedachten des Alters und ſagten, „es wäre ſo ſchön, etwas für den alten Mann zu haben,“ wie ſie es nannten.

Und der Prinz ſtand aus ſeinem Bette auf und ließ Gerda darin ſchlafen, und mehr konnte er nicht thun. Sie faltete ihre kleinen Hände und dachte: „wie gut ſind nicht die Menſchen und Thiere!“ und dann ſchloß ſie ihre Augen und ſchlief ſo ſanft. Alle Träume kamen wieder herein geflogen, und da ſahen ſie wie Gottes Engel aus, und ſie zogen einen kleinen Schlitten, auf welchem Kay ſaß und nickte; aber das Ganze war nur Traum, und deshalb war es auch wieder fort, ſobald ſie erwachte.

Am nächſten Tage wurde ſie von Kopf bis zu Fuß in Seide und Sammet gekleidet; es wurde ihr angeboten, auf dem Schloſſe zu bleiben und gute Tage zu genießen, aber ſie bat nur um einen kleinen Wagen mit einem Pferde davor und ein Paar kleine Stiefeln, dann wolle ſie wieder in die weite Welt hinaus fahren und Kay ſuchen.

Und ſie erhielt ſowohl Stiefeln als Muff, ſie wurde niedlich gekleidet, und als ſie fort wollte, hielt vor der Thür eine neue Kutſche von reinem Golde; des Prinzen und der Prinzeſſin Wappen glänzte an derſelben wie ein Stern; Kutſcher, Diener und Vorreiter, denn es waren auch Vorreiter da, ſaßen mit Goldkronen auf. Der Prinz und die Prinzeſſin halfen ihr ſelbſt in den Wagen und wünſchten ihr alles Glück. Die Waldkrähe, welche nun verheirathet war, begleitete ſie die erſten drei Meilen; ſie ſaß ihr zur Seite, denn ſie konnte nicht vertragen, rückwärts zu fahren; die andere Krähe ſtand in der Thür und ſchlug mit den Flügeln, ſie kam nicht mit, denn ſie litt an Kopfſchmerzen, ſeitdem ſie feſte Anſtellung und zuviel zu eſſen erhalten hatte. Inwendig war die Kutſche mit Zuckerbretzeln gefüttert, und im Sitze waren Früchte und Pfeffernüſſe.

„Lebewohl! Lebewohl!“ riefen der Prinz und die Prinzeſſin, und die kleine Gerda weinte, und die Krähe weinte. — So ging es die erſten Meilen; da ſagte auch die Krähe Lebewohl, und das war der ſchwerſte Abſchied; ſie flog auf einen Baum und ſchlug mit ihren ſchwarzen Flügeln, ſo lange ſie den Wagen, welcher wie der helle Sonnenſchein glänzte, erblicken konnte.

Fünfte Geſchichte.

Das kleine Räubermädchen.

Sie fuhren durch den dunklen Wald, aber die Kutſche leuchtete gleich einer Fackel; das ſtach den Räubern in die Augen, das konnten ſie nicht ertragen.

„Das iſt Gold, das iſt Gold!“ riefen ſie, ſtürzten hervor, ergriffen die Pferde, ſchlugen die kleinen Jockeys, den Kutſcher und die Diener todt, und zogen nun die kleine Gerda aus dem Wagen.

„Sie iſt fett, ſie iſt niedlich, ſie iſt mit Nußkernen gefüttert!“ ſagte das alte Räuberweib, die einen langen, ſtruppigen Bart und Augenbrauen hatte, die ihr über die Augen herab hingen.

„Das iſt ſo gut wie ein kleines fettes Lamm, wie ſoll die ſchmecken!“ und dann zog ſie ihr blankes Meſſer heraus und das glänzte, daß es gräulich war.

„Au!“ ſagte das Weib zu gleicher Zeit; ſie wurde von ihrer eigenen Tochter, die auf ihrem Rücken hing, ſo wild und unartig, daß es eine Luſt war, in das Ohr gebiſſen. „Du häßlicher Balg!“ ſagte die Mutter und hatte nicht Zeit, Gerda zu ſchlachten.

„Sie ſoll mit mir ſpielen!“ ſagte das kleine Räubermädchen. „Sie ſoll mir ihren Muff, ihr hübſches Kleid geben, bei mir in meinem Bette ſchlafen!“ und dann biß ſie wieder, daß das Räuberweib in die Höhe ſprang und ſich rings herum drehte, und alle Räuber lachten und ſagten: „ſieh, wie ſie mit ihrem Jungen tanzt!“

„Ich will in den Wagen hinein,“ ſagte das kleine Räubermädchen, und ſie mußte und wollte ihren Willen haben, denn ſie war ſo verzogen und ſo hartnäckig. Sie und Gerda ſaßen drinnen, und ſo fuhren ſie über Stock und Stein tiefer in den Wald hinein. Das kleine Räubermädchen war ſo groß wie Gerda, aber ſtärker, breitſchultriger und von dunkler Haut; die Augen waren ganz ſchwarz, ſie ſahen faſt traurig aus. Sie faßte die kleine Gerda um den Leib und ſagte: „Sie ſollen dich nicht ſchlachten, ſo lange ich dir nicht böſe werde. Du biſt wohl eine Prinzeſſin?“

„Nein,“ ſagte Gerda und erzählte ihr Alles, was ſie erlebt hatte, und wie ſehr ſie den kleinen Kay lieb hätte.

Das Räubermädchen betrachtete ſie ganz ernſthaft, nickte ein wenig mit dem Kopfe und ſagte: „Sie ſollen dich nicht ſchlachten, ſelbſt wenn ich dir böſe werde, dann werde ich es ſchon ſelbſt thun!“ und dann trocknete ſie Gerda's Augen und ſteckte ihre beiden Hände in den ſchönen Muff, der ſo weich und warm war.

Nun hielt die Kutſche ſtill; ſie waren mitten auf dem Hofe eines Räuberſchloſſes; daſſelbe war von oben bis unten geborſten, Raben und Krähen flogen aus den offenen Löchern, und die großen Bullenbeißer, von denen jeder ausſah, als könnte er einen Menſchen verſchlingen, ſprangen hoch empor, aber ſie bellten nicht, denn das war verboten.

In dem großen, alten, verräucherten Saale brannte mitten auf dem ſteinernen Fußboden ein großes Feuer; der Rauch zog unter der Decke hin und mußte ſich ſelbſt den Ausweg ſuchen; ein großer Braukeſſel mit Suppe kochte, und ſowohl Haſen als Kaninchen wurden an Spießen gebraten.

„Du ſollſt dieſe Nacht mit mir bei allen meinen kleinen Thieren ſchlafen,“ ſagte das Räubermädchen. Sie bekamen zu eſſen und zu trinken und gingen dann nach einer Ecke, wo Stroh und Teppiche lagen. Oben darüber ſaßen auf Latten und Stäben mehr als hundert Tauben, die alle zu ſchlafen ſchienen, ſich aber doch ein wenig drehten, als die beiden kleinen Mädchen kamen.

„Die gehören mir alle!“ ſagte das kleine Räubermädchen und ergriff raſch eine der nächſten, hielt ſie bei den Füßen und ſchüttelte ſie, daß ſie mit den Flügeln ſchlug. „Küſſe ſie!“ rief ſie und ſchlug ſie ihr ins Geſicht. „Da ſitzen die Waldcanaillen,“ fuhr ſie fort und zeigte hinter eine Anzahl Stäbe, die vor einem Loche oben in die Mauer geſchlagen waren. „Das ſind Waldcanaillen, die beiden, die fliegen gleich fort, wenn man ſie nicht ordentlich verſchloſſen hält; und hier ſteht mein alter Liebſter Bä!“ und ſie zog ein Rennthier am Horne, welches einen blanken kupfernen Ring um den Hals trug und gebunden war. „Den müſſen wir auch in der Klemme halten, ſonſt ſpringt er von uns fort. An jedem Abend kitzle ich ihn mit meinem ſcharfen Meſſer am Halſe, davor fürchtet er ſich ſo!“ und das kleine Mädchen zog ein langes Meſſer aus einer Spalte in der

Mauer und ließ es über des Rennthiers Hals hingleiten; des arme Thier ſchlug mit den Beinen aus, und das kleine Räubermädchen lachte und zog dann Gerda mit in das Bett hinein.

„Willſt du das Meſſer behalten, wenn du ſchläfſt?“ fragte Gerda und blickte etwas furchtſam nach demſelben.

„Ich ſchlafe immer mit dem Meſſer!“ ſagte das kleine Räubermädchen. „Man weiß nie, was verfallen kann. Aber erzähle mir nun wieder, was du mir vorhin von dem kleinen Kay erzählteſt, und weshalb du in die weite Welt hinausgegangen biſt.“ Und Gerda erzählte wieder von vorn, und die Waldtauben kurrten oben im Käfig, und die andern Tauben ſchliefen. Das kleine Räubermädchen legte ihren Arm um Gerda's Hals, hielt das Meſſer in der andern Hand und ſchlief, daß man es hören konnte; aber Gerda konnte ihre Augen durchaus nicht ſchließen, ſie wußte nicht, ob ſie leben oder ſterben würde. Die Räuber ſaßen rings um das Feuer, ſangen und tranken und das Räuberweib überſchlug ſich. O! es war ganz gräulich für das kleine Mädchen mit anzuſehen.

Da ſagten die Waldtauben: „Kurre, kurre! wir haben den kleinen Kay geſehen. Ein weißes Huhn trug ſeinen Schlitten, er ſaß im Wagen der Schneekönigin, welcher dicht über den Wald hin fuhr, als wir im Neſte lagen; ſie blies auf uns Junge, und außer uns Beiden ſtarben alle; kurre! kurre!“

„Was ſagt ihr dort oben?“ rief Gerda, „wohin reiſte die Schneekönigin? Wißt ihr etwas davon?“

„Sie reiſte wahrſcheinlich nach Lappland, denn dort iſt immer Schnee und Eis! frage das Rennthier, welches am Stricke angebunden ſteht.“

„Dort iſt Eis und Schnee, dort iſt es herrlich und gut!“ ſagte das Rennthier; „dort ſpringt man frei umher in den großen glänzenden Thälern! dort hat die Schneekönigin ihr Sommerzelt, aber ihr feſtes Schloß iſt oben gegen den Nordpol, auf der Inſel, die Spitzbergen genannt wird!“

„O Kay, kleiner Kay!“ ſeufzte Gerda.

„Du mußt ſtill liegen!“ ſagte das Räubermädchen, „ſonſt ſtoße ich dir das Meſſer in den Leib!“

Am Morgen erzählte Gerda ihr Alles, was die Waldtauben geſagt hatten, und das kleine Räubermädchen ſah ganz ernſthaft aus, nickte aber mit dem Kopfe und ſagte: „Das iſt einerlei! das iſt einerlei! — Weißt du, wo Lappland iſt?“ fragte ſie das Rennthier.

„Wer könnte es wohl beſſer wiſſen als ich?“ ſagte das Thier, und die Augen funkelten ihm im Kopfe. „Dort bin ich geboren und erzogen, dort bin ich auf den Schneefeldern herumgeſprungen!“

„Höre!“ ſagte das Räubermädchen zu Gerda, „du ſiehſt, alle unſere Mannsleute ſind fort, jedoch die Mutter iſt noch hier, und ſie bleibt, aber gegen Mittag trinkt ſie aus der großen Flaſche und ſchlummert dann ein wenig darauf; — dann werde ich etwas für dich thun!“ Nun ſprang ſie aus dem Bette, fuhr der Mutter um den Hals, zog ſie am Bart und ſagte: „mein einzig lieber Ziegenbock, guten Morgen!“ Und die Mutter gab ihr Naſenſtüber, daß die Naſe roth und blau wurde, aber das war alles aus lauter Liebe.

Als die Mutter dann aus ihrer Flaſche getrunken hatte und darauf einſchlief, ging das Räubermädchen zum Rennthiere hin und ſagte: „ich könnte große Freude davon haben, dich noch manches Mal mit dem ſcharfen Meſſer zu kitzeln, denn dann biſt du ſo poſſierlich, aber das iſt einerlei, ich will deine Schnur löſen und dir hinaushelfen, damit du nach Lappland laufen kannſt, aber du mußt tüchtig Beine machen und dieſes kleine Mädchen zum Schloſſe der Schneekönigin bringen, wo ihr Spielkamerad iſt. Du haſt wohl gehört, was ſie erzählte, denn ſie ſprach laut genug und du horchteſt!“

Das Rennthier ſprang vor Freude hoch empor. Das Räubermädchen hob die kleine Gerda hinauf und hatte die Vorſicht ſie feſt zu binden, ja ſogar ihr ein kleines Kiſſen zum Sitzen zu geben. „Da haſt du auch deine Pelzſtiefeln, ſagte ſie, denn es wird kalt, aber den Muff behalte ich, der iſt gar zu niedlich! Darum ſollſt du doch nicht frieren. Hier haſt du meiner Mutter große Fauſthandſchuhe, die reichen dir gerade bis zum Elbogen hinauf; krieche hinein — Nun ſiehſt du an den Händen gerade wie meine häßliche Mutter aus!“

Und Gerda weinte vor Freude.

„Ich kann nicht leiden, daß du grinſeſt!“ ſagte das kleine Räubermädchen. „Jetzt mußt du gerade recht froh ausſehen! und da haſt du zwei Brote und einen

Schinken, dann wirſt du nicht hungern.“ Beides wurde hinten auf das Rennthier gebunden; das kleine Räubermädchen öffnete die Thür, lockte alle die großen Hunde herein, durchſchnitt dann den Strick mit ihrem ſcharfen Meſſer und ſagte zum Rennthiere: „Laufe denn! aber gieb recht auf das kleine Mädchen Acht!“

Und Gerda ſtreckte die Hände mit den großen Fauſthandſchuhen gegen das Räubermädchen aus und ſagte Lebewohl, und dann flog das Rennthier über Stock und Stein davon, durch den großen Wald, über Sümpfe und Steppen, ſo viel es nur konnte. Die Wölfe heulten und die Raben ſchrieen. — „Fut! fut!“ ging es am Himmel. Es war gleichſam, als ob er roth nießte.

„Das ſind meine alten Nordlichter!“ ſagte das Rennthier, „ſieh, wie ſie leuchten!“ und dann lief es noch ſchneller davon, Tag und Nacht; die Brote wurden verzehrt, der Schinken auch und dann waren ſie in Lappland.

Sechſte Geſchichte.

Die Lappin und die Finnin.

Bei einem kleinen Hauſe hielten ſie an; es war ſo jämmerlich; das Dach ging bis zur Erde hinunter, und die Thür war ſo niedrig, daß die Familie auf dem Bauch kriechen mußte, wenn ſie heraus oder hinein wollte. Hier war außer einer alten Lappin, welche bei einer Thranlampe Fiſche kochte, Niemand zu Hauſe; und das Rennthier erzählte Gerda's ganze Geſchichte, aber zuerſt ſeine eigene, denn dieſe erſchien ihm weit wichtiger, und Gerda war ſo angegriffen von der Kälte, daß ſie nicht ſprechen konnte.

„Ach, ihr Armen!“ ſagte die Lappin, „da habt ihr noch weit zu laufen! Ihr müßt über hundert Meilen weit in Finnmarken hinein, denn da wohnt die Schneekönigin auf dem Lande und brennt jeden Abend bengaliſche Flammen. Ich werde ein Paar Worte auf einen trocknen Stockfiſch ſchreiben, Papier habe ich nicht, den werde ich euch für die Finnin dort oben mitgeben, ſie kann euch beſſern Beſcheid ertheilen als ich!“

Und als Gerda nun erwärmt worden war und zu eſſen und zu trinken bekommen hatte, ſchrieb die Lappin ein Paar Worte auf einen trocknen Stockfiſch, bat Gerda wohl darauf zu achten, band ſie wieder auf dem Rennthier feſt und dieſes ſprang davon. „Fut! fut!“ ging es oben in der Luft, die ganze Nacht brannten die ſchönſten blauen Nordlichter; — und dann kamen ſie nach Finnmarken und klopften an den Schornſtein der Finnin, denn ſie hatte nicht einmal eine Thür.

Da war eine Hitze drinnen, daß die Finnin ſelbſt faſt ganz nackt ging; ſie war klein und ganz ſchmutzig; ſie löſte gleich die Kleider der kleinen Gerda auf, zog ihr die Fauſthandſchuhe und Stiefeln aus, denn ſonſt wäre es ihr zu heiß geworden, legte dem Rennthier ein Stück Eis auf den Kopf und las dann, was auf dem Stockfiſch geſchrieben ſtand; ſie las es drei Mal, und dann wußte ſie es auswendig und ſteckte den Fiſch in den Suppenkeſſel, denn er konnte ja gegeſſen werden, und ſie verſchwendete nie etwas.

Nun erzählte das Rennthier zuerſt ſeine Geſchichte, dann die der kleinen Gerda, und die Finnin blinzelte mit den klugen Augen, ſagte aber gar nichts.

„Du biſt ſo klug,“ ſagte das Rennthier; „ich weiß, du kannſt alle Winde der Welt in einen Zwirnfaden zuſammenbinden; wenn der Schiffer den einen Knoten löſt, ſo erhält er guten Wind, löſt er den andern, dann weht es ſcharf, und löſt er den dritten und vierten, dann ſtürmt es, daß die Wälder umfallen. Willſt du nicht dem kleinen Mädchen einen Trank geben, daß ſie Zwölf-Männer-Kraft erhält und die Schneekönigin überwindet?“

„Zwölf-Männer-Kraft,“ ſagte die Finnin, „ja, das würde viel helfen!“ und dann ging ſie nach einem Brete, nahm ein großes zuſammengerolltes Fell hervor und rollte es auf; da waren wunderbare Buchſtaben darauf geſchrieben, und die Finnin las, daß ihr das Waſſer von der Stirn herunter lief.

Aber das Rennthier bat wieder ſo ſehr für die kleine Gerda, und Gerda blickte die Finnin mit ſo bittenden Augen voller Thränen an, daß dieſe wieder mit den ihrigen zu blinzeln anfing und das Rennthier in einen Winkel zog, wo ſie ihm zuflüſterte, während es wieder friſches Eis auf den Kopf bekam:

„Der kleine Kay iſt freilich bei der Schneekönigin und findet dort Alles nach ſeinem Geſchmack und Gefallen und glaubt, es ſei der beſte Ort in der Welt, aber das kömmt davon, daß er einen Glas-Splitter in das Herz und ein kleines Glas-Körnchen in das Auge bekommen hat; die müſſen zuerſt heraus, ſonſt wird er nie wieder ein Menſch, und die Schneekönigin wird die Gewalt über ihn behalten!“

„Aber kannſt du nicht der kleinen Gerda etwas eingeben, ſo daß ſie Gewalt über das Ganze erhält?“

„Ich kann ihr keine größere Gewalt geben, als ſie ſchon beſitzt; ſiehſt du nicht, wie groß die iſt? Siehſt du nicht, wie Menſchen und Thiere ihr dienen müſſen, wie ſie auf bloßen Füßen ſo gut in der Welt fortgekommen iſt? Sie kann nicht von uns ihre Macht erhalten, die ſitzt in ihrem Herzen, die beſteht darin, daß ſie ein liebes unſchuldiges Kind iſt. Kann ſie nicht ſelbſt zur Schneekönigin hinein gelangen und das Glas aus dem kleinen Kay bringen, dann können wir nicht helfen! Zwei Meilen von hier beginnt der Schneekönigin Garten, dahin kannſt du das kleine Mädchen tragen; ſetze ſie beim großen Buſche ab, welcher mit rothen Beeren im Schnee ſteht, halte keinen Gevatterklatſch, und ſpute dich hierher zurückzukommen!“ Und dann hob die Finnin die kleine Gerda auf das Rennthier, welches lief, was es konnte.

„O, ich habe meine Stiefeln nicht! ich habe meine Fausthandſchuhe nicht!“ rief die kleine Gerda, das merkte ſie in der ſchneidenden Kälte, aber das Rennthier wagte nicht anzuhalten, es lief, bis es zu dem Buſche mit den rothen

Beeren gelangte; da ſetzte es Gerda ab, küßte ſie auf den Mund, und es liefen große, blanke Thränen über des Thieres Backen, und dann lief es, was es nur konnte, wieder zurück. Da ſtand die arme Gerda, ohne Schuhe, ohne Handſchuhe, mitten in dem fürchterlich eiskalten Finnmarken.

Sie lief vorwärts, ſo ſchnell ſie konnte; da kam ein ganzes Regiment Schneeflocken; aber ſie fielen nicht vom Himmel herunter, der war ganz hell und glänzte von Nordlichtern; die Schneeflocken liefen gerade auf der Erde hin, und je näher ſie kamen, deſto größer wurden ſie. Gerda erinnerte ſich noch, wie groß und künſtlich ſie damals ausgeſehen hatten, als ſie die Schneeflocken durch ein Brennglas betrachtet hatte, aber hier waren ſie freilich noch weit größer und fürchterlicher; ſie waren lebend, ſie waren der Schneekönigin Vorpoſten; ſie hatten die ſonderbarſten Geſtalten; einige ſahen aus wie häßliche große Stachelſchweine, andere wie ganze Knoten, gebildet von Schlangen, welche die Köpfe hervorſteckten, und andere wie kleine dicke Bären, auf denen die Haare ſich ſträubten, alle glänzten weiß, alle waren lebendige Schneeflocken.

Da betete die kleine Gerda ihr Vaterunſer, und die Kälte war ſo groß, daß ſie ihren eigenen Athem ſehen konnte; der ging ihr wie Rauch aus dem Munde. Der Athem wurde dichter und dichter und geſtaltete ſich zu kleinen Engeln, die mehr und mehr wuchſen, wenn ſie die Erde berührten; und alle hatten Helme auf dem Kopf und Spieß und Schild in den Händen; ihre Anzahl wurde größer und größer, und als Gerda ihr Vaterunſer geendet hatte, war eine ganze Legion um ſie; ſie ſtachen mit ihren Spießen gegen die gräulichen Schneeflocken, ſo daß dieſe in hundert Stücke zerſprangen, und die kleine Gerda ging ganz ſicher und friſchen Muths vorwärts. Die Engel ſtreichelten ihr Hände und Füße, da fühlte ſie weniger, wie kalt es war, und eilte nach der Schneekönigin Schloß.

Aber nun müſſen wir doch erſt ſehen, was Kay macht. Er dachte freilich nicht an die kleine Gerda, und am wenigſten, daß ſie draußen vor dem Schloſſe ſtände.

Siebente Geſchichte.

Von dem Schloſſe der Schneekönigin, und was ſich ſpäter darin zutrug.

Des Schloſſes Wände waren gebildet von dem treibenden Schnee, und Fenſter und Thüren von den ſchneidenden Winden; darin waren über hundert Säle, alle, wie der Schnee ſie zuſammentrieb, der größte erſtreckte ſich mehrere Meilen lang, alle beleuchtet von dem ſtarken Nordlicht, und ſie waren ſo groß, ſo leer, ſo eiſig kalt und ſo glänzend. Nie gab es hier Luſtbarkeit, nicht einmal einen kleinen Bären-Ball, wozu der Sturm hätte aufſpielen und die Eisbären hätten auf den Hinterfüßen gehen und dabei ihre feinen Manieren zeigen können; nie eine kleine Spielgeſellſchaft mit

Maulklapp und Tatzenſchlag; nie ein klein Biſchen Kaffee-Klatſch von den weißen Fuchs-Fräulein; leer, groß und kalt war es in der Schneekönigin Sälen. Die Nordlichter flammten ſo genau, daß man zählen konnte, wann ſie am höchſten und wann ſie am niedrigſten ſtanden. Mitten in dieſem leeren unendlichen Schneeſaale war ein zugefrorener See; der war in tauſend Stücke zerſprungen, aber jedes Stück war dem andern ſo gleich, daß es ein ganzes Kunſtwerk war; und mitten auf dieſem ſaß die Schneekönigin, wenn ſie zu Hauſe war, und dann ſagte ſie, daß ſie im Spiegel des Verſtandes ſäße, und daß dieſer der einzige und beſte in der Welt ſei.

Der kleine Kay war ganz blau vor Kälte, ja faſt ſchwarz, aber er merkte es doch nicht, denn ſie hatte ihm den Froſtſchauer abgeküßt und ſein Herz glich einem Eisklumpen. Er ging und ſchleppte einige ſcharfe flache Eisſtücke, die er auf alle mögliche Weiſe aneinander fügte, denn er wollte damit etwas herausbringen; es war gerade, als wenn wir kleine Holztafeln haben und dieſe in Figuren zuſammen legen, was man das chineſiſche Spiel nennt. Kay ging auch und legte Figuren, die allerkünſtlichſten; das war das Eisſpiel des Verſtandes; in ſeinen Augen waren die Figuren ganz ausgezeichnet und von der höchſten Wichtigkeit; das machte das Glaskörnchen, welches ihm im Auge ſaß! Er legte ganze Figuren, die ein geſchriebenes Wort waren, aber nie konnte er es dahin bringen, das Wort zu legen, das er gerade haben wollte, das Wort: Ewigkeit, und die Schneekönigin hatte geſagt: „Kannſt du die Figur ausfindig machen, dann ſollſt du dein eigener Herr ſein und ich ſchenke dir die ganze Welt und ein Paar neue Schlittſchuhe.“ Aber er konnte es nicht.

„Nun ſauſe ich fort nach den warmen Ländern!“ ſagte die Schneekönigin, „ich will hinfahren und in die ſchwarzen Töpfe hinein ſehen!“ — Das waren die feuerſpeienden Berge Aetna und Veſuv, wie man ſie nennt. „Ich werde ſie ein wenig weiß machen! Das gehört dazu, das thut den Citronen und Weintrauben gut!“ und davon flog die Schneekönigin, und Kay ſaß ganz allein in dem viele Meilen großen, leeren Eisſaal, betrachtete die Eisſtücke und dachte und dachte, ſo daß es in ihm knackte; ganz ſteif und ſtille ſaß er, man hätte glauben ſollen, er wäre erfroren.

Da geſchah es, daß die kleine Gerda durch das große Thor in das Schloß trat. Hier herrſchten ſchneidende Winde; aber ſie betete ein Abendgebet, da legten ſich die Winde, als ob ſie ſchlafen wollten, und ſie trat in die großen, leeren, kalten Säle hinein — da erblickte ſie Kay, ſie erkannte ihn, ſie flog ihm um den Hals, hielt ihn dann feſt und rief: „Kay! lieber kleiner Kay! Da habe ich dich endlich gefunden!“

Aber er ſaß ganz ſtille, ſteif und kalt; — da weinte die kleine Gerda heiße Thränen, die fielen auf ſeine Bruſt, ſie drangen in ſein Herz, ſie thauten den Eisklumpen auf und verzehrten das kleine Spiegelſtück darin; er betrachtete ſie und ſie ſang:

„Roſen, die blüh'n und verwehen,
Wir werden das Chriſt-Kindlein ſehen!“

Da brach Kay in Thränen aus; er weinte, daß das Spiegelkörnchen aus dem Auge ſchwamm, er erkannte ſie und jubelte: „Gerda! liebe kleine Gerda! — Wo biſt du doch ſo lange geweſen? Und wo bin ich geweſen?“ Und er blickte rings um ſich her. „Wie kalt es hier iſt! Wie es hier weit und leer iſt!“ Und er klammerte ſich an Gerda an, und ſie lachte und weinte vor Freude; das war ſo herrlich, daß ſelbſt die Eisſtücke vor Freude rings herum tanzten, und als ſie müde waren und ſich niederlegten, lagen ſie gerade in den Buchſtaben, von denen die Schneekönigin geſagt hatte, daß er ſie ausfindig machen ſollte, dann wäre er ſein eigener Herr, und ſie wolle ihm die ganze Welt und ein Paar neue Schlittſchuhe geben.

Und Gerda küßte ſeine Wangen, und ſie wurden blühend; ſie küßte ſeine Augen, und ſie leuchteten gleich den ihrigen, ſie küßte ſeine Hände und Füße, und er war geſund und munter. Die Schneekönigin mochte nun nach Hauſe kommen: ſein Freibrief ſtand da mit glänzenden Eisſtücken geſchrieben.

Und ſie faßten einander bei den Händen und wanderten aus dem großen Schloſſe hinaus; ſie ſprachen von der Großmutter und von den Roſen oben auf dem Dache; und wo ſie gingen, ruhten die Winde und die Sonne brach hervor; und als ſie den Buſch mit den rothen Beeren erreichten, ſtand das Rennthier da und wartete; es hatte ein anderes junges Rennthier mit ſich, deſſen Euter voll waren, und dieſes gab den Kleinen ſeine warme Milch und küßte ſie auf den Mund. Dann trugen ſie Kay und Gerda erſt zur

Finnin, wo ſie ſich in der heißen Stube auswärmten und über die Heimreiſe Beſcheid erhielten, dann zur Lappin, welche ihnen neue Kleider genäht und ihren Schlitten in Stand geſetzt hatte.

Das Rennthier und das Junge ſprangen zur Seite und folgten, gerade bis zur Grenze des Landes; dort ſproßte das erſte Grün hervor, da nahmen ſie Abſchied vom Rennthiere und von der Lappin. „Lebt wohl!“ ſagten Alle. Und die erſten kleinen Vögel begannen zu zwitſchern, der Wald hatte grüne Knospen, und aus ihm kam auf einem prächtigen Pferde, welches Gerda kannte (es war vor die goldene Kutſche geſpannt geweſen), ein junges Mädchen geritten mit einer glänzenden rothen Mütze auf dem Kopfe und Piſtolen im Halfter; das war das kleine Räubermädchen, welches es ſatt hatte, zu Hauſe zu ſein, und nun erſt gegen Norden und ſpäter, wenn ihr das nicht zuſagte, nach einer andern Weltgegend hin wollte. Sie erkannte Gerda gleich, und Gerda erkannte ſie, das war eine Freude!

„Du biſt ein ſchöner Patron mit Herumſchweifen!“ ſagte ſie zum kleinen Kay; „ich möchte wiſſen, ob du verdienſt, daß man deinethalben bis an der Welt Ende läuft!“

Aber Gerda klopfte ihr die Wangen, und fragte nach dem Prinzen und der Prinzeſſin.

„Die ſind nach fremden Ländern gereiſt!“ ſagte das Räubermädchen.

„Aber die Krähe?“ fragte Gerda.

„Ja die Krähe iſt todt!“ erwiderte ſie. „Die zahme

Geliebte iſt Wittwe geworden und geht mit einem Endchen ſchwarzen wollenen Garns um das Bein; ſie klagt ganz jämmerlich, und Geſchwätz iſt das Ganze! — Aber erzähle mir nun, wie es dir ergangen iſt, und wie du ihn erwiſcht haſt."

Und Gerda und Kay erzählten.

„Snip-Snap-Snurre-Purre-Baſſelurre," ſagte das Räubermädchen, nahm beide bei den Händen und verſprach, daß, wenn ſie je durch ihre Stadt kommen ſollte, ſie hinaufkommen wolle, ſie zu beſuchen, und dann ritt ſie in die weite Welt hinaus. Aber Kay und Gerda gingen Hand in Hand, und wie ſie gingen, war es herrlicher Frühling mit Blumen und mit Grün; die Kirchenglocken läuteten, und ſie erkannten die hohen Thürme, die große Stadt, es war die, in der ſie wohnten, und ſie gingen in dieſelbe hinein und hin zur Thür der Großmutter, die Treppe hinauf, in die Stube hinein, wo Alles wie früher auf derſelben Stelle ſtand, und die Uhr ging: „tick! tack!" Und die Zeiger drehten ſich; aber indem ſie durch die Thür gingen, bemerkten ſie, daß ſie erwachſene Menſchen geworden waren. Die Roſen aus der Dachrinne blühten zum offenen Fenſter herein, und da ſtanden die kleinen Kinderſtühle, und Kay und Gerda ſetzten ſich ein Jedes auf den ſeinigen und hielten einander bei den Händen; die kalte leere Herrlichkeit bei der Schneekönigin hatten ſie gleich einem ſchweren Traum vergeſſen. Die Großmutter ſaß in Gottes hellem Sonnenſchein und las laut aus der Bibel: „werdet ihr nicht wie die Kinder, ſo werdet ihr das Reich Gottes nicht erben!"

Und Kay und Gerda ſahen einander in die Augen, und ſie verſtanden auf einmal den alten Geſang:

„Roſen, die blüh'n und verwehen,
Wir werden das Chriſt-Kindlein ſehen!“

Da ſaßen ſie beide, erwachſen und doch Kinder, Kinder im Herzen, und es war Sommer, warmer, wohlthuender Sommer.

Holger Danſke.

In Dänemark liegt ein altes Schloß, das heißt Kronburg, es liegt dicht am Oereſund, wo die großen Schiffe jeden Tag zu Hunderten vorbeifahren, ſowohl engliſche und ruſſiſche wie preußiſche, und ſie begrüßen das alte Schloß mit Kanonen: „bum!“ und das Schloß antwortet mit Kanonen: „bum!“ denn ſo ſagen die Kanonen ſtatt „guten Tag!“ und „ſchönen Dank!“ — Im Winter ſegeln da keine Schiffe, dann iſt Alles mit Eis bedeckt bis hinüber zur ſchwediſchen Küſte, aber es hat ganz das Anſehen einer Landſtraße, da weht die däniſche Flagge und die ſchwediſche Flagge, und Dänen und Schweden ſagen einander: „guten Tag!“ „ſchönen Dank!“ aber nicht mit Kanonen, nein, mit freundlichem Handſchlag, und der Eine holt Weißbrot und Bretzeln bei dem Andern, denn fremde Koſt ſchmeckt am Beſten. Aber das Schönſte vom Ganzen iſt doch das alte Kronburg, und hier iſt es, wo Holger Danſke in dem tiefen finſtern Keller ſitzt, wo Niemand hinkommt; er iſt in Eiſen und Stahl gekleidet und ſtützt ſein Haupt auf die ſtarken Arme; ſein langer Bart hängt über den Marmortiſch hinaus, in welchem er feſtgewachſen iſt, er ſchläft und träumt, aber im Traume ſieht er Alles, was hier oben in Dänemark vorgeht. Jeden Weihnachtsabend kömmt ein Engel Gottes und ſagt ihm, daß das richtig ſei, was er geträumt habe, und daß er ruhig wieder ſchlafen könne, denn Dänemark befinde ſich noch in keiner wirklichen Gefahr; aber geräth es in eine ſolche, ja, dann wird der alte Holger Danſke ſich erheben, ſo daß der Tiſch berſtet, wenn er den Bart zurückzieht! Dann kömmt er hervor und ſchlägt drein, daß es in allen Ländern der Welt gehört wird.

Ein alter Großvater ſaß und erzählte alles dieſes vom Holger Danſke ſeinem kleinen Enkel, und der kleine Knabe wußte, daß, was der Großvater ſagte, wahr ſei. Und während der Alte ſaß und erzählte, ſchnitzte er an einem großen Holzbilde, welches Holger Danſke darſtellen und an dem Vordertheil eines Schiffes angebracht werden ſollte, denn der alte Großvater war ein Bildſchnitzer, und das iſt ein Mann, der Figuren zu den Gallionen der Schiffe ausſchneidet, je nachdem jedes Schiff benannt werden ſoll, und hier hatte er Holger Danſke ausgeſchnitzt, der ſo ſchlank und ſtolz mit ſeinem langen Barte ſtand und in der einen Hand das breite Schlachtſchwert hielt, während er ſich mit der andern Hand auf das däniſche Wappen ſtützte.

Und der alte Großvater erzählte ſo viel von ausgezeichneten däniſchen Männern und Frauen, daß es dem kleinen

Enkel am Ende vorkam, als wiſſe er nun eben ſo viel, wie Holger Danske wiſſen könne, der es ja doch nur träumte, und als der Kleine in ſein Bett kam, dachte er ſo viel daran, daß er ordentlich ſein Kinn gegen die Bettdecke preßte und meinte, er habe einen langen Bart, der daran feſtgewachſen ſei.

Aber der alte Großvater blieb bei ſeiner Arbeit ſitzen und ſchnitzte an dem letzten Theil derſelben, das war das däniſche Wappen; und nun war er fertig, und er betrachtete das Ganze und dachte an Alles, was er geleſen und gehört und was er dieſen Abend dem kleinen Knaben erzählt hatte; und er nickte, wiſchte ſeine Brille ab, ſetzte ſie wieder auf und ſagte: „Ja, während meiner Lebenszeit kömmt Holger Danske wohl nicht; aber der Knabe dort im Bette kann ihn vielleicht zu ſehen bekommen und mit dabei ſein, wenn es wirklich gilt,“ und der alte Großvater nickte, und je mehr er ſeinen Holger Danske anblickte, deſto deutlicher wurde es ihm, daß es ein gutes Bild ſei, was er gemacht habe; es ſchien ihm ordentlich Farbe zu bekommen und daß der Harniſch wie Eiſen und Stahl glänze; die Herzen im däniſchen Wappen wurden mehr und mehr roth und die Löwen ſprangen mit der Goldkrone auf dem Kopfe.

„Das iſt doch das ſchönſte Wappen, das man in der Welt hat!“ *) ſagte der Alte. „Die Löwen ſind die Stärke

---

*) Das däniſche Wappen beſteht aus drei Löwen zwiſchen neun Herzen.

und die Herzen die Milde und die Liebe!“ und er betrachtete den oberſten Löwen und gedachte des Königs **Knud**, der das große England an Dänemarks Thron feſſelte, und er blickte den zweiten Löwen an und dachte an **Waldemar**, der Dänemark vereinigte und die wendiſchen Länder bezwang; er beſah den dritten Löwen und dachte an **Margarethe**, die Dänemark, Schweden und Norwegen vereinigte; aber indem er die rothen Herzen betrachtete, da leuchteten ſie noch ſtärker als zuvor, ſie wurden zu Flammen, die ſich bewegten, und ſein Geiſt folgte einer jeden.

Die erſte Flamme führte ihn in ein enges, dunkles Gefängniß hinein; da ſaß eine Gefangene, ein ſchönes Weib, Chriſtians des Vierten Tochter: **Eleonore Ulfeld**;*) und die Flamme ſetzte ſich einer Roſe gleich an ihren Buſen und blühte, eins mit ihrem Herzen; ſie, die edelſte und beſte aller däniſchen Frauen.

„Ja, das iſt ein Herz in Dänemarks Wappen!“ ſagte der alte Großvater.

Und ſein Geiſt folgte der zweiten Flamme, die ihn auf das Meer hinaus führte, wo die Kanonen donnerten, wo die Schiffe in Rauch gehüllt lagen, und die Flamme heftete ſich als Ordensband auf **Hvitfeldt's** Bruſt, indem er zur Errettung der Flotte ſich und ſein Schiff in die Luft ſprengte. *)

---

*) Dieſe hochbegabte Königstochter, Gemahlin des der Landesverrätherei beſchuldigten Corfitz Ulfeld, deren einzige Schuld die treueſte Liebe zu ihrem unglücklichen Gemahl war, mußte 22 Jahre in einem abſcheulichen Gefängniſſe zubringen, bis ihre Verfolgerin, die Königin Sophie Amalie, geſtorben war.

Und die dritte Flamme führte ihn nach Grönlands erbärmlichen Hütten, wo der Prediger **Hans Egede** **) mit Liebe in Wort und That ſtand; die Flamme war ein Stern auf ſeiner Bruſt, ein Herz zum däniſchen Wappen.

Und des alten Großvaters Geiſt ging der ſchwebenden Flamme voran, denn ſein Geiſt wußte, wohin die Flamme wollte. In der Bäuerin ärmlicher Stube ſtand **Friedrich der Sechste** und ſchrieb ſeinen Namen mit Kreide an den Balken; die Flamme bebte auf ſeiner Bruſt, bebte in ſeinem Herzen; in der Stube des Bauers wurde ſein Herz ein Herz im däniſchen Wappen. ***) Und der alte Groß-

---

*) In der Seeſchlacht zu Kjögebucht 1710 zwiſchen den Dänen und Schweden gerieth Hvitfeldt's Schiff „Danneborge" in Brand. Um die Stadt Kjöge und die däniſche Flotte, gegen welche ſein Schiff vor dem Winde trieb, zu retten, ſprengte er ſich und die ganze Beſatzung in die Luft.

**) Hans Egede ging nach Grönland 1721 und wirkte dort 15 Jahre lang unter unglaublichen Entbehrungen und Mühſeligkeiten; er verbreitete nicht allein das Chriſtenthum, ſondern gab ſelbſt das Beiſpiel des edelſten Chriſten.

***) Auf einer Reiſe an der Weſtküſte von Jütland kam der König zu einer armen Frau. Als er bereits das Haus wieder verlaſſen, lief ihm die Frau nach und bat ihn, ſeinen Namen zur Erinnerung auf einen Balken zu ſchreiben; der vater trocknete ſeine Augen, denn er hatte König Friedrich mit den ſilberweißen Haaren und den ehrlichen blauen Augen gekannt und für ihn gelebt, und er faltete ſeine Hände und blickte ſtill vor ſich hin. Da kam des alten Großvaters Schwiegertochter und ſagte, daß es ſpät ſei, er ſollte nun ruhen, und der Abendtiſch ſei gedeckt.

„Aber ſchön iſt es doch, was du da gemacht haſt, Großvater!“ ſagte ſie. „Holger Danſke und unſer ganzes altes Wappen! — Es iſt mir gerade, als hätte ich dieſes Geſicht ſchon früher geſehen!“

„Nein, das haſt du wohl nicht!“ ſagte der alte Großvater, „aber ich habe es geſehen und ich habe geſtrebt, es in Holz zu ſchneiden, ſo wie ich es in der Erinnerung erhalten habe. Damals war es, als die Engländer auf der Rhede lagen, am däniſchen zweiten April *), als wir zeigten, daß wir alte Dänen waren! Auf „„Danmark““, wo ich in Steen Bille's Escadre ſtand, hatte ich einen Mann zur Seite; es war, als fürchteten ſich die Kugeln vor ihm! Luſtig ſang er alte Lieder und ſchoß und kämpfte, als wäre er mehr denn ein Menſch. Ich erinnere mich ſeines

---

König kehrte um und that es. Sein ganzes Leben hindurch fühlte und wirkte er für den Bauernſtand. Daher baten auch däniſche Bauern, ſeinen Sarg zur Königsgruft in Roeskilde (4 Meilen von Kopenhagen) tragen zu dürfen.

*) Am 2. April 1801 fand die blutige Seeſchlacht zwiſchen den Dänen und Engländern unter Parker und Nelſon ſtatt.

Antlitzes noch; aber woher er kam und wohin er ging, weiß ich nicht, weiß Niemand. Ich habe oft gedacht, das möchte der alte Holger Danſke wohl ſelbſt geweſen ſein, der von Kronburg heruntergeſchwommen war und uns in der Stunde der Gefahr half; das war nun ſo meine Idee und dort ſteht ſein Bild.“

Und daſſelbe warf ſeinen großen Schatten gegen die Wand hinauf, ſelbſt über einen Theil der Decke, es ſah aus, als wäre es der wirkliche Holger Danſke ſelbſt, der dahinter ſtände, denn der Schatten bewegte ſich, aber es konnte auch daher rühren, daß die Flamme des Lichts nicht gleichmäßig brannte. Und die Schwiegertochter küßte den alten Großvater und führte ihn nach dem großen Lehnſtuhle vor dem Tiſche, und ſie und ihr Mann, der des alten Großvaters Sohn und Vater des kleinen Knaben war, der im Bette lag, ſaßen und ſpeiſten ihr Abendbrot, und der alte Großvater ſprach von den däniſchen Löwen und den däniſchen Herzen, von der Stärke und der Milde, und ganz deutlich erklärte er, daß es noch eine Stärke außer der gebe, welche im Schwerte liege, und er zeigte nach dem Brete, wo alte Bücher lagen, wo Holberg's ſämmtliche Komödien lagen, die ſo oft geleſen worden waren, denn ſie waren ſo beluſtigend, man meinte ordentlich, alle die Perſonen vergangener Tage darin zu erkennen.

„Sieh, der hat auch zu ſchlagen verſtanden!“ ſagte der alte Großvater; „er hat das Unverſtändige und Eckige der Leute, ſo lange er konnte, gegeißelt!“ und der Großvater nickte zum Spiegel hin, wo der Kalender mit dem „runden Thurme*)“ darauf ſtand, und ſagte: „Tycho Brahe war auch Einer, der das Schwert gebrauchte, nicht um in Bein und Fleiſch zu hauen, ſondern um einen deutlichern Weg zwiſchen alle Sterne des Himmels hinauf zu bauen! — Und dann er, deſſen Vater meinem Stande angehörte, des alten Bildſchnitzers Sohn, er, den wir ſelbſt geſehen haben mit dem weißen Haar und den breiten Schultern, er, der in allen Ländern der Welt genannt wird! Ja, er konnte bauen, ich kann nur ſchnitzen! Ja, Holger Danſke kann in vielen Geſtalten kommen, ſo daß man in aller Welt Ländern von Dänemarks Stärke hört! Wollen wir nun Bertel's**) Geſundheit trinken?“

Aber der kleine Knabe im Bette ſah deutlich das alte Kronburg mit dem Oereſund, den wirklichen Holger Danſke, der tief unten mit dem Barte im Marmortiſche feſtgewachſen ſaß und von Allem, was hier oben geſchieht, träumte; Holger Danſke träumte auch von der kleinen ärmlichen Stube, wo der Bildſchnitzer ſaß, er hörte Alles, was da geſprochen wurde, und nickte im Traume und ſagte:

„Ja, erinnert euch meiner nur, ihr däniſchen Leute! behaltet mich im Andenken! ich komme in der Stunde der Noth!“

Und draußen vor Kronburg ſchien der helle Tag und der Wind trug die Töne des Jägerhorns herüber vom Nachbarlande, die Schiffe ſegelten vorbei und grüßten:

---

*) Das aſtronomiſche Obſervatorium in Kopenhagen.

**) Bertel Thorwaldſen.

„bum! bum!“ und von Kronburg antwortete es: „bum! bum!“ aber Holger Danſke erwachte nicht, ſo ſtark ſie auch ſchoſſen, denn es war ja nur: „guten Tag!“ — „ſchönen Dank!“ Da muß anders geſchoſſen werden, bevor er erwachen wird; aber er erwacht wohl, denn es iſt Kern in Holger Danſke!

Schnellpreſſendruck von Fr. Ries in Leipzig.

H. C. Anderſen's

Geſammelte Werke.

Vom

Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe.

Dreizehnter Band.

Geſammelte Märchen.

Zweiter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Geſammelte Märchen.

Von

H. C. Anderſen.

Zweiter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

BIBLIOTHECA
REGIA
[illegible]

Inhalt
des zweiten Bandes.

Seite.
Ole Luköie. 9
Däumelinchen. 26
Der kleine Klaus und der große Klaus. 43
Der ſtandhafte Zinnſoldat. 62
Der Buchweizen. 69
Die kleine Seejungfrau. 72
Der unartige Knabe. 107
Der Garten des Paradieſes. 111
Das Gänſeblümchen. 132
Das häßliche junge Entlein. 139
Die Störche. 153

Geſammelte Märchen.

Ole Lukøie.[*]

Es giebt Niemanden in der ganzen Welt, der ſo viele Geſchichten weiß, als Ole Lukøie — er kann ordentlich erzählen!

So gegen Abend hin, wenn die Kinder noch ſo nett am Tiſche oder auf ihrem Schemel ſitzen, kommt Ole Lukøie; er kommt die Treppe ſo ſachte herauf; denn er geht auf Socken, er macht ganz ſachte die Thüren auf und buſch! da ſpritzt er den Kindern ſüße Milch in die Augen hinein, und das ſo fein, ſo fein, aber doch immer genug, ſo daß ſie die Augen nicht aufhalten und ihn deshalb auch nicht ſehen können; er ſchleicht ſich gerade hinter ſie, bläſt ihnen ſachte in den Nacken, und davon werden ſie ſchwer im Kopf, o ja! aber es thut nicht weh, denn Ole Lukøie meint es gerade gut mit den Kindern, er will nur, daß ſie ruhig ſein ſollen, und das ſind ſie am Erſten, wenn man ſie zu Bett gebracht hat, ſie ſollen ſtille ſein, damit er ihnen Geſchichten erzählen kann. —

---

[*] Wörtlich überſetzt: Ole der Augenſchließer. Da der deutſche „Sandmann“ keine den Kindern ſo liebe Erſcheinung iſt, haben wir vorgezogen die Benennung des Originals beizubehalten.

Wenn die Kinder nun ſchlafen, ſetzt ſich Ole Luköie auf ihr Bett; er iſt gut gekleidet, ſein Rock iſt von Seidenzeug, aber es iſt unmöglich zu ſagen, von welcher Farbe, denn er glänzt grün, roth und blau, je nachdem er ſich wendet; unter jedem Arm hält er einen Regenſchirm, den einen mit Bildern darauf ſpannt er über die guten Kinder aus, und dann träumen ſie die ganze Nacht die herrlichſten Geſchichten; aber einen anderen Schirm hat er, wo durchaus nichts darauf iſt, den ſtellt er über die unartigen Kinder, dann ſchlafen ſie ſo dumm und haben am Morgen, wenn ſie erwachen, nicht das Allergeringſte geträumt.

Nun werden wir hören, wie Ole Luköie an jedem Abend in einer ganzen Woche zu einem kleinen Knaben, welcher Hjalmar hieß, kam und was er ihm erzählte. Es ſind ſieben Geſchichten, denn es ſind ſieben Tage in der Woche.

Montag.

„Höre ein Mal!“ ſagte Ole Luköie am Abend, als er Hjalmar zu Bett gebracht hatte, „nun werde ich aufputzen!“ und ſo wurden alle Blumen in den Blumentöpfen zu großen Bäumen, welche ihre langen Zweige unter der Decke und längs den Wänden ausſtreckten, ſo daß die ganze Stube wie ein prächtiges Luſthaus ausſah, und alle Zweige waren voller Blumen, und jede Blume war noch ſchöner als eine Roſe, duftete ſo lieblich, und wollte man ſie eſſen, ſo war ſie noch ſüßer als Eingemachtes! Die Früchte glänzten wie Gold und es waren da Kuchen, die vor lauter Roſinen platzten, es war unvergleichlich ſchön! Aber zu gleicher Zeit ertönte ein erſchreckliches Jammern dort aus dem Tiſchkaſten, wo Hjalmar's Schulbücher lagen.

„Was iſt nun das?“ ſagte Ole Luköie und ging hin nach dem Tiſch und zog den Kaſten heraus. Es war die Tafel, in der es riß und wühlte, denn es war eine falſche Zahl in das Rechenexempel gekommen, ſo daß es nahe daran war auseinander zu fallen; der Griffel hüpfte und ſprang an ſeinem Bande, gerade als ob er ein kleiner Hund wäre, der dem Rechenexempel helfen möchte, aber er konnte es nicht! — Und dann war es Hjalmar's Schreibebuch, in welchem es auch jammerte, o es war ordentlich häßlich mit anzuhören! Auf jedem Blatte ſtanden der Länge nach herunter die großen Buchſtaben, ein jeder mit einem kleinen zur Seite, das war eine Vorſchrift, und neben dieſen ſtanden wieder einige Buchſtaben, welche glaubten eben ſo auszuſehen, denn dieſe hatte Hjalmar geſchrieben, ſie lagen faſt gerade als ob ſie über die Bleifeder-Striche gefallen wären, auf denen ſie ſtehen ſollten.

„Seht, ſo ſolltet ihr euch halten!“ ſagte die Vorſchrift, „ſeht, ſo zur Seite, mit einem kräftigen Schwung!“

„O, wir möchten gern,“ ſagten Hjalmar's Buchſtaben, „aber wir können nicht, wir ſind ſo jämmerlich!“

„Dann müßt ihr Pulver einnehmen!“ ſagte Ole Luköie.

„O nein!“ riefen ſie, und da ſtanden ſie ſo ſchlank, daß es eine Luſt war!

„Ja nun können wir keine Geſchichten erzählen!“ ſagte Ole Luköie, „nun muß ich ſie exerciren! ein, zwei! ein zwei!“ und ſo exercirte er die Buchſtaben, und ſie ſtanden ſo ſchlank und ſo ſchön wie nur eine Vorſchrift ſtehen kann. aber als Ole Luköie ging und Hjalmar ſie am Morgen beſah, da waren ſie eben ſo jämmerlich wie früher.

Dienſtag.

Sobald Hjalmar zu Bette war, berührte Ole Luköie mit ſeiner kleinen Zauberſpritze alle Möbeln in der Stube und ſogleich fingen ſie an zu plaudern, und alleſammt ſprachen ſie von ſich ſelbſt mit Ausnahme des Spucknapfes, welcher ſtumm da ſtand und ſich darüber ärgerte, daß ſie ſo eitel ſein konnten, nur von ſich ſelbſt zu reden, nur an ſich ſelbſt zu denken, und durchaus keine Rückſicht auf den zu nehmen, der doch ſo beſcheiden in der Ecke ſtand und ſich beſpucken ließ.

Ueber der Kommode hing ein großes Gemälde in einem vergoldeten Rahmen, das war eine Landſchaft; man ſah darauf große alte Bäume, Blumen im Graſe und einen großen Fluß, welcher um den Wald herumfloß, an vielen Schlöſſern vorbei, und weit hinausſtrömte in das wilde Meer.

Ole Luköie berührte mit ſeiner Zauberſpritze das Gemälde und da begannen die Vögel darauf zu ſingen, die Baumzweige bewegten ſich und die Wolken zogen ordentlich weiter; man konnte ihren Schatten über die Landſchaft hin erblicken.

Nun hob Ole Luköie den kleinen Hjalmar zu dem Rahmen empor, und ſtellte ſeine Füße in das Gemälde, gerade in das hohe Gras, und da ſtand er; die Sonne beſchien ihn durch die Zweige der Bäume. Er lief hin zum Waſſer und ſetzte ſich in ein kleines Boot, welches dort lag;

es war roth und weiß angeſtrichen, die Segel glänzten wie Silber und ſechs Schwäne, alle mit Goldkronen um den Hals und einem ſtrahlenden blauen Stern auf dem Kopfe, zogen das Boot an dem grünen Walde vorbei, wo die Bäume von Räubern und Hexen und die Blumen von den niedlichen kleinen Elfen und von dem, was die Schmetterlinge ihnen geſagt hatten, erzählten.

Die herrlichſten Fiſche, mit Schuppen wie Silber und Gold, ſchwammen dem Boote nach, mitunter machten ſie einen Sprung, ſo daß es im Waſſer plätſcherte, und Vögel, roth und blau, klein und groß, flogen in zwei langen Reihen hinterher, die Mücken tanzten und die Maikäfer ſagten bum, bum; ſie wollten Hjalmar alle folgen, und alle hatten ſie eine Geſchichte zu erzählen.

Das war eine Luſtfahrt! Bald waren die Wälder ſo dicht und ſo dunkel, bald waren ſie wie der herrlichſte Garten mit Sonnenſchein und Blumen und da lagen große Schlöſſer von Glas und von Marmor; auf den Altanen ſtanden Prinzeſſinnen, und dieſe waren alle kleine Mädchen, die Hjalmar gut kannte, er hatte früher mit ihnen geſpielt. Sie ſtreckten jede die Hand aus und hielten das niedlichſte Zuckerherz hin, welches je eine Kuchenfrau verkaufen konnte, und Hjalmar faßte die eine Seite des Zuckerherzens an, indem er vorbei fuhr, und die Prinzeſſin hielt recht feſt, und ſo bekam ein Jedes ein Stück, ſie das kleinſte, Hjalmar das allergrößte. Bei jedem Schloſſe ſtanden kleine Prinzen Schildwacht, ſie ſchulterten mit Goldſäbeln und ließen Roſinen und Zinnſoldaten regnen; das ſah man ihnen an, daß es ächte Prinzen waren!

Bald ſegelte **Hjalmar** durch Wälder, bald durch große Säle, oder mitten durch eine Stadt; er kam auch durch die, in welcher ſein Kindermädchen wohnte, welches ihn getragen hatte, da er noch ein ganz kleiner Knabe war, und das ihm immer ſo gut geweſen, und ſie nickte und winkte und ſang den niedlichen kleinen Vers, den ſie ſelbſt gedichtet und **Hjalmar** geſandt hatte.

Ich denke deiner ſo manches Mal,
Mein theurer Hjalmar, du Lieber!
Ich gab dir Küſſe ja ohne Zahl
Auf Stirne, Mund, Augenlider.
Ich hörte dich lallen das erſte Wort,
Doch mußt' ich dir Abſchied ſagen.
Es ſegne der Herr dich an jedem Ort,
Du Engel, den ich getragen!

Und alle Vögel ſangen mit, die Blumen tanzten auf den Stielen und die alten Bäume nickten, gerade als ob **Ole Luköie** ihnen auch Geſchichten erzählte.

Mittwoch.

Nein, wie ſtrömte der Regen draußen hernieder! **Hjalmar** konnte es im Schlaf hören; und da **Ole Luköie** ein Fenſter öffnete, ſtand das Waſſer gerade herauf bis an das Fenſterbrett; es war ein ganzer See da draußen, aber das prächtigſte Schiff lag dicht am Hauſe.

„Willſt du mitſegeln, kleiner **Hjalmar**,“ ſagte **Ole Luköie**, „ſo kannſt du dieſe Nacht nach fremden Ländern gelangen und morgen wieder hier ſein!“ —

Und da ſtand **Hjalmar** plötzlich in ſeinen Sonntagskleidern mitten auf dem prächtigen Schiffe, und ſogleich wurde das Wetter ſchön und ſie ſegelten durch die Straßen, kreuzten um die Kirche und nun war Alles eine große wilde See. Sie ſegelten ſo lange, bis kein Land mehr zu erblicken war, und ſie ſahen einen Flug Störche, die kamen auch aus der Heimath und wollten nach den warmen Ländern; ein Storch flog immer hinter dem andern, und ſie waren ſchon ſo weit, ſo weit geflogen! Einer von ihnen war ſo ermüdet, daß ſeine Flügel ihn kaum noch zu tragen vermochten, er war der allerletzte in der Reihe und bald blieb er ein großes Stück zurück, zuletzt ſank er mit ausgebreiteten Flügeln tiefer und tiefer, er machte noch ein Paar Schläge mit den Schwingen, aber es half nicht; nun berührte er mit ſeinen Füßen das Tauwerk des Schiffes, nun glitt er vom Segel herab und bums! da ſtand er auf dem Verdecke.

Da nahm der Schiffsjunge ihn und ſetzte ihn in das Hühnerhaus, zu den Hühnern, Enten und Truthähnen; der arme Storch ſtand ganz befangen mitten unter ihnen.

„Sieh den Kerl!“ ſagten alle Hühner.

Und der kalekutiſche Hahn blies ſich ſo dick auf wie er konnte und fragte wer er wäre; und die Enten gingen rückwärts und pufften einander: „rappel dich! rappel dich!“

Und der Storch erzählte vom warmen Afrika, von den Pyramiden und vom Strauße, der einem wilden Pferde gleich die Wüſte durchlaufe, aber die Enten verſtanden nicht, was er ſagte, und dann pufften ſie einander: „Wir ſind doch wohl alle derſelben Meinung, nämlich, daß er dumm iſt?“

„Ja, ſicher iſt er dumm!“ ſagte der Truthahn und dann kollerte er. Da ſchwieg der Storch ganz ſtille und dachte an ſein Afrika.

„Das ſind ja herrlich dünne Beine, die ihr habt!“ ſagte der Kalekute. „Was koſtet die Elle davon?“

„Skrat, ſkrat, ſkrat!“ grinſten alle Enten, aber der Storch that, als ob er es gar nicht höre.

„Ihr könnt immer mitlachen!“ ſagte der Kalekute zu ihm, „denn es war ſehr witzig geſagt! oder war es euch vielleicht zu hoch? ach, ach! er iſt nicht vielſeitig! wir wollen intereſſant unter uns ſelbſt bleiben!“ und dann kluckte er und die Enten ſchnatterten, „gik, gak! gik, gak!“ es war erſchrecklich, wie ſie ſich ſelbſt beluſtigten.

Aber Hjalmar ging nach dem Hühnerhauſe, öffnete die Thür, rief den Storch, und der hüpfte zu ihm hinaus auf das Verdeck; nun hatte er ja ausgeruht und es war gleichſam als ob er Hjalmar zunicke, um ihm zu danken; darauf entfaltete er ſeine Schwingen und flog nach den warmen Ländern, aber die Hühner kluckten, die Enten ſchnatterten und der kalekutiſche Hahn wurde ganz feuerroth im Kopfe.

„Morgen werden wir Suppe von euch kochen!“ ſagte Hjalmar und damit erwachte er, und lag in ſeinem kleinen Bette. Es war doch eine ſonderbare Reiſe, die Ole Luköie ihn dieſe Nacht hatte machen laſſen!

Donnerstag.

„Weißt du was,“ ſagte Ole Luköie, „werde nur nicht furchtſam! hier wirſt du eine kleine Maus ſehen!“ und dann hielt er ihm ſeine Hand, mit den leichten, niedlichen Thiere in derſelben, hin. „Sie iſt gekommen um dich zur Hochzeit einzuladen. Hier ſind dieſe Nacht zwei kleine Mäuſe, die in den Stand der Ehe treten wollen. Sie wohnen unter deiner Mutter Speiſekammerfußboden, das ſoll eine ſchöne Wohnung ſein!“

„Aber wie kann ich durch das kleine Mäuſeloch im Fußboden kommen?“ fragte Hjalmar.

„Laß mich nur ſorgen!“ ſagte Ole Lukøie, „ich werde dich ſchon klein machen!“ und da berührte er Hjalmar mit ſeiner Zauberſpritze, worauf er ſogleich kleiner und kleiner wurde, zuletzt war er keinen Finger lang. „Nun kannſt du dir die Kleider des Zinnſoldaten leihen, ich denke, ſie werden dir paſſen, und es ſieht ſo gut aus, Uniform anzuhaben, wenn man in Geſellſchaft iſt!“

„Ja freilich!“ ſagte Hjalmar, und da war er im Augenblick, wie der niedlichſte Zinnſoldat angekleidet.

„Wollen Sie nicht ſo gut ſein und ſich in Ihrer Mutter Fingerhut ſetzen,“ ſagte die kleine Maus, „dann werde ich die Ehre haben Sie zu ziehen!“

„Gott, wollen ſich das Fräulein ſelbſt bemühen!“ ſagte Hjalmar und ſo fuhren ſie zur Mäuſehochzeit.

Zuerſt kamen ſie unter dem Fußboden in einen langen Gang, der gar nicht höher war als daß ſie gerade mit dem Fingerhut dort fahren konnten, und der ganze Gang war mit faulem Holze illuminirt.

„Riecht es hier nicht herrlich?“ ſagte die Maus, die ihn zog, „der ganze Gang iſt mit Speckſchwarten geſchmiert worden! es kann nichts Schöneres geben!“

Nun kamen ſie in den Brautſaal hinein. Hier ſtanden zur Rechten alle die kleinen Mäuſe-Damen und die wiſperten und ziſperten, als ob ſie einander zum Beſten hätten; zur Linken ſtanden alle Mäuſe-Herren und ſtrichen ſich mit der Pfote den Schnauzbart, aber mitten in dem Saale ſah man das Brautpaar, ſie ſtanden in einer ausgehöhlten Käſerinde und küßten ſich gar erſchrecklich viel vor Aller Augen, denn ſie waren ja Verlobte und ſollten nun gleich Hochzeit halten.

Es kamen immer mehr und mehr Fremde; die eine Maus war nahe daran die andere todt zu treten, und das Brautpaar hatte ſich mitten in die Thür geſtellt, ſo daß man weder hinaus noch herein gelangen konnte. Die ganze Stube war ebenſo wie der Gang mit Speckſchwarten eingeſchmiert, das war die ganze Bewirthung, aber zum Deſſert wurde eine Erbſe vorgezeigt, in die eine Maus aus der Familie den Namen des Brautpaares eingebiſſen hatte, das heißt den erſten Buchſtaben; das war etwas ganz Außerordentliches.

Alle Mäuſe ſagten, daß es eine ſchöne Hochzeit ſei und daß die Unterhaltung ſehr angenehm geweſen wäre.

Und dann fuhr Hjalmar wieder nach Hauſe; er war wahrlich in vornehmer Geſellſchaft geweſen, aber er hatte auch ordentlich zuſammen kriechen, ſich klein machen und Zinnſoldaten-Uniform anziehen müſſen.

Freitag.

„Es iſt unglaublich, wie viele ältere Leute es giebt, die mich gar zu gern faſſen möchten!“ ſagte Ole Luköie, „es ſind beſonders die, welche etwas Böſes verübt haben. „„Guter kleiner Ole,"" ſagen ſie zu mir, ""wir können die Augen nicht ſchließen und ſo liegen wir die ganze Nacht und ſehen alle unſere böſen Thaten, die, wie häßliche kleine Kobolde, auf der Bettſtelle ſitzen und uns mit heißem Waſſer beſpritzen; möchteſt du doch kommen und ſie fortjagen, damit wir einen guten Schlaf bekämen,"" und dann ſeufzen ſie ſo tief: ""wir möchten es wahrlich gern bezahlen; gute Nacht Ole! das Geld liegt im Fenſter,"" aber ich thue es nicht für Geld," ſagte Ole Lukö ie.

„Was wollen wir nun dieſe Nacht vornehmen?" fragte Hjalmar.

„Ja ich weiß nicht, ob Du dieſe Nacht wieder Luſt haſt zur Hochzeit zu kommen, es iſt eine andere Art als die geſtrige war. Deiner Schweſter große Puppe, die, welche wie ein Mann ausſieht und Herrmann genannt wird, wird ſich mit der Puppe Bertha verheirathen, es iſt ebendrein der Puppe Geburtstag und deshalb werden ſie ſehr viele Geſchenke bekommen!"

„Ja, das kenne ich ſchon," ſagte Hjalmar, „immer wenn die Puppen neue Kleider gebrauchen, dann läßt meine Schweſter ſie ihren Geburtstag feiern oder Hochzeit halten; das iſt ſicher ſchon hundert Mal geſchehen!"

„Ja, aber in dieſer Nacht iſt es die hundert und erſte Hochzeit, und wenn hundert und eins aus iſt, dann iſt Alles vorbei! Deshalb wird auch dieſe ſo beiſpiellos ſchön. Sieh nur einmal!"

Und Hjalmar ſah nach dem Tiſche; da ſtand das kleine Papphaus mit Licht in den Fenſtern, und draußen davor präſentirten alle Zinnſoldaten das Gewehr. Das Brautpaar ſaß ganz gedankenvoll, wozu es wohl Urſache hatte, auf dem Fußboden und lehnte ſich gegen das Tiſchbein. Aber Ole Lukōie, in der Großmutter ſchwarzen Rock gekleidet, traute ſie. Als die Trauung vorbei war, ſtimmten alle Möbeln in der Stube folgenden ſchönen Geſang an, welcher von der Bleifeder geſchrieben war, er ging nach der Melodie des Zapfenſtreiches.

Das Lied ertöne wie der Wind,
Dem Brautpaar hoch! das ſich verbind't;
Sie prangen beide ſteif und blind,
Da ſie von Handſchuhleder ſind!
:,:Hurrah, Hurrah! ob taub und blind,
Wir ſingen es in Wetter und Wind!:,:

Und nun bekamen ſie Geſchenke, aber ſie hatten ſich alle Speiſewaaren verbeten, denn ſie hatten an ihrer Liebe genug.

„Wollen wir nun eine Sommerwohnung beziehen, oder auf Reiſen gehen?“ fragte der Bräutigam, und da wurde die Schwalbe, die ſo viel gereiſt war, und die alte Hof-Henne, welche fünf Mal Küchlein ausgebrütet hatte, zu Rathe gezogen; und die Schwalbe erzählte von den herrlichen, warmen Ländern, wo die Weintrauben ſo groß und ſchwer hingen, wo die Luft ſo mild ſei und die Berge Farben hätten, wie man ſie hier gar nicht an denſelben kenne!

„Sie haben doch nicht unſern Braunkohl!“ ſagte die Henne. „Ich war einen Sommer lang mit allen meinen Küchlein auf dem Lande: da war eine Sandgrube, in der wir umher gehen und kratzen konnten, und dann hatten wir Zutritt zu einem Garten mit Braunkohl! O, wie war der herrlich! ich kann mir nichts Schöneres denken.“

„Aber der eine Kohlſtrunk ſieht gerade ſo aus wie der andere,“ ſagte die Schwalbe, „und dann iſt hier oft ſo ſchlechtes Wetter!“

„Ja daran iſt man gewöhnt!“ ſagte die Henne.

„Aber hier iſt es kalt, es friert!“

„Das iſt gut für den Kohl!“ ſagte die Henne. „Ubrigens können wir es auch warm haben! hatten wir nicht vor vier Jahren einen Sommer, der fünf Wochen lang währte, es war hier ſo heiß, man konnte nicht athmen! und dann haben wir nicht alle die giftigen Thiere, die ſie dort haben! und wir ſind von Räubern befreit! Der iſt ein Böſewicht, der nicht findet, daß unſer Land das ſchönſte iſt! er verdiente wahrlich nicht hier zu ſein!“ und dann weinte die Henne und fuhr fort: „Ich bin auch gereiſt! ich bin in einer Bütte über zwölf Meilen gefahren! es iſt durchaus kein Vergnügen beim Reiſen!“

„Ja die Henne iſt eine vernünftige Frau!“ ſagte die Puppe Bertha, „ich halte auch nichts davon, Berge zu bereiſen, denn das geht nur hinauf und dann wieder hinunter! nein, wir wollen hinaus vor's Thor in die Sandgrube ziehen und im Kohlgarten ſpazieren!“

Und dabei blieb es.

Sonnabend.

„Bekomme ich nun Geſchichten zu hören?“ fragte der kleine Hjalmar, ſobald Ole Lukøie ihn in den Schlaf gebracht hatte.

„Dieſen Abend haben wir nicht Zeit dazu,“ ſagte Ole

Lukøie und ſpannte ſeinen ſchönſten Regenſchirm über ihm auf. „Betrachte nun dieſe Chineſen!“ und der ganze Regenſchirm ſah aus wie eine große chineſiſche Schaale mit blauen Bäumen und ſpitzen Brücken und mit kleinen Chineſen darauf, die da ſtanden und mit dem Kopfe nickten. „Wir müſſen die ganze Welt zu morgen ſchön aufgeputzt haben,“ ſagte Ole Lukøie, „es iſt ja dann ein Feiertag, es iſt Sonntag. Ich will nach den Kirchthürmen hin, um zu ſehen, ob die kleinen Kirchen-Kobolde die Glocken poliren, damit ſie hübſch klingen, ich will hinaus auf das Feld und ſehen, ob die Winde den Staub von Gras und Blättern blaſen, und was die größte Arbeit iſt, ich will alle Sterne herunter holen, um ſie zu poliren; ich nehme ſie in meine Schürze, aber erſt muß ein jeder numerirt werden, und die Löcher, worin ſie da oben ſitzen, müſſen auch numerirt werden, damit ſie wieder auf den rechten Fleck kommen können, ſonſt würden ſie nicht feſtſitzen und wir zu viele Sternſchnuppen bekommen, indem der eine nach dem andern herunterpurzelt!“

„Hören Sie, wiſſen Sie was, Herr Lukøie!“ ſagte ein altes Portrait, welches an der Wand hing, wo Hjalmar ſchlief, „ich bin Hjalmar's Urgroßvater, ich danke Ihnen, daß Sie dem Knaben Geſchichten erzählen, aber Sie müſſen ſeine Begriffe nicht verdrehen. Die Sterne können nicht herunter genommen und polirt werden! Die Sterne ſind Weltkugeln ebenſo wie unſere Erde und das iſt gerade das Gute an ihnen.“

„Ich danke dir, du alter Urgroßvater!“ ſagte Ole Lukøie, „ich danke dir! Du biſt ja das Haupt der Familie, du biſt das Urhaupt, aber ich bin doch älter als du! ich bin ein alter Heide, Römer und Griechen nannten mich den Traumgott! ich bin in die vornehmſten Häuſer gekommen und komme noch dahin! ich weiß ſowohl mit Geringen wie mit Großen umzugehen! Nun kannſt du erzählen!" — und da ging Ole Luköie und nahm ſeinen Regenſchirm mit.

„Nu! Nu! man darf wohl gar ſeine Meinung nicht mehr ſagen!" brummte das alte Portrait.

Und da erwachte Hjalmar.

Sonntag.

„Guten Abend!" ſagte Ole Luköie und Hjalmar nickte, und ſprang dann hin und wandte das Portrait des Urgroßvaters gegen die Wand um, damit er nicht, wie geſtern, mit hinein ſprechen möchte.

„Nun mußt du mir Geſchichten erzählen, von den fünf grünen Erbſen, die in einer Schote wohnten, und von dem Hahnenfuß, der dem Hühnerfuße den Hof machte, und von der Stopfnadel, die ſo vornehm that, daß ſie ſich einbildete eine Nähnadel zu ſein!"

„Man kann auch des Guten zu viel bekommen!" ſagte Ole Luköie.

„Du weißt wohl, daß ich dir am Liebſten etwas zeige! ich will dir meinen Bruder zeigen, er heißt auch Ole Luköie, aber er kommt zu Niemand öfter als einmal, und zu wem er kömmt, den nimmt er mit auf ſeinem Pferde und erzählt ihm Geſchichten; er kennt nur zwei, die eine iſt ſo außerordentlich ſchön, daß Niemand in der Welt ſie ſich denken kann, und die andere iſt ſo häßlich und gräulich — es iſt gar nicht zu beſchreiben!“ und dann hob Ole Luköie den kleinen Hjalmar zum Fenſter hinauf und ſagte: „da wirſt du meinen Bruder ſehen, den andern Ole Luköie! ſie nennen ihn auch den Tod! ſiehſt du, er ſieht gar nicht ſo ſchlimm aus wie in den Bilderbüchern, wo er nur ein Knochengerippe iſt! nein, das iſt Silberſtickerei, die er auf dem Kleide hat, das iſt die ſchönſte Huſaren-Uniform, ein Mantel von ſchwarzem Sammet fliegt hinten über das Pferd! ſieh wie er im Galopp reitet.“

Und Hjalmar ſah, wie dieſer Ole Luköie davon ritt und ſowohl junge wie alte Leute auf ſein Pferd nahm, einige ſetzte er vorn, andere hinten auf, aber immer fragte er erſt: „wie ſteht es mit dem Cenſurbuch?“ — „Gut!“ ſagten ſie alleſammt; „ja laß mich ſelbſt ſehen!“ ſagte er, und dann mußten ſie ihm das Buch zeigen; und alle die, welche „Sehr gut“ und „Ausgezeichnet gut“ hatten, kamen vorne auf das Pferd und bekamen die herrliche Geſchichte zu hören; die aber, welche „Ziemlich gut“ und „Mittelmäßig“ hatten, mußten hinten auf, und bekamen die gräuliche Geſchichte; ſie zitterten und weinten, ſie wollten vom Pferde ſpringen, konnten es aber nicht, denn ſie waren ſogleich daran feſt gewachſen.

„Aber der Tod iſt ja der prächtigſte Ole Luköie!“ ſagte Hjalmar, „vor ihm bin ich nicht bange!“

„Das ſollſt du auch nicht!“ ſagte Ole Luköie, „ſieh nur zu, daß du ein gutes Cenſurbuch haſt!“

„Ja das iſt lehrreich!“ murmelte des Urgroßvaters

Portrait, „es hilft doch, wenn man ſeine Meinung ſagt!“ und nun gab er ſich zufrieden.

Sieh, das iſt die Geſchichte vom Ole Lukŏie; nun mag er Dir ſelbſt dieſen Abend mehr erzählen!

Däumelinchen.

Es war einmal eine Frau, die ſich ſehr ein ganz kleines Kind wünſchte, aber ſie wußte gar nicht, woher ſie es nehmen ſollte; da ging ſie zu einer alten Hexe und ſagte zu ihr: „Ich möchte ſo herzlich gern ein kleines Kind haben, kannſt du mir nicht ſagen, wo ich das bekommen kann?“

„O! damit wollen wir ſchon fertig werden!“ ſagte die Hexe. „Da haſt du ein Gerſtenkorn, das iſt gar nicht von der Art, wie die, welche auf des Landmanns Feld wachſen, oder welche die Hühner zu freſſen bekommen; lege das in einen Blumentopf, ſo wirſt du was zu ſehen bekommen!“

„Ich danke dir!“ ſagte die Frau und gab der Hexe zwölf Schillinge, denn ſoviel koſtete es, ging dann nach Hauſe, pflanzte das Gerſtenkorn, und ſogleich wuchs da eine herrliche, große Blume; ſie ſah aus wie eine Tulpe, aber die Blätter ſchloſſen ſich feſt zuſammen, gerade als ob ſie noch in der Knoſpe wäre.

„Das iſt eine wunderhübſche Blume!“ ſagte die Frau und küßte ſie auf die rothen und gelben Blätter, aber gerade indem ſie darauf küßte, öffnete die Blume ſich mit einem

Knall. Es war eine wirkliche Tulpe, wie man nun ſehen konnte, aber mitten in der Blume ſaß auf dem grünen Samengriffel ein ganz kleines Mädchen, ſo fein und niedlich, ſie war kaum einen halben Daumen hoch, und deshalb wurde ſie Däumelinchen genannt.

Eine niedliche lakirte Wallnußſchale bekam ſie zur Wiege, blaue Veilchenblätter waren ihre Matratzen und ein Roſenblatt ihr Deckbett. Da ſchlief ſie des Nachts, aber am Tage ſpielte ſie auf dem Tiſch, wo die Frau einen Teller hingeſtellt, um den ſie einen ganzen Kranz von Blumen gelegt hatte, deren Stengel in Waſſer ſtanden; hier ſchwamm ein großes Tulpenblatt, und auf dieſem konnte Däumelinchen ſitzen und von der einen Seite des Tellers nach der andern fahren; ſie hatte zwei weiße Pferdehaare zum Rudern. Das ſah gerade recht hübſch aus. Sie konnte auch ſingen, und ſo fein und niedlich, wie man es hier nie gehört hatte. —

Einſt, als ſie Nachts in ihrem ſchönen Bette lag, kam eine häßliche Kröte durch das Fenſter hereingehüpft, in dem eine Scheibe entzwei war. Die Kröte war ſehr häßlich, groß und naß, ſie hüpfte gerade auf den Tiſch hinunter, wo Däumelinchen lag und unter dem rothen Roſenblatte ſchlief.

„Das wäre eine ſchöne Frau für meinen Sohn!“ ſagte die Kröte, und da nahm ſie die Wallnußſchale, worin Däumelinchen ſchlief, und hüpfte mit ihr durch's Fenſter, in den Garten hinunter.

Da floß ein großer breiter Bach; aber das Ufer war ſumpfig und moraſtig; hier wohnte die Kröte mit ihrem Sohne. Uh! er war auch häßlich und garſtig, glich ganz ſeiner Mutter: „koax, koax, brekke-ke-kex!“ das war Alles, was er ſagen konnte, als er das niedliche kleine Mädchen in der Wallnußſchale erblickte.

„Sprich nicht ſo laut, denn ſonſt erwacht ſie!“ ſagte die alte Kröte, „ſie könnte uns noch entlaufen, denn ſie iſt ſo leicht wie ein Schwanenflaum! wir wollen ſie auf eins der breiten Nixenblumenblätter in den Bach hinaus ſetzen, das iſt für ſie, die ſo leicht und klein iſt, gerade wie eine Inſel! da kann ſie nicht davon laufen, während wir die Staatsſtube unten unter dem Moraſt, wo ihr wohnen und hauſen ſollt, in Stand ſetzen.“

Draußen in dem Bache wuchſen viele Nixenblumen mit den breiten grünen Blättern, welche ausſehen als ſchwämmen ſie oben auf dem Waſſer; das Blatt, welches am weiteſten hinauslag, war auch das allergrößte, da ſchwamm die alte Kröte hinaus und ſetzte darauf die Wallnußſchale mit Däumelinchen.

Das ganz kleine Weſen erwachte früh Morgens, und als ſie ſah, wo ſie war, fing ſie recht bitterlich an zu weinen; denn es war Waſſer zu allen Seiten des großen grünen Blattes, und ſie konnte gar nicht an das Land kommen. —

Die alte Kröte ſaß unten im Moraſt und putzte ihre Stube mit Schilf und gelben Fiſchblattblumen aus, — da ſollte es recht hübſch für die neue Schwiegertochter ſein, — ſchwamm dann mit dem häßlichen Sohn zum Blatte hinaus, wo Däumlinchen war; ſie wollten ihr hübſches Bett holen, das ſollte in das Brautgemach geſtellt werden, bevor ſie es ſelbſt betrat. Die alte Kröte verneigte ſich tief im Waſſer vor ihr und ſagte: „hier wirſt du meinen Sohn ſehen, er wird dein Mann ſein, und ihr werdet recht prächtig unten im Moraſt wohnen!“

„Koax koax! brekkekekex!“ war Alles, was der Sohn ſagen konnte.

Denn nahmen ſie das niedliche kleine Bett und ſchwammen damit fort, aber Däumelinchen ſaß ganz allein und weinte auf dem grünen Blatte, denn ſie mochte nicht bei der garſtigen Kröte wohnen oder ihren häßlichen Sohn zum Manne haben. Die kleinen Fiſche, welche unten im Waſſer ſchwammen, hatten die Kröte wohl geſehen und gehört, was ſie geſagt hatte, deshalb ſteckten ſie die Köpfe hervor, ſie wollten doch das kleine Mädchen ſehen. Sobald ſie es erblickten, fanden ſie daſſelbe ſo niedlich, daß es ihnen recht leid that, daß es zur häßlichen Kröte hinunter ſollte. Nein, das durfte nie geſchehen! Sie verſammelten ſich unten im Waſſer rings um den grünen Stengel, welcher das Blatt hielt, worauf es ſtand, nagten mit den Zähnen den Stiel ab, und da ſchwamm das Blatt den Bach hinab mit Däumelinchen davon, weit weg, wo die Kröte ſie nicht erreichen konnte.

Däumelinchen ſegelte vor vielen Städten vorbei, und die kleinen Vögel ſaßen in den Büſchen, ſahen ſie und ſangen: „welch liebliches kleines Mädchen!“ Das Blatt ſchwamm mit ihr immer weiter und weiter fort; ſo reiſte Däumelinchen außer Landes.

Ein niedlicher kleiner weißer Schmetterling umflatterte ſie ſtets, und ließ ſich zuletzt auf das Blatt nieder, Däumelinchen gefiel ihm, und ſie war ſehr erfreut darüber; denn nun konnte die Kröte ſie nicht erreichen und es war ſo ſchön, wo ſie fuhr; die Sonne ſchien auf das Waſſer, dieſes glänzte wie das herrlichſte Gold. Sie nahm ihren Gürtel, band das eine Ende um den Schmetterling, das andre Ende des Bandes befeſtigte ſie am Blatte; das glitt nun viel ſchneller davon und ſie mit, denn ſie ſtand ja auf demſelben.

Da kam ein großer Maikäfer angeflogen, der erblickte ſie und ſchlug augenblicklich ſeine Klauen um ihren ſchlanken Leib und flog mit ihr auf den Baum; das grüne Blatt ſchwamm den Bach hinab und der Schmetterling flog mit, denn er war an das Blatt gebunden und konnte nicht von dem Blatte los kommen.

Gott, wie war das arme Däumelinchen erſchrocken, als der Maikäfer mit ihr auf den Baum flog. Aber hauptſächlich war ſie wegen des ſchönen weißen Schmetterlinges betrübt, den ſie an das Blatt feſtgebunden hatte; im Fall er ſich nun nicht befreien könnte, müßte er ja verhungern. Allein darum kümmerte ſich der Maikäfer gar nicht. Er ſetzte ſich mit ihr auf das größte, grüne Blatt des Baumes, gab ihr das Süße der Blumen zu eſſen und ſagte, daß ſie ſo niedlich ſei, obgleich ſie einem Maikäfer durchaus nicht gliche. Später kamen alle die andern Maikäfer, die im Baume wohnten, und machten Viſite; ſie betrachteten Däumelinchen, und die Fräulein-Maikäfer rümpften die Fühlhörner und ſagten: „ſie hat doch nicht mehr als zwei Beine, das ſieht erbärmlich aus.“ „Sie hat keine Fühlhörner!“ ſagte eine andere. „Sie iſt ſo ſchlank in der Taille, pfui! ſie ſieht wie ein Menſch aus! Wie ſie häßlich iſt!“ ſagten alle Maikäferinnen, und doch war Däumelinchen ſo niedlich. Das erkannte auch der Maikäfer, der ſie geraubt hatte, aber als alle die andern ſagten, ſie ſei häßlich, ſo glaubte er es zuletzt auch und wollte ſie gar nicht haben; ſie konnte gehen, wohin ſie wollte. Sie flogen mit ihr den Baum hinab und ſetzten ſie auf ein Gänſeblümchen; da weinte ſie, weil ſie ſo häßlich ſei, daß die Maikäfer ſie nicht haben wollten, und doch war ſie die lieblichſte, die man ſich denken konnte, ſo fein und zart wie das ſchönſte Roſenblatt.

Den ganzen Sommer über lebte das arme Däumelinchen ganz allein in dem großen Walde. Sie flocht ſich ein Bett aus Grashalmen und hing es unter einem Kleeblatte auf, ſo war ſie vor dem Regen geſchützt; ſie pflückte das Süße der Blumen zur Speiſe, und trank vom Thau, der jeden Morgen auf den Blättern ſtand; ſo vergingen Sommer und Herbſt, aber nun kam der Winter, der kalte, lange Winter. Alle Vögel, die ſo ſchön vor ihr geſungen hatten, flogen davon, Bäume und Blumen verdorrten, das große Klettenblatt, unter dem ſie gewohnt hatte, rollte zuſammen, und es blieb nichts als ein gelber verwelkter Stengel zurück, und ſie fror erſchrecklich, denn ihre Kleider waren entzwei und ſie war ſelbſt ſo fein und klein, das arme Däumelinchen, ſie mußte erfrieren. Es fing an zu ſchneien, und jede Schneeflocke, die auf ſie fiel, war, als wenn man auf uns eine ganze Schaufel voll wirft, denn wir ſind groß und ſie war nur einen Zoll lang. Da hüllte ſie ſich in ein verdorrtes Blatt ein, aber das riß in der Mitte entzwei und wollte nicht wärmen, ſie zitterte vor Kälte.

Dicht vor dem Walde, wohin ſie nun gekommen war, lag ein großes Kornfeld, aber das Korn war ſeit langer Zeit fort, nur die nackten, trocknen Stoppeln ſtanden aus der gefrornen Erde hervor. Sie waren gerade wie ein ganzer Wald für ſie zu durchwandern, o ſie zitterte ſo vor Kälte. Da gelangte ſie vor die Thüre der Feldmaus. Die hatte ein kleines Loch unter den Kornſtoppeln. Da wohnte die Feldmaus warm und gemüthlich, hatte die ganze Stube voll Korn, eine herrliche Küche und Speiſekammer. Das arme Däumelinchen ſtellte ſich in die Thür, gerade wie ein armes Bettelmädchen, und bat um ein kleines Stück von einem Gerſtenkorn, denn ſie hatte in zwei Tagen nicht das mindeſte zu eſſen gehabt.

„Du armes Thierchen!“ ſagte die Feldmaus, denn im Grunde war es eine gute alte Feldmaus, „komm herein in meine warme Stube und ſpeiſe mit mir!“

Da ihr nun Däumelinchen gefiel, ſagte ſie: „du kannſt meinetwegen den Winter über bei mir bleiben, aber du mußt meine Stube ſauber und rein halten und mir Geſchichten erzählen, denn die liebe ich ſehr;“ und Däumelinchen that, was die gute, alte Feldmaus verlangte, und hatte es dafür außerordentlich gut.

„Nun werden wir bald Beſuch erhalten!“ ſagte die Feldmaus, „mein Nachbar pflegt mich alle Wochen einmal zu beſuchen. Er ſteht ſich noch beſſer als ich, hat große Säle und trägt einen ſchönen, ſchwarzen Sammetpelz! Wenn du den nur zum Manne bekommen könnteſt, ſo wäreſt du gut verſorgt; aber er kann nicht ſehen. Du mußt ihm die niedlichſten Geſchichtchen erzählen, die du weißt!“

Aber darum kümmerte ſich Däumelinchen nicht, ihr lag gar Nichts an dem Nachbar, denn er war ja ein Maulwurf.

Er kam und ſtattete Beſuch in ſeinem ſchwarzen Sammetpelz ab. Er ſei ſo reich und ſo gelehrt, ſagte die Feldmaus, ſeine Wohnung ſei auch über zwanzig Mal größer, als die der Feldmaus. Gelehrſamkeit beſaß er, aber die Sonne und die ſchönen Blumen mochte er gar nicht leiden, von dieſen ſprach er ſchlecht, denn er hatte ſie nie geſehen.

Däumelinchen mußte ſingen, und ſie ſang „Maikäfer fliege!“ und „Geht der Pfaffe auf das Feld,“ da verliebte ſich der Maulwurf in ſie, der ſchönen Stimme halber, aber er ſagte nichts, er war ein beſonnener Mann. —

Er hatte ſich vor kurzem einen langen Gang durch die Erde von ſeinem bis zu ihrem Hauſe gegraben, in dieſem erhielten die Feldmaus und Däumelinchen Erlaubniß zu ſpazieren ſo viel ſie wollten. Aber er bat ſie, ſich nicht vor dem todten Vogel zu fürchten, der in dem Gange läge; es war ein ganzer Vogel mit Federn und Schnabel, der ſicher erſt kürzlich geſtorben und nun begraben war, gerade wo Jener ſeinen Gang gemacht hatte.

Der Maulwurf nahm nun ein Stück faules Holz in's Maul, denn das ſchimmert wie Feuer im Dunkeln, und ging dann voran und leuchtete ihnen in dem langen, dunkeln Gange; als ſie dahin kamen, wo der todte Vogel lag, ſtemmte der Maulwurf ſeine breite Naſe gegen die Decke und ſtieß die Erde auf, ſo daß ein großes Loch wurde, durch welches das Licht hinunter ſcheinen konnte. Mitten auf dem Fußboden lag eine todte Schwalbe, die ſchönen Flügel feſt an die Seiten gedrückt, die Füße und den Kopf unter die Federn gezogen; der arme Vogel war ſicher vor Kälte geſtorben. Das that Däumelinchen ſo leid, ſie hielt ſo viel von allen kleinen Vögeln, ſie hatten ja den ganzen Sommer ſo ſchön vor ihr geſungen und gezwitſchert, aber der Maulwurf ſtieß ihn mit ſeinen kurzen Beinen und ſagte: „Nun pfeift er nicht mehr! es muß doch erbärmlich ſein, als kleiner Vogel geboren zu werden! Gott ſei Dank, daß keines von meinen Kindern das wird; ein ſolcher Vogel hat ja nichts außer ſeinem Quivit und muß im Winter verhungern!“

„Ja, das mögt ihr, als vernünftiger Mann, wohl ſagen,“ ſagte die Feldmaus. „Was hat der Vogel für all ſeinen Quivit, wenn der Winter kömmt? Er muß hungern und frieren; doch das ſoll wohl auch vornehm ſein!“

Däumelinchen ſagte gar nichts, aber als die beiden andern dem Vogel den Rücken wandten, neigte ſie ſich herab, ſchob die Federn zur Seite, welche den Kopf bedeckten, und küßte ihn auf die geſchloſſenen Augen.

„Vielleicht war er es, der ſo hübſch vor mir im Sommer ſang,“ dachte ſie, „wie viel Freude hat er mir nicht gemacht, der liebe, ſchöne Vogel!“

Der Maulwurf ſtopfte nun das Loch zu, durch welches der Tag herein ſchien, und begleitete dann die Damen nach Hauſe. Aber des Nachts konnte Däumelinchen gar nicht ſchlafen, da ſtand ſie von ihrem Bette auf und flocht von Heu einen großen ſchönen Teppich, den trug ſie hin, breitete ihn über den todten Vogel aus und legte die feinen Staubfäden von Blumen, die weich wie Baumwolle waren, und welche ſie in der Stube der Feldmaus gefunden hatte, an die Seiten des Vogels, damit er in der kalten Erde warm liegen möge.

„Lebewohl, du ſchöner kleiner Vogel!“ ſagte ſie. „Lebewohl! und habe Dank für deinen herrlichen Geſang im Sommer, als alle Bäume grün waren und die Sonne warm auf uns herabſchien!“ Dann legte ſie ihr Haupt an des Vogels Bruſt, erſchrak aber zugleich, denn es war gerade als ob drinnen etwas klopfte Poch, Poch! Das war des Vogels Herz. Der Vogel war nicht todt, er lag nur betäubt da und war nun erwärmt worden und bekam wieder Leben.

Im Herbſt fliegen alle Schwalben nach den warmen Ländern fort, aber iſt da eine, die ſich verſpätet, da friert ſie ſo, daß ſie ganz todt niederfällt, liegen bleibt, wo ſie hinfällt, und der kalte Schnee bedeckt ſie.

Däumelinchen zitterte ordentlich, ſo war ſie erſchrocken, denn der Vogel war ja groß, ſehr groß gegen ſie, die nur einen Zoll lang war, aber ſie faßte doch Muth, legte die Baumwolle dichter um die arme Schwalbe, holte ein Krauſemünzblatt, welches ſie ſelbſt zum Deckbett gehabt hatte, und legte es über den Kopf des Vogels.

In der nächſten Nacht ſchlich ſie ſich wieder zu ihm, und da war er lebendig, aber ganz matt, er konnte nur einen kurzen Augenblick ſeine Augen öffnen und Däumelinchen anſehen, die mit einem Stück faulem Holze in der Hand, denn eine andere Laterne hatte ſie nicht, vor ihm ſtand. —

„Ich danke dir, du niedlich kleines Kind!“ ſagte die kranke Schwalbe zu ihr, „ich bin ſo herrlich erwärmt worden! Bald erhalte ich meine Kräfte zurück und kann dann wieder draußen in dem wärmen Sonnenſchein herumfliegen!“

„O!“ ſagte ſie, „es iſt kalt draußen, es ſchneit und friert! Bleib' in deinem warmen Bette, ich werde dich ſchon pflegen!“

Dann brachte ſie der Schwalbe Waſſer in einem Blumenblatt, und ſie trank und erzählte ihr, wie ſie ſich den einen Flügel an einem Dornenbuſch wund geriſſen und deshalb nicht ſo ſchnell hätte fliegen können, als die andern Schwalben, welche fortgeflogen ſeien, weit fort nach den warmen Ländern. So ſei ſie zuletzt auf die Erde gefallen, aber mehr konnte ſie ſich nicht entſinnen, und wußte gar nicht, wie ſie hierher gekommen war.

Den ganzen Winter blieb ſie nun da unten, und Däumelinchen pflegte ſie und hatte ſie ſo lieb; weder der Maulwurf noch die Feldmaus erfuhren etwas davon, denn ſie mochten ja die arme Schwalbe nicht leiden.

Sobald das Frühjahr kam und die Sonne die Erde erwärmte, ſagte die Schwalbe dem Däumelinchen Lebewohl, die das Loch öffnete, welches der Maulwurf oben gemacht hatte. Die Sonne ſchien ſo herrlich zu ihnen herein, und die Schwalbe frug, ob ſie mitkommen wolle, ſie könnte auf ihrem Rücken ſitzen, ſie wollten weit in den grünen Wald hinein fliegen. Aber Däumelinchen wußte, daß es die alte Feldmaus betrüben würde, wenn ſie ſie ſo verließe.

„Nein, ich kann nicht!“ ſagte Däumelinchen.

„Lebewohl, lebewohl! Du gutes, niedliches Mädchen!“ ſagte die Schwalbe und flog hinaus in den Sonnenſchein. Däumelinchen ſah ihr nach, und die Thränen traten ihr in die Augen, denn ſie war der armen Schwalbe ſo gut.

„Quivit, quivit!“ ſang der Vogel und flog in den grünen Wald. — Däumelinchen war ſehr betrübt. Sie erhielt gar keine Erlaubniß, in den warmen Sonnenſchein hinaus zu gehen. Das Korn, welches auf dem Felde, über dem Hauſe der Feldmaus geſäet war, wuchs auch hoch in die Luft empor, das war ein ganz dicker Wald für das arme kleine Mädchen, die ja nur einen Zoll lang war.

„Nun biſt du Braut, Däumelinchen,“ ſagte die Feldmaus, „der Nachbar hat um dich angehalten; welch großes Glück für ein armes Kind! Nun mußt du deine Ausſteuer nähen, ſowohl Wollen- wie Leinenzeug, denn es darf an Nichts fehlen, wenn du des Maulwurfs Frau wirſt!“

Däumelinchen mußte die Spindel drehen, und die Feldmaus miethete vier Spinnen, um Tag und Nacht für ſie zu weben. Jeden Abend beſuchte ſie der Maulwurf und ſprach dann immer davon, daß, wenn der Sommer zu Ende ginge, die Sonne lange nicht ſo warm ſcheinen würde, ſie brannte ja jetzt die Erde feſt wie einen Stein; ja wenn der Sommer vorbei wäre, dann wollte er mit Däumelinchen Hochzeit halten; aber ſie war gar nicht froh, denn ſie mochte den langweiligen Maulwurf nicht leiden. Jeden Morgen, wenn die Sonne aufging, und jeden Abend, wenn ſie unterging, ſtahl ſie ſich zur Thüre hinaus, und wenn dann der Wind die Kornähren trennte, ſo daß ſie den blauen Himmel erblicken konnte, dachte ſie daran, wie hell und ſchön es hier draußen ſei, und wünſchte ſehnlichſt, die liebe Schwalbe wieder zu ſehen; aber die kam nie wieder, die war gewiß weit weg in den ſchönen, grünen Wald geflogen.

Als es nun Herbſt wurde, hatte Däumelinchen ihre ganze Ausſteuer fertig.

„In vier Wochen ſollſt du Hochzeit halten!“ ſagte die Feldmaus zu ihr. Aber Däumelinchen weinte und ſagte, ſie wolle den langweiligen Maulwurf nicht haben.

„Schnickſchnack!“ ſagte die Feldmaus, „ſei nicht widerſpenſtig, denn ſonſt werde ich dich mit meinen weißen Zähnen beißen! Es iſt ja ein ſchöner Mann, den du bekommſt! Die Königin ſelbſt hat nicht ſolchen ſchwarzen Sammetpelz! Er hat Küche und Keller voll. Danke du Gott dafür!“

Nun ſollte die Hochzeit ſein. Der Maulwurf war ſchon gekommen, Däumelinchen zu holen; ſie ſollte bei ihm wohnen, tief unter der Erde, nie an die warme Sonne herauskommen, denn die mochte er nicht leiden. Das arme Kind war ſo betrübt, ſie ſollte nun der ſchönen Sonne Lebewohl ſagen, die ſie doch bei der Feldmaus Erlaubniß gehabt hatte von der Thüre aus zu ſehen.

„Lebe wohl, du helle Sonne!“ ſagte ſie, ſtreckte die Arme hoch empor, und ging auch eine kleine Strecke vor dem Hauſe der Feldmaus weiter; denn nun war das Korn geerntet, und hier ſtanden nur die trockenen Stoppeln. „Lebe wohl, lebe wohl!“ ſagte ſie und ſchlang ihre Arme um eine kleine rothe Blume, die da ſtand. „Grüße die kleine Schwalbe von mir, wenn du ſie zu ſehen bekommſt!“

„Quivit, quivit!“ ertönte es plötzlich über ihrem Kopfe; ſie ſah empor; es war die kleine Schwalbe, die gerade vorbei kam. Sobald ſie Däumelinchen erblickte, wurde ſie ſehr erfreut; dieſe erzählte ihr, wie ungern ſie den häßlichen Maulwurf zum Mann haben wolle, und daß ſie dann tief unter der Erde wohnen ſolle, wo nie die Sonne ſcheine. Sie konnte ſich nicht enthalten, dabei zu weinen.

„Nun kommt der kalte Winter,“ ſagte die kleine Schwalbe, „ich fliege weit fort nach den warmen Ländern, willſt du mit mir kommen? Du kannſt auf meinem Rücken ſitzen; binde dich nur mit deinem Gürtel feſt, dann fliegen wir von dem häßlichen Maulwurf und ſeiner dunklen Stube fort, weit weg über die Berge nach den warmen Ländern, wo die Sonne ſchöner ſcheint als hier, wo es immer Sommer iſt und herrliche Blumen giebt. Fliege nur mit mir, du liebes, kleines Däumelinchen, die mein Leben gerettet hat, als ich erfroren in dem dunklen Erdkeller lag!“

„Ja, ich werde mit dir ziehen!“ ſagte Däumelinchen, ſetzte ſich auf des Vogels Rücken, mit den Füßen auf ſeine entfaltete Schwinge, und band ihren Gürtel an eine der ſtärkſten Federn feſt, da flog die Schwalbe hoch in die Luft hinauf, über Wald und über See, hoch hinauf über die großen Berge, wo immer Schnee liegt; und Däumelinchen fror in der kalten Luft, aber dann verkroch ſie ſich unter des Vogels warme Federn, und ſteckte nur den kleinen Kopf hervor um all die Schönheiten unter ſich zu bewundern.

Da kamen ſie denn nach den warmen Ländern. Dort ſchien die Sonne weit heller als hier, der Himmel war zweimal ſo hoch, und auf Gräben und Hecken wuchſen die ſchönſten grünen und blauen Weintrauben. In den Wäldern hingen Citronen und Apfelſinen, hier duftete es von Myrthen und Krauſemünze, und auf den Landſtraßen liefen die niedlichſten Kinder und ſpielten mit großen bunten Schmetterlingen. Aber die Schwalbe flog noch weiter fort, und es wurde ſchöner und ſchöner. Unter den herrlichſten grünen Bäumen an dem blauen See ſtand ein blendend weißes Marmorſchloß, noch aus alten Zeiten! Weinreben rankten ſich um die hohen Säulen empor; ganz oben waren viele Schwalbenneſter, und in einem derſelben wohnte die Schwalbe, welche Däumelinchen trug.

„Hier iſt mein Haus!“ ſagte die Schwalbe, „aber es ſchickt ſich nicht, daß du mit da wohnſt, ich bin nicht ſo eingerichtet, daß du damit zufrieden ſein kannſt, ſuche dir nun ſelbſt eine der prächtigſten Blumen, die da unten wachſen, dann will ich dich hineinſetzen, und du ſollſt es ſo gut haben, wie du es nur wünſcheſt!“

„Das iſt herrlich!“ ſagte ſie und klatſchte in die kleinen Hände.

Da lag eine große weiße Marmorſäule, welche zu Boden gefallen und in drei Stücke geſprungen war, aber zwiſchen dieſen wuchſen die ſchönſten großen, weißen Blumen. Die Schwalbe flog mit Däumelinchen hinunter und ſetzte ſie auf eins der breiten Blätter; aber wie erſtaunte ſie! Da ſaß ein kleiner Mann mitten in der Blume, ſo weiß und durchſichtig, als wäre er von Glas; die niedlichſte Goldkrone trug er auf dem Kopfe und die herrlichſten Flügel an den Schultern, er ſelbſt war nicht größer als Däumelinchen. Er war der Blume Engel. In jeder Blume wohnte ſo ein kleiner Mann oder eine Frau, aber dieſer war der König über alle.

„Gott, wie iſt er ſchön!“ flüſterte Däumelinchen der Schwalbe zu. Der kleine Prinz erſchrak ſehr über die Schwalbe, denn ſie war ja gegen ihn, der ſo klein und fein war, ein ganzer Rieſenvogel, aber als er Däumelinchen erblickte, wurde er doch erfreut, ſie war das ſchönſte Mädchen, das er je geſehen hatte. Deshalb nahm er ſeine Goldkrone vom Haupte und ſetzte ſie ihr auf, frug, wie ſie heiße, und ob ſie ſeine Frau werden wolle, dann ſollte ſie Königin über alle Blumen werden! Ja das war wahrlich ein anderer Mann, als der Sohn der Kröte und der Maulwurf mit dem ſchwarzen Sammetpelze. Sie ſagte deshalb „ja“ zu dem herrlichen Prinzen, und von jeder Blume kam eine Dame oder ein Herr, ſo niedlich, daß es eine Luſt war; jeder brachte Däumelinchen ein Geſchenk, aber das beſte von allen waren ein Paar ſchöne Flügel von einer großen weißen Fliege; ſie wurden Däumelinchen am Rücken befeſtigt, und nun konnte ſie auch von Blume zu Blume fliegen; da gab es viele Freude, und die kleine Schwalbe ſaß oben in ihrem Neſte und ſollte das Hochzeitlied ſingen, und das that ſie denn auch, ſo gut ſie konnte, aber im Herzen war ſie doch betrübt, denn ſie war Däumelinchen ſo gut, o gar zu gut und hätte ſich nie von ihr trennen mögen.

„Du ſollſt nicht Däumelinchen heißen!“ ſagte der Blumen-Engel zu ihr, „das iſt ein häßlicher Name und du biſt ſo ſchön. Wir wollen dich Maja nennen.“

„Lebewohl, lebewohl!“ ſagte die kleine Schwalbe mit ſchwerem Herzen und flog wieder fort von den warmen Ländern, weit weg nach Dänemark zurück; dort hatte ſie ein kleines Neſt über dem Fenſter, wo der Mann wohnt, der Märchen erzählen kann, vor ihm ſang ſie „quivit, quivit!“ daher wiſſen wir die ganze Geſchichte.

Der kleine Klaus und der große Klaus.

In einem Dorfe wohnten zwei Leute, die beide denſelben Namen hatten, alle beide hießen ſie Klaus, aber der eine beſaß vier Pferde und der andere nur ein einziges Pferd; um ſie nun von einander unterſcheiden zu können, nannte man den, der vier Pferde beſaß, den großen Klaus, und den, der nur ein einziges Pferd hatte, den kleinen Klaus. Nun wollen wir hören, wie es den Beiden erging, denn es iſt eine wahre Geſchichte.

Die ganze Woche hindurch mußte der kleine Klaus für den großen Klaus pflügen und ihm ſein einziges Pferd leihen; dann half der große Klaus ihm wieder mit allen ſeinen vieren, aber nur einmal wöchentlich, und das war des Sonntags. Huſſa! wie klatſchte der kleine Klaus mit ſeiner Peitſche über alle fünf Pferde, ſie waren ja nun ſo gut wie ſein, an dem einen Tage. Die Sonne ſchien ſo herrlich, und alle Glocken im Kirchthurme läuteten zur Kirche, die Leute waren alle ſo geputzt und gingen mit dem Geſangbuche unter dem Arme, den Prediger predigen zu hören, und ſie ſahen den kleinen Klaus, der mit fünf Pferden pflügte, und er war ſo vergnügt, daß er wieder mit der Peitſche klatſchte und rief: „Hü, alle meine Pferde!“

„So mußt du nicht ſprechen,“ ſagte der große Klaus, „das eine Pferd iſt ja nur dein!“

Aber als wieder Jemand vorbeiging, vergaß der kleine Klaus, daß er es nicht ſagen ſollte, und da rief er: „hü, alle meine Pferde!“

„Ja, nun werde ich dich erſuchen es bleiben zu laſſen!“ ſagte der große Klaus, „denn ſagſt du es noch einmal, ſo ſchlage ich dein Pferd vor den Kopf, daß es auf der Stelle todt iſt, dann iſt es mit ihm aus!“

„Ich will es wahrlich nicht mehr ſagen!“ ſagte der kleine Klaus, aber als da Leute vorbei kamen, und ihm guten Tag zunickten, wurde er ſo erfreut, und dachte, es ſähe doch recht gut aus, daß er fünf Pferde habe ſein Feld zu pflügen, und da klatſchte er mit der Peitſche und rief: „hü alle meine Pferde!“

„Ich werde deine Pferde hüen!“ ſagte der große Klaus, und nahm den Spannſtrickhammer und ſchlug des kleinen Klaus einziges Pferd vor den Kopf, ſo daß es umfiel und ganz todt war.

„Ach nun habe ich gar kein Pferd mehr!“ ſagte der kleine Klaus und fing an zu weinen. Später zog er dem Pferde die Haut ab und ließ ſie gut im Winde trocknen, ſteckte ſie dann in einen Sack, den er auf der Schulter trug, und ging nach der Stadt, um ſeine Pferdehaut zu verkaufen.

Er hatte einen ſehr weiten Weg zu gehen, mußte durch einen großen dunklen Wald, und nun wurde es ein gewaltig ſchlechtes Wetter; er verirrte ſich gänzlich, und ehe er wieder auf den rechten Weg kam, war es Abend und allzuweit, um zur Stadt oder wieder nach Hauſe zu gelangen, bevor es Nacht wurde.

Dicht am Wege lag ein großer Bauerhof, die Fenſterladen waren draußen vor den Fenſtern geſchloſſen, aber das Licht konnte doch darüber hinausſcheinen. Da werde ich wohl Erlaubniß erhalten können die Nacht über zu bleiben, dachte der kleine Klaus, und ging hin um anzuklopfen.

Die Bauerfrau machte auf, aber als ſie hörte, was er wollte, ſagte ſie, er möge ſeiner Wege gehen, ihr Mann ſei nicht zu Hauſe, und ſie nehme keinen Fremden auf.

„Nun ſo muß ich draußen liegen bleiben,“ ſagte der kleine Klaus, und die Bauerfrau ſchlug ihm die Thür vor der Naſe zu.

Dicht daneben ſtand ein großer Heuſchober, und zwiſchen dieſem und dem Hauſe war ein kleiner Schuppen mit einem flachen Strohdache gebaut.

„Da oben kann ich liegen!“ ſagte der kleine Klaus, als er das Dach erblickte, „das iſt ja ein herrliches Bett. Der Storch fliegt wohl nicht herunter und beißt mich in die Beine.“ Denn es ſtand ein lebendiger Storch oben auf dem Dache, wo er ſein Neſt hatte.

Nun kroch der kleine Klaus oben auf den Schuppen hinauf, wo er lag und ſich drehte, um ſich recht bequem zu betten. Die hölzernen Laden vor den Fenſtern ſchloſſen oben nicht zu, und ſo konnte er gerade in die Stube hinein blicken.

Da war ein großer Tiſch gedeckt mit Wein und Braten, und ein herrlicher Fiſch darauf, die Bauerfrau und der Küſter ſaßen bei Tiſche und ſonſt niemand anders, und ſie ſchenkte ihm ein und er gabelte in den Fiſch, denn das war ſein Leibgericht.

„Wer doch etwas davon ab bekommen könnte!“ dachte der kleine Klaus, und ſtreckte den Kopf gerade gegen das Fenſter. Gott, welchen herrlichen Kuchen ſah er darinnen ſtehen! Ja, das war ein Feſt!

Nun hörte er Jemand von der Landſtraße her gegen das Haus geritten kommen, das war der Mann der Bauerfrau, der nach Hauſe kam.

Es war ein ſehr guter Mann, aber er hatte die wunderliche Eigenheit, daß er es nie vertragen konnte einen Küſter zu ſehen; kam ihm ein Küſter vor die Augen, ſo wurde er ganz raſend. Deshalb war es auch, daß der Küſter zu ſeiner Frau hineingegangen war um ihr guten Tag zu ſagen, weil er wußte, daß der Mann nicht zu Hauſe ſei, und die gute Frau ſetzte ihm deshalb das herrlichſte Eſſen vor, was ſie hatte; als ſie nun den Mann kommen hörten, erſchraken ſie, und die Frau bat den Küſter in eine große leere Kiſte hineinzukriechen; das that er, denn er wußte ja, daß der arme Mann es nicht vertragen konnte einen Küſter zu ſehen. Die Frau verſteckte geſchwind all das herrliche Eſſen und den Wein in ihrem Backofen, denn hätte der Mann das zu ſehen bekommen, ſo hätte er ſicher gefragt, was es zu bedeuten habe.

„Ach ja!“ ſeufzte der kleine Klaus oben auf ſeinem Schauer, als er all das Eſſen verſchwinden ſah.

„Iſt Jemand dort oben?“ fragte der Bauer und ſah nach dem kleinen Klaus hinauf. „Weshalb liegſt du dort? komme lieber mit in die Stube.“

Nun erzählte der kleine Klaus, wie er ſich verirrt habe, und bat, daß er die Nacht über bleiben dürfe.

„Ja freilich!“ ſagte der Bauer, „aber wir müſſen zuerſt etwas zu leben haben!“

Die Frau empfing ſie beide ſehr freundlich, deckte einen langen Tiſch und gab ihnen eine große Schüſſel voll Grütze. Der Bauer war hungrig und aß mit rechtem Appetit, aber der kleine Klaus konnte nicht unterlaſſen, an den herrlichen Braten, Fiſch und Kuchen, welche er im Ofen wußte, zu denken.

Unter den Tiſch zu ſeinen Füßen hatte er den Sack mit der Pferdehaut darin gelegt, denn wir wiſſen ja, daß er ihrethalben ausgegangen war, um ſie in der Stadt zu verkaufen. Die Grütze wollte ihm nicht ſchmecken, und da trat er auf ſeinen Sack, und die trockene Haut im Sacke knarrte ganz laut.

„St!“ ſagte der kleine Klaus zu ſeinem Sacke, trat aber zu gleicher Zeit wieder darauf, da knarrte es weit lauter als zuvor.

„Ei! was haſt du in deinem Sacke?“ fragte der Bauer darauf.

„O, es iſt ein Zauberer!“ ſagte der kleine Klaus, „er ſagt, wir ſollten doch keine Grütze eſſen, er hat den ganzen Ofen voll von Braten, Fiſchen und Kuchen gehext.“

„Poßtauſend!“ ſagte der Bauer, und machte ſchnell den Ofen auf, wo er all die prächtigen leckern Speiſen erblickte, welche die Frau dort verborgen hatte, aber die, wie er nun glaubte, der Zauberer im Sacke für ſie gehext habe. Die Frau durfte nichts ſagen, ſondern ſetzte ſogleich die Speiſen auf den Tiſch, und ſo aßen beide vom Fiſche, vom Braten und von dem Kuchen. Nun trat der kleine Klaus wieder auf ſeinen Sack, daß die Haut knarrte.

„Was ſagt er jetzt?“ fragte der Bauer.

„Er ſagt,“ erwiederte der kleine Klaus, „daß er auch drei Flaſchen Wein für uns gehext hat, ſie ſtehen dort in der Ecke beim Ofen!“ Nun mußte die Frau den Wein hervorholen, den ſie verborgen hatte, und der Bauer trank und wurde ſo luſtig! Einen ſolchen Zauberer, wie der kleine Klaus im Sacke hatte, hätte er doch gar zu gerne gehabt.

„Kann er auch den Teufel hervor hexen?“ fragte der Bauer, „ich möchte ihn wohl ſehen, denn nun bin ich luſtig!“

„Ja,“ ſagte der kleine Klaus, „mein Zauberer kann Alles, was ich verlangen will. Nicht wahr?“ fragte er und trat auf den Sack, daß es knarrte. „Hörſt Du, er ſagt ja! Aber der Teufel ſieht ſo häßlich aus, wir wollen ihn lieber nicht ſehen!“

„O, mir iſt gar nicht bange, wie mag er wohl ausſehen?“

„Ja, er wird ſich ganz leibhaftig als ein Küſter zeigen!“

„Hu!“ ſagte der Bauer, „das iſt häßlich! Ihr müßt wiſſen, ich kann nicht vertragen einen Küſter zu ſehen! Aber es thut Nichts, ich weiß ja, daß es der Teufel iſt, ſo werde ich mich wohl leichter darein finden! Nun habe ich Muth! allein er muß mir nicht zu nahe kommen."

„Nun werde ich meinen Zauberer fragen," ſagte der kleine Klaus, trat auf den Sack und hielt ſein Ohr hin.

„Was ſagt er?"

„Er ſagt, ihr könnt hingehen und die Kiſte aufmachen, die dort in der Ecke ſteht, ſo werdet ihr den Teufel ſehen, wie er darin kauert, aber ihr müßt den Deckel halten, daß er nicht entwiſcht."

„Wollt ihr mir helfen ihn zu halten?" bat der Bauer und ging zu der Kiſte hin, wo die Frau den wirklichen Küſter verborgen hatte, der darin ſaß und ſich ſehr fürchtete.

Der Bauer öffnete den Deckel ein wenig und ſah unter denſelben hinein: „hu!" ſchrie er, und ſprang zurück. „Ja, nun habe ich ihn geſehen, er ſah ganz aus wie unſer Küſter! nein, das war erſchrecklich!"

Darauf mußte getrunken werden, und ſo tranken ſie denn noch bis tief in die Nacht hinein.

„Den Zauberer mußt du mir verkaufen," ſagte der Bauer, „verlange dafür Alles, was du willſt! ja, ich gebe dir gleich einen ganzen Scheffel Geld!"

„Nein, das kann ich nicht!" ſagte der kleine Klaus, „bedenke doch, wie vielen Nutzen kann ich nicht von dieſem Zauberer haben!"

„Ach, ich möchte ihn ſo gern haben," ſagte der Bauer, und fuhr fort zu bitten.

„Ja," ſagte da der kleine Klaus zuletzt, „da du ſo gut geweſen biſt, mir dieſe Nacht Obdach zu gewähren, ſo mag es darum ſein, du ſollſt den Zauberer für einen Scheffel Geld haben, aber ich will den Scheffel gehäuft voll haben.“

„Das ſollſt du bekommen,“ ſagte der Bauer, „aber die Kiſte dort mußt du mit dir nehmen, ich will ſie nicht eine Stunde im Hauſe behalten, man kann nicht wiſſen, vielleicht ſitzt er noch darin.

Der kleine Klaus gab dem Bauer ſeinen Sack mit der trockenen Haut darin und bekam einen ganzen Scheffel Geld, und das gehäuft gemeſſen, dafür. Der Bauer ſchenkte ihm ſogar noch einen Karren, um das Geld und die Kiſte darauf fortzufahren.

„Lebewohl!“ ſagte der kleine Klaus, und da fuhr er mit ſeinem Gelde und der großen Kiſte, worin noch der Küſter ſaß, davon.

Auf der andern Seite des Waldes war ein großer tiefer Fluß, das Waſſer floß ſo reißend darin, daß man kaum gegen den Strom ſchwimmen konnte; man hatte eine große neue Brücke darüber geſchlagen, der kleine Klaus hielt mitten auf derſelben an, und ſagte ganz laut, damit der Küſter in der Kiſte es hören könne:

„Nein, was ſoll ich doch mit der dummen Kiſte machen? ſie iſt ſo ſchwer, als ob Steine darin wären! Ich werde nur müde davon, ſie weiter zu fahren, ich will ſie deshalb in den Fluß werfen, ſchwimmt ſie zu mir nach Hauſe, ſo iſt es gut, und thut ſie es nicht, ſo macht es auch Nichts.“

Nun faßte er die Kiſte mit der einen Hand an und hob ſie ein wenig auf, gerade als ob er ſie in das Waſſer werfen wollte.

„Nein, laß das ſein!“ rief der Küſter innerhalb der Kiſte, „laß mich erſt heraus!“

„Hu!“ ſagte der kleine Klaus und that als fürchte er ſich. „Er ſitzt noch darin! Da muß ich ihn geſchwind in den Fluß werfen, damit er ertrinkt!“

„O nein, o nein!“ rief der Küſter, „ich will dir einen ganzen Scheffel Geld geben, wenn du mich gehen läßt!“

„Ja das iſt etwas Anderes!“ ſagte der kleine Klaus, und machte die Kiſte auf. Der Küſter kroch ſchnell heraus, ſtieß die leere Kiſte in das Waſſer und ging nach ſeinem Hauſe, wo der kleine Klaus einen ganzen Scheffel Geld bekam; einen hatte er ja ſchon von dem Bauer erhalten, nun hatte er alſo ſeinen ganzen Karren voller Geld.

„Sieh, das Pferd erhielt ich ganz gut bezahlt!“ ſagte er zu ſich ſelbſt, als er zu Hauſe in ſeiner eigenen Stube war und alles Geld auf einen Berg mitten in der Stube ausſchüttete. „Das wird den großen Klaus ärgern, wenn er erfährt, wie reich ich durch mein einziges Pferd geworden bin, aber ich will es ihm doch nicht gerade rein heraus ſagen!“

Nun ſandte er einen Knaben zum großen Klaus hin, um ſich ein Scheffelmaß zu leihen.

„Was mag er wohl damit wollen?“ dachte der große Klaus, und ſchmierte Theer unter den Boden deſſelben, damit von dem, was gemeſſen wurde, etwas daran hängen bleiben könnte, und das that es denn auch, denn als er das Scheffelmaß zurück erhielt, hingen drei neue ſilberne Achtgroſchen-Stücke daran.

„Was iſt das?“ ſagte der große Klaus und lief ſogleich zu dem Kleinen: „Wo haſt du all das viele Geld herbekommen?“

„O das iſt für meine Pferdehaut, ich verkaufte ſie geſtern Abend!“

„Das war wahrlich gut bezahlt!“ ſagte der große Klaus, lief geſchwind nach Hauſe, nahm eine Axt, ſchlug alle ſeine vier Pferde vor den Kopf, zog ihnen die Haut ab, und fuhr mit dieſen zur Stadt.

„Häute! Häute! wer will Häute kaufen!“ rief er durch die Straßen.

Alle Schuhmacher und Gerber kamen gelaufen und fragten, was er dafür haben wolle.

„Einen Scheffel Geld für jede,“ ſagte der große Klaus.

„Biſt du toll?“ riefen Alle, „glaubſt du, wir hätten Geld ſcheffelweiſe?“

„Häute, Häute! wer will Häute kaufen,“ rief er wieder, aber allen denen, welche ihn fragten, was die Häute koſten ſollten, erwiderte er: „einen Scheffel Geld.“

„Er will uns foppen,“ ſagten Alle und da nahmen die Schuhmacher ihre Spannriemen und die Gerber ihre Schurzfelle, und fingen an auf den großen Klaus loszuprügeln.

„Häute, Häute!“ höhnten ſie ihm nach, „ja wir wollen dir die Haut gerben, daß dir die rothe Suppe nachlaufen ſoll; hinaus aus der Stadt mit ihm!“ riefen ſie und der große Klaus mußte ſich ſputen, was er nur konnte, denn ſo war er noch nie durchgeprügelt worden.

„Na!" ſagte er, als er nach Hauſe kam, „das ſoll der kleine Klaus bezahlt erhalten! ich will ihn dafür todtſchlagen!"

Aber zu Hauſe beim kleinen Klaus war die alte Großmutter geſtorben; ſie war freilich recht böſe und ſchlimm gegen ihn geweſen, aber er war doch ganz betrübt, und nahm die todte Frau und legte ſie in ſein warmes Bett, um zu ſehen, ob ſie nicht zum Leben zurückkehren möchte; da ſollte ſie die ganze Nacht liegen, er ſelbſt wollte im Winkel ſitzen und auf einem Stuhl ſchlafen, das hatte er ſchon öfter gethan.

Als er nun in der Nacht da ſaß, ging die Thür auf und der große Klaus kam mit ſeiner Axt herein; er wußte wohl, wo des kleinen Klaus Bett ſtand, ging gerade darauf los und ſchlug nun die alte Großmutter vor den Kopf, indem er glaubte, daß es der kleine Klaus ſei.

„Siehſt du!" ſagte er „nun ſollſt du mich nicht mehr zum Beſten haben!" und da ging er wieder nach Hauſe.

„Das iſt doch ein recht böſer Mann!" ſagte der kleine Klaus," da wollte er mich todt ſchlagen! es war doch gut für die alte Mutter, daß ſie ſchon todt war, ſonſt hätte er ihr das Leben genommen!"

Nun legte er der alten Großmutter Sonntagskleider an, lieh ſich von ſeinem Nachbar ein Pferd, ſpannte es vor den Wagen und ſetzte die alte Großmutter auf den hinterſten Sitz, ſo daß ſie nicht hinausfallen konnte, wenn er fuhr, und ſo rollten ſie von dannen durch den Wald. Als die Sonne aufging, waren ſie vor einem großen Wirthshauſe, da hielt der kleine Klaus an und ging hinein, um etwas zu genießen.

Der Wirth hatte ſehr, ſehr viel Geld, er war auch ein recht guter, aber hitziger Mann, als wären Pfeffer und Tabak in ihm.

„Guten Morgen!“ ſagte er zum kleinen Klaus, „du biſt heute früh ins Zeug gekommen!“

„Ja,“ ſagte der kleine Klaus, „ich will mit meiner alten Großmutter zur Stadt, ſie ſitzt da draußen auf dem Wagen, ich kann ſie nicht in die Stube herein bringen. Wollt ihr derſelben nicht ein Glas Meth geben; aber ihr müßt recht laut ſprechen, denn ſie kann nicht gut hören.“

„Ja, das will ich thun!“ ſagte der Wirth und ſchenkte ein großes Glas Meth ein, mit dem er zur todten Großmutter hinaus ging, welche in dem Wagen aufrecht geſetzt war.

„Hier iſt ein Glas Meth von ihrem Sohne!“ ſagte der Wirth, aber die todte Frau erwiderte kein Wort, ſondern ſaß ganz ſtille. —

„Hört ihr nicht!“ rief der Wirth ſo laut er konnte, „hier iſt ein Glas Meth von ihrem Sohne!“

Noch ein Mal rief er daſſelbe und dann noch ein Mal, aber da ſie ſich durchaus nicht von der Stelle rührte, wurde er ärgerlich und warf ihr das Glas in das Geſicht, ſo daß ihr der Meth gerade über die Naſe lief und ſie rücklings über in den Wagen fiel, denn ſie war nur aufgeſetzt und nicht feſtgebunden.

„Heda!“ rief der kleine Klaus, ſprang zur Thüre heraus und packte den Wirth an der Bruſt, „da haſt du meine Großmutter erſchlagen! Sieh nur, da iſt ein großes Loch in ihrer Stirn!“

„O das iſt ein Unglück!“ rief der Wirth und ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen, „das kömmt Alles von meiner Hitze! Lieber kleiner Klaus, ich will dir einen Scheffel Geld geben und deine Großmutter begraben laſſen, als wäre es meine eigene, aber ſchweige nur ſtill, ſonſt wird mir der Kopf abgeſchlagen, und das wäre doch unangenehm.“

So bekam der kleine Klaus einen ganzen Scheffel Geld, und der Wirth begrub die alte Großmutter ſo, als ob es ſeine eigene geweſen wäre.

Als nun der kleine Klaus wieder mit dem vielen Gelde nach Hauſe kam, ſchickte er gleich ſeinen Knaben hinüber zum großen Klaus, um ihn bitten zu laſſen, ihm ein Scheffelmaß zu leihen.

„Was iſt das?“ ſagte der große Klaus, „habe ich ihn nicht todt geſchlagen? Da muß ich doch ſelbſt nachſehen,“ und ſo ging er ſelbſt mit dem Scheffel hinüber zum kleinen Klaus.

„Nein, wo haſt du doch all das Geld herbekommen?“ fragte er, und riß die Augen recht auf, als er alles das erblickte, was noch hinzugekommen war. —

„Du haſt meine Großmutter, aber nicht mich erſchlagen!“ ſagte der kleine Klaus, „die habe ich nun verkauft und einen Scheffel Geld dafür bekommen!“

„Das iſt wahrlich gut bezahlt!“ ſagte der große Klaus und eilte nach Hauſe, nahm eine Axt und ſchlug gleich ſeine alte Großmutter todt, legte ſie auf den Wagen, fuhr mit ihr zur Stadt, wo der Apotheker wohnte, und fragte, ob er einen todten Menſchen kaufen wolle.

„Wer iſt es, und wo habt ihr ihn her?“ fragte der Apotheker.

„Es iſt meine Großmutter!“ ſagte der große Klaus, „ich habe ſie todt geſchlagen, um einen Scheffel Geld dafür zu bekommen!“

„Gott bewahre uns!“ ſagte der Apotheker. „Ihr ſprecht irre! ſagt doch nicht dergleichen, ſonſt könnt ihr den Kopf verlieren!“ — Und nun ſagte er ihm ausführlich, was das für eine böſe That ſei, die er begangen habe, und was für ein ſchlechter Menſch er ſei, und daß er beſtraft werden müßte; da erſchrak der große Klaus ſo ſehr, daß er von der Apotheke gerade in den Wagen ſprang, auf die Pferde ſchlug und nach Hauſe fuhr, aber der Apotheker und alle Leute glaubten, er ſei verrückt, und deshalb ließen ſie ihn fahren, wohin er wollte.

„Das ſollſt du mir bezahlen!“ ſagte der große Klaus, als er draußen auf der Landſtraße war! „ja das ſollſt du mir bezahlen, kleiner Klaus!“ und nun nahm er, ſobald er nach Hauſe kam, den größten Sack, den er finden konnte, ging hinüber zum kleinen Klaus und ſagte: „nun haſt du mich wieder gefoppt! erſt ſchlug ich meine Pferde todt, dann meine alte Großmutter! Das iſt alles deine Schuld, aber du ſollſt mich nie mehr foppen,“ und da packte er den kleinen Klaus um den Leib und ſteckte ihn in ſeinen Sack, nahm ihn ſo auf ſeinen Nacken und rief ihm zu: „nun gehe ich aus und ertränke dich!“

Es war ein weiter Weg, den er zu gehen hatte, bevor er zu dem Fluſſe kam, und der kleine Klaus war nicht ſo leicht zu tragen. Der Weg ging dicht bei der Kirche vorbei, die Orgel ertönte und die Leute ſangen ſo ſchön darin! Da ſetzte der große Klaus ſeinen Sack mit dem kleinen Klaus darin dicht bei der Kirchenthür nieder, und dachte, es könne wohl ganz gut ſein, hineinzugehen und einen Pſalm zu hören, ehe er weiter ginge; der kleine Klaus konnte ja nicht herauskommen und alle Leute waren in der Kirche; ſo ging er denn hinein.

„Ach ja, ach ja!“ ſeufzte der kleine Klaus im Sacke, und drehte und wandte ſich, aber es war ihm nicht möglich das Band aufzulöſen; da kam ein alter, alter Viehtreiber daher, mit ſchneeweißem Haare und einem großen Stab in der Hand; er trieb eine ganze Heerde Kühe und Stiere vor ſich her, ſie ſtießen an den Sack, in dem der kleine Klaus ſaß, ſo daß er umgeworfen wurde.

„Ach ja!“ ſeufzte der kleine Klaus, „ich bin noch ſo jung und ſoll ſchon ins Himmelreich!“

„Und ich Armer!“ ſagte der Viehtreiber „bin ſchon ſo alt und kann noch immer nicht dahin kommen!“

„Löſe den Sack auf!“ rief der kleine Klaus, „krieche ſtatt meiner hinein, ſo kömmſt du ſogleich ins Himmelreich.“

„Ja das will ich herzlich gern,“ ſagte der Viehtreiber und band den Sack auf, aus dem der kleine Klaus ſogleich heraus ſprang.

„Willſt du nun aber auch auf das Vieh Acht geben?“ ſagte der alte Mann, und kroch dann in den Sack hinein, den der kleine Klaus zuband und dann mit allen Kühen und Stieren ſeines Weges zog.

Bald darauf kam der große Klaus aus der Kirche, er nahm wieder ſeinen Sack auf den Rücken, obgleich es ihm ſchien, als wäre derſelbe leichter geworden, denn der alte Viehtreiber war nicht mehr denn halb ſo ſchwer als der kleine Klaus! „Wie iſt er doch leicht zu tragen geworden! ja das kömmt daher, daß ich einen Pſalm gehört habe!“ ſo ging er nach dem Fluſſe, der tief und groß war, warf den Sack mit dem alten Viehtreiber ins Waſſer und rief hinterdrein, denn er glaubte ja, daß es der kleine Klaus ſei: „da, liege, nun ſollſt du mich nicht mehr foppen!“

Drauf ging er nach Hauſe, aber als er an die Stelle kam, wo der Weg ſich kreuzte, begegnete er dem kleinen Klaus, welcher mit allem ſeinem Vieh dahertrieb.

„Was iſt das!“ ſagte der große Klaus, „habe ich dich nicht ertränkt?“

„Ja!“ ſagte der kleine Klaus, „du warfſt mich ja vor einer kleinen halben Stunde in den Fluß hinunter!“

„Aber wo haſt du all das herrliche Vieh herbekommen?“ fragte der große Klaus.

„Das iſt Seevieh!“ ſagte der kleine Klaus, „ich will dir die ganze Geſchichte erzählen und dir Dank ſagen, daß du mich ertränkteſt, denn nun bin ich obenauf, bin wahrhaft reich! — Mir war ſo bange, als ich im Sacke ſteckte; und der Wind pfiff mir um die Ohren, als du mich von der Brücke hinunter in das kalte Waſſer warfſt. Ich ſank ſogleich zu Boden, aber ich ſtieß mich nicht, denn da unten wächſt das ſchönſte weiche Gras. Darauf fiel ich, und ſogleich wurde der Sack geöffnet, und das lieblichſte Mädchen, in ſchneeweißen Kleidern und mit einem grünen Kranz um das naſſe Haar, nahm mich bei der Hand und ſagte: „Biſt du da, kleiner Klaus? da haſt du zuerſt einiges Vieh! eine Meile weiter auf dem Wege ſteht noch eine ganze Heerde, die ich dir ſchenken will!" — Nun ſah ich, daß der Fluß eine große Landſtraße für das Meervolk bildete. Unten auf dem Grunde gingen und fuhren ſie gerade von der See her und ganz hinein in das Land, bis wo der Fluß endet. Da war es ſo ſchön von Blumen, und dem friſcheſten Graſe, die Fiſche, welche im Waſſer ſchwammen, ſchoſſen mir an den Ohren vorüber, gerade ſo wie hier die Vögel in der Luft. Was gab es da für hübſche Leute, und was war da für Vieh, das auf Gräben und Wällen graſ'te!"

„Aber weshalb biſt du gleich wieder zu uns heraufgekommen?" fragte der große Klaus. „Das hätte ich nicht gethan, wenn es ſo ſchön dort unten iſt!"

„Ja," ſagte der kleine Klaus, „das iſt gerade politiſch von mir gehandelt. Du hörſt ja wohl, daß ich dir erzähle: die Seejungfrau ſagte mir, eine Meile weiter auf dem Wege, — und mit dem Wege meint ſie ja den Fluß, denn ſie kann nirgends anders hinkommen, — ſtehe noch eine ganze

Heerde Vieh für mich. Aber ich weiß, was der Fluß für Krümmungen macht, bald hier, bald dort, das iſt ja ein weiter Umweg, nein ſo macht man es kürzer ab, wenn man kann, daß man hier an das Land kömmt und treibt queer über wieder zum Fluſſe, dabei ſpare ich ja faſt eine halbe Meile und komme hurtiger zu meinem Seevieh!“

„O du biſt ein glücklicher Mann!“ ſagte der große Klaus, „glaubſt du, daß ich auch Seevieh erhalte, wenn ich auf den Grund des Fluſſes käme?“

„Ja, das denke ich wohl,“ ſagte der kleine Klaus, „aber ich kann dich nicht im Sacke bis zum Fluſſe tragen, du biſt mir zu ſchwer! Willſt du ſelbſt dahin gehen und dann in den Sack kriechen, ſo werde ich dich mit dem größten Vergnügen hineinwerfen.“

„Ich danke dir!“ ſagte der große Klaus, „aber erhalte ich kein Seevieh, wenn ich hinunter komme, ſo glaube mir, werde ich dich tüchtig prügeln!“

„O nein! mache es nicht ſo ſchlimm!“ und da gingen ſie zum Fluſſe hin. Als das Vieh, welches durſtig war, das Waſſer erblickte, lief es was es nur konnte, um hinunter zum Trinken zu gelangen.

„Sieh, wie es ſich ſputet!“ ſagte der kleine Klaus; „es verlangt danach, wieder auf den Grund zu kommen!“

„Ja hilf mir nun erſt!“ ſagte der große Klaus, „ſonſt bekömmſt du Prügel!“ und ſo kroch er in den großen Sack, der queer über dem Rücken eines der Stiere gelegen hatte. „Lege einen Stein hinein, ſonſt fürchte ich, nicht unterzuſinken,“ ſagte der große Klaus.

„Es geht ſchon!“ ſagte der kleine Klaus, legte aber doch immer einen großen Stein in den Sack, knüpfte das Band feſt zu, und dann ſtieß er daran. Plump! da lag der große Klaus in dem Fluſſe und ſank ſogleich hinunter auf den Grund.

„Ich fürchte, er wird das Vieh nicht finden!“ ſagte der kleine Klaus, und trieb dann heim mit dem, was er hatte.

Der ſtandhafte Zinnſoldat.

Es waren einmal fünf und zwanzig Zinnſoldaten, die waren alle Brüder, denn ſie waren von einem alten zinnernen Löffel geboren worden. Das Gewehr hielten ſie im Arm und das Geſicht gerade aus; roth und blau, ſo herrlich war ihre Uniform. Das Allererſte, was ſie in dieſer Welt hörten, als der Deckel von der Schachtel genommen wurde, in der ſie lagen, war das Wort „Zinnſoldaten!“ Das rief ein kleiner Knabe und klatſchte in die Hände; er hatte ſie erhalten, denn es war ſein Geburtstag, und ſtellte ſie nun auf dem Tiſche auf. Der eine Soldat glich dem andern leibhaftig, nur ein einziger war etwas verſchieden; er hatte nur ein Bein, denn er war zuletzt gegoſſen worden, und da war nicht Zinn genug; doch ſtand er eben ſo feſt auf ſeinem einen, als die andern auf ihren zweien, und gerade er iſt es, der merkwürdig wurde.

Auf dem Tiſche, auf welchem ſie aufgeſtellt wurden, ſtand vieles andere Spielzeug; aber das, was am meiſten in die Augen fiel, war ein niedliches Schloß von Papier. Durch die kleinen Fenſter konnte man gerade in die Säle hinein ſehen. Vor dem Schloſſe ſtanden kleine Bäume, rings um einen kleinen Spiegel, der wie ein klarer See ausſehen ſollte. Schwäne von Wachs ſchwammen darauf und ſpiegelten ſich. Das war Alles niedlich, aber das Niedlichſte war doch eine kleine Dame, die mitten in der offenen Schloßthüre ſtand; ſie war auch aus Papier ausgeſchnitten, aber ſie hatte einen Rock vom klareſten Linon an und ein kleines ſchmales blaues Band über die Schultern, gerade wie ein Gewand; mitten in dieſem ſaß eine glänzende Flitterroſe, gerade ſo groß wie ihr ganzes Geſicht. Die kleine Dame ſtreckte ihre beiden Arme aus, denn ſie war eine Tänzerin, und dann hob ſie das eine Bein ſo hoch empor, daß der Zinnſoldat es durchaus nicht finden konnte und glaubte, daß ſie gerade wie er nur ein Bein habe.

„Das wäre eine Frau für mich!“ dachte er; „aber ſie iſt ſehr vornehm, ſie wohnt in einem Schloſſe, ich habe nur eine Schachtel, und da ſind wir fünf und zwanzig darin, das iſt kein Ort für ſie! Doch ich muß ſuchen mit ihr Bekanntſchaft zu machen!“ und dann legte er ſich ſo lang er war hinter eine Schnupftabacksdoſe, welche auf dem Tiſche ſtand; da konnte er recht die kleine feine Dame betrachten, die fortfuhr auf einem Bein zu ſtehen, ohne aus der Balance zu kommen.

Als es Abend wurde, kamen alle die anderen Zinnſoldaten in ihre Schachtel und die Leute im Hauſe gingen zu Bette. Nun fing das Spielzeug an zu ſpielen, ſowohl es kommt Beſuch, als auch Krieg führen und Ball geben; die

Zinnſoldaten raſſelten in der Schachtel, denn ſie wollten mit dabei ſein, aber ſie konnten den Deckel nicht abheben. Der Nußknacker machte Purzelbäume, und der Griffel beluſtigte ſich auf der Tafel; es war ein Lärm, daß der Kanarienvogel davon erwachte und anfing mitzuſprechen, und zwar in Verſen. Die beiden Einzigen, die ſich nicht von der Stelle bewegten, waren der Zinnſoldat und die Tänzerin; ſie hielt ſich ſo gerade auf der Zehenſpitze und hatte beide Arme ausgeſtreckt; er war eben ſo ſtandhaft auf ſeinem einen Beine, ſeine Augen verwandte er keinen Augenblick von ihr.

Nun ſchlug die Uhr zwölf, und klatſch, da ſprang der Deckel von der Schnupftabacksdoſe, aber es war kein Taback darin, nein, ſondern ein kleiner ſchwarzer Kobold; das war ſo ein Kunſtſtück.

„Zinnſoldat!“ ſagte der Kobold, „ſieh doch nicht nach dem, was dich Nichts angeht?“

Aber der Zinnſoldat that als ob er es nicht hörte.

„Ja warte nur bis morgen!“ ſagte der Kobold.

Als es nun Morgen wurde und die Kinder aufſtanden, wurde der Zinnſoldat in das Fenſter geſtellt, und entweder war es nun der Kobold oder der Zugwind, auf einmal flog das Fenſter auf und der Soldat flog Hals über Kopf vom dritten Stock hinunter. Das war eine erſchreckliche Fahrt, er ſtreckte das Bein gerade in die Höhe und blieb auf dem Tſchako mit dem Bajonet zwiſchen den Pflaſterſteinen ſtecken.

Das Dienſtmädchen und der kleine Knabe kamen ſogleich hinunter, um zu ſuchen; aber obgleich ſie nahe daran waren auf ihn zu treten, ſo konnten ſie ihn doch nicht erblicken. Hätte der Zinnſoldat gerufen: hier bin ich! ſo hätten ſie ihn wohl gefunden, aber er fand es nicht für paſſend laut zu ſchreien, weil er in Uniform war.

Nun fing es an zu regnen, bald fielen die Tropfen dichter, endlich ward es ein ordentlicher Platzregen; als der vorbei war, kamen zwei Straßenbuben.

„Sieh einmal!“ ſagte der eine, „da liegt ein Zinnſoldat! der muß hinaus und auf dem Kahne fahren!“

Und da machten ſie einen Kahn von einer Zeitung, ſetzten den Soldaten mitten in denſelben, und nun ſegelte er den Rinnſtein hinunter; beide Knaben liefen nebenher und klatſchten in die Hände. Gott bewahre uns! was ſchlugen da für Wellen in dem Rinnſteine, und welcher Strom war da; ja der Regen hatte da auch geſtrömt. Das Papierboot ſchaukelte auf und nieder, und mitunter drehte es ſich ſo geſchwinde, daß der Zinnſoldat bebte; aber er blieb ſtandhaft, verzog keine Miene, ſah gerade aus und hielt das Gewehr im Arm.

Mit einem Mal trieb der Kahn unter eine lange Rinnſtein-Brücke; da wurde es ſo dunkel, als wäre er in ſeiner Schachtel.

„Wo mag ich nun hinkommen?“ dachte er, „ja, ja, daran iſt der Kobold Schuld! Ach ſäße doch die kleine Dame hier im Kahne, da möchte es hier meinetwegen noch einmal ſo dunkel ſein!“

Da kam plötzlich eine große Waſſerratte, welche unter der Rinnſtein-Brücke wohnte.

„Haſt du einen Paß?“ fragte die Ratte. „Her mit dem Paſſe!“

Aber der Zinnſoldat ſchwieg ſtill und hielt das Gewehr noch feſter.

Der Kahn fuhr davon und die Ratte hinterher. Hu! wie fletſchte ſie die Zähne, und rief den Holzſpähnen und dem Stroh zu:

„Halt ihn! halt ihn! er hat keinen Zoll bezahlt! er hat den Paß nicht gezeigt!“

Aber die Strömung wurde ſtärker und ſtärker; der Zinnſoldat konnte ſchon, da wo die Brücke aufhörte, den hellen Tag erblicken, allein er hörte auch einen brauſenden Ton, der wohl einen tapfern Mann erſchrecken konnte; man denke nur, die Goſſe mündete, wo die Brücke endete, gerade hinaus in einen großen Kanal; das würde für ihn eben ſo gefährlich geweſen ſein, als für uns einen großen Waſſerfall hinunter zu fahren.

Nun war er ſchon ſo nahe dabei, daß er nicht mehr anhalten konnte. Der Kahn fuhr hinaus, der arme Zinnſoldat hielt ſich ſo ſteif wie er konnte, Niemand ſollte ihm nachſagen, daß er mit den Augen blinke. Der Kahn ſchnurrte drei, vier Mal herum, und war bis zum Rande mit Waſſer gefüllt, er mußte ſinken! Der Zinnſoldat ſtand bis zum Halſe im Waſſer, und tiefer und tiefer ſank der Kahn, mehr und mehr löſte das Papier ſich auf; nun ging das Waſſer über des Soldaten Kopf, — da dachte er an die kleine niedliche Tänzerin, die er nie mehr zu Geſicht bekommen ſollte; und es klang vor des Zinnſoldaten Ohren:

„Fahre hin, o Kriegesmann!
Den Tod mußt du erleiden!“

Nun ging das Papier entzwei, und der Zinnſoldat ſtürzte hinab — wurde aber augenblicklich von einem großen Fiſch verſchlungen.

O, wie dunkel war es darin! da war es noch ſchlimmer, als unter der Rinnſtein-Brücke, und dann war es da ſo enge; aber der Zinnſoldat war ſtandhaft und lag, ſo lang er war, mit dem Gewehre im Arm. —

Der Fiſch fuhr umher, er machte die allererſchrecklichſten Bewegungen; endlich wurde er ganz ſtille, es fuhr wie ein Blitzſtrahl durch ihn hin. Das Licht ſchien ganz klar und Jemand rief laut: „der Zinnſoldat!“ Der Fiſch war gefangen worden, auf den Markt gebracht, verkauft und war in die Küche hinauf gekommen, wo die Köchin ihn mit einem großen Meſſer aufſchnitt. Sie faßte mit ihren beiden Fingern den Soldaten mitten um den Leib und trug ihn in die Stube hinein, wo Alle einen ſolchen merkwürdigen Mann ſehen wollten, der im Magen eines Fiſches herumgereiſt war; aber der Zinnſoldat war gar nicht ſtolz. Sie ſtellten ihn auf den Tiſch und da — nein, wie ſonderbar kann es doch in der Welt zugehen! Der Zinnſoldat war in derſelben Stube, in der er früher geweſen war, er ſah dieſelben Kinder und daſſelbe Spielzeug ſtand auf dem Tiſche; das herrliche Schloß mit der niedlichen kleinen Tänzerin; ſie hielt ſich noch auf dem einen Bein und hatte das andere hoch in der Luft, ſie war auch ſtandhaft; das rührte den Zinnſoldaten, er war nahe daran, Zinn zu weinen, aber es paßte ſich nicht. Er ſah ſie an, und ſie ſah ihn an, aber ſie ſagten gar nichts.

Da nahm der eine der kleinen Knaben den Soldaten und warf ihn gerade in den Ofen, und er gab gar keinen Grund dafür an; es war ſicher der Kobold in der Doſe, der Schuld daran war.

Der Zinnſoldat ſtand ganz beleuchtet da und fühlte eine Hitze, die erſchrecklich war, aber ob ſie von dem wirklichen Feuer oder von der Liebe herrührte, das wußte er nicht. Die Farben waren rein von ihm abgegangen, ob das auf der Reiſe geſchehen oder ob der Kummer daran Schuld war, konnte Niemand ſagen. Er ſah die kleine Dame an, ſie blickte ihn an, und er fühlte, daß er ſchmelze, aber noch ſtand er ſtandhaft mit dem Gewehre im Arm. Da ging dort eine Thür auf, der Wind ergriff die Tänzerin, und ſie flog einer Sylphide gleich gerade in den Ofen zum Zinnſoldaten, loderte in Flammen auf und war fort; da ſchmolz der Zinnſoldat zu einem Klumpen, und als das Mädchen am folgenden Tage die Aſche herausnahm, fand ſie ihn als ein kleines Zinnherz; von der Tänzerin hingegen war nur die Flitterroſe da, und die war kohlſchwarz gebrannt.

Der Buchweizen.

Oft, wenn man nach einem Gewitter an einem Acker vorübergeht, auf welchem Buchweizen wächſt, ſieht man, daß er ganz ſchwarz geworden und abgeſengt iſt; es iſt gerade als ob eine Feuerflamme über demſelben hingefahren wäre, und der Landmann ſagt dann: „das hat er vom Blitze bekommen!“ Aber wodurch bekam er das? — Ich werde erzählen, was der Sperling mir geſagt hat, und der Sperling hat es von einem alten Weidenbaume gehört, welcher bei einem Buchweizenfelde ſtand und noch ſteht. Es iſt ſo ein ehrwürdiger großer Weidenbaum, aber verkrüppelt und alt, er iſt mitten durch geborſten, und es wachſen Gras und Brombeerranken aus der Spalte hervor; der Baum neigt ſich vorn über und die Zweige hängen ganz auf die Erde herunter, gerade als ob ſie ein langes, grünes Haar bildeten.

Auf allen Feldern rings umher wuchs Getreide, ſowohl Roggen und Gerſte, wie Haſer, ja der herrliche Haſer, der da, wenn er reif iſt, gerade wie eine Menge kleiner gelber Kanarienvögel auf einem Zweige ausſieht. Das Getreide ſtand ſo geſegnet, und je ſchwerer es war, deſto tiefer neigte es ſich in frommer Demuth.

Aber da war auch ein Feld mit Buchweizen, und dieſes Feld war dem alten Weidenbaume gerade gegenüber. Der Buchweizen neigte ſich durchaus nicht, wie das übrige Getreide, ſondern prangte ſtolz und ſteif.

„Ich bin wohl ſo reich, wie die Aehre,“ ſagte er, „überdies bin ich weit hübſcher; meine Blumen ſind ſchön wie die Blüthen des Apfelbaumes; es iſt eine Freude, auf mich und die Meinigen zu blicken! Kennſt du etwas Prächtigeres als uns, du alter Weidenbaum?“

Und der Weidenbaum nickte mit dem Kopfe, gerade als ob er damit ſagen wolle: „ja das thue ich freilich!“ Aber der Buchweizen ſpreizte ſich aus lauter Hochmuth und ſagte: „der dumme Baum, er iſt ſo alt, daß ihm Gras im Leibe wächſt!“

Nun zog ein ſchrecklich böſes Wetter auf; alle Feldblumen falteten ihre Blätter zuſammen oder neigten ihre kleinen Köpfe herab, während der Sturm über ſie dahin fuhr; aber der Buchweizen prangte in ſeinem Stolze.

„Neige dein Haupt, wie wir!“ ſagten die Blumen.

„Das brauche ich durchaus nicht!“ erwiderte der Buchweizen.

„Senke dein Haupt wie wir!“ rief das Getreide. „Nun kommt des Sturmes Engel geflogen! er hat Schwingen, die reichen oben von den Wolken bis gerade herunter zur Erde, und er ſchlägt dich mitten durch, bevor du bitten kannſt dir gnädig zu ſein!“

„Ja, aber ich will mich nicht beugen!“ ſagte der Buchweizen.

Der Buchweizen.

Oft, wenn man nach einem Gewitter an einem Acker vorübergeht, auf welchem Buchweizen wächſt, ſieht man, daß er ganz ſchwarz geworden und abgeſengt iſt; es iſt gerade als ob eine Feuerflamme über demſelben hingefahren wäre, und der Landmann ſagt dann: „das hat er vom Blitze bekommen!“ Aber wodurch bekam er das? — Ich werde erzählen, was der Sperling mir geſagt hat, und der Sperling hat es von einem alten Weidenbaume gehört, welcher bei einem Buchweizenfelde ſtand und noch ſteht. Es iſt ſo ein ehrwürdiger großer Weidenbaum, aber verkrüppelt und alt, er iſt mitten durch geborſten, und es wachſen Gras und Brombeerranken aus der Spalte hervor; der Baum neigt ſich vorn über und die Zweige hängen ganz auf die Erde herunter, gerade als ob ſie ein langes, grünes Haar bildeten.

Auf allen Feldern rings umher wuchs Getreide, ſowohl Roggen und Gerſte, wie Hafer, ja der herrliche Hafer, der da, wenn er reif iſt, gerade wie eine Menge kleiner gelber Kanarienvögel auf einem Zweige ausſieht. Das Getreide ſtand

Die kleine Seejungfrau.

Weit draußen im Meere iſt das Waſſer ſo blau, wie die Blätter der ſchönſten Kornblume, und ſo klar, wie das reinſte Glas, aber es iſt ſehr tief, tiefer als irgend ein Ankertau reicht, viele Kirchthürme müßten auf einander geſtellt werden, um vom Boden bis über das Waſſer zu reichen. Dort unten wohnt das Meervolk.

Nun muß man aber nicht glauben, daß da nur der nackte weiße Sandboden ſei; nein, da wachſen die ſonderbarſten Bäume und Pflanzen, die ſo geſchmeidig im Stiel und in den Blättern ſind, daß ſie ſich bei der geringſten Bewegung des Waſſers rühren, gerade als ob ſie lebten. Alle Fiſche, kleine und große, ſchlüpfen zwiſchen den Zweigen hindurch, ebenſo wie hier oben die Vögel durch die Bäume. An der allertiefſten Stelle liegt des Meerkönigs Schloß; die Mauern ſind von Korallen und die langen ſpitzen Fenſter vom allerklarſten Bernſtein; aber das Dach bilden Muſchelſchalen, die ſich öffnen und ſchließen, je nachdem das Waſſer ſtrömt; es ſieht herrlich aus; denn in jeder liegen ſtrahlende

Perlen, eine einzige würde großen Staat in der Krone einer Königin machen.

Der Meerkönig dort unten war ſeit vielen Jahren Wittwer, während ſeine alte Mutter bei ihm wirthſchaftete; ſie war eine kluge Frau, aber ſtolz auf ihren Adel, deshalb trug ſie zwölf Auſtern auf dem Schwanze, die andern Vornehmen durften nur ſechs tragen. — Sonſt verdiente ſie großes Lob, beſonders weil ſie viel von den kleinen Meerprinzeſſinnen, ihren Enkelinnen, hielt. Es waren ſechs ſchöne Kinder, aber die jüngſte war die ſchönſte von allen; ihre Haut war ſo klar und fein wie ein Roſenblatt, ihre Augen ſo blau wie die tiefſte See, aber ebenſo wie alle die anderen hatte ſie keine Füße, der Körper endete in einen Fiſchſchwanz.

Den ganzen Tag konnten ſie unten im Schloſſe, in den großen Sälen, wo lebendige Blumen aus den Wänden hervorwuchſen, ſpielen. Die großen Bernſtein-Fenſter wurden aufgemacht, und dann ſchwammen die Fiſche zu ihnen herein, ebenſo wie bei uns die Schwalben hereinfliegen, wenn wir aufmachen; doch die Fiſche ſchwammen gerade zu den Prinzeſſinnen hin, fraßen aus ihren Händen und ließen ſich ſtreicheln.

Draußen vor dem Schloſſe war ein großer Garten mit feuerrothen und dunkelblauen Bäumen, die Früchte ſtrahlten wie Gold und die Blumen wie brennendes Feuer, indem ſie fortwährend Stengel und Blätter bewegten. Die Erde ſelbſt war der feinſte Sand, aber blau, wie die Schwefelflamme. Ueber dem Ganzen dort unten lag ein eigenthümlich blauer Schein; man hätte eher glauben mögen, daß man hoch in der Luft ſtehe und nur Himmel über und unter ſich habe, als daß man auf dem Grunde des Meeres ſei. Während der Windſtille konnte man die Sonne erblicken, ſie erſchien wie eine Purpurblume, aus deren Kelch alles Licht ausſtrömte.

Eine jede der kleinen Prinzeſſinnen hatte ihren kleinen Fleck im Garten, wo ſie graben und pflanzen konnte, wie es ihr gefiel; die eine gab ihrem Blumenfleck die Geſtalt eines Wallfiſches, einer andern gefiel es beſſer, daß der ihrige einem kleinen Meerweibe gleiche, aber die jüngſte machte den ihrigen ganz rund, der Sonne gleich, und hatte nur Blumen, die roth wie dieſe ſchienen. Sie war ein ſonderbares Kind, ſtill und nachdenkend, und wenn die anderen Schweſtern mit den ſonderbarſten Sachen, welche ſie von geſtrandeten Schiffen erhalten hatten, Staat machten, wollte ſie außer den roſenrothen Blumen, die der Sonne dort oben glichen, nur eine hübſche Marmorſtatue haben; es war ein herrlicher Knabe, aus weißem, klarem Stein gehauen, der beim Stranden auf den Meeresgrund gekommen war. Sie pflanzte bei der Statue eine roſenrothe Trauerweide, die wuchs herrlich und hing mit ihren friſchen Zweigen über derſelben, gegen den blauen Sandboden hinunter, wo der Schatten ſich violett zeigte und gleich den Zweigen in Bewegung war; es ſah aus, als ob die Spitze und die Wurzeln mit einander ſpielten, als wollten ſie ſich küſſen.

Es gab keine größere Freude für ſie, als von der Menſchenwelt dort oben zu hören; die alte Großmutter mußte

Alles, was ſie von Schiffen und Städten, Menſchen und Thieren wußte, erzählen; hauptſächlich erſchien ihr ganz beſonders ſchön, daß oben auf der Erde die Blumen dufteten, denn das thaten ſie auf dem Grunde des Meeres nicht, und daß die Wälder grün wären, und daß die Fiſche, die man dort zwiſchen den Bäumen erblickte, ſo laut und herrlich ſingen konnten, daß es eine Luſt ſei; das waren die kleinen Vögel, welche die Großmutter Fiſche nannte, denn ſonſt konnten ſie ſie nicht verſtehen, da ſie noch keinen Vogel erblickt hatten.

„Wenn ihr euer funfzehntes Jahr erreicht habt,“ ſagte die Großmutter, „dann ſollt ihr die Erlaubniß erhalten, aus dem Meere emporzutauchen, im Mondſchein auf der Klippe zu ſitzen und die großen Schiffe, die vorbeiſegeln, zu ſehen; Wälder und Städte werdet ihr dann erblicken!“ In dem kommenden Jahre war die eine der Schweſtern funfzehn Jahr, aber von den andern war eine immer ein Jahr jünger als die andere, die jüngſte von ihnen hatte demnach noch volle fünf Jahre, bevor ſie aus dem Grunde des Meeres hinaufkommen und ſehen konnte, wie es bei uns ausſah. Aber die eine verſprach der andern zu erzählen, was ſie erblickt, was ſie am erſten Tage am Schönſten gefunden habe; denn ihre Großmutter erzählte ihnen nicht genug; da war ſo Vieles, worüber ſie Auskunft haben wollten.

Keine war ſo ſehnſüchtig als die Jüngſte, gerade ſie, die noch die längſte Zeit zu warten hatte und die ſo ſtill und gedankenvoll war. Manche Nacht ſtand ſie am offenen

Fenſter und ſah durch das dunkelblaue Waſſer empor, wie die Fiſche mit ihren Floſſen und Schweifen ſchlugen. Mond und Sterne konnte ſie ſehen, freilich ſchienen ſie ganz bleich, aber durch das Waſſer ſahen ſie weit größer aus als vor unſern Augen; zog dann etwas einer ſchwarzen Wolke gleich unter ihnen hin, ſo wußte ſie, daß es entweder ein Wallfiſch, der über ihr ſchwamm, oder auch ein Schiff mit vielen Menſchen ſei; die dachten ſicher nicht daran, daß eine liebliche kleine Seejungfrau unten ſtehe und ihre weißen Hände gegen den Kiel emporſtrecke.

Nun war die älteſte Prinzeſſin funfzehn Jahr und durfte zu der Meeresfläche emporſteigen.

Als ſie zurückkehrte, hatte ſie hunderterlei zu erzählen, aber das Schönſte, ſagte ſie, ſei, im Mondenſchein auf einer Sandbank in der ruhigen See zu liegen und nahebei die Küſte mit der großen Stadt zu betrachten, wo die Lichter gleich hundert Sternen blinkten, die Muſik und den Lärm und das Toben von Wagen und Menſchen zu hören, die vielen Kirchthürme zu ſehen und das Läuten der Glocken zu hören; gerade weil ſie nicht dahinauf gelangen konnte, ſo ſehnte ſie ſich am Allermeiſten nach allem dieſem.

O! wie horchte nicht die jüngſte Schweſter auf, und wenn ſie ſpäter des Abends am offenen Fenſter ſtand und durch das dunkelblaue Waſſer emporblickte, gedachte ſie der großen Stadt mit all dem Lärm und Toben, und dann glaubte ſie die Kirchenglocken bis zu ſich herunter läuten hören zu können.

Im folgenden Jahre erhielt die zweite Schweſter die Erlaubniß, aus dem Waſſer empor zu ſteigen und zu ſchwimmen, wohin ſie wolle. Sie tauchte auf, gerade als die Sonne unterging, und dieſer Anblick, fand ſie, ſei das Schönſte. Der ganze Himmel hatte wie Gold ausgeſehen, ſagte ſie, und die Wolken, ja, deren Schönheit konnte ſie nicht genug beſchreiben! Roth und violett waren ſie über ihr dahin geſegelt, aber weit ſchneller als dieſe flog, einem langen weißen Schleier gleich, ein Schwarm wilder Schwäne über das Waſſer hin, wo die Sonne ſtand; ſie ſchwamm derſelben entgegen, aber die Sonne ſank und der Roſenſchein erloſch auf der Meeresfläche und den Wolken.

Das Jahr darauf kam die dritte Schweſter hinauf, ſie war die dreiſteſte von allen, deshalb ſchwamm ſie einen breiten Fluß aufwärts, der in das Meer ausmündete. Herrlich grüne Hügel mit Weinranken erblickte ſie, Schlöſſer und Burgen ſchimmerten durch prächtige Wälder hervor; ſie hörte, wie alle Vögel ſangen, und die Sonne ſchien ſo warm, daß ſie oft unter das Waſſer tauchen mußte, um ihr brennendes Antlitz abzukühlen. In einer kleinen Bucht traf ſie einen ganzen Schwarm kleiner Menſchenkinder! Ganz nackend liefen ſie und plätſcherten im Waſſer, ſie wollte mit ihnen ſpielen, aber ſie flohen erſchrocken davon, und es kam ein kleines ſchwarzes Thier, das war ein Hund, aber ſie hatte nie einen Hund geſehen, der bellte ſie ſo erſchrecklich an, daß ſie ängſtlich wurde und die offene See zu erreichen ſuchte; doch nie konnte ſie die prächtigen Wälder, die grünen Hügel und die niedlichen Kinder vergeſſen, die im

Waſſer ſchwimmen konnten, obgleich ſie keinen Fiſchſchwanz hatten.

Die vierte Schweſter war nicht ſo dreiſt, ſie blieb draußen mitten im wilden Meere und erzählte, daß es gerade dort am Schönſten ſei! Man ſehe rings umher viele Meilen weit, und der Himmel ſtehe wie eine Glasglocke darüber. Schiffe hatte ſie geſehen, aber nur in weiter Ferne, ſie ſahen wie Möven aus, und die poſſirlichen Delphine hatten Purzelbäume geſchoſſen, und die großen Wallfiſche aus ihren Naſenlöchern Waſſer emporgeſpritzt, ſo daß es ausgeſehen hatte wie Hunderte von Springbrunnen rings umher.

Nun kam die Reihe an die fünfte Schweſter; ihr Geburtstag war gerade im Winter und deshalb ſah ſie, was die andern das erſte Mal nicht geſehen hatten. Die See nahm ſich ganz grün aus, und rings umher ſchwammen große Eisberge, ein jeder ſah wie eine Perle aus, ſagte ſie, und war doch weit größer als die Kirchthürme, welche die Menſchen bauen. Sie zeigten ſich in den ſonderbarſten Geſtalten und glänzten wie Diamanten. Sie hatte ſich auf einen der allergrößten geſetzt, und alle Segler kreuzten erſchrocken draußen herum, wo ſie ſaß und den Wind mit ihrem langen Haare ſpielen ließ; aber gegen Abend wurde der Himmel mit Wolken überzogen, es blitzte und donnerte, während die ſchwarze See die großen Eisblöcke hoch empor hob und ſie im rothen Blitze erglänzen ließ. Auf allen Schiffen reffte man die Segel ein, da war eine Angſt und ein Grauen, aber ſie ſaß ruhig auf ihrem ſchwimmenden

Eisberge und ſah die blauen Blitzſtrahlen im Zickzack in die ſchimmernde See fahren.

Das erſte Mal, wenn eine der Schweſtern über das Waſſer empor kam, war eine jede entzückt über das Neue und Schöne, was ſie erblickte, aber da ſie nun, als erwachſene Mädchen, die Erlaubniß hatten hinaufzuſteigen, wann ſie wollten, wurde es ihnen gleichgültig, ſie ſehnten ſich wieder zurück, und nach Verlauf eines Monats ſagten ſie, daß es da unten bei ihnen am Allerſchönſten ſei, da wäre man ſo hübſch zu Hauſe.

In mancher Abendſtunde faßten die fünf Schweſtern einander an den Armen und ſtiegen in einer Reihe über das Waſſer auf; herrliche Stimmen hatten ſie, ſchöner denn irgend ein Menſch, und wenn dann ein Sturm im Anzuge war, ſo daß ſie vermuthen konnten, es würden Schiffe untergehen, ſchwammen ſie vor den Schiffen her und beſangen ſo lieblich, wie ſchön es auf dem Grunde des Meeres ſei, und baten die Seeleute, ſich nicht zu fürchten, dahinunter zu kommen; aber dieſe konnten die Worte nicht verſtehen und glaubten, es ſei der Sturm, und ſie bekamen auch die Herrlichkeit dort unten nicht zu ſehen, denn wenn das Schiff ſank, ertranken die Menſchen und kamen als Leichen zu des Meerkönigs Schloß.

Wenn die Schweſtern ſo des Abends, Arm in Arm, hoch durch das Waſſer hinauf ſtiegen, dann ſtand die kleine Schweſter ganz allein und ſah ihnen nach, und es war ihr, als ob ſie weinen müßte, aber die Seejungfrau hat keine Thränen, und darum leidet ſie weit mehr.

„Ach, wäre ich doch funfzehn Jahre alt!“ ſagte ſie, „ich weiß, daß ich die Welt dort oben und die Menſchen, die darauf wohnen und hauſen, recht lieben werde.“

Endlich war ſie denn funfzehn Jahre alt.

„Sieh, nun biſt du erwachſen,“ ſagte die Großmutter, die alte Königswittwe. „Komm nun, laß mich dich ſchmücken, gleich deinen andern Schweſtern!“ und ſie ſetzte ihr einen Kranz weißer Lilien auf das Haar, aber jedes Blatt in der Blume war die Hälfte einer Perle, und die Alte ließ acht große Auſtern ſich im Schweife der Prinzeſſin feſtklemmen, um ihren hohen Rang zu zeigen.

„Das thut ſo weh!“ ſagte die kleine Seejungfrau.

„Ja Hoffahrt muß Zwang leiden!“ ſagte die Alte.

O ſie hätte ſo gern alle dieſe Pracht abſchütteln und den ſchweren Kranz ablegen mögen, ihre rothen Blumen im Garten kleideten ſie beſſer, aber ſie konnte es nun nicht ändern. „Lebt wohl!“ ſprach ſie und ſtieg ſo leicht und klar, gleich einer Blaſe, aus dem Waſſer auf.

Die Sonne war gerade untergegangen, wie ſie den Kopf über das Waſſer erhob, aber alle Wolken glänzten noch wie Roſen und Gold, und inmitten der bleichrothen Luft ſtrahlte der Abendſtern ſo hell und ſchön, die Luft war mild und friſch und das Meer ganz ruhig. Da lag ein großes Schiff mit drei Maſten, ein einziges Segel war nur aufgezogen, denn es rührte ſich kein Lüftchen, und rings umher im Tauwerk und auf den Raaen ſaßen Matroſen. Da war Muſik und Geſang, und wie der Abend dunkler ward, wurden Hunderte von bunten Laternen angezündet;

ſie ſahen aus, als ob aller Nationen Flaggen in der Luft weheten. Die kleine Seejungfrau ſchwamm gerade bis zum Kajütenfenſter hin, und jedes Mal, wenn das Waſſer ſie emporhob, konnte ſie durch die ſpiegelhellen Fenſterſcheiben hineinblicken, wo ſo viele geputzte Menſchen ſtanden, aber der ſchönſte war doch der junge Prinz mit den großen ſchwarzen Augen, er war ſicher nicht viel über ſechzehn Jahre alt, es war ſein Geburtstag, und deshalb herrſchte all dieſe Pracht. Die Matroſen tanzten auf dem Verdecke; und als der junge Prinz hinaustrat, ſtiegen über hundert Raketen in die Luft, die leuchteten, wie der helle Tag, ſo daß die kleine Seejungfrau ſehr erſchrak und unter das Waſſer tauchte, aber ſie ſteckte bald den Kopf wieder hervor, und da war es gerade, als ob alle Sterne des Himmels zu ihr herunter fielen. Nie hatte ſie ſolche Feuerkünſte geſehen. Große Sonnen ſprühten herum, prächtige Feuerfiſche flogen in die blaue Luft, und Alles glänzte in der klaren, ſtillen See wieder. Auf dem Schiffe ſelbſt war es ſo hell, daß man jedes kleine Tau, wie viel mehr nicht die Menſchen ſehen konnte. O wie war doch der junge Prinz ſchön, und er drückte den Leuten die Hände und lächelte, während die Muſik in der herrlichen Nacht erklang.

Es wurde ſpät, aber die kleine Seejungfrau konnte ihre Augen nicht von dem Schiffe und dem ſchönen Prinzen wegwenden. Die bunten Laternen wurden ausgelöſcht, Raketen ſtiegen nicht mehr in die Höhe, es ertönten auch keine Kanonenſchüſſe mehr, aber tief unten im Meere ſummte und brummte es, inzwiſchen ſaß ſie auf dem Waſſer und ſchaukelte auf und nieder, ſo daß ſie in die Kajüte hineinblicken konnte; aber das Schiff bekam mehr Fahrt, ein Segel nach dem andern breitete ſich aus, nun gingen die Wogen ſtärker, große Wolken zogen auf, es blitzte in der Ferne. O, es wird ein erſchrecklich böſes Wetter werden! deshalb zogen die Matroſen die Segel ein. Das große Schiff ſchaukelte in fliegender Fahrt auf der wilden See, das Waſſer erhob ſich, gleich großen ſchwarzen Bergen, die über die Maſte wälzen wollten, aber das Schiff tauchte, einem Schwane gleich, zwiſchen den hohen Wogen nieder und ließ ſich wieder auf die aufgethürmten Waſſer heben. Der kleinen Seejungfrau dünkte es gerade eine recht luſtige Fahrt zu ſein, aber ſo erſchien es den Seeleuten nicht, das Schiff knackte und krachte, die dicken Planken bogen ſich bei den ſtarken Stößen, die See drang in das Schiff hinein, der Maſt brach mitten durch, gerade als ob es ein Rohr wäre, und das Schiff ſchleuderte auf die Seite, während das Waſſer in den Raum eindrang. Nun ſah die kleine Seejungfrau, daß ſie in Gefahr waren, ſie mußte ſich ſelbſt vor Balken und Stücken vom Schiffe, die auf dem Waſſer trieben, in Acht nehmen. Einen Augenblick war es ſo pechfinſter, daß ſie nicht das Mindeſte wahrnehmen konnte, aber wenn es dann blitzte, wurde es wieder ſo hell, daß ſie Alle auf dem Schiffe erkennen konnte; beſonders ſuchte ſie den jungen Prinzen, und ſie ſah ihn, als das Schiff ſich theilte, in das tiefe Meer verſinken. Sogleich wurde ſie ganz vergnügt, denn nun kam er zu ihr hinunter, aber da gedachte ſie, daß die Menſchen nicht im Waſſer leben können, und daß er nicht anders als todt zum Schloſſe ihres Vaters hinunter gelangen konnte. Nein, ſterben, das durfte er nicht; deshalb ſchwamm ſie hin zwiſchen Balken und Planken, die auf der See trieben, und vergaß völlig, daß dieſe ſie hätten zerquetſchen können. Sie tauchte tief unter das Waſſer und ſtieg wieder hoch zwiſchen den Wogen empor, und gelangte am Ende ſo zu dem jungen Prinzen hin, der faſt nicht länger in der ſtürmenden See ſchwimmen konnte, ſeine Arme und Beine begannen zu ermatten, die ſchönen Augen ſchloſſen ſich, er hätte ſterben müſſen, wäre die kleine Seejungfrau nicht hinzugekommen. Sie hielt ſeinen Kopf über dem Waſſer empor, und ließ ſich dann mit ihm von den Wogen treiben, wohin ſie wollten.

Am Morgen war das böſe Wetter vorüber; von dem Schiffe war kein Spahn zu erblicken, die Sonne ſtieg ſo roth und glänzend aus dem Waſſer empor, es war als ob des Prinzen Wangen Leben dadurch erhielten, aber die Augen blieben geſchloſſen; die Seejungfrau küßte ſeine hohe ſchöne Stirn und ſtrich ſein naſſes Haar zurück; es kam ihr vor, als gleiche er der Marmorſtatue in ihrem kleinen Garten, ſie küßte ihn wieder und wünſchte, daß er doch leben möchte.

Nun erblickte ſie vor ſich das feſte Land, hohe blaue Berge, auf deren Gipfel der weiße Schnee erglänzte, als wären es Schwäne, die dort lägen; unten an der Küſte waren herrliche grüne Wälder, und vorn lag eine Kirche oder ein Kloſter, das wußte ſie nicht recht, aber ein Gebäude war es. Citronen- und Apfelſinenbäume wuchſen im Garten, und vor dem Thore ſtanden hohe Palmbäume. Die See bildete hier eine kleine Bucht, da war es ganz ſtill, aber ſehr tief, gerade bis zur Klippe hin, wo der weiße feine Sand aufgeſpült war, da ſchwamm ſie mit dem ſchönen Prinzen hin, legte ihn in den Sand, ſorgte aber beſonders dafür, daß der Kopf hoch im warmen Sonnenſchein lag.

Nun läuteten die Glocken in dem großen weißen Gebäude, und es kamen viele junge Mädchen durch den Garten. Da ſchwamm die kleine Seejungfrau weiter hinaus hinter einige hohe Steine, die aus dem Waſſer emporragten, legte Seeſchaum auf ihr Haar und ihre Bruſt, ſo daß Niemand ihr kleines Antlitz ſehen konnte, und dann paßte ſie auf, wer zu dem armen Prinzen kommen würde.

Es währte nicht lange, bis ein junges Mädchen dorthin kam, ſie ſchien ſehr zu erſchrecken, aber nur einen Augenblick, dann holte ſie mehrere Menſchen, und die Seejungfrau ſah, daß der Prinz zum Leben zurückkehrte, und daß er Alle rings herum anlächelte, aber zu ihr hinaus lächelte er nicht, er wußte ja auch nicht, daß ſie ihn gerettet hatte, ſie fühlte ſich ſo betrübt, und als er in das große Gebäude hineingeführt wurde, tauchte ſie traurig unter das Waſſer und kehrte zum Schloſſe ihres Vaters zurück.

Immer war ſie ſtill und nachdenkend geweſen, aber nun wurde ſie es weit mehr. Die Schweſtern fragten ſie, was ſie das erſte Mal dort oben geſehen hatte, aber ſie erzählte nichts.

Manchen Abend und Morgen ſtieg ſie da hinauf, wo ſie den Prinzen verlaſſen hatte. Sie ſah, wie die Früchte des Gartens reiften und abgepflückt wurden, ſie ſah, wie der Schnee auf den hohen Bergen ſchmolz, aber den Prinzen erblickte ſie nicht, und deshalb kehrte ſie immer betrübter heim. Da war es ihr einziger Troſt, in ihrem kleinen Garten zu ſitzen und ihre Arme um die ſchöne Marmorſtatue zu ſchlingen, die dem Prinzen glich, aber ihre Blumen pflegte ſie nicht, die wuchſen, wie in einer Wildniß, über die Gänge hinaus und flochten ihre langen Stiele und Blätter in die Zweige der Bäume hinein, ſo daß es dort ganz dunkel war.

Zuletzt konnte ſie es nicht länger aushalten, ſondern ſagte es einer ihrer Schweſtern, und da erfuhren es gleich alle andern, aber auch Niemand ſonſt als dieſe und ein Paar andere Seejungfrauen, die es nicht weiter ſagten außer ihren nächſten Freundinnen. Eine von ihnen wußte, wer der Prinz war, ſie hatte auch das Feſt auf dem Schiffe geſehen und gab an, woher er war und wo ſein Königreich lag.

„Komm, kleine Schweſter!“ ſagten die andern Prinzeſſinnen, und ſich umſchlungen haltend ſtiegen ſie in einer langen Reihe aus dem Meere empor, wo ſie wußten, daß des Prinzen Schloß lag.

Dieſes war aus einer hellgelben glänzenden Steinart aufgeführt mit großen Marmortreppen, deren eine gerade in das Meer hinunter reichte. Prächtige vergoldete Kuppeln erhoben ſich über dem Dach, und zwiſchen den Säulen, die um das ganze Gebäude herumliefen, ſtanden Marmorbilder, die ſahen aus, als lebten ſie. Durch das klare Glas in den hohen Fenſtern blickte man in die prächtigſten Säle hinein, wo köſtliche Seidengardinen und Teppiche aufgehängt und alle Wände mit großen Gemälden geziert waren, ſo daß es ein wahres Vergnügen war es zu betrachten. Mitten in dem größten Saale plätſcherte ein großer Springbrunnen, ſeine Strahlen reichten hoch hinauf gegen die Glaskuppel in der Decke, durch welche die Sonne auf das Waſſer und die ſchönen Pflanzen ſchien, die im großen Baſſin wuchſen.

Nun wußte ſie, wo er wohnte, und dort war ſie manchen Abend und manche Nacht auf dem Waſſer; ſie ſchwamm dem Lande weit näher, als eine der andern es gewagt hatte, ja ſie ging den ſchmalen Kanal ganz hinauf, unter den prächtigen Marmor-Altan, welcher einen langen Schatten über das Waſſer warf. Hier ſaß ſie und betrachtete den jungen Prinzen, der da glaubte, er ſei ganz allein in dem hellen Mondenſchein.

Sie ſah ihn manchen Abend mit Muſik in ſeinem prächtigen Boote, wo die Flaggen wehten, ſegeln; ſie lauſchte durch das grüne Schilf hervor, und ergriff der Wind ihren langen ſilberweißen Schleier und Jemand ſah ihn, ſo glaubte er, es ſei ein Schwan, der die Flügel ausbreite.

Sie hörte in mancher Nacht, wenn die Fiſcher mit Fackeln auf der See waren, daß ſie ſo viel Gutes von dem jungen Prinzen erzählten, und es freute ſie, daß ſie ſein

Leben gerettet hatte, als er halb todt auf den Wogen umhertrieb, und ſie dachte daran, wie feſt ſein Haupt an ihrem Buſen geruht, und wie herzlich ſie ihn da geküßt hatte; er aber wußte gar nichts davon und konnte nicht einmal von ihr träumen.

Mehr und mehr fing ſie an die Menſchen zu lieben, mehr und mehr wünſchte ſie unter ihnen umherwandeln zu können, deren Welt ihr weit größer zu ſein ſchien, als die ihrige; ſie konnten ja auf Schiffen über das Meer fliegen, auf den hohen Bergen hoch über die Wolken emporſteigen, und die Länder, die ſie beſaßen, erſtreckten ſich, mit Wäldern und Feldern, weiter, als ihre Blicke reichten. Da war ſo Vieles, was ſie zu wiſſen wünſchte, aber die Schweſtern wußten ihr nicht Alles zu beantworten, deshalb fragte ſie die alte Großmutter und dieſe kannte die höhere Welt recht gut, die ſie ſehr richtig die Länder über dem Meere nannte.

„Wenn die Menſchen nicht ertrinken,“ fragte die kleine Seejungfrau, „können ſie dann ewig leben, ſterben ſie nicht, wie wir hier unten im Meere?“

„Ja!“ ſagte die Alte, „ſie müſſen auch ſterben, und ihre Lebenszeit iſt ſogar noch kürzer als die unſere. Wir können dreihundert Jahre alt werden, aber wenn wir dann aufhören hier zu ſein, ſo werden wir nur in Schaum auf dem Waſſer verwandelt, haben nicht einmal ein Grab hier unten unter unſern Lieben. Wir haben keine unſterbliche Seele, wir erhalten nie wieder Leben, wir ſind gleich dem grünen Schilf, iſt das einmal durchſchnitten, ſo kann es nicht wieder grünen! Die Menſchen hingegen haben eine Seele, die ewig lebt, die noch lebt, nachdem der Körper zu Erde geworden iſt; ſie ſteigt durch die klare Luſt empor, hinauf zu allen den glänzenden Sternen! So wie wir aus dem Waſſer auftauchen und die Länder der Menſchen erblicken, ſo ſteigen ſie zu unbekannten herrlichen Orten auf, die wir nie zu ſehen bekommen.“

„Weshalb bekamen wir keine unſterbliche Seele?“ fragte die kleine Seejungfrau betrübt, „ich möchte alle meine hundert Jahre, die ich zu leben habe, dafür geben, um nur einen Tag ein Menſch zu ſein und dann hoffen zu können, Antheil an der himmliſchen Welt zu haben.“

„Daran mußt du nicht denken!“ ſagte dir Alte, „wir fühlen uns weit glücklicher und beſſer, als die Menſchen dort oben!“

„Ich werde alſo ſterben und als Schaum auf dem Meere treiben, nicht die Muſik der Wogen hören, die ſchönen Blumen und die rothe Sonne ſehen? Kann ich denn gar nichts thun, um eine unſterbliche Seele zu gewinnen?“ —

„Nein!“ ſagte die Alte, „nur wenn ein Menſch dich ſo lieben würde, daß du ihm mehr als Vater und Mutter wäreſt; wenn er mit all ſeinem Denken und all ſeiner Liebe an dir hinge, und den Prediger ſeine rechte Hand in die deinige, mit dem Verſprechen der Treue hier und in alle Ewigkeit, legen ließe, dann flöſſe ſeine Seele in deinen Körper über und auch du erhielteſt Antheil an der Glückſeligkeit der Menſchen. Er gäbe dir Seele und behielte doch ſeine eigene. Aber das kann nie geſchehen! Was hier im Meere gerade ſchön iſt, dein Fiſchſchwanz, finden ſie dort auf der Erde häßlich, ſie verſtehen es eben nicht beſſer, man muß dort zwei plumpe Stützen haben, die ſie Beine nennen, um ſchön zu ſein!“

Da ſeufzte die kleine Seejungfrau und ſah betrübt auf ihren Fiſchſchwanz.

„Laß uns froh ſein,“ ſagte die Alte, „hüpfen und ſpringen wollen wir in den dreihundert Jahren, die wir zu leben haben, das iſt wahrlich lange genug, ſpäter kann man ſich um ſo beſſer ausruhen. Heute Abend werden wir Hofball haben!“

Das war auch eine Pracht, wie man ſie nie auf Erden erblickt. Die Wände und die Decke des großen Tanzſaals waren von dickem, aber durchſichtigem Glaſe Mehrere hundert koloſſale Muſchelſchalen, roſenrothe und grasgrüne, ſtanden zu jeder Seite in Reihen mit einem blau brennenden Feuer, welches den ganzen Saal beleuchtete und durch die Wände hinausſchien, ſo daß die See draußen ganz beleuchtet war; man konnte all die unzähligen Fiſche ſehen, große und kleine, die gegen die Glasmauern hinſchwammen, auf einigen glänzten die Schuppen purpurroth, auf andern erſchienen ſie wie Silber und Gold. — Mitten durch den Saal floß ein breiter Strom, und auf dieſem tanzten die Meermänner und Meerweibchen zu ihrem eigenen lieblichen Geſang. So ſchöne Stimmen haben die Menſchen auf der Erde nicht. Die kleine Seejungfrau ſang am ſchönſten von ihnen allen, und der ganze Hof applaudirte mit Händen und Schwänzen; und einen Augenblick fühlte ſie eine Freude in ihrem Herzen, denn ſie wußte, daß ſie die ſchönſte Stimme von allen auf der Erde und im Meere hatte! Aber bald gedachte ſie wieder der Welt oben über ſich; ſie konnte den hübſchen Prinzen und ihren Kummer, daß ſie keine unſterbliche Seele wie er beſitze, nicht vergeſſen. Deshalb ſchlich ſie ſich aus ihres Vaters Schloß hinaus, und während Alles drinnen Geſang und Frohſinn war, ſaß ſie betrübt in ihrem kleinen Garten. Da hörte ſie das Waldhorn durch das Waſſer ertönen, und ſie dachte, nun ſegelt er ſicher dort oben, er, an dem meine Sinne hängen und in deſſen Hand ich meines Lebens Glück legen möchte. Alles will ich wagen, um ihn und eine unſterbliche Seele zu gewinnen! Während meine Schweſtern dort in meines Vaters Schloß tanzen, will ich zur Meerhexe gehen, vor der ich immer ſo bange geweſen bin, aber ſie kann vielleicht rathen und helfen!“

Nun ging die kleine Seejungfrau aus ihrem Garten hinaus nach den brauſenden Strudeln hin, hinter denen die Hexe wohnte. Den Weg hatte ſie früher nie zurückgelegt, da wuchſen keine Blumen, kein Seegras, nur der nackte graue Sandboden erſtreckte ſich gegen die Strudel hin, wo das Waſſer gleich brauſenden Mühlrädern herumwirbelte und Alles, was es erfaßte, mit ſich in die Tiefe riß; mitten zwiſchen dieſen zermalmenden Wirbeln mußte ſie hindurch, um in den Bereich der Meerhexe zu gelangen, und hier war ein langes Stück kein anderer Weg, als über warmen ſprudelnden Schlamm, dieſen nannte die Hexe ihren Torfmoor. Dahinter lag ihr Haus mitten in einem ſeltſamen Walde.

Alle Bäume und Büſche waren Polypen, halb Thier und halb Pflanze, ſie ſahen aus, wie hundertköpfige Schlangen, die aus der Erde hervorwuchſen; alle Zweige waren lange ſchleimige Arme, mit Fingern wie geſchmeidige Würmer, und Glied vor Glied bewegten ſie ſich von der Wurzel bis zur äußerſten Spitze. Alles, was ſie im Meere erfaſſen konnten, umſchlangen ſie feſt und ließen es nie wieder fahren. Die kleine Seejungfrau blieb vor denſelben ganz erſchreckt ſtehen; ihr Herz pochte vor Furcht, faſt wäre ſie umgekehrt, aber da dachte ſie an den Prinzen und an die Seele der Menſchen, und da bekam ſie Muth. Ihr langes fliegendes Haar band ſie feſt um das Haupt, damit die Polypen ſie nicht daran ergreifen möchten, beide Hände legte ſie über ihre Bruſt zuſammen, und ſchoß ſo davon, wie der Fiſch durch das Waſſer ſchießen kann, zwiſchen den häßlichen Polypen hindurch, die ihre geſchmeidigen Arme und Finger hinter ihr her ſtreckten. Sie ſah, wie jeder von ihnen etwas, was er ergriffen hatte, mit Hunderten von kleinen Armen hielt, gleich ſtarken Eiſenbanden. Menſchen, die auf der See umgekommen und tief hinunter geſunken waren, ſahen als weiße Gerippe aus der Polypen Armen hervor. Schiffsruder und Kiſten hielten ſie feſt, auch Skelette von Landthieren und ein kleines Meerweib, welches ſie gefangen und erſtickt hatten, das war ihr faſt das Erſchrecklichſte.

Nun kam ſie zu einem großen ſumpfigen Platz im Walde, wo große, fette Waſſerſchlangen ſich wälzten und ihren häßlichen weißgelben Bauch zeigten. Mitten auf dem Platze war ein Haus, von weißen Knochen geſtrandeter Menſchen errichtet, da ſaß die Meerhexe und ließ eine Kröte aus ihrem Munde freſſen, gerade wie die Menſchen einem kleinen Kanarienvogel Zucker zu eſſen geben. Die häßlichen fetten Waſſerſchlangen nannte ſie ihre kleinen Küchlein und ließ ſie ſich auf ihrer großen ſchwammigen Bruſt wälzen.

„Ich weiß ſchon, was du willſt!“ ſagte die Meerhexe, „es iſt zwar dumm von dir, doch ſollſt du deinen Willen haben, denn er wird dich in's Unglück ſtürzen, meine ſchöne Prinzeſſin. Du willſt gern deinen Fiſchſchwanz los ſein und ſtatt deſſen zwei Stützen gleich wie die Menſchen zum Gehen haben, damit der junge Prinz verliebt in dich werden möge und du ihn und eine unſterbliche Seele erhalten kannſt!“ dabei lachte die Hexe laut und widerlich, ſo daß die Kröte und die Schlangen auf die Erde fielen, wo ſie ſich wälzten. „Du kömmſt gerade zur rechten Zeit,“ ſagte die Hexe, „morgen, wenn die Sonne aufgeht, könnte ich dir nicht helfen, bis wieder ein Jahr um wäre. Ich werde dir einen Trank bereiten, mit dem mußt du, bevor die Sonne aufgeht, nach dem Lande ſchwimmen, dich dort an das Ufer ſetzen und ihn trinken, dann verſchwindet dein Schwanz und ſchrumpft zu dem, was die Menſchen niedliche Beine nennen, ein, aber es thut wehe, es iſt als ob ein ſcharfes Schwert dich durchdränge. Alle, die dich ſehen, werden ſagen, du ſeieſt das ſchönſte Menſchenkind, das ſie geſehen haben! Du behältſt deinen ſchwebenden Gang, keine Tänzerin kann ſchweben wie du, aber jeder Schritt, den du machſt, iſt als ob du auf ſcharfe Meſſer träteſt, als ob dein Blut fließen müßte. Willſt du alles dieſes leiden, ſo werde ich dir helfen!"

„Ja!" ſagte die kleine Seejungfrau mit bebender Stimme, und gedachte des Prinzen und der unſterblichen Seele.

„Aber bedenke," ſagte die Hexe, „haſt du erſt menſchliche Geſtalt bekommen, ſo kannſt du nie wieder eine Seejungfrau werden! Du kannſt nie durch das Waſſer zu deinen Schweſtern und zum Schloſſe deines Vaters zurückkehren, und gewinnſt du des Prinzen Liebe nicht, ſo daß er um deinetwillen Vater und Mutter vergißt, an dir mit Leib und Seele hängt und den Prieſter eure Hände in einander legen läßt, daß ihr Mann und Frau werdet, ſo bekömmſt du keine unſterbliche Seele! Am erſten Morgen, nachdem er mit einer andern verheirathet iſt, wird dein Herz brechen, und du wirſt zu Schaum auf dem Waſſer."

„Ich will es," ſagte die kleine Seejungfrau und war bleich wie der Tod.

„Aber mich mußt du auch bezahlen!" ſagte die Hexe, „und es iſt nicht wenig, was ich verlange. Du haſt die ſchönſte Stimme von Allen hier auf dem Grunde des Meeres, damit glaubſt du wohl ihn bezaubern zu können, aber dieſe Stimme mußt du mir geben. Das Beſte, was du beſitzeſt, will ich für meinen köſtlichen Trank haben! Mein eigen Blut muß ich dir ja darin geben, damit der Trank ſcharf werde, wie ein zweiſchneidig Schwert!"

„Aber wenn du meine Stimme nimmſt,“ ſagte die kleine Seejungfrau, „was bleibt mir dann übrig?“

„Deine ſchöne Geſtalt,“ ſagte die Hexe, „dein ſchwebender Gang und deine ſprechenden Augen, damit kannſt du ſchon ein Menſchenherz bethören. Nun, haſt du den Muth verloren? Strecke deine kleine Zunge hervor, dann ſchneide ich ſie an Zahlungs Statt ab, und du erhältſt den kräftigen Trank!“

„Es geſchehe,“ ſagte die kleine Seejungfrau, und die Hexe ſetzte ihren Keſſel auf, um den Zaubertrank zu kochen. „Reinlichkeit iſt eine gute Sache!“ ſagte ſie und ſcheuerte den Keſſel mit den Schlangen ab, die ſie in einen langen Knoten band; nun ritzte ſie ſich ſelbſt die Bruſt, und ließ ihr ſchwarzes Blut hinein tröpfeln. Der Dampf bildete die ſonderbarſten Geſtalten, ſo daß Einem angſt und bange werden mußte. Jeden Augenblick warf die Hexe neue Sachen in den Keſſel und als er recht kochte, war es, als ob ein Krokodil weinte. Endlich war der Trank fertig, er ſah wie das klarſte Waſſer aus!

„Da haſt du ihn!“ ſagte die Hexe und ſchnitt der kleinen Seejungfrau die Zunge ab, die nun ſtumm war, weder ſingen noch ſprechen konnte.

„Sollten die Polypen dich ergreifen, wenn du durch meinen Wald zurückkehrſt,“ ſagte die Hexe, „ſo wirf nur einen einzigen Tropfen dieſes Getränkes auf ſie, davon zerſpringen ihre Arme und Finger in tauſend Stücke!“ Aber das brauchte die kleine Seejungfrau nicht zu thun, die Polypen zogen ſich erſchrocken vor ihr zurück, da ſie den glänzenden Trank erblickten, der in ihrer Hand leuchtete, als ſei es ein funkelnder Stern. So kam ſie ſchnell durch den Wald, den Moor und die brauſenden Strudel.

Sie konnte ihres Vaters Schloß ſehen; die Fackeln waren in dem großen Tanzſaale erloſchen; ſie ſchliefen ſicher Alle drinnen, aber ſie wagte doch nicht, ſie aufzuſuchen, nun da ſie ſtumm war und ſie auf immer verlaſſen wollte: es war als ob ihr Herz vor Trauer zerſpringen ſollte. Sie ſchlich in den Garten, nahm eine Blume von jedem Blumenbeet ihrer Schweſtern, warf Tauſende von Kußhändchen dem Schloſſe zu und ſtieg durch die dunkelblaue See hinauf.

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als ſie des Prinzen Schloß erblickte und die prächtige Marmortreppe beſtieg. Der Mond ſchien herrlich klar. Die kleine Seejungfrau trank den brennenden ſcharfen Trank, und es war, als ginge ein zweiſchneidiges Schwert durch ihren feinen Körper, ſie fiel dabei in Ohnmacht und lag wie todt da. Als die Sonne über die See ſchien, erwachte ſie und fühlte einen ſchneidenden Schmerz, aber gerade vor ihr ſtand der ſchöne junge Prinz, er heftete ſeine kohlſchwarzen Augen auf ſie, ſo daß ſie die ihrigen niederſchlug und wahrnahm, daß ihr Fiſchſchwanz fort war und ſie die niedlichſten kleinen, weißen Beine hatte, die nur ein kleines Mädchen haben kann; aber ſie war ganz nackt, deshalb hüllte ſie ſich in ihr großes, langes Haar ein. Der Prinz fragte, wer ſie ſei und wie ſie dahin gekommen wäre, und ſie ſah ihn milde und doch ſo betrübt mit ihren dunkelblauen Augen an; ſprechen konnte ſie ja nicht. Da nahm er ſie bei der

Hand und führte ſie in das Schloß hinein. Jeder Schritt, den ſie that, war, wie die Hexe ihr im Voraus geſagt hatte, als trete ſie auf ſpitze Nadeln und ſcharfe Meſſer, aber das ertrug ſie gern; an des Prinzen Hand ſchritt ſie ſo leicht einher wie eine Seifenblaſe, und er ſowie Alle wunderten ſich über ihren lieblichen, ſchwebenden Gang.

Köſtliche Kleider von Seide und Muſſelin bekam ſie nun anzuziehen, im Schloſſe war ſie die ſchönſte von Allen, aber ſie war ſtumm, konnte weder ſingen noch ſprechen. Herrliche Sklavinnen, in Seide und Gold gekleidet, kamen hervor und ſangen vor dem Prinzen und ſeinen königlichen Eltern; eine ſang ſchöner als alle die andern, und der Prinz klatſchte in die Hände und lächelte ſie an; da wurde die kleine Seejungfrau betrübt, ſie wußte, daß ſie ſelbſt weit ſchöner geſungen hatte; ſie dachte: „O, er ſollte nur wiſſen, daß ich, um bei ihm zu ſein, meine Stimme für alle Ewigkeit hingegeben habe!“

Nun tanzten die Sklavinnen niedlich ſchwebende Tänze zur herrlichſten Muſik, da erhob die kleine Seejungfrau ihre ſchönen weißen Arme, richtete ſich auf den Fußſpitzen auf und ſchwebte tanzend über den Fußboden hin, wie noch keine getanzt hatte; bei jeder Bewegung wurde ihre Schönheit noch ſichtbarer, und ihre Augen ſprachen tiefer zum Herzen, als der Geſang der Sklavinnen.

Alle waren entzückt davon, beſonders der Prinz, der ſie ſein kleines Findelkind nannte, und ſie tanzte mehr und mehr, obwohl es jedesmal, wenn ihr Fuß die Erde berührte, war, als ob ſie auf ſcharfe Meſſer träte. Der Prinz ſagte, daß ſie immer bei ihm ſein ſollte, und ſie erhielt die Erlaubniß, vor ſeiner Thüre auf einem Sammet-Kiſſen zu ſchlafen.

Er ließ ihr eine Männertracht machen, damit ſie ihn zu Pferde begleiten könne. Sie ritten durch die duftenden Wälder, wo die grünen Zweige ihre Schultern berührten und die kleinen Vögel hinter den friſchen Blättern ſangen. Sie kletterte mit dem Prinzen auf die hohen Berge hinauf, und obgleich ihre zarten Füße bluteten, ſo daß die Andern es ſehen konnten, lachte ſie doch darüber und folgte ihm, bis ſie die Wolken unter ſich ſegeln ſahen, als wäre es ein Schwarm Vögel, die nach fremden Ländern zogen.

Zu Hauſe in des Prinzen Schloß, wenn Nachts die Andern ſchliefen, ging ſie auf die breite Marmortreppe hinaus, und es kühlte ihre brennenden Füße, im kalten Seewaſſer zu ſtehen, und dann gedachte ſie derer dort unten in der Tiefe.

Einmal des Nachts kamen ihre Schweſtern Arm in Arm, ſie ſangen ſo traurig, indem ſie über dem Waſſer ſchwammen, und ſie winkte ihnen, und ſie erkannten ſie und erzählten, wie ſehr ſie ſie alle betrübt habe. Darauf beſuchte ſie dieſelben in jeder Nacht, und einmal erblickte ſie weit draußen ihre alte Großmutter, die in vielen Jahren nicht über der Meeresfläche geweſen war, und den Meerkönig mit ſeiner Krone auf dem Haupte; ſie ſtreckten die Hände nach ihr aus, wagten ſich aber dem Lande nicht ſo nahe wie die Schweſtern.

Tag für Tag wurde ſie dem Prinzen lieber; er liebte ſie, wie man ein gutes, liebes Kind liebt, aber ſie zu ſeiner Königin zu machen kam ihm nicht in den Sinn, und ſeine Frau mußte ſie doch werden, ſonſt erhielt ſie keine unſterbliche Seele und mußte an ſeinem Hochzeitsmorgen zu Schaum auf dem Meere werden.

„Liebſt du mich nicht am Meiſten von ihnen allen?“ ſchienen der kleinen Seejungfrau Augen zu ſagen, wenn er ſie in ſeine Arme nahm und ihre ſchöne Stirn küßte.

„Ja, du biſt mir die liebſte,“ ſagte der Prinz, „denn du haſt das beſte Herz von Allen, du biſt mir am meiſten ergeben, und du gleichſt einem jungen Mädchen, das ich einmal ſah, aber ſicher nie wiederfinde. Ich war auf einem Schiffe, welches ſtrandete, die Wellen warfen mich bei einem heiligen Tempel an das Land, wo mehrere junge Mädchen den Dienſt verrichteten; die jüngſte dort fand mich am Ufer und rettete mein Leben, ich ſah ſie nur zweimal; ſie wäre die einzige, die ich in dieſer Welt lieben könnte, aber du gleichſt ihr, du verdrängſt faſt ihr Bild aus meiner Seele; ſie gehört dem heiligen Tempel an, und deshalb hat mein gutes Glück dich mir geſendet, nie wollen wir uns trennen!“ — „Ach, er weiß nicht, daß ich ſein Leben gerettet habe!“ dachte die kleine Seejungfrau, „ich trug ihn über das Meer zum Walde hin, wo der Tempel ſteht, ich ſaß hinter dem Schaume und ſah, ob keine Menſchen kommen würden. Ich ſah das hübſche Mädchen, das er mehr liebt als mich!“ und die Seejungfrau ſeufzte tief, weinen konnte ſie nicht. „Das Mädchen gehört dem heiligen Tempel an, hat er geſagt, ſie kömmt nie in die Welt hinaus, ſie begegnen ſich nicht mehr, ich bin bei ihm, ſehe ihn jeden Tag, ich will ihn pflegen, lieben, ihm mein Leben opfern!“

Aber nun ſoll der Prinz ſich verheirathen und des Nachbarkönigs ſchöne Tochter zur Frau bekommen, erzählte man, deshalb rüſtet er ein ſo prächtiges Schiff aus. Der Prinz reiſt, um des Nachbarkönigs Länder zu beſichtigen, ſo heißt es wohl, aber es geſchieht, um des Nachbarkönigs Tochter zu ſehen, ein großes Gefolge ſoll ihn begleiten. Die kleine Seejungfrau ſchüttelte das Haupt und lächelte; ſie kannte des Prinzen Gedanken weit beſſer als alle die Anderen. „Ich muß reiſen!“ hatte er zu ihr geſagt, „ich muß die ſchöne Prinzeſſin ſehen, meine Eltern verlangen es, aber ſie wollen mich nicht zwingen, ſie als meine Braut heim zu führen. Ich kann ſie nicht lieben! Sie gleichet nicht dem ſchönen Mädchen im Tempel, der du ähnelſt; ſollte ich einſt eine Braut wählen, ſo würdeſt du es eher ſein, mein ſtummes Findelkind mit den ſprechenden Augen!“ und er küßte ihren rothen Mund, ſpielte mit ihren langen Haaren und legte ſein Haupt an ihr Herz, ſo daß dieſes von Menſchenglück und einer unſterblichen Seele träumte.

„Du fürchteſt doch das Meer nicht, mein ſtummes Kind?“ ſagte er, als ſie auf dem prächtigen Schiffe ſtanden, welches ihn nach den Ländern des Nachbarkönigs führen ſollte; und er erzählte ihr vom Sturm und von der Windſtille, von ſeltſamen Fiſchen in der Tiefe und dem, was die Taucher dort geſehen, und ſie lächelte bei ſeiner Erzählung, ſie wußte ja beſſer als ſonſt Jemand, was auf dem Grunde des Meeres vorging.

In der mondhellen Nacht, wenn Alle ſchliefen, bis auf den Steuermann, der am Ruder ſtand, ſaß ſie an dem Bord des Schiffes und ſtarrte durch das klare Waſſer hinunter; ſie glaubte ihres Vaters Schloß zu erblicken, hoch oben ſtand die alte Großmutter mit der Silberkrone auf dem Haupte und ſtarrte durch die reißenden Ströme zu des Schiffes Kiel empor. Da kamen ihre Schweſtern über das Waſſer hervor und ſchauten ſie traurig an und rangen ihre weißen Hände; ſie winkte ihnen, lächelte und wollte erzählen, daß es ihr gut und glücklich ginge, aber der Schiffsjunge näherte ſich ihr und die Schweſtern tauchten unter, ſo daß er glaubte, das Weiße, was er geſehen, ſei Schaum auf der See geweſen.

Am nächſten Morgen ſegelte das Schiff in den Hafen von des Nachbarkönigs prächtiger Stadt. Alle Kirchenglocken läuteten und von den hohen Thürmen wurden die Poſaunen geblaſen, während die Soldaten mit fliegenden Fahnen und blitzenden Bajonetten daſtanden. Jeder Tag führte ein Feſt mit ſich. Ball und Geſellſchaften folgten einander, aber die Prinzeſſin war noch nicht da, ſie werde weit davon entfernt in einem heiligen Tempel erzogen, ſagten ſie, dort lerne ſie alle königlichen Tugenden. Endlich traf ſie ein.

Die kleine Seejungfrau war begierig, ihre Schönheit zu ſehen, und ſie mußte ſolche anerkennen, eine lieblichere Erſcheinung hatte ſie noch nie geſehen. Die Haut war ſo fein und klar, und hinter den langen dunklen Augenwimpern lächelten ein Paar ſchwarzblaue, treue Augen.

„Du biſt es!“ ſagte der Prinz, „du, die mich gerettet hat, als ich einer Leiche gleich an der Küſte lag!“ und er drückte ſeine erröthende Braut in ſeine Arme. „O ich bin allzu glücklich!“ ſagte er zur kleinen Seejungfrau. „Das Beſte, was ich je hoffen durfte, iſt mir in Erfüllung gegangen. Du wirſt dich über mein Glück freuen, denn du meinſt es am beſten mit mir von ihnen allen!“ Und die kleine Seejungfrau küßte ſeine Hand, und es kam ihr ſchon vor, als fühle ſie ihr Herz brechen. Sein Hochzeitsmorgen würde ihr ja den Tod geben und ſie in Schaum auf dem Meere verwandeln.

Alle Kirchenglocken läuteten, die Herolde ritten in den Straßen umher und verkündeten die Verlobung. Auf allen Altären brannte duftendes Oel in köſtlichen Silberlampen. Die Prieſter ſchwangen die Rauchfäſſer und Braut und Bräutigam reichten einander die Hand und erhielten den Segen des Biſchofs. Die kleine Seejungfrau war in Seide und Gold gekleidet und hielt die Schleppe der Braut, aber ihre Ohren hörten die feſtliche Muſik nicht, ihr Auge ſah die heilige Ceremonie nicht, ſie gedachte ihrer Todesnacht und Alles deſſen, was ſie in dieſer Welt verloren hatte.

Noch an demſelben Abend gingen die Braut und der Bräutigam an Bord des Schiffes, die Kanonen donnerten, alle Flaggen wehten, und mitten auf dem Schiffe war ein köſtliches Zelt von Gold und Purpur und mit den ſchönſten Kiſſen errichtet, da ſollte das Brautpaar in der ſtillen, kühlen Nacht ſchlafen.

Die Segel ſchwellen im Winde, und das Schiff glitt leicht und ohne große Bewegung über die klare See dahin.

Als es dunkelte, wurden bunte Lampen angezündet und die Seeleute tanzten luſtige Tänze auf dem Verdecke. Die kleine Seejungfrau mußte ihres erſten Auftauchens aus dem Meere gedenken, wo ſie dieſelbe Pracht und Freude erblickt hatte, und ſie wirbelte ſich mit im Tanze, ſchwebte, wie die Schwalbe ſchwebt, wenn ſie verfolgt wird, und Alle jubelten ihr Bewunderung zu, nie hatte ſie ſo herrlich getanzt; es ſchnitt wie ſcharfe Meſſer in die zarten Füße, aber ſie fühlte es nicht; es ſchnitt ihr noch ſchmerzlicher durch das Herz. Sie wußte, es ſei der letzte Abend, an dem ſie ihn erblickte, für den ſie ihre Verwandten und ihre Heimath verlaſſen, ihre ſchöne Stimme dahingegeben und täglich unendliche Qualen ertragen hatte, ohne daß er es mit einem Gedanken ahnte. Es war die letzte Nacht, daß ſie dieſelbe Luft mit ihm einathmete, das tiefe Meer und den ſternhellen Himmel erblickte, eine ewige Nacht ohne Gedanken und Traum harrte ihrer, die keine Seele hatte, keine Seele gewinnen konnte. Und Alles war Freude und Heiterkeit auf dem Schiffe bis weit über Mitternacht hinaus, ſie lachte und tanzte mit Todesgedanken im Herzen. Der Prinz küßte ſeine ſchöne Braut, und ſie ſpielte mit ſeinen ſchwarzen Haaren, und Arm in Arm gingen ſie zur Ruhe in das prächtige Zelt.

Es wurde ſtille auf dem Schiffe, nur der Steuermann ſtand am Ruder, die kleine Seejungfrau legte ihre weißen Arme auf den Schiffsbord und blickte gegen Oſten nach der Morgenröthe; der erſte Sonnenſtrahl, wußte ſie, würde ſie tödten. Da ſah ſie ihre Schweſtern der

Fluth entſteigen, ſie waren bleich, wie ſie; ihre langen ſchönen Haare weheten nicht mehr im Winde, ſie waren abgeſchnitten.

„Wir haben ſie der Hexe gegeben, um dir Hülfe bringen zu können, damit du dieſe Nacht nicht ſtürbeſt! Sie hat uns ein Meſſer gegeben, hier iſt es! ſiehſt du wie ſcharf? Bevor die Sonne aufgeht, mußt du es in das Herz des Prinzen ſtechen, und wenn dann das warme Blut auf deine Füße ſpritzt, ſo wachſen dieſe in einen Fiſchſchwanz zuſammen und du wirſt wieder eine Seejungfrau, kannſt zu uns herab ſteigen und lebſt deine dreihundert Jahre, bevor du der todte ſalzige Seeſchaum wirſt. Beeile dich! er oder du mußt ſterben, bevor die Sonne aufgeht! Unſere alte Großmutter trauert ſo, daß ihr weißes Haar gefallen iſt, wie das unſrige, vor der Scheere der Hexe. Tödte den Prinzen und komm zurück! Beeile dich, ſiehſt du den rothen Streifen am Himmel? In wenigen Minuten ſteigt die Sonne auf, und dann mußt du ſterben!“ und ſie ſtießen einen wunderbaren tiefen Seufzer aus und verſanken in die Wogen.

Die kleine Seejungfrau zog den Purpurteppich vom Zelte fort, und ſah die ſchöne Braut mit ihrem Haupte an des Prinzen Bruſt ruhen, und ſie bog ſich nieder, küßte ihn auf ſeine ſchöne Stirn, blickte gen Himmel auf, wo die Morgenröthe mehr und mehr leuchtete, betrachtete das ſcharfe Meſſer und heftete die Augen wieder auf den Prinzen, der im Traum ſeine Braut beim Namen nannte, nur ſie war in ſeinen Gedanken, und das Meſſer zitterte in der

Seejungfrau Hand, — aber da warf ſie es weit hinaus in die Wogen, die glänzten roth, wo es hinfiel, es ſah aus, als keimten Blutstropfen aus dem Waſſer auf. Noch einmal ſah ſie mit halbgebrochenen Blicken auf den Prinzen, ſtürzte ſich vom Schiffe in das Meer hinab und fühlte, wie ihr Körper ſich in Schaum auflöſte.

Nun ſtieg die Sonne aus dem Meere auf, die Strahlen fielen ſo mild und warm auf den kalten Meeresſchaum und die kleine Seejungfrau fühlte nichts vom Tode, ſie ſah die helle Sonne, und oben über ihr ſchwebten Hunderte von durchſichtigen, herrlichen Geſchöpfen; ſie konnte durch dieſelben des Schiffes weiße Segel und des Himmels rothe Wolken erblicken; die Sprache derſelben war Melodie, aber ſo geiſtig, daß kein menſchliches Ohr es vernehmen, ebenſo wie kein irdiſches Auge ſie erblicken konnte; ohne Schwingen ſchwebten ſie vermittelſt ihrer eigenen Leichtigkeit durch die Luft. Die kleine Seejungfrau ſah, daß ſie einen Körper hatte wie dieſe, der ſich mehr und mehr aus dem Schaume erhob.

„Wo komme ich hin?“ fragte ſie, und ihre Stimme klang wie die der andern Weſen, ſo geiſtig, daß keine irdiſche Muſik ſie wiederzugeben vermag.

„Zu den Töchtern der Luft!“ erwiderten die Andern. „Die Seejungfrau hat keine unſterbliche Seele, kann ſie nie erhalten, wenn ſie nicht eines Menſchen Liebe gewinnt; von einer fremden Macht hängt ihr ewiges Daſein ab. Die Töchter der Luft haben auch keine ewige Seele, aber ſie können durch gute Handlungen ſich ſelbſt eine ſchaffen.

Wir fliegen nach den warmen Ländern, wo die ſchwüle Peſtluft den Menſchen tödtet; dort fächeln wir Kühlung. Wir breiten den Duft der Blumen durch die Luft aus und ſenden Erquickung und Heilung. Wenn wir dreihundert Jahre lang geſtrebt haben, alles Gute, was wir vermögen, zu vollbringen, ſo erhalten wir eine unſterbliche Seele und nehmen Theil am ewigen Glücke der Menſchen. Du arme kleine Seejungfrau haſt mit ganzem Herzen nach demſelben, wie wir, geſtrebt, du haſt gelitten und geduldet, dich zur Luftgeiſterwelt erhoben, nun kannſt du dir ſelbſt durch gute Werke nach drei Jahrhunderten eine unſterbliche Seele ſchaffen.

Und die kleine Seejungfrau erhob ihre verklärten Augen gegen Gottes Sonne, und zum erſten Mal fühlte ſie Thränen in ihren Augen. — Auf dem Schiffe war wieder Lärm und Leben, ſie ſah den Prinzen mit ſeiner ſchönen Braut nach ihr ſuchen, wehmüthig ſtarrten ſie den perlenden Schaum an, als ob ſie wüßten, daß ſie ſich in die Fluthen geſtürzt habe. Unſichtbar küßte ſie die Stirn der Braut, lächelte den Prinzen an, und ſtieg mit den übrigen Kindern der Luft auf die roſenrothe Wolke hinauf, welche den Aether durchſchiffte.

„Nach dreihundert Jahren ſchweben wir ſo in das Reich Gottes hinein!“

„Auch können wir noch früher dahin gelangen!“ flüſterte eine Tochter der Luft. „Unſichtbar ſchweben wir in die Häuſer der Menſchen hinein, wo Kinder ſind, und für jeden Tag, an dem wir ein gutes Kind finden, welches ſeinen Eltern Freude bereitet und deren Liebe verdient, verkürzt Gott unſere Prüfungszeit. Das Kind weiß nicht, wann wir durch die Stube fliegen, und müſſen wir aus Freude über daſſelbe lächeln, ſo wird ein Jahr von den dreihundert abgerechnet, ſehen wir aber ein unartiges und böſes Kind, ſo müſſen wir Thränen der Trauer vergießen, und jede Thräne legt unſerer Prüfungszeit einen Tag zu!“

Der unartige Knabe.

Es war einmal ein alter Dichter, ſo ein recht guter alter Dichter. Eines Abends, als er zu Hauſe ſaß, gab es draußen ein ſchrecklich böſes Wetter; der Regen strömte hernieder, aber der alte Dichter ſaß gemüthlich hinter ſeinem Ofen, wo das Feuer brannte und die Aepfel ziſchten.

„Es bleibt kein trockener Faden an den Armen, die in dieſem Wetter draußen ſind!“ ſagte er, denn er war ein guter Dichter.

„O, öffne mir! mich friert und ich bin ſo naß!“ rief draußen ein kleines Kind. Es weinte und klopfte an die Thür, während der Regen herabſtrömte und der Wind mit allen Fenſtern klirrte.

„Du kleines Weſen!“ ſagte der alte Dichter und ging hin, die Thüre zu öffnen. Da ſtand ein kleiner Knabe; er war ganz nackt, und das Waſſer floß aus ſeinen langen, blonden Locken. Er zitterte vor Kälte; wäre er nicht herein gekommen, hätte er in dem böſen Wetter ſicher umkommen müſſen.

„Du kleines Weſen!“ ſagte der alte Dichter und nahm ihn bei der Hand. „Komm zu mir, ich werde dich ſchon erwärmen! Wein und einen Apfel ſollſt du haben, denn du biſt ein prächtiger Knabe!“

Das war er auch. Seine Augen ſahen wie zwei helle Sterne, und obgleich das Waſſer aus ſeinen blonden Locken herabfloß, ringelten ſie ſich doch ſo ſchön. Er ſah aus wie ein kleines Engelskind, war aber ſo bleich vor Kälte und zitterte über den ganzen Körper. In der Hand trug er einen herrlichen Bogen, aber der war vom Regen ganz verdorben; alle Farben auf den ſchönen Pfeilen liefen von der Näſſe in einander.

Der alte Dichter ſetzte ſich an den Ofen, nahm den kleinen Knaben auf ſeinen Schooß, drückte das Waſſer aus ſeinen Locken, wärmte deſſen Hände in den ſeinen und machte ihm ſüßen Wein glühend; da erholte er ſich, bekam rothe Wangen, ſprang auf den Fußboden und tanzte rings um den alten Dichter herum.

„Du biſt ein luſtiger Knabe!“ ſagte der Alte. „Wie heißeſt du?“

„Ich heiße Amor!“ erwiderte er, „kennſt du mich nicht? dort liegt mein Bogen! glaube mir, damit ſchieße ich! Sieh, nun wird das Wetter draußen wieder gut, der Mond ſcheint.

„Aber dein Bogen iſt verdorben!“ ſagte der alte Dichter.

„Das wäre ſchlimm!“ ſagte der kleine Knabe, nahm ihn auf und beſah ihn. „O, der iſt ganz trocken, hat gar keinen Schaden gelitten; die Sehne ſitzt ganz ſtraff; ich werde ihn probiren!“ dann ſpannte er ihn, legte einen Pfeil darauf, zielte und ſchoß den guten alten Dichter gerade in das Herz: „Siehſt du wohl, daß mein Bogen nicht verdorben war?“ ſagte er, lachte ganz laut und lief davon. Der unartige Knabe, ſo den alten Dichter zu ſchießen, der ihn in die warme Stube hereingenommen, ſo gut gegen ihn geweſen war und ihm den ſchönſten Wein und den beſten Apfel gegeben hatte!

Der gute Dichter lag auf dem Fußboden und weinte, er war wirklich gerade in das Herz geſchoſſen: „Pfui!“ rief er, „was iſt dieſer Amor für ein unartiger Knabe! das werde ich allen guten Kindern erzählen, damit ſie ſich in Acht nehmen können und nie mit ihm ſpielen, denn er thut ihnen was zu Leide!“

Alle guten Kinder, Mädchen und Knaben, denen er dieſes erzählte, nahmen ſich auch vor dem böſen Amor in Acht, aber er führte ſie doch an, denn er iſt ſo durchtrieben! Wenn die Studenten aus den Vorleſungen kommen, ſo läuft er ihnen zur Seite, mit einem Buche unter dem Arm und hat einen ſchwarzen Rock an. Sie können ihn gar nicht erkennen, und dann faſſen ſie ihn unter den Arm und glauben, daß er auch ein Student ſei, aber da ſticht er ihnen den Pfeil in die Bruſt. Wenn die Mädchen vom Prediger kommen und wenn ſie eingeſegnet werden, ſo iſt er auch hinter ihnen. Ja, er iſt immer hinter den Leuten her! Er ſitzt im großen Kronleuchter im Theater und brennt lichterloh, ſo daß die Leute glauben, es ſei eine Lampe, aber ſpäter ſehen ſie den Irrthum ein. Er läuft im Schloßgarten und auf den Promenaden umher! Ja, er hat auch einmal deinem

Vater und deiner Mutter gerade in das Herz geſchoſſen! Frage ſie nur darnach, ſo wirſt du hören, was ſie ſagen. Ja, es iſt ein böſer Knabe, dieſer Amor, mit ihm mußt du nie etwas zu ſchaffen haben! er iſt hinter Jedermann her. Denk' einmal, er ſchoß ſogar einen Pfeil auf die alte Großmutter ab, aber das iſt lange her; die Wunde iſt nun zwar geheilt, doch vergißt ſie dies nie. Pfui, der böſe Amor! Aber nun kennſt du ihn und weißt, was es für ein unartiger Knabe iſt.

Der Garten des Paradieſes.

Es war einmal ein Königsſohn, Niemand hatte ſo viele und ſo ſchöne Bücher, wie er; Alles, was in dieſer Welt geſchehen, konnte er ſich erleſen und die Abbildungen in prächtigen Kupferſtichen erblicken. Von jedem Volke und jedem Lande konnte er Auskunft erhalten, aber wo der Garten des Paradieſes zu finden ſei, davon ſtand kein Wort darin; und der, gerade der war es, an den er am meiſten dachte.

Seine Großmutter hatte ihm erzählt, als er noch ganz klein war, aber anfangen ſollte zur Schule zu gehen, daß jede Blume im Garten des Paradieſes der ſüßeſte Kuchen, die Staubfäden der feinſte Wein wären; auf einem ſtänden Geſchichte, auf einem andern Geographie oder Tabellen; man brauche nur Kuchen zu eſſen, ſo könne man ſeine Lection; je mehr man ſpeiſte, um ſo mehr Geſchichte, Geographie und Tabellen hätte man inne.

Das glaubte er damals; aber ſchon, als er ein größerer Knabe wurde, mehr lernte und klüger war, begriff er wohl, daß eine ganz andere Herrlichkeit im Garten des Paradieſes ſein müſſe.

„O, weshalb pflückte doch Eva vom Baume der Erkenntniß? Weshalb ſpeiſte Adam von der verbotenen Frucht? Das ſollte ich geweſen ſein, ſo wäre es nicht geſchehen! nie würde die Sünde in die Welt gekommen ſein!“

Das ſagte er damals, und das ſagte er noch, als er ſiebenzehn Jahr alt war. Der Garten des Paradieſes erfüllte alle ſeine Sinne.

Eines Tages ging er im Walde; er ging allein, denn das war ſein größtes Vergnügen.

Der Abend brach an, die Wolken zogen ſich zuſammen, es wurde ein Regenwetter, als ob der ganze Himmel eine einzige Schleuſe ſei, aus der das Waſſer ſtürze; es war ſo dunkel, wie es ſonſt des Nachts im tiefſten Brunnen iſt. Bald glitt er in dem naſſen Graſe aus, bald fiel er über die nackten Steine, welche aus dem Felſengrunde hervorragten. Alles triefte vom Waſſer, es war nicht ein trockner Faden an dem armen Prinzen. Er mußte über große Steinblöcke klettern, wo das Waſſer aus dem hohen Mooſe quoll. Er war nahe daran ohnmächtig zu werden; da hörte er ein ſonderbares Sauſen, und vor ſich ſah er eine große erleuchtete Höhle. Mitten in derſelben brannte ein Feuer, ſo daß man einen Hirſch dabei braten konnte, und das geſchah auch; der prächtigſte Hirſch mit ſeinem hohen Geweihe war auf einen Spieß geſteckt und wurde langſam zwiſchen zwei abgehauenen Fichtenſtämmen herumgedreht. Eine ältliche Frau, groß und ſtark, als wäre ſie eine verkleidete Mannsperſon, ſaß am Feuer und warf ein Stück nach dem andern hinein.

„Komm nur näher!“ ſagte ſie, „ſetze dich an das Feuer, damit deine Kleider trocknen.“

„Hier zieht es ſehr!“ ſagte der Prinz und ſetzte ſich auf den Fußboden nieder.

„Das wird noch ärger werden, wenn meine Söhne nach Hauſe kommen!“ erwiderte die Frau. „Du biſt hier in der Höhle der Winde, meine Söhne ſind die vier Winde der Welt, kannſt du das verſtehen?“

„Wo ſind deine Söhne?“ fragte der Prinz.

„Ja, es iſt ſchwer zu antworten, wenn man dumm fragt,“ ſagte die Frau. „Meine Söhne treiben es auf eigene Hand, ſie ſpielen Federball mit den Wolken dort oben im Königsſaal!“ und da zeigte ſie in die Höhe hinauf.

„Ach ſo!“ ſagte der Prinz. „Ihr ſprecht übrigens ziemlich barſch und ſeid nicht ſo mild, wie die Frauenzimmer, die ich ſonſt um mich habe!“

„Ja, die haben wohl nichts anderes zu thun! Ich muß hart ſein, wenn ich meine Knaben in Reſpect erhalten will, aber das kann ich, obgleich ſie Trotzköpfe ſind. Siehſt du die vier Säcke, die an der Wand hängen; vor denen fürchten ſie ſich eben ſo, wie du früher vor der Ruthe hinterm Spiegel. Ich kann die Knaben zuſammenbiegen, ſag' ich dir, und dann ſtecke ich ſie in den Sack; da machen wir keine Umſtände! Da ſitzen ſie und dürfen nicht eher wieder herumſtreifen, bis ich es für gut erachte. Aber da haben wir den einen!“

Das war der Nordwind, der mit einer eiſigen Kälte herein trat, große Hagelkörner hüpften auf dem Fußboden hin, und Schneeflocken ſtöberten umher. Er war in Bärenfell-Beinkleidern und Jacke; eine Mütze von Seehundsfell ging über die Ohren hinab; lange Eiszapfen hingen ihm am Barte, und ein Hagelkorn nach dem andern glitt ihm vom Jackenkragen herunter.

„Gehen Sie nicht gleich an das Feuer!“ ſagte der Prinz. „Sie können ſonſt leicht Geſicht und Hände erfrieren!“

„Erfrieren!“ ſagte der Nordwind und lachte laut auf. „Kälte! das iſt gerade mein größtes Vergnügen! Was biſt du übrigens für ein Schneiderlein! Wie kömmſt du in die Höhle der Winde?“

„Er iſt mein Gaſt,“ ſagte die Alte, „und biſt du mit dieſer Erklärung nicht zufrieden, ſo kannſt du in den Sack kommen! — Verſtehſt du mich nun?“

Sieh, das half, und der Nordwind erzählte, von wannen er kam und wo er nun faſt einen ganzen Monat geweſen.

„Vom Polarmeere komme ich,“ ſagte er, „ich bin auf dem Bären-Eilande mit den ruſſiſchen Wallroß-Jägern geweſen. Ich ſaß und ſchlief auf dem Steuer, als ſie vom Nordcap wegſegelten; wenn ich mitunter ein wenig erwachte, flog mir der Sturmvogel um die Beine. Das iſt ein komiſcher Vogel, er macht einen raſchen Schlag mit den Flügeln, hält ſie darauf unbeweglich ausgeſtreckt und hat dann Fahrt genug.“

„Mache es nur nicht ſo weitläufig!“ ſagte die Mutter der Winde. „Und ſo kamſt du denn nach dem Bären-Eilande?“

„Dort iſt es ſchön! da iſt ein Fußboden zum Tanzen, flach, wie ein Teller! halbgethauter Schnee mit ein wenig Moos, ſcharfe Steine und Gerippe von Wallroſſen und Eisbären lagen da, wie Rieſenarme und Beine mit verſchimmeltem Grün. Man möchte glauben, daß die Sonne nie darauf geſchienen hätte. Ich blies ein wenig in den Nebel, damit man den Schuppen ſehen konnte: das war ein Haus, von Wrackholz erbaut und mit Wallroßhäuten überzogen; die Fleiſchſeite war nach außen gekehrt, ſie war voller Roth und Grün; auf dem Dache ſaß ein lebendiger Eisbär und brummte. Ich ging nach dem Strande, ſah nach den Vogelneſtern, ſah die nackten Jungen, die da ſchrien und den Schnabel aufſperrten; da blies ich in die tauſend Kehlen hinab, und ſie lernten den Schnabel ſchließen. Weiterhin wälzten ſich die Wallroſſe, wie lebendige Eingeweide oder Rieſenmaden mit Schweineköpfen und ellenlangen Zähnen!“ —

„Du erzählſt gut, mein Sohn!“ ſagte die Mutter. „Das Waſſer läuft mir im Munde zuſammen, wenn ich dich anhöre!“

„Dann ging das Jagen an! Die Harpune wurde in die Bruſt des Wallroſſes geworfen, ſo daß der dampfende Blutſtrahl einem Springbrunnen gleich über das Eis ſpritzte. Da gedachte ich auch meines Spieles! Ich blies auf und ließ meine Segler, die thurmhohen Eisberge die Boote einklemmen. Hui! wie man pfiff und wie man ſchrie, aber ich pfiff lauter; die todten Wallroßkörper, Kiſten und Tauwerk mußten ſie auf das Eis auspacken; ich ſchüttelte die Schneeflocken über ſie und ließ ſie in den eingeklemmten

Fahrzeugen mit ihrem Fang nach Süden treiben, um dort Salzwaſſer zu koſten. Sie kommen nie mehr nach dem Bären-Eiland!“

„So haſt du ja Böſes gethan!“ ſagte die Mutter der Winde.

„Was ich Gutes gethan habe, mögen die Andern erzählen!“ ſagte er, „aber da haben wir meinen Bruder aus Weſten, ihn mag ich von allen am beſten leiden, er ſchmeckt nach der See und führt eine herrliche Kälte mit ſich!“

„Iſt das der kleine Zephyr?“ fragte der Prinz.

„Ja wohl iſt das Zephyr!“ ſagte die Alte, „aber er iſt doch nicht ſo klein. Vor Jahren war es ein hübſcher Knabe, aber das iſt nun vorbei!“

Er ſah aus wie ein wilder Mann, aber er hatte einen Fallhut auf, um nicht zu Schaden zu kommen. In der Hand hielt er eine Mahagonikeule, in den amerikaniſchen Mahagoniwäldern gehauen. Das war nichts Geringes.

„Wo kommſt du her?“ fragte ſeine Mutter.

„Aus den Waldwüſten!“ ſagte er, „wo die dornigen Lianen eine Hecke zwiſchen jedem Baume bilden, wo die Waſſerſchlange in dem naſſen Graſe liegt und die Menſchen unnöthig zu ſein ſcheinen!“

„Was triebſt du dort?“

„Ich ſah in den tiefen Fluß, ſah, wie er von den Klippen ſtürzte, Staub wurde und gegen die Wolken flog, um den Regenbogen zu tragen. Ich ſah den wilden Büffel im Fluſſe ſchwimmen, aber der Strom riß ihn mit ſich fort; er trieb mit dem Schwarm der wilden Enten, welche in die

Höhe fliegen, wo das Waſſer ſtürzte; der Büffel mußte hinunter, das gefiel mir, und ich blies einen Sturm, ſo daß uralte Bäume ſegelten und zu Spähnen wurden.“

„Und weiter haſt du nichts gethan?“ fragte die Alte.

„Ich habe in den Savannen Purzelbäume geſchoſſen, ich habe die wilden Pferde geſtreichelt und Kokosnüſſe geſchüttelt. Ja, ja, ich habe Geſchichten zu erzählen! Aber man muß nicht Alles ſagen, was man weiß. Das weißt du wohl, du Alte!“ und dann küßte er ſeine Mutter, ſo daß ſie faſt hintenüber gefallen wäre; er war ein ſchrecklich wilder Bube.

Nun kam der Südwind mit einem Turban und fliegenden Beduinen-Mantel.

„Hier iſt es recht kalt, hier draußen!“ ſagte er, und warf Holz zum Feuer, „man kann merken, daß der Nordwind zuerſt gekommen iſt!“

„Es iſt hier ſo heiß, daß man einen Eisbär braten kann!“ ſagte der Nordwind.

„Du biſt ſelbſt ein Eisbär!“ antwortete der Südwind.

„Wollt ihr in den Sack geſteckt werden?“ fragte die Alte. — „Setze dich auf den Stein dort und erzähle, wo du geweſen biſt.“

„In Afrika, Mutter!“ erwiderte er. Ich war mit den Hottentotten auf der Löwenjagd im Lande der Kaffern. Da wächſt Gras in den Ebenen, grün wie eine Olive! Da lief der Strauß mit mir um die Wette, aber ich bin doch noch ſchneller. Ich kam nach der Wüſte zu dem gelben Sande; da ſieht es aus, wie auf dem Grunde des Meeres. Ich traf eine Caravane; ſie ſchlachteten ihr letztes Kameel, um Trinkwaſſer zu erhalten, aber es war nur wenig, was ſie bekamen. Die Sonne brannte von oben und der Sand von unten. Keine Grenze hatte die ausgedehnte Wüſte. Da wälzte ich mich in dem feinen, loſen Sand und wirbelte ihn in große Säulen auf, das war ein Tanz! Du hätteſt ſehen ſollen, wie muthlos das Dromedar daſtand, und der Kaufmann zog den Kaftan über den Kopf. Er warf ſich vor mir nieder wie vor Allah, ſeinem Gott. Nun ſind ſie begraben, da ſteht eine Pyramide von Sand über ihnen Allen; wenn ich die einmal fortblaſe, dann wird die Sonne die weißen Knochen bleichen, da können die Reiſenden ſehen, daß hier früher Menſchen geweſen ſind. Sonſt wird man das in der Wüſte nicht glauben!“

„Du haſt alſo nur Böſes gethan!“ ſagte die Mutter. „Marſch in den Sack!“ und ehe er es wußte, hatte ſie den Südwind um den Leib gefaßt und in den Sack geſteckt; er wälzte ſich rings umher auf dem Fußboden, aber ſie ſetzte ſich darauf, und da mußte er ſtille liegen.

„Das ſind muntere Knaben, die ſie hat!“ ſagte der Prinz.

„Ja wohl,“ antwortete ſie, „und züchtigen kann ich ſie! Da haben wir den vierten!“

Das war der Oſtwind, er war wie ein Chineſe gekleidet.

„Ah! kömmſt du von jener Gegend?“ ſagte die Mutter, „ich glaubte, du wäreſt im Garten des Paradieſes geweſen.“

„Dahin fliege ich erſt morgen!“ ſagte der Oſtwind, „morgen ſind es hundert Jahre, ſeitdem ich dort war! Ich komme jetzt von China, wo ich um den Porcellanthurm tanzte, daß alle Glocken klingelten. Unten auf der Straße bekamen die Beamten Prügel, das Bambusrohr wurde auf ihren Schultern zerſchlagen, und das waren Leute vom erſten bis zum neunten Grade; ſie ſchrien: „‚vielen Dank, mein väterlicher Wohlthäter!‘“ aber es kam ihnen nicht von Herzen, und ich klingelte mit den Glocken und ſang: tſing, tſang, tſu!“

„Du biſt muthwillig!“ ſagte die Alte. „Es iſt gut, daß du morgen nach dem Garten des Paradieſes kommſt, das trägt immer zu deiner Bildung bei. Trinke dann tüchtig aus der Weisheitsquelle und nimm eine kleine Flaſche voll für mich mit nach Hauſe!“

„Das werde ich thun!“ ſagte der Oſtwind. „Aber weshalb haſt du meinen Bruder vom Süden in den Sack geſteckt? Heraus mit ihm! Er ſoll mir vom Vogel Phönix erzählen, davon will die Prinzeſſin im Garten des Paradieſes immer hören, wenn ich jedes hundertſte Jahr meinen Beſuch abſtatte. Mache den Sack auf! dann biſt du meine ſüßeſte Mutter, und ich ſchenke dir zwei Taſchen voll Thee, ſo grün und friſch, wie ich ihn an Ort und Stelle gepflückt habe!“

„Nun, des Thees halber und weil du mein Herzensjunge biſt, will ich den Sack öffnen!“ Das that ſie, und der Südwind kroch heraus, aber er ſah ganz niedergeſchlagen aus, weil der fremde Prinz es geſehen hatte.

„Da haſt du ein Palmenblatt für die Prinzeſſin!“ ſagte der Südwind, „dieſes Blatt hat der alte Vogel Phönix, der einzige, der in der Welt war, mir gegeben! Er hat mit ſeinem Schnabel ſeine ganze Lebensbeſchreibung, die hundert Jahr, die er lebte, hineingeritzt; nun kann ſie es ſelbſt leſen, wie der Vogel Phönix ſein Neſt ſelbſt in Brand ſteckte und darin ſaß und verbrannte, wie die Frau eines Hindu. Wie kniſterten doch die trockenen Zweige, es war ein Rauch und ein Dampf! Zuletzt ſchlug Alles in Flammen auf, der alte Vogel Phönix wurde zu Aſche, aber ſein Ei lag glühend roth im Feuer, es barſt mit einem großen Knall, und das Junge flog heraus; nun iſt dieſes Regent über alle Vögel und der einzige Vogel Phönix in der Welt. Er hat ein Loch in das Palmenblatt, welches ich dir gab, gebiſſen, das iſt ſein Gruß an die Prinzeſſin!“

„Laßt uns nun etwas eſſen!“ ſagte die Mutter der Winde, und ſo ſetzten ſie ſich alle heran, um von dem gebratenen Hirſche zu ſpeiſen; der Prinz ſaß zur Seite des Oſtwindes, und deshalb wurden ſie bald gute Freunde.

„Höre, ſage mir einmal,“ ſagte der Prinz, „was iſt das für eine Prinzeſſin, von der hier ſo viel die Rede iſt, und wo liegt der Garten des Paradieſes?“

„Ho, ho!“ ſagte der Oſtwind, „willſt du dahin, ja dann fliege morgen mit mir! Aber das muß ich dir übrigens ſagen, dort iſt kein Menſch ſeit Adam's und Eva's Zeit geweſen. Die kennſt du ja wohl aus deiner Bibelgeſchichte?“

„Ja wohl!“ ſagte der Prinz.

„Damals, als ſie verjagt wurden, verſank der Garten des Paradieſes in die Erde, aber er behielt ſeinen warmen

Sonnenſchein, ſeine milde Luft und all' ſeine Herrlichkeit. Die Feen-Königin wohnt darin; da liegt die Inſel der Glückſeligkeit, wohin der Tod nie kömmt, wo es herrlich iſt! Setze dich morgen auf meinen Rücken, dann werde ich dich mitnehmen; ich denke, es wird ſich wohl thun laſſen; aber nun mußt du nicht mehr ſprechen, denn ich will ſchlafen!"

Und dann ſchliefen ſie alleſammt.

In der frühen Morgenſtunde erwachte der Prinz und war nicht wenig erſtaunt, ſich ſchon hoch über den Wolken zu finden. Er ſaß auf dem Rücken des Oſtwindes, der ihn noch treulich hielt; ſie waren ſo hoch in der Luft, daß Wälder und Felder, Flüſſe und Seen ſich wie auf einer illuminirten Landkarte darſtellten.

„Guten Morgen!" ſagte der Oſtwind. „Du könnteſt übrigens füglich noch ein biſchen ſchlafen, denn es iſt nicht viel auf dem flachen Lande unter uns zu ſehen, ausgenommen du hätteſt Luſt die Kirchen zu zählen! ſie ſtehen gleich Kreidepunkten auf dem grünen Brete." Das waren Felder und Wieſen, die er das grüne Bret nannte.

„Es war unartig, daß ich deiner Mutter und deinen Brüdern nicht Lebewohl geſagt habe!" meinte der Prinz.

„Wenn man ſchläft, iſt man entſchuldigt!" ſagte der Oſtwind, und darauf flogen ſie noch raſcher von dannen; man konnte es in den Gipfeln der Bäume hören, denn wenn ſie darüber hinfuhren, raſſelten alle Zweige und Blätter; man konnte es auf dem Meere und den Seeen hören, denn wo ſie flogen, erhoben ſich die Wogen höher und die großen Schiffe neigten ſich tief in das Waſſer hinunter, gleich ſchwimmenden Schwänen.

Gegen Abend, als es dunkel wurde, ſahen die großen Städte ergötzlich aus; die Lichter brannten dort unten, bald hier, bald da, es war gerade, als wenn man ein Stück Papier angebrannt hat und alle die kleinen Feuerfunken ſieht, wie einer nach dem andern verſchwindet. Und der Prinz klatſchte in die Hände, aber der Oſtwind bat ihn, das ſein zu laſſen und ſich lieber feſt zu halten, ſonſt könnte er leicht hinunter fallen und an einer Kirchthurmſpitze hängen bleiben.

Der Adler in den ſchwarzen Wäldern flog zwar leicht, doch der Oſtwind flog noch leichter. Der Koſak auf ſeinem kleinem Pferde jagte über die Ebenen davon, doch der Prinz jagte noch ſchneller.

„Nun kannſt du den Himalaya ſehen!“ ſagte der Oſtwind, „das iſt der höchſte Berg in Aſien; nun werden wir bald nach dem Garten des Paradieſes gelangen!“ Dann wendeten ſie ſich mehr ſüdlich, und bald duftete es dort von Gewürzen und Blumen. Feigen und Granatäpfel wuchſen wild, und die wilde Weinranke hatte blaue und rothe Trauben. Hier ließen ſie ſich Beide nieder und ſtreckten ſich in dem weichen Graſe, wo die Blumen dem Winde zunickten, als wollten ſie ſagen: „willkommen!“

„Sind wir nun im Garten des Paradieſes?“ fragte der Prinz.

„Nein, bewahre!“ erwiderte der Oſtwind, „aber wir werden bald dorthin kommen. Siehſt du die Felſenmauer dort und die große Höhle, wo die Weinranken gleich einer großen, grünen Gardine hängen? Da hindurch werden wir hineingelangen! Wickle dich in deinen Mantel, hier brennt die Sonne, aber einen Schritt weiter und es iſt eiſig kalt. Der Vogel, welcher an der Höhle vorbeiſtreift, hat den einen Flügel hier draußen in dem warmen Sommer, und den andern drinnen in dem kalten Winter!"

„So, das iſt alſo der Weg zum Garten des Paradieſes?" fragte der Prinz.

Nun gingen ſie in die Höhle hinein. Hu, wie war es dort eiſig kalt! aber es währte doch nicht lange. Der Oſtwind breitete ſeine Flügel aus, und ſie leuchteten gleich dem hellſten Feuer; nein, welche Höhlen! Die großen Steinblöcke, von denen das Waſſer träufelte, hingen über ihnen in den wunderbarſten Geſtalten; bald war es da ſo enge, daß ſie auf Händen und Füßen kriechen mußten, bald ſo hoch und ausgedehnt, wie in der freien Luft. Es ſah aus wie Grabcapellen mit ſtummen Orgelpfeifen und verſteinerten Orgeln.

„Wir gehen wohl den Weg des Todes zum Garten des Paradieſes?" ſagte der Prinz; aber der Oſtwind antwortete keine Sylbe, zeigte vorwärts, und das ſchönſte blaue Licht ſtrahlte ihnen entgegen. Die Steinblöcke über ihnen wurden mehr und mehr ein Nebel, der zuletzt wie eine weiße Wolke im Mondſchein ausſah. Nun waren ſie in der herrlichſten milden Luft, ſo friſch wie auf den Bergen, ſo duftend wie bei den Roſen des Thales. Da ſtrömte ein Fluß, ſo klar, wie die Luft ſelbſt, und die Fiſche waren wie Silber und Gold; purpurrothe Aale, die bei jeder Bewegung blaue Feuerfunken ſprühten, ſpielten unten im Waſſer, und die breiten Nixenblumen-Blätter hatten des Regenbogens Farben, die Blume ſelbſt war eine rothgelbe brennende Flamme, der das Waſſer Nahrung gab, gleich wie das Oel die Lampe beſtändig im Brennen erhält; eine feſte Brücke von Marmor, aber ſo künſtlich und fein ausgeſchnitten, als wäre ſie von Spitzen und Glasperlen gemacht, führte über das Waſſer zur Inſel der Glückſeligkeit, wo der Garten des Paradieſes blühte.

Der Oſtwind nahm den Prinzen auf ſeine Arme und trug ihn hinüber. Da ſangen die Blumen und Blätter die ſchönſten Lieder aus ſeiner Kindheit, aber ſo ſchwellend lieblich, wie keine menſchliche Stimme hier ſingen kann.

Waren das Palmenbäume oder rieſengroße Waſſerpflanzen, die hier wuchſen? So ſaftige und große Bäume hatte der Prinz früher nie geſehen; in langen Guirlanden hingen da die wunderlichſten Schlingpflanzen, wie man ſie nur mit Farben und Gold auf dem Rande alter Heiligenbücher, oder ſich durch die Anfangsbuchſtaben ſchlingend, abgebildet findet. Das waren die ſeltſamſten Zuſammenſetzungen von Vögeln, Blumen und Schnörkeln. Dicht daneben im Graſe ſtand ein Schwarm Pfaue mit entfalteten ſtrahlenden Schweifen. Ja das war wirklich ſo! Als der Prinz daran rührte, merkte er, daß es keine Thiere, ſondern Pflanzen waren: das waren die großen Kletten, die hier gleich des Pfaues herrlichem Schweif ſtrahlten. Der Löwe und der Tiger ſprangen gleich geſchmeidigen Katzen zwiſchen den grünen Hecken, die wie die Blumen des Olivenbaumes dufteten, und der Löwe und der Tiger waren zahm; die wilde Waldtaube glänzte wie die ſchönſte Perle, ſchlug mit ihren Flügeln den Löwen an die Mähne, und die Antilope, die ſonſt ſo ſcheu iſt, ſtand und nickte mit dem Kopfe, als ob ſie auch mitſpielen wollte.

Nun kam die Fee des Paradieſes, ihre Kleider ſtrahlten wie die Sonne, und ihr Antlitz war heiter, wie das einer frohen Mutter, wenn ſie recht glücklich über ihr Kind iſt. Sie war ſo jung und ſchön, und die hübſcheſten Mädchen, jede mit einem leuchtenden Stern im Haare, folgten ihr. Der Oſtwind gab ihr das beſchriebene Blatt vom Vogel Phönix und ihre Augen funkelten vor Freude; ſie nahm den Prinzen bei der Hand und führte ihn in ihr Schloß hinein, wo die Wände Farben, wie das prächtigſte Tulpenblatt, wenn es gegen die Sonne gehalten wird, hatten; die Decke ſelbſt war eine große, ſtrahlende Blume, und je mehr man zu derſelben hinauf ſah, deſto tiefer erſchien ihr Kelch. Der Prinz trat an das Fenſter und ſah durch eine der Scheiben, da ſah er den Baum der Erkenntniß mit der Schlange, und Adam und Eva ſtanden dicht dabei. „Sind die nicht verjagt?“ fragte er, und die Fee lächelte und erklärte ihm, daß die Zeit auf jeder Scheibe ihr Bild eingebrannt habe, aber nicht, wie man es zu ſehen gewohnt, nein, es war Leben darin, die Blätter der Bäume bewegten ſich, die Menſchen kamen und gingen, wie in einem Spiegelbilde. Und er ſah durch eine andere Scheibe, und da war Jacob's Traum, wo die Leiter gerade bis in den Himmel ging, und die Engel mit großen Schwingen ſchwebten auf und nieder.

Ja Alles, was in dieſer Welt geſchehen war, lebte und bewegte ſich in den Glasſcheiben; ſo künſtliche Gemälde konnte nur die Zeit einbrennen.

Die Fee lächelte und führte ihn in einen Saal, groß und hoch, deſſen Wände transparent erſchienen. Gemälde, das eine Geſicht immer ſchöner, als das andere; da waren Millionen Glückliche, die lächelten und ſangen, ſo daß es in einer Melodie zuſammenfloß; die alleroberſten waren ſo klein, daß ſie kleiner erſchienen, als die kleinſte Roſenknoſpe, wenn ſie wie ein Punkt auf das Papier gezeichnet wird. Und mitten im Saale ſtand ein großer Baum mit hängenden üppigen Zweigen; goldene Aepfel, große und kleine, hingen wie Apfelſinen zwiſchen den grünen Blättern. Das war der Baum der Erkenntniß, von deſſen Frucht Adam und Eva gegeſſen hatten. Von jedem Blatte tröpfelte ein glänzender, rother Thautropfen, es war, als ob der Baum blutige Thränen weinte.

„Laß uns nun in das Boot ſteigen!“ ſagte die Fee, „da wollen wir Erfriſchungen auf dem ſchwellenden Waſſer genießen! Das Boot ſchaukelt und kömmt nicht von der Stelle, aber alle Länder der Welt gleiten an unſern Augen vorbei.“ Und es war wunderbar anzuſehen, wie ſich die ganze Küſte bewegte. Da kamen die hohen ſchneebedeckten Alpen, mit Wolken und ſchwarzen Tannen, das Horn erklang ſo tief wehmüthig und der Hirte jodelte hübſch im Thale. Nun bogen die Bananenbäume ihre langen, hängenden Zweige über das Boot nieder, kohlſchwarze Schwäne ſchwammen auf dem Waſſer, und die ſeltſamſten Thiere und

Blumen zeigten ſich am Ufer: das war Neu-Holland, der fünfte Welttheil, der mit einer Ausſicht auf die blauen Berge vorbeiglitt. Man hörte den Geſang der Prieſter und ſah den Tanz der Wilden zum Schall der Trommeln und der knöchernen Trompeten. Aegyptens Pyramiden, die bis in die Wolken ragten, umgeſtürzte Säulen und Sphinxe, halb im Sande begraben, ſegelten vorbei. Die Nordlichter leuchteten über ausgebrannte Vulkane des Nordens, das war ein Feuerwerk, was Niemand nachmachen konnte. Der Prinz war ſo glückſelig, ja er ſah wohl hundert Mal mehr als was wir hier erzählen.

„Und ich kann immer hier bleiben?“ fragte er.

„Das kömmt auf dich ſelbſt an!“ erwiderte die Fee; „wenn du nicht, wie Adam, dich gelüſten läßt, das Verbotene zu thun, ſo kannſt du immer hier bleiben!“

„Ich werde die Aepfel auf dem Erkenntnißbaume nicht anrühren!“ ſagte der Prinz. „Hier ſind ja Tauſende von Früchten, eben ſo ſchön, wie die!“

„Prüfe dich ſelbſt, und biſt du nicht ſtark genug, ſo gehe mit dem Oſtwinde, der dich herbrachte; er fliegt nun zurück und läßt ſich in hundert Jahren hier nicht wieder blicken, die Zeit wird an dieſem Ort für dich vergehen, als wären es nur hundert Stunden, aber es iſt eine lange Zeit für die Verſuchung und Sünde. Jeden Abend, wenn ich von dir gehe, muß ich dir zurufen, „komm mit!“ ich muß dir mit der Hand winken, aber bleibe zurück. Gehe nicht mit, denn da wird mit jedem Schritte deine Sehnſucht größer werden: du kömmſt in den Saal, wo der Baum der Erkenntniß wächſt; ich ſchlafe unter ſeinen duftenden hängenden Zweigen, du wirſt dich über mich beugen, und ich muß lächeln; drückſt du aber einen Kuß auf meinen Mund, ſo ſinkt das Paradies tief in die Erde, und es iſt für dich verloren. Der Wüſte ſcharfer Wind wird dich umſauſen, der kalte Regen von deinem Haare träufeln. Kummer und Drangſal wird dein Erbtheil.“

„Ich bleibe hier!“ ſagte der Prinz, und der Oſtwind küßte ihn auf die Stirn und ſagte, „ſei ſtark, dann treffen wir uns hier nach hundert Jahren wieder! Lebe wohl! lebe wohl!“ Und der Oſtwind breitete ſeine großen Flügel aus; ſie glänzten, wie das Wetterleuchten in der Erndtezeit oder wie das Nordlicht im kalten Winter.

„Lebewohl! lebewohl!“ ertönte es von Blumen und Bäumen. Störche und Pelikane flogen wie flatternde Bänder in Reihen, und geleiteten ihn bis zur Grenze des Gartens.

„Nun beginnen wir unſere Tänze!“ ſagte die Fee; „zum Schluſſe, wo ich mit dir tanze, wirſt du, indem die Sonne ſinkt, ſehen, daß ich dir winke, du wirſt mich dir zurufen hören: komm mit! aber thue es nicht! Hundert Jahre lang muß ich es jeden Abend wiederholen; jedes Mal, wenn die Zeit vorbei iſt, gewinnſt du mehr Kraft, zuletzt denkſt du gar nicht mehr daran. Heute Abend iſt es zum erſten Mal; nun habe ich dich gewarnt!“

Und die Fee führte ihn in einen großen Saal von weißen durchſichtigen Lilien; die gelben Staubfäden in jeder bildeten eine kleine Goldharfe, die mit Saitenlaut und Flötenton erklang. Die ſchönſten Mädchen, ſchwebend und ſchlank, in wogenden Flor gekleidet, ſo daß man die ſchönen Glieder ſah, ſchwebten im Tanze und ſangen, wie herrlich es ſei zu leben, und daß ſie nie ſterben würden, und daß der Garten des Paradieſes ewig blühen würde.

Und die Sonne ging unter, der ganze Himmel wurde ein Gold, welches den Lilien den Schein der herrlichſten Roſen gab, und der Prinz trank von dem ſchäumenden Wein, welchen die Mädchen ihm reichten, und fühlte eine Glückſeligkeit, wie nie zuvor; er ſah, wie der Hintergrund des Saales ſich öffnete, und der Baum der Erkenntniß ſtand in einem Glanze, der ſeine Augen blendete; der Geſang dort war weich und lieblich, wie ſeiner Mutter Stimme, und es war, als ob ſie ſänge: „mein Kind! mein geliebtes Kind!“

Da winkte die Fee und rief ſo liebevoll: „komm mit! komm mit!“ und er ſtürzte ihr entgegen, vergaß ſein Verſprechen, vergaß es ſchon den erſten Abend, und ſie winkte und lächelte. Der Duft, der gewürzige Duft rings umher wurde ſtärker, die Harfen ertönten weit lieblicher, und es war, als ob die Millionen lächelnder Köpfe im Saale, wo der Baum wuchs, nickten und ſängen: „Alles muß man kennen! der Menſch iſt der Herr der Erde.“ Und es waren keine blutigen Thränen mehr, welche von den Blättern des Erkenntnißbaumes fielen, es waren rothe, funkelnde Sterne, die er zu erblicken glaubte. „Komm mit, komm mit!“ lauteten die bebenden Töne, und bei jedem Schritte brannten des Prinzen Wangen heißer, ſein Blut bewegte ſich raſcher. „Ich muß!“ ſagte er, „es iſt ja keine Sünde, kann keine ſein! weshalb nicht der Schönheit und der Freude folgen?

Sie ſchlafen ſehen will ich, es iſt ja nichts verloren, wenn ich es nur unterlaſſe, ſie zu küſſen, und das thue ich nicht, ich bin ſtark, ich habe einen feſten Willen!“

Und die Fee warf ihre ſtrahlende Tracht ab, bog die Zweige zurück, und nach einem Augenblick war ſie darin verborgen.

„Noch habe ich nicht geſündigt!“ ſagte der Prinz, „und will es auch nicht;“ und dann zog er die Zweige zur Seite, da ſchlief ſie ſchon, ſchön, wie nur die Fee im Garten des Paradieſes es ſein kann; ſie lächelte im Traume, er bog ſich über ſie nieder und ſah zwiſchen ihren Augenlidern Thränen beben!

„Weinſt du über mich?“ flüſterte er, „weine nicht, du herrliches Weib! Nun begreife ich erſt des Paradieſes Glück, dieſes ſtrömt durch mein Blut, durch meine Gedanken, die Kraft des Cherubs und des ewigen Lebens fühle ich in meinem irdiſchen Körper; möge es ewig Nacht für mich werden, eine Minute wie dieſe iſt Reichthum genug!“ und er küßte die Thränen aus ihren Augen, ſein Mund berührte den ihren. — —

Da krachte ein Donnerſchlag, ſo tief und ſchrecklich, wie Niemand ihn je gehört, und Alles ſtürzte zuſammen: die ſchöne Fee, das blühende Paradies ſank; es ſank ſo tief, ſo tief, der Prinz ſah es in die ſchwarze Nacht verſinken; wie ein kleiner leuchtender Stern ſtrahlte es aus weiter Ferne! Todeskälte durchſchauerte ſeinen Körper; er ſchloß ſein Auge und lag lange wie todt.

Der kalte Regen fiel ihm in das Geſicht, der ſcharfe Wind blies um ſein Haupt, da kehrten ſeine Sinne zurück.

„Was habe ich gethan!“ ſeufzte er, „ich habe geſündigt wie Adam! geſündigt, ſo daß das Paradies tief verſunken iſt!“ Und er öffnete ſeine Augen; den Stern weit weg, den Stern, der wie das geſunkene Paradies funkelte, ſah er noch — es war der Morgenſtern am Himmel.

Er erhob ſich und war im großen Walde, dicht bei der Höhle der Winde; und die Mutter der Winde ſaß zu ſeiner Seite, ſie ſah böſe aus und erhob ihren Arm in die Luft.

„Schon den erſten Abend!“ ſagte ſie, „das dachte ich wohl! ja wäreſt du mein Sohn, ſo müßteſt du in den Sack!“

„Da ſoll er hinein!“ ſagte der Tod. Das war ein ſtarker alter Mann mit einer Senſe in der Hand und mit großen ſchwarzen Schwingen. „In den Sarg ſoll er gelegt werden, aber jetzt noch nicht, ich zeichne ihn nur, laſſe ihn dann noch eine Weile in der Welt herumwandern, ſeine Sünde ſühnen, gut und beſſer werden — ich komme einmal. Wenn er es dann am wenigſten erwartet, ſtecke ich ihn in den ſchwarzen Sarg, ſetze ihn auf meinen Kopf und fliege gegen den Stern empor; auch dort blüht des Paradieſes Garten, und iſt er gut und fromm, ſo wird er hineintreten, ſind aber ſeine Gedanken böſe und das Herz noch voller Sünde, ſo ſinkt er mit dem Sarge tiefer, als das Paradies geſunken, und nur jedes tauſendſte Jahr hole ich ihn wieder, damit er tiefer ſinke oder auf den Stern gelange, den funkelnden Stern dort oben.

Das Gänſeblümchen.

Nun höre einmal! —

Draußen auf dem Lande, dicht am Wege lag ein Landhaus; du haſt es gewiß ſelbſt einmal geſehn. Vor demſelben iſt ein kleiner Garten mit Blumen und einem Stackete, welches angeſtrichen iſt; dicht dabei am Graben, mitten in dem ſchönſten, grünen Graſe, wuchs eine kleine Gänſeblume; die Sonne beſchien ſie eben ſo warm und ſchön, als die großen ſchönen Prachtblumen im Garten, und deshalb wuchs ſie von Stunde zu Stunde. Eines Morgens ſtand ſie, mit ihren kleinen, blendend weißen Blättern, die wie Strahlen um die kleine gelbe Sonne in der Mitte ringsherum ſitzen, ganz entfaltet da. Sie dachte gar nicht daran, daß kein Menſch ſie dort im Graſe ſähe, und daß ſie eine arme verachtete Blume ſei; nein, ſie war ſo vergnügt, ſie wendete ſich der warmen Sonne gerade entgegen, ſah zu ihr auf und horchte auf die Lerche, die in der Luft ſang.

Die kleine Gänſeblume war ſo glücklich, als ob es ein großer Feſttag wäre, und es war doch ein Montag; alle Kinder waren in der Schule; während ſie auf ihren Bänken ſaßen und etwas lernten, ſaß ſie auf ihrem kleinen grünen Stengel und lernte auch von der warmen Sonne und Allem rings umher, wie gut Gott iſt, und es ſchien ihr recht, daß die kleine Lerche Alles, was ſie in der Stille fühlte, ſo deutlich und ſchön ſang; und die Gänſeblume blickte mit einer Art Ehrfurcht zu dem glücklichen Vogel, der ſingen und fliegen konnte, empor, war aber gar nicht betrübt, weil ſie es ſelbſt nicht konnte. „Ich ſehe und höre ja!“ dachte ſie, „die Sonne beſcheint mich und der Wind küßt mich! o, wie reich bin ich doch begabt worden!“

Innerhalb des Stacketes ſtanden ſo viele ſteife, vornehme Blumen; je weniger Duft ſie hatten, um ſo mehr prunkten ſie. Die Päonien blieſen ſich auf, um größer als eine Roſe zu ſein, aber die Größe macht es nicht! Die Tulpen hatten die allerſchönſten Farben, und das wußten ſie wohl und hielten ſich kerzengerade, damit man es beſſer ſehen möchte. Sie beachteten die kleine Gänſeblume da draußen gar nicht, aber ſie ſah deſto mehr nach ihnen und dachte: „wie ſind ſie reich und ſchön! ja, zu ihnen fliegt ſicher der prächtige Vogel hernieder und beſucht ſie! Gott ſei Dank, daß ich ſo nahe dabei ſtehe, ſo kann ich doch den Staat zu ſehn bekommen!“ und gerade wie ſie das dachte, „quivit!“ da kam die Lerche geflogen, aber nicht zu den Päonien und Tulpen herunter, nein, nieder ins Gras zu der armen Gänſeblume; die erſchrak ſo vor lauter Freude, daß ſie gar nicht wußte, was ſie denken ſollte.

Der kleine Vogel tanzte rings um ſie her und ſang:

„nein, wie iſt doch das Gras ſo weich! und ſieh, welche liebliche kleine Blume mit Gold im Herzen und Silber auf dem Kleide!“ Der gelbe Punkt in der Gänſeblume ſah ja auch aus wie Gold, und die kleinen Blätter rings herum erglänzten ſilberweiß.

Wie glücklich die kleine Gänſeblume war, nein, das kann niemand begreifen! Der Vogel küßte ſie mit ſeinem Schnabel, ſang ihr vor und flog dann wieder in die blaue Luft hinauf. Es währte ſicher eine ganze Viertelſtunde, bevor die Blume ſich erholen konnte. Halb beſchämt und doch innerlich erfreut ſah ſie nach den andern Blumen im Garten; ſie hatten ja die Ehre und Glückſeligkeit, die ihr widerfahren war, geſehen, ſie mußten ja begreifen, welche Freude es war; aber die Tulpen ſtanden noch einmal ſo ſteif wie früher, und dann waren ſie ſo ſpitz im Geſicht und ſo roth, denn ſie hatten ſich geärgert. Die Päonien waren ganz dickköpfig, es war gut, daß ſie nicht ſprechen konnten, ſonſt hätte die Gänſeblume eine ordentliche Zurechtweiſung bekommen. Die arme kleine Blume konnte wohl ſehen, daß ſie nicht bei guter Laune waren, und das that ihr ſo herzlich wehe. Zur ſelben Zeit kam in den Garten ein Mädchen mit einem großen, ſcharfen und glänzenden Meſſer, ſie ging gerade durch die Tulpen hin und ſchnitt eine nach der andern ab. „Uh!“ ſeufzte die kleine Gänſeblume, „das iſt ja erſchrecklich, nun iſt es mit ihnen aus!“ Dann ging das Mädchen mit den Tulpen fort. Das Gänſeblümchen war froh darüber, daß es draußen im Graſe ſtand und eine kleine arme Blume war; es fühlte ſich ſo dankbar, und als die Sonne unterging, faltete es ſeine Blätter, ſchlief ein und träumte die ganze Nacht von der Sonne und dem kleinen Vogel.

Am nächſten Morgen, als die Blume wieder glücklich alle ihre weißen Blätter gerade ſo wie kleine Arme gegen Luft und Licht ausſtreckte, erkannte ſie des Vogels Stimme, aber es war ſo traurig, was er ſang. Ja, die arme Lerche hatte guten Grund dazu, ſie war gefangen worden und ſaß nun in einem Käfig dicht bei dem offenen Fenſter. Sie beſang das freie und glückliche Umherfliegen, ſang von dem jungen, grünen Korn auf dem Felde und von der herrlichen Reiſe, die ſie auf ihren Flügeln hoch in die Luft hinauf machen konnte. - Der arme Vogel war nicht bei guter Laune, gefangen ſaß er da im Käfig.

Die kleine Gänſeblume wünſchte ſo gern zu helfen. Aber wie ſollte ſie das anfangen? Ja es war ſchwer zu erdenken. Sie vergaß völlig, wie ſchön Alles ringsumher ſtand, wie warm die Sonne ſchien, und wie prächtig weiß ihre Blätter ausſahen; ach, ſie konnte nur an den gefangenen Vogel denken, für den ſie durchaus nicht im Stande war, etwas zu thun.

Zur ſelben Zeit kamen zwei kleine Knaben aus dem Garten; der eine von ihnen trug ein Meſſer in den Händen, groß und ſcharf wie das, welches das Mädchen hatte, um die Tulpen abzuſchneiden. Sie gingen gerade auf die kleine Gänſeblume zu, die gar nicht begreifen konnte, was ſie wollten.

„Hier können wir ein herrliches Raſenſtück für die Lerche ausſchneiden!“ ſagte der eine Knabe und begann nun um die Gänſeblume herum ein Viereck zu ſchneiden, ſo daß ſie mitten in dem Raſenſtück zu ſtehen kam.

„Reiße die Blume ab!“ ſagte der andere Knabe, und das Gänſeblümchen zitterte vor Angſt, denn abgeriſſen zu werden war ja das Leben verlieren, und nun wollte es ſo gern leben, da es mit dem Raſenſtück zu der gefangenen Lerche in den Käfig ſollte.

„Nein, laß ſie ſitzen!“ ſagte der andere Knabe, „ſie putzt ſo niedlich!“ und ſo blieb ſie ſitzen und kam mit in den Bauer zur Lerche.

Aber der arme Vogel klagte laut über ſeine verlorne Freiheit und ſchlug mit den Flügeln gegen den Eiſendrath im Käfig; die kleine Gänſeblume konnte nicht ſprechen, kein tröſtendes Wort ſagen, ſo gern ſie es auch wollte. So verging der ganze Vormittag.

„Hier iſt kein Waſſer!“ ſagte die gefangene Lerche, „ſie ſind Alle ausgegangen und haben vergeſſen mir einen Tropfen zu trinken zu geben. Mein Hals iſt trocken und brennend! es iſt Feuer und Eis in mir und die Luft iſt ſo ſchwer! Ach, ich muß ſterben, ſcheiden vom warmen Sonnenſchein, vom friſchen Grün, von all der Herrlichkeit, die Gott geſchaffen!“ Und dann bohrte ſie ihren Schnabel in das kühle Raſenſtück, um ſich dadurch ein wenig zu erfriſchen! Da fielen ihre Augen auf das Gänſeblümchen, und der Vogel nickte ihm zu, küßte es mit dem Schnabel und ſagte: „du mußt hier drinnen auch vertrocknen, du arme kleine Blume! Dich und den kleinen Flecken grünen Graſes hat man mir für die ganze Welt gegeben, die ich draußen hatte! Jeder kleine Grashalm ſoll mir ein grüner Baum, jedes deiner weißen Blätter eine duftende Blume ſein! Ach, ihr erzählt mir nur, wie viel ich verloren habe!“

„Wer ihn doch tröſten könnte!“ dachte die Gänſeblume, aber ſie konnte kein Blatt bewegen; doch der Duft, der den feinen Blättern entſtrömte, war weit ſtärker, als man ihn ſonſt bei dieſer Blume findet; das bemerkte der Vogel auch, und obgleich er vor Durſt verſchmachtete und in ſeinem Schmerz die grünen Grashalme abriß, berührte er doch nicht die Blume.

Es wurde Abend, und noch kam Niemand, dem armen Vogel einen Waſſertropfen zu bringen; da ſtreckte er ſeine hübſchen Flügel aus, ſchüttelte ſie krampfhaft, ſein Geſang war ein wehmüthiges Piep-piep; das kleine Haupt neigte ſich der Blume entgegen, und des Vogels Herz brach aus Mangel und Sehnſucht; da konnte die Blume nicht, wie am vorhergehenden Abend, ihre Blätter zuſammenfalten und ſchlafen; ſie hing krank und traurig zur Erde nieder.

Erſt am nächſten Morgen kamen die Knaben, und als ſie den Vogel todt erblickten, weinten ſie, weinten viele Thränen und gruben ihm ein niedliches Grab, welches mit Blumenblättern verziert wurde. Des Vogels Leiche kam in eine rothe, ſchöne Schachtel, königlich ſollte er beſtattet werden, der arme Vogel! Als er lebte und ſang, vergaßen ſie ihn, ließen ihn im Käfig ſitzen und Mangel leiden, nun bekam er Schmuck und viele Thränen.

Aber das Raſenſtück mit dem Gänſeblümchen wurde in den Staub der Landſtraße hinausgeworfen, keiner dachte an die, welche doch am meiſten für den kleinen Vogel gefühlt hatte und die ihn ſo gern tröſten wollte!

Das häßliche junge Entlein.

Es war ſo herrlich draußen auf dem Lande; es war Sommer, das Korn ſtand gelb, der Hafer grün, das Heu war unten auf den grünen Wieſen in Schobern aufgeſetzt, und der Storch ging auf ſeinen langen, rothen Beinen und plapperte ägyptiſch, denn dieſe Sprache hatte er von ſeiner Frau Mutter gelernt. Rings um den Acker und die Wieſe waren große Wälder, und mitten in den Wäldern tiefe Seeen; ja, es war wirklich herrlich da draußen auf dem Lande! Mitten im Sonnenſchein lag dort ein altes Landgut, von tiefen Kanälen umgeben, und von der Mauer bis zum Waſſer herunter wuchſen große Klettenblätter, die ſo hoch waren, daß kleine Kinder unter den höchſten aufrecht ſtehen konnten; es war eben ſo wild darin wie im tiefſten Walde, und hier ſaß eine Ente auf ihrem Neſte, welche ihre Jungen ausbrüten mußte, aber es wurde ihr faſt zu langweilig, ehe die Jungen kamen, dazu bekam ſie ſelten Beſuch; die andern Enten ſchwammen lieber in den Kanälen umher, als daß ſie hinauf liefen, ſich unter ein Klettenblatt zu ſetzen, um mit ihr zu ſchnattern.

Endlich platzte ein Ei nach dem andern: „piep! piep!“ ſagte es, und alle Eidotter waren lebendig geworden und ſteckten den Kopf heraus.

„Rapp! rapp!“ ſagte ſie, und ſo rappelten ſich Alle, was ſie konnten, und ſahen nach allen Seiten unter den grünen Blättern, und die Mutter ließ ſie ſehen, ſo viel ſie wollten, denn das Grüne iſt gut für die Augen.

„Wie groß iſt doch die Welt!“ ſagten alle Jungen; denn nun hatten ſie freilich ganz anders Platz, als wie ſie noch drinnen im Ei lagen.

„Glaubt ihr, daß dies die ganze Welt ſei?“ ſagte die Mutter, „die erſtreckt ſich noch weit über die andere Seite des Gartens, gerade hinein in des Pfarrers Feld, aber da bin ich noch nie geweſen! — Ihr ſeid doch Alle beiſammen?“ fuhr ſie fort und ſtand auf; „nein, ich habe nicht alle, das größte Ei liegt noch da; wie lange ſoll denn das dauern! jetzt bin ich es bald überdrüſſig!“ und ſo ſetzte ſie ſich wieder.

„Nun, wie geht es?“ ſagte eine alte Ente, welche gekommen war, um ihr einen Beſuch abzuſtatten.

„Es währt ſo lange mit dem einen Ei!“ ſagte die Ente, die da ſaß; „es will nicht platzen; doch ſieh nur die andern an, ſind es nicht die niedlichſten Entlein, die man je geſehen? ſie gleichen alleſammt ihrem Vater; der Böſewicht kömmt nicht, mich zu beſuchen.“

„Laß mich das Ei ſehen, welches nicht platzen will!“ ſagte die Alte. „Glaube mir, es iſt ein Kalekuten-Ei! ich bin auch einmal ſo angeführt worden, und hatte meine große Sorge und Noth mit den Jungen, denn ihnen iſt bange vor dem Waſſer! ich konnte ſie nicht hinausbekommen; ich rappte und ſchnappte, aber es half nichts. — Laß mich das Ei ſehen! ja, das iſt ein Kalekuten-Ei, laß das liegen und lehre lieber die andern Kinder ſchwimmen.“

„Ich will doch noch ein Bischen darauf ſitzen,“ ſagte die Ente; „habe ich nun ſo lange geſeſſen, ſo kann ich auch noch einige Tage ſitzen.“

„Nach Belieben,“ ſagte die alte Ente, und ging von dannen.

Endlich platzte das große Ei. „Piep! piep!“ ſagte das Junge und kroch heraus; es war ſo groß und häßlich. Die Ente betrachtete es: „Es iſt doch ein gewaltig großes Entlein das,“ ſagte ſie; „keines von den andern ſieht ſo aus, ſollte es wohl ein kalekutiſches Küchlein ſein? nun wir wollen bald dahinter kommen, in das Waſſer muß es, ſollte ich es auch ſelbſt hineinſtoßen.“

Am nächſten Tage war ſchönes, herrliches Wetter, die Sonne ſchien auf alle die grünen Kletten. Die Entleinmutter ging mit ihrer ganzen Familie zu dem Kanale hinunter; platſch! da ſprang ſie in das Waſſer. „Rapp! rapp!“ ſagte ſie, und ein Entlein nach dem andern plumpte hinein; das Waſſer ſchlug ihnen über den Kopf zuſammen, aber ſie kamen gleich wieder empor und ſchwammen ſo prächtig; die Beine gingen von ſelbſt, und alle waren ſie im Waſſer, ſelbſt das häßliche, graue Junge ſchwamm mit.

„Nein, es iſt kein Kalekut,“ ſagte ſie; „ſieh, wie herrlich es die Beine gebraucht, wie gerade es ſich hält, es iſt mein eigenes Kind. Im Grunde iſt es doch ganz hübſch, wenn man es nur recht betrachtet; rapp! rapp! — kommt nur mit mir, ich werde euch in die große Welt führen, euch im Entenhofe präſentiren, aber haltet euch immer nahe zu mir, damit Niemand euch trete, und nehmt euch vor den Katzen in Acht!“

Und ſo kamen ſie in den Entenhof hinein. Da drinnen war ein ſchrecklicher Lärmen, denn da waren zwei Familien, die ſich um einen Aalkopf biſſen, und am Ende bekam ihn doch die Katze.

„Seht, ſo geht es in der Welt zu!“ ſagte die Entleinmutter und wetzte ihren Schnabel, denn ſie wollte auch den Aalkopf haben. „Braucht nun die Beine!“ ſagte ſie, „ſeht, daß ihr euch rappeln könnt, und neigt euern Hals vor der alten Ente dort; ſie iſt die vornehmſte von allen hier, ſie iſt aus ſpaniſchem Geblüt, deshalb iſt ſie ſo dick, und ſeht ihr, ſie hat einen rothen Lappen um das Bein; das iſt etwas außerordentlich Schönes, und die größte Auszeichnung, welche einer Ente zu Theil werden kann; das bedeutet ſo viel, daß man ſie nicht verlieren will und daß ſie von Thier und Menſchen erkannt werden ſoll! — Rappelt euch! — ſetzt die Füße nicht einwärts, ein wohlerzogenes Entlein ſetzt die Füße weit aus einander, gerade wie Vater und Mutter; ſeht ſo! nun neigt euern Hals und ſagt: rapp.“

Und das thaten ſie; aber die andern Enten rings umher betrachteten ſie und ſagten ganz laut: „ſieh da! nun ſollen wir noch den Anhang haben, als ob wir nicht ſchon ſo genug wären, und pfui! wie das eine Entlein ausſieht, das wollen wir nicht dulden!“ — und ſogleich flog eine Ente hin und biß es in den Nacken.

„Laß es gehen!“ ſagte die Mutter, „es thut ja Niemanden etwas.“

„Ja, aber es iſt zu groß und ungewöhnlich,“ ſagte die beißende Ente, „und deshalb muß es gepufft werden.“

„Es ſind hübſche Kinder, welche Mutter hat,“ ſagte die alte Ente mit dem Lappen um das Bein, „alle ſchön, bis auf das eine, das iſt nicht geglückt; ich möchte, daß ſie es umarbeiten könnte.“

„Das geht nicht, Ihre Gnaden,“ ſagte die Entleinmutter, „es iſt nicht hübſch, aber es hat ein innerlich gutes Gemüth und ſchwimmt ſo herrlich wie Eines von den andern, ja, ich darf ſagen, noch etwas beſſer; ich denke, es wird hübſch heranwachſen und mit der Zeit etwas kleiner werden, es hat zu lange in dem Ei gelegen und deshalb nicht die rechte Geſtalt bekommen!“ Und ſo zupfte ſie es im Nacken und glättete das Gefieder. „Es iſt überdies ein Entrich,“ ſagte ſie, „und darum macht es nicht ſo viel aus. Ich denke, er wird gute Kräfte bekommen, er ſchlägt ſich ſchon durch.“

„Die andern Entlein ſind niedlich,“ ſagte die Alte, „thut nun, als ob ihr zu Hauſe wäret, und findet ihr einen Aalkopf, ſo könnt ihr mir ihn bringen.“

Und ſo waren ſie wie zu Hauſe.

Aber das arme Entlein, welches zuletzt aus dem Ei gekrochen war und ſo häßlich ausſah, wurde gebiſſen, geſtoßen und zum Beſten gehabt, und das ſowohl von den

Enten, wie von den Hühnern. „Es iſt zu groß,“ ſagten alle, und der kalekutiſche Hahn, welcher mit Sporen zur Welt gekommen war und deshalb glaubte, daß er Kaiſer ſei, blies ſich wie ein Fahrzeug mit allen Segeln auf, ging gerade auf daſſelbe los, und dann kollerte er und wurde ganz roth am Kopfe. Das arme Entlein wußte weder, wo es ſtehen noch gehen ſollte, es war ſo betrübt, weil es ſo häßlich ausſah und vom ganzen Entenhofe verſpottet ward.

So ging es den erſten Tag, und ſpäter wurde es ſchlimmer und ſchlimmer. Das arme Entlein wurde von Allen gejagt, ſelbſt ſeine Geſchwiſter waren ſo böſe gegen daſſelbe und ſagten immer: „wenn die Katze dich nur fangen möchte, du häßliches Geſchöpf!“ und die Mutter ſagte: „wenn du nur weit fort wäreſt!“ und die Enten biſſen es, und die Hühner ſchlugen es, und das Mädchen, welches die Thiere füttern ſollte, ſtieß mit dem Fuße danach.

Da lief und flog es über den Zaun; die kleinen Vögel in den Büſchen flogen erſchrocken auf: „das geſchieht, weil ich ſo häßlich bin,“ dachte das Entlein und ſchloß die Augen, lief aber gleichwohl weiter; ſo kam es hinaus zu dem großen Moor, wo die wilden Enten wohnten. Hier lag es die ganze Nacht, es war ſo müde und kummervoll.

Am Morgen flogen die wilden Enten auf, und ſie betrachteten den neuen Kameraden; „was biſt du für Einer?“ fragten ſie, und das Entlein wendete ſich nach allen Seiten und grüßte ſo gut es konnte.

„Du biſt außerordentlich häßlich!“ ſagten die wilden Enten, „aber das kann uns gleich ſein, wenn du nur nicht in unſere Familie hinein heiratheſt.“ — Das Arme, es dachte wahrlich nicht daran, ſich zu verheirathen, wenn es nur die Erlaubniß haben durfte, im Schilfe zu liegen und etwas Meerwaſſer zu trinken.

So lag es ganze zwei Tage, da kamen zwei wilde Gänſe oder richtiger wilde Gänſeriche dorthin; es war noch nicht lange her, daß ſie aus dem Ei gekrochen waren, und deshalb waren ſie auch ſo keck.

„Höre, Kamerad,“ ſagten ſie, „du biſt ſo häßlich, daß ich dich gut leiden mag; willſt du mitziehen und Zugvogel werden? Hier nahebei in einem andern Moore giebt es einige ſüße, liebliche wilde Gänſe, ſämmtlich Fräulein, die da „rapp!“ ſagen können; du biſt im Stande, dein Glück zu machen, ſo häßlich du auch biſt!“ — —

„Piff! paff!“ ertönte es zugleich, und beide wilde Gänſeriche fielen todt in das Schilf nieder, und das Waſſer wurde blutroth; — „piff! paff!“ erſcholl es wieder, und ganze Schaaren wilder Gänſe flogen aus dem Schilfe auf, und dann knallte es wieder. Es war große Jagd, die Jäger lagen rings um das Moor herum, ja, einige ſaßen oben in den Baumzweigen, welche ſich weit über das Schilfrohr hinſtreckten; der blaue Dampf zog gleich Wolken in die dunkeln Bäume hinein und weit über das Waſſer hin; zum Moore kamen die Jagdhunde, platſch, platſch; das Schilf und Rohr neigte ſich nach allen Seiten. Das war ein Schreck für das arme Entlein, es wendete den Kopf, um ihn unter den Flügel zu ſtecken, und im ſelben Augenblicke ſtand ein fürchterlich großer Hund dicht bei dem Entlein, die Zunge hing ihm lang aus dem Halſe heraus, und die Augen leuchteten gräulich häßlich; er ſtreckte ſeinen Rachen dem Entlein gerade entgegen, zeigte ihm die ſcharfen Zähne — — und platſch, platſch! ging er wieder, ohne es zu packen.

„O Gott ſei Dank!“ ſeufzte das Entlein, „ich bin ſo häßlich, daß mich ſelbſt der Hund nicht beißen mag!“

Und ſo lag es ganz ſtille, während die Schrote durch das Schilf ſauſten und Schuß auf Schuß knallte.

Erſt ſpät am Tage wurde es ſtille, aber das arme Junge wagte noch nicht, ſich zu erheben, es wartete noch mehrere Stunden, bevor es ſich umſah, und dann eilte es fort aus dem Moore, ſo ſchnell es konnte; es lief über Feld und Wieſe; es tobte ein ſolcher Sturm, daß es ihm ſchwer wurde von der Stelle zu kommen.

Gegen Abend erreichte es eine arme kleine Bauernhütte; die war ſo baufällig, daß ſie ſelbſt nicht wußte, nach welcher Seite ſie fallen ſollte, und darum blieb ſie ſtehen. Der Sturm umſauſte das Entlein ſo, daß es ſich niederſetzen mußte, um ſich dagegen zu ſtemmen; und es wurde ſchlimmer und ſchlimmer; da bemerkte es, daß die Thür aus der einen Angel gegangen war, und ſo ſchief hing, daß es durch die Spalte in die Stube hineinſchlüpfen konnte, und das that es.

Hier wohnte eine alte Frau mit ihrem Kater und ihrer Henne, und der Kater, welchen ſie Söhnchen nannte, konnte einen Buckel machen und ſchnurren, er ſprühte ſogar Funken, aber dann mußte man ihn gegen die Haare ſtreicheln; die Henne hatte ganz kleine niedrige Beine, und deshalb wurde ſie Küchelchen-Kurzbein genannt; ſie legte gut Eier, und die Frau liebte ſie, wie ihr eigenes Kind.

Am Morgen bemerkte man ſogleich das fremde Entlein und der Kater begann zu ſchnurren und die Henne zu glucken.

„Was iſt das?“ ſagte die Frau und ſah ſich ringsum, aber ſie ſah nicht gut, und ſo glaubte ſie, daß das Entlein eine fette Ente ſei, die ſich verirrt habe. „Das iſt ja ein ſeltener Fang!“ ſagte ſie, „nun kann ich Enten-Eier bekommen; wenn es nur kein Entrich iſt! Das müſſen wir erproben.“

Und ſo wurde das Entlein für drei Wochen auf Probe angenommen, aber es kamen keine Eier. Und der Kater war Herr im Hauſe und die Henne war die Dame, und immer ſagten ſie: „Wir und die Welt!“ denn ſie glaubten, daß ſie die Hälfte ſeien, und zwar die bei Weitem beſte Hälfte. Das Entlein glaubte, daß man auch eine andere Meinung haben könne, aber das litt die Henne nicht.

„Kannſt du Eier legen?“ fragte ſie.

„Nein!“

„Nun, da wirſt du die Güte haben zu ſchweigen!“

Und der Kater ſagte: „Kannſt du einen krummen Buckel machen, ſchnurren und Funken ſprühen?“

„Nein!“

„So darfſt du auch keine Meinung haben, wenn vernünftige Leute ſprechen!“

Und das Entlein ſaß im Winkel und war bei ſchlechter Laune; da fiel die friſche Luft und der Sonnenſchein ein; es bekam ſolche ſonderbare Luſt auf dem Waſſer zu ſchwimmen, daß es nicht unterlaſſen konnte, dies der Henne zu ſagen.

„Was fällt dir ein?“ fragte ſie. „Du haſt nichts zu thun, deshalb fängſt du die Grillen! Lege Eier oder ſchnurre, ſo gehen ſie vorüber.“

„Aber es iſt ſo ſchön auf dem Waſſer zu ſchwimmen!“ ſagte das Entlein, „ſo herrlich, es über den Kopf zuſammen ſchlagen zu laſſen und auf den Grund niederzutauchen!“

„Ja das iſt ein großes Vergnügen!“ ſagte die Henne, „du biſt wohl verrückt geworden! Frage den Kater danach, er iſt das klügſte Geſchöpf, das ich kenne, ob er es liebt, auf dem Waſſer zu ſchwimmen oder unterzutauchen? ich will nicht von mir ſprechen. — Frage ſelbſt unſere Herrſchaft, die alte Frau, klüger als ſie iſt Niemand auf der Welt! Glaubſt du, daß ſie Luſt hat zu ſchwimmen und das Waſſer über den Kopf zuſammen ſchlagen zu laſſen?“

„Ihr verſteht mich nicht!“ ſagte das Entlein.

„Wir verſtehen dich nicht? wer ſoll dich denn verſtehen können! Du wirſt doch wohl nicht klüger ſein wollen, als der Kater und die Frau, von mir will ich nicht reden! Bilde dir nichts ein, Kind! und danke deinem Schöpfer für all’ das Gute, das man dir erwieſen! Biſt du nicht in eine warme Stube gekommen und haſt eine Geſellſchaft, von der du Etwas profitiren kannſt? Aber du biſt ein Schwätzer, und es iſt nicht erfreulich mit dir umzugehen! mir kannſt du glauben! ich meine es gut mit dir, ich ſage dir Unannehmlichkeiten, und daran kann man ſeine wahren Freunde erkennen! Sieh nun zu, daß du Eier legſt oder ſchnurren und Funken ſprühen lernſt!“

„Ich glaube, ich gehe hinaus in die weite Welt!" ſagte das Entlein.

„Ja, thue das!" ſagte das Huhn.

Und das Entlein ging; es ſchwamm auf dem Waſſer, es tauchte unter, aber von allen Thieren wurde es wegen ſeiner Häßlichkeit überſehen.

Nun trat der Herbſt ein, die Blätter im Walde wurden gelb und braun, der Wind faßte ſie, ſo daß ſie umher tanzten, und oben in der Luft war es ſehr kalt, die Wolken hingen ſchwer mit Hagel und Schneeflocken, und auf dem Zaun ſtand der Rabe und ſchrie „au! au!" vor lauter Kälte; ja es fror Einen ſchon, wenn man nur daran dachte; das arme Entlein hatte es wahrlich nicht gut. Eines Abends, — die Sonne ging ſo ſchön unter, — kam ein ganzer Schwarm herrlicher großer Vögel aus dem Buſche; das Entlein hatte ſolche nie ſo ſchön geſehen, ſie waren ganz blendend weiß mit langen, geſchmeidigen Hälſen; es waren Schwäne, ſie ſtießen einen ganz eigenthümlichen Ton aus, breiteten ihre prächtigen, langen Flügel aus, und flogen von der kalten Gegend fort nach wärmeren Ländern, nach offenen Seen! Sie ſtiegen ſo hoch, ſo hoch, und dem häßlichen kleinen Entlein wurde ſo ſonderbar zu Muthe; es drehte ſich im Waſſer wie ein Rad rund herum, ſtreckte den Hals hoch in die Luft nach ihnen aus, ſtieß einen ſo lauten und ſonderbaren Schrei aus, daß es ſich ſelbſt davor fürchtete. O, es konnte die ſchönen, glücklichen Vögel nicht vergeſſen, und ſobald es ſie nicht mehr erblickte, tauchte es gerade bis auf den Grund, und als es wieder heraufkam, war es wie außer ſich. Es wußte nicht, wie die Vögel hießen, auch nicht, wohin ſie flogen, aber doch war es ihnen gut, wie es nie Jemanden geweſen; es beneidete ſie durchaus nicht, wie konnte es ihm einfallen, ſich ſolche Lieblichkeit zu wünſchen, es wäre ſchon froh geweſen, wenn die Enten es nur unter ſich geduldet hätten, — das arme häßliche Thier!

Und der Winter wurde ſo kalt, ſo kalt; das Entlein mußte im Waſſer herumſchwimmen, um das völlige Zufrieren deſſelben zu verhindern; aber in jeder Nacht wurde das Loch, in dem es ſchwamm, kleiner und kleiner; es fror, ſo daß es in der Eisdecke knackte; das Entlein mußte fortwährend die Beine gebrauchen, damit das Loch ſich nicht ſchloß; zuletzt wurde es matt, lag ganz ſtille und fror ſo im Eiſe feſt.

Des Morgens früh kam ein Bauer, der dies ſah, ging hinaus, ſchlug mit ſeinem Holzſchuh das Eis in Stücke und trug das Entlein heim zu ſeiner Frau. Da wurde es wieder belebt.

Die Kinder wollten mit demſelben ſpielen, aber das Entlein glaubte, ſie wollten ihm etwas zu Leide thun, und fuhr in der Angſt gerade in den Milchnapf hinein, ſo daß die Milch in die Stube ſpritzte; die Frau ſchlug die Hände zuſammen, worauf es in das Butterfaß, dann hinunter in die Mehltonne und wieder heraus flog; wie ſah es da aus! Die Frau ſchrie und ſchlug mit der Feuerzange danach, die Kinder rannten einander über den Haufen, um das Entlein zu fangen; ſie lachten und ſchrieen! — gut war es, daß die Thür aufſtand und es zwiſchen die Reiſer in den friſchgefallenen Schnee ſchlüpfen konnte, — da lag es, ganz ermattet.

Aber all' die Noth und das Elend, welches das Entlein in dem harten Winter erdulden mußte, zu erzählen, würde zu trübe ſein —— es lag im Moore zwiſchen dem Schilfe, als die Sonne wieder warm zu ſcheinen begann; die Lerchen ſangen — es war herrlicher Frühling.

Da konnte auf einmal das Entlein ſeine Flügel ſchwingen, ſie brauſten ſtärker als früher und trugen es kräftig davon; und ehe daſſelbe es recht wußte, befand es ſich in einem großen Garten, wo die Aepfelbäume in der Blüthe ſtanden, wo der Flieder duftete und ſeine langen, grünen Zweige bis zu den gekrümmten Kanälen hinunter neigte. O hier war es ſo ſchön, ſo frühlingsfriſch! und vorn aus dem Dickicht kamen drei prächtige, weiße Schwäne; ſie brauſten mit den Federn und ſchwammen ſo leicht auf dem Waſſer. Das Entlein kannte die prächtigen Thiere und wurde von einer eigenthümlichen Traurigkeit befangen.

„Ich will zu ihnen hinfliegen, zu den königlichen Vögeln! und ſie werden mich todtſchlagen, weil ich, da ich ſo häßlich bin, mich ihnen zu nähern wage; aber das iſt gleichviel! beſſer von ihnen getödtet, als von den Enten gezwackt, von den Hühnern geſchlagen, von dem Mädchen, welches den Hühnerhof hütet, geſtoßen zu werden und im Winter Mangel zu leiden!" Und es flog hinaus in das Waſſer und ſchwamm den prächtigen Schwänen entgegen; dieſe erblickten es und ſchoſſen mit brauſenden Federn auf daſſelbe los. „Tödtet mich nur!" ſagte das arme Thier, und neigte ſeinen Kopf der Waſſerfläche zu und erwartete den Tod, — aber was erblickte es in dem klaren Waſſer? es ſah ſein eigenes Bild unter ſich, das kein plumper, ſchwarzgrauer Vogel mehr, häßlich und garſtig, ſondern ſelbſt ein Schwan war.

Es ſchadet nichts, in einem Entenhofe geboren zu ſein, wenn man nur in einem Schwanenei gelegen hat!

Es fühlte ſich ordentlich erfreut über all' die Noth und die Drangſal, welche es erduldet; nun erkannte es erſt recht ſein Glück an all' der Herrlichkeit, die es begrüßte. — Und die großen Schwäne umſchwammen es und ſtreichelten es mit dem Schnabel.

In den Garten kamen einige kleine Kinder, die warfen Brod und Korn in das Waſſer, und das kleinſte rief:

„Da iſt ein neuer!“ und die andern Kinder jubelten mit: „ja, es iſt ein neuer angekommen!“ und ſie klatſchten mit den Händen und tanzten umher, liefen zu dem Vater und der Mutter, und es wurde Brod und Kuchen in das Waſſer geworfen, und ſie ſagten Alle: „Der neue iſt der ſchönſte, ſo jung und ſo prächtig!“ und die alten Schwäne neigten ſich vor ihm.

Da fühlte er ſich ſo beſchämt und ſteckte den Kopf unter ſeine Flügel; er wußte ſelbſt nicht, was er beginnen ſollte, er war allzuglücklich, aber durchaus nicht ſtolz, denn ein gutes Herz wird nie ſtolz! Er dachte daran, wie er verfolgt und verhöhnt worden war, und hörte nun Alle ſagen, daß er der ſchönſte aller ſchönen Vögel ſei; ſelbſt der Flieder bog ſich mit den Zweigen gerade zu ihm in das Waſſer hinunter, und die Sonne ſchien ſo warm und ſo mild, da brauſten ſeine Federn, der ſchlanke Hals hob ſich, und aus vollem Herzen jubelte er: „So viel Glück habe ich mir nicht träumen laſſen, als ich noch das häßliche Entlein war!“

Die Störche.

Auf dem letzten Hauſe in einem kleinen Dorfe ſtand ein Storchneſt. Die Storchmutter ſaß im Neſte bei ihren vier kleinen Jungen, welche den Kopf mit dem kleinen ſchwarzen Schnabel, denn der war noch nicht roth geworden, hervorſteckten. Ein kleines Stück davon entfernt ſtand auf dem Dachrücken ganz ſtramm und ſteif der Storchvater, er hatte das eine Bein unter ſich aufgezogen, um doch nicht ganz müßig zu ſein, während er Schildwache ſtände. Man ſollte glauben, er wäre aus Holz geſchnitzt geweſen, ſo ſtille ſtand er; „es ſieht gewiß recht vornehm aus, daß meine Frau eine Schildwache beim Neſte hat!“ dachte er, „ſie können ja nicht wiſſen, daß ich ihr Mann bin, ſie glauben ſicher, daß ich commandirt worden bin hier zu ſtehen. Das ſieht ſo nobel aus!“ und er fuhr fort auf einem Beine zu ſtehen.

Unten auf der Straße ſpielte eine ganze Schaar Kinder, und da ſie die Störche gewahr wurden, ſang einer der muthigſten Knaben, und ſpäter alle zuſammen, den alten Vers von den Störchen, aber ſie ſangen ihn nun, wie er ſich deſſen entſinnen konnte:

„Storch, Storch, fliege heim,
Steh nicht auf einem Bein,
Deine Frau im Neſte liegt,
Wo ſie ihre Jungen wiegt.
Das eine wird gehängt,
Das andre wird verſengt,
Das dritte man erſchießt,
Das vierte wird geſpießt.“

„Höre nur, was die Knaben ſingen!“ ſagten die kleinen Storchkinder, „ſie ſingen, wir ſollen gehängt und verſengt werden!“

„Daran ſollt ihr euch nicht kehren!“ ſagte die Storchmutter; „hört nur nicht darauf, ſo ſchadet es gar nichts!“

Aber die Knaben fuhren fort zu ſingen, und ſie ätſchten den Storch mit den Fingern aus; nur ein Knabe, welcher Peter hieß, ſagte, daß es eine Sünde ſei, die Thiere zum Beſten zu haben, und wollte auch gar nicht mit dabei ſein. Die Storchmutter tröſtete auch ihre Jungen; „kümmert euch nicht darum,“ ſagte ſie, „ſeht nur, wie ruhig euer Vater ſteht, und zwar auf einem Beine!“

„Wir fürchten uns ſo ſehr!“ ſagten die Jungen, und zogen die Köpfe tief in das Neſt zurück.

Am nächſten Tage, als die Kinder wieder zum Spielen zuſammenkamen und die Störche erblickten, ſangen ſie ihr Lied:

„Das eine wird gehängt,
Das andre wird verſengt.“ —

„Werden wir wohl gehängt und verſengt werden?“ frugen die jungen Störche.

„Nein, ſicher nicht!“ ſagte die Mutter, „ihr ſollt fliegen lernen, ich werde euch ſchon exerciren! dann fliegen wir hinaus auf die Wieſe und ſtatten den Fröſchen Beſuch ab, die verneigen ſich vor uns im Waſſer, ſingen „koax, koax!“ und dann eſſen wir ſie auf, das wird ein rechtes Vergnügen abgeben!“

„Und was dann?“ frugen die Storch-Jungen.

„Dann verſammeln ſich alle Störche, die hier im ganzen Lande ſind, und es beginnt das Herbſtmanöver, da muß man gut fliegen, das iſt von großer Wichtigkeit; denn wer dann nicht ordentlich fliegen kann, wird vom General mit dem Schnabel todt geſtochen; deshalb gebt wohl Acht etwas zu lernen, wenn das Exerciren anfängt!“

„So werden wir ja doch geſpießt, wie die Knaben ſagten, und höre nur, jetzt ſingen ſie es wieder.“

„Hört auf mich und nicht auf ſie,“ ſagte die Storchmutter. „Nach dem großen Manöver fliegen wir nach den warmen Ländern, weit von hier, über Berge und Wälder. Nach Aegypten fliegen wir, wo es dreieckige Steinhäuſer giebt, die in eine Spitze auslaufend bis über die Wolken ragen, ſie werden Pyramiden genannt und ſind älter als ein Storch es ſich denken kann. Dort iſt ein Fluß, welcher aus ſeinem Bette tritt, dann wird das ganze Land zu Schlamm. Man geht im Schlamm und ißt Fröſche.“

„O!“ ſagten alle Jungen.

„Ja! dort iſt es herrlich! man thut den ganzen Tag nichts Andres als eſſen, und während wir es ſo gut haben, iſt in dieſem Lande nicht ein grünes Blatt auf den Bäumen; hier iſt es ſo kalt, daß die Wolken in Stücke frieren und in kleinen weißen Lappen herunter fallen!" Es war der Schnee, den ſie meinte, aber ſie konnte es ja nicht deutlicher erklären.

„Frieren dann auch die unartigen Knaben in Stücke?" fragten die jungen Störche.

„Nein, in Stücke frieren ſie nicht, aber ſie ſind nahe daran und müſſen in der dunkeln Stube ſitzen und duckmäuſern; ihr könnt hingegen in fremden Ländern herumfliegen, wo es Blumen und warmen Sonnenſchein giebt!"

Nun war ſchon einige Zeit verſtrichen, und die Jungen waren ſo groß geworden, daß ſie im Neſte aufrecht ſtehen und weit umher ſehen konnten, und der Storchvater kam jeden Tag mit ſchönen Fröſchen, kleinen Schlangen und allen Storch-Leckereien, die er finden konnte, geflogen. O, das ſah luſtig aus, wie er ihnen Kunſtſtücke vormachte! Den Kopf legte er gerade herum auf den Schwanz, mit dem Schnabel klapperte er, als wäre es eine kleine Knarre, und dann erzählte er ihnen Geſchichten, alle zuſammen vom Sumpfe.

„Hört, nun müßt ihr fliegen lernen!" ſagte eines Tages die Storchmutter, und nun mußten alle vier Junge hinaus auf den Dachrücken. O wie ſie ſchwankten, wie ſie mit den Flügeln balancirten, und waren doch nahe daran herunter zu fallen!

„Seht nur auf mich!" ſagte die Mutter, „ſo müßt ihr den Kopf halten! ſo müßt ihr die Füße ſtellen! eins, zwei! eins, zwei! das iſt es, was euch in der Welt forthelfen wird!" Dann flog ſie ein kleines Stück, und die Jungen machten einen kleinen unbeholfenen Sprung, bums! da lagen ſie, denn ihr Körper war zu ſchwerfällig.

„Ich will nicht fliegen!“ ſagte das eine Junge, und kroch wieder in das Neſt hinauf, „mir liegt Nichts daran nach den warmen Ländern zu kommen!“

„Willſt du denn hier erfrieren, wenn es Winter wird? ſollen die Knaben kommen, dich zu hängen, zu ſengen und zu braten? nun werde ich ſie rufen!“

„O nein!“ ſagte der junge Storch und hüpfte nun wieder auf das Dach wie die andern, den dritten Tag konnten ſie ſchon ordentlich ein Bischen fliegen, und da glaubten ſie, daß ſie auch ſchweben und auf der Luft ruhen könnten; das wollten ſie, aber bums! da purzelten ſie, darum mußten ſie ſchnell die Flügel wieder rühren. Nun kamen die Knaben unten auf der Straße und ſangen ihr Lied:

„Storch, Storch, fliege heim!“

„Wollen wir nicht hinunter fliegen und ihnen die Augen ausſtechen?“ ſagten die Jungen.

„Nein, laßt das ſein!“ ſagte die Mutter, „hört nur auf mich, das iſt weit wichtiger! eins, zwei, drei! nun fliegen wir rechts herum, eins, zwei, drei! nun links um den Schornſtein! — ſeht, das war ſehr gut! der letzte Schlag mit den Flügeln war ſo niedlich und richtig, daß ihr die Erlaubniß erhalten ſollt, morgen mit mir in den Sumpf zu fliegen! da kommen mehrere nette Storchfamilien mit ihren Kindern hin, zeigt mir nun, daß die meinen die niedlichſten ſind, und daß ihr recht einherſtolzirt, das ſieht gut aus und verſchafft Anſehen!“

„Aber ſollen wir denn nicht an den unartigen Buben Rache nehmen?“ fragten die jungen Störche.

„Laßt ſie ſchreien ſoviel ſie wollen! Ihr fliegt doch zu den Wolken auf, kommt nach dem Lande der Pyramiden, wenn ſie frieren müſſen und kein grünes Blatt oder einen ſüßen Apfel haben!“

„Ja wir wollen uns rächen!“ ziſchelten ſie einander zu, und dann wurde wieder exercirt.

Von allen Knaben auf der Straße war keiner ärger darauf erpicht das Spottlied zu ſingen, als gerade der, welcher damit angefangen hatte, und das war ein ganz kleiner, er war wohl nicht mehr denn ſechs Jahre alt; die jungen Störche glaubten freilich, daß er hundert Jahre zählte, denn er war ja ſo viel größer als ihre Mutter und ihr Vater, und was wußten ſie davon, wie alt Kinder und große Menſchen ſein könnten! Ihre ganze Rache ſollte dieſen Knaben treffen, er hatte ja zuerſt begonnen und er blieb auch immer dabei; die jungen Störche waren ſehr aufgebracht, und als ſie größer wurden, wollten ſie es noch weniger dulden; die Mutter mußte ihnen zuletzt verſprechen, daß ſie gerächt werden ſollten, aber erſt am letzten Tage ihres Aufenthaltes.

„Wir müſſen ja erſt ſehen, wie ihr euch bei dem großen Manöver benehmen werdet! beſteht ihr ſchlecht, ſo daß der General euch den Schnabel durch die Bruſt rennt, dann haben ja die Knaben Recht, wenigſtens in einer Weiſe! laßt uns nun ſehen!“

„Ja, das ſollſt du!“ ſagten die Jungen, und ſo gaben ſie ſich gerade Mühe; ſie übten ſich jeden Tag und flogen ſo niedlich und leicht, daß es ordentlich eine Luſt war.

Nun kam der Herbſt, alle Störche begannen ſich zu ſammeln und fort nach den warmen Ländern zu ziehen, während wir Winter haben. Das war ein Manöver! Ueber Wälder und Dörfer mußten ſie, nur um zu ſehen, wie gut ſie fliegen könnten, denn es war ja eine große Reiſe, die ihnen bevorſtand. Die jungen Störche machten ihre Sachen ſo brav, daß ſie „ausgezeichnet gut, mit Froſch und Schlange" erhielten. Das war das allerbeſte Zeugniß, und den Froſch und die Schlange konnten ſie eſſen; das thaten ſie auch.

„Nun wollen wir uns rächen!" ſagten ſie.

„Ja gewiß!" ſagte die Storchmutter. „Was ich mir ausgedacht, iſt gerade das Richtige! Ich weiß, wo der Teich iſt, wo alle die kleinen Menſchenkinder liegen, bis der Storch kömmt und ſie den Eltern bringt. Die niedlichen kleinen Kinder ſchlafen und träumen ſo lieblich, wie ſie ſpäter nie mehr träumen. Alle Eltern wollen gern ſolch ein kleines Kind haben, und alle Kinder wollen eine Schweſter oder einen Bruder haben. Nun wollen wir nach dem Teiche hinfliegen, eins für jedes der Kinder zu holen, welche nicht das böſe Lied geſungen und die Störche zum Beſten gehabt haben!"

Aber der, welcher zu ſingen angefangen, der ſchlimme, häßliche Knabe!" ſchrieen die jungen Störche, „was machen wir mit ihm?"

„Da liegt im Teiche ein kleines todtes Kind, das ſich todt geträumt hat, das wollen wir für ihn nehmen; da wird er weinen, weil wir ihm einen todten kleinen Bruder gebracht haben; aber den guten Knaben, ihn habt ihr doch nicht vergeſſen, ihn der da ſagte: „es ſei Unrecht die Thiere zum Beſten zu haben!“ ihm wollen wir ſowohl einen Bruder als eine Schweſter bringen, und da der Knabe Peter hieß, ſo ſollet ihr auch alleſammt Peter heißen!

Und es geſchah, wie ſie ſagte, und es hießen alle Störche Peter, und ſo werden ſie noch genannt.

Schnellpreſſendruck von Fr. Ries in Leipzig.

H. C. Anderſen's

Geſammelte Werke.

Vom

Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe.

Vierzehnter Band.

Geſammelte Märchen.

Dritter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Geſammelte Märchen.

Von

H. C. Anderſen.

Dritter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Inhalt

des dritten Bandes.

Seite.
Der Engel. 9
Die Galoſchen des Glücks. 13
Die Hirtin und der Schornſteinfeger. 54
Die Prinzeſſin auf der Erbſe. 62
Das Feuerzeug. 64
Die rothen Schuhe. 76
Der Reiſekamerad. 85
Die Springer. 115
Die Nachtigall. 118
Der Roſenelf. 133
Der fliegende Koffer. 141
Die alte Straßenlaterne. 150

Geſammelte Märchen.

Der Engel.

„Jedes Mal, wenn ein gutes Kind ſtirbt, kommt ein Engel Gottes zur Erde hernieder, nimmt das todte Kind auf ſeine Arme, breitet die großen, weißen Flügel aus, fliegt hin über alle die Plätze, welche das Kind lieb gehabt hat, und pflückt eine ganze Hand voll Blumen, welche er zu Gott hinaufbringt, damit ſie dort noch ſchöner als auf der Erde blühen. Der liebe Gott drückt alle Blumen an ſein Herz, aber der Blume, welche ihm die liebſte iſt, giebt er einen Kuß, und dann bekommt ſie eine Stimme und kann in der großen Glückſeligkeit mitſingen!“

Sieh', Alles dieſes erzählte ein Engel Gottes, indem er ein todtes Kind zum Himmel forttrug, und das Kind hörte gleichwie im Traume; und ſie fuhren hin über die Stätten in der Heimath, wo der Kleine geſpielt hatte, und ſie kamen durch Gärten mit herrlichen Blumen.

„Welche wollen wir nun mitnehmen und in den Himmel pflanzen?“ fragte der Engel.

Und da ſtand ein ſchlanker, herrlicher Roſenſtock, aber eine böſe Hand hatte den Stamm zerbrochen, ſo daß alle

Zweige, voll von großen, halbaufgeſprungenen Knoſpen, rund herum vertrocknet hingen.

„Der arme Roſenſtock!“ ſagte das Kind, „nimm ihn, damit er dort oben bei Gott zum Blühen kommen kann!“

Und der Engel nahm ihn, küßte das Kind dafür, und der Kleine öffnete halb ſeine Augen. Sie pflückten von den reichen Prachtblumen, nahmen aber auch die verachtete Butterblume und das wilde Stiefmütterchen.

„Nun haben wir Blumen!“ ſagte das Kind, und der Engel nickte, aber er flog noch nicht zu Gott empor. Es war Nacht, es war ganz ſtille, ſie blieben in der großen Stadt, ſie ſchwebten in einer der ſchmalen Gaſſen umher, wo ganze Haufen von Stroh, Aſche und Auskehricht lagen, es war Umziehetag geweſen; da lagen Scherben von Tellern, Gypsſtücke, Lumpen und alte Hüte, was Alles nicht gut ausſah.

Und der Engel zeigte in all' dieſem Wirwarr hinunter auf einige Scherben eines Blumentopfes und auf einen Klumpen Erde, der herausgefallen war und von den Wurzeln einer großen, vertrockneten Feldblume, welche nichts taugte und die man deshalb auf die Gaſſe geworfen hatte, zuſammengehalten wurde.

„Die nehmen wir mit!“ ſagte der Engel, „ich werde dir erzählen, warum, während wir weiter fliegen!“

Und ſo flogen ſie und der Engel erzählte:

„Dort unten in der ſchmalen Gaſſe, in dem niedrigen Keller, wohnte ein armer, kranker Knabe; von Kindheit an war er immer bettlägerig geweſen; wenn er am geſundeſten war, konnte er auf Krücken in der kleinen Stube ein Paar Mal auf und nieder gehen, das war Alles. An einigen Tagen im Sommer drangen die Sonnenſtrahlen während einer halben Stunde bis auf die Flur des Kellers, und wenn dann der arme Knabe daſaß und ſich von der warmen Sonne beſcheinen ließ, und das rothe Blut durch ſeine feinen Finger ſah, die er vor das Antlitz hielt, dann hieß es: „„ja heute iſt er aus geweſen!““ — Er kannte den Wald in ſeinem herrlichen Frühlingsgrün nur dadurch, daß ihm des Nachbars Sohn den erſten Buchenzweig brachte, und den hielt er über ſeinem Haupte und träumte dann unter Buchen zu ſein, wo die Sonne ſchiene und Vögel ſängen. An einem Frühlingstage brachte ihm des Nachbars Knabe auch Feldblumen, und unter dieſen war zufällig eine mit der Wurzel, und deshalb wurde ſie in einen Blumentopf gepflanzt und dicht am Bett an das Fenſter geſtellt. Und die Blume war mit einer glücklichen Hand gepflanzt, ſie wuchs, trieb neue Schößlinge und trug jedes Jahr ihre Blumen; ſie wurde des kranken Knaben herrlichſter Blumengarten, ſein kleiner Schatz hier auf Erden; er begoß und pflegte ſie, und ſorgte dafür, daß ſie jeden Sonnenſtrahl bis zum letzten, welcher durch das niedrige Fenſter hinunter glitt, erhielt; und die Blume ſelbſt verwuchs in ſeine Träume, denn für ihn blühte ſie, verbreitete ihren Duft und erfreute das Auge; gegen ſie wendete er ſich im Tode, da der Herr ihn rief. — Ein Jahr iſt er nun bei Gott geweſen, ein Jahr hat die Blume vergeſſen im Fenſter geſtanden und iſt verdorrt, ſie wurde deshalb beim Umziehen im Kehricht hinaus auf die Straße geworfen. Und dies iſt die Blume, die arme, vertrocknete Blume, welche wir mit in unſern Blumenſtrauß genommen haben, denn dieſe Blume hat mehr Freude gewährt, als die reichſte Blume im Garten einer Königin!“

„Aber woher weißt du das Alles?“ fragte das Kind, welches der Engel gen Himmel trug.

„Ich weiß es!“ ſagte der Engel. „Denn ich war ſelbſt der kleine kranke Knabe, welcher auf Krücken ging! Meine Blume kenne ich wohl!“

Und das Kind öffnete ſeine Augen ganz und ſah in des Engels herrliches, frohes Antlitz hinein, und in demſelben Augenblick befanden ſie ſich in Gottes Himmel, wo Freude und Seligkeit war. Und Gott drückte das todte Kind an ſein Herz, und da bekam es Flügel wie der andere Engel und flog Hand in Hand mit ihm; und Gott drückte alle Blumen an ſein Herz, aber die arme, verdorrte Feldblume küßte er, und ſie erhielt eine Stimme und ſang mit allen Engeln, welche Gott umſchwebten, einige ganz nahe, andere um dieſe herum in großen Kreiſen, und immer weiter und weiter, in das Unendliche, aber alle gleich glücklich. Und alle ſangen ſie, kleine und große, das gute geſegnete Kind und die arme Feldblume, welche verdorrt dagelegen hatte, hingeworfen im Kehricht, unter dem Unrathe des Umziehetages, in der ſchmalen dunkeln Gaſſe.

Die Galoſchen des Glücks.

I. Ein Anfang.

In einem Hauſe in Kopenhagen, nicht weit vom Königs-Neumarkt, hatte man eine Geſellſchaft, eine ſehr große Geſellſchaft verſammelt, um von den Eingeladenen wieder Einladungen zu erhalten. Die eine Hälfte der Geſellſchaft ſaß ſchon an den Spieltiſchen, die andere Hälfte erwartete das Reſultat von dem: „was wollen wir denn nun anfangen?“ der Wirthin. So weit war man, und die Unterhaltung fing an einigermaßen in Gang zu kommen. Unter anderm fiel auch die Rede auf das Mittelalter; Einzelne hielten es für weit intereſſanter, als unſere Zeit, ja Juſtizrath Knap vertheidigte die Meinung ſo eifrig, daß die Frau vom Hauſe ſogleich zu ſeiner Partei übertrat, und beide eiſerten nun gegen Oerſted's Abhandlung im Almanach über alte und neue Zeiten, worin unſerm Zeitalter im Weſentlichen der Vorzug gegebeu wird. Der Juſtizrath betrachtete die Zeit des Dänenkönigs Hans*) als die edelſte und glücklichſte.

---

*) Geſtorben 1513. Mit Chriſtine, Tochter des Kurfürſten Ernſt von Sachſen, vermählt.

Während dies der Stoff der Unterhaltung war und dieſelbe nur augenblicklich durch die Ankunft einer Zeitung unterbrochen wurde, welche nichts enthielt, was zu leſen der Mühe werth geweſen wäre, wollen wir uns in das Vorzimmer hinaus begeben, wo die Mäntel, Stöcke und Galoſchen Platz gefunden hatten. Hier ſaßen zwei Mädchen, ein junges und ein altes; man konnte glauben, ſie ſeien gekommen, um ihre weibliche Herrſchaft nach Hauſe zu geleiten; betrachtete man ſie aber etwas genauer, ſo begriff man bald, daß ſie keine gewöhnlichen Dienſtboten waren, dazu waren die Formen gar zu edel, die Haut zu fein und der Schnitt der Kleider zu kühn. Es waren zwei Feen, die jüngſte war zwar nicht das Glück ſelbſt, aber ein Kammermädchen einer ſeiner Kammerfrauen, welche die geringeren Gaben des Glücks umhertragen; die ältere ſah etwas finſter aus, es war die Sorge, ſie geht immer ſelbſt in höchſteigener Perſon ihre Geſchäfte zu beſorgen, dann weiß ſie, daß ſelbige gut ausgeführt werden.

Sie erzählten einander, wo ſie an dieſem Tage geweſen waren; die Abgeſandte des Glücks hatte nur einige unbedeutende Handlungen ausgeführt, wie einen neuen Hut vom Regenguß zu erretten, einem ehrlichen Mann einen Gruß von einer vornehmen Null zu verſchaffen u. ſ. w., aber was ihr noch übrig blieb, war etwas ganz Ungewöhnliches.

„Ich kann auch erzählen," ſagte ſie, „daß heute mein Geburtstag iſt, und zur Ehre deſſelben ſind mir ein Paar Galoſchen anvertraut, die ich der Menſchheit bringen ſoll. Dieſe Galoſchen haben die Eigenſchaft, daß ein Jeder, der ſie anzieht, augenblicklich an die Stelle und in die Zeit verſetzt wird, wo er am liebſten ſein will; ein jeder Wunſch in Bezug auf Zeit, Ort oder Exiſtenz wird ſogleich erfüllt, und der Menſch ſo endlich einmal glücklich hienieden!“

„Ja, das magſt du glauben!“ ſagte die Sorge, „er wird ſehr unglücklich und ſegnet den Augenblick, wo er die Galoſchen wieder los wird!“

„Wo denkſt du hin?“ ſagte die Andere, „nun ſtelle ich ſie an die Thür, Einer vergreift ſich und wird der Glückliche!“

Sieh, das war das Zwiegeſpräch.

II. Wie es dem Juſtizrath erging.

Es war ſpät; Juſtizrath Knap, in die Zeit des Königs Hans vertieft, wollte heimkehren, und das Schickſal lenkte es ſo, daß er anſtatt ſeiner Galoſchen die des Glücks anzog und nun auf die Oſtſtraße hinaustrat; aber er war durch die Zauberkraft der Galoſchen in die Zeit des Königs Hans zurückverſetzt, und deshalb ſetzte er den Fuß geradezu in Koth und Moraſt auf die Straße, weil es zu jener Zeit noch kein Steinpflaſter gab.

„Es iſt ja erſchrecklich, wie ſchmutzig es hier iſt!“ ſagte der Juſtizrath. „Das ganze Trottoir iſt fort und alle Laternen ſind ausgelöſcht!“

Der Mond ſtand noch nicht hoch genug und die Luft war überdies ziemlich dick, ſo daß alle Gegenſtände rings umher bei dieſer Dunkelheit in einander verſchwammen. An der nächſten Ecke hing inzwiſchen eine Laterne vor einem

Madonnenbilde, aber die Beleuchtung war ſo gut wie keine, er bemerkte ſie erſt, als er gerade darunter ſtand, und ſeine Augen fielen auf das gemalte Bild mit der Mutter und dem Kinde.

„Das iſt vermuthlich,“ dachte er, „ein Kunſtcabinet, wo man vergeſſen hat das Schild einzunehmen.“

Ein Paar Menſchen, in der Tracht des Zeitalters, gingen an ihm vorbei.

„Wie ſahen die doch aus! ſie kamen wohl von einer Maskerade?“

Plötzlich ertönten Trommeln und Pfeifen, Fackeln leuchteten hell; der Juſtizrath ſtutzte und ſah nun einen ſonderbaren Zug vorbeiziehen. Zuerſt kam ein ganzer Trupp Trommelſchläger, die ihre Inſtrumente recht artig bearbeiteten, ihnen folgten Trabanten mit Bogen und Armbrüſten. Der Vornehmſte im Zuge war ein geiſtlicher Herr. Erſtaunt fragte der Juſtizrath, was das zu bedeuten habe und wer der Mann ſei.

„Das iſt der Biſchof von Seeland!“

„Mein Gott, was fällt dem Biſchof ein?“ ſeufzte der Juſtizrath und ſchüttelte mit dem Haupte, der Biſchof konnte es doch unmöglich ſein. Darüber grübelnd und ohne zur Rechten oder Linken zu ſehen, ging der Juſtizrath durch die Oſtſtraße und über den Hohenbrückenplatz. Die Brücke, die nach dem Schloßplatze führt, war nicht zu finden, er wurde das Ufer eines ſeichten Waſſers gewahr, und ſtieß endlich hier auf zwei Leute, die in einem Boote waren.

„Will der Herr nach dem Holm übergeſetzt werden?“ fragten ſie.

„Nach dem Holm hinüber?“ ſagte der Juſtizrath, der ja nicht wußte, in welchem Zeitalter er ſich befand. „Ich will nach Chriſtianshafen in die kleine Torfſtraße!“

Die Leute ſahen ihn an.

„Sagt mir nur, wo die Brücke iſt!“ ſagte er. „Es iſt ſchändlich, daß hier keine Laternen angezündet ſind, auch iſt ein Schmutz, als ginge man in einem Sumpf!“

Je länger er mit den Bootsmännern ſprach, deſto unverſtändlicher waren ſie ihm.

„Ich verſtehe euer Bornholmiſch nicht!“ ſagte er zuletzt ärgerlich und kehrte ihnen den Rücken. Die Brücke konnte er nicht finden, ein Geländer war auch nicht da. „Es iſt ein Skandal, wie es hier ausſieht!“ ſagte er. Nie hatte er ſein Zeitalter elender gefunden, als an dieſem Abend. „Ich glaube, ich werde am beſten thun, eine Droſchke zu nehmen,“ dachte er, aber wo waren die Droſchken? Keine ließ ſich ſehn. „Ich werde nach dem Königs-Neumarkt zurückgehen müſſen, dort halten wohl Wagen, ſonſt komme ich nie nach Chriſtianshafen hinaus.“

Nun ging er nach der Oſtſtraße und war faſt hindurch gekommen, als der Mond hervorbrach.

„Mein Gott, was iſt das für ein Gerüſt, das man hier errichtet hat!“ rief er aus, als er das Oſtthor erblickte, welches zu jener Zeit am Ende der Oſtſtraße ſtand.

Inzwiſchen fand er doch einen Durchgang offen, und durch dieſen kam er nach unſerm Neumarkt hinaus; aber das war ein großer Wieſengrund, einzelne Büſche ragten hervor und queer durch die Wieſe zog ſich ein breiter Canal oder Strom. Einige erbärmliche Holzbuden für holländiſche Schiffer lagen auf dem entgegengeſetzten Ufer.

„Entweder erblicke ich eine fata morgana, oder ich bin betrunken!“ jammerte der Juſtizrath. „Was iſt das nur? Was iſt das nur?“

Er kehrte wieder um in der feſten Ueberzeugung, daß er krank ſei; indem er in die Straße zurückkam, betrachtete er die Häuſer etwas genauer, die meiſten waren nur von Fachwerk und viele hatten nur ein Strohdach.

„Nein, mir iſt gar nicht wohl!“ ſeufzte er, „und ich trank doch nur ein Glas Punſch! aber ich kann ihn nicht vertragen, und es war auch ganz und gar verkehrt, uns Punſch und warmen Lachs zu geben, das werde ich der Frau Agentin auch ſagen! Ob ich wohl wieder zurückkehre und ſage, wie mir zu Muthe iſt? Aber das ſieht ſo lächerlich aus und es iſt die Frage, ob ſie noch auf ſind.“

Er ſuchte nach dem Hauſe, aber es war gar nicht zu finden.

„Es iſt doch erſchrecklich, ich kann die Oſtſtraße nicht wieder erkennen! Nicht ein Laden iſt da; alte, elende, verfallene Häuſer erblicke ich, als ob ich in Roeskilde oder Ringſtedt wäre. Ach, ich bin krank! Es nützt nichts, ſich zu geniren. Aber wo in aller Welt iſt des Agenten-Haus? Es iſt nicht mehr daſſelbe, aber dort drinnen ſind noch Leute auf; ach, ich bin ſicher krank!“

Nun ſtieß er auf eine halb offene Thür, wo das Licht durch eine Spalte fiel. Es war eine Herberge jener Zeit, eine Art von Bierhaus. Die Stube hatte das Anſehen einer holländiſchen Diele; eine Anzahl Leute, beſtehend aus Schiffern, Kopenhagener Bürgern und ein Paar Gelehrten, ſaßen hier im tiefſten Geſpräch bei ihren Krügen und beachteten den Eintretenden nur wenig.

„Um Entſchuldigung,“ ſagte der Juſtizrath zur Wirthin, die ihm entgegenkam, „mir iſt ſehr unwohl geworden; wollen Sie mir nicht eine Droſchke nach Chriſtianshafen hinaus beſorgen laſſen?“

Die Frau ſah ihn an und ſchüttelte mit dem Kopfe; darauf redete ſie ihn in deutſcher Sprache an. Der Juſtizrath nahm an, daß ſie der däniſchen Zunge nicht mächtig ſei, und brachte deshalb ſeinen Wunſch auf Deutſch an; dieſes, im Verein mit ſeiner Kleidung, beſtärkte die Frau darin, daß er ein Ausländer ſei; daß er ſich unwohl befinde, begriff ſie bald und brachte ihm deshalb einen Krug Waſſer, freilich hatte es etwas vom Seewaſſer, wiewohl es draußen aus dem Brunnen geſchöpft war.

Der Juſtizrath ſtützte ſein Haupt auf die Hand, holte tief Athem und grübelte über alles Seltſame rings um ihn her nach.

„Iſt das die heutige Nummer vom „„Tag?““*)“ fragte er ganz mechaniſch, indem er ſah, wie die Frau ein großes Stück Papier weglegte.

Sie verſtand nicht, was er damit meinte, reichte ihm aber das Blatt; es war ein Holzſchnitt, welcher eine Lufterſcheinung darſtellte, die in der Stadt Köln geſehen worden war.

---

*) Eine Abendzeitung in Kopenhagen.

„Das iſt ſehr alt!“ ſagte der Juſtizrath und wurde durch dieſe Antiquität ganz heiter. „Wie ſind Sie denn zu dieſem ſeltenen Blatte gelangt? Das iſt höchſt intereſſant, obgleich das Ganze eine Fabel iſt! Man erklärt dergleichen Lufterſcheinungen dadurch, daß es Nordlichter ſind, die man erblickt hat; wahrſcheinlich entſtehen ſie durch die Electricität!“

Die, welche ihm zunächſt ſaßen und ſeine Rede hörten, ſahen ihn erſtaunt an und Einer von ihnen erhob ſich, nahm ehrerbietig den Hut ab und ſagte mit der ernſthafteſten Miene: „Ihr ſeid ſicher ein höchſt gelehrter Mann, Monſieur!“

„O, nein!“ erwiderte der Juſtizrath, „ich kann nur von dem Einen und dem Andern mitſprechen, was man ja verſtehen muß!“

„Modestia iſt eine ſchöne Tugend!“ ſagte der Mann, „übrigens muß ich zu eurer Rede ſagen: mihi secus videtur, doch ſuſpendire ich hier gern mein Judicium!“

„Darf ich wohl fragen, mit wem ich das Vergnügen habe zu ſprechen?“ erwiderte der Juſtizrath.

„Ich bin Baccalaureus der heiligen Schrift,“ erwiderte der Mann.

Dieſe Antwort war dem Juſtizrath genügend, der Titel entſprach hier der Tracht; das iſt ſicher, dachte er, ein alter Dorfſchulmeiſter, ein origineller Patron, wie man ſie noch zuweilen oben in Jütland treffen kann.

„Hier iſt zwar kein locus docendi,“ begann der Mann, „doch bitte ich, daß ihr euch bemüht zu ſprechen! Ihr ſeid ſicher in den Alten ſehr beleſen?“

„O, ja!“ antwortete der Juſtizrath, „ich leſe gern alte nützliche Schriften, habe aber auch die neueren recht gern, mit Ausnahme der „Alltagsgeſchichten,“ deren wir in Wirklichkeit genug haben!“

„Alltagsgeſchichten?“ fragte unſer Baccalaureus.

„Ja, ich meine die neuen Romane, die man jetzt hat.“

„O,“ lächelte der Mann, „ſie enthalten doch vielen Witz und werden bei Hofe geleſen, der König liebt beſonders den Roman von Herrn Iffven und Herrn Gaudian, welcher vom König Artus und ſeinen Rittern der Tafelrunde handelt, er hat mit ſeinen hohen Herren darüber geſcherzt.“

„Ja, den habe ich noch nicht geleſen!“ ſagte der Juſtizrath, „das muß ein ganz neuer ſein, den Heiberg herausgegeben hat!“

„Nein,“ erwiderte der Mann, „er iſt nicht bei Heiberg, ſondern bei Godfred von Gehmen *) herausgekommen!“

„So, iſt das der Verfaſſer?“ ſagte der Juſtizrath, „das iſt ein ſehr alter Name; ſo hieß ja wohl der erſte Buchdrucker, der in Dänemark geweſen iſt?“

„Ja, das iſt unſer erſter Buchdrucker!“ ſagte der Mann.

Soweit ging es ganz gut; nun ſprach einer der guten Bürgersleute von der ſchweren Peſtilenz, die vor ein Paar Jahren graſſirt hatte, und meinte die im Jahre 1484; der

---

*) Erſter Buchdrucker und Verleger in Dänemark unter König Hans.

Juſtizrath nahm an, daß es die Cholera ſei, von der die Rede war, und ſo ging die Unterhandlung ganz gut. Der Freibeuterkrieg von 1490 lag ſo nahe, daß er berührt werden mußte, die engliſchen Freibeuter hatten Schiffe auf der Rhede genommen, ſagten ſie; und der Juſtizrath, der ſich in die Begebenheiten von 1801 recht hineingelebt hatte, ſtimmte vortrefflich gegen die Engländer mit ein. Das übrige Geſpräch hingegen ging nicht ſo gut, jeden Augenblick verfiel man gegenſeitig in den Leichenbitter-Styl; der gute Baccalaureus war gar zu unwiſſend, und die einfachſten Aeußerungen des Juſtizraths klangen ihm wieder zu dreiſt und zu phantaſtiſch. Sie ſahen einander an, und wurde es gar zu arg, dann ſprach der Baccalaureus Latein, in der Hoffnung, beſſer verſtanden zu werden, aber es half doch nichts.

„Wie geht es Ihnen?“ fragte die Wirthin, und zog den Juſtizrath beim Aermel; nun kam ſeine Beſinnung zurück, im Laufe der Unterhaltung hatte er Alles rein vergeſſen, was vorgegangen war.

„Mein Gott, wo bin ich?“ ſagte er, und es ſchwindelte ihm, wie er daran dachte.

„Claret wollen wir trinken! Meth und Bremer-Bier,“ rief einer der Gäſte, „und ihr ſollt mittrinken!“

Zwei Mädchen kamen herein, die eine hatte eine zweifarbige Haube *) auf. Sie ſchenkten ein und verneigten ſich; dem Juſtizrath rieſelte es eiskalt über den Rücken hinab.

---

*) Nach Königs Hans Geſetz mußten Frauenzimmer von zweideutigem Ruf ſolche tragen.

„Was iſt denn das! was iſt denn das!“ ſagte er, aber er mußte mit ihnen trinken, ſie bemächtigten ſich ganz artig des guten Mannes, er war höchſt verzweifelt, und als der eine ſagte, daß er betrunken ſei, zweifelte er durchaus nicht an des Mannes Wort, bat ſie nur, ihm eine Droſchke zu verſchaffen, und dann glaubten ſie, er ſpräche moskovitiſch.

Nie war er in ſo roher und gemeiner Geſellſchaft geweſen, „man ſollte glauben, das Land wäre zum Heidenthume zurückgekehrt,“ meinte er, „das iſt der ſchrecklichſte Augenblick in meinem Leben!“ aber zu gleicher Zeit kam ihm der Gedanke, ſich unter den Tiſch hinab zu bücken und dann nach der Thür zu kriechen. Das that er auch, aber indem er beim Ausgange war, bemerkten die Andern, was er vorhatte; ſie ergriffen ihn bei den Füßen, und nun gingen die Galoſchen, zu ſeinem guten Glücke, ab und — mit dieſen ſchwand die ganze Bezauberung.

Der Juſtizrath ſah ganz deutlich vor ſich eine Laterne brennen, und hinter dieſer ein großes Gebäude; Alles ſah bekannt und prächtig aus, das war die Oſtſtraße, wie wir ſie kennen, er lag mit den Beinen einer Pforte zugekehrt, und gerade gegenüber ſaß der Wächter und ſchlief.

„Du mein Schöpfer, habe ich hier auf der Straße gelegen und geträumt!“ ſagte er. „Ja, das iſt die Oſtſtraße! wie prächtig hell und bunt! Es iſt doch erſchrecklich, wie das Glas Punſch auf mich gewirkt haben muß!“

Zwei Minuten ſpäter ſaß er in einer Droſchke, die mit ihm nach Chriſtianshafen fuhr; er gedachte der Angſt und Noth, die er ausgeſtanden, und pries von Herzen die glückliche Wirklichkeit, unſere Zeit, die mit allen ihren Mängeln doch weit beſſer ſei als die, in der er vor Kurzem geweſen war.

III. Des Wächters Abenteuer.

„Da liegen ja wahrlich ein Paar Galoſchen!" ſagte der Wächter. „Die gehören ſicher dem Lieutenant, der dort oben wohnt. Sie liegen gerade neben der Thür!"

Gern hätte der ehrliche Mann geklingelt und ſie abgeliefert, denn oben war noch Licht, aber er wollte nicht die übrigen Leute im Hauſe wecken und deshalb ließ er es ſein.

„Das muß recht warm ſein, ein Paar ſolcher Dinger anzuhaben!" ſagte er. „Sie ſind ſo weich im Leder." Sie paßten gut an ſeine Füße. „Wie iſt es doch drollig in der Welt! nun könnte er ſich in ſein warmes Bett legen, doch ſieh, ob er es thut! Da geht er im Zimmer auf und nieder! das iſt ein glücklicher Menſch! er hat weder eine Frau noch Kinder; jeden Abend iſt er in Geſellſchaft, o wäre ich doch er, ja dann wäre ich ein glücklicher Mann!"

Indem er den Wunſch ausſprach, wirkten die Galoſchen, die er angezogen hatte, der Wächter ging in des Lieutenants Sein und Weſen über. Da ſtand er oben im Zimmer und hielt ein kleines roſenrothes Papier zwiſchen den Fingern, worauf ein Gedicht ſtand, ein Gedicht des Herrn Lieutenants ſelbſt; denn wer hat in ſeinem Leben nicht einmal einen lyriſchen Augenblick gehabt, und ſchreibt man dann den Gedanken nieder, ſo hat man Poeſie. Hier ſtand geſchrieben:

„O, wär' ich reich!“

„O, wär' ich reich!“ ſo wünſcht' ich mir ſchon oft,
Als ich, kaum ellengroß, auf Viel gehofft.
O, wär' ich reich! ſo würd' ich Offizier,
Mit Säbel, Uniform und Bandelier.
Die Zeit kam auch, und ich ward Offizier;
Doch nun und nimmer ward ich reich, ich Armer;
    Hilf mir, Erbarmer!

Einſt ſaß ich Abends, lebensfroh und jung,
Ein kleines Mädchen küßte meinen Mund,
Denn ich war reich an Märchen-Poeſie,
An Gold dagegen, ach! ſo arm wie nie —;
Das Kind nur wollte dieſe Poeſie;
Da war ich reich, doch nicht an Gold, ich Armer;
    Du weißt's, Erbarmer!

„O, wär' ich reich!“ ſo tönt zu Gott mein Flehn,
Das Kind hab' ich zu Jungfrau reifen ſehn,
Sie iſt ſo klug, ſo hübſch, ſo ſeelengut;
O, wüßte ſie, was mir im Herzen ruht,
Das große Märchen, — — wäre ſie mir gut!
Doch bin zum Schweigen ich verdammt, ich Armer;
    Du willſt's, Erbarmer!

O, wär' ich reich an Troſt und Ruhe hier,
Dann käme all' mein Leid nicht auf's Papier.
Verſtehſt du mich, du, der ich mich geweiht,
So lies dies Blatt aus meiner Jugendzeit,
Ein dunkles Märchen, dunkler Nacht geweiht.
Nur finſtre Zukunft ſeh' ich, ach ich Armer!
    Dich ſegne der Erbarmer!

Ja, ſolche Gedichte ſchreibt man, wenn man verliebt iſt, aber ein beſonnener Mann läßt ſie nicht drucken. Lieutenant, Liebe und Mangel, das iſt ein Dreieck oder, ebenſogut, die Hälfte des zerbrochenen Würfels des Glückes. Das fühlte der Lieutenant recht lebendig und deshalb legte er das Haupt an den Fenſterrahmen und ſeufzte ganz tief.

„Der arme Wächter draußen auf der Straße iſt weit glücklicher als ich! er kennt nicht, was ich Mangel nenne! er hat eine Heimath, Frau und Kinder, die bei ſeiner Trauer weinen, ſich bei ſeiner Luſt freuen! o, ich wäre glücklicher, als ich bin, könnte ich in ſein Weſen und Sein übergehen, mit ſeinen Forderungen und Hoffnungen durch dieſes Leben wandeln! ja, er iſt glücklicher als ich!“

Im ſelben Augenblick war der Wächter wieder Wächter, denn durch die Galoſchen des Glücks war er in das Weſen und Sein des Lieutenants übergegangen, aber da, wie wir ſehen, fühlte er ſich noch weit weniger zufrieden und zog gerade das vor, was er vor Kurzem verworfen hatte. Alſo der Wächter war wieder Wächter.

„Das war ein häßlicher Traum!“ ſagte er, „aber drollig genug. Es war mir, als ob ich der Lieutenant dort oben ſei, und das war durchaus kein Vergnügen. Ich entbehrte die Frau und die Buben, die bereit ſind, mich halbtodt zu küſſen!“

Er ſaß wieder und nickte, der Traum wollte ihm nicht recht aus den Gedanken, die Galoſchen hatte er noch an den Füßen. Eine Sternſchnuppe glitt über den Himmel.

„Da ging die!“ ſagte er, „demungeachtet ſind da genug! ich hätte wohl Luſt, die Dinger etwas näher zu betrachten, beſonders den Mond, denn der kommt einem doch nicht unter den Händen fort. Wenn wir ſterben, ſagte der Student, für den meine Frau wäſcht, fliegen wir von dem einen zum andern. Das iſt eine Lüge, könnte aber recht hübſch ſein. Könnte ich doch einen kleinen Sprung da hinauf machen, dann möchte der Körper gern hier auf der Treppe liegen bleiben!“

Es giebt nun gewiſſe Dinge in der Welt, die man auszuſprechen ſehr vorſichtig ſein muß, aber doppelt vorſichtig muß man ſein, wenn man die Galoſchen des Glückes an den Füßen hat. Höre nur, wie es dem Wächter erging.

Was uns betrifft, ſo kennen wir faſt Alle die Schnelligkeit der Dampfbeförderung, wir haben ſie entweder auf Eiſenbahnen oder mit Schiffen über das Meer hin erprobt; doch dieſer Flug iſt wie die Wanderung des Faulthieres oder der Marſch der Schnecke im Verhältniß zu der Schnelligkeit, die das Licht hat; es fliegt neunzehn Millionen Mal ſchneller, als der beſte Wettrenner, und doch iſt die Electricität noch ſchneller. Der Tod iſt ein electriſcher Stoß, den wir in das Herz erhalten; auf den Flügeln der Electricität fliegt die befreite Seele. Acht Minuten und wenige Secunden gebraucht das Sonnenlicht zu einer Reiſe von mehr als zwanzig Millionen Meilen; mit der Schnellpoſt der Electricität bedarf die Seele noch weniger Minuten um denſelben Flug zu vollbringen. Der Raum zwiſchen den Weltkörpern iſt für ſie nicht größer, als es für uns in einer und derſelben Stadt die Entfernungen zwiſchen den Häuſern unſerer Freunde ſind, ſelbſt wenn dieſe ziemlich nahe bei einander liegen; inzwiſchen koſtet dieſer electriſche Herzensſtoß uns den Gebrauch des Körpers hienieden, im Fall wir nicht, gerade wie der Wächter, die Galoſchen des Glückes anhaben.

In wenigen Secunden hatte der Wächter die 52,000 Meilen bis zum Monde zurückgelegt, welcher, wie man weiß, von einem weit leichteren Stoff als unſere Erde geſchaffen und weich wie friſch gefallener Schnee iſt, wie wir ſagen würden. Er befand ſich auf einem der unzähligen Ringgebirge, die wir aus Dr. Mädler's großer Karte des Mondes kennen; innerhalb ging es in einen Keſſel, ungefähr eine halbe Meile ſenkrecht hinab; dort unten lag eine Stadt, von deren Ausſehen wir nur einen Begriff bekommen können, wenn wir Eiweiß in ein Glas Waſſer ausſchlagen; die Materie hier war eben ſo weich und bildete ähnliche Thürme mit Kuppeln und ſegelförmigen Altanen, durchſichtig und in der dünnen Luft ſchwimmend; unſere Erde ſchwebte, wie eine große dunkelrothe Kugel, über nem Kopfe.

Er wurde gleich eine Menge Geſchöpfe gewahr, die ſicherlich das waren, was wir „Menſchen" nennen, aber ſie ſahen ganz anders aus, als wir; eine weit reichere Phantaſie, als die Pſeudo-Herſchel's, hatte ſie geſchaffen; würden ſie in Reihe und Glied aufgeſtellt und ſo abgemalt, ſo würde man ſagen: das iſt eine hübſche Arabeske! Sie hatten auch eine Sprache, aber es kann ja Niemand verlangen, daß die Seele des Wächters ſie verſtehen ſollte, demungeachtet konnte ſie es, denn unſere Seele hat weit größere Fähigkeiten, als wir glauben. Zeigt ſie uns nicht in unſern Träumen ihr erſtaunliches dramatiſches Talent? Ein jeder Bekannter tritt da ſprechend auf, ſo völlig im Character und mit demſelben Organ, in einem Grade, daß Niemand von uns wachend es nachahmen kann. Wie weiß ſie nicht uns Perſonen zurückzurufen, an die wir in vielen Jahren nicht gedacht haben; plötzlich treten ſie in unſeren Träumen ſo lebendig, bis auf die feinſten Züge, hervor. Im Grunde ſieht es mit unſerm Seelen-Gedächtniß ängſtlich aus; jede Sünde, jeden böſen Gedanken wird ſie ja wiederholen können, dann wird es darauf ankommen, ob wir Rechenſchaft von jedem ungebührlichen Worte im Herzen und auf der Lippe werden zu geben im Stande ſein.

Die Seele des Wächters verſtand auf dieſe Weiſe die Sprache der Mondbewohner ſehr gut. Sie diſputirten [illegible] unſere Erde und bezweifelten, daß ſie bewohnt ſein könne; die Luft müßte dort zu dick ſein, als daß ein vernünftiges Mond-Geſchöpf dort leben könnte. Sie hielten den Mond allein für bewohnt, er war der eigentliche Weltkörper, wo die alten Weltbewohner lebten.

Sie ſprachen auch von Politik; doch wir begeben uns nach der Oſtſtraße hinab, und ſehen da, wie es dem Körper des Wächters ergeht.

Leblos ſaß er auf der Treppe, der Morgenſtern war ihm aus der Hand gefallen, und die Augen blickten zum Monde empor, auf dem die ehrliche Seele herumwandelte.

„Was iſt die Uhr, Wächter?“ fragte ein Vorübergehender. Wer aber nicht antwortete, das war der Wächter, da knipſte der Mann ihn ganz ſacht an die Naſe und nun verlor er das Gleichgewicht, da lag der Körper, ſo lang er war, der Menſch war todt. Alle ſeine Kameraden erſchraken ſehr, todt war und blieb er; es wurde gemeldet und es wurde beſprochen, und in der Morgenſtunde trug man den Körper nach dem Hoſpital hinaus.

Das konnte nun einen ganz hübſchen Spaß für die Seele abgeben, im Fall ſie zurückkehrte und aller Wahrſcheinlichkeit nach den Körper auf der Oſtſtraße ſuchen, aber nicht finden würde; wahrſcheinlich würde ſie dann erſt auf die Polizei, ſpäter nach dem Adreß-Comptoir laufen, damit von dort aus Nachfrage unter den weggekommenen Sachen darüber angeſtellt werden könnte, und dann nach dem Hoſpitale hinaus wandern; doch wir können uns damit tröſten, [illegible]e Seele am klügſten iſt, wenn ſie auf ihre eigene Hand agirt, nur der Körper macht ſie dumm.

Wie geſagt, des Wächters Körper kam nach dem Hoſpitale, wurde dort in die Reinigungs-Stube gebracht, und das Erſte, was man hier that, war natürlicherweiſe, daß man die Galoſchen abnahm, und da mußte die Seele zurück: ſie nahm ſogleich die Richtung gerade nach dem Körper, und ein Paar Secunden darauf war wieder Leben im Manne. Er verſicherte, daß es die ſchrecklichſte Nacht ſeines Lebens geweſen wäre; nicht für acht Groſchen wolle er ſolche Empfindungen wieder haben, aber nun war es ja überſtanden.

An demſelben Tage wurde er wieder entlaſſen, aber die Galoſchen blieben in dem Hoſpital.

IV. Ein Haupt-Moment. Eine höchſt ungewöhnliche Reiſe.

Ein jeder Kopenhagener weiß, wie der Eingang zum Friedrichs-Hoſpital in Kopenhagen ausſieht, aber da wahrſcheinlich auch einige Nicht-Kopenhagener dieſe kleine Schrift leſen, müſſen wir eine kurze Beſchreibung davon geben.

Das Hoſpital iſt von der Straße durch ein ziemlich hohes Gitter geſchieden, in welchem die dicken Eiſenſtäbe ſo weit von einander abſtehen, daß, wie man erzählt, ſich ſehr dünne famuli hindurchgeklemmt und ſo ihre kleinen Beſuche außerhalb abgeſtattet haben ſollen. Der Theil de[illegible]pers, der am ſchwierigſten hinauszubringen war, war der Kopf; hier, wie oft in der Welt, waren alſo die kleinen Köpfe die glücklichſten. Dieſes wird als Einleitung genug ſein.

Einer der jungen Volontaire, von dem man nur in körperlicher Hinſicht ſagen konnte, daß er einen großen Kopf habe, hatte gerade die Wache an dieſem Abend; der Regen ſtrömte herab; doch ungeachtet dieſer beiden Hinderniſſe mußte er hinaus, nur eine Viertelſtunde, das war ja nichts, was dem Pförtner zu vertrauen nöthig ſei, meinte er, wenn man durch die Eiſenſtangen ſchlüpfen konnte. Da lagen die

Galoſchen, die der Wächter vergeſſen hatte; es fiel ihm nicht im mindeſten ein, daß es die des Glückes ſeien, ſie konnten in dieſem Wetter rechte gute Dienſte leiſten, er zog ſie an, nun kam es darauf an, ob er ſich würde durchklemmen können, er hatte es früher nie verſucht. Da ſtand er nun.

„Wollte Gott, ich hätte den Kopf draußen!“ ſagte er, und ſofort, obgleich derſelbe ſehr dick und groß war, glitt er leicht und glücklich hindurch, das mußten die Galoſchen verſtehen, aber nun ſollte der Körper mit hinaus, das ging nicht.

„Ich bin zu dick!“ ſagte er, „der Kopf, dachte ich, ſei das ſchlimmſte! ich komme nicht hindurch.“

Nun wollte er raſch den Kopf zurückziehen, aber das ging auch nicht. Den Hals konnte er bequem bewegen, aber das war auch Alles. Das erſte Gefühl war, daß er ärgerlich wurde, das zweite, daß ſeine Laune unter Null ſank. Die Galoſchen des Glückes hatten ihn in dieſe ſchreckliche Lage gebracht, und unglücklicherweiſe fiel es ihm nicht ein, ſich frei zu wünſchen, nein, ſtatt zu wünſchen, handelte er nur, und kam nicht von der Stelle. Der Regen ſtrömte herab, nicht Ein Menſch war auf der Straße zu erblicken. Die Pfortenklingel konnte er nicht erreichen, wie ſollte er nun loskommen? Er ſah voraus, daß er hier bis zur Morgenſtunde ſtehen könne, dann mußte man nach einem Schloſſer ſenden, damit die Eiſenſtäbe zerfeilt würden, aber das geht nicht ſo geſchwind, die ganze Armenſchule gerade gegenüber würde auf die Beine kommen, das ganze angrenzende Matroſenviertel anlangen, um ihn am Pranger zu ſehen, das würde einen Zulauf geben. „Hu! das Blut ſteigt mir zum Kopfe, ſo daß ich wahnſinnig werden muß! — ja, ich werde verrückt! o, wäre ich doch wieder los, dann ginge es wohl vorüber!“

Das hätte er etwas eher ſagen ſollen; augenblicklich, ſowie der Gedanke ausgeſprochen war, hatte er den Kopf los und ſtürzte nun hinein, ganz verwirrt über den Schreck, den ihm die Galoſchen des Glückes eingejagt hatten.

Hiermit dürfen wir nicht glauben, daß das Ganze vorbei war, nein — es wird noch ärger.

Die Nacht verſtrich und der folgende Tag mit, es wurde nicht nach den Galoſchen geſchickt.

Am Abend ſollte eine declamatoriſche Vorſtellung auf einem Liebhaber-Theater in einer entlegenen Straße gegeben werden. Das Haus war gepfropft voll; unter den Zuſchauern befand ſich der Volontair aus dem Hospitale, der ſein Abenteuer der vorhergehenden Nacht vergeſſen zu haben ſchien; die Galoſchen hatte er an, denn ſie waren nicht abgeholt worden, und da es auf der Straße ſchmutzig war, konnten ſie ihm ja gute Dienſte leiſten. Ein neues Gedicht, „die Brille der Muhme,“ wurde recitirt; das war eine Brille, wenn man die auf hatte und vor einer großen Verſammlung von Menſchen ſaß, ſo ſahen die Menſchen wie Karten aus, und man konnte aus ihnen Alles, was im kommenden Jahre geſchehen würde, prophezeien.

Die Idee beſchäftigte ihn, er hätte wohl eine ſolche Brille haben mögen. Wenn man ſie richtig gebrauchte, konnte man vielleicht den Leuten gerade in die Herzen hinein ſchauen, das wäre eigentlich noch intereſſanter, meinte er, als zu ſehen, was im nächſten Jahre geſchehen würde, denn das erführe man doch, das Andere dahingegen nie. „Ich denke mir nun die ganze Reihe von Herren und Damen auf der erſten Bank, — könnte man ihnen gerade in das Herz ſehen, ja, da müßte ſo eine Oeffnung, eine Art von Laden ſein; wie ſollten meine Augen im Laden herumſchweifen! Bei jener Dame dort würde ich ſicher einen großen Modehandel finden, bei dieſer da iſt der Laden leer, doch würde es ihm nicht ſchaden, gereinigt zu werden. Doch würden auch ſolide Läden da ſein? ach ja!“ ſeufzte er, „ich kenne einen, in dem iſt Alles ſolide, aber es iſt ſchon ein Diener darin, das iſt das einzige Uebel im ganzen Laden! Aus dem einen und dem andern würde es [illegible]llen: Treten Sie gefälligſt näher! Ja, könnte ich nur wie ein kleiner niedlicher Gedanke hineintreten und durch die Herzen ſchlürfen!“

Das war das Stichwort für die Galoſchen; der ganze Volontair ſchrumpfte zuſammen und eine höchſt ungewöhnliche Reiſe begann mitten durch die Herzen der vorderſten Reihe der Zuſchauer. Das erſte Herz, durch welches er kam, war das einer Dame; doch glaubte er augenblicklich im orthopädiſchen Inſtitute, in dem Zimmer zu ſein, wo die Gypsabgüſſe der verwachſenen Glieder an den Wänden hängen, nur war hier der Unterſchied der, daß ſie im Inſtitut geformt werden, wenn der Patient hineinkommt, aber hier im Herzen waren ſie geformt und aufbewahrt, nachdem die guten Perſonen hinausgegangen waren. Es waren Abgüſſe von Freundinnen, deren körperliche und geiſtige Fehler hier aufbewahrt wurden.

Schnell war er in einem anderen weiblichen Herzen, allein dieſes erſchien ihm wie eine große heilige Kirche. Die weiße Taube der Unſchuld flatterte über dem Hochaltar; wie gern wäre er nicht auf die Kniee niedergeſunken, aber fort mußte er, in das nächſte Herz hinein, doch hörte er noch die Orgeltöne, und er ſelbſt kam ſich vor, als wäre er ein neuer und beſſerer Menſch geworden. Er fühlte ſich nicht unwürdig, das nächſte Heiligthum zu betreten, welches ihm eine ärmliche Dachkammer mit einer kranken Mutter zeigte; aber durch das offene Fenſter ſtrahlte Gottes warme Sonne, herrliche Roſen nickten von dem kleinen Holzkaſten auf dem Dache, und zwei himmelblaue Vögel ſangen von kindlicher Freude, während die kranke Mutter um Segen für die Tochter flehte.

Nun kroch er auf Händen und Füßen durch einen überfüllten Schlächterladen, da war Fleiſch und nur Fleiſch, worauf er ſtieß; das war das Herz in einem reichen, reſpectablen Manne, deſſen Name ſicher im Adreßbuche ſteht.

Nun war er in dem Herzen der Gemahlin deſſelben, das war ein alter verfallener Taubenſchlag; das Portrait des Mannes wurde als Wetterfahne benutzt, dieſe ſtand in Verbindung mit den Thüren, und ſo gingen dieſe auf und zu, ſo wie ſich der Mann drehte.

Darauf kam er in ein Spiegelcabinet, gleich dem, welches wir auf dem Roſenburger Schloſſe haben, aber die Spiegel vergrößerten in einem unglaublichen Grade. Mitten auf dem Fußboden ſaß, wie ein Dalai-Lama, das unbedeutende Ich der Perſon, erſtaunt, ſeine eigene Größe zu betrachten.

Hierauf glaubte er ſich in eine enge Nadelbüchſe voller ſpitzer Nadeln verſetzt zu ſehen, er mußte denken: „das iſt ſicher das Herz einer alten unverheiratheten Jungfrau!“ aber das war nicht der Fall, das war ein ganz junger Militair mit mehreren Orden, von dem man gerade ſagte: ein Mann von Geiſt und Herz.

Ganz betäubt kam der arme Volontair aus dem letzten Herzen in der Reihe, er vermochte ſeine Gedanken nicht zu ordnen, ſondern meinte, daß es ſeine allzuſtarke Phantaſie ſei, die mit ihm durchgegangen wäre.

„Mein Gott,“ ſeufzte er, „ich habe gewiß Anlage verrückt zu werden! hier drinnen iſt es auch unverzeihlich heiß, das Blut ſteigt mir zu Kopfe!“ und nun erinnerte er ſich der großen Begebenheit des vorhergehenden Abends, wie ſein Kopf zwiſchen den Eiſenſtäben des Hoſpitals feſtgeſeſſen hatte. „Da habe ich es gewiß bekommen!“ meinte er. „Ich muß bei Zeiten etwas thun. Ein ruſſiſches Bad könnte recht gut ſein. Läge ich nur erſt auf dem höchſten Brete!“

Und da lag er auf dem oberſten Brete im Dampfbade, aber er lag da mit allen Kleidern, mit Stiefeln und Galoſchen; die heißen Waſſertropfen von der Decke fielen ihm in das Antlitz.

„Hu!“ ſchrie er und fuhr herab, um ein Sturzbad zu nehmen. Der Aufwärter ſtieß auch einen lauten Schrei aus, wie er den angekleideten Menſchen darin erblickte.

Der Volontair hatte indeß ſo viel Faſſung, daß er ihm zuflüſterte: „Es gilt eine Wette!“ aber das Erſte, was er that, als er ſein eigenes Zimmer erreichte, war, daß er ſich ein großes ſpaniſches Fliegenpflaſter in den Nacken und eines den Rücken hinab legte, damit die Verrücktheit hinausziehen könne.

Am nächſten Morgen hatte er einen blutigen Rücken, das war es, was er durch die Galoſchen des Glückes gewonnen hatte.

V. Die Verwandlung des Copiſten.

Der Wächter, den wir ſicher noch nicht vergeſſen haben, gedachte inzwiſchen der Galoſchen, die er gefunden und mit nach dem Hoſpital hinausgebracht hatte; er holte ſie ab, aber da weder der Lieutenant noch ſonſt jemand in der Straße ſie als die ſeinigen anerkennen wollte, wurden ſie auf die Polizei abgeliefert.

„Es ſieht aus, als wären es meine eigenen Galoſchen,“ ſagte einer der Herren Copiſten, indem er das Findelgut betrachtete und an die Seite der ſeinigen ſtellte. „Es gehört mehr als ein Schuhmacher-Auge dazu, um ſie von einander unterſcheiden zu können!“

„Herr Copiſt!“ ſagte ein Bedienter, der mit einigen Papieren hereintrat.

Der Copiſt wendete ſich um und ſprach mit dem Manne, nachdem dies aber geſchehen war und er wieder die Galoſchen anſah, war er in großer Ungewißheit darüber, ob es die zur Linken oder die zur Rechten wären, die ihm gehörten.

„Es müſſen die ſein, die naß ſind!“ dachte er; allein das war gerade verkehrt gedacht, denn das waren die des Glückes, aber weshalb ſollte nicht auch die Polizei fehlen können? Er zog ſie an, ſteckte ſeine Papiere in die Taſche, einige Manuſcripte unter den Arm (zu Hauſe ſollten ſie durchgeleſen und Concerte davon genommen werden), aber nun war es gerade Sonntag Vormittag und das Wetter gut, eine Tour nach Friedrichsberg könnte mir wohlthun, dachte er, und ſo ging er da hinaus.

Es konnte keinen ſtilleren und ſolideren Menſchen geben als dieſen jungen Mann; wir gönnen ihm den kleinen Spaziergang von ganzem Herzen, er wird nach dem vielen Sitzen ſicher recht wohlthuend auf ihn wirken; Anfangs ging er nur wie ein vegetirender Menſch, deshalb hatten die Galoſchen keine Gelegenheit, ihre Zauberkraft zu bethätigen.

In der Allee begegnete er einem Bekannten, einem unſerer jüngeren Dichter, der ihm erzählte, daß er am folgenden Tage ſeine Sommerreiſe beginnen würde.

„Wollen Sie ſchon wieder fort?“ ſagte der Copiſt. „Sie ſind doch ein glücklicher, freier Menſch. Sie können fliegen, wohin Sie wollen, wir Andern haben eine Kette an dem Fuß!“

„Aber ſie iſt an den Brotbaum befeſtigt!“ erwiderte der Dichter. „Sie brauchen nicht für den morgenden Tag zu ſorgen, und werden Sie alt, ſo erhalten Sie Penſion!“

„Sie haben es doch am Beſten,“ ſagte der Copiſt. „Es iſt ja ein Vergnügen, zu ſitzen und zu dichten; die ganze Welt ſagt Ihnen Angenehmes, und dann ſind Sie Ihr eigener Herr! Ja, Sie ſollten es nur probiren, im Gericht bei den trivialen Sachen zu kauzen!“

Der Dichter ſchüttelte den Kopf, der Copiſt ſchüttelte auch den Kopf, jeder blieb bei ſeiner Meinung und dann trennten ſie ſich.

„Es iſt ein eigenes Volk, dieſe Poeten!“ ſagte der Copiſt, „ich möchte wohl probiren, in eine ſolche Natur einzugehen, ſelbſt ein Poet werden, ich bin gewiß, daß ich nicht ſolche Klageverſe ſchreiben würde, wie die Andern! — — Das iſt ein rechter Frühlingstag für einen Dichter! Die Luft iſt ſo ungewöhnlich klar, die Wolken ſo ſchön und das Grüne duftet ſo prächtig! Ja, in vielen Jahren habe ich es nicht ſo gefühlt, wie in dieſem Augenblick.“

Wir bemerken ſchon, daß er ein Dichter geworden iſt; und das anzudeuten, würde in den meiſten Fällen, wie der Deutſche ſagt, „abgeſchmackt“ ſein, es iſt eine thörichte Vorſtellung, ſich einen Dichter anders als andere Menſchen zu denken, es können unter dieſen weit mehr poetiſche Naturen ſein, als manche große anerkannte Dichter es ſind; der Unterſchied iſt nur der, daß der Dichter ein beſſeres geiſtiges Gedächtniß hat, er kann die Idee und das Gefühl feſthalten, bis es klar und deutlich durch das Wort verkörpert wird, das können die Andern nicht. Aber der Uebergang von einer Alltagsnatur zu einer begabten iſt immer ein Uebergang, und ſo muß er bei dem Copiſten in das Auge fallen.

„Der herrliche Duft!“ ſagte er, „wie erinnert er mich an die Veilchen bei der Tante Lene! Ja, das war, als ich ein kleiner Knabe war. Mein Gott, daran habe ich ſeit langer Zeit nicht gedacht! Das gute alte Mädchen! Sie wohnt dort hinter der Börſe. Immer hatte ſie einen Zweig oder ein Paar grüne Schößlinge im Waſſer, der Winter mochte ſo ſtreng ſein wie er wollte. Die Veilchen dufteten, während ich die erwärmten Kupferſchillinge gegen die gefrorene Fenſterſcheibe legte und Gucklöcher machte. Das war eine hübſche Perſpective. Draußen im Kanale lagen die Schiffe eingefroren, von der ganzen Mannſchaft verlaſſen, eine ſchreiende Krähe bildete die ganze Beſatzung; wenn dann die Frühlingslüfte wehten, dann wurde es lebendig; unter Geſang und Hurrahruf ſägte man das Eis entzwei, die Schiffe wurden getheert und getakelt, dann fuhren ſie nach fremden Landen; ich bin hier geblieben und muß immer bleiben, immer auf der Polizei ſitzen und die Andern Päſſe zu den Reiſen nach dem Auslande nehmen ſehen, das iſt mein Loos! O ja!“ ſeufzte er tief, dann hielt er plötzlich an. „Mein Gott, wie iſt mir denn! So habe ich früher nie gedacht oder gefühlt, das muß die Frühlingsluft ſein, das iſt ebenſo ängſtlich wie angenehm!“ Er griff in die Taſche nach ſeinen Papieren. „Dieſe geben mir etwas Anderes zu denken!“ ſagte er und ließ die Augen über das erſte Blatt hingleiten. „Frau Sigbrith, Original-

Tragödie in fünf Acten,“ las er, „was iſt das! und das iſt ja meine eigene Hand. Habe ich dieſe Tragödie geſchrieben? „Die Intrigue auf dem Walle oder der Bußtag, Vaudeville.“ — Aber wo habe ich das herbekommen? Man muß mir das in die Taſche geſteckt haben; hier iſt ein Brief.“ Ja, der war von der Theater-Direction, die Stücke waren verworfen und der Brief war durchaus nicht höflich abgefaßt. „Hm! hm!“ ſagte der Copiſt, und ſetzte ſich auf eine Bank nieder; ſeine Gedanken waren ſo elaſtiſch, ſein Herz ſo weich. Unwillkürlich ergriff er eine der nächſten Blumen, es war eine gewöhnliche kleine Gänſeblume; was uns die Botaniker erſt durch manche Vorleſungen ſagen, verkündete ſie in einer Minute; ſie erzählte die Mythe von ihrer Geburt, ſie erzählte von der Kraft des Sonnenlichtes, welches die feinen Blätter ausſpannte und ſie zum Duften zwang, da gedachte er der Kämpfe des Lebens, die gleichfalls Gefühle in unſerer Bruſt erwecken. Luft und Licht ſind die Liebhaber der Blume, aber das Licht iſt der begünſtigte, nach dem Lichte wendete ſie ſich, verſchwand dieſes, ſo rollte ſie ihre Blätter zuſammen und ſchlief in der Umarmung der Luft ein. „Das Licht iſt es, was mich ſchmückt!“ ſagte die Blume; „aber die Luft läßt dich athmen!“ flüſterte die Dichterſtimme.

Dicht dabei ſtand ein Knabe und ſchlug mit ſeinem Stocke in einen moraſtigen Graben, die Waſſertropfen ſpritzten zwiſchen die grünen Zweige hinauf und der Copiſt gedachte der Millionen Infuſions-Thierchen, die in dem Tropfen in die Höhe geſchleudert wurden, was nach ihrer Größe für ſie daſſelbe war, was es für uns ſein würde, bis hoch über die Wolkenregion emporgewirbelt zu werden. Indem der Copiſt daran dachte und an die ganze Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, lächelte er: „ich ſchlafe und träume! Merkwürdig iſt es gleichwohl, wie natürlich man träumen und doch wiſſen kann, daß es nur ein Traum iſt. Möchte ich mich doch morgen ſeiner entſinnen können, wenn ich erwache: ich ſcheine ganz ungewöhnlich aufgelegt zu ſein! Ich habe eine klare Anſchauung von Allem, fühle mich ſo aufgeweckt, aber ich bin ſicher, daß, wenn ich morgen etwas davon behalten habe, es dummes Zeug iſt, das iſt mir ſchon ſonſt begegnet! Es geht mit allem Klugen und Prächtigen, das man im Traum ſagt und hört, wie mit dem Gelde der Unterirdiſchen; indem man es erhält, iſt es reich und herrlich, aber bei Tage beſehen nur Steine und vertrocknete Blätter. Ach,“ ſeufzte er ganz wehmüthig und betrachtete die ſingenden Vögel, die ſo fröhlich von Zweig zu Zweig ſprangen. „Die haben es weit beſſer als ich! Fliegen, das iſt eine herrliche Kunſt, glücklich der, welcher damit geboren iſt! Ja, könnte ich mich in etwas verwandeln, dann ſollte es in eine ſolche kleine Lerche ſein!“

Im ſelben Augenblick flogen Rockſchöße und Aermel in Flügel zuſammen, die Kleider wurden zu Federn und die Galoſchen zu Klauen; er bemerkte es ganz wohl und lachte innerlich: „ſo, nun kann ich [illegible] ſehen, daß ich träume! aber ſo närriſch habe ich es [illegible] nie gethan;“ und er flog in die grünen Zweige hinauf und ſang, aber es war keine Poeſie im Geſange, denn die Dichternatur war fort; die

Galoſchen konnten, wie jeder, der etwas gründlich thun will, nur Eine Sache auf einmal beſorgen; er wollte Dichter ſein, das wurde er, nun wollte er ein kleiner Vogel ſein, und indem er dieſes wurde, hörte die vorige Eigenthümlichkeit auf.

„Das iſt allerliebſt,“ ſagte er, „bei Tage ſitze ich auf der Polizei unter den ſolideſten Actenſtücken, Nachts kann ich träumen, als Lerche im Friedrichsberger Garten zu fliegen, es könnte wahrlich eine ganze Volkskomödie davon geſchrieben werden!“

Nun flog er in das Gras nieder, drehte den Kopf nach allen Seiten herum und ſchlug mit dem Schnabel auf die geſchmeidigen Grashalme, die, im Verhältniß zu ſeiner gegenwärtigen Größe, ihm ſo lang wie die Palmenzweige Nord-Afrika's erſchienen.

Es war nur einen Augenblick ſo, da wurde es kohlſchwarze Nacht um ihn; ein, wie es ihm erſchien, ungeheuerer Gegenſtand wurde über ihn hingeworfen, es war eine große Mütze, welche ein Matroſen-Knabe über den Vogel warf, eine Hand kam herein und ergriff den Copiſten um Rücken und Flügel, ſo daß er pfiff; im erſten Schreck rief er laut: „Du unverſchämter Balg! Ich bin Copiſt auf der Polizei!“ aber das klang dem Knaben wie ein piep-piep! er ſchlug den Vogel auf den Schnabel und wanderte davon.

In der Allee begegnete er zwei Schulknaben der gebildeten Klaſſe, das heißt, geſellſchaftlich betrachtet: als Geiſter waren ſie in der niedrigſten Klaſſe der Schule; ſie kauften den

Vogel für acht Schillinge, und ſo kam der Copiſt nach Kopenhagen zurück.

„Es iſt gut, daß ich träume!“ ſagte der Copiſt, „ſonſt würde ich wahrlich böſe! zuerſt war ich Poet, nun bin ich eine Lerche! ja, das war ſicher die Poeten-Natur, die mich in das kleine Thier verwandelte! Es iſt doch eine jämmerliche Geſchichte, beſonders wenn man Knaben in die Hände fällt. Ich möchte wohl wiſſen, wie das abläuft!“

Die Knaben brachten ihn in eine höchſt elegante Stube hinein; eine dicke lächelnde Dame empfing ſie, aber ſie war durchaus nicht darüber erfreut, daß der gemeine Feldvogel, wie ſie die Lerche nannte, mit herein kam, doch für heute wollte ſie es ſich gefallen laſſen, und ſie mußten ſie in den leeren Käfig ſetzen, der am Fenſter ſtand; „das wird vielleicht dem Papchen Freude machen!“ fügte ſie hinzu und lachte einen großen grünen Papagei an, der ſich vornehm in ſeinem Ring in dem prächtigen Meſſingkäfig ſchaukelte. „Es iſt Papchens Geburtstag!“ ſagte ſie dumm naiv, „deshalb will der kleine Feldvogel gratuliren!“

Papchen erwiderte nicht ein einziges Wort, ſondern ſchaukelte vornehm hin und her, dagegen fing ein hübſcher Kanarienvogel, der im letzten Sommer von ſeinem warmen, duftenden Vaterlande hierher gebracht war, laut zu ſingen an.

„Schreihals!“ ſagte die Dame und warf ein weißes Taſchentuch über den Käfig.

„Piep-piep!“ ſeufzte er, „das iſt ein erſchreckliches Schneewetter!“ und mit dieſem Seufzer ſchwieg er.

Der Copiſt oder, wie die Dame ſagte, der Feldvogel kam in einen kleinen Käfig, dicht neben den Kanarienvogel, nicht weit vom Papagei. Die einzige menſchliche Tirade, welche Papchen plaudern konnte und die oft recht komiſch klang, war die: „nein, laßt uns nun Menſchen ſein!“ Alles Uebrige, was er ſchrie, war eben ſo unverſtändlich, wie das Zwitſchern des Kanarienvogels, nur nicht für den Copiſten, der nun ſelbſt ein Vogel war; er verſtand ſeine Kameraden ſehr gut.

„Ich flog unter der grünen Palme und dem blühenden Mandelbaume!“ ſang der Kanarienvogel, „ich flog mit meinen Brüdern und Schweſtern über die prächtigen Blumen und über den ſpiegelklaren See hin, wo die Pflanzen ſich auf dem Boden wiegten. Ich erblickte auch viel ſchöne Papageien, die die luſtigſten Geſchichten erzählten, ſo lange und ſo viele!“

„Das waren wilde Vögel,“ erwiderte der Papagei, „die beſaßen keine Bildung. Nein, laßt uns nun Menſchen ſein! — Weshalb lachſt du nicht? Wenn die Dame und alle Fremde darüber lachen können, ſo kannſt du es auch. Es iſt ein großer Fehler, das Ergötzliche nicht goutiren zu können. Nein, laßt uns nun Menſchen ſein!“

„O, entſinnſt du dich der hübſchen Mädchen, die unter dem ausgeſpannten Zelte bei den blühenden Bäumen tanzten? Entſinnſt du dich der ſüßen Früchte und des kühlenden Saftes in den wild wachſenden Kräutern?“

„O ja,“ ſagte der Papagei, „aber hier habe ich es weit beſſer! ich habe gutes Eſſen und eine feine Behandlung; ich weiß, ich bin ein guter Kopf, und mehr verlange ich nicht. Laßt uns nun Menſchen ſein! Du biſt eine Dichterſeele, wie ſie es nennen, ich habe gründliche Kenntniſſe und Witz, du haſt Genie, aber keine Beſonnenheit, ſteigſt in dieſen hohen Naturtönen hinauf, und deshalb wirſt du zugedeckt. Das bietet man mir nicht, nein, denn ich habe ihnen etwas mehr gekoſtet! Ich imponire mit meinem Schnabel und kann mit „Witz" um mich herum werfen. Nein, laßt uns nun Menſchen ſein!"

„O mein warmes blühendes Vaterland!" ſang der Kanarienvogel, „ich will deine dunkelgrünen Bäume und deine ſtillen Meerbuſen beſingen, wo die Zweige die klare Waſſerfläche küſſen, ſingen von dem Jubel aller meiner ſchimmernden Brüder und Schweſtern, wo „der Wüſte Pflanzenquellen"*) wachſen!"

„Laß doch nur dieſe elegiſchen Töne ſein!" ſagte der Papagei. „Sage etwas, worüber man lachen kann! Gelächter iſt das Zeichen des höchſten geiſtigen Standpunktes. Sieh zu, ob ein Hund oder ein Pferd lacht! Nein, weinen können ſie, aber lachen, das iſt allein dem Menſchen gegeben. Ho, ho, ho!" lachte das Pörchen und fügte ſeinen Witz: „Laßt uns nun Menſchen ſein" hinzu.

„Du kleiner grauer däniſcher Vogel," ſagte der Kanarienvogel, „du biſt auch Gefangener geworden! Es iſt ſicher kalt in deinen Wäldern, aber da iſt doch Freiheit, fliege hinaus! Man hat vergeſſen deinen Käfig zu ſchließen; das oberſte Fenſter ſteht auf. Fliege, fliege!"

---

*) Cactus.

Inſtinctmäßig gehorchte der Copiſt und war aus dem Käfig; im ſelben Augenblick knarrte die halbgeöffnete Thür zum nächſten Zimmer, und geſchmeidig, mit grünen funkelnden Augen, ſchlich ſich die Hauskatze herein und machte Jagd auf ihn. Der Kanarienvogel flatterte im Käfig, der Papagei ſchlug mit den Flügeln und rief: „Laßt uns nun Menſchen ſein!“ Der Copiſt fühlte den tödtlichſten Schreck und flog durch das Fenſter, über die Häuſer und Straßen davon; zuletzt mußte er etwas ausruhen.

Das gegenüberliegende Haus hatte etwas Heimiſches: ein Fenſter ſtand auf, er flog hinein, es war ſein eigenes Zimmer; er ſetzte ſich auf den Tiſch.

„Laßt uns nun Menſchen ſein!“ ſprach er unwillkürlich dem Papagei nach, und in demſelben Augenblick war er der Copiſt, aber er ſaß auf dem Tiſche.

„Gott bewahre mich!“ ſagte er, „wie bin ich hier herauf gekommen und ſo in Schlaf verfallen! Das war auch ein unruhiger Traum, den ich hatte. Dummes Zeug war doch die ganze Geſchichte.“

VI. Das Beſte, was die Galoſchen brachten.

Am darauf folgenden Tage, in der frühen Morgenſtunde, als der Copiſt noch im Bette lag, klopfte es an ſeine Thür, es war ſein Nachbar in derſelben Etage, ein junger Theolog; er trat herein.

„Leihe mir deine Galoſchen,“ ſagte er, „es iſt ſo naß im Garten, aber die Sonne ſcheint herrlich, ich möchte wohl eine Pfeiſe dort unten rauchen.“

Die Galoſchen zog er an und war bald unten im Garten, welcher einen Pflaumen- und einen Aepfelbaum enthielt. Selbſt ein ſo kleiner Garten, wie dieſer, gilt im Innern der Städte für eine große Herrlichkeit.

Der Theologe wanderte im Gange auf und nieder; die Uhr war erſt ſechs; draußen auf der Straße ertönte ein Poſthorn.

„O, reiſen! reiſen!“ rief er aus, „das iſt doch das größte Glück in der Welt! das iſt meiner Wünſche höchſtes Ziel! Da würde dieſe Unruhe, die ich fühle, geſtillt werden. Aber weit fort müßte es ſein! ich möchte die herrliche Schweiz ſehen, Italien bereiſen und —“

Ja, gut war es, daß die Galoſchen ſogleich wirkten, ſonſt wäre er gar zu weit herumgekommen, ſowohl für ſich ſelbſt, wie für uns Andere. Er reiſte. Er war mitten in der Schweiz, aber mit acht Anderen in das Innerſte einer Diligence gepackt; er hatte Kopfſchmerzen, fühlte ſich müde im Nacken und das Blut war ihm in die Füße hinabgeſunken, die angeſchwollen waren und von den Stiefeln gedrückt wurden. Er ſchwebte in einem Zuſtande zwiſchen Schlafen und Wachen. In ſeiner Taſche zur Rechten hatte er das Accreditiv, in ſeiner Taſche zur Linken den Paß und in einem kleinen Lederbeutel auf der Bruſt einige feſtgenähte Louisd'or, jeder Traum verkündete, daß er die eine oder andere von dieſen Koſtbarkeiten verloren habe, und deshalb fuhr er fieberartig empor, und die erſte Bewegung, welche die Hand machte, war ein Dreieck von der Rechten zur Linken und gegen die Bruſt hinauf, um zu fühlen, ob er ſeine Sachen noch habe oder nicht. Schirme, Stöcke und Hüte ſchaukelten im Netze über ihm und benahmen ſo ziemlich die Ausſicht, die höchſt imponirend war; er ſchielte danach, während das Herz ſang, was wenigſtens ſchon ein Dichter, den wir kennen, in der Schweiz geſungen, bis jetzt aber noch nicht hat drucken laſſen:

Hier iſt's ſo ſchön, wie das Herz nur will,
  Montblanc ſeh' ich, den kalten.
Wenn nur das Geld ausreichen will,
  Ach, dann iſt hier gut weilen!

Groß, ernſt und dunkel war die ganze Natur rings um ihn. Die Tannenwälder erſchienen wie Haidekraut auf den hohen Felſen, deren Gipfel im Wolkennebel verborgen waren; nun begann es zu ſchneien, der kalte Wind blies.

„Uh!“ ſeufzte er, „wären wir doch auf der andern Seite der Alpen, dann wäre es Sommer und ich hätte Geld auf mein Accreditiv erhoben; die Angſt, die ich für dieſes fühle, macht, daß ich die Schweiz nicht genieße, o, wäre ich doch erſt auf der andern Seite!“

Und da war er auf der andern Seite; tief hinein in Italien war er, zwiſchen Florenz und Rom. Der thraſimeniſche See lag in der Abendbeleuchtung, wie flammendes Gold, zwiſchen den dunkelblauen Bergen. Hier, wo Hannibal den Flaminius ſchlug, hielten ſich nun die Weinranken friedlich mit den grünen Fingern; liebliche halbnackte Kinder hüteten eine Heerde kohlſchwarzer Schweine unter einer Gruppe duftender Lorbeerbäume am Wege. Könnten wir dieſes Gemälde richtig wiedergeben, ſo würden Alle jubeln: „Herrliches Italien!“ aber das ſagte keineswegs der Theolog oder ein einziger ſeiner Reiſegefährten im Wagen des Vetturins.

Giftige Fliegen und Mücken flogen bei ihnen zu Tauſenden in den Wagen hinein, vergebens ſchlugen ſie mit einem Myrtenzweige um ſich, die Fliegen ſtachen demungeachtet; es war nicht Ein Menſch im Wagen, deſſen Geſicht nicht von blutigen Biſſen angeſchwollen geweſen wäre. Die armen Pferde ſahen wie Aeſer aus, die Fliegen ſaßen in großen Schaaren auf denſelben, und nur augenblicklich half es, daß der Kutſcher hinabſtieg und die Thiere abſchabte. Nun ſank die Sonne unter, eine kurze, aber eiſige Kälte ging durch die ganze Natur, es war gleich des Grabgewölbes kalter Luft nach einem heißen Sommertage, aber ringsumher erhielten Berge und Wolken den ſonderbaren grünen Ton, welchen wir auf einzelnen alten Gemälden finden und, wenn wir ein ſolches Farbenſpiel nicht im Süden erlebt haben, für unnatürlich halten. Es war ein herrliches Schauſpiel, allein — der Magen war leer, der Körper ermüdet, alle Sehnſucht des Herzens drehte ſich um ein Nachtquartier, aber wie wird das ausfallen? Man blickte weit inniger danach, als nach der ſchönen Natur.

Der Weg ging durch einen Olivenwald, es war als führe er daheim zwiſchen knotigen Weiden, hier lag das einſame Wirthshaus. Ein Dutzend bettelnder Krüppel hatte ſich vor demſelben gelagert, der raſcheſte derſelben ſah aus, um einen Marryat'ſchen Ausdruck zu gebrauchen, wie „der älteſte Sohn des Hungers, der das Alter ſeiner Volljährigkeit erreicht hat,“ *) die Andern waren entweder blind, oder hatten vertrocknete Beine und krochen auf den Händen, oder geſchwundene Arme mit fingerloſen Händen. Das war das Elend recht aus den Lumpen gezogen. „**Eccellenza, miserabili!**“ ſeufzten ſie und ſtreckten die kranken Glieder vor. Die Wirthin ſelbſt, mit bloßen Füßen, ungemachten Haaren und nur mit einer ſchmutzigen Blouſe bedeckt, empfing die Gäſte. Die Thüren waren mit Bindfaden zuſammengebunden, der Fußboden in den Zimmern bot ein halbaufgewühltes Pflaſter von Mauerſteinen dar; Fledermäuſe flogen unter der Decke hin, und der Geſtank drinnen — —

„Ja, decken Sie den Tiſch unten im Stall!“ ſagte einer der Reiſenden, „dort weiß man doch, was man einathmet!“

Die Fenſter wurden geöffnet, damit etwas friſche Luft hereindringen könnte, aber ſchneller als dieſe kamen die verdorrten Arme und das ewige Jammern: **miserabili, Eccellenza!** herein. An den Wänden ſtanden viele Inſchriften, die Hälfte war gegen die **bella Italia!**

Das Eſſen wurde aufgetragen; es war eine Suppe von Waſſer, gewürzt mit Pfeffer und ranzigem Oel. Letzteres ſpielte die Hauptrolle beim Salate; verdorbene Eier und gebratene Hahnenkämme waren die beſten Gerichte; ſelbſt der Wein hatte einen Biergeſchmack, er war eine wahre Mixtur.

---

*) Snarleyyow.

Zur Nacht wurden die Koffer gegen die Thür geſtellt; einer der Reiſenden hatte die Wache, während die Andern ſchliefen; der Theologe war der Wachthabende; o, wie ſchwül war es drinnen! Die Hitze drückte, die Mücken ſummten und ſtachen, die miſerabili draußen jammerten im Traume.

„Ja, reiſen iſt ſchon gut!“ ſagte der Theologe, „hätte man nur keinen Körper! Könnte dieſer ruhen und der Geiſt dahingegen flattern! Wohin ich komme, fühle ich einen Mangel, der das Herz drückt; etwas Beſſeres als das Augenblickliche iſt es, was ich haben will; ja, etwas Beſſeres, das Beſte, aber wo und was iſt es? Im Grunde weiß ich wohl, was ich will, ich will zu einem glücklichen Ziel, dem glücklichſten von allen!“

Und ſo wie das Wort ausgeſprochen war, befand er ſich in der Heimath; die langen weißen Gardinen hingen vor den Fenſtern herab und mitten auf dem Fußboden ſtand der ſchwarze Sarg, in dieſem lag er in ſeinem ſtillen Todesſchlaf, ſein Wunſch war erfüllt, der Körper ruhete, der Geiſt reiſte. Preiſe Niemanden glücklich, bevor er in ſeinem Grabe iſt, waren die Worte Solons, hier wurde ihre Bekräftigung erneuert.

Jede Leiche iſt die Sphinx der Unſterblichkeit; auch die Sphinx hier auf dem ſchwarzen Sarkophage beantwortete uns, was der Lebende zwei Tage vorher niedergeſchrieben hatte:

> Du ſtarker Tod, dein Schweigen macht Graun;
> Du hinterläßt als Spur nur Kirchhofs-Gräber.

Soll nicht der Geiſt die Jakobsleiter ſchaun?
Nur auferſtehn, als Todes Garten-Gräſer?

Das größte Leiden ſieht die Welt oft nicht!
Du, der du einſam warſt bis an dein Ende,
Weit ſchwerer drückt das Herz ſo manche Pflicht,
Als hier die Erde an des Sarges Wände!

Zwei Geſtalten bewegten ſich im Zimmer; wir kennen ſie beide: es war die Fee der Sorge und die Abgeſandte des Glückes; ſie beugten ſich über den Todten hin.

„Siehſt du,“ ſagte die Sorge, „welches Glück brachten deine Galoſchen wohl der Menſchheit?“

„Sie brachten wenigſtens ihm, der hier ſchlummert, ein dauerndes Gut!“ antwortete die Freude.

„O nein!“ ſagte die Sorge. „Selbſt ging er fort, er wurde nicht gerufen! Seine geiſtige Kraft war nicht ſtark genug, um die Schätze hier zu heben, die er ſeiner Beſtimmung nach heben muß! Ich will ihm eine Wohlthat erweiſen!“

Und ſie zog die Galoſchen von ſeinen Füßen; da war der Todesſchlaf geendet, der Wiederbelebte erhob ſich. Die Sorge verſchwand, mit ihr aber auch die Galoſchen; ſie hat ſie gewiß als ihr Eigenthum betrachtet.

Die Hirtin und der Schornſteinfeger.

Haſt du wohl je einen recht alten Holzſchrank, ganz ſchwarz vom Alter und mit ausgeſchnitzten Schnörkeln und Laubwerk daran, geſehen? Gerade ein ſolcher ſtand in einer Wohnſtube, er war von der Urgroßmutter geerbt und mit ausgeſchnitzten Roſen und Tulpen von oben bis unten bedeckt; da waren die ſonderbarſten Schnörkel und aus dieſen ragten kleine Hirſchköpfe mit Geweihen hervor, aber mitten auf dem Schranke ſtand ein ganzer Mann geſchnitzt, er war freilich lächerlich anzuſehen und er grinſte auch, man konnte es nicht lachen nennen; er hatte Ziegenbocksbeine, kleine Hörner am Kopfe und einen langen Bart. Die Kinder im Zimmer nannten ihn immer den Ziegenbocksbein-Oberundunter-generalkriegscommandirſergeant, das war ein ſchwerer Name auszuſprechen, und es giebt nicht Viele, die dieſen Titel bekommen; aber ihn ausſchnitzen zu laſſen, das war auch etwas. Doch nun war er ja da! immer ſah er nach dem Tiſche unter dem Spiegel, denn da ſtand eine liebliche kleine Hirtin von Porzellan; die Schuhe waren vergoldet, das Kleid mit einer rothen Roſe geſchmückt, und dazu hatte ſie einen Goldhut und einen Hirtenſtab; ſie war wunderſchön. Dicht neben ihr ſtand ein kleiner Schornſteinfeger, ſo ſchwarz wie eine Kohle, übrigens aber auch von Porzellan; er war eben ſo rein und fein als irgend ein Anderer; daß er ein Schornſteinfeger war, das war ja nur etwas, was er vorſtellte, der Porzellanarbeiter hätte eben ſo gut einen Prinzen aus ihm machen können, denn das war einerlei!

Da ſtand er ſo niedlich mit ſeiner Leiter, und mit einem Antlitz, ſo weiß und roth wie ein Mädchen, und das war eigentlich ein Fehler, denn etwas ſchwarz hätte er wohl ſein ſollen. Er ſtand ganz nah bei der Hirtin, ſie waren beide hingeſtellt, wo ſie ſtanden, und da ſie nun hingeſtellt waren, ſo hatten ſie ſich verlobt, ſie paßten ja zu einander, ſie waren junge Leute, ſie waren von demſelben Porzellan und beide gleich zerbrechlich.

Dicht bei ihnen ſtand noch eine Figur, die war dreimal größer, es war ein alter Chineſe, der nicken konnte; er war auch von Porzellan und ſagte, er ſei Großvater der kleinen Hirtin, aber das konnte er wohl nicht beweiſen; er behauptete, daß er Gewalt über ſie habe, und deshalb hatte er dem Ziegenbocksbein-Oberunduntergeneralkriegscommandirſergeanten, der um die kleine Hirtin freite, zugenickt.

„Da erhältſt du einen Mann,“ ſagte der alte Chineſe, „einen Mann, der, wie ich faſt glaube, von Mahagoniholz iſt, er kann dich zur Ziegenbocksbein-Oberunduntergeneralkriegscommandirſergeantin machen, er hat den ganzen Schrank voll Silberzeug, ungerechnet was er in den geheimen Fächern hat!“

„Ich will nicht in den dunkeln Schrank hinein!“ ſagte die kleine Hirtin, „ich habe ſagen hören, daß er eilf Porzellanfrauen darin hat!“ —

„Dann kannſt du die zwölfte ſein!“ ſagte der Chineſe, „dieſe Nacht, ſobald es in dem alten Schranke knackt, ſollt ihr Hochzeit halten, ſo wahr ich ein Chineſe bin!“ und darauf nickte er mit dem Kopfe und fiel in Schlaf.

Aber die kleine Hirtin weinte und blickte ihren Herzallerliebſten, den Porzellan-Schornſteinfeger, an.

„Ich möchte dich bitten,“ ſagte ſie, „mit mir in die weite Welt hinaus zu gehen, denn hier können wir nicht bleiben!“

„Ich will Alles, was du willſt!“ ſagte der kleine Schornſteinfeger, „laß uns gleich gehen, ich denke wohl, daß ich dich mit der Profeſſion ernähren kann!“

„Wenn wir nur glücklich vom Tiſche hinunter wären!“ ſagte ſie, „ich werde nicht froh, bevor wir in die weite Welt hinaus ſind!“

Und er tröſtete ſie und zeigte, wie ſie ihren kleinen Fuß auf die ausgeſchnittenen Ecken und das vergoldete Laubwerk am Tiſchfuße hinabſetzen ſollte, ſeine Leiter nahm er auch zu Hülfe, und da waren ſie unten auf dem Fußboden, aber als ſie nach dem alten Schranke hinſahen, war ſolche Unruhe darin; alle die ausgeſchnittenen Hirſche ſteckten die Köpfe weiter hervor, erhoben die Geweihe und drehten die Hälſe; der Ziegenbocksbein-Oberunduntergeneralkriegscommandirſergeant ſprang hoch in die Höhe und rief zum alten Chineſen herüber, „nun laufen ſie fort! nun laufen ſie fort!“

Da erſchraken ſie etwas und ſprangen geſchwind in den Schubkaſten des Fenſtertrittes.

Hier lagen drei bis vier Spiel-Karten, die nicht vollſtändig waren, und ein kleines Puppen-Theater, welches, ſo gut es ſich thun ließ, aufgebaut war; da wurde Komödie geſpielt und alle Damen, ſowohl carreau wie coeur, trèfle wie pique, ſaßen in der erſten Reihe und fächelten ſich mit ihren Tulpen, und hinter ihnen ſtanden alle Buben und zeigten, daß ſie Kopf hatten, ſowohl oben wie unten, ſo wie die Spielkarten es haben. Die Komödie handelte von zwei Perſonen, die einander nicht bekommen ſollten, und die Hirtin weinte darüber, denn es war gerade wie ihre eigene Geſchichte.

„Das kann ich nicht aushalten!" ſagte ſie. „Ich muß aus dem Schubkaſten heraus!" aber als ſie auf dem Fußboden anlangten und nach dem Tiſch hinaufblickten, da war der alte Chineſe erwacht und ſchüttelte den ganzen Körper, unten war er ja ein Klumpen!

„Nun kömmt der alte Chineſe!" ſchrie die kleine Hirtin und fiel auf ihre Porzellan-Kniee nieder, ſo betrübt war ſie.

„Es fällt mir etwas ein," ſagte der Schornſteinfeger, „wollen wir in die große Potpourrivaſe, die in der Ecke ſteht, kriechen, da können wir auf Roſen und Lavendel liegen und ihm Salz in die Augen werfen, wenn er kommt."

„Das kann nichts nützen!" ſagte ſie, „überdies weiß ich, daß der alte Chineſe und die Potpourrivaſe miteinander verlobt geweſen ſind, und es bleibt immer etwas Wohlwollen zurück, wenn man in ſolchen Verhältniſſen geſtanden hat; nein, es bleibt uns nichts übrig, als in die weite Welt hinaus zu gehen!“

„Haſt du wirklich Muth, mit mir in die weite Welt hinaus zu gehen?“ fragte der Schornſteinfeger. „Haſt du bedacht, wie groß die iſt, und daß wir nie mehr hierher zurückkommen können?“

„Das habe ich!“ ſagte ſie.

Und der Schornſteinfeger ſah ſie ganz feſt an und dann ſagte er: „Mein Weg geht durch den Schornſtein! haſt du wirklich Muth, mit mir durch den Ofen, ſowohl durch den eiſernen Kaſten als durch die Röhre, zu kriechen? Dann kommen wir hinaus in den Schornſtein und da verſtehe ich mich zu tummeln! Wir ſteigen ſo hoch, daß ſie uns nicht erreichen können, und ganz oben geht ein Loch in die weite Welt hinaus.“

Und er führte ſie zu der Ofenthüre hin.

„Da ſieht es ſchwarz aus!“ ſagte ſie, aber ſie ging doch mit ihm, ſowohl durch den Kaſten wie durch die Röhre, wo die pechfinſtere Nacht herrſchte.

„Nun ſind wir im Schornſteine,“ ſagte er, „und ſieh! ſieh! hoch oben ſcheint der herrlichſte Stern!“

Und es war ein wirklicher Stern am Himmel, der gerade zu ihnen hinab ſchien, als wollte er ihnen den Weg zeigen. Und ſie kletterten und krochen, ein greulicher Weg war es, ſo hoch, ſo hoch, aber er hob und erleichterte, er hielt ſie und zeigte die beſten Stellen, wo ſie ihre kleinen

Porzellan-Füße hinſetzen könne, und ſo erreichten ſie den Schornſtein-Rand und auf den ſetzten ſie ſich, denn ſie waren tüchtig ermüdet und das konnten ſie auch wohl ſein.

Der Himmel mit allen ſeinen Sternen war oben über ihnen, und alle Dächer der Stadt tiefer unten; ſie ſahen ſo weit umher, ſo weit hinaus in die Welt; die arme Hirtin hatte es ſich nie ſo gedacht, ſie legte ſich mit ihrem kleinen Haupte gegen ihren Schornſteinfeger und dann weinte ſie, daß das Gold von ihrem Leibgürtel abſprang.

„Das iſt allzuviel!“ ſagte ſie. „Das kann ich nicht ertragen! die Welt iſt allzu groß! wäre ich doch wieder auf dem Tiſch unter dem Spiegel! ich werde nie froh, ehe ich wieder dort bin! nun bin ich dir in die weite Welt hinaus gefolgt, nun kannſt du mich auch wieder zurück begleiten, wenn du mich wirklich lieb haſt.“

Und der Schornſteinfeger ſprach vernünftig mit ihr, ſprach von dem alten Chineſen und vom Ziegenbockbein-Oberunduntergeneralkriegscommandirſergeanten, aber ſie ſchluchzte ſo gewaltig, und küßte ihren kleinen Schornſteinfeger, ſo daß er nicht anders konnte als ſich ihr fügen, obgleich es thöricht war.

Und ſo kletterten ſie wieder mit vielen Beſchwerden den Schornſtein hinunter, und ſie krochen durch die Röhre und den Kaſten, das war gar nichts Schönes, und dann ſtanden ſie in dem dunkeln Ofen; da horchten ſie hinter der Thür, um zu erfahren, wie es in der Stube ausſehe. Da war es ganz ſtille; ſie ſahen hinaus — ach, da lag der alte Chineſe mitten auf dem Fußboden, er war vom Tiſch herunter gefallen, als er hinter ihnen her wollte, und lag in drei Stücke zerſchlagen; der ganze Rücken war in einem Stücke abgegangen und der Kopf war in eine Ecke gerollt; der Ziegenbocksbein-Oberunduntergeneralkriegscommandirſergeant ſtand, wo er immer geſtanden hatte, und dachte nach.

„Das iſt gräßlich!“ ſagte die kleine Hirtin, „der alte Großvater iſt in Stücke zerſchlagen, und wir ſind Schuld daran! das werde ich nie überleben!“ und dann rang ſie ihre kleinen Hände.

„Er kann noch genietet werden!“ ſagte der Schornſteinfeger. „Er kann ſehr gut genietet werden! — Sei nur nicht ſo heftig! wenn ſie ihn im Rücken kitten und ihm eine gute Niete im Nacken geben, ſo wird er ſo gut wie neu ſein und kann uns noch manches Unangenehme ſagen!“

„Glaubſt du?“ ſagte ſie. Und dann krochen ſie wieder auf den Tiſch hinauf, wo ſie früher geſtanden hatten.

„Sieh, ſo weit kamen wir!“ ſagte der Schornſteinfeger, „da hätten wir uns alle die Mühe erſparen können!“

„Hätten wir nur den alten Großvater wieder genietet!“ ſagte die Hirtin. „Ob das ſehr theuer iſt?“

Und genietet wurde er; die Familie ließ ihn im Rücken kitten, er bekam eine gute Niete im Halſe, er war ſo gut wie neu, aber nicken konnte er nicht mehr.

„Sie ſind wohl hochmüthig geworden, ſeitdem Sie in Stücke geſchlagen ſind?“ ſagte der Ziegenbocksbein-Oberunduntergeneralkriegscommandirſergeant, „mich deucht nicht, daß Sie Urſache hätten ſo gefährlich zu thun; ſoll ich ſie haben oder ſoll ich ſie nicht haben?“

Und der Schornſteinfeger und die kleine Hirtin ſahen den alten Chineſen ſo rührend an, ſie fürchteten, er möchte nicken, aber er konnte nicht und das war ihm fatal, einem Fremden zu erzählen, daß er beſtändig eine Niete im Nacken habe, und ſo blieben die Porzellan-Leute zuſammen, und ſie ſegneten des Großvaters Niete und liebten ſich, bis ſie zerbrachen.

Die Prinzeſſin auf der Erbſe.

Es war einmal ein Prinz, der wollte eine Prinzeſſin heirathen, aber es ſollte eine wirkliche Prinzeſſin ſein. Da reiſte er in der ganzen Welt herum, um eine ſolche zu finden, aber überall war etwas im Wege; Prinzeſſinnen gab es genug, aber ob es wirkliche Prinzeſſinnen waren, konnte er nicht herausbringen, immer war etwas, was nicht ſo ganz in der Ordnung war. Da kam er denn wieder nach Hauſe und war ganz traurig, denn er wollte doch ſo gern eine wirkliche Prinzeſſin haben.

Eines Abends zog ein ſchreckliches Wetter auf; es blitzte und donnerte, der Regen ſtrömte herunter, es war ganz entſetzlich! Da klopfte es an das Stadtthor, und der alte König ging hin aufzumachen.

Es war eine Prinzeſſin, die draußen vor dem Thore ſtand. Aber Gott! wie ſah ſie vom Regen und böſen Wetter aus! Das Waſſer lief ihr von den Haaren und Kleidern herunter, und lief in die Schnäbel der Schuhe hinein und aus den Hacken wieder heraus, und da ſagte ſie, daß ſie eine wirkliche Prinzeſſin ſei.

„Ja, das werden wir ſchon erfahren!“ dachte die alte Königin, aber ſie ſagte nichts, ging in die Schlafkammer hinein, nahm alle Betten ab und legte eine Erbſe auf den Boden der Bettſtelle, darauf nahm ſie zwanzig Matratzen, legte ſie auf die Erbſe, und dann noch zwanzig Eiderdaunen-Betten oben auf die Matratzen.

Da ſollte nun die Prinzeſſin die ganze Nacht liegen. Am Morgen wurde ſie gefragt, wie ſie geſchlafen habe?

„O erſchrecklich ſchlecht!“ ſagte die Prinzeſſin, „ich habe meine Augen faſt die ganze Nacht nicht geſchloſſen! Gott weiß, was da im Bette geweſen iſt! Ich habe auf etwas Hartem gelegen, ſo daß ich ganz braun und blau über meinen ganzen Körper bin! Es iſt ganz entſetzlich!“

Nun ſahen ſie ein, daß es eine wirkliche Prinzeſſin war, da ſie durch die zwanzig Matratzen und die zwanzig Eiderdaunen-Betten hindurch die Erbſe verſpürt hatte. So empfindlich konnte Niemand ſein, als eine wirkliche Prinzeſſin.

Da nahm der Prinz ſie zur Frau, denn nun wußte er, daß er eine wirkliche Prinzeſſin beſitze, und die Erbſe kam auf die Kunſtkammer, wo ſie noch zu ſehen iſt, wenn Niemand ſie geſtohlen hat.

Sieh, das war eine wahre Geſchichte.

Das Feuerzeug.

Es kam ein Soldat auf der Landſtraße daher marſchirt: eins, zwei! eins, zwei! er hatte ſeinen Torniſter auf dem Rücken und einen Säbel an der Seite, denn er war im Kriege geweſen und wollte nun nach Hauſe.

Da begegnete er einer alten Hexe auf der Landſtraße; ſie war ſo widerlich, ihre Unterlippe hing ihr gerade bis auf die Bruſt herunter. Sie ſagte: „guten Abend, Soldat! Was haſt du doch für einen ſchönen Säbel und großen Torniſter, du biſt ein wahrer Soldat! Nun ſollſt du ſo viel Geld haben, als du beſitzen magſt!“

„Ich danke dir, du alte Hexe!“ ſagte der Soldat.

„Siehſt du den großen Baum da?“ ſagte die Hexe und zeigte auf einen Baum, der ihnen zur Seite ſtand. „Er iſt inwendig ganz hohl. Da mußt du den Gipfel erklettern, dann erblickſt du ein Loch, durch welches du dich hinablaſſen und tief in den Baum gelangen kannſt! Ich werde dir einen Strick um den Leib binden, damit ich dich wieder herauf ziehen kann, wenn du mich rufſt.“

„Was ſoll ich denn da unten im Baume?“ frug der Soldat.

„Geld holen!“ ſagte die Hexe. „Wiſſe, wenn du auf den Boden des Baumes hinunter kömmſt, ſo biſt du in einer großen Halle; da iſt es ganz hell, denn da brennen über hundert Lampen. Dann erblickſt du drei Thüren, du kannſt ſie öffnen, der Schlüſſel ſteckt daran. Gehſt du in die erſte Kammer hinein, ſo ſiehſt du mitten auf dem Fußboden eine große Kiſte; auf derſelben ſitzt ein Hund; er hat ein Paar Augen ſo groß wie ein Paar Theetaſſen, doch daran brauchſt du dich nicht zu kehren! Ich gebe dir meine blaucarrirte Schürze, die kannſt du auf dem Fußboden ausbreiten; geh' dann raſch hin und nimm den Hund, ſetze ihn auf meine Schürze, öffne die Kiſte, und nimm ſo viel Schillinge, als du willſt. Sie ſind alle von Kupfer; willſt du lieber Silber haben, ſo mußt du in das nächſte Zimmer hineingehen; aber da ſitzt ein Hund, der hat ein Paar Augen, ſo groß wie Mühlräder; aber das ſoll dich nicht kümmern, ſetze ihn auf meine Schürze und nimm von dem Gelde! Willſt du hingegen Gold haben, ſo kannſt du es auch bekommen, und zwar ſo viel, als du tragen willſt, wenn du in die dritte Kammer hineingehſt. Aber der Hund, welcher auf dem Geldkaſten ſitzt, hat hier zwei Augen, jedes ſo groß als ein Thurm. Glaube mir, es iſt ein böſer Hund, aber daran darfſt du dich nicht kehren; ſetze ihn nur auf meine Schürze, ſo thut er dir nichts, und nimm aus der Kiſte ſo viel Gold, als du willſt!“

„Das iſt ſo übel nicht!“ ſagte der Soldat. „Aber was ſoll ich dir geben, du alte Hexe, denn umſonſt wirſt du es wohl nicht thun?“

„Nein,“ ſagte die Hexe, „nicht einen einzigen Schilling will ich haben! Für mich ſollſt du nur ein altes Feuerzeug nehmen, welches meine Großmutter vergaß, als ſie das letzte Mal unten war.“

„Nun ſo binde mir den Strick um den Leib!“ ſagte der Soldat.

„Hier iſt er,“ ſagte die Hexe, „und hier iſt meine blau-carrirte Schürze.“

Da kletterte der Soldat auf den Baum hinauf, ließ ſich in das Loch hinuntergleiten und ſtand nun, wie die Hexe geſagt hatte, unten in der großen Halle, wo die vielen hundert Lampen brannten.

Nun öffnete er die erſte Thür. Uh! da ſaß der Hund mit den Augen, ſo groß wie Theetaſſen, und glotzte ihn an.

„Du biſt ein netter Kerl!“ ſagte der Soldat, ſetzte ihn auf die Schürze der Hexe und nahm ſo viele Kupferſchillinge, als ſeine Taſche faſſen konnte, ſchloß dann die Kiſte, ſetzte den Hund wieder darauf und ging in das andere Zimmer hinein. Richtig! da ſaß der Hund mit den Augen ſo groß wie Mühlräder.

„Du ſollteſt mich lieber nicht ſo anſehen,“ ſagte der Soldat; „deine Augen könnten dir übergehen!“ Und dann ſetzte er den Hund auf die Schürze der Hexe, aber als er das viele Silbergeld in der Kiſte erblickte, warf er all das Kupfergeld, was er hatte, fort, und füllte die Taſchen und den Torniſter nur mit Silber. Nun ging er in die dritte

Kammer. — Nein das war häßlich! der Hund darin hatte wirklich zwei Augen ſo groß wie ein Thurm, und die drehten ſich im Kopfe gerade wie Räder.

„Guten Abend!“ ſagte der Soldat und griff an die Mütze, denn einen ſolchen Hund hatte er früher nie geſehen; aber da er ihn etwas genauer betrachtet hatte, dachte er, nun iſt es genug, hob ihn auf die Diele herunter und machte die Kiſte auf. Gott bewahre! was war da für eine Menge Gold! er konnte dafür die ganze Stadt und die Zuckerferkel der Kuchenfrauen, alle Zinnſoldaten, Peitſchen und Schaukelpferde in der ganzen Welt kaufen. Ja das war einmal viel Gold! — Nun warf der Soldat alles Silbergeld, womit er ſeine Taſchen und ſeinen Torniſter gefüllt hatte, fort, und nahm dafür Gold; ja alle Taſchen, den Torniſter, die Mütze und die Stiefeln wurden gefüllt, ſo daß er kaum gehen konnte; nun hatte er Geld! Den Hund ſetzte er auf die Kiſte, ſchlug die Thür zu und rief dann durch den Baum hinauf:

„Zieh' mich jetzt in die Höhe, du alte Hexe!“

„Haſt du auch das Feuerzeug?“ frug die Hexe.

„Donnerwetter!“ ſagte der Soldat „das hatte ich rein vergeſſen!“ und nun ging er und holte es. Die Hexe zog ihn herauf, und da ſtand er wieder auf der Landſtraße, mit Taſchen, Stiefeln, Torniſter und Mütze voll Gold.

„Was willſt du mit dem Feuerzeuge machen?“ frug der Soldat.

„Das geht dich nichts an!“ ſagte die Hexe, „du haſt ja Geld bekommen! Gieb mir nur das Feuerzeug!" —

„Ach was!" ſagte der Soldat, „willſt du mir gleich ſagen, was du damit machen willſt, oder ich ziehe meinen Säbel und ſchlage dir den Kopf ab!"

„Nein," ſagte die Hexe.

Da ſchlug der Soldat ihr den Kopf ab. Da lag ſie! Aber er band all ſein Geld in ihre Schürze, nahm es wie ein Bündel auf ſeinen Rücken, ſteckte das Feuerzeug in die Taſche und ging gerade nach der Stadt.

Das war eine prächtige Stadt, und in dem prachtvollſten Wirthshauſe kehrte er ein, verlangte die allerbeſten Zimmer und ſeine Lieblings-Speiſen, denn nun war er ja reich, da er ſo viel Geld hatte.

Dem Diener, welcher ſeine Stiefeln putzen ſollte, kam es freilich vor, als wären es recht wunderbar alte Stiefeln für ſo einen reichen Herrn, aber er hatte ſich noch keine neuen gekauft, am nächſten Tage bekam er anſtändige Stiefeln und ſchöne Kleider. Nun war er aus einem Soldaten ein vornehmer Herr geworden, und ſie erzählten ihm von allen den Herrlichkeiten, die in ihrer Stadt waren, und von ihrem Könige, und was für eine niedliche Prinzeſſin ſeine Tochter ſei.

„Wo kann man ſie zu ſehen bekommen?" frug der Soldat.

„Sie iſt gar nicht zu Geſicht zu bekommen!" ſagten ſie alle, „ſie wohnt in einem großen kupfernen Schloſſe, von vielen Mauern und Thürmen umgeben! Niemand außer dem Könige darf zu ihr ein- und ausgehen, denn es iſt prophezeiet, daß ſie an einen ganz gemeinen Soldaten verheirathet wird, und das kann der König nicht zugeben!“

„Die möchte ich wohl ſehen!“ dachte der Soldat, aber dazu konnte er ja durchaus keine Erlaubniß erhalten.

Nun lebte er recht luſtig, beſuchte das Theater, fuhr in des Königs Garten und gab den Armen viel Geld, und das war hübſch von ihm; er wußte noch von früheren Zeiten her, wie ſchlimm es iſt, nicht einen Schilling zu beſitzen! — Er war nun reich, hatte ſchöne Kleider, und bekam ſehr viele Freunde, die Alle ſagten, er ſei ein vortrefflicher Menſch, ein wahrer Cavalier, und das hatte der Soldat gern! Aber da er jeden Tag Geld ausgab und nie etwas einnahm, ſo blieben ihm zuletzt nicht mehr als zwei Schillinge übrig und er mußte die ſchönen Zimmer verlaſſen, wo er gewohnt hatte, und oben in einer kleinen Kammer wohnen, unter dem Dach, ſeine Stiefeln ſelbſt bürſten und ſie mit einer Stopfnadel zuſammen nähen, und keiner ſeiner Freunde kam zu ihm, denn es waren ſo viele Treppen hinaufzuſteigen.

Es war ein ganz dunkler Abend, und er konnte ſich nicht einmal ein Licht kaufen, aber da fiel es ihm ein, daß ein kleines Endchen in dem Feuerzeuge liege, welches er aus dem hohlen Baume, in welchen die Hexe ihm hinuntergeholfen, genommen hatte. Er holte das Feuerzeug und das Lichtendchen vor, aber gerade indem er Feuer ſchlug und die Funken aus dem Feuerſteine flogen, ſprang die Thür auf, und der Hund, welcher Augen ſo groß wie ein Paar

Theetaſſen hatte und den er unten unter dem Baume geſehen hatte, ſtand vor ihm und ſagte: „Was befiehlt mein Herr?“

„Was iſt das!“ ſagte der Soldat, „das iſt ja ein luſtiges Feuerzeug, wenn ich ſo bekommen kann, was ich haben will! Schaffe mir etwas Geld!“ ſagte er zum Hunde, und wipps war der Hund fort, wipps da war er wieder, und hielt einen großen Beutel voller Schillinge in ſeinem Maule.

Nun wußte der Soldat, was für ein prächtiges Feuerzeug das war! Schlug er einmal, ſo kam der Hund, der auf der Kiſte mit Kupfergeld ſaß, ſchlug er zweimal, ſo kam der, welcher das Silbergeld hatte, und ſchlug er dreimal, ſo kam der, welcher das Gold hatte. — Nun zog der Soldat wieder in die ſchönen Zimmer hinunter, erſchien wieder in ſchönen Kleidern, und da erkannten ihn gleich alle ſeine Freunde und hielten ſehr viel von ihm.

Da dachte er einſt: es iſt doch etwas recht Sonderbares, daß man die Prinzeſſin nicht zu ſehen bekommen kann. Sie ſoll ſo ſchön ſein, ſagen Alle, aber was kann das helfen, wenn ſie immer in dem großen Kupferſchloſſe mit den vielen Thürmen ſitzen ſoll! — Kann ich ſie denn gar nicht zu ſehen bekommen? — Wo iſt nun mein Feuerzeug? und ſo ſchlug er Feuer, und wipps da kam der Hund mit den Augen ſo groß als Theetaſſen.

„Es iſt freilich mitten in der Nacht,“ ſagte der Soldat, „aber ich möchte ſo gern die Prinzeſſin nur einen Augenblick ſehen!“

Der Hund war gleich aus der Thür, und ehe der Soldat daran dachte, ſah er ihn ſchon mit der Prinzeſſin wieder, ſie ſaß und ſchlief auf dem Rücken des Hundes und war ſo lieblich, daß ein Jeder ſehen konnte, daß es eine wirkliche Prinzeſſin war; der Soldat konnte es durchaus nicht unterlaſſen, ſie zu küſſen, denn er war ganz und gar Soldat.

Darauf lief der Hund mit der Prinzeſſin wieder zurück, doch als es Morgen wurde und der König und die Königin Thee tranken, ſagte die Prinzeſſin, ſie hätte in der vorigen Nacht einen ganz ſonderbaren Traum von einem Hunde und einem Soldaten gehabt; ſie wäre auf dem Hunde geritten und der Soldat hätte ſie geküßt.

„Das wäre wahrlich eine ſchöne Geſchichte!“ ſagte die Königin.

Nun ſollte in der nächſten Nacht eine der alten Hofdamen am Bette der Prinzeſſin wachen, um zu ſehen, ob es ein wirklicher Traum ſei, oder was es ſonſt ſein möchte.

Der Soldat hatte eine außerordentliche Sehnſucht, die Prinzeſſin wiederzuſehen, und ſo kam denn der Hund in der Nacht, holte ſie und lief ſo ſchnell als er konnte, aber die alte Hofdame zog Waſſerſtiefeln an und lief eben ſo ſchnell hinterher; als ſie nun ſah, daß ſie in einem großen Hauſe verſchwanden, dachte ſie, nun weiß ich, wo es iſt, und machte mit einem Stück Kreide ein großes Kreuz an die Thür. Dann ging ſie nach Hauſe und legte ſich nieder, und der Hund kam auch mit der Prinzeſſin wieder! Aber als er ſah, daß ein Kreuz an die Thüre, wo der Soldat wohnte, gemacht war, nahm er auch ein Stück Kreide und machte Kreuze an alle Thüren in der ganzen Stadt, und das war klug gethan, denn nun konnte ja die Hofdame die richtige Thür nicht finden, da Kreuze auf ihnen allen waren.

Früh Morgens kamen der König und die Königin, die alte Hofdame und alle Offiziere, um zu ſehen, wo die Prinzeſſin geweſen war.

„Da iſt es!“ ſagte der König, als er die erſte Thür mit einem Kreuze darauf erblickte.

„Nein, dort iſt es, mein lieber Mann!“ ſagte die Königin, als ſie die zweite Thür mit einem Kreuze darauf gewahr wurde.

„Aber da iſt eins und dort iſt eins!“ ſagten Alle; wohin ſie blickten, waren Kreuze auf den Thüren. Da begriffen ſie denn wohl, daß ihnen das Suchen nichts helfen würde.

Aber die Königin war eine äußerſt kluge Frau, die mehr konnte, als in einer Kutſche fahren. Sie nahm ihre große goldene Scheere, ſchnitt ein großes Stück Seidenzeug in Stücke, und nähte nun einen kleinen niedlichen Beutel; den füllte ſie mit kleiner, feiner Buchweizengrütze, band ihn der Prinzeſſin auf den Rücken, und als das gethan war, ſchnitt ſie ein kleines Loch in den Beutel, ſo daß die Grütze den ganzen Weg beſtreuen mußte, den die Prinzeſſin nahm.

In der Nacht kam nun der Hund wieder, nahm die Prinzeſſin auf den Rücken und lief mit ihr zum Soldaten hin, der ſie ſo lieb hatte, und der ſo gern ein Prinz hätte ſein mögen, um ſie zur Frau bekommen zu können.

Der Hund merkte durchaus nicht, wie die Grütze gerade vom Schloſſe bis zu dem Fenſter des Soldaten, wo er die Mauer mit der Prinzeſſin hinauflief, ſich ausſtreute. Am Morgen ſahen der König und die Königin nun wohl, wo ihre Tochter geweſen war, und da nahmen ſie den Soldaten und ſetzten ihn ins Gefängniß.

Da ſaß er. Hu, wie dunkel und langweilig war es da, und ſie ſagten ihm: morgen wirſt du gehängt werden. Das zu hören war eben nicht beluſtigend, und ſein Feuerzeug hatte er im Gaſthofe gelaſſen. Am Morgen konnte er durch das Eiſengitter vor dem kleinen Fenſter ſehen, wie ſich das Volk beeilte, aus der Stadt zu kommen, um ihn hängen zu ſehen. Er hörte die Trommeln und ſah die Soldaten marſchiren. Alle Menſchen liefen hinaus; darunter war auch ein Schuhmacherjunge mit Schurzfell und Pantoffeln an, der lief ſo im Galop, daß ein Pantoffel abflog gerade gegen die Mauer, wo der Soldat ſaß und durch das Eiſengitter hinausguckte.

„Ei, du Schuhmacherjunge! du brauchſt nicht ſolche Eile zu haben,“ ſagte der Soldat zu ihm, „es geht doch nicht an, bevor ich da bin! aber willſt du hinlaufen, wo ich gewohnt habe, und mir mein Feuerzeug holen, ſo ſollſt du vier Schillinge haben! Aber du mußt die Beine mitnehmen!“ Der Schuhmacherjunge wollte gern die vier Schillinge haben und flog nach dem Feuerzeuge, gab es dem Soldaten, und — ja nun werden wir hören!

Außerhalb der Stadt war ein großer Galgen gemauert, rings herum ſtanden die Soldaten und viele hunderttauſend

Menſchen. Der König und die Königin ſaßen auf einem prächtigen Thron den Richtern und dem ganzen Rathe gegenüber.

Der Soldat ſtand ſchon oben auf der Leiter, aber als ſie ihm den Strick um den Hals legen wollten, ſagte er, daß man ja immer einem armen Sünder, bevor er ſeine Strafe erleidet, die Erfüllung eines unſchuldigen Wunſches gewähre. Er möchte ſo gern eine Pfeife Taback rauchen, es wäre ja die letzte Pfeife in dieſer Welt.

Das wollte der König ihm denn auch nicht abſchlagen, und ſo nahm der Soldat ſein Feuerzeug und ſchlug Feuer, eins, zwei, drei! und da ſtanden alle Hunde, der mit den Augen ſo groß wie Theetaſſen, der mit den Augen wie Mühlräder und der, welcher Augen ſo groß wie ein Thurm hatte.

„Helft mir nun, daß ich nicht gehängt werde," ſagte der Soldat, und da fielen die Hunde über den Richter und den ganzen Rath her, nahmen den einen bei den Beinen und den andern bei der Naſe und warfen ſie viele Klaftern hoch in die Luft, ſo daß ſie niederfielen und ſich ganz in Stücke zerſchlugen.

„Ich will nicht!" ſagte der König, aber der größte Hund nahm ſowohl ihn wie die Königin und warf ſie den Andern nach; da erſchraken die Soldaten und alles Volk rief: „Guter Soldat, du ſollſt unſer König ſein und die ſchöne Prinzeſſin haben!"

Dann ſetzten ſie den Soldaten in des Königs Kutſche, und alle drei Hunde tanzten voran und riefen „Hurrah!"

und die Knaben pfiffen auf den Fingern und die Soldaten präſentirten. Die Prinzeſſin kam aus dem kupfernen Schloſſe und wurde Königin, und das gefiel ihr wohl! Die Hochzeit währte acht Tage lang, und die Hunde ſaßen mit bei Tiſche und machten große Augen.

Die rothen Schuhe.

Es war einmal ein kleines Mädchen, ſo fein und ſo niedlich, aber im Sommer mußte ſie immer mit bloßen Füßen gehen, denn ſie war arm, und im Winter mit großen Holzſchuhen, ſo daß die kleine Spanne ganz roth wurde, und das ganz und gar.

Mitten im Dorfe wohnte die alte Schuhmacherfrau; ſie ſaß und nähete, ſo gut ſie konnte, von alten, rothen Tuchſtreifen ein Paar kleine Schuhe, ſie waren ganz plump, aber es war gut gemeint, die ſollte das kleine Mädchen haben. Das kleine Mädchen hieß Karen.

Gerade an dem Tage, als ihre Mutter begraben wurde, erhielt ſie die rothen Schuhe und hatte ſie zum erſten Male an, freilich war es nichts, um damit zu trauern, aber ſie hatte keine anderen, und daher ſteckte ſie die bloßen Füße darein und ging hinter dem ärmlichen Strohſarge her.

Da kam auf einmal ein großer, alter Wagen, und darin ſaß eine alte Dame, ſie betrachtete das kleine Mädchen und fühlte Mitleid mit ihr und ſagte zum Prediger: „hört, gebt mir das kleine Mädchen, dann werde ich mich ihrer annehmen!“

Und Karen glaubte, das geſchähe alles nur der rothen Schuhe halber, aber die alte Dame meinte, die ſeien greulich, und ſie wurden verbrannt, aber Karen ſelbſt wurde rein und nett angezogen; ſie mußte leſen und nähen lernen, und die Leute ſagten, ſie ſei niedlich, aber der Spiegel ſagte, „du biſt weit mehr als niedlich, du biſt ſchön!“

Da reiſte die Königin einſt durch das Land und hatte ihre kleine Tochter bei ſich, das war eine Prinzeſſin, und die Leute ſtrömten nach dem Schloſſe hin und unter ihnen war Karen denn auch, und die kleine Prinzeſſin ſtand in feinen, weißen Kleidern in einem Fenſter und ließ ſich anſtaunen; ſie hatte weder Schleppe noch Goldkrone, aber herrliche rothe Saffian-Schuhe an; die waren freilich weit ſchöner als die, welche die Schuhmacherfrau der kleinen Karen genäht hatte. Nichts in der Welt kann doch mit rothen Schuhen verglichen werden.

Nun war Karen ſo alt, daß ſie eingeſegnet werden ſollte, ſie bekam neue Kleider, und neue Schuhe ſollte ſie auch haben. Der reiche Schuhmacher in der Stadt nahm Maaß zu ihrem kleinen Fuße, das geſchah zu Hauſe in ſeinem eigenen Zimmer, und da ſtanden große Glasſchränke mit niedlichen Schuhen und blanken Stiefeln. Das ſah allerliebſt aus, aber die alte Dame konnte nicht gut ſehen, und da hatte ſie kein Vergnügen daran; mitten unter den Schuhen ſtanden ein Paar rothe, ganz wie die, welche die Prinzeſſin getragen hatte; wie ſchön waren die! Der Schuhmacher ſagte auch, daß ſie für ein Grafen-Kind gemacht wären, ſie hatten aber nicht gepaßt.

„Das iſt wohl Glanzleder?“ fragte die alte Dame, „ſie glänzen ſo!“

„Ja, ſie glänzen!“ ſagte Karen, und ſie paßten und wurden gekauft, aber die alte Dame wußte nichts davon, daß ſie roth waren, denn ſie hätte Karen nie erlaubt, in rothen Schuhen zur Einſegnung zu gehen, aber das that ſie nun.

Alle Menſchen betrachteten ihre Füße, und als ſie zur Chorthüre über die Kirchendiele hinſchritt, kam es ihr vor, als wenn ſelbſt die alten Bilder auf den Grabmälern, die Portraits von Predigern und Predigerfrauen mit ſteifen Kragen und langen ſchwarzen Kleidern, die Augen auf ihre rothen Schuhe hefteten, und nur an dieſe dachte ſie, als der Prediger ſeine Hand auf ihr Haupt legte und von der heiligen Taufe, vom Bunde mit Gott, und daß ſie nun eine erwachſene Chriſtin ſein ſolle, ſprach: und die Orgel ſpielte ſo feierlich, die hübſchen Kinderſtimmen ſangen und der alte Cantor ſang, aber Karen dachte nur an die rothen Schuhe.

Am Nachmittage erfuhr die alte Dame von allen Menſchen, daß die Schuhe roth geweſen, und ſie ſagte, daß es häßlich wäre, daß es ſich nicht paſſe, und daß Karen ſpäter, wenn ſie zur Kirche ginge, immer mit ſchwarzen Schuhen gehen ſollte, ſelbſt wenn ſie alt ſeien.

Am nächſten Sonntage war Abendmahl, und Karen betrachtete die ſchwarzen Schuhe, ſie beſah die rothen — und beſah ſie wieder und zog die rothen an.

Es war herrlicher Sonnenſchein; Karen und die alte Dame gingen den Fußſteig durch das Korn entlang; da ſtäubte es ein wenig.

An der Kirchenthüre ſtand ein alter Invalide mit einem Krückſtocke und mit einem wunderbar langen Bart, der war mehr roth als weiß, denn er war roth, und er neigte ſich bis zur Erde und fragte die alte Dame, ob er er ihre Schuhe abwiſchen dürfe. Und Karen ſtreckte auch ihren kleinen Fuß aus. „Sieh, was für ſchöne Tanzſchuhe!“ ſagte der Soldat, „ſitzt feſt, wenn ihr tanzt!“ und darauf ſchlug er mit der Hand gegen die Sohlen.

Und die alte Dame gab dem Soldaten ein Almoſen und dann ging ſie mit Karen in die Kirche.

Und alle Menſchen darin ſahen nach Karens rothen Schuhen und alle Bilder ſahen danach und als Karen vor dem Altar kniete und den goldnen Kelch an ihren Mund ſetzte, dachte ſie nur an die rothen Schuhe und es war ihr, als ob ſie im Kelche herum ſchwämmen; und ſie vergaß ihren Pſalm zu ſingen, ſie vergaß ihr „Vater unſer“ zu beten.

Nun gingen alle Leute aus der Kirche und die alte Dame ſtieg in ihren Wagen. Karen erhob den Fuß um nachzuſteigen, da ſagte der alte Soldat: „ſieh, was für ſchöne Tanzſchuhe!“ und Karen konnte nicht umhin, ſie mußte einige Tanztritte machen, und als ſie anfing, fuhren die Beine fort zu tanzen, es war gerade als hätten die Schuhe Macht über ſie erhalten; ſie tanzte um die Kirchenecke, ſie konnte es nicht laſſen, der Kutſcher mußte hinterher laufen und ſie greifen, und er hob ſie in den Wagen, aber die Füße fuhren fort zu tanzen, ſo daß ſie die gute alte Dame gewaltig trat. Endlich nahmen ſie die Schuhe ab und die Beine erhielten Ruhe.

Daheim wurden die Schuhe in einen Schrank geſtellt, aber Karen konnte nicht unterlaſſen ſie zu betrachten.

Nun lag die alte Dame krank darnieder, es hieß, ſie würde es nicht überleben. Gepflegt und gewartet mußte ſie werden und keiner war näher dazu, als Karen; aber in der Stadt war ein großer Ball, Karen war eingeladen; — ſie betrachtete die alte Dame, die doch nicht geneſen konnte, ſie beſah die rothen Schuhe, und ſie meinte, es wäre keine Sünde dabei; — ſie zog die rothen Schuhe an, das konnte ſie ja auch wohl; — aber dann ging ſie zum Ball und fing an zu tanzen.

Als ſie aber zur Rechten wollte, tanzten die Schuhe zur Linken, und als ſie die Diele hinauf wollte, tanzten die Schuhe dieſelbe hinunter, die Treppe hinab, durch die Straße und aus dem Stadtthore hinaus. Sie tanzte und mußte tanzen, gerade hinaus in den finſtern Wald.

Da leuchtete es oben zwiſchen den Bäumen und ſie glaubte, es ſei der Mond, denn es war ein Geſicht, aber es war der alte Soldat mit dem rothen Bart, er ſaß und nickte und ſagte: „ſieh, was für ſchöne Tanzſchuhe!"

Da erſchrak ſie und wollte die rothen Schuhe abwerfen, aber die hingen feſt, und ſie ſchleuderte ihre Strümpfe ab, aber die Schuhe waren an den Füßen feſtgewachſen, und ſie tanzte und mußte über Feld und Wieſe, im Regen und Sonnenſchein, bei Nacht und bei Tage tanzen; allein Nachts war es am Greulichſten.

Sie tanzte auf den offenen Kirchhof hinauf, aber die Todten dort tanzten nicht, die hatten etwas viel Beſſeres zu thun als zu tanzen; ſie wollte ſich auf des Armen Grab ſetzen, wo das bittere Farrenkraut wächſt, aber für ſie war weder Ruhe noch Raſt, und als ſie gegen die offene Kirchenthür hintanzte, ſah ſie dort einen Engel in langen weißen Kleidern, mit Flügeln, die ihm von den Schultern bis zur Erde reichten; ſein Antlitz war ſtreng und ernſt, und in der Hand hielt er ein Schwert, breit und glänzend:

„Tanzen ſollſt du!“ ſagte er, „tanzen auf deinen rothen Schuhen, bis du bleich und kalt wirſt! bis deine Haut zu einem Gerippe zuſammenſchrumpft! tanzen ſollſt du von Thür zu Thür, und wo ſtolze hochmüthige Kinder wohnen, ſollſt du anklopfen, ſo daß ſie dich hören und fürchten! Tanzen ſollſt du, tanzen — —!“

„Gnade!“ rief Karen. Aber ſie hörte nicht, was der Engel erwiederte, denn die Schuhe trugen ſie durch die Thür auf das Feld, über Weg und über Steg, und immer mußte ſie tanzen.

Eines Morgens tanzte ſie an einer Thür vorbei, die ſie gut kannte; drinnen tönte Pſalmengeſang, ein Sarg wurde herausgetragen, der mit Blumen geſchmückt war; da wußte ſie, daß die alte Dame geſtorben war, und nun fühlte ſie, daß ſie von Allen verlaſſen und von Gottes Engel verdammt ſei.

Sie tanzte und mußte tanzen, tanzen in der finſtern Nacht. Die Schuhe trugen ſie über Dorn und Stumpf davon, ſie riß ſich blutig; ſie tanzte über die Haide dahin nach einem kleinen einſamen Hauſe. Hier wußte ſie, daß der Scharfrichter wohne, und ſie klopfte mit den Fingern an die Scheiben und ſagte:

„Komm heraus! — komm heraus! — Ich kann nicht hinein kommen, denn ich muß tanzen!“

Und der Scharfrichter ſagte: „Du weißt wohl nicht, wer ich bin? Ich ſchlage den böſen Menſchen die Köpfe ab, und ich merke, meine Axt klingt!“

„Schlage mir nicht den Kopf ab!“ ſagte **Karen**, „denn dann kann ich meine Sünde nicht bereuen! aber ſchlage meine Füße mit den rothen Schuhen ab!“

Und darauf bekannte ſie ihre ganze Sünde, und der Scharfrichter hieb ihr die Füße mit den rothen Schuhen ab, aber die Schuhe tanzten mit den kleinen Füßen über das Feld dahin in den tiefen Wald hinein.

Und er ſchnitzte ihr Holzfüße und Krücken, lehrte ſie einen Pſalm, den die Sünder immer ſingen, und ſie küßte die Hand, die das Beil geführt hatte, und ging über die Haide fort.

„Nun habe ich genug für die rothen Schuhe gelitten!“ ſagte ſie, „nun will ich in die Kirche gehen, damit ſie mich ſehen können!“ und ſie ging raſch gegen die Kirchthür, als ſie aber dahin kam, tanzten die rothen Schuhe vor ihr her und ſie erſchrak und wendete um.

Die ganze Woche hindurch war ſie betrübt und weinte viele bittere Thränen, aber als es Sonntag wurde, ſagte ſie: „nun habe ich genug gelitten und geſtritten! ich glaube wohl, daß ich eben ſo gut bin als Manche von denen, die da in der Kirche ſitzen und ſich brüſten!“ und dann ging ſie muthig hin; aber ſie kam nicht weiter als bis zur Kirchhofthüre, da ſah ſie die rothen Schuhe vor ſich her tanzen und ſie entſetzte ſich und wendete um und bereute recht von Herzen ihre Sünde.

Und ſie ging zur Pfarrwohnung und bat, daß man ſie dort in Dienſt nehmen möge, fleißig wollte ſie ſein und Alles thun, was ſie könnte, auf den Lohn ſähe ſie nicht, nur daß ſie unter Dach käme und bei guten Menſchen wäre. Die Predigerfrau hatte Mitleid mit ihr und nahm ſie in ihren Dienſt. Und ſie war fleißig und nachdenkend. Stille ſaß ſie und horchte auf, wenn der Prediger des Abends aus der Bibel laut vorlas. Alle die Kleinen hielten viel von ihr, wenn ſie aber von Putz und Staat und von Schönheit ſprachen, dann ſchüttelte ſie mit dem Kopfe.

Am nächſten Sonntage gingen Alle zur Kirche und ſie fragten ſie, ob ſie mit wolle, aber ſie blickte betrübt, mit Thränen in den Augen, auf ihre Krücken, und dann gingen die andern hin, Gottes Wort zu hören, ſie aber ging allein in ihre kleine Kammer; die war nicht größer, als daß das Bett und ein Stuhl darin ſtehen konnten, und hier ſetzte ſie ſich mit ihrem Geſangbuche hin; und als ſie mit frommem Sinn darin las, trug der Wind die Orgeltöne von der Kirche zu ihr herüber, und ſie erhob ihr Antlitz mit Thränen und ſagte: „O Gott, hilf mir!“

Da ſchien die Sonne ſo klar, und gerade vor ihr ſtand Gottes Engel in den weißen Kleidern, derſelbe, den ſie in jener Nacht in der Kirchenthür erblickt hatte, aber er hielt nicht mehr das ſcharfe Schwert, ſondern einen herrlichen grünen Zweig, der voller Roſen war, und er berührte damit die Decke und die erhob ſich ſo hoch, und wo er ſie berührt hatte, glänzte ein goldener Stern, und er berührte die Wände und die erweiterten ſich, und ſie erblickte die Orgel, welche ſpielte, ſie ſah die alten Bilder mit Predigern und Predigerfrauen; die Gemeinde ſaß in den geputzten Stühlen und ſang aus ihren Geſangbüchern. — Denn die Kirche war ſelbſt zu dem armen Mädchen in der engen Kammer hingekommen oder auch ſie war dahin gekommen; ſie ſaß im Stuhle bei den übrigen Leuten des Predigers, und als ſie den Pſalm geendet hatten und aufblickten, nickten ſie und ſagten: „Das war Recht, daß du kamſt, Karen!“

„Das war Gnade!“ ſagte ſie.

Und die Orgel klang und die Kinderſtimmen im Chor tönten ſo weich und lieblich! Der klare Sonnenſchein ſtrömte ſo warm durch das Fenſter in den Kirchenſtuhl, wo Karen ſaß, hinein; ihr Herz wurde ſo voller Sonnenſchein, Frieden und Freude, daß es brach; ihre Seele flog auf Sonnenſtrahlen zu Gott, und dort war Niemand, der nach den rothen Schuhen fragte.

Der Reiſekamerad.

Der arme Johannes war tief betrübt, denn ſein Vater war ſehr krank und konnte nicht geneſen. Außer den Beiden war durchaus Niemand in dem kleinen Zimmer; die Lampe auf dem Tiſche war dem Erlöſchen nahe, und es war ganz ſpät des Abends.

„Du warſt ein guter Sohn, Johannes!“ ſagte der kranke Vater, „der liebe Gott wird dir ſchon in der Welt forthelfen!“ und er ſah ihn mit ernſten, milden Augen an, holte ganz tief Athem und ſtarb; es war gerade als ob er ſchliefe. Aber Johannes weinte, nun hatte er gar Niemand in der ganzen Welt, weder Vater noch Mutter, weder Schweſter noch Bruder. Der arme Johannes! Er lag vor dem Bette auf ſeinen Knien und küßte des todten Vaters Hand, weinte ſo viele bittere Thränen, aber zuletzt ſchloſſen ſich ſeine Augen und er ſchlief ein mit dem Haupte auf dem harten Bettpfoſten.

Da träumte er einen ſonderbaren Traum; er ſah, wie Sonne und Mond ſich vor ihm neigten, und er erblickte ſeinen Vater wieder friſch und geſund und hörte ihn lachen, wie er immer lachte, wenn er recht froh war. Ein ſchönes Mädchen, mit einer goldenen Krone auf ihrem langen glänzenden Haar, reichte ihm die Hand, und ſein Vater ſagte: „Siehſt du, was für eine Braut du erhalten haſt? Sie iſt die ſchönſte in der ganzen Welt.“ Da erwachte er, und alle Herrlichkeit war vorbei, ſein Vater lag todt und kalt im Bette, es war gar Niemand bei ihnen; der arme Johannes!

In der folgenden Woche wurde der Todte begraben; der Sohn ging dicht hinter dem Sarge, und konnte nun den guten Vater nicht mehr zu ſehen bekommen, der ihn ſo ſehr geliebt hatte; er hörte, wie ſie die Erde auf den Sarg hinunter warfen, ſah noch die letzte Ecke deſſelben, aber bei der nächſten Schaufel Erde, welche hinab geworfen wurde, war auch ſie verſchwunden; da war es gerade, als wolle ſein Herz in Stücke zerſpringen, ſo betrübt war er. Rings herum ſangen ſie einen Pſalm, es klang ſo ſchön, und die Thränen traten Johannes in die Augen, er weinte, und das that ſeiner Trauer wohl. Die Sonne ſchien herrlich auf die grünen Bäume, gerade als wolle ſie ſagen: „Du mußt nicht ſo betrübt ſein, Johannes! ſiehſt du, wie ſchön blau der Himmel iſt; dort oben iſt nun dein Vater und bittet den lieben Gott, daß es dir allezeit wohl ergehen möge!“

„Ich will auch immer gut ſein!“ ſagte Johannes, „dann komme ich in den Himmel zu meinem Vater, und was wird das für eine Freude werden, wenn wir einander wiederſehen! Wie viel werde ich ihm dann nicht erzählen können, und er wird mir ſo viele Sachen zeigen, mich ſo viel von der Herrlichkeit im Himmel lehren, gerade wie er mich hier auf Erden unterrichtete. O was wird das für eine Freude werden!“

Er dachte ſich das ſo deutlich, daß er dabei lächelte, während die Thränen ihm noch über die Wangen liefen. Die kleinen Vögel ſaßen oben in den Kaſtanienbäumen und zwitſcherten „quivit, quivit!“ ſie waren ſo munter, obgleich ſie mit bei dem Begräbniſſe waren, aber ſie wußten wohl, daß der todte Mann nun oben im Himmel war, Flügel hatte, weit ſchönere und größere als die ihrigen, daß er nun glücklich ſei, weil er hier auf Erden gut geweſen war, und darüber waren ſie vergnügt. Johannes ſah, wie ſie von den grünen Bäumen weit in die Welt hinaus flogen, und da bekam auch er Luſt mitzufliegen. Aber zuerſt ſchnitt er ein großes Holzkreuz, um es auf ſeines Vaters Grab zu ſetzen, und als er es am Abend dahin brachte, war das Grab mit Sand und Blumen geſchmückt; das hatten fremde Leute gethan, denn ſie hielten alle viel von dem lieben Vater, der nun todt war.

Früh am nächſten Morgen packte Johannes ſein kleines Bündel zuſammen und verwahrte in ſeinem Gürtel ſein ganzes Erbtheil, welches funfzig Thaler und ein Paar Silberſchillinge betrug, damit wollte er in die Welt hinaus wandern. Aber zuerſt ging er nach dem Kirchhofe zu ſeines Vaters Grab, betete ſein Vaterunſer und ſagte: Lebewohl!

Draußen auf dem Felde, wo er ging, ſtanden alle Blumen ſo friſch und ſchön in dem warmen Sonnenſchein, und ſie nickten im Winde gerade als wollten ſie ſagen:

„Willkommen im Grünen! iſt es hier nicht ſchön?“ Aber Johannes wendete ſich noch einmal zurück, um die alte Kirche zu betrachten, in der er als kleines Kind getauft werden und wo er jeden Sonntag mit ſeinem Vater zum Gottesdienſt geweſen war und ſeinen Pſalm geſungen hatte; da ſah er hoch oben in einer der Oeffnungen des Thurms den Kirchen-Kobold mit ſeiner kleinen rothen ſpitzen Mütze ſtehen, wie er ſein Antlitz mit dem gebogenen Arm beſchattete, da ihm ſonſt die Sonne in die Augen ſchien; Johannes nickte ihm Lebewohl zu, und der kleine Kobold ſchwenkte ſeine rothe Mütze, legte die Hand auf das Herz und warf ihm viele Kußhändchen zu, um zu zeigen, wie gut er es mit ihm meine, und daß er ihm eine recht glückliche Reiſe wünſche.

Johannes dachte daran, wie viel Schönes er nun in der großen prächtigen Welt zu ſehen bekommen würde, und ging weiter und weiter fort, ſo weit als er früher nie geweſen war: er kannte die Orte gar nicht, durch die er kam, oder die Menſchen, denen er begegnete, — nun war er weit draußen in der Fremde.

Die erſte Nacht mußte er ſich auf einen Heuſchober auf dem Felde ſchlafen legen, ein anderes Bett hatte er nicht. Aber das war gerade hübſch, meinte er, der König könnte es nicht beſſer haben. Das ganze Feld mit dem Bache, der Heuſchober und dann der blaue Himmel darüber, das war gerade eine ſchöne Schlafkammer. Das grüne Gras mit den kleinen rothen und weißen Blumen war die Fußdecke, die Fliederbüſche und die wilden Roſenhecken waren Blumenſträuße, und zum Waſchbecken diente ihm der ganze Bach mit dem klaren, friſchen Waſſer, wo das Schilf ſich neigte und ihm guten Abend wie guten Morgen bot. Der Mond war eine wahrhaft große Nachtlampe, hoch oben unter der blauen Decke, und der zündete die Gardinen nicht an mit ſeinem Feuer; Johannes konnte ganz ruhig ſchlafen, er that es auch und erwachte erſt wieder, als die Sonne aufging und alle die kleinen Vögel rings umher ſangen: „Guten Morgen! guten Morgen! Biſt du noch nicht auf?“

Die Glocken läuteten zur Kirche, es war Sonntag, die Leute gingen hin, den Prediger zu hören, und Johannes folgte ihnen, ſang einen Pſalm und hörte Gottes Wort; es war ihm gerade, als wäre er in ſeiner eigenen Kirche, in der er getauft worden war und wo er Pſalmen mit ſeinem Vater geſungen hatte.

Draußen auf dem Kirchhofe waren viele Gräber und auf einigen wuchs hohes Gras. Da dachte er an ſeines Vaters Grab, welches am Ende auch ſo ausſehen würde wie dieſe, da er es nicht jäten und ſchmücken konnte. Er ſetzte ſich alſo nieder und riß das Gras ab, richtete die Holzkreuze auf, welche umgefallen waren, und legte die Kränze, die der Wind vom Grabe fortgeriſſen hatte, wieder auf ihre Stelle, indem er dachte: vielleicht thut Jemand daſſelbe an meines Vaters Grab, da ich es nicht thun kann!

Draußen vor der Kirchhofsthür ſtand ein alter Bettler und ſtützte ſich auf ſeine Krücke. Johannes gab ihm die

Silberſchillinge, die er hatte, und ging dann glücklich und vergnügt weiter fort, in die weite Welt hinaus.

Gegen Abend wurde ein erſchrecklich böſes Wetter, er ſputete ſich unter Dach und Fach zu gelangen, aber es wurde bald finſtere Nacht; da erreichte er endlich eine kleine Kirche, die ganz einſam auf einem kleinen Hügel lag.

„Hier will ich mich in einen Winkel ſetzen!“ ſagte er und ging hinein, „ich bin ganz ermüdet und habe es wohl nöthig, mich ein wenig auszuruhen,“ dann ſetzte er ſich nieder, faltete ſeine Hände und betete ſein Abendgebet, und ehe er es wußte, ſchlief und träumte er, während es draußen blitzte und donnerte.

Als er wieder erwachte, war es mitten in der Nacht, aber das böſe Wetter war vorübergezogen und der Mond ſchien durch die Fenſter zu ihm herein. Mitten in der Kirche ſtand ein offener Sarg mit einem todten Mann darin, denn er war noch nicht begraben. Johannes war durchaus nicht furchtſam, denn er hatte ein gutes Gewiſſen, und er wußte wohl, daß die Todten Niemand etwas zu Leide thun: es ſind lebende böſe Menſchen, die Uebles thun. Solche zwei lebende ſchlimme Leute ſtanden dicht bei dem todten Mann, der hier in die Kirche hinein geſetzt war, bevor er beerdigt wurde, dem wollten ſie Uebles erweiſen, ihn nicht in ſeinem Sarge liegen laſſen, ſondern ihn draußen vor die Kirchthür werfen, den armen todten Mann.

„Weshalb wollt ihr das thun?“ fragte Johannes, „das iſt böſe und ſchlimm, laßt ihn in Jeſu Namen ruhen!“

„O, Schnickſchnack!“ ſagten die beiden häßlichen Menſchen, „er hat uns angeführt! er ſchuldet uns Geld, das konnte er nicht bezahlen, und nun iſt er obendrein todt, nun bekommen wir vollends keinen Pfennig, deshalb wollen wir uns ordentlich rächen, er ſoll wie ein Hund draußen vor der Kirchthür liegen!“

„Ich habe nicht mehr als fünfzig Thaler!“ ſagte Johannes, „das iſt mein ganzes Erbtheil, aber das will ich euch gern geben, wenn ihr mir ehrlich verſprechen wollt, den armen todten Mann in Ruhe zu laſſen. Ich werde ſchon durchkommen, ohne das Geld: ich habe geſunde ſtarke Gliedmaßen, und der liebe Gott wird mir allezeit helfen.“

„Ja,“ ſagten die häßlichen Menſchen, „wenn du ſeine Schuld bezahlen willſt, wollen wir Beide ihm nichts thun, darauf kannſt du dich verlaſſen!“ und ſomit nahmen ſie das Geld, welches er ihnen gab, lachten laut auf über ſeine Gutmüthigkeit, und gingen ihres Weges; er aber legte die Leiche wieder im Sarge zurecht und faltete deren Hände, nahm Abſchied von ihr und ging dann durch den großen Wald zufrieden weiter.

Rings umher, wo der Mond durch die Bäume herein ſcheinen konnte, ſah er die niedlichen kleinen Elfen luſtig ſpielen; ſie ließen ſich nicht ſtören, ſie wußten wohl, daß er ein guter, unſchuldiger Menſch ſei, und es ſind nur die böſen Leute, welche die Elfen nicht zu ſehen bekommen. Einige von ihnen waren nicht größer als ein Finger breit iſt und hatten ihre langen gelben Haare mit Goldkämmen aufgeheftet, zwei und zwei ſchaukelten ſie ſich auf den großen Thautropfen, die auf den Blättern und dem hohen Gras lagen; zuweilen entrollte der Tropfen, dann fielen ſie nieder zwiſchen den langen Grashalmen und das verurſachte ein Gelächter und Lärmen unter den andern Kleinen. Es war allerliebſt! Sie ſangen und Johannes erkannte ganz deutlich alle die hübſchen Lieder, die er als kleiner Knabe gelernt hatte. Große bunte Spinnen mit Silberkronen auf dem Kopfe mußten von der einen Hecke zur andern lange Hängebrücken und Paläſte ſpinnen, welche, da der feine Thau darauf fiel, wie ſchimmerndes Glas im Mondſcheine ausſahen. So währte es fort, gerade bis die Sonne aufging. Die kleinen Elfen krochen dann in die Blumenknoſpen, und der Wind erfaßte ihre Brücken und Schlöſſer, die als Spinneweben durch die Luft dahin flogen.

Johannes war nun aus dem Wald herausgekommen, als eine ſtarke Mannsſtimme hinter ihm rief: „Holla, Kamerad, wohin geht die Reiſe?“

„In die weite Welt hinaus!“ ſagte er. „Ich habe weder Vater noch Mutter, bin ein armer Burſche, aber der Herr hilft mir wohl.“

„Ich will auch in die weite Welt hinaus,“ ſagte der fremde Mann. „Wollen wir beide einander Geſellſchaft leiſten?“

„Ja wohl!“ ſagte er, und ſo gingen ſie mit einander. Bald gewannen ſie ſich recht lieb, denn ſie waren beide gute Menſchen. Aber Johannes merkte wohl, daß der Fremde viel klüger denn er war, er hatte faſt die ganze Welt durchreiſt und wußte von allem Möglichen, was exiſtirte, zu erzählen.

Die Sonne ſtand ſchon hoch, als ſie ſich unter einen großen Baum ſetzten, ihr Frühſtück zu genießen; zur ſelben Zeit kam eine alte Frau. O, ſie war ſo alt und ging ganz krumm, ſtützte ſich auf einen Krückſtock und hatte auf ihrem Rücken ein Bündel Brennholz, welches ſie ſich im Walde geſammelt hatte. Ihre Schürze war aufgebunden, und Johannes ſah, daß drei große Ruthen von Farrenkraut und Weidenreiſer daraus hervorſahen. Indem ſie ihnen ganz nahe war, glitt ihr der eine Fuß aus, ſie fiel und that einen lauten Schrei, denn ſie hatte das Bein gebrochen, die arme alte Frau.

Johannes meinte ſogleich, daß ſie ſie nach Hauſe tragen wollten, wo ſie wohnte, aber der Fremde machte ſein Ränzel auf, nahm eine Büchſe hervor und ſagte, daß er hier eine Salbe habe, welche ſogleich ihr Bein wieder ganz und kräftig machen würde, ſo daß ſie ſelbſt nach Hauſe gehen könne, und zwar als ob ſie nie das Bein gebrochen hätte. Aber dafür wolle er auch, daß ſie ihm die drei Ruthen ſchenke, die ſie in ihrer Schürze habe.

„Das wäre gut bezahlt!“ ſagte die Alte und nickte ganz eigen mit dem Kopfe; ſie wollte die Ruthen nicht gern abgeben, aber es war auch nicht angenehm, mit gebrochenem Beine dazuliegen; ſo gab ſie ihm alſo die Ruthen, und ſo wie er nur die Salbe auf das Bein gerieben hatte, erhob ſich auch die alte Mutter und ging viel beſſer denn zuvor. Solches konnte die Salbe bewirken. Aber die war auch nicht in der Apotheke zu haben.

„Was willſt du mit den Ruthen?“ fragte Johannes nun ſeinen Reiſekameraden.

„Das ſind drei ſchöne Kräuterbeſen!“ ſagte er, „die liebe ich ſehr, denn ich bin ein närriſcher Patron!“

Dann gingen ſie noch ein gutes Stück.

„Sieh, wie der Himmel ſich umzieht!“ ſagte Johannes und zeigte gerade aus, „das ſind erſchrecklich dicke Wolken!“

„Nein,“ ſagte der Reiſekamerad, „das ſind keine Wolken, das ſind Berge. Die herrlichen großen Berge, wo man ganz hinauf über die Wolken in die friſche Luft gelangt! Glaube mir, da iſt es herrlich! Morgen ſind wir ſicher weit in die Welt hinaus!“

Das war aber nicht ſo nahe, wie es ausſah; ſie hatten einen ganzen Tag zu gehen, bevor ſie die Berge erreichten, wo die ſchwarzen Wälder gerade gegen den Himmel aufwuchſen und wo es Steine gerade ſo groß als eine ganze Stadt gab; das möchte wahrlich eine ſchwere Anſtrengung werden, da ganz hinüber zu kommen, aber darum gingen auch Johannes und ſein Reiſekamerad in das Wirthshaus hinein, um ſich gut auszuruhen und Kräfte zum morgenden Marſche zu ſammeln.

Unten in der großen Schenkſtube im Wirthshauſe waren viele Menſchen verſammelt, denn dort war ein Mann, der gab Puppenkomödie; er hatte gerade ſein kleines Theater aufgeſtellt, und die Leute ſaßen ringsumher, um die Komödie zu ſehen; aber ganz vorn hatte ein dicker Schlächter Platz genommen und zwar den allerbeſten; ſein großer

Bullenbeißer, der ſah ſo biſſig aus! ſaß an ſeiner Seite und machte große Augen, gerade wie alle die andern.

Nun begann die Komödie, und das war eine niedliche Komödie mit einem Könige und einer Königin, die ſaßen auf dem ſchönſten Throne, hatten goldne Kronen auf dem Haupte und lange Schleppen an den Kleidern, denn ihre Mittel erlaubten das. Die niedlichſten Holzpuppen mit Glasaugen und großen Schnurrbärten ſtanden an allen Thüren und machten auf und zu, damit friſche Luft in das Zimmer kommen konnte! Es war eine recht niedliche Komödie, und ſie war gar nicht traurig, aber gerade wie die Königin aufſtand und über den Fußboden hinging, da — Gott mag wiſſen, was der große Bullenbeißer ſich dachte, aber da der dicke Schlächter ihn nicht hielt, that er einen Sprung gerade hinein in das Theater und packte die Königin mitten um ihre ſchlanke Taille, ſo daß es knackte. Es war ganz erſchrecklich.

Der arme Mann, der die ganze Komödie gab, war ſo erſchrocken und betrübt über ſeine Königin, denn es war die allerniedlichſte Puppe, die er hatte, und nun hatte ihr der häßliche Bullenbeißer den Kopf abgebiſſen; aber als die Leute ſpäter fortgingen, ſagte der Fremde, der mit Johannes gekommen war, daß er ſie ſchon wieder zurecht machen würde, und da nahm er ſeine Büchſe vor und ſchmierte die Puppe mit der Salbe, womit er der alten Frau geholfen, als ſie das Bein gebrochen hatte. Sowie die Puppe geſchmiert war, war ſie gleich wieder ganz, ja ſie konnte ſogar alle ihre Glieder ſelbſt bewegen, man brauchte gar nicht mehr an der Schnur zu ziehen; die Puppe war wie ein lebendiger Menſch, nur daß ſie nicht ſprechen konnte. Der Mann, der das kleine Puppentheater hatte, war ſehr froh, nun brauchte er dieſe Puppe gar nicht mehr zu halten, die konnte ja von ſelbſt tanzen. Das konnte keine der Andern.

Als es ſpäter Nacht wurde und alle Leute im Wirthshauſe zu Bett gegangen waren, war Jemand da, der ſo erſchrecklich tief ſeufzte und ſo lange damit fortfuhr, daß Alle aufſtanden, um zu ſehen, wer es ſein könnte. Der Mann, der die Komödie gegeben hatte, ging nach ſeinem kleinen Theater hin, denn dort war es, wo Jemand ſeufzte. Alle Holzpuppen lagen untereinander, der König und alle Trabanten, und die waren es, die ſo jämmerlich ſeufzten und mit ihren Glasaugen ſtierten, denn ſie wollten ſo gern gleich der Königin ein wenig geſchmiert werden, damit ſie ſich auch von ſelbſt bewegen könnten. Die Königin legte ſich gerade hin auf die Kniee und ſtreckte ihre prächtige Krone in die Höhe, während ſie bat: „nimm mir dieſe, aber ſchmiere meinen Gemahl und meine Hofleute!“ Da konnte der arme Mann, der die Komödie und alle Puppen beſaß, nicht unterlaſſen zu weinen, denn es that ihm wirklich ihretwegen leid; er verſprach ſogleich dem Reiſekameraden, ihm alles Geld zu geben, was er am nächſten Abend für ſeine Komödie erhalten würde, wenn er nur vier bis fünf von ſeinen niedlichſten Puppen ſchmieren wolle; aber der Reiſekamerad ſagte, daß er durchaus nichts weiter verlange, als den großen Säbel, den Jener an ſeiner Seite habe, und als er den erhielt, beſchmierte er ſechs Puppen, die ſogleich tanzten, und zwar ſo niedlich, daß alle Mädchen, die lebenden Menſchenmädchen, die es ſahen, ſogleich mittanzten. Der Kutſcher und die Köchin tanzten, der Diener und das Stubenmädchen, alle die Fremden, und die Feuerſchaufel und die Feuerzange; aber die fielen um, gerade als ſie die erſten Sprünge machten, — ja, das war eine luſtige Nacht. —

Am nächſten Morgen ging Johannes mit ſeinem Reiſekameraden von ihnen Allen fort, auf die hohen Berge hinauf und durch die großen Tannenwälder. Sie kamen ſo hoch hinauf, daß die Kirchthürme tief unter ihnen zuletzt wie kleine blaue Beeren unten in all dem Grünen ausſahen, und ſie konnten ſo weit ſehen, viele, viele Meilen weit, wo ſie nie geweſen waren! So viel Schönes der prächtigen Welt hatte Johannes früher nie auf einmal geſehen, und die Sonne ſchien ſo warm aus der friſchen blauen Luft, er hörte auch zwiſchen den Bergen die Jäger das Waldhorn ſo ſchön und lieblich blaſen, daß ihm vor Freude die Thränen in die Augen traten und er nicht unterlaſſen konnte auszurufen: „Du guter, lieber Gott! ich möchte dich küſſen, weil du ſo gut gegen uns alle biſt und uns all die Herrlichkeit, die in der Welt iſt, gegeben haſt!“

Der Reiſekamerad ſtand auch mit gefalteten Händen da und ſah über den Wald und die Städte in den warmen Sonnenſchein hinaus. Zu gleicher Zeit ertönte es wunderbar lieblich über ihren Häuptern, ſie blickten in die Höhe, ein großer weißer Schwan ſchwebte in der Luft und ſang, wie ſie früher nie einen Vogel hatten ſingen hören! Aber der

Geſang wurde ſchwächer und ſchwächer, er neigte ſeinen Kopf und ſank ganz langſam zu ihren Füßen nieder, wo er todt liegen blieb, der ſchöne Vogel.

„Zwei ſo herrliche Flügel,“ ſagte der Reiſekamerad, „ſo weiß und groß, wie die, welche der Vogel hat, ſind Goldes werth, die will ich mit mir nehmen! Siehſt du nun wohl, daß es gut war, daß ich einen Säbel bekam?“ und ſo hieb er mit einem Schlage beide Flügel des todten Schwanes ab, die wollte er behalten.

Sie reiſten nun viele, viele Meilen weit fort über die Berge, bis ſie zuletzt eine große Stadt vor ſich ſahen, mit Hunderten von Thürmen, die wie Silber in der Sonne erglänzten; mitten in der Stadt war ein prächtiges Marmorſchloß, mit purem rothem Gold gedeckt, und hier wohnte der König.

Johannes und der Reiſekamerad wollten nicht ſogleich in die Stadt gehen, ſondern blieben im Wirthshauſe draußen vor der Stadt, damit ſie ſich putzen konnten, denn ſie wollten nett ausſehen, wenn ſie auf die Straße kämen. Der Wirth erzählte ihnen, daß der König ein ſo guter Mann ſei, der nie einem Menſchen etwas zu Leide thäte, aber ſeine Tochter, ja Gott behüte uns! das wäre eine ſchlimme Prinzeſſin. Schönheit beſaß ſie genug, keine konnte ſo hübſch und niedlich ſein, als ſie war, aber was half das, ſie war eine böſe Hexe, die Schuld daran war, daß ſo viele herrliche Prinzen ihr Leben verloren hatten. — Allen Menſchen hatte ſie die Erlaubniß ertheilt, um ſie freien zu dürfen; ein Jeder konnte kommen, er mochte ein Prinz oder

Bettler ſein, das war ihr gleich, er ſollte nur drei Sachen rathen, an die ſie gerade gedacht hätte und um die ſie ihn befragte; konnte er das, ſo wollte ſie ſich mit ihm vermählen, und er ſollte König über das ganze Land ſein, wenn ihr Vater ſtürbe; konnte er aber die drei Sachen nicht rathen, ſo ließ ſie ihn aufhängen oder ihm den Kopf abhauen! Ihr Vater, der alte König, war ſo betrübt darüber, aber er konnte ihr nicht verbieten, ſo böſe zu ſein, denn er hatte einmal geſagt, er wolle nie etwas mit ihren Liebhabern zu thun haben, ſie könne ſelbſt thun, was ſie wolle. Jedes Mal, wenn ein Prinz kam und rathen ſollte, um die Prinzeſſin zu erhalten, ſo konnte er es nicht, und dann wurde er gehängt oder geköpft; er war ja bei Zeiten gewarnt worden, er hätte das Freien unterlaſſen können. Der alte König war ſo betrübt über all die Trauer und das Elend, daß er einen ganzen Tag des Jahres mit allen ſeinen Soldaten auf den Knieen lag und betete, die Prinzeſſin möge gut werden, aber das wollte ſie durchaus nicht. Die alten Frauen, die Branntwein tranken, färbten denſelben ganz ſchwarz, bevor ſie ihn tranken, ſo trauerten ſie, und mehr konnten ſie doch nicht thun.

„Die häßliche Prinzeſſin!“ ſagte Johannes, „ſie ſollte wirklich die Ruthe bekommen, das würde ihr gut thun. Wäre ich nur der alte König, ſie ſollte ſchon gegerbt werden.“

Da hörten ſie das Volk draußen Hurrah rufen. Die Prinzeſſin kam vorbei, und ſie war wirklich ſo ſchön, daß alle Leute vergaßen, wie böſe ſie war, deshalb riefen ſie

Hurrah. Zwölf ſchöne Jungfrauen, alle in weißſeidenen Kleidern und eine goldne Tulpe in der Hand, ritten auf kohlſchwarzen Pferden ihr zur Seite; die Prinzeſſin ſelbſt hatte ein ſchneeweißes Pferd, mit Diamanten und Rubinen geſchmückt, ihr Reitkleid war von purem Goldſtoff, und die Peitſche, die ſie in der Hand hatte, ſah aus, als wäre ſie ein Sonnenſtrahl; die goldene Krone auf dem Haupte war gerade wie kleine Sterne oben vom Himmel und der Mantel von mehr als tauſend ſchönen Schmetterlingsflügeln zuſammengenäht; demungeachtet war ſie viel ſchöner als alle ihre Kleider.

Als Johannes ſie zu ſehen bekam, wurde er ſo roth in ſeinem Antlitz wie ein Blutstropfen und konnte kaum ein einziges Wort ſagen; die Prinzeſſin ſah ja ganz ſo aus wie das ſchöne Mädchen mit der goldnen Krone, von dem er in der Nacht geträumt hatte, als ſein Vater geſtorben war. Er fand ſie ſo ſchön und konnte nicht unterlaſſen, ſie recht zu lieben. Das wäre gewiß nicht wahr, ſagte er, daß ſie eine böſe Hexe ſei, welche die Leute hängen oder köpfen ließe, wenn ſie nicht rathen konnten, was ſie von ihnen verlangte. „Ein Jeder hat ja die Erlaubniß, um ſie zu freien, ſogar der ärmſte Bettler; ich will wirklich nach dem Schloſſe gehen, denn ich kann es nicht unterlaſſen!“ Sie ſagten ihm alle, er möge es nicht thun, es würde ihm beſtimmt wie allen den Andern ergehen. Der Reiſekamerad rieth ihm auch davon ab, aber Johannes meinte, es würde ſchon gut gehen, bürſtete ſeine Schuhe und ſeinen Rock, wuſch ſein Geſicht und ſeine Hände, kämmte ſein hübſches, blondes Haar und ging dann ganz allein in die Stadt hinein und nach dem Schloſſe.

„Herein!“ ſagte der alte König, als Johannes an die Thür pochte. Johannes öffnete, und der alte König, im Schlafrock und geſtickten Pantoffeln, kam ihm entgegen, die Krone hatte er auf dem Haupte, das Scepter in der einen Hand und den Reichsapfel in der andern. „Warte ein Biſchen!“ ſagte er und nahm den Apfel unter den Arm, um Johannes die Hand reichen zu können. Aber ſowie er erfuhr, es ſei ein Freier, fing er ſo an zu weinen, daß das Scepter ſowohl wie der Apfel auf den Fußboden fielen und er die Augen mit ſeinem Schlafrock trocknen mußte. Der arme alte König!

„Laß es ſein!“ ſagte er, „es geht dir ſchlecht, wie all den Andern. Nun du wirſt es ſehen!“ dann führte er ihn hinaus, nach dem Luſtgarten der Prinzeſſin, da ſah es erſchrecklich aus! Oben in jedem Baum hingen drei, vier Königsſöhne, die um die Prinzeſſin gefreiet hatten, aber die Sachen, die ſie ihnen aufgegeben, nicht hatten rathen können. Jedesmal, wenn es wehte, klapperten alle Gerippe, ſo daß die kleinen Vögel erſchraken und nie in den Garten zu kommen wagten; alle Blumen waren an Menſchenknochen aufgebunden, und in Blumentöpfen ſtanden Todtenköpfe und grinſten. Das war wahrlich ein ſonderbarer Garten für eine Prinzeſſin.

„Hier ſiehſt du es!“ ſagte der alte König, „es wird dir ebenſo wie all den Andern ergehen, die du hier gewährſt, laß es deshalb lieber ſein; du machſt mich wirklich unglücklich, denn ich nehme mir das ſo zu Herzen!“

Johannes küßte dem guten alten König die Hand und ſagte, es würde ſchon gut gehen, denn er ſei ganz entzückt von der ſchönen Prinzeſſin.

Da kam die Prinzeſſin ſelbſt mit allen ihren Damen in den Schloßhof geritten, ſie gingen deshalb zu ihr hinaus und ſagten ihr guten Tag. Sie war ſo wunderſchön anzuſchauen und reichte **Johannes** die Hand, und er hielt noch viel mehr von ihr als früher, ſie konnte ſicher keine böſe Hexe ſein, wie alle Leute es ihr nachſagten. — Dann begaben ſie ſich in den Saal, und die kleinen Pagen präſentirten ihnen Eingemachtes und Pfeffernüſſe, aber der alte König war ſo betrübt, er konnte gar nichts eſſen, und die Pfeffernüſſe waren ihm auch zu hart.

Es wurde beſtimmt, daß **Johannes** am nächſten Morgen wieder nach dem Schloſſe kommen ſolle, dann würden die Richter und der ganze Rath verſammelt ſein und hören, wie es ihm beim Rathen ergehe. Würde er gut dabei fahren, ſo ſollte er dann noch zweimal kommen, aber es war noch nie Jemand da geweſen, der das erſte Mal gerathen hatte, und dann mußte er das Leben verlieren.

Johannes war gar nicht bekümmert darum, wie es ihm ergehen würde, er war vielmehr vergnügt, gedachte nur der ſchönen Prinzeſſin und glaubte ganz ſicher, der liebe Gott werde ihm ſchon helfen, aber wie, das wußte er nicht und wollte lieber gar nicht daran denken. Er tanzte auf der Landſtraße dahin, als er nach dem Wirthshauſe zurückkehrte, wo der Reiſekamerad auf ihn wartete.

Johannes konnte nicht fertig damit werden zu erzählen, wie artig die Prinzeſſin gegen ihn geweſen und wie ſchön ſie ſei; er ſehnte ſich ſchon ſo ſehr nach dem nächſten Tage, wo er in das Schloß ſollte, um ſein Glück mit Rathen zu verſuchen.

Aber der Reiſekamerad ſchüttelte mit dem Kopfe und war ganz betrübt. „Ich bin dir ſo gut!“ ſagte er, „wir hätten noch lange zuſammen ſein können, und nun ſoll ich dich ſchon verlieren! Du armer, lieber Johannes, ich könnte weinen, aber ich will am letzten Abend, den wir vielleicht zuſammen ſind, deine Freude nicht ſtören. Wir wollen luſtig ſein, recht luſtig; morgen, wenn du fort biſt, kann ich ungeſtört weinen.“

Alle Leute drinnen in der Stadt hatten ſogleich erfahren, daß ein neuer Freier der Prinzeſſin angekommen war, und deshalb herrſchte große Betrübniß. Das Schauſpielhaus blieb geſchloſſen, alle Kuchenfrauen banden Flor um ihre Zuckermänner, der König und die Prieſter lagen auf den Knieen in den Kirchen, es war ſolche Betrübniß, denn es konnte Johannes ja nicht beſſer ergehen, als es allen den übrigen Freiern ergangen war.

Gegen Abend bereitete der Reiſekamerad eine große Bowle Punſch und ſagte zu Johannes: „nun wollen wir recht luſtig ſein und auf der Prinzeſſin Geſundheit trinken.“ Als aber Johannes zwei Gläſer voll getrunken hatte, wurde er ſo ſchläfrig, daß es ihm unmöglich wurde, die

Augen offen zu halten, er ſank in tiefen Schlaf. Der Reiſekamerad hob ihn ganz ſachte vom Stuhle auf und legte ihn in das Bett hinein, und als es dann dunkle Nacht wurde, nahm er die beiden großen Flügel, die er dem Schwane abgehauen hatte, und band ſie an ſeine Schultern feſt; die größte Ruthe, die er von der alten Frau erhalten, welche gefallen war und das Bein gebrochen hatte, ſteckte er in ſeine Taſche, öffnete das Fenſter und flog ſo über die Stadt, gerade nach dem Schloſſe hin, wo er ſich in einen Winkel eben unter das Fenſter ſetzte, welches in die Schlafſtube der Prinzeſſin hineinging.

Es war ganz ſtille in der ganzen Stadt; nun ſchlug die Uhr drei Viertel auf Zwölf, das Fenſter ging auf, und die Prinzeſſin flog in einem langen weißen Mantel und mit ſchwarzen Flügeln über die Stadt weg, hinaus zu einem großen Berge; aber der Reiſekamerad machte ſich unſichtbar, ſo daß ſie ihn gar nicht ſehen konnte, flog hinterher und peitſchte die Prinzeſſin mit ſeiner Ruthe, ſo daß ordentlich Blut kam, wo er ſchlug. Ah, das war eine Fahrt durch die Luft! Der Wind faßte ihren Mantel, der ſich nach allen Seiten ausbreitete, gleich einem großen Schiffsſegel, und der Mond ſchien durch denſelben.

„Wie es hagelt! wie es hagelt!“ ſagte die Prinzeſſin bei jedem Schlage, den ſie von der Ruthe bekam, und das war ihr ſchon recht. Endlich kam ſie hinaus zum Berge und klopfte an. Es rollte gleich dem Donner, indem der Berg ſich öffnete, und die Prinzeſſin ging hinein; der Reiſekamerad folgte ihr, denn Niemand konnte ihn ſehen, er war unſichtbar. Sie gingen durch einen großen langen Gang, wo die Wände ganz beſonders glänzten, es waren über tauſend glühende Spinnen, die an der Mauer auf und ab liefen und wie Feuer leuchteten. Nun kamen ſie in einen großen Saal, von Silber und Gold erbaut; Blumen, ſo groß wie Sonnenblumen, rothe und blaue, glänzten an den Wänden, aber Niemand konnte die Blumen pflücken, denn die Stengel waren häßliche, giftige Schlangen, und die Blumen waren Feuer, welches ihnen aus dem Rachen heraus brannte. Die ganze Decke war mit leuchtenden Johanniswürmchen und himmelblauen Fledermäuſen bedeckt, die mit den dünnen Flügeln ſchlugen, es ſah ganz ſchauerlich aus. Mitten auf dem Fußboden war ein Thron, der von vier Pferdegerippen getragen wurde, welchen Zaumzeug von den rothen Feuer-Spinnen aufgelegt war; der Thron ſelbſt war von milchweißem Glaſe, und die Kiſſen waren kleine ſchwarze Mäuſe, die einander in den Schwanz biſſen. Ueber demſelben war ein Dach von roſenrother Spinnewebe, mit den niedlichſten kleinen grünen Fliegen beſetzt, welche wie Edelſteine glänzten. Auf dem Throne ſaß ein alter Zauberer, mit einer Krone auf dem häßlichen Kopf und einem Scepter in der Hand. Er küßte die Prinzeſſin auf die Stirn, ließ ſie ſich zu ſeiner Seite auf den koſtbaren Thron ſetzen, und nun begann die Muſik. Große, ſchwarze Heuſchrecken ſpielten die Mundharmonika, und die Eule ſchlug ſich auf den Leib, denn ſie hatte keine Trommel. Das war ein poſſierliches Concert. Kleine ſchwarze Kobolde mit einem Irrlicht auf der Mütze tanzten im Saale herum. Niemand aber konnte den Reiſekameraden erblicken, er hatte ſich gerade hinter den Thron geſtellt und hörte und ſah Alles. Die Hofleute, die nun herein kamen, waren ſo fein und vornehm, aber der, welcher ordentlich ſehen konnte, merkte wohl, wie es damit zuſammenhing. Sie waren nichts weiter, als Beſenſtiele mit Kohlköpfen darauf, in die der Zauberer Leben gehext und denen er geſtickte Kleider gegeben hatte. Aber das machte nichts aus, ſie wurden doch nur zum Staat gebraucht.

Nachdem nun etwas getanzt worden war, erzählte die Prinzeſſin dem Zauberer, daß ſie einen neuen Freier erhalten habe, und fragte deshalb, woran ſie wohl denken ſollte, um ihn am nächſten Morgen danach zu fragen, wenn er nach dem Schloſſe käme.

„Höre!“ ſagte der Zauberer, „das will ich dir ſagen! Du mußt etwas recht Leichtes wählen, denn ſo fällt er gar nicht darauf. Denke an deinen einen Schuh. Das räth er nicht. Laß ihm dann den Kopf abhauen, doch vergiß nicht: wenn du morgen Nacht wieder zu mir herauskommſt, mir ſeine Augen zu bringen, denn die will ich eſſen!“

Die Prinzeſſin verneigte ſich ganz tief und ſagte, ſie würde die Augen nicht vergeſſen. Der Zauberer öffnete nun den Berg, und ſie flog wieder zurück, aber der Reiſekamerad folgte ihr und prügelte ſie wieder ſo ſtark mit der Ruthe, daß ſie ganz tief ſeufzte über das ſtarke Hagelwetter, und ſich ſo ſehr ſie konnte beeilte, durch das Fenſter in ihre Schlafſtube zu gelangen; der Reiſekamerad dagegen flog zum Wirthshauſe zurück, wo Johannes noch ſchlief, löſete ſeine Flügel ab, und legte ſich dann auch auf das Bett, denn er konnte wohl ermüdet ſein.

Es war ganz früh am Morgen, als Johannes erwachte; der Reiſekamerad ſtand auch auf und erzählte, daß er dieſe Nacht einen ganz ſonderbaren Traum von der Prinzeſſin und ihrem Schuh gehabt habe, und bat ihn deshalb doch zu fragen, ob die Prinzeſſin nicht an ihren Schuh gedacht haben ſollte, denn das war es ja, was er von dem Zauberer im Berge gehört hatte.

„Ich kann eben ſo gut danach als nach etwas anderem fragen,“ ſagte Johannes, vielleicht iſt das ganz richtig, was du geträumt haſt, denn ich vertraue auf den lieben Gott, der mir ſchon helfen wird. Aber ich will dir doch Lebewohl ſagen, denn rathe ich falſch, bekomme ich dich nie mehr zu ſehen!“

Dann küßten ſie ſich, und Johannes ging in die Stadt und nach dem Schloſſe. Der ganze Saal war mit Menſchen angefüllt, die Richter ſaßen in ihren Lehnſtühlen und hatten Eiderdunen-Kiſſen unter dem Kopfe, denn ſie hatten ſo viel zu denken. Der alte König ſtand auf und trocknete ſeine Augen mit einem weißen Taſchentuche. Nun trat die Prinzeſſin herein, ſie war noch viel ſchöner als geſtern, und grüßte Alle ſo lieblich, aber dem Johannes gab ſie die Hand und ſagte: „Guten Morgen, Du!“

Nun ſollte Johannes rathen, woran ſie gedacht habe. Gott! wie ſah ſie ihn freundlich an, aber ſowie ſie ihn das eine Wort: Schuh ausſprechen hörte, wurde ſie kreideweiß im Geſicht und zitterte am ganzen Körper, aber das konnte ihr nichts helfen, denn er hatte richtig gerathen!

Der tauſend! wie wurde der alte König vergnügt; er ſchoß einen Purzelbaum, daß es eine Luſt war, und alle Leute klatſchten in die Hände, ihm und Johannes zu Ehren, der das erſte Mal richtig gerathen hatte.

Der Reiſekamerad war auch erfreut, als er erfuhr, wie gut es abgelaufen war; aber Johannes faltete ſeine Hände und dankte ſeinem Gott, der ihm ſicher die beiden andern Male wieder helfen würde. Am nächſten Tage ſollte ſchon wieder gerathen werden.

Der Abend verging ebenſo wie der geſtrige. Als Johannes ſchlief, flog der Reiſekamerad hinter der Prinzeſſin her zum Berge hinaus und prügelte ſie noch ſtärker, als das vorige Mal, denn nun hatte er zwei Ruthen genommen; Niemand bekam ihn zu ſehen und er hörte Alles. Die Prinzeſſin wollte an ihren Handſchuh denken, und das erzählte er wieder dem Johannes, gerade als ob es ein Traum ſei; daher konnte derſelbe richtig rathen, und es verurſachte eine große Freude auf dem Schloſſe. Der ganze Hof ſchoß Purzelbäume, gerade ſo wie ſie es vom Könige das erſte Mal hatten machen ſehen; aber die Prinzeſſin lag auf dem Sopha und wollte nicht ein einziges Wort ſagen. Nun kam es darauf an, ob Johannes das dritte Mal richtig rathen konnte. Glückte es, ſo ſollte er ja die ſchöne Prinzeſſin haben und nach dem Tode des alten Königs das ganze Königreich erben; rieth er falſch, ſo ſollte er ſein Leben verlieren und der Zauberer ſeine ſchönen blauen Augen eſſen.

Den Abend vorher ging Johannes zeitig zu Bett, betete ſein Abendgebet und ſchlief dann ganz ruhig; aber der Reiſekamerad band ſeine Flügel an den Rücken, den Säbel aber an ſeine Seite, nahm alle drei Ruthen mit ſich und ſo flog er nach dem Schloſſe.

Es war ganz ſtockfinſtere Nacht, es ſtürmte, ſo daß die Dachſteine von den Häuſern flogen, und die Bäume drinnen im Garten, wo die Gerippe hingen, bogen ſich gleich dem Schilfe vom Sturmwind; es blitzte jeden Augenblick, und der Donner rollte gerade als ob es nur ein einziger Schlag ſei, der die ganze Nacht währte. Nun ging das Fenſter auf und die Prinzeſſin flog heraus; ſie war ſo bleich wie der Tod, aber ſie lachte über das böſe Wetter, meinte, es ſei noch nicht ſtark genug, und ihr weißer Mantel wirbelte in der Luft herum, gleich einem großen Schiffsſegel, aber der Reiſekamerad peitſchte ſie mit ſeinen drei Ruthen, daß das Blut auf die Erde tröpfelte und ſie zuletzt kaum weiter fliegen konnte. Endlich kam ſie doch nach dem Berge.

„Es hagelt und ſtürmt,“ ſagte ſie; „nie bin ich in ſolchem Wetter ausgeweſen.“

„Man kann auch des Guten zu viel haben,“ ſagte der Zauberer. Nun erzählte ſie ihm, daß Johannes auch das zweite Mal richtig gerathen habe; würde er nun daſſelbe morgen thun, ſo hätte er gewonnen, und ſie könne nie mehr nach dem Berge hinaus kommen, ſollte nie mehr ſolche Zauberkünſte wie früher machen können; deshalb war ſie ganz betrübt.

„Er ſoll es nicht rathen können!“ ſagte der Zauberer, „ich werde ſchon etwas erdenken, was er ſich nie gedacht hat, oder er müßte ein größerer Zauberer ſein als ich. Aber nun wollen wir luſtig ſein!“ und dann faßte er die Prinzeſſin bei beiden Händen, und ſie tanzten mit allen den kleinen Kobolden mit Irrlichtern herum, die in dem Zimmer waren; die rothen Spinnen ſprangen an den Wänden eben ſo luſtig auf und nieder, es ſah aus als ob Feuerblumen ſprüheten. Die Eule ſchlug auf die Trommel, die Heimchen pfiffen, und die ſchwarzen Heuſchrecken blieſen die Mundharmonika. Es war ein luſtiger Ball! —

Als ſie nun lange genug getanzt hatten, mußte die Prinzeſſin nach Hauſe, ſonſt möchte ſie im Schloſſe vermißt werden; der Zauberer ſagte, daß er ſie begleiten wolle, dann wären ſie doch noch unterwegs beiſammen.

Dann flogen ſie im böſen Wetter davon, und der Reiſekamerad ſchlug ſeine drei Ruthen auf ihrem Rücken entzwei; nie war der Zauberer in ſolchem Hagelwetter ausgeweſen. Draußen vor dem Schloſſe ſagte er der Prinzeſſin Lebewohl und flüſterte ihr zugleich zu: „Denke an meinen Kopf!“ aber der Reiſekamerad hörte es wohl, und gerade in dem Augenblick, als die Prinzeſſin durch das Fenſter in ihr Schlafzimmer ſchlüpfte und der Zauberer wieder umkehren wollte, ergriff er ihn an ſeinem langen ſchwarzen Bart, und hieb mit dem Säbel ſeinen häßlichen Zauberkopf gerade bei den Schultern ab, ſo daß der Zauberer ihn nicht einmal ſelbſt zu ſehen bekam; den Körper warf er hinaus in den See zu den Fiſchen, doch den Kopf tauchte er nur in das Waſſer und band ihn dann in ſein ſeidenes Taſchentuch, nahm ihn mit nach dem Wirthshauſe und legte ſich dann ſchlafen.

Am nächſten Morgen gab er Johannes das Taſchentuch und ſagte ihm dabei, daß er es nicht aufbinden dürfe, bevor die Prinzeſſin frage, woran ſie gedacht habe.

Es waren ſo viele Menſchen in dem großen Saale auf dem Schloſſe, daß ſie ſo dicht ſtanden, wie Radieschen, die in ein Bündel zuſammengeknüpft ſind. Der Rath ſaß in ſeinen Stühlen mit den weichen Kiſſen, und der alte König hatte neue Kleider an, die goldene Krone und das Scepter waren polirt, es ſah ganz feierlich aus; aber die Prinzeſſin war ganz bleich und hatte ein kohlſchwarzes Kleid an, als gehe ſie zum Begräbniß.

„Woran habe ich gedacht?“ fragte ſie Johannes, und ſogleich löſte er das Taſchentuch auf, und war ſelbſt ganz erſchrocken, als er das häßliche Zaubererhaupt erblickte. Es ſchauderte allen Menſchen, denn es war erſchrecklich anzuſehen, aber die Prinzeſſin ſaß gerade wie ein Steinbild und konnte nicht ein einziges Wort ſagen; zuletzt erhob ſie ſich und reichte Johannes die Hand, denn er hatte ja richtig gerathen; ſie ſah weder auf den Einen noch auf den Andern, ſondern ſeufzte ganz laut: „Nun biſt du mein Herr! dieſen Abend wollen wir Hochzeit halten!“

„Das gefällt mir!“ ſagte der alte König, „ſo will ich es haben!“ Alle Leute riefen Hurrah, die Wachparade machte Muſik in den Straßen, die Glocken läuteten, und die Kuchenfrauen nahmen den ſchwarzen Flor von ihren Zuckermännern, denn nun herrſchte Freude. Drei ganze gebratene Ochſen, mit Enten und Hühnern gefüllt, wurden mitten auf den Markt geſetzt, jeder konnte ſich ein Stück abſchneiden; in den Waſſerkünſten ſprudelte der ſchönſte Wein, und kaufte man eine Schilling-Brezel beim Bäcker, ſo bekam man ſechs große Zwieback als Zugabe, und den Zwieback mit Roſinen darin.

Am Abend war die ganze Stadt erleuchtet; die Soldaten ſchoſſen mit Kanonen, die Knaben mit Knallerbſen, und es wurde gegeſſen und getrunken, angeſtoßen und geſprungen oben im Schloſſe, alle die vornehmen Herren und ſchönen Fräulein tanzten mit einander; man konnte in weiter Ferne hören, wie ſie ſangen:

Hier ſind viel hübſche Mädchen,
Die gerne tanzen rund herum,
Dreh'n ſich wie Spinnerädchen;
Hübſches Mädchen ſchwenk' dich um.
Tanzt und ſpringet immer zu,
Bis die Sohle fällt vom Schuh.

Aber die Prinzeſſin war ja noch eine Hexe und mochte Johannes gar nicht leiden; das fiel dem Reiſekameraden ein, und deshalb gab er Johannes drei Federn aus den Schwanenflügeln und eine kleine Flaſche mit einigen Tropfen darin, ſagte ihm dann, daß er ein großes Faß mit Waſſer gefüllt vor das Bett der Prinzeſſin ſetzen laſſen ſolle, und wenn die Prinzeſſin hinein ſteigen wollte, ſolle er ihr einen kleinen Stoß geben, ſo daß ſie in das Waſſer hinunter fiele, wo er ſie dreimal untertauchen müſſe, nachdem er vorher die Federn und die Tropfen hineingeſchüttet habe, dann würde ſie ihre Zauberei verlieren und ihn recht lieb haben.

Johannes that Alles, was der Reiſekamerad ihm gerathen hatte; die Prinzeſſin ſchrie ganz laut, indem er ſie unter das Waſſer tauchte, und zappelte ihm unter den Händen als ein großer kohlſchwarzer Schwan, mit funkelnden Augen; als ſie das zweite Mal wieder über das Waſſer herauf kam, war der Schwan weiß, bis auf einen ſchwarzen Ring um den Hals. Johannes betete fromm zu Gott und ließ das Waſſer das dritte Mal über dem Vogel zuſammenſchlagen, und in demſelben Augenblicke wurde dieſer in die ſchönſte Prinzeſſin verwandelt. Sie war noch ſchöner als zuvor und dankte ihm mit Thränen in ihren herrlichen Augen, daß er ihre Bezauberung gehoben habe.

Am nächſten Morgen kam der alte König mit ſeinem ganzen Hofſtaate, und da gab es ein Gratuliren bis ſpät in den Tag hinein; zu allerletzt kam der Reiſekamerad, er hatte ſeinen Stock in der Hand und das Ränzel auf dem Rücken. Johannes küßte ihn viele Male, ſagte, er dürfe nicht fortreiſen, er ſolle bei ihm bleiben, denn er wäre ja die Urſache ſeines ganzen Glückes. Aber der Reiſekamerad ſchüttelte mit dem Kopfe, und ſagte ſo mild und freundlich: „Nein, nun iſt meine Zeit um. Ich habe nur meine Schuld bezahlt. Erinnerſt du dich des todten Mannes, dem die böſen Menſchen Uebles thun wollten? Du gabſt Alles, was du beſaßeſt, damit er Ruhe in ſeinem Grabe haben könnte. Der Todte bin ich!“

In demſelben Augenblicke war er verſchwunden. —

Die Hochzeit währte nun einen ganzen Monat, Johannes und die Prinzeſſin liebten einander innig, und der alte König erlebte manche frohe Tage und ließ ihre kleinen Kinderchen auf ſeinen Knieen reiten und mit ſeinem Scepter ſpielen; aber Johannes war König über das ganze Land.

Die Springer.

Der Floh, die Heuſchrecke und der Springbock wollten einmal ſehen, wer von ihnen am höchſten ſpringen könnte, und da luden ſie die ganze Welt ein und wer ſonſt noch kommen wollte, die Pracht mit anzuſehen, und es waren drei tüchtige Springer, die ſich im Zimmer verſammelten.

„Ja, ich gebe meine Tochter dem, der am höchſten ſpringt!“ ſagte der König, „denn es wäre zu ärmlich, wenn die Perſonen umſonſt ſpringen ſollten.“

Der Floh kam zuerſt vor, er hatte ſo niedliche Manieren und grüßte nach allen Seiten, denn er hatte Fräulein-Blut in den Adern und war gewohnt, nur mit Menſchen umzugehen, und das macht ſehr viel aus.

Nun kam die Heuſchrecke, die war freilich bedeutend ſchwerer, aber ſie hatte doch eine ganz hübſche Figur und trug grüne Uniform, und die war ihr angeboren; überdies behauptete die Perſon, daß ſie im Lande Aegypten einer ſehr alten Familie angehöre, und daß ſie hier hochgeſchätzt ſei. Sie war gerade vom Felde genommen und in ein Kartenhaus geſetzt worden, welches drei Etagen hoch war, alle aus Karten-Figuren, welche die bunte Seite einwärts kehrten, zuſammengeklebt; da waren ſowohl Thüren als Fenſter und zwar im Leibe der Coeur-Dame ausgeſchnitten. „Ich ſinge ſo,“ ſagte er, „daß ſechszehn eingeborene Heimchen, die von Klein auf gepfiffen und doch kein Kartenhaus erhalten haben, ſich noch dünner ärgerten, als ſie ſchon waren, als ſie mich hörten!“

Alle beide, der Floh und die Heuſchrecke, thaten ſo gehörig kund, wer ſie waren, und daß ſie glaubten, eine Prinzeſſin heirathen zu können.

Der Springbock ſagte nichts, aber man erzählte von ihm, daß er deſto mehr dächte, und als der Hofhund ihn nur beſchnüffelte, haftete er dafür, daß der Springbock von guter Familie und von dem Bruſtknochen einer ächten Gans gemacht ſei; der alte Rathsherr, der drei Orden für das Stillſchweigen erhalten hatte, verſicherte, daß der Springbock mit Weiſſagungs-Kraft begabt wäre, man könnte an ſeinem Knochen erkennen, ob man einen milden oder einen ſtrengen Winter bekäme, und das kann man nicht einmal aus den Bruſtknochen deſſen ſehen, der den Kalender ſchreibt.

„Ja, ich ſage nun gar nichts!“ ſagte der alte König, „aber ich gehe nun immer ſo und denke das meine!“

Nun war es um den Sprung zu thun. Der Floh ſprang ſo hoch, daß Niemand es ſehen konnte, und da behaupteten ſie, daß er gar nicht geſprungen hätte, und das war doch nichtswürdig!

Die Heuſchrecke ſprang nur halb ſo hoch, aber ſie ſprang dem Könige gerade in's Geſicht, und da ſagte dieſer, das wäre häßlich.

Der Springbock ſtand lange ſtill und bedachte ſich, am Ende glaubte man, daß er gar nicht ſpringen könne.

„Wenn ihm nur nicht unwohl geworden iſt!“ ſagte der Hofhund, und dann beſchnüffelte er ihn wieder: rutſch! da ſprang er einen kleinen ſchiefen Sprung hin in den Schooß der Prinzeſſin, welche niedrig auf einem goldenen Schemel ſaß.

Da ſagte der König: „Der höchſte Sprung iſt der, zu meiner Tochter hinaufzuſpringen, denn darin liegt das Feine, aber es gehört Kopf dazu, darauf zu kommen, und der Springbock hat gezeigt, daß er Kopf hat.“

Und deshalb erhielt er die Prinzeſſin.

„Ich ſprang doch am höchſten!“ ſagte der Floh. „Aber es iſt einerlei! laß ſie nur den Gänſeknochen mit Stock und Pech haben! Ich ſprang doch am höchſten, allein es gehört in dieſer Welt ein Körper dazu, damit man geſehen werden kann!“

Und darauf ging der Floh in fremde Kriegsdienſte, wo er, wie man ſagt, erſchlagen worden ſein ſoll.

Die Heuſchrecke ſetzte ſich draußen in den Graben und dachte darüber nach, wie es eigentlich in der Welt zugehe, und ſie ſagte auch: „Körper gehört dazu! Körper gehört dazu!“ und dann ſang ſie ihr eigenes trübſeliges Lied, und daraus haben wir die Geſchichte entlehnt, die trotz dem wohl erlogen ſein könnte, wenn ſie auch gedruckt iſt.

Die Nachtigall.

In China, weißt du wohl, iſt der Kaiſer ein Chineſe, und alle, die er um ſich hat, ſind auch Chineſen. Es iſt nun viele Jahre her, aber gerade deshalb iſt es werth, die Geſchichte zu hören, ehe ſie vergeſſen wird! Des Kaiſers Schloß war das prächtigſte der Welt, ganz und gar von feinem Porzellan, ſo koſtbar, aber ſo ſpröde, ſo mißlich daran zu rühren, daß man ſich ordentlich in Acht nehmen mußte. Im Garten ſah man die wunderlichſten Blumen und an die allerprächtigſten waren Silberglocken gebunden, welche erklangen, damit man nicht vorbei gehen möchte, ohne die Blumen zu bemerken. Ja, Alles war in des Kaiſers Garten ſo ausſpeculirt, und er erſtreckte ſich ſo weit, daß der Gärtner ſelbſt das Ende deſſelben nicht kannte; ging man immer weiter, ſo kam man in den herrlichſten Wald mit hohen Bäumen und tiefen Seen. Der Wald ging gerade hinunter bis zum Meere, welches blau und tief war; große Schiffe konnten bis unter die Zweige hinſegeln, und in dieſen wohnte eine Nachtigall, die ſo herrlich ſang, daß ſelbſt der arme Fiſcher, der ſo viel Anderes zu thun hatte, ſtill hielt und horchte, wenn er des Nachts ausgefahren war, um das Fiſchnetz aufzuziehen, und dann die Nachtigall hörte. „Ach Gott, wie iſt das ſchön!“ ſagte er, aber dann mußte er auf ſeine Sachen Acht geben und vergaß den Vogel; doch wenn der in der nächſten Nacht wieder ſang und der Fiſcher dorthin kam, ſagte er daſſelbe: „Ach Gott, wie iſt das doch ſchön!“

Aus allen Ländern der Welt kamen Reiſende nach der Stadt des Kaiſers und bewunderten dieſelbe, das Schloß und den Garten, doch wenn ſie die Nachtigall zu hören bekamen, ſagten ſie alle: „Das iſt doch das Beſte!“

Und die Reiſenden erzählten davon, wenn ſie nach Hauſe kamen, und die Gelehrten ſchrieben viele Bücher über die Stadt, das Schloß und den Garten, aber die Nachtigall vergaßen ſie nicht, ſie wurde am Höchſten geſtellt; und die, welche dichten konnten, ſchrieben die herrlichſten Gedichte über die Nachtigall im Walde bei dem tiefen See.

Die Bücher durchliefen die Welt, und einige kamen dann auch einmal zum Kaiſer. Er ſaß in ſeinem goldnen Stuhle, las und las, jeden Augenblick nickte er mit dem Kopfe, denn es freute ihn, die prächtigen Beſchreibungen der Stadt, des Schloſſes und des Gartens zu vernehmen. „Aber die Nachtigall iſt doch das Allerbeſte!“ ſtand da geſchrieben.

„Was iſt das?“ ſagte der Kaiſer, „die Nachtigall kenne ich ja gar nicht! Iſt ein ſolcher Vogel hier in meinem Kaiſerreiche, und ſogar in meinem Garten? Das habe ich nie gehört! So etwas ſoll man erſt aus Büchern erfahren?“

Und dann rief er ſeinen Cavalier, der war ſo vornehm, daß, wenn Jemand, der geringer als er war, mit ihm zu ſprechen oder ihn um etwas zu fragen wagte, er weiter nichts erwiederte, als: „P!“ und das hat nichts zu bedeuten.

„Hier ſoll ja ein höchſt merkwürdiger Vogel ſein, welcher Nachtigall genannt wird!“ ſagte der Kaiſer, „man ſpricht, dies ſei das Allerbeſte in meinem großen Reiche, weshalb hat man mir nie etwas davon geſagt?“

„Ich habe ihn früher nie nennen hören!“ ſagte der Cavalier, „er iſt nie bei Hofe vorgeſtellt worden!“ —

„Ich will, daß er heut Abend herkommen und vor mir ſingen ſoll!“ ſagte der Kaiſer. „Die ganze Welt weiß, was ich habe, und ich weiß es nicht!“

„Ich habe ihn früher nie nennen hören!“ ſagte der Cavalier, „ich werde ihn ſuchen, ich werde ihn finden!“ —

Aber wo war der zu finden? Der Cavalier lief alle Treppen auf und nieder, durch Säle und Gänge, aber Keiner von allen denen, auf die er traf, hatte von der Nachtigall ſprechen hören, und der Cavalier lief wieder zum Kaiſer und ſagte, daß es ſicher eine Fabel von denen ſein müßte, die da Bücher ſchrieben. „Dero Kaiſerliche Majeſtät können gar nicht glauben, was Alles geſchrieben wird! Das ſind Erdichtungen und etwas, was man die ſchwarze Kunſt nennt.“

„Aber das Buch, in dem ich dieſes geleſen habe,“ ſagte der Kaiſer, „iſt mir von dem großmächtigen Kaiſer von Japan geſandt, und es kann alſo keine Unwahrheit ſein. Ich will die Nachtigall hören! Sie muß heut Abend hier ſein! Sie hat meine höchſte Gnade! und kömmt ſie nicht, ſo ſoll der ganze Hof auf den Leib getrampelt werden, wenn er Abendbrot gegeſſen hat!“

„Tſing-pe!“ ſagte der Cavalier und lief wieder alle Treppen auf und nieder, durch alle Säle und Gänge; und der halbe Hof lief mit, denn ſie wollten nicht gern auf den Leib getrampelt werden. Da gab es ein Fragen nach der merkwürdigen Nachtigall, welche die ganze Welt kannte, nur Niemand bei Hofe.

Endlich trafen ſie ein kleines, armes Mädchen in der Küche. Sie ſagte: „O Gott, die Nachtigall, die kenne ich gut; ja, wie kann die ſingen! Jeden Abend habe ich Erlaubniß, meiner armen kranken Mutter Ueberbleibſel vom Tiſche mit nach Hauſe zu bringen, ſie wohnt unten am Strande, und wenn ich zurückgehe, müde bin und im Walde ausruhe, dann höre ich die Nachtigall ſingen! Es kommt mir dabei das Waſſer in die Augen, und es iſt gerade, als ob meine Mutter mich küßte!“

„Kleine Köchin!“ ſagte der Cavalier, „ich werde dir eine feſte Anſtellung in der Küche und die Erlaubniß, den Kaiſer ſpeiſen zu ſehen, verſchaffen, wenn du uns zur Nachtigall führen kannſt, denn ſie iſt zu heut Abend angeſagt.“

Und ſo zogen ſie alle hinaus in den Wald, wo die Nachtigall zu ſingen pflegte; der halbe Hof war mit. Als ſie im beſten Zuge waren, fing eine Kuh zu brüllen an.

„O!“ ſagten die Hofjunker, „nun haben wir ſie! das iſt doch eine merkwürdige Kraft in einem ſo kleinen Thiere! Die habe ich ſicher ſchon früher gehört!“

„Nein, das ſind Kühe, welche brüllen!“ ſagte die kleine Köchin, „wir ſind noch weit von dem Orte entfernt!“

Nun quakten die Fröſche im Sumpfe.

„Herrlich!“ ſagte der chineſiſche Hofprediger, „nun höre ich ſie, es klingt gerade wie kleine Kirchenglocken.“

„Nein, das ſind Fröſche!“ ſagte die kleine Köchin, „Aber nun denke ich, werden wir ſie bald hören!“

Da begann die Nachtigall zu ſingen.

„Das iſt ſie,“ ſagte das kleine Mädchen, „hört! hört! und da ſitzt ſie!“ und ſie zeigte nach einem kleinen grauen Vogel oben in den Zweigen.

„Iſt es möglich!“ ſagte der Cavalier, „ſo hätte ich ſie mir nimmer gedacht! wie ſie ſimpel ausſieht! ſie hat ſicher ihre Farbe darüber verloren, daß ſie ſo viele vornehme Menſchen um ſich erblickt!“

„Kleine Nachtigall!“ rief die kleine Köchin ganz laut, „unſer gnädigſter Kaiſer wünſcht, daß Sie vor ihm ſingen möchten!“

„Mit dem größten Vergnügen!“ ſagte die Nachtigall und ſang dann, daß es eine Luſt war.

„Es klingt gerade wie Glasglocken!“ ſagte der Cavalier, „und ſeht die kleine Kehle, wie ſie arbeitet! es iſt merkwürdig, daß wir ſie früher nie gehört haben! ſie wird großen Succès bei Hofe haben!“

„Soll ich noch einmal vor dem Kaiſer ſingen?“ ſagte die Nachtigall, welche glaubte, der Kaiſer ſei auch da.

„Meine vortreffliche kleine Nachtigall!“ ſagte der Cavalier, „ich habe die große Freude, Sie zu einem Hoffeſte heute Abend einzuladen, wo Sie Dero hohe kaiſerliche Gnaden mit ihrem ſcharmanten Geſang bezaubern werden!“

„Der nimmt ſich am beſten im Grünen aus!“ ſagte die Nachtigall, aber ſie kam doch gerne mit, als ſie hörte, daß es der Kaiſer wünſchte.

Auf dem Schloſſe war ordentlich aufgeputzt. Die Wände und der Fußboden, welche von Porzellan waren, glänzten im Strahle vieler tauſend Goldlampen; die prächtigſten Blumen, welche recht klingeln konnten, waren in den Gängen aufgeſtellt; das war ein Laufen und ein Zugwind, aber alle Glocken klingelten ſo, daß man ſein eigenes Wort nicht hören konnte.

Mitten in dem großen Saal, wo der Kaiſer ſaß, war ein goldener Stecken hingeſtellt, und auf dem ſollte die Nachtigall ſitzen; der ganze Hof war da, und die kleine Köchin hatte die Erlaubniß erhalten, hinter der Thür zu ſtehen, da ſie nun den Titel einer wirklichen Hofköchin bekommen hatte. Alle waren in ihrem größten Staat, und Alle ſahen nach dem kleinen grauen Vogel, dem der Kaiſer zunickte.

Und die Nachtigall ſang ſo herrlich, daß dem Kaiſer die Thränen in die Augen traten, die Thränen liefen ihm über die Wangen hernieder, und da ſang die Nachtigall noch ſchöner, das ging recht zu Herzen; und der Kaiſer war ſo froh, und er ſagte, daß die Nachtigall ſeinen goldnen Pantoffel um den Hals zu tragen haben ſolle. Aber die

Nachtigall dankte, ſie habe ſchon Belohnung genug erhalten:

„Ich habe Thränen in des Kaiſers Augen geſehen, das iſt mir der reichſte Schatz! eines Kaiſers Thränen haben eine beſondere Kraft! Gott weiß es, ich bin genug belohnt!“ und darauf ſang ſie wieder mit ihrer ſüßen, herrlichen Stimme.

„Das iſt die liebenswürdigſte Koketterie, die ich kenne!“ ſagten die Damen ringsherum, und dann nahmen ſie Waſſer in den Mund, um zu klucken, wenn Jemand mit ihnen ſpräche; ſie glaubten dann auch Nachtigallen zu ſein; ja die Lakaien und Kammermädchen ließen melden, daß auch ſie zufrieden ſeien, und das will viel ſagen, denn ſie ſind am Schwerſten zu befriedigen. Kurz, die Nachtigall machte wahrlich Glück.

Sie ſollte nun bei Hofe bleiben, ihren eigenen Bauer ſammt der Freiheit haben, zweimal des Tages und einmal des Nachts herauszuſpazieren. Sie bekam dann zwölf Diener mit, welche ihr alle ein Seidenband um das Bein geſchlagen hatten, an dem ſie ſie recht feſt hielten. Es war durchaus kein Vergnügen bei einem ſolchen Ausflug.

Die ganze Stadt ſprach von dem merkwürdigen Vogel, und begegneten ſich zwei, ſo ſagte der Eine nichts Anderes als: „Nacht!“ — und der Andere ſagte: „gall“ *) und dann ſeufzten ſie und verſtanden einander, ja elf Hö-

---

*) Iſt im Original doppelſinnig, da im Däniſchen „gall“ verrückt heißt

kerkinder wurden nach ihr benannt, aber nicht eines von ihnen hatte einen Ton in der Kehle. —

Eines Tages erhielt der Kaiſer ein großes Packet, auf dem geſchrieben ſtand: die Nachtigall.

„Da haben wir nun ein neues Buch über unſeren berühmten Vogel!“ ſagte der Kaiſer; aber es war kein Buch, ſondern ein kleines Kunſtſtück, welches in einer Schachtel lag, eine künſtliche Nachtigall, die der lebenden gleichen ſollte, allein überall mit Diamanten, Rubinen und Saphiren beſetzt war; ſobald man den Kunſtvogel aufzog, konnte er eins der Stücke, die der wirkliche ſang, ſingen, und dann bewegte ſich der Schweif auf und nieder und glänzte von Silber und Gold. Um den Hals hing ein kleines Band, und darauf ſtand geſchrieben: „des Kaiſers von Japan Nachtigall iſt arm gegen die des Kaiſers von China.“

„Das iſt herrlich!“ ſagten ſie alle, und der, welcher den künſtlichen Vogel gebracht hatte, erhielt ſogleich den Titel: Kaiſerlicher Ober-Nachtigall-Bringer.

„Nun müſſen ſie zuſammen ſingen, was wird das für ein Duett werden!“

Und ſo mußten ſie zuſammen ſingen, aber es wollte nicht recht gehen, denn die wirkliche Nachtigall ſang auf ihre Weiſe, und der Kunſtvogel ging auf Walzen; „der hat keine Schuld,“ ſagte der Spielmeiſter, „der iſt beſonders taktfeſt und ganz nach meiner Schule!“ Nun ſollte der Kunſtvogel allein ſingen. Er machte eben ſo viel Glück, als der wirkliche, und dann war er ja ſo viel niedlicher anzuſehen: er glänzte wie Armbänder und Buſennadeln.

Drei und dreißig Mal ſang er ein und daſſelbe Stück, und war doch nicht müde; die Leute hätten ihn gern wieder von vorn gehört, aber der Kaiſer meinte, daß nun auch die lebendige Nachtigall etwas ſingen ſolle — — aber wo war die? Niemand hatte bemerkt, daß ſie aus dem offenen Fenſter fort zu ihren grünen Wäldern geflogen war.

„Aber was iſt denn das!“ ſagte der Kaiſer; und alle Hofleute ſchalten und meinten, daß die Nachtigall ein höchſt undankbares Thier ſei. „Den beſten Vogel haben wir doch!“ ſagten ſie; und ſo mußte denn der Kunſtvogel wieder ſingen, und das war das vier und dreißigſte Mal, daß ſie daſſelbe Stück zu hören bekamen, aber ſie konnten es noch nicht ganz auswendig, denn es war ſo ſchwer, und der Spielmeiſter lobte den Vogel ſo außerordentlich, ja er verſicherte, daß er beſſer als die wirkliche Nachtigall ſei, nicht nur was die Kleider und die vielen herrlichen Diamanten beträfe, ſondern auch innerlich.

„Denn ſehen Sie, meine Herrſchaften, der Kaiſer vor Allen! bei der wirklichen Nachtigall kann man nie berechnen, was da kommen wird, aber bei dem Kunſtvogel iſt Alles beſtimmt! Man kann es erklären, man kann ihn aufmachen und das menſchliche Denken zeigen, wie die Walzen liegen, wie ſie gehen, und wie das Eine aus dem Andern folgt!“ —

„Das ſind ganz meine Gedanken!“ ſagten ſie alle und der Spielmeiſter erhielt die Erlaubniß, am nächſten Sonntag den Vogel dem Volke vorzuzeigen; es ſollte ihn auch ſingen hören, befahl der Kaiſer; und es hörte ihn, und es wurde ſo vergnügt, als ob es ſich in Thee berauſcht hätte, denn das iſt ſo ganz chineſiſch, und da ſagten Alle: „Oh!“ und hielten den Zeigefinger in die Höhe, und nickten dazu; aber die armen Fiſcher, welche die wirkliche Nachtigall gehört hatten, ſagten: „es klingt hübſch genug, die Melodieen gleichen ſich auch, aber es fehlt etwas, ich weiß nicht was!“

Die wirkliche Nachtigall war aus dem Lande und Reiche verwieſen.

Der Kunſtvogel hatte ſeinen Platz auf einem Seidenkiſſen dicht bei des Kaiſers Bett; alle die Geſchenke, welche er erhalten, Gold und Edelſteine, lagen rings um ihn her, und im Titel war er zu einem „Hochkaiſerlichen Nachttiſch-Sänger“ geſtiegen, im Range Numero Eins zur linken Seite, denn der Kaiſer rechnete *die* Seite für die vornehmſte, auf der das Herz ſaß, und das Herz ſitzt auch bei einem Kaiſer links. Und der Spielmeiſter ſchrieb ein Werk von fünf und zwanzig Bänden über den Kunſtvogel; das war ſo gelehrt und ſo lang, voll von den allerſchwerſten chineſiſchen Wörtern, daß alle Leute ſagten, ſie hätten es geleſen und verſtanden, denn ſonſt wären ſie ja dumm geweſen und wären auf den Leib getrampelt worden.

So ging es ein ganzes Jahr; der Kaiſer, der Hof und alle die anderen Chineſen konnten jeden kleinen Kluck in des Kunſtvogels Geſang auswendig, aber gerade deshalb gefiel er ihnen jetzt am allerbeſten; ſie konnten ſelbſt mitſingen, und das thaten ſie. Die Straßenbuben ſangen: „zizizi!

kluckkluckkluck!“ und der Kaiſer ſang es; ja das war gewiß prächtig!

Aber eines Abends, als der Kunſtvogel am Beſten ſang, und der Kaiſer im Bett lag und darauf hörte, ſagte es „ſchwupp!“ inwendig im Vogel; da ſprang etwas; „ſchnurrrrrr!“ alle Räder liefen herum, und dann ſtand die Muſik ſtill.

Der Kaiſer ſprang gleich aus dem Bette und ließ ſeinen Leibarzt rufen, aber was konnte der helfen! Dann ließen ſie den Uhrmacher holen, und nach vielem Sprechen und Nachſehen bekam er den Vogel etwas zu Stande, aber er ſagte, daß er ſehr geſchont werden müſſe, denn die Zapfen ſeien abgenutzt, und es wäre unmöglich, neue ſo einzuſetzen, daß die Muſik ſicher ginge. Das war nun eine große Trauer! Nur einmal des Jahres durfte man den Kunſtvogel ſingen laſſen, und das war faſt ſchon zu viel; aber dann hielt der Spielmeiſter eine kleine Rede mit den ſchweren Worten und ſagte, daß es eben ſo gut wie früher ſei, und nun war es eben ſo gut wie früher.

Nun waren fünf Jahre vergangen, und das ganze Land bekam eine wirklich große Trauer, die Chineſen hielten im Grunde alle auf ihren Kaiſer, jetzt war er krank und konnte nicht mehr leben, ſagte man. Schon war ein neuer Kaiſer gewählt, und das Volk ſtand außen auf der Straße und fragte den Cavalier, wie es ihrem alten Kaiſer ginge.

„P!“ ſagte er und ſchüttelte mit dem Kopfe.

Kalt und bleich lag der Kaiſer in ſeinem großen, prächtigen Bette, der ganze Hof glaubte ihn todt, und ein Jeder von ihnen lief hin, den neuen Kaiſer zu begrüßen; die Kammerdiener liefen hinaus, um darüber zu ſchwatzen, und die Kammermädchen hatten große Kaffeegeſellſchaft. Ringsumher in allen Sälen und Gängen war Tuch gelegt, damit man Niemand gehn hören konnte, und deshalb war es da ſo ſtill, ſo ſtill. Aber der Kaiſer war noch nicht todt; ſteif und bleich lag er in dem prächtigen Bette mit den langen Sammetgardinen und den ſchweren Goldquaſten; hoch oben ſtand ein Fenſter auf, und der Mond ſchien herein auf den Kaiſer und den Kunſtvogel.

Der arme Kaiſer konnte kaum athmen, es war gerade, als ob etwas auf ſeiner Bruſt ſäße; er ſchlug die Augen auf, und da ſah er, daß es der Tod ſei, der auf ſeiner Bruſt ſaß und ſich ſeine goldne Krone aufgeſetzt hatte, und in der einen Hand des Kaiſers goldnen Säbel, in der anderen ſeine prächtige Fahne hielt; und rings umher aus den Falten der großen Sammet-Bettgardinen ſahen wunderliche Köpfe hervor, einige ganz häßlich, andere ſo lieblich und mild; das waren alle des Kaiſers böſe und gute Thaten, welche ihn anblickten, jetzt da der Tod ihm auf dem Herzen ſaß.

„Entſinneſt du dich dieſes?“ flüſterte Einer nach dem Andern. „Erinnerſt du dich deſſen?“ und dann erzählten ſie ihm ſo viel, daß ihm der Schweiß von der Stirne rann.

„Das habe ich nie gewußt!“ ſagte der Kaiſer; „Muſik, Muſik, die große chineſiſche Trommel!“ rief er, „damit ich nicht Alles zu hören brauche, was ſie ſagen!“

Und ſie fuhren fort, und der Tod nickte wie ein Chineſe zu Allem, was geſagt wurde.

„Muſik, Muſik!“ ſchrie der Kaiſer. „Du kleiner herrlicher Goldvogel! ſinge doch, ſinge! ich habe dir ja Geld und Koſtbarkeiten gegeben, ich habe dir ſelbſt meinen goldnen Pantoffel um den Hals gehängt, ſinge doch, ſinge!“

Aber der Vogel ſtand ſtill, es war Niemand da, um ihn aufzuziehen, und ſonſt ſang er nicht; aber der Tod fuhr fort, den Kaiſer mit ſeinen großen, leeren Augenhöhlen anzuſtarren, und es war ſo ſtille, ſo erſchrecklich ſtille.

Da klang auf einmal vom Fenſter her der herrlichſte Geſang: es war die kleine, lebendige Nachtigall, welche auf einem Zweige draußen ſaß; ſie hatte von der Noth ihres Kaiſers gehört und war deshalb gekommen, ihm Troſt und Hoffnung zu ſingen; und ſo wie ſie ſang, wurden die Geſpenſter immer bleicher und bleicher, das Blut kam immer raſcher und raſcher in des Kaiſers ſchwachen Gliedern in Bewegung, und ſelbſt der Tod horchte und ſagte: „Fahre fort, kleine Nachtigall! fahre fort!“

„Ja willſt du mir den prächtigen goldnen Säbel geben? willſt du mir die reiche Fahne geben? willſt du mir des Kaiſers Krone geben?“

Und der Tod gab jedes Kleinod für einen Geſang, und die Nachtigall fuhr noch fort zu ſingen, und ſie ſang von dem ſtillen Gottesacker, wo die weißen Roſen wachſen, wo der Flieder duftet, und wo das friſche Gras von den Thränen der Ueberlebenden befeuchtet wird; da bekam der Tod Sehnſucht nach ſeinem Garten und ſchwebte, wie ein kalter, weißer Nebel, aus dem Fenſter.

„Dank, Dank!“ ſagte der Kaiſer, „du himmliſcher kleiner

Vogel, ich kenne dich wohl! Dich habe ich aus meinem Lande und Reiche gejagt! und doch haſt du die böſen Geſichter von meinem Bette weggeſungen, den Tod von meinem Herzen weggeſchafft! Wie kann ich dir lohnen?“

„Du haſt mich belohnt!“ ſagte die Nachtigall, „ich habe deinen Augen Thränen entlockt, als ich das erſte Mal ſang, das vergeſſe ich nie! das ſind die Juwelen, die ein Sänger-Herz erfreuen! — aber ſchlafe nun und werde friſch und ſtark! ich werde dir vorſingen!“

Und ſie ſang — und der Kaiſer fiel in einen ſüßen Schlummer, ach ſo mild und wohlthuend war der Schlaf!

Die Sonne ſchien durch die Fenſter zu ihm herein, als er geſtärkt und geſund erwachte; keiner von ſeinen Dienern war noch zurückgekehrt, denn ſie glaubten, er ſei todt, aber die Nachtigall ſaß noch und ſang.

„Immer mußt du bei mir bleiben!“ ſagte der Kaiſer, „du ſollſt nur ſingen, wenn du ſelbſt willſt, und den Kunſtvogel ſchlage ich in tauſend Stücke.“

„Thue das nicht!“ ſagte die Nachtigall, „der hat ja das Gute gethan, ſo lange er konnte! Behalte ihn wie bisher! Ich kann nicht mein Neſt bauen und wohnen im Schloſſe, aber laß mich kommen, wenn ich ſelbſt Luſt habe, da will ich des Abends auf dem Zweige dort beim Fenſter ſitzen und dir vorſingen, damit du froh werden könneſt und gedankenvoll zugleich! Ich werde von den Glücklichen ſingen, und von denen, die da leiden! Ich werde vom Böſen und Guten ſingen, was rings um dich her dir verborgen bleibt! Der kleine Singvogel fliegt weit herum zu dem armen Fiſcher, zu des Landmanns Dach, zu Jedem, der weit von dir und deinem Hofe entfernt iſt! Ich liebe dein Herz mehr als deine Krone, und doch hat die Krone einen Duft von etwas Heiligem um ſich! — ich komme, ich ſinge dir vor! — Aber Eines mußt du mir verſprechen.“ —

— „Alles!“ ſagte der Kaiſer, und ſtand da in ſeiner kaiſerlichen Tracht, die er ſelbſt angelegt hatte, und drückte den Säbel, welcher ſchwer von Gold war, an ſein Herz.

„Um Eines bitte ich dich! erzähle Niemand, daß du einen kleinen Vogel haſt, der dir Alles ſagt, dann wird es noch beſſer gehen!“

Und ſo flog die Nachtigall fort.

Die Diener kamen herein, um nach ihrem todten Kaiſer zu ſehen; — — ja da ſtanden ſie, und der Kaiſer ſagte: „Guten Morgen!“

Der Roſen-Elf.

Mitten in einem Garten wuchs ein Roſenſtock, der war ganz voller Roſen, und in einer derſelben, der ſchönſten von allen, wohnte ein Elf. Er war ſo winzig klein, daß kein menſchliches Auge ihn erblicken konnte; hinter jedem Blatte in der Roſe hatte er eine Schlafkammer; er war ſo wohlgebildet und ſchön, wie nur ein Kind ſein konnte, und hatte Flügel von den Schultern bis hinunter zu den Füßen. O, welcher Duft war in ſeinen Zimmern, und wie klar und ſchön waren die Wände! es waren ja die blaßrothen Roſenblätter.

Den ganzen Tag erfreute er ſich im warmen Sonnenſchein, flog von Blume zu Blume, tanzte auf den Flügeln des fliegenden Schmetterlings und maß, wie viel Schritte er zu gehen habe, um über alle Landſtraßen und Stege zu gelangen, welche auf einem einzigen Lindenblatte ſind. Das war, was wir die Adern im Blatte nennen, die er für Landſtraßen und Stege hielt; ja das waren ewige Wege für ihn! Ehe er damit fertig wurde, ging die Sonne unter, er hatte auch ſo ſpät damit angefangen.

Es wurde ſo kalt, der Thau fiel und der Wind wehete; nun war es das Beſte nach Hauſe zu kommen; er tummelte ſich, was er konnte, aber die Roſe hatte ſich geſchloſſen, er konnte nicht hinein gelangen — keine einzige Roſe ſtand geöffnet; der arme kleine Elf erſchrak ſehr, er war früher nie des Nachts ausgeweſen, hatte immer ſo ſüß hinter den warmen Roſenblättern geſchlummert, o, das wird ſicher ſein Tod werden!

Am andern Ende des Gartens, wußte er, befand ſich eine Laube mit ſchönem Jelängerjelieber, die Blüthen ſahen wie große bemalte Hörner aus: in eine derſelben wollte er hinabſteigen und bis morgen ſchlafen.

Er flog dahin. Still! es waren zwei Menſchen darin, ein junger hübſcher Mann und ein ſchönes Mädchen; ſie ſaßen neben einander und wünſchten, daß ſie ſich nie zu trennen brauchten; ſie waren einander ſo gut, weit mehr noch, als das beſte Kind ſeiner Mutter und ſeinem Vater ſein kann.

„Doch müſſen wir uns trennen!“ ſagte der junge Mann; „dein Bruder mag uns nicht leiden, deshalb ſendet er mich mit einem Auftrage ſo weit über Berge und Seen fort! Lebe wohl, meine ſüße Braut, denn das biſt du doch!“

Und dann küßten ſie ſich, und das junge Mädchen weinte und gab ihm eine Roſe, aber bevor ſie ihm dieſelbe reichte, drückte ſie einen Kuß ſo feſt und innig darauf, daß die Blume ſich öffnete: da flog der kleine Elf in dieſe hinein und lehnte ſein Haupt gegen die feinen duftenden Wände;

hier konnte er gut hören, daß Lebewohl geſagt wurde, lebe wohl! und er fühlte, daß die Roſe ihren Platz an des jungen Mannes Bruſt erhielt — o, wie ſchlug doch das Herz darin! der kleine Elf konnte gar nicht einſchlafen, ſo pochte es.

Aber nicht lange ruhte die Roſe auf der Bruſt ungeſtört, der Mann nahm ſie hervor, und während er einſam in dem dunklen Walde ging, küßte er die Blume, o, ſo oft und heftig, daß der kleine Elf faſt erdrückt wurde; er konnte durch das Blatt fühlen, wie die Lippen des Mannes brannten, und die Roſe ſelbſt hatte ſich wie bei der ſtärkſten Mittagsſonne geöffnet.

Da kam ein anderer Mann, finſter und böſe, er war des hübſchen Mädchens ſchlechter Bruder; ein ſcharfes und großes Meſſer zog er hervor, und während Jener die Roſe küßte, ſtach der ſchlechte Mann ihn todt, ſchnitt ſeinen Kopf ab und begrub ihn mit dem Körper in der weichen Erde unter dem Lindenbaume.

„Nun iſt er vergeſſen und fort,“ dachte der ſchlechte Bruder; „er kömmt nie mehr zurück. Eine lange Reiſe ſollte er machen, über Berge und Seen, da kann man leicht das Leben verlieren, und das hat er verloren. Er kömmt nicht mehr zurück, und mich darf meine Schweſter nicht nach ihm fragen.“

Dann ſcharrte er mit dem Fuße verdorrte Blätter über die lockere Erde und ging wieder in der dunklen Nacht nach Hauſe; aber er ging nicht allein, wie er glaubte: der kleine Elf begleitete ihn, er ſaß in einem vertrockneten aufgerollten

Lindenblatte, welches dem böſen Manne, als er grub, in die Haare gefallen war. Der Hut war nun darauf geſetzt, es war ſo dunkel darin, und der Elf zitterte vor Schreck und Zorn über die ſchlechte That. —

In der Morgenſtunde kam der böſe Mann nach Hauſe; er nahm ſeinen Hut ab und ging in der Schweſter Schlafkammer hinein; da lag das ſchöne blühende Mädchen und träumte von ihm, dem ſie ſo gut war und von dem ſie nun glaubte, daß er über Berge und durch Wälder ginge; und der böſe Bruder neigte ſich über ſie, und lachte häßlich, wie nur ein Teufel lachen kann, da fiel das trockene Blatt aus ſeinem Haare auf die Bettdecke nieder, aber er bemerkte es nicht und ging hinaus, um in der Morgenſtunde ſelbſt ein wenig zu ſchlafen. Aber der Elf ſchlüpfte aus dem verdorrten Blatte, ſetzte ſich in das Ohr des ſchlafenden Mädchens und erzählte ihr, wie in einem Traum, den ſchrecklichen Mord, beſchrieb ihr den Ort, wo der Bruder ihn erſchlagen und ſeine Leiche verſcharrt hatte, erzählte von dem blühenden Lindenbaume dicht dabei und ſagte: „Damit du nicht glaubeſt, daß es nur ein Traum iſt, was ich dir erzählt habe, ſo wirſt du auf deinem Bette ein verdorrtes Blatt finden!“ und das fand ſie, als ſie erwachte.

O, welche bittere Thränen weinte ſie! und Niemanden durfte ſie ihren Schmerz anvertrauen. Das Fenſter ſtand den ganzen Tag offen, der kleine Elf konnte leicht zu den Roſen und all den übrigen Blumen in dem Garten hinaus gelangen, aber er konnte es nicht über ſein Herz bringen die Betrübte zu verlaſſen. Im Fenſter ſtand ein

Strauch mit Monats-Roſen, in eine der Blumen ſetzte er ſich und betrachtete das arme Mädchen. Ihr Bruder kam oft in die Kammer hinein, und er war ſo heiter und ſchlecht, aber ſie durfte kein Wort über ihren Herzenskummer ſagen.

Sobald es Nacht wurde, ſchlich ſie ſich aus dem Hauſe, ging im Walde nach der Stelle, wo der Lindenbaum ſtand, nahm die Blätter von der Erde, grub dieſelbe auf und fand ihn gleich, der erſchlagen worden war; o, wie weinte ſie, und bat den lieben Gott, daß auch ſie bald ſterben möge! —

Gern hätte ſie die Leiche mit ſich nach Hauſe genommen, aber das konnte ſie nicht; da nahm ſie das bleiche Haupt mit den geſchloſſenen Augen, küßte den kalten Mund und ſchüttelte die Erde aus ſeinem ſchönen Haar. „Das will ich behalten!“ ſagte ſie, und als ſie Erde und Blätter auf den todten Körper gelegt hatte, nahm ſie den Kopf und einen kleinen Zweig von dem Jasminſtrauch, der im Walde blühete, wo er begraben war, mit ſich nach Hauſe.

Sobald ſie in ihrer Stube war, holte ſie ſich den größten Blumentopf, der zu finden war, in dieſen legte ſie des Todten Kopf, ſchüttete Erde darauf und pflanzte dann den Jasminzweig in den Topf.

„Lebewohl! lebewohl!“ flüſterte der kleine Elf, er konnte es nicht länger ertragen, all dieſen Schmerz zu ſehen, und zog deshalb hinaus zu ſeiner Roſe im Garten; aber die war abgeblüht, es hingen nur einige bleiche Blätter an der grünen Hagebutte.

„Ach wie bald iſt es doch mit all dem Schönen und

Guten vorbei!“ ſeufzte der Elf. Zuletzt fand er eine Roſe wieder, die wurde ſein Haus, hinter ihren feinen und duftenden Blättern konnte er hauſen und wohnen.

Jeden Morgen flog er nach dem Fenſter des armen Mädchens, und da ſtand ſie immer bei dem Blumentopf und weinte; die bitteren Thränen fielen auf den Jasminzweig, und mit jedem Tage, an welchem ſie bleicher und bleicher wurde, ſtand der Zweig friſcher und grüner da, der eine Schoß trieb nach dem andern hervor, kleine weiße Knospen blüheten auf und ſie küßte ſie, aber der böſe Bruder ſchalt ſie und frug, ob ſie närriſch geworden ſei? Er konnte es nicht leiden und nicht begreifen, weshalb ſie immer über den Blumentopf weine. Er wußte ja nicht, welche Augen da geſchloſſen, und welche rothe Lippen da zu Erde geworden waren; und ſie neigte ihr Haupt gegen den Blumentopf, und der kleine Elf von der Roſe fand ſie da ſchlummernd: da ſetzte er ſich in ihr Ohr, erzählte von dem Abend in der Laube, vom Duft der Roſe und der Elfen Liebe; ſie träumte dann ſo ſüß, und während ſie träumte, entſchwand das Leben: ſie war eines ſtillen Todes verblichen, ſie war bei ihm, den ſie liebte, im Himmel.

Und die Jasminblumen öffneten ihre großen weißen Glocken, ſie dufteten ſo eigenthümlich ſüß: anders konnten ſie nicht über die Todte weinen.

Aber der böſe Bruder betrachtete den ſchön blühenden Strauch, nahm ihn als ein Erbgut zu ſich, und ſetzte ihn in ſeine Schlafſtube, dicht an ſein Bette, denn er war herrlich anzuſchauen und der Duft war ſo ſüß und lieblich. Der kleine Roſen-Elf folgte mit, flog von Blume zu Blume, in jeder wohnte ja eine kleine Seele, und da erzählte er von dem ermordeten jungen Mann, deſſen Haupt nun Erde unter der Erde war, erzählte von dem böſen Bruder und der armen Schweſter.

„Wir wiſſen es!“ ſagte eine jede Seele in den Blumen, „wir wiſſen es! ſind wir nicht aus des Erſchlagenen Augen und Lippen entſproſſen? wir wiſſen es! wir wiſſen es!“ und dann nickten ſie ſo ſonderbar mit dem Kopfe.

Der Roſen-Elf konnte es gar nicht begreifen, wie ſie ſo ruhig ſein könnten, und er flog hinaus zu den Bienen, die da Honig ſammelten, erzählte ihnen die Geſchichte von dem böſen Bruder, und die Bienen ſagten es ihrer Königin, welche befahl, daß ſie alle am nächſten Morgen den Mörder umbringen ſollten.

Aber in der Nacht vorher, es war die erſte Nacht, welche auf den Tod der Schweſter folgte, als der Bruder in ſeinem Bette dicht neben dem duftenden Jasminſtrauche ſchlief, öffnete ſich ein jeder Blumenkelch, und unſichtbar, aber mit giftigen Spießen, ſtiegen die Blumen-Seelen heraus und ſetzten ſich zuerſt in ſein Ohr und erzählten ihm böſe Träume, flogen darauf über ſeine Lippen und ſtachen ſeine Zunge mit den giftigen Spießen. „Nun haben wir den Todten gerächt!“ ſagten ſie und flogen zurück in des Jasmins weiße Glocken.

Als es Morgen wurde und das Fenſter der Schlafkammer auf einmal aufgeriſſen wurde, fuhr der Roſen-Elf mit der

Bienenkönigin und dem ganzen Bienen-Schwarm herein, um ihn zu tödten.

Aber er war ſchon todt; es ſtanden Leute rings um das Bett und die ſagten: „der Jasminduft hat ihn getödtet!“

Da verſtand der Roſen-Elf der Blumen Rache, und er erzählte es der Königin der Bienen, und ſie ſummte mit ihrem ganzen Schwarm um den Blumentopf; die Bienen waren nicht zu verjagen; da nahm ein Mann den Blumentopf fort und eine der Bienen ſtach ſeine Hand, ſo daß er den Topf fallen und zerbrechen ließ.

Da ſahen ſie den bleichen Todten-Schädel, und ſie wußten, daß der Todte im Bette ein Mörder war.

Und die Bienenkönigin ſummte in der Luft und ſang von der Rache der Blumen und von dem Roſen-Elf, und daß hinter dem geringſten Blatte einer wohnt, der das Böſe erzählen und rächen kann!

Der fliegende Koffer.

Es war einmal ein Kaufmann, der war ſo reich, daß er die ganze Straße und faſt noch eine kleine Gaſſe dazu mit Silbergeld pflaſtern konnte, aber das that er nicht, er wußte ſein Geld anders anzuwenden, und gab er einen Schilling aus, ſo bekam er einen Thaler wieder; ein ſo kluger Kaufmann war er — bis er ſtarb.

Der Sohn bekam nun all dieſes Geld und er lebte luſtig, ging jede Nacht zur Maskerade, machte Papierdrachen von Thalerſcheinen und warf Fitſchen auf der See mit Goldſtücken, anſtatt mit einem Steine. Auf dieſe Weiſe konnte das Geld ſchon alle werden, und das wurde es; zuletzt beſaß er nicht mehr als vier Schillinge, und hatte keine anderen Kleider als ein Paar Pantoffeln und einen alten Schlafrock. Nun kümmerten ſich ſeine Freunde nicht mehr um ihn, da ſie ja nicht zuſammen auf die Straße gehen konnten; aber einer von ihnen, der gutmüthig war, ſandte ihm einen alten Koffer, mit der Bemerkung: „packe ein!“ ja, das war nun recht ſchön, aber er hatte nichts einzupacken, darum ſetzte er ſich ſelbſt in den Koffer.

Das war ein merkwürdiger Koffer. Sobald man an das Schloß drückte, konnte der Koffer fliegen, das that er, wips flog er mit ihm durch den Schornſtein hoch über die Wolken hinauf, weiter und weiter fort; ſo oft aber der Boden ein wenig knackte, war er gar ſehr in Angſt, daß der Koffer in Stücke gehen möchte, denn alsdann hätte er einen ganz tüchtigen Purzelbaum gemacht, Gott bewahre uns! Auf ſolche Weiſe kam er nach dem Lande der Türken. Den Koffer verbarg er im Walde, unter den verdorrten Blättern, und ging dann in die Stadt hinein; das konnte er auch ganz gut, denn bei den Türken gingen ja alle ſo wie er in Schlafrock und Pantoffeln. Da begegnete er einer Amme mit einem kleinen Kinde. „Höre, du Türken-Amme!“ fragte er, „was iſt das für ein großes Schloß hier dicht bei der Stadt, wo die Fenſter ſo hoch ſitzen?“

„Da wohnt die Tochter des Königs!“ erwiderte ſie, „es iſt prophezeit, daß ſie über einen Geliebten ſehr unglücklich werden würde, und deshalb darf Niemand zu ihr kommen, wenn nicht der König und die Königin mit dabei ſind!“

„Ich danke!“ ſagte der Kaufmannsſohn, und ſo ging er hinaus in den Wald, ſetzte ſich in ſeinen Koffer, flog auf das Dach und kroch durch das Fenſter zur Prinzeſſin hinein.

Sie lag auf dem Sopha und ſchlief; ſie war ſo ſchön, daß der Kaufmannsſohn ſie küſſen mußte; ſie erwachte und erſchrak gewaltig, aber er ſagte, er ſei der Türkengott, der durch die Luft zu ihr herunter gekommen wäre, und das gefiel ihr.

So ſaßen ſie neben einander, und er erzählte ihr Geſchichten von ihren Augen; das waren die herrlichſten, dunklen Seen, und da ſchwammen die Gedanken gleich Meerweibchen; und er erzählte von ihrer Stirn; die war ein Schneeberg mit den prächtigſten Sälen und Bildern, und er erzählte vom Storch, der die lieblichen kleinen Kinder bringt.

Ja, das waren ſchöne Geſchichten! dann freiete er um die Prinzeſſin, und ſie ſagte gleich ja!

„Aber Sie müſſen am Sonnabend herkommen,“ ſagte ſie, „da ſind der König und die Königin bei mir zum Thee! Sie werden ſehr ſtolz darauf ſein, daß ich den Türkengott bekomme, aber ſehen Sie zu, daß Sie ein recht hübſches Märchen wiſſen, denn das lieben meine Eltern ganz außerordentlich; meine Mutter will es moraliſch und vornehm und mein Vater beluſtigend haben, ſo daß man lachen kann!“

„Ja, ich bringe keine andere Morgengabe als ein Märchen!“ ſagte er, und ſo ſchieden ſie, aber die Prinzeſſin gab ihm einen Säbel, der war mit Goldſtücken beſetzt, und die konnte er gerade gebrauchen.

Nun flog er fort, kaufte ſich einen neuen Schlafrock und ſaß dann draußen im Walde und dichtete ein Märchen, das ſollte bis zum Sonnabend fertig ſein, und es iſt doch nicht ſo leicht.

Er wurde fertig und da war es Sonnabend.

Der König, die Königin und der ganze Hof warteten mit dem Thee bei der Prinzeſſin. Er wurde ſehr nett empfangen!

„Wollen Sie uns nun ein Märchen erzählen,“ ſagte die Königin, „eines, das tiefſinnig und belehrend iſt?“

„Aber worüber man doch lachen kann!“ ſagte der König.

„Ja wohl!“ erwiderte er und erzählte; da muß man nun gut aufpaſſen.

„Es war einmal ein Bund Schwefelhölzer, die waren ſo außerordentlich ſtolz auf ihre hohe Herkunft; ihr Stammbaum, das heißt die große Fichte, wovon ſie jedes ein kleines Hölzchen waren, war ein großer alter Baum im Walde geweſen. Die Schwefelhölzer lagen nun in der Mitte zwiſchen einem Feuerzeuge und einem alten eiſernen Topfe, und dieſen erzählten ſie von ihrer Jugend. „Ja, als wir auf dem grünen Zweige waren!“ ſagten ſie, „da waren wir wirklich auf einem grünen Zweig! Jeden Morgen und Abend gab es Diamant-Thee, das war der Thau, den ganzen Tag hatten wir Sonnenſchein, wenn die Sonne ſchien, und alle die kleinen Vögel mußten uns Geſchichten erzählen. Wir konnten wohl merken, daß wir auch reich waren, denn die Laubbäume waren nur im Sommer bekleidet, aber unſere Familie hatte Mittel zu grünen Kleidern ſowohl im Sommer wie im Winter. Doch da kam der Holzhauer, das war die große Revolution, und unſere Familie wurde zerſplittert; der Stammherr erhielt Platz als Hauptmaſt auf einem prächtigen Schiffe, welches die Welt umſegeln konnte, wenn es wollte, die andern Zweige kamen nach andern Orten, und wir haben nun das Amt, der niedrigen Menge das Licht anzuzünden; deshalb ſind wir vornehmen Leute hieher in die Küche gekommen.“

„Mein Schickſal geſtaltete ſich auf eine andere Weiſe!“ ſagte der eiſerne Topf, neben welchem die Schwefelhölzer lagen. „Vom Anfang an, ſeit ich in die Welt kam, bin ich viele Mal geſcheuert und gekocht worden! Ich ſorge für das Solide und bin der Erſte hier im Hauſe. Meine einzige Freude iſt, ſo nach Tiſch rein und nett an meinem Platze zu liegen und ein vernünftiges Geſpräch mit den Kameraden zu führen; doch wenn ich den Waſſereimer ausnehme, der hin und wieder einmal nach dem Hof hinunter kommt, ſo leben wir immer innerhalb unſerer vier Wände. Unſer einziger Neuigkeitsbote iſt der Marktkorb, aber der ſpricht ſo unruhig über die Regierung und das Volk; ja, neulich war da ein alter Topf, der vor Schreck darüber niederfiel und ſich in Stücke ſchlug; der iſt liberal, ſage ich euch!“ — „Nun ſprichſt du zu viel!“ fiel das Feuerzeug ein, und der Stahl ſchlug gegen den Feuerſtein, daß er ſprühte. „Wollen wir uns nicht einen luſtigen Abend machen?“

„Ja, laßt uns davon ſprechen, wer der Vornehmſte iſt!“ ſagten die Schwefelhölzer.

„Nein, ich liebe es nicht, von mir ſelbſt zu reden,“ wendete der Topf ein, „laßt uns eine Abendunterhaltung veranſtalten! Ich werde anfangen, ich werde etwas erzählen, was ein Jeder erlebt hat; da kann man ſich ſo leicht darein finden, und es iſt ſo erfreulich: An der Oſtſee bei den däniſchen Buchen —“

„Das iſt ein hübſcher Anfang!“ ſagten alle Teller, „das wird ſicher eine Geſchichte, die uns gefällt!“

„Ja da verlebte ich meine Jugend bei einer ſtillen Familie; die Möbeln wurden gebohnt, der Fußboden geſcheuert, und alle vierzehn Tage wurden reine Gardinen aufgehängt!“

„Wie Sie doch ſo intereſſant erzählen!“ ſagte der Kehrbeſen. „Man kann gleich hören, daß ein Mann erzählt, der viel mit Frauen in Berührung gekommen iſt, es geht ſo etwas Reines hindurch!“

„Ja, das fühlt man!“ ſagte der Waſſereimer, und machte vor Freude einen kleinen Sprung, ſo daß es auf den Fußboden klatſchte.

Und der Topf fuhr zu erzählen fort, und das Ende war eben ſo gut als der Anfang.

Alle Teller klapperten vor Freude, und der Kehrbeſen zog grüne Peterſilie aus dem Sandloche und bekränzte den Topf, denn er wußte, daß es die Andern ärgern würde. „Bekränze ich ihn heute,“ dachte er, „ſo bekränzt er mich morgen.“

„Nun will ich tanzen!“ ſagte die Feuerzange und tanzte. Gott bewahre uns, wie konnte ſie das eine Bein in die Höhe ſtrecken! Der alte Stuhlüberzug dort im Winkel platzte, als er es ſah! „Werde ich nun auch bekränzt?“ fragte die Feuerzange, und ſie wurde es.

„Das iſt doch nur Pöbel!“ dachten die Schwefelhölzer.

Nun ſollte die Theemaſchine ſingen, aber ſie ſagte, ſie habe ſich erkältet, ſie könne nicht ſingen, wenn ſie nicht koche; allein das war bloße Vornehmthuerei, ſie wollte nicht ſingen, wenn ſie nicht drinnen bei der Herrſchaft auf dem Tiſche ſtand.

Im Fenſter ſaß eine alte Gänſefeder, mit der das Mädchen zu ſchreiben pflegte; es war nichts Bemerkenswerthes an ihr, außer daß ſie gar zu tief in die Tinte getaucht werden, aber darauf war ſie ſtolz. „Will die Theemaſchine nicht ſingen,“ ſagte ſie, „ſo kann ſie es bleiben laſſen! Draußen hängt eine Nachtigall im Käfig, die kann ſingen, ſie hat zwar nichts gelernt, aber das wollen wir dieſen Abend dahingeſtellt ſein laſſen!“

„Ich finde es höchſt unpaſſend,“ ſagte der Theekeſſel, er war Küchenſänger und Halbbruder der Theemaſchine, „daß ein ſolcher fremder Vogel gehört werden ſoll! Iſt das patriotiſch? Der Marktkorb mag darüber richten!“

„Ich ärgere mich nur,“ ſagte der Marktkorb, „ich ärgere mich ſo innerlich, wie Niemand ſich es denken kann! Iſt das eine paſſende Art, den Abend hinzubringen, würde es nicht vernünftiger ſein, das Haus zurecht zu ſetzen? Ein Jeder müßte auf ſeinen Platz kommen und ich würde das ganze Spiel leiten. Das würde etwas anderes werden!“

„Ja laßt uns Spectakel machen!“ ſagten Alle. Da ging die Thür auf. Es war das Dienſtmädchen, und da ſtanden ſie ſtille. Keiner muckſte; aber da war nicht ein einziger Topf, der nicht gewußt hätte, was er zu thun vermöge und wie vornehm er ſei; „ja wenn ich gewollt hätte,“ dachte jeder, „ſo hätte es ein recht luſtiger Abend werden ſollen!“

Das Dienſtmädchen nahm die Schwefelhölzer, machte Feuer damit — Gott bewahr’ uns, wie ſie ſprühten und in Flammen geriethen!

„Nun kann doch Jeder,“ dachten ſie, „ſehen, daß wir die Erſten ſind! welchen Glanz haben wir! welches Licht!" — und damit waren ſie verbrannt.

„Das war ein herrliches Märchen!" ſagte die Königin, „ich fühlte mich ſo ganz in die Küche verſetzt zu den Schwefelhölzern, ja, nun ſollſt du unſere Tochter haben."

„Ja wohl!" ſagte der König, „du ſollſt unſere Tochter am Montage haben!" denn nun ſagten ſie „du" zu ihm, da er zur Familie gehören ſollte.

Die Hochzeit war nun beſtimmt, und am Abend vorher wurde die ganze Stadt illuminirt, Zwieback und Brezeln wurden unter das Volk geworfen, die Straßenbuben ſtanden auf den Zehen, riefen Hurrah und pfiffen auf den Fingern, es war außerordentlich prachtvoll.

„Ja, ich werde wohl auch Etwas zum Beſten geben müſſen!" dachte der Kaufmannsſohn, und ſo kaufte er Raketen, Knallerbſen und alles Feuerwerk, was man erdenken konnte, legte es in ſeinen Koffer und flog damit in die Luft.

Rutſch, wie das ging! und wie das puffte!

Alle Türken hüpften dabei in die Höhe, daß ihnen die Pantoffeln um die Ohren flogen; eine ſolche Lufterſcheinung hatten ſie noch nie geſehen. Nun konnten ſie begreifen, daß es der Türkengott ſelbſt war, der die Prinzeſſin haben ſollte.

Sobald der Kaufmannsſohn wieder mit ſeinem Koffer herunter in den Wald kam, dachte er: „ich will doch in die Stadt hinein gehen, um zu erfahren, wie es ſich ausgenommen hat!" und es war ganz natürlich, daß er Luſt dazu hatte.

Nein, was doch die Leute erzählten! ein Jeder, den er danach fragte, hatte es auf ſeine Weiſe geſehen, aber ſchön hatten es Alle gefunden.

„Ich ſah den Türkengott ſelbſt,“ ſagte der Eine, „er hatte Augen wie glänzende Sterne und einen Bart wie ſchäumende Waſſer!“

„Er flog in einem Feuermantel,“ ſagte ein Anderer. „Die lieblichſten Engelskinder blickten aus den Falten hervor!“

Ja das waren herrliche Sachen, die er hörte, und am folgenden Tage ſollte er Hochzeit machen.

Nun ging er nach dem Walde zurück, um ſich in ſeinen Koffer zu ſetzen — aber wo war der? Der Koffer war verbrannt. Ein Funken des Feuerwerks war zurückgeblieben, der hatte Feuer gefangen, und der Koffer lag in Aſche. Er konnte nicht mehr fliegen, nicht mehr zu ſeiner Braut gelangen.

Sie ſtand den ganzen Tag auf dem Dache und wartete, ſie wartet wahrſcheinlich noch, aber er durchwandert die Welt und erzählt Märchen, doch ſind ſie nicht mehr ſo luſtig wie das, welches er von den Schwefelhölzern erzählte.

Die alte Straßenlaterne.

Haſt du je die Geſchichte von der alten Straßenlaterne gehört? So außerordentlich amüſant iſt ſie zwar nicht, jedoch einmal läßt ſie ſich ſchon anhören.

Es war eine recht ehrliche alte Laterne, die viele viele Jahre hindurch ihren Dienſt verſehen hatte, jetzt aber in Ruheſtand verſetzt werden ſollte. Zum letzten Mal ſteckte ſie auf dem Pfahle und leuchtete durch die Straße; es war ihr zu Muthe, wie einer alten Ballet-Figurantin, die zum letzten Mal tanzt und morgen vergeſſen auf ihrer Bodenkammer ſitzt. Die Laterne hatte gar große Angſt wegen des andern Tages, denn ſie wußte, daß ſie zum erſten Mal auf dem Rathhauſe erſcheinen und vom Bürgermeiſter und Rath beſichtigt werden ſollte, ob ſie noch zu fernerem Dienſte brauchbar ſei oder nicht.

Da ſollte beſchloſſen werden, ob ſie künftig ihr Licht für die Bewohner einer der Vorſtädte müßte leuchten laſſen, oder auf dem Lande in irgend einer Fabrik; vielleicht ging ihr Weg geradezu in eine Eiſengießerei, um umgeſchmolzen zu werden. In dieſem Falle konnte freilich Alles aus ihr werden, aber der Gedanke, ob ſie wohl dann die Erinnerung daran behalten würde, daß ſie früher Straßenlaterne geweſen, peinigte ſie ſchrecklich. Wie es ihr auch gehen mochte, ſo viel war gewiß, daß ſie von dem Nachtwächter und ſeiner Frau getrennt würde, die ſie ganz wie ihre Familie betrachtete. Als die Laterne zum erſten Mal aufgehängt wurde, war der Nachtwächter ein junger rüſtiger Mann, es geſchah, daß er zu eben derſelben Stunde ſein Amt antrat; ja! das war freilich lange her, daß ſie Laterne wurde und er Nachtwächter. Die Frau war damals ein wenig ſtolz, nur wenn ſie Abends vorbeiging, würdigte ſie die Laterne eines Blickes, am Tage nie; jetzt aber, in den letzten Jahren, wo ſie alle drei, der Wächter, die Frau und die Laterne, alt geworden, hatte die Frau ſie auch gepflegt, geputzt und mit Oel verſehen. Grundehrlich waren die beiden Eheleute, nie hatten ſie die Lampe nur um einen Tropfen des ihr beſtimmten Oels betrogen.

Es war der letzte Abend auf der Straße und morgen ſollte ſie auf's Rathhaus, das waren zwei finſtere Gedanken, kein Wunder, daß ſie nicht ſchön brannte. Aber auch viele andere Gedanken durchkreuzten ſie. Zu wie Vielem hatte ſie ihr Licht geliehen, wie Vieles hatte ſie geſehen, vielleicht eben ſo viel, wie Bürgermeiſter und Rath; allein dieſe Gedanken ließ ſie nicht laut werden, denn ſie war eine gute ehrliche alte Laterne, die Niemanden etwas zu Leide thun mochte, am allerwenigſten der Obrigkeit. Gar Vieles fiel ihr ein und mitunter flackerte ihre Flamme auf; ſie hatte in ſolchen Augenblicken ein Gefühl, daß man ſich auch ihrer erinnern würde. „Da war damals der junge hübſche Mann, es iſt freilich lange her, er hatte ein Briefchen auf roſarothem Papier mit Goldrand, es war ſo zierlich geſchrieben wie von einer Damenhand. Zweimal las er es, und küßte es, und blickte empor zu mir mit Augen, die deutlich ausſprachen: „„Ich bin der glücklichſte der Menſchen!““ Nur er und ich wußten, was in dieſem erſten Brief ſeiner Geliebten geſchrieben ſtand. Ja! auch noch eines Augenpaars erinnere ich mich. Es iſt doch etwas Wunderbares um die Gedankenſprünge! In der Straße war ein Leichenbegängniß; die junge ſchöne Frau ruhte auf dem vornehmſten Leichenwagen in dem mit Blumen und Kränzen bedeckten Sarge, die vielen Fackeln verdunkelten ganz mein Licht. Längs den Häuſern ſtanden die Menſchen gedrängt, ſie zogen alle dem Leichenzuge nach; als aber die Fackeln mir aus dem Geſicht waren und ich umher blickte, ſtand eine einzige Perſon noch an meinen Pfahl gelehnt und weinte; nie vergeſſe ich das trauernde Augenpaar, das zu mir aufblickte.“ Dieſe und ähnliche Gedanken beſchäftigten die alte Straßenlaterne, die heute zum letzten Male leuchtete.

Die Schildwache, die von ihrem Poſten abgelöſt wird, kennt doch wenigſtens ihren Nachfolger und darf ihm einige Worte zuflüſtern; die Laterne kannte den ihrigen nicht, und ſie hätte ihm doch einige nützliche Winke in Bezug auf Regen und Nebel geben, ihn in Kenntniß ſetzen können, wie weit die Strahlen des Mondes das Trottoir berührten, von welcher Seite der Wind gewöhnlich bläſt u. ſ. w.

Auf der Rinnſteinbrücke ſtanden drei Perſonen, die ſich der Laterne vorſtellen wollten, weil ſie glaubten, daß dieſe ſelbſt das Amt zu vergeben habe. Die eine war ein Heringskopf, der im Finſtern auch leuchten konnte; er meinte, es ſei eine große Oel-Erſparniß, wenn er auf den Pfahl geſteckt würde. Nummer zwei war ein Stück faules Holz, welches auch ſchimmert; es ſei, meinte es, aus einem alten Stamm, einſt die Zierde des Waldes, entſproſſen. Die dritte Perſon war ein Johanniswürmchen, woher dies gekommen ſei, begriff die Laterne nicht, da war es aber und leuchten konnte es auch; das faule Holz und der Heringskopf ſchwuren aber bei Allem, was ihnen heilig, daß es nur zu beſtimmten Zeiten leuchte und daher durchaus nicht in Betracht kommen könne.

Die alte Laterne erklärte, daß keins von ihnen genügend leuchte, um den Poſten einer Straßenlaterne zu bekleiden, das glaubte aber keins; als ſie daher hörten, daß die Laterne nicht ſelbſt das Amt zu vergeben habe, meinten ſie, daß dies ſehr erfreulich ſei, ſie wäre auch viel zu hinfällig, um dieſe Wahl treffen zu können.

In demſelben Augenblick kam der Wind von der Straßenecke daher geſauſt und fuhr durch die Luftlöcher der alten Laterne. „Was muß ich hören,“ fragte er, „du willſt morgen fort? Ich treffe dich heute zum letzten Male? Da muß ich dir noch etwas zum Abſchied beſcheeren! Ich blaſe jetzt ſo in deinen Hirnkaſten hinein, daß du künftig dich nicht allein alles Geſchehenen und Gehörten wirſt entſinnen können, ſondern ſo helle ſoll es in deinem Innern werden, daß du Alles, wovon in deiner Gegenwart geleſen oder erzählt wird, ſehen kannſt.“

„„Ach! das iſt wahrlich viel, ſehr viel!““ ſagte die alte Laterne, „„ich danke euch herzlich! wenn ich nur nicht umgegoſſen werde!““

„Das geſchieht ſo bald nicht!“ ſagte der Wind, „jetzt blaſe ich dir das Gedächtniß ein, wenn du mehrere derartige Geſchenke erhältſt, da kannſt du immer noch deine alten Tage recht vergnüglich zubringen.“

„„Wenn ich nur nicht umgegoſſen werde!““ ſagte die Laterne, „„oder behalte ich für dieſen Fall auch mein Gedächtniß?““

„Alte Laterne, ſei vernünftig!“ ſagte der Wind und blies.

In dem Augenblicke trat der Mond durch die Wolken.

„Was ſchenken Sie der Laterne?“ fragte der Wind.

„„Nichts gebe ich!““ antwortete er, „„ich bin ja im Abnehmen und die Laternen haben mir nie geleuchtet, wohl habe ich aber umgekehrt den Laternen geleuchtet,““ und mit dieſen Worten verſteckte der Mond ſich wieder hinter den Wolken, um nicht ferneren Zumuthungen ausgeſetzt zu ſein.

Jetzt fiel ein Tropfen auf die Laterne, wie vom Dache herunter, der Tropfen aber erklärte, er käme aus den grauen Wolken und ſei auch ein Geſchenk, vielleicht ſogar das allerbeſte. „Ich durchdringe dich ſo, daß du die Fähigkeit erlangſt, in einer Nacht, wenn du es wünſcheſt, zu Roſt zu werden und in Staub zuſammenzufallen.“

Dies ſchien aber der Laterne ein ſchlechtes Geſchenk zu ſein, dem Winde ebenfalls. „„Giebt Niemand mehr? Giebt Niemand mehr?““ blies er, ſo laut er nur konnte.

Da fiel eine leuchtende Sternſchnuppe, einen langen hellen Streifen bildend.

„Was war das?“ rief der Heringskopf. „Fiel nicht ein Stern herunter? Ich glaube gar, er fuhr in die Laterne! Freilich, wenn ſolche hochſtehende Perſonen ſich um dies Amt bewerben, da können wir gute Nacht ſagen und uns nach Hauſe verfügen.“

Und das thaten ſie auch alle drei. Die alte Laterne verbreitete aber ein wunderbar ſtarkes Licht. „Das war ein herrliches Geſchenk!“ ſagte ſie. „Die klaren Sterne, über die ich ſtets meine größte Freude gehabt, und die ſo herrlich leuchten, wie ich nie habe leuchten können, obwohl mein ganzes Dichten und Trachten darauf gerichtet war, haben mich alte arme Laterne doch bemerkt, und mir ein Geſchenk geſandt, in der Fähigkeit beſtehend, daß Alles, deſſen ich mich ſelbſt entſinne und was ich ſo deutlich ſehe, als ob es vor mir ſtände, auch von allen denen geſehen werden kann, die ich liebe, und hierin liegt erſt das wahre Vergnügen; denn Freude, die man nicht mit Andern theilen kann, iſt doch nur halbe Freude.“

„Daß macht deiner Geſinnung alle Ehre!“ ſagte der Wind, „aber dazu ſind Wachslichter nöthig, wenn dieſe nicht in dir angezündet ſind, helfen deine ſeltenen Fähigkeiten den Andern nichts. Sieh! daran haben die Sterne nicht gedacht, ſie halten dich und jede andere Beleuchtung für Wachslichter. Doch jetzt will ich mich legen.“ — und er legte ſich.

„Ja! du lieber Gott! Wachslichter!“ ſagte die Laterne, „die habe ich weder bisher gehabt, noch werde ich ſie wohl künftig bekommen! Wenn ich nur nicht umgegeſſen werde!“

Den nächſten Tag, — ja, den nächſten Tag thun wir beſſer zu überſpringen. Am nächſten Abend ruhte die Laterne in einem Großvaterſtuhl. Und rathe, wo? Bei dem alten Nachtwächter! Er hatte vom Bürgermeiſter und Rath ſich die Gnade ausgebeten, in Betracht ſeiner langen und treuen Dienſte die alte Laterne behalten zu dürfen, die er ſelbſt an ſeinem erſten Amtstage, vor vierundzwanzig Jahren, zum erſten Mal auf- und angeſteckt hatte, er betrachtete ſie wie ſein Kind, er hatte ja kein anderes; und die Laterne wurde ihm zugeſtanden.

Jetzt lag ſie da im Großvaterſtuhl, neben dem warmen Ofen, es war ordentlich, als ſei ſie größer geworden, weil ſie den Stuhl ganz allein einnahm.

Die alten Leute ſaßen bei ihrem Abendbrod und warfen freundliche Blicke auf die alte Laterne, der ſie gern einen Platz am Tiſche gegönnt hätten.

Sie bewohnten freilich einen Keller zwei Ellen tief in die Erde hinein, man mußte durch einen gepflaſterten Gang, um in die Stube zu gelangen; drinnen war es aber recht gemüthlich und warm, an die Thüre waren Tuchleiſten genagelt, Alles reinlich und nett, Vorhänge um die Bettſtellen und über den kleinen Fenſtern. Auf dem Fenſterbrete ſtanden zwei curioſe Blumentöpfe, welche Matroſe Chriſtian mit aus Oſt- oder Weſtindien gebracht hatte; ſie waren nur von Thon und ſtellten zwei Elephanten vor, der Rücken fehlte;

ſtatt deſſen blühte aus der Erde, womit ſie gefüllt waren, bei dem einen der ſchönſte Schnittlauch, das war der Küchengarten, bei der andern ein großer Geraniumbuſch, das war der Blumengarten. An der Wand hing ein großes colorirtes Bild, der Congreß zu Wien, da hatten ſie auf einmal alle Könige und Kaiſer. Eine Wanduhr mit ſchweren Bleigewichten ging „tick! tack!“ und zwar ging ſie immer vor, doch dies, meinten die alten Leute, ſei doch weit beſſer, als wenn ſie nach ginge. Sie verzehrten ihr Abendbrod und die Straßenlaterne lag, wie erwähnt, im Großvaterſtuhl dicht neben dem Ofen. Es ſchien der Laterne, als ſei die ganze Welt um und um gedreht, als aber der alte Wächter ſie anblickte und davon ſprach, was ſie alle Beide zuſammen erlebt hatten, in Regen und Nebel, in den hellen kurzen Sommernächten, wie in den langen Winternächten bei Schneegeſtöber, wo man ſich nach dem Kellerhalſe ſehnte — da fand ſich die alte Laterne wieder zurecht, ſie ſah Alles ſo deutlich, als geſchähe es jetzt, ja der Wind hatte ihr ein tüchtiges Licht aufgehen laſſen.

Die alten Leute waren ſehr thätig und fleißig, keine Stunde wurde in Müßiggang zugebracht; Sonntag Nachmittags wurde irgend ein Buch hervorgeſucht, am Liebſten eine Reiſebeſchreibung. Und der alte Mann las vor, von Africa, von den großen Wäldern, von den Elephanten, die wild herumlaufen, und die alte Frau horchte geſpannt auf und blickte verſtohlen nach den Thon-Elephanten, die als Blumentöpfe dienten.

„Ich kann mir es beinahe vorſtellen!“ ſagte ſie, und die Laterne wünſchte ſo ſehnlich, daß ein Wachslicht dageweſen und in ihr angebrannt worden wäre, dann hätte die alte Frau Alles bis ins Kleinſte genau ſehen können, wie es die Laterne erblickte: die hohen Bäume, die dicht in einander geflochtenen Zweige, die nackten ſchwarzen Menſchen zu Pferde und ganze Schaaren von Elephanten, die mit ihren plumpen breiten Füßen Rohr und Gebüſche zertraten.

„Was helfen nun alle meine Fähigkeiten, wenn ich kein Wachslicht finde!“ ſeufzte die Laterne, „ſie haben nur Oel und Talglicht und das genügt nicht!“

Eines Tages gelangte ein ganzer Haufen Wachslichtſtückchen hinunter in den Keller; die größten Stücke wurden verbrannt, die kleinen benutzte die alte Frau, um ihren Nähzwirn zu wichſen. Wachslichter waren alſo genug da, es fiel aber Niemand ein, ein kleines Stückchen in die Laterne zu ſtecken.

„Da ſtehe ich nun mit meinen ſeltnen Fähigkeiten!“ ſagte die Laterne, „ich trage Alles in mir und kann ſie nicht daran Theil nehmen laſſen, ſie wiſſen nicht, daß ich die weißen Wände in die prächtigſte Tapete zu verwandeln vermag, in die ſchönſten Wälder, in Alles, was ſie ſich nur wünſchen können.“

Die Laterne wurde übrigens nett gehalten und ſtand geputzt in einem Winkel, wo ſie jedermann in die Augen fiel; die Fremden fanden, daß ſie ein großes Gerümpel ſei, daraus machten ſich aber die alten Leute nichts, ſie hatten die Laterne lieb.

Eines Tages, es war des alten Wächters Geburtstag, näherte ſich die alte Frau, vor ſich hin lächelnd, der Laterne und ſagte: „Ich will heute meinem Alten zu Ehren illuminiren!" und die Laterne knarrte mit den blechernen Beſchlägen, denn ſie dachte: „Na! endlich geht ihnen doch ein Licht auf;" es blieb aber bei Oel, und kein Wachslicht kam zum Vorſchein. Sie brannte den ganzen Abend hindurch, ſah aber jetzt zu gut ein, daß die Gabe der Sterne ein todter Schatz für dies Leben bleiben würde, — da hatte ſie einen Traum, — und bei ihren Fähigkeiten war es gerade keine Kunſt zu träumen. Es kam ihr vor, als ob die alten Leute geſtorben wären und ſie ſelbſt in die Eiſengießerei gekommen ſei, um umgeſchmolzen zu werden. Es ward ihr dabei eben ſo ängſtlich zu Muthe, als da ſie auf's Rathhaus mußte, um vom Bürgermeiſter und Rath beſichtigt zu werden, aber obwohl ihr die Kraft geworden war, nach Belieben in Roſt und Staub zuſammenfallen zu können, that ſie es doch nicht. Sie wurde in den Schmelzofen geſteckt und in einen eiſernen Leuchter verwandelt, ſo ſchön, wie ihn nur jemand wünſchen konnte, um Wachslichter darauf zu ſtecken. Sie hatte die Form eines Engels bekommen, der ein großes Bouquet trägt; mitten in das Bouquet wurde das Wachslicht geſteckt. Der Leuchter erhielt ſeinen Platz auf einem grünen Schreibtiſch angewieſen, das Zimmer war ſo gemüthlich, es ſtanden viele Bücher umher, die Wände waren mit herrlichen Bildern behangen; es war bei einem Dichter. Alles, was er dachte oder ſchrieb, zeigte ſich rund umher. Die Natur verwandelte ſich in dichte finſtere Wälder, in freundliche Wieſen, wo die Störche herumſtolzirten, in das Schiffsdeck mitten auf der wogenden See, in den klaren Himmel mit allen ſeinen Sternen.

„Was doch für Fähigkeiten in mir liegen!“ ſagte die alte Laterne, indem ſie erwachte. „Beinahe möchte ich wünſchen umgeſchmolzen zu werden! Doch nein! Das darf nicht geſchehen, ſo lange die Alten leben! Sie lieben mich meiner Perſon wegen, ſie haben mich geputzt und mir Oel gereicht. Ich habe es ja auch eben ſo gut, wie der ganze Congreß, in deſſen Betrachtung ſie auch ihr Vergnügen finden.“

Und ſeit dieſer Zeit genoß ſie mehr innere Ruhe und das hatte die alte ehrliche Straßenlaterne auch verdient.

Schnellpreſſendruck von Fr. Ries in Leipzig.

H. C. Anderſen's

Geſammelte Werke.

Vom

Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe.

Funfzehnter Band.

Geſammelte Märchen.

Vierter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Geſammelte Märchen.

Von

H. C. Anderſen.

Vierter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Inhalt

des vierten Bandes.

Seite
Das kleine Mädchen mit den Schwefelhölzchen. . . . 9
Die wilden Schwäne. 14
Die Blumen der kleinen Ida. 39
Die Nachbar-Familien. 52
Die Glocke. 67
Die Stopfnadel. 76
Der kleine Tuk. 82
Der Schatten. 90

Geſammelte Märchen.

Das kleine Mädchen mit den Schwefelhölzchen.

Es war entſetzlich kalt, es ſchneite und war beinahe ſchon ganz dunkel und Abend, der letzte Abend des Jahres. In dieſer Kälte und Finſterniß ging auf der Straße ein kleines armes Mädchen, mit bloßem Kopfe und nackten Füßen. Als ſie das Haus verließ, hatte ſie freilich Pantoffeln angehabt, aber was half das, es waren ſehr große Pantoffeln, die ihre Mutter bisher benutzt hatte, ſo groß waren ſie; allein die Kleine verlor dieſelben, als ſie über die Straße weg huſchte, weil zwei Wagen ſchrecklich ſchnell vorüber rollten. Der eine Pantoffel war nicht wieder zu finden, den andern hatte ein Junge erwiſcht und lief damit fort; er meinte, er könne ihn recht gut als Wiege benutzen, wenn er ſelbſt erſt Kinder hätte. Da ging nun das kleine Mädchen mit den kleinen nackten Füßen, die ganz roth und blau vor Kälte waren. In einer alten Schürze trug ſie eine Menge Schwefelhölzer und ein Bund davon in der Hand. Niemand hatte den ganzen langen Tag ihr etwas abgekauft, Niemand ihr einen Pfennig geſchenkt.

Zitternd vor Kälte und Hunger ſchlich ſie einher, ein Bild des Jammers, die arme Kleine.

Die Schneeflocken bedeckten ihr langes, blondes Haar, welches in ſchönen Locken um den Hals fiel, aber daran dachte ſie nun freilich nicht. Aus allen Fenſtern glänzten die Lichter und es roch gar herrlich nach Gänſebraten, es war ja Sylveſterabend; ja, daran dachte ſie.

In einem Winkel, von zwei Häuſern gebildet, von denen das eine etwas mehr vorſprang als das andere, ſetzte ſie ſich hin und kauerte ſich zuſammen; die kleinen Füße hatte ſie an ſich gezogen, aber es fror ſie noch mehr und nach Hauſe wagte ſie nicht zu gehen, ſie hatte ja keine Schwefelhölzchen verkauft und brachte keinen Pfennig Geld; von ihrem Vater würde ſie gewiß Schläge bekommen und zu Hauſe war es auch kalt, über ſich hatte ſie nur das Dach, durch welches der Wind pfiff, wenn auch die größten Spalten mit Stroh und Lumpen zugeſtopft waren.

Ihre kleinen Hände waren beinahe vor Kälte erſtarrt. Ach! ein Schwefelhölzchen könnte ihr gar wohl thun, wenn ſie nur ein einziges aus dem Bunde herausziehen, es an die Wand ſtreichen und ſich die Finger erwärmen dürfte. Sie zog eins heraus. Rrſcht! wie ſprühte, wie brannte es! Es war eine warme, helle Flamme, wie ein Lichtchen, als ſie die Hände darüber hielt, es war ein wunderbares Lichtchen. Es ſchien wirklich dem kleinen Mädchen, als ſäße ſie vor einem großen, eiſernen Ofen mit polirten Meſſingfüßen und einem meſſingenen Aufſatze. Das Feuer brannte ſo geſegnet, es wärmte ſo ſchön; die Kleine ſtreckte ſchon die Füße aus, um auch dieſe zu wärmen — doch – – da erloſch das Flämmchen, der Ofen verſchwand, ſie hatte nur die kleinen Ueberreſte des abgebrannten Schwefelhölzchens in der Hand.

Ein zweites wurde an der Wand abgeſtrichen, es leuchtete, und wo der Schein auf die Mauer fiel, wurde dieſe durchſichtig wie ein Schleier, ſie konnte in das Zimmer hineinſehen. Auf dem Tiſche war ein ſchneeweißes Tiſchtuch ausgebreitet, darauf ſtand glänzendes Porzellangeſchirr, und herrlich dampfte die gebratene Gans, mit Aepfeln und getrockneten Pflaumen gefüllt. Und was noch prächtiger anzuſehen war, die Gans hüpfte von der Schüſſel herunter, wackelte auf dem Fußboden, Meſſer und Gabel in der Bruſt, herum bis zu dem armen Mädchen hin; da erloſch das Schwefelhölzchen und es blieb nur die dicke feuchtkalte Mauer zurück. Sie zündete noch ein Hölzchen an. Da ſaß ſie nun unter dem herrlichſten Chriſtbaume, er war noch größer und geputzter als der, den ſie durch die Glasthüre bei dem reichen Kaufmanne geſehen hatte.

Tauſende von Lichterchen brannten auf den grünen Zweigen und bunte Bilder, wie ſie an den Schaufenſtern zu ſehen waren, blickten auf ſie herab. Die Kleine ſtreckte ihre Hände darnach aus, da erloſch das Schwefelhölzchen. Die Weihnachtslichter ſtiegen höher und höher, ſie ſah ſie jetzt als Sterne am Himmel, einer davon fiel herunter und bildete einen langen Feuerſtreifen.

„Jetzt ſtirbt Jemand!“ ſagte das kleine Mädchen, denn ihre alte Großmutter, die Einzige, die ſie lieb gehabt hatte, und die jetzt geſtorben war, hatte ihr erzählt, daß, wenn ein Stern herunterfällt, eine Seele zu Gott emporſteigt.

Sie ſtrich wieder ein Hölzchen an der Mauer ab, es wurde wieder hell, und in dem Glanze ſtand die alte Großmutter ſo klar und ſchimmernd, ſo mild und liebevoll.

„Großmutter!“ rief die Kleine, „O! nimm mich mit, ich weiß, du entfernſt dich, wenn das Schwefelhölzchen erlöſcht, du verſchwindeſt wie der warme Ofen, wie der herrliche Gänſebraten und der große, prächtige Weihnachtsbaum!“ und ſie ſtrich ſchnell das ganze Bund Schwefelhölzchen, denn ſie wollte die Großmutter recht feſt halten. — Und die Schwefelhölzer leuchteten mit einem ſolchen Glanze, daß es heller wurde als mitten am Tage, die Großmutter war nie früher ſo ſchön, ſo groß geweſen; ſie nahm das kleine Mädchen auf ihre Arme und beide flogen in Glanz und Freude ſo hoch, ſo hoch, und dort oben war weder Kälte, noch Hunger, noch Angſt, — ſie waren bei Gott.

Aber im Winkel an die Mauer gelehnt ſaß in der kalten Morgenſtunde das arme Mädchen mit rothen Backen und mit lächelndem Mund — erfroren an des alten Jahres letztem Abend. Die Neujahrsſonne ging auf über der kleinen

Leiche. Starr ſaß das Kind dort mit den Schwefelhölzchen, von denen ein Bund abgebrannt war. „Sie hat ſich erwärmen wollen,“ ſagte man; Niemand ahnte, was ſie Schönes geſehen hatte, in welchem Glanze ſie mit der Großmutter zur Neujahrsfreude eingegangen war.

Die wilden Schwäne.

Weit von hier, da wo die Schwalben hinfliegen, wenn wir Winter haben, wohnte ein König, der eilf Söhne und eine Tochter Eliſa hatte. Die eilf Brüder waren Prinzen, gingen mit dem Stern auf der Bruſt und dem Säbel an der Seite in die Schule; ſie ſchrieben mit Diamantgriffeln auf Goldtafeln und lernten eben ſo gut auswendig, als ſie laſen; man konnte gleich hören, daß ſie Prinzen waren. Die Schweſter Eliſa ſaß auf einem kleinen Schemel von Spiegelglas und hatte ein Bilderbuch, welches für das halbe Königreich erkauft war.

O, die Kinder hatten es ſo gut, aber ſo ſollte es nicht immer bleiben!

Ihr Vater, der König über das ganze Land war, verheirathete ſich mit einer böſen Königin, die den armen Kindern gar nicht gut war. Schon am erſten Tage konnten ſie es merken; auf dem ganzen Schloſſe war große Pracht, und da ſpielten die Kinder: es kommt Beſuch; aber ſtatt daß ſie wie ſonſt allen Kuchen und alle gebratenen Aepfel erhielten, die nur zu haben waren, gab ſie ihnen nur Sand in einer Theetaſſe und ſagte, ſie könnten thun, als ob es etwas wäre.

Die Woche darauf brachte ſie die kleine Schweſter Eliſa auf das Land zu einem Bauernpaare, und lange währte es nicht, da redete ſie dem König ſo viel von den armen Prinzen vor, daß er ſich gar nicht mehr um ſie kümmerte. —

„Fliegt hinaus in die Welt und ernährt euch ſelbſt!“ ſagte die böſe Königin; „fliegt wie große Vögel, ohne Stimme!“ aber ſie konnte es doch nicht ſo ſchlimm machen, wie ſie gern wollte; ſie wurden eilf herrliche wilde Schwäne. Mit einem ſonderbaren Schrei flogen ſie aus den Schloßfenſtern hinaus über den Park und Wald dahin.

Es war noch ganz früh am Morgen, als ſie da vorbeikamen, wo die Schweſter Eliſa in der Stube des Landmanns lag und ſchlief. Hier ſchwebten ſie über dem Dache, drehten ihre langen Hälſe und ſchlugen dann mit den Flügeln, aber niemand hörte oder ſah es; ſie mußten wieder weiter, hoch gegen die Wolken empor, hinaus in die weite Welt, da flogen ſie hin nach einem großen dunklen Wald, der ſich bis an den Strand erſtreckte.

Die arme kleine Eliſa ſtand in der Stube des Landmannes und ſpielte mit einem grünen Blatte, anderes Spielzeug hatte ſie nicht; und ſie ſtach ein Loch in das Blatt, ſah da hindurch gegen die Sonne empor, und da war es, als ſähe ſie ihrer Brüder klare Augen, und jedesmal, wenn die warmen Sonnenſtrahlen auf ihre Wange ſchienen, gedachte ſie aller ihrer Küſſe.

Ein Tag verging eben ſo wie der andere. Strich der Wind durch die großen Roſenhecken draußen vor dem Hauſe, ſo flüſterte er den Roſen zu: „wer kann ſchöner ſein als ihr?“ aber die Roſen ſchüttelten das Haupt und ſagten: „Eliſa iſt es!“ Und ſaß die alte Frau am Sonntage an der Thür und las in ihrem Geſangbuche, ſo wendete der Wind die Blätter um und ſagte zum Buche: „Wer kann frömmer ſein als du?“ — „Eliſa iſt es!“ ſagte das Geſangbuch, und es war die reine Wahrheit, was die Roſen und das Geſangbuch ſagten.

Als ſie funfzehn Jahr alt war, ſollte ſie nach Hauſe; und als die Königin ſah, wie ſchön ſie war, wurde ſie ihr gram und voll Haß; gern hätte ſie ſie in einen wilden Schwan verwandelt, wie die Brüder, aber das wagte ſie nicht gleich, weil ja der König ſeine Tochter ſehen wollte.

Früh des Morgens ging die Königin in das Bad, welches von Marmor erbaut und mit weichen Kiſſen und den prächtigſten Decken geſchmückt war, und ſie nahm drei Kröten, küßte ſie, und ſagte zu der einen: „ſetze dich auf Eliſa's Kopf, wenn ſie in das Bad kömmt, damit ſie dumm wird wie du!“ „Setze dich auf ihre Stirn,“ ſagte ſie zur andern, „damit ſie häßlich wird, wie du, ſo daß ihr Vater ſie nicht kennt!“ „Ruhe an ihrem Herzen,“ flüſterte ſie der dritten zu, „laß ſie einen böſen Sinn erhalten, damit ſie Schmerzen davon habe!“ Dann ſetzte ſie die Kröten in das klare Waſſer, welches ſogleich eine grüne Farbe erhielt, rief Eliſa, zog ſie aus und ließ ſie in das Waſſer hinab ſteigen, und indem ſie untertauchte, ſetzte ſich die eine Kröte ihr in das Haar, die andere auf ihre Stirn und die dritte auf die Bruſt, aber Eliſa ſchien es gar nicht zu merken; ſobald ſie ſich emporrichtete, ſchwammen drei rothe Mohnblumen auf dem Waſſer. Wären die Thiere nicht giftig geweſen und von der Hexe geküßt worden, ſo wären ſie in rothe Roſen verwandelt worden, aber Blumen wurden ſie doch, weil ſie auf ihrem Haupte und ihrem Herzen geruht hatten; ſie war zu fromm und unſchuldig, als daß die Zauberei Macht über ſie haben konnte.

Als die böſe Königin das ſah, rieb ſie ſie mit Wallnußſaft ein, ſo daß ſie ganz ſchwarzbraun wurde, beſtrich das hübſche Antlitz mit einer ſtinkenden Salbe und ließ das herrliche Haar ſich verwirren; es war unmöglich, die ſchöne Eliſa wieder zu erkennen.

Als der Vater ſie ſah, erſchrak er ſehr, und ſagte, es ſei nicht ſeine Tochter; Niemand außer dem Kettenhunde und den Schwalben wollte ſie erkennen, aber das waren arme Thiere, die nichts zu ſagen hatten.

Da weinte die arme Eliſa und dachte an ihre eilf Brüder, die alle weg waren. Betrübt ſtahl ſie ſich aus dem Schloſſe und ging den ganzen Tag über Feld und Moor bis in den großen Wald hinein. Sie wußte gar nicht, wohin ſie wollte, aber ſie fühlte ſich ſo betrübt und ſehnte ſich nach ihren Brüdern; die waren ſicher auch, gleich ihr, in die Welt hinausgejagt, die wollte ſie ſuchen und finden.

Nur kurze Zeit war ſie im Walde geweſen, ehe die Nacht einbrach; ſie war ganz von Weg und Steg gekommen; da legte ſie ſich auf das weiche Moos nieder, betete ihr Abendgebet und lehnte ihr Haupt an einen Baumſtumpf. Es war da ſo ſtille, die Luft war ſo mild, und rings umher im Graſe und im Mooſe leuchteten, einem grünen Feuer gleich, Hunderte von Johanniswürmchen; als ſie einen der Zweige leiſe mit der Hand berührte, fielen die leuchtenden Inſecten, wie Sternſchnuppen, zu ihr nieder.

Die ganze Nacht träumte ſie von ihren Brüdern; ſie ſpielten wieder als Kinder, ſchrieben mit dem Diamantgriffel auf die Goldtafeln und betrachteten das herrliche Bilderbuch, welches das halbe Reich gekoſtet hatte; aber auf die Tafel ſchrieben ſie nicht, wie früher, Nullen und Striche, ſondern die muthigen Thaten, die ſie vollführt, Alles, was ſie erlebt und geſehen hatten; und im Bilderbuche war Alles lebendig, die Vögel ſangen und die Menſchen gingen aus dem Buche heraus und ſprachen mit Eliſa und ihren Brüdern, aber wenn ſie das Blatt umwandte, ſprangen ſie gleich wieder hinein, damit keine Unordnung hinein käme.

Als ſie erwachte, ſtand die Sonne ſchon hoch; ſie konnte ſie freilich nicht ſehen, die hohen Bäume breiteten ihre Zweige dicht und feſt aus, aber die Strahlen ſpielten dort oben gerade wie ein wehender Goldflor; da war ein Duft von dem Grünen, und die Vögel ſetzten ſich faſt auf ihre Schultern. Sie hörte das Waſſer plätſchern, das waren viele große Quellen, die alle in einen See fielen, in dem der herrlichſte Sandboden war; freilich wuchſen hier dichte Büſche rings herum, aber an einer Stelle hatten die Hirſche eine große Oeffnung gegraben und hier ging Eliſa zum Waſſer hin, das war ſo klar, daß, hätte der Wind nicht die Zweige und Büſche berührt, ſo daß ſie ſich bewegten, ſie hätte glauben müſſen, ſie wären auf dem Boden abgemalt geweſen, ſo deutlich ſpiegelte ſich dort jedes Blatt, ſowohl das, welches von der Sonne beſchienen, als das, welches im Schatten war.

Sobald ſie ihr eigenes Geſicht erblickte, erſchrak ſie, ſo braun und häßlich war es, doch als ſie ihre kleine Hand benetzte und Augen und Stirne rieb, glänzte die weiße Haut wieder vor; da entkleidete ſie ſich und ging in das friſche Waſſer hinein: ein ſchöneres Königskind, als ſie war, wurde in dieſer Welt nicht gefunden.

Als ſie wieder angekleidet war und ihr langes Haar geflochten hatte, ging ſie zur ſprudelnden Quelle, trank aus der hohlen Hand, und wanderte tiefer in den Wald hinein, ohne ſelbſt zu wiſſen wohin. Sie dachte an ihre Brüder, dachte an den lieben Gott, der ſie ſicher nicht verlaſſen würde; er ließ die wilden Waldäpfel wachſen, um den Hungerigen zu ſättigen; er zeigte ihr einen ſolchen Baum, die Zweige bogen ſich unter der Laſt der Früchte, hier hielt ſie ihre Mittagsmahlzeit, ſetzte Stützen unter deſſen Zweige und ging dann in den dunkelſten Theil des Waldes hinein. Da war es ſo ſtille, daß ſie ihre eigenen Fußtritte hörte, wie jedes kleine vertrocknete Blatt, welches ſich unter ihrem Fuße bog; nicht ein Vogel war da zu ſehen, nicht ein

Sonnenſtrahl konnte durch die großen dichten Baumzweige dringen; die hohen Stämme ſtanden ſo nahe beiſammen, daß, wenn ſie gerade vor ſich ſah, es ſchien, als ob das eine Balkengitter, dicht bei dem anderen, ſie umſchlöſſe; o, hier war eine Einſamkeit, wie ſie ſolche früher nie gekannt!

Die Nacht wurde ſo dunkel; nicht ein einziger kleiner Johanniswurm leuchtete aus dem Mooſe. Betrübt legte ſie ſich nieder um zu ſchlafen; da ſchien es ihr als ob die Baumzweige über ihr ſich zur Seite bewegten und der liebe Gott mit milden Augen auf ſie niederblickte, und kleine Engel ſahen über ſeinem Kopf und unter ſeinen Armen hervor.

Als ſie am Morgen erwachte, wußte ſie nicht, ob ſie es geträumt habe, oder ob es wirklich ſo geweſen.

Sie ging einige Schritte vorwärts, da begegnete ſie einer alten Frau mit Beeren in ihrem Korbe; die Alte gab ihr einige davon. Eliſa fragte, ob ſie nicht eilf Prinzen durch den Wald habe reiten ſehen.

„Nein!“ ſagte die Alte, „aber ich ſah geſtern eilf Schwäne mit Goldkronen auf dem Haupte den Fluß hier nahebei hinabſchwimmen!“

Und ſie führte Eliſa ein Stück weiter vor zu einem Abhange; am Fuße deſſelben ſchlängelte ſich ein Flüßchen; die Bäume an ſeinen Ufern ſtreckten ihre langen blattreichen Zweige einander entgegen, und wo ſie, ihrem natürlichen Wuchſe nach, nicht zuſammenreichen konnten, da hatten ſie die Wurzeln aus der Erde losgeriſſen und hingen, mit den Zweigen ineinander geflochten, über das Waſſer hinaus.

Eliſa ſagte der Alten Lebewohl und ging längs des Flüßchens, bis wo dieſes in den großen, offenen Strand hinaus floß.

Das ganze herrliche Meer lag vor dem jungen Mädchen; aber nicht ein Segel zeigte ſich darauf, nicht ein Boot war da zu ſehen, wie ſollte ſie nun weiter fort kommen? Sie betrachtete die unzähligen kleinen Steine am Ufer; das Waſſer hatte ſie alle rund geſchliffen. Glas, Eiſen, Steine, Alles was da zuſammengeſpült lag, hatte die Geſtalt des Waſſers angenommen, welches doch viel weicher war als ihre feine Hand. „Das rollet unermüdlich fort, und ſo ebnet ſich das Harte, ich will eben ſo unermüdlich ſein; Dank für eure Lehre, ihr klaren rollenden Wogen; einſt, das ſagt mir mein Herz, werdet ihr mich zu meinen lieben Brüdern tragen!“

Auf dem angeſpülten Seegraſe lagen eilf weiße Schwanenfedern; ſie ſammelte ſie in einen Strauß, es lagen Waſſertropfen darauf, ob es Thau oder Thränen waren, konnte Niemand ſehen. Einſam war es dort am Strande, aber ſie fühlte es nicht; denn das Meer bot eine ewige Abwechſelung dar, ja in einigen wenigen Stunden mehr, als die ſüßen Landſeen in einem ganzen Jahre aufweiſen können. Kam eine große ſchwarze Wolke, ſo war das, als ob die See ſagen wollte: ich kann auch finſter ausſehen, und dann blies der Wind und die Wogen kehrten das Weiße nach außen; ſchienen aber die Wolken roth und ſchliefen die Winde, ſo war das Meer einem Roſenblatte gleich; bald wurde es grün, bald weiß, aber wie ſtill es auch ruhte, war doch am

Ufer eine leiſe Bewegung; das Waſſer hob ſich ſchwach, wie die Bruſt eines ſchlafenden Kindes.

Als die Sonne im Begriff war unterzugehen, ſah Eliſa eilf wilde Schwäne mit Goldkronen auf dem Kopfe dem Lande zufliegen, ſie ſchwebten der eine hinter dem andern; es ſah aus wie ein langes weißes Band; da ſtieg Eliſa den Abhang hinauf und verbarg ſich hinter einem Buſch; die Schwane ließen ſich nahe bei ihr nieder und ſchlugen mit ihren großen, weißen Schwingen.

Sowie die Sonne unter dem Waſſer war, fielen plötzlich die Schwanengefieder und eilf ſchöne Prinzen, Eliſa's Brüder, ſtanden da. Sie ſtieß einen lauten Schrei aus; ungeachtet ſie ſich ſehr verändert hatten, ſo wußte ſie, daß ſie es waren, fühlte, daß ſie es ſein müßten; und ſie ſprang in ihre Arme, nannte ſie bei Namen und ſie fühlten ſich ſo glücklich, als ſie ihre kleine Schweſter ſahen, und erkannten ſie, die nun ſo groß und ſchön war. Sie lachten und ſie weinten, und bald hatten ſie einander verſtanden, wie böſe ihre Stiefmutter gegen ſie alle geweſen war.

„Wir Brüder,“ ſagte der Aelteſte, „fliegen als wilde Schwane, ſo lange die Sonne am Himmel ſteht; ſobald ſie unter iſt, erhalten wir unſere menſchliche Geſtalt wieder; deshalb müſſen wir immer aufpaſſen, beim Sonnenuntergang eine Ruheſtätte für die Füße zu haben; denn fliegen wir um dieſe Zeit gegen die Wolken an, ſo müſſen wir als Menſchen in die Tiefe hinunterſtürzen. Hier wohnen wir nicht; es liegt ein eben ſo ſchönes Land, wie dieſes, jenſeits der See; aber der Weg dahin iſt weit, wir müſſen über das große

Meer, und es findet ſich keine Inſel auf unſerm Wege, wo wir übernachten könnten, nur eine einſame kleine Klippe ragt in der Mitte daraus hervor; ſie iſt nicht größer, als daß wir dicht neben einander darauf ruhen können; iſt die See ſtark bewegt, ſo ſpritzt das Waſſer hoch über uns; aber doch danken wir Gott für ſie. Da übernachten wir in unſerer Menſchengeſtalt, ohne dieſe könnten wir nie unſer liebes Vaterland beſuchen, denn zwei der längſten Tage des Jahres brauchen wir zu unſerer Flucht. Nur einmal im Jahre iſt es uns vergönnt, unſere Heimath zu beſuchen, eilf Tage können wir hier bleiben, über den großen Wald hin fliegen, von wo wir das Schloß erblicken können, wo wir geboren wurden und wo unſer Vater wohnt, den hohen Kirchthurm ſehen, wo die Mutter begraben iſt. — Hier kömmt es uns vor, als wären Bäume und Büſche mit uns verwandt, hier laufen die wilden Pferde über die Steppen hin, wie wir es in unſerer Kindheit geſehen; hier ſingt der Kohlenbrenner die alten Lieder, nach denen wir als Kinder tanzten, hier iſt unſer Vaterland; hierher fühlen wir uns gezogen, und hier haben wir dich, du liebe, kleine Schweſter, gefunden! Zwei Tage können wir noch hier bleiben, dann müſſen wir fort über das Meer nach einem herrlichen Lande, welches aber nicht unſer Vaterland iſt! Wie bringen wir dich fort? Wir haben weder Schiff noch Boot!“

„Auf welche Art kann ich euch erlöſen?“ ſagte die Schweſter.

Und ſie unterhielten ſich faſt die ganze Nacht: es wurde nur einige Stunden geſchlummert.

Eliſa erwachte von dem Schall der Schwanenflügel, welche über ihr ſauſeten. Die Brüder waren wieder verwandelt und ſie flogen in großen Kreiſen und zuletzt weit weg, aber der eine von ihnen, der jüngſte, blieb zurück; und der Schwan legte den Kopf in ihren Schooß und ſie ſtreichelte ſeine Flügel; den ganzen Tag waren ſie beiſammen. Gegen Abend kamen die anderen zurück, und als die Sonne unter war, ſtanden ſie in ihrer natürlichen Geſtalt da.

„Morgen fliegen wir von hier weg und können nicht vor Ablauf eines ganzen Jahres zurückkehren, aber dich können wir nicht ſo verlaſſen! Haſt du Muth mitzukommen? Mein Arm iſt ſtark genug, dich durch den Wald zu tragen, ſollten wir da nicht Alle ſo ſtarke Flügel haben, um mit dir über das Meer zu fliegen.“

„Ja, nehmt mich mit!“ ſagte Eliſa.

Die ganze Nacht brachten ſie damit zu, ein Netz aus der geſchmeidigen Weidenrinde und dem zähen Schilf zu flechten, und das wurde groß und ſtark. Auf dieſes legte Eliſa ſich, und als die Sonne hervortrat und die Brüder in wilde Schwäne verwandelt wurden, ergriffen ſie das Netz mit ihrem Schnabel und flogen mit ihrer lieben Schweſter, die noch ſchlief, hoch gegen die Wolken an. Die Sonnenſtrahlen fielen ihr gerade auf das Antlitz, deshalb flog einer der Schwäne über ihrem Kopf, damit ſeine breiten Schwingen ſie beſchatten möchten.

Sie waren weit vom Lande entfernt, als Eliſa erwachte; ſie glaubte noch zu träumen, ſo ſonderbar kam es ihr vor, hoch durch die Luft, über das Meer getragen zu werden. An ihrer Seite lag ein Zweig mit herrlichen reifen Beeren und ein Bund wohlſchmeckende Wurzeln; die hatte der jüngſte der Brüder geſammelt und ihr hingelegt; ſie lächelte ihn dankbar an, denn ſie erkannte ihn, er war es, der über ihr flog und ſie mit den Schwingen beſchattete.

Sie waren ſo hoch, daß das größte Schiff, welches ſie unter ſich erblickten, eine weiße Möve zu ſein ſchien, die auf dem Waſſer lag. Eine große Wolke ſtand hinter ihnen, das war ein ganzer Berg, und auf dieſem ſah Eliſa ihren eigenen Schatten und den der eilf Schwäne, ſo rieſengroß flogen ſie da; das war ein Gemälde, prächtiger als ſie früher je eins geſehen; doch als die Sonne höher ſtieg und die Wolke weiter zurückblieb, verſchwand das ſchwebende Schattenbild.

Den ganzen Tag flogen ſie fort, gleich einem ſauſenden Pfeil durch die Luft, aber es ging doch langſamer als ſonſt, denn jetzt hatten ſie die Schweſter zu tragen. Es zog ein böſes Wetter auf, der Abend näherte ſich; ängſtlich ſah Eliſa die Sonne ſinken, und noch war die einſame Klippe im Meere nicht zu erblicken; es kam ihr vor, als machten die Schwäne ſtärkere Schläge mit den Flügeln. Ach! ſie war Schuld daran, daß ſie nicht raſch genug fort kamen; wenn die Sonne untergegangen war, ſo mußten ſie Menſchen werden, in das Meer ſtürzen und ertrinken. Da betete ſie aus dem Innerſten des Herzens ein Gebet zum lieben Gott, aber noch erblickte ſie keine Klippe; die ſchwarze Wolke kam näher; die ſtarken Windſtöße verkündeten einen

Sturm; die Wolken ſtanden in einer einzigen großen drohenden Welle da, welche faſt wie Blei vorwärts ſchoß; Blitz leuchtete auf Blitz.

Jetzt war die Sonne gerade am Rande des Meeres. Eliſa's Herz bebte; da ſchoſſen die Schwäne hinab, ſo ſchnell, daß ſie zu fallen glaubte; aber nun ſchwebten ſie wieder. Die Sonne war halb unter dem Waſſer; da erblickte ſie erſt die kleine Klippe unter ſich, ſie ſah nicht größer aus, als ob es ein Seehund wäre, der den Kopf aus dem Waſſer ſteckte. Die Sonne ſank ſo ſchnell; jetzt erſchien ſie nur noch wie ein Stern, da berührte ihr Fuß den feſten Grund, die Sonne erloſch gleich dem letzten Funken im brennenden Papier; Arm in Arm ſah ſie die Brüder um ſich ſtehen; aber mehr Platz, als gerade für dieſe und für ſie, war auch nicht da. Die See ſchlug gegen die Klippe und ging wie Staubregen über ſie hin; der Himmel leuchtete in einem fortwährenden Feuer, und Schlag auf Schlag rollte der Donner; aber Schweſter und Brüder faßten ſich an den Händen und ſangen Pſalmen, aus denen ſie Troſt und Muth ſchöpften.

In der Morgendämmerung war die Luft rein und ſtill; ſobald die Sonne emporſtieg, flogen die Schwäne mit Eliſa von der Inſel fort. Das Meer ging noch hoch, es ſah aus, wie ſie hoch in der Luft waren, als ob der weiße Schaum auf der ſchwarzgrünen See Millionen Schwäne wären, die auf dem Waſſer ſchwammen.

Als die Sonne höher ſtieg, ſah Eliſa vor ſich, halb in der Luft ſchwimmend, ein Bergland, mit glänzenden

Eismaſſen auf den Felſen, und mitten darauf erhob ſich ein wohl meilenlanges Schloß, mit einem kühnen Säulengange über dem andern; unten wogten Palmenwälder und Prachtblumen, groß, wie Mühlräder. Sie fragte, ob das das Land ſei, wo ſie hin wollten, aber die Schwäne ſchüttelten mit dem Kopfe, denn das, was ſie ſah, war der Fata Morgana herrliches, allezeit wechſelndes Wolkenſchloß; da durften ſie keinen Menſchen hineinbringen. Eliſa ſtarrte es an, da ſtürzten Berge, Wälder und Schloß zuſammen und zwanzig ſtolze Kirchen, alle einander gleich, mit hohen Thürmen und ſpitzen Fenſtern ſtanden da. Sie glaubte die Orgel ertönen zu hören, aber es war das Meer, welches ſie hörte. Nun war ſie den Kirchen ganz nahe, da wurden dieſe zu einer ganzen Flotte, die unter ihr dahin ſegelte; ſie ſah nieder, und es waren nur Meernebel, die über dem Waſſer hinglitten. Ja, eine ewige Abwechſelung hatte ſie vor Augen, und nun ſah ſie das wirkliche Land, nach dem ſie hin wollte; da erhoben ſich die herrlichen blauen Berge, mit Cedernwäldern, Städten und Schlöſſern. Lange bevor die Sonne unterging, ſaß ſie auf den Felſen vor einer großen Höhle, die mit feinen grünen Schlingpflanzen bewachſen war; es ſah aus, als wären es geſtickte Teppiche.

„Nun wollen wir ſehen, was du dieſe Nacht hier träumſt,“ ſagte der jüngſte Bruder und zeigte ihr ihre Schlafkammer.

„Gebe der Himmel, daß ich träumen möge, wie ich euch erretten kann,“ ſagte ſie; und dieſer Gedanke beſchäftigte ſie lebhaft; ſie betete recht inbrünſtig zu Gott um ſeine Hülfe, ja ſelbſt im Schlafe fuhr ſie fort zu beten; da kam es ihr vor, als ob ſie hoch in die Luft fliege, zu der Fata Morgana Wolkenſchloß, und die Fee kam ihr entgegen, ſo ſchön und glänzend, und doch glich ſie ganz der alten Frau, die ihr Beeren im Walde gegeben und ihr von den Schwänen mit Goldkronen auf dem Kopfe erzählt hatte.

„Deine Brüder können erlöſt werden,“ ſagte ſie, „aber haſt du Muth und Ausdauer? Wohl iſt das Waſſer weicher, als deine feinen Hände, und doch formet es die Steine um, aber es fühlt nicht die Schmerzen, die deine Finger fühlen werden; es hat kein Herz, leidet nicht die Angſt und Qual, die du aushalten mußt. Siehſt du die Brenneſſel, die ich in meiner Hand halte? von derſelben Art wachſen viele rings um die Höhle, wo du ſchläfſt; nur die dort und die, welche auf des Kirchhofes Gräbern wachſen, ſind tauglich, merke dir das; die mußt du pflücken, obgleich ſie deine Haut voll Blaſen brennen werden; brich die Neſſeln mit deinen Füßen, ſo erhältſt du Flachs, mit dieſem mußt du eilf Panzerhemden mit langen Aermeln flechten und binden, wirf dieſe über die eilf Schwäne, ſo iſt der Zauber gelöſt. Aber bedenke wohl, daß du von dem Augenblicke, wo du dieſe Arbeit beginnſt, bis gerade, wo ſie vollendet iſt, wenn auch Jahre darüber vergehen, nicht ſprechen darfſt; das erſte Wort, welches du ſprichſt, geht als tödtender Dolch in deiner Brüder Herz! An deiner Zunge hängt ihr Leben. Merke dir das Alles.“

Und ſie berührte zugleich ihre Hand mit der Neſſel; es war einem brennenden Feuer gleich. Eliſa erwachte dadurch. Es war heller Tag, und dicht daneben, wo ſie geſchlafen hatte, lag eine Neſſel, wie die, welche ſie im Traume geſehen hatte. Da fiel ſie auf ihre Kniee, dankte dem lieben Gott und ging aus der Höhle hinaus, um ihre Arbeit zu beginnen.

Mit den feinen Händen griff ſie hinunter in die häßlichen Neſſeln, ſie waren wie Feuer; große Blaſen brannten ſie an ihren Händen und Armen, aber gern wollte ſie es leiden, konnte ſie nur die lieben Brüder befreien. Sie brach jede Neſſel mit ihren bloßen Füßen und flocht den grünen Flachs.

Als die Sonne untergegangen war, kamen die Brüder, und ſie erſchraken, ſie ſo ſtumm zu finden; ſie glaubten, es wäre ein neuer Zauber der böſen Stiefmutter; aber als ſie ihre Hände erblickten, begriffen ſie, was ſie ihrethalben thue, und der jüngſte Bruder weinte, und wohin ſeine Thränen fielen, da fühlte ſie keine Schmerzen, da verſchwanden die brennenden Blaſen.

Die Nacht brachte ſie bei ihrer Arbeit zu, denn ſie hatte keine Ruhe, bevor ſie die lieben Brüder erlöſt hatte; den ganzen folgenden Tag, während die Schwäne fort waren, ſaß ſie in ihrer Einſamkeit, aber noch nie war die Zeit ſo eilig entflohen. Ein Panzerhemde war ſchon fertig, nun fing ſie das nächſte an.

Da ertönte das Jagdhorn zwiſchen den Bergen; ſie wurde von Furcht ergriffen; der Ton kam immer näher;

ſie hörte Hunde bellen; erſchrocken floh ſie in die Höhle, band die Neſſeln, die ſie geſammelt und gehechelt hatte, in ein Bund zuſammen und ſetzte ſich darauf.

Zugleich kam ein großer Hund aus der Schlucht hervorgeſprungen, und gleich darauf wieder einer, und noch einer; ſie bellten laut, liefen zurück und kamen wieder vor. Es währte nicht viele Minuten, ſo ſtanden alle Jäger vor der Höhle, und der ſchönſte unter ihnen war der König des Landes; er trat auf Eliſa zu, nie hatte er ein ſchöneres Mädchen geſehen.

„Wie biſt du hierher gekommen, du herrliches Kind?“ fragte er. Eliſa ſchüttelte das Haupt, ſie durfte ja nicht ſprechen, es galt ihrer Brüder Erlöſung und Leben; und ſie verbarg ihre Hände unter der Schürze, damit der König nicht ſehen möge, was ſie leiden müſſe.

„Komm mit mir!“ ſagte er, „hier darfſt du nicht bleiben; biſt du gut, wie du ſchön biſt, ſo will ich dich in Seide und Sammet kleiden, die Goldkrone dir auf das Haupt ſetzen, und du ſollſt in meinem reichſten Schloſſe wohnen und hauſen!“ — und dann hob er ſie auf ſein Pferd. Sie weinte und rang die Hände, aber der König ſagte: „Ich will nur dein Glück! einſt wirſt du mir dafür danken;“ und dann jagte er fort durch die Berge, und hielt ſie vorn auf dem Pferde, und die Jäger jagten hinterher.

Als die Sonne unterging, lag die ſchöne Königsſtadt mit Kirchen und Kuppeln vor ihnen, und der König führte ſie in das Schloß, wo große Springbrunnen in den hohen Marmorſälen plätſcherten, wo Wände und Decke mit Gemälden prangten, aber ſie hatte keine Augen dafür, ſie weinte und trauerte; willig ließ ſie die Frauen ihr königliche Kleider anlegen, Perlen in ihre Haare flechten und feine Handſchuhe über die verbrannten Finger ziehen.

Als ſie in aller ihrer Pracht daſtand, war ſie ſo blendend ſchön, daß der Hof ſich noch tiefer vor ihr verneigte, und der König erkor ſie zu ſeiner Braut, obgleich der Erzbiſchof mit dem Kopf ſchüttelte und flüſterte, daß das ſchöne Waldmädchen ſicher eine Hexe ſei, ſie blende die Augen und bethöre das Herz des Königs.

Aber der König hörte nicht darauf, ließ die Muſik ertönen, die köſtlichſten Gerichte auftragen, die lieblichſten Mädchen um ſie tanzen, und ſie wurde durch duftende Gärten in prächtige Säle hinein geführt, aber nicht ein Lächeln kam auf ihre Lippen oder ſprach aus ihren Augen, ein Bild der Trauer, ſtand ſie da. Nun öffnete der König eine kleine Kammer dicht daneben, wo ſie ſchlafen ſollte; ſie war mit köſtlichen grünen Teppichen geſchmückt und glich ganz der Höhle, in der ſie geweſen war; auf dem Fußboden lag das Bund Flachs, welches ſie aus den Neſſeln geſponnen hatte, und unter der Decke hing das Panzerhemde, welches fertig geſtrickt war; Alles dieſes hatte einer der Jäger als Curioſität mitgenommen.

„Hier kannſt du dich in deine frühere Heimath zurückträumen!“ ſagte der König. „Hier iſt die Arbeit, die dich dort beſchäftigte; jetzt, mitten in aller deiner Pracht, wird es dich beluſtigen, an jene Zeit zurück zu denken.“

Als Eliſa das ſah, was ihrem Herzen ſo nahe lag, ſpielte ein Lächeln um ihren Mund und das Blut kehrte in die Wangen zurück; ſie dachte an die Erlöſung ihrer Brüder, küßte des Königs Hand, und er drückte ſie an ſein Herz, und ließ durch alle Kirchenglocken das Hochzeitsfeſt verkünden. Das ſchöne ſtumme Mädchen aus dem Walde war des Landes Königin.

Da flüſterte der Erzbiſchof böſe Worte in des Königs Ohren, aber ſie drangen nicht bis zu ſeinem Herzen; die Hochzeit ſollte ſein. Der Erzbiſchof ſelbſt mußte ihr die Krone auf das Haupt ſetzen, und er drückte mit böſem Unwillen den engen Ring feſt auf ihre Stirn nieder, ſo daß es wehe that; doch es lag ein ſchwererer Ring um ihr Herz, die Trauer um ihre Brüder; ſie fühlte nicht die körperlichen Leiden. Ihr Mund war ſtumm, ein einziges Wort würde ja ihren Brüdern das Leben koſten, aber in ihren Augen ſprach ſich innige Liebe zu dem guten ſchönen Könige aus, der Alles that, um ſie zu erfreuen. Mit ganzem Herzen gewann ſie ihn von Tage zu Tage lieber; o, daß ſie ſich nur ihm vertrauen, ihm ihre Leiden klagen dürfte! Doch ſtumm mußte ſie ſein, ſtumm mußte ſie ihr Werk vollbringen. Deshalb ſchlich ſie ſich Nachts von ſeiner Seite, ging in die kleine Kammer, welche wie die Höhle geſchmückt war, und ſtrickte ein Panzerhemde nach dem andern fertig; aber als ſie das ſiebente begann, hatte ſie keinen Flachs mehr.

Auf dem Kirchhof wußte ſie, daß die Neſſeln wüchſen, die ſie brauchen wollte, aber ſelbſt mußte ſie ſie pflücken; wie ſollte ſie da hinaus gelangen! —

„O, was iſt der Schmerz in meinen Fingern gegen die Qual, die mein Herz erduldet!“ dachte ſie, „ich muß es wagen! Der Herr wird ſeine Hand nicht von mir abziehen!“ Mit einer Herzensangſt, als ſei es eine böſe That, die ſie vorhabe, ſchlich ſie ſich in der mondhellen Nacht in den Garten hinunter, ging durch die langen Alleen, in die einſamen Straßen, nach dem Kirchhofe hinaus. Da ſah ſie auf einem der breiteſten Leichenſteine einen Kreis Lamien ſitzen, häßliche Hexen; ſie nahmen ihre Lumpen ab, als ob ſie ſich baden wollten, und dann gruben ſie mit den langen magern Fingern die friſchen Gräber auf, nahmen die Leichen heraus und aßen ihr Fleiſch. Eliſa mußte an ihnen nahe vorbei, und ſie hefteten ihre böſen Blicke auf ſie, aber ſie betete ſtill, ſammelte die brennenden Neſſeln und trug ſie nach dem Schloſſe heim.

Nur ein einziger Menſch hatte ſie geſehen, der Erzbiſchof; er war auf, wenn die andern ſchliefen; nun hatte er doch Recht mit ſeiner Meinung: daß es mit der Königin nicht ſei, wie es ſein ſolle; ſie war eine Hexe, deshalb hatte ſie den König und das ganze Volk bethört.

Im Beichtſtuhle ſagte er dem Könige, was er geſehen und was er fürchtete, und als die harten Worte ſeiner Zunge entſtrömten, ſchüttelten die ausgeſchnittenen Heiligenbilder die Köpfe, als wenn ſie ſagen wollten: es iſt nicht ſo, Eliſa iſt unſchuldig! Aber der Erzbiſchof legte es anders aus, meinte, daß ſie gegen ſie zeugten, daß ſie über ihre Sünden die Köpfe ſchüttelten. Da rollten zwei ſchwere Thränen über des Königs Wangen herab, er ging nach Hauſe mit Zweifel in ſeinem Herzen und ſtellte ſich, als ob er in der Nacht ſchliefe, aber es kam kein ruhiger Schlaf in ſeine Augen; er merkte, wie Eliſa aufſtand, und jede Nacht wiederholte ſie dieſes, und jedes Mal folgte er ſachte nach und ſah, wie ſie in ihre Kammer verſchwand.

Tag für Tag wurde ſeine Miene finſterer; Eliſa ſah es, begriff aber nicht weshalb, aber es ängſtigte ſie, und was litt ſie nicht in ihrem Herzen für die Brüder! Auf den königlichen Sammet und Purpur floſſen ihre heißen Thränen, ſie lagen da wie ſchimmernde Diamanten, und Alle, welche die reiche Pracht ſahen, wünſchten Königin zu ſein. Inzwiſchen war ſie bald mit ihrer Arbeit fertig, nur ein Panzerhemde fehlte noch; aber Flachs hatte ſie auch nicht mehr und nicht eine einzige Neſſel. Einmal, nur dieſes letzte Mal, mußte ſie deshalb nach dem Kirchhof und einige Hände voll pflücken. Sie dachte mit Angſt an dieſe einſame Wanderung und an die ſchrecklichen Lamien; aber ihr Wille ſtand feſt, ſo wie ihr Vertrauen auf den Herrn.

Eliſa ging, aber der König und der Erzbiſchof folgten nach; ſie ſahen ſie bei der Gitterpforte zum Kirchhofe hinein verſchwinden und als ſie ſich ihr näherten, ſaßen die Lamien auf dem Grabſteine, wie Eliſa ſie geſehen hatte, und der König wendete ſich ab; denn unter dieſen dachte er ſie ſich, deren Haupt noch dieſen Abend an ſeiner Bruſt geruht hatte.

„Das Volk muß ſie verurtheilen!“ ſagte er, und das Volk urtheilte, ſie ſolle in den rothen Flammen verbrannt werden.

Aus den prächtigen Königsſälen wurde ſie in ein dunkles, feuchtes Loch geführt, wo der Wind durch das Gitter hineinpfiff; ſtatt Sammet und Seide gab man ihr das Bund Neſſeln, welches ſie geſammelt hatte, darauf konnte ſie ihr Haupt legen, die harten brennenden Panzerhemden, die ſie geſtrickt hatte, ſollten ihre Decke ſein, aber nichts Lieberes konnten ſie ihr geben, ſie nahm wieder ihre Arbeit auf und betete zu ihrem Gott. Draußen ſangen die Straßenbuben Spottlieder auf ſie, keine Seele tröſtete ſie mit einem freundlichen Worte.

Da ſchwirrte gegen Abend dicht am Gitter ein Schwanenflügel, das war der jüngſte der Brüder, er hatte die Schweſter gefunden; und ſie ſchluchzte laut vor Freude, obgleich ſie wußte, daß die kommende Nacht wahrſcheinlich die letzte ſein würde, die ſie zu leben hätte, aber nun war ja auch die Arbeit faſt beendigt und ihre Brüder waren hier.

Der Erzbiſchof kam nun, um in der letzten Stunde bei ihr zu ſein, das hatte er dem Könige verſprochen, aber ſie ſchüttelte das Haupt und bat mit Blick und Mienen, er möge gehen; in dieſer Nacht mußte ſie ja ihre Arbeit vollenden, ſonſt war Alles unnütz, Alles, Schmerz, Thränen und die ſchlafloſen Nächte. Der Erzbiſchof entfernte ſich mit böſen Worten gegen ſie, aber die arme Eliſa wußte, daß ſie unſchuldig ſei, und fuhr in ihrer Arbeit fort.

Die kleinen Mäuſe liefen auf dem Fußboden, ſie ſchleppten Neſſeln zu ihren Füßen hin, um doch etwas zu helfen, und die Droſſel ſetzte ſich an das Gitter des Fenſters und ſang die ganze Nacht, ſo munter wie ſie konnte, damit ſie nicht den Muth verlieren möchte.

Es dämmerte noch, erſt nach einer Stunde ging die Sonne auf, da ſtanden die eilf Brüder an der Pforte des Schloſſes und verlangten vor den König geführt zu werden, aber das könne nicht geſchehen, wurde geantwortet, es wäre ja noch Nacht, der König ſchliefe und dürfe nicht geweckt werden. Sie baten, ſie droheten, die Wache kam, ja ſelbſt der König trat heraus und frug, was das bedeute; da ging gerade die Sonne auf, und da waren keine Brüder zu ſehen, aber über das Schloß flogen eilf wilde Schwäne hin.

Aus dem Stadtthore ſtrömte das ganze Volk, es wollte die Hexe verbrennen ſehen. Ein alter Gaul zog den Karren, auf dem ſie ſaß; man hatte ihr einen Kittel, von grobem Sackleinen, angezogen; ihr herrliches Haar hing loſe um das ſchöne Haupt; ihre Wangen waren todtenbleich, ihre Lippen bewegten ſich leiſe, während die Finger den grünen Flachs flochten; ſelbſt auf dem Wege zu ihrem Tode unterbrach ſie die angefangene Arbeit nicht, die zehn Panzerhemden lagen zu ihren Füßen, an dem eilften ſtrickte ſie. Der Pöbel verhöhnte ſie.

„Sieh die Hexe, wie ſie murmelt! Kein Geſangbuch hat ſie in der Hand, nein, mit ihrer häßlichen Gaukelei ſitzt ſie da, reißt ſie von ihr in tauſend Stücke!“

Und ſie drangen Alle auf ſie ein und wollten dieſe zerreißen; da kamen eilf weiße Schwäne geflogen, die ſetzten ſich rings um ſie auf den Karren und ſchlugen mit ihren großen Schwingen. Da wich der Haufen erſchrocken zur Seite.

„Das iſt ein Zeichen des Himmels! Sie iſt ſicher unſchuldig!“ flüſterten viele, aber ſie wagten es nicht laut zu ſagen.

Nun ergriff der Henker ſie bei der Hand, da warf ſie haſtig die eilf Panzerhemden über die Schwäne und ſogleich ſtanden eilf ſchöne Prinzen da, aber der jüngſte hatte einen Schwanenflügel ſtatt des einen Armes, denn es fehlte ein Aermel in ſeinem Panzerhemde, den hatte ſie nicht fertig gebracht.

„Nun darf ich ſprechen!“ ſagte ſie, „ich bin unſchuldig.“

Und das Volk, welches ſah, was geſchehen war, neigte ſich vor ihr wie vor einer Heiligen; aber ſie ſank leblos in der Brüder Arme, ſo hatten Spannung, Angſt und Schmerz auf ſie gewirkt.

„Ja, unſchuldig iſt ſie!“ ſagte der älteſte Bruder, und nun erzählte er Alles, was geſchehen war, und während er ſprach, verbreitete ſich ein Duft, wie von Millionen Roſen, denn jedes Stück Brennholz im Scheiterhaufen hatte Wurzel geſchlagen und trieb Zweige; es ſtand eine duftende Hecke da, hoch und groß mit rothen Roſen; ganz oben ſaß eine Blume, weiß und glänzend, ſie leuchtete wie ein Stern, die pflückte der König und ſteckte ſie an Eliſa's Buſen, da erwachte ſie mit Frieden und Glückſeligkeit im Herzen.

Und alle Kirchenglocken läuteten von ſelbſt und die Vögel kamen in großen Zügen; es wurde ein Hochzeitszug zurück zum Schloſſe, wie ihn noch kein König geſehen hatte.

Die Blumen der kleinen Ida.

„Meine armen Blumen ſind ganz todt!“ ſagte die kleine Ida. „Sie waren ſo ſchön geſtern Abend, und nun hängen alle Blätter vertrocknet da! Warum thun ſie das?“ fragte ſie den Studenten, der auf dem Sopha ſaß, denn ſie mochte ihn ſehr gern leiden, er wußte die allerſchönſten Geſchichten und ſchnitt ſo beluſtigende Bilder aus, Herzen mit kleinen Damen darin, welche tanzten, Blumen und große Schlöſſer, woran man die Thüren öffnen konnte; es war ein munterer Student. „Weshalb ſehn die Blumen heut ſo jämmerlich aus?“ fragte ſie wieder und zeigte ihm einen Strauß, welcher ganz vertrocknet war.

„Weißt du, was ihnen fehlt?“ ſagte der Student. „Die Blumen ſind dieſe Nacht auf dem Ball geweſen, und deshalb hängen ſie die Köpfe.“

„Aber die Blumen könnten ja nicht tanzen,“ ſagte die kleine Ida.

„Allerdings,“ ſagte der Student, „wenn es dunkel wird und wir andern ſchlafen, dann ſpringen ſie luſtig umher; faſt jede Nacht halten ſie Ball.“

„Können Kinder nicht mit auf dieſen Ball kommen?“

„Ja,“ ſagte der Student, „ganz kleine Gänſeblümchen und Maiblümchen.“

„Wo tanzen die ſchönen Blumen?“ fragte die kleine Ida.

„Biſt du nicht oft außerhalb des Thores bei dem großen Schloſſe geweſen, wo der König im Sommer wohnt, wo der herrliche Garten mit den vielen Blumen iſt? Du haſt ja die Schwäne geſehen, welche zu dir hinſchwimmen, wenn du ihnen Brodkrumen geben willſt. Glaube mir, da draußen iſt großer Ball.“

„Ich war geſtern mit meiner Mutter da draußen im Garten,“ ſagte Ida, „aber alle Blätter waren von den Bäumen, und es waren durchaus keine Blumen mehr da; wo ſind ſie? Im Sommer ſah ich ſo viele!“

„Sie ſind drinnen im Schloſſe,“ ſagte der Student. „Wiſſe, ſobald der König und alle Hofleute in die Stadt ziehen, laufen die Blumen gleich aus dem Garten auf das Schloß und ſind luſtig. Das ſollteſt du ſehen. Die beiden allerſchönſten Roſen ſetzen ſich auf den Thron, und dann ſind ſie König und Königin, alle die rothen Hahnenkämme ſtellen ſich zu beiden Seiten auf und ſtehen und verbeugen ſich, das ſind die Kammerjunker. — Dann kommen alle die niedlichſten Blumen, und es iſt großer Ball; die blauen Veilchen ſtellen kleine Seecadetten vor, ſie tanzen mit Hyacinthen und Crocus, welche ſie Fräulein nennen; die Tulpen und die großen Feuerlilien ſind alte Damen, die paſſen auf, daß hübſch getanzt wird und daß es hübſch ordentlich zugeht."

„Aber," frug die kleine Ida, „iſt Niemand da, der den Blumen etwas zu Leide thut, weil ſie in des Königs Schloß tanzen?"

„Es weiß eigentlich Niemand ſo recht darum," ſagte der Student. „Zuweilen kömmt freilich in der Nacht der alte Schloßverwalter, welcher dort draußen aufpaſſen ſoll; er hat ein großes Bund Schlüſſel bei ſich, aber ſobald die Blumen die Schlüſſel raſſeln hören, ſind ſie ganz ſtille, verſtecken ſich hinter den langen Gardinen und ſtecken den Kopf hervor. „Ich rieche, daß Blumen hier ſind," ſagt der alte Schloßverwalter, aber er kann ſie nicht ſehen."

„Das iſt herrlich!" ſagte die kleine Ida und klatſchte in die Hände. „Aber würde ich die Blumen auch nicht ſehen können?"

„Ja," ſagte der Student, „denke nur daran, wenn du wieder hinauskömmſt, daß du in das Fenſter ſiehſt, ſo wirſt du ſie ſchon gewahr werden. Das that ich heute, da lag eine lange gelbe Lilie auf dem Sopha und ſtreckte ſich, das war eine Hofdame."

„Können auch die Blumen aus dem botaniſchen Garten dahin kommen? Können ſie den weiten Weg machen?"

„Ja gewiß," ſagte der Student, „wenn ſie wollen, ſo können ſie fliegen. Haſt du nicht die ſchönen Schmetterlinge geſehen, die rothen, gelben und weißen, ſie ſehen faſt aus wie Blumen, das ſind ſie auch geweſen; ſie ſind vom Stengel ab hoch in die Luft geflogen und haben da mit den Blättern geſchlagen, als wenn es kleine Flügel wären, und da flogen ſie; und da ſie ſich gut aufführten, bekamen ſie die Erlaubniß, auch bei Tage herum zu fliegen, brauchten nicht zu Hauſe und ſtill auf dem Stiel zu ſitzen, und da wurden die Blätter am Ende zu wirklichen Flügeln. Das haſt du ja ſelbſt geſehen. Es kann übrigens ſein, daß die Blumen im botaniſchen Garten noch nie im Schloſſe des Königs geweſen ſind oder nicht wiſſen, daß es dort des Nachts ſo munter hergeht. Deshalb will ich dir etwas ſagen: er wird recht erſtaunen, der botaniſche Profeſſor, der hier nebenan wohnt, du kennſt ihn ja wohl? Wenn du in ſeinen Garten kömmſt, mußt du einer der Blumen erzählen, daß draußen auf dem Schloſſe großer Ball ſei, dann ſagt ſie es allen andern wieder und dann fliegen ſie fort; kommt dann der Profeſſor in den Garten hinaus, ſo iſt nicht eine einzige Blume da, und er kann gar nicht begreifen, wo ſie geblieben ſind."

„Aber wie kann es denn die Blume den andern erzählen? Die Blumen können ja nicht ſprechen!"

„Das können ſie freilich nicht," erwiderte der Student, „aber dann machen ſie Pantomimen. Haſt du nicht oft geſehen, daß, wenn es ein wenig weht, die Blumen ſich zunicken und alle die grünen Blätter bewegen? Das iſt eben ſo deutlich, als ob ſie ſprächen."

„Kann der Profeſſor denn die Pantomime verſtehen?“ frug Ida.

„Ja, ſicherlich. Er kam eines Morgens in ſeinen Garten und ſah eine große Brennneſſel ſtehen und mit ihren Blättern einer ſchönen rothen Nelke Pantomimen machen, ſie ſagte: „du biſt ſo niedlich und ich bin dir ſo gut;“ aber dergleichen kann der Profeſſor nicht leiden und ſchlug ſogleich der Brennneſſel auf die Blätter, denn das ſind ihre Finger, aber da brannte er ſich, und ſeit der Zeit wagt er es nicht eine Brennneſſel anzurühren.“

„Das iſt luſtig!“ ſagte die kleine Ida und lachte.

„Wie kann man einem Kinde ſo etwas in den Kopf ſetzen!“ ſagte der langweilige Kanzleirath, welcher zum Beſuch gekommen war und auf dem Sopha ſaß; er konnte den Studenten gar nicht leiden und brummte immer, wenn er ihn die poſſirlichen muntern Bilder ausſchneiden ſah: bald war es ein Mann, der an einem Galgen hing und ein Herz in der Hand hielt, denn er war ein Herzendieb, bald eine alte Hexe, welche auf einem Beſen ritt und ihren Mann auf der Naſe hatte; das konnte der Kanzleirath nicht leiden, und dann ſagte er, gerade wie jetzt, „wie kann man einem Kinde ſo etwas in den Kopf ſetzen! das iſt die dumme Phantaſie!“

Aber der kleinen Ida ſchien es doch recht drollig zu ſein, was der Student von ihren Blumen erzählte, und ſie dachte viel daran. Die Blumen hingen die Köpfe, denn ſie waren müde, da ſie die ganze Nacht getanzt hatten, ſie waren ſicher krank. Da ging ſie mit ihnen zu ihrem andern Spielzeug, welches auf einem niedlichen kleinen Tiſche ſtand, und das ganze Schubfach war voll ſchöner Sachen. Im Puppenbette lag ihre Puppe, Sophie, und ſchlief, aber die kleine Ida ſagte ihr: „du mußt wirklich aufſtehen, Sophie, und damit fürlieb nehmen, dieſe Nacht im Schubkaſten zu liegen, die armen Blumen ſind krank, und da müſſen ſie in deinem Bette liegen, vielleicht werden ſie dann wieder geſund!“ Und da nahm ſie die Puppe auf, aber die ſah ſo verdrießlich aus und ſagte nicht ein einziges Wort, denn ſie war ärgerlich, daß ſie ihr Bett nicht behalten konnte.

Dann legte Ida die Blumen in das Puppenbett, zog die kleine Decke ganz über ſie herauf und ſagte, nun möchten ſie hübſch ſtill liegen, ſo wolle ſie ihnen Thee kochen, damit ſie wieder munter würden und morgen aufſtehen könnten, und ſie zog die Gardinen dicht um das kleine Bett zuſammen, damit die Sonne ihnen nicht in die Augen ſchiene.

Den ganzen Abend hindurch konnte ſie nicht unterlaſſen an das zu denken, was ihr der Student erzählt hatte, und als ſie nun ſelbſt zu Bette ſollte, mußte ſie erſt hinter die Gardinen ſehen, welche vor den Fenſtern herabhingen, wo ihrer Mutter herrliche Blumen ſtanden, ſowohl Hyacinthen wie Tulpen, und da flüſterte ſie ganz leiſe: „Ich weiß wohl, ihr geht dieſe Nacht zu Ball!“ aber die Blumen thaten, als ob ſie nichts verſtänden, und rührten kein Blatt, allein die kleine Ida wußte doch was ſie wußte.

Als ſie zu Bette gegangen war, lag ſie lange und dachte daran, wie hübſch es ſein müſſe, die ſchönen Blumen draußen im Schloſſe des Königs tanzen zu ſehen. „Ob meine Blumen wirklich dabei geweſen ſind?" Aber dann ſchlief ſie ein. In der Nacht erwachte ſie wieder, ſie hatte von den Blumen und dem Studenten, den der Kanzleirath geſcholten hatte, geträumt. Es war ganz ſtille in der Schlafſtube, wo Ida lag; die Nachtlampe brannte auf dem Tiſche, und Vater und Mutter ſchliefen.

„Ob meine Blumen nun wohl in Sophiens Bett liegen?" ſagte ſie bei ſich ſelbſt, „wie gern möchte ich es doch wiſſen!" Sie erhob ſich ein wenig und blickte nach der Thür, welche angelehnt ſtand, drinnen lagen die Blumen und all ihr Spielzeug. Sie horchte, und da kam es ihr vor, als höre ſie, daß drinnen in der Stube auf dem Clavier geſpielt würde, aber ganz leiſe und ſo hübſch, wie ſie es nie zuvor gehört hatte.

„Nun tanzen ſicherlich alle Blumen drinnen!" ſagte ſie, „o Gott, wie gerne möchte ich es doch ſehen!" aber ſie wagte nicht aufzuſtehen, denn ſonſt weckte ſie ihren Vater und ihre Mutter.

Wenn ſie doch nur herein kommen wollten," ſagte ſie; aber die Blumen kamen nicht und die Muſik fuhr fort ſo hübſch zu ſpielen; da konnte ſie es gar nicht mehr aushalten, denn es war allzuſchön, ſie kroch aus ihrem kleinen Bette heraus und ging ganz leiſe nach der Thür und ſah in die Stube hinein. Nein, wie herrlich war das, was ſie zu ſehen bekam!

Es war gar keine Nachtlampe drinnen, aber doch ganz hell, der Mond ſchien durch das Fenſter mitten auf den Fußboden, es war faſt, als ob es Tag ſei. Alle Hyacinthen und Tulpen ſtanden in zwei langen Reihen im Zimmer, es waren durchaus keine mehr am Fenſter, da ſtanden die leeren Töpfe, auf dem Fußboden tanzten alle Blumen ſo niedlich rings um einander herum, machten ordentlich Touren und hielten einander bei den langen grünen Blättern, wenn ſie ſich herumſchwenkten. Aber am Clavier ſaß eine große gelbe Lilie, welche die kleine Ida beſtimmt im Sommer geſehen hatte, denn ſie erinnerte ſich deutlich, daß der Student geſagt hatte: „nein, wie gleicht ſie dem Fräulein Line!“ aber da wurde er von Allen ausgelacht; doch nun erſchien es der kleinen Ida wirklich auch, als ob die lange gelbe Blume dem Fräulein gleiche, und ſie hatte auch dieſelben Manieren beim Spielen, bald neigte ſie ihr länglich gelbes Antlitz nach der einen Seite, bald nach der andern, und nickte den Tact zur herrlichen Muſik! Niemand bemerkte die kleine Ida. Nun ſah ſie eine große blaue Crocusblume mitten auf den Tiſch hüpfen, wo das Spielzeug ſtand, gerade auf das Puppenbett zu gehen und die Gardinen zur Seite ziehen, da lagen die kranken Blumen, aber ſie erheben ſich ſogleich und nickten den andern zu, daß ſie auch mittanzen wollten. Der alte Räuchermann, dem die Unterlippe abgebrochen war, ſtand auf und verneigte ſich vor den hübſchen Blumen, ſie ſahen durchaus nicht krank aus, ſie ſprangen hinunter zu den andern und waren recht vergnügt.

Es war gerade, als ob etwas vom Tiſche herunterfiel. Ida ſah dorthin, es war die Faſtnachtsruthe, welche herunterſprang, es ſchien auch, als ob ſie mit zu den Blumen gehörte. Sie war auch ſehr niedlich und eine kleine Wachspuppe, die gerade einen ſolchen breiten Hut auf dem Kopfe hatte, wie ihn der Kanzleirath trug, ſaß eben darauf. Die Faſtnachtsruthe hüpfte auf ihren drei rothen Stelzfüßen mitten unter die Blumen und trampelte ganz laut, denn ſie tanzte Maſurka, und den Tanz konnten die andern Blumen nicht, weil ſie zu leicht waren und nicht ſo ſtampfen konnten.

Die Wachspuppe auf der Faſtnachtsruthe wurde auf einmal groß und lang, drehte ſich über die Papierblumen herum und rief ganz laut: „Wie kann man dem Kinde ſo etwas in den Kopf ſetzen? Das iſt die dumme Phantaſie!“ und da glich die Wachspuppe dem Kanzleirath mit dem breiten Hute ganz genau, ſie ſah eben ſo gelb und verdrießlich aus. Aber die Papierblumen ſchlugen ihn an die dünnen Beine, und da ſchrumpfte er wieder zuſammen und wurde eine ganz kleine Wachspuppe. Das war recht beluſtigend anzuſehen, die kleine Ida konnte das Lachen nicht unterdrücken. Die Faſtnachtsruthe fuhr fort zu tanzen, und der Kanzleirath mußte mittanzen, es half ihm nichts, er mochte ſich nun groß und lang machen oder die kleine gelbe Wachspuppe mit dem großen ſchwarzen Hut bleiben. Da legten die andern Blumen ein gutes Wort für ihn ein, beſonders die, welche im Puppenbett gelegen hatten, und dann ließ die Faſtnachtsruthe es gut ſein. In demſelben Augenblicke klopfte es ganz laut drinnen an den Schubkaſten, wo Ida's Puppe, Sophie, bei ſo viel anderm Spielzeug lag; der Räuchermann lief bis an die Kante des Tiſches, legte ſich lang hin auf den Bauch und begann den Schubkaſten ein wenig herauszuziehen. Da erhob ſich Sophie und ſah ganz erſtaunt rings umher. „Hier iſt wohl Ball!“ ſagte ſie; „weshalb hat mir das Niemand geſagt?“

„Willſt du mit mir tanzen?“ ſagte der Räuchermann.

„Ja, du biſt mir der Rechte zu tanzen!“ ſagte ſie und kehrte ihm den Rücken zu. Dann ſetzte ſie ſich auf den Schubkaſten und dachte, daß wohl eine der Blumen ſie aufzufordern kommen würde, aber es kam keine, dann huſtete ſie, hm, hm, hm! aber demungeachtet kam keine. Der Räuchermann tanzte da ganz allein und das war nicht ſo ſchlecht!

Da nun keine der Blumen Sophien zu erblicken ſchien, ließ ſie ſich vom Schubkaſten gerade auf den Boden herunter fallen, ſo daß es einen großen Lärm gab; alle Blumen kamen auch um ſie her gelaufen und frugen, ob ſie ſich nicht weh gethan, und ſie waren alle ſo artig gegen ſie, beſonders die Blumen, welche in ihrem Bette gelegen hatten. Aber ſie hatte ſich gar nicht weh gethan, und Ida's Blumen bedankten ſich alle für das ſchöne Bett und waren ihr ſo gut, nahmen ſie mitten in die Stube, wo der Mond ſchien, tanzten mit ihr, und alle die anderen Blumen bildeten einen Kreis um ſie herum. Nun war Sophie froh und ſagte, ſie möchten ihr Bett behalten, ſie mache ſich nichts daraus im Schubkaſten zu liegen.

Aber die Blumen ſagten: „Wir danken dir herzlich, doch wir können ſo nicht lange leben! Morgen ſind wir ganz todt; aber ſage der kleinen Ida, ſie ſolle uns draußen im Garten, wo der Kanarienvogel liegt, begraben, dann wachen wir im Sommer wieder auf und werden weit ſchöner!“ —

„Nein, ihr dürft nicht ſterben!“ ſagte Sophie, und dann küßte ſie die Blumen: da ging die Saalthür auf und eine ganze Menge herrlicher Blumen kam tanzend herein. Ida konnte gar nicht begreifen, woher die gekommen waren, das waren ſicher alle Blumen draußen vom Schloſſe des Königs. Ganz vorn gingen zwei prächtige Roſen, und die hatten kleine Goldkronen auf, das war ein König und eine Königin, dann kamen die niedlichſten Levkoien und Nelken, und ſie grüßten nach allen Seiten. Sie hatten Muſik mit ſich, große Mohnblumen und Päonien blieſen auf Erbſenſchoten, daß ſie ganz roth im Geſicht waren. Die blauen Traubenhyacinthen und die kleinen weißen Schneeglöckchen klingelten, gerade als ob ſie Schellen hätten. Das war eine merkwürdige Muſik. Dann kamen viele andere Blumen und tanzten alleſammt, die blauen Veilchen und die rothen Tauſendſchönchen, die Gänſeblumen und die Maiblümchen. Und alle Blumen küßten einander, es war allerliebſt anzuſehen!

Zuletzt ſagten die Blumen einander gute Nacht, dann ſchlich ſich auch die kleine Ida in ihr Bett, wo ſie von Allem träumte, was ſie geſehen hatte.

Als ſie am nächſten Morgen aufſtand, ging ſie geſchwind nach dem kleinen Tiſche hin, um zu ſehen, ob die Blumen noch da ſeien; ſie zog die Gardine von dem kleinen Bett zur Seite, da lagen ſie alle, aber ſie waren ganz vertrocknet, weit mehr denn geſtern. Sophie lag im Schubkaſten, wo ſie ſie hingelegt hatte, ſie ſah ſehr ſchläfrig aus.

„Entſinnſt du dich, was du mir ſagen ſollteſt?“ ſagte die kleine Ida, aber Sophie ſah ganz dumm aus und ſagte nicht ein einziges Wort.

„Du biſt gar nicht gut,“ ſagte Ida, „und ſie tanzten doch alleſammt mit dir.“ Dann nahm ſie eine kleine Papierſchachtel, worauf ſchöne Vögel gezeichnet waren, machte ſie auf und legte die todten Blumen hinein. „Das ſoll euer niedlicher Sarg ſein,“ ſagte ſie, „und wenn ſpäter die Vettern zum Beſuch kommen, ſo ſollen ſie mir helfen, euch draußen im Garten zu begraben, damit ihr zum Sommer wieder wachſen und weit ſchöner werden könnt!“

Die Vettern waren zwei muntere Knaben, ſie hießen Jonas und Adolph; ihr Vater hatte ihnen zwei neue Armbrüſte geſchenkt, und die hatten ſie mit, um ſie Ida zu zeigen. Sie erzählte ihnen von den armen Blumen, welche geſtorben waren, und nun erhielten ſie Erlaubniß ſie zu begraben. Beide Knaben gingen mit den Armbrüſten auf den Schultern voran, und die kleine Ida folgte mit den todten Blumen in der niedlichen Schachtel; draußen im Garten wurde ein kleines Grab gegraben, Ida küßte erſt die Blumen, ſetzte ſie mit der Schachtel in die Erde und Adolph und Jonas ſchoſſen mit den Armbrüſten über das Grab, denn ſie hatten keine Gewehre oder Kanonen. —

Die Nachbar-Familien.

Man hätte wahrlich glauben ſollen, daß in dem Ententeiche etwas Wichtiges vorgehe, aber es ging nichts vor. Alle Enten, die in ihrer Ruhe auf dem Waſſer lagen, oder auf dem Kopf darin ſtanden, denn das konnten ſie, ſchwammen auf einmal nach dem Ufer, man ſah in der naſſen Erde die Spuren ihrer Füße und hörte weit und breit ihr Geſchnatter. Das Waſſer, vor Kurzem blank und glatt wie ein Spiegel, kam ordentlich in Bewegung. Vorher erblickte man darin jeden Baum, jeden der Büſche in der Nähe, das alte Bauernhaus mit den Löchern im Dache und dem Schwalbenneſte, namentlich aber den großen wie mit Blumen beſäeten Roſenſtrauch; er bedeckte die Mauer und hing über das Waſſer hinaus, in welchem man das Ganze wie auf einem Gemälde erblickte, nur daß Alles auf dem Kopfe ſtand; als aber das Waſſer in Bewegung kam, verſchwamm Alles und das Bild war fort. Zwei Entenfedern, die die aufflatternden Enten verloren hatten, ſchaukelten hin und her, auf einmal nahmen ſie einen Anlauf, als ob der Wind käme, der kam aber nicht, ſie mußten daher liegen bleiben, und das Waſſer wurde wieder ruhig und glatt, die Roſen ſpiegelten ſich wieder; ſie waren ſo ſchön, wußten es aber ſelbſt nicht, denn Niemand hatte es ihnen geſagt. Die Sonne ſchien zwiſchen den zarten Blattern hindurch, Alles athmete den ſchönſten Duft, es war ihnen zu Muthe wie uns, wenn wir von dem Gedanken unſers Glücks recht freudig erfüllt ſind.

„Wie ſchön doch das Daſein iſt!“ ſagte jede Roſe. „Nur Eins wünſchte ich: die Sonne küſſen zu können, weil ſie ſo warm und ſo hell iſt. Auch die Roſen da unten im Waſſer, unſere Ebenbilder, möchte ich küſſen, und die niedlichen Vöglein unten im Neſte. Auch oben giebt's welche, ſie ſtecken die Köpfe heraus und piepen ganz leiſe, ſie haben gar keine Federn, wie ihr Vater und ihre Mutter. Es ſind gute Nachbarn, ſowohl die unten als die oben. — Wie ſchön doch das Daſein iſt!“

Die Jungen oben und unten — die unten freilich nur der Wiederſchein im Waſſer — waren Sperlinge, ihre Aeltern ebenfalls Sperlinge, ſie hatten das leere Schwalbenneſt vom vergangenen Jahre in Beſitz genommen und hauſten nun darin, als wäre es ihr Eigenthum.

„Sind das Entleinskinder, die dort ſchwimmen?“ fragten die Sperlingsjungen, als ſie die Entenfedern auf dem Waſſer entdeckten.

„Wenn ihr einmal fragen wollt, ſo fragt wenigſtens vernünftig!“ ſagte die Mutter, „ſeht ihr denn nicht, daß es Federn ſind, lebendiger Kleiderſtoff, wie ich ihn trage und wie ihr ihn tragen werdet? Unſerer iſt aber feiner. Ich möchte übrigens, wir hätten ſie hier oben im Neſte, denn ſie halten warm. Ich bin doch neugierig, worüber wohl die Enten ſo erſchraken, über uns war es gewiß nicht; freilich ſagte ich ziemlich laut zu euch „Piep.“ Die dickköpfigen Roſen müßten es eigentlich wiſſen, aber die wiſſen gar nichts, betrachten nur ſich und riechen, ich bin dieſer Nachbarn herzlich überdrüßig!“

„Hört die allerliebſten Vöglein oben,“ ſagten die Roſen, „die fangen nun auch an ſingen zu wollen, können es aber noch nicht. Es wird ſich indeß ſchon machen; welches Vergnügen das gewähren muß! Es iſt hübſch, ſolche luſtige Nachbarn zu haben.“

Plötzlich kamen zwei Pferde daher geſprengt, um getränkt zu werden; ein Bauerburſche ritt das eine, er hatte alle ſeine Kleider abgelegt bis auf ſeinen großen und breiten ſchwarzen Hut. Der Burſche pfiff wie ein Vogel und ritt in den Teich hinein, wo er am tiefſten war, und als er an dem Roſenſtrauch vorüberkam, brach er eine Roſe ab und ſteckte ſie auf ſeinen Hut, und nun kam er ſich ſehr ſchön geputzt vor und ritt weiter. Die andern Roſen blickten ihrer Schweſter nach und fragten ſich: „Wohin reiſt ſie wohl?“ Niemand aber wußte es.

„Ich möchte wohl einmal in die Welt hinaus,“ meinte eine, „doch hier zu Hauſe in unſerem Grün iſt es auch ſchön. Den Tag über ſcheint die Sonne ſo warm und in der Nacht glänzt der Himmel noch ſchöner, das können wir durch alle die kleinen Löcher darin ſehen.“ Sie meinten damit die Sterne, ſie wußten es nicht beſſer.

„Wir machen es lebhaft um das Haus herum,“ ſagte die Sperlingsmutter, „und das Schwalbenneſt bringt Glück, ſagen die Leute, deshalb freut man ſich unſer. Aber die Nachbarn, ſo ein Roſenſtrauch an der Mauer hinauf verurſacht Feuchtigkeit, er wird wohl weggeſchafft werden, dann wächſt vielleicht wenigſtens ein Korn. Die Roſen taugen zu nichts, als ſie anzuſehen und anzuriechen und höchſtens auf den Hut zu ſtecken.“

„Jedes Jahr, das weiß ich von meiner Mutter, fallen ſie ab, die Frau des Bauers legt ſie ein und ſtreut Salz darunter, dann erhalten ſie einen franzöſiſchen Namen, den ich weder ausſprechen kann noch mag, und werden aufs Feuer geſtreut, wenn ſie gut riechen ſollen. Sieh, ſo iſt nun ihr Lebenslauf; ſie ſind nur für das Auge und die Naſe da. Nun wißt ihr es!“

Als der Abend einbrach und die Mücken in der warmen Luft und in den rothen Wolken ſpielten, kam die Nachtigall und ſang den Roſen vor: daß das Schöne ſich verhalte, wie der Sonnenſchein in dieſer Welt, und daß das Schöne ewig lebe. Die Roſen aber dachten, daß die Nachtigall ſich ſelbſt beſänge, was man wohl hätte glauben können; denn daß der Geſang ihnen gälte, daran dachten ſie nicht, ſie freuten ſich aber darüber und ſannen nach, ob wohl alle die kleinen Sperlinge auch Nachtigallen werden könnten. „Ich verſtand recht gut den Geſang dieſes Vogels,“ ſagten die jungen Sperlinge; „nur ein Wort war mir nicht klar. Was heißt „„das Schöne?““

„Das iſt nichts,“ verſetzte die Sperlingsmutter, „das iſt nur etwas Aeußerliches. Oben auf dem Edelhofe, wo die

Tauben ihr eigenes Haus haben und ihnen jeden Tag Erbſen und Korn vorgeſtreut wird, — ich habe ſelbſt mit ihnen gegeſſen und das ſollt ihr mit der Zeit auch; ſage mir, mit wem du umgehſt, und ich werde dir ſagen, wer du biſt. — oben auf dem Edelhofe haben ſie zwei Vögel mit grünen Hälſen und einem Kamm auf dem Kopfe, die können den Schweif ausbreiten wie ein großes Rad, der ſpielt in allen Farben, daß der Anblick den Augen weh thut; dieſe Vögel werden Pfauen genannt, und das iſt das Schöne. Sie ſollten nur ein wenig gerupft werden, dann würden ſie nicht anders ausſehen als wir andern alle. Ich würde ſie ſchon gerupft haben, wenn ſie nur nicht ſo groß geweſen wären.“

„Ich will ſie rupfen,“ piepte der kleinſte Sperling, der noch keine Feder hatte.

Im Bauernhauſe wohnten zwei junge Eheleute, ſie liebten ſich ſehr, waren fleißig und flink, es ſah Alles ſo hübſch bei ihnen aus. Des Sonntags früh kam die junge Frau heraus, pflückte eine Hand voll der ſchönſten Roſen und that ſie in ein Glas mit Waſſer, welches ſie auf den Schrank ſtellte.

„Jetzt ſehe ich, daß es Sonntag iſt,“ ſagte der Mann, und küßte ſeine kleine Frau. Sie ſetzten ſich, laſen im Geſangbuch und hielten ſich bei den Händen; die Sonne beſchien die friſchen Roſen und das junge Ehepaar.

„Dieſer Anblick iſt wirklich zu langweilig,“ ſagte die Sperlingsmutter, die von dem Neſte aus in die Stube hinein blicken konnte, und flog davon.

So ging es auch den nächſten Sonntag, denn jeden Sonntag wurden friſche Roſen in das Glas geſteckt, doch der Roſenbuſch blühte ſtets gleich ſchön. Die jungen Sperlinge hatten jetzt Federn und wollten gern mitfliegen, die Mutter aber erlaubte es nicht und ſie mußten bleiben. Sie flog, doch wie es nun auch geſchah, ehe ſie es ſich verſah, war ſie in eine Schlinge von Pferdehaaren gerathen, welche Knaben an einem Zweige angebracht hatten. Die Pferdehaare zogen ſich feſt um das Bein zuſammen, ſo feſt, als ſollte es durchgeſchnitten werden; das war eine Pein, ein Schrecken! Die Knaben ſprangen hinzu und ergriffen den Vogel und zwar auf unſanfte Art.

„Es iſt nur ein Sperling,“ ſagten ſie, aber ſie ließen ihn doch nicht fliegen, ſondern nahmen ihn mit nach Hauſe, und jedesmal, wenn er ſchrie, ſchlugen ſie ihn auf den Schnabel.

Im Bauernhofe ſtand ein alter Mann, der es verſtand, Bart- und Waſchſeife ſowohl in Stückchen als in Kugeln zu verfertigen. Es war ein herumwandernder luſtiger Alter. Als er den Sperling ſah, den die Jungen gebracht hatten und aus dem ſie ſich, wie ſie ſagten, nichts machten, meinte er: „Wollen wir ihn recht ſchön machen?“ Es überlief die Sperlingsmutter eiskalt. Aus dem Kaſten, worin die ſchönſten Farben lagen, nahm der Alte eine Menge glänzenden Schaumgoldes und die Jungen mußten Eiweiß holen, womit der Sperling über und über beſtrichen wurde; darauf wurde das Gold geklebt, und die Sperlingsmutter war nun über und über vergoldet; ſie aber dachte nicht an den Putz und zitterte an allen Gliedern. Und der Seifenmann riß von dem rothen Futter ſeiner alten Jacke ein Läppchen, ſchnitt Zacken hinein, daß es wie ein Hahnenkamm ausſah, und klebte es dem Vogel auf den Kopf.

„Nun ſollt ihr den Goldrock fliegen ſehen,“ ſagte der Alte und ließ den Sperling los, der in der tödtlichſten Angſt davonflog, von der ſtrahlenden Sonne beſchienen. Wie er glänzte! Alle die Sperlinge, ſelbſt eine Krähe, obwohl ein alter Knabe, erſchraken ſehr über dieſen Anblick, ſie flogen aber doch hinterdrein, um zu erfahren, was es für ein fremder Vogel ſei.

Von Angſt und Entſetzen getrieben flog er heimwärts, er war nahe daran kraftlos zur Erde zu ſinken; die Schaar der verfolgenden Vögel wuchs, ja einige verſuchten ſogar auf ihn loszuhacken.

„Sieh' mal den! Sieh' mal den!“ ſchrieen ſie alle.

„Sieh' mal den! Sieh' mal den!“ ſchrieen die Jungen, als er ſich dem Neſte näherte. „Das iſt ganz beſtimmt ein junger Pfau, er ſpielt in allen Farben, es thut ordentlich den Augen weh, gerade wie Mutter es erzählte, Piep! Das iſt das Schöne!“ Und nun hackten ſie mit ihrem kleinen Schnabel auf den Vogel ein, daß es ihm unmöglich wurde in das Neſt zu gelangen; er war ſo mitgenommen, daß er nicht einmal: Piep! ſagen konnte, viel weniger: „Ich bin ja Eure Mutter!“ Auch die andern Vögel fielen nun über den Sperling her und rupften ihm Feder für Feder aus, bis er blutend in die Roſenhecke fiel.

„Du armes Thier,“ ſagten alle Roſen, „ſei nur ruhig, wir wollen dich verbergen! Lehne dein Köpfchen an uns an!“

Der Sperling breitete noch einmal die Flügel aus, dann zog er ſie dicht an ſich an und lag todt bei der Nachbarfamilie, den ſchönen friſchen Roſen.

„Piep,“ tönte es aus dem Neſte, „wo Mutter nur bleibt, das iſt ganz unbegreiflich. Es ſoll doch nicht etwa ein Pfiff von ihr ſein und ſo viel heißen, daß wir jetzt für uns ſelbſt ſorgen ſollen? Das Haus hat ſie uns als Erbtheil hinterlaſſen, wem von uns ſoll es nun aber allein gehören, wenn auch wir Familie haben werden?“

„Ja, das geht nicht, daß ihr bei mir bleibt, wenn ich meine Wirthſchaft durch Frau und Kinder erweitere,“ meinte der kleinſte.

„Ich werde wohl mehr Frauen und Kinder haben als du,“ ſagte der zweite.

„Ich bin aber der älteſte,“ erwiderte der dritte. Alle wurden nun hitzig, ſie ſchlugen mit den Flügeln, hackten mit den Schnäbeln, und plauz! wurde einer nach dem andern aus dem Neſte gerupft. Da lagen ſie mit ihrem Zorn, den Kopf hielten ſie auf der Seite und blinzelten mit den nach oben gekehrten Augen; das war nun ſo ihre Manier dumm zu thun!

Ein wenig konnten ſie fliegen, durch Uebung lernten ſie es noch beſſer und wurden zuletzt über ein Zeichen einig, um ſich, wenn ſie ſich in der Welt ſpäter begegnen ſollten, zu erkennen; es ſollte in einem „Piep!“ beſtehen und in einem dreimaligen Kratzen auf der Erde mit dem linken Fuß.

Der Junge, welcher im Neſte zurückgeblieben war, machte ſich ſo breit wie er nur konnte, er war ja Hausbeſitzer, doch die Herrlichkeit dauerte nicht lange; in der Nacht brach das rothe Feuer durch die Fenſter, die Flammen ergriffen das Dach, das trockne Stroh loderte hoch empor, das ganze Haus verbrannte und der junge Sperling mit, das junge Ehepaar aber kam glücklich mit dem Leben davon.

Als die Sonne wieder aufging und Alles ſo erquickt ausſah, wie nach einem ruhigen Schlaf, war von dem Bauernhauſe weiter nichts übrig als einige verkohlte ſchwarze Balken, die ſich an den Schornſtein lehnten, der nun ſein eigner Herr war. Es rauchte noch ſtark aus dem Grund, draußen aber ſtand friſch und blühend der Roſenſtrauch ganz unverſehrt und ſpiegelte jede Blume, jeden Zweig in dem klaren Waſſer.

„Nein! wie ſchön doch die Roſen vor dem niedergebrannten Hauſe blühen!“ rief ein Vorübergehender aus, „ein anmuthigeres Bild kann man ſich nicht denken, das muß ich haben.“

Und der Mann nahm aus der Taſche ein kleines Buch mit weißen Blättern hervor, er war ein Maler, und mit dem Bleiſtiſt zeichnete er das rauchende Haus, die verkohlten Balken und den überhängenden Schornſtein, und dieſer hing mehr und mehr. Ganz im Vordergrunde aber der große blühende Roſenbuſch, der gewährte einen herrlichen Anblick; ſeinetwegen war ja auch das ganze Bild entſtanden.

Später am Tage kamen zwei der hier gebornen Sperlinge vorbei. „Wo iſt das Haus?“ fragten ſie. „Wo das

Neſt? Piep! Alles iſt verbrannt und unſer ſtarker Bruder mit, das hatte er nun davon, daß er das Neſt behielt. Die Roſen ſind gut davon gekommen, da ſtehen ſie noch mit rothen Wangen. Die trauern freilich nicht über das Unglück der Nachbarn. Ich mag ſie auch nicht anreden, und häßlich iſt es hier, das iſt meine Anſicht!" Und auf und davon ging es.

An einem ſchönen ſonnenhellen Herbſttag, man hätte bald glauben können, es ſei noch mitten im Sommer, hüpften in dem trocknen und reingekehrten Herrenhofe vor der großen Treppe die Tauben, ſowohl ſchwarze als auch weiße und bunte, ſie glänzten im Sonnenſcheine. Die alten Taubenmütter ſagten zu den Jungen: „ſtellt euch in Gruppen! ſtellt euch in Gruppen! denn das nimmt ſich viel beſſer aus."

„Was ſind das für graue Thierchen, die hier unter uns herumlaufen?" fragte eine alte Taube, mit Roth und Grün in den Augen. „Kleine Graue! kleine Graue!" rief ſie.

„Es ſind Sperlinge, gute Thiere, wir haben ſtets in dem Rufe geſtanden, fromm zu ſein, deshalb wollen wir ihnen geſtatten die Körner mit aufzupicken, ſie reden nicht mit hinein und machen ſolche hübſche Kratzfüße."

Ja, ſie kratzten dreimal mit dem Beine, und zwar mit dem linken Beine und ſagten auch „Piep," daran erkannten ſie ſich, denn es waren drei Sperlinge aus dem Neſte auf dem abgebrannten Hauſe.

„Hier iſt ſehr gut freſſen!" ſagten die Sperlinge; die Tauben ſtolzirten um einander herum, brüſteten ſich gewaltig und hatten innerlich ihre Anſicht und Meinung.

„Siehſt du die Kropftaube?“ ſprach eine von den andern, „ſiehſt du die, wie ſie Erbſen verſchluckt? Sie nimmt zu viele und noch dazu die beſten! Kurr! Kurr! wie ſie den Kamm hebt, das häßliche, das boshafte Thier. Knurre! Knurre!“

Und alle Augen funkelten vor Bosheit. „Stellt euch in Gruppen! ſtellt euch in Gruppen! Kleine Graue! kleine Graue! Knurre! Knurre! Kurre!“ ſo gingen die Schnäbel in einem fort und ſo werden ſie noch in tauſend Jahren gehen.

Die Sperlinge fraßen wacker, ſie horchten aufmerkſam zu und ſtellten ſich ſogar mit in Reihe, es ſtand ihnen aber nicht gut. Satt waren ſie und verließen daher die Tauben und tauſchten gegenſeitig ihr Urtheil über ſie aus, huſchten unter das Gartenſtacket und als ſie die Thüre des Gartenſalons offen fanden, hüpfte einer, der überſatt und deshalb muthig war, auf die Schwelle. „Piep!“ ſagte er, „das darf ich wagen.“

„Piep!“ ſagte der andere, „das darf ich auch und noch etwas dazu!“ und er hüpfte in die Stube hinein. Es war Niemand zugegen, das ſah der dritte, und flog noch tiefer in die Stube und rief: „Entweder ganz oder gar nicht! Es iſt übrigens ein ſonderbares Menſchenneſt hier, und was haben ſie hier aufgeſtellt! Was iſt denn das?“

Dicht vor den Sperlingen blühten ja die Roſen, ſie ſpiegelten ſich im Waſſer und die verkohlten Balken lehnten an dem überhängenden Schornſtein. Nein! was iſt denn das, wie kommt dies in das Zimmer auf den Edelhof?

Und alle drei Sperlinge wollten über die Roſen und den Schornſtein weg fliegen, ſie flogen aber gegen eine flache Wand an. Alles war ein Gemälde, ein großes prächtiges Bild, welches der Maler nach der kleinen Skizze ausgeführt hatte.

„Piep!“ ſagten die Sperlinge, „es iſt nichts! Es ſieht nur nach etwas aus. Piep! das iſt das Schöne. Kannſt du es begreifen? ich nicht!“ und ſie flogen davon, denn Menſchen traten in die Stube.

Jahr und Tag vergingen, die Tauben hatten oft gekurrt, um nicht zu ſagen geknurrt, die boshaften Thiere, die Sperlinge hatten im Winter gefroren und im Sommer flott gelebt, ſie waren alle verlobt und verheirathet oder wie man es nennen will. Sie hatten Junge und jeder hielt natürlich ſeine für die ſchönſten und die klügſten, einer flog hierhin, einer dorthin, und begegneten ſie ſich, ſo erkannten ſie ſich an ihrem „Piep“ und dem dreimaligen Kratzen mit dem linken Bein. Der älteſte war ein altes Sperlingfräulein geblieben, welches kein Neſt und keine Jungen hatte; ihre Lieblingsidee war eine große Stadt zu ſehen, ſie flog daher nach Kopenhagen.

Ein großes Haus erblickte man da mit vielen bunten Farben dicht am Schloß und am Canal, worin viele Schiffe mit Aepfeln und Töpfen beladen ſchwammen. Die Fenſter waren unten breiter als oben, und wenn die Sperlinge hindurch guckten, da kam ihnen jede Stube wie eine Tulpe mit den bunteſten Farben und Schattirungen vor, mitten in der Tulpe aber ſtanden weiße Menſchen, ſie waren aus Marmor, einige auch aus Gyps, doch mit Sperlings-Augen betrachtet bleibt ſich das gleich. Oben auf dem Dache ſtand ein

Metallwagen mit Metallpferden beſpannt, und die Sieges-Göttin, ebenfalls von Metall, lenkte ſie: es war Thorwaldſen's Muſeum.

„Wie es glänzt, wie es glänzt!“ ſagte das Sperlingsfräulein. „Das wird wohl das Schöne ſein. Piep! hier iſt es aber größer als ein Pfau!“ es erinnerte ſich noch aus ſeinen Kinderjahren an das, was ſeine Mutter als das Größte unter dem Schönen erkannt hatte. Es flog in den Hof hinunter, da war Alles ſo prächtig, an die Mauern waren Palmen und Zweige gemalt, mitten im Hofe ſtand ein großer blühender Roſenbuſch, er breitete ſeine friſchen Zweige mit den vielen Roſen über ein Grab hin. Dahin flog das Sperlingsfräulein, denn es ſah dort mehrere ſeines Schlages: Piep und drei Kratzbeine, — ſo hatte es das Jahr hindurch oft gegrüßt und Niemand hatte geantwortet, denn die einmal getrennt ſind, treffen ſich nicht alle Tage, der Gruß war ihm zur Gewohnheit geworden — heute aber antworteten zwei alte Sperlinge und ein junges mit Piep! und dreimaligem Kratzen mit dem linken Bein.

„Ah! guten Tag! guten Tag!“ Es waren zwei Alte aus dem Neſte und noch ein kleiner aus der Familie. „Treffen wir uns hier? es iſt ein vornehmer Ort, aber es giebt nicht viel zu freſſen, das iſt das Schöne! Piep!“

Und viele Menſchen traten aus den Seitengemächern heraus, wo die prächtigen Marmorgeſtalten ſtanden, und näherten ſich dem Grabe, das den großen Meiſter barg, der die Marmorgeſtalten gebildet hatte; alle ſtanden mit verklärten Geſichtern um Thorwaldſen's Grab und einzelne laſen die abgefallenen Roſenblätter auf und bewahrten ſie. Sie waren weither gekommen, Einer aus dem mächtigen England, Andere aus Deutſchland und Frankreich; die ſchönſte Dame pflückte eine der Roſen und barg ſie an ihrem Buſen. Da glaubten die Sperlinge, daß die Roſen hier regierten und daß das ganze Haus ihretwegen gebaut ſei; das ſchien ihnen nun allerdings zu viel, indeß, da die Menſchen alle ihre Liebe für die Roſen zeigten, wollten ſie nicht zurückbleiben. „Piep!“ ſagten ſie und kehrten den Fußboden mit ihren Schwänzen und blinzelten mit einem Auge nach den Roſen; ſie hatten ſie nicht lange angeſehen, als ſie ſich überzeugten, daß es die alten Nachbarn waren. Und ſie waren es wirklich. Der Maler, welcher den Roſenbuſch bei dem abgebrannten Hauſe gezeichnet, hatte ſpäter Erlaubniß erhalten ihn auszugraben und ihn dem Baumeiſter gegeben, denn ſchönere Roſen hatte man nie geſehen, und der Baumeiſter hatte ihn auf Thorwaldſen's Grab gepflanzt, wo er als Bild des Schönen blühte und ſeine rothen duftenden Blätter hingab, um nach fernen Landen als Erinnerung getragen zu werden.

„Habt ihr hier in der Stadt Anſtellung gefunden?“ fragten die Sperlinge.

Und die Roſen nickten, ſie erkannten die grauen Nachbarn und freuten ſich, ſie wiederzuſehen. „Wie es doch herrlich iſt, zu leben und zu blühen, alte Freunde wieder zu ſehen und jeden Tag fröhliche Geſichter! Es iſt als wäre jeder Tag ein Feſttag.“ „Piep!“ ſagten die Sperlinge. „Ja, es ſind wahrlich die alten Nachbarn, ihre Abſtammung vom Teiche her iſt uns noch erinnerlich. Piep! Wie die zu Anſehn gekommen ſind, ja Manchem gelingt es im Schlafe! — — Ah! da ſitzt ein verdorrtes Blatt, das ſehe ich ganz deutlich!“ Und ſie pickten ſo lange daran, bis das Blatt abfiel, und friſcher und grüner ſtand der Buſch da, die Roſen dufteten im Sonnenſchein auf Thorwaldſen's Grabe, an deſſen unſterblichen Namen ſie ſich anſchloſſen.

Die Glocke.

Abends in den ſchmalen Straßen der großen Stadt, wenn die Sonne unterging und die Wolken oben wie Gold zwiſchen den Schornſteinen glänzten, hörte häufig bald der Eine, bald der Andere einen ſonderbaren Laut, gerade wie den Klang einer Kirchenglocke, aber man hörte es nur einen Augenblick, denn es war ein ſolches Raſſeln von Wagen und ſolches Rufen, und das ſtört. „Nun läutet die Abendglocke," ſagte man, „nun geht die Sonne unter!"

Die, welche außerhalb der Stadt wandelten, wo die Häuſer weiter von einander entfernt lagen, mit Gärten und kleinen Feldern dazwiſchen, die ſahen den Abendhimmel noch prächtiger und hörten den Klang der Glocke weit ſtärker; es war, als käme der Ton von einer Kirche tief aus dem ſtillen, duftenden Walde, und die Leute blickten dorthin und wurden ganz andächtig.

Nun verſtrich längere Zeit, der Eine ſagte zum Andern: „Ob wohl eine Kirche da draußen im Walde iſt? Die Glocke hat doch einen eigenthümlich herrlichen Klang; wollen wir nicht hinaus und ſie uns näher betrachten?“ Und die reichen Leute fuhren und die Armen gingen, aber der Weg wurde ihnen ſo erſtaunlich lang, und als ſie zu einer Menge Weidenbäume kamen, die am Rande des Waldes wuchſen, da lagerten ſie ſich dort und blickten zu den langen Zweigen hinauf und glaubten, daß ſie nun recht im Grünen ſeien; der Conditor aus der Stadt kam hinaus und ſchlug ſein Zelt auf, und dann kam noch ein Conditor und er hing eine Glocke gerade über ſeinem Zelte auf, und zwar eine Glocke, die getheert war, um den Regen aushalten zu können, und der Klöppel fehlte. Wenn dann die Leute wieder nach Hauſe gingen, ſagten ſie, daß es ſo romantiſch geweſen ſei, und das bedeutet etwas ganz Anderes, als ein Thee. Drei Perſonen verſicherten, daß ſie in den Wald eingedrungen ſeien bis dahin, wo er ende, und ſie hätten immer den ſonderbaren Glockenklang gehört, aber es ſei ihnen dort gerade geweſen, als wenn er aus der Stadt käme; der Eine ſchrieb ein ganzes Lied davon und ſagte, daß die Glocke wie die Stimme einer Mutter zu einem lieben klugen Kinde klänge, keine Melodie ſei herrlicher, als der Klang der Glocke.

Der Kaiſer des Landes wurde auch aufmerkſam darauf und verſprach, daß der, welcher wirklich ausfindig machen könne, woher der Schall komme, den Titel eines „Weltglöckners“ haben ſolle, und das ſogar, wenn es auch keine Glocke ſei.

Nun gingen Viele der guten Verſorgung halber nach dem Walde, aber da war nur Einer, der mit einer Art Erklärung zurückkehrte; Keiner war tief genug eingedrungen, und er auch nicht; aber er ſagte doch, daß der Glockenton von einer ſehr großen Eule in einem hohlen Baume herkomme, das war ſo eine Weisheitseule, die ihren Kopf fortwährend gegen den Baum ſtieß, aber ob der Ton von ihrem Kopfe oder von dem hohlen Stamme käme, das könnte er noch nicht mit Beſtimmtheit ſagen. Er wurde als Weltglöckner angeſtellt und ſchrieb jedes Jahr eine kleine Abhandlung über die Eule; man ward dadurch ebenſo klug, wie vorher.

Nun war gerade ein Einſegnungstag; der Prediger hatte ſo ſchön und innig geſprochen, die Confirmanden waren ſo bewegt geweſen, es war ein wichtiger Tag für ſie, ſie wurden aus Kindern mit einem Male zu erwachſenen Menſchen, die Kinderſeele ſollte nun gleichſam in eine verſtändigere Perſon hinüberfliegen. Es war der herrlichſte Sonnenſchein, die Confirmanden gingen zur Stadt hinaus, und vom Walde erklang die große unbekannte Glocke ganz beſonders ſtark. Sie bekamen ſogleich Luſt, dahin zu gehn, und zwar alle bis auf drei; die eine von ihnen wollte nach Hauſe und ihr Ballkleid anprobiren, denn es war gerade das Kleid und der Ball, welche Schuld daran waren, daß ſie dieſes Mal eingeſegnet worden war, ſonſt wäre ſie nicht mitgekommen; der zweite war ein armer Knabe, welcher ſeinen Confirmationsrock und die Stiefeln vom Sohne des Wirthes geliehen hatte, und die mußte er zur beſtimmten Zeit zurückliefern; der dritte ſagte, daß er nie nach fremden Orten ginge, wenn ſeine Eltern nicht mit wären, und daß er immer ein artiges Kind geweſen und das wolle er auch bleiben, ſelbſt als Confirmand, und darüber ſolle man ſich nicht luſtig machen! — aber das thaten ſie doch.

Drei von ihnen gingen alſo nicht mit, die Andern trabten davon; die Sonne ſchien und die Vögel ſangen, und die Confirmanden ſangen mit und hielten einander bei den Händen, denn ſie hatten ja noch keine Aemter erhalten und waren alle Confirmanden vor dem lieben Gott.

Aber bald ermüdeten zwei der Kleinſten und kehrten um und gingen wieder zur Stadt; zwei kleine Mädchen ſetzten ſich und banden Kränze, ſie kamen auch nicht mit, und als die Andern die Weidenbäume erreichten, wo der Conditor wohnte, da ſagten ſie: „Nun ſind wir hier draußen, die Glocke exiſtirt ja doch eigentlich nicht, ſie iſt nur etwas, was man ſich einbildet!“

Da ertönte plötzlich tief im Walde die Glocke ſo ſchön und feierlich, daß vier oder fünf ſich beſtimmten, doch weiter in den Wald hinein zu gehen. Der war ſo dicht, ſo belaubt, es war ordentlich beſchwerlich vorzudringen, Waldlilien und Anemonen wuchſen faſt allzuhoch, blühende Winden und Brombeerranken hingen in langen Guirlanden von Baum zu Baum, wo die Nachtigallen ſangen und die Sonnenſtrahlen ſpielten; das war ſo herrlich, aber für Mädchen war es kein gangbarer Weg, ſie würden ſich die Kleider zerriſſen haben. Da lagen große Felsſtücke mit Moos von allen Farben bewachſen, das friſche Quellwaſſer quoll hervor und wunderbar tönte es gleich wie „kluck, kluck!“

„Das iſt doch wohl nicht die Glocke!“ ſagte einer der Confirmanden, und legte ſich nieder und horchte. „Das muß man ordentlich ſtudiren!“ da blieb er und ließ die Andern gehen.

Sie kamen zu einem Hauſe von Borke und Zweigen, ein großer Baum mit wilden Aepfeln ſtreckte ſich darüber hin, als wolle er ſeinen ganzen Segen über das Dach ausſchütten, welches blühende Roſen trug; die langen Zweige lagen gerade um den Giebel hin und an dieſen hing eine kleine Glocke. Sollte es dieſe ſein, die man gehört hatte? Ja, darin ſtimmten Alle überein, bis auf Einen; er ſagte, daß die Glocke zu klein und fein ſei, als daß ſie in ſolcher Entfernung gehört werden könne, wie ſie ſie gehört hätten, und daß es ganz andere Töne wären, die ein Menſchenherz ſo rührten; der, welcher ſprach, war ein Königsſohn, und da ſagten die Andern: „ſo Einer wolle immer klüger ſein.“

Deshalb ließen ſie ihn allein gehen, und wie er ging, wurde ſeine Bruſt mehr und mehr von der Einſamkeit des Waldes erfüllt; aber noch hörte er die kleine Glocke, über die ſich die Andern ſo freuten, und mitunter, wenn der Wind die Töne vom Conditor herübertrug, konnte er auch hören, wie da zum Thee geſungen wurde; aber die tiefen

Glockenſchläge tönten doch ſtärker, bald war es gerade ſo, als ſpielte eine Orgel dazu, der Schall kam von der Linken, von der Seite, auf der das Herz ſitzt.

Nun raſchelte es im Buſche und da ſtand ein kleiner Knabe vor dem Königsſohne, ein Knabe in Holzſchuhen und mit einer ſo kurzen Jacke, daß man recht ſehen konnte, wie lange Handgelenke er habe. Sie kannten einander, der Knabe war gerade derjenige von den Confirmanden, der nicht hatte mitkommen können, weil er nach Hauſe mußte, um Rock und Stiefeln an des Wirthes Sohn abzuliefern; das hatte er gethan und war nun in Holzſchuhen und den ärmlichen Kleidern allein fort gegangen, denn die Glocke klang ſo ſtark, ſo tief, er mußte hinaus.

„Wir können ja zuſammen gehen!“ ſagte der Königsſohn. Aber der arme Confirmand mit den Holzſchuhen war ganz verſchämt, er zupfte an den kurzen Aermeln der Jacke und ſagte: er fürchte, er könne nicht ſo raſch mitkommen, überdies meine er, daß die Glocke zur Rechten geſucht werden müſſe, denn der Platz habe ja alles Große und Herrliche.

„Ja, dann begegnen wir uns gar nicht!“ ſagte der Königsſohn und nickte dem armen Knaben zu, der in den tiefſten, dichteſten Theil des Waldes hineinging, wo die Dornen ſeine ärmlichen Kleider entzwei und Antlitz, Hände und Füße blutig riſſen. Der Königsſohn erhielt auch einige tüchtige Riſſe, aber die Sonne beſchien doch ſeinen Weg, und er iſt es, dem wir nun folgen, denn es war ein flinker Burſche.

„Die Glocke will und muß ich finden!“ ſagte er, „wenn ich auch bis ans Ende der Welt gehen muß.“

Die häßlichen Affen ſaßen oben in den Bäumen und grinſten mit allen ihren Zähnen. „Wollen wir ihn prügeln?“ ſagten ſie; „wollen wir ihn dreſchen? er iſt ein Königsſohn!“

Aber er ging unverdroſſen tiefer und tiefer in den Wald, wo die wunderbarſten Blumen wuchſen, da ſtanden weiße Sternlilien mit blutrothen Staubfäden, himmelblaue Tulpen, die im Winde funkelten, und Aepfelbäume, deren Aepfel ganz und gar wie große glänzende Seifenblaſen ausſahen; denkt nur, wie die Bäume im Sonnenſcheine ſtrahlen mußten. Ringsumher die ſchönſten grünen Wieſen; wo Hirſch und Hindin im Graſe ſpielten, wuchſen prächtige Eichen und Buchen, und war einer der Bäume in der Rinde geſprungen, ſo wuchſen Gras und lange Ranken in den Spalten; da waren auch große Waldſtrecken mit ſtillen Landſeen, worin weiße Schwäne ſchwammen und mit den Flügeln ſchlugen. Der Königsſohn ſtand oft ſtill und horchte, oft glaubte er, daß von einem dieſer tiefen Seen die Glocke zu ihm herauf klang, aber dann merkte er wohl, daß es nicht daher käme, ſondern daß die Glocke noch tiefer im Walde ertöne.

Nun ging die Sonne unter, die Luft erglänzte roth wie Feuer, es wurde ſo ſtill, ſo ſtill im Walde, und er ſank auf ſeine Kniee, ſang ſein Abendlied und ſagte: „Nie finde ich, was ich ſuche! Nun geht die Sonne unter, nun kömmt die Nacht, die finſtre Nacht; doch einmal kann ich die runde, rothe Sonne vielleicht noch ſehen, ehe ſie an dem Horizonte verſchwindet; ich will dort auf die Felſen hinaufſteigen, ihre Höhe erreicht die der höchſten Bäume!“

Und er ergriff nun Ranken und Wurzeln und kletterte an den naſſen Steinen empor, wo die Waſſerſchlangen ſich wanden, wo die Kröten ihn gleichſam anbellten; — aber hinauf kam er, bevor die Sonne, von dieſer Höhe geſehen, ganz untergegangen war; o, welche Pracht! Das Meer, das große herrliche Meer, welches ſeine langen Wogen gegen die Küſte wälzte, ſtreckte ſich vor ihm aus, und die Sonne ſtand wie ein großer, glänzender Altar da draußen, wo Meer und Himmel ſich begegneten, Alles ſchmolz in glühenden Farben zuſammen, der Wald ſang und das Meer ſang und ſein Herz mit. Die ganze Natur war eine große heilige Kirche, worin Bäume und ſchwebende Wolken die Pfeiler, Blumen und Gras die gewebte Sammetdecke und der Himmel ſelbſt die große Kuppel bildeten; dort oben erloſchen die rothen Farben, indem die Sonne verſchwand, aber Millionen Sterne wurden angezündet; da glänzten Millionen Diamantlampen, und der Königsſohn breitete ſeine Arme gegen den Himmel, gegen das Meer und den Wald aus, und da kam plötzlich, von dem rechten Seitenwege, der arme Confirmand mit den kurzen Aermeln und den Holzſchuhen; er war da ebenſo zeitig angelangt, er war auf ſeinem Wege dahin gekommen, und ſie liefen einander entgegen und hielten einander an den Händen in der großen Kirche der Natur und der Poeſie, und über ihnen ertönte die unſichtbare heilige Glocke, ſelige Geiſter umſchwebten ſie im Tanze zu einem jubelnden Hallelujah!

Die Stopfnadel.

Es war einmal eine Stopfnadel, die dünkte ſich ſo fein, daß ſie ſich einbildete, ſie ſei eine Nähnadel.

„Paßt nur hübſch auf, daß ihr mich feſthaltet!“ ſagte die Stopfnadel zu den Fingern, die ſie hervornahmen. „Laßt mich nicht fallen! Falle ich auf die Erde, ſo findet man mich beſtimmt nimmermehr wieder, ſo fein bin ich.“

„Das geht noch an,“ ſagten die Finger und damit faßten ſie ſie um den Leib.

„Seht, ich komme mit Gefolge!“ ſagte die Stopfnadel und zog einen langen Faden nach ſich, aber es war kein Knoten an dieſem Faden.

Die Finger richteten die Nadel gerade gegen den Pantoffel der Köchin. An dem war das Oberleder entzwei, das ſollte zuſammengenäht werden.

„Das iſt gemeine Arbeit!“ ſagte die Stopfnadel. „Ich komme nimmermehr hindurch, ich breche, ich breche!“ Und wirklich, ſie brach. „Sagt' ich's nicht," ſagte die Stopfnadel, „ich bin zu fein!"

„Nun taugt ſie gar nichts," ſagten die Finger, aber ſie mußten ſie doch feſthalten; die Köchin tröpfelte Lack auf die Nadel und ſteckte vorn ihr Tuch damit feſt.

„So, nun bin ich eine Buſennadel!" ſagte die Stopfnadel. „Ich wußte wohl, daß ich zu Ehren käme; iſt man was, ſo wird man was!" und damit lachte ſie in ſich hinein; denn man kann niemals einer Stopfnadel anſehen, wenn ſie lacht. Da ſaß ſie nun ſo ſtolz, wie in einer Staatskutſche, und ſah nach allen Seiten!

„Mit Erlaubniß zu fragen, ſind Sie von Gold?" fragte ſie die Stecknadel, die ihre Nachbarin war. „Sie haben ein herrliches Aeußere und einen eigenen Kopf, aber klein iſt er nur! Sie müſſen ſich Mühe geben zu wachſen, denn nicht ein Jedes wird mit Lack betröpfelt!" Und damit richtete ſich die Stopfnadel ſo ſtolz in die Höhe, daß ſie aus dem Tuche fiel und gerade in den Rinnſtein, den die Köchin ausſpülte.

„Nun gehen wir auf Reiſen!" ſagte die Stopfnadel. „Wenn ich nur nicht verkomme!" Aber ſie verkam wirklich.

„Ich bin zu fein für dieſe Welt," ſagte ſie, als ſie im Rinnſteine lag; „aber ich weiß, wer ich bin, und das iſt immer ein kleines Vergnügen!" Und die Stopfnadel behielt ihre ſtolze Haltung und verlor ihre gute Laune nicht.

Und es ſchwamm allerlei über ſie hin, Spähne, Strohhalme und Stücke von alten Zeitungen. „Seht nur, wie ſie ſegeln!“ ſagte die Stopfnadel. „Die wiſſen nicht, was unter ihnen ſteckt! Ich ſtecke, ich ſitze hier! Sieh, da geht nun ein Spahn, der denkt an nichts in der Welt als an ſich ſelbſt, an einen „„Spahn!““ Da treibt ein Halm, nein, wie der ſich dreht, wie der ſich wendet! Denk' doch nicht nur an dich ſelbſt, du könnteſt leicht an einen Stein anrennen. Da ſchwimmt ein Stück Zeitung! Was darin ſteht, iſt längſt vergeſſen, und doch ſpreizt ſie ſich! Ich ſitze geduldig und ſtill: Ich weiß, wer ich bin, und das bleibe ich doch!“

Eines Tags lag etwas dicht neben ihr, das glitzerte ſo prächtig, und da glaubte die Stopfnadel, daß es ein Diamant ſei; aber es war eine Flaſchenſcherbe, und weil es glänzte, ſo redete die Stopfnadel es an und ſtellte ſich als Buſennadel vor.

„Sie ſind wohl ein Diamant?“

„Ja, ſo etwas der Art!“ Und da glaubte Eines vom Andern, es wäre etwas recht Koſtbares, und ſie ſprachen davon, wie doch die Welt ſo hochmüthig ſei.

„Ich bin bei einer Mamſell in der Schachtel geweſen,“ ſagte die Stopfnadel, „und dieſe Mamſell war Köchin; an jeder Hand hatte ſie fünf Finger; etwas ſo Eingebildetes, wie dieſe Finger, habe ich nie geſehen, und ſie waren doch nur da, um mich aus der Schachtel zu nehmen und wieder in die Schachtel zu legen!“

„Waren ſie denn vornehm?“ fragte die Flaſchenſcherbe.

„Vornehm!" ſagte die Stopfnadel, „nein, aber hochmüthig! Es waren fünf Brüder, alles geborene „„Finger"". Sie hielten ſich ſtolz neben einander, obgleich ſie von verſchiedener Länge waren; der äußerſte, der Däumling, war kurz und dick, der ging außen vor dem Gliede, hatte auch nur Ein Gelenk im Rücken und konnte nur Eine Verbeugung machen, aber er ſagte: Wenn er vom Menſchen abgehackt würde, ſo tauge der nicht mehr zum Kriegsdienſt. Leckermaul, der zweite Finger, kam ſowohl in Süßes wie in Saures, zeigte auf Sonne und auf Mond, und er gab den Druck, wenn ſie ſchrieben. Langmann, der dritte, ſah die andern alle über die Achſel an. Goldrand, der vierte, ging mit einem goldenen Gürtel um den Leib, und der kleine Peter Spielmann that gar nichts, und darauf war er ſtolz. Prahlerei war's und Prahlerei blieb's und darum ging ich fort!"

„Und nun ſitzen wir hier und glitzern!" ſagte die Flaſchenſcherbe.

In demſelben Augenblicke kam mehr Waſſer in den Rinnſtein, es ſtrömte über ſeine Grenzen und riß die Flaſchenſcherbe mit ſich fort.

„So, nun wurde die befördert!" ſagte die Stopfnadel; „ich bleibe ſitzen, ich bin zu fein, aber das iſt mein Stolz und der iſt achtbar!" Und ſie ſaß ſo ſtolz da und hatte viele große Gedanken.

„Ich möchte faſt glauben, ich ſei von einem Sonnenſtrahl geboren, ſo fein bin ich! Kommt es mir doch auch vor, als ob die Sonnenſtrahlen mich immer unter dem Waſſer ſuchten. Ach! ich bin ſo fein, daß meine Mutter mich nicht finden kann. Hätte ich mein altes Auge, welches abbrach, ich glaube, ich könnte weinen; aber ich thät's nicht, — weinen, das iſt nicht fein!“

Eines Tags lagen ein Paar Straßenjungen da und wühlten im Rinnſtein, wo ſie alte Nägel, Pfennige und ſolche Sachen fanden. Es war ſchmutzige Arbeit, aber es war nun ſo ihr Vergnügen.

„Au!“ ſchrie der Eine, der ſich an der Stopfnadel ſtach, „das iſt 'mal ein Kerl!“

„Ich bin kein Kerl, ich bin ein Fräulein!“ ſagte die Stopfnadel, aber es hörte es Niemand; der Lack war abgegangen und ſchwarz war ſie auch geworden; aber ſchwarz macht ſchlanker, und da glaubte ſie, ſie ſei noch feiner als früher.

„Da kommt eine Eierſchale geſegelt!“ ſagten die Jungen, und dann ſteckten ſie die Stopfnadel in der Eierſchale feſt.

„Weiße Wände und ſelbſt ſchwarz,“ ſagte die Stopfnadel, „das kleidet gut! Nun kann man mich doch ſehen! Wenn ich nur nicht ſeekrank werde, denn dann breche ich!“

Aber ſie wurde nicht ſeekrank und brach nicht.

„Es iſt gut gegen die Seekrankheit, wenn man einen Stahlmagen hat und dann auch nicht vergißt, daß man ein Bischen mehr iſt als ein Menſch! Nun iſt meine Seekrankheit vorüber! Je feiner man iſt, deſto mehr kann man vertragen.“

„Krach!“ ſagte die Eierſchale; es ging ein Rollwagen über ſie.

„Himmel, wie das drückt!“ ſagte die Stopfnadel; „nun werde ich doch ſeekrank! Ich breche!“ Aber ſie brach nicht, obgleich ein Rollwagen über ſie ging; ſie lag der Länge lang, und ſo mag ſie liegen bleiben.

Der kleine Tuk.

Ja, das war der kleine Tuk; er hieß eigentlich gar nicht Tuk, aber als er noch nicht ordentlich reden konnte, da nannte er ſich ſelbſt ſo; das ſollte Carl bedeuten, und es iſt wohl ganz gut, wenn man es nur weiß; nun ſollte er auf Schweſterchen Guſtave Acht geben, die noch viel kleiner war als er, und zugleich ſollte er auch ſeine Lection lernen, aber dieſe beiden Dinge wollten gar nicht recht zuſammenpaſſen. Der arme Junge ſaß da, mit ſeinem Schweſterchen auf dem Schooß, und ſang ihr alle Lieder vor, die er wußte, und unterdeſſen ſchielte er einmal ins Geographiebuch hinein, das offen vor ihm lag; bis morgen früh ſollte er alle Städte in Seeland auswendig können, und Alles davon wiſſen, was man eben davon wiſſen kann.

Nun kam die Mutter nach Hauſe, denn ſie war ausgeweſen, und nahm die kleine Guſtave auf den Arm; Tuk lief geſchwind an das Fenſter und las nun ſo eifrig, daß er ſich beinahe die Augen ausgeleſen hätte, denn es wurde immer dunkler und dunkler, aber die Mutter hatte kein Geld um Licht zu kaufen.

„Da geht die alte Waſchfrau drüben aus der Gaſſe!“ ſagte die Mutter, wie ſie gerade zum Fenſter hinaus ſah. „Die arme Frau kann ſich ſelbſt kaum fortſchleppen, und nun muß ſie noch den Eimer vom Brunnen ſchleppen; ſei ein gutes Kind, Tukchen, und ſpring' du hinüber, und hilf der alten Frau! Ja?“

Und Tuk lief geſchwind hinüber und half ihr, als er aber wieder in die Stube kam, da war es ganz finſter geworden, und von Licht war keine Rede, und nun ſollte er zu Bette gehen; das war eine alte Schlafbank, darin lag er, und dachte an ſeine Geographie-Lection und an Seeland und an Alles, was der Lehrer erzählt hatte. Er hätte freilich noch leſen ſollen, aber das konnte er ja nicht. Darum ſteckte er das Geographie-Buch unter ſein Kopfkiſſen, weil er gehört hatte, daß das ſehr viel helfen ſoll, wenn man ſeine Lection lernen will; aber man kann ſich doch nicht recht darauf verlaſſen. Da lag er nun und dachte und dachte, und da war es auf einmal, als ob ihn Jemand auf Augen und Mund küßte, — er ſchlief, und ſchlief doch wieder nicht; es war grade, als ob die alte Waſchfrau ihn mit ihren ſanften Augen anſchaute und ſagte: „es wäre eine große Sünde, wenn du morgen früh deine Lection nicht wüßteſt! Du haſt mir geholfen, darum will ich dir nun auch helfen, und unſer lieber Gott wird das immer thun!“

Und mit einem Male kribbelte und krabbelte das Buch unter Tukchens Kopfkiſſen.

„Kikeliki! put! put!“ da war's eine Henne, die angekrochen kam, und die war aus Kjöge. „Ich bin ein Kjögerhuhn!"*) ſagte ſie, und dann erzählte ſie, wie viel Einwohner da wären, und von der Schlacht, die da geweſen war, und die war eigentlich gar nicht der Rede werth. „Krible, krable, bums!" da fiel Einer herunter; das war ein hölzerner Vogel, der Papagei vom Vogelſchießen in Präſtöe. Der ſagte nun, daß da grade ſo viel Einwohner wären, wie er Nägel im Leibe hätte; und er war ſehr ſtolz: „Thorwaldſen hat dicht nebenan bei mir gewohnt."**) Bums! Hier liege ich prächtig!"

Aber Tukchen lag nun nicht mehr, mit einem Male ſaß er zu Pferde. Im Galop, Galop, hop, hop, ſo ging's fort. Ein prächtig gekleideter Ritter mit ſchimmerndem Helmbuſch hielt ihn vor ſich auf dem Pferde und ſo ritten ſie durch den Wald hin zu der alten Stadt Vordingborg, und das war eine große, ſehr lebhafte Stadt; auf des Königs Burg erhoben ſich hohe Thürme, und Lichterglanz ſtrömte aus allen Fenſtern; darinnen war Sang und Tanz und König Waldemar und die jungen, geputzten Hoffräulein tanzten mit einander. — Nun wurde es Morgen, und ſo wie die Sonne kam, ſank plötzlich die ganze Stadt und des Königs Schloß zuſammen, und ein Thurm nach dem andern, und zuletzt blieb nur noch ein einziger auf dem Hügel ſtehen, wo früher das Schloß geweſen war*), und die Stadt war ſo ganz klein und arm, und die Schulbuben kamen mit ihren Büchern unter dem Arm und ſagten „2000 Einwohner,“ das war aber nicht wahr, denn ſo viele hatte ſie gar nicht.

---

*) Kjöge, ein Städtchen an der Kjögebucht. „Kjögehühner ſehen" nennt man, die Kinder durch Umfaſſen des Kopfes mit beiden Händen in die Höhe heben. Bei Kjöge wurde bei dem Ueberfall der Engländer im Jahre 1807 zwiſchen dieſen und der undisciplinirten däniſchen Landwehr ein nicht ſehr ruhmvolles Treffen geliefert.

**) Präſtöe, ein noch kleineres Städtchen. Einige Hundert Schritte davon liegt der Edelhof Ny Söe, wo Thorwaldſen ſich gewöhnlich während ſeiner Anweſenheit in Dänemark aufhielt und viele unſterbliche Werke ſchuf.

Und klein Tukchen lag in ſeinem Bette; ihm war ſo, als ob er träumte und doch wieder nicht träumte; aber es war Jemand dicht bei ihm:

„Klein Tukchen! klein Tukchen!“ ſagt' es da; das war ein Seemann, eine ganz kleine Perſon, ſo klein, als ob es ein Cadett wäre; aber es war kein Cadett. „Ich ſoll vielmals von Corſör grüßen, das iſt eine Stadt, die gerade im Aufkommen iſt, eine lebendige Stadt, die Dampfſchiffe und Poſtwagen hat; früher nannte man ſie immer häßlich, aber das iſt nun nicht mehr wahr. „Ich liege am Meere,“ ſagte Corſör, „ich habe Landſtraßen und Luſthaine; und ich habe einen Dichter geboren, der witzig und unter-

---

*) Vordingborg, unter König Waldemar ein anſehnlicher Ort, jetzt ein unbedeutendes Städtchen. Nur ein einſam ſtehender Thurm und einige Mauerreſte zeigen, wo das Schloß früher geſtanden.

**) Corſör, an dem großen Belt, früher, vor Einrichtung der Dampfſchiffahrt, als die Reiſenden oft lange auf günſtigen Wind warten mußten, die langweiligſte der Städte genannt; durch ein witziges Vaudeville Heiberg's zu dem dähaltend war, und das ſind ſie nicht alle. Ich wollte einmal ein Schiff ausſtatten, das rund um die Erde gehen ſollte, aber ich that es nicht, obgleich ich es hätte thun können, und dann rieche ich auch ſo herrlich, denn dicht vor dem Thore blühen die prächtigſten Roſen!“

Klein Tukchen ſah hin und es ward ihm roth und grün vor den Augen, aber als nun der Farbenwirrwarr ein Bischen vorüber war, da war es auf einmal ein ganz bewachſener Abhang dicht an der Bucht und hoch drüber ſtand eine prächtige, alte Kirche mit zwei hohen, ſpitzen Thürmen. Aus dem Abhange ſprangen Quellen in dicken Waſſerſtrahlen, ſo daß es immerfort plätſcherte, und dicht daneben ſaß ein alter König mit der goldenen Krone auf dem weißen Haupte; das war König Hroar bei den Quellen, dicht bei der Stadt Roeskilde, wie man ſie jetzt nennt. Und über den Abhang hin in die alte Kirche gingen alle Könige und Königinnen Dänemarks Hand in Hand, alle mit der goldenen Krone, und die Orgel ſpielte und die Quellen rieſelten. Klein Tukchen ſah Alles, hörte Alles. „Vergiß die Stände nicht!“ ſagte König Hroar.*)

---

niſchen Schilda geſtempelt. Hier iſt der Dichter Baggeſen geboren.

*) Roeskilde (Roesquelle, fälſchlich Rothſchild genannt), einſt Dänemarks Hauptſtadt. Die Stadt hat ihren Namen von dem König Hroar und den vielen Quellen der Umgegend. In dem ſchönen Dom liegen die meiſten Könige und Königinnen von Dänemark begraben. In Roeskilde verſammeln ſich auch die däniſchen Stände.

Auf einmal war Alles wieder fort; ja, wohin? es war ihr gerade, als ob man ein Blatt in einem Buche umwende. Und nun ſtand da eine alte Bauersfrau, die kam aus Soröe*), da wo das Gras auf dem Markte wächſt; ſie hatte eine graue Leinwandſchürze über Kopf und Rücken hängen, die war ſo naß — es mußte wohl geregnet haben: „ja, das hat es!“ ſagte ſie, und nun wußte ſie viel Hübſches aus Holberg's Komödien und von Waldemar und Abſalon; aber auf einmal kroch ſie zuſammen und wackelte mit dem Kopfe, als ob ſie ſpringen wollte: „koax!“ ſagte ſie, „es iſt naß, es iſt naß; es iſt ſo behaglich todtenſtill in Soröe!“ Nun war ſie mit einem Male ein Froſch, „koax!“ und nun war ſie wieder die alte Frau. „Man muß ſich nach dem Wetter kleiden,“ ſagte ſie. „Es iſt naß, es iſt naß! Meine Stadt iſt gerade wie eine Flaſche, beim Pfropfen kommt man hinein, beim Pfropfen muß man wieder heraus! Früher hatte ich die herrlichſten Fiſche und jetzt habe ich friſche, rothwangige Buben auf dem Boden der Flaſche, die lernen Weisheit: hebräiſch, griechiſch! koax!“ Das klang gerade ſo, wie die Fröſche ſchreien oder als ob man mit großen Stiefeln auf dem Moor ginge, immer derſelbe Ton, ſo einförmig und ſo ermüdend, daß Kleintukchen ordentlich einſchlief, was ihm auch gar nicht ſchaden konnte.

---

*) Soröe, ein ſehr ſtilles Städtchen in ſchöner Lage, umgeben von Wäldern und Seen. Dänemarks Molière, Holberg, ſtiftete hier eine Ritterakademie. Die Dichter Hauch und Ingemann waren hier als Profeſſoren angeſtellt. Letzterer lebt noch dort.

Aber ſelbſt in dieſem Schlafe kam ein Traum, oder was es ſonſt war: ſeine kleine Schweſter Guſtave mit den blauen Augen und dem blonden, lockigen Haare war auf einmal ein großes, ſchönes Mädchen, und ohne daß ſie Flügel hatte, konnte ſie doch fliegen, und nun flogen ſie über Seeland, über die grünen Wälder und blauen Seen.

„Hörſt du den Hahn krähen, Kleintukchen? Kikeliki! Die Hähne fliegen aus Kjöge auf! Du bekommſt einen Hühnerhof, ſo groß! ſo groß! Du wirſt weder Hunger noch Noth leiden! und den Vogel wirſt du abſchießen, wie man ſagt; du wirſt ein reicher und glücklicher Mann werden. Dein Haus wird ſich erheben wie König Waldemars Thurm und reich geſchmückt ſein mit marmornen Bildſäulen, wie die aus Präſtöe, du verſtehſt mich wohl. Dein Name ſoll mit Ruhm um die ganze Erde ziehen, ſo wie das Schiff, das von Corſör auslaufen ſollte, und in Roeskilde — — „„vergiß die Stände nicht!““ ſagte König Hroar, da wirſt du gut und klug ſprechen, Kleintukchen, und wenn du dann zuletzt in dein Grab kommſt, ſo ſollſt du ſo ruhig ſchlafen — —“

„Als ob ich in Seröe läge!“ ſagte Tuk, und da wachte er auf; es war heller Morgen, und er konnte ſich gar nicht mehr auf ſeinen Traum beſinnen; das war aber auch gar nicht nöthig, denn man darf nicht wiſſen, was einmal kommen wird.

Und nun ſprang er geſchwind aus ſeinem Bett und las in ſeinem Buche, und da wußte er mit einem Male ſeine ganze Lection. Und die alte Waſchfrau ſteckte den Kopf in die Thüre, nickte ihm freundlich zu und ſagte:

„Schönen Dank, du gutes Kind, für deine Hülfe! Der liebe Herr Gott möge dir deinen ſchönſten Traum erfüllen!“

Kleintukchen wußte nun gar nicht, was ihm geträumt hatte, aber — der liebe Herrgott wußte es!

Der Schatten.

In den heißen Ländern, da brennt die Sonne ſehr ſtark, die Leute werden da ganz mahagonybraun; ja in den allerheißeſten Ländern werden ſie ſogar zu Negern gebrannt. Dieſes Mal war es jedoch nur bis nach den heißen Ländern, wohin ein gelehrter Mann aus den kalten Gegenden gekommen war. Der glaubte nun, daß er da ebenſo herumlaufen könnte, wie zu Hauſe; aber von der Idee kam er bald zurück. Er und alle vernünftigen Leute mußten zu Hauſe bleiben, Fenſterladen und Thüren wurden den ganzen Tag geſchloſſen; es ſah aus, als ob das ganze Haus ſchlafe oder Alle ausgegangen wären. Die ſchmale Straße mit den hohen Häuſern, in der er wohnte, war aber auch ſo gebaut, daß die Sonne vom Morgen bis zum Abend darauf liegen mußte; es war wirklich ganz unerträglich! Der gelehrte Mann aus den kalten Gegenden war ein junger Mann, ein kluger Mann; es kam ihm vor, als ſehe er in einen glühenden Ofen; das griff ihn ſehr an, er ward ganz mager; ſelbſt ſein Schatten ſchrumpfte zuſammen, der ward viel kleiner, als zu Hauſe; die Sonne nahm auch den mit und er lebte erſt des Abends auf, wenn ſie untergegangen war. Es war ordentlich ein Vergnügen, dies mit anzuſehen; ſobald Licht in die Stube gebracht wurde, ſtreckte ſich der Schatten ganz an der Wand hinauf, ja noch weiter, bis an die Decke, ſo lang machte er ſich; er mußte ſich ſtrecken, um wieder zu Kräften zu kommen. Der gelehrte Mann ging auf den Altan hinaus, um ſich zu ſtrecken, und ſobald die Sterne an dem ſchönen klaren Himmel hervorkamen, war es ihm, als ob er wieder auflebte. Auf allen Altanen in der Straße — und in den warmen Ländern hat jedes Fenſter einen Altan — erſchienen jetzt Leute; denn friſche Luft muß man doch ſchöpfen, wenn man auch daran gewöhnt iſt, mahagonybraun zu werden; es ward ſo lebhaft unten und oben; unten ſetzten ſich Schuſter und Schneider — worunter man alle Leute verſteht — auf die Straße hinaus; da kamen Tiſche und Stühle, und Lichter brannten, ja über tauſend Lichter, und Einer ſprach, ein Anderer ſang, und die Leute ſpazierten, Wagen fuhren, Maulthiere trabten „Klingelingeling“ — ſie tragen nämlich Schellen am Geſchirr — da wurden Leichen begraben mit Geſang, die Straßenjungen brannten Sprühteufelchen an und die Kirchenglocken läuteten — ja es war fürwahr ſehr lebhaft unten auf der Straße; und in dem einen Hauſe, gerade gegenüber dem, wo der fremde, gelehrte Mann wohnte, war es ganz ſtill; und doch wohnte da Jemand, denn es ſtanden Blumen auf dem Altan, die blühten ſo ſchön in der Sonnenhitze, und das konnten ſie doch nicht, wenn ſie nicht begoſſen worden wären, und Jemand mußte ſie doch begießen, Leute mußte es da geben; die Thür ward auch gegen Abend halb geöffnet; aber dann war es dunkel, wenigſtens in dem vorderſten Zimmer; weiter aus dem Innern hörte man Muſik. Der fremde gelehrte Mann fand dieſelbe außerordentlich ſchön; aber es war freilich auch ganz gut möglich, daß er ſich das blos einbildete, denn er fand Alles vorzüglich draußen in den warmen Ländern, wenn nur keine Sonne da geweſen wäre. Der Wirth des Fremden ſagte, daß er nicht wiſſe, wer das gegenüberliegende Haus gemiethet habe; man ſehe gar keinen Menſchen, und was die Muſik anlange, ſo ſcheine es ihm, daß dieſelbe ſchrecklich langweilig ſei. „Es iſt gerade ſo, als ob Jemand da ſäße und ein Stück übte, das er doch nicht herausbringt, ſtets das nämliche Stück. „Ich bringe es doch noch heraus," meint er allerdings, er bringt es aber nicht heraus, wie lange er auch ſpielt." —

Einſt in der Nacht wachte der Fremde auf — er ſchlief bei offener Altanthür — der Wind lüftete den Vorhang vor derſelben, und es kam ihm vor, als komme ein wunderbarer Glanz von dem Altane des gegenüberliegenden Hauſes, alle Blumen erſchienen wie Flammen in den ſchönſten Farben, und mitten zwiſchen den Blumen ſtand eine ſchöne, ſchlanke Jungfrau, es war, als ob auch ſie leuchtete; es blendete ihm förmlich die Augen, aber er hatte ſie auch gerade ſo aufgeriſſen und kam ja eben aus dem Schlaf; mit einem Sprung war er aus dem Bett, ganz leiſe ſchlich er ſich hinter den Vorhang — allein die Jungfrau war fort, der Glanz war fort, die Blumen leuchteten gar nicht mehr, ſtanden aber noch ganz ſo ſchön da, wie immer; die Thür war angelehnt, und von innen klang Muſik, ſo lieblich, ſo ſchön, man konnte wirklich dabei in ſüße Gedanken vertieft werden. Es war doch gerade wie ein Zauberwerk; aber wer wohnte da? Wo war der eigentliche Eingang? Denn nach der Straße und nach den Seitengäßchen hin war das ganze Erdgeſchoß Laden an Laden, und da konnten die Leute doch nicht immer durch laufen. —

Eines Abends ſaß der Fremde auf ſeinem Altan; in der Stube, gerade hinter ihm brannte ein Licht, und ſo war es ganz natürlich, daß ſein Schatten auf die Wand des gegenüberſtehenden Hauſes fiel; ja, da ſaß er gerade zwiſchen den Blumen auf dem Altan; und wenn der Fremde ſich bewegte, dann bewegte ſich auch der Schatten. —

„Ich glaube, daß mein Schatten das einzige Lebendige iſt, was man da drüben ſieht,“ ſagte der gelehrte Mann. „Siehe, wie hübſch er da zwiſchen den Blumen ſitzt, die Thür ſteht nur angelehnt, nur ſollte der Schatten ſo geſcheidt ſein und hineingehen, ſich drinnen umſehen und dann zurückkommen und mir erzählen, was er da geſehn. Ja du würdeſt dich dadurch nützlich machen,“ ſagte er wie im Scherz. „Sei ſo gut und tritt hinein! Nun, wirſt du gehn?“ und dann nickte er dem Schatten zu und der Schatten nickte wieder. „Nun, geh nur, aber bleibe nicht ganz weg!“ und der Fremde erhob ſich, und der Schatten auf dem Altan gegenüber erhob ſich auch, und der Fremde kehrte ſich um und der Schatten kehrte ſich ebenfalls um; ja, wenn Jemand genau darauf Acht gegeben hätte, ſo hätte er es deutlich ſehen können, wie der Schatten gerades Wegs durch die halbgeöffnete Altanthür des gegenüberliegenden Hauſes in demſelben Augenblick hineinging, wo der Fremde in ſeine Stube zurückkehrte und den langen Vorhang herabfallen ließ.

Am nächſten Morgen ging der gelehrte Mann aus, um Kaffee zu trinken und die Zeitungen zu leſen. „Was iſt das,“ ſagte er, als er in Sonnenſchein kam, „ich habe ja keinen Schatten mehr! So iſt er alſo wirklich geſtern Abend fortgegangen und nicht zurückgekommen; das iſt ja recht verdrießlich!“

Und das ärgerte ihn, aber nicht ſo ſehr deswegen, weil der Schatten fort war, ſondern weil er wußte, daß es eine Geſchichte gab von einem Manne ohne Schatten — alle Leute zu Hauſe kannten ja dieſe Geſchichte; und kam nun der gelehrte Mann nach Hauſe und erzählte ſeine eigene Geſchichte, ſo würden ſie ſagen, daß das nur eine Nachaffung von ihm ſei; und das hatte er nicht nöthig von ſich ſagen zu laſſen. Er wollte daher gar nichts davon ſprechen, und das war vernünftig von ihm gedacht.

Am Abend ging er wieder auf ſeinen Altan hinaus; das Licht hatte er ganz richtig hinter ſich geſetzt, denn er wußte, daß der Schatten ſtets ſeinen Herrn zum Schirm haben will; aber er konnte ihn nicht herauslocken. Er machte ſich klein, er machte ſich lang, aber da war kein Schatten, da kam kein Schatten. Er ſagte: „hm, hm!“ aber das half gar nichts. —

Das war ärgerlich; aber in den warmen Ländern wächſt Alles ſo geſchwind und nach Verlauf von acht Tagen merkte er zu ſeiner großen Freude, daß ihm ein neuer Schatten aus den Beinen herauswuchs, wenn er in Sonnenſchein kam; die Wurzel mußte ſicher geblieben ſein. Nach drei Wochen hatte er einen ganz leidlichen Schatten, der, als er ſich auf die Rückreiſe nach den nördlichen Ländern begab, immer mehr und mehr wuchs, ſo daß er zuletzt ſo lang und ſo groß war, daß er ganz gut die Hälfte hätte abgeben können.

Der gelehrte Mann kam alſo nach Hauſe, und er ſchrieb Bücher über das, was es Wahres in der Welt giebt, und was es Gutes da giebt, und was da Hübſches iſt; und es vergingen Tage, und es vergingen Jahre; es vergingen viele Jahre. —

Da ſitzt er eines Abends in ſeiner Stube, und ganz leiſe klopfte es an ſeine Thür. „Herein!“ ſagte er, aber Keiner kam; da öffnete er die Thür und da ſtand ein ſo außerordentlich magerer Menſch vor ihm, daß ihm ganz wunderlich zu Muthe ward. Uebrigens war der Menſch äußerſt fein angezogen, es mußte ein vornehmer Mann ſein.

„Mit wem habe ich die Ehre zu ſprechen?“ fragte er.

„Ja, das dachte ich mir wohl,“ ſagte der feine Mann, „daß Sie mich nicht kennen würden; ich bin ſo viel Körper geworden, daß ich ordentlich Fleiſch und Kleider bekommen habe. Sie haben wohl nie daran gedacht, mich in ſolchem Zuſtand zu ſehen? Kennen Sie Ihren alten Schatten nicht? Ja, Sie haben gewiß nicht geglaubt, daß ich noch wiederkommen würde. Mir iſt es außerordentlich gut gegangen, ſeit ich zuletzt bei Ihnen war, ich bin in jeder Hinſicht ſehr vermögend geworden; will ich mich vom Dienſt freikaufen, ſo kann ich das,“ und er klapperte mit einer ganzen Menge koſtbarer Berlocken, die an ſeiner Uhr hingen, und ſteckte ſeine Hand in die dicke goldene Kette hinein, die er um den Hals trug; und wie blitzten alle ſeine Finger von Diamantringen! Und es war Alles ächt. —

„Nein, ich kann gar nicht zu mir ſelbſt kommen,“ ſagte der gelehrte Mann, „was bedeutet alles dieſes?“

„Ja, etwas Gewöhnliches nicht!“ ſagte der Schatten, „aber Sie gehören ja auch ſelbſt nicht zu dem Gewöhnlichen, und ich bin, das wiſſen Sie wohl, von Kindesbeinen an in Ihre Fußtapfen getreten; ſobald Sie fanden, daß ich reif genug ſei, um allein in die Welt hinaus zu gehen, ging ich meinen eignen Weg; ich bin in den allerbrillanteſten Umſtänden; aber mich überkam eine Art von Sehnſucht, Sie noch einmal zu ſehen, ehe Sie ſterben; ich wollte dieſe Gegenden wiederſehen, man hängt doch ſtets an ſeinem Vaterlande. Ich weiß, daß Sie einen andern Schatten wiederbekommen haben, habe ich etwas an den oder an Sie zu bezahlen? Haben Sie nur die Güte es zu ſagen.“

„Nein, biſt du es wirklich,“ ſagte der gelehrte Mann, „das iſt ja höchſt merkwürdig! Ich hätte nie geglaubt, daß man ſeinen alten Schatten jemals als Menſch wiederſehen könnte!“

„Sagen Sie mir nur, was ich zu bezahlen habe,“ ſagte der Schatten, „denn ich mag nicht gern in Jemandes Schuld ſtehen.“

„Wie kannſt du ſo ſprechen,“ ſagte der gelehrte Mann, „von welcher Schuld kann hier die Rede ſein? Du biſt ſo frei wie Einer! Ich freue mich außerordentlich über dein Glück! Setze dich nieder, alter Freund, und erzähle mir doch ein Bischen, wie das zugegangen iſt, und was du dort in den warmen Ländern in dem uns gegenüberliegenden Hauſe ſahſt!“

„Ja, das will ich Ihnen erzählen,“ ſagte der Schatten und ſetzte ſich, „aber dann müſſen Sie mir auch verſprechen, daß Sie niemals zu irgend Jemanden hier in der Stadt, wo Sie mich auch antreffen ſollten, es ſagen wollen, daß ich Ihr Schatten geweſen bin; ich beabſichtige mich zu verloben, ich kann mehr als eine Familie ernähren.“

„Sei ganz unbeſorgt,“ ſagte der gelehrte Mann, „ich werde Niemanden ſagen, wer du eigentlich biſt; hier iſt meine Hand, ich verſpreche es dir, und ein Mann, ein Wort!“

„Ein Wort, ein Schatten,“ ſagte der Schatten, denn ſo mußte der ja ſprechen.

Es war aber übrigens äußerſt merkwürdig, wie ſehr Menſch derſelbe war; er war ganz ſchwarzgekleidet, und trug das allerfeinſte ſchwarze Tuch, lackirte Stiefeln und einen Hut, den man zuſammendrücken konnte, ſo daß er nichts als Deckel und Krempe war, nicht zu ſprechen von dem, was wir bereits wiſſen, den Verlocken, der goldnen Halskette und den Diamantringen; ja, der Schatten war außerordentlich gut gekleidet, und es war gerade das, was ihn zu einem ganzen Menſchen machte.

„Nun will ich erzählen,“ ſagte der Schatten, und dann ſetzte er ſeine Füße mit den lackirten Stiefeln, ſo feſt er nur konnte, auf den Arm von dem neuen Schatten des gelehrten Mannes nieder, der wie ein Pudelhund zu ſeinen Füßen lag. Das geſchah nun entweder aus Hochmuth, oder vielleicht auch damit der neue Schatten daran kleben bleiben ſollte; und der liegende Schatten verhielt ſich ganz ſtill und ruhig, um recht zuhören zu können; er wollte auch wiſſen, wie man ſo los kommen und ſich zu ſeinem eignen Herrn hinauf dienen könnte.

„Wiſſen Sie, wer in dem Hauſe uns gegenüber wohnte?“ ſagte der Schatten. „Das war das Herrlichſte von Allem, es war die Poeſie! Ich war drei Wochen da, und das wirkt ebenſo ſehr, als wenn man dreitauſend Jahre lebte und Alles leſen könnte, was gedichtet und geſchrieben iſt. Denn das ſage ich und es iſt wahr: ich habe Alles geſehen und ich weiß Alles!“

„Die Poeſie!“ rief der gelehrte Mann, „ja ſie lebt oft als Einſiedlerin in den großen Städten. Die Poeſie! ja, ich habe ſie einen einzigen, kurzen Augenblick geſehen, aber der Schlaf ſteckte mir in den Augen, ſie ſtand auf dem Altan und leuchtete wie das Nordlicht leuchtet — Blumen mit lebenden Flammen. Erzähle, erzähle! Du warſt auf dem Altan, du gingſt durch die Thür und dann — — — —“

„Dann befand ich mich im Vorzimmer,“ ſagte der Schatten. „Sie ſaßen ſtets und ſahen nach dem Vorzimmer hinüber. Da war gar kein Licht, es herrſchte dort eine Art von Halbdunkel; aber eine Thür nach der andern in einer ganzen Reihe von Stuben und Sälen ſtand offen, und da war es hell und die Maſſe von Licht würde mich getödtet haben, wäre ich ganz bis zur Jungfrau gekommen; aber ich war beſonnen, ich nahm mir Zeit, und das muß man thun.“

„Und was ſahſt du nun?“ fragte der gelehrte Mann.

„Ich ſah Alles! Und das will ich Ihnen erzählen; aber — es iſt wahrlich nicht Stolz von meiner Seite — als freier Mann und bei den Kenntniſſen, die ich beſitze, abgerechnet meine gute Stellung und meine ausgezeichneten Vermögensverhältniſſe, wünſchte ich doch, daß Sie „Sie“ zu mir ſagen möchten.“

„Bitte um Verzeihung,“ ſagte der gelehrte Mann, „es iſt eine alte Gewohnheit, die man nicht ſo leicht ablegt. Sie haben vollkommen recht, und ich will daran denken. Aber nun erzählen Sie mir Alles, was Sie ſahen."

„Alles," ſagte der Schatten, „denn ich ſah Alles und ich weiß Alles."

„Wie ſah es denn in den innern Gemächern aus?" fragte der gelehrte Mann. „War es dort wie in dem kühlen Hain? War es dort wie in einem heiligen Tempel? Waren die Gemächer wie der ſternenhelle Himmel, wenn man auf den hohen Bergen ſteht?"

„Alles war da," ſagte der Schatten; „ich war zwar nicht ganz drinnen, ich blieb in dem vorderſten Zimmer im Halbdunkel, aber da ſtand ich außerordentlich gut; ich ſah Alles und ich weiß Alles. Ich bin am Hofe der Poeſie im Vorgemach geweſen."

„Aber was ſahen Sie denn? Gingen durch die großen Säle alle die Götter der Vorzeit, kämpften dort die alten Helden? Spielten dort liebliche Kinder und erzählten ihre Träume?"

„Ich ſage Ihnen, daß ich da geweſen bin, und daher begreifen Sie wohl, daß ich Alles ſah, was zu ſehen war. Wenn Sie dahin gekommen wären, da wären Sie nicht Menſch geblieben, aber ich ward es! Und zugleich lernte ich mein innerſtes Weſen, mein Angeborenes, die Verwandtſchaft kennen, in der ich zu der Poeſie ſtand. Ja damals, als ich bei Ihnen war, dachte ich nicht darüber nach; aber immer, das wiſſen Sie, wenn die Sonne auf- und niederging, ward ich ſo wunderbar groß; im Mondſcheine war ich beinahe noch bemerkbarer, als Sie ſelbſt; ich begriff damals nicht mein innerſtes Weſen, im Vorgemach erſchloß es ſich mir — ich ward Menſch! Reif kam ich wieder heraus, aber Sie waren nicht mehr in den warmen Ländern. Ich ſchämte mich, als Menſch ſo zu gehen, wie ich ging; ich hatte Stiefeln, ich hatte Kleider und dieſen ganzen Menſchenfirniß nöthig, der einen Menſchen erkennbar macht; ich nahm meinen Weg — ja, Ihnen kann ich es wohl anvertrauen, Sie werden es ja in kein Buch ſetzen — ich nahm meinen Weg unter den Rock der Kuchenfrau, unter den verſteckte ich mich; das Weib dachte gar nicht daran, wie viel ſie beherbergte. Erſt am Abend ging ich aus, ich lief im Mondſchein auf der Straße herum, ich ſtreckte mich ganz lang an der Mauer hinauf, das kitzelte ſo ſchön auf dem Rücken, ich lief hinauf und hinab, ſchaute durch die höchſten Fenſter in die Säle hinein und durch's Dach, ich ſah hin, wo Niemand hinſehen konnte, und ich ſah, was Niemand ſah, was Niemand ſehen ſollte. — Es iſt im Grunde doch eine böſe Welt; ich würde nicht Menſch ſein wollen, wenn es nicht einmal angenommen wäre, daß es etwas bedeutet, es zu ſein. Ich ſah das Allerunglaublichſte bei Weibern und Männern und Eltern und den „ſüßen, unvergleichlichen Kindern“. Ich ſah, was kein Menſch weiter weiß, was ſie aber Alle ſo gern wiſſen möchten: Uebles bei den Nachbaren; hätte ich eine Zeitung geſchrieben, die wäre geleſen worden; aber ich ſchrieb geradeswegs an die Perſonen ſelbſt, und es entſtand Schrecken in allen

Städten, wohin ich kam. Sie hatten ſolche Angſt vor mir, ſie hatten mich ſo außerordentlich lieb: der Profeſſor machte mich zum Profeſſor, der Schneider gab mir neue Kleider (ich bin gut verſehen), der Münzmeiſter ſchlug Münzen für mich, die Weiber ſagten, daß ich ſchön ſei — und ſo ward ich der Mann, der ich jetzt bin, und nun ſage ich Adieu! Hier iſt meine Karte, ich wohne auf der Sonnenſeite und bin bei Regenwetter ſtets zu Hauſe." Und der Schatten ging.

„Das war doch merkwürdig!" ſagte der gelehrte Mann.

Jahre und Tage vergingen, da kam der Schatten wieder.

„Wie geht es?" fragte er.

„Ach," ſagte der gelehrte Mann, „ich ſchreibe über das Wahre, das Gute und das Schöne; aber Keinem iſt es darum zu thun, ſo etwas zu hören, ich bin ganz verzweifelt, denn ich nehme mir das zu Herzen!"

„Das thue ich aber nicht," ſagte der Schatten, „ich werde dick und fett, und das muß man zu werden ſuchen; Sie verſtehn ſich nicht auf die Welt, Sie werden krank dabei — Sie müſſen reiſen. Ich will im Sommer eine Reiſe machen, wollen Sie mit? Ich möchte wohl einen Reiſekameraden haben, wollen Sie als Schatten mitreiſen? Es ſoll mir ein großes Vergnügen ſein, ich bezahle die Reiſe!"

„Sie reiſen wohl ſehr weit?" fragte der gelehrte Mann.

„Wie man's nimmt,“ ſagte der Schatten; „eine Reiſe wird Ihnen ſehr gut thun. Wollen Sie mein Schatten ſein, dann ſollen Sie Alles auf der Reiſe frei haben.“

„Das iſt doch zu toll!“ ſagte der gelehrte Mann.

„Aber ſo iſt nun die Welt,“ ſagte der Schatten, „und ſo wird ſie auch bleiben;“ und er entfernte ſich.

Dem gelehrten Mann ging es gar nicht gut, Sorgen und Kummer verfolgten ihn; und was er von dem Wahren und dem Guten und dem Schönen ſprach, das war den Meiſten, was die Muskatnuß der Kuh. Er ward zuletzt ganz krank.

„Sie ſehen wirklich aus wie ein Schatten,“ ſagten die Leute zu ihm, und es überlief den gelehrten Mann wie ein Schauer, denn er hatte ſo ſeine eigenen Gedanken dabei.

„Sie müſſen in ein Bad reiſen,“ ſagte der Schatten, der ihm einen Beſuch machte, „es giebt keine andere Hülfe für Sie. Ich will Sie um unſerer alten Bekanntſchaft willen mitnehmen, ich bezahle die Reiſe und Sie machen die Beſchreibung davon und vertreiben mir ſo die Zeit unterwegs. Ich will in ein Bad, mein Bart wächſt nicht ſo recht, wie er ſollte, das iſt auch eine Krankheit; und einen Bart muß ich doch haben. Seien Sie doch vernünftig, und nehmen Sie mein Anerbieten an; wir reiſen wie Kameraden.“

Und ſie reiſten: der Schatten war nun Herr und der Herr Schatten; ſie fuhren mit einander, ſie ritten und gingen zuſammen, neben einander, vor und hinter einander, wie die

Sonne eben ſtand; der Schatten wußte ſtets den Ehrenplatz einzunehmen, das fiel dem gelehrten Mann nun nicht weiter auf; er hatte ein ſehr gutes Herz, und war außerordentlich mild und freundlich; da ſagte der Herr eines Tages zum Schatten: „Da wir nun auf ſolche Weiſe Reiſekameraden geworden, und zugleich von Kindesbeinen an mit einander aufgewachſen ſind, wollen wir da nicht Brüderſchaft trinken? Das Du klingt doch vertraulicher.“

„Sie ſagen da etwas,“ ſagte der Schatten, der ja nun eigentlich der Herr war, „was ſehr wohlwollend und gerade heraus geſagt iſt; ich will nun ebenſo wohlwollend und geradezu ſein. Sie, der Sie ein gelehrter Mann ſind, wiſſen es wohl, wie wunderlich die Natur iſt. Es giebt Menſchen, die es nicht vertragen können, graues Papier anzuriechen, ſie werden unwohl davon; Andern geht es durch Mark und Bein, wenn man mit einem Nagel an einer Glasſcheibe reibt; ich für meine Perſon habe ein ähnliches Gefühl, wenn ich Sie du zu mir ſagen höre, ich fühle mich dadurch, wie in meiner erſten Stellung bei Ihnen, zu Boden gedrückt. Sie ſehn, daß dies ein Gefühl iſt, kein Stolz; ich kann Sie nicht du zu mir ſagen laſſen, aber ich will gern du zu Ihnen ſagen, da wird Ihr Wunſch doch wenigſtens zur Hälfte erfüllt.“

Und nun ſagte der Schatten du zu ſeinem frühern Herrn. „Das iſt doch etwas ſtark,“ dachte dieſer, „daß ich Sie ſagen muß, und er du ſagt;“ aber er mußte es ſich doch gefallen laſſen.

Sie kamen in ein Bad, wo viele Fremde waren und unter dieſen eine wunderſchöne Königstochter, welche die Krankheit hatte, daß ſie allzuſcharf ſah, was ſehr beunruhigend war.

Sogleich merkte ſie, daß der neu Angekommene eine ganz andere Perſon ſei, als alle die Andern. „Man ſagt, daß er hier iſt, um ſeinen Bart zum Wachſen zu bringen; aber ich erkenne die rechte Urſache: er kann keinen Schatten werfen!“

Nun war ſie neugierig geworden, und daher ließ ſie ſich auf der Promenade mit dem fremden Herrn ſogleich in ein Geſpräch ein. Als eine Königstochter brauchte ſie nicht erſt viele Umſtände zu machen, deshalb ſagte ſie gerade heraus zu ihm: „Ihre Krankheit beſteht darin, daß Sie keinen Schatten werfen können.“

„Ew. königliche Hoheit müſſen ſehr auf dem Wege der Beſſerung ſein,“ ſagte der Schatten; „ich weiß, Ihr Uebel beſteht darin, daß Sie allzuſcharf ſehen, aber das hat ſich gegeben, Sie ſind wieder hergeſtellt; ich habe gerade einen ganz ungewöhnlichen Schatten. Sehen Sie nicht die Perſon, die ſtets neben mir geht? Andere Menſchen haben einen gewöhnlichen Schatten; aber ich liebe das Gewöhnliche nicht. Man giebt oft ſeinen Dienern feineres Tuch zur Livrée, als man ſelbſt trägt, und ſo habe ich meinen Schatten ſich zu einem Menſchen herausputzen laſſen; ja, Sie ſehn, daß ich ihm ſogar einen Schatten gegeben habe. Das koſtet ſehr viel, aber ich liebe es, etwas Apartes zu haben.“

„Wie,“ dachte die Prinzeſſin, „ſollte ich mich wirklich erholt haben? Dieſes Bad iſt das beſte, das es giebt, das Waſſer hat in unſern Zeiten ganz wunderbare Kräfte. Aber ich reiſe noch nicht von hier fort, denn jetzt wird es erſt amüſant; der fremde Prinz — denn ein Prinz muß er ſein — gefällt mir außerordentlich gut. Wenn nur ſein Bart nicht wächſt, denn dann reiſt er wieder ab.“

Am Abende in dem großen Ballſaale tanzten die Königstochter und der Schatten zuſammen; ſie war leicht, aber er war noch leichter, einen ſolchen Tänzer hatte ſie noch nie geſehn. Sie ſagte ihm, aus welchem Lande ſie ſei, und er kannte das Land; er war da geweſen, aber damals war ſie nicht zu Hauſe geweſen; er hatte durch die Fenſter des Schloſſes geſehen, ſowohl von unten, wie von oben, er hatte das Eine und das Andere erfahren, und daher konnte er der Königstochter antworten und Anſpielungen machen, über die ſie ſehr erſtaunte. Er mußte der klügſte Mann auf der ganzen Erde ſein; ſie bekam einen ſolchen Reſpect vor Allem, was er wußte, und als ſie wieder tanzte, ward ſie verliebt in ihn, und das bemerkte der Schatten ſehr gut, denn ſie hätte ihn beinahe mit ihren Augen durch und durch geſehen. Sie tanzte noch einmal, und ſie war nahe daran, es ihm zu ſagen; aber ſie war vernünftig, ſie dachte an ihr Land und Reich und an die vielen Menſchen, über die ſie regieren ſollte. „Ein kluger Mann iſt er,“ ſagte ſie zu ſich ſelbſt, „das iſt gut; und ganz vortrefflich tanzt er, das iſt auch gut; aber ſollte er wohl gründliche Kenntniſſe haben? Das iſt eben ſo wichtig; er muß examinirt werden.“ Und nun richtete ſie ſogleich eine ſo ſchwierige Frage an ihn, daß ſie ſelbſt nicht darauf hätte antworten können; und der Schatten machte ein ſonderbares Geſicht.

„Darauf können Sie mir nicht antworten,“ ſagte die Königstochter.

„Das habe ich ſchon in meinen Kinderjahren gelernt,“ ſagte der Schatten; „ich glaube, ſogar mein Schatten, der dort in der Thür ſteht, würde darauf antworten können.“

„Ihr Schatten?“ ſagte die Königstochter, „das wäre ſehr merkwürdig.“

„Ich ſage es nicht als ganz beſtimmt, daß er es kann,“ ſagte der Schatten, „aber ich möchte es glauben; er iſt mir ſchon ſo manches Jahr gefolgt und hat ſo Vieles von mir gehört. Ich möchte es glauben; aber Ew. Königl. Hoheit erlauben mir, Sie darauf aufmerkſam zu machen, daß er ſo ſtolz darauf iſt, für einen Menſchen zu gelten, daß er, wenn er bei guter Laune ſein ſoll — und das muß er ſein, um richtig zu antworten — ganz wie ein Menſch behandelt ſein will.“

„Das gefällt mir,“ ſagte die Königstochter.

Und nun ging ſie zu dem gelehrten Mann in der Thür; und ſie ſprach mit ihm von Sonne und Mond, von den grünen Wäldern und von den Menſchen nahe und ferne, und der gelehrte Mann antwortete ſo klug und ſo gut.

„Was das für ein Mann ſein muß, der einen ſo klugen Schatten hat,“ dachte ſie; „es würde ein wahrer Segen für mein Volk und mein Reich ſein, wenn ich den wählte — ich thue es!“

Und ſie wurden bald einig, die Königstochter und der Schatten; aber Niemand ſollte etwas davon wiſſen, bevor ſie in ihr Reich zurückgekehrt war.

„Niemand, nicht einmal mein Schatten,“ ſagte der Schatten, und dazu hatte er beſondere Gründe.

Sie kamen nach dem Lande, wo die Königstochter regierte, wenn ſie zu Hauſe war.

„Höre, mein Freund,“ ſagte der Schatten zu dem gelehrten Mann, „jetzt bin ich ſo glücklich und mächtig, wie nur Jemand werden kann; jetzt will ich auch etwas Beſonderes für dich thun. Du ſollſt bei mir auf dem Schloß wohnen, mit mir in einem königlichen Wagen fahren und hunderttauſend Reichsthaler jährlich haben, aber du mußt dich von Allen und Jeden Schatten nennen laſſen, und darfſt es nie ſagen, daß du jemals Menſch geweſen biſt; und dann mußt du jährlich einmal, wenn ich auf dem Altan im Sonnenſchein ſitze und mich ſehen laſſe, zu meinen Füßen liegen, wie es einem Schatten gebührt; denn ich will dir nur ſagen, ich heirathe die Königstochter, und heute Abend iſt die Hochzeit.“

„Nein, das iſt doch zu toll,“ ſagte der gelehrte Mann, „das will ich nicht, das thue ich nicht; das heißt das ganze Land betrügen und die Königstochter dazu! Ich werde Alles ſagen, daß ich Menſch bin und Sie Schatten, nur daß Sie Menſchenkleider anhaben!“

„Das würde Niemand glauben,“ ſagte der Schatten, „ſei vernünftig oder ich laſſe die Wache rufen!“

„Ich gehe geradeswegs zur Königstochter,“ ſagte der gelehrte Mann.

„Aber ich gehe zuerſt,“ ſagte der Schatten, „und du gehſt ins Gefängniß!“ Und das geſchah, denn die Schildwachen gehorchten dem, von dem ſie wußten, daß die Königstochter ihn heirathen wollte. —

„Du zitterſt,“ ſagte die Königstochter, als der Schatten bei ihr eintrat, „iſt etwas vorgefallen? Du darfſt heute nicht krank werden, jetzt, da wir unſere Hochzeit feiern wollen!“

„Ich habe das Fürchterlichſte erlebt, das man erleben kann,“ ſagte der Schatten, „denke dir — ja, ſo ein armes Schattengehirn kann nicht viel vertragen — denke dir, mein Schatten iſt verrückt geworden, er bildet ſich ein, daß er Menſch geworden iſt und daß ich — denke dir nur — daß ich ſein Schatten bin!“

„Das iſt ja erſchrecklich,“ ſagte die Prinzeſſin, „er iſt doch eingeſperrt?“

„Das verſteht ſich; ich fürchte, daß er ſich nie wieder erholen wird.“

„Der arme Schatten!“ ſagte die Prinzeſſin. „Er iſt ſehr unglücklich; es wäre eine wahre Wohlthat, ihn von ſeinem Bischen Leben zu befreien, und wenn ich recht darüber nachdenke, wie ſo in unſerer Zeit das Volk nur allzubereit iſt, die Partie des Geringern gegen die Höhern zu nehmen, da ſcheint es mir nöthig zu ſein, daß man ihn ganz in aller Stille bei Seite ſchaffe.“

„Das iſt allerdings hart, denn er war ein treuer Diener,“ ſagte der Schatten, und that, als ob er ſeufzte.

„Du biſt ein edler Charakter!“ ſagte die Königstochter und verneigte ſich vor ihm.

Am Abend war die ganze Stadt illuminirt und Kanonen wurden abgefeuert: Bum! — und die Soldaten präſentirten die Gewehre. Das war eine Hochzeit! Die Königstochter und der Schatten traten auf den Altan hinaus, um ſich ſehen zu laſſen und noch einmal ein Hurrah zu bekommen.

Der gelehrte Mann hörte nichts von allen dieſen Herrlichkeiten — denn er war ſchon hingerichtet.

Schnellpreſſendruck von Fr. Ries in Leipzig.

H. C. Anderſen's

Geſammelte Werke.

Vom

Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe.

Sechzehnter Band.

Bilderbuch ohne Bilder.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Bilderbuch

ohne

Bilder

von

H. C. Anderſen.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

P.o.rel. 4827 x/16-18

BIBLIOTHECA [illegible]
MONACENSIS

Bilderbuch ohne Bilder.

BIBL [illegible]
[illegible]
MO [illegible]

Es iſt ſonderbar! Wenn ich am Allerwärmſten und Innigſten empfinde, ſo iſt mir, als wären mir Hände und Zunge gebunden; ich kann nicht recht wiedergeben, nicht recht ausſprechen, was in mir vorgeht; und doch bin ich ein Maler, das ſagt mir mein Auge, das ſagen Alle, die meine Skizzen und Blätter ſahen.

Ich bin ein armer Burſche, ich wohne in einem der engſten Gäßchen, aber an Licht gebricht es mir nicht, denn ich wohne hoch oben mit der Ausſicht auf die Dächer. Während der erſten Tage, nachdem ich in die Stadt gezogen, war es mir ſo enge und einſam; ſtatt des Waldes und der grünen Hügel erheben ſich nur ſchwarze Schornſteine an meinem Horizonte. Nicht einen Freund beſaß ich, nicht ein bekanntes Geſicht begrüßte mich.

Eines Abends ſtand ich ganz betrübt am Fenſter; ich öffnete es und blickte hinaus. Ach! Welche Freude erfüllte mein Herz! Ich ſah ein bekanntes Geſicht, ein rundes freundliches Antlitz, das meines beſten Freundes aus der Heimath:

das Antlitz des Mondes. Der alte liebe Mond war unverändert ganz genau derſelbe, wie er dort durch die Weidenbäume am Moore zu mir blickte. Ich warf ihm Kußhände zu, und er ſchien weit in mein Kämmerchen hinein, und verſprach, daß er jeden Abend, wenn er ausginge, einige Augenblicke zu mir hineinſchauen wolle. Das Verſprechen hat er auch redlich gehalten. Schade, daß er nur ſo kurze Zeit verweilen kann. Jedesmal, wenn er kommt, erzählt er dies oder jenes, was er die vorige Nacht oder denſelben Abend geſehen hat. „Male Du nur das, was ich erzähle,“ ſagte er bei ſeinem erſten Beſuche, „und Du wirſt ein recht hübſches Bilderbuch erhalten.“ Das habe ich nun viele Abende gethan. Ich könnte nach meiner Art ein neues „Tauſend und eine Nacht“ in Bildern bringen, aber die Zahl würde doch wohl zu groß ſein; die, welche ich hier gebe, ſind nicht aus der Reihe genommen, ſondern folgen wie ich ſie gehört habe. Ein großer genialer Maler, ein Dichter oder Tonkünſtler kann etwas mehr daraus machen, wenn er Luſt hat; was ich zeige, ſind nur flüchtige Umriſſe auf dem Papier, dazwiſchen meine eignen Gedanken, denn nicht jeden Abend kam der Mond; oft trennte uns eine Wolke oder zwei.

Erſter Abend.

„In der vergangenen Nacht,“ dies ſind des Mondes eigne Worte, „glitt ich durch die klare Luft Indiens; ich ſpiegelte mich in dem Ganges, meine Strahlen machten den Verſuch, durch das dichte Geflechte der wie eine Schildkrötenſchale gewölbten Platanen zu dringen. Da hüpfte aus dem Dickicht ein Hindu-Mädchen, leicht wie eine Gazelle, ſchön wie Eva; ſie war eine ſo luſtige und doch ſo graziös und feſt ausgebildete Erſcheinung, dieſe Tochter Indiens, ich konnte durch die zarte Haut den Gedanken ſehen. Die dornigen Lianen zerriſſen ihre Sandalen, aber ſchnell ſchritt ſie vorwärts; das Wild, vom Fluſſe kommend, wo es ſeinen Durſt gelöſcht hatte, ſprang ſcheu vorüber, denn das Mädchen hielt in der Hand eine brennende Lampe; ich konnte das friſche Blut in den feinen Fingern gewahren, die ſie zu einem Schirm über der Flamme wölbte. Sie näherte ſich dem Fluſſe, ſetzte die Lampe auf den Strom, und die Lampe glitt dahin; die Flamme flackerte, als wollte ſie erlöſchen, aber ſie blieb doch brennen und des Mädchens ſchwarze funkelnde Augen hinter der Augenlider langen Seidenfranſen folgten ihr mit ſeelenvollem Blick; ſie wußte, daß, wenn die Lampe fortbrannte, ſo weit ſie dieſer mit den Augen folgen konnte, ihr Geliebter noch lebte; erloſch ſie aber früher, ſo war er todt. Und die Lampe brannte und loderte, und ihr Herz brannte und loderte, ſie ſank auf die Kniee und betete; neben ihr im Graſe lag eine glatte Schlange, ſie aber dachte nur an Brama und ihren Bräutigam. „„Er lebt,““ jubelte ſie, „„Er lebt!““ hallte es von den Bergen wieder, „„Er lebt!““

Zweiter Abend.

„Geſtern,“ ſo erzählte mir der Mond, „blickte ich in einen engen von Häuſern rings umſchloſſenen Hof hinunter. Da lag eine Gluckhenne mit eilf Küchlein, ein niedliches kleines Mädchen ſprang um ſie herum; die Henne gluckte und breitete erſchrocken ihre Flügel über die Kleinen aus. Da kam der Vater des Mädchens; er ſchalt, und ich glitt weiter, ohne mehr daran zu denken. Heute Abend aber, es iſt nur wenige Minuten her, blickte ich wieder in denſelben Hof hinein.

Es war Alles ſtill, bald aber kam das kleine Mädchen; ſie ſchlich ſich ganz leiſe bis an das Hühnerhaus, ſchob den Riegel zurück und ſchlüpfte zu der Henne und den Küchlein hinein; dieſe ſchrieen laut auf und flatterten herum, die Kleine lief aber hinterher, das ſah ich deutlich, denn ich blickte durch ein Loch in der Mauer. Ich zürnte dem böſen Kinde, und freute mich, als der Vater kam und noch heftiger als geſtern ſchalt und ſie am Arme faßte; ſie bog den Kopf zurück, die blauen Augen waren mit großen Thränen gefüllt. „„Was machſt Du hier?““ fragte er. Sie weinte. „„Ich wollte die Henne küſſen und ſie wegen geſtern um Verzeihung bitten, aber das wagte ich nicht Dir zu ſagen!““

Und der Vater küßte die holde Unſchuld auf die Stirne, ich aber küßte ihr die Augen und den Mund.“

Dritter Abend.*)

„In der engen Gaſſe hier um die Ecke, — ſie iſt ſo enge, daß ich nur eine Minute lang meine Strahlen an den Wänden des Hauſes hinuntergleiten laſſen kann, ich ſehe aber in dieſer einen Minute genug, um die Welt kennen zu lernen, die ſich innerhalb dieſer Mauern bewegt, — ſah ich ein Weib. Vor ſechszehn Jahren war es noch ein Kind; auf dem Lande ſpielte es damals, in dem Garten des alten Pfarrhofes, die Roſenhecken waren bejahrt und hatten abgeblüht, ſie wucherten in den Gängen und die langen Schößlinge reichten bis in die Zweige der Aepfelbäume; nur hin und wieder blühte eine Roſe, nicht ſo ſchön wie ſonſt die Königin der Blumen zu blühen pflegt, doch die Farben hatte ſie, auch der Duft war da. Die kleine Tochter des Predigers erſchien mir als eine weit hübſchere Roſe, ſie ſaß auf ihrem Schemel unter der wildwachſenden Hecke und herzte ihre Puppe mit den eingedrückten Wangen von Pappe. Zehn Jahre ſpäter ſah ich ſie wieder; ich erblickte ſie in dem prächtigen Ballſaale, ſie war des reichen Kaufmanns ſchöne Braut, ich freute mich über ihr Glück, ich ſuchte ſie an den ſtillen Abenden auf; ach! Niemand denkt an mein klares Auge und meinen ſicheren Blick. Meine Roſe trieb auch wilde Schößlinge, wie die Roſen in dem Garten des Pfarrhofes. Das Alltagsleben hat auch ſeine Tragödie; heute Abend ſah ich deren letzten Act. In der ſchmalen Gaſſe, todtkrank lag ſie auf dem Bette, und der böſe Wirth, roh und kalt, ihr einziger Schutz, riß ihr die Decke ab. „„Steh auf,““ ſagte er, „„Deine Wangen ſchrecken ab, putze Dich, ſchaffe Geld, oder ich werfe Dich auf die Straße hinaus! Schnell, ſteh' auf.““; „„Der Tod ſitzt in meiner Bruſt!““ antwortete ſie! „„Ach! laß mich ruhen!““ Und er riß ſie mit Gewalt empor, ſchminkte ihre Wangen, flecht ihr Roſen in das Haar, ſetzte ſie an das Fenſter, das brennende Licht daneben, und ging fort.

---

*) Im Begriff dies Buch zum Druck abzuſenden erhalte ich den Roman „die Adoptivtochter“ von Caroline von Göhren, deſſen Verfaſſerin in dem Vorworte erzählt, wie ſie der dritte Abend meines Bilderbuchs angeregt habe, die leicht hingeworfenen Umriſſe zu einer Novelle, woraus während der Arbeit der Roman entſtanden, zu benutzen. Da ich das Buch erſt jetzt empfing, kann ich es nur flüchtig erwähnen, und der Verfaſſerin hierdurch meinen Gruß ſenden. H. C. A.

Ich blickte nach ihr hin, ſie ſaß unbeweglich, die Hände ſanken ihr in den Schooß. Der Wind warf das geöffnete

Fenſter gewaltſam zu, ſo daß eine Scheibe klirrend zerſprang, ſie aber ſaß unbeweglich vor wie nach; der Vorhang wehete in Flammen um ſie herum, ſie war todt. Vor dem offenen Fenſter predigt die Todte Moral, meine Roſe aus dem Garten des Pfarrhofes.“

Vierter Abend.

„Ich habe heute Abend einer deutſchen Komödie beigewohnt,“ erzählte der Mond. „Es war in einem kleinen Städtchen. Ein Stall war in ein Theater verwandelt, das heißt die Stände waren geblieben und zu Logen ausgeputzt, das ganze Holzwerk war mit buntem Papier überzogen, unter der niedrigen Decke hing ein kleiner eiſerner Kronleuchter, und damit er wie in den großen Theatern verſchwinden konnte, wenn das „klingkling“ der Glocke des Souffleurs ertönte, war über ihm eine umgeſtürzte große Tonne angebracht.

„„Klingkling!““ und der kleine eiſerne Kronleuchter machte einen Satz von einer halben Elle und verſchwand in die Tonne, und nun wußte man, daß die Komödie anfange. Ein junger Fürſt mit ſeiner Gemahlin, die eben durch das Städtchen reiſten, wohnten der Vorſtellung bei, darum war das Haus gedrängt voll, nur unter dem Kronleuchter war es wie ein kleiner Krater. Hier ſaß keine Menſchenſeele, die Lichter tropften, „„tropf! tropf!““ Ich ſah Alles, denn es war drinnen ſo warm, daß man alle Luken geöffnet hatte. Draußen ſtanden alle Knechte und Mägde und guckten durch die Luken, obwohl die Polizei mit drinnen ſaß und mit dem Stock drohte. Dicht am Orcheſter erblickte man das junge Fürſtenpaar in zwei alten Lehnſeſſeln, in denen ſonſt der Bürgermeiſter und die Frau Bürgermeiſterin Platz nahmen, heute mußten ſie aber auf hölzernen Bänken ſitzen, gleich den anderen gewöhnlichen Bürgersleuten. „„Jetzt ſieht man, daß höher über hoch geht!““ bemerkte im Stillen die Madame; das Ganze erhielt dadurch einen noch feſtlichern Anſtrich; der Kronleuchter machte Sätze, dem Pöbel wurden die Finger geklopft und ich, der Mond, — wohnte der Vorſtellung bis zum Schluß bei.“

Fünfter Abend.

„Geſtern,“ fing der Mond an, „blickte ich auf das bewegte Paris nieder, mein Auge drang in die Gemächer des Louvre. Eine alte Großmutter, ärmlich gekleidet, — ſie gehörte den geringeren Klaſſen an, — folgte einem der untergeordneten Bedienten in den großen leeren Thronſaal; dieſer war es, den ſie ſehen wollte, ſehen mußte; es hatte ihr manches kleine Opfer, viele gute Worte gekoſtet, ehe ſie ſo weit gelangte. Sie faltete ihre magern Hände und blickte andächtig umher, als befände ſie ſich in einem Gotteshauſe. „„Hier war es!““ ſagte ſie, „„hier!““ und ſie näherte ſich dem Throne, von dem der reiche, mit goldnen Franſen beſetzte Sammet herabhing. „„Da!““ rief ſie, „„da!““ und ſie kniete und küßte den Purpurteppich — ich glaube, ſie weinte. „„Dieſer Sammet war es aber nicht,““ ſagte der Bediente, und ein Lächeln ſpielte um ſeinen Mund. „„Aber hier war es doch,““ erwiederte die Frau, „„ſo ſah es doch auch aus.““ — „„So, und doch nicht ſo,““ antwortete er, „„die Fenſter waren eingeſchlagen, die Thüren ausgehoben, auf dem Fußboden floß Blut! — Sie kann doch ſagen: mein Enkel iſt auf dem Throne Frankreichs geſtorben.““ „„Geſtorben!““ wiederholte die alte Frau. — Ich glaube nicht, daß weiter etwas geſprochen wurde, auch verließen ſie bald den Saal. Die Abenddämmerung verſchwand, und mein Licht beſtrahlte doppelt hell den reichen Sammet auf dem Throne Frankreichs. Für wen hältſt Du wohl die alte Frau? — Ich werde Dir eine Geſchichte erzählen. Es geſchah in der Julirevolution, am Abend des glänzendſten Siegestages, als jedes Haus eine Feſtung war, jedes Fenſter eine Schanze; — das Volk ſtürmte die Tuilerien. Selbſt Frauen und Kinder befanden ſich unter den Kämpfenden, ſie drangen in die Gemächer und Säle des Schloſſes. Ein armer halberwachſener Knabe in Lumpen kämpfte muthig unter den älteren Kriegern; tödtlich verwundet von mehreren Bajonnetſtichen ſank er zuſammen; das geſchah in dem Thronſaale, man legte den Blutenden auf den Thron Frankreichs, wickelte den Sammet um ſeine Wunden, ſein Blut ſtrömte auf den königlichen Purpur, das war ein Gemälde! Der prächtige Saal, die kämpfenden Gruppen! Eine zerbrochene Fahne lag auf dem Fußboden, die dreifarbige Flagge wehte über den Bajonnetten und auf dem Throne der arme Knabe mit dem blaſſen verklärten Geſichte, die Augen gen Himmel, während ſeine Glieder ſich im Todeskampfe krümmten; ſeine nackte Bruſt, ſeine ärmliche Kleidung, halb bedeckt von dem reichen, mit Silberlilien geſtickten Sammet. An des Knaben Wiege war prophezeit: „„Auf Frankreichs Throne wird er ſterben!““ Das Mutterherz träumte von einem zweiten Napoleon. — Meine Strahlen haben den Immortellenkranz auf ſeinem Grabe geküßt, meine Strahlen haben in dieſer Nacht die Stirn der alten Großmutter geküßt, während ſie träumend das Bild erblickte, welches Du hier zeichnen kannſt: „„Der arme Knabe auf dem Throne Frankreichs.““

Sechſter Abend.

„In Upſala bin ich geweſen!“ ſagte der Mond. „Ich blickte hinunter auf die große Ebene mit dem ärmlichen Graſe und den unfruchtbaren Feldern. Ich ſpiegelte mich in dem Fyris-Fluß, während das Dampfboot die Fiſche ins Schilf trieb. Unter mir flogen die Wolken und warfen lange Schatten über die ſogenannten Gräber von Odin, Thor und Freyr. In dem dürftigen Raſen, der die Hügel bekleidet, ſind Namen eingeſchnitten. Hier iſt kein Denkſtein, worin der Reiſende ſeinen Namen einhauen, keine Felſenwand, worauf er es malen laſſen könnte, deshalb läßt der Beſuchende den Raſen wegſtechen, die nackte Erde blickt in großen Buchſtaben und Namen durch, ſie bilden ein Netz über die großen Hügel. Eine Unſterblichkeit, welche der neue Raſen bald deckt! Oben auf dem Hügel ſtand ein Mann, ein Sänger, er leerte das Methhorn mit dem breiten ſilbernen Rand und liſpelte einen Namen, bat die Winde, ihn nicht zu verrathen, doch ich hörte den Namen, ich kannte ihn, eine Grafenkrone funkelt darüber und deshalb nannte er ihn nicht laut, ich lächelte; eine Dichterkrone ſchmückt den ſeinigen! Eleonorens von Eſte Adel iſt an Taſſo's Namen geknüpft. Auch weiß ich, wo der Schönheit Roſe blüht!" —

Dies ſagte der Mond und eine Wolke trat zwiſchen uns. Mögen keine Wolken den Dichter von der Roſe trennen!

Siebenter Abend.

„Längs dem Strande ſtreckt ſich ein Wald von Fichten und Buchen, ſo friſch und duftend, Hunderte von Nachtigallen beſuchen ihn jedes Frühjahr. Dicht dabei iſt das Meer, das ewig wechſelnde Meer, und zwiſchen beiden läuft der breite Fahrweg. Ein Wagen nach dem anderen rollt vorüber, ich folge ihnen nicht, mein Auge ruht am liebſten auf einem Punkt. Es iſt hier ein Hünengrab. Brombeerranken und Schlehendorn wuchern zwiſchen den Steinen. Hier iſt Poeſie in der Natur. Wie glaubſt Du wohl, daß die Menſchen dieſe auffaſſen? Ich will Dir erzählen, was ich dort am vergangenen Abend erſt und in der Nacht hörte. Zuerſt kamen zwei reiche Gutsbeſitzer gefahren. „„Das ſind herrliche Bäume!““ ſagte der eine. „„Jeder giebt gewiß zehn Fuder Brennholz,““ antwortete der andere. „„Der Winter wird hart werden; vergangenes Jahr bekamen wir für die Klafter vierzehn Thaler““ — und fort waren ſie. „„Der Weg iſt hier erbärmlich,"" meinte ein anderer Fahrender; „„daran ſind die verdammten Bäume Schuld,"" antwortete ſein Nachbar, „„hier iſt kein Luftzug, der Wind kann nur von der Seeſeite hierher kommen,"" — und ſie rollten davon. Auch der Eilwagen fuhr vorbei. Alle Paſſagiere ſchliefen an dieſem ſchönen Punkt; der Poſtillon blies ins Horn, aber er dachte nur: „„ich blaſe doch ſchön, hier hallt es recht hübſch, ob es denen drinnen wohl gefällt?"" Und fort war der Eilwagen. Alsdann kamen zwei junge Burſchen zu Pferde angeſprengt. Hier iſt Jugend und Champagner im Blute, dachte ich, ſie blickten mit einem Lächeln nach dem moosbewachſenen Hügel und dem dichten Gebüſche. „„Hier möchte ich wohl mit des Müllers Chriſtine ein wenig ſpazieren gehen!"" ſagte der eine, — und fort waren ſie. —

Die Blumen dufteten ſehr ſtark, jedes Lüftchen ſchlummerte, es war, als ſei das Meer ein Theil des Himmels, über das tiefe Thal geſpannt. Ein Wagen fuhr vorbei, es ſaßen ſechs Perſonen darin, vier ſchliefen, der fünfte dachte an ſeinen neuen Sommerrock, der ihm ſehr gut ſtehen müßte, der ſechſte wandte ſich an den Kutſcher und fragte, ob an dem Steinhaufen etwas Merkwürdiges ſei. „„Nein!"" antwortete der Kutſcher, „„es iſt nur ein Steinhaufen, aber die Bäume ſind merkwürdig."" — „„Wie ſo?"" —

„„Ja, das will ich Ihnen ſagen, die ſind ſehr merkwürdig. Sehen ſie, wenn im Winter der Schnee ſehr hoch liegt und Alles verweht und kein Weg zu ſehen iſt, da dienen mir dieſe Bäume als Zeichen, nach dieſen richte ich mich, um nicht in die See zu fahren; ſehen Sie, deshalb ſind dieſe Bäume merkwürdig.““ Jetzt kam ein Maler, ſein Auge funkelte, er ſagte kein Wort, er pfiff, die Nachtigallen ſchlugen, eine lauter als die andere. „„Halt' das Maul!““ rief er, und notirte nun ganz genau alle Farben und Uebergänge. „„Blau, Lila, Dunkelbraun! Es kann ein ſchönes Gemälde werden.““ Er faßte es auf, wie der Spiegel ein Bild, und dazu pfiff er einen Marſch von Roſſini. Zuletzt kam ein armes Mädchen; ſie ruhte auf dem Hünengrabe aus, ſetzte ihre Laſt hin, das ſchöne blaſſe Geſicht bog ſie lauſchend nach dem Wald hin, ihre Augen funkelten, ſie blickte über die See und gen Himmel, die Hände falteten ſich, ich glaube, ſie betete ein „Vaterunſer.“ Sie ſelbſt verſtand das Gefühl nicht, welches ſie durchſtrömte, aber ich weiß, daß nach Jahren dieſe Minute und die Natur ringsum weit ſchöner, ja weit getreuer, als der Maler ſie mit ſeinen Farben auf das Papier brachte, ihr vor der Erinnerung ſchweben wird. Meine Strahlen folgten ihr, bis das Morgenroth ihre Stirn küßte.“

Achter Abend.

Es hingen ſchwere Wolken am Himmel, der Mond kam gar nicht zum Vorſchein, ich ſtand doppelt einſam in meiner kleinen Kammer und ſah hinaus in die Luft, wo er hätte erſcheinen ſollen. Meine Gedanken flogen weit umher, hinauf zu meinem großen Freunde, der mir jeden Abend ſo hübſche Geſchichten erzählte und mir Bilder zeigte. Ja, was hat der nicht Alles erlebt! Er glitt über die Gewäſſer der Sündfluth und lächelte zur Arche nieder, gerade wie er zu mir herunter blickte, und Troſt und Kunde brachte von einer neuen Welt, die hervorblühen würde. Als das Volk Iſraels weinend an Babylons Fluſſe ſtand, ſchaute er wehmüthig nach den Weiden, wo die Harfen hingen. Als Romeo den Balkon erklomm und der Liebe Weihekuß wie ein Cherub gen Himmel ſtieg, ſchwebte der runde Mond, halb zwiſchen dunkeln Cypreſſen verſteckt, auf der durchſichtigen Luft. Er hat den Helden auf St. Helena erblickt, wenn er von dem einſamen Felſen über das Weltmeer ſchaute, während große Gedanken in ſeiner Bruſt ſtürmten. Ja! Was kann der Mond nicht Alles erzählen! Das Weltleben iſt für ihn ein Märchen. Heute ſehe ich Dich nicht wieder, alter Freund! Heute kann ich kein Bild zur Erinnerung an Deinen Beſuch zeichnen! Und wie ich träumend in die Wolken blickte, wurde es helle; es war ein Strahl des Mondes, aber er verſchwand wieder, dunkle Wolken zogen vorüber, es war aber doch ein Gruß, ein freundlicher Abendgruß, vom Monde mir dargebracht.

Neunter Abend.

Die Luſt war wieder klar, mehrere Abende waren vergangen, der Mond war im erſten Viertel, er gab mir wieder die Idee zu einer Skizze; höre, was er mir erzählte.

„Ich folgte dem Polarvogel und dem ſchwimmenden Wallfiſch nach Grönlands öſtlicher Küſte; unfruchtbare eisbedeckte Felſen und finſtere Wolken umſchließen ein Thal, wo Weidengeſtrüpp und Heidelbeerkraut in reichem Flor ſtanden. Die duftende Lychnis verbreitete ſüßen Geruch, mein Licht war matt, mein Geſicht blaß, wie die Nixenblume, welche von ihrem Stengel losgeriſſen wochenlang auf dem Waſſer getrieben hat. Die Nordlichtkrone brannte, ihr Ring war breit und von ihr aus gingen die Strahlen wie wirbelnde Feuerſäulen über den ganzen Himmel und ſpielten in Grün und Roth. Die in der Nähe Wohnenden verſammelten ſich zu Tanz und Luſtbarkeit, aber an dieſe prächtige Erſcheinung gewöhnt würdigten ſie dieſelbe kaum eines Blickes. „„Laſſen wir nur die Seelen der Verſtorbenen Ball ſpielen mit den Köpfen der Wallroſſe!““ dachten ſie ihrem Glauben gemäß und hatten nur Sinn und Auge für den Geſang und Tanz. Mitten im Kreiſe ſtand, ohne Pelz, ein Grönländer mit ſeiner Handtrommel und ſtimmte einen Geſang an von dem Seehundsfang und der Chor antwortete mit einem: „„Eia! Eia! a!““ und ſie ſprangen in ihren weißen Pelzen im Kreiſe herum; es ſah einem Eisbären-Ball ähnlich. Die Augen und der Kopf machten die kühnſten Bewegungen. Nun begann Gericht und Urtheil. Die, welche ſich veruneinigt hatten, traten auf, der Beleidigte improviſirte die Fehler ſeines Gegners, keck und ſpottend, Alles beim Tanz nach der Trommel; der Angeklagte antwortete eben ſo pfiffig, während die Verſammlung lachte und ihr Urtheil fällte. Die Felſen dröhnten, die Gletſcher krachten, die großen herunterfallenden Maſſen zerſtoben während des Falles, es war eine grönländiſche herrliche Sommernacht! Hundert Schritte entfernt, unter dem offenen Zelt von Fellen, lag ein Kranker, noch ſtrömte das Leben durch ſein warmes Blut, aber doch mußte er ſterben, denn er war davon überzeugt, und Alle, die rings umher ſtanden, waren davon überzeugt, deshalb nähte ſeine Frau ihn bereits in einen Ueberzug von Fell, damit ſie nachher nicht nöthig hätte, den Todten zu berühren, und ſie frug: „„wünſcheſt

Du auf dem Felſen in dem feſten Schnee begraben zu werden? Ich werde die Stelle mit deinem Kajac und deinen Pfeilen ſchmücken. Der Angekokk ſoll über ſie wegtanzen, oder ziehſt Du vor ins Meer geſenkt zu werden?““ — „„Ins Meer!““ lispelte er und nickte mit einem wehmüthigen Lächeln. „„Das iſt ein angenehmes Sommerzelt!““ ſagte die Frau, „„dort tummeln ſich Tauſende von Seehunden, da ſchläft das Wallroß zu Deinen Füßen, und die Jagd iſt gefahrlos und luſtig!““ Und die Kinder riſſen heulend die ausgeſpannte Haut von dem Fenſterloch, damit der Todte zum Meere geführt werden könnte, zum wogenden Meer, das ihm im Leben Nahrung gewährte, ihm jetzt im Tode Ruhe giebt. Die ſchwimmenden, wie Tag und Nacht wechſelnden Eisberge wurden ſein Denkmal. Der Seehund ſchläft auf der Eisſcholle, der Sturmvogel fliegt darüber weg.“

Zehnter Abend.

„Ich kannte eine alte Jungfrau,“ erzählte der Mond, „ſie trug jeden Winter einen Ueberrock von gelbem Atlas, er blieb ſtets neu, es war ihre einzige Mode; jeden Sommer trug ſie einen und denſelben Strohhut und ich glaube auch ein und daſſelbe blaugraue Kleid.

Nur zu einer alten Freundin quer über die Straße ging ſie; in den letzten Jahren that ſie auch dies nicht, denn die Freundin war todt. In ihrer Einſamkeit war meine alte Jungfrau ſtets am Fenſter geſchäftig, auf welchem während des ganzen Sommers hübſche Blumen ſtanden und im Winter herrliche Kreſſe, auf einen Hutfilz geſäet. In dem letzt vergangenen Monat ſah ich ſie nicht mehr am Fenſter, aber ſie lebte noch, das wußte ich, denn ich hatte ſie noch nicht die große Reiſe antreten ſehen, von der ſie mit der Freundin ſo oft ſprach. „„Ja!““ pflegte ſie dann zu ſagen, „„wenn ich einmal ſterbe, werde ich eine weitere Reiſe zu machen haben, als während meines ganzen Lebens; ſechs Meilen von hier iſt das Familien-Begräbniß, dorthin werde ich gebracht, dort werde ich ſchlafen bei den Anderen von meiner Verwandtſchaft.““ Geſtern Nacht hielt ein Wagen vor dem Hauſe, man trug einen Sarg hinaus, da wußte ich, daß ſie geſtorben ſei; man legte Stroh um den Sarg und fuhr davon. Da ſchlief die ſtille alte Jungfrau, die in dem letzten Jahre das Haus nicht verlaſſen hatte; der Wagen rollte zum Thor hinaus, ſchnell, als gelte es eine Spazierfahrt. Auf der Landſtraße ging es noch ſchneller, der Kutſcher blickte mitunter verſtohlen hinter ſich; ich glaube, er fürchtete ſie in ihrem gelben Atlasrock auf dem Sarge ſitzen zu ſehen; deshalb peitſchte er die Pferde unvernünftig und hielt dabei die Zügel ſo ſtraff angezogen, daß die Pferde ſchäumten; ſie waren jung und muthig, ein Haſe ſprang über den Weg, ſie gingen durch. Die alte ſtille Jungfrau, die Jahr aus Jahr ein ſich zu Hauſe nur im langſamen Kreisgange bewegt hatte, fuhr nun, eine Todte, über Stock und Stein auf der offenen Landſtraße. Der Sarg, mit Strohdecken umwunden, flog herab und blieb auf dem Wege liegen, während Pferde, Kutſcher und Wagen in wildem Fluge davon jagten. Die Lerche ſtieg ſingend vom Felde auf, zwitſcherte ihren Morgengeſang über den Sarg, ſetzte ſich darauf und pickte mit dem Schnabel in die Strohdecke, als wolle ſie ſie zerreißen. Die Lerche erhob ſich wieder ſingend, und ich zog mich zurück hinter die rothen Morgenwolken.“

Eilfter Abend.

„Es wurde eine Hochzeit gefeiert,“ erzählte der Mond. „Es wurden Lieder geſungen, Geſundheiten ausgebracht, Alles war reich und prächtig; die Gäſte empfahlen ſich, es war ſchon Mitternacht vorbei, die Mütter küßten Braut und Bräutigam; ich ſah dieſe allein, die Vorhänge waren aber beinahe ganz zugezogen, eine Lampe beleuchtete das trauliche Zimmer. „„Gott Lob, daß ſie fort ſind!““ ſagte er, und küßte ihr Hände und Lippen; ſie lächelte und weinte, ruhte an ſeiner Bruſt, bebend, wie die Lotusblume auf dem ſtrömenden Waſſer. Und ſie ſprachen ſüße ſelige Worte. „„Ruhe ſanft!““ ſo ſprach er, und ſie zog die Vorhänge zurück. „„Wie herrlich doch der Mond ſcheint!““ ſagte ſie, „„wie ſanft, wie klar!““ und ſie löſchte die Lampe aus, es wurde dunkel in der traulichen Kammer, und doch ſtrahlte mein Licht, wie ſeine Augen ſtrahlten. Weiblichkeit, küſſe des Dichters Harfe, wenn er die Myſterien des Lebens beſingt!“

Zwölfter Abend.

„Ich will dir ein Bild von Pompeji geben,“ ſagte der Mond. „Ich war in der Vorſtadt, in der Gaſſe der Gräber, wie ſie ſie nennen, wo die ſchönen Denkmäler ſtehen, wo vor Zeiten die jubelnden Jünglinge, Roſen um die Schläfe, mit den ſchönen Schweſtern der Lais tanzten. Jetzt herrſchte Todesſtille; deutſche Söldlinge im neapolitaniſchen Dienſte hielten Wache, ſpielten Karte und würfelten; eine Schaar Fremder von jenſeits der Berge zog in die Stadt hinein, von einer Wache begleitet. In meinem vollen Lichte wollten ſie die aus dem Grabe erſtandene Stadt ſehen, und ich zeigte ihnen die Spuren der Wagenräder in den mit breiten Lavaſteinen gepflaſterten Straßen, ich zeigte ihnen die Namen an den Thüren und die noch aushängenden Schilder; ſie ſahen in den kleinen Höfen die Baſſins für die Springbrunnen mit Muſcheln und Conchylien geſchmückt, aber kein Waſſerſtrahl ſtieg empor, keine Lieder ſchallten aus den reichgemalten Gemächern, wo der Hund von Erz die Thür bewachte.

Es war die Stadt der Todten, nur der Veſuv donnerte noch ſeine ewige Hymne, von der jeder einzelne Vers von den Menſchen ein neuer Ausbruch genannt wird. Wir gingen nach dem Tempel der Venus, aus ſchneeweißem Marmor aufgeführt, mit ſeinem Hochaltar vor der breiten Treppe und mit friſch emporgeſchoſſenen Trauerweiden zwiſchen den Säulen; die Luft war ſo durchſichtig und blau, den Hintergrund bildete der kohlſchwarze Veſuv, aus dem das Feuer ſtieg wie der Stamm der Pinie. Darüber lag die Rauchwolke in der Stille der Nacht wie die Krone der Pinie, aber in blutigrother Beleuchtung. Unter der Geſellſchaft war eine Sängerin, eine wahre und große Sängerin, ich bin Zeuge ihrer Huldigung in Europa's größten Städten geweſen. Als ſie ſich dem tragiſchen Theater naheten, nahmen ſie Alle Platz auf den ſteinernen Stufen des Amphitheaters; ein kleiner Theil davon wurde wieder gefüllt, wie vor Jahrtauſenden. Die Bühne ſtand noch unverändert mit den gemauerten Couliſſen und den beiden Bogen im Hintergrunde, durch welche man dieſelbe Decoration wie damals ſchaut, die Natur ſelbſt, die Berge zwiſchen Sorrento und Amalfi. Die Sängerin beſtieg ſcherzend die Bühne des Alterthums und ſang. Der Ort begeiſterte ſie, ich mußte an das wilde

Pferd Arabiens denken, wenn es ſchnaubend die Mähne ſträubt und davonfliegt, es war dieſelbe Leichtigkeit und Sicherheit; ich mußte an die ſchmerzerfüllte Mutter unter Golgatha's Kreuz denken, es war derſelbe tief gefühlte Schmerz. Und ringsherum ertönte, wie vor tauſend Jahren, Beifall und Jubel: „„Glückliche! vom Himmel Begabte!““ jubelten Alle. Fünf Minuten ſpäter war die Bühne leer, Alle fort, keine Töne wurden mehr gehört, die Geſellſchaft war fortgewandert, aber die Ruinen ſtanden noch da unverändert, wie ſie noch nach Jahrhunderten ſtehen werden, und Niemand weiß dann etwas von dem Beifall des Augenblickes hier und von der ſchönen Sängerin, von ihren Tönen, ihrem Lächeln; Alles iſt vergeſſen und vorbei, ſelbſt für mich wird dieſe Stunde ein verſchwundener Moment ſein.“

Dreizehnter Abend.

„Ich blickte in die Fenſter eines Redacteurs,“ ſagte der Mond, „es war irgendwo in Deutſchland, ich ſah ſchöne Meubles, viele Bücher und ein Chaos von Blättern. Mehrere junge Männer waren zugegen, der Redacteur ſelbſt ſtand an ſeinem Pult, zwei kleine Bücher, beide von jungen Schriftſtellern, ſollten angekündigt werden. „„Das eine iſt mir zugeſtellt worden““, ſagte er, „„ich habe es noch nicht geleſen, aber es iſt ſchön ausgeſtattet; was halten Sie von dem Inhalt?““ „„Oh!““ ſagte der Eine, er war ſelbſt ein Dichter, — „„der iſt ſchön, etwas breit freilich, aber, lieber Gott! Es iſt noch ein junger Mann; die Verſe könnten allerdings beſſer ſein. Die Gedanken ſind geſund, freilich hat er wieder viele Gemeinplätze! Doch was ſoll man ſagen? Man kann nicht immer etwas Neues erfinden. Sie können ihn immerhin loben! Daß etwas Großes aus ihm werde, glaube ich nun zwar nicht. Aber er iſt beleſen, ein vorzüglicher Orientaliſt, hat ein geſundes Urtheil. Er iſt es, der die hübſche Recenſion meiner „Phantaſien über das häusliche Leben“ geſchrieben hat, man muß nachſichtig gegen den jungen Mann ſein.““

„„Aber er iſt ja ein wahres Pferd!““ meinte einer der andern anweſenden Herren. „„Nichts iſt in der Poeſie ſchrecklicher als die Mittelmäßigkeit, dieſe überſchreitet er keinenfalls.““

„„Der arme Teufel!““ ſagte der dritte, „„und ſeine Tante iſt doch ſo glücklich durch ihn; ſie iſt es, Herr Redacteur, die ſo viele Subſcribenten auf Ihre letzte Ueberſetzung geſammelt hat.““ „„Die gute Frau! Ja, ich habe das Buch ganz kurz angezeigt. Unverkennbares Talent! Eine willkommene Gabe! Eine Blume im Garten der Poeſie; gut ausgeſtattet u. ſ. w. u. ſ. w. Aber das andere Buch, — der Verfaſſer will wahrſcheinlich, daß ich es kaufen ſoll! — Ich höre, er wird gelobt. Genie hat er! Glauben Sie nicht auch?““

„„Ja, die ganze Welt ſagt es,““ antwortete der Dichter, „„aber es iſt etwas wild ausgefallen. Beſonders die Interpunction iſt genial!““

„„Es wird für ihn gut ſein, wenn man ihn ein wenig durchhechelt und ärgert, ſonſt bekommt er eine zu große Idee von ſich ſelbſt.““

„„Aber das wäre unbillig,““ äußerte der Vierte, „„laßt uns nicht an den kleinen Fehlern mäkeln, ſondern über das viele vorhandene Gute uns freuen, er ſticht ſie doch Alle aus!““ „„Gott bewahre uns! Wenn es wirklich ein ächtes Genie iſt, da wird er auch die ſcharfe Lauge vertragen. Es giebt genug Leute, die ihn privatim loben; machen wir ihn nur nicht ganz verrückt!““

„„Unverkennbares Talent!““ ſchrieb der Redacteur hin, „„die gewöhnlichen Nachläſſigkeiten; daß er auch unglückliche Verſe ſchreiben kann, ſieht man aus Pagina 25, wo ſich 2 Hiaten vorfinden. Studium der Alten wird empfohlen u. ſ. w.““ — „Ich entfernte mich,“ ſagte der Mond, „und blickte durch die Fenſter in dem Hauſe der Tante, da ſaß der gefeierte Dichter, der zahme, ihm huldigten alle Eingeladenen, und er war glücklich.

Ich ſuchte auch den andern Dichter auf, den wilden; er befand ſich gleichfalls in großer Geſellſchaft bei ſeinem Beſchützer, wo man das Buch des zahmen Dichters beſprach. „„Ich werde auch das Ihrige leſen!““ ſagte der Mäcenas, „„aber ehrlich geſprochen, Sie wiſſen, daß ich Ihnen nie meine Meinung vorenthalte, ich erwarte nicht viel davon, Sie ſind viel zu wild, viel zu phantaſtiſch. — Aber das muß man Ihnen laſſen, als Menſch ſind Sie ſehr reſpectabel!““ Ein junges Mädchen ſaß in einem Winkel und las in einem Buche.“

In den Staub des Talents Glorie,
Alltägliches aber macht Glück;
Zwar eine alte Hiſtorie,
Doch täglich ſpielt das Stück.

Vierzehnter Abend.

Der Mond erzählte: „An dem Waldwege ſtehen zwei Bauerhäuschen, die Thüren ſind niedrig, die Fenſter bald hoch oben bald tief unten, um ſie herum wachſen Weißdorn und Berberitzen. Das Dach iſt bemooſt und mit gelben Blumen und Hauslattich bewachſen. Braunkohl und Kartoffeln ſind die einzigen Gewächſe des Gartens; auf dem Zaune aber blüht ein Fliederbaum und unter dieſem ſaß ein kleines Mädchen, ſie heftete ihre braunen Augen auf die alte Eiche zwiſchen den beiden Hütten.

Es war ein alter welker Stamm, oben abgeſägt, und ein Storch hatte ſein Neſt darauf gebaut, er ſtand darin und klapperte mit dem Schnabel. Ein kleiner Knabe kam herbei und ſtellte ſich an des Mädchens Seite, ſie waren Geſchwiſter. „„Wonach ſiehſt du?““ fragte er. „„Ich ſehe nach dem Storche!““ ſagte ſie. „„Die Nachbarin hat mir geſagt, daß er uns heute ein kleines Brüderchen oder ein kleines Schweſterchen bringt, jetzt paſſe ich auf, wenn es kommt!““ — „„Der Storch bringt nichts,““ erwiderte der Knabe, „„darauf kannſt du dich verlaſſen, die Nachbarin hat es auch mir erzählt, ſie lachte aber dabei, deshalb fragte ich ſie, ob ſie ſagen könne „bei Gott,“ das konnte ſie nicht, und daraus ſehe ich wohl, daß die Geſchichte von den Störchen nicht wahr iſt und daß man uns Kindern ſo etwas einbildet.““ — „Aber woher ſollten denn die kleinen Kinder kommen?“ fragte das Mädchen. „„Die bringt der liebe Herrgott unter ſeinem Mantel, kein Menſch kann aber den lieben Gott ſehen, und darum merken wir es nicht, wenn er ſie bringt!““ In demſelben Augenblick raſchelte es durch die Zweige des Fliederbaumes, die Kinder falteten die Hände und ſahen einander an; es war gewiß der liebe Gott, der das Kleine brachte. Und ſie faßten ſich bei der Hand, die Thüre des Hauſes ging auf, es war die Nachbarin. „„Kommt jetzt herein!““ ſagte ſie, „„ſeht einmal was der Storch gebracht hat, es iſt ein kleiner Bruder!““ Und die Kinder nickten, ſie wußten es ja ſchon ganz ſicher, daß er angekommen ſei.“

Funfzehnter Abend.

„Ich glitt über die Lüneburger Haide,“ ſagte der Mond; „eine einſame Hütte lag am Wege, einige ärmliche Büſche ſtanden dabei und eine Nachtigall, die ſich verirrt hatte, ſchlug. In der Kälte der Nacht mußte ſie ſterben; es war ihr Abſchiedsgeſang, welchen ich hörte. Die Morgenröthe ſchimmerte. Ich ſah eine Karavane auswandernder Bauernfamilien, die nach Hamburg wollten, um mit einem Schiffe Amerika zu erreichen, wo ihnen das Glück, das geträumte Glück, blühen würde. Die Mütter trugen die kleinen Kinder auf dem Rücken, die größeren trippelten nebenher, ein elendes Pferd zog einen Karren mit wenigem Hausgeräthe. Der kalte Wind ſauſte, deshalb ſchmiegte das kleine Mädchen ſich dichter an ſeine Mutter, die empor zu meiner abnehmenden Scheibe blickend an ihre bittere Noth daheim dachte und an die ſchweren Abgaben, die ſie nicht hatten erſchwingen können. Und ſo dachte die ganze Karavane;

die rothe Morgendämmerung leuchtete deshalb als ein Evangelium von der Sonne des Glücks, die ihnen aufgehen würde; ſie hörten die ſterbende Nachtigall ſingen, ſie war kein falſcher Prophet, ſondern des Glücks Vorbote. Der Wind pfiff, ihren Geſang verſtanden ſie nicht: „Fahret getroſt über das Meer! Die weite Ueberfahrt haſt Du ja bezahlt mit Allem was Dein war, arm und hülflos ſollſt Du dein Land Kanaan betreten. Du mußt Dich, Deine Frau, Deine Kinder verkaufen. Doch lange ſollen Eure Leiden nicht währen. Hinter dem breiten duftenden Blatt lauert die Göttin des Todes, ihr bewillkommnender Kuß haucht tödtende Fieber in Dein Blut, fahre hin! fahre hin über die ſchwellenden Wogen!“ — Und die Karavane horchte freudig dem Geſang der Nachtigall, denn er verkündete ja Glück. Der Tag brach durch die lichten Wolken, Landleute gingen über die Haide zur Kirche; die ſchwarzgekleideten Frauen mit ihrem weißen Kopfputz ſchienen wie Geiſter aus den alten Kirchengemälden herausgetreten. Ringsum die weite todte Fläche, ringsum das welke braune Haidekraut, ſchwarze abgeſengte Ebenen zwiſchen weißen Sandhügeln. Die Frauen trugen ihr Geſangbuch und wanderten zur Kirche. O! betet! betet für die, die zum Grabe wandern, jenſeits des wogenden Meeres!“

Sechzehnter Abend.

„Ich kenne einen Polichinell,“ ſagte der Mond, „das Publicum jubelt, wenn es ihn erblickt, jede ſeiner Bewegungen wird komiſch, jede verſetzt das ganze Haus in lautes Gelächter, und doch iſt nichts darin berechnet, es iſt wahre Natur. Als er noch als kleiner Junge mit den Knaben herumſprang, war er ſchon Polichinell, die Natur hatte ihn dazu beſtimmt und ihn mit einem Höcker auf dem Rücken und einem Höcker auf der Bruſt verſehen, ſein Inneres dagegen, das Geiſtige, war reich ausgeſtattet. An Tiefe des Gefühls, an Elaſticität des Geiſtes übertraf ihn Niemand. Das Theater war die Welt ſeiner Ideale. Hätte er einen ſchlanken und wohlgebauten Körper gehabt, da wäre er der erſte Tragiker jeder Bühne geworden; das Heroiſche, das Große erfüllte ſeine Seele und doch mußte er Polichinell werden. Selbſt ſein Schmerz und ſeine Melancholie vermehrten die komiſche Trockenheit ſeines ſcharfgezeichneten Geſichtes, und erregten das Gelächter des zahlreichen Publicums, welches ſeinem Liebling Beifall ſpendete. Die liebliche Columbine war zwar freundlich und gut gegen ihn, wollte aber doch am liebſten Arlechino heirathen; es wäre doch gar zu lächerlich geweſen, wenn in der Wirklichkeit die Schönheit und die Häßlichkeit ſich vereint hätten.

Wenn Polichinell recht verſtimmt war, vermochte ſie allein ihm ein Lächeln, ja ſogar ein herzliches Lachen, abzuzwingen, zuerſt war ſie mit ihm melancholiſch, dann etwas ruhiger, zuletzt aber von Heiterkeit erfüllt. „Ich weiß recht wohl, was Ihnen fehlt!“ ſagte ſie, „ja! ja! das iſt die Liebe,“ — und er mußte lachen. „Ich und Liebe!“ rief er, „das würde ſich drollig ausnehmen! Wie das Publicum applaudiren würde!“ „Gewiß, es iſt die Liebe,“ fuhr ſie fort und fügte mit komiſchem Pathos hinzu: „Ich bin es, die Sie lieben!“ So etwas mag man wohl ſagen, wo man weiß, daß davon keine Rede ſein kann. — Der Polichinell ſprang auch lachend hoch in die Höhe, nun war die Melancholie vergeſſen. — Und doch hatte ſie nur die Wahrheit geſprochen; er liebte ſie, liebte ſie heiß, wie er das Erhabene und Große in der Kunſt liebte! An ihrem Hochzeitstage war er die luſtigſte Figur, in der Nacht aber weinte er; hätte das Publicum das verzerrte Geſicht geſehen, es würde applaudirt haben. — In dieſen Tagen ſtarb Columbine; am Begräbnißtage wurde von Arlechino nicht verlangt, ſich auf den Bretern zu zeigen, er war ja ein trauernder Wittwer. Der Director mußte etwas recht Luſtiges aufführen laſſen, damit das Publicum nicht gar zu ſehr die liebliche Columbine und den leichten Arlechino vermißte, deshalb mußte Polichinell doppelt ausgelaſſen ſein, er tanzte und ſprang mit Verzweiflung im Herzen, es wurde applaudirt und gejauchzt: „bravo! bravissimo!“ Polichinell wurde herausgerufen. Oh! Er war unvergleichlich! — — Geſtern Nacht wanderte der kleine Unhold allein zur Stadt hinaus nach dem einſamen Gottesacker. Der Blumenkranz auf Columbinens Grab war ſchon verwelkt; dort ſetzte er ſich nieder, es war zum Malen, den Kopf auf die Hände geſtützt, die Augen nach mir zugewandt; er hatte das Anſehen wie ein Monument, ein Polichinell auf dem Grabe, eigenthümlich und komiſch. Hätte das Publicum ſeinen Liebling geſehen, gewiß es würde applaudirt haben: „Bravo, Pulcinella, bravo bravissimo!“

Siebzehnter Abend.

Höre, was der Mond mir erzählte! „Ich habe den Cadetten Offizier werden und ſich zum erſten Male in ſeine prächtige Uniform kleiden ſehen; ich habe das junge Mädchen in ihrem Ballſtaate geſehen, und des Fürſten junge Braut glücklich in ihrem Prachtanzug; nie habe ich aber eine Seligkeit erblickt ähnlich der eines kleinen vierjährigen Mädchens, welches ich heute Abend beobachtete. Sie hatte ein neues blaues Kleid erhalten und einen neuen Roſa-Hut; der Staat war eben angelegt, ſie rieſen Alle nach Licht, denn des Mondes Strahlen durch das Fenſter waren nicht hell genug, ganz andere Lichter mußten angebrannt werden. Da ſtand das kleine Mädchen ſteif wie eine Puppe, die Arme ängſtlich von dem Kleide ab ausſtreckend, die Finger weit auseinander geſpreizt. O! welche Seligkeit ſtrahlte aus ihren Augen, aus ihrem ganzen Geſicht! „„Morgen ſollſt Du in dem Kleide ausgehen!““ ſagte die Mutter, und die

Kleine blickte auf zu ihrem Hut und wieder nieder zu ihrem Kleide und lächelte ſelig. „„Mutter!““ rief ſie, „„was werden wohl die kleinen Hündchen denken, wenn ſie mich in dieſem Staate erblicken?““

Achtzehnter Abend.

„Ich habe,“ ſagte der Mond, „dir von Pompeji, dieſer Leiche einer Stadt, in der Reihe der lebendigen Städte ausgeſtellt, erzählt; ich kenne eine andere noch ſeltſamere, ſie iſt keine Leiche, aber das Geſpenſt einer Stadt. Ueberall, wo die Strahlen der Springbrunnen in Marmorbecken plätſchern, kommt es mir vor als hörte ich das Märchen von der ſchwimmenden Stadt. Ja, der Strahl des Waſſers mag von ihr erzählen, die Wellen des Strandes von ihr ſingen! Ueber der Fläche des Meeres ruht oft ein Nebel, das iſt ihr Wittwenſchleier; der Bräutigam des Meeres iſt todt, ſein Schloß und ſeine Stadt ſind ſein Mauſoleum! Kennſt Du dieſe Stadt? Nie hörte ſie das Rollen der Räder oder den Hufſchlag des Pferdes in ihren Straßen, da ſchwimmt nur der Fiſch herum und geſpenſterhaft fliegt die ſchwarze Gondel über das grüne Waſſer. Ich will,“ ſagte der Mond, „Dir das Forum der Stadt, den größten

Platz derſelben, zeigen, und Du wirſt Dich in die Stadt der Märchen verſetzt glauben. Das Gras wuchert zwiſchen den breiten Flieſen, und in der Morgendämmerung flattern Tauſende von zahmen Tauben um den freiſtehenden hohen Thurm herum. Auf drei Seiten biſt Du von Bogengängen umgeben. Unter ihnen ſitzt ſtill der Türke mit ſeiner langen Pfeife, der ſchöne Griechenknabe lehnt ſich an die Säule und betrachtet die aufgerichteten Trophäen, die hohen Maſten, Andenken an die verſchwundene Macht. Die Flaggen hängen gleich Trauerflor herab. Ein Mädchen ruht dort aus, die ſchweren Eimer mit Waſſer gefüllt hat ſie hingeſetzt, das Joch, woran ſie dieſelben getragen hat, ruht über ihrer Schulter, ſie ſtützt ſich an den Siegesmaſt. Es iſt kein Feenſchloß, ſondern eine Kirche, die Du vor Dir erblickſt, die vergoldeten Kuppeln, die glänzenden Kugeln ringsum ſtrahlen in meinem Lichte; die prächtigen ehernen Pferde oben haben Reiſen gemacht, wie das eherne Pferd im Märchen, ſie ſind hieher, dann fort und wieder hieher gereiſt. Siehſt Du die bunte Pracht der Mauern und der Fenſter? Es hat das Anſehen, als ob das Genie den Launen eines Kindes nachgegeben hätte, indem es dieſe ſeltſamen Tempel ſchmückte. Siehſt Du auf der Säule den beflügelten Löwen? Das Gold glänzt noch, die Flügel aber ſind gebunden, der Löwe todt, denn der König des Meeres iſt todt, die großen Hallen ſtehen verödet, und wo früher die herrlichſten Gemälde prangten, ſcheint jetzt die nackte Mauer durch. Der Lazzarone ſchläft unter dem Bogen, deſſen Boden früher nur der vornehmſte Adel betreten durfte. Aus dem tiefen Brunnen, oder iſt es vielleicht aus den Gefängniſſen bei der Brücke der Seufzer, tönt Jammer, wie zu der Zeit, als das Tambourin aus den bunten Gondeln erſcholl, als der Brautring von dem glänzenden Bucentoro zur Adria hinunterflog, zur Adria, der Königin der Meere. Adria! hülle dich in Nebel! Laß den Wittwenſchleier deinen Buſen verhüllen, hänge ihn über das Mauſoleum deines Bräutigams: das marmorne geſpenſtige Venedig!"

Neunzehnter Abend.

„Ich ſah auf ein großes Theater hinunter,“ ſagte der Mond. „Das Haus war gedrängt voll, denn ein neuer Schauſpieler debütirte; mein Strahl glitt über ein kleines Fenſter in der Mauer, ein geſchminktes Geſicht drückte die Stirn gegen die Scheiben: es war der Held des Abends. Der ritterliche Bart kräuſelte ſich um das Kinn, aber in des Mannes Augen ſtanden Thränen, denn er war ausgepfiffen worden und zwar mit Grund ausgepfiffen. Der arme Stümper! Aber Stümper dürfen im Reiche der Kunſt nicht gelitten werden. Er beſaß ein tiefes Gefühl und liebte ſeine Kunſt mit Begeiſterung, ſie aber liebte ihn nicht. — — Des Regiſſeurs Klingel ertönte; — „keck und muthig,“ ſo ſtand in der Rolle, „tritt der Held heraus“ — heraus mußte er vor ein Publicum, dem er zum Gelächter war. — — Als das Stück zu Ende war, ſah ich eine Geſtalt im Mantel gehüllt ſich die Treppe hinunter ſchleichen, er war es, der vernichtete Ritter des Abends; die

Maſchiniſten ziſchelten, ich folgte dem Sünder nach Hauſe in ſeine Kammer. Sich erhängen iſt ein unſchöner Tod und Gift hat man nicht ſtets bei der Hand, ich weiß es, an Beides dachte er. Ich ſah, wie er das bleiche Antlitz im Spiegel betrachtete mit halb zugemachten Augen, um zu ſehen, ob er ſich als Leiche gut ausnähme. Der Menſch kann ſehr unglücklich und dennoch ſehr affectirt ſein. Er dachte an den Tod, an Selbſtmord, ich glaube, er beweinte ſich ſelbſt, — er weinte bitterlich, und wenn man ſich recht ausgeweint hat, wird man kein Selbſtmörder. Ein ganzes Jahr iſt ſeit der Zeit verſtrichen. Es wurde Komödie geſpielt, aber auf einem kleinen Theater, von einer armen herumziehenden Truppe; ich ſah wieder das bekannte Geſicht, die geſchminkten Wangen, den gekräuſelten Bart.

Er blickte wieder zu mir empor und lächelte — und gleichwohl war er ausgepfiffen worden, kaum vor einer Minute ausgepfiffen auf einem elenden Theater, von einem jämmerlichen Publicum! Heute Abend fuhr ein ärmlicher Leichenwagen aus dem Thore, Niemand folgte. Es war ein Selbſtmörder, unſer geſchminkter ausgepfiffener Held. Der Kutſcher des Leichenwagens war der einzige Begleiter, Niemand folgte, Niemand weiter als der Mond. Im Winkel an der Kirchhofsmauer iſt der Selbſtmörder beſtattet, die Brenneſſeln werden bald darüber wuchern, der Todtengräber wird Dornen und Unkraut von den Gräbern der Andern hinwerfen."

Zwanzigſter Abend.

„Von Rom komme ich,“ ſagte der Mond, „dort mitten in der Stadt auf einem der ſieben Hügel liegen die Ruinen der Kaiſerburg; der wilde Feigenbaum wächſt in den Spalten der Mauer und bedeckt deren Nacktheit mit ſeinen breiten graugrünen Blättern; zwiſchen Schutthaufen tritt der Eſel auf grüne Lorbeerſträuche und freuet ſich der unfruchtbaren Diſteln. Von hier aus, wo ſonſt die Adler Roma's ausflogen, kamen, ſahen und ſiegten, führt ein Eingang durch ein kleines ärmliches Haus, aus Lehm zuſammengefügt, zwiſchen zwei Marmorſäulen; die Weinranke hängt wie eine Trauerguirlande über dem ſchiefen Fenſter. Eine alte Frau mit ihrer kleinen Enkelin wohnt darin, ſie herrſchen jetzt in der Kaiſerburg und zeigen den Fremden die verſunkenen Schätze. Von dem reichen Thronſaal ſteht nur noch eine nackte Wand, eine ſchwarze Cypreſſe zeigt mit ihrem langen Schatten auf die Stelle, wo ehedem der

Thron ſtand. Der Schutt liegt ellenhoch über dem zertrümmerten Fußboden; das kleine Mädchen, jetzt die Tochter der Kaiſerburg, ſitzt oft dort auf ihrem Schemel, wenn die Abendglocken läuten. Das Schlüſſelloch in der Thüre dicht daneben nennt ſie ihr Erkerfenſter; durch dies kann ſie das halbe Rom überblicken bis an die mächtige Kuppel der Peterskirche. Ruhe herrſchte, wie ſtets, ſo auch dieſen Abend; unten in meinem vollen klaren Lichte kam das kleine Mädchen. Auf ihrem Kopfe trug ſie ein irdenes Gefäß von antiker Form, mit Waſſer gefüllt. Ihre Füße waren bloß, der kurze Rock und die Aermel des kleinen Hemdes zerriſſen; ich küßte des Kindes ſeine runde Schultern, ſeine dunkeln Augen und die ſchwarzen glänzenden Haare. Sie ſtieg die Treppe hinauf; dieſe war ſteil, von marmornen Bruchſtücken und einem zertrümmerten Capitäl gefügt. Die buntfarbigen Eidechſen fuhren ſcheu an ihren Füßen vorüber, ſie aber erſchrak nicht; ſchon hob ſie die Hand, um die Hausklingel zu ziehen, eine an einen Bindfaden befeſtigte Haſenpfote bildete jetzt den Klingelzug der Kaiſerburg. Sie hielt einen Augenblick an, woran dachte ſie wohl? vielleicht an das ſchöne Jeſuskind in Gold und Silber gekleidet, welches unten in der Capelle hing, wo die ſilbernen Leuchter ſtrahlten, wo ihre kleinen Freundinnen den Geſang anſtimmten, den auch ſie kannte? ich weiß es nicht! Sie machte wieder eine

Bewegung, ſtrauchelte, der irdene Krug fiel ihr vom Kopfe und zerbrach auf den Marmorflieſen. Sie brach in Thränen aus, die ſchöne Tochter der Kaiſerburg weinte um den geringen zerbrochenen Krug; mit nackten Füßen ſtand ſie da und weinte und wagte nicht den Bindſaden zu ziehen, den Klingelzug der Kaiſerburg!"

Einundzwanzigſter Abend.

Es war mehr denn vierzehn Tage her, daß der Mond nicht geſchienen hatte; jetzt ſtand er rund und klar da über den langſam ziehenden Wolken. Höre, was der Mond mir erzählte. „Von einer Stadt in Fezzan aus folgte ich einer Karavane; vor der Sandwüſte auf einer der Salzebenen, die wie eine Eisfläche glänzte und nur ſtellenweiſe mit leichtem Flugſand bedeckt war, wurde Halt gemacht. Der Aelteſte, — die Waſſerflaſche hing an ſeinem Gürtel, auf ſeinem Kopf lag ein Säckchen mit ungeſäuertem Brod, — malte mit ſeinem Stab ein Viereck in den Sand und darein einige Worte aus dem Koran; über die geweihte Stelle zog die ganze Karavane hin. Ein junger Kaufmann, ein Kind der Sonne, ich erkannte es an ſeinem Auge und an den ſchönen Formen, ritt gedankenvoll ſein weißes ſchnaubendes Pferd. Dachte er vielleicht an ſein ſchönes junges Weib? Es war nur zwei Tage her, daß das Kameel mit Fellen und koſtbaren Shawls geſchmückt ſie, die herrliche Braut, um die Mauer der Stadt getragen, Trommeln und Schalmeien ertönten, die Weiber ſangen, rings um das Kameel hallten die Freudenſchüſſe; der Bräutigam feuerte die meiſten, und jetzt — zog er mit der Karavane durch die Wüſte. Viele Nächte folgte ich ihr, ich ſah ſie ruhen an den Brunnen zwiſchen verkümmerten Palmen, ſie ſtachen das Meſſer in die Bruſt des geſtürzten Kameels und röſteten ſein Fleiſch am Feuer. Meine Strahlen kühlten den glühenden Sand, meine Strahlen zeigten ihnen die ſchwarzen Felſenblöcke, die todten Inſeln in dem ungeheuern Sandmeere; keine feindlichen Stämme begegneten ihnen auf Wegen ohne Spur, keine Stürme erhoben ſich, keine Sandſäulen zogen verderbenbringend über die Karavane weg. Zu Hauſe betete die ſchöne Frau für den Mann und den Vater. „„Sind ſie todt?““ fragte ſie mein goldenes Horn. „„Sind ſie todt?““ fragte ſie meine volle ſtrahlende Scheibe. Jetzt liegt die Wüſte hinter ihnen; heute Abend ſitzen ſie unter den hohen Palmen, von dem Kranich mit ſeinen ellenlangen Flügeln umflattert; der Pelikan betrachtet ſie von den Zweigen der Mimoſen herab. Das üppig wuchernde Geſträuch iſt unter den plumpen Füßen der Elephanten niedergetreten. Eine Negerſchaar kehrt aus dem Innern des Landes von einem Markt zurück, die Weiber, mit kupfernen Knöpfen in ihrem ſchwarzen Haar und mit indigofarbenen Röcken geputzt, treiben die ſchwerbeladenen Ochſen, auf deren Rücken die nackten ſchwarzen Kinder ſchlafen. Ein Neger führt an der Leine einen jungen Löwen, den er gekauft hat. Sie nähern ſich der Karavane; der junge Kaufmann ſitzt unbeweglich und ſchweigend und denkt an ſeine ſchöne Frau, träumt im Lande der Schwarzen von ſeiner weißen duftenden Blume jenſeits der Wüſte; er hebt ſeinen Kopf — ! —“ eine Wolke zog vor den Mond und dann noch eine Wolke. Ich erfuhr den Abend nichts weiter.

Zweiundzwanzigſter Abend.

„Ich ſah ein kleines Mädchen weinen,“ ſagte der Mond, „ſie weinte über die Bosheit der Welt. Sie hatte die herrlichſte Puppe geſchenkt bekommen. O! das war eine Puppe, ſo ſchön und zart! Sie war nicht geſchaffen für die Leiden dieſer Welt. Aber die Brüder des kleinen Mädchens, die großen ungezogenen Jungen, hatten die Puppe hoch oben auf einen großen Baum im Garten geſetzt und waren dann davongelaufen.

Das kleine Mädchen konnte die Puppe nicht erreichen, ihr nicht herunter helfen, und deshalb weinte es; die Puppe weinte ganz beſtimmt auch mit, ſie breitete die Arme zwiſchen den grünen Zweigen aus und ſah ganz unglücklich aus. Ja, das ſind die Leiden der Welt, von denen Mama ſo oft geſprochen. Ach die arme Puppe, es fing ſchon an dunkel zu werden, und wenn nun erſt die Nacht vollends einbräche! Sollte ſie draußen im Baume ganz allein die ganze Nacht ſitzen? Nein! das konnte das kleine Mädchen nicht über das Herz bringen. „„Ich will bei Dir bleiben!““ ſagte ſie, obwohl ihr durchaus nicht wohl dabei zu Muthe war, es kam ihr ſchon vor, als ſähe ſie ganz deutlich die kleinen Kobolde mit ihren hohen ſpitzen Mützen zwiſchen dem Gebüſche kauern, und weiter hinten in dem finſtern Gang tanzten lange Geſpenſter; ſie kamen näher und näher und ſtreckten die Hände gegen den Baum aus, wo die Puppe ſaß, ſie lachten hämiſch, nach ihr mit den Fingern zeigend. Ach wie bange war es dem kleinen Mädchen! „„Aber wenn man keine Sünde begangen hat,““ dachte ſie, „„kann das Böſe einem nichts zu Leide thun! Ob ich wohl eine Sünde begangen habe?““ Und ſie dachte nach. „„Ach ja! Ich habe die arme Ente mit den rothen Lappen am Beine ausgelacht, ſie hinkt ſo poſſirlich, deshalb mußte ich lachen, aber es iſt eine Sünde über die Thiere zu lachen!““ Und ſie blickte zur Puppe auf. „„Haſt Du über die Thiere gelacht?““ fragte ſie, und es ſah aus, als ſchüttelte die Puppe mit dem Kopfe. —

Dreiundzwanzigſter Abend.

„Ich blickte auf Tyrol hinab," ſagte der Mond, „ich ließ die dunkeln Tannen große Schlagſchatten auf die Felſen werfen. Ich betrachtete den heiligen Chriſtoph, das Jeſuskind auf ſeinen Schultern tragend, wie ſie dort auf die Mauern der Häuſer gemalt ſind, in coloſſaler Größe vom Grunde aus bis an das Dach. Der heilige Florian goß Waſſer auf das brennende Haus und Chriſtus hing blutend an dem großen Kreuze am Wege. Für das neue Geſchlecht ſind das alte Bilder, ich dagegen habe geſehen, wie ſie errichtet wurden, wie eins dem andern folgte. Auf dem Abhange hoch oben hängt, einem Schwalbenneſte gleich, ein einſames Nonnenkloſter; zwei Schweſtern ſtanden oben im Thurme und läuteten; ſie waren beide jung, deshalb flog ihr Blick über die Berge in die Welt hinaus. Ein Reiſewagen fuhr unten vorbei, das Poſthorn erklang, die armen Nonnen hefteten mit verwandten Gedanken ihren Blick auf den Wagen, in dem Auge der jüngeren glänzte eine Thräne. — Und das Horn erklang ſchwächer und ſchwächer, die Glocken des Kloſters übertäubten ſeine hinſterbenden Töne.“

Vierundzwanzigſter Abend.

Höre was der Mond erzählte. „Vor mehreren Jahren, es war hier in Kopenhagen, blickte ich durch das Fenſter einer ärmlichen Stube. Der Vater und die Mutter ſchliefen, der kleine Sohn ſchlief aber nicht. Ich ſah die Bettvorhänge von geblümtem Kattun ſich bewegen und das Kind herausblicken. Zuerſt dachte ich, daß er nach der großen Wanduhr ſähe, die gar zu ſchön roth und grün bemalt war; oben ſaß ein Kuckuck, unten hingen die ſchweren Bleigewichte und der Perpendikel mit der blankpolirten Meſſingſcheibe ging hin und her, tick, tack; doch nicht die Uhr betrachtete er, nein, es war das Spinnrad ſeiner Mutter, das gerade unter der Uhr ſtand. Das war des Knaben liebſtes Stück unter allen, er durfte es aber nicht anrühren, ſonſt wurde ihm auf die Finger geklopft. Ganze Stunden hindurch, wenn die Mutter ſpann, konnte er ruhig dabei ſitzen und die ſchnurrende Spule und das ſich drehende Rad betrachten, und dabei machte er ſich nun ſeine Gedanken. Ach! wenn er doch auch das Spinnrad drehen dürfte! Der Vater und die Mutter ſchliefen, er ſah ſie an, ſah das Spinnrad an und kurz darauf guckte ein kleiner nackter Fuß zum Bette heraus, und dann noch einer, und dann zwei Beinchen. Bums! Da ſtand er. Er ſchaute ſich nochmals um, ob Vater und Mutter auch noch ſchliefen; ja, ſie ſchliefen, und nun ſchlich er leiſe, ganz leiſe, in ſeinem kleinen kurzen Hemde zu dem Spinnrad hin und fing an zu ſpinnen. Die Schnur flog vom Rade ab, das Rad lief noch ſchneller. Ich küßte ſeine blonden Haare und ſeine blauen Augen, es war ein liebliches Bild. In dieſem Augenblick erwachte die Mutter, der Vorhang bewegte ſich, ſie ſah hinaus und dachte einen Kobold oder ein andres kleines Geſpenſt zu erblicken. „Im Namen Jeſu!“ rief ſie und ſtieß ängſtlich ihren Mann in die Seite; er ſchlug die Augen auf, rieb ſie mit den Händen und blickte nach dem kleinen flinken Burſchen. „Aber, das iſt ja Bertel!“ rief er. — Und mein Auge verließ die ärmliche Stube, ich muß ja ſo Vieles ſehen! In demſelben Augenblick ſchaute ich in die Säle des Vatikans, wo die Marmorgötter ſtehen. Ich beſtrahlte die Laokoons-Gruppe; der Stein ſchien zu ſeufzen; ich drückte einen ſtillen Kuß auf die Bruſt der Muſen, es kam mir vor als höbe ſie ſich. Doch am längſten weilten meine Strahlen bei der Nilgruppe, bei dem coloſſalen Gott. An die Sphinx ſich lehnend liegt er gedankenvoll und träumend da, als dächte er an die dahinrollenden Jahrhunderte; die kleinen Liebesgötter treiben mit den Krokodilen ihr Spiel. In dem Füllhorne ſaß mit gekreuzten Armen ein ganz kleiner Amor, den großen ernſten Flußgott betrachtend, ein treues Bild des kleinen Knaben am Spinnrade, es waren ganz dieſelben Züge; lebendig und reizend ſtand hier das kleine Marmorkind, und doch mehr als tauſend Mal hat ſich das Rad des Jahres gedreht, ſeit der Zeit, wo es aus dem Stein hervorſprang. Eben ſo oft, als der Knabe in der armen Stube das Spinnrad drehte, hat das große Rad geſchnurrt, bevor das Zeitalter wieder Marmorgötter wie dieſe ſchaffen konnte.“

„Ueber dies Alles ſind nun Jahre vergangen,“ fuhr der Mond fort. „Geſtern blickte ich auf einen Meerbuſen an der öſtlichen Küſte Seelands nieder; da ſind herrliche Wälder, hohe Hügel, ein alter Ritterſitz mit rothen Mauern, in den Gräben ſchwimmen Schwäne, dahinter zwiſchen Obſtgärten ein Städtchen mit einer Kirche. Viele Kähne, alle mit Fackeln, glitten über die ruhige Fläche, nicht zum Aalfang waren die Feuer angezündet, nein, Alles war feſtlich. Die Muſik ertönte, ein Lied wurde geſungen, in einem der Kähne ſtand aufrecht der, dem man huldigte, ein hoher kräftiger Mann, in einen Mantel gehüllt; er hatte blaue

Augen und lange weiße Haare; ich erkannte ihn und dachte an den Vatikan mit der Nilgruppe und allen Marmorgöttern, ich dachte an die kleine ärmliche Kammer, wo der kleine Bertel mit dem kurzen Hemde am Spinnrade ſaß. Das Rad der Zeit hat ſich gedreht, neue Götter ſind aus dem Steine entſtanden. — — Von den Kähnen tönte ein Hoch, Bertel Thorwaldſen hoch!“

Fünfundzwanzigſter Abend.

„Ich will Dir ein Bild aus Frankfurt geben,“ ſagte der Mond. „Beſonders ein Gebäude betrachtete ich dort, es war nicht Goethe's Geburtshaus, nicht das alte Rathhaus, durch deſſen vergitterte Fenſter die gehörnten Schädel der Ochſen noch hervorragen, die bei der Kaiſerkrönung gebraten und preisgegeben wurden; nein, es war ein bürgerliches Haus, grün angeſtrichen und einfach, nahe an der ſchmalen Judengaſſe, es war Rothſchilds Haus.

Ich blickte durch die geöffnete Thüre, die Treppe war hell erleuchtet, Bediente mit brennenden Kerzen auf ſchweren ſilbernen Leuchtern ſtanden da und verneigten ſich tief vor der alten Frau, die auf einem Trageſſel die Treppe hinunter gebracht wurde. Der Beſitzer des Hauſes ſtand mit entblößtem Kopfe und drückte ehrerbietig einen Kuß auf die Hand der Alten. Es war ſeine Mutter, ſie nickte ihm und den Bedienten freundlich zu und ſie führten ſie in die enge dunkle Gaſſe in ein kleines Haus; es war ihre Wohnung, hier hatte ſie ihre Kinder geboren, von hier aus war ihr Glück aufgeblüht; wollte ſie die verachtete Gaſſe und das kleine Haus verlaſſen, ſo möchte das Glück auch ſie verlaſſen! Das war nun ihr Glaube." — Der Mond erzählte weiter nichts; gar zu kurz war ſein Beſuch heute Abend; ich aber dachte an die alte Frau in der engen verachteten Gaſſe; nur ein Wort und ihr glänzendes Haus ſtände an der Themſe; nur ein Wort, und ihre Villa läge an Neapels Golf.

„„Wenn ich das geringe Haus verließe, aus dem das Glück meiner Söhne emporblühte, da möchte das Glück ſie verlaſſen!"" — Es iſt ein Aberglaube, der Art aber, daß, wenn man die Geſchichte kennt und das Bild erblickt, zwei Worte als Unterſchrift genügen, um es zu verſtehen: „Eine Mutter."

Sechsundzwanzigſter Abend.

„Es war geſtern in der Morgendämmerung,“ dies ſind des Mondes Worte, „noch rauchte kein Schornſtein in der großen Stadt, und die Schornſteine waren es gerade, die ich betrachtete. In dieſem Augenblick kroch aus einem derſelben ein kleiner Kopf heraus, und dann der halbe Körper, die Arme ruhten auf dem Rande des Schornſteines. ‚Hiob! Hiob!‘ Das war ein kleiner Schornſteinfegerjunge, der zum erſten Mal in ſeinem Leben ganz durch einen Schornſtein gekrochen war und den Kopf darüber hinaus geſteckt hatte. Hiob! Hiob! Ja das war freilich etwas Anderes als in den dunkeln und engen Kaminen herumzukriechen! Die Luft wehete ſo friſch, er konnte über die ganze Stadt weg nach dem grünen Wald ſehen; die Sonne ging eben auf; rund und groß ſchien ſie ihm gerade ins Geſicht, welches von Seligkeit ſtrahlte, wenn es auch durch Ruß recht hübſch geſchwärzt war.

„„Nun kann die ganze Stadt mich ſehen!““ rief er, „„und der Mond kann mich ſehen, und die Sonne auch! Hieb! Hieb!““ und dann ſchwang er den Beſen.“ —

Siebenundzwanzigſter Abend.

„Geſtern Nacht blickte ich auf eine Stadt in China nieder,“ ſagte der Mond. „Meine Strahlen beſchienen die langen nackten Mauern, die die Straßen bilden. Hier und da findet man wohl eine Thüre, die aber zugemacht iſt, denn was kümmert die Welt draußen den Chineſen? Dichte Jalouſieen bedeckten die Fenſter hinter der Mauer des Hauſes, nur durch die Fenſter des Tempels ſchimmerte ein mattes Licht. Ich blickte hinein und ſah die bunte Pracht. Vom Fußboden bis zur Decke ſind mit den grellſten Farben und reicher Vergoldung Bilder gemalt, die das Wirken der Götter hier auf Erden darſtellen; in jeder Niſche ſtehen Bildſäulen, aber beinahe gänzlich von der bunten Draperie und den herunterhängenden Fahnen verſteckt; vor jeder Gottheit, ſie ſind alle von Zinn, ſtand ein kleiner Altar mit Weihwaſſer, Blumen und brennenden Wachskerzen; ganz oben aber ſtand Fo, die erſte Gottheit, mit einem Kleid von gelber Seide, denn dieſes iſt die heilige Farbe. Am Fuße des Altars ſaß ein lebendes Weſen, ein junger Geiſtlicher; er ſchien zu beten, mitten im Gebet aber in Grübeln zu verſinken, und das war ſicher eine Sünde, denn ſeine Wangen glühten und er ſenkte den Kopf tiefer. Armer Soui-Houng! träumte er vielleicht, hinter der langen Mauer der Straße, in dem kleinen Blumengarten zu arbeiten, welcher ſich vor jedem Haus befindet, und war ihm vielleicht dieſe Beſchäftigung weit lieber als auf die Wachskerzen im Tempel Achtung zu geben? oder gelüſtete es ihn an der reichen Tafel zu ſitzen und zwiſchen jedem Gericht ſich den Mund an Silberpapier zu wiſchen? oder war ſeine Sünde gar ſo groß, daß, wagte er ſie auszuſprechen, das himmliſche Reich ſie mit dem Tode beſtrafen mußte? Hatten ſeine Gedanken es gewagt, mit den Schiffen der Barbaren nach ihrer Heimath, nach dem weit entlegenen England zu fliegen? Nein! ſo weit flogen ſeine Gedanken nicht, und doch waren ſie ſo ſündhaft, wie ſie nur vom jugendlichen Blute geboren werden können, ſündhaft hier in dem Tempel, in Gegenwart Fo's und der anderen heiligen Götter. Ich weiß es, wo ſeine Gedanken weilten. Am äußerſten Ende der Stadt, auf dem flachen mit Flieſen belegten Dach, um welches das Geländer von Porzellan gemacht zu ſein ſchien, wo die ſchönen Vaſen mit den großen weißen Glockenblumen ſtanden, ſaß die reizende Pe, mit den kleinen ſchelmiſchen Augen, den vollen Lippen und dem kleinſten Fuße. Der Schuh war enge, aber noch enger war es ihr ums Herz, ſie erhob die feinen runden Arme, der Atlas rauſchte. Vor ihr ſtand eine Glasſchale mit vier Goldfiſchen, ſie rührte behutſam im Waſſer mit einem buntgemalten lackirten Stöckchen, ganz langſam, denn ſie grübelte über etwas; dachte ſie vielleicht daran, wie reich und golden die Fiſche gekleidet waren, wie ruhig ſie in ihrer Glasſchale lebten, wo ſie ihre reichliche Nahrung erhielten, und wie viel glücklicher ſie doch ſein würden, wenn ſie frei herum ſchwimmen könnten? Ja dies begriff die ſchöne Pe. Ihre Gedanken verließen die Heimath, ihre Gedanken beſuchten den Tempel, aber nicht Gottes wegen weilten ſie dort. Arme Pe! Armer Soui-Houng! Ihre irdiſchen Gedanken begegneten ſich, mein kalter Strahl lag aber wie ein Cherubsſchwert zwiſchen Beiden."

Achtundzwanzigſter Abend.

„Es herrſchte Windſtille,“ ſagte der Mond, „das Waſſer war ſo durchſichtig, wie die reine Luft, durch welche ich ſchwebte, tief unter dem Meeresſpiegel konnte ich die ſeltſamen Pflanzen erblicken, die wie rieſenhafte Bäume des Waldes ihre klafterlangen Arme gegen mich erhoben, die Fiſche ſchwammen über ihre Gipfel weg. Hoch in der Luft zog ein Schwarm wilder Schwäne, einer davon ſank mit ermatteten Flügeln tiefer und tiefer, ſeine Augen folgten der luftigen Karavane, die ſich mehr und mehr entfernte; weit ausgebreitet hielt er die Flügel und ſank, wie die Seifenblaſe ſinkt in der ſtillen Luft, er berührte die Waſſerfläche, ſein Kopf bog ſich zurück zwiſchen die Flügel, ruhig lag er da, gleich der weißen Lotosblume auf dem ſtillen Landſee. Und ein leiſer Wind erhob ſich und kräuſelte die leuchtende Meeresfläche, ſtrahlend erſchien ſie, als ſei es der Aether, der in großen breiten Wogen dahin ſich wälzte; und der Schwan erhob ſeinen Kopf und das leuchtende Waſſer ſprißte wie blaues Feuer über ſeine Bruſt und ſeinen Rücken. Die Morgendämmerung beleuchtete die rothen Wolken, der Schwan erhob ſich geſtärkt und flog gegen die aufgehende Sonne, gegen die bläuliche Küſte, wo die Karavane hingezogen war, aber er flog allein, mit Sehnſucht in der Bruſt, einſam flog er über die blauen ſchwellenden Wogen."

Neunundzwanzigſter Abend.

„Ich will dir noch ein Bild aus Schweden geben,“ ſagte der Mond. „Zwiſchen dunkeln Tannenwäldern, nahe an den melancholiſchen Ufern des Roxen liegt die alte Kloſterkirche Wreta. Meine Strahlen glitten durch das Gitter in das geräumige Gewölbe, wo Könige in großen Steinſärgen ruhig ſchlummern. In der Mauer über ihrem Grab prangt als Bild der irdiſchen Herrlichkeit eine Königskrone, die iſt aber von Holz, gemalt und vergoldet, ſie wird durch einen in die Mauer getriebenen Holzſtift gehalten. Die Würmer haben das vergoldete Holz zernagt, die Spinne hat ihr Netz von der Krone herab bis auf den Sarg geſponnen, es iſt eine Trauerfahne, morſch wie die Trauer der Sterblichen. Wie ruhig ſie ſchlummern! Ich erinnere mich ihrer ganz deutlich. Ich ſehe noch das kecke Lächeln um die Lippen, welches ſo mächtig, ſo entſcheidend Freude oder Kummer ausſprach. Wenn das Dampfſchiff wie eine

Zauberſchnecke durch die Berge fährt, kommt oft ein Fremder nach der Kirche, beſucht das Grabgewölbe, fragt nach den Namen der Könige und dieſe klingen todt und vergeſſen. Er betrachtet die wurmſtichigen Kronen, lächelt, und iſt er ein recht frommes Gemüth, da miſcht ſich Wehmuth in ſein Lächeln. Schlummert, Ihr Todten! Der Mond gedenkt Eurer, der Mond ſenkt in der Nacht ſeine kalten Strahlen zu Eurem ſtillen Königreich herab, über dem die Krone von Tannenholz hängt!“

Dreißigſter Abend.

„Dicht an der Landſtraße,“ ſagte der Mond, „liegt eine Schenke, ihr gegenüber ein großer Wagenſchuppen, deſſen Strohdach gerade gedeckt wurde. Ich blickte zwiſchen den Sparren durch und durch das offene Bodenlager in den unwirthlichen Raum hinunter. Der Truthahn ſchlief auf dem Balken, der Sattel war in der leeren Krippe zur Ruhe gebracht. Mitten in dem Schuppen hielt ein Reiſewagen, die Herrſchaft darin ſchlief ganz feſt, während die Pferde getränkt wurden. Der Kutſcher dehnte ſich, obwohl er, ich weiß es am Beſten, ganz gut den halben Weg geſchlafen hatte. Die Thür nach der Geſindeſtube ſtand auf, das Bette ſah aus, als wäre es um und um gekehrt, das Licht ſtand auf dem Fußboden und war tief in den Leuchter herunter gebrannt. Der Wind ſtrich kalt durch den Schuppen, und es war der Morgendämmerung näher als Mitternacht. In dem Stande auf der Erde ſchlief eine wandernde

Muſikantenfamilie, die Mutter und der Vater träumten gewiß von dem brennenden Naß, das noch in der Flaſche übrig geblieben, das kleine blaſſe Mädchen träumte von dem brennenden Naß ihrer Augen; die Harfe lag bei ihren Köpfen, der Hund zu ihren Füßen.“

Einunddreißigſter Abend.

„Es war in einem Provinzialſtädtchen,“ ſagte der Mond, „freilich war es im vergangenen Jahre, aber das thut nichts zur Sache, ich ſah es ſehr deutlich; heute Abend las ich in den Zeitungen davon, aber da war es lange nicht ſo deutlich. In der Gaſtſtube ſaß der Bärenführer und aß ſein Abendbrod, der Bär ſtand draußen hinter dem Holzſtoße angebunden, der arme Petz, der Niemand etwas zu Leide that, obwohl er grimmig genug ausſah. Oben in der Dachkammer ſpielten in meinen Strahlen drei kleine Kinder; das älteſte konnte ſechs Jahr alt ſein, das jüngſte nicht mehr als zwei. „„Klatſch, Klatſch!““ kam es zur Treppe hinauf, wer könnte das wohl ſein? Die Thüre ſprang auf — es war der Petz, der große zottige Bär! Er hatte Langeweile gehabt da unten im Hofe und hatte nun den Weg zur Treppe hinauf gefunden; ich habe Alles geſehen,“ ſagte der Mond. „Die Kinder erſchraken ſehr über das große zottige Thier, jedes kroch in ſeinen Winkel, er entdeckte ſie aber alle drei, beſchnüffelte ſie, that ihnen aber nichts zu Leide. „„Das iſt gewiß ein großer Hund,““ dachten ſie, und dann ſtreichelten ſie ihn; er legte ſich auf den Fußboden, der kleinſte Junge kletterte auf ihn hinauf und ſpielte Verſtecken mit ſeinem goldlockigen Köpfchen in dem dichten ſchwarzen Pelz. Jetzt nahm der älteſte Knabe ſeine Trommel, ſchlug darauf, daß es dröhnte, der Bär erhob ſich auf den Hinterfüßen und fing an zu tanzen, es war allerliebſt anzuſehen. — Jeder Knabe nahm jetzt ſein Gewehr, auch der Bär mußte eins haben, und er hielt es recht ordentlich feſt, es war ein prächtiger Kamerad, den ſie gefunden hatten, und dann marſchirten ſie: „„Eins, zwei! Eins, zwei!““ —

Da griff Jemand an die Thüre, ſie ging auf, es war die Mutter der Kinder. Du hätteſt ſie ſehen ſollen, ihren lautloſen Schreck ſehen, das kreideweiße Geſicht, den halbgeöffneten Mund, die ſtieren Augen. Aber der kleinſte Junge nickte ſeelenvergnügt und rief ganz laut in ſeiner Sprache: „„Wir ſpielen nur Soldaten!““ — Und dann kam der Bärenführer!“

Zweiunddreißigſter Abend.

Der Wind wehte kalt und heftig, die Wolken jagten vorbei; nur ab und zu wurde der Mond auf Augenblicke ſichtbar. „Aus dem ſtillen Luftraum ſchaue ich hinunter auf die fliegenden Wolken,“ ſagte er, „ich ſehe die großen Schatten über die Erde weg jagen. Ich blickte auf ein Gefängniß. Ein zugemachter Wagen hielt vor der Thüre, ein Gefangener ſollte darin abgeholt werden. Meine Strahlen drangen durch das Gitterfenſter nach der Mauer, der Gefangene ritzte zum Abſchied einige Zeilen darauf, es waren aber keine Worte, die er ſchrieb, es war eine Melodie, der Erguß ſeines Herzens. Die Thüre wurde geöffnet, er wurde herausgeführt und richtete ſeine Augen auf meine runde Scheibe; — Wolken zogen zwiſchen uns hin, als dürfe er nicht mein Angeſicht, ich nicht das ſeinige ſehen; er ſtieg in den Wagen, der Schlag wurde zugemacht, die Peitſche knallte, die Pferde eilten davon in den dichten Wald hinein, wohin meine Strahlen ihm nicht zu folgen vermochten; durch das Gitterfenſter aber blickte ich, meine Strahlen glitten über die in die Mauer geritzte Melodie, das letzte Lebewohl; wo die Worte fehlen, da ſprechen die Töne. Nur einzelne Noten vermochten meine Strahlen zu beleuchten, der größte Theil wird für mich ewig im Dunkeln ſtehen. War es die Todes-Hymne, welche er ſchrieb? Waren es der Freude Jubeltöne? Fuhr er dem Tod entgegen oder der Umarmung ſeiner Geliebten? Die Strahlen des Mondes leſen nicht Alles, was die Sterblichen ſchreiben.“

Dreiunddreißigſter Abend.

„Ich liebe die Kinder,“ ſagte der Mond, „namentlich die ganz kleinen ſind ſo poſſirlich. Manchmal luge ich zwiſchen dem Vorhang und dem Fenſterbret in die Stube, wenn ſie nicht an mich denken. Es macht mir Vergnügen zuzuſehen, wenn ſie ſich allein ausziehen müſſen. Erſt kriecht die bloße kleine runde Schulter aus dem Kleide heraus, darauf der Arm, oder ich ſehe, wie der Strumpf ausgezogen wird und wie ein niedliches, weißes und feſtes Beinchen zum Vorſchein kommt und ein Füßchen zum Küſſen, und ich küſſe es!

Was ich erzählen wollte: heute Abend blickte ich durch ein Fenſter, vor welches kein Vorhang gezogen war, denn es wohnt Niemand gegenüber. Ich ſah eine ganze Schaar Kleiner, alle Schweſtern und Brüder, darunter war ein kleines Mädchen, ſie iſt nur vier Jahre alt, kann aber ihr Vaterunſer beten, ſo gut wie irgend Einer. Die Mutter ſitzt alle Abende an ihrem Bette und hört ſie beten, dann bekommt ſie einen Kuß und die Mutter bleibt ſitzen, bis die Kleine einſchläft, und das geſchieht eben ſo ſchnell als ſich nur die Aeuglein ſchließen können.

Heute Abend waren die zwei älteſten Kinder etwas ausgelaſſen, das eine hüpfte auf einem Beine in ſeinem langen weißen Nachthemdchen, das andere ſtand auf einem Stuhl, umgeben von den Kleidern aller andern Kinder, es ſagte, es wären lebende Bilder, das dritte und das vierte legten die Wäſche fein ordentlich in den Kaſten und das muß auch gemacht werden, die Mutter aber ſaß an dem Bette des kleinſten und bedeutete ſie, daß ſie alle ſchweigen ſollten, denn die kleine Schweſter würde das Vaterunſer beten.

Ich blickte über die Lampe weg in das Bette der Kleinen, wo ſie auf dem feinen weißen Ueberzug lag, die Händchen gefaltet und das kleine Geſicht ganz ernſthaft und andächtig; ſie betete laut das Vaterunſer. „„Aber was iſt das,““ unterbrach die Mutter ſie mitten im Gebet, „„wenn Du gebetet haſt, „Gieb uns unſer täglich Brot,“ ſetzeſt Du noch etwas hinzu, was ich nicht verſtehen kann, Du mußt mir aber ſagen, was es iſt!““ Die Kleine ſchwieg und blickte verlegen die Mutter an. „„Was ſagſt Du weiter als „Gieb uns unſer täglich Brot?“ „„Sei ja nicht böſe, liebe Mutter! Ich betete: und recht viele Butter darauf.““

Schnellpreſſendruck von Fr. Ries in Leipzig.

H. C. Anderſen's

Geſammelte Werke.

Vom
Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe.

Siebzehnter Band.

Reiſeſchatten.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Reiſeſchatten

von einem Ausfluge

nach dem Harz, der ſächſiſchen Schweiz

im

Sommer 1831.

Von

H. C. Anderſen.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

[illegible]

Inhalt.

Seite

Cap. 1. Keine Vorrede. Das Meer. Die Trave. Lübeck. Die Marienkirche. Der Todtentanz. Wandsbeck. 9

Cap. 2. Hamburg. Eine einfache Geſchichte. Das Theater. Ein Beſuch vor der Stadt. Der Traum. Eine Idylle. Die zwei Charaktere. 20

Cap. 3. Die Vierlande. Der Reiſende und der Haidebewohner. Die Schulmamſell. Lüneburg. Die Elſen auf der Haide. . . 30

Cap. 4. Braunſchweig. „Drei Tage aus dem Leben eines Spielers.“ Eine Fortſetzung davon. Mutter und Sohn. Spaziergang durch die Stadt. Abreiſe. Der alte Schulmeiſter. 42

Cap. 5. Goslar. Das Bergwerk. Die Spinne. Die Sage von der ſchönen Mathilde. Die Ilſe. Der Brocken. 55

Cap. 6. Der Morgen. Die Baumannshöhle. Der Alterthümler. Blankenburg. . . . 73

Cap. 7. Die Ruine Regenſtein. Die Schneidersfrau. Die Roßtrappe. Der Weg nach Alexisbad. 80

Seite

Cap. 8. Situations-Bilder auf dem Wege nach Eisleben. Martin Luther. Reiſe nach Halle. Merſeburg. 95
Cap. 9. Reiſe durch Halle und Merſeburg nach Leipzig. Die blinde Mutter. Die Nicolai-Kirche. Gellerts Grab. Auerbachs Keller. Poniatowskys Denkmal. . . 102
Cap. 10. Abreiſe. Meißen. Der erſte Tag in Dresden. Dahl und Tieck. 110
Cap. 11. Die Bildergalerie. Das Linke'ſche Bad. Das grüne Gewölbe. Die Rüſtkammer. Ausflug in die ſächſiſche Schweiz. Pillnitz. Der Liebethaler Grund. Lohmen. Der Ottowalder Grund. Die Baſtei. Die Wolfsſchlucht. Hebenſtein. Der Kuhſtall. 118
Cap. 12. Eine Wanderung nach Böhmen hinein. Rückreiſe über Pirna. Der Sonnenſtein. Die letzten Tage in Dresden. . 136
Cap. 13. Adalbert von Chamiſſo. Die Theater. Der Thiergarten. Die Bildergalerie. Die Reiſegeſellſchaft. Drey Tage aus dem Leben eines Spitzbuben. Der Vogel. Ende der Reiſe. 154

Reiſeſchatten.

I.

Keine Vorrede. Das Meer. Die Trave. Lübeck. Die Marienkirche. Der Todtentanz. Wandsbeck.

„Wenn Einer eine Reiſe thut,
So kann er was erzählen,“

ſagt Claudius, etwas Anderes bleibt es aber immer, ob Jemand ihm zuhören will.

Wir leben in einer Zeit, wo große Weltereigniſſe einander Schlag auf Schlag folgen, wo ſich in einem Jahre mehr zuträgt, als früher in zehn Jahren; Meteor folgt auf Meteor am politiſchen Himmel, wo will man da Zeit hernehmen, der einzelnen aufwärtsſtrebenden Pſyche Aufmerkſamkeit zuzuwenden? — Die Welt iſt jetzt im Stadium des Handelns, ſie arbeitet dem künftigen Dichtergeſchlecht vor, das unſere Jetztzeit unſterblich machen ſoll. Aber wenn die Flügel wachſen, dann will der Vogel auch fliegen, und mag es Krieg oder Frieden, Hochzeit oder Begräbniß geben, er ſingt ſein Lied, bis ſein Dichterherz bricht; es giebt immer noch eine oder die andere verwandte Seele, die mitten im großen Weltgetümmel an ſeinen Tönen ſich labt, und mehr kann der kleine Himmelsbürger ja nicht verlangen.

Iſt es nun aber ein eitler Vogel, und das ſind die meiſten jungen Dichter, ſo will er Zuhörer heranziehen, will originell ſein, und zwitſchert dann oft mit einem ganz andern Schnabel, als mit dem, den unſer Herrgott ihm gegeben hat; das hilft wirklich zuweilen! Je barocker das poetiſche Geſchrei wird, deſto Mehrere geben Achtung darauf; er ſammelt ſich ein Publicum; der Eine zeigt ſich noch origineller, als der Andere, denn wer will nicht gehört werden, wenn er erſt als Sänger aufgetreten iſt?

Es erging mir, wenn ich offenherzig ſein ſoll, ganz ebenſo, als ich daran dachte, dieſe meine Reiſe zu erzählen; das ſoll auf eine originelle Weiſe geſchehen, nahm ich mir vor, und hatte ſo das Ganze ſchon arrangirt, noch ehe ich reiſte; ich hatte meine Leſerinnen und Leſer ſchon placirt und wollte ihnen nun die ganze Reiſe dramatiſch zum Beſten geben; ich meinte, daß dies eine ganz neue Art von Reiſebeſchreibung werden würde. Es ſollte ein Reiſedrama mit Ouvertüre, Prolog und Zwiſchenacten werden. In den Zwiſchenacten ſollte das Publicum, im Prolog aber wollte ich ſelbſt ſatyriſch ſein. Die Ouvertüre ſollte mit vollem Orcheſter aufgeführt werden, die an dem Zollhauſe verſammelte Volksmenge wollte ich als türkiſche Muſik gebrauchen, die Wellen ſollten ein rauſchendes Crescendo aufſpielen und die Vögel und jungen Damen auf der herrlichen Promenade am Sunde ein weiches Adagio anſtimmen. Auf dem Dampfſchiffe würde ich wohl Paſſagiere finden, aus denen ich in der Geſchwindigkeit Inſtrumente machen könnte, und mein eigenes Herz ſollte die Erlaubniß bekommen, ein kleines

Harfenſolo aufzuführen. So würde meiner Meinung nach in die kleine Ouvertüre von Kopenhagen bis Lübeck Abwechſelung genug kommen. Bei Travemünde ſollte der Prolog anfangen und das Stück ſelbſt bei Lübeck, wo ſich dann die Abenteuer ſcenenweiſe an einander anſchließen ſollten. Eine derartige Reiſebeſchreibung hatte ich noch nie geſehen, ſo ſollte ſie werden — und ich reiſte ab.

Fremde Städte mit fremden Menſchen folgten einander, es öffnete ſich mir zwiſchen den Bergen eine neue Welt, Gottes herrliche Natur umgab mich, da war gar keine angenommene Originalität, und doch ſah ſie ganz originell aus, während ſie doch nur ſie ſelbſt war. Sollte das nicht im Grunde doch das Richtige ſein, dachte ich, und ehe ich es mir ſelbſt recht bewußt ward, waren alle dieſe ſelbſtgeſchaffenen, originellen Ideen verraucht und ich dachte, ich will es geben, wie ich es empfange; wird es nicht originell, ſo liegt es darin, daß ich ſelbſt eine Copie bin, und das kann doch nicht gut ſein; denn wenn das eine Blatt eines Baumes nicht einmal die Copie des andern iſt, ſollte da der Menſch es ſein in ſeiner ganzen Natürlichkeit? Ouvertüre, Prolog und Zwiſchenacte gehen alſo verloren, aber deswegen kann man nun doch ſitzen bleiben; ich will mein Herz öffnen und die bunte Reihe von Bildern zeigen, welche die Reiſe darin hervorzaubert. Wir ſpannen kein Tuch an der Wand aus, das verurſacht ſo viele Umſtände, wir haben die weißen Blätter des Buchs, auf dieſen ſtehen nun die Bilder, freilich nur in leichten Umriſſen, aber man wird ſich daran erinnern müſſen, daß es auch nur Schatten der

Wirklichkeit ſind. Man findet Berge und Ebenen, Städte und Phantaſieſtücke, ſelbſt einzelne kleine Partien, die in der Eile mit Tinte und Feder hingeworfen wurden. Der Dichter giebt dem Maler nichts nach.

Ein Vordergrund mit etwas Grün,
Ein Baum — doch ſchön verlang' ich ihn! —
Die Luft dazu, dann iſt's vorbei,
Da hat man gleich 'ne Malerei!
Doch zum Gedicht — was braucht's da mehr?
Hier ſtell' ich gleich euch eines her.

Doch jetzt geht das Dampfſchiff ab.

Die Küſte ſegelt ſchon! Ob ſie einen Vorſprung nehmen will, damit wir ſie nicht einholen ſollen? Nein, wir ſind's, die ſegeln! Aus dem Schorſtein ſteigt die ſchwarze Rauchſäule in die Höhe; die Räder zertheilen den Waſſerſpiegel und wir laſſen eine lange Furche hinter uns.

O reiſen! reiſen! das iſt doch das glücklichſte Loos! Und daher reiſen wir auch Alle. Alles in dem ganzen Univerſum reiſt! Selbſt der ärmſte Mann iſt im Beſitz des beflügelten Pferdes der Gedanken, und wird dies ſchwach und alt, dann nimmt ihn doch der Tod mit auf die Reiſe, die große Reiſe, die wir Alle machen. Die Wellen rollen von Küſte zu Küſte; die Wolken ſegeln an dem großen Himmel dahin und der Vogel fliegt weit über Felder und Auen. Wir reiſen Alle, ſelbſt die Todten in ihren ſtillen Gräbern fliegen mit der Erde rund um die Sonne. Ja, „reiſen“ iſt eine fixe Idee in dem ganzen Univerſum, aber wir Menſchen ſind Kinder, wir wollen auch noch

„Reiſen“ ſpielen während unſerer und aller Dinge großer natürlicher Reiſe.

Das Meer lag vor mir wie ein Spiegel, nicht eine Welle kräuſelte die große Fläche. O, es iſt herrlich, ſo zwiſchen Himmel und Meer dahinzufliegen, während das Herz ſeine Sehnſucht und Luſt ſingt und der Geiſt die bedeutungsvollen, wechſelnden Klangfiguren ſieht, welche aus dieſen Tonwellen entſtehen.

Das Herz und das Meer ſind doch wunderbar verwandt! Himmel und Erde ſpiegeln ſich im Meer, wie in unſern Herzen, aber das Menſchenherz wird nie ſo ruhig wie das Meer, wenn erſt des Lebens Stürme einmal ſein Inneres durchzogen haben. In Augenblicken vergeſſen wir unſere Schmerzen, ſelbſt die tiefſten, in Augenblicken vergißt auch das große Meer ſeine Stürme, und für einen Weltkörper ſind Wochen und Tage nur Augenblicke. Aber ich werde ja recht geſprächig! So erzählte ich auch einmal einem kleinen Kinde, das ich auf meinem Schooß hielt, allerlei Geſchichten, die ich ſelbſt hübſch, ſehr hübſch fand. Das Kind ſah mich mit großen Augen an; ich glaubte ſo recht, daß dieſe Geſchichten es glücklich machten, denn ich fing ſelbſt an, mich dabei zu amüſiren, dem kleinen, aufmerkſamen Kinde etwas zu erzählen. Bei der intereſſanteſten Stelle unterbrach ich mich ſelbſt und fragte: „was ſagſt Du dazu?“ und das Kind antwortete: „daß Du ſo viel ſchwatzeſt!“ Vielleicht geht es mir ebenſo mit Dir, verehrter Leſer? Aber bedenke, wir ſind ja inzwiſchen auch über die ganze Oſtſee geſegelt; wir haben Stevns-Klint mit ſeiner wandernden Kirche, Möens weiße Kreidefelſen, wo die Wälder ſchon zu grünen anfangen, und ſelbſt Laaland paſſirt, wo das rothe Feuer in der halbdunkeln Nacht brannte. Die Sonne iſt wieder aufgegangen und das war ſchön anzuſehen, aber die meiſten Paſſagiere ſchliefen, indem ſie wahrſcheinlich wie Arv in Holbergs Luſtſpiel dachten: „Der Morgen iſt ſehr ſchön, wenn er nur nicht ſo früh am Tage käme!“

Endlich kamen ſie denn auch, Einer nach dem Andern, aus der Unterwelt hervor; das Verdeck wurde der freie Converſationsſaal, wo man gehen und kommen konnte, wie es Einem beliebte; die Gedanken machten es ebenſo, und das Herz flüſterte hier dieſes, dort jenes, aber ich hörte es wohl.

In dem ſchaukelnden Boot, auf dem wogenden Meer,
Da ſchifft' ich mit meinem Liebchen daher;
Begeiſternde Luſt!
Sie lehnte ihr Haupt an die ſchwellende Bruſt,
Und ich, ich ſchlang um ſie meinen Arm,
Ich fühlte die Küſſe ſo innig und warm,
Die der Liebe Luſt mir ſtillten,
Wie die Segel vom Winde ſich füllten;
Und die Hand mir drückend gelobte aufs Neu'
Sie mit Augen und Lippen mir ewige Treu'.
Wir ſchieden — und Schmerz nur zeigte ihr Blick,
Ich blieb im ſchaukelnden Boote zurück.
— Gott weiß, ob ich längſt nicht vergeſſen ſchon ward,
Das wäre doch hart!

Auf der ſpiegelklaren Meeresfläche muß das Herz von ſeiner Liebe träumen! Die Liebe iſt auch eine Tiefe, wie das Meer, auf deſſen Grund Leben und Tod wohnen, während die Hoffnung ihre reich beladenen Gallionen von Küſte zu Küſte ſteuern läßt.

Ich blickte auf das große Meer hinaus und fühlte mich glücklich, ein Unbekannter ſtand neben mir und machte Witze — auch er fühlte ſich glücklich! Das Dampfſchiff ging raſch vorwärts, wir näherten uns dem Lande und nun — nun wurden die Andern auch glücklich.

Es fehlte aber nicht viel daran, daß wir den Eingang in die Trave nicht gefunden hätten; ein dicker Nebel hatte ſich über die Küſte gelegt, aber endlich trafen wir die rechte Stelle, kamen hinein und nun lag das ganze Nebelland hinter uns.

Es kam uns vor als wäre ein Verhang aufgerollt. Im Vordergrund lag das hübſche Badehaus und der hohe Leuchtthurm, rund umher erſtreckten ſich grüne Wälder, und die warme Sonnenluft ſtrömte uns entgegen. Zu Hauſe in Dänemark hatten die Bäume nur noch Knospen, als wir geſtern abfuhren; welch ein bedeutender Uebergang! Links erſtreckte ſich die Halbinſel Priwall, wo das Vieh bis an den Bauch ins Meer hinein watete, und zeigte uns ein lebendiges Potter'ſches Gemälde mit dem großen Lufthintergrund und den herrlichen Thiergruppen. Rechts lag Travemünde mit ſeinen rothen Dächern, aus allen Fenſtern ſchauten Männer- und Mädchengeſichter hervor, die in der Ferne recht hübſch ausſahen. Ach ja, „die Ferne“ iſt doch des Lebens magiſches Zauberland, die geiſtige fata morgana, die jedesmal verſchwindet, wenn man ſich ihr nähert. In der Ferne liegen die Träume der Kindheit und die Hoffnungen des Lebens, in der Ferne werden die Runzeln von der durchfurchten Stirn geglättet und ſteht das graue Mütterchen wie ein von Geſundheit ſtrotzendes junges Mädchen da. Vielleicht war dies auch hier mit den Schönen von Travemünde der Fall.

Die Trave ward nun ſchmäler; das Dampfſchiff ſchien beinahe ihre ganze Breite einnehmen zu wollen. Bald ſahen wir das ſiebenthürmige Lübeck aus Wäldern und Wieſen hervortauchen, aber es ſpielte gar wunderlich Verſtecken mit uns, bald war es hier, bald da. Die vielen Krümmungen des Fluſſes machen, daß man nicht recht weiß, ob man nach der Stadt hin oder von ihr fort reiſt So ſegeln wir auch auf des Lebens großem Strom, wo wir dann ſo kindiſch ſind in Thränen auszubrechen, ja an dem Steuermann zu verzweifeln, weil das Ziel unſerer Wünſche, ebenſo wie Lübeck, Verſtecken mit uns ſpielt; es iſt doch der rechte Weg, den wir gehen, aber wir kennen nicht den rechten Lauf des Stroms, da wir des Lebens Trave nur einmal hinaufſegeln.

Welch ein wechſelndes Gemälde! Welch eine lebendige Idylle iſt nicht die ganze Gegend! Hier macht der Fluß eine kleine Krümmung; dort iſt ein Fiſcherdorf, wo die Netze zwiſchen den Bäumen in der Sonne aufgehängt ſind; dort auf dem Berge erhebt ſich ein Städchen mit ſeiner Kirche, und auf dem Fluß ſelbſt, zwiſchen dem grünen Schilf brauſt das Dampfſchiff dahin.

Nachdem wir in Lübeck ans Land geſtiegen waren, traten wir durch ein altes gewölbtes Thor, mit dicken Mauern an beiden Seiten, in die freie Hanſeſtadt

Lübeck

ein. Hier zwiſchen den Häuſern mit den ſpitzen Giebeln, in den engen Seitengäßchen und in der Erinnerung, die ein hiſtoriſches Gewand über das Ganze wirft, glaubt man ſich Jahrhunderte in der Zeit zurückverſetzt. Dieſe eckigen Gebäude, dieſe ſteinernen Helden auf dem Rathhauſe und die gemalten Fenſterſcheiben an der alten Kirche, an der wir vorbei kamen, ſahen eben ſo aus, als Jürgen Wollenweber hier noch ein kräftiges Wort mitſprechen konnte. Daß die Kirchen hier offen ſtehen, erinnert auch an den Katholicismus, und manches Bild aus jener Zeit ergreift uns, obgleich es kein Kunſtwerk iſt, dennoch durch ſeine poetiſche Idee oder ſein Alter.

Ich war in der Marienkirche, ſah das berühmte aſtronomiſche Uhrwerk und den noch berühmteren Cyclus von Gemälden, der „Todtentanz“ genannt. Es kam mir vor, als ob der Maler ein ironiſches Lächeln in die Geſichtszüge des tanzenden Gerippes gelegt hätte, das zu mir und der ganzen Geſellſchaft, die hier Bemerkungen über ihn machte, ſagen zu wollen ſchien: „Ihr glaubt jetzt, daß Ihr ſtill ſteht, oder höchſtens in der Marienkirche umherſpaziert und Euch die alten Gemälde anſeht. Euch hat der Tod noch nicht zum Tanz aufgefordert, und dennoch tanzt Ihr ſchon Alle mit mir! Von der Wiege an beginnt ſchon der große Tanz. Das Leben iſt wie eine Lampe, die auch ſchon zu erlöſchen anfängt, ſobald ſie angezündet wird! So alt wie ein jeder von Euch iſt, ſo viele Jahre habe ich ſchon mit Euch getanzt. Jeder hat ſeine verſchiedenen Touren und der Eine hält den Tanz länger aus, als der Andere, aber gegen die Morgenſtunde brennen die Lichter herunter, und dann ſinkt Ihr Alle ermüdet in meine Arme; — das nennt man ſterben.“

Rings herum an den Mauern ſtanden Epitaphia, und in den Gängen lagen Leichenſteine mit unleſerlichen Inſchriften und halb ausgelöſchten Herren und Frauen; ſo ſah ich einen großen Stein mit einem ſtattlichen Rittersmann darauf, der das große Schlachtſchwert in der Hand hielt und es doch duldete, daß das neue Geſchlecht ihm auf den langen Bart trat und dieſen auslöſchte. Er und alle dieſe ſtillen Nachbarn, deren Namen nun verſchwunden ſind, wie die Inſchriften, hat ſich einmal luſtig herumgetummelt in der alten Stadt, ſpazierte manches Mal auf den grünen Wällen, hörte die Vögel ſingen und dachte an Unſterblichkeit. — Das alte Rathhaus ſteht noch mit ſeinen kleinen Thürmen und ſeinem alten Hanſeſaal; der Markt liegt zwiſchen demſelben und der Kirche, wo ein neues Geſchlecht ſich durch einander drängt. Aus der Marienkirche ging ich hinaus in die große Gotteskirche, die doch noch ganz anders alt und groß iſt. Das nenne ich eine Wölbung! Die predigt ſelbſt, wenn alles Andere ſchweigt. Die Häuſer an beiden Seiten der Straße ſtanden da wie Reihen von Stühlen, wie gekaufte oder gemiethete Familienſtühle, wo auch das Geſinde mit Platz hat. Eine Gewitterwolke, die über uns heraufgezogen war, begann inzwiſchen ihre Predigt; ſie war nur kurz, aber es lag doch ſehr viel in dieſer Rede.

Am Abend verließ ich das alte Lübeck; die Sonne ging ſo ſchön unter und die grünen Waldungen dufteten, daß es eine Luſt war! Wie viel Poeſie kann doch in einem ſolchen ſtillen Abend liegen!

In der Morgenſtunde kamen wir nach Wandsbeck. Hier hat Claudius gelebt und gedichtet; ich dachte an Andreas und Anſelmus. Die Sonne ſchien mir ins Geſicht, ſo daß mir das Waſſer in die Augen trat. Beinahe wäre ich an dem Gebäude, wo das Zahlenlotto gezogen wird, vorbeigefahren, ohne darauf Achtung zu geben, aber es giebt dennoch Gedanken genug, die wie unſelige Geiſter dieſe Stelle umſchweben und über den verlorenen Mammon jammern. Claudius und das Zahlenlotto — das ſind doch zwei Merkwürdigkeiten an einem kleinen Orte vereint, und unſer Herrgott weiß, wie wenig die zuſammen paſſen!

Jetzt ſahen wir die Thürme Hamburgs; ſie erhoben ſich hoch in die Luft, als wollten ſie ſich darnach umſehen, ob wir nicht bald kämen, und die Sonne ſchien auf ſie und auf uns, eben ſo ſchön, wie bei irgend einem kaiſerlichen Einzug.

II.

Hamburg. Eine einfache Geſchichte. Das Theater. Ein Beſuch vor der Stadt. Der Traum. Eine Idylle. Die zwei Charaktere.

Ich fühlte ordentlich einen tiefen Reſpect vor der alten Stadt, die die engen Straßen und das Menſchengedränge beibehalten hatte. Ich glaube, unſer Kutſcher fuhr uns Straße auf, Straße ab, um uns durch die Größe der Stadt zu imponiren, denn es dauerte eine kleine Ewigkeit, ehe wir ans **Hôtel de Bavière** auf dem neuen Jungfernſtieg gelangten, wo wir abſtiegen. Hier, im Innern der Stadt ſelbſt, nimmt ſich die Stadt herrlich aus, indem die Alſter, die groß und breit iſt, die Altſtadt gleichſam von der Neuſtadt trennt. Die hohen Thürme ſpiegeln ſich auf ihrer Waſſerfläche, auf welcher Schwäne dahingleiten und Böte mit geputzten Menſchen ſich ſchaukeln. Der Jungfernſtieg wimmelt von Spaziergängern, an demſelben entlang liegt Hotel neben Hotel, deren Thüren mit Kellnern, Oberkellnern und Oberkellners Oberkellnern beſetzt ſind.

Aber wir wollen uns hier nicht länger aufhalten, ſondern den Beſuch bis zum Abend aufſparen, wenn Alles erleuchtet iſt, obgleich es wohl vertragen kann, bei Tage geſehen zu werden. Wir wagen uns hinein ins Gedränge zwiſchen Droſchken, ſchreiende Trödler und Kleinhändler, Blumenmädchen aus den Vierlanden und emſige Geldmänner der Börſe. Es ſieht aus, als wäre das Ganze ein Kaufladen, ſo reiht ſich ein Laden an den andern. Die Straßen kreuzen einander, und nach der Elbe zu giebt es einige, wo der Eingang durch eine Hausflur iſt und wo kaum ein Menſch, der eine gewiſſe Peripherie überſchreitet, wohnen kann, ohne für beſtändig darin bleiben zu müſſen. Ich ſteckte den Kopf in einige derſelben hinein, wagte aber nicht weiter zu gehen, denn es erinnerte mich recht lebhaft an einen Traum, den ich einmal hatte: wie die Häuſer in Kopenhagens Oſterſtraße, auf der ich ſpazieren ging, ebenfalls zu ſpazieren anfingen, aber die Fronten ſo gegen einander haltend, daß die Straße das Ausſehen dieſer Hamburger Straßen erhielt, und als ſie noch einen Schritt weiter thaten, ſaß ich zwiſchen den Wänden eingeklemmt und konnte weder vorwärts, noch rückwärts, was ziemlich unbehaglich war.

Doch ſpielte eine Menge von Kindern vergnügt darin herum, in dieſer halbdunklen Hamburger Welt.

Die Leiche eines Armen ward begraben; vier Männer trugen den Sarg und die Witwe folgte; ſie hatten große Mühe durch die enge Gaſſe zu kommen, der Weg war ſchmal; kein Sonnenſtrahl fiel auf denſelben hinab; erſt als ſie auf die breitere Straße hinaus kamen, ſchien das Sonnenlicht auf den ärmlichen Sarg. Ich hörte eine Geſchichte von dieſem Begräbniß, poetiſch rührend, weil ſie Wahrheit iſt.

In dem engen Gäßchen hoch oben in einem eben ſo engen Kämmerchen lag die Leiche des Armen; die Frau ſaß und weinte über derſelben, ſie wußte nicht, wie ſie es möglich machen ſollte, ſie zu begraben; das Fenſter ſtand offen, da flog ein kleiner Canarienvogel herein und ſetzte ſich am Kopf der Leiche nieder und fing an zu ſingen; das machte einen wunderbaren Eindruck auf die Frau, ſie konnte nicht länger weinen, es kam ihr vor, als ob er von unſerm lieben Herrgott herabgekommen ſein müſſe. Der Vogel war zahm, er ließ ſich gleich fangen, und als ſie dies nun einer Nachbarin erzählte und ihr den Vogel zeigte, erinnerte dieſe ſich, daß ſie kurz vorher in einem Zeitungsblatt eine Anzeige über einen Canarienvogel geleſen habe, der fortgeflogen war. Es war eben dieſer, und da fand die Frau menſchenfreundliche Herzen, die ihr den Todten beſtatten halfen.

Die Stadt iſt von Canälen durchſchnitten; in dieſem Stadttheil ſah ich mehrere, die wie wahrhafte Cloaken ausſahen. Hohe Häuſer auf beiden Seiten, aber keine Straße, blos der ſchmale Canal, ſoweit man vor den vorgebauten Altanen ſehen konnte. Auf dieſen hingen und lagen Dinge von allerlei Art, und tief unten lief oder, beſſer geſagt, kroch das ſchmutzige Waſſer. Einer dieſer Altane oder Schuppen in dieſem Chaos war grün angeſtrichen, und auf demſelben ſaß eine wohlbeleibte Dame am Theetiſch und genoß die ſchöne Natur.

Will man übrigens hier im Sommer dem Menſchengewühl entgehen, das man faſt überall antrifft, will man ſich von der Welt losmachen, ſo muß man ins Theater gehen, da findet man eben nicht Viele; weit aus einander ſitzen die blaſſen Einſiedler in den großen Logen.

Das Haus iſt groß und prächtig, vier Etagen und ein Parterre, deſſen Gang hinter den Bänken herum ſo breit iſt daß recht gut eine Galopade darin getanzt werden kam. Das ganze Innere iſt weiß mit vergoldeten Verzierungen und wird von einem prachtvollen Kronleuchter erleuchtet. Man ſpielte den Freiſchütz. Die Decorationen waren vortrefflich, namentlich die Wolfsſchlucht. Es war eine tiefe Felsſchlucht, in die der Mond hinabſchien, und die rothen Irrlichter hüpften in ihrem magiſchen Rundtanz umher. Aus der Erde ſchlugen Flammen empor, und der wilde Jäger, ein Lufttransparent, eine Wolkengruppe, die ſich in allerlei wilde Geſtalten umwandelte, fuhr über die Scene. Am Ende des Actes ſtieg nicht der lebendige Samiel aus der Tiefe herauf, ſondern eine fürchterliche Rieſengeſtalt, die die halbe Bühne einnahm; ſie ergriff mit ihrer ungeheuern Hand Max und Caspar, der leblos hingeſtreckt dalag, während das Ganze effectvoll von einem ſtarken, rothen Feuer beleuchtet ward. Sonſt war Samiel hier keineswegs gut coſtümirt, er ſah aus wie ein rother Huſar. Eine Demoiſelle Gned gaſtirte als Agathe, ſie ſang gut und zeigte viel Schule, vergaß ſich aber jedes Mal, wenn applaudirt ward, ging ganz aus ihrer Rolle heraus und machte einen tiefen Knix, was Jeden aus der Illuſion herausreißen muß. Nach der großen Arie mit dem Taſchentuch, das hier mit ſehr viel ſtudirter Grazie geſchwenkt ward, und als ſie ſich Max in die Arme werfen wollte, klatſchte man, weshalb ſie eine Bewegung vorwärts machte, ſich verneigte und ſich dann in die Arme des armen Liebhabers warf, der auf dieſe Weiſe ein ganzes Publicum zwiſchen ſich und den Gefühlen der Geliebten hatte.

Kunſt iſt der Gegenſatz von Natur, aber deßwegen iſt Kunſt noch nicht Unnatur, ſie iſt vielmehr das ideale Bild der Natur; man ſoll vergeſſen, daß es Kunſt iſt; aber wie kann man das, wenn ein Künſtler oder eine Künſtlerin ſich ſo weit erniedrigt, das Natürliche in der Kunſt wegen eines elenden Applauſes zu vergeſſen?

Als ich zum zweiten Mal im Theater war, wartete man mir mit einem Melodrama nach dem Franzöſiſchen auf: „Cardillac, oder das Stadtviertel des Arſenals“; es iſt nach Hoffmanns bekannter Erzählung „Fräulein Scudery“ bearbeitet; eine jämmerliche Komödie! — Olivers Rolle ſpielte Herr Jacobi, der, wie man erzählt, ſeine Stiefeln und Schuhe von der Hamburger Schuſterzunft gratis erhält, weil er den Hans Sachs ſpielte; weshalb, das begreiſe ich nicht. Es iſt vielleicht der ehrbaren Schuſterzunft ergangen wie einem alten Bürgersmann, den ich kannte, der, als er ſeine Tochter auf einem Liebhabertheater ſpielen ſah, die Hände faltete und ſagte: „Unſer Herrgott mag wiſſen, wie ihr das Alles ſo einfällt, was ſie da ſagt!“ Sie haben wohl auch geglaubt, daß Jacobi alles das Hübſche ſelbſt erdacht hätte, was er ſagte, und da ſie nun alle Schuhmacher waren, wie Hans Sachs, und vielleicht auch einige von ihnen Poeten (nicht wie Hans Sachs), da haben ſie gedacht: „Heute dir, morgen mir! Wer weiß, was Jacobi uns in den Mund legen kann, wenn wir einmal auf die Bühne kommen!“ Jeſt als Cardillac und Mad. Mädel als Scudery ſpielten vortrefflich.

In einer frühen Morgenſtunde ging ich nach dem botaniſchen Garten. Seine Lage iſt herrlich; man glaubt ſich weit weg von Hamburg, und doch liegen blos der alte Wallgraben und der planirte Wall mit ſeinen Blumenpartien und Alleen dazwiſchen.

Als ich von dort nach Altona ging, wo ich die herrliche Ausſicht über die Elbe genoß, erreichte ich Ottenſen; der bekannte Baum auf dem Kirchhof fiel mir ſogleich in die Augen; ich ſtand an Klopſtocks Grab.

Ich habe einmal von einem reiſenden Engländer geleſen, der, als er zum erſten Mal eine katholiſche Kirchenproceſſion und das ganze Volk niederknieen ſah, ſich auch unwillkürlich beugte, obgleich er nicht wußte, ob es ein Gott, ein Heiliger oder etwas ganz Menſchliches war, vor dem ſie niederknieten; es ging mir hier faſt eben ſo. Ich kenne nur wenig von Klopſtock, denn ſeine Meſſiade, ich muß es ehrlich geſtehen, habe ich niemals geleſen; es war im Grunde mehr Klopſtocks Name als ſeine Werke, der das ernſte, tiefe Gefühl hier an ſeinem Grabe hervorrief, es war der unſterbliche Name, der mein Herz ſtärker klopfen machte.

Gottes freie Natur rief mich weiter hinaus. — Herrliche grüne Gärten liegen die Elbe entlang; ein Dampfſchiff glitt ſtolz auf dem Fluſſe dahin und die ſchwarze Rauchwolke wirbelte über der Waſſerfläche. Hier iſt es ſchön! Doch das haben ſchon Tauſende vor mir erzählt. Wer iſt nicht in Rainville's Garten, in Blankeneſe geweſen, wer hat nicht die „ſchöne Mariane“ geſehn?

Die Vögel ſangen und die Blumen nickten freundlich und zwar in ſolcher Menge, daß es mir, als ich in der

Dämmerung nach Hamburg zurückkehrte, vorkam, als ob ſich auf dem ganzen Jungfernſtieg nur luſtige Vögel und nickende Blumen hin und her bewegten.

Man ſoll ja Achtung geben auf das, was man das erſte Mal, wo man an einem fremden Ort ſchläft, träumt, denn das ſoll etwas zu bedeuten haben. Ich löſchte mein Licht aus, ſah noch einmal durch das geöffnete Fenſter auf die vielen Spaziergänger hinab, hörte die Muſik vom Pavillon, denn der Wind trug die Töne über die Alſter, und ging dann zur Ruhe, um Kräfte zu ſammeln zu einem weiteren Ausflug in die Welt.

Ich träumte, daß ich ein Vöglein ſei,
Da flog übers Meer ich von dannen;
Was im Herzen ich fühlt', was das Auge gewahrt,
Das konnt' ich im Herzen nicht bannen.

Ich ſang die Gedanken aus tiefſter Bruſt,
Sang Freuden und Leiden ſo gerne,
Ich ſchwang mich über das rauſchende Meer,
Und weit in die neblige Ferne.

Da ſaß ich einſt auf 'nem grünen Baum
Und zwitſcherte froh meine Lieder,
Und unten war Alles von Blumen voll,
Die grüßten ſo freundlich mich wieder.

Doch eine hat an Farbe und Pracht
Die Schweſtern all' übertroffen;
Die blickt' ich nur an, der ſang ich allein,
Und die Welt ſtand mir nicht mehr offen.

Bei ihr wollt' ich niſten und wohnen nun,
Ich wollte verlieren die Schwingen,
Und wollte, bis einſt mein Herze brach,
Die ſchönſten Lieder ihr ſingen.

Sie neigte verſchämt im Winde ſich,
Ich verſtand der Blume Mienen,
Ich verſtand den Sinn in der Blume Duft,
Von der Morgenſonne beſchienen.

Und ich erinner's noch ganz genau,
Die Blume fing an zu nicken,
Es war mir, als ſtände die Liebe mein
Zu leſen in ihren Blicken.

Da kam ein Jäger, ſo jung und ſchön,
Im Arm den trefflichen Stutzen,
Der pflückte die Blume und ſteckte ſie ſich
Ins Knopfloch, fein ſich zu putzen.

Zwei Tropfen entfielen der Blume nun,
Ich glaubte, es ſeien Thränen,
Da ſang ich und dachte, dann ſchießt er dich!
Fing an, nach dem Tod mich zu ſehnen.

Noch duftet die Blume ſo ſchön wie ſonſt,
Nachdem ſie im Knopfloch geſeſſen,
Und ich, ich fliege von Ort zu Ort;
O, könnt' ich die Blume vergeſſen!

Ich traure und ſinge doch mehr, als ſonſt,
Sobald mich tragen die Schwingen;
Es kommt wohl einmal ein Jägersmann,
Und ſchießt mich mitten im Singen!

Aber wir wollen den Vogel fliegen laſſen!

Ich war nun ſchon vier Tage in Hamburg; am Nachmittag ging die Poſtkutſche nach Braunſchweig ab; ich hatte No. 11, aber es waren nahe an zwanzig Paſſagiere da, die alle mit Mänteln, Schachteln und dergleichen Reiſe-Attributen an der „hohen Brücke“ warteten, wo wir einſteigen ſollten.

Dieſe Straße, — ja das war eine echte Hamburger Straße, eng und dunkel, mit ungeheurem Gedränge, Lärmen und Rufen, doch mitten in all ihrer Proſa lag eine kleine idylliſche Partie.

Die Seitenhäuſer hatten manche Ecken und Ausbaue; zwiſchen zweien von dieſen war ein kleiner Bretterſchuppen aufgeſchlagen, der ſo niedrig war, daß kein Menſch aufrecht darin ſtehen konnte, und ſo ſchmal, daß nur Platz für einen Stuhl war und mehr nicht. Es ſaßen darin ein Paar alte Eheleute, ein Schuhmacher mit ſeiner Frau. Das Strickzeug lag im Fenſter, und zwiſchen dieſem und der hinterſten Wand nahm der Mann den ganzen Platz ein, die Frau ſaß dicht an ſeiner Seite mit ihrem Strickſtrumpf, und dann kam die Thür nach der Straße zu; wenn der Mann heraus wollte, da mußte ſie nothwendiger Weiſe erſt aus dem Hauſe treten.

Sie ſaßen wirklich ganz ſo da, wie Puppen in einem Glasſchrank, und ſahen ſehr glücklich aus, ſchwatzten und lachten, indem ſie uns betrachteten, die wir, Einer nach dem Andern, in den Poſtwagen hineingepfropft wurden.

Ich kam in einen Beiwagen, wo meine Geſellſchaft aus einem Engländer und zwei Hamburgern beſtand, von denen der Eine ein junger Jude war.

„Nun wollen wir bei Gott intereſſant ſein!“ war das Erſte, was er ſagte, nachdem er kaum Platz genommen hatte, und dazu ſah er uns Alle ſehr vergnügt an.

„Unſer Hamburg iſt doch eine ſchöne Stadt, eine reiche Stadt!“ und dann hob er mit einer hohen Fiſtelſtimme an:

„Stadt Hamburg in der Elbe Auen,
Wie biſt du ſtattlich anzuſchauen!“

Ich ward auch ganz vergnügt, indem ich wie der Teufel dachte: „wenn es ſchlecht geht, da bekomme ich doch eine Seele; den kann ich gewiß gebrauchen.“ Ich bat Gott in meinem Innerſten, daß des jungen Mannes Originalität doch ihre Sonntagsſeite herauskehren möge, und in dieſer Hoffnung brummte ich mit:

„Heil dir, Hammonia!“

So fuhren wir denn aus dem alten Hamburg heraus.

Ich erwähnte den Dichter Heine.

„Heine,“ ſagte der jüdiſche Jüngling, „ja, Heine iſt ein großer Mann in der Poeſie und ſein Onkel ein großer Mann an der Börſe! Aber ich liebe ſeine Verſe nicht, denn ſie ſind ſo kurz. Ehe man ſich's verſieht, kriegt man Eins über die Naſe, und dann iſt's Lied vorbei!“

„Ja“, ſagte der andere Hamburger, „er iſt immer gleich bei der Hand damit, Eins über die Naſe zu geben! So hat er auch geſchrieben, daß die Römer und Italiener ſo ſchöne und regelmäßige Geſichter, und daß wir Deutſche „Kartoffel-Geſichter“ haben. — Haben wir Kartoffel-Geſichter?“ fuhr er fort und zeigte mir ſein Geſicht, das allerdings, wenn ich ehrlich ſein ſoll, dieſer Frucht nicht ſo ganz unähnlich war. „Ich möchte um keinen Preis,“ fügte er hinzu, „mit einem ſolchen Menſchen reiſen; ehe man ein Wort davon wüßte, könnte über Einen ein ganzes Buch geſchrieben werden!“

„Nummer zwei!“ dachte ich, „hier habe ich die zweite Seele!“ — Welche Charaktere für meine Reiſe! Nach und nach werden ſie ſich entwickeln, ſie werden im dritten Capitel von Nutzen ſein.

Inzwiſchen waren wir bei der erſten Station angelangt, aber — da verließen uns alle Beide, beide Charaktere!

Das iſt allerdings ein ſchlimmer Streich für einen Verfaſſer, wenn er ſo ſeine beiden erſten Charaktere verliert, ohne ſie benutzt zu haben — — — doch wir wollen uns dadurch nicht abhalten laſſen, weiter zu reiſen!

III.

Die Vierlande. Der Reiſende und der Haidebewohner. Die Schulmamſell. Lüneburg. Die Elfen auf der Haide.

Nun waren wir in den Vierlanden; kleine Canäle kreuzten ſich; Alles ſtand im ſaftigen Grün, die Kirſchen hatten ſchon Früchte angeſetzt. Alles um uns herum war ein großer Küchengarten, und das iſt es auch für Hamburg und die ganze Umgebung.

Dicht am Wege lagen zierliche Häuſer, an einzelnen waren die kleinen Fenſterſcheiben mit Glasmalerei geziert. Kinder, Mädchen und Jungen mit klugen Augen liefen neben dem Wagen her und wollten uns Blumen verkaufen, wir bekamen für eine Kleinigkeit Sträußer und Kränze.

Eine Reiſe durch die Vierlande nach dem Harz iſt doch ein recht lebendiges Bild von dem ganzen menſchlichen Leben! Die fruchtbare, grüne Natur hier, wo die Einwohner ruhig innerhalb der Deiche ſchlafen, ohne von dem unruhigen Strome zu träumen, der jeden Augenblick über ſie hereinbrechen kann, kam mir vor, wie die glückliche, lebensfriſche Jugendwelt, wo auch überall Kirſchen und Pflaumen, große Feuerbohnen und bunte Blumen wachſen. Aber kaum ſind wir aus dieſem glücklichen Lande herausgekommen, über den Elbſtrom der Wirklichkeit, da liegt des Lebens große Lüneburger Haide vor uns, die im Uebrigen doch nicht ſo ſchlimm iſt, als allgemein angenommen wird; hier wachſen auch grüne Waldungen, und ſind dieſe gleich nur Nadelholz, ſo geben ſie doch Schatten, man findet auch hier Menſchen, und die Vögel zwitſchern vergnügt auf den grünen Wieſenpartieen; und im Hintergrunde des großen Haidelandes erhebt ſich das hohe Harzgebirge, wo ſelbſt die ſonnenbeleuchteten Wolken wie Nebel tief unter uns liegen.

Bei Zollenſpiker, des bekannten däniſchen Arztes und Schriftſtellers Tode Geburtsort, der auf einer von der Elbe und Ilmenau gebildeten Inſel liegt, wurden wir auf einer großen Fähre über den Elbſtrom geſetzt, der mit einer ungeheuren Fahrt nach Hamburg zu lief, recht als habe er tauſenderlei Neuigkeiten aus den böhmiſchen Gebirgen, die er in die „Börſenhalle“ eingerückt haben wolle.

Wir ſtiegen ans Land und befanden uns nun im Königreich Hannover.

Bis **Winſen**, ein hannöverſches Städtchen an einem kleinen Fluſſe, die Luhe, war die Gegend noch recht erträglich. An der erſten Straßenecke hatte ein Maler mit großen weißen Buchſtaben den Namen der Stadt „Winſen“ angepinſelt und neben denſelben ein großes Komma geſetzt, gleichſam um anzudeuten, daß von dieſer Stadt wohl noch mehr geſagt werden könne, als der bloße Name.

Die Einwohner ſaßen auf ſteinernen Stufen vor ihren Hausthüren und tranken Thee; wir warfen den Damen Kußhände zu, und ſie nickten ſo vertraulich wieder, als ob wir gute alte Bekannte wären; die Sonne ging hinter dem alten Kirchthurm unter und malte uns Allen rothe Wangen, während wir nach der großen Haide von dannen rollten.

Die letztere war noch nicht ſo ſchlimm auf dieſer Seite Lüneburgs. Die jungen Tannenbäume ſtanden da mit friſchen, weißgrünen Knospen; der ganze Wald ſah aus wie eine ungeheure Menge von Weihnachtsbäumen mit kleinen Kerzen, nur die Geſchenke fehlten daran.

Wir rollten vorwärts zwiſchen Sand und Tannenwäldern.

Der Reiſende.

Keine Berge, keine Meere
Hat der Himmel Euch verliehn,
Sand und Tannen nur und leere
Flächen, wo nicht Blumen blühn,
Giebt's, ſo weit das Auge ſchaut
Und der Himmel Brücken baut.

Haidebewohner.

Beide hat uns Gott geſchenket,
Unſer Meer der Himmel iſt,
Das, wie's größer Niemand denket,
Unſre Ebne ganz umfließt,
Wo, wie in der Tiefe Reich,
Sterne ſtehn, den Lilien gleich.

Berge! — Berge ſollt's nicht geben?
Siehſt Du dieſe Wolken nicht,
Die ſo ſtolz das Haupt erheben;
Aus den Felſen Leben ſpricht!
Segeln die am Himmel her,
Sprich, was fehlt uns dann noch mehr?

Von den zwanzig Reiſenden, die mit von Hamburg abfuhren, waren wir auf ſechs zuſammengeſchmolzen und ſaßen nun, Herz an Herz, in der großen Poſtkutſche; wir bildeten gewiſſermaßen eine Coeur-Sechs, da hier drei Herzen auf jeder Seite ſaßen. Das eine Herz, d. h. natürlich mit körperlichem Futteral und Zubehör, war ein junger Student aus Hamburg, voll von Laune und guten Einfällen; er meinte, daß wir nun gerade einen kleinen Familienkreis ausmachten und daß dieſer ſich doch unter einander kennen müſſe. Nach unſern Namen ward nicht gefragt, aber nach unſerem Vaterlande; Jeder bekam ſeinen Namen nach einem berühmten Mann oder einer berühmten Frau aus demſelben, und ſo bildeten wir einen Kreis von berühmten Menſchen. Ich hieß als Däne Thorwaldſen, mein Nachbar, ein junger Engländer, Shakſpeare, der Student ſelbſt konnte nicht weniger ſein als Claudius; aber mit unſern drei vis-à-vis kam er doch in einige Verlegenheit. Das eine war ein junges, achtzehnjähriges Mädchen, die mit ihrem Onkel, einem alten Apotheker aus Braunſchweig, reiſte; er ward endlich genöthigt, ſie Fräulein Mumme und den Onkel Heinrich den Löwen zu nennen; aber der Letzte der Paſſagiere, ein Frauenzimmer, blieb ganz anonym, da wir uns auf keine berühmte Perſönlichkeit aus der ſonſt ſo ſalzbringenden Stadt Lüneburg, von wo ſie gebürtig war, beſinnen konnten. Sie blieb alſo ein Stiefkind, und es ſchien, als ob ſie oft ſo behandelt worden wäre, denn ſie lächelte ganz wunderbar wehmüthig, als wir ſie nicht mit einem Namen in die Geſellſchaft aufnehmen konnten. Eben dies bewog mich, ſie näher zu betrachten; ſie war gegen funfzig Jahre alt, hatte einen braunen Teint und einige Blatternarben; aber in den dunkeln Augen lag etwas Intereſſantes, etwas tief Wehmüthiges, ſelbſt wenn ſie lächelte. Wir hörten, daß ſie in Lüneburg eine Schule für junge Mädchen hielt, daß ſie zurückgezogen in einem kleinen Hauſe lebte, und nun zum erſten Male, aber nur auf ein Paar Tage, in Hamburg geweſen war. Ich hörte ſie beinahe auf dem ganzen Wege nicht ein einziges Wort ſprechen; aber ſie lächelte freundlich über unſere Scherze und blickte recht gutmüthig vergnügt auf das junge Mädchen, wenn dieſe über unſer Geſpräch herzlich lachte.

Zwiſchen uns andern Geſchwätzigen ward ſie mir gerade intereſſant durch ihr Schweigen. Erſt als wir in Lüneburgs enge Straßen hineinfuhren, wo die Häuſer im Mondlicht daſtanden, ſo kloſterartig, ſo alterthümlich mit ihren ſpitzigen Giebeln, hörte ich ſie zum erſten Male ſprechen. „Nun bin ich zu Hauſe!“ ſagte ſie.

Wir ſtiegen aus dem Wagen, der alte Apotheker bot ihr ſeinen Arm, um ſie nach Hauſe zu begleiten; es war ganz in der Nähe; wir Andern gingen mit. Es war ungefähr eilf Uhr, Alles war ſo ſtille in der wunderlichen alten Stadt, es kam mir Alles ſo fremdartig vor, die Häuſer mit den ſpitzen Giebeln, die Erker und Ausbaue im Mondſchein. Der Wächter ſchritt mit ſeiner großen Schnarre langſam durch die Straße, ſchnarrte, ſang dann ſeinen Vers und ſchnarrte wieder. „Willkommen, Mamſell!“ ſagte er, ſich mitten in ſeinem Geſange unterbrechend, und ſie nickte und nannte ſeinen Namen, indem ſie die hohen Steinſtufen hinaufſchritt; hier wohnte ſie. Ich ſah ſie ſich zum Abſchied verneigen und hinter der Thür verſchwinden.

Als nachher der Poſtillon blies und wir wieder einſteigen mußten, da ſah ich Licht auf ihrem Zimmer; ein Schatten bewegte ſich an der Gardine, das war ſie, die uns durchs Fenſter nachſchaute. Jetzt war die Reiſe für ſie vorbei, auf die ſie ſich vielleicht mehrere Jahre lang gefreut hatte, vielleicht ſteht ſie als einer der lichteſten Punkte in ihrem einförmigen Leben da, und ſie wird dieſelbe ſpäter noch manches Mal in der Erinnerung genießen. Es liegt wirklich etwas Rührendes in dem ſtillen Kloſterleben einer ſolchen alten Jungfer. Wer weiß, welcher Wurm an dieſem Herzen nagt? Es giebt Gefühle und Gedanken, die wir oft unſern liebſten Freunden nicht anvertrauen können. Morgen mußte ſie vielleicht ſchon mit Sonnenaufgang wieder anfangen, die kleinen Mädchen in den regulären Verben zu verhören — aimer, aimant, aimé — wie doch ſo manche Erinnerungen in einem ſolchen regelmäßigen Verbum liegen können!

Wir fuhren wieder aus Lüneburg heraus, ohne etwas von ſeinen Merkwürdigkeiten geſehen zu haben; nicht einmal den Schinken jenes berühmten Schweins, das vor 800 Jahren die Salzquellen entdeckte.

Die Saline und die Gypsbrüche außerhalb der Stadt ſahen wir jedoch im Fluge, aber allerdings nur in der Weiſe, wie Bürger's Leonore die Städte und Felder im Mondſcheine vorüberfliegen ſah.

Das einförmige Knarren des Wagens im Sande, die Fichten und die Muſikſtücke des Poſtillons verſchmolzen ſich inzwiſchen zu einem einſchläfernden Wiegengeſang; ein Paſſagier nach dem andern fing an mit dem Kopf zu nicken, ſelbſt unſere Blumenſträußer, die in die Wagentaſchen geſteckt waren, ahmten dieſelbe Bewegung nach, jedes Mal, wenn der Wagen einen Stoß gab. Ich ſchloß die Augen und öffnete ſie wieder, indem ich halb ſchlummerte und gewiß träumte. Mein Auge fiel beſonders auf die großen Nelken in dem Strauße, den ich mir in den Vierlanden gekauft hatte; alle Blumen dufteten ſtark, aber es ſchien mir, als ob dieſe alle andern an Duft und Farbe überträfen; und was das Merkwürdigſte dabei war, mitten in den Blumen ſaß ein kleines luftiges Weſen, nicht größer als eins ihrer Blätter, und war ſo durchſichtig wie Glas; das war ihr Genius; denn in einer jeden Blume wohnt ſo ein kleiner Geiſt, der mit ihr lebt und ſtirbt. Seine Flügel hatten dieſelbe Farbe wie die Blätter der Nelken, aber ſie waren ſo fein, daß es ausſah, als wäre es nur rother Staub, der im Mondlicht von der Blume herabfiel; goldgelbe Locken, feiner noch als die Staubfäden, glitten über die Schultern hinab und flatterten im Winde.

Als ich nun die andern Blumen genauer anſah, bemerkte ich, daß er nicht der einzige war; in jeder Blume ſchaukelte ſich ein ſolches kleines Weſen, deſſen Flügel und luftiges Gewand dem Farbenſtaub von der Blume glich, in der es lebte. Sie ſchaukelten ſich Alle auf den leichten Blättern in Duft und Mondlicht und ſangen und lachten, aber das klang, wie wenn der Wind leiſe über die ausgeſpannte Aeolsharfe hinfährt.

Bald kamen hundert und abermals hundert andere Elfen in ganz andern Gewändern und Geſtalten durch die geöffneten Fenſter in den Wagen herein; ſie kamen von den dunkeln Fichten und Haideblumen. Da gab's ein Schwatzen, ein Singen, ein Tanzen! Sie ſprangen mir oft gerade über die Naſe weg, und genirten ſich gar nicht, mitten auf meiner Stirn einen Reigen aufzuführen. Dieſe Fichten-Elfen ſahen übrigens wie ächte wilde Männer mit Spießen und Lanzen aus, und doch waren ſie luſtig wie der feine Dunſt, der in der Morgenſonne von der bethauten Roſe aufſteigt. Sie theilten ſich in verſchiedene Abtheilungen und ſpielten nun ganze Komödien, die meine Reiſegeſellſchafter zu träumen glaubten; für jeden führten ſie ein andres Stück auf.

Für den muntern, lebhaften Hamburger Studenten war der Schauplatz in Berlin; eine ganze Schaar Elfen verkleideten ſich als deutſche Studenten, und einige waren rechte Philiſter mit der Pfeife im Munde und mit einem Stock, wie eine Keule, an der Seite; ſie ſtanden in langen Reihen, es war ein Collegium; einer von den Fichten-Elfen ſtieg als der leibhafte Hegel aufs Catheder, und ſprach ſo gelehrt und verwickelt, daß ich ihm gar nicht folgen konnte.

Eine andere Abtheilung legte ſich auf die Lippen unſers Engländers, ſie tanzten und küßten einander und da war es ihm, als küßte er ſeine Herzallerliebſte, fühlte ihre Wange an der ſeinen ruhen und ſähe ihr in die Augen, lieben Augen.

Dem jungen Mädchen aus Braunſchweig ſpielten ſie dagegen ein ernſtes Stück aus ihrem eigenen Leben vor; die Thränen glitten ihr an den Wangen herab und die kleinen Elfen lächelten und ſpiegelten ſich in einer jeden, ſo daß jede Thräne, die im Traume fiel, ein unſchuldiges Lächeln zeigte.

Mit dem alten Apotheker machten ſie es am ſchlimmſten, weil er eine der Blumen, die in den Wagen gefallen war, zertreten und dabei eine der kleinen Elfen getödtet hatte;

ſie ſetzten ſich auf ſeine Beine, und da kam es ihm im Traume vor, als ob er gar keine hätte, ſondern auf Stelzfüßen durch die Straßen Braunſchweigs ſtolperte, wo alle Nachbarn und Fremden ſtill ſtanden und ihm nachſahen; aber dann that es den kleinen Weſen doch leid, und ſie gaben ihm ſeine Beine wieder und noch obendrein in den Kauf ein Paar große Flügel, ſo daß er hoch über Heinrichs des Löwen kupfernen Löwen und über den hohen Kirchthurm von St. Blaſius wegfliegen konnte, und das machte dem alten Apotheker rechten Spaß, ſo daß er im Traume laut auflachte.

Einem Dresdner Kaufmann, der in Lüneburg zu uns gekommen war, hatten ſie die ganze Hamburger Börſe mit Juden und Chriſten vorgemacht; und die Courſe ſtanden ſo hoch, wie ſie nie kommen werden, und wie ſie nur ſolche luſtige Weſen hervorbringen können. Mich ſchienen ſie erſt lange nach den Andern zu beachten; „dieſer lange blaſſe Mann,“ ſagte dann Einer von ihnen, „iſt ein Dichter! Soll er denn gar nichts ſehen?“

„Er ſieht uns ja! Das wird ihm gewiß genug ſein!“

„Wollen wir ihn nicht auch ſehen laſſen, was wir ſahen? Da wird er gewiß, wenn er erwacht, den andern Menſchen etwas Hübſches davon vorſingen.“

Sie berathſchlagten ſich lange Zeit darüber, ob ich würdig ſei, in ihre Geſellſchaft aufgenommen zu werden; da ſie nun aber keinen andern Dichter bei der Hand hatten, ſo wurde ich zugelaſſen. Die kleinen Elfen küßten mir den Mund und die Ohren, und da war mir zu Muthe, als ob ich ein neuer und beſſerer Menſch werde.

Ich blickte hinaus auf die große Lüneburger Haide, die als häßlich ſo verſchrieen iſt. Herr Gott, wie die Leute doch reden! Ja ſie reden, wie ſie es ſehen und verſtehen. Jedes Sandkorn war ein blitzendes Granitſtück; die langen Grashalme, die voll von Staub über den Weg hingen, waren die niedlichſten macadamiſirten Wege für die kleinen Elfen; aus jedem Blatt ſchaute ſo ein kleines lächelndes Geſicht. Die Fichten ſahen aus wie vollendete babyloniſche Thürme, da wimmelte es von Elfen von den niedrigſten breiten Aeſten bis zu den hohen Spitzen, die ganze Luft war voll von den wunderbarſten Geſtalten, und alle klar und ſchnell wie das Licht. Vier bis fünf Blumengenien ritten auf einem weißen Schmetterling, den ſie aus ſeinem Schlaf aufgeweckt hatten, während andere Schlöſſer bauten aus dem ſtarken Duft und den feinen Mondſtrahlen. Die ganze große Haide war eine Zauberwelt, voll von Wunderwerken. Wie künſtlich war nicht jedes Blumenblatt gewebt! Welch eine Maſſe von Leben lag nicht in den grünen Fichtennadeln! Jeder Staubfaden hatte ſeine verſchiedene Farbe und eigenthümliche Zuſammenſetzung, und welche Unendlichkeit in dem großen Himmel darüber!

Die Sage erzählt, daß die Meerfrau nur durch die treue Liebe eines Menſchen und durch die chriſtliche Taufe eine unſterbliche Seele erhalten kann. Die kleinen Blumen-Elfen verlangen nicht ſo viel; eine Thräne der Reue oder des Mitleides von dem menſchlichen Herzen iſt die Taufe, die ihnen die Unſterblichkeit geben kann, und darum ſchließen ſich die Elfen ſo gern an die Menſchen an, und wenn der fromme, gottergebene Seufzer aus unſrer Bruſt emporſteigt, erheben ſie ſich auf demſelben zu Gott, denn auch auf dieſe Weiſe kommen ſie in den großen, herrlichen Himmel hinein und werden unter dem mächtigen Sonnenlicht der Ewigkeit zu Engeln.

Der Thau fing an niederzufallen, ich ſah die luftig leichten Genien ſich auf den großen Waſſertropfen herumtummeln; viele Dichter erzählen, daß die Elfen ſich im Thau baden; aber wie kann das leichte Weſen, das auf einem Lichtſtrahl tanzt, ohne ihn zu bewegen, durch die dichte Waſſermaſſe dringen? Nein, ſie ſtanden auf den runden Tropfen, und wenn die unter ihren Füßen wegrollten und ihr leichtes Gewand in der Luft flatterte, dann ſahen ſie aus, wie das niedlichſte Miniaturbild der Fortuna auf ihrer rollenden Kugel.

Auf einmal fühlte ich eine zitternde Bewegung in der ganzen Luft, ich fuhr in die Höhe und das Ganze war verſchwunden; aber die Blume duftete ſehr ſtark und durch das Wagenfenſter bogen ſich einige friſche, grüne Birkenreiſer herein. Der Poſtillon hatte den ganzen Wagen mit Maien ausgeputzt, weil es Pfingſtmorgen war. Der alte Apotheker ſtreckte ſich im Wagen und ſagte: „man kann hier doch träumen!“ Aber weder er, noch die Andern dachten daran, daß ich in ihre Träume eingeweiht war.

Die Sonne ging auf, wir ſaßen Alle ſchweigend da, ich glaube, wir hielten in der Stille unſere Andacht, während die Vögel Pfingſthymnen ſangen und das Herz ſelbſt die beſte Frühpredigt hielt.

In Uelzen gingen die Leute in die Kirche, als wir ankamen. Die Sonne brannte wie Feuer, wir waren beinahe halbtodt, als wir uns Gifhorn näherten, und noch hatten wir vier Meilen bis Braunſchweig. Ich fühlte mich ſo ermattet, daß ich kaum zum Wagen herauszuſchauen wagte, als man den Harz mit dem Brocken ſehen konnte. Endlich waren wir am Ziel.

IV.

Braunſchweig. „Drei Tage aus dem Leben eines Spielers.“ Eine Fortſetzung davon. Mutter und Sohn. Spaziergang durch die Stadt. Abreiſe. Der alte Schulmeiſter.

„Was wird dieſen Abend im Theater gegeben?“ fragte ich.

„O, ein wunderſchönes Stück!“ ſagte der Kellner. „Drei Tage aus dem Leben eines Spielers.“

Ich wußte, daß es ein Effectſtück war, das in ganz Deutſchland Aufſehen gemacht hatte; aber ich glaubte doch nicht, daß es noch ſtärker ſein könnte, als Cardillac. Obgleich ich von des Tages Hitze beinahe halb gekocht war und von der geſegneten Poſtkutſche ſo abgemattet, daß ich mich kaum rühren konnte, ſo ging ich doch ins Theater.

Das Stück war nicht in Acte eingetheilt, ſondern in Tage, und zwiſchen einem jeden derſelben lag ein Zeitraum von 15 Jahren. Zwei Tage hielt ich aus, aber dann vermochte ich es nicht länger. Die Zuſchauer wurden förmlich auf die Folterbank geſpannt, und nun denke man ſich mich armen Menſchen, der ſchon von der Reiſe halb zerſchlagen war.

Der erſte Tag endete damit, daß der Spieler ſeinen alten Vater tödtete, den zweiten Tag ging es über einen ganz unſchuldigen Menſchen her, dem er eine Kugel durch den Leib jagte; — ich fühlte das Blut in mir kochen und erwartete nun, daß es am dritten Tage auch über die Zuſchauer gehen werde. Es war mir fürchterlich zu Muthe; nur in den „Galeerenſclaven“ habe ich etwas Aehnliches geſehen.

Ich ging nach Hauſe, aber überall ſah ich Auswurf der Menſchheit, unglückliche Mütter, verzweifelte Spieler.

Mein Gemüth war in heftigem Aufruhr, ich verſuchte Wiegenlieder zu ſingen, um es wieder zu beruhigen; ja, ich ſetzte mich zuletzt hin und erzählte mir ſelbſt ein Kindermärchen, das meine Leſer jetzt auch zu hören bekommen ſollen.

„So lange die Kopenhagner noch ganz kleine Knirpſe und noch nicht weiter in der Welt hinaus geweſen ſind, als nach dem Thiergarten und Friedrichsberg, und ihre Großmutter oder Amme ihnen von bezauberten Prinzen und Prinzeſſinnen, Goldbergen und ſprechenden Vögeln erzählt, träumt der kleine Kopf von dieſem herrlichen Phantaſielande und ſieht hinaus aufs Meer, das mit dem Himmel zuſammenfließt zwiſchen der däniſchen und ſchwediſchen Küſte. Da drüben muß es liegen, denken ſie, und malen ſich nun die neue Welt gar prächtig aus; aber ſie werden älter, kommen in die Schule, bekommen ein Geographiebuch in die Hand, und das zertrümmert ihnen auf einmal das ganze Phantaſieland. Doch wir wollen bei dem Phantaſielande bleiben. Hier lebte vor vielen Jahren, noch viel früher als man von meiner Verfaſſerſchaft und von den „drei Tagen aus dem Leben eines Spielers“ ſich träumen ließ, ein alter grauhaariger König, der hatte ein ſolches Vertrauen zu der Welt, daß er es nicht für möglich hielt, daß ein Menſch eine Lüge ſagen könnte, ja, eine Lüge ſchien ihm ein ſolches Phantaſiegebilde zu ſein, daß er im Rath gelobte, er werde demjenigen ſeine Tochter und ſein halbes Reich geben, der ihm Etwas erzählen könnte, von dem er einſehen müßte, daß es wirklich eine Lüge ſei.

Alle ſeine Unterthanen legten ſich jetzt aufs Lügen, aber der gute König nahm Alles für Wahrheit. Da ward er zuletzt melancholiſch, weinte und trocknete ſich die Augen mit ſeinem königlichen Mantel, indem er ſeufzte: „„werde ich denn nie ſagen können: Das iſt eine Lüge?““

So vergingen viele Tage; da kam eines Morgens ein hübſcher, ſtattlicher Prinz, der liebte die Prinzeſſin und ward von ihr wieder geliebt; neun Jahre lang hatte er ſich aufs Lügen gelegt und hoffte nun ſie und das Reich zu gewinnen. Er ſagte zu dem alten Könige, daß er als Gärtnerburſche angeſtellt zu werden wünſche, und der König ſagte: „ja wohl, mein Sohn!“ und führte ihn in den Garten hinab.

Hier ſtand vor Allem der grüne Kohl ganz vorzüglich gut, aber der Gärtnerburſche rümpfte die Naſe und fragte: „Was iſt das?“

„Das iſt Kohl, mein Sohn!“ ſagte der König.

„Kohl? — In meiner Mutter Garten iſt der Kohl ſo groß, daß ein Regiment Soldaten unter jedem Blatt ſtehen kann.“

„Das iſt leicht möglich,“ ſagte der König; „die Allmacht der Natur iſt groß, und die Gewächſe ſind oft ſehr verſchieden.“

„Ja, aber da will ich nicht Euer Gärtner ſein,“ ſagte der Prinz, „laßt mich lieber Euer Scheunenvogt werden.“

„Gut, hier iſt meine Scheune! Haſt Du jemals eine größere und ſchönere geſehen?“

„Größere? Ha, da ſolltet Ihr die meiner Mutter ſehen! Denkt Euch, als man die baute und der Zimmermann ganz oben ſaß und mit ſeiner Axt hieb, flog dieſe vom Stiel ab, und ehe ſie die Erde berührte, hatte eine Schwalbe ihr Neſt gebaut, Eier gelegt und Junge ausgebrütet. Ja, Ihr glaubt wohl, daß das eine Lüge iſt, mein König?“

„Nein, das thue ich nicht. Die menſchliche Kunſt geht ſehr weit; warum ſollte Deine Mutter nicht eine ſolche Scheune haben können?“

So ging es fort, aber der Prinz bekam weder das Reich, noch die Prinzeſſin; ſie wurden daher beide von Kummer und Sehnſucht verzehrt, denn der König hatte geſchworen: „Niemand bekommt meine Tochter, wenn er mir nicht eine Lüge ſagen kann.“

Und doch ließ ihn ſein gutes Herz nie an eine ſolche glauben; ja, als er endlich ſtarb und in den großen marmornen Sarg gelegt ward, hatte er doch keine Ruhe, und man ſagt, daß er noch auf der Erde wie ein unſeliger Geiſt umherwandelte, weil ſein Verlangen nie geſtillt ward."

So weit war ich mit meiner Erzählung gekommen, alſo bis zu Ende, da klopfte es an meine Thür; ich rief: „Herein!" — und — man denke ſich meine Ueberraſchung! da ſtand der alte König vor mir, mit der Krone auf dem Kopf und dem Scepter in der Hand.

„Ich hörte, daß Du meine Lebensgeſchichte erzählteſt, und das hat mich zu Dir geführt," ſagte er. „Weißt Du vielleicht eine Lüge, die mir Ruhe im Grabe verſchaffen kann?"

Ich ſuchte mich zuſammen zu nehmen, ſagte ihm, wie ich dazu gekommen ſei, mir ſelbſt ſein Leben und ſeine Geſchichte zu erzählen, und erwähnte nur der „drei Tage aus dem Leben eines Spielers".

„Erzähle mir doch das Stück!" bat er; „ich liebe ſehr das Fürchterliche; ich bin ja ſelbſt, als Geiſt, in meinen alten Tagen noch fürchterlich!"

Nun fing ich an zu erzählen, ging Scene für Scene durch und zeigte ihm dies Gemälde aus dem menſchlichen Leben; da verklärten ſich ſeine Züge, er ergriff meine Hand und ſagte voll Begeiſterung: „Das iſt eine Lüge, mein Sohn! So geht es nicht in der Welt zu; aber nun bin ich erlöſt! Habe Dank, daß Du mir das erzählt haſt! Geprieſen ſei Louis Angely, der dies Stück auf die Bühne brachte, und geſegnet Victor Ducange, der es machte! Jetzt werde ich Ruhe im Grabe haben.“

Als ich am andern Morgen erwachte, ſtand dies ganze Abenteuer wie ein Traum vor mir; ich begann nun meine Ausflüge in die Stadt, die ſehr ſtill und friedlich ausſieht.

Ueberall machte man die Fenſter auf und ſetzte die Blumentöpfe an die friſche Luft. Dienſtmädchen eilten in bunten Kattunmänteln durch die Straßen, und kleine Kinder riefen „Herr Jöſ'!“ zu jedem zweiten Wort, das ſie ſprachen. Die Wälle ſind abgetragen und man ſpaziert hier in langen Alleen und zwiſchen hübſchen Blumenanlagen, die man wohl anſehen, aber nicht anrühren darf. — Ich beſuchte Marr, einen vortrefflichen Schauſpieler am Hoftheater zu Braunſchweig, deſſen Regiſſeur er zu gleicher Zeit iſt; er wohnte außen vor dem „Fallebertthor“, in dem funfzehnten Jahrhundert ein hiſtoriſch berühmter Ort oder vielmehr um dieſe Zeit; denn damals verſammelten ſich daſelbſt jedes ſiebente Jahr alle Fürſten und mächtigen Herren der Umgegend und nahmen an dem Tanz und den andern Luſtbarkeiten des Volks Theil. Man würfelte damals um Alles, ſelbſt um eine Frau, aber der, der die meiſten Augen warf, mußte die Frau dann auch heirathen. Rund herum in den bunten Zelten ſaßen die vornehmen Damen im reichſten Schmuck und betrachteten das Volksgewimmel. Jetzt war Alles ganz anders; eine lange Allee, mit Gartenhäuſern an beiden Seiten, lag vor mir; einige ehrliche Braunſchweiger Bürger ſpazierten hier ganz ruhig und genoſſen die Morgenluſt, ohne daran zu denken, daß vielleicht ihre Ururgroßmutter hier in ihrem blühenden Alter verſpielt ward, wie jetzt eine Kindermütze oder ein Nähkäſtchen.

Es war Pfingſtmontag, die Glocken läuteten und viele Leute ſtrömten nach der St. Blaſius-Domkirche; ich folgte dem Strom. Die Orgel brauſte durch die hohen Wölbungen, die Gemeinde ſang und die alten braunſchweigiſchen Herzöge lagen in Staub und Aſche dort unten in ihren kupfernen und marmornen Särgen. Das iſt Alles, was ich von meinem kurzen Beſuche dort erzählen kann, aber es iſt Wahrheit.

Nach dem Gottesdienſt fand in der Kirche eine Trauung ſtatt. Es war ein hübſches Paar; was mir aber ganz beſonders auffiel, das war der wunderbare Ausdruck von Freude und Wehmuth, der in den Blicken der Braut lag; ſie ſchien Jemanden zu ſuchen, als ſie auf den Altar zu ſchritt.

„Er iſt gewiß hier in der Kirche!“ flüſterten ſich ein Paar Frauen zu, die neben einander ſtanden.

„Der arme Eduard! — Ja, er iſt gewiß hier!“

Es ging mir ein Licht auf; aber ich war ſicher, daß er nicht hier ſei. Wäre es ein Roman von Johanna Schopenhauer geweſen, da hätte er gewiß todtenbleich hinter irgend einem Pfeiler geſtanden und der Trauung zugeſehn; aber hier war es Wirklichkeit; er war nicht da, aber wo denn —?

Die Mutter.

Du kömmſt ſchon von der Kirche zurück?
Willſt du den Brautzug dort nicht ſehn?
Schön Gretchen ſteht vor dem Brautaltar.

Doch du biſt bleich! — Du großer Gott! —
Du ſiehſt ja heute grad' ſo aus
Wie damals — ha, wie ſchauert's mich! —
Als du, ein Kind, im Graſe lagſt,
Im Fuß 'nen gift'gen Schlangenbiß,
Den Todesſchmerz im Angeſicht,
Den doppelt, ach, ich mit dir litt!
Und in die Erd' grub ich den Fuß,
Die Erde ſog das Gift heraus: —
Das hatt' gethan der gute Gott!

Sohn.

Ja, Mutter, ja, die Erde hilft!
Jetzt ſitzt das Gift im Herzen mir,
Ich fühle es — erbarm dich, Gott!
Die Erde ſaugt auch das heraus.
O, Mutter, vergrab' mein krankes Herz,
Das hilft, das giebt den Frieden mir!

„Es iſt eine alte Geſchichte, doch bleibt ſie immer neu," ſagt **Heine**. Ich verließ die alte Kirche, beſah mir die Grabſchriften an den Mauern und die alterthümlichen Gebäude rund umher. Das alte Rathhaus war in einen Weinkeller verwandelt, ſtand aber noch da in ſeiner ganzen gothiſchen Ehrwürdigkeit, mit dem großen gemauerten Altan, und zeigte zwiſchen je zwei Pfeilern einen fürſtlichen Herren mit ſeiner Gemahlin, in Lebensgröße in Stein ausgehauen.

Auf dem Schloßplatz lag Alles in Schutt und Trümmern; eine Menge Menſchen war damit beſchäftigt, die letzten Ueberreſte niederzureißen und die Steine in Haufen zu ſammeln. Ein Seitengebäude, das zur Wache gedient hatte, war ſtehen geblieben; die zertrümmerten Fenſter waren mit Brettern vernagelt und an den Wänden ſah man die Spuren des ſchwarzen Rauchs. Zwiſchen den Trümmern ſaßen einige Kindermädchen, und während die Kinder um ſie herum ſpielten, ſangen ſie die Barcarole aus der „Stummen“. Sie dachten gewiß nicht im Entfernteſten daran, welch ein poetiſches Bild ſie mit dieſem Geſang an dieſer Stelle abgaben. Die kleinen Kinder, die hier herum ſpielten, werden vielleicht dermaleinſt ihren Kindern von der Zerſtörung dieſes Schloſſes, als von der erſten, entfernteſten Erinnerung, die ihnen geblieben iſt, erzählen; dann ſteht hier ein neues und herrlicheres oder dann iſt hier eine Promenade und neue Kinderſchaaren hüpfen hier unter dem alten, blauen Himmel herum.

Nahe vor einem der Thore liegt ein hübſcher, großer Garten, der einem Privatmann gehört und Jedem offen ſteht; an der Façade des Hauſes lieſt man: „Salve hospes!“ Hier war ein Wald von Blumen und von großen Fruchtbäumen des Südens, die in großen Kübeln um das Haus herum ſtanden. Alles Blumen und Wohlgeruch! Von einem Platz im Garten, der ſich bis an einen Arm der Ocker hinab erſtreckte, ſah man eine der lieblichſten Landſchaften, die man ſich nur träumen kann.

Es war eine Bleiche, eine große Wieſe, die ganz gelb von Blumen war; etwas weiter lagen Gartenhäuſer zwiſchen Buchen und hohen Pappeln, und fernhin am Horizont erhob ſich der Harz mit dem Brocken, der wie eine graue

Gewitterwolke unter den andern ſonnenbeleuchteten Wolkenbergen hervorragte — es war ein vollendetes Gemälde! In den Bergen ſelbſt hat man nur Hintergrund ohne Vordergrund und in den Ebenen das Umgekehrte, Vordergrund genug, aber keinen Hintergrund; hier war Beides, wie man es ſich nur wünſchen konnte.

Im Mondſchein ging ich an dem alten Schloß Heinrichs des Löwen vorüber; der kupferne Löwe ſtand ruhig auf ſeinem Fußgeſtell und ſah auf das Schloß und das neue Geſchlecht herab, das in militäriſchen Uniformen aus allen Fenſtern herausblickte, während die Leute aus dem Theater kamen, wo man „das Irrenhaus in Dijon“, ein franzöſiſches Melodrama und Seitenſtück zu „drei Tage aus dem Leben eines Spielers“, gegeben hatte. Die Leute, die daher kamen, ſahen auch etwas verdächtig aus, und man ſagte, daß zwei Damen und ein junger Offizier während der Vorſtellung Krämpfe bekommen hätten. Hätten ſie, ſo wie ich, einander Kindermärchen erzählt oder Wiegenlieder geſungen, da wären die Krämpfe wohl vorübergegangen. —

Am dritten Tage nach meiner Ankunft verließ ich Braunſchweig mit der Schnellpoſt, in der ich zu Reiſegefährten zwei junge Lieutenants hatte, die incognito als Majore reiſten und mich ſogleich zum Profeſſor machten; da dies keine Rangſteuer koſtete, ſo fand ich mich mit chriſtlicher Geduld darein; außerdem hatten wir noch ein Dienſtmädchen von einigen vierzig Jahren bei uns, die zu ihrer Herrſchaft in Goslar reiſte, und einen alten originellen Schulmeiſter, den wir näher kennen lernen werden. Das Mädchen hatte einen

Charakter, der zwiſchen dem melancholiſchen und ſanguiniſchen mitten inne ſtand; ſie brach jeden Augenblick in Thränen darüber aus, daß gerade heute das alte jährlich gefeierte große Schützenfeſt in Braunſchweig ſtattfinde, das ſie ſo gern hätte mitmachen wollen; aber nun ſei es ſchon das dritte Jahr, wo ſie ſich an dieſem hohen Feſttage auf der Reiſe befinden müßte.

Auf der erſten Station trennte ich mich von meiner Reiſegeſellſchaft, bis auf den Schulmeiſter; wir kamen jetzt in einen kleineren Wagen, in dem nur Platz für vier Perſonen war; die Herzen kamen ſich nun auch körperlich näher, und ich hatte mich nur noch mit einer Figur zu beſchäftigen. Der Schulmeiſter war ein Mann von ungefähr ſechzig Jahren, ein kleines, ſpindeldürres Geſchöpf mit lebhaften Augen und einer ſammetnen Kappe auf dem ſchmalen Kopf. Es war das treueſte Ebenbild von Jean Paul's Schulmeiſterlein Wuz von Auenthal. Mein Schulmeiſter war übrigens aus einer kleinen hannöverſchen Stadt, wollte einen alten Freund in Goslar beſuchen und, ebenſo wie ich, zum erſten Mal in ſeinem Leben Berge beſteigen. Er war eine von jenen glücklichen Naturen, deren Genügſamkeit ſich mit der Phantaſie vereinigt und Blumen um jeden dürren Aſt ſchlingt, für die die engſte Stube ſich zum Feenſchloß erweitert und die Honig aus der geringſten Blume ſaugen. Mit faſt kindiſchem Stolz erzählte er von ſeiner kleinen Stadt, die ihm das Centrum dieſer Welt war; ſie war auch in der letzten Zeit in der Cultur geſtiegen und beſaß ein Liebhabertheater. —

„Ja,“ ſagte er, „das ſollten Sie einmal ſehen! — Keinem Menſchen würde es jetzt einfallen, daß das früher ein Stall war! Die Wände ſind von unſerm alten Maler mit Violinen und Flöten bemalt; und die Muſik ſelbſt — ja, die iſt wahrhaftig ſehr gut für eine ſo kleine Stadt; — zwei Violinen, eine Clarinette und dann die große Trommel; das geht ganz vortrefflich! Ich weiß nicht recht, wie es zugeht, aber die Muſik dringt doch wunderbar zum Herzen, und ich kann mir ſo recht die kleinen Engel Gottes im Himmelreich denken. Aber wir geben uns freilich auch nicht mit ſolchem Hocus-Pocus und ſolchen Trillern ab, wie ſie ſie in Braunſchweig und Berlin haben, nein; unſer alter Küſter, der die Muſik leitet, giebt uns einen guten, ehrlichen Polniſchen und einen Molinasky in den Zwiſchenacten zum Beſten, unſere Damen ſingen dazu, und wir Alten ſchlagen den Tact mit unſern Stöcken auf dem Fußboden; das iſt eine Luſt!“

„Und wie geht es denn mit dem Spiel?“ fragte ich.

„Herrlich! Und ich will Ihnen ſagen, damit die, welche ſpielen, Muth bekommen, ſo vor uns Alle hin zu treten, werden ſie ſo von klein auf in den Proben daran gewöhnt, und bei der Generalprobe muß jedes Haus zwei Dienſtboten liefern, damit die Bänke beſetzt werden und die Spielenden Courage kriegen!“

„Das muß ja ein rechtes Vergnügen ſein — —!“

„Ein Vergnügen,“ unterbrach er mich, „ja, wir amüſiren uns Alle in unſerer Herzens-Einfalt und beneiden ſelbſt die Berliner nicht; aber ein Fehler iſt es doch noch, daß viele von unſern Damen, wenn ſie ſpielen und ſo auf der Bühne daſtehen und Jemand unten auf den Bänken erkennen, es nicht unterlaſſen können, zu blinzeln und zu nicken. Aber, du lieber Gott, es iſt ja auch nur zum Spaß, das Ganze!“

„Aber wenn nun keine Komödie im Winter iſt, da muß es doch ſehr ſtill ſein in Ihrer kleinen Stadt? — die langen Abende — —“

„O, die vergehen uns auch ganz gut; meine Frau, die beiden Kinder und die Magd ſetzen ſich dann hin und ſpinnen, und wenn dann alle vier Räder im Gange ſind, dann leſe ich ihnen laut vor, da geht die Arbeit ſchneller von ſtatten, und wir merken gar nicht, wo die Zeit bleibt. Am Weihnachtsabend tippen wir um Pfeffernüſſe und Aepfelſcheibchen, während die armen Kinder außen vor der Thür von der Weihnachtsfreude ſingen und von dem Jeſuskindlein, und da kann mir ſo recht das Waſſer in die Augen treten, obgleich ich recht innig vergnügt bin.“

So glitt der Strom der Rede ſchnell dahin, während ſich der Wagen auf dem ſandigen Wege ſehr langſam bewegte. Nach und nach traten die Berge aus ihren Nebelgeſtalten hervor als ſtarke, ſtolze, mit dunkeln Fichtenwäldern bewachſene Maſſen, Kornfelder ſchlängelten ſich maleriſch zwiſchen ihnen durch, und Goslar, die alte kaiſerliche freie Reichsſtadt, lag vor uns. Hier war einmal der Sitz deutſcher Könige und Kaiſer, hier wurden Reichsverſammlungen gehalten und die Schickſale von Reichen und Ländern abgemacht — jetzt, ja jetzt iſt es bekannt durch ſein Bergwerk und aus Heine's Reiſebildern; hier ſpielte der Dichter

Blumendieb und Herzensdieb — eine Geſchichte, welche die ehrbaren Bürger von Goslar gar nicht mehr wiſſen wollten, die jedes Mal ein ſehr ſaures Geſicht machten, wenn ich den Namen Heine nannte. Ich will deswegen etwas vorſichtiger ſein.

Hier trennte ich mich von meinem alten hannöverſchen Schulmeiſter, in der Hoffnung, auf dem Brocken wieder mit ihm zuſammenzutreffen.

V.

Goslar. Das Bergwerk. Die Spinne. Die Sage von der ſchönen Mathilde. Die Ilſe. Der Brocken.

Die Luft kam mir ſonderbar drückend vor, ich konnte ordentlich den Bergwerks-Duft riechen, der einige Aehnlichkeit mit dem hat, womit, wie man erzählt, der Teufel parfümirt, wenn er einen Ort verläßt. Da ich jedoch den Teufel nenne, muß ich ſogleich erzählen, ehe ich es vergeſſe, daß eine von Goslars größten Merkwürdigkeiten ein Geſchenk dieſes berühmten Mannes iſt. Es ſteht nämlich mitten auf dem Markt ein großes Metallbecken, das vermittelſt mehrerer Röhren beſtändig mit Waſſer gefüllt wird und deſſen ſich die Einwohner, wenn Feuer ausbricht, als Sturmglocke bedienen, indem ſie ſo darauf ſchlagen, daß es in der ganzen Stadt gehört wird. Dieſes Becken, ſo erzählt die Sage, hat der Teufel einmal bei Nachtzeit hierher gebracht.

Dicht dabei ſteht das Rathhaus, ſinſter und alterthümlich ſind alle die mächtigen Kaiſer vor demſelben aufgeſtellt. Sie ſtehen im erſten Stock mit der Krone auf dem Haupt und dem Scepter in der Hand, alle ſehr grell illuminirt, wie Nürnberger Bilder. Ich bemerkte einen alten Bergmann, der ſeiner kleinen Enkelin dieſe bunten Helden zeigte, nach denen ſie ſich nun alle Könige und Kaiſer der Erde wie ſolche ernſte ſteinerne Männer mit Schwert und Krone dachte; und das kleine Vernunftweſen ſah es ſchon ein, daß es eben kein Blumenleben iſt, ein König zu ſein und ſo mit der ſchweren Krone Tag und Nacht vor dem Rathhaus zu ſtehen und über Geſetz und Recht zu wachen.

Als ich durch die Straßen ging, ſah ich an mehreren Häuſern die Madonna mit dem Kinde, aber an vielen Stellen war ſie mit Kalk übertüncht. Es lag etwas Wehmüthiges darin, dieſe halbverfallenen Steinbilder zu ſehen, die mich an Mumien aus einer geſchwundenen Zeit gemahnten; auch ſie hatten einmal gelebt und geherrſcht, obgleich aus dem todten Stein entſprungen. Es war mir auch ſo, als ob ſie flüſterten: „Es iſt jetzt nicht ſo, wie früher, als der Kaiſer und das Volk ſich vor uns verneigten! Aber Goslar iſt auch nicht mehr ſo, wie früher; die Krone iſt hier von meinem und des Kaiſers Haupt herabgefallen!“

Eine längere Dauer haben doch dieſe todten Maſſen, dachte ich, als die Stadt hinter mir lag und ich zum erſten Male an einem Berge ſtand. Es war der Rammelsberg, bekannt durch ſein Bergwerk, in welchem ſich mehr gezimmertes Bauholz befinden ſoll, als in allen Häuſern Goslars. Die ganze Seite, die dem Wege zugekehrt iſt, beſtand meiſtens aus Schieferſteinen, wodurch der Berg in meinen Augen das Ausſehen eines ungeheuren Gebäudes bekam, das abgebrannt und zuſammengeſtürzt zu ſein ſchien. Die Luft ſelbſt hatte etwas Schwefliges und Brandiges, und das Waſſer, das durch Abzugsröhren aus dem Berge kam, wo man es benutzt hatte, ſah ganz ockergelb aus.

Der norwegiſche Bauer nennt den dicken, blauweißen Nebel, der oft zwiſchen den Bergwänden eingeſchloſſen ſteht, „Wollflocken,“ und ich wüßte keinen Namen, der charakteriſtiſcher wäre; es ſah wirklich aus, als ob eine ungeheure Menge von der feinſten gekratzten Wolle in den tiefen Hohlweg hineingeweht wäre und dort über den ſchwarzen Fichten lagere.

Da, wo man ins Bergwerk hinabſteigt, ſchob eine Anzahl junger Arbeiter die rohen Erzmaſſen in Schiebkarren in eine dazu gegrabene Vertiefung hinein; wir bekamen einen Führer, er zündete ſein Grubenlicht an, öffnete nun eine große Thür und — es ward mir ganz wunderbar ums Herz — wir traten hinein. Eine kurze Strecke noch war der Gang ausgemauert, aber bald wölbten ſich nur die eckigen Felsſtücke rund umher; wir ſtiegen immer tiefer und tiefer. Bergleute mit ihren Grubenlichtern begegneten uns; „Glück auf!“ war der gegenſeitige Gruß, während ringsum Alles ſtill wie im Grabe war. Aus dem Stein ſchimmerte das Erz bald grün, bald kupferroth heraus. Ein Kaufmann von Goslar begleitete mich, ich hielt mich an ihm an, obgleich es nur ein ſchmales Bret war, auf dem wir vorwärts ſchritten. Wir mußten uns bald ganz tief bücken wegen der herabhängenden Felsblöcke; ein Gang durchkreuzte den andern, und der Führer verſchwand mehrere Male vor unſern Augen. Plötzlich brauſte es über unſern Köpfen, es war, als ob der ganze Berg zuſammenſtürze. Ich ſagte kein Wort, ſchmiegte mich aber feſt an meinen Begleiter an, der mir nun erklärte, daß dies eine Schleuſe ſei, die man oben öffnete und die ein Rad in Bewegung ſetzte, durch das die Erzſtücke aus den unterſten Gruben heraufgefördert würden.

Uns zur Seite öffnete ſich ein Abgrund. Wir konnten beim Scheine des Grubenlichts nicht das ganze, große Rad ſehen, über welches das Waſſer herabbrauſte. Ich weiß nicht, ob dieſes oder die großen Grotten, wo das Erz durch Feuer losgearbeitet ward, mir am meiſten maleriſch vorkam. Die rothen Flammen ſchlugen hoch in die Höhe und beleuchteten die ſchwarzen Bergleute ringsum; ich lehnte mich an die Felswand und begann mich an die fremde Welt zu gewöhnen, die eben in ihrer ganzen Furchtbarkeit ſchön war.

Es iſt doch ein wunderbarer Gegenſatz zwiſchen dem abwechſelnden Leben des Seemanns und dem einförmigen des Bergmanns. Mit geſchwellten Segeln fliegt jener von Küſte zu Küſte über das herrliche Meer; luſtig wimmelt es in den fremden Häfen von geſchäftigen Menſchen. Bald bläſt ein Sturm, daß die Maſten brechen und das Schiff von den ſtarken Wogen wie ein Spielzeug umhergeworfen wird, bald iſt es wieder todtenſtill und er ruht ſich aus hoch oben im Maſtkorb und ſchaut hinaus in den unbegrenzten Raum zwiſchen Meer und Himmel. Für den Bergmann hingegen gleitet ein Tag wie der andere dahin. Tief unten in dem ſchwarzen Schacht ſitzt er bei ſeinem Grubenlicht und hämmert das Erz aus dem Berge heraus; ſtill und finſter, wie hier in ſeiner Heimath, wird es auch in ſeinem Innern. Nur der Sonntag bringt einige Veränderung; da zieht er ein beſſeres Kleid an, geht in die Kirche und ſieht die Sonne mild in dieſe und in ſein Herz ſcheinen. Zuweilen kommt er auch Nachmittags nach Goslar hinein, hört die Zeitungsneuigkeiten und denkt darüber nach, wie wunderlich die Menſchen dort draußen in der Welt umherſtürmen; er will vielleicht auch, wenn er noch jung iſt, dort hinaus fliegen und ſich zwiſchen den Andern umhertummeln, — aber am Montag ſitzt er doch wieder tief unten im Schacht bei ſeinem Grubenlicht und gebraucht den Hammer — und ſo geht es fort, bis eine fremde Hand den letzten Hammerſchlag auf ſeinen Sarg thut.

Als wir wieder aus dem Berge heraus ſtiegen, ſchien die Sonne ſo ſchön über die jungen Fichten, auf denen Regentropfen lagen, wie Perlen auf den hellgrünen Knospen. Es war mir, als hätte ich nie etwas Freundlicheres geſehen, als dieſe von der Sonne beſchienenen Bergwände und den klaren Himmel, ſo groß war der Uebergang von der ſchwarzen Grube zu der ſonnenhellen Natur.

Ein kleiner Fußpfad führte uns außen um Goslar herum. Unten in den Wallgräben wuchs hohes Gras und die dicke Stadtmauer war beinahe ganz hinter Büſchen und Hecken verſteckt. Wir beſtiegen nun den „Zwinger," einen großen runden Thurm aus der Zeit der Kaiſer. Die Mauern ſind 22 Fuß dick. In dem erſten Stock hatte man dieſelben in ſpäterer Zeit ſprengen laſſen und ſo in der Mauer ſelbſt Wohnungen angebracht. Ganz oben war ein kleiner Saal, wo die Bürger von Goslar ihre Bälle und Luſtbarkeiten zu halten pflegten. Eine große Spinne hatte ihr Gewebe dicht an der Thür ausgeſpannt und ſah mich und eine winzige Fliege an, die mir um die Naſe herumſchwirrte, als ich eintrat.

Die Spinne.

In dieſem Saale, Fliegle in ſchön,
Sahſt Du beim Scheine der Lampetten,
In ſchottiſchem Tanz und in Menuetten,
Die Reihen der Tänzer froh ſich drehn.

Groß und Klein, und Dick und Dünn
Schwang ſich herum nach luſtiger Weiſe,
Du auch flogſt mit herum im Kreiſe,
War'ſt die Schönſte von Allen d'rin.

Am Balken ſaß ich ſtill und feſt,
Fühlte vor Glut vergehn das Herze;
Jetzt iſt's vorbei mit Luſt und Scherze,
Keine Geige ſich hören läßt.

Fliegle in, Du tanzeſt ja ſo nett!
Einen Tanzſaal hab' ich gewebet,

Sieh doch, wie der ſo luſtig ſchwebet,
Komm und betritt ſein Parquet!

Und von Freude und Luſtbarkeit
Soll dieſer Saal noch einmal ertönen,
Komm, Du Flieglein, Schönſte der Schönen,
Komm, wir tanzen zuſammen heut!

Die Hauptkirche in Goslar iſt abgebrochen, es ſteht nur noch eine Kapelle, und in dieſer verwahrt man die Ueberreſte von den frühern Herrlichkeiten dieſer Kirche. Eine alte Frau führte uns umher und erklärte dieſe Schätze. Dicht innerhalb der Thür war der heilige Chriſtoph in coloſſaler Größe abgemalt, wie er im Waſſer ſteht mit dem Chriſtkinde auf ſeinen Schultern. „Das waren Leute damals!“ ſagte die alte Frau, indem ſie glaubte, daß der „große Chriſtoph“ wirklich ſo lang und breit geweſen wäre, wie er hier zu ſchauen war.

In einem offenen Sarge lag eine weibliche Figur aus Sandſtein geformt; es ſollte die ſchöne Mathilde ſein, eine Tochter Kaiſer Heinrichs III. Sie war ſo ſchön, daß ihr eigener Vater ſich in ſie verliebte, weswegen ſie Gott bat, daß er ſie auf einmal recht häßlich machen möchte; da fand ſich der Teufel bei ihr ein und verſprach ihr, daß er des Vaters Liebe in Haß verwandeln wollte, wenn ſie ihm auf immer anzugehören verſpräche. Sie ging auf dieſen Vertrag ein, doch unter der Bedingung, daß, wenn er ſie die drei erſten Male, wo er zu ihr komme, nicht ſchlafend fände, ſie ſeiner quitt ſein ſollte.

Um ſich wach zu erhalten, nahm ſie Seide und Nadel und ſtickte nun ein koſtbares Gewand, während ihr kleiner Hund Quedl neben ihr ſaß. Jedesmal, wenn ſie in Schlaf fiel und der Teufel ſich ihr näherte, fing das treue Thier an zu bellen und ſie war ſogleich wieder wach und munter bei ihrer Arbeit. Als der Teufel ſich auf dieſe Weiſe hintergangen ſah und nun ſein Verſprechen erfüllen mußte, fuhr er mit ſeiner häßlichen Klaue über ihr Geſicht, ſo daß die ſchön gewölbte Stirn eingedrückt ward und die königliche Naſe breit und flach; den kleinen Mund ſchlitzte er bis an beide Ohren auf und die hübſchen Augen hauchte er an, ſo daß ſie ganz matt und glanzlos wurden. Nun bekam Kaiſer Heinrich einen Abſcheu vor ihr, und ſie baute ſich ein Kloſter, das ſie nach dem treuen Quedl Quedlinburg nannte und in dem ſie ſelbſt die erſte Aebtiſſin war.

Die alte Frau, die uns das ſteinerne Bild zeigte, wußte übrigens nicht recht, ob es Mathilden in den Tagen ihrer Schönheit vorſtellte, oder in der ſpätern Zeit, als der Teufel ſie ſo zugerichtet hatte; ich war für dieſe letztere Annahme.

Der Kirchenſtuhl Kaiſer Heinrichs III. hat hier auch ſeinen Platz; ich ſetzte mich auf denſelben und betrachtete nun ſein und zweier anderer Kaiſer Bilder auf den Scheiben des großen Kirchenfenſters. Sie blickten mich ſo recht belebt an, indem das Licht durch die bunte Malerei ſpielte.

An der Mauer ſtand eine alte Inſchrift, die Niemand von uns richtig zu entziffern im Stande war. „Ja, wenn mein Bruder, der Doctor, hier wäre,“ ſagte mein Begleiter, „der würde uns ſchon Alles erklären, was da geſchrieben ſteht. Er iſt ein gelehrter Mann, ſehr gelehrt, ja,“ ſagte er zu mir, „er iſt eben ſo gelehrt wie Sie!“

„Der Arme!“ dachte ich; aber ich ſagte es nicht.

Am Abend ging ich noch einmal ungefähr denſelben Weg um die Stadt, aber ich war allein; es war Mondſchein, auf den Straßen war Alles ſtill und die Häuſer warfen große, ſchwarze Schatten. Das Waſſer plätſcherte einförmig in dem großen kupfernen Becken, und die alten Kaiſer ſtanden ſo ernſthaft da mit der Hand am Schwerdt und blickten vor ſich hin. Da kam es mir vor, als ſtehe ich in einer der bezauberten Städte, von denen ich als Kind in ſo manchem Märchen hatte erzählen hören; der Nebel von den Bergen, der rund um die Stadt lag, ſchien mir der magiſche Kreis zu ſein, der außen herum gezogen war, und wenn dieſer geſprengt würde, würde Alles wieder zu ſeinem früheren Leben erwachen. Da würde wieder Leben und Lärm auf den Straßen werden und die alten Kaiſer würden aus den Mauerniſchen zu dem verſammelten Volke herunterſteigen, das vor der in einer Glorie von brennenden Lampen ſitzenden Madonna niederkniete. Das ſteinerne Bild, welches die Prinzeſſin Mathilde vorſtellen ſollte, würde ſich aus dem engen Sarge erheben und wieder Fleiſch und Blut bekommen, und der treue Quedl würde wieder luſtig bellen, ſo daß Niemand in Schlaf fiele, wenn die böſen Mächte nahten.

Es war, als ob das einförmige Plätſchern des Waſſers das ſtarke Zauberwort murmelte, welches das Ganze aus ſeiner magiſchen Verſteinerung löſen konnte, und ich verſtand die mächtigen Ton-Hieroglyphen: „wenn Du geſchlafen haſt, wird dieſes erwachen!“ Und das war die Wahrheit! Denn als ich am nächſten Morgen auf die Straße hinaustrat, beſchien die Sonne freundlich die Häuſer, die gar nicht mehr ſo geſpenſterhaft ausſahen, und aus dem gegenüberliegenden Fenſter ſchaute ein lächelndes Mädchengeſicht, das beſſer als tauſend gedruckte Proclamationen verkündete, es liege keine magiſche Verſteinerung über dem alten Goslar.

Im Berliner Opernhauſe giebt man ein Ballet, „die neue Amazone,“ in welchem unter Anderem auch ein ſegelndes Schiff vorkommt. Das Schiff liegt ſtill und ſchaukelt hin und her, aber der Hintergrund gleitet beſtändig über die Bühne hin und ſtellt auf dieſe Weiſe dar, wie ſich die Gegend verändert, je nachdem man weiter ſegelt. Wenn man dies einige Augenblicke betrachtet hat, bringt es eine überraſchende Täuſchung hervor, man glaubt ſelbſt mitzuſegeln. Wenn ſich daſſelbe Experiment hier machen ließe, würdeſt Du, mein Leſer, auch zu ſehen bekommen, wie die herrlichen Gegenden wechſelten, je nachdem ich weiter kam.

Goslar lag hinter uns zwiſchen den Bergen, der Weg führte an einer Mühle vorbei, wo ſich der luſtige Knappe in der Thür mit der Magd um einen Kuß balgte. Nahe daran erhob ſich ein ſteiler Berg, auf dem die gelbe Ockererde hervorſchien, mit den Ruinen eines alten Wachthurmes. Nun ward die Ausſicht großartiger; das Ockerthal mit ſeinen Schmelzhütten lag um uns herum. Die ſchwarzen Rauchſäulen wirbelten in die Höhe und bildeten einen wunderbaren Contraſt gegen die blauweißen Nebel auf den Bergen. Im Innern der Hütten brannte das ſtarke, rothe Feuer, und das geſchmolzene Metall lief wie Lava, mit grünen und weißen Flammen, in einer Rinne über den Boden hin.

Der ſchmale Pfad führte uns über Felder und Wieſen in einen grünen Laubwald hinein, der bald wieder den alten, ſchwarzen Fichten Platz machte. Ueberall ſprudelten Quellen hervor, ſo daß die Erde an mehreren Stellen in einen Moraſt verwandelt war und ein Führer einmal bis über die Kniee hineinſank. Wir begegneten einigen wandernden Studenten in weißen Staubmänteln und mit Blumen auf ihren Mützen; eine andere Geſellſchaft hatte drei bis vier große Hunde bei ſich. Der Wald hallte von Pfeifen und Rufen wieder; ſonſt aber hörte und ſah ich keine andern Vögel in dieſer großen, ruhigen Natur.

Wir holten einen Poſtboten ein, der nach Blankenburg ging; er erzählte uns, daß es auf dieſem Wege bis vor zwei Jahren ſo viele „Spitzbuben" gegeben habe, und daß es auch jetzt noch des Nachts hier nicht ganz ſicher ſei; und es war wunderlich, daß, indem er dieſes erzählte, der Wald mir auf einmal weit dichter, weit finſtrer und alſo auch weit unheimlicher vorkam.

Es war ein Gewitter im Anzuge und die erſte Salve rollte zwiſchen den Bergen hin, als ich den Flecken Ilſenburg betrat.

Das gräfliche Schloß liegt ſehr hübſch, ſieht aber etwas verfallen aus. Neſſeln wachſen überall aus den Mauern heraus, von denen mancher rothe Steinbrocken in den Fluß herabgefallen war.

Der Brocken war ganz in die große Gewitterwolke eingehüllt, die ihre Blitze zwiſchen die Fichten hinabſchleuderte; dennoch beſchloß ich, nachdem ich einige Stunden ausgeruht, den Berg zu beſteigen.

Es meldete ſich ein neuer Führer; das Gewitter war vorüber.

Mit wilder Fahrt lief die Ilſe neben uns her; hohe mit Fichten bewachſene Berge erhoben ſich zu beiden Seiten. Die nackte Klippe „der Ilſenſtein,“ auf deren höchſter Spitze ein großes eiſernes Kreuz errichtet iſt, ſtieg ſenkrecht in die Höhe. Alles deutet darauf hin, daß dieſe Felſen bei einer großen Erdrevolution auseinander geſpalten worden ſind und dadurch ein Bett für die Ilſe gebildet haben. In dieſem Ilſenſtein lebt, ſo erzählt die Sage, die Prinzeſſin Ilſa, die bei den erſten Strahlen der Morgenſonne herauskommt und ſich in dem klaren Fluſſe badet; glücklich iſt der, der ſie hier findet, aber nur Wenige haben ſie geſehen, denn ſie fürchtet den Blick der Menſchen, obgleich ſie gut und freundlich iſt.

Als die Sündfluth die Menſchen von der Erde vertilgte, ſtiegen auch die Gewäſſer der Nordſee weit, weit in Deutſchland hinein, und die ſchöne Ilſa flüchtete ſich mit ihrem Geliebten aus den nördlichen Ländern hierher nach dem Harz, wo der Brocken ihnen einen Zufluchtsort darzubieten ſchien. Endlich ſtanden ſie auf dieſem ungeheuren Felſen, der über dem anſchwellenden Meer hervorragte; die umherliegenden

Länder waren von den Wogen bedeckt; Hütten, Menſchen und Thiere waren verſchwunden. Sie ſtanden ganz allein, Arm in Arm, und ſahen hinab auf die Wellen, die ſich an dem Felſen brachen. Aber das Waſſer ſtieg noch höher; vergebens ſuchten ſie nach einem hervorragenden Felſen, über den ſie nach dem Brocken hinaufgelangen könnten, der wie eine Inſel in dem fluthenden Meere dalag. Da bebte der Felſen unter ihnen, eine ungeheure Spalte öffnete ſich und drohte, ſie fortzureißen; noch hielten ſie einander an den Händen feſt, die Seitenwände ſchwankten hin und her, ſie ſtürzten beide hinab in die brauſende Fluth. Von ihr bekam der Fluß den Namen Ilſe und in dem Felſen wohnt ſie noch mit ihrem Geliebten.

Wir kamen tiefer in den Wald hinein, der Weg fing an, ſich nach dem Brocken hinanzuſchlängeln, die ſinkende Sonne konnte nicht durch das dichte Nadelholz dringen. Rund umher lagen Kohlenmeiler, die Alles in einen bläulichen Rauch hüllten, das Ganze bekam ein ruhiges, wunderbar romantiſches Gepräge; es war ein Gemälde, das die Seele wehmüthig ſtimmte.

Der Köhlerbube.

Aus der Fichten dichter Mitte
Feuerrother Schimmer dringt,
Vor dem Meiler in der Hütte
Steht der Köhlerbub' und ſingt.
Bei des Feuers hellem Licht,
Roth und ſchwarz im Angeſicht;
Und je mehr den Brand er ſchürt,
Stets die Gluth noch größer wird.

Jener ſingt es wieder leiſe
Jenes alte Lied ſo ſchön:
„Jahr für Jahr auf ſelbe Weiſe
Immergrün die Fichten ſtehn,
So wie meine treue Lieb'
Grün, doch dunkelgrün ſtets blieb!“
Doch kein Troſt ſich zu ihm kehrt —
Stets die Gluth ſich nur vermehrt.

Der Weg ging immer mehr bergan; überall lagen ungeheure Felsblöcke umher. Die Ilſe ſtürzte ſich über die großen Felſenmaſſen und bildete einen Waſſerfall nach dem andern; bald war das Flußbett zwiſchen zwei Felſen eingeklemmt, wo dann der ſchwarze Strom den ſchneeweißen Schaum überkochte, bald brauſte er breit und herrlich zwiſchen umgeſtürzten Fichten hin und riß die ſtarken, grünen Aeſte mit ſich fort.

Je höher wir kamen, deſto unbedeutender ward das Flußbett, der Fluß verlor ſich in verſchiedene Quellbäche, und zuletzt ſah man nur noch die großen Waſſertropfen, die aus dem Moos heraus ſickerten.

Hier bekam ich einen Begriff von einem nordiſchen Hünengrab ſo recht im Großen. Der Brocken iſt ein ſolches. Stein liegt auf Stein gehäuft und über dem Ganzen ruht eine wunderbare Stille. Kein Vogel zwitſchert in dem niedrigen Fichtengeſtrüpp; rund umher wachſen weiße Grabesblumen in dem hohen Mooſe und überall liegen Steine maſſenweiſe zerſtreut.

Nun waren wir oben, aber Alles war von Nebel verhüllt. Wir ſtanden in einer Wolke.

Aus dem Wirthshaus brauſte uns ein Muſikchor entgegen; es waren darin, glaube ich, mehr als vierzig Reiſende.

Vierthalbtauſend Fuß über der Meeresfläche, mitten in einer Wolke, aber hinter einer fünf Fuß dicken Mauer, ſaß ich hier in der kleinen Stube und wärmte mich an dem glühenden Ofen.

Die Kühe wurden nach Hauſe getrieben, ſie hatten Glocken umhängen, und das klang ſehr hübſch; aber draußen war noch Alles Nebel; der Wind fing an zu wehen und jagte die Wolken, als ob's eine Schafheerde wäre, über die Bergſpitze hin.

Es klopfte an meine Thür und herein trat — der gute Schulmeiſter, mit dem ich von Braunſchweig aus zuſammen gereiſt war; wir ſollten uns alſo doch auf dem Blocksberge treffen. Er war mit dem alten Freunde, den er in Goslar beſucht, ſchon zwei Stunden früher, als ich, hier angekommen, und hatte ſchon mit Mehreren der Reiſenden Bekanntſchaft gemacht, die, wie er ſagte, Alle ſehr nette und höfliche Menſchen waren. Er war äußerſt glücklich und zeigte mir, wie viele Verſe er ſchon aus dem Brockenbuch abgeſchrieben hatte, die er den Seinigen mitbringen wollte.

Wie bekannt, findet man hier und an jeder merkwürdigen Stelle in Deutſchland, die von Fremden beſucht wird, ein Buch, in das dieſe ihre Namen einſchreiben; oft findet man darin auch allerlei gute und ſchlechte Verſe, und eine Auswahl von dieſen war es, die er ſich ſchon abgeſchrieben hatte.

Ich fand in dem Buch die Namen mehrerer Bekannten.

Auch Zeichnungen befanden ſich in demſelben, das Genie hatte ſich auf mancherlei Weiſe kund gegeben; wie Viele haben hier nicht an Unſterblichkeit gedacht, als ſie ihren Namen einſchrieben; nun, lieber Gott, wenn die Alle unſterblich werden, da werde ich es auch mit!

Der Schulmeiſter ſtellte mich ſeinem Freunde vor; aber der gefiel mir gar nicht, er ſah mir ſo ſtill und nichtsſagend aus, während er ſich doch Mühe gab, Ausdruck in ſein Geſicht zu bringen; es war ein Menſch, von dem man, wenn er Arzt geweſen wäre und mit dieſer ſeiner gewöhnlichen Miene ſeinen Patienten nach dem Pulſe gegriffen, ſich niedergeſetzt und ſtill geſchwiegen hätte, geſagt haben würde: „er denkt!“ obgleich ich glauben möchte, daß er gerade eine Pauſe im Denken machte.

Wir wurden inzwiſchen herausgerufen, wo ſich die ganze Geſellſchaft verſammelt hatte. Die Muſikanten hatten oben auf dem Thurme Platz genommen und alle die andern Reiſenden ſich mit Beſenſtielen, Ofengabeln und Feuerſchaufeln verſehen; ſie luden uns zu einem Hexentanz in der dämmernden Abendbeleuchtung ein. Einer nahm den Andern bei der Hand; Klein und Groß, Dick und Dünn überließ ſich der fröhlichſten Ausgelaſſenheit und das luſtige Intermezzo nahm ſeinen Anfang.

Die Inſtrumente auf dem Thurme.

Wir ſind froh und Ihr ſeid froh,
Wir blaſen, Ihr müßt brummen,
Da giebt's was aus Fra Diavolo,
Aus Zampa und der Stummen.

Chor.

Dolorem furca pellas ex,
So ſing' ich bei dem Balle:
Ich bin 'ne Hex, Du biſt 'ne Hex
Und Hexen ſind wir Alle!

Felsblock.

Tanzt nur! Ich kann, als ſtummer Stein,
Die Luſt nicht von mir geben,
Doch werdet Ihr längſt alle ſein,
Wenn ich noch ſtets am Leben.

Elfen.

Wir thun hier in der Blumen Schooß
Uns köſtlich amüſiren!
O Gott, wie ſind die Leute groß,
Wie plump ſie ſich geriren!

Verliebter.

Hier ſteh' ich über'm Wolkenthron,
Bekenn' jedoch von Herzen:
Dem Himmel ſtand ich näher ſchon,
Wenn ich mit Ihr konnt' ſcherzen!

Chor.

Dem Schickſal ſetz' ich U für X,
Ich will es ſchon corrigiren;
Ich bin 'ne Hex, Du biſt 'ne Hex,
Und wir ſind Alle Hexen.

So lärmte man luſtig fort; erſt gegen Mitternacht ward es im Hauſe ruhig.

Der Mond fing an durch den Nebel zu dringen und warf ſeine Strahlen in die lange, ſchmale Kammer; ich konnte nicht ſchlafen und ſtieg deswegen den Thurm hinauf, um die Ausſicht zu genießen. Wer einmal im Traum über die Erde hin geflogen iſt und Länder und Städte und Wälder tief unter ſich geſehen hat, der kann ſich eine entfernte Idee von dieſer unbegreiflichen Herrlichkeit machen. Pechſchwarz lagen die mit Fichten bewachſenen Berge unter mir, weiße Wolken, vom Mond beſchienen, fuhren wie Geiſter an den Bergen vorüber! Da gab es keine Grenzen; das Auge verlor ſich in einer Unendlichkeit; Städte mit ihren Thürmen, Kohlenbrennerhütten mit ihren Rauchſäulen ragten aus dem durchſichtigen Nebelſchleier hervor, den der Mond beleuchtete. Es war eine Traumwelt der Phantaſie, die hier lebendig vor mir lag. Tief unten in den ſchwarzen Wäldern hatte zur Zeit des Fauſtrechts mancher Ritter mit ſeinen Leuten dem Kaufmann aufgelauert, der ſeine koſtbaren Waaren von Stadt zu Stadt brachte; da drüben, wo auf dem ſteilen Felſen jetzt keine Spur mehr davon zu ſehen war, erhob ſich eine Burg, hoch und ſtark, mit Mauern und Thürmen, in der es in den langen Winterabenden von luſtigen Gelagen wiederhallte. Die Nebel ſtiegen höher und höher zwiſchen den ſchwarzen Bergen; die Wolken formten ſich in wunderbare Geſtalten. Dort, dachte ich, dort in dieſem weiten Umkreiſe wächſt die Zauberblume, die „Glücksblume“ der Harzbewohner, die manches kindliche Herz noch in frommer Einfalt ſucht. Nur Einer hatte ſie gefunden, aber er kannte ſie nicht, bis er ſie wieder verloren hatte; ich ſuchte ſie nicht hier, ich wußte, daß ſie in meinem Herzen wuchs, die Engel hatten das Samenkorn hineingelegt, als ich noch in der Wiege ſchlummerte; ſie blühte empor, ſie verbreitete ihren magiſchen Duft — die Phantaſie, dieſe herrliche Blume des Lebens, entfaltete ſich immer mehr in meinem Herzen, und ich hörte und ſah eine größere Natur um mich her.

VI.

Der Morgen. Die Baumannshöhle. Der Alterthümler. Blankenburg.

Es war ungefähr halb drei Uhr, als eine Magd mich rief, um die Sonne aufgehen zu ſehen; die Meiſten waren ſchon draußen, in Mäntel und Ueberzieher eingehüllt. Mit Tüchern um den Kopf gebunden ſtand die wunderlich bunte Menſchengruppe aus höchſt verſchiedenen Ständen, aber Alle mit Einem Gedanken da: „jetzt geht die Sonne auf!“

Es war, als ob wir auf einer Inſel ſtänden, denn die Wolken lagen tief unter uns, ſo weit wir ſehen konnten, wie ein ungeheures, angeſchwelltes Meer, das mit einem Mal außer aller Bewegung geſetzt war. Kein Morgenroth zeigte ſich an dem blauen Himmel über uns; die Sonne ging auf ohne Strahlen, wie eine große blutige Kugel; erſt als ſie über dem Horizonte war, ſtrömte das klare Licht über das Wolkenmeer aus.

Unſer alter Schulmeiſter ſtand mit gefalteten Händen da, ſagte lange kein Wort, lächelte aber ſo zufrieden; endlich rief er aus: „wenn ich doch Mütterchen und die Kinder hier hätte und die alte Anna (ihr Dienſtmädchen), die würden ſich bis in ihre innerſte Seele freuen! Du lieber Gott, hier wäre ja Platz genug für ſie Alle zuſammen. Das fällt mir doch jedes Mal ein, wenn ich ſo etwas recht Schönes ſehe; hier wäre nun ſo ſchön Platz für ſo viele gute Freunde; wenn die doch hier wären und es mit genießen könnten!“

Als die Sonne höher ſtieg, fingen die leichten Wolken immer mehr an wegzudampfen, der Aether ſog ſie gleichſam ein, während der Wind die ſchweren zwiſchen die Berge jagte, die jetzt wie Inſeln aus dem großen Wolkenmeer hervorragten. Bald ward Alles immer klarer und klarer, wir ſahen Städte und Kirchthürme, Felder und Wieſen wie die niedlichſten Miniaturgemälde um uns herum. Einen ſo herrlichen Morgen hatte man in dieſem Jahr noch nicht auf dem Brocken gehabt. Wir ſahen deutlich Magdeburg mit ſeinen Thürmen, Halberſtadt und Quedlinburg, die Thürme der großen Domkirche zu Erfurt, die Bergſchlöſſer Gleichen und die Wilhelmshöhe bei Caſſel, außer einer Menge kleiner Städte und Flecken.

Ich kletterte auf den ſogenannten Hexenaltar und die zehn Fuß höhere Teufelskanzel hinauf, trank von dem eiskalten Waſſer, das aus dem Hexenbrunnen quillt, bekam einen Brockenſtrauß, den eine der Mägde mir an die

Mütze beſteckte, ſagte den neuen Bekannten von hier oben Lebewohl und namentlich dem guten, alten Schulmeiſter, dem die Geſellſchaft hier ſo gut gefallen hatte, daß er mich und Alle bat, ſich erſt in ſein Stammbuch einzuſchreiben, damit er den Seinen zu Hauſe alle die fremden, guten Menſchen zeigen könne, mit denen er hier zuſammen gelebt, und dann trennten wir uns.

Ich hatte mich einer Familie aus Hamburg angeſchloſſen.

Der Führer ging voran, Schritt für Schritt folgte ihm die Karavane, und der kleine Eſel, der das Reiſegepäck trug, ſchloß den Zug. Wir hatten jeder einen grünen Zweig in die Hand genommen, mit dem wir unſere langſamen Pferde antrieben, die es ſich zuweilen allzu bequem machen zu wollen ſchienen. Der Weg zog ſich bald durch dichte Waldungen, bald an Felsabhängen hin, wo wir dann tief unten die kleinen Berge mit ihren ſchwarzen Fichten erblickten; ſie ſahen aus wie kleine Hügel, auf denen man Kartoffeln gepflanzt hätte, die ihre niedrigen, grünen Häupter emporrichteten. Der wunderbar leichte Schleier, der über dem Ganzen unter uns lag, nahm ſich aus, als ob er ein grünes Glas ſei, durch das wir die ganze Herrlichkeit erblickten. Zwiſchen einigen engen Felswänden war der Nebel zu einer Wolke zuſammengepreßt, man konnte die Gegenſtände unter demſelben nicht ſehen, und doch lag er ſo luftig und leicht da, daß das Auge fühlte, er müſſe ſo fein wie die Luft ſelbſt ſein.

Die Vögel hoben ihre Lieder an, der Thau lag in klaren Tropfen auf den Blumen und die Sonne ſchien auf die große, prächtige Landſchaft rings umher. Die Welt iſt doch ſchön! Welche unendliche Herrlichkeit von der kleinſten Blume mit ihrem Duft bis zu meinem Herzen mit ſeinen flammenden Gedanken, und wieder von dieſem bis zu dem großen Erdball mit den herrlichen Bergen und dem ſchwellenden Meer!

Bei Elbingerode, einer kleinen Bergſtadt, ſagte ich meiner Reiſegeſellſchaft Lebewohl.

Bald erheben ſich die nackten Felswände an beiden Seiten, ein ſchmaler Fußpfad lief an dem engen Flußbett entlang, ich war in Rübeland, ein Name, den man von „Räuberland“ herleitet, weil hier in alten Zeiten auf einem der Felſen eine Räuberburg lag, die aber jetzt bis auf die Wallgräben verſchwunden iſt.

Auf jener Seite des Dorfes führte ein kleiner Bergpfad nach der Vertiefung im Felſen, wo man in die Baumannshöhle hineingeht; hier fand ich zwei andere Reiſende; jeder von uns bekam ein angezündetes Grubenlicht; der Führer ging voran und wir ſtiegen hinab in die verſteinerte Phantaſiewelt.

Der Eingang war durch ein niedriges Loch, das ausſah, als habe es der Fuchs gegraben; wir konnten nicht aufrecht gehen. Es war, als ob wir in die Ruine eines alten Burgkellers kämen, wo die Mauern halb eingeſtürzt waren. Die Waſſertropfen fielen mit einförmigem Plätſchern herunter, ſonſt war Alles todtenſtill. Wir kletterten, Jeder für ſich, mit unſerem Grubenlicht in der Hand die naſſen Stufen hinunter; rund um uns her, über und unter uns war eine kohlſchwarze Finſterniß, das Licht zeigte uns nur die ſchmale Treppe, die kein Ende zu nehmen ſchien. Die wunderliche Ungewißheit, wie tief es unter uns ſei, machte es noch weit gefährlicher, als es in der Wirklichkeit war. Wenn man ſich nur feſthielt, wenn man nur Achtung darauf gab, auf die rechte Stufe zu treten, erſt mit dem einen Bein, dann mit dem andern, und wenn die Treppe nur nicht in Stücke ging, dann war gar keine Gefahr vorhanden; „ſonſt könnten wir leicht den Hals brechen,“ verſicherte uns der Führer.

Wie doch der Menſch im Grunde einſeitig iſt, in des Wortes eigentlicher Bedeutung! Wir ſehen täglich den größten Abgrund über uns, und einen meilenweit um uns herum, aber keiner von dieſen flößt uns Furcht ein; dagegen macht uns der weit geringere, wenn er abwärts geht, ſchwindeln; abwärts, das iſt eine Seite, vor der wir allen Reſpect haben, und doch müſſen wir Alle abwärts, da erſt finden wir Ruhe und Raſt.

Von Höhle zu Höhle ſtiegen wir immer tiefer; bald war es ſo eng und niedrig, daß wir einzeln, mit gekrümmtem Rücken unter den herabhängenden Kalkſteinmaſſen hin gehen mußten, bald ſo hoch und groß, daß wir bei unſern Lichtern nicht einmal die Seitenwände ſehen konnten.

Man zeigte uns ſechs verſchiedene Abtheilungen, aber außer dieſen giebt es unendlich viele kleinere Abtheilungen, die noch nicht alle beſucht ſind; vielleicht ſtehen ſie mit der Bielshöhle in Verbinduug oder erſtrecken ſich ſogar tief unter den Harz hin.

Rund umher gähnten dieſe tiefen, dunkeln Abgründe uns entgegen; rund umher hingen die wunderbarſten Stalaktiten, die jedoch nicht alle den Gegenſtänden entſprachen, denen ſie, nach des Führers Erklärung, ähnlich ſehen ſollten. Ich meine, daß es mir doch auch nicht an Phantaſie fehlt, aber ich konnte mit ihm nicht einig werden. Uebrigens gab es tauſenderlei Dinge, die er nicht hervorhob, in denen aber weit mehr Bedeutung lag.

Zu unſern Füßen ſprudelte eine Quelle; wir tranken von dem reinen, klaren Waſſer; der Eine der Reiſenden fand hier einen Thierknochen, den er mit ſehr vieler Aufmerkſamkeit betrachtete und dann verſicherte, daß es ganz gewiß ein Ueberbleibſel aus dem fernen Alterthum ſein müſſe; ich hatte nichts dagegen, denn er ſah ganz natürlich wie ein Knochen von einer Kuh aus, und die Kühe ſind von altem Geſchlecht.

Die Höhle hat übrigens ihren Namen von ihrem Entdecker. Es war ein Bergmann Namens Baumann, der ſie im Jahre 1670 zum erſten Mal betrat, um nach Erz zu ſuchen; er fand keines und wollte nun umkehren, konnte aber den Ausgang nicht finden. Zwei Tage und zwei Nächte kroch er umher, ehe er ihn fand, war aber dann an Körper und Seele ſo abgemattet, ſo von der Angſt und dem Hunger angegriffen, daß er kurz darauf ſtarb, nachdem er noch ſo viel Zeit gehabt hatte, auf die innere wunderbare Structur der Höhle aufmerkſam zu machen.

Des unglücklichen Baumann Schickſal und die Gefühle, die er hier gehabt, durchſchauerten mich ſo lebhaſt in dieſem Labyrinth von Höhlen und Gängen, daß mein Herz viel ſtärker ſchlug; ich fühlte, wie es ihm hier hatte zu Muthe ſein müſſen, allein, der Angſt und dem Hungertode überlaſſen; erſt als ich das helle Tageslicht und Gottes blauen Himmel ſah, fühlte ich mich wieder wohl und unter den Lebenden.

Der Alterthümler, deſſen Bekanntſchaft ich hier in der Höhle gemacht hatte, wollte an demſelben Abend bis Quedlinburg und nahm ſeinen Weg über Blankenburg; wir wurden alſo Reiſegefährten. Es war ein ſehr gutmüthiger Menſch, deſſen Lebensglück an einer alten Münze hing; jeden Augenblick zog er ſeinen Kuhknochen hervor und verſicherte, es müſſe ein Knochen aus den Zeiten der Hunnen ſein; keine Landſchaft, das geſtand er mir, hatte für ihn das Lächelnde, den geiſtigen Schmuck, wie eine ſolche Alterthümlichkeit. Er fragte mich, ob wir in Dänemark auch ſolche Ueberbleibſel aus dem Alterthum ſammelten; ich mußte ihm erzählen, was ich davon wußte, und als ich von unſeren Hünengräbern und Opferſteinen zu erzählen anfing, da pries er mich glücklich, daß ich in einem ſolchen Lande der Sagen lebe. Er wollte mich durchaus mit nach Quedlinburg haben, um das Schloß, die alte Kirche und alle die vielen Merkwürdigkeiten dort zu ſehen. Da gab es auch einen von den ſechs Krügen, in denen Chriſtus bei der Hochzeit zu Canaan Waſſer in Wein verwandelt hatte, ein Stück von dem Finger, mit dem Johannes auf Chriſtus hingewieſen, eine Flaſche voll von der Milch der Mutter Maria, Erde von Golgatha, Holz von dem Kreuz

Chriſti u. ſ. w., und vor Allem merkwürdig war der Kamm, mit dem Heinrich der Vogelſteller ſeinen Bart gekämmt hatte. Aber alle dieſe Herrlichkeiten führten mich nicht in Verſuchung; mein Verlangen war auf die große Natur gerichtet.

Ich kam nach Blankenburg. Am Thor erkundigte ich mich nach dem Namen des beſten Gaſthofs; man nannte mir unter andern den „weißen Adler", und ich wählte dieſen, denn der Adler war ja Jupiters und Napoleons Vogel. Zum vis-à-vis hatte ich zwei Studenten mit rothen griechiſchen Mützen und ſchottiſchen Schlafröcken. Große Folianten lagen auf dem Tiſch und die Herren ſelbſt mit ihren langen Pfeifen im Fenſter, während das alte Schloß Blankenburg, das auf einem Berge erbaut iſt, hoch über dem Dach des Hauſes hervorragte, das als Vordergrund zu der hübſchen Theaterdecoration dalag.

VII.

Die Ruine Regenſtein. Die Schneidersfrau. Die Roßtrappe. Der Weg nach Alexisbad.

Mit einigen Studenten, deren Bekanntſchaft ich auf dem Brocken gemacht hatte, ging es nun um vier Uhr Morgens in die Berge hinein; unſere Brockenſträußer ſaßen noch ganz friſch auf unſeren Mützen, eine Führerin erwartete uns und ſo zogen wir ſechs Studioſen nun aus der Stadt hinaus nach den Ruinen des alten Bergſchloſſes Regenſtein, die ganz nahe bei Blankenburg liegen. Die Felder ſtanden von Thau bedeckt, es war das ſtarke Sonnenlicht, das Gras und Blumen Waſſer in die Augen trieb; wir gingen durch eine Allee von Kirſchbäumen und hüpften über den naſſen Raſen, indem Jeder luſtig ſeine Melodie ſang. Die Vögel nahmen ſich an uns ein Beiſpiel, ſo daß die ganze Gegend von Studenten- und Vogeltrillern wiederhallte.

Wir ſtiegen nun den Felſen hinan, auf deſſen höchſter Spitze die Ruine des Schloſſes Regenſtein liegt; das Gemäuer iſt verſchwunden, aber Alles, was in die Klippe ſelbſt eingehauen iſt, ſteht wie eine mächtige Rieſen-Mumie und erzählt von vergangenen Zeiten. Tief unten lagen die Felder, wie Beete in einem Küchengarten, der Bauer hinter ſeinem Pflug war ein Schneckenhaus, das auf der Erde hinkroch. Die Kirche, die in den Felſen gebauen iſt, wölbt ſich noch eben ſo feſt, den Jahrhunderten trotzend, aber ſie iſt nur eine große Höhle, ohne Form; die Gemächer, die zu Schlafſtellen gedient haben, ſind nur Vertiefungen im Felſen, wo die große Steinmaſſe über den Häuptern ſchwebt; wir warfen Steine in den tiefen Brunnen hinab und wollten uns ſchon beinahe wieder entfernen, ehe wir ſie fallen hörten.

„Wenn dieſe Steine ſprechen könnten,“ ſagte ich, „da würden ſie uns mancherlei erzählen können, was hier geſchehen, ſeitdem Heinrich der Vogelſteller dieſe Burg erbaute!“

Die Blumen rund umher nickten mit ihren großen Köpfen und ſahen recht dummſtolz dabei aus, als ob ſie ſagen wollten: „ja, Du haſt recht. Wenn wir ſprechen wollten, da könnten wir erzählen!“ Und ſie wußten doch gar nichts; ſie waren ja alle Kinder des Jahres, alle ſchoſſen mit ihren Blumenſtengeln in dieſem Frühjahr erſt in die Höhe.

Wir ließen uns auf der höchſten Spitze des Felſens nieder, der die Decke der Kirche bildet, und blickten nun recht vergnügt in die weite Welt hinaus. Unter uns hatten vor Jahrhunderten Meßgeſänge ertönt und um das heilige Bild der Madonna Ampeln gebrannt, und nun ſaßen wir, wenn auch ohne etwas Böſes dabei zu denken, und ſangen Opermelodien und machten Witze, ſo gut jeder konnte. Ich mußte von Dänemark erzählen und vom Meere — dem Meer, das dieſes herrliche Gebirgsland nicht kennt, aber wie kann man das Meer Jemanden beſchreiben, der es nie geſehen hat? Ich wußte es mit nichts Beſſerem zu vergleichen, als mit dem großen blauen Himmel; wenn man den über das flache Feld ausſpannen könnte bis an die Grenze des Horizonts, da würde es ein Meer ſein. Es ſchien, als ob dieſes Bild ihnen klar würde.

Mit den Augen, wie mit den Gedanken verſchlang ich gleichſam die weite Ausſicht von den Ruinen dieſes alten Bergſchloſſes. Ich ſah in die Tiefe hinab und machte dann, wenn ich hinabgeſehen hatte, die Augen zu, um gleichſam zu prüfen, ob ich auch die ganze Tiefe aufgefaßt hätte; wenn ich aber die Augen wieder öffnete und wieder hinabſah, da war es doch weit tiefer, als ich mir vorgeſtellt hatte.

Die Ausdehnung nach allen Seiten hin war weit größer, als die Erinnerung umfaſſen konnte. Ich durchlief das ganze Bild, das die Gedanken ſich geſchaffen hatten, und verglich es dann mit der Wirklichkeit. Städte und Felſen erhoben ſich da in dem weiten Umkreiſe, die Berge mit ihren Waldungen, Blankenburg mit ſeinem Schloß und ſelbſt die kleinen Menſchen- und Thierfiguren tief unten traten dann ſtärker hervor. — Der Regenſtein ſelbſt mit ſeinen engen Gemächern, eingeſtürzten Brunnen und Treppen, die nur aus der freien Luft in das helle Element führten, erhielt, wie ein Bild für ſich, einen eignen Platz in dem Pantheon meines Gedächtniſſes. Eine jede Ruine ſteht doch da wie ein leibhaftes Heldengedicht, das uns in der Zeit zu andern Menſchen, andern Sitten und Gebräuchen zurückverſetzt; je höher das Gras in den Ritterſälen wächſt, je langſamer die Fluth über die umgeſtürzten Pfeiler dahin gleitet, deſto mehr Poeſie findet das Herz in dieſem Steinepos; dereinſt wird dieſe Ruine ganz verſchwinden, ſelbſt die letzte Spur von des Regenſteins ausgehauenen Felsblöcken wird abbröckeln und einſtürzen, aber dann wird die Sage von dieſer Stelle noch lange fortleben, ſo wie jetzt noch die Erinnerung an manches Werk des Alterthums, das längſt gänzlich verſchwunden iſt.

Wir ſagten dem alten Bergſchloß Lebewohl; ein kleiner Pfad, der ſich durch die mit Gebüſch bewachſene Felskluft hinſchlängelte, brachte uns nach Blankenburg zurück, von wo wir noch eine Zeitlang der breiten Landſtraße folgten, die mit gelben, aufgeblühten Roſen bepflanzt war. Unſere Führerin, mit der wir unſer

Frühſtück theilten, ward geſprächig und erzählte uns nun in der freien Natur ihre häuslichen Freuden und Leiden. Ihr Mann trieb das Schneiderhandwerk, war aber für etwas Höheres geboren, als für den Tiſch, auf dem er ſaß; vor zwei Jahren gab es eine Hinrichtung in dieſer Gegend, die hatte ſein ſchlummerndes Talent geweckt, er war Poet geworden und hatte des Mörders ganzes Leben und Ende in einem herzzerreißenden Liede beſungen, das ſo abgefaßt war, als wenn der Verbrecher ſelbſt es auf ſeinem letzten Gange ſänge, und zwar nach der Melodie „wir winden dir den Jungfernkranz.“ „Damit hat er doch vier Thaler verdient!“ ſagte die Frau, „und voriges Jahr zwei Thaler mit einem andern über eine Hebamme, die in einer Goſſe ertrank. Die Dichtkunſt wirft mehr ab als die Nadel, aber jetzt fällt nichts mehr vor, was er beſingen könnte, und die Nadel mag er nun nicht mehr führen, ſo daß es jetzt gar ſchlimm ausſehen würde, wenn ich nicht etwas damit verdiente, daß ich die Reiſenden umherführe. — Dort,“ unterbrach ſie ſich ſelbſt und zeigte links hin über die Felder, „dort liegt die Teufelsmauer, welche der Teufel damals errichtete, als er ſich mit unſerem Herrgott um die Herrſchaft auf der Erde ſtritt!“

Ja, uns zur Seite erhob ſich dieſer wunderbar geformte Erdrücken, der wie die Ueberbleibſel einer ungeheuren Schanze ausſieht und ſich ſo weit hin erſtreckt, wie das Auge nur ſehen kann. Die Sage erzählt, daß der Teufel nicht damit zufrieden geweſen ſei, die Herrſchaft über die halbe Erde erhalten zu haben, daß er deswegen den

Streit erneuert und nun auch ſeinen frühern Theil verloren habe, und daß ſeine ſtolze Schanze nun niedergeriſſen worden ſei. Andere erzählen, daß ſie von den böſen Geiſtern errichtet worden, als eine Mauer gegen die Lehre Chriſti, damit dieſe ſich nicht weiter verbreiten ſollte; aber die Steine brachen zuſammen vor dem lebendigen Wort.

Als ich die Schneidersfrau weiter ausfragte, ob es nicht möglich ſei, die edle Dichtkunſt zu lernen, vertraute ſie mir, daß ihr Mann ein altes deutſches Geſangbuch habe, aus dem er viele Stellen und die beſten Reime entnehme, daher hätten auch alle ſeine Gedichte etwas Geiſtliches, das ſie ſo rührend machte.

Wir verließen nun die Landſtraße und kamen über Felder und Wieſen in grüne Laubwaldungen hinein; nie habe ich ſo viele Nachtigallen gehört, wie hier. — Die Sonne ſtand hoch am Himmel, aber ſie ſchienen dies in dem dichten Gebüſch nicht zu merken. Gott mag wiſſen, wie die Leute auf den Einfall gekommen ſind, zu behaupten, daß in dieſem Geſange etwas Klagendes, etwas Sehnſüchtiges liege; nein, nichts weniger als das! Die Nachtigall hat gerade italieniſche Manieren; das Meiſte ſind Triller und Läufer; ſie klagt gar nicht, ſie ſingt Bravour-Arien aus vollem Halſe. Etwas weit Tieferes und Feierlicheres liegt in dem Geſange der Droſſel; ſie flötet uns ein nordiſches Heldenlied vor, einfach, aber rührend, wenn ſie in der Morgenſtunde auf den moosbewachſenen Bautaſteinen ſitzt.

Bald eröffnete ſich uns eine herrliche Ausſicht; das herrliche Bode-Thal lag in ſeiner weiten Ausdehnung vor uns; nun ſollten wir daran, die Berge zu beſteigen; wir ruhten erſt etwas aus, um Kräfte zu ſammeln. Darauf ging's bergan; wir ermatteten ganz, während ein Paar weiße Schmetterlinge, in großen Ringelreigen umherflatternd, uns ganz bis nach oben begleiteten und uns ſchwacher Menſchenkinder zu ſpotten ſchienen. Ganz oben verließen wir unſern weiblichen Führer und bekamen einen männlichen ſtatt deſſen, der hier oben wohnte; er nahm ſeine Piſtole, und nachdem er ſein Birkenwaſſer getrunken, das wie Champagner ſchäumte, folgten wir ihm nach der Roßtrappe, dem wildeſten und romantiſchſten Punkte in dem ganzen Harz.

Lothrecht gehen die hohen Felswände in den tiefen Abgrund hinab. Man ſieht in eine große, herrliche Bergnatur hinein, wo ſich Fels an Fels reiht, faſt alle mit dunklem Nadelholz bewachſen, und in der Tiefe, in die hinabzuſehen man ſchwindlig wird, brauſt die Bode dahin; wir ſahen da unten einen Zug von Reiſenden, aber die ſahen gerade ſo aus, wie Blumen in einem Beete. Die Brücke über den Fluß ſah wie ein Spielzeug aus, das aus einem einzigen Weidenbuſch gemacht war; der Führer ſchoß eine Piſtole ab, deren Echo in den Bergen wiederhallte wie der ſtärkſte Donner. Man zeigte uns in der Felswand eine Vertiefung, die wie ein coloſſales Hufeiſen ausſah und wovon die Stelle hier ihren Namen hat. Der kleine Junge des Führers, der mitgelaufen war, trank aus der hohlen Hand von dem Regenwaſſer, das ſich darin geſammelt hatte, indem die Phantaſie ihm gewiß klarer als uns die Sage von der flüchtenden Prinzeſſin, der wunderſchönen Emma vom Rieſengebirge, zeigte. Wenn er einmal älter iſt, wird er ſeinem Vater in dem Beruf als Führer folgen und auch gar ſchön erzählen, wie hier vor vielen tauſend Jahren Rieſen und Zauberer wohnten, die die hundertjährigen Eichen aus den Bergen herausriſſen und ſich derſelben als Keulen bedienten, womit ſie Weiber und Kinder todt ſchlugen; er wird von dem großen Bodo erzählen, der die ſchöne Emma liebte und ſie bis hierher verfolgte, wo ſie ihr Pferd überſetzen ließ. Aber dann wird er nicht mehr ſelbſt, wie jetzt, das große, herrliche Bild in den Farben der kindlichen Phantaſie ſehen. Jetzt ſieht er ſie mit der großen, ſchweren Goldkrone und dem flatternden Gewande von Berg zu Berg fliehen, von Fels zu Fels, durch Thäler und Wälder, ſo daß die hohen Eichen und Buchen von dem Hufſchlag des Pferdes niederſtürzen, und den wilden Bodo hinterher, ſo daß die Funken aus den Felſen ſpringen und die Thäler rings umher erleuchten. Jetzt iſt ſie hier am Abgrund angekommen, ſie ſieht die Tiefe vor ſich, wo der Fluß ſchäumend über Felſenſtücke dahinbrauſt, und doch erſcheint die gegenüberliegende Felskuppe noch entfernter, als dieſe ungeheure Tiefe; hinter ſich hört ſie Bodo's ſchnaubendes Roß, und in der Angſt der Verzweiflung ruft ſie den Ewigen an, drängt ſie die ſcharfen Sporen in die Seite ihres Pferdes, das ſeinen Huf ſo feſt in den Fels drückt, daß er nach Jahrtauſenden noch daſteht, und mit einem Sprunge über den tiefen Abgrund dahinfliegt — und ſie iſt gerettet, nur die goldne Krone fällt ihr von ihrem Haupte in die Tiefe, in den Wirbel des Stromes hinab, wohin der wilde Bodo ihr nachfolgt und zerſchmettert auf dem harten Fels liegt.

Alle dieſe Träume der Phantaſie werden verduften, der Kleine wird auch einmal, wie ſein Vater, ruhig daſtehen und ſein Piſtol abfeuern, und vielleicht höchſtens berechnen, wie groß dießmal die Einnahme von der Reiſegeſellſchaft ſein kann. Aber Träume ſind ja Blumen! Es giebt böſe und gute! Blumen müſſen verduften, allein auf dem alten Stengel wachſen wieder neue! Vor der neuen Kinderſchaar wird auch wieder die Prinzeſſin mit der goldenen Krone und dem fliegenden Gewande vorbeijagen, ſie werden auch, wie jetzt dieſer Kleine, in den Fluß hinabſchauen und glauben, daß ſie das rothe Gold aus dem Waſſer hervorſchimmern ſähen, das einſt ſo groß und tief war, daß ein Taucher vor dem verſammelten Volke ſich hinabſtürzte und auch die goldene Krone fand, die er ſo hoch emporhob, daß die Spitzen über die Oberfläche hervorragten. Aber ſie war groß und ſchwer; zweimal fiel ſie ihm aus den Händen; das Volk rief ihm zu, daß er noch einmal auf den Grund hinab gehen ſolle, er that es — ein Blutſtrahl ſchoß durch das Waſſer herauf, man ſah weder ihn noch die goldene Krone jemals wieder.

Hier verließ ich die Studenten und zog weiter vorwärts in die große, ſchöne Welt. Dicht unter dem Felſen lagen Blechhütten, an denen ich vorbei mußte, ich bedurfte alſo keines Führers; man ſchwang die Hüte zum Abſchied und winkte mir noch mit den Taſchentüchern, als ich ſchon halb unten war; es war mir ganz wunderbar zu Muthe, ihr Lebewohl zu vernehmen, gewiß das letzte in dieſem Leben; denn wie ſollten wir je wieder im Leben zuſammen kommen? Es liegt etwas eigenthümlich Intereſſantes darin: ſich zu begegnen, ſich kennen zu lernen und ſich dann auf immer zu trennen.

Bald war ich unterhalb der Roßtrappe, die Bode brauſte vor mir über die großen Steine hin, und an der andern Seite lief die Landſtraße an den rothbedachten Häuſern vorbei; aber ich ſah keine Brücke; — ich mußte hinüber, aber wie? Ich lief an dem Ufer des Fluſſes entlang, aber ſo weit ich nach beiden Seiten hin ſehen konnte, war kein anderer Uebergang möglich, als durchzuwaten oder von Felsſtück zu Felsſtück zu ſpringen; ich wählte das Letztere, kam aber nicht weiter, als bis in die Mitte des Fluſſes, wo der Strom auf beiden Seiten um den großen Steinblock brauſte, auf dem ich ſtand. Endlich entdeckte ich eine ziemliche Strecke weiter, wo der Fluß eine Krümmung machte, eine Brücke.

Als ich nach den Blechhütten kam und mich dem Wirthshaus näherte, glaubte ich, daß ein feindliches Heer ſein Quartier darin aufgeſchlagen hätte. Es war ein Lärm, als wenn Tiſche und Stühle über einander geworfen würden; ich trat in die Gaſtſtube hinein, und die ganze Mannſchaft beſtand aus — vier Jenenſer Studenten. Sie trugen vollſtändige Burſchentracht und jeder hatte einen grünen Eichenkranz um den Kopf, von dem ihnen das Haar in langen Locken über die weißen, geſtickten Halskragen herabhing. Sie ſangen alle vier aus voller Kehle und trommelten dabei mit den Bierflaſchen auf den Tiſch, daß Gläſer und Teller tanzten. Uebrigens ſahen ſie recht gutmüthig aus und machten eine Pauſe in ihrer muſikaliſchen Uebung, als ich eintrat. Wir kamen bald in ein Geſpräch; ſie wollten eine Brockenreiſe machen und waren zu Fuß von Jena gekommen. Als ſie hörten, daß ich ein Däne und Student war, fragten ſie mich allerlei; ſie wollten wiſſen, ob wir keine „Burſchenſchaften“ hätten und welche Farben ich trüge, und da ich ihnen die Verſicherung gab, daß wir nichts von alledem kennten, zeigten ſie mir ihre Mützen und erzählten mir, daß ſie Sands Farben trügen. Ob ich Sand kennte? Und nun flammten ihre Augen, indem ſie ſagten, welch ein herrlicher Menſch dies geweſen; ſie waren noch Kinder geweſen, als er hingerichtet wurde, aber ſie erinnerten ſich ſeiner noch ganz gut und wie ſein Kopf von dem Richtſchwert des Henkers gefallen war.

Ihre Vorſtellungen von Dänemark waren übrigens äußerſt unvollkommen; ſo glaubten ſie z. B., daß blos die niedere Claſſe dort däniſch ſpreche, daß aber Franzöſiſch die Sprache des Hofes und der Gebildeten ſei.

Als ich den Namen Oehlenſchläger nannte, fragten ſie, ob wir einige von ſeinen Stücken überſetzt hätten; ich antwortete, daß wir ſie im Original beſäßen, und nun wunderten ſie ſich nicht wenig, als ſie hörten, daß Oehlenſchläger ein Däne ſei, daß er in Dänemark lebe und dort ſchreibe. Ich mußte ihnen beſchreiben, wie er ausſehe, ihnen von ihm und ſeinen Arbeiten erzählen, und als ſie hörten, daß ich den Dichter perſönlich kenne und daß er ſich gerade jetzt in Deutſchland aufhalte, da ſahen ſie mich recht freundlich an, und als wir von einander ſchieden, ſchenkte mir der Eine ſeinen Eichenkranz, den er von ſeinem Kopfe nahm und an meiner Mütze befeſtigte; natürlich erhielt ich den nur Oehlenſchlägers wegen.

Mein Weg führte mich nun nach Gernrode; wenn ſich aber nicht eine reiſende Harfeniſtin des friedlichen Wanderers angenommen hätte, ſo würde ich mich in den grünen Laubwäldern verirrt haben. Nachdem ſie mich auf den rechten Weg geführt hatte, ſetzte ſie ſich auf einen Stein unter einem großen Nußbaum und ſpielte mir noch zum Abſchied ein Stück vor, dann trennten wir uns, ſie mit der Harfe auf dem Rücken und ich mit der Harfe im Herzen, beide mit der Abſicht, der Welt etwas vorzuſingen.

Wälder und Wieſen wechſelten mit einander, ich erblickte auch zwiſchen dem hohen Gebüſch eine alte Burgruine, die ſah ſehr alterthümlich aus, wurde jedoch gerade durch ihr Alter die Zierde der Gegend. Es war, als habe Oſſian gerade dieſe im Sinne gehabt, als er ſang: „Hier ſchüttelt der Epheu ſein Haupt und der Fuchs ſieht zum Fenſter hinaus.“ Es waren die letzten Ueberreſte des Schloſſes Lauenburg.

Gernrode iſt ein kleiner, ſtiller Ort; ich ſah beinahe gar keine Menſchen auf der Straße, aber in einem kleinen Hauſe ſtand ein Fenſter offen und ich hörte eine weibliche Stimme ein hübſches Lied von der Liebe ſingen. Ich horchte, und da die Unſichtbare nicht erſchien, nahm ich den Eichenkranz von meiner Mütze und legte, nachdem ich ein

Blatt davon aufbewahrt, ihn zum Dank für den Geſang ſchweigend auf der Thürſchwelle nieder; dann wanderte ich zur Stadt hinaus.

Als ich mich dem Mägdeſprung näherte, ging die Sonne unter; es war ein vollkommenes Halbdunkel auf dem Wege zwiſchen den Bergwänden, aber das Licht fiel deſto ſtärker auf die Gipfel der Bäume, welche lange, ſchwarze Schatten warfen. Hier holte ich zwei Schüler ein, mit denen ich auf dem Brocken zuſammen geweſen war; der eine war aus Berlin, der andere aus Magdeburg; ſie waren während ihrer Schulferien in die große Natur hinausgeflattert.

Wir begegneten auf der Straße auch einem Kerl, der ſo ausſah, als ſei er, ſo wie er leibte und lebte, eben aus einer Räubergeſchichte entſprungen; aber er that uns nichts, als er ſah, daß wir ſo mannsſtark waren; wir thaten ihm auch nichts, und damit war ſeine Artigkeit bezahlt.

Bald ſahen wir das ſchwarze eiſerne Kreuz auf dem Felſen über uns, von dem ſich, wie die Sage erzählt, ein junges Mädchen herabſtürzte, als der fürſtliche Liebhaber ihr nachſetzte; doch fand ſie nicht den Tod, der liebe Gott ließ den Wind ſie langſam herabtragen, wo die wilden Brombeeren zwiſchen den Felſen wachſen. Ottomar erzählt uns, daß zwei Rieſenmädchen hier auf der ſteilen Felswand ſpielten; die Eine hüpfte über den großen Abhang weg, wo jetzt der Weg geht, aber die Andere fand den Sprung doch etwas bedenklich; ſie zögerte erſt ein wenig, ſprang dann aber doch zu, ſo daß ein Abdruck ihres Fußes im Stein blieb. Ein Bauer, der unten pflügte, ſah dies und lachte über die große Dame, weswegen ſie ihn mit ſeinem Pflug und ſeinen Ochſen in ihre Schürze nahm und ihn mit nach Hauſe in die Berge brachte.

Es ſind nicht blos die großen Felſenmaſſen mit ihren unüberſehbaren Waldungen, das hohe Gebüſch, das ſich über den brauſenden Fluß hinſchlängelt, oder die todte Steinmaſſe eines halb verfallenen Gebäudes, welche dieſe Gegend romantiſch machen; erſt wenn ſich an dieſe Natur die eine oder andere Sage knüpft, erſcheint das Ganze in ſeiner vollkommenen magiſchen Beleuchtung, die es ſo recht hervorhebt, dann bekommen die todten Maſſen Leben, es iſt keine todte Decoration mehr, es kommt Handlung hinein, jedes Blatt, jede Blume ſteht da wie ein redender Vogel und die Quelle wie eine ſingende Fontaine, die ihre ewig rieſelnden Accorde zu dieſem Melodrama der Geiſter ſchlägt.

Die Gegend rund umher bekam einen doppelten Reiz für mich durch ihre Sagen; auch auf dieſem Wege war Leben und Bewegung; wir begegneten Kohlenbrennern mit ſchwarzen, charakteriſtiſchen Geſichtern und Bauermädchen, die wie Milch und Blut ausſahen. Ein kleiner Fluß, die Selke, rauſchte an uns vorüber; der erzählte gewiß, was wir übrigens ſelbſt ſahen, daß Alles ſehr ſchön ſei.

Bald hörten wir Geräuſch aus den zahlreichen Werkſtätten; wir ſtiegen nach dem merkwürdigen eiſernen Obelisken hinauf, den der Herzog hier im Jahre 1812 zum Gedächtniß ſeines verſtorbenen Vaters hat errichten laſſen.

Wir ſchrieben unſere Namen mit Bleiſtift an denſelben, wie ſo viele Andere vor uns ſchon gethan hatten. „Unſterblich zu werden," das iſt doch ein Gedanke, der ſelbſt auf oft recht kindiſche Weiſe aus der armen Menſchenbruſt hervorleuchtet. Bald werden Regen und Schnee dieſe bleiſtiftene Unſterblichkeit auslöſchen und ein neues Geſchlecht wird ſeinen Namen wieder dahin ſchreiben, bis endlich auch der Obelisk ſelbſt von der Zeit ausgelöſcht wird. So ſuchen auch wir auf der Lebensreiſe unſern Namen an den großen Obelisken der Welt anzuſchreiben, wo ein Name dem andern Platz machen muß, bis dieſe große Schreibtafel ſelbſt in Stücken gehen wird. Gott weiß es, welcher Name als der letzte darauf ſtehen wird! Wahrſcheinlich der des Baumeiſters, der ihn zu ſeiner eigenen Ehre und des Ganzen Verſchönerung aufrichtete.

In Alexisbad waren noch keine Gäſte angekommen, ſie pflegen erſt in den warmen Sommermonaten ſich einzufinden. Die Quelle befand ſich in einem tempelförmigen Gebäude, in dem man man auf breiten, ſteinernen Treppen zu derſelben hinabſtieg. Hier ſaß ein junges Mädchen mit ihrem Krug, das war Rachel am Brunnen; der Mann, der uns das Waſſer reichte, war auch, was man in Dänemark einen „langen Laban" nennt. Die Schüler und ich ſtanden da wie durſtige Kameele, die von der Hitze und dem Marſch des Tages müde waren, ſo daß wir zuſammen ein vollſtändiges Gemälde aus der bibliſchen Geſchichte bildeten.

VIII.

Situations-Bilder auf dem Wege nach Eisleben. Martin Luther. Reiſe nach Halle. Merſeburg.

Ein wunderbares Eilen und Drängen mit Allem macht eigentlich meinen Grundcharakter aus! Je intereſſanter mir ein Buch iſt, deſto mehr eile ich, es durchzuleſen, um den ganzen Eindruck davon zu bekommen; ſelbſt wenn ich auf der Reiſe bin, iſt es nicht ſo ſehr die Gegenwart, die mir Freude macht, ich eile nach etwas Neuem, um wieder zu etwas Anderem zu gelangen; jeden Abend, wenn ich mich zur Ruhe begebe, ſehne ich mich nach dem nächſten Tage, wünſche, daß er erſt da ſein möge, und wenn er da iſt, ſo iſt es doch wieder meine entferntere Zukunft, die mich beſchäftigt. Der Tod ſelbſt hat etwas Intereſſantes, etwas Herrliches für mich, weil ſich mir dann eine neue Welt eröffnet. Was mag es wohl eigentlich ſein, dem mein unruhiges Ich nachſtrebt?

Lebensfriſch und herrlich lag die frühlingsgrüne Natur rings umher und athmete Freude und Ruhe, während es wie ein dunkler Flor über meinem Herzen lag; doch, dachte ich, warum die friſchen, farbigen Blumen beneiden? Laß ſie ihren Wohlgeruch ſpenden, in einigen Monaten werden ſie verwelkt ſein; die Quelle, die jetzt ſo luſtig ſprudelt, verliert ſich ins Meer, und dieſes ſelbſt, das in ſeiner Größe anſchwillt, wird verdunſten. Laß die Sonne mit ihren heißen Strahlen ſpielen, auch ſie wird mit dem Himmel wie ein Kleidungsſtück wechſeln, wenn mein Herz, das ſelbſt in Wehmuth über ſeine eignen Träume dahin ſchmilzt, lebensfroh in ſeliger Erhebung dem Unendlichen entgegenjubelt.

Auch dieſen Morgen ließ es mir keine Ruhe, ich verließ Harzgerode; ein Bild wechſelte mit dem andern. Eins davon, das gewiß Vielen unbedeutend vorkömmt, aber mir eben ſo lebhaft vorſchwebt, wie die Ausſicht vom Brocken und von der Roßtrappe, ja beinahe noch mehr, ſah ich ungefähr eine Meile von dieſer letzteren.

In Klaus, ein Dorf, das, wie ich glaube, nur aus drei Häuſern beſteht, ging ich in das eine von dieſen dreien, welches das Wirthshaus iſt; Alles war hier ſo maleriſch, aber ſo ganz nach der holländiſchen Schule, daß ich es doch am liebſten auf der Leinwand hätte ſehen mögen. Eine junge Katze wälzte ſich vor meinen Füßen, zwei junge Hähne kämpften mit einander auf dem Fußboden, und die Aufwärterin, die im Grunde ein hübſches, ganz bäueriſch gekleidetes und bäueriſch geſundes Mädchen war, reichte mir mit einer ſolchen Gleichgültigkeit ein Glas Milch, als übe ſie einen Act der Barmherzigkeit; dabei nahm ſie ſo wenig Rückſicht auf mich, daß ſie vor einen Spiegel trat und ihre Toilette machte, ihr langes Haar auflöſte und es über Nacken und Schulter herabfallen ließ. Ich ſehe das Bild noch ganz lebhaft vor mir ſtehn, und wünſchte Dir, mein Leſer, daß Du es mit ſäheſt, denn es war gar nicht ſo übel.

Ich ging nun zwei bis drei Stunden weiter, ohne auch nur einem einzigen Menſchen zu begegnen. Bald war der Weg ſo breit, wie zehn andere, bald ſo ſchmal, daß nur ein Wagen darauf fahren konnte. Daher verirrte ich mich auch, und befragte deswegen zwei ſtattliche Buchen, die mir gerade ſo ausſahen, als müßten ſie Landsleute ſein, um den Weg; aber die ſchüttelten ihre Wipfel und zeigten mir gar nichts.

Zuletzt kam ich in ein kleines Dorf, wo auf einem großen Platz vor einem Hauſe Tanz und Luſtbarkeit ſtattfand. Es waren ganz junge, halberwachſene Mädchen, die mit einander nach einer Geige tanzten, die ein alter Orpheus mit einem hölzernen Bein ſpielte. Die Mütter und alle ältern Frauen des Dorfs ſaßen auf Bänken rund herum, legten die Hände in den Schooß und ſahen zu, ohne auf den Fremden Achtung zu geben, der dicht hinter ihnen ſtand. Vielleicht dachte das älteſte Mütterchen, das hier mit der kleinen ſchwarzen Haube auf dem grauen Haar ſaß, an ihre friſche Jugendzeit, wo auch ſie unter Gottes blauem Himmel nach der Geige luſtig umherſprang. Jetzt war es mit dem Springen vorbei, ja, der beſte Tänzer lag vielleicht ſchon ſeit langer Zeit unter dem kühlen Raſen und ſchlief.

Aber Bild auf Bild ermüdet, ſelbſt das Kind wird es überdrüßig, immer wieder in dem bunten Bilderbuch zu blättern. Wir wollen daher jetzt nicht gleich noch mehrere ſehen, obgleich das folgende hübſch, ſehr hübſch war. Ich möchte wohl das maleriſche Leimbach beſchreiben, das nahebei in einem Thale lag, faſt ganz in Rauch eingehüllt und hinter hohen Bergen von ſchwarzem Abfall verſteckt. Ich möchte wohl den ſteilen Hohlweg zeigen, der beinah ſenkrecht auf den Kirchthurm zulief, und auf dem doch vier ſtarke Pferde einen großen Frachtwagen hinanſchleppten; aber, wie geſagt, es ermüdet; ich will dieſes Mal ganz einfach, auf die allergewöhnlichſte Weiſe erzählen, damit wir, der Leſer und ich, uns ausruhen können.

„Leimbach, ein offnes Städtchen, mit 660 Einwohnern, Kupferſchmelzöfen, Silberhütten, Rathhaus u. ſ. w.“

Den folgenden Ort nehmen wir auf dieſelbe Weiſe; es iſt auch ſehr bequem ſo. Mannsfeld, eine halbe Viertelmeile von Leimbach, hat 1600 Einwohner und einen Gaſthof „zum blauen Hirſch.“ —

— Jetzt habe ich mich wieder erholt! Ich weiß nicht, ob der Leſer auch? Wir ſind inzwiſchen in Eisleben angekommen.

Zwiſchen freundlich grünen Hügeln
Ragt die kleine Stadt empor,
Lange Strahlen ſchickt die Sonne
Aus den Sommerwolken vor,
Scheinet auf die hohen Thürme,
Deren Glocken feſtlich gehn,
Ueberall in Sonntagskleidern
Die geputzten Menſchen ſtehn.
Mönche mit Geſang und Fahnen
Ziehen ernſthaft aus der Stadt;
Sagt mir, dieſes Feſtgepränge,
Was das zu bedeuten hat?
Ha, da kamen ja zwei Herren,

Sie und ihr Gefolg' zu Pferd',
Er der Herzog und der Biſchof
Haben heut' die Stadt beehrt!
An der Mauer, vor den Thoren,
Welch' Gewühl, wie ſich das drängt!
Männer, Weiber, Hoch und Niedrig,
Bunt ſich durcheinander mengt!
Sieh, ein Bergmann und ſein Weibchen
Stehn auch mitten in der Schaar,
An der Hand 'nen hübſchen Knaben
Mit gar ſchönem blondem Haar;
Fromm der Knab' die Hände faltet,
Als die fremde Pracht er ſchaut:
Herzogs Schwerdt und Biſchofs Mantel
Hat am meiſten ihn erbaut.
Wunderbar wird's ihm im Herzen,
Unſtät ſchwebt ſein Geiſt umher.
— Leut' von jenſeits hinter'n Bergen
Kamen, es zu ſehen, her.

Zwiſchen freundlich grünen Hügeln
Ragt die kleine Stadt empor,
Lange Strahlen ſchickt die Sonne
Aus den Sommerwolken vor,
Scheinet auf die hohen Thürme,
Aber ihre Glocken ruhn,
Und kein Herzog oder Biſchof
Halten ihren Einzug nun.
Wunderbar fühlt augenblicklich
Alles Herzleid man vergehn.
Was will ich, was wollen Andre
Denn in dieſem Städtchen ſehn?
„Herzogs Schwerdt und Biſchofs Mantel“

Die ſind längſt zu Staub verweht,
Doch wir pilgern zu der Stätte
Wo ein ärmlich Häuschen ſteht.
Eng' und niedrig iſt die Gaſſe,
Tiefe Stille drüber ſchwebt,
Wo der Knabe iſt geboren,
Wo der Bergmann drin gelebt.
— Fürſt und Biſchof ſind vergeſſen,
Längſt verfielen Wall und Thor;
Steht man in dem kleinen Hauſe,
Richtet Alles ſich empor.

Die Stadt hat etwas eigenthümlich Freundliches. Ein kleiner Junge ſpielte vor der alten Kirche und zeichnete mit Kreide auf den großen Grabſteinen; vielleicht ſind ganz die nämlichen auch Luthers Schreibtafeln geweſen, als er hier ſpielte. Das Rathhaus hat ein eckiges, finſteres Ausſehen, wie das Zeitalter, aus dem es herſtammt; es hat ganz gewiß zu Luthers Zeit eben ſo ausgeſehen, wie jetzt, dagegen ſind mit dem Hauſe, in dem er geboren ward, verſchiedene Veränderungen vorgegangen. Es wird jetzt als Schulhaus benutzt. Auf einem Fenſter ſtehen Luther und Melanchthon in Glasmalerei, und über der Thür lieſt man um ein farbiges Basrelief mit Luthers Bild:

„Gottes Werck es Luthers Lehr
Darum vergeht ſie nimmer mehr!“

Es ſtand ein alter Bauer mit ſeiner Frau vor dem Hauſe, der buchſtabirte ihr den Vers vor, und ich konnte auf ihren Geſichtern leſen, welche Maſſe von tiefer und herrlicher Poeſie für ſie in jedem dieſer Worte lag; denn ihre Blicke klärten ſich wunderbar auf, und als er das letzte Wort ausſprach, da war es, als habe er die Offenbarung eines Engels ausgeſprochen und ſie glaubten daran.

„Luther!“ ſagt Jean Paul, „Du gleichſt dem Rheinfall! Wie mächtig ſtürmſt und donnerſt Du! Aber wie die Regenbogen unbeweglich auf ſeinem Strom ſchweben, ſo ruht auch der Bogen der Gnade, Friede mit Gott und Menſchen in Deiner Bruſt; Du erſchütterſt blos Deine Erde, aber nicht Deinen Himmel!“

Dies iſt poetiſch ſchön; doch ſchien mir hier in dem Ton und Ausdruck, mit dem der alte Bauer zu ſeinem Weibe von Luther ſagte: „das war ein Mann!“ etwas viel Größeres zu liegen. Ich glaube, daß Jean Paul dies auch ſelbſt gefunden haben würde, wenn er es gehört hätte.

Luther „das war ein Mann!“ darum zerriß er die Ketten des Papſtthums; darum ſang er:

„Wer nicht liebt Wein, Weib und Geſang,
Der bleibt ein Narr ſein Leben lang!“

darum warf er das Tintenfaß dem Fürſten der Finſterniß an den Kopf; denn, wie ein deutſcher Schriftſteller, ich glaube Börne ſagt, „Tinte und Druckerſchwärze ſind die gefährlichſten Waffen gegen den Teufel, ſie werden ihn vielleicht noch einmal ganz von der Erde verjagen.“

IX.

Reiſe über Halle und Merſeburg nach Leipzig. Die blinde Mutter. Die Nicolai-Kirche. Gellerts Grab. Auerbachs Keller. Poniatowskys Denkmal.

In dem ſächſiſchen Eilwagen rollten wir um Mitternacht aus dem alten Eisleben. Mit der aufgehenden Sonne begrüßten mich die erſten grünen Weinberge. Der Poſtillon blies ein hübſches Stück nach dem andern. Wir kamen vor zwei großen Binnenſeen vorbei, wo die grünen Berge und die rothen Wolken ſich auf der ruhigen Oberfläche ſpiegelten. Auch eine alte Ritterburg lag da, eckig und mit Thürmen, Wällen und Graben verſehen. Hier war ein herrliches Echo; wir hielten einen Augenblick an, der Poſtillon blies und von den Bergen ſcholl beinahe das ganze Stück zurück. Ich habe nie ſo viele Töne vom Echo wiederholt gehört. Der Poſtillon und das Echo gaben der ganzen Gegend eine höhere Potenz der Schönheit, wodurch vielleicht ſpäter die gelehrte Stadt Halle verlor; die ſah mir ſo eng, ſo ungemüthlich aus. Die Saale hatte ein ſchmutziges, gelbes Waſſer; und die Straßen der Stadt — wenigſtens einige davon — waren, glaube ich, nicht einmal gepflaſtert.

Der Weg nach Merſeburg war mit Kirſchbäumen beſetzt, die Stadt ſelbſt dunkel und eng wie Halle, aber doch wegen ihres alten gothiſchen Doms eines Beſuches werth. Man erzählte mir hier eine Volksſage, die der Geſchichte in der Oper la Gazza ladra ganz ähnlich war. Ein Biſchof hatte ſeinen Diener als des Diebſtahls ſchuldig hinrichten laſſen, als er aber ſpäter entdeckte, daß ſein Lieblingsrabe der Dieb war, verfiel er in Melancholie, ließ den Vogel in einen eiſernen Käfig einſperren und zu Spott und Schande öffentlich ausſtellen; ja, er ſetzte ſogar ein Capital aus, für das der Rath von Merſeburg auf ewige Zeiten einen Raben unterhalten ſollte, der es lernen mußte, den Namen des Dieners: Jacob, zu rufen. Sobald nun ein Rabe ſtirbt, geht es mit ihm wie mit dem Dalai Lama und dem Papſt, es wird gleich Rath gehalten und ein neuer erwählt.

Noch ſaß, ſo ſagte man mir, denn ich konnte es nicht finden, ſo ein unſchuldiges ſchwarzes Thier und rief: „Jacob“, ohne es ſich träumen zu laſſen, aus welchem Grunde es ſeine Koſt und Wohnung erhielt, und ohne vielleicht auch nur im Entfernteſten mit dem biſchöflichen Spitzbuben verwandt zu ſein, um deſſen willen das Raben-Legat geſtiftet ward.

Die Sonne brannte ſehr heiß, als wir aus der Stadt herausfuhren, um uns dem deutſchen Buchladen Leipzig zu nähern. Nach einer Waldpartie verlor ſich Alles in jene unüberſehbare Ebene, welche Menſchenblut mit Ziffern der Unſterblichkeit beſchrieben hat.

Die blinde Mutter.

„Die Trommeln wirbeln! Wie nah' ſie ſind!
Rauſchen hör' ich der Fahnen Zipfel!"
— „Liebe Mutter, es iſt der Wind,
Der durchſäuſelt des Waldes Wipfel."
„Hörſt Du denn nicht die Roſſe, Kind?
Hörſt Du nicht des Troſſes Wogen?"
— „Liebe Mutter, Reiſende ſind
Eben an uns vorübergezogen."

„Stille, Kind, jetzt nahn ſie heran!
Sieh', Dein Vater, er trägt die Fahne!
Siehſt Du das Heer nicht, Mann für Mann?
Wahrlich, mein Sohn, Du biſt im Wahne!
Nein! das iſt nicht Reiſender Troß,
Oder des Windes nächtliches Weben!
Kannſt Du den Kaiſer denn, hoch zu Roß,
Nicht an des Heeres Spitze ſehen?

„Vor meinen Augen iſt's dunkel hier,
Aber ich kann ihn dennoch erkennen.
Falte, mein Kind, die Hände mir,
Ich bin matt und die Adern brennen.
Hörſt Du, da rauſcht die Fahne wieder!
Freundlich winkt mir Dein Vater da,
Setze mich, Sohn, an den Baum dort nieder,
Ja, ich fühl' es, der Tod iſt nah!"

Es ergriff mich ein eigenthümliches Gefühl, als ich über die große, unabſehbare Leipziger Ebene fuhr, wo jedes Dorf in der Kriegsgeſchichte von Bedeutung iſt. Hier war Napoleon geweſen, hier hatte der große Feldherr gedacht und empfunden. Das Getreide wallte üppig über dem ungeheuren Wahlplatz; keine Wunde wird doch ſo ſchnell geheilt, wie die der großen Natur! Es bedarf nur eines Lenzes, um die älteſten Ruinen mit Blumen und Grün zu ſchmücken. Man arbeitete an einer neuen Straße, ich ſah Menſchenknochen und Kugeln, die man beim Graben gefunden hatte. Unter einem Baume ſaß ein alter Mann mit einem hölzernen Bein; er hatte hier gewiß ſchon mehr geſehen als das Getreide, das jetzt vor ſeinen Blicken wallte, und einen ernſtern Geſang gehört, als den, welchen die Vögel in den Zweigen über ihn zwitſcherten. Mit ſeiner kleinen Pfeiſe im Munde ruhte er hier aus und dachte an alte Zeiten.

Leipzig ſelbſt machte einen angenehmen Eindruck auf mich, es iſt eine große, freundliche Stadt mit geraden Straßen. Ueberall hängen Bücherſchränke aus und hinter den großen Fenſterſcheiben Bilder und Lithographien. Auf den Straßen laufen die Burſchen herum, mit langen Pfeiſen im Munde und die Collegienhefte unter dem Arm. Einige von ihnen hatten ihre altdeutſche Tracht, die großen, weiten Hoſen, den kurzen Rock und die langen, über den weißen Halskragen herabhängenden Locken.

Ich beſuchte die Nicolai-Kirche, wo ich Gemälde von Oeſer fand; in der Kuppel über dem Altar war ein ſchwebender Engel gemalt, der keine Malerei, ſondern ein wirklich lebendes Weſen zu ſein ſchien.

In einem kleinen, abgeſonderten Raume zeigte man uns eine alte Kanzel, auf der Luther gepredigt haben ſoll; ich ſtellte mich auf die Fußſpitzen, um mit meinen Händen dahin reichen zu können, wo er ſie hingelegt haben mag.

Aus der alten Kirche ging ich aus der Stadt hinaus zu Gellert's Grab.

Ein flacher, einfacher Stein mit ſeinem Namen und Sterbejahr bezeichnet daſſelbe. Daneben war ein Roſenſtock gepflanzt und ein niedriges Gitter umgab das Ganze, auf welches die Vielen, die Gellert's Grab beſuchten, ihre Namen ſchrieben oder einſchnitten; ich ſchrieb auch den meinigen darauf.

Rund umher waren viele bei weitem ſchönere Gräber, die gewiß viel vornehmere Leute in ſich ſchloſſen, als Gellert, aber keine fremde Hand hatte ſich zur Erinnerung auf denſelben eingezeichnet, und ſelbſt die Grüfte mit den eiſernen Gittern ſtanden nur da wie eine Mauer, die dazu diente, das einfache Dichtergrab einzufriedigen. Hier war der Dichter der Vornehmſte, durch ihn erhielt dieſe Stätte mit ihren Todten ihr Intereſſe. So hat der Großherzog von Weimar angeordnet, daß Goethe's und Schillers Särge in der großherzoglichen Gruft zu beiden Seiten von dem ſeinigen ſtehen ſollen.

Die andern friſchen Gräber ringsumher waren wunderlich geſchmückt, außer mit Blumen und Kränzen hatte man ſie auch mit Citronen und Apfelſinen beſteckt; aus den Kränzen flatterten lange Bänder mit goldenen und ſilbernen Franſen, die, wenn der ganze Schmuck etwas alt war, ziemlich häßlich ausſahen. Auf den Bändern waren

Verſe abgedruckt, theils ſelbſt gemachte, theils aus bekannten Dichtern gewählte. So fand ich auf einem Hölty's:

„Heute hüpft im Frühlingstanz
Noch der frohe Knabe,
Morgen weht der Todtenkranz
Schon auf ſeinem Grabe.“

Daß ein Grab mit einem einfachen Kranze geſchmückt werde, das finde ich hübſch und bedeutungsvoll; der Zimmermann ſteckt ja auch ſeinen Kranz mit dem bunten Flittergold auf das Dach des Hauſes, wenn das ganze Gebäude gerichtet iſt, warum ſollten wir nicht auch hier unſern Kranz aufſtecken? Das Grab iſt ja doch das Dach auf dem Gebäude unſeres Erdenlebens, erſt wenn dieſes geſchloſſen iſt, iſt es vollſtändig gerichtet.

Auf dem Kirchhof ward gerade eine Leiche beerdigt; es war ein alter Tiſchler, der vielleicht ſelbſt das Holz gekauft hatte zu ſeiner engen Schlafkammer. Den Sarg trugen Männer auf ihren Schultern; er war auch mit Blumen, Citronen und Apfelſinen geſchmückt. Eine Menge von Weibern und Kindern drängte ſich heran, dennoch kam ich ziemlich nahe am Grabe zu ſtehen, an welchem Chorknaben mit ihren jugendlichen Stimmen ſangen, während die Sonne hinter den hohen Pappeln unterzugehen anfing.

Als ich am Abende allein durch die Straßen der fremden Stadt wanderte, um das Hotel de Bavière aufzuſuchen, verirrte ich mich und kam auf dieſe Weiſe nach „Auerbachs Keller,“ wo bekanntlich der Sage nach Dr. Fauſt auf einem Weinfaß zum Fenſter hinausritt. Ich ging hinunter, um doch in der merkwürdigen Stube geweſen zu ſein, wo dieſe Geſchichte paſſirt war; ſie iſt ſehr klein und hat nur das eine Fenſter, durch welches Fauſt herausgeritten iſt. Die ganze Geſchichte war auf der Wand abgemalt, leider aber etwas dunkel und undeutlich.

Hier ſaßen drei ältliche Männer in einem lebhaften Dispüt, wenn ich nicht irre, über das Unbegreifliche, daß ein Dreieck doch im Grunde ein halbes Viereck iſt; es ſchien übrigens, daß ſie auch auf den Dünſten des Weines noch weiter fliegen wollten, als zum Fenſter hinaus. Zuletzt fingen ſie an zu ſingen, wie Froſch und Brander in Goethe's Fauſt: „Es war eine Ratt' im Kellerneſt!“ Das heißt, ſie ſangen nicht eben dies Lied, aber die Situation war dieſelbe, ſo daß ich jeden Augenblick nach der Thür hinſah, ob nicht Mephiſtopheles mit dem Doctor eintrete.

Die italieniſche Operngeſellſchaft von Dresden war hier in Leipzig, und gab bei meiner Ankunft ſchon ihre zehnte Vorſtellung. Ich ſah Roſſini's Tell. Die Oper hat vier Acte, aber da ſie ohne Abkürzungen zu lang und zu ermüdend ſowohl für die Zuhörer, als für die Sänger werden würde, ſo hatte man ſie mitten durchgeſchnitten, ſo daß man den einen Abend die beiden erſten Acte ſah, und das nächſte Mal die beiden letzten. Ich war beide Abende da und erhielt auf dieſe Weiſe etwas Ganzes.

Es ward nicht ein einziges Wort geſprochen; der Dialog war Recitativ; aber wenn Recitative mit dem Ausdrucke geſungen werden, wie dies hier geſchah, ſo ſind ſie keineswegs ermüdend, wie man bei uns glaubt.

Wie weich und ausdrucksvoll klingt doch dieſe italieniſche Sprache! Es ſind Töne, die zu Worten verſteinert ſind; — wie ſchön müſſen die nicht klingen in der ſtillen Nacht, unter dem ſüdlichen Himmel, wenn ſie von Liebe erzählen!

Die Uhr war noch nicht neun, als die Oper vorbei war; ich beſuchte noch „Reichenbachs Garten," um die Stelle zu ſehen, wo Poniatowsky ſeinen Tod in der Elſter fand. Der Beſitzer des Gartens läßt ſich von denen, welche dieſe Stelle beſuchen wollen, Eintrittsgeld geben.

Hier, durch dieſe hohen Bäume ſprengte der ſchwer verwundete Held, verfolgt von dem ſiegreichen Feinde. Es iſt beinahe unglaublich, daß jemand in dieſem unbedeutenden, ſchmalen Waſſer ertrinken konnte! Eine Trauerweide ſtand an der Stelle, wo er mit dem Pferde hinein geſprungen war, und einige Schritte davon, wo man ſeine Leiche gefunden, ſtand eine kleine, einfache Säule, die überall beſchrieben war, namentlich von ſeinen Landsleuten.

X.

Abreiſe. Meißen. Der erſte Tag in Dresden. Dahl und Tieck.

Nach einem Aufenthalte von drei Tagen verließ ich das freundliche Leipzig, wo ich mehrere vortreffliche Menſchen hatte kennen lernen.

Es war ſchon dunkel, als wir bei dem Jagdſchloß Hubertusburg mit ſeinem großen Garten vorbeifuhren. Mengs' Pinſel ſoll viele Fremde nach der Schloßkapelle hinlocken; wir hatten keine Zeit, auch keinen Mangel an Bildern; ein Bild wechſelte mit dem andern, wenn wir durch die Wagenfenſter hinaus ſahen. Hier ein Wirthshaus mit Reiſenden, der Hausknecht mit der brennenden Laterne in der Thür, — das war ein Nachtſtück in Rembrandt'ſcher Manier; dort ſah man eine ſumpfige Gegend in Morgenbeleuchtung, einige wilde Enten plätſcherten im grünen Schilfe, eine Manier, die Ruysdael nachzuahmen pflegt; weiterhin lag ein Flecken mit eingeſtürzten Mauern; im Vordergrunde, unter einem großen Baume, ſaßen ein Paar junge Leute und küßten ſich. — das war eine Manier, die ich ſelbſt gern hätte nachahmen mögen.

Je näher wir Meißen kamen, ein um ſo mehr romantiſches Ausſehen bekam die Gegend. Hin und wieder ſah man Felſen ſich erheben, mit einem ganz andern

Charakter, als die im Harz. In rothgelben Steinmaſſen, mit jungen Buchen bewachſen, hingen ſie über unſern Häuptern; auf der andern Seite des Weges lagen die grünen Weinberge mit den rothen Weinbergshäuschen, und unten ſchlängelte ſich die Elbe in maleriſchen Krümmungen. Schiffe wurden von Menſchen und Pferden den Fluß hinauf gezogen, während andere mit ſchwellenden Segeln ſtromabwärts fuhren.

Meißen ſelbſt hat enge Straßen und ſah mir recht unheimlich aus; man muß es hier wie mit jedem ſchönen Gemälde machen, die Augen nicht allzu nahe daran halten.

Der Dom iſt ein herrliches, gothiſches Gebäude. Die Sonne ſchien in die hohen Fenſter hinein, wo ein kleiner Vogel, der ſich verirrt hatte, umherflatterte und mit den Flügeln an die Fenſterſcheiben ſchlug, um heraus zu kommen. Da ſah ich meine eigene Kinderwelt! Die Kindheit iſt auch eine ſolche heilige, große, gothiſche Kirche, in welche die Sonne freundlich durch bunte Fenſterſcheiben ſcheint, wo ein jeder dunkle Winkel ein mächtiges Gefühl erweckt, und wo das einfachſte Bild durch ſeine Beleuchtung und durch die Sage eine weit tiefere Bedeutung bekommt. Das Alltagsleben zeigt ſich hier in ſeinen Sonntagskleidern, Gott und die Welt liegen einander weit näher, und doch flattert das Herz, wie der kleine Vogel hier in der Kirche, nach der neuen, draußen liegenden Zukunft, wo vielleicht ein Jäger hinter einem Gebüſch lauert, ihm durch die Flügel zu ſchießen.

Der Weg von Meißen nach Dresden iſt mit Akazien und Birnbäumen bepflanzt; auf den Feldern ſtehen Kohl und Kartoffeln; es iſt ein wahrer Küchengarten! Freundliche Anhöhen, mit Wein und Laubholz bewachſen, liegen an beiden Seiten, und hinten bildet Meißen ſelbſt, das mit ſeinem Schloß und Dom ſehr hoch liegt, den herrlichſten Punkt in dem ganzen Gemälde; außerhalb der Stadt führt eine ſteinerne Brücke über die Elbe, wo Menſchen gehen und fahren, ohne daran zu denken, viel weniger noch ſich darauf etwas zu Gute zu thun, wie ſie gerade dadurch das Ganze beleben.

Je weiter man ſich von hier entfernt, deſto höher werden die Berge, und bald ſieht man wie durch einen Schleier das deutſche Florenz, Dresden, mit ſeinen Thürmen und Kuppeln vor ſich liegen.

Als ich nach der Auguſtusbrücke kam, die ich ſchon ſo gut aus Kupferſtichen und Gemälden kannte, kam es mir vor, als ob ich ſchon früher einmal im Traum hier geweſen wäre. Die Elbe wälzte ihre gelben Wellen unter den ſtolzen Bogen durch; auf dem Fluß war viel Leben und Treiben, aber weit mehr noch auf der Brücke; auf der Mitte jagten Wagen und Reiter, und auf beiden Seiten ging eine Maſſe Fußgänger im bunteſten Wechſel; ungefähr mitten auf dem Fluß ſtand auf einem der Ausbaue, welche die einzelnen Pfeiler bilden, ein Crucifix von Metall. — Nun kamen wir nach der Altſtadt, dem eigentlichen Dresden; die Brühl'ſche Terraſſe mit ihrer breiten Treppe lag links, die katholiſche Kirche rechts und gerade vor uns das Thor, durch das wir in die eigentliche Stadt hineinfuhren.

Dresden ſteht als Uebergangspunkt in der Mitte von Nord- und Süddeutſchland da und hat auch einen gemiſchten Charakter von beiden. Es war die letzte große Stadt, die ich nach Süden zu in Deutſchland zu ſehen bekommen ſollte; dieſer Gedanke fiel mir ein und war die Urſache, daß ich ganz wehmüthig geſtimmt in die liebe Stadt hineinfuhr.

Die Stadt hatte für mich etwas einladend Freundliches; ich fühlte mich darin gleich wie zu Hauſe. Mein erſter Gang war zu unſerem berühmten Landſchaftsmaler Dahl. Ich hatte keinen Empfehlungsbrief, aber als Däne war ich herzlich willkommen. Sowohl mir wie ſeinen anderen Landsleuten, die mit mir zur ſelben Zeit da waren, brachte er viele Opfer an Zeit und Mühe. Er war mit zwei Norwegern zu Tieck eingeladen; der große Dichter wollte an dieſem Abend in einem Kreiſe von Freunden etwas vorleſen; da ich nun einen Empfehlungsbrief von Ingemann an ihn, ihm auch ſchon früher ſelbſt einmal geſchrieben hatte, ſo forderte Dahl mich auf, ihn zu begleiten, bat mich jedoch, jetzt nicht die Zeit bei ihm zu verlieren, ſondern in die katholiſche Kirche zu gehen. Es war gerade an dieſem Tage das Frohnleichnamsfeſt; die meiſten Ceremonien würden jetzt wohl freilich ſchon vorbei ſein, meinte er, ich würde aber doch die Caſtraten ſingen hören.

Ich fand bald den Weg über die Brühl'ſche Terraſſe, die von Spaziergängern wimmelte; da gab es ſo viel Hübſches zu ſehen, die große Auguſtusbrücke mit ihrem Menſchengewühl, die Elbe mit ihren Schiffen und die grünen Weinberge an ihren Ufern! Aber ich hatte keine Zeit, ich mußte mich beeilen.

Jetzt ſtand ich in der katholiſchen Kirche. Wie groß und hell! Das Muſikchor brauſte über meinem Kopf; auf allen Altaren brannten Lichter, und rund umher in den Seitenkapellen und in den großen Gängen lagen Menſchen auf den Knieen. Die königliche Familie war in der Kirche, ich ſah den König ſehr eifrig beten; drei Prieſter in Gewändern von Goldſtoff ſtanden am Altar, und viele kleine Knaben, in rothen Kleidern mit einem kleinen weißen Ueberwurf, ſchwangen Rauchfäſſer. Die Caſtraten ſangen; das waren keine männlichen, aber auch keine weiblichen Stimmen; es waren die weichſten Molltöne. Es lag etwas ſo Tiefes, Wehmüthiges in dieſem Geſang, als wäre es des Herzens ganze Sehnſucht, die ſich in Tönen ausſprach; ſie machten einen ganz wunderbaren Eindruck auf mich, aber ich fühlte mich gar nicht froh dabei.

Am Hochaltar war beſtändige Bewegung; die Chorknaben kamen und gingen mit großen Lichtern, und die Prieſter verneigten ſich jeden Augenblick und klingelten mit ihren ſilbernen Glocken.

Schweizer in gelben Livreen, mit großen, ſilberbeſchlagenen Stöcken in der Hand, gingen in den Gängen herum, um auf Ruhe und Ordnung zu ſehen und Achtung zu geben, daß die Böcke von den Schafen getrennt blieben. Menſchen kamen und gingen, aber Alles geſchah ſehr leiſe. Ich ſah böhmiſche Frauen und Mädchen, die wahrſcheinlich mit ihren Waaren zu Markt geweſen waren; ſie kamen mit ihren

Körben oder Bündeln auf dem Rücken in die Kirche herein, knieten in den Gängen, beteten ihren Roſenkranz und entfernten ſich dann wieder in größter Eile.

In den Kapellen knieten Männer und Frauen vor dem Bilde der Mutter Gottes, und in manchem Geſicht ſah ich den Ausdruck wahrhafter Erhebung und Andacht. Die Sonne ſchien durch die Fenſter und vermiſchte ſich wunderbar mit dem Schein der vielen Lichter und dem wohlduftenden Rauch; es lag wirklich etwas darin, was auf dem Tonmeer der Muſik den Weg zum Herzen fand.

Es war ſieben Uhr Abends, als ich mich mit Dahl und den zwei jungen Norwegern zu Tieck begab; ich ſollte jetzt den Dichter ſehen und kennen lernen, mit dem ich mich im Geiſte ſo oft und viel beſchäftigt hatte. Ich dachte nicht an ſeinen geſtiefelten Kater und Prinz Zerbino, nicht an ſeine wunderſchöne Elfenwelt und die herrlichen Novellen, nein, Alles ſchmolz mir in dem Manne ſelbſt zuſammen, in Deutſchlands Tieck, dem Meiſter einer ganzen Schule, der romantiſchen Poeſie, dem Manne, der Goethe an Alter, Werth und Anerkennung bei ſeinen Landsleuten am Nächſten ſteht.

Das Zimmer, in das wir geführt wurden, war nicht groß. Hier ſaßen um den Theetiſch herum die Familie und einige Fremde, meiſtens Ausländer. Ich hatte Ingemann's „Ole der Namenloſe“ von dem Dichter ſelbſt mitbekommen und meine eigenen „Phantaſien und Skizzen“ ebenfalls bei mir. Dahl ſtellte die beiden Norweger und mich als ſeine Landsleute vor, und der Dichter begrüßte uns freundlich und hieß uns willkommen; als ich ihm darauf die Bücher und Ingemann's Brief gab, nahm er mich freundlich bei der Hand und fragte, ob ich derjenige ſei, der die „Fußreiſe“ geſchrieben habe? Als ich dies bejaht hatte, ſagte er mir einige verbindliche Worte, hieß mich noch einmal willkommen in Deutſchland und erkundigte ſich nach Ingemann, den er ſehr werthſchätzte. Welch ein Ausdruck lag in dieſes Mannes Blicken! Nie habe ich ein offneres Geſicht geſehen. Seine Stimme klang ſo gutmüthig, und ſah man ihm in die großen, klaren Augen, da fühlte man ſich gewiß gedrungen, ſich ihm anzuvertrauen. Es war nicht blos der Dichter, den ich liebte, auch der Mann ward mir jetzt theuer! Ja, ſo hatte ich ihn mir gedacht, als ich die Elfen las; — aber meine Träume ſind ſchon ſo oft fehlgeſchlagen, daß ich zuweilen wiederum dachte: in der Wirklichkeit iſt er vielleicht ein ſteifer, vornehmer „Hofrath“, und das würde mich ſehr abgeſchreckt haben. So war auch meine Vorſtellung von Goethe, was meine Luſt überwand, den großen Meiſter zu ſehen, von dem ich glaubte, daß er ſich am Herrlichſten ausnähme, wenn man ihn, wie die Kirchthürme, aus der Entfernung ſähe.

Die Geſellſchaft beſtand übrigens aus Menſchen von den verſchiedenſten Gegenden des Erdballs; hier war Einer aus Amerika, ein Anderer, der die Reiſe um die Welt gemacht hatte, da waren Norweger, Deutſche u. ſ. w. Ich war der Einzige aus Dänemark.

Tieck liebt Holberg ſehr, den er in einer alten Ueberſetzung beſitzt, aus der er zuweilen vorlieſt und zwar ganz vortrefflich. Ich hörte ihn dieſen Abend den zweiten Theil von Shakeſpeare's Heinrich der Vierte vorleſen. Er pflegt, wenn er vorlieſt, die Perſonen nicht zu nennen, aber er ſpielt eine jede, ſo daß man gleich weiß, wer es iſt. Namentlich die komiſchen Scenen gab er ganz meiſterhaft, und es war ganz unmöglich, über ſeinen Falſtaff oder ſeine Frau Hurtig nicht zu lachen.

Als wir am Abend aufbrachen, bat mich Tieck, ſo lange ich in Dresden bliebe, ihn öfter zu beſuchen, und bereitete mich namentlich auf den Genuß vor, der mir in dem Beſuch der Bildergalerie und der ſächſiſchen Schweiz noch bevorſtände; erſtere war unglücklicherweiſe geſchloſſen, da die Bilder aufs Neue geordnet wurden, aber Dahl hatte mir verſprochen, mich am andern Morgen hinaufzubringen, da doch die beſten Sachen noch alle aufgehängt waren. Dies war der erſte Tag in Dresden.

XI.

Die Bildergalerie. Das Linke'ſche Bad. Das grüne Gewölbe. Die Rüſtkammer. Ausflug in die ſächſiſche Schweiz. Pillnitz. Der Liebethaler Grund. Lohmen. Der Ottowalder Grund. Die Baſtei. Die Wolfsſchlucht. Hohnſtein. Der Kuhſtall.

Mit Dahl, dem däniſchen Geſandten und den beiden Norwegern ging ich nun nach der Bildergalerie. In mehreren Sälen lagen die Bilder auf der Erde hingeſtreckt, aber in den meiſten waren ſie ſchon geordnet und aufgehängt. Welch' eine Maſſe von Kunſtwerken!

Was ſoll ich zuerſt erwähnen von den großen Einzelheiten, die den tiefſten Eindruck auf mich machten? Doch kann ich noch fragen? Raphaels Madonna! Ich durchflog die Säle, um dieſes Bild zu finden, und als ich vor demſelben ſtand, da — — ſetzte es mich gar nicht in Erſtaunen. Es kam mir wie ein gewöhnliches Frauengeſicht vor, aber nicht ſchöner, wie ich ſie oft geſehen. Iſt dies das weltberühmte Bild? dachte ich, und wollte damit überraſcht werden, es zu ſehen, aber es blieb in meinen Augen doch daſſelbe. Es kam mir ſogar vor, als ob mehrere Madonnenbilder, mehrere weibliche Geſichter auf dieſer Galerie viel ſchöner ſeien; nun ging ich zu dieſem zurück, — aber da fiel mir der Schleier von den Augen, die ſahen jetzt wie Menſchengeſichter aus, denn ich hatte das Göttliche ſelbſt geſehen. Ich trat jetzt wieder vor ſie hin, und nun erſt fühlte ich das unendlich Wahre und Herrliche in dieſem Bilde. Es iſt Nichts daran, was frappirt, Nichts, was blendet, aber je aufmerkſamer man die Mutter und das Chriſtuskind betrachtet, deſto göttlicher werden ſie. Ein ſo überirdiſches, kindliches Geſicht hat kein Weib, und doch iſt es die reine Natur. Es kam mir vor, als ob jedes fromme, unſchuldige Mädchengeſicht etwas Aehnliches mit dieſem habe, daß dies aber das Ideal ſei, nach dem die andern ſtrebten. Nicht Liebe, aber Anbetung rief dieſer Blick hervor. Nun erſt ward es mir klar, wie der vernünftige Katholik vor einem Bilde knieen kann. Es ſind nicht die Farben auf der Leinwand, die er anbetet, es iſt der Geiſt, der göttliche Geiſt, der ſich hier leibhaft offenbart vor dem leibhaften Auge, während die mächtigen Orgeltöne über ihn hinbrauſen und die Diſſonanzen der Seele auflöſen, ſo daß eine Harmonie zwiſchen dem Irdiſchen und dem Ewigen entſteht.

Die Zeit hat die Farben auf dem Bilde gebleicht, aber dennoch ſcheint Alles zu leben; die große Glorie von Engelköpfen entwickelt ſich mehr und mehr, und in dem Blick des Chriſtuskindes ſammelt ſich der ganze, große Ausdruck; einen ſolchen Blick, ein ſo kluges Auge hat kein Kind, und dennoch iſt es das natürlich Kindliche, was uns hier ſo tief ergreift. Und nun die lieblichen Engelkinder unten! Sie ſtehen da wie ein hübſches Bild irdiſcher Unſchuld; mit kindlicher Ruhe ſieht das jüngere vor ſich hin, während das ältere den Blick zu den Himmliſchen über ſich erhebt. Dieſes eine Bild würde die Galerie berühmt machen, ſo wie dieſes eine hinreicht, ſeinen Meiſter unſterblich zu machen. In demſelben Saal hingen noch drei Meiſterwerke; hier war Correggio's Nacht, eine poetiſche Idee, herrlich aufgefaßt und durchgeführt. Das Licht ſtrömt von Jeſus aus über alle die Andern rings umher. Namentlich frappirte mich eine weibliche Fignr, welche die Hand vor die Augen hält und ſich von dem ſtarken, blendenden Licht halb abwendet. Die Meiſter pflegen dieſes Stück unter den Arbeiten dieſes großen Meiſters oben an zu ſtellen, aber ich ziehe doch den heiligen Sebaſtian vor, der ebenfalls ſeinen Platz in dieſem Saal hatte. Welche herrliche Gruppen von Engeln! Sie ſchreiten auf den leichten Wolken herab um den frommen Märtyrer mit dem ruhigen, begeiſterten Blick. Noch befand ſich hier ein Stück, das ich das vierte von dieſen gottbeſeelten Bildern nennen zu dürfen glaube: ein Chriſtus von Carlo Dolci; Hoheit und Schmerz waren in dieſem edlen, gottergebenen Geſicht mit einander verſchmolzen.

Ich ging von Saal zu Saal und beſah alle die großen Kunſtſchätze, aber ſtets mußte ich wieder zu dieſen vier Schätzen zurück, zu Raphaels Madonna und Correggio's Engelgruppen.

Doch bewahre ich aus meinem erſten Beſuch auf der Galerie auch noch den Eindruck von andern vortrefflichen Bildern.

„Das Weltgericht“ von Rubens, auf dem er ſeine drei Frauen im Portrait angebracht hat; zwei werden von Engeln in den Himmel getragen, die dritte dagegen ſchleppt der Teufel in die Unterwelt hinab. Rubens ſelbſt ſitzt auf ſeinem Grabe. Niemand ſcheint ihn zu beachten, er iſt in tiefe Gedanken verſunken; wahrſcheinlich ſinnt er darüber nach, wohin er kommen wird, und erwartet nun ruhig ſein Schickſal.

Auf einem Bilde von Baſſano, das die Arche Noäh vorſtellte, war es ſehr komiſch, daß das Schwein zuerſt hineingetrieben ward und alſo den erſten Platz bekam.

Geiſtig ermüdet von dem Genuß aller dieſer Herrlichkeit und körperlich matt von dem vielen Herumlaufen verließ ich die Galerie, um ſie bald wieder zu beſuchen.

Im königlichen Theater ward nicht geſpielt, da die Darſteller während der Sommermonate faſt alle auf Reiſen waren. Außerhalb der Stadt im „Linke'ſchen Bade“ gaben die Zurückgebliebenen Vorſtellungen. Eine junge Dame, Alexandrine Gebhardt vom Petersburger Hoftheater, ſpielte als Gaſt die Chriſtine in „die Königin von ſechzehn Jahren.“ Das Theater liegt an der Elbe in einem kleinen Wäldchen, in dem ſich Muſik und Zelte befanden. Familien aus Dresden ſaßen rings umher in der grünen Natur und genoſſen Erfriſchungen, während Andere ſpazierten und noch Andere auf bunten Gondeln auf der Elbe fuhren.

Die junge Schauſpielerin machte viel Glück und verdiente es; ſie gab die Rolle mit einer Anmuth und einer Feinheit, die das denkende Weib verriethen.

Zum Schluß ſahen wir eine Art von Ballet „der Faßbinder.“ Der Balletmeiſter Hr. Gärtner ward herausgerufen, der Vorhang ging in die Höhe, das ganze tanzende Perſonal ſtand im Halbkreis mit dem Gerufenen in der Mitte, er machte eine Attitude, legte die Hand aufs Herz und ſchien ſehr entzückt — dann klatſchte man und lachte — das war das Ende vom Ganzen.

Es war ein herrlicher Abend. Die Muſik ertönte ſo bedeutungsvoll hinter den grünen Hecken. Ich nahm eine Gondel, um nach Hauſe die Elbe hinab zu fahren. Die Auguſtusbrücke ſpiegelte ſich im Waſſer, und Dresden ſelbſt erhob ſeine hohen Thürme und Kuppeln in die Luft; es waren Schattenbilder auf einem goldnen Grunde. Je weiter ſich das Boot von dem kleinen Wäldchen entfernte, deſto ſchwächer ward der Schall der Muſik; unter der Brühl'ſchen Terraſſe, wo ich ans Land ſtieg, waren einige Fackeln angezündet. Oben war ein Gewühl von Spaziergängern; der Jasmin verbreitete einen ſtarken Duft um ſich her und unten in den Böten ſangen einige luſtige Matroſen die Barcarole aus der Stummen.

Welch' einen Wechſel brachte mir jeder Tag, jede Stunde, in dieſer theuren Stadt! Welch' eine Menge von Ideen und Gefühlen durchſtrömte mich in den neun Tagen, die ich hier zubrachte! Vom Morgen bis zum Abend tummelte ich mich umher, und jeden Augenblick ſah ich etwas Neues.

Man empfahl mir, das „grüne Gewölbe“ zu ſehen. Es iſt dies eine Reihe von Zimmern, die übrigens keineswegs grün ſind, und Niemand weiß ſo eigentlich, woher ſie ihren Namen bekommen haben. Da gab es große Tiſche von Moſaik mit Blumen und Früchten; die Bilder der ſächſiſchen Könige hingen in Lebensgröße an den Wänden; hier zeigte man Becher aus Silber und Gold und ein ganzes

Zimmer voll Spielzeug aus Perlen und Edelſteinen. Echte Perlen in ihrer natürlichen Geſtalt waren angebracht wie das Glied, dem ſie am meiſten ähnlich ſahen, die Verbindung war durch Silber oder Gold. So war eine Perle der Magen, eine andere der Kopf oder ein Bein u. ſ. w. Ich ſah Luthers Ring und ganze Schränke voll Edelſteinen und Koſtbarkeiten, die ſo todt und nichtsſagend in all' ihrem Glanz da lagen, daß ich nahe daran war zu verzweifeln über allen dieſen Reichthum, der mich gar nicht intereſſirte. Wären die Wände nicht von Spiegelglas geweſen, und hätte ich nicht darin mein eignes Geſicht ſchauen können, in dem der Ausdruck unverkennbarer Langeweile mir vielen Spaß machte, da hätte es recht ſchlimm mit mir ausgeſehen.

Mehr als das grüne Gewölbe intereſſirte mich die „Rüſtkammer.“ In den großen Gemächern hingen Waffen an Waffen; manches berühmte Reitpferd, das einen königlichen Prinzen auf ſeinem Rücken getragen hatte, ſtand hier in Holz ausgehauen, angemalt und geſchmückt mit Sattel und Gebiß; der Mann, der uns umherführte, erklärte oft, daß es ein däniſches Pferd ſei, welches das hölzerne Bild vorſtellen ſollte. Könige und Ritter aus Wachs ſtanden wie bezauberte Trabanten rund umher an den Thüren und ſtierten uns mit ihren todten Augen an. Es befanden ſich hier ganze Schränke voll von Pfeilen und Piſtolen; ich ſah eine Trommel von Menſchenfell, ferner die Rüſtung, welche Guſtav Adolph an dem Tage vor der Schlacht bei Lützen getragen hatte, einen Sattel, auf dem Napoleon geritten u. ſ. w.

Die ganze folgende Nacht träumte ich von nichts, als von Dolchen und Meſſern, mächtigen Wachsfiguren und großen hölzernen Pferden.

Ich ſehnte mich auch nach der ſächſiſchen Schweiz; am folgenden Tage ſollte ein Ausflug dahin angetreten werden.

Es war ein ſchöner Morgen. Ich ging in die katholiſche Kirche. Die Altarlichter waren angezündet und in einer der Seitenkapellen lag eine herrliche Gruppe von Kindern, kleinen Mädchen und Knaben, die mit ihren jugendlichen Stimmen einen Geſang anhuben, während die Sonne auf das Bild der Mutter Gottes ſchien. Ich lehnte mich an einen Pfeiler, während Geſang und Orgeltöne über mich hinrauſchten. Ein alter armer Mann, in Lumpen gehüllt, aber mit der tiefſten Zerknirſchung in ſeinem dunkeln, barſchen Geſicht, lag tief niedergebeugt im Gange, als ob er nicht den Muth habe, ſich dem Altar zu nähern; aufrichtige Reue ſtand auf ſeinem Geſicht geſchrieben, er blickte zur Erde nieder und betete ſeinen Roſenkranz, während die Kinder unſchuldig fromm ihr Morgengebet ſangen; ich mußte auch in meinem Herzen vor meinem Gott niederknieen. Es war mir, als ob Geſang und Orgeltöne zu mächtigen Lebensbildern zuſammenſchmölzen, die an mir vorüberzogen. Wenn nur dies Ganze kein Traum iſt, dachte ich, wenn ich nur nicht vielleicht gar zu Hauſe in Dänemark bin und ſchlafe und mich nur in dieſe fremde Stadt zwiſchen den Bergen hinträume, im Traum dieſe Orgeltöne und den frommen Geſang der Kinder höre, während der arme Bettler neben mir vor der Mutter Gottes knieet. Nein, ich träumte dies nicht, und doch träumte das Herz! Auch das löste ſich in Tönen auf, denn das Herz iſt eine Welt, in welcher die Gefühle, dieſe zwitſchernden Vögel, Neſter bauen, wo der Liebe leichter Kolibri ſingt, aber nur einmal ſingt, und dann wird das Herz zur Memnonsſäule, aus welcher des Geſanges ſtarkes Morgenlicht Töne hervorruft. In Liebe wurde der Menſch geſchaffen; Liebe iſt unſere Heimath; und daher wird jede Muſik ein Kuhreigen, der die Erinnerung an die Heimath weckt. Ich mußte mich aus meinen Träumen herausreißen; man erwartete mich an der Elbe, wo unſere Gondel lag; der Ausflug in die ſächſiſche Schweiz ſollte jetzt vor ſich gehen. Bald ſchwollen die Segel im Winde, die raſchen Ruderſchläge theilten den Waſſerſpiegel, eine Reiſegeſellſchaft ſang und lachte und ich mußte mit lachen, während die erwachten Lebenserinnerungen in meinem Herzen in ſchneidenden Diſſonanzen bei dieſem ſchroffen Uebergang vom Traum zur Wirklichkeit wiederhallten. Aber da war ich denn auch wieder ein Menſch ebenſo wie die Andern.

Wir kamen vor mehreren großen Böten vorbei, die mit Landleuten angefüllt waren, Mädchen und Frauen, die in Dresden mit Milch geweſen waren; ſie lagen in verſchiedenen Gruppen in den Böten umher und hatten ſich zum Schutz gegen die Sonne zugedeckt, während der Wind nur ſchwach in die Segel blies. Die Frauen waren ganz gelbbraun im Geſicht, die Mädchen dagegen roth und weiß, mit lebhaften, dunkeln Augen; ich erinnerte mich an die „Donaunixen“ und dachte mir nun dieſe ländlichen Schönen als die Beherrſcherinnen des Elbſtromes; ich ſah einer der freundlichſten in die ſchwarzblauen Augen hinein, und ſogleich fuhr mir ein Halbdutzend Romanzen und Balladen durch den Kopf. Die Weinberge bekamen ein friſcheres Grün, die Nadelholzungen eine dunklere Färbung, und alle die rothbedachten Gebäude an den Bergabhängen ſtanden da wie Erdgeiſter, die in dem ſtarken Sonnenlicht ihr Leben eingebüßt hatten.

Bei dem Schloß Pillnitz, der Sommerreſidenz des ſächſiſchen Königs, ſtiegen wir ans Land. Unſer Weg führte uns nun durch ein freundliches, kleines Dorf in die freie, ſchöne Natur hinaus; bald näherten wir uns dem Liebethaler Grund, einem herrlichen, langen Felsthal. Hoch oben, an beiden Seiten, liegen Felder und Wieſen, von denen man ſich gar nichts träumen läßt; gelbe und graue Steinmaſſen, zwiſchen denen verkrüppeltes Gebüſch aufſchießt, erheben ſich an den Seiten; der Fluß Weſenitz fließt mitten durch.

Laß uns hier im Thale raſten!
  Beſſer werden wir's nicht finden.
Hier am Mühlbach laß uns ſitzen
  Unter dieſen alten Linden;
Ueber'm Mühlbach ſtürzt das Waſſer,
  Hörſt Du's drüben weiter rauſchen?
Und des Müllers ſchöne Tochter
  Seh ich dort am Fenſter lauſchen.
Unſchuld wohnt auf ihrer Stirne,
  In den Augen Treu' und Milde;
Sie betrachtet mich und freut ſich
  An der Landſchaft ſchönem Bilde.

Stolze Felſen, grau' und rothe,
  Sich am Fluß hinab erſtrecken,
Und im Sonnenſcheine ſingen
  Vöglein in Gebüſch und Hecken.
Welche Landſchaft! Laß uns weilen!
  Hier zur Freude nur vereinen
Alle Gegenſtände ſich, und dennoch
  Iſt mir angſt, ich möchte weinen. — —
Hör' ich doch den Vogel zwitſchern:
  „Seit geraubt ſind meine Jungen,
Der Gefährte mir erſchoſſen,
  Hab' ich traurig nur geſungen!“
Maleriſch hebt ſich der Felſen. —
  Neulich ſtürzten große Stücke,
Tödteten 'nen armen Vater,
  Weiter Niemand — welch' ein Glücke!
Es erwärmen viele Länder
  Weit und breit der Sonne Gluthen;
Scheint die Sonne doch gleich freundlich
  Auf die Böſen wie die Guten!
Iſt mir doch, als hört' das Mühlrad
  Ich die Worte deutlich ſprechen:
„Neulich hört' ein junges Herz ich
  Unter mir im Waſſer brechen!“
Selbſt das Mädchen — — laß mich weinen!
  Dieſe Bitterkeit und Schmerzen
Sich nicht außer mir befinden,
  Wohnen nur im eignen Herzen.

In der Natur und der Welt giebt es keine Diſſonanzen, die eine löst ſich in der andern auf, und in unſrer eignen Bruſt müſſen wir die letzte ſuchen, die nur von dem höhern Meiſter aufgelöst wird.

Wir gingen auf dem hohen Bergrücken entlang und blickten ins Thal hinab, das wie ein mächtiges Bild von meinem eigenen Herzen dalag, ſtill und dunkel mit dem brauſenden Fluß, während oben die Sonne ſo warm und ſchön die wallenden Kornfelder und den Weg beſchien, auf dem fröhliche Kinder ſich herumtummelten.

Bei Mühlsdorf ſtiegen wir ins Thal hinab, überſchritten die Weſenitz auf einer Brücke und befanden uns in dem Flecken Lohmen. Dieſer iſt früher eine kleine Stadt geweſen und hat noch manche ſtädtiſche Gerechtſame; das Schloß erhebt ſich auf einem hervorragenden Felſen, hoch über dem Fluß; beide Hauptgebäude deſſelben ſind durch einen Altan verbunden, der auf einer Felsſpitze angelegt iſt, von der man eine herrliche Ausſicht auf die romantiſche Umgebung genießt. Auf einer hier angebrachten Tafel las man eine gereimte Inſchrift, die Einem erzählt, daß vor ungefähr 50 Jahren ein junger Landmann, der ſich auf dem Altan ſchlafen gelegt hatte, von hier hinabſtürzte, aber, obgleich er von einer Höhe von 76 Fuß fiel, dennoch mit Gottes Hülfe glücklich davon kam.

Nicht weit davon liegt die Kirche; man ſagt, daß es eine der ſchönſten Dorfkirchen in ganz Sachſen ſei. Sie kam uns ganz beſonders freundlich vor; ein friſches Grab war ſo eben aufgeworfen und mit weißem Sand beſtreut; aber der Wind hatte die Blumen vom Grabe fortgeweht; ich ſammelte ſie wieder zu einem Kranz zuſammen und legte dieſen darauf. Ein kleiner Vogel in einem nahen Baum zwitſcherte, als wolle er mir Dank ſagen; er hatte gewiß den kleinen Schläfer geſehen und gekannt, der hier ſein müdes Haupt in der kühlen Erde zur Ruhe gelegt hatte.

Von der Ruheſtätte der Todten gingen wir nach der der Lebenden, dem Wirthshauſe. In der Gaſtſtube ſaßen zwei Frauenzimmer, welche die Harfe ſpielten und dazu ſangen; ſie griffen, wie ein Südwind, in die Saiten und ſangen mit etwas kreiſchender Stimme: „Herz, mein Herz, warum ſo traurig?“ ſo daß uns ganz „traurig“ dabei zu Muthe ward. Bald dampfte das Abendeſſen vor uns, einige wegen ihres Alters ehrwürdige gebratene Enten. Dann begaben wir uns zur Ruhe. Aber Natur und Kunſt hatten mir hier einen Genieſtreich geſpielt; die erſte hatte mich zu lang geſchaffen, die letztere hingegen das Bett zu kurz. Aus Verzweiflung ging ich in die große Gaſtſtube hinunter; rund umher auf Strohlagern ſchlummerten Leute mit dichten, ſchwarzen Bärten; ein häßlicher, ſchwarzer Bullenbeißer, der wie ein abgenutzter Reiſekoffer ausſah, ſtürzte mir mit einem heulenden Kriegsgeſchrei entgegen. Draußen regnete es in Strömen und plätſcherte, als wollte es ſagen: „Sieh, ſo ging es bei der Sündfluth zu!“ Der Tag begann zu grauen, aber nicht die Hoffnung, wieder in die Berge zu kommen. Es war das erſte ſchlechte Wetter, das ich auf meiner Reiſe hatte; „es wird wohl ſpäter beſſer werden,“ dachte ich, und kaum war eine Stunde vergangen, da regnete es ſchon weniger; wir faßten Muth und mit einem kleinen zehnjährigen Bauerjungen als Führer begaben wir uns nun auf die Reiſe, um durch den Ottowalder Grund die Baſtei zu beſteigen. Der kleine Junge lief mit bloßen Füßen, lachte und ſchwatzte in Einem fort, und es kam mir beinahe vor, als habe er einen Schelm im Nacken, als wäre es der leibhafte Amor, der unſer Führer geworden; „wenn er nur nicht unſer Verführer wird!“ dachte ich, und es gingen mir manche von ſeinen ſchlimmen Streichen durch den Kopf.

„Der kleine Rotzbube, der mit Pfeilen herumläuft,“ nennt ihn unſer genialer Weſſel, und ärgerlich iſt es in der That, daß ſo ein Bübchen das Recht haben ſoll, große, erwachſene Leute aufzuſpießen. Man ſagt freilich, daß die, die einander bekommen, ſich ſogleich gegenſeitig die Pfeile wieder herausziehen helfen, wo dann alle Liebe vorbei iſt; aber die Andern behalten den Pfeil im Herzen, und da wird er oft tödtlich.

Wir ſtiegen ſtufenweiſe immer tiefer in ein Thal hinab; es war der Ottowalder Grund. In der wunderbarſten Geſtalt erhoben ſich hier die Felswände an beiden Seiten, herrlich bewachſen mit Kräutern und buntem Moos; Sträucher und Bäume ſtanden in maleriſchen Gruppen zwiſchen den Klüften, tief unten ſtürzte ein kleiner Bach hin, und oben über uns ſahen wir einen ſchmalen Streifen, ein kleines Stück von dem graubewölkten Himmel. Bald traten die Felswände ſo nahe aneinander, daß wir nur noch Einer hinter dem Andern gehen konnten; drei ungeheure Felsblöcke waren von oben herabgeſtürzt und bildeten ein natürliches Gewölbe, unter dem wir durchgehen mußten.

Das Thal ward nun mit einem Mal breiter, dann wieder ſchmäler; wir betraten die „Teufelsküche,“ eine wilde Felskluft, wo die übereinandergeſtürzten Felsmaſſen eine lange, eſſenförmige Oeffnung gebildet hatten. Ich blickte durch dieſelbe nach oben, einige Wolken zogen gerade darüber weg, und es war, als ob ein geſpenſtiges Weſen ſich davon machte, hinaus in die freie Luft.

Es ging immer vorwärts, und immer änderte ſich das große Panorama um uns her.

Ein großes, hübſches Gebäude lag vor uns, es war das Wirthshaus auf der „Baſtei.“ Hier iſt es hoch, ſehr hoch! Du mußt ein Paar Kirchthürme auf einander ſetzen und dann nicht ſchwindlig dabei werden, wenn du auf der oberſten Spitze ſtehſt. Ein Gitter iſt angebracht, damit du nicht fällſt! — Das lange weißgelbe Band dort unten, das vor deinen Augen nicht breiter ausſieht, als das Trottoir auf der Straße, iſt die Elbe; das gelbbraune Pappelblatt, das du ſchwimmen zu ſehen glaubſt, iſt ein langer Flußkahn; du kannſt auch, aber nur wie kleine Punkte, die Menſchen darauf erkennen! — Verſuche es, einen Stein in die Elbe hinabzuwerfen, du mußt deine ganze Kraft anwenden, er erreicht ſie doch nicht, ſondern fällt dieſſeits ins Gras. Die Dörfer liegen dort unten, wie Spielzeug auf einem Jahrmarktstiſch. Dort erhebt ſich der Königſtein und der Lilienſtein hoch in den Wolkennebel hinein; aber ſieh, dieſer zertheilt ſich! Sonnenſtrahlen fallen auf den Pfaffenſtein und die Kuppelberge! Der ganze Wolkenvorhang hebt ſich und in der blauen Ferne ſiehſt du die böhmiſchen Roſenberge und den Geiſingberg im Erzgebirge. Dicht neben uns, links, erheben ſich nun wilde Felsſtücke aus dem Abgrund, und aus der Tiefe ſteigt ein gemauerter Pfeiler empor, auf dem eine Brücke ruht, welche die Baſtei mit dem Felſenſchloß verbindet. In der Felsſchlucht unter uns iſt es ganz dunkel; der Führer zeigte uns in den Felſen Spuren davon, daß hier früher Menſchen gelebt haben; wir ſahen Klüfte eingehauen, wo ſie lebten und ſich umhertummelten. Es ſieht aus, als ob die große Felsmaſſe geſprengt ſei, als ob eine mächtige Naturkraft hier verſucht habe, unſern ſtolzen Erdball zu ſpalten.

Der Weg ſchlängelte ſich an dem tiefen Abgrund entlang, Felswände und Klüfte wechſelten mit einander.

Die ganze Natur war mir eine große lyriſche Dichtung in jedem möglichen Versmaß. Der Bach zankte in den vortrefflichſten Jamben über die vielen Steine, die ihm im Wege lagen, die Felſen ſtanden ſo breit und ſtolz da, wie reſpectable Hexameter. Die Schmetterlinge flüſterten den Blumen Sonette zu, indem ſie ihre duftenden Blätter küßten, und alle Singvögel zwitſcherten, jeder wie ihm der Schnabel gewachſen, in ſapphiſchen und alcaiſchen Verſen. Ich hingegen — ſchwieg und will auch hier ſchweigen.

Nun führte der Weg nach Hohnſtein und Schandau, aber erſt wollten wir einen kleinen Abſtecher machen, um die ſeltſame Partie bei der „Teusfelbrücke“ zu ſehn. Der Teufel hat wirklich Geſchmack. Jede Stelle, die ſeinen Namen trägt oder auf ihn hindeutet, hat etwas Pikantes.

Es ſind die allerromantiſchſten Gegenden, die man mit ſeinen Intereſſen in Verbindung geſetzt hat. Wie geſagt, er hat Geſchmack, und das iſt eine gute Eigenſchaft.

Die Teufelsbrücke iſt gleichſam hingeworfen über eine Schlucht zwiſchen zwei ſenkrechten Felſen; ein Berg iſt hier geſpalten von ſeiner oberſten Spitze bis an den grünen Fuß; aber die ganze Oeffnung iſt nur ungefähr 4 bis 5 Ellen breit. Einige Schritte davon iſt noch eine ähnliche tiefe Spalte; aber dieſe geht in wunderlichem Zickzack und bildet gleichſam eine Art Gang. Durch den Dichter Kind hat dieſe Stelle ein eigenes Intereſſe bekommen, indem er die Beſchwörungsſcene im Freiſchütz hierher verlegt hat. Dieſe tiefe Spalte iſt die vom Theater her bekannte „Wolfsſchlucht,“ ſieht aber nichts in der Welt weniger ähnlich, als der Decoration, durch die man ſie gewöhnlich darſtellt; es würde übrigens auch ſehr ſchwierig ſein, das Ganze darzuſtellen, wie es ſich in der Wirklichkeit zeigt. Von des Felſens höchſter Spitze ſteigt man durch dieſe Spalte ins Thal hinunter; die Felsſtücke ſind einander ſo nahe, daß man nur Einer hinter dem Andern gehen kann; bald klettert man an einer Leiter hinab, bald findet man Stufen in den Felſen eingehauen, und ganz unten befindet man ſich zuletzt in einer engen Höhle, in der nicht mehr als drei bis vier Menſchen Platz haben.

„Hilf Samiel!“ riefen wir, als wir noch kaum die Hälfte hinabgeſtiegen waren; denn hier ſchien es bedenklich zu ſein. Jedes Mal, wenn wir um ein Felsſtück herum kamen, von dem wir glaubten, daß es den Ausgang verberge, lag noch immer ein tiefer Abgrund unter uns.

Ueber Hohnſtein und Schandau ging es wieder hinaus in Gottes freie Natur. Ein breiter Fahrweg, der zwiſchen grünen Waldungen ſich an einem kleinen Fluß hin ſchlängelte, führte uns in die wilde Felsgegend hinein. Die Damen wurden nun in Tragſtühlen den Felspfad hinangetragen, wir andern trugen uns ſelbſt, und ſo langten wir ungefähr um dieſelbe Zeit am Ziel unſerer heutigen Wanderung an. Eine hohe, gewölbte Felsöffnung lag vor uns. Es war der Kuhſtall. Er ſieht im erſten Augenblick aus, als ſei er von Menſchenhänden aufgeführt; aber wenn man die ſtolze Maſſe näher betrachtet, da fühlt man, daß nur die Natur einen ſolchen Rieſenbau ausführen kann. Im dreißigjährigen Kriege ſollen die Bewohner der Umgegend hier einen Zufluchtsort gefunden haben; hier verſteckten ſie namentlich einen großen Theil ihres Viehes, woher auch der Name gekommen ſein mag. Es fing an zu regnen, aber wir ſaßen trocken unter dem Portal, während ſich ein prächtiger Regenbogen über den Waldungen und zwiſchen den umherſtehenden Felſen ausſpannte. Niemals habe ich ſo ſtarke Farben, nie einen ſo ſchönen Regenbogen geſehen; er zeigte ſich nicht blos in der Luft, er ging auch an der Felswand herunter und rundete ſich tief unter uns auf den Gipfeln des ſchwarzen Fichtenwaldes ab; er bildete einen vollkommenen Cirkel. Ein alter Mann in einem grauen, abgenutzten Rock ſaß auf einem Felsblock am Eingange der Halle und ſpielte uns etwas vor; mehrere

Saiten auf ſeiner Harfe waren geſprungen, eine Diſſonanz folgte der andern; ſah man aber den alten Mann an, deſſen Leben gewiß auch dieſem Harfenſpiel glich, da kam wieder Harmonie in das Ganze. Die Diſſonanzen löſten ſich in meinem Herzen in Wehmuth auf.

Ein ſchmaler Weg, der wie durch den Felſen gehöhlt war, führte uns hinaus zu einer dritten Seite dieſes Felsportals; nackte Steinwände erhoben ſich zu beiden Seiten, wir mußten auf Leitern und Treppen hinanklettern, um auf die oberſte Spitze des Felſens zu gelangen. Die erſte Höhle ward das „Wochenbett“ genannt, weil zur Zeit des Krieges unglückliche Mütter hier ihre Kinder zur Welt brachten. Die Leiter zog ſich dicht an dem tiefen Abgrund hin; wir kamen über eine kleine Brücke nach einer andern Felspartie; hier war an einem Felſen eine Scheere gemalt. Die Stelle hieß das „Schneiderloch“ und ſoll einer Räuberbande zum Aufenthalt gedient haben, deren Anführer das Schneiderhandwerk gelernt hatte, ſpäter aber Neigung bekam, Menſchen ſtatt alter Kleider aufzutrennen. Um hinein und wieder heraus zu gelangen, mußte man auf Händen und Füßen kriechen, und es hatte wirklich etwas Unheimliches, hier in der Abenddämmerung den Einen nach dem Andern aus der tiefen Höhle herausſchleichen zu ſehn, hoch oben zwiſchen zwei gähnenden Abgründen. Uebrigens war hier ein vortreffliches Echo, das die Worte ſechs bis ſieben Mal wiederholte. Nahe dabei liegt das „Pfaffenloch,“ eine Oeffnung in einem Felſen, durch die in dem Religionskriege ein Prieſter hinabgeſtürzt ward. Ich blickte in die Tiefe hinab, es war vollkommen dunkel darin, während der Himmel oben noch von der untergehenden Sonne geröthet war. Bevor wir wieder hinunter kamen, mußten wir auf Händen und Füßen durch die „krumme Caroline“ kriechen, eine Höhle mit vielen Krümmungen, die wieder auf den Fußweg zurückführte. Nirgends habe ich übrigens eine ſolche Menge von Namen geſehen, wie hier im Kuhſtall, nicht einmal im Adreßbuch giebt's ſo viele! Die ganze Felswand, auswendig, wie inwendig, war über und über eine bunte Malerei von Namen; einige waren ſogar eingemeißelt und dann noch hinterher ausgebrannt oder mit Theer beſtrichen. Dieſe Unſterblichkeit hat doch etwas Mühe gekoſtet!

XII.

Eine Wanderung in Böhmen hinein. Rückreiſe über Pirna. Der Sonnenſtein. Die letzten Tage in Dresden.

So wie der Tag graute, waren wir ſchon Alle auf den Beinen. Die Vögel zwitſcherten luſtig; aber ſie hatten wahrſcheinlich auch beſſer geſchlafen, als wir. Der ganzen Natur hingen Nebelwolken wie Schlaf in den Augen, ſo daß ſie eben auch nicht ſehr vergnügt ausſah. Endlich brach aber doch die Sonne durch. Der Weg ging über Baſaltſtücke in einem beſtändigen Zickzack aufwärts. So gelangten wir auf den kleinen Winterberg. Hier ſoll Kurfürſt Auguſt von Sachſen im Jahre 1558 einen mächtigen Hirſch bis an den äußerſten Rand des Felſens verfolgt haben; der Kurfürſt ſtand auf dem ſchmalen Pfade unter dem Felſen, der Hirſch hingegen, von den Hunden verfolgt, ſtand oben und war im Begriff auf ihn herunterzuſpringen, ſo daß er rettungslos in den Abgrund hinabgeſtürzt wäre; es gab nur ein Mittel der Rettung, das Thier zu erlegen; er legte an und traf es glücklich. Der Sohn ließ ſpäter an dieſer Stelle ein Jagdhaus erbauen, das noch ſteht und an deſſen Giebel das Geweih dieſes Hirſches prangt.

Nach einer etwas ermüdenden Wanderung hörte endlich das Nadelholz auf und wir ſtanden unter herrlichen, grünen Buchen, rund umher ſprudelten Quellen aus dem fruchtbaren Erdreich hervor, noch einige Schritte weiter und wir befanden uns 1780 Pariſer Fuß über der Meeresfläche. Welche Unendlichkeit lag da um uns her! Tiefer unten in den wildbewachſenen Abgrund ſchlängelte ſich die Elbe, wie ein ſchmales Band, das ſich bei Dresden verlor, deſſen Thürme und Kuppeln ſich an dem Hintergrunde der blauen Meißner Berge erhoben. Die ſchönſte Ausſicht war jedoch nach Böhmen zu. Nie habe ich mir den dunkelblauen Schein der Gebirge ſo deutlich vorſtellen können! Wie ein verſteinertes Meer lagen die Berge vor mir und weit an dem fernen Horizont erhob ſich das Rieſengebirge, mit ſeinen ſchneebedeckten Gipfeln, wie ein luftiges Wolkenland. An den Bergwänden zogen ſchwere Wolken hin; hier lag eine Partie ganz im Schatten, während ſich wiederum eine andere im klarſten Sonnenlicht erhob. Auch in meinem Herzen ſchien die Sonne, während ſchwere Wolken über dieſe innere Welt hinfuhren. Es liegt etwas mächtig Ergreifendes darin, auf ſolche Weiſe über ein großes Land hinzuſchauen; wie manches Herz ſchlägt nicht in Sehnſucht und Freude dort unten im Thal! Wie manche Thräne fällt nicht brennend heiß hoch über den Wolken auf die ſtolzen Berge! Könnte man in dem Herzen des fremden Mannes leſen, der dort im Gebüſch ſitzt; welche Idylle oder welches Epos würde man da vielleicht finden! Er ſieht hinab in die freundliche Landſchaft unter den wilden Felsmaſſen und auf die ſegelnden Wolken, die dieſes Paradies des Friedens bald verhüllen, bald ſich wieder öffnen und es zeigen.

Hoch auf dem Berg', wo die Wolken ziehn,
Wo die Fichten ſtehn, ſo dunkelgrün,
Wo die Quelle hüpft über Fels und Stein,
Sitz' ich allein!
Einem Eiland gleichet der Felſen bald.
Die Wolken nehmen des Meers Geſtalt,
Und wenn die Wolkenmaſſe bricht,
Seh' ich dort unten, im Sonnenlicht
Hell beſchienen, das grüne Thal —
Da war ich einmal!
Wo die Vögel im Walde ſingen ſo ſchön,
Wo der Menſchen braune Hütten ſtehn,
Wo des Rauches blau durchſicht'ger Flor
Steigt an der Felswand wirbelnd empor.

Eine Heimath fand ich an dieſem Ort
Und eine Herzgeliebte dort;
Es entbrannte das Herz und die Seele mein
Für ſie nur allein!
Sie liebte mich — und ſie war treu,
Treu — und deshalb ſchieden wir zwei.
Sie war Braut — dort ſteht ihre Hütte,
Dort in des Eichwalds ſchattiger Mitte,
Und an der Bergwand grünendem Fuß
Sie die Gedanken verbergen muß.
Sie darf im Herzen nicht bei mir ſein,
Ich aber träume nur ſie allein!
Sünde auf Sünde häuf' ich im Schmerz,
Sie nur erfüllet mein ganzes Herz.
— O du wogendes Wolkenmeer,
Zieh über's Grab meiner Liebe her!

Zuweilen kann eine einfache Melodie, die wir nur ein einziges Mal hören, einen ſo mächtigen Eindruck auf unſere Seele machen, daß wir ſie mitten im Gewühle der Welt wieder zu hören glauben, ohne daß wir ſie deshalb laut zu ſingen im Stande ſind; in uns lebend brauſt ſie durch unſer Inneres. So ergeht es mir auch mit den Naturſcenen; ſo mit dem Tonſtück, welches in Farben mit Licht und Schatten hervortrat, das ich auf der Wanderung von wenigen Stunden in den böhmiſchen Bergen kennen lernte. Vieles trug vielleicht der Umſtand dazu bei, daß dies die ſüdlichſte Partie war, die ich zu ſehen bekommen ſollte, daß ich, nach dem ich hier geweſen, beſtändig mich wieder nordwärts, nach der Heimath zu wandte. In der herrlichſten Sonnenbeleuchtung liegt die ſchöne Landſchaft in meiner Erinnerung, ich ſehe ganz deutlich einen jeden einzelnen Punkt, und wie die verklungenen Melodieen tönt es oft durch meine Seele, ohne daß ich es jedoch ſo recht in Tönen und Liedern ausſprechen kann. Ich ſehe den großen, offenen Fleck im Walde mit den ungeheuren Fichten, wo man uns ſagte, daß wir nun die Grenze überſchritten; ich ſehe das ſonnenverbrannte böhmiſche Mädchen mit dem weißen Tuch um den Kopf und den bloßen Füßen, die uns in dem finſtern Fichtenwald begegnete, und dann die wilde Felſenpartie, das „Prebiſchthor,“ wo wir unter dem kühnen, ſteinernen Bogen ſtanden, den der mächtige Naturgeiſt keck über unſern Häuptern gewölbt hatte. Ich ſehe die unüberſehbaren ſchwarzen Waldungen tief unter uns und die fernen Berge mit ihrem Schnee, den die Sonne beleuchtete. „Nur ins Thal hinunter, und dann nicht weiter!“ dachte ich, „und dir öffnet ſich hinter jenen Bergen ein noch ſchöneres Thal, wo man die Grenzen Tyrols ſieht, wo man ſchon Italiens Luft auf den Bergen dort einathmet! Nur hinunter ins Thal, und dann heimwärts — heimwärts nach Norden zu, um vielleicht niemals hierher zurückzukehren, — niemals die Berge wiederzuſehen mit ihren ſchwarzen Waldungen hoch oben in den weißblauen Wolken!“

Wäre ich hier allein geweſen zwiſchen den Felſen, da hätte ich weinen können, und das würde dann gewiß in meinem Innern Bilder aus der Heimath hervorgerufen haben, die mich aufs Neue geſtärkt hätten. Wir liefen den ſteilen Bergabhang hinab, an dem ſich der Pfad in mannigfachen Krümmungen ſchlängelt; durch die „heiligen

Hallen,“ eine romantiſche Felſenpartie unterhalb des Berges, kamen wir auf die große Landſtraße im Walde; böhmiſche Bauern fuhren an uns vorüber, große, ſtarkgebaute Pferde zogen die Wagen, der Wald hallte von Axtſchlägen wieder, wir kamen an mehreren Holzhauern vorbei, die unter frohem Geſange Bäume fällten. Die Böhmen haben einen angebornen Hang zur Muſik, faſt jeder Bauer ſpielt die Geige oder bläst die Flöte. Schon dies macht mir das böhmiſche Volk lieb, denn wer die Muſik liebt, muß auch ein offenes, gutes Herz haben. Die Töne ſind doch der Irisbogen, der den Himmel mit dem Irdiſchen verbindet. Farben, Töne und Gedanken ſind doch im Grunde die Dreieinigkeit des Univerſums. Das Irdiſche ſpricht ſich in der Potenz der verſchiedenen Farben aus, und dieſe offenbaren ſich wieder geiſtig in den mächtigen Tönen, die ihrerſeits den Schlüſſel zu des Herzens innerſten Tiefen beſitzen! Nur die Töne ſind im Stande, die Gedankenräthſel zu löſen, die oft in unſerer Seele geweckt werden.

Wir kamen an einem kleinen freundlichen Hauſe vorbei mit roth gemaltem Holzwerk und mit Weinranken an den Mauern; da ſaß ein kleiner ſonnenverbrannter Knabe mit ſilberweißem Haar und übte ſich auf einer alten Geige; vielleicht wird der Kleine einmal ein großer Virtuoſe, ſetzt die Welt durch ſein Spiel in Staunen, wird bewundert und geehrt, während ihm ein geheimer Wurm alle grünen Blätter von des Lebens Baum abnagt.

Der Wald verlor ſich inzwiſchen immer mehr und mehr, der Weg zog ſich zwiſchen wilden Felswänden durch, ein kleiner Fluß trug dazu bei, dem Ganzen Abwechſelung zu verleihen. eine Mühle lag neben der andern, wo große Bäume und Steine durchgeſägt wurden; an mehreren Stellen fanden wir zum Uebergange über den Fluß nur ein ſchmales Bret ohne Geländer. Endlich kamen wir in das kleine böhmiſche Grenzdorf Herrnskretſchen.

Alles um mich herum hatte einen ganz neuen Charakter! Das Ganze trug ein fremdartiges, eigenthümliches Gepräge; noch ganz lebhaft ſehe ich vor mir, unter den gelbgrauen Felſen mit dem grünen Geſtrüpp, die netten, rothbemalten Häuſer mit ihren hölzernen Altanen, hohen Treppen und Staketen, ein Chriſtus- oder Muttergottesbild über der Thür, das, wie ſchlecht es auch gemalt ſein mochte, doch für mich dem Ganzen einen intereſſanten Anſtrich gab. Ich ſehe noch die vielen Weiber, die muntern Mädchen und Burſchen, die mit bloßen Füßen an dem Ufer des Fluſſes ſtanden und die großen Stücke Holz, die auf dem Waſſer daher trieben, ans Land zogen. Ich ſehe das alte braungelbe Bauerweib an dem offenen Fenſter, das uns in Josephs und Maria's Namen grüßte. Ich ſehe das wunderlich bunte Bild mit den friſchen Blumenkränzen auf dem Marktplatz, wo ein alter Bauer knieend ſein Gebet herſagte und ein hübſches junges Mädchen im Vorbeigehen das Zeichen des Kreuzes machte.

Es war das Bild des heiligen Nepomuk, Böhmens Schutzpatrons, das ich hier ſah. Uebrigens war mir ganz eigen zu Muthe, wenn ich daran dachte, daß ich mich jetzt in einem Lande befand, wo ich für einen Ketzer galt. Die katholiſche Kirche in Dresden mit ihren Ceremonien und ihrer Kirchenmuſik verſetzte mich nicht ſo nahe an den päpſtlichen Stuhl, als dieſes Heiligenbild unter freiem Himmel und der katholiſche Gruß des alten Weibes.

Wir gingen längs der Elbe, wo wir auf öſterreichiſche Grenzſoldaten ſtießen; ſie ſangen eine Melodie aus der „Stummen von Portici,“ und die bekannten Töne bewirkten, daß ich mich der Heimath näher träumte, als ich es in der Wirklichkeit war. Drei böhmiſche Ruderer erwarteten uns in einer Gondel, die uns wieder nach Sachſen zurückführen ſollte. Der Wind ſchwellte die Segel; Berge mit Waldungen erhoben ſich an beiden Seiten; wir kamen an mehreren größern Schiffen vorbei mit Balken und Planken tief aus dem Böhmerlande; wir ſahen dicht am Ufer einen großen Sandſteinbruch, der für mich dadurch Intereſſe erhielt, daß die Steine zum Bau des Chriſtiansburger Schloſſes hier gebrochen ſein ſollen. Nicht weit von hier erhob ſich über dem Wege, der längs der Elbe lag, ein Felſen, der in der Entfernung eine überraſchende Aehnlichkeit mit Ludwigs XVI. Büſte hatte und auch danach benannt ward; es fand ſich da der ganze Ausdruck des Geſichts, und die große Allongeperrücke hing rund um den rieſenmäßigen Kopf; kam man nahe unter den Felſen, da ward die Aehnlichkeit allerdings undeutlich und man ſah nur die wilden Felsſtücke über einander, mit grünem Gebüſch in den tiefen Klüften.

Bei Schandau ſtiegen wir ans Land, um denſelben Abend noch in Dresden zu ſein; aber wir hatten noch eine

Felſenpartie zu beſuchen, den bekannten Lilienſtein. Senkrecht erhoben ſich die ſtolzen Felsblöcke, wir ſtanden ſchon an ihrem Fuße unter der großen Linde, die auch Friedrich dem Zweiten ihren Schatten darbot. Eine Menge Fußſteige kreuzen ſich; bald ſanken wir in den tiefen Sand hinein, bald mußten wir beinahe ſenkrecht auf Stufen hinanſteigen, die in den Felſen hineingehauen waren. Ueber einer jähen Schlucht lag eine kleine hölzerne Brücke, die Treppe ward immer krummer und endlich ſtanden wir auf der oberſten Spitze, wo eine große Fläche, beinahe von dem ganzen Umfange des Felſens, mit Fichten und Föhren bewachſen iſt. Welche herrliche Ausſicht in die böhmiſchen Berge! Tief unten zwiſchen den von der Sonne beſchienenen grünen Wieſen floß der Elbſtrom und am jenſeitigen Ufer ward das Städtchen Königſtein ſichtbar unter dem ſtolzen Felſen, auf dem die weltberühmte Feſtung liegt.

Ein kleiner Pfad längs der Elbe führte uns unter hohen Felswänden nach Pirna und nach dem Schloſſe und der Irrenanſtalt Sonnenſtein. Ein ganz eigenes Gefühl muß Jeden bei einem Beſuch innerhalb dieſer Mauern ergreifen, die eine Welt für ſich einſchließen, eine Welt, die aus ihrer natürlichen Bahn herausgeriſſen iſt, und wo daher der lebensgrüne Keim zu einem geiſtigen Mißgeſchöpf zuſammenſchrumpft oder ſich entwickelt. Die Phantaſie, dieſer beſte Cherub des Lebens, der uns ein Eden in den Sand der Wüſte hinzaubert, der uns in ſeinen ſtarken Armen über den tiefſten Abgrund weg und über die höchſten Berge in Gottes herrlichen Himmel hebt, iſt hier eine fürchterliche Chimäre, deren Meduſenhaupt den Gedanken der Vernunft verſteinert und einen magiſchen Kreis um das unglückliche Opfer zieht, das nun für die Welt verloren iſt.

Siehſt Du das kleine viereckige Gemach mit dem hoch angebrachten, vergitterten Fenſter? Auf Stroh, mitten auf dem Fußboden ſitzt der nackte Mann, mit dem ſchwarzen Bart und mit einem Strohkranz um den Kopf, der ſeine Krone iſt; eine vertrocknete Diſtel, die er im Stroh fand, iſt ſein Scepter. Er ſchlägt nach den Fliegen, die um ihn herum ſchwirren; denn er iſt König, iſt Despot, die Fliegen ſind ſeine Unterthanen, ſie haben eine Revolution gemacht, ſagt er, ſie verlangen ſeinen Kopf, ſie ſind hineingedrungen in denſelben, er begreift ſelbſt nicht wie; aber er fühlt, wie ſie drinnen ſtürmen und ihn ihm doch nicht von den Schultern reißen können.

Hier nähert ſich uns ein Frauenzimmer, ſie iſt ſchön geweſen, aber der Schmerz hat ihre Züge entſtellt. „Ich bin Taſſo's Leonore; Heine hat mich auch beſungen! Ach ja, viele Dichter haben mich beſungen, und das kann einem weiblichen Herzen recht ſchmeicheln! Das iſt ein Triumph! Da war auch Einer, aber der konnte mich nicht beſingen und darum ſchoß er ſich ins Herz — das war denn auch eben ſo gut, wie ein Lied! — Nun iſt die ganze Welt aus Liebe zu mir verrückt geworden, und daher hat man mich auf dieſes fremde Schloß gebracht; aber hier ſind ſie auch Alle von meinen Anblick verrückt geworden, allein dafür kann ich ja nicht!“

An dem geöffneten Fenſter ſitzt ein blaſſer junger Mann; er ſtützt den Kopf auf ſeinen Arm und ſieht hinaus nach dem rothen Abendhimmel und nach den Schiffen, die mit ausgeſpannten Segeln die Elbe hinab ſteuern. Es ſtört ihn nicht in ſeinen Betrachtungen, daß wir uns nähern, er hält ſeine ganze Exiſtenz für einen Traum, er erinnert ſich an eine beſſere Zeit, die er erlebte, und betrachtet nun uns und die ganze Natur nur wie Traumbilder.

Er hat die fixe Idee, daß er die Pulsſchläge eines jeden ſchlagenden Herzens, daß er es im Tode brechen hören kann — es bricht ihm in den wildeſten Tönen, ſo daß er raſend wird. Man bindet ihn auf einen Stuhl, der durch Räder in ein wirbelndes Drehen verſetzt wird. Mit einem wilden Schrei ſauſt er herum, bis er das Bewußtſein verliert und man dann das Drehen einſtellt.

Doch fort mit dieſen ſchrecklichen Bildern! Der Wagen wartet ſchon, der uns in ein Paar Stunden nach Dresden bringt.

Nur drei Tage hatte ich hier noch zu verweilen, und es war noch ſo mancherlei zu ſehen, ich wollte ſo Vieles noch einmal beſuchen. Wie Wolken in einer ſtürmiſchen Nacht, jagen die Bilder dieſer Tage vor meiner Seele vorüber; jede Stunde brachte mir etwas Intereſſantes. Ich war auf der Bildergalerie, ſah noch einmal die Werke der großen Meiſter und prägte mir die herrlichen Bilder in die Seele ein, hörte die Meſſe in der katholiſchen Kirche, und beſtieg noch zum Abſchied die Berge im Plauenſchen Grunde, einer romantiſchen Gegend dicht bei Dreſden, die mich an

Rübeland erinnerte, obgleich ſie viel reicher an Abwechſelung iſt, als dieſe Harzpartie. Der Weg lief zwiſchen den ſteilen Felſen durch, da war ein Bach, der einen Waſſerfall bildete, und dicht daran lag eine Mühle. Kohlenwagen fuhren in den Wald und oben auf einem Felsvorſprung ſaß ein kleiner Junge und hütete Ziegen; es war nicht ein einziges Gemälde in der ganzen Dresdener Galerie, auf dem die Figuren beſſer angebracht ſein konnten, wie hier. Eine wohlthuende Ruhe lag über der ganzen Landſchaft; es war, als ob Felder, Wälder und Blumen von einem ſüdlicheren Himmel träumten, während der Bach über Steine hinrieſelte und der ganzen Natur ein mächtig einſchläferndes Wiegenlied ſang. Dresden ſelbſt lag ſo freundlich zwiſchen den grünen Weinbergen; die ganze Landſchaft war ein Bild von kindlichem Frieden, von romantiſchen Träumen eines unſchuldigen Herzens. Viele ziehen Tharand dem Plauenſchen Grunde vor, Andere dieſen Tharand; ich weiß nicht, zu welcher Partei ich mich ſchlagen ſoll, beide hatten für mich etwas Eigenthümliches, etwas, deſſen Wirkung war, daß man ſich hier ſo recht wohl befand. Die Beleuchtung einer Gegend, und die Beleuchtung in unſerer eigenen Seele, in der wir dieſelbe betrachten, macht unendlich viel aus. Der Plauenſche Grund mit ſeinem krummen Wege zwiſchen den Felſen, auf dem Leben und Treiben iſt, kommt mir lebendiger vor und hat mehr einen männlichen Charakter, wogegen Tharand mit ſeiner Ruine, ſeinem ſpiegelklaren See und ſeiner tiefen Einſamkeit mehr etwas Paſſives und Weibliches hat.

Ich mußte hier recht lebhaft an den alten Schulmeiſter denken und mit ihm ſagen: „Hier iſt ein ſchöner Platz, von dieſer Herrlichkeit könnten doch viele Menſchen zehren!“ Aber wie gering iſt doch die Zahl derjenigen, die alles das Prächtige zu ſehen bekommen, womit Gott unſere Erde geſchmückt hat! Im Grunde iſt der Unterſchied zwiſchen dem Menſchen und dem Hunde, der an ſein Hundehaus gekettet nur ein Paar Sprünge auf ſeinem gewöhnlichen Tummelplatz machen kann, doch nur klein.

Daß Dresden, als Uebergangspunkt von dem nördlichen zum ſüdlichen Deutſchland, auch den Charakter jenes zeigen kann, davon bekam ich doch noch einen Begriff an dem letzten Vormittag, den ich dort zubrachte. Es war ſo kalt, daß mich fror. Der Regen fiel in Strömen und Alles bekam ein finſteres, nordiſches Ausſehen; Träger liefen durch die Straßen mit Portechaiſen, aus denen Damen durch die rothen Vorhänge heraus ſchauten. Die Elbe ſah aus wie Kaffee, gelb und dick. Beinahe kein Menſch ließ ſich auf den Straßen ſehen.

Der Regen rauſcht, grau iſt des Himmels Bogen
Und dicht verhüllt die fernen Berge ſtehn,
Die Elbe kommt vom Böhmerland gezogen,
Doch ihre Fluthen gelb und trübe ſehn.
Dort auf der Brücke, vor dem Schilderhauſe,
Steht ein Soldat, im Mantel eingehüllt,
Ihn kümmert's wenig, wie der Sturmwind brauſe,
Er malet ſich der Heimath ſchönes Bild.

Dort ſcheint die Sonne wärmer auf ihn nieder,
Dort folgt er der Geliebten Spur!
Er denkt an ſie — denkt ſie an ihn auch wieder?
Sie iſt ein Weib — ein Weib ja nur!
Die Treu' iſt wie ein Fluß, der unſtät irrt,
Leicht, wie die Elbe, gelb und trübe wird! —

— Später am Tage ward es wieder ſonnenklar und ſonnenwarm; auf der Brühl'ſchen Terraſſe wogte wieder die dichte Menſchenmaſſe und vom Regen aufgefriſcht dufteten die ſchönen Gewächſe. Hier oben brauſte Muſik, während Gondeln, Böte und Schiffe ſich auf der Elbe kreuzten. Dahl hatte an dieſem Abend eine kleine Geſellſchaft von Norwegern und Dänen bei ſich verſammelt; er war ein munterer, liebenswürdiger Wirth; wir ſprachen Alle däniſch und träumten uns zurück an unſer herrliches Meer. Wir trennten uns erſt ſpät, am nächſten Tage zogen Einige nach Oſten, Andere nach Weſten, zwei gingen nach Rom und Neapel, ich — triste dictu — nach Norden.

Jetzt begrüßte mich der letzte Morgen in Dresden. Ich mußte hinaus, um noch einmal die herrlichen Töne unter dem Kirchengewölbe brauſen zu hören, um noch einmal die grünen Weinberge in Morgenbeleuchtung zu ſehen.

Der Tag war ſo ſchön, die ganze Elbgegend lag in dem prächtigſten Sonnenlicht; es kam mir vor, als ob Alles Sonntagskleider angethan hätte, um mir Lebewohl zu ſagen; aber dadurch ward mir der Abſchied auch um ſo ſchwerer. In der katholiſchen Kirche ward keine feierliche Meſſe geleſen, nur die Orgel ſpielte ihre einfachen Melodien; aber es war ja das Abſchiedslied, vielleicht die letzten tiefen Töne, die ich hier in meinem ganzen Leben zu hören bekommen ſollte. In einem der Beichtſtühle ſah ich einen alten Prieſter mit einem ehrwürdigen Geſicht, ein junges Mädchen kniete auf der andern Seite des Gitters und beichtete. Ich wünſchte mir auch einen Freund, einen Vater, vor dem ich ſo recht die Gefühle ausſchütten könnte, die beim Abſchied von der lieben fremden Stadt, welche dem Herzen nicht länger fremd war, ſo mächtig in meinem Herzen brauſten.

Dahl gab mir beim Abſchied einige Zeichnungen zum Andenken, und eine Skizze in Oelfarbe, damit ich doch ſagen könnte, daß ich etwas beſäße, was er *gemalt* hätte; das ganze Stück war nicht größer, als daß ich es in der flachen Hand verbergen konnte. „Im nächſten Sommer ſehe ich jedenfalls Dänemark und alle Freunde und Bekannte,“ ſagte er und drückte mir die Hand zum Abſchied. „Das iſt auf Däniſch, und dieſes,“ fügte er hinzu, in dem er mich auf die Wange küßte, „iſt auf Deutſch! Wir werden uns gewiß noch öfter in dieſer Welt wiederſehen.“

In meiner jetzigen Stimmung konnte ich Tieck nicht Lebewohl ſagen. Eine Stunde ſpäter ging ich zu ihm. Er empfing mich in ſeinem Arbeitszimmer und ſah mir ſo recht herzlich mit ſeinen großen, klugen Augen ins Geſicht; ich nahm mich zuſammen, als ich die eben erſt gedämpfte Wehmuth doppelt ſtark zurückkehren fühlte. Er ſchien viel Güte für mich zu haben, lobte diejenigen von meinen Sachen, die er kannte, und ſchrieb mir, da ich kein Stammbuch bei mir führte, folgende Worte zum Andenken auf ein Blättchen Papier:

„Gedenken Sie auch in der Ferne meiner; wandeln Sie wohlgemuth und heiter auf dem Wege der Poeſie fort, den Sie ſo ſchön und muthig betreten haben. Verlieren Sie nicht den Muth, wenn nüchterne Kritik Sie ärgern will. Grüßen Sie den theuren Ingemann und alle Befreundeten und kehren Sie uns bald einmal friſch, geſund und reichbegabt von den Muſen nach Deutſchland zurück.

Dresden, 10. Juni 1831.

Ihr wahrer Freund
Ludwig Tieck.“

Ich ſagte ihm Lebewohl. Kein Fremder war dabei, und daher durfte ich wohl weinen; er drückte mich an ſein Herz, weiſſagte mir eine glückliche Zukunft als Dichter und — dachte gewiß, daß ich ein viel beſſerer Menſch ſei, als ich wirklich bin. Sein Kuß glühte auf meiner Stirn, ich weiß nicht recht, was ich fühlte, aber ich liebte alle Menſchen; möchte ich doch einmal als Dichter der Welt etwas ſchenken können, wodurch ich dem großen Dichter zeigen könnte, daß er ſich in dem Fremden nicht getäuſcht!

Es war ſechs Uhr Abends, als ich mit der Schnellpoſt aus Dresden fuhr; nun ſah ich zum letzten Mal die katholiſche Kirche und die Brühl'ſche Terraſſe im Vorüberfahren. Von der Auguſtusbrücke ſuchte mein Auge noch einmal Dahls Haus über der Elbe, ich glaubte ihn am Fenſter ſtehen zu ſehen.

Bald lag auch die Neuſtadt hinter uns, Felder und Wieſen erſtreckten ſich zu beiden Seiten des Weges; wir waren neun im Wagen, und in dieſem Kegelſpiel ſaß ich, wie der König, in der Mitte; „Gott weiß,“ dachte ich, „wen von uns der Tod zuerſt umwirft! Er wird uns doch nicht Alle auf einmal treffen; aber vielleicht die Eckkegel.“ In der einen Ecke ſaß ein junger ruſſiſcher Woiwode; er kam von Paris, ging über Dresden und Berlin nach Bremen und wollte von da nach Italien; er ſchien kein Freund von den kürzeſten Wegen zu ſein! In der zweiten Ecke ſaß ein Engländer, der Dänemark ſehr lobte und meinte, es fehle nichts, als daß es engliſch ſei, um die erſte Perle in Europa's Krone zu ſein; aber ich dankte ihm nicht ſehr für dieſes Compliment. In der dritten ſaß ein reiſender Schauſpieler, woher, das weiß ich nicht, und in der vierten ein junger Wollhändler mit ſeiner noch jüngern Frau; ſie kamen aus der Rheingegend und wollten ſich nun in Berlin niederlaſſen, ſie hatten erſt vor vierzehn Tagen Hochzeit gemacht, und daher küßten ſie einander unaufhörlich, ſpielten gegenſeitig mit ihren Händen und citirten Don Carlos.

Stadt folgte auf Stadt, während die ganze Gegend nach und nach von einer vollen, von Geſundheit ſtrotzenden Natur zur perſonificirten Schwindſucht überging. Nur einzelne Bilder traten hervor aus dieſer Einöde. So ſah ich eine flache Gegend in der dämmernden Sommernacht, in der eine kleine Stadt lag, die man Großenhain nannte, in derſelben war eine Kirche, an der alle Fenſter und Thüren vermauert waren; das Ganze bildete ein hohles Steingewölbe, in das Niemand eindringen konnte.

und man erzählte, daß dieſes zur Zeit der Peſt geſchehen ſei; man hatte die Kranken hierher gebracht, und als der letzte ſeine Augen ſchloß, ſchloß man die ganze Kirche, die man nachher nicht wieder zu öffnen wagte.

Ich ſehe noch deutlich in Jüterbog die dicke Wirthin mit dem bedeutungsvollen Lächeln über meine Unwiſſenheit, als ich auf eine in Stein ausgebauene Figur zeigte, die an dem alten Rathhaus angebracht war. Jedes Kind kennt ja den „alten Mauritius", meinte ſie. Ich war wahrſcheinlich der Erſte, der dieſe wunderliche Frage an ſie gerichtet hatte.

Ich ſehe die weltberühmte Mühle bei Sansſouci, die ihre großen Flügel ſo langſam drehte, als könne ſie aus lauter Stolz über ihre Berühmtheit nicht mehr herum kommen, wie die andern bürgerlichen Mühlen; aber mein Auge ſah hier doch wieder etwas Grün, es war hier ſogar ein Binnenſee und leichte Böte mit weißen Segeln ſchaukelten ſich auf der Havel; Sansſouci erhob ſich auf ſeinen Terraſſen und ſah über Potsdam weg.

Es war ſchon gegen Abend, als wir in die Straßen Berlins hineinfuhren, die mit ihrer Unendlichkeit vor und neben uns lagen. Berlin imponirte mir durch ſeine Größe, Alles war Reichthum und Pracht, alle Menſchen kamen mir ſo geputzt vor.

„Es iſt doch nicht Sonntag heute?" fragte ich. Nein, im Kalender ſtand Sonnabend, aber Berlin ſieht ſtets ſo aus, als ob es Sonntag Nachmittag ſein müßte.

Wo ſollte ich hier meine Wohnung aufſchlagen? Da ſchwebte mir der alte König und „drei Tage aus dem Leben eines Spielers“ vor, die wir aus dem Capitel über Braunſchweig kennen. Louis Angely, Ueberſetzer der „drei Tage aus dem Leben eines Spielers“ und Verfaſſer von vielen Vaudevilles, beſaß in Berlin eins der erſten Hotels; wie konnte ich alſo in meiner Wahl noch länger ſchwanken? Hier wollte, hier mußte ich einkehren.

XIII.

Adalbert von Chamiſſo. Die Theater. Der Thiergarten. Die Bildergalerie. Die Reiſegeſellſchaft. Drei Tage aus dem Leben eines Spitzbuben. Der Vogel. Ende der Reiſe.

Mit einem Empfehlungsſchreiben von unſerm berühmten Chemiker Oerſted verſehen, beſuchte ich gleich am erſten Tage den Dichter Adalbert von Chamiſſo; er iſt bekanntlich ein geborner Franzoſe, war Offizier, machte dann als Naturforſcher eine Reiſe um die Welt und ward darauf in Berlin bei dem botaniſchen Garten angeſtellt. Ich war ſehr begierig, den Verfaſſer der wunderſamen Geſchichte Peter Schlemihls kennen zu lernen; ich trat ein und — Peter Schlemihl ſelbſt ſtand leibhaft vor mir, wenigſtens ganz dieſelbe Figur, die man auf dem Kupferſtich im Buche findet.

Eine hohe, magere Geſtalt, mit langen, grauen, über die Schultern herabhängenden Locken und mit einem offnen, gutmüthigen Geſicht; er hatte einen Schlafrock an und eine Menge rothwangiger Kinder ſpielte um ihn herum. Mit der innigſten Herzlichkeit bot er mir Willkommen, und nun hatte ich einen Bekannten in der fremden Stadt.

Am Abend gab man im Opernhauſe Webers Oberon; ich freute mich ſehr darauf, und obgleich ich einen Sperrſitz hatte, war ich doch einer der Erſten im Saale. Ich ſollte ja hier erſt ſo recht eine Idee von einer Oper bekommen, ſollte hier die Decorationsmalerei wie eine Kunſt für ſich behandelt und daneben ſehen, was eine Maſchinerie ſein kann. Nach Beendigung der Ouvertüre rief man da capo, der Vorhang ward aufgezogen, und während ſie auf's Neue wiederholt ward, hatte man Gelegenheit, die prachtvolle Decoration und die geſchmackvolle Gruppirung zu betrachten. Oberon lag hier nicht, wie anderswo, in einem ſoliden Bett; nein, die ganze luſtige Halle war mit Lilien bewachſen, und in einer derſelben lag er in dem ſchaukelnden Kelch, und rund umher in den andern Lilien ſtanden lächelnde Genien, während die andern, mehr erwachſenen in leichten, luſtigen Tänzen umherſchwebten. So war eine jede Decoration ein Kunſtwerk, ebenſo wie das Arrangement des Ganzen; aber die Maſchinerie — mirabile dictu — die Maſchinerie war, im Verhältniß zu den Mitteln, ſchlecht. Ich nenne es ſchlecht, wenn die Wolken auf halbem Wege hängen bleiben, ſo daß die Genien ſie in Ordnung bringen müſſen, und daß man in der herrlichen Gartendecoration des zweiten

Actes, wo die Luft täuſchend treu war, oberhalb dieſer direct nach dem Dach des Hauſes hinausſehen konnte, wenn man gerade vor, auf der zweiten Bank des Parkets ſaß. Die ganze Luftbeleuchtung war aber herrlich, man ſah die Sterne nach und nach heraustreten, und wäre nur das Dach nicht mit zu ſehen geweſen, da hätte man es ſich nicht ſchöner denken können. Mit den Verwandlungen ging es auch nicht ſo recht, und im Garten von Bagdad ſah man einen Maſchiniſten über die Waſſerfläche laufen, was mich ſehr frappirte, obgleich ich dies Experiment ſchon von meiner Heimath her kannte. Man ſagte mir übrigens, daß es noch nie ſo unglücklich gegangen ſei, wie dieſen Abend; ich ſehe aber doch, daß dergleichen auch hier vorfallen kann. Madame Walker, geborene Gehſe, erſte Sängerin vom Hoftheater in Dresden, ſpielte die Rezia. Spielte — nun ja, als ſie am Ende des Stückes gerufen ward, war ſie gerührt — und das war ſehr natürlich, denn mit dem Spielen gab ſie ſich eigentlich gar nicht ab; ſie ſagte dem Publicum einige Worte von ihrer Dankbarkeit, und daß ſie bald wieder kommen werde; ihr Geſang war jedoch vortrefflich. Herr Becker ſpielte und ſang die Partie des Hüon; er iſt ein hübſcher Mann, bei dem ich ſowohl den Sänger als den Schauſpieler fand. Ein pas de deux von Herrn und Madame Taglioni und eins von Mademoiſelle St. Romain und Stuhlmüller machten Furore, und ſie verdienten gewiß dieſen Beifall.

Mit Rückſicht auf die Maſchinerie ging es übrigens glücklicher im Königſtädtiſchen Theater, in welchem ich einige Abende ſpäter „ein großes romantiſches Zauberſpiel von Adolph Bäuerle, mit neuen Decorationen und neuer Maſchinerie" ſah, betitelt: Lindane, oder der Pantoffelmacher im Feenreich. Ich glaube beinahe, daß ich etwas Aehnliches ſchon einmal geträumt habe, wenigſtens war hier der Zuſammenhang ſo loſe, wie er gewöhnlich in Träumen iſt. Unter den Liedern zeichnete ſich ein weinerliches Duett und ein Spinnlied aus, ſo wie ein großes Potpourri von wenigſtens vierzig Melodien aus dem Freiſchütz, der Stummen, Don Juan u. ſ. w., das von Mademoiſelle Vio, einer ausgezeichneten Schauſpielerin, vorgetragen ward. Uebrigens ſah ich hier die bekannten Komiker Schmelka und Spitzeder, von denen der Letztere den Pantoffelmacher gab; dieſer iſt ein ehrlicher Bürgersmann, der an ſeinem Hochzeitstage einen Brief bekommt, daß ſein Vetter im Sterben liege, und daß er unverzüglich zu ihm kommen müſſe, aber dann, wie er durch einen Wald kommt, wo er nach Krähwinkler Manier einen Wegweiſer aus Holz mit ſich führt, von einer Fee aufgeſchnappt wird, die ihn ſo lieb gewinnt, daß ſie ihm zuletzt ihren Zauberſtab giebt, wodurch denn der Zuſchauer verſchiedene Decorationen und Verwandlungen zu ſehen bekommt, von Tivoli bis zu einem Dampfwagen, der mit Paſſagieren durch die Luft ſegelt, und einer ganzen Zelt-Decoration, die aus einem Becher herausſpringt.

In dem dritten Berliner Theater, dem eigentlichen „Schauſpielhauſe," ſah ich den älteren Devrient als Onkel Brand in einem Luſtſpiel gleiches Namens nach dem Franzöſiſchen; er gab dieſen Charakter, dieſen

Brauſekopf mit vortrefflichem Herzen, mit der größten Natur und Wahrheit. Sein Aeußeres, ſein Spiel und ſein ganzes Coſtüm machten einen ſo lebendigen Eindruck auf mich, daß es mir noch ſo vorkömmt, als hätte ich mit dem guten Herrn Brand lange gelebt, im wirklichen Leben in näherer Verbindung mit ihm geſtanden. Ich kann mir Devrient in keiner andern Rolle denken, ohne daß ſein Onkel Brand durchſchimmert; und doch iſt dies nicht der Fall, er ſoll im Gegentheil ſeinen Charakteren ſehr viel Verſchiedenheit geben; Shylock nennt man als ſeine bedeutendſte Rolle.

Es iſt ſehr angenehm in einer großen Stadt, daß man zwiſchen mehrern Theatern wählen kann; aber wenn an demſelben Abend in allen gute Stücke gegeben werden, da kann man auch in Streit mit ſich ſelbſt gerathen, denn man kann doch nicht in mehr als höchſtens zwei gehen. Dies fühlte ich ſo recht an einem Abende hier; die franzöſiſche Truppe gab im Schauſpielhauſe drei Vaudevilles von Scribe: 1) La dévote, 2) la famille Riquebourg und 3) les premières amours; in Charlottenburg ward ein Luſtſpiel „der Fächer“ und eine Poſſe „der Naſenſtüber“ gegeben, im Königſtädtiſchen Theater: „das Mädchen aus der Feenwelt“ oder „der Bauer als Millionär“ und in der Oper das neue Ballet: „Die Amazone.“ Dazu kam noch, daß Chamiſſo mich in den Thiergarten eingeladen hatte, wo er mich bei den Schöngeiſtern Berlins einführen wollte; ich ſtand wirklich wie Herkules am Scheidewege und — — folgte

Chamiſſo. Man hatte ein kleines Feſt veranſtaltet zur Feier der Rückkehr des Dichters Holtei aus Darmſtadt, wo er Vorleſungen gehalten und ſeine Frau, die bei der Königſtädtiſchen Bühne engagirt war, Gaſtrollen gegeben hatte.

Ich bekam meinen Platz zwiſchen Chamiſſo und Simrock, einem jungen Dichter, der viel Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hatte durch ein poetiſches Gedicht „drei Tage und drei Farben,“ wegen deſſen er aus ſeinem Amt entlaſſen war, der aber allgemeine Achtung genoß und wieder angeſtellt zu werden hoffte. Hier traf ich auch den Freund Hoffmanns, Hitzig, und machte die Bekanntſchaft von Willibald Alexis (Häring), der mit vieler Herzlichkeit von Dänemark ſprach und von den frohen Stunden, die er bei Oehlenſchläger zugebracht. Es iſt ein ganz eignes Gefühl, in einem fremden Lande ſein Vaterland loben zu hören, da fühlt man erſt recht, daß man Bein von ſeinen Beinen, Fleiſch von ſeinem Fleiſch iſt, ſo daß jedes Lob, jeder Tadel, der daſſelbe trifft, auch uns mit zu treffen ſcheint, obgleich wir doch nur ein kleiner Theil davon ſind; aber hier geht es wohl, wie immer, man legt das Vaterland in die eine Wagſchale und ſich ſelbſt in die andere.

Der Abend verging hier unter Vorleſungen, Geſang und Heiterkeit; hätte ich hier St. Peters-Brillen gehabt oder „Tütz's“ mikroſcopiſches Glas, mit dem man in die Leute hineinſehen und ihre Gedanken ergründen kann, da würde dieſes Berliner Capitel aus dieſem Kreiſe von „*Καλοι και Ἀγαθοι*“ wohl das intereſſanteſte von der ganzen Reiſe geworden ſein; da würden wir geſehen haben, wie in dem einen Kopf ein ganzer Liebesroman, in dem andern ein ganzer Band hübſcher Gedichte, hier Politik, dort Polemik herumſpukte, und dort gar — — — ja es mag wohl auch ein Kopf darunter geweſen ſein, in dem gar nichts war.

Erſt ſpät am Abend trennten wir uns. Die Nacht brachte Schlaf und Ruhe, und der nächſte Tag neue Gegenſtände, die ich noch nicht geſehen hatte.

Das Muſeum ſteht nur an gewiſſen Wochentagen offen, Fremden wird jedoch der Eintritt zu jeder Zeit geſtattet, wenn ſie nur bei dem Caſtellan ihren Paß vorzeigen. Das Gebäude iſt imponirend, eine hohe Treppe nimmt faſt die ganze Länge der Façade ein; ſchöne Säulen und Bogen erheben ſich, man tritt in eine Rotunde ein, die mit Antiken geziert iſt; dann öffnet ſich eine Reihe von Gemächern mit herrlichen Ueberlieferungen des Alterthums. Geſchmack und Eleganz zeichnen das Ganze aus. Eine Treppe höher tritt man in die große, mit königlicher Pracht ausgeſchmückte Bildergalerie.

Man findet hier Gemälde von den erſten Meiſtern, nur fiel mir die Menge von widerwärtigen Ideen auf, die man hier ausgeführt fand. So z. B. die drei zuſammenhängenden Stücke von Hieronymus Boſch, die Schöpfung, das Weltgericht und die Hölle, wo namentlich das Weltgericht ſo häßliche Bilder zeigt, daß ich nicht in die Details eingehen mag. Ich fand ferner einen Chriſtuskopf von Hughe van der Goes, der gewiß für ein Meiſterſtück gelten konnte und aus der Natur gegriffen, aber bis zum Ekelhaften treu ausgeführt war. Die Dornenkrone war dem Erlöſer tief in den Kopf hinein gedrückt, ſo daß große Blutstropfen herausquollen; jede Ader war aufgeſchwollen, die Lippen ſelbſt ſchwarzblau, und ſchwere Schweißtropfen ſtanden, widerwärtig natürlich, auf dem ganzen Geſicht. Das Ganze machte einen unangenehmen Eindruck auf mich; der Maler ſollte die Poeſie im Schmerz ausdrücken, nicht das Proſaiſch-Häßliche deſſelben! — Ich kann die häßlichen Bilder nicht wieder vergeſſen, ſie ſtehen noch weit lebhafter vor mir, als Guido Reni's Fortuna, van Dyk's Sendung des heiligen Geiſtes und Michel Angelo's Grablegung Chriſti, die ich hier ſah.

Fünf Tage in Berlin verſchwinden wie ein Nu; man weiß eigentlich nur, daß ſie anfingen und zu Ende gingen.

Chamiſſo war der Letzte, dem ich Lebewohl ſagte. Ehe wir uns trennten, ſchrieb der Dichter mir zum Andenken folgendes kleine Impromptu, das ich dieſen meinen Reiſeſchatten von Berlin beifügen will.

„O laſſet uns in dieſer düſtern, bangen Zeit,
Wo hochan ſchwellend, donnernd, der Geſchichte Strom
Die ſtarre langgehegte Eiſesdecke ſprengt,
Das neue Leben unter Trümmern bricht hervor,
Und ſich in Stürmen umgeſtalten will die Welt,
O laſſet uns, ihr Freunde — rings verhallt das Lied
Und unſerm heitern Saitenſpiele lauſcht kein Ohr —
Dennoch die Göttergabe des Geſanges treu
Im reinen Buſen hegen, wahren, daß vielleicht
Wir hochergraute Barden einſt die Sonne noch
Mit Hochgeſang begrüßen, welche, das Gewölk
Zertheilend, die vergnügte Welt beſcheinen wird.
Prophetiſch, Freunde, bring' ich dieſes volle Glas
Der fernen Zukunft einer andern Liederzeit!“

Der Rückweg ging zum Brandenburger Thor hinaus; ich warf der Siegesgöttin ein Lebewohl zu, die mit ihren ehernen Pferden ganz andere Scenen geſehen hatte, als ich. In ihren jungen Tagen ſoll ſie ſo geſtellt geweſen ſein, als fahre ſie aus Berlin heraus; wie ſie aber wirklich damit Ernſt machte und ſogar direct nach Paris ging, ließ man ſie zurücktransportiren und mit dem Geſicht nach der Stadt zu kehren, und es iſt auch gewiß beſſer, daß der Sieg in eine Stadt hinein, als aus derſelben herauszieht.

Meine Reiſegeſellſchaft beſtand dieſes Mal aus einem Bäcker, zwei Müllerskindern, nämlich einem Er und einer Sie — die Letztere können wir „die ſchöne Müllerin“ nennen — einer alten Gouvernante und einem poetiſchen Schneider.

Die Sonne brannte wie Feuer und die Gegend fing hinter Spandau an, ihre abgenutzte Seite herauszukehren; es war, als ob wir über eine Landkarte führen, ſo flach lag das Ganze da, ja zuweilen verkroch ſich die ſchöne Natur in einen Strohhalm, der hin und wieder hervorragte. Der Bäcker, der ganz ungeheuer an Hitze und Furcht vor der Cholera litt, puſtete und ſtöhnte. Er führte fünf bis ſechs Flaſchen Wein bei ſich, denen etwas beigemiſcht war, was er Choleratropfen nannte, und die er eine nach der andern ausleerte. Erſt fing er vor Verzweiflung an zu jodeln, das klang gerade wie der Jammerſchrei eines Geräderten, und endlich, als die Flaſchen leerer wurden, ward er auch ganz poetiſch und fing an zu declamiren. Er gab einige „fürchterliche Gedichte“ von dem Tode, dem Satan und der weißen Frau zum Beſten. Alles ging in einer Leier.

Nun kam auch die Sonne mit in den Wagen hinein, um alle dieſe Herrlichkeit mit anzuſehen, und der Weg fing an zu ſtäuben, ſo daß wir die Fenſter zuziehen mußten; da ſaßen wir nun, ſechs Seelen in ſechs und einem halben Körper, denn der des Bäckers konnte ganz gut für anderthalb gelten. Er kam in Affect, die klaren Waſſertropfen ſtanden in ſeinem Geſicht, ſein Nachbar, der poetiſche Schneider war von der Wärme ganz blaß und rief bei jedem Verſe: „göttlich!“ Die alte Gouvernante ſah ſehr vornehm aus und roch unaufhörlich an einer Citrone, während ich auf alle Weiſe meine Beine auszuſtrecken ſuchte, die ich zwiſchen die „ſchöne Müllerin“ und ihren Bruder ſchob, welche beide ſchliefen und im Schlaf nickten wie zwei Blumen auf dem Felde, wenn der Wind ein wenig weht. Der Bäcker hielt dies für Nicken des Beifalls und erhob die Stimme noch ſtärker, da fuhr ein kohlſchwarzer Kopf mit Bellen und Schreien aus dem Arbeitsbeutel der Gouvernante; ſie hatte darin ihr Schoßhündchen verſteckt, da keine Hunde in den Wagen dürfen; es hatte ſich bisher ruhig verhalten, verlor aber nun die Geduld; es bellte ſo heftig, daß die ſchlafenden Geſchwiſter und wir andern Halbtodten auffuhren und uns alle mit den Köpfen in das große Netz verwickelten, das unter der Decke mit unſern Stöcken, Regenſchirmen und andern Kleinigkeiten hing. „Die ſchöne Müllerin“ hatte dahin auch ein großes Papier mit weißem Streuzucker geſteckt, das nun aus einander ging und den armen Bäcker überſchüttete, der im Geſicht wie ein leibhafter Springquell ausſah. Zum Glück waren wir nahe bei einer

Stadt, ich glaube Parchim; hier fand er dann Troſt und wir Andern die Präliminarien dazu, uns auszuruhen, d. h. ſo bald wir uns niedergeſetzt hatten, blies der Poſtillon und wir wurden wieder in unſer wanderndes Gefängniß hineingeſtopft. Der Bäcker ſprach jetzt nicht mehr in Verſen, aber vermittelſt der Ideen-Aſſociation kam er von dem Hund der Gouvernante auf Goethe's Fauſt, in welchem namentlich der Hund ganz ausgezeichnet war; er hatte dieſes Stück in Berlin geſehen, und ſtellte es eben ſo hoch, wie „Rolla's Tod,“ das ſein Lieblingsſtück war, da er einmal in ſeiner Jugend als Wilder darin mitgewirkt hatte. Die ſchöne Müllerin und ich unterhielten uns über die verſchiedenen Arten Käſe, und ich ſtieg bedeutend in ihrer Achtung, als ich ſie die Zubereitung von ſpenſchem Rahmkäſe lehrte. Es ging übrigens vorwärts in ſauſendem Galop, und jedes Mal, wenn ich zum Fenſter hinausſah, ſah ich weißen Sand und ſchwarze Fichtenwälder.

Auch der Schneider blickte zum Fenſter hinaus, und als wir gerade an einer Diſtel vorüber fuhren, die hier als ein Symbol der Fruchtbarkeit ſtand, liſpelte er mit einem Blick auf den Bäcker, als wolle er ſeine Bekanntſchaft mit der Literatur zeigen:

„Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden.“

hielt dann aber ganz verlegen inne und ſah auf ſein Taſchentuch hinab, mit dem er ſpielte, indem er vermuthlich befürchtete, daß der Bäcker dieſen Ausbruch für eine Anſpielung auf ſich halten möchte; denn er ſaß hier auch im Sande mit einem Geſicht ſo roth und rund, wie ein „Röslein roth, Röslein auf der Haiden.“

Wir fuhren immer vorwärts; es war, als ob ein ganz grünes Stück Kattun mit weißen Flecken vor dem Kutſchenfenſter ausgeſpannt ſei, — keine Abwechſelung in der ganzen Gegend. Hätte ich jetzt nur den dritten Act aus „drei Tage aus dem Leben eines Spielers“ hier gehabt, vor dem ich in Braunſchweig davon lief. Wir kamen an einer Stelle vorbei, an der vor alten Zeiten ein Galgen geſtanden hatte; aber dieſes Phantaſieſtück war auch bald vorüber, ich mußte daher ſelbſt ans Schaffen gehen und ſo entſtand:

Drei Tage aus dem Leben eines Spitzbuben.

Den erſten Tag — das erinner' ich noch,
Da baute man ein Galgenjoch,
Da hat man einen drin aufgehangen,
Das war mein Vater — ſo hat's angefangen.
Drauf hat man die Mutter ins Loch gebracht,
Die erbrach aber's Schloß und empfahl ſich ſacht',
Hat dann in den Wald mich mitgenommen,
Da ſind wir recht leidlich vorwärts gekommen.
Ich war damals noch ein Junge.

Den zweiten Tag — ja die Zeit geht ſchnell,
Da war ich ſchon ein art'ger Geſell,
Verführt mich der Teufel, mich zu verlieben,
Wär' ſonſt wohl ein ehrlicher Burſche geblieben.
Was die Liebſte wollte, das wollte auch ich,
Die Liebſte hatt' aber zum Beſten mich,
Sie war wie Alle aus Eva's Orden
— Da bin auch ich ein Spitzbub' geworden.
Es muß ja auch Spitzbuben geben!

Den dritten Tag — ei nun, laß gehn!
Ich mag wohl dem Vater ähnlich ſehn.
Die Mutter iſt längſt vor Hunger geſtorben,
Ich habe das Ende mir leichter erworben; —
Ein tüchtiger Kerl ſtets oben 'naus denkt,
Nun komm' ich nach oben — ich werde gehenkt.
Vielleicht hat's auch die Liebſte vernommen,
Iſt mit ihrem Mann und den Kindern gekommen,
Zu ſehn, wie der Spitzbube baumelt.

Die dunkle Nacht brachte uns noch ein Abenteuer, oder beſſer geſagt eine komiſche Scene, ſchade nur, daß ſie mehr dramatiſch, als epiſch war, und ſich alſo nicht ſo gut erzählen, als ausführen läßt. Vor einem der hübſchen zweiſtockigen Wirthshäuſer, mit cannelirten Pfeilern in der Mauer und hübſcher Façade, die man auf dem Wege zwiſchen Berlin und Hamburg findet, hielten wir an, um Pferde zu wechſeln. Bis auf die Gouvernante und ihren Hund ſtiegen wir Alle aus dem Wagen, um uns in der reinlichen Gaſtſtube zu erfriſchen. Die alte Dame fiel inzwiſchen in Schlaf und träumte vielleicht von ihrer grünen Jugend, wo ſie auch eine Roſe war, denn das ſind ja alle Hagebutten geweſen. Endlich erwacht ſie, außer ihr und dem Hunde iſt Niemand im Wagen, ſie blickt hinaus, Alles iſt dunkel und todtenſtill, kein Licht ſcheint durch die Fenſter auf den Hof. Die Pferde ſind ausgeſpannt, kein Menſch befindet ſich draußen; ſie ſtößt einen Schrei aus, man iſt weiter gereiſt und hat ſie vergeſſen, mitten im preußiſchen Sande ſitzt ſie hier allein auf der Landſtraße in der dunkeln Nacht!

Wir waren alle drinnen in der Gaſtſtube, die nach der andern Seite des Hauſes lag, es war noch nicht wieder vorgeſpannt, da wir hier noch einige Minuten raſten ſollten; wir hörten den Schrei und ſtürzten nun Alle um zu helfen aus dem Hauſe und nach der Kutſche zu, deren Thüre wir aufriſſen; aber nun ward ihr Schreck noch größer, denn ſie glaubte, daß man ſie überfallen wollte. Sie ſchrie, der Hund bellte, und wir ſchrieen unſrerſeits wieder auf ſie ein, um über dieſen Auftritt eine Erklärung zu bekommen, was nicht ſo ganz leicht war.

Bald rollten wir wieder von dannen! Die preußiſchen Wege ſind vortrefflich, es iſt als ob man über den Fußboden einer Stube hinführe.

Endlich kamen wir an die Gränze von Mecklenburg. Das Land liegt wie eine lächelnde Roſe in dieſer Wüſte! Hier ſahen wir wieder ordentliche Bäume, Eichen und Buchen; das Getraide wogte auf den Feldern; ich träumte mich nach Seeland.

Ludwigsluſt mit ſeinem Schloß und ſeinem großen Garten lag vor uns. In der Gaſtſtube ſtand ein Fenſter offen, ein Sperling ſetzte ſich drauf und zwitſcherte luſtig — ich weiß nicht recht wie — aber ſowohl der Vogel, wie ſeine Stimme kamen mir bekannt vor, es war gewiß dieſelbe kleine Perſon, die den letzten Morgen, als ich noch in Dänemark war, vor meinem Fenſter zwitſcherte, die ich aber damals auch nicht verſtand.

Bei Lauenburg waren ungeheure Sandbänke und immer wieder Sandbänke! Es ſah aus, als ob das Meer ſo eben abgelaufen wäre und dieſe hier zurückgelaſſen hätte. Bald war der Weg ſo breit, daß er ſelbſt nicht recht wußte, wo er zu Ende ging, bald verlief er ſich zwiſchen dieſen weißen Bergen, wo der Wagen tief hinein ſank und kaum von der Stelle kam. Man bedenke außerdem, daß es Mondſchein war und wir auch nicht ein menſchliches Weſen weder ſahen noch hörten. Ich könnte dies malen, könnte Hamburg und Lübeck auf der Rückreiſe malen, nun da ich innerhalb der Wälle Kopenhagens wieder zur Ruhe gekommen bin, aber indem ich die Feder ergreife, ſitzt wieder der kleine Vogel vor dem Fenſter und zwitſchert, ebenſo wie vor meiner Abreiſe, und wie er in Ludwigsluſt zwitſcherte. Ich glaube ſogar, er ſagt ganz daſſelbe; das iſt nun das dritte Mal. Es muß ein Recenſent ſein, denn er verſetzt mich in üble Laune. Es kamen alſo keine Reiſeſchatten mehr, nicht einmal von dem herrlichen Meer, das auch nicht bei guter Laune war, als ich nach Hauſe reiſte, aber ſie ſtand ihm gut, dieſer finſtere Blick, dieſer friſche Wind, der in die Segel griff und die ſchwarze Rauchſäule hoch in die Luft wirbelte. Kopenhagens Thürme erhoben ſich vor unſern Blicken, ſie ſahen mir ſo ſpitz, ſo ſatyriſch aus, als wären ſie ein Bild von der Feder, die vielleicht an meinen Schattenbildern herum kratzen wird.

Mancher kleine Vogel, der im Walde ſingt, würde gewiß, wenn er jedes Mal, wo er ſingt, ſo vor dem ſtrengen Schulgericht ſtehen ſollte, ſchweigen und vor Trauer hinter den grünen Hecken vergehen, aber der Dichter — —

Nicht Lob, nicht Tadel hemme ſeinen Flug,
Die Blume reift in Sturm und Sonnenſchein zur Frucht!

Schnellpreſſendruck von Fr. Ries in Leipzig.

H. C. Anderſen's

Geſammelte Werke.

Vom

Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe.

Achtzehnter Band.

Eines Dichters Bazar.

Erſter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Eines Dichters Bazar.

Von

H. C. Anderſen.

Erſter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Inhalt

des erſten Bandes.

Deutſchland.

Seite
Cap. 1. Die ſpaniſchen Tänzer. 9
Cap. 2. Breitenburg. 12
Cap. 3. Erinnerungen vom Dampfſchiff Stör. . . 18
Cap. 4. Liſzt. 20
Cap. 5. Die Jungfrau von Orleans. 26
Cap. 6. Die Eiſenbahn. 28
Cap. 7. Gellerts Grab. 35
Cap. 8. Nürnberg. 37
Cap. 9. Erfüllung eines Wunſches. 46
Cap. 10. München. 48
Cap. 11. Tyrol. 61

Eintritt in Italien.

Cap. 1. Reiſebilder. 73
Cap. 2. Eine Nacht auf den Apenninen. 82
Cap. 3. Das Metallſchwein. 88
Cap. 4. Reiſe mit dem Vetturin. 105

Deutſchland.

I.

Die ſpaniſchen Tänzer.

Im Sommer 1840 hielten ſich in Kopenhagen einige ſpaniſche Tänzer auf, welche alle Kopenhagener in das Theater auf des Königs Neumarkt lockten. Die ganze Stadt ſprach von den ſpaniſchen Nationaltänzen, und durch die Zeitungen ertönte ihr Lob über das ganze Land. Ich verweilte damals bei dem Baron Stampe auf Nysö, das durch die Heimath, die Thorwaldſen hier gefunden, und durch die Werke, die er hier geſchaffen hat, ein merkwürdiger Ort in Dänemark geworden iſt.

Von Thorwaldſen erhielt ich den erſten mündlichen Bericht über die ſpaniſchen Tänzer; er war hingeriſſen, begeiſtert, wie ich ihn nie zuvor geſehen. „Das iſt Tanz!“ rief er aus, und ſeine Augen funkelten, während er ſprach. „Das ſind Stellungen! Da ſind Formen und Schönheit! Du mußt ſie ſelbſt ſehen. Man iſt im Süden, wenn man den Tanz erblickt.“

Eines Vormittags, als ich in ſein Atelier kam, ſah ich ein in Thon ausgeführtes Basrelief, welches einen tanzenden Bacchanten und eine Bacchantin darſtellte. „Die ſpaniſchen Tänzer lieferten mir die Idee!“ ſagte er, „ſo können auch ſie tanzen; an ihren reizenden Tanz habe ich gedacht, als ich dieſe ſchuf.“

Ich war ſehr begierig, dieſe Kinder Spaniens zu ſehen, zu ſehen die liebliche Dolores Serral — jetzt haben die Kopenhagener ſie vergeſſen; — ein Jahr iſt verfloſſen, ſeitdem ſie hier war.

Ich reiſte nach Kopenhagen und ſah einen Tanz, der mich die gemalten Couliſſen und das Lampenlicht vergeſſen ließ; ich war in Valencia’s Thälern und ſah die ſchönen Menſchen, wo jede Bewegung Liebreiz, jeder Blick Leidenſchaft iſt.

Nach meiner Ankunft in der Stadt ſah ich jeden Abend die Dolores tanzen, aber nie begegnete ich ihr außerhalb der Bühne, nie ſah ich ſie, als wenn ſie dort tanzte.

Schon war es ſpät im October, ſo kalt, regneriſch und ſtürmiſch, wie wir es in unſerm lieben Lande nur haben können; die ſpaniſchen Tänzer wollten fort; die Dolores ſagte, wie Precioſa: „Nach Valencia!“ aber der Weg von Kopenhagen nach Valencia gebt über Kiel. Sie mußte mit dem Dampfſchiffe „Chriſtian der Achte“ in einem nordiſchen, kalten und ſtürmiſchen Herbſtwetter reiſen. Die Hälfte der guten Leute, welche hinausruderten, um ihr Lebewohl zu ſagen, wurde ſeekrank auf der kleinen Fahrt.

Es war ein nordiſcher Wogentanz! Dolores ermattete ſogleich; der ſchöne Körper neigte ſich zu einer Ruhe, welche keine Ruhe war; eine Welle nach der andern ſchlug über das Verdeck, der Wind pfiff im Tauwerk; ja, mitunter ſchien das Dampfſchiff ſtill zu ſtehn und ſich gleichſam zu beſinnen, ob es nicht am Klügſten thue, wieder umzukehren. Waſſerflaſchen und Teller, obgleich feſtgebunden, erbebten vor Schreck oder Inſtinct. Es war ein Raſſeln und Krachen; jede Planke im Schiffe ächzte, und Dolores ſeufzte ſo laut, daß es durch das Verdeck drang; der feine, geſchmeidige Fuß ſtreckte ſich krampfhaft gegen die dünne Breterwand, ihre Stirn berührte die Scheidewand — — — — Ein Schiff iſt doch eine ſeltſame Welt! Zur Rechten trennt uns eine Planke von dem Tod in den Wellen, zur Linken bildet vielleicht eine andere dünne Planke das Cherubsſchwert. Dolores ſeufzte, ich ſeufzte auch! Eine ganze Nacht lagen wir hier und ſeufzten buchſtäblich für einander; — die Wellen tanzten, wie Dolores nicht tanzen, der Sturm ſang, wie ich nicht ſingen konnte, und während deſſen ging das Schiff ſeinen kräftigen Gang, bis die Kieler Bucht uns umſchloß und ein Paſſagier nach dem andern auf das Verdeck ſtieg.

Ich erzählte Dolores, welchen Eindruck ihr Tanz auf den erſten Bildhauer unſers Zeitalters gemacht, ich erzählte ihr von dem Bachanten und der Bachantin. Sie erröthete und lächelte; es ſchien mir wirklich, als tanzten wir mit einander Fandango auf den grünen Ebenen, unter den duftenden Akazien. Sie reichte mir ihre Hand — aber es war zum Abſchied; ſie reiſte nach Valencia.

Nach vielen Jahren iſt Dolores eine alte Frau und tanzt nicht mehr, aber dann tanzen an ihr die Oerter und Städte vorüber, in welchen ſie Alle bezaubert hat, ſie erinnert ſich der Königſtadt auf der grünen Inſel im Norden, inmitten des ſtürmiſchen Meeres, über das ſie ſegelte; ſie gedenkt des Basreliefs, in welchem ſie noch ſchwebt, jung und ſchön, — und hinab gleiten ihre Finger vom Roſenkranz, mit welchem ſie auf dem Balcon ſitzt, und ſie blickt hinaus über die Berge. Die, welche die alte Frau umſtehen, fragen ſie dann: „Wo biſt du, Dolores?“

Und ſie antwortet lächelnd: „Ich fuhr ein wenig über das Meer nach Norden!“

II.

Breitenburg.

Von der großen Landſtraße zwiſchen Kiel und Hamburg lenkte mein Wagen ſeitwärts über die Haide; ich wollte einen Beſuch auf Breitenburg machen. Ein kleiner Vogel flog mir zwitſchernd entgegen, als wolle er mich willkommen heißen,

Die Lüneburger Haide wird Jahr für Jahr mehr bepflanzt, erhält Häuſer und Landſtraßen; dagegen hat die Fortſetzung derſelben zwiſchen den Herzogthümern und hinauf nach Jütland noch größtentheils daſſelbe Anſehen, wie im vorigen Jahrhundert. Es liegt Charakter und Poeſie in der däniſchen Haide. Der Sternenhimmel iſt hier weit ausgeſpannt, hier ſchweben die Nebel im Sturm wie Oſſians Geiſter, und in der Einſamkeit beſuchen uns unſere heiligſten Gedanken. Gleich Waldgeſpenſtern wachſen hier Gruppen verkrüppelter Eichen, mit Moos bedeckt bis an die äußerſten Zweige. Ein ägyptiſches Geſchlecht mit gelbbrauner Haut und kohlſchwarzen Augen führt hier ſein Nomadenleben, kocht unter freiem Himmel das geſtohlne Lamm und hält Hochzeit und Ball vor dem Hauſe, welches ſchnell aus Haidekraut errichtet iſt, mitten auf der einſamen Haide.

Nur langſam bewegte ſich mein Wagen weiter in dem tiefen Sande; ich glaube, man könnte von ſolcher Fahrt ſeekrank werden. Beſtändig fort durch öde, menſchenleere Gegenden; nur an einzelnen Häuſern kommt man hier vorbei, aus deren offenen Pforten der Rauch hervorwirbelt. Die Häuſer haben keine Schornſteine, es iſt als fehle der Heerd, als ſei drinnen keine Heimath, als habe der Fremde, auf ſeiner Wanderung über die Haide, hier in Eile ein Feuer mitten auf dem Fußboden angezündet und wärme ſich ein Bischen, um wieder fort zu wandern! — Die Schornſteine auf dem Hauſe des Bauers und der wirbelnde Rauch machen es heimiſch; der Schornſtein ziert und belebt faſt eben ſo ſehr, wie das Blumenbeet vor dem Hauſe, — aber hier war der Mangel im Einklang mit der Haidegegend und dem kalten Herbſttage. Wohl ſchien die Sonne, aber ſie ſandte keine warmen Strahlen, es war vielleicht nicht einmal die Sonne ſelbſt, ſondern nur ihr glänzendes Gewand, welches ſie über den Himmel hingleiten ließ. Nicht einem Menſchen begegneten wir, nicht ein Hirte war ſichtbar; faſt könnte man glauben, daß Alles ſchlafe oder durch einen Zauber gefeſſelt liege.

Erſt am Nachmittage eröffnete ſich eine üppige Landſchaft; wir erblickten ein großes Gehölz, dem das braune Laub im Sonnenſchein das Ausſehen einer kupfernen Waldung gab; es hatte etwas ſo gänzlich Feenhaftes, daß, als gerade eine große Heerde Vieh aus dem Dickicht kam und uns mit großen Augen anglotzte, ein ganzes Märchen vor mir aufging von der bezauberten Stadt in der kupfernen Holzung.

Hinter dem Walde kamen wir durch ein großes Dorf, welches mich zwar nicht in das Land der Märchen führte, aber doch in ein anderes Jahrhundert verſetzte. In den Häuſern ſchienen Stall, Küche und Stube Eins zu ſein. Der Weg war tiefer Schlamm, in welchem große Feldſteine lagen. Es war maleriſch genug und wurde es noch mehr, denn in der Mitte des dichten Gehölzes erglänzte in der Abendſonne eine Ritterburg mit Thurm und gezacktem Giebel, und zwiſchen dieſer und uns ſchlängelte ſich ein breiter und tiefer Fluß.

Die Brücke donnerte unter dem Hufſchlag der Pferde; wir rollten durch Gehölz und Garten hinein in den offenen Burghof, wo die Lichter ſich geſchäftig hinter den Fenſtern bewegten, wo Alles reich und gemüthlich erſchien. Mitten im Hofe ſteht ein großer, alter Brunnen mit einem künſtlich gearbeiteten Gitter; von dieſem flog ein kleiner Vogel empor, — es war gewiß derſelbe, der mir ſein Willkommen entgegen zwitſcherte, indem ich über die Haide fuhr;

er war vor mir angelangt, hatte meine Ankunft gemeldet, und der Beſitzer der Burg, der edle Ranzau, führte ſeinen Gaſt in ein geſegnetes Haus; die Speiſen dampften, der Champagner knallte! — Ja, es war gewiß Zauberei! Eine kahle Haide, ein kupferner Wald, und dahinter ein gaſtfreies Schloß mit ſchönen Bildern, duftenden Bäumen und Blumen neben den weichen Divans. Es war Zauberei! Ich dachte an die ſtürmiſche See, an die einſame Haide, und fühlte: man könne es in dieſer Welt doch gut haben.

Der Vogel zwiſcherte draußen, während ich aus dem Fenſter blickte; zufällig fiel der Lichtſchein auf den Brunnen und es war, als hebe und ſenke ſich der Eimer von ſelbſt, und in dem Eimer ſäße ein kleiner Kobold und nickte: „willkommen;“ ich irrte gewiß nicht, denn der Großvater des Kobolds hat einſt einer Gräfin Ranzau zu Breitenburg köſtliche Gaben geſchenkt*), welche noch in dem ausgeſchnitzten alten Eiſenſchrank, im Ritterſaale über der Capelle, verwahrt werden. Ich ſelbſt habe ſie geſehen, und die alten Bilder an der Wand, ſämmtlich ſtolze Ritter, bewegten die Augen; es war heller Sonnenſchein; wäre es in einer mondhellen Nacht geweſen, ſie wären ſicher aus den Rahmen geſchritten, und hätten des liebenswürdigen Grafen Geſundheit getrunken, der nun auf der alten Breitenburg herrſcht.

---

*) Die Sage erzählt, daß ein Kobold einmal in der Nacht eine Gräfin Ranzau in den tiefſten Keller des Schloſſes führte, wo des Kobolds Weib in Kindesnöthen lag. Als Dank für die von der Gräfin geleiſtete Hülfe ſchenkte ihr der Kobold funfzig Zahlpfennige, einen Häring von Metall und einen goldenen Spinnrocken. Zugleich wurde ſie ermahnt, dieſe Gegenſtände wohl zu verwahren, da das Glück ihres Geſchlechts davon abhänge; ſie werden noch auf dem Schloſſe gezeigt, zugleich auch ein Becher, welcher mit zu den Geſchenken gezählt wird. Die Sage von dieſen Gaben iſt deutſch von Lobedanz, däniſch von H. P. Holſt beſungen.

„Die paradieſiſche Glückſeligkeit hat keine Geſchichte!“ ſagt ein Dichter; der beſte Schlaf hat keine Träume, ſage ich, und auf Breitenburg brachte die Nacht keine Träume. Beim Tageslicht dagegen gingen alte Sagen und Erinnerungen gleich Träumen in den Gedanken vorüber, ſie begrüßten mich unter den alten Alleen des Gartens, ſie ſaßen und nickten auf der Wendeltreppe im Wartthurme, wo die Ferngläſer zum Ausſchauen lagen, als Wallenſteins Truppen ſich vor dem Schloſſe gelagert hatten. Wallenſtein ließ die Männer über die Klinge ſpringen, und als die Weiber in der Burg, auf ſeinen Befehl, das Blut vom Fußboden nicht abwaſchen wollten, ließ er auch ſie niederhauen.

In der ewig jungen Natur ringsumher ſchwelgte ich in alten Erinnerungen. Vom hohen Thurme des Schloſſes ſchaute ich weit hin auf das üppige Marſchland, wo im Sommer das fette Vieh bis über den Bauch im Graſe geht; ich ſchaute auf die vielen Waldungen, in denen Ansgarius gewandert und den däniſchen Heiden Chriſti Lehre gepredigt; daran erinnert noch ein kleines Dorf durch ſeinen Namen *), dort hat ſein Haus geſtanden, hier lebte er. Die Kirche jenſeits bei Heiligenſtädten, wo die Erde hoch um die Mauer aufgeworfen, ſteht noch aus ſeiner Zeit; wie damals ſpiegelt

---

*) Willanſcharen.

ſie ſich in der Stör, dort wo er in ſeinem ärmlichen Fiſcherboot hinüberruderte nach dem kleinen Fußſteig zwiſchen dem Schilf.

Ich wandelte im Schloßgarten unter den alten Bäumen an den Buchten der Canäle. Hollunderbüſche und Roſenſträucher neigten ſich über den Waſſerſpiegel, ſich ſelbſt in ihrer ſchönen Blüthe zu ſehen. Der Bauer auf den Deichen zog das Boot gegen den Strom. Der Jäger mit ſeinen Hunden nahm den Weg nach dem kupferrothen Wald. Das Poſthorn erklang, und es war als erhielten Wald und Feld eine Stimme, als hüben ſie den Todeshymnus des Herbſtes: „der große Pan iſt todt!“ an.

Als die Sonne untergegangen war, ertönten Geſang und Becherklang in der Burg. Ich wandelte durch den Saal, deſſen dunkelrothe Wände Basreliefs von Thorwaldſen umſchließen und die hübſchen Büſten und Statuen hervorheben. Draußen lehnten ſich der Roſenhecken blätterloſe Zweige mit den rothen Knospen an das Fenſter, ſie träumten bei dem Anblick des Sommers im Saale, ſie ſelbſt ſeien auch noch jung und blühend, und jede Kapſel ſei eine Knospe, die ſich morgen öffnen werde. Der Gnom aber ſaß auf dem Brunnengeländer, und ſchlug den Tact mit ſeinen kleinen Füßen; der kleine Vogel zwitſcherte: „Es iſt doch ſchön im Norden! Es iſt doch ſchön im Norden!“ aber dennoch flog der Vogel zu den warmen Ländern, und der Dichter that daſſelbe.

III.

Erinnerungen vom Dampfſchiff Stör.

Am Waſſer der Stör lagen zwei kleine Häuſer, jedes an ſeinem Ufer des Fluſſes, jedes geziert mit einem grünen Giebel und einigen Sträuchern, aber von dem einen hing ein ausgeſpanntes Netz und eine große Wetterfahne drehte ſich im Winde; wie oft hatten nicht zwei hübſche Augen aus dem einen kleinen Hauſe hinüber geſchaut auf dieſe Fahne, wenn ſie ſich drehte, und ein treues Herz dann tief geſeufzt!

Wir nahmen hier eine junge Frau an Bord; ſie war, wie man es nennt, aus dem geringeren Stande, aber ſo feſtlich gekleidet, ſo jung, ſo hübſch, und mit einem kleinen lieblichen Kinde an der Bruſt. Aus beiden Häuſern nickten ihr die Leute zu, ſie wünſchten ihr Glück und Freude. Die Fahne drehte ſich kreiſchend, aber ihre Augen wandten ſich nicht mehr nach ihr, denn nun war es ihr gleichgültig, welcher Wind es ſei! — und wir fuhren davon. Alles war grün, aber flach und einförmig; der kleine Fluß machte Biegung auf Biegung.

Nun waren wir auf der Elbe, der großen Heerſtraße von Deutſchland! Schiffe kamen und gingen; Böte glitten quer hinüber; auch wir mußten, um Paſſagiere einzuholen, an die hannöverſche, darauf an die holſteiniſche und wieder an die hannöverſche Seite, und erhielten doch keine! Ich blickte auf die junge Frau, ſie ſchien eben ſo ungeduldig wie ich; ſtets war ſie vorn und ſtarrte in die Ferne, die Hand über den hübſchen Augen; waren es Hamburgs Thürme, die ſie ſuchte? — Zu wiederholten Malen küßte ſie ihr Kind, lächelte und hatte doch Thränen in den Augen! — Zwei Dampfſchiffe fuhren an uns vorbei; ein Schiff mit vollen Segeln führte Auswanderer nach America. Vor uns lag ein prächtiges Fahrzeug, es war gerades Weges von dort gekommen und im Auſſegeln begriffen, der Wind war aber völlig entgegen, die Flagge wehte! Indem wir uns näherten, wurde ein Boot hinuntergelaſſen, vier Matroſen ergriffen die Ruder; ein raſcher, ſchwarzbärtiger Mann, er ſchien der Steuermann am Bord zu ſein, lenkte das Steuer, wir lagen ſtill, und die junge Frau eilte im Fluge hinunter mit ihrem ſchlafenden Kinde; in einem Nu war ſie in dem leichten ſchaukelnden Boot und in den Armen des ſchwarzbärtigen, braunen Mannes. Es war ein Bouquet von der ſüßen Sehnſucht eines langen Jahres: das Kind erwachte und weinte, der Mann küßte es und umſchlang die Frau, das kleine Boot hüpfte bald auf, bald ab, als theile es ihre Freude, und die braunen Matroſen nickten einander zu — aber wir ſegelten fort und ich ſchaute hinauf auf die flachen, nackten Ufer.

IV.

Liſzt.

In Hamburg, im Hotel zur Stadt London, gab Liſzt ein Concert. In wenigen Augenblicken war der Saal überfüllt. Ich kam zu ſpät, erhielt aber doch den beſten Platz dicht oben an der Tribune, wo das Fortepiano ſtand, denn man ſchaffte mich eine Hintertreppe hinauf. Liſzt iſt einer der Könige im Reich der Töne; zu ihm führte mich meine Geſellſchaft, wie geſagt, auf einer Hintertreppe, ich ſchäme mich nicht dies zu geſtehen.

Der Saal, ja ſelbſt die Seitengemächer ſtrahlten von Lichtglanz, goldnen Ketten und Diamanten. Nicht weit von mir lag auf einem Sopha ein jüdiſches Mädchen, corpulent und geputzt, es glich einem Wallroß mit einem Fächer. Solide Hamburger Kaufleute ſtanden an einander gedrängt, als ſei eine wichtige Börſenſache zu verhandeln; ein Lächeln ruhte auf ihren Lippen, als hätten ſie ſchon Papiere gekauft und dabei unglaublich gewonnen. Der mythologiſche Orpheus konnte durch ſein Spiel Steine und Bäume in Bewegung ſetzen, der neue Orpheus-Liſzt hatte ſie ſchon vor ſeinem Spiel elektriſirt; das Gerücht hatte durch ſeinen mächtigen Nimbus dem Volke Augen und Ohren geöffnet; es ſchien als erkenne und fühle es bereits, was folgen werde! Ich ſelbſt fühlte in den Strahlen dieſer vielen flammendem Augen jenes erwartungsvolle Herzklopfen, die Annäherung eines großen

Genius, welcher mit kühnem Finger die Grenze ſeiner Kunſt in unſerm Zeitalter abgeſteckt.

In London, dieſer großen Weltſtadt der Maſchinen, oder in Hamburg, dieſem europäiſchen Handelscomptoir, wird es charakteriſtiſch, zum erſten Male Liſzt zu hören; dort harmoniren Zeit und Ort, und in Hamburg ſollte ich ihn hören. Unſer Zeitalter iſt nicht mehr das der Phantaſie und des Gefühls, es iſt das des Verſtandes. Die techniſche Fertigkeit in jeder Kunſt und in jedem Betrieb iſt jetzt für ihre Ausübung eine allgemeine Bedingung; die Sprachen ſind ſo ausgebildet worden, daß es zu den Schulübungen gehört, ſeine Gedanken in Verſen ausſprechen zu können, die vor einem halben Jahrhundert für eine wahre Dichterarbeit gegolten haben würden. In jeder großen Stadt findet man Leute zu Dutzenden, welche Muſik mit ſolcher Fertigkeit betreiben, daß ſie ſich vor zwanzig Jahren als Virtuoſen hätten können hören laſſen. Alles Techniſche, ſowohl das Materielle wie das Geiſtige, iſt in unſerer Zeit in ſeiner höchſten Entwickelung, unſere Zeit erhält hierdurch einen Flug, ſelbſt in den todten Maſſen.

Unſere Welt-Genies, wenn ſie nicht blos der Modeſchaum aus der Brandung unſerer Zeitentwickelung, ſondern echte Geiſter ſind, müſſen die kritiſche Zergliederung aushalten können und ſich hoch über das, was erlernt werden kann, erheben; ſie müſſen, jeder an ſeinem geiſtigen Platz, ihn nicht allein ausfüllen, ſondern etwas mehr geben, — ſie müſſen wie die Corallen noch einen Aſt dem Baume der Kunſt hinzufügen, oder ihre Wirkſamkeit iſt keine!

In der muſikaliſchen Welt hat unſere Zeit zwei Fürſten des Piano's, welche in dieſer Weiſe ihren Platz ausfüllen, Thalberg und Liſzt.

Gleich einem elektriſchen Schlage durchzuckte es den Saal, als Liſzt hereintrat. Die meiſten Damen erhoben ſich, es war als verbreite ſich ein Sonnenglanz über jedes Geſicht, als empfingen alle Augen einen theuern, geliebten Freund! — Ich ſtand dem Künſtler ganz nahe. Er iſt ein hagerer, junger Mann, langes dunkles Haar umgiebt das bleiche Geſicht; er grüßte und ſetzte ſich ans Clavier. Liſzts ganzes Aeußere und ſeine Beweglichkeit bezeichnen ſogleich eine jener Perſönlichkeiten, auf welche man einzig und allein durch ihre Eigenthümlichkeit aufmerkſam wird; Gottes Hand hat ihnen einen eigenen Stempel aufgedrückt, welcher ſie unter Tauſenden kenntlich macht. Als Liſzt am Fortepiano ſaß, ließ der erſte Eindruck ſeiner Perſönlichkeit und das Gepräge der ſtarken Leidenſchaften auf ſeinem bleichen Antlitz ihn mir wie einen Dämon erſcheinen, der an das Inſtrument, dem die Töne entſtrömten, gebannt war; ſie kamen aus ſeinem Blut, aus ſeinen Gedanken, er war ein Dämon, der ſeine Seele freiſpielen ſollte; er war auf der Tortur, ſein Blut floß und ſeine Nerven erbebten; aber wie er fortſpielte, verſchwand das Dämoniſche, ich ſah das bleiche Antlitz einen edlern und ſchönern Ausdruck annehmen, die göttliche Seele leuchtete aus ſeinen Augen, aus jedem Zuge, er wurde ſchön, ſchön wie Leben und Begeiſterung machen können!

Seine „Valse infernale“ iſt mehr als ein Daguerrotypbild aus Meyerbeers Robert! — Wir ſtehen nicht davor und beſchauen die bekannte Malerei, nein, wir verſetzen uns in dieſelbe, wir ſtarren in die Tiefe ſelbſt hinab und entdecken neue wirbelnde Geſtalten. Es war nicht, als ertönten die Saiten des Fortepiano's, nein, jeder Ton ſchien ein klingender Waſſertropfen zu ſein!

Wer die Kunſt in der techniſchen Fertigkeit bewundert, muß ſich vor Liſzt beugen; wer von dem Genialen, dem von Gott Geſchenkten hingeriſſen wird, beugt ſich noch tiefer. Der Orpheus unſerer Zeit hat die Töne durch die große Weltſtadt der Maſchinen brauſen laſſen, und man fand und erkannte, wie ein Kopenhagner geſagt hat, „ſeine Finger ſeien lauter Eiſenbahnen und Dampfmaſchinen,“ ſein Genius ſei noch mächtiger, die Weltgeiſter zuſammen zu bringen, als alle Eiſenbahnen der Erde. Der Orpheus unſerer Zeit hat die Töne in dem europäiſchen Handelscomptoir erklingen laſſen, und, wenigſtens für einen Augenblick, glaubte das Volk dem Evangelium: des Geiſtes Gold hat einen mächtigern Klang als das der Welt.

Man gebraucht oft, ohne ſich der Bedeutung bewußt zu ſein, den Ausdruck: „ein Meer von Tönen,“ und ein ſolches iſt es, welches dem Fortepiano entſtrömt, an welchem Liſzt ſitzt. Das Inſtrument ſcheint in ein ganzes Orcheſter verwandelt; das vermögen zehn Finger, welche eine Fertigkeit beſitzen, die fanatiſch genannt werden könnte, ſie werden von einem mächtigen Genius geleitet! Es iſt ein Meer von Tönen, welches gerade in ſeinem Aufruhr ein Spiegel für die augenblickliche Lebensaufgabe jedes glühenden Gemüthes iſt. Ich habe Politiker getroffen, die bei Liſzts Spiel einſahen, daß ruhige Bürger bei den Tönen der Marſeillaiſe ſo ergriffen werden können, um das Gewehr zu ergreifen, von Heimath und Heerd fortzuſtürzen und für eine Idee zu kämpfen! Ich habe bei ſeinem Spiel ruhige Kopenhagener, mit däniſcher Herbſtkälte im Blute, politiſche Bacchanten werden ſehn; den Mathematikern hat bei den klingenden Figuren und der Berechnung des Tons geſchwindelt. Junge Hegelianer, und unter dieſen die wirklich begabten, nicht die Strohköpfe, welche nur bei dem galvaniſchen Strome der Philoſophie eine geiſtige Grimaſſe ſchneiden, erblickten in dieſem Tonmeere das wellenförmige Fortſchreiten der Wiſſenſchaft an die Ufer der Vollendung; der Dichter fand darin ſeines Herzens ganze Lyrik, oder die reiche Einkleidung für ſeine kühnſten Schilderungen! — Der Reiſende, ja, ich ſchließe von mir ſelbſt, erhält Tonbilder von dem, was er ſieht oder ſehen wird; ich hörte ſein Spiel gleich einer Ouvertüre zu meiner Reiſe, ich hörte, wie mein Herz klopfte und blutete bei dem Abſchiede von der Heimath; ich hörte das Lebewohl der Wellen, der Wellen, die ich erſt an Terracina's Klippen wieder hören ſollte; es klang wie Orgeltöne aus Deutſchlands alten Domkirchen, die Gletſcher rollten von den Bergen der Alpen, und Italien tanzte in Carnevalstracht und ſchlug mit ſeiner Pritſche, während es im Herzen an Cäſar, Horaz und Raphael dachte! Es brannte aus Veſuv und Aetna, die Poſaune des Gerichts erſcholl von Griechenlands Bergen, wo die alten Götter todt ſind; Töne, die ich nicht kannte, Töne, für die ich keine Worte habe, deuteten auf den Orient, das Land der Phantaſie, des Dichters zweites Vaterland!

Als Liſzt ſein Spiel beendigt hatte, regnete es Blumen auf ihn herab; junge niedliche Mädchen, alte Damen, die auch einmal niedliche Mädchen geweſen, warfen ihr Bouquet; er hatte ja tauſend Tonbouquets in ihre Herzen und Köpfe geworfen. Von Hamburg wollte Liſzt nach London fliegen, dort neue Tonbouquets ausſtreuen, dort Poeſie über das materielle Werkeltagsleben hauchen! Der Glückliche, der ſo in ſeinem ganzen Leben reiſen kann, ſtets die Leute ſchauen in ihrem geiſtigen Sonntagskleid, ja ſelbſt in der Hochzeitstracht der Begeiſterung! — Werde ich ihm öfter begegnen? das war mein letzter Gedanke, und der Zufall wollte, daß wir uns auf der Reiſe begegneten, an einer Stelle, wo ich und meine Leſer es am wenigſten erwarten konnten, begegneten, Freunde wurden und uns wieder trennten; doch dieſes gehört in die letzten Capitel dieſer Reiſe. Jetzt zog er nach Victoria's Stadt, ich nach der Gregors des Sechszehnten.

V.

Die Jungfrau von Orleans.

(Eine Skizze.)

Wir hatten bald die Elbe paſſirt. Das Dampfſchiff glitt an der hannöverſchen Seite hin, zwiſchen den niedrigen grünen Inſeln, welche uns Bauerhäuſer und Gruppen von Vieh zeigten. Ich ſah frohe Kinder zwiſchen den halb aufs Land gezogenen Böten ſpielen und dachte daran, wie bald dieſes Spiel vorbei ſei, wie bald ſie vielleicht weit in die Welt hinaus eilten, heranwüchſen und dann in der Erinnerung dieſe flachen, kleinen Inſeln als heſperiſche Gärten anſähen, voll von Goldäpfeln und Orangen ihrer Kindheit.

Wir waren bei Harburg; Jeder ſorgte dafür, daß ſein Gepäck auf die Bahre des Trägers geladen wurde. Nur eine große, etwas corpulente Dame mit ſtolzer Haltung, die eben nicht mit dem verblichenen Zitzkleide und dem gewiß zu wiederholten Malen gewendeten Mantel harmonirte, ſchüttelte jedes Mal den Kopf, wenn ein Träger ſeine Hand nach ihrer kleinen Reiſetaſche ausſtreckte, die ſie ſelbſt in der Hand hielt; ſie wollte ſie nicht fahren laſſen, es war als verſchlöſſe ſie einen koſtbaren Schatz. Langſam folgte ſie uns Andern hinein in die kleine Stadt.

Für mich und einen der andern Paſſagiere deckte man einen kleinen Tiſch, und man fragte uns, ob ein Dritter nicht auch daran Platz nehmen könne, und dieſer Dritter fand ſich ein, es war die Dame in dem verblichenen Kleide. Eine groſſe, etwas abgetragene Boa hing ihr loſe um dem Hals, ſie war ſehr ermüdet.

„Ich bin die ganze Nacht gereiſet,“ ſagte ſie, „ich bin Schauſpielerin! Ich komme von Lübeck, wo ich geſtern Abend ſpielte!“ und ſie ſeufzte tief und löſte das Haubenband.

„Welches Fach haben Sie?“ fragte ich.

„Die ergreifenden Rollen!“ antwortete ſie und warf die lange Boa keck über die Schulter. „Geſtern Abend war ich die Jungfrau von Orleans! Ich reiſte ſogleich nach dem Schluß des Stückes ab, da man mich in Bremen erwartet; morgen trete ich dort in derſelben Rolle auf,“ und ſie ſeufzte tief, ſehr tief, und warf die Boa wieder über die andere Schulter.

Sie verlangte ſogleich Extrapoſt, aber nur einen Einſpänner, am liebſten einen dem Wirthe gehörigen, und zur Begleitung nur einen Knaben, denn zur Noth könne ſie ſelbſt fahren. „Man muß beſonders auf der Reiſe ökonomiſch ſein!“ ſagte ſie. Ich betrachtete ihr bleiches Antlitz; ſie zählte gewiß dreißig Jahre, war ſicher einmal ſehr hübſch geweſen — noch ſpielte ſie die Jungfrau von Orleans und nur die ergreifenden Rollen.

Eine Stunde ſpäter ſaß ich in der Diligence; das Poſthorn ertönte durch Harburgs öde Straßen, ein kleiner Karren fuhr vor uns her, er wich aus und hielt, um uns vorbei zu laſſen. Ich blickte hinaus, es war die Jungfrau von Orleans mit ihrer kleinen Reiſetaſche zwiſchen ſich und einem Knaben, der den Kutſcher vorſtellte; ſie grüßte wie eine Fürſtin und warf uns Kußhände zu; die lange Boa flatterte über ihre Schulter; unſer Poſtillon blies ein munteres Lied, aber ich dachte an die Jungfrau von Orleans, die Schauſpielerin auf dem Karren, welche morgen in Bremen ihren Einzug halten ſollte; mir wurde wehmüthig ums Herz bei ihrem Lächeln und der luſtigen Muſik des Poſtillons. Fort fuhren wir, ein Jeder ſeinen Weg über die Haide.

VI.

Die Eiſenbahn.

Da manche meiner Leſer noch keine Eiſenbahn geſehen haben, will ich zuerſt verſuchen, dieſen einen Begriff von einer ſolchen zu geben. Wir wollen uns eine gewöhnliche Landſtraße vorſtellen, ſie laufe gerade, ſie mache eine Biegung, gleichviel, aber eben muß ſie ſein, eben wie eine Stubendiele, deshalb ſprengen wir jeden Berg, der ſich in den Weg ſtellt, bauen auf ſtarken Bogen eine Brücke über Sümpfe und tiefe Thäler, und wenn ſich dann der ebne Weg vor uns ausſtreckt, legen wir da, wo die Räderſpur gehen wird, Eiſenſchienen, um welche die Wagenräder greifen können.

Die Dampfmaſchine wird vorgeſpannt mit ihrem Meiſter darauf, der ſie zu lenken und aufzuhalten verſteht, Wagen kettet ſich an Wagen mit Menſchen oder Vieh, und fort fährt man.

Auf jedem Punkte des Weges weiß man Stunde und Minute, wann die Wagenreihe eintreffen wird, man hört meilenweit die Signalpfeife, wenn der Zug in Bewegung iſt, und ringsum her, wo Nebenwege für Fahrende und Gehende die Eiſenbahn durchſchneiden, läßt der aufgeſtellte Wächter den Schlagbaum vor ihnen nieder, und die guten Leute müſſen warten, bis wir vorbei ſind. Längs der Bahn, ſo viele Meilen ſie ſich auch erſtrecken möge, ſind kleine Häuſer ſo weit von einander errichtet, daß die, welche Wache ſtehen, gegenſeitig ihre Flagge ſehen können, damit ſie zur rechten Zeit die Bahn zu reinigen wiſſen, daß kein Stein oder Hinderniß auf den Schienen liege.

Seht, das iſt eine Eiſenbahn! Ich will hoffen, man habe mich verſtanden.

Zum erſten Mal in meinem Leben ſollte ich eine ſolche ſehen. Einen halben Tag und die darauf folgende Nacht war ich mit der Diligence den furchtbar ſchlechten Weg von Braunſchweig nach Magdeburg gereiſt. Ermüdet kam ich hier an, und eine Stunde ſpäter ſollte ich wieder fort mit dem Dampfwagen.

Ich will nicht leugnen, daß ich vorher eine Empfindung hatte, die ich Eiſenbahnfieber nennen will, und dieſes war am ſtärkſten, als ich in das großartige Gebäude trat, von wo aus die Wagenreihe abfahren ſollte. Hier war ein

Gedränge von Reiſenden, ein Laufen mit Koffern und Nachtſäcken, ein Sauſen und Brauſen der Maſchinen, aus welchen der Dampf hervordrang. Man weiß zum erſten Mal nicht recht, wo man ſtehen darf, daß nicht ein Wagen oder Dampfkeſſel oder eine Lade mit Reiſeſachen über uns komme; freilich ſteht man auf einer vorſpringenden Treppe ſicher; die Wagen, in welche man einſteigen ſoll, ſtehen in einer Reihe bis dicht daran, gleich den Gondeln an einem Kai, aber unten kreuzen ſich die Eiſenſchienen gleich Zauberfäden, ſie ſind auch Zauberfäden, die der menſchliche Scharfſinn gezogen. An dieſe ſollten ſich unſere magiſchen Wagen halten; kämen ſie aus dieſem Zauberbande heraus, ja, dann gälte es Leben und Glieder. Ich ſtarrte auf dieſe Wagen, Locomotiven, loſen Karren, wandelnden Schornſteine und Gott weiß was Alles! Sie liefen durch einander wie in einer Zauberwelt; Alles ſchien Beine zu haben! Und nun dieſer Dampf, dieſes Sauſen, vereint mit dem Gedränge einen Platz zu erhalten, dieſer Geruch von Talg, der tactmäßige Gang der Maſchinen und das Pfeifen und Schnauben des ausgelaſſenen Dampfes verſtärkten den Eindruck. Iſt man nun, wie geſagt, zum erſten Mal hier, dann glaubt man umzuwerfen, Arme und Beine zu brechen, in die Luft geſprengt oder durch Zuſammenſtoßen mit einer andern Wagenreihe gequetſcht zu werden; aber wahrſcheinlich denkt man nur bei dem erſten Male daran.

Die Wagenreihe hat drei Claſſen. Die beiden erſten beſtehen aus bequemen geſchloſſenen Wagen, faſt wie unſere

Diligencen, nur viel breiter. In der dritten ſind ſie offen und die Plätze darin unglaublich billig, ſo daß ſelbſt der ärmſte Bauer mitfahren kann, er kommt wohlfeiler fort, als wenn er den weiten Weg gehen und ſich im Wirthshauſe ſtärken oder auf der Reiſe übernachten müßte. — Die Signalpfeife ertönt — aber ſie klingt nicht hübſch, ſie hat viele Aehnlichkeit mit dem Schwanengeſang des Schweins, wenn ihm das Meſſer in den Hals dringt; man ſetzt ſich in den bequemſten Wagen, der Conducteur ſchließt den Schlag hinter uns und nimmt den Schlüſſel zu ſich, aber wir können die Fenſter herunterlaſſen und die friſche Luft genießen, ohne vom Druck derſelben Unannehmlichkeit zu befürchten. Es iſt wie in jedem andern Wagen, nur bequemer; man ruht hier aus, wenn man kurz zuvor eine angreifende Reiſe gemacht hat.

Die erſte Empfindung iſt ein ganz leiſer Stoß der Wagen; nun ſind die Ketten ſtraff, welche ſie zuſammenhalten; wieder ertönt die Signalpfeife und die Fahrt beginnt, aber langſam, die erſten Schritte ſanft, als zöge eine Kinderhand den kleinen Wagen. Unmerklich nimmt die Geſchwindigkeit zu, während du in deinem Buche lieſeſt, deine Karte anſiehſt und noch nicht recht weißt, ob die Fahrt begonnen hat, denn der Wagen gleitet gleich einem Schlitten auf dem ebenen Schneefeld. Du blickſt aus dem Fenſter und entdeckſt, daß du, wie mit Pferden im Galop, davon jagſt; es geht noch ſchneller, du ſcheinſt zu fliegen, aber hier iſt kein Schütteln, kein Luftzug, nichts, was du dir als unbehaglich dachteſt.

Was war das Rothe, das gleich einem Bliz dicht vorbei fuhr? Einer der Wächter, der mit ſeiner Fahne daſtand. Sieh nur hinaus! und die nächſten zehn bis zwanzig Ellen iſt das Feld ein pfeilſchneller Strom; Gras und Kräuter verſchwimmen, man erhält einen Begriff davon, wie es ſein könnte, wenn man außerhalb der Erde ſtände und ſähe dieſe ſich drehen; es greift das Auge an, es lange in einer Richtung zu halten. Aber richteſt du deinen Blick einige Ruthen weiter fort, dann bewegen ſich die Gegenſtände nicht ſchneller, als wir ſie ſich bewegen ſehen, wenn wir raſch fahren, und weiter hinaus gegen den Horizont ſcheint Alles ſtill zu ſtehen; man hat vollſtändig den Anblick und Geſammteindruck der Gegend.

Gerade ſo muß man durch ebene Länder reiſen. Es ſcheint als liege Stadt an Stadt; jetzt kommt eine, nun wieder eine; man kann ſich recht den Flug der Zugvögel dabei vorſtellen, ſo müſſen auch ſie die Städte hinter ſich laſſen. Die auf gewöhnliche Weiſe Fahrenden, welche man auf den Seitenwegen ſieht, ſcheinen ſtill zu halten, die Pferde vor dem Wagen heben die Füße, aber ſie ſetzen ſie ſcheinbar auf denſelben Fleck nieder, und wir ſind an ihnen vorbei.

Es iſt eine ziemlich bekannte Anekdote von einem Americaner, der zum erſten Mal mit einem Dampfwagen fuhr, daß er, als er ſchnell den einen Meilenſtein nach dem andern vorbei fahren ſah, glaubte, er fahre über einen Kirchhof und ſehe die Monumente; ich ſollte ſie daher nicht anführen, aber ſie charakteriſirt ganz die Schnelligkeit und ſie fiel mir ein, obgleich man hier keine Meilenzeiger ſieht, es müßten denn die rothen Signalfahnen ſein, und derſelbe Americaner hätte hier fragen können: weshalb tragen heute alle Menſchen rothe Fahnen?

Ich dagegen will erzählen, daß, als wir an einer Planke vorbeifuhren, welche mir zu einer Stange verkürzt erſchien, ein Mann an meiner Seite ſagte: „Sieh da, nun ſind wir im Herzogthum Köthen;“ darauf nahm er eine Priſe und bot mir die Doſe; ich bückte mich, probirte den Tabak, nieſte und fragte dann: „Wie lange bleiben wir wohl in Köthen?“ — „O,“ antwortete der Mann, „jetzt fuhren wir gerade wieder heraus, indem Sie nieſten!“

Und dennoch können die Dampfwagen doppelt ſo ſchnell fahren als hier; jeden Augenblick iſt man an einer neuen Station, wo Paſſagiere abgeſetzt und andere aufgenommen werden ſollen; die Schnelligkeit wird hierdurch etwas vermindert, man hält eine Minute an, und durch die geöffneten Fenſter reichen uns die Aufwärter Erfriſchungen, flüſſige und feſte, wie wir ſie haben wollen. Die gebratenen Tauben fliegen Einem buchſtäblich, für Bezahlung, gerade in den Mund, und ſo jagt man weiter, plaudert mit ſeinem Nachbar, lieſt in einem Buch oder blickt die Natur an, wo oft eine Heerde Kühe erſchrocken ſich umwendet, oder ſich einige Pferde losreißen und fliehen, weil ſie ſehen, daß zwanzig Wagen ohne ſie in der Welt fortkommen können, ja noch ſchneller als durch ihre Hülfe; und plötzlich iſt man wieder unter Dach, wo der Wagenzug anhält, man iſt ſeine fünfzehn Meilen in drei Stunden gefahren und iſt in Leipzig.

Selbigen Tages, vier Stunden ſpäter, geht es wieder von hier fort, eine ähnliche Strecke Wegs in derſelben Zeit, aber durch Berge und über Flüſſe — und dann iſt man in Dresden.

Ich habe Mehrere ſagen hören, daß durch die Eiſenbahnen alle Reiſepoeſie verſchwunden ſei und man an dem Schönen und Intereſſanten vorbei jage. Was Letzteres betrifft, ſo ſteht es ja Jedem frei, auf jeder beliebigen Station zu bleiben und ſich da umzuſehn, bis der nächſte Wagenzug anlangt; und in Betreff der Behauptung, daß alle Reiſepoeſie verſchwindet, bin ich völlig entgegengeſetzter Meinung. Gerade in den engen, vollgepackten Reiſewagen und Diligencen iſt es, wo die Poeſie verſchwinde, man wird hier träge. In der beſten Jahreszeit wird man von Staub und Hitze geplagt und im Winter durch ſchlechte Wege; die Natur ſelbſt erhält man nicht in größern Portionen, aber wohl in längeren Zügen, als im Dampfwagen.

O, welches große Werk des Geiſtes iſt doch dieſe Erfindung! Man fühlt ſich ja mächtig wie ein Zauberer der Vorzeit! Wir ſpannen unſer magiſches Pferd vor den Wagen und der Raum verſchwindet; wir fliegen wie die Wolken im Sturm, wie der Zugvogel fliegt; unſer wildes Pferd wiehert und ſchnaubt, der Dampf entſteigt ſeinen Nüſtern. Schneller konnte Mephiſtopheles nicht mit Fauſt auf ſeinem Käppchen fliegen! Wir ſind durch natürliche Mittel in unſerer Zeit eben ſo ſtark, als man im Mittelalter nur durch die Hülfe des Teufels ſein konnte! Wir ſind ihm durch unſern Verſtand an die Seite gekommen, und ehe er es ſelbſt weiß, ſind wir an ihm vorbei.

Nur ſelten in meinem Leben habe ich mich ſo ergriffen gefühlt, nur ſelten ſo mit allen meinen Gedanken Gott gleichſam von Angeſicht zu Angeſicht geſchaut. Ich fühlte eine Andacht, wie ich ſie nur als Kind in der Kirche, und als Erwachſener in dem ſonnenlichten Wald oder auf dem friedlich ſtillen Meere in ſternenklarer Nacht empfunden habe! Im Reiche der Poeſie ſind nicht Gefühl und Phantaſie die allein Herrſchenden, ſie haben einen eben ſo mächtigen Bruder, er wird Verſtand genannt, er verkündet das ewig Wahre, und darin liegt Größe und Poeſie.

VII.

Gellert's Grab.

Auf dem Johannis-Kirchhofe in Leipzig liegt Gellert begraben. Als ich 1830 zum erſten Mal in Deutſchland war, beſuchte ich dieſes Grab. Oehlenſchläger's geiſtreiche Tochter, Charlotte, war damals zum Beſuch bei Herrn Brockhaus, ſie führte mich dahin und zeigte mir das Grab des Dichters. Tauſend Namen waren in den Grabſtein geritzt und auf das hölzerne Gitter geſchrieben; auch wir ſchrieben unſere Namen an, ſie brach eine Roſe vom Grabe und reichte ſie mir zur Erinnerung an dieſe Stätte.

Jetzt, zehn Jahr ſpäter, ging ich dieſen Weg allein;

leicht fand ich den Friedhof, aber das Grab ſelbſt konnte ich nicht finden. Ich fragte eine arme alte Frau, wo Gellert begraben liege, und ſie zeigte mir die Stelle. „Gute Menſchen werden immer geſucht!“ ſagte die Alte, „er war ein großer Mann!“ und mit ſtiller Andacht betrachtete ſie das einfache Grab. Ich ſuchte unter den vielen Namen die beiden, welche geſchrieben worden, als ich zuletzt hier war, aber das Gitter war neu angeſtrichen, ja vielleicht ſeitdem zu wiederholten Malen; neue Namen ſtanden da, nur der auf dem Grabſteine, Gellert's Name war geblieben. Den wird man finden, wenn die neuangeſchriebenen verſchwunden ſind und wieder neue daſtehen; der unſterbliche Name ſteht, wenn die einzelnen Namen des Menſchengeſchlechts verlöſcht ſind.

Die alte Frau brach für mich eine Roſe ab, eine Roſe, ſo jung und friſch als die, welche Charlotte ſelbſt in der ganzen Friſche der Jugend mir auf derſelben Stelle gereicht; und ich erinnerte mich ihrer ſo lebhaft, der friſchen Roſe, die jetzt im Grabe ruht, deren Seele und Gedanken damals Lebensluſt und Jugendmuth athmeten! Dieſes Mal ſchrieb ich meinen Namen nicht an das Gitter; ich verwahrte auf meiner Bruſt die weiße Roſe, und mein Gedanke weilte bei den Todten.

VIII.

Nürnberg.

Wenn Einer Deutſchland kennen
Und Deutſchland lieben ſoll,
Darf man ihm Nürnberg nennen,
Der edlen Künſte voll;
Die nimmer nicht veraltet,
Die treue fleiß'ge Stadt;
Wo Dürer's Kunſt gewaltet
Und Sachs geſungen hat.

Schenkendorf.

Caspar Hauſer's Geſchichte trägt ganz das Gepräge eines vergangenen Jahrhunderts, ja wie ſehr wir auch von ihrer Wahrheit überzeugt ſind, können wir ſie doch nicht recht unſerer Zeit anpaſſen; aber ſoll ſie in dieſer ſpielen, ſo mußte unter Deutſchlands großen Städten, wie auch der Fall war, Nürnberg die Scene ſein.

Man erzählt von Kotzebue, daß er „die Kreuzritter“ für die Decorationen geſchrieben, welche die Bühne ſchon hatte; man könnte ſo faſt darauf verfallen, daß Caspar Hauſer für die Stadt Nürnberg geſchrieben ſei; denn Augsburg ausgenommen giebt es keine Stadt, welche durch ihr Aeußeres ſo ins Mittelalter zurückverſetzt, als die alte freie „Reichsſtadt Nürnberg.“

Als ich vor mehreren Jahren in Paris war, ſah ich ein Panorama von dem ſpäter weltberühmten Daguerre; es ſtellte, glaube ich, das Sommerſchloß des Dey von Algier vor; man hatte von dem flachen Dach die Ausſicht über den Garten, die Berge und das Mittelmeer. Um aber die Beſchauer in die rechte Stimmung zu verſetzen und vorzubereiten, kommt man erſt noch durch ein Paar Gemächer, die ganz morgenländiſch drapirt ſind, und durch kleine Fenſter ſieht man hinaus über die Spitze einer Palme oder eines hohen Cactus; ich mußte an dieſes Arrangement denken, als ich durch das alte Franken gefahren war und in Nürnberg hineinrollte. Nachdem man in der Stadt Hof auf baierſchen Boden gelangt iſt, beginnt Alles nach und nach die Phantaſie zu unterſtützen, welche ſich in Nürnberg ins Mittelalter zurückzuträumen und eine correcte, wohlgeordnete Scene für ihren Traum zu haben wünſcht.

? Nachdem wir München paſſirt waren, kamen wir in die Berge, und die Gegend gewann immer mehr einen romantiſchen Charakter. Alles lag in der Abendbeleuchtung. Der Berg „der Ochſenkopf," hier der größte, war ganz in feuchte Wolken gehüllt, der Weg wurde ſchmal und dunkel; bei Berneck war er ganz von ſteilen Felſenwänden eingeſchloſſen; zur Linken, einige Ellen über uns, lag ein verfallener Thurm, der gewiß in alten Tagen hier den Eingang beherrſcht hatte. Berneck ſelbſt mit ſeinen unebenen Straßen, den Lichtern, welche ſich hinter den kleinen Fenſtern in den alten Häuſern bewegten, der Muſik des Poſtillons, welche ſo wehmüthig erklang, wie die Melodie eines alten Volksliedes — Alles hauchte Romantik in unſere Gedanken. Ich fühlte Luſt, dieſen Molltönen Worte unterzulegen, Worte vom Raubritter, der auf der Lauer lag droben in dem alten Thurm, während Nürnbergs Kaufleute mit ihren Waaren in dem tiefen Hohlweg vorbei zogen; Worte vom

Ueberfall in der mondhellen Nacht, ſo wie der rothe und weiße Main ihn ſah und ſpäter dem Bruder Rhein erzählte an den weinlaubumkränzten Ufern.

Wir fuhren durch Baireuth, Jean Paul's Stadt, und bald erblickten wir in der Morgendämmerung das alte, großartige Nürnberg.

Als ich ganz nahe kam, ſeine alten grasbewachſenen Vertheidigungsgräben erblickte, ſeine doppelten Mauern, die vielen Thore mit Thürmen in der Form von aufgerichteten Kanonen, die wohlgebauten Straßen, herrlichen Brunnen und gothiſchen Gebäude, mußte ich ausrufen: „Du biſt doch Baierns Hauptſtadt! Zwar haſt du München deine Krone geben müſſen, aber dein königlicher Werth, deine eigenthümliche Größe ſind dir geblieben! Unter deinem Scepter reichten Bürgerfleiß, Kunſt und Wiſſenſchaft einander die Hand; weit durch das Land ertönten Adam Kraft's Hammerſchläge und die Glocken der Meiſter Conrad und Andreas; noch lauter ſangen Albrecht Dürer's Bilder Nürnbergs Namen, als der Schuhmacher Hans Sachs es vermochte, und der gute Meiſter hatte doch eine unſterbliche Stimme; Peter Viſcher ließ das Erz in kecke Schönheitsbilder fließen, wie ſein Geiſt ſie ſah; Regiomontan erhob deinen Namen zu den Sternen, während deine Kinder durch ihn größer wurden und das Nützliche und Edle begriffen. Der Marmor formte ſich zum Bilde der Schönheit, der Holzblock verwandelte ſich in ein Kunſtwerk."

Der Poſtillon blies durch Nürnbergs Straſſen. Die Häuſer ſind von einander verſchieden, doch tragen ſie das Gepräge deſſelben Charakters, alle ſind alt, aber gut erhalten; die meiſten grün angeſtrichen, einige mit Bildern an der Mauer geſchmückt, andere mit hervorſpringenden Erkern und Altanen verziert. Gothiſche Fenſter mit kleinen achteckigen Scheiben werden von dicken Mauern eingeſchloſſen; auf den ſpitzen Dächern erhebt ſich eine Reihe Giebel über der andern, jeder mit einem kleinen Thurm. In große Metallſchalen fällt das Waſſer aus den Springbrunnen, die von künſtlich geſchmiedeten Gittern umſchloſſen ſind. — Doch man kann dergleichen nicht erzählen, es muß gemalt werden; beſäße ich das Talent, ich hätte mich auf die gemauerte alte Brücke über dem Fluß geſtellt, deſſen gelbes Waſſer ſchnell dahinfließt, ich würde die ſeltſam hervorſpringenden Seitenhäuſer abgezeichnet haben, den alten gothiſchen Bau, der auf Bogen, unter denen das Waſſer durchſtrömt, über den Fluß ſtrebt und einem kleinen hängenden Garten mit hohen Bäumen und blühenden Hecken zum Stützpunkt dient. Könnte ich malen, ich würde auf den Marktplatz gehen, mich durch die Menge drängen und den dortigen Springbrunnen ſkizziren. Zwar prangt er nicht mehr, wie in alten Tagen, mit reicher Vergoldung, aber alle die prächtigen ehernen Figuren ſtehen noch. Die ſieben Kurfürſten, Judas Maccabäus, Julius Cäſar, Hector — ja das ſind berühmte Leute! volle ſechszehn ſchmücken die unterſte Säulenreihe des Brunnens, und oben darüber tritt Moſes hervor mit allen Propheten! Wäre ich Maler, ich ginge nach St. Sebaldi Grab, wenn das Sonnenlicht durch die bunten Fenſterſcheiben der Kirche auf die Apoſtelſtatuen fällt, welche Peter Viſcher aus Erz goß, und Kirche und Grab ſollten gezeichnet werden, wie ſie ſich in meinem Auge abſpiegelten; aber ich bin kein Maler, ich kann es nicht wiedergeben. Ich bin Dichter, daher fragte ich nach Hans Sachs' Haus; man wies mich in eine Seitenſtraße und deutete auf ein Haus. Es hatte zwar die alten Formen, aber es war doch ein neues Haus. Hans Sachs' Bild prangte mit ſeinem Namen darauf, dennoch war es nicht das Haus, wo er lebte und Schuhe nähte. Es iſt die Stelle, aber Alles iſt neu. Namen und Bild deuten an, dies ſei ein Wirthshaus, welches zum Schild ſeinen Namen und ſein Portrait führt. 6263 Komödien, Tragödien, Lieder und Meiſtergeſänge ſollen hier geſchrieben werden ſein.

Von des Dichters Haus ging ich nach des Königs Schloß, und dieſes Gebäude harmonirt völlig mit dem alten Nürnberg; ritterliche Pracht draußen und Behaglichkeit drinnen; die Mauern hoch, der Hof ſelbſt eng, aber die große grüne Linde, die hier wächſt, hat Duft und Sagen, welche die Stelle angenehm und lieb machen. Die kleinen Gemächer, in denen ſich ſo viel Großes ereignet, ſcheinen ſich in unſern Gedanken zu erweitern, da jeder Fleck ein eignes Intereſſe erregt. *) Die bunten Wappen an der

---

*) In einem der Gemächer hängt in einem großen vergoldeten Rahmen ein Gedicht, welches dieſen Gedanken ausſpricht; es iſt in unſrer Zeit von einem Buchbinder Schnerr geſchrieben, der in Nürnberg wohnt; der Vers lautet wie folgt:

„Enge wohnte man ſonſt, weit war es aber im Herzen.
Alſo ertönte uns jüngſt Ludwigs begeiſterter Spruch.
Drum — iſt klein auch die Burg, in der einſt der Kaiſer gewohnet,
Fühlt ſich gewiß hier Sein Herz heimiſch im engen Gemach.“

Decke, die alten Heiligenbilder mit ſteifen goldnen Glorien, welche die Wände ſchmücken, geben ſelbſt der kleinſten Kammer eine eigene Größe, die der Gedanke jeder Sache verleiht, bei der die Phantaſie erregt wird.

Die Oefen, — ſie ſind alle aus Thon, groß und grünbemalt, — könnten mit ihren tauſend vergoldeten Figuren, dieſen chriſtlichen und heidniſchen Bildern, Stoff zu ſeltſamen Märchen geben. Welche Abende könnte nicht hier ein Kind erleben und verträumen, wenn das Feuer im Ofen dieſe mit Wappen bemalten Wände erleuchtet, die goldenen Figuren hervortreten und wieder verſchwinden, je nachdem die Flamme ſie erhellt; aus den Gedanken des Kindes könnte dann Brentano uns ein unſterbliches Märchen ordnen.

Ich dachte daran, indem ich, während der Schloßvogt mich umherführte und Jahreszahl und Namen herſagte, ſeinen kleinen Knaben betrachtete, der uns folgte, aber jeden Augenblick anhielt, um in einem Fenſter zu ſpielen. Lieber hätte ich vertraulich mit dem Kleinen geſeſſen und mir Wahrheit und Träume von ihm erzählen laſſen; mehr ſind doch im Grunde die meiſten Erzählungen nicht, welche Aeltere uns geben und hiſtoriſch nennen. Ich möchte in mondheller Nacht mit ihm ſtehen und hinausſehen über die alte gothiſche Stadt, deren Thürme nach den Sternen zeigen, als wollten ſie ſie bedeuten, auf die Ebene herabzublicken, wo das Horn des Poſtillons erklingt, und dann an Wallenſteins Reiter denken, die hier zum Kampf geblaſen haben. In den Nebeln, die über die Wieſe dahinſchweben, würde ich die ſchwediſchen Reiter erblicken, die für ihren Glauben kämpften.

Ich möchte mit dem Kleinen unter der Linde in dem engen Schloßhof ſitzen und mit ihm unterſuchen, was die Sage berichtet von Eppelin, dem wilden Ritter von Gailingen. Von ſeiner Ritterburg erſpähte er jeden Zug der Nürnberger Kaufleute, die mit ihren Waaren zur Stadt zogen; gleich einem Falken ſtürzte er herab auf ſeine Beute. Aber der Falke ward gefangen, der wilde Ritter ſchmachtete in dieſer Burg, wo die Linde wächſt. Sein Todesmorgen kam, und es wurde ihm vergönnt, wie es nach alter ſchöner Sitte immer dem zum Tode Verurtheilten vergönnt war, vor ſeinem Ende ſich die Erfüllung eines Wunſches auszubitten; und der Ritter bat, daß er noch einmal ſein treues Pferd reiten dürfe!

Das Pferd wieherte vor Freuden, trug ſtolz ſeinen Herrn in dem kleinen Hofe umher, und der Ritter klopfte deſſen kräftigen ſchlanken Hals; die Muskeln ſchienen dem edlen Thiere zu ſchwellen, ſeine Hufe ſchlugen das Pflaſter. Immer kräftiger, immer raſcher jagte es im Kreiſe umher, ſo daß die Gefangenwärter und Kriegsknechte ſich dicht an die Mauern drängen mußten, um Raum zu geben. Sie thaten es ohne Beſorgniß, ſie wußten das Burgthor ſicher verſchloſſen, der Ritter konnte nicht entweichen. Aber hätten ſie leſen können, was in den Augen des Pferdes geſchrieben ſtand, ſagt die Chronik, ſie würden ſeinen Lauf gehemmt, des wilden Ritters ſtarke Hände gebunden haben. Was ſtand im Auge? Es redete ſeine ſtumme, aber feurige Sprache:

„In dieſem elenden Hofe darf dein ritterliches Blut nicht fließen! hier darf dein wirkſames, luſtiges Leben nicht enden! ſollte ich dich nicht ferner in die muntere Schlacht tragen, durch die tiefen Hohlwege und die grünen Wälder? nicht öfter den Hafer freſſen, mir gereicht von deiner tapfern Hand? vertraue meiner ungeheuren Kraft, ich rette dich!“

Und das Pferd hob ſich; der Ritter drückte die Spornen in ſeine Weichen, holte tief Athem, beugte ſich über den Hals des Thieres; — von deſſen Hufen ſprühten Funken, und das halbe Wunder war geſchehen, denn das Pferd ſtand auf der Ringmauer, und bald flogen Beide über den breiten Burggraben und waren gerettet.

Wenn der Wind in der Linde Blättern ſauſt, erzählt ſie davon.

Am Fuße der Burg, in einer nahegelegenen Straße, liegt ein altes Haus aus Fachwerk mit drei Etagen, die eine überragt die andere nur wenig. Jeder Fremde ſieht ſtill und beſchauet es. Auf der Flur hängen Wappenſchilde, geſandt von verſchiedenen Städten Baierns. Wem gehört dies Haus? Wir gehen nur einige Schritte um die Ecke und auf dem kleinen Platz ſteht das kräftige Bild des Beſitzers; das Erz glänzt im Sonnenlicht, es iſt Albrecht Dürer's Monument von Rauch. *)

---

*) Es wurde am 21. Mai 1840 aufgerichtet, begeiſterte Geſänge ertönten hier aus jugendlicher Bruſt; bei der Illumination las man folgende Inſchrift an Dürer's Hauſe:

In dieſem Hauſe ſchuf einſt Dürer ſeine Werke,
Und hier that ihm die Kunſt den Freudenhimmel auf,
Und höher ſtieg er ſtets mit neuer Kraft und Stärke —
Er lebte, liebte, litt, und ſchloß hier ſeinen Lauf.“ G.

Der kräftige Geiſt, welcher Regiomontan, Dürer und Peter Viſcher belebte, iſt nicht verſchwunden; es iſt Kraft und Betriebſamkeit in dieſer Stadt. Zwar lernte ich während meines kurzen Aufenthaltes hier nur ein Haus kennen, aber Alles darin trug das Gepräge deſſen, was man die gute alte Zeit nennt. Der Mann in dieſem Hauſe war ein Bild der Ehrlichkeit und Klugheit, wie die Stadt es von ihren alten Bürgern erzählt. Es war der Buchhändler Campe, ein liebenswürdiger kräftiger Mann, der einzige, mit dem ich hier lebte, aber er war ſicher auch der beſte Repräſentant, den die Stadt einem Dichter bieten konnte, welcher begeiſtert und wahr von ihr reden ſollte.

Nürnberg gleicht einzelnen kräftigen Alten, bei denen ſich noch die Jugend regt, bei denen der Gedanke lebhaft genug iſt, ſich an die Ideen der Jugend zu knüpfen. Ein redendes Beiſpiel davon iſt die Eiſenbahn von Nürnberg bis Fürth; dieſe Bahn war die erſte, welche in Deutſchland angelegt wurde. Das alte Nürnberg war die erſte Stadt, welche auf den gigantiſchen Gedanken der jungen Zeit einging, die Städte durch Dampf und eiſerne Bänder zu verbinden.

IX.

Erfüllung eines Wunſches.

Als Kind hatte ich einen kleinen Guckkaſten, in welchem alle Bilder aus einem alten Buche geſchnitten waren. Jedes Bild zeigte ein gothiſches Gebäude, ein Kloſter oder eine Kirche, davor ſtanden künſtlich ausgehauene Springbrunnen; aber unter jedem Bilde las man den Namen der Stadt, und dieſer war auf allen: Augsburg. Wie oft hatte ich dieſe Bilder angeſehn und mich in Gedanken in ihre Mitte verſetzt, aber niemals konnte ich doch recht erfahren, was die Straßenecke verbarg.

Und nun — nun ſtand ich ja inmitten der Wirklichkeit dieſer Bilder: ich war in Augsburg ſelbſt! Je mehr ich die alten Häuſer mit bunter Malerei an den Wänden, die gezackten Giebel, die alten Kirchen und Bildſäulen an den Springbrunnen anſah, deſto mehr ſchien mir das Ganze Zauberei! — Nun ſtand ich in der Mitte des Guckkaſtens, der Wunſch meiner Kindheit war erfüllt. Wenn ich wollte, konnte ich erfahren, was die Straßenecke verbarg.

Ich erkannte dieſe Straßenecke wieder, ich bog um ſie, ich fand — Bilder, und zwar ſolche, wie ich ſie als Kind nicht ahnen konnte, ja die zu jener Zeit die Welt nicht ahnete, um wie viel weniger Augsburg. Es war eine Ausſtellung von Daguerrotypbildern, die der Maler Iſenring von St. Gallen eröffnet hatte. Sie enthielt nur wenige Proſpecte und architektoniſche Stücke, aber eine Menge Portraits von verſchiedener Größe, alle durch das Dagnerrotyp aufgenommen. Sie waren ausgezeichnet, man konnte ſehen, ſie mußten ähnlich ſein, es war als betrachte man ſie auf einer Stahlplatte, worin ſie gravirt waren, und jeder Zug war ſo genau angegeben, ſelbſt das Auge hatte Klarheit und Ausdruck. Von Allem das Vorzüglichſte war das Seidenzeug der Kleider, man glaubte es rauſchen zu hören. Hier waren auch einige Verſuche, den Portraits Farben zu geben, aber alle dieſe ſahen aus wie Geſichter bei Beleuchtung eines ſtarken Feuers, dieſelbe war gar zu röthlich. In fünf bis zehn Minuten wurde ein ſolches Portrait fertig.

Dachte ich es nicht als Kind: könnte ich um dieſe Ecke kommen, würde ich neue Bilder ſehn; und ich ſah neue, welche die neueſte Zeit uns gebracht.

Wie wünſchte ich nicht, als ich damals in den Guckkaſten blickte: könnte ich doch die breite Treppe hinaufgehn, hinein durch die große alterthümliche Thüre! Nun konnte ich es, that es, und ſtand in der unterſten Halle des prächtigen Rathhauſes. Die bronzenen Büſten der römiſchen Kaiſer ſtarrten den koloſſalen Adler an, gleich ihnen aus Bronze gegoſſen, doch war dieſer beweglicher. Napoleon gebot einſt, er ſolle nach Paris fliegen, des Kaiſers Vogel gehöre in des Kaiſers Stadt, und der Vogel flog; aber auf der Grenze, wo Straßburgs Thurm als Scheide ſteht, ruhte der Adler aus. Bei Tagesanbruch krähte der galliſche Hahn, wie der Hahn krähte, als Petrus ſeinen Herrn verrieth. Große Begebenheiten traten ans Licht — da flog der Adler wieder zurück nach dem alten Augsburg, wo er noch ſitzt und nachſinnt. Das ſah ich, als ich die breite Treppe hinauf und durch die große alterthümliche Thür trat.

Könnte ich doch in den Guckkaſten hinein, das wünſchte ich als Kind; und ich kam hinein auf die einzig natürliche und wünſcheuswerthe Weiſe. Wohl währte es einige Jahre, ehe es in Erfüllung ging, aber erfüllt wurde es doch! — Ich war in Augsburg.

X.

München.

Der alte Theil der Stadt München kommt mir vor wie ein veredelter Roſenſtock, aus welchem jährlich neue Zweige hervorſchießen, aber jeder Zweig iſt eine Straße, jedes Blatt ein Palais, eine Kirche oder ein Monument, und Alles erſcheint ſo neu, ſo friſch, denn es hat ſich in dieſem Augenblick entfaltet.

Unter den Alpen, wo der Hopfen ſich über die Hochebene rankt, liegt Germaniens Athen. Hier iſt das Leben billig, hier ſind viele Kunſtſchätze zu ſehn, und ich habe hier viele liebenswürdige Menſchen gefunden, die mir theuer geworden ſind; dennoch möchte ich nicht hier leben, wo die Kälte ſtärker iſt, als in Dänemark. Die kalten Winde von den Alpen ſtreichen eiſig kalt über das hochgelegene Baierland, und die Alpen ſelbſt locken wie der Berg der Venus; „dorthin! dorthin!“ ſingen ſie. Hinter dieſen dunkelblauen, kühnen Bergen liegt Italien.

Jede Stadt, von dem ewigen Rom bis zu unſerm grabesſtillen Soröe, hat ihren eigenthümlichen Charakter, mit dem man vertraut werden, ja gleichſam verwachſen kann; aber München hat von allen Städten etwas, man weiß nicht recht, ob man im Süden oder im Norden iſt; ich wenigſtens wurde hier von einer Unruhe, einer Luſt, von dannen zu ziehen, erfüllt.

Sollte man finden, daß meine Darſtellung Münchens zerriſſenen und einander widerſprechenden Bildern gleiche, dann habe ich gerade nach dem Eindrucke, den die Stadt auf mich machte, die richtigſte Schilderung gegeben. Alles ſchien mir hier im Widerſpruch: Katholicismus und Proteſtantismus, griechiſche Kunſt und bairiſches Bier. Uebereinſtimmung habe ich hier nicht gefunden, jede hübſche Einzelnheit ſchien von ihrer eigentlichen Heimath herberufen und um das alte München aufgeſtellt, welches eine Stadt iſt wie hundert andere Städte Deutſchlands. Das Poſthaus mit ſeinen rothbemalten Wänden und ſchwebenden Figuren iſt von Pompeji hergeholt; das neue Schloß iſt ein Abbild vom Palais des Großherzogs von Toscana in Florenz, Stein für Stein ſind ſie einander ähnlich. Die Aukirche mit ihren gemalten Fenſtern und ihrem coloſſalen Spitzthurm, in welchem die einzelnen Fäden mächtige Steinblöcke ſind, erinnert an die Stephanskirche in Wien, während die Hofkirche mit ihren Moſaikbildern auf goldenem Grund uns nach Italien verſetzt. Eigenthümlich und großartig habe ich in München nur eine Partie gefunden und das iſt die Ludwigsſtraße; die hier im entgegengeſetzten Styl aufgeführten Gebäude ſchmelzen in einer Einheit zuſammen, wie die verſchiedenſten Blumen eine ſchöne Guirlande bilden können. Die in gothiſchem Styl erbaute Univerſität, die italieniſchen Paläſte, ſelbſt der Garten nebenan mit den gemalten Bogengängen bieten hier ein abgerundetes Ganzes. — Ich glaube, käme man nur durch dieſe Straße und würde ſpäter nach Schwanthaler's und Kaulbach's Atelier geführt, dann hätte man das beſte Bild von dem, was München ſein ſoll; will man es aber ſehen, wie es wirklich iſt, dann muß man auch den „Bockkeller“ beſuchen, wo die wohlhabenden Bürgerfamilien, bei ihrem Bierkrug ſitzend, Rettige und Brod eſſen, während die Jugend nach der Violine tanzt. Man muß durch die langen Straßen wandern, welche im Bau begriffen ſind, oder richtiger, die Landſtraße entlang gehen, an deren Seite Häuſer gepflanzt werden.

Die meiſten jungen Künſtler, welche nach Süden reiſen, bleiben lange in München und ſprechen ſpäter mit großer Begeiſterung von ihrem dortigen Aufenthalt. Aber der Grund für ihr langes Verweilen liegt, glaube ich, darin, daß es hier ſo überaus billig iſt, und kommen ſie gerades Wegs vom Norden, dann iſt München die erſte Stadt, wo es etwas für ſie zu ſehen giebt. Die meiſten wahren Künſtler ſind natürlich und liebenswürdig; gemeinſame Liebe für die Kunſt feſſelt ſie an einander, und im ausgezeichneten bairiſchen Bier, welches nicht theuer iſt, wird Brüderſchaft getrunken. Dies Alles zuſammengenommen wirft ſpäter einen Glanz auf die Stadt, der für viele Erinnerungen den Hintergrund bildet.

Des Königs Ludwig von Baiern Kunſtliebe hat Alles, was wir in München ſchön nennen, hervorgerufen; durch ihn erhielt manches Talent Gelegenheit, ſeine Flügel zu entfalten. König Ludwig iſt Dichter, doch ſchreibt er nicht nur Gedichte mit Feder und Tinte, die großartigeren läßt er aus Marmor und Farben entſtehen. Seine „Walhalla“ iſt ein Marmorwerk, aufgerichtet an der Donau, wo ſie das alte Regensburg beſucht. In Schwanthaler's Atelier habe ich die mächtigen Figuren geſehen, die, zuſammengeſtellt, das Frontiſpiz gegen die Donau ſchmücken ſollten und uns die Hermannsſchlacht zeigen. Noch eine Dichtung derſelben Art, noch ein großer Gedanke iſt der Main- und Donau-Canal, wodurch jetzt die Nordſee mit dem ſchwarzen Meere verbunden wird. In Schwanthaler's Atelier ſah ich auch die Titelvignette, wenn ich das Monument ſo nennen darf, für dieſes Werk, ſie zeigt uns die Flußnymphe Donau und den Flußgott Main.

Der Königsbau, der, wie eben erwähnt, in ſeinem Aeußern eine Nachahmung des Palazzo Pitti in Florenz iſt, hat dagegen in ſeinem Innern, wenn man die pompejaniſch decorirten Gemächer und den prächtigen Ritterſaal mit den vergoldeten Kurfürſten ausnimmt, einen Duft von Deutſchthum, welcher der Phantaſie und den Gedanken wohl thut. Von den Wänden ſtrahlt in Bildern, was

Deutſchlands Barden geſungen und das Volk in ſich aufgenommen hat; in kühnen Umriſſen zeigt ſich hier das Nibelungenlied; der Taucher wagt ſich hinab in den Strudel, Lenore reitet im Mondſchein mit dem Todten, und der Erlkönig lockt das Kind, das mit ſeinem Vater durch das Gebüſch reitet.

Eine hübſche Wendeltreppe führt auf das flache Dach des Schloſſes, von wo aus man die ganze Iſarebene und die Alpen überſieht, welche wenigſtens bei mir immer Unruhe und Reiſeluſt erweckten. Ich glaubte ſie auch an Allem, was ich in der Tiefe erblickte, zu bemerken. Das Poſthorn erklang, die Diligence rollte fort; ich ſah den Rauch von der pfeilſchnell dahineilenden Locomotive, welche eine Reihe Wagen auf der Eiſenbahn führte; unten im Schloßgarten, wo der Iſarfluß ſich ſchlängelt, brauſte das Waſſer mit einer Eile, wie ich ſie nie zuvor in einem Garten ſah; „fort, fort!" war die Loſung des Ganzen. Selbſt Straßen und Gebäude in der neuen Stadt wollten ſich ja noch nicht recht aneinander anſchließen. Die Pinakothek mit ihren erhöhten Fenſtern im Dach hat von hier aus das Anſehen eines großen Treibhauſes, und das iſt ſie ja auch; dort, wie in der Glyptothek, wandelt man zwiſchen den ſchönen Gewächſen der Kunſt, die von allen Enden der Welt zuſammengeführt ſind. In der Pinakothek werden Farbepflanzen getrieben, und die Säle ſind eben ſo prächtig wie die Gewächſe. In der Glyptothek ſtehen die unſterblichen Marmorgewächſe mit Scopas', Thorwaldſen's und Canova's Namen; und wie mit duftenden Schlingpflanzen, prangen die Wände in

Farben, welche der Nachwelt von Cornelius, Zimmermann und Schlotthauer erzählen werden.

Dem Königsbau zunächſt ſteht das Theater, ja es iſt ſogar durch einen kleinen Anbau mit demſelben verbunden. Es iſt ſehr großartig, die Maſchinerie bewundernswerth, die Decorationen prächtig. Aber eine Unſitte herrſcht hier, und zwar die am meiſten ſtörende, nämlich das alle Illuſion aufhebende Hervorrufen. Nie ſah ich es von grellerer Wirkung als hier eines Abends, bei der Aufführung der Oper: Guido und Ginevra oder die Peſt in Florenz. Im dritten Act des Stücks iſt die Bühne in zwei Theile geſchieden; der unterſte Theil ſtellt ein Grabgewölbe vor, wo Ginevra, die man an der Peſt geſtorben glaubt, in ihrem Sarge liegt; der oberſte zeigt die Kirche, wo die Seelenmeſſe über ihrem Grabe geſungen wird; die Trauernden gehen fort, die Kirche iſt leer und dunkel, es iſt Nacht, Ginevra's Todesſchlaf zu Ende, ſie erwacht und erkennt ſogleich das Schreckliche, lebendig begraben zu ſein; die Muſik iſt hier höchſt bezeichnend und von größter Wirkung. Mit großer Anſtrengung ſchleppt ſie ſich die Treppe hinauf, die in die Kirche führt, aber die Fallthür iſt verſchloſſen, ſie hat nicht die Kraft ſie aufzuheben und verzweifelt. Da kommt eine Schaar wilder Kirchenräuber, die Peſt raſet ja in dieſer großen Stadt, alle Geſetze, alle Liebe und Frömmigkeit ſind verſchwunden, ſie plündern ſelbſt die Todten und dringen nun in Ginevra's Grab, werden aber von Schrecken ergriffen, als ſie die vermeinte Todte in ihrer Mitte ſtehen ſehen. Sie ſinken auf die Kniee, und noch einmal verſucht Ginevra die Treppe zu erſteigen und durch die von den Räubern geöffnete Thür zu entkommen; es glückt ihr, ſie ſteht in der Kirche und jubelt: „ich bin gerettet!“ — worauf ſie die Bühne verläßt. Die Sängerin ſpielte lebhaft, ſang gut, und die Muſik iſt, wie geſagt, hier höchſt entſprechend; nun aber fiel das Publicum ein mit Schreien und Herausrufen; Ginevra zeigte ſich wieder, und um ihren Dank auszuſprechen, lief ſie mit größter Leichtigkeit durch die Kirche, die Treppe hinab ins Grabgewölbe, bis vorn an die Lampen, machte ihren Knix mit dem glücklichſten Geſicht von der Welt und hüpfte ſo denſelben Weg zurück, den ſie gekommen und wo man ſie vor einer Minute halbtodt ſich fortſchleppen geſehen hatte. Für mich wenigſtens war von dieſem Augenblick an das ganze Schönheitsbild zerſtört.

Aber ich will mich zur Verherrlichung der Kunſt in Baierns Hauptſtadt wenden, und da treten die Namen Cornelius und Kaulbach hervor; zuerſt will ich von dem jüngern, alſo von Kaulbach ſprechen. Jeder, der in der letzteren Zeit in Berlin geweſen iſt, kennt gewiß ſein geniales, berühmtes Bild: „die Hunnenſchlacht.“ Ich hörte mehrere Künſtler, freilich Leute, die nach meiner Meinung nichts Großes geliefert hatten, ſich ſehr hart über den Künſtler ausſprechen und ihn als ſtolz und zurückſtoßend beſchreiben; gleichwohl beſchloß ich, einen Beſuch in ſeinem Atelier zu machen; ich wollte den Mann und ſeine neueſte Arbeit, „Jeruſalems Zerſtörung,“ ſehen, worüber man ſich höchſt verſchieden ausſprach. Ohne irgend einen Empfehlungsbrief begab ich mich in ſein Atelier, welches in einem entlegenen Theile der

Stadt an dem Iſarfluſſe ſich befindet. Ueber eine von einer Planke eingeſchloſſene kleine Wieſe gelangte ich in das vorderſte Atelier. Der erſte Anblick hier war ein lebhaftes, höchſt eigenthümliches Bild, wie ich es nie zuvor geſehen: ein junges Mädchen, ein Modell, lag in einer ſchlafenden Stellung ausgeſtreckt, einige junge Maler ſtanden beſchäftigt rings umher, einer zeichnete, ein anderer ſpielte Guitarre und ſang dazu ein Ora pro nobis, während der dritte, gerade indem ich eintrat, eine Champagnerflaſche knallen ließ. Ich fragte nach Kaulbach und man wies mich in ein größeres Zimmer nebenan, wo der Künſtler mir entgegentrat. Kaulbach iſt ein junger Mann mit einem genialen Geſicht; er iſt blaß und hat leidende Züge; aber es ſpricht eine Herzlichkeit aus den ſtolzen Augen, eine Herzlichkeit, wie die, mit der er mich empfing, als ich ſagte: ich ſei ein Fremder, welcher Keinen habe, der mich bei ihm einführen könne, daher müſſe ich mich ſelbſt vorſtellen, wenn ich nicht von München abreiſen wolle, ohne ihn und ſeine Arbeiten geſehen zu haben. Er fragte nach meinem Namen, und als ich dieſen nannte, war ich ihm nicht mehr fremd. Er drückte meine Hand, hieß mich willkommen, und einige Minuten ſpäter waren wir ſchon alte Freunde. Wie viel Neid und Beſchränktheit lag nicht in dem Urtheil, welches ich über dieſen genialen Künſtler gehört hatte! Er führte mich nun vor einen Carton zu ſeiner neueſten großen Malerei, die ſchon eine gewiſſe Berühmtheit erlangt hat, „Jeruſalems Zerſtörung.“ Es war zum erſten Mal auf dieſer meiner Reiſe, zum erſten Mal während meines ganzen

Aufenthalts in München, daß ich mich recht froh, hingeriſſen und von großen kräftigen Gedanken beſeelt fühlte. Alles, was ich vor Kurzem bei andern jungen Malern geſehen und hübſch gefunden hatte, erſchien mir hier nur als Vorſtudien für dieſes Werk. Es überfiel mich ein Gefühl, verwandt mit dem, welches Einen befallen muß, wenn man, nachdem man einige kleine Luſtſpiele, Gedichte oder Alltagsnovellen geleſen hat, Dante's **Divina Commedia** oder Goethe's Fauſt zu leſen beginnt; in dieſen iſt etwas ſo Großartiges, daß jene andern Schriften, wie vollendet ſie auch in ihrer Art ſein mögen, doch in jenem Augenblick ſo untergeordnet daſtehen, daß ſie uns faſt ohne alle Wirkung vorkommen; und dennoch ſah ich dieſes Werk von Kaulbach, welches ſicher einmal in der Kunſtwelt einen Platz gewinnen wird, gleich dem, den Michel Angelo's „jüngſtes Gericht“ einnimmt, nur im Carton, ſehr klein ausgeführt. Als ein Wendepunkt in der Weltgeſchichte, als eine Begebenheit von mehr als gewöhnlich hiſtoriſchem Charakter zeigt ſich die Zerſtörung Jeruſalems, und ſo hat Kaulbach ſie aufgefaßt und giebt ſie wieder, indem er ſeinen Stoff aus den Propheten und Joſephus entnommen hat. Oben ſieht man auf Wolken, umgeben von einer Glorie, Jeſaias, Jeremias, Heſekiel und Daniel; ſie verkünden Jeruſalems Fall und zeigen dem Volke, was in den Büchern geſchrieben ſteht. Unter den Propheten ſchweben die ſieben Strafengel als die Vollſtrecker von Gottes Zorn. Man ſieht die Noth des jüdiſchen Volkes, der Tempel ſteht in Flammen, die Stadt iſt eingenommen, die Römer pflanzen ihre Adler an den heiligen Altar, während Titus mit den Lictoren über die zertrümmerte Mauer hereindringt. Im Vordergrund des Bildes ſieht man den Hohenprieſter des Tempels, der ſich und ſeiner Familie beim Fall des Heiligthums ſelbſt den Tod giebt; zu ſeinen Füßen ſitzen und liegen die Leviten mit ihren Harfen, den Harfen, die bei Babylons Waſſerflüſſen erklangen, als noch der Gedanke an Zion lebte, aber nun ſind ſie verſtummt, denn Alles iſt verloren.

Zur Rechten zieht eine chriſtliche Familie aus der Stadt, zwei Engel begleiten ſie, die wehenden Palmenzweige deuten auf den Märtyrertod; zur Linken ſieht man den ewigen Juden, den Schuhmacher von Jeruſalem, der von drei Dämonen aus der Stadt gejagt wird, er iſt der Repräſentant des jetzigen Judenthums, des Volkes ohne Heimath.

Der Künſtler ging mit mir jede Einzelnheit durch und zeigte mir die beſonderen Studien, welche, jede für ſich, ſchön ausgeführte Bilder waren. Später ſah ich die Skizze zu ſeiner berühmten „Hunnenſchlacht.“ Wie ſchweben doch dieſe Rieſengeiſter! wie herrlich erhebt ſich Attila, auf Schildern durch die Luft getragen! Ich ſah auch die genialen Zeichnungen zu Goethe's Fauſt und Reineke Fuchs, und verließ mit hoher Bewunderung den genialen, freundlichen Künſtler, deſſen Perſönlichkeit mich eben ſo ſehr anſprach als ſeine Arbeiten.

Eines der größten Werke, welches München von Cornelius beſitzt, iſt ohne Zweifel ſein „Jüngſtes Gericht,“ das ſich in der noch nicht vollendeten Ludwigskirche befindet. Vor ſechs Jahren ſah ich in Rom den Carton zu dieſem Bilde; damals machte ich des großen Künſtlers Bekanntſchaft. Zwei Abende vor meiner Abreiſe nach Neapel traf ich nämlich in der Oſteria bei der Piazza Barberina, im Kreiſe der Dänen, einen Deutſchen, den ich zuvor noch nicht geſehen. Er hatte durchdringende, kluge Augen, war ſehr beredt und ließ ſich mit mir über die neuere deutſche Literatur in ein Geſpräch ein. Wir ſprachen lange mit einander; und als er ſich erhob, um ſich zu entfernen, fragten ihn zwei meiner Landsleute, ob ſie ſich am folgenden Tage in ſeinem Atelier einfinden und den Carton zu ſeiner neueſten Arbeit ſehen dürften. „Ich wünſche nicht gerade,“ antwortete der Mann, „daß er von Vielen geſehen wird, aber kommen Sie nur, unter der Bedingung, daß Sie als Entreebillet dieſen Herrn mitnehmen!“ und er zeigte auf mich. Keiner hatte mir geſagt, mit wem ich geſprochen, ich hörte jetzt erſt, daß er ein Maler ſei, und deren giebt es in Rom vollauf. Ich lehnte dankend die Einladung ab und bemerkte, daß ich ſchon übermorgen abreiſen wollte und am nächſten Tage noch einmal in der borgheſiſchen Galerie zu ſein wünſchte. — „Sie werden ſchon kommen!“ ſagte er mit einem Lächeln, legte die Hand auf meine Schulter und ging ſchnell fort.

Kaum war er zur Thür hinaus, als ein Paar meiner Landsleute mich ausſchalten wegen meiner beiſpielloſen Unart, wie ſie es nannten, eine Einladung von — Cornelius abzulehnen; „ich hätte ja an ſeinen Augen wie an ſeiner ganzen Perſönlichkeit ſehen müſſen, wer er ſei!“ äußerte man. Ich hatte nun zwar dieſes Vermögen nicht, indeſſen ging ich mit den Andern am nächſten Tage zu ihm, und er empfing mich mit einem Lächeln: „Sagte ich nicht, Sie würden kommen?“ — Wir ſahen nun den Carton zu dem berühmten Gemälde: „Das jüngſte Gericht.“ Unſere perſönliche Bekanntſchaft in Rom war alſo ſehr flüchtig, erſt hier in München ward es mir vergönnt, ſeine liebenswürdige Perſönlichkeit recht zu ſchätzen und die Freundſchaft und Herzlichkeit des großen Künſtlers zu genießen.

Bei dem berühmten Maler Stieler, welcher, ſo wie ſeine hübſche geiſtreiche Frau, mir herzlich entgegen kam, traf ich mit Cornelius und dem Philoſophen Schelling zuſammen, Männern, deren Bekanntſchaft und Freundſchaft meinem kranken Gemüth wohl thaten — doch dieſe Erinnerungen gehören in das Album des Herzens und nicht in dieſes Buch, welches für Jeden zum Leſen offen ſteht.

Von kleinen Begebenheiten, deren man immer einige in einer fremden Stadt erlebt, wenn man ſich dort einige Wochen aufhält, will ich eine mittheilen. Ich ſpazierte durch einige Straßen Münchens und kam an einem Buchladen vorbei, wo ich unter den ausgeſtellten Büchern eine deutſche Ausgabe meines Romanes „der Improviſator,“ aufgenommen in die „Miniaturbibliothek der ausländiſchen Claſſiker,“ ſah. Ich ging hinein und verlangte das Buch; ein junger Mann reichte mir ein kleines Heft, welches den erſten Theil enthielt.

„Aber ich wünſche den ganzen Roman!“ ſagte ich.

„Das iſt der ganze!“ antwortete er, „er enthält nicht mehr Theile, ich habe ihn ſelbſt geleſen, mein Herr!“

„Finden Sie denn nicht,“ fragte ich, „daß er etwas ſchnell abbricht, daß man eigentlich keine Auflöſung erhält?“

„Ja wohl!“ ſagte er, „aber es iſt in dieſem wie in den franzöſiſchen Romanen, der Dichter deutet einen Schluß nur an und ſo muß man ihn ſich ſelbſt ausmalen!“

„Das iſt hier nicht der Fall,“ unterbrach ich, „dieſes iſt nur der erſte Theil, den Sie mir gegeben haben!“

„Ich ſage Ihnen ja,“ ſagte er halb böſe, „ich habe ihn geleſen!“

„Aber ich habe ihn geſchrieben!“ antwortete ich.

Der Mann maß mich von oben bis unten und widerſprach mir nicht, aber ich konnte ſeinem Geſichte anſehen, daß er mir nicht glaubte.

An einem der letzten Abende meines hieſigen Aufenthalts wußte ich, daß zu Hauſe in Dänemark, in der Familie, wo ich als Sohn und Bruder betrachtet werde, ein Hochzeitfeſt war. Ich ging gerade ſpät Abends längs dem Ufer der Iſar; auf der andern Seite des Fluſſes kam eine Schaar luſtiger junger Leute, ſie ließen eine brennende Fackel vor ſich her tragen, und der rothe Schein tanzte auf der Waſſerfläche; ſie ſangen luſtige deutſche Lieder, während die Sterne durch die kahlen Baumzweige ſchimmerten; in meinem Herzen war auch Geſang und Fackelſchein. Die Brieftaube flog mit meinem Geſang dem heimathlichen Norden zu, als ich über die Alpen fuhr. Hier iſt der Geſang:

Noch ſitzeſt Du heim, noch ſitzeſt Du dort
  In Deiner bräutlichen Tracht.
Ein Fremder bin ich am fremden Ort
  Und ſoll erſchaun ſeine Pracht.
Seine Hand iſt am Altar in Deine gelegt.

Der muntere Kreis nun ſinget im Chor,
Da iſt Becherklang,
Da iſt Brautgeſang —
Mein Geiſt ſchwingt ſich im Gebet empor!

Ob Euch, die ich in der Heimath verließ,
Einſt wieder ich ſeh'?
Du warſt mir Schweſter, ſo mild, ſo ſüß —
Gottes Wille geſcheh'!
Und morgen geh' ich über Alpenſchnee,
Ich denke an Euch wo die Roſen ſtehn,
An das freundliche Wort,
An den Traum im Nord,
Ich bete für Euer Wohlergehn!

XI.

Tyrol.

Alle Berge waren mit Schnee bedeckt, die dunkeln Tannen gleichſam überpudert. Zur Linken deutete ein kahler dunkler Streiſen das tiefe Bett des Fluſſes Inn an; von da herauf dampſten Wolken, ſie wälzten ſich fort wie Nebel und trieben vor dem Winde, indem ſie Schnee und Tannen auf der Bergſeite bald verhüllten, bald hervorhoben.

Grenzſoldaten, in großen grauen Mänteln, plumpen wollenen Handſchuhen und mit dem Gewehr auf der Schulter, begegneten uns am friſchen, kalten Morgen.

Wir hatten Seefeld verlaſſen und waren nun auf dem höchſten Punkt des Berges, wir ſahen das ganze Innthal tief, tief unter uns. Gärten und Felder nahmen ſich aus wie Beete in einem Küchengarten, der Inn ſelbſt erſchien als eine ſchmale Rinne mit Waſſer. Dicht neben uns Ruinen, rings umher Wolken und Berge mit Sonnenſchein und ſtarken Schlagſchatten. Aehnliches kann nicht in ſeiner Ganzheit gemalt werden, und gerade dadurch macht es den größten Eindruck. Außerhalb der Wirklichkeit kann dieſe Größe ſich nur in der Erinnerung dem Tyroler ſelbſt zeigen, wenn er, fern von ſeiner Heimath, in fremden, flachen Ländern ſeine einfachen melodiſchen Lieder ſingt. Eins entbehrt er jedoch, eins giebt es, was die Erinnerung nicht wiederzugeben vermag, und gerade dieſes macht den Nimbus der Natur in dieſen Gegenden aus: es iſt die tiefe Stille, dieſe todtenähnliche Ruhe, welche durch das einförmige Pfeiſen des Rades und durch das Geſchrei des Raubvogels nur noch mehr hervorgehoben wird.

Als ich vor mehreren Jahren auf meiner Rückreiſe aus Italien denſelben Weg kam, hielt ich mich einige Tage in Innsbruck auf und machte damals mit einem jungen Schottländer mehrere Wanderungen in die Berge. Er fand eine große Aehnlichkeit zwiſchen der Natur hier und in ſeiner Heimath bei Edinburg; die ſpielenden Kinder vor den Bauerhäuſern, die überall hervorſprudelnden Quellen, der Klang der Glocken am Halſe des Viehs — Alles war wie dort. Er wurde ganz wehmüthig, und als ich, um den Eindruck des Bildes zu verſtärken, eine bekannte ſchottiſche

Melodie zu ſingen begann, brach er in Thränen aus und wurde krank; wir mußten uns niederſetzen, und, ſonderbar genug, als ich mich umſah, ſtand auf der einſamen Stelle, zwiſchen den kahlen Klippen ein hölzernes Monument, worauf hebräiſche Buchſtaben gemalt waren. Ich fragte einen vorübergehenden Hirten nach der Bedeutung deſſelben, und er ſagte, daß ein Jude hier begraben liege, man habe keinen Kirchhof für Leute der Art, daher ſei er hier hinaus in die Berge gelegt, aber einer ſeiner Glaubensgenoſſen, welcher mit ihm gereiſt, habe ihm dieſes Monument ſetzen laſſen. Meine Phantaſie wurde bei dieſer Erzählung in eben ſo ſtarke Bewegung geſetzt, wie des Schottländers Gefühl beim Anblick der Natur, und doch vergaß ich ſo ganz dieſen Augenblick, welcher wie eine duftende Blume voll Poeſie hier erblühte! An hundert andere unbedeutende Dinge habe ich mich erinnert, nur daran nicht, und nun plötzlich, als ich Innsbruck vor mir ſah, als ich an dem kleinen Bergpfad vorbeirollte, dann hinaufging, wo die Quellen plätſchern, ganz wie an jenem Abende, erwachten die Gedanken ſo lebhaft; es war, als fragten mich die Waſſer: „erinnerſt du dich deſſen nicht?" Mir ſchien es, als wären nur wenige Stunden vergangen, ſeitdem ich hier war, ich wurde gedankenvoll und das mit Recht. Wie viele Erinnerungen ſchlummern nicht in unſerer Seele, wie viele, welche zu vergeſſen wir uns freuen könnten! Ob nun einſt alle dieſe Erinnerungen auf einmal erwachen? Ich dachte an das Wort der Schrift: „wir ſollen Rechenſchaft ablegen von jeglichem unnützen Wort, das wir geredet haben!" Wir erinnern uns ihrer wohl; ich glaube, daß die Seele nichts vergißt; Alles kann wieder erweckt werden, ſo lebendig als in der Minute, da es geſchah. Unſere Gedanken, Worte und Thaten ſind Pflanzen, die wir in die Erde ſenken, und eines großen Theils erinnern wir uns vollkommen, aber erſt am Ende wenden wir uns um und erblicken dann das Ganze in ſeinem Flor, und dies iſt das Paradies oder die Hölle, die unſer iſt.

Soll ich Innsbruck zeichnen, dann kommt zuerſt ein brauſender Strom mit vielen Holzflößen, von zwei oder drei Männern geſteuert; ich muß ſtarke hölzerne Brücken und ſchiefe Straßen mit Läden in den plump gebauten Bogengängen andeuten; aber eine Straße muß anſehnlich und breit ſein, die Sonne muß auf die Altäre dort und auf den goldnen Mond ſcheinen, den die Madonna trägt. Leben und Treiben müſſen angedeutet werden, die Tyrolerinnen mit plumpen Hüten, ſchlanke öſterreichiſche Offiziere und Reiſende mit ihrem Buche in der Hand müſſen einander kreuzen, ſo hätten wir das Bild der Stadt. Aber der ſie umſchließende Rahmen iſt großartiger, er giebt dem Bilde Relief; der Rahmen ſind die hohen Berge; ſie erſcheinen wie drohende Gewitterwolken, welche über uns hinziehen wollen.

Bald fand ich denſelben Spaziergang, den ich mit dem Schottländer beſucht. Unverändert brauſete der Inn, die Flöße glitten unter den ſtarken Brücken den Strom hinab, ganz wie zuvor. Ich ging den Weg hinauf, wo die Quellen ſprudeln; auf allen Häuſern prangten große Madonnenbilder, eins genau dem andern nachgemacht, dieſelben

Farben der Kleidung, dieſelbe Stellung der Mutter und des Kindes. An der Mauer herab und das Fenſter ganz bedeckend — man hatte nur eine kleine Oeffnung gelaſſen — hing, wie ein großer Teppich, die wachsgelbe Maisfrucht, um in der Sonne zu reifen; muntere Kinder ſpielten in der Straße, Alles wie vor Jahren. Ich folgte dem Fußſteig und ſtand zwiſchen den ſchweigenden Felſen, wo ich das Monument mit der hebräiſchen Grabſchrift geſehen, und erblickte noch einen Theil deſſelben, aber nur einen Theil. Im Graſe lag ein Stück Planke, mit halb verlöſchten hebräiſchen Buchſtaben, hohes Gras ſchoß um den Pfahl empor, der ſie getragen; ich ſang wieder meine ſchottiſche Weiſe und blickte auf die Natur ringsum, dieſe und der Geſang lebten unverändert. Ich dachte an meinen ſchottiſchen Freund, der vielleicht jetzt Familienvater war, möglicherweiſe in dieſem Augenblick in ſeinem weichen Lehnſtuhl ſaß und nach einer guten Mahlzeit ſein Schläfchen machte, vielleicht träumend von dieſem oder jenem, was er erlebt; vielleicht träumte er gerade von dieſer Stelle, vielleicht ſah er die Stadt, den Fluß und die Berge eben ſo deutlich als ich, denn die Seele erinnert ſich ſelbſt der kleinſten Einzelnheiten und malt ſie aus. Er träumte vielleicht, daß ich ihm das ſchottiſche Lied an dieſer Stelle vorſinge, und er erwachte, blickte auf und ſagte: „das hatte ich ganz vergeſſen; wie man doch träumen kann!“ Der Traum wäre aber gerade reine Wirklichkeit geweſen, denn ich ſtand wieder am Grabe und ſang die ſchottiſche Melodie.

Die blanken Meſſingkugeln auf dem hohen Kirchthurme, unten in der Stadt, glänzten in der Abendſonne; ich ging hinunter, die Hofkirche ſtand offen, wie es in katholiſchen Ländern Sitte iſt; das Licht ſtrahlte röthlich durch die großen Scheiben. Vom Eingange bis hinauf zum Chor ſtehn metallene, coloſſale Figuren, die deutſchen Kaiſer und Kaiſerinnen vorſtellend, gewiß alle zur nämlichen Zeit und von demſelben Meiſter gegoſſen. Obgleich ſie kaum als Kunſtwerke betrachtet werden können, verleihen ſie doch der Kirche ein eigenthümliches Gepräge; es war wie ein aufgeſchlagenes Legendenbuch, welches von der Ritterzeit erzählt. Selbſt das weiße Monument im Gange zur Linken paßt gut, wenn auch nicht als ein Theil des Bildes, doch als eine friſche Blume, welche ins Buch gelegt iſt, ein duftendes Zeichen; es iſt eine Alpenpflanze, die von den kräftigen Bergen, von der Liebe zur Heimath hier, von der Treue gegen den Landesherrn erzählt, es iſt das Monument Andreas Hofer's. Die Fahne in der Hand und das Auge zum Himmel erhoben, ſcheint der tapfere Tyroler zum Kampf für ſeine Berge, ſeinen Heerd und Kaiſer Franz fortzuſchreiten.

Von Innsbruck führt der Weg über den Brenner nach Italien. Es war gegen Abend am 4. December, als ich in der Diligence den Berg hinauf fuhr, gut in einen Mantel eingehüllt und wollene Strümpfe über die Kniee gezogen; denn es werde dort oben kalt ſein, hatte man mir prophezeit, vielleicht liege der Schnee ſo hoch, daß wir uns durchſchaufeln müßten; es war die ſchlimmſte Jahreszeit. Aber hinüber mußten wir. Der Weg führt beſtändig im Zickzack hinauf und es geht langſam. Der Rückblick iſt großartig und wird mit jedem Schritte von größerer Wirkung. Die Luft war ganz roſenfarben, die mit Schnee bedeckten Berge ſahen aus wie glänzende Silberwolken, und ſo wie der rothe Schimmer aus der Luft verſchwand und dieſe ſich immer tiefer im reinſten Blau färbte, lagerte ſich Nacht auf die Thäler; die Lichter der Stadt erglänzten, als läge dort unter uns ein Sternenhimmel. Der Abend war ſo ſtill, wir hörten den Schnee unter dem Wagenrade kniſtern. Der Mond, noch im erſten Viertel, ſchien klar genug, um alle Gegenſtände ringsum in dem weißen Schnee zu erleuchten, ohne uns des Anblicks der vielen Sterne zu berauben; oft ſah man einen klar und funkelnd gerade an einer Bergſpitze, dann nahm es ſich aus, als ſei dort ein Leuchtfeuer angebrannt. Die Räderſpur ging dicht an dem tiefen ſchwindelnden Abgrund, an welchem kein Geländer iſt, nichts als hier und da eine mächtige Fichte, die mit ihren langen Wurzeln ſich an dem Abhange feſthält; im Mondlicht erſchien die Tiefe bodenlos. Welche Stille! Nur der Laut von dem Brauſen eines Baches war hörbar. Nicht einem einzigen Wanderer begegneten wir, nicht *ein* Vogel flog an uns vorbei. Bald wurde es ſo kalt, daß ſich Eisblumen am Wagenfenſter bildeten, und wir ſahen nur die Strahlen des Mondes gebrochen durch dieſe Blumen. Wir hielten in *Steinbach* an, wo wir uns in der Gaſtſtube um einen großen Ofen verſammelten und uns mit einem frugalen Mahl erquickten, während der Kutſcher den Wagen mit Heu anfüllte, damit wir die Füße warm halten könnten. Es lag oben nicht viel Schnee, war aber bitter kalt.

Ungefähr um zwölf Uhr paſſirten wir den Brenner, den höchſten Punkt, und obgleich die Kälte ſich fortwährend gleich blieb, fühlten wir ſie doch weniger, da wir mit den Füßen in dem warmen Heu und mit den Gedanken in dem warmen Italien waren, dem wir entgegen rollten. Die zugefrornen Scheiben begannen aufzuthauen, die Sonne brach hervor, die Fichtenvegetation wurde immer üppiger, der Schnee unbedeutender. „Nach Italien geht es!“ jubelten wir, und doch fror der Poſtillon draußen, daß Wangen und Naſe dieſelbe Farbe hatten wie die Morgenwolken.

Der Weg folgte beſtändig dem brauſenden Fluß. Die Felſen ringsum ſind nicht hoch und haben ein wunderlich zerbröckeltes Ausſehen; man wähnt, es ſeien Tafeln mit halbverlöſchten Runen und Hieroglyphen; oft bilden ſie große Mauern, die die Reſte der alten verfallnen, von Regen und Wind gepeitſchten Grabmonumente zu ſein ſcheinen. Mehrere Stunden hindurch immer dieſelben Formationen; es ſah wahrlich aus, als wäre man auf einem großen Kirchhofe für Adams ganzes Geſchlecht; das todtgeborne Kind, der elendeſte Bettler, Jeder hat ſein Monument, alle Geſchlechter, alle Zeiten haben das ihre; wunderlich vermiſcht ſtanden die Leichenſteine da. Der grüne Strauch, der aus der Felſenmauer hervorſprießt, bildet ganz deutlich einen lebenden Federbuſch auf dem Helm eines Ritters, ſo wie der verwitterte Felsblock ihn darſtellt; hier ſteht ein geharniſchter Ritter zwiſchen mißgeſtalteten Zwergen, die ſämmtlich Pfeifenkragen tragen, ſie hätten nicht beſſer ausgehauen werden können, als die Zeit mit Sturm und Schloſſen es hier gethan. Nach Jahrhunderten verwittern auch dieſe Bilder, aber neue entſtehen, andere Friedhofsmonumente für die Verſtorbenen eines andern Jahrtauſends, und der Fluß brauſt unten fort und lullt dieſelbe Todtenweiſe.

Gegen Mittag waren wir in Botzen; einzelne Laubhölzer hatten Blätter, das rothe Weinlaub hing noch an den Ranken; hübſche weiße Ochſen zogen die Wagen der Bauern; der Kirchhof hatte gemalte Bogengänge, im Wirthshauſe hörte man eben ſo viel Italieniſch als Deutſch, und auf dem Tiſche lag ein Theaterzettel, worauf mit großen Buchſtaben ſtand: Luzia di Lammermoor, tragedia lirica; wir waren Italien nahe, obgleich noch auf deutſchem Boden.

Eintritt in Italien.

I.

Reiſebilder.

1.

Jenſeits der Alpen betritt man ein Land, wo der Winter iſt wie im Norden ein ſchöner Herbſttag; wenigſtens war er mir einſt ſo geweſen. Sechs Jahre waren verfloſſen, ſeitdem ich Italien verließ, nun war ich wieder hier, und in dem erſten Wirthshauſe auf italieniſchem Boden ſollte ein Willkommen getrunken werden; aber die Diligence fuhr ſowohl an dem erſten und zweiten, als auch an dem dritten Wirthshauſe vorbei, denn der Conducteur ſchlief; wir thaten ſicher am Beſten, ſeinem Beiſpiel zu folgen. Ich blickte nach dem blauen Himmel und ließ das Kutſchenfenſter herab, um doch die Geſundheit in dieſer Luft zu trinken; aber unſere Signora's klagten laut über den kalten Luftzug, und ſo konnte ich nur davon nippen! —

Es war noch nicht Morgendämmerung, als wir uns Verona näherten. Das Hotel „della posta" iſt ein kalter ungemüthlicher Ort; ich erhielt ein gepflaſtertes Zimmer mit drei übermäßig großen Betten. Einige Holzſcheite flammten im Kamin, aber das Feuer war eine Art Blendwerk, es erwärmte durchaus nicht; ich ging deshalb zu Bette und ſchlief — ſchlief, bis die Sonne zum Fenſter hereinſchien. Ich ſtand auf und trank ihre Strahlen; waren dieſe doch im Grunde das köſtlichſte Getränk, das Italien geben konnte! Aber ich wollte der Sonne mehr haben, und ging daher hinaus, und als ich mehr erhielt, verlangte ich ſie noch ſtärker. Es geht mit den Sonnentrinkern, wie mit andern Trinkern, ſtets wollen ſie mehr, ſtets wollen ſie es ſtärker haben. —

Die Sonne ſchien auf das prächtige Marmorgrab der Scaliger, auf Romeo's und Julia's Sarkophag, auf das große Amphitheater; ich ſah dies Alles, aber noch ſchien Italiens Sonne nicht mit dem Glanz in mein Herz, den alle Erinnerungsbilder hatten.

Wir beſtiegen das Caſtell, um die prächtige Ausſicht auf die alte Stadt und den brauſenden Fluß zu genießen, und hier offenbarte ſich mir erſt Italien! — Man wird über dieſe Offenbarung lachen, aber Wahrheit iſt es: das ganze Terrain, wo ſie ſtatt fand, enthielt nur einige wenige Ellen; es war ein langes, grünes Salatbeet! Nur grüner Salat, aber er ſtand in freier Luft, im blendenden Sonnenglanz, und die warmen Strahlen der Sonne prallten von einer alten, mit Epheu überwachſenen Mauer zurück. — Hier war es grün und warm, und doch ſchrieb man den ſiebenten December!

Der arme grüne Salat hier in der freien Luft, im Schutz und Sonnenſchein, war wie die Draperie vor dem

Throne, von welchem Italiens Majeſtät mich begrüßte und mir zurief: „Willkommen!“

2.

Man ſprach nur vom Kriege, dem erwarteten Kriege, den Frankreich bald mit Deutſchland führen würde. Auf dem Wege war Treiben und Bewegung, aber auch dieſe deutete auf Krieg; ein Rüſtwagen mit Munition folgte dem andern, von reitenden öſterreichiſchen Soldaten begleitet. Alle zogen wie wir nach Mantua, der berühmten großen Feſtung.

„In acht Monaten muß ich zurück,“ ſagte ein Norddeutſcher, der mit mir in demſelben Wagen ſaß, „ungefähr denſelben Weg! Es ſieht tröſtlich aus; wie ſchlüpft man durch die feindlichen Reihen?“

„Ich wohne hier auf der Ebene, in der kleinen Stadt Villafranca,“ ſeufzte eine Dame, „wir ſind dort nur wenige Stunden von Mantua. Es ſtehen uns ſchreckliche Tage bevor.“

Ich wurde ernſt geſtimmt; doch was die großen Ereigniſſe des Lebens anbetrifft, an denen ich nichts ändern kann, ſo habe ich den feſten Glauben der Türken an eine waltende Vorſehung; ich weiß: es geſchieht, was geſchehen ſoll! Hier wandten ſich meine Gedanken zu meinen Lieben in der Heimath; die hellſten Lichtbilder tauchten in meiner Seele auf.

Es war Abend geworden und eine klare, blaue Luft; der Mond ſchien, es war ſo ſtill, ganz wie an einem ſchönen Herbſtabende in Dänemark. Mantua lag vor uns; Mantua, ſagte man mir, und ich war ganz in Dänemark, nicht nur in Gedanken, ſondern auch in der Umgebung. Ich ſah einen großen klaren Landſee, welcher im Mondlicht von Waldungen umgeben ſchien, die in einem eigenthümlichen blauen Ton verſchwammen; dieſe große lombardiſche Ebene, dieſer See und dieſes Gehölz, welches eigentlich nicht da war, ſondern nur da zu ſein ſchien, verſetzten mich plötzlich in die Heimath, es traten mir Thränen in die Augen; nennt es nicht Heimweh, — ich war zu Hauſe.

Man ſagt, daß die Sorge ſich hinter den Mann auf das Pferd ſetzt und mit ihm reitet; ich glaube es, aber die Erinnerung, ich weiß es, thut daſſelbe, und ſie ſitzt feſter! Die Erinnerung ſetzte ſich mir auf den Schooß und lehnte ihren Kopf an mein Herz.

„Erinnerſt du dich,“ ſang ſie, „der großen, ſtillen Seen, umſchloſſen von duftenden Buchenhainen? Erinnerſt du dich des kleinen Pfades zwiſchen wilden Roſen und hohem Farrenkraut? Die Strahlen der Abendſonne ſchimmern durch die Zweige der Bäume und laſſen die Blätter transparent erſcheinen. Da liegt eine alte Ritterburg am See mit gezacktem Giebel und der Storch hat droben ſein Neſt; — es iſt ſchön in Dänemark!“ —

„Erinnerſt du dich des braunen duftenden Kleefeldes mit dem alten Hünengrab, von Brombeergeſträuch und Schwarzdorn bewachſen? Die Steine in der Grabeshöhlung glänzen wie Kupfer, indem die Abendſonne ihren rothen Schimmer hineinwirft. Erinnerſt du dich der grünen Wieſe, wo das Heu in Schobern ſteht und einen ſüßen Duft in die ſtille

Luft verbreitet? Der Vollmond ſcheint, Knechte und Mägde gehen ſingend mit blitzender Senſe heim. Erinnerſt du dich des Meeres, des wogenden Meeres, des friedlich ſtillen Meeres?! — Ja, es iſt ſchön in Dänemark!“

Und wir rollten hinein in Mantua, rollten hinein über eine mächtige, befeſtigte Brücke! Die Mühlräder brauſten draußen, — und wir waren in Mantua's Straßen.

3.

Es war das Feſt der Madonna. Die prächtige Kirche ſtrahlte im Lichterglanz, die Bilder in der Kuppel ſchienen zu leben, ſie ſchwebten! Es war, als thue man einen Blick in den Himmel ſelbſt. Wohlgerüche erfüllten die Räume der Kirche, Muſik und Geſang ertönten ſo jubelnd und ſchön, es war Freude, die ſie athmeten, Freude, wie wir Nordländer ſie uns nicht in einer Kirche vorſtellen können; und doch, wenn wir ſie hier hören und die andächtig knieende Menge ſehen, fühlen wir uns davon erhoben. — Aus der Kirche ſtrömte die Menge auf den großen Platz; dicht daneben ſtand ein kleines Marionettentheater, die hölzernen Puppen ſtießen mit den Köpfen gegen einander und fochten mit den großen Armen umher; dem Dialog wurde Beifall geklatſcht — es war Leben und Luſtigkeit.

Unter den hohen Bogengängen der Straße wanderte das Volk auf und ab; Muſik und Geſang ertönten aus den offnen Kaffeehäuſern, ich nahm in einem derſelben Platz, in welchem ſich gerade ein Künſtlerpaar hören ließ.

Der Mann war häßlich, ja mißgeſtaltet, völlig ein Zwerg, die Frau dagegen jung und hübſch; ſie ſpielte die Harfe, er die Violine; ſeine Stimme klang ſchön, es war der brillanteſte Baß, ſo klangvoll und biegſam; er ſang mit Geſchmack und Gefühl. — Alle Umherſtehenden wurden aufmerkſam. Alle hörten mit Zeitungleſen auf, Niemand plauderte mit ſeinem Nachbar; es war Geſang zu hören, und dafür haben die Italiener ein Ohr.

Ich bemerkte, daß die junge Frau ihn einmal mit einem Ausdruck von Milde anſah, mit einem ſo freundlichen Lächeln, daß mir dieſes ihr Alltagsleben wie ein Märchen vorkam, ſeine Häßlichkeit wie eine Verzauberung, welche ſie wohl kannte; ſein edleres „Ich" verkündete ſich ja im Geſang, und einſt ſollte die häßliche Larve ſinken und ſie ihn jung und hübſch erblicken, wie ſie ſelbſt es war.

Alle Gäſte zollten dem Ehepaar einen kleinen Tribut; meiner glitt in ſeinen Hut hinab, indem man mich ins Poſthaus abrief. Das Gebäude iſt ein ehemaliges Kloſter; man muß durch Bogengänge über einen alten Kloſterhof und in die Kirche, eine recht große, italieniſch gebaute Kirche, die jetzt als Wagenremiſe dient.

Der Mond ſandte ſo viel Licht in die Kuppel, daß alle Umriſſe derſelben hervortraten. Der niedrigere Theil der Kirche ſelbſt lag faſt im Finſtern; eine große Stalllaterne hing, wo einſt die Meſſingkronleuchter gehangen; die Diligence und einer der zunächſt ſtehenden Wagen wurden dadurch beleuchtet; ringsumher ſtanden Koffer und Gepäck. Das Ganze machte einen unangenehmen Eindruck auf mich;

hier war noch zu viel, das an ein Gotteshaus erinnerte. Wo einer der Altäre geſtanden hatte, war ein hölzerner Schuppen aufgeſchlagen, eingerichtet für die niedrigſten Bedürfniſſe. Ich weiß nicht, mit welchem Gefühl die Katholiken eine ſolche Verwandlung ihrer Kirche in einen Stall anſehen; ſtets habe ich mir den Katholiken weit feuriger für ſeinen Glauben vorgeſtellt, als den ſo wenig ceremoniöſen Proteſtanten. — Ich war froh von hier fortzukommen. Die Kirchenthür wurde geöffnet, und wo die Chorknaben vor der knieenden Menge die Räucherfäſſer geſchwungen, ſtampften unſere Pferde, der Poſtillon blies und wir fuhren von dannen. Vier reitende Gensdarmen begleiteten uns, denn der Weg war nicht ſicher. Bald war Alles einſam und ſtill umher, wir ſahen kein Licht mehr aus den Häuſern am Wege ſchimmern. Wir näherten uns dem Fluſſe Po, und überall zeigten ſich Spuren der letzten Ueberſchwemmung. Feld und Weg waren mit einem tiefen Schlamm bedeckt, nur im Schritt konnten wir fahren. Am Ufer des Fluſſes lag eine einſame Fähre, ſo groß, daß Wagen und Pferde hineinfahren konnten; ein kleiner Holzſchuppen war auf demſelben Fahrzeug errichtet und hier brannte ein großes Feuer, um welches wir uns alle verſammelten in der kalten Nacht, während der Strom ſelbſt das Fahrzeug hinübertrieb. Alles war ſo ſtill, wir hörten nur den pfeifenden Ton der Rollen um das Tau, durch welches unſer Fahrzeug gehalten wurde, indem der Strom es trieb. Die Fahrt war beendet; neue Gensdarmen zu Pferde, in große Mäntel gehüllt, erwarteten uns.

4.

Mondſchein und Sonnenlicht.

Mitternacht war vorüber, ich ſaß in dem fortrollenden Wagen; unſere reitenden Soldaten ſchloſſen ſich dicht an ihn an. Es war der ſchönſte Mondſchein; eine große Stadt mit alten Mauern lag gerade vor uns; nun wurde es finſtre Nacht, wir fuhren durch das Thor und wieder ſtrahlte Licht. Wir waren in Modena! Wie ein ſeltſamer Traum, vom Mond beleuchtet, ſteht dieſer Anblick noch vor mir. Alte Gebäude mit Bogengängen, ein prächtiges Schloß mit großem Vorplatz zeigten ſich, aber Alles war menſchenleer und ſtill; nicht von einem einzigen Fenſter ſchien Lichtglanz zu uns heraus; nicht ein lebendes Weſen bewegte ſich in dieſer großen, alten Stadt, — es war ganz feenhaft. Wir hielten an auf einem kleinen Platz; mitten auf demſelben ſtand eine gemauerte Säule, deren oberſter Theil eine Art gläſerner Laterne bildete, eine Lampe brannte darin; — „die ewige Lampe“ nennt man dieſe Art Altäre, Tag und Nacht muß die Flamme unterhalten werden.

Die Flamme erſchien in dem hellen Mondlicht nur wie ein röthlicher Punkt, wie eine gemalte Flamme. Ein Weib, in einen zerlumpten Mantel gehüllt, ſaß daneben und ſchlief; ſie lehnte ihren Kopf an die kalte Mauerwand der Säule; ein ſchlafendes Kind lag auf den Knieen, ſein Kopf in ihrem Schooß. Ich ſtand lange und betrachtete dieſe Gruppe; des Kleinen Hand lag halb geöffnet in der Mutter Schooß. Ich legte ganz leiſe eine kleine Münze hinein, das Kind öffnete die Augen, ſah mich an und ſchloß ſie ſogleich wieder.

Wovon träumte es wohl? — Wenn es erwachte, hatte der Mondſchein ihm Silber in die Hand gelegt.

Im Sonnenlicht ſah ich Bologna; es liegt zwiſchen üppigen Weinfeldern am Fuße der Apenninen, die eine grüne Hecke bilden, in welcher jede Ranke ein Weingarten, jede Blume eine Villa oder eine Kirche iſt.

Die Sonne ſpielt in dieſer Gegend eine große Rolle; die Städter lieben ſie nicht, daher iſt Alles darauf berechnet Schatten zu geben. Alle Häuſer bilden kühlende Bogengänge; aber in den Weingärten herrſcht die Sonne und reift die ſaftige Traube; ſelbſt mit den Steinen hat ſie ein Bündniß geſchloſſen. Hier in der Nähe, im Berge Paderno iſt es, wo der ſogenannte bononiſche Stein*) gefunden wird, welcher die beſondere Eigenſchaft hat, daß er die Sonnenſtrahlen einſaugt und darauf im Dunkeln leuchtet. Ich dachte daran, als ich im Sonnenlicht die große Stadt ſah und mein Auge auf den ſchiefen Thurm fiel. Seht, auch der iſt eine leuchtende Steinmaſſe, dachte ich — aber das Licht hat er von Dante's **Divina commedia** erhalten. Ich dachte daran, als ich den reichen Kirchhof beſuchte und die vielen Marmormonumente betrachtete; auch dieſe ſind bononiſche Steine, ſie erhalten ihr Licht von den Todten, über denen ſie aufgerichtet ſind; aber ich fand keinen, der Licht eingeſogen hatte, obgleich man auf dem einen las, daß hier ein berühmter Komödienſchreiber liege, und auf dem andern, daß hier eine Dame ruhe, welche Griechiſch und Lateiniſch habe ſprechen können. Ich dachte an den bononiſchen Stein, als ich vor einem Privatgebäude der Stadt ſtand und man mir den Eigenthümer nannte. Dieſes Haus wird auch dereinſt einen Nimbus ausſenden, hat ihn aber noch nicht recht, denn die Sonne ſteht am Himmel; der Stein ſaugt in unſerer Zeit die Strahlen ein — der Eigenthümer muß ſterben, dann kommt erſt der Glanz — der Eigenthümer iſt der Componiſt Giacomo Roſſini.

---

*) Spongia di Luce.

II.

Eine Nacht auf den Apenninen.

Von den grünen, flachen lombardiſchen Ebenen erheben ſich die Apenninen mit Laubhölzern und Weingärten bedeckt; wenn man aus Bologna's Thor kommt, ſcheint es, als führe der Weg über die zerſtörten Terraſſen eines großartigen Gartens, gleich dem, den der Sage nach Semiramis erbaute.

Es war Mitte Decembers, Alles trug den Charakter des Spätherbſtes. Das Weinlaub war roth, die Laubhölzer gelb, nur die Lorbeerhecken ſtanden grün wie immer, Pinien und Cypreſſen prangten in voller Pracht. Langſam fuhren wir aufwärts, immer aufwärts; Guirlanden von Weinlaub hingen über den geborſtenen Mauern; wir begegneten Schaaren großer Ochſen, welche als Vorſpann gedient hatten; ihre weißen, glänzenden Seiten erhielten einen röthlichen Schimmer von der ſinkenden Sonne.

Nach und nach, ſo wie wir höher kamen, wurde die Gegend einſamer; ich ging allein voraus. Die Sonne war untergegangen und nach einigen Minuten lag ein bläulicher Schimmer über den Bergen — ein Luftſchimmer, der gleichſam den Bergen ſelbſt zu entſtrömen ſchien; nicht ein Lüftchen regte ſich, es war mild und ſtill, und ein Charakter von Großartigkeit in den Felſen und dem tiefen Thal ſtimmte den Sinn zur Andacht. Die Einſamkeit im Thal gab dieſem, ich darf nicht ſagen, ein Gepräge von Melancholie, nein, ich glaube, man muß es eine Ruhe nennen, es war als habe der Schlaf da unten ſein Reich; es herrſchte eine Ruhe, ein Friede, der durch das leiſe Murmeln des Fluſſes tief im Grunde erhöht wurde. Der Weg wand ſich um den Berg, wo ich ging, und bald ſah ich keinen Wagen mehr, keinen Menſchen, ich ſah nur das tiefe Thal; ich war allein, ganz allein.

Es wurde Nacht; die Sterne begannen zu funkeln, ſie glänzen bei uns am ſtärkſten in froſtklarer Winternacht, aber hier in den Bergen iſt die Luft weit höher; ihre ferne Wölbung war durchſichtig, als ob hinter dieſer ein neuer ungeheurer Raum beginne.

Bald fiel durch die Felſen ein Lichtſtrahl, er kam von einem Wirthshauſe oben; in dem offnen Bogengange brannte die Lampe vor dem Madonnenbilde; der Cameriere in weißer Schürze und Sammtjacke empfing uns; wir erhielten Platz in einem großen Saale, deſſen weißgraue Wände mit Namen und Inſchriften in allen europäiſchen Sprachen prangten. Aber hier war es kalt und einſam. Große Bündel Reiſig wurden in den Kamin geworfen, ſie flammten hoch auf und verſammelten uns in einen Kreis. Jeder von unſerer kleinen Geſellſchaft hatte etwas zu erzählen, beſonders von der letzten großen Ueberſchwemmung des Fluſſes.

Nachdem wir die dampfende Abendmahlzeit genoſſen, ſuchte jeder ſeine Kammer auf; meine war etwas entlegen, ſie war groß und einſam, das Bett eben ſo breit als lang; das Weihwaſſergefäß hing am Kopfende, an der Wand fanden ſich Inſchriften, auch eine däniſche, die Ueberſetzung von:

„Freuet Euch des Lebens!“

So hatte ein Landsmann geſchrieben; möge er ſich ſeines Lebens gefreut haben! Ein ärmlicher Tiſch und zwei Rohrſtühle machten das übrige Meublement aus.

Ich öffnete ein Fenſter, vor welchem große Eiſenſtäbe angebracht waren; das Fenſter hatte die Ausſicht in ein tiefes Thal. Unten war es dunkel; ich hörte einen Fluß brauſen; über mir ſtrahlte der ſternenhelle Himmel; ich lehnte meine Stirn gegen die Eiſenſtangen und fühlte mich nicht einſamer, als in meiner kleinen Stube in Dänemark. Der, welcher eine Heimath in der Heimath hat, kann Heimweh fühlen, aber der, welcher nichts beſitzt, fühlt ſich überall zu Hauſe. Nach wenigen Minuten war meine Stube hier für mich eine alte Heimath, aber noch kannte ich die Umgebung nicht.

Außer dem gemeinſchaftlichen Eingang ſah ich eine kleine Thüre mit einem vorgeſchobenen Riegel; wohin mochte die führen? Ich nahm die metallene Lampe, worin drei Dochte angezündet waren, brannte alle fünf an, ſchob den Riegel zurück und ging auf Entdeckungen aus.

Draußen fand ich eine Art Rumpelkammer; hier ſtanden Kiſten, Säcke, große Töpfe und an den Wänden hingen alte Kleider und Gewehre. Aber von hier führte noch ein Ausgang; ich öffnete die Thür zu dieſem und ſtand nun in einem langen ſchmalen Gange; ich folgte ihm und hielt an einer Thür an — ſollte ich weiter gehn? ich lauſchte. Da ertönten drinnen plötzlich zwei Flötentöne, ein tieſer und ein hoher, ſchneidender; nach einer Pauſe wurden ſie wiederholt.

Je länger ich lauſchte, deſto mehr überzeugte ich mich, daß dieſe Töne nicht von einer Flöte kommen könnten — ich hob die Thürklinke und die Thür flog heftig auf, weit ſchneller als ich es erwartete; — das Zimmer war ſchwach von einer Lampe erleuchtet, ein ältlicher Bauer mit langem weißem Haar ſaß halb entkleidet in einem Lehnſtuhl und blies die Flöte.

Ich machte wegen meines Eintretens eine Entſchuldigung, aber er bemerkte mich nicht; ich zog die Thür zu und wollte gehen, aber ſie wurde wieder geöffnet von einem jungen Burſchen, den ich nicht bemerkt, und der mich mit flüſternder Stimme fragte: „wen ich ſuche?"

Der Alte, den ich geſehen, war der Onkel vom Hauſe, blödſinnig ſeit ſeinem ſechszehnten Jahre.

Ich will das Wenige erzählen, was man mir darüber ſagte. Seine Krankheit war ihm gleichſam angeweht; Keiner kannte den Grund; ſchon als Knabe hatte er die Flöte hübſch geblaſen, aber ſeit einer gewiſſen Nacht nie verſucht etwas Anderes hervorzubringen, als dieſe zwei Töne, einen tiefen wehmüthigen und einen hohen pfeifenden. Dieſe wiederholte er beſtändig und oft mehrere Stunden lang in der Nacht. Man hatte verſucht, ihm die Flöte zu nehmen, aber dann wurde er immer wie ein wildes Thier; mit der Flöte dagegen ſaß er freundlich und ſtill. Der Burſche, mit dem ich ſprach, ſchlief mit dem Alten in derſelben Stube, und war an das Flötenſpiel ſo gewöhnt, wie man ſich an den Schlag des Perpendikels oder den Hammer des Kupferſchmiedes gewöhnen kann, wenn er eine Reihe von Jahren unſer Nachbar geweſen iſt.

Ich ging wieder auf mein Zimmer und ſchloß die Thür, aber ich glaubte doch die beiden Flötentöne noch zu hören; ſie klangen, als wenn in der Ferne der Wind die Wetterfahne einer Thurmſpitze drehe. — Ich konnte nicht einſchlafen, meine Phantaſie beſchäftigte ſich mit dem Alten; ich hörte die Flötentöne, ſie klangen wie aus einer Geiſterwelt; wenn der Alte einmal ſtirbt, werden die Leute im Hauſe in der Stille der Nacht wie geſpenſtige Töne zu hören glauben, was ich nun in der Wirklichkeit vernahm. — Erſt gegen Morgen ſchlief ich ein und ich glaube, man weckte mich noch in derſelben Stunde; wir ſollten vor Tagesanbruch abfahren. Es war Nacht, als wir im Wagen ſaßen. Die Berge vor uns lagen mit Schnee bedeckt, in der Morgenröthe erſchienen ſie daher, als wären ſie glühend. Bei Pietra Mala ſieht man nur nackte, wilde Klippen vulkaniſcher Natur, und die Vulkane ſind noch nicht ausgebrannt; zur Rechten wirbelt ein dicker Rauch aus den Felſenklüften. An dieſem Morgen erblickte ich zwei Meere wie ein glänzendes Band am Horizont, zur Linken das adriatiſche, zur Rechten das mittelländiſche Meer; eine ſtarke Mauer iſt hier oben dicht am Wege erbaut, um den Fahrenden Schutz gegen den Sturm zu gewähren, der von Oſten her brauſt; ehe dieſe Mauer errichtet war, gab es oft Tage und Nächte, wo Keiner hier wandern konnte, denn der Sturmengel ſchritt über die Berge.

„Der Alte im Gaſthauſe,“ ſagte der Vetturin, „iſt in einer Nacht in dem ärgſten Sturm auf dem Bauche über dieſen Fels gekrochen, ſagt man, damals war er wohl noch nicht toll; er wollte hinab auf die andere Seite des Berges.“ —

Ich gedachte des Alten und der Flötentöne. Der Weg ſenkte ſich maleriſch ſchön abwärts in kecken Schlangenlinien, über gemauerte Bogen, immer im Schutz der Berge, wo die Sonne warm ſchien, der Schnee geſchmolzen war und die Bäume belaubt ſtanden. „Herrliches Italien!“ jubelten wir Alle, der Vetturin knallte mit der Peitſche, und das Echo hallte wieder, wie er es nicht konnte.

III.

Das Metallſchwein.

Erzählung.

In der Stadt Florenz, nicht weit von der piazza del granduca, zieht ſich eine kleine Querſtraße hin, ich glaube ſie wird porta rossa genannt. In dieſer, vor einer Art von Markthalle, wo Gemüſe verkauft wird, liegt ein künſtlich gearbeitetes Metallſchwein. Das friſche, klare Waſſer rieſelt aus dem Munde des Thieres, welches vom Alter ſchwärzlich grün geworden iſt, nur die Schnauze glänzt als ſei ſie polirt, und das iſt ſie auch von vielen hundert Kindern und Lazzaroni, die ſie mit den Händen anfaſſen und ihren Mund an den des Thieres legen, um zu trinken. Es iſt ein vollſtändiges Gemälde, das wohlgeſtaltete Thier von einem hübſchen, halbnackten Knaben umfaßt zu ſehen, der ſeine friſchen Lippen an deſſen Schnauze legt.

Jeder, der nach Florenz kommt, findet leicht die Stelle, er darf nur den erſten beſten Bettler nach dem Metallſchweine fragen und wird es finden.

Es war ein ſpäter Winterabend; die Berge waren mit Schnee bedeckt, aber es war Mondſchein und der Mondſchein in Italien giebt eine Beleuchtung, die eben ſo gut iſt, wie ein trüber, nördlicher Wintertag, ja beſſer, denn die

Luft glänzt und erhebt uns, während im Norden die kalte, graue Bleidecke uns zur Erde drückt, zur kalten, naſſen Erde, die einſt auch unſern Sarg drücken wird.

In des Großherzogs Schloßgarten, unter einem Piniendach, wo tauſend Roſen zur Winterzeit blühen, hatte ein kleiner zerlumpter Knabe den ganzen Tag geſeſſen, ein Knabe, der ein Bild Italiens abgeben konnte, ſo hübſch, ſo lächelnd und doch ſo leidend. Er hungerte und durſtete, aber Niemand reichte ihm eine Gabe, und als es dunkelte und der Garten geſchloſſen werden ſollte, jagte der Pförtner ihn fort. Lange ſtand er träumend auf der Brücke über den Arno und ſah die Sterne an, die im Waſſer zwiſchen ihm und der prächtigen Marmorbrücke della Trinità erglänzten.

Er ſchlug den Weg zum Metallſchweine ein, kniete halb nieder, ſchlang ſeine Arme um deſſen Hals, drückte ſeinen kleinen Mund an die glänzende Schnauze und trank das friſche Waſſer in großen Zügen. Dicht daneben lagen einige Salatblätter und ein Paar Kaſtanien; ſie wurden ſeine Abendmahlzeit. Kein Menſch war auf der Straße; er war ganz allein, ſetzte ſich auf des Metallſchweins Rücken, bog ſich vorn über, ſo daß ſein lockiges Haupt auf dem des Thieres ruhte, und ehe er ſich deſſen bewußt war, entſchlummerte er.

Es war Mitternacht, das Metallſchwein regte ſich, er hörte es ganz deutlich ſagen: „Du kleiner Knabe, halte Dich feſt, denn nun laufe ich," und fort lief es mit ihm; es war ein wunderbarer Ritt. — Zuerſt gelangten ſie auf die piazza del granduca, und das metallene Pferd, welches des Herzogs Statue trägt, wieherte laut, die bunten Wappen auf dem alten Rathhauſe erſchienen wie transparente Bilder, und Michel Angelo's David ſchwang ſeine Schleuder; es regte ſich ein ſeltſames Leben! Die Metallgruppen, welche Perſeus und den Raub der Sabinerinnen darſtellen, ſtanden gar zu lebendig; ein Schrei der Todesangſt ertönte von ihnen über den prachtvollen, einſamen Platz.

Beim Palazzo degli Uffizi im Bogengange, wo der Adel ſich zur Carnevalsfreude verſammelt, hielt das Metallſchwein an.

„Halte Dich feſt," ſagte das Thier, „halte Dich feſt, denn nun geht es die Treppen hinauf!" Der Kleine ſagte noch kein Wort, halb zitterte er, halb war er glücklich.

Sie betraten eine lange Gallerie, er kannte ſie gut, er war ja ſchon früher hier geweſen; die Wände prangten mit Malereien; hier ſtanden Statuen und Büſten, alle im ſchönſten Licht als ſei es Tag; aber am Prächtigſten war es, als die Thür eines der Seitengemächer ſich öffnete; ja der Herrlichkeit dort erinnerte ſich der Kleine; doch in dieſer Nacht war Alles in ſeinem ſchönſten Glanz.

Hier ſtand ein nacktes, ſchönes Weib, ſo ſchön, wie nur Natur und des Marmors größter Meiſter ſie formen konnten; ſie bewegte die ſchönen Glieder, Delphine ſprangen zu ihren Füßen, Unſterblichkeit leuchtete aus ihrem Auge. Die Welt nennt ſie die mediceiſche Venus. An ihren Seiten prangen Marmorbilder, bei welchen des Geiſtes Leben den Stein durchdrungen hatte; es waren nackte, ſchöne Männer; der eine wetzte das Schwert, der Schleifer wurde er genannt; die ringenden Gladiatoren machten die andere Gruppe aus; das Schwert wurde gewetzt, es wurde gekämpft für die Göttin der Schönheit.

Der Knabe war von all dieſem Glanze wie geblendet; die Wände ſtrahlten von Farben, Alles war dort Leben und Bewegung. Das Bild der Venus zeigte ſich verdoppelt, die irdiſche Venus ſo hingebend, ſo feurig, wie Titian ſie an ſein Herz gedrückt. Es war wunderbar zu ſchauen. Sie waren zwei ſchöne Weiber; ihre herrlichen, unverhüllten Glieder ſtreckten ſich auf den weichen Polſtern, ihre Bruſt hob und der Kopf bewegte ſich, ſo daß die reichen Locken auf die runden Schultern herabfielen, während die dunkeln Augen des Blutes glühende Gedanken ausſprachen; aber keins der Bilder wagte doch ganz aus dem Rahmen herauszutreten. Die Schönheitsgöttin ſelbſt, die Gladiatoren und der Schleifer blieben an ihrem Platz, denn die Glorie, welche von Madonna, Jeſus und Johannes ausſtrahlte, feſſelte ſie. Die heiligen Bilder waren keine Bilder mehr, ſie waren die Heiligen ſelbſt.

Welcher Glanz und welche Schönheit von Saal zu Saal! und der Kleine ſah ſie alle; das Metallſchwein ging ja Schritt vor Schritt durch alle dieſe Pracht und Herrlichkeit. Ein Anblick verdrängte den andern; nur ein Bild prägte ſich ſeiner Seele ein, und das beſonders durch die frohen glücklichen Kinder, welche es zeigte, der Kleine hatte ſie einſt im Tageslicht begrüßt.

Viele gehen gewiß achtlos an dieſem Bilde vorüber, und doch umſchließt es einen Schatz von Poeſie, es iſt Chriſtus, der hinabſteigt in die Unterwelt; aber es ſind nicht die Verdammten, welche man um ihn her ſieht, nein, es ſind Heiden. Der Florentiner Angiolo Bronzino hat dieſes Bild gemalt; am Herrlichſten iſt der Ausdruck des Vertrauens im Geſicht der Kinder, daß ſie in den Himmel kommen werden; zwei Kleine umarmen ſich ſchon, ein Kleiner ſtreckt die Hand nach einem andern, tiefer ſtehenden aus und zeigt auf ſich, als ſage er: „Ich werde in den Himmel kommen!“ Die Aelteren ſtehen ungewiß, hoffend, oder beugen ſich demüthig anbetend vor dem Herrn Jeſus. Länger als auf einem der andern weilte des Knaben Blick auf dieſem; das Metallſchwein ſtand davor ſtill; ein leiſer Seufzer wurde gehört; kam er vom Bilde oder aus des Thieres Bruſt? Der Knabe erhob ſeine Hand zu den lächelnden Kindern; — da lief das Thier mit ihm fort, fort durch den offnen Vorſaal. „Dank und Segen Dir, Du herrliches Thier!“ ſagte der kleine Knabe und liebkoſte das Metallſchwein, welches die Treppen mit ihm hinab ſprang.

„Dank und Segen Dir ſelbſt!“ ſagte das Metallſchwein. „Ich habe Dir und Du haſt mir geholfen, denn nur mit einem unſchuldigen Kinde auf dem Rücken erhalte ich die Kraft zum Laufen! Ja, ſiehſt Du, ich darf ſogar unter die Strahlen der Lampe, vor das Madonnenbild, treten, nur nicht in die Kirche! Aber von außen, wenn Du bei mir biſt, kann ich durch die offne Thür hineinſehen. Steige nicht von meinem Rücken hinunter; thuſt Du es, dann liege ich todt, wie Du mich am Tage ſiehſt, in der porta rossa!“

„Ich bleibe bei Dir, mein theures Thier!“ ſagte der Kleine, und ſo ging es in ſauſender Eile durch die Straßen von Florenz, hinaus auf den Platz vor der Kirche Santa Croce.

Die große Flügelthür ſprang auf, Lichter ſtrahlten vom Altar durch die Kirche hinaus auf den einſamen Platz.

Ein wunderbarer Lichtglanz entſtrömte dem einen Grabmonument in dem linken Seitengange, tauſend bewegliche Sterne bilden darum gleichſam eine Glorie. Ein Wappenzeichen prangt auf dem Grabe, eine rothe Leiter im blauen Grund, die wie Feuer zu glühen ſcheint. Es war Galilei's Grab. Das Monument iſt einfach, aber die rothe Leiter in dem blauen Grunde iſt ein bedeutungsvolles Zeichen, es iſt als ſei es das der Kunſt, denn hier führt der Weg immer eine glühende Leiter hinan, aber zum Himmel. Alle Propheten des Geiſtes eilen zum Himmel, wie der Prophet Elias.

Rechts im Gang der Kirche ſchien jede Bildſäule auf den reichen Sarkophagen Leben erhalten zu haben. Hier ſtand Michel Angelo, dort Dante mit dem Lorbeerkranz um die Schläfe, Alfieri, Machiavelli, Seite an Seite ruhen hier dieſe großen Männer, Italiens Stolz *). Es iſt eine

---

*) Dem Grabe Galilei's gegenüber befindet ſich das Michel Angelo's. Auf dem Monumente iſt ſeine Büſte angebracht, und außerdem drei Figuren: die Sculptur, Malerkunſt und Architectur; dicht daneben iſt Dante's Grabmal (die Leiche ſelbſt befindet ſich in Ravenna); auf dem Monument ſieht man Italien, es deutet auf Dante's coloſſale Statue, die

prächtige Kirche, weit ſchöner, wenn gleich nicht ſo groß, als der Marmor-Dom in Florenz.

Es war als regten ſich die Marmorkleider, als erhöben die großen Geſtalten ihr Haupt höher und ſchauten, unter Geſang und Tönen, hinauf zu dem bunten, ſtrahlenden Altar, wo weißgekleidete Knaben goldne Räucherfaſſer ſchwenkten; der ſtarke Duft ſtrömte aus der Kirche auf den freien Platz.

Der Knabe ſtreckte ſeine Hand nach dem Lichtglanz aus, und im Nu eilte das Metallſchwein fort; er mußte ſich feſt anklammern, der Wind ſauſte ihm um die Ohren, er hörte die Kirchenthüre in den Angeln kreiſchen, indem ſie ſich ſchloß, aber in demſelben Augenblick ſchien ihn das Bewußtſein zu verlaſſen, er fühlte eine eiſige Kälte — und ſchlug die Augen auf.

Es war Morgen, er ſaß, halb vom Metallſchwein hinabgeglitten, welches ſtand, wo es immer in der Straße porta rossa zu ſtehen pflegte.

Furcht und Angſt erfüllte den Knaben bei dem Gedanken an die, welche er Mutter nannte, ſie, welche ihn geſtern ausgeſandt hatte, um Geld herbeizuſchaffen; er hatte nichts, ihn hungerte und dürſtete. Noch einmal umfaßte er des Metallſchweines Hals, küßte es auf die Schnauze, nickte ihm zu, wanderte dann fort in eine der engſten Gaſſen, kaum breit genug für einen bepackten Eſel. Eine große eiſenbe-

---

Poeſie weint über ſeinen Verluſt. Ein Paar Schritte weiter iſt Alfieri's Monument, welches mit Lorbeern, Leiern und Larven geziert iſt, Italien weint über ſeinem Sarge. Machiavelli beſchließt hier die Reihe der berühmten Männer.

ſchlagene Thüre ſtand halb angelehnt, hier ging er eine gemauerte Treppe mit ſchmutzigen Wänden und einem Seile, das als Geländer diente, hinauf, und gelangte in eine offene Galerie mit Lumpen behängt; von hier führte eine Treppe in den Hof hinab, wo vom Brunnen große Eiſendräthe nach allen Etagen des Hauſes gezogen waren und ein Waſſereimer neben dem andern ſchwebte, während die Rolle knarrte und der Eimer in der Luft tanzte, daß das Waſſer in den Hof hinunter plätſcherte. Wieder führte eine verfallne, gemauerte Treppe aufwärts; — zwei Matroſen, es waren Ruſſen, ſprangen munter herab und hätten den armen Knaben faſt umgeſtoßen. Sie kamen von ihrem nächtlichen Bacchanal. Eine nicht junge, aber üppige Weibergeſtalt, mit kräftigem ſchwarzem Haar, folgte ihnen. „Was bringſt Du nach Hauſe?“ ſagte ſie zum Knaben.

„Sei nicht böſe!“ bat dieſer, „ich erhielt nichts, gar nichts!“ — und ergriff der Mutter Kleid, als wolle er es küſſen. Sie traten in das Stübchen: das will ich nicht beſchreiben; nur ſo viel ſei geſagt, daß dort ein Henkeltopf mit einem Kohlenfeuer ſtand, marito, wie er genannt wird. Dieſen nahm ſie in den Arm, wärmte ſich die Finger und ſtieß den Knaben mit dem Elbogen. „Ja, gewiß haſt Du Geld!“ ſagte ſie.

Das Kind weinte, ſie ſtieß es mit dem Fuße; es jammerte laut. — „Wirſt Du ſchweigen, oder ich zerſchlage Deinen ſchreienden Kopf!“ und ſie ſchwang den Feuertopf, den ſie in der Hand hielt; der Knabe bückte ſich mit einem Schrei zur Erde. Da trat die Nachbarin zur Thür herein, auch ſie hatte ihren marito im Arm. „Felicita! Was thuſt Du dem Kinde?“

„Das Kind iſt mein!“ antwortete Felicita. „Ich kann es ermorden, wenn ich will, und Dich mit, Giannina,“ und ſie ſchwang ihren Feuertopf; die Andere erhob den ihren abwehrend, und beide Töpfe ſchlugen ſo heftig gegen einander, daß Scherben, Feuer und Aſche im Zimmer umherflogen; — — aber in demſelben Augenblick war der Knabe aus der Thür, über den Hof und aus dem Hauſe. Das arme Kind lief, daß es zuletzt nicht mehr athmen konnte; es hielt an bei der Kirche Sta. Croce, der Kirche, deren große Thüre ſich in voriger Nacht vor ihm aufgeſchloſſen, und ging hinein. Alles ſtrahlte, der Knabe kniete an dem erſten Grabe zur Rechten nieder, es war das Michel Angelo's, und bald ſchluchzte er laut. — Leute kamen und gingen, die Meſſe wurde geleſen, Keiner bemerkte den Knaben; nur ein ältlicher Bürger ſtand ſtill, blickte auf ihn — und ging dann fort wie die Andern.

Hunger und Durſt plagten den Kleinen, er war ganz ohnmächtig und krank; er kroch in einen Winkel zwiſchen der Wand und dem Marmormonumente und ſchlief ein. Es war gegen Abend, als er durch ein Zupfen geweckt wurde, er fuhr auf, und derſelbe alte Bürger ſtand vor ihm.

„Biſt Du krank? Wo biſt Du zu Hauſe? Biſt Du den ganzen Tag hier geweſen?“ waren einige der vielen Fragen, die der Alte an ihn that. Sie wurden beantwortet, und der alte Mann nahm ihn mit ſich in ſein kleines Haus, dicht nebenan in einer Seitenſtraße. Sie traten in eine Handſchuhmacherwerkſtätte, die Frau ſaß eifrig nähend, als ſie kamen. Ein kleiner weißer Bologneſerhund, ſo dicht geſchoren, daß man ſeine roſenfarbne Haut ſehen konnte, hüpfte auf den Tiſch und machte vor dem kleinen Knaben ſeine Sprünge. —

„Die unſchuldigen Seelen kennen ſich,“ ſagte die Frau und liebkoſ'te Hund und Knaben. Letzterer erhielt Speiſe und Trank von den guten Leuten, und ſie ſagten, es ſolle ihm erlaubt ſein, die Nacht dort zu verweilen; am nächſten Tage würde Vater Giuſeppe mit ſeiner Mutter ſprechen. Er erhielt ein kleines ärmliches Bett; für ihn aber, der oft auf dem harten, ſteinernen Fußboden hatte ſchlafen müſſen, war es königlich prächtig, er ſchlief ſo gut und träumte von den reichen Bildern und dem Metallſchwein.

Vater Giuſeppe ging am nächſten Morgen aus; das arme Kind war darüber nicht froh, denn es wußte, daß dieſes Ausgehen Statt finde, um es ſeiner Mutter wieder zuzuführen. Der Knabe weinte und küßte den kleinen muntern Hund, und die Frau nickte ihnen Beiden zu. —

Welchen Beſcheid brachte Vater Giuſeppe? Er ſprach viel mit ſeiner Frau, und dieſe nickte und ſtreichelte den Knaben. „Er iſt ein herrliches Kind!“ ſagte ſie. „Er kann ein hübſcher Handſchuhmacher werden wie Du warſt; und Finger hat er, ſo fein und biegſam. Madonna hat ihn zum Handſchuhmacher beſtimmt!“

Und der Knabe blieb im Hauſe, die Frau lehrte ihn ſelbſt nähen; er aß gut, ſchlief gut, wurde munter und beganz Bellissima zu necken, ſo hieß der kleine Hund; die Frau drohte mit dem Finger, ſchalt und war böſe. — Das ging dem Knaben zu Herzen, gedankenvoll ſaß er in ſeiner kleinen Kammer. Dieſe hatte die Ausſicht nach der Straße, drinnen wurden Häute getrocknet; dicke Eiſenſtangen waren vor den Fenſtern, er konnte nicht ſchlafen; das Metallſchwein erſchien ihm ſtets in Gedanken, und plötzlich hörte er draußen: Klatſch, klatſch. Ja es war gewiß das Schwein! Er ſprang aus Fenſter, aber Nichts war zu ſehen, es war ſchon vorüber.

„Hilf dem Signor ſeinen Farbenkaſten tragen!“ ſagte Madame am Morgen zum Knaben, als der junge Nachbar, der Maler, dieſen und eine große, aufgerollte Leinwand tragend kam. Der Knabe nahm den Kaſten und folgte dem Maler, ſie ſchlugen den Weg nach der Galerie ein und gingen dieſelbe Treppe hinauf, die ihm ſeit jener Nacht, als er auf dem Metallſchweine ritt, gut bekannt war. Er kannte die Statuen und Bilder, die ſchöne Marmor-Venus und die, welche in Farben lebte; er ſah die Mutter Gottes, Jeſus und Johannes wieder.

Nun ſtanden ſie ſtill vor dem Gemälde von Bronzino, wo Chriſtus in die Unterwelt hinabſteigt und die Kinder um ihn her lächeln in ſüßer Erwartung des Himmels — das arme Kind lächelte auch, denn hier war es in ſeinem Himmel! —

„Geh nun nach Hauſe!“ ſagte der Maler, als der Knabe ſchon ſo lange geſtanden, bis jener indeß ſeine Staffelei aufgerichtet hatte. —

„Darf ich Euch malen ſehn?“ ſagte der Knabe, „darf ich zuſehn, wie Ihr das Bild auf dieſe weiße Leinwand bringt?“

„Noch male ich nicht!“ antwortete der Mann und nahm ſeine ſchwarze Kreide hervor. Schnell bewegte ſich die Hand, das Auge maß das große Bild, und obgleich nur ein feiner Strich ſichtbar wurde, ſtand Chriſtus doch ſchwebend da, wie auf dem farbigen Bilde.

„Aber ſo gehe doch!“ ſagte der Maler, und ſtill wanderte der Knabe heim, ſetzte ſich auf den Tiſch und — lernte Handſchuhe nähen.

Aber den ganzen Tag waren ſeine Gedanken im Bilderſaal, und daher ſtach er ſich in die Finger, betrug ſich linkiſch, neckte aber auch Bellissima nicht. Als es Abend wurde und die Hausthüre gerade offen ſtand, ſchlich er ſich hinaus; es war kalt, aber ſternenhell, ſo ſchön und heiter. Fort wanderte er durch die Straßen, wo es ſchon ſtill war, und ſtand bald vor dem Metallſchweine, über welches er ſich hinabbeugte, ſeine blanke Schnauze küßte und ſich auf deſſen Rücken ſetzte. — „Du geſegnetes Thier,“ ſagte er, „wie habe ich mich nach Dir geſehnt! Wir müſſen in dieſer Nacht einen Ritt machen!“

Das Metallſchwein lag unbeweglich, und die friſche Quelle ſprudelte ihm aus dem Munde. Der Kleine ſaß als Reiter, da zupfte ihn Etwas an den Kleidern; er blickte zur Seite, Bellissima, die kleine kahlgeſchorne Bellissima war es. — Der Hund war aus dem Hauſe geſchlichen und dem Kleinen gefolgt, ohne daß dieſer es bemerkt. Bellis-

ssima bellte, als wolle ſie ſagen: ſiehſt Du, ich bin auch da, weshalb ſetzeſt Du Dich hierher? — kein feuriger Drache hätte den Knaben ſo erſchrecken können, als der kleine Hund an dieſer Stelle. **Bellissima** auf der Straße, und war ohne angekleidet zu ſein, wie die alte Mutter es nannte! Was ſollte daraus werden? Der Hund kam im Winter nie hinaus, ohne daß ihm ein kleines Lammsfell übergezogen wurde, welches für ihn zugeſchnitten und genähet war. Das Fell, mit Schleifen und Schellen geſchmückt, konnte mit einem rothen Bande um den Hals und unter dem Bauche feſt gebunden werden. Der Hund ſah faſt aus wie ein Zicklein, wenn er zur Winterzeit in dieſem Anzug Erlaubniß erhielt, mit Signora auszutrippeln. **Bellissima** war mit und nicht angekleidet; was ſollte daraus werden! Alle Phantaſien waren verſchwunden, doch küßte der Knabe das Metallſchwein und nahm **Bellissima** auf den Arm, das Thier zitterte vor Kälte, daher lief der Knabe ſo ſchnell er vermochte.

„Womit läufſt Du da?“ riefen zwei Gensdarmen, denen er begegnete und welche **Bellissima** a[illegible]. „Wo haſt Du den hübſchen Hund geſtohlen?“ fr[illegible] ſie, und nahmen ihm denſelben weg.

„O, gebt mir ihn wieder!“ jammerte der Knabe.

„Haſt Du ihn nicht geſtohlen, ſo magſt Du zu Hauſe ſagen, daß der Hund auf der Wache abgeholt werden könne!“ Sie nannten den Ort und gingen mit **Bellissima** fort.

Das war ein großer Jammer. Der Knabe wußte nicht, ob er in den Arno ſpringen, oder nach Hauſe gehn und Alles geſtehen ſollte; ſie würden ihn gewiß todt ſchlagen, dachte er. — „Aber ich will gern todtgeſchlagen werden, ich will ſterben, ſo gelange ich zu Jeſus und der Madonna!“ und er ging heim, hauptſächlich um todtgeſchlagen zu werden.

Die Thüre war verſchloſſen, er konnte den Klopfer nicht erreichen, Niemand war auf der Straße, aber ein Stein lag da, und mit dieſem donnerte er gegen die Thür. „Wer iſt da?“ rief es drinnen. —

„Ich bin's!“ ſagte er. „Bellissima iſt fort! Macht mir auf und ſchlagt mich dann todt!“

Es verbreitete ſich ein Schrecken, beſonders bei Madame wegen der armen Bellissima. Sie blickte ſogleich auf die Wand, wo des Hundes Anzug zu hängen pflegte; das kleine Lammsfell hing dort.

„Bellissima auf der Wache!“ rief ſie ganz laut. „Du böſes Kind! Wie haſt Du ihn hinaus gelockt? Sie erfriert! Das zarte Thier bei den plumpen Soldaten!“ —

Der Vater mußte ſogleich fort, — die Frau jammerte, der Knabe weinte. — Alle Hausgenoſſen kamen zuſammen, unter dieſen der Maler; er nahm den Knaben zwiſchen ſeine Kniee, fragte ihn aus, und in Bruchſtücken erhielt er die ganze Geſchichte von dem Metallſchwein und der Galerie — ſie war ziemlich unverſtändlich. Der Maler tröſtete den Kleinen, verſuchte die Alte zu beſänftigen, aber ſie gab ſich nicht zufrieden, bis der Vater mit Bellissima ankam, welche unter den Soldaten geweſen; das war eine Freude, und der

Maler liebkoſete den armen Knaben und gab ihm eine Handvoll Bilder.

O, das waren herrliche Stücke, komiſche Köpfe! Aber vor allem Andern — das Metallſchwein war leibhaftig ſelbſt da. O, nichts konnte herrlicher ſein! Durch ein Paar Striche ſtand es auf dem Papiere, und ſelbſt das dahinter ſtehende Haus war angegeben.

„Wer doch zeichnen und malen könnte, der könnte die ganze Welt um ſich verſammeln!“

In dem erſten einſamen Augenblick des folgenden Tages ergriff der Kleine den Bleiſtift, und auf der weißen Seite eines der Bilder verſuchte er die Zeichnung des Metallſchweins wiederzugeben; ſie glückte! — etwas ſchief zwar, etwas auf und ab, ein Bein dick, ein anderes dünn, aber es war doch zu erkennen, er jubelte ſelbſt darüber. — Der Bleiſtift wollte nur nicht ſo recht gerade gehen wie er ſollte, das bemerkte er wohl; am folgenden Tage ſtand ein Metallſchwein an der Seite des andern, und das war hundert Mal beſſer; das dritte war ſchon ſo gut, daß Jeder es erkennen konnte.

Aber es ging ſchlecht mit dem Handſchuhnähen, langſam mit den Beſtellungen in der Stadt; denn das Metallſchwein hatte ihn gelehrt, daß alle Bilder auf das Papier gebracht werden können, und die Stadt Florenz iſt ein ganzes Bilderbuch, wenn man darin blättern will. Auf der **piazza della Trinità** ſteht eine ſchlanke Säule und oben drauf die Göttin der Gerechtigkeit mit verbundenen Augen und der Wagſchale. Bald ſtand ſie auf dem Papiere, und es war der kleine Burſche des Handſchuhmachers, der ſie dahin geſtellt. Die Bilderſammlung wuchs, aber noch enthielt ſie nur Zeichnungen von lebloſen Gegenſtänden; da hüpfte eines Tages **Bellissima** vor ihm her. „Steh ſtill!“ ſagte er, „dann ſollſt Du ſchön werden und in meine Bilderſammlung kommen!“ Aber **Bellissima** wollte nicht ſtill ſtehn, ſie mußte feſtgebunden werden; Kopf und Schwanz wurden gebunden, ſie bellte und machte Sprünge, die Schnur mußte ſtraff geſpannt werden; da kam Signora.

„Du gottloſer Knabe! Das arme Thier!“ war Alles, was ſie hervorbringen konnte, und ſie ſtieß den Knaben zur Seite, ſtieß ihn mit dem Fuße, verwies ihn aus ihrem Hauſe, ihn, der der undankbarſte Taugenichts, das gottloſeſte Kind war; und weinend küßte ſie ihre kleine halberwürgte **Bellissima**.

In demſelben Augenblick kam der Maler die Treppe herauf und — — hier iſt der Wendepunkt der Geſchichte. —

1834 war in Florenz, in der **Accademia delle arti** eine Ausſtellung. Zwei neben einander aufgeſtellte Gemälde verſammelten eine Menge Zuſchauer. Auf dem kleinſten war ein kleiner, luſtiger Knabe vorgeſtellt, welcher ſaß und zeichnete; zum Modell hatte er einen kleinen, weißen, eigenthümlich geſchornen Mops; aber das Thier wollte nicht ſtill ſtehen, und war daher mit Bindfaden ſowohl am Kopfe wie am Schwanze gebunden; es war Leben darin und eine Wahrheit, die Jeden anſprechen mußte. Der Maler, erzählte man, ſei ein junger Florentiner, der als kleines Kind auf der Straße gefunden, von einem alten Handſchuhmacher erzogen worden ſei und durch ſich ſelbſt das Zeichnen gelernt habe. Ein jetzt berühmter Maler habe dieſes Talent entdeckt, als der Knabe einmal fortgejagt werden ſollte, weil er der Madame Liebling, den kleinen Mops, gebunden und zum Modell genommen hatte.

Der Handſchuhmacherburſche war ein großer Maler geworden, das zeigte dieſes Bild, das zeigte beſonders das größere daneben. Hier war nur eine einzige Figur, ein in Lumpen gekleideter, aber ſchöner Knabe, welcher ſchlafend auf der Straße ſaß, er lehnte ſich an das Metallſchwein in der Straße porta rossa*). Alle Beſchauer kannten die Stelle. Des Kindes Arme ruhten auf dem Kopf des Schweines; der Kleine ſchlief ſo feſt, die Lampe vor dem Madonnenbilde warf ein ſtarkes, effectvolles Licht auf das blaſſe, herrliche Geſicht des Kindes. — Es war ein prächtiges Gemälde; ein großer vergoldeter Rahmen umgab es und an die Ecke deſſelben war ein Lorbeerkranz gehängt, aber zwiſchen den grünen Blättern ſchlängelte ſich ein ſchwarzes Band, ein langer Trauerflor hing davon herab. —

Der junge Künſtler war in dieſen Tagen — geſtorben!

---

*) Das Metallſchwein iſt nur ein Abguß. Das Original iſt antik und aus Marmor, es hat ſeinen Platz am Eingange zur Gallerie im palazzo degli uffizi.

IV.

Reiſe mit dem Vetturin.

Die gewöhnliche Reiſeart in Italien iſt die, daß man mit einem Vetturin fährt; er ſorgt für das Ganze, aber dann muß man anhalten, wo er will, eſſen, was er auf den Tiſch bringen läßt, an dem Orte ſchlafen, den ihm zu wählen beliebt; Mittagsmahl und Logis ſind immer mit veraccordirt; allein die Reiſe währt doppelt ſo lange, als wenn man mit der Poſt fährt. Es iſt auch ganz charakteriſtiſch, daß man, nachdem man mit dem Manne einig geworden, ihm kein Handgeld giebt, er dagegen uns; denn er iſt ſicher, daß wir ihm nicht fortlaufen, aber wir können es rückſichtlich ſeiner nicht ſein, denn wird ihm ein höherer Preis geboten, als der, um den wir mit ihm einig geworden ſind, dann nimmt er den Meiſtbietenden an und läßt uns mit dem, was wir erhalten haben, zurück.

Gewöhnlich wird die Abreiſe vor Sonnenaufgang beſtimmt, aber da der Vetturin ſeine Paſſagiere aus verſchiedenen Stadttheilen abzuholen hat und nicht alle zu den Frühaufſtehenden gehören, Einige erſt geweckt werden müſſen, wenn er ankommt, Andere noch mit Einpacken beſchäftiget ſind, ſo wird es ſpät am Morgen, ehe der letzte Paſſagier in den Wagen gelangen kann. Ich gehöre nun zu denen, welche mitten in der Nacht aufſtehn, wenn die frühe Morgenſtunde zur Abreiſe beſtimmt iſt, und ſo war ich denn auch hier auf und hatte Alles in Ordnung, um Florenz zu verlaſſen und über Terni nach Rom zu reiſen, eine Reiſe, welche mit dem Vetturin volle ſechs Tage währt. Der Weg über Siena iſt dagegen kürzer, ich kannte beide und wählte den intereſſanteſten, wenn auch längſten. Um drei Uhr wollte der Vetturin fort, ich war eine Stunde früher reiſefertig und ſtarrte Koffer und Nachtſack an.

Ich ließ die Sachen hinuntertragen, damit man nicht auf mich zu warten brauche. Es ſchlug halb drei Uhr, kein Wagen kam, es ſchlug vier, da rollte es durch die Straßen; ein Vetturin kam — aber er fuhr vorbei — es kam ein anderer — auch er fuhr vorüber — und Alles war wieder ſtill!

Die Uhr ſchlug ein Viertel, und wieder ein Viertel — die Kloſterglocken läuteten zum Gebet, die Glocken des Hotels nach der Bedienung. Auf den Straßen kamen Wagen genug, aber keiner für mich. Die Uhr ſchlug fünf, ſechs — ich glaubte ſicher, daß man mich vergeſſen habe — da kam endlich der Wagen. Drinnen ſaß ein ſchwerfälliger Engländer, er hatte noch geſchlafen, als der Vetturin ihn abholen wollte, außer ihm war noch eine römiſche Dame da, ſie hatte ihre Tochter in „Firenze“ beſucht und der Abſchied eine Stunde gewährt, ſagte der Vetturin, aber jetzt ſolle es im Galop gehen, wenn ich erſt eingeſtiegen ſei.

Die Peitſche knallte, wir rollten über den Arno — und hielten dann wieder ſtill. Es war vor einem Kloſter; einige Geiſtliche kamen heraus; ein junger bleicher Bruder des Camaldulenſerordens ſtieg ins Coupé zu mir. Er war ein Engländer und konnte etwas Franzöſiſch, es war aber nicht daran zu denken, ein Geſpräch mit ihm anzuknüpfen; er las eifrig in ſeinem Gebetbuch, ſchlug ſich vor die Bruſt, bekreuzte ſich und ſchloß mitunter die Augen, als wolle er weder mit Bäumen und Bergen, noch mit der Sonne zu thun haben, wie viel weniger mit einem Ketzer wie ich. Die verſchiedene Weiſe jedes Volks, ja jeder Secte, ſich Gott zu nahen, iſt mir heilig, ich fühle mich verlegen bei dem Gedanken, daß meine Anweſenheit ſie darin ſtöre. So auch hier, an der Seite dieſes eifrigſten Katholiken von Allen, denen ich jemals begegnet war. Als ich aber ſpäter bemerkte, wie er ſich und ſeinen Formen ganz lebte, wurde auch ich ungenirt, und als er einmal ſein Gebetbuch ſchloß und die Natur anſah, meine große heilige Bibel, zeigte ich auf ihre ſchöne Schrift und die Sentenzen, welche man darin leſen konnte. Gott hat ja Aſche auf die grünen Häupter der Oelbäume geſtreut, welche demüthig betend hier die graugrünen Zweige mit ihrer Frucht hervorſtreckten. Die Weinranken verſchlangen ſich feſt, obgleich die Welt ſie ihrer ſchweren Trauben beraubt hatte und der Wind ihnen nun ihr rothbraunes Laub nahm. „Seid demüthig, ob ihr auch der Welt eine nahrhafte Frucht gebt!“ predigten die Oelbäume, „haltet in Einigkeit zuſammen, ob auch die Welt euch Alles raube!“ verkündeten die Weinſtöcke, — ſo las ich in meiner Bibel; was der Camaldulenſer las, weiß ich nicht, aber die Bibel kann auf verſchiedene Weiſe geleſen werden. Im Wagen war die Converſation weltlicher. Der Engländer ſprach franzöſiſch mit der Römerin, ſie lachte und überſetzte ihrem Gemahl, einem kleinen, wie ein Abbate gekleideten Herrn, italieniſch, was der Engländer ſagte. Ein junger Prieſter war der vierte Mann — das war die ganze Geſellſchaft.

Wir kamen in Inciſa an. Der junge Prieſter und der kleine ſchmächtige Mann ſchwangen ſich aus dem Wagen, nun kam Signora, der Engländer folgte ſchwerfällig mit bepelzten Damenſtiefeln an den Füßen, einem großen blauen Mantel über die Schultern und dickem wollnen Tuch um den dünnen rothen Backenbart; er hatte etwas von dem Selbſtgefühl eines Hofmannes und der Haltung eines Kleinkrämers. Mein engliſcher Prieſter, ſchwarz gekleidet, mit den Stiefeln über den Beinkleidern, ſehr erfroren und andächtig, wanderte ſogleich in die Kirche; wir andern begleiteten den Gentleman, welcher La Romana die breite ſchmutzige Treppe zum Speiſezimmer hinaufführte, das vier nicht ganz weiße Wände zeigte, einen Fußboden von Mauerſteinen, einige Rohrſtühle und einen Tiſch, auf dem das Tuch eine Farbe hatte, als wäre es in Kaffeewaſſer gewaſchen. Der Engländer unterhielt uns mit der Erzählung von allen den fürſtlichen Salons, in denen er geweſen, von zwei Prinzen, die an ſeinem Bette geſeſſen, als er in Florenz lag — und jetzt war er ſo beſcheiden, mit einem Vetturin zu reiſen und ſogar ohne einen Diener bei ſich zu haben, „denn man ſei ja nicht in Italien zum Vergnügen ſeiner Leute!" Signora verneigte ſich bei jedem vornehmen Namen, den er nannte, und wiederholte ihn ihrem kleinen Gemahl, der ſich noch tiefer bückte und den jungen Prieſter anſah, der ſich gleich ihm verbeugte.

Nun kamen die Speiſen, die jeder von uns beſtellt hatte. Der Engländer betrachtete ſie, ergriff eine Gabel und nahm dann, ohne weiteres, das beſte Stück, welches er gewahrte. „Das iſt gut!“ ſagte er und wir verbeugten uns ſämmtlich höflich, die Geſellſchaft wegen ſeines Ranges, ich wegen ſeiner Originalität.

Jetzt holte Signora einige kleine, ſelbſtgebackene Kuchen hervor, welche die Tochter ihr mitgegeben; zwei der beſten Stücke präſentirte ſie unſerm Gaſt, ſo konnten wir ihn am Tiſche nennen. „Dieſe Kuchen hebe ich auf bis heute Abend,“ ſagte er, „ſie ſind deliciös!“ und wickelte ſie in Papier, ſteckte ſie in ſeine Taſche und verbeugte ſich. „Aber koſten ſollte man ſie doch!“ fuhr er fort, und nahm noch ein Stück. „Sie ſind ausgezeichnet! Superbe!“ und dabei nahm er noch eins.

Signora verneigte ſich und lachte laut, ich glaube, auch ſie begann ihn originell zu finden.

Hier brachte die Wirthin ihm ſein Frühſtück, und es verſchwand wie unſere Speiſen. Zum Deſert ließ der Engländer uns eine Bravourarie hören, Signora applaudirte und rief Bravo, der Gemahl gleichfalls; der Aufwärter ließ vor Schreck die Teller fallen und des Engländers Rohrſtuhl zerbrach, es war ihnen beiden zuviel von einem Menſchen. Nun gab Signora ein Zeichen, und ihr Gemahl ſang ſo weich, ſo hinſterbend, ſo ätheriſch, kann ich ſagen, daß ich zuletzt nur an ſeinem zitternden Mund ſah, er erfreue uns noch mit ſeinem Geſang. Dieſer machte übermäßiges Glück! Wir ſtiegen wieder in den Wagen. Mein betender, engliſcher Geiſtlicher wurde ſichtbar und kletterte zu mir herauf; ſein Frühſtück waren die Luft und das kleine Gebetbuch geweſen; er betete noch. Die Peitſche knallte, drei Stimmen im Wagen erheben ſich zum Geſang, und ſo fuhren wir davon. Gegen Abend hatten wir Regen, und bald wurden die Regentropfen zu Schneeflocken, welche aber auf dem naſſen, lehmigen Wege ſogleich aufthauten. Wir kamen nur langſam weiter, es dunkelte und wir fanden kein Haus, wo wir unſere Leuchte hätte anzünden können; Signora jammerte aus Furcht vor Räubern und der Gemahl aus Furcht vor dem Umwerfen; der Engländer ſchimpfte auf den Kutſcher, dieſer auf die Pferde, und ſo blieb es in demſelben Schritt, bis uns endlich ein Licht entgegenſtrahlte. Wir waren bei einem einſamen Wirthshauſe, wo wir durch den Stall in die Gaſtſtube ſtiegen, von Kälte und Hunger gepeinigt. Es währte eine Ewigkeit, ehe einige Holzſcheite und Zweige im Kamin zu brennen begannen; aber in demſelben Moment kam der Engländer mit ſeinen Betttüchern und zog mit dieſen eine Schranke um den Kamin; „ſie ſollen ausdampfen!“ ſagte er. Die Tücher nahmen alle Wärme in ſich auf. Die übrige Geſellſchaft duldete es, auch ich mußte mich darein finden. Der Engländer und ich ſollten in einem Zimmer ſchlafen; ich trat hinein und fand ihn auf meiner Bettdecke ſtehend, die er auf den Boden ausgebreitet hatte, und den Platz für ſeinen Kopf mit zwei meiner Kopfkiſſen erhöhend, welche er ohne Umſtände zu ſich genommen.

„Ich liebe es nicht, niedrig zu liegen!“ ſagte er.

„Ich auch nicht! Sie erlauben,“ antwortete ich, und nahm ihm die Kiſſen wieder weg; er ſah mich erſtaunt an.

Er war ein unausſtehlicher Schlafkamerad und machte mir eine Zumuthung, welche zuletzt nur damit beantwortet werden konnte, daß ich zu Bette ging. Ich that, als ob ich ſchlief, aber ich ſah mit halbgeſchloſſenen Augen, daß er ſich ſein Mitternachtsmahl auf einem wackelnden Rohrſtuhl am Bette zurecht machte.

Ich war am nächſten Morgen lange aufgeſtanden, die Pferde ſchon vor dem Wagen und noch warteten wir auf den Engländer, er konnte gar nicht fertig werden; auch Signora war erſt im Ankleiden begriffen. „Es geht langſam," ſagte der Gemahl, „denn ſie weint vor Sehnſucht, ihre Tochter zu ſehn."

Endlich fuhren wir.

Ich ſaß wieder neben meinem gottesfürchtigen Nachbar; er bekreuzte ſich, las im Gebetbuch und faſtete.

In Arezzo mußten wir Halt machen, denn beide Geiſtliche ſollten beten, und Signora mußte durchaus beichten, ſagte ſie.

Von hier an waren wir ganz von Olivenwäldern umgeben. Eine Baumgruppe nach der andern zeigte ſich. Der Olivenbaum gleicht am meiſten der Weide, aber die Zweige ſchießen nicht in ſteifen Reiſern hervor, ſie ſenken ſich mehr, das Blatt iſt kleiner, und der Stamm ſelbſt ſieht aus, als habe eine Rieſenhand ihn halb aus der Erde geriſſen, herumgedreht und ihn darauf im Sturme ſchwankend ſtehen laſſen.

Ueber dem graugrünen Olivenhain erhebt ſich auf Felſen das alte Caſtellone, eine der ſchmutzigſten, aber auch maleriſchen Städte Italiens. Ich weiß das Bild derſelben nicht beſſer darzuſtellen, als indem ich ſage, ſie ſehe aus, als ſei ſie dadurch entſtanden, daß man die Häuſer und Krümmungen, welche in andern Städten gar zu kümmerlich waren, genommen und ſie hier hinter die alte Mauer geworfen, welche ſie doch überragten. Dieſe kleinen hängenden Gärten ſind eigentlich nur Biſſen von Terraſſen, welche man als Balcone unter ein Fenſter oder über eine Thür geklebt hat, auf einer Stelle, wo man es am wenigſten erwartet! — Ein Theil der Stadtmauern bildet eine Art Forum für das Volk, der Platz hier war ganz mit Menſchen angefüllt. Der ſteile Weg zum Stadtthore hinauf wimmelte gleichfalls von Reitenden und Fußgängern, aber es erklangen keine Kirchenglocken und wehten keine Fahnen, ſonſt würde ich geglaubt haben, hier ſei ein großes Feſt. Auf allen Seitenwegen und auf der Hauptſtraße ſelbſt, wo wir fuhren, war ein Gewühl von Menſchen und Schweinen, letztere in großen grunzenden Haufen.

Eine ſchwere Wolke hing über unſerm Kopfe und ſandte ihre Tropfen herab; daher ſpannten die Reiter ihre Regenſchirme auf, welche alle gelbgrün und ſo coloſſal waren, daß man nur das grüne Dach und den Hintertheil des Eſels ſah, wenn ein Mönch oder eine Donna vom Lande vor uns her ritt. Es war ein Schreien, Grunzen und eine Luſtigkeit, welche zunahm, je näher wir dem Wirthshauſe kamen, welches dicht am Wege beim Stadtthore liegt. In Caſtellone war Schweinemarkt.

Die Signora ſtieg rücklings aus dem Wagen, gerade indem eine ganze Heerde Schweine vorbeigetrieben wurde.

Die Hälfte derſelben lief unter den Wagen, ſie ſahen aus wie „die Wogen des ſchwarzen Meeres“; und Signora trat auf das ſchwarze Meer und ſchaukelte darauf wie eine traveſtirte Venus Anadyomene, ſie ſchrie, die Wellen ſchrieen und der Treiber ſchrie. Es war für Signora ein Lebensmoment.

Im Wirthshauſe ſpeiſten wir; der Engländer verführte ein ſolches Befehlen und Rufen, daß das ganze Haus ſicher meinte, er ſei ein verkleideter Prinz und es würden königliche Trinkgelder erfolgen; ſie hörten nur ihn, liefen nur für ihn, wurden geſchimpft und geſtoßen, und zu Allem, was er ſagte und that, lächelten ſie und bückten ſich; aber er gab gar kein Trinkgeld. „Denn ich bin ſehr unzufrieden,“ ſagte er. „Ich bin es mit der Speiſe, dem Hauſe und der Aufwartung!“ und die verdutzten Aufwärter bückten ſich noch tiefer, und beide Geiſtliche zogen die Hüte, als er in den Wagen ſtieg.

In dieſem war es eng und genirt, indem er dergeſtalt mit Schachteln und Futteralen behängt war, daß Jeder ſich drinnen ruhig verhalten mußte, wenn es gut gehen ſollte. Die ganze Bagage gehörte dem Engländer und doch rühmte er ſich, daß er von uns Allen am wenigſten bezahle; den beſten Platz hatte er eingenommen, und kam ihm eine Schachtel oder ein Packet zu nahe, ſo wurden ſie ſogleich zu den Andern hinübergeſchoben, „denn der Kram genirt!“ ſagte er; und das that er allerdings, aber alle Sachen waren ſeine eigenen, ſelbſt das große Futteral, welches er hinter der Signora befeſtigte.

Bei Lago di Perugia verließen wir das toscaniſche Gebiet und gelangten in das päpſtliche. Die Dogana hier ſah aus wie ein verlaſſenes Stallgebäude, aber ſie liegt hübſch auf der Bergſeite mitten in einem Olivenhain; wie über Terraſſen blickt man zum See hinab. Die Sonne warf ſtarke rothe Strahlen auf die Bäume, hübſche Bauermädchen, mit weißen Schleiern über den Schultern, trieben Vieh vorbei; ich erfreute mich am Anblick dieſes lebenden Bildes, während der Zollwächter den Inhalt unſerer Koffer beſchaute. —

Es dunkelte, ehe wir weiter kamen. Der Weg war ſchwierig und unſere Pferde ſehr ermattet; nur langſam ging es vorwärts. Der Vetturin ſagte, der Weg hier ſei nicht ſicher, das hieße: wir hätten zwar keine Räuber zu befürchten, aber Diebe, die uns die Koffer hinten vom Wagen abſchneiden könnten.

Signora weinte laut.

Wir gingen nun abwechſelnd zwei und zwei hinterher, um aufzupaſſen. Es war ein lehmiger Waldweg, der nur von unſerer dürftigen Wagenlaterne erleuchtet wurde. Nun ging es ſogar bergauf; die Pferde keuchten, der Engländer brummte, und Signora ſeufzte aus tiefſtem Herzensgrunde.

Spät erreichten wir das Dorf Vaſignore, welches von allen Reiſenden als eine echte Räuberhöhle angeſehen wird. Zwei kräftige und blühende Mädchen, plump wie Männer, — jedes ſah aus wie eine Räuberbraut, — bedienten uns in dem ſchmutzigen Wirthshauſe. Wir erhielten eine Suppe, der wir durch viel Salz, Käſe und Pfeffer Geſchmack gaben; außerdem wurden uns gekochte und darauf gebratene, nur fingergroße Fiſche vorgeſetzt; der Wein war eſſigſauer, die Trauben ſchimmelig und das Brod hart wie Stein. Die Betten waren eben ſo breit als lang, ſie ſchienen für vier Perſonen in der Länge und vier in der Breite eingerichtet.

Draußen rauſchte der Regen während der ganzen Nacht herab.

Als wir Morgens das Wirthshaus verlaſſen und die ſteile Steintreppe hinabſteigen wollten, welche lothrecht durch zwei Etagen geht, trat unſer wohleingepackter Engländer auf Etwas — ich weiß nicht was — und rutſchte nun von der oberſten Stufe, ſehr graziös, Stufe für Stufe, die ganze Treppe hinunter; aber dies verſetzte ihn nicht eben in die beſte Laune.

Nach Perugia führt der Weg bergauf; wir hatten Ochſen zum Vorſpann, ſie gingen im Schritt, es ſchien als ſollten wir nie die gute Stadt erreichen, welche durch den Sohn des Töpfers berühmter geworden iſt, als durch alle ihre Biſchöfe *).

Endlich waren wir dort.

Der Vorſaal im Hotel war ganz mit Wappenſchildern überladen, für jeden Fürſten, der hier eine Nacht zugebracht, war eines aufgehängt; auch die däniſchen wilden Männer fand ich hier, ſie ſchienen beſonders Signora zu intereſſiren, als ſie von mir hörte, ſie ſeien meine Landsleute, und ganz naiv fragte ſie, ob man in unſerm kalten Lande ſo gekleidet gehe?

Der erfrorne, betende Camaldulenſer verließ uns hier; Keinem von uns ſagte er Lebewohl.

Nun hatte ich endlich einen guten Platz, das ganze Coupé war mein; ich konnte allein ſitzen und mich ungeſtört zwiſchen den hübſchen Bergen umſehen; für zwei Perſonen war dieſer Platz wirklich zu klein.

---

*) Perugia iſt bekanntlich Raphaels Geburtsort.

Wir ſollten fort; unſer dicker Engländer kletterte zu mir herauf; er wollte die Ausſicht auch genießen.

Ich verſicherte, daß der Platz für ihn nicht groß genug ſei. „Das iſt unangenehm!“ ſagte er und klammerte ſich feſt, indem er mir fortwährend Recht gab, daß zwei Perſonen hier nicht ſitzen könnten; er machte mir daher den Vorſchlag, in den Wagen zu kriechen, aber ich erzählte ihm, daß ich gerade wegen des Anblicks der Natur dieſen Paß gemiethet.

„Ich bleibe auch wegen der Natur hier!“ ſagte er.

Kaum waren wir eine kleine Strecke gefahren, als er die Augen ſchloß und mich bat, ihn anzuſtoßen, wenn etwas Hübſches komme; ein Paar Mal hat ich es, aber da bat er ſich aus, daß ich ihn nur dann anſtoßen möge, wenn etwas ganz ungewöhnlich Schönes komme.

Ich ließ ihn ſchlafen.

Bei Aſſiſi, der Stadt des heiligen Franciscus, beſuchten wir in dem Dorfe die Kirche degli angeli; Signora wollte beichten.

Unſer Engländer ließ ſich allein herumführen, die Merkwürdigkeiten zu beſehn, „denn er ſehe nicht gut in Geſellſchaft,“ äußerte er; der Mönch, welcher ihn herumführte, erhielt weder Geld noch Dank. „Die Kerle haben ja nichts Anderes zu thun!“ ſagte er, als Signora ihm einen Vorwurf darüber machte. Von dieſem Augenblick an wurde das Verhältniß kälter zwiſchen ihnen und es ertönten nicht ferner vierſtimmige Geſänge im Wagen.

Nie iſt mir ein Menſch mit einer ſolchen — wie ſoll ich es nennen? — einer ſolchen unbewußten Unverſchämtheit begegnet. Alle ſollten nur für ihn leben, Alle ſich nach ſeiner Bequemlichkeit richten; nie ſagte er ein Compliment, ohne daß es ſich in ſeinem Mund in eine Grobheit verwandelte. Ich kam zuletzt in ſeiner Geſellſchaft auf den Gedanken an das Märchen von der böſen Stiefmutter, die, als ihres Mannes Tochter vom Brunnen zurückgekehrt war, in den ſie ſie geworfen, und Gold und Roſen aus des Mädchens Mund fielen, wenn es redete, ihre eigne böſe Tochter in den Brunnen warf; aber als ſie heraus kam, war ſie noch ärger als zuvor, und bei jedem Wort ſprang ein Froſch oder eine Eidechſe aus ihrem Munde. Je mehr ich den Engländer anſah, je mehr ich ihn ſprechen hörte, um ſo klarer wurde es mir, daß er ein leiblicher Bruder der böſen Tochter der Stiefmutter ſei.

Wie machte er uns den Abend ungemüthlich in dem friedlichen Spolete, wo das Feuer ſo freundlich in dem Kamin flackerte, wo die Muſik ſo hübſch von der Straße ertönte, wo das Volk vor der Kirche jubelte: „evviva Madonna! evviva Jeſus Chriſtus!“

Vor Sonnenaufgang waren wir wieder im Wagen; und ſo lange es recht morgenkalt war, hatte ich meinen Platz allein. Das Wetter war grau, aber die Berge waren ſo herrlich, viele Bäume ſtanden ganz grün. Eine kleine Stadt dicht neben der andern erhob ſich über uns, jede lag wie eine Sphinx auf dem Berge und ſchien zu fragen: „weißt du, was hier lebt und ſich regt?“ — Wir fuhren vorüber! Eine Bettlerin kniete auf dem Wege vor uns und küßte die Erde. Wir fuhren vorüber! Wir begegneten bewaffneten Soldaten, die einen Karren umringten, auf welchem vier

Räuber gefeſſelt lagen, kräftige, ſchwarzbärtige Kerle; ein altes Weib ſaß neben ihnen, ſie nahm den Rückſitz ein, nickte uns zu und ſchien ganz wohlgemuth zu ſein. Wir fuhren vorüber! —

Wir waren in Spoleto.

Ein furchtbarer Kerl in einem ſchmutzigen blauen Mantel und mit einer kleinen, ſchmierigen, rothen Mütze auf dem ungekämmten Haar näherte ſich unſerm Wagen. Ich ſah ihn für einen Bettler an und verwies ihn an die Geſellſchaft im Wagen. Er näherte ſich erſt der einen Seite der Kutſche, dann der andern, wurde aber überall abgewieſen.

„Es iſt ein Paſſagier,“ ſagte der Vetturin, „es iſt ein Nobile aus Rom.“ Aber wir proteſtirten ſämmtlich dagegen, ihn zum Nachbar zu haben; er ſah aus wie der ſelige Hiob, als er ſich mit Topfſcherben geſchabt hatte.

Der Menſch ſtieg alſo zum Vetturin hinauf, und nun war mir alle Ausſicht benommen.

Zu Hauſe auf dem weichen Sopha träumt man nicht davon, ſo in Italien zu reiſen; dort ſieht man im Geiſte nur ſchöne Menſchen, die Sonne ſcheint ewig durch Weinranken und Cypreſſen, der Körper fühlt kein Ungemach. Selbſt die friſche Luft wurde mir durch den Duft der Kleider des Nobile verdorben.

Bei der nächſten Station überließ ich ihm das Cabriolet, ſetzte mich zum Vetturin hinaus, ſog die friſche Luft ein und blickte auf die herrliche Bergnatur.

Der Weg ging im Zickzack den monte Somma hinauf; Ochſen waren vor den Wagen geſpannt, Quellen rieſelten zwiſchen den großen Steinblöcken; einzelne Laubhölzer waren ganz grün wie im Frühling, und wo die Bäume alt und entblättert waren, wuchs der Epheu ſo üppig und friſch um Stämme und Zweige, hinauf bis an die äußerſten Spitzen, daß die Bäume wie in ihrer reichſten Pracht erſchienen; die ganze Krone war ein wogendes Grün.

Hübſche Mädchen liefen neben dem Wagen her und boten uns Obſt an. Der Ochſentreiber ſang ſeine Canzonette und flötete ein munteres Zwiſchenſpiel dazu. Ich ſprang aus dem Wagen, mein Herz jubelte bei der maleriſchen Schönheit.

Unten in der Felſenkluft lagen die Ruinen zweier Waſſermühlen; ein großer ſchwarzer Raubvogel ſchwang ſich aus dem Dickicht. Alles war wild und einſam, Regenwolken hingen über uns; die Nebel erhoben ſich leiſe aus den Klüften; nur im Schritt bewegte ſich der ſchwerbepackte Reiſewagen.

Der Vetturin erklärte, wir würden Terni nicht ſo früh erreichen, daß wir den Waſſerfall beſuchen könnten. Ich, der ich ihn auf einer frühern Reiſe geſehn, reſignirte, der Engländer hingegen raſete, und diesmal hatte er Grund. Er fluchte, er tobte, den Waſſerfall wollte er ſehen.

Es war ſtockfinſter, als wir in Terni ankamen, aber der Mann wollte ſeinen Willen durchſetzen. Er ließ einen Führer rufen, zwei Laternen anzünden, ſetzte ſich dann auf einen Eſel und verlangte, zum Waſſerfall geführt zu werden.

„Aber Sie können ihn ja unmöglich bei zwei Laternen ſehn!“ wurde ihm geſagt.

Dann nehmen wir drei!“ antwortete er und ritt fort.

Der Führer ſah ſehr vergnügt dabei aus; es war gewiß zum erſten Mal, daß er ſelbſt den Waſſerfall bei ſolcher Beleuchtung ſehen ſollte. Wie ſie es anfingen, um die zwei oder drei Laternen an dem rieſenhohen Fall anzubringen, weiß ich nicht; aber der Engländer meinte, als er zurückkam, daß der Waſſerfall bei Terni den Weg und alle Unbequemlichkeit nicht werth ſei; er hätte ihn ſowohl von oben als von unten beſehen, aber er tauge nichts.

Schon am nächſten Morgen um drei Uhr ſollten wir weiter, denn der Weg ſei ſchlimm, ſagte der Vetturin, wir hätten die längſte Tagereiſe vor uns und müßten vor Dunkelwerden Nepi erreichen, da die Umgegend unſicher ſei. Ein anderer Vetturin mit ſeiner Geſellſchaft ſchloß ſich an uns an; aber wir waren gleichwohl nicht ſtark genug.

Der Regen ſtürzte herab, der Weg war tief und ſchwer; es war finſtere Nacht. Wir hörten einen hohlen, ſtarken Schall von den Bergen, es waren Hirten, die auf Muſcheln blieſen, um ihre Heerden zu ſammeln.

In der Morgendämmerung paſſirten wir die Bergſtadt Rocca, ſie liegt höchſt maleriſch; die Gegend hat das Ausſehen von Tyrols Bergen zur Sommerzeit; jeder Strauch, jeder Baum war grün, der Regen hatte Gras und Blätter erfriſcht. Der Epheu ſchlang ſich in reichen Guirlanden um die Felſen und dicken Baumſtämme, der Ort ſelbſt hängt wie ein Schwalbenneſt an der Felſenwand; die gelbe Tiber ſchlängelt ſich unten in der Tiefe.

Unſer Engländer ſchlief, Signora that daſſelbe; aber deſto lebhafter ſtiegen ſie ſpäter aus, als wir in Atricoli hielten, einer Stadt, deren Straßenpflaſter während eines Erdbebens gelegt zu ſein ſcheint. Das Wirthshaus war ſo reich an Schmutz, daß ich im Stalle zu eſſen vorzog, wo der Duſt doch beſſer war als in dieſen ſchmierigen Stuben. Die Ausſicht dagegen war unbeſchreiblich ſchön; die Berge verſchwammen bläulich grün, die Thäler erſtreckten ſich tief und fruchtbar. Dieſe Schönheit und dieſe Unſauberkeit! ja, man ſagt, daß Nichts in dieſer Welt vollkommen ſei, aber wahrlich, hier war Beides ſo vollkommen, wie man es ſich nur denken kann. Auch der Engländer war es in ſeiner Art; er ging bei der neuen Vetturingeſellſchaft auf Speiſejagden aus, und ließ ſich die beſten Stücke ſchmecken, welche ihm vorgeſetzt wurden. Er wurde grob gegen unſern gutmüthigen, ſtillen Geiſtlichen und begann unhöflich zur Signora zu ſprechen.

Unangenehme Geſellſchaft, ſchlechtes Wetter, böſe Wege, elende Pferde, Alles vereinigte ſich, um mir die Reiſe zu einer Buß- und Pönitenzfahrt zu machen. Die Sonne wollte mir nicht ins Herz ſcheinen und ſchien auch nicht auf die Landſchaft um mich her; und gerade dieſe Strecke, welche wir jetzt paſſirten, lag in dem herrlichſten Sonnenglanze, als ich zuletzt hier war; aber die Natur dachte wohl: wegen dieſer Geſellſchaft brauche ich nicht freundlich auszuſehen, und der Poet hat ja geſehen, wie hübſch es hier ſein kann; er hat mich beſungen, er thut es nicht ferner! Und ſo blieb ſie in ihrem Regenwetterphlegma.

Der Vetturin erklärte nun, daß der Weg zu ſchlecht ſei, als daß wir bei Tage Nepi erreichen könnten. Es war riskant, im Dunkeln hier zu fahren, wir mußten daher in Cività Caſtellana übernachten.

Wir kamen am monte Soracte vorbei, deſſen Schnee Horaz beſungen hat, und wo die Nachtherberge ſich mit alten, von Schlingpflanzen faſt bedeckten Mauern zeigte. Das Waſſer brauſt weiß ſchäumend über die Felsblöcke. Cività Caſtellana iſt eine der Städte, die auf den erſten Anblick ſchön erſcheinen, aber als Aufenthalt ungemüthlich ſind.

Wir bezogen das Albergo della croce di Malta, ein altes Franciscanerkloſter, welches in ein Wirthshaus umgewandelt iſt. Von der Straße traten wir ſogleich in den gewölbten Stall, er ſah aus, als wäre er früher ein Betſaal geweſen; eine hohe ſteile Treppe führte zu den Gaſtzimmern; Katzen und Hühner ſprangen umher. Die Thüren hingen nur an einer Angel oder fehlten völlig. Die Frauenzimmer im Hauſe ſaßen ihr langes Haar flechtend da und wußten kaum, ob ſie uns empfangen ſollten.

Ich ging ein wenig umher und beſah die Gelegenheit; Alles war in der größten Unordnung. In einigen Zimmern ſtanden Bettſtellen ohne Bettzeug, naſſe Wäſche war an Stangen aufgehängt; in andern lagen zerſchlagene Meubles oder es waren Töpfe aufgeſtellt, die Gott weiß was enthielten. Ich ſtieg hinunter in einen engen Hof, der von vier düſtern Bogengängen umſchloſſen ward; mitten im Hofe war ein tiefer Brunnen; Fledermäuſe flogen zu Dutzenden um meinen Kopf; eine kleine hölzerne Thüre ſtand angelehnt, ſie konnte weder vor- noch rückwärts geſchoben werden. Ich ſteckte den Kopf hinein, hier war eine feuchte, kalte Kirche; ich ſah die hohen Fenſter, aber drinnen war Alles in Dunkel gehüllt; ich war nicht allein, ich hörte Schritte; — ich trat zur Seite: zwei ſchwarze Männer, mit breiten Hüten, wie ſie die Jeſuiten tragen, kamen durch den Bogengang.

„**Viva Giesù sanguine!**“ ſagten ſie ganz leiſe, indem ſie an mir vorüberſchritten. Ich folgte langſam.

Als ich hinauf kam, hörte ich, daß mir das Loos gefallen ſei, dieſe Nacht das Zimmer entweder mit dem Nobile oder mit dem Engländer zu theilen; ich proteſtirte und eilte zu dem jungen Geiſtlichen. Er hatte eine Art Taubenſchlag als Schlafgemach erhalten, und ich fragte ihn, ob ich nicht bei ihm auf einigen Stühlen mir ein Bett bereiten könnte?

„Aber ich habe einige religiöſe Ceremonien,“ begann er.

Ich bat ihn, in dieſer Beziehung durchaus nicht an mich zu denken, ich ſchliefe augenblicklich; — in der Eile ſtellte ich nun einige Stühle neben einander. Der Geiſtliche, die Signora und der Gemahl, alle drei halfen mir das Bettzeug zuſammentragen; es war ein ſchreckliches Lager! Während dieſes Arrangements kam der Engländer glühend roth und böſe, weil ich nicht in ſeiner Geſellſchaft ſchlafen wollte.

„Gehen Sie in dieſer Räuberhöhle von mir?“ ſagte er, „ſoll ich liegen und allein ermordet werden? Die Thür kann nicht verſchloſſen werden, in der Kammer iſt ein Schrank mit einer Treppe, im Zimmer nebenan liegen ein Mönch und ein Bauernkerl, ſie ſehen niederträchtig aus! — Soll ich liegen und allein ermordet werden? Sie ſind kein guter Kamerad! Ich werde auf der ganzen Reiſe nicht mehr mit Ihnen ſprechen.“

Ich dankte ihm dafür.

Es war ein ungemüthlicher Abend; an demſelben, aber das wußte ich natürlicher Weiſe damals nicht, wurde in Kopenhagen meine Tragödie, „das Maurenmädchen,“

zum erſten Male aufgeführt. Schlechter noch als dem Verfaſſer war dem Publicum gewiß nicht zu Muthe.

Obgleich wir zwei Vetturingeſellſchaften waren, die am nächſten Morgen zuſammen reiſen wollten, riethen uns doch alle Leute im Wirthshauſe, Bedeckung bis Nepi mitzunehmen, wo wir erſt beim Aufgang der Sonne eintreffen könnten.

Schon um drei Uhr waren wir auf; die Pferde von vier Reitern ſtampften vor dem Hotel; der Regen plätſcherte. — Unſer Engländer konnte nicht fertig werden, und als er endlich ſo weit war, begann er ſich mit der Wirthin zu zanken, darauf mit dem Cameriere.

Endlich fuhren wir ab; zwei Reiter ritten voraus, zwei hinterher; gleich vor der Stadt begegneten wir der römiſchen Diligence, welche über Forli nach Bologna geht; auch dieſe hatte Bedeckung.

Wir paſſirten eine lange Brücke, „ponte dei coglioni,“ nannte ſie der Vetturin, und erzählte, daß das Geſindel ſich unter dieſer verberge, wenn es ſehe, daß man Soldaten mithabe. Inwiefern es ſicher oder unſicher ſei, hier zu reiſen, kann ich nicht entſcheiden, aber ich ſah das Ganze als eine Verabredung zwiſchen den Wirthsleuten, dem Vetturin und den Soldaten an; letztere verdienten ja ein kleines Trinkgeld.

Weder jetzt, noch früher oder ſpäter, iſt mir etwas von einem Ueberfall in Italien bekannt geworden, man reiſt in dieſem Lande gewiß bald eben ſo ſicher, als in England und Frankreich.

Es war faſt heller Tag, als wir in Nepi ankamen, einer Stadt, die für ein Prachtexemplar der Unſauberkeit und Baufälligkeit gelten kann. Die großen Paläſte ſahen aus, als wären ſie von Menſchen verlaſſen und dienten Ratten und Fledermäuſen zum Aufenthalt. Spinnengewebe mit dickem Staub hingen in allen Niſchen und Winkeln. Hier hörte indeſſen der Regen auf, aber wie eine ſchwere Bleidecke hing die graue Luſt über uns.

Es war eine ſonderbare Einſamkeit zwiſchen der letzten Verzweigung der Berge. Endlich waren wir auf der letzten Station La Storta, einem kleinen Flecken, der nur einige Stunden von Rom entfernt liegt.

Das erſte und einzige Wirthshaus hier ſieht aus, wie bei uns ein gewöhnlicher Stall; Küche und Schenkſtube ſind in einem Raum. Die Wände ſind fürchterlich mit Landſchaften bemalt, ganz wie man ſie mittelſt einer ſchlechten Laterna magica ſieht: dicke Striche und Farben, grell und toll wie in einem illuminirten ABC-Buch. Alles Licht kommt durch die Thür. Mitten auf dem Boden ſtand ein großer, viereckiger, eiſerner Kaſten mit Feuer, und neben dieſem ein hölzerner Tiſch und hölzerne Bänke für die Gäſte; Bündel Farrenkräuter hingen, der Fliegen wegen, unter der Decke, wahrſcheinlich damit dieſe die Malereien nicht verderben ſollten. Hühner und Flaſchen hatten ihren Platz auf dem Fußboden; Speiſegeruch erfüllte das Zimmer und man ſah Alles in einem leichten Anflug vom Schornſteinrauch. Die Ausſicht durch die Thür wurde durch eine Schuttgrube und einen Miſtberg mit lebendigen Truthühnern begrenzt; Vetturin- und Frachtwagen füllten den übrigen Platz.

Unſer Engländer ging augenblicklich zum Heerde, betrachtete die verſchiedenen Speiſen und nahm ſogleich von den zubereiteten, was ihm am beſten ſchien; aber die Wirthin in La Storta drehte ſich auf dem Abſatz herum und riß ihm augenblicklich aus den Händen, was er genommen, indem ihre funkelnden Augen ihn vom Kopf bis zu den Füßen maßen; er ſtieß ſie zur Seite, ſie fragte, ob er von Sinnen ſei? und zeigte ihm darauf die von ihm beſtellten Speiſen, welche noch ganz roh in der Pfanne lagen. Er knipp ſie in ihren dicken Arm und ſie erhob ihr Küchenmeſſer.

Ihr Gemahl, ein kleiner dicker Mann, ſprang hinzu, umfaßte ſie und hob ſie vom Boden empor; ſie focht mit dem Meſſer und ein Strom von Worten durchſchallte das Haus. Der Engländer wurde im Geſicht glühend roth, ergriff einen Rohrſtuhl und hielt dieſen vor ſich.

Wir vermittelten während deſſen den Frieden, und nun aß er, aß für drei Perſonen. „Ich muß für Zwei eſſen!“ ſagte er, „ich muß eſſen, denn ich habe mich geärgert! Eſſen, und doch nur drei Paoli bezahlen!“

Die Wirthin verlangte aber ſechs Paoli; der Vetturin, deſſen Koſtgänger der Engländer bei allen Mahlzeiten war, beklagte ſich laut. Wir nahmen Partei für den Erſtern und der Engländer ſchimpfte auf den armen Menſchen. „Er bekommt kein Trinkgeld!“ ſagte er, „ich bin mit ihm unzufrieden! Ich bin unzufrieden mit den Speiſen! Unzufrieden mit der Geſellſchaft —!“

„Mit der Geſellſchaft —?“ fragte Signora.

„Ja wohl!“ ſagte er, „Sie plappert immer! — ſchnurr, ſchnurr, ſchnurr — wie das geht! und Ihr Mann iſt dumm, iſt ſtumm, hat keine Bildung!“

„Keine Bildung!!“ wiederholte Signora; ſie wurde ganz blaß und ſtemmte die Arme in die Seiten, „keine Bildung! Mann! Nimm Dein Doctor-Diplom aus der Taſche und zeige ihm, daß Du Bildung haſt!“

Ihr kleiner Mann war eben ſo blaß als ſie: er ſagte kein Wort, ſein Auge ſtierte wild, er zog ſeine Brieftaſche hervor und entfaltete ein Papier, das er ausgebreitet dem Engländer vorhielt.

„Leſet!“ ſagte Signora, „leſet, wenn Ihr könnt! — Mein Mann keine Bildung! — Engländer, ſeh' Er mich an; Er iſt es, der ein roher Kerl iſt! und Er ſagt mir, daß Er mit Prinzen gelebt hat! — Ochſen und Hunde ſind Seine Compagnons geweſen! maledetto —!“

„Ich leſe nicht!“ ſchrie der Engländer mitten unter ihrer Rede, ſchlug gegen das Papier, ſtemmte ſeine Hände in die Seiten, gleich wie Signora, und ließ ſeine Zunge kollern wie ein Truthahn.

In demſelben Augenblick ſtand die Wirthin an Signora's Seite; ſie erhob ſich auf einem Fuß, ihr Auge blitzte, ſie hielt eine Schüſſel voll Blumenkohl in der Hand und der Kohl flog über des Engländers Kopf. Die Hühner auf dem Fußboden flatterten wild umher, ich lachte, Einige der Geſellſchaft trommelten mit den Fingern auf dem Tiſche, und ein Paar Damen, zur Geſellſchaft des andern Vetturins gehörend, entflohen durch die Seitenthür.

Von dieſem Augenblick an ſprach Keiner mit dem Engländer; er ſetzte ſich in den Wagen und ſchien zu ſchlafen.

Bei La Storta beginnt Roms Campagna; ein grasbewachſener Kirchhof im Großen, das iſt das Bild, welches ſie darbietet. Keine Häuſer, aber Grabesruinen ohne Namen liegen am Wege; zwiſchen den hohen Diſteln treiben die Hirten ihre Schafheerden.

„Nero's Grab!“ rief der Vetturin und deutete auf ein Monument dicht am Wege. Wir fuhren vorbei. Ich erblickte St. Peters Kuppel. O wie pochte mein Herz, Rom wieder zu ſehen! Ich erkannte den grünen monte Mario, wir rollten über den ponte molle und wurden nun von den weißen Mauern der Weingärten umſchloſſen, bis wir vor der porta del popolo hielten.

Die Päſſe wurden abgeliefert, wir erhielten unſere buletta, ein Soldat ſetzte ſich neben den andern Vetturin, während der Offizier uns gebot, ihnen zur Dogana zu folgen; wir folgten.

„Nicht zur Dogana!“ war das erſte Wort, welches unſer Engländer ſagte; er rief es aus dem Wagen, er befahl, daß man ihn zu einem Hotel fahren ſollte, denn er wollte ſich nicht auf den Befehl eines Soldaten umherziehen laſſen.

„Zur Dogana!“ riefen wir Alle, und der Vetturin fuhr dahin.

Im Koffer des Engländers fanden ſich zwiſchen den Kleidern eine Menge Wachslichtſtückchen. „Die habe ich von den Wirthshäuſern, wo ich logirt, ſie ſtehen als bezahlt auf der Rechnung und ich nehme mit, was mein iſt.“

Hier ſchieden wir.

Ende des erſten Theils.

Schnellpreſſendruck von Fr. Ries in Leipzig.

H. C. Anderſen's

Geſammelte Werke.

Vom

Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe.

Neunzehnter Band.

Eines Dichters Bazar.

Zweiter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Eines Dichters Bazar.

Von

H. C. Anderſen.

Zweiter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Inhalt

des zweiten Bandes.

Rom und Neapel.

Seite
Cap. 1. Ankunſt in Rom. 9
Cap. 2. Die Familie Borgheſe. 14
Cap. 3. Roms Kirchen. 18
Cap. 4. Feenſchlöſſer in der Wirklichkeit. . . . 23
Cap. 5. Der Weihnachtsabend in Rom. 32
Cap. 6. Drei römiſche Knaben. 35
Cap. 7. Religiöſe Gebräuche. 40
Cap. 8. Die Waſſerfälle bei Tivoli. 48
Cap. 9. Meine Stiefeln. 54
Cap. 10. Die Kaiſerburg. 59
Cap. 11. Sanct Knud. 63
Cap. 12. Das Coloſſeum. 66
Cap. 13. Das Carneval. 68
Cap. 14. Pegaſus und die Vetturinpferde. . . . 75
Cap. 15. „Die Malibran-Garcia iſt todt!“ . . . 83
Cap. 16. Ausſicht aus meinem Fenſter. 86
Cap. 17. Ein neapolitaniſcher Corricolo. 90
Cap. 18. Abreiſe aus Italien. 94
Cap. 19. Dampfſchifffahrt. 99
Cap. 20. Sicilien. 102
Cap. 21. Malta. 108
Cap. 22. Einige Tage auf dem Mittelmeere. . . . 120
Cap. 23. Panorama von Südmorea und den Cykladen. 128
Cap. 24. Der Golf des Piräeus. 139

Rom und Neapel.

I.

Ankunft in Rom.

Rom iſt gewiß die einzige Stadt, in welcher ein Fremder, der ſich ohne Bekanntſchaft anſiedelt, ſich heimiſch fühlen kann. Ein ſtiller Sinn wird hier ſo einſam und abgeſondert zu leben vermögen, wie er ſich es wünſcht, und der unruhigſte Geiſt Abwechſelungen genug finden, denn hier vergeht kein Tag, ohne daß er für Augen und Gedanken etwas Neues bringt.

Man muß ein ganzes Jahr in Rom leben, um das Bild dieſer Weltſtadt richtig aufzufaſſen, welche zu jeder Jahreszeit ihre eigenthümliche Färbung hat. Es iſt eben ſo intereſſant, Rom im Herbſt zu ſehn, wenn die tanzenden Mädchen von der Weinleſe kommen, als während der Carnevalstage, wo die muntern Masken die Straßen füllen. Man muß in Rom ſein, wenn der Schnee auf den Bergen liegt und die Schildwache, mit ihrem Kohlenbecken vor ſich, auf ihrem Poſten ſteht, während die barfüßigen Knaben die Füße auf das Eis ſetzen und ſagen, daß es brenne. Man muß in Rom ſein in der glühenden Sonnenhitze, wenn der kühlende

Springbrunnen am Abend ſingende Schaaren um ſich verſammelt.

Der Reiſende aus dem Norden, welcher, indem er in die Stadt hineinrollt, glaubt, er werde eine Stadt ſehen, die ihn an Nürnberg erinnere oder ein noch älteres Gepräge darbiete, wird im höchſten Grade überraſcht von dem heitern Anblick, der gefälligen Regelmäßigkeit, dem ganz Modernen, das ſich ihm zeigt. Man erblickt ſogleich einen großen, ſchönen Platz mit einem Obeliſken und Springbrunnen, eleganten Hotels, herrlichen Terraſſen mit neuen Statuen und Basreliefs; junge duftende Akazien bilden Alleen, eine neben der andern; die vornehme Welt rollt in prächtigen Wagen vorüber; engliſche Damen und römiſche Dandies zeigen ſich zu Pferde. Das Einzige, was das Bild des Modernen ſtören möchte, wäre vielleicht, wenn ein Paar der rothbemalten, plumpen Kutſchen der Cardinäle vorüberkämen, auf welchen Kutſcher und Diener Perrücken und dreieckige Hüte tragen.

Gegen das Stadtthor erſtrecken ſich drei Straßen[*]); die mittelſte iſt der Corſo, diejenige, in welcher Carneval, Wettrennen und Spazierfahrten ſtattfinden. Sie iſt eine prächtige Straße mit breitem Flieſentrottoir, Läden, Kirchen, und vor Allem mit vielen Menſchen. Dieſe wollen wir hinabfahren und in eine der Seitenſtraßen zur Linken einbiegen, und wir befinden uns auf dem ſogenannten ſpaniſchen Platze.

---

[*]) Babbuino, il corso und ripetta ſind die Namen der drei Straßen.

Wie man erzählt, ſtieg die Tiber einſt ſo hoch, daß ſie ein Boot auf dieſen Platz führte; plötzlich ſank das Waſſer und das Boot blieb hier liegen, gerade wo jetzt die Waſſerkunſt iſt. Michel Angelo, der die Zeichnung zu dieſer verfertigen ſollte, nahm das geſtrandete Boot als Motiv, und daher ſieht man nun in der Mitte des runden Baſſins ein Boot aus Stein, dem das Waſſer entſtrömt.

Hinter der Fontaine erhebt ſich eine ſteinerne Treppe, welche ſo breit iſt wie eine ganze Straße, und ſo hoch wie die Nachbarhäuſer; es iſt die ſogenannte ſpaniſche Treppe, welche zu dem franzöſiſchen Nonnenkloſter, zu der franzöſiſchen Akademie, ſo wie zu der ſchönſten und beſuchteſten Promenade führt.

Einſt war dieſe Treppe ſehr im Verruf wegen Ueberfall bei Abend und Nacht. Aehnliches hat man jetzt, ſeitdem Laternen angebracht ſind und ein Soldat Wache ſteht, lange nicht gehört, und doch brennen erſtere ſchlecht und Letzterer ſitzt Abends immer im Schilderhauſe. Bei Tage wimmelt es hier von Bettlern mit welken Gliedern. Einige hüpfen wie Fröſche, indem ſie die Hände zum Springen gebrauchen, Andere liegen lang ausgeſtreckt und zeigen die kranken Glieder.

Von der Treppe oberſter Stufe, bei dem gemauerten Geländer, hat man eine Ausſicht über das halbe Rom mit ſeinen Thürmen und Kuppeln; aber noch wollen wir dies nicht ſehn; wir folgen der vor uns liegenden Straße, es iſt die via felice, und hier haben zwei Könige ihre Wohnungen. Wo liegen die Schlöſſer? Seht, dort zur Linken, das ſchmalſte

Haus von allen, eingeklemmt zwiſchen ärmlichen Häuſern und ſelbſt eben ſo ärmlich; zwei Fenſter ohne Glas, nur mit Eiſenſtangen verſehen, eine Thür mit einem Hammer und der Inſchrift: **Villa Malta.** Das iſt das Palais des Königs von Baiern in Rom. Gehen wir hinein — ja dann iſt der dürftige Eingang bald vergeſſen; wir ſind in einem prächtigen Garten, wo große Lorbeerhecken die Gänge einſchließen; Pinien erheben ihre grüne Wölbung um die kleine Wohnung, von welcher man hinausſchaut über die Stadt, auf die ſieben Hügel, hinaus zu den blauen Sabiner- und Albanerbergen.

Die Wohnung des andern Königs liegt rechts und ſieht einem Palais ähnlicher, obgleich die Fenſter etwas unregelmäßig angebracht ſind. Ein düſterer Gang mit ſteinernen Treppen führt zu den Zimmern hinauf, welche nur Fußböden von Mauerſteinen haben, dafür aber Wände, die mit den herrlichſten Bildern prangen.

Hier wohnt Thorwaldſen.

Wir folgen der Straße, in der wir uns befinden, und gelangen auf einen großen Platz, ſo echt römiſch, daß keiner gezeigt werden kann, welcher Rom beſſer repräſentirt. Man erblickt hier einen Theil des Kapuzinerkloſters, alte verfallene Mauern, eine Reihe ſchlechter kleiner Häuſer, und hinter dieſen einen der prächtigſten Paläſte, welcher einen Bilderſchatz umſchließt. Zur Rechten haben wir Läden, echt römiſche, mit Lorbeeren, Guirlanden von rothen und weißen Würſten, Käſepyramiden, Moſaik aus Feigen und Orangen, ganzen Orgeln aus Lichtern; dabei Alles ſo geſchmackvoll geordnet, als werde hier ein großes Feſt gefeiert.

Die Lampe brennt Tag und Nacht vor dem Madonnenbilde an der Ecke; ein Thronhimmel erhebt ſich darüber, ein kleiner Altar ſteht zu ihren Füßen, und auf demſelben erblickt man Blumentöpfe mit flatternden, ſeidnen Bändern, während die Mauer ringsum mit Votivtafeln behängt iſt, kleinen Bildern, die alle Krankheiten, alles Unglück vorſtellen, welche die Madonna geheilt und wovon ſie die Menſchen errettet hat; man ſieht die durchgehenden Pferde, die ſie in ihrem Lauf aufhielt, man ſieht das Kind in den Brunnen fallen und doch gerettet werden. Es iſt eine ganze kleine Wunderausſtellung, eine ganze Galerie von Unglücksfällen, die gut ablaufen. Am Hauſe ſelbſt iſt kein Platz für mehrere Votivtafeln, und darum iſt die letzte an dem gegenüberliegenden angebracht.

Aber wir müſſen den Platz ſelbſt betrachten. In der Mitte ſteht ein mächtiger, ſteinerner Triton, der mit vollen Backen in die Muſchel bläſt, ſo daß der Waſſerſtrahl viele Ellen im Sonnenſchein ſteigt und wie ein Prisma in den Farben des Regenbogens ſpielt. Herrliche, weiße Ochſen mit ellenlangen Hörnern liegen hier, von den Wagen ausgeſpannt. Bauern ſtehen in Gruppen mit bunten Bändern um die ſpitzen Hüte und ſpielen **morra**. Mädchen, kräftig ſchön, den Goldkamm in dem glänzend ſchwarzen Haar tragend, ſchauen einem tanzenden Paar zu; das Tambourin ertönt, es iſt luſtig anzuhören und anzuſchauen. Der Kapuziner, welcher mit ſeinem Bettelſack auf dem Rücken vorübergeht, ſchielt mit einem Lächeln nach den Vergnügten.

Ja, hier ſind wir ſo recht in Rom! In dieſem Theile wohnen gewöhnlich die Fremden; hier wollen auch wir bleiben, von hier aus unſere Ausflüge machen und ſehen — ja, nur Einzelnheiten von dem Vielen, das mir ſich am Lebhafteſten einprägte.

II.

Die Familie Borgheſe.

In der Straße il corso liegt die Kirche San Carlo. Muſik und Geſang tönt durch die hohen Wölbungen, tauſend Lichter werden in Proceſſion getragen; ein vergoldeter, weißer Sarg mit himmelblauem Deckel ſteht auf einem hohen Fußgeſtell von Kandelabern mit brennenden Schaalen umgeben; aber kein irdiſcher Staub ruht in dieſem Sarge. In der Kirche Santa Maria maggiore*), dem reichen Begräbniß der Borgheſe, ruht Guendalina Borgheſe Talbot; hier, vor dem leeren Sarkophage, wurden koſtbare

---

*) Eine der bedeutendſten und ſchönſten Kirchen Roms. Ihre 40 ioniſchen Säulen, aus griechiſchem Marmor, ſind aus dem Tempel der Juno Lucina. Die Decke iſt mit dem erſten Golde vergoldet, welches aus Peru nach Europa kam.

Seelenmeſſen geleſen, und die Armen weinten um ſie, die ſie verloren.

In den zuletzt verfloſſenen Monaten*) ſegelte in jeder Nacht der Todesengel die gelbe Tiber herauf, ſtieg an das Land und wandelte mit Sturmſchritten durch die engen Gaſſen, zu den Häuſern der Armen, zu den Paläſten der Reichen, und wo er kam, bezeichnete er ein Haupt mit dem Todeszeichen.

In den ſchweigenden Straßen während der Nacht, in dem lärmenden Gewühl des Tages, aber dem irdiſchen Auge nicht ſichtbar, ſchritt der Todesengel die enge Treppe aus Mauerſteinen hinauf, hinauf über die breiten Marmorflieſen.

In der via ripetta**) liegt ein kleines unbewohntes Haus; eine große offene Wölbung macht ſeine beiden oberſten Etagen aus, ſo daß man aus den Fenſtern des Palazzo Borgheſe, welches mit einem Flügel gegen die enge Seitenſtraße liegt, durch dieſen Bogen in die via ripetta hinausſchauen und die gelbe Tiber erblicken kann an der Stelle, wo die Fähre hinübergezogen wird, ferner das gegenüberliegende Ufer, die Peterskirche, ja ſelbſt die fernen Hügel.

Das Zimmer in dem Palazzo Borgheſe, aus welchem man dieſe Ausſicht hat, gehört zu der großen Bildergalerie, welche ſich durch viele Säle erſtreckt. Hier ertönt ewig das Concert Leonello Spada's, hier verlöſcht nie der rothe Abendhimmel, der Loth und ſeinen Töchtern leuchtet, Gherardodelle Notti bannte ihn mit Geiſt und Flamme feſt; ewig regnet das Gold mit mächtigem Klange, den Raphael ihm ertheilen konnte, in Danae's Schooß.

---

*) 1840.

**) Eine der drei geraden Straßen, die ſich von der piazza del popolo erſtrecken.

Durch dieſe Säle wandelte in der Nacht der Todesengel, mit den großen Fittigen, die Alles hinter ſich verbergen; der Todesengel, auf deſſen Stirn der Stern glänzt und uns Unſterblichkeit verkündet, der kräftige junge Tod, der kein Gerippe iſt, ſondern ein kühner Jüngling, welcher keck den Lebensfaden zerſchneidet.

Durch dieſe reichen Säle wandelte der Todesengel. Domenichino's Sibylle ſchien die Augen zu erheben! Ceſar Borgia, dem Raphael Unſterblichkeit verliehen, wollte aus dem Rahmen treten; — aber ruhig ſchritt der Todesengel fort, die breite Treppe zwiſchen den herrlichen Marmorbildern hinauf —

Ein Sohn des Geſchlechtes Borgheſe wurde dem Tode geweiht.

Und der Trauerflor wurde dem reichen Wappen angeheftet, aber ehe er aufgehängt wurde, kam der Todesengel wieder, er ſuchte die Mutter, welche über ihr Kind weinte, der Todesengel küßte ihr die Bruſt, ſie ſtarb. —

Mutter und Sohn waren todt.

Der Arme weinte, es war Trauer in den Hütten, Jammer im reichen Schloſſe der Borgheſe; aber noch lebten ja zwei Söhne. Wieder kam der Todesengel, noch einer der Söhne mußte ſterben; der Letzte war übrig, aber mit Kummer im Herzen, mit Fieber im Blute.

„Wo iſt mein Bruder?“ fragte er, und in demſelben Augenblicke trugen ſie des Bruders Leiche aus dem Thore des Palaſtes.

Keine Antwort ertönte; der Todesengel küßte den Mund des Fragenden — auch er war todt.

Jammer und Noth war in dem reichen prächtigen Palaſte der Bergheſen. Die beſte, die liebevollſte Mutter war todt, todt ihre drei Söhne; — das ewige Rom vergoß Thränen, ſeine Dichter ſangen zur Harfe Lieder der Wehmuth. Eins derſelben rührte mein Herz, ich gebe es hier wieder in wirklicher Uebertragung:

Der Tod der Fürſtin Guendalina Borgheſe Talbot und ihrer drei Söhne.

Der Glaube pflanzte einſt mit großer Sorgfalt
An der Themſe eine Blume des Paradieſes,
Schön erwuchs ſie dort als eine Narciſſe,
So ſehr war ſie in ihrer Reinheit mit Grazie geſchmückt.

Von dort verpflanzte ſie mit flammendem Antlitz
Die Mildthätigkeit nach dem Ufer der Tiber,
Und hier erweckte ſie in Allen Liebe und Freude
Durch den Duft, den ſie um ſich her verbreitete.

Aber der ſüße Duft ſtieg auch zum Himmel auf,
Und dadurch faßten den Wunſch, ſie zu beſitzen,
Die Seelen, die dort der Freude genießen.

Auf göttlichen Wink kam ein Engel herab,
Riß die Blume mit drei Knoſpen heraus und trug ſie
Hinauf zur Liebe der Seligen und in den Schooß Gottes.

F. F.

III.

Roms Kirchen.

Ja, es giebt nicht weniger als 328 Kirchen in der Stadt Rom. Dieſe zu beſchreiben würde eben ſo ermüdend werden, als die Beſchreibung zu leſen, wir beſchränken uns daher auf drei, die auf demſelben Wege liegen; in dieſen wollen wir unſern Kirchgang halten.

Ueber der ſpaniſchen Treppe haben wir die Kirche **Trinità dei monti**; an jedem Sonntagmorgen ſtrömt eine Schaar Fremder hierher, ſie wollen die Schweſtern ſingen und muſiciren hören. Der blinde Bettler hält mit ſeinem Rücken den ſchweren Thürvorhang empor, damit die Menge deſto leichter hineinſchreite. Er ſchüttelt ſeine blecherne Büchſe, aber Keiner ſcheint es zu bemerken, denn ſchon ertönt Geſang von weichen Frauenſtimmen, es ſcheint das Weinen der Engel, aufgelöſt in Harmonie, zu ſein. Keine geiſtesarme Predigt ſtört hier die Andacht, der Geiſt ſchwingt ſich auf Tönen zu Gott.

Die Kirche iſt hell und gemüthlich, die Sonne ſtrahlt auf die goldnen, bunten Wände. Ein Gitter trennt die Zuhörer von den Nonnen, welche mit den armen kleinen Mädchen, die ſie erziehen, um den Altar ſitzen. Ueber dem Gitter iſt ein brennendes Herz, von einem Dornenkranz umſchlungen, abgebildet; es ſpricht: „das Herz ſoll nur für Gott flammen unter den Dornen der Erde!“ oder bedeutet es: „mein Herz brennt, aber des Kloſters Dornenkranz umſchließt es!“?

Mit lebensfrohem Blick ſchaut der Fremde durch das Gitter auf die gefangenen Tauben! — Ach, was mag wohl beſſer ſein: einſam mit Gott und ſich ſelbſt unter der ſchwarzen Cypreſſe im Kloſtergarten zu ſitzen, oder zu den flatternden Vögeln zu gehören, die paarweiſe über Berg und Thal fliegen, wo das Netz ausgeſpannt iſt, wo der Jäger zielt? — — Frage nicht die junge bleiche Nonne, ſtöre ſie nicht! Sie hat ihren Schmerz ausgeweint und ſingt heute ihre Freude hinter dem ſchwarzen Gitter.

Man erzählte von einer Schweſter, die unter Allen am Schönſten ſang, unter Allen die bleichſte war. Eines Sonntags früh vermißten ſie die Fremden. Zur ſelbigen Stunde gruben zwei alte Männer ihr Grab im Kloſtergarten, der Spaten tönte, er ſtieß gegen einen harten Stein, die Erde wurde fortgeſchafft und ein Marmorbild, aus alten Zeiten, der Erde enthoben. Ein ſchöner Bacchus, der Gott des Genuſſes, entſtieg zum Sonnenlicht dem Grabe, welches Eine empfangen ſollte, die nie das Leben genoß. Auch das Grab kann ironiſch ſein! —

Aus der Kirche Trinità dei monti wandern wir die Straße hinab, biegen um eine Ecke und ſtehen vor der Kapuzinerkirche. Drinnen findet man ſchöne Bilder, im Kloſter ſind kühle Gänge, ſie umſchließen einen kleinen Garten, wo die Citronenbäume, mit Zweigen ſchwer von Früchten, wachſen; aber bei alledem halten wir uns nicht auf. Unter der Kirche, jedoch nicht unter der Erde, iſt eine Reihe Capellen, dieſe wollen wir beſuchen! Die Sonne ſcheint herein durch die vergitterten Fenſter, die Luft fächelt friſch und rein, und doch gehen wir zwiſchen Todten. Fußboden, Decke, alle die kleinen Capellen hier ſind einzig und allein aus Menſchenknochen aufgeführt; wohin wir uns wenden, erblicken wir Knochen, ſie bilden Roſetten, Schnörkel und Bilder. Um einen Todtenkopf ſind zwei Hüftknochen dergeſtalt angebracht, daß ſie wie Flügel ausſehen; ein Thron aus Knochen iſt in einer der Knochenniſchen errichtet, zwei kleine Kinderſkelette *) ſchweben als Engel darüber, doppelte Hüftknochen bilden ihre Flügel. Kronleuchter, ebenfalls aus Menſchenknochen, hängen hier und können, mittelſt eines Seiles, herauf und herunter gezogen werden. Hände greifen in einander und bilden ſeltſame Arabesken. Der Fußboden dagegen in jeder kleinen Capelle iſt gewöhnliche Erde, vermiſcht mit Erde von Jeruſalem. Die Leichen der Mönche, welche hier beigeſetzt werden, nimmt man nach Verlauf von acht Jahren wieder heraus; hängen die Glieder dann noch zuſammen, ſo wird dem Todten eine Kapuzinerkutte

---

*) Kinder des Geſchlechts Barberini welches in dieſer Kirche ſein Familienbegräbniß hat.

angezogen und er in einer der Niſchen aufgeſtellt, mit einem Blumenbouquet oder Gebetbuch in der Hand.

Es iſt ſeltſam zu ſehen, welcher höchſt verſchiedene Ausdruck in dieſen oft mumienhaften Phyſiognomien liegen kann. Der Mönch, welcher die Fremden herumführt, deutet oft auf eine dieſer ſtummen Geſtalten und ſpricht: „er war mein Freund und Bruder hier im Kloſter, wir hatten einander ſehr lieb! — Betet für uns!“

Das Ganze iſt ein **memento mori**, welches man nie vergißt; und dennoch hat der Anblick nichts Unangenehmes. Wir ſehen das Vergängliche, aber im Sonnenſcheine, in friſcher Luft, es ſpielt gleichſam mit ſich ſelbſt, um das Bild des Todes zu mildern.

Die dritte Kirche, die wir betreten, **Santa Maria degli Angeli**, findet man inmitten der Ruinen von Diocletians Bädern; dieſe ſehen aus, als wären ſie ein Theil der alten Stadtmauern; ſie nehmen einen bedeutenden Platz ein. Ein Theil dient als Heumagazin, ein anderer iſt in ein großes Hoſpitium verwandelt. Dicht an dieſem, neben einer Reihe verfallener Bogen und geborſtener Mauern, ſieht man einen Eingang wie zu einer Capelle; man tritt hinein und ſteht in einer der größten und ſchönſten Kirchen Roms.

Es iſt Diocletians Badeſtube; mächtige Säulen, jede aus einem einzigen Granitblock, prangen hier noch ſeit jenen Tagen *).

---

*) Die 8 Säulen haben jede 16 Fuß im Umkreis und 43 in der Höhe.

In dieſer Kirche iſt es ſo anmuthig, ſo heiter, als ginge man im Freien unter einem Piniendach, aber zugleich ſo feierlich, einſam, echt katholiſch. Die Wände prangen mit herrlichen Bildern, hier findet man Domenichino's S. Sebaſtian, hier Carlo Marati's *) Taufe Chriſti.

In keiner der großen Kirchen Roms findet man ſolche Einſamkeit als hier; man ſieht nur einzelne Fremde über den marmornen Fußboden wandeln; ein Mönch zieht den Vorhang von einem der verborgenen Bilder weg, die Thüre zum Kloſter ſteht angelehnt, und hat man hineingeſchaut, ſo könnte man Luſt bekommen hier zu bleiben, denn weder im Kloſter noch in der Kirche ſieht man etwas Beengendes oder Drückendes. Große kühle Bogengänge umſchließen einen Garten, der mit den größten Cypreſſen prangt, die Rom aufzuweiſen hat. Ich habe keine Pappeln ſo hoch und üppig geſehen, wie die Bäume, welche hier einen Springbrunnen beſchatten.

---

*) In dem capellenähnlichen Gebäude, durch welches man in die Kirche gelangt, liegt zur Linken Carlo Marati und zur Rechten Salvator Roſa; die Büſte eines jeden ſteht auf dem Grabe. Dieſen beiden Gräbern gerade gegenüber befinden ſich zwei andere, deren Inſchriften mir als die ſchönſten und inhaltreichſten vorkommen, welche ich bisher geleſen; ſie lauten ſo:

Corpus humo tegitur,
Fama per ora volat,
Spiritus astra tenet.

Die andere iſt nicht weniger bezeichnend:

Virtute vixit,
Memoria vivit,
Gloria vivet.

Man bekommt Luſt, mit dem Mönche zu arbeiten, welcher in den kleinen Gärten vor den Zellen Kräuter pflanzt; jeder Garten hier erſcheint als eine Laube von Weinreben, Apfelſinen- und Citronenbäumen. Die warmen Sonnenſtrahlen ſchimmern zwiſchen den dunkelgrünen Blättern hindurch und vereinigen ſich gleichſam in den goldglänzenden Früchten.

Aus dieſer duftenden, grünen Capelle der Natur geht der Mönch in das große Gotteshaus, beugt ſein Knie und preiſet ſeinen Gott in ſtiller Einſamkeit.

IV.

Feenſchlöſſer in der Wirklichkeit.

„Noch leben die alten Götter!“ — ja das kann man in einem Märchen ſagen, aber in der Wirklichkeit? dieſe iſt oft ſelbſt ein Märchen.

Das Kind, welches „Tauſend und eine Nacht“ lieſt, ſieht in der Phantaſie die prächtigſten Zauberſchlöſſer und erfreut ſich daran; dann aber kommt das ältere, es ſagt: „Aehnliches findet man nicht in der Wirklichkeit!“ und doch findet man es dort. Der Vatican und die Peterskirche in Rom zeigen eine Größe, eine Pracht und gewähren einen Anblick, ganz wie die Schlöſſer, welche die Phantaſie in dem alten morgenländiſchen Buche aufgeführt hat. Wir können es ſelbſt ſehen und erfahren, ob die alten Götter noch leben.

Schon ſtehen wir auf dem Petersplatze und werden rechts und links von drei Reihen von Säulengängen eingeſchloſſen. Die Kirche gerade vor uns iſt in allen ihren Verhältniſſen ſo großartig, daß wir für ſie keinen Maßſtab haben. Sie paſſen ſo zu einander, zum Platz und zu dem mächtigen Vatican nebenan, daß wir nur ſagen: „es iſt ein großes Gebäude von drei Stockwerken!“ Aber wir betrachten das Menſchengewühl, welches die Treppe hinaufſtrömt, — dieſe hat die Breite des ganzen Gebäudes, und die Menſchen werden dann, nachdem das Auge das Verhältniß der Thür und Fenſter aufgefaßt hat, nur Punkte und Puppen. Wir erkennen die Größe, ohne ſie noch begriffen zu haben.

In der Mitte des Platzes ſteht ein Obelisk, und an jeder Seite deſſelben ein Springbrunnen, welche rückſichtlich der Umgebung eine paſſende Größe haben, aber betrachten wir jeden für ſich allein, ſo ſehen wir, daß ſie überraſchend groß ſind. Man erzählt von einem fremden Fürſten, daß er beim Anblick der gewaltigen Waſſermaſſe laut ausrief: „Nun iſt es genug!“ indem er glaubte, daß dieſes ungewöhnliche Schauſpiel nur ihm zur Ehre, durch ungeheure Mittel, für eine kurze Zeit möglich gemacht ſei; aber die Waſſer fuhren fort zu ſpringen und ſpringen ſtets mit demſelben Reichthum. Schön iſt es, wenn die Sonnenſtrahlen einen Regenbogen auf die fallenden Tropfen malen.

Von dem Platze geht man rechts durch einen geſchloſſenen Gang in den Hof des Vaticans, welcher an drei Seiten von dem Gebäude eingeſchloſſen wird. Es hat die Größe der Peterskirche, und daher machen beide neben einander aufgeſtellt nicht den Eindruck, den ſie machen könnten.

Lanzenknechte in mittelalterlichem Coſtüm — ſie ſehen gerade ſo aus wie der Treflebube in einem Spiel Karten — lauter deutſche Miethstruppen, halten in den Bogengängen und im Hofe Wache. Um jede Etage führt eine Galerie. In der oberſten ſind die Wände mit Landkarten al fresco bemalt, der Papſt kann hier die Länder ſtudiren, über die ſeine Vorfahren einſt geherrſcht. Die zweite Galerie iſt eine ganze Bilderbibel, es ſind die ſogenannten raphaelſchen Logen. Erſt in den letzten Jahren hat man die offnen Bogen mit großen Fenſtern verſchloſſen, die Malereien ſind etwas verblichen, die Arabesken ziemlich verwittert, ja ſogar von frechen Händen abgekratzt, oder mit Namen von Reiſenden beſchrieben, die Niemand intereſſiren. Die unterſte Galerie führt in den Flügel des Palaſtes, den der Papſt nicht bewohnt, der aber die reichſten und herrlichſten Schätze der Welt umſchließt.

Das ganze Gebäude beſteht, wie wir wiſſen, aus 22 Höfen und 11,000 Zimmern; ſchon das klingt märchenhaft. Die Wanderung von einigen Stunden durch daſſelbe kommt mir vor wie ein Aufenthalt in einem bezauberten Schloſſe; der kühnſten Phantaſie wird nicht Zeit vergönnt, ſich etwas Neues zu ſchaffen, ſie verſtummt im Anſchauen dieſer Wirklichkeit, die eben ſo reich und keck iſt wie ſie ſelbſt.

Laßt uns wandern!

Durch eine Gitterpforte treten wir in einen Gang, deſſen Ende ſich in blauer Ferne verliert; überall in der Welt, nur hier nicht, könnte er ſelbſt ein reiches Muſeum genannt werden, denn Fußboden und Wände zeigen Erinnerungen der Vorzeit. Wir werfen einen Blick durch eine Thüre und werden von der Farbenpracht in den vielen Sälen geblendet, die hier aufeinander folgen. Decke und Wände ſind mit Gemälden überladen, aber keines prägt ſich der Seele ein, ſie machen eine Wirkung wie die Farbenbilder eines Kaleidoſkops. Dies iſt die Bibliothek, aber wo ſind die Bücher? Sie ſtehen verborgen in niedrigen, weißbemalten und vergoldeten Schränken *).

Wir blicken durch eine andere Thüre; Licht ſtrömt durch ein gläſernes Dach, Wände und Fußboden ſind aus blankpolirtem Marmor, herrliche Statuen ſtehen an beiden Seiten, ſie ſcheinen erſt vor einem Augenblick aus den Marmorblöcken gehauen zu ſein und doch ſind mehr als tauſend Jahre verfloſſen, ſeitdem ſie den Klang des Meißels vernahmen. Man muß dieſe Schätze bei Fackelſchein ſehen, dann ſcheint der Marmor ſich zu beleben; das bewegliche Licht macht, daß die Muskeln zu ſchwellen, die Falten der Kleider ſich zu regen ſcheinen, das blaſſe Antlitz gewinnt Farbe.

Aber wir folgen wieder dem großen Gang, ſchreiten einige Stufen hinauf, und eine Reihe von Sälen mit den

---

*) Die Bibliothek der Königin Chriſtine von Schweden macht eine bedeutende Sammlung aus.

ſchönſten Denkmälern des Alterthums, ein Saal immer reicher und herrlicher als der andere, erſchließt ſich uns; man ermüdet faſt vom Anſchauen, wie könnte man alſo beſchreiben? Die Gottheiten des Olymps leben noch hier, die Muſen begrüßen uns Sterbliche; Alles iſt Schönheit und Größe.

Nur auf einem kleinen Fleck wollen wir verweilen, und von dieſem möge man dann auf das Ganze ſchließen.

Wir ſtehen in einem kleinen Hofe, Gottes Sonne wirft hier ihre ſiebenfarbige Guirlande auf die hohen Waſſerſtrahlen, welche in das Marmorbaſſin plätſchern. Der Hof wird von offnen Bogen umſchloſſen und in dieſen prangen weltberühmte Herrlichkeiten. Hier ſtehen Antinous und der vaticaniſche Apollo; hier klagt Laokoon in ewigem Schmerz, von Schlangen umringelt; hier haben Canova's Gladiatoren und Perſeus ihren Platz.

Man wird gleichſam überwältigt von dem Größten, das die Kunſt hervorgebracht; es gewährt ein Ausruhen für Gedanken und Augen, einen Blick durch die Fenſter zu werfen, und der Anblick, der hier Ruhe verleihen ſoll, iſt die Ausſicht über Rom und die Campagna bis zu den Bergen; es iſt die Ausſicht auf kleine, mit Flieſen gepflaſterte Höfe oder prächtige Gärten, die im Winter im ſchönſten Grün prangen, Lorbeern bilden Bogengänge, Roſen ſcheinen längs der hohen Mauer hervorzuquellen; das Waſſer plätſchert aus künſtlichen Grotten und Höhlen.

Sollte man nicht glauben, es ſei ein geträumtes Märchen? und Alles hier iſt doch Wirklichkeit, wunderſchöne Wirklichkeit.

Durch ein in ägyptiſchem Styl aufgeführtes Veſtibulum, welches mit den grandioſeſten Sarkophagen prangt, jeder aus einem einzigen großen, koſtbaren Stein, tritt man hinein in — ja ein Muſeum kann ich es nicht nennen, dazu iſt es zu klein, — man tritt hinein in eine Pyramide Aegyptens. Der ganze Saal iſt wie eine der größten und prächtigſten Grabkammern in den Pyramiden decorirt. Die Wände ſind mit Säulen und tropiſchen Pflanzen bemalt, die Decke wölbt ſich gleich einem Himmel, einem africaniſchen Sternenhimmel! Sie prangt in dem reinſten Ultramarin und mit einem Gewimmel reich vergoldeter Sterne; man verſetzt ſich nach Africa, man iſt mitten in den Pyramiden und ringsum ſitzen ſchweigend und düſter die ſeltſamen Götzenbilder! In den Seitengemächern ſtehen Mumien, einige ihres Todtengewands entkleidet, andere ganz verhüllt und in den bemalten Särgen verborgen.

Von den unförmlichen Steinbildern, den grellen Farben, die dem Auge begegnen, gehen wir zu den vollendetſten Bildern, die die Kunſt aufzuzeigen hat. Eine kleine Bildergalerie, aber ein Schatz, wie er nur aus hundert andern geſammelt werden kann, iſt hier, und der Weg dahin führt durch viele Säle, einige mit bunten Gobelins, zu denen Raphael die Zeichnung lieferte, andere mit Landkarten und Grundriſſen der Städte, al fresco gemalt. Es iſt als ob jeder Saal in dem ungeheuern Vatican den andern überbieten wollte, entweder durch ſeine Kunſtſchätze oder durch ſeine Eigenthümlichkeit.

Nun ſtehen wir zwiſchen den unſterblichen Bildern — wohin ſollen wir uns wenden? zu welchem Zimmer, nach welcher Wand? Dort ſehen wir Domenichino's ſterbenden Hieronymus, hier ſchwebt auf Wolken Raphael's Madonna del Foligno, hier iſt ſein letztes Werk, die Transfiguration. Perugino, Giulio Romano, Titian, Italiens größte Meiſter, begrüßen uns von dieſen Wänden; ſonderbar, wie eine kleine Blume aus dem Alltagsleben, prangt hier, zwiſchen Glorien und Wolken, ein kleines Thierſtück von Paul Potter. Man ſieht es dicht neben der Thür als einen beſcheidenen Gaſt im Paradieſe der Kunſt, aber es iſt kein unwürdiger.

Große Flügelthüren öffnen ſich und wir ſtehen in Raphael's Stanzen, wandeln durch Säle, deren Mauern ſeine unſterblichen Bilder tragen. Welche Natur, Phantaſie und Reinheit in jedem derſelben!

Und was iſt nun übrig nach einer Wanderung durch dieſe Herrlichkeit? Welches Menſchenwerk giebt es, das uns durch größern Reichthum, mannigfaltigere Pracht überraſchen könnte? Wir gehen durch mehrere Säle, große Thüren ſtehen offen zu — was wir hohe Kirchen nennen würden, ſind hier nur — Capellen, ſie ſtrahlen mit Licht und Bildern; aber wir gehen vorüber, heben einen Thürvorhang und ſtehen in der Peterskirche. Alles iſt Marmor, Alles iſt Gold und Moſaik, wir ſtehen in der größten Kirche der Welt!

„Ja, ſie iſt groß, aber doch nicht ſo groß als ich erwartete!“ ſagt man, wenn man zum erſten Mal hier eingetreten iſt. Es geht uns hier wie in Gottes Natur, der Raum iſt zu groß, als daß das Auge ihn ermeſſen könnte Die Verhältniſſe ſind zu gigantiſch, man muß erſt die Kirche durchwandern, man muß die Menſchenmaſſe, die den Platz zu füllen ſchien, ſich darin bewegen ſehn, man muß zur Marmortaube treten, die man in ſeinem Augenpunkt ſchwebend glaubte, und nun ſehen, daß man die Hand erheben muß, um ſie berühren zu können.

Die Moſaikengel in der Kuppel erſcheinen uns ſo unbedeutend, und ſteigen wir hinauf, dann ſehen wir, daß ſie mehrere Ellen meſſen; von da ſchauen wir hinunter, und das Kreuz des Altars, tief unter uns, ſtrebt zu einer Höhe wie einer der Paläſte Roms.

Man muß das flache Dach der Kirche beſteigen, und wenn man oben iſt, glaubt man auf einem Marktplatz zu ſein. Die einzelnen Kuppeln erſcheinen als Capellen, die größte Kuppel als eine mächtige Kirche. Ringsumher ſind oben kleine Häuſer für die Handwerker, die hier beſchäftigt ſind, aufgeführt; hier ſind Oefen, Kalkgruben, hier iſt eine kleine Stadt; muntere Kinder ſpielen auf dem großen Platze und klettern an dem hohen, gemauerten Geländer empor, um über Rom und die Campagna zum Meere und den Bergen hin zu ſchauen.

In der Oſterwoche muß man die St. Peterskirche ſehen, bei Abend wie im hellen Sonnenſchein; es iſt etwas ganz Feenhaftes, die ſogenannte Kuppelbeleuchtung, denn nicht allein die Kuppel und das hoch auf derſelben prangende Kreuz ſtrahlt im Lampenlicht, nein, das ganze ungeheure Gebäude, mit den Säulengängen um den Platz! Alles ſieht man im Contur des Feuers; die Lampen ſind ſo reich vertheilt, und ſo angebracht, daß die ganze Architektur hervortritt. Es iſt von großem Effect, an einem ſolchen Abende von dem erleuchteten Platz in die Kirche zu treten, wo Alles Nacht und Stille iſt; aber mitten unter der Kuppel am Hochaltare ſtrahlt eine Glorie von mehreren hundert ſilbernen Lampen, angebracht auf dem Geländer um St. Peters Grab. Wir treten hin zu dieſem und ſehen hinab in die von Gold und Silber ſtrahlende Capelle, wo das Marmorbild eines knieenden Papſtes ſtill ſein Gebet verrichtet. Es iſt ein Friede, eine Andacht in der Stille der Kirche, in der Geſtalt dieſes Greiſes, daß wir ſelbſt davon erfüllt werden und, wie der Katholik, ein Bedürfniß fühlen, uns vor dem unſichtbaren Gott zu beugen.

Man muß bei Sonnenlicht dieſen Gottestempel durchwandern, wenn es hier einſam iſt und die ſchönen Stimmen aus den Seitencapellen ertönen; man muß hierher kommen an den großen Feſten; Muſik ertönt, Weihrauch duftet, Tauſende von Menſchen ſinken auf die Kniee und empfangen den Segen eines Greiſes. Alles ſtrahlt in Licht, Gold und Farben! Die berühmteſten Bilder, die wir in Rom zerſtreut geſehen, ſind hier in Moſaik wiedergegeben und prangen als Altartafeln. Doch ein Altar hier zeigt kein Bild; zwei Rieſengeſtalten in päpſtlichem Ornat tragen dort einen Thron, es ſitzt Niemand darauf, nur der unſichtbare Gott. Mächtige Marmorbilder treten aus den glänzenden Wänden hervor *).

Aber was bedeutet dieſe düſtere, eherne Statue unter einem Throne, der mit Gold und Purpur prangt? Eine päpſtliche Wache iſt an jeder Seite aufgeſtellt; das Volk küßt der Figur den Fuß. Es iſt das Bild St. Peters, einſt war es das Jupiters; der Blitz iſt ſeiner Hand entriſſen, nun hält er die Schlüſſel. In Rom leben noch die alten Götter. Der Fremde beugt ſich vor ihnen im Muſeum, das Volk küßt in der Kirche ihren Fuß. Noch leben die alten Götter, — das iſt der Anfang und Schluß des Märchens.

V.

Der Weihnachtsabend in Rom.

Je weiter der Schwede, der Norweger und der Däne ſich von der Heimath entfernen, deſto lauter pocht Jedem das Herz, wenn ſie ſich begegnen.

„Wir ſind ein Volk, man nennt uns Skandinavier.“

Als ich 1833 in Rom war, feierten die drei Nationen

---

*) Jede Statue hier deutet auf den Stifter eines Mönchsordens. So ſehen wir den Propheten Elias, ein brennendes Rad deutet den glühenden Wagen an, auf welchem er gen Himmel fuhr; er ſteht als Repräſentant der Camaldulenſermönche da.

ihren Weihnachtsabend gemeinſchaftlich wie eine Familie. Geſang und Munterkeit paſſen nicht zu der römiſchen Feier des Geburtsfeſtes des Erlöſers. Wir konnten daher in der Stadt nicht luſtig ſein, wollten aber doch unſere Freude nicht einbüßen, — keine Stadt iſt ſo tolerant als Rom, — man räumte uns ein hübſches Local vor der Stadt ein, ein großes Haus in der Villa Borgheſe, inmitten eines Pinienwäldchens, dicht bei dem modernen Amphitheater. Wir ſchmückten den Saal mit Guirlanden und Kränzen, die Blumen pflückten wir im Garten. Die Luft war mild und warm, es war ein Weihnachten, wie im Juni in der Heimath.

Ein Weihnachtsbaum ſollte geſchafft werden, ein Tannenbaum wie im Norden. Dieſer war aber hier ein gar zu koſtbarer Schatz; wir müßten uns, ſagte man, mit zwei großen Apfelſinenbäumen begnügen, die von der Wurzel abgeſägt waren und voller Früchte hingen, und dieſe waren nicht etwa an die Zweige gebunden, nein, aus dieſen hervorgewachſen. Wir waren gegen funfzig Scandinavier und darunter ſieben Damen; dieſe trugen Kränze von friſchen Roſen um die Schläfen, wir Männer dagegen Epheukränze. Die drei Nationen hatten zu Geſchenken beigeſteuert, welche durch das Loos gewonnen werden ſollten; der Hauptgewinn war ein ſilberner Becher mit der Inſchrift: „Der Weihnachtsabend in Rom 1833,“ er war die Gabe der drei Nationen, und wer erhielt ihn? Ich war der Glückliche!

Gegen Mitternacht brachen die Aeltern auf und gingen nach Rom zurück; Byſtröm und Thorwaldſen waren unter dieſen, ich folgte ihnen.

Das Thor der Stadt war geſchloſſen, aber um hinein zu gelangen, war uns die Weiſung gegeben, wir ſollten uns durch drei ſtarke Schläge mit dem Hammer ankündigen und rufen: gli Scandinavi!

Ich dachte an Holberg's Comödie, in welcher Kilian an Troja's Thor klopft, und ſo erfaßte ich den Hammer, gab das Signal und unſer Loſungswort: gli Scandinavi! Eine kleine Luke in der Pforte wurde geöffnet, und einzeln krochen wir nun hinein in die große Weltſtadt.

Es war ein heiteres Weihnachten, warm und mild wie eine Sommernacht im Norden.

Und nun derſelbe Abend 1840. Keiner hatte an eine Weinachtsfeier gedacht. Jeder ſaß für ſich allein zu Hauſe. Das Wetter war kalt. Das Kaminfeuer wollte mein Zimmer nicht erwärmen.

Weit flogen die Gedanken umher, ſie flogen gen Norden. Jetzt iſt, flüſterten ſie, dort der Weihnachtsbaum mit hundert bunten Lichtern angezündet, die Kinder jubeln in ſüßer Glückſeligkeit! Jetzt ſitzen ſie daheim um den Tiſch, ſingen ein Lied und trinken auf die Geſundheit der entfernten Freunde. Leben herrſcht in der Stadt, Leben auf dem Lande, auf den alten Rittergütern. Die Fluren ſind mit Lichtern und Tannen geſchmückt, Teppiche liegen auf den Treppen, die geputzten Diener ſpringen geſchäftig auf und ab. Die Muſik ertönt, der Zug beginnt, es geht in den großen Tanzſaal. — Ja! Weihnachten iſt heiter im Norden!

Ich verließ die einſame Kammer — das Volk ſtrömte zur Kirche Santa Maria maggiore. Noch brannten darin nur einzelne Lampen. Männer, Weiber und Kinder, welche aus der Campagna und den Bergen hergewandert waren, ſaßen und lagen auf den Stufen, die zu den Capellen und Altären in den Seitengängen führen. Einige der armen Leute waren vor Müdigkeit eingeſchlafen, andere beteten ihren Roſenkranz.

Nun wurden die Lichter angezündet. Die ganze Kirche ſtrahlte in Purpur und Gold, Weihrauch duftete, Muſik ertönte, der Geſang verkündete: „ein Erlöſer iſt geboren, Halleluja!“ Die alten Cardinäle trugen Chriſti Krippe auf ihren Schultern durch die Gänge der Kirche, und das Volk erblickte um dieſe eine Glorie, glänzender als die, welche die tauſend Lichter ausſtrömten. Es war als ob die Hirten, als ob die Engel ſängen; Friede und Troſt ſenkten ſich in des Menſchen Herz.

VI.

Drei römiſche Knaben.

In dem großartigen Rom findet man in engen Winkelgaſſen große Paläſte, die, wenn ſie auf einem freien Platze ſtänden, als Prachtgebäude betrachtet werden würden. Ich werde mit Feder und Tinte einen ſolchen zeichnen, und, wie ich hoffe, ſo genau, daß man ihn nach der Zeichnung wiederfinden wird, wenn man weiß, daß er in der Straße ripetta geſucht werden muß.

Hohe Bogengänge mit künſtlich behauenen Marmorſäulen ſchließen einen kleinen viereckigen Hof ein; Statuen ſtehen zwiſchen den Säulen, und in den Niſchen der Wände verſtümmelte Marmorbilder; die Mauern prangen unten mit Basreliefs, oben mit coloſſalen Büſten der römiſchen Kaiſer. Gras und Schlingpflanzen hängen um die Fußgeſtelle und ſchießen aus den Falten der Marmorkleider hervor. Die Spinne hat ihr Gewebe, gleich einem Trauerflor, zwiſchen Göttern und Kaiſern ausgeſpannt. Im Hofe liegen Kohlſtrünke, Citronenſchalen, zerriſſene Flaſchenhalfter; Erde iſt an der Seite der hier aufgeſtellten Marmorſarkophage aufgeworfen; einſt umſchloſſen ſie einen der Mächtigen Roms, jetzt verwahren ſie einige Topfſcherben, Salatblätter und Erde.

Die breite Marmortreppe, welche zu den Sälen des Palaſtes hinaufführt, iſt noch ſchmutziger als der Hof. Barfüßige, erfrorne Bettlerknaben ſitzen hier im Kreiſe. Der Erſte hat einen zerlumpten Teppich als Mantel über die Schultern geworfen und ein Rohr als Tabakspfeife im Munde. Der Zweite trägt eine Fußbekleidung aus Lumpen, mit einem Bindfaden zuſammengebunden; der Rock iſt ſo groß und weit, daß er doppelt um den Burſchen reicht und ihm zugleich, wie ich glaube, als Beinkleid dient. Der Dritte hat einen Hut auf und noch eine Weſte, weiter nichts, glaube ich, falls nicht etwa der Pantoffel, der unterhalb der Stufe ſteht, zu ſeinem Anzuge gehört. Alle Drei ſpielen Karte.

Kann es intereſſiren, dieſe drei jungen Römer oder ihre Familie etwas näher kennen zu lernen? Zufalligerweiſe ſind die Hauptperſonen der Familie in dieſem Augenblicke auf der Terraſſe bei der piazza del popolo verſammelt. Hier ſteht eine Gruppe ſchwarzbärtiger Männer in blau und weiß geſtreiften Kleidern; es iſt eine kenntliche Uniform, gewöhnlich gehört eine Kette dazu, aber ſie wird am Beine getragen; es ſind arbeitende römiſche Züchtlinge. Der Vorderſte, der ſich auf den Spaten ſtützt, iſt der Vater des Knaben, der den zerfetzten Teppich als Ueberwurf trägt; ja, er iſt ſein Vater! Aber er iſt weder ein Dieb noch ein Räuber; er iſt nur niederträchtig! Es iſt eine kurze Geſchichte. Um ſeinen Herrn zu ärgern, iſt er Züchtling geworden. Um ſeinen Herrn zu ärgern, hatte er Contrebande in deſſen Wagen; dieſe wurde gefunden, dafür trug er Sorge, denn das römiſche Geſetz beſtimmt für dieſen Fall, daß Pferde und Wagen, wenn auch der Herr derſelben unſchuldig iſt, ihm genommen werden und der Polizei zufallen. Der Knecht wird Züchtling, aber ſein Herr muß täglich funfzehn bajocchi für ſeinen Unterhalt ausgeben; das iſt eine empfindliche Ausgabe. Iſt nun der Knecht arbeitſam, dann beſteht jedes ſeiner Zwangsjahre nur aus acht Monaten, und er erhält für ſeine Arbeit den höchſten Lohn.

Dieſe große Rechnenaufgabe iſt es, die ihm durch den Kopf läuft, indem er ſich auf den Spaten lehnt.

„Mein Herr hat Pferde und Wagen eingebüßt —

mein Herr muß täglich Koſtgeld herausrücken — ich habe freie Wohnung, immer Arbeit, den höchſten Lohn, und bin mit Ehren Züchtling! Das iſt vielleicht mehr, als mein Sohn wird.“

Auf der Promenade, dicht daneben, rollt ein leichtes kleines Cabriolet; ein reicher Franzoſe von einigen dreißig Jahren fährt es. Er iſt ſchon früher in Rom geweſen, es iſt acht Jahre her; jetzt fährt er ſeine junge Frau in der Weltſtadt umher. Heute hatten ſie gerade eine ſchöne weibliche Statue von Canova geſehen und bewundert. Der Franzoſe erkannte dieſe Schönheitsformen, die nun durch den Marmor unſterblich ſind, aber er ſagte es nicht. Die hübſche Giuditia iſt Staub; ihr Sohn iſt der zweite Burſche beim Kartenſpiel, er wickelt ſich in ſein großes Kleid, wie der Vater in ſeinen reichen Mantel, indem er über die Promenade dahinjagt.

Der dritte Kleine mit Hut und Weſte — wo finden wir ſeine Eltern? Doch wir ſind auf der Spur. — Unter dem Baum auf der Promenade ſteht ein runzliges Mütterchen mit ihrem Feuertopf im Arm; ſie bittet um eine Kleinigkeit in Madonna's Namen! Sie kann nicht des Knaben Großmutter, noch weniger ſeine Mutter ſein; nein, aber ſie iſt die Einzige, die uns etwas von ihm erzählen könnte.

In der Richtung nach der Brücke zur Engelsburg führt vom Petersplatz eine Straße; in dieſer liegt ein großes Haus, in deſſen Mauer ſich eine bewegliche Niſche befindet, ausgeſchlagen mit derſelben Art Zeug, woraus der Züchtenge Kleider ſind. Die Niſche hat als Fußboden ein weiches Kiſſen, und läßt ſich wie ein Schilderhaus herumdrehen; eine große Glocke hängt dicht daneben. Vor neun Jahren kam dieſes alte Mütterchen und legte ein kleines Packet in die Niſche, drehte ſie herum, klingelte und eilte fort. Es iſt das Findelhaus.

Von dorther iſt der dritte Knabe. Die alte Frau könnte erzählen, aber wozu nützte es? Die junge, reiche Signora iſt weit von hier, in dem ſchwimmenden Venedig, ein Muſter der ſtrengen und reichen Sitten. Dem Sohn geht es ja gut! Er ſitzt auf Marmor und ſpielt Trumpf aus.

Es ſind drei Knaben zum Malen! Der Ausdruck in den Augen, jede Bewegung, die ſchmutzigen Karten, die kecke Rauchwolke von den Cigarren — das iſt eine Gruppe!

Sie wird durch eine Schaar Truthühner geſtört, die von zwei Bauern mit langen weißen Stöcken die Marmortreppe hinauf zu einem der höher gelegenen Säle getrieben werden, wo der Käuſer wohnt, und wo es ihnen noch einige Tage erlaubt wird herumzutrippeln, auf dem Flieſenboden, unter der bunten Decke, die mit den reichen Wappen des ausgeſtorbenen Geſchlechtes prangt. — —

VII.

Religiöſe Gebräuche.

Die meiſten Menſchen bedürfen einer ſinnlichen Einwirkung, um an gewiſſen Feſttagen und in beſtimmten Stunden ihren Sinn zur Andacht erheben zu können. Eine ſolche Wirkung übt der katholiſche Gottesdienſt, aber er verliert ſich zu ſehr im Ceremonienweſen; es ſcheint hier, als habe die Kirche die Lehre: „werdet ihr nicht wie die Kinder, ſo könnet ihr nicht ins Himmelreich kommen,“ im verkehrten Sinne aufgefaßt, denn ſie betrachtet oft ihre Gemeinde als Kinder, welche ſehen und glauben, mehr träumen als denken.

Jedes Feſt, das ich in Rom ſah, ſchloß eine wirklich ſchöne Idee in ſich, aber die Ausführung derſelben wurde oft, wenn ich mich ſo ausdrücken kann, zu ſehr verkörpert; man wollte anſchaulich darſtellen, was nur ins Gebiet des Gefühls gehört, und dadurch trat ein grelles, carikirtes Bild hervor.

Ich glaube, daß alle gebildeten Katholiken das Nämliche einſehen, denn an den Orten, wo ein religiöſes Gefühl gleichſam verletzt wurde, ſah ich nie eine andere Verſammlung als Leute aus der allerniedrigſten Klaſſe, deren geiſtige Begriffe zu denen des Kindes hinabſteigen.

Es liegt unleugbar etwas Schönes darin, daß die Chriſten an einem Tage des Jahres ſich der erſten Glaubensbrüder erinnern, die für ſie litten und ſtarben und mit ihrem Blute gleichſam die Kraft und Heiligkeit des Glaubens beſiegelten. Die Katholiken haben daher ein eigenes Feſt für die Märtyrer, und in Rom iſt dieſen eine Kirche, eine der prächtigſten, geweiht; nur einmal jährlich wird ſie geöffnet*). Alles ſtrahlt dann darin in Lichtglanz, und der Fußboden, ja ſelbſt der Weg dahin iſt mit Laub beſtreut; aber man findet hier nichts, was den Gedanken zu der Seelengröße der Märtyrer und zu der Stärke des Glaubens, der ihnen den Muth gab, das Leben dafür aufzuopfern, erheben kann. In grellen Bildern iſt ringsum der Tod der Märtyrer dargeſtellt; man ſieht eine Reihe abſcheulicher Gräuelſcenen: hier werden einem Weibe die Brüſte abgeſchnitten, dort martert man Einen zu Tode, hier werden Einem die Augen ausgeriſſen, dort Einer, Glied für Glied, in Stücke gehauen und darauf gebraten oder gekocht.

Man wendet ſich ab von dem Schrecklichen, die Seele fühlt ſich davon niedergedrückt und empört, ſtatt von der geiſtigen Größe erfüllt zu werden.

Es iſt etwas poetiſch Schönes, Weihnachten wie ein Feſt der Kinder zu feiern; aber ſo wie dieſes in der Kirche **Ara-celi** in Rom geſchieht, wird die Schönheit der Idee durch ihre materielle Ausführung vernichtet.

Eine der Seitencapellen, im linken Gang der Kirche, iſt gänzlich in ein Theater verwandelt, mit Couliſſen, Hintergrund und Decorationen. Die Scene zeigt eine ländliche Gegend. Hier ſitzt eine Figur, die Madonna vorſtellend, in wirklicher Kleidung; in ihrem Schooße ruht das aus Wachs geformte Chriſtuskind, es ſtrahlt von Gold und Juwelen; Joſeph ſteht an ihrer Seite, die Hirten bringen ihre Opfer dar; auf Pappe gemalt prangt Gott Vater hoch in den Wolken, von Engeln umgeben.

---

*) Am 26. December.

Vor dieſem gut erleuchteten Schauplatz halten päpſtliche Soldaten Wache; ein Tiſch iſt an einen der nächſten Pfeiler gerückt, auf dieſen ſtellen die Mütter ihre Kinder, und darunter ganz kleine von fünf oder ſechs Jahren. Jedes Kind ſagt dann ein Gedicht her, welches von dem Jeſus-Kinde oder dem Weihnachtsfeſte handelt. Es geſchieht nicht ſelten, daß der kleine Redner entweder ängſtlich wird und plötzlich inne hält, oder ſeine ſchwache Stimme ſo komiſch erhebt, daß die ganze Verſammlung lacht.

Es redet nicht immer Einer allein, man ſieht oft zwei, ja drei kleine Mädchen nebeneinander aufgeſtellt und in Verſen einen Dialog von Bambino's Schönheit ſprechen.

Am ſechsten Januar erreicht dieſes Feſt ſeinen Höhepunkt. Ich war in dieſem Jahre dort; es war ein regneriſcher Tag mit Sirocco; der ſtarke Weihrauch in der Kirche war erſtickend, indem er ſich mit den Ausdünſtungen der knoblaucheſſenden Bauern und der zerlumpten, ſchmutzigen Bettler vermiſchte. Ich befand mich hier durchaus nicht wohl. Die Feſtlichkeit hatte indeß ihren Fortgang. Ein kleines Mädchen hielt kühn, in Verſen, ihren Vortrag; eine Meſſe wurde geſungen, und nun begann die Proceſſion durch die Kirche nach dem kleinen Theater. Einer der

Mönche kletterte auf dieſes hinauf, nahm das Jeſus-Kind aus dem Arm der Madonna und ſtieg damit herab, aber in demſelben Augenblick fiel ein ganzes Muſikchor mit einer ſehr luſtigen Muſik ein, Becken und Trommeln ertönten durch die Kirche, es war ein Marſch wie in einer Opera Buffa; er ſollte den Jubel des Herzens ausdrücken, daß das Chriſtuskind nun uns Menſchen gegeben worden ſei; aber mich überlief es kalt bei dieſer Wildheit, ich fühlte mich angegriffen und ſuchte den Ausgang. Einige Bauern, die über den Gang gehen wollten, wo die Proceſſion vorbei mußte, wurden von zwei kräftigen Mönchen vor die Bruſt geſtoßen und zurückgewieſen, aber mich als Fremden ließen ſie paſſiren. Ich ſuchte den Ausgang, aber die ganze Proceſſion folgte in ſchleunigem Marſch nach und war eben ſo früh als ich auf der hohen Treppe. Der Regen ſtürzte herab. Der Biſchof erhob das Chriſtuskind in ſeinen Armen vor der Menge draußen. Alles ſank auf die Kniee; ein Rufen der zunächſt ſtehenden Mönche: „einen Regenſchirm, einen Regenſchirm! Das Kind wird naß!“ ertönte laut vor meinen Ohren. Ich hatte ein Gefühl, als verlaſſe ich einen entweihten Gottestempel. „Vater, vergieb ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun!“ betete ich unwillkürlich. Die Kirche, Jeſus, ja die Mutter Gottes waren meinem Herzen zu heilig für dieſe grellen Ceremonien.

Von einer andern Feſtlichkeit will ich reden, die gleichfalls, ihrer Idee nach, chriſtlich ſchön iſt, aber in ihrer Verwirklichung mehr komiſch als erhebend erſcheint; es iſt dieſe: daß auch die Thiere der Gnade und Segnung des Herrn theilhaftig werden ſollen. An einem beſtimmten Tage oder richtiger in einer beſtimmten Woche — denn da ein Tag nicht ausreicht, iſt die Feſtlichkeit auf mehrere Tage ausgedehnt — führt jeder Bauer ſeinen Eſel, ja bisweilen ſogar ſein Schwein zur St. Antonius-Kirche, damit ſie mit Weihwaſſer beſprengt und dadurch gegen Krankheit und Bezauberung geſichert werden. Alle Pferde, von den Vetturingäulen bis zum Geſpann des Papſtes, kommen zur Kirche; dieſe ſteht offen, und drinnen ſind alle Altäre mit Lichtern beſetzt, der Fußboden mit Laub beſtreut, die Wände mit Bildern al fresco bemalt, aber ſchlecht, ganz ohne Phantaſie, es ſind Darſtellungen aus der Verſuchungsgeſchichte des heiligen Antonius. An einer Stelle kommt der Teufel und klopft an ſeine Thür, an einer andern Stelle ſtehen Teufel und treiben Spott mit den Glorien der Heiligen. Der ganze Platz vor dem Kloſter iſt mit Menſchen angefüllt; hier giebt es Motive für einen Genremaler! Wagen an Wagen hält hier mit Fremden, die alle darin ſtehen um zu ſehen; Soldaten zu Pferde machen die Straße frei. Jetzt kommt ein Wagen voll von Kindern, ſie ſind glücklich, daß ihre Pferde geſegnet werden ſollen; dann kommt ein anderer Wagen mit einem alten, gottesfürchtigen Ehepaar, ſie bekreuzen ſich, indem ſie vor der Kloſterthür Halt machen, wo der Mönch ſteht und mit einem gewöhnlichen Maurerpinſel die Pferde mit Weihwaſſer beſprengt; ein Chorknabe überreicht dem Kutſcher ein Bild des heiligen Antonius und erhält dafür ein oder mehrere große Wachslichter, welche ſpäter im Kloſter geweiht und für einen hohen Preis verkauft werden.

Es iſt höchſt maleriſch, die Bauerknaben auf den Pferden zu ſehen, die geſegnet werden ſollen, denn ſie ſitzen nicht mitten auf dem Rücken des Thiers, ſondern hinten auf dem Kreuze; bunte Bänder flattern von dem ſpitzigen Hut; Wams und Beinkleider ſind ſo geflickt, daß man nicht weiß, welches Stück urſprünglich zur Kleidung gehörte.

Ich ſah ein altes Mütterchen mit einem ganz kleinen Eſel angezogen kommen; er hatte ſeidene Schleifen um den Schwanz und an jeden Bug war ein kleines Schwein aus Goldpapier geklebt. Das Mütterchen ſtand mit großer Andacht vor dem Mönche, neigte ſich tief und bekreuzte ſich. Inzwiſchen ſtachen die Knaben mit einem langen Stock den Eſel unter den Schwanz. Die Soldaten mußten dem Thier und dem Mütterchen zu Hülfe kommen. Gerades Weges von der Kloſterthür reitet der Bauer im Trabe über den Platz zu einer der offenen Oſterien und ſetzt mit dem Thier in die Stube hinein, wo die andern Bauern trinkend um den langen hölzernen Tiſch ſitzen, um heute ſelbſt zum Thier zu werden und Zutritt zur Segnung zu erhalten *).

---

*) An demſelben Tage werden die Schafe, mit Schleifen und Gold geſchmückt, zur St. Agneſenkirche, vor der Stadtmauer, geführt, und erhalten da die Segnung. Die Legende erzählt von der heiligen Agnes, daß ſie eben ſo ſchön als unſchuldig geweſen und daher, als ſie ihren chriſtlichen Glauben nicht habe abſchwören wollen, in ein dem Laſter geweihtes Haus geführt worden ſei, wo Soldaten und Vagabunden leichtſinnige Weiber fanden. Zu dieſen wurde Agnes nackend in eine Kammer geſchleppt und zwei rohen Soldaten übergeben; aber in demſelben Augenblick, ſo erzählt die Legende, wurde ihr ſchönes langes Haar noch länger, noch dichter als zuvor, ſo daß es wie ein Mantel um ihre Schultern herab bis an die Füße reichte, und indem die Soldaten Hand an ſie legen wollten, trat ein ſtrahlender Engel zwiſchen ſie, ſo daß ſie erſchraken und

Ich muß an dieſer Stelle noch von einem andern Feſt reden, das zwar nicht zu den kirchlichen gehört, ſich aber dieſen doch anſchließt; es iſt das Sprachenfeſt in der Propaganda, welches begangen wird, wie es heißt: in onore del santi re magi. Man kann mit gleichem Rechte, jenachdem man gelaunt iſt, die Propaganda eine Univerſalakademie oder eine Arche Noah nennen. Hier werden junge Menſchen von allen Enden der Welt zu Miſſionären erzogen. Hier ſind Knaben aus Californien und China, aus Irland und vom Cap. Jeder ſagt ein Gedicht in ſeiner Mutterſprache her, aber man müßte ein Mezzofanti ſein, um von dieſer babyloniſchen Anthologie einen Genuß zu haben.

Es liegt etwas Erhebendes und Erfreuliches darin, zu ſehen, wie weit um die Erde die ſegenbringende chriſtliche Lehre ſich Bahn gebrochen hat, aber es ergeht den Zuhörern in der Propaganda, wie den Zuſchauern bei den oben erwähnten Ceremonien, ihnen wird keine Ruhe, das Erhebende in die Seele aufzunehmen, was das Feſt an und für ſich gewähren könnte, ſie lachen, und wo Gelächter herrſcht, iſt die Andacht verſchwunden.

Junge Männer aus der Propaganda empfangen bei der Feſtlichkeit die Cardinäle und alle Fremde; man weiſt ihnen einen Platz an, und nach einer lateiniſch vorge-

---

entflohen. Unbefleckt fand ſie ihren Tod auf dem Scheiterhaufen. Eine Kirche, der heil. Agnes geweiht, iſt nun erbaut, wo jenes berüchtigte Haus ſtand, und eine Capelle im Keller wird als die Kammer bezeichnet, in der ſie vom Engel beſchützt wurde. Die Kirche ſteht auf der Piazza navona.

tragenen Einleitung folgen Gedichte in 44 Sprachen. Je weniger die Zuhörer von dieſen verſtehen, deſto ſtärker applaudiren ſie. So hörte ich dieſes Mal, daß man am ſtärkſten bei dem Vortrag eines Aethiopiers und zweier Chineſen klatſchte; dieſe Sprachen klangen am ſeltſamſten und erregten das ſtärkſte Gelächter. Während des Vortrages eines deutſchen Gedichtes ſah ich zwei italieniſche Kapuzinermönche über dieſe curioſe Sprache ſo lachen, daß ſie faſt umgefallen wären.

Die verſchiedenſten Mundarten und Dialecte wechſeln hier; mitunter giebt es auch Geſang, der intereſſant, aber nie ſchön ſein kann. Der Geſammteindruck des Feſtes iſt wie der einer burlesken Vorſtellung, man hat ſo gut wie Nichts verſtanden und daher über das gelacht, was ſinnlos erſchien.

Uebrigens lieſt man Jahr für Jahr in den deutſchen Zeitungen von der großartigen Wirkung dieſes Feſtes, aber die Wirkung iſt in Wahrheit nur die — daß man lacht *).

Alle hier erwähnten Gebräuche haben einen ſo tiefen Eindruck auf mich gemacht, daß ich ſie nicht übergehen konnte, wie viel Großes und Eigenthümliches ich auch übrigens in

---

*) Der junge Geiſtliche, der mir dabei meinen Platz anwies, ein Deutſcher, ſprach mit vieler Begeiſterung von der Feſtlichkeit und wiederholte mehrmals: „Ja, ſo etwas erlebt man nur in der Weltſtadt Rom!“ — Dieſe Aeußerung, welche an und für ſich höchſt unbedeutend iſt, würde ich hier nicht erwähnen, hätte nicht ein Correſpondent der „Allgemeinen Zeitung“ in einer pompöſen Schilderung des Sprachen-Feſtes, ſie mir in den Mund gelegt, um zu zeigen, welche Wirkung dieſes Feſt auf alle Fremde hervorbringe.

dieſer meiner Bilderſammlung von Rom fehlen laſſe. Indeſſen würden alle dieſe Blätter mich wie ein Mühlſtein belaſten, wenn ſie einen einzigen aufgeklärten Katholiken verletzten, das kann ich aber nicht glauben, — ich habe die Thatſachen gegeben, und im Geiſte beuge ich mich tief vor Allem, was jedem Gläubigen wahrhaft heilig iſt.

VIII.

Die Waſſerfälle bei Tivoli.

Es war einer der erſten Tage des Februar, aber ein herrlicher Sonnenſchein, die Mandelbäume ſtanden in voller Blüthe. — Ein Wagen mit drei Dänen rollte die alte Via tiburtina entlang, an der Kirche St. Lorenzo vorbei; noch dieſen Abend, bei Fackelſchein, wollten ſie die ſtürzenden Waſſer in Tivoli ſehen.

Ruinen von Gräbern der Vorzeit und verfallene Thürme aus dem Mittelalter ragen hervor auf der unebnen Campagna. Hirten, gehüllt in Schaffelle und mit Madonnenbildern auf dem ſpitzigen, von der Sonne durchgebrannten Hute, ſtanden bei den verfallenen Mauern, wo ein Holzſtoß angezündet war, von dem ſich der bläuliche Rauch in die Luft erhob.

Schon bemerkten wir den giftigen Geſtank des kleinen Fluſſes Solfatara; er iſt nur wie ein Bach, aber ſeine giftigen Dämpfe haben alle friſchen Keime ringsum getödtet, ein ſchwefelgelber Schaum fließt auf dem fauligen Waſſer. Wir fuhren im Galop und bald waren wir aus dem verpeſteten Kreiſe.

Der Fluß Anio, mit friſcher Strömung, ſchilfbewachſenen Ufern und einem maleriſchen Thurm, bot uns Willkommen im Gebiete der Berge. Der Weg führt immer zwiſchen Bäumen aufwärts: ein prächtiger Olivenwald liegt vor der Stadt. Ein wunderbarer Luftſchimmer verhüllte die große, ausgedehnte Campagna; dieſe Bläue, dieſes Violett der Berge in der Ferne und das tiefe Dunkelgrün des Laubes der Bäume in der Nähe gewährte einen herrlichen Anblick. Die untergehende Sonne warf einen rothen Feuerſchein auf die Baumſtämme, ſie ſchienen vergoldet; eine Sackpfeife ertönte am Bergabhang. Alles gab das Bild der lieblichen Ruhe eines ſchönen, ſüdlichen Abends. Mit jugendlichem Sinn jubelten wir alle Drei über dieſe Schönheit.

Die Sonne ſank nicht fern von dem Punkt am Horizont, wo St. Peters Kuppel thront, und bald war es dunkler Abend. Wir wanderten durch die düſtern Straßen, hinaus an die entgegengeſetzte Seite der Stadt, zum albergo della Sibylla, das ſeinen Namen von dem alten Sibyllentempel hat, der hier am Rande des Abgrunds bei den brauſenden Waſſern erbaut iſt. Wir hörten in unſerer

Stube den wilden, ewigen Donner, den die großen Caſcaden anſtimmen.

Der Führer zündete ſeine Fackel an, ein Mann folgte mit zwei großen Heubündeln, ſie ſollten in der Grotte vor den ſtürzenden Waſſern angezündet werden. Es war ſtockfinſter in dem kleinen Garten draußen, der Fackelſchein erleuchtete nur die nächſten Hecken. Der Himmel war mit Sternen wie beſäet, aber ſie leuchteten nicht. Wir verfolgten einen ſchmalen Weg zwiſchen den Gebüſchen, immer abwärts, immer vom Brauſen der Waſſerſtröme in der Tiefe umgeben. Es gab der ganzen Wanderung etwas Märchenhaftes, daß wir nur die den Träger der Fackel zunächſt umgebenden Gegenſtände zu unterſcheiden vermochten, während alles Uebrige in finſterer Nacht lag. Keiner von uns wußte, ob der Abgrund, in welchem wir das Waſſer brauſen hörten, gerade hinter den nächſten Hecken ſei oder dicht an dem grünen Raſen, den wir mitunter betraten.

Bald wurde der Weg ganz ſchmal, zur Rechten hatten wir die ſteile Klippenwand, zur Linken den Abgrund. Der Führer drehte ſeine Fackel im Graſe um, ſo daß ſie faſt ganz verloſch, ſchwenkte ſie darauf in der Luft, und ſie flammte wieder; pechſchwarzer Rauch wirbelte hin über die glänzenden Blätter der Bäume.

Plötzlich hielt er an, ſtieß einen wilden Schrei aus und deutete hinauf gegen das Wirthshaus. Hoch an dem Felſenabhang, gerade über uns, lag der alte runde Sibyllentempel; man hatte ein Bündel Heu zwiſchen den Säulen angezündet, die Flamme warf ein flackerndes Licht auf dieſe und die Mauern, es ſah aus wie ein Opferfeſt aus der Vorzeit; die Waſſer ſangen ja ihren majeſtätiſchen Hymnus noch mit derſelben Donnerſtimme, wie in jenen der Göttin geweihten Nächten! — In einer Secunde ſtand der ganze Tempel von dem effectvollſten Lichte umſtrahlt, und gleich darauf wurde es wieder Nacht, dunkle Nacht.

Wir wanderten einen ſchmalen Pfad entlang, Verſteinerungen hingen in maleriſcher Wildheit über unſeren Häuptern; dicht neben uns war ein Abgrund, wie tief mochte er wohl ſein? Der Fackelſchein zeigte uns keinen Boden; das Waſſer donnerte ganz in der Nähe. Wir mußten uns an den grünen Hecken feſthalten, um nicht in die Tiefe zu ſtürzen. Felsblöcke führten uns bald wie auf einer natürlichen Treppe in die Grotte der Sirenen. Obwohl dicht an einander ſtehend mußten wir aus vollem Halſe ſchreien, wenn Einer den Andern verſtehen ſollte. Die Waſſerfluthen ſtürzen mit faſt betäubendem Getöſe durch die Grotte. Eilig wurde hier ein Haufen Heu angezündet, die Flammen erleuchteten die Höhle, Alles troff von Waſſer, die phantaſtiſch geformten Klippen, der unebne Boden! Der rothe Feuerſchein ſpielte auf der weißen Waſſerſäule, die ſich mit Blitzesſchnelle von einer ungeheuern Höhe herunterſtürzte und wieder einen Weg bahnte durch eine Oeffnung in den Klippen. Der Führer warf brennendes Heu in den brauſenden Strom, und dieſes brannte noch, indem es das Waſſer mit ſich in den gähnenden Abgrund hinabwirbelte; einen kurzen Augenblick zeigte es uns den tiefen Strudel.

Hier, von einem der glatten Steine, wo jetzt ein kleiner Querbalken angebracht iſt; glitt vor wenigen Jahren ein junger Engländer hinab und verſchwand auf immer. Der regierende Papſt, Gregor der Sechszehnte, hat, damit nicht die Stadt, von den vielen Waſſerfällen unterwaſchen, plötzlich zuſammenſtürze, dem Fluſſe Anio einen neuen Abfluß gegeben, welcher mehrere Caſcaden bildet, und dadurch iſt ein Waſſerfall entſtanden, der an Größe alle andern übertrifft. Als ich 1834 Tivoli beſuchte, war dieſes Werk in Arbeit, zwei Jahre ſpäter wurde es vollendet; wo ich damals Blumen pflückte, brauſen jetzt, und vielleicht für immer, Tivoli's größte Caſcaden. Zu dieſen nahmen wir unſern Weg von den Grotten, aber vorher mußten wir die unebne, feuchte Treppe hinauf, wir mußten uns wieder an den friſchen Myrthenzweigen dicht am Abgrunde feſthalten, und in demſelben Augenblick gerade war die Fackel dem Verlöſchen nahe; der Gedanke durchzuckte mich: wir müſſen die Nacht hier zubringen, müſſen uns in dieſen Hecken niederſetzen und keinen Fuß regen, ſonſt erfolgt der Tod. Hier folgte ein kurzer, ſtiller Augenblick, die Fackel wurde ſauſend durch die Luft geſchwungen, der Führer ließ ſie mit aller Kraft gegen den Felſenboden fliegen, und ſie flammte ſchwach, bald aber leuchtete ſie herrlich. Jodelnd ſchritt er nun raſcher auf einem breitern Pfade fort. Nach und nach wurde hier die Einwirkung der Kunſt ſichtbar; hier waren ſtarke Geländer und gemauerte, ſteil hinab führende Treppen; die Fackel leuchtete über das Gitter, das Waſſer zerſtob in Wolken und erhob ſich gegen uns. Wie die weißeſte Milch ſtürzte der ganze Fluß in die ſchwindelnde ſchwarze Tiefe. Wir durchwanderten einen langen Bogen, in welchem der Fluß ſein neues Lager hatte und durch welchen er ſich mit der Schnelligkeit eines Pfeiles dem Falle näherte. Hier war kein Geländer, die Fackel beleuchtete den Strom, brennendes Heu wurde hineingeworfen und fuhr mit einer Eile dahin, wie die des Vogels, es war zum Schwindeln. Ich fühlte alle Nerven angegriffen, kalter Schweiß drang durch meine Haut, ich mußte mich an die Mauer anklammern und das Auge einige Zeit auf das feſte Gewölbe über uns heften. Es war unmöglich, ſich hier gegenſeitig verſtändlich zu machen, ſo ſtark brauſte der mächtige Strom.

Eine halbe Stunde ſpäter ſaßen wir alle Drei oben in einer großen Stube, um einen wohlgedeckten Tiſch. Wir ſprachen von Dänemark und von allen unſern Lieben, auf ihre Geſundheit ward getrunken, während Caſcaden und Caſcatellen dazu donnerten.

Es war ein Abend voll Poeſie; Arm in Arm ſtanden wir an dem geöffneten Fenſter, die Sterne glänzten ſo ſchön, und wie ein weißer Flor ſchimmerten in der Tiefe unter uns die brauſenden Waſſermaſſen; ſie ſtimmten einen Geſang an, ſo ſtark und ewig, wie ihn kein Dichter zu ſingen vermag.

IX.

Meine Stiefeln.

(Eine wahre Geſchichte.)

In Rom giebt es eine Straße, via della purificazione genannt, aber man kann nicht von ihr ſagen, daß ſie purificirt iſt: ſie führt bergauf und bergab, Kohlſtrünke und alte Topfſcherben liegen umher geſtreut; der Rauch ſteigt aus der Thür der Oſterie, und die gegenüberwohnende Signora — ja, ich bin unſchuldig daran, aber wahr iſt es — die gegenüberwohnende Signora ſchüttelt an jedem Morgen ihre Betttücher aus dem Fenſter. In dieſer Straße wohnen viele Fremde, aber in dieſem Jahre hielt die Furcht vor Fieber und bösartigen Krankheiten die meiſten in Neapel und Florenz zurück. Ich wohnte ganz allein in einem großen Hauſe, nicht einmal Wirth und Wirthin ſchliefen hier in der Nacht.

Es war ein großes, kaltes Haus mit einem kleinen feuchten Garten, in welchem nur eine Erbſenranke und eine halb verblühte Levkoje wuchſen; aber in den höhergelegenen Nachbargärten ſtanden blühende Hecken mit Monatsroſen und Bäume voll gelber Citronen. Letztere vertrugen den anhaltenden Regen gut, die Roſen hingegen ſahen aus, als hätten ſie acht Tage im Meere gelegen.

Die Abende waren ſo einſam in den kalten, großen

Zimmern; der ſchwarze Kamin gähnte zwiſchen den Fenſtern und draußen tobten Regen und Unwetter. Alle Thüren waren freilich mit Schlöſſern und eiſernen Riegeln verſehen, aber wozu? Der Wind pfiff in ſchneidenden Tönen durch die Thürſpalten, die dünnen Holzſcheite auf dem Kamin flammten auf, aber ſie ſandten ihre Wärme nicht weit. Der kalte Steinboden, die rohen Mauern und die hochgewölbte Decke ſchienen nur für die Sommerzeit gemacht zu ſein.

Wollte ich es aber einmal recht gemüthlich haben, ſo mußte ich wollene Reiſeſtiefeln, Oberrock, Mantel und Pelzmütze anlegen, dann konnte es mir ziemlich warm werden. Freilich wurde die gegen den Kamin gewendete Seite halb gebraten, aber in dieſer Welt muß man ſich zu drehen wiſſen, und ich drehte mich wie eine Sonnenwende.

Die Abende waren etwas lang, allein jetzt verfielen meine Zähne darauf, einige nervöſe Concerte zu geben, und es war merkwürdig, wie die Fertigkeit des Vortrags zunahm. Ein ſolider, däniſcher Zahnſchmerz kann ſich nicht mit einem italieniſchen meſſen. Der Schmerz ſpielt hier auf den Tangenten der Zähne, als ſei es Liſzt oder Thalberg, der vor ihnen ſitze; bald wühlte es im Vorder-, bald im Hintergrunde, als ob zwei kriegeriſche Chöre einander antworteten, während ein großer Vorderzahn die Partie der prima Donna ſang, mit allen Tiraden, Rouladen und hohen Tönen des Schmerzes. Es war ein Zuſammenſpiel, eine Kraft in dem Ganzen, daß ich zuletzt kaum wußte, ob ich ein Menſch ſei.

Aus den Abendconcerten wurden Nachtconcerte, und während eines ſolchen war es, indem die Fenſter vom Sturme zitterten und der Regen draußen herabſtürzte, daß ich einen halb wehmüthigen Blick auf die Nachtlampe warf. Mein Schreibzeug ſtand daneben und ich ſah ganz deutlich, daß die Feder über das weiße Papier hintanzte, als würde ſie von einer unſichtbaren Hand geführt, aber das wurde ſie nicht, ſie ging auf eigne Hand; ſie ſchrieb nach Dictaten, und wer dictirte? Ja, es klingt unglaublich, aber die Wahrheit iſt es. Ich ſage es und man wird mir glauben: es waren meine Stiefeln, meine alten Kopenhagner Stiefeln, die, weil ſie vom Regenwaſſer ganz durchweicht worden, ihren Platz im Kamine bei der glühenden Aſche erhalten hatten. Litt ich an Zahnſchmerz, ſo litten ſie an Waſſerſucht. Sie dictirten ihre Selbſtbiographie, und dieſe, glaube ich, wird ein Licht auf den italieniſchen Winter Anno 1840 und 41 werfen.

Die Stiefeln erzählten.

„Wir ſind zwei Brüder: rechter Stiefel und linker Stiefel. Unſere erſte Erinnerung iſt, daß wir mit Wichſe wohl eingerieben und darauf tüchtig geputzt wurden, ich konnte mich in meinem Bruder, mein Bruder ſich in mir ſpiegeln, und wir erkannten, daß wir ein Körper ſeien, eine Art Caſtor und Pollux, eine Art zuſammengewachſener Siameſen, die das Schickſal beſtimmt hatte, mit einander zu leben und zu ſterben, zu exiſtiren und zu vergehen. Wir ſind beide geborne Kopenhagener.

Der Schuhmacherburſche trug uns auf den Händen in die Welt hinaus, und dies erweckte in uns ſüße, aber falſche Hoffnungen über unſere Beſtimmung. Der, dem wir gebracht wurden, zog uns ſogleich bei den Ohren, bis wir ſeine Beine umſchloſſen, und dann ging er mit uns die Treppe hinab. Wir knarrten vor Freude! Es regnete draußen, wir knarrten noch —! Doch nur den erſten Tag.

Ach! Wie viel Naſſes giebt es doch in der Welt durchzugehen! — Wir waren nicht zu Waſſerſtiefeln geboren und fühlten uns daher nicht glücklich. Keine Bürſte gab uns unſern Jugendglanz zurück, den wir beſaßen, als der Schuhmacherburſche uns auf ſeinen Händen durch die Straßen trug. Wer ſchildert daher unſer Glück, als wir eines Morgens hörten, wir ſollten ins Ausland reiſen, ja nach Italien, in dieſes milde warme Land, wo wir nur auf Marmor und claſſiſche Erde treten ſollten, die Sonne ſchlürfen und ſicher unſern Jugendglanz wieder gewinnen würden. Wir reiſten! — Auf den längſten Stationen ſchliefen wir im Koffer und träumten von den warmen Ländern. In den Städten dagegen ſahen wir uns ganz hübſch um, aber es war naß und rauh wie in Dänemark. Unſere Sohlen bekamen den kalten Brand, ſie mußten in München abgenommen werden und wir bekamen falſche Sohlen, aber ſie waren ſo gut gemacht, als wären ſie mit uns geboren. „Wären wir doch jenſeits der Alpen!“ ſeufzten wir, „dort iſt es mild und ſchön!“ Und wir kamen über die Alpen, aber es war nicht mild und ſchön! Es regnete und windete, und traten wir inzwiſchen einmal auf Marmor, dann war dieſer ſo eiſig, daß er den kalten Schweiß aus unſern Sohlen heraustrieb und ihr naſſes Bild ſtehen blieb, wo wir hingetreten hatten. Des Abends war es ganz angenehm, wenn der Aufwärter alle Stiefeln und Schuhe im Hotel numerirte; wir wurden zwiſchen dieſen fremden Kameraden aufgeſtellt und hörten ſie von den Städten erzählen, aus denen ſie kamen. Dort waren ein Paar ſchöne, rothe Saffianſchäfte mit ſchwarzen Füßen, ich glaube es war in Bologna; ſie erzählten uns von dem warmen Sommer in Rom und Neapel, ſie erzählten von ihrer Wanderung auf den Veſuv, wo ihnen die Füße von der unterirdiſchen Hitze abgebrannt waren; ach! wir empfanden beinahe Sehnſucht auf ſolche Weiſe zu ſterben. Wären wir doch jenſeits der Apenninen! wären wir doch in Rom! — und wir kamen dahin. Aber nun ſind wir im Regen und Koth gewandert, eine Woche nach der andern; Alles muß man ja ſehen, und nie nehmen Merkwürdigkeiten oder Regengüſſe ein Ende! Nicht ein warmer Strahl hat uns erquickt, der kalte Wind umſauſt uns! O Roma! Roma! Zum erſten Mal trinken wir in dieſer Nacht Wärme aus dem geſegneten Kamin, und wir wollen ſie trinken, bis wir berſten! Schon iſt das Oberleder entzwei, nun ſind wir an den Schäften, auch ſie werden berſten! Aber ehe wir dieſen ſeligen Tod ſterben, wünſchten wir dieſe unſere Geſchichte aufgezeichnet und unſere Leichen nach Berlin gebracht, um bei dem zu ruhen, der Muth und Herz genug beſaß, „Italien wie es iſt!!“ zu ſchildern — dem wahrheitsliebenden Nicolai“ — und hier fielen die Stiefeln zuſammen. Es wurde ganz ſtill, meine Nachtlampe verloſch, ich ſelbſt ſchlummerte ein wenig, und als ich in der Morgenſtunde erwachte, hielt ich es für einen Traum, aber ich ſah nach dem Kamine, die Stiefeln waren zuſammengeſchrumpft, ſie ſtanden wie Mumien neben der kalten Aſche; ich blickte auf das Papier, welches neben der Lampe lag, es war ein graues Papier voll Tintenkleckſe, die Feder war wirklich darüberhin gelaufen, doch Alles verſchwamm in einander, denn die Feder hatte die Memoiren der Stiefeln auf graues Papier geſchrieben. Ich zeichnete auf, was ich noch davon wußte, und man wird ſich erinnern, daß nicht ich es bin, ſondern meine Stiefeln, die Wehe rufen über la bella Italia.

X.

Die Kaiſerburg.

Wie ſchlecht auch der Winter in Rom ſein kann, doch bringt er Tage, ſchön, wie die ſchönſten Frühlingstage im Norden; man bekommt Luſt ins Grüne zu gehen, und dieſes kann man dort finden! Die Roſen ſtehen in voller Blüthe, die Lorbeerhecken duften — wir haben unter vielen Spaziergängen die Auswahl. Jetzt wollen wir die Ruinen der Kaiſerburg beſuchen. Es iſt eine Art Hochebene, auf der ſie mitten in der Stadt liegen; Weinpflanzungen, Gärten, Ruinen und verfallene Häuſer wechſeln mit üppigem

Ackerland und dürren Stellen, wo der Eſel an der Diſtel nagt und die Ziege das moosähnliche Gras ſucht.

Nach dem Forum zu ſteht noch eine Reihe feſter Mauern, große Hecken und Schlingpflanzen drängen ſich, gleich dem Waſſer einer Cascade, über den Abhang; hohe Cypreſſen prangen oben; wir gehen den breiten Fahrweg und ſtehen vor einer Villa, mitten in einem Garten ſo grün und duftend, daß wir uns nicht vorſtellen können, es ſei Winter und Januar; Reſeda, Levkojen und Roſen duften in den Beeten; Citronen und Apfelſinen ſchimmern auf den Bäumen zwiſchen dem dunkeln Laube. Wir wandeln durch eine Allee von Lorbeern nach dem natürlichen Balcon, den die Mauer gegen die Campagna hinaus darbietet; unter uns erblicken wir die einſamen Grabmonumente, die gelbe, ſich ſchlängelnde Tiber und am fernen Horizont einen kryſtallhellen Streifen: es iſt das Mittelmeer.

Mitten im Garten in der Erde ſind zwei bedeutende Oeffnungen. Sie ſind ganz rund und von dem oberſten Rande bis unten, ſo weit man hinunterſehen kann, mit üppigem Immergrün bewachſen; man könnte glauben, jede derſelben ſei ein Krater, der Laub und Blumen ſtatt Lava und Aſche auswerfe, um die ganze ausgedehnte Ruine zu bedecken. Unter dieſen Oeffnungen erſtrecken ſich große Wölbungen ſo tief, daß das Tageslicht nie den Boden erreicht. Hier, wo vielleicht einmal das Marmorbaſſin ſtand und herrliche Frauen ihre ſchönen Glieder badeten, umſtrahlt von tauſend Lampen, umduftet von Wohlgerüchen, umtönt von Geſang und Saitenſpiel, hüpft jetzt der feuchte Froſch; vielleicht iſt er ſelbſt eine jener mächtigen Kaiſerinnen, welche verurtheilt ward, ihre ſchweren naſſen Glieder unten im Finſtern fortzuſchleppen, wo ſie vormals über böſen, tödtenden Gedanken brütete!

Bleibe unten in der ſchwarzen Nacht, Unſelige! Hier oben blühen Roſen. Der warme Sonnenſtrahl küßt des Lorbeerbaumes grünes Blatt, und der Fremde ſaugt hier ein Schönheitsbild des Südens ein, das in ſeiner Seele nie verlöſchen wird.

Wir verlaſſen dieſen fruchtbaren, grünen Anblick und folgen dem Fußſteig, der ſich zwiſchen blühenden Sträuchern über die hohen Mauerabhänge hinſchlängelt. Eine hölzerne Treppe führt uns hinab in einen andern Theil der Kaiſerburg, in einen Kohlgarten. Die Moſaik des Fußbodens iſt verſchwunden, der Regenwurm ſchießt empor aus der naſſen Erde, wo vormals Roms Kaiſer mit ſeinem Hofe ſich um die ſchwelgeriſche Tafel lagerte. Hier dufteten die koſtbarſten Speiſen, Flamingozungen, Milch der Muränen, Gehirn der Pfauen. Hier wechſelten während der Mahlzeit die Großen der Erde ihre reichen Kleidungen, hier prangten ſie mit falſchen Locken, geſchminkten Wangen, bemalten Augenbrauen, Goldſtaub in den Haaren und mit Schuhen, deren Sohlen von Salben dufteten. Der arme, goldverbrämte Sclave ſtand unbeweglich wie jetzt der Kohlſtrunk; wenn er huſtete oder nieſte, wurde er in den Fiſchteich geworfen, die Fiſche zu mäſten, die auf des Kaiſers Tafel geſetzt werden ſollten.

Welche Erinnerungen knüpfen ſich an dieſe Stellen, hier, wo **Caligula**, **Commodus** und **Tiberius** herrſchten! Der Dichter ſpricht mit Verachtung die Namen dieſer wahnwitzigen Kaiſer aus, Verwünſchungen ertönen über ſie bis zum jüngſten Gericht. Der Schulknabe, ſelbſt in der kleinſten Stadt hoch im Norden, ballt ſeine kleine Hand und kann nicht zu Gott beten für dieſe böſen Menſchen.

Auf den Ruinen der Kaiſerburg ſchweben die Geiſter jener Verworfenen, ſie fliegen mit der Schnelligkeit der Gedanken um die Erde und weilen nur, wo ein Fluch über ihr Leben und Treiben ausgeſprochen wird. — Fliegt über Meer und Land! Keine Verwandtſchaft, kein politiſches Verhältniß, Nichts beſchützt euch jetzt! Ihr ſteht allein! — Menſchen verdammen! Gott vergebe! —

Wo die Schwelgerei ihr Füllhorn ergoß, wächſt jetzt der dürftige Kohl; die Mauern, welche thieriſche Laſter umſchloſſen, tragen jetzt die Feigenblätter der Schamhaftigkeit; der Oelbaum wächſt, wo das Blut floß. Wir wollen an **Titus** denken, uns der Edlen erinnern, deren Leben Sonnenglanz auf die Erinnerungen wirft. Wir wollen die duftenden ſchönen Roſen ſehen und die geſunkene Größe über der ewig herrlichen Natur vergeſſen.

XI.

Sanct Knud.

Dänemark iſt zwar ein proteſtantiſches Land, aber die Namen vieler Heiligen leben noch im Munde des Volks oder knüpfen ſich an dieſe oder jene Stelle. In mancher däniſchen Dorfkirche prangt noch das Madonnenbild, entweder hoch an der Mauer, unter der Wölbung gemalt, wo es nicht überkalkt worden iſt, oder ſelbſt auf dem Altarblatt. Bei Sonnenuntergang läuten noch die Glocken der däniſchen Dorfkirchen, wie in der Zeit des Katholicismus, zum Ave Maria.

Sanct Knud war der erſte Heilige, den ich als Kind nennen hörte, obgleich mein lutheriſcher Katechismus nicht ein Wort von Heiligen ſagte. In meiner Geburtsſtadt trägt eine alte prächtige Kirche den Namen dieſes Heiligen, hinter dem Altare ruhen ſeine Gebeine. Sanct Knud war einſt in Dänemark größer als Heiliger, denn als König, tauſend Lichter brannten auf ſeinem Altar; eine mächtige Zunft trug ſeinen Namen. Als Kind hörte ich ſeine Geſchichte, ich hörte vom däniſchen König, der von den Jüten, weil er ihnen Abgaben auflegen wollte, nach Fühnen verfolgt wurde. Er ruhte dort am Wege, und der Stein, auf dem er ſaß, war weicher als die Herzen ſeiner Feinde; noch ſieht man die Spur, wo er geſeſſen; ich ſah es als Kind und glaubte daran. In Odenſe, in Sanct Albans Kirche, ſuchte der König Rettung, die Feinde verſammelten ſich davor und des Königs Diener, Blake, ward der Verräther ſeines Herrn. Durch das Kirchenfenſter wurde ein Stein geworfen, er traf des Königs Haupt, blutend ſank er vor dem Hochaltare hin, wo er betete. Die Mönche nahmen den König in die Reihen der Heiligen auf, ſelbſt in Rom wurde ihm ein Altar errichtet.

Als Kind ging ich niemals an der St. Knuds-Kirche vorbei, ohne meine Augen zu ſchließen, und gerade dann ſah ich am deutlichſten den todten, bleichen König, mit der goldnen Krone auf dem blutenden Haupte und mit dem Mantel von Sammt und Hermelin unter der großen Kirchenwölbung von dem Taufſtein zum Altar wandeln.

In der Weltſtadt Rom liegt, zur Rechten in der Straße von der Engelsburg hinaus gegen den Petersplatz, ein Mönchskloſter mit einer Kirche, ich glaube ſie wird tramontana genannt. Einer der vielen Altäre darin iſt es, der dem Heiligen, dem däniſchen König Knud geweiht wurde. Auf dem Altarblatte ſteht er mit der goldnen Krone und dem Mantel von Sammet und Hermelin, ganz wie ich mir ihn als Kind, in der Kirche, die ſeine Gebeine umſchließt, wandelnd vorſtellte.

Am 19. Januar iſt das Feſt Sanct Knuds, ſo wurde von dem **Diario Romano** verkündigt. Der Regen ſtürzte herab, es war ſchlechtes Wetter, aber als Däne mußte ich doch hinaus und den däniſchen Heiligen feiern ſehen.

Ich trat in die Kirche, doch hier war Niemand;

zwei kleine Talglichter brannten trübſelig und ärmlich auf Sanct Knuds Altare.

Das konnte ich nicht über mein Herz bringen, wenigſtens mußte ich wiſſen, weshalb nicht etwas mehr Umſtände gemacht wurden. Ich zog die Kloſterglocke, ein alter Mönch trat heraus; ich fragte, weshalb Sanct Knud nicht mehr als zwei Lichter habe, weshalb hier keine Muſik und Feſtlichkeit Statt finde?

„Ach mein Herr!“ ſagte der Mönch, „unſer Kloſter iſt eines der ärmſten in Rom! Wir vermögen nur ein einziges großes Feſt im Jahre zu feiern,“ und er nannte dieſen Heiligen; „dann iſt hier Muſik; dann ſtrahlt die Kirche von Lichtern. Nur einmal jährlich können wir etwas Aehnliches zu Stande bringen. Sanct Knud iſt aus dem Norden, und von daher erhält unſer Kloſter durchaus Nichts. Sanct Knud iſt arm!“

Ich fühlte, der Mann habe Recht.

Allein ſtand ich vor dem Altar des Heiligen, des Heiligen meiner Kindheit, in deſſen Kirche ich an meines Vaters Sarge geweint hatte, in deſſen Kirche ich confirmirt worden war, des Heiligen, deſſen Kirche mir einſt in ihrer Größe als Maßſtab für alle Berghöhen diente, ja ſelbſt für die Entfernung zwiſchen der Erde und den Sternen. Sanct Knud! Die Ehre aller Welt iſt vergänglich! In deinem frühern, irdiſchen Königreich ertönen jetzt keine Meſſen mehr für deine Seele, es brennt kein Licht an deinem Grabe, und ſelbſt in der Stadt des Papſtes haſt du an deinem Feſte nur zwei armſelige Talglichter! Das Feſtlichſte iſt, daß ein Landsmann an deinem Grabe ſteht und das traurige Erinnerungsbild an dich, Sanct Knud, aufzeichnet.

XII.

Das Coloſſeum.

Ich habe mehrere intereſſante Vorleſungen über das Gigantiſche in den Formen der Urwelt gehört, aber niemals begriff ich dieſe beſſer, als da ich einſt das Skelett eines Mammuths zu ſehen bekam. Es nahm einen bedeutenden Platz in dem großen Hofe ein, wo es aufgeſtellt war; hohes Gras wuchs aus dem Rückgrat und um die Rippen; man hätte glauben ſollen, daß es der Rumpf eines Fahrzeugs ſei und nicht der eines Thieres, das einſt gelebt hat.

Ein Mammuthsrumpf anderer Art, ein Steinſkelett, welches beſſer als alle Bücher Roms geſunkene Größe verkündet, iſt das Coloſſeum; es iſt eine Ruine, eine unglaublich zerſtörte Ruine; ganze Paläſte in Rom ſind aus ſeinen abgebrochenen Mauern aufgeführt, und dennoch iſt in dem, was wir erblicken, noch eine Größe, wie die, welche man in den Pyramiden und den Felſentempeln der Indier findet*).

---

*) Das Amphitheater in Verona iſt noch ſo wohl erhalten, daß die Todten jener Zeit, wenn ſie aufſtehen und herkommen könnten, glauben würden, daß nur einige Wochen verfloſſen wären, ſeitdem ſie an dieſer

Jeder Säulengang iſt eine große Straße, die zerſtörten Treppenſtufen, vom Fußboden bis zum oberſten Geſimſe, bilden eine ganze Felſenpartie mit Gras und Gebüſch, es iſt ein Abhang, der eine kleine Stadt tragen könnte. Hier und da iſt oben ein kleines Haus angeklebt, mit kleinen, ſchiefen Fenſtern, worin Menſchen wohnen.

Die ganze Ruine bildet eine offene Kirche mit vielen Altären, das Kreuz ſteht mitten unter Gottes freiem Himmel. An jedem Freitage wallen die Kapuzinermönche in Proceſſion hierher und einer der Brüder hält eine Predigt, hier, wo vormals wilde Thiere brüllten, hier, wo die Gladiatoren kämpften und ohne Schmerzenslaut den Geiſt aushauchten. Dort an dem ſonnenbeleuchteten Abhang, wo jetzt die bunte Eidechſe in Ruhe ihre Jungen ausbrütet, ſaß einſt Roms Kaiſer mit ſeinen in Purpur gekleideten Hofleuten, und wo jetzt der zerlumpte Bettler ſeinen Platz hat, wehten einſt die weißen Schleier der Veſtalinnen.

Beim Lichte des Vollmondes muß man zum erſten Male hier eintreten, es iſt ein Trauerſpiel aus Stein geformt, das uns begegnet. Bei Fackelſchein muß man dieſe mächtigen Gewölbe durchwandern und das oberſte erſteigen, wo nicht Steine, ſondern Felsblöcke die Mauern bilden. Welche Todtenſtille! Welche Größe! — Der Fackelſchein fällt auf die Spinngewebe in den Winkeln, wo die Fliege

---

Stelle ſahen; aber das ganze Theater iſt doch nur ein Kind gegen das Coloſſeum. Daſſelbe kann man vom Amphitheater bei Capua ſagen; dieſes giebt wohl den beſten Begriff von der Maſchinerie jenes Zeitalters, aber an Größe verſchwindet es ganz neben dem Coloſſeum.

zappelt, aber wir denken nicht daran, wir denken nicht an den Jammer des Alltagslebens; die Steine um uns her haben Stimmen, die Sterne droben ſtehen mit ihnen im Bündniß. In großen Umgebungen fühlt ſich die Seele groß; das Coloſſeum predigt uns von dem Leben der Welt, von der Größe und Ohnmacht des Menſchengeſchlechtes, ſo daß die Seele ſich erhoben und gedemüthigt fühlt!

XIII.

Das Carneval.

Was das römiſche Carneval vor der nämlichen Luſtbarkeit an jedem andern Orte lebhaft und eigenthümlich reich macht, iſt, daß ſich hier das Carnevalsfeſt in den Straßen auf ſechs Tage beſchränkt und an jedem derſelben wieder auf drei Stunden. Nur der Corſo und die nächſten Seitengaſſen bilden Scenen für dieſes Volksfeſt. Alles concentrirt ſich, ſowohl Zeit als Ort. Die Luſtigkeit hier iſt ein Champagnerſtrahl, der Becher ſchäumt, wird ſogleich geleert und — dann folgen die Faſten.

Goethe hat uns das römiſche Carneval, welches Jahr für Jahr mit unbedeutenden Variationen daſſelbe iſt, ſo anſchaulich geſchildert, daß Niemand es beſſer machen kann; jede neue Beſchreibung iſt alſo überflüſſig. Ich will auch keine geben; nur um einigermaßen mein Bild von Rom zu vervollſtändigen, lege ich eine kleine Skizze hier ins Buch; die Einzelnheiten gehören ganz dem Carneval von 1841.

Mit Purpur und Gold angethan ſitzt im Capitolium der Senator, umgeben von buntſcheckig gekleideten Pagen; eine Deputation der Juden findet ſich ein und bittet um die Erlaubniß, noch ein Jahr in dem ihnen angewieſenen Quartier „Ghetto“ wohnen zu dürfen. Es wird ihnen zugeſtanden; der Senator ſetzt ſich in einen Scheibenwagen, die alten Glocken des Capitols läuten, dies iſt das Zeichen für den Beginn des Carnevals. Die Kutſche fährt nun im Schritt hinab gegen die piazza del popolo, und hinterher drängt ſich aus Paläſten, Häuſern und Schenken ein Menſchengewühl. Aber überall herrſcht die größte Ordnung, jede Dame kann ſich ohne Gefahr in Männerkleidung hinauswagen, es fällt Keinem ein ſie zu beleidigen oder durch das geringſte Zeichen in Verlegenheit zu ſetzen. Unterhaltend iſt es zu ſehen, wie arme Leute ſich zu einer Carnevalstracht zu verhelfen wiſſen. Sie benähen ihre Kleider völlig mit Salat, dieſen haben ſie auf den Schuhen, dieſen als Perrücke auf dem Kopfe; Mann und Frau, mitunter auch die Kinder, ſind ganz in Salat gekleidet. Eine ausgeſchnittene Apfelſinenſchale iſt als Brille angebracht, das iſt der ganze Schmuck, und gravitätiſch, mit königlicher Haltung, wandert das arme Ehepaar durch die Straßen.

Von der piazza del popolo begiebt ſich der Senator mit Gefolge die Straße il corso hinauf. Alle Fenſter und Balcone ſind hier mit rothen, blauen und gelben ſeidnen

Teppichen behängt; überall wimmelt es von Menſchen, und ein großer Theil derſelben iſt in Coſtüm, mit und ohne Maske. Längs den Häuſern ſtehen, dicht an der Wand, kleine Rohrſtühle oder Bänke, welche vermiethet werden und auf denen die geſetzteren Leute Platz nehmen. Die eine Wagenreihe fährt hinab, die andere herauf, und oft ſind Wagen und Pferde mit Zweigen und flatternden Bändern geſchmückt. Oft ſieht man die Kutſcher, alte Kerle mit echt italieniſchen Phyſiognomien, als Damen verkleidet, ein Mops ſitzt als Wickelkind oder Mädchen an ihrer Seite. Andere Wagen ſind als Dampfſchiffe ausſtaffirt und haben eine Beſatzung von gleichartig gekleideten Matroſen oder Mädchen in Uniform. Begegnen ſich zwei ſolche Fahrzeuge, dann entſteht ſogleich ein gewaltiger Kampf, in welchem es Confetti herabregnet, nicht mit Händen geworfen, ſondern aus großen Schalen geſchüttet. Auf den Trottoirs und ſelbſt zwiſchen den Wagen bewegt ſich das große Menſchengewühl. Begegnen ſich zwei Pulcinelli oder Harlekine, dann nehmen ſie einander unter den Arm, und mit Jauchzen und Schreien ſtürzen ſie fort; verwandte Masken ſchließen ſich an und bald iſt es eine ganze Schaar, die ſich jubelnd zwiſchen Fahrenden und Gehenden den Weg bahnt, es iſt als ob eine brauſende Waſſerhoſe über ein leiſe bewegtes Meer dahinfahre. Bei Sonnenuntergang ertönen Kanonenſchüſſe, die Wagen fahren in die Nebenſtraßen hinein; die Soldaten, welche in einigem Abſtand von einander poſtirt waren, ſammeln ſich nun durch die Straße marſchirend; die Reiter reiten langſam hinterher, zum zweiten Mal ſchneller, und zum dritten Mal geht es in voller Carrière; es iſt ein Zeichen, daß das Wettrennen nun beginne.

Auf der piazza del popolo ſind hohe Tribünen errichtet, ein Tau iſt über die Straße geſpannt, und hinter dieſem halten ſechs bis ſieben halb wilde Pferde, mit Eiſenplatten behängt, die nach innen mit Spitzen verſehen ſind, und auf dem Rücken mit brennendem Schwamm.

Das Tau fällt, fort jagen die Pferde, ſeidene Bänder und Flittergold an Mähnen und Seiten raſſeln und flattern. „Cavalli! Cavalli!“ ertönt es in wildem Geſchrei von der zahlloſen Menge, und ſie macht vor den ſtürzenden Pferden Platz, die durch das Geſchrei noch ſcheuer werden; ſie ſauſen vorüber, und die Straße hinter ihnen ſchließt ſich wieder durch das ungeheuere Menſchengedränge.

Ehe die Pferde das Ziel erreicht haben, ſind ſie oft ſo ermattet, daß ſie nur in ruhigem Trabe ankommen; indeſſen iſt doch der äußerſte Theil der Straße mit großen Decken abgeſperrt, welche in einiger Entfernung hinter einander von Haus zu Haus aufgehängt ſind. Wären die Pferde auch noch in wilder Flucht begriffen, ſie würden hier doch aufgehalten werden, indem ſie ſich in dieſe Draperien verwickeln müßten.

Es nimmt ſich komiſch aus, wenn, kurz vor dem Wettrennen, zufällig ein Hund in eine Strecke der Straße ſchlüpft, die frei gemacht iſt, und nun die zunächſt ſtehenden Leute Luſt bekommen, den Hund zu jagen, denn dann folgt die ganze Reihe ihrem Beiſpiel und der Hund muß fort durch die lange Straße; Schreien, Klatſchen in die Hände auf beiden Seiten hält ihn auf der Mittelſtraße. Das iſt ein Jubel! Der arme Hund muß den Wettlauf mitmachen, und iſt er nun dick und fett, dann ſieht es eben ſo kläglich als komiſch aus, er kann kaum die Beine erheben und muß doch galopiren!

Es iſt unterhaltend, in der Carnevalszeit Abends in die Oſterien zu kommen, wo man oft eine ganze Geſellſchaft luſtiger Masken antrifft; ſie trinken ihre Foglietta, improviſiren ein Lied oder tanzen den Saltarello; durch die Straßen ziehen ganze Schaaren mit Geſang und Tambourins, eine brennende Fackel wird vorausgetragen. In ihrem Maskenanzug begeben ſie ſich in die Theater, beſonders in die kleinern, und das Publicum agirt hier eben ſo viel wie die Schauſpieler. Ich folgte einer ſolchen Schaar ins Teatro Aliberti: ungefähr ein Drittel der Zuſchauer war coſtümirt: geharniſchte Ritter, Blumenmädchen, Harlekine und griechiſche Götter ſaßen zwiſchen uns andern alltäglich gekleideten Leuten. Eine der größten Logen im erſten Rang war ganz mit jungen, niedlichen Römerinnen angefüllt, alle als Pierrots gekleidet, aber ohne Maske und Schminke; ſie waren ſo lebhaft, ſo hübſch, es war eine Luſt ſie zu ſehen; aber ſie entzogen freilich der Bühne die ganze Aufmerkſamkeit. Hier wurde ein beliebtes Trauerſpiel aufgeführt: Byron in Venedig, England und Miſſolunghi. Es war ſehr rührend, aber das Publicum luſtig! Oben auf der Galerie ſaß ein Mann aus der geringern Claſſe, mit einem dicken, ſchwarzen Bart, übrigens als Bauermädchen gekleidet; er affectirte große Rührung über das Stück, drapirte die Loge bald mit ſeiner Schürze, bald mit ſeinem Rock, trocknete die Augen und applaudirte! Die Augen des Publicums waren mehr auf ihn als auf Byron in Miſſolunghi gerichtet.

Der letzte Carnevalstag iſt immer der lebhafteſte; er endigt mit dem Bouquet des ganzen Feſtes, dem glänzenden, prächtigen Moccolo. Es war dieſes Jahr beſonders luſtig; hier kam ein verkleidetes Ehepaar auf klafterhohen Stelzen, keck bewegten ſie ſich zwiſchen Wagen und Spaziergängern, dort brüllten zwei als Bären Verkleidete, der Eine weiß, der Andere rabenſchwarz, Beide aneinander gekettet, ihnen folgte ein Müller gefeſſelt an einen Schornſteinfeger. Hier hüpfte ein Mann mit Lotterieloosen, ſein Hut endigte in einer Blaſe. Dort kam ein Anderer mit einer Orgel auf einem Karren; aus jeder Pfeife ſteckte eine lebendige Katze ihren Kopf und ſchrie jämmerlich, denn der Mann hatte an dem Schwanze jeder derſelben eine kleine Schnur, und ſo ſpielte er. Ein Wagen war wie ein Blumenthron geſchmückt, und auf dieſem ſaß ein Minſtrel; die Harfe ſtand feſt, aber oben darüber war ein Glücksrad mit vielen Flaggen, welches ſich im Winde drehte. Ein anderer Wagen ſtellte eine gigantiſche Geige vor; auf jeder Saite ritt eine Caricatur, die Quinte trug ein kleines feines Mädchen, und alle vier Saiten ſangen mit voller Kraft, ſowie der Geiger, welcher an der Seite des Inſtrumentes ſtand, der betreffenden Perſon mit ſeinem Bogen über den Rücken ſtrich.

Durch die lange Straße regnete es Confetti und Blumen, doch beſonders letztere, denn der diesjährige

Februar war reich an Veilchen und Anemonen. Ich ſah Don Miguel, den wirklichen Don Miguel in Civilkleidung durch das Gedränge ſchreiten, er erhielt eine Handvoll Confetti. Die Königin Chriſtine von Spanien hatte einen Platz auf einem Balcon; Confetti und Blumen waren ihre Waffen. — Nun ertönte das Zeichen zum Pferderennen; an dieſem Tage wurde einer der Zuſchauer von den jagenden Pferden getödtet, Aehnliches geſchieht jährlich; die Leiche wurde bei Seite geſchafft und die Luſtigkeit tobte fort. „**Moccoli! moccoli!**“ ertönte es, und im Nu erſtreckten ſich aus allen Fenſtern, von allen Balconen, ja ſelbſt oben aus den Dächern, lange Röhre, Stöcke und Stangen, mit kleinen brennenden Wachslichtern beſetzt. Die Fahrenden, die während des Pferderennens in den Seitenſtraßen hatten halten müſſen, füllten wieder den Corſo, aber die Pferde, der Hut des Kutſchers, ſeine Peitſche, Alles war mit brennenden Wachslichtern beſetzt; jede Dame im Wagen hielt ihr Licht und ſuchte es vor der entgegengeſetzten Partei zu beſchützen, die es auszulöſchen ſtrebte. — Stöcke mit Taſchentüchern flatterten in der Luft. Ein Schreien, ein Rufen, wovon Keiner einen Begriff hat, der es nicht gehört, betäubte alle Ohren; „**senza moccolo! senza moccolo!**“ Kleine Papierballons mit Lichtern ſchwebten unter das Gedränge herab, es war in der ungeheuern Straße, als ob alle Sterne des Himmelsgewölbes, die Milchſtraße nicht zu vergeſſen, eine Wanderung durch den Corſo machten! Die Luft war wie erhitzt von den Lichtern; die Ohren wurden vom Lärm betäubt. Es war das wildeſte Bacchanal — und wieder im Nu verloſch Licht auf Licht, man ſah das letzte, es wurde finſter und ſtill, die Kirchenglocken läuteten, die langen Faſten begannen.

Am andern Morgen fuhr ein wohlbepackter Wagen nach dem andern fort mit den Fremden, fort aus dem todtenſtillen Rom, wo alle Galerien geſchloſſen, alle Bilder auf den Altären mit ſchwarzen Teppichen bedeckt waren. — —

Es ging nach Neapel.

XIV.

Pegaſus und die Vetturinpferde.

(Dialog.)

Man hat Reiſebeſchreibungen auf vielerlei Art erhalten, aber, wie ich glaube, bisher noch nicht als Dialog.

Am 24ſten Februar 1841 fuhr ich in früher Morgenſtunde aus Rom, aus der porta San Giovanni, in einem ſchwerbepackten Reiſewagen, von zwei gewöhnlichen Gäulen und einem hübſchen, lebhaften und feurigen Vorläufer gezogen — es war Pegaſus ſelbſt —, und ſehr begreiflich, daß er ſich hatte vorſpannen laſſen, denn in dem Wagen ſaßen zwei Poeten, außerdem ein geiſtlicher Sänger, ſo lebhaft, ſo jugendlich froh, eben dem Kloſter entſchlüpft, um in Neapel den Generalbaß zu ſtudiren.

Schon in Albano vertauſchte er die Mönchskutte mit dem ſchwarzen Cavalierrock; faſt konnte er auch als Poet gelten; und dann war noch eine Signora da, die für Poeſie und Poeten ſchwärmte, aber nicht rückwärts fahren konnte. Wie man hört, war es eine Geſellſchaft, welche zu ziehen dem Pegaſus keine Schande machte. Sie nahmen den Weg nach Neapel; nun wollen wir den Dialog hören.

Erſte Tagereiſe.

Pegaſus.

Auf antiken Wegen, längs meilenlangen Waſſerleitungen, welche ſich wie Säulen zur Vorhalle eines Schloſſes erheben, vorbei an ſtrauchbewachſenen, gemauerten Gräbern, führt der Weg nach Albano. Ein Kapuziner, den Bettelſack auf dem Rücken, war der Einzige, dem wir begegneten. Wir nähern uns dem Grabe des Aſcanius — wie ein mächtiger Mauercoloß dicht am Wege prangt es mit Gras und Sträuchern. Singt doch, ihr Dichter dort im Wagen, ſingt von Roms Campagna!

Vetturinpferde.

Willſt du ziehen helfen! Was ſollen die Sprünge bedeuten? Nun geht es bergauf. In Albano halten wir zwei volle Stunden an, der Hafer iſt gut, der Stall groß. Ach wir haben weit, ehe wir heute Abend zur Ruhe kommen! —

Pegaſus.

Wir ſind in Albano! Hier in der Straße iſt ein Haus, wir kommen dicht an ihm vorbei, es iſt klein, hat nur zwei Etagen und iſt ganz ſchmal. Die Thüre wird geöffnet, ein Jäger tritt heraus, er hat blaſſe Wangen und kohlſchwarze Augen; es iſt Don Miguel, der Ex-König von Portugal! Darüber könnte ein Gedicht gemacht werden; hört es, ihr Poeten im Wagen! Nein, ſie hören es nicht, der Eine macht ſich angenehm bei der Signora, der Andere iſt in Gedanken mit einer Tragödie beſchäftigt.

Vetturinpferde.

Nun haben wir ausgeruht, machen wir jetzt, daß wir fort kommen! Der Weg iſt lang, bergauf bergab! Sieh doch nicht die Steine an, das iſt das Grab der Horatier; das iſt eine alte Geſchichte. Immer fort!

Pegaſus.

Was für prächtige Bäume! Welche Ranken von Immergrün! Tief zwiſchen Felſen führt der Weg, Quellen plätſchern, und hoch auf dem Berge zwiſchen den Kronen der Bäume thront Aricia's mächtige Kirchenkuppel! Glocken läuten; am Wege ſteht ein Kreuz, ſchöne Mädchen wandeln vorbei, verneigen ſich vor dem Kreuze und beten ihren Roſenkranz. Wir nähern uns Genzano, die Poeten ſteigen aus dem Wagen, ſie wollen den Nemi-See ſchauen, der einſt ein Krater war. Ja das iſt eine noch ältere Geſchichte, als die der Horatier! Laßt uns fortlaufen, während die Poeten ſchwärmen; in Velletri können ſie uns ja einholen! Wir wollen laufen! —

Vetturinpferde.

Das vordere Pferd iſt wie toll! Es kann weder ſtehen noch gehen! Mir ſcheint doch, es ſei alt genug, um das gelernt zu haben.

Pegaſus.

Tief unter uns liegen die grünen, grasbewachſenen Sümpfe und Circe's Klippeninſel im Meere! Wir ſind in Ciſterna, der kleinen Stadt, wo der Apoſtel Paulus von Freunden aus Rom empfangen wurde, als er ſich dieſer Stadt näherte. Singt davon, ihr Poeten! Der Abend iſt ſchön, die Sterne funkeln; im Wirthshauſe zu Ciſterna iſt ein ſchönes Mädchen, ſeht ſie an, ihr Poeten, und ſingt von der Feuerlilie in den Sümpfen!

Zweite Tagereiſe.

Vetturinpferde.

Geh' nun nur ein wenig ruhig! Nicht im Galop! Vor uns fährt ein Wagen, den dürfen wir nicht überholen. Hörteſt du nicht ſelbſt, er fährt deutſche Damen, die keinen Herrn mithaben, und darum baten, in unſrer Geſellſchaft bleiben zu dürfen, da ſie ſich vor Räubern fürchten. Hier iſt es unſicher, vor Jahr und Tag hörten wir hier die Kugeln an uns vorbei pfeifen.

Pegaſus.

Der Regen ſtürzt herab, Alles ſteht ringsumher unter Waſſer, die Schilfhütten ſcheinen von den überſchwemmten Inſeln fortſegeln zu wollen. Laßt uns durchgehen! Der Weg iſt ſo eben! Dort liegt ein prächtiges Kloſter, die Mönche ſind fort, die Sumpfausdünſtungen vertrieben ſie; das Kloſter ſteht da mit grünem Schimmel an Mauern und Marmorſäulen, Gras wächſt auf dem Fußboden, Fledermäuſe flattern unter der Kuppel. Wir laufen hinein durch die offne Pforte, mitten hinein in die Kirche, und halten dort an! Dann ſollt ihr ſehen, wie die Dame, die wir ziehen, vor Schreck zum ſchönen Marmorbilde geworden iſt! Dann ſollt ihr unſern Capellmeiſter ſingen hören, ſeine Stimme iſt ſchön, er ſingt einen Hymnus ſeiner Rettung! Und beide Poeten erzählen aller Welt von dem lebensgefährlichen Abenteuer in den pontiniſchen Sümpfen.

Vetturinpferde.

Hüte dich vor der Peitſche! Halte dich mitten auf dem Wege! Bald ſind wir in Terracina, dort werden wir ausruhen, und an der Grenze werden wir ruhen, und bei der Dogana werden wir ruhen. Das iſt das Beſte auf der ganzen Reiſe!

Pegaſus.

Die Sonne ſcheint auf die röthlichgelben Felſen, die Sümpfe liegen hinter uns, drei halbe Palmen ſtehen dicht am Wege, wir ſind in Terracina! Aber wohin zerſtreute ſich unſere Geſellſchaft? Der eine Poet ſchritt die Felſen hinan, zwiſchen die hohen Cactus, ringsum ſind Gärten mit Citronen- und Apfelſinenbäumen, jeder Zweig beugt ſich unter der Laſt der gelben, ſchimmernden Frucht; er ſteigt hinauf zu den Ruinen von Theoderich's Burg, ſchaut gen Norden hinaus über die grasbewachſenen Sümpfe und ſein Herz ſingt:

— „mein Weib,
Meine holde, duftende Roſe!
Und Du mein Liebling! Mein Alles, mein Leben,
Mein Augenſtern und mein Zeitvertreib —
Du Knospe an meiner Roſe!“ *)

Aber der andere Poet ſitzt unten am Meere, ja drauſſen im Meere, auf den mächtigen Klippen, er netzt ſeine Lippen mit den ſalzigen Tropfen und jubelt: „Du wogendes Meer, du friedliches Meer! Du umfaſſeſt, gleich mir, die ganze Erde, ſie iſt deine Braut, deine Muſe! Von ihr ſingſt du im Sturm! In deiner Ruhe träumſt du vom Himmel! Du klares, du durchſichtiges Meer! —“

Vetturinpferde.

Es war wirklich guter Hafer, den wir in Terracina erhielten! Der Weg war auch ganz paſſabel, und wir hielten ſo hübſch lange bei der Dogana in Fondi! Sieh, nun geht es die Berge hinauf! Wozu die wohl gut ſind? — erſt hinauf, dann hinab! Ja, das iſt ein herrliches Vergnügen!

---

*) H. P. Holſt.

Pegaſus.

Die Thränenweiden zittern im Winde. Wie eine Schlange windet ſich an der Bergſeite der Weg, an verfallnen Verſchanzungen und von der rothen Abendſonne beſtrahlten Olivenhainen vorüber. Eine maleriſche Stadt auf dem Felſen über uns, und Betriebſamkeit der Bauern hier unten auf dem Wege! Es liegt Poeſie in dieſen Bergen. Komme hierher, wer ſingen kann! Steigt auf meinen Rücken! Meine Poeten dort im Wagen ſitzen und faullenzen. Wir fliegen fort an dem ſtillen, ſternenhellen Abend, bei den cyklopiſchen Mauern vorbei, wo der dichte Epheu als Draperie über die Höhlen hängt, die vielleicht einen Räuber verbergen! Fort, bei den zerbröckelten Gruben vorbei, wo Cicero durch den Dolch der Mörder fiel! Wir nähern uns zwiſchen hohen Lorbeerhecken und ſchimmernden Citronen ſeiner Villa; in Mola di Gaëta verträumen wir die Nacht!

Vetturinpferde.

Das war freilich ein verzweifelter Weg. Wie ich eſſen und trinken will, wenn nur der Hafer gut und das Waſſer friſch iſt! Möchte nur jeder ſeine Krippe für ſich finden!

Dritte Tagereiſe.

Pegaſus.

Unter dem Laubdach der Orangen ſaß die ſchöne Signora. Einer der Poeten las mit hübſcher, klangvoller

Stimme italieniſche Gedichte vor. Der Capellmeiſter lehnte ſich an den hohen Citronenbaum, lauſchte und ſchaute zugleich zwiſchen den Cypreſſen hinaus auf das Meer, wo die Sonnenſtrahlen auf die weißen Segel der Schiffe fielen. Der andere Poet lief aufs Feld, pflückte rothe Anemonen, wand Kränze, nahm dazwiſchen eine glänzende Apfelſine, nahm zwei, und ſie ſprangen wie Goldäpfel in die reine Luft. Es war Jubel in ſeinem Herzen, Geſang auf ſeinen Lippen. Er fühlte: „ich bin wieder in Italien!“ Im Stalle ſtanden die Pferde, jedes mit dem Kopfe in der Krippe, auch ſie hatten es gut; aber wo ich ſtand, ich Pegaſus, war in der Mauer eine Luke, und dieſe war geöffnet; ich ſteckte meinen Kopf hinaus, ſah über die Wipfel der Citronenbäume und die dunkeln Cypreſſen, die weiße Stadt auf dem Iſthmus im Meere, und ich wieherte, daß ich glaube, die Poeten mußten mich daran erkennen.

Vetturinpferde.

So, nun geht es denn wieder fort, nach Santa Agata — dort iſt das Futter gut! Und darauf nach Capua, der ſtarken Feſtung mit dem ſchlechten Waſſer! Aber dann naht ſich die Reiſe ihrem Ende.

Pegaſus.

Die Berge ſind blau, das Meer iſt blau, und auch der Himmel hat ſeine eigne ſtrahlende Bläue, es iſt eine Farbe in drei Nuancen, es iſt Liebe ausgeſprochen in drei verſchiedenen Sprachen. Sieh, wie die Sterne funkeln, ſieh, wie vor uns die Stadt von Lichtern ſtrahlt; es iſt Napoli, die ſchöne Stadt, die heitere Stadt, Napoli, Napoli!

Und wir waren in Neapel.

XV.

„Die Malibran-Garcia iſt todt!“

Das Theater San Carlo war geſchloſſen und ſollte während der ganzen Zeit meines Aufenthalts in Neapel geſchloſſen bleiben. Das große prächtige Haus mit ſeinen Basreliefs kam mir wie ein Grabmonument für die Königin des Geſanges vor, für ſie, welche ich vor ſieben Jahren hier zum erſten Male hörte.

Sie iſt todt, die **Malibran-Garcia**, die Königin des Geſanges!

O ich erinnere mich lebhaft jenes erſten Abends, als ich hier war. Man gab die damals neue Oper Norma, ich kannte ſie nicht, ich hatte die Malibran noch niemals gehört.

Das Haus war überfüllt. Erwartungsvoll pochte mein Herz! Der Vorhang rollte auf, der Druiden-Chor tönte durch den Wald — und bald trat Norma hervor. Im weißen Kleide, den Kranz um die Schläfe, als ſei ſie ſelbſt die Muſe des Geſanges, ſtand ſie dort, „Norma-

Malibran;“ ſie zerſchnitt den friſchen Eichenzweig und Geſang ertönte — ja, es war die hehre Muſe ſelbſt! So hatte ich zuvor nie ſingen hören! Es war als offenbarten ſich des Herzens tiefſte Gefühle in Tönen, meine Bruſt erweiterte ſich, und ich fühlte einen augenblicklichen Schauer, wie wir ihn immer empfinden, wenn ſich uns etwas Göttliches offenbart.

Sie ſchwieg, und ein Strom des Jubels erfüllte das ganze Haus, aber man hörte auch eine ſchrillende Pfeife, eine einzige, allein ſie übertönte Alles; die Schlange des Neides ziſchte gegen die Königin des Geſanges. Hundert Hände ballten ſich gegen ſie, tauſend Stimmen vermochten nicht ſie zu übertäuben. Aber ich hatte nur Ohren und Augen für die Malibran! Welcher Geſang! welches Spiel! Und es war ein ſchönes Weib, das ich erblickte! — *Evviva la divina!* tönte es von jedem Platze in dem überfüllten großen Hauſe. Blumen regneten auf ſie herab, und zwiſchen den Blumen ziſchte die Schlange.

Ich hörte die Malibran ſpäter in *la pruova d'una opera seria* und im Barbier: — welche Lebhaftigkeit, welche Laune! — Alle wurden hingeriſſen; es war ein Jubel, ein echt neapolitaniſcher Jubel, und von ſolchem hat man im Norden keinen Begriff! — Stimmen kreuzen ſich in den begeiſtertſten Ausrufungen; hundert Stimmen fallen ein und ſingen das Thema des eben beendigten Geſanges, und in ihrem Entzücken glauben ſie auch ſingen zu können. Alle Augen flammen, man ſpringt auf die Bänke, dort giebt man mit Händen und Füßen ſeinen Beifall zu erkennen, Blumen, Gedichte, Bänder, ja lebende Tauben fliegen aus den Logen und dem Parterre! —

Zu derſelben Jahreszeit wie jetzt war es, als ich damals die Malibran in Neapel hörte. Alles hatte da den Reiz der Neuheit; ſüdliche Wärme, ſüdlicher Glanz lag über dem Ganzen, und nun — wie verändert!

Damals ſtieg an jedem Tage eine Pinie von Rauch aus dem Krater des Veſuv, in der Nacht wurde ſie zu Feuer; Krone, Stamm und Wurzel, das Ganze ſpiegelte ſich in dem klaren Golf. Jetzt hingegen lag nur ein Nebel um den Krater, der Rieſe darin ſchlief.

Damals ſah ich die „blaue Grotte,“ deren Tiefe leuchtendes Waſſer iſt, deren Wände an Farbe mit der Kornblume wetteifern; die Grotte, die kein Dichter ſchildern, kein Maler uns wiedergeben kann! Jetzt war ſie durch Sturm und Fluth ſo gut wie fortwährend geſchloſſen.

Der Veſuv, die Grotte von Capri und Pompeji, die Stadt der Todten, waren mir die drei Wunder Neapels, und von dieſen begrüßte mich unverändert nur die Stadt der Todten; nur in demjenigen, was den Todten angehörte, fand ich wieder, was meine Erinnerung an Neapel pries und beſang. In der Stadt der Todten dachte ich an die Todten, dachte an die Malibran-Garcia, in deren Tönen ich den Ausdruck fand für Alles, was damals meine Seele für Italiens Wunder und Schönheit fühlte. Italien und die Malibran waren in meinen Gedanken verwandt, wie Worte und Melodie eines geliebten Geſanges, man kann ſie nicht trennen! — Und jetzt war ſie todt! — Sie die in ſo Vielem, das wir bewundern, mit Byron verwandt war, ſand ihren Tod in dem Lande, welches ihm das Leben gab.

An einem der letzten Abende meines diesmaligen Aufenthaltes in Neapel kam ich über Largo del Castello; die Façaden der kleinen Theater prangten hier mit gemalten Bildern, welche Effectſcenen aus der Oper oder der Poſſe zeigten, die darin gegeben werden ſollten. Ich ging ins teatro del fondo, wo Mitglieder der Geſellſchaft von San Carlo eine Oper aufführten. Heute Abend war es Norma; Miß Kemble, deren Name in den Zeitungen lobend genannt worden, ſang die Rolle der Norma.

Hatte uns England eine Lebende für eine Todte gegeben? Miß Kemble ſang — die Neapolitaner ſaßen ſtill! Ganz ſtill! Ich glaube, ſie trauerten.

Die Malibran-Garcia iſt todt!

XVI.

Ausſicht aus meinem Fenſter.

Es iſt die piazza Florentina, die wir erblicken; ein Platz, eben ſo breit wie eine gewöhnliche Straße bei uns im Norden, und die Tiefe entſpricht der Breite. Gerade gegenüber, dicht neben einer engen, winkligen Straße, breitet ſich die Façade einer kleinen Kirche aus, in deren offner Vorhalle die Nachbarfrauen Wäſche zum Trocknen aufgehängt haben, von den Myſterien, die man nicht ſehen, bis zu den bunten Kleidern, die man ſehen ſoll. Zwei junge Prieſter ſchreiten, in ihrem Gebetbuche leſend, in der Vorhalle auf und ab. Draußen ſitzt ein altes Mütterlein und verkauft Geld. Sie iſt das Wechſelhaus der Armen, der Platz ihr Comptoir, der kleine Tiſch, deſſen Platte mit Meſſingdraht überſponnen iſt, ihre Geldkiſte; dort liegen die kleinen Münzen, die ſie gegen Procente für größere verkauft; aber der Handel hat doch keinen rechten Fortgang. Dicht über ihr ſteht, bunt wie ein aus einem ABC-Buch geſchnittenes Bild, ein Obſtladen mit Moſaik von Citronen und Apfelſinen; das darüber befindliche Bild, Madonna darſtellend, wie ſie die Seelen im Fegefeuer erquickt, iſt ein paſſendes Schild. Der ganze Platz iſt mit breiten Lavaflieſen gepflaſtert; die armen Pferde können nicht feſt anziehen, werden daher unter Schreien und Rufen geprügelt. Nicht weniger als ſechszehn Schuhmacher ſitzen nähend zur Linken; die beiden der Thüre zunächſt ſitzenden haben ſchon Licht angezündet, ſie reißen einem unglücklichen Burſchen die Mütze ab und ſtoßen ihn mit Apfelſinen vor den Leib, er ſcheint gegen den äußerlichen Gebrauch derſelben zu proteſtiren. In allen Häuſern iſt die untere Etage ohne Fenſter, aber mit offenen breiten Ladenthüren verſehen. Vor der einen wird Kaffee gebrannt, vor der andern Suppe aus Kaſtanien und Brod gekocht, und der Mann hat Beſuch; Leute mit Lumpen behangen eſſen aus einer Topfſcherbe. In den obern Etagen des Hauſes hat jedes Fenſter ſeinen Balcon, oder dieſer geht längs der ganzen Etage hin und trägt einen blühenden Garten, große Kübel mit Citronen- und Apfelſinenbäumen; die reifen Früchte in dem grünen Laube ſchimmern wie Heſperiens Sterne. Ein Engländer im Schlafrock hat draußen ſeinen Schaukelſtuhl, jetzt fällt der Stuhl hinten über und der Britte ſchlägt die Steine mit ſeinem ſtolzen Nacken. Aber hoch über Kirchen und Häuſer erhebt ſich der Felſen mit der Feſtung St. Elmo; die Abendſonne beſcheint die weißen Mauern, die Thürme und den Telegraphen. Nun ſinkt die Sonne und die Glocken läuten zum **Ave Maria**; das Volk ſtrömt in die Kirche, die Lampen darin ſtrahlen durch die Fenſter. Der Reſtaurateur ſteckt das Licht in ſeinen weißen Papierleuchter; die Schuhmacher erhalten jeder eine Lampe, das giebt eine wahre Illumination! Das Mütterchen ſchließt ihre Wechſelbank, ihr Knabe leuchtet ihr mit einem brennenden Lichte in einer Tüte nach Hauſe. In der Kirche wird geſungen, auf der Straße gelärmt, es verſchmilzt wunderlich in einander. Aber was iſt das? Eine Proceſſion kommt aus der engen Straße, weiße vermummte Geſtalten, jede mit einem großen Licht in der Hand. Vier Männer, gleichfalls in weißen Kitteln und mit Kappen über den Köpfen, tragen auf ihren Schultern eine roth behangene Todtenbahre: ein junges Mädchen, wie eine Braut gekleidet, mit einem Schleier und weißen Roſen um das Haupt, liegt darauf; Alle ziehen vor der Todten die Hüte, die Schuhmacher knieen.

Jetzt iſt der Zug in der Kirche, und auf der Straße ertönt wieder derſelbe Lärm wie vorher.

Der kleine Platz iſt ein getreues Bild des großen Neapels, ja ein überaus getreues, denn der Dichter ſaß an ſeinem Fenſter und zeichnete jeden Zug, Alles, was er unten ſah.

Um Mitternacht wollen wir noch einmal hinausſehen, und Alles iſt ſtill auf dem Platze, kein Licht, außer der matten Lampe, die vor dem Madonnenbilde in der Vorhalle der Kirche brennt; plötzlich hört man Schritte. Einer ſchlägt das Steinpflaſter mit ſeinem Stock, es iſt ein luſtiger Burſche, er geht vorbei und ſingt aus voller Bruſt und mit hübſcher Stimme das Lied aus der Regimentstochter:

„viva la gioja!"

Und er geht ſie zu finden; ſein heißes Blut, ſeine feurigen Gedanken ſagen ihm, wo ſie zu finden iſt. Still! es ertönen viele Inſtrumente. Der ganze Platz iſt in ein Orcheſter verwandelt, ein männlicher Baß ſingt eine große Bravourarie; man bringt der Schönen eine Serenade! Höre nur, wie ſchön: „Ti voglio bene assai!" Oeffnet ſich nicht das Fenſter? Tritt ſie nicht hinaus auf den Altan? Nein! Es iſt ſtill in allen Häuſern; die Muſik zieht fort, der Platz iſt wieder leer. Längs dem Hauſe bewegt ſich ein Schatten, einige Accorde erklingen von einer Guitarre, aber kein Geſang. — Alles iſt im Hauſe ruhig. Noch ein Accord, und ganz leiſe öffnet ſich die Hausthür, der junge Herr ſchlüpft hinein. — Felicissima notte! — „Gute Nacht, ſchlaf' wohl!" ſagt man im Norden; das iſt ein guter Gruß. Der, welcher ſchläft, ſündigt nicht! Der Italiener ſagt hingegen: „felicissima notte!“ und die Sonne des Südens glüht in dieſer guten Nacht.

XVII.

Ein neapolitaniſcher Corricolo.

Man muß ihn in ſeinem Fluge ſehen, oben und unten, vorn und hinten mit Menſchen bepackt. Es iſt eine kleine Volksmaſſe, die hier auf zwei großen Kutſchenrädern hinrollt, von einem armen Gaul gezogen, der mit Platten und Quaſten, Schellen und Heiligenbildern ſo behängt iſt, daß er als ein wandelndes Schild vor einer Trödelbude dienen könnte.

Das Cabriolet ſauſt an uns vorbei, über die mit breiten Lavaflieſen gepflaſterte Straße. Was iſt das für eine Geſellſchaft? was mag ſie vorhaben?

Der Kutſcher, die große Fiſcherkutte um die Schultern tragend, mit halbnackten braunen Armen, flucht in ſeinem Herzen dem Dampfwagen, der leicht wie eine Schwalbe den Weg nach Portici hinabſchießt, an grünen Weingärten, ſchaukelnden Böten und glänzenden Villen vorüber.

Dicht an ſeiner Seite ſitzen zwei Frauen, die eine hat ein erſchrecklich großes Wickelkind bei ſich, ſie behandelt es wie ein Packet ohne Werth; die Gedanken beider Frauen begegnen ſich in der Kirche: „Sanct Joſeph, der die Nackenden kleidet,“ ſie kommen gerades Weges von daher. Wollenzeug und Linnen, Kleider und Wämſer ſind Sanct Joſeph, der Madonna und dem Bambino gegeben; die ganze Kirche war mit den guten Kleidern behängt, es war ein ſchöner Anblick, ein ganzer Laden: morgen ſollen die Kleider vertheilt werden. Wer wohl das rothe, prächtige Kleid mit den großen Puffen und der breiten Garnitur erhalten mag? Seht, das iſt wohl werth, die Gedanken damit zu beſchäftigen.

Auf demſelben Wagenſitz befindet ſich außer dem Kutſcher, den zwei Frauen und dem Windelkinde noch ein anſtändiger Mann; er pflegt an der Thür im **Museo Borbonico** zu ſtehen; er verdient dort eine Kleinigkeit für jeden Stock und Regenſchirm, die er für die vielen Fremden verwahrt, welche täglich hierher kommen, um die prächtigen Statuen, Bilder und ausgegrabenen Sachen zu beſehen. Gerade jetzt iſt ihm eingefallen, ob nicht die meiſten Fremden in den Galerien mit den Auctionatoren verglichen werden könnten, die dort umhergehen, um jedes Stück genau in ihrem Buche zu notiren. Das iſt ja ein Gedanke!

Außer dem Kutſcher, den zwei Frauen, dem Wickelkind und dem anſtändigen Mann iſt ſchlechterdings kein Platz für Mehrere, aber es ſitzt doch noch Einer da: ein junger Burſche mit einem Geſicht ſo braun und hübſch, ſo echt neapolitaniſch, — was könnte man nicht im Norden durch ſeine Augen bewirken! — Er ſitzt übrigens nicht gut und hat daher den Arm um die Schulter der einen Signora geſchlungen, aber Signora iſt ſchon ältlich, er ſieht auch zur Seite, er denkt an die Poſilippo-Grotte, an den noch aus dem Alterthum ſtammenden Weg, welcher durch den Berg, unter Gärten und Villen hin, führt. Es iſt ein Weg, wo eine ewige Nacht herrſchen würde, wenn nicht Lampen drinnen brennten. Vor Kurzem kam er durch, Wagen rollten vorbei; eine Heerde Ziegen, alle mit Glocken um den Hals, blökte drinnen, man hörte ſein eignes Wort nicht, und dann ritt dort obendrein ein Engländer im Trabe, man konnte ganz wirr im Kopfe werden. Das wurde ein armes Mägdlein auch, und ſprang erſchrocken in die Arme unſers Burſchen, ſie wollte es nicht, aber was thut man nicht in der Angſt? Die Lampe ſchien ihr gerade ins Geſicht, und das Geſicht war hübſch, da küßte ſie der Burſche, — nun denkt er an dieſen Kuß und dies Geſicht, und deshalb ſieht er ſo vergnügt aus.

Kutſcher, Frauen, Wickelkind, Mann und Burſche, ja das ſind gar zu Viele für einen Sitz, gleichwohl ſitzt doch noch Einer da, ein dicker Mönch, aber wie er eigentlich ſitzen kann, mag der Himmel wiſſen, und was er denkt — ja, das darf ich nicht ſagen. Er hat einen furchtbar großen Regenſchirm mit; er iſt die Güte ſelbſt, er hält das Wickelkind, während Madame ihr Halstuch löſt. Aber weiter kann Niemand hier ſitzen, und daher ſteht auch der halberwachſene Knabe aufrecht, gerade vor der Geſellſchaft, ſein kleinerer Bruder ſitzt zu ſeinen Füßen und ſchlenkert mit ſeinen dünnen Beinen gegen die Schweife der Pferde. Die beiden

Knaben gehören zum Theater, das heißt, zum Puppentheater, wo Tragödien und große Ballette gegeben werden. Sie reden die Damenſtimmen, der Eine ſoll heute Abend für die Königin Dido das Wort führen, der Andere für deren Schweſter Anna. Seht, daran denken ſie.

Hinten auf dem Wagen ſtehen zwei Kerle, ich glaube jeder auf einem Pflock, denn das Stückchen Bret, welches hinten herausragt, iſt von einem alten Fiſcher beſetzt, der auf dieſe Weiſe rückwärts fährt und Augen und Gedanken auf eine Portechaiſe wendet, in der eine Dame ſitzt, geputzt und ſteif, mit Flittergold und Schleifen auf dem Kopfe; es iſt eine Hebamme, die über die Straße getragen wird, ja ſie ſitzt freilich beſſer als er.

Der eine der Kerle an ſeiner Seite iſt eine Art vertrauter Bote, —— ſeine Gedanken wollen wir daher nicht darlegen; der Andere iſt ein Genie von einem Taſchendieb, ſeine Gedanken ſind jetzt gerade bei dem rothen Taſchentuch, deſſen Zipfel aus der Taſche eines Vorübergehenden hängt; der Kerl ärgert ſich über ſeine Fahrt, die ihm zwei Grani und — dieſes Taſchentuch koſtet.

Seht, nun iſt für Niemand mehr Platz, weder vorn noch hinten, weder oben noch unten — unten? — Ja dorthin haben wir noch nicht geſchaut, und da liegt noch ein lebendiger Truthahn und ein ganzer Menſch! Ja, in dem ſchaukelnden Netz unter dem Wagen liegen ein Hahn und ein zerlumpter Kerl, Kopf und Beine ſtecken durch das Netz; er hat nur Beinkleid und Hemd an, aber übrigens ein munteres Aeußere. Er iſt innerlich froh, — er denkt an gar Nichts!

Seht, das iſt ein neapolitaniſcher Corricolo!

XVIII.

Abreiſe aus Italien.

1.

Ein Blick auf mich ſelbſt.

Es war am 15ten März 1841. Koffer und Nachtſack, gut gepackt und verſchloſſen, ſtanden mitten im Zimmer, der Träger kam ſchon die Treppe hinauf, um die Sachen fortzutragen, ich mußte fort von Neapel, aus Italien, und ich war froh darüber: — wie ſich der Menſch doch verändert! Als ich das vorige Mal dieſes Land verließ, war ich innig betrübt und wehmüthig, freilich ging es damals heim nach Norden, jetzt dagegen nach Griechenland und dem Orient.

Man wird verzeihen, daß ich einige Augenblicke nur bei meiner eignen Perſon verweile, doch nur ſo lange, als der Facchino mein Reiſegepäck die Treppe hinabträgt.

Ich habe früher Schilderungen von Italien gegeben, die, wie ich glaube, nur Sonnenlicht und Schönheiten dieſes Landes athmen, jetzt im Gegentheil haben viele der gegebenen Bilder ſtarke Schatten, aber ſo habe ich dies Mal Italien geſehen. Der Reiz der Neuheit war verſchwunden! Der Winter war ungewöhnlich hart, und ich ſelbſt geiſtig und körperlich krank. Hier in Neapel tobte vor wenigen Tagen Fieber in meinem Blut, ich war vielleicht dem Tode nahe, ich glaube, der Tod ſchaute durch die Thürſpalte zu mir herein, aber noch war es nicht Zeit, er ging wieder und die Göttin der Geſundheit trat an ſeinen Platz. Draußen kam der Lenz eben ſo plötzlich, der Schnee ſchmolz rings auf den Bergen, die See lag glatt und blau da.

Eine neue Reiſe, vielleicht ein neues Leben ſollte beginnen. Dieſe letzte Stunde war der Uebergang.

2.

Leonidas.

Das franzöſiſche Kriegsdampfſchiff „Leonidas," geführt von Capitain Lerin, lag im Hafen von Neapel.

Mein Freund und Reiſegefährte, der Dichter Holſt, begleitete mich an Bord. Alles auf dem Schiffe erſchien mir fremd, auch ich war Allen unbekannt. Ein kranker Türke lag auf einigen Matten, die man zwiſchen Kohlenſäcken ausgebreitet hatte; dicht daneben ſaß in einem gefütterten grünen Kaftan und mit weißem Turban eine Geſtalt, die während der letzten Tage in Neapel durch ihre orientaliſche Tracht Aufmerkſamkeit erregt hatte; es war, wie ich ſpäter erfuhr, ein Perſer aus Herat. Ein Paſſagier nach dem andern kam an Bord, Americaner und italieniſche

Mönche, franzöſiſche Damen und Herren, Leute aus allen Weltgegenden, nur nicht aus dem Norden, nicht aus dem Bruderlande Deutſchland.

Die Signalpfeife ertönte. Holſt ſagte mir Lebewohl — es war mir, als hörte ich zum letzten Mal eine däniſche Stimme, als ſprächen hier mein Vaterland und alle meine Lieben dieſes Lebewohl aus! Jetzt ſchien es mir erſt, als gehe es recht hinaus in die weite Welt. Mein Auge folgte dem Boote, das mit ihm zum Lande ruderte. Wir ſchwenkten die Hüte. Vom Ufer rief er noch einmal: „Lebewohl!“

Der Anker war gelichtet, Alles am Bord fertig, und noch lagen wir ſtill. Alle Päſſe waren vergeſſen, ein Offizier mußte ans Land, ſie zu holen. Wir warteten wohl eine halbe Stunde.

Während dieſes Harrens will ich meine Leſer mit der Einrichtung und den Bequemlichkeiten der franzöſiſchen Kriegsdampfſchiffe bekannt machen, ſo wie ich mich deren noch erinnere.

Das Verdeck ſelbſt bildete eine kleine Straße; oben am Steuerruder, über das Waſſer hinaus, war aus Holz ein hübſches kleines Haus für den Capitain erbaut. Hier waren Säle und Cabinette; Gemälde und Seekarten hingen an den Wänden, lange Gardinen flatterten in den offnen Fenſtern, und zwiſchen dieſen ſtanden Divans, Fortepiano und Statuen; hier war es nicht nur behaglich, ſondern auch zierlich. An des Capitains Wohnung ſchloſſen ſich zwei andere vorſpringende hölzerne Häuſer an, jedes mit Cabinetten für die übrigen Offiziere. Auf dem kleinen Platz davor lehnte der

Steuermann am Ruder, ein Stundenglas und eine hübſche große Uhr ſtanden daneben, und der Schiffsjunge ſchlug Viertel- und ganze Stunden auf einer großen Metallglocke an, daß es auf dem ganzen Schiffe gehört werden konnte.

Vor dem Steuer führte zur erſten Kajüte eine Treppe hinab, die mit Teppichen belegt war und ein Geländer von Gußeiſen hatte. Dort hatten die Damen ihr eigenes nettes Zimmer und abgeſonderte Schlafgemächer, die Herren jeder eine kleine Kammer und alle einen gemeinſchaftlichen großen Saal, der zugleich als Speiſeſaal benutzt wurde. Prächtige Spiegel ſtrahlten von den blankpolirten, getäfelten Wänden, marmorblanke Säulen trugen die vergoldete Decke; Fortepiano, Bibliothek, Kupferſtiche und Zeitungen fehlten nicht.

Die Maſchinerie nahm den mittlern Schiffsraum ein; über dieſer auf dem Verdeck waren kleine hölzerne Häuſer errichtet, ähnlich denen der Offiziere; eine kleine Treppe führte zu jeder Thüre hinauf. Der Commiſſair, der Steuermann, der Koch und der Reſtaurateur hatten hier ihre Wohnungen; hier waren Vorrathskammer, Weinkeller und Gott weiß was Alles. Hinten um dieſe kleinen Häuſer lief eine Art Balcon, er erſtreckte ſich zu beiden Seiten des Schiffs über das Waſſer hinaus, man ſah dieſes durch die offnen Fugen. Hier wurden während der Fahrt Kartoffeln geſchält, Gefäße und Kleider gereinigt, es waren, wenn man will, die beiden Hinterhöfe des Schiffes.

Mitten auf dem Verdeck ſtand die Küche, ganz von gegoſſenem Eiſen und mit Töpfen, Pfannen und Caſſerollen angefüllt; das war ein Kochen und Braten!

Dicht nebenan führte eine Treppe hinab zur zweiten Kajüte, die aus einem großen, hübſchen Speiſezimmer mit Kojen beſtand; in den Seitengemächern war für vier bis acht Perſonen Platz. Hier ſchliefen zwei der Schiffsoffiziere und ſpeiſten abwechſelnd mit der Geſellſchaft. Die Bewirthung auf dem erſten und zweiten Platz war beſonders gut und ſehr billig.

Der Eingang zur dritten Kajüte war im Vordertheil, die Treppe führte etwas ſteil hinab, aber unten angelangt fand man ein helles, freundliches Zimmer. Die Divans längs den Wänden dienten hier als Schlafſtellen.

Der vierte Platz iſt das Verdeck und unglaublich billig, für einen halben Speciesthaler ſegelt man dort über hundert Meilen. In Orient nehmen die Türken, ſelbſt aus der vornehmeren Klaſſe, dieſen Platz ein.

Daheim im Norden macht man ſich keinen Begriff von der Bequemlichkeit und Billigkeit dieſer Dampfſchiffe des Mittelmeeres. Die Americaner am Bord würdigten ſie, wie ich ſpäter hörte, nicht ſo wie ich; ſie ſprachen von der Schnelligkeit ihrer eigenen Schiffe und dem großen Luxus derſelben. „In 12 Tagen ſind wir von America nach Europa gefahren! Es war herrliches Wetter, luſtig am Bord; in der großen Kajüte war ein Theater erbaut und während der Ueberfahrt wurde an drei Abenden Comödie auf dem Weltmeere gegeben, es waren Vaudevilles von Scribe, die Offiziere am Bord ſpielten die Damenrollen. Das

Orcheſter beſtand aus acht Perſonen, die Zuſchauer erhielten Eis und Punſch, es wurde applaudirt und herausgerufen; und dies Alles auf dem Weltmeere!“

Ich war indeſſen ſchon froh bei dem Vielen, das die franzöſiſchen Dampfſchiffe darboten.

Nach langem Warten kam der Offizier, der nach den vergeſſenen Päſſen geſchickt war; der Dampf drang nicht mehr aus dem Ventile, das Commando ertönte, und wir begannen unſere Fahrt aus dem Hafen von Neapel, der mit ſchaukelnden Citronen- und Apfelſinenſchalen wie erfüllt war.

Noch nicht eine halbe Meile vom Lande hielt das Schiff an, es war etwas an der Maſchinerie zerbrochen; aber wir hatten Schmidt und Schmiede am Bord, bald war Alles wieder in Ordnung, wir ſegelten wieder.

Addio Napoli! a rivedérci!

XIX.

Dampfſchifffahrt.

Ein Dichter ſingt, weil er, wie der Vogel, es nicht unterlaſſen kann, es wogt in ſeiner Bruſt, in ſeiner Seele, der Geſang will heraus, er fliegt wie das Licht, er hebt ſich wie die Welle; oft aber wird ein Notenblatt aus dem großen Buche der Natur dem Dichter vorgelegt, das iſt eine Aufforderung zum Geſang, und dann ſingt er vom Blatte.

Vor mir lag Neapel und die ganze Küſte wie ein Notenblatt, ein Lied ohne Worte.

„Schön iſt es übers Meer zu fliegen!“

Napoli, du weiße ſonnenbeglänzte Stadt! Das Gewühl der Menſchen mit ihrem Geſang und Geſchrei iſt der Lavaſtrom, der durch deine Straßen fluthet, es tönt zu uns heraus; wie eine Schlange um die Meeresbucht liegt Stadt an Stadt, Napoli iſt das Haupt dieſer Schlange, St. Elmo die Krone, die ſie trägt.

„Schön iſt es übers Meer zu fliegen!“

Schwere Wolken verhüllen den Gipfel des Veſuv, ſie hängen herab bis zur Hütte des Eremiten, aber es brennt im Berge, es brennt tief unter dem Meere, wie es mitten in unſerm Schiffe, mitten in meinem Herzen brennt; Alles ſind Vulkane! — Sieh, wie eine rauchende Rakete fliegt der Dampfwagen den Weg längs dem Golf dahin. Dort zwiſchen Orangengärten liegt Sorrento, die Pinie beſchattet am Meere Taſſo's Haus. Gleich verſteinerten Wolkenmaſſen treten die Berge aus dem Meere hervor. Die Gemſe klettert an dem kahlen Vorgebirge. Capri, ich grüße dich, du zauberiſche Inſel! Ich erinnere mich deiner Palmen unter den wilden Felſen, ich erinnere mich deiner wunderbaren azurblauen Grotte, wo der Schaum des Meeres wie Roſen glänzt, wo die Steine Farbe haben, wie der Winterhimmel im Norden, wo das Meer ein Feuer iſt! Hoch auf dem Felſengipfel ſchreitet der Eſel über einen Fußboden von Moſaik, den letzten Reſt von Tibers prächtigen Sälen. Hier kniet der Eremit in ſtiller Einſamkeit. Capri, Inſel der Erinnerungen, wir fliegen an dir vorbei! Die Sonne ſinkt, die Nacht erſcheint mit ihren funkelnden Sternen. Die Wellen brechen ſich, jede Brandung iſt wie glühende Aſche, das Kielwaſſer leuchtet, der Himmel leuchtet.

„Schön iſt es übers Meer zu fliegen!“

Jetzt iſt es Nacht! — Der Schiffsjunge ruft: „Wacht auf! wacht auf! Stromboli flammt! Kommt doch, o ſeht doch!“ In Mäntel gehüllt ſtehen wir am Bord und ſehen in der dunkeln Nacht übers Meer, welches im phosphoriſchen Glanze leuchtet. Am Horizont ſteigen Raketen auf, roth, grün und blau; nun dringen ſie hervor wie Flammen; es iſt Stromboli, die brennende Inſel, die einſt der Meerestiefe entſtieg. Sie iſt eine Tochter des Aetna, ſie tauchte mit ihren Schweſtern hervor aus dem Meeresgrunde, draußen vor dem Mutterlande. Auf Sindbads Reiſe, ſagt das morgenländiſche Märchen, ſtiegen die Seeleute auf einen Fiſch, den ſie für eine Sandbank hielten. Sie legten Feuer auf ihm an, und der Fiſch tauchte wieder in die Meerestiefe. Die lipariſchen Inſeln ſind auch ſolche Fiſche des Abgrundes, die Menſchen bauen und wohnen auf ihrem Rücken — und ehe ſie es wiſſen, tauchen jene mit ihnen unter.

Wir nähern uns immer mehr! Die Sterne funkeln, das Waſſer iſt Feuer. —

„Schön iſt es übers Meer zu fliegen!“

XX.

Sicilien.

(Küſtenpanorama.)

Vor einigen Sommern machte ich die ſogenannte Götha-Canal-Reiſe durch Schweden. Auf einer Strecke dieſer Fahrt gelangt man in die Oſtſee und kommt innerhalb der Scheren durch einen Archipelagus von Inſeln; einige ſind ſo groß, daß ſie Weide für ganze Viehheerden darbieten oder einen kleinen Fichtenwald tragen, andere ſind nackte Felſen, zwiſchen welchen die Wellen ſich ſchäumend brechen. Hier ſtieg ein Lootſe an Bord, die Paſſagiere mußten ſich gleichmäßig an beiden Seiten des Schiffes vertheilen; große Blöcke wurden an den Seiten ausgehängt, um einen möglichen Stoß gegen die Klippen abzuhalten, das Dampfſchiff mußte einen Strudel paſſiren. Es herrſchte Aufmerkſamkeit und Schweigen, das Waſſer ſpritzte vorn empor, es war als erfaſſe eine unſichtbare Hand das Schiff und höbe es — die Klippen lagen hinter uns; wir waren jenſeits des Strudels. In keiner Geographie habe ich von einem ſolchen an der Küſte Schwedens geleſen, dagegen aber von den Strudeln Siciliens; Charybdis und Scylla ſind weltberühmte Namen.

Unſer Schiff glitt über der Charybdis Strömungen hin, wir ahnten es nicht! Wo iſt der wilde Strudel? Man deutete auf eine Stelle des Meeres dicht daneben, wo wir ſegelten, aber dort war keine beſondere Bewegung der Wellen zu bemerken. Wo iſt Scylla? „Ja, ſie lebt noch!“ Man deutete auf Calabriens wilde Klippenküſte, auf einen kleinen hervorſpringenden Felſen mit einer düſtern verfallnen Stadt; hier tobte eine ſtarke Brandung, obgleich das Meer ziemlich ruhig war. Schwarzgraue Klippen ragen dort hervor, wo die Wogen ſich brachen; es waren der Scylla heulende Hunde, die wir ſahen; in einem Sturme, glaube ich, müſſen ſie auf Meſſina's Sand-Iſthmus gehört werden können. Wir näherten uns dieſem; in Nordweſten lagen die lipariſchen Inſeln und begrenzten den Horizont.

Sicilien! Du mächtiger Dreifuß auf dem tiefen luftklaren Meer, ſei uns gegrüßt! Du weinlaubbekränztes Land, wo die Götter gelebt, die Helden gekämpft haben, an deſſen Küſten noch die Fee Morgana ihre luſtigen Zauberſchlöſſer baut, ſei uns gegrüßt!

Wir glitten an dem Leuchtthurm vorbei. Er liegt auf der äußerſten Spitze einer Sandbank, welche maleriſche Fiſcherwohnungen trägt und ſich an Meſſina's Vorſtadt anſchließt; es war als beginne hier eine Flußſchifffahrt; eine Menge Schiffe kreuzten vorüber, Fiſcher zogen ihr Netz und ihre Böte auf das Land; Kinder ſpielten am Strande. Calabriens Klippenufer hatte ein wunderbar grünes und röthlich-braunes Ausſehen, ganz verſchieden von dem Oberitaliens und den Felſen der Schweiz; dieſe erſcheinen wie moosbewachſene Lavablöcke, aber Siciliens Felſen gleichen rieſengroßen verſteinerten Blaſen; es ſah aus als ſei die

Inſel aus der Tiefe heraufgekocht und plötzlich in Stein verwandelt; ſchwere Wolken lagen auf den Bergen, als ſeien ſie der Dampf von dem Gebein. Der Aetna war nicht zu erblicken!

Schon lag die Bucht hinter uns und Meſſina ſelbſt mit ſeinen gelbgrauen Paläſten und flachen Dächern; fremde Flaggen wehten in dem ſichern Hafen, aber die däniſche entdeckte ich nicht. Ein Geiſtlicher aus Rom, der am Bord des Schiffes ſtand, deutete auf die Stadt der Meſſenier, und erzählte uns mit großer Salbung von einem Briefe der Mutter Gottes, einem echten Briefe, der ſich in der Cathedrale befinde und eigenhändig an Meſſina's Bewohner geſchrieben ſei. Er jubelte bei der Erinnerung an das berühmte Warrefeſt, an den Glanz der Kirche und die prächtigen Aufzüge. Seine Schweſter hatte dort einmal die Mutter Gottes vorgeſtellt. Eine Maſchine auf Rädern, man konnte ſie ein großes Haus nennen, angefüllt mit Männern und Weibern, Alten und Jungen, verkleidet wie Engel, Propheten und Heilige, und ganz oben Meſſina's ſchönſtes Weib, die Mutter Gottes vorſtellend, wurde von Prieſtern und Brüderſchaften durch die Straßen gezogen.

„Es iſt herrlich in Meſſina!“ jubelte er, „Messina nobilis, fidelissima!“

„Dort ſind ſchöne Weiber!“ ſagte ein junger Franzoſe, „Scylla und Charybdis, ſie ſchwimmen nicht mehr auf dem Waſſer, ſondern ſitzen unter dem Weinlaub und fangen mit den ſchwarzen, brennenden Augen, den ſchönen Formen, dem himmliſchen Lächeln!“

Auf der calabreſiſchen Seite liegt Reggio, das wenige Wochen zuvor ſchrecklich durch Erdbeben gelitten hatte *), eine Menge Schiffe waren geſtrandet; jetzt lag wieder Alles in einem warmen und lächelnden Sonnenglanz, und das Lächeln der Küſten hier hat etwas Zauberhaftes. Mein Gedanke flog zu den Millionen, deren Herzen an dieſen Ufern vor Todesfurcht und Lebensluſt gepocht, den Millionen, die hier geſegelt waren, von der Zeit an, als Ulyſſes an Polyphems Höhle vorbei ſteuerte, bis heute, da unſer pfeilſchnelles Dampfſchiff über dieſen Waſſerſpiegel glitt, wo die Fata Morgana ihr Luftſchloß zeigt. Aber keine Säulenreihe aus Strahlen, keine phantaſtiſchen Kuppeln und gothiſchen Thürme erhoben ſich auf dem blauen Waſſer. Doch die Küſten ſelbſt waren eine Fata Morgana für Augen und Gedanken. — In tiefen Gräbern aus Lava und Aſche ſchlummern hier ganze Städte und ſchöne Marmorbilder, aber darüber entſtehen neue Gärten und Villen, darüber thürmen ſich wilde dunkle Felſen, drohend wie Gewitterwolken.

„Alle Thäler dort," ſagte der junge Franzoſe, „ſind ſchöne Weinlauben, und in jeder ſitzt dort — nicht Amor, ſondern, was beſſer iſt, die reizendſten Weiber, ſo feurig wie der Aetna, ſo leicht wie die Fee Morgana, und ſie verſchwinden nicht wie dieſe, wenn man nach ihnen haſcht!"

---

*) Die Domkirche, das Rathhaus und mehrere öffentliche Gebäude ſtürzten zuſammen. Schon in Neapel erblickte ich Spuren des Erdbebens; viele Häuſer hatten Riſſe von oben bis unten, durch ganze Straßen war Haus an Haus mit Balken geſtützt. Selbſt in Rom wurden Stöße verſpürt. Die Tiber trat aus ihren Ufern und überſchwemmte die nächſten Straßen.

Mir kamen die Ufer Siciliens mehr wild als anmuthig vor; **Val di demona**, Teufelsthal, nennt man dieſe Strecke, der Name iſt hier ſehr bezeichnend. Hoch auf Klippen, von denen herab ein Waſſerfall brauſt, liegt Taormina mit ſeinen Marmorbrüchen; dies war des Bacchus heitere Stadt, wo Pancratius, der Schüler des Apoſtels Paulus, die Statue des Götzen ins Meer ſtürzte. Von der Prachtruine, dem Theater aus dem Alterthum, wo einſt ein ganzes Volk bei den Schauſpielen des Ariſtophanes und Plautus jubelte, ſchaut nun der Hirt einſam über das Meer und ſieht die Rauchſäule unſers Schiffes, unſers dampfenden, fliegenden Aetna.

„Aber wo iſt Siciliens Aetna?“ fragte ich. „Werden wir den nicht zu ſehen bekommen??“

„Dort thront er!“ ſagte man, aber ich ſah über der Felſenküſte nur ſchwere Wolken; ich erhob das Haupt noch mehr, ſchauete faſt gerade empor, und hoch über den Wolken in der klaren Luft ſtand der Gipfel des Aetna, bedeckt mit Schnee, der jedoch rings um den Rand des Kraters in lange Spalten geſchmolzen war. Welche Größe! Der Veſuv iſt nur ein Sandhügel gegen dieſen Rieſen, Siciliens Stolz und Wohlthäter. Er iſt ein Amphitheater für die erhabenen Götter ſelbſt! Jeder Schritt bildet eine Zone: die unterſte zeigt uns Weinberge und Gärten, die zweite iſt eine Waldregion mit hundertjährigen Bäumen, die dritte hat nur Eis und Schnee, die vierte Rauch und Flammen. Immer dampft, immer ſprudelt er, aber dieſer Dampf, dieſes Sprudeln wird eine Ruhe genannt, wenn nicht der Lavaſtrom meilenweit fließt, Städte verſchüttet, Weinfelder und Thäler verwüſtet.

Wir durchſchnitten den Golf von Catania; die Wellen rollten weich und leicht ringsum; die Sonne ſchien hell! So weit wir in die Thäler ſehen konnten, lag der Aetna voll Schnee; dort war noch der nördliche Winter, am Fuße hingegen ſüdlicher Sommer mit friſchen Blumen, reifen Früchten, Palmen und indiſchen Feigen.

Als wir nach dem Mittagseſſen wieder auf das Verdeck ſtiegen, ging die Sonne unter. Das Meer ſchimmerte wie Purpur und Gold, die Luft hatte einen Glanz, wie ich ihn nie zuvor geſehn, die Küſten einen Luftſchimmer, ſo ſchmelzend, ſo farbenreich! Das Ganze bot den Charakter der ſchönſten aſiatiſchen Landſchaft dar. Syracus lag träumend, unbeſchreiblich lieblich da.

„Dort iſt Santa Lucia geboren,“ ſagte unſer römiſcher Geiſtlicher.

„Ja, und Archimedes,“ fügte ich hinzu. „Das iſt des Agathokles Stadt, und dort Arethuſa's Quelle!“

„Santa Lucia war die Tochter Gottes,“ antwortete der Geiſtliche und ſeufzte.

Welcher Sonnenuntergang! Welcher Anblick! So kann er nur von der Hand gegeben werden, die in der Wirklichkeit den ſchönen Regenbogen auf die leichten ſchwebenden Wolken malt. Der Ton einer Glocke drang von der Küſte zu uns heraus, er klang ſo melodiſch, er war wie der letzte

Ton eines ſterbenden Schwans, indem er ſein Haupt neigt und auf den großen ausgebreiteten Schwingen herabſinkt aus der Luft, herab in das blaue, das friedliche Meer!

XXI.

Malta.

Es war drei Uhr Morgens; ich hörte den Anker fallen und wußte nun, daß wir in Malta's Hafen lagen. Ich warf meinen Mantel um und ſprang auf das Verdeck.

Das Erſte, was ich ſah, war der abnehmende Mond, ſeine Hörner waren ſo dünn und gebogen und doch leuchtete er wie der Vollmond im Norden; oder rührte vielmehr dieſe Klarheit in der Luft von den unzähligen Sternen her? Eine ſolche Pracht habe ich nie zuvor geſehen, weder unter Italiens heiterem Himmel, noch ſelbſt in unſern nördlichen Winternächten. Die Venus ſchien eine Sonne zu ſein, unendlich fern, ſo daß ſie ſich nur als ein Punkt zeigen konnte, aber ſie war ein Sonnenpunkt. Ihre Strahlen ſpielten mit denen des Mondes um die Wette auf der Waſſerfläche. Die Sterne im Norden ſind nur glänzendes Glas, hier ſind ſie echte Steine! Unwillkürlich falteten ſich meine Hände, mein Gedanke war bei Gott im Anſchauen ſeiner Herrlichkeit. Ringsum war es ſtill! Man hörte nicht das Plätſchern eines Ruders im Waſſer, nicht den Ton einer Glocke! Alles war ſtill, wie in einer einſamen Kirche.

Ich ſchaute mich um, und hinter mir ſtand eine niedrige gelbe Felſenmauer, deren höchſter Punkt, zu einem Obelisken geformt, auf die Sterne deutete. Gerade vor mir und an den Seiten ſchimmerten weißgelbe, große, ſeltſame Paläſte, wie ich ſie nur aus „Tauſend und eine Nacht“ kannte; aber zwiſchen dieſen Gebäuden und mir lag ſtill und träumend ein großes Schiff neben dem andern; mein Auge verlor ſich zwiſchen den Maſten. Wir lagen in La Valetta's Golf; wie wir hineingekommen, entdeckte ich nicht.

Das war alſo die Inſel, die Homer beſungen und deren die Phönicier ſich bemächtigt hatten, die Inſel der Kalypſo, wo Ulyſſes ein Jahr ſeines Lebens zubrachte, die Melite der Griechen und Karthager; die Inſel, welche die Vandalen, Gothen und Araber als Sieger geſehen hatte, des Grafen Roger Malta, die weltberühmte Inſel des Johanniterordens, jetzt Englands Station im Mittelmeere.

Welche Erinnerungen und welchen eigenthümlichen Anblick bot dieſe Inſel dar! Doch der Sternenhimmel war mir in dieſem Augenblick das Prachtbild; La Valetta und alle dieſe ſtolzen Schiffe hier unter der ſtärkſten Feſtung der Welt waren nur die Einfaſſung dafür; die Einfaſſung war prächtig, eine der prächtigſten, die ich geſehen, aber daß ich den Rahmen über das Bild vergaß, iſt wohl verzeihlich und in der Ordnung.

Ich ging wieder zur Ruhe, und buchſtäblich geſagt, nur mit dem Himmel in meinen Gedanken!

Als ich wieder aufs Verdeck kam, wurde ausgeſchifft. Alles auf dem Schiffe und ringsum war Leben und Bewegung. Der ganze Hafen wimmelte von Böten. Dicht neben uns lagen zwei große Kriegsſchiffe mit doppelten Kanonenreihen, eine über der andern. Citta nuova, Vittoriosa, La Valetta offenbarten ſich wie eine einzige große Stadt: die in Felſen ausgehauenen Feſtungswerke verſchmolzen mit den Gebäuden ſelbſt. Das Arſenal, ein langes mauriſches Gebäude, die meiſten palaſtartigen Häuſer, Alles ſchien aus den Felſen geformt zu ſein, indem ſie aus dem gelben Geſtein derſelben aufgeführt ſind und dadurch mit ihnen verſchmelzen.

Schiffe kamen und gingen, Kanonendonner begrüßte die Feſtung und wurde wieder beantwortet; Böte mit Quarantaineflagge ruderten raſch an den großen Schiffen vorbei, eine Menge kleiner Kähne, welche vollſtändige Boutiquen bildeten, lagen ſtill an der Seite unſers Fahrzeugs, einige mit Früchten, wovon jede Art ihren beſondern Raum hatte, Citronen für ſich, Apfelſinen für ſich, große Kürbiſſe bildeten die Einfaſſung; Feigen, Datteln, Roſinen und Mandeln fand man hier, es war ein bunter Anblick. Andere Böte brachten Gemüſe und Kräuter, wieder andere Hemden, Strohhüte und Schärpen, es war ein ganzer ſchwimmender Markt. Jämmerliche kleine Böte, die dem Sinken nahe zu ſein ſchienen, wurden von halbnackten Knaben gerudert, welche kamen um zu betteln. Es war eine ewige

Bewegung unter den Paſſagieren, die von den Dampfſchiffen, deren hier nicht weniger als ſieben lagen, kamen oder zu ihnen gingen. Türken, Beduinen, Mönche und malteſiſche Weiber ruderten vorüber.

Unten an der Fallreepstreppe unſers Schiffes lagen über ein Dutzend Böte mit ſchreienden Ruderknechten, die uns als gute Beute betrachteten. Ein junger ruſſiſcher Offizier, mit dem ich die Reiſe von Neapel hierher gemacht hatte, ſchlug mir vor, mit ihm ans Land zu gehen und vereint die Merkwürdigkeiten zu beſehen; er wolle auf der Wanderung vorläufig der Caſſirer ſein; ich war es zufrieden und wir fuhren ab.

Mehrere Laſtträger, lauter Mauren, verſammelten ſich am Landungsplatz um uns und boten ſich als Führer an. Wir erwählten einen, der uns nur nach dem Hotel della Mediterranea führen ſollte. Seine Kleider hingen in lauter Fetzen um ihn herum, aber er trug ſie ſo keck wie ein Fürſt ſeinen Purpur; ein Paar kohlſchwarze Augen blitzten in dem braunen Geſicht.

Eine Zugbrücke führt nach dem Thore von La Valetta; Mauern und Gräben ſind in Felſen gehauen, und die Gräben ſelbſt bieten den Anblick der reichſten Obſtgärten dar. Hier war ein Wald von Orangenbäumen, breitblätterigen Palmen, Pfeffer- und Lotusbäumen.

Hinter dem Stadtthore beginnt eine Straße von Obſtläden, Früchte aller Art, die der Süden beſitzt, erfreuen das Auge; es war ein Anblick ſo reich und bunt, wie man ihn im Norden nie hat. Hier war eine Bewegung, ein Getreibe wie in Neapels Toledoſtraße; malteſiſche Weiber, ganz ſchwarz gekleidet und mit Schleiern, die ſo dicht um den Kopf zuſammengehalten wurden, daß man nur Augen und Naſe erblickte; engliſche Soldaten in ihren rothen Uniformen, zerlumpte Laſtträger und geputzte Matroſen, Alles in geſchäftiger Bewegung! Hübſche Kutſchen auf zwei Rädern und nur mit einem Pferde beſpannt jagten vorbei, der mauriſche Kutſcher lief nebenher.

Bald gelangten wir in größere Straßen; alle Häuſer haben ein palaſtähnliches Aeußere und daneben ein eigenthümliches Gepräge durch die Menge der grünbemalten, hölzernen Erker, womit ſie beſetzt ſind. Alle Hauptſtraßen ſind luftig, breit und theils macadamiſirt, theils mit Lava gepflaſtert. Alles erſcheint reinlich, ja ich könnte faſt ſagen feſtlich.

Das Hotel, in welches wir traten, war ſo comfortable und prächtig, als ſei es aus der Königin Victoria königlicher Stadt hergeführt.

Ich ſaß ſchon mit einer franzöſiſchen Zeitung in der Hand, als ich draußen Lärm hörte. Mein ruſſiſcher Reiſegefährte hatte unſerm Mauren für ſeinen Gang mit uns nur einige Pfennige geboten, aber er wollte die Kleinigkeit nicht annehmen. Ich ſah, wie klein die Summe war, und fand auch, daß ſie vergrößert werden müſſe. Der Ruſſe verneinte dies und öffnete die Thür. Der Maure legte das Geld auf die Schwelle, ſtellte ſeinen Fuß darauf, und mit einem Blick, der auf jeder Bühne ſeine Wirkung gethan hätte, ſprach er Stolz und Zorn aus. Ich wollte dem Manne noch einiges Geld geben, aber der Ruſſe trat zwiſchen uns, gab den Dienern einen Wink, ſie warfen den Unzufriedenen hinaus, — und ſo war die Geſchichte vergeſſen.

Ich ging indeſſen gleich darauf hinaus in die Straße, wo ich den Mauren zu finden erwartete, und er ſtand auch dort, von einer Menge zerlumpter Kerle umgeben. Das Geld, welches der Diener vor die Thüre gelegt, lag noch auf derſelben Stelle. Ich reichte ihm ungefähr dreimal ſo viel als ihm geboten war, indem ich ihm begreiflich machte, daß es von mir komme.

Seine Augen rollten, noch einmal zeigte er auf das wenige Geld auf der Thürſchwelle und auf ſeine Lumpen, hielt aber meinen Arm zurück, denn er wollte Nichts annehmen, ballte ſeine Fauſt gegen das Haus und ging fort, ſtolz wie ein beleidigter Edelmann. Mich verſtimmte dieſe erſte Scene auf Malta.

Unſer Beſuch galt nun der Domkirche, die St. Johannes dem Täufer geweiht iſt; ſie iſt eben ſo eigenthümlich als geſchmackvoll: alle Säulen ſind mit ausgehauenen Arabesken verziert, Schnörkel und ſchwebende Engel vorſtellend. Die Wände ſelbſt ſind mit reichem vergoldetem Laubwerk und Bildern al fresco, gemalt von dem Calabreſen Matteo, geſchmückt; auch ein prächtiger Hochaltar und reiche Monumente der Großmeiſter finden ſich vor. In dem blank polirten Fußboden prangen bunte Ritterwappen. Die Orgel brauſete, Räuchergefäße wurden geſchwungen, und die knieenden Malteſerinnen ſchauten verſtohlen von dem Himmliſchen auf die irdiſchen Reiſenden; ſie ahneten vielleicht, daß Einer derſelben ſie beſingen würde.

Des Gouverneurs Palaſt, einſt der des Großmeiſters, liegt nicht weit von hier. Es iſt ein Gebäude, welches äußerlich eben ſo unfreundlich, als inwendig bunt und prächtig iſt. In großen Gemälden kann man hier die denkwürdigen Thaten der Malteſerritter auf Rhodus ſehen. Indeſſen prächtige Gemälde und koſtbare Tapeten finden ſich in den meiſten Schlöſſern Europa's, aber was man in dieſen nicht finden kann, ſondern nur im Palaſte des Gouverneurs auf Malta, iſt das Arſenal. Alle Säulen hier ſind ſchlank, hoch und ganz mit Lanzen, Streitäxten und Säbeln behängt, die auf das Maleriſcheſte gruppirt ſind, als machten ſie einen Theil der Säulen ſelbſt aus, als wären ſie künſtliche Schnitzwerke, eine ganz von der andern verſchieden, dennoch aber in demſelben Verhältniß, wodurch Alles in der unendlichen Säulenreihe Harmonie wird. In Reih' und Glied längs den Wänden ſtehen die leeren Rüſtungen, welche die Malteſerritter getragen haben, und die Wand ſelbſt iſt mit ihren Bildern, ihren Schildern und Waffen bedeckt. Zu oberſt ſieht man das Portrait des Großmeiſters Vignacourt, gemalt von Caravaggio; eine ſtrahlende Sonne prangt darüber, und ringsum blitzen Roſetten von Piſtolen, Arabesken von Gewehren, Säbeln und Pfeilen. Die rothen Blumen am Roſalienfeſt können nicht kühner zu Draperien geflochten werden, als dieſe Waffen es ſind.

Mittelſt der bequemſten Treppe — ein einjähriges Kind könnte hinaufklettern — gelangt man auf das flache Dach des Gebäudes, von wo man die Stadt, die Inſel und das weite Meer überſchaut. Es lag ganz ſtill, glänzend blau, und in weiter Ferne ſchimmerte der ſchneebedeckte Aetna wie eine Pyramide von carrariſchem Marmor. Die brennende Sonnenhitze wurde durch die friſchen Seewinde gemäßigt. Ich wandte mich gegen Africa's Küſte; Malta war mir nun ein Norden, ich fühlte Sehnſucht wie der Zugvogel im Herbſte, mein Gedanke flog zum Vaterlande des Löwen, er folgte der Karavane durch der Wüſte Sand, flog zu den Wäldern der Schwarzen, ruhte an den goldführenden Flüſſen und träumte mit Aegyptens Königen in den wolkenbekränzten Pyramiden. Ach! Sollte ich niemals dahin kommen?

Welche Ausdehnung ringsumher! Das ganze Malta ſieht aus wie ein Gemäuer im Meere! Faſt nichts Grünes begegnet dem Auge, nur der gelbe Grund, der kreuz und quer von gemauerten Einfriedigungen und Gebäuden an Gebäuden durchſchnitten wird; man ſieht ſogleich, daß dieſer Ort der bevölkertſte der ganzen Erde iſt.

In einer der leichten, eleganten, zweiräderigen Kutſchen mit Einem Pferde und dem Kutſcher an der Seite nebenher laufend rollten wir aus dem Thore; das Ziel unſerer Landpartie war Città vecchia.

Gleich vor den Feſtungswerken gewährte uns Alles das Bild eines africaniſchen Landes. Nicht Einen Baum ſahen wir, nichts Grünes, das niedrige, eben hervorſprießende Korn und die üppigen, großen, indiſchen Feigen ausgenommen, die ſich gleichſam aus der Erde und aus den alten Mauern hervordrängten. Es war eine brennende

Sonnenhitze. Der Weg führte längs der von den Malteſerrittern angelegten Waſſerleitung, die ſehr niedrig iſt; an mehreren Stellen könnte man leicht hinüberſpringen, und gegen die Waſſerleitung bei Rom erſcheint ſie als Kinderſpiel. Die Wege ſind ganz vortrefflich. Wir kamen an einigen Windmühlen vorbei, deren eigenthümliche luftige Bauart meine Aufmerkſamkeit erregte, da ſie faſt durch den kleinſten Luftzug in Bewegung geſetzt werden können; ſie haben zwölf bis zwanzig Flügel, ſo daß ſie eine Roſette bilden, das Gebäude ſelbſt iſt ganz von Stein, nett und zierlich, eine ſteinerne Wendeltreppe führt zum Werke hinauf. Alle Windmühlen, die ich ſpäter auf den griechiſchen Inſeln und an den Dardanellen ſah, hatten ganz dieſelbe Form, aber Malta bot mir die erſten von dieſer Art dar.

Vor **Città vecchia** überſahen wir die ganze Inſel, ſie lag ohne Schatten da, mit einer Oberfläche gelb und ſchimmernd, wie der Sonnenſchein ſelbſt. Niedrige Mauern, kreuz und quer, bildeten Einzäunungen und erſtreckten ſich über das ganze Land, wodurch es völlig das Ausſehen einer Landkarte erhielt, auf der ſelbſt die geringſten Grenzen angedeutet ſind.

Città vecchia, der Sitz des Biſchofs und vormals die Hauptſtadt der Inſel, iſt nicht unbedeutend. Die Kirche, welche St. Peters und St. Pauls Namen trägt, iſt ganz im Styl der italieniſchen Kirchen, groß, luftig und bunt, aber der Reiſende, welcher aus Italien kommt, iſt vom Beſchauen der Kirchen ſo überſättigt, daß ſelbſt eine Kirche, wie dieſe, auf ihn keinen Eindruck macht.

Wir ſahen hier auch die Katakomben, die ganz wie die unter Rom ſind, enge unheimliche Gänge, von denen man, wenn man ſie zehn Ellen lang geſehen hat, ſich vollkommen vorſtellen kann, wie die nächſten zehn ausſehen. Im Keller unter der St. Paulskirche iſt eine Höhle von geringer Ausdehnung; mitten in dieſer ſteht eine Marmorſtatue des Apoſtels, der hier gelebt haben ſoll, nachdem er im Sturm an Malta's Küſte geſtrandet. Aber weder die Höhle und die Katakomben noch die Kirche machten auf mich einigen Eindruck. Ich war von ſolchem Anblick überſättigt; es erging mir wie vielen Reiſenden: iſt man an einem Orte, wo irgend Etwas zu ſehen iſt, dann macht man es ſich zur Pflicht dies zu thun, weil es in Büchern ſteht, weil darüber geredet wird; aber oft iſt die Sache nicht der Mühe werth. Was mich in dieſer Stadt intereſſirte, war das Volksleben: die halbverſchleierten Bauerweiber, deren Augen hinter dem Schleier blitzten, das Gewühl zerlumpter Bettler und die vielen fremden Matroſen, welche ſich Pferde gemiethet hatten und mit ihren blanken Hüten dahinjagten, auf denen mit goldenen, in der Sonne glänzenden Buchſtaben der Name des Schiffes ſtand. Wir hörten hier kein italieniſches Wort, der gemeine Volkshaufe verſtand uns gar nicht und ſprach eine Art Arabiſch.

Auf dem Rückwege paſſirten wir eine prächtige Villa, deren ſchattenreiche Gärten wie ein duftendes Bouquet mitten in dieſer brennenden Wüſte prangten; hohe Pfefferbäume und Palmen mit fächerförmigen Blättern reichten hoch über die Mauer; auf dem flachen morgenländiſchen

Dache ſchritt eine Menge bewaffneter Türken einher. Der Fürſt der Druſen, Emir Beſchir, der bisher geflüchtet war, wohne dort, ſagte man uns, daher ſei es Niemandem erlaubt, den Garten zu beſehen; viele ſchwarze Sklaven wanderten im Hofe umher und eine prächtige Giraffe ſtand an der Mauer und fraß von dem grünen Laube. Das Ganze war ein ſo aſiatiſches Bild, daß es, ſelbſt ohne die ſengende Sonnenhitze, ſich der Erinnerung einbrennen mußte.

Nicht weit von der Quarantaine, die groß und anſehnlich iſt, liegt der engliſche Kirchhof. Er iſt faſt von Monumenten überfüllt, alle aus malteſiſchen Steinen gehauen. Uebrigens war kein Monument von auffallender Schönheit, keine Inſchrift ergriff mich durch ihre Eigenthümlichkeit, keine großen bekannten Namen fand ich hier, dagegen aber hübſche, duftende und große Blumen. Hier war es wärmer als am ſchönſten Sommertage im Norden, obgleich wir erſt den 17ten März ſchrieben.

Gegen Abend gingen wir wieder an Bord des Dampfſchiffs. Die Ausſicht über das Meer und das Leben dort war ein Schauſpiel, das ich nie vergeſſe. Als die Sonne unterging, ertönte der Salutſchuß und alle Flaggen unſers Schiffes ſanken; nur wenige Minuten und die Nacht lag, ohne vorhergehende Dämmerung, über uns, aber eine Nacht, wie ſie nur im Süden vorkommt, klar und durchſichtig, mit funkelnden Sternen, mit Sternen, welche ſprechen: „wir ſind Sonnen, kannſt du daran zweifeln?“ — Das Getreibe verlor ſich in die Stadt, eine ſchwache Muſik tönte zu uns herüber, bald aber brauſete ſie in kräftigern Tönen von den beiden Kriegsſchiffen, die uns zunächſt lagen; „God save the queen“ wurde geſpielt und geſungen, wie ich es nie zuvor gehört, aber die Umgebung trug das Ihrige dazu bei.

Nun ertönte Tanzmuſik. Auf einem der Schiffe war Ball; die Sterne ſelbſt ſchienen auf dem Waſſerſpiegel zu tanzen. Die Böte ſchaukelten; erſt ſpät konnte ich mich von dieſem Anblick losreißen.

Früh Morgens wurde ich dadurch geweckt, daß man das Schiff reinigte, nachdem Kohlen eingenommen waren. Als ich hinaufkam, glänzte das Verdeck in voller Friſche, man macht ſich zur Abfahrt fertig; rund um uns her ertönte Schreien und Rufen, die ſchwimmenden Boutiquen mit ihren Krämern umringten uns; nackte Knaben bettelten, Paſſagiere ſtiegen an Bord, unſer Perſer ſaß ſchon auf den Kohlenſäcken nahe am Schornſtein; ein Beduine, gehüllt in ſeinen weißen Burnuß und mit Piſtolen und Meſſern im Gürtel, lehnte ſich mit dem Rücken gegen ihn, malteſiſche Weiber in ſchwarzen Schleiern hatten ſich neben die Maſchinerie gelagert, Griechen in bunter Tracht, mit dem rothen Feß auf dem Kopfe, lehnten ſich an den Schiffsbord. Bei der Fallreepstreppe ſtanden zwei Matroſen mit eiſenbeſchlagenen Hellebarden Wache und hielten Ordnung. Pakete, Kaſten und Kiſten wurden aufgeſtapelt, die Pfeife des Steuermanns ertönte, der Dampf ziſchte aus dem Schornſtein und um die Räder des Schiffes; Kanonenſchüſſe ſchallten, Flaggen wehten und in raſcher Fahrt glitten wir aus Malta's Hafen, hinaus auf das offne Mittelmeer, welches ſo blau und ſtill wie ein Sammetkleid über der Erde ausgeſpannt lag. Das Meer ſchien nur bläulicher Duft, ein feſter, ſternenloſer Himmel unter uns zu ſein, und in der durchſichtigen Luft erſtreckte es ſich ſo weit, wie ich es nie zuvor geſehen; kein dunkler oder lichter Streifen begrenzte den Horizont, es war eine Klarheit, eine Unendlichkeit, wie ſie nicht gemalt, nicht angedeutet werden kann, außer durch die ewige Tiefe der Gedanken.

XXII.

Einige Tage auf dem Mittelmeere.

Friedlich lag das weite Meer; man fühlte keine Bewegung im Schiffe, man konnte gehen, wohin man wollte, auf und ab, als ſei es feſter Boden; nur indem man das Kielwaſſer betrachtete, ſah man die Fahrt des Schiffes, wie es ſich weiter und weiter von Malta's gelben Klippen entfernte.

Wir hatten ſieben junge ſpaniſche Mönche an Bord; ſie konnten ein wenig Italieniſch ſprechen, waren ſämmtlich Miſſionäre und gingen jetzt nach Indien. Der Jüngſte von ihnen war ſehr hübſch, bleich und melancholiſch; er erzählte mir, daß ſeine Eltern noch lebten, daß er aber ſeit ſeinem ſechszehnten Jahre ſeine Mutter nicht geſehen habe, die ihm ſo theuer ſei. „Nun ſehe ich ſie nicht früher wieder, als im Himmel!“ ſeufzte er. Er verließ mit ſchwerem blutendem Herzen Europa, aber er erkannte, daß er müſſe; es war ſein Beruf, er ſtand ja in Gottes Dienſt. Er, wie die andern Brüder, gehörte zu den Thereſianermönchen, ein Orden, geſtiftet von der heiligen Thereſia.

Den Meiſten am Bord war ich der, welcher ihnen am fernſten hergekommen zu ſein ſchien; ich kam vom Norden.

„Von Dänemark?“ wiederholte unſer römiſcher Geiſtlicher, der nach Jeruſalem ging. „Dänemark! Sie ſind alſo ein Americaner?“

Ich erklärte ihm, daß Dänemark weit von America entfernt liege; er aber ſchüttelte ungläubig den Kopf.

Wir hatten einen päpſtlichen Geſandten am Bord, der nach dem Libanon ging. Dieſer war der einzige Italiener, welcher Einiges von Dänemark wußte. Er hatte eine in Rom lebende däniſche Prinzeſſin gekannt und war in ihren Soiréen geweſen; er wußte, daß es einen Thorwaldſen gebe und daß ein Tycho de Brahe exiſtirt habe. Ich habe ſpäter die Bemerkung gemacht, daß Tycho de Brahe derjenige Däne iſt, durch den Dänemark im Auslande am bekannteſten geworden; Tycho iſt unſer berühmteſter Landsmann — und ihn verjagten wir! — Dänemark iſt groß als Mutter, aber ſie iſt oft keine gute Mutter gegen ihre beſten Kinder.

Mitten am Tage erblickten wir noch Malta; von Sicilien dagegen ſahen wir nur den ſchneebedeckten Aetna, aber deutlich und groß, er ſchimmerte, als ſei er eine Pyramide von weißem, ſonnenbeleuchtetem Marmor. In der See war keine Wellenbewegung, es war als glitten wir durch die Luft. Ein ungeheurer Delphin, größer als ein Pferd, wälzte ſich einige Mal dicht neben dem Schiffe, die Sonne ſchien auf ſeinen naſſen, glänzenden Rücken. Melodien aus der „weißen Dame“ klangen zu uns herauf vom Fortepiano in der Kajüte, und die luſtigen Matroſenjungen hingen im Tauwerk und ſangen: „Quel plaisir d'être matelot!“

Die Commandopfeife ertönte, die Matroſen machten ihre Manövers. Die Mittagsglocke läutete. — Als wir unſern Kaffee tranken, ſank die Sonne roth und groß hinab, das Meer glänzte wie Feuer.

Die Sonne war untergegangen, die Sterne traten hervor mit ihrer Pracht, wie ich ſie nicht auszuſprechen vermag. Welches Gewimmel! Welcher Glanz! Venus ſchien, als ſei ſie der Mond ſelbſt, ihre Strahlen warfen einen langen Schweif auf die Meeresfläche, die ſich ſanft bewegte, als athme das Meer leiſe. Tief am Horizont, über Africa's Küſten, ſtand ein Stern, roth ſcheinend wie Feuer; unter dieſem Stern jagte nun der Beduine auf ſeinem wilden Pferde, unter dieſem Sterne zogen die Karavanen durch den glühenden Sand. Wie ſchön, unter dem Zelte neben der Tochter Africa's zu ſitzen! — Der Stern trieb Flammen durch das Blut. Ich ſaß am Schiffsbord, — ſah hinaus auf die Meeresfläche. Phosphoriſche Funken blitzten durch das Waſſer; es war, als ginge man auf dem Meeresgrunde mit Fackeln, und dieſe leuchteten plötzlich empor, ſie kamen und verſchwanden, als wären dieſe Flammen der ſichtbare Athem des Meeres.

Schon um neun Uhr war ich in meiner Koje und ſchlief ſogleich ein, während das Schiff ſeine Fahrt emſig fortſetzte. Als ich am frühen Morgen wieder auf das Verdeck ſtieg, wurde es gereinigt; alle Hände waren in Bewegung, bald glänzte der Fußboden weiß und rein, daß es eine Luſt zu ſehen war. Am Vordertheile, wo die Anker und Taue lagen, hatten die Matroſen ihre große Wäſche, und dieſe war ganz eigenthümlich. Sie wuſchen beſonders Beinkleider, die ſie ausgebreitet aufs Verdeck legten, Seewaſſer darüber goſſen und ſie dann mit einem gewöhnlichen etwas abgenutzten Reisbeſen, zwiſchen deſſen Reiſer ſie ein Stück Seife geſteckt hatten, fegten oder richtiger ſcheuerten.

Zwei raſche Schiffsjungen, klein, aber flink wie Eichhörnchen und voll Schelmenſtreiche, ſchlachteten Hühner und hielten vor jedem Abſchlachten eine humoriſtiſche Rede an das Huhn; immer endigte dieſe mit einem „voilà!“ und das Meſſer fuhr über den Hals

Wir bemerkten eine geringe Bewegung in der See, aber ſo wie die Sonne höher ſtieg, wurde ſie wieder ganz ſtill, wie am vorhergehenden Tage. Keine Flußſchiffahrt kann hinſichtlich der Ruhe mit dieſer verglichen werden; hie und da, weit hinaus, deuteten einige dunkelblaue Flecke auf der ausgedehnten, ſonnenbeleuchteten Meeresfläche an, daß ein Lüftchen dort den Waſſerſpiegel kräuſele. Malta war nun nicht mehr zu ſehen, aber der Aetna ſtand klar und deutlich am Horizont; gegen Nordoſt erblickten wir die weißen

Segel eines Schiffes, es war das erſte Fahrzeug, das wir geſehen, ſeitdem wir Malta verließen.

Vorn frühſtückten die Matroſen. Jeder erhielt eine Portion Wein, Zwiebeln und Brod; alle waren ſehr munter, ſie hatten ihren Witzbold und Einen, über den ſie witzeln konnten.

Der Perſer in dem grünen Kaftan und mit ſeinem weißen Shawlturban ſaß immer einſam und ſpielte mit ſeinen Ohrringen oder ſeinem Säbel, Niemand ſprach mit ihm, und er mit Niemandem; inzwiſchen ſpielte ein Lächeln um ſeinen Mund, als gingen frohe Erinnerungen durch ſeine Seele, oder dachte er vielleicht der Heimkunft, des Vielen, was er von Land und Meer zu erzählen hatte? — Ich ging an ihm vorbei, er ergriff mich plötzlich am Arm und ſagte einige perſiſche Worte, die ich nicht verſtand, aber er lachte, nickte und deutete auf die Seite des Verdecks. Meinen freundlichen Morgengruß vergalt er dadurch, daß er meine Aufmerkſamkeit auf eine kleine Begebenheit lenkte, die ſich bei uns während unſerer Fahrt über das Meer ereignete. Ein kleiner Vogel war ermüdet ins Tauwerk herab geſunken und glitt nun ganz auf das Verdeck. Er war ſo entkräftet, daß er die Flügel nicht mehr zu erheben vermochte. Es verſammelten ſich um ihn eine Menge Zuſchauer, und ich wurde über den römiſchen Geiſtlichen ganz böſe, weil dieſer ihn ſogleich wollte braten laſſen, er meinte, er müſſe ganz ausgezeichnet ſchmecken.

„Unſer kleiner beflügelter Pilger ſoll nicht gegeſſen werden,“ ſagte ich; einer der Lieutenants nahm ihn in

Schutz, ſetzte ihn auf ein Segel, das als Zelt über dem erſten Platz ausgeſpannt war, gab ihm dort einen Teller mit Waſſer und Brodkrumen, und der Vogel war den ganzen Tag unſer Gaſt, ja auch während der Nacht; erſt am folgenden Tage flog er vom Schiffe fort und zwitſcherte während ſeines Flugs, als wolle er ſeinen Dank ausſprechen für die gute Behandlung.

Es war für uns Alle eine große Begebenheit; bald aber ſuchte Jeder ſeine Beſchäftigung, Einer am Clavier, ein Anderer bei einem Buche, Einige ſpielten Karte, Andere ſpazierten auf und ab. Der Beduine ſaß auf den Kohlenſäcken, ſchweigſam wie ein Geiſt, die Augen blitzten in dem braunen Geſicht, unter dem weißen Burnuß, die nackten, ſchwarzbraunen, kräftigen Beine ragten hervor. Der Perſer ſpielte mit ſeinem großen Säbel, ſchlug an ſeine Piſtolen oder drehte die ſilbernen Ringe in ſeinen ſchwärzlich-braunen Ohren. Der Capitain copirte aus meinem Album ein Bild von Marſtrand: ein Geiger, der an Chriſtian in „Nur ein Geiger“ erinnern ſollte; jetzt hängt es in des Capitains Kajüte, und jährlich ſegelt der „Geiger“ zwiſchen Marſeille und Conſtantinopel auf dem ſtolzen Schiffe: „Leonidas.“ Ich ſelbſt unterrichtete einen der franzöſiſchen Offiziere im Deutſchen, er überſetzte Schillers „Theilung der Erde“.

Die Zeit verging vortrefflich; am Mittagstiſch herrſchten Fröhlichkeit und gute Laune. Der Sonnenuntergang war unendlich ſchön! Die Sterne wimmelten ſo klar, ſo ſtrahlend hervor. Es war nicht möglich, die Bewegung des

Schiffes zu bemerken, nur indem man ſein Auge auf das Tauwerk und die Sterne heftete, ſah man ſie, es war als drehe ſich der Sternenhimmel und das Schiff liege ſtill. Es lag etwas ſo Erhebendes, ſo Poetiſches in dieſen Abenden auf dem ruhigen, unendlichen Meer, daß mir der Ausdruck dafür mangelt. Dieſe äußere Ruhe ſpiegelte ſich in meiner Seele ab. Daheim im Norden hatten nur wenige Minuten meines Lebens mir gebracht, was ich hier in ganzen Stunden genoß.

Noch erblickten wir, gleich einer weißen Pyramide, im Nordweſten den Aetna, ringsum war ſonſt nur das unendliche Meer zu ſehen; aber gegen Mittag zeigte ſich meinem Auge im Nordoſten ein weißer Fleck, es konnte kein Schiff ſein, dazu dehnte es ſich zu weit aus, möglicherweiſe aber war es eine Wolke. Ich glaubte, es ſei die griechiſche Küſte, und befragte den Capitain; er ſchüttelte den Kopf und ſagte, daß wir erſt am nächſten Tage Griechenland erblicken könnten, welches freilich in derſelben Richtung liege, wo ich jetzt Land ſehen zu können glaubte. Weder er noch einer der Paſſagiere ſahen Etwas.

Als ich nach dem Mittageſſen, kurz vor Sonnenuntergang, denſelben Punkt ſuchte, ſtrahlte dieſer eben ſo ſtark als jetzt der Aetna. Nein, das konnte keine Wolke ſein, es hatte ſeine Geſtalt nicht verändert, es ſtand noch in derſelben Richtung wie vor drei Stunden.

Der Capitain nahm ſein beſtes Fernrohr und rief: „Land!“

Ja, es war die griechiſche Küſte! Es war eine Bergſpitze bei Navarin; mit Schnee bedeckt ſtrahlte ſie in der klaren Luft. Ich hatte von Allen zuerſt Griechenland entdeckt.

„Nie habe ich zuvor gehört,“ ſagte der Capitain, „daß Jemand mit bloßen Augen zu einer und derſelben Zeit, vom Mittelmeere aus, den Aetna und die griechiſche Küſte habe ſehen können. Das iſt merkwürdig!“ Als ich dieſes ſpäter in Athen erzählte, äußerte dort ein Gelehrter, daß er neulich in einer Kritik über ein engliſches Werk dieſelbe Merkwürdigkeit geleſen, aber der Recenſent ſie auf das ſtärkſte bezweifelt habe. Sie iſt aber wirklich da, ich ſelbſt habe ſie geſehen. Der Schnee auf dem Aetna und der Schnee auf den griechiſchen Bergen macht es im klaren Sonnenſchein möglich, hier im Oſten und Weſten zugleich Land zu erblicken.

Griechenland! Vor mir ſah ich alſo dieſes große Vaterland des Geiſtes! Unter jenem Berge erſtreckten ſich Arkadiens ſchöne Thäler! Tauſend Gedanken, wie eine Schaar Zugvögel, einer verſchieden von dem andern, flogen nach dieſem leuchtenden Berge. — Aber die Sonne ſank und der Gedanke ſchwang ſich von den Erinnerungen der Erde hinauf zur Schönheit des Himmels.

Am nächſten Morgen war ich vor der Sonne auf, es war der zwanzigſte März. Blutroth, wie ich ſie nie geſehen, und wunderbar oval erhob ſich die Sonne, der Tag ſtrömte aus über das ruhige Meer und vor uns zur Rechten lagen klar und deutlich, aber fern, ſehr fern, Morea's Küſten. Es war das alte Lacedämon, welches wir erblickten. Eine ſteile Felſenwand ſenkte ſich lothrecht ins Meer, und im Innern des Landes erheben ſich ſchneebedeckte, maleriſche Berge. O, wie jubelte mein Herz!

— — Ich ſehe die glänzende Luft, und den leuchtenden Strand!

Und die Bergküſte dort iſt Griechenland!

XXIII.

Panorama von Südmorea und den Cykladen.

Wir näherten uns Morea, dem Maulbeerlande, wie der Name andeutet, welchen es wegen ſeiner Aehnlichkeit mit einem Maulbeerblatt erhalten hat. Dort ſtrömt der Eurotas, dort lag das alte Sparta, dort findet man Agamemnons Grab! — Dieſelben Felſenumriſſe, in demſelben Sonnenlicht, mit denſelben Schlagſchatten, wie wir ſie jetzt erblicken, zeigten ſich den Phöniciern und Pelasgern; die Brandung tobte damals auf dieſelbe Weiſe als jetzt. Unverändert ſteht die ganze Scene. Wir ſegelten dicht unter Cap Matapans Felſenwand; kahl, ohne Vegetation erſchien die ganze Küſte; ſtarke Wogen brachen ſich an den Felſen, wo keine Gemſe kletterte, wo kein Hirte oder Jäger zu erblicken war. Doch ſelbſt in dieſer nackten

Wildheit hatte hier jeder Fleck Werth und Intereſſe, weit mehr als oft die reichſte Landſchaft, denn es war ja Griechenland, das wir erblickten. Das verwelkte Veilchen, welches wir in unſerm Geſangbuch als Andenken verwahren, iſt uns von größerm Werth, als die friſche, duftende Roſe; Erinnerungen ſpenden Farben und Duft, wie man ſie nicht in der Wirklichkeit findet.

Wir paſſirten den äußerſten Punkt des Landes der Mainotten, des ſpartaniſchen Geſchlechts, welches noch nie unterjocht worden iſt, eines Volks, muthig und tapfer, roh und wild, aber gaſtfrei, wie zu den Zeiten Lykurgs*).

Nach einer Fahrt von einigen Stunden lag zur Rechten die Inſel Cerigo.

„Cythere!“ rief unſer luſtiger Franzoſe, „von dieſen Felſen flog Venus auf ihrem von Tauben gezogenen Wagen! Mir ſagt eine Ahnung, ihr Geſchlecht ſei noch hier. Hier iſt der echte griechiſche Marmor, hier ſind die echten griechiſchen Roſen, beide verwandeln ſich in Fleiſch und Blut. Laßt uns Anker werfen und der Göttin huldigen, die noch einen Altar in der Bruſt jedes Menſchen hat!“

Unſer Dampfſchiff fuhr vorüber. Die See wogte ſtark, der Wind blies von den Bergen, Morea ſtreckte das nackte Cap Malio hinaus in die ſchäumenden Brandungen. Wie wild und einſam war dieſer Anblick! und hier lag eine Menſchenwohnung, die Hütte eines Eremiten, ganz von der Welt abgeſchloſſen, von kreiſchenden Seevögeln umflattert, dicht an dem brauſenden Meere. Es war, ſelbſt mit bewaffnetem Auge, unmöglich, einen Felſenpfad zu entdecken, auf welchem Menſchen zum Einſiedler hinabſteigen könnten.

---

*) Der Name Mainotte wird von dem griechiſchen Wort μανια abgeleitet, als die Raſerei und Wildheit anzeigend, mit der ſie auf ihre Feinde eindringen.

Die Hütte war niedrig und klein; die Stelle von Thür und Fenſter vertrat ein Loch; dicht daneben bewegte ſich ein Menſch, es war der Einſiedler vom Cap Malio, das erſte lebende Weſen, welches wir auf Griechenlands Küſte erblickten. Wer war er? Was hatte ihn hinausgetrieben in dieſe wilde Einöde? Niemand beantwortete unſere Fragen. Ihn und ſeine Hütte hat man hier ſeit vielen Jahren geſehen. Schiffe mit ihrer kleinen Menſchenwelt gleiten vorüber, er ſchaut auf ſie, wie auf Traumbilder, er ſchaut auf ſie wie auf die weißen Möven; er ſpricht ſein Morgen- und Abendgebet, wenn das Meer ruht und wenn es im Sturme ſeinen mächtigen Choral ſingt.

Wir entfernten uns immer mehr. Gegen Nordweſt erhob ſich aus der ſchäumenden See ein wie ein gigantiſcher Helm geformter Felſen*); die Abendſonne färbte ihn mit ihren rothen Strahlen, ich ſah ihn als einen Vorboten der Cykladen an, aber erſt in der Nacht konnten wir uns dieſen nähern.

Schon in der Morgendämmerung war ich auf dem Verdeck; ein Paar Segelſchiffe fuhren dicht an uns vorbei, als ſeien es rieſengroße Seevögel, die das Tauwerk unſers Schiffes mit ihren weißen Fittigen ſchlagen wollten.

---

*) La belle poule.

Himmelhohe, kahle Steinmaſſen thürmten ſich aus dem Waſſer empor; es war die Inſel Melos, welche von Feuer und Waſſer ausgehöhlt iſt, es waren Sifanto, Serfo und Thermia; wir ſegelten wie in einem Canal zwiſchen den beiden letztgenannten. Magnetgruben findet man unter der Steinrinde, duftende Roſen darüber, aber der Reiſende erblickt keine von dieſen, die Küſte zeigt ſich nackt und wild.

Die Sonne ging auf hinter den Bergen der Inſel Mykone, ſie beſtrahlte Paros und Antiparos, aber kein Marmorfelſen ſchimmerte hier, todt und ſchwer lag die graue Klippe im Waſſer; nichts ließ uns die mächtige Stalaktitengrotte mit ihren Wundern ahnen. Wir ſahen den Felſen von Naxos, wo Ariadne weinte, wo die Mänaden mit aufgelöſten, über die ſchönen Schultern herabfallenden Haaren in den ſternenhellen Nächten tanzten und Bacchus in ihren Hymnen beſangen, aber hohe Felſen verbargen uns die weinbewachſenen, üppigen Thäler; ernſt deutete Dia, des Zeus heiliger Berg, gen Himmel, aus welchem die Menſchen die alten Götter vertrieben hatten.

In unſerer Schulzeit nennen wir die Claſſiker „trocken,“ aber noch trockner zeigen ſich die claſſiſchen Inſeln. Doch geht es mit den meiſten derſelben, wie mit jenen Schriftſtellern, man muß nur in ſie eindringen, und dann ſehen wir Weinſtöcke ihre ſaftigen Zweige über die ſonnenbeleuchteten Thäler ſchlingen, wir ſehen Erinnerungen der Vorzeit als großartige Gedanken im Werk eines Dichters; ſchöne Frauen begrüßen uns und der Gruß der Schönheit iſt wie die Melodien unſerer liebſten Geſänge.

Das Schiff ſteuerte nach einer ganz kleinen Inſel, auf welcher ein weißer, ſchlanker Leuchtthurm ſtand, und indem wir vorbeikamen, eröffnete ſich uns Syra's Hafen. Wie ein Hufeiſen um den Golf gebogen, lag dort eine Stadt mit ſchimmernden, weißen Häuſern, als ſei es ein Lager von Zelten auf der grauen Bergſeite. Es war ein kleines Neapel, das Schloß des Biſchofs hoch auf dem Berge erinnerte ganz an Sanct Elmo. Ich hatte mir alle griechiſchen Städte nur als Ruinen und Lehmhütten gedacht, die Stadt auf Syra aber ſah maleriſch und einladend aus.

Eine ganze Schaar griechiſcher Böte ruderte zu uns heraus und lag ſchon an der Leeſeite unſers Schiffes; deſſenungeachtet ſtießen ſie in jedem Augenblick gegen einander, denn die See wogte ſtark. Ich ließ mein Gepäck in eines der nächſten gleiten und ſprang ſelbſt nach; vom Dampfſchiffe tönte mir ein Lebewohl von den Freunden, die ich dort in Kurzem gewonnen hatte und nun wahrſcheinlich in dieſer Welt niemals wiederſehen ſollte.

Die Matroſen ſetzten die Ruder in Bewegung, es ging nach dem Lande, aber wir waren noch weit draußen; die Wellen ſchaukelten unſer Boot, als ſei es eine Apfelſinenſchale, es war dem Umſchlagen nahe in dem ſtarken Wogengange, die Wellen ſpritzten über uns hin; endlich gelangten wir in den Hafen, wo Schiff an Schiff, Boot an Boot lag.

Der ganze Quai war mit Griechen angefüllt, welche enge Wämſer, weiße Fuſtanellen und eine rothe Mütze auf dem Kopfe trugen; es war ein Rufen und ein Schreien! Ein alter Kerl reichte mir die Hand: „καλη ἡμερασας!“ und ich ſtand auf griechiſchem Boden. Dankbarkeit gegen Gott, Freude hier zu ſein und doch das Gefühl der Verlaſſenheit erfüllten mich in dieſem Augenblicke.

In dem franzöſiſchen Dampfſchiff-Comptoir erfuhr ich, daß das öſterreichiſche Dampfſchiff erſt in ſieben Tagen eintreffe, das griechiſche war beſchädigt und ging daher nicht; aber eine Gelegenheit zeigte ſich mir hier ſelbigen Tages, wenn ich mich darein finden wollte, meine Ankunft im Piräeus mit der Quarantaine einiger Tage zu beginnen. Das franzöſiſche Kriegs-Dampfſchiff Lykurg, welches von Alexandria gekommen war, wo gerade jetzt die Peſt wüthete, hatte ſchon ſeit mehreren Wochen mit Quarantaineflagge hier bei Syra gelegen, heute Abend wollte es nach dem Piräeus ſegeln und dort in drei Tagen ſeine Quarantaine beendigen. Ich nahm ſogleich ein Boot und ſchiffte wieder hinaus auf die unruhige See, hin zum Lykurg, wo die grüne Flagge wehte; mein Gepäck wurde in ein leeres Boot hinübergeworfen, das mittelſt eines Taues an der Fallreepstreppe des Schiffes hing, die Matroſen zogen, meine Sachen waren am Bord; nun erſt konnte ich meine Wanderung in der Stadt anfangen.

Dicht am Quai ſtand ein offener, hölzerner Laden mit einem Lehmboden und rohen Balken, die eine Decke trugen, welche ſich doch nur über die halbe Stube erſtreckte, die andere Hälfte hatte als Decke nur das Dach. Es war ein

Kaffeehaus. Ringsum, an kleinen hölzernen Tiſchen, ſaßen Griechen und Fremde. Ueber dem Feuer ſtand die Kaffeekanne; ein hübſcher Griechenknabe rührte mit einem Stock darin herum, den er zwiſchen beiden Händen drehte, damit der Kaffee gleichmäßig dick werde, und dann goß er ihn brodelnd in die Taſſe *); — zwei ruſſiſche Matroſen tanzten nach einer erbärmlichen Violine, die ein alter Grieche ſtrich.

Ich ging tiefer in die Stadt hinein; die Straßen waren ſehr ſchmal, und in der erſten, die ſich um den Golf ſchlängelt, war Boutique an Boutique, jede wie ein umgekehrter Kaſten, hier wurden Kleidungsſtücke, Feß, Saffianſchuhe, Früchte und Eßwaaren verkauft. Vor dem Hotel de la Grèce ſaßen auf einem bunt gemalten, hölzernen Altan Griechen und orientaliſch gekleidete Leute, alle mit langen Pfeifen. Nur einen einzigen Ausländer traf ich, es war ein Ruſſe, der mich ſogleich fragte, was ich in dieſem verwünſchten Lande, bei dieſen Menſchen wolle? „Alle ſind Schurken,“ ſagte er, „verflucht ſeien alle Schriftſteller und Lamartine's, die dieſe Länder beſchreiben, ſo daß man Luſt bekommt, ſie zu bereiſen! Ich möchte einen dieſer Windmacher hier haben, ich wollte ihn fuchteln! — Ich komme von Conſtantinopel, ich habe die Reiſe zu Lande längs der Küſte gemacht und bin von den Albaneſen geplündert worden, jeden Fetzen haben ſie mir genommen, meinen Diener todtgeſchlagen; hier

---

*) Der Kaffee in Griechenland und dem Orient iſt ganz vortrefflich, ja ſo ausgezeichnet, daß der Reiſende, welcher aus dieſem Lande kommt, nicht ſogleich an demjenigen Geſchmack finden kann, der auf gewöhnliche europäiſche Weiſe bereitet wird. Man trinkt das Dicke mit, der Kaffee iſt dick, aber nicht körnig, er iſt zu Mehl gemahlen, ganz wie Chocolate.

liege ich nun und warte auf Creditiv und Geld. Es iſt ein niederträchtiges Land, ein ſchlechtes Volk! Was wollen Sie im Orient?“ — Das war ein ſehr angenehmer Empfang. Indeſſen ging ich doch zum Barbier hinüber und ſetzte mich zwiſchen die andern Griechen auf die hölzerne Bank längs der Wand, ein lederner Riemen, der an der Mauer befeſtigt war, wurde mir um den Hals geſpannt, das ſcharfe Meſſer flog leicht wie eine Feder über das ganze Geſicht, welches ſpäter mit Eau de Cologne beſprengt wurde. Der Barbier fragte, ob ich ein Engländer ſei, und als ich antwortete, ich ſei ein Däne, drückte er mich an ſein Herz und rief: „bravi Americani!“ Ich verſicherte wieder, ich ſei kein Americaner, ſondern ein Däne; er nickte froh, legte die Hand aufs Herz und erzählte, ſo weit ich verſtand, wie lieb die Americaner allen Griechen von den Zeiten des Freiheitskampfes her wären, wo die americaniſchen Schiffe ihnen Proviant brachten.

Ich wanderte durch die Straßen; ſie wimmelten von Menſchen, aber ich ſah keine einzige Griechin. Alle Fenſter waren von innen mit Jalouſieen oder langen Gardinen geſchloſſen. Bald gelangte ich in weniger volkreiche Straßen, welche höher hinauf am Bergabhang lagen; vor den meiſten Häuſern war eine Art von Vorhalle mit einer großen Laube durch einen einzigen Weinſtock gebildet; Blumentöpfe ſtanden auf den Mauern und den flachen Dächern der Häuſer, die Straße war vor den einzelnen Gebäuden mit Moſaik gepflaſtert, die Steine bildeten Sterne und Roſetten. Ich ging in die Hauptkirche, die im Verhältniß zu den italieniſchen und denen, die ich auf Malta geſehen, klein und unbedeutend war, dagegen im Verhältniß zu den übrigen Kirchen in Griechenland von einer anſehnlichen Größe. Der Altar ſtrahlte von Vergoldung und heiligen Bildern; große ſilberne Lampen hingen in einer Reihe über die ganze Breite der Kirche; ein Paar kleine Knaben ſpielten. Mein Gemüth war zur Andacht geſtimmt. Der einzige mir hier Bekannte war — Gott! Ich hätte meine Kniee beugen mögen, um mein Haupt an ſein Herz zu legen! Und in meinen Gedanken that ich es.

Der am höchſten gelegene Theil der Stadt iſt noch im Bau begriffen; die Straße gleicht einem Weg in einem Steinbruch. Brocken und Stücke von Felſen lagen umher, wo die Häuſer erbaut wurden. Aber die Ausſicht über die Stadt und den Hafen nach der kleinen Inſel mit dem ſchlanken weißen Leuchtthurm war prächtig. Auf der entgegengeſetzten Seite des Golfs befand ſich die Quarantaine; ich ſah die Inſeln Tenos, Delos, Naxos und die Spitze von Andros. Indem ich mein Auge auf dieſe Inſeln heftete, glitt ein Dampfſchiff vorüber, ich erkannte die Flagge! Es war Leonidas, welcher unter den Küſten von Delos verſchwand. „Lebewohl! Lebewohl!“ rief ich, Niemand hörte es, fort war das Schiff, ich erblickte nur den Rauch, der noch wie eine Wolke zwiſchen den Inſeln ſchwebte.

Gegen Abend gingen wir an Bord des Lykurg. Stark wogte die See; zwei luſtige Griechen ruderten, und jedes Mal, wenn die Wellen das Boot emporhoben, daß wir dem Umſchlagen nahe waren, jubelten ſie laut. Fremde Geſichter empfingen mich am Bord. Bei Sonnenuntergang lichteten wir die Anker und das Schiff ſteuerte nordöſtlich um Syra herum, wo wir in ruhiges Waſſer kamen. Es war ein ſchöner ſternenheller Abend. Noch hatte ich mit Niemand Bekanntſchaft gemacht; ich ſaß auf der Kanonenlaffette und ſchaute den prächtigen Himmel an; ein fremder, morgenländiſch gekleideter Mann wandte mir den Rücken zu, ich betrachtete ihn, er ſah ſich um, nickte freundlich und griff an ſeinen Turban. Es war der Perſer, mit dem ich von Neapel geſegelt war. Dies war mein einziger alter Kamerad vom „Leonidas“; er ſchien gleich mir durch unſere Begegnung erfreut zu werden; alſo auch er wollte nach Athen und von da nach Hauſe. Er bot mir einige Früchte, ich bot ihm wieder einige andere an, aber Keiner von uns konnte ſich durch ein Wort dem andern verſtändlich machen. Ich deutete auf den ſchönen Sternenhimmel, er faßte an ſeinen Turban. Mir ſchien doch, daß ich Etwas ſagen müſſe, ſei es auch nur eine Tirade aus einer Sprache, die mit der ſeinigen verwandt war, wußte aber nichts Anderes, als die erſte Zeile der Geneſis auf Hebräiſch; man hilft ſich ſo gut wie man kann. Ich deutete auf die Sterne und ſagte: „Bereſchit Barah Elohim Et Haſchamajim Weet Haarez!“ und er lächelte, nickte und wollte nun auch Alles ſagen, was er von einer Sprache wußte, die er für die meinige hielt. „Yes, Sir! verily! verily!“ Das war unſere ganze Converſation. Keiner von uns wußte mehr, aber gute Freunde waren wir.

XXIV.

Der Golf des Piräeus.

In der frühen Morgenſtunde hörte ich den Anker fallen; ich ging aufs Verdeck, wir lagen im Golf des Piräeus, der wie ein kleiner Landſee ausſah. Die Inſel Aegina, über deren Berge ſich die noch höheren von Morea erhoben, einer kühner als der andere emporſtrebend, ſchienen den Einlauf zu ſchließen, der etwas ſchmal iſt; zwei ſchwimmende Tonnen dienen als Wahrzeichen und Abends trägt jede derſelben eine Laterne als Leuchtfeuer. Ich zählte im Piräeus ungefähr 130 Häuſer; hinter dieſen und hinter einem ſteinigen, gelben Erdboden und graugrünen Oelbäumen erhob ſich der Lykabettos und die niedriger liegende Akropolis; die Berge Hymettos und Pentelikon ſchließen das Gemälde, welches ein ſteiniges, hartes Ausſehen hat; „das ſteinige Attika“ nannten es auch die Alten. — Zur Linken liegt eine kleine Halbinſel mit einigen Sträuchern, einer hochſtehenden Windmühle und dem neuen Quarantainegebäude; zur Rechten erſtreckte ſich eine kahle, ſteinige Ebene hinaus zu dem Parnes-Gebirge, deſſen theils wellenförmige, theils unterbrochene Linien von großer maleriſcher Wirkung ſind.

In dieſem Golf, wo Themiſtokles jährlich ſechszig Galeeren von Stapel laufen ließ, lagen jetzt nur wenige kleine griechiſche Schiffe und ein Boot, dagegen mehrere große engliſche, franzöſiſche und öſterreichiſche Fahrzeuge nebſt zwei Dampfſchiffen außer dem unſrigen; geputzte Griechen ruderten an uns vorbei, und ſpäter am Tage kam ein Boot mit Dänen, die mich bewillkommneten.[*] Es gab Viel zu hören, Viel zu beantworten! Däniſche Zungen ſprachen Liebe für Dänemark, Begeiſterung für Griechenland aus; aber nur aus einiger Entfernung konnten wir mit einander ſprechen, denn unſer Schiff lag in Quarantaine, erſt am Morgen des dritten Tages ſollte dieſe zu Ende ſein.

Schnell verfloß der Tag und gegen Abend begann ein Schauſpiel, wie ich es nie geſehen, das Niemand durch Farben oder Worte wiederzugeben vermag. Die Berge Hymettos und Pentelikon, welche bei Tageslicht ein graues Ausſehen haben, wurden bei Sonnenuntergang roth, als wären ſie aus allen Roſen Griechenlands aufgeführt. Das ganze Thal erhielt einen blaßrothen Schimmer, doch nicht ſo, als ob man es durch einen roſenfarbenen Schleier ſähe, nein, hier war keine Spur eines luftigen Nebels, alle Gegenſtände lagen ſo klar, ſo wunderbar nahe da, und doch empfand das Auge, daß ſie meilenweit entfernt waren. Aegina und die Berge auf Morea waren ſtärker in Lilla gefärbt; eine Bergreihe erhob ſich hinter der andern, jede in verſchiedener Färbung von dem Blaßroth bis zum Schwarzblau. Nun ſank die Sonne, der Signalſchuß ertönte, die Flaggen fielen, — welche Einſamkeit! Kein Baum, kein Strauch war zu erblicken. Welche Stille zwiſchen dieſen Bergen, welche Ruhe über dieſer ausgedehnten Ebene, welche Durchſichtigkeit dieſer Luft! Jupiter funkelte ſchon unendlich hoch droben, der Himmelswagen ſchien noch entfernt, aber während ich ihn betrachtete, rollte er mit der Nacht näher, die Sterne wimmelten hervor, mehr und immer mehr, als wolle ſich der ungeheuere Raum mit Kugeln füllen, als ſolle der blaue Grund von einem ſtrahlenden Licht verdrängt werden. Die Sterne glänzten in der Luft, ſie glänzten im Waſſer mit dem bläulichen Schimmer der Edelſteine. Vom Piräeus ertönte der Geſang der Matroſen; eine Fackel war am Strande angezündet; die Leute gingen vor den Häuſern mit Lichtern in den Händen; mitunter hörte man ein Ruder im Waſſer plätſchern, indem ein Boot vorbei glitt, ſonſt war Alles ſtill; ſelbſt die Möven, welche uns ſchreiend umkreiſt hatten, waren zur Ruhe gegangen.

---

[*] Der Profeſſor Köppen, welcher als Lehrer bei der Militairſchule im Piräeus angeſtellt iſt, war der Erſte, den ich kannte.

Welche Kirche Gottes mit Monumenten, Gräbern und großen Erinnerungen! Die Stille des Abends war die ſchönſte Seelenmeſſe für die Todten.

Schnellpreſſendruck von Fr. Nies in Leipzig.

Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.

Hiſtoriſche Hausbibliothek.

Preis eines jeden Bandes 1 Thaler.

Erſchienen ſind:

1. Band.

Geſchichte Friedrich's des Großen.

Von Franz Kugler. Mit dem Portrait Friedrich's nach G. Schadow. 28 Bogen. 8.

2. Band.

Geſchichte des Kaiſers Napoleon.

Nach P. M. Laurent. Mit dem Portrait Napoleon's nach Paul Delaroche. 37 Bogen. 8.

3. Band.

Geſchichte von Belgien.

Von Hendrik Conſcience. Mit Stahlſtich: Egmont's Tod, nach de Hey. 28 Bogen. 8.

4. Band.

Geſchichte des Kaiſers Joſeph II.

Von A. J. Groß-Hoffinger.

Mit dem Portrait Joſeph's. 22. Bogen. 8.

So wie obige Bände, enthält auch jeder folgende Band dieſer Sammlung ein abgeſchloſſenes Werk und erſcheint in gefälligem Octavformat auf feines Velinpapier gedruckt, in der Regel 25 Bogen ſtark, mit einem Stahlſtiche von tüchtiger Hand geziert.

Die Sammlung, ſowohl aus gediegenen Originalwerken als auch aus tüchtigen Ueberſetzungen beſtehend, ſoll nach und nach ſowohl ſämmtliche Ländergeſchichten umfaſſen, als auch

eine Reihe Biographieen der berühmteſten Männer und Schilderungen einzelner merkwürdiger Epochen enthalten, und ſo die vollſtändigſte hiſtoriſche Hausbibliothek bilden. Wir bemerken jedoch hierbei, daß hinſichtlich der Abnahme durchaus kein Zwang ſtattfindet, ſo daß Jeder nach Belieben ſich eine gewählte Bibliothek zuſammenſtellen kann, weshalb auch jeder Band mit doppeltem Titel verſehen wird und, wie oben erwähnt, jeder für ſich ein abgeſchloſſenes Werk bildet.

Durch eine neue eigens dazu angefertigte Schrift wurde es möglich, mit Zierlichkeit und Deutlichkeit zugleich die größte Erſparniß des Raumes zu verbinden, was z. B. daraus hervorgeht, daß der vermehrte und verbeſſerte Text von Kuglers Friedrich der Große (in der illuſtrirten Ausgabe 80 Imperial-8.-Formen) hier 27 Bogen einnimmt, während das Original von Conſcience's Belgien einen Imperial-8.-Band von 550 Seiten bildet.

Alle Bände ſind auch ſtets in geſchmackvollen, reich verzierten engliſchen Einbänden zu haben, und dürften ſich ſo ganz beſonders als Geſchenke und Prämienbücher für die reifere Jugend eignen.

Soeben erſchien Band 5.

Erzherzog Karl von Oeſterreich,

ſein Leben und ſeine Kämpfe.

Von

J. A. Groß-Hoffinger.

Mit dem Portrait des Erzherzogs in Stahl geſtochen.

Preis 1 Thlr.

Der Tod des Erzherzogs Karl hat in allen deutſchen Herzen die Gefühle dankbarer Erinnerung und Verehrung geweckt. Wir hoffen daher, in dem vorliegenden Werke dem Publicum eine willkommene Erſcheinung zu bieten. Mehr als zwölf Jahre hat der Verfaſſer an Materialien für dieſe reiche Geſchichte geſammelt, und ſchon früher durch die Geſchichte der Feldzüge des Erzherzogs ſo wie namentlich durch ſeine als vorzüglich anerkannte Geſchichte Joſephs des Zweiten, woran ſich dieſes Werk unmittelbar anſchließt, ſeine vorzügliche Befähigung für die vorliegende Aufgabe bewieſen.

H. C. Anderſen's

Geſammelte Werke.

Vom

Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe.

Zwanzigſter Band.

Eines Dichters Bazar.

Dritter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Eines Dichters Bazar.

Von

H. C. Andersen.

Dritter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Inhalt

des dritten Bandes.

Griechenland.

Seite
Cap. 1. Ankunft in Athen. 9
Cap. 2. Akropolis. 17
Cap. 3. Ein Regentag in Athen. 24
Cap. 4. Die Rhapſoden. 27
Cap. 5. Daphne. 34
Cap. 6. Das Freiheitsfeſt. 39
Cap. 7. Der Marmorlöwe. 47
Cap. 8. Das Oſterfeſt in Griechenland. 50
Cap. 9. Der Hof in Athen. 54
Cap. 10. Prokeſch-Oſten. 60
Cap. 11. Eine kleine Reiſe. 64
Cap. 12. Der Freundſchaftsbund. 68
Cap. 13. Abreiſe aus Griechenland. 82

Der Orient.

Cap. 1. Ein Sturm auf dem Archipelagus. . . . 91
Cap. 2. Smyrna. 94
Cap. 3. Eine Roſe vom Grabe Homer's. . . . 98
Cap. 4. Ein kleiner Vogel hat davon geſungen. . 101
Cap. 5. Die Dardanellen und das Marmormeer. . 103
Cap. 6. Ankunft in Conſtantinopel und Pera. . . 112

Seite
Cap. 7. Die Bazars. 118
Cap. 8. Eine Wanderung durch Conſtantinopel. . 122
Cap. 9. Der Tanz der Derwiſche. 130
Cap. 10. Eine türkiſche Skizze. 141
Cap. 11. Der Kirchhof bei Skutari. 143
Cap. 12. Muhamed's Geburtstag. 146
Cap. 13. Beſuche und Abſchied. 158

Griechenland.

I.

Ankunft in Athen.

Es war der dritte Morgen nach unſerer Ankunft im Piräeus, als unſere Erlöſungsſtunde ſchlug. Ein Dutzend griechiſcher Böte lag um unſer Schiff herum; ich ſprang in das erſte beſte, und mit raſchen Ruderſchlägen fuhren wir ans Land, wo eine Menge Droſchken, alte Kutſchen und offene Wagen hielten; ſie ſchienen ſämmtlich ausgedient zu haben, vielleicht in Italien, und nun, in ihren alten Tagen, nach Griechenland ausgewandert zu ſein, um hier aufs Neue zu wirken. — Vor nur wenigen Jahren erſtreckte ſich zwiſchen dem Piräeus und Athen ein Sumpf, den die mit Waaren beladenen Kameele umgehen mußten; jetzt iſt hier eine vortreffliche Landſtraße und ein Khan mit Erfriſchungen; für eine Kleinigkeit fährt man dieſen Weg, der ziemlich eine deutſche Meile lang iſt. Unſer ganzes Reiſegepäck ward in eine alte Kutſche gepackt, ſie wurde ganz voll, Koffer und Nachtſäcke guckten aus beiden Fenſtern. Die Geſellſchaft kam in drei große Wagen; hinten auf demjenigen, in welchem ich ſaß, hatten wir einen feſtlich geſchmückten Griechen, den

Lohnbedienten vom **Hôtel de Munich** in Athen; er war ſo reich und gut gekleidet, daß er auf einer Maskerade im Norden recht gut für einen helleniſchen Prinzen hätte paſſiren können.

Jubelnd rollten wir aus dem Piräeus. Matroſen mit blanken Hüten ſaßen vor den Kaffeehäuſern, die mir eigentlich wie große breterne Stuben vorkamen; ein Hurrah wurde uns von ihnen gebracht, indem ſie die Weingläſer leerten. Der Weg führte über Reſte antiker Mauern, die aus einer Art gelbem Travertin beſtanden hatten, welcher noch den Felſengrund hier bildet. Wir fuhren im Galop, es ſtäubte furchtbar, aber es war ja claſſiſcher Staub.

Bald erreichten wir den Olivenhain, Minerva's heiligen Hain! Eine hölzerne Bude war an jeder Seite des Weges errichtet. Citronen und Apfelſinen lagen hier ausgebreitet, garnirt mit einer Reihe Flaſchen, die Wein und Liqueur enthielten. Während unſere Pferde mit friſchem Waſſer getränkt wurden, kamen Bettler mit großen zinnernen Schalen; wir Alle gaben ihnen, es waren ja Griechen.

Wie in Athens beſten Tagen jagt man jetzt vom Piräeus durch den großen Olivenhain. Vor uns lag die Akropolis, wie ich ſie ſo oft auf Bildern geſehen, aber jetzt war es Wirklichkeit! Der ſteile Lykabettos mit ſeiner ſchimmernd weißen Eremitenwohnung trat deutlich hervor, ich ſah Athen. Wenige Schritte vor der Stadt, dicht am Wege zur Rechten, ſteht der Theſeustempel, mit ſeinen prächtigen Marmorſäulen, die von der Zeit gelblichbraun geworden ſind. Ich ſah ihn!

6

Ich konnte mich nicht recht in den Gedanken finden, daß ich in Griechenland ſei, daß ich in Minerva's Stadt hineinrolle. Die Hermesſtraße, die größte in Athen, iſt die erſte für den Reiſenden, der vom Piräeus kommt; aber ſie fängt mit einer Reihe Häuſer an, die nach europäiſchen Begriffen höchſt jämmerlich und dürftig ausſehen. Nach und nach zeigen ſich beſſere und größere mit zwei Stockwerken, wie in der Stadt auf Syra; nichtsdeſtoweniger ſagte mir etwas: „Hier iſt Griechenlands Hauptſtadt!“ Die Akropolis ſtand wie ein gigantiſcher Thron hoch über allen den kleinen Häuſern, und mitten in der Straße, durch die wir fuhren, prangte eine Palme, ſo hoch, wie ich ſie nie zuvor geſehn; ein kleiner Zaun von rohen Planken umſchloß den Stamm, ſonſt würde ſie in Kurzem von den fahrenden Griechen zerſtört werden, die in den alten Droſchken aufrecht ſtehend vorbei jagen, als gelte es ein Wettrennen. Von allen uns umgebenden Gegenſtänden zog dieſe Palme unſere Aufmerkſamkeit am meiſten auf ſich; ſpäter erfuhr ich, daß ſie, als die Straße angelegt wurde, umgehauen werden ſollte, weil ſie den Fahrenden im Wege ſtand, aber der Profeſſor Roß, ein geborner Holſteiner und alſo gewiſſermaßen mein Landsmann, bat für ſie, und ſo blieb ſie ſtehen. Ich taufe ſie daher „Roß's Palme,“ wonach ſich alle Reiſende und Reiſebeſchreibende zu richten haben! Den Griechen legen wir ans Herz, daß ſie ſich erinnern, ihr Land bilde die Brücke Europa's nach dem Orient; ſie müſſen daher die orientaliſchen Zierathen in Ehren halten, die dieſes andeuten, und eine Prachtzierde iſt dieſe

Palme; die meiſten andern in Athen ſind zerſtört, man findet nur noch zwei oder drei.

Wir hielten vor dem Hôtel de Munich. Der Wirth iſt ein Grieche, die Wirthin eine Deutſche, „die ſchöne Wienerin“ wird ſie genannt. Man gab mir das beſte Zimmer, welches aber ſo war, wie man es in jeder kleinen deutſchen Stadt in einem Wirthshauſe dritten Ranges findet. Ich hatte alſo nun eine Wohnung in Athen!

Den erſten Eindruck, welchen die Stadt macht, will ich verſuchen wiederzugeben und erzählen, wie ich den erſten Tag hier zubrachte.

Die ſchreckliche Schilderung, die man mir in Neapel von Griechenland und namentlich von Athen machte, fand ich bis ins Lächerliche übertrieben; ich glaube gern, daß vor ſechs bis ſieben Jahren Alles hier in dem ſchrecklichſten Elend war, aber man muß bedenken, wie viel ſchon ein Jahr für ein Land wie Griechenland iſt, welches in einer Entwickelungs-Periode liegt, wie kein anderes in Europa. Es iſt, als wollte man das bemerkbare geiſtige Fortſchreiten eines Kindes mit dem weniger hervortretenden eines erwachſenen Mannes vergleichen; ſieben Monate bei jenem ſind ungefähr ſo viel, wie ſieben Jahre bei dieſem. Athen kam mir ſo groß vor, wie eine mittlere Provinzialſtadt, und hatte das Ausſehen, als ſei es, wegen eines Jahrmarktes, welcher gerade jetzt in vollem Gange war, in größter Eile aufgeführt geworden. Was man hier Bazars nannte, ſind winklige Straßen mit hölzernen Buden, wie auf einem Jahrmarkte, mit Schärpen, bunten Strümpfen, ganzen Kleidungsſtücken und Saffianſchuhen geſchmückt; Alles etwas plump, aber wenigſtens bunt. Hier ſind Fleiſcherbuden, dort Obſtläden, hier prangen Feß, dort werden alte und neue Bücher verkauft, ſelbſt der Droſchkenführer kaufte ſich eins, und welches? — Homers Iliade, gedruckt in Athen 1839, ich las ſelbſt den Titel.

Athen hat einige griechiſche oder eigentlich türkiſche Kaffeehäuſer und dazu ein neues italieniſches, ſo groß und zierlich, daß es ſich in Hamburg oder Berlin gut ausnehmen würde; das am meiſten beſuchte Café greco in Rom iſt gegen dieſes nur wie ein Sandwinkel unter der Treppe. Junge Griechen, alle in Nationaltracht, aber geſchnürt, daß ſie blau und grün um die Rippen ausſehn mußten, mit Lorgnetten und Glacéhandſchuhen, ſah ich hier Cigarren rauchen und Billard ſpielen; ſie durften nur das Coſtüm ändern, um in jeder andern Stadt Pflaſtertreter zu ſein. An der Straßenecke ſtand eine ganze Reihe malteſiſcher Laſtträger in der Sonne.

Der bewohnteſte Theil Athens erſtreckt ſich gegen die Akropolis hinauf, aber ringsum liegt die Stadt noch im Bau. Athen iſt eine Stadt, die ſchon in den wenigen Tagen, die der Fremde hier verweilt, zu wachſen ſcheint. Das neue Schloß des Königs erhebt ſich zwiſchen der Stadt und dem Hymettos; es iſt ein Marmorgebäude, zu welchem jeder Stein in dem nahegelegenen Pentelikon ausgehauen iſt. Schon prangen drinnen im Vorſaale die Portraits von Griechenlands Helden aus dem Freiheitskampfe. Die Univerſität wird erbaut, ein Däne, der Architekt Hanſen, leitet den Bau. Einige Kirchen und Privatwohnungen für Miniſter und Kaufleute wachſen von Stunde zu Stunde wie Pilze aus der Erde, und wer ſind die vielen Handwerker? faſt lauter Griechen, ſagte man mir, Bauern, Soldaten, Räuber, welche die Maurerkelle, den Hammer und die Säge ergriffen haben; ſie haben den fremden Arbeitern ein wenig zugeſehen und ſind ſogleich Maurer, Schmiede und Zimmerleute geworden. Die Griechen ſind ein anſtelliges Volk.

Ueberhaupt übertraf der erſte Eindruck von Athen die Vorſtellungen, welche man in Neapel bei mir erweckt hatte. Ich äußerte dies und Roß erzählte mir von einem Griechen, der in dieſen Tagen hier war, aus Chios, Homers Geburtsinſel. Er war ein Mann, der nach ſeiner Stellung und ſeinen Umgebungen ſehr gebildet genannt werden konnte, aber er hatte nie zuvor eine große Stadt geſehen und daher war er über die Größe und allen den Luxus ganz erſtaunt, den er in Griechenlands Hauptſtadt fand; jeden Augenblick ſprach er ſeine Bewunderung über das aus, was er ſah, und als Einer, der ihn nun hier vierzehn Tage lang geſehen hatte, äußerte: er könne Athen nun wohl auswendig? — rief er aus: „auswendig! Nie wird man mit einer ſolchen Stadt fertig! Immer iſt hier etwas zu hören und zu ſehen; wie viele Vergnügungen, wie viele Bequemlichkeiten! Hier ſind Wagen zum Fahren, hier iſt täglich ſchöne Muſik vor des Königs Schloß, hier ſind Kaffeehäuſer mit Zeitungen, Theater, wo ſie ſingen und ſprechen! Es iſt eine wunderbare Stadt —!“

Ihn überwältigte Athens moderne Größe und Luxus; ich fand nur, es ſei hier ganz gut im Vergleich mit dem, was ich gehört! So wird von verſchiedenen Standpunkten nach Gewohnheiten und Anſichten geurtheilt.

Ich hatte mir gedacht, daß ich mich in Griechenland ſo fremd, ſo fern von der Heimath fühlen würde, und hier gerade kam ich mir ganz heimiſch vor. Landsleute und Deutſche kamen mir ſo liebreich entgegen! Schon am erſten Tage wurde ich in ein ganz däniſches Haus abgeholt, zum Hofprediger der Königin, Lüth, einem Holſteiner, der mit einer Dänin verheirathet iſt, welche ihre jüngere Schweſter bei ſich hatte. Die Landsleute fanden ſich hier ein; ich traf unſern däniſchen Conſul, den Holländer Travers, der ſehr gut Däniſch ſpricht. Der Champagner knallte! — Mit einem Beſuch in dem neuen Theater ſollte mein erſter Abend in Athen ſchließen.

Daſſelbe liegt ein wenig außerhalb der Stadt, es hat vier Logenreihen und iſt hübſch decorirt; aber den intereſſanteſten Anblick gewährten mir die griechiſch gekleideten Zuſchauer in den Logen und im Parterre. Hier ſaßen viele ſchöne Griechinnen, aber alle dieſe waren von den Inſeln, wie man mir ſagte; in Athen ſelbſt findet man nicht viele. Eine italieniſche Truppe gab hier Vorſtellungen; die erſte Sängerin war vor Kurzem durch eine Cabale ausgepfiffen worden; ich hörte die seconda Donna, welche höchſt unbedeutend war. Die Vorſtellung ſelbſt war ein Gemiſch: wir hörten die Ouvertüren zu Norma und dem ehernen

Pferde, einen Act aus dem Barbier und einen aus der diebiſchen Elſter; außerdem ſahen wir ein Ballet.

Aus dem Parterre tritt man in eine Art Foyer, wo man Erfriſchungen erhält; dies war aber durchaus nicht decorirt; man ſah oben und an allen Seiten nur die zuſammengefügten rohen Planken. Auch der lange Schenktiſch, wo Punſch, Mandelmilch und Kaffee verkauft wurde, beſtand aus ungehobelten Bretern.

Das Theater liegt, wie geſagt, eine Strecke außerhalb der Stadt. Es war daher von wunderbarer Wirkung, mitten in der Nacht, nach einer Vorſtellung des Barbiers und der diebiſchen Elſter, aus dieſem Gebäude zu treten und ſich unter einen orientaliſchen Sternenhimmel verſetzt zu ſehen, welcher ſo leuchtete, daß man die ganze Ausdehnung der öden Ebene, von hohen Bergen begrenzt, erblickte; einſam und ſtill war es hier, man konnte ſich plötzlich aus Wiens Volkstheater durch eine mächtige Fee in die menſchenleere Wüſte verſetzt wähnen. Die großartige Naturdecoration verſpottete die gemalten Couliſſen; die Einſamkeit verkündete ein Drama, welches zeigte, wie kleinlich Alles drinnen geweſen. Gerade durch den Gegenſatz der Jämmerlichkeit fühlte ich Griechenlands ganze claſſiſche Größe.

Eine einzelne Marmorſäule ſtand auf unſerm Wege unter Schutt und Haidekraut; Niemand wußte, welchen Tempel ſie geſchmückt hatte. Das Volk ſagt, es ſei die Säule, an die Chriſtus gebunden wurde, als ſeine Peiniger ihn geißelten; es glaubt, die Türken hätten ſie ins Meer geworfen, aber in der Nacht ſei ſie wieder hierher zurückgekehrt.

Einſam ſtand die weiße Säule und deutete in der ſternenhellen Nacht gen Himmel.

II.

Die Akropolis.

Dieſer freiſtehende Felſen mit ſeinen Marmorruinen iſt das Herz des alten Athens, deſſen Erinnerungen bis in eine fabelhafte Zeit reichen. Als Aarons Mandelſtab blühte, trieb hier Athens Lorbeerbaum junge Sproſſen und Neptuns Salzquelle ſprudelte aus dem Felſen *).

Am Ende der breiten Aeolusſtraße öffnet ſich ein Platz, uneben, wie er durch ſeine abgebrochenen Lehmhütten und umgeſtürzten Mauern ſein muß. Aus dem Graſe halb ausgegraben erhebt ſich der Thurm der Winde, welchen in der Türkenzeit Derwiſche bewohnten; zwei hohe Cypreſſen zeigten trauernd gen Himmel. Ein türkiſches Badehaus mit vielen Kuppeln, eine einſame Palme und eine plätſchernde Quelle, aus einer alten Mauer hervorrieſelnd, ſind das Maleriſcheſte in der nächſten Umgebung.

---

*) 1400 Jahre vor Chriſti Geburt führte Cecrops eine Colonie von Sais nach Griechenland und erbaute hier auf dem Felſen die Burg Cecropia. Des Cecrops und Erechtheus Gräber fand man hier. Zu Perikles' Zeit wurde das jetzige Parthenon von Phidias und den Baumeiſtern Iktinos und Kallikratides aufgeführt.

Ich ſchritt über den Platz; an der Quelle ſtand ein hübſches griechiſches Mädchen mit ihrem irdenen Kruge auf der Schulter; es war ein kleines Gemälde, ein großartigeres lag vor mir. Ueber die unregelmäßig hingeworfenen Häuſer im Vordergrunde erhebt ſich nach den Kalkfelſen zu ein grüner Hügel, wo eine Heerde Schafe graſete, in der Geſellſchaft von fünf bis ſechs Kameelen, die ihre langen Hälſe erhoben und ſtolz die Nüſtern erweiterten, indem ſie den Nacken zurückbogen. Die Ruine einer zerſtörten Feſtungsmauer erſtreckt ſich über dieſen Raſen, der Pfad windet ſich längs derſelben über Kies und Steine, an tiefen, dicht neben einander liegenden Brunnen ohne Geländer vorbei; ich verfolgte dieſen Pfad und bald lagen Stadt und Häuſer hinter mir.

Jeder Fleck hier iſt hiſtoriſch, bei jedem Schritt tritt man auf einen, durch Erinnerungen geheiligten Erdboden. Der mächtige Felſen zur Linken, welcher durch gewaltige Naturkräfte von der Akropolis losgeriſſen zu ſein ſcheint, iſt der Ort, wo der Apoſtel Paulus zu den Athenienſern redete; jetzt ſaß hier ein einſamer Hirte mit ſeinen beiden Hunden und ſchaute hinaus in die ausgedehnte Ebene, wo die Olivenwälder ſich ausbreiten. Aber nur flüchtig betrachtete ich dieſes Gemälde, leicht glitt mein Auge hin über den Felſengrund mit den ausgehauenen Treppenſtufen, die Stelle, wo Solon und Plato geredet hatten. Die Akropolis war das Ziel meiner Wanderung, die Akropolis erfüllte alle meine Gedanken, nur das weite Meer und Morea's maleriſche Berge feſſelten mich mitunter.

Durch ein offenes Thor, deſſen alte eiſenbeſchlagene Thür an einer Angel hing, trat ich hinter die Feſtungsmauer aus der Türkenzeit. Einige Leichenſteine aus Marmor mit Inſchriften dienen dem Thor als Geſims. Gerade darunter liegt noch, mit hohen Bogen aus Quaderſteinen, einen Halbkreis bildend, das ſogenannte Herodestheater.

Noch einen kleinen Vorhof, aus zerſtörten Feſtungswerken gebildet, mußte ich durchwandern. Ein Bindfaden hing an der baufälligen Pforte; die hölzerne Klinke ſprang auf, und ich ſtand in einem etwas größeren Hofe, wo man aus zerbrochenen Marmorſäulen, verſtümmelten Basreliefs und zerbröckelten Mauerſteinen ein kleines Wachhaus aufgeführt hatte. Griechiſche Soldaten, nur halb bekleidet, einige mit groben Militairröcken loſe um die Schulter geworfen, lagen in verſchiedenen Gruppen und rauchten ihre Papier-Cigarren; Einer ſpielte die Mandoline und ſang ein griechiſches Lied. Noch ein paar Schritte und der Weg führt zwiſchen aufgehäuften Marmorblöcken und umgeſtürzten Säulen hin; der Tempel der ungeflügelten Siegesgöttin, die mächtigen Propyläen und ein baufälliger gothiſcher Thurm des Mittelalters liegen vor uns.

Dieſer Aufgang iſt von jeher der einzige geweſen, der zur Akropolis führte; an allen andern Seiten erheben ſich ſteile Felſen, und ſtarke Mauern auf ihrem Gipfel machten ſie noch unzugänglicher.

Unter der Türkenherrſchaft waren die Säulengänge der Propyläen zugemauert und machten einen Theil der

Batterie aus. Jetzt ſtehen die cannelirten Marmorſäulen frei, und zerbröckelte, aus dem Kies aufgegrabene Marmorbilder ſind in einer Reihe auf dem ſchneeweißen Fußboden aufgeſtellt. Es wehte oben ſtark, der Wind ſauſete zwiſchen den mächtigen Säulen, die im Sonnenlicht dunkle Schatten warfen.

Ich trat durch die Propyläen und ſtand nun auf einem Platz, der verwüſtet und zerſtört war, wie ich nie zuvor etwas Aehnliches geſehen. Es war, als habe ein Erdbeben die gigantiſchen Säulen und Karnieße durch einander geworfen. Hier führte eigentlich kein Weg oder Steg weiter; ich ging über Reſte zerſtörter Lehmhütten aus der Zeit der Türken, wo Gras und Akanthus üppig hervorſproßten. Hier und da ſah man zerſtörte Ciſternen, hier und da ſtanden Breterſchurren, in welche man Menſchenknochen geworfen und wo man Vaſen, Basreliefs und Gypsabgüſſe aufgeſtellt hatte; hier lagen verroſtete zerſprengte Bomben aus der Zeit der Venetianer; einige Pferde graſeten hier, und wie in einem Grabe aus Schutt ſtand zur Linken der Tempel des Erechtheus mit ſeinen Karyatiden; eine baufällige Marmorſäule füllt den Platz, ſtatt der Karyatide, welche Lord Elgin für das engliſche Muſeum raubte. Das Skelett eines Eſels lag vor den ausgegrabenen Marmorſtufen. Etwas zur Rechten zeigte ſich das Parthenon, die Prachtruine auf der Akropolis, welches durch ſeine Größe, ſeinen Styl und ſeine Reliefs noch jetzt in Erſtaunen ſetzt. Es iſt ein Tempel aller Tempel, aber jede Säule barbariſch zerſchoſſen, jedes Basrelief am Frontiſpiz und Fries verſtümmelt; und dennoch iſt es erſtaunlich, wie Vieles hier noch ſteht. Unter der Belagerung der Venetianer flog ein Theil mit dem Pulvermagazin in die Luft, im Freiheitskampfe war das Parthenon das Ziel der Kugeln und Bomben, und doch haben dieſe Trümmer noch eine Größe, die man nur begreift, wenn man zwiſchen dieſen prachtvollen Säulenreihen ſteht, welche Rieſenblöcke von Marmor tragen, als wäre es nur ein ſchwebendes Balkenwerk. Eine verfallene Moſchee liegt im Tempel, ſie dient als Schuppen für die Marmorbilder der Götter und Kaiſer. An der gegen das Meer gewendeten Seite hat die Zeit den Säulen einen rothgelben Anſtrich gegeben, aber die andern und meiſten ſtehen ſo weiß da, als wären ſie erſt in dieſem Jahre in dem Marmorbruche auf Paros ausgehauen.

Die ganze Tempelruine lag in dem ſtärkſten Sonnenlicht, indem ich hineintrat, und als Hintergrund erhob ſich an jener Seite der Berg Hymettos, über deſſen graugelbe Steinmaſſe, ohne Spur von Vegetation, eine dunkle Wolke ihren Schlagſchatten warf. Ewiger Gott, daß doch alle Menſchen dieſe Größe und Herrlichkeit ſehen könnten! Die Seele wird groß in großen Umgebungen. Jedes kleinliche Gefühl war in meiner Bruſt erſtorben, ich war erfüllt von einer Freude, einer Ruhe, einer Glückſeligkeit, und ich beugte meine Kniee in der ſtillen Einſamkeit.

Wenige Schritte von mir, zwiſchen den zerſprengten Marmorblöcken, wo die wilde Diſtel hervorſprießt, lagen Menſchenknochen; man hatte einen Todtenſchädel auf den weißen Marmorblock geworfen; dies machte auf mich einen wunderbar mächtigen Eindruck, Thränen entſtrömten meinen Augen.

Der Sturm ſauſete zwiſchen den Säulen; ſchwarze Raubvögel flogen über das Thal am Hymettos. Gerade unter dem Felſen erſtreckt ſich Athen recht anſehnlich, mit ſeinen weißen Häuſern und rothen Dächern; auf den Bergen Pentelikon und Parnes lag Schnee. Welcher Anblick ringsum! Doch der ſchönſte war der gegen das Meer, es ſchimmerte ſo groß ausgedehnt, ſo unendlich blau, und trug die weißen Segler. Die Luft war ſo durchſichtig, daß ich den ganzen Peloponnes zu überſchauen glaubte; ich ſah die fernen Berggipfel um Sparta, und bis zur Anhöhe, auf welcher Korinth liegt, ſchien der Weg ſo kurz, obgleich es zu Lande eine ganze Tagereiſe iſt. Mit bloßen Augen ſah ich Akrokorinths weiße Feſtungsmauern, jede Ecke, die ſie bildeten, den Schlagſchatten, welchen ſie warfen.

Als ich hinabſtieg, begegnete ich meinem Reiſekameraden, dem Perſer aus Herat; er nickte vertraulich, reichte mir die Hand und zeigte auf das Meer. Dies war unſer Abſchied.

Während meines Aufenthalts in Athen, bei Sonnenſchein und Regen beſuchte ich täglich die Akropolis. Durch einen Beſuch derſelben feierte ich meinen Geburtstag; hier las ich meine Briefe aus der Heimath; die Akropolis war der Ort bei Athen, welchen ich zuletzt beſuchte, als ich fort ſollte; auf der Akropolis verweilt mein Gedanke am längſten, wenn er Griechenland beſucht. Hier fühlte ich keinen Mangel, den ausgenommen, daß nicht alle meine Lieben dieſen Anblick mit mir theilen konnten.

Ein Sonnenuntergang von hier geſehen iſt das Erhabenſte, was ich kenne! Ich ſah einen ſolchen, ich ſaß auf den Stufen zum Parthenon. Alles war öde und todt gegen den Hymettos hin, ſchwarze Vögel ſchwebten über dem Thal, wo eine einſame weiße Säule ſteht; ein Eſel ſchrie unten, wie der Schakal ſchreit; die Sonne ſank hinab hinter den Golf von Salamis, und die Berge ſtrahlten in den ſtärkſten Tinten, Aegina war blau, wie die friſcheſten Veilchen. Dieſelben Farben, dieſelben Bergformationen, wie ich ſie erblickte, haben Plato, Sokrates und die Großen jener Zeit von derſelben Stelle aus geſehen. Es war derſelbe Schauplatz, welchen ſie betraten; ich hatte während eines Augenblicks ein Gefühl, als wäre ich in die Zeit jener großen Erinnerungen und Begebenheiten zurückverſetzt! — Die Sonne ging unter, und ohne vorhergehende Dämmerung wimmelten die funkelnden Sterne hervor über den gigantiſchen, zerbrochenen Tempeln. Gottes Werk iſt ewig, das der Menſchen zerfällt in Schutt und Staub! Aber aus beiden trank ich eine Lebenspoeſie, die, wenn Gott ſie blühen und duften läßt, der Menſchen Herzen erquicken ſoll.

III.

Ein Regentag in Athen.

Naſſe ſchwere Wolken hingen längs dem Berge Hymettos. Das Wetter war grau und kalt, die ungepflaſterte Straße ſtand in einem gelben Schlamm von dem Regen während der Nacht; von den dünnen Wänden der Häuſer rann das Waſſer herab.

Die wichtigſte Poſt, ein Bote, der mit Briefen und Geld über das Land nach Patras reitet, kam in ſeinem ſchweren, naſſen, wollenen Pelz; [illegible] führte das beladene Pferd am Zaume, geladene Piſtolen hingen über deſſen Hals, ſchwerfällig ſchleppte es die Beine nach. Bei der Apotheke wurde Halt gemacht, die kranken Beine des Thiers wurden hier mit Salbe eingerieben.

Der Regen fiel in großen Tropfen, und bald darauf goß es. Drei verſchiedene Schafheerden ſtanden auf dem engen Platze vor der Kirche, ſie drängten ſich immer dichter zuſammen. Die Hirten ſtützten ſich auf ihre langen Stäbe; mitten im Regen, in dicke, braune Kittel gehüllt, die plumpen Hüte über das Geſicht gezogen, glichen ſie mehr den Grönländern, als dem Bilde, welches wir uns von den Griechen entwerfen; barfuß ſtanden ſie in dem gelben Schlamm. Der Regen ſtürzte herab, erſt gegen Abend ließ er nach; der Sturm zerriß die Wolken und trieb ſie wie Nebel fort.

Ich wagte mich hinaus. Einige ſchwarze Familien, die unter den Türken Sclaven geweſen waren, ſah ich aus ihren niedrigen Erdhütten hervorkriechen. Der ganze Anzug der Frau beſtand aus einer Art Schlafrock und einem ſchmutzigen Unterrocke; ſie lag und ſchöpfte Waſſer über die Thürſchwelle hinaus, während die kleinen ſchwarzen Kinder, von denen das eine nur einen rothen wollenen Rock anhatte, im Kothe tanzten.

Verwildert, ohne Weg noch Steg, ſchien die ganze Strecke von dieſem äußerſten Hauſe in der Straße an bis hinaus zum Pentelikon und zum Parnes-Gebirge. Ein Mann in einem Schafpelze, die Pfeife im Munde, ritt über die Haide dahin; die Frau und die erwachſene Tochter liefen hinterher; die erſtere trug auf ihrem Rücken ein kleines Kind in einem Sacke, unter dem einen Arme hatte ſie einen eiſernen Keſſel und unter dem andern einen leeren Schweinsmagen, in welchem Wein geweſen war. Die Tochter ſchleppte ein großes Bündel. Sie ſprachen laut und fröhlich; der Mann wandte ſich gravitätiſch nickend um, ritt dann ſchneller, und Frau und Tochter faßten das Pferd am Schwanze, damit ſie folgen könnten. Alles war in beſter Ordnung. Jeder befand ſich nach Gewohnheit, an ſeinem richtigen Platze.

Welches Bild! Dieſe kahlen Berge, auf denen feucht und ſchwer die Wolke ruht, als wolle ſie ins Thal hinabrollen, und das Thal ſelbſt, ohne Hütten, ohne die Feuer der Hirten, nur mit ſeinem blaßgrauen Thymian und dieſer wandernden Familie! — Iſt das Griechenland? Weshalb werden die Sünden der Väter an den Kindern im hundertſten Gliede heimgeſucht?

Wo früher der breite befahrene Weg führte, wo früher junge geiſtreiche Athenienſer jubelnd nach Plato's Akademie wanderten, reitet jetzt durch hohes Haidekraut der geiſtig halb abgeſtumpfte arme Bauer, der Eſel kennt die Spur, der er folgen ſoll. Der Platz, welcher durch einen Plato geheiligt worden iſt, der Platz, von dem des Geiſtes Licht über das übrige Europa ausſtrömte, zeigt jetzt nur einen Haufen verkrüppelter Oelbäume. Der Schutthügel nebenan iſt Kolonos, woran ſich Oedip's unſterblicher Name knüpft.

Dorthin nahm ich den Weg über die naſſe Haideſtrecke. Eine Waſſerrinne, die nur an einzelnen Stellen ſich etwas über die Erdoberfläche erhebt und dann eine Art Steinbedeckung hat, iſt jetzt Athens Waſſerleitung von den Bergen. Man wird nur da auf ſie aufmerkſam, wo ſie halb zerſtört iſt, indem die Hirten, um ihrem Vieh Waſſer zu verſchaffen, mehrere der darüberliegenden Steine weggenommen und zur Seite geworfen haben; die aufgelöſte Erde fließt nach einem Regenguß ins Waſſer hinab und macht es trübe.

Ich ſtand auf Kolonos. Oben findet man ein gemauertes Grab, in der Geſtalt eines großen Sarges. Hier hat man den vor Kurzem verſtorbenen K. O. Müller, dem die Wiſſenſchaft ſo viel verdankt, beerdigt. Sein Leichnam ruht in dem Lande, wo er ſich am glücklichſten fühlte! Die Erde, welche er liebte, empfing ſeinen Staub. Jung und zufrieden, mitten in ſeinem Wirken, während ſeine Erwartungen durch ihn getäuſcht wurden, ſand er den Tod. Welches Glück konnte größer ſein?

Ich lehnte mich an das naſſe Grab und wünſchte mir, was ich ſtets gewünſcht habe: „ein kurzes, aber glänzendes Leben!“ — Und der Wind blies ſcharf und kalt von den Bergen, feuchte Wolken jagten an mir vorüber, aber ſelbſt in dieſer nördlichen Färbung führte Nichts meine Gedanken nach Norden. In der ganzen Landſchaft lag eine Größe, wie ſie ſelbſt die Schweiz nicht beſitzt; dort beengen die Berge, hier ſind die Thäler groß, wie ſie. Griechenlands Natur iſt in ihrer Trauer zu groß, als daß man darüber weinen könnte; man wird durch ſie erhoben!

IV.

Die Rhapſoden.

Die Griechen haben eine Art umherziehender Muſiker, die Rhapſoden (ῥαψῳδοί), zum öftern alte blinde Männer, jeder in ſeinem Aeußern ein wahrer Homer, doch auch junge Burſche, die wegen ihres muſikaliſchen Talents und aus Neigung dieſen Lebensweg gewählt haben. Sie können eine unglaubliche Menge Lieder auswendig; beim Wachfeuer in den Bergen, am Heerde der reichen Griechen tragen ſie ihre Geſänge vor, ja ſie führen ſogar ganze muſikaliſche Stücke auf der Mandoline aus. Ich habe dieſe Geſänge, dieſe Melodien bei den Nationaltänzen gehört.

In den letzten Tagen des März hatte ich beſchloſſen, einen Ausflug nach Delphi zu machen, ich hätte dann den zweiten April, meinen hohen Geburtstag, auf dem Parnaß, dem wirklichen Parnaß, zubringen können. Aber die Götter wollten es nicht, die Thäler bei Delphi lagen voll Schnee, die Flüſſe waren über ihre Ufer getreten, es war rauh und kalt; ich mußte in Athen bleiben, aber die Muſen waren mir doch hold, ich erhielt an dieſem Tage ſowohl Geſang, als Muſik, und zwar die eigenthümlichſte, die ich in Griechenland hörte.

Als ich von der Akropolis herunter kam, wo ich einſam eine Morgenſtunde zugebracht hatte, fand ich auf meinem Tiſch einen Brief mit einer Einladung von Roß, der mir ſchrieb, daß, da ich heute nicht auf den Parnaß kommen könne, der Parnaß zu mir gekommen ſei! Mehr konnte man ja nicht verlangen. Es waren gerade zwei wandernde Rhapſoden in Athen, junge Griechen aus Smyrna, ſie ſollten mir die beſten Volkslieder vorſingen; aber in der Stube mußten wir ſie hören, denn Regen und Sturm hielten an. Die Wolken hatten ihre naſſen Saiten bis zur Erde gezogen und der Sturm griff hinein, eine mächtigere Harfe konnten die Götter nicht anſtimmen, und ich war egoiſtiſch genug, das Ganze auf meinen Geburtstag zu beziehen, der von der Glaukopis Athene gefeiert wurde.

Ich kam zu Roß. Die Rhapſoden ſetzten ſich, indem ſie das linke Bein auf das rechte legten; der Eine hatte ſeine venetianiſche Mandoline auf dem Schooß, der Andere ſpielte die Violine, ein Inſtrument, welches erſt in ſpäterer Zeit bei dieſen wandernden Sängern gebräuchlich geworden iſt. Beide waren in griechiſcher, blauer Kleidung und trugen ein rothes Feß auf dem Kopfe; Beide hatten ſchöne lebhafte Geſichter, dunkle Augen und hübſch gezeichnete Augenbrauen.

Ich glaube, es geſchah zufällig, — aber ganz eigenthümlich war es — in der Reihe, wie die Lieder folgten, bildeten ſie eine ganze Geſchichte des neuern Griechenlands.

Sie begannen mit einem griechiſchen Klagegeſang, vom Volke gedichtet, als es noch unter dem Joch der Türken ſeufzte; ſie ſangen von ihren Heerden, ihren Töchtern, die fortgeführt wurden. Es klang nicht, als wenn zwei dieſelbe Weiſe ſängen, nein, die Stimmen kreuzten ſich eigenthümlich, Jeder hatte ſeine Trauer, ſeinen Verluſt; aber es war doch dieſelbe Geſchichte, es waren dieſelben Leiden, die ſich ausſprachen. Halb leiſe und klagend wurde ſie vorgetragen, als ob Furcht ihre Zunge binde; aber bisweilen drängte ſich der Schmerz in einem wilden Schrei hervor, es war, als weine eine ganze Nation. Es hatte etwas Erſchütterndes, Herzergreifendes, wie Iſraels Geſang an Babylons Flüſſen.

Nun folgte ein Geſang von Rhigas; am begeiſtertſten ſangen ſie die Strophen:

„Sparta, Sparta, kannſt du ſchlafen?
Aus dem tiefen Schlaf' erwache!“ *)

---

*) „*Δεῦτε παῖδες τῶν Ἑλλήνων!*“ ein bekannter Geſang von Rhigas, dem Beranger der Griechen; er lebte als reicher Kaufmann

Und wieder ertönte ein Schlachtgeſang, der in der Melodie wunderbar mit der Marſeillaiſe verwandt und doch, wie man mir ſagte, griechiſches Original war; er erzählte den Kampf der Griechen. Die Rhapſoden ſangen das Lied, welches das Volk beim Einzug des Königs Otto in Nauplion geſungen hatte; ich war tief bewegt; die Geſchichte eines Volks, durch Töne ausgedrückt, dringt tiefer ins Herz, als die mit Buchſtaben geſchriebene.

Plötzlich griff der jüngſte Rhapſode in die Saiten und die Violine ſpielte ein Potpourri aus „Fra Diavolo,“ „Robert“ und mehreren franzöſiſchen Opern; es war abſcheulich! Es kam mir vor, wie eine Viſion, welche verkündete, wie alle dieſe nationalen Töne verſtummen und fremde Lieder eindringen würden; ſchon jetzt hören die Grie-

---

in Venedig und verwendete ſein Vermögen auf die Bildung junger Griechen. Seine Geſänge, die jetzt auf Aller Lippen ſind, trugen viel dazu bei, dem unterdrückten Volke Freiheitsgedanken einzuflößen. Er wurde, wie bekannt, von Oeſterreich an die Türken ausgeliefert, die ihn in Belgrad bei lebendigem Leibe durchſägen ließen. Von den jetzt lebenden griechiſchen Dichtern iſt Alexander Sutzos derjenige, deſſen Lieder am bedeutendſten ſind. Er iſt in Conſtantinopel von einer reichen griechiſchen Familie geboren; unter der griechiſchen Revolution entfloh er zu ſeinem Onkel, Michael Sutzos, Hospodar der Wallachei, ſpäter griechiſchem Geſandten in London; dieſer ſandte ihn nach Paris, damit er dort wiſſenſchaftlich gebildet werde, aber bald kehrte er nach Griechenland zurück und ſchrieb dort „*Σατυρα*,“ ſchloß ſich darauf der Oppoſition gegen Kapodiſtrias an und entfloh nach Hydra, wo er Satyren ſchrieb, die in ſeinem Werk: „*πανόραμα τῆς Ἑλλάδος ἢ συλλογὴ ποικίλων ποιημάτων*,“ geſammelt ſind. Bei König Otto's Ankunft ging er wieder nach Paris, wo er die griechiſche Tragödie „Marko Bozaris“ ſchrieb, die vor Kurzem auf dem Theater in Athen aufgeführt worden iſt. Sein letztes Werk in Proſa iſt Ἐξόριστος, d. i. der Verbannte.

chen lieber dieſe Auber'ſchen Melodien, als ihre eigenen Geſänge.

Zum Schluß gab man uns einen türkiſchen Geſang zum Beſten; etwas Abſchreckenderes habe ich nie gehört; anfangs glaubte ich, daß es eine Parodie ſei, aber Roß verſicherte mir, dies ſei nicht der Fall, und ſpäter habe ich mich in Smyrna und Conſtantinopel von der Wahrheit überzeugt. Eine Stimme begann ganz leiſe und unverſtändlich, ſelbſt für den, welcher Türkiſch kann; die Stimme klang, als wenn ein Träumender lallt. Es ſchien mir, als höre ich einen berauſchten Opiumeſſer während eines böſen Traumes ſtöhnen; das ganze Accompagnement beſtand in einem Klimpern auf einer und derſelben Saite, fortwährend derſelbe Ton. Es war etwas ſo furchtbar Verzweifelndes in dieſem Geſang; der Refrain klang, als ob der Sänger plötzlich erwache und ſchreie, indem er ermordet werde.

Als die Rhapſoden uns verließen, ergriffen ſie unſere Hände, küßten ſie und legten ſie darauf, nach griechiſcher Sitte, auf ihre Stirn. Ich war ganz erfüllt von dem, was ich gehört.

Vormittags griechiſche Lieder, Abends Nationaltänze, es war ein wahrer Feſttag. Der Holſteiner Lüth, Hofprediger der Königin, verſchaffte mir den letztern Anblick. Die Tänzer waren aus dem Volke, ſeine beiden griechiſchen Dienſtknechte, ein alter Kaffeewirth und zwei junge Handwerksgeſellen aus der Stadt führten die Tänze auf. Die Rhapſoden ließen Mandoline und Violine erklingen und an einzelnen Stellen ſang der Eine dazu eine kurze Sentenz oder eine Aufforderung zur Freude. „Freuet euch!“ „Kurz iſt das Leben!“ „Liebe iſt Sorge!“ „Liebe iſt Freude!“ „Tanzet, ihr Jungen!“

Die ganze Reihe bewegte ſich graziös hin über den Fußboden; der am Flügel trat wie eine Art tanzender Chorführer auf, die Andern betrachteten ſeine Schritte und Stellungen, welche ſie darauf nachahmten. Das Kindermädchen im Hauſe, eine Griechin von Zea, die ausgezeichnet hübſch war, hatte ihren beſten Putz angelegt, der Turban ſtand ihr beſonders gut zu dem dunklen Haar und der hübſchen Stirn; ſie begann nun mit zweien von den Männern einen in ihrer Heimath gebräuchlichen Tanz. Etwas Lieblicheres kann man nicht ſehen, und doch waren, wie geſagt, die Tanzenden lauter Leute aus der geringeren Claſſe. Sie faßte die Männer nicht an der Hand, ſondern an ihren Gürteln; dieſe berührten ihren Oberarm und langſam ſchritten ſie erſt vor-, dann rückwärts, ganz wie eine Wanderung. Alle Bewegungen des Mädchens legten Ruhe an den Tag, bei den Männern dagegen athmeten ſie Feuer und Leidenſchaft; ſie wollte ſich ihnen entwinden, jene hielten ſie feſt, Blick und Miene ſprachen lebhafte Gefühle aus, aber nur Einer war der Begünſtigte.

Nachdem ſie vor uns getanzt und geſungen hatten, tanzte ein Paar aus unſerer Geſellſchaft ihnen einen Tyrolertanz vor, der ſie beſonders anzuſprechen ſchien; ſie machten während des Tanzes die Stellungen der Tanzenden nach. Der eine der Rhapſoden, dem poetiſches Talent zugeſchrieben wurde, bat, ihn einen Geſang aus dem Norden hören zu laſſen, „einen hyperboräiſchen Geſang,“ wie er ſich ausdrückte,

Ich erzählte ihm darauf den Inhalt eines Liedes von den däniſchen Bauern, welche baten, König Friedrichs Leiche an ihre letzte Ruheſtätte tragen zu dürfen. Er hörte, wie das Volk von den Wällen der Stadt ein tiefes, wehmüthiges Lebewohl ſang. Der Sarg fuhr bei Fackelſchein die mit Schnee bedeckte Landſtraße entlang; ſelbſt in der kleinſten Hütte am Wege war ein ärmliches Licht angezündet, und hier ſtanden die Alten mit ihren Enkeln, ſie ſahen die Fackeln brennen, falteten die Hände und ſagten: „Nun kommt des Königs Leiche!“ — Und als ich die Weiſe ſang, ſah ich Thränen in den Augen des jungen Mädchens. Der jüngſte der Rhapſoden bat am Schluſſe derſelben, ihm den Inhalt noch einmal zu wiederholen.

„Das iſt ein guter König geweſen!“ ſagte er und ſah mich mit einem um Wiederholung der Melodie bittenden Blick an und ich ſang dieſelbe.

Als ich ſpät am Abend fortging, begleiteten mich die zwei Rhapſoden. Es regnete nicht mehr, aber über den Himmel fuhren Wolkennebel, leicht und durchſichtig, daß die funkelnden Sterne durchſchimmerten; neben uns dehnte ſich die große ſchweigende Ebene bis zu den hohen Bergen aus. Es war ſo ſtill, wie Nachts im Dom zu Roeskilde, wo König Friedrich ruht.

Plötzlich ergriff der eine der Rhapſoden ſeine Violine und ſpielte einige Takte der Melodie: „Der däniſche

Bauer und König Friedrich.“ — Vielleicht dichtet er ſelbſt ein Lied nach demjenigen, was er gehört, und ſingt zwiſchen den griechiſchen Bergen und unter Aſiens ſchattigen Platanen ein Lied vom Könige im Norden, der von den trauernden Bauern zur Gruft getragen ward.

V.

Daphne.

Rings um Athen erſtrecken ſich mehrere große Kornfelder, aber keine Umzäunung ſchützt ſie gegen Gehende und Reitende, Jeder ſetzt zu Fuß oder zu Pferd ſeinen Weg fort, wohin er will, quer durch das Korn; der Eigenthümer würde ſich wundern, wenn man es anders machte, ſagte man mir, als ich ein Feld zu umgehen vorſchlug. Nur ein Fahrweg iſt gut, nämlich der zwiſchen Athen und dem Piräeus. Die andern, der nach Theben und der über Korinth, ſind noch ſo gut wie unvollendet; aber ſelbſt auf den kurzen Strecken, die jetzt fahrbar ſein ſollten, iſt es doch mißlich fortzukommen, denn die Pferde wollen hier nicht ziehen, ſie werden ſtätig, kehren um oder werfen ſich auf die Erde; ich habe dann mehrmals den Kutſcher ſagen hören: „Sie gehen nicht! Sie kennen dieſe Wege nicht! Aber wollen Sie nach dem Piräeus fahren, ſo ſollen Sie ſehen, daß es Pferde ſind, die laufen können!“ Jeden Augenblick iſt man genöthigt, aus dem Wagen zu ſteigen, der Kutſcher führt die Pferde am Zügel, es geht im Schritt vorwärts.

Nächſt dem Wege nach dem Piräeus iſt gewiß der nach Eleuſis der beſte. Gleich außerhalb Athen paſſirt man, wo der Olivenwald beginnt, den weltberühmten Fluß Cephiſus, der jetzt nur aus drei kleinen Gewäſſern beſteht, an denen man leicht vorbeifährt, ohne ſie zu bemerken. Auf der andern Seite des Olivenwaldes wird die Gegend öde und wild, der Weg dicht neben antiken Räderſpuren in den Felſen läuft eben und breit hinab zur Meeresbucht, und dann längs dieſer gerade nach Eleuſis, welches jetzt nur aus ungefähr vierzig Lehmhütten und einigen alten Tempelruinen beſteht; im Hafen ſah ich zehn Fiſcherkähne.

Auf der Mitte des Weges zwiſchen Athen und Eleuſis liegt in wilder Einſamkeit das während der Revolution zerſtörte Kloſter Daphne[*]; es iſt im mauriſchen Styl erbaut und wird jetzt als Aufenthalt für die Gensdarmen benutzt, die hier für die Sicherheit der Wege wachen.

Unleugbar iſt Daphne einer der intereſſanteſten und maleriſcheſten Punkte zwiſchen Athen und Eleuſis; ich war hier in der Geſellſchaft des Profeſſors Roß und des Griechen Philippos Jean[**].

Man zeigte mir Aegina’s dunkelblaue hohe Berge, ſchwere Wolken glitten über den Himmel. Der Golf von Salamis lag ernſt und kalt da, er hatte in dieſer Beleuchtung ganz den Charakter eines nordiſchen Landſees. Die mit Thymian und Cypreſſenſträuchern bewachſenen Felſen dicht am Wege zeigen eine Menge kleiner, ausgehauener Vertiefungen, welche Niſchen andeuten, in denen vormals Votivtafeln aufgeſtellt waren. Dieſe Löcher und einige hier und da zerſtreute Porphyr- und Marmorbrocken ſind das Einzige, was an den Venustempel erinnert, der einſt hier ſtand.

---

[*] Das griechiſche Wort Daphne bedeutet bekanntlich einen Lorbeerbaum.

[**] Er iſt Profeſſor an der Univerſität, ein Grieche, der aber vortrefflich Deutſch ſpricht.

Die Luft war kalt, die Wolken warfen ſtarke Schlagſchatten auf die kahlen Berge. Dicht neben uns lag die weitausgedehnte Kloſterruine, zum Theil von hohen Mauern umgeben, in deren Spalten Sträucher und Schlingpflanzen wachſen *). Draußen waren zwei Breterſchuppen errichtet, der eine bildete eine Art Kaffeehaus, der andere eine Art Bazar für einzelne Reiſende oder entfernt wohnende Bauern; dieſe hölzernen Schuppen an der Ruine verliehen der Landſchaft gleichſam den letzten Pinſelſtrich griechiſcher Melancholie.

Wir traten in den Kloſterhof, er war mit ellenhohen Neſſeln überwachſen und unter dieſen verbargen ſich offne Brunnen ohne Geländer; wir mußten Schritt vor Schritt nach ihnen ſpähen, um nicht hineinzuſinken. So gelangten

---

*) Die Kirche iſt ſechs- bis achthundert Jahre alt und an derſelben Stelle erbaut, wo vormals ein Apollotempel ſtand. Von dieſem findet man noch eine große Marmorſäule, früher waren hier deren drei, aber zwei haben die Engländer fortgeführt.

wir zur entgegengeſetzten Seite der Mauer, wo ſie uns am bequemſten zu erſteigen ſchien, und bald ſtanden wir auf dem halbeingeſtürzten Dache der Kirche, wo die Vegetation eben ſo reich, als das Gebäude zerſtört war. Eine Treppenſtufe hier oben war der umgekehrte Deckel eines antiken Marmorſarkophags, eine andere der Reſt einer cannelirten Porphyrſäule. Reſeda, Vogelgras und Diſteln ſproſſen überall hervor. Die Fledermaus flog am hellen Tage über uns hin, hier war ſie zu Hauſe, hier war ihr Reich, ſelbſt wenn die Sonne ihre Flügel beſchien.

Im Kloſter ſelbſt ſind die Mönchszellen in einen großen Stall verwandelt, in welchem die Gensdarmen ihre Pferde haben; dieſe wiehern nun da, wo einſt die Mönche beteten.

Die Kirche iſt prächtig und ließe ſich noch reſtauriren; wir ſtanden unter ihrer Kuppel, die in Moſaik mit einem Chriſtusbilde prangt. Der Heiland hält in ſeiner linken Hand die Bibel und ſtreckt die rechte ſegnend aus. Während der Revolution lagerten ſich die Türken hier und zündeten darin einen Holzſtoß an, noch iſt die Mauer vom Rauche geſchwärzt; ſie rauchten ihre Pfeife und unterhielten ſich damit, nach dem Erlöſer der Chriſten droben in der Kuppel zu ſchießen, und ihre Kugeln trafen eines ſeiner Augen, ſeinen Mund und ſeine Heiligenglorie; noch ſieht man die Spur deutlich am Moſaikbilde; ſie zerkratzten ferner die Heiligenbilder auf dem Altarblatte nud malten unzüchtige Stücke hinzu, während die Kameraden lachten und Beifall jubelten. Eine Menge Todtenſchädel und Knochen, draußen unter Sträuchern und Neſſeln geſammelt, lagen nun in einem Winkel zwiſchen dem Altar ſelbſt und der nach Art der griechiſchen Kirchen aufgeführten Altarwand, welche drei Durchgänge hat und von oben bis unten mit Heiligenbildern bemalt iſt; auch dieſe waren von den Türken etwas ausgekratzt, aber drei kleine brennende Lampen dort aufgehängt. Sie werden von dem alten Griechen unterhalten, der draußen im Breterſchuppen wohnt, Kaffee bereitet und den Fremden ein Glas Raki *) einſchenkt. In dieſer Kirche erhielt er die Taufe, in dieſer ſchloß er den Bund der Freundſchaft und hier wurde er getraut. Dies Alles geſchah unter der Türkenherrſchaft; ſein Freund fiel im Freiheitskampfe, der Staub ſeiner Gebeine liegt vielleicht unter dem Haidekraute. Das Grab ſeiner Gattin iſt dicht daneben hinter der geborſtenen Mauer; zwiſchen Akanthus und Neſſeln führt ein kleiner Pfad, ein Oelbaum iſt dicht neben einem zuſammengeſtürzten Brunnen gepflanzt, unter demſelben ruht ſie.

Der alte Grieche unterhält die Lampen in dem zerſtörten Gotteshauſe; er und die Soldaten halten dort an jedem Feſttage ihre Andacht, und bisweilen, wenn ein griechiſcher Prieſter vorüber kömmt, bindet er ſein Pferd an den hölzernen Schuppen, geht in die Kirche und lieſt eine Meſſe. Der alte Grieche macht dann oft die ganze Gemeinde aus.

Nach einigen Jahren wird auch er unter dem Oelbaume

---

*) Griechiſcher Branntwein, der aus getrockneten Trauben bereitet wird.

ſchlafen; wer unterhält dann hier die brennenden Lampen? wer jätet die Neſſeln vom Grabe?

O, die Lampen werden brennen, ſilberne Lampen ſind dann aufgehängt! Roſen werden blühen, wo jetzt Neſſeln ſtehn! Griechenlands guter Genius flüſtert es uns zu. Daphne wird ſich aus dem Schutt erheben, hier am Wege nach Eleuſis, der einſt von Fremden beſucht werden wird, wie jetzt Italiens Wege. Daphne wird wieder blühen! Im Hofe, wo jetzt nur Diſteln und Neſſeln wachſen, wird der Lorbeer grünen, Weihrauch duften und die knieenden Kinder in Chriſti Auge, Mund und Glorie heilige Wunden erblicken, dort, wo einſt des Türken Kugel traf.

Segen und Glück dieſem Lande, das einem Theſeus, einem Plato und einem Sokrates das Leben gab!

VI.

Das Freiheitsfeſt.

Der ſechſte April iſt das griechiſche Freiheitsfeſt; an dieſem Tage begann der Aufſtand, an dieſem Tage floß das erſte Türkenblut. Das Kreuz war jetzt aufgepflanzt, wo vorher der Halbmond geſtanden: das Kreuz prangt auf Ruinen; Todtenſtille herrſcht in den Thälern, wo Kriegsgetümmel erſcholl. Im ganzen Lande, in dem ärmſten Dorfe weht heute die Freiheitsfahne; der Hirte wandert zu den Kirchenruinen in den einſamen Bergen, hängt dort eine brennende Lampe auf vor den verwiſchten Bildern an der geborſtenen Mauer und ſpricht ſein Dankgebet. Griechenland iſt frei!

Ich war bei dieſem Feſt in Athen. Es war ein ſchöner, ſonnenheller Tag, nicht eine Wolke am Himmel, kein kalter Wind wehte von den Bergen. Die Muſik der Regimenter ertönte in der Morgenſtunde durch die Straßen; aus meinem Fenſter ſah ich die kriegeriſchen Reihen ſchöner junger Griechen, mit braunen Geſichtern und dunkeln Augen, an jeder Lanze wehte eine kleine Fahne. Sie ſahen gut aus, würden aber, glaube ich, noch hübſcher geweſen ſein, hätten ſie griechiſche Kleidung getragen; in dieſen fränkiſchen Uniformen erſchienen ſie mir wie fremde Truppen. Auf der Straße liefen ſchöne Griechenknaben in weißen Fuſtanellen und rothen Wämſern. Auf den Balconen ſtanden die vornehmen Griechen, in reichen, buntfarbigen Kleidern, mit Silber- und Goldſtickerei, mit Dolch und Säbel. Die Frauen hatten ihre reichen Haarflechten um das kleine rothe Feß geſchlungen; das ſammetne Halbkleid ſtand vorn offen und zeigte einen goldnen Bruſtlatz, der den gewölbten, wogenden Buſen umſchloß. Die meiſten Männer und Frauen trugen einen Myrthenzweig oder einen Strauß aus Levkojen in der Hand. Bauern aus dem Gebirge mit Gewändern aus Schaffellen und hohen Hüten lehnten ſich ſtolz an die niedrigen, ſteinernen Säulen der Kirche und ſahen den reitenden Soldaten nach. Hundert Lampen brannten in der Kirche, ich konnte von meinem Fenſter den Duft riechen, welcher durch die geöffnete Thür ſtrömte. Die venetianiſche Mandoline erklang und der weißbärtige Greis ſang Rhigas' Schlachtgeſang:

„Δεῦτε, παῖδες τῶν Ἑλλήνων!“
(„Auf, ihr Söhne der Hellenen!“)

Athens größte Kirche — ſie liegt in der Aeolusſtraße — hat durchaus nicht das Aeußere einer Kirche und iſt auch nicht zum gottesdienſtlichen Gebrauche aufgeführt; aber als Athen einen Hof erhielt, war bei den Feſtlichkeiten jede der noch brauchbaren Kirchen zu klein, um einen Hof, Diplomaten und Autoritäten zu faſſen; man mußte alſo dieſes Gebäude wählen, welches ein weißgetünchtes Haus mit einer Art Veranda aus Planken und Balken iſt und an der Seite eine kleine Treppe aus rohen Bretern hat, die zu einer ſchmalen Thür an dem königlichen Stuhl führt. Als ich das Gebäude zum erſten Mal ſah, glaubte ich, es ſei das Theater oder Rathhaus. Heute war die Kirche ſchon allein durch die Geiſtlichkeit, die königlichen Herrſchaften, die Miniſter und Beamten überfüllt; der wachhabende Offizier verſtattete indeſſen mir, als Fremdem, den Zutritt. Der griechiſche Biſchof in glänzender Pracht hatte ſeinen Platz vor dem Altar zwiſchen den geputzten Prieſtern, die einen höchſt unharmoniſchen Geſang anſtimmten; König und Königin, beide griechiſch gekleidet, ſaßen unter einem ſammetnen Thronhimmel, der mit Krone und Scepter geſchmückt war; der Kronprinz von Baiern, in Uniform, hatte ihnen zur Seite ſeinen Platz. Die religiöſen Gebräuche kamen mir mehr eigenthümlich und fremdartig, als eigentlich feierlich vor. Während die Prieſter ſangen, ſpielte draußen das Muſikchor der Soldaten ganz luſtig. Es klang kriegeriſch und wild, als ſei man mitten im Kampf, wo der Prieſter betet, wo der Krieger ſingt und die Büchſe Schuß auf Schuß knallt. Und ſie knallte wirklich draußen! „Der König lebe!“ ertönte es in der Kirche, als er und die Königin wegfuhren. Es waren im Ganzen ungefähr drei oder vier Wagen; die meiſten Diplomaten gingen zu Fuß; man merkte, es ſei ein Königreich im Entſtehen. Die ganze Straße, Altane und Fenſter waren mit Griechen angefüllt, ein hübſcher Kopf neben dem andern; tauſend rothe Feß, bunte Wämſer und weiße Jacken prangten hier im Sonnenſchein, der Anblick der ſchönen Männer und Knaben war eine wahre Augenweide! Weiber ſah man dagegen nicht viel, und die, welche wir ſahen, waren häßlich.

Nach dem Frühſtück ritt ich mit meinen Landsleuten, Profeſſor Roß, Köppen, den Gebrüdern Hanſen und andern Freunden, hinaus in die Berge, um in einem der nächſten Dörfer die Feſtlichkeiten anzuſehen. Wir ritten den ſchmalen Bergpfad entlang, am Lykabettos vorbei nach dem Dorfe Maruzzé, deſſen dürftige Lehmhütten mit weißgetünchten Wänden und kleinen üppigen Gärten ſich recht zierlich ausnehmen. Alle Bewohner ſaßen auf der Straße, die ſo ſchmal iſt, daß die Leute in die Häuſer treten mußten, als wir angeritten kamen. Vor der Kirche war die Freiheitsfahne aufgepflanzt, dieſe iſt weiß mit einem blauen Kreuz. Ein ſchönes kleines Mädchen in einem ſchwarzen ſammetnen Halbkleide, von dem die glänzend weißen Hemdärmel breit vom Ellenbogen um die kleinen braunen Arme herabhingen, ſaß da mit einem regelmäßig ſchönen Geſicht, dunkeln Augen und fein gezeichneten Augenbrauen; ſie ſaß auf einem Bündel Cypreſſenzweige nicht weit von der Fahne. Ich weiß nicht, wie es kam, aber die Kleine, wie ſie da ſaß auf dieſen Zweigen der Todten, erſchien mir als der Schönheitsgenius Griechenlands, über welchem wieder die Freiheitsfahne wehte.

Das Ziel unſerer kleinen Reiſe war indeſſen die nächſte Stadt Kephiſſia. Den Weg hierher nannte man einen Fahrweg, aber er kann, ſelbſt in Griechenland, nur für denjenigen ein ſolcher ſein, der verurtheilt iſt, den Hals zu brechen. In dem übrigen Europa hat man keine Vorſtellung von einem ſolchen Wege, der ſchlechteſte muß gegen dieſen der breite Weg der Sünde genannt werden, der bequem zur Hölle führt. Griechiſche Pferde können auf unebenen Bergen feſtſtehen, alſo auch hier; Waſſerſtröme, von der Tiefe einer halben Elle, floſſen bald an der Seite des Weges, bald mitten durch; prächtige Lorbeeren und blühender Oleander wuchſen auf beiden Seiten. Auf den Feldern — Gärten kann man dieſe eingehegten Strecken kaum nennen — wachſen wilde Birnen- und Mandelbäume; Hirten trieben einzelne Viehheerden, prächtige, große Ochſen. Wir begrüßten die Hirten auf griechiſche Weiſe mit einem: „Begegnet in einer glücklichen Stunde!“ und ſie antworteten höflich: „In vielen Jahren für Dich!“ Als Griechenland unter der Herrſchaft der Türken war, ſoll das Dorf Kephiſſia noch blühender geweſen ſein; hier hatten reiche athenienſiſche Türken ihre Sommerwohnungen. Athen wird ſich Jahr für Jahr mehr erheben und bald werden hübſche Villen in dieſer fruchbaren Gegend erſtehen. Inmitten der Stadt liegen die Ruinen einer türkiſchen Moſchee, die jetzt als Stall benutzt werden; von dem Minaret exiſtirt nur noch der Grund, aber vor dieſem prangt die größte und ſchönſte Platane, die ich bisher geſehen. Die kräftigen, geſenkten Zweige bildeten eine Krone, die faſt den ganzen Platz beſchattete. Auf dem Raſen, unter dem Baum, breiteten wir unſere Mäntel aus, ſtellten Weinflaſchen auf und hielten ein Mahl, von griechiſchen Frauen umringt, die, da es gerade Faſtenzeit war, uns gewiß um unſere nahrhaften Speiſen beneideten. Später gingen wir einen ſchönen Waldweg, wo Quellen rieſelten, wo Alles ſo üppig und grün ſtand und mich an die fruchtbare Strecke zwiſchen Neapel und Poſilippo erinnerte. Wilde Fruchtbäume und duftende Ranken wuchſen rings um uns bis zu dem großen Olivenhain hinab; hier war Ackerland, hier waren Weinpflanzungen. Wir ſahen, was Griechenland ſein konnte, und es kam mir, gerade am Freiheitstage, wie ein prophetiſcher Anblick vor.

Mitten im Gebüſch war ein Felſenbaſſin; der Bach bildete einige kleine Waſſerfälle. Wir ſtiegen hinab, die grünen Zweige hingen uns über den Kopf und das Waſſer plätſcherte ſo friſch und klar; die Sonnenſtrahlen machten das Laub zu einem Transparent; Vögel zwitſcherten und auf dem Wege nebenan kam ein Zug europäiſch gekleideter, reitender Damen und Herren; ſie gehörten zum Hofſtaat König Otto's; wir begrüßten uns und ſie verſchwanden hinter den Hecken. Nun kam ein Nachtrab, ein junges Mädchen zu Pferde, ganz in griechiſcher Kleidung und mit rothem Feß auf dem kohlſchwarzen Haar. Die königliche Stirn, die kecken, dunklen Augen und die kühne Haltung auf dem Pferde ſagten uns, es ſei ein echt helleniſches Weib, ſie flog wie eine herrliche Erſcheinung durch den Wald, wie die Königin der griechiſchen Elfen! Es war die Tochter des Helden Marko Bozzaris, Hofdame der Königin von Griechenland, Athens ſchönſte Jungfrau.

Die Sonne nahte ſich ſchon den Bergen, wir ſetzten uns wieder zu Pferde, aber es wurde dunkler Abend, ehe wir Athen erreichten. Die ganze Akropolis war durch viele Fackeln illuminirt; es ſah, hoch in der blauen Luft ſtrahlend, prächtig aus, und wie wir uns Athen näherten, ſahen wir über der Stadt, wie eine Glorie, den Schein vieler Lampen und Lichter, mit denen die Häuſer erleuchtet waren. Lichter waren auf den Altanen feſtgebunden; Kronleuchter, aus Blumen geflochten und mit bunten Lampen beſetzt, hingen quer über die Straße oder vor den offnen Läden. Der Fruchtbazar ſtrahlte mit Lichtern und zeigte glühende Apfelſinen, dunkelbraune Datteln und große Wallnüſſe. In vielen Fenſtern hatte man Kupferſtiche aufgeſtellt, Portraits vom Dichter Rhigas, von Miaulis, Marko Bozzaris und König Otto. In der Aeolusſtraße waren mehrere Transparents, auf einem ſah man ein Grab, dem ein junger Grieche, die Freiheitsfahne in der Hand, entſtieg; auf einem andern ein griechiſches Schiff im Sturm. Unter allen las man ſinnreiche Verſe in neugriechiſcher Sprache.

Ein Transparent zog beſonders die Aufmerkſamkeit auf ſich; es ſtellte einen Ziegenbock vor, der von einem Weinſtock frißt; der darunter ſtehende griechiſche Vers iſt bekannt, wie auch die deutſche Ueberſetzung, welche ſo lautet:

„Frißt Du mich auch bis zur Wurzel, doch trag' ich Trauben genug noch,
Wein zu ſpenden, o Bock, wenn Du — als Opfer erliegſt!“

Ich fand es paſſend auf die Türken angewandt, unter deren Joch das Volk geſeufzt hatte; indeſſen legten einige Baiern, die ich traf, den Vers ganz anders aus; er ſollte nämlich, meinten ſie, ihnen gelten. Freilich hat es ſich gezeigt, daß die Griechen dieſe Fremden nicht lieben, aber während meines Aufenthaltes bemerkte ich nie ein äußeres Zeichen davon.

In der Aeolusſtraße, der breiteſten in Athen, die ſich in gerader Linie gegen die Akropolis hinauf erſtreckt, wimmelte es von frohen Griechen. Lichter und Lampen verwandelten den Abend in Tag; militairiſche Muſik zog vorüber; die Gebäude gegen die Akropolis hinauf bildeten Terraſſen für die Lampenreihen; der rothe Fackelſchein auf der oberſten Ringmauer zeigte die alten Tempelſäulen in zitternder, unſicherer Beleuchtung. Geſang zur Mandoline erklang in den offnen Boutiquen, und in dem fränkiſchen Kaffeehauſe drängte man ſich um die neueſten

Zeitungen, um zu ſehen, was das übrige Europa von dem Aufſtande der Candioten ſagte. Die Nachrichten von Kreta, ſowohl die mündlichen, als die, welche die Zeitungen brachten, lauteten verſchieden, man ſagte aber mit Gewißheit, daß vor Kurzem Pulver und Waffen heimlich von dem Magazine in Patras fortgeführt worden wären. Auf den Sieg der Candioten wurde mehr als ein Hoch von den begeiſterten Griechen ausgebracht. Flintenſchüſſe und Geſang ertönten bis ſpät in die Nacht in der Stadt Athen und in den Steinhütten zwiſchen den einſamen Bergen.

VII.

Der Marmorlöwe.

Es war ein ſchöner, ſonnenheller Tag; munter trabten wir aus Athen über die weite, unebene Thalgegend, durch Sokrates' Geburtsſtadt, wo wilde Fruchtbäume kleine Gärten bilden; ein einſames Kloſter liegt nach dem Hymettos zu, wir ritten in raſchem Trab, mein Agojat lief neben mir.

Die Ausſicht eröffnete ſich zwiſchen dem Pentelikon und dem Hymettos auf eine ausgedehnte Fläche und das blaue glänzende Meer; wir ſahen die Inſel Zea und Negroponte mit ſeinen ſchönen Bergformationen. An unſerm Wege lag eine einſame Hütte; das Dach aus Schilf reichte faſt bis zur Erde. Frau und Kinder kamen heraus, um uns Fremde zu ſehen. Wir beſtellten Kaffee für unſere Rückkehr bei der Frau und ritten nun über Kräuter, Sträucher und hohe Oleanderbäume.

Alles war wild und öde! Dort ſtanden die Ruinen einer Kirche, davor ein prächtiger Oelbaum, es war zum Malen. Dicht nebenan lag ein großer Marmorlöwe, ein antikes Grabmonument, Lais ſelbſt hatte einen ſolchen auf ihrem Grabe; hier machte es einen wunderbaren Eindruck, in dieſer Einſamkeit einen Torſo von den ſchönen Werken der Kunſt zu finden. Bis auf die Füße liegt der Löwe ganz und groß da; der Ausdruck in den Augen zeigt, daß ein Talent den Meißel geführt hat; die Mähne iſt nur angedeutet *).

Große Schlingpflanzen wanden ſich an ſeinen Seiten hinauf, als wollten ſie ihn an das Grab feſſeln, welches er zieren ſollte, das Grab, das Niemand kannte.

Indem wir ihn betrachtend hier ſtanden, trat plötzlich ein Hirte ſingend aus der Kirchenruine hervor; er hielt an, als er uns erblickte. Er ſang ein melancholiſches Lied, das meine Begleiter gut kannten, es war echt athenienſiſch. Wir baten ihn, es zu wiederholen, er ſtützte ſich an den Marmorlöwen und ſang: *)

---

*) Wie ich von dem Univerſitäts-Baumeiſter Chr. Hanſen erfuhr, war die Rede davon, daß dieſer Löwe nach Athen geführt werden und dort ſeinen Platz vor dem Eingang zur Univerſität erhalten ſollte.

*) Die Griechen ſingen immer näſelnd und ſchreiend, es iſt eben ſo unnatürlich, als häßlich. Indeſſen fehlt es ihnen nicht an muſikaliſchem Gehör, das bemerkt man ſogleich, wenn man hört, wie richtig die athe-

Der bezauberte Liebhaber. *)

Ziehet hin, ihr ſchwarzen Vöglein, zieht und geht mit Gott,
Nehmet Grüße mit von dannen für die Liebſte mein.
Wenn ihr nach Athen gekommen hin zu meinem Ort,
An der Pfort' in unſrem Hofe ſteht ein Apfelbaum;
Dort in ſeine grünen Zweige ſetzet euch und ſingt,
Meiner einzigen Geliebten ſaget dies von mir:
Mag ſie nicht mehr auf mich warten, nicht mehr harren mein.
Da ich kam in dieſe Lande, wurd' ich Armer Sclav,
Nahm zum Weib der Wittwe Tochter, Kind der Zaubrerin,
Die der Flüſſe Lauf bezaubert und ſie fließen nicht,
Die des Meeres Bahn bezaubert und die Schiffe ſtehn,
Die die Brunnen auch bezaubert und ſie rinnen nicht,
Dieſe hat auch mich bezaubert, und ich kann nicht fliehn.
Wenn ich aber denk' zu fliehen, Regen giebt's und Schnee,
Wenn ich wieder zu ihr kehre, ſcheint die Sonne klar!

Und die Sonne ſchien auf den weißen Marmorlöwen, den die wilden Ranken gefeſſelt hielten, die Sonne ſchien ſo ſchön auf den ſchwermüthigen, ſingenden Griechen und auf die ausgedehnte Landſchaft, das Bild der Größe und Einſamkeit. Der melancholiſche Duft, den das Lied athmete, lag in der ganzen Natur verbreitet, er drang in unſere Gedanken und verſchwand auch nicht, als wir die einſame Hütte betraten. Alles Licht fiel hier durch die offne Thüre herein. Die Frau mühte ſich ab, einige große ſchwarze Brode aus der heißen Aſche, mitten auf dem Fußboden, zu nehmen; in jedes Brod war in Bezug auf Oſtern ein bunt

---

nienſiſchen Knaben die Belliniſchen Melodien nachpfeifen, die ſie von den Regimentsmuſiken vor dem Schloſſe haben ſpielen hören.

*) Ueberſetzt von Ulrichs.

bemaltes Ei geſteckt. Der Mann ſtand gleichgültig da und ſah die Frau arbeiten, ein kleiner Knabe ſpielte in der Thüre, ich gab ihm einige Pfennige, er lächelte vergnügt und ſagte mir ſeinen Namen, Demetri. Das ſchwarze Brod mit den bunten Eiern war ſeine Feſtfreude, er war glücklich darüber und hatte mit Sehnſucht die Stunde erwartet, wo ſie aus der Aſche genommen würden. Die ſchwarze Hütte war ſein Paradies, der Marmorlöwe ſein Reitpferd, auf deſſen Rücken ihn ſeine Mutter oft geſetzt hatte, während ſie an der Mauer der zerſtörten Kirche Heidelbeeren ſammelte.

VIII.

Das Oſterfeſt in Griechenland.

Die Oſterfeier der Katholiken in Italien und namentlich in Rom iſt großartig, hinreißend; es iſt ein erhebender Anblick, auf dem großen Petersplatze die ganze Menſchenmaſſe auf die Kniee ſinken und den Segen empfangen zu ſehen. Das Oſterfeſt in dem armen Griechenland kann nicht mit jener hohen Pracht ſich zeigen, aber nachdem man beide geſehen hat, gelangt man zu der Ueberzeugung, daß es in Rom ein Feſt ſei, deſſen Glanz und Glorie von der Kirche über das Volk ausgeht, in Griechenland aber ein

Feſt, welches von den Herzen und Gedanken des Volkes, von einem ganzen Leben ausſtrömt; die Kirche iſt darin nur ein Glied. Ein langes, ſtrenges Faſten geht voraus, das ſehr genau gehalten wird; die Bauern leben faſt nur von Brod, Knoblauch und Waſſer.

Am Charfreitage erſchien die athenienſiſche Zeitung mit ſchwarzem Rande zur Erinnerung an den Tod Chriſti; die Titelvignette zeigte einen Sarkophag mit einer Thränenweide und zu oberſt ſtand ein Paſſionsgedicht von Sutzos. Das Feſt ſelbſt begann des Abends; ich ging in die Hauptkirche, ſie war prachtvoll erleuchtet und ganz von Menſchen überfüllt; vor dem Altare ſtand ein Sarg aus Glas, durch Silberplatten zuſammengefügt. Der Sarg umſchloß friſche Roſen, die den todten Chriſtus andeuten ſollten. Ein wunderbares Summen der Betenden tönte durch das Gotteshaus. Buntgekleidete Prieſter und Biſchöfe traten vor den Altar, wo ſie ihre Gebete ſprachen. Um neun Uhr Abends begann eine Trauermuſik und der Zug nahm ſeinen Anfang, von der Kirche durch die Hauptſtraße nach dem Schloſſe. Aus meinem Fenſter ſah ich mit Bequemlichkeit die langſam fortſchreitende Proceſſion, eine der feierlichſten, die ich erlebt. Es war ein glänzender, ſternenheller Abend, ſo mild und ſtill. Auf allen Altanen umher und an den offnen Fenſtern hatte jeder Zuſchauer ein brennendes Licht in der Hand, Muſik ertönte aus der Seitenſtraße zu uns herüber; Weihrauchduft erfüllte die Luft. Ein großes Menſchengewühl bewegte ſich fort, Alle feſtlich gekleidet, jeder, ſelbſt das kleinſte Kind mit einem langen, dünnen, brennenden Lichte in der Hand. Militairiſche Trauermuſik ertönte, als trage das Volk ſeinen König zu Grabe. Von Prieſtern umgeben trug man den Sarg mit den friſchen rothen Roſen; über dieſem hing ein langer Trauerflor, welcher von den vornehmſten Beamten und höhern Offizieren des Landes gehalten wurde. Eine Schaar dieſer und darauf das große Menſchengewühl, Alle, wie geſagt, mit brennenden Lichtern, beſchloß den Zug. Es war eine Stille, eine anſcheinende Trauer oder Andacht, die jedes Gemüth ergreifen mußte. Vor dem Schloſſe, wo der König und die Königin ſtanden, hielt der Biſchof eine kurze Rede und der König küßte die heilige Bibel. Während der ganzen Ceremonie ertönte ein einförmiges Glockengeläute, immer nur zwei Schläge, worauf eine kleine Pauſe folgte; Tag und Nacht war die Kirche von Menſchen angefüllt. Um Mitternacht vor dem Oſtertage waren der König, die Königin und der ganze Hof hier, die Prieſter ſtanden betend und trauernd um den mit Blumen angefüllten Sarg; das ganze Volk betete leiſe. Es ſchlug zwölf Uhr und mit dem letzten Schlage trat der Biſchof hervor und verkündete: „Chriſtus iſt erſtanden!"

„Χριστὸς ἀνέστη!" jubelte jede Zunge; Pauken und Trompeten erſchallten, die Muſik ſpielte den munterſten Tanz. Alle umarmten und küßten ſich jubelnd: „Chriſtus iſt erſtanden!" Draußen donnerte Schuß auf Schuß, Raketen ſtiegen empor, Fackeln wurden angezündet; Männer und junge Burſchen, jeder mit ſeinem Licht in der Hand, tanzten in einer langen Reihe durch die Stadt; die Frauen machten Feuer an, ſchlachteten Lämmer und brieten ſie auf der Straße; kleine Kinder, welche alle neue Feß und neue rothe Schuhe erhalten hatten, tanzten im Hemde um das Feuer, küßten ſich und ſagten wie die Aeltern: „Chriſtus iſt erſtanden!“ O hätte ich eins dieſer Kinder an mein Herz drücken und mit ihm jubeln können: „Χριστὸς ἀνέστη!“ Es war rührend, erhebend und ſchön!

Man wird ſagen, das Ganze ſei eine Ceremonie, und hinzufügen — gewiß mit einiger Wahrheit — es ſei die menſchliche Freude darüber, daß die ſtrengen Faſten beendet wären und ſie nun ihr Lamm eſſen und ihren Wein trinken könnten. Nun ja! Etwas davon mag einwirken, aber ich darf behaupten, hier war mehr, hier war ein wahrer, ein großer, religiöſer Jubel! — Chriſtus war in ihren Gedanken, wie auf ihren Lippen. „Chriſtus iſt erſtanden!“ lautete die Botſchaft, und es war keine veraltete Begebenheit, nein, es war, als ſei ſie an dieſem Ort, in dieſer Nacht, in dieſem Lande geſchehen! Es war, als erreiche die Botſchaft in dieſem Augenblick ihre Ohren!

Alles war Muſik und Tanz in der Hauptſtadt und in jeder kleinen Stadt des ganzen Landes. Alle Arbeit ruhte, jeder lebte nur der Freude. Draußen beim Theſeustempel und unter Zeus Marmorſäulen gab es Tanz und Luſtigkeit. Die Mandoline erklang, die Alten ſtimmten Geſänge an, und mitten unter der Freude ertönte, als Willkommen- und Abſchieds-Gruß: „Chriſtus iſt erſtanden!“

IX.

Der Hof in Athen.

Vom Olivenwalde herab, auf dem Wege von Eleuſis, ſah König Otto zum erſten Mal die Akropolis und ſeine Reſidenz Athen, die faſt nur ein Schutthaufen mit einigen dürftigen Lehmhütten und einzelnen Gebäuden aus Fachwerk war. Einige von dieſen, durch eine Gartenanlage verbunden, wurden ſein Schloß, und ſind es interimiſtiſch noch jetzt, bis die neue Marmor-Reſidenz vollendet iſt.

Es iſt ein höchſt beſcheidenes Gebäude, welches der König bewohnt, an einem andern Orte in Europa würde es für die Sommervilla eines Privatmannes gelten. Ein mit einigen Sträuchern gezierter Raſenplatz erſtreckt ſich davor; hier zieht täglich die Hauptwache auf, mit Muſik aus: „Die Stumme,“ „Scaramuccia“ und „elisir d'amore;“ die griechiſchen Kindermädchen laſſen die kleinen Kinder auf den Armen zu den luſtigen Tönen tanzen.

Die junge, höchſt liebenswürdige Königin ſoll in ihrer Heimath, Oldenburg, zu weiblicher Genügſamkeit erzogen worden ſein; zufrieden zog ſie hier in das dürftige Schloß, und das Volk begrüßte ſie mit Jubel und Freude. Alle Straßen waren, wie man mir ſagte, bei ihrer Ankunft mit Roſen beſtreut; ſie ſelbſt ſollte dagegen ein Bouquet von noch ſeltnern und alſo ſchönern Blumen haben. Damals waren die Kartoffeln eben erſt in Griechenland eingeführt, man fühlte ihren ganzen Nutzen. Die Blüthe des Kartoffelkrautes erſchien den Griechen als die ſeltenſte und ſchönſte Blume, und daher brachte man der Königin von Griechenland, die von Oldenburg kam, ein Bouquet Kartoffelblüthen.

Der König bekennt ſich zur katholiſchen Religion, die Königin zur lutheriſchen, etwaige Kinder aus dieſer Ehe ſollen griechiſch-katholiſch erzogen werden. Ich glaube, daß das junge Königspaar von der Nation geliebt iſt, ich habe von mehreren Griechen ihren Namen mit Liebe und Begeiſterung ausſprechen hören. Und ſie verdienen es, ein Königspaar, ſo jung, ſo liebenswürdig! Es iſt kein Glück, in Griechenland zu herrſchen; wie viel haben ſie aufgeopfert, um hier zu leben! Wie viele Sorgen belaſten nicht des Königs Herz für dieſes Volk und Land! Er ſteht hier einſam in einem zerſtörten claſſiſchen Lande, reich an großen Erinnerungen, einſam neben einem Volke — ja, ich kenne es zu wenig, um es beurtheilen zu können, aber ich liebe dieſes Geſchlecht nicht; die Türken gefallen mir weit beſſer, ſie ſind ehrlich und gutmüthig.

Gott ſchenke dem edlen König Otto Kraft und Ausdauer!

Jährlich machen der König und die Königin Reiſen im Lande umher, überall werden ſie mit Jubel empfangen. Von entfernten Ortſchaften kommt das Volk mit Klagen und Bittſchriften, der junge König hört Jeden an, läßt ſeine Sache unterſuchen, und dieſe Reiſen bewirken oft viel Gutes; aber ſie ſind durchaus nicht bequem, obgleich alles Mögliche geſchieht, um die Beſchwerden zu heben, die jede Reiſe in Griechenland darbietet. Diener werden vorausgeſchickt, Zelte erbaut, worin übernachtet werden kann; zwiſchen den wilden Felſen findet man gedeckte Tiſche, der Champagner knallt und Hirten und Hirtinnen tanzen auf dem Platze vor dem Zelte, während die Abendſonne die einſame Marmorſäule und die hohen Berge beſcheint; es iſt eine Naturdecoration und ein Ballet, die nur die claſſiſche Scene, welche die wirklichen Götter einſt betraten, darbieten kann. Oft aber kommen auch große Unannehmlichkeiten, peinliche Augenblicke vor; ſo z. B. auf der Reiſe im vorigen Jahre in einem kleinen Dorfe. An dem Tage vor der Ankunft der Herrſchaften waren vierzehn Räuber hier geweſen. Als der König dies erfuhr, ſetzte er ihnen ſogleich mit ſeiner kleinen Leibwache nach. Die Königin, ihre Damen und einige Herren blieben zurück, erwartungsvoll dem Ausfall entgegenſehend. Der König traf indeſſen keinen der Räuber; dagegen waren einige Bauern des Dorfes glücklicher, ſie fingen in der folgenden Nacht mehrere und machten mit ihnen kurzen Proceß, ſchnitten ihnen die Köpfe ab und kamen mit dieſen in der Morgenſtunde zum Zelt des Königs und der Königin gelaufen.

Der König ſoll bis jetzt nur ein Todesurtheil unterſchrieben haben, und dieſes traf einen bekannten abſcheulichen Räuber. Die Griechen, welche ſelbſt kein Bedenken tragen, einem ſolchen Kerl den Kopf abzuſchneiden, wollen doch nicht einſehen, daß das Geſetz des Landes dieſes gebieten könne; als Beweis erzählte man mir die Hinrichtung des erwähnten Räubers; dieſe geſchah im vorigen Jahre. Die Regierung hatte einen Scharfrichter von Malta müſſen verſchreiben laſſen, denn kein Grieche wollte dieſes Geſchäft übernehmen. Der Räuber wurde nun, begleitet von der Wache und einer unzähligen Menſchenmenge, zum Olivenwalde hinausgeführt, aber als er hier anlangte und die deutſchen Soldaten einen Kreis um ihn gezogen hatten, proteſtirte er gegen die Hinrichtung: „dergleichen ſei man hier nicht gewohnt!“ ſagte er, und begann mit dem Scharfrichter zu ringen. Es ſoll ein ſchreckliches Schauſpiel geweſen ſein; der Kampf währte gegen zwei Stunden, und die Soldaten wagten nicht ſich hineinzumiſchen. „Wir ſollen aufpaſſen, daß er nicht entſchlüpft!“ ſagten ſie, „das iſt unſere Pflicht.“ Es war nahe daran, daß der Scharfrichter vom Räuber enthauptet worden wäre; doch zuletzt ſank dieſer ermattet und verwundet zur Erde, wo er den Todesſtreich erhielt. Der Scharfrichter ſoll ſpäter heimlich ermordet worden ſein. Ich erzähle indeſſen nur die Geſchichte ſo, wie ſie mir in Athen mitgetheilt worden iſt.

Während meines hieſigen Aufenthaltes hatte ich die Ehre, dem König und der Königin vorgeſtellt zu werden, die mir Beide viele Gnade und Freundlichkeit bezeigten, was, vereint mit den tiefen Gefühlen, von denen ich ſchon im Voraus von dieſem jungen Königspaar in dem erblühenden Griechenland erfüllt war, den Eindruck von ihnen in meinem Herzen unauslöſchlich machte.

Ich ſehe es augenblicklich für ein ſchweres Loos an, in Griechenland zu herrſchen, und doppelt ſchwer für einen jungen Fürſten, deſſen Herz für ſein Land und Volk warm empfindet.

Im Schloſſe ſind die Zimmer klein, aber gemüthlich, man fühlt ſich hier wohl. Der König in griechiſcher Tracht, die Königin in fränkiſcher Trauerkleidung, da gerade in dieſen Tagen ein naher Anverwandter geſtorben war, empfingen mich beide zugleich. Der König ſieht ſehr jung, aber etwas blaß und leidend aus; er hat lebhafte Augen und einen höchſt freundlichen und liebenswürdigen Ausdruck. Das Geſpräch drehte ſich um Griechenland, ſeine Natur, Erinnerungen und Schönheit, und ich äußerte, daß ich die griechiſchen Berge an Farben und Formen weit ſchöner finde, als Italiens Berge. Denſelben Eindruck ſchienen ſie auf den König gemacht zu haben. Er redete mit Geiſt und Lebhaftigkeit.

Ich erwähnte, wie intereſſant es ihm ſein müſſe, Athen gleichſam vor ſeinen Augen entſtehen zu ſehen; dem Fremden hier ſcheine es nach wenigen Wochen, als wachſe die Stadt zuſehends. Er fragte mich nach dem Eindrucke, den die auf Syra gelegene Stadt mache, und nach ihrem Hafen, und ſchien ſich über den Betrieb und die Menge Schiffe, die ich dort gefunden, zu freuen.

Die Königin iſt jung und ſchön, ſie beſitzt den Ausdruck der Sanftmuth und Klugheit. Am meiſten ſprach ſie von meiner bevorſtehenden Reiſe nach Conſtantinopel und der Donaufahrt, welche ihr lang und höchſt beſchwerlich vorkam.

Es iſt ein hübſcher Anblick, den König und die Königin. Beide jung und lebhaft, umgeben von ihren Damen und Herren, in griechiſcher Kleidung den Weg über die Haide entlang reiten zu ſehen; leicht erkennt das Auge die Hauptfiguren im Bilde, aber noch eine Dritte tritt hervor, ein junges Weib zu Pferde, wir kennen es ſchon, es iſt die Tochter des Helden Marko Bozzaris, Hofdame der Königin. Mit dem rothen Feß auf dem rabenſchwarzen Haar folgt ſie, wie Griechenlands Schönheitsgenius, ihrer jungen Königin; die langen, dunkeln Augenwimpern erheben ſich wie Seidenfranſen von den feurigen Augen; ſie iſt ſchön in ihrem Fluge auf dem ſchnellen Pferde, ſchön, wenn ſie ruht, daß man ihr Geſicht betrachten kann.

Bei der Oberhofmeiſterin der Königin, Frau Plüskow*), wurde ich ihr eines Abends vorgeſtellt; ich hörte ſie nur Griechiſch und Italieniſch ſprechen. Unter den vielen verſchiedenen Bildern, die meine Erinnerung von Griechenland bewahrt, iſt Marko Bozzaris' Tochter das Schönheitsbild der Landestöchter.

---

*) Frau Plüskow, geborne Witzleben, aus Holſtein.

X.

Prokeſch = Oſten.

Unter den Diplomaten am Hofe in Athen war mir der öſterreichiſche Miniſter Prokeſch-Oſten der intereſſanteſte. Ich kannte ſeine Reiſe nach dem heiligen Lande und einige ſeiner hübſchen morgenländiſchen Gedichte; er wurde mir aber durch ſeine perſönliche Bekanntſchaft und alle Freundſchaft und Aufmerkſamkeit, die er mir erzeigte, doppelt intereſſant und lieb. Anton Prokeſch iſt auf ſeines Vaters kleinem Gute in Grätz *) geboren, und zeichnete ſich als Knabe durch Schwimmen und Schlittſchuhlaufen aus. 1813 kämpfte er für ſein Vaterland, wirkte darauf als Profeſſor an der Cadettenſchule in Olmütz, wurde ſpäter Adjutant beim Fürſten von Schwarzenberg und bald durch ſeine geiſtreichen militäriſchen Schriften der Gegenſtand einer allgemeinern Aufmerkſamkeit. Als Obriſtlieutenant im Generalſtabe kam er nach Trieſt, der Anblick des Meeres erweckte ſeine Reiſeluſt, die griechiſche Nation erregte ſein ganzes Intereſſe. Er ging nach Griechenland, Kleinaſien und Conſtantinopel, wo er zum großen Nutzen für die öſterreichiſche Seefahrt in der Levante wirkte; nachdem er aufs Neue das griechiſche Feſtland und die Inſeln bereiſt hatte, blieb er einen Winter in Conſtantinopel und ging

---

*) Am 10. December 1795.

dann über Kleinaſien nach Aegypten und Nubien*), wo er mit Mehemed Ali in Verbindung trat. Die Heimreiſe machte er über Smyrna. Mit eben ſo vieler Klugheit als Strenge wirkte er gegen die mächtigen Seeräuber, die das ganze Mittelmeer anfüllten. 1828 leitete er, während eines Beſuches bei Capodiſtrias auf Paros, einen Austauſch griechiſcher und arabiſcher Gefangenen ein. Das Jahr darauf ſehen wir ihn in Paläſtina**) beim Paſcha von St. Jean d'Acre, einem Manne, der durch ſeine Eigenthümlichkeit, wie durch ſeinen feſten Willen und ſeine Härte gleich ſehr bekannt iſt; mit ihm ſchloß er eine Uebereinkunft zu Gunſten der Chriſten in Paläſtina und Galiläa.

Nachdem die Griechen frei geworden, wurde Prokeſch nach Wien zurückberufen. Der Kaiſer erhob ihn in den Adelſtand und gab ihm, da er ſich im Oſten ſeine ritterlichen Sporen verdient hatte, den Beinamen „Oſten." 1832 lebte er in Rom, wo er als öſterreichiſcher Geſandter angeſtellt war, jetzt bekleidet er denſelben Poſten in Griechenlands Hauptſtadt.

Eines der am äußerſten Ende Athens gelegenen Gebäude, in der Richtung gegen die Parnesberge, zeigt uns eine einfache, aber herrſchaftlich eingerichtete Villa. Die Glasthüren öffnen ſich, man hat der ausgedehnten Haide und den hohen, ernſten Bergen den Rücken zugewendet und glaubt dann, beim Anblick der blaupolirten Treppe mit dem Teppich über den Stufen, daß man ſich auf einem Gute unweit der Kaiſerſtadt an der Donau befinde; dieſe Meinung wird faſt zur Gewißheit, wenn man in die geſchmackvollen Zimmer tritt, die modernen Schaukelſtühle, die prächtigen Spiegel und Gemälde ſieht. Ein liebenswürdiges, echt deutſches, herzliches Ehepaar, der Wirth und die Wirthin, begrüßen uns in deutſchen Tönen. Wir ſind bei Prokeſch-Oſten und ſeiner geiſtreichen Gattin. Hier iſt Nichts, das uns fühlen laſſe, Athen ſei im Entſtehen, hier ſteht es mit jeder Hauptſtadt Europa's auf gleicher Stufe.

---

*) Von dieſer Reiſe haben wir ſein Werk: „Erinnerungen aus Aegypten und Kleinaſien. 3 Bände. 1829—31." ſo wie: „Das Land zwiſchen den Katarakten des Nils. 1832."

**) Aus dieſer Zeit haben wir die „Reiſe im heiligen Lande." Die „Dichtungen aus dem Morgenlande" ſind zu verſchiedenen Zeiten geſchrieben bald in Aſien, bald in Africa, und von einem ſeiner Freunde herausgegeben.

Prokeſch iſt ein kräftiger, ſchöner Mann, mit dunkeln, ſeelenvollen Augen; er iſt ein ausgezeichneter Vorleſer. Nach der Mittagstafel, als ich zum erſten Male hier eingeführt worden war, wurde er von der Geſellſchaft aufgefordert, eines ſeiner Gedichte vorzuleſen. Er verſprach es, nahm aber zuerſt Chamiſſo's Gedichte vor und las die von mir verfaßten, welche Chamiſſo überſetzt hat, las ſie mit ſolcher Wirkung, daß ſie wie Muſik erklangen, daß das Bezeichnende in jedem anſchaulich wurde; ſo geleſen mußten ſie gefallen. Ich war indeſſen durch dieſe Vorleſung auf die angenehmſte Weiſe denen in dieſem Kreiſe vorgeſtellt, welchen ich ein ganz Fremder war.

Von ſeinen morgenländiſchen Gedichten zeichnete ſich beſonders ein kleines gerade durch das Dramatiſche im Vortrag aus, welches entſtand, als er 1826 im Monat

Juni zu Pferde den Weg durch Ida's Berge zurücklegte. Bei meiner Abreiſe von Athen ſchrieb er es für mich ab, und ich will es hier wiedergeben:

„Den Säbel zur Seite, Geſchoß in der Hand,
Durchſtreif' ich mit fröhlichem Muthe das Land.
Wohl hauſt auf dem waldigen Ida die Schaar
Wildherziger Räuber voll Trotz in Gefahr,
Mit blinkenden Waffen und wieherndem Roß,
Mit Heerden und Weibern und dienendem Troß.

Sie ſenden die Blicke weit über die Flur,
Erſpähn in der Ferne des Wanderers Spur,
Behorchen der edlen Kameele Geläut',
Sind immer zu Handen ſo morgen als heut —
Sie lauſchen am Felſen, ſie lauſchen im Wald,
Und treiben das älteſte Handwerk — Gewalt.

Nur muthig und vorwärts! 's iſt jedwedem Land
So mancherlei eigen — dem Weiber und Sand,
Dem anderen hohe Cypreſſen und Wein,
Es muß auch dem Ida ſein Eigenes ſein,
Homeros und Räuber und pfadloſer Wald,
Und erzreicher Felſen erhabne Geſtalt!“

Mir war es während des Leſens, als jagte ich ſelbſt zwiſchen den ſteilen Bergen! Ich ſah ihn mit Säbel und Piſtolen bewaffnet, und mit demſelben feurigen Blick, womit er uns ſeine Schilderung vortrug; die Räuberſchaar ſpähete vom Bergpfade, die Glocken der Kameele erklangen und Alles war wieder ſtill in der großen, wilden, unwegſamen Einſamkeit.

Nicht nur frohe, geiſtig erquickende, in Athen verlebte

Stunden verdanke ich Prokeſch, ſondern auch einen freundlichen Empfang in Conſtantinopel und Gaſtfreiheit dort, von der ich ſpäter reden werde. Ihm und ſeiner Gattin ſchienen beſonders meine Märchen zu gefallen, ſie baten mich bald mehrere zu ſchreiben. — Dieſe Blätter, wenn ſie ihnen einſt vor die Augen kommen, ſollen ihnen erzählen, daß in dem Märchen meines eigenen Lebens die bei ihnen verlebten Stunden eines der mir intereſſanteſten Kapitel ausmachen; ich finde nur, daß es gar zu kurz war.

XI.

Eine kleine Reiſe.

Bei ſchönem Wetter machten wir einen Ausflug nach den Marmorbrüchen im Pentelikon. Von der öden Haide am Fuße des Lykabettos und bis hinaus zu den Bergen iſt die Ebene hier eine blühende Wildniß; auf dieſer kurzen Strecke könnte ein Maler ſich ein ganzes Buch intereſſanter, hübſcher Skizzen ſammeln.

Eine der erſten müßte das Bild von einem Khan in dem kleinen Dorf Kalandri werden. Der Heerd war ein Winkel des Fußbodens, die Wände mit Regalen decorirt, worauf Wein und Speiſen, Früchte und verſchiedene Handelsartikel ſtanden, aber von allen Regalen flatterten im

Winde, gleich Franſen, lange Streifen von Gold- und Silberpapier. Zwei Männer muſicirten, der eine ſchlug die Trommel, der andere blies die Flöte, ſechs andere tanzten in einer langen Reihe, ein Mann mit grauen Haaren war der Chorführer, er machte die wunderlichſten Knixe. Sie tanzten drei Mal in der Stube umher, darauf aus dem Hauſe und die Landſtraße entlang, wo eine Gruppe griechiſcher Weiber in ihrer maleriſchen Kleidung die Tanzenden betrachtete. Einige der jüngſten Mädchen hatten violette ſammetne Mieder, und ihre hübſchen dunklen Haarflechten waren wie eine Pelzverbrämung um das kleine rothe Feß geſchlungen. Die Sonne beſchien die Weiber, ſie mußten die Hand über die Augen halten, um die Tanzenden zu ſehen; es war ein ſchönes Bild.

Wilde Oel-, Birnen- und Mandel-Bäume bildeten hübſche Gruppen zum Skizziren. Als Vordergrund auf einer Skizze müßte dann unſer Zug angebracht werden, die Fußgänger und die Fahrenden, und zwiſchen Letzteren zwei Schildkröten. Jeden Augenblick ſahen wir mitten auf dem Wege ein ſolches Thier, ſtill liegend, wie ein Felsſtück, oder ſich im Schneckengang fortſchiebend; ich wollte nicht, daß es überfahren werden ſollte, und meinte auch, man müßte ihm ein wenig in der Welt forthelfen, da der Wille gut war, und ſo ſetzte ich ſie hinauf zum Kutſcher; ſie fuhren mit bis zum Pentelikon, vielleicht ſonnen ſie ſich jetzt in der Ebene bei Marathon. Ich fand auch eine kleine, junge Schildkröte, nicht größer, als eine Taſchenuhr, ich hatte mit ihr große Pläne und nahm ſie alſo mit mir, aber als ich ſpäter bedachte, wie ſie auf einer weiteren Wanderung mit mir Hunger und Durſt leiden würde, trug ich ſie in ein Gebüſch von Oleander, wo die Sonnenſtrahlen ſich recht ſammelten, und wer war froher, als ſie!

Wie in einem zerſtörten, verlaſſenen Garten liegt an dem Bergabhang das Kloſter Pentelis. Beim erſten Anblick erſcheint es als eine große, verödete Meierei; die Mauern ſind geborſten und wild bewachſen, wie die Mauern bei Daphne; das Einzige, was Leben und Bewohner andeutete, war ein Schwarm Hühner, der in dem vordern Hofe auf dem Schutthaufen umherhüpfte. Vor der kleinen Kirche, deren Thüren offen ſtanden, ſo daß die Sonne auf die brennenden Lampen ſchien, ſtand ein großer Lorbeerbaum; er war in voller Blüthe, ſo reich, ſo duftend. Ich war glücklich darüber; einer der Prieſter ſah meine Freude und brach ſogleich einen Zweig ab, den er mir reichte. Ich habe ihn daheim zwiſchen Thorwaldſen's Büſte und Oehlenſchläger's Portrait getheilt*).

Vor dem Kloſter, den Berg hinab, erſtreckt ſich zwiſchen grünen, waldigen Hügeln ein ſchönes Thal mit einem friſchen, rieſelnden Bach, hohen Pappeln und blühenden Fruchtbäumen. Am Horizont erheben ſich Morea's Berge, eine Reihe hoch über der andern in reichen Farbenverſchmelzungen. Unſere Pferde graſeten auf der grünen Wieſe, ein großes Feuer wurde angezündet und ein ganzes Lamm an den Spieß geſteckt, ein hübſcher Griechenknabe drehte es, Alles wurde zu einer Mahlzeit im Grünen bereitet, aber zuvor wollten wir Pentelikons Marmorbrüche ſehen; der Weg führte durch Geſtrüpp und Sträucher, wo einige kleine Knaben die Kühe und Schafe des Kloſters hüteten. Ringsumher krochen große Schildkröten; eine war auf den Rücken gefallen und lag in der Sonne zappelnd, ich drehte ſie um und wurde ihr unbekannter Wohlthäter.

---

*) Als ich bei Athen den Ort beſuchte, den man des Sokrates Gefängniß nennt, — eine Kammer in der Felſenwand beim „Areopag" ausgehauen, — weilte mein Gedanke bei dem großen Dichter des Nordens, der von der däniſchen Bühne herab das Publicum an Sokrates erinnert hat. Dicht am Eingang zur Höhle ſtand eine ſchöne rothe Blume, ich pflückte ſie und ſandte ſie als Brief und Gruß an Oehlenſchläger.

Es war eine mühevolle Wanderung, immer aufwärts über große Steinblöcke, durch Geſtrüpp und Dornen, aber die Marmorbrüche mußten wir ſehen, den Rücken des Pentelikon mußten wir beſteigen.

Oben ſtand ein Hirte in ſeinem griechiſchen, wollnen Pelz; er lehnte ſich auf ſeinen langen Stab und ſah hinab in das graue Thal, wo ſich ein großer Grabhügel in wilder Einſamkeit erhob; das Meer und Euböa's Berge begrenzten den Horizont. Ein bläulicher Rauch wirbelte von unten aus einer Hütte empor, die man nicht zur Hälfte erblicken konnte. Der Grabeshügel, welcher als eine kleine Inſel zwiſchen dem Schilf erſcheint, hat eine Berühmtheit, ſo groß, wie ſie in der Welt exiſtirt, und weſſen iſt das Grab? — Wir nennen die Ebene und der Grabhügel iſt bekannt. Es iſt die Ebene von Marathon.

XII.

Der Freundſchaftsbund.

(Novelle.)

So eben haben wir eine kleine Reiſe gemacht und ſchon verlangt uns nach einer größern. Wohin? Nach Sparta, nach Mycene, nach Delphi! Es giebt hundert Orte, bei deren Namen das Herz von Reiſeluſt pocht. Es geht zu Pferde die Bergpfade hinauf, durch Geſtrüpp und Geſträuch; der einzelne Reiſende erſcheint wie eine ganze Karavane. Selbſt reitet er mit ſeinem Agojat voraus, ein Packpferd trägt Koffer, Zelt und Proviant, ein paar Gensdarmen folgen zu ſeinem Schutze nach. Kein Wirthshaus mit weichbereiteten Betten erwartet ihn nach der ermüdeten Tagesreiſe, das Zelt iſt oft ſein Dach in der großen, wilden Natur, der Agojat kocht einen Pilau*) zum Abendeſſen; tauſend Mücken umſchwärmen das kleine Zelt, es iſt eine klägliche Nacht und morgen führt der Weg über ſtark angeſchwollene Flüſſe; ſitze feſt auf deinem Pferde, daß du nicht fortgeſpült wirſt!

Welcher Lohn wird dir für dieſe Beſchwerden? Der größte, reichſte! Die Natur offenbart ſich hier in ihrer ganzen Größe, jeder Fleck iſt hiſtoriſch, Augen und Gedanken ſchwelgen. Der Dichter kann es beſingen, der Maler in reichen Bildern darſtellen, aber den Duft der Wirklichkeit, der auf ewig hineindringt und in der Seele des Beſchauers bleibt, vermögen ſie nicht wiederzugeben.

---

*) Es wird aus Hühnern, Reis und Carri bereitet.

In vielen kleinen Skizzen habe ich verſucht, eine kleine Strecke, Athen mit ſeiner Umgebung, anſchaulich zu machen, und dennoch, wie farblos ſteht das gegebene Bild, wie wenig zeigt es Griechenland, dieſen trauernden Schönheitsgenius, deſſen Größe und Kummer der Fremde nie vergißt!

Der einſame Hirte droben auf dem Felſen würde durch eine einfache Erzählung einer ſeiner Lebensbegebenheiten vielleicht beſſer, als ich mit meinen Bildern, demjenigen das Auge öffnen können, der in einigen Zügen das Land der Hellenen ſchauen will.

Laß ihn denn reden! ſpricht meine Muſe; wohlan! Eine Sitte, eine hübſche, eigenthümliche Sitte ſoll dem Hirten dort auf dem Berge Stoff für ſeine Erzählung bieten, nämlich:

„Der Freundſchaftsbund.“

„Unſer Haus war aus Lehm zuſammengeklebt, aber die Thürpfoſten beſtanden aus gewürfelten Marmorſäulen, dort gefunden, wo man das Haus erbaute. Das Dach reichte faſt zur Erde, jetzt war es ſchwarzbraun und häßlich, aber als es gedeckt wurde, beſtand es aus blühendem Oleander und friſchen Lorbeerzweigen, hinter den Bergen hergeholt. Um unſere Wohnung war es eng, die Felſenwände ſtrebten ſchroff empor und zeigten eine kahle, ſchwarze Farbe; an ihren Gipfeln hingen oft Wolken, gleich weißen, lebenden Geſtalten. Niemals hörte ich hier einen Singvogel, nie tanzten die Männer hier zu den Tönen der Sackpfeiſe, aber der Ort war geheiligt aus alten Zeiten, ſelbſt der Name erinnert daran, er wird ja Delphi genannt! Die dunkeln, ernſten Berge lagen alle mit Schnee bedeckt, der höchſte, der am längſten in der rothen Abendſonne ſchimmerte, war der Parnaß; der Bach, nahe an unſerm Hauſe, ſtrömte von ihm herab und war auch einſt heilig, jetzt trübt der Eſel ihn mit ſeinen Füßen, doch der Strom rinnt fort und wird wieder klar. Wie ich mich jedes Flecks in ſeiner heiligen, tiefen Einſamkeit entſinne! Mitten in der Hütte wurde Feuer angezündet, und wenn die heiße Aſche hoch und glühend da lag, das Brod darin gebacken. Wenn ſich der Schnee ſo hoch um unſere Hütte thürmte, daß ſie faſt verborgen war, dann ſchien meine Mutter am Froheſten, dann hielt ſie meinen Kopf zwiſchen ihren Händen, küßte meine Stirn und ſang die Lieder, die ſie ſonſt niemals ſang, denn die Türken, unſere Herren, litten es nicht, und ſie ſang:

„Auf dem Gipfel des Olymp, in dem niedrigen Fichtenwald ſaß ein alter Hirſch. ſchwer waren ſeine Augen von Thränen; rothe, ja grüne und blaßblaue Thränen weinte er, und vorüber kam ein Rehbock: „Was iſt dir doch, daß du ſo weinſt, weinſt rothe, grüne, ja blaßblaue Thränen?“ „„Der Türke iſt in unſere Stadt gekommen, hat wilde Hunde zu ſeiner Jagd, eine mächtige Meute!““ „Ich jage ſie über die Inſeln!“ ſagte der junge Rehbock, „ich jage ſie über die Inſeln ins tiefe Meer!“ — Aber ehe der Abend herabſank, war der Rehbock erſchlagen, und ehe die Nacht kam, war der Hirſch gehetzt und todt!“ —

Und wenn meine Mutter ſo ſang, wurden ihre Augen naß, und in den langen Augenwimpern hing eine Thräne, aber ſie verbarg ſie und knetete dann unſer ſchwarzes Brod in der Aſche. Dann ballte ich meine Hand und ſagte: „Wir wollen die Türken todtſchlagen!“ Aber ſie wiederholte aus dem Liede: „Ich jage ſie über die Inſeln ins tiefe Meer! — Aber ehe der Abend herabſank, war der Rehbock erſchlagen, und ehe die Nacht kam, war der Hirſch gehetzt und todt!“

Mehrere Tage und Nächte waren wir einſam in unſrer Hütte geweſen, da kam mein Vater; ich wußte, er würde mir Muſchelſchalen von dem Golf von Lepanto mitbringen, oder gar ein Meſſer ſcharf und glänzend. Diesmal brachte er uns ein Kind, ein kleines, nacktes Mädchen, das er unter ſeinem Schafpelz hielt; es war in ein Fell gewickelt, und Alles, was die Kleine beſaß, als ſie ohne dieſes in meiner Mutter Schooß lag, waren drei Silbermünzen, befeſtigt in ihrem ſchwarzen Haar. Der Vater erzählte von den Türken, die des Kindes Eltern erſchlagen hatten, er erzählte uns ſo viel, daß ich die ganze Nacht davon träumte. — Mein Vater war ſelbſt verwundet, die Mutter verband ſeinen Arm, die Wunde war tief, der dicke Schafpelz von Blut ſteifgefroren. Das kleine Mädchen ſollte meine Schweſter ſein, ſie war ſo ſchön, ſo glänzend klar! Meiner Mutter Augen waren nicht ſanfter als die ihrigen. Anaſtaſia, wie ſie genannt wurde, ſollte meine Schweſter ſein, denn ihr Vater war dem meinigen angetraut, angetraut nach alter Sitte, wie wir ſie noch halten. Sie hatten in der Jugend Brüderſchaft geſchloſſen und das ſchönſte und tugendhafteſte Mädchen der ganzen Gegend erwählt, ihren Freundſchaftsbund zu weihen; oft hörte ich von dem hübſchen, ſeltſamen Gebrauch.

Nun war die Kleine meine Schweſter; ſie ſaß auf meinem Schooße, ich brachte ihr Blumen und die Federn der Felſenvögel, wir tranken zuſammen aus den Gewäſſern des Parnaß und ſchliefen Kopf an Kopf unter dem Lorbeerdach der Hütte, während meine Mutter noch manchen Winter von den rothen, den grünen und den blaßblauen Thränen ſang! Aber noch begriff ich nicht, daß es mein eignes Volk ſei, deſſen tauſendfältige Sorgen ſich in dieſen Thränen abſpiegelten.

Eines Tages kamen drei fränkiſche Männer, ſie waren anders als wir gekleidet. Ihre Betten und Zelte hatten ſie auf Pferden, und mehr als zwanzig Türken, alle mit Säbeln und Gewehren, begleiteten ſie, denn ſie waren Freunde des Paſcha's und hatten Geleitsbriefe von ihm. Sie kamen nur, um unſere Berge zu ſehen, um in Schnee und Wolken den Parnaß zu beſteigen und die ſeltſamen, ſchwarzen, ſteilen Felſen um unſere Hütte zu betrachten. Sie hatten darin nicht Platz, vertrugen auch den Rauch nicht, der unter der Decke hinzog und durch die niedrige Thür drang, und ſchlugen daher ihre Zelte auf dem engen Platze neben unſerer Hütte auf, brieten Lämmer und Vögel, ſchenkten ſüße, ſtarke Weine ein, aber die Türken durften nicht davon trinken.

Als ſie fortreiſten, begleitete ich ſie eine Strecke Wegs und meine kleine Schweſter Anaſtaſia hing, in ein Ziegenfell eingenäht, auf meinem Rücken. Einer der fränkiſchen Herren ſtellte mich gegen einen Felſen und zeichnete mich und ſie ab, ſo lebendig, wie wir dort ſtanden, wir ſahen aus wie ein Geſchöpf; — nie hatte ich daran gedacht, aber Anaſtaſia und ich waren ja wie Eins, immer lag ſie in meinem Schooß oder hing auf meinem Rücken, und träumte ich, dann erſchien ſie in meinen Träumen.

Zwei Nächte ſpäter kamen andere Leute, mit Meſſern und Gewehren bewaffnet, in unſere Hütte. Es waren Albaneſer, kühne Leute, wie meine Mutter ſagte. Sie verweilten nur kurze Zeit; meine Schweſter Anaſtaſia ſaß auf dem Schooß des Einen — als er fort war, hatte ſie zwei und nicht drei Silbermünzen in ihrem Haar. Sie legten Tabak in Papierſtreifen und rauchten daraus, der älteſte ſprach vom Wege, den ſie nehmen ſollten, und war über dieſen in Ungewißheit; „ſpucke ich in die Höhe,“ ſagte er, „ſo fällt es mir ins Geſicht, ſpucke ich herunter, ſo fällt es in meinen Bart!“ —

Aber ein Weg mußte gewählt werden; ſie gingen und mein Vater begleitete ſie. Bald darauf hörten wir Schüſſe — es knallte nochmals; — Soldaten drangen in unſere Hütte und nahmen meine Mutter, mich und Anaſtaſia; die Räuber hätten ihren Aufenthalt bei uns gehabt, mein Vater ſei ihr Führer geweſen, deshalb müßten wir fort. Ich ſah die Leichen der Räuber, ich ſah meines Vaters Leiche und weinte, bis ich einſchlief. Als ich erwachte, waren wir im Gefängniß, aber die Stube war nicht ſchlechter, als die in unſerer eigenen Hütte; ich erhielt Zwiebeln und harzigen Wein, den ſie aus einem getheerten Sack goſſen, beſſer hatten wir es zu Hauſe auch nicht.

Wie lange wir gefangen waren, weiß ich nicht; aber viele Tage und Nächte vergingen. Als wir auswanderten, war es unſer heiliges Oſterfeſt; ich trug Anaſtaſia auf dem Rücken, denn meine Mutter war krank, nur langſam konnte ſie gehen, und es war weit, ehe wir hinab an das Meer gelangten, es war der Golf von Levante. Wir traten in eine Kirche, die mit Bildern auf goldnem Grund ſtrahlte; es waren Engel und ſo hübſch, aber mir ſchien doch, daß unſere kleine Anaſtaſia eben ſo hübſch ſei. Mitten auf dem Boden ſtand ein mit Roſen angefüllter Sarg; der Herr Chriſtus liege da als ſchöne Blume, ſagte meine Mutter; und der Prieſter verkündete: „Chriſtus iſt erſtanden!“ Alle Leute küßten ſich, jeder hielt ein brennendes Licht in der Hand, ich ſelbſt erhielt eins, die kleine Anaſtaſia auch eins, Sackpfeifen ertönten, Männer tanzten Hand in Hand aus der Kirche und draußen brieten die Frauen das Oſterlamm. Wir wurden eingeladen, ich ſaß am Feuer; ein Knabe, älter als ich, umſchlang meinen Hals, küßte mich und ſagte: „Chriſtus iſt erſtanden!“ So begegneten Aphtanides und ich uns zum erſten Mal.

Meine Mutter konnte Fiſchernetze ſtricken, das gab hier an der Meeresbucht einen guten Verdienſt und wir blieben lange Zeit am Meere, — dem ſchönen Meere, das wie Thränen ſchmeckte und durch ſeine Farben an die Thränen des Hirſches erinnerte, bald war es ja roth, bald grün und dann wieder blau.

Aphtanides verſtand ein Boot zu führen, und ich ſaß mit meiner kleinen Anaſtaſia darin, es glitt auf dem Waſſer wie eine Wolke durch die Luft. Wenn dann die Sonne ſank, färbten ſich die Berge mit tieferem Blau, eine Bergreihe erhob ſich über die andere und am fernſten ſtand der Parnaß mit ſeinem Schnee. In der Abendſonne ſchimmerte der Berggipfel, wie ein glühendes Eiſen, es ſah aus, als komme das Licht von innen, denn lange, nachdem die Sonne untergegangen war, ſchimmerte er in der blauen, glänzenden Luft; die weißen Seevögel ſchlugen den Waſſerſpiegel mit ihren Flügeln, übrigens war es hier ſo ſtill, als bei Delphi zwiſchen den ſchwarzen Felſen. Ich lag im Boot auf dem Rücken, Anaſtaſia ſaß an meiner Bruſt, und die Sterne über uns ſchimmerten noch ſtärker, als die Lampen in unſerer Kirche. Es waren dieſelben Sterne, und ſie ſtanden ganz an derſelben Stelle über mir, als wenn ich in Delphi vor unſerer Hütte ſaß. Zuletzt ſchien es mir, als ſei ich noch dort! — Da plätſcherte es im Waſſer und das Boot ſchaukelte ſtark; — ich ſchrie laut auf, denn Anaſtaſia war in das Waſſer gefallen, aber eben ſo ſchnell ſprang Aphtanides nach und bald hob er ſie zu mir empor! Wir zogen ihre Kleider aus, preßten das Waſſer aus dieſen und kleideten ſie dann wieder an; daſſelbe that Aphtanides. Wir blieben auf dem Waſſer, bis die Sachen wieder getrocknet waren, und Niemand erfuhr von unſerm Schreck wegen der kleinen Pflegeſchweſter, an deren Leben ja Aphtanides nun Theil hatte.

Der Sommer kam. Die Sonne brannte ſo heiß, daß das Laub der Bäume verdorrte; ich dachte an unſere kühlen Berge, an das friſche Waſſer in dieſen; auch meine Mutter ſehnte ſich darnach und eines Abends wanderten wir wieder zurück. Welche Ruhe, welche Stille! Wir gingen durch den hohen Thymian, der noch duftete, obgleich die Sonne ſeine Blätter verſengt hatte. Nicht einem Hirten begegneten wir, nicht an einer Hütte kamen wir vorüber. Alles war ſtill und einſam, nur eine Sternſchnuppe ſagte: dort oben im Himmel ſei noch Leben. Ich weiß nicht, ob die klare, blaue Luft ſelbſt leuchtete, oder ob es die Strahlen der Sterne waren; wir erkannten gut alle Umriſe der Berge. Meine Mutter zündete Feuer an, briet Zwibeln, die ſie mitgebracht, und ich und die kleine Schweſter ſchliefen im Thymian, ohne uns vor dem häßlichen Smidraki*) zu fürchten, dem die Flamme aus dem Halſe ſteht, noch weniger vor dem Wolf und dem Schakal; meine Mutter ſaß ja neben uns, und das hielt ich für genug zu unſerm Schutz.

Wir erreichten unſere alte Heimath, aber die Hütte war ein Schutthaufen, eine neue mußte gebaut werden. Einige Weiber halfen meiner Mutter, und in wenigen Tagen waren Mauern aufgeführt und ein neues Dach von Oleander darüber gedeckt. Meine Mutter flocht aus Fellen und Baumrinde viele Flaſchenhalfter, ich hütete die kleine Heerde der Prieſter *); Anaſtaſia und die kleinen Schildkröten waren meine Spielkameraden.

---

*) Der griechiſche Aberglaube läßt dieſes Ungeheuer aus den unaufgeſchnittenen Magen geſchlachteter Schafe entſtehen, die auf das Feld geworfen werden.

Eines Tages erhielten wir Beſuch von dem geliebten Aphtanides; er ſehne ſich zu ſehr, uns zu ſehen, ſagte er, und blieb volle zwei Tage bei uns.

Nach einem Monat kam er wieder und erzählte, daß er mit einem Schiff nach Patras und Corfu wolle; vorher müſſe er uns Lebewohl ſagen; unſerer Mutter brachte er einen großen Fiſch mit. Er wußte ſo viel zu erzählen, nicht allein von den Fiſchern unten am Golf zu Levante, ſondern auch von Königen und Helden, die einſt Griechenland beherrſcht hatten, wie jetzt die Türken.

Ich habe den Roſenſtrauch eine Knospe anſetzen und dieſe ſich in Tagen und Wochen zu einer Blume entfalten ſehen; ſie wurde es, ehe ich daran dachte, wie groß, ſchön und roth ſie ſei; ſo ging es mir auch mit Anaſtaſia. Sie war ein ſchönes, erwachſenes Mädchen, ich ein kräftiger Burſche. Die Wolfsfelle auf meiner Mutter und Anaſtaſia's Betten hatte ich ſelbſt dem Thiere abgezogen, das von meinem Schuß gefallen. Jahre waren verronnen.

Da kam eines Abends Aphtanides, ſchlank wie ein Rohr, ſtark und braun; er küßte uns Alle und wußte von

---

*) Ein Bauer, welcher leſen kann, wird oft Prieſter, und man nennt ihn dann „allerheiligſter Herr;“ die geringere Claſſe küßt die Erde, die er betreten hat.

dem großen Meer, von Malta's Feſtungswerken und Aegyptens ſeltſamen Gräbern zu erzählen; es klang wunderbar wie eine Legende der Prieſter; ich ſchaute mit einer Art Ehrfurcht zu ihm empor.

„Wie viel Du weißt!“ ſagte ich, „wie Du erzählen kannſt!“

„Du haſt mir doch einſt das Schönſte erzählt!“ ſagte er. „Du haſt mir erzählt, was mir nie aus den Gedanken gekommen iſt, von dem ſchönen, alten Gebrauch, dem Freundſchaftsbund; dem Gebrauch, welchem zu folgen ich Luſt hätte! Bruder, laß uns Beide auch, wie Dein und Anaſtaſia's Vater es thaten, zur Kirche gehen, das ſchönſte und unſchuldigſte Mädchen iſt Anaſtaſia, die Schweſter, ſie ſoll uns weihen! Kein Volk hat doch ſchönere Gebräuche als wir Griechen!“

Anaſtaſia erröthete wie die junge Roſe, meine Mutter küßte Aphtanides.

Eine Stunde Wegs von unſerer Hütte entfernt, dort, wo auf dem Felſen lockere Erde liegt und einzelne Bäume Schatten gewähren, lag die kleine Kirche; eine ſilberne Lampe hing vor dem Altare.

Ich hatte meine beſten Kleider angelegt, die weiße Fuſtanella fiel in reichen Falten über die Hüften herab, das rothe Wams ſaß eng und ſtramm, an der Quaſte auf meinem Feß war Silber; in meinem Gürtel ſteckten Meſſer und Piſtolen. Aphtanides hatte ſeine blaue Kleidung an, wie griechiſche Seeleute ſie tragen, eine ſilberne Platte mit der Mutter Gottes hing auf ſeiner Bruſt, ſeine Schärpe war koſtbar, wie nur die reichen Herren ſie tragen können. Jeder ſah wohl, daß wir zu einer Feier wollten. Wir gingen in die kleine einſame Kirche hinein, wo die Abendſonne durch die Thüre die brennende Lampe und die bunten Bilder auf goldenem Grunde beſchien. Wir knieten auf den Stufen des Altars nieder und Anaſtaſia trat vor uns hin; ein langes, weißes Gewand hing loſe und leicht um ihre ſchönen Formen; ihr weißer Hals und ihre Bruſt waren mit einer Kette alter und neuer Münzen bedeckt, ſie bildeten einen ganzen Kragen. Ihr ſchwarzes Haar war auf dem Kopfe in einen einzigen Knoten geſchlungen, welcher durch eine kleine Kopfbedeckung aus Silber- und Goldmünzen gehalten wurde, die in den alten Tempeln gefunden worden waren. Einen ſchönern Schmuck hatte kein griechiſches Mädchen. Ihr Geſicht leuchtete, ihre Augen waren wie zwei Sterne.

Still beteten wir alle drei, darauf fragte ſie uns: „Wollt Ihr Freunde ſein im Leben und im Tode?“ — „Ja!“ antworteten wir. „Wollt Ihr, was auch geſchehen möge, Euch erinnern: mein Bruder iſt von mir ein Theil; mein Geheimniß iſt ſeines, mein Glück iſt das ſeine; Aufopferung, Ausdauer, Alles in mir gehört ihm wie mir?“ Und wir wiederholten unſer „ja!“

Sie legte unſere Hände in einander, küßte uns auf die Stirn und wir beteten wieder leiſe. Da trat der Prieſter von der Thür des Altars hervor, ſegnete uns alle drei und ein Geſang von den andern allerheiligſten Herren ertönte hinter der Altarwand. Der Bund ewiger Freundſchaft war geſchloſſen. Als wir uns erhoben, ſah ich meine Mutter heftig weinend an der Thür der Kirche.

Wie war es heiter in unſerer kleinen Hütte und an Delphi's Quellen! Den Abend vor Aphtanides' Abreiſe ſaß er mit mir gedankenvoll auf dem Abhang der Felſens, ſein Arm war um meinen Leib geſchlungen, der meinige um ſeinen Hals; wir ſprachen von Griechenlands Noth, von den Männern, denen es vertrauen könnte. Jeder Gedanke unſerer Seelen lag klar vor uns beiden, da ergriff ich ſeine Hand.

„— Eines ſollſt Du noch wiſſen! Eines, was bis zu dieſer Stunde nur Gott und ich gewußt! Meine ganze Seele iſt Liebe! Eine Liebe, ſtärker als die zu meiner Mutter und zu Dir — —!“

„Und wen liebſt Du?“ fragte Aphtanides, und ſein Geſicht und Hals wurden roth.

„Ich liebe Anaſtaſia!“ ſagte ich, — und ſeine Hand zitterte in meiner, er wurde blaß, wie eine Leiche; ich ſah es, ich begriff es und ich glaubte, daß auch meine Hand bebte, ich neigte mich zu ihm, küßte ſeine Stirn und flüſterte: „Ich habe es ihr nie geſagt, ſie liebt mich vielleicht nicht! — Bruder, denke daran, ich ſah ſie täglich; ſie iſt an meiner Seite aufgewachſen, Eins mit meiner Seele!“ —

„Und Dein ſoll ſie ſein!“ ſagte er, „Dein! — ich kann Dich nicht belügen und will es auch nicht. Auch ich liebe ſie! — Aber morgen ziehe ich fort; in einem Jahre ſehen wir uns wieder, dann ſeid Ihr verheirathet, nicht? — Ich beſitze einiges Geld, es ſei Dein! Du mußt, Du ſollſt es nehmen!“ Still wandelten wir über die Felſen; es war ſpäter Abend, als wir an meiner Mutter Hütte ſtanden.

Anaſtaſia hielt uns die Lampe entgegen, als wir hereintraten, meine Mutter war nicht dort. Sie blickte wunderbar wehmüthig auf Aphtanides. —

„Morgen gehſt Du von uns!“ ſagte ſie, „wie mich das betrübt!“ —

„Dich betrübt!“ ſagte er, und mir ſchien ein Schmerz darin zu liegen, groß, wie mein eigener. Ich konnte nicht reden, er aber faßte ihre Hand und ſagte: „Unſer Bruder dort liebt Dich, er iſt Dir theuer? Sein Schweigen beweiſt gerade ſeine Liebe!“ —

Anaſtaſia zitterte und brach in Thränen aus; da ſah ich nur ſie, dachte nur ihrer, ſchlang meinen Arm um ihren Leib und ſagte: „Ja, ich liebe Dich!“ Sie drückte ihren Mund auf meinen, legte ihre Hände um meinen Hals; aber die Lampe war auf den Fußboden gefallen, es war dunkel um uns her, wie in dem Herzen des armen Aphtanides.

Vor Tagesanbruch ſtand er auf, küßte uns Alle zum Abſchied und zog fort. Meiner Mutter hatte er all' ſein Geld für uns gegeben. Anaſtaſia war meine Braut und nach wenigen Tagen meine Gattin!

XIII.

Abreiſe aus Griechenland.

Am Vormittage verließ ich Athen und fuhr nach dem Piräeus, obgleich das franzöſiſche Dampfſchiff „Eurotas“, auf welchem ich einen Platz genommen, erſt gegen Abend abgehen ſollte. Hier war alſo noch Zeit zu einer kleinen Wanderung, und dieſe galt dem Grabe des Themiſtokles, welches ich ſchon früher einmal beſucht hatte.

Vor dem Piräeus erſtreckt ſich eine ganz kleine Halbinſel, ſie begrenzt die öſtliche Seite des Golfs. An dieſem liegt das neue Quarantainegebäude und weiter hinauf, wie ſchon erwähnt, iſt eine Windmühle erbaut; der ganze Grund iſt eine Art Travertin, und ringsumher ſieht man Reſte der alten Mauern. Akanthus, Cypreſſen, dürftiges Gras und blendend rothe Blumen wuchſen hier, wo wenige Schafe graſ'ten und ein halbtoller Hund mit wüthenden Blicken und ſchrecklichem Geheul jeden Fremden anfuhr. Ich ging von Oſten nach Weſten die Halbinſel entlang.

Dicht am Ufer gegen den Golf des Piräeus hin ſteht ein ärmliches Monument aufgemauert. Es hat ganz das Ausſehen eines viereckigen Schornſteins, auf welchem ein kleinerer angebracht iſt, der wieder einen noch kleineren trägt. In letzterem iſt eine viereckige Marmortafel von der Größe eines gewöhnlichen Papierbogens eingemauert, auf welcher man lieſt:

ΩΔΕΚΕΙΤΑΙ
ΟΝΑΥΑΡΧΟΣ
ΑΝΔΡΕΑΣ. ΜΙΑ [illegible]
ωλϛΣ
1838.

Das iſt der Erinnerungsſtein, welcher Miaulis geſetzt wurde; ſeine Gebeine, ſagt man, wurden von der Familie heimlich von hier fortgeführt. Neben dem Grabe des Helden iſt ein kleineres, aber nichts deutet an, wer hier ruht; ein ganz kleines, hölzernes Kreuz ohne Farbe und Inſchrift war errichtet. Auf der andern Seite der Inſel, gegen den Golf von Phalerus, liegen umgeſtürzte Säulen aus dem gelben Geſtein der Felſen gehauen, und zwiſchen dieſen befinden ſich zwei offene, ganz mit Seewaſſer angefüllte Gräber; eine Welle nach der andern ſchlägt hier herein. Dieſen Fleck, dem Golf von Salamis gerade gegenüber, giebt man als das Grab des Themiſtokles an. Die beiden äußerſten Punkte dieſer kleinen Halbinſel bergen mithin die Gräber eines Helden der Vorzeit und eines der Gegenwart, Themiſtokles*) und Miaulis. Es ſind die Leuchtthürme zweier Begebenheiten, hier den Gedanken der Fremden, die im Piräeus landen, errichtet.

Die Wellen brachen ſich weißſchäumend in der größeren Bucht zur Rechten, dem Golf von Phalerus, von wo aus Theſeus ſegelte, um gegen den Minotaurus zu kämpfen; über dieſe Gewäſſer, umgeben von dieſen Bergen, die mich unverändert begrüßten, ging es nach Ilium! — Derſelbe Weg lag vor mir offen, bald ſollte ich dieſelben Küſten erbl[illegible] Troja's Ebene und Ida's Gebirge, die ſich wie vormals mit Blumen und Laub ſchmücken, ſich in Wolken hüllen, mit Schnee bedecken und dann durch den Schleier wehmüthig auf Achills Grabhügel ſchauen, das einzige Andenken des mächtigen Ilium und des weltberühmten Kampfes um ein Weib. Wie viel Neues, Großes und Unbekanntes ſollte mir nicht aufgeſchloſſen werden! Und dennoch war ich tief betrübt, Griechenland zu verlaſſen, wo Alles meine Seele über das Kleinliche des Alltagslebens erhob, wo jede Bitterkeit aus meiner Seele verlöſcht war.

---

*) Profeſſor Roß nimmt an, daß nicht hier, ſondern an der entgegengeſetzten Seite des Golfs des Piräeus Themiſtokles beerdigt ſei.

Im Piräeus traf ich die meiſten meiner Freunde aus Athen. Der Prediger Lüth hatte ſeine kleinen Kinder mit, ſie ſtreckten die Hände nach mir aus, die griechiſchen Diener ergriffen meine Hand und nickten freundlich. Am Bord war Roß der letzte Däne, den ich ſah, er drückte mich an ſein Herz — dieſer Augenblick war mir ſchmerzlich — „ich komme wieder nach Griechenland," ſagte ich, gleichſam mich ſelbſt tröſtend; möchten es prophetiſche Worte geweſen ſein!

Nun war ich allein zurückgeblieben, auf der Küſte flatterten die Taſchentücher der Damen; jeder Abſchied war vorbei; da wurde mir noch ein Empfehlungsbrief gebracht, er war von Prokeſch-Oſten an den einflußreichen Baron Stürmer, öſterreichiſchen Internuntius in Conſtantinopel. Prokeſch ſelbſt war heute Morgen nach Theben gereiſt. Seine geiſtreiche, liebenswürdige Frau ſchrieb mir zum Lebewohl einige Worte und bei dieſen lag eine Abſchrift von ihres Gatten herrlichem Gedicht, „Gebet in der Wüſte.“ Sonnenleitner, Attache bei der öſterreichiſchen Geſandtſchaft in Griechenland, ein junger Mann von poetiſchem Sinn und perſönlicher Liebenswürdigkeit, war der Ueberbringer; er war einer von den vielen Deutſchen, die ſich an mich in Athen mit Liebe anſchloſſen; oft habe ich ſeiner gedacht und ſende ihm hier wieder meinen Gruß.

Als er fort war, befand ich mich unter lauter Griechen, Armeniern und aſiatiſchen Juden, die Schiffsmannſchaft ausgenommen. Bei Sonnenuntergang ſollten wir ſegeln; ich war ſehr angegriffen, die See ging ſtark. Es war mein Wunſch, während der ganzen Fahrt bis Syra ſchlafen zu können, wie ich dieſes früher von Syra bis nach dem Piräeus gethan; ich legte mich daher in meine Koje und ſchlief. Erſt beim Klirren der Ankerketten, mit denen ich lärmen hörte, erwachte ich, in der See war durchaus keine Bewegung. Eilig warf ich den Mantel um und lief auf das Verdeck, um die Stadt auf Syra zu ſehen; ich kam hinauf, ſah aber — den Piräeus, die Berge Hymettos und Parnes; erſt in der Morgenſtunde ſegelten wir ab, der Capitain hatte auf königliche Depeſchen gewartet, die erſt jetzt eingetroffen waren. Es war vier Uhr Morgens.

Die Sonne ging auf und flammte mit jeder Stunde in größerer Kraft, ein großer Regenſchirm nach dem andern ward aufgeſpannt; die ganze Geſellſchaft bildete die maleriſcheſten Gruppen. Auf einer Laffette ſaß eine Griechin und ſtillte ihr kleines Kind; ein älteres Mädchen, ärmlich gekleidet, aber ſchön und beſonders reinlich, lehnte ſich an die Kanone. Die Männer rauchten Papiercigarren und bewunderten die Damascenerklinge eines Arabers. Man fragte mich, ob ich ein Baier ſei, und als ich ſagte, ich ſei ein Däne, wurde ich wieder als ein Americaner begrüßt.

In dem ſtarken Sonnenſchein traten ſchimmernd die weißen Marmorſäulen des Tempels auf Cap Colonna hervor, die Ruinen Suniums. Seevögel umflatterten die graue, öde Küſte.

Zea dehnte ſich vor uns aus, und bald ſahen wir Syra mit ſeiner kahlen Felſenwand. Wir mußten um die ganze Inſel, das Meer eröffnete ſich; hier war ich geweſen, hier war ich nicht mehr fremd.

Das Dampfſchiff, mit dem ich nach Conſtantinopel wollte, war noch nicht angelangt; ich zog daher ins Hôtel de la Grèce. Kaum eine Stunde ſpäter ſagte mir der Wirth, es ſeien griechiſche Soldaten hier, die mich nach dem Rathhauſe abholen ſollten; die Obrigkeit wolle mit mir ſprechen! — Was konnte dieſe wollen? Ich folgte zwei Trabanten und kam in ein dunkles, häßliches Gebäude, wo eine obrigkeitliche Perſon mich in ſtrengem Tone und ſchlechtem Italieniſch fragte, ob ich einen Paß hätte? Ich zeigte dieſen dem Manne; er las und las; aber der Paß, in Kopenhagen ausgefertigt, war franzöſiſch und däniſch geſchrieben, und keine dieſer Sprachen verſtand er.

„Wir ſollen einen Deutſchen hier anhalten und nach Athen zurückſenden!“ ſagte der Mann, „ich verſtehe Ihren Paß durchaus nicht, aber ich glaube, Sie ſind ein

Deutſcher und gerade der, den wir ſuchen; Sie müſſen daher nach Athen zurück."

Ich ſuchte ihm den Inhalt meines Paſſes zu erklären, aber er wollte mich nicht verſtehen. „Nun wohl!" ſagte ich und zog meinen in Athen erhaltenen Empfehlungsbrief an den griechiſchen Miniſter in Conſtantinopel, Chryſtides, früheren Gouverneur auf Syra, dem ich aufs Beſte empfohlen worden war, hervor. „Iſt es Ihnen gefällig zu leſen, wer ich bin?" —

Der Mann nahm den Brief, und ſogleich wurde er die Höflichkeit ſelbſt und machte viele Entſchuldigungen; man begleitete mich mit großer Artigkeit nach dem Hotel, wo ich den Ruſſen, der auf der Reiſe von Conſtantinopel geplündert worden war, noch eben ſo erzürnt, als früher, antraf. Er verwünſchte den Orient und alle Poeten, welche die Reiſeluſt erweckten, dorthin zu gehn.

Der Orient.

I.

Ein Sturm auf dem Archipelagus.

In früher Morgenſtunde ruderte ich aus Syra's Hafen an das franzöſiſche Kriegs-Dampfſchiff Rhamſes, welches von Marſeille kam und über das Mittelmeer eine höchſt ſtürmiſche Reiſe gehabt hatte. Der Sturm hatte ſich noch nicht recht gelegt, er pfiff im Tauwerk, die Wogen wälzten ſich gegen die Schiffswand.

Hier erſcholl ein Schreien und Rufen der Griechinnen, Juden und Jüdinnen, die bis Smyrna mitreiſen wollten. Sie alle mußten, ehe ſie an Bord kommen durften, ihr Billet vorzeigen, aber dieſes war entweder in einem Knoten des Taſchentuches verwahrt, der nicht aufgelöſt werden konnte, oder einem Verwandten gegeben, der ſich in einem andern Boote befand, ſo daß ſie in einer ſchrecklichen Verlegenheit waren, und der Matroſe, welcher an der Fallreepstreppe Wache hielt, ſtreckte ſeine Hellebarde gegen jeden aus, der nicht ſogleich ſein Billet vorzeigte. Eine dicke Griechin brüllte beſonders ganz entſetzlich.

Die armen Deckpaſſagiere wurden auf einen für ſie abgetheilten Platz des Schiffes getrieben, eine Wache behielt ſie im Auge, die Diſciplin auf dem Dampfſchiffe Rhamſes*) ſchien ſehr ſtreng.

Wir ſegelten gerade an der Küſte von Tenos hin, welche angebaut und fruchtbar ausſah. Ein Dorf liegt neben dem andern; eines derſelben iſt von beträchtlicher Größe mit einer hübſchen Kirche, ringsumher erſtrecken ſich Weinpflanzungen und beſtellte Aecker; drei Bergreihen erheben ſich über einander. Wir ſegelten der Felſenwand ſo nahe, daß ich die Brandung im Schiffe zu ſpüren glaubte; immer ſtärker wogte die See, es war, als ob der Sturm aus den Bergen auf Tenos komme. Ein offnes Meer lag vor uns mit eben ſo weißem Schaum, als ſchwarzen Wellen! Schon ſpritzte das Waſſer bis in die Mitte des Schiffs, die armen Deckpaſſagiere mußten bis zum Schornſteine flüchten, immer näher rückten ſie dem Steuerruder. Keiner hinderte ſie jetzt, die Matroſen hatten andere Dinge in Acht zu nehmen; Segel wurden aufgezogen, aber eben ſo ſchnell ſanken ſie wieder, die Commandopfeife ertönte, es war ein Rufen, ein Lärmen, eine Seekrankheit und ein Jammer, der beſtändig zunahm. Noch hielt ich mich auf dem Verdecke, obgleich das Schiff zu wiederholten Malen, gleich einem Schlitten auf einer Rutſchbahn, die großen, langen Wellen hinabfuhr. Die griechiſchen Weiber fielen ſich um den Hals und heulten, die Kinder lagen wie halbtodt auf dem Verdeck, und die Wellen ſchlugen über das ganze Schiff, ſo daß jeder triefend naß wurde, dabei wurden wir von Möven umkreiſt; ſie ſahen aus, wie das beflügelte Stundenglas des unſichtbaren Todes; jede Planke im Schiffe krachte, wir fuhren wie von den Sternen in die Tieſe und wieder hinauf zu den Sternen.

---

*) In Athen hörte ich nur zwei franzöſiſche Dampfſchiffe als bequem für die Paſſagiere loben, und das waren gerade die, auf denen ich vorher geweſen war: Leonidas und Lykurg.

Endlich gelangte ich in meine Koje. Alles raſſelte, Alles krachte; ich hörte des Steuermanns Pfeife, das Commando der Offiziere, die Luken, welche geſchloſſen wurden, die Stangen, welche zerbrachen, die See, die über das Schiff ſchlug, ſo daß es anhielt, während jede Planke ächzte. Dicht neben mir rief Einer die Madonna und alle Heiligen an; ein Anderer fluchte. Ich glaubte ſicher, daß wir ſterben müßten, und als ich mir dies recht deutlich vorſtellte, fühlte ich mich ruhiger; mein Gedanke weilte bei allen meinen Lieben in Dänemark. „Wie viel iſt für mich geſchehen und wie wenig habe ich gethan!“ Dies war die Sorge, die mein Herz belaſtete. Ich dachte an meine Freunde. „Gott ſegne und erfreue ſie!“ war mein ſtilles Teſtament. „Laß mich in einer andern Welt wirken, was ich hier nicht vollführte! Alles, was man an mir ſchätzte, war Dein! Alles haſt Du mir gegeben! — Dein Wille geſchehe!“ und ich ſchloß die Augen. Der Sturm ſauſte über das Meer, das Schiff bebte, wie ein Sperling im Wirbelwinde; aber ich ſchlief, ſchlief ein aus körperlicher Ermüdung und auf die Fürbitte eines guten Engels.

Als ich erwachte, hörte ich zwar den Wellenſchlag gegen das Schiff, aber dieſes glitt ſo ruhig dahin, wie ein ſchaukelnder

Schwan; wir waren im Schutz, wir waren in Smyrna's Golf. Ich ſowohl, wie die griechiſchen Damen hatten gewiß erwartet, in einer andern Welt zu erwachen, und dies war ja auch der Fall. Ich ſtand auf dem Verdecke und vor mir lag eine andere Welt: Aſiens Küſte.

II.

Smyrna.

Die See in Smyrna's ausgedehnter, tiefer Bucht ſah grüngelb wie eine Quarantaineflagge aus. Aſiens Ufer erinnern hier an diejenigen Siciliens, aber ſie ſind weit üppiger; ſolche Fruchtbarkeit habe ich nie zuvor gekannt; die Sonne brannte aber glühend heiß! Ich ſah den Welttheil, deſſen Anblick auch Moſes vergönnt war, den Welttheil, wo Chriſtus geboren wurde, wo er lehrte und litt; ich ſah die Küſten, von denen Homers Geſänge über die Welt ertönten. Das Land des Oſtens, die Heimath der Märchen ſollte ich betreten.

Wir kamen an einer Schanze vorbei; die ganze Küſte zur Rechten war mit reichen Olivenhainen bedeckt. Mitten in dieſen lag ein großes Dorf mit rothbraunen Häuſern, blühenden Obſtbäumen und einem friſchen Raſen. Ein natürlicher Park mit Laubbäumen und hohen Cypreſſen ſchloß ſich den Olivenwäldern an. Gerade vor uns lag Smyrna.

Die meiſten Häuſer ſind braun, die Dächer roth und ſpitz, wie im Norden. Faſt vor jedem Hauſe waren Cypreſſen gepflanzt und dieſe ſtanden hoch, wie unſere Pappeln, in unzähliger Menge, ſo weit die Stadt ſich ausdehnte; weiße, ſchlanke Minarets, die erſten, welche ich ſah, überragten die hohen, dunkeln Cypreſſen. Im öſtlichen Theile der Stadt, gegen den Golf hinab, wo die fremden Conſuln wohnen, wehten auf hohen Stangen die Flaggen aller Nationen; hinter der Stadt erhebt ſich ein grüner Berg mit einem kleinen Cypreſſenwalde und zu oberſt die Ruine eines zerſtörten Forts.

Der Hafen war von Fahrzeugen angefüllt; mehrere Dampfſchiffe lagen hier, auch ein türkiſches, deſſen rothe Flagge mit dem Halbmonde flatterte; ein Boot mit verſchleierten Türkinnen ruderte dahin; dieſe weißen vermummten Geſtalten erinnerten mich an die römiſchen Leichenproceſſionen.

Wir gingen vor Anker; ich ließ mich ans Land ſetzen.

Alſo war es mir beſchieden, daß ich Aſiens Küſte betreten ſollte! Meine Seele war von großen Erinnerungen erfüllt, und das Erſte, was meinem Auge begegnete, war ein franzöſiſcher Theaterzettel. Hier war nämlich eine franzöſiſche Truppe; man ſpielte heute Abend: „La reine de seize ans“ und „Les premières amours.“ Die Königin Chriſtine von Schweden liebte es ſehr umher zu ſchwärmen; aber das hätte ſie ſich wohl nicht träumen laſſen, daß ſie ſich auf einem Theater in Aſien vor Türken und Griechen zeigen ſollte.

Ich ging in die nächſte Straße, eine Twiete würde man ſie bei uns nennen; eine Menge ſchmaler und dunkler Straßen liefen von dieſer aus; der Nachbar gegenüber konnte von ſeinem Fenſter aus bequem aus der Doſe des andern eine Priſe nehmen. Die Häuſer ſind aus Fachwerk oder blos aus Bretern gebaut, keins ſehr hoch. In der Hauptſtraße, wo ich ging, waren die meiſten Erdgeſchoſſe offene Boutiquen mit Waaren aller Art. Die Straße führte in Krümmungen durch die ganze Stadt und endigte in dem höher gelegenen Theile am Bazar.

Man ſagt, um der Peſt zu entgehen, müſſe man ſich hüten, mit Jemand in Berührung zu kommen, aber das iſt eine Unmöglichkeit, wenn man durch die Hauptſtraße Smyrna's will; dieſe iſt zu eng und das Gedränge zu groß. Ich begegnete ganzen Schaaren von Weibern, in lange Mouſſelinſchleier gehüllt, ſo daß nur die Naſenſpitze und die dunkeln Augen zu ſehen waren; dort kamen Armenier in langen blauen und ſchwarzen Talaren, mit großen ſchwarzen Hüten von der Form eines umgeſtülpten Topfes mit rundem Boden auf dem völlig kahlgeſchornen Kopfe, geputzte Griechen, ſchmutzige Juden, gravitätiſche Türken, die ihre Tabakspfeifen von einem Burſchen vor ſich her tragen ließen. Hoch auf dem Höcker eines Kameels war eine Art Kaleſche mit bunten Gardinen aufgehängt und hinter dieſen guckte ein verſchleierter weiblicher Kopf hervor. Ein barfüßiger Beduine, den Kopf in ſeinem weißen Burnuß faſt verborgen, ging mit raſchen Schritten, wie der vermummte Löwe der Wüſte durch das Gedränge. Ich begegnete einem halb nackten ſchwarzen Knaben, der mit einem Stocke zwei große Strauße vor ſich her trieb; ſie ſahen aus, wie abgenutzte Koffer auf Stelzen, denen ein blutiger Schwanenhals angeheftet iſt; es waren zwei häßliche Thiere, aber ſie machten Effect in dem Gemälde. Einzelnen Boutiquen entſtrömte ein Duft von Moſchus und Myrrhen; andere prangten mit Früchten, Pomonens Füllhorn kann nicht reicher ſein! Die Kleidungeſtücke aus drei Welttheilen gewährten den bunteſten Anblick. Alle Mundarten brauſeten hier durch einander: Arabiſch, Türkiſch, Griechiſch, Italieniſch, ja, wollte man ſie ſämmtlich aufzählen, es würde ein ganzes Regiſter werden.

Mitten im Gedränge deutete mein Begleiter auf einen fränkiſch gekleideten Herrn; „dort iſt der däniſche Conſul, Herr Jongh!“ ſagte er. Ich ſtellte mich ihm ſogleich als Däne vor, und bald wanderten wir Arm in Arm durch die lange Straße. Durch Zufall hatte ich mithin ſogleich denjenigen in Smyrna getroffen, an den ich als Däne mich am Beſten halten konnte. Herr Jongh mußte indeſſen noch in derſelben Stunde mit einem türkiſchen Dampfſchiffe, deſſen Schnelligkeit er lobte, nach Conſtantinopel reiſen; in Pera wollten wir uns wieder treffen.

In einem entlegenen Theile der Stadt, von wo der Landweg ins Innere des Landes zu führen ſchien, war ein türkiſcher Khan. Vor dieſem lagen große Polſter und Binſenmatten, auf welchen ſich eine Menge Türken in bunten

Kaftanen und Turbanen ausſtreckten, ihre Pfeife rauchend. Große Wagen, Stuhlwagen gleichend, wurden von weißen Ochſen gezogen, die mit Metallplatten, rothen Schnüren und Quaſten behängt waren. Ein Wagen war ganz mit verſchleierten Weibern angefüllt, die in einem Haufen auf dem Boden des Wagens ſaßen, den ein dicker, alter Türke fuhr. Sie waren gewiß ſchön! Ja, hinter manchem Gitter in jeder Straße ſaß gewiß eine kleine Verſammlung von Houris, aber ſie waren, wie der türkiſche Dichter ſingt: „verborgen, wie die Rubinen im Juwelenſchrein, wie das Roſenöl in der Flaſche, wie der Papagei im Bauer!“ Selbſt die Negerin verbarg, daß „die Nacht ſich über ihren Körper ergoſſen,“ und daß „das Haar eine Finſterniß ſei, ruhend auf einer Finſterniß!“

III.

Eine Roſe vom Grabe Homer's.

In allen Geſängen des Orients ertönt die Liebe der Nachtigall zur Roſe; in den ſchweigenden, ſternenhellen Nächten bringt der geflügelte Sänger ſeiner duftenden Blume eine Serenade.

Nicht weit von Smyrna unter den hohen Platanen, wo der Kaufmann ſeine beladenen Kamele treibt, die ſtolz ihren langen Hals erheben und plump auf einen Boden treten, der heilig iſt, ſah ich eine blühende Roſenhecke; wilde Tauben flogen zwiſchen den Zweigen der hohen Bäume und ihre Flügel ſchimmerten, indem ein Sonnenſtrahl über ſie hin glitt, als wären ſie von Perlenmutter.

Auf der Roſenhecke war eine Blume unter allen die ſchönſte, und dieſer ſang die Nachtigall ihren Liebesſchmerz, aber die Roſe ſchwieg, kein Thautropfen lag, wie eine Thräne des Mitleids, auf ihren Blättern, ſie beugte ſich mit dem Zweige hinab über einige große Steine.

„Hier ruht der Erde größter Sänger!“ ſagte die Roſe, „aber ſeinem Grabe will ich duften, auf dieſes meine Blätter ſtreuen, wenn der Sturm ſie abreißt! Iliums Sänger wurde Erde in dieſer Erde, der ich entſprieße! — Ich, eine Roſe vom Grabe Homer's, bin zu heilig, um für eine arme Nachtigall zu blühen!“

Und die Nachtigall ſang ſich zu Tode!

Der Kameeltreiber kam mit ſeinen beladenen Kameelen und ſchwarzen Sklaven; ſein kleiner Knabe fand den todten Vogel und beerdigte den kleinen Sänger in dem Grabe des großen Homer; und die Roſe bebte im Winde. Der Abend kam, dichter zuſammen faltete die Roſe ihre Blätter und träumte: — „es war ein ſchöner, ſonnenheller Tag; eine Schaar fremder, fränkiſcher Männer nahte, ſie hatten eine Pilgerreiſe nach Homer's Grabe gemacht. Unter den Fremden war ein Sänger aus Norden, aus der Heimath der Nebel und des Nordlichts; er brach die Roſe ab, preßte ſie feſt in ein Buch und führte ſie ſo mit ſich in einen andern Welttheil, in ſein fernes Vaterland. Die Roſe welkte aus Kummer und lag in dem engen Buch, das er in ſeiner Heimath öffnete und ſagte: „‚hier iſt eine Roſe von Homer's Grabe!‘“

Das träumte die Blume, und ſie erwachte und zitterte im Winde; ein Thautropfen fiel von ihren Blättern auf des Grab des Sängers. Die Sonne ging auf und ſchöner als zuvor glühte die Roſe; der Tag wurde heiß, ſie war in ihrem warmen Aſien. Da wurden Fußtritte hörbar, fremde Franken kamen, wie die Roſe ſie im Traum geſehen, und unter den Fremden war ein Dichter aus dem Norden, er brach die Roſe ab, drückte einen Kuß auf ihren friſchen Mund und führte ſie mit ſich zur Heimath der Nebel und des Nordlichts.

Als eine Mumie ruht nun die Blumenleiche in ſeiner Iliade, und wie im Traum hört ſie ihn das Buch öffnen und ſprechen: „Hier iſt eine Roſe von Homer's Grabe!“

IV.

Ein kleiner Vogel hat davon geſungen.

Wir ſegelten wieder aus Smyrna's Hafen, an dem duftenden, grünen Wald, den ewigen Erinnerungen vorbei. Neue Paſſagiere waren an Bord gekommen. Wer iſt der arme Grieche, der hinten hinaus auf den roſtigen, eiſernen Ketten des Ankers ſitzt? Er iſt jung und hübſch, aber ſehr ärmlich gekleidet; er kommt nicht von fern her, ſeine ſchlechte Lehmhütte ſteht, wo einſt der berühmteſte Tempel prangte, der Tempel, welcher von Gold und Elfenbein ſtrahlte; er iſt ein Hirte von Epheſus. Kennt er die großen Erinnerungen, die ſich an ſeine Heimath knüpfen, an den Fleck, wo er zwiſchen Steinen ſein ſchwarzes Brod in der heißen Aſche bäckt? Sein Vater hat ihm ein Märchen erzählt, die Marmortrümmer im Graſe haben deſſen Wahrheit bezeugt und ein kleiner Vogel davon geſungen.

Unter dem Berge zwiſchen grünen Hügeln liegt Neu-Phocäa; begrüßt doch unſer Schiff, ihr grünen Zweige, es kommt von Frankreich, von Marſeille, der Stadt, die von Phocäa's Kindern gegründet wurde. Ihr ſeid zu jung, ihr grünen Zweige, dergleichen zu wiſſen, dennoch wißt ihr es! ein kleiner Vogel hat davon geſungen.

Du ſtürmiſches Meer, warum wogſt du ſo? Der Himmel iſt wolkenfrei, die Sonne geht roth und groß unter. Aſiens dreifache Bergreihe athmet Größe und Ruhe! Ruhe auch du, ſtürmiſches Meer, und träume von alten Erinnerungen! Der Neumond am Himmel ſcheint ein dünnes Boot von Gold zu ſein, das eine Glaskugel trägt, er hängt an einem unſichtbaren Bande an dem funkelnden Abendſtern, deſſen Strahlen hinabdeuten auf Mitylene. Welcher Abend! Doch ſchon im Norden dachte ich an einen ſolchen, ein kleiner Vogel hat davon geſungen!

Es iſt Nacht, die Wellen ſchlagen gegen das Schiff, das ungeſtört ſeine Fahrt fortſetzt; nun ſind wir im Schutz, aber wo? Wer kann ſchlafen unter den berühmten Küſten der Erinnerung! Wir ſtehen auf dem Verdeck, die Sterne der Nacht beleuchten Tenedos und Aſiens Küſte! Hoch auf dieſer hebt ſich, als wäre es ein Spielzeug, eine Reihe von Windmühlen, die Flügel drehen ſich, eine Ebene eröffnet ſich uns vom Meere bis zu den Bergen. Der Steuermann deutet auf einen dunkeln Punkt, einen Rieſenhügel auf der Ebene, und ſpricht: „Achilles.“ Du ausgedehnte, einſame Haide mit ärmlichen Hütten und einem ſtrauchbewachſenen Grabe, kennſt du deine Berühmtheit? Nein, du biſt zu alt! Deine großen Erinnerungen haſt du vergeſſen: Hector und Achilles, Ulyſſes und Agamemnon! Die Ida-Ebene, die Troja trug! Du kennſt dich ſelbſt nicht mehr; der Fremde frägt dich nach deinen Erinnerungen und du antworteſt: „ich glaube es!“ Die Sterne wiſſen, wo Ilium ſtand, wo Athene den Helden beſchützte! Ich erinnere mich deſſen nicht, aber ich habe es gehört — „ein kleiner Vogel hat davon geſungen!“

V.

Die Dardanellen und das Marmormeer.

In der Morgenſtunde ſegelten wir in die Dardanellen, den Helleſpont der Alten. Auf europäiſcher Seite lag eine Stadt, die nur einen Gott geweihten Tempel, aber deſto mehr Tempel für den Magen zu haben ſchien, denn es ſtanden hier nur ein Minaret, aber fünf Windmühlen; gegen die Stadt hinauf lag eine ſtattliche Feſtung, eine ähnliche auf aſiatiſcher Seite; der Abſtand zwiſchen beiden ſchien nur zwiſchen einer halben und ganzen Seemeile zu betragen. Beide Küſten zeigten abſchüſſige Ufer mit Kiesſand und flachen, grünen Feldern. Auf europäiſcher Seite lagen in einigem Abſtand von einander jämmerliche, ſteinerne Hütten, wo Fenſter und Thüren nur Löcher in der Mauer waren; hie und da wuchs ein Pinienſtrauch, und auf dem einſamen Pfade längs dem Strande wanderten einige Türken. Auf aſiatiſcher Seite ſah es freundlicher und ſommerlicher aus; hier erſtreckten ſich grüne Felder mit laubreichen Bäumen.

Vor uns lag in Aſien Abydos, in Europa Seſtos, zwiſchen welchen Leander über den reißenden Strom ſchwamm, der ihn von Hero trennte. Im Sturm verloſch die brennende Lampe, welche die Liebe hielt, im Sturme wurde ein brennendes Herz kalt, wie Eis. Byron machte als Kunſtſtück dieſelbe Schwimmfahrt*).

Der Abſtand hier zwiſchen den Ufern der beiden Welttheile kommt mir nicht groß vor, ich unterſchied wenigſtens mit bloßen Augen jeden einzelnen Strauch und jeden Menſchen, aber die Durchſichtigkeit der Luſt trug viel dazu bei; beide kleine Städte haben braune Dächer, hohe, ſchlanke Minarets und vor jedem Hauſe einen grünen, blühenden Garten.

Der Strom war unſerm Dampfſchiffe entgegen, aber mit ungefähr 200 Pferdekraft kommt man ſchon in der Welt durch.

Wir ſteuerten hinüber gegen Aſiens Küſte, zu der großen Stadt der Dardanellen, auf deren Feſtung eine Kanone dicht neben der andern lag, ohne uns zu begrüßen. Europäiſch gekleidete Soldaten, doch mit dem rothen, hohen Feß, guckten durch die Schießſcharten. Um unſer Dampfſchiff kreuzten Böte mit Türken und Türkinnen. Alle Schiffe ringsum führten die Flagge mit dem Halbmonde, ſelbſt das an uns vorbeifahrende Dampfſchiff war türkiſch. Das Verdeck deſſelben war von Muſelmännern und ihren verſchleierten Weibern angefüllt, das Großſegel aufgezogen, Wind und Strom waren ihnen günſtig, der Rauch wirbelte dick und ſchwarz aus dem Schornſtein, und das Schiff mit ſeinen bunten Paſſagieren ſchoß in eilender Fahrt zwiſchen den grünen Küſten dahin. Ein Theil unſerer Geſellſchaft verließ uns hier, aber neue Gäſte kamen ſtatt ihrer, über hundert, lauter Türken mit dem Feß oder Turban, bewaffnet mit Piſtolen und Gewehren. Ein Offizier, vielleicht einige zwanzig Jahre alt, hatte ſein ganzes Serail mit; die Frauen und ihre Bedienung nahmen, als ſie ankamen, ein ganzes Boot ein. Ich ſtellte mich an die Treppe, wo ſie zu uns herauf ſtiegen; drei Frauen, drei ſchwarze Sklavinnen, zwei Kinder und ein Aufwärter machten die ganze Familie aus. Die Frauen zogen ſogleich den Schleier vor das Geſicht, ſelbſt die ſchwarzen Sklavinnen verbargen ihre nächtlichdunkle Schönheit. Ihr Aufwärter, wie der Herr ſelbſt in militäriſchen Rock gekleidet, das Feß auf dem Kopfe und Pantoffeln über den Stiefeln, breitete an Bord bunte Polſter aus; auf dieſe lagerten ſich die Frauenzimmer mit dem Rücken gegen uns und das Geſicht gegen das Geländer gerichtet. Alle trugen gelbe Saffianſtiefeln und über dieſe rothe Pantoffeln, weite, ſeidene Beinkleider, einen kurzen, farbigen Rock, eine kegelförmige Haube mit ſchwarzer Verbrämung und einen großen, weißen Mouſſelinſchleier, der Bruſt, Hals, Kinn und Mund bedeckte und über den Kopf bis zu den Augenbrauen herabhing. Naſe und Augen waren ſolchergeſtalt frei; die langen dunklen Augenwimpern hoben den Glanz der ſchwarzen Augen, das Weiße derſelben war bläulich. Der Mouſſelin ſchmiegte ſich ſo feſt an und war ſo durchſichtig, daß man die Geſichtsformen deutlich erkannte; nur wenn ſie alt und häßlich werden, wie ich ſpäter in Conſtantinopel erfuhr, iſt der Schleier von dichterem Stoff; man ſieht Form, Farbe, die rothen Lippen und glänzend weißen Zähne, wenn ſie lachen; die jüngſte der Frauen war ſehr hübſch.

---

*) Der Abſtand zwiſchen den Dardanellenſchlöſſern wird auf 750 Klafter angegeben.

Ehe wir abſegelten, mußten alle Türken, die wir am Bord hatten, ihre Piſtolen und Gewehre abſchießen; es knallte luſtig und das Echo von Abydos und Seſtos gab es wieder. Alle Waffen wurden auf einen Haufen in die Mitte des Schiffs gelegt, welches in wenigen Minuten vom Bugſpriet bis zum Steuerruder, über das ganze Verdeck mit bunten Polſtern und Teppichen belegt war, auf welchen ſich die vielen aſiatiſchen Gäſte lagerten. Einige rauchten Tabak, Andere tranken Kaffee und wieder Andere öffneten den Schaft ihres Dolches, in welchem Tintenfaß und Schreibfeder waren; ſie ſetzten nun lange, türkiſche Notizen auf, aber ob dieſe in Verſen oder Proſa waren, werde ich nicht verrathen.

Dicht am Schornſtein lagen noch vier Säcke mit Kohlen; auf einem von dieſen ſaß ein junger, luſtiger Türke, in einem dunkelblauen, pelzverbrämten Ueberwurf und mit einem prächtigen Shawlturban. Er improviſirte Verſe und erzählte Geſchichten, umlagert von einer ganzen Schaar, welche lachte und ihm Beifall zurief. Hier war eine Luſtigkeit, ganz verſchieden von der Vorſtellung, die ich mir von den gravitätiſchen Türken gemacht. — Der Capitain und einige Franken ſtanden auf dem Räderkaſten und beſchauten die Küſte. Ein Kirchhof mit weißen Monumenten lag auf europäiſcher Seite, man konnte glauben, es ſei eine große Bleiche. Auf aſiatiſcher Seite war lieblicher Lenz. Ich ſetzte mich zu den Türken, die dem Improviſator lauſchten, und dieſe zeigten mir, wie viel bequemer ihre Kleidung, als die meinige ſei, um ſich nieder zu legen; die Beinkleider umſchloſſen die Knöchel feſt, aber gegen das Knie hinauf waren ſie ſehr weit, eben ſo bequem ſaßen ihre Wämſer. Ich ſchenkte dem jungen, erzählenden Türken einige Früchte, er dankte mit einem frohen, freundlichen Geſicht; ſeine Augenwimpern waren dunkel und lang, aber die Augen hellblau; es lag ein gutmüthiger und doch ſchelmiſcher Ausdruck darin. Er ergriff ſein Schreibzeug, riß aus einer Brieftaſche ein Stück Papier und ſchrieb, indem er mir oft zunickte und lächelte; er überreichte mir darauf das Blatt mit einem türkiſchen Vers. Ich zeigte dieſen einem Franken, der Türkiſch verſtand, und er überſetzte ihn mir. Dort ſtand „der Name des jungen Türken; er reiſte nach der Wallachei, um prächtige Pferde zu kaufen, aber vorher wollte er Stambul ſehen! Er machte die Reiſe mit dem ausgezeichneten Dampfſchiff Rhamſes und auf dieſem hatte er mich getroffen, der ſo weit her kam, als drei Mal nach Mecca.“

Ich dankte ihm für den Vers und er bat mich, ihm einige Worte in meiner Sprache zu ſchreiben. Ich ſchrieb ihm einen kleinen däniſchen Vers und dieſer wurde von ihm und ſeinen Kameraden nach allen Seiten gedreht, ſo wie ich ſein türkiſches Gedicht nach oben und unten wendete.

Später ſtellte ich mich an den Schiffsrand, wo die türkiſchen Weiber ſaßen, ich wollte die Küſte ſehen, aber ich ſah auch die Frauenzimmer; ſie aßen und hatten deshalb den Schleier vom Munde entfernt; ſie betrachteten auch mich. Die Jüngſte und Hübſcheſte ſchien ein heiteres Gemüth zu beſitzen, ſie machte ſicher über mich ihre Bemerkungen und flüſterte dieſe einer älteren zu, die den größten Ernſt beobachtete und nur mit einem Kopfnicken antwortete. Während dieſes gegenſeitigen Betrachtens kam ein junger Türke und ließ ſich mit mir in ein Geſpräch auf Franzöſiſch ein; im Verlauf deſſelben ſagte er in halbſcherzendem Tone, daß es gegen die Sitte des Landes ſei, die Damen ohne Schleier zu ſehen; ſchien es mir doch auch, daß der Ehemann mich mit ernſten Blicken betrachtete! Seine älteſte, kleine Tochter bediente ihn mit Pfeiſe und Kaffee, die kleinere lief zwiſchen ihm und den Frauen hin und her. Will man ſich bei den Eltern in Gunſt ſetzen, muß man ſich mit ihren Kindern abgeben, das iſt eine Klugheitsregel. Ich wollte das kleinſte der Mädchen ergreifen, ihr Obſt geben und mit ihr ſcherzen, aber ſie war wie ein wildes Reh, flog ſogleich zu einem der ſchwarzen Mädchen, klammerte ſich an dieſes und verbarg ſich bis an das Geſicht unter dem langen Schleier; dort lachte das kleine, muntere Kind und ſtreckte den Mund wie zu einem Kuſſe hervor, ſchrie dann laut und ſtürzte darauf zum Vater. Die ältere Schweſter, ungefähr ſechs Jahre alt und beſonders hübſch, war zahmer, eine niedliche, kleine, unverſchleierte Türkin, mit rothen Saffianpantoffeln über ihre gelben Stiefeln, hellblauen, ſeidenen Beinkleidern, die in weiten Falten die Beine umſchloſſen, einer rothgeblümten kurzen Tunica und einem ſchwarzen Sammetkleide darüber, welches bis unter die Hüften herab reichte; ihr Haar hing in zwei langen Flechten über die Schultern, Goldmünzen glänzten darin, und auf dem Kopfe ſaß eine kleine Haube von Goldſtoff. Sie forderte ihre kleine Schweſter auf, die

Früchte anzunehmen, welche ich ihr bot, aber dieſe wollte nicht; ich ließ den Diener Eingemachtes bringen und bald waren das ältere Mädchen und ich die beſten Freunde. Sie zeigte mir ihr Spielzeug, ein thönernes Trinkgefäß, das wie ein Pferd geformt war, hinter jedem Ohr ſaß ein kleiner Vogel; hätte ich Türkiſch ſprechen können, ſo würde ich ſogleich ein Märchen davon gedichtet und es ihr erzählt haben. Ich ſetzte ſie auf meinen Schooß, ſie legte ihre kleinen Hände an meine Wangen und ſah mir vertraulich und zärtlich in die Augen, daß ich zu ihr ſprechen mußte. Ich ſprach Däniſch, und ſie lachte, daß ihr das Herz im Leibe hüpfte, nie hatte ſie eine ſo ſonderbare Sprache gehört, ſie glaubte gewiß, es ſei türkiſches Kauderwelſch, welches ich ihretwegen zuſammenſetze. Ihre feinen, kleinen Nägel waren, wie die der andern Frauen, ganz ſchwarz bemalt, ein ſchwarzer Strich ging mitten durch das Innere der Hand. — Ich deutete auf dieſen und ſie nahm eine ihrer langen Haarflechten, legte ſie in meine Hand, um in dieſer einen ähnlichen Strich zu bilden, und winkte darauf der jüngern Schweſter, welche mitſprach, aber immer in gehöriger Entfernung. Der Vater rief, und indem er mich mit dem freundlichſten Geſicht mit ſeinem Feß auf fränkiſche Weiſe grüßte, ſagte er der Kleinen einige Worte ins Ohr; ſie nickte klug, nahm eine Taſſe Kaffee aus der Hand des Dieners und brachte mir dieſe. Eine große türkiſche Pfeife wurde mir präſentirt, aber da ich keinen Tabak rauche, nahm ich nur den Kaffee und legte mich auf das Polſter neben den freundlichen Mann, deſſen kleiner Tochter Herz ich ſchon gewonnen hatte. Das hübſche Kind hieß

Zuleika, und ich kann mit Wahrheit ſagen, daß, indem ich von den Dardanellen ins Marmormeer ſegelte, ich einen Kuß von der Tochter Aſiens erhielt.

Zur Linken lag die Stadt Gallipoli; ſie hatte ein ſonderbar düſteres Ausſehen, ganz den Charakter einer Stadt des nördlichen Schwedens, wenn ich die weißen, hohen Minarets ausnehme. Alle Häuſer — vor jedem derſelben war ein kleiner Garten — hatten ſpitze, rothe Dächer, ganz wie im Norden, und alle ſahen finſter und altmodiſch aus, mit rothbemalten, hölzernen Altanen und Erkern; die ganze Stadt hatte etwas Düſteres und Verfallenes. Mehrere Gebäude hingen über die See hinaus, wo ſtarke Wellen wogten. Es wehte ſchneidend kalt, nirgends auf der ganzen Reiſe im Süden brachte das Meer einen ſo eiſigen Wind, als hier, ich glaubte den Marmor zu fühlen. Auf aſiatiſcher und auf europäiſcher Seite war ein Leuchtthurm erbaut; niedrige, aber wilde und nackte Felſen erſtreckten ſich gegen Gallipoli, darauf kamen flache, grüne Felder; auf Aſiens Küſte erhoben ſich mehrere Reihen Berge hinter einander. Strom und Wind waren uns entgegen, das Marmormeer ſah dunkel und ſchäumend aus, die Wellen ſchlugen gegen den Vordertheil des Schiffes und beſpritzten die Türken, die dort Platz genommen hatten. Einer von dieſen wurde durch eine mächtige Welle begoſſen, er ſchüttelte nun ſeinen rothen Mantel aus und nahm ſeine drei Kopfbedeckungen ab, von denen die äußerſte mit Waſſer angefüllt war. Allen Türken wird bekanntlich ihr Haar abgeſchoren, bis auf einen langen Zopf, an welchem der

Engel des Lebens ſie am jüngſten Gericht aus dem Grabe herausziehen wird. Dieſer trug zuerſt eine weiße Nachtmütze, darüber wieder ein kleines, rothes Feß und wieder über dieſem ein größeres mit ſeidener Quaſte.

Ich fühlte mich ſeeſtark, aber der Wind war unerträglich kalt, wie im Norden. Bald erblickten wir die Küſtenländer nicht mehr, weder von Europa noch von Aſien; raſch ſteuerten wir gerade auf die Marmorinſel zu, die ſich maleriſch und großartig inmitten dieſes unruhigen Meeres erhebt. Nach dem Mittagseſſen waren wir unter ihren Küſten; hier war der Seegang geringer; die Sonne, im Untergehen begriffen, beleuchtete die ſchöne Inſel mit ihren grünen Bäumen und ſchimmernd weißen Marmorfelſen. Ich dachte an „Tauſend und eine Nacht," und obgleich es kalt war, fühlte ich mich hier nach der Scene jener wunderbaren Märchen verſetzt; ich glaube, es würde mich nicht ſehr gewundert haben, wenn das kleine Pferd aus Thon mit den Vögeln hinter den Ohren Leben bekommen und ſich in ein großes Pferd verwandelt hätte, das mich und die kleine Zuleika hätte tragen können und mit uns zur Marmorinſel hinübergeflogen wäre, wo ſie, wenn wir die Erde zwiſchen den Myrthen berührten, eine erwachſene Jungfrau geworden wäre, lieblich, wie ſie es als Kind war, und glühend, wie die Sonne, die ihre Strahlen in ihre ſchwarzen Augen gelegt hatte; aber das Thonpferd wurde nicht belebt und es geſchah kein Flug. Die See wogte immer ſtärker; ich mußte mich in meine Koje legen, obgleich es erſt halb acht Uhr Abends war. Das kalte Marmormeer preßte das

Schiff, daß es in ſeinen Rippen krachte, es war, als ob die Planken auseinander gehen würden. Die Zeit ſchlich mit Schneckengang; jedesmal wenn ich auf die Uhr blickte, war der Zeiger kaum eine halbe Stunde fortgerückt; o das wird eine lange Nacht werden! — Und da ſchlief ich, während das Schiff hintanzte über den Schaum des *mare di marmora*! —

VI.

Ankunſt in Conſtantinopel und Pera.

Während der ganzen Nacht war es ein ſtürmiſches Regenwetter geweſen; in der Morgenſtunde kämpfte der Sonnenſchein gegen Wolken und Nebel, hinter uns wälzte das Marmormeer ſeine dunkelgrünen, ſchäumenden Wogen, aber vor uns ſahen wir, gleich einem von der Phantaſie erbauten Venedig, das ungeheure Conſtantinopel, das Stambul der Türken. Schwarze Cypreſſen und lichtgrüne Laubbäume ſchauen arabeskenartig zwiſchen dieſem Steinmeere dunkelrother Gebäude hervor, wo die Kuppeln der Moſcheen mit goldnen Kugeln und Halbmonden wie Archen Noäh ruhen und die hohen, ſäulenähnlichen Minarets mit ihren ſpitzen Thürmen hundertweiſe gegen die graubewölkte Luft emporſtreben.

Der Bosporus war nicht zu ſehen, Aſiens gebirgige Küſte verſchmolz mit der Europa's. Das Sonnenlicht ſiel wie ein ſtrahlendes Sturzbad auf eine Partie des großen Cypreſſenhains, den aſiatiſchen Kirchhof der Türken, von welchem man ſagt, ſeine Oberfläche ſei ſo groß, daß er Conſtantinopel mit Getreide verſehen könnte, und ſeiner Leichenſteine ſeien ſo viele, daß mit dieſen neue Mauern um die Stadt aufgeführt werden könnten *).

Wir ſegelten gerade hin unter den alten Mauern, die gänzlich mit dem erſten Gebäude verſchmolzen, welches wir hier erblickten: d[illegible] Feſtung die ſieben Thürme, türkiſch Jedi Kulelev genannt. Manches Erdbeben hat dieſes Gebäude erſchüttert, aber keines es überwältigt. Ein Laubwerk von Ephen und wilden Pflanzen hing um die Mauer herab. Trübe und düſter lag dieſe bewohnte Ruine, das Schaffot der Kriegsgefangenen, in deren Hofe der Blutbrunnen die Häupter der hier hingerichteten Staatsverbrecher verſchlingt.

Von den „ſieben Thürmen,“ an dem Garten des Serails vorbei, welches die Spitze des goldnen Hornes **) bildet, erſtreckt ſich längs dem Meere unter den Mauern der Stadt ein Weg; kleine Häuſer und hängende Gärten befinden ſich auf dieſem, türkiſche Knaben lieſen oben ſchreiend und ſpielend umher.

---

*) Das Vorgebirge hier bei Skutari iſt der Ort, wo nach der Mythe Io landete, als ſie, in eine Kuh verwandelt, vor Juno flüchtete.

**) Conſtantinopel iſt völlig in der Form eines Füllhorns erbaut und hat daher den Namen: „das goldne Horn.“

Unter dem Garten des Serails wurde der Weg ſchmaler, aber die Mauer höher und ganz weiß, mit ſchwebenden, kleinen Häuſern, deren vergitterte Fenſter von Gold und Silber glänzten; der ganze Garten und die Mauern lagen ſo feenhaft, ſo träumend da. Das alte Serail iſt ein dunkelrothes, recht anſehnliches Gebäude, aber etwas plump gegen die übrige Umgebung *); das neue Serail ſieht freundlich und einladend aus, ringsum prangen prächtige Kioske, wo koſtbare Marmorſäulen die zierlichen, vorſpringenden Dächer tragen.

Wir fuhren um das goldne Horn herum, am Leanderthurme **) vorbei, und lagen nun im Hafen, der ſich tief hinein bis zu den ſüßen Waſſern ***) erſtreckt. Zur Linken begrüßte uns Conſtantinopel, zur Rechten Galata und das höher gelegene Pera, deſſen runder Thurm hoch in die Luft ragt, wo die Wolken ziehen. Große Fahrzeuge bildeten einen Maſtenwald in dem breiten Golf. Ein Gewimmel von Böten, die meiſten lang und ſchmal, wie die Kanoes der Wilden, flog pfeilſchnell vorbei. Ruderknechte und Paſſagiere lagen am Boden. Es war ein Schreien, Rufen, Sauſen und Summen, gegen welches der Lärm in Neapels Hafen mir faſt wie eine Leichenfeier vorkam. Alte gelbbraune Türken, mit großen, bunten Turbanen und nackten Armen, ſchrieen einander in den Mund, ſchwangen die Ruder und luden uns ein, in ihr Boot zu ſteigen. Ich ließ mein Gepäck hineinwerfen, ſtieg ſelbſt nach, und nun ging es mit kräftigen Ruderſchlägen nach der Küſte, die mit Böten und kleinen Fahrzeugen beſetzt war; über dieſe ging der Weg ans Land. Wir ſtanden auf der Schiffbrücke. Ich bot dem Ruderer eine Silbermünze, deren Werth ich ſelbſt noch nicht recht kannte; er ſchüttelte den Kopf, zog aus ſeiner Taſche eine ganz kleine Münze hervor und zeigte mir dieſe, indem er verſicherte, daß ihm keine höhere Bezahlung zukomme. So ehrlich ſind die Türken; während meines hieſigen Aufenthalts erhielt ich täglich Beweiſe davon. Die Türken ſind das gutmüthigſte, ehrlichſte Volk von der Welt.

---

*) Auf dem Platze, wo Byzas die dem Neptun und der Aphrodite geweihten Tempel aufführte, ließ Conſtantin der Mutter Gottes und der heiligen Barbara Kirchen erbauen. Wo jene Tempel und Kirchen ſtanden, iſt jetzt das Serail; eine den Chriſten heilige Quelle ſprudelt aus dem Garten durch die Mauer.

**) Die Türken nennen ihn den „Mädchenthurm“ und verbinden damit die Geſchichte einer griechiſchen Prinzeſſin, die von ihrem Vater hier gefangen gehalten, aber von dem arabiſchen Helden Heschan befreit wurde. In jetziger Zeit wird er als Leuchtthurm benutzt.

***) So nennen die Franken das reizende Thal, welches die nördliche Seite des Hafens begrenzt und für die Bewohner Conſtantinopels und der Vorſtädte ein Vergnügungsort iſt.

Ein rothbrauner, muskelkräftiger Araber erbot ſich, meine Sachen zu tragen; ſchnell ſchlang er eine Schnur um den Koffer, den Nachtſack und das Hutfutteral, warf die Laſt auf ſeine Schultern und wanderte fort, indem er beſtändig nickte, wenn ich das Hôtel nannte, wo ich wohnen wollte.

Wir kamen in gekrümmte Straßen, wo jedes Haus eine Boutique mit Gemüſen, Brod, Fleiſch oder Kleidern war; uns begegneten Leute von den Nationen aller Welttheile. Der Weg führte durch Galata's enges Thor nach

Pera. Keiner fragte nach einem Paſſe*). Die Straße führte ſteil bergauf, war eben ſo ſchmal und hatte eben ſo ſchlechtes Pflaſter, als die in Galata. Wir kamen an einer Wache vorbei, einige junge gelbbraune Burſchen in engen blauen Beinkleidern und Wämſern, mit weißem Bandelier und rothem Feß, lagen faſt auf dem Bauche längs der Straße und ſprachen ihr Gebet; ein Stundenglas ſtand an ihrer Seite.

Unter Pera's Thurme, in den Gräben, lagen enthäutete, blutige Pferde; wir kamen an türkiſchen Kaffeehäuſern vorbei, das Springwaſſer plätſcherte in der offenen Stube. Das Kloſter der drehenden Derwiſche, mit goldnen Inſchriften aus dem Koran in der Mauer über dem Thore angebracht, lag auf unſerm Wege durch die Hauptſtraße, welche ſehr ſchmal iſt; die Häuſer haben zwei oder drei Stockwerke und an allen findet man Erker. Die Nebenſtraßen ſind noch enger, die Gebäude ſcheinen ſich oben zu berühren, im Regen bedarf man hier kaum eines Schirms.

Welches Gewühl! und mitten darin tanzte ein bulgariſcher Bauer mit rother Mütze auf dem Kopfe, jämmerlichen Sandalen an den Füßen und übrigens in einem Schafpelze, er tanzte wie ein Bär, der auf den Hinterfüßen ſpringt, ein anderer Bulgar blies den Dudelſack dazu. Laſtträger ſchleppten große Marmorblöcke, die an Stangen hingen, ſechs bis acht braune muskelkräftige Kerle hatten angefaßt, ſie ſchrieen fortwährend ihr „aus dem Wege!“ Armeniſche Prieſter mit flatterndem Trauerflor an den Hüten begegneten uns; nun ertönte ein ſummender Geſang, ein junges griechiſches Mädchen wurde begraben, ſie lag in ihrer gewöhnlichen Kleidung und mit unbedecktem Geſicht in dem offenen Sarge, welcher mit Blumen geſchmückt war, drei griechiſche Prieſter und zwei kleine Knaben mit brennenden Lichtern ſchritten voraus.

---

*) Daſſelbe war bei meiner Ankunft in Griechenland der Fall. Dagegen wurde bei meiner Abreiſe im Piräeus mein und jedes Paſſagiers Koffer unterſucht, ob wir keine Statuen oder Säulen wegführten.

Welches Gedränge! Welches Getümmel! Bunte Wagen, die wie kleine aus Kartenpapier verfertigte Häuſer ausſahen, vorn und hinten vergoldet und mit langen, flatternden Gardinen, durch welche verſchleierte Weiber guckten, rumpelten über das unebene Steinpflaſter. Pferde und Eſel, mit Balken und Planken beladen, welche hinter ihnen auf der Straße ſchleiſten, bahnten ſich einen Weg durch das Gedränge.

Endlich waren wir bei dem Hôtel de France, bei Herrn Blondel, und gleich innerhalb der Thüre deutete Alles auf europäiſche Einrichtung nnd Bequemlichkeit. Franzöſiſche und italieniſche Aufwärter ſprangen die Treppe auf und ab. Gemüthliche Zimmer öffneten ſich und an der Table d'hôte aß man, wie in jedem guten Hôtel in Europa's großen Städten. Es war eine ſehr bunte Geſellſchaft. Die meiſten Franzoſen, welche von Reiſen in Kleinaſien zurückkehrten, hatten ihre aſiatiſche Tracht beibehalten, in der ſie dort am ſicherſten waren *), einige preußiſche Offiziere aber, ange-

---

*) So traf ich hier den Franzoſen Achille Laurent.

ſtellt in der Armee des Sultans, trugen türkiſche Uniformen und das hohe Feß. Der Lärm von der Straße ſchallte zu uns herauf. Die Sackpfeifen der Bulgaren ertönten, ein näſelnder Geſang der armen unverſchleierten Weiber von den Bergen überſchrie wieder dieſe Töne, und dazu brauſete die lärmende Janitſcharenmuſik der türkiſchen Soldaten, die vom Manöver zurückkamen; ich kannte dieſe Melodie, es war — die Galopade aus Auber's Oper: „der Maskenball."

VII.

Die Bazars *).

Der Fremde muß in Conſtantinopel vor allen Dingen die Bazars beſuchen, denn das heißt mit einem Male in die ungeheure Stadt eintreten. Man wird durch den Anblick, die Pracht und das Getümmel überwältigt; es iſt ein Bienenſtock, in den man tritt, aber jede Biene iſt ein Perſer, ein Armenier, ein Aegypter, ein Grieche. Orient und Occident halten hier großen Markt. Ein ſolches Gedränge, eine ſolche Verſchiedenheit der Trachten, ſolche Menge von Handelsartikeln bietet keine andere Stadt dar.

---

*) Beſeſtan, das heißt „bedeckter Markt," werden hier die Bazars genannt. Es giebt hier eigentlich drei; die Nebenſtraßen können als Vorhallen betrachtet werden.

Wenn man von Pera in einem Boote über den Golf nach Conſtantinopel gefahren iſt, führt die Straße zu den Bazars beſtändig aufwärts, eng, krumm und winklig. Das Erdgeſchoß der Häuſer an jeder Seite gleicht den hölzernen Buden unſerer Märkte; man ſieht gerade in die Werkſtätten der Schuhmacher und Schreiner hinein. Man glaubt mitten durch Küchen und Bäckereien zu gehen, ſo kocht, bäckt, dampft und duftet es auf dem Heerde und in den Oefen der offenen Häuſer. Brod und Speiſen aller Art ſind ausgeſtellt.

Nun ſtehen wir vor dem großen Bazar, von welchem ſchmale halbbedeckte Straßen ausgehen; eine Abtheilung hier bietet Kräuter und Früchte aller Art dar, ſowohl friſche als eingemachte; eine andere Abtheilung enthält Schaalthiere und Fiſche in den verſchiedenſten Farben und Formen; von Boutique zu Boutique ſind über die Straße große Stücke Segel oder Teppich als Dach gezogen. Das Straßenpflaſter iſt ſchlecht und mitten in der Straße fließt die Goſſe.

Eine lange Halle, größtentheils von Brettern und ganz mit Pfeifenköpfen, Pfeifenröhren und Mundſtücken aus Bernſtein angefüllt, führt in die Bazars, die aus dicken, feuerfeſten Mauern aufgeführt ſind. Es iſt eine ganze Stadt mit einem Dach darüber; jede Nation hat hier ihr Quartier, die Juden, die Aegypter u. ſ. w.; jeder Handelszweig und jedes Gewerbe ſeine Straße, die Schuhmacher eine, die Sattler eine und ſo fort bis ins Unendliche. Jede Straße iſt ein Gewölbe mit Blumen und Inſchriften aus dem Koran bemalt; das Licht fällt von oben hinein. Boutique iſt an Boutique geklebt und ſcheint ein umgekehrter Kaſten zu ſein, in deren Hintergrunde in die dicke Mauer hinein eine Oeffnung gehauen iſt, welche die Waaren aufnimmt, die nicht zur Schau gelegt ſind.

Das Quartier der Aegyptier: Miſſr-tſchars-chuſſi, ſcheint eine durch zwei Straßen ſich erſtreckende Apotheke zu ſein; alle Gewürze Indiens und Arabiens, alle Heilkräuter und koſtbare Farben hauchen hier ihren vermiſchten Duft aus. Ein gelbbrauner Aegypter in langem Talar ſteht hinter dem Tiſche, er ſieht aus, wie man das Bild eines Alchymiſten malt.

Ein anderes Gewölbe ſieht wie die Vorhalle zu einer Rüſtkammer für die ganze Welt aus; hier iſt der Bogengang der Sattler: Sättel und Zügel aus Saffian und Büffelleder, von den ausgearbeiteſten und künſtlichſt genäheten bis zu den einfachſten und faſt plumpen, hängen hier an den Wänden und liegen auf Tiſchen und dem Fußboden ausgebreitet.

Ein anderer Bogengang iſt der der Juweliere; Goldketten blinken, Armbänder funkeln, koſtbare Ringe, theure Juwelen blenden das Auge.

Nun gelangt man zu lauter Parfums, hi[illegible]ftet es von Roſenöl, hier werden Moſchusbeutel verka[illegible]äucherwerk und duftende Rattenſchwänze. Wir geh[illegible]n die nächſten Bogen und ſehen lauter Stiefeln und [illegible]chuhe, in allen Farben, allen Formen, Pantoffeln, die mit Perlen und echten Stickereien prangen. Ein Bogengang zieht ſich hier dicht vorbei, in dieſem ſind lauter Manufacturwaaren, Mouſſeline, Taſchentücher geſtickt mit großen Goldblumen, prächtige Stoffe. Das nächſte Gewölbe blinkt von Waffen, Damascenerklingen, Dolchen, Meſſern, Gewehren und Piſtolen.

Es iſt höchſt intereſſant, die charakteriſtiſche Weiſe zu beobachten, in der jede Nation ſich zeigt. Der Türke ſitzt ernſt und gravitätiſch mit der langen Pfeife im Munde, der Jude, wie der Grieche ſind geſchäftig, rufen und winken. Inzwiſchen bewegt ſich das bunte Menſchengewühl durch dieſe, einander kreuzenden Wölbungen, die Perſer mit rauhen, ſpitzen Mützen, die Armenier mit umgekehrten, kegelförmigen, ſchwarzen Hüten, die Bulgaren in Schafpelzen, die Juden mit einem zerlumpten Shawl um den ſchwarzen, hohen Turban, geputzte Griechen und verſchleierte Weiber; das iſt ein Gedränge! Und mitten durch dieſes reitet noch gravitätiſch ein vornehmer Türke, der weder rechts noch links ſieht.

Auf ein des Abends gegebenes Signal entfernen ſich Käufer und Verkäufer. Wächter, denen es übertragen iſt, in dem Bazar zu wachen, ſchließen alle Eingänge, und öffnen ſie erſt wieder am nächſten Morgen zu einer beſtimmten Zeit; die Verkäufer finden dann ihre Läden ganz ſo, wie ſie ſie verließen. Am Tage wird die einzelne Bude nicht anders verſchloſſen, als ſo, daß der Eigenthümer ein Netz verhängt oder ein paar Bindfaden kreuzweiſe vorzieht; keiner wagt dort etwas zu ſtehlen.

Die prächtigen Kaufläden des Palais Royal ſind gegen Conſtantinopels Bazar nur eine reich geſchmückte Griſette gegen die Tochter des Orients in ihren reichen Stoffen, das Haar von Roſenöl und Myrrhen duftend.

VIII.

Eine Wanderung durch Conſtantinopel.

Wir haben die Bazars geſehen, das Herz des alten Stambul; wir wollen nun eine kleine Wanderung machen und beginnen mit dem, was man früher für die Chriſten „verbotene Wege" nannte. Zuerſt geht es zum „Sklavinnenmarkt,"*) dann zu einer der Moſcheen; jetzt erhält man die Erlaubniß leicht, doch belaufen ſich die Geſchenke, welche an die verſchiedenen Beamten gegeben werden müſſen, durch deren Hände dieſe Erlaubniß wandert, auf eine nicht unbedeutende Geldſumme. Aber unter den Fremden in Pera iſt oft ein Geſandter oder ein reicher Mann, der gern dieſen Tribut erlegt; der Lohndiener weiß immer Beſcheid, wenn ſich eine ſolche Gelegenheit darbietet, und man ſchließt ſich dann dem an, der die Erlaubniß hat, welche immer auf die Perſon mit Gefolge lautet.

Wir gehören demnach jetzt zum Gefolge eines reichen

---

*) Außer dieſem Markt ſoll ſich noch einer in Tophana befinden, und einer für männliche Sklaven in der Nähe der „ſieben Thürme."

Americaners; aber wir müſſen zu Pferde ſteigen, das nimmt ſich pompöſer aus, und der Türke ſieht ſehr auf Pomp und Pracht. Ein paar reitende Soldaten begleiten den Zug.

Nicht weit von dem großen Bazar gelangt man auf einen Platz von hölzernen Gebäuden umgeben, die eine offene Galerie bilden; das vorſpringende Dach wird von rohen Balken getragen; drinnen, längs der Galerie, ſind kleine Kammern, wo die Handelsleute ihre Waaren haben, und dieſe Waaren ſind Menſchen, ſchwarze und weiße Sklavinnen.

Nun ſind wir auf dem Platze; die Sonne ſcheint, Binſenmatten ſind unter den grünen Bäumen ausgebreitet. Dort ſitzen und liegen Aſien's Töchter; eine junge Mutter ſtillt ihr Kind, dieſe beiden will man nicht trennen; auf der Treppe zur Galerie ſitzt eine vierzehnjährige Negerin, ſie iſt faſt ganz nackt, ein alter Türke betrachtet ſie, er hat eines ihrer Beine in die Hand genommen, ſie lacht und zeigt die glänzend weißen Zähne.

Verhülle nicht die hübſchen, weißen Weiber, Du alter, häßlicher Karl, die wollen wir gerade ſehen, ſchiebe ſie nicht in den Bauer, wir werden ihnen nicht, wie Du glaubſt, mit böſen Augen ſchaden!

Sieh! ein junger Türke mit feurigem Blick! — Vier Sklaven folgen ihm, zwei alte Jüdinnen handeln mit ihm; es ſind ſchöne Circaſſierinnen angekommen, er ſoll ſie tanzen ſehen, ſingen hören und dann wählen und kaufen! — Er könnte uns eine Schilderung des Sklavinnenmarkts geben, wie wir es nicht vermögen; er folgt den alten Weibern, um die Houris der Erde zu beſchauen! Und wie ſehen dieſe aus? — Der türkiſche Dichter Ibn Kaib hat von den himmliſchen geſungen, von dieſen dürfen wir vielleicht hören, und uns erinnern, daß er das Bild von den irdiſchen lieh.

Höre, was Houri bedeutet:
Schwarz von Augen, weiß von Wangen,
Außer Augenbrau'n und Wimpern,
Wie die Perle in der Muſchel,
Siebzig Farben, wie die Pfauen,
Sind ſie Paradieſesroſen,
Schämen ſich ob ihrer Weiße,
Sind beſieget Zucker, Roſen,
Von dem Moſchusſtaub der Füße,
Wie zwei Gattungen Rubinen,
Jene Marmor, die Kryſtallen;
Dieſe trinken lange Züge.
Hüllte Licht den ganzen Erdkreis,
Würde man die Allmacht preiſen,
Unter dem das Aug' ſie ſchauet;
Kennen ſie nicht Mondeswechſel,
Kennen auch nicht was der Neid;
Keinen Mann, als nur den ihren
In dem Angeſicht, im Auge;
Was unmöglich zu begreifen.
Jahre alt ſein für und für,
Und der Sultan der Propheten
Wie kein Auge ſie geſehen.
Achtmaltauſend Sklavinnen
Stehen Jeglichem zu Dienſt;
Wie er's in der Welt gethan,
Bei dem Kopf und bei den Füßen,
Aber ohne Inſtrumente

Was der Menſch dort wird genießen,
Sondern Hymnen ſchallen dort.
(Hammer-Purgſtall.)

Aber wir thun wol am beſten, von Ibn Katib und Conſtantinopels Sklavinnenmarkt fortzureiten.

Wir halten bei der Sophienkirche an; es iſt ein ſchwerfälliges, unregelmäßiges Gebäude. Conſtantin der Große ließ ſie erbauen und der heiligen Weisheit weihen: Aja Sophia. Seltſame Reliquien wurden hier verwahrt: der ſamaritaniſche Brunnen, drei Thüren, mit Bretern von der Arche Noäh beſchlagen; die Poſaunen der Steinengel ſollen der Sage nach bei Jericho's Belagerung gebraucht worden ſein. Verſchwunden ſind dieſe Curioſitäten; Aja Sophia ſank zwei Mal durch die Flammen, ein Mal durch Erdbeben; doch immer erhob ſie ſich prächtig wieder. In Ramazans Nächten, wenn die faſt flache Kuppel mit ſtrahlenden Straußeneiern erleuchtet iſt und die ganze Gemeinde in bunter Pracht auf ihrem Antlitz niedergeworfen liegt, träumt die Kirche von Kaiſerkrönungen, Vermählungen, Synoden und Kirchenverſammlungen, ſie träumt von jener Schreckensnacht, da ihre Pforte geſprengt und die chriſtlichen Altäre entheiligt wurden. „Es iſt kein Gott, außer Gott und Muhamed iſt ſein Prophet!" hört ſie noch, wie ſie es von den Lippen des Kaiſers Muhamed in jener Nacht hörte, da ſie in eine Moſchee verwandelt wurde. — Welche wunderbare Träume! Die Geſchichte ganzer Menſchengeſchlechter regt ſich darin. Träumſt du vielleicht auch von der Zukunft, Aja Sophia? Haſt du eine Ahnung derjenigen verwandt, die ſich beim Volk drinnen regt? Sollen die verwiſchten Kreuze der Chriſten an der Thüre wieder erneuert werden? Soll der Altar aus der Ecke, die gegen Mecca liegt, genommen werden und wieder ſeinen Platz gegen Oſten einnehmen? Der Muſelmann deutet auf eine zugemauerte Thüre in der Kirche oberſter Galerie und flüſtert eine Sage aus jener Nacht: „Ein chriſtlicher Prieſter wurde hinter dieſer Thüre vor dem Altare niedergehauen; einſt, wenn die Chriſten hier Herren werden und Ismaels Geſchlecht nach Aſien zieht, welches ſchon ſeine Todten aufnimmt, wird jeder Stein aus dieſer Thüre fallen und der chriſtliche Prieſter dort wieder ſtehen und die Meſſe ausſingen, in der er unterbrochen wurde, als der Todesſtreich ihn traf. Nach beendigter Meſſe verſchwindet der Todte und durch die Kirche hallen die Hymnen der Chriſten."

Es iſt ſeltſam hier zu gehen, von Bewaffneten gefolgt, von den Betenden mit zürnenden Blicken betrachtet, als wären wir verdammte Geiſter.

Prächtige Säulen erheben ſich. Die acht aus Porphyr ſtanden einſt unter der Kuppel des Sonnentempels in Baalbek, die grüne iſt vom Dianentempel in Epheſus hergeführt. Unter der Kuppel lieſt man in Buchſtaben von ſechs Ellen Länge eine Inſchrift aus dem Koran: „Gott iſt das Licht des Himmels und der Erde!"

Sieh uns nicht ſo böſe an, Du alter Prieſter, Dein Gott iſt auch unſer Gott! Der Tempel der Natur iſt unſer gemeinſchaftliches Gotteshaus, Du knieſt gegen Mecca, wir gegen Oſten! — „Gott iſt das Licht des Himmels und der Erde!“ — Er erleuchtet jeden Geiſt und jedes Herz.

Wir verlaſſen die Aja Sophia; eine kurze Straße führt uns auf dem Almeidan, den größten und ſchönſten Platz in Conſtantinopel. Einſt jedoch war er weit prächtiger, denn hier war der Hippodromus, den Conſtantin mit Säulen ſchmückte. Hier prangten die ſtolzen ehernen Pferde, welche jetzt ihren Platz in Venedig über dem Eingange der Markuskirche*) haben; hier ſtand die coloſſale Herkulesſtatue, an welcher jeder Finger den Umfang eines Menſchen hatte. Nur drei Denkmäler der Vorzeit findet man noch hier. Das nächſte iſt eine kleine Säule, welche von drei verſchlungenen, kupfernen Schlangen gebildet wird, ſie war einſt in Delphi das Fußgeſtell für den Dreifuß des Orakels. Die Türken betrachteten ſie als einen Talisman des griechiſchen Reiches, und daher hieb Muhamed der Zweite mit ſeiner Streitaxt den einen Schlangenkopf ab, die Engländer ſtahlen die beiden andern, türkiſche Knaben machten nun den erzgrünen Reſt zur Zielſcheibe ihres Wurfs.

Wenige Schritte von hier erhebt ſich ein Obelisk aus Porphyr mit Hieroglyphen bedeckt; er kam über Athen aus Aegypten, unverändert ſteht er, als würde er von Aegyptens unſichtbaren Gottheiten beſchützt.

Das dritte Denkmal iſt eine viereckige Säule aus mächtigen Steinen, ſie drohet den Umſturz, es iſt Conſtantins Säule; einſt war ſie mit vergoldeten Kupferplatten bekleidet, jetzt ſieht man nur die eiſernen Ringe, die jene zuſammenhielten.

---

*) Sie kamen von Athen nach Chios, darauf nach Conſtantinopel, und wurden von hier nach Venedig geführt. Napoleon ließ ſie nach Paris bringen, jetzt ſind ſie wieder in Venedig.

Das ſind die Reſte von der Pracht des Hippodroms! Dennoch iſt dieſer Platz der ſchönſte in der Stadt; ſeine Ausdehnung und Sultan Achmeds Moſchee blenden unſer Auge! Hinter der glänzend weißen Mauer mit den goldnen, vergitterten Fenſtern erheben ſich hohe Platanen und Cypreſſen, drinnen plätſchern Springbrunnen bei den vergoldeten Grabſäulen. Es iſt ein kleiner Hain, wo buntgekleidete Muſelmänner und Frauen ſtill wandeln; breite Treppen führen zu Achmeds Moſchee hinauf, wo Alles Marmor iſt, ſelbſt die ſechs hohen Minarete; ſie erheben ihre Baluſtraden, eine über der andern, prunkend mit ausgehauenen Geländern; Goldkugeln funkeln auf den Kuppeln, der Halbmond ſchimmert auf den Minareten. Es iſt ein ſchöner Anblick!

Und doch gehen wir fort. Eine krumme, kleine Straße führt uns zu einem phantaſtiſchen Gebäude, wo alles Marmor und Gold iſt; ſieh wie es glänzt in der blauen, durchſichtigen Luft! Platanen, Cypreſſen und blühende Roſenhecken bilden einen kleinen Garten hinter den mit prächtigen Fenſtern und künſtlichen Bildhauereien verzierten Mauern. Das Gebäude ſelbſt iſt gewiß das Schlafgemach der Fata Morgana; es iſt ſo hell und luftig, obgleich aus Marmor erbaut, buntverziert ſtrahlen Säulen, Dach und Karnieß. Wir ſteigen die Treppe hinauf, die um das Gebäude führt;

wir ſchauen hinein durch die großen Scheiben zwiſchen einem goldnen Gitter und erblicken das Innere eines runden, luſtigen Hauſes; das Auge wird von morgenländiſcher Pracht geblendet! Iſt das die Brautkammer des erſten Paſcha's des Landes? — Nein — es iſt ein Grab! Es iſt das Grab des Sultans Mahmud.*) In der Mitte ſteht ſein Sarg mit bunten, koſtbaren Shawls bedeckt; ſein reicher Turban, von Juwelen funkelnd und mit einer Feder, die von Strahlen geflochten zu ſein ſcheint, iſt auf den Sarg gelegt, wo ſein Haupt ruht. Im Kreiſe ringsum ſtehen kleine Särge, jeder umſchließt eines ſeiner Kinder, eines ſeiner Lieben, Alle ſind unter reichen Teppichen verborgen. Zwei Prieſter ſehen zu uns herauf und erheben drohend die Hand: „der Chriſt darf das Grab eines Gläubigen nicht ſehen!“ ſagen ſie; Weihrauchgefäße werden geſchwungen, der bläuliche Rauch ſteigt im Sonnenglanz gegen die prächtige Decke.

Ueber Mahmud's Sarg, als man ihn hierher gebracht hatte, wurde ein Zelt geſpannt. Reichen und Armen war der Zutritt vergönnt, alte Männer weinten, ſo ſehr war er geliebt, er, der die Janitſcharen ſtürzte, fränkiſche Diſciplin und Kleidung einführte. Um das Zelt erhob ſich indeſſen das Gebäude, welches wir jetzt erblicken; erſt als die Kuppel ſich wölbte, als oben der Halbmond im Sonnenglanz ſchimmerte, wurde das Zelt über dem von Thränen benetzten Sarge weggenommen.

---

*) Abdul Medſchid's Vater.

Nun aber ſind wir vom Wandern und Beſchauen müde; Morgen iſt auch ein Tag, dann gehen wir zum Caravanſerai, dem mächtigen Steincoloß, der die reichen Waaren der Städte Aſiens umſchließt, wir gehen zu der prächtigen Waſſerleitung, wo die Schlingpflanzen zwiſchen den großen Quaderſteinen hängen, wir beſuchen ein türkiſches Bad*), ja wir erproben es vielleicht.

Seht, das iſt für heute unſere Wanderung durch Conſtantinopel!

IX.

Der Tanz der Derwiſche.

Es iſt hinreichend bekannt, daß die Türken, das heißt nämlich der rohe Hauſe der Nation, alle Geiſteskranke für vom göttlichen Geiſte Inſpirirte anſehen. Deshalb haben die Wahnſinnigen in den Meſcheen ihren Platz, die ſchrecklichen Iſani ſind ein Gegenſtand der Ehrerbietung und Ehrfurcht. In einen Zuſtand, wie dieſe, gerathen die Derwiſche durch ihren Tanz; er iſt eine wahre Selbſtmarter; eine Art berauſchender Wurzel, an der ſie ſaugen, erhöht die Wildheit.

---

*) Die Badehäuſer haben Kuppeln, wie die Meſcheen; in dieſe fällt das Licht durch große Glasglocken. In dem erſten Saal, wo man ſich entkleidet, iſt eine Fontaine, längs der Wand ſind Divans. Durch ein mehr erwärmtes Zimmer tritt man in den Badeſaal, der aus Marmor mit hohen Säulen erbaut iſt; der Fußboden iſt erwärmt, ſo daß man auf hölzernen Pantoffeln gehen muß, heiße Dämpfe erfüllen den Saal.

Die Derwiſche, welche ihr Kloſter in Skutari haben, werden „Rubanis“ d. h. „die Heulenden“ genannt; die Derwiſche in Pera haben den Namen „Mewlewis,“ d. h. „die Drehenden;“ ſie tanzen gewöhnlich Donnerſtags und Freitags. Ich habe dieſe Tänze geſehen und will verſuchen, eine Schilderung von ihnen und dem Eindruck zu geben, den die ganze Ceremonie in ihren Klöſtern auf mich machte.

Ein Reiſender, mit dem ich nach Skutari hinüberſegelte, um die Derwiſche zu ſehen, bereitete mich durch ſeine Erzählungen von den verwandten Tänzen der Iſaui darauf vor. Der Reiſende kam von Tripolis, wo, wie auf der ganzen africaniſchen Küſte, ſich in allen Moſcheen unter einer Art Wache ganze Schaaren dieſer Geſchöpfe befinden. An einem gewiſſen Tage des Jahres wird bekannt gemacht, daß die Iſaui durch die Straßen tanzen werden, dann verſchließt jeder ſeine Thüre und kein Chriſt oder Jude wagt ſich hinaus, er könnte ſonſt, wenn er dieſem wilden Zuge begegnete, obgleich derſelbe unter Bedeckung iſt, lebendig zerriſſen werden. Hunde, Katzen, alle Geſchöpfe, denen ſie begegnen, zerreißen ſie und verſchlingen die blutigen Stücke.

„Ich war gerade im vorigen Jahre an dieſem Tage der Tollen in Tripolis,“ ſagte der Fremde, „und hatte auf dem flachen Dache des Hauſes unſers Conſuls einen Platz; in der ganzen Straße waren alle Pforten und Thüren feſt verſchloſſen. Der Zug näherte ſich; eine Schaar ſtarkbewaffneter Soldaten zu Pferde umringte die Raſenden, die bis auf einen Gürtel faſt ganz nackend waren, ihre langen ſchwarzen Haare hingen um die Schultern herab. Sie machten ſeltſame, kleine Sprünge und ſtießen ein wildes Geheul aus, indem ſie fortwährend ihren Kopf bald vor, bald zurück warfen, ſo daß das lange Haar bald das Geſicht verbarg, bald es in ſchrecklicher Wildheit umflatterte. Das ſcheußliche Geſchrei wurde mit einer Muſik von Handtrommeln und Sackpfeifen begleitet, und indem ſie vorwärts ſprangen, griffen ſie oft auf die Straße hinunter, nahmen dort die loſen Kieſelſteine und ſchnitten ſich mit dieſen tiefe Wunden in die Bruſt und Arme. Vor dem Hauſe, auf dem wir ſtanden, hatten wir, um die Wildheit der Iſaui zu ſehen, einen mauriſchen Diener eine lebendige Ziege anbinden laſſen. Sobald die Schaar ankam, war dem Mauren befohlen, das Thier zu tödten; er ſtieß ihm ſeinen Dolch in den Hals und ſprang hinter die Thüre. Die Ziege zappelte in ihrem Blut und in demſelben Augenblick drängten ſich die heulenden Iſaui heran; einer von ihnen ſteckte ſeine Hand in die blutige Wunde, hob mit Geheul die Ziege empor, zerriß ſie und ſchleuderte die blutigen Eingeweide gegen des Hauſes Mauer. Die ganze Schaar ſtürzte ſich über das Thier und verſchlang es buchſtäblich mit Haut und Haar!“

Während dieſer Schilderung ſetzten wir über den Bosporus. Ich gebe das hier Erzählte wieder als das Präludium, welches meine Phantaſie für das Kloſter und die Tänze anregte, die ich dort ſehen ſollte.

Wir waren in Skutari; dieſe Stadt zählt gegen

100,000 Einwohner wird aber nur als eine Vorſtadt Conſtantinopels angeſehen. Hier iſt Alles altmuhamedaniſch, hier wohnen die orthodoxen Türken, wenn man ſie ſo nennen darf. Einige ſtark bewaffnete, halbnackte Araber trieben ihre beladenen Kameele vom Ufer durch die Straßen, hinaus gegen den großen Kirchhof; ſie begannen eine lange Reiſe. Wir folgten ihnen nach einem entlegenen Theil der Stadt, wo wir vor einem ärmlichen, unbedeutenden Hauſe Halt machten, ſo viel ich mich erinnere, aus Fachwerk erbaut; dieſes iſt das Kloſter der Derwiſche.

Die Thür war noch nicht geöffnet, wir kamen zu früh und gingen daher in die nahegelegenen türkiſchen Kaffeehäuſer, die an den meilenweit ſich ausdehnenden Cypreſſenwald grenzen, in welchem die Todten ruhen. Vor den Kaffeehäuſern, unter grünbelaubten Bäumen, ſaß eine Menge Türken, Militair- und Civilperſonen; einige von ihnen waren hier, um an den Tänzen der Derwiſche Theil zu nehmen oder, gleich uns, ſie anzuſehen. Hier ſaß ein häßlicher alter Zwerg, ein eifriger Ruhanis, ſagte man, ich würde ihn bald unter den Tanzenden erblicken. Er ſollte ſehr reich ſein und zwölf ſchöne Frauen in ſeinem Serail haben; ſein kleiner Sohn war mit ihm im Kaffeehauſe, ein hübſcher Knabe, ſchon eben ſo groß wie der Vater.

Endlich öffnete ſich die Thür des Kloſters. Wir gingen hinüber und traten in ein breites Vorgemach, welches mittelſt eines halbaufgehefteten, wollenen Teppichs in zwei Theile getrennt war. Jeder mußte ſeine Schuhe oder

Stiefeln ausziehen, und dieſe wurden dann hinter den Vorhang geſtellt.

Mein Begleiter, der Reiſende, der in Tripolis geweſen, nahm ein paar Saffianpantoffeln aus ſeiner Taſche hervor, zog dieſe über die Stiefeln und ging ſo hinein, aber die Türken ſahen ihn zornig an und ſprachen unter ſich. An meinen Beinkleidern waren Stege angenäht, ſo daß es ſchwierig war, die Stiefeln auszuziehen; aber da man der Sitte des Landes folgen oder dies letztere meiden ſoll, nahm ich ſchnell ein Meſſer, zerſchnitt die Stege und ſpazierte wie die Türken auf den Socken. Ein alter Mann mit einem Turban klopfte mir auf die Schulter, nickte freundlich und ſagte etwas, das mein Dolmetſcher mir überſetzte: ich ſei ein guter Menſch, der die Religion achte und verdiene ein Türke zu ſein. „Gott erleuchte Dich!“ waren ſeine letzten Worte.

Ich trat nun in den Tempel ſelbſt, wenn er ſo genannt werden kann. Er bildete einen viereckigen Saal, oben mit dicht vergitterten Galerien für die Frauenzimmer, unten rings mit einer Schranke von ungehobelten Bretern; in der Mitte war der Tanzplatz, der für den Augenblick mit roth, weiß und blau gefärbten Häuten bedeckt war. Auf dieſen lag auf dem Bauche eine Menge Derwiſche, gekleidet wie gewöhnlich die Türken, doch waren hier auch viele in der neu eingeführten Tracht, mit militairiſchen Röcken und hohem, großem Feß. Sie berührten mit ihrer Stirn den Fußboden; bisweilen erhoben ſie den Kopf, aber ſchnell, als erſchrecke ſie etwas, ſchlugen ſie ihn wieder hinunter. Ich ſtand mit bloßen Strümpfen auf dem kalten Steinboden und ſetzte abwechſelnd den einen Fuß auf den andern, um ſie warm zu halten; es war nicht angenehm.

Auf der mittelſten Wand hingen in Rahmen große türkiſche Inſchriften und Bilder, welche Gebäude vorſtellten; auch Tambourins, Becken und eiſerne Geißeln mit ſcharfen Spitzen, um ſich die Haut zu zerſetzen. In der Mitte war, wie in den türkiſchen Moſcheen, eine Niſche, die als Altar diente, und vor dieſer ſtand ein Prieſter in blauem Talar, grünem Turban und mit einem langen, weißen Barte, er ſchwang ein Räucherfaß und ſtieß mit einem ſonderbaren Gurgellaut einige türkiſche Worte aus. Nun begannen einzelne Stimmen im Chor einen Geſang; ich ſage einen Geſang, aber das iſt für dergleichen nicht der rechte Ausdruck; es waren Laute, die etwas ſo eigenthümlich Wildes hatten, die in verſchiedenen Rhythmen abwechſelten, eine Art Scala, ein wunderlicher Gurgellaut, ganz wie ein Wilder mit muſikaliſchem Gehör, nachdem er zum erſten Male eine große Bravour-Arie gehört, auf ſeine Weiſe den künſtlichen Geſang nachahmen würde. Es war mehr grauſenerregend, als eigentlich unharmoniſch.

Nachdem die Derwiſche mehrmals den Fußboden mit der Stirn berührt hatten, erhoben ſie ſich, küßten die Hand des Prieſters und ſtellten ſich nun im Halbkreis längs der Schranke, vor welcher die Zuſchauer ſtanden.

Der Tanz begann. In demſelben Augenblicke kam ein Menſch, das Schauderhafteſte, was ich bisher geſehen. Zwei Derwiſche von Pera, an ihren hohen, ſchirmloſen Filzhüten kenntlich, begleiteten ihn. Er war ein Eremit aus der Umgegend Medina's, wie mein Dolmetſcher ſagte. Nie habe ich einen Menſchen geſehen, dem der Wahnſinn ſo aus den Augen leuchtete, als dieſem. Die andern Tanzenden hatten ihre Turbane und Feß vor die Niſche gelegt und jeder eine weiße Filzkappe aufgeſetzt. Mit einer ſolchen trat auch der Eremit herein, ſchwarzes, ſtruppiges Haar hing ihm lang über Rücken und Schultern; er trug einen weißen Mantel, auf welchem aus rothem Zeug zwei geflügelte Pferde genäht waren; er ſtellte ſich mitten in den Halbkreis. Alle ſtanden, als wenn die Füße feſtgenagelt wären, aber eine Dampfmaſchine die andern Glieder in Bewegung ſetzte; jedes Glied bewegte ſich zu gleicher Zeit in derſelben Richtung, zuerſt nach vorn, dann zurück, nun rechts, dann links, und Alles unter einem Geſang oder Herplappern, wie man es nennen will, erſt langſam, dann in immer ſchnellerem Tempo, ſowohl der Geſang, als die Bewegung; die Tanzenden geriethen dabei in wilde, faſt unſchickliche Stellungen.

Zwei junge Türken ſaßen hockend vor dem Halbkreis und leiteten den Geſang, der beſtändig mit einer einförmigen Betonung der dritten Sylbe ſtieg. Muhamed's ganzes Geſchlecht gingen ſie durch, von Abdallah bis Muhamed, und der Chor antwortete: „La illah! illallah!“ Es klang zuletzt, wie ein dumpfes Geheul, ein Schnarchen oder Todesröcheln. Einige waren todtenbleich, andere ſahen aus, wie Blut, allen ſtrömte der Schweiß vom Geſichte herunter. Der Eremit warf ſeinen großen Mantel ab und ſtand nun da in einer rothen wollenen Blouſe mit langen Aermeln, die bis über die Hände reichten, und mit bloßen Füßen; bald gerieth er in Raſerei und zerriß die enge Blouſe, mit den nackten Armen ſchlug er gegen die Bruſt. Eine ſeiner Hände war welk, wahrſcheinlich hatte er ſie einſt ſelbſt verſtümmelt; ſein Mund war eine blutige Wunde; beide Lippen waren vor Kurzem abgeſchnitten und es ſah aus, als ob er lachend die weißen Zähne zeigte, es war ein ſchrecklicher Anblick! Sein Mund ſprang blutend auf, ſeine Augen rollten, ſeine Stirnadern ſchwellen. Immer gewaltſamer wurde der Tanz und doch wich Keiner einen Zoll breit von ſeinem Platze. Die Tanzenden ſchienen nicht Menſchen, ſondern Maſchinen zu ſein, ſie ſprachen nicht ferner Worte aus, dieſe verloren ſich in kurz ausgeſtoßenem Geheul: Jehova; klang wie Je-hú! Von dem Uebrigen verſtand man am deutlichſten Ja-med! (o hilf!). Es war wie ein Stöhnen des Todes, es war furchtbar! Und je mehr ich die Tanzenden anſah, deſto mehr fühlte ich mich in ein Irrenhaus zwiſchen Tolle verſetzt. „Ja-hú! ja-hú!“ tönte es wild heulend.

Mein Begleiter flüſterte mir zu: „Um des Himmels Willen, lachen Sie nicht, wir wären unglücklich, ſie würden uns ermorden.“ — „Lachen?“ antwortete ich, „o, ich bin dem Weinen nahe! Es iſt erſchütternd, es iſt gräßlich! Ich halte es nicht länger aus!“

Eilig ſuchte ich den Ausgang und in demſelben Augenblick fiel ein Paar der Tanzenden zu Boden. Auf der Straße hörte ich noch das wilde Geheul: „Ja-hú! ja-hú!“

Wie ſchön, wie warm war es nicht draußen in dem hellen Sonnenſchein! Das leichte Boot, dünn, wie ein Spahn, fuhr von Aſiens Küſte nach Europa, über ſtarke Strömungen, an Schiffen und Böten vorbei; der kleinſte Stoß und wir wären umgeſchlagen, aber daran dachte ich nicht, wir kamen aus der Wohnung des Schreckens, hier war Alles Natur und Lebensluſt.

Tags darauf beſuchte ich die Mewlewis, die drehenden Derwiſche in Pera; dieſe haben ihre eigene Tracht und ein luſtiges, hübſches Kloſter. Alles zeigt, daß ſie einen höhern Rang einnehmen, als die Ruhanis. In Pera's Hauptſtraße, neben dem Kirchhofe, iſt der Eingang zum Kloſter; im Hofe ſtehen einige hohe Cypreſſen. Das Kloſter ſelbſt iſt vom Tempelgebäude abgeſondert, in welchem ſie tanzen.

Ein alter Armenier begleitete mich hierher. Der Hof war von Frauen angefüllt, den Tempel ſelbſt dürfen dieſe nicht betreten. Durch die offnen Fenſter des Kloſtergebäudes ſah ich mehrere junge Derwiſche ſich im Runddrehen üben.

Die wachehaltenden Soldaten winkten uns, als wir im Hofe ſtehen blieben; aber unſere Stiefeln mußten wir ausziehen. Darauf wurden wir in die rund um den Saal laufende Galerie geführt, die mit Matten belegt war. Hier war Alles reinlich und hübſch, die Ausſicht durch die offenen Fenſter nach Skutari und den fernen aſiatiſchen Bergen trug wohl das Ihrige zur Schönheit bei; jedes Fenſter bot ein prächtiges Panorama dar.

Die Galerie, in welche ich eintrat, war ganz von Türken angefüllt, aber als ſie mich, einen Fremden, ſahen, machten Alle Platz und drängten ſich zur Seite, damit ich recht nahe an die Schranken kommen könnte. Ich mußte hier wie überall die Höflichkeit der Türken loben.

Nun begann die Feſtlichkeit. Eine Schaar Derwiſche trat herein; ſie waren ſämmtlich barfuß und jeder in einen großen dunkelgrünen Mantel gehüllt; ein weißer Filzhut, gewiß eine Elle hoch und ganz ohne Rand, bedeckte den Kopf. Einer der Aelteſten, mit langem, weißem Bart, ſtellte ſich in die Mitte des Saals, verſchränkte die Arme und ſprach ein Gebet von einer leiſen eintönigen Muſik begleitet, zwei Tönen einer Flöte und fortwährend nur einem und demſelben Ton auf der Trommel; es klang faſt wie das einförmige Plätſchern einer Quelle; alle andern Derwiſche umkreiſten langſam den Alten.

Nun warfen ſie ihre Mäntel ab und ſtanden da in einem offenen, dunkelgrünen Wams mit langen, engen Aermeln und einem langen Rocke vom nämlichen Zeuge und gleicher Farbe, der bis an die Knöchel hinabreichte und in großen Falten um ihre Beine fiel; ſie breiteten die Arme aus und drehten ſich immer nach derſelben Seite in die Runde; ihr Rock umgab ſie wie ein Trichter.

Mitten im Kreiſe drehten ſich zwei Derwiſche beſtändig auf demſelben Flecke, beſtändig nach einer Richtung; um dieſe wieder die andern in wirbelndem Tanz. Der Aelteſte mit dem langen Barte ſpazierte ruhig zwiſchen den Aeußerſten und den Beiden in der Mitte. Der Tanz ſollte den Lauf der Planeten vorſtellen.

Von einer geſchloſſenen Galerie über uns ertönte ein leiſer, einförmiger Geſang. Trommeln und Pfeiſen fuhren in ihrer einſchläfernden Muſik fort, die Tanzenden blieben ununterbrochen in ihrem Runddrehen immer nach einer Seite, immer in demſelben Tacte; ſie ſahen völlig aus, wie lebloſe Automaten; nicht eine Miene veränderte ſich, aber ſie waren todtenblaß.

Bei einem ſtarken Schlag auf der Trommel ſtanden ſie plötzlich ſtill, wie von einem Blitze getroffen, und murmelten ein kurzes Gebet; die eintönige Muſik begann von Neuem und wieder drehten ſich alle nach derſelben Seite wie vorher; man ſchwindelte beim Anblick, ſie drehten und drehten ſich, nun ſchwankte einer, da ertönten Pfeiſen und Trommeln in ſchnellerem Tempo, und der Schwankende wirbelte noch raſcher in der Runde, immer wilder, immer ſchneller, es war nicht auszuhalten! Eine ganze Stunde währte dieſer Tanz, aber er hatte nichts Grauſenerregendes, er konnte faſt graziös genannt werden, man mußte nur vergeſſen, daß es Menſchen waren, und glauben, daß es Puppen ſeien. Der Tanz, vereinigt mit der ſchwachen eintönigen Muſik, gab dem Ganzen den Charakter eines ſtillen Wahnſinns, der mehr rührte, als erſchütterte. Erbaulich konnte die ganze Handlung kaum genannt werden, ſie kam mir wie eine Art Ballet vor, wogegen der Tanz der Derwiſche in Skutari in meiner Erinnerung als das Bild eines Tollhauſes ſtand.

X.

Eine türkiſche Skizze.

Wenn man von Pera zu den Cypreſſen des Kirchhofs hinabſteigt, gelangt man in ein kleines Viertel, welches wohl zu Galata gerechnet werden muß, obgleich es außer ſeinen Mauern liegt. Hier iſt eine echt türkiſche Straße, in der die Einwirkung der neuern Zeit noch nicht zu ſpüren iſt. Sie geht etwas krumm, ihre Breite iſt nicht größer, als daß ein bepackter Eſel gerade durchkommen kann, ſie iſt nicht gepflaſtert und ſcheint nach einem Regenwetter ein ſchlammiger Bach zu ſein, in den Pfähle eingerammt ſind, über welche ein Bret gelegt iſt. Alle Häuſer ſind aus Holz und haben zwei Stockwerke. Das unterſte zeigt einen offenen Laden ohne Fenſter und Thüre, und hier ſitzt auf dem erhöhten Fußboden der Türke mit ſeiner langen Pfeife, ringsum hängen ſeine Waaren. In bunten, langen Kleidern, oft mit herrlichem Geſicht und Bart, ſitzen die alten Türken da. Hier hört man kein Geſpräch, jedes Haus könnte als hölzerner Schuppen vor einem Wachsfigurencabinet gelten, die Wachsfigur draußen vor der Bude iſt der Eigenthümer ſelbſt. Eine Schaar herrenloſer Hunde beißt ſich mitten in der Straße, ein anderer Schwarm zerrt an einem todten Thiere. Ich gebe das Bild, wie ich es ſah. Fünf, ſechs kleine Türkenknaben, ſo gut wie nackt, der eine wenigſtens hat nur einen Turban auf, hüpfen mit wildem Geheul um ein todtes Pferd, welches, da das Fell abgezogen iſt, ganz blutig in einer Straßenecke liegt und alle vier Beine in die Höhe ſtreckt, der nackte Kleine ſteigt hinauf reitet, auf dem blutigen Thiere und ſpringt dann umher; es iſt ein ſonderbarer Anblick! — Aber findet ſich in dieſem ganzen Unweſen kein poetiſcher Strahl? Ich antworte: Ja. Denn ich erinnere mich der großen Weinſtöcke, die an einzelnen Häuſern ihre dicken Stämme an der Holzwand emporſtrecken und ſich wie eine Laube über die Straße zum Hauſe des Nachbars breiten, das ſie mit ihrem Grün ſchmücken. — Ich erinnere mich der dichtvergitterten, höhern Etage, die die Weiber umſchließt und ſie dem Blicke des Fremden verbirgt. Hier iſt Poeſie! Der Türke ſelbſt, der Opiumeſſer, der dort in rothen Beinkleidern und ſchreiendgelbem Kaftan mit grünem Turban ſitzt, iſt ein lebendiges Gedicht. Er ſitzt mit über einander geſchlagenen Beinen, halbgeöffneten Augen und zitternden Lippen da, mein Auge lieſt die zitternden Blätter, die hingehauchte Schrift und dieſe lautet ſo:

„Sieh, wie die Weinrebe ſich ſchlängelt! Ihr Blatt iſt grün, wie mein Turban, ihr Saft roth, wie mein Blut! — Aber Saft und Blut ſoll ſich nicht vermiſchen, hat der Prophet geſagt! — Wein trinken iſt eine Sünde, Wein iſt für Chriſten und Juden! Aber die Opiumwurzel iſt Salomens Ring. Sie wird in meinem Munde weit beſſer, als Wein, ſie wird ein Berg mit Sonnenſchein und Trauben. Jede Sorge verduftet! Ich fühle mich ſo friſch, ich werde ſo froh, ich werde ganz ausgelaſſen, ich ſegle und ſchwebe! Der Prophet weiß, was ich thue! Ich umarme meine Frau, ich umarme zehn, zwölf! — Ich lehne mein Haupt an die Marmorbruſt, einen Marmor, der von Feuer und Flammen wogt, man wird ſelbſt zu Flammen! Jeder Nerv iſt ein Blitz! Er kniſtert, er kniſtert! Allah iſt groß!“

XI.

Der Kirchhof bei Skutari.

Die Türken betrachten ſich als Fremdlinge in Europa, ſie wollen daher in ihrem Vaterlande ruhen, und das iſt Aſien; bei Skutari iſt Conſtantinopels größter Kirchhof. Auf die Stätte, wo einer begraben iſt, legen die Türken niemals einen andern Leichnam, das Grab des Todten iſt ſeine Heimath, und die muß heilig gehalten werden; auf ſolche Weiſe muß der Umfang des Kirchhofes ſehr ſchnell wachſen; der, bei Skutari erſtreckt ſich meilenweit. Für jedes neugeborne Kind wird eine Platane, für jeden Verſtorbenen eine Cypreſſe gepflanzt; der Kirchhof bei Skutari iſt daher ein ausgedehnter Wald, von Wegen und Pfaden durchſchnitten. Hier ſind die reichſten Grabmonumente, die größte Abwechſelung unter den Erinnerungsſäulen für die Todten. Auf den Gräbern, die mit einem flachen, großen Steine bedeckt werden, iſt mitten in dieſem eine Vertiefung angebracht, worin ſich das Regenwaſſer ſammeln kann. Die herrenloſen Hunde löſchen hier ihren Durſt, und der Türke, welcher es ſieht, findet darin ein Zeichen, daß der Verſtorbene in Muhamed's Paradies ſelig iſt.

Dicht neben einander ſtehen, wie die Stoppeln auf einem abgemähten Acker, unter den hohen Cypreſſen die Grabſteine der Todten, in jedem iſt ein Turban oder ein Feß ausgehauen. Man erkennt leicht, wo der Derwiſch und der Türke von dem echten, alten Glauben ruht, und wo das neue, halb europäiſche Geſchlecht zur Ruhe gebracht iſt. Auf den Steinen ſteht mit goldener Inſchrift der Name und Stand des Todten; eine ſinnreiche Grabſchrift ſpricht von der Vergänglichkeit des Lebens, oder fordert auf, für die Todten zu beten. Wo die Frauen ruhen, ſieht man nur ein mit Gold geſchmücktes Lotusblatt ausgehauen, kein Wort ſpricht von ihnen — auch im Tode iſt das Weib verſchleiert, dem Fremden unbekannt.

Kein Zaun umſchließt dieſen Wald mit den Gräbern der Todten, einſam und ſtill iſt es hier unter den mächtigen Cypreſſen. Die breite Landſtraße führt über die umgeſtürzten Grabſteine. Der Araber treibt ſeine Kameele vorbei, der Klang der Glocke am Halſe des Thieres iſt der einzige Laut in dieſer großen Einſamkeit.

Still, wie die Todten unter den Cypreſſen, liegt das Marmorameer vor uns und zeigt uns ſeine ſchönfarbigen Inſeln*); die größte dort erſcheint wie ein kleines Paradies mit wilden Felſen, Weingärten, Cypreſſen-, Platanen- und Pinienwäldern! Welche Herrlichkeit, geſehen von dem Garten der Todten! Dieſe Herrlichkeit war der Verbannungsort der geſtürzten Kaiſer, Prinzen und Prinzeſſinnen des byzantiniſchen Reichs. Jn den Klöſtern auf dieſen Jnſeln mußten ſie als arme Mönche und Nonnen ſeufzen. Beſſer iſt es bei den Todten! Das Vergängliche ſchläft dort ohne Träume, das Ewige ſtrebt zu Gott!

---

*) Die Prinzeninſeln.

Welche Stille zwiſchen dieſen Gräbern unter den Cypreſſen! An dem mondhellen Abend wollen wir hier wandern. Welch' dunkle Bäume! Nacht ſchlummert über den Gräbern; welch' leuchtender Himmel! Jhm entſtrömt das Leben!

Ueber dem unebenen Wege bewegt ſich ein weiß und ein roth ſtrahlender Punkt, als wären es glänzende Roſen; es ſind nur zwei Papierlaternen; ein alter Türke hält ſie in ſeiner Hand, indem er durch den Garten der Todten reitet. Er denkt nicht an die Todten, nein, die Lebenden ſind in ſeinen Gedanken. Die hübſchen, muntern Weiber in der gemüthlichen Heimath, wo er bald ſeine Glieder auf den weichen Polſtern ſtrecken, den heißen Pilau eſſen und ſeine Pfeife rauchen wird, während die jüngſte der Frauen ſeine Wangen ſtreichelt und die anderen ihm ein „Schattenſpiel“ zeigen, eine luſtige Komödie, wie die Türken ſie im Hauſe haben, mit Karagöf und Hadſchi Aiwat *).

---

*) Die Türken haben das ihnen von China gebrachte Schattenſpiel; die Hauptperſonen in dieſem ſind: Karagöf (Harlekin), Hadſchi Aiwat (Pantalon), der in Verſen und mit Sentenzen ſpricht, und Hopa-Thelebis (Petit-maitre).

Unter den ſchwarzen Cypreſſen zwiſchen den Gräbern denkt der Alte ans Leben — und das Leben iſt Genuß.

Wieder iſt es ſtill! — Nun hört man Schritte, — keine Laterne leuchtet, kein Pferd trabt vorbei — ein Burſche, feurig und ſtark, ſchön wie Ismael ſelbſt, als er ſein erſtes Weib ans Herz drückte, kommt dort, er kommt mit demſelben Gedanken. Der Mond beleuchtet ſein ſtrahlendes Geſicht, er wünſcht in der Liebe zu wechſeln, wie dieſer, er wünſcht ſein Neſt in jedem Hauſe, in jedem Strauche zu bauen —! Wie das glühende Leben wandert er über die Gräber der Todten zu einem nächtlichen Stelldichein. Welche Gedanken fliegen durch ſeine Seele! Ja, das iſt ein Türke!

Still iſt es im Garten der Todten! Still in der Hütte beim mare di marmora, aber drinnen begegnen ſich die Lippen Zweier, wie ſich die Muſchelſchalen begegnen, die die Perle der Liebe verſchließen.

XII.

Muhamed's Geburtstag.

Am vierten Mai iſt das Geburtsfeſt des Propheten. Schon am Abend vorher begann die Feier und unleugbar der hübſcheſte Theil derſelben. Daß es gerade Mondſchein war und das osmaniſche Polizeigeſetz, ſelbſt unter dieſen

Umſtänden, jedem, der nach Sonnenuntergang ausgeht, gebietet ein Licht in einer Laterne zu tragen, wenn er nicht arretirt werden will, ſah ich nicht für das Glücklichſte an; aber ich mußte mich darein fügen, denn weder der Mondſchein noch das Polizeigeſetz ließen ſich ändern. Ein junger Ruſſe, Aderbas und ich, ſchloſſen uns an einander an, und ohne einen Begleiter, nur mit Licht in einer großen Papierlaterne verſehen, wanderten wir fort, um die Illumination zur Ehre des Propheten zu betrachten. Wir gingen durch eine enge Nebenſtraße Pera's und es lag ein Anblick vor uns, ſo großartig, phantaſtiſch und ſchön, wie man ihn im Norden nur in einem wunderbaren Traum ſehen kann. Von der Häuſerreihe, wo wir ſtanden, und tief gegen die Meeresbucht hinab, erſtreckte ſich ein Kirchhof, das heißt ein Cypreſſenhain mit großen, dichten Bäumen; rabenſchwarze Nacht ruhte darin. Ueber unebene Hügel, immer abwärts, unter hohen Bäumen, ſchlängelt ſich der Fußſteig, den der Fuß des Menſchen und der Huf des Pferdes gebahnt haben, bald eng zwiſchen Grabmonumenten, bald über umgeſtürzte Grabſteine. Hier und da bewegte ſich eine rothe oder blaue Laterne, die bald verſchwand und bald wieder auf dem ſchwarzen Grunde ſichtbar ward. Einſam liegen einzelne Häuſer auf dem Kirchhofe, das Licht ſchimmerte aus den obern Fenſtern oder wurde auf dem offenen Altan getragen.

Ueber die Wipfel der Cypreſſen ſchien blau, wie eine Damascenerklinge, der Golf, mit Schiffen angefüllt. Zwei von dieſen, die größten, waren aufs reichſte mit brennenden

Lampen geſchmückt, ſie ſtrahlten um die Stückpforten, den Bord und Maſt, ſie hingen im Tauwerk und verwandelten dieſes in ein ſtrahlendes Netz. Geradevor lag die Stadt ſelbſt, das ausgedehnte, große Conſtantinopel mit ſeinen unzähligen Minarets, alle umwunden von einem Kranze aus Lampen. Noch war die Luſt roth von der ſinkenden Sonne, aber ſo klar und durchſichtig, daß Aſiens Berge, der ewig ſchneebedeckte Olymp ſich mit allen ſeinen gebrochenen Linien wie eine ſilberweiße Wolke hinter der prächtigen Stadt zeigte. Das Mondlicht ſchwächte den Glanz der Lampen nicht, ſondern hob nur die Minarets hervor, die wie weiße Stengel mit coloſſalen Feuerblumen erſchienen; die kleineren trugen einen Strahlenkranz, die größern zwei und die größten drei, einen über dem andern.

In unſerer Nähe war kein Menſch zu ſehen; es war einſam und ſtill; wir wanderten zwiſchen den Cypreſſen hinab, eine Nachtigall flötete dort ihren kräftigen Geſang, und die Turteltauben girrten in der Bäume Nacht. Wir kamen an einem kleinen Wachthauſe vorbei, aus Planken aufgeführt und roth bemalt; ein kleines Feuer war zwiſchen den Grabſteinen davor angezündet und Soldaten umlagerten daſſelbe. Sie waren europäiſch gekleidet, aber Geſichtszüge und Farbe ſagten, daß ſie Jsmaels Geſchlecht, Kinder der Wüſte, wären. Mit den langen Pfeifen im Munde lagen ſie und lauſchten einer Erzählung. Dieſe handelte von Muhameds Geburt, die Nachtigall überſetzte es uns, ſonſt hätten wir es nicht verſtanden.

„**La illah il allah!**“*) In der Stadt Mecca verſammelten ſich die Kaufleute des Handels wegen; dorthin kamen indiſche und perſiſche, ägyptiſche und ſyriſche. Im Tempel Kaaba hatte jeder ſein Götzenbild, und ein Sohn des Geſchlechtes Ismael bekleidet eine der höchſten Würden, nämlich die, die Pilgrimme zu ſattigen und ihren Durſt zu löſchen. In ſeiner Frömmigkeit wollte er, wie Abraham, ſeinen Sohn opfern, aber die Wahrſagerin hieß den ſchönen Abdallah leben, und hundert Kameele wurden für ihn geopfert. **La illah il allah!** — Und Abdallah erwuchs und wurde ſo ſchön, daß hundert Mädchen aus Liebe zu ihm ſtarben. Die prophetiſche Flamme leuchtete von ſeiner Stirn, die Flamme, die vom Schöpfungstage an verborgen von Geſchlecht zu Geſchlecht ging, bis der Prophet geboren wurde, Muhamed, der Erſte und Letzte. Die Wahrſagerin Fatime ſah dieſe Flamme und ſie bot hundert Kameele für ſeine Umarmung, aber er drückte Emina an ſeine Bruſt, und in derſelben Nacht verſchwand von ſeiner Stirne die prophetiſche Flamme und brannte unter Emina's Herzen. **La illah il allah!** — Neun Monate vergingen und nie hatten der Erde Blumen ſo ſüß geduftet, als in dieſen, nie waren die Früchte auf den Bäumen ſo ſaftig geſchwollen; da erbebten die Felſen, der See Sava ſank in die Erde, die Götzenbilder ſtürzten im Tempel und die Dämonen, die den Himmel beſtürmen wollten, fielen wie Millionen Sternenſchnuppen von dem Lanzenſchwinger geſtürzt: denn Muhamed, der Prophet wurde in dieſer Nacht geboren! „La illah il allah!“

---

*) Es iſt kein Gott außer Gott.

Dieſe Erzählung überſetzte uns die Nachtigall, denn die Nachtigall verſteht Türkiſch eben ſo gut als unſere Sprache.

Wir gingen unter Pera's Thurm, hinaus zum Kloſter der drehenden Derwiſche, und ein größeres Panorama zeigt ſich. Das ganze Marmormeer und Aſiens Berge lagen vom Mondlichte beſtrahlt, und als Mittelgrund erhob ſich Skutari, deſſen Minarets mit Lampen ſtrahlten wie die Conſtantinopels; hier trat beſonders die Sophienmoſchee mit ihren vier und die Achmedsmoſchee mit ihren ſechs Minarets hervor, jede mit zwei oder drei funkelnden Sternenkränzen. Sie ſchienen des Serails Garten zu begrenzen, der ſich, dunkel wie eine ſternenloſe Nacht, hinab gegen den Bosporus erſtreckte. Kein Licht zeigte ſich in den Gebäuden der Sultaninnen längs dem Ufer, aber wo ſich das goldene Horn endigt, war ein Flammenſchwert aufgepflanzt, das ſeinen rothen Schein über das Waſſer warf. Unzählige kleine Böte, jedes mit rothen, blauen oder grünen Papierlaternen, flogen wie Feuerfliegen zwiſchen den Ländern der beiden Welttheile. Alle große Kriegsſchiffe ſtrahlten von Lampen, man ſah jedes Schiff, Tauwerk und Stangen, Alles war wie mit feurigen Conturen gezeichnet, Skutari und Stambul ſchienen durch das ſtrahlende Waſſer und die bunten Feuerfunken verbunden. Es war die Stadt der Märchen, die Stadt der Phantaſie, ein magiſches Licht war über das Ganze ausgegoſſen, nur auf zwei Punkten lag geheimnißvoll die Nacht: in Aſien auf dem großen Kirchhofe hinter Skutari, in Europa auf dem Garten des Serails. An beiden Orten waren Nacht und Träume, die Träume der todten Helden ſind bei den Frauen des Paradieſes, in der Nacht des Serails träumt man von denen der Erde, und ſie ſind jung und ſchön, wie ihre himmliſchen Schweſtern.

In Pera's Straßen war ein Gewimmel von Griechen, Juden und Franken, jeder mit ſeiner Laterne oder ſeinem Lichte, es war ein orientaliſcher Moccoli, aber die Trachten waren weit correcter, reicher und bunter, als in Roms Corſo am letzten Carnevalsabende. Vor den Paläſten der fremden Miniſter brannten Lampen, in Pyramiden aufgeſtellt oder in einem großen M den Namen des Propheten andeutend. Um neun Uhr ertönten Kanonenſchüſſe von allen Schiffen, es donnerte wie während der heftigſten Seeſchlacht, alle Fenſter zitterten, Schuß folgte auf Schuß, die Geburtsſtunde des Propheten verkündend.

Ich ſchlief während des Schießens ein und erwachte zeitig unter demſelben Donner. Luſtige Muſik von Roſſini und Donizetti klang durch die Straßen, die Truppen marſchirten fort, um zwiſchen dem Serail und Achmeds Moſchee aufgeſtellt zu werden, wohin ſich der Sultan in großer Proceſſion begeben wollte.

Der däniſche Conſul, Romani, ein Italiener, kam mich abzuholen. Ein junger Türke, mit Piſtolen im Gürtel und zwei lange Tabakspfeifen tragend, ging vor uns her; ein alter Armenier in dunkelblauem, flatterndem Kaftan und ſeinen ſchwarzen, vaſenförmigen Hut auf dem geſchornen Kopfe, trug unſere Mäntel nach, und ſo ſchritten wir durch Pera's Hauptſtraße hinab nach Galata. Die Diener ſtiegen in ein Boot, wir Beide in ein anderes, und nun ging es über den Golf, pfeilſchnell zwiſchen hundert andern Böten hindurch, deren Ruderknechte gegenſeitig ſchrieen und riefen, damit der eine das leichte Fahrzeug des andern nicht in den Grund bohrte. Am Landungsplatze in Conſtantinopel bildete die Maſſe der Gondeln eine große ſchaukelnde Brücke, über die wir hüpfen mußten, um die feſte Erde zu erreichen, die mit halbverfaulten Balken und Bretern eingefaßt iſt. Das Gedränge war groß, bald aber gelangten wir in eine breite Seitenſtraße. Hier waren viele Leute, aber dennoch Platz! Große Schaaren verſchleierter Weiber nahmen mit uns denſelben Weg, und bald befanden wir uns unter den Mauern des Serails, die gegen die Stadt ſehr hoch ſind und wie alte Feſtungsmauern ausſehen. Hier und da iſt ein Thurm mit einer kleinen eiſernen Thüre, die nie geöffnet worden zu ſein ſcheint; Gras und Schlingpflanzen hingen um die Angeln. Große, alte Bäume ſtreckten ihre blätterreichen Zweige über die Mauern; man konnte glauben, es ſei die Grenze des verzauberten Waldes mit der ſchlafenden Prinzeſſin.

Vor der Sophienmoſchee, zwiſchen der großen Fontaine und dem Eingang zum Serail, wählten wir unſern Platz. Von hier aus hat die Sophienmoſchee mit ihren vielen Kuppeln und Anbauen etwas, das uns an eine große Blumenzwiebel erinnert, welche um ſich her viele kleine Zwiebeln angeſetzt hat. Die Terraſſen im Vordergrunde waren mit türkiſchen Weibern und Kindern angefüllt, die ſchimmernden, weißen Schleier gaben dem Ganzen etwas Feſtliches. Die Fontaine hinter uns iſt die größte und ſchönſte in Conſtantinopel. Bei dem Namen Fontaine ſtellen wir uns im Allgemeinen ein Baſſin vor, worin der Waſſerſtrahl plätſchert. So ſind ſie aber nicht in der Türkei; eine richtigere Vorſtellung erhält man davon, wenn man ſich ein viereckiges Haus denkt, deſſen Wände ganz pompejaniſch bunt ſind; der weiße Grund iſt mit rothen, blauen und vergoldeten Inſchriften aus dem Koran übermalt, und aus kleinen Niſchen, in denen Meſſingſchalen angekettet ſind, rieſelt das geweihte, friſche Waſſer, womit der Muſelmann zu beſtimmten Stunden des Tags ſich Geſicht und Hände wäſcht. Das Dach iſt ganz chineſiſch und bunt gemalt oder vergoldet. Die Taube, der heilige Vogel der Türken, niſtet hier; hundertweiſe flogen ſie über unſern Kopf, von der Fontaine nach der Sophienmoſchee und wieder zurück. Ringsum lag eine Menge türkiſcher Kaffeehäuſer, alle aus Holz und mit Altanen, faſt wie die Häuſer in der Schweiz, aber bunter und weniger haltbar; kleine Baumpflanzungen befanden ſich vor jedem und alle waren mit tabakrauchenden und kaffeetrinkenden Türken angefüllt, die in ihren bunten Kaftans, einige mit Turbans, andere mit Feß, ſo zu ſagen die Häuſer drapirten und die Gärten ſchmückten. Zwiſchen der Fontaine und dem großen Thore, das in den vordern Hof des Serails führt, waren außerdem aus Bretern zwei lange Gerüſte auf Tonnen und Tiſchen errichtet, eins höher als das andere und beide mit Polſtern und Teppichen belegt, worauf ſich verſchleierte Türkinnen aus der niedrigſten Claſſe hinſtreckten. Alte Türken, Perſer und einige fränkiſche Fremde, deren unverſchleierte Weiber Gegenſtand der allgemeinen Betrachtung waren, hatten auf dem höhern Theil des Gerüſtes Platz. Jetzt kamen mehrere Regimenter türkiſcher Soldaten, alle europäiſch gekleidet, mit engen Beinkleidern und kurzen Wämſern, das weiße Bandelier kreuzweiſe über Bruſt und Schultern, ſämmtlich mit rothem, ſteifem Feß auf dem Kopfe. Die Garde nahm ſich ſehr gut aus, ſie hatte neue Uniformen, ſteife Halsbinden mit Halskragen und trug heute zum erſten Mal, wie ich hörte, weiße Handſchuhe; dagegen ſahen andere Regimenter ganz abſcheulich aus; ich will nicht davon ſprechen, daß ſich in dieſen alle Geſichtsfarben fanden, ſowohl weiß als braun und pechſchwarz, aber es waren ſowohl lahme als klumpfüßige Soldaten darunter. Die europäiſche Uniform war ihnen zu enge, und daher hatte ein großer Theil die Nath am Ellenbogen aufgeſchnitten oder einen langen Schnitt in die Beinkleider vor dem Knie gemacht, damit ſie ſich freier bewegen könnten, aber hierdurch ragte ein ganz nackter Ellenbogen hervor, und während des Marſches kam das rothe und kohlſchwarze Knie beſtändig zum Vorſchein aus den blauen Beinkleidern. Beſonders excellirte hierin ein Regiment, welches ich das barfüßige nennen möchte, denn Einige hatten nur einen Stiefel und einen Schuh, Andere dagegen gingen ganz barfuß in Pantoffeln, und dieſe wieder von verſchiedener Farbe. Unter klingendem Spiel zogen ſie alle ins

Serail, und nachdem ſie vor dem Sultan defilirt hatten, kamen ſie zurück und ſtellten ſich im Gliede an beiden Seiten der Straße auf. Aethiopier und Bulgaren ſtanden neben einander, der Beduine wurde der Nachbar des Hirtenſohnes von den Balkangebirgen.

Um zehn Uhr ſollte die Proceſſion beginnen, aber es wurde gegen zwölf, ehe es dem Sultan gefiel ſich vom Serail fortzubegeben; die Sonne brannte mit Sommerwärme — Eine Taſſe Kaffee nach der andern wurde getrunken, das Bretergerüſte fiel ein paar Mal zuſammen und alle Türkinnen lagen in einem Haufen! Es war ein langes Warten. Bis vor wenigen Jahren war es noch Sitte, auf dieſem Platz die Köpfe derer, die im Hofe des Serails enthauptet waren, den Hunden vorzuwerfen; jetzt ſah Alles ſo friedlich aus. Junge Türken, die ein wenig Franzöſiſch oder Italieniſch konnten, ließen ſich in ein Geſpräch mit uns und den andern Franken ein, ja, ſie zeigten die größte Bereitwilligkeit uns zu erklären, was unſere Aufmerkſamkeit erregen konnte. Unten vor den Mauern des Serails breitete ſich das ſonnenbeleuchtete Marmormeer mit weißen Segeln aus und Aſiens Berge ſchimmerten mit ihrem ſchneeigen Gipfel hoch oben in der klaren, blaugrünen Luft. Dieſen grasähnlichen Schimmer der Luft hatte ich nie zuvor geſehen; ein junger Türke, der, wie er mir erzählte, am Ufer des Euphrat geboren war, ſagte, daß der Himmel dort oft mehr grün als blau ſtrahle. Nun ertönte der Kanonenſchuß im Garten des Serails, die Proceſſion nahm ihren Anfang. Voran kam ein Muſikchor zu Pferde; ſelbſt der

Beckenſchläger und der Tambour ritten; die Zügel hingen dem Thier loſe um den Hals, während die Becken in der Sonne glänzten; nun kam die Garde, die ſich in Wahrheit eben ſo gut ausnahm, wie irgend eine Garde in den chriſtlichen Staaten; hierauf führte man eine Schaar prächtiger Pferde, alle ohne Reiter, aber mit herrlichen Schabracken geſchmückt, rothen, blauen und grünen, und alle wie überſäet mit Edelſteinen! Die Pferde ſchienen auf ihren feinen, kräftigen Beinen zu tanzen, kräftig erhoben ſie den Hals mit der langen Mähne; die rothen Nüſtern bebten wie das Blatt der Mimoſe, und in den Augen leuchtete eine verſtändige Seele. Eine Schaar reitender, junger Offiziere folgte. alle insgeſammt europäiſch gekleidet, in Röcken und mit Feß; Militair- und Civil-Beamte, alle in derſelben Art gekleidet, folgten dieſen, darauf kam der Großvezier des Reiches, ein Mann mit einem großen, weißen Bart. An verſchiedenen Stellen waren Muſikchöre aufgeſtellt, eins löſte das andere ab, man ſpielte namentlich Stücke aus Roſſini's Wilhelm Tell; plötzlich verſtummten dieſe und der Lieblingsmarſch des jungen Sultans begann. Derſelbe iſt von Donizetti's Bruder componirt, der hier als Capellmeiſter angeſtellt iſt. Der Sultan kam; vor ihm her führte man einen Zug arabiſcher Pferde mit noch prächtigern Schabracken, als die, welche wir vorher ſahen. Rubinen und Smaragden bildeten Schleifen an den Ohren der Pferde, die Zügel aus Saffian waren mit funkelnden Steinen überſäet, Sattel und Decken mit Perlen und Juwelen geſtickt! Es war eine Pracht, als ſähen wir, was der Geiſt der Lampe, Aladdin, geſchaffen.

Umringt von einer Schaar junger Männer, alle zu Fuß und ſchön, als wären es die Weiber des Orients, die ſich ohne Schleier hinauswagten, jeder mit einem grünen Federfächer in der Hand, ſaß auf einem prächtigen, arabiſchen, Pferde der junge neunzehnjährige Sultan Abdul-Medſchid. Er trug einen grünen, über der Bruſt zugeknöpften Rock und war ohne Schmuck, wenn man einen großen Juwel und eine Paradiesvogelfeder ausnimmt, die auf ſein rothes Feß befeſtigt waren. Er ſah ſehr blaß und mager aus, hatte leidende Züge und heftete ſeine dunkeln Augen feſt auf die Zuſchauer, beſonders auf die Franken. Wir zogen unſere Hüte und grüßten; die Soldaten riefen laut: „der Kaiſer lebe!“ Aber er machte nicht die kleinſte Bewegung zu einem Gegengruß. „Weshalb grüßt er uns nicht?“ fragte ich den jungen Türken an meiner Seite, „er ſah ja, daß wir die Hüte abnahmen!“ —

„Er betrachtete Sie!“ antwortete der Türke, „er betrachtete Sie ſehr genau!“

Damit ſollten wir uns begnügen, es war ſo gut als der beſte Gruß. Ich ſagte dem Türken, daß alle fränkiſchen Fürſten mit entblößtem Haupte unſern Gruß erwiderten. Dies kam ihm wie ein Märchen vor.

Paſchas und andere Große des Reichs folgten nach; fränkiſche Offiziere in türkiſchen Dienſten und darauf eine Menge Bedienung, Türken und Türkinnen ſchloſſen den Zug. Es ward ein Gedränge, ein Gewühl! Halbnackte Straßenbuben mit verſchoſſenen Turbans, alte Bettelweiber, mit Lumpen verſchleiert, aber in Pantoffeln aus Saffian und bunten Beinkleidern, drängten ſich ſchreiend durch das Gewühl. **Allah Ekber!** *) brüllten ſie, wenn die Soldaten ihnen den Gewehrkolben entgegenſtreckten. Die ganze Straße war ein bunter Fluß von Feß, Turbans und Schleiern, und an beiden Seiten bewegten ſich, als die Schilfgewächſe dieſes Flußufers, die blinkenden Bajonnette. Ueberall wo die Franken die aufgeſtellten militairiſchen Reihen paſſiren wollten, kamen ſogleich Offiziere und machten mit der größten Artigkeit Platz; ſie trieben ihre Glaubensbrüder auf die Seite, und dieſe ſtarrten auf die geehrten Franken, indem ſie den Ausruf wiederholten: **Allah Ekber!**

XIII.

Beſuche und Abſchied.

In Athen war ich mit mehreren Briefen an Perſonen verſehen worden, die mir meinen Aufenthalt in Pera ſehr angenehm machten. Beſonders muß ich den öſterreichiſchen Internuntius, Baron v. Stürmer, den griechiſchen Miniſter Chriſtides und unſern däniſchen Conſul, den Italiener Romani, nennen.

Von Mauern umſchloſſen und mit einem großen, ſchönen Garten, wo man zwiſchen Roſen und Cypreſſen die Ausſicht über die niedriger gelegene Stadt, den Bosporus und das Marmormeer hat, liegt die Reſidenz des öſterreichiſchen Miniſters, die aus mehreren Gebäuden beſteht. Hier in den erleuchteten Zimmern, die alle europäiſche Bequemlichkeiten, allen Luxus darbieten, fühlte man ſich heimiſch. Deutſche, franzöſiſche und engliſche Zeitungen und Journale lagen ausgebreitet; es wurde geſungen und muſicirt, einen großen Theil der diplomatiſchen Welt und mehrere intereſſante Familien lernte ich hier kennen, und die Stunden vergingen ſchnell. Wenn wir indeſſen in der Nacht aufbrachen, hatte der Heimweg etwas Eigenthümliches. Im Corridor warteten die Diener mit Portechaiſen für die Damen, die Herren wurden mit Fackeln durch die Straßen begleitet oder jeder trug ſeine Laterne mit Licht.

---

*) Gott iſt groß!

Bei Ali Effendi und dem kaiſerlichen Dollmetſcher Saphet, welche Beide in dem Gebäude wohnen, das den Namen „die hohe Pforte“ führt, ſah ich zum erſten Male das Innere eines türkiſchen Hauſes. Auf den Treppen und in den langen Gängen, die mit Binſenmatten bedeckt waren, wimmelte es von europäiſchen und aſiatiſchen Muſelmännern, ſo wie von armen Weibern mit Bittſchriften in den Händen, darunter gingen Soldaten mit kurzen ſchweren Säbeln. Jeder Ankommende mußte zuerſt Schuhe oder Stiefeln aus- und Pantoffeln anziehen.

Vor den Eingängen, die mit langen Teppichen bekleidet waren, hielten bewaffnete Diener Wache; in dem Zimmer erſtreckte ſich längs den Wänden ein Divan, dieſer war das vorherrſchende Meubel. Ali Effendi unterhielt ſich mit mir über Lamartine's Reiſe im Orient und fragte mich, ob ich meinen hieſigen Aufenthalt und den Eindruck, den Conſtantinopels Anblick auf mich gemacht, ſchildern würde. Ich ſagte ihm, ich hielte die Lage der Stadt für die ſchönſte in der Welt, ſie übertreffe weit die Neapels, aber wir hätten im Norden eine Stadt, die viel Verwandtes mit Conſtantinopel darbiete; und ich beſchrieb ihm Stockholm, welches von der „Moſebakke" aus geſehen, etwas von dem Anblick hat, den Conſtantinopel vom Perathurm hinaus, gegen die ſüßen Waſſer, zeigt. Der Theil von Stockholm, welcher Södermalm genannt wird, zeigt uns rothbemalte, hölzerne Häuſer, Kuppeln auf den Kirchen, Fichten und Hängebirken, Alles iſt türkiſch, nur die Minarets fehlen. — Im Verlaufe des Geſprächs fragte er mich, wie viele Tagereiſen Stockholm von der Hauptſtadt meines Vaterlandes entfernt liege, und ſprach über die Verſchiedenheit der Sprachen in dieſen beiden Städten. Saphet Effendi war weniger geſprächig, aber höchſt aufmerkſam und, wie es ſchien, ganz europäiſirt. — Dicker Kaffee und Pfeifen mit gutem Tabak wurden präſentirt; ich, der ich niemals Tabak rauche, mußte aus Höflichkeit eine Pfeife in den Mund nehmen, das war das einzige Unangenehme in „der hohen Pforte."

Romani erzählte mir, daß ich in Pera einen Landsmann habe, einen Schuhmacher aus Kopenhagen; er ſei verheirathet und anſäſſig und heiße Langſch, ein ganz däniſcher Name, wie er ſagte. Ich leugnete Letzteres, bat ihn aber, mich dahin zu führen. Wir kamen in eine der beſuchteſten Straßen von Pera; dort hing über einer Thür ein echt däniſches Schild mit einem großen Stiefel und darunter ſtand der Name „Lange“. Wir traten in die Werkſtatt.

„Guten Tag! Ich treffe hier wohl einen Landsmann?“ ſagte ich, und ſogleich ſprang der Mann von ſeinem Stuhle auf, mit einem vor Freude ſtrahlenden Geſichte. Ich drückte ſeine Hand und bald waren wir in däniſche Begebenheiten vertieft; er erzählte mir, daß er vor neun Jahren Dänemark verlaſſen habe, durch ganz Ungarn und die Walachei gewandert ſei, lange in Galatz gearbeitet und ſich dort mit einem walachiſchen Mädchen verheirathet habe. Vor wenigen Jahren waren ſie hierher nach Pera gezogen, wo ſie ihr hinreichendes Auskommen hatten. Er hielt Geſellen, konnte ſogar eine kleine Summe zurücklegen, um einmal nach Dänemark zu reiſen und dann wieder nach der Türkei zurück zu kehren, wo es ihm ſo gut ging. Er bat mich, ſeinen Vater, der in Kopenhagen als Schuhmacher lebte, und ſeine Brüder und Schweſtern zu grüßen.

Unſer däniſcher Geſandte, der Kammerherr von Hübſch, welcher in Conſtantinopel geboren und immer dort geweſen iſt, hat ſeine Wohnung in Bujukdere, welches nicht weit vom ſchwarzen Meere liegt. Ein Beſuch bei ihm wird von Pera aus immer eine kleine Reiſe, aber ſie kann ſehr bequem in einem Boote den Bosporus hinab gemacht werden. Herr von Hübſch war ſo aufmerkſam, mich abholen zu wollen, damit ich einige Tage bei ihm zubringen könnte; aber ſelbigen Tags hatte der griechiſche Miniſter Chriſtides mich zu einem Diner eingeladen, wo ich mit mehreren Griechen zuſammentreffen ſollte, welches mich intereſſirte; den Ausflug ſpäter zu machen erlaubten Zeit und Umſtände nicht. Das öſterreichiſche Dampfſchiff, welches von Conſtantinopel über das ſchwarze Meer mit den Dampfſchiffen auf der Donau in Verbindung ſteht, ging gerade in dieſen Tagen ab. Dieſe Fahrt intereſſirte mich in hohem Grade; ich hätte dadurch Gelegenheit erhalten, einen großen Theil von Bulgarien, der Walachei, Serbien und Ungarn zu ſehen. Aber in Rumili war Aufruhr, man fürchtete, daß ſich die Bewegungen auf die angrenzenden Länder erſtrecken möchten. In vollen drei Wochen war die öſterreichiſche Poſt, welche über Belgrad nach Conſtantinopel geht, nicht eingetroffen, man glaubte mit Gewißheit, daß ſie ermordet oder gefangen ſein müſſe. Niemand wußte hier recht Beſcheid, es wurden keine Verhaltungsmaaßregeln getroffen; der öſterreichiſche und ruſſiſche Miniſter ſandten Staffetten nach Adrianopel und dem Balkan. Die Nachrichten, welche ſie erhielten, waren höchſt unvollſtändig, aber gewiß war es, daß die Härte und Ungerechtigkeit der türkiſchen Steuer-Einnehmer die chriſtlichen Familien in den beiden Städten Niſſa und Sophia zum Aufruhr veranlaßt habe. Während des Oſterfeſtes der Griechen waren die Türken, ſagte man, in ihre Kirche gedrungen und hatten dort Frauen und Knaben geſchändet, über 2000 ſollten ermordet werden ſein.

An jedem zehnten Tage kann man von Conſtantinopel die Reiſe über das ſchwarze Meer und die Donau nach Wien machen; aber ſo wie jetzt die Sachen ſtanden, war zu befürchten, daß die Reiſe, je länger aufgeſchoben, deſto unſicherer würde, wenn ſie dann überhaupt noch gemacht werden könnte und ich mich nicht genöthigt ſehen ſollte, über Griechenland und Italien zurück zu gehen. Im Hôtel, wo ich logirte, waren zwei Franzoſen und ein Engländer, mit denen ich verabredet hatte, zuſammen den Weg auf der Donau nach Wien zu machen; allein dieſe gaben den Plan ganz auf und wählten den Rückweg über Italien; ſie ſahen die Donaureiſe für ein ganz unſinniges Unternehmen an, und waren von Autoritäten, wie ſie ſagten, darin beſtärkt worden; die aufrühreriſchen Bulgaren, meinten ſie, würden kaum die öſterreichiſche Flagge reſpectiren, und würde man auch nicht getödtet, ſetzte man ſich doch hundert Unannehmlichkeiten aus.

Ich geſtehe, daß ich eine höchſt unruhige, peinliche Nacht verlebte, ehe ich mich beſtimmen konnte; ſchon am Abend des nächſten Tages mußte ich an Bord, wenn ich mit dem Schiffe fortwollte. Furcht vor den vielen Gefahren, die nach der Ausſage Aller bevorſtanden, auf der andern Seite aber meine brennende Luſt, etwas Neues und Intereſſantes zu ſehen, brachten Fieber in mein Blut. Früh den nächſten Morgen ging ich zum Baron v. Stürmer, ſprach mich gegen ihn aus und bat um ſeinen Rath. Er ſagte, Abends vorher ſei ein ruſſiſcher Courier eingetroffen, der gerade den Theil des Landes paſſirt wäre, durch welchen wir müßten, um von dem ſchwarzen Meere die Donau zu erreichen, daß ſich aber noch keine Unruhen gezeigt hätten; ſo wie daß zwei öſterreichiſche Offiziere, der Oberſt Philippovich und Major Tratner, die beide vom Feldzuge in Syrien heimkehrten und die ich ſchon von den Diners hier im Hauſe kannte, gerade die Donaureiſe mit dem Schiffe zurückmachen würden, das morgen früh abgehe. Alle Depeſchen und Briefe ſammt einer bedeutenden Summe Geldes waren, da die Poſt nicht abgehen konnte, Philippovich übertragen, im ſchlimmſten Fall konnte er allen Schutz verlangen; dieſen Herren konnte ich mich anſchließen.

Die Reiſe war alſo nun beſtimmt, und von dieſer Minute an auch alle Furcht verſchwunden. Zur nämlichen Stunde traf in Pera eine Nachricht ein, die augenblicklich das viele Gerede von einem Aufſtande im Innern des Landes verdrängte: die traurige Nachricht, daß das Dampfſchiff Stambul, das größte, welches die öſterreichiſche Compagnie beſaß, heute Morgen, unter den ſtarken Nebeln, die über dem ſchwarzen Meere ſchweben, zwölf Meilen öſtlich von Amaſtra gegen eine Klippe geſtoßen und untergegangen ſei; alle Paſſagiere waren gerettet.

Gegen Abend verließ ich Pera; vom Kirchhofe unter ſeinem hohen, runden Thurme überſchaute mein Auge noch einmal das große, wunderſchöne Panorama, von Conſtantinopel, dem Marmormeere und dem ſchneebedeckten Olymp.

Es war das Dampfſchiff Ferdinand I., welches mich über den Pontus Euxinus tragen ſollte. Es war angenehm und behaglich am Bord, und in der erſten Kajüte befand ſich, außer Philippovich, Tratner und mir, nur noch ein Paſſagier, nämlich der Engländer Ainsworth, ein naher Verwandter des bekannten engliſchen Schriftſtellers gleiches Namens, der auf eine Expedition nach Kurdiſtan ausgeſandt geweſen und nun zuletzt von Babylon kam.

Am Bord fand ich ſchon eine ganze Schaar Deckpaſſagiere, Türken, Juden, Bulgaren und Walachen, welche es ſich bequem machten, ihren Kaffee kochten und ſich zum Schlafe hinſtreckten; Böte umkreuzten unſer Fahrzeug, Schiffe kamen und gingen. Es war eine Lebendigkeit auf dem Waſſer, ein Sauſen und Summen in Pera und Conſtantinopel, als wenn ein Aufruhr durch die Straßen brauſe! Nein, von Aehnlichem kann nur das lebhafte Neapel einen Begriff geben.

Gerade über den dunkeln Cypreſſen des Serails ſtand der Mond rund und groß, aber ganz bleich in der leuchtenden blauen Luft. Die Sonne ging unter und ihre rothen Strahlen fielen auf die Fenſter drüben in Skutari, es ſah aus, als ob dort Fackel neben Fackel angezündet ſei, es blendete das Auge — aber in einem Nu waren ſie ausgelöſcht und der Abend ſenkte ſich herab auf die klare Waſſerfläche, die Kuppeln und Minarets. Dicht neben unſerm Schiff wälzten ſich große Delphin[illegible]n der Seite des Serails flogen große Gondeln pfeilſchnell über den Golf, von zwölf bis zwanzig Mann gerudert, alle mit florartigen

Aermeln, die von den nackten, kräftigen Armen herabhingen; abgemeſſen folgten die raſchen Ruderſchläge, die Gondel flog wie ein Pfeil und hinten ſaß auf erhöhten, bunten Polſtern und reichen Teppichen, die in das Waſſer hinabhingen, der gravitätiſche Türke mit verſchlungenen Armen; es war wie ein Traumbild, wie die Scene eines Märchens! Die Sterne funkelten, der Muezzin rief in hohlen, eintönigen Lauten von den Minarets die Stunden ab.

Ende des dritten Theils.

Schnellpreſſendruck von Fr. Ries in Leipzig.

H. C. Anderſen's

Geſammelte Werke.

Vom

Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe.

Einundzwanzigſter Band.

Eines Dichters Bazar.

Vierter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Eines Dichters Bazar.

Von

H. C. Andersen.

Vierter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Inhalt
des vierten Bandes.

Die Heimkehr.

Seite
Cap. 1. Bosporus. 9
Cap. 2. Das ſchwarze Meer. 21
Cap. 3. Steppenreiſe zwiſchen dem ſchwarzen Meer und der Donau. 25
Cap. 4. Von Czerna-Woda bis Ruſchtſchuk. . . . 36
Cap. 5. Wir ſegeln! 44
Cap. 6. Unruhige Fahrt. 47
Cap. 7. Serbiens Dryaden. 54
Cap. 8. Der Paſcha von Orſova. 63
Cap. 9. Die Quarantaine. 65
Cap. 10. Heute iſt Sonntag. 74
Cap. 11. Reiſe längs der Donau von Orſova bis Drenkova. 76
Cap. 12. Donaufahrt von Drenkova bis Semlin. . 87
Cap. 13. Von Semlin bis Mohács. 97
Cap. 14. Die Schweinehirten. 104
Cap. 15. Marktgäſte. 107
Cap. 16. Peſth und Oſen. 110
Cap. 17. Donaufahrt von Peſth nach Wien. . . . 114
Cap. 18. Wiens Theater. 121
Cap. 19. Die Silhouetten. 125
Cap. 20. Der Handwerksburſche. 129
Cap. 21. Ein Grab. 131
Cap. 22. Reiſe nach dem Norden. 132

Die Heimkehr.

I.

Bosporus.

Der Bosporus iſt ein Fluß mit der Durchſichtigkeit des Meeres, ein Salzwaſſerfluß, der zwei Meere verbindet, ein Fluß zwiſchen zwei Welttheilen, wo jeder Fleck maleriſch, jede Stelle hiſtoriſch iſt; hier wirbt der Orient um Europa und träumt ſich der Herrſcher zu ſein. Ich kenne keinen Ort, wie dieſen, wo Kraft und Milde ſich ſo vereinen. Die Ufer des Rheins, in aller Schönheit des Herbſtes, haben doch nicht die Farben, wie des Bosporus Küſten; der Rhein erſcheint enge gegen das Bette dieſer glasgrünen Gewäſſer, und doch mußte ich an ihn denken, ſo wie an die Ufer des Mälarſees zwiſchen Stockholm und Upſala, wenn die warme Sommerſonne zwiſchen den grünen Fichten und zitternden Birken ſcheint.

Der Waſſerſpiegel iſt an den meiſten Stellen nicht breiter, als daß man Alles an beiden Küſten deutlich erblickt; in ſieben Krümmungen ſchlängelt ſich der über drei Meilen lange Strom zwiſchen dem Marmor- und dem ſchwarzen Meere, und faſt in dieſer ganzen Ausdehnung ſieht die europäiſche Küſte wie eine Stadt, eine einzige Straße aus, hinter welcher ſich die Berge erheben, wenn auch nicht großartig, doch immer ſo, daß ſie Berge genannt werden können, und auf dieſen blüht es, als wäre es ein Garten, ein echter botaniſcher Garten! Hier ſind Birken, wie in Schweden und Norwegen, Buchengruppen, wie in Dänemark, Pinien, Platanen und Kaſtanien, wie wir ſie in Italien ſehen, und Cypreſſen, kräftig und groß, wie nur der Kirchhof bei Pera und Skutari ſie beſitzt; mitten in dieſem üppigen Grün erhebt ſich die Palme mit ihrem breiten Capitäl, eine Erinnerungsſäule, die uns ſagt, wo wir eigentlich in der Welt ſind.

Die ganze Küſte ſcheint, wie geſagt, eine Stadt zu ſein und iſt doch keine Stadt! Hier wechſeln Straßen und Gärten, Kirchhöfe und Weinfelder. Hier ſteht eine Moſchee mit ihren weißen, prangenden Minarets, hier eine düſtere, halbverfallene Feſtung, dort ein Palaſt, wie wir ihn uns im Morgenlande vorſtellen, und hier kleine, rothbemalte, hölzerne Häuſer, die von Norwegens Fichtenwäldern hergeholt zu ſein ſcheinen.

Wenden wir nun das Auge gegen die aſiatiſche Seite, dann iſt Alles eben ſo reich, eben ſo abwechſelnd, nur hat ſie nicht dieſe Maſſe von Gebäuden, die uns darauf bringt, Europa's Küſte als eine unendliche Stadt zu betrachten; hier ſind die Ebenen größer, die Berge höher und mehr verzweigt.

Den fünften Mai, Napoleons Todestag, ſollte ich auf dem ſchwarzen Meere verleben! Es giebt für uns mehr

Feiertage des Geiſtes, als die, welche der Kalender als Sonn- und Feſttage bezeichnet. Unſer eigenes Leben und die Weltgeſchichte deutet uns einzelne an, die im Kalender nicht ſo hervortreten. Oft habe ich bei der Erinnerung an die Merkwürdigkeiten eines ſolchen Tages recht lebhaft gefühlt, wie proſaiſch öde er mir vergangen war. Doch in dieſem Jahre trat einer der berühmten Tage der Gegenwart recht eigenthümlich und feſtlich vor mich hin; an ſeinem Morgen, um 4½ Uhr, ſegelte ich aus Conſtantinopels Hafen, durch den Bosporus und hinaus in das ſchwarze Meer.

Ich erwachte, als die Anker gelichtet wurden; eilig war ich angekleidet und trat aufs Verdeck. Alles lag in Nebel eingehüllt, aber nur einen Augenblick; er erhob ſich mit einer wunderbaren Schnelligkeit zur Spitze von Pera's Thurm. Dieſes, mit Galata und Topſchana, lag hinter uns; die großen Caſernengebäude, die hohe Moſchee in der Vorſtadt Fündüklu traten herrſchend hervor mit der ganzen türkiſchen Flotte, die hier lag, kürzlich von Aegypten heimgekehrt. Wir glitten dicht vorüber; ringsum aus allen Stückpforten ſteckten türkiſche Soldaten und Matroſen ihre Köpfe; jeder von ihnen könnte in wenigen Minuten uns wahrhaftere und an ſich poetiſchere Dinge erzählen, als Pückler-Muskau in ſeinen berühmten Werken; aber unſer Dampfſchiff war in der Fahrt, die Nebel auch, bald berührten ſie des Schiffes Schornſtein, bald erhoben ſie ſich, um in regenbringende Wolken verwandelt zu werden, es war ein Leben, eine Bewegung über uns, als ob Darius mit ſeinem Heer in dieſen Nebelgeſtalten wieder über den Bosporus ziehe. Es war Leben und Bewegung um uns her durch Böte; die, welche von den Kriegsſchiffen kamen, waren groß und ſtark bemannt, andere aber, die von den Küſten herruderten, waren dünne, zerbrechliche Gondeln, in denen der Türke mit gekreuzten Beinen am Boden lag. Jedoch auf unſerm Fahrzeug war es ſtill. Ueber das Verdeck hatten die Türken bunte Teppiche ausgebreitet, einige ſchliefen, eingehüllt in ihre gefütterten Pelze, andere tranken ihren dicken Kaffee, oder blieſen Wolken aus ihren langen Tabackspfeifen. Die Nebel ſanken und ſtiegen, wie damals, als die Welt aus dem Chaos gebildet wurde; bald brach die Sonne hervor, bald ſchien ſie wieder keine Macht zu haben; die in der Ferne liegenden Schiffe erhielten das Ausſehen von Nebelbildern, ich mußte an das Todtenſchiff und den fliegenden Holländer denken.

Topſchana und Pera ſchienen mit Conſtantinopel eine Stadt auszumachen, Skutari die Vorſtadt zu ſein; dieſes mit ſeinen weißen Minarets, rothbraunen Häuſern und grünen Gärten lag eben in dem hellſten Sonnenlicht; es ergoß ſich über die ganze aſiatiſche Küſte; man ſah das lieblich hochgelegene Dorf Kandelli, den kaiſerlichen Garten und die ausgedehnten Paläſte des Großherrn. Welcher Reichthum, welche Naturpracht um des Bosporus Küſten! —

Wie oft, als ich ein Knabe war, ſegelten nicht meine Gedanken durch „Tauſend und eine Nacht“ und ich ſah wunderbare Schlöſſer aus Marmor mit hängenden Gärten und kühlen Springbrunnen! Hier zeigte ſich in der Wirklichkeit ein ſolches vor mir; es war der auf europäiſcher Seite vor Kurzem vollendete Sommerpalaſt, in welchen voriges Jahr Sultan Abdul Medſchid als der erſte Bewohner einzog. Er iſt in morgenländiſchem Styl und großen Verhältniſſen gebaut, mit Marmorſäulen und hohen Terraſſen.

Dies iſt die Scene für das Liebesglück eines jungen, noch nicht zwanzigjährigen Fürſten; hier, um im Geiſte der türkiſchen Dichter und mit ihren Worten zu reden, kommt der Lenz frühe und legt der Tulpe ihr rothes Gewand an, dem der Thau ſilberne Perlen anſetzt, und für den jungen Fürſten erheben Cypreſſen und Platanen betend ihre Hände, daß ſie ihm während eines langen Lebens Schatten gewähren mögen! — Aber was iſt ein langes Leben? Ein glückliches Leben! Und was iſt ein glückliches? Ja, die Begriffe ſind verſchieden, ein unſterblicher Name oder der Liebe Glück?! Frage den Jüngling! Ach! nicht jeder iſt ein Alexander, der Beides gewinnen nnd doppelt gewinnen kann, indem er mitten im Siege ſtirbt.

Der Schloßgarten erſtreckt ſich hinab zum Dorfe Kurutſcheme, deſſen eigenthümliche, hölzerne Gebäude längs dem Waſſer die Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen; eine Etage hängt über die andere hinans, von Balken unterſtützt, die ſchräg ins untere Holzwerk eingreiſen. Der Pfad zwiſchen den Gebäuden und dem Waſſer iſt ſolchergeſtalt von den vorſpringen Etagen ſo gut wie bedeckt. Hier wohnen mehrere ältere Sultaninnen; die Fenſter ſind deshalb dicht mit Jalouſieen verſehen, an denen natürlicherweiſe die Gucklöcher nicht fehlen, durch welche die vormals Schönen und Mächtigen aufs Waſſer und die fremden Schiffe hinausblicken können. Ach, jede dieſer Frauen war einſt ein Schönheitsgedicht, nun ſind ſie vergeſſen, und ſie können ſich nicht damit tröſten: „vergeßne Gedichte ſind neue!“ Die langen, ſeidnen Augenwimpern, die eine Reihe Pfeile waren, welche in die Bruſt drangen, hängen nun, gleich Trauerweiden, über des Auges See, das Einzige, worin ſich noch ein Schönheitsſtern ſpiegelt, und ſie ziehen den Schleier dichter zuſammen, nur nicht vor das Auge, das darf geſehen werden und es ſieht. Der Himmel weiß, welches Auge unſer und unſers Schiffes Spiegel war, als wir an Kurutſcheme vorbeiſegelten; auch das Schiff gerieth in ſtärkere Bewegung; der Steuermann erklärte es dadurch, daß hier die ſchlimmſten Strömungen im Bosporus wären.

Das reizende Thal Bebek mit ſeinem Luſtſchloß eröffnete ſich uns; es wird von den dunklen Cypreſſen eines Kirchhofs begrenzt. Aber dieſe wenigen Worte geben kein Bild; das Auge muß dieſes Thal ſehen, welches wie ein Park in dem ſchönſten Sonnenlicht eine Abwechſelung von Grün zeigt, wie ſie auf keiner Palette gemiſcht wird; man muß dieſe Weiden ſehen, deren bewegte Zweige mit ihrem Schatten auf der Erde zu ſpielen ſcheinen, dieſe Gruppen von Laubhölzern, unter deren ſchattenreichem Dach die wilde Turteltaube ihr Serail hat; dieſe fetten, grünen Grasebenen, wo der weiße, glänzende Ochſe wie ein Marmorbild der Vorzeit ſteht, halb in dem hohen Graſe verborgen. Hier iſt Leben, Sonnenſchein und Genuß, dicht nebenan iſt die

Grenze, der dunkle Cypreſſenhain mit den Todten, mit Schatten und Ruhe.

Wir glitten an dem Kirchhofe vorbei; maleriſche Felſen erhoben ſich, wir waren an der Stelle, wo Androkles von Samos die Brücke über den Bosporus ſchlug, über welche Darius die Perſer nach Europa gegen die Scythen führte. Einer der Felſen wurde damals zu einem Thron für Darius umgeformt, von wo er den Uebergang ſah; keine Spur iſt hiervon mehr da. Osmaniſche Heilige ruhen am Fuß des Felſen; heilig iſt jetzt der Grund, den die wilden Heere betraten; hohe, ſchwarze Cypreſſen halten an den Gräbern Wache. Die fliehenden Vögel des Bosporus, die Seeleute nennen ſie die verbannten Geiſter, flogen uns hier entgegen und kehrten im nämlichen Augenblick wieder um. Hier lagen auf aſiatiſcher und europäiſcher Seite die mächtigen Schlöſſer Anatoli Hiſſari und Rumili Hiſſari, die die Einfahrt beherrſchen ſollten, aber die Schießlöcher ſind zugemauert; ſchon lange waren die Gebäude in Gefängniſſe verwandelt; „die ſchwarzen Thürme" heißen die Schlöſſer jetzt, wo tauſend Chriſten geſchmachtet haben. Das Schloß auf europäiſcher Seite iſt ſeltſam gebaut, der Sultan Muhamed wollte, daß es ſeinen Namen bilden ſollte, ſo wie dieſer mit arabiſchen Schriftzeichen geſchrieben wird. Hundert chriſtliche Kirchen ringsum mußten Materialien zu dieſen bewohnten Ziffern geben — aber keine Freude hat in ihnen geathmet, Todesſeufzer haben Muhameds Namenszug durchzittert. Feſtgemauert iſt Stein auf Stein; doch wird der ſtarke Finger der Zeit dieſe Schrift verwiſchen, und wo ſie ſtand, wird die Erde auf ihre ſchwarze Tafel die Dichtung des Frühlings ſchreiben: duftende Sträucher, Gras und Blumen.

Am ſchönſten iſt hier die aſiatiſche Seite. Hinter der düſtern Feſtung erſtreckt ſich das Thal mit „den himmliſchen Waſſern“ ins Land, dieſes unter allen Thälern am Bosporus als das ſchönſte geprieſene, deſſen Naturpracht dem Bach ſeinen Namen gegeben hat; aber wir glitten zu ſchnell vorüber, wir ſahen nur ſo viel, als man beim Blick in die offnen Augen eines hübſchen Weibes von der Schönheit ihrer Seele leſen kann.

Kandiliche's große Moſchee erhob ſich vor uns, als ſei es die Achmedskirche, die von Muhameds Engeln getragen war, daß wir noch einmal uns an ihrem herrlichen Anblick erquicken ſollten. Ein kleines Dorf lag faſt verborgen zwiſchen rieſengroßen Feigenbäumen, es hat von dieſen den Namen: die Feigenſtadt.

Zwiſchen Linden, Thränenweiden und Platanen erhob ſich amphitheatraliſch Sultanje und ſpiegelte ſich verkehrt in der ſtillen Waſſerfläche unter der Küſte. Der weiße, ſchlanke Minaret, der, welcher in der Wirklichkeit nach dem Himmel deutete, und der, welcher auf der Waſſerfläche abwärts zeigte, ſchienen zu ſagen: „Seht nicht nur das Leben im Sonnenglanz um euch her, ſeht es droben in den eilenden Wolken und fliehenden Vögeln, ſeht es im Gewimmel auf dem Waſſer zwiſchen den beiden Welttheilen!“ Und wahrlich, hier war Leben und Regſamkeit! Große Böte mit Türkinnen, in weite, luſtige Schleier gehüllt, ſetzten von einem Ufer zum andern hinüber. Gerade unter unſerm Fahrzeug erhob ſich eine der jüngſten Frauen in einem der Böte, ſie blickte auf, und es tönte vor meinem Ohre der perſiſche Geſang von dem Wuchs der Ceder und der Pracht der Tulpe. Wer hat nicht plötzlich in einer finſtern Nacht durch einen einzigen Blitz die ganze Gegend erleuchten und Alles wieder Nacht werden ſehen? Aber nie vergißt man das Bild, das man ſah; hier kamen zwei Blitze, jedes Auge ſandte einen ſolchen, und dann ward es Nacht; wir ſahen nicht mehr die Tochter des Orients, aber ſchon Jahrhunderte vor unſerer Zeit hat der Dichter von ihr geſungen: „Trocknet ſie ihre Locken mit dem Tuche, dann duftet es von Moſchus, trocknet ſie die Thränen ab von ihren Augen, dann rollt die Perle aus dem Tuche; berührt es ihre Wange, dann füllt es ſich mit duftenden Roſen, und drückt ſie es gegen ihren Mund, dann umſchließt es eine paradieſiſche Frucht!“ Ich blickte nach dem Boot, wir waren ihm fern; die Frauen in den weißen Schleiern ſchienen Geiſter in dem Boote Charons, und in den Gedanken lag Wahrheit, denn was wir nie wieder erblicken ſollen, iſt für uns unter den Todten. Sie hatte eine Orange in's Waſſer geworfen, dieſe ſchaukelte auf dem Strom, wie ein Erinnerungsſtern an die Begegnung. Lange Fiſcherböte ſchoſſen an großen Schiffen vorbei, die von dem ſchwarzen Meere kamen, Rußland's Doppeladler ſchlug mit den Flügeln in der ſtolzen Flagge. Still und auf dem Waſſer ſchaukelnd vor einem Fiſcherdorf, ich glaube Balkos, lagen Hütten, die unten in ein ausgeſpanntes

Netz endigten, worin Schwerdtfiſche gefangen werden ſollten; ich ſage Hütten, man könnte ſie auch Körbe nennen; in jedem ſaß ein halbnackter Fiſcher und beſorgte den Fang.

Auf europäiſcher Seite näherten wir uns Therapia, in deſſen tieſem Golf einige große Schiffe lagen. Ein kleines Boot begegnete uns hier, ein alter Neger führte das Ruder. Er trug einen wollenen Kittel, wie die Griechen, große ſilberne Ringe hingen in ſeinen Ohren, aber auf dem Kopfe hatte er nur ſein dickes, wolliges Haar. Das Boot war buchſtäblich mit Roſen angefüllt; ein kleines Griechenmädchen, ihr dunkles Haar um den rothen Feß geflochten und mit einem großen Goldſtück geſchmückt, lehnte ſich ſtehend an einen der Körbe mit Roſen, in der Hand hielt ſie eine bulgariſche Handtrommel. Das Boot ſchaukelte bei der verſtärkten Wogenbewegung, in welche die raſche Fahrt unſers Schiffes den Strom verſetzte; das kleine Mädchen hielt ſich feſter an einem der Körbe, dieſer fiel mit ihr um und ergoß ſeinen Strom von Roſen über ihre Bruſt und ihr Geſicht. Sie erhob ſich wieder und als ſie ſah, daß wir ſie betrachteten, ſchlug ſie lachend auf die kleine Trommel, warf ſie darauf in den Korb und hielt eine Hand voll Roſen vor ihr Geſicht. Das Boot, der Neger, das kleine Mädchen und als Hintergrund Therapia mit ſeinen Gärten, Gebäuden und Schiffen, war ein Gemälde, das feſtgehalten zu werden verdiente.

Aber bei der erſten Wanderung durch eine große und reiche Bildergalerie, verdrängt ein Gemälde das andere, und der Bosporus iſt ein ſolcher Bilderſaal mit tauſend

Bildern, wie nur die größten Meiſter ſie uns geben können. Ich, der ich davon erzähle, habe nur ein einziges Mal in meinem Leben von einem Dampfſchiff in ſeiner Fahrt dieſe Küſten beſchaut.

Eine größere, breitere Bucht, als die wir bisher geſehen, machte den Vordergrund für das nächſte Bild aus. Der Sommeraufenthaltsort der Geſandten, Bujukdere, lag vor uns; ich ſuchte unter den vielen Flaggen der Nationen, die dort flatterten, die meines Vaterlandes und entdeckte ſie! Ich ſah das weiße Kreuz in dem rothen Grunde! Dänemark hatte ſein weißes Chriſtuskreuz in dem Lande der Türken aufgepflanzt. Die Flagge flatterte im Winde; es war, als bringe ſie mir einen Gruß aus der Heimath. Mein Nachbar am Schiffsbord zeigte auf die große Waſſerleitung mit den doppelten Bogen, die ſich mitten in dem Grünen des tiefen Thals erhob. Ein Anderer erzählte von Medea, die hier gewandelt hatte, wo jetzt die Seeleute ihre Böte unter die hohen Platanen hinaufzogen; aber mein Auge und mein Gedanke waren nur bei der däniſchen Flagge, die ich auf meiner ganzen Reiſe hier zum erſten Male wieder ſah; Erinnerungen, die das Herz weich und ſanft machten, tauchten in der Seele auf.

Welche Schönheit und Milde konnten des Bosporus Ufer uns nunmehr zeigen? — Und gleichſam im Gefühl hiervon verwandelten ſie ſich plötzlich in eine wilde Natur. Gelbliche, zerriſſene Felſen entſtiegen dem Waſſer; Batterien, angelegt, um den Bosporus gegen die Streifereien der Koſacken zu ſchützen, vermehrten den unfreundlichen

Anblick. Der Thurm höher hinauf wird der Ovidsthurm genannt, und die Sage berichtet, aber fälſchlich, daß hier am ſchwarzen Meere der Dichter gefangen geſeſſen hätte. Der Thurm iſt nun eine Ruine, die, wenn die Sonne untergegangen iſt, als Leuchtthurm benutzt wird; große Fackeln werden angezündet, die rothe Flamme leuchtet den Schiffen des ſchwarzen Meeres.

Auf aſiatiſcher Seite iſt noch während einer kleinen Strecke alles üppig grün, bald aber tritt, wo die Küſten ſich am meiſten nähern, die wilde Felſennatur auf beiden Seiten gleich kühn hervor. In Aſien endigt hier die bithyniſche Bergkette, in Europa die thraciſche. Kein Pfad ſchlängelt ſich nun noch längs dem Waſſer, Gemſen klettern hoch auf den ſeltſamen Klippen. Das ſchwarze Meer liegt vor uns, und auf den Spitzen der beiden Weltlande ſtehen Leuchtthürme mit Willkommenflammen und Abſchiedsſternen, je nach dem Curs des Schiffes.

Nahe am Ufer erheben ſich wunderbare Felſeninſeln, ſie ſcheinen gegeneinander hingeſchleudert, der eine Steinblock ſcheint den andern zu halten. Die Sage erzählt: „Einſt ſchwammen die Felſen, ſie zermalmten die Schiffe zwiſchen ſich, erſt als die Argonauten an ihnen glücklich vorbei geſegelt waren, wurden ſie gefeſſelt.“

Die Sonne beſchien die nackten Steine, das Meer lag unendlich groß vor uns, wir fuhren hinaus. Die Nebel, welche während unſerer ganzen Schifffahrt durch den Bosporus bald ſtiegen, bald ſanken, aber doch nie die Ufer verbargen, fielen nun wie ein Vorhang, der vor einer prachtvollen Operndecoration herabrollt; in einem Augenblicke waren Aſiens und Europas Küſten uns nicht mehr ſichtbar, die Seevögel umkreiſten den Schornſtein des Schiffes und eilten dann wieder zurück; wir ſahen nur Meer und Nebel.

II.

Das ſchwarze Meer.

So lange wir im Bosporus ſegelten, hatten wir nur Augen für die ſchöne Landſchaft, nun war dieſer Anblick vorbei; wir ſchienen durch Wolken zu ſchweben, die in noch größerer Eile als wir über das Meer fuhren; es war in dieſen Nebeln etwas ſo Nordiſch-heimiſches, es war mir, als ſegle ich im November auf dem Kattegat. Man mußte ſich in Winterkleidung hüllen, und je weiter wir hinauskamen, deſto kälter wurde es; eine halbe Stunde lang lag der feuchte Nebel drückend auf uns und war dann wie ein Blitz vorüber; die Sonne ſchien hell, die Luft wurde lieblich blau, aber das Waſſer erhielt nicht die Bläue und Durchſichtigkeit des Mittelmeers. Das ſchwarze Meer hat ganz den Charakter unſerer nördlichen Meere; hier gingen kurze Wellen von dichter, glanzloſer Farbe, bleiähnlich im Vergleich mit dem leichten, glänzenden Mittelmeere.

Unſer Schiff, das hier die Waſſer durchfurchte, über die einſt die Argonauten ſegelten, war weder an Größe noch Bequemlichkeit den Dampfſchiffen erſten Ranges gleich, und doch würde es zu Jaſon's Zeit für mehr als königlich gegolten, ja den Namen eines Zauberwerks erhalten haben. Elaſtiſche Divans und bequeme Kojen umſchloſſen einen großen, zierlichen Saal mit Spiegeln, Bildern und Büchern; auf den Tiſch ſtellte man friſche, ägyptiſche Feigen, vor einer Woche gepflückt; hier waren Trauben von Smyrna, Wein aus dem weitentfernten Gallien; aber das Zauberähnlichſte, der mächtige Funke, das flammende Ungeheuer, welches das Schiff gegen Strömungen und Winde führte, lag im Fahrzeuge, und ſandte von da ſeinen Athem aus, wie einen pechſchwarzen Dampf, eine Wolke, die ſich über das Meer lagerte. Aehnliches konnte Medea nicht ſchaffen, die Erfindungen unſerer Zeit ſtehen über den mächtigſten Zaubereien jener Jahrhunderte; die Kenntniſſe ſind nicht mehr das Eigenthum Einzelner, ſie gehören der ganzen Welt an.

Bald in hellem Sonnenſcheine, bald in feuchte Nebel gehüllt, fuhren wir dahin. Außer uns vier obengenannten Paſſagieren in der erſten Kajüte war auf dem zweiten und dritten Platze noch eine kleine Geſellſchaft, die mit nach Wien wollte. Der bemerkenswertheſte war der Pater Adam, ein armeniſcher Prieſter in ſchwarzem Habit und mit einem Hut, ſo groß wie der Schild eines Ritters; ſeit fünf und zwanzig Jahren hatte er ſeine Freunde in der Kaiſerſtadt an der Donau nicht geſehen, und reiſete nun auf einen kurzen Beſuch dahin, als Begleiter zweier armeniſcher Knaben, Neffen des armeniſchen Biſchofs. Der älteſte, Hieronymus, mit einem runden Mädchengeſichte, ſollte ſtudiren und Arzt werden, der jüngſte, Antonio Maruz, beſonders hübſch, mit klugen, ſprechenden Augen, höchſt charakteriſtiſchen Zügen und einem eignen Stolz in jeder Bewegung, war für den geiſtlichen Stand beſtimmt; Beide trugen den Feß auf dem Kopfe und Pantoffeln über den Stiefeln. Der Abſchied von der Heimath war ſchon vergeſſen, der Aelteſte rauchte, ſich bequem ſtreckend, ſeine Cigarre, der Jüngſte ſpielte mit einigen Heiligenbildern. Ein junger, corpulenter Jude, der ſich in Alles miſchte, ein gutmüthiger junger Diener und eine ſeekranke Kammerjungfer, die beſtändig in ihrer Koje blieb, ſo daß wir ſie noch nicht geſehen hatten, drei Deutſche, ein junger Türke und zwei Griechen waren der Reſt der Geſellſchaft, die die ganze Reiſe mit uns machen wollte. Die Uebrigen gingen nur bis Küstendje und Siliſtria. Wie auf dem Mittelmeere erhielten wir auch hier einen müden, fliegenden Paſſagier; ein kleiner Vogel ruhte ſich bei uns auf dem Verdeck aus, aß Brodkrumen und trank Waſſer aus einem Teller. Gegen Abend flog er von uns, gerade gegen Oſten! Ich bat ihn, die kaukaſiſchen Berge zu grüßen, zu grüßen das wilde Geſtrüpp an den Flüſſen, wo der Tiger ſeinen Durſt löſcht, die Stadt Tiflis und Cirkaſſiens ſchöne Weiber! Alles dort im Oſten hätte ich ſo gern geſehen! — Dies Mal wenigſtens geſchah es nicht, wir ſteuerten gegen Norden, den naſſen, ſtürmiſchen Weg*), die Sterne funkelten, ſchön, wie über Griechenland und dem Mittelmeere, aber hier war es kalt. Man könnte glauben, wir machten eine Sommer-Expedition nach Spitzbergen und nicht eine Seereiſe auf dem ſchwarzen Meere im Monat Mai.

In der Nacht wurde ich dadurch geweckt, daß man Anker auswarf; der Nebel war ſo dick, daß der Capitain, dem Stambuls Strandung im Gedanken war, nicht weiter zu ſegeln wagte. Gegen Morgen hellte es ſich etwas auf und wir ſegelten, aber um nach einigen wenigen Minuten wieder ſtill zu liegen. Es war, als wälze ſich ein dicker Dampf aus dem Meere, große Waſſertropfen ſtanden auf dem Verdeck und am Bord, das Tauwerk war naß, als wäre es auf dem Meeresgrunde geweſen.

Plötzlich brach die Sonne hervor, die Ufer erhoben ſich niedrig und unbewohnt, kein Haus, kein Baum, nicht einmal eine Barke war zu ſehen, aber der Capitain las doch auf dem flachen Landumriſſe, daß wir zwei Meilen zu weit nördlich gekommen waren. Bald machte das Fahrzeug eine Wendung und eilte über die grünen, ſchäumenden Wogen nach einem kleinen Golf. Der Anker fiel, und nun erſt tauchte das kranke Kammermädchen auf, mit einem Lächeln nach den

---

*) Im Winter und Herbſte iſt dieſer höchſt gefährlich, beſonders die Strecke des ſchwarzen Meeres zwiſchen dem Bosporus und Odeſſa; viele Schiffe ſcheitern hier; im zuletzt verfloſſenen Winter das öſterreichiſche Dampfſchiff Sera Pervas und ein ruſſiſches: Newa.

Küſten, die nicht wieder lächelten. Lebe wohl, du Meer der Argonauten! Vom Orient führe ich über deine Gewäſſer, wenn auch nicht das goldne Vließ der Poeſie, ſo doch das der Erinnerung.

III.

Steppenreiſe zwiſchen dem ſchwarzen Meer und der Donau.

Küſtendje bietet eine niedrige Küſte dar, deren Abhänge aus Kalkerde und Conchylien beſtehen; hier iſt weder Baum noch Strauch; nur wenige Hütten ohne Fenſter, das Schilfdach zur Erde herabreichend und von einem Steinwall umſchloſſen. Eine Flagge wehte, eine Gruppe dichtverſchleierter Weiber betrachtete unſere Ankunft.

Ueber eine ſtarke Brandung fuhr unſer Boot ans Land, wo uns einige ſchreiende Tartaren empfingen.

Der Landungsplatz beſtand aus herabgeſtürzten Steinblöcken, zwiſchen welche die Leute, um ihn doch ein wenig zu ebenen, einen Haufen Raſen geworfen hatten; die hölzernen Hütten ſchienen in größter Eile aufgeführt zu ſein; die ganze Küſte verkündete eine Wüſte, wo geſtern oder heute Wohnungen aufgeſchlagen worden waren. In einige von Ochſen gezogene Wagen warf man unſer Gepäck, und nun ging es nach dem Wirthshauſe, welches in dieſen Umgebungen recht anſehnlich, und beſonders durch Reinlichkeit einladend war. Ein Balkon mit einem Strohdach darüber führte zu den beſten Zimmern, die den Paſſagieren des erſten Platzes zugetheilt wurden.

Während der Zubereitung der Mahlzeit machten wir eine Wanderung durch die Stadt.

Küstendje wurde 1809 von den Ruſſen gänzlich zerſtört, Alles ſah hier aus, als ſei dieſes vor einigen Wochen geſchehen. Jämmerliche, halb verfallene Häuſer bildeten die Hauptſtraße, welche ziemlich breit war; hie und da lagen Säulen aus Marmor und grauem Geſtein, die einer älteren Zeit anzugehören ſchienen. An mehreren Häuſern wurde das Dach oder die hervorſpringende Etage von einem hölzernen Balken unterſtützt, der auf einem antiken Marmorcapital ruhte. Der Minaret bei der einzigen und halb verfallenen Moſchee der Stadt war aus Planken errichtet und weiß gekalkt. Ein Kaffeehaus fehlte natürlicherweiſe nicht, aber ſein Aeußeres war, wie das der Gäſte, wenig einladend. Auf dem hervorſpringenden Altane lagen einige Türken; ſie rauchten ihre Pfeifen, tranken ihren Kaffee und ſchienen von uns Fremden keine Notiz zu nehmen.

Ein Paar ſchrecklich zerlumpte Männer mit langem Bart, Turban, Kaftan und Pantoffeln aus Saffian, ſammelten auf der Straße Unrath zur Feuerung, denn Holz findet man hier im Umkreiſe vieler Meilen nicht.

Dicht neben der Stadt waren nicht unbedeutende Reſte von Trajans Mauer, die ſich hier von dem ſchwarzen

Meer bis zur Donau erſtreckt haben ſoll. So weit wir um uns her blickten, ſahen wir nur Meer oder eine ungeheuere Steppe, kein Haus, keinen Rauch von dem Holzſtoß eines Hirten, keine Viehheerden, keinen lebenden Punkt; Alles war ein unendliches, grünes Feld. Dicht an der Stadt zeigten ſich einige Flecke, ohne alle Einzäunung, wo Korn wuchs, nicht höher als das Gras und von derſelben Farbe.

Ich wanderte nach dem Meere, dicht an dieſem, gerade unter dem Abhang, war ein todter Storch der erſte Gegenſtand, auf den mein Blick ſiel; er lag, den einen Flügel ausgeſtreckt, den Hals gebogen; ich wurde ganz wehmüthig, als ich ihn betrachtete! — Der Storch iſt mir immer der intereſſanteſte Vogel geweſen, er hat mich als Kind beſchäftigt, er ſpukt ja in meinen Romanen und Märchen, und er war nun das Erſte, was ich erblickte, als ich über das Meer heimkehrte, er hatte gerade dieſe Küſte erreicht und war dann geſtorben. Ein abergläubiſcher Gedanke beſchlich mich, es kann ſich wohl Niemand während ſeines ganzen Lebens völlig davon frei ſprechen: vielleicht erreiche auch ich jenſeits des Meeres kaum das Ufer, und meine Lebensbahn iſt zu Ende. — —

Indem ich den Vogel betrachtete, jagten wieder feuchte Nebel über Meer und Küſten, ſo ſchwer und dicht, daß ich auf einen Augenblick fürchtete, das Wirthshaus nicht wieder zu finden; ich konnte nicht vier Schritte weit ſehen und ging daher in gerader Richtung, kletterte über einen Steinwall und kam ſo einen ganz andern, aber kürzeren Weg nach dem Wirthshauſe, wo eine vortreffliche Mahlzeit harrte, ſo gut zubereitet, daß es nichts hilft, wenn auch alle Leſer ſagen: ſollen wir nur von Eſſen hören? ſie müſſen es hören. Das Eſſen — — Alles war vortrefflich und, was wir Tags darauf erfuhren, unglaublich billig; Keiner von uns hatte Aehnliches erlebt. Wir ſchrieben auch den Namen des Wirths und der Wirthin auf, und verſprachen, ſie lobend bekannt zu machen. Ich will dazu das Meine thun und erzählen, daß der Mann ein Oeſterreicher iſt, Thomas Radiczwitch heißt und an der Ecke des ſchwarzen Meeres wohnt.

Nach der Mahlzeit wurden unſere Sachen auf große Wagen, ganz aus Holz, gepackt, ſie ſollten nach der Donau abgehen und würden, da ſie von Ochſen gezogen wurden, den ganzen Nachmittag, die Nacht und den folgenden Tag gebrauchen, um Czerna-Woda zu erreichen; wir hingegen ſollten in Küstendje übernachten und dann, wenn wir in der Morgenſtunde abführen, zur ſelben Zeit mit dem Gepäck eintreffen. Walachiſche Bauern, in Schafspelzen und mit ſchwarzen Filzhüten, deren ungeheuere Schirme buchſtäblich wie ein Regenſchirm über Rücken und Schultern hingen, folgten mit dem Wagen. Man verſicherte uns, daß das Land auf dieſer Strecke ganz ruhig ſei, und wir auf unſerer Steppenreiſe nichts Anderes, als walachiſche Nomaden antreffen würden.

Ein dicker, naſſer Nebel breitete ſich wieder vom Meere über die ganze Gegend aus. Die beladenen Wagen, welche nun wegfuhren, verſchwanden wenige Schritte von uns wie in einer Wolke; es war hier kalt wie mitten auf dem Meere.

Der Wirth erzählte uns von dieſen plötzlichen Luftwechſeln, von den ſchrecklichen Stürmen und der Kälte des letzten Winters: das Eis hatte mehrere Meilen weit in das Meer hinausgereicht, man konnte von Küſtendje bis Warna hinab, darauf fahren. Er erzählte uns vom Schneeſturm, der die Hirten mit ihren Heerden über die Steppen jagte, erzählte von den herrenloſen Hunden, von denen wir mehrere ſahen. Durch ganz Bulgarien und Rumili ziehen, beſonders im Winter, dieſe heulenden Schaaren. Oft begegnen ſie den Wölfen und der Angriff iſt beiderſeits gleich heftig. Eine einzelne Wölfin, die ſich unter die Hunde verirrt, wird oft zu Gnaden angenommen. Die Jungen, welche ſie dann wirft, ſind von ihrem eigenen Geſchlecht nicht zu unterſcheiden, und ſie nährt ſie auf das Beſte. Sind ſie aber einige Tage alt, dann ſchleppt ſie dieſelben nach dem Fluſſe hinab, und lecken ſie, nach Art der Hunde, das Waſſer mit der Zunge, ſo zerreißt ſie ſie; der Inſtinkt ſagt ihr, daß ſie die ärgſten Feinde ihres Geſchlechts ſind.

Gegen Abend war das Wetter ſchön. Ich ging mit Aindworth längs dem Strande, um Steine und Conchylien zu ſammeln; wir kamen an dem todten Storche vorbei. Dicht neben dieſem lag ein anderes armes todtes Thier, das ich voriges Mal zwar geſehen, aber nicht weiter beachtet hatte, und doch war es vielleicht intereſſanter als der Storch; es war ein großer Pudel, ſicher aus einem Schiff geworfen und hier an das Land getrieben. Es könnte von dieſen beiden ein See- und Luftroman geſchrieben werden; von letzterer Art haben wir noch keine, aber ſie werden beſtimmt mit den Ballons auch aufkommen.

Auf dem Rückwege beſuchten wir eine dieſer ſchlechten Tartarenhütten, deren Rohrdach bis zur Erde reicht; eigentlich krochen wir in die Stube hinab, die ſich ganz wie ein großer Schornſtein ausnahm. Die Wände glänzten von Ruß, alles über uns verlor ſich im Rauch. Ein unverſchleiertes, tartariſches Mädchen ſtand am Feuer und briet Fleiſch an einem Stock; hübſch war ſie gerade nicht, die Züge waren zu grob, die Augen zu hellblau, aber ihre Figur und Haltung nahmen ſich gut aus. Ein Maler hätte hier zu einem eigenthümlichen Bilde das Motiv finden können, mit doppelter Beleuchtung, vom Feuer in der Hütte und der Abendſonne, die blutroth durch die niedrige Thüre herein ſchien.

Wir traten hinaus, und rund und groß ſchwebte der Mond über dem Meere. Im Wirthshauſe dampfte eine Bowle Punſch auf dem Tiſche; wir verlebten hier einen angenehmen, luſtigen Abend; deutſche Bewirthung, deutſche Sprache und Bequemlichkeit ließen uns glauben, daß wir plötzlich vom Orient mitten nach Deutſchland verſetzt worden wären.

Längs den Wänden unter den Fenſtern, rings um das Zimmer herum dehnten ſich breite Divans mit Binſenmatten, auf dieſen war unſer Lager. Ich konnte nicht ſchlafen, die Brandung rollte wie Donner; ich ſah durch das

Fenſter das weite Meer, von dem klaren, runden Monde beſtrahlt.

Früh am nächſten Morgen war die Abreiſe beſtimmt. Bauern kamen mit muntern, walachiſchen Pferden, die vor der Thüre tanzten, zwei riſſen ſich los, ſprangen über die Steinwälle und ſchlugen hinten aus. Es war ein Schreien und Rufen; ich ging indeſſen noch einmal nach dem Meere hinab, um ihm Lebewohl zu ſagen. Das offne, ſalzige Meer, das ich liebe, ich ſollte es ja nun nicht eher wieder ſehen, als an den däniſchen Küſten.

Endlich war der Zug geordnet. Unſer Wirth in ſeiner öſterreichiſchen alten Uniform ritt voraus und wir andern folgten raſch durch die Stadt, hinaus auf die offene, unendliche Steppe. Zur Linken, während der ganzen Tagereiſe, ſahen wir den See Kuraſu, der als Reſt des Canals angegeben wird, durch welchen Trajan die Donau und das ſchwarze Meer verband; dieſer müßte leicht wieder in Stand geſetzt werden können; weniger koſtſpielig würde es aber gewiß werden auf dieſer Ebene eine Eiſenbahn anzulegen; das einzig Mißliche für die Ausführung eines ſolchen Projekts möchten die Einwendungen von türkiſcher Seite ſein. Es ſoll dem Donau-Dampf-Schiffs-Comité Mühe genug gekoſtet haben, die Erlaubniß zu erhalten, hier ein Wirthshaus und Comptoir zu errichten, daß die Reiſenden dieſen kürzern Weg durch's Land nehmen könnten. Die Erlaubniß, ſagte man mir, lautete auf die Familie und Freunde der öſterreichiſchen Donau-Dampfſchiffs-Comité.

Wir kamen an einigen Verſchanzungen aus dem letzten ruſſiſchen Kriege vorbei. Sie waren von wilden Hunden ganz unterminirt, die im Sommer in dieſen Höhlen Kühlung finden, wenn die Sonne auf die ſchattenloſen Steppen brennt, und im Winter Schutz und Wärme, wenn Sturm und Schnee auf ihre Köpfe herabpeitſcht.

Endlich erreichten wir ein Dorf, jedes Haus ſah aus, wie ein Haufen Dünger auf einer Steinmaſſe; zur Rechten erhoben ſich ein paar Säulen aus grauem Geſtein von einem zerſtörten Kloſter.

Wir fuhren vorbei, und nur die grüne, einſame Steppe zeigte ſich vor uns und zu allen Seiten. Drei Türken in bunten Kleidern, mit Turbans und flatternden Kaftans kamen uns zu Pferde in wilder Eile gerade entgegen; es war ein vollſtändiges Gemälde, wie Horace Vernet es uns giebt. „Allah ekber!“ war ihr Gruß.

Mitten auf dieſer ſchweigenden Steppe lag ein verlaſſener türkiſcher Kirchhof mit weißen, zerſchlagenen Leichenſteinen, nur auf einzelnen war noch der Turban zu unterſcheiden. Keine Cypreſſe, kein Strauch gewährte den Todten Schatten; das Dorf, welches hier gelegen, war von der Erde vertilgt.

Auf jeder einförmigen Fläche erweckt ſelbſt der unbedeutendſte hervortretende Gegenſtand unſere Aufmerkſamkeit; ein großer Adler ſaß im Graſe und verließ ſeinen Platz nicht, bis wir ungefähr funfzig Schritte von ihm entfernt waren. Wir ſahen Viehheerden, ſie nahmen ſich in der Entfernung aus wie ein aufgeſtelltes Kriegsheer. Die walachiſchen Hirten glichen völlig den Wilden; ſie trugen lange Schafpelze, die Wolle nach außen gekehrt, und ungeheuere Hüte oder eine enge Mütze von rauhem Fell; langes, ſtruppiges, ſchwarzes Haar hing ihnen über die Schultern herab; alle trugen eine ſchwere Axt. Die Sonne brannte wie ich es noch nie gefühlt! Die Wärme ſtürzte ſich über uns, wir verſchmachteten faſt vor Durſt. Die Meiſten breiteten ihre Tücher über einige kleine Waſſerpfützen, die von Thieren wimmelten, und ſaugten nun das Waſſer ein; ich vermochte nur die Lippen zu netzen, und mitten in dieſer Wärme, mitten in dieſer brennenden Sonnenhitze ſtanden die walachiſchen Hirten in ihren ſchweren Lederpelzen auf ihre Aexte geſtützt. Die armen Nomaden! Ich hörte ihre Lieder; noch tönt die Melodie mir vor den Ohren, ich muß ihr einen Text unterlegen:

„Du grüne Weide mit den hängenden Zweigen! Wo der Koſacke ſich im Lande des Czaren auf die Lanze ſtützt, wo die Sonne auf öſterreichiſchem Säbel und auf Muhamed's Minareten glänzt, wo zwei Flüſſe die Länder dreier Kaiſer trennen, ſtand meines Vaters hängendes Balkenhaus zwiſchen dem Schilf, dicht daneben wuchſen die grünen Weiden! — Ich hütete die Heerde, ich trieb ſie hinein in Beßarabiens Steppen; einſam und allein. Aber die Nacht hat Sterne, das Herz Gedanken! — Du grüne Weide mit den hängenden Zweigen!“

„Ich hütete die Heerde auf der Steppe, als die Frühlingsſonne hervorbrach, aber die Wolken ſiegten, der Regen ſtrömte herab, der Regen wurde in der Luft zu Schnee und der Sturm ſchmiedete Eispfeile, ſie fuhren mir ins Geſicht, ſie drangen durch die dicke Wolle der Schafe, die Heerde wurde ſcheu, ſie flüchtete vor dem Sturm, wir liefen und flogen Tag und Nacht, wohin die Stürme wollten; nur die Todten blieben zurück. — Du grüne Weide mit den hängenden Zweigen!“

„Wo iſt Schutz, wo iſt Obdach auf der ausgedehnten Steppe? Die Stürme trieben uns fort, Heerde und Hirten, wir konnten unſer Antlitz nicht gegen den Mund des Sturmes wenden, aus dem die Eispfeile flogen! Vor uns war das Meer unter dem ſchroffen Fels! Welcher Flug, welche Angſt! Ein Schneegeſtöber, eine fliehende Heerde! — Aber es waren Hütten am Abhang, es waren kräftige Männer dort, die ganze Heerde wurde gerettet und ich ſah die beiden Flüſſe wieder, die die Länder dreier Kaiſer trennen! Du grüne Weide mit den hängenden Zweigen!“

„Die Sonne brennt heiß im Lande der Türken! Ich ſchlief in den Höhlen, die die wilden Hunde gegraben hatten, ich ſah fremde Männer und Weiber an mir vorbeijagen, ſie ſchienen getrieben zu werden, wie ich im Schneeſturm! Ob ſie wohl denken, was ich damals dachte und was ich nun denke, gelehnt auf meine Axt hier in der heißen Sonne? Nein, ſie haben Niemand, der ihr gleicht, ich weiß es und du weißt es — du grüne Weide mit den hängenden Zweigen!“

Die armen Nomaden! Wir jagen an ihnen vorbei! Ein kleiner für uns errichteter Khan lud uns ein; der Kaffee wurde gekocht, die mitgebrachten Speiſen verzehrt, wir waren Gäſte und Wirth zugleich. Niemand wohnte hier; Thüren und Fenſter wurden wieder verſchloſſen, als wir ausgeruht hatten, und dann ging es mit erneuter Eile in derſelben Richtung fort wie bisher. Die Gegend wurde nun etwas hüglig, und wie ein grünes Meer am Horizont zeigte ſich die grasbewachſene Walachei.

Die Hügel, welche wir paſſirten, waren mit niedrigen Laubhölzern; Buchen und Birken bewachſen. Alles hatte einen däniſchen Charakter, ſo freundlich und lächelnd; jetzt waren wir in Czerna Woda, welches ein Pracht-Exemplar einer verfallenen Stadt iſt. Ein Haus ſchien an maleriſcher Schönheit dieſer Art das andere überbieten zu wollen; auf dem einen beſtand das Dach nur aus drei, vier Latten, worauf ein Büſchel Schilf hing; ein anderes Haus beſtand dagegen nur aus einem bis zur Erde herabreichenden Dache. Ein großes Kindergewühl drängte ſich vor allen Thüren oder richtiger Höhlen, die meiſten Kleinen waren völlig nackend, eins hatte wohl eine Mütze aus Schaffell auf dem Kopfe, aber das war auch der ganze Putz. Ein Knabe hatte ſeines Vaters großen Kaftan um, aber dieſer ſtand offen, und man ſah, daß er nichts weiter als dieſen anhatte.

Die Donau war weit über die Wieſe getreten, das Waſſer plätſcherte unter den Hufen der Pferde. Die öſterreichiſche Flagge wehte auf dem Dampfſchiff Argo, das uns wie eine Heimath winkte. Hier fanden wir einen Saal mit Spiegeln, Büchern, Landkarten und elaſtiſchen Divanen; der Tiſch ſtand mit dampfenden Speiſen bedeckt, mit Früchten und Wein, Alles war gut und behaglich am Bord.

IV.

Von Czerna-Woda bis Ruſchtſchuk *).

Um drei Uhr Nachmittags begann unſere Donaufahrt. Die Beſatzung am Bord war italieniſch. Der Capitain **Marco Dobroslavich**, ein Dalmatier, ein humoriſtiſcher vortrefflicher alter Mann, wurde uns bald Allen lieb. Er ſchimpfte die Matroſen und war doch herzlich von ihnen geliebt; ſie ſahen odentlich vergnügt aus, wenn er ſie puffte,

---

*) Es giebt zwei verſchiedene Fahrten, um mit den Dampfſchiffen von Conſtantinopel nach Wien zu gelangen. Die eine iſt von dem ſchwarzen Meere durch die Donaumündung nach Galatz, wo man ſieben Tage Quarantaine hält, und darauf längs der walachiſchen Küſte ſegelt, welche aber ganz flach iſt und nur wenige Städte hat bis Orſova, wo eine neue aber kurze Quarantaine wartet. Die andere Fahrt, welche ich wählte, iſt weit intereſſanter; man geht dann nicht zur Donaumündung hinauf, ſondern wird bei Küſtendſe an's Land geſetzt, von wo man durch's Land reiſt, eine Tagereiſe, bis zur Donau bei der Stadt **Czerna-Woda**. Hierdurch wird die Flußſchifffahrt um drei Tage verkürzt, die von der Mündung bis Czerna-Woda nur den Anblick von Moorgegenden mit Schilf und Rohr darbietet; außerdem hat man den Vortheil, daß das Fahrzeug ſich auf der linken Seite des Stromes hält, wo die Küſte abwechſelnder iſt, wo man an einer Menge der größern bulgariſchen Städte landet, und in der ſerbiſchen Waldnatur Wanderungen machen kann. In **Orſova** hält man dann auf ein Mal die ganze Quarantaine, die zehn Tage währt; nach dieſer wird die Reiſe nach **Peſth** und von da nach Wien fortgeſetzt.

denn er hatte immer einen guten Einfall bei der Hand, der die Prügel aufwog. In den Nächten und Tagen, die wir hier an der Militairgrenze zubrachten, war keiner thätiger und beſſer gelaunt, als unſer alter Capitain. Mitten in der Nacht, wenn geſegelt werden konnte, ertönte ſeine Commandoſtimme, immer hatte er dieſelbe gute Laune, immer eine Schelle und einen guten Einfall in Bereitſchaft, und beim Mittagstiſche war er ein jovialer, gutmüthiger Wirth. Er war freilich auch die Perle aller Donau-Capitaine, mit denen wir in Berührung kamen; fortwährend nahmen ſie an Liebenswürdigkeit ab, immer weniger behaglich fühlte man ſich; natürlich ſchloß man ſich hier unten, zwiſchen fremden Völkerſchaften, näher an einander; aber ſo wie man ſich Peſth und Wien näherte, wurde die Geſellſchaft ſo groß, daß man ſich gegenſeitig nicht um einander bekümmerte. Bei Vater Marco waren wir ja ſo gut wie in einer Penſion.

Unſere ganze Nachmittagsfahrt von Czerna-Woda ging zwiſchen überſchwemmten Inſeln, wo die Wipfel der Weiden oder der Giebel einer Rohrhütte aus dem Waſſer ſchauten. An keinem Orte ſahen wir noch die Donau in ihrer ganzen Breite. Wir verlebten einen frohen Abend in der hellerleuchteten, hübſchen Kajüte. Der Champagner knallte! Der Geſchmack des Roggenbrods in dem echten Tokaier erinnerte mich an das Land des Roggens, das ferne Dänemark. Die Nacht wurde aber nicht wie der Abend; unſer Blut mußte unter Bulgariens Küſte fließen! In dieſen Sumpfgegenden brütet die Sommerhitze nicht nur Fieber aus, ſondern auch Millionen giftiger Mücken, die auf das Fürchterlichſte die Bewohner der Küſte und die Beſatzung auf den Flußſchiffen plagen. Unzählige Mückenſchwärme hatten in den letzten Nächten Leben erhalten, ſie ſtrömten gleichſam durch die offnen Luken zu uns herein; Keiner hatte noch ihr Daſein erwartet, ſie ſtürzten über uns her und ſtachen, daß das Blut uns über Geſicht und Hände lief.

Früh, ehe noch die Sonne aufging, waren wir alle auf dem Verdeck, mit blutendem, geſchwollenem Geſichte. Wir hatten um Mitternacht die türkiſche Feſtung Siliſtria paſſirt und mehrere Türken, als Deckpaſſagiere, an Bord erhalten; ſie lagen in große Decken gehüllt und ſchliefen zwiſchen den Kohlenſäcken.

Nun war es Tag. Die Donauinſeln ſtanden unter Waſſer, ſie ſahen aus wie ſchimmernde Wälder, die im Begriff waren, unterzutauchen. Die ganze walachiſche Seite bot den Anblick einer unendlich grünen Fläche dar, deren einzige Abwechſelung ein verfallenes Wachthaus, aus Lehm und Stroh aufgeführt, oder ein einförmiges, weißgekalktes Quarantaine-Gebäude mit rothem Dach war. Hier war kein Garten, kein einziger Baum, einſam lag das Gebäude, gleich dem Schiff des Weltumſeglers auf einem unbefahrnen, ruhigen Meer. Dagegen erhoben ſich Bulgariens Küſten mit Gehölz und Sträuchern, der fette Erdboden ſchien ſich beſonders zum Anbau zu eignen. Weite Strecken lagen jedoch ganz öde; Tauſende von Menſchen wandern von Europa nach America; wie viel beſſer könnten ſie nicht hier eine Heimath finden, einen fruchtbaren

Acker dicht an Europa's größtem Fluß, an der Landſtraße nach dem Orient.

Auf bulgariſcher Seite begrüßte uns die erſte Stadt: Tuturcan; vor jedem Hauſe war ein kleiner Garten gepflanzt; am Abhange liefen halbbekleidete Knaben und riefen „urolah!“ *) Hier deutete Alles noch auf Frieden; die Unruhen im Lande hatten dieſe Küſten noch nicht erreicht. Indeſſen hörten wir von den Türken, die in letzter Nacht bei Siliſtria an Bord gekommen, daß mehrere Flüchtlinge dort über die Donau geſetzt waren, um nach Buchareſt zu fliehen. Jenſeits der Berge raſeten Aufruhr und Tod.

Oberhalb Tuturcan paſſirten wir einen höchſt maleriſchen Hohlweg, üppige Hecken hingen von den hohen Abhängen aus rothbrauner Erde über ihn herab. Eine Schaar ſchöner, ſchwarzer Pferde wurde hier nach dem Fluſſe getrieben, um übergeſetzt zu werden. Eines von dieſen zeichnete ſich theils durch ſeine lebhaften Bewegungen, theils durch ſeine kohlſchwarze Farbe und lange, flatternde Mähne aus; es ſprang auf dem Abhange, daß die Erde von ſeinen Hufen empor flog.

„Du wildes Pferd! Sollſt du vielleicht die junge walachiſche Fürſtenbraut tragen, von ihrer feinen Hand geliebkoſet werden und deine glänzenden, ſchwarzen Seiten mit bunten Teppichen ſchmücken laſſen? Tanzeſt du, weil du nun dein neues Vaterland jenſeits des Fluſſes erblickſt? Wie, oder wirſt du in der Walachei der Stammvater eines

---

*) „Glückliche Reiſe.“

Geſchlechtes werden, hundert Mal ſo groß wie die Schaar, die dich jetzt umringt, und dein Name ſoll obenan auf der Stammtafel prangen? Der Ruf der Knaben gilt dir, du hübſches, feuriges Thier! urolah! urolah!“

Der nächſte Ort, den wir auf bulgariſcher Seite erreichten, Havai, lag da wie der lieblichſte Hintergrund für eine kleine, türkiſche Novelle. Wilde Roſen blühten hier in dem warmen Sonnenſchein; Hecken, Bäume und Häuſer gruppirten ſich maleriſch um den weißen Minaret. Ja, ein Novellendichter könnte Luſt bekommen die Scene für ſeine Dichtung hierher zu verlegen und eine ſolche kann auch entſtehen, denn Havai bietet gerade den Stoff für eine Novelle dar, und das ſogar einen hiſtoriſchen. Der verſtorbene Sultan Mahmud, Vater des Abdul-Medſchid, machte einſt auf der Donau eine Reiſe; ein ſchreckliches Gewitter entlud ſich, das Fahrzeug war dem Sinken nahe; bei Havai ſtieg der Beherrſcher der Gläubigen an das Land, jede Roſenhecke ſchwang vor ihm ihre duftende Opferſchale, der Sultan blieb hier eine Nacht — ob er gut ſchlief und angenehme Träume hatte, weiß ich nicht, aber dieſe Nacht iſt nun für die hieſigen Bewohner ein ſchöner, verſchwundener Traum.

Nicht weit von hier ſahen wir die erſten Waſſermühlen; ſie liegen auf feſtgemachten Flößen und werden, wenn der Winter kommt, an’s Land in den Schutz der Gebüſche gezogen. Die Familie ſitzt dann in der ſtillen Mühle, die Handtrommel ſchmettert, die Flöte läßt ihre Melodie hören, eintönig, als hätte ſie dieſelbe von der Grille gelernt. Die

Familie langweilt ſich beim Landleben, ſehnt ſich nach dem Frühling, daß die Mühle wieder auf dem brauſenden Strome ſchaukele, die Räder klappern, das Leben ſich rege, und ſie ſelbſt fiſchend in ihrer Stubenthüre ſtehen können, während das Dampfſchiff vorbeifährt.

Heiß brannte die Sonne; unſer Zeltdach gab Schatten, aber die Luft war ſo erhitzt, wie in einem Ofen, und dieſe Hitze nahm zu. Nichts erfriſchte den Körper, nichts den Geiſt! Ringsum immer daſſelbe Grün; eine unendliche Idylle, wir ſegelten fortwährend wie zwiſchen Spargelkraut und Peterſilie. Immer drückender wurde die Hitze, wir fühlten uns wie in einer Badeſtube von trocknen Dämpfen umgeben, aber es kam kein kühlendes Sturzbad, es war keine Wolke am Himmel! Zu ſolchem Wärmegrad hat meine Phantaſie ſich nie in meinem kühlen Vaterlande erhoben!

Endlich erblickten wir doch eine Stadt auf walachiſcher Seite, es war Giurgewo*), deren Feſtungswerke von den Ruſſen zerſtört ſind. Ein Theil der Städter hatte ſich auf den Reſten dieſer Wälle verſammelt; es war ein Rufen, ein Fragen wegen des Geſundheitszuſtandes in Conſtantinopel**), wegen der Unruhen im Innern des Landes. Die Sonne ging gerade unter; der Kirchthurm der Stadt, welcher neulich mit glänzendem Blech gedeckt worden, ſtrahlte, als ſei es Silber, daß die Augen vom Anblick ſchmerzten. Ein ſommerlicher Luftſchimmer lag über der grünen, flachen Wieſe, die Sumpfvögel flogen aus dem Schilf empor. Auf bulgariſcher Seite erhoben ſich gelbe Felſen; wir ſteuerten unter dieſen hin, und während wir noch den glänzenden Thurm in Giurgewo betrachteten, waren wir unter Häuſern und Gärten, welche die Vorſtadt der bedeutenden bulgariſchen Stadt Ruſchtſchuk bilden; eine Menge von Minarets, einer dicht neben dem andern, zeigt an, daß dies eine echtgläubige Stadt ſei. Der ganze Quai und die Schiffsbrücke waren mit Menſchen angefüllt, unter welchen eine auffallende Bewegung herrſchte; wir waren dicht vor dem Landungsplatz, als zwei Perſonen, beide in fränkiſcher Tracht, aber mit dem Feß, unter einem häßlichen Geſchrei in das Waſſer ſtürzten, Jeder auf ſeiner Seite der ſchmalen Brücke. Beide ſchwammen ans Land, dem Einen wurde aufgeholfen, den Andern trieben ſie zurück, ja, warfen ihm Steine nach; er wandte ſich gegen unſer Schiff und rief uns in franzöſiſcher Sprache zu: „Hülfe! Sie ermorden mich!" — Ein Paar von unſern Matroſen ſprangen in ein Boot und halfen ihm herein, unſer Fahrzeug wandte ſich wieder vom Lande ab, die ganze Beſatzung, alle Paſſagiere verſammelten ſich am Schiffsbord. Begannen hier vielleicht unſere Reiſewiderwärtigkeiten in einem aufrühreriſchen Lande! Wie ſtand es in Ruſchtſchuk? Hier folgten ein paar ungewiſſe, ängſtliche Augenblicke. Einige Signale wurden gegeben und beantwortet! Soldaten zeigten ſich auf der Brücke; ein Boot ruderte zu uns heraus mit dem dritten Paſcha der Stadt, Heyhys[*]. Einige ſeiner Offiziere begleiteten ihn an Bord. Die Weiſe, in welcher dieſes geſchah, nahm ſich höchſt eigenthümlich aus; an jedem Handgelenk hielt ihn einer, einer wieder an jedem Ellenbogen und einer an jeder Schulter; ſo ſchritten ſie fort zu der Kajüte des Capitains, in welcher ſie mit Eingemachtem und Liqueuren bewirthet wurden. Später beſah er die verſchiedenen Kajüten, auf dieſelbe Weiſe begleitet, wie bei ſeiner Ankunft, nur daß die zwei jungen Türken brennende Lichter vor ihm her trugen.

---

*) Von hier iſt es nur eine Reiſe von ſechs Stunden nach der Hauptſtadt der Walachei: Bukareſt.

**) Dort herrſchte für den Augenblick keine Peſt; ſie raſete aber in Alexandrien und Kairo. Ich erfuhr in den letzten Tagen meines Aufenthalts in Pera aus einem Briefe, daß an den beiden obengenannten Orten täglich mehrere Hundert Menſchen ſtürben.

Was den Lärm anbelangte, ſo betraf dieſer eine Privatſache. Die beiden ſtreitenden Perſonen waren der Quarantaine-Director, ein Türke, und der Arzt, ein Franzoſe, ſie ſtanden einander in vieler Rückſicht im Wege, und als dieſes wieder auf der Brücke der Fall war, ſtießen ſie ſich einander hinab und die Türken nahmen des Türken Parthei.

Der Doctor war indeſſen am Bord umgekleidet worden, und verließ unſer Fahrzeug unter dem Schutze des Paſcha, der nun bei der Brücke anlegen ließ, von welcher die Soldaten den Volksauflauf vertrieben hatten. Kohlen wurden eingenommen; es war dunkler Abend, nur eine Laterne hing im Tauwerk des Schiffes. Alles war ſtill in Ruſchtſchuk, mitunter heulte ein herrenloſer Hund; der Muezzin rief die Stunden von dem Minaret herab, eine einſame Laterne bewegte ſich durch die dunkeln, öden Straßen.

---

[*] In Ruſchtſchuk ſind nicht weniger als drei Paſchas, der Vornehmſte iſt Merſa Said, der zweite Muhamed und der dritte Heyhys.

Unſere Betten wurden mit grünem Flor umſpannt, um uns vor den giftigen Mückenſchwärmen zu ſchützen. Die übrige Geſellſchaft ſetzte ſich zum Kartenſpiel, ich verſtehe kein einziges; die Donaukarte war meine Karte, ich ſtudirte dieſe, die unvergängliche Landſtraße nach dem Orient, welche Jahr für Jahr mehr beſucht werden und einſt auf ihren ſtarken Strömen Dichter tragen wird, die den Schatz von Poeſie zu heben verſtehen, den jeder Buſch und jeder Stein hier umſchließt!

V.

Wir ſegeln!

Der Morgen iſt ſo ſchön! Welche ausgedehnte, grüne Ebene! Welcher Duft vom Heu! Sind wir in Dänemark? Sieh! Welches Gewühl von Blumen! Sieh die grasbewachſenen Hügel, Hünengräber, wie in Seeland, Menſchenhände haben ſie geformt! Alles iſt ſo idylliſch, ſo ſommerlich däniſch — und dennoch ſind wir nicht in Dänemark! Die grüne Ebene, wo das Heu duftet, iſt walachiſch, die Hünengräber zur Rechten erheben ſich in Bulgarien. Dicht am Strande liegt eine Hütte, es iſt nur eine über zwei Pfähle gebreitete Binſenmatte, die Hirtenfamilie ſitzt vor derſelben, der große Hund bellt unſer brauſendes Fahrzeug an.

Hier ſind neue Geſichter an Bord gekommen, Ruſchtſchuk hat uns in der Nacht viele Gäſte geſandt. Welche bunte Völkerſchaft! Der Türke kniet und hält ſein Morgengebet, ſeine Stirn berührt das Verdeck; dicht daneben ſitzt ein Jude im Kleide aus Silberſtoff, mit purpurfarbenem Turban; ſeine gelben Pantoffeln ſtehen vor ihm, er hält einen Knickſonnenſchirm über ſich, obgleich die Sonne ihn nicht beſcheint, holt einen kleinen Handſpiegel hervor, beſchaut ſich darin, lächelt und zupft dann bisweilen mit einer kleinen, eiſernen Zange die grauen Haare aus ſeinem Barte.

Wir fliegen an bulgariſchen Städten vorbei! Wie heißt dieſe? Es iſt Verdun! Wenn ich die Nachtigall zwiſchen wild blühendem Hollunder ſingen höre, will ich mich ihrer Schweſter an dieſem Fleck erinnern! — Wieder eine Stadt! Es iſt Siſtowa! Hoch über dieſer erheben ſich die Mauern eines Caſtells; Türken mit langen Pfeifen ſtrecken ſich auf den hölzernen Balkonen der Häuſer und ſehen gleichgültig auf die Fahrt des Dampfſchiffs, wie auf den Rauch ihrer Pfeifen. Nun eine Stadt zur Rechten, eine walachiſche Stadt mit ſchlechten Erdhütten und einem langen, todtenſtillen Quarantainegebäude; es iſt Simnitza! Wir zeichnen deinen Namen auf und vergeſſen dich doch! —

Was ſchimmert vor uns? Welche weiße Abhänge auf bulgariſcher Seite! Immer deutlicher treten ſie hervor; —

es iſt däniſch! Es ſind Möens Kreidefelſen, ſie ſind mir entgegen gereiſet! Ich erkenne ja alle Formen, ich kenne das herrliche Grün hoch oben auf den weißen Abhängen! — Aber dieſes iſt nur Gebüſch, Möen hat Wälder, Möen hat unter ſich das klare, das blaugrüne Meer und nicht dieſe braungelben Wogen der Donau. Droben liegt eine Stadt, es iſt Nicopoli, Trajan's Stadt, Bajazet's Trophäe. Wir gleiten dicht unter den weißen Felſen dahin. Der Schiffer deutet auf eine Reihe Vertiefungen im Abhang; ſie erſcheinen wie Schießlöcher in einer Feſtungsmauer! Es ſind die Gräber des Alterthums! — Wer waren die Helden und Fürſten, die hier in Staub zerfielen, während der gelbe Fluß unverändert ſeine Wellen gegen den Klippengrund wälzte? Keiner weiß es! — Nun niſtet die Schwalbe in den Grabeskammern der Helden! —

Zwiſchen den weißen Felſen und der walachiſchen, grünen Ebene ſteht, hoch über dem Fluß, der ſeine Wogen wie in einen Landſee wälzt, ein ſchöner Regenbogen. Wie glühend, wie prächtig! Viele Regenbogen haben ſich hier gewölbt, von Paſchas und Bojaren geſehen, aber ſie mußten vergehen, kein Maler oder Dichter ſah ſie. — Du herrliches, luftiges Bild auf der dunkeln Wolke! — Wäre ich doch ein Maler!

Sind es Sommerwolken hoch am Horizont des Bulgarenlandes? So ſah ich in Dänemark oft die Wolken über den grünen Feldern! Sind es Berge mit Schnee? So erblicken wir die Alpen von Baierns Hauptſtadt! —

Es ſind die Balkanberge! Die ſinkende Sonne beſtrahlt die weißen, beſchneiten Gipfel! — Herrliches Bergland, deine Größe ſtimmt die Seele zur Andacht! — — Dicht neben mir kniet der Türke, er beugt ſein Antlitz zur Erde, murmelt ſein Abendgebet; — die Sonne iſt untergegangen! Es iſt Friede in der Natur, Friede in meinem Herzen! — Der Abend iſt ſo licht, wir ſegeln! Die Nacht ſo klar — wir ſegeln!

VI.

Unruhige Fahrt.

Es war Mitternacht; wir Alle wurden durch das plötzliche Stillſtehen des Schiffes geweckt, und ſtarke, durchdringende Stimmen ertönten über uns, die kenntlichſte war die des Capitains. Unſere Lampe war verloſchen, es war ganz dunkel in der Kajüte, wir hörten Ruderſchläge draußen, es kam Jemand an Bord, gerade über meinem Kopfe raſſelte ein Säbel! Was iſt das? fragten wir gegenſeitig. Wir waren höchſtens nur zehn Meilen von der Gegend entfernt, wo der Aufſtand raſete, als wir Conſtantinopel verließen; ſollte er ſich bis zu dieſen Küſten erſtreckt haben?

Die Treppe herab kamen Leute! Waffen klirrten auf den Stufen, Niemand ſprach. Der erſte, den wir ſahen, war der Capitain mit einer Laterne in der Hand, ihm folgte ein ſtark bewaffneter Tartar mit einem Mantel aus Schafspelz um die Schultern und hoher Mütze; übrigens halb mit Schlamm beſpritzt, und mit triefend naſſem Haar. Er trat zu Philippovich und ein türkiſches Geſpräch begann; man verſtand es halb durch die Geſtikulation des Tartaren; er erzählte von Ueberfall, Kampf und Tod! Mehrmals ergriff er eine der Piſtolen oder ſchüttelte den Säbel, ſeine Augen rollten.

Erſt als er und der Capitain uns verließen, erfuhren wir die ganze Geſchichte. Der Tartar, einer der Poſtboten, die Briefe und Depeſchen von Widdin nach Conſtantinopel bringen, wußte, daß ſeine Kameraden alle aufgefangen worden wären und in Niſſa und Sophia feſtgehalten würden, er hatte daher mit ſeinem Geleite dieſe Stellen zu vermeiden geſucht, welches ihm nicht geglückt war. Seine Begleiter waren erſchoſſen, er ſelbſt hatte dieſes Donau-Ufer erreicht, von dem er wußte, daß das öſterreichiſche Dampfſchiff es Nachts paſſiren würde, hier hatte er wartend im Schilf geſeſſen. Als wir kamen rief er uns an und wollte nun mit uns hinauf bis an die ſerbiſche Küſte, nach Radejevacz, um von da auf einem neuen Wege eine glücklichere Reiſe zu verſuchen.

Wir ſtanden alle mit der Sonne auf, Oreava war paſſirt, flache Ufer ſtreckten ſich an beiden Seiten der Donau. Auf dem Verdeck war der Aufenthalt unangenehm; die Türken hatten ſchmutzige Decken ausgebreitet, meine fränkiſchen Kameraden erzählten von Thier-Auswanderungen, die Paſſagiere des zweiten Platzes bekräftigten es, und der Capitain nickte man wußte nicht wohin man treten durfte. Vorn wurden Blutegel geſpült und gereinigt, in Nicopoli waren vier franzöſiſche Egelhändler an Bord gekommen, dieſe holten ihre lebendige Waaren aus Bulgarien. Millionen Blutegel wandern jährlich nach Frankreich aus. Sie mußten gewaſchen und gewartet werden. Die armen Thiere wurden darauf in Beutel geſteckt, die an Schnuren aufgehängt wurden, damit das Waſſer abträufeln konnte, einige ſpazierten über's Verdeck oder längs des Geländers; ein Matroſenjunge ging mit blutenden Füßen, ein Egel hatte ſich feſtgebiſſen.

Wir ſegelten der bulgariſchen Stadt Zibru vorbei, der Horizont ſchloß ſich mit den ſchneebedeckten, ſtolzen Bergen des Balkans. Eine große Schaar Störche ſpazierte auf der grünen Wieſe, wo, ohne Einzäunung, der Kirchhof mit ſeinen weißen Grabſteinen lag; einige Fiſchernetze waren ausgeſpannt, es war eine ganz liebliche Landſchaft, aber in unſerm Fahrzeug keine Ruhe, die Wellen der Donau hoben ſich, wie in einem ſtürmiſchen Landſee, das Schiff ſchaukelte, das ſeekranke Kammermädchen ſaß ganz bleich, lehnte ſich an des Capitains Kajüte und flüſterte: „Es iſt ſchrecklich! Es iſt wie auf dem Meere!“ Aber es war nicht wie auf dem Meere, hier war nur ein wenig Unruhe!

Recht ſtattlich, mit einem ſtrauchbewachſenen Hügel und grünen, duftenden Gärten gegen den Fluß hinaus, erhob ſich die Stadt Lom-Palanka. Die Türken — wahre

Goldmänner nach türkiſcher Redeweiſe: „reden iſt Silber, ſchweigen iſt Gold!“ — ſaßen unbeweglich wie Puppen und rauchten ihre Pfeiſe, ſie wendeten nicht einmal den Kopf, um nach uns zu ſehen.

Der Wind ſauſte in den Tauen des Schiffs, immer höher erhoben ſich die Wellen, als tanzten ſie in einem Sturm; ſolchen Wogentanz habe ich mir nie auf einem Fluſſe vorgeſtellt. Das Kammermädchen war ſo ſeekrank, wie man nur ſein kann; Vater Marco ſang und verſicherte ihr, dies ſei ein Wetter, um Kindtaufe zu halten, ja er zog ſogar ein Segel auf, das er una fantasia nannte, da es nach ſeiner Meinung mehr prunkte, als eigentlich Nutzen gewährte.

Widdin, die ſtärkſte Feſtung der Bulgarei, lag mit ihren fünfundzwanzig Minareten vor uns; die Kanonen guckten aus den Schießlöchern, eine große Menſchenmaſſe ſtand am Landungsplatze; die Türken lagen auf den hölzernen Balkonen und tranken ihren Kaffee; Soldaten marſchirten auf, damit Niemand von unſerm Schiff in die Stadt kommen und die Peſt durch Anſteckung von dem ſtets verdächtigen Conſtantinopel mitbringen ſollte! Es war Leben und Regſamkeit in der buntgekleideten Volksmenge. Endlich legten wir bei der niedrigen Brücke an; eine große Leiter wurde aufgeſtellt, und von dieſer Breter nach dem Schiffe hinübergelegt; nun konnten wir hinunterkommen. Dicht daneben ſtand ein kleines, hölzernes Haus, in dieſem war eine Pfanne mit Feuer und Räucherwerk; Jeder von uns, der in die Stadt wollte, mußte zuerſt in dieſem Hauſe geräuchert werden, damit der Peſtſtoff aus den Kleidern und aus dem Körper vertrieben werden könnte. Es war etwas beſchwerlich, auf den loſen Bretern vom Schiff herunter zu balanciren und die Treppe war auch ziemlich ſteil; die gutmüthigen Türken faßten uns daher an der Hand und halfen uns hinunter, dann ließen ſie uns ſchnell los und darauf wurden wir geräuchert, um ſie nicht anzuſtecken. Philippovich, der, wie ſie ſchon in Widdin wußten, am Bord war und der zum Paſcha zur Audienz mußte, wurde gar nicht geräuchert; das würde Aufenthalt verurſacht haben. Ein hübſches, geſatteltes Pferd wartete ſeiner, er beſtieg es und jagte durch die Straße nach Huſſein Paſcha's Palaſt, um wegen der Verhaltungsmaßregeln, die Poſten betreffend, die gefangen genommen waren, ſo wie über die weitere Beförderung der Briefe und Depeſchen zu ſprechen.

Huſſein iſt Paſcha von drei Roßſchweifen und bekannt durch ſeine Energie im Kampfe gegen die Janitſcharen, 1826, der damit endete, daß die ganze Parthei zu Grunde ging. 1828 ſtand er lange mit Diebitſch bei Schumla, war aber 1832 weniger glücklich gegen Ibrahim Paſcha in Syrien, worauf er das Paſchalik Widdin*) erhielt.

Wir ſtiegen an's Land und wurden geräuchert; alle Waaren dagegen, ſelbſt die Wollſäcke, entgingen dem ganz; nun wanderten wir in der nach dem Regenwetter ſchrecklich kothigen Stadt; — die nächſten Straßen waren ein völliger Moraſt. An einzelnen Stellen ſahen wir eine Schildwache, die ſich auf einen im Kothe hervorragenden Stein geſtellt; ich ſage geſtellt, es war aber eine ganz beſondere Stellung; eigentlich ſaß der Wachehaltende mehr auf ſeinen Kniekehlen, ſein nacktes Knie ſtak durch einen Riß in den Beinkleidern, das Gewehr hielt er im Arm; es war höchſt komiſch anzuſehen! — In Widdin beſuchten wir Alle, zum letzten Mal in der Türkei, eine Art Handwerker, deren Tüchtigkeit in dieſem Lande culminirt, nämlich die Barbiere; ſie ſind hier ganz merkwürdig. Sie ſeifen faſt das ganze Geſicht ein, ſpielen mit dem Kopfe der zu Raſirenden, als ſei es ein Puppenkopf, aber ſie haben eine Behendigkeit, eine Leichtigkeit, daß man glaubt, eine Feder gleite über das Geſicht, und es iſt das ſcharfe Meſſer! Drei Mal nach der Reihe wird nachgearbeitet und darauf das ganze Geſicht parfümirt. Dazu kommt, daß man nun nicht, wie einige Jahre früher, zu befürchten hat, daß ſie das Haupthaar abraſiren; ſie wiſſen jetzt, daß die Franken es behalten wollen, auch ſie ſelbſt fangen an, ihres wachſen zu laſſen.

---

*) In der Revue britannique 1838 befindet ſich eine Schilderung vom Serail des Paſcha's, aber wir hörten hier, daß dieſe ganz fabelhaft ſei, und was das Aeußere wenigſtens betrifft, ſo machten wir dieſelbe Bemerkung.

Am Abende ſandte Huſſein Paſcha uns einen ganzen Haufen deutſcher Zeitungen. Huſſein hält die „Allgemeine Zeitung*)“ und nun erfuhren wir denn, wie es im Lande ſtand, um das wir geſegelt waren. Ein gewiſſer Mladen und ein Geiſtlicher, Leßkoweza, ſtanden an der Spitze des Aufruhrs. Es war eine wahre Geiſtesnahrung, die Zeitungen zu erhalten; Huſſein hatte uns die beſte Speiſe zu ſenden gewußt.

---

*) Hier, wie in Athen und Conſtantinopel, fanden wir dieſes Blatt; meine Reiſegefährten hatten es in Jeruſalem und Babylon geſehen; es iſt in Wahrheit das Blatt, das „allgemein“ geworden iſt.

Wir machten es uns recht bequem, das Schiff lag ſo ruhig und gut; es war ganz ſtill geworden, freilich etwas ſchwül; wie ſchön wollen wir dieſe Nacht ſchlafen.

Wieder Unruhe! Wir erwachten durch einen Schein, als wenn Alles in Flammen ſtehe! Es rollte, als ob die Feſtung ihre 280 Kanonen abſchieße. Es war ein bulgariſches Gewitter, der alte Zeus oder Thor, wer von ihnen noch auf den Wolken herrſcht, rollten über uns hin. — Die eine Reihe Donnerſchläge ſchloß ſich der andern an. Es donnerten Wellen vor dem Ohre, wie die Donau ſie vor dem Auge rollte, in jeder Sekunde zeigte ſich die Gegend im tageshellen Blitz. Wir waren alle wach auf dem Verdeck, die Türken ausgenommen, welche, in ihre wollenen Pelze eingehüllt, mit bedeckten Geſichtern, ruhig ſchliefen.

Wir hatten Widdin verlaſſen und lagen nun vor dem kleinen Flecken Florentin; dürftige Erdhütten erhoben ſich dicht am Strande, die Ruinen eines türkiſchen Badehauſes ſtreckten ſich in die Donau hinein, die hier die erſten Felſen uns zeigte*); wir ſahen ſammetgrüne Wieſen mit Gruppen von Rindvieh und ſcheuen Pferden. Ja, dies muß man nicht bei Tage ſehen, nein, bei dem züngelnden Blitz iſt es ein Bild auf Lichtglanz gemalt! Der weiße Minaret, die ſchwankenden Pappeln, die flüchtigen Pferde, der ſchwellende Fluß — Worte können nicht die Eile ſchildern, welche die Wirklichkeit beſeelte.

---

*) Auf einem dieſer Felſen lag bis 1839 eine römiſche Ruine; nun iſt ſie ſo gut wie verſchwunden. Der Paſcha hat die Steine zu neuen Gebäuden benutzt.

VII.

Serbiens Dryaden.

Ein kleiner Fluß, der ſich in die Donau ergießt, bildet die Grenze zwiſchen Bulgarien und Serbien; dies ganze Land ſcheint ein ungeheurer Eichenwald zu ſein! Ja, hier iſt das große Forum der Dryaden mit mächtigen Erinnerungen und den tiefen Eindruck machenden Geſängen eines Volks. Der grüne Baum iſt dem Volke heilig; wer einen Baum fällt, ſpricht es, raubt ein Leben. Der grüne Baum ſcheint dem Mann von weit größerer Bedeutung zu ſein, als das Weib es ihm iſt; demüthig und dienend ſteht ſie in ihrem eigenen Hauſe, ſie wartet ihrem Manne und den Gäſten auf, ſteht mit gekreuzten Armen am untern Ende des Tiſches, und harrt, um deren Wünſche zu erfüllen. So iſt es in der Hütte des Bauern, ſo iſt es im Schloſſe des Fürſten.

Als ein charakteriſtiſches Zeichen für Volk und Cultur, zeigen ſich gleich auf der Grenze die verſchiedenen Wachthäuſer; ſie liegen einander ſo nahe, daß die Soldaten ſich anrufen können.

Auf der Grasebene der Wallachei, mit ihrem lehmigen Abhange gegen die Donau lag eine dürftige Lehmhütte ohne Fenſter; ſie hatte ein Dach und einen Schornſtein aus Rohr, letzteren aber hoch und geräumig, als ſei er ein kleiner Thurm auf dem Dache; Männer in langen Lederkitteln bildeten die Staffage. Auf bulgariſcher Seite, wo die Natur ungefähr denſelben Charakter hat wie in der Walachei, lag ein ſchwarzes Haus aus Steinen, unſern Kartoffelkellern ähnlich; ein dicker Türke in einem Wams, mit der Haltung eines Mopſes, der auf den Hinterbeinen ſtehen muß, war der Grenzſoldat. In Serbien dagegen waldbekränzte Berge, jeder Baum werth, eine Dryade zu umſchließen. Das Wachthaus war ein freundliches, weißes Haus mit rothem Dach, Alles lächelte ſo lebhaft und grün dicht umher; der Soldat zeigte ſich halb Krieger, halb Hirte.

„Lebe wohl, Land der Bulgaren!“ riefen wir und glitten fort unter Serbiens Wäldern.

Die erſte Stadt hier, wie klein ſie auch war, verſetzte uns durch ihre rothen Dächer, ihr reinliches Aeußere mitten nach Deutſchland. Neun Störche machten im Grünen ihre Promenade; Afrika's Sonnengeiſter hatten vielleicht hier vor Kurzem für ſie den Sommer in dieſer Stadt bereitet; es war dreißig Grad Wärme.

So viele Blätter, wie in dieſen Wäldern, ſo viele Geſänge ſind auf den Lippen des Volks, und wie die üppigen, grünen Zweige den Dänen an ſeine grünen Inſeln erinnern, erinnern dieſe Lieder ihn an ſeine Nationalgeſänge. Wenn der Serbier von Stojan ſingt, der nicht Iwan's ſtolze Schweſter gewinnen konnte, dann glauben wir eines unſerer Heldengedichte zu hören, wir denken an Hr. Peder, der Runen warf; — der ſerbiſche Stojan ſchrieb vier Liebesbriefe, warf den einen in die Flammen und ſprach: „du ſollſt nicht brennen, aber die Vernunft von Iwan's Schweſter ſoll brennen!“ Den zweiten warf er in's Waſſer: „ſpüle nicht dieſen Brief fort, aber ihre Vernunft!“ Den dritten gab er dem Winde: „führe dieſen nicht auf deinen Fittigen, aber fliege mit ihrer Vernunft davon!“ Den vierten legte er Nachts unter ſeinen Kopf, indem er ſagte: „nicht du ſollſt hier ruhen, aber Iwan's Schweſter!“ Und als es Nacht ward, klopfte es an ſeine Thür, und ſie ſtand draußen und rief: „Schließe auf, um's Himmels willen! Flammen verzehren mich, Waſſer reißt mich mit ſich fort! Erbarme Dich, mache auf! Der Sturm trägt mich fort!“ Und er öffnete Iwan's ſtolzer Schweſter die Thüre.

Der Serbier liebt ſeine Bäume, wie der Schweizer ſeine Berge, wie der Däne das Meer. Unter den Kronen der Bäume verſammelten ſich jährlich mit dem Fürſten Miloſch die Abgeordneten der Städte; die Bäume wölben ſich zum Gerichtsſaal! Unter dem Baume tanzen Braut und Bräutigam! Der Baum ſteht im Kampfe ſelbſt, wie ein Kämpfer und ſtreitet gegen Serbiens Feinde; die duftenden, grünen Bäume wölben ſich über den ſpielenden Kindern, der duftende grüne Baum iſt das Grabmonument des Alten. Dieſes Waldland iſt der lebensgrüne Zweig an dem osmaniſchen Baume; aber der Zweig hängt nur durch eine leichte

Verſchlingung an dem faſt verdorrten Baume feſt, der Zweig hat Wurzel geſchlagen und wird kühn wachſen, und einen von Europa's beſten königlichen Bäumen bilden, wenn man ihn nur ſtehen läßt. — Das ſangen Serbiens Dryaden, als wir vorbeiſegelten, und als wir auf dem Raſen unter dem Schirm ihrer duftenden, flatternden Haare ruhten.

Oben vor Radeciwecz, wo der Tartar Haſan uns verließ, begleitet von unſern beſten Wünſchen, daß er glücklich Conſtantinopel erreichen möge, beginnt mit einer prächtigen Waldparthie die Inſel Oſtrava, die zwölf italieniſche Miglien lang iſt. Auf walachiſcher Seite erheben ſich hier die erſten, großen Baumgruppen, die wir bisher geſehen, ja es zeigten ſich angebaute Weingärten! Es war, als wenn Serbiens Waldreichthum und Cultur einen Glanz, nicht allein über die Donau-Inſeln, ſondern ſelbſt über die walachiſche Küſte verbreite. Die Vögel ſangen, wie ich ſie nur in den däniſchen Buchenhainen habe ſingen hören. Wir ſegelten auf einem ſchmalen Arm der Donau, es war, als glitten wir durch einen herrlichen Wald, das Sonnenlicht zitterte durch die grünen Zweige und auf dem fluthenden Strom. Ein junges, ſerbiſches Mädchen mit rothen Bändern an der weißen Halbjacke und glänzenden Münzen um ihre rothe Mütze, ſtand mit ihrem Waſſerkrug an dem Strom; es war eine lebende Vignette zu dem ſerbiſchen Liede:

„Das junge Mädchen ging Waſſer zu holen, es beugte ſich darüber und ſagte dann leiſe die Worte zu ſich ſelbſt: Armes Kind! O wie hübſch Du biſt! Aber mit einem Kranze ſäheſt Du weit hübſcher aus, dürfteſt den Hirten lieben, den jungen Hirten, der vor der Heerde ſchreitet, wie der Mond vor dem Heere der Sterne!“

Bei einem kriegeriſchen Volke, wo das Weib nicht Amazone, ſondern ganz Weib iſt, muß es ſchweigen und ſich demüthigen. Die untergeordnete Stelle der ſerbiſchen Weiber erlaubt ihnen nicht, des Herzens tiefſte Gefühle auszuſprechen; dies offenbart ſich charakteriſtiſch in allen ihren Liebesliedern.

„Als wir geſtern in der Herberge waren, ſpeiſten wir herrlich zu Abend, und wir ſahen ein Mädchen ſo jung und ſchön, im Haare trug ſie Perlentulpen! Ich gab ihr mein feuriges Pferd, und ſie ſprach zu dieſem: Sage mir, du Brauner, iſt dein Herr verheirathet? Und das Pferd entgegnete mit einem Wiehern: Nein, ſchönes Mädchen, er iſt nicht verheirathet! Aber zum Herbſte gedenkt er dich in ſeine Heimath zu führen! Und froh ſprach das Mädchen zu dem Braunen: Wüßte ich, dies ſei Wahrheit, dann wollte ich ſogleich meine Spangen einſchmelzen und mit dieſen deine Halfter beſchlagen, ich wollte meinen Halsſchmuck einſchmelzen, um dein reines Silber zu vergolden!“

Der Fürſt Miloſch hat in den letzten Jahren einen reichen Schatz der vielen Geſänge dieſes Landes ſammeln laſſen, vom Leben Einzelner, von den Heldenthaten des ganzen Volks. In des Serbiers Hauſe, wo oft mehrere Ehepaare leben, aber unter einem von ihnen ſelbſt gewählten Oberhaupte, das Vermögen und Hausweſen verwaltet, ertönt Abends luſtige Muſik, beſtehend aus Violine und Sackpfeife. In jedem Hauſe findet man Einen, der ſpielen und mit dem Inſtrument ihre Heldenlieder begleiten kann; ſo lernen die Kinder die Geſchichte, ſo kräftigt ſich der Aeltere in der Liebe für ſein Land. Sie erinnern ſich dann an ihre königliche Zeit, an Belgrads Stifter, Stephan Duſſan, Corbelitza und Johannes Hunyades.

Der Abend war ſtill und freundlich; die Donau fließt hier im Breitengrade des Arno; die Sterne flimmerten und Serbiens Wälder ſtanden hoch in der durchſichtigen Luft; die Nacht war ſo klar, daß wir beſtändig weiter ſegeln konnten. Eine große Strecke war zurückgelegt, als ich am nächſten Morgen auf's Verdeck kam, wir paſſirten gerade die auf türkiſcher Seite belegene Feſtung Fetisland. Das Dach auf dem großen Thurme war ganz heruntergefallen, nur die Latten ſtanden; es war eine jämmerliche Feſtung; ein Theil der Beſatzung ſaß in den Mauerlöchern, rauchte Tabak und ſtarrte uns nach. Um acht Uhr waren wir bei Gladova. Paſſagiere und Güter wurden hier in einem großen, zierlich bemalten Boote mit hölzernem Dach ausgeſchifft. Hier beginnt das ſogenannte „Eiſerne Thor,“ welches in den meiſten Reiſebeſchreibungen als eine Strecke der Donau genannt wird, die faſt nicht zu befahren iſt; hier ſind ſtarke Strömungen, mächtige Wirbel, die Böte verſchlungen und Schiffe zertrümmert haben; ringsum in dem ſchäumenden Strom ſtrecken ſchwarze Klippen ihre zermalmenden Finger in die Luft empor. Aber man kann doch das „Eiſerne Thor“ befahren, ich finde die Schifffahrt zwiſchen Orſova und Drencova weit wilder und gefährlicher.

Unſer flinker Capitain ſtellte ſich vorn in's Boot, das durch ein Tau mit eiſerner Kette von funfzig Serbiern, die auf dem Lande gingen, gegen den Strom hinaufgezogen wurde. Unter der Küſte lag eine Menge von Flußſchiffen; die ziehenden Serbier mußten wie die Gemſen von Schiff zu Schiff ſpringen, ziehen und ziehen, darauf in ihre leichten Böte ſpringen und mit dem Tau um den Leib ſich und uns fortrudern.

Wir hielten uns dicht unter der ſerbiſchen Küſte; mitten im Strom waren einige Fälle, das Waſſer ſpritzte gegen des Bootes Vordertheil. An einigen Stellen erhob ſich die Küſte zu niedrigen, aber ſenkrechten Felſen; an dieſen waren dann, wie eine Art Geländer, Taue befeſtigt, an welchen unſere Serbier in den kleinen Böten ſich feſthielten und ſo gegen den Strom arbeiteten; ſie ſprangen darauf wieder an's Land und unſer kleines Boot ging wie ein Dampffahrzeug gegen den ſtarken Fluß. Gefährlich ſah es gar nicht aus, aber eigenthümlich. Alte Bäume hingen von den Felſen herab, Nachtigallen ſangen, und unſere große Flagge mit dem doppelten Adler flatterte im Winde. Gerade oben, vor der kleinen Stadt beginnt der gefährlichſte Theil der Schifffahrt durch das „Eiſerne Thor;“ alle Paſſagiere ſtiegen an's Land, nur zwei Matroſen und der Capitain blieben zurück. Nicht die Gefahr vertrieb uns, ſondern der grüne Wald lud uns ein; hier war es friſch, duftend und ſchön! Serbiſche Grenzſoldaten, die von Gladova mit hinabgefolgt waren, paßten auf, daß wir mit den Bewohnern des Landes in keine Berührung kämen.

Schon allein Land zu betreten, nachdem man mehrere

Tage lang, — den kurzen Beſuch in Widdin ausgenommen, — nur auf dem Schiffsverdeck auf und abgewandert war, gewährte eine Erquickung, und hier doppelte, mitten in einem duftenden Wald, auf einem Raſen, der von Blumen wimmelte! Jeder pflückte ſich einen Strauß. Hinter den Bäumen erheben ſich hohe Felſen mit Gebüſche; gelbe Blumen glänzten im Grünen. Wir kamen unter einen großen Baum, und man ſagte uns, hier habe der vorige Paſcha von Orſova täglich ſein Frühſtück eingenommen, und dann nicht ſelten, gerade an dieſe Zweige, einige Chriſten aufhängen laſſen. Nicht weit von hier ſtand ein Kreuz; es war das erſte Kreuz auf offnem Felde, das ich geſehen, ſeitdem ich Italien verließ, es begrüßte mich wie ein liebes, heiliges Zeichen außerhalb der Grenzen des Halbmonds. Dieſes Grün, dieſe Blumen und der Geſang der Vögel, o, es war ein Feſttag in der Natur; wir wandelten unter Serbiens Dryaden! — Unſere Wache hatte genug zu thun, die Geſellſchaft zuſammen zu halten; Einer wollte einen Zweig mit Goldregen haben, ein Anderer Blumen pflücken, ein Dritter vom Quellwaſſer trinken, und wir durften uns ja nicht von einander trennen, wir ſollten mit dem Boote Schritt halten, welches hier freilich langſamer fortkam, etwas ſchaukelte; ja ſogar bisweilen von einer Woge beſpritzt wurde, die es durchſchnitt. Hirten und Weiber, die wir antrafen, entflohen und betrachteten uns in gebührender Entfernung.

Wir kamen an einer Schwefelquelle vorbei, ein duftiger Pfad führte zu dieſer. Vielleicht nach wenigen Jahren iſt hier ein prächtiger Badeort, die Gäſte wandeln unter dieſen belaubten Bäumen. Unſer raſcher Schiffer ſaß am Steuerruder; das Boot ſchaukelte wie ein Span über die Brandung und den Strudel, und der Alte nickte uns zu, wenn das Waſſer emporſpritzte. Der Wind ſauſte in den Bäumen und die Dryaden ſangen von einem eben ſo kühnen Segler auf einem noch gefährlicheren Strom, dem der Politik; die Dryaden ſangen vom Landesfürſten Miloſch, dem echten Serbier. Baum ſteht ja an Baum in dieſem Lande, wie in America's Waldungen; die Dryade erzählt der Dryade, was ſich in dieſen verſchloſſenen Thälern und in dem dunkeln Dickicht regt. In unſerer Zeit klingt es wie ein Märchen, daß in Ungarns Ebenen, dicht an der ſchwellenden Donau, ein kriegeriſches und doch patriarchaliſches Volk lebt, deſſen Fürſt als Knabe ſeines Vaters Heerden hütete, als Jüngling Handelsreiſen durch das Land machte. Als der ſchwarze Georg der Türken Feſſeln zerbrach, kämpfte er mit dem Volke für ſeine Freiheit; er war der muthigſte Kämpfer, der glücklichſte Sieger. Der ſchwarze Georg zog als Flüchtling fort mit den Verlierenden; der junge Krieger ging mit ſeinen Helden tiefer hinein in die dunkeln Felſen. Damals war die Felſenhöhle Miloſch's Königsſchloß, dort harrte die Fürſtin ſeiner, dort briet ſie ſelbſt das Lamm, das ihm und ſeinen Freunden vorgeſetzt werden ſollte. Er kam, aber als Flüchtling, und kühn wie die Gattin des künftigen Herrſchers, wie die Mutter der Kinder des Helden, hielt ſie ihn auf und fragte: ob ſie umkommen, ob das Vaterland fallen ſollte, und gebot ihm umzukehren; — und er kehrte als Sieger wieder. Europa's Fürſten haben Miloſch als Fürſten anerkannt*), die türkiſchen Soldaten und Paſchas in Serbiens Feſtungen ſind nur ein Schatten der Macht, ein Schatten, worunter Serbiens Kinder Kräfte ſammeln. In Miloſch's Königsburg ſind es die Fürſtin und ihre Töchter, die den Fürſten und ſeine Gäſte bedienen; es iſt in der Burg des Fürſten wie in der Hütte des Bauern, und die Sackpfeife und blanken Waffen ſind die erſten und wichtigſten Gegenſtände, denen wir dort begegnen.

VIII.

Der Paſcha von Orſova.

Vor uns lag die türkiſche Feſtung Orſova, der Sitz eines Paſcha. Der gefährlichſte Theil von dem „Eiſernen Thor" war paſſirt, wir näherten uns dem erſten Ziel unſerer Fahrt: der Quarantaine. Wir ſtiegen wieder ins Boot, der Frühſtückstiſch war gedeckt, ein Glas ward geleert zum Abſchied von dem Halbmond und den verſchleierten Weibern.

---

*) Am 1. Juni 1839 wurde Miloſch gezwungen zu reſigniren; ſein älteſter Sohn, Milan, erhielt die Regierung am 8. Juli 1839, jetzt aber herrſcht der jüngere Sohn Michael Miloſch.

Die walachiſche Küſte erhebt ſich wie die ſerbiſche mit waldbewachſenen Felſen. Zur Rechten auf einer hervorſpringenden Landzunge liegt Neu-Orſova mit rothbemalten Häuſern, weißen Minareten und grünen Gärten. Das größte Gebäude gegen den Strom hinaus, ſagte man uns, ſei des Paſcha's Serail. Hinter den dicht vergitter-Fenſtern betrachteten die hübſchen Weiber unſer buntes Boot, richteten vielleicht ihr Fernrohr auf uns, — ſie hatten gewiß eines, — ſahen, welche Fremde ankamen und nun bald, gleich ihnen, in die Quarantaine eingeſperrt werden ſollten, aber einſam, ohne Liebesglück. Sie ſahen uns unter der Feſtung, die auf ſerbiſcher Seite aus der Donau emporſteigt, ſie ſahen ihren Eheherrn, den Paſcha von Orſova, mit Soldaten draußen vor den Mauern zu unſerm Boot, welches nun ſtill lag, herabwandern.

Der Paſcha, ein kräftiger Mann von ungefähr vierzig Jahren, mit blauem Militairrock, großen, goldenen Epauletten und einem Feß, grüßte uns und unterhielt ſich lange mit Philippovich.

Die Feſtung, welche verfallen ausſieht, ſalutirte mit fünf Kanonenſchüſſen, als wir vorbeiglitten. Wir ſahen nun die öſterreichiſche Stadt, Alt-Orſova, und den Flecken Xupaneck, wo die Quarantaine gehalten wird. Wir mußten erſt an Orſova vorbei, ſo ſtark iſt der Strom, erſt weiter hinauf konnte eine Ueberfahrt möglich gemacht werden; dieſe währte nur wenige Minuten.

Der Landungsplatz war mit Planken eingeſchloſſen, die von einer Menge Zuſchauer krachten, welche darauf hingen, um uns verpeſtete Fremde zu ſehen.

Große, mit Ochſen beſpannte Wagen nahmen unſer Gepäck auf und ſetzten ſich in Bewegung. Langſam folgte die Geſellſchaft nach, von Soldaten und Quarantaine-Beamten umgeben, Jeder mit einem langen, weißen Stock, um uns drei Schritte vom Leibe zu halten. Noch einmal warfen wir einen Blick auf den Strom, der uns getragen hatte. Die Feſtung lag im Schatten, aber in Neu-Orſova glänzten die Minarets, Dächer und Bäume in dem ſchönſten Sonnenlicht. Ein Boot ſetzte quer über den Strom nach dem Serail des Paſcha's; es war der Paſcha ſelbſt, der hinüberfuhr, um ſeine Frauen zu beſuchen. — Wir wanderten in unſer verſchloſſenes Gefängniß, er zu blühenden Terraſſen, Küſſen und Umarmungen, — des Menſchen Loos iſt verſchieden in dieſer Welt; das iſt die Moral dieſer Geſchichte.

IX.

Die Quarantaine.

In Quarantaine liegen heißt ſich im Polypenfache üben! — Eigentlich liegen wir in dieſer Welt Alle in Quarantaine, bis es uns erlaubt wird, die große Himmelsreiſe zu machen. Dichter werden geboren, ſagt man, aber es werden gewiß auch Leute geboren, um in Quarantaine zu liegen. Ich habe Reiſende gekannt, die bis Mittag im Bette bleiben, und ehe ſie dann in die Kleider kommen und Alles fertig bringen, iſt es Nachmittag, dann müſſen ſie Briefe ſchreiben oder im Tagebuche notiren, was ſie in dieſer Stunde des vorhergehenden Tages erlebt und was ſie in den Galerien geſehen haben; ſie gebrauchen auf dieſe Weiſe ein Jahr, um zu ſehen, was Andere beſſer in einem Monat auffaſſen; aber das nennt man gründlich ſein, ſich nicht übereilen, ſich recht vertraut machen u. ſ. w.; ich nenne dieſe Leute Quarantaine-Menſchen. — Pückler-Muskau erzählt von ſich ſelbſt, er habe in der Quarantaine auf Malta gebeten, dort noch einen Tag länger bleiben zu dürfen, um mit ſeiner Arbeit fertig werden zu können. — Ich bin ganz entgegengeſetzter Natur; auf der Reiſe muß ich mich vom Morgen bis zum Abend tummeln, ich muß ſehen und wieder ſehen. Man kann ja nichts Anderes thun, als Städte, Nationen, Berge und Gärten in die Erinnerung einpacken; immer nehmen, immer verwahren, es bleibt keine Zeit, ein einziges Lied zu ſingen. Ja, ich bin nicht einmal dazu aufgelegt! Aber ich weiß, es kommt wohl. In mir ſiedet und gährt es, und wenn ich dann in der guten Stadt Kopenhagen bin und geiſtige und körperliche Umſchläge erhalte, dann ſprießen die Blumen hervor.

Unſer Einzug in die Quarantaine wäre ein Motiv für einen Maler geweſen. Ringsum waldbewachſene Berge und vorn eine grüne Ebene, wo er zuerſt die großen, mit Reiſegepäck angefüllten Wagen, von weißen Ochſen gezogen, anbringen könnte, die von walachiſchen Bauern in weißen Jacken und coloſſalen, bis auf die Schultern herabhängenden Hüten getrieben wurden; dann die bunte Geſellſchaft von Türken, Griechen und Franken; Pater Adam in ſeiner ſchwarzen Kleidung, mit einem Hut wie ein großes Schild, wäre nicht die am wenigſten maleriſche Figur. Soldaten folgten zum Geleite. Der Eintritt war das Luſtigſte! Wir ſahen Kanonen, kahle Mauern, große Vorlegeſchlöſſer, raſſelnde Schlüſſel, Quarantaine-Beamten, die ſich ehrerbietig auf die Seite zogen, um nicht mit uns in Berührung zu kommen. Die Landſtraße, die ſogenannte Promenade zwiſchen den hohen Mauern war ſo langweilig, daß er dadurch intereſſant wurde; freilich ſtanden hier ein Paar Roſenhecken, aber die Roſen ſelbſt lagen noch unter Quarantaine in der grünen Knoſpe, jedes Blatt erinnerte uns an unſere Quarantaineflagge. Ich will nicht über die Wohnung klagen, ſondern ſie nur beſchreiben, nicht über die Beköſtigung jammern, obgleich Sauerkraut und Donauwaſſer, wenn man auch, wie hier, vollauf fetten Speck dazu erhält, mir nicht munden konnten.

Das ganze Gebäude iſt eine Art Schachtel in der Schachtel; die innerſte ſtellt eine Art von viereckigem Garten vor, deſſen Kern ein kleines Luſthaus von angeſtrichenen rothen Latten iſt, an welche die grünen Ranken noch nicht recht den Muth hatten ſich zu heften. Vier Flügel, in welchen jedes Fenſter doppelt vergittert iſt, umgeben dieſes Paradies, das man ſehen, aber nicht berühren darf. Um die Flügel erhebt ſich wieder eine große Mauer, jede kleine Kammer hat innen einen kleinen Hof; die Mauer iſt wieder von einer Mauer umgeben und der Zwiſchenraum iſt die Promenade. Es iſt angenehmer davon zu leſen, als es in der Wirklichkeit zu verſuchen. Der Engländer Ainsworth und ich bezogen zuſammen zwei kleine Zimmer. Ein Tiſch, ein Stuhl und eine Pritſche waren das Meublement in jedem; übrigens waren die ganz friſch übertünchten Wände, worauf die Sonne ſchien, ſo freundlich, daß man von der Herrlichkeit faſt erblindete. Als Guardian erhielten wir einen alten Kerl, Namens Johann, der die Schlacht bei Leipzig mitgemacht und da eine Schmarre erhalten hatte. Er ſchlief jede Nacht im Vorzimmer auf unſerm Eßtiſch.

Der erſte Quarantainetag geht vortrefflich, man ruht nach der Reiſe, am zweiten, dritten, vierten ſchreibt man Briefe, am fünften und ſechſten iſt man es gewohnt, und lieſt ein gutes Buch, wenn man eins hat, aber am ſiebenten kommt man wieder aus der Gewohnheit und findet, daß wohl der ſiebente Tag, aber nicht volle ſieben Tage Ruhetage ſein ſollten. Ich begann es zum Verzweifeln zu finden, ungeachtet der täglichen Beſuche der Schwalben, die in unſerm Vorzimmer niſteten und in der Stube umherflogen, indem ſie die Chronique scandaleuse der guten Stadt Orſova erzählten. In unſerm Hofe ſtanden zwei duftende Linden, ich ſchlang ſo oft meine Arme um dieſelben, daß ich zuletzt auf einem Zweige ſaß, und dann gelangte ich auf den nächſten. Von da konnte ich jenſeits der Mauer ein ganzes Stück Berg mit Holzung und Ackerland ſehen, und zwiſchen beiden eine kleine Hütte; dort ſah es paradieſiſch aus, denn dort war man frei! — Ich konnte von meinem grünen Baldachin in eine Reihe Nachbarhöfe hinabblicken; *Philippovich* hatte vor ſeiner Thüre einen türkiſchen Roßſchweif aufgepflanzt, der Meſſingknopf auf dieſem funkelte in der Sonne, die langen, weißen und rothen Pferdehaare flatterten um die bunte Stange. Unſere Egelhändler wuſchen und ſpülten die ſchwarzen Egel, die ſie in den Beuteln und Säcken hatten. Bulgariſche Weiber lagen im Kreiſe auf ihren Teppichen, von Kindern umringt, und hielten zum Schutz gegen die Sonne große, gelbe Regenſchirme über ſich; ſie erzählten gewiß Märchen, denn die Kinder jubelten und die Schwalben flogen draußen umher und zwitſcherten verächtlich, die hieſigen Schwalben gaben ſich ja nur mit Alltagsgeſchichten ab, die in ihrem Neſte gemacht und von ihrem Standpunkte aus betrachtet intereſſant waren.

An den erſten Quarantainetagen hatten wir Muſik und noch dazu gute Muſik. Zwei junge walachiſche Künſtler, ein Flötiſt und ein anderer, welcher die Glasharmonika ſpielte, gaben in ihrem kleinen Gefängniß Concert, es ertönte über den ganzen Garten; aus allen Fenſtern ſahen die Mitgefangenen hinaus, und zuletzt applaudirten ſie, denn es war künſtleriſch ſchön. Der Flötenſpieler zeigte Gefühl und Geſchmack, ſeine Töne erquickten uns. Eines Abends ſpielte er indeſſen ſehr luſtig: „Freut Euch des Lebens,“ und es klang hier wie Spott; aber er konnte es wohl ſpielen, denn er konnte am nächſten Tage hinaus, wir hatten noch ſieben Tage hier auszuhalten.

Aber es konnten ja Wanderungen gemacht werden rings um das Gebäude, zwiſchen den hohen, weißen Mauern, man konnte durch das Gitter in jeden kleinen Hof hineingucken, auf den kleinen, ſchwarzen Tafeln die mit Kreide geſchriebenen Tage und Stunden leſen, an denen die Fremden einlogirt waren, Tag und Stunde, wenn ſie hinaus ſollten, und wie viele hier waren. Dies war eine Lectüre für Phantaſie und Herz; wer war der Fremde? Woher kam er? Wohin ging er? Oder war es vielleicht eine Sie? Hier war ja Gelegenheit, bei gemeinſchaftlichen Leiden Mitgefühl zu äußern! Aber man durfte auf dieſer Promenade ſich doch nicht ganz der Phantaſie und dem Herzen überlaſſen, man mußte ſich an den Guardian und die Beſonnenheit halten, wenn man ſich nicht in eine neue Quarantainezeit ſtürzen wollte. Bisweilen begegnete man ſpäter Angelangten, dann mußte man ſich dicht an die Mauer drängen, um nicht mit dieſen in Berührung zu kommen; man mußte ſich hüten, daß nicht der Wind eine kleine Feder über die Mauer trug, die auf unſere Schulter fiel, ſich hüten, auf einen Faden zu treten, den Jemand verloren, denn dann wäre die Quarantaine verlängert worden.

Ich ging dieſen Weg nur aus dem Grunde, damit die Füße nicht aus der Gewohnheit zu gehen kommen ſollten. Keiner ſpazierte hier zu ſeinem Vergnügen! Mehr als ängſtlich, faſt fürchterlich war es hier, einer Ladung Waaren zu begegnen; kam man mit dieſer in Berührung, dann begann eine neue Quarantaine von vierzig Tagen. Zwiſchen den Mauern und in unſerm kleinen Hofe war eine Wärme, als würde man gekocht; mir träumte am Tage, ich ſei in Venedigs Bleikammern, und in der Nacht, ich ſei lebendig in der Hölle. Damals wußte ich aus Briefen, daß Heiberg in ſeiner neuen Satyre, „Eine Seele nach dem Tode“*), von der Aufführung zweier meiner größern dramatiſchen Arbeiten unten in der Hölle erzählt habe; daran hatte ich nicht gedacht, ſo lange ich in Gottes freier Natur war; aber hier, in dieſer Hölle, träumte ich mich in die Heiberg'ſche eingeſchloſſen, und es war natürlicherweiſe ganz wie er erzählte; man gab nur meine Stücke und es war mir als gutem Chriſten beſonders angenehm zu erfahren, wie er es uns auch erzählt hat, daß die Verdammten, nachdem ſie meine Stücke geſehen hatten, ſich als hinlänglich beſtraft mit gutem Gewiſſen niederlegen konnten.

Zuletzt wurden wir alle krank und der Arzt verordnete eine Medicin, die mir für walachiſche Pferde vortrefflich ſchien, aber nicht für ſchwache Menſchen, die an Magenſchmerzen leiden; erſt ſollte man ein großes Glas Branntwein, darauf eine Taſſe ſtarken Kaffee ohne Zucker und Milch trinken.

Das einförmigſte Leben hat doch auch ſeine großen Begebenheiten, unſeres hier hatte drei. Die eine war ein Beſuch des Paſcha's von Orſova; das kahle Luſthaus im

---

*) Gedichte. 1840. Ein Buch, welches ich übrigens für Heiberg's vorzüglichſtes Werk anſehe.

Garten diente als Converſationsſaal; ſechs Soldaten mit dem Bandelier über der blauen Jacke und dem Bajonnet auf dem Gewehre machten zugleich mit dem Dolmetſcher, dem Arzt und den Bedienten das Gefolge aus. Die zweite große Begebenheit war, daß Jedem eine alte Wäſcherin angewieſen wurde, die unſere Wäſche beſorgen und darauf die Quarantaine mit uns aushalten ſollte. Wir erhielten die Frau des Guardians; das alte Ehepaar ſchlief im Vorzimmer auf dem Eßtiſch, ein zuſammengerolltes Wams war das Kopfkiſſen und ein Soldatenmantel die Decke, Alles auf dem Feldfuß; der Doctor war ihr Alles, wachend und in Träumen; ſie nannten nie ſeinen Namen, ohne eine militairiſche Haltung anzunehmen. Die dritte Begebenheit trat mit Muſik und Declamation auf. Quer über den Garten ertönte aus einem gegenüberliegenden Fenſter das fürchterlichſte Rufen und Schreien von einigen zerlumpten Kerlen, die vor ſieben Jahren aus Oeſterreich in die Walachei entlaufen waren und dort gelebt hatten, aber aus Heimweh freiwillig zurückkehrten; ſie hatten ſich ſelbſt angegeben und mußten nun, ehe ſie ausgeliefert wurden, ihre Quarantaine halten. Ehe die Sonne aufging und bis ſpät in den dunkeln Abend hinein converſirten ſie oder ſpielten auf bulgariſchen Flöten, aber immer dieſelbe Weiſe, aus zwei oder höchſtens drei Tönen beſtehend; es klang, als blaſe man auf ein grünes Blatt und trete zugleich einer Katze auf den Schwanz.

Endlich ſchlug unſere Erlöſungsſtunde, aber eine der Behörden hatte Mittagsgeſellſchaft, eine ganze Stunde über unſere Gefängnißzeit, eine ganze Stunde, die wie ein Tag erſchien, mußten wir Alle bis auf einen Begünſtigten warten, ehe wir fortziehen konnten, und dies geſchah nicht mit Munterkeit, wie bei unſerer Ankunft; wir waren ermattet; wir, die wir uns ſo ſehr auf die Freiheit gefreut hatten, waren aus der Uebung gekommen, die Flügel zu erheben. Wer von einem Schiffe kommt, hat oft noch eine Empfindung der Seekrankheit; ſo hatten wir Alle ein Gefühl von der Quarantaine! — Erſt lange Zeit ſpäter ſpiegelten ſich poetiſche Erinnerungsbilder in meinen Gedanken, und dieſe zeigten die Ausſicht auf das kleine, dürftige Haus, welches ich vom Baume zwiſchen Acker und Wald erblickte, ſie ließen mich die Flötentöne des jungen Künſtlers von Bukareſt hören, ſie ließen mich die Sonntagsandacht, in unſerm Gefängniſſe gehalten, wieder fühlen, wenn Ainsworth*) ſtill in ſeiner Bibel leſend ſaß, Pater Adam mit ſeinen armeniſchen Knaben die Meſſe ſang, und ich auf die grünen Weinblätter an meinem Gitter blickte, worauf Gottes Sonne ſo warm ſchien, daß mein Gedanke in die Natur flog und dort ruht man immer an Gottes Herzen.

---

*) Von der „Literary Gazette“ hat Ainsworth unſer Zuſammenleben hier geſchildert.

X.

Heute iſt Sonntag!

Es iſt Sonntag im Kalender, Sonntag in Gottes Natur! Fort, hinaus in die Berge nach Mehadia, Ungarns am ſchönſten gelegenem Badeorte! Welches Blumengedränge in dem grünen, hohen Graſe! Welcher Sonnenſchein auf den waldigen Abhängen der Berge! Die Luft iſt ſo blau, ſo durchſichtig! Heute iſt es Sonntag! Und daher ſind alle Leute, denen wir begegnen, ſo feſtlich gekleidet. Die aufgeflochtenen, ſchwarzen, glänzenden Haare der Mädchen prangten mit friſchen Blumen, einem Zweig von Goldregen oder einer dunkelrothen Nelke; die großen Hemdärmel ſind grün und roth geſtickt; der Rock ſcheint aus langen rothen, blauen und gelben Franſen zu beſtehen; — ſelbſt das alte Mütterchen iſt in Franſen gekleidet und hat ihre Blume auf dem weißen Linnen. Burſchen und Knaben haben Roſen auf dem Hute, der Kleinſte ſieht prächtig aus! Sein kurzes Hemd hängt ihm über den dunkeln Beinkleidern, ein Zweig Goldregen ſteckt auf dem großen Hut, der ihm halb über die Augen fällt; heute iſt ja Sonntag!

Welche Einſamkeit in dieſen Bergen! Leben und Geſundheit ſprudeln im Waſſer dieſer Quellen! Muſik ertönt aus dem geſchmückten, großen Badeſaal! — Die Nachtigall ſingt in dem hellen Sonnenſchein zwiſchen den duftenden Bäumen, wo ſich die wilden Weinranken ſchlängeln.

Du ſchöne Gottesnatur, meine beſte, meine heiligſte Kirche! Hier ſagt mir mein Herz: „Heute iſt Sonntag!“

Wir ſind wieder in Orſova! Die Meſſingkugel auf dem Kirchthurme glänzt in der Sonne, die Thüre ſteht angelehnt. Wie einſam drinnen! Der Prieſter ſteht im Meßgewande und erhebt ſeine Stimme, es iſt Pater Adam! Der kleine Antonius kniet und ſchwingt das Rauchfaß. Der ältere Knabe Hieronymus hat mitten im Gange ſeinen Platz und ſtellt die ganze armeniſche Gemeinde vor.

Vor der Kirche, auf dem Markte, wo die Linden in der Blüthe ſtehen, iſt großer Tanz für Alte und Junge. In der Mitte des Kreiſes ſtehen die Muſiker, der Eine bläſt den Dudelſack, der Andere kratzt die Violine. Der Kreis dreht ſich erſt rechts, dann links. Alle ſind in ihrem beſten Putze, in Franſen, Blumen und bloßen Füßen; heute iſt Sonntag!

Einige kleine Knaben laufen in bloßen Hemden, aber mit einem großen Mannshut auf dem Kopfe; auf dem Hut prangt eine Blume. Die Honoratioren, Herren und Damen, ganz wieneriſch gekleidet, wandern vorbei und ſchauen auf das Volk, das tanzende Volk! Die rothe Abendſonne ſcheint auf den weißen Kirchthurm, auf die gelbbraune Donau und die waldbewachſenen ſerbiſchen Berge; möchte ſie in mein Lied ſcheinen, wenn ich davon ſinge! Wie hübſch und lebhaft! Wie friſch und eigenthümlich! Alles deutet auf ein Feſt, Alles deutet darauf: Heute iſt Sonntag!

XI.

Reiſe längs der Donau von Orſova bis Drenkova.

Eine weit geſährlichere Fahrt, als die durch das „eiſerne Thor“ iſt, bietet der größte Theil der Donaufahrt zwiſchen Orſova und Drenkova dar. Der Strom hat hier eine wildere Kraft, die Fälle ſind größer und häufiger, die Wirbel viel ausgedehnter. Auf dieſer Fahrt geſchah es vor zwei Jahren, daß das Boot, welches die Paſſagiere vom Dampfſchiff führte, umſchlug, und Alle in dem Strom ihren Tod fanden. Es war, erzählte man, ein grauer, regneriſcher Tag; es ſtürmte nicht wenig, der Capitain ſtand am Steuer, das Boot war von Reiſenden angefüllt; es war kein leichtes Manöver, dieſes zwiſchen den im Fluße ringsum hervorragenden Klippen durchzuſteuern; ein Haufe von Bauern ging auf dem Lande und zog es durch die ſtarken Wirbel, während der Sturm den Schaum vom Fluſſe viele Ellen emporhob. Der Capitain rief den Bauern zu, langſamer zu ziehen, aber ſie hörten ihn nicht, Sturm und Strom übertäubten ſeine Stimme; er wiederholte das Commando, ſie mißverſtanden ihn, zogen noch ſchneller, und in demſelben Augenblick ſtieß das Boot gegen eine Klippe, es ſchlug um, keine Rettung war möglich. Weit von der Stelle, wo das Unglück geſchah, fand man einige der Leichen, unter andern die eines jungen Engländers. Seine Verwandten haben ihm dicht am Fluſſe, wo man ſeine Leiche fand und wo er beerdigt wurde, ein Monument errichtet.

Seit jener Zeit läßt die Dampfſchifffahrtsdirection keinen ihrer Paſſagiere hier die Reiſe auf Böten machen; man reitet oder fährt. Ein vortrefflicher Fahrweg iſt in Arbeit, und ſchon ſo gut als vollendet*); an mehreren Stellen hat man die Klippen ſprengen laſſen, und wo der Grund los und ſumpfig war, ihn zu befeſtigen und auszufüllen gewußt. Dagegen wird alles Gepäck Tags vorher, ehe der Fremde abgeht, auf Böten fortgeführt, die von Pferden gezogen werden**).

Früh Morgens am vier und zwanzigſten Mai hielt der Wagen vor dem Gaſthofe und wir rollten fort. Es war das herrlichſte Sommerwetter, ringsum ſtand Alles grün und üppig. Auf ſerbiſcher Seite erhoben ſich Felſen mit Sträuchern und Laubhölzern, auf öſterreichiſcher Seite, wo wir fuhren, ſchien Alles ein großer Garten mit immer wechſelnden Partieen zu ſein; bald waren uns die Berge ganz nahe, bald traten ſie zurück, um waldige Thäler zu umſchlieſen. — Nie zuvor habe ich ſo viele Schmetterlinge geſehen, als an dieſem Morgen; ſie waren alle weiß und über tauſend Bäume ſo mit ihnen bedeckt, daß man blühende Obſtbäume zu ſehen glaubte. Hier konnte man mit Jean Paul ſprechen: „Schmetterlinge ſind fliegende Blumen.“ Die Peitſche des Poſtillons knallte nach allen Seiten, und die Schmetterlinge flogen in die Luft, wie Schneeflocken zur Winterzeit.

---

*) Der Weg iſt unter der Leitung des Grafen Szechenyi und des Ingenieur-Directors Váſarhely entſtanden.

**) Das eiſerne Dampfſchiff Stephan, das jetzt zwiſchen Wien und Linz geht, hatte, vierzehn Tage bevor wir dieſen Weg paſſirten, verſucht, mit dem Strome bis Orſova hinab zu gehen; es war auch geglückt. Dagegen war die Rückfahrt langſam geweſen, der Kraft der Maſchine ungeachtet, und bei Joblas ward man genöthigt, vierzehn Pferde vorſpannen zu laſſen, da Strom und Wirbel mächtiger waren, als die Dampfkraft. Ein neues, größeres Dampfſchiff, ich erinnere mich nicht mit wie großer Kraft, iſt jetzt in Arbeit, und mit dieſem, hofft die Donau-Compagnie, wird man gegen den Strom, auf dieſem reißendſten Theile von Europa's größtem und reißendſtem Fluſſe, hinaufgehen können.

Hier auf dieſer Strecke der Militairgrenze wohnen walachiſche Bauern. Wir kamen durch einige ihrer ſehr maleriſchen Dörfer. Die Lehmwände zeigten große Riſſe; Papier war über die Löcher geklebt, die als Fenſter dienen ſollten. Eine Art Pforte von Baumrinde, an einige Pfähle gebunden, bildete den Eingang zu einem Hof, der gewöhnlich von Schweinen und einer unglaublichen Menge faſt nackender Kinder wimmelte, die ſich unter einander wälzten; ſelbſt Mädchen von neun bis zehn Jahren zeigten ſich hier gänzlich ohne Kleider; ringsumher ſtanden prächtige Bäume, beſonders Kaſtanien, duftend und groß. Die einzelnen, fahrenden Bauern, denen wir begegneten, ſtanden aufrecht in ihren Wagen und jagten einher, wie die alten Römer auf der Rennbahn.

Die Gegend erhielt immer mehr einen romantiſchen Charakter; ſie übertrifft die Rheingegend an Schönheit. Bei Plaviſovicza, wo ſich der Paß Kazan befindet, fließt die Donau zwiſchen lothrechten Klippen; der Weg iſt hier durch die Felſen geſprengt; wie eine glatt abgeputzte Decke hängen die Klippenmaſſen dem Reiſenden über dem Kopf. Auf einer langen Strecke findet man hier eine große

Höhle neben der andern; eine derſelben erſtreckt ſich ſo weit, daß man, wie man mir erzählte, anderthalb Stunden gebraucht, um ſie zu durchwandern, und dann tritt man hinaus in ein Thal auf der andern Seite des Berges. Am bekannteſten iſt hier die ſogenannte Veteranishöhle. Wir machten vor dieſer Halt, der Eingang war zu erblicken. Der ganze Fels iſt mit Sträuchern und Schlingpflanzen bewachſen; zwiſchen Hecken führt ein kleiner Pfad hinauf; er war ſteil und auf demſelben lagen viele loſe Steine, aber wir hatten ja die grünen Zweige, um uns feſt zu halten, und leicht gelangten wir die wenigen Klaftern über den Fahrweg bis zum Eingange hinauf, der für einen erwachſenen Menſchen bequem und groß genug war. Drinnen mußte man ſich einige Schritte lang etwas bücken, aber bald erweiterte ſich die Felſenwand wieder zu einer recht bedeutenden, aber dunkeln Kammer; von dieſer trat man in eine ungeheure Höhle, wo das Licht durch eine große Oeffnung herabſtrömte, deren oberſter Rand mit Sträuchern und langen herabhängenden Schlingpflanzen bewachſen war, die einen blühenden Rahmen um die blaue Luft bildeten. Die Decke formte ſich übrigens, als wären es verſteinerte Wolken, der Fußboden, den wir betraten, war uneben und feucht; hie und da lagen große herabgeſtürzte Steine, und in einem Winkel Kohlen und halb verbrannte Zweige, von den Feuern der zuletzt hier geweſenen Hirten oder Zigeuner, die ihre Mahlzeit gehalten hatten; einzelne Waſſertropfen fielen einförmig plätſchernd auf die Erde.

Die Höhle beſteht aus unendlich vielen Abtheilungen;

wir gingen nach einer der nächſten, ich war voraus und blieb plötzlich ſtehen bei dem überraſchenden Anblick, der ſich darbot. Mitten auf dem Fußboden war ein großes Feuer angezündet, ein Keſſel kochte darüber, ringsum lagen und ſtanden weißgekleidete Männer und Weiber mit mulattenfarbigen Geſichtern und langen, ſchwarzen Haaren. Schnell wie Katzen ſprangen zwei junge Burſchen auf mich zu, ſtreckten bittend ihre Hände aus und redeten mich in einer mir unverſtändlichen Sprache an. Es war eine ganze Zigeunerfamilie. Sie waren Alle ſo lebhaft, ſo beweglich und deſto mehr abſtechend gegen zwei Alte, die am Feuer ſaßen; ihr langes ſtruppiges Haar hing um ihre häßlichen Geſichter herab, und ihre Kleidung, wie die Weiſe, in der ſie lagen, machte, daß ich nicht recht wußte, ob es Männer oder Weiber waren. Unſere Geſellſchaft gab Jedem der jungen Burſchen eine Kleinigkeit; eines der Kinder erhielt von mir eine kleine Silbermünze, und ſogleich ſprang ein älteres Mädchen herzu, ergriff meine Hand, zog mich hin zum Feuer, blickte in die Hand, neigte ſich darauf drei Mal gerade zur Erde und prophezeite, aber ich verſtand kein Wort davon. Nach der Ueberſetzung, die mir ein junger Herr aus Buchareſt ſpäter von dem, was er aufgefaßt hatte, gab, ſchien die Prophezeiung mehr auf einen reichen Engländer, als auf einen däniſchen Dichter berechnet. „Dein Silber ſoll Gold werden,“ hatte ſie geſagt, „und Dein Vermögen Jahr für Jahr wachſen.“ Auf meine Frage, ob mir das Mädchen nichts Böſes prophezeit, ſagte er mir, ſie habe geſagt: „Ich würde die wenigſte Freude an meinen Töchtern erleben!“ Und darin hatte ſie das Rechte getroffen, was den Dichter anlangte, denn „Agnete“ und „das Maurenmädchen“ hatten mir nur wenig Freude gemacht.

Meiner übrigen Geſellſchaft wurde auch prophezeit, aber ich ſoll von Allen der Glücklichſte geweſen ſein.

Auf ſerbiſcher Seite iſt auf dieſer ganzen Strecke längs der Donau in der Felſenwand ein antiker, ausgehauener Weg, der unter der Herrſchaft der Römer entſtanden iſt. Wir ſahen an jener Seite des Stroms die ſogenannte „Trajanstafel;“ ſie beſteht aus einem glatten Felſen mit Inſchriften, zur Erinnerung an Trajan's erſten Feldzug in Dacien.

Später am Tage erreichten wir das Dorf Tiſſowicza, wo wir in einem ärmlichen Wirthshauſe unſer Frühſtück genießen ſollten. Der Wirth war nicht davon unterrichtet, daß heute Dampfſchiff-Paſſagiere eintreffen würden, wir kamen ihm ganz unerwartet, und er mußte in Eile auf alle jungen Hühner der Stadt Jagd machen. Die unterſte Etage des Hauſes beſtand aus zwei ſteinernen Kellern, über dieſen ſchwebte in des Hauſes ganzer Länge ein höchſt zerbrechlicher, hölzerner Altan, von dem man in eine Hausflur trat, wo der Schornſtein ſtand und die Speiſen bereitet wurden; an jeder Seite war eine düſtere, unheimliche Kammer. Wir zogen daher Alle die freie Natur vor und lagerten uns unter hohen, ſchattenreichen Kaſtanien. Die meiſten von uns waren noch quarantainekrank, ich beſonders fühlte mich leidend.

Nach dem Aufenthalt von ein paar Stunden rollten wir wieder fort, beſtändig längs der Donau. Wir kamen an den Ruinen von drei großen Thürmen aus römiſcher Zeit vorbei, dicht am Strome gebaut und jetzt zu Wachthäuſern eingerichtet; eine Balkenbrücke führte vom Wege zu ihnen hinaus; bewaffnete Grenzſoldaten ſaßen dort und ſpielten Karte oder ritten auf dem Balkengeländer. Faſt der ganze Weg hier iſt eine Allee von prächtigen Wallnußbäumen; während unſerer Fahrt riſſen wir die duftenden Blätter ab, und mit einem Zweig als Fächer ſchirmten wir uns gegen die brennende Sonne, wenn die großen Bäume uns keinen Schatten gewährten. Welch' eine Hitze. Wir verſchmachteten faſt vor Durſt. Der gebahnte Weg hörte auf, er wurde hier ſo ſchmal, daß das eine Rad gerade die Felſenwand berührte und das andere einen oder zwei Zoll vom Abhange gegen den brauſenden Fluß zu entfernt war. Wir fuhren im Schritt, aber zuletzt ſah es uns doch zu gefährlich aus; wir mußten ausſteigen, und dies geſchah, indem wir hinten vom Wagen herunterkrochen, denn an den Seiten war kein Platz, um Fuß zu faſſen; — plötzlich hörte der Weg ganz auf. Eine Menge Arbeiter waren damit beſchäftigt, ihn zu erweitern und zu ebnen, ſie mauerten eine Grundlage; vor uns war ein Abhang faſt zwei Ellen ſenkrecht hinab. Die Leute ſagten, ſie wären von Niemand unterrichtet, daß heute Reiſende kommen würden, wir müßten alſo halten, bis ſie eine Rutſchbahn zurecht gemacht hätten, einen Weg konnte man es nicht nennen. Stangen und Baumzweige wurden von der Höhe, wo wir waren, ſchräg hinuntergelegt, die Pferde ausgeſpannt, und die Wagen fuhren nun hinab; an dem einen zerbrach die Deichſel.

Ein neues Ungemach, welches unangenehme Folgen hätte haben können, ſtand bevor; der unter Trajan auf ſerbiſcher Seite in die Felſen gehauene Weg iſt jetzt nicht in dem Stand, benutzt werden zu können. Die Serbier mußten daher, unter militairiſcher Aufſicht, ihre Schiffe an der Militairgrenze ziehen; jede Berührung dieſer Leute oder des langen Taues, womit ſie das Schiff heraufziehen, hat zur Folge, daß man unter Contumaz kommt. Wir ſahen nun gegen hundert ſerbiſche Bauern vor uns, die unter einem eintönigen Laut ein ſehr großes Flußſchiff den Strom hinauf zogen; es ging nur langſam gegen die ſtarken Strömungen; wir mußten im Schritt fahren, denn nirgends war der Weg breit genug, um an ihnen vorbei kommen zu können. Alle Quarantainequalen waren uns noch im Blute. In dieſem Augenblicke kannte ich kein fürchterlicheres Gebot als: Kehre wieder um zur Quarantaine! — Schritt vor Schritt fuhren wir, hielten dann ſtill, fuhren wieder Schritt vor Schritt, um wieder zu halten! Ich hatte ein Gefühl, als ob ich mit bleiernen Gewichten an den Beinen die Welt durchwandern ſollte.

Endlich gelangten wir an eine Stelle, wo der Weg ein wenig breiter wurde, und die Soldaten, welche die Serbier bewachten, meinten, wir könnten vorbeiſchlüpfen. Unſern Pferden wurden die Schwänze aufgebunden, damit ſie nicht, mit ihnen um ſich ſchlagend, mit dem Tau in Berührung kämen, unſer Gepäck, ſelbſt die Lederagrdinen an den

Wagen zogen wir zu uns herein. Die armen ſerbiſchen Bauern ſtellten ſich an den äußerſten Rand des Flußufers, und doch waren wir kaum mehr als eine halbe Elle von ihnen entfernt; darauf fuhren wir vorſichtig und langſam an der ganzen Reihe von gewiß hundert Menſchen vorbei. Wenn nur der Peitſchenriemen den Zipfel vom Gewande des Einen berührt hätte, wäre Rückkehr in die Quarantaine zu Orſova unſer Loos geweſen.

O, wie athmeten wir leicht, wie trieb der Kutſcher ſeine Pferde an, als wir vorbei waren! Es ging im Galopp durch Waldungen, über kleine Vertiefungen und an rieſelnden Quellen vorbei; die grünen Zweige ſchlugen uns um den Kopf. Ueber Gebüſch und Fluß eröffnete ſich die Ausſicht auf die kleine Stadt Drenkova, wo das Dampfſchiff Galathea uns erwartete.

Vor dem Jahre 1836 war Drenkova nur ein Wachthaus, durch die Donau-Dampfſchifffahrt wird es bald eine kleine Stadt werden; hier ſtanden mehrere recht anſehnliche Gebäude, eins von dieſen war ein Wirthshaus. Ungefähr eine Tagereiſe von hier wächſt der berühmte Wein „Schiller,“ ich leerte von dieſem ein Glas zu Ehren ſeines Namensvetters; der geiſtige Wein, den er uns geſchenkt, verträgt es, in alle Länder der Welt verſendet zu werden, und er kann nur begeiſtern, nicht berauſchen.

Mit Jubel betraten wir das geräumige, ſchöne Dampfſchiff, das uns nach Ungarns Hauptſtadt führen ſollte, und freuten uns der vielen Bequemlichkeiten, die es darbot; aber

„Keiner kennt ſein Schickſal!“ Mit dieſem Refrain konnten wir unſere Tagereiſe beſchließen. In Peſth wird viermal jährlich ein bedeutender Jahrmarkt gehalten; Leute aus den entfernteſten Gegenden des Landes ſtrömen dann zur Stadt, und beſonders werden die Dampfſchiffe benutzt, ja überfüllt, und wir wollten gerade zwei Tage vor dem großen St. Medardusmarkte in Peſth eintreffen. Der Wirth prophezeite uns eine höchſt beſchwerliche Reiſe, aber wir glaubten ihm nicht und meinten, er wolle uns verleiten bis zur nächſten Dampfſchifffahrt hier zu botaniſiren und während deſſen jeden Abend bei ihm Schillers Geſundheit im Schiller zu trinken.

Bei Sonnenuntergang ſpazierte ich allein in das nahegelegene Gehölz; auch hier traf ich Zigeuner, ſie hatten Feuer angemacht und lagerten ringsum. Als ich wieder aus dem Gehölz kam, ſtand zwiſchen den Büſchen ein hübſcher Bauerknabe; er grüßte mich auf Deutſch: „Guten Abend!“ Ich fragte ihn, ob dies ſeine Mutterſprache ſei, die er rede? Er verneinte es und erzählte, daß er gewöhnlich walachiſch ſpreche, aber in der Schule Deutſch gelernt habe. Sein Anzug war ſehr dürftig, aber Alles reinlich, das Haar glatt gekämmt, freundlich ſtrahlte ſein Auge; es lag in dieſem Geſicht etwas ſo Kluges und Gutes, wie ich es nur bei wenigen Kindern gefunden habe. Ich fragte ihn, ob er Soldat werden wollte, und er antwortete: „Ja, das müſſen wir hier Alle, aber ich kann auch Offizier werden, und daher will ich Alles lernen, was ich nur lernen kann!“ Es lag etwas ſo Unſchuldiges in ſeinem ganzen

Benehmen, etwas ſo Edles, daß ich, wenn ich reich geweſen wäre, mich dieſes Knaben angenommen haben würde.

Ich ſagte ihm, er müſſe Offizier werden, und würde es auch gewiß, wenn er nur recht eifrig darnach ſtrebte und dem guten Gott vertraute.

Auf meine Frage, ob er Dänemark kenne, beſann er ſich ein wenig und antwortete dann: „Ich glaube, es iſt weit von hier! — bei Hamburg!“

Ihm konnte ich kein Almoſen geben, er ſchien mir zu edel, um ein ſolches anzunehmen, deshalb bat ich ihn, mir einige Blumen zu pflücken; er ſprang fort und brachte mir bald einen hübſchen Strauß, ich nahm ihn und ſagte: „Dieſe Blumen kaufe ich dir ab!“ Und ſo erhielt er die Bezahlung, er erröthete und dankte artig.

Er erzählte mir, daß er Adam Marco heiße. Ich nahm meine Karte aus der Taſche, gab ſie ihm und ſagte: „Wenn Du einmal Offizier wirſt und dann vielleicht nach Dänemark kommſt, ſo frage nach mir, und ich werde mich über Dein Glück freuen! Sei fleißig und vertraue auf Gott, wer weiß was geſchehen kann!“ Ich drückte ihm die Hand; — er ſtand lange und ſah nach dem Schiffe, in das ich ſtieg.

Nie hat bei der erſten Begegnung ein fremder Knabe mich ſo angeſprochen, als dieſer. Sein edles Weſen, ſein kluges, unſchuldiges Geſicht waren das beſte Adelspatent. Er muß Offizier werden! Und ich gebe mein Scherflein dazu — freilich von der Hand des Zufalls getragen — indem ich mich hier an jede edle, reiche Ungarin wende, die möglicherweiſe dieſes Buch lieſt und den „Improviſator“ oder „Geiger“ in freundlichem Andenken hat; der Dichter bittet ſie, er bittet, wenn er, ihm unbewußt, einen reichen Freund in Ungarn oder der Walachei haben ſollte: „Denke an Adam Marco bei Drenkova und hilf Deinem kleinen Landsmann fort, wenn er es verdient!“

XII.

Donaufahrt von Drenkova bis Semlin.

Es war Morgen; ſchon lange ging das Schiff in voller Fahrt. Wir hatten Drenkova aus dem Geſichte verloren; waldige Felſen erhoben ſich zu beiden Seiten des Fluſſes, eine Reihe Wolken hing wie eine ſchwebende Brücke zwiſchen den Felſen, wir fuhren gerade darunter; ſie zitterte dabei. Leben Oberon und Titania noch, dann glaube ich gewiß, daß die Elfen für ſie in letzter Nacht dieſe Brücke gezimmert haben. Plötzlich verwandelte ſie ſich in eine ballonförmige Wolke, als der Rauch vom Dampfſchiff ſich mit ihr vermiſchte. Die Gegend war maleriſch ſchön. Mitten in der Donau ſteht eine Klippe, wie ein Rhinoceroshorn geformt, ſie heißt Babekey. Das Wort kann türkiſch, ſerbiſch und ſlaviſch ſein. Auf Serbiſch bedeutet es: „Sei ſtill, Alter!“ — Auf Türkiſch: „Der Vater der Klippen!" — Auf Slaviſch: „Bereue es, Alter!" — Und dieſe letzte Erklärung ſtimmt mit der Volksſage überein, die ſich an dieſe Klippe knüpft: ein eiferſüchtiger Ehemann ſoll ſeine Frau hier ausgeſetzt haben, mitten in dem ſtarken Strom. Die Klippe iſt gerade ſo groß, daß Einer recht bequem darauf ſtehen und, wenn er dazu aufgelegt iſt, hier einen ſehr hübſchen Proſpect aufnehmen kann, denn auf ſerbiſcher Seite liegt auf dem Felſen, der ſich ſenkrecht vom Fluſſe erhebt, ſich an die dunkeln Waldpartien ſtützend, die Bergfeſtung Gobulazza, von der ein Theil aus römiſcher Zeit ſtammt. Hundert Jahre früher war ſie ein Raubſchloß; wilder Geſang und Becherklang tönten bei Nacht drinnen, während die Donau ihre Wogen gegen die einſame Klippe Babekey rollte, die dann für manchen armen Gefangenen im Raubſchloſſe ein Lebensziel wurde. Bald paſſirten wir Moldava, berühmt durch ſeine Kupfergruben, darauf den Flecken Baſiaſch mit ſeinem kleinen, ärmlichen Kloſter. An jedem Orte kamen Paſſagiere an Bord; einer aus dem letzten Anhaltepunkt war ein ältlicher Herr, der ein Petſchaftſtecher oder ein Sammler zu ſein ſchien, er trug ſein Schild vor dem Leibe; über ein Dutzend großer und kleiner Petſchafte hingen an der Uhr. Er war eine lebendige Donaukarte; ihm verdanke ich die dreifache Erklärung des Namens Babekey. Der Name der kleinen Stadt O-Palanka, der wir uns näherten, kommt, wie er ſagte von einem ſlaviſchen Wort, welches eine Verſchanzung mit Pfählen bedeutet, und er meinte, daß in römiſcher Zeit die Befeſtigung hier ſo geweſen wäre. Unſer einziger Paſſagier aus dieſer Stadt war eine Dame, die in dem Augenblick, als das Schiff anlegte und ein Träger mit ihrem Koffer an Bord ſprang, rief: „Nein, nein! Ich gehe zu Lande!“ Und ſie lief, wie ein verzweifelndes Schaf dem Wolf nachläuft, der ihr Junges entführt, dem großen, wohlbeſchlagenen Koffer nach; ſie war auf dem Verdeck; in demſelben Augenblick ſauſete der Dampf aus dem Ventile, in ihrem Schrecken blieb ſie ſtehen, wo ſie ſtand, ihr gelbes Billet in der Hand haltend; der Conducteur nahm es und wir ſegelten; „ja, aber ich will lieber zu Lande!“ ſagte Madame. Es war zum erſten Mal in ihrem Leben, daß ſie ſich auf ein Dampfſchiff wagte, man hatte ſie überredet, es war nicht ihr Einfall. Sie verſicherte, daß ſie die Nacht vorher nicht geſchlafen habe, wegen des Gedankens an dieſe Schifffahrt; ſie wollte ſehr weit, hinauf zur Stadt Yucavar, volle zwei Tagereiſen; indeſſen hatte ſie nur bis Semlin einen Platz genommen, um zu probiren, ob ſie nicht in die Luft geſprengt würde. Die Frau war eine gute Wirthin, ſie wollte nicht auf einmal die ganze Reiſe bezahlen, nein, erſt wollte ſie ſehen, ob ſie lebendig über die halbe komme! — Sie hatte ſo ſchrecklich viele Unglücksfälle von Dampfſchiffen und Dampfwagen gehört, und „das ſind ja auch ſchreckliche Erfindungen!“ ſagte ſie, „wenn es nur nicht mit uns zerplatzt!“ und ſie blickte ängſtlich nach allen Seiten. — „Der Capitain ſollte etwas mehr unter der Küſte halten!“ meinte ſie, „daß man doch ans Land kommen könnte, wenn das Schiff in die Luft geſprengt würde!“ Unſer ſolider Mann mit den Petſchaften hielt ihr eine populäre Vorleſung über die Ventile, aber ſie ſchüttelte den Kopf und verſtand kein Wort davon! — Ich wollte dieſe in eine noch populärere übertragen, und ſie ſchien mich zu verſtehen, denn bei jedem Satze ſagte ſie: „ja!“

„Denken Sie, Madame!“ war meine Rede, „daß Sie einen Topf auf dem Feuer haben, in welchem es ſehr ſtark kocht, ein großer Deckel liegt darüber, als wäre er feſtgeſchraubt, dann kann der Topf von dem heißen Dampf darin zerſpringen; aber iſt es ein leichter, loſer Deckel, dann hebt er ſich, der Dampf dringt heraus und der Topf platzt nicht!“

„Aber daß ſich Gott erbarme!“ ſagte Madame, „wenn der Deckel,“ und ſie zeigte auf das Verdeck, „wenn nun der Deckel hier über der Dampfmaſchine ſich hebt, ſo fallen wir ja in die Donau!“ Und ſie ergriff ſchon ganz ängſtlich das Geländer.

Gegen Mittag paſſirten wir die Stadt Kubin; ein majeſtätiſches Gewitter ſtand über ihr. Die Wolken bildeten ein großartiges und dunkles Alpenland, der Blitz war der Felſenpfad, er führte in dem kühnſten Zickzack, es rollte droben, nicht als ob Lawinen fielen, nein, als ob die Berge ſelbſt zuſammenſtürzten, doch blieb es eben ſo heiß; die Luft war drückend warm. Die arme Dame hatte es noch heißer als wir; ihren großen Shawl hatte ſie über ſich zuſammengezogen, daß ſie weder ſehen noch hören konnte. So ſaß ſie mit hochklopfendem Herzen und erwartete den großen Luftſprung, den das Schiff machen würde! Ich ſchlug ihr vor, in die Damenkajüte hinab zu ſteigen, aber ſie machte mit der Hand eine verneinende Bewegung, ſprechen konnte ſie nicht mehr. Raſch fuhren wir gegen den Strom längs Serbiens unendlichen Wäldern, deren Grün mich zu ermüden begann; ich fühlte Sehnſucht nach einer Partie von Attika's nackten Bergen, oder ſelbſt nach einem Stück Haide. Das Gewitter war vorbei, als wir die türkiſche Feſtung Semendria paſſirten; ſie bildet ein Dreieck, iſt mit Mauern befeſtigt und hat viele Thürme, die meiſten viereckig, einzelne rund, alle gleich den Ringmauern verfallen; es war nicht denkbar, daß dies eine Feſtung der gegenwärtigen Zeit verſtellen ſollte; auf einem Thurm beſtand das Dach nur aus loſen Latten, man ſah Gottes Himmel dazwiſchen. Zwei türkiſche Soldaten ſaßen in einem offenen Thurmloche auf einem Balken und ſtarrten uns an; andere Lebende erblickten wir nicht in dem ganzen langen, baufälligen Gebäude. Die Stadt ſelbſt war unbedeutend, ein kleiner, hölzerner, weißgetünchter Minaret war der ganze Schmuck. Dieſe drückende Luft, die Schläfrigkeit, die man fühlte — ja, es ſah aus, als wenn die Feſtung aus Ueberdruß und Langeweile zuſammenfalle. Die Wellen der Donau waren ganz gelb; auf dem Verdeck ſaßen Leute mit Regenſchirmen über ſich ausgeſpannt und ſchliefen. Alles, was man anrührte, war glühend heiß. Madame trank ein Glas Waſſer nach dem andern, ſie nahm Kamphertropfen auf Zucker; ich bin überzeugt, ſie wäre ohnmächtig geworden, hätte ſie nur ſicher ſein können, daß nicht mittlerweile das Schiff in die Luft ſpringen würde.

Die nächſte Stadt, welche wir paſſirten, war Panskova, eine Stadt, von der man erzählt, es ſei in ihr Sitte, daß Junge und Alte, ſelbſt die Armen, ſich ſchminken. Wenn die dortigen Damen über einen Roman weinen, ſoll man alle wirklichen Thränen zählen können, man ſieht ſie als roſenrothe Flecken auf den weißen Blättern des Buchs! —

Die Sonne ging unter, noch war es ſchwül; der Neumond ſtand leuchtend über der Feſtung Belgrad; auf deutſcher Seite blitzte es ſtark. Einzelne Lichter bewegten ſich an der Küſte; — wir ſchoſſen bei der brauſenden Save vorbei, es war ganz dunkel; einige Minuten ſpäter lagen wir ſtill an der Küſte vor Semlin, der erſten öſterreichiſchen Stadt auf unſerer rechten Seite; der Fluß Save bildet hier die Grenze gegen Serbien, von hier ſollten wir alſo die Militärgrenze verlaſſen und das eigentliche Ungarn durchſchneiden. Alle Dampfſchiffe bleiben zwei Nächte und einen Tag bei Semlin, wir hatten alſo gute Zeit, der letzten Stadt mit Minarets Lebewohl zu ſagen. — Madame wollte indeſſen die Nacht nicht auf dem Schiffe zubringen, ſie hatte einen Verwandten in Semlin, bei ihm nahm ſie ihren Aufenthalt, ja ſie blieb ganz weg; ſie ging mit Gelegenheit zu Lande weiter.

Es war Morgen; Alles lag im Sonnenglanz! Die Gegend iſt flach: zur Linken eine Wieſe mit Wachthäuſern aus Balken aufgeführt, damit die Wachen nicht ſogleich fortgeſpült werden, wenn die Donau ſteigt; zur Rechten Semlin, eine gewöhnliche Handelsſtadt; gegen Oſten die Feſtung Belgrad mit ihren weißen Minarets, dieſen eigenthümlichſten Zügen in der Phyſiognomie des Orients. Die Feſtung mit ihrer Moſchee liegt auf einem niedrigen Bergabhange und um dieſe wieder die Stadt, die ſich gegen die Donau und Save hinab erſtreckt und auf der andern Seite von einem großen Eichenwald umſchloſſen wird. Belgrad hat vierzehn Moſcheen; der rechte Flügel der Stadt wird von den Türken eingenommen, das Centrum und der linke Theil von den Serbiern. Am 25. Februar 1839 erhielten die Serbier eine freie Verfaſſung; die Türken haben jetzt nur die Feſtung; der Paſcha iſt dort als Commandant. — Im Schloßhofe wurde der edle Grieche, der Dichter Rhigas, ſchrecklich hingerichtet, er, Griechenlands Beranger, und zwar, nach griechiſchen Verhältniſſen, ein Sänger von noch größerer Bedeutung als dieſer. Nicht allein durch ſeine Geſänge weckte er des Volkes Freiheitsgefühle, ſondern er wandte ſeine Mittel an, junge Griechen erziehen zu laſſen; er ließ ſie zu ſich nach Venedig kommen, wo er als Kaufmann lebte, ließ ſie unterrichten und erkennen, was ihr Vaterland einſt geweſen war. Griechenland war noch türkiſch; Rhigas wurde den Türken ausgeliefert, die ihn hier im Schloßhofe des Paſcha's bei lebendigem Leibe durchſägen ließen. 630 Serbier wurden 1815 an derſelben Stelle lebend geſpießt. Alle hatten ſich auf das Verſprechen der Schonung ergeben; Einer dieſer Unglücklichen ſtarb erſt am ſiebenten Tage. Die Donau war voll Leichen, voll Serbierleichen; die Türken konnten ſpottend die ſerbiſche Weiſe ſingen: „Es iſt ſchön am Fluſſe zu ſitzen und ſehen ſeiner Feinde zerbrochene Waffen vorbeitreiben!“ — Unten, wo die Save ſich in die

Donau ergießt, liegt ein verfallener Thurm Neboiſee: „ſei ohne Furcht!“ Aus ſeinen Löchern wurden die Leichen der Hingerichteten in die Donau geworfen; in dieſem Thurm, in dem tiefſten Gefängniß, wo das Flußwaſſer hineindringt, ſaß der edle Fürſt „Jeffram Obrenowitſch,“ Bruder des Fürſten Miloſch. Letzterer zwang in offener Schlacht den Paſcha, den Gefangnen auszuliefern. Die Erinnerungen, welche ſich an dieſe Stelle knüpfen, erweckten den Gedanken an den Waldteufel, der ſeine kräftigen Beine feſt um den Hals des Prinzen Agib ſchlang, wie das Märchen uns berichtet. Beim Anblick des düſtern, verfallenen Thurms war es mir, als fühlte ich die feuchten Mauern mich drücken, wie die Beine des Waldteufels es mit dem Prinzen thaten! Welche Gräuel knüpften ſich an dieſe Scene, die nun im ſchönſten Sonnenſchein, mit friſchen, grünen Bäumen, ſonnenbeſtrahlten Minarets, Kuppeln und rothgedeckten Häuſern vor uns lag!

Durch dieſen dunkeln Eichenhain, hinab zum Fluſſe Save, entfloh der ſchwarze Georg, Serbiens erſter Befreier. Dieſer Hain, dieſer Fluß waren die Umgebung einer tragiſchen Scene jenes Kampfes; in den Liedern des Volks lebt ſie und wird leben. Der ſchwarze Georg flüchtete mit ſeinem alten Vater, dem Hirten Petroni; ſchon ſahen ſie den Fluß Save und Oeſterreichs Grenze, und der Vater wurde von dem ganzen Schmerz erfüllt, ſein Vaterland zu verlaſſen; er bat den Sohn, ſich lieber zu ergeben, damit ſie auf vaterländiſchem Boden ſterben könnten, und Georg ſchwankte zwiſchen kindlichem Gehorſam und

Freiheitsgefühl; ſchon war der Erſtere im Siegen begriffen, als das Geſchrei der Bosniaken und Türken durch den Wald ertönte. Der Sohn wollte den Vater auf ſeine Schultern heben und mit ihm durch den Fluß ſchwimmen, aber der Greis wollte das Land nicht verlaſſen, woran ſich die Erinnerungen ſeines Lebens knüpften, und lieber von den wilden Horden niedergehauen werden! Da bat der Sohn um ſeinen Segen, und der Greis gab ihm denſelben, öffnete das Gewand von ſeiner bloßen Bruſt und — der Sohn ſchoß ihm ſeine Kugel durch das Herz, warf die Leiche in die Save und ſchwamm ſelbſt durch den Fluß. — Es war, als erzählten mir die Wellen noch davon und der dunkle Eichenwald nickte ernſt und ſagte: „Ja, ſo iſt es!“ — Von dem verfallenen Thurm, aus den offnen, ſchwarzen Löchern, durch welche die Leichen der Serbier geworfen werden, flogen krächzende Vögel; ſo umflatterten die Raubvögel einen Richtplatz.

Zwiſchen der öſterreichiſchen Stadt Semlin und dem Fluſſe Save erſtreckt ſich, gerade von Belgrad hinaus, eine Wieſe, auf welcher wöchentlich ein Markt gehalten wird. Zwei Geländer, nahe neben einander, trennen die Käufer von den Verkäufern. Auf der langen, ſchmalen Bahn ſchreiten öſterreichiſche Wachen und Contumazbedienten mit ihren langen Stöcken und geben Acht, daß keine Berührung ſtattfinde, daß die türkiſchen Waaren unter Quarantaine kommen und das Geld vorher in Eſſig ausgewaſchen werde, ehe man es auf öſterreichiſcher Seite annehme. Hier iſt ein Rufen, ein Geſticuliren zwiſchen den verſchiedenen Leuten, um ſich verſtändlich zu machen. Die Waaren werden ausgebreitet, umgekehrt und gewendet; Schweine, Pferde, kurz alles Vieh, wird in den Fluß getrieben; von dieſem überſpült hält man es für anſteckungsfrei; die Peitſche knallt, es wird ins Horn geblaſen; oft läuft ein Thier ſcheu zwiſchen die Türken zurück und muß dann wieder in das naſſe Bad hinaus.

Zwei griechiſche Prieſter mit dunkelblauen Wämſern bis an die Knöchel, ganz kleinen Hüten und großen Bärten faulenzten den ganzen Nachmittag unter den Pappeln an der Donau und blickten auf unſer Schiff. Gegen Abend kamen die vornehmſten Einwohner der guten Stadt Semlin an Bord, ſie begrüßten ſich nach dem Range; Einige erhielten Schiffpfundsgrüße, das waren die Vornehmſten, Andere gnädige Quentchensgrüße, es war närriſch anzuſehen. Zuletzt glaubte ich, ich ſei zu Hauſe. Wie die Menſchen ſich doch überall gleichen!

Einen neuen Anblick gewährte hier die lange Reihe der Flußſchiffe, jedes ſah aus wie eine Noah-Arche, lang, ſchmal und mit einem Hauſe, groß wie eine Straße. Alle waren bunt angeſtrichen; auf einem ſtand, an jeder Seite der Thür, ein brennend rother Löwe, auf einem andern grasgrüne Drachen mit einer goldnen Krone auf dem Kopfe, die meiſten übrigen waren dagegen mit Heiligenbildern verziert. Das Manöver, um gegen den Strom hinauf zu fahren, war folgendes: Auf dem Dache, das ſich über dem ganzen Schiffe hin erſtreckte, gingen nicht weniger als 21. Männer, einer hinter dem andern; ſie zogen an einem Tau, welches weit voraus an einem Anker mitten im Strom befeſtigt war; vorwärts ging es aber im Schneckengang.

Ein Gewitter ſtand über Ungarns Ebene, der Regen ſtürzte herab auf die hinein wandernden Semliner, ſowohl auf Nummer Eins im Range, wie auf Nummer zwanzig; eine ſolche dumme Wolke kennt kein Anſehn der Perſon, ſie wäſcht Hohe und Niedrige! —

Auf Regen folgt Sonnenſchein; Alles ſtrahlte wieder in der untergehenden Sonne: die Wellen der Donau und der Save, die Minarets von Belgrad! — Hier ſagten Serbiens Dryaden mir ihr letztes Lebewohl! Hier hörte ich Nachts den letzten Ruf der Minaretbewohner! Wenn ich morgen wieder auf's Verdeck komme, das wußte ich, zeigt die Küſte nichts mehr, was mich an den Orient erinnert! Hier ſah ich den letzten Minaret!

XIII.

Von Semlin bis Mohács.

Der Morgen graute, noch lagen wir vor Semlin. Die ganze Gegend war in einen dichten Nebel gehüllt, der Schiffer wagte nicht den ſich krümmenden Fluß hinauf zu ſegeln. Es lüftete ſich, der Nebel wurde durchſichtiger, das Schiff ward in Gang geſetzt, an grünen Wieſen und gelben Klippen vorbei. Eine Menge neuer Paſſagiere war Abends an Bord gekommen, Einer nach dem Andern ſtieg aus der Kajüte, Einer mit ſeiner Kaffeetaſſe, ein Zweiter mit ſeinem Reiſebuch oder einem Papier, auf welchem die Begebenheiten des Tags verewigt werden ſollten. Einige Beamten führten die Converſation lateiniſch, daran merkte man, daß man jetzt in Ungarn war. Ein geiſtlicher Herr, welcher hörte, daß ich ein Däne ſei, begann mit mir eine Unterredung über Tycho Brahe, Schumacher und H. C. Oerſted. Der Mann hatte viele Beredſamkeit, war gereiſt und wußte von Allem gut Beſcheid; er war Aſtronom, ſein Name Wartan Joſephi. Es liegt etwas wunderbar Wohlthuendes darin, fern von ſeinem Vaterlande dieſes oder einen der bedeutenden Namen, die einen Glanz darüber verbreiten, mit Bewunderung und Liebe nennen zu hören; die unſichtbaren, geiſtigen Faſern, die uns an den heimathlichen Boden knüpfen, werden auf wunderbare Weiſe berührt, man wird froh und wehmüthig. Der Fremde ſprach ſich beſonders über Oerſted aus, und die warmen Worte klangen meinen Ohren wie Muſik; die üppige, grüne Wieſe lag ſo ſommerlich däniſch vor mir.

Durch Ohren und Augen wurde meinem Herzen vom Vaterlande erzählt. Vor uns lag Carlowitz mit der Kirche Mariafried, die aus der Ferne an das Roſenburger Schloß erinnerte; ich kannte dieſe Thürme und Spitzen, ich kannte dieſe Felder, dieſes Grün; während der folgenden Tagesreiſen wurde es mir zur Gewißheit, daß Ungarn, wenigſtens die Donaugegenden, ganz den däniſchen Charakter habe. Folgt man der Landſtraße zwiſchen Carlowitz und Peterwardein, iſt ſo die Strecke zwiſchen dieſen beiden Städten nur ein Spaziergang, dagegen iſt ſie auf dem Fluſſe eine kleine Reiſe, indem die Donau hier eine ihrer bedeutendſten Krümmungen macht.

Peterwardein, Oeſterreichs ſtärkſte Feſtung, ſieht nicht großartig aus, hat nichts von dem Impoſanten, das Ehrenbreitſtein darbietet. Auf unſerer Fahrt den Fluß hinauf zeigte ſie ſich wie eine Feſtung in einem flachen Lande; die Außenwerke ſchienen aufgemauerte Terraſſen, eine höher als die andere, hinter welchen lange, caſernenähnliche Gebäude lagen. Erſt als wir auf die entgegengeſetzte Seite der Feſtung, gegen den Flecken Neuſatz*) zu, gelangten, bot ſie einen großartigern und maleriſchen Anblick dar, der Grund war Felſen; hier erhob ſie ſich auf großen Granitmaſſen.

Alle Bewohner von Neuſatz waren auf der Straße unter den grünen Bäumen verſammelt, um das Dampfſchiff zu ſehen. Drei große Haufen Güter und Gepäck lagen am Ufer, die Leute nahmen Abſchied und küßten ſich und die Mutter band der Tochter, welche fort ſollte, den Mantel etwas feſter; der Cavalier hielt den Sonnenſchirm, während zwei Damen ſich umarmten; eine bedeutende Geſellſchaft ſtieg an Bord.

---

*) 1738 war Neuſatz ein Fiſcherdorf, jetzt iſt es eine recht anſehnliche Stadt. Zwiſchen Neuſatz und Peterwardein iſt die erſte Donaubrücke; es iſt eine Ponton-Brücke.

Die Fahrt ging zwiſchen niedrigen, grünen, fruchtbaren Bergen hin. Wir begegneten zwei überfüllten Böten, in jedem waren über hundert Menſchen; ſie kamen, ſagte man, von einem Wallfahrtsorte, ſingend und jubelnd. Es geſchieht nicht ſelten an dunkeln Abenden und im Unwetter, daß ähnliche Böte verunglücken. Während wir noch davon ſprachen, rollte, wie Lawinen, ein Gewitter zwiſchen den Bergen; es kam ein Regenſchauer. Die Donau wogte, als ob ihre Nixen verdrießlich geworden wären, weil ſie die Frommen tragen ſollten, die von der Wallfahrt kamen. Wir ſchoſſen in raſcher Fahrt weiter. Zur Linken guckte zwiſchen dem Grünen eine kleine Stadt nach der andern hervor; ganze kleine, ſchimmernde Colonien lagen auf der Donau, jedes Haus iſt eine Waſſermühle, die Räder gingen, Müllergeſellen, einer auf dem Rücken des andern, ſtanden an der offenen Luke, um unſer Schiff und die Fremden darauf zu ſehen. Hier begann eine Eulenſpiegelluſtigkeit und wurde bis Peſth hinauf fortgeſetzt. Die Ungarn pflegen bei jeder Waſſermühle, an der ſie vorbeikommen, ihren Hut unter den Arm zu nehmen und mit der andern Hand in demſelben rundzumahlen, welches ſo viel bedeuten ſoll, daß die Müller für ihren eignen Hut mahlen, was wir ſtehlen nennen; hier und überall wurde es verſtanden und beantwortet, wie der ſelige Eulenſpiegel es beantwortet haben würde. Sie kehrten uns den Rücken zu, entblößten einen Theil des Körpers, welchen zu nennen ſich nicht ſchicken würde, ſteckten einen großen Reisbeſen zwiſchen den Beinen durch und bewegten ihn wie einen Fuchsſchwanz hin und her; es machte immer daſſelbe Glück.

Eine kurze Zeit lagen wir vor Illok, einer alten Stadt, die von einem dicht mit kleinem Gehölz bewachſenen Felſen faſt verborgen wird. Die Feſtung iſt gänzlich zerſtört; das Franciscanerkloſter oben iſt groß und maleriſch; es war das bedeutendſte Gebäude, das wir noch während unſerer Donaufahrt geſehen. Ein neues Schloß für die fürſtliche Familie Odescalchi war im Bau begriffen.

Welche ſchöne, maleriſche Natur! Wenn nach wenigen Jahren die Donau, gleich dem Rhein, ihre Bilderpanoramen erhält, dann wird Illok eine der Partien werden, wo der Beſchauer zwiſchen dem Gebüſch umhergehen zu können wünſcht, hinauf unter die mit Epheu geſchmückten Mauern des Kloſters! Aber er kommt nicht dorthin, er hat nur die Anſicht; mehr erhielten wir indeſſen auch in der Wirklichkeit nicht, wir blieben alle am Bord und ſegelten weiter.

Beim Sonnenuntergang erreichten wir Vucovar; hier und bei Nacht in Borova kamen neue Paſſagiere an Bord, die meiſten aber in der Morgenſtunde, als wir vor Dalja lagen. Von allen Gegenden ſtrömten die Leute zu dem großen Medardusmarkte; jede Schlafſtelle des Fahrzeugs war eingenommen, und noch hatten wir drei Tagereiſen, ehe wir das Ziel erreichten, vorher ſollten wir noch Apatin, Mohács, Baja, Tolna, Paks, Földvár und Ercsény paſſiren, ſieben Städte, bei deren jeder wir neue Gäſte erwarten konnten.

Bei Erdöd, hoch auf dem Felſen, liegt eine Ruine, eben ſo maleriſch als die Sage, welche ſich an ſie knüpft.

eigenthümlich iſt.*) Ein Junker des Hauſes Erdöd erhob die Hand gegen ſeinen Vater, ſchlug ihn ins Geſicht und der Greis verfluchte den Sohn. Ein flammendrothes Zeichen, wie bei Kain, zeigte ſich auf des Sohnes Stirn, es brannte, es trieb ihn fort, hinauf nach dem kalten Norden, durch Sümpfe und Wälder, über Berge und Meere, zu Eis und Schnee; Alles wandte ſich von ihm ab, wohin er kam. Das Zeichen brannte und brannte, er wendete ſich gegen Süden zu den muntern, lebhaften Leuten, aber ſie fürchteten Kain, ſie wandten ſich von ihm ab; da kam Verzweiflung in ſein Herz; er wußte nicht wo er war. — — Ein Fluß brauſete unter dem Abhange, wo er ſtand, dort lag eine Ritterburg, beſtrahlt von der unterſinkenden Sonne, — er kannte ihre Thürme, ihre Spitzen und den Greis, der, geſtützt auf ſeinen alten Jäger, über die Zugbrücke ging; er fiel dem Greis zu Füßen, — und unter dem Segen des Vaters verſchwand das brennende Zeichen.

Unſere letzten Gäſte waren höchſt eigenthümliche, echt ungariſche Landjunker, alle in bunten Jacken aus hellrothem oder hellblauem, geſtreiften Linnen. Alle gingen im bloßen Hals und mit einem großen Bart, das ſollte wohl Unſchuld und Kraft vorſtellen; ſie trugen Mützen mit den ungariſchen Nationalfarben, grün, gelb und roth, der eine kleine dreieckige Lappen war an den andern genäht. Alle hatten Schnurbärte, die ſich auf jeder Seite wie das Horn eines kleinen Einhorns endigten. Mit dieſer Zierde zeichnete ſich beſonders ein junger Jude aus; er trug ſie ſo klein, daß ſie wie drei tüchtig mit Pomade zuſammengeklebte Haare erſchienen; man ſah, daß er bei der Familie und bei ſich ſelbſt für einen ausgemachten Cavalier galt, er war ein echter, ungariſcher Pflaſtertreter.

---

*) Ich gebe die Sage, wie ich ſie mündlich am Orte hörte; etwas anders lautet ſie in Mednyanzkys „Erzählungen, Sagen und Legenden aus Ungarn's Vorzeit.“

Später am Nachmittag erreichten wir Mohács, wo wir bis zum nächſten Morgen bleiben ſollten. Die Ebene vor dieſer Stadt iſt berühmt durch die Schlacht zwiſchen Ludwig dem Zweiten von Ungarn und Soliman dem Großen; ſie iſt in einem Gemälde verewigt. Ich war mit den Andern auf dem Wege, kehrte aber um, — ich mochte nicht ſo weit gehen und ſteuerte zu einem Barbier; ich war proſaiſch, das wird man auf einer Reiſe. Doch muß ich geſtehen, es fiel mir ſchwer aufs Herz, daß ich das Bild nicht geſehen, von welchem die andern Paſſagiere ſprachen; aber, nicht wahr, man kann nicht Alles ſehen? Ich ſah ein anderes Bild. Drinnen bei dem armen Barbier hing ein echt ungariſches Stück, von der Art, wie man es für einen Groſchen auf einem Bogen Papier kauft: zwei betende Engel ſchweben in der Luft und unter ihnen falten ſich zwei Hände mit der Inſchrift: „Für die Freunde!“ Daneben ballen ſich zwei ſtarke Fäuſte und hier ſteht geſchrieben: „Gegen die Feinde!“

Dies war auch ein Bild und vielleicht charakteriſtiſcher für Ungarn, als das, welches ich im Biſchofshofe hätte ſehen können.

Ich war der Donaufahrt müde, ſatt und überdrüſſig; klingt dies auch nicht ſchön, ſo iſt es doch wahr!

XIV.

Die Schweinehirten.

Vor der aus Lehm und Stroh aufgeführten Hütte ſitzt ein alter Schweinehirte, ein echter Ungar, alſo ein Adeliger; oft hat er die Hand auf das Herz gelegt und ſich dies ſelbſt geſagt*). Die Sonne brennt heiß, deshalb hat er die wollene Seite ſeines Schafpelzes nach außen gekehrt; ſilberweißes Haar hängt um das charakteriſtiſch braune Antlitz herab; er hat ſich ein neues Stück Linnen angeſchafft, ein Hemde, welches er nach ſeiner Art behandelt, nämlich mit Speck einreibt, dann hält es ſich länger rein, kann gewendet und wieder gewendet werden. Der Enkel, ein blühender Burſche mit langem ſchwarzem Haar, von derſelben Art Pomade glänzend, wie der Alte ſie ſeinem Linnen mittheilt, ſteht dicht daneben auf einen Stab gelehnt; ein langer, lederner Ranzen hängt ihm über den Rücken; er iſt auch Schweinehirte und ſoll heute Abend an Bord des Fahrzeugs gehn, welches, im Schlepptau des Dampfſchiffes Eros, eine große Ladung Schweine zur Kaiſerſtadt führt.

„In fünf Tagen ſeid ihr dort!“ ſagte der Alte, „als ich ein Burſche war, wie Du, gebrauchten wir dazu ſechs Wochen! Wir gingen Schritt vor Schritt auf moorigen Wegen, durch Wälder und über Felſen. Schweine, die in den erſten Tagen ſo fett waren, daß einige auf dem Marſche platzten, wurden mager und elend, ehe wir anlangten. — Jetzt ſchreitet die Welt fort! Alles wird leichter!“

---

*) Der niedrige Adel in Ungarn iſt ſehr zahlreich, ſelbſt in den ſchlechteſten Hütten leben ſie als Bauern; ſiehe Ellrich's: „Die Ungarn wie ſie ſind.“

„Wir können unſere Pfeife rauchen,“ ſprach der Junge, „liegen in unſerm Pelz in der warmen Sonne; Städte und Wieſen fliegen an uns vorbei, die Schweine fliegen mit und werden auf der Reiſe fett. Das iſt ein Herrenleben!“

„Jeder hat das ſeinige,“ antwortete der Alte, „ich hatte auch das meinige! In der Mühe liegt die Luſt. Im Walde, wenn ich die Zigeuner kochen und braten ſah, mußte ich ſchlau ſein, damit nicht mein beſtes Schwein in ihren Keſſel kam. Ich erlebte manchen Spaß, ich mußte denken, mich winden und bisweilen mit der Fauſt drein ſchlagen. Auf die Ebene, zwiſchen den Felſen, wo, wie Du weißt, die Winde eingeſperrt ſind, trieb ich meine Heerde; ich trieb ſie übers Feld, wo der Winde unſichtbares Schloß errichtet iſt. Man ſah weder Dach noch Fach; der Winde Schloß konnte man nur hören; ich trieb die Heerde durch alle die unſichtbaren Zimmer und Säle; ich bemerkte ſehr wohl, die Wand war Sturm, die Thüre Wirbelwind! Aehnliches zu verſuchen iſt der Mühe werth! Das giebt zu erzählen! Was habt Ihr, die Ihr im Sonnenſchein auf dem großen, ſchwimmenden Schweineſteig faulenzt?“ — Und während der Alte ſprach, rieb er eifrig ſein neues Stück Linnen ein.

„Gehe mit nach der Donau!“ ſagte der Junge, „dort ſollſt Du einen Tanz der Schweine ſehen, jedes einzelne iſt fett zum Berſten. Sie wollen nicht in das Schiff hinein, wir treiben ſie mit Stöcken, ſie drängen ſich zuſammen, ſtellen ſich quer, ſtrecken ſich auf dem Fußboden, klettern, wie ſchwerfällig ſie auch ſind, eines auf den Rücken des andern. Das iſt ein Tanz anzuſehen! Du würdeſt lachen, daß Du dabei wackelteſt! Es iſt ein Grunzen, daß alle ungariſche Muſikanten ſolche Töne nicht aus ihren Dudelſäcken hervorbringen könnten, ob ſie ſie auch noch ſo ſtark preßten! — Nun glänzt Dein Hemde ſo ſchön von Fett, daß es nicht beſſer werden kann! — Gehe mit nach der Donau, ich gebe zu trinken, alter Vater! In vier Tagen bin ich in der Kaiſerſtadt, ich werde Pracht und Herrlichkeit ſehen. Dir kaufe ich rothe Beinkleider und verſilberte Sporen!“

Und der alte Schweinehirte erhob ſtolz ſein Haupt, ſchaute mit funkelnden Augen auf den jungen Magyaren, hing das Hemde auf einen Wandhaken in der niedrigen Lehmhütte, die nur eine Bank, einen Tiſch und eine hölzerne Lade enthält; nickte und murmelte: „Nemes-ember van, nemes ember én és vagyok!“ *)

---

*) „Er iſt ein Adeliger, auch ich bin ein Adeliger!“

XV.

Marktgäſte.

Wir verließen Mohacs. Unſer Schiff war ganz von Menſchen überfüllt; wir waren über dreihundert, und es konnten noch mehr erwartet werden, ehe wir Peſth erreichten; Kiſten, Säcke, Bündel und Packete lagen aufgethürmt, daß ſie eben ſo hoch wie die Räderkaſten emporragten, und rings umher, auf und unter dem Verdeck, ſuchten die Leute ſich einen Platz zu verſchaffen, wenn nicht zum Sitzen, doch zum Stehen. Am beſten hatte es ein türkiſcher Hebräer, der von Semlin mitgegangen war, er behielt unverdroſſen den Platz, den er einmal eingenommen; ganz luſtig, den Bajazzo der ganzen Verſammlung machend, ſaß er auf einem ausgebreiteten Teppich und hielt zwiſchen ſeinen Beinen einen großen, ſteinernen Krug mit Wein; jeden Augenblick trank er eine Geſundheit, nickte und ſang, krähte, wie ein Hahn, und ſeufzte, wie ein Mädchen. Ein Heiduck in rothen Beinkleidern und großem weißem Mantel ſtand unbeweglich von Morgen bis Abend mit dem Rücken gegen des Capitains Kajüte und ſchmauchte ſeine Pfeife; einige alte Juden laſen laut aus hebräiſchen Bibeln. Auf einigen aufgeſtapelten Bündeln ſaßen einige Familien und aßen Zwiebeln und Brod, ſpielten Karte oder ſchlummerten; ein junger Militair machte einem jungen Mädchen eifrig die Cour, während zwei andere Offiziere mit dem kleinen armeniſchen

Knaben Antonio ſcherzten und zum großen Schrecken des Paters Adam, dem Knaben ſagten, es ſei nicht gut ein Mönch zu ſein! Sie zeigten ihm ihre Säbel, deuteten auf ihre Schnurbärte und ſetzten ihm ihren bunten Hut auf; der Knabe lächelte, Pater Adam aber ſchüttelte den Kopf. Es war eine Luſtigkeit, ein Schreien, Sauſen und Brauſen, ſowohl oben als unten. „Mein Parapleem! Parapleem!“ ſchrie der Jude, dem ſein Regenſchirm abhanden gekommen war. „Felix faustumque sit!“ rief ein ſchwarzgekleideter „Oskolamestre,“ der ſeinem Collegen begegnete. — Die arme Mamſell, welche uns von Conſtantinopel gefolgt war, ſchwamm in Thränen wegen der großen Volksmaſſe und, wie ſie ſagte: „der ſchrecklichen Geſellſchaft in der zweiten Kajüte;“ es war auch zum Lachen oder Weinen. Alles war unten in Tabaksrauch gehüllt; die Leute ſtanden an einander gedrängt, doch ſaßen auch Viele und nicht nur auf den Bänken, ſondern auch auf den Tiſchen; hier ſaßen ſie den ganzen Tag, um für die Nacht einen Sitz zu haben. Zwei junge Damen moſaiſchen Glaubens ſtanden mitten im Gedränge, ſie hielten einander umfaßt und rochen an eine Citrone.

In der erſten Kajüte war nicht viel mehr Platz, nur war man dort vom Tabaksrauche frei. Mitten zwiſchen den Damen ſaßen ganz ungenirt die Herren und ſpielten Makao, ein ſehr hohes Hazardſpiel; ein Semliner Handelsmann in grünem Rock und mit ſchwarzem Filzhute, den er nie abnahm, ſelbſt nicht, wenn er ſchlief, hatte ſchon Geld und Uhr verſpielt. Der Champagner knallte, und es duftete nach Beefſteak! In der Nacht wurde es noch ärger; man mußte auf Tiſchen und Bänken, ja unter Tiſchen und Bänken ſchlafen, ſelbſt in den Kajütenfenſtern; Einige lagen angekleidet, Andere machten es ſich bequem und bildeten ſich ein, daß ſie ſich zu Hauſe in ihr eigenes, gutes Bett legen ſollten. Drinnen bei den Damen war es ebenſo überfüllt; einige der älteſten faßten ſich, wie man es nennt, ein Herz, und ſetzten ſich zu uns herein; Andere nahmen auf der Treppe Platz, Eine über der Andern. Das ganze Verdeck war ein großes Bett, und hier gingen die Leute ſchon mit der Sonne zur Ruhe, man konnte keinen Schritt thun, ohne auf ſie zu treten! Hier war ein fortwährendes Murmeln, Seufzen, Schnarchen, und ſo hatten wir es zwei Nächte hindurch! Man vergaß ganz die Poeſie der Natur über dem Alltagsleben. An reichen, fruchtbaren Landſtrecken, Weinbergen und großen Dörfern mit neuen, hellen Kirchen fuhren wir vorbei. Endlich, am dritten Morgen nach der Abreiſe von Mohacs, wurde die ungariſche Flagge aufgezogen *), in luftigem Nebel lag Peſth vor uns! Ofen verbarg ſich hinter dem hohen St. Gerhardsberge **), wo oben auf dem Thurme eine Flagge aufgezogen wurde, das Dampfſchiff, welches Marktgäſte brachte zu begrüßen.

---

*) Die ungariſche Flagge hat oben einen rothen, unten einen grünen und in der Mitte einen weißen Streifen. Im Felde zur Rechten ſind die Flüſſe Drau, Sau und Theiß; im Felde zur Linken drei Berge: Tatara, Fatra, Matra und über dem Felde eine Krone, deren Kreuz gebogen iſt, wie auf der wirklichen ungariſchen Königskrone; ſie iſt eine Gabe des Papſtes Sylveſter an Stephan den Heiligen. Keiner, der dieſe nicht getragen hat, erhält den Namen eines Königs von Ungarn.

**) Von hier ſtürzten die Heiden den heiligen Gerhard in die Donau.

XVI.

Peſth und Ofen.

Das nenne ich eine Anſicht! Aber wie malt man dieſe mit Worten in dem Sonnenlicht, in dem ſie hervortrat? Die Gebäude in Peſth, längs dem Ufer des Fluſſes, ſind Palaſt an Palaſt! welches Leben und Getreibe! Ungariſche Dandies, Handelsleute, Juden und Griechen, Soldaten und Bauern drängen ſich. Es iſt Medardi-Markt. Am Fuße des hohen raſenbedeckten Berges ſtrecken ſich am entgegengeſetzten Fluſſesufer kleinere, aber bunte Häuſer; einige Reihen liegen an der Bergſeite. Es iſt Ofen, Ungarns Hauptſtadt; die Feſtung, die ungariſche Akropolis erhebt ihre weißen Mauern über die grünen Gärten. Eine Ponton-Brücke verbindet die Städte; welches Gedränge, welcher Tumult! Die Brücke ſchaukelt, indem die Wagen darüber fahren; Soldaten marſchiren, Bajonnette blinken in der Sonne; eine Proceſſion Bauern wallfahrtet, nun ſind ſie mitten auf der Brücke, das Kreuz funkelt, der Geſang tönt zu uns herüber. Der Fluß ſelbſt iſt halb mit Schiffen und kleinen Fahrzeugen angefüllt. — Horch, Muſik! Eine Menge Böte wird gegen den Strom hinaufgerudert; dutzendweiſe weht die ungariſche Flagge von jedem Boot, der ganze Strand füllt ſich mit Menſchen; was iſt das für ein Zug? Alle Perſonen in den Böten ſind ſo gut wie nackend, aber mit dreifarbiger Mütze. Muſik ertönt, Flaggen wehen, Ruder plätſchern! Was bedeutet doch dieſes? Ich fragte eine junge Dame, die dieſen Aufzug auch anſah, und ſie erklärte mir, dieſes ſei eine militairiſche Schwimmſchule, Offiziere und Cadetten, die Alle um die Wette mit dem Strom nach dem St. Gerhardsberge hinabſchwimmen, es iſt aber unmöglich ſchwimmend den Weg zurück zu machen, und daher rudern ſie mit Fahnen und Muſik in Böten! Es ſieht hübſch und eigenthümlich aus. Alles iſt Jubel, Feſtlichkeit, die Kirchenglocken läuten, es iſt Pfingſten!

Wir ſtiegen ans Land und ſuchten ein Hôtel; es war groß und prächtig, aber unverſchämt theuer! In der Marktzeit iſt hier keine Taxe. Wir wandern in Peſth umher; es iſt Wien, wenigſtens ein Stück davon, dieſelben Läden, dieſelben bunten, gemalten Schilder mit Portraits und Allegorien, man bekommt Luſt ſtill zu ſtehen. Sieh, dort an dem Kaffeehauſe lieſt man in goldnen Buchſtaben: „Kave-hós" und darunter ſteht ein Bild, das „die himmliſche Kaffeequelle" zeigt. Engel ſitzen hier zu Tiſche und trinken Kaffee; einer der hübſcheſten holt ihn an der Quelle, wo er ganz dunkelbraun zwiſchen den Blumen hervorſprudelt. Hier iſt in einer der Straßen ein „Stock am Eiſen," ganz wie in Wien; die letzte Erinnerung an den Urwald an der Donau. Jeder wandernde Handwerksgeſelle ſchlug ſeinen Nagel in den Baum, ſo lange ein Punkt da war, und der Baum wurde ein eiſerner, ein Baum aus Nägeln! Herkules ſelbſt beſaß nicht eine ſolche Keule.

Jetzt ſieht man keine Spur mehr von der Donauüberſchwemmung; jedes Haus iſt wieder aufgeführt, Alles iſt neuer, prächtiger. Ofen hat ein Theater, Peſth zwei*), das eine und kleinere von dieſen iſt das Nationaltheater, wo nur Schauſpiele in ungariſcher Sprache aufgeführt werden; man ſieht gute Acteurs, gutes Zuſammenſpiel und das Haus wird, wie man mir ſagte, immer ſtark beſucht. Auch als Concertſaal wird es benutzt; ich hörte in ungariſcher Ueberſetzung Mendelsſohn-Bartholdy's Oratorium Paulus oder, wie es abgekürzt auf Ungariſch heißt: Pál. Das königliche Stadttheater iſt groß und ſchön, aber ſchlecht erleuchtet. Der gefeierte Emil Devrient gab hier als Gaſtrolle Sancho in Raupach's: „Die Königstochter ein Bettlerweib" und Bolingbroke in Scribe's: „Ein Glas Waſſer." Es war Natur und Wahrheit im Spiele dieſes Künſtlers, er ragte bedeutend vor ſeiner Umgebung hervor; indeſſen waren darunter Mehrere, die, wie man bemerkte, Lieblinge des Publicums waren, beſonders eine Dame, die mir in hohem Grade manierirt erſchien, aber je ärger ſie es machte, deſto mehr applaudirte das Publicum. Das „National-Caſino" wo ich eingeführt wurde, iſt ſehr großartig, und was Bücher und Blätter betrifft, beſonders gut ausgeſtattet; was hier übrigens den Fremden am meiſten intereſſirt, iſt die Menge der verſchiedenen Zeitſchriften und Blätter in des Landes eigner Sprache. Als den bedeutendſten und am meiſten geleſenen ungariſchen Dichter nennt man Joſika, der namentlich Romane geſchrieben hat; einer derſelben „Die Böhmen in Ungarn,“ wird ſehr gelobt. — Mir wurde die Frage gethan, ob kein ungariſches Werk in das Däniſche überſetzt ſei, und ich wußte nur Eines zu nennen: Szechenyi über's Wettrennen, und fügte hinzu, daß dieſes gerade von meinem liebſten däniſchen Freunde überſetzt wäre! Der Ungar ſprach mit großer Begeiſterung von Szechenyi und ſeinen vielen Verdienſten um Ungarn; als ſein intereſſanteſtes Werk wird „der Credit“ genannt. Szechenyi's Portrait prangte in allen Buchläden, es ſchmückte unſere Kajüte auf dem Dampfſchiffe, welches uns die Donau weiter hinauf führte. Doch ehe wir wieder auf dieſer ſegeln, machen wir eine kleine Wanderung jenſeits Ofens zu Gul-Baba's Grab beim „Kaiſerbade;“ dem türkiſchen Heiligen bringen wir einen Gruß vom Orient, von dem alten Stambul, von Muhamed's grüner Fahne! Wer iſt das, der drinnen ausgeſtreckt auf ſeinem Antlitz liegt? Ein weißer Filzhut ohne Schirm bedeckt ſeinen Kopf! Sah ich ihn nicht in den wirbelnden Tänzen unter den Mewlewis in Pera? Es iſt ein Derwiſch! Zu Fuß iſt er hierher gewandert, über Berge, durch öde Strecken, hierher zu einem fremden Volke, in der Stadt der Chriſten! Seine Pilgerſchaft iſt nun beendet! Zur Erinnerung an ſie hängt er einen buntgemalten hölzernen Säbel an die Wand, wirft ſich nieder auf ſein Antlitz und murmelt: „Es iſt kein Gott, außer Gott, und Muhamed iſt ſein Prophet.“

---

*) Der Peſth im „Stadtwäldchen" iſt ein kleines Sommertheater; während meines Aufenthalts gefiel hier beſonders „Drei König, oder Spieler und Todtengräber, Lebensbilder mit Geſang von A. Barry."

Es iſt Abend! Die Sonne ſinkt roth und groß! Still wandelt der Sohn des Morgenlands vom Grabe zu der hohen Feſtung; er hat den einſamen Weg gewählt, die entlegenſte Baſtion; er beugt ſein Haupt, ſpricht wieder ein Gebet. Der Mann aus dem Volke ſteht fern, ſtarrt nach dem fremden Wanderer und hat ſeine eigenen Gedanken! Es iſt, weiß er, in der Nacht kein Friede an dieſem Orte. Eine Stunde vor Mitternacht ſchreitet hier ein unſeliger Geiſt, ein rieſengroßer Türke. Die Geſtalt erhebt die größte der Kanonen, ſchultert und marſchirt um den Wall herum; mit dem Schlage zwölf legt ſie die Kanone auf ihren Platz und verſchwindet. Will in dieſer Nacht hier der Lebende Worte mit dem Todten wechſeln? Still iſt es auf der Baſtion, ſtill in der kleinen Grabeskammer, wo Gul-Baba ſchläft.

XVII.

Donaufahrt von Peſth nach Wien.

Das Dampfſchiff Maria Anna geht am frühen Morgen nach Wien ab. Wir ſtiegen an Bord, das kleine Fahrzeug war von Menſchen überfüllt; in raſcher Fahrt ging es gegen den Strom, an den Badehäuſern vorbei, wo die Planken ſich unter dem Gewicht der halbnackten Krieger bogen, Einer mit einem Betttuch drappirt, Andere in Hemden; — aber nun ſind wir vorbei.

Längs dieſen Ufern erſtreckten ſich einſt öde Urwälder; eine einſame Hütte aus Erde und Zweigen lag an dem ſchwellenden Fluß; Waiz hieß der fromme Einſiedler; die Erinnerung an ihn lebt nun einzig im Namen der Stadt, welche uns jetzt mit Kirchen und Promenaden begrüßte. Es iſt Waizen. Die Legende erzählt, daß kurz vor der Schlacht bei Mogyrrod die Fürſten Geiſa und Ladislaus hier durch den Urwald ritten; ſie ſprachen von der Anordnung des Heeres; plötzlich rief Ladislaus: „Saheſt Du nichts? — Indem wir miteinander ſprachen, kam ein Engel vom Himmel, er hielt eine Krone über Deinem Haupte! Nun weiß ich, Du wirſt ſiegen!“ Und Geiſa ſchwur: „Iſt Gott für uns und Deine Viſion wird erfüllt, dann baue ich an dieſer Stelle eine Kirche!“ — Die Feinde flohen und hier bei der Hütte des Einſiedlers, in dem düſtern Wald, ſprang plötzlich ein Hirſch mit brennendem Geweih hervor, die Krieger ſchoſſen nach ihm, der Hirſch ſprang in die Donau und verſchwand. Bei Waiz's Hütte wurde die Kirche erbaut; eine Stadt erhob ſich um dieſe und erhielt den Namen Waizen.

Sagen und Erinnerungen knüpfen ſich an dieſe Ufer; hier wechſelt Wald- und Felſennatur mit grünen Wäldern und volkreichen Städten. Wir nähern uns einer Ruine, einſt, in den Tagen des Wohlſtandes, eines der feenhafteſten Schlöſſer Europa's. Matthias Corvinus liebte dieſe Stelle; auf ſein Gebot entſtanden Fußböden von Marmor, die Decke prangte mit Gold, die Wände mit Bildern und reichen Tapeten. Jedes Fenſter erzählte eine Legende oder eine heidniſche Sage; zur Zeit des Winters flogen bunte Vögel hier drinnen zwiſchen den Palmen und Orangen des Südens. Alles iſt verſchwunden; der Fuchs gräbt ſeine Höhle, wo ſtolze Ritter in Reihen tanzten. Der Hirt treibt ſeine Heerde über den ſchmalen Pfad zwiſchen den Büſchen, wo künſtliche Springbrunnen auf den hohen Terraſſen plätſcherten. Die Dichter jener Zeit fanden in dieſem Anblick Stoff für ihre Gedanken an Armida's bezaubernden Garten. An mondhellen Sommerabenden wurde hier, an dem mit Marmor eingedämmten Ufer ein Boot gelöſt, welches auf morgenländiſche Weiſe geſchmückt war; Muſik ertönte, lebensfrohe Weiber, kecke Männer machten eine luſtige Fahrt und freuten ſich über den Abend und das herrliche Echo, welches wieder und wieder antwortete von dem ſechs Stock hohen Salomonsthurm unten am Fluſſe. Alles dieß iſt verſchwunden, Alles iſt vorbei, nur das Echo ſitzt hier noch auf der Ruine und antwortet mit der friſchen Stimme ſeiner Jugend; doch einen Namen, ſpricht das Volk, wiederholt es nicht, und das iſt der des Böſewichts Vetéz, der ſeinen König verrieth.

Wir nähern uns Gran, wo Stephan der Heilige geboren iſt und nun in ſeinem Sarge ruht. Oben auf dem Felſen, mitten in der verfallenen Feſtung, wird eine Kirche gebaut; die Stadt ſelbſt liegt flach, unten zwiſchen grünen

Bäumen;*) von dieſen flogen eine Menge Schmetterlinge hin über die Donau, als ſeien ſie eine Schaar Sylphiden, von denen wir nur die Flügel ſahen. Der Gedanke an die Sylphiden und den Namen der Stadt leitete die Erinnerung auf die Sylphide des Nordens, die von der däniſchen Bühne nach der Weltſtadt Paris flatterte und ſelbſt den kritiſch vornehmen Jules Janin hinriß — und gleich darauf — auf Krücken in eines der pyrenäiſchen Bäder ging, von Bewunderung und Berühmtheit hinabſank zu Leiden und Vergeſſenheit —! Ich vergeſſe die Stadt Stephan des Heiligen über Lucile, vergeſſe Gran über Grahn**).

Gegen Abend erreichten wir Comorn; neue Paſſagiere ſtrömten auf unſer Dampfſchiff, welches nun ſo überfüllt war, daß Jeder von uns froh ſein mußte, zur Nacht einen Platz zum Sitzen zu erhalten; ſeine müden Glieder auszuſtrecken, war zu viel verlangt. Wir ſaßen Seite an Seite; da hier in der Donau die Sandbänke beweglich ſind und bald hier, bald dort liegen, ſo liefen wir natürlicherweiſe mehrmals feſt; der eine Paſſagier ſtieß mit der Stirn gegen den andern; ein paar alte Herren ſanken auf dem Fußboden in die Knie, und die Speiſetiſche tanzten Mazurka.

---

*) Sie litt ſehr bei der Ueberſchwemmung 1838.

**) Die junge Künſtlerin iſt, nachdem dies zum erſtenmal erſchien, wie bekannt glücklich geneſen und hat ihren Ruf neben der Taglioni, Elsler und Griſi befeſtigt.

Die Fahrt am folgenden Vormittag bot nur den Anblick flacher, waldbewachſener Küſten dar, hier und dort eine Waſſermühle, hier und dort ein Dorf mit einer Kirche. Nun lagen wir vor Preßburg. Indem wir bei der Brücke anlegten, warf ein Kellner ein Spiel Karten in die Donau, der Himmel mag wiſſen weshalb; die Karten ſanken tief hinunter, als wollten ſie Grund ſuchen, eine beſonders, aber die kam wieder empor, es war Coeur-Dame, ſie neigte ſich drei Mal tief und ſank dann. Das war der Empfang in Preßburg. Dicht am Landungsplatze erhob ſich ein kleiner Hügel mit einem gemauerten Geländer, der große Bedeutung hat, es iſt der „Krönungsberg;“ rings um dieſen verſammelt ſich bei der Königskrönung das frohe Volk, und die Ungarn ſind ſchön, ſehr ſchön! Von allen Flußſchiffen flattert dann die dreifarbige Flagge, Kanonen donnern und Ungarns König, in derſelben Kleidung und mit derſelben Krone, die Stephan der Heilige getragen hat, reitet hinauf auf dieſen Hügel, und mit dem nach allen vier Weltgegenden erhobenen Schwert ſchwört er, ſein Land zu ſchützen und zu behaupten. Kirchenglocken und Poſaunen, Volk und Kanonen jubeln dem Geſalbten des Herrn ihr Lebehoch zu.

Ich mag dieſe Stadt gern, ſie iſt lebhaft und bunt! Die Läden ſcheinen aus Wien geholt! „Ja, hier iſt Viel zu ſehen,“ ſagt der Bürger, „begleite mich nach der Schloßruine hoch auf dem Felſen an der Donau. Dort iſt eine Ausſicht über die ſchwimmende Brücke, über die Stadt und das Kornland! An dem Felſen hängt eine Straße mit bunten Häuſern und duftenden Bäumen; Kinder tanzen droben in der warmen Sonne! Wir durchwandern die Stadt; hier ſind alte Erinnerungen, ſeltſame Sagen!“ — Hier ſind auch ſchöne Roſen und noch ſchönere Kinder; — ich begegnete einem ganz kleinen Mädchen mit einem großen Strauß; ſie lächelte mich, den Fremden, an, hemmte ihre Eile, nahm eine der hübſcheſten Roſen, gab ſie mir, nickte und war fort. — Die Roſe ſoll nicht welken, ſie ſoll in einem Gedichte blühen, und wenn die Kleine in einigen Jahren ſelbſt eine aufgeblühte Roſe iſt, und der Zufall ihr dies Gedicht bringt, — ob ſie ſich dann des Fremden erinnert, dem ſie die Blume gab?

Wir ſtanden auf dem Platze vor dem Rathhauſe; über dem Thore prangte ein al fresco gemaltes Bild; es zeigt einen alten Mann in ſchwarzem Gewande mit langem Bart, er beugt ſich herab über ein aufgeſchlagenes Buch; was bedeutet dies? Was ſpricht die Sage? Es iſt eine grauſenerregende Geſchichte: Dieſe Geſtalt war einſt einer der mächtigſten Rathsherren der Stadt, er war Alchymiſt und Aſtrolog, gefürchtet und verhaßt. Alles wußte er ſich zuzueignen, ſogar den kleinen Acker der armen Frau, und das arme Weib drängte ſich in's Rathhaus, wo er mit den Mächtigen der Stadt ſaß. Sie jammerte in Verzweiflung und forderte ihn auf zu beeidigen, daß er nach Recht und Gewiſſen gehandelt habe; — und er nahm das Buch, beugte ſich darüber, las den Eid mit hohler Stimme, erhob ſeine Hand und ſchwur. — Da brauſete ein Wirbelwind durch den Saal und Alle ſanken zu Boden; — als es wieder ſtill war und ſie ſich erhoben, war der Meineidige verſchwunden, das Fenſter zertrümmert und draußen auf der Mauer ſtand unauslöſchlich, Zug für Zug, wie wir es noch ſehen, das Bild des Rathsherrn von Preßburg. Wie einem farbigen Schatten hatte der Teufel ihn auf die glatte Mauer geblaſen.

Unſer Dampfſchiff war wieder in Gang, wir begegneten einem andern: Arpad, welches von Wien kam und wie das unſrige mit Paſſagieren überladen war; Hüte und Taſchentücher wurden geſchwenkt; wir ſpiegelten uns Einer in den Augen des Andern ab, und das Bild verſchwand wieder; nicht eine der vielen Figuren iſt in meiner Erinnerung geblieben, außer einer Dame in einem Nankinmantel und mit einem grünen Sonnenſchirm; ſie hat ſich in mein Herz zur Ruhe begeben, ich will hoffen ſie iſt eine achtbare Dame!

Während des ganzen Morgens, ſchon lange ehe wir uns Preßburg genähert hatten, ſahen wir einen dicken, ſchwarzen Rauch ſich am Horizont erheben, es war eine Feuersbrunſt, das halbe Theben brannte an dieſem Tage ab; wir näherten uns beim Sonnenuntergang dieſer Stelle, eine der maleriſcheſten auf der ganzen Fahrt. Hoch auf dem Berge lag eine Ruine, ohne Zweifel die ſchönſte an der ganzen Donau; die rothe Abendſonne ſchien auf die naſſen Mühlenräder, die, indem ſie ſich drehten, aus Gold geſchlagen zu ſein ſchienen. Alles ringsum war grün und duftend! Welche Schönheit, welche Größe in der ganzen Natur! Ungarns Theben iſt ein kleiner Fleck, vom Himmel herabgefallen! Und hier in all' dieſer Schönheit war Jammer und Noth, die halbe Stadt lag in Schutt und Aſche; ein dicker Rauch erhob ſich von der Brandſtätte; ſäulenähnlich ragten die ſchmalen Schornſteine in die Luft empor; das Dach der Kirche war abgeriſſen, an den ſchwarzgeräucherten Mauern leckte die rothe Flamme! — Welches Elend! Noch ſuchte manche Mutter ihr Kind; eine Frau ſtand am Ufer und rang ihre Hände; ein verbranntes Pferd humpelte über die Brücke!

Wir fuhren vorüber! — Wir waren in Oeſterreich! Am nächſten Morgen ſollten wir Wien ſehen.

Magere Wälder lagen bis in's Unendliche vor uns! Schon am frühen Morgen war die Luft dick und heiß, ſie glänzte nicht wie über dem Mittelmeer und Bosporus.

Ueber des Praters bläulichen Bäumen ſtand in der dicken, warmen Luft der Stephansthurm.

XVIII.

Wien's Theater.

Der Däne, welcher Deutſchland bereiſet, erkennt immer mehr, wenn er es nicht in der Heimath that, daß die däniſche Bühne einen bedeutenden Rang einnimmt. Die meiſten großen deutſchen Theater beſitzen wol jedes ein oder zwei ausgezeichnete Talente; aber die däniſche Bühne hat deren viele, beſitzt unendlich große Kräfte. Mehrere unſerer

Künſtler und Künſtlerinnen würden, wenn die däniſche Sprache gleich der deutſchen verbreitet wäre, eine europäiſche Berühmtheit erlangen. Unſer Repertoir iſt zugleich ſo reich an Original-Arbeiten, daß man mit dieſen die Winterabende ſehr gut beſetzen könnte, ohne zu Ueberſetzungen ſeine Zuflucht zu nehmen. Dieſes geſchieht natürlicherweiſe nicht und darf auch nicht geſchehen. Holberg, Oehlenſchläger, Heiberg, Overſkou und Hertz bilden ein fünfblätteriges Kleeblatt welches in der dramatiſchen Literatur als eine Palme unſeres Landes prangt.

„Deutſchland hat kein einziges Theater wie das kopenhagener!“ habe ich mehrere Landsleute ſagen hören, und ich muß ihnen Recht geben, wenn ſie Wien nicht mit unter Deutſchlands Städte rechnen. Das Burgtheater in Wien ſteht eben ſo hoch wie das däniſche, ja, in einzelnen Beziehungen noch höher, durch die Maſſe großer Talente, welche es beſitzt und durch das Zuſammenſpiel. Anſchütz, Korn, Löwe, Carl La Roche, Wilhelmi, Fichtner, ſind Künſtler in der wahren Bedeutung des Worts! Madame Rettich, Frau v. Weiſenthurn! — Ja, das würde eine unendliche Namenreihe, wenn man auch nur die Vorzüglichſten herzählen wollte. Wir müſſen aber nicht vergeſſen hinzuzufügen, daß das Burgtheater den Vortheil hat, einzig nur für Luſtſpiel, Drama und Tragödien wirken und athmen zu können; unſer Theater im Gegentheil, da wir nur dieſes einzige haben, muß ſeine Kräfte, außer jenen Schauſpielarten zwiſchen der Oper, dem Vaudeville und dem Ballet theilen.

Das Hoftheater „nächſt dem Kärnthner Thore“ iſt in Wien der Oper und dem Ballet geweiht. Während dieſes meines Aufenthalts hörte ich keine deutſche, ſondern nur eine italieniſche Oper, und zwar die vortrefflichſte die ich je gehört; es waren die Sänger **Napoleone Moriani**, **Badiali**, **Donzelli**, die Sängerin **Tadolini**, **Frezzolini** und **Schoberlechner**! —

In den italieniſchen Städten giebt man nur zwei oder drei Opern während der ganzen Saiſon; auf dem Theater am Kärnthnerthore war große Abwechſelung; die neueſte, welche ich hörte, war „Il Templario“ von **Nicolai**; die Chöre ſind beſonders hübſch, das Sujet iſt daſſelbe, welches **Marſchner** behandelt hat, aber **Marſchner**'s Compoſition iſt gewiß weit vorzüglicher, und hat in meinen Augen nur den Fehler, daß die Recitative fehlen, dieſe müſſen, wie es mir ſcheint, ſtatt des Dialogs angewendet werden, welcher ſonſt ſtörend zwiſchen die Muſiknummern tritt. In dem Reich der Töne muß Alles Muſik ſein!

Das Theater am Kärnthnerthore, hat außer der Oper auch das Ballet, aber obgleich hier eine große Bühne mit Pomp und Pracht iſt, erträgt das Ballet doch nicht den Vergleich mit dem kopenhagener Theater; hier erhebt es ſich in dieſem Augenblick zu einer bedeutenden Höhe, und unſere Ballette übertreffen an Geſchmack und Poeſie alle diejenigen, welche ich in Deutſchland und Italien zu ſehen Gelegenheit gehabt habe. Natürlicherweiſe überbieten uns **Paris** und **Neapel** durch die Menge ihrer Tänzer und Pracht der Decorationen, aber nicht in der Compoſition.

Als der Italiener Galeotti bei uns ſtarb, trauerte die Muſe des Tanzes; wer ſollte Galeotti's Stelle als Balletcompoſiteur erſetzen? — Keiner nahm ſeinen Platz ein; aber ein neuer wurde geboren, der, wie jedes wahre Genie, ſich ſeine eigne Bahn brach; es iſt Bournonville. Er iſt ein wahrer Dichter, ſein Waldemar iſt ein großes mimiſches Drama, von Fröhlich's genialer, maleriſcher Muſik unterſtützt, ſein „Feſt in Albano“ iſt ein ſchönes lyriſches Gedicht.

Außer dieſen beiden genannten k. k. Theatern hat Wien in den Vorſtädten mehrere Volkstheater, wo der ehrliche Bürger ſich über die Dialekte ergötzt, das Alltagsleben von der bengaliſchen Flamme der Poeſie beſtrahlt ſieht. Der Nordländer muß mit den Wienern gelebt haben und das Volk kennen, um das ſehr Geniale recht zu würdigen, welches in dieſen, oft ſkizzirten Stücken liegt.

Will man ein deutſches Theater in ſeinem Glanz, will man deutſche dramatiſche Literatur kennen, von der Bühne, für die ſie geſchrieben wurde, dann muß man ſich in Wien aufhalten. Schröder's Luſtſpiel „Der Ring“*), Jünger's „Er mengt ſich in Alles,“ ein Drama wie Iffland's „Die Jäger,“ Tragödien, wie Goethe's „Egmont“ und Schillers „Wilhelm Tell,“ ſind friſche und unverwelkliche Zweige und unter den jüngern Männern, was für eine dramatiſche Kraft und Poeſie ſpricht ſich da nicht bei Halm und Bauernfeld aus, um nur dieſe zwei namhaft zu machen, die in Wien zu Hauſe gehören.

---

*) Daß „der Ring“ nicht urſprünglich von Schröder iſt, weiß ich, aber ſeine vortreffliche Bearbeitung, glaube ich, hat es zu ſeinem Werke gemacht.

In Dänemark haben wir eine dramatiſche Dichtungsart, die die Wiener nicht beſitzen, es ſind die heibergſchen Vaudevilles; aber wie große Wirkung dieſe auch, theils durch ihren eignen Werth, theils durch eine ausgezeichnete Darſtellung in der Heimath machten, ſo glaube ich doch nicht, daß ſie an Laune und poetiſchem Werth über eine Dichtungsart geſtellt werden können, die die Wiener beſonders haben und wir nicht, nämlich die Volkskomödien und namentlich die Raimund's!

XIX.

Die Silhouetten.

Wien's größere Plätze und Hauptſtraßen bieten den Anblick einer ganzen Bildergalerie dar, jeder Laden hat ſein hübſch gemaltes Schild, entweder das Portrait einer berühmten Perſon oder ein allegoriſches Stück. Jeder Platz und jede Straße giebt durch das lebhafte Gewühl und die verſchiedenen Gruppen Motive zu Gemälden, die eine ganze Galerie bilden könnten. Indeſſen, Skizzen dieſer Art ſind ſchon in großer Menge vergezeigt, wir wollen zur Veränderung einige Silhouetten bekannter Perſonen ausſchneiden und man wird ſich erinnern, daß Silhouetten nicht mehr als gerade einen Schatten der Aehnlichkeit wiedergeben.

„Wir ſind im Volksgarten!“ Herren und Damen in lebhaftem Geſpräch wandeln unter den grünen, duftenden Bäumen; die Aufwärter ſpringen in ſich kreuzender Eile und ſorgen dafür, daß etwas Eis in die brennenden Herzen kömmt. Die Töne eines Muſikchors brauſen durch den Garten. In der Mitte der Muſiker ſteht ein junger Mann von dunkler Geſichtsfarbe, ſeine großen, braunen Augen fliegen in unruhiger Eile umher, der Kopf bewegt ſich, die Arme, der ganze Körper; es iſt, als ſei er das Herz in dieſem großen muſikaliſchen Körper, und durch das Herz, weiß man, ſtrömt das Blut und dieſes hier in Tönen. In ihm wurde die Melodie geboren, er iſt das Herz, und das ganze muſikaliſche Europa hört ſeinen muſikaliſchen Pulsſchlag, ſein eigner Puls pocht ſtärker dabei — der Mann heißt — Strauß.

Wir ſind in einer der Vorſtädte, ein kleines Schloß liegt inmitten eines engliſchen Parks, hier wohnt der Fürſt Dietrichſtein. Wir gehen durch eine Reihe hübſcher Zimmer; ein Fortepiano tönt uns entgegen, hier iſt es reich und ſchön! Hier iſt eine herrliche Ausſicht über die Terraſſen des Gartens! Die Töne welche wir hören, entſtehen durch einen der Heroen des Piano's. So ſpielt Lißzt nicht! — Er und dieſer ſind gleich mächtig und gleich ſehr verſchieden! Lißzt überraſcht, man wird von den wirbelnden Bachanten fortgeriſſen; hier im Gegentheil ſteht man hoch auf dem Berge in Gottes klarer Sonne, wird mit einer Größe erfüllt, von einer Ruhe und Lieblichkeit erquickt; — man fühlt ſich froh in der heiligen Kirche der freien Natur, wo die Hymnen ſich mit dem Geſang der tanzenden Hirten vermiſchen. Wer iſt dieſer Beherrſcher des Piano's? Betrachte ihn, er iſt jung, hübſch, edel und liebenswürdig! — Erkennt man meine Silhouette nicht, ſo muß ich den Namen darunter ſchreiben — Sigismund Thalberg.

Wir fahren hinaus nach Hietzing, und ſtehen bei einem kleinen freundlichen Sommerluſtort. Der Garten iſt an Bäumen und Blumen reich, die alte Dame drinnen iſt ſein Gärtner, jeden Baum hat ſie gepflanzt, jede Blume ſelbſt gezogen; hier ſind Fichten und Birken, Tulpenbäume und duftende Linden. Blühende Roſenhecken bilden die Umzäunungen des friſchen Raſens. Eine ſchlanke, kräftige, alte Frau tritt uns entgegen; welche Klugheit im Blick, welche Freundlichkeit in jedem Zuge! Wer iſt ſie? Wir treten in die Stube! Auf dem Tiſche ſteht eine prächtige Vaſe mit einer Leier von einem Lorbeerkranz umſchlungen, ſeine Blätter ſind theils vergoldet, theils grün. Auf dieſen lieſt man Namen von Schauſpielen; die vergoldeten Blätter geben die Stücke an, wodurch ſie beſonders als Künſtlerin ein ganzes Volk hinriß, die grünen tragen jedes den Namen einer ihrer eignen dramatiſchen Arbeiten. Sie ſtreute Gold auf die Lorbeeren anderer Dichter, ihre eigenen ſtehen immer grün, ſo iſt die Bedeutung! Die Vaſe iſt eine Gabe ihrer

Kunſtgenoſſen, unten lieſt man den Namen — Johanna v. Weiſſenthurn*).

Wir ſind in Wien! Schreiten wir die breite Steintreppe zwiſchen dicken, kalten Mauern hinauf! Große eiſerne Thüren mit Vorlegeſchlöſſern zeigen ſich an beiden Seiten, drinnen werden Gelder und wichtige Papiere verwahrt. Wir treten in eine kleine Kammer; die Wände ſind hinter Schränken verborgen, in denen große Folianten ſtehen, ringsum liegen Packete von Schriften, lauter Geſchäftsſachen. Ein hoher, ernſter Mann ſitzt vor dem Pulte; es ſind keine poetiſchen Sachen, die ihn beſchäftigen! Der barſche Ausdruck ſeines Geſichtes verwandelt ſich in Wehmuth, er blickt uns an; es liegt Geiſt und Gefühl in dieſem Blick! Wie oft hat er nicht ihn auf Gottes Natur geheftet und dieſe ſich darin abgeſpiegelt; in ſeiner Jugend ſang er uns von dem Kampf in ſeiner Seele; ſeine Muſe offenbarte ſich geſpenſtig, und doch als eine friſche, blühende Jungfrau, das Bild war: „Die

---

*) Kurz nach meiner Ankunft in Dänemark hat die hochgeehrte Künſtlerin, die jetzt nicht mehr unter den Lebenden iſt, vom Publikum Abſchied genommen; ſie ſpielte am letzten Abende in zwei ihrer eigenen Stücke. Auf der däniſchen Bühne haben beſonders ihr „Gut Sternberg,“ und „Welche von ihnen iſt die Braut?“ Glück gemacht. In letzterer Zeit trat ſie noch oft, nicht nur auf dem Burgtheater, ſondern auf dem Schloſſe Schönbrunn auf. Sie erzählte mir, daß ſie neulich zum erſten Mal im „Pariſer Taugenichts“ die Rolle der alten Mutter geſpielt habe; aber in dem Augenblick, wo der Knabe auf den Stuhl ſpringt, ſich den Papierhut auf den Kopf ſetzt, die Arme kreuzt und Napoleon nachahmt, wurde ſie dergeſtalt von den Erinnerungen dieſes Ortes und dieſes Schauplatzes überwältigt, daß ſie faſt aus ihrer Rolle gefallen wäre. Gerade hier, auf dieſem nämlichen kleinen Theater hatte ſie vor dem wirklichen Napoleon geſpielt, und dieſer in derſelben Stellung ſie, die deutſche Schauſpielerin, geſehen.

Ahnfrau." In ſeinem männlichen Alter brachte er uns: „Das goldne Vließ," — welches im Tempel der Muſen aufgehängt iſt, — ſein Name prangt darauf: Grillparzer.

XX.

Der Handwerksburſche.

(Skizze aus Böhmen.)

Wir haben nicht nur die Kaiſerſtadt verlaſſen, — wir ſind ſogar mitten in Böhmen hineingekommen. Kornreiche Felder, Lindenbäume und Heiligenbilder iſt hier der Dreiklang.

Es iſt Sonnenuntergang, wir ſehen das Rieſengebirge, ach, wie klein, wie neblig! Das ſind nicht die griechiſchen Bergcontouren, nicht die griechiſche Luft mit ihrer Durchſichtigkeit! Aber ich kenne ja dieſen Ort, den Anblick dieſer niedrigen Berge, das ausgedehnte, grüne Feld, die Lindenbäume und dieſen Steinhaufen dicht am Wege! Vor mehreren Jahren habe ich dies geſehen und gerade in derſelben Beleuchtung wie jetzt! Nicht eine Blume, nicht einen Strauch ſcheint die Gegend gewonnen zu haben, ſeitdem ich hier zuletzt vorbeifuhr; in meinen Gedanken und in meinem Herzen iſt ein neuer, reicherer Blumenflor, als damals;

Blumen vom Norden, Süden und dem Orient! Die Stelle hier hat ſogar verloren; die Hauptfigur, die in meiner Erinnerung zu dieſer Landſchaft gehört, fehlt. Hier auf dieſem Steinhaufen ſaß damals ein junger Handwerksburſche in blauer Blouſe, mit Wachstuch über dem Hute, den Stock in der Hand, den Ranzen auf dem Rücken; er war ein Bild der Jugend und Geſundheit.

Wo mag er jetzt in der Welt wandern? Oder hat er vielleicht ſchon eine ruhige Heimath gefunden, ſitzt mit Gattin und Kind gerade nun in dieſer Stunde und erzählt von ſeinen Wanderungen durch das Böhmerland; davon iſt viel zu erzählen, Wanderleben iſt ein buntes Leben! — Ob er ſich ſeiner Ruhe auf dieſem Steinhaufen erinnert, der Diligence, die damals an ihm vorbeifuhr, eines Fremden, der aus dem Wagen guckte und ihn, als die beſte Figur der Landſchaft, ſich in ſeiner Erinnerung abſpiegeln ließ? Nein, deſſen erinnert er ſich nicht! Er ſchlingt den Arm um ſeine Frau, küßt ſeinen ſchönen Knaben, — und der Reiſende iſt in der Welt noch nicht weiter, als beim Steinhaufen, dort, wo der Handwerksburſche ſaß! —

XXI.

Ein Grab.

Hoch auf dem Berge, mit der Ausſicht über Stadt, Fluß und waldige Inſeln, liegt der alte Hradſchin, die Kirche hier verwahrt in einem prächtigen, ſilbernen Sarge St. Nepomuks Leiche. Welche Pracht drinnen, welche Naturſchönheit draußen! Und dennoch iſt dieſes nicht der Ort in Prag, den der Däne zuerſt beſucht; unten am Markte liegt eine kleine, ärmliche Kirche, ein Bogengang und eine enge Straße führen hinein. Der Prieſter hält vor dem Altare die Meſſe, die Gemeinde knieet und murmelt ein: „bitte für uns!“ Es klingt wie ein hohler, hinſterbender Seufzer aus dem Abgrund, es dringt hervor, wie eine Schmerzenswoge, wie ein Jammerſchrei. Der Däne wandert durch den Gang zur Rechten; ein großer, rothbrauner Stein, in welchem ein geharniſchter Ritter ausgehauen iſt, iſt in eine Säule gemauert. Weſſen Gebein vermodern drinnen? — Das eines Landsmanns! Eines Dänen, eines großen Geiſtes, deſſen Name Glanz über Dänemark verbreitet, — das Land, welches ihn verwies. Seine heimiſche Burg fiel in Schutt, der Pflug zieht ſeine Furchen über die Stelle, wo er in der warmen Stube forſchte und Beſuche von Königen empfing; die Möven fliegen durch die Luft, wo er auf dem Thurme in den Sternen las! Die

Inſel ſeines Lebens und ſeiner Glückſeligkeit iſt in fremden Händen, Dänemark beſitzt ſie nicht, „Dänemark beſitzt nicht ſeinen Staub, aber das Volk nennt ſeinen Namen in böſer Zeit, als ginge von dieſem ein Bannſtrahl aus: „Es ſind Tycho Brahe's Tage!“ ſpricht es.

Der Däne weint im fremden Lande an Tycho's Grabe, zürnt einem ſchonungsloſen Zeitalter: Dänemark, du trägſt Herzen in deinem Wappen, trage ſie auch in der Bruſt! —“ Still, Sohn eines jüngern Geſchlechts! Vielleicht du ſelbſt, hätteſt du zu jener Zeit gelebt, würdeſt ihn verkannt haben, wie die andern, ſeine Größe würde den Schlamm deiner Eitelkeit aufgeregt haben, und du hätteſt dieſen in ſeinen Lebensbecher geworfen!

Ein Sonnenſtrahl fiel auf den Grabſtein, vielleicht auch eine Thräne! — Die Gemeinde murmelte ihr hinſterbendes, ſchmerzliches: „bitte für uns!“

XXII.

Reiſe nach dem Norden.

Bald iſt es Frühling, die Zugvögel ziehen dann vom Süden, auch ich fliege nördlich; der Dampf iſt mein ſauſender Flügel! Auf dem Dampfſchiff geht es heim von

Böhmens Königsſtadt! Bunte, bekannte Bilder gleiten vorüber, eine ſommerlich ſchöne Natur, freundliche Geſichter; Töne erklingen, Stunden verrinnen, und ehe ich mir deſſen bewußt bin, bin ich im Norden.

Noch aber ſehe ich den Hradſchin in der Sonne ſtrahlen, hoch über blühenden Aeckern und ſchönen Baumgruppen. Du ſchöner Morgen, verlöſche die Erinnerung an den geſtrigen Abend, an die Wanderung im „Baumgarten,“ dem Thiergarten der Prager. Er kam mir wie ein Kirchhof vor, wo die Leute luſtig ſein wollten, aber nicht konnten. Achtbare, aber langweilige bürgerliche Familien ſaßen und tranken Bier unter den Bäumen, in welchen kein Vogel zwitſcherte; häßliche Bajaderen mit ſtarkgeſteiften Kleidern gingen auf und ab; ſelbſt das Marionetten-Theater war in verdrießlicher Laune, Keiner redete für die Puppen, ſie fochten mit ihren Armen und ein Sarg ſpielte die Hauptrolle.

Weshalb prägt ſich das Unſchöne ſo feſt in die Seele? Prag hat ſo viel Eigenthümliches und Schönes! Du friſcher, duftender Morgen, verlöſche alle grauen und häßlichen Erinnerungen!

Die Flagge weht auf der „Bohemia“[*]; wie ein Fiſch durchs Waſſer ſchießt es, zwiſchen maleriſchen, waldigen Felſen, den Strom hinab. Auf jeder Ruine und bei jeder kleinen Stadt, der wir vorbei fliegen, flattert eine Fahne; man begrüßt uns mit Muſik, die Leute ſchwenken die Hüte, Böller knallen und das Echo antwortet: es iſt eine herrliche Fahrt!

---

[*] Dieſes iſt das erſte Dampfſchiff, welches zwiſchen Prag und Dresden gegangen iſt; es begann ſeine Fahrt ungefähr einen Monat vor meiner Ankunft.

Wir hatten einen Kopenhagner mit ſeiner Tochter am Bord. „Das iſt niedlich!“ ſagte ſie, „aber das Waſſer iſt ſo garſtig gelb; hier ſind nicht unſere Buchenhaine!“

„Das ſind ſchreckliche Berge!“ ſpricht der Vater, „ſieh, welch ein Kerl! Ich möchte nicht auf ihn hinauf! Man ſieht ihn ja eben ſo gut von unten!

Das thut man nicht! Beſteigt den Felſen! Laßt die friſche Bergluft Euch umſauſen, und freut Euch des Großen in der Fremde und — des Schönen in der Heimath!

Hirniskretſchen grüßt uns, wir ſind an der ſächſiſchen Grenze: „Die Gegend iſt nett, was das Auge in Italien findet und was dieſem wieder entſchwindet, macht hier eine große Wirkung, kleine Ströme, kleine Berge!“ Das iſt des Schweden Ehrenſvärds ganze und treffende Schilderung der ſächſiſchen Schweiz.

Wenn die Naphtaquelle zu ſtrömen aufgehört hat, ſchätzt man gerade die letzten hervordringenden Tropfen! Lebt wohl, ihr grünen, waldbewachſenen Felſen. ich vertauſche euch gegen die ausgedehnte Ebene mit Klee und den Buchen an dem offnen Strand.

Dresden liegt vor uns in der ſchweren Luft, Norddeutſchlands Florenz, wo Madonna, die jungfräuliche Mutter mit dem Himmelskinde auf der ſchwebenden Wolke ſteht; auch der Proteſtant beugt ſich vor dem Göttlichen in der Kunſt!

Dresden iſt ein Freund, den man nicht gern verläßt, es hat etwas, wie ſoll ich ſagen, halb Bürgerliches, halb Romantiſches; ſein Garten iſt die Felſennatur mit dem Königſtein und der Baſtei, ſein Studirzimmer die Galerie mit den herrlichen Gemälden. Das neue Theater iſt ein Bilderbuch, ſo bunt und prächtig, mit Gold und Schnörkeln, ja, hier iſt man ſelbſt mitten im Bilderbuch; man wird von der bunten Pracht überwältigt! Die Portraits der Dichter prangen an der Decke, die Logen ſind vergoldet; die Schöne ſitzt hier in der Muſchelſchale, wie ihre Schweſter Venus Anadyomene ſo oft gethan. Der Vorhang giebt uns den Parnaß, wo ſich bekannte Geſtalten zeigen, Calderon, Moliere, Gozzi, Schiller, Goethe und mehrere andere große Geiſter. Die Einfaſſung wird von Arabesken dramatiſcher Charaktere gebildet, hier ſind Romeo und Julia, König Lear, Fauſt, Mephiſtopheles u. ſ. f. in einer unendlichen Reihe. Ja, das Theater iſt ein echtes Bilderbuch, Schauſpiel und Oper ſind der Text, möchte er uns die Bilderpracht vergeſſen machen.

Hier iſt es gut ſein, aber wir ſind auf der Reiſe, noch einen Händedruck von den Lieben — Dahl, Vogel, Winckler! — — Und fort brauſet die Dampfmaſchine über Feld und Wieſe nach Leipzig, nach Magdeburg, und wieder mit Dampf nach Deutſchlands äußerſter Ecke, dem mächtigen Hamburg; es iſt eine kurze Fahrt, man kann die Stunden zählen; aber wir halten unterwegs einige

Tage an. Die Melodieen haben eine wunderbare Kraft; Freundſchaft und Bewunderung ſind eben ſo mächtig — Mendelsſohn-Bartholdy wohnt in Leipzig.

Wie behaglich und ſchön war es nicht in ſeiner Heimath; eine liebenswürdige und freundliche Gattin, und Alles ſo feſtlich für den Fremden! Ein kleines Vormittagsconcert, in welchem ich auch David[*]) hörte, wurde in Mendelsſohns Zimmer gegeben; die geiſtreiche Frau von Goethe aus Weimar und ich waren die glücklichen Gäſte! In der Kirche, auf derſelben Orgel, die Sebaſtian Bach ſpielte, gab Mendelsſohn mir eine von deſſen Fugen und ein Paar ſeiner Dichtungen zum Beſten! Berg und Thal, Himmel und Abgrund brauſeten ihren Hymnus aus den Orgelpfeifen; das war ein Kirchenconcert! — Du haſt vor mir geſpielt, ich bringe Dir dafür meinen armen Geſang.

Der Dampfwagen fliegt mit der Eile der Schwalbe! Wir ſind in Magdeburg, ſchlafen hier eine Nacht und — wir ſind wieder auf der Elbe.

Das Dampfſchiff iſt ſchmutzig und ſchwerfällig, es hält ſogleich in ſeiner Fahrt an, geht dann eine kleine Strecke, läuft auf den Grund und geht wieder. Die ſchöne Natur ringsum offenbart ſich in einem Weidenbaum und einem

---

[*]) Clara Schumann, geborne Wieck, war damals nicht in Leipzig; erſt in Dänemark hörte ich ſie. Liſzt ſpielte „Erlkönig," und wir ſehen und hören: „Und biſt Du nicht willig, ſo brauch' ich Gewalt!" Clara Schumann ſpielt daſſelbe Stück, und wir reiten mit Vater und Sohn durch den Wald in der mondhellen Nacht.

Grasfeld. Hier iſt es kalt und grau! Der Dichter muß der Natur helfen, ſie hilft ihm ja immer. Hier auf dem Schiffe wird geleſen, es iſt ein ganzes Leſecabinet! Was iſt das für ein Buch, in welches zwei auf einmal ſo vertieft ſind? Es iſt ein Buch von einem Dänen. Sprich nicht, „Dänemark hat keine Berge,“ ſeine Literatur iſt ein Berg, hoch und waldig; man ſieht ihn vom Nachbarlande blau verſchwimmend am Horizont. Seid uns willkommen! Durchwandert unſere geiſtige Bergnatur; hier erſtrecken ſich Oehlenſchlägers mächtige Urwälder, Grundtvigs Hünengräber, wo die Steine klingen, gleich der Memnonsſäule; hier liegen Holbergs Städte mit lebenden Menſchen, wie wir ſie noch kennen, hier duftet das friſchgemähte Heu auf Chriſtian Winthers Kleefeld, — Ingemann führt Dich beim Mondſchein durch die duftenden Buchenhaine, wo die Nachtigall ſchlägt und die Quelle von alten Erinnerungen erzählt, — Hertz und Heiberg werden Dich lehren, daß die däniſche Sprache Töne beſitzt, die zu ſauſenden Pfeilen, zum flammenden Schwerte geſchmiedet werden können. Es regt ſich ein Leben bei dem jungen Geſchlecht. Höre ihn, der von Venus und Amor und Pſyche ſang, ihn, der das Leben eines Bruders erzählt*)! Folge ihm, den Du hier auf dem Schiffe lieſeſt**) — und wer iſt der? — Ein Pſeudonym, ein Carl Bernhard, der jüngere Bruder des Dichters der Alltagsgeſchichte, der jüngere Bruder, welcher im Steigen iſt, wie der ältere im Abnehmen.

---

*) Dies iſt, wie man ſieht, ein fragmentariſcher Ueberblick, bedeutende Namen fehlen. Boye, Blicher, Hauch, Holſt ꝛc. ꝛc.

**) Karl Bagger † 1846.

Bald iſt die Elbfahrt zu Ende, dies iſt der letzte Abend! Wie grau, wie kalt! Die Schwalben fliegen quer über den Fluß zu ihren Löchern im Erdabhang, zu ihrem Neſte unter dem Dache des Hauſes.

Im Lenze kommt die Schwalbe aus den warmen Ländern; der Inſtinkt treibt ſie nach Norden, dieſer leitet ſie durch die Luftwüſte nach ihrem Neſte. An dem gelben, rollenden Fluß mit den ärmlichen, grünen Ufern ſteht ein kleines Haus mit einem blühenden Hollunderſtrauch; „dorthin muß ich!“ zwitſchert die Schwalbe, „dorthin zieht mich die Sehnſucht von der hohen Palme, der ſchattenden Platane! Der Hollunderbuſch duftet ſo ſüß; auf der Thürſchwelle ſitzt die alte Großmutter in dem warmen Sonnenſchein und ſieht hinaus auf die Schiffe; ein kleines Mädchen ſitzt auf einem Schemel und freut ſich über das geblümte Zeug in dem Rocke der Großmutter!“ — Du arme Schwalbe, du kommſt zurück! Der blühende Hollunder iſt umgehauen, die alte Großmutter in ihrem Grabe, das kleine Mädchen in der Welt unter Fremden. Das Haus ſelbſt, an dem du bauteſt, iſt aufgeputzt und angeſtrichen, der neue Eigenthümer duldet keine Schwalbenneſter — ach, wie verändert!

Es iſt Morgen! In kalte, rauhe Nebel gehüllt, liegen Hamburgs Thürme vor uns! Wir ſind im Norden! Die Elbe wälzt ihre milchfarbenen Wogen gegen unſer häßliches Dampfſchiff. Wir landen; — wir fahren durch die engen, düſtern Straßen! — Hier iſt Muſik, ein großes Muſikfeſt. Heute Abend ſoll Alles von Lichtern ſtrahlen, hin über die Alſter und unter den grünen Alleen! — Lißzt iſt hier! Ich ſoll ihn wieder hören, in demſelben Saale, wo ich ihn hörte, als ich fortreiſte, wieder ſeine valse infernale hören! Sollte man nicht glauben, meine ganze Reiſe ſei ein Traum unter Lißzts brauſenden Phantaſien? — Nicht Monate, nur Minuten ſind verſchwunden. — „Nein, die Zeit iſt fortgeſchritten!“ ſagen meine vielen Landsleute, denen ich auf dem Jungfernſtieg begegne, „wir ſind, während Sie auf der Reiſe waren, ſehr fortgeſchritten, wir haben jetzt Omnibus in Kopenhagen!“ — Ja, man ſchreitet fort, ſpreche ich ſelbſt, indem ich auf meiner Wanderung Heibergs Namen an Altonas Ecke ſehe. Demoiſelle Sichlau hat mit „Emiliens Herzklopfen“ ſeinen Namen bis an die Elbe gebracht, dort ſteht er auf dem Zettel, welcher an die Straßenecke angeklebt iſt; eine däniſche umherziehende Truppe giebt Heiberg'ſche Vaudevilles in Altona. Iſt ſein Name erſt an der Elbe, leicht fliegt er dann hinüber, — dann wird er gut gelaunt, und das iſt ihm ſelbſt und uns gut!

Töne erklingen! Raketen ſteigen! Lebe wohl! — — Ueber das ſchwellende Meer zu den grünen Inſeln.

Nie kannte ich Heimweh, außer wenn das Heimweh darin beſteht, daß das Herz von einer wunderbaren Zärtlichkeit bei dem Gedanken an die Lieben in der Heimath erfüllt wird, von einer unendlichen Luſt, indem wir uns den Augenblick ausmalen, wo wir ſie zum erſten Male in der bekannten Umgebung wiederſehen! Der Augenblick tritt ſo lebendig hervor, daß die Thränen in die Augen kommen, das Herz weich wird und ſich mit Gewalt von dieſen Gedanken losreißen muß. — Iſt dies Heimweh, ja, dann kenne ich es auch. Der Heimkehr erſter Augenblick iſt doch das Bouquet der ganzen Reiſe!

Ende.

Schnellpreſſendruck von Fr. Ries in Leipzig.

H. C. Anderſen's

Geſammelte Werke.

Vom

Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe.

Zweiundzwanzigſter Band.

Raphaella.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

45. B.

Raphaella.

Tragödie

in fünf Acten.

Von

H. C. Anderſen.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

[illegible]

Raphaella.

Perſonen.

Albakem, König der Mauren.
Riama, deſſen Tochter.
Der König von Cordova.
Zavala, ein junger Hidalgo.
Diego, deſſen Waffenbruder.
Der Erzbiſchof von Cordova.
Cardenio, Anführer im ſpaniſchen Heere.
Raphaella, eine arme Waiſe.
Die Prinzeſſin von Frankreich.
Pablo
Aurelio } Lazzaroni.
Santiago
Hofleute. Krieger. Hirten. Volk.

Erſter Act.

Eine wilde Gebirgsgegend auf der Grenze zwiſchen Cordova und Granada; ſternenheller Abend; eine große Menge Krieger iſt hier im Lager um Raphaella gruppirt, die vor ihnen improviſirt; ſie ſteht auf einem Felsblocke, etwas höher als die Andern, und iſt gerade mitten in ihrer Improviſation vom letzten Siege des Heeres über die Mauren. Die Bühne iſt von verſchiednen Gruppen angefüllt; Einige plaudern bei einem Wachtzelte, Zwei ſpielen Würfel, Einer lehnt ſich mit ſeiner Mandoline an einen Baum, während ein Andrer knieend ſeinen Roſenkranz betet; das Ganze athmet ein bewegliches, ſüdliches Leben.

Erſte Scene.

Die Menge
(unterbricht jubelnd Raphaella).

Herrlich! herrlich! Raphaella!

Raphaella (fährt fort).

— „Und des Berges Blumen haben Blut geſogen,
Während hoch die Schwerterklingen
Strahlten gleich den Cherubſchwingen;

Doch im Thale, wo die Wogen
Munter nach Granada fliehen,
Sah das Roß man einſam ziehen,
Ohne Reiter, um zu ſagen:
Maurenmaid, nun mußt du klagen! —
Auf dem Berg die Chriſtenheere
Knieen hin im Morgenglanz,
Schauen auf zu der Monſtranz,
Singend: Gott allein die Ehre! —
Um die Lanz' der Lorbeerkranz
Wiegt dann hoch beim Siegestanz!"

Die Menge.

Brava, Raphaella! Brava!

(Sie tanzen jubelnd im Reigen um ſie herum, indeß Einzelne das Tambourin ſchlagen, Andere in die Luft ſchießen.)

Zweite Scene.

Die Vorigen. Cardenio.

Cardenio.

Ihr ſeid munter.

Mehrere.

Unſer Feldherr!

Zavala.

Raphaella ſang vom Kampfe
In begeiſt'rungsvollem Liede;

Aber Eins hat ſie vergeſſen:
Ihre eigne Heldenthat.

Diego.

Wie voll Muth zum Kampf ſie eilte,
Um die Fahne zu erretten,
Sie erfaſſend, die im Staube
Blutbedeckt lag, unter Leichen.

Zavala.

Und ſie ſchwang die Fahne kräftig
Zwiſchen Maurenſäbeln, ſchützend
Unſres jungen Fürſten Haupt,
Rettete Cordova's König!

Die Menge.

Raphaella hoch! Sie lebe!

Raphaella.

Nur die Selbſterhaltung trieb mich;
In den Kampf war ich geriſſen,
Mußte handeln oder fallen!

Cardenio.

Viele Reiter ſeh' ich nahen,
Das iſt Botſchaft von Cordova!
Schon beendet iſt das Hochamt,
Und in wenig Stunden rufen
Alle Glocken uns zur Krönung.

Diego.

Er, der uns ſeit manchem Jahre
Hier im Lager nah geweſen

Wie ein treuer Bruder, er iſt
König nun des Vaterlands!

Raphaella.

Nie noch war ich in Cordova.
Welch Getümmel, welch ein Jubel
Wird ſich morgen dort erheben
Bei des Königs Huldigung!
Dürft' ich im Gewühl doch ſtehen,
Jung und muthig ihn erblicken
Mit der königlichen Krone
Auf der hohen, ſchönen Stirn!
Sehn die reichgeſchmückten Granden,
Lauſchen herrlichen Geſängen,
Und vereint mit Allen rufen:
Unſer König hoch! Er lebe!
O das wäre herrlich! herrlich!

(Klatſcht in die Hände.)

Zavala.

Lieber bleib' ich hier im Lager!
Nimmer können mich verlocken
Dieſe leeren, ſtolzen Feſte.
Keine luſtigen Terraſſen
Hat das glänzende Cordova
Wie die mächt'gen Felſen hier;
Und des Schloſſes reiche Hallen
Schmücken nicht ſo ſchöne Farben,
Wie ſie die Natur uns zeigt!

Diego (halblaut).

Aber nach Cordova's Frauen
Müſſen hier umſonſt wir ſchmachten.

Zavala (ebenſo).

Sie, die Roſe, hier zu ſchauen
Iſt mein einzig, glühend Trachten!

(Unterdeſſen ſind zwei bewaffnete Boten von Cordova mit Briefen eingetreten, welche ſie Cardenio überreichen.)

Raphaella.

Was mag in den Briefen ſtehen?

Diego.

Von der Krönung, von der Hochzeit —!

Raphaella.

Hochzeit?

Diego.

Ja ich weiß es nicht,
Doch man ſagt ja, daß ſein Vater
Vor dem Tode für ihn wählte
Frankreichs junge Königstochter!
Andre nannten mir Niama,
Sie, des Maurenkönigs Tochter!

Raphaella (heftig).

Ha! Des Mauren? Unſres Feindes?
Nein, eh' ſoll ſie Todes ſterben,
Oder er die Kron' verlieren!

Zavala.

Allzu keck ſind deine Worte!

Raphaella.

Oh! ich fühle Giſt im Blute,
Wenn an dieſes Volk ich denke;
Dieſe african'ſche Welle,
Deren einzig Streben iſt,
Spanien zu überfluthen;
Unſrer Väter Brauch und Sitte
Und das heil'ge Kreuz zu ſtürzen! —
Nein, er wird ſie nicht erwählen!

Diego.

Ha! dem ſtillen Bergſee gleichſt Du,
Klar bis auf den Grund zu ſchauen;
Aber Dein Gedanke will mir
Wie der mächt'ge Sturmwind ſcheinen,
Der im Nu den See empört.

Raphaella.

Nicht an Hochzeit denkt der König!

Cardenio

(der die Briefe geleſen hat).

Unſer Heer zieht nicht mehr weiter!
Denn es iſt des Königs Wille,
Daß für jetzt nichts Feindliches
Gegen Granada geſchehe!
Einzelne, die hier genannt ſind,
Sollen noch in dieſer Nacht
Fort vom Lager gehn, und eilig
Nach Cordova ſich begeben.

Hier ſtehſt Du auch, Raphaella.
(Tritt unter die Bäume zurück.)

Raphaella.

Wie, auch ich?!

Der Bote.

Ein Brief, Signora,
Iſt für Euch mir übergeben.

Raphaella
(ergreift den Brief).

Ha! für mich?

Zavala.

Von wem?

Raphaella.

Vom König!
„Raphaella! Dir, des Lagers
„Muth'ger Tochter, die im Kampfe
„Mich mit kräft'ger Hand geſchützet,
„Will ich in Cordova danken.
„Reiſ' noch heute. Ich, der König!“
(Die Bühne iſt, bis auf Zavala und Raphaella, leer geworden.)

Zavala.

Raphaella! Reiſe nicht!

Raphaella.

Ja gewiß! Der König will es,
Und mich treibt es ſelbſt, zu kennen
Dieſe neue reiche Welt,
Die mir nur im Traum erſchienen.

Oh, wie wird es mich entzücken,
Jauchzen möcht' ich wie ein Kind!

Zavala.

Gnädig zeigt ſich Dir der König!

Raphaella.

Ja, wie iſt es ſchön und edel,
Daß er unter all' dem Treiben
In Cordova doch gedenket
Selbſt des Kleinſten hier im Lager!
Meiner denkt er, mich beruft er!
Doch Du ſcheinſt ſo ernſt mir plötzlich,
Blickſt ſo finſter auf mich nieder,
Zavala!

Zavala.

Ich kann nicht ſagen,
Daß es mir viel Luſt bereite,
Dich am Hoſe dort zu wiſſen!

Raphaella.

Aber grade mich erfreut es.
Sehn ſoll ich den edlen König,
All' die reichgeſchmückten Frauen,
All' das Treiben in den Straßen,
Und die ſchöne Cathedrale;
Soll die heil'ge Meſſe hören,
Vor der Mutter Gottes knie'n!

Zavala.

Doch wenn nun der König fordert,

Daß Du ſtets bei Hoſe bleibeſt:
Was wirſt Du ihm ſagen können?

Raphaella.

Nie wird das der König fordern!
Sag', wie ſollte dort ich leben,
Ich, ein armes Hirtenmädchen,
Ich allein am ſtolzen Hoſe,
Ohne Adel, ohne Freunde!

Zavala.

Oh, wenn erſt ein König huldigt,
Glaube mir, dem huld'gen Alle!

Raphaella.

Armer Zavala!

Zavala.

Mich ängſtigt,
Daß der König Dich berufen.

Raphaella.

Ja, ich weiß es! — Und ich kenne
Deinen wahren Grund — Du biſt
Eiferſüchtig!

Zavala.

Wohl! ich bin es!
Und dies Wort mag Dir verkünden,
Was in meinem Innern tobet.
Raphaella, Dich nur lieb' ich,
Du nur biſt mein Sinnen, Träumen,
Ohne Dich kann ich nicht leben!

Raphaella.

Sagteſt das gewiß ſchon Vielen!

Zavala.

Wohl geſagt, doch nie empfunden,
Nie ſo wie in dieſer Stunde,
Nie, wie ſeit ſo vielen Wochen.
Du nur feſſelſt mich ans Lager,
Du entflammſt den Muth im Innern.
„Raphaella, Vaterland“
Iſt mein Wahlſpruch, mein Gedanke!
Und ich ſollt' es ruhig dulden,
Daß ein Andrer Dich beſäße?
Nein, und wär' es ſelbſt der König!

Raphaella.

Unſer edler, guter König!
Welch ein häßlicher Gedanke!

Zavala.

Oh, ich ſah ihn hier im Lager
Auf Dich blicken, Raphaella!
Ha! Es tobt in meinem Hirne,
Wenn ich dieſes Blicks gedenke.
Du haſt ihn im Kampf errettet,
Jetzo ruft er Dich zum Hofe,
Und Du kommſt auch? *Willſt* auch kommen?

Raphaella.

Zavala! Es iſt der König
Ritterlichen, edlen Sinnes;

Nimmermehr kann er vergeſſen
Ehre, Vaterland und ſich!

Zavala.

Sei mein Weib! — Mein Weib, Raphaella!

Raphaella.

Ich bin eines Hirten Tochter,
Bin nur eine arme Waiſe.
Du, Zavala, biſt von Adel!

Zavala.

Ja, mein Stamm iſt hochgeboren,
Alt und edel wie des Königs,
Doch das iſt mein ganzer Reichthum;
Denn von meinem Wappenſchilde
Iſt das Gold hinweggeſchwunden,
Und nun gleicht die Ritterlanze
Dem beſcheidnen Hirtenſtab!

Raphaella.

Wenn Du mit mir ehrlich ſprichſt,
Muß ich Dir auch ehrlich beichten!
Unter Allen hier im Lager
Glaub' ich, Du biſt mir der Liebſte;
Doch ich *liebe* dich drum nicht,
Lieb' dich ſo nicht, wie ich glaube,
Daß man wirklich lieben müßte!

Zavala.

Sag' mir! Wenn nun unſer König
So wie ich jetzt vor Dir ſtünde,
Ganz mir gleich an Rang und Schätzen,

Und wie ich jetzt zu Dir ſpräche;
Sag', was Du erwidern würdeſt?
Raphaella.
Sonderbare Fragen thuſt Du!
Zavala.
Doch Du giebſt mir keine Antwort!
Raphaella.
Ei, wie kann man eine Antwort
Auf ſo thöricht' Reden geben?
Ich! Ich ſoll den König lieben?
Zavala.
Raphaella, bleiben mußt Du!
Darfſt nicht nach Cordova gehen!
Willſt Du mich zum Wahnſinn treiben?
Raphaella.
Oh, es wird ſo ſchlimm nicht werden!
Weiß ich doch, wie alle Andern,
Daß Du glühſt und bald verlöſcheſt,
Und daß Deine Lieb' erinnert
An der Mädchen Spiel im Thale.
Roſen wirft man in die Luft dort,
Fängt ſie auf, indeß ſie fallen,
Aber kaum, daß ſie die eine
Roſe leicht beim Fall erhaſchen,
Blickt ihr Auge ſchon mit Sehnſucht
Auf zur nächſten in der Luft.
Zavala.
Ungerecht biſt Du und grauſam!

Raphaella.

Und ich reiſe nach Cordova!

Zavala.

Willſt Du mir die Gunſt verſtatten,
Daß ich Dich begleiten darf?

Raphaella.

Doch ich glaube, Dich verdroß ja
Stadt und Hof und Alles dorten?
„Keine luſtigen Terraſſen
„Hat das glänzende Cordova
„Wie die mächt'gen Felſen hier;
„Und des Schloſſes reiche Hallen
„Schmücken nicht ſo ſchöne Farben,
„Wie ſie die Natur uns zeigt!“

Zavala.

Oh, es gleicht Dein Scherz dem Purpur,
Der den Stier in der Arena
Noch zu größrer Wildheit reizt!

Raphaella.

Hab' ich Dir doch Nichts verſaget!
Ich geſtatte Dir, mich heute
Nach Cordova zu geleiten,
Doch nur, wenn Du der Bedingung,
Die ich ſtelle, folgen willſt.

Zavala.

Alles will ich, was Du forderſt!

Raphaella.

Du darfſt nicht von Liebe ſprechen!

Darfſt bei meinem Scherz nicht toben
Gleich dem Stier in der Arena!
Aufmerkſam ſollſt Du mich machen
Auf das Schöne und das Seltne,
Das zum erſten Mal ich ſehe!

Zavala.

Dein Vertrauen will ich ehren!

Raphaella.

Hurtig denn, die Nacht enteilet.

Zavala.

Müſſen ihr im Fluge folgen.

Raphaella.

Daß der Roſſe Mähnenfülle
Uns gleich einer Fahn' umhülle!

Zavala.

Keine Flucht die Gluth erſticket!

Raphaella
(droht mit dem Finger).

Zavala!

Zavala
(bei Seite, indeß er ihr folgt).

Die Blum' er pflücket!

Dritte Scene.

Ein prächtiger Saal im Schloſſe zu Cordova. Der König und der Erzbiſchof.

König.
— Ja, ſie nennt ſich Raphaella,
Und, wie ich bereits Euch ſagte:
Ihr verdanke ich mein Leben!
Erzbiſchof.
Und ſie zählet keine Ahnen?
König.
Ihre Mutter trieb die Heerde
Auf Sierra Nevada's Höhen;
Doch die Mauren mußt' ſie fliehen,
Und im Lager fand ſie Schutz!
Raphaella war ein Kind nur,
Auf der Mutter Rücken hing ſie,
Ganz in Felle eingehüllt!
So hat man es mir berichtet!
Erzbiſchof.
Wer war Raphaella's Vater?
König.
Wohl ein Jäger oder Hirte.
Ja, ſie iſt von niederm Stande!
Doch, mag auch die Blume blühen
Drunten im beſcheidnen Thale

Oder in des Fürſten Garten —
Schönheit giebt ihr gleichen Rang.
Erzbiſchof.
Blut'gen Haß dem Maurenvolke
Und dem Vaterlande Liebe
Flößte ihr die Mutter ein.
König.
Als ſie ſtarb, gab man die Kleine
Zu dem Pater Guardian.
Erzbiſchof.
Den des Feindes Pfeil getroffen!
König.
So ward ſie des Lagers Tochter
Und des ganzen Heeres Liebling;
Und ſo wuchs ich mit ihr auf.
Kaum bemerkt' ich, wie das Kind zur
Wunderlieblich holden Jungfrau,
Wie die Knosp' zur Roſe ward.
Nimmer ſaht Ihr ſolche Schönheit;
Es umweht ein Reiz, ein Schimmer,
Luftig, leicht und doch ſo kräftig,
Dieſe ſchönen, ſanften Formen.
Ja, des Orients Liebesträume
Schwimmen in den ſchwarzen Augen.
Leicht empfänglich jedem Eindruck,
Lächelt oft ſie unter Thränen;
Lebensfroh iſt wie das Kind ſie,
Und doch ernſt oft wie ein Greis.

Erzbiſchof.
Alles, was Ihr ſagt, mein König,
Zeigt mir, daß Ihr Liebe fühlet.

König.
Ja, ich fühle heiße Liebe,
Wie ein Spanier ſie empfindet!
Frommer Vater! Wohl ſich ziemte,
Daß bei meines Vaters Tode
Tiefern Kummer ich bewies;
Doch er hielt mich ſtets ſo ferne,
Wenig kannten wir uns nur.
Frommer Vater! Wohl ſich ziemte,
Daß ich, als des Landes König,
Nur des Vaterlands gedachte;
Doch die holde Schönheits-Roſe
Birgt vor mir des Grabes Trauer,
Birgt mein ganzes Reich vor mir.
Nur zu ihr ſchweiſt all' mein Sinnen,
Sie, die Roſ' muß ich gewinnen!

Erzbiſchof.
Was ein König will, geſchieht!
Heute noch wird ſie erſcheinen,
Ihr berieſt ſie ja zu Hof.

König.
Wenn ſie nun auch kommt, ſo iſt ſie
Mein noch nicht!

Erzbiſchof.
Doch wird ſie's werden!

Des Gebirges ſchöne Blume
Wird nun blühn in Eurem Garten.

König.

Und Ihr wollt das Bündniß ſegnen?
Meine Kön'gin ſoll ſie ſein?

Erzbiſchof.

König, gern mögt Ihr ſie nennen
Eure Kön'gin, Eure Gattin,
Mögt ihr ſüße Namen geben
Hier, in des Palaſtes Grenzen;
Wozu muß das Volk denn wiſſen,
Ob in ſeines Königs Kammer
Eine herrlich blüh'nde Roſe,
Oder das Brevier nur iſt?
Das dürft Ihr als König nur
Eurem Beichtiger vertrauen.

König.

Darf das ganze Land nicht wiſſen,
Daß ich ſie zum Weib erkoren?
Wir verſtehn uns nicht, mein Vater!
Sollte ich, Cordova's König,
Wen'ger edlen Sinns mich zeigen,
Als der Niedrigſte im Lager?
Ueberall, wo ſie erſcheinet,
Iſt's, als ob vorbei man trüge
Uns das Allerheiligſte;
Jeder ſündige Gedanke
Schwindet hin, man fühlt ſich reiner!

Prüfen wollt Ihr nur mein Herz.
Nicht zur Sünde könnt Ihr rathen!

Erzbiſchof.

Was man Sünde nennt bei Einem,
Iſt nicht Sünde drum bei Andern,
Denn es muß ſich Alles fügen
Den Verhältniſſen, der Zeit.
Viel muß man dem Kind verſchweigen,
Was der Mann erfahren darf!
Ihr ſeid Mann, Cordova's König!
Wenn man hoch in dieſer Welt ſteht,
Müſſen unſre Thaten anders
Als des Einzelnen und Kleinen
In dem Volk beurtheilt werden;
Denn des Königs Schritte leitet
Höh'rer Rückſicht ſtrenge Hand.

König.

Sagtet Ihr mir nicht ſo eben:
Was ein König will, geſchieht?
Und nun wollt Ihr meinen feſten
Willen doch zu beugen trachten?

Erzbiſchof.

Was ein König will, geſchieht; denn
Nur das Beſte will der König.
Noch in ſeiner Sterbeſtunde
Hatte Euer edler Vater
Frankreichs junge Königstochter
Euch zur Gattin auserwählt.

Das iſt Eurem Reich zum Segen!
Als vom Lager Ihr berufen,
Gingen auch zugleich Geſandte
An den fränk'ſchen Hof, mein König!

König.

Ohne mich darum zu fragen,
Und nur ich hab' einen Willen;
Drum aufs Neue ſoll Geſandte
Man mit Briefen eilig ſenden.

Erzbiſchof.

Warum wollt Ihr Frankreich kränken,
Eurem Reich zum Feind es machen?
Baut nicht auf Cordova's Adel,
Denn nicht günſtig iſt er Euch.

König.

Doch das Volk iſt mir ergeben!
Laßt nur jenen Feind erſcheinen;
Bin ich doch im Feld erzogen
Und mit blut'gem Kampf vertraut.

Erzbiſchof.

Wollt Ihr, daß die blüh'nden Haine
Uns als Kriegesfackel leuchten?
Wollt Ihr all' die ſchönen Thäler
In ein blutig Schlachtfeld wandeln?

König.

Wollt Ihr, daß die reine Lilie
In den Staub getreten werde?
Der Gedanke ſchon iſt Sünde.

Sollt dem Könige gehorchen!
Geht! — Beim Feſt auf Wiederſehen!

Erzbiſchof (im Abgehen).

Frankreichs Tochter muß er wählen!

Vierte Scene.

Der König allein.

Ja, ich ſchwör's, ich will's erringen!
Will ihr eine Krone bringen,
Will die Feinde all' bezwingen!
Ob ich träumte, ob ich wachte,
Nur nach Dir, nach Dir ich trachte,
Nach der Wunderblum' ich ſchmachte!
Meines Volkes Gunſt erhalt' ich,
Dem, in ſeinem Bund gewaltig,
— Wenn's auch einzeln ſchwach nur wankt, —
Doch der Thron die Stütze dankt.
Und — den ich im Volke fand,
Dieſer ſchöne Diamant,
Den kein Andrer kann verdunkeln,
Soll in meiner Krone funkeln!

(Geht ab.)

Fünfte Scene.

Eine hoch gelegene, prächtige mauriſche Vorhalle im Schloſſe von Cordova; eine Terraſſe im Hintergrunde führt zur Straße; man ſieht die Domkirche und einen Theil der Stadt. In der Mitte der Halle iſt ein künſtlich ausgebauener Brunnen, von einem niedrigen Steinkarnies eingefaßt. Die Wände ſind durch Malereien geſchmückt, und reiche Teppiche verdecken die Eingänge auf jeder Seite. **Zavala** und **Raphaella** kommen von der Terraſſe hervor.

Zavala.
Sieh' des Königs Schloß!

Raphaella.
Mir ſchwindelt
Vor der Pracht und all' dem Reichthum.

Zavala.
Von der Stadt gewalt'gen Thoren
Wogten Fahnen, ſchell Muſik!
Und es glänzten die Drommeten
Goldig in der Sonne Strahlen!
Wie ſo glücklich ſahſt Du aus!

Raphaella.
Alles zeigt die Krönungsfeier.

Zavala.
Fragteſt faſt bei jedem Hauſe:
„Sag', iſt dies das Schloß des Königs?“

Raphaella.
Ja, denn es iſt gar zu prächtig!

Moſaik und Steingebilde
Schmückten Wände ja und Niſchen;
Teppiche, ſo reich und koſtbar
Wie zur Sanct Roſalienfeier,
Flatterten von den Altanen,
Wo herab die ſchönen Frauen
Auf das muntre Treiben blickten.

Zavala.

Und was ſagſt Du vom Palaſte?

Raphaella.

Oh, es iſt ein Marmorberg!
Jeder dieſer hohen Bogen
Zeiget mir ein herrlich Bild!

Zavala.

Drüben die metallnen Roſſe
Mit den großen, mächt'gen Schwingen
Auf dem Thore —

Raphaella.

— Schienen mir
Wohl bekannt durch viele Sagen,
Die man früher mir erzählte.

Zavala.

Hier kannſt Du die Stadt erblicken,
Wie ein großer Zweig Korallen
Unter Blumen, unter Früchten!

Raphaella.

Ha, wie dieſe Bronnen kühlen!
Wie die ſchönen Roſen duften!

Und die hohen, ſchlanken Säulen
Sind ſo leicht und fein geſchnitten,
Daß wie ein Geweb' ſie ſcheinen!
Welche herrlichen Gemälde!
Sieh', dort iſt die Erd' geborſten,
Und ein Mann auf hohem Roſſe
Stürzt ſich in den ſchwarzen Abgrund.

Zavala.

Das iſt Curtius, jener Römer,
Der, nach des Orakels Willen
Und zum Heil des Vaterlandes,
Auf dem Roß in voller Rüſtung
In den Schlund der Erde ſprengte.

Raphaella.

Für ſein Vaterland! Du nannteſt
Seinen Namen?

Zavala.

Curtius hieß er!

Raphaella.

Curtius! Ich will ihn merken!
Früher hört' ich, daß wir Spanier
Ab von dieſen Römern ſtammen!

Zavala.

Wunderbar iſt auch zu ſchauen
Dort von Marmor jener Brunnen,
Der den ganzen Fels durchdringet.
Eines unſichtbaren Bergſtroms

Wogen rollen tief dort unten;
Laut hört man das Waſſer brauſen!

Raphaella.

Laß mich ſehn!

Zavala
(ergreift ihre Hand).

Sei doch bedächtig!

Raphaella.

Halte mich! — Ha, welche Tiefe! —
Alles neu und eigenthümlich,
Selbſt in Dieſem! (blickt umher) Nein, wie prächtig!
Dort die Decke iſt von Zedern,
Schön gemalt und reich vergoldet!
Aus der Ranken Blumen ſchauen
Menſchen mich und Vögel an!
Sag', wer dieſe hohen Hallen,
Jenen Felſenbrunnen baute?

Zavala.

Alles Könige der Mauren.

Raphaella (heftig).

Mauren ſagſt Du? Sprichſt Du Wahrheit?
Und die Könige Cordova's
Weilen hier in dieſem Schloß?

Zavala.

Selbſt haſt Du die Pracht bewundert!

Raphaella.

Durch dies Wort hat ſie verloren
Aller ihrer Schönheit Glanz!

Mauren bauten es. Oh, glaube!
Wäre ich des Landes König,
Ließ' ich dieſes Schloß verfallen;
Nur die Adler ſollten hauſen
Hier in dieſen Maurenhallen!

Zavala.

Still! der König!

Raphaella.

Ha!

Zavala.

Der König
Und Cordova's hoher Adel!

Sechſte Scene.

Der König mit dem ganzen Hofſtaate und einem Theile der Geiſtlichkeit von Cordova. **Die Vorigen.**

Chor des Gefolges.

Des Königs That iſt wie das Morgenthauen,
Daß ſie erquicken kann und heilſam nähren;
Er iſt ein Bild des Gotts, den wir verehren,
Und ſeinem Worte kann man feſt vertrauen.
Des Königs That iſt wie das Morgenthauen!

König

(da er Raphaella erblickt).

Raphaella, ſei willkommen
In der Stadt und hier im Schloſſe!

Edle Ritter, dieſem Mädchen
Danke ich es, daß ich lebe,
Daß ich Euren Werth erkennen
Und Euch dafür lohnen kann. —
Dich, des ſpan'ſchen Lagers Tochter,
Will ich jetzt durch dieſe Kette
Feſſeln an das Vaterland.

(Hängt ihr ſeine Goldkette um den Hals.)

Raphaella.

Stets hat mich daran gefeſſelt
Eine Kette, ſtark und heilig,
Der gleich, die das Kind verbindet
Seiner Mutter.

Erzbiſchof (tritt hervor).

Fromme Tochter!
Ich, im Namen unſrer Kirche,
Segne Dich, daß Du errettet
Seinem Vaterland den König,
Seiner Braut, Cordova's Kön'gin,
Frankreichs edler Königstochter.

(Raphaella kniet.)

König.

Erzbiſchof! — Ich bin bereit!

Erzbiſchof.

Fried' im Herzen!

(Geht ab.)

König (zu Raphaella).

Hier verweile!

Raphaella.

Nur bis morgen! Länger nicht!

König.

Stets, ich will es —! ich, der König!

(Giebt ein Zeichen, der Krönungszug ordnet ſich, er betrachtet Raphaella.)

Blicke nicht ſo ernſt mich an!
Soll ich ſo Dich wiederſehen?

Raphaella.

König, Ihr ſeid allzu gnädig
Gegen mich, ein armes Kind!
Dank, daß Ihr das Glück mir gönntet,
Eure Königspracht zu ſchauen;
Dank auch, daß Ihr nicht vergeſſen
Sie, die unter Spaniens Frauen
Die geringſte, letzte iſt!

König.

Du biſt frei, des Heeres Liebling,
Kind des Volks! Durch Dich gewinn' ich
Dieſes Volk. — Ich liebe Dich!

Raphaella (erſchreckt).

König, ſchweig'!
(mit ſanfterer Stimme)
Mein hoher König!

König.

Später will ich hier Dich treffen!

(Der Zug ſetzt ſich in Bewegung; Volkshaufen drängen ſich hinzu.)

Chor von Männerſtimmen.

Wenn an den Strand des Lebens Wogen ſchlagen,
Daß jeder Schwache ſich verloren glaubt,
Wird doch der Mann ſich auf den Kampfplatz wagen,
Ihm iſt die Kraft, der Muth ihm nicht geraubt, —
Er wird das Königszeichen würdig tragen:
Das Gold im Herzen, und das Gold am Haupt.

(Gehen in die Kirche.)

Chor des Volkes.

Hoch von Altanen
Flattert im Kranz
Prächtiger Fahnen
Blendender Glanz!
Schallt von den Zinnen
Feſtlicher Klang,
Tönt aus der Kirche
Frommer Geſang!

(Raphaella ſteht in ſich verſunken; ſobald der König von der Terraſſe herabgeſtiegen iſt, ergreift ſie Zavala's Hand und zieht ihn in den Vordergrund; während dieſer ganzen Scene ſchallt aus der Kirche: „**Gratias agimus tibi propter magnam gloriam, domine! deus, rex coelestis, pater omnipotens!**“)

Raphaella.

Du haſt Liebe mir geſchworen,
Haſt zur Gattin mich begehrt!

Zavala.

Oh, es iſt mein höchſtes Sehnen!

Raphaella.

Hier iſt meine Hand!

Zavala.

Du willſt?!

Raphaella.

Ja, doch ſchnell! — Du mußt geloben,
Unverweilt mit mir zu fliehen
Von Cordova!

Zavala.

Ich gelob' es!

Raphaella.

Viele Tage, viele Wochen
Mußt Du einſam mit mir leben
Auf Sierra Nevada's Felſen!

Zavala.

Liebe ſucht die Einſamkeit.
Berges Wildniß iſt ein Eden!

Raphaella.

Höre mich! Vom Berge führet
Gen Cordova dort ein Felsweg,
Unbekannt und wohl verborgen,
Den mir meine Mutter zeigte.
Um den Weg zu kennen, gäbe
Granada den größten Schatz.
Er wird an den Ort uns führen,
Wo noch eine Hütte ſtehet,
Wo einſt meiner Mutter ſtand!
Folg' mir! ſei mein Freund — mein Gatte!
(zieht einen Ring vom Finger)
Dieſen Ring, drei kunſtgeformte

Schlangen, Blei und Gold und Eiſen,
Erbte ich von meiner Mutter!
Er verbindet mich mit Dir!

Zavala.

Will Dir leben! Mit Dir gehen
Ueber Berge, über Seen —
Hin zu jedem fernen Strand!

Raphaella.

All' für Dich, mein Vaterland!

(Ergreift ſeine Hand; ſie eilen auf der Terraſſe hinweg. Die Meſſe in der Kirche und das Glockengeläute tönen fort.)

Zweiter Act.

Erſte Scene.

Eine Hütte auf den Bergen; in der Mitte derſelben ein Feuerheerd.

Zavala (allein).
Als ich noch ein Kind war, weint' ich,
Wenn der prächtige Bambino,
Den die Schweſter ausgeſchmücket,
Mir nicht gleich gegeben wurde;
Doch ſobald ich ihn erhalten,
War die Luſt daran vorbei!
Später, o wie oft, als Knabe
Klomm ich an des Felſens Abhang,
Um ein Blümchen mir zu pflücken;
Hatt' ich's dann erreicht, ſo riß ich
Mit der Wurzel es vom Boden,
Küßte es und — warf es fort!
Mein Bambino iſt das Weib nun,
Sie iſt meine Schönheitsblume!
Nur im ſüßen Rauſch der Liebe

Athmet man des Lebens Duft!
Spaniens Roſen ſind ſo herrlich,
Lieblich ſüß ſind ſeine Früchte,
Schön zu pflücken! Und ich pflücke! —
Meine Zauberblume hab' ich
Wohl beſiegt, doch mußt' ich ſchwärmen
Wie ein liebekranker Hirte.
Bin nun müd' des Hirtenlebens! —
Auf dem Feldweg ſtand ich heute,
Den ſie mir gezeigt, von wo man
Granada erblicken kann.
Kuppeln glänzten in der Sonne
Und Alhambra ſah ich vor mir
Mit den ſchönen Roſengärten,
Wo die klaren Bronnen ſpringen!
Und ich träumte mich darinnen
Bei den ſchönen Maurenmädchen.
Nun geht wohl Granada's König
Einſam unter ſeinen Frauen,
Und er blickt auf dieſe Berge,
Und er wünſcht, daß er vermöchte
Mit dem Heer ſie zu erklimmen,
Wie der Steinbock es vermag —
Um die Krone dem Verhaßten
In Cordova zu entreißen.
Und wie gerne würd' er tauſchen
Der Alhambra ſchöne Houris
Gegen meinen todten Schatz.

Gegen dies mein heimlich Wiſſen.
Könnten wir Gedanken wechſeln,
Wechſelten das Glück Millionen;
Auf ſo ſchwachen Füßen iſt oft
Aller Menſchen Glück gebaut!

Zweite Scene.

Zavala. Raphaella.

Raphaella.
Wieder willſt Du fort zum Jagen?
Zavala.
Ja, es wird das Blut ſo ſchwer mir
Hier in dieſer engen Hütte.
Ich kann nicht beſtändig ſitzen
Wie ein liebekranker Gärtner,
Und auf meine Blume ſehn!
Raphaella.
Geh' nur fort! Ich fühle Hunger!
Schieß' uns Wild und bring' uns Früchte!
Später, wenn Cordova's König
Sich vermählt, ſo laß uns ziehen
Wieder fort aus dieſer Hütte.
Zavala.
Dann wird er Dich wieder ſuchen,

Und wir haben dann von Neuem
In der Liebe — Abenteuer!

Raphaella.

Nein, denn wie ein König denkt er,
Und als König wird er handeln!
Fürchte Nichts! Nimm Deine Waſſen.
Brauche Deinen Arm, Dein Auge,
Dann bleibt Ueberdruß Dir fern.
In der Blume wie im Strohhalm
Kannſt Du eine Dichtung leſen,
Und mit ſeltſamen Gedanken
Füllen uns die flücht'gen Wolken —
Selbſt die Klarheit in der Luft.

Zavala.

Nur das Wirkliche betracht' ich!
Regen, weiß ich, bringt die Wolke,
Und die Bäume gleichen ſich,
Müde macht das Bergeſteigen —
Sieh drum nicht auf mich herab;
Denn das Beſte iſt mein eigen:
Friſchen Lebens Hochgenuß!
— Doch wer iſt das? Wer mag kommen?

Dritte Scene.

Die Vorigen. Alhakem und Niama treten ein.

Alhakem.

Verzeiht, daß wir in Eure Hütte treten.
Wir ſind verirrt.

Zavala.

Nehmt Beide Platz bei uns.

Alhakem.

Ich ſah den Ort hier, und ich ſtieg herauf,
Die Tochter folgte mir, indeß die Thiere
Dort unter'm Felſen ruhen. Könnt Ihr uns
Hin nach Granada führen?

Zavala.

Ihr ſeid Kaufmann?

Alhakem.

Gewiſſermaßen ja! Und ſeh' ich recht,
Seid Ihr ein Freund des Standes, denn Ihr helft,
Die Waaren auf das Beſte zu verbreiten.

Zavala.

Da irrt Ihr Euch, denn nicht ein Schmuggler bin ich;
Doch auch kein Hirte —! Jetzt bin ich nur Wirth
Für Euch und dieſe, Eure ſchöne Tochter.
Macht's Euch bequem! Ich will Erfriſchung holen;
Doch ſchade nur, daß unſre Vorrathskammer
Zu groß iſt, denn das Wild, deß wir bedürfen,

Springt draußen noch im Walde frei umher:
Und auch die Vögel, die wir Euch bereiten,
Muß erſt ich ſchießen. Doch es geht wohl ſchnell!

Alhakem.

Nun, was den Tiſch betrifft, ſo kann ich helfen!
Es trägt mein eines Maulthier reichen Vorrath
An Speiſ' und Trank; wenn Du mir helfen willſt,
So können Beides wir zur Hütte holen.
Es ſollen Trauben, ſoll nicht Waſſer mangeln!

Zavala.

Ich bin bereit; und habt Ihr Euch erquicket,
So zeig' ich Euch nach Granada den Weg. —
Gieb auf das Feuer Achtung, Raphaella!

Raphaella (zu Zavala).

Du kennſt ſie, Zavala?

Zavala.

Ja, es ſind Mauren!

Alhakem.

So komm'!

(geht.)

Zavala.

Wie keck der Kaufmann noch befiehlt!

(geht.)

Vierte Scene.

Niama. Raphaella.

Raphaella (bei Seite).
Ja, es iſt der Maurenkönig!
Hab' ihn in der Schlacht geſehen, —
Dieſes Weib iſt ſeine Tochter.

Niama.
Sag' mir, warum ſchauſt ſo ernſt Du?
Siehſt Du uns nicht gern bei Dir?
Wie? Du ſchweigſt? — Du armes Mädchen,
Biſt Du ſtumm?

Raphaella.
Nein! Deine Feindin!

Niama.
Du! Weshalb denn?

Raphaella.
Ihr ſeid Mauren!

Niama.
Aber Weiber ſind wir Beide,
Luft und Land iſt für uns gleich!

Raphaella.
Africa gehörſt Du an!

Niama.
Von dem african'ſchen Ufer
Pflanzte der Granate Kern man,

Nah' beim Darro; wenn der Samen
Nun zu einem Baum geworden —
Sage mir, iſt dann die Blume,
Die er treibt, nicht Darro's Blume
Und doch Africa's zugleich?

Raphaella.

Einen andern Glauben haſt Du!

Riama.

Glaubſt Du nicht, daß *eine* Gottheit
Uns erſchuf und All' uns liebet,
Mehr als *wir* je lieben können?
Glaubſt Du nicht, daß uns das Wahre
Und das Gute und das Schöne
Ward zum Dreiklang hier auf Erden,
Der des Lebens Leben iſt?

Raphaella.

Biſt des Maurenkönigs Tochter?

Riama.

Ja, ich bin's! Und ich gelobe,
Reichlich ſoll belohnt Dir werden
Deine Gaſtfreundſchaft —!

Raphaella.

Gelobſt Du,
Daß ich noch zum dritten Male
Deinem Vater ſoll begegnen?
Aber dann im Kampfe, um —!
Doch ich kann das Wort nicht nennen,
Denn es liegt in Deinem Auge,

Denn es liegt in Deiner Stimme
Etwas Unerklärliches,
Das mich ſchwach macht gegen Dich!
Doch auf Erden ſind wir Feinde.

Riama.

Feinde! Kann ein Weib denn haſſen?!

Raphaella.

Fürchte Nichts! Du biſt mein Gaſt!
(Schürt das Feuer an.)

Riama
(nach kurzer Pauſe).

In der Einſamkeit wohl biſt Du
Aufgewachſen?

Raphaella.

Nein, im Kampfe!
Unter Männern!

Riama.

Dort erhielt
Dein Gedanke dieſe Härte;
Doch es ſpricht aus Deinem Auge
Deutlich eine innre Perle,
Die durch ihre Hülle ſtrahlt!

Raphaella.

Du kannſt ſchmeicheln!

Riama.

Reich' die Hand mir!

Raphaella.

Nimmer mag die Hand ich reichen

Meinem Feinde, nimmer reichen
Sie dem Feind des Vaterlands.

Niama.

Das, was Vaterland wir nennen,
Iſt doch nur ein kleines Plätzchen.
Nein, es iſt die ganze Erde
Unſer großes Vaterland!

Raphaella.

Mögen ſo Nomaden denken,
Aber ich bin Spanierin!

Fünfte Scene.

Die Vorigen. Zavala. Albakem.

Albakem.

Wie hell die Flamme brennt! Es tanzt der Schimmer
Gleich luſt'gen Elfen an der dunkeln Mauer
Entlang.

Zavala.

Daß unſre Gäſte uns bewirthen,
Der Brauch iſt neu, doch zu verachten nicht,
Sobald der Wirth nichts hat. Breit' aus die Matte!
Nehmt Platz!

Albakem (zu Raphaella).

Willſt Du zur Seite mir nicht ſitzen?

Raphaella.

Ich bin nicht hungrig, König!

Albakem.

Kennſt Du mich?!

Zavala.

Granada's König!

Albakem.

Ja, er iſt Dein Gaſt!

(zu Raphaella)

Du kenneſt mich? Haſt früher mich geſehn?

Raphaella.

Ja, wo des Landes Kinder Euch beſiegten!

Zavala.

Wie kommt Granada's König zu uns her?

Albakem.

Die Tochter hab' ich, wie Du ſiehſt, begleitet:
Alhambra's Gärten waren ihr zu eng,
Es lockten ſie zum Berg die duft'gen Haine,
Und ſo gelangten wir zur Hütte her!

Niama.

Alhambra's Gärten ſchmücken Pracht und Künſte,
Und alle Mauern ſind bedeckt mit Roſen,
So daß man faſt die Mauern ſelbſt vergißt;
Doch weiß ich ja, daß hinter jenen Hecken
Die Grenze iſt, und mein Gedank' erblicket
Des Käfigs Wand, die mich gefangen hält!
Und deshalb wünſche ich, ihr zu entfliehen.

Zavala.
Alhambra's Tochter ziemt mit vollem Rechte
Dieſelbe Freiheit wie Alhambra's Tauben!
Albakem.
Der friſche Morgen im Kaſtanien-Haine
Iſt ſtets ihr ſchönſter, herrlichſter Genuß;
Sie iſt beglückt durch einer Roſe Duften
Wie durch des Himmels Klarheit in der Nacht;
Bald ſchwingt ſie keck ſich auf das Roß der Wüſte,
Bald wiegt ſie träumend auf dem Boot am See.
Riama.
Es ward uns in der Ewigkeiten Kette
Ein Glied der Augenblick; das Glied ergreif' ich,
Und will dadurch den Werth der Kette kennen!
Zavala.
So hangen wir mit gleichem Zutrau'n Beide
An dieſes ſchönen Lebens heiterm Glanz!
Des Augenblickes Reiz muß man erfaſſen.
Wer mühſam ſtrebt nach einem fernen Ziele,
Gleicht Siſyphus. Er wälzt den Stein hinauf,
Der ſtets ihm doch entgleitet. Aſiens Städte
Mit ihrer Pracht, das ſchöne Griechenland,
Sie ſtürzten jenem Steine gleich. O glücklich,
Wer ſtets des Augenblickes Gunſt erfaßt!
Riama.
Die ſchönen Städte ſielen gleich dem Steine,
Doch die Geſchlechter wandeln ruhig weiter
Gleich Abraham mit ſeinem reichen Stamm.

Zavala.

Es ſcheint mir jede Stadt gleich einem Baume,
Und drin die Menſchen ſind des Baumes Blätter,
Die darauf wachſen und dann niederfallen.
Und neue Blätter kommen, um zu fallen,
Und endlich ſtirbt der Baum auch — und ein gleicher
Keimt anderswo, um ſpäter auch zu fallen.
Das iſt der ſchöne Cirkelgang im Leben,
Ein ewig Wandern in dem großen Kreis.

Riama.

Nie kann das Große, nie das Schöne ſterben!
Was die begabten Geiſter hier geſchaffen,
Steht wie ein Lichtpunkt feſt, gleich einem Sterne
Im Lauf der Zeiten! Neue Sterne kommen,
So prächtige, daß viele, die jetzt ſtrahlen,
Verdunkelt werden; aber alle ſchmelzen
Zur Glorie zuſammen für die Erde:
Zur reichen Strahlenglorie der Erleuchtung.

Alhakem.

Doch Du biſt ſtumm und ſteheſt uns ſo fern!

Zavala.

Sing' uns ein Lied!

Raphaella.

Ich kenne keins.

Zavala.

So tanze!
Das kannſt Du ja ſo ſchön.

Niama.

Sie will es nicht.

Raphaella.

Doch ſeine Gäſte ſoll man unterhalten!
Drum will ich nun ein Märchen Euch erzählen;
Von Euren eignen Vätern handelt es!
Vom Maurenkönig Hakkam, dem's gelüſtet',
Auf einem Acker ſich ein Schloß zu bauen,
Der einer armen Wittwe Eigenthum;
Sie wies ein jed' Gebot zurück, doch endlich
Trieb man ſie fort; zum Kadi eilt ſie hin,
Erzählt ihm ihre Noth, — was war zu thun!
Bald war das königliche Schloß gebaut,
Es blühten Roſenbäume auf dem Acker,
Und Hakkam wohnte dort. Da, eines Tages,
Naht ſich der kluge Kadi ſeinem Fürſten,
Steigt von dem Eſel nieder, den er reitet,
Und beugt ſich tief, indeß in ſeinen Händen
Er einen großen Sack hält. „Weiſer König!“
So ſpricht er; „wollt Ihr gnädig mir vergönnen,
„Daß ich den Sack mit dieſer Erde fülle?“
Und Hakkam gab ſein Ja. — Nun war er voll. —
„Noch eine Bitte hab' ich,“ ſprach der Kadi,
„Die größte Bitte, zürnt mir nicht darob!
„Helft mir den Sack auf meinen Eſel legen!“
Und Hakkam lachte, und er wollt' ihm helfen,
Doch war der Sack ſo ſchwer, er ſtand ſo feſt —
Man konnte ihn nicht heben. „Guter Kadi,

„Er iſt mir allzu ſchwer!“ war Hakkams Wort.
„Zu ſchwer!“ rief drauf der Kadi aus, „und dennoch
„Iſt er der kleinſte Theil nur dieſes Ackers,
„Den Du auf ungerechte Weiſe nahmſt!
„Wie willſt Du ſeine ganze Laſt denn tragen,
„Wenn Du mit dieſem Unrecht einſt beladen
„Vor unſer Aller Richter treten ſollſt?“
Und Hakkam gab ſein unrecht Gut zurück.
Stets dacht' ich unter dieſer Wittwe Acker
Das ganze Spanien mir! Mein ſchönes Spanien!
Und Hakkam ſelbſt, es iſt das Volk der Mauren,
Das unſer Land geraubt und drin verweilt.
Doch noch iſt das Gewiſſen nicht gekommen,
Das, wie der Kadi, ihm ſein Unrecht zeigt.

Alhakem.

Das Maurenvolk gleicht einem edlen Magier,
Der einen Hirten in der Wüſte traf
Und mit ihm ſeinen reichen Labtrunk theilte,
Ihn in ſein aufgeſchlagnes Prachtzelt führte,
Und ihn dann lehrte, was den Menſchen nützt.

Riama.

Die Menſchen kämpfen wie die wilden Ströme
Und ſind doch alle gleich; im Oceane,
Im großen Ocean der Ewigkeit,
Da werden ſie ſich Alle einſt verſammeln!
Da ſehen wir uns wieder!

Alhakem
(in Gedanken verſunken).

Ha, ich weiß nicht,
Doch dieſe Hütte ſah ich ſchon im Traume!

Niama
(zu ihrem Vater).

Ich bin nicht müde mehr!

Raphaella
(zu Zavala).

Du biſt ſo ſtill!
Du ſtarrſt ſo feſt ſie an!

Zavala.

Nur ein Gedanke
Erfüllte mich!

Raphaella.

Doch ich verſtehe ihn!
Geſchehe, was da muß!

Zavala.

Dein Auge glüht!

Alhakem.

Zeig' uns den Weg denn!

Zavala.

Ja, ich will Euch führen!
Bevor die Sonne ſinkt, ſeid Ihr am Ziel.

Niama
(zu Raphaella).

Zum erſten und vielleicht zum letzten Male
Sind auf der Erde hier wir uns begegnet;
So laß den Abſchied denn auch freundlich ſein.
Ich glaube, des Propheten Paradies

Und Chriſti Himmel ſind, wie die Natur,
Die hier uns rings umgiebt, ein großes Reich,
Und daß der Roſenhain der ew'gen Liebe,
Der droben blüht, den ganzen Aether füllet
Mit gleichem Duft für Chriſten wie für Mauren!
(Sie gehen.)

Sechſte Scene.

Raphaella allein.

„Zum erſten und vielleicht zum letzten Male
„Sind auf der Erde hier wir uns begegnet!“
Jawohl! Wenn ich Zavala recht verſtanden!
Er hat in ſeiner Macht jetzt Spaniens Feinde!
Er hält der Schlange Haupt in ſeiner Hand,
So mag es an der Klippe denn zerſchellen! —
— Die Tochter kam ſo freundlich mir entgegen,
So voll Vertrau'n —! Nein! Keinen Mord will ich!
Im offnen Kampf ſoll Feind und Feind ſich treffen!
Ich will den Mord verhüten!
(Geht gegen den Ausgang, wo ſie Zavala trifft.)

Raphaella.

Ha! Was giebt's?!

Zavala.

Nichts! Meine Büchſe nur hab' ich vergeſſen!

Raphaella
(ergreift ſeine Hand).
Du haſt in Deiner Macht jetzt Spaniens Feinde!
Doch Deine Gäſte waren ſie, und heilig
Iſt Gaſtfreundſchaft! — Was Du gedacht, verſtand ich,
Ich las es klar in Deines Auges Gluth!

Zavala.
Sei ohne Furcht!

Raphaella.
Doch bei dem Kreuze ſchwör' es!

Zavala.
Ich ſchwöre gern, wenn es Dir Freude macht!
(geht.)

Raphaella (allein).
Weshalb war er ſo froh? — Konnt' ich nicht ſehen,
Daß ihn ein mächtiger Gedank' erfüllte?
Und den Gedanken glaubte ich zu faſſen,
Denn er war Tod, war unſrer Feinde Tod!
Doch irrt' ich mich! — Worüber mocht' er ſinnen,
Was trieb ihm ſo das Blut in ſeine Wangen,
Was machte ſeine Augen ſo erglühen?!
(ſetzt ſich an den Heerd; nach einer Pauſe)
Wie? Eiferſüchtig? Ich, Zavala's Weib,
Die als ſein Weib ihn doch nicht lieben kann!

Siebente Scene.

Wald. Der König von Cordova tritt auf.

König.

Sagt mir, duſtende Geranien,
Sag' es mir du Myrthendach,
Sag' es mir du muntrer Bach,
Und ihr mächtigen Kaſtanien,
Ob ſie hier geruhet hat
Als ſie müde war und matt —
Ob am Bach ſie ſich erquickte,
Oder ob ſie Blumen pflückte.
Jauchzend wohl der Bach es ſpürte,
Als ihn ihre Hand berührte! —
Vöglein! Hört' ſie deine Lieder?
O! ſo ſing' die Töne wieder;
Sie, die dir gelauſcht ſo mild,
War der reinſten Unſchuld Bild! —
Alles ſtrahlt im duft'gen Schein,
Denn die Fee ging durch den Hain! —
Purpurmantel, Königskrone
Liegen auf Cordova's Throne!
Doch der König einſam irrt —
Wie ein liebekranker Hirt —
Schlich ſich aus des Feſtes Saal
Hier in dieſes grüne Thal,

Und er ſucht im dichten Hain mit Bangen,
Kann zu ſeiner Hirtin nicht gelangen!
Erſt wenn ſie geſunden,
Kehr' ich heim zu meines Schloſſes Halle;
Und es klagen dort die Treuen Alle:
Weh! Der König iſt verſchwunden!

(er lauſcht)

Ferne hallet
Deutlich der Klang
Von Hörnern. Es ſchallet
Jägergeſang.
Jagen ſie des Waldes Thier? —
Oder gilt es mir? —
Dort im Dunkeln
Seh' ich helle Waſſen funkeln!
Hier geſchützt vom Myrthendache
Halb im Bache
Gleich dem Schwane
Harr' ich jener Caravane!

(verbirgt ſich.)

Chor der Mauren.

Alhakem! Niama!
Es weint der Bach, der Wald er klaget,
Das Echo bange mit uns fraget
Nach den Geliebten, die verſchwunden,
Nicht geſunden,
Alhakem! Niama!

(ziehen fort.)

Achte Scene.

Ein andrer Platz im Walde, mit der Ausſicht nach Granada und auf die Alhambra. **Alhakem**, **Riama** und **Zavala** treten auf.

Riama.

Wie lieblich ſind doch dieſe Waldterraſſen!
Das üpp'ge Weinlaub und die dichten Zweige,
Sie bilden einen Schleier, der, verhüllend,
Die halb verborgne Schönheit noch erhöht!

Alhakem.

Der Teppich hier von Moos ſcheint wie durchwirkt
Von Nelken und von tauſend andern Blumen.
Wenn man die Streifen aus dem Teppich ſchnitte,
Sie bildeten die herrlichſten Guirlanden.

Zavala.

Wir ſind am Ziele! Dort ſeht Ihr Granada!
(zeigt nieder ins Thal)

Riama.

Und die Alhambra! Sieh' Comarés Thurm!

Zavala.

Granada iſt die goldne, ächte Perle
In Spaniens Schooß.

Riama.

Dort ſeh' ich meinen Garten!
Ein dunkler Fleck nur zwiſchen weißen Mauern;
Doch innen, oh! wie lebt's und blüht es da!

Alhakem.

Dort fließt der Darro, der mit goldnen Körnern
Das Schilfrohr ſchmückt.

Riama.

Wie iſt das Thal ſo grün!
Und welches Leben! Dort die weißen Lämmer,
Die ſchwarzen Büffel und die raſchen Pferde,
Sieh, wie ſie ſpringen! Sieh die mächt'ge Wolke,
Die von der Hirten Feuer dort ſich hebt!

Zavala.

Dort innen in Granada's engen Straßen
Iſt nun ein Treiben und ein buntes Leben.
Verſchleiert gehn die herrlichen Signora's,
Und Negerſclaven tragen hinter ihnen
Heim vom Bazar die golddurchwirkten Stoffe!

Riama.

Ihr wart dort nimmer?

Zavala.

Nimmer! Nun lebt wohl!
Durch jene Cacten dort und die Lianen
Schlingt ſich ein Weg hin zum Orangenhaine,
Dort wißt Ihr beſſer dann den Weg als ich.
Doch bringet meinen Gruß der ſchönen Stadt
Und der Alhambra wunderbarem Reichthum!

Alhakem.

Doch wünſcht Ihr nicht, uns weiter zu begleiten?
So ſicher, wie bis jetzt mit Euch wir gingen,

So ſollt Ihr ſorglos nun uns folgen können,
Und frei und ungehindert heimwärts kehren!

Niama.

O ja, komm' mit uns!

Zavala.

Wenn Ihr es verlangt,
So liegt ein ſüßer Zwang in Euren Worten!
Mit größter Luſt!

Albakem.

Wohlan! So ſeid mein Gaſt!

Niama.

Da ſollſt Du ſehn, wie meine Blumen blühen!
Selbſt auf Balconen, die gleich leichten Schwalben
Auf hohem Thurme ſchweben in der Luft.

Albakem.

Arabiens beſte Roſſe ſollt Ihr ſehen,
Mit Flanken, wie von Stahl, mit Silbermähnen,
Die um die ſchlanken, kräft'gen Schenkel wallen.
Die Nüſter zuckt gleich der Mimoſe Blättern,
Ihr Aug' iſt voller Seele wie des Menſchen,
Und mit dem Vogel jagen ſie im Flug!

Zavala.

Zum Schloß mein Weg nun von der Hütte geht.

Niama.

Und Deine Roſe ſchützet der Prophet!

Albakem.

Ich geh' voran.

(er ſteigt hinunter.)

Niama (folgt ihm).

Ich folge Deiner Spur.

Zavala.

Halt' an der Hecke Dich!

Niama.

Nein, ſieh mir nur,
Wie ſie zum Abſchied mir die Wange ſtreicht.

Alhakem

(tiefer unten, ſo daß er nicht mehr geſehen wird).

Stütz' Dich am Zweige dort.

Zavala.

Nun ſchnell und leicht
Ins Paradies hinein, um uns zu letzen
An ſeiner reichen Schönheit üpp'gen Schätzen.

(folgt.)

Dritter Act.

Die Alhambra.

Die Scene ſtellt einen von Bogengängen eingeſchloſſenen Hof dar; einer dieſer Gänge bildet den vorderſten Theil der Bühne. Der Hof ſelbſt iſt voll von Tanzenden und Singenden, deren Geſang den Heimgekehrten gilt. Während des Zwiſchenſpiels zu jedem Verſe geht Alhakem mit Zavala, Beide in tiefem Geſpräche, unter dem Bogengange auf und ab. Sobald ſie wieder zurückgehen, folgt der zweite Vers, und ſo bis zum Schluſſe des Geſanges; der Tanz jedoch geht ununterbrochen fort; die Tanzenden treten aber nur dann unter den erſten Bogengang, wenn die Hauptperſonen nicht auf der Bühne ſind. Negerknaben, mit Purpurkappen und großen Goldringen um Arm und Bein, ſchwingen Räucherbecken, während Andere mit Stäben und Reifen ſpielen.

Erſte Scene.

Geſang der Mauren.

1.

Der Alhambra Tauben flogen
Auf zum Berg mit Schnee bedeckt;
Als die Nacht ſie faſt umzogen,
Hat die Schwalbe ſie entdeckt.

Chor.

Des Felſens Schwalbe trank aus Zenils Waſſer.

2.

„Ruht euch aus hier vom Ermatten!
„Oder wollt ihr heimwärts fliehn?
„Durch des Berges nächt'ge Schatten
„Wollen dann vereint wir ziehn.“

Chor.

Des Felſens Schwalbe trank aus Zenils Waſſer.

3.

Wo die Palmen ſtolz ſich wiegen,
Wo die ſchönen Blumen blühn,
Hin zum Neſt die Tauben fliegen,
Mit der Schwalbe fort ſie ziehn.

Chor.

Des Felſens Schwalbe trank aus Zenils Waſſer.

Zavala

(indeß er mit Alhakem durch den Bogengang geht).

Iſt es ein Traum, die ganze Herrlichkeit?
Ein Marmor-Alkoran iſt ja Alhambra!
In Gold und Moſaik ſteht jedes Wort!
Ein ſchimmernder Lazur deckt alle Räume,
Und reiche Waſſerſtrahlen rinnen kühlend
In Alabaſterbecken! Welch ein Duften!
Von jeder Seite lacht ein Paradies,
Deß ſchöne Houris hier uns leicht umſchweben!
In dieſem Glanz, bei ſolchen Melodieen,

Bei einem ſchönen Cherub, gleich Riama,
Kann der Alhambra nimmer Sorge nahen.

Alhakem.

Die Sorge niſtet gleich der flücht'gen Schwalbe
Am Dach der Hütte, wie im Marmorſchloſſe! —
Blick' hin dort auf Sierra Nevada's Höhen!
Hoch über Wäldern, wo die Wolken hängen,
Gleich weißen Schwänen ſtehet Eure Hütte!

Zavala.

So klein und arm!

Alhakem.

Doch hat ſie mich erinnert
An meiner Jugend erſten Liebestraum!

(ſie gehen tiefer in den Bogengang. **Riama** kommt mit ihren Jungfrauen.)

Riama.

Kommt in den Hain; dort unter Cederbäumen
Blüh'n ſchöne Roſen, die wir pflücken wollen,
Und ſchwimmen ſollen ſie im Marmorbecken
An ſeinem Lager; ſelbſt will ich ſie ſtreuen,
Daß in dem Schlummer ſüß er träumen kann!

(ſie geht. Der nächſte Vers des Geſanges folgt; die Tanzenden nähern ſich; ſobald ſie ſich zurückgezogen, kommt **Alhakem** wieder mit **Zavala** im Geſpräch.)

Alhakem.

Das war mein erſter Kummer; doch mein letzter,
Mein größter Kummer — den könnt Ihr nicht theilen,
Als Spanier und als Chriſt!

Zavala.

Doch kann das Glück
Euch plötzlich nah'n durch der Geringſten Einen!
Ich fühl' mich mächtig zu Euch hingezogen,
Und ſchwöre hier Euch mit erhobner Hand —!

Alhakem.

Was iſt das für ein Ring an Eurem Finger?
(ergreift ſeine Hand.)

Zavala.

Es gab mir ihn mein Weib!

Alhakem.

Wie! Euer Weib?!
O ſagt mir, was Ihr wißt von ihrem Stamme!
Ja, ja, es iſt der Ring! Drei Schlangen bildend,
Aus Gold und Blei und Eiſen kunſtgeformt!
Ich kenne ihn! — O ſprich von Deinem Weibe! —

(ſie gehen weiter. Der dritte Vers des Geſanges folgt, der Tanz wird lebhafter, die Muſik ſtärker; **Alhakem** und **Zavala** kehren zurück.)

Zavala.

Den kleinen dunkeln Fleck, der ihres Nackens
So blendend Weiß erhöht — oft küßt' ich ihn
Mit glüh'nder Luſt!

Alhakem.

Oh, wie ich glücklich bin!
Wißt! Ich war jung, kaum zählt' ich ſechszehn Jahr!
Da traf ich auf Sierra Nevada's Höhen
Ein herrlich, nußbraun, vierzehnjährig Mädchen.

Ich liebte, wie die Africaner lieben!
Sie *mußte* mein ſein! Und ſie ward's mit *Macht*!
Wild wie ein Tiger, ſchön wie eine Houri! —
Seht! Hier hat ſie gelebt, und ich — ich glaubte
Geliebt zu ſein, weil unſer Kind ſie liebte;
Und ſorglos war ich, wenn gleich oft im Traume
Sie Worte ſprach, die Mordgedanken faßten! —
Einſt war mit ihrem Kinde ſie verſchwunden;
Ein bunter Shawl wogt' nieder vom Altane,
Und zeugte *meinem* Kummer, *ihrem* Sieg!

Zavala.

Und keine Spur habt ſpäter Ihr gefunden?

Alhakem.

Nein! Nicht vor heute! — Dieſes iſt mein Ring!
Und auch das Maal auf ihrer Schulter kenn' ich!
Mein Kind, die ält'ſte Tochter find' ich wieder!
Hinauf zur Hütte laß uns, ſie zu holen!

Zavala.

Ja, König! Aber erſt laßt mich Euch holen
Cordova's Krone! — Nun gehör' ich Euch!
Bedenkt: Des Glückes Zeit iſt kurz gemeſſen,
Drum laßt's uns faſſen — keck hinan zum Ziel.
Cordova's Feſt erreichet heut ſein Ende;
Es ruhen müd' die Ritter, wie die Knappen!
Doch einen Bergpaß weiß ich, tief verborgen,
Deß Namen die Geſchichte ſoll bewahren,
Den man las navas de Tolosa nennt.

Ich bin der Hirt, — die Heerde, die ich leite,
Es ſind die Maurenſchaaren.

Albakem.

Ha! Was ſagſt Du?

Zavala.

In dieſer Nacht führ' ich den Weg Euch droben,
Und morgen herrſcht Ihr auf Cordova's Thron.

Riama (kommt).

Sieh', welche Roſen! Wenn es Wahrheit iſt,
Daß nur Gefühl der Blumen Duften ſei,
Dann müſſen ſie ein Herz gleich Dir beſitzen!

Albakem.

Mein ſüßes Kind! Du liebliche Riama!
Ja wohl! Das Glück, es mußt' Alhambra nahen!
Dafür wardſt Du mir ja zum Unterpfande.
Sing', Dichter, von des Sieges Strahlenſonne,
Und was des Vaterherzens höchſte Wonne!

Chor.

Des Felſens Schwalbe trank aus Zenils Waſſer!

Zweite Scene.

Raphaella's Hütte. Beim Heerde hat ſie ein Kreuz, von Zweigen gebildet, aufgerichtet.

Raphaella (allein).

Wo mag Zavala nur bleiben?
Nun iſt ſchon der Tag vorüber
Und er kehret nicht zurück!

Ob ſie ihn verrathen haben?
Ha! Wie tobt das Blut im Innern! —
Einſam iſt es hier und traurig! —
Da ich heute früh erwachte,
Fand die Thüre ich geöffnet —
Eine ſtarke Epheuranke
Wand ins Zimmer ſich. Man ſagt ja,
Dies bedeute, daß am Tage
Jemand nahet, den wir lieben,
Oder unſer beſter Freund!
Lieben? Nein! Ich lieb' ihn nimmer,
Doch mein beſter Freund, das iſt er!
Und die Epheuranke zeugte,
Daß er kommt; er wird auch kommen!
Deshalb hab' ich mich geſchmückt!
Draußen, nah' bei meiner Hütte
Fand ich dieſe Pupurlilie
Und ich flocht ſie mir ins Haar.
Lilie deutet ſtarke Flammen!
Steht es ſo im Liede nicht?
Oh, das Lied wird mir zur Marter!
Denn es ſind nicht ſeine Töne,
Die mir vor den Ohren klingen,
Nein! Die Worte ſind's! Sie rufen
Eigene Gedanken wach,
Faſt als ob von mir ſie ſängen!

(ſie ſpricht das Gedicht, unterbricht es jedoch am Ende jeder Strophe.)

„In des Haines duftig ſtillen Lauben
Unter Palmen ſchlummern wilde Tauben;
Auf des Zweigs ſmaragdnem grünem Schein
Glänzen ſie wie Gold und Edelſtein. —
In der Caravan' — aus fernen Weiten —
Seh' ich Agib einſam reiten!“

(ſtockt)

Wen kann ich nun Agib nennen?

(fährt fort)

„In dem klaren See beim Sonnenglanze
Hüpfen Fiſche wie im muntern Tanze!
An dem Ufer weilt die Caravane;
Agib wacht und ſitzt bei der Platane,
Hoch am Himmel droben glüht die Sonne,
Agib denkt und träumt in ſtiller Wonne!“

(ſie ſtockt)

Oft muß der Gedank' verſtummen!

(fährt im Gedichte fort)

„Er empfindet nicht der Sonne Strahlen,
Denn er kann ein holdes Bild ſich malen;
Der Geliebten denket er mit Luſt,
Möchte ſchlummern an der theuern Bruſt —
Schlummern? Nein, das würd' er nimmer können,
Denn er fühlt's in ſeinem Innern brennen!“

(ſie ſtockt)

Häßlich ſind die letzten Worte!
Nimmer ſollt' ein Weib ſie ſprechen!

(fährt fort)

„Mädchen, leicht und friſch wie Zephyrs Wehen,
Freue Dich aufs nahe Wiederſehen!
Agib kommt! Du hüpfſt im muntern Tanze,
Windeſt ſchöne Blumen ihm zum Kranze;
Eine Purpurlilie in den Haaren
Soll des Herzens Gluth ihm offenbaren!“
Und ich ſchmückte mit der Lilie
Meine ſchwarzen Locken; harrte
Seiner, den ich doch nicht liebe!
(nach einer Pauſe)
Früher, gleich dem ſtillen See
Spiegelt' ich des Himmels Bild nur,
War mein Vaterland mir Himmel!
Aber von dem Augenblicke,
Da Zavala Weib mich nannte,
Hob ſich aus des Sees Tiefe
Mir ein Bild, das dort geſchlummert,
Und vor dem ich beben mußte!
Oh, fahr' hin! — Wie oft hat früher
Pater Guardian im Lager
Von dem böſen Geiſt geſprochen,
Der uns lockt und uns verdirbt!
Nun iſt er mir nicht mehr fremd!
Denn er folgt mir ſeit der Stunde,
Da Cordova ich verließ.
(ſich gegen das Kreuz wendend)
Einfach Kreuz, das ich gebildet
Aus geſchmeidig grünen Zweigen,

Arm und doch ſo reich an Troſt!
Du und des Gebetes Worte —
Stärket mich!
(nimmt die Blume aus dem Haar)
Wenn dieſe Lilie
Meines Herzens Bild, ſo nimm denn,
Du am Kreuz, nimm Blum' und Herz!
(ſie kniet.)

Dritte Scene.

Raphaella. Der König von Cordova.

König
(indem er eintritt).
Ha! Sie iſt's! Sie kniet und betet!

Raphaella (knieend).
Laut will meine Sünd' ich beichten,
Selbſt wenn Zavala mich hörte,
Denn es iſt des Böſen Lockung,
Die mir ſchmeichelnd winkt! O Wehe!
Stets nur ſeh' ich in Gedanken
Ihn, Cordova's jungen König,
Stets umſchwebet mich ſein Bild;
Weh mir! — ha! ich liebe ihn!
Herr am Kreuze, Gnade! Gnade!
Löſche dieſe Schreckensflamme,

Reiß' ſein Bild mir aus der Bruſt! —
(ſie erblickt den König)
Jeſus!

König.

Raphaella!

Raphaella.

Weh mir!
Schwinde hin, Du Luſtgebilde,
Weiche von mir, böſer Geiſt!

König.

Dank der heil'gen Himmelsmutter,
Ich bin Fleiſch und Blut wie Du!
Heil mir, daß ich Dich gefunden!

Raphaella.

Seid Ihr's wirklich? O, was wollt Ihr?

König.

Du warſt fort! Dich ſuchen wollt' ich!
Bei des Feſtes lautem Jubel
Schlich ich unbekannt und ſtille
Fort vom Schloß mich, von Cordova;
Keinem hab' ich mich vertraut;
Habe Dich geſucht — gefunden,
Habe Deiner Beicht' gelauſchet,
Raphaella liebt mich!

Raphaella.

Fliehe,
Wenn ich Dich nicht haſſen ſoll!

König.

Gehn will ich, wenn Du mir folgeſt!
Wende nicht den Blick von mir!
Mehr als meiner Väter Krone,
Als das Licht, mehr als das Leben
Lieb' ich, Raphaella, Dich!
Wie ſo arm ſind doch die Worte!
Sind des Geiz'gen Gabe nur
Gegen meines Herzens Reichthum!
Sprich! Ich hab' es ja vernommen,
Weiß, daß Du mich liebſt!

Raphaella.

Wohlan denn!
König! Ja, ich liebe Dich!
Lieb' Dich, wie das Vaterland,
Deſſen Glück Dir eng verbunden!
Beide hab' ich Euch verlaſſen,
Floh hier zu des Feindes Grenze,
Ruhte auf entweihter Erde —
Mauren haben ſie entweiht!
„Wenn ein Aug' Dir Aerger ſchaffet,
„Reiß' es aus und wirf es von Dir —“
So bin ich hinweggegangen,
Damit Du, als Mann und König,
Wirken kannſt fürs Vaterland.
Schweren Kampf hatt' ich zu kämpfen,
Und nun nah'ſt Du Dich dämoniſch,

Raphaella.

Daß der Kampf erneuert werde,
Und ſagſt doch: Du liebeſt mich!

König.

Deine Gründe ſind nur Nebel,
Die der Wahrheit Sonne fliehen.
Nichts hält hier zurück Dich.

Raphaella.

König.

Ich bin Gattin! Zavala's!

König.

Gattin!

Raphaella.

Doch Du haſt die Macht ja,
Jedes heil'ge Band zu ſprengen!
Du biſt ſtark, doch nur nicht über
Deine eignen Leidenſchaften!

König.

Oh, was ſoll aus mir denn werden!

Raphaella.

Was Du früher warſt — ein Mann!
Dieſe Schwachheit Deiner Seele,
Ueberwinde ſie, verbirg ſie,
Einer ſchlimmen Wunde gleich.
Laß ſie Niemand ſehn! Der Glaube
An des Königs Muth und Stärke
Iſt die halbe Kraft des Volks!

König.

Kann es denn das Volk beglücken,
Wenn ich, wie der Prinz im Märchen,
Stumm und halb verſteinert ſitze,
Ohne Liebe, ohne Glück,
Einſam dort, im Purpurmantel,
Auf dem königlichen Thron?

Raphaella.

Einſam ſoll kein König bleiben!
Dir wird eine edle Gattin,
Frankreichs junge Königstochter!
Weißt Du nicht, mit welchem Opfer
Sie der Heimath Dach verläßt?
Spanien hat ſie ſchon betreten,
Nähert ſich Cordova's Mauern,
Und Du, König, ihr Erwählter,
Eileſt ihr nicht ſchnell entgegen,
Nein — Du denkſt an ſchlimme Liebe,
Kränkeſt Deine Braut und mich.
Iſt das ritterlich und männlich?! —
Froh ſah ich Dich und begeiſtert
Für Dein ſchönes Vaterland,
Sah Dich, wie ein Held im Kampfe!
Glaubſt Du denn, daß Raphaella
Anders je geliebt Dich hätte?
Sei, was früher Du geweſen,
Und dann wird, mein hoher König,
Segnen Dich Dein Vaterland.

König.
Nur durch Dich ſah die Natur ich,
Sah mein ſchönes reiches Spanien.
Dich zur Seite — fühlt' im Kampfe
Ich des Helden Kraft und Muth!
Herrlich lag die Zukunft vor mir
Mit der Inſchrift: „Macht und Freiheit,
Liebe.“

Raphaella.
Macht haſt Du als König,
Freiheit wurde Dir als Mann,
Liebe — —

König.
— ſoll ich nun verlieren!
Nur das Herz kann ſie verbinden,
Jene beiden ſtarken Schwingen,
Macht und Freiheit. Dann nur können
Sie vereinigt aufwärts fliegen,
Daß die ganze Erde ſtaunt!

Raphaella.
Oft verehren wir im Innern
Statt des Gotts, der droben herrſchet,
Jenes goldne Kalb der Wüſte.
Weh uns, wenn es dann zertrümmert, —
Bitter ſchmeckt des Lebens Kelch!

König.
Jenes goldne Kalb der Wüſte
Haſt Du ſelbſt Dir aufgebauet;

Einem trügeriſchen Scheine
Huldigſt Du, der Dich verſtoßen
Aus der Welt, und der uns Beide
Ganz unſäglich elend macht!

Raphaella.

König, Zeit iſt's, daß wir ſcheiden!

König.

Und ich ſollte hier Dich laſſen,
Einſam hier, wo Feinde leben!
Wer ſoll dann Dich wohl beſchützen?

Raphaella.

Eigner Muth und dieſe Büchſe!
(zeigt auf das Gewehr an der Wand.)

König.

Wenn nun Maurenſchaaren kommen? —
Drüben an des Berges Seite
Sah ich ſie in großen Haufen
Wohlbewaffnet aufwärts klimmen, —
Dich bezwingen wird die Menge,
Dir die zarten Hände binden —
Wirſt des Sieges Beute ſein! —

Raphaella.

Niemand kennt mich in Granada;
Hier bin ich vor Mauren ſicher!

König.

Dorther ſah ich grad' ſie nahen.
Drüben, wo der Fels gehüllet

In ein Netz von Epheu ſcheinet,
Wo zwei hohe Cedern ſtehen,
Sah ich Maurenſchaaren ziehn! —

Raphaella.

Wo die hohen Cedern wachſen?! —

König.

Dort erblickt' ich ſie!

Raphaella.

Und jetzt erſt
Sagſt Du das? Oh weh uns! Weh uns!
Ein Verräther muß hier weilen! —
König! Deines Reiches Krone
Schwankt bei dieſer Nacht Gefahren
Wie an eines Baumes Zweigen
Unbeſchützt! Drum eil' Dich, komm'!

König.

Iſt Gefahr denn für Cordova?

Raphaella.

Unbekannt hielt ich für Alle
Dieſen Weg! Er iſt verrathen!
Schnell! Wir müſſen Alles wagen!
Keine Zeit iſt jetzt zum Träumen,
Keine Zeit der Liebe jetzt.
Laß uns ein'ge Hirten rufen,
Wen'ge nur, denn dieſe Felſen
Sind verbündet uns im Kampf.

König.

Wo die hohen Cedern wachſen,
Klomm die Schaar den Berg hinan.

Raphaella.

Muth, mein König! dieſe Stunde
Soll durch kräft'ge That das Unrecht,
Mehr als Unrecht noch, verwiſchen,
Daß Cordova Du verlaſſen,
Dein Cordova um ein Weib!

König.

Droht Cordova denn Gefahr?

Raphaella.

Glaubſt Du, daß Granada's Krieger
Wie ein Haufen wilder Buben
In den Felſen Spiele treiben?
Was ich ahnte, iſt geſchehen.
Zavala wär' längſt zurücke,
Doch er fiel von ihrer Hand!
(reißt das Gewehr von der Wand)
König! Ich bin Euer Krieger!
Laßt die Hirten jetzt uns rufen,
Kommt! Es gilt das Vaterland!
(zieht ihn mit ſich fort.)

Vierter Act.

Erſte Scene.

Ein enger Gebirgspaß mit wilder Umgebung. Die Bühne iſt ſo ſchmal als möglich. Der König. Raphaella. Bewaffnete Hirten.

Raphaella.

Dieſe ſtarken Felſenmauern
Sind uns eine ſichre Stütze.

König.

Hirten! Wir ſind jetzt der Harniſch
Ob des Vaterlandes Herzen!
Weichen wir, ſo wird der Halbmond
Dort bald aufgepflanzet werden,
Wo das heil'ge Kreuz jetzt ſtrahlt.

Alle.

Heil dem Kön'ge und Cordova!

Raphaella.

Schöpft aus friſcher Märchenquelle
Einen Labetrunk des Muthes,
Höret, wie des Vaterlandes
Sohn gehandelt hat.

Alle.

Wir hören!

Raphaella.

Als die Peſt verderbenbringend
Durch die ſchönſten Länder eilte,
Kam ein liebeglüh'nder Hirte
Von der Arbeit; und er ſehnte
Zu der theuren Braut ſich heim;
Und ſchon ſah den Rauch er ſteigen
Auf von ſeiner Väter Herd.
Sieh! Da naht aus Waldesdunkel
Ihm ein Weib in weißer Hülle,
Spricht zu ihm: Ich bin die Peſt!
Länder hab' ich ſchon durchzogen,
Ich bin müd', Du mußt mich tragen!
Schwing' mich keck auf Deine Schulter,
Und ich will Dich tödten nicht!
Sie verſchwand, doch als ſein Haupt er
Aufwärts hob, ſah er ſie ſitzen
Droben auf der linken Schulter,
Leicht und luſtig; ihre Schleier
Flatterten im Abendwind.
Und er dachte all' des Elends,
Das er trug auf ſeinem Rücken,
Und obgleich ſein Herz in Sehnſucht
Pochte nach der Braut, der treuen,
Floh er doch der Heimath Herde,
Wandert' über andre Berge

Immer weiter, weiter fort.
Wo er hinkam, tönten Glocken,
Todtenglocken trüben Klanges,
Denn er trug den Tod mit ſich! —
Einſt, nach vielen Jahren, ſtand er
Hoch auf eines Felſens Spitze —
Drunten tobt ein reißend Waſſer,
Und die Gegend muß er kennen —
Ja! Es iſt der Heimath Dach!
Ach! Ein überſchwenglich Sehnen
Tobt im Buſen ihm — doch bringt er
All den Seinen ja den Tod!
Und er nannte ſtill die Namen,
Die vor allen ihm ſo theuer —
Stürzt ſich in des Stromes Wellen,
Um im Tode ſie zu retten!
Und das weiße Weib entfloh
Aus dem Lande, deſſen Söhne
Gern dem Tode ſich ergeben,
Wenn es ihre Heimath gilt!
Und die Blumen blühten ſchöner,
Und die Früchte ſchwellen reicher;
Einer rettete das Land!
Darum tönt des Barden Harfe,
Jedes Herz preiſt ſeine That!
Habt das Märchen Ihr verſtanden?
Eignes Glück ſoll gern man opfern,
Alles für das Vaterland!

Alle.

Alles für das Vaterland!

König.

Ha, wer nahet dorten?

Zweite Scene.

Die Vorigen. Mehrere bewaffnete Hirten.

Ein Hirt.

Freunde!

Ein andrer Hirt.

Dieſe habe ich geſammelt!

Der Erſte.

Aufruhr tobet in Cordova,
Heute früh erſt war ich dort!

König.

Aufruhr, ſagſt Du? In Cordova?!

Der Erſte.

Plötzlich — bei der Krönungsfeier,
Bei des Feſtes höchſtem Glanze, —
War der König nicht zu finden!
Alles rief; Der König komme!
Und da er ſich doch nicht zeigte,
Drang das Volk in den Palaſt ein,
Stürmte durch Cordova's Straßen!

König.

Und Du ſelbſt warſt dort zugegen?

Der Erſte.

Nur mit Mühe konnt' ich fliehen!
Nicht dem Kön'ge zugethan
Iſt des Adels ſtolze Claſſe.
Sicher iſt er ihr Gefangner,
Doch nun kämpft das Volk für ihn!
Wenn ſie ihn nicht bald entlaſſen,
Sage ich für Nichts mehr gut!

König.

Hirten! Hier ſteht Euer König!

Alle.

Ha! Der König!

Raphaella.

Um zu ſiegen
Oder um mit Euch zu ſterben!

Alle.

Vivat!

König.

Kommt! Vertheilt Euch Alle!
Hinter jedem Strauch verbergt Euch,
Sendet Tod in Feindes Reih'n!

Raphaella.

Seht auf mich! Sobald ſie nahen,
Will ich Euch ein Zeichen geben!
(bricht einen Zweig vom Baume)

Dies ſoll uns zur Fahne dienen!
Schießt, ſobald ich ſie erhebe!

(Sie vertheilen ſich; der König mit einigen Andern zieht auf den höheren Theil des Felſens über dem Paß.)

Dritte Scene.

Garten in der Alhambra. Zur Linken eine Baluſtrade gegen Granada zu.

Niama

(mit ihren Jungfrauen. Sie ſpielen und ſingen vor ihr zu dem ſchönen Abend; ſie ſteht gedankenvoll unter ihnen, endlich blickt ſie um ſich).

Niama.

Ueber des Mittelmeers rauſchenden Wogen,
Hin nach Africa's Strand ſind gezogen
Hin zu der trügenden Fata Morgane
Die luftigen Wolken als Caravane.
Es lächelt der Himmel — ein Weltmeer von Licht
Der Wolken gewaltige Maſſe durchbricht;
Dort ziehn ſie, im Purpurſaum leuchtend dahin,
Doch ach! Auf den Bergen, da weilet mein Sinn!
(lehnt ſich träumend auf den Altan und blickt hinab)
Da drunten welch Treiben! Wie's jauchzet und lärmt,
Wie Alles den feſtlichen Zug dort umſchwärmt!
Sie athmen nur Freude und glühende Luſt,
Sie fühlen nicht mit mir das Weh in der Bruſt!

Zieht alle Ihr Jubelnden heiter dahin —
Doch ach! Auf den Bergen, da weilet mein Sinn!

Wie duſtig da drüben die blühenden Lauben,
Wie üppig die ſchwellenden, glühenden Trauben,
Wie dort ſich zum Dach die Platane verſchlingt,
Daß ſelten ein Strahl nur des Lichts dahin dringt;
Es lauſchen ſo leiſe und ſchüchtern die Wellen
Des Bachs durch das Grün — und die labenden Quellen
Sie hüpfen verſtohlen durch Blumen dahin —
Doch ach! Auf den Bergen, da weilet mein Sinn!

Denn Weh! Durch der Berge gefährliche Nacht
Da ziehn, die ich liebe, hinweg in die Schlacht,
Zum Sieg' oder Tode die Muthigen gehen,
Wohl werd' ich ſie nimmer, ach! nimmermehr ſehen! —
Doch iſt's ja zum Kampfe für unſern Propheten!
O höre mich! Höre mein inbrünſtig Beten!
O führe die Theuren zum Siege dahin, —
Denn ach! Auf den Bergen, da weilet mein Sinn!

Nun hurtig, mein Täubchen, ſei ſchnell und bedacht,
Und ziehe hinaus in die tobende Schlacht;
Dann grüße die Lieben und kehre zurück,
Und ſag' mir, ob ihnen gelächelt das Glück;
Wenn dann auf der Palm' Du Dich munter gewiegt,
Dann weiß ich es ſicher — ſie haben geſiegt;
Doch wenn ſie gefallen — horch' auf, Täubchen mein, —
— Dann ſoll die Cypreſſe Dir Ruheſtatt ſein! —
Nun, Botin der Liebe! Nun ziehe dahin!

Dir folgt auf die Berge mein Herz und mein Sinn!
(erhebt ſich)
Laßt, Jungfraun, Euer Saitenſpiel erklingen,
Der Wehmuth Troſt wird dann ins Herz mir dringen.

Geſang der Maurenmädchen.

Vor ſanften Melodien
Die böſen Träume fliehn —
Muſik iſt wie ein Klang vom hohen Himmel,
Herabgeſandt aus jenen Höh'n
Um uns im Kummer beizuſtehn,
Um lindernd Troſt uns zuzuwehn
Im Erdgetümmel.

Und wo die Worte fliehn,
Ertönen Melodien —
Gleich wie dem Regenbogen hoch am Himmel,
Der uns ins Jenſeits winkt
Und der ſo feſt verſchlingt —
Den Himmel nahe bringt
Dem Erdgetümmel!

Riama.

Der Baum der Erkenntniß des Guten und Böſen
Er war einſt in Eden ein Schutzdach geweſen,
Worunter vereinigt der Menſchenſtamm blieb,
Bis dann mit dem Flammenſchwert Gott ſie vertrieb!
— Der Baum der Erkenntniß, im Geiſte gefunden,
Er hat die Geſchlechter aufs Neue verbunden,
Und Eden iſt da, wo er wieder entſtand —

Das hab' ich im ahnenden Buſen erkannt! —
— Ihr langſamen Stunden, zieht ſchneller dahin,
Denn ach! Auf den Bergen, da weilet mein Sinn!

Chor.

Vor ſanften Melodien u. ſ. w.

Vierte Scene.

Felsweg. Der Kampf iſt vorüber. **Raphaella** und **Hirten**; bald darauf **Albakem** und **Zavala**.

Alle.

Jubel! Sieg!

Raphaella.

Gott ſei die Ehre!
Cid, Dein Geiſt hat uns beſchützet!
Unſre Feinde ſind geſchlagen
Und gefangen iſt ihr Haupt,
Dieſer König, der die Blume
Auf dem african'ſchen Giftbaum!
Führt ihn vor, und den Verräther,
Der ſein Vaterland verrathen!
(**Albakem** und darauf **Zavala** werden vorgeführt.)

Albakem.

Muß ich ſo, mein Kind, Dich ſehen!

Raphaella.

Ha! Des Sieges Tochter bin ich!

Meiner Träume ſchönſten ſehe
Ich erfüllt, denn Du, Verhaßter,
Stehſt gefangen jetzt vor mir!
Wo iſt Zavala? Sprich, haſt Du
Ihn gemordet?

Alhakem.

Unglückſel'ge!

(zeigt auf ihn)

Raphaella.

Zavala! Schlag' auf die Blicke!
Sieh mich an! Wo kommſt Du her?
Wer hat ſie geführet?

Zavala.

Ich!

Raphaella.

Du? ſo ſtirb!

(ergreift das Gewehr, zielt, wankt aber und läßt es fallen.)

O Mutter Gottes!
Nein, ich kann nicht!

Zavala.

Raphaella!

Alhakem.

Meine Tochter! O mein Kind!

Raphaella.

Möge ſie ihr Gott beſchützen!

(zu Zavala)

Mit dem Schwert wardſt Du gezwungen,
Dieſen Weg dem Feind zu zeigen!

Und Du haſt den Tod gefürchtet,
Qualen! Und haſt nicht vom Felſen
In den Abgrund Dich geſtürzet,
Darum ſtirb!

Zavala.

Du kannſt nicht morden
Deinen Gatten!

Raphaella.

Deine That iſt's,
Die Dich tödtet! Sei verfluchet
Du wie er!

Zavala.

Er iſt Dein Vater!
Er iſt's, den Dein Herz erſehnte;
Keines Spaniers Tochter biſt Du,
Alles will ich Dir erklären!

Raphaella.

Gift ſind Deine Worte! Schießet!
Er verrieth das Vaterland!

Ein Hirt.

Stirb, Verräther!

(erſchießt ihn)

Zavala.

Ha! ich ſterbe!

(fällt)

Raphaella

(hält die Hand vor den Augen).

Alhakem.

Weib! ſo tödte nun auch mich!
Doch im Tod will ich's beſchwören,
Daß Du eine Maurin biſt!
Dieſen Ring auf meinem Finger
Gab ich Deiner Mutter einſt!
Dich trug ich auf meinem Arme!
Dort das Maal auf Deiner Schulter
Hab' ich oft geküßt! — Nun laß ſie
Mich auch morden, meine Tochter!

Raphaella.

Mit dem Wort Du ſelbſt mich mordeſt!
Wend' Dein Auge von mir! Weh!

Fünfte Scene.

Die Vorigen. Der König von Cordova kommt mit den andern Hirten von der Höhe des Felſens.

Raphaella

(eilt zu ihm und ſchlingt ihren Arm um ſeinen Nacken, während ſie mit Angſt auf Alhakem zeigt).

Schütze mich vor ihm! vor mir!

König.

Heil Dir, der den Sieg ich danke!
Unſer Feind iſt nun gefangen!

Feſt gebunden ſoll er werden
An den Schweif des ſchnellen Roſſes,
Das Dich bei des Einzugs Feier
Durch Cordova's Straßen trägt.

Raphaella.

Er —! Du haſt es nicht vernommen!
Er darf ſich mein Vater nennen!
Dieſem Volk, das ſo ich haſſe,
Will er, daß ich angehöre! —
Zavala war der Verräther,
Er iſt todt!

Alhakem.

Oh, meine Tochter!
Sagte Deine Mutter nimmer,
Wenn ſie Dich, als Kind ſchon, lehrte
Alle Mauren zu verfluchen,
Daß Du eines Mauren Kind?

Raphaella.

Niemals!

Alhakem.

Nannte Deine Mutter
Nie in ihrem Traum den Namen
Laut: Alhakem?

Raphaella.

Nimmer! Nimmer!
(verbirgt ihr Antlitz)

König.

Schweig'! Es tödten Deine Worte! —

Raphaella, Du biſt Mein!
Spaniens ächte Tochter biſt Du,
Deines Vaterlandes!

Raphaella.

Spaniens?!

König

(zu Alhakem).

Lügneriſche Worte ſprachſt Du,
Darum ſollſt Du ſchweigen, Maure!
Deines Todes Stunde nahet,
Doch entehrt ſollſt Du nicht werden!
Bet' und ſchließ' die Augen dann.

Alhakem.

Was geſchieht, iſt Allah's Wille!

Raphaella.

Sterben muß er! —

(tritt zu ihm)

Doch erſt ſchwöre,
Schwör' bei Allem, was Dir heilig,
Bei Niama's, Deines Kindes
Glück, daß ich Dein Kind nicht bin!

Alhakem.

Ja, Du biſt's!

Raphaella.

Nein! — Nein!

(ſinkt um)

Alhakem.

Sie iſt es!

König.

Ja, ich glaub's, und der Gedanke
Stahl ſich oft in meine Träume! —
Ihren Vater tödt' ich nicht;
Doch wenn Du Cordova nahteſt,
Könnte ich Dich nicht erretten,
Darum flieh', eh ſie erwacht, —
Einem Traume gleich entſchwunden!

Albakem.

Ich verſtehe Dich nicht, König!

König.

Du halfſt mir die Kette ſprengen,
Die an Zavala ſie knüpfte!
Frei iſt nun die holde Schönheit
Und es ſtrahlt um ihren Scheitel
Einer Königskrone Glanz!
Wenn ſie Kön'gin in Cordova,
Sei Du in Cordova Gaſt!

Albakem.

Wie! Du biſt ein Chriſt, Du hatteſt
Deinen Feind in Deinen Händen
Und —

König.

Entfliehe! Sie erwacht!

Albakem.

Möge Allah Euch beſchützen!

(geht ab.)

Sechſte Scene.

Die Vorigen ohne Alhakem.

Raphaella
(erhebt ihr Haupt).
Ach! Ein Traum! Er war entſetzlich!

König.
Ruh' Dein Haupt an meiner Bruſt!
Laß an meine warmen Lippen
Deine treue Hand mich preſſen!

Raphaella.
König, Du vergißt Dich! — Weh mir!
(blickt umher)
Dieſer Ort, und dieſe Todten!
Zavala —! — Der Maurenkönig!
Iſt er todt?

König.
Ich gab ihm Freiheit!

Raphaella.
Ihm! Des Vaterlandes Feinde!

König.
Im Triumph nun nach Cordova!
Wo Du hingehſt, folgt der Sieg Dir,
Kind des Volks! Des Landes Herrin!
Weiß ich doch, daß Du mich liebſt!

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Raphaella.

Lieben! Kannſt in dieſer Stunde
Du zu mir von Liebe ſprechen?
Hat mein Gatte nicht verrathen
Dich, das Vaterland, die Krone?
Wittwe bin ich drum geworden!
Hörteſt Du Albakem's Schwur nicht,
Daß ich ſeine Tochter ſei? —
Nein! Unmöglich! — Zeigen will ich,
Daß Cordova ich gehöre!
Denn für ſeinen König will ich
Und an ſeiner Seite kämpfen,
Für ſein Recht, fürs Vaterland!
Und prophetiſch laut ertöne
Vor dem Volk dort meine Stimme!
Nach Cordova!
(ergreift den Zweig und ſchwingt ihn über ihrem Haupte)
Du ſollſt ſiegen! —
Dann geh' ich zu meinen Bergen!

Fünfter Act.

Das Schloß in Cordova.

(Wie am Schluſſe des erſten Actes.)

Die Sturmglocken läuten; man ſieht den rothen Flammenſchein eines brennenden Gebäudes; ein Haufen Lazzaroni hat ſich auf der Erde bei einigen Fäſſern Wein gelagert. Das Ganze athmet bacchantiſche Luſt.

Erſte Scene.

Pablo ſingt.

1.

Heult von den Bergen des Sturmes Gewalt,
Wenn's dann der Großmutter draußen zu kalt,
Sucht ſie ſich bald bei der Eſſe des Schmieds
Auf offner Straße den traulichen Sitz;
Dann ruht ſie ſich aus und erwärmt ſich da.
Ah! Ah!
Man hilft ſich, ja, ja!
Doch kann man freilich viel beſſer noch leben!

Chor.

Volle Flaſchen
Vergolden die Taſchen;
Und Gold — kann's denn was Beſſres geben?!

Pablo.

2.

Wenn nun ein Lichtſtumpf da neben uns brennt,
Das iſt ein Zeichen, das Jeder wohl kennt;
Unter dem ſchlummern wir alleſammt ein,
Keiner fährt dann in den Haufen hinein!
So ruhn wir uns aus und erwärmen uns da!
Ah! Ah!
Man hilft ſich, ja, ja!
Doch kann man freilich viel beſſer noch leben!

Chor.

Volle Flaſchen
Vergolden die Taſchen;
Und Gold — kann's denn was Beſſres geben?!

Pablo.

3.

Sammet und Seide iſt köſtlich für mich,
Nur Der bekommt Prügel, der beſſer als ich!
Pöbel iſt Pöbel in beſter Vereinung,
's nützt wohl dem Könige ſelbſt unſre Meinung!
Ah! Ah!
Man hilft ſich, ja, ja!
Doch kann man freilich viel beſſer noch leben!

Chor.

Volle Flaſchen
Vergolden die Taſchen;
Und Gold — kann's denn was Beſſres geben?!

Pablo.

Der letzte Vers im Liede, das war Unſinn —
Nein, nein, kein Unſinn, ich hab's ja gemacht!
Doch man kann dichten nicht, noch wen'ger denken
Vor Glockenläuten und vor Büchſenſchüſſen!
Hurrah! Wir haben Aufruhr nun!

Aurelio.

Ja! Aufruhr!

Pablo.

Den Mund gehalten, ich nur darf hier ſprechen!
Seht wie es brennt! Oh, wär's beim Biſchof doch!
Verzeih' die Sünd' mir, heiliger Botolphus!
Dem Biſchof ſoll man glauben — doch nicht trauen,
Er iſt ein Fuchs! Verzeih' mir, heil'ge Gertrud!
Er ſagte nun, der König ſei verſchwunden,
Sei fortgelaufen! Ei, den möcht' ich ſehen,
Der fortläuft gleich am allererſten Tage,
Wo man die Krone ihm aufs Haupt geſetzt.
Gefangen iſt er von dem frommen Biſchof
Und von dem Adel, die gern herrſchen wollen!

Aurelio.

Doch in Cordova leben brave Leute!
Der König hoch! Und iſt der König fort,
Regieren wir!

Pablo.

Der Kampf tobt in den Straßen,
Die Glocken läuten! — Kannſt Du mir nicht ſagen,
Wo die Prinzeſſin blieb, die fränk'ſche Donna,
Die grade kam, als man uns glauben machte,
Der König ſei verſchwunden?

Aurelio.

Ei! der Biſchof
Zog ihr entgegen bis ans Thor der Stadt;
Doch da wir grade munter hier verſammelt,
So ſchlüpften ſie zum Hinterpförtchen 'nein!

Zweite Scene.

Die Vorigen. Santiago.

Santiago.

Es iſt nicht Zeit der Ruhe jetzt zu pflegen!
Der König lebt und iſt hier in Cordova!

Alle.

Der König?!

Santiago.

Im Triumph vom Volk geführt;
Er naht dem Schloſſe ſich;
(ſtößt mit dem Fuße an das Weinfaß)
Und Ihr, Ihr Burſchen,
Liegt hier mit Eurem Kram und ſperrt den Weg!

Pablo.

Stoß' nicht den Wein, denn wenn er angeſtoßen,
Verdirbt der Wein! Lach' mit! Ich bin ja witzig!

Aurelie.

Wo kommt der König her?

Santiago.

Vom Kampf mit Mauren!
Das iſt ein Mann! Der kämpft am Krönungstage,
Er tanzt auf Roſen nicht! Der König lebe!

Alle.

Der König hoch!

Aurelio.

Laßt uns entgegen ziehen!

Alle.

Zum Kön'ge hin!

(Sie eilen fort.)

Santiago.

An ſeiner Seite ritt
Ein ſchönes Weib; nun weiß ich freilich nicht,
Ob die Prinzeſſin es von Frankreich war,
Die man als Königin uns hergeſandt,
Doch Alle jubelten und riefen Hurrah!
Und ich rief Hurrah! Ha, wie war das ſchön!
Und all' die Adligen, die wir gefangen,
Die wurden vor den König hingeführt.

Aurelio.

Doch alle Kirchenglocken läuten Sturm!

Santiago.

Was ſchadet das! Laß ſie nur weiter läuten!
Ob's Sturm iſt, ob Triumph — das bleibt ſich gleich.
Hör' doch des Volkes Jubeln, Freudenſchüſſe!
Sie nah'n dem Schloſſe ſich.

Beide.

Der König hoch!

Dritte Scene.

Der König. Raphaella. Der Erzbiſchof. Hof und Volk.

Chor des Volks.

Freude! Freude!
Zieht einher auf luft'gen Schwingen!
Wird Gefahr und Schmerz bezwingen —
Freude! Freude!

König.

In der Gefahr erkennt man ſeine Freunde!
Du biſt, mein Volk, ich ſeh's, mein beſter Freund!
Drum will ich leben für Dein Glück und wirken!

Raphaella.

So ſeh' ich dieſe Stätte dennoch wieder!

König.

Hier ſteht mein guter Geiſt! Seht! Raphaella,
Des Lagers Tochter, eine arme Waiſe,
Mit der ich aufwuchs und in der ich ſah

Der Schönheit Blume in des Volkes Mitte.
Man wählte mir des fränk'ſchen Königs Tochter,
Ich wählte mir des eignen Volkes Kind!

Volk.

Heil Raphaella! Heil Cordova's Herrin!

König.

O Raphaella! Als an Deiner Seite
Mit Jubel ich durch dieſe Straßen zog,
Da nannten unſre Namen ſie vereint!
Und Deine Augen ſtrahlten! O, Du fühlſt es,
Was Du dem Vaterlande werden kannſt!

Raphaella
(verbirgt ihr Geſicht).

König.

Du kämpfeſt mit Dir ſelbſt! Ja, Ja, Du liebſt mich! —

Erzbiſchof
(tritt aus der Menge hervor).

Nicht geziemt's dem Haupt der Kirche,
Weltliche Gewalt zu fürchten!
Darum tret' ich vor Dich hin,
Sage laut in Volkes Mitte:
Deine Braut, die Du erwählet,
Frankreichs königliche Tochter,
Iſt in Deines Reiches Grenzen,
Iſt ſchon hier in Deinem Schloß;
Und Du kannſt ihr nicht entgegen,
Die ſich ganz Dir hingegeben!

Einſam, fremd in ihrem Reiche
Wählt' ſie mich zum Freund und Diener.
Doch nun willſt Du tief ſie kränken,
Sie zurück —

König.

Kein Wort, Verwegner!

Erzbiſchof.

Ja, ich will Dir Alles ſagen,
Wär' es auch das letzte Mal!
König! Hör' mein Wort! Du kränkeſt
Deines Vaters Angedenken!
Du —!

König.

Ha! Schweige!

Erzbiſchof.

Laß Dich warnen!
Wenn der Franken Schwert geſchwungen,
Wird es Deine Krone ſprengen!
Und der Ring der Krone iſt es,
Der das Land umfaßt und bindet!
Bricht der Ring, ſo bricht auch Alles!

König (zu den Soldaten).

Ha! ergreift ihn!

Raphaella.

Nein, mein König! —
Heut' noch iſt die Hochzeitsfeier,
Heut' am Abend ſoll der Feſtzug

Zu des Herren Altar gehen.
(ergreift des Königs Hand.)
König! ich bin Dein! bin Dein!
Mehr, als ſelbſt Dein Geiſt es faſſet!
Aber noch an dieſem Abend,
Noch in dieſer Stund' geſcheh' es!

König.

Ha, Du willſt!

Raphaella.

Ich will es, König!

Erzbiſchof.

Jene Hirten, die Euch folgten,
Die den Feind mit Euch bekämpften,
Brachten eine Nachricht uns!
Iſt ſie wahr — dann iſt dies Mädchen
Nicht, was es bisher geweſen!
Iſt nicht mehr des Lagers Tochter,
Nicht des ſpan'ſchen Volkes Kind —
Nein! Sie iſt ein Maurenmädchen,
Iſt aus unſrer Feinde Mitte,
Iſt des Maurenkönigs Kind!

Alle.

Eine Maurin?!

Raphaella.

Spanierin
Bin ich, und Ihr ſollt's erkennen!
König! Dämpfe Deinen Zorn

Und Du wirſt belohnt Dich finden! —
Heiliger und frommer Vater,
Hört mich, eh' Ihr mich verdammt!
Laſſet hier vor Euch mich beichten;
Mein, Cordova's, Euer Glück
Wird in meiner Beichte liegen!
König! Laß die Cathedrale,
Laß das Schloß ſie feſtlich ſchmücken
Und ich ſchwör's! In dieſer Stunde
Will dem Lande ich mich weihen!
Weihen, ja!

König.

Mein eigen bleibſt Du!
— Laſſet der Drommeten Schallen
Laut dem Volke es verkünden,
Daß ſein König glücklich iſt!
Laßt den Wein in Strömen rinnen,
Denn mein Volk auch ſoll genießen,
Schwelgen ſoll's bei meinem Glück!

Chor.

Freude! Freude!
Zieht einher auf luſt'gen Schwingen! ꝛc.
(Sie verlieren ſich.)

Vierte Scene.

Raphaella. Der König. Der Erzbiſchof. Das Hofgefolge.

Raphaella
(zum Könige).

Hier nun ſcheiden wir, doch treffen
Bald uns wieder, wie die Worte
In der Schrift es uns verkünden,
Dort vor Gott im Hochzeitskleide!

König.

Du biſt bleich und tief beweget!

Raphaella.

Ja! Der Kampf, den ich gekämpfet,
War zu hart wohl für ein Weib!
Ja, ich liebe Dich! Dich lieb' ich,
Ach, ſo wie — mein Vaterland!

König.

Bald nun werden wir uns nahen,
Zur Verbindung ewig!

Raphaella.

Ewig!

Erzbiſchof.

Doch mein Krummſtab ſoll Euch trennen,
Wär's auch vor des Herrn Altar!

Raphaella.

Sage mir — wenn ich gefallen
In dem blut'gen Kampfe wäre,
Hätteſt Du dann für Dein Volk nicht,
Nicht fürs Vaterland verbunden
Dich mit Frankreich's Königstochter?

König.

Was iſt ohne Dich mein Leben!
Alles hätt' ich ihr vertraut,
Und ſie ſelbſt — wie man mir ſagte,
Iſt ſie ſtill und Gott ergeben —
Hätte mir die Hand gebeten,
Und wir würden dann vereinigt,
Doch im Geiſt getrennet, wandeln,
Wie das Licht des Tags, der Nacht!

Raphaella.

Sie vereint die Abendröthe!
Schmücke, König, Dich zum Feſte!
Eh' Du's glaubſt, bin ich bereit;
Nur den Schleier, wie ſich's ziemet,
Will ich um das Haupt mir legen!

König.

Gott mit Dir und mit Cordova!

(Geht mit dem Hofſtaate ab.)

Fünfte Scene.

Raphaella. Erzbiſchof.

Erzbiſchof.

Nimmer will ich's dulden, daß Du
Dieſes Landes Herrin werdeſt!

Raphaella.

Dulden wirſt Du, daß ich mehr noch —
Dieſes Landes Schutzgeiſt werde!
Weißt Du nicht — die Macht des Königs
Iſt ein ſalomon'ſcher Ring,
Mächtig über jeden Willen,
Aber ſchwach und ohne Herrſchaft
Ueber einen ſtärkern Geiſt,
Und es iſt der Tugend Cherub
Wohl der ſtärkſte aller Geiſter! —
Führe die Prinzeſſin leiſe,
Mit Bedacht und ohne Zaudern,
Dort hinein in meine Kammer!
Dann will ich an meiner Stelle
Sie mit meinem Schleier ſchmücken;
Dann ſoll ſie an meiner Stelle
Vor den Altar mit ihm treten,
Ohne daß ſie ſelbſt es ahnet,
Welchen Schritt wir für ſie thun,
Und wenn Du den Segen ſprichſt,

Zieh' ich ſtille von Cordova,
Geh' zurück in meine Berge;
Gott wird den Betrug verzeihen,
Gott, der meinen Kampf ja kennt!

Erzbiſchof.

Ja, verzeihen und belohnen! —
Heil Dir, Tochter Mahomet's!

Raphaella.

Nein, ich bin ein Chriſtenmädchen!
Seit ich denken, fühlen konnte,
War ich Chriſtin! — Sagte nicht
Selbſt ein mauriſch Weib zu mir:
„Von dem african'ſchen Ufer
Pflanzte der Granate Kern man
Nah' beim Darro; wenn der Samen
Nun zu einem Baum geworden —
Sage mir, iſt dann die Blume
Die er treibt, nicht Darro's Blume
Und doch Africa's zugleich?“

Erzbiſchof.

Aus dem Innern kommt die Taufe!
Sie iſt Dein, und ſie Dich ſtärkte
So zu handeln, wie's geſchehn!
Zieh' gleich Hagar in die Wüſte,
Glaube ſei Dein Ismael!

Raphaella.

Hole nun die Königin!

Erzbiſchof.
Schnell will ich zu Deiner Kammer
Nun die junge Fürſtin bringen!
(geht ab.)

Sechſte Scene.

Raphaella allein.

Nur durch That gewinnt das Leben
An Bedeutung! Ja, es ſei!
Sollt' ich nicht verlieren können,
Was ich nie beſitzen durfte? —
Frankreichs junge Königstochter!
Ja, ich will den Schleier hängen
Um Dein Haupt; oh! könnte ich
Dieſe Thränen als Juwelen
Dir in Deine Locken flechten —
Königlich wärſt Du geſchmückt! —
(Muſik von der Straße tönt herauf)
Wie ſie jubeln! — Ich will handeln!
(geht.)

Siebente Scene.

Muſik und Jubel; Tanzende kommen mit bunten Fahnen von der Terraſſe herauf; National-Tanz. Der Erzbiſchof und die Geiſtlichkeit kommen und ſtellen ſich vor des Königs, die Nonnen und Hofdamen vor Raphaella's Zimmer.

Wechſelgeſang.

O glücklich ſie, die eng verbunden,
Die ſchon auf Erden hier ſich früh gefunden!
Wo ſie knieen,
Roſen, als ein Pfand der Liebe blühen,
Als ihr Bild vor ihnen glühen!

Volk.

Freude! Freude in Cordova!

(Der König und die königliche Braut treten Beide aus ihren Zimmern; in der Mitte der Bühne begegnen ſie ſich, reichen ſich die Hand und gehen zur Kirche; Geſang und Glockengeläute tönen fort. Die Bühne wird wieder leer; das Abendroth beleuchtet die Gegend, die farbigen Fenſter der Cathedrale ſind durch Licht von innen erhellt.)

Achte Scene.

Raphaella kommt allein.

Freude herrſcht im Vaterlande,
Wie, und Raphaella weint? —
Jetzt ſind Beide ſie vereint,
Unzertrennlich ihre Bande!
Horch! Der Orgel feſtlich Klingen! —
Hätt' ich doch des Vögleins Schwingen!
Bin ja fremd hier und allein,
Wie das Vöglein dort im Hain!
All', woran ich hier geglaubt,
Hat mir das Geſchick geraubt!
Fremd dort unter Maurenherden,
Bin ich fremd auch hier geworden.
Fort! — Allein wo flieh' ich hin?

(ſtarrt vor ſich nieder, und ſtößt dann einen leichten Schrei aus)

Curtius!! — Ich bin Spanierin! —
Dank Dir droben, Gott im Himmel!
Fliehen muß ich dies Getümmel!
Niemand folge meiner Spur!
Ein Ade dem Theuren nur! —

(Man hört die Muſik des Brautzuges, der zurückkehrt, und frohe Volksgeſänge; Raphaella reißt ſich den Pfeil aus ihrem Haar und ritzt folgende Worte auf den Rand des Marmorbeckens, während der Lärm ſich immer mehr und mehr nähert.)

„König! Sei der Krone werth!
Raphaella für Dich betet!“
— Zuck' nun, ſtarker Tod, Dein Schwert!
Wenn vor Gott ich hingetreten,
Werd' fürs Vaterland ich beten!
(ſtürzt ſich in die Tieſe, während die Menge jubelt:)
„Freude! Freude in Cordova!“

(Der Vorhang fällt ſchnell, indeß die Muſik in eine wilde Diſſonanz übergeht.)

Schnellpreſſendruck von Fr. Ries in Leipzig.

H. C. Anderſen's

Geſammelte Werke.

Vom

Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe.

Dreiundzwanzigſter Band.

Agnete und der Meermann.

Leipzig

Verlag von Carl B. Lorck.

1847.

Agnete und der Meermann.

Dramatiſches Gedicht

in zwei Abtheilungen.

Von

H. C. Anderſen.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Vorwort.

Im Jahre 1833, als ich zum erſten Male Frankreich, die Schweiz und Italien beſuchte, als neue fremdartige Eindrücke ſich mit meiner eigenen lyriſchen Stimmung vermiſchten, entſtand die nachfolgende Dichtung. Einen reichen Stoff fand ich in dem alten däniſchen Volksliede:

Agnete und der Meermann.

Im hohen Saale Agnete ſtand,
Sogleich kam ein Meermann im naſſen Gewand,
Oh! oh! oh!
Sogleich kam ein Meermann im naſſen Gewand.

„Agnete, hör', was ich ſage Dir:
Willſt Du wohl ſein Treuliebchen mir?“ —

„Das will ich mit Herzen, das will ich mit Mund,
Wenn Du mich führſt auf den Meeresgrund."

Er ſchloß ihr die Ohren, er ſchloß ihr den Mund,
Und führte ſie tief auf den Meeresgrund.

Sie wohnten zuſammen wohl an acht Jahr,
Und ſieben der Söhne ſie ihm gebar.

Agnete ſaß an der Wiege und ſang,
Da hört' ſie vom Lande der Glocken Klang.

Agnete ſie blieb vor dem Meermann ſtehn:
„O, darf ich wohl in die Kirche gehn?"

„Ja, gern magſt Du zur Kirche gehn,
Doch mußt Du wieder nach den Kindlein ſehn."

Er ſchloß ihr die Ohren, er ſchloß ihr den Mund,
Und führte ſie dann auf den feſten Grund.

Agnete hinein in die Kirchenthür trat,
Ihr folgte die Mutter auf ſtillem Pfad.

O höre, Agnete, und gieb mir Beſcheid:
„Wo warſt Du die lange, lange Zeit?"

„Auf einſamem Meeresgrunde ich war,
Dem Meermann ich ſieben Söhne gebar.“

„Was gab er Dir für die Ehre Dein,
Als er Dich nahm zum Liebchen ſein?“

„Er gab mir das prächtigſte, goldne Band,
Kein ſchöneres glänzt an der Königin Hand.“

Der Meermann trat in die Kirche ſtumm,
Da drehten ſich alle Bilder um.

Es war ſein Haar wie das reinſte Gold,
Sein Auge blickte ſo freundlich und hold.

Agnete, hör' was ich ſage Dir:
„Die kleinen Kinder verlangen nach Dir.“

„Sie mögen verlangen noch ſo ſehr,
Zurücke kehr' ich nimmermehr!“

„Der großen gedenk', des Knaben klein,
Des zarten Kinds in der Wiege ſein.“

„Ich denke der großen und kleinen nicht,
Noch wen'ger des Kinds, das in der Wiegen liegt.
Oh! oh! oh!
Noch wen'ger des Kinds, das in der Wiegen liegt.“

Die erſte Hälfte des Gedichts entſtand in Paris, der Schluß in Le Locle im Juragebirge, von wo aus ich es nach Kopenhagen mit folgenden Worten ſandte:

„„Schon als Kind ergriff mich die alte Weiſe von Agnete und dem Meermann, und die doppelte Welt derſelben: die Erde und das Meer; als Aelterer ſehe ich das große Lebensbild mit des Herzens nimmer zufriedenzuſtellender Sehnſucht darin, und das wunderbare Streben deſſelben nach einem neuen, einem andern Sein. — Lange war es mein Gedanke, es ſo auszuſprechen, wie es in meiner Seele lebt. Die alte Weiſe aus der Heimath klang vor meinem Ohre mitten in dem lebensfrohen Paris, ſie folgte mir nach den luſtigen Boulevards und nach den ſtummen Kunſtſchätzen des Louvre. Das Kind wuchs unter meinem Herzen, ehe ich es ſelbſt recht wußte.

Weit von Paris, hoch oben auf dem Juragebirge, in einer nordiſchen Natur, in ſchwarzen, todtſtillen Föhrenwäldern iſt meine Agnete geboren, aber däniſch an Seele und Sinn! Ich ſende dieſes liebe Kind nach meinem Vaterlande, wo ſeine Heimath iſt. Nehmt es freundlich auf! es bringt meine Grüße an Euch Alle; im Auslande wird jeder Däne uns ein Freund und Bruder, Agnete geht alſo zu Verwandten und Freunden.

Der Schnee fällt vor meinem Fenſter, ſchwere Winterwolken liegen auf dem Walde, aber unten am Berge iſt Sommer, dort ſind Trauben und Maisfrüchte. Morgen fliege ich über die Alpen nach Italien; vielleicht träumt mir dort ein ſchöner Traum, den ſende ich nach meinem Dänemark;

denn der Sohn muß ja der Mutter ſeine Träume erzählen. — Lebt wohl!“"

Mehrere Jahre ſpäter wurde Agnete nud der Meermann*), ſehr gekürzt und mit einer vortrefflichen Muſik von Niels W. Gade, auf die Bühne gebracht, wohin ſie jedoch eigentlich nicht und jedenfalls nur in einer gänzlich umgearbeiteten Geſtalt gehört. —

Mögen meine deutſchen Freunde dieſe Dichtung mit einem Theil der Liebe aufnehmen, womit ſie geſchrieben iſt.

Leipzig, den 15. September 1847.

H. C. Anderſen.

---

*) Einigemal findet ſich aus Verſehen im Text Meergott ſtatt Meermann, was der Leſer entſchuldigen möge.

Erſter Theil.

Agnete auf Holmegaard.

Perſonen.

Mutter Gertrud, eine Fiſcher-Wittwe.
Agnete, ihre Tochter.
Hemming, Geiger, wohnt bei Mutter Gertrud.
Hinze, ein reicher Schlächter.
Klein Chriſtinchen, Mutter Gertruds Nichte.
Eine Zigeunerfamilie.
Der Meermann.

Die Scene iſt auf Nord-Fühnen, bei der Zunge, welche jetzt den Odenſe-Fjord bildet.

Die Zeit ungefähr 1106.

(Ein alterthümliches Zimmer mit einer hölzernen Galerie, zerriſſenen Tapeten u. ſ. w. in einem verfallenen Gebäude, „Holmegaard“ genannt, dicht bei einem Fiſcherdorf. — Es iſt Sommerabend.)

Mutter **Gertrud** (ſitzt und ſpinnt). **Hemming** (ſchnitzt an einem Pflock).

Gertrud.

— Gewiß, ich halte viel, ſehr viel auf Dich,
Will ungern Dich verlieren, ja, ſehr ungern!
Doch Du mußt fort Dich in der Welt zu tummeln;
Es muß ſo ſein, zumal wenn man noch jung iſt.
Für einen tücht'gen Geiger hält man Dich —
Ja, ſpielen kannſt Du, daß das Herz ſich rührt,
Doch ſolche Leute haben niemals Heimath.
Man geht von Stadt zu Stadt, von Burg zu Burg,
Hier iſt Beerdigung mit Spiel und Gilde,
Im Ritterſaal wird Fackeltanz getanzt,
Und dort herrſcht Fröhlichkeit am Maitagabend!
Ein buntes Leben iſt's, Du mußt es kennen,
Nicht wie ein Kettenhund beſtändig ſpringen

Auf engem Platz ums Haus und weiter nicht;
Hinaus, hinaus, das bringt das Blut in Gang,
Den Sinn ermuntert's! Willſt Du mir gehorchen,
Dann ſollſt Du ſehen, daß Du muntrer wirſt.
Ich glaub', Agnete hat mit ihrem Weſen
Dich angeſteckt. Drum in die Welt hinaus.

Hemming.

Ein Geiger iſt nicht ſonderlich geachtet,
Gemein hat Alles er mit Vagabunden.
Ich kann mich trennen von der Heimath nicht,
An dieſem Orte wuchs das Herz mir feſt.
Die halbverblichenen Bilder an der Wand,
Die Galerie von Rauch und Alter ſchwarz,
Die Krauſemünze ſelbſt im ſchmalen Fenſter
Erſchuf ein Zwillingsbild in meinem Herzen,
Nicht von der andern Hälfte iſt's zu trennen!
Wo find' ich auf der weiten Welt wohl Jemand,
Der gegen mich ſo mütterlich wie Ihr?
Nein, jetzt noch laßt es bei dem Alten bleiben!
Die Reiſeluſt wird einſt vielleicht noch kommen,
Das Bündel nehm' ich dann, den Dudelſack,
Und geh' hinaus, wohin der Herr es will!

Gertrud.

Was ich geſagt, war in der beſten Meinung,
Ein wenig denk' daran, thu' was Du willſt!
O, wär' mein Kleid geſchnitten wie das Deine,
Ich flöge fort, noch eh' ich's ſelbſt gewußt.
— Es bellt der Hund! —

Hemming.

Es kommen Fremde an!
Dort reitet Einer, drinnen, durch den Flur.

Gertrud.

Ei! ich will wetten, das iſt Schlächter Hintze!
Wir werden Neues hören; das iſt herrlich!
— Hilf nur, daß unter Dach das Vieh bald kömmt.
In dem verfall'nen Saal iſt Platz und Futter.
Im Haus ſei nützlich, meine dritte Hand! —
Wo doch Agnete heute Abend bleibt!
Ich denke mir, daß ſie am Strande ſitzt,
Die Zeit vergeudend, welche mir ſo koſtbar!
— Doch ſieh, dort iſt er: Ei, willkommen, Hintze.
Maria, Joſeph ſegnen Euren Eingang.
(Sie küßt ihre Hand und reicht ſie dem eintretenden Hintze.)

Hintze.

Hier habt Ihr mich und fünf und zwanzig Ochſen,
Sie ſtehn als mein Gefolge an der Pforte.
Ich bin verteufelt müd'; am frühen Morgen
Ging ich von Odenſe, Ihr wißt, der Weg
Geht kreuz und quer, daß er nie Ende nimmt.
Nun bin ich hier in meinem Standquartier,
Bis morgen kann ich ruhn und Kräfte ſammeln.
Nun, Gertrud! gilt's zu braten in der Küche!
Ich habe dieſe Flaſche mit Claret
Und herrlich Bremer Bier Euch mitgebracht.

Gertrud.

Ich ſollte braten! woran denkt Ihr denn?
Es ſind ja Faſten.

Hintze.

Ei, ich weiß es wohl!
Hier in der Nähe traf ich einen Bettler,
Ich gab ihm Geld, damit er für mich faſte;
Und ſeht, Erlaubniß hab' ich jetzt zu ſpeiſen;
Das iſt ja deutlich! — Aber ſagt mir nun,
Wo iſt Agnete? Immer iſt ſie aus.

Gertrud.

Am Strande iſt ſie wohl, dort geht ſie gern.

Hintze.

Am Strande? Ei, das mag ich leiden! —
Am Strande, ſeht, dort geht ſie allezeit!
Sie lebt zu viel, zu viel für ſich allein.
Ihr ſollt, das will ich Euch im Guten ſagen,
Ein wenig beſſer auf das Mädchen paſſen.
Was treibt ſie wohl hinunter an das Waſſer?
Das iſt nicht gut, und wohin ſoll es führen!

Gertrud.

Sie kann nicht anders! glaub' mir, denn ich weiß es,
Die Stunde der Geburt iſt Schuld daran.
Ihr wißt, daß ich von Jütlands Weſtküſt' bin.
Mit meinem Manne ging ich oft zum Fiſchfang;
Einſt, als ich mit Agnete ſchwanger war,
Um Ebbezeit, das Meer zurückgetreten,
Ging ich mit ihm, vom Lande eine Meile

Entfernt, wir ſammelten den Bernſtein auf;
Da ward mir unwohl. In ein Wrack im Sande
Kroch ich hinein, und ich gebar Agnete.
Es kam die Fluth; das Meer da draußen brüllte;
Es wälzten ſich die Wogen auf den Sand.
Das war kein Spaß! mein Mann nahm auf den Rücken
Mich, in dem Arm das zarte Kindlein haltend;
So lief und ging er, von der Fluth verfolgt,
Die ihn erreichte, eh' ans Land er trat;
Und durch den Strom hin mußt' er mit uns waten;
Die ſalz'ge Woge hat in ihrer Brandung
Getauft Agnete; ſie iſt Kind des Meers!
Geboren ward ſie dort, dort weilt ihr Sinn!

Hintze.

Doch gab ſeit der Zeit Euch das Meer wohl viel?

Gertrud.

Sie iſt vergeſſen nun die ſchwere Stunde.
Und gerne wär' ich dort beim Meer geblieben,
Es war nicht ferne von dem Kattegat!
Doch als mein Mann mit unſern Nachbarsleuten
Den König Knud verfolgte, der zu ſtreng war,
— Nun iſt er ſelig, und ein großer Heil'ger —
Zog ich nach Fühnen hin — und ward dort Wittwe.
Ich wohne jetzt auf dieſem alten Hof,
Verfallen ſteht er an des Landes Spitze,
Wird Holmegaard genannt. Das Bischen Herberg',
Die ich hier halten kann, hilft mir ſo durch.

Hintze.

Nun ja, das weiß ich, redet nicht davon!
Geht in die Küche, laßt die Flamme lodern,
Denn hungrig bin ich und bedarf der Speiſe;
Dann, will ich hoffen, wird Agnete kommen;
Wenn ich geſättigt bin, ſo hab' ich Etwas,
Ja, wichtig iſt es für Euch alle Beide!
Das letzte Mal ſchon wollt' ich davon ſprechen,
Da ward nichts draus, nun aber muß ich's ſagen!
Ich mag nicht mehr als Wittwer einſam ſein;
Alt bin ich nicht, auch ſtehe ich mich gut,
Und wenn ein Mann wie ich als Freier käme,
Was würde man wohl ſagen, Mutter Gertrud?

Gertrud.

O Gott, o Gott! — Was man wohl ſagen würde?
So unerwartet kommt's! ein ſolcher Schritt
Muß überlegt, genau erwogen werden!
Ich bin ſchon Wittwe in das zwölfte Jahr,
Mein ſel'ger Mann, er war ſo herzensgut,
Viel ſalz'ge Zähren hab' ich ihm geweiht.
Und ſollte Einer den Verluſt erſtatten,
Ja, da Ihr wollt, daß ich die Wahrheit rede,
Dann wahrlich ſeid Ihr's.

Hintze.

Was? So glaubt Ihr denn,
Ich meine Euch? O nein, Agneten gilt's!
Ich meine ſie, das iſt ja ſo natürlich!

Gertrud.

Ach ſo! Agnete! Ich verſteh' es wohl!
— Ja, das beruht auf ihrem eignen Herzen.
Mit Hemming kömmt ſie dort, verſucht es nun!
Doch fürcht' ich ſehr, Ihr ſeid für ſie zu alt,
Bedenkt: „am beſten ſpielen gleiche Kinder!"

Agnete und Hemming (treten ein).

Agnete.

Der ſchöne Abend lockte mich vom Hauſe.
Der Vollmond ſcheint, und herrlich iſt der Meerglanz!
Hier drinnen iſt's ſo drückend und ſo ſchwül,
Und gar nicht hab' ich ſolchen Gaſt erwartet.

Gertrud.

Und der Beſuch gilt dennoch Dir beſonders.
Beug' vor der großen Ehre Dich, mein Kind.

Agnete.

Wie, mir?

Hintze.

Komm, ſetze Dich, Agnete!
Du merkſt wohl, Mutter Gertrud iſt verdrießlich,
Doch geht's vorüber, ſo wie ich ſie kenne!
Sieh, was von Svendborgs Markt ich für Dich habe,
Ein Perlenhäubchen; lieblich wird es kleiden!
Ich denk' an Dich, wenn es Dir gar nicht träumt.
Ich halt' auf Dich, Du biſt ſo gut und ſchön!
Wenn ich gegeſſen und geſättigt bin,
Dann wollen wir ſo recht vernünftig ſchwatzen;
Und wenn ich morgen reiſe, wenn Du willſt,

So will ich Dir den beſten Sitz bereiten
Auf einem Ochſen. Du ziehſt dann mit mir,
Und wenn Du ſiehſt, ſo wie daheim es ſteht,
Daß Alles vollauf iſt, wie es ſich ziemt,
Kannſt Du den Prieſter Amen ſagen laſſen.
Verſtehſt Du mich? Ich halte um Dich an!

Hemming.

Agnete, kannſt und willſt Du uns verlaſſen?

Hintze.

Ja wohl, das kann ſie! Ei, was iſt es denn?
Gertrude folget ihr, wenn ſie es will,
Und Du, mein Burſche, ſpielſt auf unſrer Hochzeit!
Zuſammen wuchſ't Ihr wie Geſchwiſter auf,
Geſchwiſter müſſen in der Welt ſich trennen!
— Doch Mutter Gertrud kömmt ſchon mit dem Fiſch.
Horcht, wie er brät! Nun, Kinder, ſetzt Euch nieder,
Und koſtet von dem Bremer Bier und vom Claret,
Inzwiſchen wir von unſrer Hochzeit ſprechen.

Hemming.

Mich hungert nicht, und wie mir ſcheint, ſo lärmen
Im Stall die Ochſen, laſſet mich dahin,
Ich werde ſehn, wie ſie gebunden ſind.

(Er geht.)

Gertrud.

Was ſagt Agnete nun zu Euren Worten? —
Mein Kind, Du haſt ganz Deinen eignen Willen.

Hintze.

Ei! was ſie ſagt? das Mädchen ſaget „Ja!“

Agnete.

Ihr irrt Euch! denn ſie kann und darf es nicht.
Verwandte, Heimath ſoll das Weib verlaſſen,
Dem Manne folgend, wohin er auch gehe,
Sie ſoll für ihn mit ganzer Seele leben,
Glück ſoll ſie durch ihr ſtilles Wirken ſchaffen;
Das kann ich nicht, ich fühl' es nur zu gut!
In meiner Seele herrſcht ein mächtig Streben,
Es treibt mich fort, ich kann es nicht erklären!
Ihr zürnet nicht?

Hintze.

Ein Abſchlag alſo iſt's?

Agnete.

Ihr hört am liebſten ja Aufrichtigkeit.

Hintze (heftig).

Gewiß, gewiß! — Beeilt Euch, Mutter Gertrud!
Mehr Brot, und noch zwei Fiſche auf den Tiſch,
Ein Schluck Claret, dann reiſ' ich wieder fort!
Es iſt ſo herrlich kühl in nächt'ger Zeit,
Doch morgen brennt die Sonne gar zu heiß.

Agnete.

Heut' Abend brecht Ihr auf! ſo ſeid Ihr böſe?

Hintze.

Ich böſ'? Weshalb? Ich habe keinen Grund.
's iſt meine Laune! Launen hab' ich auch! —
Nun, Euer Wohl! das werdet Ihr doch trinken?
Nehmt einen Becher, Gertrud! laßt es munden! —
Ihr ſeht mich — wenn ich wieder hieher komme!

Meeresufer.

Hemming (ſitzt auf einem Stein und ſingt).
Dort unten in der Mühle, wo der Bach rinnt ſo klar,
Dort dient' ich beim Müller vier lange Jugendjahr',
Und in des Abends Stille ſaß ich ſo oft allein,
Und ſchwatzte mit des Müllers herzigem Töchterlein.

Ich glaubt' ihr Herz zu ſchauen durch ihrer Augen Pracht,
Ich konnte daran denken die ganze, ganze Nacht,
Sie theilte meine Sorgen, ſie theilte meine Luſt,
Doch hab' ich nie verrathen die Lieb' in meiner Bruſt.

Wenn ſie ſo lieb mich hätte, ſo lieb wie ich ſie hab',
Dann würde ſie's auch wiſſen, ohn' daß ein Wort ich gab;
Oft bat ich ſtill und leiſe: „Erbleiche, Liebesſchein,
Du armer Burſche nennſt ſie doch niemals, niemals dein!"

Sie drückte meine Hände ſo ſanft, als ich erkrankt,
Da hat in meinem Herzen die Liebe nicht gewankt,
Sie ſah ſo freundlich auf mich, ſie bat mich froh zu ſein,
Doch drang in meinen Buſen die Freude nicht hinein.

Ich fühlte in der Seele ſolche Luſt und ſolchen Drang,
So trafen wir am Abend uns auf dem Waldesgang,
Da nahm ſie meine Hände, und ſagte froh und laut:
„Hier ſiehſt Du meinen Trauring, Du grüßeſt eine Braut!

„Ja, Gold und reiche Perlen gab ſeine Liebe mir,
Doch Keiner hat's erfahren, zuerſt vertraut' ich's Dir!“
Da küßt' ich ihre Hände, doch ſagt' ich nicht ein Wort,
Mir ſchien der Baum der Hoffnung verſunken und verdorrt.

Es war am Abend Gilde, auch bei dem Feſt ich war,
Und ſaß ganz nah' zur Seite dem glücklich frohen Paar,
Wir jauchzten, wir tranken und ſangen Lieder dann; —
Ich mußte fröhlich ſcheinen, weil Alle auf mich ſahn!

Es ging am andern Tage mir wirr im Kopf herum,
Ich war bei ihrem Jubel ſo ſtill, ſo bleich und ſtumm.
Es ging mir, wie ich's wünſchte, nur Eins hat mir gefehlt!
Sie liebten mich ja Alle, ihr Blick hat's mir erzählt.

Sie drückten meine Hände, ſie konnten's nicht verſtehn,
Sie küßten ſich ſo innig, das war 'ne Luſt zu ſehn! —
Da lockte mich die Sehnſucht, mich rief das Himmelszelt,
Ich packte meinen Ranzen zu ſehn die weite Welt.

Ich ſagte: „Ich will ſchauen die Welt und ihre Luſt,“
Und meinte zu vergeſſen die Welt in meiner Bruſt!
Sie ſah mich an und ſagte mit mildem, trautem Wort:
„Wir lieben Dich ja Alle, ſprich, weshalb willſt Du fort?“

Da mußt' ich bitter weinen, doch Keinem fiel es auf,
Wenn man von Freunden ſcheidet, läßt man den Thränen Lauf,
Sie haben mich begleitet, ich fiel auf einen Stein,
Es ward es Ew'gen Wille und ach! ich brach das Bein.

Nun lieg' ich in der Mühle, wo ſie mich zärtlich pflegt,
Und ſie und ihr Geliebter ſind beide tief bewegt;
Im Juli iſt die Hochzeit, „komm' mit,“ ſie baten ſo,
„Bis dahin biſt Du munter und glücklich und froh!“

Ich hör' die Waſſer brauſen ſo mächtig und ſo tief,
Ich möcht', daß in den Wogen ich ruhte und ſchlief!
Dort würd' ich, wie ſie wünſchen, recht froh und glücklich ſein,
Dort wäre ich enthoben wohl aller Seelenpein.

Agnete (welche ſich ihm nähert).
Ein traurig Lied iſt's, Hemming, das Du ſing'ſt.

Hemming.
Agnete! Du biſt's! und du kommſt hierher!
— Du willſt uns morgen alſo ſchon verlaſſen?
(ergreift ihre Hand)
Leb' wohl, Agnete! ganz vergiß mich nicht.
Sei glücklich! — ja, Du wirſt es ſicher ſein!

Agnete.
Doch weineſt Du!

Hemming.
Ich bin zu weich als Mann!
Ich weiß es wohl, ich kann dazu nichts thun.
Du biſt mir lieb, als wärſt Du meine Schweſter,
Und um die Schweſter darf der Bruder weinen.

Agnete.
Wer ſagt denn, daß ich geh'? ich bleibe hier.
Ich ſchlug ihn aus; haſt Du das nicht gehört?

Hemming (freudig aufſpringend).
Du ſagteſt nein?! Du liebſt ihn alſo nicht?
O Gott, Agnete, wie Du mich erfreuſt!
Du bleibſt bei uns, Du willſt uns nicht verlaſſen? —
Ja, glaube mir, hier iſt es doch am beſten!
Und Alles will ich thun, was Du verlangſt!
Sag mir, Agnete, Fehler, die ich habe,
Sag', iſt wohl Etwas da, was Dir mißfällt?
Ich will mich ändern! Alles ſage mir!
Ich will ſo gern, daß Du mich lieb gewinnſt,
Damit Du hier ſo recht zufrieden ſei'ſt!
— Doch ſprich, was ſagte Hintze? Er ward zornig!
Auch ſchalt er wohl, und trank ſo recht im Zorn!

Agnete.
In dieſer Stunde bricht er von hier auf;
Ich hab' erzürnt ihn wider meinen Willen.

Hemming.
Er reiſet fort? Nun, das iſt ja das Beſte!
Denk' ferner nicht daran. Hier iſt's ſo ſchön,
Es iſt, als ſchlief und träumte Baum und Blume.
Sieh, welche lichte Säule reinen Goldes
Der Vollmond auf die Meeresfläche wirft!
Ich weiß ſelbſt nicht, als Aeltrer, und bei Dir
Hat gegen ſonſt der Abend ſich verändert.
Wenn heim ich ging mit meinem Dudelſack
So gegen Mitternacht, dann ſah ich viel!
Der heiſ're Nachtrab' ſchwang ſich aus dem Sumpf
Und ſchrie hoch über mir; ich ſah nicht auf.

Ich fürchtet', daß ich durch die Schwingen ſähe
Und ſelbſt verwandelt würd' zu ſolchem Scheuſal;
Der Wehrwolf ſteckte aus dem Buſch den Kopf
Und zeigte Zähne, wenn ich ſchritt vorbei,
Dort wo der Kämpenhügel ſteht auf Pfeilern!

Agnete.

Kann Dich's erſchrecken, daß die ſtille Nacht,
So wie der Tag hat ſein beſonderes Weſen?

Hemming.

Ich fühlte immer einen eig'nen Schauder,
Wenn ich beim Mondſchein nah' der Kirche kam,
Und wenn der Kirchennix mit rother Mütze
Saß in der offnen Luke über mir,
Und dann den Takt zum Tanz der Todten nickte;
Doch nun, nun iſt es anders, wie geſagt!
Jetzt ſeh' ich immer nur die Erlenjungfer,
Die wie ein Nebel ob der Gegend ſchwebt,
Und ſie erſchreckt nicht, denn ſie gleichet Dir;
Oft glaube ich, Du ſei'ſt es, welche ruft;
Doch nenne ich dann froh Madonna's Namen,
So iſt ſie fort. Es macht mich traurig oft;
So nah' biſt meinem Sinn und Herzen Du.
— Ja, lach' mich aus, ich bin ein rechtes Kind!
Ich glaub', ich ſtürbe, würden wir getrennt.

Agnete (reicht ihm die Hand)

Wir ſcheiden nicht! Du trauerſt gar zu ſehr!
Was fehlet Dir?

Hemming.

Ich weiß es ſelber nicht,
Und doch glaub' ich's zu wiſſen! Dieſer Abend
Ließ altern mich in dem Gedankengang.
O, wär' ich reich, und hätt' ich Land und Güter,
Dann könnte ich gewiß recht glücklich werden!
Weshalb ſoll arm, ja arm ſo Mancher ſein?
Nur Gold, nur Gold kann unſer Glück begründen.

Agnete.

Wie kannſt Du ſo nur reden? Häßlich klingt's!

Hemming.

Und doch iſts Wahrheit: — Nichts beſitzt die Armuth!
Die Hoffnung ſelbſt iſt ein gedrücktes Kind,
In Lumpen geht's und ſinget Bettlerweiſen!
O wär' ich reich! reich, wie ich arm jetzt bin,
Dann wagte ich, was jetzt unmöglich iſt!
Ich ſagte Dir, wie innig ich Dich liebe,
Wie Du, mein halbes Weſen biſt, Agnete!
Und ich geſtände meine ſtarke Liebe — —!
O, zürne nicht, ich kann ja nicht dafür! —
Du biſt ſo ſtumm! — Du willſt nicht auf mich ſehn!
— Ach, ſagte ich, was ich nicht ſagen durfte?
Beleidigte ich Dich? O, weine nicht!
Es fällt mir Deine Zähre ſchwer aufs Herz.

Agnete.

Leb' wohl! leb' wohl!

(ſich losreißend

Hemming.

Vergieb mir, o Agnete!
Vergiß, was ich geſagt! Sei gut, wie früher!

Agnete

(ſeine Hand drückend).

Ich bin Dir gut!
(bedeckt ihr Angeſicht mit den Händen und verläßt ihn.)

Hemming

(ſteht einen Augenblick ſtumm und ſieht ihr nach).

„Ich bin Dir gut!“ wie ſoll ich,
Wie darf ich das verſtehn? — Sie weinte bitter,
Sie, die ſo ſelten weint, obgleich ſie tief fühlt.
Sie drückte meine Hand. — O, guter Gott,
O, darf ich's glauben? Ja, ſie liebet mich!
Sie liebt, ſie liebt mich! Wie das herrlich klingt!
In meiner Luſt muß ich die Blumen küſſen,
Und muß zur Morgen-Flucht die Elfen wecken,
Die mich am Abend bitter weinen ſah'n.
(nimmt eine Blume)
Sieh, Blatt für Blatt hat ſich geſchloſſen dicht,
Der Elfe ſchläft ſo ſüß und träumt darinnen;
Wach' auf! ſie liebt mich! Weißt Du es denn nicht?
Die hohen Wonnen fühl', die mich durchrinnen!

Eine andere Stelle am Strande.

Agnete
(in ſich verſchloſſen).
Ich ſoll betrüben alle meine Lieben,
Nur darnach ſtreben, was ich ſelbſt nicht weiß?
Ich fühle oft, wie gern ich hier geblieben,
Doch Nichts umfaßt ganz meiner Liebe Reis.
Und meine Sehnſucht iſt nur, leis zu ſchlafen,
Ja, einen ew'gen Schlaf im ſtillen Hafen.

Bei Meeresſtille, wenn wie grüne Hügel
Die niedren Gründe in den Wogen ſtehn,
Wünſch' ich umſpielt mich von des Schlummers Flügel,
Wo über mich die großen Schiffe gehn.
Die Erde laſtet nicht, wenn ich dort liege;
Das Kindlein ſchaukelt, in der Weltenwiege.

Wenn Sturm und Wogen mit einander ringen,
Der Brandung Schaum ſpritzt bis zum Himmel auf,
Dann möcht' ich jauchzend in die Fluthen ſpringen
Und fliegen auf der wilden Wogen Knauf,
Auch möcht' ich ſchlummern unterm Wogenſchaume
Und ſehn die Stürme über mir im Traume.

Das Land wird nur mit Blumenſchmuck umgeben,
Im Lenz und Sommer, einer Leiche gleich;
Doch mächtig herrſcht im Meer ein reges Leben,
Wenn's donnernd toſet an dem Küſtenreich.

Die Erde ſchmückt ſich ſtets, mit eitlem Schimmer,
Das Meer iſt Alles durch ſich, ſelbſt für immer!

Geſang der Wogen.

Erſter Chor.

Siehſt Du wieder dort am Steine
Eva's Tochter ſtehn allein?
Sieht auf uns in ihren Träumen,
Während um des Kleides Säumen
Friſch die Luft die milde ſtreicht,
Keuſch verhüllte Formen zeigt.
Laßt uns brauſen laut und tönen,
Küſſen dann den Fuß der Schönen.

Zweiter Chor.

Mädchen, laß mich Dich umfangen,
Schaukelnd Bruſt an Bruſt zu hangen,
Will auf meinen Arm Dich heben,
Laß uns hoch gen Himmel ſchweben,
Lippe laß an Lippe beben;
Steigen, ſinken, wieder ſteigen
Tanzend in der Luft den Reigen,
Während in des Meeres Bläue
Ich Dir Liljen-Kronen ſchlinge
Um der güld'nen Locken Ringe!
Meines Herzens Luſt iſt Treue!

Dritter Chor.

Du kannſt Rieſen überflügeln,
Liebe! o, wie ſüß zu ſchlafen,
Wenn das Haupt gleich wie im Hafen
Ruht auf üpp'gen Lebenshügeln!
Elfen! ſeht des Mägdleins Winken,
Seht vom Zaubermeth ſie trinken!

Vierter Chor.

Seht Ihr dort den Meergott ziehen,
In der Bruſt der Liebe Blühen,
Und er ſucht ſie zu umarmen,
Sonnengluth ſoll's Meer erwarmen.
Sieh, er will zum Küſtenſaume,
Schleudernd fort das Kleid von Schaume;
Sitzt im Mondſchein nun als Ritter,
Und im Arm ruht ihm die Cither.
Wären unſre Kräfte wach
Wie bei ihm, wir folgten nach.

Der Meergott (ſingt).

Ich kenn' ein Schloß, die Wand, das Dach
Sind grüne Wogen, Fach auf Fach,
Nicht bauen zarte Vöglein drin,
Statt Vögel ſieht man Schiffe ziehn.
Die Ströme nur als Säulen dienen,
Drin ſchwimmen Wallfiſch' und Delphinen.

Es ſtreckt ſich von der Pole Eis
Hin bis zum Süden, mild und heiß,
Und in dem Garten welch ein Blühn!
Dort iſt es immer ſommergrün.
Die wilde Herde weiden geht,
Wo Schilf, wie Krauſemünze ſteht;
Der Sturm naht ſich nicht dieſer Zone,
Man hört ihn wie im Orgeltone!

Wenn ſtolz er übers Schloß hinfließt,
Des Schaumes Lilje keimt und ſprießt,
Doch iſt es mondenlicht und klar,
Füllt Frieden jede Bruſt fürwahr,
Man ſchwimmt im milden Mondenlichte,
Und was man träumt, wird zum Gedichte.

Agnete.
Wer iſt der Fremde dort? Ein Rittersmann?
Nachdenkend und hier ſo allein am Strande!
Sein tiefer Sang dringt wunderbar ans Herz.
Der Meergott.
Heil ſei, Agnete, Dir!
Agnete.
Ihr kennet mich?
Ich ſah Euch früher nicht! Ihr ſeid ein Ritter,
Doch heimiſch ſeid Ihr nicht in dieſer Gegend.
Der Meergott.
Was denkſt Du wohl! Nachbaren ſind wir ja.

Du wohnſt am Meer; das Meer iſt meine Heimath,
Dort hauſe ich!
Agnete.
Freibeuter alſo ſeid Ihr?
Der Meergott.
Ja, wie Du willſt! oft mach' ich ſchöne Beute.
Glaub' nicht, daß Dänmark meinen Weg begrenzt!
Oft war ich Steuermann auf loſem Eisblock,
Wo mein Begleiter nur ein Eisbär war;
Oft ging mein Weg, wo heiß die Sonne brannte,
Wo Blumen bunt ſich ſpiegelten im Waſſer.
Agnete.
Ein herrlich Leben, reich an That, an Wiſſen!
— Dann habt Ihr ſicher, da ſo weit Ihr kamt,
Das Paradies und Golgatha geſehn?
Es liegt gen Oſten, weithin übers Meer!
Der Meergott.
So manchen Pilger brachte ich dorthin,
Wo überm Kreuz der Mond von Mahom leuchtet,
Wo ſtolze Götterbilder Griechenlands
Verſteckt im Graſe halbzerbrochen liegen.
Dort lernte ich: daß ſelbſt die Götter ſterben! —
Vor Edens Garten hob ſich der Olymp
Mit Schneelawinen, Blumen und mit Früchten,
Und als er ſank, ſtand in dem niedern Thal
Die rothe Roſe duftend, hold und friſch,
Die lieblich ſchwillt zum Throne für Madonna!
Die Houris Mahoms brechen ſie nicht leicht!

Doch mit der Zeit welkt ſelbſt die ſchönſte Blume:
Madonna ſelbſt geht zu den alten Göttern!

Agnete.

Du ſchreckſt mich! Wunderbar iſt Deine Rede!
Du machſt mich zittern, aber dennoch muß ich
Begierig trinken Deiner Lippen Töne.
Nicht Alles faſſe ich, was Du mir ſagſt,
Und doch gebärt Begriffe neu mein Sinn!

Der Meergott.

Weit wie der Adler fliegt der Mann umher,
Zur Sonne und zur Tieſe geht ſein Weg;
Es ſchärft den Blick, und Kraft gewinnt der Sinn;
Der Pflanze gleicht das Weib, es iſt beſtimmt
Im Hauſe zu erblühn und zu erquicken.

Agnete.

Und glaubſt Du denn, daß dieſes Loos ſo ſchwer?

Der Meergott.

Vergeſſen wirkt ſie in der engen Heimath,
Sieht nach dem Keſſel, wäſcht und putzt die Kinder,
Und flickt und nähet an den alten Kleidern.
Selbſt ihr Gedank' iſt ein gebundner Falke
Auf Mannesarm, deß Will' ihn abgerichtet.

Agnete.

Iſt ſtille Häuslichkeit denn keine Tugend?
Iſt es nicht ſchön, ſich gänzlich aufzuopfern
Für ihn allein, ſich treu ihm hinzugeben,
Der Hütte Wand mit Friedens Maigrün ſchmückend?
Noch fernen Enkeln klingt des Mannes Namen,

Des Weibes, das nur Weib war, wird vergeſſen;
Und dennoch weiß ſie, daß noch viele Jahre
Die Saaten keimen, welche ſie geweckt
Und in die theuren Herzen eingeſenkt;
Und waren dieſe gut, dann wirkte ſie
Nicht für die Heimath nur, für Land und Reich!

Der Meergott.

Agnete, biſt Du mit dem Loos zufrieden?
Nein, Deine Lippe nur malt ſchönen Meerglanz!
Dein Denken kenn' ich, wie Du ſelbſt es kennſt.
Und wärſt Du Mann, ſo ſtiegſt Du auf die Woge,
Dies ewig Gleiche würdeſt Du verlaſſen!
Du ließ'ſt den Sturm des Blutes Wallung kühlen,
Du ſäheſt in der weiten Welt Dich um!
Doch ſelbſt als Weib biſt Du geſchaffen nicht,
Das Netz zu flicken für den armen Fiſcher,
Und zu dem Feſt den Dudelſack zu tragen,
Wo Adelsdamen, eingehüllt in Zobel,
Geiſtloſe Puppen, ſtolz Dich überſehn!
Dein Herz iſt ſtark und deine Seele groß,
In deinem Innern regt ſich Mannesmuth;
Folg' dieſer Kraft, die dazu Dir gegeben!

Agnete.

Wer biſt Du, Fremder? Selber weiß ich nicht,
Ob ich Dich fürchten ſoll!

Der Meergott.

Weshalb wohl fürchten?

Ich zeige flüchtig nur auf jene Bilder,
Die ich im Buche Deiner Seele finde.

Agnete.

Doch ſahſt Du recht, ſo fand'ſt Du keinen Abriß
Vom kühnen Held, als Fiſchermagd gekleidet.
Ich bin ein ſeltſam, ein unſelig Weſen,
Das immer wünſcht, was ich nicht ſelbſt begreiſe!
Ich ſah einſt einen fremden Gaukler hier,
Der in der Luſt, mit ſeltener Gewandtheit
Der Finger, viele Kugeln ſpielen ließ,
Er griff ſie, um ſie wieder fort zu ſchleudern,
Sie wieder aufzufangen und zu werfen.
Das war das wahre Bild von meinem Streben,
Von meines Herzens Sehnſucht, meinem Ich.

Der Meergott.

Iſt feſt Dein Wille, wirſt Du ſicher ſiegen.
Du findeſt Ruh', Du findeſt Glück und Heimath!
Wenn übers Weltenmeer der Schwan ſich ſchwingt
Und müde fällt, ertrinkt er nicht im Meer,
Er findet eine Lotuspflanze oft,
Mit Lebens Manna öffnet ſie den Kelch. —
— Du ſinkeſt nicht! Ich prophezeih' Dir Glück!
Dein ſchönſter Traum wird in Erfüllung gehn.

Agnete.

Wer biſt Du denn?

Der Meergott.

Ein treuer Freund, Agnete.

Leb' wohl! wir treffen bald am Strand uns wieder.
(verläßt ſie plötzlich)

Agnete.

War es ein milder Traum, der mich umfing?
Gedankenklar durch meine Bruſt es ging.
Ich fürchtet' ihn, und hörte doch ſo gerne
Sein Spiel mit Körnern Sand wie mit dem Sterne.
Ein Mann, ſtolz wie der Strom im wilden Schaum,
Und klug und ſchön! — — Es war gewiß ein Traum!

Die Elfen im Graſe.

Der Erſte.

Still und ruhig müßt Ihr ſein;
Sonſt ſieht uns das Mägdelein!
Seht, wie ihre Wangen glühen!
Laßt uns ſchwebend ſie umziehen,
Wie die Bruſt ſich ſenkt und hebet;
Und wenn ſie der Schlaf umſchwebet,
Zeigt, wie ihre Zukunft blüht,
Wenn der Meergott zu ihr zieht,
Der als Ritter ſtrahlt und blitzet: —
Auf dem Schiff ſie bei ihm ſitzet,
Ob der Tiefe ſchwebend ſchauen
Sie der Erde weite Auen,
Sturm und Ruhe, Wolkenhallen,
Meeresſäle von Korallen.

Flechten wir im Traum hinein
Liebesluſt und Liebespein.

Der Zweite.

Fliegt dein Traumſchiff ſtolz im Lauf,
Such' ich auch den Geiger auf;
Ich will eilig zu ihm gehn,
Und ihn als Verlobten ſehn.
Jeder komm', der folgen will·
Zu dem muntern Hochzeitsſpiel
Nach des Sommers duft'gen Beeten! —
Keſſeltrommeln und Trompeten
Sollen in des Hauſes Räumen
Klingen, und der Meth ſoll ſchäumen,
Und wenn Alle jubeln laut,
Tanzen Bräutigam und Braut.

Nächſter Tag.

(Mutter Gertruds Zimmer.)

Hemming. Gertrud.

Hemming.

Ich ſagte es, doch weiß ich ſelbſt nicht wie!
Und laut geſtand ich meine Liebe ihr.
Erſt ward ſie ſtill, dann drückt' ſie meine Hand
Und ſagte mir, ſie ſei mir gut von Herzen.

Ich weiß es wohl, ich handelte nicht klug,
Denn nichts als Armuth hab' ich ihr zu bieten,
Doch bin ich jung, auch mangelt nicht der Muth!
Arbeiten will ich! Holz im Walde fällen!
Wer weiß, vielleicht erhalt' ich einen Platz
Als Diener des Gerichts. Ich hege Hoffnung!
O, ſeid nicht bös! ſeid gegen mich ſtets gut!
Ich liebe ſie! ſie füllt mein Denken ganz.
Gieb Deinen Segen, Mutter Gertrud! Keiner
Wird Dir als Sohn ſo treu ſein, wie ich's will.

Gertrud (mit Thränen).

Hemming, daß Du ſie liebſt, das weiß ich wohl!
Ich merkte es und wußte es ſchon lange.
's iſt eine Thorheit, wie Du ſelber ſagſt,
Mit meinem Ja begehe ich dieſelbe!
Du biſt mir lieb, Du biſt mein guter Sohn,
Und was der Herr will, das läßt ſich nicht ändern
Ich will ſie nicht an einen Reichen binden,
Nicht Wein von ihren ſalz'gen Zähren trinken.
Habt Ihr einander lieb, ſo nehmt einander!
Seid treu und fleißig, und dann mag es gehn,
Für Brot im Hauſe ſorgt der liebe Gott!

Hemming (jubelnd).

Und Du ſagſt Ja! o Gott, iſt es auch möglich?
Hab' ich Dich recht verſtanden? Sie wird mein?
Ich darf Agnete Braut und Gattin nennen?
O, weinen muß ich, weinen und doch lachen,
Und küſſen muß ich Dich, herzliebe Mutter!

Wie reich und glücklich man doch werden kann!
Dir, Gott, ſei, weil ich lebe, Preis und Dank!

Gertrud.

Ich merkte geſtern Abend bei Agnete,
Als heim ſie kam, daß etwas ſei geſchehn,
Ich wußte ſelbſt nicht was; ſie war ſo ſtill!
Und einmal, als ich ſie recht ſtarr anſah,
Ward ſie ſo roth; doch ich war müd' und ſchläfrig,
Und dachte weiter nicht darüber nach.
Nun erſt begreife ich, was ſie gefühlt!

Hemming.

Schon geſtern hätte ich es ſagen ſollen,
Agnete hat es auch gewiß erwartet.
Sie drückte ſanft heut' Morgen meine Hand,
Und ſah mich an ſo wunderbar wehmüthig.
Sie eilte fort. Ich ſah aufs Feld ſie gehn,
Schafgarben ſammelnd und auch Bitterklee
Für die Aebtiſſin, wie ich es vermuthe. —
Ich finde ſie ſogleich, ich laufe ſchon,
Und ſage, daß Du unſre Mutter biſt!

Gertrud
(indem Agnete eintritt).

Da iſt Agnete! — Aber was iſt das,
Was Du zu dem Erwünſchten noch gepflückt?
Unkraut von allen Arten iſt dazwiſchen!
Doch die Gedanken waren nicht im Felde,
Die blieben, hatten Fieber in der Stube.

Hemming.

Sie weiß das Ganze, ich hab' es geſagt,
Und Du biſt meine Braut! Sie ſegnet uns!
O Gott, das Glück verdien' ich wahrlich nicht!

Agnete.

Die Braut —

Gertrud.

Ja, liebes Kind, erröth' nicht wieder,
Ich ſelber halte ja recht viel auf ihn,
Als wäre er mein Sohn; das iſt er auch,
Und Ihr ſeid Beide meine Kinder jetzt!

Agnete
(die unverändert vor ſich hin ſtarrt).

Die Braut —

Hemming.

Ja, meine theure Braut, Agnete!
Die biſt Du nun! Du liebſt mich doch, Agnete?
Dein milder Blick, Dein Wort, Dein Händedruck
In meiner Seele die Gewißheit ſchuf.
Du biſt doch froh? O, glaub' mir, all mein Sinnen,
Mein ganzes Weſen lebt für Dich allein!

Gertrud.

Nun, Mädchen, wie Du ſtehſt! Komm' zu Dir ſelbſt!
Was haſt Du doch?

Agnete (gedankenvoll).

Ich dachte an die Hochzeit.

Am Strande.

Ein kleiner Vogel (fliegt vorbei und ſingt).

Quivit! quivit! O ſüße Luſt,
Am Ufer ſchwellt Geſang die Bruſt!
— Wenn Schiffes Segel ſich nicht regt,
Mein Flügelpaar die Woge ſchlägt!
Jüngſt kam ich her, wo Hopfen thront
Am Fenſter, wo Agnete wohnt;
Ich pickte an dem grünen Blatt,
Doch Keiner mich geſehen hat;
Ich zwitſcherte und ſang ſo viel,
Man ſprach von Hochzeit, Luſt und Spiel,
Doch Keiner hat hinausgeſchaut;
Quivit! nun iſt Agnete Braut!

Die Wellen.

Wie ich bebe! Gram und Kummer
Trieben mich vom Küſtentanz.
Meergott, in der Wogen Schlummer
Hört'ſt Du, was das Vöglein ſang?
Kirchenglocken bald erklingen,
Und das Licht glänzt ſtark und traut,
Sangestöne zu uns dringen:
Ach, nun iſt Agnete Braut!

Der Meergott.

Ströme, brauſet mit Geſchäume,
Berget meiner Liebe Träume!
Steige, Welle, ſchäumend, bleich,
Nacht und Tod iſt nun mein Reich.
Will den Dreimaſt dort umfangen,
Brecht dann, Luken, Ruder, Stangen;
Hebet ihn mit ſtarken Händen,
Wollen ihm Vernichtung ſenden,
Sprengt das Segel. Stürzt ihn wieder
In die Tiefe eurer Felſen,
Wo die Wogen leis ſich wälzen;
In der Tiefe Schauerſtille;
Schlaff das Segel hängt und ſtille!
Hebt ihn wieder mit dem Schaum,
Planken brecht! dringt in den Raum!
Schleudert ihn ans Wolkendach,
Auf dem Land iſt Hochzeitstag!

Mutter Gertruds Zimmer.

(Das Ungewitter nimmt mehr und mehr zu. Agnete ſitzt gedankenvoll auf einer Bank, bald leiſe ſingend, bald ſtill für ſich redend.)

Es brennt die Sonne, klar iſt der Tag,
Es fällt der Thau von dem Himmelsdach

Herab auf den grünen Hafen,
Darin die Todten ſchlafen! — —

— Und ich bin ſeine Braut? Bald iſt die Hochzeit!
Iſt er mir nicht der Theuerſte von Allen?
Er iſt ſo gut, ſo innig liebt er mich!
— Ich gab ihm „Ja“ — — Nein! ſtumm war meine Lippe!
Doch meine Freundſchaft gab ihm Liebesſchwingen.
Ich müßte weinen, wär' ſein Schmerz der meine,
Doch ich kann ſeine Luſt nicht mit ihm theilen!
(ſie bleibt einige Augenblicke ſtumm.)

Lerche ſingt in des Morgens Luſt,
Badet in Thau ihre Schwingen;
Töne erquicken, iſt enge die Bruſt,
Zähren dem Herzen ſie bringen! — —

— — Nein, nein! nicht länger bin ich jetzt ein Kind;
Mir fehlet Muth und kräft'ger Wille nicht.
Erſchaffen bin ich nicht, hier ſtets zu träumen!
Ich bin ja Weib! Des Weibes Loos iſt mein's,
Und es iſt ſchön und groß, ſelbſt eine Welt!
Was könnte wohl mein Herz noch ferner wünſchen? —
Der Tag iſt kurz; ich wirke treu daheim,
Wenn Hemming dann vom Feſte noch nicht kömmt
Mit ſeinem Dudelſack, geh' ich entgegen
Ihm, wenn der Abend ſinkt, und hör' das Meer
Mit leiſem Plätſchern tiefe Sänge ſingen,
Die ich nicht recht verſteh' und nicht verſtehn will;
Denn Meeresſtille iſt in meiner Seele,

Wo Traum der Vorzeit ſteht wie eine Stadt,
Die in den Schooß des Meeres tief geſunken,
Nur ihr Gedächtniß lebt in Glockentönen,
Die tief wehmüthig übers Meer hinbeben,
Und leiſ' bald in der Abendluft verſchweben!
(ſie ſingt ſtille vor ſich hin.)

Glückes Goldvöglein fliegt mit hinfort,
Wohin uns führt unſer Wille;
Auf unſerm Grabe iſt doch erſt der Ort,
Wo er uns ſitzet ſtille!

Gertrud und Hemming (treten ein).

Gertrud.

Wie kannſt Du ſingen, Kind, bei ſolchem Wetter?
Erd' und Himmel ſcheinen zu verſchmelzen!
Ein Seegang geht, ſo heftig wie die Nordſee!
Maria Joſeph! ſahſt Du jenen Blitz?
Gott ſei den Seelen auf dem Meere gnädig!

Hemming.

Der Regen ſtürzt herab; bald iſt's vorbei.
Die Möve ſchlägt die Schwingen an das Fenſter.
Der Hagel fällt; hin iſt die Aepfel-Ernte!
Der Hopfen wird dort von der Wand geriſſen
Und fortgewirbelt! Sieh, dort blitzt es wieder!
Welch Wetter iſt's!

Gertrud.

Wir hören bald von Schiffbruch!

O, heilige Maria, Jeſu Mutter!
Wenn Unglück doch geſchieht, ſo denk' an uns!
An unſre Küſten laß die Güter treiben!
Dann ſingen Seelenmeſſen wir den Todten,
Mit Sand und Blumen ihre Gräber ſchmückend.
Doch was erhält man wohl? Das ganze Gut
Gehört dem Biſchof, und er paßt ſtreng auf.
Bald denk' ich, kommen ſeine Leute her!
Wir aber ſind zuerſt! — — Ha, welch ein Donner!
Er folgte gleich dem Blitz; nun ſchlug er ein!

Hemming.

Man kommt!

Gertrud.

Es ſind doch nicht des Biſchofs Leute?

Eine Zigeunerfamilie (von Regen durchnäßt, tritt ein).

Zigeunermutter.

Guten Tag und guten Abend! wie Ihr wollt,
Denn draußen iſt in Eines all verſchwommen.
In St. Huberti Namen, gönnet uns
Ein Dach bei dieſem Wetter. Platz fehlt nicht.

Gertrud.

Doch ſtehlet nicht! zwar iſt hier auch nicht viel,
Den Kettenhund und meine Katze aber
Müßt Ihr mir laſſen! Nun, Ihr ſeid gewaſchen!
Es iſt kein trockner Faden an Euch Allen.

Der Zigeuner.

Doch das erfriſcht, es trocknet bald am Leibe!
Wir haben für den Mund, ſchafft Ihr uns Feuer.

Zigeunermutter.

Es liefen Gänſe uns erſchreckt entgegen,
Wir griffen drei bis vier, als mit dem Regen
Und Hagel ausgebrochen war der Sturm.
Die ſollen ſchmecken, und Ihr habt wohl Meth.

Gertrud.

Ich arme Wittwe! nein, ich trinke Waſſer;
Doch das iſt herrlich kaltes Quellenwaſſer!
Doch ihr habt ſelbſt wohl einen beſſern Trank!

Hemming.

Es iſt recht weit von hier, wo Ihr geboren,
Wie fandet Ihr den langen Weg nach Dänmark?

Der Zigeuner.

Verwandte haben wir hier oben, Freunde,
Die reiſen ſo wie wir, wir folgten ihnen.
Böhmen iſt unſre Heimath! Kennt Ihr's Land?
Wohl ein'ge hundert Meilen iſt's von hier,
Mit hohen Bergen, an die Wolken reichend;
Es iſt ein dunkler Wald das halbe Land.

Gertrud.

Das Feuer brennt. Doch macht es jetzt nicht ſtärker!
Es bläſt der Sturm durch die zerſchlagnen Fenſter,
Und wirbelt Rauch und Funken nach der Decke.

Der Zigeuner.

Jedoch die Mauer hält, die brennet nicht.
Doch ſieh, ein Dudelſack hängt an der Wand!
(zu Hemming)
Du ſpielſt darauf? Mein Burſch, nimm ihn zur Hand!
Wo iſt mein Weib? Laß uns ein wenig tanzen,
Die Kleider trocknen beſſer auf dem Leibe.
Raſch, alte Mutter! Auf den Spieß die Gänſe!
Der Sturm mag raſen, hell das Feuer lodern!
Blaſ' in die Pfeife! heiſa, braune Tinka!
(ſie tanzen.)

Zigeunermutter
(zu Agnete).

Mein Kind, ſo jung und ſo gedankenvoll!
Du räthſt doch nicht des Schickſals Würfelſpiel.
Gieb Deine Hand mir. Ei, die iſt durchkreuzt!
Die Lebenslinie lang, doch wenig ſichtbar.
Die Sterne haben's gut mit Dir gemeint!
Hat noch kein Ritter ſich gezeigt als Freier?
— Kind, denk' an mich! erheb' Dein Haupt! ſei froh!
Du ſinkeſt nicht! ich prophezei' Dir Glück!
Erfüllen wird ſich Deiner Träume höchſter!

Agnete (für ſich).

Sein Wort ganz! weshalb hab' ich's nicht vergeſſen?

Zigeunermutter.

Laß mehr mich leſen! — komm' hier in den Winkel!

Der Zigeuner.

Nun bin ich müde! (zu Hemming) wie ein Meiſter bläſt Du!

Sieh, daß das Glück Du mit der Pfeife fängſt.

Hemming.

Ihr glaubt, ich griff' es, wenn ich mit Euch ginge?

Der Zigeuner.

Das wäre möglich! ja, Du kannſt mir glauben,
Zigeunerleben iſt ein luſt'ges Leben!
Für keinen Herrn ſind wir als Sklav' geboren,
Wir ſind die Herren ſelbſt, denn wir ſind frei!
Die Haid' iſt unſer Bett, die iſt ſo breit,
Ein Schweſterbett von friſchen, duft'gen Kräutern!
Heirathen wir, wir gleichen Königen:
Aus eigenem Geſchlecht und Stand wir wählen.
Den Stock wir wechſeln, und ein Brot wir brechen,
Und wir verzehren's, ſeht, das iſt die Trauung!

Gertrud.

Verführet mir den Burſchen nicht zum Böſen!
Doch er iſt ſicher! nein, er läuft nicht mit.
Er iſt der Bräutigam von meiner Tochter,
Und morgen werden ſie ſchon Mann und Weib!

Der Zigeuner.

So können wir mit zu der Hochzeit kommen!

Vor dem Hauſe.

Zwei Vöglein (hüpfen auf einem Zweige vor dem Fenſter).

Das Erſte.

Nun iſt der Sturm entſchlafen, der Abend iſt ſo lau.
Die ſtolzen Buchen heben ſich bis ans Himmelsblau.

Nun ſteigt ins Meer die Sonne ſo ſtrahlend und ſo rund,
Sie malet Regenbogen auf flieh'nder Wolken Grund.
O, wie iſt Alles ſtille, leis nur die See ſich regt,
Und um die weißen Möven den Schaum die Woge ſchlägt.

Das Zweite.

Und als der Sturm nun brauſte ſo wild durch die Natur,
Da ſaßen wir am Fenſter und ſahen auf die Flur,
Wir guckten durch die Scheiben, wollten Agneten ſchaun,
Und ſahſt Du nicht die alte Zigeunerfrau voll Graun?
Was die wohl prophezeite? Du konnteſt ſie verſtehn!

Das Erſte.

An Dich nur konnt' ich denken, Dich konnte ich nur ſehn!
Wir wollen Neſter bauen hier unter dieſem Dach,
Und ſtets zuſammen bleiben zur Nacht ſo wie am Tag;
Willſt Du nicht mit mir fliegen tief in den grünen Hain,
Und Spreu und Federn ſammeln zu unſerm Brautbett ſein?

Das Zweite.

O, komm' mit mir ans Fenſter, und ſieh' ein wenig zu!

Das Erſte.

Ich will, mein liebes Herze, ja Alles ſo wie Du.
(Sie fliegen ans Fenſter.)

Das Zweite.

Beendet iſt die Mahlzeit, ſie ſchlummern liebend ein!

Das Erſte.

Das iſt's ja, was ich meine, wir ſchlummern auch zu zwei'n!

Das Zweite.

Was wohl ein Jeder träumet? O, ſag' mir doch Beſcheid.

Das Erſte.

Kann man von anderm träumen als Liebes Luſt und Leid?

Das Zweite.

Agnete kann nicht ſchlummern! o ſieh das ſtolze Weib,
Nachläſſig ſchlingt den Gürtel ſie um den ſchlanken Leib;
Und nun entſchlüpft ſie leiſe, wie iſt ſie ſchön und bleich,
Komm', laß uns ruhig ſitzen auf dieſem grünen Zweig,
Und nicht die Maid erſchrecken, ſie iſt ſo lieb und traut.

Das Erſte.

Sing nun Agneten Dein „Quivit," das Mädchen iſt ja Braut.

Agnete (tritt hinaus).

— Sie ſchlafen in der ſchönen Abendſtunde!
Ich ſchlummert' ſelbſt ein wenig, wie im Fieber.
Hier iſt's doch beſſer! und die Luft ſo friſch! —
Ich träumte halb, auch däuchte mir, ich ſähe
Das alte Weib vom Winkel ſich erheben,
Und mit verzerrtem Antlitz, loſem Haar
Sich als ein Alp auf meine Bruſt hinſetzen,
Ihn nennend, — den ich nicht vergeſſen kann!
Den Finger ſelbſt vermocht' ich nicht zu rühren,
Sie klammerte die langen, magern Beine
Um meine Seiten, ich verlor den Athem!
Es war ein Traum! Hier fühle ich mich beſſer!
O, wie der friſche Windhauch mich erquickt!
Die engen Wände drücken Seel' und Denken.
— Bald bin ich dort gebunden! — ei, was war's,
Was mir das Weib darinnen prophezeite?
Ich weiß ſelbſt nicht, nur das alleine weiß ich,

Ich lieb' ihn nicht, ich würd' als Weib verzweifeln!
O Gott! o Gott! und ich bin ſeine Braut!
Und morgen läutet's ſchon zu meiner Hochzeit!
(Sie verbirgt ihr Antlitz

Die Wellen.

Die tiefe Wiege ſchaukelt
Mit weichen Polſtern drein,
Wenn Dich der Sturm umgaukelt
Mit ſtarken Melodein.
Er ſchnitzet Roß und Reiter
Aus Wolken, hoch und hehr;
Hier aber iſt es heiter,
Hier weineſt Du nicht mehr!

Agnete.

Wie ſeltſam klinget doch in dieſer Stille
Das leiſe Wogenrauſchen an der Küſte!
Als ſänge es ein altes Heldenlied,
Bedeutungsvoll, doch dunkel für das Ohr!
Ich fühle mich ſo matt, weiß ſelbſt nicht wie.
(Sie ſetzt ſich auf einen Baumſtumpf.

Die Blumen.

Elf, der du ſpielſt im Traume
An unſers Kelches Saume!
Elfen von Duft,
Steiget in die friſche Luft,
Wie des Nebels Dunſttalar!
Küßt ihr holdes Augenpaar!

Seht den Schlaf ſie mild umziehn! —
O, wer mit Euch könnte fliehn!

Agnete.

Es ſchließt mein Auge ſich, ich bin ſo matt.

Die Elfen.

Wir ſpiegeln uns in ihrem Zährenbad.

Der Meergott
(ſteigt aus den Fluthen).

Agnete im Traum erkenne mich
Treu und zärtlich!
O, komm' zu mir gezogen
Auf Wogen!

Agnete (im Traum).

— Auf Wogen!

Der Meergott.

Keine Seele hab' ich in meinem Sein,
Nur Leben allein,
Mächtige Kräfte. — Du kannſt mir geben
Unſterbliches Leben!
O, komm' zu mir gezogen
Hinunter in die Wogen!

Agnete (im Traum).

In die Wogen?

Der Meergott.

Dir ſei beſchieden
Hienieden
Des Erdenlebens Glück und Frieden!
Dir zu gefallen

Baue ich Schlöſſer von Meereskorallen
Schmücke mit Perlen die weiten Hallen,
Pflanz' einen Garten mit duftenden Saalen,
Mit Hügeln und Thalen.
Reden und ſingen
Soll jegliches Blatt und munter klingen.
Alles thu' ich um Dir Freuden zu bringen!
Und durch die Wellen
Siehſt Länder Du ſchwellen
Ob deinem Haupte; in blumiger Pracht
Spiegeln ſie ſich in der mondklaren Nacht!
Städte und Länder
Schwimmen wie Ränder
Eilender Wolken über die See;
Folg' mir, Agnete, Du liebliche Fee,
Folg' mir, es tödtet mich ſonſt das Weh!

Agnete (im Traum).

Wie Wogenſang, wie Hornes Melodieen,
So klingt und dringt ans Herz mir ſeine Rede,
Im Meer iſt meine Heimath, ja, im Meer,
Ich ward geboren dort, dort weilt mein Sinn!
Nun bin ich da! wer hält mich jetzt zurück?
Das alte Weib! Sie drückt mich in das Schilf,
Hinunter, und ſie ſitzt auf meiner Bruſt!
Die eklen Locken fliegen aufgelöſt
Um ihren braunen Hals, dran Adern ſchwellen,
Sie ſingt mir eine heiſre Hochzeitsweiſe
Und wühlt mit ihren langen Knochenfingern

In meinem Haar. Nun ſchlingt ſie Knoten drein,
Und bindet an die Steine mich am Strand!
Sie tödtet mich! Rett' mich in meiner Noth!
Brauſt hoch, ihr Wogen! rett' mich, ſtolzer Meergott!

(ſie erwacht plötzlich im Schreck, und eilt einige Schritte gegen das Meer.)

Der Meergott

(ſtreckt ſeine Arme gegen ſie aus).

Agnete, komm'! hier rollt des Glückes Strom.

Agnete

(indem ſie ihn wiedererkennt.)

Dort ſteht er! dort! — Beſchütz' mich vor mir ſelbſt!

(ſie ſtürzt ſich in die Wogen.)

Die Vögel.

Agnete ruht ſanft in des Meergottes Arm,
Er umſchließt nun feſt ihre Bruſt ſo warm;
Er küßt ihre Augen, er küßt ihren Mund,
Und führt ſie hinab auf den Meeresgrund!

Die Wellen.

Wie wir ehrerbietig beben
Und ungern von hinnen ſtreben!
Fiſcher, reich' uns deine Hand,
Fühl' der Woge heißen Brand! —
Sonnenkuß auf Wogenſchaum
Einſt gebar in alter Zeit
Jene, die wir wiederſehn
Jetzt in hehrer Lieblichkeit.

Sie, die wir jetzt wiederſehn,
Iſt der Liebe Göttin ſchön!

Die Blumen.

Was ſingen doch die Wogen? Was ſagt der Vöglein Sang?
Wir träumten und vernahmen nur halb der Worte Klang!
Dort oben an dem Ufer ein kleines Mädchen ſteht,
Fürwahr, es iſt Chriſtinchen, die Schafe weiden geht.
Sie ringt die kleinen Hände, ſie weint! was iſt geſchehn?
Schlief denn ein jeglich Blümchen? Hat keins es denn geſehn?

Chriſtinchen.

Ich hab's geſehen, ſie ſprang in die Wellen!
Den ſtarken Meergott ſah ich auf dem Waſſer,
Er rief ſie. Und als ſie nun niedertauchten,
Da zeigte ſich ein großer Ring im Waſſer.
O Gott, jetzt kömmt ſie nimmermehr zurück!
Agnete! ach, Agnete! ſie iſt todt!

Hemming und Gertrud (kommen heraus).

Was iſt da, Kind! wo iſt Agnete denn?

Chriſtinchen.

Ich ſaß am Abhang und ich konnt' nicht ſchlafen,
Sah auf die See, die gänzlich ruhig war.
Da kam mit einmal eine große Welle,
Und als ſie fiel, ſah ich den ſchönen Meergott
Mit Schilf im Haar und einer Perlenkrone.
Er ſang ſo ſchön, daß mir nicht bange wurde!
Er rief Agnete und ſie kam herbei,
Und denkt Euch nur, ſie ſprang hinab in's Waſſer!
Ich ſah ſie ſinken, und mit ihr den Meergott.

Hemming.

Agnete! nein, o nein das iſt unmöglich! —
Das träumte Dir! nicht wahr, es träumte Dir?

Gertrud.

Mein Kind! Agnete! ſie hat uns verlaſſen!
Ich habe dieſe Stunde längſt geahnt!

Christinchen.

Sieh, dort iſt ihre Fußſpur in dem Sande,
Und dort am Strande ſeht die naſſen Kleider,
Sie treiben auf! —

Hemming.

O Gott, es ſind Agneten's!
(verbirgt ſein Antlitz und weint.)

Gertrud.

In meiner Armuth that ich, wie ich weiß,
Doch Alles für ſie, was ich konnte thun!
Ich theilte jeden Biſſen; war zu gut!
Agnete, konnteſt Du uns ſo betrüben! —
Ach, wenn man Kinder hat, ſo hat man Sorgen.
— Sie war für uns hier oben nicht geſchaffen,
Das hab' ich ſtets gefühlt. Die Beute lockte
Der ſtarke Meergott, die ich ihm geraubt!
Er aber kann nicht ihre Seele tödten.
O Jeſus! rette ſie fürs Paradies!

Hemming.

Sie hat mich nicht geliebt! ich war ein Thor,
Der's glaubte! denn ich war nicht ſchön genug,
Nicht reich! was kounte ich Agneten bieten?

Ein Herz iſt für das Weib doch nie genug! —
— Ich hing an ihr mit meiner ganzen Seele!
Hab' jeglichen Gedanken ihr vertraut,
Ich glaubte, daß ſie Alles mit mir fühlte!
An wen ſoll ich auf dieſer Welt nun glauben?
Wie hab' ich dieſes Leben lieben können?!
Was iſt wohl Tugend? Und was iſt wohl Unſchuld?
Nur Grillen, Puppen ſind's, die man anbetet!
Hinweg, hinweg! es ſteht die Welt mir offen;
Ein buntes, luſt'ges Leben wartet meiner!
Es ſoll zur Kraft ſich meine Weichheit wandeln,
In ſtarken Zügen will ich's Leben trinken! —
— Ihr hattet Recht! daheim erkrankt das Herz.
Mit der Zigeunerſchaar zieh' ich hinfort
Nach neuen Ländern und zu neuen Freuden!

Gertrud.

Und Du auch willſt verlaſſen mich, mein Kind?

Hemming.

O Gott, ich muß! ich gehe ſonſt zu Grunde!
— Glaub' nicht, daß dieſe Zähren Schwäche ſind!
Nein, ich bin ſtark, denn ſtark, das will ich ſein!
Am frühen Morgen geht das Schiff hinfort,
Mit welchem die Zigeuner weiter ziehn.
Ein luſt'ger Vogel, fliege ich mit ihnen,
Hoch über's Dach hin, wo Agnete wohnt.
Sie aber ſieht den armen Vogel nicht!
Nur Herz und Lieder hat er — weiter nichts!
Der reiche prunkt mit ſeinen güldnen Federn!

Nachſpiel zum erſten Theil.

Des Meermannes Hochzeit.

Perſonen.

Der Schiffer.
Der Schiffsjunge.
Der alte Steuermann.
Der Zigeuner.
Hemming.

Das Verdeck eines Schiffes auf dem Kattegat.

(Die Sonne geht unter.)

Der Schiffsjunge
(ſitzt im Maſte und ſingt).

Keine Woge rollt und geht!
Schwedens ferne Küſte ſteht,
Gleich wie Wolken auf dem Meer,
Himmel iſt rings um mich her.
Und die leichten Möven nun
So wie Schaum auf Wogen ruhn.
Ei, mich lockt des Meeres Schooß,
Wie wird dort die Welt ſo groß!

Der alte Steuermann.

Auf dem Land bin ich müde und ohne Schwung,
Dort wird mich das Alter ergreifen,

Die See aber macht mich ſo friſch und ſo jung,
Drum will ich die Fluthen durchſtreifen!
Und wenn der Tod ſich einſt blicken läßt,
Bin ich ohne Pfarrer geborgen,
Ihr ſchnallt mit der Flagg' an ein Bret mich feſt,
Die Welle mag dann für mich ſorgen.
Und lieg' ich auch tief auf dem Meeresgrund ſtill,
Unſer Herrgott findet mich, wenn er will!

Der Schiffer.

Nun hängt der Wimpel! ſtille liegt das Schiff;
Das Loth ſteht ruhig aufrecht, ſieh' einmal!

Der Zigeuner.

Wie iſt das Waſſer klar, wie iſt es tief!
Es iſt, als ſähe man bis auf den Grund,
Dort wächſt, wie Bäume hoch, das dunkle Seegras,
Und eine wunderbare Welt iſt drunten.

Der alte Steuermann.

Vor mir ſteht deutlich eine Weihnachtszeit
Vor vielen, vielen Jahren; ich war jung;
Ging mit zu Schiff; Norwegen war uns nahe,
Und als wir unſre Weihnachtsgrütze ſpeiſten,
Da wuchs der Sturm und trieb uns an die Küſte,
Und Mann und Maus ertranken, außer mir.
Doch bald ward's ruhig, hell und mondenklar,
Ich ſaß durchnäßt auf einem Felſenblock.

Vor mir ſtand eine Klippe in dem Waſſer,
Sie glich dem Obertheile eines Manns,
Zwar war das Ganze Stein, das ſah ich wohl!
Doch rundumher vernahm ich lautes Plätſchern,
Ich hielt es für die Ruder eines Boots,
Sah aber, weiß wie friſcher Meeresſchaum,
Lieblich gebildete und nackte Weiber.
Fiſchähnlich war ihr Untertheil geformt;
Sie ſchwammen rund um jenen großen Stein,
Sie ſangen lieblich, ſpielten mit dem Waſſer;
Doch Eine unter ihnen, ſo die ſchönſte,
War gänzlich bleich, und ſah ſo traurig aus;
Sie klammerte ſich an den Stein, ihn küſſend,
Sie weinte, küßt' ihn wieder; ſieh, da war's,
Als ob er ſich bewege! Und er that's!
Ich ſah wie mit dem Haar der Windhauch ſpielte,
Denn rund und leuchtend ſtand der Mond dahinter.
Es führte dann der Stein das Weib zum Tanz,
Er ſchwang ſie, ſo daß Wellenſchlag entſtand.
Ich aber rief erſchrocken: „Jeſus!“ aus,
Im ſelben Augenblick verſchwand das Ganze.
Unbeugſam ſtand die Klippe wie vorher,
Und auf das glatte Waſſer ſchien der Mond;
Da war's, als ob ich Jemand weinen hörte;
Und aus der Tiefe klang es ſo wehmüthig:
„Ihn tödteſt Du, unglücklich machſt Du mich,
Doch räche ich mich nicht! Du biſt unſchuldig.
Ein mächt'ger Chriſt hat vor Jahrhunderten

Durch ſtarkes Wort den Bräutigam gebannt,
Hat ihn zu Stein verwandelt; doch ich konnte
Ihn in der Weihnachtszeit durch Kuß und Liebe
Zum Leben wecken in der Mitternacht;
Nun hat Dein Wort ihn wieder feſt gebannt
Auf hundert Jahr! Ach, jede Weihnachtszeit,
Wenn Alles Leben trinkt, was ſonſt iſt todt,
Soll er bei heißen Küſſen fühllos ſtehn!“
So ſang ſie, und dann ward es wieder ruhig.
Die Liebe kennen nicht allein die Menſchen,
Sie herrſchet auch tief in dem Schooß der Wogen.

Der Schiffsjunge.

Ich kann in die runde Sonne ſehn,
Sie ſinkt auf die Woge, die rauſchet,
Wie Großmutters Stuhl, muß das Schiff jetzt ſtehn,
Wo man den Hiſtorien lauſchet;
Alle horchen, ja, ſelbſt das Meer,
Es iſt, als wär'n wir im Hafen!

Die Seevögel.

Wer that dem Manne am Steven Beſchwer?
Nicht ſchlummern kann er noch ſchlafen!

Der Schiffsjunge.

Bald weht der Wind ſo ſtolz vom Strand,
Dann geht's zu Meer nach fernem Land,
Es fliegt das Schiff, ich fliege auch,

Es ſchwanken Raa'n und Stangen;
Es ſtürm' das Meer nach altem Brauch,
Werf' Schaum mir um die Wangen.
Nun aber ſchläft's und hält es Raſt,
Leiſ' rauſchen nur die Segel,
Ich aber ſitz' im hohen Maſt
Und greife die fliegenden Vögel.

Hemming
(vorn auf dem Schiffe).

Wie einen Nebel nur ſeh' ich die Küſte,
Ich unterſcheide jetzt Nichts mehr am Ufer.
Es hat mich ſtark, hat heftig mich ergriffen,
Als vor dem alten Hof zum letzten Male,
Der meine Heimath war, vorbei wir kreuzten.
Und an der Ecke auf dem Deich ſtand Gertrud,
Sie winkte mir noch zu, die Augen trocknend;
Sie aber wird's natürlich bald vergeſſen!
Gewohnte Arbeit wird die Sehnſucht ſtillen,
Die theuerſten Erinnerungen hat ſie;
Der aber, welcher fortzieht, iſt allein,
Er geht von Allem, was dem Herzen lieb!
Fremd ſteht er unter neuen Freunden ſelbſt,
Und er vermißt ſie Alle, ſie nur Ihn!
Vermiſſen! Wer wird mich daheim vermiſſen?
An die ich glaubte, wie ans Vaterunſer,
Sie, die ich über Alles, Alles liebte,
Sie fühlte nichts für mich! o, recht natürlich!

In ihrer Hand war ich gefangnes Vöglein,
Nun bin ich frei, kann fliegen, wo ich will!
Ein luſtig Leben, mit dem Tod erſt endend.
Erſt mit dem Tod? Iſt der das hohe Ziel?
— Doch weshalb flattern in den großen Kreiſen,
Weshalb nicht dorthin gleich, wohin das Herz will?
Du grüne Woge wiegſt mit ſtolzen Armen
Im Augenblick des Lebens Schmerzen ein! —
Welch wunderbare Luſt mich dazu lockt!
Ich bin ja doch zu Nichts auf dieſer Erde!
— Was bringt der Tod wohl? einen ew'gen Schlaf?
Vielleicht ein andres Leben, das verſprochen
Uns ward? Soll ich die Kette ſelber brechen,
Für Ungewiſſes das Gewiſſe opfernd?
Für Ungewiſſes? Hm! das iſt's nicht ganz!
Unreife Frucht, die Sturm vom Zweig geriſſen,
Die reifet niemals, modert auf der Erde!
Die Larve, die zu früh die Puppe brach,
Erhielt nicht Schwingen, ſinkt als Wurm in Staub!
Die größre Welt erfordert größre Kämpfe!
Und kann den kleinen Kampf ich hier nicht kämpfen,
Wie ſollte dann ich jene dort ertragen?
Verzweifeln müßte ich dann dort, wie hier,
Und wieder tiefer ſinken! O, ich fürchte
Den Tod, indeß das Leben ich verfluche,
Das ich erhalten. Was kann ich dafür,
Daß ich den ſchwachen Weibesſinn empfing,
Daß Böſes mehr als Gutes in mir ruht?

Weshalb erhielt ich denn nicht größre Kräfte
Und ſtärkern, feſtern, unbeugſamern Willen?
O, führ' mich wieder zu dem erſten Nichts,
Mein Todesſeufzer, Gott, iſt Segnung dann!
(verbirgt ſein Antlitz mit den Händen.)

(Nach einem Aufenthalt.)

Finſtre Grillen auf, entflieht!
Sonnenſchein iſt morgen.
Kurz iſt unſres Lebens Lied,
Kaum ſo lang wie Sorgen!

Munter, fröhlich ſeid und flink,
Und wie Kinder ſelig!
Zeit kommt nicht, wie ſie verging,
Aber Schmerz allmälig!

Statt des Herzens Du nimmt traun
Sie oft ein die Stelle!
Willſt der Liebe Bild Du ſchaun,
Such' den Schaum der Welle!

Keinem traue, ſelbſt nicht Dir,
Nur die Freude preiſe.
Luſtig, luſtig durchs Revier,
Bald iſt aus die Weiſe!

Die Seevögel.

Armer Burſche auf dem Schiffe,
Weshalb biſt Du denn ſo traurig?
Hört'ſt Du, was die Woge ſinget,
Säh'ſt Du, was wir ſehn dort unten,
Du auch würdeſt fröhlich ſein.
O, ein herrlich Märchen; ſchöner
Noch als jenes, das der Alte
Auf dem Schiffe jüngſt erzählte,
Sehn wir auf dem grünen Meergrund;
Denn ein Hochzeitsfeſt iſt drunten!
Siehſt Du nicht das Schloß von Bernſtein,
Wo das friſche Seegras wächſt
Hoch, wie Weinlaub, an der Mauer?
O, erzählt uns doch, ihr Ströme,
Sagt, wie ward es auferbaut?
Wie es flimmert! wie es leuchtet!
O, wer dorthin kommen könnte!

Das Meer.

Laß mich ſchlafen, laß mich ſäumen,
Laß mich ſchauen ſie in Träumen!
Denn mein Glück könnt Ihr nicht kennen!
Zwiſchen ſie und Himmelszelt
Hat die Norne mich geſtellt,
Deshalb ſtrahlt des Himmels Heil
Selig von dem großen Ganzen!

Die Vögel.

Gieb davon uns auch ein Theil!

Das Meer.

Erſter Chor.

Als die Wolke letzte Nacht
Hatt' entblößt den runden Mond,
Bauten wir das Schloß voll Pracht
Drunten, wo Agnete wohnt.
Von bornholm'ſchen Diamanten
Legten wir den feſten Grund,
Selbſt das Schloß von allen Kanten
War von Bernſtein, hell und bunt!
Blumen, Vögel und Inſecten,
Längſt von Todesnacht bedeckten,
Mitten in dem Bernſtein ſchwebten,
Bunt und lieblich, wie ſie lebten.
Wände, Kuppeln allzuſammen
Strahlen nun mit Sonnenflammen!

Zweiter Chor.

An des Nordens finſtrer Grenze
Kämpften Wallfiſch' in der Nacht,
Feſt verſchlingend ihre Schwänze
Sind zum Schloßthor ſie gemacht.
Und der Boden in dem Saal
Iſt von Schuppen ſilberweiß,

Und es malt der Mondesſtrahl
Blumen in der Wogen Kreis,
Während aus dem Mittelmeer
Man uns brachte Schätze her:
Purpurteppiche voll Glanz,
Marmorgötter Griechenlands,
Malereien, Edelſteine!
Alles glänzt im lichten Scheine!

Dritter Chor.

Seegras ſchlingt ſich um das Zimmer,
Um das heimliche der Braut,
Grünlich nur der Sonne Flimmer
Auf das Blumenlager ſchaut.
Wie ſie träumt! — die Locken fließen
Wallend nieder auf die Bruſt;
Und die ſchönen Arm' erſchließen
Höchſter Schönheit reiche Luſt.
Für der Liebe zarten Kuß
Scheinen nur geformt die Glieder;
Schlummernd ſtreckt ſie ihren Fuß
Und der Teppich gleitet nieder.
Wie die Formen mich entzücken,
Die den Meermann hoch beglücken!
Doch in ſeinem Aug' ſtehn Flammen —
O, nun ſchlug das Schilf zuſammen
Um die Kuppel, man verwies
Mir der Liebe Paradies.

Vierter Chor.

Sonne ſinkt nun in die Wogen
Und der Hochzeittag iſt nah,
Denn kömmt hier die Nacht gezogen,
Rührt ſich erſt das Leben da!
Neu erwacht ſie. Töne klingen,
Frieden goß ſich auf ſie aus,
Luſtige Delphine ſpringen
Um das lichte Hochzeitshaus.
Sieh, Meerleuchtens hehre Pracht!
Flammen hat ſie angefacht!
Und nun ſieht ſie durch die Wogen
Alle Stern' am Himmelsbogen,
Auch das Schiff, das Bahn ſich bricht,
Seine Zähren ſieht ſie nicht!

Pſalmengeſang vom Schiffe.

Nun küßt der Tag den nächt'gen Schein,
Und Land und Wege ſchlafen ein;
Das Blümchen ſchließt den Kelch ſo ſtill,
Da mehr das Herz ſich öffnen will;
Im Meer ſich Gottes Sterne malen
So wie in meinen Augenſtrahlen.

Das Böſe kann ſich mir nicht nahn,
Mein „Vaterunſer“ ſang' ich an;
Ich halte mich an Gott allein
Und ſchlaf' in Jeſu Namen ein! —

Der Schiffsjunge.

Ich ſehe auf der blanken See
Einen Schwan, ſo weiß wie Schnee;
Wer kennt ſeinen Traum? — er liegt ſtill geſtreckt.

Das Meer.

Ein blut'ger Pfeil unter dem Flügel ihm ſteckt.

Zweiter Theil.

Agnete, des Meermannes Weib.

Perſonen.

Knud Porſe, Burgherr.
Karen, ſeine Tochter.
Herr Aage, ihr Bräutigam,
Povel Vibe, } Edelleute auf Fühnen.
Peter Palle,
Jungfrau Bodil, Karens Muhme.
Der Küchenmeiſter,
Ane in der Küche, } und mehr Geſinde bei Knud Porſe.
Erik, Stallknecht,
Hemming, alter Spielmann.
Der Fiſcher.
Der Fiſcherknabe.
Palle's Jäger.
Brautjungfern und Hochzeitsgäſte.
Agnete.
Ihre kleinen Kinder.
Der Meermann.

Die Scene iſt auf Fühnen 1156.

Ouvertüre.

Die Stürme.

Ueber das Meer, das ſich brauſend erſtreckt,
Ueber das Grab, welches Raſen bedeckt,
Ueber Städte und Wälder
Jagen wir blitzſchwangre Wolkenfelder!
Treiben mit dem Schiffe ein muntres Spiel
Als wäre es nur ein Federkiel!
Unſre Heimath iſt hoch im Nord,
Wo alleine
Moosbewachſ'ne Steine
Wie Knochen ragen aus der Erde Port!
Wir ſtürmen von hinnen
Nach den Alpenzinnen;
Wir wälzen die Lawine mit unſerm Fuß,
Während unſre Rechte aufrütteln muß
Aus Italiens Wälderhafen,
Wo nun ewig ſchlafen

Die ſtolzen Götter und ſchirmenden Genien,
Die Pinien! —
Nach Dänemarks Inſel von des Niles Quellen,
Ueber brauſende Wellen,
Nach unſerm Norden ziehen
Wir Stürme, und fliehen!

Die Wellen.

Eure ſchaumbedeckten Gipfel ſeien erhoben!
Wälzt ſie gegen die Küſte! — Dort oben
Liegt der Rumpf eines Hais; ſein Gebein
Iſt im Winter gehärtet zu Stein.
Feſt um ſeine Seiten das Schilf ſich ſchlingt,
Und das Seegras dringt
Aus dem Schlund, draus die wilde Ente ſich ſchwingt! —
Er iſt unſer! er hat ſich ohne Raſt
Getummelt in der Fluth
Voll Leben und Muth,
Er war auch des Meermannes Gaſt,
Wo das Schloß ſich jetzt hebt, die Hochzeit war!
Wohl ein halbhundert Jahr'
Liegt er am Strand
Als Rumpf, von Kind und Mann gekannt,
Während Agnete wie dazumal
Jung und lieblich, im Meeresſaal
Mit ihren Kindern, die ſie gebar,
Lebt als des Meermannes Weib immerdar!

Der Buchenwald.

Schlaf', Vöglein, in der Wiege grün, die ſchaukelnd geht,

Du haſt geſungen dein Abendgebet!
Als Mutter umarmt dich die Waldesnacht,
Jeder Zweig über dich ſein Kreuzchen macht!
Das heilige Zeichen muß der Böſe fliehn,
Er muß auf den nachtdunklen Wolken ziehn!
Die Sterne glitzern durch Buſch und Baum,
Du ſiehſt ſie und den Mond im Traum!
Nur der arme Mann, mit dem Haar ſilberweiß,
Geht als einſamer Vogel durch der Bäume Kreis,
Eine Weiſe ſo oft von den Lippen ihm klang,
So daß er nicht Schlaf mehr kennt noch Geſang.
Doch die Welt kann ſeinen Schmerz nicht verſtehn!
Wenn die Muſchel ſtirbt, kann erſt Perlen man ſehn.
Es mußte ſein Herz verbluten,
Schon lang' liegt's in Meeresfluthen! —
In die Jugendheimath der Fuchs nun dringt,
Wilder Hopfen ſich um die Steinbank ſchlingt,
Süß duftet der Blätter grüner Kranz, —
Der arme Vogel iſt verlaſſen ſo ganz!

Das Jagdhorn.

Trara! trara! — Die Sümpfe und See'n
Kann man hoch durch die Bäume dampfen ſehn.
Der nächſte Tag roſenroth erſteht,
Die Elfenfrau brauet ja ihren Meth,
Denn für das Feſt auf der Ritterburg morgen
Muß ſie geſchäftig ſich mühen und ſorgen.

Die Nachtigall.

Dann haben wir Hochzeit mit Sang und mit Pracht,

Doch ich will ſingen in ſtiller Nacht
Von Liebesträumen und Roſen!
Ich ſinge der Braut und auf Gottes Gebot,
Während die Burgmauer ſpiegelt ſich roth
Im Waſſer, wo Fiſchlein koſen!

Die Wellen.

Dort kömmt ſchon wieder der alte Mann,
Er ſchaut die wilden Ströme an,
Und ritzt im Sande, im weißen!
Wir haben als Burſchen ihn gut gekannt,
Wir wiſſen, was damals ſein Herz empfand, —
Halbhundert Jahr' ſind nun verſtrichen,
Ihr ſcheinen nur ſieben entwichen!
Er ſinget uns oft, wenn den Fuß küßt die Fluth:
„Agnete war lieblich, unſchuldig und gut! — “

Die Stürme.

Ueber das brauſende Meer
Kommen wir her!
Die Jahre im wirbelnden Zeitenraum
Vergehn wie ein Traum!

Ritterburg am Strande.

(Die Küche. Ein Theil des Geſindes iſt verſammelt, es iſt gegen Abend.)

Ane
(indem ſie Holz zum Feuer legt).

Ja! morgen wird ein Hochzeitsjubel ſein,

Schön wird das Wetter, klarer Sonnenſchein!
Nur wenn die Braut weint, wißt Ihr, regnet es,
Doch unſre lacht, drum wird die Sonne ſcheinen!

Erik.

Auch Jungfrau Bodil ſollt' vereh'licht werden!
Doch glaubt mir, ſie iſt von ganz andrer Art.
Sie weiß zu leben, kann den Becher leeren,
Und wie ein Mann jagt ſie den Haſen auf.
Vergang'nen Sonntag war ich in der Kirche,
Da kam auch Jungfrau Karen; fromm und ſtill
Ließ ſie im Stuhl, dicht bei dem Chor, ſich nieder,
Den Rücken wendend nach dem großen Bilde,
Das an der Mauer hing. Sie mocht' nicht ſehn,
Wie Hiob ſeine Wundenmale zeigte
Den Muſikanten; denn ſie iſt zu fein!
Es iſt ein herrlich Bild, und ſo natürlich!
Da kam juſt Jungfrau Bodil von der Jagd.
Vier große Hunde folgten ihr, ſie lagen
Im Stuhle, als die Meſſe ward gehalten.
Ich aber ſah, daß während all der Zeit
Die raſche Bodil ſtieß und puffte Karen,
Damit ſie ſehen möchte auf das Bild.
Ich lachte in den Bart, es ward bemerkt,
Denn Bodil hob ein wenig ihre Gerte,
Und Jungfrau Karen wurde purpurroth.
Das ſtand ihr hübſch! — Doch weiß ich ſelber nicht,
Ob ſchöner ſie mit ihrem ſtillen Weſen

Und ihrer Jungfrau-Milde, oder Bodil,
Die immer ſcherzte, als ob Mann ſie ſei.

Ane.

So herzensgut und mild iſt unſre Jungfrau,
Und erſt der Bräutigam, — das iſt ein Mann!
So jung und wohlgeformt, ſchön wie der Tag,
Er iſt ſo gradezu und doch gelehrt,
Er hat vier prächtig große Herrenhöfe,
Iſt Adelskind, doch ſeiner Mutter Mutter
War nur ein Bauermädchen wie wir Andern.

Der Küchenmeiſter.

Chriſtinchen habe ich noch gut gekannt;
Als Kinder haben Schaafe wir gehütet.
Mit ihr verwandt war nur die alte Gertrud,
Doch deren Tochter ward verlockt vom Meermann.
Jedoch Chriſtinchen wuchs und wurde ſchön,
Und als ſie ſechszehn Jahre alt geworden,
Gewann ſie's Herz des alten Ritters Laale,
Ward Adelsfrau, ſie trug das Kopftuch dann,
Und Zobelfell am Arm und um den Leib.
Und ihre Tochter, ſeht, das war die Mutter
Des Junkers Nage; da habt Ihr den Stamm.

Erik

(indem er durch den offnen Gang ſieht).

Gott helfe mir, da, glaub' ich, haben wir
Den alten Hemming mit dem Dudelſack!
Was Neues iſt's, das ſelten nur geſchieht.

Der Küchenmeiſter.

Ei, ei, er iſt es ja! — Der arme Burſche
Hat keine Seide auf der Welt geſponnen.
Ich war ein Knabe, als er Jüngling war,
Da ging Agnete von ihm zu dem Meermann.
Er zog drauf durch die Welt, kam wieder heim,
Gott weiß, weshalb! Er ſagt', die Sehnſucht rief ihn.
Klug iſt er nicht, jedoch auch nicht verrückt,
Er geht ſo ſtill in eigenen Gedanken.
Nun iſt er alt, hat ſiebzig Jahr' erreicht.
Guten Abend, Hemming. Schön iſt's, daß Du kömmſt! —

Hemming

(langes graues Haar hängt auf den ärmlichen Kittel herab).

Mit Euch ſei Gottes Frieden! lang' iſt's her,
Seit ich hier oben bei Euch unter Dach war!

Der Küchenmeiſter.

Doch weshalb kommt Ihr denn ſo ſelten her?
Wie eine Möve baut Ihr an dem Strande;
Der alte hohle Baum iſt Euer Haus,
Ihr ſchlaft auf hohem Zweige wie ein Vogel,
Obgleich er oft von Reif weiß niederhängt.

Hemming.

Ich aber bin hier auch ein armer Vogel,
Und baute deshalb Neſter wie die Andern.
Es iſt ſo luſtig auf dem hohen Zweige,
Zu einem Bette wuchs er grad' für mich;
Ich lag ſo gut! nun kann ich nicht mehr klettern.
Und eine Hütte baute ich von Rohr

Dicht unterm Baum, ein wenig in die Erde,
Auch ſchlummern kann ich dort, wenn ich geſtorben.

Erik.

Im Brauthaus rede von dem Tode nicht!
Noch ſeid Ihr raſch, auch mangeln Euch nicht Kräfte.
Nun trinkt mit uns, ein Krug ſteht auf dem Tiſch.
Wollt Ihr nicht trinken auf des Brautpaars Wohl?

Hemming.

Möcht' Hochzeitsluſt auch Herzensfreude ſein!
Hier iſt es ſicher ſo. O daß Chriſtinchen,
Die hohe Frau, noch auf der Erde lebte!

Ane.

Sie war wohl todt, als Ihr vom Reiſen heimkamt?

Hemming.

Ich glaub', am ſelben Tag ward ſie beerdigt.
Genau erinn're ich mich nicht, alt werd' ich!
— Das Glücksrad geht ſo ſonderbar herum,
Doch iſt das Grab die Axe an dem Rade. —

Erik.

Spielſt Du auf deinem Dudelſacke noch?
Gieb uns ein kleines Stück und eine Weiſe.

Hemming.

Nur eine kann ich, doch die iſt recht luſtig!

(Singt)

In meiner Mutter Hof ſtand ein Baum ſo grün,
Jedes Blatt ſah aus wie ein Herze;
Doch das Schickſal mir allzuhart erſchien,
Fortreiſt' ich im bitterſten Schmerze.

Wie ein Vogel flog ich, mein Gedanke auch,
Wir zwei waren niemals alleine,
Und ließen wir uns nieder auf einen Strauch,
War's ſtets in demſelben Haine.

Ich ſah in die Sonne, das Auge ward todt,
Der Baum war Schuld an dem Schmerze,
Er aber ſtand in Grün und in Roth,
Jedes Blatt ſah aus wie ein Herze.

Ich ſchwamm mit den Fiſchen durch Meer und Sund,
Um zu ruhn dort nach dem Ermatten,
Durch das Waſſer jedoch zu des Herzens Grund
Trieb der Baum die Wurzel, den Schatten.

Ich ſuchte Schutz in des Grabes Raum,
Das giebt ja die herrlichſte Labe;
Doch jede Mitternacht duftet der Baum,
Und entſteigen muß ich dem Grabe!

Ein groſses Zimmer auf der Burg.

(Bodil, Povel Vibe, Peter Paſſe und mehrere Hochzeitsgäſte ſitzen um den Tiſch; Herr Aage und Jungfrau Karen ſind ein wenig ſeitwärts gerückt und nehmen nur halb am Geſpräche Theil.)

Bodil.

— Ich liebe ſolches Glück wahrhaftig nicht,
Das Karen nun ſo ſchön und herrlich findet,

Zu leben in des Hauſes ſtillem Frieden,
Zur Meſſe gehn und nach der Küche ſehn,
Zuweilen leſen ein geſchriebnes Buch
Mit Bildern und mit heiligen Legenden,
Und, kommt es hoch, zu ſpielen auf dem Dambret.
Nein, auf dem Roß mit einer Koppel Hunde
Hin übers Feld nach Wolf und Rehen jagen,
Die Kraft zuweilen mit dem Ritter prüfend,
Das iſt doch Etwas!

Karen.

Aber ſieh, das Leben,
Das ich erwählt, iſt auch kein Kloſterleben!

Bodil.

Das Kloſterleben, o das iſt recht luſtig!
Die Nonnen wiſſen ſich zu amüſiren!
Nicht wahr, Herr Povel?

Povel Vibe.

Ei, ich bin nicht Nonne.

Bodil.

Ihr aber kommt doch oft nach Dalum-Kloſter!
Wir wiſſen, gaſtfrei ſind die guten Nonnen;
Ihr kommt recht oft wie andre Edelleute —!
Darüber klagen ja die frommen Mönche,
Die oft den Weg vergeblich machen müſſen.

Povel Vibe (lacht).

Es iſt ja gut zu bauen bei den Frommen.

Peter Palle.

Ich liebe dieſes Kloſterleben nicht!

Doch mit der Religion iſt's etwas andres,
Ora pro nobis, sancta Margaritha!
Welch eine Macht hat ſelbſt der Ort des Kloſters!
Da laufen meine Bauern von mir hin,
Will ich ſie zücht'gen; dort iſt eine Freiſtatt;
Doch ſolches Vieh ſoll keine Freiſtatt haben!
Vorgeſtern hatt' ich einen ſchönen Spaß:
Ich ſaß beim Becher, trank mit Povel Vibe,
Da brachte einen Wilddieb man hinein,
Den Hund aus Jütland, der im eignen Hof
Mir einen Haſen ſchoß, und wie er ſagte,
Weil er ſein Bischen grünen Kohl verzehrte.
Ich aber kannte das Geſetz und braucht' es:
Die Augen ſtach ich dann dem Schurken aus,
Ich jagte ihn vom Hof und ließ ihn laufen!

Bodil.

Das war nicht klug gethan! Ihr hättet lieber
Mit Weib und Kindern ihn verhandeln ſollen,
Das wäre beſſer, als den Mann zu blenden!

Peter Palle.

Das Rechte grade habe ich gethan.
Es wird der blinde Hund nicht ferner ſchießen,
Das iſt genug! man muß wahrhaftig zeigen,
Daß man ein Chriſt! — Ihr, Freunde, könnt mir's glauben,
Ich bin im Grunde beſſer, als Ihr denkt!
Zuweilen ärgerlich, doch das iſt Alles!
Und Jungfrau Bodil, wenn Ihr's wagen wollt,
Könnt Ihr an mir den beſten Eh'mann finden.

Und da wir hier zur Hochzeitsgilde ſind,
So könnten wir zugleich auch unſre halten,
Dann wär's gethan. Was ſaget Ihr dazu?

Bodil.

Daß Hochzeitſtaat und Kirchengang mich langweilt! —
Ich gehe morgen zu der Trauung nicht,
Ich will ein wenig jagen, Vögel ſchießen,
Die wir beim Hochzeitsfeſt verzehren können.

Peter Palle.

Doch Euer Ja —? Denn Ihr habt mich gefangen!

Bodil.

Sprecht davon nicht! kommt lieber mit zur Jagd,
Ihr paſſet nicht für Meſſe und Gebet.
Frühzeitig morgen, eh' die Sonn' erſteht,
Reit' ich hinaus; nehmt Ihr dann Euren Weg,
Und laßt uns ſehn, wem Glück am meiſten lächelt,
Wer, wenn die Trauung in der Kirche endet,
Den größten Vogel ſchoß.

Peter Palle.

Das iſt ein Wort!
Wenn ich den größten nun nach Hauſe bringe,
Dann willigt Ihr in unſre Heirath ein?

Bodil.

Die Wette klingt wahrhaftig ja ganz luſtig.
Karen, Du haſt's gehört. O nein, ſie ſitzt
In einer andern Welt mit dem Geliebten!
Er ſagte dieſen Abend nicht ein Wort;
Sie reden nur mit Küſſen, mit den Augen!

O, es iſt häßlich mit der Liebelei,
Beſonders dann wenn Andre noch zugegen.

Peter Palle.

Nun, morgen alſo? Und der größte Vogel?

Bodil.

Wenn ich ihn bringe, dann habt Ihr verloren
Und gebet mir die neue Koppel Hunde,
Ich glaube, ſechszehn Stück ſind wohl darin.

Peter Palle.

Mit mir bekommt Ihr ſie auch alleſammt.

(Knud Porſe tritt ein.)

Povel Vibe

(ſich gegen ihn wendend).

Ei, iſt das ſchön, die Gäſte zu verlaſſen?

Knud Porſe.

Vergebt! Doch Vieles iſt in Acht zu nehmen
Am letzten Abend vor der Tochter Hochzeit.
Ich ſelbſt will Auge auf das Ganze haben! —
Geordnet iſt in Küch' und Keller Alles;
Und hohe Betten, jedes für vier Gäſte!
— Und Jäger wählte ich um zu kredenzen,
Thürwächter ſoll der Bauer Thyge ſein,
Und Vieles noch, nun bin ich ganz ermüdet!
Ein Becher, denk' ich, wird mir jetzo munden.

(er ſetzt ſich.)

Die wackre Muhme Bodil ſorgte wohl,
Daß man mich nicht vermißt.

Peter Valle.

Die Zeit benutzend
Hoff' ich, daß bald ſie Bodil Valle heißt.

Bodil.

Sprich nicht ſo laut, erſt ſei die Jagd beendet!

Aage (zu Karen).

Und morgen biſt Du gänzlich mein!

Karen
(indem er ſie heftig küßt).

O ſtill!

Aage.

Wär' dieſe Nacht doch kurz wie dieſer Kuß!

Meeresufer.

(Der Mond ſcheint aufs Waſſer.)

Der Fiſcher
(ſingt in ſeinem Boote).

Agnete war lieblich, unſchuldig und gut,
Ihr Herz hatte nie einen Tropfen bös Blut;
Sie war wie die Engel, wie die Sonne ſo mild,
Beſcheiden wie Veilchen im grünen Gefild.
O Gott, wie mein Herze muß leiden!

Der arme Vogel ſaß auf dem Zweige und ſang,
Sie ſah allein auf der Wogen Gang,

Dort klang es ſo lieblich in Schilf und in Ried,
Sie hörte des Meermannes lockendes Lied.
O Gott, wie mein Herze muß leiden!

Es rief ſie der Meermann in Wonne und Harm,
Und Jeſum vergeſſend umſchlang ſie ſein Arm;
Ach, wahr iſt die Weiſe, doch ohn' alle Pracht,
Der arme Vogel hat ſelbſt ſie gemacht.
O Gott, wie mein Herze muß leiden! —
(er ſegelt vorbei.)

Das Meer.

Trauerklang und Freudenſchein,
Fröhlich athme ich euch ein,
Wenn die Wolke thronet.
Schlafet, ſchlaft ihr Wogen klein,
Schlummert ſüß, ihr Kindelein,
Wo Agnete wohnet!

Des Meermannes Schloſs.

Das ältere Kind (ſpielt auf dem Boden); **Agnete** (ſitzt an der Wiege und ſingt).

Agnete.

In das Meer will nun die Sonne ſchreiten;
Schlaf', mein Kind, dann wirſt Du ſtark und groß!
Auf dem wilden Meerroß ſollſt Du reiten;
Fluren grünen in der Wellen Schooß.

Und die Fiſche mit den breiten Floſſen
Ueber Dich wie große Wolken gehn,
Mond und Sonne durch die Fluthen goſſen
Ihre Strahlen, beide ſollſt Du ſehn.

Süßes Kind, das ich gebar mit Schmerzen,
Sei der Mutter Luſt, die Dich umſchlingt,
Leben trankeſt Du an meinem Herzen,
Deine Thräne tief ins Herz mir dringt.

Schlaf', mein Kind, ich ſitz' an Deiner Wiegen,
Laß mich küſſen deiner Aeuglein Schein,
Wenn ſich meine feſt zuſammenſchmiegen,
Wer wird dann wohl Deine Mutter ſein?

Das Kind (ihre Wangen ſtreichelnd).

Schon wieder weinſt Du, und das darfſt Du nicht,
Wein' nicht, ich ſterbe ſonſt, mein Mütterlein.
O ſchließ' an Deinen Schooß mich eng' und dicht
Und laß mich küſſen dann das Brüderlein!

Agnete.

Sprich nicht ſo laut, den Kleinen möcht's erſchrecken.

Das Kind.

Erzähl' Hiſtorien, ich lauſche Dir!
Dann ſollſt Du ſehn, ich werde ihn nicht wecken;
Erzähl' von Schlöſſern und von Städten mir.
Von Mond und Sonne, von den Leuten droben,
Und von der Vögel holder Melodie,

Die mit den Flügeln ſingend ſich erhoben,
Und ſprich: „Erhalten wir denn Flügel nie?“
Sie können durch das Grün der Bäume ſchweifen,
Dort will ich hin, wenn größer ich geworden!
Iſt, wie der Fiſch, der Menſch verſehn mit Schweifen?
Und weshalb haſt Du keinen, Mütterlein?
Wie lange kann wohl ſolche Reiſe dauern?
Und iſt die Sonne groß und rund allda? —

Agnete.

Du frägſt ſo viel, mein Kind, komm', liege ruhig,
Sieh, daß Du einſchläfſt! müde warſt Du ja.

Das Kind.

Wenn Du erzähleſt, lauſche ich ſo gerne.
Haſt keinen Vater, keine Mutter Du?
Sind ſie dort oben in der weiten Ferne?
Lockt, wenn man groß wird, uns des Grabes Ruh'?
Ich will nicht ſterben, nein, dann muß ich liegen
Tief in dem weißen Sand, dort keimt der Tang.
Kind will ich bleiben, will an Dich mich ſchmiegen!
Ich bin ſo müde! Küſſ' mich auf die Wang'!

(ſchläft ein.)

Agnete.

In Kindeswort iſt oft die größte Wahrheit!
Werd' wie ein Kind, dann kommſt Du in den Himmel!
Die Seele kommt dorthin, denn er hat eine! —
Wie nun ergreift mich häufig eine Angſt:
Ob auch der Gnad' theilhaftig meine Kinder?
Sie weinten jedes Mal, wenn ich gebetet,

Am ſtärkſten, und die zarten, kleinen Hände
Die konnt' ich niemals falten zum Gebet,
Denn Schwimmhaut zieht ſich zwiſchen ihre Finger;
Nur meine Zähren waren ihre Taufe.
— Er nannte meine Mutter! dacht' an ſie,
Die niemals er geſehn! und ich vergaß ſie,
Ich, die ich ihre Liebe ganz beſaß!
Vergeſſen von dem Kind! — Es iſt unmöglich!
— Ob ſie noch lebt, ſich meinethalben grämt?
Ich dachte lange nicht an alte Tage.
Schon ſieben lange Jahre — ja, ſo iſt's! —
In ſieben Jahren ſah ſie nicht ihr Kind.
Und ohne Lebewohl ging ich von ihr!
(bricht in Thränen aus.)

Nur eine Mutter weiß, was eine Mutter fühlt!
(küßt ihre Kleinen.)

Sie ſollt' einmal die lieben Kinder ſehn!
Sie ſollte hören, wie ſie Mutter ſagen!
Sie ſegnen —! ſchaudern würde ſie vielleicht,
Sich fürchten! — Nein, unſchuldig ſind ſie ja! —
O, wie mein Herz ſchlägt, niemals kann ich doch
Auf dieſer Welt recht froh und glücklich werden!
Kann nicht des ſtolzen Meerbewohners Liebe,
Die Kinder um mich und die reiche Pracht
In meinem Herzen Sonnenſchein erwecken? —
Wenn ich ihn bäte, nur auf kurze Zeit
Den Sonnenſchein zu ſehn und meine Mutter,
Ich weiß, er willigt' ein, jedoch nicht gern, —

Und kann und darf ich ihn betrüben je?
Denn hier iſt meine Welt! hier ſind die Kinder!
Und den Gedanken in mir gab er Schwingen,
Und zeigte mir, was nur der Weiſe ſieht,
Der reichen Tiefe wundervolle Schätze. —
(Sie ſieht eine Weile gedankenvoll vor ſich hin.)
— Wie ſeltſam lächeln doch dort an der Wand
Die weißen, kalten Marmor-Götterbilder,
Weit hergebracht von Küſten Griechenlands!
Dort lebten ſie, jetzt ſind ſie Marmor nur;
Voll Leben lächeln ſie, als ob ſie wüßten,
Daß wieder ſie erwachen, um zu herrſchen! —
Die hier am nächſten iſt der Liebe Göttin;
So hat man mir erzählt. Auch ſie iſt Stein!
So weiß wie Schnee wohl, aber doch nur Stein! —
Kann ſelbſt die Liebe denn im Tod erkalten?
Stark iſt die meine! will ſie nicht ergründen.
Es ſoll der Schlaf mich an die Kleinen binden!
Die Wogen über uns die Kuppel ründen;
Dort ſpielen Fiſche mit den goldnen Floſſen,
Wenn ſich des Mondes Strahlen hell ergoſſen.

Der Meermann (ſteigt hernieder).

Du willſt ſchlummern; nun vom langen Wogenpfad ich komme her.

Agnete.

Woher kommſt Du? Grauſam, weiß ich, war ja ſonſt nicht Dein Begehr!

Der Meermann.

Wo kein Schiffer je geſteuert, wo der Sturm das Schiff nur trieb,
Gegen unbekannte Länder meinen Wellenpfad ich ſchrieb.
Hell die Nacht, das Meer es ſchlummert', wie Dein Auge licht und klug,
Von des Landes dichten Wäldern jeder Luftſtrom Weihrauch trug.
Hohe, alte Bäume ragten um die Bucht rings in die Höh',
Und dahinter lagen Berge, auf den Gipfeln glänzte Schnee,
Umgekehrt das Bildniß ſtrahlte auf den Wogen hell und klar,
Selbſt der Mond ſchwamm auf dem Waſſer wie ein Lichtmeer wunderbar.
Und ein Wilder hat am Ufer in dem hohen Gras geruht,
In der Nähe ſtand die Hütte, Arm und Bruſt bedeckte Blut,
Bei ihm ſaß ſein junges Weibchen mit zwei Kindern in dem Schooß,
Und ſie küßte ihm die Wangen mit der Lippen Purpurroſ',
Dich nur ſah ich in dem Bilde, unſre Kinder klein und groß!
Feinde kamen aus dem Walde; und der Kampf ward wild und heiß!
Pfeile flogen durch die Lüfte, manche braune Wang' ward weiß.
Weiber rauften ſich die Haare, nahmen hoch vom Altarſtein
Dann das Bildniß ihres Gottes, ſtürzten es ins Meer hinein. —
Und ich bring' zu meinem Schloſſe lichtes Gold und Edelſtein',

Unterm Waſſer glänzt es herrlich, ſieh, mit grünlich blauem Schein!
Nah' bei England brauſten Stürme, die im Kampfe mich erfreun!
Dort ſah ich ein Schiff in Meernoth, jede Planke ward gepreßt,
Und der Maſt trieb auf den Wellen, dran der Schiffer ſich hielt feſt.
Und der Mann hat Weib und Kinder laut in Todesangſt genannt;
An Dich und die Kleinen denkend, brachte ich ihn an das Land.

Agnete.

Meinen Kuß nimm, mehr nicht hab' ich, meine Lieb' zu Dir mich reißt!

Der Meermann.

Meinen Sinn haſt Du verändert, Du biſt ſtärker, als Du weißt!

Agnete.

Ich bin ſchwach! und der Gedanke ferner nicht das Meer umfaßt,
Wo ich kindlich mit den Perlen ſpielte in dem Seepalaſt.
(küßt die Kinder.)

Der Meermann.

Meine Kleinen wachſen herrlich! bald nun kommen wird der Tag,

Wo ſie mit mir durch die Fluthen reiten auf dem öden Wrack!
Dich und ſie, ich muß Euch küſſen! — Zu den Männern nach der Hall',
Die Dich nennen, wenn ſie leeren ihre Becher von Korall';
Hundert Jungfraun, oben Weiber, aber unten wie ein Fiſch,
Bringen unter Spiel und Tänzen Weine auf den blanken Tiſch.
Lieblich jede, ſtolz zu ſchauen, keine doch ſo ſchön wie Du!
Bald ich wieder bei Dir baue, und die Zeit geht wie im Nu. —
Ich vergeſſe, was ich bringe, einen Vogel bracht' ich her,
Um die Kleinen zu erfreuen nahm ich ihn mit unters Meer.
Noch erhalten iſt ſein Leben, ſanft ich drückt' ihn an die Bruſt,
Nun mag er hier unten flattern, jubeln wie in Waldes Luſt! —
Mag die Kinder hier erfreuen, er vergaß nicht ſeinen Sang;
Fliegen kann er in dem Zimmer wie im grünen Waldesgang.

Agnete
(ergreift ſeine Hand, indem er ſie verlaſſen will).

Sich begegnen, wieder trennen —!

Der Meermann.

Iſt des Lebens ſteter Gang.
(Er küßt ſie auf die Stirn und geht. Der kleine Vogel flattert im Zimmer umher.)

Agnete.

Kleiner Vogel, ſei nicht bange! lab' mein Herz mit deinem Sang.

Der Vogel.

Herrlich iſt die friſche Luft
Und der Himmel blau!
Lieblich iſt der Blumen Duft
Und es fällt der Thau!
Grüner Wald an blanker See,
Ach, hier tödtet mich das Weh.

Agnete.

Schlägſt dich blutig an der Mauer; kleiner Vogel, flieg' nicht wild!
Sei nicht furchtſam, will dich pflegen, wie die Mutter zart und mild.

Der Vogel.

Du des Meermanns Weib ſo ſchön
Kannſt die Seufzer nicht verſtehn,
Kennſt nicht meinen Heimathsort,
Du haſt keine Theure dort;
Haſt dort oben nicht gewallt
In dem ſchönen, grünen Wald,
Wo die rothen Beeren prangen,
Die vom Baume niederhangen,
Wo der kleine Steig ſich ſchlingt,
Drin ans Licht das Buſchwerk dringt!
Dort im Abendſonnenglanz
Wirbeln Mücken froh im Tanz,
Summen in dem milden Wetter,
Um ſie ſteht die Kinderſchaar,

Und ein Büſchel Lattichblätter
Bietet ſich als Fächer dar.
Kirchenglocken feſtlich klingen, —
Abendpſalmen wir verſtehn;
Köpfchen unter ſeine Schwingen
Legt ein jedes Vöglein ſchön;
Und der Schlaf wird Träume bringen,
In dem Wald Verlobte gehn!
O, es iſt ſo ſchön dort oben!
Mondenglanz auf Wogen ruht.
Preiſen muß ich es und loben!
Doch hier ſterb' ich in der Fluth.

Agnete.

Winterſtürme nahen nimmer dieſer neuen Prachtnatur,
Sommergrün ſchlingt ſich das Seegras um des hellen Schloſſes Flur.

Der Vogel.

Selbſt der Winter war geweiht
Mit der trauten Weihnachtszeit,
Freuden bringend ohn' Ermeſſen,
Nimmer kann ich ſie vergeſſen! —
Wo ich in die Hütte ſchaut',
War das Chriſtuskind ſo traut!
In der Kirche Kranz an Kranz
Von den dunklen Tannen wogen,
Draußen war ein luſt'ger Tanz,
Wo die Fahnen flogen.

Auch das Vöglein, arm und klein
Hatt' am Stab die Hafergarbe,
Alle ihre Gab' ihm weihn
Daß es nicht beim Jubel darbe.
Schimmernd ſtand der Wald ſo weit,
Lichter ſah ich brennen,
Ach, die traute Weihnachtszeit
Wirſt Du auch nicht kennen! —
Auch Walpurgis iſt vorbei,
Nimmer kehrt ſie wieder,
Als die Freudenfeuer frei
Wogten auf und nieder.
Burſche jubelt mit der Maid
Droben auf der Halde —!
Doch hier tödtet mich das Leid
Fern vom Buchenwalde!

Agnete.

Ich auch lebt' und träumt' dort oben, wo die Buche wächſt ſo hoch,
Sah die Sonn', fühlt Blumen duften; meine Mutter wohnt dort noch.
— O, dein Sang geht mir zu Herzen! — Klare Sonne, ſtolze See,
Grüner Wald und braune Felder! Doch hier tödtet mich das Weh.

Der Vogel.

Hörſt Du wohl die Töne ſchwingen
Sich hinunter in die Fluth?

Dort zum Hochzeitsfeſt ſie klingen,
Hier erſtarret mir das Blut!
Hochzeitsfreude ob der See,
Doch hier tödtet mich das Weh!
(er fällt todt nieder.)

Agnete
(nimmt ihn in die Hand).

O, er iſt todt, vor heißer Sehnſucht todt!
Kann nicht mein Athem wieder ihn beleben? —
Horch, Kirchenglocken, gleichſam ein Gebot.
O, ſoll ich allezeit hier unten leben!
Soll ich den Mond nicht ſehn in ſtillen Nächten?
Nicht Hemming; ob er Antheil an mir nimmt?
Nicht Jeſum, dem den Dornenkranz ſie flechten?
Auf daß man uns des Friedens Harfe ſtimmt! —
— Nun gehn zur Kirche dort die frommen Schaaren,
Von ſeinem Leib genießen ſie und Blut,
Sie ſingen fromm: „Du, Herr, magſt uns bewahren,
In jeder Noth verleih' uns Kraft und Muth!“ —
Der Vogel ſtarb vor Sehnſucht ohn' Ermeſſen,
Ich konnt' des Heilands Namen ſelbſt vergeſſen.
O, könnte einmal nur ich vor ihm knieen,
Des Lammes Blut genießen beim Choral,
Und eine Stunde droben nur verziehen,
Und meine Mutter ſehn ein einzig Mal.
O horch, o horch, wie alle Glocken klingen!
Du Vöglein, ach! was helfen dir die Schwingen!
(ſie verſinkt in Betrübniß.)

Der Meermann (kömmt).

Sag' mir deine Schmerzen,
Meine Wonne, Du!
Gram in Deinem Herzen
Raubt mir meine Ruh'.
Was Dir nur kann träumen,
Bringe ich vor Nacht;
In der Wogen Schäumen
Ruhet jede Pracht!
Alles ſollſt Du haben,
Nichts ſei Dir verwehrt!
Gold und ſeltne Gaben,
Was Dein Herz begehrt.

Agnete.

Horch durch das Waſſer klingen der Glocken Feſtchoral!
O, laß mich gehn zur Kirche, o, nur ein einz'ges Mal!
Nur eine Stunde droben, daß mir das Herz nicht bricht,
Den Altargang zu halten; ich hielt ihn lange nicht.
Deshalb bin ich ſo traurig, deshalb drückt mich die Qual,
O, laß mich gehn zur Kirche, nur dieſes eine Mal!

Der Meermann.

Agnete, willſt Du von uns gehn
Und nicht mehr auf die Kleinen ſehn?
Ach, kämeſt Du nicht wieder her,
Sie hätten keine Mutter mehr;
Sie werden treiben auf der See;
Dir ferne tödtet ſie das Weh!

Für Erd' und Meer geſchaffen nicht
Das Herz den lieben Kleinen bricht!

(Sie bricht in Thränen aus und verbirgt ihren Kopf an ſeiner Bruſt; er ſieht betrübt auf ſie.)

Auf mich fiel Deine Zähre licht!
So ſchwer iſt ſelbſt die Woge nicht!
Der Heimathsinſel ſchlägt Dein Herz! —
Das Vöglein ſtarb vor Sehnſuchtsſchmerz! —
Agnete, komm' in meinen Arm,
Ich fühlte Deinen Schmerz und Harm!
Jedweden Wunſch erfüll' ich Dir,
Die Kleinen nur vergiß nicht mir!
Vergiß ſie nicht! — Der Kleinſte da
War Deinem Herzen ſtets ſo nah',
Ein Pfand der Liebe nicht allein,
Auch daß Du wieder hier wirſt ſein.
Die Mutter nicht vergißt der Kinder
Auf Erden wie im Meer nicht minder!
Komm' zu mir, wie zum erſten Mal,
Als Dir die Welt bereitet Qual!
Ich küſſe Augen, Ohren, Mund
Und hebe Dich vom Meeresgrund.
Auf Küſtengras erwachſt Du dann,
Zur Kirche geh', doch ſieh' alsdann,
Daß eine Stunde nur verſchwindet
Und Dich mein Arm am Ufer findet,
Du wirſt dann traulich mit mir gehn
Und wieder nach den Kleinen ſehn!

Alhakem.

Weib! ſo tödte nun auch mich!
Doch im Tod will ich's beſchwören,
Daß Du eine Maurin biſt!
Dieſen Ring auf meinem Finger
Gab ich Deiner Mutter einſt!
Dich trug ich auf meinem Arme!
Dort das Maal auf Deiner Schulter
Hab' ich oft geküßt! — Nun laß ſie
Mich auch morden, meine Tochter!

Raphaella.

Mit dem Wort Du ſelbſt mich mordeſt!
Wend' Dein Auge von mir! Weh!

Fünfte Scene.

Die Vorigen. Der König von Cordova kommt mit den andern Hirten von der Höhe des Felſens.

Raphaella

(eilt zu ihm und ſchlingt ihren Arm um ſeinen Nacken, während ſie mit Angſt auf Alhakem zeigt).

Schütze mich vor ihm! vor mir!

König.

Heil Dir, der den Sieg ich danke!
Unſer Feind iſt nun gefangen!

Laßt mich Euch zärtlich küſſen! und dann, dann noch einmal!
Lebt wohl! o, ſie erwachen! ſie weinen! Welches Weh!

Der Meermann.

Komm' nun, Agnete, folg' mir! — Du willſt, daß es geſcheh'!
(Er nimmt ſie in ſeine Arme, die kleinen Kinder weinen.)
Sich ſehnſuchtsvoll zu treffen, ach! trennen ſich Herzen ſo!
Vergiß nur nicht die Kleinen! (er küßt ſie.) Schlaf' ſüß! Erwache froh!

Heerſtraſse im Walde.

Das Jagdhorn.

Trara! trara! mit dem Falk' auf der Hand
Jagt die Maid durch das grünende Land!
Die Feder auf ſammtnem Barett ſich wiegt,
Der Schimmel ſo leicht durch die Lüfte fliegt.
Luſtiger Ritt,
Das Glück iſt mit!
Vöglein, Vöglein, erwache bald,
Trara! trara! in dem duftenden Wald!

Peter Palle
(jagt mit ſeinen Burſchen quer über den Weg).

Kein Vogel zu ſehn! — Hexerei
Dir, Satan, will ich geben

Vor Abend eine Seele, ein Leben!
Steh' mir bei!

(Sie verſchwinden im Gebüſch.)

Die Vögel.

Flattre hinfort, wer fliegen kann!
Im Walde jaget der böſe Mann.
Verbergt euch nur in des Schilfes Bau,
Dort ſchlummert ſanft des Meermannes Frau!

Die Kirchenglocken.

Ding dang, Ding dang!
Herz, kannſt du noch weinen?
Hochzeitsfreud' ſoll ſcheinen!
Jeder Kirchenſtuhl prangt grün
Mit dem Schmuck der Haine,
Und die goldne Sonne ſchien
Auf der Gräber Steine.
Chriſten, hört der Glocken Klang,
Kommt und macht den Kirchengang!
Ding dang!

(Die Brautſchaar zieht durch den Wald zur Kirche, voran reiten Schulknaben mit großen Kapuzen auf den Köpfen und brennenden Wachslichtern in den Händen. Die Spielleute ſpielen.)

Geſang der Brautjungfern.

Waldtauben hoch in dem Eichenbaum
Girrend auf Zweigen ſich wiegen,
Während Ihr ſitzet im Liebestraum,
Zwei durch den Wald hinfliegen.

Girrende Tauben ſowohl wie Ihr.
Maria, Dich wir erküren!
Du brachteſt Tauben ſowohl wie wir,
Du ſollſt zur Kirche uns führen!

Es ſteht der Wald in grünender Pracht,
Die Altardecke ſind Felder,
Thymian und Krauſemünze lacht,
Und füllet mit Düften die Wälder.

Die Schulknaben.

Ave Maria, gratia plena!
(ſie ziehen vorbei.)

Die Blumen.

Der Bräut'gam, wie meiner war lieblich und fein,
So flattert mit bunter Schwinge,
Und die Braut von blühendem, roſigem Schein.
Der Spaß war nicht ſo geringe!

Am Ufer.

Agnete (erwacht im Schilfe).

Wie hoch die Sonne ſteht! wie ich geſchlafen,
Und träumte! ſonderbarer Traum! nein! nein!
Es war kein Traum! Noch hab' ich ſeinen Ring,

Die kleinen Kinder höre ich noch weinen!
Ich habe Urlaub nur auf eine Stunde. —
O Gott, wie lieblich warm die Sonne iſt!
Sie blendet mich mit ihren ſtarken Strahlen.
Wie groß, unendlich ſich das Meer erſtreckt!
Und wie das Gras ſo grün! wie ſchön der Wald!
Hör', alle Vögel ſingen! — Ich muß weinen.
Erlöſer Jeſus, heil'ge Mutter Gottes,
Geſegnet ſeid in alle Ewigkeit! —
(ſie ſinkt auf die Kniee.)
Ich kann nicht beten! mein Herz iſt mir ſo voll.
Ich bin wie neu geboren! — Hier die Heimath!
Hier meine Mutter! — Und den Hügel kenn' ich,
Die großen Steine ſtehn wie früher da!
Wo ſind die Bäume? — wie iſt Alles klein!
So ſonderbar erſcheint mir Alles hier,
Als wäre ich ein Todter, der mit neuen
Begriffen wieder auf der Welt erſcheint,
An den Erinnerungen ſich noch feſſeln!
Hier iſt ja Holmegaard, der Mutter Haus,
Doch halb in Schutt! Der Teich iſt ausgetrocknet,
Der kleine Garten ſteht nur wie ein Grasplatz!
So können ſieben Jahre Alles ändern?
Jedoch der Kettenhund muß noch hier ſein!
Ach, nur verroſtet iſt der Ring zurück! —
Wo iſt doch meine Mutter? — Mutter! Mutter!
Hier iſt Agnete! Höreſt Du mich nicht?
Hier iſt Dein Kind! hier iſt Agnete, Mutter!

— Ach, längſt ſchon fiel die Thüre aus der Angel,
Es wachſen Gras und Diſteln auf der Schwelle,
Auch iſt von Staub das Spinngewebe ſchwer. —
(ſie tritt ins Zimmer.)

— Nur nackte Mauern, Stein und Schutt darinnen,
Und wo das Spinnrad ſchnurrte, gräbt der Fuchs!
— O Gott, wenn ſie geſtorben! — Sie iſt todt!
Hab' ich denn Keinen mehr auf dieſer Erde?
(bricht in Thränen aus.)

Und dort liegt noch zerbrochen in dem Schutt
Der Becher, draus ſie jeden Morgen trank.
(ſie küßt denſelben.)

Hier preßte ſie die theuren Lippen an!
Hier fiel für mich vielleicht die bittre Zähre!
Wer gab ihr wohl den letzten Labetrank?
Zerbrochen iſt der Becher, ſie iſt todt!
Ein Fremder ſchloß die müden Augen ihr!
(ſie tritt aus dem Hauſe.)

Dort kömmt ein alter Mann, vielleicht kann er
Ein Wort des Troſtes von der Mutter ſagen.
O, wenn ſie lebte! — er kennt ſie gewiß!

(Hemming kömmt mit dem Dudelſack, ſich auf ſeinen Stock ſtützend.)

Agnete.

O ſag' mir, alter Mann, wo wohnet Gertrud?
Sie iſt doch nicht geſtorben? Kennſt Du ſie?

Hemming.

Ihr meinet Mutter Gertrud? Vierzig Jahr

Schon iſt's, daß ſie im Grabe ruht!
Wer biſt Du, ſchönes Kind?

(indem er ſie anſtarrt)

O, Jeſus! Jeſus!
Agnete!

(Seine Arme ſinken nieder, er ſteht wie leblos da und ſtarrt ſie an.)

Agnete.

Alter, haſt Du mich gekannt?

Hemming.

Agnete! ja, mein Jeſus, ja, ſie iſt's!
Ganz die Geſtalt, daſſelbe Lächeln noch,
Nur trauriger! — Dieſelbe Jugend auch,
Nicht grau von Alter wie ich armer Mann!
Ein Blendwerk iſt's, es iſt des Satans Macht!

(er faltet die Hände und ſingt.)

Fürcht', Seele, nicht Gefahren,
Der Böſe hat nicht Macht!
Denn Jeſu Engelſchaaren,
Die halten bei mir Wacht! —

Agnete

(nimmt ſeine Hand).

Was fürchteſt Du? Du machſt mich ganz erſchrecken!
Dir iſt nicht wohl!

Hemming.

Ich weiß es wohl, man ſagt,
Ich ſei blödſinnig; ja, ich glaub' es nun!
Du müßteſt alt und ſchwächlich ſein, wie ich!

Und Du biſt todt! — Kannſt Du mich nicht erkennen?
Es ſind wohl jetzt ſchon funfzig Jahre her,
Als wir uns ſahn, am Tag vor unſrer Hochzeit.
Erkennſt Du mich, den alten Hemming nicht?
O, ich hab' Dich geliebt ſo heiß, Agnete,
Geweint für Dich! Doch nun kann ich nicht weinen!

Agnete.

Du, Hemming? Du? Erbarm', erbarm' Dich, Jeſus!
(ſie verbirgt ihr Geſicht.)

Hemming.

Weißt Du den Abend noch, als Hintze kam
Und um Dich freite? doch Du gabſt ihm Abſchlag.
Wir ſahn am Strande uns, verlobten uns;
Und ein Gewitter war's; Zigeuner kamen;
Zur Nachtzeit gingſt Du von uns zu dem Meermann;
Und ich ging in die Welt ſo weit, ſo weit!
Doch Sehnſucht hatt' ich und kehrt' wieder heim;
Du bliebſt im Meer bei Deinem reichen Bräut'gam.
Du kennſt die Weiſe doch, die ich gemacht?

„Das Vöglein ſaß auf dem Zweige und ſang,
Sie ſah allein auf der Wogen Gang!
Es rief ſie der Meermann in Wonne und Harm,
Und Jeſum vergeſſend umſchlang ſie ſein Arm,
O Gott, wie mein Herze muß leiden!“ —

Agnete.

O ſchweige! tödten würdeſt Du mich ſonſt!

Chor.

Volle Flaſchen
Vergolden die Taſchen;
Und Gold — kann's denn was Beſſres geben?!

Pablo.

Der letzte Vers im Liede, das war Unſinn —
Nein, nein, kein Unſinn, ich hab's ja gemacht!
Doch man kann dichten nicht, noch wen'ger denken
Vor Glockenläuten und vor Büchſenſchüſſen!
Hurrah! Wir haben Aufruhr nun!

Aurelio.

Ja! Aufruhr!

Pablo.

Den Mund gehalten, ich nur darf hier ſprechen!
Seht wie es brennt! Oh, wär's beim Biſchof doch!
Verzeih' die Sünd' mir, heiliger Botolphus!
Dem Biſchof ſoll man glauben — doch nicht trauen,
Er iſt ein Fuchs! Verzeih' mir, heil'ge Gertrud!
Er ſagte nun, der König ſei verſchwunden,
Sei fortgelaufen! Ei, den möcht' ich ſehen,
Der fortläuft gleich am allererſten Tage,
Wo man die Krone ihm aufs Haupt geſetzt.
Gefangen iſt er von dem frommen Biſchof
Und von dem Adel, die gern herrſchen wollen!

Aurelio.

Doch in Cordova leben brave Leute!
Der König hoch! Und iſt der König fort,
Regieren wir!

Ueber dem brauſenden Meer,
Aber er wälzte des Abgrundes Schlamm
Auf meiner Sünde wachſenden Stamm. —
— Woll' mich erhören, Mutter des Herrn,
Sei mir nicht fern!
Blut will ich weinen,
Knien auf des Altars heiligen Steinen!
Laß nicht in der Noth
Mich leiden den Tod! —
— Zu Deiner Kirche will ich wandern,
Wo die andern
Frommen Chriſten Pſalmen bringen
Und im Chore Weihrauch ſchwingen.
Nimm ein reuevolles Herz
Und vergieb um des Sohnes Schmerz!
(ſie geht in die Kirche.)

Der Chorgang.

(Die Trauung iſt beendet. Die Altarlichter brennen. Das Brautgefolge zieht fort, während die Gemeinde ſingt.)

Kind Jeſus, Bräut'gam hold und fein,
Ich beug' mich Deiner Nähe!
O, ſei Du mein, wie ich bin Dein!
Hoſianna in der Höhe! —

Agnete (tritt ein).

Wohl nie ein größrer Sünder trat in die Kirche ſtumm!

Pablo.

Stoß' nicht den Wein, denn wenn er angeſtoßen,
Verdirbt der Wein! Lach' mit! Ich bin ja witzig!

Aurelio.

Wo kommt der König her?

Santiago.

Vom Kampf mit Mauren!
Das iſt ein Mann! Der kämpft am Krönungstage,
Er tanzt auf Roſen nicht! Der König lebe!

Alle.

Der König hoch!

Aurelio.

Laßt uns entgegen ziehen!

Alle.

Zum Kön'ge hin!

(Sie eilen fort.)

Santiago.

An ſeiner Seite ritt
Ein ſchönes Weib; nun weiß ich freilich nicht,
Ob die Prinzeſſin es von Frankreich war,
Die man als Königin uns hergeſandt,
Doch Alle jubelten und riefen Hurrah!
Und ich rief Hurrah! Ha, wie war das ſchön!
Und all' die Adligen, die wir gefangen,
Die wurden vor den König hingeführt.

Aurelio.

Doch alle Kirchenglocken läuten Sturm!

Ufer.

Die Vögel.

Es weinet in den Wogen im tiefen, tiefen Meer,
Vom Grab, weit unterm Graſe wehn Klageſeufzer her,
Und der Geſang der Kirche erklingt wehmüthig traun, —
Agnete, ach wir dürfen nicht liebend auf Dich ſchaun.
Und Deine blut'ge Zähre, ſie höhlet, o Graus!
Wohin ſie fällt, die Fließen und harten Steine aus.
Gewiß Dich drückt die Sünde ſo mächtig und ſo ſchwer,
Daß auch das Herz muß brechen, ſelbſt wenn es jung noch wär'!
Ja, ſelbſt wir kleinen Vögel, wir haben keine Ruh',
Agnete, ach Agnete, was fühleſt wohl nicht Du!

Die Blumen.

Es ſtirbt in den Wolken der warme Sonnenſchein,
Verſteckt in dem Geröhricht die Vögel klagend ſchrein!
Und ziehet ſchon der Abend durch ſtiller Wälder Hafen,
Dann müſſen wir ſchlafen!

Der Meermann.

Agnete! zu den Kleinen zurücke kehr' zur Stund',
Sie ſehnen ſich ſo mächtig auf tiefem Meeresgrund,
Sie weinen laut und rufen Dich zärtlich und warm,
O komm', o komm', Agnete, in Deines Gatten Arm!
Der Kleinſte in der Wiege erwachte, welche Noth!
Er biß ſich in die Hände und weinte ſich ganz roth!
O, kehre doch zurücke, die Stunde längſt verſchwand!

Agnete.

Ach, alle Bilder haben den Rücken mir gewandt!
Es ſangen ſelbſt die Todten, ich ſah der Mutter Leich' —
Ich darf Dir ja nicht folgen, will ich ins Himmelreich!

Der Meermann.

Ach, kannſt Du uns verlaſſen? ach, willſt Du von uns gehn?
O, denke an den Kleinen ſo lieblich und ſo ſchön,
Und wenn der Sturm ſich hebet, und ſchlägt die Welle an,
So ſind es tiefe Seufzer von Deinem Ehemann!
Und wenn dann auf die Wogen der Mond glänzt blank und rein,
So weinen in den Fluthen die zarten Kinder Dein!

Agnete.

Des Baumes Blätter beben, wenn ich ihm komme nah',
Zu andern Bäumen flüchtet der Vogel, der mich ſah,
Selbſt ſchließen ſich die Blumen auf Fluren, auf der Wieſ',
Ach, ſchwer drückt mich die Sünde, daß ich Gott ſo verließ!

Der Meermann

(hebt die kleinen Kinder über das Waſſer, ſie ſtrecken die Hände gegen ſie aus und weinen).

O, ſieh doch, wie ſie weinen! Es iſt Dein eignes Blut!
Nach Dir den Arm ſie ſtrecken; beugt es nicht Deinen Muth?
Erbarme Dich, Agnete, ſonſt tödtet ſie das Weh!
Ach, willſt Du, daß ſie treiben wie Schaum auf wilder See?

— Lebwohl! brich Dein Verſprechen, das Hand und Mund mir gab!
— Lebwohl, lebwohl, Agnete! wir ſinken in das Grab!
(er ſinkt mit den Kindern nieder.)

Agnete
(einen Schrei ausſtoßend).

Vergieb mir, o Herr Jeſus! nimm, tiefes Meer, mich auf!
(Sie läuft gegen das Waſſer, um ſich hinein zu ſtürzen, fällt aber dicht am Ufer zwiſchen den Steinen leblos nieder.)

Eine andere Stelle am Strande.

Hemming (ſitzt unter einem Baum; vom Walde her tönen die Hörner der Jäger, während er vor ſich hin ſingt.)

„Agnete war lieblich, unſchuldig und gut,
Ihr Herz hatte nie einen Tropfen böſ' Blut!
— Unſchuldig und gut!“ —

Mariä Himmelfahrt! — an dieſem Tag,
Jetzt ſind es grade funfzig Jahre her,
Da ſtarb ſie! da iſt ſie für mich geſtorben!
Von weißem Meerſand war ihr Sarg bereitet,
Auf Hobelſpähne ward ſie nicht gelegt
Wie Andre, nein, auf Seegras, zwiſchen Perlen!
Die Leichendecke war das ſtolze Meer;
Die Engel ſteckten tauſend Lampen an
Hoch unterm Himmel in der dunklen Nacht!

Nicht reden konnte ich und auch nicht weinen,
Zu einem Vogel ward ich, welcher ſang,
Doch ſingt man nicht den Kummer fort vom Herzen!
(er grübelt.)

Peter Palle
(mit ſeinen Jägern, ſie ſtehn ſtille).

Ich fange keinen Vogel! keinen Schuß
Hab' ich gethan! Nicht läuten mehr die Glocken.
Gut hilfſt Du, Satan, mir, mit leeren Händen
Sollt' ich mich nahn, verhöhnen wird mich Bodil,
Sie ſpottet meiner und erhält die Hunde!
— Kein Vogel iſt zu ſehn; doch einen Bauer,
Den könnt' ich ſcheuchen auf des Baumes Zweig'
Und auf den Pelz ihn ſchießen, daß er fiel'!
Das wär' ein Spaß!
(Die Jäger lachen.)

Der Eine.

Dort ſitzet unterm Baume
Ein alter Vogel!.— So nennt er ſich ſelbſt.

Der Andere.

Schöſſ' ich ihn mit Fuchshagel in das Bein,
Daß er ein wenig hinkte, wär's ein Spaß!
Er ſtirbt ja nicht davon!

Peter Palle.

Ein luſt'ger Einfall!
(zu Hemming)

Auf in den Baum! Du ſollſt mit zu der Hochzeit!
Den größten Vogel bringe ich gewiß!

Nun, willſt Du klettern? hebt ihn auf, ihr Burſchen!
Nun ſeht! jetzt ziele ich. Da liegt der Vogel.
(Er ſchießt. Hemming fällt todt nieder.)
So ſtark war's nicht gemeint! doch iſt's geſchehn!
Ein Bauer war es nur! nehmt ihn jetzt mit!
Beſtimmt traf Bodil ſolchen Vogel nicht!

Die vorige Stelle am Strande.

(Es iſt Abend.)

Der Fiſcherknabe (ſitzt neben der Leiche Agnetens).

Todt liegt ſie da ſo jung, ſo ſchön,
Ach, daß ſich Gott erbarme!
Die Woge ſendet Klaggetön',
Und küſſet ihre Arme.

Und hinter dieſem Stein alsdann
Will ich die Maid begraben,
Mein „Vaterunſer" ſtimm' ich an,
Und Ruhe wird ſie haben.

Nicht Wellen dringen auf ſie ein,
Wenn Stürme ſie auch jagen,

Sie netzen nur als Schaum den Stein,
Um über ſie zu klagen.

(er legt die Leiche ins Grab.)

Vollbracht iſt nun Dein Erdenlauf,
Lebwohl will ich Dir ſagen!
Im Namen Jeſu, wache auf,
Wo keine Stürme klagen.

(er wirft Erde auf ſie.)

Ein Zug wilder Schwäne (fliegt vorbei).

Auf ſauſenden Schwingen
Wir dringen
Ueber die ſchäumenden Fluthen hier
Nach einem ſchöneren Revier,
Wo Winter nimmer;
Wo im Sommer immer
Um duftender Wälder Hafen
Die Wogen ſchlafen!

(ſie verſchwinden am Horizont.)

Der Meermann (aus der Tiefe).

Sie iſt todt, todt iſt Agnete, und beerdigt ihr Gebein!
Und ſie ruhet nun am Strande hinter jenem großen Stein.
Naß wird aber jeden Morgen ſehn den Stein der Fiſcherknab',
Und Geliebte ſagen: Zähren ſind es, die der Meermann gab!
Zähren hab' ich nicht zu bieten, wie der Menſch beim Lebensgang,
Durſt des Grames ſoll ich kennen, doch nicht ſeinen Labetrank!

Und die Elfen werden weinen, Thau wird ſo wie Thränen ſtehn,
Moos wird dann den Stein bekleiden, weich und grün und lieblich ſchön.
Dich, der liebend hat beerdigt die verlorne, theure Leich',
Will ich und das Meer belohnen; Fiſcher, Du ſollſt werden reich!
Bernſtein ſollſt Du an dem Ufer finden, wenn die Woge braut,
Denn das Schloß iſt nun geſunken, das ich unterm Meer erbaut! —
Mutterlos ſind jetzt die Kinder, deshalb tödtet' ſie das Weh,
Als geknicktes Schilf ſie treiben auf der weiten, wilden See. —
Manch Jahrhundert wird die Woge um den Uferſtein ſich blähn,
Mancher Name wird vergeſſen, doch der ihre ſoll beſtehn!
In den Sagen und den Weiſen wird er klingen wunderbar,
Und ſo lang' in Dän'mark Buchen grünen, tön' er hell und klar!
Doch es wird kein Skalde ſingen ſo bewegt Agnetens Nam',
Als der, deſſen Herze blutet von gleich herbem Schmerz und Gram!
Hier will ich nun nächtlich ſitzen, ſchauen auf den Stein betrübt.
Schwer es iſt, von dem zu ſcheiden, das man inniglich geliebt!

Schnellpreſſendruck von Fr. Ries in Leipzig.

H. C. Anderſen's

Geſammelte Werke.

Vom

Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe.

Vierundzwanzigſter Band.

Der Mulatte.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847

Der Mulatte.

Romantiſches Drama

in fünf Acten.

Von

H. C. Anderſen.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Der Mulatte.

Romantiſches Drama.

Perſonen.

Horatio, ein Mulatte.
Herr von La Rebelliere, Beſitzer mehrerer Pflanzungen auf Martinique.
Eleonore, ſeine Gemahlin.
Cäcilie, Gräfin von Ratel, ſeine Mündel.
Palème, Mulatte, aus La Rebelliere's Pflanzungen entlaufen.
Femi, ſchwarze Sclavin.
Pelagi, Hauſirerin.
Radu, Verwalter auf dem Gute der Gräfin.
Der Auctionator.
Ein Pflanzer.
Ballgäſte. Pflanzer. Marktleute. Diener. Schwarze. Sclaven und Sclavinnen.

Das Stück ſpielt auf Martinique.

Erſter Act.

Horatio's Wohnung. Ein großer Saal; außer zwei Portraits hängen an den Wänden noch getrocknete Pflanzen, Felle von wilden Thieren, Skelette und ausgeſtopfte Vögel. Wachslichter brennen in großen Glasſchaalen. Im Hintergrunde zur Rechten verbirgt eine Draperie das Ruhebett. Es tobt ein Gewitterſturm.

Erſte Scene.

Eleonore und **Cäcilie** (in Reiſekleidern). **Horatio.**

Horatio.

Vergeſſen Sie hier alles Ungemach;
Das Ungewitter muß ſich bald verziehn;
Sein Sie in meiner Wohnung wie zu Hauſe.

Eleonore.-

Sie kennen meinen Mann, **La Rebellière,**
(auf Cäcilie deutend)
Dies ſeine Mündel, Gräfin **von Ratél;**

Wir wollten nach den warmen Quellen reiſen
Und dachten zeitig einzutreffen dort,
Doch unſre Hoffnung täuſchte dieſes Wetter;
So bitten wir um Obdach für die Nacht.

Horatio.

Sie gönnen eine ſeltne Ehre mir,
Und Pflicht wird Ihr Befehl mir immer ſein.
Sie ſind gewiß ſehr müde?

Eleonore

(wirft ſich in einen Lehnſtuhl).

Ja, ſehr müde!

Cäcilie.

Nur immer ſchlechter wurden Weg und Wetter;
Gott ſei gelobt, daß wir zu Ihnen kamen.

Horatio.

Ein einfach Abendeſſen wird bereitet,
Sie werden's nicht verſchmähn.

Eleonore.

Freundlichſten Dank!

Horatio.

Soll man den Tiſch vielleicht hier drinnen decken?
Nur einfach werden die Gerichte ſein.

Eleonore.

Wir wünſchten unſre eigne Negerin!

Horatio.

Wie Sie befehlen; gleich werd' ich ſie ſenden.
Die große Hütte nebenbei ſtand leer,
Dahin kam ſie mit Ihren andern Leuten — —

Eleonore.

Ich bringe Viele mit!

Cäcilie.

Denn unſer Gut
Liegt gar zu einſam bei den warmen Quellen,
In Fels und Wald gar heimlich tief verſteckt;
Man ſagte, Niemand ſei ganz ſicher dort,
Der nicht mit ſtarker Wache ſich umgebe;
Entlaufne Sclaven, heißt es, ſind im Walde,
Von denen namentlich „die Rächer“ furchtbar.
Drum ſind wir unſer dreißig, und ich hoffe,
Daß ſie bei unſerm Anblick ſchon entfliehn.

Horatio.

O beſſer als ihr Ruf iſt dieſe Gegend

(Verneigt ſich und geht ab.)

Zweite Scene.

Eleonore. Cäcilie.

Cäcilie.

Nein, ſolch ein böſes Wetter ſah ich nimmer!
Des Blitzes rothe Wolken hängen tief,
Wie umgekehrte Bergesmaſſen gleiten
Sie donnernd hin und ſtrömen, Flüſſen gleich,
Zur Erde. Du haſt nun pikanten Stoff,

Kannſt Neues in Dein Tagebuch jetzt ſchreiben.
Iſt unſer Abenteuer nicht beluſt'gend,
So wie, daß wir die Nacht hier bleiben müſſen?

Eleonore.

Ich bin ermüdet, werde ſicher ſchlafen!
Oft weigern mir die Augen dieſen Dienſt,
Nicht hab' ich unterweges ſie geſchloſſen,
Denn Unruh' fühlt' ich, und der ſchlechte Weg
Griff mich ſehr an. Doch fühl' ich keine Reue,
Daß ich gereiſet bin.

Cäcilie.

So geht's auch mir.

Eleonore.

Mein Mann ſoll mir nicht immer ſagen: nein;
Ich will mein Recht doch auch zu Zeiten haben.
Geduldig ſollten wir zu Hauſe bleiben,
Wenn er im Fort-Royal die Zeit in Freude
Und Luſtbarkeit beim Gouverneur verbringt.
Wir ſollten nicht die Thüren öffnen dürfen,
Und immer auf dieſelbe Küſte ſehn,
Auf Zuckermühlen, Neger und dergleichen —
Das war doch gar nicht auszuhalten mehr.
Wen gäb' es wohl, der ſich's gefallen ließe?
Ein ſtärkres Uebel könnte das bewirken.
Krank bin ich, krank! Das weiß ich ſelbſt recht gut,
Und deshalb will ich nach den warmen Quellen;
Mein Prieſter und mein Arzt iſt die Natur,
Drum werd' ich ſtets ſie über Alles ſtellen.

Cäcilie.
Ganz ehrlich meint' er's, als er zu uns ſagte,
Daß ſehr beſchwerlich ſolche Reiſe ſei
Und wild und todt es in dem Walde wäre.
Eleonore.
Er wollte, glaub' ich, nur uns bange machen.
Cäcilie.
Kein Uebel iſt uns zugeſtoßen heut'.
Orkane konnte Niemand prophezeien,
Entlauf'ne Sclaven ſahen wir auch nicht.
Die fürcht' ich, die Bedauernswerthen, nur
Zu grauſam von der Peitſche heimgeſucht!
Natürlich iſt's deshalb, daß ſie entfliehn.
Eleonore.
Nur Einen giebt's, von dem ich Alles fürchte:
Palème!
Cäcilie.
Ein Neger?
Eleonore.
Nicht doch, ein Mulatte;
Doch das bleibt gleich! Der african'ſche Urſprung
Hat beiden gleiche Dummheit aufgeprägt;
Nur Körperkraft ward ihnen wie dem Thier.
Palème vergaß die ſchuld'ge Ehrfurcht einſt,
Dafür ward er gepeitſcht, vielleicht zu ſchwer,
Das wollt' er nicht ertragen; er entfloh.
Ihn, deſſen böſen Sinn ich kenne, fürcht' ich,
Ich weiß, vor Rachſucht brennt ſein heißes Blut;

Zu Allem ſind entfloh'ne Sclaven fähig.
Ich rieth auch deshalb ernſtlich meinem Mann,
Nicht Herrenloſe zu erſtehn. So nennt man
Mulatt' und Neger, denen Freiheitsbriefe
Rechtmäßig nicht ertheilt ſind. Solche fallen
Sonſt der Regierung eigentlich anheim.
Gefährlich Volk!

Cäcilie.

O, das iſt Barbarei!

Eleonore.

Bedenk', Du ſelbſt haſt Sclaven, liebes Mädchen;
Mit Deinem Reichthum wär' es ſonſt vorbei.

Cäcilie.

In meinem Vaterland' ſind Alle frei.
Mein liebes, liebes, ſchönes Frankreich!

Eleonore.

Ich glaube nicht an Deines Landes Schönheit.
Zu kalt iſt's dort, ich möchte da nicht weilen!

Cäcilie.

Nein, dort iſt's warm, denn jedes Herz glüht mächtig —!

Eleonore (lächelnd).

Ei ſtreiten wir darüber nicht; ich kenne
Dein Heimweh, und bin wahrlich ſehr ermüdet.

Cäcilie (blickt umher).

Hier iſt es ganz behaglich, traulich, heimiſch!
Wir wohnen über aller Bäume Gipfeln.
Dem Leuchtthurm gleich ſtand oben dieſes Haus,
Ein Leitſtern uns in Sturm und Wetterbrauſen;

Die Moſes-Säule war's im wüſten Wald.
— Sieh, trockne Pflanzen hängen an den Mauern,
Und ſeltne Vögel, wilder Thiere Felle!
Naturgeſchichte treibt wohl unſer Wirth.
Auch zwei Portraits! Die Tracht und die Figur
Sind alterthümlich nicht. Das Abenteuer
Beluſtigt mich; behaglich find' ich's hier,
Und mir gefällt das Haus ſo wie der Herr.

Eleonore.

Nenn ihn nicht Herr! er iſt nur ein Mulatte.

Cäcilie.

Unmöglich! Dann wär' auch der Tag nur Nacht!
Er iſt ja faſt ſo weiß, wie wir es ſind,
Ein liebenswürdiger und kluger Mann.

Eleonore.

Des Herren-Titels iſt er doch nicht würdig —
Nein, dem Mulatten ziemet ſolcher nicht.
Obgleich er Wirth, ſo ging er ſeines Weges;
Mit uns zu ſpeiſen wäre Hochmuth, Trotz,
Er weiß, er ſtehet tief, tief unter uns.

Cäcilie.

Ach, unwillkommne Gäſte ſind wir dann
Dem höflichen, dem hübſchen jungen Manne!
O, lebt' er doch in meinem Vaterlande!
Da ehrt man Geiſt und Schönheit immer hoch;
Hier feſſeln ihn ja nur unwürd'ge Bande.

Eleonore.
O glaub' das nicht, wer ſoll's ihm anders lehren?
Daß wir hier übernachten, muß ihn ehren.

Cäcilie.
Am liebſten wäre draußen ich geblieben!

Eleonore.
Mein Kind, Du biſt ganz aus der Art geſchlagen!
Hier iſt nicht Frankreich, ſondern Martinique;
Wir haben andre Meinung und Gebräuche;
Ein andres Klima fordert andre Kräfte;
Belehren wird auch Dich einſt das Geſchick!

Cäcilie.
Nein, Beſte! auch nicht einen Augenblick!

Dritte Scene.

Die Vorigen. Femi (welche den Tiſch deckt).

Cäcilie.
Sprich, Mädchen! für wie Viele ſollſt Du decken?

Femi.
Für Euch und meine Herrin!

Cäcilie.
Nur für uns?

Eleonore.
Wie heißt der Hausbeſitzer hier?

Femi.

Horatio.

Eleonore.

Vermuthlich hält er ſich recht viele Schwarze?

Femi.

Nur acht bis neun. Sie loben ihn ſo ſehr,
Daß ihre Rede Einen tief bewegt!

Eleonore

(welche mit Cäcilie am Tiſch Platz genommen hat).

Geſchmackvoll iſt ſervirt! geſchliffne Gläſer,
Und Porcellan! das hab' ich nicht erwartet.
Aus See und Land iſt hier vereint das Beſte:
Geflügel, Fiſche, Piſang, Ananas!

(zu Femi)

Was ſagten denn von ihrem Herrn die Sclaven?

Femi.

Ja, ihre Reden handeln nur von ihm;
Sie lieben ihn, wie einen Vater, alle;
Er iſt ſo mild —!

Eleonore.

Nun viel will das nicht heißen.
Im Rang ſind ſie beinah' einander gleich;
Was haſt Du von dem Manne ſelbſt gehört?

Femi.

Von allen Namen, welche hier die größten,
War der von Enambuck einmal der erſte;
Ein reicheres Geſchlecht fand man nicht leicht;
Es hatte Land im Umkreis vieler Meilen

Und Sclaven wie die Bäum' im Walde Nüſſe.
Zwei Söhne blieben vom Geſchlecht nur noch,
Die reiſten nach Europa; auf der See,
Eh' ſie das Ziel erreichten, ſtarb der Eine.
Der Andere genoß ſein Jugendglück,
Fern blieb er lange von der Heimath-Inſel;
Erſt ſpät, als Krankheit ſchon ſein Blut ergriffen,
Verließ er ſchwach das luſtige Europa,
Vertrauend auf der Heimath beſſre Luſt,
Doch gab ſie ihm nicht Lind'rung ſeiner Leiden.
Der Tod hielt ſeinen Fuß ſchon in der Angel,
Zog nieder ihn ins Grab; er iſt verblichen;
Seitdem ſind achtzehn Monde ſchon verſtrichen.

Eleonore.

Und er, der dieſes ſchöne Gut hier erbte?

Femi.

Er war dem alten, kranken Mann ſo lieb,
Iſt immer ihm gefolgt, gleich ſeinem Schatten —
Das Ganze wurde mir genau erzählt.

Eleonore.

Die Mutter war leibeigen, eine Schwarze.

Cäcilie.

Leibeigen?

Eleonore.

Deren Blut die Peitſche färbte,
Der Mutter des Mulatten bös Geſchick.

Cäcilie.

Wohl möglich, daß ſie eines Königs Tochter

Im Vaterland der Löwen und der Tiger.
Ich kenne ein Gedicht, das hoch ich ſchätze,
Ich lernt' es einſt als Kind, und niemals werde
Ich es vergeſſen; es durchbebt mich ſeltſam,
Ein tiefer Schmerz iſt darin ausgedrückt.
Nackend, ohne Goldgeſchmeide-Prangen,
Nur mit einem Pantherfell umhangen,
Von der Tigerjagd, nach tapfern Streiten,
Kehrt der Negerfürſt; auf allen Seiten
Strömt das Volk herbei mit Jubelſang.

Fetiſch-Prieſter kommen aus dem Haine,
Bringen ihm die erſtgeborne Kleine;
Glück läßt uns ſein flammend Aug' erkennen,
Kaum vermag er ſich von ihr zu trennen;
Zu der Trommel miſcht ſich Tuba-Klang.

Königstochter! Alles muß Dir glücken!
Purpurſhawl wird Deine Schultern ſchmücken,
Straußesfedern Dir die Stirn beſchatten;
Nur den Helden drücket einſt als Gatten
Palmenthales Perle an die Bruſt!

Venus Africa's, wo Du zu baden
Pflegſt, ſucht Dich der Schwan, uneingeladen,
Neigt ſich tief, auf ſeiner Wogenwiege,
Schwarz errang ja einſt der Schönheit Siege;
Held der Wüſte, ſie iſt Deine Luſt.

Schwäne ſuchen, — ach, Du biſt verſchwunden,
Wege ſind zur neuen Welt gefunden;
Blut und Thränen ſind am Strand gefloſſen,
Biſt im Sclavenſchiffe einſchloſſen;
Schwarzes Kind, vergiß Dein Vaterland!

In der Zuckermühle wirſt Du wohnen,
Purpur wird auf Deinen Schultern thronen,
Gierig wird Dein Blut die Geißel trinken,
Sei nur emſig — Glück wird bald Dir winken!
Denn der Kaufmannsſohn drückt Dir die Hand.

Fernher grüßen Dich vertraute Klänge,
König, Deines Africa Geſänge,
Während über Deinem dunkeln Grabe
Elephanten ziehn in ſchwerem Trabe.
Königstochter! Du biſt Sclavin jetzt!

Eleonore.

Doch weinet Femi nicht? Was ſoll das heißen?
Die Heldin wähnt ſie ſich in dem Gedicht.
Dem Hausherrn ſage, daß wir ihn erwarten.

Femi.

Nur etwas ſchwärzer und er wär' ein Stern.

(Geht ab.)

Vierte Scene.

Die Vorigen ohne Femi.

Eleonore.
Ich fürchte, die Bewundrung des Mulatten
Hält kaum noch eine einz'ge Stunde vor;
Doch ſprich Du nur mit ihm, ich höre zu,
Nur glaub' ich nicht, daß ſich's der Mühe lohnt.
Cäcilie.
Die trocknen Pflanzen hier, die Bücher dort,
Sie widerſprechen jetzt ſchon Deinem Wort.
Eleonore.
Der erſte Eigner, ſicherlich nicht dieſer,
Hat ſie geſammelt, glaube mir, ſo iſt's!
Die Unterredung wird es offenbaren,
Doch darf ſie nur nicht gar zu lange währen!
Du findeſt nicht, — ſelbſt wirſt Du mir's geſtehen, —
Was Du gehofft. — Ich will zu Ruhe gehen.

Fünfte Scene.

Die Vorigen. Horatio.

Cäcilie.

Für alle Gaſtfreiheit, die wir empfangen,
Noch einmal unſern allerbeſten Dank!
— Sie wohnen einſam, ich muß Sie beklagen;
Die Zeit wird Ihnen ſicher hier oft lang?

Horatio.

Nein, keineswegs! See und Wald und Thal
Sind mir der herrlichſte Geſellſchaftsſaal;
Von ihrem Keim an bis ſie ſich entfaltet,
Zeigt jede Blume eignen Lebenslauf;
Des Fiſches Flucht im Bach giebt mir zu denken,
Des Vogels Stimme lauſch' ich gern, der hellen,
Ameiſenhaufen ſelber ſpenden täglich
Des Alltagslebens lieblichſte Novellen.

Cäcilie.

Führt ſolcher Waldnaturen Poeſie
Zuletzt nicht auch Eintönigkeit mit ſich?

Horatio.

O nein, ich ſeh' nicht nur auf ſchöne Larve;
In Duft und Farbe ſuche ich die Seele,
Mir iſt es nicht des Geiſtes wahrer Sieg,
Daß ich begreif', es drehe ſich der Zeiger;
Der innre Mechanismus einer Uhr
Belehret uns doch über's Ganze nur.

Eleonore.

Sie haben eine Bücherſammlung dort.

Horatio.

Geſchichte iſt es und Philoſophie,
Das Beſte aus den Poeſieen Frankreichs;
Ein Dichter findet ſich, den man kaum ſucht,
Doch hab' ich leider ihn nicht ganz geſammelt.
Von Shakſpeare ſtehn da Macbeth nur und Hamlet,
Doch dies ſind Kronjuwelen, reiche Schätze,
Die ich durch Bände Andrer nicht erſetze.

Eleonore.

Und die Gemälde? (Sie zeigt auf das eine Portrait.)
Dieſes dort iſt hübſch!
Wie's ſcheint, ein reicher, hochgeſtellter Mann.

Horatio.

Wohlthäter war er mir, ja ſelbſt ein Vater,
Sein mildes Auge hat der Tod geſchloſſen.
Von Enambuks Geſchlecht ertönt der Name
Noch jetzt auf Martinique, doch nun bedeutet
Er nicht, was er in frühern Tagen galt.
Das Glück hat ſich von ihm kalt abgewendet;
Der Letzte war er vom Geſchlecht geblieben.
Was er verließ, war die Plantage hier,
Als wir — mich nahm er mit als kleinen Knaben —
Zur Heimath des Talents, Europa, zogen. —

Cäcilie.

Nach welchem Lande?

Horatio.

Nach dem ſchönen Frankreich;
Dem munteren Paris, der Stadt der Städte.

Cäcilie.

O meine Heimath, die geliebte Heimath!
Sie hat vor Allem doch den höchſten Werth.

Horatio.

Wir lebten dort an ein und zwanzig Jahre;
Fünf war ich alt, da ward ich eingeſchrieben
Zur Schule, ich ſtudirte und — dem Manne
Erſcheinet Frankreich jetzt als Vaterland.

Cäcilie.

O, Paris! des Lebens Schätze
In den prachterfüllten Räumen,
Die Europa Ruhm verleihen,
Seh' ich jetzt — nur noch in Träumen!

Horatio.

Oft ging in des Schloſſes Sälen
Ich, wo die Gemälde ſprechen,
Griech'ſche Götter noch befehlen;
Sie mit Ehrfurcht zu betrachten.
Tönt' die Glocke dann zum Ave,
Sog im Tuilerien-Garten
Ich des Abends milde Luft,
Athmete Orangenduft;
Sah vom Quai die Lichter ſpielen,
Sich im Seine-Waſſer ſpiegeln,

Träumte ſtolz und ſchweigend dann
Große Thaten wie ein Mann.

Cäcilie.

Süß, in wehmuthsvollen Träumen,
Fuhr ich dort oft auf dem Strome,
Orgelton erklang von ferne,
Mächtig rief's uns nach dem Dome
Notre Dame — — —

Horatio.

Auf ſchlanken Säulen
Stolz ſich ihre Bogen hoben,
Orgelton trug die Gedanken
Wie das Herz mir dort nach oben.

Cäcilie.

Leiſe haucht' ich Pſalmentöne,
Wenn ich ging in Proceſſionen,
Mit den Fahnen und den Kerzen
Ueberall klang rings herum:
Hier iſt Gottes Heiligthum!
Fried' und Hoffnung füllt die Herzen.

Horatio.

O wie oft im Jugendtaumel
Folgt' ich da der bunten Menge
Auf den grünen Boulevards,
Hörte Jubel und Geſänge!

Cäcilie.

Dort war ich zu vielen Malen;
Bilder wie auch Töne ſprachen.

Und des Lebens reiche Strahlen
Sich in bunten Farben brachen.

Horatio.

Längs Verſailles beſchnitt'ner Hecke
Sah man eine gleiche Strecke,
Wenn die Sonntagsglock' erklang: —
Kennen Sie den großen Gang
Vor dem Schloß, bei der Fontaine?
Wo die Kunſt ſelbſt lehrt der Seine,
Zu zerſtäuben raſch in Dünſte,
Gleich dem Hund zu machen Künſte,
Hoch zu ſprudeln mit den Strahlen,
Zu zergehn in Marmorſchalen?

Cäcilie.

Dort verlebt' ich frohe Stunden.

Eleonore.

Von der Pracht des Hofes hört' ich!
Martinique iſt doch ein Grab!

Horatio.

Feſt auf Feſt, ein Sternenmeer;
Im Gedächtniß blieb mir hehr
Eins, bei Frau von Polignac,
Wo man ſang und muſicirte,
Auch Gedichte declamirte — —

Cäcilie.

Von des Negerkönigs Tochter?

Horatio.

Ja, das machte Senſation,

Denn ein Kind, ich ſeh' es immer,
Nie erblickt' ich ſchöner eins,
O, ein lieblich, holdes Mädchen,
Deſſen Stimme ſanft bewegt,
Hörten das Gedicht wir ſagen;
Dieſes Bild wird in ſich tragen
Stets mein Herz, ſo lang' es ſchlägt.

Cäcilie.

— Daß Sie es nicht mehr erkennen! —
„Nackend, ohne Goldgeſchmeide-Prangen,
„Nur mit einem Pantherfell umhangen,
„Von der Tigerjagd, nach tapfern Streiten,
„Kehrt der Negerfürſt —

Horatio.

Waren Sie das kleine Mädchen?

Cäcilie.

Das ſo groß geworden iſt!

Horatio.

Sie gedenken des Gedichtes?
Einſt beim Strahl des Mondenlichtes
Schrieb mit aufgeregtem Sinn
Ich die wen'gen Verſe hin.

Cäcilie.

Schrieben Sie es?

Horatio.

Jeder hat ja
Dichteriſche Augenblicke.

Cäcilie.

Ihnen wurden ſicher viele!
Glücklicher, Sie ſind ein Dichter,
Welcher ſingend Großes ſchuf!
O, der himmliſche Beruf!

Horatio.

Ein Alltagsleben zieht an uns vorüber,
Das Schaumbild ſchwebt der Menge vor den Augen.
Allein der Dichtkunſt Perle tief darin
Hebt nur der Dichter wie ein kühner Taucher.
Mir gab Natur, was Vielen ſie gegeben,
Daß unterm Seegras ich auch Bernſtein fand,
Geworfen von den Wogen an den Strand.

Cäcilie.

Es war des Geiſtes Wink, und Sie der Mann,
Die Perle aus dem Meer heraufzubringen.

Horatio.

Der Himmel hat mich dazu nicht begabt.
Ein jeglich Land und Säculum erzeugt
Kaum ein Genie, das ächten Sieg davonträgt.
Denn es muß mehr als raſchen Witz beſitzen,
Den Abſchnitt bildet es für ſeine Zeit,
Iſt ein Bezeichnungs-Punkt für deren Sein;
Auf ſolchem Ruhmes-Platz allein iſt Ehre!
Der andern Sänger Heerſchaar zu gehören,
Die immer Jahr für Jahr geboren werden
Und Neues ſpielen ſtets auf alten Saiten,
Kann ſicher keine Ehre uns bereiten.

Cäcilie.

Ich find' es herrlich, ſelbſt als kleines Glied
Sich anzureihn der Schönheit großer Kette!

Horatio.

Des Haufens goldnes Kalb zu ſein iſt leicht,
Bald wähnet der, es habe Dichter-Feuer,
Wer Alltags-Scenen matt zuſammenflickt,
Das ſade Alltags-Zeug, ſo hübſch vernünftig.
Bald glaubet er, daß das Genie ſich finde
Bei dem, der Aether will in Aether malen,
Und nicht klar denken oder ſprechen kann.
Das Dunkle ſcheint der Weisheit tiefe Wurzel,
Und ſie verſtehn, was ſelbſt er nicht verſtand;
O, es iſt leicht, Idol der Menge ſein!
Sie glauben, daß Genie bei dem recht ſtrahlet,
Wo Folianten ſich durch Fleiß anhäufen?
Für Offenbarung gilt die Pinſelei,
Ein ächtes Bild der alten Ritterzeiten!
Und glaubt mir, kehrten Todte hier zurück,
Nicht Einer würde ſich darin erkennen,
Viel weniger die Tage jener Zeit!
Talent und Fleiß verſchaffen einen Namen,
Die Zukunft reicht ihm aber keine Kränze,
Sein Ruf zerſtiebt in Flocken und in Dunſt.
Man ſei recht groß, ſonſt lieber niemals Künſtler!
Und glauben Sie, er ſteh' im Sonnenſchein?
Die Pflugſchaar ſeiner Zeit geht über ihn;
Er ſpendet Licht und ſteht doch ſelbſt im Schatten.

Was war Camoens', was war Taſſo's Glück?
Die Felſenſpitze reichet in die Wolken,
Sie ſcheint der Sonne Kugel zu berühren
Und iſt ſo weit davon! Im Wind der Nacht
Beſitzt ſie keine Blumen, keine Vögel! —
— Doch es iſt ſpät! — Die Kunſt, ſie bleibe Kunſt! —
Hier finden ſie bereit die Hängematten!
Sie ruhen ſicher in des Hauſes Schatten,
Und ich empfehle mich der Damen Gunſt.

(Geht ab.)

Sechſte Scene.

Die Vorigen ohne Horatio.

Cäcilie.
Er ging! O, weshalb ließeſt Du ihn fort!
Ich ſah mein Frankreich einen Augenblick.
Das Summen der Muskitos hinterm Schirme
Verwandelt in des Volkes Schwärmen ſich;
Statt Cocos-Palmen oder Tamarinden
Umſäuſelten mich Eichen dort und Linden!

Eleonore.
Und für Saint-Pierre's ſteife Cirkel gar,
Die man Geſellſchaft nennt, ſtand auf ſein Werde

Paris, wo Geiſt und Witzes Blumenpracht
Den Rahmen zum Geſellſchafts-Leben macht.

Cäcilie.

Der Blick, die Sprache hatten Zaubermacht,
Dir huldiget Dein Mann, und wird nie fertig
Mit ſeinen Gaben reichſter Modetracht,
Doch ſei nicht böſ', ſo ſchön und liebenswürdig
Als —

Eleonore.

Der Mulatt' —

Cäcilie.

Ich habe nichts geſagt.

Eleonore.

Auch denkeſt Du Dir weiter nichts dabei?

Cäcilie.

Hör' die Geſchichte, die ich Dir erzähle.
Ein Indianer ſaß am Themſe-Ufer;
Der dicke ſchwarze Kohlendampf ſank nieder.
Man zeigt ihm eine Blume, welk und todt:
Die Lotos, einſtmals auf dem Ganges ſchwimmend,
Und obgleich farblos und auch ohne Duft,
Umwehte ſie ihn doch mit ind'ſcher Luft.
Sein Vaterland erſchien vor ſeinem Auge
Mit Palmen und mit ſchönen Kolibri's.
Hat ſolche Macht die Blume ohne Leben,
Wie größ're Kraft iſt nicht dem Laut gegeben
Von eines Freundes oder Bruders Lippen!

Denk', Frankreich hat uns mütterlich gelacht!
Von Frankreich träume ich! Nun gute Nacht.

Eleonore.

Schlaf' ſüß und träume, glücklich frohes Mädchen!

(Cäcilie geht mit Femi hinter die Gardine.)

Siebente Scene.

Eleonore.

Da wo die Sonne herrſcht, birgt ſelbſt im Winde
Der Mond der Nacht mit ſeinem Schein ein Gift.
Weh' Dir, die Du in ſeinem Strahle ſchlummerſt!
Dich küßt die bleiche Hekate gewiß.
Selbſt nicht der Upasbaum, kein Kraut im Walde
Beſitzt mehr Gift, als dort die Strahlen oben,
Die kalten Strahlen, deren Gift man kennt.
Die Sonne bringt ein ärg'res Gift ins Blut,
Das wirket langſam, brennet aber kräftig;
Das heiße Blut übt auf den Willen Macht,
Der fühlt ſich wie Laokoon umfangen.
Gedanken ruhen tief in unſrer Bruſt,
Die ſelbſt wir uns nicht zu benennen wiſſen —
Seit unſerm erſten Pulsſchlag' ſeit der Kindheit,
Weilt in dem Herzen tief das Paradies
Mit Unſchulds-Himmel, mit dem Cherubs-Sang,
Dem Weisheitsbaum, — ach, auch ſchon mit der Schlange!

O, der Gedanke hat was Garſtiges!
Ich liebe meinen Mann, wie keinen Andern,
Mit ſolcher Innigkeit und ſolcher Furcht,
Wie abgerichtet Wild den Mann wohl liebt,
Der es mit Alltags-Geiſtes Klugheit zähmte.
Langweilig iſt die Heimath, die er gab,
Mein Blut iſt träge jetzt in dieſem Grabe!
Mein Bischen Wille, den er Trotz benennt,
Bringt dieſes raſcher doch zum Fließen wieder!
Wie hoch ſteht der Gedanke über Gold,
Der fordert mehr; des Geiſtes Rebenſaft
Hat er mir nicht gereicht! — An Sprach' und Blicken
Kann ſich, als Himmels-Thau, die Seel' erquicken.
Er hier —! ſein Wort —! wie magiſch war die Kraft!

Cäcilie

(ſteckt den Kopf hinter der Gardine hervor).

Schlaf' wohl, ich liege in der Hängematte.

Eleonore.

Ich komme ſchon! — Wie raſch verſchwand der Abend!
Und der da ſprach —?

(ſie legt die Hand auf das Herz, ſeufzt tief und ſagt dann plötzlich im verächtlichen Tone)

Es iſt nur ein Mulatte!

Zweiter Act.

Wilde tropiſche Waldgegend mit einer üppigen Pflanzennatur. Vorn bei einer tiefen Bergkluft, beſchattet von hohen Palmen und Bananen, zieht ſich ein Steig an Paléme's Hütte vorbei.

Erſte Scene.

Paléme

(allein, ſeine Schultern und Arme ſind nackt; ſeine Beinkleider kurz und am Knie abgeriſſen; in der Hand hält er eine mit Rum gefüllte Cocos-Nuß).

Warum macht man den Löwen wohl zum König?
Es giebt ja viele Thiere, die zerreißen
Und ſonſt nicht den geringſten Nutzen ſchaffen.
Nennt Rieſenſchlange, Elephanten König,
Des Löwen Rücken können ſie zermalmen.
O, manches Thier hat Recht zum Königs-Range,
Mehr Recht als Löwen! Närriſch doch fürwahr!

Das african'ſche Thier kam hoch zu Ehren,
Es wurde König aller Erdenthiere;
Des Landes Sohn muß Sclavenketten tragen,
Ward unter Weißen ein verachtet Thier.
— Ein dummes Märchen iſt das Leben nur!
Durch Zauberkräfte hängt es blos zuſammen.
— In dieſer Nuß hab' ich den Zauberſaft,
Der mich zum Zaubrer macht, ſobald ich's will.
So Einer bin ich! Das will ich nun träumen,
Mir denken, daß ich löſen kann und binden.
Ringsum ſieht man die Spur vom Gaukelſpiel.
Creolen-Mädchen waren dieſe Palmen!
Von friſchen Winden ſind ſie nur geküßt,
Zur Strafe, daß an mir vorbei ſie gingen!
Und dieſer ſtolze Baum, in ihm wohnt Gift,
Es iſt mein vor'ger Herr, der mich behandelt
Wie ein verachtetes, ein böſes Thier;
Ich hab' ihn hier in dieſen Baum verwandelt;
Das iſt das Beſte doch in meinem Märchen!
O, welche Wolluſt lebt in meinem Blut!
Wär' ſolcher Kobold ich, wenn dort er ſtände
Als Baum, gleich von der Krone bis zur Wurzel
Mit meinen Nägeln wollt' abreißen ich
Die zähe Borke, laut darüber lachend!
Mit meiner Axt wollt' Glied für Glied ich ſpalten!
(Er haut einen Zweig ab.)
Das war zu gut! er müßte mehr erleiden,
In bittrer Qual verzweifeln mir durch Haß!

Ich wollt', der Baum ſollt' ausgezeichnet treiben
Und Sehkraft ſelbſt im kleinſten Blatte ſitzen,
Gefühl in allen Fäden wiedergebend.
Hier auf dem Mooſe ſtreckt' ich meine Glieder,
Mein Haupt an meines Weibes Schulter legend,
Mit heißer Lippe küſſend Mund und Buſen,
Mit meinem Arm den ſchlanken Leib umſchlingend.
O, welcher Kuß!
(Er trinkt aus der Cocos-Nuß.)
Aus Deinem Mund ſtrömt Gluth!
Wenn jede Muskel kräftig dann ſich ſpannt,
Der Nerve bebt und wir vor Wonne lächeln,
Soll'n Kühlung uns des Baumes Blätter fächeln!
Wär' ſolcher Kobold ich, o Höllen-Macht,
Die Seele hätt' ich Dir dafür gebracht!
(Er trinkt wieder.)

Zweite Scene.

Horatio in Jagdkleidern. Palème.

Horatio.
Dir ſchmeckt die Cocos-Milch, wie es mir ſcheint!
Palème.
Als kleiner Burſch trank ich ſchon ſolche Milch;
's iſt echter Rum, iſt Euch ein Schluck gefällig?
Dem Jägerglücke ſchadet's, denk ich, nicht.

Horatio.

Ich danke Dir.

Palème.

Nie nöthigte ich Jemand. —
Verſammlung war hier dieſe Nacht, es kamen
Die, ſo ſich frei gemacht, geborne Sclaven,
Die ſchwarzen „Rächer!“ Hier im Felſenriff,
Um Gift zu kochen glüht der Kohlenhaufe,
Das ward vertheilt, als wär's das Sacrament.
Mehr Sclaven, als ich je erwartet hätte,
Sah man vereint die Zauberlieder ſingen;
Sie krochen auf dem Bauch, wie liſt'ge Schlangen,
Und klagten blutig hier vor ihrem Rächer.
Des Sclaven Leben iſt ein Jammerſchrei;
Auf welche Qualen fällt nicht oft der Weiße!
Drum ſoll durch Blut und Feuer Alles ſterben.
Die angelegte Mine wird bald ſpringen,
Der Todesvogel ſchüttelt dann die Schwingen!

Horatio.

Und bei dem Allen warſt Du kalt und ſtumm?

Palème.

Das Evangelium der Freiheit lehrte ich,
Wie ſie der Vogel hat, vor'm Knall der Büchſe,
Des Waldes Bäume, eh' der Axtſchlag fällt.
Bald ſoll am Strande wehn die Freiheitsfahne,
Wie von Plantagen und der Klippe Pfad!
Wenn nur die Schwarzen dreiſt die Stirn erheben,
Vorbei iſt's mit der Weißen Uebermacht.

Erſt Tag, dann Nacht, iſt Ordnung der Natur,
Sie wechſeln ja die Erde zu beherrſchen;
Der weiße Tag trug allzu lang' die Krone,
Bald ſitzt die ſchwarze Nacht auf ſeinem Throne!

Horatio.

Dann wird ein blutig Krönungs-Feſt es geben!

Palème.

Die Hölle ſelbſt woll'n wir zu Gaſte laden;
Plantagen lodern auf als Freudenfackeln,
Auf Scharlach-Teppiche, vom Blut gefärbt,
Soll unſer Zug mit bloßen Füßen treten.
In meines Herrn Bruſt ſtoß' ich dann das Meſſer,
Doch was ihm heilig iſt, will erſt ich ſchänden,
Wo nicht, verdamme Gott mich ſo wie Alle!
Der Freiheitsruf bis nach Europa ſchalle!

Horatio.

Und alle Weißen ſollen ſterben?

Palème.

Alle.

Horatio.

Plantagen, Güter werden dann zu Schutt;
Dabei muß ja die neue Herrſchaft leiden.
Wer ſoll das abgebrannte Haus erbau'n,
Wo bleiben Sclaven, wenn die Weißen fehlen?

Palème.

Ja, das iſt wahr, nicht Alle dürfen ſterben!

Horatio.
Die Schwarzen werden Herrſcher auf der Inſel;
Iſt einer dann an Kraft und Macht der Stärkſte,
Die andern Schwächern müſſen ſich ihm fügen.
Ein Herrſcher ſchwingt ſich auf den Thron, ein Neger;
Beugſt Du Dich in den Staub vor einem Schwarzen?
Palème.
Eh' will ich mich mit zähen Ruthen peitſchen,
Kaltblütig reißen aus mein eigen Auge!
Nein, Billigkeit und Recht muß immer ſein!
Soll Einer herrſchen über Schwarz' und Weiße,
So mag die Zwiſchenfarbe hier entſcheiden!
Zum König muß man den Mulatten wählen,
Ein Anderer darf nimmer hier befehlen!
Horatio.
Bedenk', im Tropen-Lande kennt man nicht
Die dritte Zeit, die zwiſchen Tag und Nacht;
Da herrſcht nicht Dämmerung! — Sei nur behutſam!
Verſtummen laß die ſtolzen Herrſch-Gedanken.
Haſt Du auch vor den Schwarzen ſo verkündet
Wie jetzt vor mir Dein Evangelium?
Palème.
Die träumen nicht, was ſonnenklar Ihr ſeht.
Der Baſtard kann dem Baſtard nur vertrauen!
Wir ſind von gleicher Farbe, gleicher Art;
Der Unterſchied: ich bin entlauf'ner Sclave,
Ein herrenloſer Ihr, dem's leichter ward;
Ich ſchleiche langſam nur zu meinem Glücke.

— Daß ich am Leben bin, iſt eine Gabe,
Die ich Euch ſchulde, und mein Dank ſtirbt nie.
Auf dem verſaulten Rohr lag ich dadrinnen,
Krank und verlaſſen, einem Hiob gleich;
Ein Leichnam, der zu denken noch verſtand!
Ihr ſchafftet fort den böſen Ameishauſen,
Erquicktet mich; was kann ich dafür geben
Mehr, als Vertrauen, das ſich offen bot?
Nennt einen Feind mir, er verfällt dem Tod!

Horatio.

Wohl hab' ich einen, und mein Meiſter iſt er:
Des Herzens Hochmuth; keinen ſchlimmern giebt's!
Sein Hauch läßt der Geſundheit Roſe welken,
Zum Fiebertraum hat er den Schlaf gemacht,
Sein Siegsgeſang iſt Trauerpſalm der Herzen,
Den Feind ermorde und Du ſparſt mir Schmerzen.

(Steigt in die Bergkluft hinab.)

Dritte Scene.

Paléme (allein).

Sein Herzens-Hochmuth! Hm! er meinte meinen!
Der ſpendet Purpur oder Grabgewand,
Stürzt Himmels-Diener ſelbſt von Gottes Throne,
Und lohnet mit der Hölle Königs-Krone!

(Stiert gedankenvoll in den Abgrund nieder.)

Dort unten,
Wo kein Vogel wird geſunden,
Nur glatte Schlangen ſich winden,
In Klüften verſchwinden.
Unter dem dornigen Strauch
Hört' ich die „Rächer" ſtöhnen
Verwünſchungsgebete zum Rauch
Der Scheiterhauſen.
Längs der Hecke erglänzte der Schein;
Der Keſſel kochte, ſein dicker Qualm
Stieg gleich Weihrauch empor vom Altarſtein.
Seltſam geſtaltet, bald groß, bald klein:
Geiſter im Kampf.

(Trinkt aus der Cocos-Nuß.)

Dies Getränk,
Unſichtbarer Flamme Geſchenk,
Brachte das Blut zum Kochen.
Im Hirne pochen
Nebelgedanken und glühen,
Wo ſie ewig Verdämmung ſprühen
Ueber die Weißen,
Die des Sclaven Herz zerreißen[*] —
Unter des Haſſes Geſtalten
Schönheits-Blicke walten:
Weiber,
Reizende Leiber,
Die nackten, die ſchlanken,
Schweben vor meinen Gedanken;

Schultern und Hüfte voll und geſund,
Der Buſen ein wogend Alabaſter-Rund!
Groß iſt mein Glück!
Keine kehrt ungeküßt zurück.
(Wirft ſich in das Gras.)
Luſt heißt die Göttin, die wir verehren. —
Flammengluth ſoll an Kraft ſich noch mehren!
(Trinkt den Reſt aus.)
Schon ſchaukelt das Boot, ſinket und ſchwand,
Gleitet mit uns zu der Seligkeit Land.
Kohlſchwarze Dirnen
Zeigen die freien Stirnen,
Die feſten, gedrechſelten Glieder,
Wie ſie auf dem Waſſer ſchwimmen.
Jubelnde Stimmen
Tönen aus duftenden Bäumen hernieder:
Lieben und haſſen,
Morden und trinken,
Nur dazu hat man uns werden laſſen!
Die Bäume winken.
(Schläft ein.)

Vierte Scene.

Palime. Eleonore und Cäcilie (kommen von dem höher gelegenen Abhange).

Cäcilie.
O, welche Wölbung flechten hier Bananen!
Mit grünen Kronen ſchmücken ſie die Palmen;
Die Ranken ſchlingen ſaftvoll ſich um Bäume;
Auf Zweigen gaukeln rothe Papageien;
Inſecten ziehn umher mit goldnen Flügeln,
Und jede Blume ſchwingt die Weihrauch-Schale.
In mächt'gen Zügen ſchlürf' ich dieſe Luft,
Ja, hier iſt Sonnenſchein, der Tag iſt Tag!
Da wächſt ein Cactus, ſieh, wie herrlich klar
Erglänzt die blau und weiße Farbenpracht.
(Sie ſteigt den Abhang hinab, um die Blume zu pflücken, ſtößt aber zugleich einen gedämpften Schrei aus.)
Ach! eine Schlange!

Eleonore.
Nimm Dich recht in Acht!
Dort ziſcht ſie hin. Gefahr iſt hier nicht mehr;
Ihr ſelbſt ward bange. Wo iſt denn die Blume?

Cäcilie.
Das war die Schlange ſelbſt! wie ſie dort lag
Im Knoten feſt verſchlungen, war ſie blau,
Gleich einem Prachtgewächs. Mir ward ſo heiß!

Eleonore.

Wie tief ſind wir in dieſen Wald gerathen!
Du biſt es, Du, die mich verwegen macht.
Hier ſteigen immer tiefer wir hinab.
O welche Einſamkeit! wie todt iſt's hier!

Cäcilie.

Wir wandeln lange ſchon und fanden Niemand.
Doch hört' ich einen Schuß! Er iſt zur Jagd!

Eleonore.

Zur Jagd! Was meinſt Du? Wen willſt Du denn treffen?

Cäcilie.

O Niemand! ich bewundre dieſe Pracht,
Den reichen Pflanzen-Wuchs in ſolcher Oede.

Eleonore.

Gleichzeitig denkſt Du aber doch noch an — —

Cäcilie.

Nun ja, ich will es ehrlich Dir geſtehen,
Ich dacht' an ihn — doch weiter nichts, als daß
Auf dem Spaziergang wir ihn treffen könnten.

Eleonore.

Wie, den Mulatten?

Cäcilie.

Keinen Andern giebt's.
Du weißt's recht gut; ſei ehrlich nur, wie ich.
Auch Du gingſt ſeinethalben dieſen Weg:
Er ſpukt im Herzen wie im Kopfe Dir.

Eleonore.

Der Sclavin Sohn!

Cäcilie.

Schon manche Tage wohnen
Wir nun in unſrer Waldes-Einſamkeit.
Er hätte uns beſuchen müſſen, weil wir
Darum gebeten; er verſprach zu kommen!
Und nun iſt bald die ganze Woche hin.
Im Grunde haſt Du Recht, auf ihn zu zürnen!

Eleonore.

Vertrauen nimm entgegen für Vertrauen!
Ich leugne nicht, ich ward erquickt den Abend
Ihn da zu ſehn, er ſprach mich ſeltſam an,
Neu waren die Gedanken meiner Seele;
Die frühere Umgebung ſchien mir fade,
Unheimlich, leer; doch jetzt, da ich gefaßter,
Stell' höher ich den Werth der Ueberſeh'nen.
Denn nur ein Abglanz des Geſellſchaftslebens,
Des feinern Welttons wurde ihm zu Theil.
Die Mutter eine Sclavin, eine Schwarze!
Todt iſt der Geiſt in ihrem Vaterlande,
Nichts regt ſich dort; das ſchwarze Volk hat keine
Geſchichte, nur als Waare kommen ſie
Hierher; das Uebrige erklärt ſich leicht!
Zu Höherem ſind ſie noch nie geſtiegen.
Fort ſtößt der Weiße ſeine Negerin;
Nicht Liebe findet ſich bei ihm als Vater,
Er haßt ſein eigen Kind nur ihretwegen,

Denn halb iſt es doch Thier, der Schwarzen Blut
Erregt oft ſeinen Haß und ſeine Wuth.

Cäcilie.

Der Schlamm des Sumpfes küßt des Sommers Strahl,
Daß weiß und rein die Lilie wächſt und ſprießet;
Die edlen Theile ſog ſie ein im Blatte,
Wo Duft das Strahlenbad verliehn ihr hatte.

Eleonore.

Hoch muß ich ſein Benehmen freilich rühmen,
Sein ganzes Weſen ſchien mir ſtolz und edel —
Nur Larve war's, die weiter Nichts enthielt.
Ich fühlte mich von einer Furcht durchbebt — —
Die Nacht bei ihm, — von Träumen halt' ich wenig,
Doch was ich träumte, hat mir Angſt gemacht;
Ich ſeh' den Traum, ſo wie ich an ihn denke,
Er liefert meinem Abſcheu neuen Stoff.

Cäcilie.

Erzähle mir doch, was der Traum enthielt.

Eleonore.

Geſchmückt lag ich mit Gold und Edelſtein,
Die Haut gerunzelt, Schlaffheit im Gebein,
Ich war alleine,
War Mumie in Aegyptens Pyramiden,
Jahrtauſende verſchwanden mir in Frieden.
Da barſten viele Steine;
Die Sonne Africa's mit weißem Scheine
Fiel auf mein Antlitz, ohne zu beleben,
Auch konnte ſie mir keine Wärme geben.

Sie konnte mich nicht retten
Aus Todes-Schlummers Ketten.

Zur Pyramide hin der Löwe eilte,
Er legte ſich auf meine Bruſt und weilte;
Und ſieh', er theilte
Mir Leben mit; ſein Herz ſchon hört' ich ſchlagen!
Strahlen aus ſeiner Mähne mich durchbeben,
Gaben mir Leben.
Und Leben floß in Blut und in Gedanken;
Des Löwen Haupt war, wie ich wohl erkannte,
Horatio's! Sein ſtolzes Auge brannte,
Ich fühlte Luſt und Schmerzen,
Allein die Sphinx lag ſchwer auf meinem Herzen.

Ich hatte ihre Wärme eingeſogen,
Jetzt war ſie Marmor nur, der Hauch verflogen,
Aus meiner Bruſt empor die Seufzer zogen.
Den ſchweren Stein vermocht' ich nicht zu heben,
Und konnte doch nicht ſterben, mußte leben!
Da hört' ich Töne beben.
Sogleich ergab ich mich dem ſüßen Wahne
Von Freiheit. Oben ſaß der Storch beim Schwane,
Mit Flügeln wehten ſie gleich einer Fahne,
Flohn von der Pyramide,
Von mir — der Tantalide.

(Man hört unten im Thale Horatio's Flinte knallen,
Paleme erwacht dadurch und ſtarrt ſie an.)

Cäcilie.

Das war ſein Schuß!

Eleonore.

Wie Deine Wangen glühen!
Komm dieſen Weg, daß wir ihm nicht begegnen.

Cäcilie.

Hier iſt ein Steig, der zwar dem Abgrund nah,
Mir ſchwindelt aber nicht. (Sieht Palème.)
Wer ſitzt denn da?

Eleonore.

Palème!

Palème.

Dort ſtehn ſie ja, zwei bange Tauben!
Ich träume wahrlich nicht, kann klar ſie ſchauen,
Des Herrn, ja meines milden Herrn Gemahlin!
Kommt näher! Solltet Ihr mich nicht mehr kennen?
Ich bin Palème, der oft verwirkt ſein Leben,
Nur durch ein Wort, ein leiſes Zähne-Fletſchen,
Gefoltert doch entwich. Seht meine Hände!
Wie tief ins Fleiſch der Strick hat eingeſchnitten,
Gefurcht von Narben ſind mir Rücken, Schultern.
Ihr kennt mich ſicher noch, obgleich ich nimmer
Betrat der Herrſcherin geweihte Zimmer.

Eleonore
(ſammelt alle ihre Kraft).

Du wagſt uns anzureden?

Palème.

Es iſt hübſch,
Ja, mehr denn hübſch, es tröſtet eigen mich,
Daß Ihr mit Eurer ſchönen Schweſter kommt
Mich zu beſuchen. Seht, des Waldes Frucht
Und Wild und Waſſer kann ich Euch nur bieten.
Kommt in die Hütte etwas zu genießen!
Ich trau' Euch ja, das könnt Ihr daraus ſchließen.

Cäcilie.

Du armer Mann! — Wir woll'n Dich nicht verrathen.
Komm zu den warmen Quellen, wo wir wohnen,
Und Trank und Speiſe ſollſt Du dort erhalten.

Palème.

Wie gut Ihr ſeid, und doch ſo bleich die Wangen!
Der Herrin wird vor mir doch wohl nicht bangen?

Eleonore

(ergreift Cäciliens Hand).

Komm, laß uns gehen!

Palème

(hält ſie auf).

Nein! Ihr bleibet hier!

Cäcilie

(erſchrocken).

Was willſt Du von uns?

Eleonore.

Willſt Du uns ermorden?

Palème.

Nein, Eure friſchen Roſenlippen küſſen,
Und zeigen, wie mein Chriſtenthum ich übe;
Ich lohne immer Haß und Spott mit — Liebe.

Cäcilie und Eleonore.

O Gott!

Horatio

(welcher bei Palème's letzten Worten aus der Bergkluft emporgeſtiegen iſt, ſpannt den Hahn und legt auf ihn an).

Palème! laß ab! wo nicht, erſchieß' ich Dich!

Palème

(läßt ſie los).

Ha! raſet Ihr?

Horatio.

Ein Schritt, ſo fließt Dein Blut!

Palème.

Und glaubt Ihr, daß ich Eure Kugel fürchte?
Zur Speiſe dien' ich doch früh oder ſpät
Des Waldes Raubthier und den wilden Vögeln!
Obgleich mein Herz mit Haß und Rach' erfüllt,
Gedenk ich noch, wie Ihr den Kranken pflegtet,
In Trübſals Tagen thatet Ihr mir wohl.
Zum Rücktritt will ich deshalb mich bequemen,
Doch wir ſind quitt! — Den Lohn mögt Ihr da nehmen.

(Zeigt auf die Damen, welche ſich an Horatio geſchmiegt.)

Horatio.

Nicht Gnade braucheſt Du mir zu gewähren,
Die Kugel würde Dir Gehorſam lehren.

(Geht mit den Damen ab.)

Dritter Act.

Garten-Partie vor der Wohnung der Frau von La Rebellière bei den warmen Quellen; unter einer Zeltkuppel, zwiſchen Palmen ausgeſpannt, ſteht ein Tiſch, welchen Femi zu decken beſchäftigt iſt. Die Hauſirerin Pelagi hat ihren Waarenkaſten auf die Erde geſetzt; ſie ſind beide in lebhaftem Zwiegeſpräch.

Erſte Scene.

Femi. Pelagi.

Femi.

Ich hätt' in ihm nicht ſolchen Mann erwartet,
Doch, **Pelagi**, es iſt wie ich erzähle:
Von ihm ward der Beſuch noch nicht erwiedert,
Obgleich wir hörten, daß er oft zur Jagd
In dieſer Gegend bei den Quellen war.
Luſtwandeln will die Herrſchaft eines Tages,
Verirret unterweges ſich im Walde;

Denk' Dir den Schreck, — Paléme, der einſt entflohen,
Den ſie, nicht ohne Grund, ſchon längſt gefürchtet,
Ihn treffen ſie, er zeiget ſich verwegen,
Da ſtehn die armen Damen tief im Walde;
Doch plötzlich ſpringt Horatio hervor,
Sie ſind gerettet, dann führt er ſie her;
Das war ein Dank, ein Jubel, eine Freude!
Ja, Pelagi, es brachte mich zum Weinen.

Pelagi.

Nun kömmt er aber alle Tage her?

Femi.

Am Vormittag, allein des Hauſes Schwelle
Betrat er nie, obgleich ſie oft ihn baten;
Sie trafen ſich im Walde und im Garten.
Hier wird geſpeiſt, geplaudert — — er ſpricht herrlich!
Vom Scheitel zu den Zehen kennt er Alles!
Er gleicht den Herren und iſt nur ein Freier.
Verändert hat ſich die Gebieterin,
Sie iſt ſo munter wie ein Colibri.
Auf Wand'rung ſind ſie alle Drei nun wieder.

Pelagi.

Mit Deiner Herrſchaft der Mulatt'? Ob wohl
Herr von La Rebellière ihn halb ſo gut,
Wie ſeine Damen hier, wird leiden mögen?
Ich hätte faſt geglaubt, er wäre da.

Femi.

Wir dürfen ihn für's Erſte nicht erwarten.

Pelagi.

Das meinſt Du? Ja, da irrſt Du, Kind, Dich ſehr!
Ich war im Fort-Royal beim Gouverneur,
Da, glaube mir, da hab' ich guten Abſatz!
Indem ich ſteh' und will zur Thür hinaus,
Kam Euer Herr; wir waren Beid' allein;
Er fragt, ob hierher wohl mein Weg mich führe,
Worauf ſogleich ein Brief geſchrieben ward,
Doch ſagte er, es könnte ſein, er wäre
Selbſt hier, noch eh' ich mit dem Brief anlangte;
Es käm' nur darauf an, ob an dem Tage
Er reiſen könnte.

Femi.

Noch iſt er nicht da.

Pelagi.

Den Weg nahm ich vorbei der weißen Klippe,
Geſtrandet war ein Schiff dort an den Felſen,
Ich machte einen guten Einkauf da;
An manchen Orten ward ich aufgehalten,
Doch kam ich früher als Dein Herr hierher,
Ich bringe ſchwarz auf weiß nun ſeinen Gruß.
Sieh, wie die Sonne mein Geſicht gebräunt!
Die Strahlen trafen mich mit ganzer Kraft. —
Am Montag, weißt Du, iſt der Sclaven-Markt;
Iſt er vor heute Abend noch nicht hier,
So wirſt Du ſehen, kömmt er morgen an;
Wie! der Mulatte ſollt' auch ihn bethören?

Femi.

O, der kann ſprechen, daß die Thränen fließen,
Und will er, daß man lacht, ſo muß man lachen.

Pelagi.

Wir ſchwatzen nur, doch das iſt nicht genug!
Es treibt zum Eſſen und zum Trinken mich.

Femi.

Gebrat'nen Papagaienfiſch mit Zwiebeln
Kannſt Du bekommen, Andres hab' ich nicht.

Pelagi.

Das iſt mein Leibgericht! das wär' nicht übel!
(indem ſie aus der Scene hinaus ſieht)
Da kömmt die Herrſchaft! ich will mich zurückziehn,
Sonſt möchte ich für jetzt vielleicht geniren.
Zur Küche geh' ich hin, und Du erzähleſt,
Daß ich mit Gruß und Brief gekommen bin.
Doch — ſchweige ſtill! s' iſt beſſer, Du ſagſt nur,
Daß hier ich ſei, und nicht, daß er geſchrieben.
Die Freudenbotſchaft überbring' ich ſelbſt.
Sag', ich ſei hier, zu ſehen meine Kunden.
Wie wird Dein Papagaienfiſch mir munden!
(geht ins Haus hinein.)

Zweite Scene.

Eleonore, ſich auf Horatio's Arm ſtützend; ſie ſind in lebhaftem Geſpräch begriffen. Cäcilie (die Hände voller Zweige und Blumen). Femi.

Eleonore.
Wie bereichern größere Ideen,
Wecken Hohes, Göttliches in uns!
Ja, ſo iſt's, wie ich Sie hörte ſagen:
Dieſe Inſeln, ein Bouquet im Waſſer,
Gleichen eines Kanaan Lagunen,
Die Gott dem Columbus Moſes zeigte,
Der ſie doch im Leben nie erreichte!
Horatio.
— Kanaan für kommende Geſchlechter,
Auf die, früh ſchon, aller Fleiß verwandt,
Alles, was vor Jahren ſchon erfunden,
Was die Weiſen ihrer Zeit bekunden.
Eleonore.
Deshalb haben wir die größten Flüſſe,
Landein bilden ſie allein die Wege!
Und Waldwüſten, grenzenloſe, große,
Ueberwachſen ausgedehnt den Boden.
Hier ſind Planken, Wogen zu durchſchneiden,
Zimmerholz zu einer kühnen Brücke
Zwiſchen dem american'ſchen Strande
Und dem andern fernen weiten Lande.

Cäcilie (ſcherzend).
Bleibt bei mir in unſerem Jahrhundert,
Er hat nicht geſehen noch bewundert
Dieſen Blumenflor, den er geſchaffen!
(zeigt auf ein großes Blumenbeet im Vordergrunde.)

Horatio.
Ich, mein Fräulein?

Eleonore.
Nicht verloren gehen
Ihre Lehren. Blumen, die ſie prieſen,
Lehrten Sie uns auch zugleich bewundern.
Ihre Worte wirkten mächtig nach,
Daß ſie dieſe Blumen heilig ſprach,
Aushob da, wo nicht umzäunt ſie ſtanden,
Bis ſich alle hier zuſammenfanden.

Cäcilie.
Sehn Sie, dieſes iſt mein Fabelbuch!
Dieſe Blumen ſind darin Vignetten;
Eine jede zeiget den Charakter
Gleich mit dem, wovon Sie uns berichtet.
— Dieſe Prachtblum' kannt' ich früher nicht,
Duft hat ſie vom fernen Oriente!
Saba's Königin! ſieht ſtolz zur Sonne,
Ihr Gewand, es prangt von Hieroglyphen.
Lieblich iſt auch dieſe weiße Roſe,
Angehaucht von einem rothen Schimmer!
Seht, ſie zittert ja gleich der Mimoſe,
Zeigt uns Beatrice Cenci's Sinn.

Wie ihr Lächeln auf dem Blatte bebet,
Herzens Seufzer in dem Dufte lebet!

Eleonore.

Dieſe, die der Thau der Nacht entfaltet,
Deren Stengel nur drei Blumen trägt,
Gleicht ſie nicht — des Orientes Weiſen,
Die den Stern entdecken und Gott preiſen!

Horatio.

Dieſe Sammlung kann ich noch vermehren,
Geſtern fand ich eine ſeltne Blume:
Venus' Fliegenfalle, man kann lange
Suchen, eh' man ſolche Pflanze findet;
Eine Turandot iſt ſie fürwahr,
Schön, doch birgt ſie Mordluſt in dem Herzen,
Kommen Freier, ſo ſind ſie gefangen,
Tod ereilt ſie an den Roſenwangen.

Cäcilie.

Sie iſt giftig, meinen Sie, nicht wahr?

Horatio.

Nein, doch ihre Blätter ſind ſo reizbar,
Daß, wenn ein Inſect im Kelche ſpielet,
Sich ihr ganzer Blumenbecher ſchließt;
Und je mehr ſich der Gefang'ne rühret,
Um zu fliehn, um ſo viel feſter hält ſie,
Sie zerdrückt das Thier; — iſt ſtill dann Alles,
Oeffnet ſich der Kelch zu neuer Luſt,
Mit dem todten Freier an der Bruſt.

Cäcilie.

Ziert ſie erſt mein Blumenbilderbuch,
Soll die Ueberſchrift „Satire“ lauten.
Ach, der erſten Blume, die Sie brachten,
Gaben Sie Unweiblichkeit zum Namen:
„Turandot,“ von der ich oft geleſen,
Sie ſei Weib ohn' Weiblichkeit geweſen.

Horatio.

Gut, ſo will ich nicht die Blume bringen,
Oder taufen wir die Pflanze um.
Recht bedacht, ſo iſt ſie zu geringe
Hier für dieſes Duftes Heiligthum.
Selten iſt ſie, wie ſich ſelten beut
So ein Weib ganz ohne Weiblichkeit.

Eleonore.

Gebt ſie mir, ich pflanze hier ſie ein,
Sagt, wovon ſoll das Symbol ſie ſein? —

Horatio.

— Einer Kraft, ſelbſt bei der ſpröden Lilie,
Daß mit Willenskraft zermalmen können
Wir des Feindes Macht, die uns berührt,
Eigne Kraft zum Ziele ſicher führt!

Cäcilie.

Bringt ſie, ich begnad'ge die Satire,
Turandot erhält den beſten Platz,
Turandot, die Räthſel gern gemacht,
Deren beſſres Ich ich bald erdacht.

Horatio.

Einen andern Namen muß ſie haben!

Cäcilie (ſcherzend).

Gut, Aeſop!

Horatio.

Der Häßlichkeiten Larve!

Cäcilie.

O, er lehrte, daß nicht Form, nicht Farbe
Giebt dem Schönheits-Blumenbeet den Werth;
Das ganz Eigne, einem Gott gehörend,
Das, was tief im Inneren ſich rühret,
Zeit und Ort nur flüchtig unterjochen;
Form und Farbe weichen vor dem Geiſte,
Der im Reich der Schönheit gilt das Meiſte!

Horatio.

Sie ins Beet zu pflanzen hol' ich ſolche,
Wohl beſchirmt ſtehn Ihre Blumen dann!
Vor den Richterſtuhl kommt das Inſect;
Eigne That den Sünder niederſtreckt!

Eleonore.

Gehn Sie noch nicht fort.

Horatio.

Nur um zu holen
Dieſe Blume, wie Sie mir befohlen.

(Geht ab.)

Dritte Scene.

Die Vorigen ohne Horatio.

Eleonore.

Ja, „Form und Farbe weichen vor dem Geiſte,
„Der ſtets im Reich der Schönheit gilt das Meiſte!“
Er iſt ein Magier vom fremden Strand,
Mein Ohr und Auge hat er eingenommen,
Die Alltagswelt ward mir ein Zauberland,
Das Tieſe tieſer, Hohes ward vollkommen.

Cäcilie.

Des Geiſtes Hieroglyph, der Seele Bild,
Den kräftig ſchönen Baum ſtellt er uns dar;
Die eine Krone wendet ſich nach oben,
Sie trinket Licht und Luft, die Blüthen treiben,
Die andre Krone iſt dem Aug' entzogen,
In dieſer wohnen doch die größten Kräfte,
Die langen Wurzeln, abhold allem Schein,
Verborgen greifen ſie ins Weltall ein.

Femi.

Verzeiht mir, Herrin, darf ich Euch wohl ſagen,
Daß Pelagi hierher gekommen iſt,
Mit ſchönen Sachen, aus gar fernem Port?
Befehlet Ihr? Sie iſt im Hauſe dort.

Eleonore.

Ah das iſt gut! — Cäcilie vielleicht, —
Zwar, es iſt nur ein Einfall, ich will ſehen,

Ob unter dieſen Sachen nicht etwa
Das eine oder andre Stück ich finde
Für unſern neuen Freund zum Angebinde.

Cäcilie.

Ein armer Dank —!

Eleonore.

Gegeben von uns Beiden.
So zahlen Honorar dem Lehrer wir!
Geh' Du nicht fort, bald iſt er wieder hier.
(Geht mit Femi in das Haus.)

Vierte Scene.

Cäcilie (allein).

Cäcilie.

Von Glück bin ich erfüllet, nur Klarheit mir gebricht,
Neu glänzt mein Jugendleben! — Doch nein, das iſt es nicht!
Schon älter, in der Freude, da fühlt' ich ſolche Luſt,
Doch hier iſt etwas mehr noch, wobei ſich hebt die Bruſt.
Ich könnt' die Welt umfangen, wär' ſolche hier vereint,
Wenn einen Feind ich hätte, ich macht' ihn mir zum Freund!
So heimiſch iſt's geworden, doch ſelbſt weiß ich nicht wie,
Mir iſt als lebt' ich früher an andern Orten nie.
In der Natur iſt Gott es, der macht mich froh geſtimmt,
Sein Haus, die heil'ge Kirche iſt dies worin wir ſind.
Bald iſt's ein griech'ſcher Tempel, mit goldner Farbenpracht,
Bald eine goth'ſche Kirche mit dämm'rungsvoller Macht;

Die Fahrt durch Meeres Wogen, — ſie ſchien mir doch ſo lang. —
War nur ein Schritt vom linken zum rechten Bogengang!
Dies iſt dieſelbe Kirche, in der Gott zu mir ſprach,
Nur andre Bilder ſchmückten das heilige Gemach. —
Jetzt kann ich mich begreifen! ich könnte niederknien:
Die reinſte Chriſtenliebe will mich nach oben ziehn!
Es iſt die große Meſſe, die der Natur wir weihn,
Wohin mein Fuß ſich wendet, ich bin bei Gott allein;
Altäre ſind die Herzen, der Glaube Prieſter drin,
Ich fühl' des Lebens Wonne mit ſeelenfrohem Sinn!

Fünfte Scene.

Cäcilie. La Rebellière, gefolgt von mehreren Sclaven, welche Reiſegepäck tragen.

La Rebellière.
Hinein bringt das Gepäck! Trag' nicht ſo ſchwer!
So viehiſch faul, wie Dich, ſah ich noch Keinen!

Cäcilie
(mit einem Schrei).
La Rebellière!

La Rebellière.
Ja ſieh, hier bin ich wieder!
Du biſt erſchrocken, meine theure Tochter?
Hier habt Ihr mich nun wieder. Alles wohl?

Cäcilie.
O ja, ſehr wohl.

La Rebellière.

Der falſche dumme Sclave!
Ich war ſo aufgeräumt, kam froh zurück,
Doch gleich nur Aerger, ſo wie alle Tage!
Ich ritt mein Maulthier, der Mulatte Sem
Führt' es am Zügel, denn der Weg iſt ſchlecht
Durch abgefallne, trockne Dornen-Zweige,
Durch Diſteln und die vielen ſcharfen Steine.
Sem hatte eine Art, den Weg zu bahnen,
Auch ging er barfuß wie auf Palmenblättern,
Nicht er, das arme Maulthier kam zu Schaden,
Das ſtolze Thier, das werd' ich nicht vergeben!
Sich ſelbſt und nicht das Thier nahm er in Acht.

Cäcilie.

Heut' wird an Straſen doch wohl nicht gedacht?

La Rebellière.

Das wäre klug! — wie fällt Dir ſolches ein?
Sein braunes Fell muß ſtark gegerbt ihm werden.
— Nun, ſeid Ihr nicht vor Sehnſucht gar geſtorben?
Wie machtet Ihr's, daß Euch die Zeit verging,
Die vierzehn langen Tage hier im Kerker?
Nun wohl! durch mich ſollt Ihr Erſatz erhalten,
Ich geb' Euch einen reichen, prächt'gen Ball.
Bei Zeiten reiſen morgen wir zurück!

Cäcilie.

Schon morgen?!

La Rebellière.

Ja, Lebwohl ſollt Ihr nun ſagen
Der Einſamkeit, wenn Euch es ſo beliebt,
Mein Fräulein. Es iſt eben Euretwegen,
Daß ich ſo ſchnell hierher gekommen bin.
Bedenket, übermorgen iſt der Tag,
An dem Ihr mündig werdet, reich wie Wen'ge,
Nach Eurem eignen Willen handeln könnt;
Wir woll'n den Tag mit einem Balle feiern,
Ihr ſeid des Feſtes königliche Lilie.

Cäcilie.

Wie, übermorgen? das hatt' ich vergeſſen!

La Rebellière.

Vergeſſen kann man das?

Cäcilie (zerſtreut).

Zu Eurer Frau
Laßt Euch geleiten. Sie war heut verſtimmt;
Von Euch bekamen wir kein Wort zu hören!

La Rebellière.

Durch Pelagi erhieltet Ihr ein Schreiben.

Cäcilie.

Durch Pelagi! In dieſem Augenblick
Kam erſt ſie an. Sie iſt bei Eurer Frau
Und Beide ſind ſie in dem nächſten Zimmer!
(Sie begleitet La Rebellière, wirft aber noch einen ängſtlich ſpähenden Blick nach der Seite, von welcher Horatio kommt.)

Sechſte Scene.

Horatio (allein).

Horatio

(hält in der Hand die Pflanze „der Venus Fliegenfalle,“ welche er gedankenvoll betrachtet).

Du wunderbare Blume! Wald-Prophet!
Caſſandra habe ich in Dir erblickt.
Inſecten fliegen in den Kelch der Blume,
Sie baden ſich im Duft und Sonnenſchein,
Da ſchließt die Blume ihre ſtarken Blätter,
Der Freude Kiſſen wird zum Katafalk.

(Steht einen Augenblick in ſich ſelbſt verſchloſſen und ſieht darauf nach den Felſen hin, wo ſeine Wohnung ſteht.)

Dort oben war ich frei, an dieſem Ort
Erlag beſondrer Kraft die Freiheitsflamme;
Hier bin ich in den mag'ſchen Kreis getreten,
Das Blumenblatt rollt über mir zuſammen.
— O fort! die Schwachheit bringt dem Manne Schande!
Der feſte Wille iſt der ſtarke Fittig,
Er hebt uns aus des Unterganges Strom.
Der Mann muß männlich kämpfen jeden Kampf!
Wer wahrhaft liebt, er denkt nicht an ſich ſelbſt,
Durch wahre Liebe kann man Liebe dämpfen!
Cäcilie, für Deine Ruhe leid' ich,
Nie ſollſt Du meine Liebe je erfahren! —
Ich glaube feſt, daß die, die man recht liebt,

Ja liebt mit Seel' und Sinn, von ganzem Herzen,
Die unſre wird! Kommt dann die Zeit der Reiſe,
Fällt jeder Nebel, jede Schranke weg,
Erleid' auf Erden ich das Seelen-Weh,
Daß ſie ein Andrer zum Altare führet,
So iſt es Höllenſpuk, den ich erblicke,
Iſt Prüfung dann, von Gott mir auferlegt,
Mir, mir allein ſoll doch ſie angehören!
O meine Lieb' iſt heilig, rein und lauter,
Was thut es denn, ob dieſe kurze Friſt
Sie mein nicht iſt? Bei Gott beſitz' ich ſie!
Die ſtarke Liebe ſiegt und zweifelt nie!

Siebente Scene.

Horatio. Cäcilie.

Cäcilie.

Ach, Horatio!

Horatio.

War die Rückkehr
Nicht recht ſchnell? Hier iſt die Blume.

Cäcilie.

Dieſe Blume iſt es alſo?

(Sie betrachtet ſie.)

Auf den leichten feinen Flügeln,
Halb mit Luft und Blatt verwandt,
Flieget ſorglos das Inſect,

Duft und Farben ſeltſam blenden, – –
Bald muß es ſein Leben enden!

Horatio
(halb ſcherzend).

Strahlt die Seifenblaſ' am hellſten,
Springet ſie am allerſchnellſten.

Cäcilie.

Ja, ſie ſpringt und muß zerſpringen,
Wir verlieren, was uns lieb iſt.
Unſers Lebens Thema ſpielet
In den Tönen: Finden, ſcheiden!
Ueber Wogen ſoll die Blume
Mir in meine Heimath folgen,
Bieten Willkomm Ihnen gleich
In dem ſchönen Frankenreich!

Horatio.

Dort, wenn Sie zurückgekehret
Nach dem munteren Paris,
Wie ein Traum ſtehn dieſe Tage
In der Wüſte Paradies.
Sie mit Jugend, Schönheit, Geiſt
Werden dort gefeiert werden!
Was Sie ſahn, Sie werden's künden,
Poeſie ſind Ihre Worte,
Wenn Sie ſchildern Scenen, Orte,
Unſre Wälder, wo ſich flechten
Zweig in Zweig, feſt wie Gehege,
Und die ſchönen Sternennächte,

Der Inſecten Feuerflügel,
Des Gewitters wilde Macht. —
Dann begreift man Tropenpracht!

Cäcilie.

Trag' ich dort die Dichtung vor
Von des „Negerkönigs Tochter,“
Und entzückt hört Alles zu,
Dann will ich den Dichter nennen,
Meinen Lehrer, meinen Freund;
Sagen: hier werd' ich ihn ſehen,
Wieder ihm zur Seite ſtehen!

Horatio.

Mindern wird die Zeit den Eindruck,
Denken Sie auch Anfangs meiner!
Halb ein Fremder hier, iſt dort
Leichter noch der Eindruck fort.

Cäcilie.

Leben doch mit Menſchen häufig
Wir vereint Jahr aus, Jahr ein,
Niemals werden wir mit ihnen
Freunde recht von Herzen ſein;
Andere, die kaum wir trafen
Auf Minuten, und alsbald
Ward ihr Werth von uns erkannt,
Feſte Freundſchaft uns verband.
Ja, Sie hab' ich ſo gefunden,
Sind nicht wahrer Freund Sie mir?
Doch wir ſcheiden, das macht Sorgen!

Scheiden ſchon am nächſten Morgen, —
Uns zu treffen — weit von hier.

Horatio.

Scheiden!? Und ſchon morgen!?

Cäcilie.

Ja!

Während Sie die Blume holten,
Uns ganz unerwartet kam
Herr La Rebellière zurück.
Aus iſt's mit den ſchönen Tagen;
Hier ſeh' ich Sie nun nicht wieder!
Dank! denn mehr beſitz' ich nicht.
Dank! im Herzen ich bewahre,
Was Sie weckten, was Sie gaben.
Dank für geiſtigen Gewinn!
Dank für Ihren Bruderſinn!

Horatio.

In Paris, im Feſtes-Saale
Wurde mir des Beifalls Lächeln,
Nicht entbehrt' die Heimath ich,
Fühlte dort kein Fremder mich.
Gleich der Flora ſtrahlt das Leben,
Klar erkannt' ich Form und Farbe,
Doch den Duft, vom Herzen ſtrömend,
O von dieſem träumt' ich nie,
Roſenduft, den man gewinnt
Durch begabte, edle Frauen;
Dieſer Duft für Seel' und Herz,

Den erſt hier durch Sie ich kannte.
Sind die Männer ſtark zum Handeln,
Nur das Weib kann ſie verwandeln
Zu dem Schönen, zu dem Hohen.
Ihnen wird es Gott einſt lohnen! —
Der Erinn'rung Jacobs-Leiter
Reichet bis zum Himmel weiter!

Cäcilie.

In dem ſchönen Frankenland
Drück' ich wieder Ihre Hand.

Horatio.

Findet man ſich, iſt's ein Landen
Auf dem Erd' Utopia.

Cäcilie.

Trennt man ſich, ſo iſt's ein Stranden
An des Schmerzes Golgatha!

Achte Scene.

Die Vorigen. La Rebellière.

La Rebellière.

Ein Fremder hier! Mulatt', wen ſucheſt Du?

Horatio.

Ich höre, Ihr ſeid eben heimgekehrt.
Willkommen, Herr!

Cäcilie.

Sie ſehen unſern Nachbar,
Horatio! Sie müſſen mehr ihm danken
Als wir es konnten. Ein Gewitter zwang uns,
Ein Obdach aufzuſuchen, da ward uns
In ſeiner Wohnung ſo viel Gaſtfreiheit,
Daß keinen Dank zu groß dafür ich kenne.

La Rebellière
(zu Horatio).

Da Du erwartet, daß ich hier zurück,
So kamſt Du, die Bezahlung Dir zu holen.
Das find' ich billig, ſiehe! — Selten trifft es,
Daß Dir das Glück ſo reiche Gäſte ſendet.

Horatio.

Was wollt Ihr, Herr?

La Rebellière
(reicht ihm Geld).

Da, nimm es hin und ſchweige!

Cäcilie.

Um's Himmels Willen! es iſt ja ein freier,
Ein edler Mann —!

La Rebellière.

Er, der Mulatte! (Wirft ihm Geld hin.)
Geh!

Horatio.

Beleid'gen wollt Ihr mich!

La Rebellière.

Will ich das thun,
So mußt Du ohne Murren es ertragen.
So kitzlich war nicht Deiner Mutter Ohr!

Horatio.

Es iſt wohl ſchön und wird es ewig bleiben,
Von dem Geſchlecht zu ſein, durch deſſen Name
Uns in der Wiege ward das Ehren-Band.
Doch tritt der wahre Werth erſt in das Leben
Im Kampfe unter ungeſeh'ner Hand,
Die mächtig iſt, zu nehmen und zu geben!
Wir ſchreiben ſelbſt uns nur den Adelsbrief
Und ſtempeln ihn durch Herz und durch Verſtand.
Ein Königsherz ſchlägt auch in armer Tracht,
Dem Herrſcher ward oft Sclaven-Sinn vermacht.

(Geht ſchnell ab.)

Neunte Scene.

Die Vorigen ohne Horatio. Indem dieſer die letzten Worte ausſpricht, iſt Eleonore herzugeeilt.

Eleonore.

Was iſt geſchehn! O alle Heil'genſchaaren!

La Rebellière.

Der Negerbrut antwort' ich mit der Peitſche.

Eleonore.
Gerettet hat er uns. Als wir im Walde
Verirret, trat Palème auf uns zu;
O Schreckensſtunde, nah dem Tod wir Beide!
Da kam Horatio, Du weißt es nicht! —

La Rebellière.
Ihr habt ihm doch gedankt? — Ich bot ihm Geld,
Mehr kann er denn doch wahrlich nicht verlangen,
Wenn Billigkeit und Recht beſtehen ſoll.
Mich ärgert nur des Knechtes Uebermuth.

Eleonore.
Ich ſeh' ihn gern! Wir ſehn ihn Beide gern!

La Rebellière
(zu Eleonoren).
Im Walde, ſagſt Du, war es der Mulatte,
Der Euch dort half. (Zu Cäcilien)
Und Du erzählteſt ja
Von dem Gewitter und dem Uebernachten
Bei ihm im Hauſe. Er ward ſehr geehrt;
Er war mithin ſo gut wie Euer Ritter. (Zu Eleonoren)
Du ſiehſt ihn gern. Sein Feuer riß Dich hin.
Wär' Weißer er, würd' Eiferſucht mich quälen;
Doch ein Mulatte —! ich will Dich nicht kränken.
Du ſiehſt ihn gern! den Sclav' will ich Dir ſchenken,
Wenn herrenlos er iſt, ſoll Dein er ſein.
Ich kauf' ihn Dir, den Mantel ſoll er tragen,
Gehſt Du zum Wagen, ſetz' den Fuß auf ihn!

Doch Sitte muß dem Knecht ich erſt noch lehren;
Des Sclaven Uebermuth kann ich bekehren!

Eleonore.

Du ſcherzeſt, doch Dein Scherz iſt widerlich!

Cäcilie.

Ihr wollt das nicht und könnet das nicht wollen!

La Rebellière.

Wie warm! — Ihr ſollt' ihm einen Seufzer ſchenken.
(Zu Eleonoren)
Für Dich beſonders wird es ſich recht ſchicken.
Entlaufne Sclaven ſetzen uns in Furcht,
Die herrenloſen ſchließen ſich an dieſe,
Die Inſel werden ſie noch überſchwemmen;
Auf Fort Royal erhielt ich deshalb Ordre,
Die königliche Ordre, aufzujagen
Hier im Diſtrict die herrenloſen Sclaven,
Die ohne Freiheits-Brief ſich frei bewegen.
Beim mind'ſten Widerſtand erſchieß' ich ſie.

Eleonore.

Maria, Jeſus! nein, das thuſt Du nie!

La Rebellière.

Das thu' ich doch, und das iſt meine Pflicht.
Er iſt der nächſte Nachbar; dort das Haus
Zur Seit' des Berges, zwiſchen Schlucht und Bäumen,
Iſt ſein. In größter Eil' iſt es geſchehen.
Den Freiheits-Brief hab' ich doch Luſt zu ſehen.

Cäcilie.

Das iſt ein Ueberfall und Grauſamkeit!

Eleonore.

O um des Himmels Willen! Thu' es nicht!
O nein, Du kennſt nicht meine Herzensangſt;
Laß ihn in Frieden, geh nicht zu ihm hin!

La Rebellière.

Geh nicht dahin! weshalb? Iſt dort ein Andrer,
Nicht der Mulatt', ein Andrer? Haß und Schande!
Wer? Nenn' ihn mir! Du ſollſt ſogleich ihn nennen.
Ein Weißer? Fremder? Willſt Du nicht bekennen?

Eleonore
(hält ſich die Hand vor die Augen).

O Gott! o Gott!

La Rebellière.

Wer war noch beim Mulatten,
Als im Gewitter Ihr dort oben weiltet?

Eleonore
(hält ſich ohnmächtig an den Tiſch, ſieht einen Augenblick feſt auf ihn und ſinkt dann um).

Cäcilie.

O, ihr wird unwohl!

La Rebellière.

Ha! (Reißt Cäcilien fort.)
Rühr' ſie nicht an!

Wer kam in dieſes Haus? Ich will es wiſſen!
Ein fremder Weißer! ha beim Gott des Himmels,
So kennt ihn der Mulatt', der Zwiſchenträger!
Der ſoll mir beichten, wer noch hergekommen.

Cäcilie
(mit Kraft).

Ihr ſelbſt ſeid es, der Euch die Ehr' genommen!

(Wirft ſich über Eleonoren nieder.)

Vierter Act.

La Rebellière's Haus.

(Es iſt Abend. Durch die offenen Thüren ſieht man die Diener damit beſchäftigt, die Kronleuchter zum Feſte anzuzünden.)

Erſte Scene.

La Rebellière (allein).

Ich ſeh' ihn gern! So waren ihre Worte;
In ihrem Blick las ich verſtohlne Sünden.
O, Liebe iſt doch nicht ſo ſtark als Haß;
Es iſt der Haß ein Gift, das Alles tödtet,
Wenn Liebe Wein für Seel' und Lippen iſt.
Thor, der ich bin! was weiß ich? was
Kann mir die klareſte Gewißheit geben? —
Das Thörichtſte vermag ich ſelbſt zu denken!
Sie könnt' ihn lieben? den Mulatten? lieben?

Das iſt Unmöglichkeit, das kann ſie nicht!
Will ich, ſo kann ich ſeinen Nacken beugen,
Vor ihren Augen ihn zu Tode peitſchen!
Mein böſer Traum vermehret ſeine Schuld,
Für dieſen ſchon hat er verdient zu bluten.
Ja leide, weil für ein Phantom ich litt,
Für meinen Glauben an Unmöglichkeit!
Er iſt in meiner Macht und ſoll es büßen;
Recht über ihn werd' ich mir morgen kaufen.
Dazu iſt Zeit und Ort gerade günſtig.
Dann ſoll er ſprechen, mir den Weißen nennen,
Für den ich dieſe Höllen-Qual erdulde.
Ich leiden! — nein, ich leide nicht dabei!
Der Weiße, ſie und der Mulatt' ſoll'n leiden!
In Tanz und Freude ſchwelge ich die Nacht.
Die Töne ſchlingen unſichtbare Ranken
Wie Schlangen-Arabesken um Gedanken.

Zweite Scene.

La Rebellière. Eleonore und Cäcilie in Ballkleidern.

La Rebellière.
O welcher Glanz und Pracht! Verdunkeln werdet
Die andern Damen Ihr!
(Zu Eleonoren)

Nie fand ich früher
Dich je ſo ſchön! Es iſt mein voller Ernſt!
(ſieht Cäcilien an.)
Ein Kranz von Moos, die Tropfen, die drin funkeln,
Iſt jeder ja ein prächt'ger Diamant!

Eleonore.

Biſt Du zufrieden?

La Rebellière.

Das bin ich ja immer,
Wenn froh Du biſt; ich leide, wenn Du leideſt.
Der Aufenthalt dort bei den warmen Quellen
Hat kränker Dich gemacht, doch Feſte, Bälle,
Zerſtreuung werden Heilung Dir gewähren.
Du biſt nicht länger böſe?

Eleonore.

Durft' ich's bleiben?

La Rebellière.

Vergeben wirſt Du, daß ich heftig war,
Es kam von meiner Liebe nur zu Dir.
Den Dank muß die Regierung jetzt Dir zollen,
Denn nur durch Dich — durch mich! — ganz wie Du willſt,
Ward die Expedition heut Nacht vollbracht,
Und wahrlich nicht gering war unſre Beute.
Ein Dutzend fingen wir; recht ſtarke Körper!
Eilf Schwarze waren beim Mulatten droben!

Cäcilie.

Horatio!

Eleonore.

Dort warſt du dieſe Nacht?

La Rebellière.

Nach Pflicht und nach Befehl, ja! Der Mulatte,
Deß Haus Ihr mit Beſuch beehret habt,
Hat läng're Zeit ſchon bei ſich aufgenommen
Faſt alle Herrenloſen; ja, ich weiß,
Palémie, das böſe Thier, auch er fand dort
Selbſt Schutz und Pflege, als er leidend war.

Cäcilie.

Was iſt geſchehn?

Eleonore.

Horatio iſt ergriffen!

La Rebellière.

Um Mitternacht umringten wir das Haus,
Dann klopften wir; er öffnete ſogleich;
Laut las vor ihm und vor den Schwarzen ich
Die Ordre der Regierung, doch ſie wagten
Noch Widerſtand und deshalb ſchoſſen wir.

Cäcilie und Eleonore.

Ihr ſchoſſet!?

La Rebellière

(fährt mit derſelben Ruhe wie vorher fort).

Ihn beſchirmt kein Freiheitsbrief,
Als eigenmächt'ger Herr wagt er zu leben.
Der letzte Enambuk beſaß die Stelle,
Und ohne Erben ſtarb der alte Mann;

Die Wohnung und was dort verweilt, gehöret
Nun der Regierung, durch Geſetz und Recht.

Cäcilie.

Sie widerſtanden und Ihr ſchoſſet dann?

La Rebellière.

Das wirkte! denn da ward den Schwarzen bange;
Sie ſahen ein, daß wir zu Viele waren,
Sie übergaben ſich, nur der Mulatte
Stritt mit verweg'nem und nutzloſem Muth;
Der wilde Büffel raſ't fürwahr nicht ärger,
Wenn ſich die Schling' als Oberherr erweiſt,
Doch ward er zahm, wie jener, wenn ſich Stacheln
Durch's Fell ihm drängen, gleich halb todtem Vieh,
Das ſich zu Boden wirft und ſchwach noch athmet —
So lag auch er, den wir zu Boden warfen.
Er ward geknebelt, denn hier that das Noth. —

Cäcilie.

Das iſt ja wider Recht ganz und Gebot!

La Rebellière.

Er iſt ein Herrenloſer, jung und ſtark!
Man ſchuldet Dank mir für mein gutes Werk.
Er wird verhandelt; morgen auf dem Markt.

Eleonore.

Ich ſterb' vor Schreck!

La Rebellière.

O hege keine Furcht!
Wenn erſt ſein Rücken recht gegerbt iſt worden,
Wird ſchon der wilde Sinn geſchmeidig werden. —

Die ſchwarzen Sclaven trieben wir voran,
Doch der Mulatt', das Thier, zwar matt und ſchwach
Vom Blutverluſt, erhielt ſich doch am Leben;
Er ſaß bei einem Sclaven auf dem Pferde.
Wir zogen fröhlich heim, und gut ging Alles,
Nun denkt, was ſoll von ſolchem Sinn man ſagen,
Er wollte Selbſtmord üben, es iſt ſchrecklich!
Dergleichen kömmt uns nimmer in den Sinn,
Der Sclave hat ja Nichts als nur das Leben!

Cäcilie.

Er wollte ſich ermorden?

La Rebellière.

Hört den Schluß.
Wir kamen bei dem ſtarken Strom vorüber;
Plötzlich, es war des Augenblickes Werk,
Stürzt der Mulatte ſich vom Pferd hinab,
Raſch in den Fluß. Doch meine Leute ſprangen
Sogleich hinzu; nur einen Augenblick
Und er war todt; doch ſie ergriffen ihn,
Halb todt nun ward er auf das Pferd gebunden,
Dann jagten wir, dadurch kam er ins Leben.
Nun liegt im Fieber er und ſtirbt er nicht,
So werd' ich den verdienten Lohn ihm geben.

Cäcilie.

Kauft ihn für mich!

La Rebellière.

Für Dich, das könnt' ich wohl,
Vielleicht! doch muß er erſt gezähmet werden,

Ich kaufe ihn, Dir will ich ihn verehren,
Doch nicht ſogleich! Nun hab' ich Euch berichtet,
Weshalb ich dieſe Nacht die Luft genoß:
In meiner Zuckermühle Lazareth
Erſchläft er ſich Geſundheit und Vernunft.
Genug hiervon; nun denken wir ans Tanzen!
Die Gäſte kommen bald. Der Glanz des Balles
Wird, hoff' ich, jeden anderen verdunkeln.
Mein Mündel ſoll gleich einem Sterne funkeln.
(Zu Eleonore)
Doch Du ſtehſt träumend und gedankenvoll?

Eleonore.

Ich denke an das Glück, das mir geworden!

La Rebellière.

Ja, uns ward Glück! des Glückes Nam' iſt Gold!
Der Sonnenglanz des Lebens iſt uns hold.
(Geht ab.)

Dritte Scene.

Eleonore. Cäcilie.

Eleonore.

Mein böſer Traum erfüllt ſich vor der Zeit;
Das Pyramidengrab iſt mir die Heimath.

Die Seele ſog ſchon Wärme, Leben ein,
Die Sphinx, in Marmor ausgehauen, trag' ich;
Den ſchweren Stein vermag ich nicht zu heben,
Ich kann nicht ſterben, ich muß leider leben!

Cäcilie.

Horatio!
(Sie bricht in Thränen aus und lehnt ihr Haupt an Eleonoren.)

Eleonore.

Nicht lieb' ich meinen Mann!
Der kalte, der berechnende Verſtand
Gilt bei ihm Alles und erfüllt ihn ganz;
Und ich? — mein Blut iſt warm, ich hab' ein Herz!
Für ſeine Hälfte werd' ich doch gehalten,
Was böſ' in mir, das lernte ich von ihm,
Und, wie im Märchen, ſo bekam auch ich
Die reiche Pracht, die todten Diamanten
Für Seel' und Glück. O ſprich, kennſt Du den Brauch? —
Ja grauſam iſt der Menſch, wie die Hyäne!
Den Brauch, den man auf großen Schiffen ſieht,
Wenn Zwei mit haßerfülltem Sinn ſich treffen,
Wenn Meſſer blitzen und ein Mord geſchieht,
Da bindet den Lebend'gen und den Todten
Man an einander, Antlitz gegen Antlitz,
Und ſchleudert ſie zuſammen in das Meer,
Indeß das Schiff in Ruhe weiter fährt,
Die Wellen heben die verknüpften Zwei,

Den Todten und den annoch Lebenden.
Das iſt ein Bild von meinem eignen Leben.
Gebunden bin ich an die kalte Leiche
Und treibe wie das willenloſe Schilf,
Mit ihm, bei ihm, bis einſt der Tod mir hilft!

Cäcilie.

O ſprich nicht ſo!

Eleonore.

Nur Böſes giebt's auf Erden!

Cäcilie.

Bedenk', was von den guten Fee'n wir laſen,
Die wunderhold vom Himmel niederſchwebten
Und um des Kindes Wieg' im Kreiſe tanzten;
Gar reiche Gaben legten dort ſie nieder!
Da kam noch eine Fee, doch böſ' und ſchlecht,
Das Unglück brachte ſie und Alle bebten,
Nur Eine nicht, ihr Haupt erhob ſie fromm
Und ſah gen Himmel mit verklärtem Blick!
„Von mir erhielt das Kind bisher noch Nichts,“
So ſprach ſie, „meine Gabe hab' ich noch,
Das Böſe kann ich freilich nicht entfernen,
Wie ſie vorausgeſagt, ſo muß es kommen!
Doch mildern kann ich, kann Verſöhnung ſchaffen,
Aus Uebel ſelbſt erſprießt dann Gutes ſchon!“
Der Name dieſer Fee — Religion.

Eleonore.

Nicht gut wie Du bin ich! ich kann nicht beten
Zu meinem Gott mit unſchuldsvollem Sinn.
Ein ſtiller See war früher meine Seele,
Wo jede Pflanze man am Boden ſah!
Jetzt iſt es etwas Andres: Haß und Zorn!
Den Namen kenn' ich ſelbſt nicht, das nur weiß ich:
Mein Mann iſt meiner Liebe gar nicht werth.
Sahſt Du den böſen Blick, als er erzählte?
Verſtand'ſt ſein Lächeln Du, als er uns malte
Den liſt'gen Ueberfall, Horatio's Noth?
Horatio! — gäbe Gott, ich wäre todt!

Cäcilie.

Auch ich muß leiden, wie ich niemals litt.

Eleonore

(ſieht träumend vor ſich hin).

In Hindoſtan ſtürzt ſich ein treues Weib
Bei ihres Mannes Leichnam in die Flammen!
Im Blute iſt die ſchöne, reiche Liebe,
Das brennet ſelbſt! — das brennt, ich weiß es wohl!
Froh folgt ſie ihm! — Ich ſeh' den Scheiterhauſen!
Die trocknen Palmenblätter kniſtern, Flammen!
Das rothe Flammenzelt naht ſich den Wolken,
Die Seelen fliegen frei wie Waldes Tauben
Von dieſer Erde zu dem ew'gen Lenz!
Der Tod iſt ſchön, der ſprießt aus Lieb' und Glauben!

Cäcilie.

Dir iſt nicht wohl, im Fieber brennt Dein Auge.

Eleonore.

O laß mich gehn, die friſche Abendluft
Erquicket mich mit ihrem Blumenduft!
(Schlingt ihren Arm um Cäciliens Hals.)
O Freundin, bete, daß Gott gnädig walte;
O bete, — — daß ich die Vernunft behalte!
(Geht ab.)

Vierte Scene.

Cäcilie (allein).

Sie leidet, leidet ſchwer! doch mehr noch muß
Er leiden; er, der edel iſt und gut!
Auf nacktem Stroh, dort in der Zuckermühle,
Liegt krank er da und Niemand tröſtet ihn. —
O Gott! Wie eine Schweſter lieb' ich ihn,
Ach könnt' ich doch ein tröſtlich Wort ihm ſagen!
Ihm! — — Sind wir doch deſſelben Frankreichs Kinder!

(In kurzen Zwiſchenräumen hört man, ſo lange bis die Scene verändert wird, das Rollen der Wagen, welche die Ballgäſte bringen.)

Sie kommen ſchon! der Ball beginnet jetzt!
Ein Sonnenglanz ſtrahlt dort und ſeidne Polſter
Erwarten uns! — Bei ihm iſt's kalt und dunkel,
In Fiebergluth liegt er auf Stroh gebettet.
(öffnet das Fenſter.)

Die Blumen ſchlafen, nicht ein Vöglein wacht,
Es ruhet Alles nach des Tags Beſchwerde.
Die Nacht deckt ſtets die Hälfte unſrer Erde,
Das ganze Herz hat oft ſchon ewig Nacht! — —
Send' Friedensträume nieder dem, der leidet,
Dem Hirten, der in kalten Nächten wacht,
Wie ihm, der auf des Meeres Spiegel gleitet,
Und dem Ermatteten in Bergesſchacht,
Der arm ſein müdes Haupt an Adern ſtützet,
Aus denen reiches Gold für Andre rinnt.
Dem Herzen Frieden, das auf Rache ſinnt,
Dem Sclaven Frieden, der in Feſſeln ſitzet — —
Er ſterben, Gott! — Wenn Ketten ihn beſchweren,
Als Sclave vor das Volk geführet zu werden?
Verkauft Horatio! — Ihn ſoll man entehren!
O Gott, gieb mir Gedanken! Zeig' mir an,
Wie ich für ihn zum Schutzgeiſt werden kann!

Fünfte Scene.

Cäcilie. Femi.

Femi.

Man harret Eurer, Fräulein!

Cäcilie.

Gut, ich komme!
O wäre nur die lange Nacht vorüber!
Was hörteſt von Horatio Du? Erzähle!
Ich weiß, man ſchleppte ihn gefangen her;
Er ſchmachtet in der Mühle! —

Femi.

Schon halb todt
Ward er gebracht; bald endet ſeine Noth!

Cäcilie.

O Gott! Du glaubſt? —

Femi.

Euch darf ich es wohl ſagen,
Was ſicherlich Ihr nicht verrathen werdet:
In dieſer Nacht noch ſtirbt der Arme ſicher.

Cäcilie.

Er ſtirbt!

Femi.

Verkauft wird er ja morgen; nein!
Die Schande trägt er nicht.

Cäcilie.

Er tödtet ſich?

Femi.

Dergleichen darf nicht über meine Lippen!

Cäcilie.

Du glaubſt es aber? Weißt es? Ja, er thut es!
Er ſtürzte ſich ja in den wilden Strom.
(Sie ſteht einen Augenblick nachdenkend und ruft dann aus)
O Mutter Gottes! ja, ich ſehe Rettung!
Doch muß er ganz den bittern Kelch erſt leeren!
Er muß! er wird! O ſtärke Du ſein Herz,
Daß er nicht unterliege ſeinem Schmerz!

(Sie ſchreibt.)

Femi.

Es iſt viel Böſes in der Welt, viel Noth!
Die Nacht hab' ohne Schlaf ich hingebracht,
Der Leichenvogel ſang die ganze Nacht,
Ich ſtand und dachte: Gott iſt ſicher todt!
Da ſah ich auf zum hellen Sternenſcheine,
Wie Millionen großer Edelſteine
So blitzten ſie, und während hin ich ſchaute,
Da ſchoſſen viele Sternenſchnuppen nieder,
Gleich Feuerregen, ich gedachte wieder,

Was meine Mutter mir davon vertraute:
„Die Sternenſchnuppe ſei ein Pfeil, den Gott
Zur Erde auf das Böſe niederſende!“
Sie ſielen Oſt und Weſt, und Süd und Nord;
Gott lebt! — fromm faltete ich meine Hände.

Cäcilie.

Ja wohl, Gott lebt! Dies ſind des Lebens Worte!
Geh' zu Horatio, in des Kranken Kerker:
Da haſt Du Geld, gebrauch' es wie Du willſt,
Hier iſt ein Brief, den ich an ihn geſchrieben.
Bitt' ihn, daß er doch nicht verzweifeln möge,
Bitt' ihn von mir, daß Alles er erdulde;
O, ſchnell! — ich harre Dein mit Seelenangſt!

Femi.

O Ihr ſeid gut! ſo tröſtend und ſo mild,
Wie es der Schlaf iſt für den armen Schwarzen!
Ich will gern Alles wagen!

Cäcilie.

Sei nur ſchlau,
Durch mich — durch Dich kann er gerettet werden!

Femi.

Das weiße Geld bringt mich zu ihm hinein!

Cäcilie.

Flüſtre ſein Ja im Saal mir zu — (mit tiefem Schmerz)
ſein Nein!
(Sie gehen nach verſchiedenen Seiten ab.)

Sechſte Scene.

Eine gewölbte ſteinerne Kammer in der Zuckermühle. Zur Linken ſieht man über einer Art von Canal einen gemauerten Bogen, welcher ſich aber nur wenige Zoll über die Fläche des Fußbodens erhebt; zur Rechten ſteht eine Pritſche mit Stroh bedeckt. Horatio allein.

Horatio.

Jetzt iſt es ſicher Nacht! Nach Beute geht
Das Raubthier in dem hohen Gras am Bache;
Im todten Walde der Hurone ſteht,
Scalpirt der Feinde Köpfe, froh der Rache.
Jetzt iſt es Nacht, und in der großen Stadt
Weht nun der leichte Würfel, wie ein Blatt,
Geldhaufen um, der Jugend Herz erblickt
Ein Liebesglück gar in des Schlammes Irrlicht.
Jetzt iſt es Nacht; nun kömmt auch der Tyrann
Zur Kenntniß ſeiner Ohnmacht, denn er kann
Den ſchwarzen Träumen, grauſam wie er ſelbſt,
Nicht wehren, denn ſein Richter iſt der Schlaf.
Für Alle aber iſt die Zeit gemeſſen,
Den böſen Traum wird der Tyrann vergeſſen,
Die große Stadt, wo Sünde Nachts zu Hauſe,
Erſchließt bei Tage manche ſtille Klauſe!
Auch der Hurone pfeift mit luſt'gem Sinn,
Er bringt der Braut verſprochenen Gewinn;
Das Wild zurück zu ſeinen Jungen eilt,

Wo ſeinen Raub es froh mit ihnen theilt.
Für mich allein wird es nicht wieder tagen,
Des Sclaven Loos ſoll Tag und Nacht ich tragen,
Zu Ende iſt mein Wirken und mein Leben,
Der Tod erſt wird mir Freiheit wieder geben! —
(Die Muſik tönt vom Ballſaale zu ihm herüber.)
Muſik! — ich kenne dieſe Melodie
Noch aus Paris, o, das vergeſſ' ich nie.
Jetzt tanzet ſie! — Es iſt ja Zauberei
In dieſen Tönen, welche Luſt durchweht,
Die Lebensfreude! (ruft ſchmerzlich aus)
Alles iſt vorbei! —
Noch hebet Notre-Dame die ſtarken Arme,
Die ſteinernen, gen Himmel zum Gebet,
Darin ertönt: Sich meiner Gott erbarme!
Auf fremdem Strand vergaßeſt Du den Sohn.
Die Kirche mit Gebet und Liedern fleht,
Wenn Erde ich in Erde bin; wenn ſchon
Sich Hoffnung wiederholet, wie mein Leid!
Dem Traum, dem Gaukelſpiel war ich geweiht!
(Wirft ſich auf ſein Lager nieder.)

Siebente Scene.

Horatio. Femi.

Femi

(mit einer Lampe in der Hand).

Wie kalt iſt's hier und feucht! und dort zur Seite
Iſt ein Canal. — Und morgen, wenn die Sonne
Am ärgſten brennt, iſt die beſtimmte Zeit,
In welcher fortgeführt er werden ſoll.
Wie hart und bös'! Doch hab' ich nicht vergeſſen,
Daß Jeſus ſelbſt nach Golgatha hin mußte.

(Nähert ſich Horatio.)

Horatio! er höret nicht, er ſchläft.

(Hält die Lampe näher.)

Wie bleich er iſt, doch ſchön! ja allzuſchön!
Sein Athemzug iſt wie ein leichter Seufzer.
Mir fällt was ein! — er kennet ſicherlich
Den Namen ſeiner Mutter. Enambuk
War Vater ihm! Wie meine Stirne brennt!
War er Biscuya's Sohn? ich kenne Alles,
Wohl hundertmal hat man es mir erzählt.
Wacht auf! mein Fräulein ſendet mich zu Euch!

Horatio.

Wer biſt Du?

Femi.

Ich bin Femi. Dieſen Brief
Schickt Euch mein Fräulein.

Horatio.

Gieb mir, was ſie ſchrieb.
(Er lieſt es. Seine ganze Seele iſt in Bewegung.)

Femi

(faltet die Hände und ſieht ihn mit einem milden Blick an).

Horatio

(läßt die Hand ſinken und wiederholt den Schluß des Briefes).

„Halt' feſt an Gott, was auch geſchieht,
Er wird uns nicht verlaſſen;
Was man bei Nacht im Flugſand ſieht,
Bei Tage ſteht's auf Felſenmaſſen!"

Femi.

Ich glaub', ich weiß — ich ſeh' den Rettungs-Hafen.
O nennt mir, ſagt mir Eurer Mutter Namen!

Horatio.

Biscuya!

Femi.

Wie, Biscuya? Gott ſei Dank!

Horatio.

Biscuya hieß ſie. Haſt Du ſie gekannt?
Die arme Mutter!

Femi.

Ja, ich kannte ſie,
Die ſtolz gleich einer Königstochter fühlte.
O ſie war ſchön, ſo ſchwebend wie der Wind,
Schlank wie die Palme, ſchwarz wie Ebenholz.
Ich ſelbſt war nur ein Kind, doch rührte mich,
Was ich von Andern über ſie vernahm.
In Africa umgaben tauſend Schwarze
Die Zelte ihres Vaters, doch der Weiße
Raubt' all ihr Glück, das wie ein Schneeberg ſchmolz,
Ein Sclave nur iſt dann der arme Schwarze.

Horatio.

Ein arm, verkauftes Weib war meine Mutter!

Femi.

Sie ward vom letzten Enambuk gekauft,
Gewann ſein Herz und ward von ihm geliebt,
Doch wie ſie jung und ſchön, ſo war ſie ſtolz.
Da er das erſte Mal ſie von ſich ſtieß,
Entfloh ſie ihm und ſuchte ein Verſteck
Im Walde auf des Fräuleins Eigenthum,
Ihr Kind gebar ſie in der Klippenhöhle.
Und Wochen ſchwanden; da kam dort vorbei
Herr von Natél, der Oheim meines Fräuleins;
Er ſah die Mutter bei dem Palmbaum ſitzen,
Das Haupt daran gelehnt, das Knie gebogen,

Ein Kind, des Weißen Kind lag noch am Buſen,
Und ſie war todt, er ſah den Blick gebrochen —!

Horatio.

Die arme Mutter!

Femi.

Dann nahm er das Kind,
Ihr bliebt bei ihm.

Horatio.

Ich blieb an dieſem Orte!

Femi.

Einſt in Geſellſchaft ward davon geſprochen,
Der letzte Enambuk trieb Scherz damit,
Ihr ſeid ſein Sohn —!

Horatio.

Sein Sohn!

Femi.

Im Saal des Hauſes
Erſcholl es laut. Er fand, Ihr wäret hübſch!
Ihr wurdet drauf bei Enambuk erzogen.

Horatio.

Mein Vater er! Ich bin ſo ſtark bewegt,

So ſtreng als Herr erzeigt' er mir ſich oft.
Als Gönner gab er mir nur allzuviel,
Als Vater — o, als Vater allzuwenig!

Femi.

Jenſeit des Berges liegt des Fräuleins Gut,
Dort giebt es Buch und Liſte beim Verwalter,
In das die Namen ſorgſam eingetragen
Und auch Biscuya's Sohn. Triumph! Verkauft
Könnt Ihr nicht werden, Ihr gehört dem Fräulein.
Ich hole es.

Horatio.

O, wie mich das ergreift!

Femi.

Steg und Wege Femi kennet,
Sternenlicht am Himmel glänzt,
Mit der Wander-Tauben Flug
Folg' ich raſch des Herzens Zug.

Horatio.

Gott, er ſtärk' und leite Dich!
— Erſt geh' nun zu ihr hinein.
Ihr allein gehöre ich,
Hier muß ich der Ihre ſein!
Sag' ihr, wozu Gott Dich treibt.

Femi.

Daß Ihr ſtets der Ihre bleibt! (Geht ab.)

Achte Scene.

Horatio (allein). Später Palème.

Horatio.

O, daß ich verzweiſeln wollte,
Glauben, Gott ließ mich allein,
Daß ſein Auge ſchlummern ſollte!
Felſen, Eb'nen, Mark und Hain
Rieſen mir mit tauſend Zungen,
Wie ein himmliſches Gebet:
Unter Kämpfen wird errungen
Glück aus Leid, aus Leben Tod!
(Er ſteht einen Augenblick mit gefalteten Händen, der begeiſterte Blick iſt gen Himmel gewandt, da ertönt von dem niedrigen Bogen zur Linken ein dumpfer Lärm, Schutt und Steine weichen zur Seite; er wird aufmerkſam darauf.)
Ha! was iſt das? wer ſprengt die trockne Rinde?
Ein Alligator —!

Palème
(erhebt ſeinen Kopf).

Schlaft Ihr ſchon, Mulatte?

Horatio.

Du hier? Palème!

Palème.

Sehnt Ihr Euch nach Freiheit?
Die bringe ich!

Horatio.

Du hier in dieſer Nacht!

Palème.

Der Weg zu Euch herein iſt naß und kalt
Durch den Canal.
(Er tritt ganz hervor.)
Seht her, nun bin ich hier!
Ich kenne dieſe Orte, glaubt es mir,
So gut, wie meiner Hütte Palmenbäume.

Horatio.

Was wagſt Du! ringsumher wird aufgelauert.

Palème.

Ich habe Freunde, wo man's oft nicht glaubt.
Nun kommt! denſelben Weg gehn wir zurück;
Die ſtolzen Berge ſichern Euch die Freiheit!

Horatio.

Du willſt mich retten!

Palème.

Da, nehmt dieſes Meſſer!
Auch ich hab' eins. Wir kämpfen für das Leben,
Wenn Jemand keck uns aufzuhalten wagt,
So ſtoßen wir das Meſſer ihm ins Herz.
Das iſt des Todesengels Flügelfeder,

Sie ſchreibt mit Blut: dem Tod iſt ſie geweiht.
Jetzt fort! bevor es tagt, ſeid Ihr befreit!

Horatio.

Was that ich denn für Dich? Du wageſt Alles,
Die Freiheit, Leben —

Palème.

Macht iſt unſer Wille!
Nur wenig Gutes wurde mir zu Theil,
Das, was mir ward, ich kann es wohl vergelten.
Ihr waret gut! — Nun iſt genug geſprochen.
Jetzt muß gehandelt werden!

Horatio.

Tief im Herzen
Bin ich bewegt; hab' Dank! Du biſt ſo brav!
Doch ich will bleiben, das gelobte ich. —

Palème.

In dieſem offnen Grabe wollt Ihr bleiben?
Traut nicht des Weißen Wort! Das Weib kann ſüß
Und lieblich liſpeln! — Kommt! Denkt an den Pfahl,
An den der Sclav oft ohne Schuld gebunden.
Ich kenne Rebellière! Nehmt Euch in Acht!
Bei Euch wird mehr als Hals und Schultern bluten,
Das Herz wird bluten ſo wie früher meines.
Weh Euch, Ihr werdet leiden wie einſt ich.

Horatio.

Leb' wohl! Gott gebe Dir den reichſten Lohn.
Mein Wille ſtehet feſt: ich ſagt' es ſchon.

Palème.

Ihr bleibet! Für die Thorheit müßt Ihr bluten.

Horatio.

O eile fort, ſchnell fliegen die Minuten!

Palème.

Wenn man Euch quält, ſo kenn' ich meine Rache.
Ich werf' den angebrannten Spahn aufs Feld
Ins Zuckerrohr, dann ſoll des Windes Wehn
Die Flamme treiben. Ich hab' kräftig Gift,
Das miſch' ich in das Waſſer, das ſie trinken,
Dann müſſen Alle in die Grube ſinken!

Horatio.

Palème! bei Gott im Himmel! nein, das nicht!

Palème.

In Schutt will ich die reiche Pracht begraben!
Was ich vorausgeſagt, wird bald geſchehn,
Die Schwarzen greifen zu des Aufruhrs Fahnen!
Plantagen werden dann in Flammen ſtehn.
Und geben Tag' und Wochen noch darauf,

So lang' erduld' ich nicht die Fiebergluthen.
La Rebelliere, ihm' laur' ich auf,
Sein Urtheil iſt gefällt, und er muß bluten!
Ihr bleibet hier?

Horatio.

Ich bleibe.
(wirft ſich auf die Bank hin.)

Palème.

Wie Ihr wollt!
Ich that das Meine, doch vergeblich war's.
(ſteigt hinunter, woher er gekommen war.)

Horatio.

Die Mutter Gottes leite, ſchütze Dich!
(Sein Blick weilt einen Augenblick auf dem Ort, wo Palème verſchwindet.)
Wenn ich ihm folgte und man griff' uns Beide,
Es hieß', zum Aufruhr hätte ich geblaſen;
Ich bleibe! — Gern folg' ich dem ſüßen Triebe.
Es iſt ein Gott, und es giebt — eine Liebe!

Neunte Scene.

Der Ballſaal.

(Alles iſt auf das Reichſte ausgeſchmückt; als die Scene ſich öffnet, iſt man mitten in einem lebhaften Contretanze; es wird laut geſprochen während der lärmenden Muſik, welche jedes Mal, wenn die Hauptperſonen ihre Repliken ſagen, in mehr gedämpfte Töne übergeht. Femi kommt, ihr Auge ſucht Cäcilien, welche mit La Rebelliere tanzt. Dieſe Beiden ſtehen im Vordergrunde ſtill, der Tanz der Uebrigen währt fort.)

Cäcilie
(ſieht ſich unruhig um).

La Rebellière.

Sie ſuchen Jemand!

Cäcilie
(zeigt auf den Hintergrund).

Ja, verloren hab' ich
Den Fächer eben.

La Rebellière.

Ich werd' ihn holen (geht ab).

(So wie La Rebellière den Rücken wendet, nähert ſich Femi.)

Cäcilie.

Du ſahſt und ſprachſt ihn?

Femi.

Ihr gabt ihm das Leben!

Cäcilie.

Er litt vom Fieber?

Femi.

Rettung zeiget ſich
Auf anderm Wege.

Cäcilie.

Sprich! Was ſoll ich thun?

Femi.

Gar nichts! Ich bitte blos mich anzuhören:
Sein Schickſal kann ſich bald verändern.
In dieſer Nacht noch wandr' ich fort
Nach Euern Gütern —

Cäcilie

(indem ſie La Rebelliere erblickt).

Still! Vorſichtig!

La Rebellière.

Ich bring' den Fächer!

Cäcilie

(verneigt ſich zum Dank und reicht ihm darauf den Arm).

Wir wollen tanzen.

(Sie tanzen.)

Femi

(geht nach dem Ausgang, heftet noch einmal den Blick auf Cäcilien und verläßt dann den Saal.)

(Tanz.)

Eleonore

(ſteht unter den vorderſten Paaren, ihr Zuſtand erſcheint ſomnambuliſch, ſchmerzlich ſpricht ſie vor ſich hin).

O dieſe Töne! Dieſe Freudenfluth!
Ich könnte weinen meines Herzens Blut!

(Sie ſteht einen Augenblick in ſich verſunken und wird dann im Tanze mit fortgeführt, wo ſie Cäcilien und La Rebellière begegnet. Sie machen Kette.)

La Rebellière.

Man trifft ſich!

Eleonore.

Scheidet!

La Rebellière.

O! das macht mir Sorgen.

Eleonore (zu Cäcilien).

Mein Herz muß brechen!

Cäcilie

(liſpelt ihr im Tanze zu).

Still! Vertrau' auf morgen!

(Tanz und Freude werden lebhafter.)

Fünfter Act.

Eleonorens Schlafgemach.

(Es iſt Tag, aber die Gardinen ſind noch zu.)

Erſte Scene.

Eleonore (allein).

Eleonore
(ſitzt im Ballanzuge auf dem Sopha; ſie erhebt ſich halb und ſagt träumend).

Wir tanzen im Walde von Palmen und hohen Mimoſen! —
— Es wehet ſo friſch! — Welcher Duft von Jasminen und Roſen! —
Den fleckigen Tiger am Zügel von Epheu ich leite! —
Mimoſen erbeben! — Es dunkelt! Ich ſchwebe! Ich gleite! —
Der Wind trägt den Sand aus der Wüſte! — ſo feſt angezogen

Ihn preſſ' ich! — Mein Haupt an dem ſeinen! Die glühenden Wogen
Sind kalt im Vergleich mit dem Blute. — Es decket uns Beide
Die Sandpyramide — — ſo ſchlummern wir — Seite an Seite! —

Zweite Scene.

La Rebelliere. Eleonore.

La Rebellière.

Wie Alles hier noch zu und dunkel iſt!
Wo iſt denn Femi? Femi! ſchläfſt Du noch?
(zieht eine der Gardinen vom Fenſter.)
Die Sonne ſteht ſchon hoch und blendet mich.
(Indem er Eleonoren entdeckt)
Ha! ſie iſt nicht im Bett! Iſt's nicht geweſen!
Im Ballanzuge iſt ſie auf dem Sopha
Gar eingeſchlummert. Welcher Roſenſchein
Beſtrahlt der Schultern Schnee; der Buſen wogt!
Sie träumet wohl, daß ſie im Tanze ſchwebet;
Der Ballſaal ſchaukelt noch wie Palmenblätter,
Die runden Arme ſchlinget ſie um mich.
Um mich? Um ihn vielleicht! Und wer iſt er?

In wenig Stunden kenn' ich ſeinen Namen.
O bald! Die Zeit iſt ein zu träger Krebs.
(beugt ſich über ſie.)
Sie ſtammelt Worte, die ich nicht recht faſſe!
Sie weint. Wenn Thränen man im Schlaf vergießt,
So heißt es oft, ein Engel ſteh' zur Seite.
Ein Engel! Hm! Was in der Bruſt ſich rührt,
Gehört gerade nicht dem Himmel an!
Ich haſſe —!

Eleonore
(beſtändig träumend).

Haſſe!

La Rebelliere.

Sieh, ſie ſpielt mein Echo.
Aus ihren Augenwimpern perlen Thränen,
Ein Zug des Schmerzes ſchwebt um ihren Mund,
Sie ballt die Hand — die Augenlider beben!

Eleonore.

Ich haſſe —

La Rebellière.

Haſſeſt Du? Wen?

Eleonore.

Meinen Mann!

La Rebellière.

Sprich laut nur aus, was tief das Herz verſchließt!
Den Weg dazu, den hab' ich längſt gefunden.
Es giebt nicht Liebe bei dem Mann und Weibe,

Als nur die Liebe zu dem eignen Ich.
Man liebet nur, weil unſer Blut heiß brennet,
Das Weib erſcheint uns als ein Labetrank,
Hat Freunde man, ſo drückt man ihre Hände,
Nicht ihrethalben, mir gehört der Freund.
Ich nahm ein Weib, weil der Gebrauch es will,
Die ſchönen Formen reizten meine Sinne,
Sie war aus edelm Stamm und das bringt Ehre.
Auch war ſie reich! Da kann das Herz wohl lernen
Zu lieben! — lieben! (lachend) ſagen will das Wort:
Nur für ſich ſelbſt und für ſein Glück zu wirken!
Zu lieben —!

Eleonore.

Ja, ich liebe!

La Rebellière.

Weib, nun ſchweige,
Verhaßtes Echo meiner Herzensleiden!
Sie lächelt. Dir zur Seite ſteht Dein Dämon!

Eleonore.

Horatio!

La Rebellière.

Der Mulatte! Steht mir bei,
Ihr Heiligen! der Name des Mulatten!
Sie liebet ihn!

Eleonore.

Ich liebe!

La Rebellière.

Süße Rache!
O lehr' mich Deine größten Qualen, Hölle!
Mein Körper zittert wie er nie gezittert;
Des Waldes Vögeln ſchenk' ich ſeinen Leib!
Eleonore! Es iſt Tag! wach' auf!
Wach' auf!

Eleonore
(wacht erſchrocken auf).

Madonna!

La Rebellière.

Du haſt ſchlimme Träume!
Entkleidet biſt Du nicht, und warſt es nicht?

Eleonore.

Wo bin ich! Wo? Geſichter ſchwimmen mir
Noch vor den Augen. Ich bin krank und müde!

La Rebellière.

Cäcilie erwartet Dich, auch ich;
Zum Markte wollen wir zuſammen gehen.

Eleonore.

Ich habe ſtarkes Fieber.

La Rebellière.

Komm nur, komm!
Die Luft erfriſcht und dämpft die Fieberflamme.

Eleonore.

Geh' nicht dahin! Kauf' keine Sclaven mehr!

La Rebellière.

Weshalb!

Eleonore.

Sie haſſen Dich!

La Rebellière.

Ich lache drob!

Eleonore.

Du biſt verhaßt! des Schwarzen Abendflehen
Iſt: daß Du ſterben mögſt! Schön iſt ſein Traum,
Wenn Du verzweifelt Dir die Lippe beißeſt;
Sein Morgenflehen iſt: Dich morden können!
Pflanz' nicht den Upasbaum um unſre Wohnung,
Das iſt ein jeder Sclave bald durch Dich!
Sei milder! — (Faßt ſich.) Deinethalben fürcht' ich nur.

La Rebellière.

Du träumſt noch immer! Sag', wer haſſet mich?
Du thuſt es nicht, denn Alles bracht' ich Dir,
Gold, Prachtgewänder, was Dein Herz begehrte,
Erfüllt ward jeder Wunſch. Ich legte Alles
Dich zu beglücken ſtets zu Deinen Füßen,
Und Deine Liebe wird den Haß verſüßen.

Eleonore.

Und wenn der Mühlſtein Zuckerrohr zermalmt,
Wünſcht ſich der Schwarze, daß beim Rohr Du lägeſt!
Und wenn im Walde Adlerſchwingen ſauſen
Fort von Bananenzweigen, in das Blaue,

Des Sclaven Auge flammt, er ſpannt die Büchſe,
Denkt nur an Dich und ſeine Kugel trifft.

La Rebellière.

Ja, Du biſt krank! Zeig' Willen und Vernunft.
Die Cur iſt ſicher, wenn wir mit ihr eilen;
Den Mantel kannſt Du um die Schultern werfen,
Den Schleier nimm, komm in die friſche Luft;
Den Sclavenmarkt beſuchteſt Du ja immer
Mit Lächeln. Heute wirſt Du dort erblicken
Die Koppel Schwarzer, welche wie mit Kürbis
Gemäſtet ſind. Augäpfel wie der Schnee;
Den Biſamochſen wirſt Du gleichfalls finden.
Ja, der Mulatt'! —

Eleonore.

Das weiß ich wohl, und nie
Erblickt' ich ſolchen Mann! Sein Adlerauge
Verkündet eine Königsſeel' in ihm.

La Rebellière.

Dem Thiere gleich kann ich ihn niederſtoßen;
Vor Deinen Augen peitſch' ich ihn zu Tode.
— Nun mach' Dich fertig, rufe Deine Mädchen,
Ein Wort ſag' ich Cäcilien davon,
Die Zeit iſt kurz. Ich rufe ſie hieher.
Wenn ich zurückgekehrt, ſo gehen wir!

Eleonore.

Wohlan! den wahren Grund verſchweig' ich nicht!
Weil es mein Wille jetzt, ſo folg' ich Dir.

La Rebelliere.

Den Sclaven werd' ich all' mein Sinnen ſchenken,
Du ſagteſt ja, daß meiner ſie gedenken —
In meiner Mühle, beim zermalmten Rohr,
Im Walde, wenn die Kugel Adler tödtet —!
So eigenthümlich war der Stimme Ton,
Nie werd' ich ihn vergeſſen — ihr zum Lohn.
(Geht ab.)

Dritte Scene.

Eleonore. (Etwas ſpäter ihre Mädchen.)

Eleonore.

O er hält Wort! Die Worte, die hier ſchallten:
„Vor Deinen Augen peitſch' ich ihn zu Tode."
(Sie klingelt. Die Mädchen kommen.)
Ruft Pelagi, doch ſchnell mir wie der Wind!
(Eins der Mädchen geht raſch ab.)
Kommt, zieht mich an! — Im Fieber brennt die Wange!
In friſcher Luft wird es wohl beſſer werden.
Er bat mich, Willen und Vernunft zu zeigen;
Ich will! Ich kann! Er ſoll bei mir ſie finden.
Bald ſchwillt das Segel ſtolz mit Oſtens Winden,
Verwandt' und Freunde hab' ich. Fort von hier!
Ja fort von ihm, von Allem! — Dann? — Weh' mir
(Verhüllt ihr Antlitz.)

Vierte Scene.

Die Vorigen. Pelagi.

Pelagi.

Ihr ließt mich rufen.

Eleonore
(ſpringt auf und führt ſie in den Vordergrund).

Pelagi, komm her!
Ich kenne Dich, und ich vertraue Dir!
Da haſt Du Geld und Perlen — mein Geſchmeide,
Mach' es zu Gelde —!

Pelagi.

Ich verſtehe ſchon.

Eleonore.

Unter die Käufer miſch' Dich auf dem Markt;
Von Dir und Deiner Liſt erwart' ich Alles.
Horatio, den Mulatten, ruft man auf;
Du bieteſt dann auf ihn, und überbieteſt
Selbſt meinen Mann und Alle. Du kannſt bieten
So hoch Du willſt, zu groß iſt kein Gebot,
Doch mir muß der Mulatte angehören!

Pelagi.

Ihr kennet Pelagi!

Eleonore.

Nun, die Zeit iſt kurz!

Pelagi.

Die Liſt beſieget jedes Hinderniß!

(Geht ab.)

Fünfte Scene.

Die Vorigen ohne Pelagi.

Eleonore.

Ich bin als Gattin eines reichen Pflanzers
Koſtbar geſchmückt, beneidet um mein Glück!
Und doch — wie ich, hat nicht geweint die Sclavin;
Um mich ſtrahlt Glanz, doch innerlich iſt Schatten.
Mein Kummer, — ja, er wird das Herz mir ſprengen!

(Femi kommt.)

Eleonore.

Was bringeſt Du?

Femi

(ſchnell, mit einem Blick nach dem Ausgange).

Nur Glück! O fürchtet nichts!
Belohnt hat ſich nun doch mein ſchwerer Gang!
Beweiſe haben wir, höchſt wichtige!

(Legt den Finger auf den Mund.)

La Rebelliere.

Eleonore.

Mein Mann! Ha, ſtill! Vorſichtig!

(Sie gehen ab.)

Sechſte Scene.

Ein kleines Zimmer. (Man hört die Kirchenglocke läuten.)

Cäcilie (allein).

Gott hat ihm ſelber den Adel gewährt,
Geiſter der Vorzeit ſind ſeine Ahnen;
Was ſie geſungen und was ſie gelehrt,
Weht wie des Stammes Banner und Fahnen.
Geiſt nur kann walten, herrſchen und ſprühn,
Gleich dem Oedip ſteht er in der Natur,
Räthſel der Sphinx er löſet ſie kühn,
Adel verleihet der Sieg uns doch nur!
Gräfliche Kron' im Wappen ich trage,
Ach! Nur ein Glanz von der Väter Thaten!
Nur der Geiſt erkämpft ſich die Herrſchaft der Tage,
Er ſieget allein von dem Herzen berathen.
Bittere Thränen, die ſchuldlos rinnen,
Formen ſich einmal zum Perlenkranz all'.
Herz und Talent den Adel gewinnen,
Geiſt nur iſt Herrſcher, das Andre Vaſall!

Siebente Scene.

Cäcilie. Der Verwalter Kadu.

Kadu.

Wir müſſen gehen, Herrin. Laut verkündet
Die Glocke ſchon den Anfang der Auction.

Cäcilie.

Ich bin bereit.

Kadu.

Sie werden nicht vergeſſen
Ihr Gut zu ſehn. Dort ſtehet Alles wohl.
Die Schwarzen murren, laufen wohl auch fort;
Das Thier ſchlägt aus, dann aber kommt die Peitſche.

Cäcilie.

Noch heut', ſo wie die Auction vorbei,
Geh' ich mit Ihnen heim, faſt kenn' ich nicht
Den eigenen Beſitz.

Kadu.

Sie werden ſehen,
Hält man den Zügel ſtraff, muß Alles gehen.

Cäcilie

(betrachtet ihn einen Augenblick mit tiefem Ernſt).

Es war ein Fürſt einſt in Griechenland,

Der, als er gelangte zum Throne,
Schwur immer das Recht, ſo wahr er ein Mann,
Zu ſchützen, bei ſeiner Krone.
Am Markt erbaut' er die Säule von Stein,
An der eine Glocke ſchwebte;
Zu läuten ſollt' Jedem geſtattet ſein,
Der Unrecht und Noth erlebte.

Laut tönte die Glocke, Jedem ward Recht,
Dann hing ſie lange Zeit ſtille.
Gras wuchs umher, ſo wie Dorngeflecht,
Geehrt ward des Fürſten Wille.
Lorbeer und Cactus und Schlingpflanzen blühn
Berankend den Stein an den Seiten,
Die Glocke hing im dichteſten Grün
Und Blätter ſich ringsherum breiten.

Einſt hörte wieder die Glocke man,
Die längſt ſchon aus den Gedanken;
Es ſtand ein hungerndes Pferd daran
Und fraß von den grünen Ranken;
Der Rücken blutet, kaum konnt' es ſtehn,
Der Fürſt gebot, laut vor Allen:
„Dem Thiere ſelbſt ſoll ſein Recht geſchehn,
„Sein Herr erſchein' in den Hallen!“

Ich kenne ein Weib aus der Franken Land,
Wie jener Fürſt wird ſie handeln.

Das Recht geht mit ihr Hand in Hand,
Die Noth wird in Freude ſie wandeln.

(Sie giebt Kadu einen Wink, ſie gehen ab und die Scene wird verändert.)

Achte Scene.

Ein großer offener Platz.

(Hin und wieder ſind Buden errichtet; ein Feuer brennt, an welchem Speiſen zubereitet werden. Cocosnüſſe und Früchte ſind aufgeſtellt; auf der Erde liegen Kaſten und gefüllte Säcke; Fahnen wehen, ein Gauklerſchild iſt ausgehängt. Die ganze Anordnung bietet ein Bild des Lebens in dem tropiſchen Klima dar. Weiße, Schwarze und Farbige bewegen ſich in bunter Menge, der Auctionater ſitzt mit ſeinem Schreiber hinter einem Tiſche; ein ſchwarzer Sclave, zum Verkauf aufgerufen, ſteht auf einem Brete, welches über zwei Tonnen gelegt iſt; eine Anzahl Schwarzer, alle ohne Feſſeln, liegen in maleriſchen Gruppen; vorn unter dieſen iſt Horatio, ſein Haupt und ſeine Füße ſind entblößt. Indem die Scene geöffnet wird, iſt Alles in Bewegung; Lärm und Geräuſch.)

Der Auctionator.

Zur Ordnung!

Ein Pflanzer.

Mein Gebot war ja vierhundert!

Der Auctionator.

Der Schwarze iſt der Eure! — Führt ihn aus
Dem Kreiſe hier.

La Rebellière.

Wie die Minuten eilen!
Die Zeit iſt knapp, ruft den Mulatten auf.
Ich kaufe ihn!

Pelagi.

Auch ich will mir ihn kaufen!

La Rebellière.

Du, Pelagi? Zu koſtbar iſt fürwahr
Der Mann für Dich!

Ein anderer Pflanzer.

Du wirſt Dich bald beſinnen!

La Rebellière

(iſt zu Horatio hingetreten).

Erhebe Dich! — Ich will, es ſoll geſchehen!
— Erhebe Dich und geh'! — Dich will ich ſehen!

Horatio

(ſieht ihn verächtlich an ohne zu antworten).

La Rebellière.

Ohnmächtiger! — Die Geißel werd' ich ſchwingen:

Horatio.

Wie mein Gedanke bin ich frei und ſtolz!
Den Körper, nicht den Geiſt kannſt Du bezwingen! —
Handwerker war Dein Vater; das Gemeine
Klebt Dir noch ſtets an, nicht des Geiſtes Flügel
Ward Dir! Die Niedrigkeit hält Dich im Zügel!

La Rebellière
(erhebt den Stock um ihn zu ſchlagen).

Ha! Morden werd' ich Dich.

Horatio
(entreißt ihm den Stock, bricht denſelben entzwei und wirft ihn mit den Stücken).

Verächtlicher!
Es komme was da will.
(Er bedeckt ſein Antlitz.)

La Rebellière.

Ich will die Strafe
Beſtimmen! Deine Strafe, ſie wird qualvoll!

Der Auctionator.

Den Sclaven vor!

Horatio (für ſich).

O Hoffnung, lebe wohl!

Neunte Scene.

Die Vorigen. Cäcilie. Kadu.

Cäcilie.

Er iſt mein Eigenthum, wird nicht verkauft.

Kadu.

Der Gräfin von Natél gehört er an;
Auf ihren Gütern wurde er geboren.
Hier ſein und ſeiner Mutter Name!
(zeigt auf das Buch)
Recht und
Geſetz nehm' ich in Anſpruch für die Gräfin.

Der Auctionator.

So iſt es! Ja!

La Rebellière.

Den Sclaven ſchenke mir!
Es iſt die erſte Bitte. Sag' nicht nein!
Kann ich ihn kaufen, ſeine Sclavenkette
Mit Gold wieg' ich ſie auf.

Cäcilie.

Ich kann es nicht.

Eleonore.

Madonna! Du biſt liebreich mir und huldvoll!

La Rebellière.

Nenn' eine Summe.

Cäcilie.

Nein, für keinen Preis!
Wo iſt ein Glück zu finden, wie das meine?
Steht auf, Horatio! Da nach Recht und Spruch
Ich über Euch jetzt zu gebieten habe,
So höret mein Gebot, es iſt: ſeid frei!
Vergeßt als böſen Traum, der fortgeglitten,
Die ſchwarzen Stunden, die auf ewig ſchwinden.
Nach Frankreich reiſt, vergeßt die Freundin nicht!

Horatio.

Ich bin der Eure, will für Euch nur leben,
Auf Gott und Welt ſteht grundfeſt mein Vertrau'n.
Was Ihr errichtet, wird mit Kraft ſich heben,
Ihr könnet ſicher auf Horatio bau'n!

La Rebellière.

Du läßt ihn frei? Das iſt Dein Scherz, nicht wahr?

Cäcilie.

Frei wie ſein Geiſt, den Ihr doch nie gebunden!

Eleonore

(zu Cäcilien, von ihrem Gefühl überwältigt).

Ich könnte mich vor Dir im Staube neigen,
Geſegnet ſeiſt Du mir!

(Zu Rebellière)

Du haſt geſchworen,
Vor meinen Augen, Herr, ihn todt zu peitſchen?

La Rebellière.

Frei handeln darf die Gräfin von **Natél**,
Für ſie ſpricht das Geſetz, und dem Geſetze
Muß pünktlich man gehorchen! Darin ſtehet,
Dasweiß ich ſicher und unwiderruflich:
Der Sclave, der die Hand an Weiße leget,
Soll ſterben durch die Geißel! Jeder ſah,
Wie dieſer Sclave ſich an mir vergriff!
Für mich ſpricht das Geſetz, nach dem er ſtirbt!
Nichts hilft, ob auch ein Engel ihn beſchirme.

Der Auctionator
(wiederholend).

„Der Sclave, der die Hand an Weiße leget,
Stirbt durch die Geißel!“

La Rebellière.

Alſo lautet es.

Cäcilie.

Das wolltet Ihr?

La Rebellière.

Feſt ſtehet das Geſetz!
(Zu Eleonoren)

Was ich geſagt, werd' ich genau erfüllen:
Vor Deinen Augen will ich todt ihn peitſchen,
So iſt ſein Joch auf dieſer Erd' gebrochen.

Eleonore.

Ich haſſe Dich, zerreiße jedes Band,
Ein jedes zwiſchen uns —!

La Rebellière.

Vollzogen wird
Nur das Geſetz!

Cäcilie.

Nun wohl! Mir ſagte man
Ein anderes Geſetz, es hat die Kraft,
Daß Tod und Leben ſeltſam es enthält,
Das Todesurtheil wandelt es in Gnade.
Es lautet: wenn ein freigebornes Weib
Mit einem Sclaven eh'lich ſich verbindet,
So iſt er frei; die Strafe, die ihm drohte,
Bleibt unerfüllt, verziehn iſt ſein Verbrechen,
Im Schiff der Kirche prangen ſeine Feſſeln.
Frei iſt er! Frei!

Der Auctionator.

So lautet das Geſetz!

Cäcilie.

Für mich ſpricht das Geſetz! Ihm folge man!
(zeigt auf Horatio)
Nicht Sclave mehr, der Mann iſt ohne Fehl,
Iſt mein Gemahl! Die Gräfin von Ratél
Reicht ihm die Hand. Der wurde Sclave nimmer,
Deß' Seele edel iſt! Der Geiſt ſiegt immer,

Die ſeelenloſe Form verweht wie Spreu!
Willſt frei Du ſein?

Horatio.

Frei und Dir ewig treu!

Eleonore.

Der Liebe reine Sonne ſtrahl' Euch hell!

(eilt ab.)

Die Menge

(wirft jubelnd die Hüte in die Luft).

Vivat die junge Herrſchaft von Ratél!

(Der Vorhang fällt ſchnell.)

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Schnellpreſſendruck von Fr. Ries in Leipzig.

H. C. Anderſen's

Geſammelte Werke.

Vom

Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe.

Fünfundzwanzigſter Band.

Die Glücksblume.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Die Glücksblume.

Märchen-Komödie

in zwei Aufzügen.

Von

H. C. Anderſen.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Vorwort.

Bereits früher habe ich es ausgeſprochen, wie ich in der „Glücksblume“ darzuſtellen verſucht habe, daß nicht der unſterbliche Künſtlername, nicht der Glanz der Krone das Glück ausmacht, ſondern daß dieſes nur gefunden wird, wo man, mit Wenigem zufrieden, liebt und wieder geliebt wird.

Die Scene iſt ganz däniſch; auf dem klaren Himmel eines idylliſchen ſonnenbeleuchteten Lebens ſpiegeln ſich wie in einem Traume zwei dunkle Bilder: der unglückliche däniſche Dichter Ewald und Prinz Buris, deſſen tragiſches Schickſal aus einem alten Volksliede zu uns tönt. Zu Ehren unſeres Zeitalters habe ich das Mittelalter düſter und roh, wie es war, dargeſtellt, nicht in dem falſchen Schönheitslichte, in welchem es uns von vielen Dichtern gezeigt worden iſt.

Johannes Ewald wurde in Kopenhagen am 18. November 1743 geboren, und war Dänemarks erſter bedeutender lyriſcher Dichter und der erſte, der dramatiſche Werke aus der nordiſchen Geſchichte und aus nordiſchem Fleiſch und Blut ſchuf. Als junger Student ging er, das Abenteuerliche und Ungewöhnliche liebend, nach Deutſchland, wo der ſiebenjährige Krieg ausgebrochen war, und ließ ſich als Soldat im preußiſchen Heere anwerben. In der vorliegenden Dichtung habe ich ihn ſeine Lebensgeſchichte ſelbſt erzählen laſſen; jedes Wort iſt Wahrheit: ſeine Liebe, ſein Kriegerleben, ſeine Flucht und ſein Dichterleben. Eine großartige Dichtung iſt „Adam und Eva,“ von hoher lyriſcher Schönheit „Balder's Tod“ und „die Fiſcher“. Das in dieſen vorkommende Lied „König Chriſtian ſtand am hohen Maſt“ iſt Nationallied geworden. Kummer und Elend erwarteten Ewald nach ſeiner Rückkehr, ſeine nächſte Umgebung verſtand ihn nicht, Gicht und Krankheit beugten ſeinen Körper. In einer Schenke des nahe am Meer reizend gelegenen Fiſcherdorfes Rungſted wurde Ewald von ſeiner Mutter in Koſt bedungen und hier war es, wo er, wie man ſagt in ein Bauermädchen verliebt, ſein unſterbliches Gedicht „die Lieblichkeiten Rungſteds“ ſchrieb. Seine Mutter ſcheint eine harte und gewöhnliche Frau geweſen zu ſein, die von der Bedeutung ihres Sohnes keine Ahnung hatte; ſeinem Zeitalter ging es auch nicht anders und ſein ihm am meiſten zugethaner Freund ſchrieb ihm, daß er hoffe, ihm einen Platz im Spital verſchaffen zu können. In meiner Dichtung tritt dieſer Freund pſeudonym auf als Dr. Johannſen, jedes Wort aber, welches ich ihm in den Mund gelegt habe, findet man in gedruckten Briefen des Freundes an Ewald. Von der Gicht zuſammengezogen, mit den Knieen an dem Kinn, lag er in einem ärmlichen Dachſtübchen, wohin ſeine erſte Geliebte ihm Almoſen brachte. Er ſtarb den 17. März 1780. Dicht an der Trinitatis-Kirche in Copenhagen, zufällig zwiſchen hingeſtellten Runendenkmälern von Hünengräbern, iſt ſeine Ruheſtatt, die Orgel brauſt darüber hin. Oehlenſchläger hat in ſchöner und würdiger Weiſe den großen unglücklichen Dichter beſungen.

Von Prinz Buris erzählt Allen in ſeiner Geſchichte Dänemarks: „Als Waldemar im Jahre 1170 ſeinen ſechsjährigen Sohn Knud als Nachfolger und Mitregenten hatte krönen und ſalben laſſen und dadurch den vielen, nach der Regierung ſtrebenden Prinzen die Ausſicht auf den Thron abgeſchnitten hatte, äußerte beſonders Buris, ein Sohn Henrik Skattelaar's: „daß er nicht einem Kinde gehorchen wolle, und zwei Königen nicht dienen könne.“ Er ward mit Belehnungen zufriedengeſtellt, als er ſich aber ſpäter mit den Norwegern in verrätheriſche Verbindungen einließ, ward er ins Gefängniß geworfen, geblendet und auf andere Weiſe verſtümmelt. Ausführlichere Nachrichten geben uns die alten Volkslieder, in welchen ein Bild der Rohheit des Zeitalters und der tragiſchen Schickſale des Prinzen Buris ſich vor uns aufrollt. In einem der Lieder heißt es: daß die Königin Sophie ihren Gemahl Waldemar aufforderte, ihren Bruder Buris mit ſeiner Schweſter Kirſten zu verheirathen. Aber der König äußerte ſich ungünſtig über Buris, worüber die Königin erbleichte und ſich zu rächen beſchloß. Als Waldemar in den Krieg zog, überredete die Königin ihren Bruder Buris, daß er Kirſten verführen ſolle, welches ihm jedoch nicht gelang, obgleich er in treuer Liebe zu ihr entbrannt war. Die Königin lehrte ihn nun „Runen werfen“ (Zauberei üben) und Kirſten kam jetzt ſelbſt in Buris' Schlafgemach und ruhte in ſeinen Armen. *)

Als Waldemar heimkehrte und nach ſeiner Schweſter fragte, ſagte die Königin, daß dieſelbe ein Kind geboren habe; Waldemar befahl, daß Kirſten geholt werden ſolle, um zu ſingen und zu tanzen; der König tanzte ſelbſt mit ihr, konnte jedoch nichts bemerken, obgleich er auf Kirſtens Geſang und auf ihren Gang genau Acht gab; er maß ihren Gürtel, konnte aber hier ebenſalls nichts erkennen; Waldemar ſchalt nun die Königin, daß ſie ſeine Schweſter verläumdet habe, aber die Königin ließ aus der Bruſt Kirſtens in Gegenwart des Königs Milch fließen. Waldemar wurde ſo aufgebracht, daß er ſich Geißeln bringen ließ und ſeine Schweſter ſo lange peitſchte, bis ſie in einem Blutſtrom lag, und als ſie ſich unter dem Gewand der Königin verbergen wollte, ſtieß dieſe ſie mit den Füßen von ſich; ſie gab bald darauf ihren Geiſt auf.

---

*) Ganz dieſelbe Geſchichte findet man in den ſerbiſchen Volksliedern.

Der König, den dieſe Handlung reute, ließ Kirſten im Kloſter zu Weſterwig prächtig begraben und ſagte: „daß die Sonne nicht über ihn ſcheinen ſolle, bis er ſeine Sünden abgebüßt habe.“ — Er ließ Buris kommen, welchen er blenden und deſſen rechte Hand und linken Fuß abſchlagen ließ. Als letzte Gnade, die man doch ſtets dem Sünder bewillige, bat nun, wie die Sage meldet, Prinz Buris, daß man ſeine Feſſeln ſo lang machen möchte, daß er von ſeinem Gefängniß aus das Grab der kleinen Kirſten erreichen könne, um dort jede Nacht zu ſchlafen, welche Gnade der König auch bewilligte.

Kirſten Piil war, der Sage nach, ein frommes adeliges Fräulein, das ſich im Walde verirrte. Als ſie dem Verſchmachten nahe war, ſprang eine Quelle aus der Erde hervor, die Jahrhunderte lang als heilig betrachtet wurde und noch jetzt in der St. Johannis-Nacht von den Kopenhagenern beſucht wird. In meiner Dichtung erſcheint ſie als die Nymphe der Quelle.

Der in dem Original auftretende „**Niſſe**“ iſt zunächſt mit dem deutſchen **Kobold** verwandt, doch nicht ganz daſſelbe Weſen. In dem däniſchen Volksglauben iſt der „**Niſſe**“ ein kleiner grau gekleideter Mann mit einer ſpitzigen rothen Mütze. Er hat ſeinen Aufenthalt im Stalle, ſorgt für die Pferde und iſt, wenn man ihm ab und zu eine Schüſſel mit fetter Grütze giebt, der treueſte Diener, übrigens voll Neckereien und Poſſen, wenn er gegen Jemand etwas hat; er iſt mit „**Puck**“ im Sommernachtstraum verwandt.

Auch in der Kirche giebt es einen „Niſſe“, doch dieſer trägt keine Mütze, ſondern einen breitkrämpigen Hut und heißt der „Kirchengrimm.“

Die Glücksblume wurde mit einer ſehr charakteriſtiſchen Muſik von Rung zum erſten Male in Kopenhagen den 16. Februar 1845 aufgeführt.

Ettersburg bei Weimar im September 1847.

H. C. Anderſen.

Die Glücksblume.

Märchen-Komödie.

Perſonen.

Henrik, Holzvoigt.
Johanna, ſein Weib.

Der Kobold.
Kirſten Piil.
Ein Blumenelfe.

Sören Gilſkow, Gutsherr.
Arenze, ſeine Verwandte.
Johannes Ewald.
Johannſen, Dr. theologiae.
Werner, Student.
Anna, Tochter von Ewald's Wirthin in Rungſted.
Knud }
Erik } Bauern.

König Waldemar der Große.
Kirſten, ſeine Schweſter.
Prinz Buris.
Tage, Gefangenwächter.
Elna, ſein Weib.
Ein Ritter.
Ein Bewaffneter.
Uffe, Todtengräber.
Des Königs erſter Koch.
Der Scharfrichter und ſein Knecht.
Ritter, Damen, Bewaffnete, Kerzenträger, Köche.
Blumenelfen.

Erſter Aufzug.

Der Thiergarten bei Kopenhagen.

Im Vordergrunde zur Rechten der Zuſchauer liegt des Holzvoigts kleine Wohnung; Henrik ſitzt mit ſeinem Weibe davor; das Kind, welches ſie eben entkleidet hat, ſchläft auf ihrem Schooß; der Mann hält auf ſeinen Knieen einen Band von Ewald's Schriften; die Abendſonne wirft ihren rothen Schein durch die Bäume; aus der offnen Luke im Giebel ſteckt der kleine Kobold ſeinen Kopf hervor, welcher mit einer rothen Mütze bedeckt iſt, und ſieht auf das glückliche Paar; im Vordergrunde zur Linken wächſt eine große Menge hohen Huflattichs.

Henrik.

Der ſüße Knabe, mein eignes Blut,
Es ſtellt in ihm unſer Bild ſich dar,
O ſiehe, er ſchläft ſo ſanft, ſo gut,
Er ſtreckt ſein Füßchen, wie lieblich er ruht —
Und morgen erreicht er ſein erſtes Jahr.
(Zeigt auf das Buch.)

Sieh, auf dem Einbande ſteht es klar,
Als ein Feſttag, deren ſind viele!
Komm, laß mich küſſen ſein braunes Haar
Und Dich auch im koſenden Spiele!

Johanna.

Nein, ſitze doch ſtille! ſonſt weckſt Du ihn,
Dann werde ich bös' und zürne.

Henrik.

Ihr beiden erfüllet mir Herz und Sinn.

Johanna.

O, ſieh auf des Knaben Händen
Die Sonne, ſie fällt durch die Hecken wie Gold,
Die Schatten ſchwanken und beben!
Der ſüße Knabe! Wie Du ſo hold,
Mein Henrik, mein Glück und mein Leben!

Henrik.

Es iſt ſo wunderbar jetzt zu ſehn,
Daß wir in der Heimath ſelbander
Gegangen, wie tauſend Andre gehn,
Und fremd geweſen einander.

Johanna.

Für mich begann mein Leben, mein Glück,
Als Du mich vor Allen erkoren.

Henrik.

Das Glück war namenlos, theures Weib,
Als uns der Knabe geboren,
Der morgen ins zweite Jahr ſchon geht!
Reich kann der Arme ſelbſt werden!

3,

O, wenn man nur recht einander verſteht,
Wird leicht die Sorge auf Erden.

Johanna.

Und weißt Du noch, wann es war, als wir
Zuerſt einander verſtanden?

Henrik.

Das Erinnerungs-Blümchen habe ich hier,
Das Beide zuſammen wir fanden;
Wir gingen mit theuren Freunden im Wald
Und über die blühende Wieſe,
Und unſer Auge erblickte bald
Die Blume im Gras, ja dieſe!

Johanna.

Und als wir uns niederbückten ſofort,
Die leuchtende Kleine zu pflücken —

Henrik.

Wir ſprachen der Liebe erſtes Wort
Mit himmliſch reinem Entzücken!

Johanna.

Die Blume iſt ſelten hier, haſt Du geſagt,
Fremd iſt Dir der Name geblieben.
Sie beſitzt eine wunderbar reiche Pracht,
Mich feſſelt ſo oft ihre ſeltſame Macht —

Henrik.

Wie hier das Glück Deiner Lieben.

Johanna.

Ich glaub', auf dem weiten Erdkreis umher,
Solch Glück wie das unſre giebt's nicht mehr.

Henrik.

Da ſchlägſt Du die Saiten, die unſichtbar ſind, —
Und ſeh' ich auf Dich und das ſüße Kind,
So weiß ich nichts mehr zu gewinnen.

Johanna.

Komm, hilf mir ihn bringen ins Bett, komm ſchnell,
Die Kiſſen nimm, hilf mir darinnen.

Henrik.

Ich folge, mein Herz, meines Glückes Quell!

Johanna.

— Hübſch gehſt darauf Du wieder hinaus
Und ſammelſt jegliches Stücke.

Henrik.

Und dann?

Johanna.

Dann komm ich zu Dir vor's Haus
Und rede von all' unſerm Glücke!

(Sie gehn ins Haus hinein.)

Der Kobold

(welcher ſich in die Bodenluke geſetzt hat, und mit den Füßen gegen die Wand trommelt, ruft aus).

Wie ſie mit Wenigem ſind zufrieden!
Doch größeres Glück ward Manchem beſchieden.

(Steigt herab.)

Was haben ſie von dem Glük zu erwarten?
Nein, ſieh, welches Haus, und ſieh, welch ein Garten!
Beſieht man Alles ringsum im Kranze —

Der kleine Schreihals iſt wohl das Ganze!
Er iſt ja ſo lieblich; doch ſolches Wort
Das hört man von Eltern immerfort!
Ich glaub', ich ſtehle das kleine Kind.
Und bring' es ins Storchneſt hinauf geſchwind!
Sie werden dann jammern, gar trüb' zu Muth,
Ich ſorge, daß ſie nicht unglücklich werden;
Ich foppe ſie nur, und meine es gut!
Wohl iſt ihr Glück gar gering auf Erden,
Doch Alles ſoll groß und prächtig ſein,
Als wäre für ſie die Welt allein.
Die Blume im Buch — iſt verwelkt und bleich —
Ihr ſeid nur Kinder! ſagt der Kobold Euch.

Kirſten Piil
(mit einem langen blauen Schleier in ihrem blonden Haar, tritt aus den Bäumen hervor und legt ihre Hand auf die Schulter des Kleinen).

Doch Du haſt Unrecht! glücklich wurden ſie,
So glücklich wie man hier nur werden kann.

Der Kobold.

Ich kenn' das Haus von unten bis nach oben,
Einbildung iſt es nur mit ihrem Glück.
Doch das iſt Eins bei Menſchen und bei Thieren,
Ein Jeder wird bei ſeinem Glauben ſelig!

Kirſten Piil.

Das Glück iſt da, wenn man nur recht dran glaubt!

Der Kobold.

Vorgeſtern war ich in einem Dorfe,
Es ſchwammen Gänſe im Teiche umher,
Doch eine Gans allein wollt' nicht hinaus,
Sie war zu vornehm, und ich fragte ſie,
Weshalb ſie ſtolz ſei, und ſie ſagte mir:
„Vom Gänſemädchen hörte ich,
Die hier allein zu unſrer Pflege dient,
Daß ich die beſte ſei, ich ſei die ſchwerſte,
Und daß zur Weihnachtszeit geſtopft ich würde
Mit Aepfeln, Zwetſchen und dann zugenäht!“
Die glaubte ebenfalls, ihr Glück ſei groß!

Kirſten Piil.

Du ſelber denkſt nicht klüger, glaube mir!
Hier wohnt das Glück in dieſem kleinen Haus.
Es ſteht in alten Büchern eine Sage:
Des Glückes Blume hab' ein Hirt gefunden,
Doch eh' er ſie verloren, wußt' er nicht,
Daß ſie in ſeiner Hand geweſen ſei.
— Die beiden Glücklichen im Hauſe hier,
Die fanden ſie, als ſie zuerſt ſich trafen
Und ihres Herzens Sinnen offenbart.
Es iſt die Blume, die in Ewald's Schriften
Verborgen wird.

Der Kobold.

Sie liegt ein wenig los;
Sie kann leicht fallen, ich will dazu helfen.

Kirſten Piil.

So biſt Du böſ'.

Der Kobold.

Nein, böſe bin ich nicht!
Ich mache Schwänke nur in aller Unſchuld.
Ich hab' ein Bett von Heu hier auf dem Boden,
In Küch' und Speiſekammer gutes Eſſen,
Und wenn ich ſelbſt die beſten Stücke nehme,
Sie ſchelten nicht! Ich mein' es gut mit ihnen!
Des Kindes Urgroßvater neckt' ich ſchon,
Doch damals war ich nur halbhundert Jahr',
Und in dem Alter iſt man ja ein Knabe,
Man weiß nicht, was man thut; er zog hinaus,
Doch auf dem letzten Fuder, das er fuhr,
Saß ich in einem Bottich und rief laut:
„Wir ziehen aus!“ — doch er ward eigenſinnig
Und krank vor Gram; mir hat es leid gethan!
Nun bin ich aber auch ein ältrer Mann,
Und bei dem Enkel mach' ich's wieder gut
Glaubſt Du, ich wäre ſonſt in dieſes Haus
Gezogen? — Nein, hier iſt es mir zu eng!

Kirſten Piil.

Wohl willſt Du Ihnen, doch bedarf's nich deſſen,
Du kannſt ihr Glück unmöglich noch vermehren!

Der Kobold.

Ich kann es, und wenn Du mir widerſprichſt,
So thu' ich es. Ein Erbtheil habe ich
Vom Urgroßvater —

Kirſten Piil.

Ja, Glücksperlen zwei.
Ich weiß es wohl, ich kenne dieſen Reichthum.
Zwei Seifenblaſen nur mit Farbenpracht! —
Aus jeder Perle ſpringt ein magiſch Leben
Vergang'ner Zeit hervor, wenn mit dem Fuße
Du ſie zertrittſt; und was der Dichter nur
In der Begeiſtrung Flug vermag zu ſchildern,
Das zeigt der Perle Geiſt im nächt'gen Nebel;
Der, den Du wählteſt und der ſelbſt erfüllt iſt
Von Luſt darnach, ſteht in dem Zauberkreis,
Und wird in die Myſterien eingeweiht,
Die er als höchſtes Glück geprieſen hat.
Vor ſeinem Auge rollt ſich Alles auf,
Und wie der Dichter im Begeiſtrungsflug
Sich ganz vergißt und ſo nur fühlt und denkt,
Wie der Geſchilderte fühlt, denkt und redet,
Und wie der Bühnenkünſtler nicht ſich ſelbſt giebt,
Nein, ganz denjenigen, den er uns darſtellt,
So wird durch eine große, geiſt'ge Taufe
Er der, den er den glücklichſten genannt.

Der Kobold.

Wenn frei der Perle Geiſt, wird er verwandelt.

Kirſten Piil.

Die Seele tauſcht er nicht, das kann er nicht!
— Gleich Somnambulen wunderbar begabt,
Sieht er und weiß, was früher er nicht kannte;

Sein Ich vergißt er, leidet, lebt und fühlt,
Wie der, den er gewählt, lebt', litt und fühlte.

Der Kobold.

Gewiß, und ich will meine Perlen geben.

Kirſten Piil.

Und glaubſt Du denn, ſein Glück wird größer werden?
O, glaub' es nicht! — Glück wohnt im Reichthum nicht,
Das ſchwere Gold kann tiefe Wunden drücken;
In der Geburt, dem Rang wohnt nicht das Glück,
Auf Marmorfließen gleitet leicht der Fuß.
Glück wohnt auch nicht in Wiſſenſchaft und Kunſt,
Nicht im unſterblich ſich erkämpften Namen,
Der grüne Lorbeer birgt gerad' das Gift.
Nein, es iſt Glück einander zu verſtehn,
Getreu geliebt, mit Wen'gem froh zu ſein,
Verjüngt in ſeinen Kindern ſich zu ſehn.
Die kleine Hütte hier im Waldesſchatten
Iſt Heimath für der Erde höchſtes Glück.

Der Kobold.

Das glaubſt Du! doch ich ſchaffe ein noch größres.
(Nimmt die Blume aus dem Buch.)
Glücksblume, Du ſcheinſt mir ein wenig welk,
Ich werf' Dich fort —!

Kirſten Piil.

O nein! ſo gieb ſie mir!
Ich will ſie tauchen in die klare Quelle,
Die dort entſprang, wo meine Zähre fiel,
Dann wird an Farb' und Kraft das Blatt gewinnen.

— Bald, wenn er kommt und nicht die Blume findet,
Dann wirſt Du ſehen, wie in ſeinem Herzen
Der Sonnenſchein verſchwindet, trübe Ahnung
Wird ihn erfüllen!

Der Kobold.

Ich zerbrech' die Perle
Und Alles jubelt!

Kirſten Piil

Ich geh' durch den Wald,
Und ſuche in der Rinde alter Bäume
Vergeß'ne Namen unterm Mooſe auf.
Ich wandre längs dem Strande, der ſo oft
Ewald begeiſterte zu ſchönen Sängen,
Und wo auf Hveen ſein lichtes Auge ruhte,
Ein Platz, der's Glück der Klugheit zeigt am beſten *);
Im Morgenrothe treffen wir uns hier,
Dann will ich ſehn, ob gut zu machen iſt,
Was Du verkehrt gemacht. Leb' wohl!

(Geht.)

Der Kobold.

Sie glaubt
Sich klüger, weil ſie größer iſt als ich.
Jedoch die Größe macht's fürwahr nicht aus,
Ich ward von einer Henne überwunden
Mit kurzen Beinen und verbrämt mit Federn.

(Sieht ſich um.)

---

*) Hier lebte Tycho Brahe auf ſeiner Uranienburg.

Kommt Keiner denn heraus! ſo muß ich gucken
Durch's Fenſter. (Steigt auf einen Stein beim Hauſe und ſieht durch die Scheibe.)
An der Wiege ſtehn ſie jetzt;
Sie breitet grünen Flor darüber aus,
Daß keine kleine Fliege oder Mücke
Das Näschen kitzelt, wenn das Kindchen ſchläft.
Sieh nun den Vater, er legt ſeinen Arm
Um ihre Schultern, und ſie dreht den Kopf
Ein wenig, und ſieht ernſt aus; was iſt das?
Sonſt küſſen Sie ſich! — dicht bei ihnen ſteht
Die Katze; wie ſie ſchön den Rüken krümmt!
Sie thut es nimmer, wenn ich reiten will,
Dann ſchwingt ſie ſich herum, daß ich mir heftig
Die Kniee an den Boden ſtoßen muß:
Du dumme Katze!

(Er macht eine heftige Bewegung, ſo daß er mit dem Kopf gegen die Scheibe ſtößt, und gleitet dann in die Büſche hinunter, wo er gerade zu ſitzen kommt.)

Hier lieg' ich nun!
Das Glas zerbrach, es iſt für mich ein Glück,
Daß mich mein Vater nicht von Glas gemacht!

Henrik
(tritt heraus).
Es ſchlug ans Fenſter! war's die Fledermaus?
— Ein welker Zweig iſt von dem Baum gefallen,
Und unſer Buch hat er mit fortgeriſſen!
Dort liegt es auf der Erde! unſre Blume

Iſt doch nicht weggefallen? wo iſt ſie?
Sonſt pflegt ſie hier zu liegen! — Sie iſt fort!

(Sieht ſich um.)

Den theuren Schatz, ich will ihn nicht verlieren!
Hier ſaß ich mit dem Buch, die Blume war noch da.
O, das verſtimmt mich; doch ich muß ſie finden!
Mit ihr, däucht mir, hab' ich ſo viel verloren!
Ein Reichthum war ſie! ich bin nicht gewohnt
Was zu verlieren, ſelbſt nicht eine Blume!
Wie viel kann nicht verloren werden! — Ein Gedanke
Steigt in mir auf! wenn wir das ſüße Kind,
Die Blume unſres Herzens auch verlören!
Es könnt' geſchehn! das hielte ich nicht aus!
Wie leicht und bald kann Alles ſich verändern!

Der Kobold

(welcher ſich hinter ihn geſchlichen hat).

Nun, Henrik, weßhalb ſo betrübt?

Henrik.

Wer biſt Du?

Der Kobold.

Dein guter Freund, der Kobold! weißt Du nicht?
Zuſammen wohnen wir; ich feg' den Stall,
Die Pferde ſtriegle ich und dreſche Korn,
Doch Du haſt keine Pferde und kein Korn!
Jetzt geh' ich müſſig, und um was zu thun,
Will ich Dein Glück begründen.

Henrik.
Finde mir
Die Blume, die im Buch lag, und hab' Dank!
Der Kobold.
Die Blume! Etwas Beſſ'res will ich finden,
Ich habe einen Schatz, der wird taxirt
Auf ſieben Königreiche, ohne Staatsſchuld;
Der Schatz macht Dich zum Glücklichſten der Erde!
Henrik.
Vor wenigen Minuten glaubte ich,
Ich ſei's, doch mein Verluſt hat mich verſtimmt.
Es ſcheint mir auch, als ſtände mir bevor
Noch etwas Böſes.
Der Kobold
(greift an ſeine Mütze).
Siehſt Du hier zwei Perlen,
Schwarzblau und roth? Es ruhet in der rothen
Glück einer Krone, in der blauen aber
Verbirgt ſich des Genie's erhabnes Glück.
Wähl' ſelbſt und ich zerbrech' ſogleich die eine,
Dann hebt vor Dir ſich ein verſunknes Glück,
Und was Du oft wie tauſend Andre wünſchteſt,
Wär' ich nur dieſer, o, ich wär' des Glückes Liebling!
Den Wunſch, den kann und will ich Dir erfüllen.
Henrik.
Du kannſt? Du willſt?
Der Kobold.
Ich bin Dein guter Freund!

Sag' Deinen Wunſch und ich zerbrech' die Perle!
Es iſt ein Geiſt darin, der um die Freiheit
Die Seele ſo beſtrahlt, daß, was Du jetzt biſt,
Vor Dir verſchwindet, Du biſt der Du wünſcheſt!
Jedoch geſchieht es — was unmöglich iſt —
Daß Du noch unzufriedner wirſt, als jetzt,
Dann ſtirbt der Strahl, der Deine Seele füllte,
Es taucht Dein altes Ich dann wieder auf;
Und ſagſt Du: rette mich — — ja, dann verſchwindet
Die ganze Zauberei, und Du ſtehſt wieder
Am Hauſe hier, betrübt um — eine Blume.

Henrik.

Mich ziehet hin zu Dir ſeltſame Macht!
Und meine Bruſt iſt ſchwer.

Der Kobold.

Du biſt nicht glücklich!
Undwenn Du von den alten Tagen lieſeſt,
Von Ritterzeiten, ſagſt Du: „jene Zeit
War beſſer als die unſre!“

Henrik.

Beſſer! größer!

Der Kobold.

Und wenn Du bei Johanna und dem Kinde
Am glücklichſten Dich fühlſt, Dir fehlet doch
Die Kraft, recht auszuſprechen, was Du fühlſt.

Henrik.

Und dennoch geht es; jenes Buch hat Worte,
Für jede Sehnſucht eigene Gedanken.

Der Kobold.

So wünſcheſt Du Dich glücklich, ſo wie Ewald?

Henrik.

Ja Ewald! da war Herz und auch Genie,
Ein frommer, kindlicher, biegſamer Sinn!
Sein Sang erfüllt mein Herz. Er reißt mich hin
In dieſem Augenblick! Wie herrlich war' es,
Zu ſein der große, edle Sänger Dänmarks.
O, ichbin arm, ja, ſelbſt mein Geiſt iſt arm!
Das Glück der Krone, Du kannſt es verſchenken,
Glück des Genie's! — O, wär' ich Ewald doch!

Der Kobold.

Die Perl' zerbrech' ich'!

(Man hört einen ſeltſamen Schall; Henrik verſchwindet; die Bühne wird in Dunkel und Nebel eingehüllt, klagende Töne, Sorgen und Schmerzen verheißend, ziehen durch den Wald; der kleine Kobold läuft erſchreckt nach dem Vordergrund.)

Welch ein Donnerſchlag!
Ich fürchte mich! — o, welch ein mächt'ger Geiſt!

(Verbirgt ſich unter den großen Huflattichblättern.)

Es braut die Elfenfrau! — Rundum iſt finſtre Nacht!
Es formt ſich eine Welt! hör', welch ein Sauſen!
Geſtalten, welche einmal Leben hatten,
Im Nebel ſchweben! wo iſt Henrik nun?
Dort auf dem Hügel ſeh' ich einen Mann,
Es leiten ihn zwei Frauen! er iſt's — Ewald!
Sie nähern ſich, nun hüllt ſie Nebel ein!

Ich wickle mich ins Blatt, wie eine Larve,
Und auf ſein Märchen ſehe ich im Traum!

(Der Nebel hebt ſich und man ſieht anſtatt des Hauſes Henriks einen waldbewachſenen Hügel, es iſt der Ewald's, wir ſind in Rungſted. Die Sonne beglänzt hell die ganze Gegend; im Hintergrunde ſieht man das Meer und Hveen, im Vordergrunde, wo der hohe Huflattich ſtand, wird ein Zaun aufgeführt; zwei Bauernknechte, Erik und Knud, ſind dabei beſchäftigt.)

Erik.

Der Herrſchaft Fräulein iſt doch gar nicht ſtolz,
Sieh, wie ſie liebreich hineilt, um zu helfen
Dem armen Lazarus, der Nichts beſitzt.
Ja, ſeine Mutter muß für ihn bezahlen
Beim Fiſcher drunten Wohnung, Koſt und Alles!

Knud.

Doch ſieh, der andre Burſche iſt nicht mit,
Ich meine den Studenten, der zum Pfarrer
Sich vorbereitet.

Erik.

Meinſt zum Gutsherrn wohl!
Das glaub' ich eher. Häufig ſeh' ich ihn!
Er iſt dort oben, wenn ſie Feſte haben,
Er und das Fräulein machen heimlich Augen!

Knud.

Im Grund' iſt doch der Gutsherr wahrlich brav.

Erik.

Das muß er ſein, Du weißt's, denn ſonſt verliert er
So Hof als Vieh, davon iſt oft geſprochen.

(Sieht nach der Anhöhe.)
Nun, wollen ſie nicht kommen? Langſam geht es,
Er hat die Gicht!

Knud.

Hör', was ſoll das bedeuten!
Vorm Jahr, und auch in dieſem, wenn der Gutsherr
Geburtstag feiert, geht er ganz allein
Mit mir und ſchmücket auf den großen Saal,
Und Kränze, Namenszüge winden wir.
Das ſieht nicht ſchlecht! doch ſpäterhin am Tage,
Wenn Gäſte in dem Saale ſich verſammeln,
Tritt er hinein, ich ſelber hab's gehört;
Verwundert ſieht er dann bald auf, bald nieder:
„Wer hat doch das gethan! wie herrlich iſt's!
Es rührt mich tief! die guten, guten Menſchen!“
So redet er, und doch weiß er recht gut,
Daß er und ich es waren, die es thaten.
Da macht er Capriolen, iſt betroffen
Und ſtellt ſich an!

Erik.

Verſtehſt Du denn das nicht,
So biſt Du dumm, das eben iſt der Spaß!
Wenn man ſo hoch wie unſer Gutsherr ſteht,
Macht man ſich ſelber ſeinen eignen Schmuck.

(Ewald, geſtützt auf Arenze und Anna, kommt von der Anhöhe herunter; bei einer der niedrigſten Hecken ſuchen ſie einen Platz für ihn.)

Ewald.

Habt Dank! Ihr ſeid zu gütig gegen mich!

Arenze.

Nun ruht Euch aus, doch nicht im ſeuchten Graſe,
Ich breite meinen Shawl aus!

Anna.

Nimm ihn nicht!
Dieſelben Dienſte leiſtet ja die Schürze.

Knud und Erik.

Gott's Frieden!

Arenze und Anna.

Guten Tag!

Ewald.

Gott helf' Euch!

Knud und Erik.

Dank!

(Unter den ſolgenden Repliken ziehen ſie ſich zurück.)

Arenze.

Und nun ein wenig mehr von Eurem Leben!

Anna.

— Wie Ihr von Anfang wild geweſen ſeid!

Ewald.

Als Knab' war ich am liebſten in der Küche,
Die Köchin wußte ſtets ſo hübſche Märchen.
Und ihre Schürze breitete ich zwiſchen

Zwei Stühlen aus, da war ich Alexander
In Siſygambus' Lager! Beim Regen ſaß ich
Auf unſrer Treppenſtufe; ſchwamm die Straße,
So war ich Knud der Große vor dem Meer;
Noch ſpäter ward mein Held der zwölfte Karl!
Das ging vorüber.

Arenze.

Und Ihr hattet Luſt,
In Africa als Märtyrer zu ſterben?

Ewald.

Gewiß, doch ohne Schmerzen! Ihr könnt glauben,
Ich war ein echter, kleiner Don Quixote!
Man ſandte mich nach Schleswigs hoher Schule,
Beim Rector fand ich unter andern Büchern
Den Robinſon, ich war nur dreizehn Jahre;
Und ehe man es wußte, lief ich fort,
Um über Holland auf das Meer zu gehn,
Zu ſtranden dann an einer wüſten Inſel.

Anna.

Woran doch dachtet Ihr!

Arenze.

Man holt' Euch ein; —

Ewald.

Und meine Schulzeit mußt' ich auch aushalten.
Horaz langweilte mich, nicht Handlung hatt' er,
Nur Worte, und ein Held wollt' ich ſo gern ſein;
— Nun wurde ich Student, ſo jung, ſo ſchmächtig,
Doch war in meinem Sinn ich Gluth und Feuer.

Ich und mein Bruder hatten's in der Heimath
Nicht gut; er wollte gern den Krieg probiren,
Und überredete auch mich zur Flucht.
Wir erreichten Hamburg, lebten luſtig dort,
Bis unſer Geld ſchwand, traurig ward er nun,
Erzählte mir, er hab' nach Haus geſchrieben,
Wir wären hier und kehrten wieder um.
„Nein, nein! nun iſt's geſchehn!“ ich wollte nicht.
Ich ging darauf zum preußiſchen Geſandten,
Er ſagte zu mir: „Du biſt gar zu klein!“
Ich aber rief: „jedoch mein Herz iſt groß,
Auch kann ich wachſen! Kugeln, welche lange
Huſaren treffen, fliegen über mich!“
Er lachte, nahm mich an.

Krenze.

Und Euer Bruder?

Ewald.

Ich ſah zum letzten Mal ihn an der Elbe.
— Hinaus ging's in die Welt und ich erfuhr,
Wie arm der Wille in Luftſchlöſſern iſt;
Viel Böſes litt ich, und war nur ein Kind;
Feldſchlachten aber ſah ich, dunkle Wälder,
Fürwahr ich führte ein romantiſch Leben!

Anna.

Ihr deſertirtet doch!

Ewald.

Ich ſaß im Moore
Im Waſſer viele Stunden bis zur Bruſt.

Anna.

Da, Ewald, habt Ihr Euch die Gicht geholt.

Ewald.

So kam ich heim; geträumt hatt' ich, gelitten
Und Schrecken und Begeiſterung gefühlt!
Ich war nur ſiebzehn Jahr, lag über Büchern,
Studirte fleißig. Doch des Lebens Faden
Ward ſtärker, und die Zeit der Märchen war
Vorüber.

Arenze.

Ihr verſchweigt den beſten Abſchnitt.

Ewald.

Der iſt im Stand des Hageſtolzen nicht.
Der Becher ſchäumet jetzt nicht mehr! ich bin
In Ruh' und ſitze dem Polypen gleich.
O, hätt' ich doch vernünftig mich geſetzt
Zum Brotbaum, nicht zum Baume der Erkenntniß!
Ein Mißgriff war es, wie ſo Vieles andre.

Anna.

Ihr könnt zuweilen dennoch Geld verdienen
Durch Eure Verſe.

Ewald.

In der Bibel ſteht:
„Es wird vergeben Alles; nur alleine
Die Sünde nimmer gen den heil'gen Geiſt!“
Ich ſünd'ge gegen ihn, jedoch aus Noth;
Das Geld erſcheinet mir wie Judasgeld.
Man ſoll die Poeſie nicht vorwärts peitſchen,

Sie kommt von ſelber und gleich wie ein Blitz,
Im Dichterhirne wie im Alltagsleben;
Ein ſolcher Blitzſtrahl war auch das Ereigniß
Von geſtern. Stark ergriff's mich mit dem Weibe
Vom Volke der Zigeuner, das ich fand
Und nach der Scheune brachte, wo ſie ſtarb.

Anna.

Indeß der Vater nach dem Doctor lief
Und Mutter ihre Tropfen holen wollte.

Ewald.

Ich ſaß alleine bei der Sterbenden,
Sie ſprach mit mir!

Anna.

Ihr waret ſehr erſchüttert
Und ganz verſtimmt!

Ewald.

Doch war es Poeſie!
Des Lebens wunderbare Poeſie!

Anna.

Ihr war't ſo bleich!

Arenze.

Ihr werdet leicht bewegt!
Doch das iſt auch gut, eine Freude wird
Daſſelbe thun, und die wird auch erſcheinen.
Der edle Moltke ſpricht für Eure Sache,
Wer weiß, vielleicht daß Bernſtorf oder Guldberg —
— Ich hoffe und erwarte! —

Anna.

O wie ſchön,
Wenn einen Titel Ihr bekämt, zu Ehren ſtieget!

Arenze.

Ein Mann, wie Ewald, was ſoll der mit Titeln?
Er heißt ein Dichter, und das iſt der Stempel,
Den er von Gott erhielt.

(Zu Ewald)

Ihr lächelt! ſagt, weshalb?

Ewald.

Ich lächle drüber, weil Ihr wirklich mich
Für klüger haltet. Ich bin's nicht! ein Titel
Iſt wie ein Kleidungsſtück, es kann uns geben
Anſehen bei der Menge. O, ein Titel
Hat mehr Bedeutung als man denken ſollte;
Er zeigt, daß man erkannt vom König wird
Und von der Gegenwart. Auch gab es Stunden,
In welchen ich mir ſolchen Titel wünſchte.

Arenze.

Ihr, Ewald! einen Titel!

Ewald.

Ja, ich habe
Den Wunſch geäußert ſolchen zu erhalten!
Johannſen, Carſtens wiſſen es ſchon lange; —
Ihr lacht ob meiner Schwachheit, doch Johannſen,
Er ſchilt!

Arenze.

Das, Ewald, habt Ihr auch verdient!
Nur Grillen ſind es!

Ewald.

Fort mit dieſen, fort!
Ich darf nicht ſolchen ſchönen Tag verdunkeln;
Hier iſt's ſo herrlich in dem Sonnenſchein,
In dieſem ſüßen Duft von wilden Roſen.
Die däniſche Natur hat etwas Eignes
Und weckt bei uns in fremden Ländern Heimweh.

Arenze.

Das ſoll der Dichter, ſeines Volks Prophet,
Ausſprechen und lebendig für uns machen.
In Euren Schriften habt Ihr dran begonnen.

Ewald.

Von unſern Sagen werd' ich oft ergriffen,
Und wünſche, daß ich wie ein Shakſpeare könnte
In kecken Zügen ſie dem Volk erzählen,
Doch dem Schatzgräber gleich ergeht es mir;
Wenn froh er glaubt, er hab' den Schatz gehoben,
So ſinkt er tief, für immer dann verloren.

Arenze.

Verſucht doch heut', bei ſchönem Sonnenſchein,
Zu heben eine goldne Münze uns,
Wo im Gepräge ſtehn die Lieblichkeiten
Rungſteds.

Ewald.

Es ſei, denn meine Muſe will es.

Anna.
Man könnte hier ſo froh und glücklich ſein!

Ewald.
Und iſt es doch nicht! weshalb ſeufzet Anna?

Anna.
Ich ſeufze nicht!

Ewald.
Doch ich verſteh' es wohl!
Ich folge Euren Augen nach dem Strande,
Dort geht er ſicher! —

Anna.
Ja, der Gutsherr Eilſkow.

Ewald.
Nein, Werner! — Werdet deshalb nur nicht roth!
Gewiß beſteht er herrlich im Examen,
Und zu Euch tretend ſagt er: „Meine Anna!“ —

Anna.
Ihr ſeid auf falſcher Spur!

Ewald.
So, glaubt Ihr das?

Arenze.
Schreibt das Gedicht nun, Ewald! ſchreibt es ſchön!
Wir wollen unterdeß ein andres winden
Von Blumen auf dem Felde; laßt uns ſehn,
Wer früher fertig iſt.

Ewald.
Gut, über Annchens
Glückſeligkeiten. Doch jetzt noch ein Wort.

Ob heute wohl hieher Eu'r Pflegevater
Noch kommen wird? Ich möchte gern ihn ſprechen.

Arenze.

Vielleicht! doch ſprecht nun erſt mit Eurer Muſe,
Sie darf nicht warten! — Ich will Kränze winden.

(Geht mit Anna.)

Ewald.

Arenze! ja, ſo heißt auch meine Muſe!

(Sieht ihnen nach.)

Da gehn ſie jugendfroh im Sonnenſchein,
Und träumen vorwärts, ich muß rückwärts ſehn!
Jedoch mein Herz iſt jung, o gar zu jung!
's iſt Thorheit, doch bei jeglichem Beſuch
Saugt ſie an meiner Seele, Kraft gewinnend.
— Du ſchöner Platz hier, du erneuſt in mir
Der Jugend Schwärmerei! ich ſitze wieder
Am Hügel, Schiffe gleiten mir vorbei! —
Wie ſtolz, wie ſchön! — Mein Rungſted, ich will ſingen
Von deiner Lieblichkeit; Arenze wünſcht es!
Mein Körper wird gepreßt! — doch unterm Drucke
Wächſt ja die Palm' am beſten! — ich will ſingen
Vom Glücke hier — von meinem! — Später einſt,
Wenn junge Mädchen dieſes Lied beginnen,
Dann glauben ſie, daß glücklich ich geweſen,
Und ich war krank und einſam, arm, ja arm —!

(Nachſinnend)

„In kühlenden Schatten,
Im Dunkel, das Roſen verbreiten“ — —

Berner

(eilt herbei und unterbricht ihn).

Ihr ſeid allein hier!

Ewald.

Meine Muſe neigt
Ihr Haupt an meine Bruſt und ſingt Geſänge!
Ein Jubel-Lied —! Was iſt das für ein Blick?
Ihr ſeht ja aus, als wolltet Ihr Euch ſchlagen
Mit aller Welt.

Berner.

O, wenn ich es nur könnte!
Denn ſie iſt ſchlecht, ja, niederträchtig ſchlecht!

Ewald.

Und hat doch ſolchen Sonnenſchein, wie heute,
Und Mädchen, ſchön wie jene beiden dort.
Folgt ihnen, die mir winden einen Kranz,
Indeß ich ihnen winde ein Gedicht!
Seht Anna in das Auge, und die Welt,
Sie ſpiegelt ſicher ſich nicht ſchlecht darin!
— Ich hab's geſehen und gut ſieht ein Dichter. —

Berner.

Ausſprechen muß ich mich, mein Herz iſt voll!
Ich leide! — Ihr verſtehet mich am beſten!

Ewald.

Mein armer, junger Freund! — und Anna?

Berner.

Anna

Iſt uns ein guter Geiſt, mir und Arenzen,
Nicht mehr, nicht weniger!

Ewald.

Was ſaget Ihr?
Arenze und nicht Anna?

Werner.

Nein, nicht Anna!

Ewald.

Die Freundin ward als Mittlerin geſucht!
Nun geht auf einmal Alles vor mir auf!
Ihr kommt ſo häufig nach dem Herrenhof
Zum Gaſtmahl und zum Ball —!

Werner.

Der letzte Ball!
O Ewald, Ihr könnt ſicher mich begreifen!
Es hat beſchleunigt jener letzte Ball
Den heut'gen Tag! Eiſſkow verweigert mir's
Noch ferner mit Arenze mehr zu reden!
Ich liebe ſie, ſie liebt mich innig wieder!
Doch dies Verhältniß, ſo verſteckt, und dieſes
Beſtänd'ge Sich-Verſtellen war ſo tödtend!
Sie ſehn auf einem Ball, wo ſie mit Menſchen
Muß tanzen, ſicher weiß ich's, ja, mit Menſchen,
Die bei dem Tanze ſtets nur ſinnlich ſchlingen
Unreinen Herzens um ein Weib den Arm!
Sie iſt mir treu, ſie aber lächelt doch
Den Andern zu! Was hab' ich nicht gelitten!
Und nur wenn Anna wenige Minuten

Zugegen war, ſo konnten frei wir reden.
Und ich beſchloß nach letzter, langer Nacht
Zu ſprechen mit Herrn Gilſkow.

Ewald.

Thatet Ihr's?

Berner.

In dieſem Augenblick. Er iſt ein Thor
Und eitel, doch nicht böſe glaubt' ich ihn.
Nur ſeine Zuſtimmung erbat ich mir,
Daß häufiger ins Haus ich kommen dürfe
Und ungezwungner reden mit Arenze.
Mit kaltem Lächeln hörte er mich an,
Verbot mir jeglichen Beſuch und ſagte,
Mit der Verwandten hab' er andre Pläne.
Ich ſelbſt bin Schuld daran! hätt' ich geſchwiegen,
So könnten wir ein wenig länger träumen!

Ewald.

Doch er hat Recht! — Nein, nein, er hat nicht Recht!
Seht nicht ſo traurig drein!

Berner.

Wen konnte es
Wohl kränken, daß wir treu einander liebten?
Es hätte Alles herrlich werden können.
Ich brauſte auf! Und ſie iſt todt für mich!

Ewald.

Der Wolke Schatten ſeht ob jener Gegend,
Wie finſter iſt er; aber ſeht, wie fliegt er;

Die Sonne ſcheinet wieder! Und ſo wird
Es Euch mit Euern Sorgen auch ergehn.

Berner.

Nein, nein!

Ewald.

Wißt Ihr beſtimmt, daß ſie Euch liebt?
Man legt Bedeutung oft in einen Druck der Hand,
Ein Lächeln, — Berge kann ein Wort verſetzen!

Berner.

Sie liebt mich!

Ewald.

Dann könnt Ihr auch nicht verzweifeln!
Gott ſegne Dich und ſie! er wird es thun!

Berner.

Ihr ſeufzet tief, Ihr weinet, o, mein Ewald!
Ihr ſeid zu gut für dieſe Welt, die ſchlechte!
Ihr gebet Eures Herzens beſte Schöpfung
In unſre Hände, und wir ſpotten ihrer!

Ewald.

Ein Jeder leidet!

Berner.

So wie ich, Ihr littet
Und lebet doch!

Ewald.

Und ſing'!

Berner.

Ihr habt geliebt!

Ewald.

Ja, ja, — doch lange, lange iſt's ſchon her!
— Ich war erſt funfzehn Jahre, und ich liebte
So heiß ein Herz es kann — jedoch ich irrte,
Verſtehſt Du mich? beſtändig war's mein Loos.
Den Becher der Begeiſtrung nahm man mir,
Verzweifelt folgt' ich den Gelüſten dann!
Nichts recht zu lieben und für Nichts zu leben
Iſt ſchrecklich! und bei blut'gem Herzen lacht' ich,
Ich fühlte, daß ich eine Pflanze ſei,
Der Erde und des Lichts beraubt; da ſang ich,
Ward Dichter, meine Lieder ſind das Leben,
Das Bischen Grün, das noch die Pflanze trieb.

Werner.

Ihr traft Euch niemals wieder?

Ewald.

Ja, wir ſahn uns.
Vor'm Jahr lag ich von Krankheit tief gebeugt
In meinem Kämmerlein ſo ganz verlaſſen;
Da ſtand vor meinem Bett nach vielen Jahren
Sie wieder, doch wie ſehr war ſie verändert!
Die Wangen bleich, die Stirne war gerunzelt,
Das Aug' nur glänzte wie in beſſern Tagen.
Sie rührte meine Hand mit ihren Fingern,
Sie bebte. „Es iſt jene Zeit nicht mehr!“
So ſprach ſie, nennend mich, und ging dann fort.
In Schmerz erhob ich mich und von dem Bette
Rollt' ihre milde Gabe — Geld herab,

Almoſen für mich! — O, es ſchlug mein Herz,
Doch keine Zähren netzten meine Augen.

Verner.

Wie ich jetzt, wird einſt Dänemark verſtehn
Den Schmerz, der durch die Lieder Ewald's geht.

Ewald.

Das Leben friſt' ich durch der Mutter Gnade,
Die mich nicht liebt; ich habe manche Fehler!
Die ſehen ſie, den Mantel mir entreißend,
Und zeigen meine Fehler, ſie vergrößernd:
Ein jeder Knabe darf ja Ewald's ſpotten;
Und ſpotten, das verſteht der Däne gut!
Oft leide ich von Freunden und von Feinden.
Mag's ſein! Ein Jeglicher trägt ſeine Laſt!
Ich ſchildre meine Euch, damit Ihr ſeht,
Wie hoch Ihr ſteht im goldnen Reich des Glücks.

Verner.

Ja, Ihr habt recht! — ich weiß, daß ſie mich liebt!
Das iſt ein Reichthum —! Gut muß Alles werden!
Es ſoll! es muß! — O, mißverſteht mich nicht!
Mein Sinn iſt trüb'. In unſerm Leben ſind
Oft Dinge, die wir nie ſo recht ausſprechen,
In dieſen liegt gerade doch der Keim
Zu dieſem Mißmuth, der in ſchweren Stunden
Jeglichen Schmerz umſchließt und ihn vergrößert.
Ihr öffnetet vor mir das volle Herz,
Vor mir dem Jüngern, und ich will auch nicht

Vor Euch verbergen, was ſo oft mich quält!
Ich habe eine Wunde, die tief blutet,
Wenn ich erſchüttert werd'; verborgen ſei ſie
In Eurer Bruſt, als läge ſie im Grab.

Ewald.

Ich ſprach zu Wenigen nur von Arenze.

Berner.

Ich weiß, ich habe eine theure Heimath
In Kopenhagen, hab' dort einen Mann
An Vaters Stelle. Niemals, niemals kannte
Ich Vater oder Mutter. Bei der Kirche
Ward ich vor ſiebzehn Jahren hier gefunden;
Mein Pflegevater Berner war den Sommer
Hier in der Gegend, ging am Abend aus;
Ich weint' im Graben und er nahm mich auf,
Ich ward ſein Sohn, ſein Kind! Jetzt erſt als Aeltrer
Bin ich in meine Kindheit eingeweiht. —
Ihr ſeht mich an, und Eure Augen glänzen!

Ewald.

Ja ſicher! ſicher! — Hörtet Ihr nie etwas,
Das auf die Spur hinleiten könnte? — —

Berner.

Nein!
Mein Pflegevater hat mich ſo gefunden!
Ha, wer kommt dort? es iſt mein größter Feind!
Herr Sören Eilſkow.

Ewald.

Ich will mit ihm reden!

Ungläubig lächelt Ihr, was kann ein Ewald?
Der Gott, der ewig lebet, er vermag's!

Werner.

Wenn Ihr allein ſeid, kehre ich zurück!
(Geht.)

Ewald.

Was rollet vor mir auf? — Die dunklen Augen,
Die ſchwarzen Augenbrau'n, des Südens Züge,
Gewißheit hab' ich! — Wohl thut's, zu vergeſſen
Sich in dem Schmerz und in dem Glück der Andern,
Für ſie zu träumen, hoffen, das auch iſt
Ein Leben, da mein eigenes nichts beſitzt!

(Der Gutsherr Sören Eilſkow kommt.)

Eilſkow.

Das Wetter iſt charmant! ei nun, wie geht es?
Die Dichter haben's wahrlich immer gut!
Sie leben ja in ihren Phantaſieen.

Ewald.

Wenn ſie Erlaubniß haben. Uebrigens
Bekümmert ſich die Welt nicht viel um ſie.

Eilſkow.

O, ſagt das nicht! Die großen Dichter werden
Jetzt hochgeſtellt; Klopſtock iſt jeden Tag

Im Hauſe Bernſtorf's, ſelbſt bei großen Feſten;
Der König auch. — ich ſelbſt bin Augenzeuge, —
Spricht gnädig mit ihm. Guter, lieber Freund,
Ihr ſeid mein Klopſtock.

Ewald.

Ich bin ſehr geehrt.

Eilſkow.

Die ſchönen Verſe, die beim Tod des Königs
Ihr ſchriebet, waren herrlich und charmant!
Ihr müßt doch ſicher Geld damit verdienen.
Was habet Ihr bekommen für Rolf Krake?

Ewald.

Die wiſſenſchaftliche Geſellſchaft ſchenkte
Mir fünfzig Thaler.

Eilſkow.

Fünfzig Thaler, was!
Das iſt bedeutend, und beſonders da ſie's
Nicht brauchen konnten unter ihren Schriften.
Es muß doch leicht und auch recht drollig ſein,
Auf dieſe Weiſe Geld ſich zu erſchreiben.

Ewald.

Doch beſſer wär's, wenn es für gar Nichts käm';
Solch Glück, das haben Leute nur wie Ihr.

Eilſkow.

O, glaubt mir, guter Ewald, Hof und Geld
Hab' ich nicht ohne Kampf und Müh' erhalten —

Komödien könnte man darüber machen.
Mein Glück erwarb ich wahrlich nicht im Schlaf!

Ewald.

Ihr erbtet von dem Freunde Eures Vaters,
Bekamt den Herrenſitz, die Bauernhöfe.
Da gegen Bauern Ihr ſo edel ſeid,
So danken Viele auch dem Herrn dafür.

Eilſkow.

Mein ſel'ger Vater war ein hoher Herr,
Etcetera, doch ohne Hof und Geld!
In der Regierungszeit des ſechſten Chriſtian
Wuchs er herauf, zu einer Zeit, als man
Die Leute gar noch an den Pranger ſtellte,
Wenn ſie nicht fleißig in die Kirche gingen.
Etcetera! mein Vater und ſein Freund
War'n Leute jener Zeit, man hielt mich ſtreng.
— Mit Friederich dem Fünſten zogen wieder
Die Luſtigkeit und Freude in das Land.
Den Alten wollte es nicht recht gefallen;
Des Vaters braver Freund, der ſel'ge Styrop,
Er hatte weit entfernt in der Verwandtſchaft
Nur einen Erben aus der neuen Welt;
Ein wilder Burſch', — ich war ein ſtilles Kind,
Erzogen, als wär' ich zum Mönch beſtimmt,
Deshalb hat mich der alte Mann gemacht
Zum einz'gen Erben.

Ewald.

Und im Teſtamente
Kam jene wunderbare Clauſel vor,
Daß, wenn man Euch nur eine Jugendſünde
Nachſagen kann, nur eine ſchlechte That,
Das Ganze fällt, und Ihr verliert dann Alles.

Eilſkow.

Und deshalb könnt Ihr wohl begreifen, Lieber,
Wie man geforſcht hat und wie ich geſtritten.
Doch die Erziehung und auch meine Stärke
Preiſ' ich. Denn ich ſtand rein, etcetera.

Ewald.

Ein Jeglicher hat Fehler, Gott kennt alle.
Ihr lebtet auch nicht in der Jugendzeit
In einer großen Stadt; nein, auf dem Lande,
Die jüt'ſchen Haiden locken nur zur Jagd.

Eilſkow.

Das war ein ſtilles, ein poet'ſches Leben!

Ewald.

Da drüben iſt für manchen Maler Stoff;
Die nackte, braune Haide und Zigeuner,
Sich lagernd um die Gluth des Haidetorfs.
— Ihr traft und kanntet dieſe Armen wohl?

Eilſkow.

O ja! man trifft ſich — und dann geht man wieder,
Etcetera.

Ewald.

Man trifft ſich, geht dann wieder!
Wie wunderbar, beinah' dieſelben Worte,
Die man als Titel dazu ſchreiben könnte — —!
— Ja, wahrlich, es iſt ganz ſo wie ein Märchen,
Das drüben auf den jüt'ſchen Haiden ſpielt —
Und hier auch in der Gegend.

Eilſkow.

Sind das Verſe?

Ewald.

Die bittre Proſa! es ſtarb geſtern hier
In jener Scheune eine arme Frau
Vom Volke der Zigeuner; ich ſaß bei ihr
Die letzten Augenblicke, und ſie gab mir
Ein klein beſchriebnes Päckchen, und ſie ſagte:
— Vielleicht auch waren's Phantaſien des Todes —
Als ſechszehnjährig Mädchen ſah ſie einſt
Bei Viborg einen Jäger auf der Haide;
Sie trafen öfter ſich, und ſie gab ihm
Der Jugend friſche Blume — er ging fort.
Verſchwunden war er, ohne Wort und Brief.
Ein Jahr drauf hörte ſie, daß reich er ſei
Und unvermählet hier auf Seeland lebe,
Hier grade —!

Eilſkow.

Was meint Ihr?

Ewald.

Sie ſuchte ihn,
Doch ſie erhielt nicht Zutritt! — und ſie legte
Sein Kind hier an die Kirche, wo am Abend
Gewöhnlich er allein zu wandeln pflegte.
Sie ſelbſt ſaß hinter einem Fliederſtrauch;
Ein Fremder kam, nicht er, den ſie erwartet,
Das Kindlein weinte, liebreich nahm er's auf,
Sein mildes Antlitz rührt das Mutterherz!
Sie ſagte: „Einen Vater hat das Kind.“
Es kam darauf, als ſie am Wege ſtand,
Der Bettelvoigt, ergriffen wurde ſie
Und dann nach Jütlands Haiden hingejagt.
Sie zog umher, ſelbſt nach der Walachei,
Nun kehrte ſie nach ſiebzehn langen Jahren
Hierher zurück, und ſtarb der Stelle nahe,
Wohin das Kind ſie legte, wo der Vater,
Der rechte Vater jetzt noch leben ſoll!

Eilſkow.

Ja, das iſt märchenhaft! — Es ſtarb die Frau?

Ewald.

Die Leiche liegt noch in der Scheun'! Wollt Ihr ſie ſehn?

Eilſkow.

O nein, wie kommt Ihr darauf! ſie erzählte
Doch dieſe Sachen wohl nur Euch allein?

Ewald.

Allein nur mir, und keine böſen Zungen
Erfahren ſie.

Eilſkow.

Was macht das Ganze aus!
's iſt eine Phantaſie, etcetera! —

Ewald.

Es könnte
Doch Einem ſchaden!

Eilſkow.

Wem?

Ewald.

Euch! es iſt ſonderbar;
Doch etwas Wahrheit hatt' des Weibes Rede.
Man fand vor ſiebzehn Jahren an der Kirche
Ein Kind mit ſchwarzem Haar und dunklen Augen.

Eilſkow.

Was ſaget Ihr?

Ewald.

Und Berner, der Student iſt's,
Der häufig zu Euch kömmt! Ihr kennet ihn;
Den Pflegevater fragt, Juſtizrath Berner.

Eilſkow.

Von Beiden keiner hörte von dem Weibe?
Es wird der junge Mann dadurch erſchüttert!
Iſt's nöthig, daß er dieſe Sachen weiß?
O nein, mein lieber Ewald! wahr kann's ſein
Und nicht wahr!

Ewald.

Eilſkow, rathet Ihr denn nicht,
Wer jener Jäger, wer der Gutsherr iſt?
Nehmt die Papiere, Zahlen, Hieroglyphen
Und auch den kleinen Zettel, Euren Namen,
Doch nicht ſo zierlich, wie Ihr jetzt ihn ſchreibt!

Eilſkow.

Ja, Ihr habt recht, und ich behalte dies,
Im Fall Ihr wollt, — der Seltſamkeit nur wegen —!
Etcetera! Doch gut, daß Ihr's nur hörtet,
Gerüchte könnten böſe Zungen ſchmieden. —
Das war ein ſeltſam und ein eignes Märchen! —

Ewald.

Doch aus dem Märchen ſprießt gar oft ein Zweig
Mit reichen Blumen für das wahre Leben.
Ein tüchtiger Student kann häufig werden
Des Landes Ehre und des Landes Zier,
Und brav iſt Berner, auch liebt ihn Arenze,
Er neigt zu Euch ſich hin mit Kindesſinn,

Seid ihm ein Vater, nicht wie der des Märchens,
Nein, wie der ſeiner Lieb'!

Eilſkow.

Ich bin ihm gut!
Euch ebenfalls! Ich werde Euch beſuchen
Beim Fiſcher Jacobſen! Nun, guten Morgen!
(er geht.)

Ewald.

Ich zweifle nicht! unſicher ward das Auge,
Die feinen Muskeln um die Lippen bebten.
O, klopfte doch das Vaterherz im Buſen,
So hätte ich auf dieſer Welt genützt.
Ich liebte ſie! wie thöricht war es nicht!
Doch niemals ſoll ſie und die Welt erfahren
Der Jugend Flammen bei dem ältren Mann!
Ich ſang deshalb, hab' Briefe auch geſchrieben,
Doch keinen Namen nannt' ich — keinen Namen.
Ein Bauernmädchen! — eine Bauernſchönheit
Soll's ſein, dann wird fürwahr der arme Bettler
Johannes Ewald minder lächerlich.
Vergeſſen ſei's wie jeder Jugendtraum!
Du, Mißmuth, kommſt mit deiner Trauerſchaar,
Des Herzens beſtes, doch verſtoßnes Kind,
Der Leichen vier, Geſundheit, meinem Ruf,

Der Freiheit, meiner Jugend folgt die Armuth!
Seid beide glücklich! ſelbſt auch wenn Ihr hört,
Daß hoch im Erker, in elender Kammer,
Krank und verlaſſen Ewald ſtarb! — O Gott!
Wofür hab' ich gelebt? wofür gewirkt?
(hebt das Auge gen Himmel und ſpricht:)
Muth, meine Seele, bebe da,
Heb' dich von deinem Golgatha,
Mein beſſrer Theil ſinkt nicht zur Erden!
Ein Dichter wird geboren werden,
Der wird, was mir ahnte, geben,
Wird in kecken Zügen heben
Nordens Götter, Nordens Helden;
Seine Klänge werden's melden,
Gott wird Kraft und Glück ihm ſenden.
Laß ihn nicht wie Ewald enden!
Seine Zeit wird ihn erkennen,
Und die Liebe ſei dann Richter,
Heil und Glück dem künft'gen Dichter! *)
(beugt ſeine Kniee und ſenkt ſein Haupt.)

Johannſen (tritt hurtig ein).

Ich dachte wohl, daß ich Euch finden würde
Ein wenig wiederum berauſcht! wie häßlich!
O Ewald, Sorgen hab' ich nur von Euch!

---

*) Oehlenſchläger.

Ewald.

Mein Freund! Johannſen! Ihr ſeid heute hier
Für mich, für die Natur?

Johannſen.

Ewald, für Euch
Und Eure eigne, thörichte Natur.
Seht, meine Zeit iſt kurz, jedoch verſteht mich,
Wie kurz ich rede, ich bin Euer Freund!
Ich komme hier im Namen Eurer Mutter
Und Eures Bruders. — Sie iſt Eurer müde,
Denn Ihr vergeßt zu oft, daß Ihr nur lebt
Von ihrer Güte. Aber Ihr beſteht
Aus Leichtſinn, Hochmuth, habet kein' Moral,
Ihr hört alleine nur auf Schmeichelei,
Für ſie nur habt Ihr Ohren; wißt Ihr nicht,
Die Erſten der norwegiſchen Geſellſchaft
Sind gegen Euch, Ihr ſeid zum Narr'n geworden
Mit Eurem *Balder*, und es wiſſen Alle,
Daß *Ihr* ſeid Balder und *Arenze* Nanna.

Ewald.

Arenze! welche?

Johannſen.

Welche? Alle wiſſen
Auch dieſe alte Liebesgeſchichte ſchon,
Die wieder nun beginnt. Das nennt Ihr dichten!
Ihr ſchreibet nieder, was Ihr ſelbſt erlebtet,
Das nennt Ihr ſchaffen und erfinden —?

Ewald.

Arenze?

Johannſen.

Ja ſicher! Wie Ihr ſtarrt! ſie iſt vergeſſen!
Iſt ausgeſungen! eine andre Thorheit
Iſt nun erwacht. Seid Ihr verrückt geworden?
Erſt wünſchet Ihr Euch den Profeſſortitel,
Fühlt Euch verletzt, weil Guldberg nicht ſogleich
Den Wunſch erfüllt; und weiß er denn, ob Ihr
Gewonnen den moraliſch innern Standpunkt,
Daß ſolchen Ehrenſtempels werth Ihr ſeid?
Da ſchreibt Ihr nun von Eurer neuen Flamme,
Und zwar war es kein Spaß, ſo wie ich glaubte,
Der letzte Brief hat's deutlich mir gezeigt.
Ich habe Eure Mutter unterrichtet.
Ich komme jetzt von ihr, ich komme her
Jetzt noch einmal als Ewald's wahrer Freund.
Welch Frauenzimmer iſt's? Sagt mir den Namen.

Ewald.

's war eine Bauernſchönheit —! Seht nicht böſe.
Jüngſt war ſie hier, und hat nur mit Gefühlen
Die Bruſt erfüllt —, die das Papier hier meldet;
Sie ſenkt' ins Herz mir einen Sonnenſtrahl,
Und ihr, ihr bring' ich den Geſang von „Rungſteds
Glückſeligkeiten.“

Johannſen.

Kennt Ihr Eure Zukunft?

Ein Körper, unterdrückt, ſo wie der Hiobs,
Verlaſſen, elend, müßt Ihr Gott noch danken,
Wenn Freunde von den Verſen, die Ihr ſchriebt,
Als Mitglied Euch im Spittel unterbringen.

Ewald.

So tief ſoll niemals Balder's Dichter ſinken.

Johannſen.

Und wenn's geſchieht?

Ewald.

Dann bete ich zu Gott,
Mein Elend ſo zu mehren, daß ich niemals
Auf das Papier vermag die Hand zu ſetzen!
Ich hoffe, glaube, daß ich jetzt noch kann
Durch Arbeit ſelber mir mein Brot verdienen! —
Ich bin zum Spott der Stadt, habt Ihr geſagt;
Mein Balder, was ich ſang — ja, ja, ich weiß es.

Johannſen.

So denkt darüber nach, werdet vernünftig,
Und wenn Ihr's ſeid, ſo ſchickt mir einen Brief.
Jagt der Gelüſte Sinnen aus dem Fleiſch, —
Selbſtprüfung und Selbſtzüchtigung wird nützen, —
Und wieder werd' ich Eure Sache führen
Bei Eurer Mutter. — Ihr verſteht mich, Ewald?

Ewald.

Verſteht mich? ich verſtehe! ja, verſtehe!

Ich ſah einſt einen Hund, dem Tod beſtimmt,
Jedoch im Strome löſte ſich der Stein
Von ſeinem Halſe und er ſchwamm ans Land.
Neugierig ſtanden Knaben an dem Ufer
Und warfen Steine auf das arme Thier,
Es blutete, das machte ihnen Freude,
Sie fuhren fort zu werfen — und es ſank!

Johannſen.

Ich werfe keine Steine auf Dich, Ewald!
Ich ſpränge gern hinaus, um Dich zu retten. —
Doch machſt Du mich nicht weich! — ich bin es nicht!
Nicht eher bis ich recht Dich achten kann.

(Geht.)

Ewald.

Sein Wort ergriff mich tief! Es iſt vorbei!
Es ſoll mein Name keinen Schatten werfen
Auf jene Blume, welche mich erquickte.
O, ich hab' keine Freunde, keine Mutter,
Und keine Träume, keine Jugendhoffnung!

Anna

(kömmt mit einem Blumenkranz).

Sieh hier den Kranz! und wo iſt das Gedicht?

Ewald

(der vergeblich ſeine Rührung zu verbergen ſucht).

O ſtör' mich nicht! ſei freundlich gegen mich!
Geh' fort! ich ſchreibe jetzt — bald iſt es fertig!

Anna.

Der Gutsherr Sören Eilſkow kam, und rief
Das Fräulein, welches freundlich grüßen läßt!
Bei uns war Berner, er ward eingeladen
Zur Mittagsmahlzeit! ſcherzhaft iſt es doch!
Was habt Ihr mit dem Herrn geredet, Ewald?

Ewald.

O nichts, durchaus nichts! nun verlaßt mich, Anna,
Mein Lied erfüllt mich! Laßt mich jetzt alleine!

Anna.

Ei nun! Ihr treibet mich ja fort. Lebt wohl!
Doch ſoll der Kranz um dieſes Haupt ſich ſchlingen;
(ſetzt ihm denſelben auf)
Er ſteht ſo ſchön zu Eurem langen Haar!
Lebt wohl!
(nickt und geht.)

Ewald.

Lebt wohl! — — Ich muß alleine ſein.
Alleine, wie in dieſem ganzen Leben!

Alleine! und hier thut es mir ſo wohl.
Ja, weinen, weinen, auch das iſt ein Troſt!

(nimmt den Kranz ab)

Ihr friſchen Blumen, ein'ge pflückte ſie! —
— Iſt noch der Kelch nicht bis zum Rand gefüllt? —
Ein Traum war Alles, ſelbſt mein Dichtername!

(ſieht vor ſich hin)

Es geht ein Bauer dort mit ſeinem Weib;
Sie kommen Hand in Hand, abwechſelnd tragen
Das kleine Kind ſie, das ſo ruhig ſchläft!
Sie ſingen, ſie ſind froh, und ſie ſind glücklich!
Sie fanden, was ich ſucht' und nicht erreichte!
Ein Glück ſie kennen, welches niemals kommt
Mich heimzuſuchen, mich, des Unglücks Sohn! —

(Die Muſik, welche des Holzvoigtes Ruhe und Glück andeutet, beginnt.)

Wo die ſtolzen Wälder ſchauen
In den Himmel, ſie ſich bauen
Ihres Paradieſes Glück,
Und ich ſchaue drauf zurück!
Sonne wirft die Purpurflammen
Auf die Bank, tief unterm Baum,
Wo ſie ſitzen treu zuſammen,
Glücklich in der Liebe Traum. —
Fahret hin, ihr goldnen Bilder! —
Gebt mir Thränen, und laßt milder
Fliehn die Sehnſucht, die ſich hebet

Aus der Bruſt! — In Sturm und Spott
Steht ja meine Weit! Hilf, Gott!

(Er preßt die Hände ans Antlitz und wirft ſich auf dem Hügel nieder; man hört einen ſtarken Knall. Alles verſchwindet, man befindet ſich wieder im Walde vor Henriks Wohnung.)

Der Kobold.

Verſchwunden! wie die Seifenblaſe brach es!
Zu Thau ward Alles! — Welch ein ſüßer Duft!
Wo Ewald weinte, ſind die ſchönſten Blumen
Im Augenblick entſprungen. Sieh, dort ſitzt er,
Verſunken in ſich ſelbſt und ſeine Träume! —

Henrik

(erhebt das Haupt).

Errette mich! — (ſpringt auf) Ich bin's! mir iſt ſo leicht,
Mich drückt der Körper nicht, friſch iſt mein Muth!
Was war das, war's die Gabe Deines Glückes?
Das Glück, das Deine reiche Perle brachte?
Nur eine Zähre war's, ja, eine Zähre,
Die all' den Jammer dieſer Welt verſchloß!
Genie und Herz! Du armer, armer Ewald!
Mein Himmel iſt nicht ſo bewölkt wie Deiner!
Es war ein Traum und eine Spieglung treu
Von dem, was war, was iſt und was einſt ſein wird!
Es war mein eignes Ich zurückgetreten,
In Ewald lebte ich, — ja, ich war Ewald!
Um mich war ſeine Welt! — O, welch' ein Schmerz!

Du armer Ewald, Dän'marks großer Skalde!
— Ich bin errettet! — bin wie neugeboren!
Zu meinem Glücke flieg' ich, nach der Hütte
Zu meinem Weibe und zu meinem Kind!

(eilt ins Haus.)

Der Kobold

(sieht auf die andre Perle, die er in der Hand hat).

Ich hab' noch eine Perle! wie sie glänzt!
In dieser, weiß ich, wohnt das größte Glück.

Zweiter Aufzug.

Der Wald vor Henriks Hauſe, wie am Schluſſe des vorigen Aufzuges, zur Linken ſitzt der Kobold im Mondſchein und betrachtet ſeine Perle. Die Jäger ſingen im Walde und blaſen auf den Hörnern.

Jägerſang.

Hundgebell klang bei dem Hörnertone,
Jägerruf und Schüſſe immerdar;
Aus dem Schilfe, aus der Bäume Krone
Hob ſich kreiſchend rings der Vögel Schaar.
Halloh!
Es iſt friſch und geſund und lieblich draußen im Walde!

Und das Wild floh durch Gebüſch und Bäume,
Bis der Mond ſich hob ſo groß und rund;

Märchenhaft, werth, daß man davon träume,
Schwand der Tag und die Abendſtund'!
Halloh!
Es iſt friſch und geſund und lieblich draußen im Walde!

Froh, geſtärkt dann kehrten wir zurücke,
Bald ſteht nackt ringsum der Wald ſo weit;
Träumen wird er dann von früherm Glücke,
Unſern Liedern, von der Jägerzeit.
Halloh!
Es iſt friſch und geſund und lieblich draußen im Walde!

Der Kobold
(während des Geſanges).

Die Jäger ſingen, das mag ich fürwahr,
Heim kehrt nun die fröhliche Schaar;
Auf die Melodie will ich hören und ſehn,
Die Worte kann man ja doch nicht verſtehn!
(nach einer Pauſe)
Alles wird ſtill! Das Horn winkt zur Ruh'!
Ich ſpiel' das Echo: Dudeldudu!
(Er ahmt den Klang des Waldhorns nach und bleibt dann ſtill ſitzen, während der Wald mit Tönen erfüllt wird, welche ſchwellen und ſinken.)
Hör', wie es ſauſet die Buchen entlang,

Nun ſingt der Wald ſeinen Meßgeſang.
Ehe die Glocke ſchlägt, weck' ich geſchwind
Die Elfen, die in den Blumen ſind.
Sie ſollen rühren die Beinchen ſogleich,
Tanzen in Lüften, auf Blatt und Gezweig.
Denn nur allein um Mitternacht
Dürfen ſie tanzen, ſo lieblich, ſo ſacht,
Dann müſſen ſie wieder zur Blume gehn; —
Nun iſt's bald Zeit. — Ich ärgerte mich,
Daß der Menſch ſo das Glück konnt' verſchmähn.

(Geht nach dem Hauſe zu einer der Sonnenblumen, welche vor demſelben blühn.)

Klopfen muß ich wohl emſiglich.

(Schlägt mit dem Zeigefinger auf die Blume.)

Nun ſchlägt die Glocke, wach' auf, du Kleine!
Doch Keiner rührt ſich im Mondenſcheine.

(Klopft wieder.)

Wach' auf zum Tanze!

(Die Blume öffnet ſich, ein kleiner Mädchenkopf guckt aus dem Kelch.)

Der Blumen-Elf.

O, laß mich ſchlafen!

Der Kobold.

Ich küſſ' Dich wach!

Der Blumen-Elf.

Dann werd' ich Dich ſtrafen!

Der Kobold.

Bräutchen, die Glocke ſchlägt, komm nun heraus!
— Ich kann verſichern auf Treu und auf Glauben,
Frei kannſt Du tanzen in Wäldern und Lauben;
Ich weck' die Andern. Flieg' aus! flieg' aus!

(Er berührt die nächſten Blumen; die Glocke in dem naheliegenden Dorfe ſchlägt zwölf. Beim erſten Glockenſchlag wird der Wald von einem magiſchen Licht durchſtrömt, und aus allen Blumen ſpringen kleine, ſchwebende Elfen; einige gleiten durch die Luft, andre ſchaukeln ſich auf Blumenſtengeln, und noch andre tanzen Ringeltanz während des Geſanges.)

Wo die Freude rauſcht, da iſt fürwahr
Selbſt die Minute zehntauſend Jahr.

(Beim letzten Glockenſchlage ſteigen die Elfen wieder in ihre Blumen, der Lichtglanz und die Töne verſchwinden.)

Der Kobold.

Gut' Nacht! Zuſammen ſich die Blätter biegen.
(Setzt ſich nieder und ſchaukelt einen Roſenſtengel.)
Träumt ſüß! Will die Klein' in der Roſe wiegen.

Henrik

(tritt gedankenvoll aus dem Hauſe).

Nein, nicht vermag's ich zu ſäumen,
Ich hab' nicht Ruh';
Ich ſah ihrem milden Träumen
Sehnſüchtig zu.

Mein Kind, mein Weib ſah ich liegen
Auf ihrem Knie,
So ſaß ſie hold bei der Wiegen
Als betete ſie.
Das Haupt gelehnt nach der Rechten
Aufs Kiſſen herab,
Die Fülle lieblicher Flechten
Die Stirn umgab;
Sie legte den Arm auf die Wiege;
Der Lampenſchein
Fiel über die holden Züge
Und auf das Kindelein.
Auf beide glücklich ich ſchaute,
Sie ruhten ſo ſorgenfrei,
Zu wecken ich mir nicht getraute
Die ſüßen Zwei.
Wie Wolken im Sturme, jagen
Gedanken zu mir,
Laut fühlte das Herz ich ſchlagen --
— Ich ging von ihr.
Hier beugen mich Schatten der Nächte,
Du, meiner Seele Zier!
Welch Glück iſt das größte und rechte?
O, ſag' es mir? — —

Der Kobold.

In dieſer Perle! Darauf kannſt Du bauen

Henrik.

Ich habe Ewald's Leiden eingeſogen,
Ich fühlte ſeine Schmerzen, die mich beugten;
Und dennoch glaub' ich, daß ein Geiſt wie ſeiner
Durch eigne Größe Augenblicke hat,
In welchen glücklich er wie Wenige,
Doch Augenblicke nur. — Der Glücklichſte,
Wo iſt er?

Der Kobold.

Nimm Du meine letzte Perle.

Henrik.

Sie birgt ja einer Krone hohes Glück!
Doch ſoll die Krone ſchwer zu tragen ſein;
Ich will ſie nicht. Du gabſt mir eine Perle;
Nicht wohlbedacht entfloh mein Wunſch der Lippe,
Du warſt zu ſchnell denſelben zu erfüllen!
Erwogen hab ich Alles und verworfen,
O, Seelenkämpfe koſtete die Stunde! —
Den reichen Schatz hab' ich jedoch gefunden!
Vermagſt Du, was ich wünſche —? O, ich möchte
Nah' einem König ſtehn, am Hofe leben,
In einer ritterlichen Zeit, nicht unſrer,
Nicht Ewald's, ſelbſt das Große iſt hier klein!
In einer Zeit wie die der Waldemare!
Doch kräftig will ich ſein, und jung wie jetzt,
Ich will geliebt ſein, wie ich jetzt geliebt bin!

Und Vater will ich ſein, und ſehn mein Weib!
Reichthum, Geburt und Namen will ich haben! —
Kann Deine Perle ſolches für mich zaubern,
Zerbrich ſie, und ich bin der Glücklichſte!

Der Kobold.

Du Geiſt der Perle, gieb was er verlangt.

Henrik.

Noch eins — und Alles hab' ich dann erreicht!
Es ſoll die Zeit bei luſt'gem Feſt mir ſchwinden!
Mit meinem Weib will ich im Garten wandeln;
Und tanzen ſoll ſie — ſingen! und die Speiſe
Soll duften ſüß auf blanken Silberſchüſſeln.
Verſtehſt Du mich? ich will ein Königsfeſt!
O mächt'ger Augenblick! — Brich nun die Perle!

Der Kobold.

Komm', Kirſten Piil, und ſieh der Perle Kraft!

(Er zerbricht ſie; ein tiefes Dröhnen, ſtärker als vorhin, erfüllt die Luft; anſtatt des freundlichen Hauſes erhebt ſich ein finſtrer Kerkerthurm; eine große Zugbrücke führt zur Königsburg, deren Säle prächtig erleuchtet ſind; durch die Kellerfenſter ſieht man die Küche, wo große Regſamkeit herrſcht, es wird gekocht und gebraten; in einem Seitenthurm befindet ſich die Thür zu einer geheimen Treppe; der Garten iſt feſtlich erleuchtet; vom Schloſſe tönt luſtige Muſik, welche mit alten Geſängen abwechſelt, die zum Tanze bald von der Königin und ihren Jungfrauen, bald von den Rittern je nach dem Inhalte geſungen werden.)

Geſang.

Im friſchen Wald!
Es ſaß auf dem Löwen der König mild,
Der Löwe ſtand gemalt in dem Schild,
Die Krone glänzte klar und blank
Die Sonne ſtrahlend niederſank!
König Dietrich von Bern! — Er erſchlug den ſcheußlichen Lindwurm.

Im friſchen Wald!
Gefangen ſaß er im Berggeſchoß,
Wo Lindwurmblut und Eiter floß.
Der gerettete Löwe blieb ihm treu,
Mit ſtarker Tatze grub der Leu.
König Dietrich von Bern! — Er erſchlug den ſcheußlichen Lindwurm.

Im friſchen Wald!
Sein Pferd war getödtet durch Wurmes Fraß,
Nun ſtolz auf dem Rücken des Leuen er ſaß;
Auf ſeinen Schooß legt er der Mähnen Pracht
Und folgte ihm bis zu des Grabes Nacht.
König Dietrich von Bern! — Er erſchlug den ſcheußlichen Lindwurm.

(Während des Geſanges iſt der Gefangenwächter Tage und ſein Weib Elna aus dem Kerkerthurm getreten.)

Elna.

Man höret im Geſange
Die ſtarke Keſſeltrommel;
Ich glaub', man ſingt die Weiſe
Von Dieterich von Bern.
Ich freue mich unendlich!

Tage.

Nun, Elna, Elna, warte noch!
Mit muß ich! aber Schade doch
Den Knaben ſchlafen laſſen;
Er wird fürwahr nicht täglich
Den König tanzen ſehn.

Elna.

Ihm iſt es gut zu ſchlafen,
Er wächſet deſto mehr.
Auch ſah er wahrlich Vieles!
Er ſah die vielen Lichter,
Er hörte auch die Trommel
Vor Biſchof Abſalon,
Der ſchlank ritt in den Hof.
Wie iſt der Biſchof ſchön!
Er hat ſo reiche Kleider!
Sein Taſchentuch genäht war
Mit Spitzen und mit Gold,

Die Stiefeln, die er trug,
Die hatten weiße Nähte
Um ihren breiten Rand.

Tage.

Dem König ſteht er nahe
Durch Freundſchaft und Geburt,
Und wenn wie er die Wenden
Zu plündern man vermag,
Dann hat man auch zu ſpenden
Wachsſtich und feine Spitzen!

Elna.

Du wär'ſt wohl gerne Biſchof?

Tage.

Am liebſten doch Prinz Buris!
Er iſt ſo jung und kräftig,
Groß von Geburt und Namen.

Elna.

Wir gehen durch den Thurm
Die kleine Wendeltreppe.

Tage.

Dann treffen wir dort oben
Den Kammerdiener Eskild;
Er wollte uns verſchaffen
Platz hinter der Muſik.
Ja, dann ſollſt Du vernehmen,

Was Du noch nicht gehört,
Wie ſchön mit ihren Jungfrau'n
Die Kön'gin ſingen kann.

Elna.

Des Königs Schweſter, Kirſten,
Die Arme, o Herr Gott,
Sie in dem ſeidnen Kleide
Geht ſicher nicht ſo froh
Dort oben, wie ich komme! —
Ich denke, was ich will!

(Ein Mann, eingehüllt in einen großen Mantel, kommt von den Hecken zur Rechten; indem er vorbeigeht, ſteht er einen Augenblick ſtill.)

Tage
(verbeugt ſich tief).

Mein hoher Herr!

Der Mann
(winkt ihm zur Seite).

Elna.

Der König!
Der König Waldemar!
Er kömmt hieher vermummt!
Nun, es iſt wahr, bei Hofe

Sieht man, und ſieht doch nicht,
Hört man, und hört doch nicht!

Der Mann (zu Tage).

Verſtehſt Du, was ich ſage?
Sobald ich Zeichen gebe,
Feſt in die Mau'r die Kette!
Und Männer wohlbewaffnet.
Ein Grab, Du läßt es graben
Drei Ellen tief und lang,
Auf dieſem Platz!

Tage.

Ja, Herr!
Sogleich in dieſer Stunde,
Indeß war Tanz im Schloſſe?

Der Mann.

So will ich's! — ſtill!
(Legt den Finger auf den Mund, und verſchwindet in den Hecken.)

Elna.

Mein Freund!
Was will von Dir der König?

Tage.

Er bot mir froh zu ſein,
Und ſicher will ich's auch
Mit Dir und unſerm Kinde!
Geh' nur allein hinauf!

Elna.

Was will von Dir der König?

Tage.

Darnach ſollſt Du nicht fragen!
Sieh, daß Du Eſkild triffſt.

Elna.

Die Lampe, hoff' ich, brennet
Vorm Bilde der Madonna;
Iſt's finſter auf der Treppe,
Dann ſeh' ich Kirchengeiſter!
Sag', folgeſt Du mir bald?

Tage.

Vielleicht!

Elna.

Beeile Dich!

(Geht in die Thür zur geheimen Treppe hinein.)

Tage.

Geh' Du und ſieh' die Tänze,
Die Luſtigkeit und Freude,
Ich laſſe Ketten ſchmieden
Und graben hier ein Grab!

(Geht nach der entgegengeſetzten Seite. Im Schloſſe miſcht ſich mit der Tanzmuſik die Weiſe von der ſtolzen Signild und ihrem Bruder; der Chor ſingt den Refrain:)

„Wir reiten fröhlich und mit Melodein
In die Stadt hinein.
Nun wogt der Tanz!“

(Während geſungen wird, treten Prinz Buris und Kirſten aus der verborgenen Thür.)

Kirſten.

Hier athme ich erſt wieder!
Wie thut die Luft mir wohl!

Buris.

Klein Kirſten! lege Du
Das Haupt an meine Bruſt,
Bald biſt Du ſtark und muthig!

Kirſten.

Buris, ich hab' gelitten
Und leide! — Doch ſelbſt dies iſt
Glückſeligkeit bei Dir!
Wir zwei verſtehn einander
Wie Herzen ſich verſtehn.

Buris.

Wie Hagbart und wie Signe. *)

Kirſten.

Den Tod ſie mußten leiden,
Ihm flocht den Strick der Henker,

---

*) Von ihrer Liebe und Treue bis in den ſchmachvollen Tod erzählt das alte Volkslied, welches Oehlenſchläger in ſeiner herrlichen Tragödie behandelt hat.

Und ſie in ihrem Kerker
Verbrannte grauſenhaft.
Mein Bruder kennt nicht Milde,
Am wenigſten übt er ſie
Gen eigenes Geſchlecht.
Die Kön'gin will mir übel,
Buris! und ſie verrieth mich!

Buris.

Sie war es, die mich lehrte
Die ſtarken Runen werfen, *)
Die Deinen Willen beugten!

Kirſten.

Stumm ſaß ich im Steinzimmer;
Und unſerm zarten Kinde
Gab liebend ich die Bruſt.
Ich weinte laut und tief;
Ein Bote kam vom König,
Der aus dem Krieg gekehrt.
Es harrten mein, ſo ſagt' er,
Zu einem prächt'gen Feſte
Die Kön'gin und der König.
Ich ſollte und ich mußte, —
Vergeb' Dir Gott, Sophie! —
Dann küßte ich das Kindlein

---

*) Zauberſchrift zu werfen, die dann die Perſon, der die Runen zugeworfen werden, mit Liebe gegen den Werfenden erfüllen.

Und hüllte es in Linnen,
Ich netzte es mit Thränen!
Es war das letzte Mal!
Dann rief ich meine Zofe,
Und gab ihr all mein Gold,
Bat ſie, zu ſein die Mutter
Dem Kinde, anſtatt meiner,
Und laſſen es erwachſen
In Gott und Chriſtenthum! —
Sie hoben mich aufs Pferd,
Man führte mich zum Schloſſe.
Nur Mütter können wiſſen,
Was ich im Herzen litt.

Buris.

Klein Kirſten, Deinen Willen
Gabſt Du mir, Deinen Glauben;
Und ſtärker noch als Runen
Iſt meine Lieb' zu Dir.
Wir reiſen fort von Dän'mark,
Hier harrt nur Böſes unſer,
Wir gehn zu Erling Skakke,
Er iſt ein treuer Freund,
Ein Mann, der Deinen Bruder,
Den Waldemar, nicht fürchtet.

Kirſten.

Fremd ward mein Bruder mir!
O Gott, wie iſt es bitter!

Was liebend ſich ſollt' treffen,
Das trennt ſich! — ſeltſam iſt's!
Buris, Dein Vater grauſam
Hat meinen mit getödtet,
Wir Kinder lieben uns.
Es keimt Saat der Verſöhnung
Aus Blut, und Roſen ſchießen
Aus Wurzeln bittern Haſſes.
Von zwei Geſchlechtern hört' ich
In Welſchland, in Verona,
Mit blut'gem Haß ſie ſtritten;
Es trafen ihre Kinder
In Liebe ſich — im Tode —
Den Tod nur fanden ſie.
Doch legte man ſie Beide
Wohl in denſelben Sarg;
Man konnte nicht zwei Herzen,
Die eines waren, trennen.

Buris.

O, wo iſt Deine Laune,
Dein Lächeln um den Mund?
Es ſoll ſchon wiederkommen,
Sind wir erſt in Norwegen!
Hoch oben auf den Felſen,
Da labt die friſche Bergluft,
Bei uns im Balkenhauſe
Soll es recht traulich ſein! —

Nicht Luſt hab' ich zu dienen
Zwei Königen in Dän'mark,
Waldemar und dem Kinde,
Dem Knud, der nun ſechs Jahre,
Ich hab's ihm ſelbſt geſagt.
Komm, haſt Du Kraft und Muth,
So laß ſogleich uns reiſen,
Indem der Tanz noch wogt!
Ich reite zum Steinzimmer
Und hole unſer Kind,
Norweg'ſche Schiffer warten,
Und Gott giebt Wind und Wetter.
O, hüt' Dich, Waldemar,
Vor Skakke und Prinz Buris!

Waldemar

(tritt aus dem Gebüſch und wirft den Mantel, in welchen er eingehüllt iſt, ab).

Das ſoll und will er. Buris!
Nun kenne ich Dich ganz.
Rühr' nicht das Schwert! Dein König
Iſt's, welcher vor Dir ſteht.

Kirſten.

O Bruder, ich bin ſchuldig,
Verdiene Deinen Zorn
Und auch die bittern Worte, —
Doch denk' in meinem Elend,
Die Königin war niemals

Der armen Schweſter gut;
Verſtoßen und alleine
Ging ich, und war nur Kind,
Ein Freund ward mir Prinz Buris! —

Waldemar.

Nein, nicht verſteh' ich Dich!
(zu Buris)
„O, hüt' Dich, Waldemar,
Vor Skakke und Prinz Buris!“

Buris.

Kaum glaubt' ich, daß der König
Verſteckt ſaß wie ein Rabe
Im Buſch. Du hörteſt mich!
Ich ſtehe für mein Wort!

Kirſten.

Nein, nein, Du ehrſt den König!
(zu Waldemar)
Und Du, Du biſt mir gut,
Ich will Dir jede Falte
In meinem Herzen öffnen!

Waldemar.

Ich will nur, Du ſollſt tanzen,
Uns eine Weiſe ſingen,
Erfreuen unſre Gäſte.

(Im Hintergrunde ſind mehrere Ritter zuſammengetreten; der König winkt Einem von ihnen.)

Ihr führet meine Schweſter
Zum Saale, ſie will ſingen
Von hoher Macht der Runen,
Von Olger und Svend Vonved!
(Kirſten wird fortgeführt.)
Und Ihr, mein ſtolzer Vetter,
Das Schwert gebt, das Ihr haltet
So feſt mit Eurer Hand!
Geht in den Thurm und ſchlafet,
Dort kühlt ſich wohl das Blut.

Buris.

Ich gebe Euch das Schwert,
Und gehe in den Thurm,
Doch füget Ihr klein Kirſten
Geringſte Schmach nur zu,
Dann ſoll gerächt es werden,
Und blutig, Herr und König!

Waldemar.

Land baut man mit Geſetzen!
Und das Geſetz ſei ſtreng,
In meinem Haus am ſtrengſten!
Du haſt auf meinen Schild
Das bittre Gift geſpieen,
Die eigne Schweſter — weh' Dir!

Buris.

Sie hat ſich mir ergeben,
Auch weiß ich ſie zu ſchätzen!

Dem Throne ſteh' ich nahe.
Ich ſtamme ab, wie Du
Von Eſtrids Sohn! — Mein Vater
War Henrik Skattelaar,
So nahe ſteh' der Krone
Ich wie Knud Lavards Sohn.
Jedoch das Recht im Lande
Iſt das des Stärkeren,
Du willſt am ſtärkſten ſein.
Nicht mit dem Thron zufrieden
Willſt Du, daß alle Prinzen
Und ihre Kinder wieder
Das Reich verlieren ſollen!
Hüt' Dich, bedenk', das Glücksrad
Kann drehen ſich! Wohl möglich,
Daß meine Augen ſehen
Zerſchmettert Dich! —

Waldemar.

Es ſollen
Die Deinen nie es ſehn.
Sie ſchmieden Deine Kette,
Sie graben ſchon Dein Grab.
Ihr ſpieltet mit den Würfeln,
Jetzt aber ſpiele ich!
Deshalb iſt dieſen Abend
Die kleine Kirſten hier!
Sie ſoll mit mir im Tanze

Sich drehn, mit jedem Ritter,
Und tanzen, wenn das Herz auch
Ihr in der Bruſt zerſpringt,
Sie ſoll im Tanz abwaſchen
Den Fleck —

Buris

(zieht ſein Schwert).

Schütz' Dich, Du Teufel!
Ich ſchlag' in Jeſu Namen!

Waldemar.

Verräther! Du ſollſt ſterben!

(Mehrere Bewaffnete eilen herbei und übermannen Buris.)

Waldemar.

Das Leben laßt ihm! — Buris,
Schlecht war Dein Würfelſpiel,
Denn Du haſt jetzt verſpielet
Noch mehr als ſie und Leben!
Es drehet ſich das Glücksrad,
Mein Aug' ſieht Dich zerſchmettert,
Du ſiehſt nicht mehr die Sonne; —
Ihr führt ihn hin zum Thurme!
Ich will nicht, daß das Feſt
Dadurch geſtört ſoll werden.
Ich ſelber will jetzt tanzen!

(geht ins Schloß.)

Buris.

Alleine Gott im Himmel
Räth für das Glück, o König!

(Wird nach dem Kerkerthurm hingeführt. Sang und Muſik hört man vom Tanzſaal. Tage und Uffe, die jeder mit Spaten und Schaufel bei den letzten Worten hereingetreten ſind, beginnen zu graben.)

Tage.

Gewiß, es war Prinz Buris,
Ich ſagte Dir es ſchon!
Nun ſitzet er im Thurme,
Der brave, junge Burſche!
— Das Grab, das wir ihm graben,
Es wird zu klein ihm ſein!

Uffe.

Doch Rath iſt dafür, Tage!
Man ſchlägt das Haupt ihm ab,
Dann lieget er ja herrlich!

Tage.

Wie eigen iſt's, zu graben
Ein Grab, wenn froh und luſtig
Getanzt wird zur Muſik!
Den Spaten brauch', ich helfe!
Dann iſt es fertig bald!

(Köche und Küchenjungen gehen aus der Küche mit Gerichten auf großen Schüſſeln.)

Der erſte Koch.

So geht doch gravitätiſch!
Bedenkt doch, wer Ihr ſeid!

Tage.

O, welche Pracht! Sie kommen
Jetzt aus der Küche, ſieh' nur,
Die großen, blanken Schüſſeln
Von reinem, purem Silber!
O, wer doch unten ſäße
Selbſt zwiſchen Knappen nur!
Doch Buris ſaß ganz oben,
Und nun liegt er ſo tief! —
Wenn ich das Silber ſehe,
Wenn die Muſik ich höre,
Dann kitzelt's mir im Innern,
Groß iſt doch Waldemar!

Uffe.

Ja, groß auf unſern Schultern;
Ich dachte eben dran;
Damals als Holz wir fällten,
Und wegen ſchlechter Jahrszeit
Es unſre Pferde konnten
Nicht bringen aus dem Wald;
Wir Bauern mußten ſchleppen
Alsdann, daß Blut uns ſpritzte
Aus unſern Nägeln tief;
Wir hieben Balken zu,

Wir mußten Kirchen bauen,
Die ſtehn, wenn wir ſind Erde,
Womit man Mauern baut;
Die Leute, die dann leben,
Sie ſehn die Kirchen, ſagen:
„Die baute Waldemar!“
Wir bauten ſie, wir Bauern!

Tage.

Er aber hob doch Dän'mark! —
Durch ihn, ſo ſagt die Weiſe,
Ward wieder es ein Land!

Uffe.

Ich kenne auch die Weiſe,
Sie klingt recht lieblich wohl!

(ſingt)

Jedes wendiſche Schiff ward gebohret in Grund,
Er ſtutzte des Raben Schwinge!
Und Kirche an Kirche im Lande erſtund,
Geſetz ward geleſen vom Thinge!
Dän'mark ward wieder ein Land durch König Waldemar.

(Sprechend)

Dort glänzet ein Johannis-Wurm,
Hier einer noch im Graſe!
Des Wurmes Lampe löſch' ich
Mit dieſer Schaufel Erde!

(ſingt weiter)

Frau Thyra's Wall erbauet er hat,
Klug ſtreicht er des Löwen Mähnen,
Giebel erwachſen in jeder Stadt,
Doch weiter geht Königs Sehnen!
Dän'mark ward wieder ein Land durch König Waldemar.

Elna
(kömmt vom Schloſſe).
Was habt Ihr hier zu thun?
Ihr grabt an einem Grab,
So ſpät und dicht beim Schloſſe,
Inmitten lauter Freude?
Legt Spaten hin und Schaufel,
Jetzt kommen ſie herunter, —

Uffe.

Wer kommt? —

Elna.

Die Gäſte alle.
Ja, da iſt Tanz zu ſehn!
Platz fand ich an der Thüre,
Dicht neben der Muſik;
Ich ſah ſo herrlich Alles.
Die hochvornehmen Frauen,
Die Ritter, welche tanzten;
Die kleine Kirſten tanzte;

Ihr Antlitz war ſo bleich,
Ihr Haar hing los hernieder;
Nun wird getanzt ein Rundtanz
Auf das Gebot des Königs,
Durch Stuben all' und Gänge,
Die Treppe dann hinunter
Und über die Zugbrücke
Zum Garten; Ihr ſollt's ſehn!

Uffe.

Und während ſie nun tanzen,
Bereiten wir ein Bett
Für den, der nach dem Tanze
Zu müd' geworden iſt.

Elna.

Sie kommen an die Pforte,
Es glänzt die Mauer roth
Von Kerzen, die ſie halten!
Und die Muſik folgt mit!
O, höret auf zu graben!
So häßlich iſt's zu ſehn!
Ich gehe in den Thurm
Und wecke unſern Knaben!
Vom Fenſter ſieht er herrlich
Den Staat, die vielen Lichter!
(eilt in den Thurm.)

Uffe.

Ei, das geht ja recht luſtig!

Sie kommen Hand in Hand,
Sie tanzen auf der Brücke!

Tage

(ſchüttelt ſeinen Spaten in der Hand).

Der Spaten tanzt auch mit!

(Ritter und Frauen tanzen Hand in Hand, Burſchen tragen Lichter und Laternen; Kirſten und König Waldemar befinden ſich unter den Tanzenden. ſie bewegen ſich über die Brücke; Uffe und Tage fahren mit ihrer Arbeit fort und reden, während getanzt wird; zuletzt ſieht man nur den Schein zwiſchen den Bäumen, die Muſik entfernt ſich, aber gegen den Schluß der Scene kommt ſie wieder näher.)

Tage.

Dort tanzet Edmund Snare
Mit Mettelil, die wohnet
Fern an des Landes Spitze.
Mannhaftig iſt das Weib!

Uffe.

Ich hätte ſehen mögen,
Wie ſie ſich wohl benahm,
Als ſie im eignen Hofe
Mit Ketten an dem Halſe
Am Hundehauſe ſtand,
Seeräuber ſaßen oben
Und tranken unterdeſſen!
Ja, das war damals, Tage!

Tage.

Sieh, dort kömmt Jaromir,
Der Wende, der das Knie
Vor Svantevit einſt beugte!

Uffe.

Nun beugt das Knie er täglich
Vor unſrer Königin!
Gleich ehrlich meint er's ſicher
Den Leuten allzuſammen.

Tage.

Er führt des Königs Schweſter,
Die kleine Kirſten; ſieh,
Nun naht ſich Jungfrau Rigmor,
Die mit dem Silbermeſſer
Getödtet in der Kirche
Den Bräut'gam, der ihr treulos!
Jetzt tanzet ſtolz mit ihr
Herr Ritter Aageſen;
Er ſteht nicht hoch bei Hofe.

Uffe.

Das geht bald auf, bald nieder!
Es iſt mit den Hofleuten
Wie mit den Rechenmünzen,

Bald hoch, bald niedrig, ſo wie
Der Herr denſelben Werth giebt!

Tage.

— Betrachte, wie der Schein fällt
Auf Büſche und auf Bäume!
Ich muß beim Tanze denken
An Erlenmädchen, die
Einſtmals Herrn Oluf hemmten,
Als er entbot zur Hochzeit;
Sie lockten ihn und ſchlugen,
So daß das Brauthaus wurde
Zum ſtillen Leichenhaus!

Uffe.

Wer geht dort in den Thurm?
Erkannteſt Du die Beiden?
Lang iſt und roth die Feder;
Es iſt das breite Schwert
Geſpannet um den Schenkel,
Und um die Hüfte nicht.

Tage.

Der Kleine war ſein Burſche!

(Bewaffnete, unter welchen die Beiden ſind, welche Uffe und Tage nannten, gehen in den Kerkerthurm.)

Uffe.

Wart' nur! jetzt noch drei Schaufeln
Und fertig iſt das Grab.

Tage.

O nein, es iſt nicht möglich!
Buris, verwandt dem König!
So jung, ſo keck —! wie häufig
Hab' ich mich einſt gewünſcht
An ſeinen Platz! — Auch wird er
Gerächet ſicher werden!
Er iſt ja Gildenbruder.

Uffe.

Ja, ja, die Gildenbrüder
Verſtehn ſich auf Blutrache,
Die einen König früher
Ja ſchon getödtet haben!

Tage.

Doch keinen Waldemar.

Uffe.

Wir leben harte Zeiten!
Ach, ob wohl beſſ're kommen?
Zurück ſoll Niemand wünſchen
Die Zeiten, die vergingen!
Doch Zahn für Zunge! Seht Ihr,
Sie tanzen auf uns zu.

Tage.

Sie wiſſen's nicht, ſie tanzen
Hier um das offne Grab.

(Die Tanzenden kommen paarweiſe. König Waldemar führt Kirſten.)

Kirſten.

Gebeichtet hab' ich, Bruder!
Vertraut Dir jede Sünde!
Ich kann nicht länger tanzen.
O, willſt Du tödten mich?

Waldemar.

Noch eine Liebesweiſe
Sollſt Du hier vor uns ſingen,
Ich will, daß meine Gäſte
Heut' Abend Du erfreuſt!

Kirſten.

Du, reicher Chriſt im Himmel,
Wirſt meine Seel' empfangen!

Waldemar.

Wo iſt Dein holdes Lächeln
Aus jenen alten Tagen?
Das und Dein Tanz wird locken
Dir goldnen Ruf zurück!

Kirſten
(ſingt zum Tanz).

Herr Peter reitet aus dem Hofe traut,
Sie ſeufzte ſo ſehr, ſeine junge Braut:
O, o, o!
„Meine Herzallerliebſte, warum trauerſt Du ſo“

Du trauerſt entweder um Sattel oder Pferd,
Oder um ihn, dem Du ſo lieb und ſo werth?
— „Nicht um Sattel und Pferd,
Nicht um ihn, dem ich ſo lieb und ſo werth!“
„„Meine Herzallerliebſte, warum trauerſt Du ſo?““

Kirſten

(hält plötzlich inne und ſagt entſetzt).
O, welch' ein Schrei dort drinnen!

Waldemar.

Nicht kümm're Dich darum!
Im Thurm hat ein Gefangener
Wohl einen böſen Traum!

Kirſten (ſingt).

„Du trauerſt, weil Dein Vater dem Tode erlag?
„Du trauerſt darob, was Dein Herze verbrach?“
O, o, o!
„Meine Herzallerliebſte, warum trauerſt Du ſo?“
— Durch ſchwere, ſchwere Zähren ſie ſtille auf ihn ſah,
„Ich weiß es, welch' ein Schickſal mir Armen iſt ſo nah'!“

Kirſten hält plötzlich mit dem Geſange inne, aber die Inſtrumente fahren in der Melodie fort, ebenſo wie die Andern im Tanze).

Kirſten.

Horch, wiederum!

Waldemar.

Prinz Buris
Hat ſeine böſen Träume!
Nun träumte ihm im Thurme,
Daß er Dich niemals ſieht! —

Kirſten.

O, Jeſus Chriſt!

Waldemar.

Nun, Schweſter,
Iſt bald der Tanz beendet!

(Er führt ſie mit ſich, ſie iſt im Begriff niederzuſinken. Alle tanzen über die Brücke ins Schloß, während der Chor den Refrain ſingt:)

Meine Herzallerliebſte, warum trauerſt Du ſo?

Uffe

(ſich auf ſeinen Spaten ſtützend).

Es iſt das Grab nun fertig,
Und Alles wie es ſein muß!
Gefangenwächter Tage
Ging fort, er will wohl ſehn,
Wie dort der Tanz geendet! —
Hm! der iſt bald vorbei.

Ich denke, ich will ritzen
Ein Kreuz hier auf das Grab,
Dann iſt es eingeweiht!

Elna

(kömmt ſchnell aus dem Thurme).

Sie haben ihn geblendet!
Die Augen ausgeſtochen!
Für ihn erliſcht das Licht;
Erlöſchen Sonn' und Sterne,
Erliſchet Wald und Feld,
Das Meer und jedes Antlitz,
Das freundlich ihm gelächelt.
In ew'ger Nacht er wandelt!
Ich hörte das Geſchrei!
Mein Knabe in der Wiege
Weint', als ob er's verſtände!

Uffe.

Prinz Buris iſt geblendet!
Ja, ja, ich wußte es!
Horch, wie es ſtille wird!
Verſtummt iſt die Muſik.

Elna.

(beugt das Knie).

Erlöſe uns vom Böſen!
In Jeſu Chriſti Namen!

Ich will ein Denkmal bauen,
In ſtarken, ſtarken Liedern!
Eins fliegt ſchon von der Zunge,
Es fliege durch das Land!

(Singt improviſirend)

Klein Kirſten tanzte, eine Weiſe ſie ſang,
Klein Kirſten war fromm!
In ihrem Herzen die Leichenglocke klang,
Es ſind harte, finſtre Zeiten!

Der König die ſtarken Geißeln trug,
Im Tanz er die kleine Kirſten ſchlug,
Es ſind harte, finſtre Zeiten!

Unter der Königin Kleid ſie kroch,
Die aber ſtieß mit dem Fuße ſie noch,
Es ſind harte, finſtre Zeiten!

Sophie hat Schuld an der That ſo wild,
Klein Kirſten war fromm!
Ein Blutfleck ſteht in dem blankeſten Schild,
Es ſind harte, finſtre Zeiten!

Prinz Buris

(wird mit verbundenen Augen aus dem Thurme geführt, ſeine Hände ſind in Ketten).

Wohin führt Ihr den Blinden?
Tief brennen meine Wunden;
Doch ſtärker brennt's im Herzen
Nach wilder Rache mir!
Man führt den blinden Simſon
Jetzt hin zu den Philiſtern,
Um ihn zur Schau zu ſtellen,
Doch weiß ich ſicher, Eine
Wird's tödten. Still, o ſtille!
Wer weinet neben mir?

Elna.

Nur Eures Wächters Gattin,
Das furchtſam blöde Weib!

Ein Trabant.

— Ihr ſollt zum König kommen!

Ein Rittersmann

(hält ſie auf).

Abſage ſchickt der König,
Nicht länger hegt er Zorn,
Voll iſt der bittre Kelch.

Im Thurme, Prinz — da ſchlummert
Und träumet, während ſie
Hier außen ſtille ruht.
Mit einem Jeden Frieden,
Den Kummer tief gebeugt!

Tage

(bleich und verwirrt).

Ich ſah die kleine Kirſten,
Sie tanzte Hand in Hand
Mit Waldemar; halb todt war
Die ſchlanke, holde Maid;
Er hielt ſie feſt umſchlungen,
Doch ward kein Wort geſprochen,
Ich ſah wie auf den Stufen
Sie ſchwankte und dann fiel;
Ich hörte tief ſie ſeufzen,
Ich ſah das rothe Blut,
Und mitten in dem Tanze
Lag todt ſie vor dem König;
Als fort der Taube Seele,
Verſchwand des Zornes Rabe;
Erbleichend ſtand der König,
Er nannte Chriſti Namen!

Buris.

Todt! todt iſt nun klein Kirſten!

Kein Lichtſtrahl bricht hervor!
Ich, früher ſtark wie Eichen,
Bin ein geknicktes Rohr!

(ſinkt zuſammen.)

Tage.

O, laſſet mich Euch dienen
Wie Euer Burſche klein,
Und legt das Haupt, das müde
In Armuths Kämmerlein.
Ich ſteh' zu Euren Füßen,
Dort ſoll mein Weib auch ſtehn,
Es wird der Schmerz gelindert,
Wenn Andre ihn verſtehn.

(Die Bewaffneten ſind unterdeſſen fortgezogen, nur Buris, Tage und Eina ſind zurückgeblieben. Vom Schloßhofe hört man die tiefen Baßſtimmen der Mönche, welche um Kirſten ertönen.)

Buris.

Sie ſingen Kirſtens wegen, —
Betrug iſt's nicht, o Leid!
Wann öffnet ſich mein Auge
Dem Licht der Ewigkeit?

Tage.

Ein Grab iſt ihr gegraben
Hier in dem kühlen Gras,

Beim Thurm wird ſie beerdigt,
Und Mitleid nennt man das!

Buris.

O Mitleid und o Gnade!
Die Kette macht alsdann
So lang, daß ich vom Kerker
Das Grab erreichen kann;
Allnächtlich will ich kommen
Und ruhen ſtill und leis,
Das Veilchen nur im Graſe
Mein tiefes Sinnen weiß,
Sein Duft wird mir erzählen
Von Kirſtens Lieblichkeit!
O! ſchmied' ſo lang die Kette
Daß ſie ihr Grab erreicht,
Nur um *die* Gnade bitt' ich
Beim König Waldemar!
Es iſt mein Glück, mein größtes,
Das dieſe Welt gebar!
O hohes Glück! — ſeid ſtille,
Nicht weine, Weib und Mann! —
O, hätte ich doch Eures,
Wie blüht' mein Leben dann!

(Die Muſik, welche jenes erſte idylliſche Leben in der Heimath Henriks andeutete, beginnt.)

Ich glaube, daß ich's kannte,
Geträumt vor kurzer Friſt.

O, grenzenloſer Jammer!
Errett' mich, Jeſus Chriſt!

(Preßt die Hände vor das Antlitz; in demſelben Augenblick erſchallt ein mächtiges Getöſe, als ob tauſend Ketten brächen, eine liebliche Muſik fällt ein, Alles iſt verſchwunden. Henrik ſteht in klarer Morgenbeleuchtung vor ſeinem Hauſe, der Kobold ein wenig weiter zur Rechten.)

Henrik

(nimmt die Hand von den Augen).

Ich ſehe! — wo bin ich?
Wie friſch auf den Höhn!
Der Tag, er leuchtet!
Wie iſt Alles ſchön!
Dort ſteht meine Hütte,
Mein Kind, mein Weib!
Ich bin glückſelig!
O bleib', o bleib',
Du Strahl des Glückes!
Reich ſteh' ich hier!
Ein Schreckbild war es!
Was war mit mir?

Der Kobold.

Ich meinte es gut!
Nicht zürn' allezeit!

(Johanna tritt aus dem Hauſe.)

Henrik.

O, meine Johanna!
Glückſeligkeit!

Johanna.

Mein Henrik! Henrik!

(ſie umarmen ſich.)

Henrik.

O, halt' mich feſt!

Johanna.

Ich glaub', mir träumte,
Mein Herz würd' zerpreßt!

(Sie ſtehn in glücklicher Umarmung; eine milde leiſe Muſik wird gehört, während Kirſten Piil aus dem Hauſe tritt und ſich dem Kobold nähert.)

Kirſten Piil.

Steh' nicht betrübt bei meiner Wiederkehr!
Des Glückes Blume brachte ich hierher,
Die Du verwarfſt. Siehſt Du nun ihre Macht?
In Kindes Hand legt' ich die Blume ſacht;
Dort finden ſie das Blümchen, jubeln dann.
— Du rührſt nicht mehr des Glückes Blume an.

(Sie verſchwindet zwiſchen den Bäumen; die Sonne glänz in vollem Licht; Harfentöne erfüllen die Luft, der Kobold verbirgt ſich in dem hohen Huflattich.)

Henrik.

O, laß mich ſehn in Deines Auges Grund!
Du lächelſt! — küſſen darf ich deinen Mund!
Aus Todespſalm ward heitre Melodei.
Ich halte Dich! —

Johanna.

Mir iſt ſo wohl und frei!

Henrik.

O horch! es iſt, als ob die Luft erklänge,
Als ob der Wald von unſerm Glücke ſänge!
Das Glück erkannt ich erſt als es entſchwand,
Es wohnet nicht in Macht und hohem Stand,
Nicht Wiſſen leiht es, noch die Gunſt der Muſen,
Man findet es an treuer Gattin Buſen,
Wenn man, mit Wen'gem froh, ſich innig liebt,
Der Eltern Bild verjüngt das Kindlein giebt!

Johanna.

Im Waldesſchatten hier, die kleine Hütte,
Birgt höchſtes Weltenglück in ihrer Mitte.
Der Kleine ſchlummert.

Henrik.

Komm' hinein zum Knaben,
Und Ihr ſollt beide tauſend Küſſe haben!

(Sie gehn ins Haus; die Harfentöne ſchwellen mehr und mehr, die Huflattichblätter im Vordergrunde bewegen ſich, der kleine Kobold ſteckt den Kopf hervor und ſieht auf das glückliche Paar.)

Unſichtbarer Chor.

Warme Sonnenſtrahlen ſich verbreiten
Durch die Wälder und der Fluren Weiten,

Aller Herzen tiefe Saiten
Töne ſüß durchgleiten.
In des Kindes Hand ſeh' ich die Blume!

Der Kobold.

Nicht mehr ſtör' ich Euch im Heiligthume!

Schnellpreſſendruck von Fr. Ries in Leipzig.

Im Verlage von Carl B. Lorck in Leipzig erſchienen folgende, ſich durch Inhalt und Ausſtattung zu Geſchenken vorzüglich eignende Werke:

Illuſtrirte Prachtwerke.

Eine andere Welt, von Plinius u. Grandville.
Mit 200 Illuſtrationen, 30 davon color. 5⅓ Thlr. — 8 fl. C.M. geb. 6⅔ Thlr. — 10 fl. C.M.

Die Generale der Republik u. des Kaiſerreichs.
Mit 50 Portraits in Tondruck. 5⅓ Thlr. — 8 fl. C.M. geb. 6⅔ Thlr. — 10 fl. C.M.

Die kleinen Leiden von Plinius und Grandville.
2te Aufl. Mit 250 Illuſtr. 3⅔ Thlr. — 5 fl. 30 kr. C.M. geb. 5 Thlr. — 7 fl. 30 kr. C.M.

Die Reiſe ins Blaue von Plinius u. Johannot.
Mit 100 Illuſtr. 3⅓ Thlr. — 5 fl. C.M. geb. 4⅔ Thlr. — 7 fl. C.M.

Das Conſulat und das Kaiſerreich von Thiers.
1r Band. Mit über 100 Illuſtr. u. Charten. 5⅓ Thlr. — 8. fl. C.M.

Die franzöſiſche Revolution von Ad. Thiers.
1. Band. Mit 100 Illuſtr. und Charten. à 5⅓ Thlr. — 8 Fl. C.-M.

Die Donau, von O. L. B. Wolff und Bartlett.
Mit 80 Stahlſt. u. 100 Holzſchn. 15⅓ Thlr. — 23 fl. C.M. geb. 16⅔ Thlr. — 25 fl. C.M.

Geſchichte Napoleons von Laurent u. Vernet.
Mit 500 Illuſtr. 6⅔ Thlr. — 10 fl. C.M. geb. 8 Thlr. — 12 fl. C.M.

Friedrich der Große, von Kugler u. Menzel.
Mit 400 Illuſtrationen. Preis 6⅔ Thlr. — 10 fl. C.M. geb. 8 Thlr. — 12 fl. C.M.

Die Nachfolge Chriſti für evangel. Chriſten.
Mit Frontiſpice u. Titel in Farbendruck. 2 Thlr. — 3 fl. C.M. geb. 3 Thlr. — 4 fl. 30 kr. C.M.

Die Soldaten des Kaiſerreichs von Bellangé.
Mit 50 color. Abbild. 5⅓ Thlr. = 8 fl. C.M. geb. 6⅔ Thlr. — 10 fl. C.M.

Die Donaureiſe von Ulm bis Linz. 25 Stahlſt.
In eleg. Mappe. 4 Thlr. — 6 fl. C.M.

Die Donaureiſe von Linz bis Wien. 25 Stahlſt.
In eleg. Mappe. 4 Thlr. — 6 fl. C.M.

Die Donaureiſe von Wien bis Sulima. 25. Stahlſt.
In eleg. Mappe. 4 Thlr. — 6 fl. C.M.

Moritz Hartmann.

Kelch und Schwert.

Dichtungen.

Zweite vermehrte und verbeſſerte Auflage.

8. eleg. geh. Preis 1 Thlr. 10 Ngr. = 2 Fl. C.-M.

Ossian. Deutſch von Adolf Böttger.

8. Eleg. geh. Preis 1 Thlr. 20 Ngr. — 2 Fl. 30 Xr. C.-M.
Eleg. geb. 2 Thlr. — 3 Fl. C.-M.

Plinius der Jüngſte.

Naturgeſchichte des deutſchen Studenten.

Mit 41 Illuſtrationen von Apelles.

Eleg. geh. 1 Thlr. 10 Ngr. = 2 Fl. C.-M.. 24 Xr. Rhein.
Eleg. geb. 1 Thlr. 20 Ngr. = 2 Fl. 30 Xr. = 3 Fl. Rhein.

Boz' ſämmtliche Werke.

Wohlfeile und vollſtändige
illuſtrirte Taſchen-Ausgabe.
68 Bände mit 400 Illuſtrationen.
Preis eines Bandes 10 Ngr. — 36 kr. rhein. — 30 kr. C.M.

Inhalt.

Die Pickwickier. 6 Bände. Mit 43 Illuſtrationen.
Oliver Twiſt. 3 Bände. Mit 24 Illuſtrationen.
Nikolas Nickelby. 7 Bände. Mit 39 Illuſtrationen.
Joſeph Grimaldi. 2 Bände. Mit 2 Illuſtrationen.
Londoner Skizzen. 4 Bände. Mit 24 Illuſtrationen.
Humphrey's Wanduhr. 9 Bände. Mit 85 Illuſtrationen.
Barnaby Rudge. 8 Bände. Mit 74 Illuſtrationen.
Amerika. Reiſeerinnerungen. 3 Bände.
Martin Chuzzlewitt. 10 Bände. Mit 40 Illuſtrationen.
Der Weihnachtsabend. Mit 8 Illuſtrationen.
Die Sylveſterglocken. Geiſtergeſchichte. Mit 4 Illuſtrationen.
Das Heimchen auf dem Heerde. Mit 4 Illuſtrationen.
Italieniſche Reiſebilder. 1846. 2 Bände.
Dombey und Sohn. 10 Bände. Mit 24 Illuſtrationen.
Der Kampf des Lebens. Mit 4 Illuſtrationen.

Carl Gutzkow's

Dramatiſche Werke 1—5. Band.

1. Band. Richard Savage. — Werner.
2. „ Patkul. — Die Schule der Reichen.
3. „ Ein weißes Blatt. — Zopf und Schwert.
4. „ Pugatſcheff. — Das Urbild des Tartüffe.
5. „ Uriel Acoſta. — Der dreizehnte November.

8. eleg. geh. Preis eines jeden Bandes 1⅔ Thlr. — 2 fl. 30 kr. C.M. — 3 fl. rhein.

Hiſtoriſche Hausbibliothek.

Band I—VI.

Franz Kugler.

Geſchichte Friedrichs des Großen

Mit dem Portrait Friedrichs des Großen gezeichnet von Schadow, in Stahl geſtochen von Teichel. 27 Bogen. Med.-8. 1 Thlr.

P. M. Laurent.

Geſchichte des Kaiſers Napoleon

Mit dem Portrait Napoleons in Stahlſtich. 36 Bogen Med.-8. 1 Thl.

Hendrik Conſcience.

Geſchichte von Belgien

Mit einem Stahlſtich: Egmonts Tod, nach einer Originalzeichnung von De Hey. 27 Bogen. 8. 1 Thlr.

Groß-Hoffinger.

Geſthichte des Kaiſers Joſeph II.

Mit dem Portrait Joſephs in Stahl geſt. von Weger. 27 Bog. 8. 1 Thlr.

Groß-Hoffinger.

Geſchichte des Erzherzogs Karl.

Mit dem Portrait Karls in Stahl geſt. von Weger. 27 Bogen. 1 Thlr.

Jurien de la Gravière.

Nelſon und die Seekriege von 1789—1815.

Mit Nelſons Portrait nach Abbot. 23. Bogen. 1 Thlr.

H. C. Anderſen's

Geſammelte Werke.

Vom

Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe.

Sechsundzwanzigſter Band.

Geſammelte Gedichte.

Erſter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Geſammelte Gedichte.

Von

H. C. Anderſen.

Erſter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Vorwort.

Unter meinen Schriften iſt in meinem Vaterlande, nächſt den Märchen, meinen Gedichten der meiſte Beifall zu Theil geworden; ich glaubte daher, daß letztere in der deutſchen Geſammt-Ausgabe nicht fehlen dürften, obwohl es mancherlei Schwierigkeiten bot, ſie in einer fremden Sprache wiederzugeben. Man findet deshalb in dieſer Sammlung Das, was einer Ueberſetzung einigermaßen werth ſein dürfte. Bereits früher ſind viele meiner Gedichte, großentheils zerſtreut, überſetzt worden, z. B. von Chamiſſo, Gaudy, Zeiſe u. A. m.; einzelne dieſer Ueberſetzungen, die nicht leicht vortrefflicher wiedergegeben werden konnten, ſind hier unverändert aufgenommen.

Leipzig, im September 1847.

H. C. Anderſen.

Inhalt des erſten Theiles.

Seite

Des Dichters letztes Lied. 11
Der Spielmann. 12
Lied für die Kleinen. 13
Holger Danske. 15
Avis aux lectrices. 18
Der Herzensdieb. 20
Phantaſieſtück in meiner eignen Manier. 24
Die Roſenknoſpe. 26
Die Buche. 28
Das Kind vor der Kirche. 29
Die Schneekönigin. 32
Eine Gattin. 34
Phantaſus. 36
Der auf Oehlenſchläger nordiſchen Reiche Toaſt. . . 39
Das Wundervögelchen. 41
Der Dichter und Amor. 47

Bilder aus Jütland.

- I. Jütland. 49
- II. Die Haide im Regenwetter. 52
- III. Ruhe auf der Haide. 54
- IV. Der Knabe und ſeine Mutter auf der Haide. 57
- V. Gemälde von Jütland's weſtlicher Küſte. . . 59
- VI. An der Nordſee. 62

Seite
Abenddämmerung. 64
Morten Lange. 65
Das ſterbende Kind. 70
Rabbi Meyer. 72
Des Dichters Herz. 77
Der Weihnachtsabend. 78
Des Unbekannten Meiſterwerk. 89
Gedanken über einen zerſchlagenen Topf. 94
Fünfundzwanzig Kleinigkeiten. 97

Geſammelte Gedichte.

Des Dichters letztes Lied.

Du ſtarker Tod, führ' mich hinan
Zum Geiſterlande droben!
Die mir von Gott gewieſ'ne Bahn
Zog ich, die Stirn erhoben;
Was ich gegeben, Gott, war Dein,
Mein Reichthum war mein Träumen;
Nur wenig that ich, — ſang darein,
Wie Vöglein auf den Bäumen.

Leb' wohl, Du Roſe, friſch und roth,
Lebt wohl, Ihr meine Lieben!
Führ' mich hinan, Du ſtarker Tod,
Obgleich ich gern geblieben.
Hab' Dank, o Gott! für all dein Gut,
Für alle künft'gen Zeiten; —
Nun ſtürme, Tod, durch Zeitenfluth
Zu ew'gen Sommerfreuden!

Der Spielmann.

Im Städtchen giebt es des Jubels viel,
Da halten ſie Hochzeit mit Tanz und mit Spiel;
Den Fröhlichen blinket der Wein ſo roth,
Die Braut nur gleicht dem getünchten Tod.

Ja todt für den, den nicht ſie vergißt,
Der doch beim Feſt nicht Bräutigam iſt;
Da ſteht er inmitten der Gäſte im Krug
Und ſtreichet die Geige, luſtig genug!

Er ſtreichet die Geige, ſein Haar ergraut,
Es ſpringen die Saiten gellend und laut;
Er drückt ſie ans Herz und achtet es nicht,
Ob auch ſie in tauſend Stücke zerbricht.

Es iſt gar grauſig, wenn Einer ſo ſtirbt,
Wann jung ſein Herz um Freude noch wirbt;
Ich mag und will nicht länger es ſeh'n —
Das möchte den Kopf mir ſchwindelnd verdreh'n.

Wer heißt Euch mit Fingern zeigen auf mich?
O Gott! bewahr' uns gnädiglich,
Daß Keinen der Wahnſinn übermannt; —
Bin ſelber ein armer Muſikant.

Lied für die Kleinen.

Stirne! eine feſte Wand!
Da logirt der Herr Verſtand.
Der wird lernen und ſtudiren,
Daß ſie einſt Dich reſpectiren;
Vornehm ſitzt er in dem Hirn
Hinter dieſer hohen Stirn.

Augenſtern! wie hell und klar!
Zweie, glaub' ich, haſt Du gar!
Heller unter Deiner Braue
Blickſt Du jetzt, bei Gott, ich ſchaue
Tief Dir in des Herzens Kern,
Du, mein ſüßer Augenſtern!

Naſengipfel! Rößlein fein,
Brille ſoll der Reiter ſein,
Weiß die Brille nicht die Straße,
Folgt ſie ganz getroſt der Naſe.
Ei welch' kleiner runder Schnüpfel!
Unſer Roß heißt Naſengipfel!

Mäulchen! wie ein Kirſchenpaar
Du biſt friſch und ſüß, nicht wahr?
Jſt's gewiß auch, daß die weißen
Schelmenzähnchen mich nicht beißen?
Kleiner, gieb ein Küßchen mir.
Wipp! ich ſtehl's vom Mäulchen Dir.

Kinn! Du Zipfel, angeſetzt
Ans Geſicht, Du kommſt zuletzt.
Doch ein Schelm — muß ich gewahren —
Kommt im Grübchen da gefahren.
Flugs geht's über'n Naſengipfel,
Mäulchen, zu des Kinnes Zipfel.

Krible, krable, krible! will
Wohl der Kleine ſitzen ſtill?
Soll ich nicht den Wicht entdecken,
Der ſich will da drin verſtecken?
Siehſt Du, daß ich jetzt ihn hab'?
Krible, krable, krible, krabb!

Holger Danske.

Das gothiſch alte Kronburg erglänzt im Mondenlicht,
Am Feſtungswalle ſchäumend die dunkle Fluth ſich bricht.

Wie Schwäne gleiten Schiffe hin auf des Sundes Well',
Von Helſingborg' her ſchimmert einſam ein Lichtſtrahl hell.

Still ſchlummert Dänmarks Küſte in ihrer Wälderpracht,
Doch pechſchwarz ragt der Kullen in ſternenheller Nacht.

In Kronburg klingen Becher im alten Ritterſaal,
Ein Freundeskreis vereinte ſich hier zum frohen Mahl.

Sie jubeln bei der Bowle mit ſtarkem Punſch gefüllt,
Ernſt blickt auf das Gelage manch bleiches Heldenbild.

Auf Holger kommt die Rede, als Mitternacht erſcholl,
Der in den Kaſematten der Veſte wohnen ſoll.

„Und hauſ't er drin, dann iſt es doch wahrlich eine Schmach,
Daß dort ihn zu beſuchen uns ſtets der Muth gebrach.

Kommt, laßt uns heut' ihn ſuchen — und finden wir ihn nicht,
Dann Schmach dem müß'gen Barden, der's kund that im Gedicht."

Der Eine ſprach's, und eh' noch ſein Wort verhallet war,
Hat ſich zum kecken Zuge geordnet ſchon die Schaar.

Die roſt'gen Angeln knarren, es brennt die Fackel roth,
Tief in den öden Gängen herrſcht Finſterniß und Tod.

Dumpf ſchallet am verfall'nen Gemäuer jeder Tritt,
Und Fledermäuſe flattern, geſcheucht von ihrem Schritt.

Die Eiſenpforten knarren — matt ſtrahlt der Fackel Schein,
Sie drohet zu verlöſchen, man ſchlägt ſie an den Stein.

Schon kühlt die Luft des Grabes das heiße Jugendblut,
Gleichzeitig wird auch kühler der Jugend Uebermuth.

Und jede Kaſematte durchſpähte ſchon ihr Blick,
Jetzt öffnen ſie die letzte — und beben ſcheu zurück.

Das Haupt auf nerv'ger Rechte geſtützt, ſitzt dort ein Greis
In der gewölbten Kammer; die Burſche nahen leis.

Sieh! durch den Steintiſch wuchs ſchon der Bart; ſonſt ſchien es faſt,
Als wäre dies das Antlitz von ihm *) am hohen Maſt.

---

*) Chriſtian IV. Bezieht ſich auf eine Stelle in einem däniſchen Volksliede: König Chriſtian ſtand am hohen Maſt.

Das Schwerdt in ſeiner Rechten, im Eiſenkleid er ſitzt;
Hoch wölbt ſich ſeine Stirne, ſein Heldenauge blitzt.

Halb wie im Traume ſpricht er, der bange Haufe hört's:
„Wie geht's in meinem Dänmark? Bedarf es meines Schwerdts?

„Reich', Jüngling, mir die Rechte, daß ich am Druck der Hand
„Erkennen kann, ob Mannskraft noch wohnt im Dänenland.“

Und ſchnell reicht ihm der Jüngling die Eiſenſtang' der Thür;
Vor Holger's Rieſendrucke biegt ſich das Eiſen ſchier.

„Gut,“ ſpricht er, „das Geſchlechte iſt ſchwach doch nicht zur Zeit,
„Und Holger kommt zur Hülfe, wenn Euch Gefahr bedräu't.“

Die Burſche ſchleichen ſchweigend von ihm hinweg und ſacht,
Erſt draußen wieder athmen ſie frei in ſtiller Nacht,

Wo hell die Sterne funkeln am blauen Himmelsrund,
Und weiße Wogen ſchäumen hin durch den ſchwarzen Sund.

Avis aux lectrices.

Und wenn Du ſchiltſt und wenn Du tobſt,
Ich werd' es geduldig leiden;
Doch wenn Du meine Verſe nicht lobſt,
Laß ich mich von Dir ſcheiden.

H. Heine.

Mir fehlt etwas! wie ſag' ich, was ich meine? —
So was Beſondres iſt es eben nicht;
Mir fehlt — nun ja — nur eine hübſche Kleine …
Ach, Gott! jetzt lacht man mir noch in's Geſicht!
Darf ich denn niemals ſchwärmen, niemals lieben?
Wie? Bin ich denn nicht alt genug dazu?
Ich will ja Niemand kränken, noch betrüben,
Nein, lieben möcht' ich nur in guter Ruh'.

Ein jeder Dichter, ja ſelbſt jeder Laie
Hat eine Braut; — es iſt nun ſo der Brauch;
Man ſeufzt, man ſpricht von ew'ger Lieb' und Treue:
Dies Alles will ich nun verſuchen auch.
Fort gäb' ich gern mein Herz als gute Beute,
Nur fehlt zum Lieben mir ein Gegenſtand;
Für meine Lieder ſchwärmt' ich nur bis heute,
Doch für ein Mädchen, wär' doch gar charmant!

D'rum wünſch' ich mir — wie ſag ich, was ich meine —
Ein Liebchen, dann beruhigt ſich mein Sinn;
Nur eine Gute, Liebe, wenn auch Kleine, —
Denn meine Größe reicht für beide hin.
O, ſäh' doch Eine gnädig auf mich nieder,
Denn Liebe ſteht den Leuten gar zu gut!
Doch loben mußt Du alle meine Lieder,
Sonſt iſt es aus mit meiner Liebesgluth.

Der Herzensdieb.

Das Herz mag ſtehen vorn, das Herz mag ſtehen hinten:
Ein Dieb bleibt doch ein Dieb, das muß ein Jeder finden.
Weſſel.

Amor, der Schalk — man kennt ihn weit und breit,
Und hat ihn wie ein Kind abconterfeit,
Mit Pfeil und Bogen und mit großen Schwingen; —
Wie eine Fabel ſcheint das ja zu klingen; —
Wer glaubte je, daß er ſo angethan?
Nein, Gott bewahre, er hat Kleider an;
Und wo er wen zu neuem Bund verpflichtet,
Hat er ſein Kleid ſtets darauf eingerichtet.
Die Mädchen ſehen ihn am Liebſten hier
Gekleidet als Student und Officier,
Und dieſe — nun, das kann ein Kind verſtehen —
Als Mädchen ihn am allerliebſten ſehen.
Von Kopf zu Fuß und jeden Augenblick
Iſt er ein Dieb, der längſt verdient den Strick.
Als ich zum erſten Male ihn entdeckte,
War ich ein Knäblein, das noch in dem Jäckchen ſteckte.
Mit andern Buben ſpielt' ich da Verſteck;

Ein Roſenſtrauch wuchs an der Gartenheck';
Ich kroch hinein und ſaß ganz ſtill darinnen;
Mich findet Niemand, wie ſie's auch beginnen;
Da ſeh ich plötzlich Nachbars Lieschen hier
Und unſern Gaſt, den hübſchen Officier.
Nicht weiß ich, was ſie ſprachen und beſchickten,
Doch ſah ich, wie die Roſen alle nickten,
Und mitten in der einen, auf die Flur
Hinüberhängend — Leute, denkt's Euch nur! —
Da ſaß ein Officierchen, nichts geringer,
— Wie wunderlich! — doch groß kaum wie ein Finger,
Mit Schnurrbart, Säbel, Mütze; ja fürwahr,
Der war dem andern ähnlich auf ein Haar.
Die Roſe ſah ich ſchwanken in dem Winde
Und Lieschens Wange treffen gar geſchwinde;
Der große Officier brach nun das Röschen ab,
Doch Lieschen wurde roth, als er es jetzt ihr gab.
Schnell flog ein Schmetterling heraus mit bunten Schwingen,
Der Amor war's — und winkt' vor allen Dingen
Mir zu, was ich erſchaut, nicht zu geſtehn:
Es ward geküßt, und ich hatt' es geſehn.
Wir trafen uns ſeitdem gar oft, wir Beide;
Bald trug er Bauerntracht, bald reiche Seide;
Doch, ſelbſt nun älter, wurd' ich ſchnell gewahr,
Daß, was er that, ſo fein nicht eben war;
Darum gelobt' ich mir, was mir auch würd' geſchehen,
Mich ſolle nie der Schelm in ſeinen Händen ſehen;
Das ſchwur ich laut — ich ging juſt in's Examen

Zum Pfarrer. — Hört, wie doch die Dinge anders kamen.
— In unſer'm Dorfe, bei des Pfarrers Haus,
Da breiten ſich die Haſelbüſche aus;
Am Boden Erdbeerpflanzen, welch Gewimmel!
Heut kam ich hin — hoch war die Sonn' am Himmel;
Tief in den Büſchen dort ein Bauerknabe ſtand,
Der ſich Erdbeeren pflückte; was er fand,
Auf einen Grashalm zog; ich pflückte ſelbſt und aß;
Der Kleine zeigte mir, wie voll ſein Gras,
Und da ich an dem Anblick mich geweidet,
Wird's mir, als ob man mir das Herz zerſchneidet.
Mir war ganz wunderlich — er lacht laut in die Luft —
Der Bauerknabe war der kleine Schuft.
Nicht Beeren hatte er — bewahre, nein!
Auf ſeinem Grashalm — lauter Herzchen klein.
Das ſah ich nun und unter dieſen Herzen
Mein armes eig'nes Herz mit tauſend Schmerzen.
Ich lugte, weinte, bat; er lacht' mich aus;
Ich brachte Nichts als „Ja“ von ihm heraus.
„Sieh dieſe Herzen wurden heut' mein eigen,
Deins iſt das Letzte; laß mich dir es zeigen.“
Am hellſten lacht' er, als er ſprach dies Wort,
Der arge Schalk, und lief dann eilig fort.
Ich lief, ſo gut ich konnte, hinterdrein
Und fing aus vollem Halſe an zu ſchrein;
Doch ich verlor ihn raſch aus dem Geſicht.
Nun — denk' ich mir — nun zieht der Böſewicht
Von Thür zu Thür mit den geſtohl'nen Herzen,

Und was mich muß am allertiefſten ſchmerzen,
Mich bietend dieſer oder jener feil.
Nun muß ich auch eins ſtehlen für mein Theil,
Wenn mir nicht Eine will das Ihre geben,
Denn ohne Herz: da kann ich ja nicht leben.

Phantaſieſtück in meiner eignen Manier.

Im Himmel ſitzen die Englein klein
Rund um den großen Katheder;
Sie ſitzen mit ihren Flügelein,
Und blaſen als hübſche Trompeter.
Doch Abends legen ſie weg die Trompet':
Dies ſieht die Madonna gerne.
Sie ſpielen vergnügt — nicht Whiſt, noch Piquet —
Ihr Spiel heißt: Mond und Sterne.
Fällt ihnen einmal ein Stern aus der Hand,
Wirds Sternſchnuppe hier bei uns genannt.

Im Himmel giebts gar hübſche Muſik,
Klingt Alles in herzlichen Worten;
Langweilig iſts keinen Augenblick,
Man fühlt ſo heimiſch ſich dorten.
Oft fliegt ein kleiner Engelshauf'
Hinab in die irdiſchen Thale,
Bringt ſchlafende Kinderchen mit hinauf
Zu Gott im himmliſchen Saale.
Manchmal iſt darunter auch ein Poet,
Der kann dann erzählen, wie's oben ſteht.

Gar luſtig ſchwebt man zum Himmelszelt,
Hoch über Eulen und Aaren.
Tief kann man den alten Käfig, die Welt,
Mit bunten Vögeln gewahren.
Nett ſingen die Englein Rundgeſang,
Dazu der Sphären Geklinge;
Der Himmel iſt gar ſo breit und ſo lang,
Man fühlt ſich ſo klein, ſo geringe;
Der Erwachſene wird dort wieder ein Kind,
Weil Kinder im Himmel wir alle ſind.

Die Roſenknospe.

Roſenknospe, zart und rund,
Lieblich wie ein Mädchenmund!
Küß' ich dich als meine Braut
Wirſt du ſchöner ſtets geſchaut.
Laß noch einen Kuß dir geben,
Fühl' mein Beben!

Ich will beichten, wie man's muß:
Nie noch gab ich einen Kuß!
Keine Maid erwartet mich,
Roſe, ich muß küſſen dich!
Du nur biſt mein Glück, mein Leben;
Fühl' mein Beben!

Geb' ein Lied dir, wenn du küßt,
Und wenn einſt du Staub dann biſt,
Ruft mein Lied dir laut noch zu:
Keine küßte mich. Nur du
Haſt mir Küſſe je gegeben —
Fühl' mein Beben!

Dänmarks Mädchen, wenn ich ſchied,
Sagen wohl bei jedem Lied:
„Küſſen möcht' ich ihn dafür!“
Schön geſagt, was nützt es mir?
Müßt mir d'rum bei meinem Leben
Küſſe geben!

Die Buche.

„Träume ſind Schäume."

Hoch trug ich mein Haupt und ſtolz,
Denn ich war ein edles Holz.
Meine Kinder, ſtarke Aeſte,
Wohlgewachſ'ne, ſchlanke, feſte,
Hatt' ein Hieb verunglimpſt nie,
Sonn' und Thau nur ſchlürften ſie.
Alles that als Mutter ich,
Denn ſie ſollten mächtig ſich
Heben, dacht' ich; — großgezogen,
Fliegen einſt auf ſalz'gen Wogen,
Maſte, mit der Windesbraut,
Weithin ſchauend und geſchaut! —
Doch von dreizehn, die's geweſen,
Ward nur Einer — Stiel im Beſen.
Heckenſtäbe wurden drei,
Neun, ich ſag's mit Wehgeſchrei,
Nahmen doch das ſchlimmſte Ende,
Wurden nichts als Feuerbrände!

Das Kind vor der Kirche.

Wir müſſen über den Kirchhof gehn,
Wo im Schnee die ſchwarzen Kreuze ſtehn
Und die Steine im finſteren Grunde:
Der alte Prieſter kehrt heim in's Haus,
Der Mond bricht aus drohenden Wolken heraus,
Es ſchlägt die Mitternachtsſtunde.

Schon ſtreift die Mauer der Mondenſchein,
An der Thüre ſteht ein Kindlein klein,
Das hat ſo blaſſe Wangen;
Der alte Prieſter tritt ihm nah':
„Wer biſt du, und was willſt du da?
Wie biſt du hergegangen?“

„„O thu' mir nichts, o laß' mich ſein,
Nicht wiſſen darf es mein Mütterlein,
Sonſt würde noch mehr ſie weinen!““
„— Nein, Kind! dir ſoll nichts Böſes geſchehn!
Wie blutet die Hand dir? Gieb her! Laß ſehn!
Sag' an, wer ſind die Deinen?“

„„Ach Gott! Wie hab' ich geweint ſo ſehr!
Doch darf ich's dir ſagen nimmermehr,
Weshalb ich hergekommen!
Weil Vater Nichts bezahlen kann,
D'rum hat uns Alles ein böſer Mann,
Selbſt unſere Bibel genommen!""

„„Und weil wir Hunger leiden und Noth,
Weint Mutter ſich die Augen roth
Vor lauter Weh und Sorgen!"" —
— „Du armes Kind! Komm' her zu mir!
Doch zeige mir das Stück Papier,
Das du vor mir verborgen?"

„Komm', gieb es mir, ich bin dir gut —
Doch ha! Was ſeh ich! Das iſt dein Blut!
Was haſt du da geſchrieben?"
„„O Gott! o halt' mich nicht für ſchlecht,
Ich weiß es wohl, es iſt nicht recht,
Doch hat mich Noth getrieben!""

„„Denn immer weinte mein Mütterlein,
Und ſagte dann: Von Gott allein
Kann Troſt ich noch erlangen.
Doch, da auch Gott uns nicht befreit,
So bin ich nun bei ſpäter Zeit
Zur Kirche hergegangen.""

„„Ich ſchnitt mich, bis das Blut mir rann —
Dem lieben Gott verſchrieb ich dann
Mich ganz, doch nicht dem Böſem.
Gott will ja gern die Kleinen ſehn;
Für ewig will ich zu ihm gehn,
Um ſie nur zu erlöſen.““

„„Doch ſag's nicht meinem Mütterlein:
Sie darf nun nicht mehr traurig ſein;
Sonſt klagt und weint ſie immer —!““
Der Prieſter ihn im Arme hält:
„Dich ſegne Gott im Himmelszelt,
Nun ſollſt du weinen nimmer!“

Die Schneekönigin.

Und des Sundes Wogen ſchlummern
Rings um die gefrorne Küſte.
E. Tegnér.

Hell ſchimmert der Schnee auf Feldern und Flur,
Ein einſames Licht blinkt im Hüttchen nur,
Dort harret das Mädchen beim Lampenſchein
Des Herzliebſten ſein.

Still iſt's, in der Mühle das Treibrad ſteht.
Nun glättet der Knappe ſein Haar und geht;
D'rauf hüpfet er luſtig hin, eins, zwei, drei,
Am Mühlteich vorbei.

Froh ſinget er laut in den ſchneidenden Wind,
Von dem ihm die Wangen geröthet ſind.
Schneekönigin fährt über Wälder und Au
Auf Wolken grau.

„Wie ſchön biſt Du doch bei des Schneelichtes Schein!
Ich hab' Dich erkoren zum Herzliebſten mein.
Komm, folg mir auf ſchwimmenden Wolken von Schnee
Ueber Berge und See!“

Die Schneeflocken fallen ſo groß und ſo dicht:
„Mein Blumennetz fängt Dich; o, fliehe mich nicht!
Mein Brautbette ſteht dort, ſo ſchimmernd und fein;
Komm, ſchlummre nur ein!“

Nicht mehr blinkt im Hüttchen des Lichtes Schein,
Weiß wirbeln die Flocken in Ringelreihn,
Ein Sternchen blickt aus Wolken heraus —
Nun löſchen ſie's aus.

Hell ſcheinet die Sonne auf Feld und Wald —
Er ſchlummert im Brautbett, ſo eiſig und kalt.
Dem Mädchen wird bange, zur Mühle ſie geht:
Das Treibrad — es ſteht!

Eine Gattin.

Die Gattin ſchmückt das Haus; gleich einer Ranke
Reicht ſie dem Mann des Lebens beſten Wein;
Durch ſie begeiſtert oft ſich ſein Gedanke,
Ihr zartes Lächeln wird zur Roſe ſein;
Des Herzens Bürde theilt ſie treuerweiſe;
Sie gleicht dem Engel, den Tobias fand,
Das edle Weib bleibt ſtets in jedem Kreiſe
Der beſte Schatz in des Beſitzers Hand.

Ein Weib, das Mutter iſt — aus ihrem Herzen
Strömt einer Quelle friſche, reiche Kraft;
Ihr Kuß vertreibt der Jugend flücht'ge Schmerzen,
Für eines Reiches Glück ſie wirkt und ſchafft;
Sie zieht Gedanken groß, die Früchte bringen
Durch die Geſchlechter bis zur fernſten Zeit.
Der Mutter und des Weibes Name klingen
Vereint, durch einen Genius geweiht!

Vom Ausdruck eines Mutteraug's bezwungen,
Man Ehrfurcht ihr und Liebe gerne zollt;
Und Gott, der in die Herzen eingedrungen,
Weiß, dieſes Herz iſt ein geprüftes Gold.
D'rum hebe dich, mein Sang — breit' aus die Schwingen!
Schwell' höher auf, wie volles Saitenſpiel!
Laßt jedem edlen Weib dies Lied uns bringen,
Und, Gott ſei Dank! auf Erden giebt es viel'!

Phantaſus.

Beim Hirten weil' ich, an des Berges Fuß,
Wo Heerden weiden auf den grünen Matten;
Oft ſend' ich aus dem Baum ihm meinen Gruß,
Wo Tauben koſen in des Laubes Schatten;
Wenn ſeine Flöte preiſt der Liebe Luſt
Und Phyllis ſelig ſinkt an ſeine Bruſt:
Da jag' ich Seifenblaſen in die Lüfte,
Indeß die Sonne ſinkt in Waldes Düfte.

Hoch auf dem Felſen wohn' ich, auf der Feſte,
In niedrer Hütte, wie im Königsſaal;
Wo Kummer herrſcht, im Kreiſe froher Gäſte,
Auf Berges Spitze und im tiefen Thal.
Im Raum des Schiffes an der Planke Seiten
Siehſt auf dem Meer mich mit dem Fiſcher gleiten;
Ich kann mich durch des Kloſters Mauern winden,
Und werde ſelbſt der Nonne Kerker finden.

Oft ſpiel' ich in des Felſens tiefen Gründen,
Beſchwöre dort die Geiſterwelt der Nacht,
Und meine Zauberſchlöſſer wirſt du finden
Beim Mondenſchein und wenn die Sonne lacht.
Im Kampfe ſteh' ich vor des Helden Blicken,
Bereit, ihn mit der Siegespalm' zu ſchmücken;
Dem Wandrer folg' ich durch der Wüſte Sand,
Den Barden führ' ich in das Geiſterland.

Ich mag am liebſten mit den Kleinen gehn,
Die meine Zauberwelt am beſten fühlen;
Sie können mich in Hütt' und Schloß verſtehn,
Wenn ſie mit meinen Wunderſchätzen ſpielen.
Wir kennen Sorg' und Kampf des Lebens nicht,
Zur Ritterburg wird uns die Hütte ſchlicht,
Es ſcheint der Storch uns gleich dem muth'gen Roſſe,
Die Schwalbe iſt der Sänger uns im Schloſſe.

Wir ſpielen in der Abendſonne Gold,
Gleich Bergen ſteht der lichten Wolken Reihe;
Da tönen Blüth' und Baum ſo wunderhold,
Die Wogen rauſchen ſanft in heil'ger Weihe.
Ein Ungewitter iſt heraufgezogen —
Doch drüben lächelt mild der Regenbogen;
Die Möwe taucht ſich in der Wellen Schaum,
Kannſt du vergeſſen deiner Jugend Traum?!

Sieh', als Du klein warſt, ſpielten wir zuſammen
Und ſchauten ſpähend in die helle Gluth;
Da ſah'n wir Bilder hüpfen in den Flammen,
Und unſre Seelen waren froh und gut.
Ein jedes Märchen bot uns Wahrheit dar,
Und nur das Leben uns ein Märchen war;
Nicht nur die Cherubim im ſchönen Kranze,
Gott Vater ſelbſt ſah'n wir in ſeinem Glanze! —

Der drei nordiſchen Reiche Toaſt
auf
Adam Oehlenſchläger.

(Bei dem Feſte des Studentenvereins am 20. November 1841.)

Zerſplittert ward des Nordens Kraft
In drei ungleiche Lande,
Doch einten Kunſt und Wiſſenſchaft
Sie durch des Geiſtes Bande.
Laut ſchallt des Liedes Flammenwort,
Des Bruderſinnes Pfleger;
Und Sangesmeiſter hier im Nord
Iſt: Adam Oehlenſchläger!

In Norweg brauſt der ſtolze Quell
Vom Fels in's Thal hernieder;
Von großen Thaten ſingt er hell,
Das Echo hallt es wieder;
Doch Dänmark gab dazu den Laut
Und war der Sprache Heger; —
Dies Feld haſt ruhmvoll Du bebaut,
O, Adam Oehlenſchläger!

Scharf wie ein Schwert, ſo trennt der Sund
Die nachbarlichen Strande;
Da eint in ſchöner Morgenſtund'
Ein Roſenzweig die Lande.
D'rauf blüht der Dichtung farb'ge Pracht; —
Wer war des Zweiges Träger?
Du biſt der Zaubrer, der's vollbracht,
Du, Adam Oehlenſchläger!

Der Kämpenhügel und der Hain,
Auf wildem Fels die Quelle,
Sie ſchaukeln ſich im Zauberſchein
Auf Deines Liedes Welle.
Dir ſchallt ein Hoch von Seelands Rain,
Und Schwedens kühne Jäger
Und Norwegs Fiſcher ſtimmen ein:
Heil, Adam Oehlenſchläger!

Das Wundervögelchen.

> Soll ich dir die Gegend zeigen,
> Mußt du erſt das Dach beſteigen.
> Göthe.

Siehſt du dort das Haus im ſtolzen Buchenwald am klaren Bach,
Jenes mit der weißen Mauer und dem rothen Schindeldach?
Sieh' auch im Gebüſch den Knaben mit dem offnen Angeſicht,
Ausgelaſſen, kindlich heiter ſpringt umher der kleine Wicht.
Plötzlich hält er lauſchend inne, denn ein ſchönes Vöglein ſingt
Droben in des Baumes Wipfel; wunderbar ſein Sang erklingt!
Einer Roſenknosp' an Größe gleichet kaum das Vöglein hold,
Bunt befiedert ſtrahlt ſein Körper, wie von Perlen und von Gold.
Mit dem hübſchen kleinen Sänger wird der Knabe bald vertraut,
Und ſie ſingen wechſelsweiſe, wie der Abend niederthaut.
In dem Hirn des Knaben ſpuken viele Märchen, d'raus erwählt
Er die ſchönſten, und dem hübſchen Thierchen hat er ſie erzählt;

Doch, o Wunder! es hat alle ſelbſt auf ſeinem Flug geſehn;
Weiß am ſchönſten und genau'ſten zu berichten, wie's geſcheh'n.
Und nicht das allein, ein wenig hexen kann es auch dazu:
Tauſend Meilen fliegt der Vogel und er kehrt zurück im Nu!
Und vom Fluge wiederkehrend, ſchau! was er im Schnabel hat:
Seltne Samen, die umhüllet ſind von einem Roſenblatt
Und begabt mit Wunderkräften; kaum wird eins der Erd' vertraut,
Hat ein prächt'ger Feentempel ſich urplötzlich auferbaut.
Schnee vom Berge ſind die Säulen, und das Dach aus Morgenſchein,
Durch die Wölbung des Portales blickt zum Himmel man hinein!
Doch zu einem Sommerwölkchen iſt ein andres Korn geſchwellt,
Mit dem Knaben und dem Vöglein ſchwebt es über Wald und Feld,
Segelt nach der Abendſonne, die dort glänzet groß und ſchön,
Bis hinan zu Gottes Throne in den blauen Himmelshöhn,
Wo gleich weißen Blümchen prangen viele Sterne, hell und klar,
Wo das Jeſuskind er ſchauet mitten in der Engel Schaar.
Erdwärts ſinkend, hat die Wolke nach dem Wäldchen ſie gebracht,
Wo die luſt'gen Elfen ſpielen in der milden Sommernacht,
Wo die Blümchen, die verwelket Jahr um Jahr, auf's neu' erſtehn
Und mit ſüßem Duft erblühen bei des Zephyrs lauem Wehn.

Wieder ſteigt aus einem Samen eine rieſ'ge Palme auf,
Immer wachſend; huſch! der Knabe und das Vöglein ſitzen d'rauf;
Immer höher, in die Wolken ſteigt empor der Palmenbaum,
Breitet ſeines Wipfels Krone ſtolz bis an der Erde Saum.
Länder, Meere ſchaut der Knabe, Wälder an der Berge Hang,
Aber auf dem Wolkenſitze wird's ihm wunderlich und bang;
Zwiſchen Erd' und Himmel ſehnet ſich der Knabe erdenwärts,
Und zum Himmel von der Erde ſtrebet wiederum ſein Herz. —
— Tage ſchwinden, werden Jahre; hin iſt bald der Kindheit Luſt,
Flammen ſtrahlen ſeine Blicke, denn es glüht in ſeiner Bruſt.
Oft erſchienen war das Vöglein, doch jetzt ſah er's lange nicht;
Seufzend ſitzt er am Geſtade, d'ran der Wogenſchwall ſich bricht;
Blau wölbt ſich des Himmels Bogen, unbegrenzt dehnt ſich die Fluth,
Keine Inſel, keine Wolke, d'rauf das müde Auge ruht.
Sieh! von einem Schwan gezogen, treibt zum Ufer her ein Kahn,
Er erkennt ſein liebes Vöglein wieder in dem ſtolzen Schwan.
Immer näher, bis zum Strande, zieht der Schwan das Schiffchen hin,
Und ein wunderholdes Mädchen ſitzet in dem Kahne d'rin.

Frieden ſtrömt aus ihrem kindlich klugen Aug' in ſeine Bruſt.
Liebe — o, es ſchwillt der Buſen! — du biſt mehr als ird'ſche Luſt!
Mächtig gährt's in ſeinem Innern, ſeinem Auge wird es hell;
Horch! es rauſchet ihm im Walde, und es murmelt ihm der Quell!
Friſcher prangt das Grün der Fluren, duftiger die Blume ſprießt,
Als er ſie zum erſten Male liebend in die Arme ſchließt!
Schnell entflieht wie eine kurze Sommernacht ein wonnig Jahr,
Denn der Stunden Lauf beflügelt eine lichte Elfenſchaar;
Wieder kehrt der Schwan und ziehet einen Blumenkahn an's Land.
Sag', was nach dem Glück der Liebe er wohl in dem Boote fand?
Mit verklärten Engelszügen ſchauet er ſein Ebenbild,
Denn mit einer Schaar von Kindern iſt das Schiffchen angefüllt.
Weich umarmet ſie die Mutter, und der Vater wird zum Kind;
Fröhlich ſpielt er mit den Kleinen, beide doch in Sorgen ſind,
Denn den Kindern Engelsflügel wachſen oft im Augenblick,
Und zur Himmelsheimath droben ſchweben plötzlich ſie zurück.
Seiner Schwanenhüll' entledigt, kommt zurück das Vögelein,
Singt und flattert wieder lieblich in der Kindheit Zauberhain.
Aus dem Samenkorn entſtehet abermals ein Feenſchloß,
Und ſie reiten nach der Sonne Küſte auf dem Wolkenroß.

Jubelnd ſteigt der Kinderhauſe mit der Palme in die Höh',
Roſenſchiffchen bauen ihnen Elfen auf dem Geiſterſee.
Alle Bilder ſeiner Jugend ſind dem Vater jetzt erneu't,
Seiner Kindheit Zaubergarten und der erſten Liebe Zeit.
In der Schwanenhülle ſchwebt er aufwärts nach dem Himmelsrund,
Sterne, Welten ſieht er wimmeln, wie der Sand auf Meeresgrund.
Ruh' wird ſeinem vielbewegten Herzen in der Kindheit Traum;
Ein Gedanke nur der Gottheit, Liebe herrſcht im Weltenraum,
Dreht Planeten um die Sonnen, wölbt des Himmels blauen Dom! —
— Ob die Jahre auch wie Tropfen ſchwinden in der Zeiten Strom,
Stets durch's bunte Glas der Täuſchung iſt das Leben uns verhüllt,
Und verſchieden zeigt dem Kinde und dem Manne ſich das Bild.
Einſam auf dem Grabeshügel ſitzt der Greis mit trübem Blick,
Weib und Kinder ſind geſtorben, Vöglein kehrt nicht mehr zurück.
Purpurn ſinkt in's Meer die Sonne, und er blicket himmelwärts:
„Wird der Schwan denn nicht erſcheinen, Ruh' begehrt mein müdes Herz!"
Doch wie heiß er auch verlanget nach dem Ziel der Pilgerbahn,

Nimmer tauchet aus der blauen Tiefe auf der weiße Schwan. —
Aber, ſieh, im Abendſtrahle was erglänz't dort auf dem Meer?
Auf des Schwanes weißem Fittig ſchwebt des Todes Engel her,
Der ein Schlummerlied dem Greiſe aus der Kindheit Tagen ſingt,
Daß beim ſanften Ton ein mächt'ges Heimweh ſeine Bruſt durchdringt.
Ach! das Vöglein kann ihm nichts mehr bringen aus dem Zauberland,
D'rum ergreiſt des Todes Engel mild des müden Pilgers Hand,
Führt ihn in das Boot und lenkt es weit hinaus auf ſtille Fluth,
D'rauf es wie ein Stern erglänzet in der Abendſonne Gluth.
Fern und ferner ſieht man's ſchimmern, bis es ganz dem Blick entſchwand, —
Bringt ihn nach der beſſern Heimath, wo er ew'ge Ruhe fand.

Der Dichter und Amor.

Liebe wirket dieſes
Alles und noch mehr.
Wieland.

Dichter.

Meine Lieb' muß ich verſchweigen,
Oh, das thut dem Herzen weh!
Ihr kann ich ſie nimmer zeigen,
Denn es trennt uns Land und See.

Amor.

Auf! Kein Dichter je verzage!
Er hat Perlen, Silber, Gold!
Und der Geiſt ſiegt alle Tage,
Amor iſt dem Dichter hold!

Dichter.

Ach! ich kann ſie ja nicht ſehen,
Lauſchen ihrer Stimme Klang,
Kann nicht, wo ſie weilet, gehen,
Flattern, wie das Vöglein bang.

Nähren meiner Hoffnung Triebe,
Schauen tief ihr in das Herz;
Nun vergißt ſie meine Liebe,
Nun vergißt ſie meinen Schmerz.

Amor.

Stärke deinen Muth nur wieder!
Wer iſt glücklicher, als Du?
Sagen kannſt du ja durch Lieder,
Was dir trübt des Herzens Ruh'.

Kannſt der ganzen Welt vertrauen,
Was die Theure längſt gewußt;
Niemand doch wird dich durchſchauen,
Sie nur blickt dir in die Bruſt.

Alles kannſt du drucken laſſen;
„Sind nur Lieder" — ſagt man ſich;
Doch bei ihr — kannſt du es faſſen,
Wie beglückt du biſt? — ſprech' ich! —

Bilder aus Jütland.

I.

Vom Eiderſtrom zu Skagens nackten Dünen
Krümmt nordwärts Jütland ſich, begränzt vom Meer;
Die fette Heerde graſ't am Grab der Hünen,
In Buchten tummelt ſich der Fiſche Heer.
Aus dem däniſchen Trauerſpiele Svend Grathe.

Als Urzeit noch ein friſcher Schaum ſchwamm auf der Zeiten
Wogen,
Lag Jütland eine Wildniß da, mit Nebeln dicht umzogen.
Ein Wald nur war's, darin empor die Eiche ſtolz geſchoſſen,
Die dicken Zweige hielten ſich wie Brüder eng umſchloſſen.
Gen Nordens Thule zog kein Schiff entlang den dunklen
Küſten,
Wo Wölfe hauſen ungeſtört und mächt'ge Adler niſten.
Es herrſchte tiefe Dämmerung, Jahrhunderte entſchwanden,
Eh' hier des Beiles Schlag erſcholl und Menſchen her ſich
fanden.
Doch einſam war nicht die Natur: ſich rohe Kräfte zeigen,
Und ſingend muntrer Vögel Schaar hüpft ſchaukelnd in den
Zweigen.

— Da ſtieg aus Meerestiefen auf ein Nebel, ſcharf und ſtille,
Und barg der Sonne warmen Strahl mit feuchter, kalter Hülle.
Erſtarrend mußten Blum' und Gras, die Eiche ſelbſt erliegen;
Die Erd' ſpie rothe Flammen aus, die Meeresfluthen ſtiegen.
Verzweifelnd ſtürzte ſich das Thier und heulend in die Wogen,
Fort bei der Elemente Kampf die Menſchen bebend zogen.
Wie Lava dampfte heiß das Moor, ertödtend, was da lebte; —
Ein Chaos ward, worüber ſtumm der Todesengel ſchwebte;
Mit violetten Blüthen wuchs das ſchwarze Kraut der Haide.,
— Doch in des Landes Oſten ſtand der Wald im Sommerkleide;
Der Vogel baute hier ſein Neſt, die Menſchen kehrten wieder,
Im Eden hinter ſchwarzem Sumpf, da ließen ſie ſich nieder.
Ein kräftiges Geſchlecht erſproß, und alte Sagen melden,
Wie um den König ſich geſchaart, zum Kampf bereit, die Helden;
Wie mancher Barde, liederreich, im Volk ward hochgeehret,
Wie manches kräft'ge Wort erſcholl, manch' Methhorn ward geleeret. —
Wie dies Geſchlecht, ſo ſchwanden viel' mit ihren ſtolzen Träumen,
Doch in der Zeiten Wechſel blieb der Brandung wildes Schäumen
An Skagen's Riff, und ſchweigend ſah der Mond auf's Land hernieder,

Als Chriſti Kreuz gepflanzet ward bei fremder Mönche Lieder.
Er ſah die ſtolze Ritterzeit, ſah ihre Burgen ragen,
Niels Ebbeſen ſein Leben kühn für Dänmark's Rettung wagen.
Der Zeiten Auge, ſtrahlt er noch mit ſeinem bleichen Scheine
Auf Jütlands haidbewachſ'nes Moor und duft'ge Buchenhaine;
Sieht, wie im Sturm die Eiche bebt, ſieht ſtolz das Meer ergoſſen,
Und ſieht des Friedens Blumen mild am Bautaſteine ſproſſen.

II.

Die Haide im Regenwetter.

Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden.
Goethe.

Ach, grau in grau des Himmels Dom!
Und nieder gießt ein Regenſtrom;
Rings Sumpf, ſo weit die Augen ſpäh'n,
Und Haidekraut, wohin wir ſeh'n.
Verkrüppelt nur das Gras gedeiht;
Doch, auch das kleinſte Grün erfreut!

Im tiefen Sand keucht das Geſpann,
Und Haid'kraut ſchlägt an's Rad heran.
Sieh' dort das Mädchen und den Knaben
Die Schafe hüten an dem Graben;
Der Knabe flötet auf dem Ried,
Sie ſingt dazu ein frommes Lied.

Sie kennt auch ſonſt der Lieder viel,
Selbſt „Noat, der vom Seile fiel.“
— Doch ſag', was dort für Leute waren?
Ein Hauſe wandernder Nomaden;
Zigeuner werden ſie genannt,
Auch Beutelſchneider hier zu Land.

Das Weib, das auf dem Rücken dort
Die Wiege trägt, iſt hübſch, auf Wort!
Das Kind ſchläft, wie auf ſammtnen Kiſſen,
Trotz Sturm und heft'gen Regengüſſen;
Die andern Kinder lauſen mit:
So klein ſie ſind, ſie halten Schritt.

Vielleicht — ſchon der Gedanke macht
Mich heiter in der finſtern Nacht —
Treff' ich Precioſa hier, die Feine,
Die Süße, Liebe, Holde, Reine!
Wo weilt der Haide Sonne jetzt? —
Ward ſie vielleicht in's Loch geſetzt?

III.

Ruhe auf der Haide.

— — Die nackte Haide,
Die ſich ſelbſt begränzt. …
Grundtvig.

Trauernd und groß liegt vor uns
Die ſchwarzbraune Haide;
Einſam und hellgrün ragt ein Wacholderſtrauch
Zwiſchen dem Haid'kraut.
Ringsum ſtrecken ſich Hügel,
Einem Gebirgskamm' gleich, mitten durch's Land.
Aber an jeder Böſchung,
Selbſt in den Spuren der Räder,
Dringt Haid'kraut rothgelb hervor.
Es iſt, als ob ein ausgeſtorbener Erdball
Unter uns läg', ein trauerndes Grab.
Doch der Vollmond ſtrahlet ſo hell am tiefblauen Himmel,
Wo Wolken, phantaſtiſch geformet,
Wie ſchwimmende Berge gleiten.
Alles iſt ſtille;

Man hört nur das Knarren des Rades
Im tiefen Sande des Weges.
Mäntelumhüllt ſitzen ſchweigend wir da,
Denn der Wind bläſ't ſcharf her aus Weſten
Ueber die nackte, ſchwarzbraune Haide.
Hier liegt eine Hütte,
Einſam, in trauriger Gegend.
Einſturz drohend und niedrig,
Gleich einem Wrack auf windſtillem Meer,
Steht ſie da vor uns.
Sieh', im loſen, nächtlichen Kleide
Kommt die Wirthin heraus,
Mit verwitterten, häßlichen Zügen.
Nachläſſig hängt das zerriſſ'ne Gewand
Um die ſpitzigen, knöchernen Lenden.
Mit trocknem Haid'kraut zündet ſie Feuer;
Sie bläſet es an, und kohlſchwarz
Wirbelt der Rauch in die Höhe,
Und die Flammen werfen röthlichen Schein
Auf das hag're, gefurchte Antlitz.
Draußen lagern wir uns,
Brauen den Punſch und ſitzen wie Götter
Auf der bräunlichen, ſchlummernden Erd', die in Lüften
Segelt dahin mit dem Monde.
Schmunzelnd nimmt auch die Alte ihr Glas,
Nippt oft daran und erzählet
Von den Spaniern, die hier
Einſt geweſen im Kriege;

Wie die fremden Gäſte, die Niemand verſtand, ihr Lager
Aufſchlugen hier, inmitten der Haiden;
Wie ſie oft weinten, recht wie die Kinder,
Rufend der Heimath Land;
Dann wieder tanzten und hüpſten in hellen Nächten,
Singend die fremden, heimiſchen Lieder,
Fern von der Heimath, alleine
Auf der nackten, ſchwarzbraunen Haide. —
Das Mahl iſt zu Ende;
Auf dem Wagen ſitzen wir wieder
Und winken der Alten Leb'wohl,
Die uns geſpenſtiſch anſtarrt und nicket.
Doch hinter der Thüre
Lauſchet ein junges Mädchen mit Neugier.
Staunend blickt ſie uns an, gähnend und ſtreckend
Die trägen, herrlichen Glieder.
Das Kleid, das ſie loſe um ſich geworfen,
Fällt von der üppigen Schulter,
Und zeigt auf der Haide uns Marmor.

IV.

Der Knabe und ſeine Mutter auf der Haide.

Das Grüne, Blau' und Rothe war nur Tand;
Ob ich im Schwarzen wohl die Wahrheit fand?
C. Wilſter.

„So ſprich doch, Herzensmutter; gieb Antwort Deinem Sohn;
Seh' ich den Vater nimmer? Deckt ihn die Erde ſchon?
Du ſchwiegſt, ſo oft ich fragte, wer doch mein Vater war;
Allnächtlich hab' ich Träume gar fremd und wunderbar.
War nicht der Väter König? Sprich nur das eine Wort:
Zieh'n wir durch Buſch und Haide ſo heimlich immerfort?“

„Wo ſind die ſchwarzen Wälder? Dort ſang, dort tanzte man.
Wo ſind die großen Berge? Oft denk' ich noch daran!
O ſprich, wo iſt mein Vater? O ſag' mir, wer er war!
Allnächtlich hab' ich Träume gar fremd und wunderbar.
Ich will den Traum erzählen, Herzmutter, deute ihn:
Mir war, als ob der Vater zur Nachtzeit mir erſchien.

„'nen Regenbogen ſah ich ruhn auf der Berge zwei,
Und unterm Bogen ſchwebte mein Vater ſtolz und frei.
Am Hals hing eine Kette; er trug 'ne Krone klar,
Und ringsum flogen Engel mit ſchnee'gem Flügelpaar.
Ich ſah', wie er mir winkte. Der Traum war licht und hell;
O ſprich doch, gute Mutter, wo finden wir ihn ſchnell?“

„„Schweig ſtill mit Deinem Träumen! Was ſolch ein Narr ſich denkt:
Dein Vater ward in Ungarn, woher du kommſt, gehenkt.
Stolz war er wie ein König, ſelbſt unterm Galgenpfahl; —
Jetzt ward er wohl ſchon lange der ſchwarzen Raben Mahl.
Du lagſt an meinem Herzen, als ich dem Loch entfloh. —
Was wirſt Du blaß? — Nun, Junge, komm doch! was greinſt Du ſo?““ “

V.

Gemälde von Jütland's weſtlicher Küſte.

> Wie eine Leiche ruht die Erde hier,
> Der Himmel blickt im blutigen Gewand,
> Gleich einem Mörder, nieder auf ſein Opfer.
> Atterbom.

Man ſieht nicht einen Strauch; das Haid'kraut ſelbſt verſchwand;
Ein Hälmchen hie und da nur dringt aus tiefem Sand;
Die Düne, die von Tag zu Tage ſich erneut
In wechſelnder Geſtalt, iſt rings mit Wrack beſtreut.
Dort liegt vor uns das Meer, das keine Gränzen hat,
So weit das Auge reicht, ganz ſpiegelklar und glatt;
Das Ufer iſt beſä't mit Steinen, groß und klein,
Und alle kugelrund, mit buntem, farb'gem Schein.
Die Fiſcher geh'n zum Strand, ſie ſingen froh ein Lied;—
Ein herrliches Geſchlecht, mit Mark in jedem Glied.
Die Hände falten ſie und ſprechen ein Gebet;
Mit Gott dann in den Kahn! — Der Wind vom Lande weht!

* * *

Ein altes Weib ſteht dort am Strand,
Ihr ſpärlich Haar grau wie der Sand;
Sie trinkt des Sonnenſtrahles Gluth,
Und ſchüttelt ſich: es thut ſo gut.
Ihr runzlich Antlitz ſich verzieht
Zum Lächeln, als hinaus ſie ſieht,
Denn auf dem trügeriſchen Meer,
Treibt jetzt ein ſtolzer Segler her,
Doch ohne Steu'r und ohne Maſt —
Jetzt hat der Flugſand ihn erfaßt!
Man ſieht, es iſt das Todtenſchiff —
Feſt bohrt es ſich jetzt in das Riff!
— Fromm ſinkt das alte Weib auf's Knie,
Ein Vater Unſer betet ſie:
„Gott, wolleſt gnädig auf uns ſeh'n!
„An unſerm Strand laß es geſcheh'n!
„Das Schiff verſinkt; — wo, iſt ja gleich. —
„Ach! unſer täglich Brod uns reich'!“

* * *

Wie's Grab, ſo ſtille ruhet das Meer und hell und klar,
Doch aus der Tiefe ſteiget ein Sauſen wunderbar;
Die Fiſcherböte eilen, von reicher Beute ſchwer,
Mit ſtarken Ruderſchlägen an's ſichre Ufer her.
Und plötzlich trübt die Fluth ſich, und brandend ſteigt die See,
Wirft rieſenhoch die Welle mit Brauſen in die Höh';
Mit donnerndem Getöſe ſteigt ſie dem Himmel zu,

Zerſchmettert von der Brandung, zerſtiebt ſie dann im Nu.
Von ſtarkem Arm gerudert, mit Adlerblick gelenkt,
Ein jedes Boot doch ſicher durch dieſe Brandung ſchwenkt;
Jetzt ſpringt in's Meer der Fiſcher, und durch den Wogendrang
Zieht er den Kahn; — es ſchleppet das Weib nach Haus den Fang,
Umringt von ihren Kindern, und keuchend ob der Laſt;
Doch finſter ſteh'n die Männer am Strand und lautlos faſt.
— Was ſchwebt dort auf der Tiefe? Was ſpähen ſie? — Ein Schiff
Kämpft mit der See und treibet mit Macht hierher auf's Riff.
Gekappt iſt ſchon der Maſtbaum; ſieh! wie's der Brandung naht; —
Jetzt wirft's die Rieſenwelle zerſchmettert an's Geſtad'!
Feſt an den Maſt geklammert, die Mannſchaft ſich noch hält;
Ein kräft'ger Schlag der Wellen hat ihn an's Land geſchnellt;
Doch, ſieh! die flieh'nde Woge hat wieder ihn erfaßt,
Und jedes Glied zermalmet im Rollen jetzt der Maſt.
Nun ſtürzt er in die Tiefe, — empor kein Seufzer dringt.
— Die See wird ſtill, es glänzet der Mond, der Sturm verklingt;
An's Ufer treiben Kiſten und mancher bunte Tand, —
Die Fiſcher ſammeln jubelnd die Trümmer aus dem Sand.

VI.

An der Nordſee.

Herrliches Meer,
An deinem ſchwellenden Buſen bin ich daheim.
Ingemann.

Sind Felſen jene dunklen Maſſen dort?
O nein, ſie ſtürzen wild hinab und fort;
Die ſchneebedeckten Häupter, aufwärts ſteigend,
Verſchwinden bald, ſich neigend. —
Sind's Wolken, die dort tief im Thale ſchweben
Und plötzlich dann ſich auf zum Himmel heben?
O nein, es iſt das Meer, vernimm der Tieſe Sang!
Noch nie vernahm mein Ohr ſo ſtarken Orgelklang,
Erſchütternd Seele und Gedanken,
Denn hier iſt Alles groß und ſonder Schranken.
— Was birgſt du, Welle, in der Tieſe Bucht?
Was ſahſt du wohl auf deiner ſtolzen Flucht?
Was hörteſt du, der Erde Wieg' und Gruft,
Herrliches Meer?
Am Nordpol ſah, geküßt von eiſ'ger Luft,

Die Woge dein der Sonne Untergang
Und der Eisberge ew'ge Lagerſchicht;
Sie fühlte des Aequators Gluthen bang;
Sie ruhte, ausgebreitet ſtill und dicht,
An jenem Eiland, wo die Weiden niederhängen;
Sie hörte da, wo ſich die Klippen drängen,
Wie auf der Küſte Sand,
Was tiefgerührt die Menſchenbruſt empfand.
Wetteifernd ſang ſie mit den Vögelein,
Hinſtreichend über Perlen und Gebein;
Sie ſah im Luftſtrom, bei des Sturmes Chor,
Die Welt bewundrungswürdig groß und hehr; —
Du hebſt dich ſelbſt ſo groß aus Wieg' und Gruft empor,
Herrliches Meer!
Und doch, was biſt du, mit des Himmels Meer verglichen,
Wo unſre Erd' nur eine Inſel klein,
Wo Sonn' und Mond, ja ſelber alle Sterne,
Wie Inſeln ſchwimmen in der weit'ſten Ferne?
Und wiederum iſt dieſes Weltgewimmel
Ein Tropfen nur im unermeßlichen
Und unbegriff'nen Himmel!
— Jetzt faß ich erſt, tief in der Seele mein,
Was mir auf Cherubſchwingen
Der Tod dereinſt wird bringen.
D'rum brauſe, Meer, mit Wellen, hoch gehoben; —
Mit dir und mit dem Sturm will meinen Gott ich loben.

Abenddämmerung.

> Ein ſtiller Friede kommt auf mich,
> Weiß nicht, wie mir geſcheh'n.
> Goethe.

Der Abend iſt ſo ſtille, und blau des Himmels Schein;
Nun ſchlummern alle Blumen und alle Vögelein;
Sie nicken und ſie träumen, o ſtör' nicht ihre Luſt!
Es baut ſich eine Welt ja ſelbſt in der kleinſten Bruſt.
Im Traume ſchwingt die Lerche ſich in die freie Luſt,
Und was das Blümlein fühlet, das haucht es aus in Duft.
Das ganze große Weltall mit ſeinen Welten klein,
Und alle Himmel faßt ja des Herzens Kämmerlein.
Mein Auge fühl' ich weinen und jauchze doch vor Luſt,
Jeglich Geſchöpf könnt' drücken ich ſeelig an die Bruſt!
Sieh', alle Sterne blinken — das Abendroth entflieht.
— Und wenn der Sturm die Nacht auch mit Wolken tief umzieht —
Schlaft ſüß und träumt, ihr Vögel! Träumt nur, ihr Blümelein!
Im Herzen iſt es ſtille, da ſtrahlt des Himmels Schein.

Morten Lange.

(Eine Weihnachtsgeſchichte.)

Um Mitternacht von Zwölf bis Eins die Todten all' erwachen
Und ſteigen aus dem Grab' empor, um ſich Motion zu machen;
Beſonders in der Weihnachtszeit, da kann man nächtlich ſehen,
Wie ſie im Mondenſcheine auf dem Kirchhof' ſich ergehen.
Dann tanzen ſie mit klappernden Gebeinen Gallopade,
Doch fehlt's den armen Geiſtern ſehr an Punſch und Limonade;
Ein Eisſtück nur zuweilen wird zu ihnen hin verſchlagen,
Dann geht es an den Contretanz mit doppeltem Behagen.
Der Kämpenhügel ſteht indeß hoch auf vier rothen Pfählen,
Selbſt wenn ein Franzmann Solches ſäh', die Sprache würd' ihm fehlen;
D'rum lache Niemand, weil mein Held ſich fürchtet hier im Sange,
Ein ganz beſcheid'ner Jüngling iſt's mit Namen Morten Lange.
Zum heil'gen Chriſtfeſt reiſ't er heut'; zu trotzen den Gefahren

Im Geh'n, dazu fehlt ihm der Muth, d'rum will er lieber fahren.
Im Hofe ſteht ſo lang und weiß der Schneemann ohne Beine,
Im Auge ſchwarze Kohlen und im Munde rothe Steine;
Und während kalt und weiß er ſtarrt auf zu den Sternenbahnen,
Heult auf dem Thurm die Eule grell, grad' wie in Spieß' Romanen.
In Büchern liebte unſer Held das Schaur'ge und das Kraſſe,
Und von Verlegern ſchätzt' er hoch in Qedlinburg den Baſſe;
Von Gnomen und Geſpenſtern las er gern, von Rinaldini,
Von Schobri, Schinderhannes und die Schriften des Albini.
Der Schlitten hält ſchon vor der Thür', es raſſeln laut die Schellen;
Als ob's ſein Grabgeläute wär', thät's in das Ohr ihm gellen.
Dahin er fuhr, daß Eis und Schnee ihm um die Wangen ſprühet,
Recht wie ein engliſch Brautpaar, das nach Schottlands Gränze fliehet.
Ein Regiment von Bäumen droht' dort an des Weges Rande,
In Schnee gehüllt, wie Peſcherähs im eiſ'gen Feuerlande;
Ein Leichentuch erſchien das Feld im hellen Mondenlichte,
Und kalt war ringsum die Natur, wie Matthiſon's Gedichte.
Doch unſerm Helden wird ganz warm, die Augen ſchließt er ſtille,
Da kann er deutlich ſeh'n zum Berg hinein durch Schnees Hülle.

Ha, welchen Jubel, welches Feſt muß jetzt der Aermſte ſchauen!
Fünf Zoll mißt jede Mannsperſon und drei-ein-halb die Frauen.
Er ſah es deutlich, wie darin die Menge promeniret
In Spinneweben-Ballkoſtüm und Nichts vom Froſte ſpüret;
Nur alte Damen trugen noch, vor Kälte ſich zu ſchützen,
Aus Fledermäuſeflügeln Shawls, beſetzt mit ächten Spitzen.
Ein ſchönes Mädchen fährt dort vor in prächtiger Karoſſe:
Ein hölzerner Pantoffel iſt's, zwölf Mäuſe ſind die Roſſe.
„Die guten Geiſter loben Gott den Herrn!“ ſeufzt Morten Lange,
„Ich bin im Grunde kein Poltron, allein jetzt wird mir bange!
„Ich weiß es übrigens ganz gut, es rührt nur her vom Blute:
„In meinen Adern rollt's zu ſtark, weg läuft es mit dem Muthe!“ —
Und jetzt empfand er einen Stoß, der raubt' ihm die Balance,
Mit Pferd und Schlitten flog dahin der Reſt der Contenance.
Und näher rückt das Geiſterheer und packt ihn bei dem Kragen;
Ohnmächtig ſinkt er hin, er fühlt ſein letztes Stündlein ſchlagen.
— So lag er da, der junge Mann, ganz hülflos auf dem Rücken,
Und als er zur Beſinnung kam, was mußt' er da erblicken!
Es ſchwirrt und reget ſich um ihn, er iſt nicht mehr alleine;
Ein Geiſt erfaſſet ihn beim Schopf, ein andrer packt die Beine;

Sie ſchleppen ihn zum Berg hinein: roth ſtrahlen hier die Wände,
Sein Heldenherz erſtarrt zu Eis, er fühlt, es geht zu Ende.
— Und als er wieder um ſich blickt dort in dem andern Leben,
Sieht er Gefahren, die auf's Neu' und ſchrecklich ihn umgeben.
Die Hitze war ganz fürchterlich, Rauch wirbelt an die Decke,
Mit nackten, haar'gen Armen ſteh'n die Teufel in der Ecke;
Der eine hebt den Hammer hoch mit drohender Geberde,
Der andre ſchürt zu loher Gluth das Feuer auf dem Heerde.
Jetzt weiß der Held klar, wo er iſt; es ſchwinden alle Zweifel,
Und als er flehend ſinkt auf's Knie, da lachen hell die Teufel.
Doch eine Lichtgeſtalt erſchien, ein Engel ohne Flügel,
Wie Nebel wallt das Lockenhaar um ihres Buſens Hügel;
Sie reicht' ihm ihre weiße Hand und ſagte: „Morten Lange!
„Gottlob, das es nun beſſer geht! — doch, warum iſt Euch bange?“ —
„„Ach, aus der Hölle mich befrei'!““ ſo ſtammelt er mit Beben;
„„Dann ſterb' ich gern, und will mich Dir, o Engel, ganz ergeben!““
Da lächelte das Engelsbild: „Macht Euch nur keine Sorgen!
Erkennt uns doch! Hier wohnt der Schmied; hier ſeid Ihr ja geborgen.
Euer Pferd ging mit dem Schlitten durch, Euer Leben hing am Fädchen,

Wir trugen Euch vom Feld herein, — und ich bin ja das Käthchen."
Da ſprang er auf, vor Wonne ſah man ſeine Augen ſtrahlen; —
Doch ſchweig' ich, denn ich bin zu ſchwach, die Scene auszumalen.
— Beim reichen Mahl vergaß er bald das grauſe Abentheuer,
Als Braut ſaß Käthchen neben ihm, — es war Verlobungsfeier!

Das ſterbende Kind.

Mutter, ich bin müde und ich ſehne
Mich, zu ſchlafen an dem Herzen Dir.
Heiß auf mein Geſicht fällt Deine Thräne,
Weine länger nicht, verſprich es mir!
Hier iſt's kalt und draußen Stürme wehen,
Doch im Traum iſt Alles licht und klar.
Engelskindlein hab' ich dort geſehen
Immer, wenn mein Aug' geſchloſſen war.

Horch, Muſik! Von ferne klingt es leiſe;
Ach! zu meiner Seite ſteht ein Knab',
Flügel hat er, Mutter, ſchöne weiße,
Die gewiß der liebe Gott ihm gab.
Grün und roth und golden ſeh' ichs ſchweben:
Blumen ſtreu'n ſie mit den Händen fein.
Sag', bekomm' ich Flügel auch im Leben,
Oder muß ich erſt geſtorben ſein?

Warum hältſt Du meine Hand ſo bange,
Drückſt den Mund ſo feſt auf mein Geſicht?
Naß, doch feuerheiß iſt Deine Wange.
Mutter, ich bin Dein und laß Dich nicht.
O laß Deine Thränen nicht mehr fließen,
Weinſt Du länger, weinen muß auch ich.
Bin ſo müd; mein Auge will ſich ſchließen; —
Mutter, ſieh, nun küßt der Engel mich!

Rabbi Meyer.

Zum Gebet verſammelt Israel war,
Durch die Scheiben ſchien die Sonne klar,
Rabbi Meyer ſtand vor dem Altar,
Der Talar
Fiel herab um ihn in prächt'gen Falten.

Feurig und beredten Worts ſein Mund
That die Wand'rung durch die Wüſte kund;
Aus dem Herzen drang's zum Herzen, und
Gottes Bund
Schildert' er und ſeiner Gnade Walten.

„Für das kommende Geſchlecht nur fleht,
Das dem Bäumlein gleich in Blüthe ſteht;
Das gelobte Land, das Ihr nicht ſeht,
Sein wird's ſpät!
Ihm wird reifen, was geſä't wir haben.“

Sprach's, da naht der Stadt ſich eine Schaar
Mit zwei Leichen auf der Todtenbahr',
Die dem Fluß entriſſen; ſagt, wer war
Dieſes Paar?
Wehe, Rabbi! es ſind Deine Knaben!

Sie, die ſchriftgelehrt und fromm und gut,
Wie die Cedern kräftig, und voll Muth,
Deren Auge ſtrahlte milde Gluth,
In der Fluth
Hat der Engel ſie dem Tod geweihet!

Rückwärts führt kein Pfad hinauf zum Licht, —
Und die Mutter, ob ihr Herz auch bricht,
Sinkt auf's Knie, verhüllt ihr Angeſicht,
Fromm dann ſpricht:
„„Herr! Du gabſt, Du nahmſt, ſei benedeiet!““

Deckte mit dem weißen Sterbekleid'
Sie, die ihres Lebens Troſt und Freud';
Mild ein Strom von Thränen Lindrung beut
Ihrem Leid:
Sieh! da kommt der Rabbi heimgegangen.

Und die Lampe zündet ſie in Haſt,
Lächelnd grüßt ſie ihn und ſchnell gefaßt,
Als er, ruhend von des Tages Laſt,
Sie umfaßt,
Und ſie liebend küßt auf Stirn und Wangen.

D'rauf ſpricht er, zur Gattin hingewandt:
„Gingen meine Söhne über Land?
Leer im Tempel, wo man ſtets ſie fand,
War ihr Stand.“
„„Sie ſind in der Näh'!““ erwiedert Jene.

Als den Tiſch ſie nun zurecht gemacht,
Und dem Mann' den Becher Wein gebracht,
Daß er danke Gott, der Tag und Nacht
Uns bewacht,
Sprach er wieder: „Rufe meine Söhne!“

Auf zum Himmel blickt ſie, wie verklärt,
Der im höchſten Schmerz ihr Kraft gewährt,
Und entgegnet: „„Die uns Gott beſcheert,
Unverſehrt
Sind und nahe, unſres Stammes Zweige.““

D'rauf beruhigt er das Mahl genießt,
Das mit frommen Liedern er beſchließt:
„Du, dem's Vöglein ſingt, dem's Blümchen ſprießt,
Herr! Du ſiehſt,
Wie ich dankerfüllt vor Dir mich neige!“

„Rufe meine Söhne doch zur Stell'!“
„„Warte, theurer Gatte!““ ſpricht ſie ſchnell,
„„Erſt belehre mich; du biſt der Quell,
D'raus ich hell
Recht und Weisheit ſtets geſchöpfet habe.““

„„Seit geraumer Zeit die Hüterin
Eines ſeltenen Juwels ich bin,
Daß es faſt mein Eigenthum mir ſchien;
Geb' ich hin,
Wenn's der Eigner wünſcht, die ſelt'ne Gabe?““

„Iſraels Tochter, welche Zweifel, ſprich?!
Gieb's zurück! Wie, Du beſinneſt Dich?!“ —
„„Ach, mein zweifelnd Herz, es ſträubet ſich! —
Fürchterlich
Wird's die Ruhe meines Lebens trüben.““

„Gieb's zurück dem Eigner, dem's gebührt!“ —
Und ſie drückt ihn an ihr Herz gerührt,
Ihre Lippe ſeine ſanft berührt,
Schonend führt
Sie ihn hin an's Lager ſeiner Lieben,

Wo das Paar in Todesruhe ſchlief.
„— Meine Söhne, weh'!“ der Rabbi rief,
Aus dem Aug' ein Strom von Thränen lief,
„Herr, ſo tief
Strafſt Du mich! was hab' ich denn verbrochen?“

„Hin iſt Alles, Freude, Ruh' und Glück!“ —
Doch ſie, ſtärker als ihr Mißgeſchick,
Spricht: „„Du lehrteſt mich den Augenblick:
Gieb zurück,
Was als ſein der Eigner angeſprochen.““

„„Selbſt das Sträuben iſt Dir nicht erlaubt!““ —
Rabbi Meyer hob empor das Haupt,
„Gott, Du haſt die Söhne mir geraubt,
Doch, wer glaubt,
Spricht: Du gabſt, Du nahmſt, ſei benedeiet!“

„Werde Staub zu Staub! In Frieden ruh't! —
Wen der Ew'ge nimmt in ſich're Hut,
Dem ſchenkt er ein Weib mit Glaubensmuth,
Treu und gut,
Das in Prüfungszeit ihm Troſt verleihet!“

Des Dichters Herz.

Du begreifſt nicht des Meeres Wogendrang,
Nicht den Geiſt der Töne im Saitenklang,
Das Gefühl bei der Blume balſamiſchen Duft,
Der Sonne Flammen gen Sturm und Luft,
Der Vögel Zwitſchern in ſehnender Luſt,
Und glaubſt zu begreifen die Dichterbruſt?

Dort brauſ't es ſtärker, als Wogendrang,
Dort iſt der Quell von jedem Sang,
Dort ſprießt die Blume mit ewigem Duft,
Dort flammt es ohne kühlende Luft,
Dort kämpfen Geiſter in ſehnender Luſt,
Und im Kampfe verblutet des Dichters Bruſt!

Der Weihnachtsabend.

„Ermanne dich, Seele, die krank und matt,
Vergiß die nagenden Schmerzen;
Ein Kind ward geboren in David's Stadt
Zum Troſt für alle Herzen.“

Der Jüngling.

Ein prächt'ger Weihnachtsbaum erblüht
In meiner Bruſt, die für ſie glüht,
Den ihr allein ich weihe,

Mit Geiſtes Sternenlicht erhellt.
Im grünen Hoffnungs-Laubgezelt
Ertönt ein Lied der Treue;

D'ran hängt für's Liebchen ganz allein,
Was ich auf Erden nenne mein,
Daß ſie ſich deß erfreue.

Was mir nun auch der heil'ge Chriſt
Beſcheert, — wenn ſie nur bei mir iſt,
Dann bin ich ſchon beglücket.

Sieh', die Geſchwiſter lauſchen hier
An der verſchloſſ'nen Stubenthür,
Wo ſie den Chriſtbaum ſchmücket.

Die Kinder in der Kammer.

Waldemar.

Haſt Du den großen Chriſtbaum ſchon geſeh'n?
Ich kann ihn drinnen aufgepflanzt erblicken.
Guck durch das Schlüſſelloch und ſieh, wie ſchön
Sie ihn mit Lichtern und Geſchenken ſchmücken.
Was mir wohl heut' der heil'ge Chriſt beſcheert? —
Ach, wär' es doch ein ſchönes Steckenpferd! —

Jonna.

Wie macht's das Jeſuskind doch ſonderbar,
Daß es ſo ſtille kommen kann und gehen?
Es bringt die ſchönſten Sachen jedes Jahr,
Doch haben wir es ſelbſt noch nie geſehen.
Ob's wohl vom neuen Bruder ſchon gehört,
Und ihm, dem kleinen Viggo, auch beſcheert?

Louiſe.

Ei, glaubſt Du, daß das Chriſtkind ihn vergißt?
Es bringt auch ihm viel' ſchöne Weihnachtsgaben;
Wie Mutter ſagt, kam er vom Himmel; — Chriſt
Muß ihn dort oben ja geſehen haben.

Das Haus gegenüber.

(Ein alter Junggeſelle ſitzt am Fenſter und blickt zu ihnen hinüber.)

Die Lichter werden drüben angezündet. —
Wie ſich die Kinderſchaar den Kopf zerbricht,
Was auf dem Baume wohl ein Jeder findet!
Sieh, an der Thüre lauſcht der kleine Wicht; —
Wie mag erwartungsvoll das Herz jetzt ſchlagen
In ſeiner und in ſeiner Eltern Bruſt! —
Mein Herz, o ſag'! warum willſt du verzagen?
Ich ſeh' ja durch die Scheiben ihre Luſt. —
Die Blumen, die der Froſt auf's Glas gemalet,
Sie ſchneiden mir in's Aug' — ich hauch' ſie fort.
Wie lieblich doch der Weihnachtsbaum jetzt ſtrahlet,
Wie ſelig iſt der Kinder Freude dort!
O, wie ganz anders iſt's in meiner Klauſe:
Ich trag' allein des Lebens Freud' und Schmerz!
Als Fremder ſteh' ich ſelbſt im Freundeshauſe,
Theilnehmend ſchlägt an meiner Bruſt kein Herz. —

„Er iſt ein Hageſtolz,“ ſo hör' ich ſagen,
„Er kannte nie der Liebe Luſt und Leid.“ —
Im Traum erſchien ſie mir in fernen Tagen:
Was weiß die Welt von meinem Traum Beſcheid?!
Zur ſchönſten Blume hob ich meine Blicke,
Und war doch ſelber weder ſchön, noch reich;
Mir träumte auch einmal, daß ich ſie pflücke, —
Was thut man nicht im Traume Alles gleich!
Im Glüh'n der Roſe wollt' ich Hoffnung leſen,
Im Anſchau'n ſchwelgt' ich — ſieh, da kam zur Stell'
Ein Andrer und gewann das holde Weſen,
Und ich — bin jetzt ein alter Junggeſell.

Arme Kinder auf der Straſse

(ſingen).

Als das Chriſtkind ward zur Welt gebracht,
Das uns von der Hölle gerettet,
Da lag's in der Krippe bei finſtrer Nacht
Auf Stroh und Heu gebettet;
Doch über der Hütte glänzte der Stern,
Und der Ochſe küßte den Fuß des Herrn,
Halleluja, Kind Jeſus!

Ermanne Dich, Seele, die krank und matt,
Vergiß die nagenden Schmerzen;
Ein Kind ward geboren in David's Stadt
Zum Troſt für alle Herzen.

O, laßt uns wallen zum Kindlein hin,
Und Kinder werden in Geiſt und Sinn;
Halleluja, Kind Jeſus!

Der Dichter.

Beſchenkt wird Jeder jetzt; im Schloſſesſaale,
Wie unter'm Hüttendach' wohnt Lieb' und Luſt.
Was darf denn ich, zum erſten, letzten Male,
Dir bringen, Königin in meiner Bruſt?
Zum welken Dorn der Freude Palm' verblüht',
Als ſie ſich ſtolz zum Himmel wollte heben!
Nimm meines Herzens Kind, mein einfach Lied,
In Lieb' entſtand es, kann in Lieb' nur leben.
Drück's an Dein Herz; o, übe Mutterpflicht!
Es ſtammelt: Mutter! doch den Namen nicht.
Ein Pelikan, ſo trug ich meine Brut
An meiner Bruſt mit heißem Liebesbeben.
Geſäugt hab' ich mein Lied mit Herzensblut,
Mein harrt der Tod, wird es mich überleben?

Die Beſcherung.

Der Herr vom Hauſe.

Greift nur zu! Daß Jedermann
Das rechte Geſchenk erkieſe!
Ueberall ſchrieb ich daran
Den Namen und eine Deviſe.

Der Jüngling.

Einen Händedruck nur gieb
Mir als Geſchenk, Louiſe!
In Deiner Augen Strahl, mein Lieb!
Leſ' ich dazu die Deviſe.

Der Student.

Wiſſen erringen mit großer Müh',
Ei, das wär' 'ne Sottiſe! —
Esse non, videri, — ſieh',
Das iſt meine Deviſe!

Ein junger Herr.

Jüngſt verſchenkt' ich gar mein Herz,
O Himmel, welche Betiſe! —
Kaltes Blut und hart wie Erz,
Sei künftig meine Deviſe.

Die Großmutter.

Kind, beherz'ge in dieſer Stund'
Von allen Lehren nur dieſe:
„Schmeichlermund trägt Gift im Grund,"
Aber nicht als Deviſe.

Ein Seeoffizier.

Der dän'ſche Seemann trotzet keck
Dem Feind, dem Meer, der Briſe.
„Stets das Herz auf dem rechten Fleck"
So lautet ſeine Deviſe.

Eine junge Wittwe.

Ich nahm 'nen Mann, der reich und alt,
Unlängſt als gute Priſe.
Gott ſei gelobt! er ſtarb gar bald; —
Wie ſchön iſt dieſe Deviſe!

Alle.

Biet' kühn die Stirne dem Geſchick,
Und fürchte nicht die Kriſe.
Im Frohſinn wohnet nur das Glück,
Das iſt die beſte Deviſe!

Mitternacht. — Ein Kirchhof.

Der Liebende.

Mein junges Herz kennt Winterluſt,
Doch weiß es Nichts von Winterkälte;
Vor Weihnachtsfreud' bebt mir die Bruſt,
Und Lichter glüh'n am Himmelszelte.

Sie liebt mich! Auf den Kirchhof her
Verſprach ſie mir um Zwölf zu kommen;
Nicht fürchtet Der die Todten mehr,
Deß Herz in heißer Lieb' entglommen.

Ich hör' ſie, in der weißen Tracht
Leisſingend aus dem Grab ſich heben;
Sie kehren in der heut'gen Nacht,
Der Sage nach, zurück in's Leben.

Die Todten

(auf den Gräbern tanzend).

Hell erglänzt das Sternenheer,
Doch daß hier wir ſchweben,
ſt ein Traum, denn nimmermehr
Können Todte leben!

Unſre Wohnung iſt nur klein,
Unter Schnees Hülle.
Auf uns laſtet ſchwer der Stein;
Kalt iſt's d'rin und ſtille,

Wo wir ruh'n im engen Raum,
Von dem Froſt geſchüttelt.
Mitternacht mit hellem Traum
Hat uns wach gerüttelt.

Nebelleicht und linnenweiß,
In dem Todtenhaine
Tanzen wir auf Schnee und Eis
Hier im Mondenſcheine.

Hell erglänzt das Sternenheer,
Doch daß hier wir ſchweben,
Iſt ein Traum, denn nimmermehr
Können Todte leben!

Der Liebende.

Nein, es iſt kein Traum! ich ſeh'
Euch im Mondenſchimmer.

Die Todten.

Phantaſie zeigt's Dir, die Fee;
Todte leben nimmer!

Der Liebende.

Doch! ich ſeh' Euch geiſterhaft
Auf den Gräbern ſchweben.

Die Todten.

Hu, das klingt ja grauenhaft;
Mich ergreift ein Beben!
O, die Wahrheit uns geſteh'!
Willſt Du uns nicht necken?
Bin ich ein Geſpenſt? — O weh,
Mich durchſchauert Schrecken.

(Sie verſchwinden.)

Der Liebende.

Vor des Geiſtes hellem Blick
Schwindet Spuk und Schrecken;
Liebe ſcheucht in's Grab zurück
Geiſter, die uns necken.

Schon erblick' ich ſie von fern,
Meines Lebens Sonne,
Und der Freude Weihnachtſtern
Strahlet mir in Wonne!

Die Zeit.

St! St!
Entſchwunden iſt
Ein Jahr gar bald,
Wie das Lüſtchen im Wald,
Wie ein Hauch, wie ein Kuß,
Wie die Well' im Fluß.

Mein Geſpenſt

(auf meinem Grabe).

Noch glüht das Lämpchen, d'rum genieß'
Das Daſein. — Leben iſt doch ſüß!
Noch ſtrahlt der Tag Dir hell und warm,
Noch reicht die Schöne Dir den Arm.

Und iſt ihr Herz auch nicht dabei,
Du glaubſt doch, daß es Liebe ſei.
Für was mein warmes Herz Euch gab,
Ward mir ein kühles, ſtilles Grab,
Fern von der Sonne mildem Schein,
Von Vogelſang und Blumenrain.
Da ruh' ich tief, mein Sang verhallt,
Der Sänger iſt vergeſſen bald!

Des Unbekannten Meiſterwerk.

(Verſificirte Anekdote.)

Die Kloſtermauern grünten von Schlingkraut und Geranien,
Den Wandelgang umwuchſen zwei Reihen von Kaſtanien,
Man hörte Wogen rollen, doch ſah man nicht das Meer:
Vornehme Leute zogen zu dieſem Kloſter her,
Berühmte Männer alle, ein edler Künſtlerzug.
Wenn wir den Meiſter nennen, ſo thun wir wohl genug:
Es war der große Rubens! So ſah man ſie denn geh'n,
Ein Frühſpaziergang war es, die Gegend zu beſeh'n.
Des Ganges kühlen Schatten geht man nicht ſo vorbei,
Vielleicht iſt in dem Kloſter auch eine Malerei.
— Der Prior ſelber führte ſie nach dem hohen Chor,
Dort hing ein ſelt'nes Bildniß, beachtet nicht zuvor;

Die Farbe weich und kräftig, der Strich keck und gewandt;
Es war ein Mönch im Sterben, ein Werk von Meiſterhand.
„Wie herrlich!“ ruft begeiſtert der Künſtler ganzer Kreis,
„Jedoch des Meiſters Namen, verwiſcht iſt er mit Fleiß!
Weshalb? Wer war der Maler? Unſchätzbar iſt das Bild!“
— „„Nicht mehr der Welt gehört er!““ verſetzt der Prior mild.
— „Todt!“ klagte Rubens ſeufzend; „hat Niemand ihn gekannt?
Geprieſen nach Verdienſt ihn, genannt ſein Vaterland?
Ich geb', ehrwürd'ger Vater, ihm ſelbſt den Preis vor mir,
Und — Peter Paul Rubens ſteht Euch vor Augen hier!“
Des Priors bleiche Miene wird bei dem Wort belebt,
Und mehr als Neugier iſt es, was ſeinen Blick erhebt;
Doch bald zu Boden ſieht er, und fromm bekreuzt er ſich;
„„Nicht mehr der Welt gehört er!““ ſo ſpricht er feierlich.
„Nenn' ſeinen Namen, Vater! ſo mach' ich ihn bekannt!
Man preiſe nach Verdienſt ihn, bewunderungentbrannt!“
„Nenn' ihn!“ So rufen Alle. Der Mönch ſchaut um im Kreis,

Die bleichen Lippen zittern, die Stirne perlt von Schweiß.
„„Nicht mehr der Welt gehört er!““ hob er von neuem an;
„„Doch wenn Ihr todt ihn haltet, in Irrthum ſeid Ihr dann.““
„Er lebt!“ ſo jubelt Rubens. „Ha, wo verbirgt er ſich?“
„„Ein Mönch iſt er im Kloſter.““ „Im Kloſter? Wo denn? Sprich!
Das Kloſter ſoll er laſſen! Das Pfund, das Gott ihm gab,
Soll Himmelsfrüchte tragen, verwittern nicht im Grab!
In Farben wird er ſingen vor Gott Halleluja!
So nenne mir das Kloſter! Ich hol' ihn her von da.
Natur, das iſt die Kirche, der er gehöret an!
Wenn er ſich weigern ſollte, den Papſt ſelbſt bitt' ich dann;
Der huldigt auch den Künſten, und er befiehlt, ich wett':
Hinweg mit Dir vom Kloſter, nimm Pinſel und Palett'!“
Anhebt der Prior finſter: „„Er fand des Friedens Port,
Nicht nennet Mönch, noch Kloſter Euch meiner Lippe Wort.““
— „So ſoll der Papſt Dich zwingen!“ rief Rubens zornberückt;

Des Priors Auge flammte; er ſprach, das Haupt gebückt:
„„In Himmels Namen, hört mich! Iſt es nicht ſonnenklar,
Wenn er die Welt verlaſſen, daß ſchwer geprüft er war?
Glaubt Ihr, daß er nicht kämpfte mit Zweifeln in der Bruſt,
Eh' er auf Kunſt verzichtet und auf des Lebens Luſt?
Glaubt Ihr, daß ihn nicht Täuſchung und Schmerz durchdrungen heiß?
Viel kann ein Herz erleiden, ohn' daß es Jemand weiß!
Ach, Alles iſt auf Erden ſo eitel, leer und krank;
Wer das erkennt, auf einmal leert er den Wermuthstrank.
Entreißet nicht ihn wieder ins Meer aus ſich'rem Port!
Die Freiſtatt er gefunden, o laßt ihn ſterben dort!
Er widerſteht der Lockung, thut auf den Schein Verzicht;
Der ihn zu ſich berufen, Gott, der verſtößt ihn nicht.““
— „Unſterblichkeitsbekränzung ſteht ihm allhier bereit.“
„„Unſterblichkeit harrt unſer erſt in der Ewigkeit!““ —
Die Kapp' um's Antlitz ſchlagend, der Prior weiter ſchritt,
Und theilte von dem Kloſter manch' andre Nachricht mit;
Doch war es Werktagsrede, man wechſelt' Ja und Nein;
Und bald darauf ſchied Rubens, vertieft in Grübelein.

Der Prior ging zur Zelle, wo Gott allein ihn ſah,
Und auf ſein hartes Lager ſank betend er allda;
Aus Herzens Grunde fleht' er: „„Steh', Gott, mein Gott, mir bei!““

Dann ſtand er auf, nahm Pinſel, und Farb', und Staffelei,
Und warf ſie aus dem Fenſter in tiefer Fluthen Schoos;
Mit Schmerzen ſah er nieder, jedoch ein Weilchen blos.
Bald war entführt vom Strome der Malerei Geräth';
Und wieder kniet' er, hauchend ein wehmuthvoll Gebet.

Gedanken über einen zerſchlagenen Topf.

> — Minuentur atrae
> carmine curae. —
> Horatius.

Du biſt nicht mehr!
Dein Dichter weint ob Deinen Scherben ſehr;
Dein Loos war, Rauch und Flammen zu ertragen,
Doch ſtand'ſt Du feſt, Dir gleich ſtets voll Behagen;
Nur wenig Freunde ſind auf Erden Dir geworden;
Es ſoll Dein Tod verkünden Dich im Norden.
Ich will in den Aviſen Dir eine Grabſchrift ſetzen,
Daß Thränen über Dich der Schönen Wangen netzen.
Du wareſt Thon; Thon wirſt Du wieder nur,
So geht's dem beſten Kinde der Natur!
O, wäreſt Du gekommen in eines Künſtlers Hand,
Wie hätt' er, Dir zum Glück, mit ſchöpf'riſchem Verſtand
Dich umgeformt als Vaſe mit wunderſchönem Knopf!
Das Schickſal wollt' es anders — Du ward'ſt ein Suppentopf.

Dein Leben ſchwand ſtill, einſam, im Verſtecke,
Als Aſchenbrödel ſtandſt Du in der Ecke;
Oft ſah ich Rauch und Flammen Dich umzieh'n,
Wenn freundlich mild der Mond durch's Fenſter ſchien.
Sah Deinen Dampf, in dem ſich Geiſter wiegen,
Und durch die Eſſe wieder heimwärts ſtiegen;
Wenn Sterne glänzten, fort war ihr Erinnern
An Dich; ich hörte nur wie's kochte Dir im Innern;
Du haſt gelitten wie ein Held vor Deinem Sterben;
Friede Deinen Scherben!

Ein Dichter hört am liebſten eignen Sang,
D'rum will ich meinen leſen oft und lang,
Bis daß der Elfe kommt auf weißen Schwingen,
Mir Troſt zu bringen.
Von Eiern träumt' ich ſchwer die letzte Nacht,
Da wußt' ich, daß mir Böſes das Schickſal zugedacht;
Aus meinem Traum erweckten mich in der Küche Stimmen,
Da ſah ich Deine Scherben in fetter Suppe ſchwimmen;
Verwirrt war Alles, todt des Heerdes Flammen
Und weinend ſuchte Lene Dich zuſammen.
Im Hofe werden Deine Reſte ruh'n,
Und Blümchen lächeln bald auf Deinem Grabe nun.
Laß Alles nur die Zeit mit ihren Flügeln decken,
Vielleicht wird ſie im Tode Dir neues Glück erwecken.
Wo Land jetzt iſt, hat's früher See gegeben,
Und über Deiner Gruft kann ſich ein Wald erheben.

Es ſchwindet ein Jahrhundert;
Ein Forſcher grauer Vorzeit entdecket ganz verwundert
Die Scherben Dein; da faßt ihn der Gedanke,
Daß königlichem Staub Du einſt gedient zum Schranke.
Fortan wirſt irgendwo Du im Muſeum thronen,
Und Dich als Scherbe dann des Lebens Kranz belohnen.
Leb' wohl! zu Deinem Grabe werd' ich wallen;
Doch darfſt Du nie als Geiſt mir läſtig fallen.
O Lene, weine nicht; ergieb Dich d'rein?
Dem Topf iſt wohl!
Bald ruht auch unſer zitterndes Gebein.

Fünfundzwanzig Kleinigkeiten.

1.

Mit einem Veilchenſtrauß.

An eine junge Dame.

Die armen Blümchen träumten heut' Nacht
Sie ſtänden an Edens Pforten.
Sie wurden an Deinen Buſen gebracht —
Der Traum iſt Wahrheit geworden!

2.

Mit einem Strauße gelber Nixenblumen,

einem jungen Mädchen dargebracht.

Dich ſah der Neck: zum Strauß hab' ich die Blumen hier vereint;
Die goldnen Thränen ſind es ja, die er um Dich geweint.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

3.

Zwei braune Augen ſah mein Blick,
D'rin lag meine Welt, meine Heimath, mein Glück,
D'rin flammte der Geiſt und des Kindes Frieden,
Und nie und nimmer vergeſſ' ich's hienieden.

4.

Als ſie ſang.

Wenn einſt die Welt nicht lauſcht mehr Deinem Sang,
Bezaubert mich noch Deiner Lippe Klang;
Flieht einſt das Jugendlächeln Deinen Mund,
Ich ſchau' in Deiner Augen tiefem Grund
Ein großes Herz, ein engelrein Gemüth.
Doch was blieb Dir von mir? — Ein altes Lied.

5.

Als ſie tanzte.

Verkörpert ſich der Ton? O wunderbar!
Erhielt die Roſe Schwingen? Ja, fürwahr!
Wir wünſchen es — es iſt geſcheh'n:
Wir haben Dich im Tanz geſeh'n.

6.

An die Schauſpielerin Frau Heiberg,
mit meinen Märchen.

Man glaubte ſonſt, es gebe keine Feen,
Es ſei ihr Reich dem Märchen nur beſchieden;
Du kamſt, und Jeder hat entzückt geſeh'n,
Daß es in Wahrheit Feen giebt hienieden.

7.

Mit Hegels „Philoſophie der Geſchichte."

Auf hohem Felſenkamm wir ſtehen,
Es klopft das Herz uns bang zumal;
Ein Weltendrama von Ideen
Rollt ſich uns unten auf im Thal.

8.

In das Stammbuch des Malers Melby.

Du ſollſt nicht buhlen um der Kleinen Gunſt,
Nicht kümm're Dich, was auch beginnt der Haufe;
Dir ward der Gottheit Kuß, die heil'ge Kunſt,
Und ſagen darfſt Du dreiſt: mir ward die Taufe.

9.

In das Stammbuch von Felix Mendelsſohn-Bartholdy. 1841.

Als Orgeltöne durch die Kirche klangen,
Tauft' man ein Kind, das Felix ward genannt.
Ja „Felix!“ Gottes Engel ſangen!
Der Tonkunſt Scepter ruht in ſeiner Hand.

10

An die däniſche Schauſpielerin Fräulein Peterſen
als Pernille.

In einem Verschen möcht' ich's wohl geſteh'n —
Die Hand zuvor: Sie werden doch nicht roth! —
Hätt' als Pernille Holberg Sie geſeh'n,
Fand ihn als Junggeſellen nicht der Tod.

11.

In das Stammbuch einer jungen Dame.

Wo um die Mauer ſich die Roſe ſchlinget,
Wo in den Wogen ſpiegelt ſich die Flur,
Vom Froſch zur Nachtigal ein Jedes ſinget —
Dort in der reichen däniſchen Natur,
Naht ſich ein Engel aus der beſſern Zone:
Ich weiß ein Herz, das er erkor zum Throne.

12.

Der Umziehetag im April.

Im Keller, in der Stube, ja ſelbſt hoch unterm Dach
Lernt man, was Chaos heißt: es iſt der Umziehtag.
Nun kommt der Leichenwagen; ſieh! das Gefolg' iſt groß;
Es iſt ein Herr: er legte die Hände in den Schooß.
Er ziehet um — und darf man dem Tageblatte trauen,
Wird künftig er im Himmel ſich ſeine Wohnung bauen.
Jetzt iſt er ſchon dort oben und macht ſein Compliment,
Allein ich fürchte wirklich, in den April er rennt.

13.

Mit Schillers Gedichten.

Ein Roſenflor entſprang aus ſeinem Herzen,
Das brechen mußte in des Todes Schmerzen;
In jeder Roſe iſt ein Gott zu ſeh'n,
Und dieſe Blumen werden nie vergeh'n.

14.

Mit Rückerts Gedichten.

Gleich dem Vogel auf ſich Rückert ſchwingt
In des Sprachgebiets Umhegung:
Alles tanzt gleich, Alles klingt,
Jedem Buchſtab' wird Bewegung.
Beſſer kennt er, als wir's ahnen,
Dichterkarten bunt Gemiſch;
In der Sprache der Germanen
Iſt er wie im Fluß der Fiſch.

15.

In alten Sagen erklingt die Kunde,
Es ſtirbt auf dem tiefen Meeresgrunde das Muſchelthier,
Sobald es geſchaffen der Perle Zier.
O Liebe! Du wardſt meinem Herzen gegeben:
Doch die Perle koſtet das Leben.

16.

Du gabſt mir Blumen, ſie verwelkten bald,
Doch in veränderter Geſtalt
Entſtiegen ſie dem Grabe wieder:
Erkenne ſie — die Blumen wurden Lieder.

17.

Impromptu an Thorwaldſen,

als er Holbergs Büſte in Thon modellirt hatte.

„Nicht lebe Holberg mehr, der Dänenſohn!
Ich brech' den Thon, der ſeinen Geiſt umgeben!"
So ſprach der Tod. „„Und aus dem kalten Thon,""
Rief Thorwaldſen, „„ſoll Holberg wieder leben.""

18.

Deviſe mit einer Laterne ohne Licht,

als Geſchenk auf einem Chriſtbaume.

Daß dieſe Leuchte ohne Licht, geſchieht aus guten Gründen:
Wie Du den Mangel heben kannſt, wirſt ſelber wohl Du finden.
Steck Deinen eignen Witz hinein: Du ſiehſt ihn ja ſo gerne;
Und ſolch' ein kleines Stümpfchen paßt gar ſchön in die Laterne.

19.

Mit dem Portrait der Tänzerin Lucile Grahn

Als die Sylphide Taglioni ſchied,
Empfand die Seineſtadt ein ſchweres Weh;
Da ſandt' an Frankreich Dänemark die Seine —
Die Roſenknospe aus des Nordes Schnee.

20.

An eine junge Dame,
mit einem Exemplare des Bilderbuches ohne Bilder.

Wär' hier ein kleiner Spiegel auf dem Deckel,
Und Sie, mein Fräulein, gingen dann vorbei:
So fände man, daß juſt das ſchönſte Bild
Das Erſte in dem Buche ſei.

21.

An einen jungen Ehemann,
mit ſeiner Mutter Portrait im Namen ſeiner Gattin.

Wohl weiß ich, Eine liebteſt Du vor mir:
Hier ſchenk' ich Deine erſte Liebe Dir.

22.

Nach dem Ruſſiſchen.

Sie iſt ſo weiß, ſo lieb und hehr,
Nichts Weiß'res iſt zu finden mehr;
Ich liebe ſie und das ſo ſehr,
Daß ich ſie nicht kann lieben mehr.

Nun iſt ſie todt ſo lieb und hehr,
Und lächelt weißer noch viel mehr;
Jetzt iſt ſie todt, o Gram ſo ſchwer,
Ich muß ſie lieben jetzt noch mehr.

23.

Die medicäiſche Venus.

Aus Meeresſchaum, ſo weiß, ſo lind,
Schön, wie ein Gott es nur erſinnt,
Sie ewig jung ſich hebt;
Die Menſchen all' begräbt der Tod,
Der nimmermehr der Liebe droht:
Die Göttin ewig lebt.

24.

An eine junge Dame.

Mit meinem Portrait.

Erblickſt Du dieſes Bild in ſpätern Tagen,
Gedenkſt Du wohl der „Herzensmelodieen“.
Sprich dann: Ich hatt' ihn lieb — Du darfſt es ſagen;
Man weiß, Du meinſt nur ſeine Poeſieen.

25.

Gebet.

Gott, unſre feſte Burg in Noth und Leid,
Deß Sonnenſtrahl des Lebens Wolken ſcheuchet,
O, ſtärke unſern König allezeit,
Daß Dänmarks Glück und Frieden nie erbleichet.
Der Sieg verlaſſe unſre Banner nicht,
Die Liebe nicht und jedes edle Streben;
Und wenn das Urtheil einſt Gott allen Reichen ſpricht,
Mög' Dänmark lilienrein ſich aus dem Meer erheben.

Schnellpreſſendruck von Fr. Ries in Leipzig.

H. C. Anderſen's

Geſammelte Werke.

Vom

Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe.

Siebenundzwanzigſter Band.

Geſammelte Gedichte.

Zweiter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Geſammelte Gedichte.

Von

H. C. Anderſen.

Zweiter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Inhalt des zweiten Theiles.

Seite
Kleiner Viggo. 9
Der Student. 11
Wir ſind Skandinaven. 13
Die zwei Vögel. 16
Nach Amerika. 18
November-Phantaſieen. 20
Die Poeſie. 34
Die Mutter mit dem Kinde. 38
Graues Wetter. 40
Ich will's. 41
Thränen. 42
Treue Liebe. 43
Geiſt und Form. 45
April. 48
Das Meerweib bei Samſö. 50
Idylle. 55
† Dem Dichter Adalbert von Chamiſſo. 65
Das Dichterſchiff. 66
Die Roſe. 70

Seite
Die Seele. 71
Recenſion. 75
Abendlandſchaft. 77
Herbſt-Gefühle. 79
Dichterwanderung. 86
Das Schloß und die Kleinen. 93

Geſammelte Gedichte.

Kleiner Viggo.

Kleiner Viggo, willſt Du Pferdchen reiten?
Setz' Dich auf mein Knie, Du meine Luſt.
Kind bin ich, wie Du, mit Leib und Seele,
Laß uns ſpielen, bis zu Bett' Du mußt.

Hier bei Dir find' ich den Kinderhimmel
Und vegeſſe, wie mir weh' geſcheh'n; —
Laß mich Deine rothen Wangen küſſen,
Laß mich in die braunen Aeuglein ſeh'n;

Zeige mir, wie groß Du biſt, mein Herzchen;
O, wie lieb Dein Händchen iſt, wie rund!
Lächeln ſitzt in Deinem zarten Grübchen,
Gar zu hübſch iſt doch Dein kleiner Mund!

Jedes Blümchen liebſt Du wie ein Bruder,
Koſeſt mit ihm freundlich das und dies;
Haſt die ganze Welt in Deiner Mutter
Und ihr Schooß iſt Dir ein Paradies.

Will ein hübſch Geſchichtchen Dir erzählen,
Bis Du in Dein weiches Bettchen mußt;
Will ein Lied Dir ſingen, bis Du ſchlummerſt,
Kleiner Viggo, Deiner Mutter Luſt!

Biſt Du älter, wirſt vielleicht Du ſingen
Mir auf meinem letzten Erdengang;
Wenn die Schollen meinen Sarg bedecken,
Singſt Du mir den dumpfen Wiegenſang.

Denke ſeiner, der Dich oft geſchaukelt
Auf dem Arm' nach treuem, altem Brauch.
Mich vergißt die Welt und meine Lieder,
Meine Lieb' — vergiſſeſt Du ſie auch?

Der Student.

Es klimmt der Student zum Dach empor,
Wo nicht weit von der Schwalbe er niſtet;
Dort wohnt er näher dem Engelchor,
Als der Graf, der parterre ſich brüſtet.
Sein Kleiderſchrank, die Taſchen ſind leer,
In der Ecke lehnen Rappiere,
Auf dem Tiſche liegen Horaz und Homer
Und viele beſchrieb'ne Papiere.

Er zündet ſelbſt ſein Dreierlicht,
Bereitet ſich ſelbſt ſeine Speiſe;
Es iſt ſchon ſpät, ihn kümmert nicht
Des Wächters nächtliche Reiſe
Durch die Straßen, die öde jetzt und leer,
Verſtummt das lärmende Treiben.
Er ſchauet hinauf zum Sternenheer
Durch die kleinen, blinden Scheiben.

Der Kindheit Bilder umſchweben ihn,
Er flickt die zerriſſ'nen Hoſen —
Wehmuth beſchleicht ihn dabei, es glüh'n
Ihm ſchier die Wangen wie Roſen.
Kein Buſenfreund, kein ſchönes Kind
Denkt ſein mit bangem Sehnen;
Sein Seufzer verklingt, der nächtliche Wind
Verweht ihn mit pfeifendem Höhnen.

Doch Seufzen und Sehnen in ſtiller Nacht
Ziemt nur dem ſiechen Dichter;
Auf dem Dache ſitzt der Mond und lacht
Ihn aus und ſchneidet Geſichter.
Da dreht in dem Leuchter er um das Licht,
Stellt die Pfeife hin in die Ecke;
Ein Vater Unſer fromm er ſpricht,
Dann zieht um das Kinn er die Decke.

„Wir ſind Skandinaven.“

(Geſchrieben 1837.)

Drei Völker ſind wir, doch aus einem Stamme,
Wir heißen Skandinaven alle drei.
In allen Herzen glüht der Jetztzeit Flamme,
Sie machte von dem Vorurtheil uns frei.
Vergeſſen iſt, was vordem Zwietracht ſä'te;
Die Jetztzeit, eine hehre Margarethe,
Verleiht uns dreifach Kraft. — Uns eint die Sprache!
Zur See, im Wald, am Bache,
Wo ſich Norweger, Schwed' und Däne trafen,
Begrüßen ſie ſich: Wir ſind Skandinaven!

Komm, folg' mir nach des Dovrefelſens Firne!
Hier war der nord'ſchen Götterſchaar Gebiet.
In friſcher Bergluft bad' ich meine Stirne
Und lauſch am wilden Quell dem Sennerlied,

Das von der Vorzeit Kraft und Thaten ſinget,
Und hell von Olaf, Hakon, Harald klinget.
Wie ſtrahlſt Du, Norweg, in des Nordlichts Glanze,
Im Felſenburgen-Kranze!
Nie brauſ't die Fluth hier um ein Land von Sclaven;
Hier wohnt die Freiheit, wohnen Skandinaven!

O Land der Schweden, wie muß ich Dich lieben
Mit deinen waldbegrenzten Bergeshöh'n!
Uns trägt das ſchnelle Boot, vom Dampf getrieben,
Auf deinen breiten Flüſſen, mächt'gen Seen.
Horch! Von dem letzten Ritter hier im Norden,
Von Guſtav Adolph, klingt's an ihren Borden!
Noch blüht ein ſtark Geſchlecht in Deinen Gründen
Und lebt vom Brod der Rinden;
Und Skalden-Lieder ſingen noch die Braven,
Und wir mit ihnen: Wir ſind Skandinaven!

Ein Strauß von Klee und Korn in friſcher Schöne,
Prangt Dänemark in grünem Buchenwald!
Des Geiſtes Renner tummeln ſeine Söhne,
Daß durch die Welt des Roſſes Huf erſchallt.
Nach Kunſt und Wiſſenſchaft das Ländchen reitet,
Von hohen Strebens Drang zum Ruhm geleitet:
Der Name Tycho ſtrahlt im Sternenſcheine,
Und Thorwaldſen im Steine.
Ein Röslein iſt es, blüht im ſichern Hafen,
Vom Meer umſpielt — o, liebt es, Skandinaven!

Norweger, Schwed' und Däne, bleibt verbunden!
Seid einig, reicht Euch brüderlich die Hand!
Der Ton der Heldenlieder heil' die Wunden
Der Vorzeit, ſei der ew'gen Freundſchaft Pfand?
Mit Eintrachts Saat woll't nur das Feld bebauen,
Dann könnt Ihr kühn nach Oſt und Weſten ſchauen,
Dann wird der Norden blüh'n, ein Friedensgarten —
O, woll't ſein warten!
O, laßt der Zwietracht Hyder ewig ſchlafen,
Und ſinget jubelnd: Wir ſind Skandinaven!

Die zwei Vögel.

Es niſtet ein Vöglein mir tief in der Bruſt,
So fern vom blühenden Haine;
Das ſingt in Schmerzen und ſeltſamer Luſt,
Denn, ach! es iſt ſo alleine.
Nur an Gott im Himmel es feſt ſich hält
Und ſchaut durch mein Auge hinaus in die Welt!

Es ſinget für *ſie* ſeinen Schmerz, ſeine Luſt
Durch Nächte und ſchimmernde Tage;
Auch ſie trägt ein Vöglein in ihrer Bruſt,
Das zwinget das meine zur Klage.
Es hat durch das Blau ihrer Augen geſeh'n —
Doch will's nicht mein bittendes Vöglein verſteh'n!

Es ſinget mein Vöglein all Das, was es weiß:
Mein Sinnen, mein Träumen, mein Leben;
Verrathen hat's ſelbſt meine Liebe heiß —
Das tönte im ſchüchternen Beben.
Es ſinget ſein tiefes Weh, ſeine Luſt —
Doch ſtumm iſt das Vöglein in ihrer Bruſt.

Das ſchauet ſtill durch ihr Auge dort,
D'rum wird mir ſo weh und ſo bange.
Verdienet mein Vöglein kein Troſteswort
Nach des Herzens glüh'ndem Geſange? —
Und iſt mein Vöglein auch noch ſo arm,
Es fühlt wie der glänzendſte Vogel ſo warm!

Das ſinget und trauert gewiß ſich zu Tod —
Die Braut führt ein Andrer zum Feſte;
Und ſie — ſie vergißt meines Vögleins Noth,
Und das iſt am End' auch das Beſte!
Sie paßten wohl nicht für einander, die Zwei,
Nun ſtirbt das eine — was iſt dabei?!

Nach America.

Brüder, überm Meere da,
Fern von unſerm Lande,
Hebet ſich America
Mit dem güldnen Strande!
Dort der Vogel Phönix baut,
Gold und Silber man dort ſchaut,
Und gebrat'ne Tauben
Niſten in den Lauben.

Chor.

Gott, wie muß's da herrlich ſein!
O, wie prächtig Flur und Hain!
Schade, daß America
Nur ſo fern; ach, wär' ich da!

Dorten bleibt es immer hell;
Jegliche Kaſtanie
Iſt geröſtet, jeder Quell
Wein aus der Champagne.

Schenkt man dort ſein Herz an wen,
Kriegt man wieder neun bis zehn,
Und die weiten Felder
Tragen nichts als Gelder.

Chor.

Gott, wie muß's da herrlich ſein!
O, wie prächtig Flur und Hain!
Schade, daß America
Nur ſo fern; ach, wär' ich da!

Dort kennt man auch keinen Tod,
Keine Krankheitsſchmerzen;
Wälder ſtrotzen da von Brod
Und von Zuckerherzen.
Kleider nach Pariſer Schnitt
Theilt man Einem gratis mit;
Wunderſchöne Frauen
Sind allda zu ſchauen!

Chor.

Gott, wie muß's da herrlich ſein!
O, wie prächtig Flur und Hain!
Schade, daß America
Nur ſo fern; ach, wär' ich da!

November-Phantaſieen.

(Oede Halde an Jütlands Weſtküſte. Es iſt Nacht und Mondſchein; Wolken ziehen über das wild ſchäumende Meer. Eine Schaar böſer Geiſter erſcheint und lagert ſich im Sande.)

Der Erſte.

Seinen Thron hat hier November:
Ei, der Tanzplatz iſt vortrefflich!
Sturm und Wellen ſpielen auf.
Wie die Brandung luſtig heulet
Durch des Wirbelwindes Sauſen!
Laßt uns mit einander plaudern
Von den nächtlich-ſchwarzen Thaten.

Der Zweite.

Hier iſt meine Lieblingsſtelle,
Hört von ihr die luſt'ge Mähr.

Seht Ihr dort den loſen Triebſand?
Ein'ge Jahre ſind verfloſſen, —
War wie jetzt, grad' im November —
Als ein muntrer Brautzug nahte;
Klarinetten und Oboen
Schallten jubelnd von dem Wagen,
D'rauf die Braut, ſo jung und lieblich,
Saß mit Seidenband im Haare.
Doch ich hüllte ſie in Nebel:
Hier verſanken ſie im Sande.

Der Dritte.

Einen wunderhübſchen Streich
Hab' ich geſtern erſt vollführet.
Ruhig war die See; der Sturm
Hatte eben ausgetobet.
Auf den Wellen trieb ein Wrack,
Von der Mannſchaft längſt verlaſſen;
Nur zwei Frauen und ein Mann
Standen d'rauf, der Rettung harrend.
Auf dem Wracke lag ein Boot,
D'rin die Dreie ſprangen. Sorgſam
Schnitten ſie die Taue ab,
Prüften, ob kein Band ſie halte,
Hoffend, wenn das Wrack verſinke,
Werde ſie das leichte Boot

Sicher tragen bis an's Ufer. *)
Doch, wie ängſtlich ſie auch ſpähten,
Ein Tau barg ſich ihren Blicken —
An dem Seile hing ihr Leben!
Bang und ſchweigend ſaßen ſie,
Rings war's ſtill, kein Lüftchen wehte.
In die Tiefe tauchend, ſcheucht' ich
Einen Wallfiſch aus dem Schlafe;
Auf die Fläche hob er ſeinen
Schwarzen Rücken, ſpritzte Waſſer
In die Lüfte um das Wrack,
D'rauf die ſtummen Todgeweihten,
Noch von Lebensrettung träumend,
Tief und langſam Athem holten;
Luſtig heulend ſtieg das Waſſer
Höh'r und höher in dem Raume.
— Da verſank das Wrack und riß
Mit hinab das Boot — die See,
Stieg in wilden Wirbeln ſiedend;
Dann ward Alles wieder ſtill.
— Ruhig floß die Welle weiter.
Niemand kennt des Fahrzeugs Schickſal,
Aengſtlich harren ſein ſie Wochen,
Monde, Jahre wohl, zu Hauſe.
Doch des Wallfiſch's ſchwarze Finne
Schlägt der Todten weiß Gebein.

---

*) Nach einer ähnlichen Situation bei Cooper.

Der Vierte.

Dieſe That iſt nichts Beſond'res,
Höret nur, was ich vollbracht.
— An des Genferſees Geſtade,
Wo auf hohem Fels der Gletſcher
Glänzt im Purpurſchein der Sonne,
Kam ich in der Dämmerung.
Rings war Alles ſtill; kein Lüftchen
Rauſchte in der Bäume Wipfeln.
Vor der kleinen, niedern Hütte
Spielt' ein Knäblein von drei Jahren.
Häßlich war es, wie ein Engel!
Braune Augen, Roſenwangen.
— Sieh, da kam ein mächt'ger Adler,
Der auf ſeinen ſchwarzen Flügeln
Niederſchoß, den Knaben packte
Und davon flog. Laut aufſchrie er!
Aus dem Hüttchen trat die Mutter.
Ohne Thränen, ohne Worte
Starrte ſie, den Tod im Blicke.
Auf das Dach flog erſt der Adler,
Dann hinauf die Felſenwand;
Ruhte, bis ſie ihn erreichte,
Flog dann weiter — o, der Wonne!
Höher konnte ſie nicht folgen.
— Zwiſchen Fichten, Schnee und Wolken
Saß der Aar in ſeinem Horſte;

Aus der Aeuglein Sterne löſcht er,
Spielte mit den gelben Löckchen,
Trank die warmen, friſchen Tröpfchen,
Weit umher ſein Jubel ſcholl!
— Eine Lage Schnee am Reſte
Ward durch meinen Hauch gelöſt —
Denn ich bebte ſchier vor Luſt —
Und der leichte Schneeball rollte,
Schwoll und ſank dann als Lawine
In das Thal und auf die Hütte,
D'rin das jüngſte Kind geborgen
Ruhte, wie die Mutter wähnte.

Der Fünfte.

Träge Vagabunden ſeid Ihr!
Jeder nur ein Abentheuer?!
Nein, im bunten Wechſel folge
That auf That, wie Schlangenhäuten.
— Mit dem bleichen Mondenſtrahle
Spielt' ich in der Mitternacht,
Saugte Kräfte aus der Erde,
Hauchte Gift mit Flammenküſſen
In die ſtarken, ſaft'gen Kräuter,
In des Strauches Blatt und Wurzel!
Zwiſchen Norwegs hohen Felſen
Traf ich eine Heerde Wölfe;
Durch den Froſt zur Wuth ſie ſtachelnd',

Und mit Sturmesbraus und Hagel
Fort von jedem Raub ſie ſcheuchend,
Trieb ich ſie zur Bauerhütte,
Deren ſchwache Thüre wich.
Niemand war dort in der Kammer,
Nur ein Kind lag in der Wiege,
Recht ein ſchönes Wolfsgericht.
— Einſam, in dem dichten Walde
Saß ein Mädchen, jung und lieblich,
Und auch tugendhaft genannt.
Mit dem neugebor'nen Kleinen,
Den mit Thränen und mit Küſſen
Sie bedeckte, ſaß ſie da
In Verzweiflung ob der Schande.
Mir auch ſchien es nicht recht ſittſam,
D'rum, im Wirbelwinde packt' ich
Eine von des Waldes Tannen,
Und zerſchmettert fiel ſie hin;
Einen Strick aus ihrem Baſte
Dreht' ich, warf ihn ihr zu Füßen.
Und er leiſtet' gute Dienſte:
In dem Sumpfe liegt das Kindchen,
Sie iſt wieder tugendhaft!
— D'rauf zum Meeresſtrande zog ich,
Wurde Welle zwiſchen Wellen.
Vor dem Sturme trieb ein Kahn,
D'rin ein Knabe von neun Jahren
Und vier Mann — war die Beſatzung.

In den Raum ſtieg juſt der Knabe,
Als in einer rieſenhohen
Welle ich auf's Deck mich ſtürzte,
Und hinab die Männer ſpülte.
Herr des Schiffes blieb der Knabe,
Wind und Wellen Preis gegeben.
— Nun zum Letzten; jammerſchade,
Daß es nicht das Beſte iſt!
Nah bei Edinburg an's Land
Steigend, ſchlich ich in die Hütte,
Wo die kranke Mutter ruhte,
Und ihr Sohn, ein art'ger Knabe,
Las ihr aus der Bibel vor.
Doch, da ſie jetzt eingeſchlummert,
Schwieg er, ſeine Hände faltend,
Fromm und kindlich ſie betrachtend.
Wie ein Lüftchen fuhr ich ſchnell
In des Bettes leichten Vorhang,
Daß die Lampe er umarmte.
Ha, wie brannt' ich hell und luſtig
In der rothen, wilden Flamme!
Aus der Hütte ſprang der Knabe,
Rief mit Jammern laut um Hülfe;
Doch — es traf ſich ſonderbar! —
Draußen ſtanden zwei Banditen,
Die auf Beute nur gelauert.
Sie ergriffen flugs den Knaben
Und erſtickten ihn, und trugen

Seinen Leichnam hin zum Arzte,
Der mit blankem Golde zahlte
Den vortrefflichen Kadaver.
Aber durch der Hütte Scheiben
Fuhr ich auf den Flammen-Schwingen,
Stieg im Rauche auf zum Himmel
In der mondenhellen Nacht.

Der Erſte.

Ha, ich höre durch den Sturm,
Durch des Meeres Brandung ſchallen
Aus dem Hüttchen Friedenstöne;
Heil'ge Lieder ſingt die Alte.
Möchten ihre Pulſe ſtocken,
Daß doch ihr Geſang verſtumme!
Träge See, o brauſe ſtärker!
Herbſtes Wind, o! raſe wilder,
Uebertäube doch ihr Lied!

Pſalmentöne aus der Fiſcherhütte.

Eine Roſe verlieh Gott der Erde,
Daß Erlöſung der Menſchheit werde;
Doch Mancher hat nimmer vernommen,
Daß zur Welt die Roſe gekommen.

Ach, ſuchet die Tiefen, die Hütten:
Im Staub hat der Heiland gelitten.
Dort wird ſich Euch Chriſtus verkünden:
Die Roſen erblüh'n nur in Gründen.

Und ſollte das Herz mir auch brechen,
Die Dornen verwunden und ſtechen,
Müßt' Unglück und Schmerz ich ertragen,
Ich kann nicht der Roſe entſagen!

Die böſen Geiſter.

Fürchterliche Schreckenstöne!
Kommt! wir wollen auf des Sturmes
Fittig brauſen in der Nacht.
Aber vorher laßt uns ſchweben
Nach dem Meere; aus der Welle
Saugen wir den Nebel, hauchen
Ihn rings um die Küſte aus,
Daß der ſtolze Seemann bebe.
Und dann gehe Jeder einzeln
Aus auf neue Abentheuer.

Der Erſte.

Grimmig raſ' ich in dem Walde
Und entwurzle ſeine Stämme,
Streu' die Blätter in die Lüfte;

Flüſtre in des Menſchen Herzen:
„Leben ſprießt aus der Verweſung,
Lenz bringt wieder neue Blätter;
Darum glaubſt Du, wenn Dein Herz
Bricht, daß neuer Lenz Dein harret.
Ja, Geſchlechter geh'n und kommen,
Neue Reiſer treibt der Baum,
Doch das Laub, das jetzt gefallen,
Dieſes wird nicht wieder grün.
Nur im kommenden Geſchlechte
Keimt das Leben ewig fort."

Der Zweite.

Nieder flieg' ich jetzt nach Seeland,
Scheuch' die Vögel aus dem Neſt;
Schrill ertön' ihr Angſtgeſchrei,
Daß dem Bauer in der Hütte
Bange vor der wilden Jagd,
Vor dem König Waldemar.

Der Dritte.

Ja, bei Wordingborg im Thurme
Heul' ich, folgend nach dem Sturme
Durch die tiefen Mauerſpalten.
„Waldemar entſteigt dem Grabe!"
Flüſtert dann der Fiſcher zitternd,
Wenn ſein Boot vorübergleitet,
Und er ſpricht ein „Vater Unſer."

Der Vierte und der Fünfte.

Wir zwei fliegen nach der Haide,
Feiern dort ein frohes Feſt.
Alles ruht in Finnerup. *)
Aus dem dichten Nebel formen
Wir die alte, goth'ſche Kirche
Wieder, die dort früher ſtand,
Und die Scheune dicht daneben.
Dänmarks König Erik Glipping
Will ich ſein, und Du ſei Ranild.
Leicht, in luft'ger Nebelhülle
Schweben wir wie ihre Geiſter.
Wohlbekannt iſt uns der Hergang,
Denn wir waren ſelbſt dabei,
Und wir hörten es ſeitdem
Oft im alten Bauerliede:

„Ranild, ſchließ mit der Stange die Thür'!
Thateſt du, wie ich begehret?
Der Marſchall Stig entſagte mir,
Du haſt ſeine Worte gehöret.

Mit der Stange ſchließ' ich die Thüre dicht,
Vorſchieb' ich den Balken, den dicken;

---

*) In dem Dorfe Finnerup wurde am 21. November 1286 der König Erik Glipping von ſeinem Diener Ranild an den Marſchall Stig verrathen und ermordet.

Geboren ward der Mann noch nicht,
Der hinweg ihn vermag zu rücken.

Beſchützen will auf grüner Au
Der Kibitz ein jedes Eckchen,
Und findet zu eignen Neſtes Bau
Im Felde kein ſichres Fleckchen.

Und Ranild ſchloß nur ſchlecht das Thor,
Denn weder Balken, noch Stange,
Zwei Hälmchen ſteckt' er nur davor —
Ich künd' Euch Wahrheit im Sange.

Keinen anderen Balken Ranild ſchob
Vor das Scheunenthor im Felde:
Eine ſchwache Garbe nur, die hob
Hinweg der Wind in Bälde."

Ja, ſo heißt's im alten Sange!
Und wir können es bekunden,
Denn wir beiden ausgelaſſ'nen
Geiſter waren ja die Garbe,
Waren Balken dort und Stange.
Aber fort! — ich bin der König,
Und Du mußt den Ranild machen.
Und ihr Andern, die ihr folget,

Werdet Nebel! Kommt als Mönche,
Aber unter Eurer Kutte
Muß das ſcharfe Schwerdt erglänzen.
Und ſo ſpielen wir die tolle
Blutnacht, die November-Poſſe,
Daß der Hirte ſich entſetze,
Wenn er uns im Sturmes-Brauſen
Sieht in mitternächt'ger Stunde
Gaukeln auf der öden Haide.

(Sie verſchwinden.)

(Ein Schiff kämpft im Sturm mit der Brandung.)

Der Kapitain.

(Befehle ertheilend.)

Drittes Reff geſetzt! — — Zieht das Marsſegel ein! —
Ha, alle Teufel, welche Nacht!

(Schrei der Paſſagiere.)

Der Kapitain.

Räumt das Verdeck! — Zum Henker, welcher Nebel! —
Holla, aufgepaßt! — — hißt das Sturmſegel!

Die Wellen.

Zittre nur im Wogendrange,
Menſchengeiſt! es währt nicht lange,
Dann zerſchellt das Schiff wie Scherben.
„Du mußt ſterben!“

Der Kapitain.

Kappt die Taue am Beſanmaſt! — He, ſchnell, Jungens! — — Wir treiben auf's Riff! — Beigedreht!

Schrei der Matroſen.

Wir ſitzen feſt! — Die See bricht in den Raum! Herr Jeſus! wir gehen unter!

Don Juan.

Mephiſtopheles! ich ſinke!

Mephiſtopheles.

Sei nur ohne Furcht, mein Freund!
Dieſes Brett trägt uns vereint
Aus dem kühlen, friſchen Bade
Zu den Schönen an's Geſtade.
Ruh'n an ihrer Bruſt, der runden,
Ha, das wird Dir trefflich munden!
Oeffne nun Dein Aug', Dein Herz!
Dies hier war November-Scherz.
Noch iſt nicht der Tod des Jahres,
Nur des Balles Anfang war es.
Muſikant iſt Sturmesweh'n,
Sieh, wie ſich die Wogen dreh'n!
Der Komthur, der Wintergreis,
Kommt erſt ſpäter, kalt und weiß.
(Sie treiben an's Land.)

Die Poeſie.

Ein Hauch der Gottheit biſt Du, Poeſie!
Du wurzelſt in dem großen Vaterherzen,
Dein Wort ertönt voll Kraft und Melodie,
Dein Lächeln lindert mild der Erde Schmerzen.
Dein Kleid iſt jeder Sturm, der mächtig brauſt,
Der Wald, der Fels, der blaugewölbte Himmel,
Das tiefe Meer, wo der Leviathan hauſt,
Der großen Städte reges Volksgetümmel.
Verſchloſſen iſt Dir nicht des Lebens Buch,
Du wohnſt am Bach, im Thal, auf hoher Firne,
Durch's ganze Weltall geht Dein hehrer Flug,
Das Sternendiadem um Deine Stirne!
Und wem ein Engel öffnet Aug' und Ohr,
Der folgt Dir kühn auf der Begeiſt'rung Schwingen;
Dem Kind erſchlieſſeſt Du des Himmels Thor,
Und Deine Schätze wird der Mann erringen. —

Zuweilen lauſcht die Menge Deinem Laut,
Wenn der Geſchäfte Drang es ihr nicht wehret,
Und der Docent die Schüler baß erbaut,
Wenn er von Deinem Weſen ſie belehret.
Der große Rieſenkörper wird tranchirt,
Man hört, wie's der und jener Meiſter machte,
Wie er die Form behutſam hat polirt
Bei Allem, was Erhabenes er dachte.
Ein artig Spiel iſt Poeſie; ein Mann,
Der brav und viel ſtudirt hat, iſt der Dichter,
Der einen Kirſchſtein künſtlich ſchnitzen kann,
Und ſpitzig unterſcheidet. Denn ſo ſpricht er:
„Die Poeſie iſt nur ein ſchimmernd Licht,
Von Außen wird ſie in die Form gegoſſen,
Im Sonnenſtrahl, im Nachtthau kann ſie nicht,
Der Pflanze gleich, aus eignem Innern ſproſſen.“ —
O, glaubt es nicht! Die Dichtkunſt wächſt im Frei'n;
Im Treibhaus wird ſie nie den Kelch entfalten;
Es ringt in ihr ein mächt'ges, glüh'ndes Sein
Mit himmliſchen und irdiſchen Gewalten!
— Der Sonnenſtrahl, der durch die Scheibe geht,
Zeigt Millionen Stäubchen Euren Blicken,
Doch Blumenſtaub iſt das nicht; was Ihr ſeht,
Sind Alltags-Flocken, die mit Glanz ſich ſchmücken.
Vor Deinem Hauche wirbelt ſchön der Staub,
Der wellenförmig ſich zur Säule ründet;
Die Sonne ſinkt, ſie wird des Dunkels Raub,
Und ſie und ihres Daſeins Spur entſchwindet.

Prometheus gleich, des Dichters Lied erhebt,
Es ſchlägt der Puls der Zeit in ſeinem Herzen,
Und ſeine Bruſt, von Wonneſchau'r durchwebt,
Hat Raum für eines ganzen Weltalls Schmerzen.
Er läſtert nicht in ſchönen Melodie'n,
Wird ſich als Harlekin der Welt nicht zeigen,
Sonſt muß die Muſe ſeufzend von ihm flieh'n,
In ſeiner Bruſt die Götterſtimme ſchweigen.
Die Poeſie wird ohne Reimes Band,
Wenn ächt, als Proſa ſelbſt ſich noch bewähren;
Gemeinplatz iſt ein falſcher Diamant,
Er kann den Schmuck der Formen nicht entbehren. —
Mag ſich die Menge an dem Schein erfreu'n,
Wenn Dichterlinge ihr die Zeit verkürzen;
Mag ſie den falſchen Götzen Weihrauch ſtreu'n,
Sie werden bald vom hohen Sitze ſtürzen.
Die wahre Muſe mißt des Himmels Bau,
Sie wohnt im Wüſtenſand', am Wieſenbache,
Im Duft des Veilchens auf der grünen Au,
Im Neſt des Vögleins unter'm Hüttendache.
Sie ſchweigt an ihres Lieblings ſtillem Grab':
Er weilt jetzt, wo die Heimath ihr gegründet;
Doch das, was ſie durch ihn der Menſchheit gab,
Das ſpricht von ihm, denn er hat es verkündet. —
Es zeigt der Lenz durch ſeinen Kampf und Streit,
Daß neues Leben aus dem Grabe dringet;
So war, ſo wird es ſein in Ewigkeit,
Daß ſtets der Geiſt die todte Form bezwinget.

Der Sonnenſtrahl formt nicht in freier Luft
Der Roſe Kelch, mit Purpur übergoſſen;
Er zeitigt nur, doch zeugt er nicht den Duft;
O nein, dem Innern iſt die Kraft entſproſſen!

Die Mutter mit dem Kinde.

Drüben, wo der Weg ſich dreht,
Bei dem See ein Häuschen ſteht.
Schief die niedern Wände ſind,
Und die Scheiben klein und blind,
Und die Thür' verfallen faſt.
Eben geht die Sonn' zur Raſt;
Schwalben piepſen unter'm Dache,
Bellend hält ein Hündchen Wache.

Roth die Abendſonne blitzt,
Vor der Thür' die Mutter ſitzt;
Purpurn ihre Wangen ſind,
Auf dem Schooß hält ſie ihr Kind:
Hui, ein Bübchen kerngeſund,
Bäckchen wie ein Apfel rund.
Koſend ſpielt ſie mit den ſüßen,
Zierlich kleinen, runden Füßen.

Kater Hinz ſonnt ſich, gekrümmt
Wie ein Höfling; ſchlägt ergrimmt
Nach der Mücke, die ihn ſticht,
Spielend in dem Abendlicht.
Mutter küßt des Knäbleins Wang',
Lullt's in Schlaf mit leiſem Sang;
Mild verklärt die holden Züge,
Ruht es in der hübſchen Wiege.

Graues Wetter.

Faul hängt der feuchte Nebel herab auf Stadt und Land,
Es mag nicht einmal regnen von grauer Himmelswand;
Die Enten ſelber liegen dort müßig an dem Teich,
Den Kopf tief unter'm Flügel, den Straßenſteinen gleich.
Großmutter ſitzt im Lehnſtuhl und nickt und ſchlummert ein;
Die Enkelin ihr Köpfchen ſtützt auf das Händchen ſein,
Hat vier Mal ſchon recht herzlich mich angegähnt, o weh!
Goldlockig wallt das Haar ihr rings um des Buſens Schnee.
Ich ſelber ſitze da, auf's Knie gelegt die Ferſe,
Mag leſen nicht einmal ſelbſt meine eignen Verſe.

Ich will's.

Du Felſenwand, wie trotzig Du Dich hebſt!
Du mußt in meinen Vers, wie auch Du widerſtrebſt.
Du Flüßchen, wie auch wild und ſtark im Lauf'
Einher Du brauſeſt, Dich auch nehm' ich auf.
Der kleine Vogel ſelbſt hier auf der Flur,
Der raſch entflieht, nah' ich mich leiſe nur:
Glaubt er, daß er mir ſo entſchlüpft, der Wicht?
Ich will's, und zwitſchern muß er im Gedicht.
Schau' ich ſie an, gehorchen alle Geiſter:
Ein Dichter iſt ein ſchlimmer Hexenmeiſter!

Ein Mädchen dort, die Füßchen nackt und weich,
Von ſchönem Wuchs, ſchlank wie ein Weidenzweig:
Sie ſpülte Linnen, drehte mir den Rücken;
Nun, ſoll ich denn ihr Antlitz nicht erblicken?
Was iſt das — thut mein Stab nicht ſeine Pflicht?
Sie trotzt! — Sie muß mir dennoch in's Gedicht.
Wie ſie da ſteht, ſo ſoll es ihr geſcheh'n,
Nun mag ſie immer mir den Rücken dreh'n:
Hier iſt das ganze Bild mit Schatten und mit Licht,
Vom Mädchen ſieht man nur den Rücken, Andres nicht.

Thränen.

. . . . Der große Vater gab
Der Blume Thau, dem Auge Thränen.
C. H. Guldberg.

Mein Herz ein graues Himmelreich,
Die Sorgen d'rin den Wellen gleich;
Es iſt ſo wunderlich ihr Lauf,
D'rum nimmt die Bruſt ſo ſchwer ſie auf.
Weinſt Du, ſich Ruhe Dir geſellt,
Denn jede Thrän' iſt eine Welt;
Iſt eine Welt voll Sorg' und Luſt:
Sie rollt herab von Deiner Bruſt.

Und weinteſt Du Dich müd' im Schmerz,
Wird von den Thränen leicht Dein Herz;
Die Sorge, ſei ſie noch ſo groß,
Wohnt in der Thränen-Welten Schooß.
Glaubſt Du, daß er, der Alles ſchaut,
Das Tröpſchen, das im Graſe thaut,
Der, was nur zu ihm ſtrebt, erhält,
Daß er vergäße einer Welt?

Treue Liebe.

Der Liebende.

(Unter einem Baume.)

Vöglein kehrt aus Süden wieder,
Hell ertönen ſeine Lieder,
Wenn von Zweig zu Zweig es ſpringt; —
Vöglein meine Liebe ſingt.

Horch! mein holdes Liebchen kennt es!
Tauſend Mal den Namen nennt es!
Freudig hoff' ich jetzt auf's Neu',
Denn ich weiß, ſie blieb mir treu.

Das Vögelchen.

Armer, Du haſt falſch verſtanden!
Ich kehr' nach den heim'ſchen Landen,
D'raus mich Winterfroſt vertrieb;
Am Altar ſtand heut Dein Lieb.

Der Liebende.

Von der Holden bringt es Kunde,
O, der ſeel'gen ſchönen Stunde!
Immer hat ſie mein gedacht,
Schaute mich im Traum der Nacht.

Das Vögelchen.

Braut und Bräut'gam, Hochzeitsgäſte
Sah ich ſchmauſen froh beim Feſte;
Von der Treue ſprach man dort,
Doch von Dir kein Sterbenswort.

Der Liebende.

Gott! Du gabſt ſie mir, Dir weih' ich
Meinen Dank, Dich benedei' ich.
Mein im Zeitenwechſel blieb
Sie, des Herzens erſte Lieb'!

Vöglein! hebe froh die Schwingen,
Meine Grüße ihr zu bringen.
Wenn Dein Lied von Treue ſchallt,
Dann verſteht ſie Dich alsbald!

Geiſt und Form.

Mein hohes Lied, im Kampf der Zeit erſchall'!
Mein Notenblatt ſei jetzt das Weltenall!
Des Urgebirgs Granit, der Wald, das Meer
Sind ſchwarze Striche d'rauf die Kreuz und Quer';
Und jeder Strom, ein jeder Felſenhang
Iſt eine Note zu dem ſtolzen Sang.
Das Mammuthsthier, die Blum', im Stein gefunden,
Singt uns von einem Leben, das entſchwunden,
Vom Kampf der Zeit mit engen Lebensſchranken,
Vom Streite zwiſchen Formen und Gedanken.

Wer ſtieg empor zum blauen Himmelsplan,
Und zeichnete den Sternen ihre Bahn?
Wer, als auf Flammenſittigen der Geiſt,
Der Gott im Anſchau'n ſeiner Werke preiſt.
Copernicus ließ unſre Erd' ſich drehen,
Laut jubelten die Sphären in den Höhen;
Die alten Formen ſind wie Spreu zerſtoben,
Und von der Tiefe drang der Geiſt nach oben.

Die Erde bebt, wie Glas der Fels zerſplittert;
Die Fluth durchbricht den Damm, der ſie umgittert,
Verheerend Stadt und Flur in wilder Wuth;
Doch neue Inſeln ſteigen aus der Fluth.
Das inn're Leben läßt ſich nicht bezwingen;
Sieh', aus der Erde Schooß die Wälder dringen;
Des Fixſterns Licht, ob tauſend Jahr' verſtreichen
Bei ſeinem Flug', wird doch die Erd' erreichen.
Es kann der Raum den Strahl der Kraft nicht dämpfen,
Noch der Titane mit dem Himmel kämpfen.
Verheere Städte tigergleich; beſtreu'
Mit Salz die Stätte, daß nicht Gras gedeih':
Sie werden doch im Geiſt dem Schutt' entſteigen!
Stets wird Erinn'rung mit des Friedens Zweigen
Beſchützen, was die Macht der Zeit beſiegt.
Der Geiſt wird bleiben, wenn die Form erliegt!
Stolz biſt Du, Meer, im wilden Wogendrang,
Allein auch Dich des Menſchen Geiſt bezwang;
Du Bild der Kraft, uns dient Dein breiter Rücken,
Gleich St. Chriſtopher; — auf der Schiffe Brücken
Beſchreiten wir ihn kühn von Land zu Land,
Denn jede Form iſt für den Geiſt nur Tand!
Vom Berg' ſtürzt die Lawine ſich herab,
Das blüh'nde Städtchen wird ein ödes Grab;
Doch neues Leben keimt, — am klaren Bach
Erhebt die Hütte wiederum ihr Dach.
Die Berge Lapplands kränzt nur Sumpf und Moor,
Doch rothe Beeren dringen d'raus hervor.

Und urbar wird im Lauf der Zeit die Wüſte,
Bevölkert jede unwirthbare Küſte;
In Urwalds Sumpf erblühen grüne Auen,
Und Städte wird der Menſch im Thal erbauen.
Wo Karawanen ſchmachteten im Sand,
Ein Kanaan der ſpäte Enkel fand.
Stets, wenn der Geiſt den Moſis-Stab geſchwungen,
Iſt Lebensquell dem Fels der Form entſprungen!

April.

Im Aug' bald Thränen, bald Sonnenſchein,
Im Buſen Sehnen und Liebespein:
Wie gleichſt Du doch, o Liebchen fein,
Dem April!

Das Leben bis an des Grabes Ziel
Iſt nur ein Tanz im großen Styl;
Was fandeſt Du im wechſelnden Spiel? —
Den April!

Für den Lorbeer oder ein Bändchen roth
Ging mancher Held ſchon in den Tod,
Und lief am Ende gar ohne Noth —
In April

In Politik des Britten Treu',
Des Glück's und der Frauen Gunſt: Ihr drei,
Gleicht, wie ein Ei dem andern Ei,
Dem April!

Es gleicht das Streben in dieſer Welt,
Die Bruſt von Freud' und Leid geſchwellt,
Das Ringen nach Hoheit, Ruhm und Geld —
Dem April!

Das Meerweib bei Samſö.

(Eine däniſche Sage.)

Die Meerfrau ſteigt aus den Wellen
H. Heine.

I.

Es iſt ſpät ſchon gegen Abend, und der Sturm ſteigt mehr und mehr,
Wogen wälzen ſich zum Strande um die Fiſcherhütte her.
Doch darinnen iſt's ſo traulich, Mütterchen am Netze flickt.
Bei dem Schein des Fichtenſpanes ſie am Fiſchgeräthe ſtrickt:
Und im Winkel liegt die Katze, nickt und ſchüttelt mit dem Kopf,
Und ſie ſpeiſet Häringsköpfe aus zerbrochnem Küchentopf.
Niedrig iſt die Thür', ſie ſchaukelt, wenn der wilde Sturm ſie preßt,
Ungeachtet man gebunden ſie mit alten Stricken feſt.
Horch — nun raſſelt es da draußen, heim der alte Vater kehrt;

„Gott ſei Dank, es kam der Alte! ſtark die See heut Abend gährt."
Doch wie iſt er bleich und ſtille, Wolken auf der Stirn ihm ſteh'n;
Sich umkleidend, läßt er darauf ſich im Sonntagsanzug ſeh'n;
Bürſtet mit der Hand die Haare; ſieh, ſein Auge rollet wild;
Und ſein altes Weib, ſich wundernd, drückt die Hand ihm ſanft und mild.
Doch ihr kann er nicht verbergen, was ſo eilig treibt ihn fort:
„Ich muß zu dem Königshofe!" und ſie lauſchet ſeinem Wort:
„Wieder hörte ich das Meerweib, es iſt jetzt zum dritten Mal;
Wenn ich nun noch länger weile, ſingt ſie meinen Grabchoral.
Jedes ihrer Worte weiß ich, das mir tief zu Herzen drang:
Bald wird über Sund und Belte ſchallen Jubelglockenklang!
Denn es wird ein Prinz geboren, klug und weiſe, und voll Muth:
Vierter Chriſtian wird er heißen, aus dem Oldenburg'ſchen Blut.
Unter ihm wird Dänmark blühen, und ſein Werk wird nicht vergeh'n!
Wie ein König, Held und Vater wird er unter Dänen ſteh'n!"

— So der alte Fiſcher redet und ergreift den Knotenſtab,
Dann verläßt er ſeine Hütte, Nacht und Sturm ihn bald umgab;
Blickt verſtohlen nach dem Strande: nie war ihm der Weg ſo lang.
In die Tiefe ſteigt das Meerweib, und der Sturm ſingt ſeinen Sang.

II.

Es ſteht in Dampf die See ſo weit,
Auf Wogen ſchwimmt der Fluthen Maid;
Der kühne Held die Waffe ſchwingt;
Von ſeinem Kampf die Harfe klingt:

„König Chriſtian ſtand am hohen Maſt
In Rauch und Dampf.
Er hat die ſtarke Wehr erfaßt,
Und bricht der Gothen Helm in Haſt,
Es ſank der Feinde Raae und Maſt
In Rauch und Dampf.
Flieh', ſchrie'n ſie, flieh', wer fliehen kann!
Wer ſteht vor Dänmarks Chriſtian
Im Kampf?!“ *)

---

*) Aus dem berühmten däniſchen Nationalliede von Johannes Ewald. — Chriſtian IV., der Held des däniſchen Volkes, verlor in der Seeſchlacht bei Femern ein Auge.

Vom Vaterauge ſtrömet das rothe Heldenblut,
Doch iſt der Sieg gewonnen, gehoben Dänmarks Muth.
Des Feindes Schaaren flüchten — und durch den Sund und Belt
Das frohe Meerweib ſinget vom Sieg, von ſeinem Held.

III.

Jahrhunderte verſchwinden im tiefen Zeitenmeer.
Die Nacht iſt lau und ſtille, und blank ſind Fjord und Meer;
Das Dampfſchiff gleitet eilig um Samſö's Küſtenwall,
Es lärmen wild die Räder, ſtill iſt's ſonſt überall.
Die Paſſagiere ſchlafen auf dem Verdeck zur Nacht,
Sie haben von den Mänteln das Lager ſich gemacht.
Sie ſchnarchen und ſie ſchlafen mit ſtillzufried'nem Sinn;
Der Lootſe ſteht am Steuer, er ſieht zur Küſte hin.
Wo ſich die Inſel hebet aus ſalz'gem Fluthenreich,
Da ſitzt das Weib des Meeres ſo ſtille und ſo bleich.
Ihr Haar iſt grau geworden, es gleicht dem dürren Tang,
Matt wie der Wogen Rauſchen erklingt ihr letzter Sang:
„Dreihundert Jahre ſchwanden, ſeit ich das Licht geſchaut!
Nicht fürder ſchwillt mein Buſen, die Locken ſind ergraut!
Auf meinem Grabeshügel wächſt bald der grüne Tang,
Und mein Gedächtniß ſchwindet, wie jetzt mein Abendſang.
Zum Schaum werd' ich bald werden — nur Eines thut mir weh:

Daß ich den Geiſt des Helden, ach, nimmer wiederſeh'!
Mein Lied an ſeiner Wiege, in Kjögebucht erklang,
Ich weint' in Isſefjorden, als Dänmarks Sonne ſank!"
— Es lauſcht der alte Lootſe, er hört ein jedes Wort.
Die Paſſagier' erwachen. — Es wehet ſtark aus Nord.
— Das Meerweib iſt verſchwunden, verſtummt iſt ihr Geſang.
Nur Schaum treibt auf den Wogen und auf dem braunen Tang.

Idylle.

Wie ſchlank ſich dort die hohen Pappeln heben!
Wie fröhlich uns des Vögleins Lied begrüßt!
Sieh! um die Laube winden ſich die Reben,
Sieh! wie die Aepfelblüth' den Kelch erſchließt!
Es ſchwelgt das Herz in milden Sommerlüften
Und Blumendüften!

Im Felde ſchallt ein fröhliches Getümmel,
Die Senſe mäht das Gras mit hellem Klang;
Voll leichter Sommerwölkchen ſteht der Himmel,
Und jubelnd tönt im Chor der Lerchen Sang.
Nach Hauſe kommt der Jüngling dort geſchritten
In Sommers Mitten.

Der Jüngling.

Schon kann ich den Kirchthurm ſehen,
Weithin ſchallt der Glocke Gruß;
Die vier Weiden ſeh' ich ſtehen
Dort ſchon an des Hügels Fuß;

Oft als Knab' die Aeſte bog ich;
Pflückte Nüſſe da vom Baum,
Erdbeern auf ein Hälmchen zog ich
Hier an dieſes Waldes Saum.
— Die Erinn'rung will bald zügeln
Meinen Schritt, bald ihn beflügeln!
Freund der Knabenzeit, o ſprich!
Grüner Wald, erkennſt Du mich?
In der Wand'rung langen Jahren
Hab' gar Manches ich erfahren,
Viel geſeh'n und Viel gehört;
Jetzt, da ich zurückgekehrt,
Komm' ich ganz der Alte wieder,
Doch verändert dünkt mich's hier.
Dort der Stein am Teich, beim Flieder,
Ach, wie niedrig ſcheint er mir!
Ja, es ſind dieſelben Räume
Und die Hecke und die Bäume,
Doch ich ſelber wuchs heran,
Aus dem Knaben ward ein Mann.
Vöglein auf dem grünen Strauch!
Sahſt du mich mit trübem Sinn
Draußen in der Fremde auch?
Sieh nur jetzt, wie froh ich bin!
Auf der ſonn'gen Lenzesflur,
Und wenn Regen niedertropfte,
Dacht' ich ſtets der Heimath nur,
Der mein Buſen ſehnend klopfte.

Ob die Mutter wohl noch blühet
Jugendlich und mild und gut?
Ob des Vaters Aug' noch glühet,
Voller Kraft und Lebensmuth? —
Kaum kann ich die Luſt bezwingen,
Faſt will mir die Bruſt zerſpringen;
Küſſen möcht' ich jeden Strauch,
Schweben auf des Windes Hauch!
Noth und Kummer ſind vergeſſen,
Alte Freunde werd' ich ſeh'n,
Und Mariechen; — groß und ſchön
Ward die Kleine wohl indeſſen.
O, mit welcher Luſt und Freude
Spielten wir doch einſt, wir Beide:
Ich der Bräut'gam, ſie die Braut.
Das Theater, ſelbſt gebaut,
War uns groß genug zur Zeit.
Ach, ich denk' es noch wie heut,
Wie mit Gold- und Silberplättchen
Sie geſchmückt die Marionettchen;
Luſtſpiel' gaben wir gar nett,
Ja, ſelbſt Opern und Ballett.
Zuſchau'r hatten wir nicht viele,
Doch die alte Großmama
Saß als Publikum ſtets da,
Klatſchte Beifall unſerm Spiele.
— Sie werd' ich nicht mehr begrüßen,
Thränen möcht ich faſt vergießen,

Mit dem letzten Abſchiedskuß
Gab ſie mir den Scheidegruß;
Werd' ſie nimmer wiederſehen!
Doch, ſie lebt in lichten Höhen!
Lebt, mich unſichtbar umſchwebend,
Meinen Geiſt zum Himmel hebend!
Heut' iſt mir ein wahres Feſt!
Schon ſeh' iſt der Störche Neſt
Auf dem elterlichen Dache,
Und hier bin ich an dem Bache,
Der im Sommer die Fregatte
Trug, die ich gezimmert hatte,
Und im Winter auf dem Eis
Meinen Schneemann, groß und weiß.
An dem Garten ſteh' ich ſchon — —
Mutter, ſieh — — hier iſt Dein Sohn!
Mutter, ich bin heimgekehrt!
Haſt Du meinen Ruf gehört?!

* * *

Liebevoll die Mutter ihn umſchließt,
Still, doch ſeelenfroh küßt ihn der Vater;
Wedelnd ihn der treue Hund begrüßt,
Knurrend krümmt den Rücken ſelbſt der Kater.
„Sieh, Marie, er iſt's, Dein Spielkam'rad!“
Ruft die Mutter jubelnd und entzücket;
Und erröthend ihm Maria naht,
Der mit glüh'ndem Aug' die Hand er drücket.

„Und wie groß er iſt! O, ſieh doch, hier
Steht ſein früh'res Maß noch an der Thür.
Eduard! Gott erhörte mild mein Fleh'n;
Siehſt Du, Vater, er iſt männlich ſchön
Und ſo gut, ja, ja, das weiß ich lange.
Küſſen muß ich ihn auf Aug' und Wange.
Kennſt Du noch die alte Stube wieder?
Doch Du biſt wohl müde? — Setz' Dich nieder;
Sieh, wie er zum Flügel hinblickt, Vater!
(Nein, der liebe Junge! wie er lacht.)
Mit den Püppchen ſteht dort Dein Theater;
Ja, das hat Marie ſich ausgedacht.“ —
Und dann plaudern Alle, ſtill beglückt;
Sinnend nur Marie zur Erde blickt.
— Fröhlich ſitzen ſie beim Mittagstiſche,
D'rauf das Tiſchtuch ſchneeig glänzt, das friſche;
Durch die Scheiben ſpielen Sonnenſtrahlen,
Erdbeern duften in kryſtallnen Schaalen,
Nur die ſchönſten hat Marie genommen;
Rings mit Kränzen iſt die Wand behangen,
Friſche Blumen in den Vaſen prangen,
Und der Lerche Lied heißt ihn willkommen!

* * *

Schnell entflieht der Tag, und labend,
Kühlung bringend, naht der Abend.
In der Sonne Purpurſchein
Spielen Mücken; auf dem Rain

Steigt des Heues Duft empor,
Schlummernd ſchweigt der Vögel Chor.
Perlen gleich erglänzt der Thau
Auf der bunten Blumenau;
Schimmernd kommt der Mond gezogen,
Schaukelnd auf den ſtillen Wogen.
Horch! im dunkeln Waldesſaal
Flötet eine Nachtigal. —
Wer ſteht an der Gartenecke
Bei dem Apfelbaum allein?
Dort biegt Jemand um die Ecke,
Tritt zur Gartenthür' hinein.
Sieh! am Strauche hängt ihr Kleid,
Das erröthend ſie befreit. —
Seine letzten Blüthenflocken
Streut der Baum in ihre Locken,
Schmückt ſie aus im Sternenglanze,
Wie ein Bräutchen, mit dem Kranze.

Eduard.

Du biſt das Geſpenſt, das nächt'ge?

Marie.

Stachelbeeren, große, prächt'ge
Sammel' ich, bringe ſie nach Haus;
Auch Stiefmütterchen zum Strauß

Pflückte ich, die gar ſo ſchön
Hier in dem Salate ſteh'n.
Nimm ihn, wenn er Dir behagt!

Eduard.

Weißt Du denn, was er mir ſagt?
Blumenſprache, ich vermuth' es,
Kennſt Du, weißt, was er bedeute.

Marie.

Nein, ſie blieb mir fremd bis heute.
Sagt er denn nicht etwas Gutes?

Eduard (ſcherzend).

Ih, nun wohl! — bei mir mag's geh'n.
Doch ich bitte Dich recht ſehr,
Schenk' nur keinem Herren mehr
Solche Blumen; — mißverſteh'n
Könnt' er's. Ei, das wäre ſchön!

Marie.

So? — Dann gieb ſie wieder her!

Eduard.

Nein, wie roth Du wirſt! — So ſchlimm
Iſt es nicht. — Die eine nimm,
Doch die andern bleiben mein,
Brauchſt nicht böſe d'rum zu ſein.

Laß auch jetzt die Stachelbeeren,
Ruhig plaudern möcht' ich gern.

Marie.

Blumenſprache mich zu lehren?
Die iſt längſt nicht mehr modern!

Eduard.

Sag' nur, wer ſo ſonderbar
Dich geſchmücket haben mag?
Trugſt Du denn den ganzen Tag
Aepfelblüten in dem Haar?

Marie (ſcherzend.)

Du haſt Recht, mich auszulachen;
Mußt' ich mir auch Sorgen machen
Und mich ſehnen immerdar?

Eduard.

Du haſt Dich geſehnt? Fürwahr?!
Grade ſo erging's auch mir.
Meines Herzens Stimme rief
Mich nach Hauſe ſtets zu Dir. —
Warum haſt die ganze Zeit
Du mich nie durch einen Brief
Auf der Wanderung erfreut?
Schriebſt nur ein'ge, kurze Zeilen
In der Mutter Brief zuweilen.

Daher ſchwebteſt Du als Kind
Stets mir vor; d'ran dacht' ich nie,
Daß acht Jahr verſtrichen ſind,
Seit ich Dich geſeh'n. — Marie,
Setz' Dich zu mir auf die Bank!
Klänge aus der Kindheit flüſtern
Hier im Laub der hohen Rüſtern.

Marie.

Lieber Bruder! Gott ſei Dank,
Daß zurück gekehrt Du biſt.
Wollen wir zur Mutter gehen?

Eduard.

Laß mich Dir in's Auge ſehen,
Ob's das früh're Antlitz iſt.
Schöner, älter ſiehſt Du aus,
Sonſt iſt's ganz ſo, wie es war.

Marie.

Geh' jetzt mit zurück in's Haus.

Eduard
(ſie auf die Stirne küſſend).

Ich, als Bruder darf's; — nicht wahr?

Ein Vöglein
(auf dem Baume).

Lieb' in ihrem Buſen glüht,
Spricht aus ſeinen Blicken!
Nur der Liebe tönt mein Lied,
Sie nur kann beglücken!

Wenn die Roſe wieder blüht
Und den Kelch entfaltet,
Sing' ich wieder Euch ein Lied,
Dann Ihr Hochzeit haltet.

Er wird, eh' das Jahr entflieht,
An ſein Herz ſie drücken. —
Nur der Liebe tönt mein Lied,
Sie nur kann beglücken!

Dem Dichter Adalbert von Chamiſſo.

Du Herrlicher, ſo hab' ich Dich verloren!
Nicht hör' ich Deinen Troſt, Dein Lob fortan.
Du ſahſt in mir, zu was mich Gott erkoren,
Sahſt, was nur Vaters Blick erſpähen kann.
Iſt's Eitelkeit, wenn erſt in meinen Schmerzen
Ich wohl erkannt, was mir Dein Beifall war?
Jetzt kannſt Du leſen klar in meinem Herzen,
Siehſt jetzt am beſten, ob Dein Hoffen wahr.

Ein Schwan hat um den Erdkreis ſich geſchwungen —
Er ſchlummerte im Schooß des Wilden ein;
In Süd und Norden hat er Lieb' errungen,
Herüber quoll ſein Sang aus Hermanns Hain;
Sein letzter waren Frankreichs Freiheitslieder, *)
Die Wurzel ſchlugen in der Völker Gunſt;
Dann brach ſein Herz — wann ſchlägt ein ſolches wieder? —
Verſenkt in Trauer ſteht der Muſe Kunſt.

---

*) Beranger's Lieder.

Das Dichterſchiff.

— O! Wer nicht zuweilen zu viel und zu weich empfindet, der empfindet gewiß immer zu wenig.
Jean Paul.

Weit hinaus in blaue Ferne
Dehnt ſich ſtolz das dunkle Meer;
Luſtig gleiten Böte, Schiffe
Auf dem offnen Grab umher.
Welch' Gewimmel, welches Leben!
Tauſend bunte Flaggen weh'n!
Wie ſie nach der Küſte eilen,
Welches Kreuzen, welches Dreh'n!

Dort das Schiff führt Holz und Kohlen,
Dies hier Butter, Käſ' und Mehl,
Jenes bringt aus fernen Zonen
Apfelſinen, Wein und Oel.
Und ſein Weib hat jeder Schiffer,
Seiner Ladung beſtes Gut;
In der Wiege, die am Maſte
Feſtgeſchnallt, der Säugling ruht.

Horch! ſie ſingen, horch! ſie plaudern,
Andre ſchlafen ruhig fort;
Aber, ſeht den ſtolzen Segler
Kämpfen mit der Strömung dort.
Aus der Zeit gewalt'gen Eichen
Ward gezimmert Kiel und Raum,
Und der Maſt iſt aus dem Garten
Eden, vom Erkenntnißbaum';

Segel ſind die Abendwolken,
Wenn die Sonne taucht in's Meer,
Und geſchmückt mit Blumenkränzen
Sind die Wände rings umher.
Einſam ſteht am Steu'r der Barde,
Eine Harfe iſt's von Gold,
Deren Saiten mächtig tönen,
Wenn die Woge brandend rollt.

Singend in den milden Lüften
Schwebt um ihn der Engel Chor;
Mit des Geiſtes Auge ſchau't er
Selig durch des Himmels Thor.
Er belebt der Vorzeit Küſte; —
Selbſt der Zukunft fern Gebiet
Strahlt, umhüllt von Morgenwolken,
Wie ein Stern in ſeinem Lied.

Er beſingt des Himmels Freuden,
Er verkündet ird'ſche Luſt;
Denn das Bild des großen Ganzen
Athmet, lebt in ſeiner Bruſt.
Staunend lauſcht die Meng' ein Weilchen
Seinem heh'ren Dichterwort;
Doch die Sorge für die Segel
Und die Ladung treibt ſie fort.

Alles, was in ſeinem Innern
Tödten will die Harmonie,
Selbſt des Lebens Alltagsſorge
Wird dem Sänger Poeſie.
Wellen ſteigen, Herzen brechen,
Wolken ziehen, Lüfte weh'n:
Seines Herzens mächt'ges Klopfen
Kann er ſelbſt nicht recht verſteh'n.

Und er fühlt ein heißes Sehnen
Mitten in der höchſten Luſt,
Einſam ſteht er zwiſchen Geiſtern,
Ohne die verwandte Bruſt;
Einſam iſt's in ſeinem Himmel,
Einſam trägt er Schmerz und Noth,
Niemand achtet ſeiner Klagen,
Einſam geht er in den Tod!

Jetzt erkennt er klar ſein Sehnen,
Nur ein Herz iſt ſein Begehr.
In den dichten Hauſen dringt er,
Springt vom Schiff hinab in's Meer.
Ueber ihm ſchließt ſich die Welle,
Und das Schiff treibt mit dem Strom; — —
Hell, im bleichen Abendſchimmer,
Blinkt ein Stern am Himmelsdom.

Die Roſe.

Du lächelſt an der Haide grünen Pfaden,
Wie Engel lächelten dem erſten Paar;
Im Morgenthau ſich rings die Blumen baden,
In Deinem Kelche glänzt ein Tropfen klar.

Iſt's eine Zähre, die ein Elf vergoſſen,
Weil Du ſo ſchön, und dennoch ſterben mußt?
In Jugendfüll' die Blätter halb geſchloſſen,
So träumſt Du an der Erde warmer Bruſt.

Was träumet Dir? Dein Traum kennt keine Schmerzen,
Lieb' iſt Dein Leben, Deine Seele Duft;
Dein Ganzes gleicht dem ſel'gen Dichter-Herzen:
Den Himmel ſieht's, wo Andre ſehen Luft.

Die Seele.

1823.

Unendlichkeit kann nur das Weſen ahnen,
Das zur Unendlichkeit erkoren iſt.
Urania von Tiedge.

Kraft, die in dem Menſchen lebet,
Von der Gottheit angefacht,
Die zum Himmel ihn erhebet
Und zum Herrn der Erde macht:
Biſt aus einer höhern Welt
Du zu uns herabgeſtiegen?
Haſt dem Staube Dich geſellt,
Um ihn kämpfend zu beſiegen,
Bis gekräftiget die Schwingen,
Die Dich nach der Heimath bringen?

Räthſel iſt Dir ſelbſt Dein Wirken,
Das kein Sterblicher begreift;
Nach der Ewigkeit Bezirken
Ahnungsvoll Dein Auge ſchweift.

Wenn die letzte Stunde ſchlägt,
Sprich, wenn baar der Erdenhüllen,
Wohin Dich die Schwinge trägt
Nach des Schöpfers hohem Willen?
Ob ein ew'ger Tag Dich wecket,
Wenn das Grab den Leib bedecket?

Wirſt Du fort hienieden leben,
Wenn die ird'ſche Hülle fällt?
Wirſt die Lieben Du umſchweben,
Unſichtbar für dieſe Welt?
Wirſt Du dann die Keime hüten,
Die Du hier einſt ausgeſtreut?
Wirſt Du weilen bei den Blüthen,
Theilend Erdenſchmerz und Freud',
Bis die Knospe ſich entfaltet
Und zu Früchten ſich geſtaltet?

Wird dann klarer Dein Gedanke,
Reiner Dein Empfinden ſein?
Wirſt Du, frei der Erdenſchranke,
Dich dem Dienſt der Gottheit weih'n?
Schwindet Dir der Erde Trug?
Wirſt Du kühn empor Dich ſchwingen?
Wirſt in hehrem Geiſtesflug
Du Erkenntniß Dir erringen?
Faſſen, was Dir hier verborgen,
Frei von Kummer und von Sorgen?

Wirſt Du durch die Lüfte dringen
Bis an's lichte Himmelsthor,
Wo der Sphären Lieder klingen
Und der Engel Jubelchor?
— Oder wirſt Du erſt geläutert
Dort auf jenem hellen Stern',
Bis der Blick ſich Dir erweitert,
Bis Dir, von der Erde fern,
Die Erinnerung entſchwunden
Deſſen, was Du hier empfunden?

— Oder ſinkſt auch Du, ein Tropfen!
In des Grabes finſtern Schooß,
Wenn verſtummt des Herzens Klopfen?
Und Vernichtung wär' Dein Loos?
Warum dann Dein heißes Glühen
Nach des Himmels Seligkeit?
Wozu hätte Gott verliehen
Ahnung der Unſterblichkeit?
„Lebe und genieße“ wäre
Dann der Weisheit höchſte Lehre!

Schwinde, düſt'res Wahngebilde!
Seele mein, du lebeſt fort
In der Seligkeit Gefilde,
Wie's verheißen Gottes Wort!

Mit Gedanken-Blitzesſchnelle,
Droben auf dem Sternenheer,
Schwebſt Du auf des Aethers Welle
Ueber Himmel, Erd' und Meer;
Schaueſt klar durch Raum und Zeiten,
Zukunft und Vergangenheiten!

Recenſion.

Wohl glänzen Land und Meer recht ſchön im Abendſonnenlichte,
Doch die Manier, man merkt es bald, geht nie aus ihrer Richte.
Die Sonn' iſt nicht original, das wiſſen wir am beſten:
Beſtändig geht im Oſt ſie auf, ſinkt nieder dann im Weſten.
D'rauf zieht die Nacht den Schleier vor, darein ſich Sterne weben;
Sie glänzen wohl, doch ſie ſind kalt, es fehlet Wärm' und Leben.
Die Nachtigal recht ſchnurrig ſchlägt, ſchwieg' ſie, es wär' geſcheiter;
Methode herrſcht fürwahr nicht d'rin, Natur iſt's, und Nichts weiter;
Auch iſt ſie ohnedies zu jung, und nicht vom rechten Schlage;
Wär' der Geſang nur fehlerlos, ſo ſäng' ſie wohl am Tage.

Nun geht der Mond am Himmel auf in ſeinem bleichen
Golde;
Wenn er beſtändig rund nur wär' und nicht ſtets wechſeln
wollte.
Hoch ſchlägt die Woge, doch zu ſtark, dort wird ſie breit
und breiter;
— Das Ganze zeigt uns wohl Genie, doch wahrlich auch
Nichts weiter!

Abendlandſchaft.

Die Sonne geht unter in Purpurluft,
Das Heu ſteht in Haufen mit ſüßem Duft,
Ein Bauer kehrt heim mit der Senſe im Arm,
Und ſchwirrend umtanzt ihn der Mücken Schwarm.
Beim Dörfchen lieget ein Hünengrab;
Es jubeln dort Knaben auf und ab;
Sie laufen umher zwiſchen Baum und Buſch
Und ſpielen huſch huſch.

Ein Baum erhebt ſich beim Küſterhaus,
Mit Kindern und Vieh ruht der Greis dort aus;
Ein Fuchsbalg hängt an Baumes Aſt,
Storch Langbein iſt im Wipfel Gaſt;
Das Waſſer im Teich hat ſehr ſich geſenkt,
Und dennoch der Knecht ſein Pferd dort tränkt;
Er ſingt und pfeift zum Froſchgequäck
Und reitet dann weg.

Hier ſpielen zwei Kinder kerngeſund,
Mit Stöckchen zeichnen ſie auf den Grund,
Und Haus und Hof erſchaffet ihr Stock;
Das Mütterchen flicket des Vaters Rock.
Hell ſchallet vom Thurme der Glocke Klang,
Ein Bauer ſingt ſeinen Abendgeſang,
Fromm ſieht um den Tiſch man die Kinder ſteh'n,
Wie Engel ſo ſchön.

An der Kirchhofsmauer, wo Himbeer'n gedeih'n,
Ein Mütterchen ſitzt auf der Bank von Stein,
Der Haub' entgleitet das graue Haar,
Daneben nimmt man ein Milchgefäß wahr;
Ein Stab zur Stütze wird auch nicht vermißt,
Mich dünkt, daß ſie trockenes Brod dort ißt.
Ein Liebespaar ſiehſt im Verſtecke Du. —
O, laß ſie in Ruh'!

Herbſt-Gefühle.

„Nicht lieben mehr, noch haſſen
Will jetzt Dein müdes Herz;
Aus feuchter Wieſenfläche
Steigt Nebel himmelwärts.“

I.

Der Sperling bezieht der Störche Neſt, die nach fremden Ländern ſcheiden;
Das Laub fällt ab, doch die Beeren ſteh'n roth auf der ſchwarzen Haiden.
Im Wald wird Holz gefällt, es ſteigt ein kalter Nebelſchauer,
Die Erde durchwühlt mit ſeinem Pflug auf feuchtem Feld der Bauer.
Vereinſamt eine Schwalbe ſchwirrt dort über den Maulwurfshügeln,
Verbirgt ſich in des Sumpfes Rohr, verſtummt und mit matten Flügeln.
An den Zweigen der Bäume hängen ſchwer die großen, kalten Tropfen;

Erinnerung lebt, ſonſt würde das Herz verlaſſen und einſam ſterben.
Es gleicht die Natur dem Ocean, bevor ſich die Stürme erheben;
Ringsum herrſcht tiefes Schweigen, es ſcheint erſtorben alles Leben.
Bald brauſ't er einher, der wilde Sturm, der im Grimm die Eiche zerſchellet,
Dann ſteht der Wald gleich einem Wrack, d'rin jetzt ſchon die Maſten man fället.
Verödet wird die kahle Flur, dahin ſind Freuden und Schmerzen;
Die Pulſe ſtocken in der Natur ſtolz ſchwellendem Dichterherzen.

Beim Strahl der Lenzesſonne
Erwacht' Dein Herz zur Wonne;
Als auf die Knospen ſprangen,
Und hell die Vöglein ſangen,
Ward Dir der Buſen weit.
Rings neues Daſein glühte;
Auf Trümmern ſelbſt erblühte
Die grüne Epheu-Ranke.
Da ſtrebte Dein Gedanke
Mit friſchem Lebenstrieb
Nach Liebes-Seligkeit;
Du koſ'teſt Bruſt an Bruſt
Mit Deinem trauten Lieb.

— Zu bald entfloh die Luſt!
Dein Aug' iſt thränennaß.
Verwelkt iſt Blüth' und Gras;
Dein Lieb hat Dich verlaſſen!
Nicht lieben mehr, noch haſſen
Will jetzt Dein müdes Herz.
Aus feuchter Wieſenfläche
Steigt Nebel himmelwärts.
Hin iſt, was Dich erfreute!
— O, ſchwellt, Ihr wilden Bäche!
O, Sturm! die Flügel breite,
Und raſ' mit grimm'gem Wüthen!
Nur nicht dies dumpfe Brüten!
Nur ſchnell mein Leben ende!
Den Siechtod ab nur wende!

II.

Stille! ſieh, ein dichter Nebel ſteiget auf vom feuchten Rain;
Auf den Kirchthurm wirft die Sonne ſinkend ihren matten Schein;
Ihre bleichen Strahlen flüſtern Lebewohl dem öden Wald;
Dürres Laub fällt von den Bäumen, d'rin es klagend Antwort ſchallt.
Lange Küſſe giebt die Sonne der Natur zum letzten Mal;
Auf der Scheibe dort im Städtchen leuchtet wunderlich der Strahl.

Hinter jener nackten, grauen Mauer wohnt der Herbſt ſchon lang',
Thront in eines Mädchens Herzen, das vereinſamt ſchlägt und bang'.
Sieh, wie reinlich und wie wohnlich iſt es in dem Kämmerlein,
Schön geſchmückt mit einem Teppich — zwar er könnte größer ſein! —
Epheu ranket vor den Fenſtern, d'rauf die Abendſonne glüht,
Und als Herbſtes Bild dazwiſchen eine Roſe, halb verblüht.
Sinnend ſitzt ſie an dem Rocken; ſtrahlt, ein Stern, des Auges Blau?
Nein, es iſt ein altes Mädchen, bleich die Wang', die Haare grau.
Ohne Wechſel flieh'n die Tage; einſam, der Erinnerung
Lebt ſie hier bei ihrem Rocken. Einſt war auch ſie ſchön und jung.
Lenz erblühte hier und Sommer, Schneeigweiß und Roſenroth;
Liebe ſtarb in ihrem Buſen, doch ihr Herz iſt noch nicht todt.
Wehmuthsvolle Melodie längſt wurde ihrer Jugend Traum:
Sie iſt eine alte Jungfer — daß ſie lebt, man weiß es kaum.
Horch! vom Kirchthurm ſchallet dumpfes Läuten durch die Nebelluft,
Schwarze Männer ſteh'n im Kreiſe ſchweigend um die offne Gruft;

„Ruh' in Frieden!“ ruft der Prieſter, und man ſenkt den Sarg hinab —
Müdes Herz, o ruheſt Du doch ſchlummernd in dem ſtillen Grab'.
Herbſtlich ausgeſtorben trauert, wie die Flur, auch meine Bruſt;
Wie das Blatt am Baume, welkte mir die Hoffnung, Lieb' und Luſt.
Wie dem ſtolzen Fiſcherweibe in dem Märchen ging es mir,
Die nach Höh'rem ſtets verlangte, und es ward gewähret ihr.
„König, Kaiſer, ſelbſt Gott Vater,“ bis zuletzt der Traum entſchwand;
Hin der Zauber! — wieder ſaß ſie an der tiefen Grube Rand.
Bis zum letzten Schlage hoffet, wünſcht und ſehnet ſich das Herz;
Nur in tiefer Gruft verſtummen Sehnſucht, Hoffen, Freud' und Schmerz.

III.

Harfner, greif' in die Saiten!
Mein Herz iſt ſchwer und bang';
Sing' aus den Kinderzeiten
Mir leiſe den Wiegenſang:
Hepp, Hepp, mein Geiſt! o, reite
Hinaus in die Welt, die weite,

Ueber Berg und Fluß; immer zu!
Mein Herz, Dir wird nur wieder Ruh'
In der Unſchuldswelt der Kindheit.

Harfner, greif' in die Saiten!
Mein Lied ſteig' himmelwärts!
Was ſoll es denn bedeuten,
Daß ſo wild Du pochſt, mein Herz?
Noch am Grabe die Hoffnung flüſtert,
Wenn Tod den Blick umdüſtert:
„Schlafe, mein Püppchen, mein Engel biſt Du!“
Unter der Erde da wird Dir Ruh',
Und Frieden im himmliſchen Saale!

Harfner, greif' in die Saiten!
Das Leben iſt kurz, doch ſchön.
Ich will zur Herberg' reiten,
Und bald zu Ruhe geh'n.
„Hart iſt und eng das Bettchen,
Hat nur ſechs ſchmale Brettchen.“
Doch ſchläft ſich's darin ſo traulich und ſüß,
Und Morgen erwachſt Du im Paradies,
D'rum ſcheuche hinweg die Grillen.

Harfner, greif' in die Saiten,
Und ſing' ein Octoberlied!
Geiſter im Nebel gleiten,
Der über die Fluren zieht.

O, ſchlaf', mein Herz! Im Schlummer
Entfliehet Schmerz und Kummer.
Die Wiege ſteht am kühlen Ort,
Und fehlt ihr auch die Schaukel dort,
D'rin weinet doch nimmer das Knäblein.

Dichterwanderung.

Fernher ſchallt der Wellen Toſen;
An dem Zaun blüh'n wilde Roſen,
Und der Storch mit rothen Hoſen
In des Torfmoors Lache fiſcht.
Auf des grünen Hügels Rücken,
Will ich ruhen, Blumen pflücken,
Will zum Strande niederblicken,
D'ran die Fiſcher Netze flicken,
Von dem Meereswind erfriſcht.

Will dann nach dem Hüttchen ſchreiten,
Drüberhin die Zweige breiten
Hohe Ulmen; deſſen Seiten
Grünendes Geſträuch umblüht.
In dem Laube zwitſchern Vögel;
Drüben mit geſchwelltem Segel
Treibt ein Boot vorbei dem Pegel;
Halbnackt rollen hier wie Kegel
Fiſcherkinder in dem Ried.

Doch hinweg von grünen Auen!
Boot, Dir will ich mich vertrauen!
Trage Du mich durch die blauen
Fluthen nach dem Schiffe ſchnell,
D'ran das Segel, hoch am Maſte,
Das vom vollen Wind gefaßte.
Sieh! die Sonne geht zu Raſte,
Schon des Tages Licht erblaßte,
Purpurn färbt ſich Luft und Well'.

Schiff, Du ſchwebſt, befreit vom Anker!
Ha, wie ſchwillt die Bruſt, auf blanker,
Spiegelglatter, blauer, ſchwanker
Meeresfläche kühn gewiegt!
Meer! wenn Deine Wogen rollen,
Plätſchernd an des Ufers Schollen,
Biſt Du ſchön; und Ehrfurcht zollen
Muß der Menſch Dir ſelbſt im Grollen,
Wenn er Deinem Grimm erliegt.

D'rum, mein Schiff! die Segel ſchwelle!
Zwiſchen Klippen, auf der Welle,
Fliege kühn mit Falkenſchnelle
Nach des Nordpols ſtarrem Eis.
Bald aus dieſer Waſſerwüſte,
Schiffer, Dich zur Abfarth rüſte,
Denn mich treibt ein heiß Gelüſte
Nach des Südens ſchöner Küſte,
Zu der Palme blühend Reis.

Möwen flattern, Sturmesſauſen
Heulet durch der Wogen Brauſen,
Und im Mondenſchein mit Grauſen
Seh' ich dort das Todtenſchiff.
Aber feſt im Schiffesſchwanken
Steht am Steuer in Gedanken
Dort der Schiffer ohne Wanken,
Lenkt des Baues ſchwache Planken
Sicher über jedes Riff.

Stille wird's, der Sturm verklinget!
Durch die Fluth das Fahrzeug dringet,
Jener Schwalbe, die ſich ſchwinget
Hin zum Heimathsſtrande, nach.
Alles wechſelt, Alles ſchwindet!
Nur die Sage einſt verkündet
Deinem Enkel, daß gemündet
Einſt ein Fluß hier, und er findet,
Stolzer Sund, Dich nur als Bach!

Dann verſchmelzen ſich die Lande!
Liebe ſchlingt die Bruderbande
Um die nord'ſchen Nachbarſtrande.
Hierher, mitten in den Strom,
— Denn wo ſtolz jetzt Schiffe ziehen,
Wird ein Roſenhain erblühen —
Wird ein liebend Paar entfliehen,
Träum'riſch und in Liebesglühen
Aufwärts ſchau'n zum Sternendom.

Zeit, es rauſchen Deine Schwingen!
Was uns Deine Stürme bringen,
Wird als Sage dann erklingen
Ueber unſer bleich Gebein.
Mächtig ſich Gedanken heben,
Herz, Du darfſt ſo weit nicht ſchweben!
Selbſt des Traumes grüne Reben
Müſſen reife Trauben geben,
Alle Aeſt' voll Früchte ſein.

Abend wird es. — Meine Schritte
Lenk' ich nach der Fiſcherhütte,
Sitz' in der Familie Mitte
An dem Heerd, d'rauf Funken sprüh'n.
Leiſe flüſtert nur der kecke
Meeresſohn, daß er nicht wecke
Dort den Alten in der Ecke.
Niedrig iſt des Zimmers Decke,
D'ran ihr Netz die Spinnen zieh'n.

Doch der Alt' erwacht; an's Feuer
Rückt er ſeinen Stuhl, und freier
Fließt die Rede: Abentheuer
Von der See erzählet er.
Bilder wechſeln wie im Traume;
Auf den Maſt und nach dem Raume
Folg' ich ihm; auf Wogenſchaume
Bis hin an des Weltmeers Saume
Trieb ich oft mit ihm umher,

Theilend Noth, Gefahr und Mühen.
Derbe Witzesfunken ſprühen,
Stunden wie Minuten fliehen,
Trinkend lauſchet man und lacht.
Tiefes Dunkel ſenkt ſich nieder:
Alter Seemann, keck und bieder,
Schlafe wohl, auf Morgen wieder!
Draußen wartet ſchon beim Flieder
Mein der Freund in ſtiller Nacht.

— Sieh, wie ſich die Wolken grüßen,
Liebend in einander fließen:
So laß uns ein Bündniß ſchließen,
Eng verbrüdert bis zum Tod.
Freundſchaft, Dich will ich beſingen!
Ludwig, laß Dich feſt umſchlingen!
Laß uns auf der Liebe Schwingen
Nach den Himmelshöhen dringen,
Fern von Erdenſchmerz und Noth.

Deiner Augen milde Strahlen,
D'rin ſich Geiſt und Unſchuld malen,
Und die in mein Herz ſich ſtahlen,
Waren unſrer Freundſchaft Saat.
Du, vom Himmel mir gegeben,
Ehre ſei fortan im Leben,
Kunſt und Wiſſen unſer Streben,
Und des Geiſtes ſtilles Weben
Werde Wort und Schrift und That!

Und es dringt durch's Fluthgebrauſe
Mein Gedanke nach dem Hauſe;
Eduard dort in ſtiller Klauſe
Strebt nach Wiſſen und nach Ruhm.
Was der Geiſt in Schriften bannte,
Was in Wortes Gluth entbrannte,
Was Geſchichte Großes nannte,
Was als Wahrheit man erkannte,
Ward ſein geiſt'ges Eigenthum.

Er gehört noch unſerm Bunde;
Wär' er hier in dieſer Stunde!
Auf des Herzens tiefſtem Grunde
Thront Ihr zwei in meiner Bruſt.
Denn der Liebe Sympathieen
Sind's, die hin zu Euch mich ziehen;
Sie erwecken Harmonieen,
Mich durchzittern Melodieen
Mit der Kindheit frommer Luſt.

Klar und ſtill die Wogen fließen,
Roth geküßt vom Abendglüh'n;
Herz, ſie wollen Dich umſchließen,
Bis Du ſchmilzſt in Melodie'n.

Warum darf ich nicht bekunden
Jede Regung meiner Bruſt? —
Nicht an ird'ſchen Kreis gebunden
Iſt des Kinderherzens Luſt.

Auf dem Strom des Lebens zügelt
Leid als Ballaſt unſer Boot; —
In des Kindes Thräne ſpiegelt
Sich des Himmels Morgenroth.

Herzen dienet mir als Pfühle!
Ich belauſche, halb im Traum,
Wie viel herrliche Gefühle
Regen ſich im engen Raum.

Von der Liebe Hauch belebet,
Steht, ein Brautgemach, die Welt.
Künde, Herz, was Dich durchbebet,
Und dann brich, von Lieb' geſchwellt! —

Das Schloß und die Kleinen.

In den blauen Lüften, einer Nixe gleich,
Schwimmt mit hellem Strahl der Mond, doch kalt und bleich.
Schimmernd ſteht der Wald in weißer Reifestracht,
Und er träumt von einer ſchönen Sommernacht,
Von den grünen Blättern mit dem friſchen Duft,
Von den ſchönen Blümchen und der milden Luft.
Wie ein Schatten taucht das Schloß im Hintergrund'
Mit dem hohen Thurm' aus blauem Himmelsrund:
Ein lebend'ges Bild der frühern Ritterzeit,
Gothiſches Gemälde der Vergangenheit!
Hinter jenem Gitter, das der Mond erhellt,
War der Kerker ſonſt, der jetzt in Trümmer fällt;
Doch der Wappenſchild noch am Portale prangt.
Um des Fenſters Bogen künſtlich Laub ſich rankt;
Zwiſchen jenen Erkern ragt ein mächt'ger Baum.
Schreiten wir hier durch des Hofes weiten Raum,
Auf der Wendeltreppe durch die Thür' hinein,
Schön mit Hirſchgeweih verziert — doch ſieh, wie klein!

Um den ganzen Flügel führt ein tiefer Gang,
In dem Mondenlichte ſcheint er doppelt lang.
Aus den güldnen Rahmen an den Wänden ſchau'n
Edle Ritter nieder und viel ſchöne Frau'n.
Dort blickt kühnen Auges zu uns her ein Held,
Der mit ſeinem Ruhme einſt erfüllt die Welt;
Hohen Sinnes ſtritt er muthig für das Recht,
Doch er iſt vergeſſen, er und ſein Geſchlecht!
Stolze Schöne mit dem ſeelenvollen Blick!
Blieb von dieſen Formen nichts als Staub zurück?
Nichts als dies verblich'ne Bild im Marmorſaal?
Und des Buſens Wogen, und des Auges Strahl,
Und des Purpurmündchens Lächeln, und der Wang'
Friſche Roſen, und der Stimme Glockenklang —
Alles ward zu Aſche, ward des Todes Raub,
Schwand wie Jugendträume, wie das dürre Laub?!

Sanfte Melodieen tönen her vom Wall',
Schmelzend klagt dazwiſchen tiefer Hörnerſchall.
Könnt' ein jeder Buſen mit der Töne Klang
Künden, was in Freud' und Schmerzen ihn durchdrang:
O, dann wär' das Leben voller Poeſie,
Wie der alten Saga Zaubermelodie!
Auf zur Freiheit ſtrebet kühn der Erdenſohn,
Doch der Traum verklinget, wie des Hornes Ton!

Neubelebt erſcheinet bei des Mondes Licht
Auf den alten Bildern jedes Angeſicht.

Aus dem Saal erſchallen Töne ſonderbar,
In des Tanzes Reigen ſchwingt ſich Paar um Paar.
Flieh'n wir vor dem Lärmen, von des Feſtes Pracht
Hin in jene Kammer, wo in ſtiller Nacht
Schweſterchen und Bruder ruh'n auf weichem Flaum,
Jedes in des eignen kleinen Bettchens Raum'.
Ohne tiefe Seufzer träumt die Kinderbruſt:
Biſt Du, Welt der Kindheit, denn ſo voller Luſt?
Weint nicht heiße Thränen bitterlich das Kind,
Wenn die hübſchen Puppen ihm zerbrochen ſind?
Wird es nicht gleich uns vom Kummer hart gedrückt,
Wenn im Keim die Hoffnung ſtirbt, die es beglückt?
Doch ſein Leid entfliehet, wenn die Thräne rollt,
Und auf's Neue lächelt bald das Mündchen hold.

Wie aus ſchnell geſchwung'ner Fackel Funken ſprüh'n,
Und die Flammenringe rund im Kreiſe glüh'n,
So in neuer Schöne prangt der Kindheit Welt,
Wenn ein einz'ger Lichtſtrahl ſie im Flug erhellt.
Wenn Vernunft auch meint: es iſt ein kindiſch Ding!
Faßt es doch die Welt ein, wie Saturnus Ring!
Fernher nur der Nebel wie ein Wölkchen droht,
Und Erinn'rungsſonne färbt es roſenroth.

Ja, es flieh'n der Kindheit Tage wie ein Traum,
Wie auf Meeresfluthen leichter, flücht'ger Schaum.
Ueberall umgiebt uns Liebe, Strahl und Licht,
Und wir ſind unſchuldig, denn wir wiſſen's nicht.

An die lieben Kleinen klammert ſich das Herz;
Ihre Größe reichet gerade himmelwärts.
Sieh, mit halb geſchloſſ'nen Augen hier die Zwei!
Ach, vergebens rufen ſie den Schlaf herbei.
Freude ſcheucht den Schlummer von der Lagerſtatt,
Denn am nächſten Morgen reiſen ſie zur Stadt,
Und bedenk', zur Hauptſtadt, die ſie nie geſchau't!
Ach, wär's doch nur Morgen! — Ob der Tag ſchon graut?

Ach, wär's Morgen! ſeufzen Beide unbewußt;
Heute Nacht kehrt Ruhe nicht in ihre Bruſt.
Die Gedanken ſchweifen, malen Alles aus,
Sie ſind unterweges und ſchon weit vom Haus.
Endlich ſinkt das Mädchen müde hin zur Ruh',
Hört nicht, daß der Bruder flüſtert: Schlummerſt Du?
Sie träumt von der Reiſe, aber er blieb wach.
Schlafen? Nein, bewahre! — Er erſpäht den Tag,
Der mit mattem Dämmer durch die Scheiben bricht:
Heftig ſchlägt ſein Puls, es glüht ſein Angeſicht.
— Morgen iſt's! Sie ſitzen auf dem Wagen ſchon,
Und im Kinderherzen klingt ein Jubelton:

Flugs dorthin in ſchnellem Schritt,
Wo die Berge ragen!
Wald und Wieſe laufen mit,
Und es fliegt der Wagen.

Bald zu Lande, bald auf's Meer,
Bei des Frühroths Schimmer!
Ach, wenn nur der Tod nicht wär'!
Sterben möcht' ich nimmer!

Reiſen in der Mutter Schooß —
Ha, mir ſcheint's, wir ſchweben!
Ach, wie iſt die Welt ſo groß!
Gott ſei Lob! wir leben!

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Schnellpreſſendruck von Fr. Nies in Leipzig

H. C. Anderſen's

Geſammelte Werke.

Vom

Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe.

Achtundzwanzigſter Band.

Geſammelte Gedichte.

Dritter Theil.

Leipzig

Verlag von Carl B. Lorck.

1847.

8: 3

Geſammelte Gedichte.

Von

H. C. Anderſen.

Dritter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt des dritten Theiles.

Seite
Der Soldat. 9
An den kleinen Prinzen Carl Auguſt. 11

Thorwaldſen.

I. Jaſon und der Alexanderzug. 12
II. An Thorwaldſen 17
III. An Thorwaldſen's Sarge. 20
IV. Die Tänzerin. Ganymedes. Amor u. Pſyche. 22
Das Hüttchen der Mutter 24
Die kleine Liſe am Brunnen. 26
Der Sohn der Wüſte. 28
Landſtreicherleben 29
Der Moment des Sterbens. 31
September's Bilderſaal. 33
Was iſt die Poeſie. 38
Die Dänen und ihr König. 42
Märzveilchen. 44
Schwatz! Schwatz! 45
Muttertraum. 47
Gurre. 48

Seite
Mai. 51

Italien.

I. Beatrice Cenci. 56
II. Wanderung auf dem Veſuv. 59
III. Lebewohl an Italien. 62
IV. Dritter Beſuch Italiens. 64
Mein kleiner Vogel. 65
Meeresſtille. 66
Ich träumt', ich wär' ein Vögelein. 68
Die Kinder und das graue Mütterlein. 71
An meine Mutter. 75
Die Ruine Ravenswood 77
In Oehlenſchlägers Stammbuch. 78
Der Sommer 79
Paulus 1. Cor. 15, 42—44. 83
Was ich liebe. 86

Geſammelte Gedichte.

Der Soldat.

Es geht bei gedämpfter Trommel Klang;
Wie weit noch die Stätte! Der Weg wie lang!
O wär' er zur Ruh' und alles vorbei!
Ich glaub', es bricht mir das Herz entzwei!

Ich hab' in der Welt nur ihn geliebt,
Nur ihn, dem jetzt man den Tod doch giebt.
Bei klingendem Spiele wird paradirt,
Dazu bin auch ich kommandirt.

Nun ſchaut er auf zum letzten Mal
In Gottes Sonne freudigen Strahl; —
Nun binden ſie ihm die Augen zu —
Dir ſchenke Gott die ewige Ruh'.

Es haben die Neun wohl angelegt,
Acht Kugeln haben vorbei gefegt;
Sie zitterten Alle vor Jammer und Schmerz —
Ich aber, ich traf ihn mitten in's Herz.

An den kleinen Prinzen Carl Auguſt.

(Weimar 1846.)

Im Thüringer Walde lieget ein Schloß,
Darinnen die Herzen bauen;
Dort, wo das Glück ſein Füllhorn erſchloß,
Iſt traulich das Leben zu ſchauen.
Rings glänzet wohl Marmor und Farbenpracht,
Doch ſah ich zuletzt noch ein Zimmer,
Das iſt der Thron für des Herzens Macht,
Des Anblicks denk' ich wohl immer.

Die Fürſtin, die Mutter, mit harmloſen Spaß,
Sie trug den Kleinen mit Freuden,
Auf ihrem Rücken er lächelnd ſaß,
Im Galloppe nur wollte er reiten.
So mutterfroh lachte ſie über den Scherz,
Wen würde nicht Freude durchdringen?
Was ſtill gebetet ein treues Herz,
Das werden die Engel einſt ſingen.

Du freundliches Kind mit den Augen klug,
Mit den Lippen von Lächeln umgeben,
Dir werde des Vaters lieblicher Zug,
Sein offnes Denken und Streben.
Es mag des Wiſſens leuchtender Strahl
Dir glänzen mit ewigen Kerzen,
Dir öffne Natur den Märchenſaal,
So wie alle liebenden Herzen.

O Thüringer Wald, Deines Namens Klang
Hat welterſchütternd Gebrauſe:
Wo Luther geſprochen, wo Göthe ſang,
Da iſt das Hohe zu Hauſe.
Gott ſegne den Stamm, d'raus Gutes ſproß,
Mag Segen und Glück ihn bethauen! —
Im Thüringer Walde, da liegt ein Schloß,
Darinnen die Herzen bauen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Thorwaldſen.

I.

Jaſon und der Alexanderzug.

(Geſchrieben zum Feſt am 7. Octbr. 1838.)

Des Schiffes Rumpf ſteht fertig ganz,
Stolz hat es ſich erhoben;
Mit weh'ndem Danebrog ein Kranz
Zum Ruhm des Werk's prangt droben!
Als es ein alter Matroſe ſah,
Rief er: „Ruhm wird's dem Lande!“
Im Winkel lag auch ein Knabe da
Im ärmlichen Gewande.
Doch Dänemarks Genius trat heran
Mit unſichtbarem Walten,
Sah feſt darauf den Knaben an,
Sprach nach die Worte des Alten.

Die Schiffe, den wilden Schwänen gleich
Sie fuhren nach fernen Schranken,
Und kehrten an köſtlichen Schätzen reich,
Das machte dem Knaben Gedanken.
Er ſah die Schiffe mit Namen genannt;
Auf einem, des Namen's würdig, ſtand
„Jaſon“ am hohen Steven hehr,
Und der Knabe ließ ſich erzählen die Mähr
Von der Argonauten Zuge, die dreiſt
Das goldne Vließ ſchlugen in Banden;
Nachzog gen Kolchis des Knaben Geiſt:
In ihm war Jaſon erſtanden.
Die Muſe kam zur nächtlichen Stund'
In des alten Bildſchnitzers Zimmer;
Sie küßte des kleinen Knaben Mund,
Auf der Stirne ſpielt ihm ein Schimmer.
Das Kolchis der Kunſt lag vor ihm da,
Mit Farben, mit Düften und Tönen;
Die hohen Götter er vor ſich ſah,
Die Strahlen der Macht ſie umkrönen.
Doch die Chriſtusſonne ſtieg groß und rein,
Sie mußten wie Nebel zerſtieben;
Verwandelt in weißes Marmorgeſtein,
Nah chriſtlichen Stätten ſie blieben.
Die glänzende Wand, ſie war zu ſeh'n,
Doch klang es wie Orgeltöne:
„Wer erlöſt uns wieder aus dieſen Weh'n
Zu Göttern und Formen voll Schöne?“

Da fiel des Troſtes mildes Wort
Als Thau auf die Blätter im Haine:
Ein Jüngling iſt kommen vom hohen Nord,
Der belebt Euch gar mächtig die Steine!
Das Geſicht war verſchwunden, der Traum auch mit,
Der Kleine lag wachend zu Hauſe.
Der Gedanke trieb ihn auf Schritt und Tritt,
Die Muſ' erfüllt' jegliche Pauſe.
Es wuchs ſein Talent, zwar unbewußt noch,
Wie mächtig er vorwärts gegangen;
Ein Sehnen, Verlangen fühlt' er jedoch,
Hielt auch Mutterlieb' ihn umfangen.

Nach Kolchis-Italia trieb es ihn an,
Er zog von den däniſchen Buchen,
Der Genius adelt den Knaben zum Mann,
Und der Mann muß im Kampf ſich verſuchen.
Ein jeglicher Künſtler iſt Argonaut,
Sein Weg geht auf trügenden Wellen;
Die Stymphalide verfolgt ihn laut,
Wenn Stürme ſein Schiff nicht zerſchellen.
Das edelſte Herz kann treffen ein Pfeil
Von der Mißgunſt vergifteten Pfeilen;
Wer ein Jaſon iſt, dem wird Kolchis zu Theil:
Wir ſehen nach Kolchis ihn eilen. —
Jene Mythe ihm ſtets vor dem Ohre klang,
Still war er, in ernſteſter Stimmung;
Jetzt ſchlug er den Fels und Jaſon entſprang,

Nun begriff er erſt ſeine Beſtimmung.
Nicht Mythe war mehr der Genius,
Zur Klarheit ſah man ihn dringen;
Ein Alexander vom Scheitel zum Fuß,
Der die Welt will, und muß ſie bezwingen.
Zwar bangt er: „Gewonnen iſt Alles ſchon,
Was gibt's, das mir noch verbliebe?“
Die Grenzen der Kunſt kennt kein Erdenſohn,
Sie wächſt, wie beim Künſtler die Liebe.
Gezähmt zum Kampfe Bucephalus geht,
O die Erd' iſt raſch zu durchſchreiten!
Ein Alexander der Genius ſteht,
Ein Markſtein ewiger Zeiten.

Die Klänge der Siegesfanfaren
Durchtönen das weite Rund,
Vom Vatikan zum Schloſſe des Czaren,
Hin über die Themſ' und den Sund.
Der Genius zog ein in Babylon,
Den Siegszug wollt' er uns zeigen; –
Die Grazien ſangen am Helikon:
Dir wird ein Gleicher zu eigen!
Ein herrlicher Tag im September war,
Die däniſchen Flaggen ſich breiten,
Und Dänemarks Genius ſtolz und wahr
Schrieb die Mythe von Jaſon dem Zweiten,
Vom Alexanderzug hehr und hoch,
Als das Volk das Ufer umſtrandet,

Und unter dem Banner der Künſte zog
Entgegen ihm, jubelnd: „Er landet!“
Des Himmels ſiebenfarbiger Bogen
War drüber als Ehrenpforte gezogen.

Des Alltagslebens erbärmlicher Dunſt
Muß doch auf Minuten entweichen;
In ihm huldigten wir der heiligen Kunſt,
Dem Apoſtel aus geiſtigen Reichen!

II.

An Thorwaldſen

bei ſeiner Aufnahme in den Studentenverein. *)

Im Weinmond da wird man Student:
Wenn im Examen man beſtanden,
Kann Griechiſch, Römiſch excellent,
Weiß, wie Euklids Geſetz' ſich fanden,
Und gut erzählt, was Klio ſchrieb. —
Dies trugen *wir* einſt *leidlich* vor;
Die *trefflichſte* Cenſur *Dir* blieb:
— Du Antwort gabſt in Marmor.

---

*) Die Mitglieder dieſes Vereins in Copenhagen ſind ältere und jüngere Männer der Wiſſenſchaft; nur Solche, die ſtudiren oder ſtudirt haben, können demſelben beitreten; allein mit Thorwaldſen wurde eine Ausnahme gemacht. — Nur im October findet auf der Copenhagener Univerſität die Immatriculation Statt.

Du wardſt Student und, glaub' es mir,
October juſt muß das beſcheeren.
Du haſt Dich durchgeſchlagen, hier
Bringſt Du die Redensart zu Ehren.
„Was laſeſt wohl Du im Homer,
Mit welchem Buch machſt Du Parade?“
— Da ſtellteſt Du in Thon uns her
Die ganze Iliade.

Wie Phidias dereinſtens ſprach,
Sprichſt herrlich Du in allen Landen;
Was in Horazens Tönen lag,
Gabſt plaſtiſch Du: Du haſt's verſtanden.
Der Schönheit Kreiſe zogeſt Du,
Riefſt Götterform aus Erdenſchooße,
Und in Geſchichte ſtellteſt Du
Selbſt Klio dar, die Große.

Man fragt nach Deinem Chriſtenthum:
— In Marmor läſſeſt Du's erblicken.
Sieh! Chriſtus kam in's Heiligthum,
Mit Kraft und Mild' uns zu erquicken.
Du triebeſt ſo Aſtronomie,
Daß uns Copernikus geblieben;
Du machſt den Stein zur Poeſie:
Den Styl haſt Du geſchrieben.

Däniſch, Latein, mit Marmorwort
Sprachſt Du, daß wieder Todtes lebte;
Vernommen ward's im Süd, im Nord,
Daß Dänmarks Mutterherz ſtolz bebte.
Ein Jünglingskreis ſteht um Dich her,
Die Augen glüh'n wie Freudenkerzen;
Wer liebt wohl und bewundert mehr,
Als friſche, junge Herzen?

III.

An Thorwaldſens Sarge,

gesungen von dem Geſangverein der Studenten.

Ihr Armen, Niedern, kommt zum Sarge her,
Und ſprecht, denn ihr ſeid ſeine Standsgenoſſen:
Ein Stolz für unſer Land und Volk war er,
Glanz über Dänmarks Reich hat er ergoſſen!
Gott legt' ihm Reichthum, Adel in den Sinn,
Und hat in ihm ſich herrlich uns erwieſen.
Sein Tod ſchallt durch die weiten Lande hin;
Wer ſeinen Sarg nur ſieht, wird ſchon geprieſen!
Vollbracht iſt ſeine Sendung hier, er ſchwand;
Wir haben ihn gekannt!

Sein Leben war beglückt, ſchön war ſein Tod,
Herrlich ſind ſeine Werke, wer ſchuf gleiche?
Im Kreis des Volks und ohne Krankheitsnoth,
Schwang geiſtesfrei er ſich zu Gottes Reiche.

Wir ſteh'n betäubt: es war von Gott ein Strahl,
Aus nied'rer Hütt' erleuchtend allerwege.
Der Strahl erglänzt: er präget ſich ein Mal
In Stein, dem Nord unſterbliches Gepräge!
Schmilz im Geſange hin, mein Weh'!
Geſegneter, Ade!

IV.

Die Tänzerin. Ganymedes. Amor und Pſyche.

In einer Familie, die Thorwaldſen faſt täglich beſuchte und wo er bei den Tanzübungen der Kinder mit lebhafter Theilnahme den Zuſchauer machte, wurde beſchloſſen, ihn am Abende des erſten März, ſeinem ſogenannten römiſchen Geburtstage, durch die Kinder mit einem Tanze um ſeine Werke: die Tänzerin, Ganymedes mit dem Adler und Amor und Pſyche zu überraſchen. Ein hierauf Bezug habendes Lied ſollte abgeſungen werden. Alles war geordnet, das Lied geſchrieben, — da ſtarb der große Künſtler.

Künſtler, mild und groß! der Du
Freundlich ſchau'ſt den Kleinen zu,
Die im Tanze ſchweben hin
Wie die ſchöne Tänzerin;
Sie, die ſteh'n wird, unerreicht,
Wenn der Kinder Haar gebleicht,
In des Marmors weißer Hülle:
Holdes Kind mit Weibes Fülle!
Anmuth hauchſt Du in den Stein,
Weckſt ihn zu lebend'gem Sein.
Unſchuldsfroh die Kinderſchaar
Reicht den Lorbeerkranz Dir dar.

Wie des Adlers Klau' den Blitz,
Schwingt Genie des Geiſtes Witz.
Ganymed reicht hier dem Aar
Knie'nd den güldnen Becher dar:
So knie't vor des Genius Macht
Die Natur in hehrer Pracht.
Wo das rechte Wort uns fehlet,
Spricht der Stein, den Du beſeelet:
Das Genie trinkt rein und hell
Labung aus des Geiſtes Quell,
Der dem Born des Alls entfließt —
Ganymed vom Aar geküßt.

Unſre volle Lieb' gewann
Jene Pſyche, edler Mann!
Die in Deinem Herzen wohnt,
Und die hier im Steine thront,
Seit dem Marmor Leben gab
Deines Meißels Zauberſtab.
Ein Gedicht haſt Du vollführet,
Das der Lorbeer würdig zieret!
Sieh', es thut der Kleinen Mund
Einſt noch ihren Enkeln kund:
„Ihm, mit Genius Strahl geſchmückt,
Hab' ich Aug' in Aug' geblickt!“

Das Hüttchen der Mutter.

Im Hüttchen bei der Mutter
Fühlt' ich nicht heimiſch mich,
Auf und von dannen ſehnte
Das Herz beſtändig ſich.

Der Mutter Heerde führt' ich
Dort in dem grünen Thal;
Doch meine Seele ſtrebte
Zum grünen Buchenſaal.

Erſt weint' ich dort vor Freuden,
Doch meine Sehnſucht, ach!
Zog wieder mich zurücke
Zum lieben Hüttendach.

Und ich verlor die Mutter:
Hin war des Kindes Luſt;
Ich ſtand allein im Leben,
Den Schmerz in meiner Bruſt.

Im Thale war's ſo enge,
Ich ſtrebte kühn hinaus;
Doch oben auf dem Berge
War ich auch nicht zu Haus.

Da lag vor mir das Weltmeer,
Der Himmel war ſo blau,
Doch hinter'm Horizonte
Wähnt' ich der Sehnſucht Au.

Dann über ferne Wellen
Fuhr ich von Land zu Land,
Wiewohl, ach! nirgends, nirgends
Mein Herz die Heimath fand.

Doch, auf der großen Erde
Giebt's einen Heimathsort,
Nur darf das Herz nicht nennen
Das tiefe Zauberwort.

Die kleine Liſe am Brunnen.

In den Grund des Brunnens ſchaut
Lieschen gar gedankenvoll;
Was hier dieſer Brunnen ſoll,
Hat die Mutter ihr vertraut.

„Meine Schweſter ſagte zwar,
Daß der Storch die Kinder bringt;
Wie verſtändig es auch klingt,
Iſt es aber doch nicht wahr.

Nein, das macht ſie mir nicht weiß,
Mutter, wie ich ſie gefragt,
Hat es anders mir geſagt,
Mutter, die es beſſer weiß.

Aus dem Brunnen holt bei Nacht
Sie die weiße Frau allein;
Die hat jüngſt das Brüderlein
Aus dem Brunnen uns gebracht.

Vor fünf Jahren ſchlief ich auch
Hier im Brunnen, wunderſam,
Bis ſie mich zu holen kam,
Nach dem hergebrachten Brauch.

Könnt' ich nur die Kleinen ſeh'n!
Ach, ich ſäh' ſie gar zu gern!
Doch ſie ſchlafen tief und fern,
Keines läßt ſich heut erſpäh'n.

Wüßt' ich, wie die Frau es macht,
Holt' ich eines mir geſchwind.
So ein himmliſch kleines Kind,
Ei, das wär' auch eine Pracht!

O, was gäb ich nicht darum!
Seit es durch den Sinn mir fährt,
Biſt mir gar nichts, gar nichts werth,
Garſt'ge Puppe, ſtumm und dumm!"

Der Sohn der Wüſte.

Ich tummle wild den Renner,
Wir ſprengen zur Wüſte hinein;
Doch läßt mein Herz nicht fahren
Die ſtarke Liebe mein.

Wie heiß auf den Sand die Sonne,
So brennt es mir tief in der Bruſt;
Mir will das Herz zerſpringen
Vor Sehnſucht und vor Luſt.

So groß und weit der Himmel,
Wo Stern an Stern ſich drängt:
Doch ſprüht in keinem die Flamme,
Die mir das Herz verſengt. —

Es brennt wie Feuer im Blute,
Fort Renner, niederwärts!
Denn hoffnungsloſe Liebe
Sprengt mir das junge Herz.

Landſtreicher-Leben.

Scharfzahn'ger Hofhund kläfft und lärmt:
Das Kleid verblichen, die Wange verhärmt,
Das Auge hohl, mit ſcheuem Schritt,
Ein Weib des Hauſes Flur betritt.

An ihrer Harfe ſchleppt ſie ſchwer;
Sie dreht die Wirbel hin und her;
Matt tönt das Lied aus kranker Bruſt:
Sie ſingt ein Lied von Freud' und Luſt.

Ein mag'rer Gaul am Zaune hält,
Und rupft die Stoppel vom kahlen Feld.
Zweiräd'riger Karren ruht im Sand
Mit Kiſſen und Decke von Leinewand.

Der Mann im luft'gen Karren liegt
Und auf den Knie'n den Säugling wiegt;
Das Kind, das fieberbleich und krank,
Nach ſeiner Mutter wimmert bang.

Er küßt und ſchlägt, und küßt wiederum
Das Kind. — Vergebens, es wird nicht ſtumm;
Und leiſe verwünſcht ſein harrender Mund
Das Weib, das Kind und das Erdenrund.

Zurück kehrt jetzt Landſtreichers Weib,
Bringt Schwarzbrot mit, 'nen ganzen Laib,
Reicht ein Paar Kupfer-Dreier dem Mann,
Und legt an die Bruſt den Säugling an.

An der Mutter Bruſt das Kind verſtummt.
Der Mann ergreift den Zaum, den Kummt,
Wirft über beides dem graſenden Roß,
Und weiter rückt der Bettler-Troß.

Der Moment des Sterbens.

> Wenn die unbekannte Hand den letzten Pfeil an das Haupt des Menſchen ſendet, ſo bückt er vorher das Haupt, und der Pfeil hebt blos die Dornenkrone von ſeinen Wunden ab.
>
> Jean Paul.

Was iſt es, das ſo leuchtet? Mein Geiſt wird klar und rein;
Ich fühl' die Augen brechen in dieſem Strahlenſchein;
Es beugt ſich matt mein Haupt, wie ſich die Seele ſpannt,
Und mild um's Herz nun löſt ſich jedwedes enge Band.
Es giebt der Tod uns Flügel; das glaubt man ſchon als Kind,
Dem Geiſte Flügel, ſtärker, als die des Denkens ſind.

Im Sternenkreis, in Milben, wie ſie die Erde zählt,
Gewahr' ich Gottes Fülle, für die das Wort mir fehlt:
Die Ewigkeit erſchau' ich in Allem, ſelbſt in mir,
Und alle Nebel ſinken mir noch auf Erden hier;
In meiner Brüder Herzen leſ' ich nun hell und recht:
Es ſind wohl Alle ſchwach wir, doch Keiner iſt ganz ſchlecht.

O könnten wir hienieden ſo klar in Andre ſeh'n,
Wie in uns, nie würd' ihnen von uns je weh geſcheh'n;
Ich finde mich in Jedem nun wieder, klein wie groß;
O, ward uns erſt im Tode uns zu verſteh'n zum Loos!
Mir iſt ſo leicht, ſo ſelig; im Glauben mir ſo rein:
Kampf! Streben! Und doch hüllt mich des Himmels Ruhe ein!

September's Bilderſaal.

Des Jahres Farben-Klang-Figur,
Voll wehmuthsvoller Freude,
Steht im September die Natur
Im dunkeln Abſchiedskleide.
Mit ſüdlich warmem Farbenton
Erglänzt im Norden Waldeskron'.
Horch! dumpfes Geiſterflüſtern
Rauſcht in den hohen Rüſtern.

Der Schöpfung Bilder-Gallerie
Wird unſerm Blick entſchleiert:
Gemälde an Gemälde, ſieh,
Vom Meiſter, hochgefeiert!
Und Alles geiſtreich, or'ginal
Und werthvoll hier im Bilderſaal.
Beſchau' mit geiſt'gem Blicke
Und mit dem Aug' die Stücke.

Im Wald verſteckt, liegt dort ein Haus,
Ringsum herrſcht tiefes Schweigen;
Das Dach nur guckt zum Laub heraus,
Rauch ſieht man aufwärts ſteigen.
Das iſt ein dän'ſches Or'ginal,
Dies wiedergeben kann nur Dahl:
Das Dorf im Dämmerlichte,
Im Vordergrund die Fichte.

Im Abendſtrahl der Tag entflieht,
Von Purpur angehauchet:
Sieh hier den Sumpf mit Schilf und Ried,
D'rin eine Ente tauchet.
Wahr iſt und lieblich die Manier
Und ganz nach Ruisdal's Schule ſchier;
Wie ſchön die alte Eiche
Sich ſpiegelt in dem Teiche!

Im Waſſer ſteht ein mächt'ger Stier
Bis an den Bauch; es ſchauen
Vom Hügel nieder andre Thier';
Den Himmel ſieh, den blauen!;
Von Potter ſcheint dies Bild zu ſein.
Hat er es denn gemalt? — O nein! —
So ſprich, wer iſt der Meiſter?
Des Weltalls Herr: ſo heißt er!

Sieh auf der See im Windesweh'n
Den ſtolzen Segler nahen;
Matroſen in den Maſten ſteh'n
Und ordnen Tau' und Raaen.
Iſt das von Eckersberg? — Mir däucht,
Es ſei von Arnold Schmidt. – Vielleicht! —
Herab dort Möwen ſchießen,
Wo ſich die Wellen ſchließen.

Es ſteht der Wald, in Pracht gehüllt,
Im ſchönſten Farbenſchimmer;
Selbſt Caravaggio's beſtes Bild
Hat ſchön're Tinten nimmer;
Man ſieht ſie alle einzeln glüh'n,
Verſchmelzen doch in Harmonie'n:
Ein ſichtbar Bild der Töne
In reichſter Farbenſchöne.

Die grüne Au im Sonnenſchein,
Der blaue Himmel droben;
Die Vögel jubelnd im Verein,
Den Herrn der Welt zu loben.
Lebendig tönet es in Dur,
Doch durch die hehre Waldnatur
Molltöne lieblich ziehen
Und Farbenmelodieen!

Aus Waldeshallen klingt's hervor,
Bald jubelnd und bald leiſe,
Wie aus dem Kirchendom ein Chor
Von Haydn, Bach und Weyſe.
Da hört man Orgel-Melodie:
Das iſt des Herzens Poeſie;
Das iſt die Stimme der Natur;
Hier fühlt das Herz ſich heimiſch nur.

Der Sommer, der uns bald verläßt:
Er lud uns ein als Gäſte;
Er giebt zum Abſchied noch ein Feſt,
Und ſchmückt dabei auf's Beſte
Die Fluren und den Waldesplan.
Wie Jephta's Tochter, angethan
Mit königlicher Habe:
So wallt auch er zu Grabe.

Zu bald entflieht der Glanz des Lichts,
D'rin Wald und Flur jetzt ſchimmern;
So wie die Seifenblaſ' in Nichts
Zerfließt im ſchönſten Flimmern.
Die tiefe Ruh, die hehre Pracht
Hat unſre Hoffnung angefacht.
Dem Herrn ſei Preis und Ehre!
So ſtrahlt's im Farbenmeere.

Wie in der Welten Harmonie
Beſonders jede klinget
Nach ihrer eignen Melodie,
Und ſich um's Centrum ſchwinget:
So zeigt September unſre Erd'
In ſchönſter Farbenpracht verklärt.
Bei Farbenmelodieen
Für Gott die Seelen glühen!

Was iſt die Poeſie?

Was iſt die Poeſie? — Im Traumgebild
Wirſt Du ſie, wie im Ewigwahren finden;
Einzelnes bald, bald was das All erfüllt,
Wird wechſelnd Dir das kleine Wort verkünden.
Das Ird'ſche, wie des Himmels Harmonie
Iſt Poeſie.

Der mächt'ge Fels, der in die Wolken ragt,
D'rauf durch Geſtein der Quell den Weg ſich bahnet,
Auf deſſen Höh' der Gemſenjäger zagt,
Wo ehrfurchtsvoll der Menſch die Gottheit ahnet;
Die hehre, herrliche Natur, auch ſie
Iſt Poeſie!

Im tiefen Schachte bei der Lampe Schein
Pocht ſtill der Knappe und mit heiterm Sinne.
Sein Herz blieb oben bei dem Liebchen ſein,
Er ſingt ein leiſes Lied von treuer Minne.
Auch dieſes Leben, voll Gefahr und Müh',
Iſt Poeſie.

Hell blitzt das Schwert; es fliegt das glüh'nde Erz;
Dort brennt die Stadt; hier ſtürmt man eine Schanze;
Zerſchmettert bricht ſo manches Heldenherz,
Und träumt im Tode noch vom Lorbeerkranze.
Auch hier, wenn die Karthaune Kugeln ſpie,
Wohnt Poeſie.

In Banden ſeufzen in dem engen Raum
Des Sclavenſchiffes unſre ſchwarzen Brüder. —
Ein Leichnam ſinkt herab — mit weißem Schaum
Hat ihn die Fluth bedeckt — ſie ſchließt ſich wieder.
Im ſanften Tod — daß er der Schmach entflieh' —
Wohnt Poeſie.

Erkorſt Du Dir ein ſüßes, holdes Lieb,
Dem Deine Seele und Dein Herz zu eigen;
Wenn Dir das Ihre nicht verſchloſſen blieb,
Und ſpricht ihr Aug', wenn ihre Lippen ſchweigen:
Dann findeſt Du in ihres Blicks Magie
Die Poeſie.

Des Knaben Traum von Glück und Macht und Ruhm,
Wie die Erinnerung des ſchwachen Greiſen;
Der Gattin Walten in dem Heiligthum
Des Hauſes, daß in ſeinen ſtillen Kreiſen
Des Gatten und der Kinder Glück erblüh',
Iſt Poeſie.

Verrieth ſie Dich, der Du geweiht Dein Herz
Wenn kalt der Jugendfreund ſich von Dir wendet
Selbſt in der Seele Leid wohnt, wie im Schmerz,
Wenn Dir der Himmel herbe Täuſchung ſendet —
Und ward zur Wirklichkeit Dein Hoffen nie —
Noch Poeſie!

Der Freiheitsrauſch verflog und jener Held
Büßt in Sibirien ſein heiß Gelüſte.
Er welkt dahin — die Eiche ward zerſpellt —
Allein mit ſeinem Weh in eiſ'ger Wüſte.
Auch ſein Gebet, wenn fleh'nd er ſinkt auf's Knie,
Iſt Poeſie.

Es ragt ein kahler Fels im Ocean,
Dort ruht der Held, nicht wo er es geboten;
Mit Pilgern legt hier an ſo mancher Kahn,
Sie wollen knie'n am Grab des großen Todten.
Die tiefe Stille hier iſt Melodie,
Iſt Poeſie.

Der Harfe Klang, der frohe Jugendtanz,
Die Welt im Samenkorn wie in dem Sterne;
Das Grab mit ſeinem welken Blumenkranz,
Des Buſens Drang nach ungekannter Ferne;
Genuß des Lebens, wie Philoſophie
Iſt Poeſie.

Zur Sonne ſtieg ich einſt, ein junger Aar;
Ich wollte kühn zur Himmelspforte dringen;
Jetzt ſteht mein Lebensbaum der Blüthen baar:
Zu früh geknicket, ſanken meine Schwingen.
Mein Dichterglaube — ach, er ſchwand zu früh! —
War Poeſie.

Die Dänen und ihr König.

Am 11. Februar 1659.

Der Winter ſpannt ſein weißes Zelt
Und Eis deckt groß und kleinen Belt,
Doch Dänemark baut auf den Herrn.

Der Schwed' vor Kopenhagen liegt,
Traut ſeiner Macht und wähnt, er ſiegt;
Doch Dänemark baut auf den Herrn.

In der Hauptſtadt herrſcht die bittre Noth
Und dräuet ſchon mit Hungertod:
Doch Dänemark baut auf den Herrn.

Die ganze Vorſtadt in Schutt und Graus,
Die Flammen ſchlagen zur Kirche heraus;
Doch Dänemark baut auf den Herrn.

Der Dänen König ſteht auf dem Wall,
Die glühenden Kugeln umkreiſen ihn all';
Doch Dänemark baut auf den Herrn!

Der Feind hält ſchon die Inſel feſt,
Doch Frederik ſchwur, „zu ſterben im Neſt“;
Und Dänemark baut auf den Herrn.

Ein Jegliches kämpfet, wo es kann:
Jeder Mann iſt ein Held, jedes Weib ein Mann,
Und Dänemark baut auf den Herrn.

Sein Todtenhemd zieht der Schwede an;
Sie kommen wie Leichen im Schnee ſodann,
Doch Dänemark baut auf den Herrn.

Die lebend'gen Schneemänner ſtürmen voll Haß,
Da ſchmelzt ſie der Frauen ſiedendes Naß;
Feſt Dänemark baut auf den Herrn.

Die Schweden ſtürmen mit Wuth und Weh,
Doch liegen ſie blutig bald todt im Schnee,
Denn Dänemark baut auf den Herrn.

— Nun tönt ein Tedeum aus voller Bruſt,
Es knien König und Volk in Luſt
Und danken als Sieger dem Herrn.

Märzveilchen.

Der Himmel wölbt ſich rein und blau;
Der Reif ſtellt Blumen aus zur Schau.

Am Fenſter prangt ein flimmernder Flor,
Ein Jüngling ſteht, ihn betrachtend, davor.

Und hinter den Blumen blühet noch gar
Ein blaues, ein lächelndes Augenpaar.

Märzveilchen, wie Jener noch keine geſeh'n!
Der Reif wird angehaucht zergeh'n.

Eisblumen fangen zu ſchmelzen an —
Und Gott ſei gnädig dem jungen Mann!

Schwatz! Schwatz!

Um den Theetiſch ſitzen die Damen herum,
Ach, ihr Mund iſt nimmer geſchloſſen, noch ſtumm:
Schwatz! Schwatz!
Die Eine ſpricht von Seide und Band,
Die Andre zeigt ihre weiße Hand,
Die Dritte iſt ganz poetiſch geſtimmt,
Sie ſchwärmt und ſchwebet und verſchwimmt:
Schwatz! Schwatz!

Vom Balle ſchwatzen ſie viel und gern,
Die Politik bleibt ſelbſt nicht fern:
Schwatz! Schwatz!
Am Theetiſch ſitzt auch eine Mannsperſon,
Die iſt gar rar in der Converſation;
Sie lächelt und ſpendet des Witzes Wein,
Die Damen liſpeln: „Wie zart und fein!“
Schwatz! Schwatz!

Jetzt findet auch das Theater Platz,
Da kommen ſie erſt in den rechten Schwatz:
Schwatz! Schwatz!
O, da bricht endlich die Nacht herein.
Ach Gott! da muß man Begleiter ſein!
Nichts hilft's, ſich zu ducken im Winkel warm.
Nun ſummt erſt recht der Bienenſchwarm:
Schwatz! Schwatz!
Schwatz! Schwatz!

Muttertraum.

Die Mutter betete herzig und ſchaut
Entzückt auf den ſchlummernden Kleinen;
Er ruht in der Wiege ſo ſanft, ſo traut,
Ein Engel muß er ihr ſcheinen!

Sie küßt ihn und herzt ihn; ſie hält ſich kaum,
Vergeſſen der irdiſchen Schmerzen;
Es ſchweift in der Zukunft ihr Hoffnungs-Traum:
So träumen Mütter im Herzen.

Der Rab' indeß mit der Sippſchaft ſein
Kreiſcht draußen am Fenſter die Weiſe:
„Dein Engel, Dein Engel wird unſer ſein!
Der Räuber dient uns zur Speiſe!“

Gurre.

1.

Wo durch Aegypten der Nil hinzieht
In Afrika's brennendem Sande,
Da kamen zwei Vögel aus Nordens Gebiet,
Die ſprachen von Dänemarks Strande:
„O denkſt Du an Seeland, ſo hold in der Fluth,
An der Turteltauben Gekurre,
Wo die Buchen duften, der See ſtill ruht;
Denkſt Du an Gurre?“
— „„Ja, da hab' ich in Sommers Tagen gebaut;““
Das Schwälblein ſprach's mit Behagen;
„„Mein Neſt dem Dache des Bauers vertraut;
Ich hörte ſie ſingen und ſagen:
Ich glaub', 's iſt am ſchönſten in Dänmark!““

Chor.

Ich glaub', 's iſt am ſchönſten in Dänmark!

Echo.

— Am ſchönſten in Dänmark!

2.

König Waldemar's Burg lag am Gurreſee —
Der ſah ihn mit Tovelille;
Er kannte ſein Glück, er kannte ſein Weh.
— Ach, die tröſtende Harfe war ſtille;
Seine Freude barg des Friedhofs Flur.
Bei der Turteltauben Gekurre,
Von Tovelille ſang Gottes Natur
Wonnig in Gurre.
Hier wandelt' ſie einſt, an jedem Ort
Die Natur zeigt im Bilde die Treue.
Keinem Blümchen ging er vorüber dort,
Es ſprach: „Erkennſt mich auf's neue?“
— Ich glaub', 's iſt am ſchönſten in Dänmark!

Chor.

Ich glaub', 's iſt am ſchönſten in Dänmark!

Echo.

— Am ſchönſten in Dänmark.

3.

König Waldemar hält am Gurreſee Jagd,
Das Horn erſchallt in den Wäldern;
Es glänzen über der Fluren Pracht
Die Sterne von Himmels Feldern.
Da ruft der König, ſo freudenreich
Bei der Turteltauben Gekurre:
„Mag Gott behalten ſein Himmelreich,
Hab' ich nur Gurre!“

— Da iſt ſo köſtlich der Sommertag,
Noch ſchöner die nächtliche Stille,
Wenn blinken die Stern', und der Droſſel Schlag
Erzählt von Tovelille!
Ich glaub' 's iſt am ſchönſten in Dänmark!

Chor.

Ich glaub', 's iſt am ſchönſten in Dänmark!

Echo.

— Am ſchönſten in Dänmark!

Mai.

„Du lehrteſt mich, Du ſchöner Mai,
Daß Poeſie die Liebe ſei!“

Ein jeder aus der Monden Reih'
Hat ſein beſondres Weſen:
Als junger Dichter ward der Mai
Vom Jahre auserleſen.
Mai hauchet Lieb' und Lebensluſt
Und Poeſie in jede Bruſt!

Von oben ſtrömt der Lebenstrieb
Im milden Strahl der Sonne;
Das Herz erfreuet Duft und Lieb'
Und friſche Lebenswonne.
Der Wand'rer ſingt ſchon in der Früh'
Von Liebesluſt und Poeſie.

Im Thal ein Sehnſuchtsſeufzer klingt
Und rauſcht im grünen Walde;
Ein Lied von treuer Minne dringt
Herab von Berges Halde.
Von Liebe ſingt als Troubadour
Die ganze blühende Natur.

In dieſem grünen Waldesſaal'
Kam Odin einſt geſchritten,
Traf Freya hier zum erſten Mal',
In hoher Buchen Mitten.
Hier pflanzten ſie im Morgenſchein
Den ſüdlich-friſchen Roſenhain.

Am klaren Bache lag einſt da
Das Linnen auf der Bleiche,
Als Signe nach den Schiffen ſah,
Am Strand' hier, bei der Eiche.
Hier ward ihr Hagbarths erſter Kuß,
Sein Lebewohl, ſein Abſchiedsgruß.

Die Woge küßt mit ſanftem Laut
Die Blumenau' am Strande;
Was ſie in fernem Land geſchaut,
Das plätſchert ſie im Sande
Hier, wo in ihres Meermanns Arm
Agnete ruhte liebeswarm.

Sie flüſtert: „Wo die Fluth ſich bricht
An Grönlands Eisgeſtaden,
Wo bei der Sonne mattem Licht
Wallroſſ' und Robben baden:
Auch in des Eskimoen Bruſt
Am öden Strand wohnt Liebesluſt.

Und weiter zog ich ruhevoll
Nach glücklich'ren Gefilden.
Muſik erklang, die Trommel ſcholl
Im Palmenland der Wilden.
Von Lieb' der Indianer ſang,
Als jubelnd er im Tanze ſprang.“

So ſchwatzt die Welle mit dem Rain
In koſendem Geflüſter;
Mich aber treibt der Sonnenſchein
Hin in des Waldes Düſter.
Die Lerche ſteigt zum Himmelsblau
Vom Brautbett auf der grünen Au.

Am Teich, aus breiter Blätter Reif,
Den weißen Kelch ich breche.
Der Fiſch ſchlägt munter mit dem Schweif,
Und ſonnt ſich auf der Fläche,
Taucht ſchweigend und ſchwimmt ſtille fort;
Der Liebe fehlet oft das Wort!

Es zieht ein Wölkchen über's Feld,
Beſchattet halb die Auen;
Doch doppelt iſt die Stadt erhellt:
Was will man dort erbauen?
Wozu der Baum mit Flaggen? ſag'!
— „Es iſt ja heut' Walpurgistag!“

Der Bauerburſch', am Hut ein Band,
Auf's Pferd ſich fröhlich ſchwinget:
Den Sommer reitet er in's Land;
Horch! die Muſik erklinget.
Die Melodie iſt einfach, alt,
Der Burſchen Lied gar lieblich ſchallt:

„Im Frühlingsſchmuck prangt die Natur,
Was wir erfleh'n, gewähr' uns!
Schenk Obſt dem Baum und Gras der Flur;
Der Liebe Gott, erhör' uns!

D'rum tragen wir zur Stadt den Mai:
Was wir erfleh'n, gewähr' uns!
Des Himmels Herr gelobet ſei!
Der Liebe Gott, erhör' uns!

Laß Hopfen, laß das Korn gedeih'n,
Was wir erfleh'n, gewähr' uns!
Daß wir des Segens uns erfreu'n;
Der Liebe Gott, erhör' uns!

Behüt' vor Noth das Vaterland,
Was wir erfleh'n, gewähr' uns!
Den König ſchütz' mit gnäd'ger Hand;
Der Liebe Gott, erhör' uns!

Das, was uns frommt, bekannt iſt's Dir:
Was wir erfleh'n, gewähr' uns!
In Jeſu Namen beten wir:
Der Liebe Gott, erhör' uns!“

„O, holder Mai, ſei uns gegrüßt!“
Die Mädchen Antwort ſagen.
Zum Tanze Paar an Paar ſich ſchließt,
Wer wird den Kranz wohl tragen?
— Erröthend tritt ſie aus der Schaar,
Den Kranz in dem gelöſten Haar.

Spiel' nur die alte Melodie,
O Greis! zum frohen Tanze,
Denn heut' wird Alles Poeſie
Im Maienſonnenglanze.
Du lehrteſt mich, Du ſchöner Mai,
Daß Poeſie die Liebe ſei!

Italien.

I.

Beatrice Cenci.

(Geſchrieben am Schloſſe Cenci in den Albanergebirgen 1838.)

Die Roſen.

Zephyr, wohin denn ſo ſchnell?
Zu den Mädchen, die plaudernd den Quell
Mit kupferner Konka umſchloſſen,
Wo am Fuße des Berges die Reben
Den Oelbaum kräftig umgeben,
Und empor der Cactus geſchoſſen?
Sie trafen ſich eben, d'rum plaudre nur hier
Mit uns, und ſieh, wie geſchmücket wir!
Du weißt ja, ſie haben ſich Viel zu vertrauen,
Denn Giovanni ging eben vorbei,
Blies ein Lied auf ſeiner Schalmei,
Bekannt in den Albaner-Auen; —

Kommſt noch zurecht, mit den Schönen zu koſen,
Wenn ſich ihr Buſen erröthend hebet.
Rein, wie er ſchwebet!
Achtet nicht auf uns kleine Roſen!
— Was fehlt Dir, Zephyr? Wo ſchwärmteſt Du hin?
Deine Schwinge iſt naß, und betrübt Dein Sinn.
Tauchteſt wohl unter dort in den Fluß,
Zu küſſen des badenden Mädchens Fuß?
Schlauer hat es der Maler getrieben:
Belauſcht ſie im Haine drüben.

Zephyr.

Nicht Wellen haben die Schwinge benetzt,
Es ſind Thränen der Brüder und meine!
Dort waren wir jetzt,
Wo ſie ſaß die Holde, die Reine,
Umdrängt von der gaffenden Menge Wogen,
Aufſchauend zum blauen Himmelsbogen.
Hin knie'te ſie fromm und unerſchrocken,
Da blitzte des Henkers Schwert — ihre Locken
Färbten mit ihrem Blute ſich roth —
Beatrice iſt todt!

Die Roſen.

Todt! und in Schmach! —
Sie, die Nichts verbrach! —
Nimmer ſehen wir unter den Weiden
Ihr Lächeln mehr, ihre kindlichen Freuden,

Hören nicht mehr ihre frommen Gebete,
Wenn ſie knie'te im Strahle der Abendröthe,
Und die Lieder der Kinder zu uns drangen,
Die vor dem Bild der Madonna ſangen.
Todt! und in Schmach!
Sie, die Nichts verbrach!
Im Vater hat ſie die Sünde gerichtet —
Als Sünderin wird ſie darum vernichtet?!

II.

Wanderung auf dem Veſuv.

(Die Eruption am 24. Februar 1834.)

Träumend zwiſchen blauen Bergen,
Schneebedeckt Neapel ruht;
Iſchia ſchwimmt dort auf dem Meere,
Eingehüllt in Purpurgluth.

Weißgekleidet das Gebirge
Wie ein Heer von Schwänen glänzt;
Schwarz erhebt Veſuv das Antlitz,
Das die Flammenlocke kränzt.

Vorwärts auf gewund'nem Pfade,
Eh' die Nacht uns überfällt!
Zwiſchen Gräſern, Büſchen ſtarret
Eine ausgebrannte Welt.

Mühvoll klimmt das Maulthier aufwärts,
Langſam und mit klugem Späh'n;
Roth wie Blut und Feuer ſchimmern
Lavaſterne von den Höh'n.

Wählen wir den Steg dort drüben:
Unſer Thier kommt nicht vom Ort;
Hier verſinken wir in Aſche;
Steine ſtürzen! Fort, nur fort!

Vor dem Sturme wirbelt Aſche —
Unten ſchwarz, ſchwarz in der Höh';
Heiß Sirocco-Dämpfe ſteigen
Aus dem Erdreich, wo ich ſteh'!

Vorwärts, vorwärts! Fort, hinüber!
Sieh nur, nach dem tiefen Thal
Rinnt im Strom, doch ohne Wellen,
Flüß'ges, glühendes Metall! —

Seht den Mond gleich einer Gluthfrucht
Auf des Kegels Spitze ſteh'n;
Schwarzer Rauch entquillt dem Krater,
Ringsum Brand, wohin wir ſeh'n!

Schweigend ſteh'n wir, Nacht umgiebt uns
Und verhüllt des Mondes Schein,
Feuer ſpei't der Berg, mit Donnern
Nieder rollt der glüh'nde Stein!

Cherubim mit feur'gem Schwerte
Singen, Herr! ein Loblied Dir! —
Sichtbar thront hier Deine Allmacht,
Dich verehrend knieen wir!

III.

Lebewohl an Italien.

(Geſchrieben 1834 auf der Heimreiſe über die Alpen, als ich das erſte Mal Italien verließ.)

Ich ſah das Land, deß Athem ſchwillt vor Luſt,
Wo unter Pinien Amor tanzt mit Nymphen,
Wo Feuer ſprudelt aus der Berge Bruſt,
Und Städt' aufſteigen aus Avernus Sümpfen.

Im Marmorkleid ſteh'n Götter hoch und her,
Duſt weht und Ton in jedem Hauch der Lüfte,
Wie azurblaues Oel erſcheint das Meer,
Und ſieben Farben kleiden Berg und Klüfte.

Ja, dort bezaubert Bild an Bild den Sinn,
Man ſieht des Schöpfers Liebe ſonder Schranken;
Im Bauergärtchen — Lorbeer wächſt darin,
Sammt hohem Kaktus, traubenreichen Ranken.

Kind ward mein Herz, Mann mein Gedanke dort;
Dort lernt ich erſt Natur und Kunſt verſteh'n.
Der Farb' und Form reizvoller Heimathsort,
Leb wohl! Mein ſchöner Traum wird nun vergeh'n.

IV.

Dritter Beſuch Italiens.

(Geſchrieben auf St. Lucia im Sommer 1846.)

Ich ſeh' auf's neu, Beſuv, Dein Haupt ſich heben,
Das Meer zu Füßen Dir blau, wie der Himmel,
Des Fiſchers rothe Flamm', das Volksgewimmel.
Ein Traum am Tag' erſcheint bei Dir das Leben.
Ich ſeh aufs neu den Duft, den Farbenſchimmer,
Worin die wellerbauten Berge ſteigen.
O ſelbſt des Kindes Phantaſie kann nimmer
Mehr Wunder als die Wirklichkeit hier zeigen;
Kein Dichter ſchaffen Märchen je ſo ſinnig. —
Zum dritten Male in Neapel bin ich!

Mein kleiner Vogel.

Mein kleiner Vogel, was fliegſt in Haſt
Du zwiſchen den Zweigen im Haine?
Denkſt Du an mich ſo ohne Raſt?
Mein Herz, es will zerſpringen faſt! —
O Gott, wie bin ich alleine!

Du ſagteſt mir, Du ſeiſt mir gut;
So gut, wie's Jeder wohl meine;
Doch wenn mein Kummer weh Dir thut,
Sing doch in meine Seele Muth,
Da ſäß' ich nicht ſo alleine!

Mein kleiner Vogel, erhebſt Du Dich
Nicht aus den Zweigen im Haine?
Still wandle meine Pfade ich —
Ach, ſo wie ich liebt Niemand Dich —
O Gott, wie bin ich alleine!

Meeresſtille.

Haſt Du das Meer geſeh'n in einer ſtillen Nacht,
Wenn die Fläche ein Spiegel in klarer Pracht,
Und des Himmels Halbkugel, ſternenlicht,
Sich in der Fläche Glaſe ſpiegelnd bricht,
Und in dem Unendlichen zwiſchen Beiden
Ein Schiffchen wir ſeh'n als Centrum ſie ſcheiden?
Was fühlteſt Du da? — Du ſchmolzeſt in Luſt,
Denn was Du erblickteſt, lebt in der Bruſt.
Jenes Meer und die Himmelskugel, obſchon
In kleinerer Form, aus anderem Thon,
Aber geiſtig licht und klar,
Stellt ſich in unſerem Innern dar.
Zwiſchen zwei Unendlichkeiten gebracht:
Unſerer Nichtigkeit Nacht
Und der Himmelsewigkeit,
Steht der Menſch in der Zeit,
Unſer Leben das Centrum, ein Blumenblatt,
Das zwei Ewigkeiten getrennet hat —
Jenen großen Raum, deß Gränze nicht gegeben,
Jene Ewigkeit vor dem Leben,

Wo die Ahnung allein, das Göttliche nur
Ein Bild ſchafft in dem Reich der Natur,
Ein Bild, blos auf die Fläche gebracht,
Denn d'runter iſt der Tiefe erhabene Nacht;
Doch über uns hoch, wo der Gedanke lebt,
Wo die wahre, die künftige Ewigkeit webt,
Wo der Menſch als Geiſt in gereinigter Luſt,
Mit einer Welt in ſeiner Bruſt,
Sich dreht, wie die nächtige Sternenſchaar
Um die Sonne der Sonnen, die Alles macht klar,
Von wo jedes Leben kommt nah und fern,
Iſt das große Vaterbild Gottes, des Herrn.

Ich träumt', ich wär' ein Vögelein.

Ich träumt', ich wär' ein Vögelein,
Das flög über weite Lande;
Was das Herz empfand, was das Auge ſah,
Zu verſchweigen war nicht ich im Stande.

Ich ſang die Gedanken aus tiefſter Bruſt,
Sang Sorgen- und Freudenſchätze;
Ich ſchwang mich über das brauſende Meer
In fremde Städte und Plätze.

Eines Morgens ſaß ich auf grünem Zweig
Und zwitſcherte meine Geſänge;
Die Blumen ſtanden im Graſe rings
Im wunderſchönſten Gedränge.

Doch Eine, die war an Farb' und Duft
Die Schönſte, was bald ich erkannte;
Ich ſah nur auf dieſe, ich ſang nur für ſie,
Und vergaß nun die fremden Lande.

Bei ihr nur wollt' ich wohnen und bau'n,
Wenn ich nie auch die Flügel mehr ſchwänge;
Ich wollte zwitſchern mein beſtes Lied,
Bis das Herz darüber mir ſpränge.

Sie bog ſich im Winde beſcheiden hin,
Ich berührte ihr Kleidchen voll Wonne,
Ich verſtand den Gedanken im Blätterduft,
Der erröthete ſanft in der Sonne.

Und die Blume neigte ihr Köpfchen dann,
Ich erinn're mich ſtets auf's Neue;
Mir war's, als läſ' ich der Liebe Huld
In ihrem Auge voll Treue.

Da kam ein Jäger, ſo jung und ſchön,
Auf der Schulter trug er die Flinte;
Der nahm meine Blume und ſteckte ſie hübſch
Ins Knopfloch als Angebinde.

Ein Tröpfchen fiel von der Blume Blatt,
Ich glaubte, es ſei eine Thräne;
Da ſang ich und dacht' ich, nun ſchießt er mich wohl,
Der ich ja den Tod mir erſehne.

Stets duftet die Blume ſo ſchön wie je,
Seitdem ſie am Rocke geſeſſen;
Ich aber fliege von Ort zu Ort:
O könnt' ich der Blume vergeſſen.

Ich trau're, doch ſing' ich noch mehr wie zuvor,
Wenn in Lüften ich flattre ſo bange —
Vielleicht kommt einmal ein Jägersmann
Und ſchießt mich mitten im Sange.

Die Kinder und das graue Mütterlein.

Im Herzen, da ſitzt eine kleine Perſon,
Die geſtikuliret ſo ſehre;
's iſt eigen, wie ſie empfindſam iſt,
Beſtändig rinnt ihre Zähre.
Sie dichtet die rührendſten Sachen nur,
Ihr Gedanke wird Waſſer ſo gerne;
Unſer Auge ſteht unter Waſſer oft,
Iſt's von der Perſon auch ſo ferne.
Nicht darf ſie ſchlüpfen hinaus in die Welt,
Dann gäb' es erſt Thränen und Jammer!
Unſre Bruſt ſoll ſein der Gefängnißthurm
Und das Herz die Gefängnißkammer.
In ſeinen vier Pfählen ſitzt ſie dort warm,

Obwohl ſie von jeher keuchte:
„Hier iſt es zu eng, o laßt mich hinaus,
Daß der Himmel, die Sonne mir leuchte!“ —
Nein beſſer geht es bei Denen zu,
Die in der Stirn ſich häuslich vertragen;
Zwar iſt ihr Dachſtübchen niedrig und klein,
Doch viel faßt's, das muß man ſagen.
Wohl tauſend geſegnete Kleine ſind d'rin,
Ja nochmals tauſend und mehr noch,
Die ſingen und ſpringen bei Tag und Nacht.
(Zwar Manchen ſie quälen, nicht ſehr doch!)
Das ſind die Kinder der Phantaſie,
Sie kennen nicht Sehnen und Bängniß,
Sie ſpotten oft über die kleine Perſon,
Die ſitzt in dem Herzensgefängniß.
Auch kennen die ſchönſten Märchen ſie,
Und was wir Menſchen nur leſen,
Das führen ſie gleich als Comödie auf,
Als wär' es für ſie nur geweſen.
Sie erweitern öfters die Kammer ſogar,
Und Manchen als Schwindel umweht es;
Aber denket Euch nur, wie hoch ſie geh'n —
Durch den ganzen Himmel ja geht es!
So hoch, ſo hoch bis an Sonn' und Planet,

Ja, noch weit auf der ander'n Seite;
Wie ſie aber dieſes bringen zu Stand',
Weiß nur, wer in ihrem Geleite.
Doch machen ſie einen zu großen Sprung,
Beginnen ſie Streit und Spectakel,
Erſcheint das Mütterchen, die Vernunft,
Schafft Ordnung mit ihrem Bakel.
Sie macht Pſt! Pſt! iſt bös auf die,
Die weint in des Herzens Bronnen;
Doch tröſtet ſie auch, da ſingen ſo ſchön
Die Kleinen von himmliſchen Wonnen.

Doch die Tage ſchwinden, die Jahre vergeh'n
Im Wechſel ihrer Geſtalten;
Das Gefängniß im Herzen wird zu ſchwach,
Um den Gefang'nen zu halten.
Baufällig wird das Dachkämmerlein,
Es verträgt nicht das Springen der Kleinen;
Das Mütterchen nimmt ſie All' in Arm:
Als Mutter vergißt ſie ja keinen.
Und des Herzens Kleinſter, der Sehnſucht Kind,
Es liegt zunächſt ihrem Herzen;
So kindlich, ſo ſicher ruht es dort
Und vergißt ſeine Sorgen und Schmerzen.

Das graue Mütterlein iſt ſie nicht mehr,
Die Stirne voll Furchen und Sorgen;
Nein! jung und blühend ſchwingt ſie ſich auf
Zu des Himmels leuchtendem Morgen.

An meine Mutter.*)

Das ſchwache Kind haſt auf dem Mutterarme
Den Namen Gottes ſtammeln Du gelehrt,
Es tränkte Deine Bruſt, die lebenswarme,
Mit Bibelworten hat's Dein Mund genährt.
Was ich der frommen Mutter dank', o deſſen
Werd' ich, ſo lang' ich athme, nicht vergeſſen!
Nein, ewig treu und kindlich lieb' ich Dich,
So innig, wie Du immer liebteſt mich.

Entfaltet einſt mein Geiſt gereift die Schwingen,
Erlabt mein Lied der Hörer Herz und Ohr,
Der Gottheit und der Tugend wird's erklingen,
Und ſteigen Weihrauch gleich zum Herrn empor.
Dann wird der Freude Balſam Dich verjüngen,
Dann wird am Abende Dein Sohn Dir ſingen;
Du ſangeſt einſt ja ihm, als er ein Kind,
Wenn nicht ſo kühn, doch einfach, fromm und lind.

---

*) Dies Gedicht und das Gedicht: „Die Seele" ſind während meiner Schulzeit in Slagelſe im Jahre 1823 geſchrieben und demnach die beiden älteſten in dieſer Sammlung.

Ich weiß: was mir vom Himmel wird zu Theil,
Verſchuldet bin ich einzig d'rum an Dich;
Ich habe kein Verdienſt an meinem Heil,
Der Herr vernimmt nur Deinetwegen mich.
Oft hör' ich, ſeh' ich Nachts bei wachen Sinnen
Für mich Dich beten, Deine Thränen rinnen.
Wenn Deine Wünſch' um mich zum Himmel weh'n,
Erfüllt der güt'ge Gott das fromme Fleh'n.

Die Ruine Ravenswood.

Wo der Klippenvorſprung im Meere ruht
Mit Buchenwald und mit Epheuranken,
Lucie und Edgar von Ravenswood
Erſtehen wieder vor unſern Gedanken,
Entſteigend des Schloſſes Trümmerſpur,
Wo Diſteln wachſen und Möwen reigen —
Ringsum erhab'ne freie Natur
Und Meer im Sinken und Meer im Steigen.
Berichte, Fleck, von dem liebenden Paar,
Das Schottlands Julie und Romeo war.

In Oehlenſchlägers Stammbuch.

An Nordens Himmel in Sternenreih'n
Tycho Brahe wußt' ein Denkmal zu finden,
Und Thorwaldſen grub auf Marmor ein
Seinen Namen, der nie wird verſchwinden.
Du ſangſt aus dem Herzen, der Norden vernahm
Von Dir, was er Großes gewaget.
Die Herzen ergriff, was von Herzen Dir kam:
Nie die Zeit Deine Größe zernaget.
Lebt Dieſer in Stein, Der in Sternen dort:
In den Herzen, das weiß ich, lebt auch Einer fort!

Der Sommer.

Heiß und ſchwül wie in des Südens glüh'nden Zonen drückt die Luft;
Wie ein türk'ſcher Sultan will ich ruh'n, umweht von Blumenduft.
An dem Graben, der geſchmückt mit Kaprifolien, lehnt mein Haupt,
Vor der Sonne Strahlen ſchirmt mich hier die Eiche, dichtbelaubt;
Mit der Wolken Luftgebilden iſt die Himmelsdeck' geſchmückt,
Und der Teppich, d'rauf ich ruhe, iſt mit Blumen bunt geſtickt;
Tauſendſchön und Klee und Veilchen ſpielen auf dem grünen Grund,

Und der Zweig mit reifem Himbeer'n hängt mir g'rade in den Mund.
Süßes Glück: genießen, träumen! — Sieh! die Biene ſaugt mit Luſt,
Lind berauſcht, im Kelch des Blümchens — Bien' und Blume Bruſt an Bruſt!
Fröhlich flattern Schmetterlinge, küſſen jede Blumendold',
Singend nicht, doch leiſe flüſternd von der Liebe — o, wie hold!
— Ha! ein kühles Lüftchen zittert ſäuſelnd durch des Waldes Grün,
Und gewitterſchwang're Wolken ſeh' ich her aus Süden zieh'n,
Bald wie rieſ'ge Segel ſchwellend, bald gleich einem Felſenſaal;
Horch! das ſtarke Echo rollet von dem Fels durch's tiefe Thal.
In den Wipfeln rauſcht es bange, und zum Neſt das Vöglein flieht,
Während ſchnellen Flügelſchlages tiefen Kreis die Schwalbe zieht.
Eingehüllt in dichten Schleier ward vom Regen Wald und Feld,
Gleich des Genius Gedanken flammt der Blitz vom Wolkenzelt.

Obdach ſuch' ich in dem Forſthaus, das verfallen, alt und klein;
Doch durch die zerbroch'nen Scheiben dringt der Regen auf mich ein.
Drinnen ſitzt ein Weibchen, ihren Kleinen ſäugend — holdes Bild!
Seine runden Finger ſpielen mit dem Buſen, halb verhüllt.
Draußen heult der wilde Sturmwind, rüttelt an des Häuschens Bau,
Knickt in grimmiger Umarmung Aehren, Blümchen auf der Au.
— Doch der Himmel blau't ſchon wieder und des Sturmes Braus verhallt;
Sieh! mit friſchem Grün und Dufte prangen Feld und Flur und Wald!
Purpurroth verſinkt die Sonne drüben an des Meeres Strand,
In dem Schooß der Wellen kühlt ſie ihres Flammenherzens Brand.
Laue, linde Lüftchen trocknen wiederum des Blümchens Wang',
Heimwärts zieht die Schaar der Schnitter aus dem Feld' mit hellem Sang.
Klettern will die ſchmucke Dirne über jene Hecke — ei! —

Sie bleibt mit den Röcken hängen, doch die Andern ſteh'n
ihr bei.
Sieh, wie alle Blumen nicken! — was ſie meinen, denk'
ich mir;
Doch verſtünd' ich ihre Sprache, hört' ich wohl gar Schönes
hier.

Paulus 1. Cor. 15, 42—44.

> Das Fleiſch, welches ſtirbt — — „wird geſäet verweslich, und wird auferſtehen unverweslich; es wird geſäet in Schwachheit, und wird auferſtehen in Kraft; es wird geſäet ein natürlicher Leib und wird auferſtehen ein geiſtlicher Leib.“

Wenn einſt die Erdenlarve
Mit mürben Bändern reißt,
Dann ſchließt ein geiſt'ger Körper
Sich um den ſtarken Geiſt.
Es ſind dieſelben Formen
Im neugebornen Mai,
Und das bekannte Bild zeigt
Sich herrlich, klar und frei.

Ein ſtarker Geiſt bewegt ſich
In Woge, Baum und Land:
Glaub' nicht, daß er verſchwindet
Vor kalter Todeshand.
Denn deren Geiſter formen
Sich nach der Erdenluſt
Zum Körper für die Seele,
Die wuchs in unſrer Bruſt.

Der zarte Geiſt der Traube,
Der Roſe ſüßer Duft
Wird ſich zu Lippen formen
Friſch wie die reine Luft.
Der Geiſt allmächt'ger Flamme
Im felſ'gen Marmorſtein
Wird ſich zu Schultern ründen,
Zu Armen, Bruſt und Bein.

Und jeder Geiſt in Wogen,
Im Sonnenſtrahlenſchein
Wird hold zuſammenſchmelzen
Zum Auge klar und rein;
Der luftig leichte Nebel
Im Wieſengrund ſogar:
Er wird ſein Geiſt'ges ſpenden
Dem langen Wellenhaar.

Hienieden jeder Seufzer
Der Sehnſucht oder Luſt
Formt mit der Welt der Töne
Zum Herz ſich in der Bruſt.
Wer löſte mir dies Räthſel?
Wer zeigte mir die Spur?
Ich lernt' es von der Liebe,
Der erſten Liebe nur.

Was ich liebe.

Ich lieb' das Meer vom Sturme wild bewegt;
Ich liebe es, wenn keine Woge ſchlägt,
Der Mond ſich ſpiegelt in der Tiefe Blau;
Ich liebe Berge und die ſchöne Au,
Die großen Flüſſe und das tiefe Thal.
Ich lieb' des Waldes grünen Sommerſaal,
Die ſtille Nacht mit ihrer Sterne Heer,
Die Abendröthe, ſchönen Tag's Gewähr,
Den glänzend weißen Reif auf nacktem Zweig. —
— Doch haſſe — nein, an Haß bin ich nicht reich!
Ich haſſe nur die bittre, grauſe Luſt!
Ich haß' der Sünde Keim im meiner Bruſt!
Ich haß' des Aberglaubens Höll-Gewühl!
Das Kind lieb' ich und kindliches Gefühl;
Ich lieb' den Geiſt in ſeinem ſtolzen Gang,
Die Tonkunſt mit dem ſehnſuchtsvollen Klang!

Ich lieb' die Blume mit dem friſchen Duft,
Und Vögel in der reinen, freien Luft;
Ich lieb' den Freund ſo feſt, wie Berge ſteh'n!
Ich lieb' das Weib — Eins hab' ich einſt geſeh'n,
Und ſie war Braut — das war recht eine Luſt!
Ich liebe dieſe Sehnſucht in der Bruſt!
Ich lieb' das Grab mit ſeiner Friedenszeit,
So wie den Geiſt der großen Ewigkeit!

Schnellpreſſendruck von Fr. Ries in Leipzig.

H. C. Anderſen's

Geſammelte Werke.

Vom

Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe.

Neunundzwanzigſter Band.

Ahasverus.

Erſter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Ahasverus.

Von

H. C. Andersen.

Erſter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Seiner Königlichen Hoheit

Carl Alexander

Erbgroßherzog

zu

Sachſen-Weimar-Eiſenach.

Aus dankbar ergebenem Herzen

und

in Allertiefſter Ehrfurcht

H. C. Anderſen.

Erſte Abtheilung.

Vordergrund.

Lucifer, des Hochmuths Engel,
Stand auf gegen Gott, und fiel;
Bei dem Sturz die Schwingen glänzten
Wie ein Sodoma in Flammen.
Aber Schatten war der Schein doch
In der reinen Himmelsklarheit. —
Seiner Zähne Knirſchen zuckte
Schauerlich durch jeden Engel.

Ahas auch, des Zweifels Engel,
Er, der Schwächſte unter ihnen,
Der, was er nicht faſſen konnte,
Stets verneinte, ſtets beſtritt,

Stürzte zu dem Stern hernieder,
Welchen man die Erde nennt.
So wie Lenzſchnee in der Sonne,
Schmolzen ihm im Fall die Schwingen.
Als ſein Fuß die Erd' berührte,
Da war jegliche Erinn'rung
Seiner Vorzeit mit den Schwingen
Ausgelöſcht und ganz vergeſſen.
Nun ein Kindlein neugeboren,
Lag er in der Mutter Schooß.

Doch des Himmels Hoffnungsengel
Sprach von dem gefall'nen Bruder. —
Nicht hat Melodie'n die Erde
Lieblich, wie ſein Wort erklang. —
„Erdenkinder, ſie erwachſen,
Ahas wächſt mit ihnen auf;
Er wird ſeh'n die friſche Roſe,
Und beim Anblick, unerklärlich!
Treten Thränen in ſein Aug',
Senkt ſich Wehmuth ihm in's Herz;

Seh'n das Meer, blau wie der Himmel,
Und unendlich, ſo wie dieſer.
Dann erweitert ſich ſein Denken;
Ihn erfüllt ein ſeltſam Sehnen,
Eine Andacht — doch Erinn'rung
Bleibt noch immer ihm verſagt.
Da erblickt' er eine Mutter:
Auf dem Schooß ein lieblich Kind.
Es ſchlägt auf das Aug' und lächelt
Und erhebt die kleinen Hände.
In der Mutter Antlitz ſtrahlet
Freudenglanz. Der Blicke Ausdruck
Und das Lächeln um die Lippen
Saget mehr, als Wort und Rede.
Und in des gefall'nen Engels
Bruſt davon ein Strahl ſich drängt.
Da wird ihm Erinn'rung wieder
An den Himmel und an Gott.
Denn der glücklich-frohen Mutter
Lächeln ob der kleinen Unſchuld
Iſt ein hehrer Abglanz Gottes,
Iſt ein Blick vom Himmelreich.“

„Friſch in Farben läßt nun Ahas
    Roſen blühen durch Jahrhundert';
Laut im Sange läßt er tönen
    Herzens Sehnſucht und Erinn'rung,
Hauet aus in Marmorſteinen
    Bilder mit dem Seelenblick
Und der Unſchuld, die er ſah im
    Aug' der Mutter und des Kindes.
Ganze Völker laut ihn preiſen,
    Kränze werden ihm geflochten.
Mann iſt er im Geiſt geworden;
    Im Gedanken nun erfaßt er
Klar die Kraft, die Gott ihm gab,
    Und voll Dank in ſeiner Freude
Beuget er ſich demuthvoll.
    Heiße Reuezähren fließen,
Und durch dieſen Strom — ich ſeh' es! —
    Wachſen wieder ſeine Schwingen.
Und je tiefer ſein Gemüth ſich
    Beuget, deſto höher ſteigt er
Aus der Erde tiefen Thälern.
    Selber denkt er nicht daran,
Und bemerkt auch nicht den Schatten,
    Der beim Flügelſchlage fällt

Auf die Wolken. Und dann ſteht er
In dem Himmel, bei dem Gott,
In dem ſein Gedanke ruhte,
In dem er ſein Ich vergeſſen.
Unter uns nun weilt er wieder,
Jubelnd laut: Halleluja!“

„„Ja!““ es tönet durch den Himmel,
„„Ahas kommt nun wieder zu uns!
Aber ſeine Wege geh'n nicht
Wie ſie Dein Gedanke führt.
Ahas ſank herab zur Erde,
Zum Geſchlechte, dem er gleich iſt
Im Verwerfen und im Zweifeln;
Zu der Schwäche Kindern mit der
Gottheit Funken doch im Innern.
Im Geſchlecht ein Glied, ein ew'ges,
Mit demſelben wächſt er fort;
In Jahrtauſenden erhebt es
Sich zu uns in Kraft und Wahrheit.
Die Entwicklung des Geſchlechtes

Sind die Schwingen, die ihn heben
Wiederum zum Himmel auf.‘“

In der armen Stadt auf Erden,
Bethlehem, ward Chriſt geboren;
Und zur ſelben Zeit und Stunde
Auch des Zweifelns und Verneinen's
Engel, Ahas, welcher hülflos
Lag in Thränen und in Armuth.

Und das Kind erwuchs zum Manne:
Ahasverus, früher Ahas.

Eingang.

Abenddämm'rung weilet über
Königsgräbern in dem Thale,
Und ein Hirte treibet einſam
Schwarze Schaafe vor ſich her
Ueber den von Sonnenſtrahlen
Ausgedörrten Kedron-Bach.
Durch das Thor, das hohe, reitet
Eine röm'ſche Legion.
Weiße, bilderloſe Fahnen
Wehen in der rothen Sonne;
Sie beglänzt die fernen Höhen
Und des Oelbergs dunkeln Gipfel.
In Jeruſalem die Reiter
Ziehen durch die engen Straßen.

„Nicht verſperrt den Weg, Ihr Knaben!
Auf, erhebt Euch! Schaut die Pracht dort!
Doch was iſt's, wonach Ihr lauſcht?
Kann denn der armſel'ge Schuſter
Zauber üben? Seid gefeſſelt
Alle Ihr an ſeine Schwelle?“
„„Er weiß allerlei Geſchichten;
Er weiß von des Volkes Richtern,
Von den heiligen Propheten,
Von Verheißungen Jehova's.
Nun erzählet er von Simſon,
Von dem Kampf mit den Philiſtern.““

Seine Gluth durchzuckt den Haufen,
Selbſt die kleinſte Hand ſich ballt:
Sie auch will ein Simſon ſein
Und des Löwen Schlund zerreißen,
Mit dem Eſelskinnbein ſchlagen.
Augen funkeln, Lippen zittern,
Und das Haupt ſie vorwärts beugen,
Um genau zu hören Alles:

Simſon der Philiſter Beute! —
Nicht bemerkt der Haufe ſie,
Die ſich nähert, die da lauſchet,
Jung und ſchön — Veronika.

Ahasverus (erzählt).

— — „Und Simſon ward gefangen. Und ſie ſchnitten
Sein Haar ab, ſtachen ihm die Augen aus;
Gefeſſelt mußt' er geh'n im Eſelsjoche
Und auf der Mühle Korn für ſie zermahlen.
Jedoch das Haar wuchs, ſeine Kräfte kamen.
In frechen Tänzen ſprangen die Philiſter
Um Dagon's Bild; es ward gezecht, getrunken,
Und alle ſpotteten des blinden Kämpen. —
Zur Schau d'rauf brachten ſie ihn in ein Haus,
Wo Cimbeln klangen, tauſend Feinde tanzten.
Da packte er die Säulen, welche hielten
Das ſchwere Dach; der Arme Muskeln ſchwollen;
Er hob empor die ausgebrannten Augen,
Und Dach und Haus erdröhnten, ſtürzten nieder,
Zermalmend ſeine Feinde und ihn mit!

Denn ſtark iſt Iſrael, ſelbſt in ſeinem Tod;
Stark, ſich zu rächen!“ — Nun hab' ich erzählt;
Steht auf! Nicht mehr Geſchichten höret Ihr
Vor morgen. Spielet nun, und plagt mich nicht!

Veronika.

Wenn Du erzählſt, ſo ſeh' ich lebhaft Alles;
Doch weßhalb immer nur von Jephta, Simſon
Und Gideon?

Ahasverus.

Sie hören es am liebſten,
Und ich erzähl' von dieſen auch am liebſten.
Mich freut zu ſehen, wie die kleinen Seelen
Mein Wort erquickt, als wäre es die Quelle,
Die in der Wüſte ſprang durch Moſis Stab.
Als Knabe hab' ich ebenſo gelauſcht,
Hab' alte Chroniken mit Luſt geſchlürft:
Sie geben Muth, um kräftig auszuhalten.

Veronika.

Die Kinder ſchaaren ſich ſo gern um Dich;
Erwachſ'ne hören zu; ſelbſt Phariſäer
Und Sadducäer ſah ich häufig ſtille

Bei Deiner Werkſtatt ſteh'n und mit Dir reden.
Für Jeden kannſt Du Deine Worte fügen.

Ahasverus.

Zu Zeiten glaub' ich ſelbſt, beſtimmt zu ſein,
Zu etwas Beſſerem, als Schuh' zu flicken.
Wenn der Levitenſang mein Ohr erreicht,
Dann hab' ich Luſt, zu ſitzen zwiſchen ihnen,
Zu miſchen meine Stimme mit den ihren;
Und höre ich der Schriftgelehrten Rede,
Quält's mich, daß ihre Weisheit ich nicht habe,
Und Böſes kommt mir in den Sinn wie Saul.
Doch weißt Du, was mein Saitenſpiel dann iſt?
Es iſt, auf dieſe Fremden hinzuſchau'n
Und ihre Pracht; — und in mir flüſtert's laut:
„Was ſind ſie gegen Dich, du Iſrael's Sohn!
Der roſt'ge Nagel an des Herren Tempel
Iſt mehr, als Gold an einem Götzenbild!“ —

Veronika.

Zu Davids Zeiten ſtand das Reich in Blüthe,
Und Salomo ſah Frucht die Blüthe werden.
Es fiel die Frucht und barſt, zerſtreuet ſind

Die Kern' in Nord und Süd; nicht wächſt der Baum
Mit David's Königskron' und Harfe mehr.

Ahasverus.

Hat ſeufzen müſſen nicht einmal das Volk
Bei den Aegyptern hart in Sclaverei?
Sah's ſeine Söhne in den Nil nicht werfen?
Doch ihm entſtieg des Volks Erretter: Moſes!
Und als die Bundeslade dann geworden
Die Beute wilder, höhnender Philiſter,
Ward Samuel geboren! — Soll erzählen
Ich Chroniken, die Muth dem Herzen geben?

Veronika.

Entflammen kannſt Du mich, bei mir erwecken
Ein ſtolzes Selbſtgefühl, wenn ich bedenke,
Ich bin ein Weib aus Iſrael! — Aber bald
Sink' ich ermattet in mich ſelbſt zurück.
Der Schriftgelehrten Wort ergreif' ich gierig,
Doch dieſes drückt gleich einem Stein mich auch.
Der Phariſäer Weisheit mich verwirrt;
Sie kommt mir vor wie ein Verſtandesſpiel,
Und nicht werd' ich an Seel' und Herz geſtärkt
Wie bei dem Nazarener, dem Propheten.

In ſeinen Worten habe ich vernommen
Des eignen Herzens heimlichſte Gedanken!
Es war ſo klar und doch ſo tröſtend Alles;
Mit mir und mit der Welt ich fühlte Frieden;
Der Heide ſelbſt erſchien mir als mein Bruder.

Ahasverus.

Vor falſchen Lehrern und Propheten hüt' Dich!

Außerhalb Jeruſalem's.

Judas Iſchariot. Barrabas.

Judas.

Du hier? Du, Barrabas, verfolgt, geächtet?
Wo warſt Du? Deine Spur, ſie war verloren.

Barrabas.

Ich komme aus des Niles Land: Aegypten.
Am meiſten lebt' ich mit der Schifferkaſte,
Die beſte Zeit in jenem Land iſt ihre.
Wenn ſich zu einem See der Nil erhebt,
Und alle Städte rundum Inſeln werden:
Da ſegelt feſtlich Zug auf Zug das Volk
In vielen Tauſenden von Stadt zu Stadt

Mit Sang, Muſik und Tanz. — Ha, luſtig geht es!
Du kannſt mir glauben, daß die todten Herrſcher,
Die mumienſteif in Pyramiden ſitzen,
Recht gerne folgten, und wenn ſie auch müßten
Platz an des Schweinehirten Seite nehmen.

Judas.

Den Augenblick, das Leben Du genoſſeſt!

Barrabas.

Nicht immer ſchlief ich dort auf ſeidnen Polſtern,
Nicht alle Tage tanzt' ich muntre Tänze!
Das aber kitzelt einen Sinn wie meinen.
Aus mancher Nacht, wo nah' dem Krokodile
Ich ſchlief, kenn' ich des Mondes kalte Strahlen.
Ich fühlte auch die heiße, ſchwere Luft
In Theben's Katakomben; jede Wand dort —
Nur Mumien, aufeinander hingeſchichtet.
Es ſtürzten viele um: man tritt auf ſie.
Da herrſcht ein Dunſt, ein Staub und eine Hitze!
Doch der Geächtete iſt ſicher dort.

Judas.

Reich war Dein Leben, auf dem Antlitz ſieht man's.

Barrabas.

Ja, dieſes Antlitz iſt ein Talisman!
Du weißt es ſelbſt, denn Du warſt jung mit mir,
Ein Leben führteſt Du, wie ſich's gehört.
Ja, häufig brachte mir dies Antlitz Glück.
Man hat ein Feſt zur Herbſtzeit in Aegypten,
Das Cherubs-Feſt genannt: da führt man einen
Recht fetten, prächt'gen Ochſen vor, geſchmückt
Mit Hieroglyphen und mit gold'gen Hörnern;
Und junge, ſchöne nackte Mädchen tanzen
Mit Blumen um ihn, und ein kleines Kind,
Das ſchönſte, welches in der ganzen Stadt iſt,
Sitzt als Symbol der Unſchuld auf dem Ochſen.
Ich war das Kind als Kleiner, und man ſagt,
Daß ich gewiſſe Züge noch beſitze
Von ſüßer Unſchuld; und das macht mein Glück.

Judas.

Doch was iſt nun Dein Plan in dieſem Land'?
In Dir iſt eine Kraft, ein eig'ner Muth,
Was, klug geleitet, Großes ſchaffen kann.

Barrabas.

Judas Iſcharioth hat gleiche Kraft,

Doch zur Beſonnenheit der Muth erſtarrte.
Du biſt ſo wohl berechnend, was gewann'ſt Du?
— Ein kleines Amt, in dem Du täglich nun
Der Armuth Alltags-Jammer hören kannſt,
Und Einblick in das Land des Elends haſt.
Wer wählte gut, Du oder ich, mein Bruder?
Vor funfzehn Jahren hätte ich erwartet,
Du würdeſt mehr! Ein Träumer biſt Du ja,
Und deshalb ſchließeſt Du Dich an den neuen
Propheten an!

Judas.

Den Du durchaus nicht kennſt!
'S iſt eine große, herrliche Natur,
Ein Funken, aus dem harten Stein entſprungen.

Barrabas.

Ich weiß, er hat gemein ſo manche Zeichen
Mit ihm, den aus den allerält'ſten Zeiten
Bezeichneten Propheten als Meſſias.
Es iſt Naturſpiel, wie bei uns der Apis,
Ein Glückswurf, auf die Weiſe zu erſcheinen.
Und Du, Du folgeſt ihm, wie in Aegypten
Dem Apis kluge Prieſter *handelnd* folgen.

Wohl! iſt es ſo, dann reich' auch ich die Hand,
Und die Zuſammenkunft kann Früchte tragen.

Judas.

Wir können unter einem Dach nicht weilen.

Barrabas.

Der Wüſte Wege laufen ineinander.
Leb' wohl, Du Prieſter für der Juden Apis;
Geh' Du zu Deinen mächtigen Myſterien,
Ich ſuche meine; — dieſe ſind heut' Nacht
Ein lieblich Mägdlein, eine ächte Perle.
Ich werfe ſie in meinen goldnen Becher —
Gleich der Kleopatra — und werd' ihn leeren!

(Er geht.)

Judas.

Ein Senfkorn warf er mir in meine Seele:
Soll's wachſen, oder ſoll es gleich verweh'n?
Die Zeiten ſind erfüllt: Meſſias kommt,
Und jegliche Weiſſagung über ihn,
Man kann ſie ſinnvoll auf den Nazarener,
Auf meinen hehren, großen Lehrer deuten.
Was war es, das zuerſt mich an ihn band?

Es war mein Haß für dieſe Phariſäer,
Die mich durch falſche Größe tief gereizt.
Sie ſteh'n wie Goliath mit Wortes Lanzen
Bewehrt, mit allen ſchlauen Fechterkünſten;
Er ging wie David gegen ſie, gewaffnet
Allein mit Einem, nur mit ſeiner Unſchuld!
Der Wunderbare! Klug ſo wie die Schlange,
Fromm wie die Taube; ja! ich halt' an ihn.
Er iſt, wie Barrabas geſagt, ein Apis,
Mit allen Glückes Zeichen. Es gilt nur,
Daß auch das Volk die Zeichen ſieht und kennt.
Es ſoll, es muß! Ja, die Zuſammenkunft
Gab Blüthe dem Gedanken, Barrabas!
Wer weiß, ſie kann vielleicht zur Frucht einſt reifen.

Jeruſalem.

(Nacht.)

Die Chronik erzählt:

In der ärmlichen Stube, wo der Waſſerkrug am Lager ſteht, ſitzt Veronika, die junge, elternloſe Lieblichkeit; die alte Großmutter mit der runzlichen, gelben Haut, dem ſilberweißen Haar und den großen, kohlſchwarzen Augen löſt mit ihren magern Fingern die herrlichen Locken des jungen Mädchens; und wie ein Fluß, der die Finſterniß birgt, fallen ſie auf die feinen und doch ſo feſten, runden Schultern herab. Saron's Roſe iſt nicht ſo ſchön, die junge Hindin auf den Bergen Beter's iſt nicht behender! Der Seelenblick ihrer Augen iſt Segnung; die Friſche ihrer Lippen iſt lieblicher, als aller Duft, der den köſtlichſten

Salben entſtrömt. Nun lehnt ſie ihr Haupt an die Schulter der alten Großmutter und flüſtert: Gute Nacht! — Aber durch die offenen Laden des Daches ſtarren zwei böſe Augen; ſie ſtarren wie die Augen der Schlange vom Baume, wenn ſie feucht und geſchmeidig an den Zweigen hängt und auf das ſorgloſe Zicklein ſpringen will, welches im Graſe ſpielt. Ein Fremder fand den Weg über die flachen Dächer der Häuſer. — Barrabas mit einem Meſſer und mit unerſchütterlichem Willen bewaffnet, ſättigt ſein böſes Auge an der friſchen Schönheit. Wilde Lüſte gähren in ſeinem Blut; ſeine Gedanken hat Salomo ausgeſprochen: „Läge mein linker Arm unter Deinem Haupte, und mein rechter um Deine Hüften.“ — Es iſt ſtille in der ärmlichen Hütte; die Lampe erliſcht. — Weh! Weh! Hör' das Angſtgeſchrei! Hör' das Todesgeſchrei!

Barrabas! weßhalb ermordeteſt Du die alte Frau?

Nächſter Morgen.

(Im Hauſe bei Ahasverus.)

Veronika.

Weh' mir! in unſerm Hauſ' war der Vernichtung Geiſt,
Mich faßte ſein ſtarker, umſchlingender Arm,
Ich fühlt' ſeinen brennenden Athem!
Jehova! ich rief und er gab mir Kraft,
Ich flog hin, als ob Stürme mich trügen!
Das hängende Weinlaub zur Stiege mir ward,
Und die Mauern führten mich weiter!
Ich weiß es nicht recht, doch ich hört' einen Schrei,
Meiner Großmutter Schrei im Ringen mit ihm.

Sie vergoß ihr Blut, ward ermordet heut' Nacht;
Ihre Augen, die milden, ſeh'n nicht mehr auf mich,
Ihre Hand fällt kalt mir vom Herzen!

Ahasverus.

Die Mutter getödtet! Wie greifſt Du hinein
In die tiefſte Wunde, Du ſelbſt weißt es nicht; —
O, ich leide wie Du, und kein Wort gibt mir Troſt!
Verdammniß über Herodes!

Veronika.

Sie war mir ſtatt Eltern, war Alles mir!
In ihr meine Welt ich erblickte.
Für mich iſt Alles nun ſtille und todt,
Da ihr liebendes Herz iſt erſtarret!

Ahasverus.

Ich kenne es, weiß es, Veronika;
Auch ich, ich verlor eine Mutter!
Ich hört' ihren Schrei, und ich ſchaute ihr Blut.
In Bethlehem — ja, Du hörteſt es oft —
Hat Herodes getödtet die Kindlein.
Meine Schweſter war zart, ſie ſäugend lag
An der Mutter Bruſt, als wir flohen.

Des Todes Angſt trieb, und ich lief und ich flog,
Doch mein Fuß ward müde, die Mutter mich trug.
Hinter bröcklicher Mauer, zwiſchen Cactus-Geſträuch
Verſteckten wir uns; einer Leiche glich
Sie marmorweiß, und ihr kohlſchwarzes Haar
Barg das Kindlein an ihrem Buſen.
Soldaten kamen; ſie griff mit der Hand
Nach dem ſcharfen Schwert, warf ſich nieder alsdann,
Bedeckte ihr Kind; aber mich riß man fort,
Aus Mitleid geſchah es — Jehova!
Ich ſah ſie erſchlagen die Mutter dann!
Das ſäugende Schweſterlein hoben ſie hoch,
Zerſchmetterten es an der Mauer.
Ich ſehe es noch und nie wird die Zeit
Den Gedanken verlöſchen — die Rache!

Außerhalb Jeruſalem's.

Chor.

In die Wüſte wollen wir gehen und den neuen Propheten hören. Seine Hand berührt den kranken Körper, und er wird geſund; ſein Geiſt berührt die kranke Seele, und ſie geneſet!

Im Hauſe bei Ahasverus.

(Judas Iſcharioth iſt bei ihm.)

Ahasverus.

— — Nun gut, ſo zeig' mir der Propheten Zeichen
Bei ihm, der jetzt aus Nazareth gekommen.

Judas.

Sein Stern erglänzte über David's Stadt,
Und Hirten auch verkündeten Herodes

Vom Kinde, das in Bethlehem geboren.
Und der Tyrann, in Angſt und Furcht, befahl
Zu tödten alle Kleinen —

Ahasverus.

Ja, ich weiß es!
Getödtet *jenes* Nazarener's wegen?
Um *ſeinetwillen* trugen Mütter Jammer?
Dein erſtes Zeichen iſt in Blut getaucht.
Weh, zehnfach Weh! Was gibt er uns dafür?
Mit Teppichen von ſalomon'ſchem Reichthum
Muß er bedecken jenen eklen Blutgrund,
Mit David's Harfenſpiel den Angſtruf dämpfen.
Ich kniee vor ihm, oder ich zertrete — —
Doch ſprich! Gieb mehr der Zeichen der Propheten
Bei ihm, der ward in Bethlehem geboren!

Judas.

Den Finger tauch' ich in der Wahrheit Quelle
Und netze deine Lippen, Ahasverus!

Jeruſalem.

(Mehrere Tage ſpäter.)

Chor.

Hoſianna, Davids Sohn!
Sei geſegnet, welcher naht in
Deinem Namen, o Jehova!

Veronika.

(Kommt aus der Wüſte.)

Ich hörte ihn, die Sorge iſt verweht;
Das Herz, es weinte, voll vom Freudenſcheine;
Ich hörte den Prophet aus Nazareth;
„Hoſianna, Davids Sohn,“ ſang ſelbſt der Kleine.
Brecht Palmenzweige, Schmuck werd' hingelegt!
Durch ihn ſind heilig ſelbſt der Wüſte Leeren;
Gedanken hat er in mein Herz gelegt,

Die neues Leben wiederum gebären;
Und ſpräche ich ſie aus an Kedron's Bach,
Und wo die todten Herrſcher Iſrael's ruhen,
Die nackte Hecke ſtänd' in Blüthen jach,
Die Todten ſtiegen lebend aus den Truhen!

Chor.

Hoſianna, David's Sohn!

Ahasverus.

(Unter der jubelnden Menge.)

Das Blut vergoſſen iſt, wie's ward geſagt;
Es naht der Glanz, wie die Propheten lehren,
Und David's Reich erſteht in ſeiner Pracht:
Jeruſalem, erheb' Dein Haupt in Ehren.
Des Heiden Reich' zerſchmelze wie der Schnee,
Die Stärke ſeiner Arme ſoll verfliegen,
Daß alten Glanz das Volk Jehova's ſeh',
Und daß es alle Länder wird beſiegen!

Chor.

Hoſianna, David's Sohn!

Nacht.

Böſe Geiſter.

Erkenntniß-Frucht ward gebrochen, mit ihr unſer Band.
Der erſte Labtrunk, Cain, floß uns von Deiner Hand!
Nun unſre Stimme wir miſchten laut mit den Stürmen:
„Jetzt iſt unſer das Land mit den Wogen, die ſich thürmen,
Und der, ſo in ſeinem Bild und Geiſt erſtand!“

Judas.

— Das Volk, es ſtreute Palmen vor ihm her,
Er zog ein in Jeruſalem. Weßwegen?
Wohl um zu ſtürzen in des Tempels Vorhof
Der Krämer Stühle und zu heilen Kranke;
Zu reizen Prieſter, und darauf dann ſtille
Zu gehen nach Bethanien auf die Wand'rung?
— Ein Zaudrer iſt er! Und nicht fliegt der Pfeil
Vom Bogen gegen's Ziel raſch, wie er ſoll;
Ich ſelber muß wohl Bogenſchütze werden.

Er iſt nicht länger der Prophet der Städte,
Er iſt Jeruſalem's; er trat auf gegen
Den Sanhedrin, und gegen Phariſäer
Und Sadducäer. Gut, daß es ſo iſt!
Nothwendigkeit iſt unſer guter Genius,
Nicht zaudern darf man, 's muß gehandelt werden!
Iſt er Meſſias, werden tauſend Engel
Sich nah'n auf ſein Gebot — und iſt er's nicht,
Dann mag er ſtürzen! — Ich hab' keine Furcht.
Der Hülfe Aron's Moſes ja bedurfte,
Meſſias Judas' Hülfe! Unſre Namen,
Wie Zwillingsſterne ſtehen ſie verbunden,
Wenn einſt geboren wieder David's Reich.

Die böſen Geiſter.

Wie reinſtes Glas fürwahr,
Wie Hauch paradieſiſcher Nächte,
Iſt Dein Sinn ſo klar,
Dein Wille der einzig rechte!

Judas.

Ich geh' zu Caiphas und handeln will ich!

Der Engel der Trauer.

In dem feuchten, finſtern Kerker
Schlummert Barrabas; er ruhet
Mit dem Haupt auf kaltem Stein.
Traumlos iſt ſein Schlaf und ſtärkend.
Tropfen, von der Mauer fallend,
Zählen langſam die Minuten.
Stille iſt es wie im Grabe
Drinnen, und in der Natur
Stille draußen; Luft und Sterne
Leuchten in der ſtummen Nacht.
Von der fernen Karawane
Höret man ſo leiſ' die Glocken,
Wie den Ton, wenn Saiten zittern.
Sicher ſchläft die Turteltaube
Auf des Baumes Zweigen hoch
Mit dem Kopfe unter'm Flügel,

Der erglänzt wie Perlemutter
   In dem klaren Sternenlicht.
Nicht iſt in des Kindes Seele
   Ruhe heiliger als hier.
Und in dieſer Friedensſtunde
   Wird verrathen Jeſus Chriſt!

Nächſter Morgen.

Judas und Ahasverus.

Judas.

Ja, ich verrieth ihn!
Geld ſie mir gaben:
Brich es in Stücke,
Und Du ſiehſt Blut!
Ich übergab ihn
An ſeine Feinde,
Aber, Du weißt es:
Mein Zweck war gut.

Nur ſeine Macht ſoll,
Dacht' ich, erſcheinen,
Daß er im Glanze
Prächtig erſteht.
Menſch aber war er
Und nicht Meſſias:
D'rum wird gemordet
Unſer Prophet!

Reinere Herzen
Giebt's nicht auf Erden!
Könnte ich meines
Reißen entzwei!
Der mit dem Volke
Palmen Du ſtreuteſt,
Du mit dem Volke
Mach' ihn nun frei.

Ahasverus.

Falſch der Prophet war,
Falſch auch die Zeichen:
Bethlehems Kinder
Starben jedoch!

Mutter und Schweſter! —
Vor Eurem Mörder
Streute ich Palmen,
Beugt' ich mich noch!

Wie war ich thöricht,
Wie konnt' ich denken,
Zimmermann's Knabe
Sei ein Prophet!
Glauben, von Nazareth
Käm' ein Meſſias!
Aermlich, wie ich, ja
Vor mir er ſteht.

Zitternd vor Kälte,
Dürſtend und hungernd,
Schlafesbedürftig
Iſt er, voll Noth;
Er unſer König!
Blut an der Geißel
Werde ſein Purpur,
Und ihm der Tod!

„Kreuzigt ihn!“ ruf' ich
Laut mit dem Volke;
Er iſt ein Schilf nur
Auf wilder Fluth!

Judas.

Sein Blut wird kommen
Ueber das Haupt mir.
Weh', ich verrieth ja
Unſchuldig Blut.

Ahasverus.

Ihr riß't zur Seite
Der Prieſter Mantel,
Zeigtet der Wunden
Jede allhier;
Rieft: „Seht, getünchte
Gräber ſind dieſe!“
Aber was — ſagt es —
Botet denn Ihr?

Reizen die Leute,
Stürzen Geſetze:

Das nur Ihr wolltet
Im trotz'gen Muth!

Judas.

Weh' mir! Ich ſündigt',
Handelte böſe,
Weil ich verrathen
Unſchuldig Blut!

Der Engel des Mitleid's.

Tauſende haben gefühlt den brennenden Durſt in der Wüſte:
Langſam weiter es geht, tief iſt und glühend der Sand;
Gleich einer Flamme ſchlägt dem Wandrer ins Antlitz der Luftzug,
Und in den Mantel dann hüllt er es zum Schutze ſich ein;

Hemmt den Lauf des Kameel's; doch Labetrunk findet er nirgends,
Keine Gränze er ſieht, außer nur Himmel und Sand.
Tauſend Zungen verſchmachteten dort, ſie könnten erzählen,
Schildern die Stunden des Leids, ſchildern die endloſe Quaal. —
Judas allein vermag es zu ſagen, was Judas gelitten
In der Verzweiflung Nacht, in der Nacht voll Jubel des Abgrunds.

Chor der Geiſter.

Tief in Klippen, wo die Schwalbe
Nimmer ſchwebet leiſ',
Wo der Schakal nur, der falbe,
Felſenſpalten weiß,
Blutig und zerſchmettert ſtrecket
Sich der Leib — der Nam' ſelbſt ſchrecket:

„Judas Iſcharioth!“

Von Urwäldern hoch im Norden,
Und aus unentdeckter Welten
Unbekannten, fernen Ländern,

Von Geſchlechtern, ungeboren —
Tönet die Verdammung laut.

Der Engel des Mitleid's.

Aber Judas nur kann ſagen, was gelitten Judas einſt,
Wie er fühlte, rang und lebte in den Schrecken jener Nacht.

Jeruſalem.

Charfreitag.

Und das Volk am frühen Morgen
Woget in den engen Straßen.
Ein'ge ſteigen auf die Dächer,
Andre auf den hohen Thurm
Dicht beim Thore, wo ſie können
Seh'n zum Berge Golgatha.
Und der Storch ruft: „Stärkt ihn! Stärkt ihn!“
Von dem Neſt hoch auf der Säule;
„Labt ihn!“ ſingt die Schwalbe furchtſam.
Jeſus Chriſtus iſt verurtheilt.
„Sein Blut,“ rief das Volk, „es komme
Ueber uns und unſ're Kinder!“

Mitten ſteht er in dem Kreiſe.
Dieſes Evangelium,
Steh'n wird es in allen Herzen
Aller Völker aller Zeiten.

„— Und ſie zogen ihn aus, und legten ihm einen Purpurmantel an.“

„Und flochten eine Dornenkrone, und ſetzten ſie auf ſein Haupt und legten ein Rohr in ſeine rechte Hand; und beugten die Knie vor ihm und verſpotteten ihn und ſprachen: Gegrüßet ſeiſt Du, der Juden König!“

„Und ſpeieten ihn an, und nahmen das Rohr, und ſchlugen damit ſein Haupt.“

„Und da ſie ihn verſpottet hatten, zogen ſie ihm den Mantel aus, und zogen ihm ſeine Kleider an, und führten ihn hin, daß ſie ihn kreuzigten.“

Chor von Weibern.

Weinet, Jeruſalem's Töchter! Miſchet die Zähren!

Veronika.

Mit wallendem Haar und zerriſſenen Kleidern
Folget Jeruſalem's Tochter und weinet.
Sie wird Dir trocknen die blutige Stirn.

Ahasverus.

Für ihn einſt Bethlehem blutet':
Vor dem Blick die Verzweiflung mir ſteht!
Er war's, dem wir Palmen ſtreuten,
Den wir durch Jubel erfreuten:
— Und er iſt ein falſcher Prophet!
Wann werden geheilet die Wunden,
So die Welt meinem Herzen ſchlug?
— Dort führen die Knecht' ihn gebunden,
Es nahet der Todeszug.
Und gegen der Häuſer Wände
Das Volk ſieht wogen mein Blick;
Zwei Räuber, geknebelt die Hände,
Den Henker mit Nägel und Strick.
Und unſer Prophet, der hehre,
Den der Triumphzug umgab,

Trägt ſelber des Kreuzes Schwere,
Tief beugt es ihn herab.
Ha! er ſinkt! Aber heilen
Kann dies die Seele mir nicht.
Fort! Hier darfſt Du nicht weilen:
Deiner harrt dort das Gericht.
Du haſt beflecket das Reine,
Säeteſt Verwirrung und Noth
Und Deines Jeruſalems Steine
Rufen herab Deinen Tod.
Bei meiner Mutter Gewimmer!
Fort nach Golgatha dort!
Raſten laß' ich Dich nimmer!
Gleich ohne Weilen hier fort!

Stimme von oben.

Raſten laß' ich Dich nimmer!
Gleich ohne Weilen hier fort!
(Ahasverus ſinkt zuſammen.)

Unſichtbarer Chor.

Ahasverus, Ahasverus!
Als der Menſchheit Bild erſcheineſt
Du, beſtreiteſt und verneineſt

Gott ſelbſt in dem Göttlichen,
Dem doch Sieg nicht kann entgehen.
— Einer gleichet Ihr dem Andern.
Wandern ſollſt Du, immer wandern,
Bis wir einſt uns wiederſehen.

Ahasverus.

(Entſetzt.)

O! Raſten laß' ich Dich nimmer, gleich ohne Weilen hier fort!
Vernahmſt Du die Stimm' in den Lüften? Sie ging mir durch Seele und Mark!
Vernahmſt Du die Worte des Zauber's? Er trat mich mit ſeinem Fuß,
Er trat mich, wie eine Schlange — ich habe nicht Ruhe noch Raſt;
Weil von der Thür' ich ihn jagte, werd' ſelber ich fortgejagt!
Ja, wandern in allen Zeiten, umwandern die ganze Erd',
Bis einſt er wieder erſcheinet! Du hörteſt des Richters Wort:
O! Raſten laß' ich Dich nimmer; gleich ohne Weilen hier fort!

Veronika.

Die Stimme, die Dich erſchreckte, gebar Dein Trotz und Spott.
Du haſt Dich verurtheilt, Ahasver: es lebet in uns ein Gott!

Ahasverus.

Es bebt die Erde! o, welch ein Dunkel!
Die Todten ſteigen aus ihren Gräbern,
Ich ſeh' ſie wandern durch ſtille Straßen —
Ich flieg' zum Tempel, das Haupt ich lehne
An Iſrael's Gott!

Veronika.

Wie Wolken ſchweben die luft'gen Schaaren,
Nomadenſchaaren mit Patriarchen,
Und auch die Richter und Iſrael's Herrſcher,
Als Banner flattert die Davidsharfe;
Im Kreis ſie ſtehen, o welche Glorie
Den Berg umhüllet, wo er genagelt
Ward an das Kreuz!

Ahasverus.

Mit finſtern Mienen die Hand ſie ballten,
Die ihn verhöhnen, wie ich verhöhnte,
Die ihn verſtießen, wie ich verſtoß' ihn
Auf alle Zeit!

Fünfundzwanzig Jahre ſpäter.

Die Chronik erzählt.

In den Bergwüſten des Libanon's knieet ein Mann, angethan mit des Täufers grobem Kleide; ſein Haar iſt ergraut, die wilde Gluth ſeiner Augen iſt gemildert, ſeine Hände falten ſich, und er ruft den Namen des Erlöſers, der ſterben mußte, damit das Kind der Sünde erlöſt werden konnte. Es iſt Barrabas. Jahre ſind verronnen; wie läuterndes Waſſer ſtrömten ſie durch ſein hartes Herz; er ſah den Unſchuldigen mit dem Purpur der Verhöhnung angethan; hörte ihn an dem Kreuze die Seele aushauchen, ſo daß die Erde zitterte und Alles in Finſterniß eingehüllt ward. Der Hauch des Entſetzens war Barrabas' erſte Taufe. Im Himmel iſt Freude über jeden Sünder, welcher umkehrt. Einſam durchwandert er die Bergwüſten; die wilden Bienen ſpeiſen ihn mit ihrem Honig; die Klippe öffnet ihre Bruſt, um ihn zu laben. Nicht fürchtet er die wilden Thiere in den tiefen Höhlen; er ruht darinnen ſeine Glieder aus, während die Nacht den Libanon umhüllt. — Was erhebt ſich in der finſtern Höhle? welches Geheul, welches herzzerreißende Geſchrei? Dort ſteht ein Mann, halbbedeckt von ſeinem langen Haar, mit Gliedern wie gehämmertes Kupfer. Kein Kleid bedeckt ſeine Blöße Dort ſteht er aufrecht vor dem büßenden Barrabas. Der Abendſonne rothe Strahlen fallen in die Höhle auf die Beiden. Barrabas reicht ihm die Hand dar mit dem Gruße des Jüngers: „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!“

„Verflucht!“ ruft Jener mit der Stimme des wilden Thieres und ſtößt ſein Haupt gegen die Felſenwand; es iſt, als ob die Steine des Gebirges auf einander ſtießen. So treffen ſich Barrabas und Ahasverus.

Das Zuſammentreffen.

Ahasverus. Barrabas.

Ahasverus.

In Sommerhitze und in Winterſtürmen,
Jahr aus, Jahr ein, ich ohne Ruhe wandert'
Im Land der Väter. Kanaans Fluren ſelbſt,
Wo ſeine Zelte Abraham aufgeſpannt,
Sie boten keinen Hügel für mein Haupt;
Nicht auf dem Berge, von dem Moſes ſah
Ins Land hinein und zu Jehova ging,
Kam in die Seele Freude mir und Frieden.
Ich warf mich an dem Jordan in das Schilf:
Die Schlange lag betrübt an meiner Seite;
Der Tiger, der den Durſt zu löſchen kam,
Er kehrte um, wo ich mich hingelagert.

Das ganze Land, ich habe es durchwandert,
Doch immer kehrte wieder ich zurück,
Hin nach Jeruſalem. Ich fühlte Luſt,
Hineinzuſteigen und das Aug' zu laben
Am Brot des Tempels, und die Goldgefäße
Zu ſehen, lauſchend dem Leviter-Sang.
Doch wenn ich mich dem Bache Kedron's nähert',
Und kam nach Golgatha, dann fuhr ein Schauer
Durch alle Bäume. Weiber, Kinder flohen,
Wenn ſie mich ſahen; ſelbſt Veronika,
Die Schweſter fromm, unſchuldig und ſo gut,
Bedeckte ihr Geſicht, wenn ſie mich ſchaute.
Doch einmal, kämpfend gegen ihre Furcht,
Beſiegte ſie dieſelbe, nannte mich,
Ausbreitend ihre Arme, mich anblickend
Mit jenem Ausdruck, mit dem mich betrachtet
In jener Schreckensſtund' der Nazarener.
Und ich entſetzte mich und mußte fliehen. —
Die finſtern Höhlen hier im Libanon
Am Abgrundsrand ſind meines Jammers Wohnung.

Barrabas.

Mit Dir ſei Frieden! Er, den Du verſtießeſt,
Der an dem Kreuze ſtarb, ſtand wieder auf,

Kam unter uns: ich hab' ihn ſelbſt geſeh'n.
Ich hört' ihn reden, er ſtand auf dem Berge,
Verhüllt von einer Wolke, und verſchwand
Wie Moſes. Jeſus Chriſtus ſei gelobt!

Ahasverus.

Iſt wieder auferſtanden? Wandern, wandern
Soll ich, bis er zurückkehrt. Er kommt nicht!
Er kann es nicht. — Ich ſelber ſah die Nägel
An Händ' und Füßen, Todesſeufzer hört' ich.
Sie ſtießen ihm den Speer in ſeine Seite,
Und Blut und Waſſer floß. Er kommt nicht wieder!
Er war es nicht, von dem Propheten ſprachen.
Lies recht, und deut' mit Iſraels alter Klugheit.

Barrabas.

Was iſt die Klugheit?!

Ahasverus.

Iſrael's Eigenthum.

Barrabas.

Die Klugheit machte Euch zum Volk des Hochmuths,
Obwohl Euch Babel und der Euphrat beugte.

Vergebens fielen edle Makkabäer,
Verzweifelt raſte gegen ſich das Volk.
Du, Klugheit Iſraels, ſtirbſt den Tod in Hochmuth!
Von Jehova bekamt Ihr heil'ge Frucht,
Doch Ihr verbargt ſie, wie der Geiz verbirgt.
Sie ſchimmelte im Prieſterkönigreiche,
Für jeden Fremden war die Thür vernagelt.
Nun hat der Kern die alte Frucht geſprengt
Und ward ein Lebensbaum für alle Völker.

Ahasverus.

Weh' mir! Jeruſalem!

Barrabas.

Bald hört es auf!
In wilden Banden raſen dort Parteien,
Die Römer ſtehen mit gehob'nem Beil.
Kein Weinſtock rankte ſich ſeit Jahr und Tag
Rings um die Mauern, nein, nur Feindeslanzen.
Das Kornthal tönet von dem Römerſang,
Und nächtlich flammt das Blutſchwert des Kometen;
Es formen ſich am hellen Tag die Wolken
Zu Thieren, wild, wie kriegeriſche Heere!
Kampfplatz und Feſtung iſt der ſtolze Tempel,

Auf dem Altare liegen Schwert und Rüſtung,
Entheiligt ſind des Herren Goldgefäße;
Jegliche Straße iſt zur Feſtung worden,
Und jedes Haus zur Burg. Entſetzlich ſtreiten
Sie mit ſich ſelbſt und mit dem Heidenvolk;
Man findet keine Ruh', nur die des Todes!
Erfüllt iſt Chriſti Urtheil!

Ahasverus.

Immer ſein's!
Sein Wort bleibt ſtets zermalmend! Stark iſt Iſrael!
Nun faß' ich meine Taufe: jene Flammen,
Die meinen Körper härteten zu Stahl.
Jetzt wag' ich mit dem Tod wohl einen Kampf,
Wie Jakob wagte ihn mit Iſraels Gott.
Wenn ich mich in die wilden Flüſſe ſtürzte,
Sie trugen mich, als wären's ſtille Waſſer;
Die wilden Thiere floh'n erſchreckt vor mir.
Wohlan! ich komme und ich dringe durch
Die ſtarken Heere, brech' der Heiden Schwert.

(Eilt fort.)

Jeruſalem.

(Ein Schwarm Raben flattert über den Thurm Pſephenon.)

Der Eine.

Komm und ſetz' Dich auf die Mauer, denn hier iſt kein Wächter mehr,
Keine Hand uns hier verjaget von den Dächern leichenſchwer,
Alle Gärten ſind vernichtet um der Stadt geweihten Kreis.
Bin geſättigt, will hier ruhen, drunten iſt die Luft ſo heiß.

Der Zweite.

In das Römerlager kamen Tauſend Juden auf der Flucht,
Doch ſie werden gleich geſchlachtet, weil man Gold in ihnen ſucht.

Blut, es ſtrömet! und ich habe gleich die erſte Leich' erwählt:
Nie im Neſte meiner Mutter ward von ſolchem Schmaus erzählt!

Der Dritte.

Sieh, dort unten auf der Straße ſchleichende Geſpenſter geh'n!
Unſer ſind ſie! Laß uns warten! Könnt Ihr Rabenſchrei verſteh'n?

Chor des Volkes.

Weh' Dir Jeruſalem, weh'! Verworfen biſt Du vom Herrn!
Es zerreißt Deinen Leib Hungers raſende Wuth.
Mütter ſchlachten die Kinder, verzehren die zuckenden Glieder;
Löcher der fallenden Mauer ſtopft man mit Leichen zu Hauf.
Wer im Lager gefangen, man ſendet zurück ihn verſtümmelt;
Hier iſt kein thränendes Aug', hier iſt des Elendes Schlund!
Ueber Iſraels Kinder nun ſchwebt der Geiſt des Entſetzens,
Schweigend ſteh'n ſie geſchaart, Angſt erfüllt ſie und Noth.
Doch geſchworen es iſt, das Schwert beraubt den der Zunge,
Welcher das Wort ausſpricht: Gieb in die Hand Dich des Feind's!

Chor von Leviten.

Wo iſt ſolch ein Jammer und ſolcher Gram,
Jehova von ſeiner Burg Abſchied nahm,
Verließ ſein Volk in der bittern Noth;
Unſer Herz iſt todt, unſer Volk iſt todt,
Zerbrochen liegt Cymbel und Harfe!

Lager der Römer außerhalb Jeruſalems.

Ein Soldat.

Halbtodt ſind ſie drinnen ſchon vor Hunger,
Sie eſſen ihre Gürtel, ihre Schuhe,
Und nagen an dem Leder ihrer Schilde.
Jeruſalem iſt jetzt der Tempel nur,
So reich und prächtig! Beute gibt es da!
Die Tuba tönt!

Ein Anderer.

Es iſt das Angriffs-Zeichen!
Ich pflücke eine von den goldnen Trauben
Im Tempel, um ſie ſpäter auszupreſſen.

Der Erſte.

Es rückt der rechte Flügel an die Mauer,
Sturmleitern ſetzt man jetzt. Sieh unſre Leute!

Ameiſen gleich ſie klettern; jede Leiter
Iſt voller Kriegsvolk; ſie bedecken ſich
Mit ihren Schilden gegen Feindes Pfeile.
Sieh dort, und wieder dort: ein Grauen iſt's!
Die Angriffsleitern werden weggeſchleudert;
Wie junge Schwalben fallen unſre Leute!
Hör', welch ein Schrei; die Reihe iſt an uns!
Sprich kein entweihend Wort! Hilf, Jupiter!

Sieh, der Römer hat die Mauer, Iſrael nun ſein Schickſal weiß.
Schon die Tempelpforten brennen, und das Silber tröpfelt heiß.
Zwiſchen Flammen, zwiſchen Schwertern ſieht man Iſrael todtenbleich,
Seine Kinder würgt der Römer mit des Schwertes ſcharfem Streich.
In des hohen Tempels Fenſter wirft man jetzt den Feuerbrand!
Flammen praſſeln, Waffen ſchallen, All' umſchlingt des Rauches Band.

Chor der Römer.

Hoher Sieg winkt Rom's Soldaten,
Rauch ſchlägt an des Lagers Zeilen,
Sengend nah'n ſich Feuerſäulen,
Schmelzend Tempels gold'ne Platten.
Hochmuth's Söhne ſind verſteint;
Die mit Hungertod gerungen,
Flieh'n jetzt vor des Feuers Zungen;
Ein Geſchrei im Thal erklungen
Iſt, als ob der Berg geweint!
Hör', o hör', wie laut ſie klagen!
Scharf wir mit dem Schwerte ſchlagen;
Blut fließt ſtrömend — nicht kann's löſchen
Dieſer Flammen grellen Schein:
Jupiter vermag's allein!

Ahasverus.

Sieh, wie die blutrothe Gluth dort glänzet in Joſaphat's Thale,
Auf die Gräber ſie ſcheint, wo Iſraels Herrſcher nun Staub.
Unſer Jugend-Geſchlecht wird verjagt vom rauchenden Heerde,

Gleich einem Haufen des Viehs — das ward Jeruſalems Loos!
Iſrael's Töchter! die Lippen reißt ab, geſchaffen zum Lächeln;
Stechet die Augen Euch aus, welche bezaubert ſo ſüß,
Daß das Heidengeſchlecht mit Schrecken vor Euch entfliehe.
Ich, in des Tempels Brand ſtürz' ich mich, um zu vergeh'n,
Daß mit den heil'gen Gefäßen verbrennend ich ſchmelze zuſammen.
Hemme mich nicht! O! entweich', Du blutige Horde der Tiefe!
Nicht Euer ſpaltendes Schwert drängt in den Körper ſich ein! —
Wo erhieltet Ihr Kraft — Kraft, meine Arme zu halten?
Kraft, zu feſſeln den Fuß? Ha! Iſraels Stund' iſt gekommen,
Wahr des Propheten Wort! Nicht iſt Jeruſalem mehr!

Zweite Abtheilung.

Rom.

Coloſſeum.

Ein Carthaginenſer.

Mir ſcheinet eine Stadt der eine Bau,
Ein jeder Bogen bildet eine Straße.
Wie hoch man ſteht! man überblickt ganz Rom,
Und hier der Schauplatz liegt vor unſerm Blicke.
Es iſt ein Berg! Wer thürmte dieſe Steine?

Ein Römer.

Gefang'ne, Juden von Jeruſalem.
Ich breit' das Polſter aus, wollt hier Ihr ſitzen,
Dann werde ich Euch Alles gleich erklären.
— Doch horch! — Muſik, der große Kaiſer kommt,
Domitian, des Heer's, des Volkes Freund,

Ein ſeltner Geiſt, ſo groß und höchſt verſchieden!
Bald wie ein Kind unſchuldig kann er ſpielen
Den ganzen Tag, ſchlägt mit der Fliegenklatſche
Die Fliegen an den Marmorſäulen todt;
Bald ſpricht er königliche Worte aus,
Und ſtolze Bäder, Bögen und Theater
Sind zum Vergnügen aufgebaut für's Volk.
Er wandelt jeden Tag zu einem Feſt
Für ſich und uns. Der große Kaiſer lebe!

Der Carthaginenſer.

Wie Donnerklang ertönt der ſtarke Jubel.
Nun ſchweigt er rings, und Alles iſt jetzt ſtill!
Ich höre das Gebrüll von wilden Thieren;
Die Schranken öffnet man. Ha! Tiger ſind es!
Wie leicht und wie geſchmeidig! Welche Sprünge!
Mit ihnen werden nackte Männer kämpfen. —
Ha, welch' ein Anblick! — Weh', ſie ſind zerriſſen!
Laut, wie ein See im Aufruhr jauchzt das Volk!
Wer waren ſie, die Tiger-Nahrung wurden?

Der Römer.

Gefang'ne Juden nur. Zuweilen kommt noch
Wohl eine Ladung; langſam geht ſie ab;

Zum Thierkampf und zum Fiſchteich werden ſie
Allein gekauft; dort werden ſie verzehrt.
Das Zeichen tönt, die Tuba klinget wieder. —
Das iſt ein Anblick! Hundert nackte Burſchen,
So kräftig braun, und jede Muskel ſchwillt,
Hoch iſt die Bruſt und kohlſchwarz ſind die Augen.
Sie treten vor, ſie greifen kräftig an,
Das ſcharfe Meſſer in der Sonne blinkt,
Und Zwei erhielten ſchon des Todes Kuß,
Und wieder Zwei, da liegen ſie im Sand,
Wie Statuen, die des Künſtlers Meißel formte.
Doch wer iſt jener ſtarke, braune Mann?
Nicht Jüngling mehr, doch kräftig, muskelſtark,
Ein Guß aus Erz. Sie weichen All' vor ihm.
Er blickt auf uns jetzt! Ein Hebräer iſt's.
Ich glaube, er iſt nicht zu überwinden.
Sie fliehen vor ihm; doch die Gladiatoren,
Man treibt mit Peitſchen, glüh'ndem Eiſen ſie
Zum Kampfe wieder! Ah! jetzt ſtrauchelt er.
Ein Muth'ger packt ihn! — Nein, wie iſt er ſtark!
Vom Boden auf erhebt er ſeinen Feind
Und wirft ihn über ſich hin in den Sand;
Er ſetzt den Fuß auf des Gefall'nen Haupt,
Auf ſeine Bruſt das Meſſer, und er blickt

Nach allen Seiten; doch es zeigt ſich Keiner,
Der ſeinen Daumen hebt als Gnadenzeichen —
In des Gefall'nen Bruſt ſtößt er das Meſſer!

Der Carthagineſer.

Es wird mein Auge müde nicht davon.
Sieh, dort ein Neuer! Halt' Dich keck, Hebräer! —
Es gleitet wie von felſenfeſtem Stein
Ein jeder Meſſerſtoß von ſeinen Gliedern.
Und jener Jüngling, mit dem er dort ſtreitet,
Den er am Arm hält mit der Eiſenhand,
Wie iſt er ſchön, geſchmeidig wie ein Tiger;
Wie herrlich ſeine ſtraffen Muskeln ſchwellen!
Ha, Ganymed iſt es und Herkules!
Sie kämpfen, ſtrecken ihre Arme aus,
Und nun erhebt das Bein ſich wie zum Tanz,
Doch feſt ſteh'n Beide auf demſelben Fleck.
Still Alles rings! — Man hört den Athemzug!
— Wer ſieget wohl? — Ein Blutſtrahl ſpringt hervor —
Wer iſt's von ihnen? Sieh! noch ſteh'n ſie feſt —
Der Jüng're beugt das Haupt herab und ſinkt,
Er drückt die Wunde zu und lächelt noch,
Er ſtirbt wie ein Spartaner, und als Sieger
Steht der Hebräer jetzt allein noch da.

Horch! Siegesruf, und ſieh', wie friſche Kränze
Man wirft ihm zu! Nun wird er auch genannt —
Wie hieß ſein Name? Ich verſtand ihn nicht.
Vom Kaiſer wird er frei gegeben jetzt,
Wird im Triumph getragen! Doch wie heißt er?

Der Römer.

Es tönet laut von Mund zu Mund um uns:
Sein Nam' iſt Ahasverus! Welch ein Jubel!
Sie ſtürmen Alle fort! — Nun ſinkt die Sonne;
Die rothen Flammen brennen luſtig ſchon
Am Wege, den zur Kaiſerburg wir geh'n;
Ein jedes Feuer iſt ein armer Chriſt,
In Matten eingenäht, wohl angetheert.
Sie brennen luſtig, leuchtend uns nach Hauſ'.
Wollt Ihr Falerner trinken, kommt mit mir:
Ein ſchöner Knabe ſoll ins Bad Euch folgen
Und Euch den Becher auf dem Lager reichen.

Ahasverus.

Frei bin ich, frei den Sieg'skranz um die Stirn,
Die Herren Iſraels im Triumph mich trugen,
Am Wege ſteht, gleich Flammen von den Fiſchern,

Ein Feuer dicht beim andern: Chriſten ſind's,
Die vor mir leuchten; ſo 'was kann erquicken!
Luſt gibt zum Leben eine ſolche Stunde,
Sie kann auf kurze Zeit die Wunde heilen:
Zu leben — dieſe Wunde ward mein Theil!
Nun wohl! mein Streben ſtell' ich auf Genuß,
Doch nicht wie dieſe auf dem weichen Lager,
Mit Roſen um die Stirn, Wein auf der Lippe,
Und ſchönen Weibern in dem ſchwachen Arm;
Nein, an der Kerkermauern kalten Steinen —
Dort, wo die Chriſten ſind des Todes Beute,
Die Hand des Herren ſchrieb ſein Mene, mene —
Da lehne ich mein Haupt, um ſtill zu lauſchen.
Die tiefen Seufzer will ich drinnen hören,
In ihren Hymnen ſelbſt vernehm' ich ſie.
Wer nähert ſich? Ein Weib des Orient's,
Der dichte Schleier hüllet ihre Glieder,
Sie wendet ſich zum Gitter her und ſpricht
Prophetiſch milde Troſteswote aus,
Vom Glanz der Märtyrer, von Seligkeit;
Der Grube Tiger aber werden morgen,
Die theuer ihr und lieb ſind, all' zerreißen.

Ich fühle das Herz mir ſchwanken,
Meinen Sinnen traue ich nicht,
Ein Duft durchſtrömt die Gedanken,
Der Erinn'rung Blum' ſie durchſticht.

Welch Weib doch muß ich hier finden?
Ich glaub', ich ſah Dich zuvor;
Meine Augen mußten erblinden
An der Blume, die nun ein Rohr.

Das Verſchwund'ne iſt nicht zu erhalten,
Das Zeitrad dreht ſich im Schwung;
Deine Wange iſt die einer Alten,
Doch Dein Auge bleibt ewig jung.

Veronika.

Jeſus Chriſtus ſei gelobet! Ich, entführt mit andern Weibern,
Trag' den Waſſerkrug jetzt einſam für die Herrſchaft auf dem fremden
Ufer. Aber Ahasverus! weßhalb kämpfſt Du gegen ihn,
Von dem die Propheten ſagten, daß er einſt erſcheinen werde?

Ahasverus.

Nicht faß' ich Deiner Rede Gaben,
Doch das kann ich wohl verſteh'n:
Dein Auge kann mich lieblich laben,
Wie der Freundin Aug', die ich geſeh'n.
Vor den Worten, die mich bewegten,
Verſchwundenes auferſtand!
— Die Länder, die Wellen ſich legten
Zwiſchen mich und der Heimath Land.
Der Knechtſchaft Jahre entwichen;
Neun, glaub' ich, waren es ſchon;
Wir kamen — die Lüfte ſtrichen —
Die Küſten vorüber floh'n.
In Feſſeln dahingeſtrecket
Der Sproſſe Iſraels war,
Als Donnerklang ihn wecket,
Die Luft blieb hell und klar.
Ein Rauch den Veſuv umſchwebte
Wie die Säule, die Moſes ſah,
Und uns Jehova durchbebte,
Uns war die Verheißung nah!
Es krachet, die Blitze fliegen:
Begraben im Aſchenmeer
Die blühenden Städte liegen —

Des Herren Hand traf ſie ſchwer!
Gen Himmel jegliche Welle
Schwoll bei des Berges Stimm';
Wie Fluthen im Herbſt, mit Schnelle
Das Feuer ſich wälzte voll Grimm;
Der Gefangenen Lieder erklangen
Von Iſrael's Streben ſo weit;
Von Salomo's Reichen wir ſangen,
Von herrlicher Ruhmeszeit.

Veronika.

Wie ein Windhauch in dem Laube iſt der Erde Ehre nur!

Ahasverus.

Es ſei Dir Frieden geboten!
Nicht ſage, Du kenneſt mich nicht.
Doch wende Dich weg von dem Todten,
Von des Wahnes betrügendem Licht.

Veronika.

O, Du glaubſt, daß ich das Haupt nur lehne an den todten Stein,
Welcher glühet in der Sonne und erkaltet in der Nacht.

Nein, ich beuge mich vor Chriſtus, vor dem ew'gen Sonnenlicht,
Und mein Haupt, mein müdes, lehn' ich an ſein mildes, warmes Herz.

Ahasverus.

Es ſind verflucht dieſe Stellen,
Man ſpähend wacht auf Dein Wort;
Hier rauſchen des Jammers Wellen,
O, fliehe von dieſem Ort!
Es ſinken im Völkergewimmel
Die Nazarener mit Recht,
Nicht Gnade hat Erde noch Himmel
Für dieſes feile Geſchlecht.
Ich ſelbſt werd' es quälen und plagen,
Zum Henkerbeil greife ich noch!
— Was will dieſe Miene denn ſagen,
So mild und verdammungsvoll doch?
Sein Auge auch gab mir dies Zeichen,
Voll Milde und Strenge wie Deins.
Ein Kinderherz kannſt Du erweichen,
Doch nimmer ein Herz wie mein's!

Veronika.

Glaubſt Du, daß in ſeinem Wogen Du das Weltmeer leeren kannſt,
Und der Sonne Strahlen hemmen? Alle Königskronen ſind
Kieſelſteine, die hinrollen in dem Fluſſe: Gottes Willen!

Die Nacht.

(Erzählt.)

Nimmer war der Mond ſo bleich, wie
Ahasverus dieſe Stunde;
Ohne Ruh' und Raſt er eilet
Durch die Schatten jener hohen
Bauten in der Römerſtadt,
Und ſein Ohr, nicht hört es auf den
Wilden und bachant'ſchen Jubel
Aus den waffenreichen Sälen,
Nicht Soldatenruf, zu kommen,
Um am Zechen Theil zu nehmen;
Und er ſteht nicht ſtill beim Zuge
Junger, luſtiger Patricier,
Die beim Fackelſcheine tanzen,
Denen ſchöne Sclaven folgen,
Sänge von Horatius ſingend,
Kehrend heim vom üpp'gen Schmaus.

Nie der Mond erglänzte, wie der
Heil'genſchein um Deine Stirne,
O Veronika! Mit Wehmuth
In dem Herzen, Gott im Sinn,
Wandert ſchweigend ſie und einſam
Nach dem Weinberg, fern der Stadt.

Hoch das Gras wächſt in dem Schutte,
Dorn'ge Schlinggewächſe hangen
Wie ein Netz an Mauertrümmern.
Sie bleibt ſtehen und ſie ſchauet
Aengſtlich um nach allen Seiten,
Wie die Prieſt'rin, welche ſpähet
Vogels Flucht. Nichts höret man;
Die Natur iſt ſtille, wie ein
Schönheits-Lied, das unentſchleiert
Ruht in eines Dichters Bruſt.
Laub und Zweige ſind geworfen
Hier zu Hauf — die müſſen fort.
Jetzt wird ſichtbar eine Mauer;
Und ſie klopft mit einem Stein.

Hier der Weg und hier die Höhle,
Drinnen brütet ſchwarz die Nacht;

Und ſie beugt das Haupt hernieder,
Lauſchet nach dem finſtern Schlund.
Eiskalt ſtrömt die Luft nach außen,
Eine Hand berührt die ihre,
Und behutſam ſteigt ſie nieder
Zwiſchen kalten, feuchten Steinen.
Fackeln brennen, und der Schein bebt,
Sie ſteht in der Chriſtenſchaar
Zwiſchen Männern, Weibern, Kindern;
Alle knieen ſie vor Ihm,
Dem Gekreuzigten, dem Leben
Und dem Auferſteh'n in Gott.
Sänge und Gebete tönen:
Jeſus Chriſtus ſei gelobt!

Mehrere Tage ſpäter.

Chor der römiſchen Soldaten.

Wie froh verging die nächt'ge Stund'!
Gott ward ich in Gedanken;
Sie bebte, Mund berührte Mund,
Das Herz, ich fühlt' es ſchwanken;
Wie war ſie jung, friſch und geſund,
So ſchlank und doch ſo lieblich rund,
Ich hing ſo feſt wie Ranken.
Geläutert ward die bange Maid,
Wie Semele ſie bebte;
Zu ſterben iſt ein hartes Leid,
Wenn man noch recht nicht lebte!

Ein Bauer vom Gebirge.

Du ſtehſt ſo ſtille hier, lachſt in den Bart,
Zwei andre tanzen — ei, hier iſt es luſtig!
Iſt denn ein Feſttag? Ihr habt immer Feſte!

Einer der Soldaten.

Der Frohſinn machet jeden Tag zum Feſttag,
Doch hier geht's luſtig zu, das wirſt Du ſeh'n.
Die Judenſecte, die ſich Chriſten nennt,
Und die nicht Götter, noch Geſetze achtet,
Iſt aufgefangen und wird todt gequält.
Sie ſangen in der Erde ihre Hymnen;
In Katakomben, zwiſchen ſtarren Todten
Ihr Tempel war, dort fingen wir ſie ein.
Die jungen, ſchönen Weiber wurden unſer,
Wir küßten ſie, und ſchenkten ihnen Liebe,
Denn Sünde wär's, wenn ſolche ſchöne Blumen
Geſchätzt nicht würden, eh' ſie nimmt der Ofen.
Heut' ſoll der Troß, die alten Frau'n und Männer,
In ſiedend Oel und unter's Henkerbeil.
Dort kommen ſie und ſingen wie zur Hochzeit!
Woher wohl dieſer Muth und dieſe Stärke?

Chor der Chriſten.

Der gierige Adler des Heiden
Mag mir zerkrallen die Bruſt!
Du Roſ' unter Dornen ſollſt weiden,
O Jeſus, mein Auge mit Luſt!

Ahasverus.

In Qualen nicht länger ich ſchwebe,
Ich fühle erquickende Luſt,
Wenn ich das Henkerbeil hebe,
Zerfleiſchend der Chriſten Bruſt!
Das ſiedende Oel ich gieße
In ihren bebenden Mund,
Daß es wie ein Labetrank fließe
Mir durch des Herzens Grund.
Was ſtarrſt Du, Weib, auf mich nieder?
Den Schleier zerreißt meine Hand — —
Es feſſelt Dein Aug' meine Glieder —
Dich habe ich früher gekannt!

(Mit einem Schrei.)

Veronika, himmliſche Seele!
Du ſtirbſt, und durch meine Hand!
— Du warſt in der Chriſten Höhle,
Als man ſie gejaget wie Wild —

(Betrachtet ſie.)

Dem Henker in Todeshöhle
Lächelt Dein Auge ſo mild;
Es tönt mir, wie himmliſche Flöten —
Die Jahre fühl' ich nicht mehr.

Veronika! Dich zu tödten,
Nein, das iſt für mich zu ſchwer!

Chor des Volkes.

Der Chriſten Wahnwitz packt den Henkersknecht.
Schlagt mit dem Beil ihn, das er ſelbſt verlor!
Hebräer iſt er, leid thut ihm ſein Volk.
Zermalmt die Stirn' ihm! Sieh, es ſchwebt das Beil!
Es fällt auf ſeine Bruſt, er ſinket hin!
Todt liegt er zwiſchen ſeinen Todten da.

Die Katakomben unter Rom.

Chor der Chriſten.

Seelig, die im Herren ſterben!
In der ſtillen Nacht wir ſchlichen
Zu der Heiden Marterplatz,
Und wir trugen unſre Todten
Hierher, nach verborg'nen Höhlen.
Gottes Engel kennt die Stätte,
Decket ſie mit ſeinen Schwingen!
Tod! Du biſt die Auferſtehung!

Ahasverus.

Wo bin ich? Wohin hat man mich gebracht?
Geſchlafen hab' ich, wie ich nicht gekonnt
In vielen, langen Jahren. Ja, ich ſchlief,
Und zwiſchen Todten lag ich, und ich neigte
Mein Haupt an dieſe kalte, ſtarre Leiche,
An dieſes Herz, das länger nicht mehr ſchlägt;
Ich ſchlief, ſo wie ein Kind bei ſeiner Mutter.

Veronika! ich ſchlief an Deinem Herzen! —
Wo bin ich? Wo? Rings um mich liegen Todte,
Doch hier iſt Leben auch, hier brennen Fackeln
Ein Murmeln tönet in den tiefen Gängen.

Chor der Chriſten.

Jeſus Chriſtus ſei gelobt!

Ahasverus.

Weh'! des Gekreuzigten Reiche
Sind nur Gräber und Höhlen
Unter der heidniſchen Stadt!
O, hier kann ich nicht athmen,
Rauchwolken haben erſtickend
Sich mir mit Peſtdunſt genaht.
Weh'! wie der Weinenden Schluchzen
Tönen die murmelnden Sänge!
Eins hört man immer und immer:
„Raſten laß' ich Dich nimmer!
Gleich ohne Weilen hier fort!“

(Stürzt hinaus.)

Chor der Chriſten.

Seelig, die im Herren ſterben!
Tod! Du biſt die Auferſtehung!

Des Windes Geſang von Ahasverus.

Einſam wandert er von Land zu Land,
Einſam an den ſchiffbefahr'nen Küſten,
Wo die Fremden ſich verſteh'n und treffen.
Einſam geht er längs der ſtillen Flüſſe,
Wo im Thale gut zu wohnen iſt,
Auf Hocheb'nen einſam, wo Nomaden
Täglich Heimath wechſeln. Immer einſam!
Alt und grau, der Hirte unter'm Baume
Weiß von Jugend auf vom Wandersmann,
Denn er ſah und ſieht ihn unverändert.
Der Nomade ſingt ein Lied von ihm,
Wenn ſein Zelt er löſt und weiter wandert:
„Wer iſt einſam wohl, wie Ahasverus?“
Nicht vernimmt er und verſteht auch nicht
Welten-Stimme, Volks- und Landes-Stimme;
Und Jahrhundert' fliegen hin wie Jahre —
Der Gedanke hüllt ſich in ſich ſelbſt! —

Afrika's Geiſt.

(An Ahasverus.)

Wandrer! ſteige über meine hohen Berge, welche durch Jahrtauſende mein Volk von den übrigen Geſchlechtern der Erde abſchließen werden! Schreite in mein ſchlummerndes Land hinein, welches ohne Geſchichte und ohne Gottheit daſteht! Die Nacht, welche auf dem Angeſicht meiner Söhne ruht, ruht auch auf ihrem Geiſt, der ſich vor dem Inſtinkte des Biebers beugt; doch in ihrem Blut iſt Unbändigkeit, wie in dem des Löwen und des Tigers. Hier wirſt Du Dich heimiſch finden; hier wird Dir das Leben ein abenteuerlicher Traum ſein; hier in meinen dichten Wäldern, hier, wo der Elephant nicht mehr ſeinen plumpen Fuß erhebt, um nicht auf ſein Junges zu treten, während der Sohn des Landes ſein eignes Kind verkauft. Hier ſchlummere Du, hier wälze Dich im Staube; er ſei Dein Fetiſch! Seine Macht ſtirbt nicht hin im Klange der Trommel des Magiers. Hier iſt Raſt, hier iſt Ruhe. Eine chaotiſche Nacht umhüllt Deine Gedanken!

China's Geiſt.

Ding dang, ding dang,
Einklang, Einklang!
Weßhalb Seelennoth und Denken?
Mich zu hören, neig' Dein Ohr nun:
Nichts zu wollen, nichts zu thun,
In den Weltgeiſt ſich verſenken,
Das nur iſt Glückſeligkeit!
Ding dang, ding dang,
Einklang, Einklang!
Auf denſelben Flammenſchwingen
Die Jahrhunderte verklingen,
Kaiſernamen ſie uns bringen,
Und dieſelben Töne klingen.
Ding dang, ding dang,
Einklang, Einklang!
Doch iſt jeder Nam' ein Stern,

Kaiſername iſt der Kern,
Darum alle Welt ſich drehet,
Magier Kraft in ihm Ihr ſehet;
Er der Monde Wechſel zeiget,
Selbſt der Himmel ihm ſich neiget;
Er, der Einzige, iſt frei. —
Kaiſerſchaaren zieh'n vorbei!
Ding dang, ding dang,
Einklang, Einklang!

Indien's Geiſt.

In Einem allein
Nicht Gott ſich zeiget:
Du ſiehſt ihn wieder,
Der ſich verzweiget
In alle Glieder!
Theil ſeiner Lippe iſt der Brahmane,
Aus ſeinem Arm' ſprang die Krieger-Fahne,
Aus ſeiner Hüfte die Karawane,
Es entſtand Sudras aus Brahmas Fuß.
Von ihm, dem Ganzen, ſind wir nur Theile,
Er in uns leidet, in uns ſich freut. —
Wandrer, erheb' Dich, denk allezeit,'
Daß Du ſollſt ſtreiten gen Wog' und Klippe,
Daß Du ein Theil wirſt von Brahma's Lippe!
Sie iſt das Erſte,
Das Größte, Hehrſte;
In ihr iſt Fülle,
Im Feuer verhülle
Sich ſterbend der irdiſche Wille!

Aegypten's Geiſt.

Nun trittſt Du wieder ein in Afrika,
Ein Kreislauf Deiner Wand'rung iſt geſchehen;
Es läßt Dich jetzt des Geiſtes Golgatha,
Das Nilthal, Aſiens Volksgeiſt wiederſehen.
Es lieget todt der Fetiſch nun nicht mehr,
Mit Memnon's Säule iſt er hell erklungen;
Er ward zur Sphinx, ihr Räthſel inhaltsſchwer
Ertönte, und frei blickt ſie um ſich her,
Wie Jemand, der ein mächtig Volk bezwungen.
Es kann nicht ſterben je des Geiſtes Leben,
Wird auch ſein Werk dereinſt der Zeiten Raub.
Wer aber kann der Iſis Schleier heben,
Ihn zwiſchen Leib und Seele, Gott und Staub?

Griechenland's Geiſt.

Was iſt der Menſch? Uns Oedipus löſte dies Räthſel;
Kraft des Geiſtes bezwang muthig die wilde Natur;
Form nahm die geiſtige Macht, und Schönheit entſprang aus dem Marmor!
Sieh', der Oelbaum erſproß, Kronen ſanken in Staub,
Und der Menſch ſeine Weihe begriff, die heilige Flamme.
Sieh' meine Zwillinge hier, ſieh' Alexander, Achill!
Jugendbegeiſt'rung, in Haſt den ſchäumenden Becher ſie leerte.
— Wandrer, Du runzelſt die Stirn, wenn auf Ruinen Du blickſt,
Suchſt die Roſen, die einſt hier geblüht; Du fühleſt den Duft noch,
Duft, welcher nimmer vergeht — Erdlebens Garten iſt hier.
Wiſſenſchaft, Kunſt und Natur, als Heimath ſie nennen mein Hellas!
Wandrer, Du runzelſt die Stirn, rings um Dich her iſt es todt!
— Weit in der Welt umher meine duftenden Roſen man pflanzte,
Weithin ſind ſie zerſtreut, blühen und duften nun dort!

Italien's Geiſt.

Hörſt den Geſang Du von meinen Söhnen?
„Unſeren Herrſcher ſäugte die Wölfin,
Und unſre Väter nahmen als Beute,
Die uns ward Mutter.

Schwungfeder in uns bildet die Tapferkeit,
Armſtärk das Scepter iſt, welches wir führen;
Griechenlands Werke, aller Welt Reichthum,
Sie wurden unſer.

Gleich Alexander iſt unſer Cäſar!
Ueber die Alpen er ſchleudert die Kette,
Durch die er feſſelt der Völker Stämme.“
So tönt der Sang.

Rom hat gepflücket der Welt Erkenntniß,
Das Haupt ſich beugt, die Schlang' iſt im Buſen,
Doch auf den Kopf ſetzt Chriſtus den Fuß ihr,
Der uns geboren.

Griechenlands Götter ſenkten in Stein ſich,
Menſch, o bedenke, in Dich ſtieg Chriſtus!
Wieder in Rom Du ſtehſt, Ahasverus!
Kenneſt den Ort Du?

Ahasverus.

Ich kenne dieſen Ort! Es iſt das Forum;
Obgleich verändert, kenne ich es wieder.
Das Kreuz jedoch, verbrecheriſches Kreuz!
Hoch prangt das Marterzeichen auf der Kuppel.
Weßhalb? — Geſchloſſen ſind die heil'gen Tempel
Und hohes Gras jetzt wuchert um die Pforten;
Dein Marmor-Siegesbogen ſteht noch, Titus,
Ein Denkmal an den Fall Jeruſalems.
In Stein gehauen, wandern unſre Prieſter
Gefangen fort; des Tempels heil'ge Leuchter,

Man trägt ſie als der Siegenden Trophäen.
Ha, nah' beim Titus-Bogen ſteht ein neuer,
Doch ſchöner noch und reicher, hoch und breit.
Für wen iſt der geſetzt, und welches Reich
Sank hin, an welches dieſer noch erinnert?

Ein Chriſt.

Es ſank das Heidenthum! Für Conſtantin,
Den Freund der Chriſten, Roma's hohen Cäſar,
Ward dieſer Bogen jubelnd aufgerichtet.
Sieh', von der Burg naht ſich die Proceſſion,
Und unſer Cäſar folgt! Den Meßſang höre!
Im Coloſſeum knieen ſie und beten:
Geprieſen ſei der Herr und Jeſus Chriſtus!

Ahasverus.

Chriſt! dieſer Name lebt noch und beſteht?
Und unter'm Volke tönt der Name Chriſtus?

Chor der Chriſten.

Drei Jahrhunderte ſind Minuten in Deiner Ewigkeit, o Herr! In Minuten wird der Jammer der Chriſten in Glückſeligkeit verwandelt!

Ahasverus.

Ich eilte durch der Erde ält'ſte Länder,
Ich hörte das Hinſauſen vieler Völker:
Es war ein mächt'ger Klang, der hingeſtorben. —
In drei Jahrhunderten war ich nicht hier;
Ich komme, Chriſtus iſt mein erſter Gruß!
Hier, wo Veronika im Blute lag,
Den Namen jubelnd, der nicht ſterben will,
Hier knieet Roma's Kaiſer und das Volk
Mit jenem Namen auf der Lippe. Weh' mir!
Verändert Alles, Alles in Verwirrung!
Die ſtolzen Götter wurden todte Steine,
Reliquien wurden der Erſchlag'nen Knochen,
Die finſtern Katakomben ſteh'n wie Tempel,
Und das verachtete, verhaßte Kreuz
Iſt jetzt erhöht in Ehren! Jehova,
Dein Geiſt, der einſtmals treu umfaßt Judäa,
Wich von der Erde fort, und auch Dein Volk
Iſt in das Weltenchaos hingeweht!
Wo findet ſich der Faden zu dem Schickſal
Der überall verbreiteten Geſchlechter?
Zur Weltenordnung? Todt iſt alles Alte,
Das Neue Schaum, der Zufall herrſcht allein!

Jehova, meine Bruſt, ſie iſt Dein Tempel,
Der letzte jetzt auf der gefall'nen Erde!

Chor der Engel.

Ahasverus! — früher Ahas!
Bruder, Dir wir folgen, und auch
Dem Geſchlecht, in deß Entwicklung
Deine Schwingen Gott gelegt!

Druck von Fr. Ries in Leipzig.

H. C. Anderſen's

Geſammelte Werke.

Vom

Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe.

Dreißigſter Band.

Ahasverus.

Zweiter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Ahasverus.

Von

H. C. Andersen.

Zweiter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Dritte Abtheilung.

Ein Blatt der Chronik.

Ueber die Alpen, zwiſchen niederſtürzenden Waſſern, zwiſchen ſauſenden Tannen geht Ahasverus. Feuchte Wolkennebel jagen vorbei; die Nacht brütet ſchon unten im tiefen Thal, wo man keine Menſchenwohnung findet; die Dunkelheit ſteigt aus demſelben hervor, wie einſtmals die Waſſer der Sündfluth um die Seiten des Ararat emporſtiegen: höher, immer höher, während die Schneegipfel der Berge in der Abendſonne glänzen. — Die Alpenwandrung iſt beendet; unüberſehbare, dichte Wälder liegen vor ihm. Unter der tauſendjährigen Eiche ſteht die Prieſterin und ſchneidet in der Nacht die grünen Zweige ab. Nicht hemmt er ſeinen Fuß, nicht weilt ſein Auge bei dem fremden Anblick, nicht lauſcht das Ohr den neuen, ſeltſamen Tönen; — hin eilt er, wo der Römer-Adler Siege gewann, weiter nach Norden. —

Die dichten Schilfufer an der rollenden Donau werden von tauſend Vogelſchaaren umflattert; der Wolf hauſt in dieſer Wildniß, wo nur der ſtärkſte Sturm die Spitzen des Schilfes zu beugen vermag. Wo findet man eine Furt? Der halbvermorſchte Baumſtamm muß als Boot dienen, und der Strom ſelbſt muß Steuermann ſein.

Was ſauſet durch die Luft? Es iſt ein mit einer Knochenſpitze verſehener Pfeil! Geſtalten jagen vorbei; ſie ſcheinen an den Roſſen feſtgewachſen zu ſein; ihre krummen Beine ſind umwunden mit Schaafsfellen; ihr Rock, aus dem Pelze der Thiere des Waldes, hat ſeit Jahr und Tag Regen und Sturm ertragen; in Fetzen hängt er um ſie. Tiefe Narben ſitzen im Kinn und auf den Wangen. Es ſind Männer aus den Steppen Mittel-Aſiens; es ſind die Hunnen.

Die Waldtaube ſingt.

Sie werfen die Schlinge um Ahasverus,
Sie fangen ihn ſo, wie die wilden Pferde,
Sie führen ihn in des Waldes Dunkel
Zu Attila's Lager, der Stadt, die ſie bauten
Aus Zweigen und aus gefällten Stämmen. —
Bei manchem Lager am Ort der Ruhe,
Wo Mondſchein bildet des Bettes Umhang,
Da ſprießen üppig die wilden Roſen
Und bilden Theile von Dach und Wand.
Mit hohen Säulen von Eichenbalken,
Mit Dächern von blankpolirtem Holze
Die Herrſcherburg prangt, um ſie ſind Häuſer
Für hundert Frauen getrennt erbauet
In greller Farben ſtechender Pracht.
Ein Holzſpahn glimmend als Fackel leuchtet

Und zeigt den Weg zum Herrſcher der Scythen,
Dem hingelagerten Sieger Germaniens,
Ihm, der des Kriegsgotts Schlachtſchwert gefunden,
Zu deſſen Füßen Königsſchaaren
Im Staube beben — zu Attila!

Die Schwalben.

(Aus- und einfliegend.)

Die Wänd' entlang im großen Prachtſaal,
Beglänzt von Flammen eines Holzſpahns,
Der Krieger Schaaren hingelagert
Die Becher leeren reich von Gold.
Sieh'! Attila hoch oben ſitzet,
Sein Becher iſt von ſimplem Holz;
Er ſteht vor ihm, und auf ihn feſtet
Er ſein durchbohrend Feueraug';
Das Haupt er ſtützt auf nerv'gen Arm —
Schwarzbraune Diſtel auf knorr'ger Eich'!
Sie ſingen Lieder von Kampf und Siegen,
Sie ſchlagen den Tact mit ihren Schwertern
Am Eichentiſch, der Saal rings hallt,
Indeß der Becher am Feuer leuchtet.
Des Heeres Aelt'ſte Zähren vergießen,
Indem ſie denken an früh're Kraft.

Rundgeſang.

Wie Steppenbrand, ſo ziehen unſre Schaaren,
Und Völker geh'n in dieſem Feuer unter.
Wir brauſen hin wie der Heuſchreckenſchwarm,
Der's Licht bedeckt, und deſſen Schwingen tönen
Gleich wie der Hagelbruch in Waldeslaub.
Hebt Attila den Arm, ſo beugt ſich Alles!

Attila.

Wer iſt der Mann, ſchwarzbärtig, hoch und ſtolz?
Nicht in Germanien's Wäldern wurde er geboren,
Auch hat ein hunniſch Weib ihn nicht geſäugt.
Tritt her! Die Schlinge löſt um Bruſt und Arm!
Sprich, Fremder, Du ſtehſt jetzt vor Attila.
Band Schrecken Deine Zunge, Fremder, ſprich!
Du ſollſt nicht ſterben!

Ahasverus.

Nein, ich ſoll nicht ſterben!
Doch Du, und Deine niegezählten Schaaren,
Vor deren Kraft die halbe Welt erzittert,
Ihr ſollet ſterben, ſinken wie ein Blatt,
Um Staub zu werden; aber ich ſoll wandern
Stets ohne Ruhe, wie der rothe Stern,
Der hoch vom Himmel auf uns niederglänzt.

Attila.

Ein Prieſter biſt Du des Gekreuzigten,
Der in den Tod des Südens Götter ſtürzte!
Ich weiß, Ihr führt die Worte wie ein Schwert,
Und daß Ausdauer Eure Stärke iſt.
Ihr gleitet wie die Wolken über Länder,
Wie Wolkenſchatten prägt ſich Eure Macht ab;
Ich rolle wie der Wüſte ſchwerer Sand,
Vom Sturm getragen. — Chriſtus ehreſt Du?

Ahasverus.

Nein, nein! Von Deinen Lippen ſoll ich hören
Auch dieſen Namen, der vergeh'n doch muß!
Und Märtyrer erſtanden um ſein Kreuz,

Aus ihrem Blute keimte eine Saat,
Gleich Hellas Drachenzähnen, nur zum Morden.
Du, Attila, des Sieges Banner pflanze
Auf's Feld des Todes, der Verwirrung Schauplatz.

Attila.

Der Gott des Schwertes, wahrlich, ſpricht aus Dir!

Ahasverus.

Ja, er, der ſtraft durch mehrere Geſchlechter,
Der war, und iſt, und ſein wird — Jehova!
— Ich kenne dieſe Chriſten, und ich ſah ſie
Bei ihrem Urſprung. Eine kleine Schaar,
Schaafheerden gleich, und furchtſam, ohne Willen,
Im Winkel drängten ſie ſich an einander;
Der Widder ſtand mit ſeinem krummen Horn
Und ſorgte wachſam um die bange Heerde.
Ich ſah, wie dieſes Krummhorn weiter wuchs
Zum Biſchofsſtab, der reich vergoldet ſtrahlte
Im hohen Glanz der conſtantin'ſchen Krone;
Ich ſah, es war ein Flammenſchwert, ſo ſtark,
Was der Gedanke ſchmiedete und ſchwang!
„Iſt der Gekreuzigte von Gott entſprungen?
Ward er vielleicht, wie wir, aus Nichts geboren?“

Die Heerd' zertheilte dies Gedankenſchwert,
Sodaß Biſchöfe nicht, ſelbſt hundertweiſ',
Sie wiederum zu einer ſammeln können!
Am Bosporus erhob ſich, wie ein Wunder,
Die neue Chriſtenſtadt, wo Conſtantin
Der Mauern Gränze mit der Lanze zeigte,
Indeß der Bosper Stämme trug vom Balkan.
Dort ſteht mit reichen Kirchen, ſtolzen Bögen,
Die Chriſtenſtadt gen Oſten, weit von Rom.
Es liegen viele Länder zwiſchen beiden,
Ein Steinmeer, Wälder füllen jenen Raum,
Und mehr als Abſtand fernet dieſe Mächte
Die Wunde, die das Schwert ſchlug; — iſt für Weſten,
Dann für den Oſten eine Todeswunde.
Auf, Attila! ergreif' den Augenblick!
Die Alpen überſteig', Dir folgt der Sieg,
Beherrſch' die blühende Italia!

Attila.

Ein Vogel biſt der Nacht Du, Glück verheißend;
Mein Weg iſt Deiner, ich laß nicht von Dir.

Attila's Narr.

Ein Glücksvogel trägſt Du am Schnabel Barteszier,
Und mein Geſchlecht ſoll dienen als Schleppe immer Dir,

Wir weichen nicht von Dir in Knall und in Fall,
Pfleg' Du, wenn ich veraltet, treu meiner Aemter all.
Denn ich, ich bin der Humor, ich ſoll und muß hinein,
Ich trage Klingeln an mir, mein Sinn muß klingend ſein.
Wie Sonnenſchein ſie lachen, nur Attila lacht nicht:
Wer vornehm ſein will, mach' ein langweiliges Geſicht.

Nacht.

Eine alte Eiche.

Tief ſchläft der Wald, doch traumlos iſt der Schlaf;
Der wilde Hunne lehnt ſich an den Spieß
Und ſtarrt auf's halberloſch'ne Feuer hin,
Er ſtarret zwiſchen Schlaf und halbem Wachen.
Da — was war das? auf fährt er wie das Wild;
Er lauſcht und hebt den Spieß! Wer nahet ſich?
Es fiel, geknickt von unſichtbarer Hand,
Ein welker Zweig vom Baume in das Feuer,
Sodaß es Funken ſtob und flog umher. —
Still Alles wieder iſt, und tiefer Schlaf. —
Fußtritte ſchallten, doch als man ſie hörte,
Da warf den Zweig hinunter die Dryade —
Und Ahasverus war nicht mehr im Lager!

Chor der Winde.

Er ſchreitet hin durch uralte Wälder,
Wo Nebel herrſchen, und wo wir ſauſen,
Und nach den Ländern dort, wo in Wochen
Der kurze Sommer mit Blumen wuchert,
Und wo der Winter ſo lang und mächtig,
Schlägt über's Meer die eisſtarke Brücke.

Sie ſchlachten Gefang'ne auf Opferſteinen
Dem Zorn der Götter; der Schönheit Göttin
Ziehen den Wagen die wilden Katzen;
Das Bild des Olymps in Griechenland
Sich hier abſpiegelt in ſchweren Wolken,
In wilden Strömen und kaltem Nordlicht.
— Bei Kampf und Morden ſterben die Völker.
Du müder Wandrer, darfſt Du hier weilen,
Darfſt Du hier ruhen die matten Glieder?
Nein, Du mußt wandern und immer wandern!

Des Nordens Gruß.

Nur getroſt betritt die Schwelle,
Willſt Du Ruhe finden, Wandrer.
Denn die Burg, gebaut von Balken,
Groß und ſtark, von Rauch geſchwärzt,

Königs-Wohnung, ſteht Dir offen.
Den Pokal verſorgt der Burſche:
Nie an Meth den Männern fehlt es.
Schlummernd ſtreck' Dich in die Aſche,
Wo die blut'gen Stücke braten,
Die man aus dem Ochſen ſchnitt.

Ahasverus.

Mein Fuß hat keine Ruhe,
Wie der Gedanke raſtlos;
Und wandern muß ich, wandern
Durch kalte, feuchte Nebel,
In Sonnenſchein und Schneeſturm.

Ich ſeh' bei loher Flamme
Die Könige im Norden
Mit Panzern angethan;
Ein goldner Ring umſchließet
Die langen, gelben Locken;
Sie ſchauen ſtolz vom Thinge;
Ein roher Stein im Felde,
Das iſt ihr Königsſtuhl;
Und über ihre Häupter
Im Sturm die Wolken zieh'n.

Nach Norden, ſtets nach Norden!
Doch ach! kein Bergſtrom kühlet
Mein Blut, das immer brennt.
Des Tannenwaldes Sauſen
Schallt wie des Richtplatz's Stimme;
Des Nordlichts rothe Flamme
Glüht wie der Tempelbrand.
Die Nächte, weh! im Norden
Sie brennen und ſie leuchten,
Wie das Thal Joſaphat!

Ich werde gleich dem Wilde
Gejagt von Sturm und Flammen!
Man gönnt mir keine Ruhe,
Fort muß ich, raſtlos weiter,
Und nimmer kann ich ſterben!

Verwandlung.

Ahasverus fort ſich wendet von des Nordlichts rother Zier,
Wieder ſieht er Deutſchlands Wälder. Hat der Brand gelichtet hier?
War bei Wirbelwindes Stärke Rieſeneiche nur ein Rohr?
Wie verändert! Er alleine unverändert, wie zuvor!
Wo ſind Jene, deren Schaaren ſich im Sturm gewälzt gleich Staub?
Sie verſchwanden und verwehten wie des Waldes gelbes Laub.
Auf dem Felſen prangen Mauern, hoher Zinnen ſtolzer Trutz;
Kleine Hütten liegen ringsum in der Burg geweihtem Schutz.
In des Waldes Dunkel birgt ſich des Einſiedlers Hütte jetzt.
Frommen Sinnes iſt das Zeichen I H S daran geſetzt:
Jesus Hominum Salvator iſt dem Kreuze eingeprägt,
Und des Waldes Zweige duften, in der Luft die Lerche ſchlägt

Und den Gruß: Gelobt ſei Chriſtus! ihm der Wind entgegenträgt.
Er verſteht das Wort, und ſchweigend ſteht er mit gebeugtem Muth.
Hat des Nordens Eis gehauchet Einſicht ihm ins heiße Blut?
Oder hat ein neu Jahrhundert, das ſich wie ein Tag verzehrt,
Weiſer ihn gemacht und älter? Erdenwärts den Blick er kehrt,
Und Gedankenwogen wälzen ſich durch ſeiner Seele Nacht;
Wie Geſpenſter bleich und blutlos, ſtarrt er auf des Waldes Pracht.
Lieblich fallen Sonnenſtrahlen auf das thaubeſprengte Blatt,
Die Natur dem Herzen bietet jetzt ein friſches Lebensbad,
Alles duftet, Alles ſinget: friſches Leben Alles hat!

Hütte.

Der Einſiedler.

Biſt Du verfolgt? Geſetzlos iſt die Zeit,
Schutzloſe werden nun des Stärkern Beute.
Ich ſehe, daß Du ein Hebräer biſt;
Hat die Gewalt die Schätze Dir genommen?
Biſt ein verfolgtes Wild Du? Hier iſt Schutz.

Ahasverus.

Wo ſind die Hunnen? Wo ſind ihre Sproſſen?
Wer herrſchet hier? Ich ſeh' nicht Roma's Adler.
Und floh das Kreuz nach dieſen tiefen Wäldern?
Sind dieſe Bögen neue Katakomben?

Der Einſiedler.

Du redeſt ſeltſam! Ruh' erſt, labe Dich!
Die Hunnen leben nur noch in der Sage,

Der Franken ſtolzes Scepter reicht hieher,
Im ganzen Lande prangt der Chriſten Kreuz,
Doch füllt kein Chriſtenſinn des Volkes Herz.

Ahasverus.

So ſeh' ich denn des Chriſtenthumes Flamme
Mit letztem Glanz die Alpen überſtrahlen!
Ich ſollte, mußt' ihn ſehen — und ich ſeh' ihn.

Der Einſiedler.

Der Chriſten Sonn' iſt ſtark, doch Zeit bedarf ſie,
Die Nebel dieſes Urwald's zu zerſtreu'n!
Sie wird's! — Das Frankenreich iſt blutgedüngt,
Und wunderbare Kraft übt Chriſti Sonne:
Läßt friſche Roſen aus dem Blut erſprießen;
Doch weder ich, noch Du erblicken ſie.
Dem feuchten Baum iſt ähnlich dies Geſchlecht;
Es müſſen ihn der Zeiten Stürme trocknen,
Eh' Himmels Blitz ihn kann in Flammen ſetzen.

Ahasverus.

Der Frankenkön'ge Scepter reicht hieher?
Doch wer ſind dieſe?

Der Einſiedler.

Merovinger ſind's,
Ein Königsſtamm. Dem feuchten Baum' gleich ſteht er
Vor'm Licht des Chriſtenthums, das ihn beleuchtet,
Doch ihn durchdringen, das vermag es nicht.

Ahasverus.

Du gingſt von Denen, die Du mußt verachten,
Waldeinſamkeit iſt Deine Welt geworden,
Du fühleſt keine Sehnſucht, keine Unruh',
Kannſt Du auf einem Fleck, gleich Pflanzen, leben?

Der Einſiedler.

Ich gehe morgen fort von dieſer Hütte;
Es kam hier eine Schaar von frommen Männern,
Sanct Benedict's Geſetz gehorchen ſie.
Ein Kloſter wollen ſie am Fluſſe bauen,
Und ſie verſprachen, mich dort aufzunehmen.
Wir mauern ſelbſt uns Zelle dicht an Zelle,
In Jahr und Tag iſt unſre Wohnung fertig.
Dort woll'n wir nicht, wie Mönch' im Orient,
Nur grübeln, beten; nein, wir wollen laut
Das Evangelium von Chriſtus künden.
Wir wollen, daß die Sonne Chriſti ſcheine

Ins Menſchenherz, und Gottes Sonne glänze
Hin über Aecker, die der Pflug gefurcht;
Erquickt durch Wiſſenſchaft werd' der Gedanke!
Biſt Du bedrängt und leidend, ſchließ' Dich an;
Dort herrſcht bei Arbeit und Gebet das Glück,
Das hohe Glück, ſich zu bereichern mit
Des Geiſtes Schätzen, die uns Keiner raubt; —
Das hohe Glück, mit ehrlich treuem Willen
Das Gute, Wahre, Schöne zu beſchützen.

Ahasverus.

Ein Reich des Geiſtes und des Herzens wollt Ihr
Auf dieſer wilden Weltenſee erbau'n?
Ihr, ſchwacher Reſt, die letzte Purpurroſe,
Die aus deß Blut, den man gekreuzigt, ſproß.

Der Einſiedler.

Die letzte Blume? Fremder, wer biſt Du?
Im Oſten, Weſten, Norden und im Süden,
Da wachſen reich und herrlich ſolche Roſen;
Und in dem alten Rom, wo der Apoſtel
Sanct Petrus ſaß in Ketten, ſprießt der Stamm
So ſtark und friſch, der feſte Roſenſtamm.

Der in die Welt den Blumenflor entſendet,
Der höchſte Biſchof — Papſt wird er genannt,
Du hörteſt wohl von ihm? — Gregor der Erſte,
Ein Bild der Einigkeit des Chriſtenthum's.
Der Diener iſt er für des Herren Diener,
So mächtig iſt nicht Oſten's Patriarch!

Ahaſverus.

(In tiefen Gedanken.)

Ja, ich erkenne, ich begreife es!
Groß, groß war Dein Prophet, ich glaubt' es nicht;
Nun aber ſeh' ich ſeiner Lehre Macht,
Ihr unerhörtes, wunderbares Glück.
Er, Marie Joſephs Sohn, den man gekreuzigt,
Der Nazarener, welchen ich — — gewiß,
Groß iſt er durch ſein wunderbares Glück,
Doch wird ein Größ'rer noch geboren werden!
Er kommt, er ſoll und muß! Denn die Propheten
Verkünden es und Iſrael ihn erwartet.
Behaupten wird er das Beſtehende
Und Alte; Menſch nur war Maria's Sohn;
Im Tempel ſchwang die Geißel er im Zorn,
Ertheilte den Verwünſchungsſpruch — ich weiß es.

Verwünſchung! — Doch ein Gröſſ'rer wird geboren,
Der ſammeln wird die Heerde Iſrael's!

Der Einſiedler.

Weich' von mir, Satan, denn ich bin nicht Dein!
Du ſeiſt verflucht, und das, was Du geſprochen!

Rom.

Coloſſeum.

Ein kleiner Vogel ſingt.

Ueber Alpenwälle blitzend
Zogen blonde Kämpenſchaaren;
Adler ſah hinab ſie fahren,
Auf den blanken Schilden ſitzend.

Unſer ſchönes Land ſie ſchauten,
Brauſten hin wie Sturmeswetter,
Sie zerbrachen Marmorgötter,
Flamme ſchlug aus alten Bauten.

Es erbebten dieſe Steine,
Stolze Bögen ſind geknicket,

Nur das Kreuz ſtand, und es blicket
Auf das Trümmerfeld alleine.

Chor der Engel.

Hier, wo das Blut der Märtyrer floß,
Und wo ſich laut ihr Geſang ergoß:

Der gierige Adler des Heiden
Mag mir zerkrallen die Bruſt!
Du Roſ' unter Dornen ſollſt weiden,
O Jeſus, mein Auge mit Luſt!

Hier tönet die Freudenbotſchaft ſo laut
Aus Davids Stadt, die den Herren geſchaut.

Ein Blatt der Chronik.

— Unter des Coloſſeum's buſchbedeckten Mauern, wo der Vogel ſingt, wo Gottes Engel bewachen des Kreuzes Stamm, verſammelt ſich das Volk. Der Reiche und der Arme ſtehen neben einander, die Mütter heben ihre Kindlein in die Höhe, der Säugling wendet ſein Haupt von der Mutter Bruſt, über die ſtarke Bewegung verwundert. Sie betrachten Alle einen Pilgrim; ſein Fuß betrat die Erde, welche durch Jeſus Chriſtus geheiligt iſt, ſein Auge hat den Kreuzesſtamm geſehen, welcher den Erlöſer trug; er ſah ihn, Kaiſer Heraclius entriß ihn den Perſern; er ſah ihn wieder aufrichten, umſtrahlt von tauſend Silberlampen; ſeine Stimme miſchte ſich mit dem Geſang der Gemeinde in Jeruſalem, der Stadt der Chriſten. Und der Pilgrim ſteigt auf die Marmorſäule, welche zerbrochen und umgeſtürzt daliegt; er ſpricht von den heiligen Orten, und alle Ohren und Herzen lauſchen. —

Aber mitten zwiſchen Allen ſtehen zwei, deren Antlitz zeugt vom Geſchlechte aus dem Lande des Kreuzes. Ueber die Wangen des Aelteren rollen ſchwere Zähren; ſie fallen in ſeinen Bart; der Jüngere iſt nicht ſo weich; wild blickt er um ſich, wie der Tiger, wenn er nach Beute ſpäht. —

Die Gemeinde ſinkt auf die Knie; die Beiden ſtehen aufrecht, wie des Feldes wilde Diſteln. „Hebräer!“ tönt es rings umher, und mit böſen Worten und Mienen werden ſie aus dem Kreiſe der Chriſten geſtoßen; Verhöhnung folgt ihnen. —

Feſt hält der Aeltere die Hand des Jüngeren; ſie flüchten in die engen Gaſſen hinein, in den finſterſten Winkel, in das ärmlichſte Haus. —

„Bruder in Iſrael, tritt über meine Schwelle!“ ſo lauten des Alten Worte.

„Jeruſalem der Chriſten Stadt“! wiederholt der Jüngere, und ſeine Hände ballen ſich gegen die Stirn; er fährt auf, wie aus einem böſen Traum erweckt. Aber weich und lieblich erklingt aus der Kammer daneben der Geſang eines Weibes; der Jammer unzähliger Nächte und Sehnſucht bebt in demſelben:

„Das Gold ſammt den Edelſteinen,
Wir geben's, und gold'ne Ketten,
Mit Freuden, um ſtille zu weinen
An unſrer Herrſcher Stätten.

Bei Heiden wir ruhig erſcheinen,
Uns gebend in Sclavenketten
Mit Freuden, um ſtille zu weinen
An unſrer Herrſcher Stätten.“

Und der alte Hebräer führt ſeinen Gaſt in die Kammer, wo reiche Tapeten die rauhen Mauern bekleiden, wo das Rauchgefäß geſchwungen wird; verborgen, wie einſt die Chriſten, ſingen hier nun die Kinder Iſrael's ihren Lobgeſang auf Jehova. Und der Fremde miſcht ſeine Stimme in ihren Chor; ſie tönt wie Geſang des Sturmes; tief und brennend betet ſein Herz; aber aus dem verborgenen Hintergrund hört man die trauernde Stimme der jungen Jüdin. „Um die Tempel Jeruſalem's, welche fielen, um die Mauern, welche niedergeriſſen wurden, um unſre Könige, welche ſie verachteten, um Iſraels geſtürzte Herrlichkeit“ — „ſitzen wir hier einſam und weinen,“ antwortet ihr der Chor. —

Erſt ſpät in der Nacht verſtummt der Geſang und das Leſen der Bücher. In der Stube werden auf Weiſe des Orients Teppiche ausgebreitet; das ungeſäuerte Brot wird gebrochen; das Lamm wird geſpeiſt; mit dem Blut deſſelben iſt nach heiligem Gebrauch der Thürpfoſten beſtrichen.

Mitternacht.

Der Fremde.

— So iſt Jeruſalem der Chriſten Stadt?
Weh' Dir, o Iſrael, wo iſt Dein Glück?
Wann wird erfüllet der Propheten Wort?
Wird der Meſſias niemals, niemals kommen?

Der alte Hebräer.

Er kommt: erfüllt wird der Propheten Wort!
Er kommt, er iſt gekommen, ja, ich glaub' es!
Das Schiff, das jenen Pilgrim hergeführt,
Der neulich predigte im Coloſſeum,
Ein wunderbar Gerücht hat es gebracht.
Fern in Arabien, im Land der Wüſte,
Wo Ismael, der Sclavin Hagar Sohn,
Stammvater eines mächt'gen Volkes ward,
Trat ein Prophet auf, welcher laut verkündigt
Den einzigen, den wahren Gott. So iſt es!

Mehr weiß ich nicht, doch glaube ich daran.
Er iſt Meſſias, ja, er muß es ſein;
Er kommt; was uns gelobt ward, wird geſcheh'n!

Der Fremde.

Er iſt es, er! Die alte Herrlichkeit
Wird neu erſteh'n, wie einſt zu David's Zeit.
Der neuen Weltgeſchlechter Kampf war nur
Ein Spiel der Wellen in der dunkeln Nacht.
Nun ſteigt des Oſtens klare Sonne wieder!
Meſſias kommt jetzt, Iſrael's Meſſias!
Nicht Ruhe hat mein Fuß, und wandern muß ich,
Es kann mein Haupt ſich nicht zum Schlafe neigen,
Mein wandern, wandern — nach Arabien,
Zum Wüſtenſand, wo Ismael einſt Herrſcher!

Der alte Hebräer.

Wie iſt Dein Nam', Hebräer?

Der Fremde.

Ahasverus.

Arabien.

Der Beduine.

(Zu ſeinem Pferde, während ſie durch die Wüſte jagen.)

Erhebe Deinen ſtolzen Kopf mit den klugen, menſchlichen Augen! Laß die lange, weiße Mähne wie glänzende, ſilberweiße Fahnen um Deinen ſchlanken Hals flattern, den das Amulett beſchützt, und den der Wüſte lieblichſtes Weib mit ihrer feinen Hand ſtreichelte.

Es geht nicht nach dem ruhigen Lager an der blühenden Oaſe, wo die Zelte ausgeſpannt ſind, und wo die alten Frauen die Kameele melken, während die Jugend im Kreiſe ſitzt und den Mährchen lauſcht, ſchöner und reicher, als Arabiens Lieblichkeit.

Nicht geht es auf Raub, wo die Karawane mit koſtbaren Kaufmannsgütern auf wohlbeladenen Kameelen kommt, und wo liebliche Frauen auf dem zuſammengerollten Zelt auf dem Rücken des Dromedars ſitzen, langſam ſich durch den rothgelben Sand der Wüſte bewegend, wie die Spur der Waſſerſchlange auf der Fläche der See.

Nach Mekka, der prächtigen Stadt Arabien's, fliegen wir; zum Tempel Kaaba, wo die Götterbilder umgeſtürzt ſind, wo nun von der alten Pracht Nichts mehr vorhanden iſt, als die gold'nen Namen der Dichter, welche im Wettkampf des Geſanges ſiegten. Nach Mekka fliegen wir, um den Propheten zu ſchau'n, um unter ſeiner Fahne die Welt zu beſiegen!

Die ſcharfen Schwerter mögen in unſer Fleiſch dringen, die Flamme brennender Städte mag uns umfächeln wie der Sand der Wüſte, vom Samum gehoben; aber Mahomed's Name ſoll über die Erde leuchten, und wir werden im Geſange genannt werden, wenn die Dichter ihren jährlichen Wettkampf beginnen; unſre Namen werden durch Jahrtauſende von der Lippe tönen, dort, wo eine Schaar ſich an der Oaſe rinnender Quelle verſammelt, oder an der Ciſterne, die mit dem erquickenden Waſſer der Wolken gefüllt wird.

Flieg' weiter, hurtig wie der Strauß, der über den Sand gejagt wird! Du verſtehſt mein Wort und meine

Gedanken: deßhalb wieherſt Du, als hörteſt Du die ſchmetternde Kupfertrompete; Du wieherſt, und ſtreckſt Deine feinen ſtarken Beine und den ſtolzen Kopf vorwärts, ſo daß ſie ſich treffen und den Wind theilen. Es iſt nur ein Gott und Mahomed iſt ſein Prophet!

Jeruſalem.

(Die Kirche des heiligen Grabes.)

Hoch ob der Grabeshöhle, wohin man Chriſtus bracht',
Wölbt ſtolz ſich jetzt die Kuppel mit Gold und Farbenpracht;
Am Todesort in Lichtglanz ſich Lamp' an Lampe reiht,
Wo Gottes Engel Troſt gab mit Lebens Herrlichkeit.
Still, draußen Stürme ſteigen, ſie ſingen inhaltsſchwer,
Der Kirche Geiſt blickt droben bedenklich weit umher.

Der Kirchengeiſt.

Weshalb iſt dieſe Geſchäftigkeit?
Nicht kenn' ich das Feſt, das ſie feiern;
Es dauert durch Nächte und Tage.
Sieh, alle die Biſchöf' und Prieſter

In ihrer prächtigſten Kleidung,
Doch all' mit dem Schwert um die Lenden;
Alle hier drinnen und draußen
Tragen Waffen und Rüſtung.

Der Sturmwind. —

Ueber Jeruſalem ſchwebet
Wieder der Geiſt des Verderbens.
Melden kann ich die Botſchaft,
Denn weit ſtürmt' ich umher.
Wüſtenſchaaren mit Seelen,
Glühend wie Afrikas Sonne,
Jagen nun ſiegend weiter,
Jagen mit mir um die Wette.
Das Paradies vom Propheten
Dem iſt verſprochen, der kämpfet
Auch nur ſo lang, wie das Junge
Läßt des Kameeles Euter,
Um zu athmen die Luft.
Jeder, deß Fuß wird beſtäubet
Bei der Feldſchlacht für den Herrn,
Wird an dem Tag des Gerichtes
Ferner von jeglichem Leiden

Sein, als der Weg kann betragen,
Den der hurtigſte Reiter
Fliehend vermag zu durcheilen,
Eilt' er auch ein Jahrtauſend.
Für Glauben kämpfen iſt größer,
Heiliger ſelbſt und beſſer,
Als zu reichen dem Pilgrim
Einen labenden Trunk.
— Deßhalb brauſen ſie weiter,
Deßhalb den Sieg ſie erreichen —
Kennen nicht Schlummer noch Ruhe,
Stündlich wächſt ihre Menge.
Süß wird jegliche Wunde,
Süß wie der Kuß eines Weibes;
Blut wird leuchten wie Wolken,
Welche der Morgen beglänzt.
Deßhalb den Sieg ſie erringen,
Deßhalb wird Mahomed's Mond
Prangen als Banner des Sieges
Ueber Jeruſalem's Mauern;
Blut ſoll in Strömen fließen
Durch die Straßen und Thore;
Um das Grab ſoll es fließen,
Hier, wo die Weiber weinten,

Und wo der Engel ſie tröſtet'
Mild mit der Auferſtehung.

Chor der Chriſten.

Meine Seele iſt in Angſt und Noth,
Dir, Herr, ich Seufzer ſende;
Du über Leben herrſch'ſt und Tod,
Ich falte meine Hände;
Es brennt der Herzenswunde Gluth,
Mein Haupt in Deinem Schooſe ruht!

Der Kirchengeiſt.

Die wilden Schaaren kommen,
Ich hör' das arge Schreien,
Es miſcht ſich mit dem Sturme,
Sie dringen in die Kirche.
Hör', Säbelhieb' und Seufzer,
Die rothe Fackel leuchtet
Her durch die Tempelthür. —
Ein wilder Mann ſich zeiget,
Das Antlitz, bleich und blutig,
Er ſtürzt hervor und hebet,
Die Fackel, die er ſchleudert
An goldgeſchmückten Balken,

Und an den reichen Vorhang. —
Jetzt hält er ein, es ziehen
Vorbei ihm Todtengeiſter
In langen, weißen Kleidern;
Sie ſchweben hin wie Nebel,
Sie ſchwingen Palmenzweige,
Die droh'n wie Flammenreiſer;
Im Vordergrunde ſah ich
Sancta Veronika.
Er hebt die Fackel wieder —
Wer darf den Tempel zünden?
Dein Name, wilder Tiger,
Soll Grauſen ſtets erwecken,
Wenn ihn die Nachwelt nennt.

Veronika's Geiſt.

Ahasverus!

Der Sturmwind.

Ahasverus! Ahasverus!
Warum ſtehſt Du ſo erſchrocken?
Auf dem Haupte ſträubt Dein Haar ſich,
Aus der Höhle ſpringt Dein Auge,
Bleich und blau bebt Dir die Lippe.

Wie aus Erz gegoſſen ſtehſt Du,
Starrend nach dem Felſengrabe,
Wo der Lampen tauſend Flammen
Welken Blumenblättern gleichen
In dem Glanze aus dem Grabe,
Woraus Jeſus Chriſt erſtand.

Veronika's Geiſt.

Ahasverus!

Der Sturmwind.

Ich ergreif' ihn, dreh' ihn wirbelnd!
Mit Entſetzen und mit Beben,
Stürzt er nun vernichtet hin.
Ahasverus! Ahasverus!
Du ſollſt leben, Du ſollſt leiden,
Wandern, wandern, immer wandern:
Denkſt des Herren Urtheil Du?

Ahasverus.

Wie Moſes ſah die Flamm' ich,
Aus ihr ſprach eine Stimme.
Doch wer ſind dieſe Chriſten?
Beſchützeſt Du, Jehova,

Das Volk, das ich verfolge?
Ja, wandern will ich, wandern
Nach ihren größten Städten;
Ich will in reiner Wahrheit
Sie leſen wie ein Buch;
Ihr Handeln will ich ſehen,
Ihr Glauben — denn wie Moſes
Vernahm ich eine Stimme
Aus ferner, beſſ'rer Zeit!

Chor der Muſelmänner.

Es iſt nur ein Gott und Mahomed iſt ſein Prophet!

Weihnachtsmorgen. Jahr 800.

Rom.

Ein Bürger.

Er iſt es mit den großen, klaren Augen,
Der kräftig-ſchlanke Mann mit weißem Haar;
Er iſt's, der Frankenkönig Karl, der mächt'ge
Und treue Freund von unſerm heil'gen Vater.

Ein Zweiter.

Streng hat er Recht geſprochen; die Rebellen,
Die aus der Proceſſion Papſt Leo riſſen,
Sie ſind gefeſſelt, ihrer harrt das Beil.

Der Erſte.

Ein Julius Caeſar iſt er unſrer Zeit,
Unruhig, keck und glücklich immerdar;

Weit fliegt ſein Sinnen und ſein Arm hat Kraſt.
Von Spanien's Bergen bis nach Rom's Campagna,
Von Albion's bis Germania's fernſter Gränze
Das Evangelium mit dem Schwert er predigt
Und tauft die Heiden in dem Heidenblut!

Ein Dritter.

Er half dem Papſt im Kampf mit Longobarden.
Seit jener Zeit ſeh' ich ihn heut' erſt wieder;
Da war ich auch dabei, ihm zuzujauchzen.
Das ganze Rom zog aus in Proceſſion,
Ihm zu begegnen, und ich ſah ihn knie'n
Am goldnen Sarg Sanct Peter's mit dem Papſt,
Gelobend heil'ge Freundſchaft für das Leben.
Und Karl iſt ſtark als Freund und hart als Feind.

Der Erſte.

Das Glück iſt mit ihm, deßhalb wächſet ſtolz
Sein Land und Reich. Und ſicher, Du ſollſt ſeh'n,
Wächſt es zuletzt bis an den Bosporus,
Und in Byzanz ſetzt er ſich auf den Thron.

Der Zweite.

Dazu bedarf es einer Heirath nur.
Die Kaiſerin Irene iſt ein Teufel,

Wir aber ſah'n, er kann die Teufel zähmen;
Wenn ſie nicht wollen, nun, ſo züchtigt er
Mit Schwert und Feuer! — Welch' Gedränge dort!
Sie ſtrömen Alle in Sanct Peter's Kirche.
Komm', Nachbar, komm' und ſieh' des Papſtes Truppen,
Wie ſie marſchiren aus dem Vatican.
Papſt Leo kommt! Laß einen Platz uns ſuchen!

Die Schwalben.

Hier iſt unſer Neſt, das kleine;
Hier iſt's luſtig, gut zu ſein,
Und wir hören, was die Leute
Drunten ſagen, groß und klein.
Wir verſteh'n es, können reden,
Sprechen Worte inhaltsſchwer;
Nicht die Leut' in Papſtes Sälen
Zogen ſo wie wir umher.

Die Eine.

Ich am weit'ſten war, das glaub' ich,
Bin geweſen in Byzanz,
Sah die Kaiſerin Irene,

Sah die Pracht und ſah den Glanz.
Auf dem offnen Platz mit Bäumen,
Wo die Heil'genſtatuen ſteh'n,
Hab' ich aus dem Neſt der Mutter
Auf die Knieenden geſeh'n.
Ihre kranken Kinder legten
Sie den Statuen in den Arm.
Später ſah ich Bilder ſtürmen —
Welcher Jammer, welcher Harm!
Unſer Neſt hab' ich verloren,
Und das Blut in Strömen rann.
Zeiten wechſelten und gingen,
Neue Statuen kamen dann;
Jubelnd rief das Volk: Irene!
Ich flog nach dem Schloß voll Muth,
Guckte durch die Fenſterſcheiben,
Ich erinn're mich noch gut.
Sie ſaß in dem Kaiſerſaale
Wie des Sieges reiche Braut;
Ihr zur Seite ſtand der Henker —
O, ich ſelber hab's geſchaut,
Wie er ausſtach beide Augen
Dann Irenen's eig'nem Sohne!
Sie erhob ihr Haupt, das ſtolze,

Setzt' ſich ſelber auf die Krone.
Und des Sohnes Schrei durchbohrte
Mich, von Schloß und Stadt ich zog;
Ueber Meere, über Berge
Angſterfüllt hierher ich flog.
Doch der Schrei mich noch verfolget —
Sieh', den Henker ſeh' ich klar,
Ihre blanke Krone brennet,
Wie mir ſcheint, in ihrem Haar.

Eine Zweite.

Ich auch flog nach einem Fenſter,
Herrliches hab' ich geſeh'n:
Es wird einſt in alten Schriften
Reich mit Gold und Schnörkeln ſteh'n.
Ich erwuchs in Deutſchlands Wäldern,
Bei dem letzten Flammengruß
Stolzer Heiden, wo die Eiche
Fällte Bonifacius.
Ich flog weit, ich flog nach Frankreich,
Nach des Königs reichem Schloß;
Da geſchah's an einem Abend,
Als die Luft ſich mild ergoß,
Daß des Königs Fenſter offen

Stand; ich flog ſo dreiſt dahin;
Doch das Lampenlicht mich ſchreckte,
Mehre Stimmen hört' ich d'rin.
Ich verbarg mich am Karnieſe,
Auf den König Karl ich ſah;
Auf den Tiſch beugt' er ſich nieder:
Pergamente lagen da.
Und er trocknete die Stirne
Mit dem Tuch, das prächtig ſchien. —
Die er um ſich hatte, hießen
Engelbert und Alcuin.
Manch' ein kräftig Wort ſie führten,
Doch der König ſprach zumeiſt
Kraftvoll von den Heldenſängen,
Von dem ſtarken deutſchen Geiſt,
Von dem Glück und Wohl des Volkes;
Und als ihn der Eifer trieb,
Da warf er ſein Tuch, das reiche,
Ueber Jenen hin, der ſchrieb;
Und es traf mich: ich erſchrocken
Flog — und ward des Schreckens Raub —
Ich flog an die Bruſt des Königs,
Bebte wie ein Eſpenlaub.
Er griff mich mit beiden Händen,

Ich in Aengſten flattert' wild;
Seine königlichen Lippen
Drückte er auf mich ſo mild;
Setzte mich dann aus dem Fenſter:
„Flattre frei in Luſt und Fried'!“
So ward juſt ich ſein Geſang'ner,
Immer folg' ich, und mein Lied
Hört er zwiſchen beſſern Sängen,
Hört mein lautes Quirrevit.

Eine Dritte.

Liebſt Du ſo den Frankenkönig,
Eile dann, zum Neſt zu geh'n:
Dinge, die weit ruchbar werden,
Wohl in dieſer Stund' geſcheh'n.
Einen Vogel hört' ich dieſes
Singen in der Morgenzeit:
Leo hat zur Nacht verſammelt
Seine höchſte Geiſtlichkeit;
Man hielt Rath und nannte Karl oft;
Sicher Großes wird geſcheh'n;
Laß uns nach der Scheibe fliegen,
Laß uns in die Kirche ſeh'n.

(Sie fliegen an das Kirchenfenſter.)

Sieh', das Volk in Demuth knieet,
Reich' und Arme, Groß und Klein;
Herrlich, gleich den Sternen, ſtrahlen
Lampen um Sanct Peters Schrein.
Nah' dem Grabe knie't der König,
Fromm er auf die Bruſt ſich ſchlägt;
In dem Chore ſteh'n die Prieſter,
D'raus der Papſt ſich herbewegt.
Mit der gold'nen Kaiſerkrone
Nähert, feierlich und hold,
Er dem König ſich und ſetzt ihm
Auf das Haupt das blanke Gold;
Faltet ſeine frommen Hände,
Und begeiſtert ſchallt es weit:
„Herrſche lange, röm'ſcher Kaiſer,
Karl Auguſtus gottgeweiht.“

Derſelbe Abend.

Des Juden Iſaak Haus.

(Ahasverus ſitzt vor einem erloſchenen Feuer. Iſaak tritt ein.)

Iſaak.

Wie! Seid Ihr heimgeblieben, weiſer Rabbi?
Im ganzen Rom herrſcht Feſtlichkeit und Freude:
Ein röm'ſcher Kaiſer ward Europa wieder.

Ahasverus.

Ich weiß es!

Iſaak.

Morgen müſſen wir uns trennen:
Ich reiſe fort. Bleibt und benutzt mein Haus.
Was, oder habt Ihr Luſt zu folgen mir?

Ahasverus.

Ihr reiſet?

Iſaak.

Ja, in dieſem Augenblick.
Ich komme von dem edlen Kaiſer Karl;
Er ließ mich rufen: früher ſchon vollführte
Ich ſein Gebot; nun ſendet er mich wieder.
Nach Bagdad zu der Türken Salomon,
Harun al Raſchid, geh' ich als Geſandter;
Ihm will der Kaiſer Karl die Nachricht geben,
Daß er zum röm'ſchen Kaiſer ward gekrönt.
Es wird ein Trupp Soldaten mich begleiten
Zur Küſte, nach der Stadt Brunduſium,
Wo ich mit reichen Gaben geh' zu Schiffe.

Ahasverus.

Schon lange, Iſrael, ſind Deine Söhne
Der Chriſten Diener!

Iſaak.

Ihr ſeht böſe aus!
Wer wollt' nicht gerne dienen Kaiſer Karl?

Beneiden werden Tauſende mein Loos.
Wenn Ihr kein beſſ'res Ziel habt, folget mir;
Ihr habt Erfahrung, redet alle Sprachen:
Ihr könnt die Reiſe herrlich mir verkürzen.
Wenn Ihr erzählet, hat es faſt den Anſchein,
Daß Ihr in allen Zeiten habt gelebt.
Geht mit mir, weiſer Rabbi, denn zu reiſen,
Sich umzuſeh'n, macht reich und lang das Leben:
Das Leben iſt und bleibt das Beſte doch.

Ahasverus.

Das Beſte!

Isaak.

Ja, ich glaub' es nun einmal;
Laßt deßhalb uns nicht ſtreiten, folget mir:
Nicht ſollt Verluſt Ihr haben, nein, Gewinn;
Koſtbare Decken, Räucherwerk und Perlen,
Die bringen wir vom Oriente heim.
Ich reiſe ſicher, reiſe als Geſandter,
Ihr führet Euren Theil dann auch zurück.
Doch weßhalb heftet Ihr das Aug' auf mich?
Weßhalb verhüllet Ihr ſo Euer Haupt?
Und Ihr zerreißet Euern Gürtel! Rabbi,

Was iſt, und welch Gedanke von Gehenna
Geht auf in Eurer Seele? Ihr haßt ja
Die Chriſten wahrlich mehr noch, als Ihr haſſet
Die wilden Heiden!

Ahasverus.

Ja, ich haſſe ſie!
Habt Ihr gehört: die Wölfin, ſie zerreißt
Das eigne Junge ſtets, wenn ſie erfährt,
Daß es mir halb ihr Fleiſch iſt und ihr Blut,
Und halb vom Hunde! Wilder haſſet ſie
Ein ſolch gemiſchtes Blut. Und ſolcher Abkunft
Sind dieſe Chriſten! Ja, ich haſſe ſie!
Ich haßte ſie von ihrem erſten Urſprung,
Selbſt eh' mir der Gedanke klar, weßhalb!
Mich trieb Inſtinkt, und ich verfolgte ſie.
Die Fackel ſchwang ich ſelbſt in ihrem Tempel!
Da ſah' ich ein Geſicht, mir nicht verſtändlich.
Ich glaubt' zu ſeh'n wie Moſes eine Flamme,
Und aus der Flamme ſprach zu mir die Stimme;
Es war beim Grabe Chriſti in der Kirche.
Und wer ſind dieſe Chriſten? Kann Jehova
Beſchützen ſie? — Ich ging nach ihren Städten,
Erſpähte ihre Handlungen, ihr Glauben;

Und ich zog fort: ich kam, ich ſah und las
An allen Orten und in allen Herzen.
Je mehr ich las, um deſto klarer ward mir
Der Inhalt und auch die Tendenz des Buches;
Und heute las ich hier das letzte Blatt:
Das ganze Buch, ich kenn' es nun, es handelt
Von Iſrael, jedoch vom falſchen handelt's,
Vom ſtolzen Schatten unſrer Herrlichkeit!
Das letzte Blatt im Buche zeiget es:
Es ſalbt der Papſt den Frankenkönig Karl,
Und er iſt groß und froh, wie Saul es war,
Als mit der Krone Samuel ihn ſchmückte. —
Du liegſt zerſplittert, Iſraels ſchöner Baum,
Jedoch das Chriſtenthum, der wilde Schuß,
Der aus der Wurzel tief entſprang, wächſt herrlich.
's iſt unſer Glaube, der verfälſcht nun blüht!
Und unſre Königsmacht und Hierarchie
Sind neu erſtanden, wiederum geboren;
's iſt Iſrael, doch ein verfälſchtes nur.
All' ihre Weisheit iſt aus unſern Büchern;
Nach tauſend Jahren ſind ſie, wo wir waren.
Das iſt das neue, beſſ're Weltenſtreben!
Der Wölfin Junges, doch nur halb ihr Blut —
Zerriſſen ſollt' es werden von der Mutter! —

Iſt aufgewachſen. Sie liegt todt, verhöhnt:
Das Junge, ſtark und groß, iſt Herr des Waldes!
Dien' ihm, beug' Dich vor ihm, knie' in den Staub!
Mein Weg iſt Deiner nicht, wir ſeh'n uns nimmer!

(Eilt hinaus.)

Chor der Engel.

Auf Deiner Bahn begleiten wir, o Ahas, Dich,
Und Deine Schwingen wachſen Dir unwiſſentlich.

Vierte Abtheilung.

Das Schloß Canoſſa.

Zimmer der Diener.

(Ein Theil der Dienerſchaft der Markgräfin, des Papſtes und des Kaiſers Heinrich. Ahasverus ſitzt an einem Fenſter und blickt in den Hof.)

Einer der Diener der Markgräfin.

Sonſt war hier Feſt auf Feſt, nun iſt's hier todt:
Wir leben ja wie im Belag'rungszuſtand!
Es iſt das ganze Schloß ein Trauerhaus.
Die Markgräfin, die kluge, herzensgute,
Iſt über all die Strenge ſehr betrübt,
Die gegen den Verwandten zeigt der Papſt.

Ein Andrer.

Ich weiß, daß ſie des Kaiſers Heinrich wegen
Beim Papſt gebeten, doch von dieſer Seite,

Obgleich er innig ihr ergeben iſt,
Konnt' ſie es nimmer zur Verſöhnung bringen.
Streng iſt Gregor, und er will, daß der Kaiſer
In eines Büßers Kleidung knieend ſoll
Ihm überreichen ſeine Kaiſerkrone
Und laut erklären, daß er ihrer unwerth.

Der Erſte.

Ha, das iſt hart!

Einer von den Leuten des Papſtes.

Doch iſt es wohl verdient!
Und es gehorcht der Kaiſer, Ihr ſollt's ſeh'n.
Der dritte Abend iſt es heute ſchon,
An dem er in dem äußern Schloßhof ſteht
Mit bloßen Füßen, nur im woll'nen Mantel,
Und unter Klaggeſchrei, doch ohn' Erhörung;
Denn Krokodiles Thräne iſt ſein Weinen
Und geht darauf, den Bann gelöſt zu ſehen,
Daß er die deutſchen Fürſten ſtrafen kann.

Ein kaiſerlicher Knecht.

Ihr lügt, habt Unrecht gegen unſern Kaiſer,
Und kann ich es mit Worten nicht beweiſen,
So werd' ich Euch es mit dem Schwerte zeigen.

Der Burgvogt.

Nur Ruhe, Ruhe! Kaltes Blut, Kam'rad!
Fürwahr, hier wird kein Streit von Euch geduldet;
Beugt lieber fein das Haupt, wie Euer Herr.

Der kaiſerliche Knecht.

Ihr ſpottet unſer! Ha, ſo ſoll —

Ein älterer Kamerad.

Detlev!
Hier iſt nicht Zeit noch Ort zum Streit für uns.
Vergebt ihm, Freunde! denn er iſt verſtört.
Die kalten Nächte auf Savoiens Bergen,
Die Liebe, die er unſrer Herrſchaft zollt:
Sie haben ſein Gehirn erſchüttert.

Einer der Leute der Markgräfin.

Wir aber können gütlich davon reden;
Wie denket Ihr Euch, daß das Ganze kam?

Der Aeltere.

Die deutſchen Fürſten, die Vaſall'n des Kaiſers,
Verwüſteten das Land mit Schwert und Feuer;
Geleitgeld nahmen ſie den Reiſenden;

Das wollte er nicht dulden und ließ bauen
Ringsum im Lande ſtarke Ritterburgen;
Es half nicht, denn der Papſt gab ihnen Beifall.

Der kaiſerliche Knecht.

Die falſchen Sachſen ſchleiften unſre Burgen,
Den matten Löwen ſtießen ſie mit Füßen.
Kann das der Papſt vertheidigen vor Gott?

Der päpſtliche Knecht.

Im Himmel herrſchet Gott, der Papſt auf Erden!

Der kaiſerliche Knecht.

Gregor möcht', glaub' ich, gerne, daß es gelte!
Er ſchaltet dreiſt in unſers Kaiſers Land,
Als wäre dieſer Kind; beſchied ihn her,
Von ſeinem Wandel Rechenſchaft zu geben.
Das heiſt den Becher überlaufen laſſen!
Geboren iſt zur Krone unſer Kaiſer;
Er hob ſich, und das Scepter ward zur Geißel.
An alle Biſchöf' aber ſchrieb Gregor:
„Erhaben ſeid Ihr über alle Kön'ge;
In Bann thu' ich hiemit den Kaiſer Heinrich;
Der Bannſtrahl, er zerſchneidet alle Bande!“
Und einſam ſtand er nun, verhöhnt, verlaſſen.

Ganz Deutſchland iſt jetzt ein geſetzlos Land —
So wollte und ſo that der Papſt Gregor.

Der päpſtliche Knecht.

Nun jage ich Dir durch den Leib das Schwert!

Der Burgvogt.

Ich laſſe niederhau'n auf mein Geheiß
Im Schloſſe Jeden, der den Frieden bricht.

Der ältere Kriegsknecht.

Das Unglück ſoll man achten, hörte ich —
Wer iſt ſo tief im Unglück wohl, wie Heinrich?
Bedenkt die ſchwere Pilgerfahrt hierher.
Die deutſchen Fürſten ſperrten alle Wege;
Er und die Gattin mit dem armen Kinde
Iſt auf dem Bauch oft, wie ein Hund, gekrochen
Hoch auf Savoien's wilden, nackten Bergen.

Ein andrer Kriegsknecht.

Wie fandet Ihr den Weg? Wie kamt Ihr vorwärts?

Der Vorige.

Auf welche Weiſe? Stets durch Eis und Schnee,
So daß die Hände uns beinah' erfroren!

Wir mußten waſchend ſie im Schnee beleben,
Um Tau' und Stangen zu befeſtigen.
So ging es über tiefe Klüfte weiter,
Und über ſteile, glatte Klippenmauern.
Den Pferden banden wir die Füße feſt,
Und ließen ſie dann gleiten; und geſchah's,
Daß ſie die Beine brachen, nun, dann ſtreiften
Die Haut wir ab; in einer ſolchen mußten
Die hohe Kaiſerin wir weiter tragen.
Ein Grauen war's! Der arme Kaiſer Heinrich!
— Wir müſſen danken dem Hebräer dort:
Er ging uns flink zur Hand, er führte uns.
Und als die Kaiſerin halbtodt im Schnee
Hinſank, da hob er ſie auf ſeine Arme
Und wandert' unverdroſſen immer weiter.
Hebräer! weßhalb ſitzſt Du dort ſo ſtill
Und ſtarreſt durch das Fenſter auf den Hof?
Ich lobe Dich, was ſelten Dir geſchah!

Ahasverus.

Den wunderlichen Glanz der Welt beſchau' ich,
Blick' auf den Kaiſer, barfuß und in Thränen;
Und denk' dabei an eine alte Weiſe:

Weltlicher Geiſt iſt Strafes-Geiſt,
Der Reichthum bald vergehet.
Das ſchwache Kind wird Held zumeiſt,
Das Rad des Glück's ſich drehet.

Mitternacht.

Chor der Engel.

An Thurmes Schallloch, wo von Ranken
Der Schatten uns entgegenſtarrt,
Seh'n Ahas wir in bangem Schwanken:
Die eigne Bruſt zerfleiſcht er hart. —
Ein Geiſtesſtrahl durch die Gedanken
Blitzt: was er war, und was er ward.

Ahasverus.

Ein Weltengeiſt iſt dieſes Chriſtenthum,
Für Israel's Volk jedoch ward es Verdammung!
Gleich der Koralleninſel wuchs es auf,
Trotz Macht des Meer's, trotz aller ſtarken Stürme;
Nun ſteht es üppig mit den hohen Palmen,
Mit reichen Blumen in der warmen Sonne.

Will es Jehova in dem Grund erſchüttern?
Und will Jehova, daß es wieder ſtürze?
Nein, nein! Gregor, Du liegſt auf Deinem Prachtbett,
Geſchmückt mit koſtbar ſchwerem Seidenumhang;
Und große Geiſter, fähig, zu erſchüttern
Ein Königreich, in Deinem Buſen herrſchen;
Dein Weltenſang iſt Macht der Hierarchie.
Barfuß und mit dem Bußhemd' angethan
Steht Kaiſer Heinrich in dem off'nen Hof;
Es iſt ſein Stolz zermalmt, doch nicht ſein Haß;
Er ſchlummert, aber Träume ſchuf der Schlummer,
Und werden ſie erfüllt, dann bebt die Erde.
Ich ſeh' in Dir der Chriſten großen Geiſt,
Gregor! Ein Prachtbaum wuchs aus kleinem Samen!
Ich ſteh' gebeugt, ſo wie der Kaiſer Heinrich;
Ich ſteh' in dem verſchloſſ'nen Weltenhof,
Ich kann nicht weg, muß, wie der Kaiſer, auch
Erſt aus dem Bann erlöſt ſein. Er ſtand Nächte,
Doch meine Nächte ſind Jahrtauſende!
— Es flammt in meinem Herzen ſeltſam auf,
Als wäre ich die ganze große Summe
Vom Streit des Ird'ſchen mit dem Göttlichen,
Als wäre ich ein kräftig Geiſtes-Licht,
Das nicht erlöſcht wird unter allen Stürmen.

Mich ſchwindelt! Was doch dacht' ich? Ich weiß nicht.
Ein Jeder träumt: Gregor, den Blitzſtrahl ſchwingend,
Und er, deß Scepter ward ein Bettlerſtab.
Doch, *welcher* Traum erfüllt wird? — Ich hab' keinen.

Chor der Engel.

Geboren wird in großen Lebensſtunden
Für Ewigkeiten das Gedanken-Reis,
Und was von Gott kam, wird in Gott gefunden,
Doch ſelbſt der Engel nicht die Stunde weiß.

Deutſchland.

Die Kreuzfahrer.

(Heerſtraße vor einem Kloſter.)

Ahasverus.

Auf meiner Wand'rung oft in heißen Zonen
Sah ich die wilden Ochſen ſchier verſchmachten.
Ringsum nur fand man glühend heiße Steine
Und große, ſcharfe Diſteln; aber jede
Schloß ein in ihrer ſtachelreichen Hülle,
Die der Inſtinkt zerbrach, den Labetrank.
Den Mund die ſcharfen Stacheln blutig ritzten,
Indeß den kühlen Trunk die Zunge leckte.
Die Erd' iſt eine Diſtelblume mir,
Zerbrechen möcht' ich ſie! — Sollt ich auch bluten
Zu Tode mich, da würd' ich doch erquickt!
Mein Durſt iſt der, zu raſten, Ruh' zu finden,

Vergeſſenheit. Es bricht die Diſtelblume!
Der Abend naht, die Zeichen all' ſind da,
Bald wird das große Weltendrama enden!
Aus allen Gegenden der Welt erſcheinen
Schon die Nationen, daß geſammelt werden
Die wilden Ströme, die der Haß getrennt,
Dort, wo Jehova's Altar einſt geſtanden,
In David's Königsſtadt, Jeruſalem.
— Es iſt die Welt für mich ein off'nes Buch.
Du, Iſrael's Königskrone warſt die Sonne
Dem Orient, deß Pflanze herrlich ſproßte
Und, Blumen tragend, ſchwand im Augenblick.
Jahrhundert' ſtand der dürre Stengel nur,
Nun ſchlinget ſich um ihn Europa's Grün,
Ein Arons-Stab, der friſch und lieblich blüht,
Eh' Gott zermalmt die Erde, die vollendet.

(Ein junger Ritter tritt, begleitet von einem Mönch, aus dem Kloſter.)

Der Ritter.

Es nähert ſich das große, ſtolze Heer;
Die reiche Rüſtung glänzet in der Sonne.

Sie kommen, und ich ſchließ' mich ihnen an.
Gieb, frommer Vater, Deinen Segen mir!

Der Mönch.

Du haſt ihn, haſt ihn mit dem Ritternamen;
Erwachſen ſah' ich Dich, Du biſt mir lieb.
Du warſt ein lieblich Kind, als Du wardſt Page;
Es kräuſelten ſich ſchön die goldnen Locken
Um Deine blühend runde Kindeswange,
Wenn fromm, andächtig Du trugſt zur Kapelle
Das goldbeſchlag'ne Buch des Ritterfräuleins.
Ich ſah als Deines Herren Waffenträger
Sein Pferd Dich ſtriegeln und ihm luſtig folgen.
Nun hat ſein Schwert Dich eingeweiht zum Ritter.
Die lange Nacht Du wachteſt in der Kirche,
Wo alle frommen Bilder von der Mauer
Dich angelächelt: Du warſt fromm und gut.
Bar jeder Sünde ſtieg'ſt Du aus dem Bade.
Die weiße Kleidung — Zeichen Deiner Reinheit,
Die Schärpe roth: Du bluteſt für die Kirche,
Die ſchwarzen Schuhe deuten auf den Tod,
Die goldnen Sporen: Eifer, Deinem Gott
Zu dienen. — Achte immerdar das Weib,

Beſchirm' den Schwachen! Dieſe Rittertugend
Erhebt Dich über aller Heiden Weisheit.

Der junge Ritter.

Dank für ein jeglich Wort von Deiner Lippe!
Jeruſalem ſoll mich als Ritter nennen.

Der Mönch.

Ich hör' des Hornes Klang und Pferdeſtampfen,
Es nähert ſich die fromme Ritterſchaar;
Sie ſammelten aus vielen Ländern ſich:
Ein Geiſt, ein Volk — ſo iſt's des Herren Wille!

(Die Kreuzfahrer lagern ſich am Wege; verſchiedene Nationen treffen ſich.)

Ein Ruſſe.

Vom Norden hoch, von Rußland komme ich:
Ihr hörtet wohl von Wladimir, dem Großen!
Ihn kennet Jude, Grieche, Muſelmann,
Ein Jeder wollte, daß er ſei der ihre.
Doch er ward griech'ſcher Chriſt und ließ zerſtören,
Ein jeglich Götzenbild; das Volk, es weinte,
Doch Keiner ſtand zum Streit auf gegen ihn.
Und er befahl: getauft ſei Reich und Arm!

Und in den Dnieperfluß ließ er ſie treiben
Bis an die Bruſt; das war das Bad der Taufe.
Ich ſelbſt hing damals an der Mutter Arm,
Und ich wuchs auf, die Muſelmänner haſſend
Und Juden — die zu locken ſtets verſuchten
Vom Wahrheits-Glauben unſern Wladimir. —
Ich ſchwinge nun mein Schwert gen Muſelmänner,
Mach' wieder David's Stadt zur Chriſtenſtadt.

Ein Engländer.

Mein Vater fiel bei Haſtings, ich ſtamm' ab
Von Nordens Argonauten, den Normannen.
Sie ſah'n in jedem fremden Strand ein Kolchis;
Mir liegt im Blute dieſer alte Sinn.
Mein Kolchis ſeh' ich in der heil'gen Stadt,
Das gold'ne Vließ, ich hol' es vom Kalifen.

Ein Spanier.

Der große Cid, Don Roderigo Dias,
Dient mir zum Vorbild! Laut erklingt ſein Name
In tiefen Schachten, wo das Gold man gräbt,
In der Fabrik und in des Kaufmanns Laden,
In Bauernhütten wie im Ritterſaal.

Voll ſeiner That ſind Alle! Bin ein Spanier!
Wie Cid für Tugend und für Glauben kämpf' ich!

Ein alter Krieger.

Der Zug wird meine Sünden mir vergeben,
Und da die letzte Zeit der Welt ſich nähert,
Iſt's klug, ſich mit dem Himmel gut zu ſteh'n.

Ahasverus.

Sie zieh'n, und Jeden treibt die eigne Luſt!
Europa gießt ſein Volk aus, es verſchwindet
Wie Bergesflüſſe in dem heißen Sand. —
Ich folge mit zum Grabe meiner Väter,
Wo Gottfried pflanzen will Europa's Fahne,
Eh' noch die Erde, und mit ihr mein Herz bricht!

Dieſelbe Stelle.

Zweihundert Jahre ſpäter.

Ahasverus.

Hier ſtreckte ſich ein Wald längs dieſes Fluſſes:
Gefällt iſt jeder Baum, der Fluß nur blieb.
Hier ſtand ein Kloſter, und der tiefe Hohlweg
Ging dicht vorbei; nun liegt hier eine Stadt
Mit tiefen Gräben und mit hohen Mauern.
Auf Hügels Spitze, wo das Kloſter prangte,
Baut nun man eine prächtig ſtolze Kirche.
Hör' Sang und Munterkeit bei Müh' und Arbeit!
So fügt man Stein zum Stein, errichtet Balken,
Und wieder ruht die Arbeit eine Zeitlang:
Dann baut man wiederum nach hundert Jahren,
Denn die Geſchlechter folgen auf einander.

Der Baumeiſter.

Ihr ſchüttelt unzufrieden mit dem Kopf,
Den Bau betrachtend, wie wir ihn begonnen;
Verſteht Ihr denn die Kunſt, und ſeht Ihr Fehler?

Ahasverus.

Wie kann der Menſch, wie kann die Zeit doch ſpielen!
Sie bauen Kartenhäuſer, reißen nieder —
Da iſt Geſchäftigkeit, als gält' es Etwas.

Der Baumeiſter.

Es gilt dem Nützlichen, es gilt dem Schönen,
Es gilt Ausdauer und erhabne Kraft.
Nicht wird in meiner Zeit der Bau vollendet,
Ich folge ſelbſt des todten Meiſters Plan;
Ich thue Meins, und unſere Zeit das Ihre,
Zum Nutzen uns und kommenden Geſchlechtern.

Ahasverus.

Grad' wie es zugeht mit dem Weltenbau.

Baumeiſter.

Baumeiſter dort iſt Gott, und der ſtirbt nicht;
Jeglich Jahrhundert iſt ein Quaderſtein,

Den er, zum ſchon gelegten frühern, legt,
Indeß Geſchlechter ſteigen ſtufenweis.

Ahasverus.

Doch Stillſtand herrſchet oft.

Der Baumeiſter.

O ja, er herrſcht,
Doch iſt die Raſt ein Sammeln nur der Kraft.
Vollendet wird der Bau der Menſchheit einſt;
Was Spiel und Kinderwerk hier ſcheint zu ſein,
Iſt doch ein nützlich Zeichen, das wir hau'n
In des Jahrhunderts ſtolzen Quaderſtein.

Ahasverus.

Und eine Stufe mehr empor zum Himmel!

Der Baumeiſter.

Jeglich Jahrhundert, heißt's, iſt eine Welle,
Die an das Ufer der Vollendung trägt,
Und einen Stein ſoll jede Woge fügen
Zur geiſtigen Entwicklung der Geſchlechter.

Ahasverus.

Es klingt zwar, doch iſt aller Klang nicht Wahrheit.

Der Baumeiſter.

Ich zweifle nicht; es lebt ein Weltengeiſt,
Dies Evangelium kündet die Geſchichte!
Der Bau hier, wie geſagt, iſt nur ein Zeichen
Von Tüchtigkeit der Zeit; Gott bauet fort.

Ahasverus.

Dies Evangelium kündet die Geſchichte?
Ich kenne auch ein wenig dieſes Buch.
Hier, wo Du baueſt, ſtand einmal ein Kloſter;
Kreuzfahrer, und die beſten unter ihnen,
Empfingen hier die Weih', gen Oſten ziehend;
Und Millionen folgten, Gute, Schlechte. —
Europa, was gewann es durch ſein Blut,
Durch zwei Jahrhundert' eifrigen Bemühens,
Das doch mißglückte? So zwei Quaderſteine
Der Geiſtespyramide ſind verſchleudert.

Der Baumeiſter.

Nein, vorwärts, herrlich vorwärts ging es grade!
Es haben ſich genähert die Nationen,
Und der Gedanke: Freiheit ward geboren.
Gar viele Herr'n verkauften ihre Güter,

Sie kamen in die Hand des Bürgerſtandes,
Es ward geſchwächt des Adels Uebermacht,
In Wiſſenſchaft und Kunſt kam neues Leben —
O, vorwärts, herrlich vorwärts ging es grade!

Ahasverus.

(Zu der Menge, welche ſich um ſie verſammelt hat.)

So gebet Ihr ihm recht? Schenkt Beifall ihm?
So findet Ihr, daß Alles vorwärts ging,
Daß Alles beſſer und vollkomm'ner ward,
Vom Papſte ſelbſt bis auf das Volk herab?

Ein Bürger.

Der Papſt, ſagt Ihr?! Nein, niemals ward geboren
Ein größ'rer Schuſt, als er, der nun regiert!

Ahasverus.

Schlug Wahnwitz Dich? Beiß' Deine Zunge ab!
Darfſt Du ſo reden?

Der Bürger.

Kennt Ihr nicht den Papſt,
Johann, den Dreiundzwanzigſten, den Sünder!
Nennt mir ein Laſter, das er nicht geübt!

Seeräuber war er ja von Hauſe aus,
Papſt Alexander ſchafft' er aus der Welt,
Des eig'nen Bruders Weib hat er umarmt,
Dreihundert Nonnen folgten ihr ſodann.
Den Papſt nennt Ihr! Nein, ſo weit ſind wir doch,
Daß in die Cellen wir der Mönche gucken
Wie in den Vatikan und davon ſprechen!

Ahasverus.

Du ſprichſt verwegen wie ein Kaiſer Heinrich!
Biſt König Du, daß Du ſo reden darfſt?

Der Bürger.

Ich bin ein Bürger, darauf bin ich ſtolz!
Wie Hunde ließen wir uns einſt behandeln
Von Adel und von Fürſten; Gott ſei Dank,
Die Zeit iſt nun vorbei, wir haben auch
Ein Wort zu reden.

Ahasverus.

Aber wenn nun Papſt
Und Ritterſchaft ſich einen gegen Euch?

Der Bürger.

So wird's ein Kampf; wir ſchlagen uns mit ihnen,
Des Landes Städte halten all' zuſammen.

Der Baumeiſter.

(Zu Ahasverus.)

Und glaubt Ihr noch, daß es nicht vorwärts ging?

Ein andrer Bürger.

Still, was iſt das? Die Sturmglock' hör' ich tönen!
Ich hab's erwartet. Zeit iſt nicht zum Schwatzen:
Jeglich' Quartier und jede Zunft ſich ſammelt.

Die Menge.

Auf, zu den Waffen! Gott mit uns! Zum Kampf!

(Eilt weiter.)

Ahasverus.

Sie geh'n davon — das Läuten dauert fort.
Wozu iſt dieſer Lärm? Sind Feinde hier?

Der Baumeiſter.

Ja, heute werden Kaufmannswagen kommen,
Die Ritter wiſſen es, das Räubervolk!

In jedem Hohlweg muß man ſie befürchten.
— Ihr Burſchen, haltet mit der Arbeit ein,
Ergreift das Schwert zur Wehr des Bürgerrechts!
(Eilt fort.)

Ahasverus.

Mit ihrem Banner rückt heran die Schaar,
Zu Fuß, zu Roß. Ich ſteh' allein zurück.
Die Arbeit bei dem großen Baue ruht.
Wann ſeh' ich ihn vollendet, wann — vernichtet?

Hohlweg.

(Kampf zwiſchen den Kaufleuten und den Rittern, während eine Nachtigall im Buſche ſingt.)

Die Nachtigall.

Hört die hellen Töne flammen
Durch den dunklen Eichenwald;
Hielten Tapfre feſt zuſammen,
Zwölfen gleich ſtets Jeder galt.

Ahasverus.

(Geht ihnen vorüber.)

Das iſt die beſſre Zeit, die neue Woge,
Die ſeinem Gott den Menſchen näher bringt!

(Spottend:)

Der große Bau des Geiſtes wächſt ja herrlich!
— Glückſelig, der da ſchläft in ſeinem Grab
Und Staub im Staube wird! Wie glücklich iſt
Der Todte, ſelbſt wenn er verzweifelnd ſtirbt!
Es iſt vorbei doch, ganz vorbei — für ewig!

Die Kloſterküche.

(Es wird gekocht und gebraten. Satan iſt oberſter Koch.)

Satan.

Das iſt das heilige Weihnachtsfeſt,
Gekocht und gebraten ſoll werden.
Eh' wir es denken, kommt Biſchof und Abt,
Müd' kehrend heim von dem Jagen.
Die Speiſ' iſt trefflich, und gut iſt der Wein,
Nicht beſſer hat ihn der Kaiſer.
Die Concubine iſt ebenfalls ſchön,
Sie und der Mönch ſind zu Hauſe.

Ein kleiner Teufel.

Ich möchte ſo gern in die Kirche geh'n,
Betrachten den Mönch und die Nonne,

Lernen von ihnen das luſtige Spiel,
Das teufliſch ſchön ſie betreiben.

Chor vom Volke draußen.

Es iſt die heilige Weihnachtsnacht,
Einen Eſel zur Kirche wir bringen;
Biſchof und Abt haben ſelbſt wir gemacht,
Leichtfertig Jungfrauen ſpringen.
Die Meſſe leſen ſchauerlich wir,
Die Jungfrau ſitzt auf dem Eſel hier,
Der Eſel ſchreiet: Hinham
Kyrie, Gloria, Credo ſchön,
Folget — welch' Teufels Geruch und Geſtöh'n!
Hinham! Hinham!

Satan.

Das iſt das heilige Weihnachtsfeſt,
Das Volk iſt luſtig draußen.
Eſelfeſt haben ſie, Narrenfeſt!
Der Satan kocht in dem Kloſter!

Böhmen.

Ahasverus.

Ja, vorwärts geht es, immer luſtig vorwärts!
Das Niedrigſte erhält den höchſten Platz;
Bald ſteht die Hölle wie der Himmel hoch.
In wilden Orgien geht das Leben auf,
Und klug iſt es, zu tanzen wie die Andern,
Sich zu bemalen mit der Zeiten Farbe.
Der Thor nur ſtemmt ſich, will dem Strom entgegen;
Er ringt und ſinket — und wird ausgelöſcht. —
Dort naht ein Mann — nach Coſtnitz führt ſein Weg ihn,
Hat frei Geleit, ja wohl — zum Scheiterhauſen!
Für ihn wär's beſſer und für's ganze Land,
Er blieb daheim vernünftig bei der Arbeit.
Was nützte England wohl des Wicleff Lehre?
Bei ihm hat ſeine Thorheit er geholt.
Gut Glück, Johannes Huß! ich warne laut,
Nimm Dich in Acht vor Prager Theologen.

Ein alter Mann.

Ihm geht's nicht gut, auch uns geht es nicht gut;
Doch iſt das Rad im Schwung, ſo muß es rollen!
(Eine Schaar Reiter hält am Wege.)

Ein Ritter.

Was murmelſt Du? Hinweg mit Deinem Hund!
Mein Roß ſtößt ſeine Bruſt an Dich, Skelett!

Der Blinde.

Ach, ich bin blind, mein Herr! der Hund mich leitet.

Der Ritter.

Doch mußteſt Du hinaus, Geſchwätz zu hören,
Dabei zu ſein, wenn Huß vorüberkommt!
Das iſt ein Held, weil er den Aufruhr predigt.
Ihr Böhmen ſeid ein eigenſinnig Volk!
Und ſeine Lehre Euch gefällt, nicht wahr?
Der große Hauf' iſt immer unzufrieden.

Der Blinde.

Es ſind doch Leute auch von Eurem Stand,
Die Jünger ſind von Huß. Hieronimus
Iſt Adelsmann. —

Der Ritter.

Ha, ha! wie dummdreiſt hing
Des Papſtes Bull' er neulich an die Bruſt
Von zwei unzücht'gen Weibern, die er treiben
Ließ durch die Stadt. Wer iſt der König Böhmen's?
Das geht zu weit!

Der Blinde.

Vergiß, o Gott, den König!

Der Ritter.

Was ſprichſt Du da? Es ſoll ihn Gott vergeſſen?

Der Blinde.

Ja, kann ich etwas Beſſ'res für ihn bitten?
Den Hunden warf er meine Kinder vor,
Und als ich weint', ſtach man mir aus die Augen.

Der Ritter.

Doch jetzt giebt's dafür auch nichts Böſes mehr,
Was Dir Dein König könnte thun zum Spaß.

Der Blinde.

Ja doch, den Hund, den könnte er mir tödten.

Der Ritter.

Das thue ich! Denn ich bin Wenceslaus!
(Er erſchießt den Hund.)

Ahasverus.

Fort reitet er nun,
Der Böhmenkönig!
Welch ſchreckliches Thun
Mein Aug' geſeh'n!
Der Raben Schrei
Hör', über die Felder!
Sie eilen herbei,
Wohl Leichen witternd.
Ich geh' meinen Gang
Durch alle Länder,
In Raben-Sang
Vernehm' ich das Leben.

Die Raben ſingen.

Scheiterhaufen, ſieh'! Gewimmel;
Alle ſtrömen nun zuſammen.
Er gebunden blickt gen Himmel,
Praſſelnd wirbeln auf die Flammen.

Man raubt ihm des Prieſters Tracht; —
Ihm auf's Haupt die Mütz' ſie ſetzen,
Buntbemalt mit Höllenpracht;
Teufel tanzend ſich ergötzen.
Er gefeſſelt, ohne Fehle,
Faltet betend ſeine Hände:
Du, o Gott, nimm meine Seele!
— Rauch fliegt auf — es iſt zu Ende. —
Eh' die Flamm' den Leib zerſtörte,
Brach ſein Herz. O, Himmelsglaube!
Schwanenſang man ringsum hörte —
Schneeweiß flog dort eine Taube!

Der Sturmwind.

Johann Huß! Dein Nam' iſt Sturmklang,
Denn ein Brand ward angezündet,
Der gleich dem Kometen flieget
Durch das ganze Böhmenland.
Kirchen, Klöſter ſteh'n in Flammen,
Bürger ſtreiten gegen Bürger.
Nun brauſ' ich: zerſtört wird Alles!
Den Johannes Ziska ſieh' dort,
Aller Taboriten Häuptling,

Der mit ausgeſtochnen Augen
Reitet auf dem wilden Pferd'.
Und ihm folgen bleiche Weiber,
Langes Haar fliegt um die Schultern,
Blut von ihren Armen tropft.
Solche Schreckens-Bachanale
Kannten nicht der Vorzeit Götter.
Ziska ſpricht, und ſeine Rede
Gleicht dem Weine, der berauſchet;
Man verbrennet, mordet Alle:
Kinder, Weiber — Weiber thun es!
Johann Huß! Du biſt gerächt nun!
Denn auf Deiner Mütze prangten
Teufel, die jetzt Körper wurden,
Treten ein ins Ungarland,
Und ſie führt der blinde Ziska.
Nimmer ſoll der Bauer pflügen
Jenen Acker, wo ſein Zelt ſtand!
— In die Luft fuhr ſeine Seele,
Fortgeführt auf ſtarken Armen.
Alle ſchauern, Alle fürchten.
— Ahasverus! willſt Du flüchten?
Ruh' Dich aus auf meiner Schulter:
Dich und Ziska trag' ich fort.

Chor von Engeln.

Hier die böſen Geiſter kriegen;
Laßt zum grünen Rhein uns fliegen.
Wo die edle Traube glüht,
Lucifer den Ahas ſieht.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Gegend um Mainz.

Ahasverus.

Ein Feſt! Ein Feſt ſchon wieder, eine Hochzeit;
Vom Boote flattern ſchöne bunte Wimpel.

Ein Kapuziner.

Nicht Hochzeitgäſte ſind es, die Ihr ſeht;
Hier iſt ein Feſt für ihn, der auf dem Schiffe
So ſtolz ſteht wie der erſte Mann der Welt.

Ahasverus.

Und wer iſt er?

Der Kapuziner.

Patricier! Guttenberg!
— Im Weltenkäfig ſaß von ew'ger Zeit

Ein Aar gefangen, in der Klau' den Blitz.
Die Kette ſtrebten Manche zu zerbrechen;
Wozu, weßhalb, ſie wußten's ſelber nicht;
Inſtinkt trieb ſie; die Kette ward gefeilt,
Sie war ein Faden nur; und der zuletzt griff,
War dieſer Guttenberg! Nun fliegt der Aar
Und ſchreibt mit ſeinem Blitz des Staub's Gedanken.

Ahasverus.

Und dann? — Was ſoll denn aus dem Spiel entſteh'n?

Der Kapuziner.

Ein Schauern, glaub' ich. Aller Kön'ge König
Den Schauer fühlte.

Ahasverus.

Wie nennt der ſich?

Der Kapuziner.

Satan!

Ahasverus.

Ihr liebt den Spaß, ſo ſcheint es, frommer Vater!
Doch werfet keinen Zorn auf Guttenberg,

Weil Eure Müh' und Arbeit er beendet.
Er macht in einem Tag ſo viele Bücher,
Als Ihr nicht ſchreibt in Eurem ganzen Leben.
Ruht aus und ſchlaft! Das iſt fürwahr das Beſte.
Was Guttenberg ergriff, iſt eine Niete,
Die, glänzendbunt, für werthvoll gelten ſoll.

Der Kapuziner.

Des Abgrunds Flamme wohnt in dem Geſchlecht,
So das Jahrhundert ſchuf; nach Himmelsweisheit
Greift es, fügt zu der Welt noch neue Länder,
Schafft Blitz und Donner und fliegt immer weiter. —

Ahasverus.

Ein Fluggedanke kommt, er wird gepflegt,
Und bald iſt er ein mächt'ger Lebensplan,
Für den man leidet, ſtrebt und Alles opfert.
Vor vielen Jahren traf ich ſolch 'nen Thoren,
Für eine Kugel hält er unſre Erde.:
Im Weſten will er ſuchen Indien,
Der Erde Enden will er all vereinen,
Zu einer Fahne rings um ſich die Völker
Verſammeln all.

Der Kapuziner.

Columbus!

Ahasverus.

Ha, Du kennſt ihn?
Columbus! Einer auch von den Titanen,
Den Himmelsſtürmern. Häufig traf ich ihn
In ſeines Lebens wichtigſten Momenten.
In Andaluſien am Kloſterthor
Stand er mit ſeinem Kind verſchmachtend da;
Wir ſah'n uns nie zuvor; auch ich war Wandrer.
Mit ſeltner Kenntniß ſprach er voll Begeiſterung,
Erzählte uns ſein ganzes Jugendleben,
Riß uns durch ſeiner Rede Feuer hin;
Den wackern Arzt, den Lootſen und Prior,
Perez, gewann er ſich zum Freund. Wir ſchieden.
In Salamanca hörte ich ihn reden
Im Kloſter Sanct Stephan, wo ihn Gelehrte
Mit Bibelſtellen ſchlugen; aber ſtolz,
Gleich einem König, ſprach er als Prophet!
Was nicht der Welt erhab'ne Philoſophen
Ergründet, glaubte er gefaßt zu haben,

Und was in tauſend Jahren nicht vermochten
Seefahrer, ſelbſt die beſten, aufzuſinden,
Das wollte er. Die Knaben auf der Straße,
Die zeigten an die Stirn ſich und ſie lachten,
Wenn ſie Columbus ſah'n. Er geht wohl noch
Mit der Idee umher. Wir treffen uns,
Ich glaube ſicher, Hoffnung hat er immer.

Der Kapuziner.

Ja, mehr als jemals. Hörteſt Du denn nicht
Von Ferdinand's und Iſabella's Siegen,
Was ſie gelobt? Gefallen iſt Granada,
Und auf ſein Abenteuer geht Columbus.

Ahasverus.

Nach achtzehn langen Prüfungsjahren nun!
Ha, ha, roll' in die Weltentiefe, Träumer!
Doch dieſer Tod bleibt immer groß und ſtolz!
Voll Jugendhoffnung fliegt er nun begeiſtert
Hin über's Meer, hin nach den ſtarken Wirbeln,

Die ihn verſchlingen. — Dem Columbus folg' ich!
— Wo hörteſt Du davon? Wie weißt Du es?

Der Kapuziner.

Von einer Pilgrimsfahrt komm' ich aus Spanien.
Ich bin wie Du ein Wandrer — Lucifer!

(Verſchwindet.)

Das Weltmeer.

(Am Bord der Caravelle Sancta Maria. Columbus ſitzt vorne.)

Der Genius der Menſchheit.

(Schwebt wie ein leuchtendes Meteor vor dem Schiffe und ſingt:)

Ich folgte Dir zum Kloſterthor in Deiner Armuth Bangen,
Ich ſchützte in der Junta Dich, umfächelnd Deine Wangen,
Ich rief herbei, zu tröſten Dich, der trop'ſchen Vögel Schaaren,
Und den Paſſatwind ließ ich weh'n, Du ſah'ſt nicht die Gefahren.
Der Kuß der Luft erlabe Dich, blick' auf des Meeres Fließen:
Hier ſchwimmt ein Zweig ſo friſch und grün, d'rauf Blum' und Knospen ſprießen;
O ſieh', dort treibt ein Stab, er iſt mit Farben bunt verzieret:
Bald find'ſt Du Land, und Gottes Hand hat Dich dahin geführet.

Ahasverus.

(Sitzt zwiſchen den Matroſen in dem andern Theile des Schiffes.)

Die letzte Spur von Land iſt längſt verſchwunden,
Ein Chaos von Gefahren ſehen wir.
Beſtändig führt der Wind uns gegen Weſten,
Doch mit ihm kommt kein einzig Schiff zurück;
Das letzte Zeichen nur iſt ausgenommen,
Das Todeszeichen: jener Maſt, der trieb!

Ein Matroſe.

Gleich einem Raben ſchreiſt Du meine Furcht!
In Palos haben ſie uns längſt beweint,
Ein Trauertag war's, als wir fortgeſegelt.
Gutwillig reiſte Keiner; Du allein,
Erkauft, gezwungen nicht: weßhalb ging'ſt Du?

Ahasverus.

Ich weiß, das Meer verliert ſich gegen Weſten
In fürchterlichen Strömen, tiefen Wirbeln,
Die Alles in das Chaos zieh'n. Ich ging,
Weil ich nicht länger Luſt zu leben habe. —

Ein Seemann.

Wir wollen nun nicht länger gegen Weſten:
Wir haben einen Willen, ſtark wie ſeiner.
Ein Fremder iſt er, machtlos in der Heimath:
Wer weiß in Spanien, ob es eine Welle,
Ob wir es waren, die in's Meer ihn warfen.
Dort ſteht er ſtolz und ſtumm, der Mörderengel,
Columbus!

Mehrere Seeleute.

Weh', kein Wind erhebt ſich mehr,
Ringsum iſt Todtenſtill', es ruht die See.

Columbus.

Ich gebe dreißig Kronen an den Erſten,
Der Land erblickt; es wird ſich bald jetzt zeigen.
Es treiben friſche Blumen auf dem Meer,
Ein Vogel ſingt: vernehmt Ihr ſeine Stimme?
Das Vöglein ſetzte ſich in unſer Tauwerk.
Nun ſchwillt das Meer! Glaubt mir, wir finden Land!

Die Seeleute.

Nun wallt die See! o heil'ge Mutter Gottes!
War es ein Zeichen? Leben iſt im Meer.

Ahasverus.

Die Thoren, immer hoffend und betrogen!
Columbus, Du betrügſt Dich ſelber nicht.
In Nächten ſich Dein Auge bange heftet
An den Kompaß, der ſeine Kraft verlor.
Den Zauberkreis das Schiff ſchon überſchritt,
Der Luft und Wogen hält in ſeiner Macht.
Die Sonne ſinkt! Das Schiff, es fliegt weiter
Und Funken ſtreut das Meer, als ob es brenne!

Nacht.

Columbus.

Höher die See geht,
Stärker der Wind weht.
Herz, O! wie ſchwillſt Du!
Herr, Du begleiteſt mich,
Dein Will' geſchehe!
Du, ja Du zeigſt es mir:
Leiſe beweget ſich
Licht dort, ich ſeh' es.
Wie es die Luft nicht hegt,
Wie es das Meer nicht birgt —
Nun iſt's erloſchen; nein!
Langſam wird es bewegt.
Herz, O! wie ſchwillſt Du mir,
Stärker als Meeresfluth
Ringsum der Erde Rund!

Ahasverus.

(Im Schiffsraum.)

Wie ſchwillt die See! Iſt jetzt erreicht das Ziel,
Das ich geſucht: der Tod, wo Alles endet?
Wie? oder ſteigt für uns die Sonn' noch einmal,
Und glätten ſich zum Spiegel neu die Wellen?
— Sie wollen morden ihn! Das Schiff doch bleibt:
Vor Hunger und vor Durſt ſtirbt Jeder dann.
Atlantis, die verſunkne Inſel, ſtreckt
Grabarme auf und hält damit das Schiff
Hier auf der ſtillen Wellentiefe feſt;
Ich, der nicht ſterben kann, ich bleibe hier,
Verbannet aus der Menſchen großem Kreis,
Allein, gebunden feſt gleich dem Polypen
An dieſe Planken, ſo die Sonne dörrt,
Die Jahr für Jahr verfaulend ſinken werden.
Und wenn den Schiffsrumpf hebt des Meeres Toſen,
Dann trennen ſich die Planken — und nur ich,
Ich, der nicht ſterben kann, treib' auf dem Meer
Alleine. Weh' mir! Weh'! Es fiel ein Schuß,
Und wieder einer! Wie! ſie rufen Land!
Nein! das iſt wiederum ein Spiel der Wolken.

(Eilt hinauf.)

Columbus.

(Knieet, das Antlitz gegen den neuen Welttheil gewandt.)

Du Gott der Kraft, durch mich, Dein ſchwaches Werkzeug,
Iſt jetzt gelöſt des Weltenmeers Geheimniß!
Du gabſt mir Kraft in Tagen der Gefahr,
Nun zittre ich bei Deiner Herrlichkeit
Am Tag des Glücks. Land! Land! mein Auge ſieht's!
O ſelig, wen Dein Athem mild berühret,
O ſelig, wen zum Werkzeug Du erwählt!
Von Deiner Herrlichkeit ſchwillt mir das Herz,
Gelobt ſeiſt Du, o Gott, und Jeſus Chriſt!

Die Seeleute.

(Knieen um Columbus.)

O, Herr, vergib uns unſre Sünd' und Schwäche!
Vergib, vergib, es wohnt ein Gott in Dir!

(Ahasverus ſtarrt gegen die Küſte, ſieht die waldbewachſenen Berge in der ſteigenden Morgenſonne, ſtößt einen Schrei aus, und ſinkt um.)

Amerika.

Chor der Eingebornen.

Sieh', der Geiſt, der große, ſandte
Ueber's Meer, herab vom Himmel,
Zu uns ſeine beſten Kinder.
Vögel, größer als die Hütten,
Trugen ſie auf ſtarken Schwingen
Dieſen langen, weiten Weg.
Mit ſich haben ſie den Donner;
Wenn er rollet, bebt das Herz,
Alle unſre Berge beben.
Doch ſie bringen Glück zu uns,
Denn der große Geiſt ſie ſandte.

Ein Weib.

(Mit einem Spiegelſcherben.)

Siehſt Du dieſe dünne Fläche,
Die geſchnitten aus dem Waſſer?

Sieh', mein Antlitz d'rin erſcheint.
Und wie weiß die Zähne ſteh'n,
Blut ſeh' ich in meinen Wangen.
Eine Gabe iſt's von dieſen
Männern, die der Geiſt geſandt.
In das Haar will ich ſie ſtecken:
Eine Flamme trag' ich dann,
Die im Sonnenlicht den Abglanz
Auf die Wand der Hütte wirft.

Ein Krieger.

Söhne von dem großen Geiſte
Traf ich, Einer hielt in Händen
Feſt ein hohl' und blattlos Rohr,
D'rin der Blitzſtrahl ſaß verborgen.
Hielt er's gegen ſeine Schulter,
Hatt' es Stimme, und der Blitz traf
Einen Vogel über uns.
Ich wär' ſtark, ich wäre Herrſcher
Ueber alle Himmels-Vögel,
Hätte ich das hohle Rohr.

Des Waldes Geiſt.

Weh' Dir, Vaterland, und Deinen Söhnen!
Da den Weg vom Oſten Männer fanden!

Seufzer, werdet Sturm! In Waldeswüſte
Iſt das Beil gehoben ſchon, das fällen
Stämme ſoll, die tauſend Jahre ſtanden,
Nur bedrohet von des Himmels Blitzſtrahl.
Und das Gold hier unter dieſen Bäumen,
Ausgewaſchen wird's vom Blut der Kinder.
Bittre, ſchwere Tage werden kommen,
Fremde Männer werden auf Euch jagen,
Jagen Euch von Ort zu Ort; nicht ruhen,
Wandern immer, ſo wie Iſrael's Sohn,
Sollt Ihr, der mit ſeinem Fluch betreten
Dieſen Boden. Stille ſitzt er dort
Unter jener ſchattenden Platane.
Sieht auf's Meer, das weithin wogende,
Wo er herkam, wo er wieder hingeht,
Um gejagt zu werden, ſo wie Ihr.

Chor der Eingebornen.

Söhne von dem großen Geiſt!
Seht, wir lieben Euch, denn größer,
Beſſer auch ſeid Ihr, als wir.
Süße Früchte wir Euch bringen,
Zubereitet Fleiſch vom Wilde.

Wenn Ihr hier im Graſe ſpeiſet,
Tanzen wir beim Trommelklang.

Der Weltgeiſt.

Bahn iſt gefunden! Wieder ein Land ich
Habe geknüpft an das menſchliche Glück.
Es bebt der Urwald, mich nicht verſteht er.
Ewiger Wandrer, Du mich verſteh'n wirſt!
Komm, laß des neuen Welttheils Erſchließung
Dich Dir erſchließen, damit Du leſeſt
Weisheit und Tröſtung und göttlichen Willen,
Und dieſer lautet: Künftig der Menſchheit
Ein Volk, ein Denken, Eintracht, Verſtändniß.

Ahasverus.

Es rauſchet ſeltſam in den alten Wäldern,
Wie einſt in Iſrael's Tempel rauſchten Hymnen.

Der Weltgeiſt.

Reich wie Amerika, lagſt Du, o Iſrael,
Den weit verbreiteten Völkern verſchloſſen;
Du hatteſt Geiſtes Gold, der Sagen Urwald,
Du warſt das Abbild von dem Beſtehenden:

Wieſeſt von Dir d'rum, was von Gott neu kam.
Dies war Dein Untergang, Iſrael's Volk!
Blick' auf Dein eignes Bild, ewiger Wanderer,
Die ganze Menſchheit ſei Dir jetzt ein Spiegel.
Immer das Alte verläugnet das Neue,
Gott wird geboren, gekreuzigt und — lebet!
Roſtfrei den Schatz an's Geſtad' der Vollendung
Siegreich die Well' des Jahrhunderts nun trägt.
Der Länder Genieen haben's verkündet,
Das Buch geöffnet, welches Euch vorlag,
D'rin die Geſchichte ſtand der Geſchlechter.
Ein Blatt gewandt iſt, ſieh' jetzt ein neues,
Lies auf dem Blatt, das Columbus gezeigt Dir,
Blicke dann rückwärts auf die geleſ'nen.
— — Doch wenn ſelbſt Todte erſtänden und ſprächen,
Nimmer verſtändet Ihr's, würdet's verwerfen,
Schlagen an's Kreuz doch das Neue vom Herrn.
Stets Ihr verneinet, was doch wird ſiegen
Und tragen vorwärts das Menſchengeſchlecht. ✓

Ahasverus.

Ein Wirbelwind fährt mir durch die Gedanken,
Ein Chaos, das ſich ſchließt zu einem Ganzen.

Was bin ich, und was war ich — welche Größe!
So klar wird Alles mir — auf kurze Zeit!

(Er ſtreckt die Hände gegen das unendliche Meer aus, die
Sonne ſteigt höher und höher.)

Die Wandertauben.

Was flüſtern Bäume, grüne Waldesſpäher?
Was ſahen ſie, was gab ſich ihnen kund?
Der erſte Kuß, mit dem ein Europäer
Verſchloß des Karaiben-Mädchens Mund.

Des Waldes Geiſt.

Weh', weh', mit einem Kuß verrieth auch Judas!

Das Weltmeer.

(Das Meerweib erzählt ſeinen Kleinen.)

Und Kain mordete den Bruder Abel!
Das war das Erſte in der alten Welt.
Und eine neue fand, gewann Columbus.
Zwei Brüder waren da, und beide Kön'ge,
Der eine, Atahvalpa, war ein Kain:
Er tödtete den Bruder. Kainszeichen

Vereint die neue mit der alten Welt.
Strafengel zwei an Urzeits Eden ſtanden,
Strafengel zwei Columbus Land betraten.
Den Einen ſchuf der Himmel ihm in Cortez,
Und von der Hölle ward geſandt Pizarro.
Und es floß Blut, und immer mehr des Bluts, —
Doch ſchwamm das Gold hin nach Europa's Küſten.

Gute Geiſter.

Alles in Einklang und größer wir ſehen,
Zeichen des Sieges die Wimpel wehen.

Veronika's Geiſt.

Von der Zeit, als Jeruſalem ſank in die Gluth,
Bis Columbus das Land ſah in wilder Fluth,
Eine Spanne der Ewigkeit nur verrann,
Der neuen folget die neue alsdann.
Du, Ahas, entfalteſt die ſtarken Schwingen,
Sie wachſen und werden zum Himmel Dich bringen,
Dich und die Geſchlechter, der Schwachheit Erben,
In Kraft erſtanden, wie Leben aus Sterben.

Chor der Engel.

Laßt, Skalden der Erde, die Harſen erklingen,
Ein Jeder erblicke auf Liedes Schwingen
In ſeiner und in der Welt Hiſtorie,
Des Geiſtes Urſprung, Ringen und Glorie.

Die Muſe des Geſanges.

Was in der Ahasverus-Mythe klang,
Es iſt ein Echo von dem Meer der Zeiten.
— — — — —
Ein beſſ'rer Skalde wird in beſſer'm Sang
Uns jene Wand'rung, welche folget, deuten.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von Fr. Ries in Leipzig.

H. C. Anderſen's

Geſammelte Werke.

Vom

Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe.

Einunddreißigſter Band.

Neue Märchen.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1848.

Neue Märchen.

Von

H. C. Andersen.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1848.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite
Das alte Haus 9
Der Flachs 24
Der Waſſertropfen 33
Die glückliche Familie 37
Die Geſchichte von einer Mutter 44
Der Halskragen 55

Neue Märchen.

Das alte Haus.

Dort unten in der Straße ſtand ein altes, altes Haus. Es war faſt dreihundert Jahre alt: ſo ſtand es auf dem Balken zu leſen, auf welchem in und mit Tulpen und Hopfenranken die Jahreszahl angebracht war. Da las man ganze Verſe, in der Schreibart der alten Zeit, und über jedem Fenſter war ein Geſicht in dem Balken ausgeſchnitzt, das allerlei Grimaſſen machte. Die eine Etage ragte ein ganzes Stück über die andere hervor, und dicht unter dem Dach war eine bleierne Rinne mit einem Drachenkopf. Das Regenwaſſer ſollte aus dem Rachen herauslaufen, es lief aber aus dem Bauch heraus, denn die Rinne hatte ein Loch.

Alle die andern Häuſer in der Straße waren ſo neu und ſo nett, mit großen Fenſterſcheiben und glatten Wänden.

Man ſah es ihnen ordentlich an, daß ſie nichts mit dem alten Hauſe zu thun haben wollten. Sie mochten wohl denken: „Wie lange ſoll das Gerümpel noch zum allgemeinen Scandal hier in der Straße ſtehen? Das Geſimſe ſteht ſoweit vor, daß Niemand aus unſern Fenſtern ſehen kann, was auf jener Seite dort vorgeht! Die Treppe iſt ſo breit, wie eine Schloßtreppe, und ſo hoch, als führe ſie auf einen Kirchthurm. Das eiſerne Geländer ſieht ja aus, wie die Thür zu einem Erbbegräbniß, und meſſingene Knöpfe ſind darauf — es iſt wirklich zu albern!“

Gerade gegenüber ſtanden auch neue und nette Häuſer, und die dachten grade wie die andern; aber am Fenſter ſaß hier ein kleiner Knabe mit friſchen, rothen Wangen, mit klaren, ſtrahlenden Augen, und dem gefiel das alte Haus ganz beſonders gut, und zwar ſowohl im Sonnenſchein, wie im Mondſchein. Und wenn er nach der Mauer hinüberblickte, wo der Kalk abgefallen war: dann konnte er ſitzen und die wunderbarſten Bilder herausfinden, grade wie die Straße früher ausgeſehen hatte, mit Freitreppen, Geſimſen und ſpitzen Giebeln; er konnte Soldaten ſehen mit Hellebarden, und Dachrinnen, die wie Drachen und Lindwürmer umher liefen. — Das war ſo recht ein Haus zum Anſchauen, und da drüben wohnte ein alter Mann, der in ledernen Kniehoſen ging und einen Rock mit großen Meſſingknöpfen und eine Perücke trug, der man es anſah, daß ſie eine wirkliche Perücke war. Jeden Morgen kam ein alter Mann zu ihm, der bei ihm rein machte und Gänge beſorgte. Sonſt war der Alte in den Kniehoſen ganz allein in dem alten Hauſe. Zuweilen kam er an die Fenſterſcheiben und ſah hinaus, und der kleine Knabe nickte ihm zu, und der alte Mann nickte wieder, und ſo wurden ſie bekannt, und ſo wurden ſie Freunde, obgleich ſie niemals mit einander geſprochen hatten. Aber das war ja auch gar nicht nöthig.

Der kleine Knabe hörte ſeine Eltern ſagen: „Der alte Mann da drüben hat es ſehr gut; aber er iſt ſo entſetzlich allein!“

Am nächſten Sonntag wickelte der kleine Knabe Etwas in ein Stück Papier, ging damit vor die Hausthür und ſagte, als der, der die Gänge für den Alten beſorgte, kam: „Höre! Willſt Du dem alten Mann da drüben Dieſes von mir bringen. Ich habe zwei Zinnſoldaten; dieſes iſt der eine; er ſoll ihn haben, denn ich weiß, daß er ſo entſetzlich allein iſt.“

Und der alte Aufwärter ſah ganz vergnügt aus, nickte und trug den Zinnſoldaten in das alte Haus. Nachher ward herübergeſchickt, ob der kleine Knabe nicht Luſt habe, ſelbſt zu kommen und ſeinen Beſuch zu machen. Und dazu gaben ihm ſeine Eltern Erlaubniß; und ſo kam er nach dem alten Hauſe.

Und die Meſſingknöpfe auf dem Treppengeländer glänzten weit ſtärker, als ſonſt; man hätte glauben ſollen, daß ſie wegen des Beſuchs polirt worden wären. Und es war ganz ſo, als ob die ausgeſchnitzten Trompeter — denn auf der Thüre waren Trompeter ausgeſchnitzt, die in Tulpen ſtanden — aus Leibeskräften blieſen; ihre Backen ſahen weit dicker aus, als früher. Ja, ſie blieſen: „Schnetterengdeng! Der kleine Knabe kommt! Schnetterengdeng!“ — Und dann ging die Thür auf. Die ganze Hausflur war mit alten Portraits behangen: Rittern in Harniſchen und Frauen in ſeidenen Kleidern; und die Harniſche raſſelten und die ſeidenen Kleider rauſchten! — Und dann kam eine Treppe, die ging ein großes Stück hinauf und ein kleines Stück hinunter, und dann war man auf einem Altan, der freilich ſehr gebrechlich war, mit großen Löchern und langen Spalten; aber aus ihnen allen wuchſen Gras und Blätter heraus, denn der ganze Altan, der Hof und die Mauer war mit ſo vielem Grün bewachſen, daß es ausſah, wie ein Garten; aber es war nur ein Altan. Hier ſtanden alte Blumentöpfe, die Geſichter und Eſelsohren hatten; die Blumen wuchſen aber ganz ſo, wie es ihnen beliebte. In dem einen Topf wuchſen nach allen Seiten Nelken über, das heißt: das Grüne davon, Schuß auf Schuß, und ſprachen ganz deutlich: „Die Luft hat mich geſtreichelt, die Sonne hat mich geküßt und mir auf den Sonntag eine kleine Blume verſprochen, eine kleine Blume auf den Sonntag!“

Und dann kamen ſie in ein Zimmer, wo die Wände mit Schweinsleder überzogen waren, und auf dem Schweinsleder waren Goldblumen gepreßt.

„Vergoldung vergeht,
Schweinsleder beſteht!“

ſagten die Wände.

Und da ſtanden Lehnſtühle mit ganz hohen Rücken, mit Schnitzwerk und mit Armen an beiden Seiten! „Setzen ſie ſich!“ ſagten ſie. „Uh! Wie es in mir knackt! Nun werde ich gewiß auch Gicht bekommen, wie der alte Schrank! Gicht im Rücken, Uh!“

Und dann kam der kleine Knabe in die Stube, wo der alte Mann ſaß.

„Dank für den Zinnſoldaten, mein kleiner Freund!“ ſagte der alte Mann; „und Dank dafür, daß Du zu mir herübergekommen biſt!“

„Dank! Dank!“ oder „Knick! Knack!“ ſagten alle Möbel. Es waren ihrer ſo viele, daß ſie ſich beinahe einander im Wege ſtanden, um den kleinen Knaben zu ſehen.

Und mitten an der Wand hing ein Gemälde, eine ſchöne Dame, ſo jung und ſo froh, aber ganz ſo gekleidet, wie in alten Tagen: mit Puder im Haar und mit Kleidern, die ſteif ſtanden. Die ſagte weder „Dank“ noch „Knack,“ aber ſah mit ihren milden Augen auf den kleinen Knaben herab, der ſogleich den alten Mann fragte: „Wo haſt Du die hergekriegt?“

„Da drüben vom Trödler,“ ſagte der alte Mann. „Dort hängen ſo viele Bilder; Niemand kennt ſie oder bekümmert ſich um ſie, denn ſie ſind Alle begraben. Aber vor vielen Jahren habe ich Dieſe gekannt, und nun iſt ſie todt und fort ſeit einem halben Jahrhundert!“

Und unter dem Bilde hing, hinter Glas, ein Strauß verwelkter Blumen; die waren gewiß auch ein halbes Jahrhundert alt, ſo ſahen ſie aus. Und der Perpendikel der großen Uhr ging hin und her, und die Zeiger drehten ſich, und Alles in der Stube ward noch älter; aber Niemand bemerkte es.

„Sie ſagen zu Hauſe,“ ſagte der kleine Knabe, „daß Du ſo entſetzlich allein biſt!“

„O,“ ſagte er, „die alten Gedanken, mit allem Dem, was ſie mit ſich führen können, kommen und beſuchen mich; und nun kommſt Du ja auch! — Es geht mir ſehr gut!“

Und dann nahm er von dem Wandbrett ein Buch mit Bildern herunter; darin waren ganze lange Aufzüge, die wunderbarſten Kutſchen, wie man ſie heutzutage gar nicht mehr ſieht; Soldaten, wie Treſbube, und Bürger mit wehenden Fahnen. Die Schneider hatten eine Fahne mit einer Scheere, von zwei Löwen gehalten, und die Schumacher eine Fahne ohne Stiefel, aber mit einem Adler, der zwei Köpfe hatte; denn bei den Schumachern muß Alles ſo ſein, daß ſie ſagen können: „Das iſt ein Paar!“ — Ja, das war ein Bilderbuch!

Und der alte Mann ging in die andere Stube, um Eingemachtes, Aepfel und Nüſſe zu holen. — Es war wirklich ganz herrlich in dem alten Hauſe.

„Ich kann es nicht aushalten!“ ſagte der Zinnſoldat, der auf der Lade ſtand. „Hier iſt es ſo einſam und ſo traurig! Nein, wenn man das Familienleben kennen gelernt hat, kann man ſich an dieſes hier nicht gewöhnen! Ich kann es nicht aushalten! Der ganze Tag iſt ſo lang, und der Abend iſt noch länger! Hier iſt es gar nicht ſo, wie drüben bei Dir, wo Dein Vater und Deine Mutter ſo vergnüglich ſprachen, und wo Du und alle Ihr ſüßen Kinder einen ſo prächtigen Lärmen machtet. Nein, wie einſam es bei dem alten Mann iſt! Glaubſt Du, daß er Küſſe bekommt? Glaubſt Du, daß er freundliche Blicke oder einen Weihnachtsbaum bekommt? — Er bekommt nichts, als ein Grab! — Ich kann es nicht aushalten!“

„Du mußt es nicht ſo von der traurigen Seite nehmen!“ ſagte der kleine Knabe. „Mir kommt hier Alles ſo ſchön vor, und alle die alten Gedanken mit Dem, was ſie mit ſich führen können, kommen hier ja zum Beſuch!“

„Ja, aber die ſehe ich nicht und kenne ich nicht!“ ſagte der Zinnſoldat. „Ich kann es nicht aushalten!“

„Das mußt Du!“ ſagte der kleine Knabe.

Und der alte Mann kam mit dem allervergnügteſten Geſicht, und mit den ſchönſten eingemachten Früchten und Aepfeln und Nüſſen; und da dachte der Kleine nicht mehr an den Zinnſoldaten.

Glücklich und vergnügt kam der kleine Knabe nach Hauſe; und es vergingen Tage und es vergingen Wochen; und es ward nach dem alten Hauſe hin und von dem alten Hauſe her genickt; und dann kam der kleine Knabe wieder hinüber.

Und die ausgeſchnitzten Trompeter blieſen: „Schnetterengdeng! Da iſt der kleine Knabe! Schnetterengdeng!“ Und Schwerter und Rüſtungen auf den alten Ritterbildern raſſelten; und die ſeidenen Kleider rauſchten; und das Schweinsleder erzählte; und die alten Stühle hatten Gicht im Rücken: „Au!“ Das war accurat ſo, wie das erſte Mal, denn da drüben war ein Tag und eine Stunde ganz ſo, wie die andere.

„Ich kann es nicht aushalten!“ ſagte der Zinnſoldat. „Ich habe Zinn geweint! Hier iſt es allzu traurig! Laß mich lieber in den Krieg ziehen und Arme und Beine verlieren! Das iſt doch eine Veränderung. — Ich kann es nicht aushalten! — Nun weiß ich, was es heißt, Beſuch von ſeinen alten Gedanken und Allem, was ſie mit ſich führen können, zu bekommen. Ich habe Beſuch von den meinigen gehabt, und Du kannſt glauben, das iſt auf die Länge hin kein Vergnügen. Ich war zuletzt nahe daran, von der Lade hinunterzuſpringen. Euch Alle da drüben im Hauſe ſah ich ſo deutlich, als ob Ihr wirklich hier wäret. Es war wieder der Sonntag Morgen, wo Ihr Kinder alle vor dem Tiſch ſtandet und den Pſalm abſangt, den Ihr alle Morgen ſingt. Ihr ſtandet andächtig mit gefalteten Händen, und Vater und Mutter waren ebenſo feierlich geſtimmt; und da ging die Thür auf, und die kleine Schweſter Maria, die noch nicht zwei Jahre alt iſt, und die immer tanzt, wenn ſie Muſik oder Geſang hört, welcher Art dieſer auch ſein mag, ward hereingeſetzt. — Sie ſollte zwar nicht, aber ſie fing an, zu tanzen, konnte jedoch nicht recht in Tact kommen, denn die Töne waren ſo lang gezogen, und ſo ſtand ſie erſt auf dem einen Bein und hielt den Kopf ganz vornüber, und dann auf dem andern Bein, und hielt den Kopf ganz vornüber; aber es reichte nicht aus. Ihr ſtandet Alle ſehr ernſthaft, obgleich das etwas ſchwer fiel, aber ich lachte innerlich, und deswegen fiel ich vom Tiſch herunter und bekam eine Beule, mit der ich noch herumgehe; denn es war nicht recht von mir, daß ich lachte. Aber dies Alles, und Alles was ich ſonſt erlebt habe, geht mir jetzt wieder in meinem Innern vorüber, und das ſind wohl die alten Gedanken, mit Allem, was ſie mit ſich führen! Sage mir, ob Ihr noch des Sonntags ſingt? Erzähle mir etwas von der kleinen Maria! Und wie geht es meinem Kameraden, dem andern Zinnſoldaten? Ja, der iſt freilich recht glücklich! — Ich kann es nicht aushalten!“

„Du biſt weggeſchenkt worden,“ ſagte der kleine Knabe; „Du mußt bleiben. Kannſt Du das nicht einſehen?“

Und der alte Mann kam mit einem Kaſten, in dem Manches zu ſehen war: Schminkdöschen und Balſambüchſen, alte Karten, ſo groß und ſo vergoldet, wie man ſie jetzt gar nicht mehr zu ſehen bekommt. Und es wurden mehrere Käſtchen geöffnet, und das Klavier ward geöffnet; und da waren inwendig auf dem Deckel Landſchaften gemalt; und es war ſo heiſer, als der alte Mann darauf ſpielte; und dann ſummte er eine Melodie.

„Ja, die konnte ſie ſingen!“ ſagte er; und dann nickte er dem Bilde zu, das er bei dem Trödler gekauft hatte; und des alten Mannes Augen leuchteten dabei ſo klar.

„Ich will in den Krieg! Ich will in den Krieg!“ rief der Zinnſoldat ſo laut, wie er nur konnte, und ſtürzte ſich auf den Fußboden herab.

Ja, aber wo blieb er? Der alte Mann ſuchte, der kleine Knabe ſuchte: fort war er und fort blieb er. „Ich werde ihn ſchon noch finden,“ ſagte der alte Mann; aber er fand ihn nie; der Fußboden war allzu offen und durchlöchert. Der Zinnſoldat war durch eine Spalte gefallen, und da lag er nun, wie in einem offenen Grabe.

Und der Tag verging, und der kleine Knabe kam nach Hauſe, und die Woche verging, und es vergingen mehrere Wochen. Die Fenſter waren ganz gefroren, und der kleine Knabe mußte ſitzen und auf die Scheiben hauchen, um ein Guckloch nach dem alten Hauſe zu machen, und da war Schnee in alle Schnörkel und Inſchriften hineingeweht und bedeckte die ganze Treppe, grade als wenn Niemand zu Hauſe ſei. Und es war auch Niemand zu Hauſe: der alte Mann war geſtorben!

Am Abend hielt ein Wagen vor der Thür und auf denſelben ſetzte man ihn in ſeinem Sarge; er ſollte draußen auf dem Lande in ſeinem Begräbnißplatz ruhen. Da fuhr er nun hin; aber Niemand folgte; alle ſeine Freunde waren ja todt. Und der kleine Knabe warf dem Sarge, als er ſo dahin fuhr, Handküſſe nach.

Einige Tage nachher ward Auction in dem alten Hauſe gehalten, und der kleine Knabe ſah aus ſeinem Fenſter, wie man wegtrug: die alten Ritter und die alten Damen, die Blumentöpfe mit den langen Ohren, die alten Stühle und die alten Schränke. Etwas kam dahin, etwas dorthin; ihr Portrait, das beim Trödler gefunden worden war, kam wieder hin zum Trödler, und da blieb es hängen, denn Niemand kannte ſie mehr, Niemand bekümmerte ſich um das alte Bild.

Im Frühjahr riß man das Haus ſelbſt ein, denn es war ein Gerümpel, ſagten die Leute. Man konnte von der Straße gerade hinein in die Stube zu dem ſchweinsledernen Ueberzug hin ſehen, der zerſetzt und abgeriſſen ward; und das Grün des Altans hing ganz verwildert um die einſtürzenden Balken herum. — Und dann ward hier aufgeräumt.

„Das half!“ ſagten die Nachbarhäuſer.

Und es ward ein herrliches Haus aufgebaut mit großen Fenſtern und weißen, glatten Mauern; aber vor dem Platz, wo eigentlich das alte Haus geſtanden hatte, ward ein kleiner Garten angepflanzt, und an der Mauer des Nachbars wuchſen wilde Weinranken empor; vor dem Garten kam ein großes eiſernes Gitter, mit eiſerner Thür; das ſah ſtattlich aus. Die Leute blieben davor ſtehen und guckten hindurch. Und die Sperlinge ſetzten ſich zu Dutzenden auf die Weinranken und ſchwatzten alle durcheinander, ſo laut ſie konnten; aber nicht von dem alten Hauſe, denn das konnten ſie nicht erinnern; es waren ſo viele Jahre vergangen — ſo viele, daß der kleine Knabe zu einem Mann, ja zu einem tüchtigen Mann herangewachſen war, an dem ſeine Eltern Freude hatten. Und er war eben verheirathet worden und mit ſeiner kleinen Frau in das Haus gezogen, vor dem ſich der Garten befand; und hier ſtand er neben ihr, während ſie eine Feldblume einſetzte, die ſie ſehr hübſch fand; ſie pflanzte ſie mit ihrer kleinen Hand und drückte die Erde mit ihren Fingern feſt an. — Au! Was war das? — Sie ſtach ſich. Aus der weichen Erde ragte etwas Spitzes hervor. Das war — Ja, denkt einmal! — das war der Zinnſoldat derſelbe, der oben bei dem alten Manne verloren gegangen war, der zwiſchen Zimmerholz und Schutt ſich lange herumgetrieben hatte und nun ſchon viele Jahre in der Erde lag.

Und die junge Frau trocknete den Soldaten erſt mit einem grünen Blatt ab, und dann mit ihrem feinen Taſchentuch — das duftete ſo wunderſchön! Und es war dem

Zinnſoldaten grade ſo zu Muthe, als ob er aus einer Ohnmacht erwache.

„Laß mich ihn ſeh'n!" ſagte der junge Mann, lächelte und ſchüttelte dann mit dem Kopf: „Ja, der kann es nun freilich wohl nicht ſein; aber er erinnert mich an eine Geſchichte mit einem Zinnſoldaten, die ich hatte, als ich ein kleiner Knabe war." Und dann erzählte er ſeiner Frau von dem alten Hauſe und dem alten Mann, und von dem Zinnſoldaten, den er ihm herübergeſchickt hatte, weil er ſo entſetzlich allein war; und er erzählte es accurat ſo, wie es wirklich geweſen war, ſodaß der jungen Frau die Thränen in die Augen traten über das alte Haus und den alten Mann.

„Es iſt doch möglich, daß dies derſelbe Zinnſoldat iſt!" ſagte ſie; „ich will ihn verwahren und will an alles Das gedenken, was Du mir erzählt haſt; aber das Grab des alten Mannes mußt Du mir zeigen."

„Ja, das weiß ich nicht, wo das iſt," antwortete er, „und das weiß Niemand. Alle ſeine Freunde waren todt; Keiner pflegte daſſelbe, und ich war ja ein kleiner Knabe!"

„Ach, wie der wohl entſetzlich allein geweſen ſein mag!" ſagte ſie.

„Ja, entſetzlich allein!" ſagte der Zinnſoldat; „aber herrlich iſt es, nicht vergeſſen zu werden!"

„Herrlich!“ rief eine Stimme ganz nahe bei; aber Niemand, außer dem Zinnſoldaten, ſah, daß dieſe von einem Fetzen der ſchweinsledernen Tapete herkam, der nun ohne alle Vergoldung war. Er ſah aus, wie naſſe Erde; aber eine Anſicht hatte er doch, und die ſprach er aus:

„Vergoldung vergeht,
Aber Schweinsleder beſteht!“

Allein der Zinnſoldat glaubte das nicht.

Der Flachs.

Der Flachs ſtand in Blüthe; er hatte ſo niedliche blaue Blumen, zart, wie die Flügel einer Motte, und noch viel feiner! Die Sonne ſchien auf den Flachs, und die Regenwolken begoſſen ihn; und dies war ebenſogut für ihn, wie es für kleine Kinder iſt, gewaſchen zu werden und darauf einen Kuß von der Mutter zu bekommen; ſie werden dann viel ſchöner, und das ward der Flachs auch.

„Die Leute ſagen, daß ich ſo ausgezeichnet gut ſtehe,“ ſagte der Flachs, „und daß ich ſo ſchön lang werde; es wird ein tüchtiges Stück Leinewand aus mir werden.“ Nein, wie glücklich bin ich doch! Ich bin gewiß der Allerglücklichſte von Allen! Ich habe es ſo gut, und es wird etwas aus mir werden. Wie der Sonnenſchein erfreut, und wie der Regen gut ſchmeckt und erfriſcht! Ich bin gränzenlos glücklich, ich bin der Allerglücklichſte!“

„Ja, ja, ja!“ ſagte der Zaunſtecken. „Ihr kennt die Welt nicht, aber das thun wir, denn in uns ſtecken Knorren, und dann knarrte er ganz jämmerlich:

„Schnipp-Schnapp-Schnurre,
Baſſelurre.
Aus iſt das Lied!“

„Nein, es iſt nicht aus!“ ſagte der Flachs. „Morgen ſcheint die Sonne, oder der Regen thut wohl. Ich fühle, wie ich wachſe; ich fühle, daß ich in Blüthe ſtehe! Ich bin der Allerglücklichſte!“

Aber eines Tages kamen Leute, die nahmen den Flachs beim Schopf und zogen ihn mit der Wurzel aus; das that weh; und er ward in's Waſſer gelegt, als ob er erſäuft werden ſollte, und dann kam er über's Feuer, als wolle man ihn braten — es war ganz gräulich!

„Man kann es nicht immer gut haben!“ ſagte der Flachs; „man muß etwas durchmachen, dann weiß man etwas!“

Aber es kam allerdings ſchlimm; der Flachs ward angefeuchtet und geröſtet, gebrochen und gehechelt — ja, was wußte er, wie das hieß, was man alles mit ihm vornahm. Er kam auf das Spinnrad: ſchnurr, ſchnurr! — Da war es nicht möglich, die Gedanken beiſammen zu halten.

„Ich bin außerordentlich glücklich geweſen!“ dachte er bei aller ſeiner Pein; „man muß zufrieden ſein mit dem Guten, was man genoſſen hat! — Zufrieden! Zufrieden! O!“ Und das ſagte er noch, als er auf den Webeſtuhl kam; — und ſo ward er zu einem ſchönen, großen Stück Leinewand. Aller der Flachs, bis auf den letzten Stengel, ging zu dem einen Stück auf.

„Aber das iſt doch ganz außerordentlich! Das hätte ich nie geglaubt! Nein, wie das Glück mir doch günſtig iſt! Der Zaunſtecken wußte wirklich nicht übel Beſcheid mit ſeinem:

„„Schnipp-Schnapp-Schnurre,
Baſſelurre.““

Das Lied iſt keineswegs aus! Nun fängt es erſt recht an! Das iſt wirklich außerordentlich! Hab' ich auch etwas gelitten, ſo iſt doch auch etwas aus mir geworden! Ich bin der Glücklichſte von Allen! Ich bin ſo ſtark und ſo fein, ſo weiß und ſo lang! Das iſt etwas Anderes, als blos Pflanze zu ſein, wenn man auch Blumen trägt; man wird nicht gepflegt, und Waſſer bekommt man nur, wenn es regnet! Jetzt werde ich gewartet und gepflegt, die Magd wendet mich jeden Morgen um, und aus der Gießkanne bekomme ich jeden Abend ein Regenbad; ja, die Frau Paſtorin hat ſelbſt eine Rede über mich gehalten und hat geſagt, daß ich das beſte Stück in dem ganzen Kirchſpiel ſei. Ich kann gar nicht glücklicher werden!“

Nun kam die Leinewand in's Haus, dann unter die Scheere; nein wie man ſchnitt und riß, wie man mit Nähnadeln darauf losſtach! — Das war kein Vergnügen; aber aus der Leinewand wurden zwölf Stück Wäſche, von der Sorte, die man nicht gern nennt, die aber alle Menſchen haben müſſen; es waren zwölf Stück davon.

„Nein, ſeht doch! Jetzt bin ich erſt was Rechtes geworden! Alſo das war meine Beſtimmung! Das iſt ja ein wahrer Segen! Nun ſchaffe ich Nutzen in der Welt, und das ſoll man ja, das iſt erſt das wahre Vergnügen! Wir ſind zwölf Stück geworden, aber wir ſind doch Alle Eins und Daſſelbe: wir ſind ein Dutzend! Was das für ein außerordentliches Glück iſt!“

Und Jahre vergingen — und da hielten ſie nicht länger.

„Einmal muß es ja vorbei ſein!“ ſagte jedes Stück. „Ich hätte gern etwas länger gehalten, aber man muß nichts Unmögliches verlangen!“

Und ſo wurden ſie in Stücke und Fetzen zerriſſen. Sie glaubten, daß es nun ganz vorbei ſei, denn ſie wurden zerhackt und eingeweicht und gekocht, ja, ſie wußten ſelbſt nicht, was alles — — und dann wurden ſie ſchönes, weißes Papier.

„Nein, das iſt eine Ueberraſchung, und eine herrliche Ueberraſchung!“ ſagte das Papier.“ Nun bin ich feiner, als vorhin, und nun wird auf mir geſchrieben werden! Was kann nicht Alles geſchrieben werden! Das iſt doch ein außerordentliches Glück!“

Und es wurden wirklich die allerſchönſten Geſchichten und Verſe darauf geſchrieben, und es kam nur ein einziges Mal ein Klex darauf — das war denn freilich ein ganz beſonderes Glück; und die Leute hörten, was darauf ſtand: es war ſo klug und ſo gut; es machte die Menſchen viel klüger und beſſer; es lag ein großer Segen in den Worten auf dieſem Papier.

„Das iſt mehr, als ich mir träumen ließ, wie ich noch eine kleine blaue Blume auf dem Felde war! Wie konnte es mir einfallen, daß ich dereinſt Freude und Kenntniſſe unter die Menſchen bringen ſollte! Ich kann es ſelbſt noch nicht begreifen; aber es iſt nun wirklich ſo! Unſer Herrgott weiß, daß ich ſelbſt nichts gethan habe, als was ich, nach ſchwachen Kräften, für mein Daſein thun mußte; und ſo fördert er mich auf dieſe Weiſe von der einen Freude und Ehre zur andern! Jedesmal, wenn ich denke: „„Aus iſt das Lied!““ da geht es grade wieder zu etwas Höherem und Beſſerem über. Nun ſoll ich gewiß auf Reiſen, in der Welt herum geſchickt werden, damit alle Menſchen mich leſen können. Das kann nicht anders ſein! Es iſt das einzig Wahrſcheinliche! Ich habe köſtliche Gedanken, eben ſo viele, wie ich früher blaue Blumen hatte! Ich bin der Allerglücklichſte!“

Aber das Papier kam gar nicht auf Reiſen, es kam zum Buchdrucker; und da ward Alles, was darauf geſchrieben ſtand, zum Druck geſetzt zu einem Buch, ja zu vielen hundert Büchern, denn auf dieſe Weiſe konnten ſo unendlich Viele mehr Nutzen und Vergnügen davon haben, als wenn das einzige Papier, auf dem es geſchrieben ſtand, in der Welt hätte umherlaufen ſollen und auf halbem Wege abgenutzt worden wäre.

„Ja, das iſt freilich das Allervernünftigſte!“ dachte das beſchriebene Papier. „Das fiel mir allerdings gar nicht ein! Ich bleibe zu Hauſe und werde in Ehren gehalten, grade wie ein alter Großvater, und der bin ich ja auch von allen dieſen neuen Büchern! Nun kann etwas ausgerichtet werden! So hätte ich nicht umherwandern können! Auf mich hat er geſehen, der das Ganze ſchrieb! Jedes Wort floß gerades Wegs aus der Feder in mich hinein! Ich bin der Allerglücklichſte!“

Dann wurde das Papier in ein Bündel zuſammengebunden und in eine Tonne geworfen, die im Waſchhauſe ſtand.

„Nach vollbrachter That iſt gut ruhen!“ ſagte das Papier. „Es iſt ſehr weiſe, daß man ſich ſammelt und über das, was in Einem wohnt, zum Nachdenken kommt! Jetzt weiß ich erſt ſo recht, was auf mir ſteht! Und ſich ſelbſt kennen, das iſt der wahre Fortſchritt. Was ſollte nun wohl mit mir geſchehen? Vorwärts wird's jedenfalls wieder gehen; es geht allezeit vorwärts, das habe ich erfahren!“

Und ſo wurde eines Tages alles Papier herausgenommen und auf den Herd gelegt; da ſollte es verbrannt werden; denn es durfte nicht an den Höker verkauft und zum Einſchlag für Butter und Zucker benutzt werden: ſo ſagte man. Und alle Kinder im Hauſe ſtanden rund herum, denn ſie mochten ſo gerne Papier brennen ſehen; das flammte ja ſo prächtig in die Höhe, und nachher konnte man in der Aſche die vielen rothen Funken ſehen, die hin und her fuhren, Einer nach dem Andern erloſch, ſo geſchwind, ſo geſchwind! Das nannte man: „Die Kinder aus der Schule kommen ſehen,“ und der letzte Funke war der Schulmeiſter; oft glaubte man, daß dieſer gegangen ſei, aber dann kam in demſelben Augenblick noch ein Funke: „Da ging der Schulmeiſter!“ ſagten ſie. Ei, die wußten ſchön Beſcheid! Sie hätten nur wiſſen ſollen, wer da ging! Wir werden es zu wiſſen bekommen; aber ſie wußten es nicht. Alles alte Papier, das ganze Bündel ward auf's Feuer gelegt, und es zündete ſchnell. „Uh!“ ſagte es und flackerte in hellen Flammen auf. Uh! Das war eben nicht ſehr angenehm, zu brennen; als aber das Ganze in Flammen ſtand, ſchlugen dieſe ſo hoch in die Höhe, wie der Flachs niemals ſeine kleinen blauen Blumen hatte erheben können, und glänzten, wie die weiße Leinewand niemals hatte glänzen können. Alle geſchriebenen Buchſtaben wurden einen Augenblick ganz roth, und alle Worte und Gedanken gingen in Flammen auf. „Nun ſteige ich gerades Wegs zur Sonne hinauf!“ ſprach es in der Flamme, und es war, als ob tauſend Stimmen dieſes einſtimmig ſagten, und die Flammen ſchlugen durch den Schornſtein, oben heraus. — Und feiner, als die Flammen, unſichtbar für menſchliche Augen, ſchwebten da ganz kleine Weſen, ebenſo viele, wie Blumen auf dem Flachs geweſen waren. Sie waren noch leichter, als die Flamme, die ſie geboren hatte; und als dieſe erloſch, und von dem Papier nur die ſchwarze Aſche übrig war, tanzten ſie noch einmal über dieſelbe hin, und wo ſie dieſelbe berührten, da liefen die rothen Funken. „Die Kinder kamen aus der Schule und der Schulmeiſter war der Allerletzte!“ Das war eine Luſt, und die Kinder ſangen bei der todten Aſche:

„Schnipp-Schnapp-Schnurre,
Baſſelurre.
Aus iſt das Lied!"

Aber die kleinen unſichtbaren Weſen ſagten alle: „Das Lied iſt nie aus! Das iſt das Schönſte bei dem Ganzen. Ich weiß es, und darum bin ich der Allerglücklichſte!"

Aber das konnten die Kinder weder hören, noch verſtehen, und das ſollten ſie auch nicht; denn Kinder müſſen nicht Alles wiſſen.

Der Waſſertropfen.

Du wirſt doch wohl wahrſcheinlich ein Vergrößerungsglas kennen, ſo ein rundes Brillenglas, das Alles hundert Mal größer macht, als es iſt? Wenn man dies nimmt und es vor's Auge hält und auf einen Waſſertropfen aus dem Teiche draußen ſieht: da erblickt man über tauſend wunderbare Thiere, die man ſonſt niemals im Waſſer wahrnimmt. Aber ſie ſind da, und es iſt keine Täuſchung. Es ſieht beinahe aus, wie ein ganzer Teller voll Meerſpinnen, die durcheinander herumſpringen. Und ſie ſind ſo gierig: ſie reißen einander Arme und Beine, Hinter- und Vordertheile aus, und ſind doch auf ihre Art luſtig und vergnügt.

Nun war einmal ein alter Mann, den alle Leute Kribbel-Krabbel nannten; denn ſo hieß er. Er wollte ſtets von einer jeden Sache das Beſte haben, und wenn das durchaus nicht anging, dann nahm er es durch Zauberei.

Da ſitzt er nun eines Tages und hält ſein Vergrößerungsglas vor die Augen und ſchaut in einen Waſſertropfen, der aus einer Waſſerpfütze im Graben genommen war. Aber wie kribbelte und krabbelte es da! Alle die Tauſende von kleinen Thieren hüpften und ſprangen, zerrten aneinander und verſchlangen einander.

„Das iſt aber doch abſcheulich!“ ſagte der alte Kribbel-Krabbel; „kann man ſie denn nicht dazu bringen, in Ruhe und Frieden zu leben, ſodaß ſich Jeder nur um ſich ſelbſt bekümmert!“ Und er ſann und ſann, aber es wollte nicht gehen, und er mußte alſo zaubern. „Ich muß ihnen Farbe geben, ſodaß ſie deutlicher zu ſehen ſind!“ ſagte er; und dann goß er etwas, wie ein kleines Tröpfchen rothen Wein, in den Waſſertropfen; aber das war Hexenblut aus dem Ohrläppchen, die allerfeinſte Sorte zu neun Pfennigen. Und nun wurden alle die wunderbaren Thierchen roſenroth über und über; es ſah aus, wie eine ganze Stadt voll nackter, wilder Männer.

„Was haſt Du da?“ fragte ein anderer alter Zauberer, der keinen Namen hatte, und das war das Feine an ihm.

„Ja, wenn Du rathen kannſt, was das iſt,“ ſagte Kribbel-Krabbel, „dann will ich Dir es ſchenken.

Aber es iſt nicht leicht ausfindig zu machen, wenn man es nicht weiß!“

Und der Zauberer, der keinen Namen hatte, ſah durch das Vergrößerungsglas. Es ſah wirklich aus darin, wie eine ganze Stadt, in der alle Menſchen ohne Kleider umherliefen! Es war ſchauderhaft! Aber noch ſchauderhafter war es, zu ſehen, wie der Eine den Andern puffte und ſtieß, hackte und ſchnappte, biß und zerrte. Was unten war, ſollte nach oben, und was oben war, ſollte nach unten! — Sieh, ſieh! Sein Bein iſt länger, als meins! Bah! Weg damit! Da iſt Einer, der hat ein kleines Beulchen hinter dem Ohr, ein kleines, unſchuldiges Beulchen. Aber das thut ihm weh, und daher ſoll es noch mehr weh thun! Und ſie hackten darauf los, und ſie zerrten an ihm herum, und ſie verſchlangen ihn wegen des kleinen Beulchens. Da ſaß Eine ſo ſtill, wie eine kleine Jungfrau, und wünſchte blos Friede und Ruhe. Aber nun ſollte ſie hervor! Und ſie zerrten an ihr und riſſen ſie herum und verſchlangen ſie!“

„Das iſt ſpaßhaft!“ ſagte der Zauberer.

„Ja, aber was meinſt Du denn, daß das iſt?“ fragte Kribbel-Krabbel. „Kannſt Du das ausfindig machen?“

„Nun, das kann man doch wohl ſehen!“ ſagte der Andere. „Das iſt ja Paris oder eine andere große Stadt; — ſie gleichen ſich ja alle einander. Eine große Stadt iſt es!“

„Das iſt Grabenwaſſer!“ ſagte Kribbel-Krabbel.

Die glückliche Familie.

Das größte grüne Blatt hier zu Lande iſt doch jedenfalls das Klettenblatt; hält man eins vor ſeinen kleinen Leib, da iſt es grade wie eine Schürze, und legt man es auf ſeinen Kopf, ſo iſt es bei Regenwetter beinahe ebenſo gut, wie ein Regenſchirm, denn es iſt ganz außerordentlich groß! Niemals wächſt eine Klette allein; wo eine wächſt, wachſen auch mehrere; es iſt eine wahre Pracht! Und alle dieſe Pracht iſt Schneckenkoſt. Die großen weißen Schnecken, aus denen vornehme Leute in alten Tagen Fricaſſee bereiten ließen und, wenn ſie es gegeſſen hatten, ſagten: „Hm! Wie das ſchmeckt!“ — denn ſie glaubten nun einmal, daß es vorzüglich gut ſchmeckten — lebten von Klettenblättern. Und darum wurden Kletten geſäet.

Nun gab es ein altes Rittergut, wo man keine Schnecken mehr aß. Die waren ganz ausgeſtorben, aber die Kletten waren nicht ausgeſtorben. Dieſe wuchſen und wuchſen in allen Gängen und auf allen Beeten; man konnte ihnen nicht mehr Einhalt thun; es war ein förmlicher Klettenwald. Hin und wieder ſtand ein Apfel- oder Pflaumenbaum, ſonſt hätte man wohl nie und nimmer gedacht, daß dies ein Garten ſei. Alles waren Kletten, und darin wohnten die beiden letzten, uralten Schnecken.

Sie wußten ſelbſt nicht, wie alt ſie waren; aber ſie konnten es ſehr gut erinnern, daß ihrer weit mehr geweſen, daß ſie von einer Familie aus fremden Landen abſtammten, und daß für ſie und die Ihrigen der ganze Wald gepflanzt worden war. Sie waren niemals draußen geweſen, aber ſie wußten, daß es noch etwas in der Welt gab, welches das herrſchaftliche Schloß hieß; und da oben ward man gekocht, und dann ward man ſchwarz und ſo auf eine ſilberne Schüſſel gelegt; — was aber dann noch weiter geſchah, das wußten ſie nicht. Wie das übrigens war, wenn man gekocht ward und auf eine ſilberne Schüſſel zu liegen kam: das konnten ſie ſich nicht denken; aber ſchön ſollte es ſein und beſonders ſehr vornehm! Weder der Maikäfer, noch die Kröte, noch der Regenwurm, die ſie darum befragten, konnten ihnen darüber Beſcheid geben; denn Keiner von ihnen war jemals gekocht oder auf eine ſilberne Schüſſel gelegt geweſen.

Die alten weißen Schnecken waren die vornehmſten in der Welt: das wußten ſie! Der Wald war ihretwegen da, und das herrſchaftliche Schloß auch, damit ſie gekocht und auf eine ſilberne Schüſſel gelegt werden könnten.

Sie lebten nun ſehr eingezogen und glücklich, und da ſie ſelbſt keine Kinder hatten: ſo hatten ſie eine kleine gemeine Schnecke zu ſich genommen, die ſie als ihr eigenes Kind erzogen. Allein die Kleine wollte nicht wachſen, denn es war nur eine gemeine Schnecke; aber die Alten, namentlich die Schneckenmutter, meinte, daß ſie doch merken könnte, wie die zunehme. Und ſie bat den Vater, wenn er dies nicht ſehen könne, doch nur das kleine Schneckenhaus anfühlen zu wollen; und nun betaſtete er es und fand, daß die Mutter Recht hatte.

Eines Tages regnete es ſehr ſtark.

„Hör', wie es auf den Klettenblättern trommelt; rumdumdum, rumdumdum!“ ſagte der Schneckenvater.

„Da kommen auch Tropfen!“ ſagte die Schneckenmutter. „Es läuft ja gerade am Stengel nieder! Du ſollſt ſehen, es wird hier naß werden. Ich freue mich nur, daß wir unſere guten Häuſer haben, und daß der Kleine auch das Seinige hat! Es iſt doch wirklich mehr für uns geſchehen, als für alle anderen Geſchöpfe; man ſieht es doch ſo recht deutlich, daß wir die Herrſchaften in der Welt ſind! Wir haben Häuſer von unſerer Geburt an, und der Klettenwald iſt unſertwegen geſäet! Ich möchte wohl wiſſen, wie weit ſich der erſtreckt, und was außen vor demſelben liegt!"

„Da iſt nichts," ſagte der Schneckenvater, „was beſſer wäre, als bei uns; ich habe gar nichts zu wünſchen!"

„Ja!" ſagte die Mutter. „Ich möchte wohl nach dem herrſchaftlichen Schloß kommen und gekocht und auf eine ſilberne Schüſſel gelegt werden; das iſt mit allen unſern Vorfahren geſchehen, und Du kannſt glauben: dabei iſt etwas ganz Apartes!"

„Das herrſchaftliche Schloß iſt vielleicht eingeſtürzt," ſagte der Schneckenvater; „oder der Klettenwald iſt darüber hingewachſen, ſodaß die Menſchen nicht herauskommen können. Das hat denn auch doch gar keine Eile. Aber Du eilſt immer ſo ſchrecklich, und der Kleine fängt das nun auch ſchon an. Kriecht er jetzt nicht bereits ſeit drei Tagen an dem Stengel hinauf! Ich bekomme wirklich Kopfweh, wenn ich zu ihm emporblicke."

„Du mußt nicht auf ihn ſchelten!" ſagte die Schneckenmutter. „Er kriecht ſo beſonnen! Wir werden gewiß viele Freude an ihm erleben; und wir Alten haben ja nichts Anderes, wofür wir leben. Aber haſt Du denn auch ſchon darüber nachgedacht, wo wir eine Frau für ihn herkriegen? Glaubſt Du nicht, daß ſich dort weiter hinein in dem Klettenwald noch ſolche von unſerer Art aufhalten?"

„Schwarze Schnecken werden wohl da ſein, denke ich," ſagte der Alte; „ſchwarze Schnecken ohne Haus; aber das iſt ſo ordinär, und doch bilden ſie ſich etwas ein. Aber wir könnten den Ameiſen den Auftrag geben; die laufen hin und her, als ob ſie Geſchäfte hätten; die wiſſen gewiß eine Frau für unſern Kleinen."

„Ich wüßte allerdings die Allerſchönſte," ſagte Eine der Ameiſen; „aber ich fürchte, daß es nicht angeht, denn ſie iſt Königin!"

„Das ſchadet nichts!" ſagten die Alten. „Hat ſie ein Haus?"

„Sie hat ein Schloß!" antwortete die Ameiſe; „das ſchönſte Ameiſenſchloß mit ſiebenhundert Gängen!"

„Schönen Dank!" ſagte die Schneckenmutter. „Unſer Sohn ſoll nicht in einen Ameiſenhügel. Wißt Ihr nichts Beſſeres, ſo geben wir den weißen Mücken den Auftrag; die fliegen weit herum in Regen und Sonnenſchein; die kennen den Klettenwald von innen und von außen."

„Wir haben eine Frau für ihn!" ſagten die Mücken. „Hundert Menſchenſchritte von hier ſitzt auf einem Stachelbeerbuſch eine kleine Schnecke mit Haus, die iſt ganz allein und alt genug, ſich zu verheirathen. Es iſt bloß hundert Menſchenſchritte von hier!“

„Ja, laß ſie zu ihm herkommen!“ ſagten die Alten. „Er hat einen ganzen Klettenwald, ſie hat blos einen Buſch.“

Und nun holten ſie das kleine Schneckenfräulein. Es dauerte acht Tage, bis es kam; aber das war ja eben das Rare dabei, denn daran ſah man, daß ſie von der rechten Art war.

Und ſie hielten dann Hochzeit. Sechs Johanniswürmchen leuchteten, ſo gut ſie es vermochten; ſonſt ging es ganz ſtill zu, denn die alten Schneckenleute konnten Schwärmen und Luſtbarkeiten nicht vertragen. Aber eine herrliche Rede ward gehalten von der Schneckenmutter. Der Vater konnte nicht: er war zu ſehr gerührt. Dann gaben ſie ihnen als Erbſchaft den ganzen Klettenwald und ſagten, was ſie ſtets geſagt hatten: daß er das Beſte in der Welt ſei, und daß ſie, wenn ſie rechtſchaffen und ehrbar lebten und ſich vermehrten, dereinſt nebſt ihren Kindern nach dem herrſchaftlichen Schloß kämen, ſchwarz gekocht und auf eine ſilberne Schüſſel gelegt würden. Und nachdem die Rede gehalten war, krochen die Alten in ihr Haus hinein, und kamen nie wieder heraus; ſie ſchliefen. Das junge Schneckenpaar regierte nun im Walde und bekam eine ſtarke

Nachkommenſchaft. Da es aber niemals gekocht ward und nie auf die ſilberne Schüſſel kam: ſo ſchloß es daraus, daß das herrſchaftliche Schloß eingeſtürzt, und daß alle Menſchen in der Welt ausgeſtorben ſeien. Und da Niemand ihnen widerſprach, ſo mußte es ja wahr ſein. Und der Regen fiel auf die Klettenblätter nieder, um ihretwegen Trommelmuſik zu machen; und die Sonne ſchien, um den Klettenwald ihretwegen zu färben; und ſie waren ſehr glücklich, und die ganze Familie war glücklich, ganz unendlich glücklich!

Die Geſchichte von einer Mutter.

Eine Mutter ſaß bei ihrem kleinen Kinde; ſie war ſo betrübt, ſo beſorgt, daß es ſterben möchte. Es war ſo bleich; die kleinen Augen hatten ſich geſchloſſen. Das Kind holte ſo ſchwer und zuweilen ſo tief Athem, als wenn es ſeufzte; und die Mutter ſah noch trauriger auf das kleine Weſen.

Da klopfte es an die Thür, und ein armer, alter Mann trat ein, der wie in eine große Pferdedecke eingehüllt war, denn die hält warm, und das hatte er nöthig: es war ja kalter Winter. Draußen war Alles mit Eis und Schnee bedeckt, und der Wind blies ſo ſcharf, daß er in's Geſicht ſchnitt.

Und da der alte Mann vor Kälte zitterte und das kleine Kind einen Augenblick ſchlief, ging die Mutter und ſetzte Bier in einem kleinen Topf in den Ofen, um es für ihn zu wärmen. Und der alte Mann ſaß und wiegte, und die Mutter ſaß auf einem Stuhl neben ihm, ſah auf ihr krankes Kind, das ſo tief Athem holte und erfaßte die kleine Hand.

„Nicht wahr, Du glaubſt doch auch, daß ich ihn behalten werde?“ fragte ſie. „Der liebe Gott wird ihn nicht von mir nehmen!“

Und der alte Mann — es war der Tod ſelbſt — nickte ſo ſonderbar; das konnte ebenſo gut Ja, wie Nein bedeuten. Und die Mutter ſchlug die Augen nieder, und Thränen rollten ihr die Wangen herunter. — Der Kopf ward ihr ſo ſchwer; in drei Tagen und drei Nächten hatte ſie kein Auge zugemacht; und nun ſchlief ſie; aber nur eine Minute: dann fuhr ſie auf und bebte vor Kälte. „Was iſt das?“ fragte ſie und ſah ſich nach allen Seiten um. Aber der alte Mann war fort, und ihr kleines Kind war fort: er hatte es mit ſich genommen. Und dort in der Ecke ſchnurrte und ſurrte die alte Uhr; das ſchwere Bleigewicht lief bis auf den Fußboden herab — bums! — und da ſtand auch die Uhr ſtill.

Aber die arme Mutter ſtürzte zum Hauſe hinaus und rief nach ihrem Kinde.

Draußen, mitten im Schnee, ſaß eine Frau in langen, ſchwarzen Kleidern, und die ſprach: „Der Tod iſt bei Dir in Deiner Stube geweſen; ich ſah ihn mit Deinem kleinen

Kinde davon eilen; er ſchreitet ſchneller, als der Wind, und bringt niemals zurück, was er genommen hat!"

„Sage mir blos, welchen Weg er gegangen iſt!" ſagte die Mutter. „Sage mir den Weg, und ich werde ihn finden."

„Ich kenne ihn," ſagte die Frau in den ſchwarzen Kleidern; „aber bevor ich ihn Dir ſage, mußt Du mir erſt alle die Lieder vorſingen, die Du Deinem Kinde vorgeſungen haſt. Ich liebe dieſe Lieder; ich habe ſie früher gehört; ich bin die Nacht und ſah Deine Thränen, als Du ſie ſangſt."

„Ich will ſie alle, alle ſingen!" ſagte die Mutter. „Aber halte mich nicht auf, damit ich ihn einholen, damit ich mein Kind finden kann!"

Aber die Nacht ſaß ſtumm und ſtill. Da rang die Mutter die Hände, ſang und weinte. Und es gab viele Lieder, aber noch mehr Thränen! Und dann ſagte die Nacht: „Geh' rechts in den düſtern Fichtenwald hinein; dahin ſah ich den Tod mit dem kleinen Kinde ſeinen Weg nehmen."

Tief drinnen im Walde kreuzte ſich der Weg, und ſie wußte nicht mehr, welche Richtung ſie einſchlagen ſollte. Da ſtand ein Dornbuſch, der hatte weder Blätter, noch Blumen; aber es war ja auch um die kalte Winterzeit, und Eiszapfen hingen an den Zweigen.

„Haſt Du nicht den Tod mit meinem kleinen Kinde vorbeigehen ſehen?“

„Ja!“ ſagte der Dornbuſch; „aber ich ſage Dir nicht, welchen Weg er genommen hat, wenn Du mich nicht zuvor an Deinem Buſen erwärmen willſt! Ich friere hier todt, ich werde zu lauter Eis!“

Und ſie drückte den Dornbuſch an ihre Bruſt, ſo feſt, daß er recht aufthauen könne. Und die Dornen drangen in ihr Fleiſch ein; und ihr Blut floß in großen Tropfen. Aber der Dornbuſch ſchoß friſche, grüne Blätter, und er bekam Blumen in der kalten Winternacht: ſo warm iſt es an dem Herzen einer betrübten Mutter! Und der Dornbuſch ſagte ihr den Weg, den ſie gehen ſollte.

Da kam ſie an einen großen See, auf dem ſich weder Schiff, noch Kahn befand. Der See war nicht genug gefroren, ſie tragen zu können, und auch nicht offen und flach genug, durchwatet zu werden — und doch mußte ſie über denſelben, wollte ſie ihr Kind finden. Da legte ſie ſich nieder, um den See auszutrinken; und das war ja unmöglich für einen Menſchen. Aber die betrübte Mutter dachte, daß vielleicht ein Wunder geſchehen könnte.

„Nein, das wird niemals gehen!“ ſagte der See. „Laß uns zwei lieber ſehen, daß wir einig werden! Ich liebe es, Perlen zu ſammeln, und Deine Augen ſind die zwei klarſten, die ich je geſehen: willſt Du ſie in mich ausweinen, dann will ich Dich nach dem großen Treibhaus hinüber tragen, wo der Tod wohnt und Blumen und Bäume pflegt; jeder von dieſen iſt ein Menſchenleben!“

„O! Was gebe ich nicht, um zu meinem Kinde zu kommen!“ ſagte die verweinte Mutter. Und ſie weinte noch mehr, und ihre Augen fielen auf den Grund des Sees hinab und wurden zwei koſtbare Perlen. Aber der See hob ſie in die Höhe, als ſäße ſie in einer Schaukel, und in einer Schwingung flog ſie an das jenſeitige Ufer, wo ein meilenlanges, wunderbares Haus ſtand. Man wußte nicht, ob es ein Berg mit Wäldern und Höhlen, oder ob es gezimmert war. Aber die arme Mutter konnte es nicht ſehen: ſie hatte ja ihre Augen ausgeweint.

„Wo werde ich den Tod finden, der mit meinem kleinen Kinde davon ging?“ fragte ſie.

„Hier iſt er noch nicht angekommen!“ ſagte ein altes, graues Weib, das dort umherging und auf das Treibhaus des Todes Achtung geben mußte. „Wie haſt Du Dich denn hierher gefunden, und wer hat Dir geholfen?“

„Der liebe Gott hat mir geholfen!“ antwortete ſie. „Er iſt barmherzig, und das wirſt Du auch ſein. Wo werde ich mein kleines Kind finden?“

„Ich kenne es nicht,“ ſagte das alte Weib, „und Du kannſt ja nicht ſehen! — Viele Blumen und Bäume ſind dieſe Nacht verwelkt, der Tod wird bald kommen und ſie umpflanzen. Du weißt es wohl, daß jeder Menſch ſeinen Lebensbaum oder ſeine Lebensblume hat, wie grade ein jeder eingerichtet iſt. Sie ſehen aus, wie andere Gewächſe, aber ihre Herzen ſchlagen. Kinderherzen können auch ſchlagen! Danach richte Dich, vielleicht erkennſt Du den Herzſchlag Deines Kindes. Aber was gibſt Du mir, wenn ich Dir ſage, was Du noch mehr thun mußt?“

„Ich habe nichts zu geben,“ ſagte die betrübte Mutter. „Aber ich will für Dich bis an's Ende der Welt gehen.“

„Da habe ich nichts zu beſorgen,“ ſagte das alte Weib; „aber Du kannſt mir Dein langes, ſchwarzes Haar geben; Du weißt wohl ſelbſt, daß es ſchön iſt; das gefällt mir! Du kannſt mein weißes dafür wieder bekommen; das iſt doch immer etwas!“

„Verlangſt Du weiter nichts?“ ſagte ſie. „Das gebe ich Dir mit Freuden!“ Und ſie gab ihr ihr ſchönes Haar, und erhielt dafür das ſchneeweiße des alten Weibes.

Und dann gingen ſie in das große Treibhaus des Todes hinein, wo Blumen und Bäume wunderbar durcheinander wuchſen. Da ſtanden ſeine Hyacinthen unter Glasglocken, und große baumſtarke Pfingſtroſen. Da wuchſen Waſſerpflanzen, einige ganz friſch, andere halb krank; Waſſerſchlangen legten ſich auf ſie, und ſchwarze Krebſe klemmten ſich am Stengel feſt. Da ſtanden prächtige Palmbäume, Eichen und Platanen; da ſtand Peterſilie und blühender Thymian. Jeder Baum und jede Blume hatte ihren Namen; ſie waren Jeder ein Menſchenleben; die Menſchen lebten noch, der eine in China, der andere in Grönland, rund umher in der Welt. Da waren große Bäume in kleinen Töpfen, ſodaß ſie ganz beengt daſtanden und nahe daran waren, den Topf zu ſprengen; es war auch manche kleine, ſchwächliche Blume da in fetter Erde, mit Moos rund umher und gewartet und gepflegt. Aber die betrübte Mutter beugte ſich über alle die kleinſten Pflanzen hin, ſie hörte in jeder das Menſchenherz ſchlagen, und aus Millionen erkannte ſie das ihres Kindes heraus.

„Da iſt es!“ rief ſie und ſtreckte die Hand über eine kleine Krokusblume aus, die ganz krank nach einer Seite hinüber hing.

„Rühre die Blume nicht an!“ ſagte das alte Weib. „Aber ſtelle Dich hierher, und wenn dann der Tod kommt, — ich erwarte ihn jeden Augenblick! — da laß ihn die Pflanze nicht herausreißen, ſondern drohe ihm, daß Du daſſelbe mit den andern Blumen thun würdeſt: dann wird er bange! Er muß dem lieben Gott dafür einſtehen; keine darf herausgeriſſen werden, bevor der die Erlaubniß dazu gibt!“

Da ſauſte es mit einem Mal eiskalt durch den Saal, und die blinde Mutter fühlte, daß es der Tod war, der nun ankam.

„Wie haſt Du den Weg hierher finden können?“ fragte er. „Wie haſt Du ſchneller hier ankommen können, als ich?“

„Ich bin eine Mutter!“ antwortete ſie.

Und der Tod ſtreckte ſeine lange Hand nach der kleinen feinen Blume aus; aber ſie hielt ihre Hände feſt um dieſelbe, ſo dicht, ſo dicht, und dennoch voll ängſtlicher Sorgfalt, daß ſie keins der Blätter berühre. Da hauchte der Tod auf ihre Hände; und ſie fühlte, daß dies kälter war, als der kalte Wind; und ihre Hände ſanken matt herab.

„Gegen mich kannſt Du doch nichts ausrichten!“ ſagte der Tod.

„Aber der liebe Gott kann es!“ ſagte ſie.

„Ich thue nur, was der will!“ ſagte der Tod. „Ich bin ſein Gärtner. Ich nehme alle ſeine Blumen und

Bäume und verpflanze ſie in den großen Paradiesgarten, in das unbekannte Land. Wie ſie aber dort gedeihen, und wie es dort iſt: das darf ich Dir nicht ſagen!“

„Gib mir mein Kind zurück!“ ſagte die Mutter und weinte und flehte. Mit einem Mal faßte ſie mit den Händen zwei hübſche Blumen feſt an und rief dem Tode zu: „Ich reiße alle Deine Blumen ab, denn ich bin in Verzweiflung!“

„Rühre ſie nicht an!“ ſagte der Tod. „Du ſagſt, daß Du ſo unglücklich biſt, und nun wollteſt Du eine andere Mutter ebenſo unglücklich machen?“

„Eine andere Mutter!“ ſagte die arme Frau und ließ ſogleich beide Blumen los.

„Da haſt Du Deine Augen,“ ſagte der Tod. „Ich habe ſie aus dem See aufgefiſcht; ſie glänzten ſo hell; ich wußte nicht, daß es die Deinigen waren. Nimm ſie zurück, ſie ſind jetzt noch klarer, als früher; dann ſieh hinab in den tiefen Brunnen hier nebenan. Ich will die Namen der zwei Blumen nennen, die Du ausreißen wollteſt, und Du wirſt ihre ganze Zukunft ſehen, ihr ganzes Menſchenleben. Du wirſt ſehen, was Du zerſtören und zu Grunde richten wollteſt!“

Und ſie ſah hinab in den Brunnen; und es war eine Glückſeligkeit, zu ſehen, wie die Eine ein Segen für die

Welt ward, zu ſehen, wie viel Glück und Freude ſich um dieſelbe verbreitete. Und ſie ſah das Leben der Andern, und das waren Sorgen und Noth, Jammer und Elend.

„Beides iſt Gottes Wille!“ ſagte der Tod.

„Welche von ihnen iſt die Blume des Unglücks, und welche die Geſegnete?“ fragte ſie.

„Das ſage ich Dir nicht,“ antwortete der Tod; „aber das ſollſt Du von mir erfahren, daß die eine Blume die Deines eignen Kindes war. Es war das Schickſal Deines Kindes, was Du ſahſt, die Zukunft Deines eignen Kindes!“

Da ſchrie die Mutter vor Schrecken laut auf. „Welche von ihnen iſt die meines Kindes! Sag' mir das! Befreie das unſchuldige Kind! Erlöſe mein Kind von allen dem Elend! Trag' es lieber fort! Trag' es in Gottes Reich! Vergiß meine Thränen, vergiß mein Flehen und Alles, was ich gethan habe!“

„Ich verſtehe Dich nicht!“ ſagte der Tod. „Willſt Du Dein Kind zurück haben, oder ſoll ich mit ihm nach jenem Ort gehen, den Du nicht kennſt?“

Da rang die Mutter die Hände, fiel auf die Kniee und bat den lieben Gott: „Erhöre mich nicht, wenn ich gegen Deinen Willen bitte, der allezeit der beſte iſt! Erhöre mich nicht! Erhöre mich nicht!“

Und ſie ließ ihr Haupt auf die Bruſt hinabſinken.

Und der Tod ging mit ihrem Kinde nach dem unbekannten Lande.

Der Halskragen.

Es war einmal ein feiner Cavalier, deſſen ſämmtliche Effekten aus einem Stiefelknecht und einer Haarbürſte beſtanden; aber er hatte den ſchönſten Halskragen von der Welt, und von dieſem Halskragen werden wir eine Geſchichte hören. — Der war nun ſo alt, daß er daran dachte, ſich zu verheirathen, und da traf es ſich, daß er mit einem Strumpfband zugleich in die Wäſche kam.

„Poßtauſend!“ ſagte der Halskragen, „habe ich doch niemals etwas ſo Schlankes und Feines, ſo Zartes und Niedliches geſehen! Darf ich um Ihren Namen fragen?“

„Den ſage ich Ihnen nicht!“ antwortete das Strumpfband.

„Wo gehören Sie denn zu Hauſe?“ fragte der Halskragen.

Aber das Strumpfband war etwas ſchüchterner Natur, und es ſchien ihm ziemlich wunderbar, darauf zu antworten.

„Sie ſind wohl ein Leibgürtel?“ ſagte der Halskragen, „ſo ein inwendiger Leibgürtel? Ich ſehe, daß ſie ſowohl zum Nutzen, wie zum Schmuck dienen, mein kleines Fräulein!“

„Sie ſollen nicht mit mir ſprechen!“ ſagte das Strumpfband; „ich meine, daß ich dazu durchaus keine Veranlaſſung gegeben habe!“

„Ei, wenn man ſo ſchön iſt wie Sie,“ ſagte der Halskragen, „iſt das nicht Veranlaſſung genug?“

„Geh'n Sie, kommen Sie mir nicht ſo nah!“ ſagte das Strumpfband. „Sie ſehen mir ganz wie eine Mannsperſon aus!“

„Ich bin auch ein feiner Cavalier,“ ſagte der Halskragen; „ich beſitze einen Stiefelknecht und eine Haarbürſte!“ Und das war gar nicht wahr: es war ja ſein Herr, der dieſe Sachen beſaß. Aber er prahlte.

„Kommen Sie mir nicht ſo nah!“ ſagte das Strumpfband. „Ich bin das nicht gewohnt!“

„Zieraffe!“ ſagte der Halskragen. Und dann wurden ſie aus der Wäſche genommen, wurden geſtärkt, über einen

Stuhl im Sonnenſchein aufgehängt, und dann auf's Plättbrett gelegt. Nun kam das glühende Eiſen.

„Frau Wittwe!“ ſagte der Halskragen, „kleine Frau Wittwe! Mir wird ganz warm! Ich werde ein ganz Anderer; ich komme ganz aus den Falten; Sie brennen ein Loch in mir! Uh! — Ich halte um Sie an!“

„Sie Lump!“ ſagte das Plätteiſen und fuhr ſtolz über den Halskragen hin; denn es bildete ſich ein, daß es ein Dampfkeſſel ſei, der auf die Eiſenbahn hinaus und Wagen ziehen ſollte.

„Lump!“ ſagte es.

Der Halskragen war an den Kanten ein wenig ausgefaſert, deshalb kam die Papierſcheere und ſollte die Faſern abſchneiden.

„O!“ ſagte der Halskragen. „Sie ſind wohl erſte Tänzerin! Wie können Sie die Beine ausſtrecken! Das iſt das Reizendſte, was ich jemals geſehen habe! Das kann kein Menſch Ihnen nachmachen!“

„Das weiß ich!“ ſagte die Scheere.

„Sie verdienten, Gräfin zu ſein!“ ſagte der Halskragen. „Alles, was ich beſitze, iſt ein feiner Cavalier, ein Stiefelknecht und ein Friſirkamm. Hätte ich doch nur eine Grafſchaft!“

„Was, er will freien?“ ſagte die Scheere, denn ſie ward ärgerlich, und that einen ſo ſtarken Schnitt, daß der Halskragen kaſſirt werden mußte.

„Ich werde wohl um die Haarbürſte freien müſſen!“ dachte der Halskragen. „Es iſt merkwürdig, welch ſchöne Haare ſie haben, mein kleines Fräulein! Haben Sie nie daran gedacht, ſich zu verloben?“

„Ja, das können Sie ſich wohl denken!“ antwortete die Haarbürſte; „ich bin ja mit dem Stiefelknecht verlobt!“

„Verlobt!“ rief der Halskragen. Nun war Niemand mehr da, um den er freien konnte, und daher verachtete er jetzt die Freierei.

Eine lange Zeit verging, da kam der Halskragen in den Sack des Papiermüllers. Dort war große Lumpengeſellſchaft: die feinen für ſich, die groben für ſich, wie ſich das gehört. Sie hatten Alle viel zu erzählen, aber der Halskragen am Meiſten, denn der war ein rechter Prahlhans.

„Ich habe ſo ſchrecklich viele Liebſchaften gehabt!“ ſagte der Halskragen. „Man ließ mir keine Ruhe. Ich war aber auch ein feiner Cavalier, ein geſteifter! Ich hatte ſowohl einen Stiefelknecht, wie eine Haarbürſte, die ich nie gebrauchte! — Sie hätten mich damals nur einmal ſehen ſollen, mich ſehen ſollen, wenn ich auf der Seite lag! — Niemals vergeſſe ich meine erſte Liebſte! Es war ein Leibgürtel, ſo fein, ſo weich und ſo niedlich; es ſtürzte ſich meinetwegen in einen Waſchkübel! — Da war auch eine Wittwe, die glühte für mich; aber ich ließ ſie ſtehen, daß ſie ſchwarz ward. Dann war da die erſte Tänzerin, die brachte mir die Wunde bei, mit der ich jetzt herumgehe: ſie war ſo auffahrend! Meine eigene Haarbürſte war in mich verliebt, und verlor alle Haare aus Liebesſchmerz. Ja, ich habe in der Art viel erlebt; aber am Meiſten thut es mir leid um das Strumpfband — — — — wollt' ich ſagen, den Leibgürtel, der ſich in den Waſchkübel ſtürzte. Ich habe viel auf meinem Gewiſſen; es thut mir noth, daß ich weißes Papier werde!"

Und dahin gelangte der Halskragen; alle die Lumpen wurden weißes Papier, aber der Halskragen wurde gerade das Stück Papier, das wir hier ſehen, worauf dieſe Geſchichte gedruckt worden iſt. — Und das geſchah deswegen, weil er hinterher ſo ſchrecklich mit Dingen prahlte, die gar nicht wahr geweſen. — Das wollen wir beherzigen, damit wir es ja nicht ſo machen; denn wir können es in der That gar nicht wiſſen, ob wir nicht auch einmal in den

Lumpenſack kommen und zu weißem Papier umgemacht werden, worauf man unſere ganze Geſchichte, ſelbſt die allergeheimſte abdruckt, ſodaß wir ebenfalls umherlaufen und ſie, wie der Halskragen, erzählen müſſen.

Druck von Fr. Ries in Leipzig.

Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.

H. C. Anderſen's

Geſammelte Werke.

Das Märchen meines Lebens.
2 Bde. Preis 20 Ngr. = 1 Fl. C.-M. = 1 Fl. 12 Kr. Rhein.

Der Improviſator.
Roman. 3 Bde. Preis 1 Thlr. = 1 Fl. 30 Kr. C.-M. = 1 Fl. 48 Kr. Rh.

O. Z.
Roman. 3 Bde. Preis 1 Thlr. = 1 Fl. 30 Kr. C.-M. = 1 Fl. 48 Kr. Rh.

Nur ein Geiger.
Roman. 3 Bde. Preis 1 Thlr. = 1 Fl. 30 Kr. C.-M. = 1 Fl. 48 Kr. Rh.

Geſammelte Märchen.
4 Bde. Preis 1 Thlr. 10 Ngr. = 2 Fl. C.-M. = 2 Fl. 24 Kr. Rh.

Bilderbuch ohne Bilder.
Preis 10 Ngr. = 30 Kr. C.-M. = 36 Kr. Rh.

Reiſeſchatten.
Preis 10 Ngr. = 30 Kr. C.-M. = 36 Kr. Rh.

Eines Dichters Bazar.
4 Bde. Preis 1 Thlr. 10 Ngr. = 2 Fl. C.-M. = 2 Fl. 24 Kr. Rh.

Raphaella.
Tragödie. Preis 10 Ngr. = 30 Kr. C.-M. = 36 Kr. Rh.

Der Mulatte.
Drama. Preis 10 Ngr. = 30 Kr. C.-M. = 36 Kr. Rh.

Agnete und der Meermann.
Dramatiſches Gedicht. Preis 10 Ngr. = 30 Kr. C.-M. = 36 Kr. Rh.

Die Glücksblume.
Märchenkomödie. Preis 10 Ngr. = 30 Kr. C.-M. = 36 Kr. Rh.

Geſammelte Gedichte.
3 Bde. Preis 1 Thlr. = 1 Fl. 30 Kr. C.-M. = 1 Fl. 48 Kr. Rh.

Ahasverus.
2 Bde. Preis 20 Ngr. = 1 Fl. C.-M. = 1 Fl. 12 Kr. Rh.

Boz' ſämmtliche Werke.

Wohlfeile und vollſtändige
illuſtrirte Taſchen-Ausgabe.
68 Bände mit 400 Illuſtrationen.
Preis eines Bandes 10 Ngr. — 30 Kr. C.-M. — 36 Kr. Rh.

Inhalt.

Die Pickwickier. 6 Bände. Mit 43 Illuſtrationen.
Oliver Twiſt. 3 Bände. Mit 24 Illuſtrationen.
Nikolas Nickelby. 7 Bände. Mit 39 Illuſtrationen.
Joſeph Grimaldi. 2 Bände. Mit 2 Illuſtrationen.
Londoner Skizzen. 4 Bände. Mit 24 Illuſtrationen.
Humphrey's Wanduhr. 9 Bände. Mit 85 Illuſtrationen.
Barnaby Rudge. 8 Bände. Mit 74 Illuſtrationen.
Amerika. Reiſeerinnerungen. 3 Bände.
Martin Chuzzlewit. 10 Bände. Mit 40 Illuſtrationen.
Der Weihnachtsabend. Mit 8 Illuſtrationen.
Die Sylveſterglocken. Geiſtergeſchichte. Mit 4 Illuſtrationen.
Das Heimchen auf dem Heerde. Mit 4 Illuſtrationen.
Italieniſche Reiſebilder. 1846. 2 Bände.
Dombey und Sohn. 10 Bände. Mit 20 Illuſtrationen.
Der Kampf des Lebens. Mit 4 Illuſtrationen.

Carl Gutzkow's

Dramatiſche Werke 1—5. Band.

1. Band. Richard Savage. — Werner.
2. „ Patkul. — Die Schule der Reichen.
3. „ Ein weißes Blatt. — Zopf und Schwert.
4. „ Pugatſcheff. — Das Urbild des Tartüffe.
5. „ Uriel Acoſta. — Der dreizehnte November.

8. eleg. geh. Preis eines jeden Bandes $1\frac{2}{3}$ Thlr. — 2 fl. 30 kr. C.M. — 3 fl. rhein.

Hiſtoriſche Hausbibliothek.

Herausgegeben von

Profeſſor Dr. Friedrich Bülau.

Preis eines jeden Bandes von 25—30 Bogen 8. mit Stahlſtich
1 Thlr. — 1 Fl. 30 Kr. C.-M. — 1 Fl. 45 Kr. Rh.

Franz Kugler.

Geſchichte Friedrichs des Großen.

Mit dem Portrait Friedrichs gezeichnet von Schadow. 28 Bogen.

Hendrik Conſcience.

Geſchichte von Belgien.

Mit einem Stahlſtich: Egmonts Tod, nach de Hoy. 28 Bogen.

P. M. Laurent.

Geſchichte des Kaiſers Napoleon.

Mit dem Portrait Napoleons nach Delaroche. 37 Bogen.

Groß-Hoffinger.

Geſchichte des Kaiſers Joſeph II.

Mit dem Portrait Joſephs in Stahl geſt. von Weger. 22 Bog.

Groß-Hoffinger.

Geſchichte des Erzherzogs Karl.

Mit dem Portrait Karls in Stahl geſt. von Weger. 27 Bogen.

Jurien de la Gravière.

Nelſon und die Seekriege von 1789—1815.

Mit dem Portrait Nelſons nach Abbot. 22 Bogen.

Ed. Pelz.

Geſchichte Peters des Großen.

Mit dem Portrait Peters nach de Roy. 22 Bogen.

E. de Bonnechoſe.

Johann Huß und das Concil zu Coſtnitz.

Mit dem Portrait Huſſ. 22 Bogen.

Timon. (W. A. Cormenin.)

Das Buch der Redner.

Mit dem Portrait von A. de Lamartine.

Nach der 11. franzöſiſchen Original-Ausgabe.

Preis 2 Thlr.

Ueber den Werth dieſes Buches ſpricht der Umſtand wohl am Beſten, daß es in kurzer Zeit 11 zum Theil ſehr ſtarke Auflagen erlebt hat. Es iſt eine reiche und hinreißende Gallerie der als Redner ausgezeichneten Zeitgenoſſen, zugleich aber ein Curſus parlamentariſcher Studien, eine theoretiſche und praktiſche Abhandlung über die Kunſt der Beredſamkeit, eine fortlaufende Geſchichte der franzöſiſchen Tribune ſeit der Gründung der repräſentativen Verfaſſung vor 50 Jahren bis auf den heutigen Tag. Als politiſches Werk iſt es eine der folgerechteſten, ſcharfſinnigſten Schriften, als ſchönwiſſenſchaftliche Arbeit aber nach dem Urtheile der tüchtigſten Gewährsmänner eine der glanzvollſten Productionen der Gegenwart.

H. C. Anderſen's

Geſammelte Werke.

Vom

Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe.

Zweiunddreißigſter Band.

Die zwei Baroneſſen.

Erſter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1848.

Die

Zwei Baroneſſen.

Roman

von

H. C. Anderſen.

Erſter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1848.

Inhalt.

Seite
Erſtes Kapitel. In offenem Boote. Der alte verfallene Edelhof. 9
Zweites Kapitel. Die Großmutter 22
Drittes Kapitel. Die Studenten-Tochter . . . 34
Viertes Kapitel. Der Kammerjunker 42
Fünftes Kapitel. Der Leierkaſtenmann 61
Sechſtes Kapitel. Der Beſuch bei der Großmutter 71
Siebentes Kapitel. Auf der Straße und im Ballſaal 82
Achtes Kapitel. Karoline Heimeran 93
Neuntes Kapitel. Das geheimnißvolle Zimmer . 103
Zehntes Kapitel. Ein Beſuch bei Küſters . . 114

Die zwei Baroneſſen.

I.

In offenem Boote. — Der alte verfallene Edelhof.

Es wehte ſtark aus Nord-Oſt. Im großen Belt ging eine hohe See und wälzte ſich ſchwer gegen die Ufer der ſchmalen, waldbewachſenen Inſel Langeland, die Oehlenſchläger einen „ins Waſſer geworfenen Roſenzweig“ nennt, und die er in ſeiner „Reiſe nach Langeland“ ſo hübſch beſungen hat. Wir haben von ihr nur zu erzählen, daß ſich auf ihrer Nordſpitze eine Geſellſchaft um einen Speiſekorb gelagert hatte; der Wagen, der ſie wieder nach dem Rittergut zurückbringen ſollte, hielt in der Nähe; die Brandung ſpritzte den Schaum das eine Mal noch weiter als das andere Mal, der Champagner knallte, der Wind faßte die Servietten und die Mäntel der Damen, die halb übergeſchlagen waren, denn es war ſpät im Herbſt.

„Aber es weht ja ein halber Sturm!“ ſagte die älteſte Dame.

„O, das iſt ſo ſchön, Mama!“ rief die jüngere, „wenn nur ein Schiff ſtranden wollte!“

„Gott verzeih' Dir die Sünde!“ ſagte die Mutter.

„Aber die Geſtrandeten ſollten es ſehr gut haben! Wir wollten ihnen Schinken und Champagner geben und zu Hauſe auf dem Gute Betten für ſie aufſchlagen.“

„So ſchweig' doch ſtille! Das iſt ja ſchrecklich! Sieh doch nur das kleine Fahrzeug da draußen! Gott, wie das ſchaukelt! Das kann nie und nimmer gut gehen! Gott ſei gedankt, daß wir auf dem Trocknen ſind!“

Von der ſeeländiſchen Seite her, weit hinaus in der See, kam ein offenes Boot, es trug nur ein Segel, aber dieſes ſchwoll an von dem ſtarken Winde und führte das Boot in fliegender Fahrt über die hohen Wellen, welche es bald ſo hoch hoben, daß man den Kiel zu ſehen glaubte, bald wieder beinahe das Segel ſelbſt verbargen.

„Das läuft gut da draußen!“ ſagte ein älterer Mann, der von der Geſellſchaft war, „aber dort oberhalb des Sandriffs, wenn ſie wenden, werden ſie ihre liebe Noth haben. Es wird ſchwer halten, bei Lohals binnen zu kommen, und auch Fühnen erreichen ſie nicht, wenn die See nicht ruhiger wird.“

„Ach ſieh doch, wie ſchön, Mama!“ rief die junge Dame, als das Boot hoch über den Rücken einer Welle hinſchoß und die See weit darüber weg ſpritzte.

„Schrecklich iſt es,“ antwortete die Mutter, „aber intereſſant!“

Wir wollen nun ſehen, wie intereſſant die da draußen es fanden.

Das Boot war aus dem Fiſcherlager Skovshoved oberhalb Kopenhagens, hatte alſo bis hierher eine ziemlich bedeutende Seereiſe gemacht; am Steuer ſaß ein Mann in Jacke und Beinkleidern von gelbem Wachstuch, ein breiter Hut von demſelben Stoff hing über die Schultern herab. Der Mann ſchien gekleidet zu ſein, um mit trockner Haut durch das Meer gehn zu können; es war der Eigenthümer des Boots Ole Hanſen von Skovshoved. Neben ihm ſaß ein hübſcher junger Mann, ebenfalls in Seemannstracht, aber die Kleider waren fein, der Schnitt elegant; es war Graf Frederik, ein junger Student, deſſen Vaters Gut auf Fühnen lag. Zwei andre wohl eingepackte Perſonen ſaßen vor einem großen Speiſekorbe, aus welchem der Eine wenigſtens beſtändig verproviantirte; ein Vierter lag ausgeſtreckt auf dem Boden des Fahrzeuges, gut zugedeckt mit Mänteln, die von Waſſer trieſten, war ſehr leidend, das hübſche Geſicht leichenblaß, das ſchwarze naſſe Haar lag dicht an den Wangen an, er glich der Leiche eines jungen ſchönen Gladiators.

„Laſſen Sie mich ſteuern, Herr Graf!“ ſagte Ole Hanſen, indem ſie die oben erwähnte See bekamen, die den Kranken von unten bis oben durchnäßte; dieſer ſchlug die Augen auf, zwei Augen ſo dunkel, ſo blitzend, als ſeien ſie unter Italiens Himmel geboren.

Ole blickte mit feſtem Auge auf die heranrollenden Wogen, die nun, da das Boot den Kurs änderte, um die Landſpitze zu umfahren, mit ihrer ganzen Kraft wirken konnten, und er wußte ſie mit beſonderem Geſchick gleichſam zu umgehen; die ſchwere See leckte an der Reling, indem ſie ſich über das kleine Fahrzeug hinwälzen zu wollen ſchien;

aber es war, als ob dieſes niedertauchte und ſich von einer neuen See wieder in die Höhe heben ließe.

„Vortrefflich geſteuert, alter Ole!“ rief Frederik, „das iſt eine wahre Luſt! Wir fliegen wie Seevögel, und ſieh, wie prächtig der Wind faßt; das ſchafft! Da ſteht ein Regenbogen in den Tropfen!“

„Wir kriegen bald einige andere Tropfen!“ ſagte Ole und zeigte nach den Wolken hin. „Der graue Kerl dort oben wird bald Waſſer von ſich geben! Wir müſſen eine Wendung machen, um dem Wind etwas abzugewinnen. Segel in Lee!“

Schnell, wie ein geübter Matroſe, führte der Graf Frederik das befohlene Manöver aus; eine ſtarke See warf das Boot beinahe um; die Zwei am Speiſekorbe ſprangen auf; ſelbſt der Kranke kam auf die Beine. „Stille geſeſſen!“ rief der Alte mit lauter gebieteriſcher Stimme, „öst das Boot aus!“

Sie gehorchten und nun ging es mit halbgerefftem Segel, weiter vom Lande abwärts.

„Und Du, der Du der Luſtigſte ſein wollteſt!“ ſagte Graf Frederik und betrachtete den Kranken, der ſich wieder gelegt hatte. „Du biſt wirklich recht amüſant auf eine neue, aber langweilige Manier! Wir könnten Dich ganz gut ans Land bringen, Du unſere Contrebande für die Inſel Fühnen, Niemand würde Dich kennen!“

Es fing an zu regnen, die Sonne war im Begriff unterzugehen. Das beſtändige Kreuzen hatte ſie erſt noch eine viertel Meile an der Weſtſeite von Langeland heruntergebracht. Das Gut, das Graf Frederiks Vater gehörte und nach dem ſie wollten, lag an der fühnenſchen Küſte zwiſchen Svendborg und Faaborg, ſie hatten alſo noch eine bedeutende Strecke zurückzulegen. Strom und Wind waren ihnen entgegen; triefend ſaßen ſie da, und ſchon hatten ſie von Kopenhagen her eine Nacht unter freiem Himmel auf dem Meere zugebracht.

„Mit ſolcher Gelegenheit erreichen wir Svendborg heute nicht!“ ſagte Ole, „wir müſſen unter Fühnen zu kommen ſuchen.“

„Höre,“ ſagte Frederik, „es iſt nicht mehr als eine gute halbe Meile landeinwärts, wo der alte Hof liegt, den mein Vater gekauft hat und für mich aufbauen laſſen will; wollen wir dahin zu kommen ſuchen? Es iſt dem Anſehn nach eine wahre Räuberhöhle, aber ganz romantiſch, und was noch beſſer iſt, wir haben dort ein Dach über uns und Leute zu unſrer Bedienung; wir finden dort einen Großknecht und eine Meierin mit ihrer Suite. Wir werden weder Hunger noch Durſt leiden. Steure nur auf den Kirchthurm zu, der dort wie eine Flaſche in die Luſt ragt.... Ich weiß, daß hier an der Küſte ein kleiner Bach fließt, der mit dichtem Gebüſch verdeckt iſt. Bei hohem Waſſer kann man das Boot hineinbringen, und da liegt es ſo ſicher, wie hinter des Gevatters Backofen!“

„Du haſt uns da wirklich auf eine ſchöne Fahrt gebracht!“ ſagte der beim Speiſekorbe, „hätte ich nicht einen geſegneten Appetit gehabt, ich läge ſchon lange ebenſo da, wie Herrmann,“ und dabei wies er auf den Seekranken hin.

Es ward immer dunkler; das Boot ging wie eine Schaukel, und ſo ſcharf der alte Ole auch ſah und ſo gut er auch ſteuerte, ſo bekamen ſie doch ein Paar tüchtige Seen, der herabfallende Regen hatte dagegen für die bereits durch und durch Naſſen nicht viel zu bedeuten.

„Hälſt Du drauf, Ole?“ fragte Frederik, während ſie mit ſtarker Fahrt auf die Küſte zu fuhren.

„Hier iſt der Bach!“ ſagte Ole, und er war es auch richtig; ſeine Kenntniß von der Strömung, ſein geübtes Auge hatten ihn geleitet; das Segel fiel; mit einem Sprung war er am Lande, „Holloi!“ .... Das Boot war an die Seite geſchleppt und das Tau um einen großen Stein befeſtigt. Der Kettenhund des nahe gelegenen Fiſcherhauſes ließ ſchon ſein Willkommen hören.

Eine Fußwanderung von einer guten halben Meile konnte ganz wohlthätig wirken auf die dürchnäßten und erfrorenen jungen Leute; ſie wollten gleich weiter nach dem verfallenen Edelhof; Ole ſollte beim Fahrzeug bleiben, er konnte ſich im Fiſcherhauſe einquartieren; die kleine Flaſche Rum und die Hälfte des Speiſevorraths ward ihm überlaſſen.

„Mein Ranzen iſt der leichteſte,“ ſagte der, welcher den erſten Platz am Speiſekorbe gehabt hatte. „Ich habe wenigſtens ein Hemde für Jeden von uns, und das iſt immerhin etwas.“

Die Wanderung ward angetreten; es war dunkel, der Weg tief und ſandig, der Regen fiel in ſchweren Tropfen.

„Man kann kaum ſagen, daß wir auf dem Trocknen angekommen wären,“ ſagte der, welcher ſo ſeekrank geweſen war. „Ich habe ein Gefühl, als ginge ich auf dem Boden des Meeres, der ſich mit mir hin und her bewegte.“

„Höre, wie es in den Bäumen ſauſt,“ ſagte der Andere; „es wird immer ſchlimmer und ſchlimmer. Kennſt Du den Weg genau, daß wir nicht die ganze Nacht herumzulaufen brauchen, oder gar genöthigt werden an einem Bauerhauſe anzuklopfen, wo man uns nicht einmal aufmacht? Ich muß Dich am Rockſchoß anfaſſen, denn ich ſehe nicht einen Schritt vor mir“ .... in demſelben Augenblicke ſtürzte er, ſo lang er war, hin, kam aber unter allgemeinem Gelächter alsbald wieder auf die Beine.

Die Wanderung hatte nun ſchon über eine Stunde gedauert, als Graf Frederik die Verſicherung gab, daß ſie im Dunkeln an der Stelle vorbeigekommen ſein müßten, wo der Weg nach dem alten Hof abführe. Sie horchten und glaubten durch den Sturm ein Hundegebell zu hören — nein! — ſie irrten ſich wohl, — ja! das war eine wahre Luſtpartie. Sie horchten wieder — ein jammernder Schrei ſchlug an ihr Ohr.

„Was iſt das?“ fragten ſie einander.

„Es iſt der Sturm!“ antworteten ſie ſich ſelbſt; aber wieder hörten ſie die jammernden Töne.

„Nein — aber was iſt das?“ ſagte der Eine zu dem Andern. Niemand konnte ſich das erklären; ſie ſtanden noch einen Augenblick und gingen dann weiter. Wir werden ſpäter erfahren, aus welches Menſchen Bruſt dieſe tiefen Seufzer hervortönten.

Plötzlich zeigte ſich ein Licht vor ihnen.

„Nun weiß ich den Weg," ſagte Graf Frederik, „dort liegt der Hof!"

Und in demſelben Augenblick war das Licht wieder verſchwunden; aber ſie ſteuerten in der Richtung vorwärts, wo ſie es geſehen hatten.

„Ich habe die Stiefeln ſchon ſo voll von Waſſer," ſagte der, welcher zunächſt folgte, „daß ich gar nicht weiß, wie tief ich eigentlich wate; hier ſcheint es mir indeſſen doch allzu friſch und kalt um die Füße zu werden. Sollten wir nicht in einen Sumpf gerathen ſein?"

„Ja, das ſind wir," ſagte Frederik, „aber es iſt der kürzeſte Weg, und man bemerkt ſchon Spuren. Es iſt die ſogenannte trockene Seite von dem alten Wallgraben, die wir paſſiren. Nun ſtehen wir an dem Hauſe!"

Sie waren dicht dabei, ja ſie wären wahrſcheinlich mit dem Geſicht geradeswegs gegen die Mauer angelaufen, wenn nicht über ihnen, ungefähr in der Entfernung von einer Elle, das Licht wieder hinter einem Fenſter ſichtbar geworden wäre. Sie riefen ein lautes „Halloh!" das wie einſtudirt ging, und erhielten Antwort durch das Gebell von drei bis vier Hunden; Niemand ließ ſich blicken, der Sturm heulte und jagte ihnen große Regentropfen ins Geſicht. Sie klopften an die Fenſterſcheiben und nun kam hinter dieſen ein Geſicht zum Vorſchein und gleich darauf ein zweites, ohne daß ſie jedoch drinnen ein einziges Wort ſprachen oder das Fenſter öffneten. Die junge Mannſchaft machte ſtärkeren Lärm, Graf Frederik ſchlug eine Scheibe entzwei, indem er rief, daß man aufmachen ſolle. „Kommt mit Licht, Ihr Schaafsköpfe!“ ſchrie er, „ich bin's, Graf Frederik! Macht doch auf in dieſem Hundewetter!“

„Jeſus!“ war die Antwort, und nun entſtand eine Geſchäftigkeit drinnen, das Licht ward weggenommen und die draußen ſtanden wieder im Stockfinſtern; das Hundegebell nahm zu — endlich raſſelte das Schloß des Thorweges, eine Laterne leuchtete, der Knecht und die Magd empfingen die Eintretenden mit dem Ruf: „Herr Gott, in dieſem Wetter!“

„Wir kommen von Kopenhagen,“ ſagte Graf Frederik, „wir kommen zu Waſſer auf einem offenen Boot und ſind des ſchlechten Wetters wegen ans Land gegangen. Setzt den Saal dort drüben neben dem Thurm in Stand; das iſt wohl noch die erträglichſte Stelle hier!“

„Da ſieht es erſchrecklich aus,“ ſagte der Knecht, „aber der Saal iſt wohl noch das Beſte; wir können etwas in die Fenſter hineinſtopfen.“

„Meine Herren!“ ſagte Graf Frederik, „ſo wollen wir denn unſern Einzug halten auf meinem kleinen Beſitz! Ich hoffe, daß er ſich in Jahr und Tag in einer beſſeren Geſtalt erheben wird, und da wollen wir ihn mit knallendem Champagner einweihen! Gehen Sie nur vorſichtig, hier muß auf Bretern und Steinen balancirt werden. — Schafft inzwiſchen etwas Warmes herbei! — Was habt Ihr hier? Bier und Eier habt Ihr doch wenigſtens, denn Rum und Citronen ſind wohl nicht aufzutreiben.“

„Ja freilich!“ nickte die Magd und ſteckte ihr rothes, vergnügtes Geſicht aus der Schürze hervor, die ſie des Regens wegen in der Geſchwindigkeit über den Kopf geworfen hatte.

Sie machten ſich auf, aber jeden Augenblick ſtolperten ſie über Steine und Holz. Der Knecht führte ſie mit einer Leuchte einen mit Neſſeln bewachſenen Abhang hinab und hob zuweilen einige Breter auf, die doch dadurch nicht viel beſſer zu liegen kamen.

„Das iſt der zweite Wallgraben, über den wir nun kommen,“ ſagte Frederik, „hier hat in alten Zeiten ein Schloß geſtanden mit Wällen und Gräben, das vor ungefähr einem halben Jahrhundert niedergeriſſen wurde bis auf einen Thurm, und an deren Stelle man ein großes Gebäude von Fachwerk errichtete; dieſes iſt nun unter dem ſeligen General Maag wieder ganz verfallen, aber mein Vater hat das ganze Gerümpel gekauft; die Aecker ſind gut, ebenſo herrlich die Waldungen und die Lage iſt vorzüglich hübſch nächſtes Frühjahr wird der ganze Kaſten niedergeriſſen und ſtatt deſſen ein neues Gebäude errichtet.“

Sie ſtanden nun in dem inneren Hofe, der von drei Seiten durch ein zweiſtöckiges Gebäude eingeſchloſſen war; ein herrlicher großer Lindenbaum breitete ſeine Zweige nach allen Seiten aus; das Gebäude ſelbſt ſah bei der ſchwachen Beleuchtung durch die Laterne recht ſtattlich aus.

„Hier iſt es ja ganz herrlich!“ rief Einer von ihnen, „eine prächtige große Thür mitten im Hauſe!“

„Aber keine Treppe!“ ſagte Graf Frederik und drehte den Arm des Knechts, der die Leuchte hielt; nun ſah man, daß die breiten Treppenſteine weggenommen waren; ein verroſtetes Eiſengeländer, das zur Treppe gehört hatte, ſtand gegen die Thür gelehnt, die, näher betrachtet, nur in einer Angel hing und deren Füllung ausgequollen war.

„Heb’ die Laterne in die Höhe, damit man ſich hier zurecht finden kann!“ ſagte Frederik, und bei der Beleuchtung zeigte es ſich, daß in den Fenſtern kaum eine einzige ganze Scheibe war, einige Fenſtergeſimſe waren aus den Fugen gewichen und in der Mauer ſelbſt waren Riſſe, als hätte das ganze Gebäude kürzlich ein Erdbeben zu beſtehen gehabt.

Durch eine kleine Thür kamen ſie auf einen ſchmalen Gang; hier mußten ſie über Schutt, Steine und eine niedergeſtürzte Mauer und befanden ſich dann in einer Kammer, in der ſich buchſtäblich die zerſetzten Tapeten im Winde bewegten; ſie kamen an einem großen Schornſtein vorbei, der, da der untere Theil geborſten war, durch Balken und Stützen gehalten wurde; der Wind ſauſte durch denſelben; dann gingen ſie durch eine Reihe wüſter Zimmer, wo die Fußböden oder wenigſtens ein Theil derſelben aufgeriſſen war; ein einzelnes altes Möbel, Gartengeräth und übertünchte plumpe Steinfiguren lagen in den Winkeln umher.

Endlich waren ſie in einem großen Eckſaal, der weniger Spuren der Verwüſtung trug. Die Wände, ja die Paneele ſelbſt waren hier mit wurmſtichigen alten Familienporträts aus der Ritterzeit bedeckt; hier hingen alte ehrwürdige Damen mit ihrem Hund auf dem Arm oder mit einer großen Tulipane in der Hand, Ritter mit Schlachtſchwert und Jagdhunden, ſowie Männer in geiſtlichen Gewändern mit Geſangbüchern, lateiniſchen Deviſen und Jahrzahlen. Ein altes offenſtehendes Clavier ſtand mitten im Gemach.

„Und noch gar ein Inſtrument in den Kauf!“ rief der Eine und ſchlug einen Accord an, ſo daß man die klappernden Tangenten und drei ſchnarrende Saiten hörte. Der Spielende ſelbſt machte einen jener komiſchen Sprünge, die man zu thun pflegt, wenn man nahe daran iſt zu fallen, und das war er auch, denn vor ihm lag eine alte Thür, die zur Thurmuhr. Das Licht aus der Laterne ward in eine Flaſche geſteckt, die glücklicher Weiſe in dem offenen Clavier lag.

„Mehr Lichter!“ befahl Graf Frederik; „und dann bring' uns einige von Deinen Kleidern, Chriſten! Aber rein müſſen ſie ſein. Du ſiehſt, wir triefen von Waſſer; ſo viele Pferdedecken wie möglich, einige Bunde Stroh dort hinein in den Thurm, aber Alles im Gallop! Die Magd muß Hühner ſchlachten und das Beſte, was ſie hat, zurichten. Aber erſt Punſch, damit wir uns erwärmen können! Im Gallop, Chriſten, im Gallop!“

Und es ging im Gallop; Chriſten brachte alle ſeine Sonntagskleider und dazu einen großen gefütterten Reiſepelz, der Graf Frederiks Vater gehörte. Ein naſſes Stück nach dem andern ward weggeworfen; inzwiſchen ward der Ranzen geöffnet und Alles herausgenommen; zwiſchen den Taſchentüchern fand ſich aus Verſehen ein Paar Schwimmhoſen eingepackt.

„Das iſt eine Fügung des Himmels!“ ſagte unſer ſeekranker Candidat, der nun die Munterkeit ſelbſt war. „Hier iſt großer Hoſenmangel! Kleine Beiträge werden mit Dank angenommen. Doch ich bin am beſten an ſolche gewöhnt, ich nehme ſie und den Pelz. Schwimmbeinkleider und eine Wildſchur, das iſt ein gutes Coſtüm! Meine gnädigen Damen,“ — er verneigte ſich vor den ernſten Porträts rund umher, — „Sie entſchuldigen, daß ich mich hier umkleide!“ Und nun ging die Verwandlung vor ſich. „Die Sonntagskleider muß die Geiſtlichkeit haben,“ ſagte er und zog ſeinen einzigen und beſten mitgebrachten Anzug hervor. „Unſer guter, ehrwürdiger Manuducteur muß am meiſten menſchlich ausſehn.“

Das war der Aelteſte, von dem hier die Rede war, der einzige Bürgerliche in dieſer kleinen Kameradſchaft, ein Holſteiner mit Namen Moritz Nonnenſen; er hatte den drei Andern den vorbereitenden Unterricht zum examen philologicum und philosophicum ertheilt, das jetzt eben beendet war. Der Anführer des ganzen abenteuerlichen Zuges, Graf Frederik, deſſen Vater, wie geſagt, ſeine Beſitzungen in dem öſtlichen Theil von Fühnen hatte, war von Jugend auf daran gewöhnt, in ſeinem eigenen Boot umherzuſegeln, hatte als Knabe Touren nach Alſen und Angeln gemacht, ja nach dem überſtandenen examen artium zweimal eine Seereiſe von Kopenhagen nach der Heimath mit Ole Hanſen im offenen Boot unternommen; jetzt war eine ähnliche arrangirt; der Manuducteur war mit dabei und zwei Altersgenoſſen, Baron Holger und Baron Herrmann; aber der Erfolg war, wie wir ſehen, nicht der glücklichſte. Nun ſaßen ſie unter Dach und im Trockenen; fünf große Lichter, freilich von Talg und ſehr dünn, wurden angezündet und in ſehr verſchiedenen Leuchtern geſteckt. Im Thurm ward von Stroh und Pferdedecken ein prächtiges Lager zurechtgemacht; die Punſchbowle dampfte und nach dem erſten Glas tanzten — nicht die Stube, ſondern die Freunde in derſelben herum; draußen plätſcherte der Regen und der Sturm erſchütterte das gebrechliche Gebäude.

„Herrmann,“ ſagte Graf Frederik, „nun ſollte nur die Thür ſich öffnen, Deine Großmutter eintreten und Dich hier unter uns ſehen! Du, der Du nicht nach Fühnen kommen darfſt!“ —

„Aber ich kann die Frau nicht begreifen,“ ſagte der Manuducteur.

„Ja, ſie iſt auch nicht zu begreifen,“ unterbrach ihn Herrmann; „es giebt Zeiten, wo ich ſagen möchte, daß etwas zu viel Originelles bei ihr ſei, aber zu andern Zeiten wieder ſo viel Edles und Gutes. Faſt aus Allem, was ſie thut, leuchtet das Gemüth hervor; die Armen ſegnen ſie. Nur gegen uns, ihre nächſten Angehörigen, iſt ſie etwas hart; ſo hat ſie z. B. mich ſeit meiner Geburt nicht recht leiden mögen.“

„Ja, wenn er von ihr erzählt,“ ſagte Frederik, „da nimmt ſich das ganz gut aus, aber verrückt iſt ſie doch. Ich bitte um Verzeihung, ich weiß wohl, daß ſie Deine Großmutter iſt. In Italien hat ſie ſich in Guido Reni's Bild von Beatrice Cenci verliebt, wo dieſe ſo abgemalt iſt, wie ſie nach dem Richtplatz fährt, und daher hat die Baroneſſe beſtändig eine für ſie „**alla fantasia**“ drapirte Richtplatz-Kleidung; ſie hat davon verſchiedene Variationen: Richtplatz-Reiſemäntel, Richtplatz-Morgenröcke, Richtplatz-Ballkleider von Atlas, wie man ſie voriges Jahr mit einem ſolchen auf einem der erſten Bälle fand.“

„Während man ſich über ihre Kleidung luſtig macht,“ ſagte Herrmann, „ſitzt ſie mit allen ihren Dienſtmädchen und näht Kleider für die Armen.“

„Ja, ich finde gar nicht, daß ſie ſo verrückt iſt,“ ſagte Baron Holger; „ſie ſagt zuweilen Dinge, die höchſt treffend ſind. Die Leute bekommen Wahrheiten zu hören, wenn ſie zu ihr kommen. Da lüd ſie vor Kurzem eine Geſellſchaft der größten Vielfräße zu ſich, unter denen auch der Pfarrer war. Sie invitirte ſie zu einer „vernünftigen Mahlzeit“ und da erhielten ſie nichts als Waſſergrütze und Dorſch, nebſt einem Vortrag darüber, wie ſchädlich es ſei, ſich den Magen zu verderben.“

„Ei, das iſt ja eine vortreffliche Frau!“ ſagte der Manuducteur.

„Ich habe meine Großmutter in zehn Jahren nicht geſehn,“ ſagte Herrmann, „und es können leicht, wenn ſie ſo lange lebt, noch zehn Jahre darüber hingehn, bis ſie mich hierher ruft.“

„Sie leben —?“ rief Holger, „Originale dürfen nicht ausſterben, ſie bringen dieſelbe gute Wirkung in der Welt hervor, wie die Uniformen im Theater.“

Er erhob ſein Glas und eine Geſundheit ward getrunken, aber wie das Hurrah erſchallte, hörte man einen ſeltſamen hinſterbenden Seufzer; alle vier drehten den Kopf nach der Seite hin, von welcher der Seufzer kam, aber Keiner ſagte ein Wort, überzeugt davon, daß es nur der Wind ſei, den ſie gehört hätten.

Während ſie noch munter ſind, wollen wir einige Augenblicke zu der erwähnten Großmutter gehn.

II.

Die Großmutter.

Vor ungefähr achtzig Jahren ſah es in Dänemark für den armen Bauer noch traurig aus; er hatte es nicht viel beſſer, als ein Laſtthier. An die Stelle der Leibeigenſchaft, die Friedrich IV. aufgehoben hatte, war die Hörigkeit getreten; faſt alle Bauern blieben Leibeigene und waren bis zu ihrem funfzigſten Jahre zum Kriegsdienſt verpflichtet; viele junge Leute ſuchten dadurch frei zu kommen, daß ſie ſich verſteckten, andere verſtümmelten ſich ſelbſt, um nicht angenommen zu werden.

Der damalige Beſitzer des Guts, auf welchem jetzt die originelle Großmutter lebte, ihr Schwiegervater, war ein liederlicher Patron geweſen, und einer der barbariſchen Gutsbeſitzer jener Zeiten, von denen die Sagen noch abſcheuliche Erinnerungen aufbewahren.

Man zeigt in den Thoren noch eine Oeffnung, durch welche der Bauer in das ſogenannte Hundeloch hinabgelaſſen wurde. Die Feuchtigkeit aus dem Wallgraben ſickerte durch die Mauern dort unten, und in naſſen Jahren war der Boden mit einem Fuß hohen Waſſer bedeckt, in welchem Fröſche und Kröten ihr Weſen trieben; hierher ſteckte man den Bauer, und weswegen? Oft bloß, weil er nicht bezahlen konnte, was ihm zu bezahlen auferlegt war für den elenden Bauerhof, welchen anzunehmen der Gutsherr ihm befohlen, und auf welchem der Bauer ſeine ererbten Schillinge zugeſetzt hatte. Im Thurme lag noch der „ſpaniſche Mantel“, den mancher brave Mann hatte tragen müſſen, und mitten auf dem Hofe, auf dem ſich jetzt ein hübſcher runder Raſenplatz befand, mit Monatsroſen umgeben, hatte das „hölzerne Pferd“ geſtanden; auf deſſen Rücken hatte der Bauer ſich oft, mit bleiernen Gewichten an den Füßen, zum Krüppel geſeſſen, während der Baron drinnen mit ſeinen guten Freunden ein Saufgelage hielt, oder ſeine Jagdhunde peitſchte, daß ſie mit dem Reiter da draußen um die Wette heulten.

In dieſe Zeit, nach dieſem Gut und zu dieſem Gutsherrn wollen wir zurückkehren.

Einige zerlumpte Bauerjungen ſtanden und glotzten in den Hof hinein. Es ritt da Einer auf dem hölzernen Pferde, das wieder zu Anſehen und Ehren gekommen war, es war der lange Rasmus, wie ſie ihn nannten. Er hatte einmal ein wenig vor ſich gebracht und darum zwang ihn der Gutsherr, ein ſchlechtes, verfallenes Gehöfte an ſich zu nehmen. Rasmus ſetzte auf demſelben Alles zu, doch dadurch ward es nicht viel beſſer und er konnte die Abgaben nicht zahlen. Der Gutsherr ließ Stumpf und Stiel auf demſelben taxiren und den Rasmus mit Weib und Kind ausſetzen. Rasmus beklagte ſich darüber und ward dafür ins Hundeloch geſteckt. Als er wieder frei kam, überließ man ihm ein Haus ohne Acker; für dieſen ſchlechten Schuppen, mit einem kleinen Kohlgarten und einem Stückchen Hoffeld von zwei Tonnen, mußten er und ſein Weib ihre meiſte Zeit auf dem Hofe ſich abplagen; dieſen Morgen beklagte er ſich darüber, daß dies Leben zu hart ſei, und deswegen ritt er nun auf dem „hölzernen Pferde“. Dies war ein auf zwei Pfähle geſtelltes ſchmales Bret; der arme Sünder ſaß mit geſpreizten Beinen auf demſelben, zwei ſchwere Mauerſteine hatten ſie ihm an die Füße gebunden, damit dieſe herabgezogen und der Sitz auf dem ſchmalen Bret ihm dadurch beſchwerlicher und ſchmerzlicher wurde.

Eine armſelig gekleidete bleiche Frau mit verweinten Augen ſprach freundliche Worte mit dem Menſchen, der eine Art Aufſicht über den armen Sünder führte; ſie war des langen Rasmus Frau; Rasmus hatte weder Hut noch Mütze auf dem Kopfe; das lange dichte Haar hing über ſein Geſicht herab, das er zuweilen hin und her ſchüttelte, wenn die Fliegen ihn zu ſehr plagten. Die ſchweren Mauerſteine zogen die Beine nach der Erde hinab, aber ſo ſehr er ſich auch bemühte, ſo konnte er doch keine Stütze gewinnen.

Ein kleines dreijähriges Mädchen, ſeine und ſeiner Frau Tochter, ſchön, wie ein Engel Gottes, kroch im Graſe umher, und während die Mutter mit dem wachehaltenden Menſchen ſprach, näherte ſich das Kind dem Vater und ſchob, ſei es aus Inſtinct oder nach einer von der Mutter ertheilten Anleitung, ganz leiſe einen Stein unter den einen Fuß des Vaters, auf den er ſich ſtützen konnte; das Kind hatte ſchon ebenſo behutſam einen Stein für den andern Fuß genommen, und ſah mit ſeinem klugen, runden, hübſchen Geſicht nach dem Vater hinauf, da ſtand der Gutsherr, der Herr Baron, vor der Thür mit ſeiner großen Reitpeitſche; er hatte geſehn, was vorgefallen war, und die Peitſche knallte über das arme Kind hin, das einen Schmerzensſchrei bei dem Schlage ausſtieß; die Mutter ſtürzte ſich zwiſchen ſie, aber der Baron gab dem ſchwangern Weibe einen Fußtritt, daß ſie auf das Pflaſter niederſtürzte.....

Wir wenden uns von dieſer abſcheulichen Scene ab, wie deren in jenen ſogenannten „alten guten Tagen“ ſo viele vorkamen, und erzählen nur, daß dieſes Kind, deſſen Arm und Hals von dem Peitſchenſchlag anſchwollen, als es einen Stein unter den Fuß ſeines Vaters, des „langen Rasmus,“ ſchob, während er auf dem hölzernen Pferde ritt, jetzt niemand anders war, als die alte gnädige Frau, die Großmutter; dieſes Kind, das er ſchlug, wurde ſpäter die Frau ſeines Sohnes.

Ein ſo dunkles Bild, wie das mitgetheilte, lebte noch aus der Kindheit her bei dieſer alten Frau, deren Originalität beſprochen und verlacht ward. Sie befahl nun ſchon manches Jahr ſelbſt auf demſelben Herrenſitze, wo ihre Mutter durch einen Fußtritt eine ſchwere Krankheit ſich zugezogen, wo ihr Vater im „Hundeloch“ geſeſſen und auf dem „hölzernen Pferde“ geritten hatte. Die ſchönſten Roſen hatte ſie auf dieſe Richtſtätte pflanzen laſſen.

Von dem böſen Gutsherrn lief noch manche Sage um. In dem herrſchaftlichen Begräbniß in der Kirche ſtand ſein prächtiger Marmorſarkophag, umgeben von Engeln und mit goldnen Inſchriften; er ſelbſt hatte alle dieſe Pracht von Italien kommen und dieſe Capelle errichten laſſen. In einer wilden, luſtigen Laune gingen er und ſeine Saufbrüder nach der Kirche hinüber und da ſetzte er ſich in ſeinen Sarg und trank ſeine Geſundheit, die Geſundheit ſeiner Kameraden und endlich die des Teufels, und da ſaß er auf einmal todt im Sarge. Einige ſagten, daß der Schlag ihn gerührt habe, aber die Meiſten wußten das beſſer, es war der Teufel, der ihm den Hals umgedreht hatte.

Des Gutsherrn Sohn, der einzige, den er hatte, war ebenſo roh und wild, wie der Vater, aber nicht böſe: er führte ein zügelloſes Leben, war aber zuletzt wirklich verliebt, und zwar in die Pflegetochter des Schulmeiſters, eine Schönheit, wie das Land deren nur wenige aufzuweiſen hatte. Sie war die Tochter des langen Rasmus; ſie war keck, ausgelaſſen und wunderlich, aber tugendhaft, und mag es nun gekommen ſein wie es wolle, der Baron mußte ſie zur Frau nehmen, wenn er ſie haben wollte. Nun wird freilich von böſen Zungen erzählt, wie er ſich habe fangen laſſen, daß er gerade nach Langeland habe abreiſen wollen, um ein adeliges Fräulein zu heirathen, daß er aber da die ſchöne Dorothea vor dem Küſterhauſe geſehen und der Küſter ihn zu ſich hereingenommen, um mit ihm zu trinken, und dann ein alter als Prediger verkleideter Huſar ſie getraut habe; aber das ſind Lügen und hämiſche Erfindungen; das Kirchenbuch zeugt von Anderem und gewiß iſt es, daß er Dorothea nicht wieder fahren ließ, die nun eine gnädige Frau war, aber freilich hart und ſchlecht von ihm behandelt ward.

Sie bekam mehrere Söhne, aber Alle ſtarben, wenn ſie bis zu einem gewiſſen Alter kamen. Endlich, viele Jahre nach der Hochzeit, kam eine Tochter. Sie wuchs heran und ward ein ſtilles Kind; in ihren jungen Jahren ſtarb der Vater, und nun fing Dorotheens Regiment an. Man ſagte, daß, wenn über ihrem Leben früher die Stille des Grabes geruht hatte, es nun mit Pfeifen und Trommeln vorwärts ging. Wohl beſuchte ſie keiner der Nachbarn aus dem hohen Adel, aber ſie hatte ſtets Gäſte vollauf. Im Winter lebte ſie ein munteres Leben in Kopenhagen und machte dort Bekanntſchaften genug mit Juſtizräthen und Etatsräthen, Künſtlern und Wittwen, und hatte in Folge davon den ganzen Sommer über ihr Gut voller Fremde und war die „gnädige Frau.“ Es fehlte der Frau nicht an Kopf, ſie war ſogar nicht ohne ein gewiſſes Genie, aber das ging gewöhnlich ſeinen eigenen Weg; Herz hatte ſie auch, aber hier ſaß die Laune am Steuer und die war unberechenbar.

Sie reiſte nach Italien, ward Kunſtkennerin und kleidete ſich à la Beatrice Cenci in Armeſündertracht; alle Briefe von unſern Landsleuten, die ſich damals in Rom aufhielten, meldeten allerlei luſtige Anekdoten nach Hauſe von der fühnenſchen Dame. Ein nicht mehr ganz junger Mann, Baron Bünke-Rönnow aus Holſtein, der ſich damals in der Reſidenz des Papſtes aufhielt, beſuchte die Frau Baroneſſe und ihre hübſche Tochter, von der man ſagte, daß ſie in Kopenhagen Eindruck auf ihn gemacht habe. Plötzlich hörte man, daß ſie verlobt, und bald darauf, daß ſie verheirathet ſeien. Das Jahr darauf kamen ſie alle nach Dänemark. Bünke-Rönnow war nicht älteſter Sohn, hatte aber jährlich eine nicht unbedeutende Summe aus dem Familiengute, war außerdem bei der deutſchen Canzlei angeſtellt, und konnte alſo, wie man zu ſagen pflegt, eine Frau ernähren. Durch den Schwiegerſohn kamen nun mehrere von den erwachſenen Söhnen der ſogenannten erſten Familien in das Haus der Schwiegermutter, ſie hatten Augen, ihre Eigenthümlichkeiten zu ſehen, und den guten Willen, davon zu ſprechen. So ward ſie bald bekannt und geſucht als ein Original, das Stoff zur Converſation in den mageren Salons lieferte.

Gleich nach der Rückkehr aus Italien kam die junge Frau mit einem Sohne nieder, mit dunklem Teint und kohlſchwarzen Augen, wie die Kinder Italiens, in deſſen Luft ſie ihn unter ihrem Herzen trug; dieſes Kind war Herrmann, unſer junger Candidat, den wir erſt ſeekrank im Boote hingeſtreckt fanden und nun zuletzt in Schwimmhoſen und einer Wildſchur vor der Punſchbowle verließen.

So innig auch die Aeltern einander liebten, ſo ſchien es doch, daß ſie ſich in dieſem Kinde nicht begegneten; man erzählte ſich, daß von dem erſten Augenblick, wo es dem Vater gezeigt wurde, er es kalt und ohne ein Wort zu ſagen betrachtete. Das Gefühl der Mutter für daſſelbe war dagegen Wehmuth und ſtille Trauer; es ſpielte ein eigenthümlicher ſchmerzlicher Zug um ihren Mund, wenn ſie es betrachtete, ſie ſchüttelte mit dem Kopfe, als wollten ihr die Gedanken nicht gefallen, die ihr dabei durch den Sinn gingen, und ſie brach dabei in Schluchzen aus und küßte das Kind. Nur wenig länger als ein Jahr behielt das Kind ſeine Eltern; ein heftiger Typhus entriß ihm den Vater; die Mutter pflegte dieſen Nacht und Tag, ſog auf dieſe Weiſe den Anſteckungsſtoff in ſich und acht Tage nach ſeinem Begräbniß folgte das ihrige.

Die Großmutter ſchickte das Kind ſogleich fort, es kam zu einer braven Gärtnerfamilie in der Nähe von Odenſe und war dort bis zu ſeinem neunten Jahr; es war ein hübſcher Junge geworden, voll Feuer und Kraft, wild und luſtig, denn er konnte ſich immer frei umhertummeln, aber Alle hatten ihn lieb, denn er war von Herzen gut; er hatte mehrere Talente, namentlich zeichnete er ſchon ganz hübſch, aber es war ſtets das Komiſche, das er auffaßte und in ſeinen Zeichnungen wiedergab.

Jetzt war er, wie erwähnt, neun Jahre, und die Großmutter wollte ihn zu ſich nehmen, um, wie ſie ſagte, ihn ſelbſt „zu einem chriſtlichen Räuber“ zu erziehn. Er kam, war drei Tage in ihrem Hauſe, aber ſie fand, daß er ſich über Alles luſtig machte und ein kleiner Ausbund war, was wir übrigens in Abrede ſtellen. Er ſollte daher wieder fort, aber nicht zu der Gärtnerfamilie, denn die verſtand es nicht, Unkraut auszugäten, ſagte ſie. „Der Mann mag gut genug ſein, um Gurken zu pflanzen, und ſeine Frau, um Johannisbeeren abzupflücken, aber Galgenkraut verſtehn ſie nicht zu veredlen.“

Die Familie des Knaben von väterlicher Seite kümmerte ſich nicht um ihn, und ſein Vormund, der Pfarrer des Ortes, gehorchte in Allem der gnädigen Frau. Herrmann ward alſo nach der Schule von Herlufsholm geſchickt; von hier kam er auf die Univerſität und war in einem Jahr zu einem hübſchen Mann herangewachſen. Es war etwas angebornes Ritterliches in ſeinem ganzen Weſen, ein fröhlicher leichter Sinn und eine nicht geringe Beredſamkeit. Sein hübſches Talent, komiſche Bilder zu zeichnen, und der Umſtand, daß er von Geburt ein Baron war, hatten ganz beſonders den Grafen Frederik zu ihm hingezogen; in den academiſchen Vorleſungen hatten ſie mit einander Bekanntſchaft gemacht und dieſe bei dem gemeinſchaftlichen Manuducteur fortgeſetzt. Der dritte junge Freund, Baron Holger, ſchloß ſich der Manuduction und der Freundſchaft an.

Herrmann wußte, daß die Großmutter damals vor ungefähr acht Tagen nach Holſtein verreiſt war, wo ſie wenigſtens ſechs Wochen zu bleiben beabſichtigte, und hatte ſich daher von Graf Frederik überreden laſſen, die Seereiſe nach Fühnen mitzumachen, wohin er mit ihrer Erlaubniß nicht kommen durfte; jeden Monat mußte er ihr ſchreiben und jeden folgenden Poſttag erhielt er regelmäßig einige wenige Zeilen wieder. „Ich möchte Dich wohl einmal ſehen,“ hatte ſie vor Kurzem geſchrieben, „aber wir können beide füglich noch etwas warten. Komm' nicht, ehe ich Dich rufe. Es würde ſonſt ein ſchlechtes Vergnügen für Dich werden!“

So kam denn Baron Herrmann nach einer Abweſenheit von zehn Jahren wieder auf ſeine heimathliche Inſel; mit Jagden und Vergnüzungen ſollten einige Tage zugebracht werden. Ein kleiner Spazierritt vor dem Gut der Großmutter vorbei, ein Blick in den Garten ließ ſich nun doch wohl wagen, da ſie fort war, ohne daß es zu ihrer Kunde kommen würde. Niemand wußte ja, wer er ſei.

Sie waren mit gutem Wind von Kopenhagen abgeſegelt, da dieſer ſich aber bald drehte, hatten ſie es den erſten Tag nicht weiter gebracht, als bis Jungshoved auf Seeland; hier lagen ſie in dem offenen Boot die erſte Nacht und waren nun, wie wir wiſſen, den nächſten Abend nach Fühnen gekommen; nicht nach ihrem Beſtimmungsort, ſondern nach dem alten verfallenen Gut, wo wir ſie wieder aufſuchen wollen, während ſie Geſundheiten ausbringen auf die ſeligen Frauen und Fräuleins, deren wurmſtichige Bilder die Damengeſellſchaft in dem Salon ausmachen, wo uns noch dieſen Abend eine ſeltſame Begebenheit bevorſteht.

III.

Die Studenten-Tochter.

Herrmann hatte ſchon mit Bleiſtift in ſein Notizbnch ein ganz luſtiges Bildchen von ihnen allen in ihrem Aufzuge gezeichnet, und darauf ſich ſelbſt auf einem anderen Blatt als ſeekranken Candidaten wiedergegeben — ein Bild, das der Aehnlichkeit wegen viel Glück machte. — Die Unterhaltung hatte eine andere Richtung genommen; der Wind draußen tobte weniger heftig, aber dafür war der Regen deſto ſtärker geworden, das Waſſer lief in Strömen von den Fenſtern an den Wänden herunter und über den Fußboden in ein Flußbett, das es ſich ſelbſt gebildet hatte.

Sie waren mitten in Jagdgeſchichten begriffen; Graf Frederik erzählte die letzte Dachsjagd ſo anſchaulich, daß Herrmann ſagte, er fühle dabei ordentlich die Kohlen unter ſeinen Stiefeln kniſtern.

„Dergleichen Thiere kann ich ſchießen,“ fuhr Frederik fort, „Füchſe, Marder, große Raubvögel, aber einen Hirſch, ein Reh, nein! Ich bin kein rechter Jäger. Schon ſo dazuſtehn, zu warten, zu lauern und das königliche Thier ankommen zu ſehn, wie es ſo leicht und ſchwebend vorüberſpringt, und ihm dann eine Kugel nachzuſchicken, die Hunde darauf zu hetzen, daß ſie ſich in ſeine braune glänzende Haut einbeißen, die Augen zu ſehn, die das Thier machen kann, ganz wie ein Menſch in ſeiner tiefſten Betrübniß! Ich habe dies geſehen und habe die Büchſe von mir geworfen; in den Augen des Thieres lag etwas, das mich zugleich beſchämt und traurig machte. — Nein, Jäger könnte ich nicht werden, aber Seemann! Das iſt etwas Freies und Stolzes! Wenn es ſo recht gilt, mit Sturm und See zu kämpfen und Herr über dieſe zu werden!“

„Ja, und ich liebe es nun nicht,“ ſagte Herrmann, „mich auf der See herumzuſchlagen, weder auf die eine, noch auf die andere Weiſe. Ich habe an dieſen zwei Nächten genug gehabt. Was dagegen die Jagd auf Seehunde anlangt, ſo bin ich doch einmal dabeigeweſen; es war einmal während der Ferien. Das war ein Aufzug! Beinahe wie heute Abend, aber auf andere Weiſe. Ich hatte große Zugſtiefeln an. Es war ganz früh am Morgen, nebelig und rauhkalt; wir ſegelten ſechs Mann hoch in einem großen Boote hinaus. Jeder von uns ward ungefähr eine halbe vieriel Meile draußen auf einen der großen Steine hingeſetzt, die in dem niedrigen Waſſer lagen; es war wunderlich genug, dort draußen ſo allein auf einem Stein zu ſitzen, der ganz ſchlüpfrig war von den Leibern der Seehunde; rund umher lag Seetang; ich konnte mich ſo recht hinausdenken in das wilde Meer. Das Waſſer ſpülte gegen den Stein und zuweilen bellte ein Seehund hohl und häßlich; mit einem Mal plätſcherte es dicht neben mir; ich lag auf dem Bauch, der Wind blies mir gerade ins Geſicht; ich lag ganz ſtill und plötzlich tauchte der Seehund auf der Seite auf, von welcher der Wind kam; er richtete ſich gerade vor meinem Büchſenlauf auf, und ich drückte los — das Ganze dauerte nur einen Augenblick, aber ich hatte ihm in die großen braunen Augen geſehen, die er auf mich heftete, und es war mir gerade ſo, als hätte ich einen Menſchen geſchoſſen."

„Es ſcheint mir ausgemacht," ſagte Graf Frederik, „daß es der Seehund mit ſeinen klugen Menſchenaugen iſt, der zuerſt Veranlaſſung zu der Sage vom Seemann und der Meerfrau gegeben hat; häufig, wenn ich als Knabe unter den Bäumen am Strande lag, ſah ich ſie auftauchen, und wenn das friſche Seegras dem Thier über den Kopf herab hing, da ſah es wirklich wie ein Menſch aus."

Er hielt plötzlich inne und ſah nach dem Nebenzimmer hin; die Andern machten eine ähnliche Bewegung. Alle hatten denſelben Gedanken und dieſelben Worte: „Wir ſind hier nicht allein!"

Graf Frederik ergriff ein Licht.

„Es iſt noch nicht Geſpenſterzeit!" ſagte er und ſah nach ſeiner Uhr. „Es iſt erſt eilf Uhr. Nehme jeder ſein Licht, zur Hälfte werden ſie draußen im Zugwinde ausgehn."

Ganz deutlich hörte man wimmern; es konnte ein kleines Kind, es konnte auch eine Katze ſein. — Die Thür wollte nicht gleich aufgehn; ein Tritt mit dem Fuß half, und ſie ſtanden in einem vollkommen leeren Zimmer, der Wind bewegte die Flammen der Lichter. Die Thür zum nächſten Zimmer war ausgehängt und quervor geſtellt; da drinnen wimmerte es. Sie leuchteten mit den Lichtern hinein. Die Mauer nach dem Garten zu war halb eingefallen; in einem

Winkel lag auf einigen Kräuterhalmen und einer abgeriſſenen Tapete ein menſchliches Weſen — ein Weib, das, als ſie ſich näherten, ſich in die Höhe richtete und ihnen ein nacktes kleines Kind entgegenhielt.

Graf Frederik war der Vorderſte, er ſtutzte, das Weib ſank mit einem Seufzer zurück und die Hände fielen mit dem Kinde an ihre Bruſt; aber in dieſem kurzen Augenblick hatte ſie ihr Auge mit einem Ausdruck von Schmerz auf ihn geheftet, der tiefer und ſtärker war, als der des verwundeten Wildes, von welchem er eben geſprochen hatte.

„Jeſus!“ rief er aus — das Kind weinte; die Mutter ſchien todt oder ohnmächtig, ihre Arme, die ſie aufhoben, fielen kraftlos zurück.

„Das iſt ein neugebornes Kind!“ rief der Manuducteur. „Das arme Kleine! — Und die Mutter ſollte hier in Wind und Wetter verenden!“ Schnell ſprang er, um einige der Decken zu holen, die zu ihrem Lager beſtimmt waren, und deckte ſie über ſie.

„Wer mag ſie ſein?“ ſagte Frederik. „Wir müſſen Einige von den Leuten herbeiholen, wir müſſen ſie zu Bett ſchaffen. Doch Keiner von Euch Andern wird in der finſtern Nacht ſie dort finden können!“ rief er und eilte ſchnell davon.

„Das arme Kleine!“ rief Herrmann, nahm das Kind aus den Armen der Mutter und hüllte es in ſeinen Pelz ein. „Das hätte ich nicht gedacht, daß ich dieſe Nacht noch Kinderwärterin werden ſollte! Ihr könnt mir glauben, daß es die Mutter geweſen iſt, die wir ſo deutlich draußen wimmern hörten.“

Und das war auch der Fall. Die Arme war, während ſie in dem ſchlechten Wetter im Freien war, krank geworden; in ihrem Elend kroch ſie hier herein, da ſie wußte, daß das Haus offen und verlaſſen ſtand; hier in dieſem dunkeln Winkel, auf der abgeriſſenen Tapete hatte ſie ihr Kind zur Welt gebracht. Die jungen Leute nahmen die Leiche, denn ſie war todt, und trugen ſie in das größere Gemach, wo ſie um die Punſchbowle herum geſeſſen hatten. Sie hofften noch, daß es nur eine Ohnmacht ſei.

Graf Frederik kam mit Chriſten und einigen Andern von dem Hausgeſinde.

„Das iſt des Muſikanten Frau!“ ſagte Chriſten, „des wandernden Muſikanten, der den Leierkaſten dreht und auf der Rohrpfeife bläſt, die er ſich in die Halsbinde ſteckt; die Frau iſt noch ſehr jung, ſie ſchlug den Triangel und ſang Lieder; ich ſah es wohl neulich, als ſie hier ſang, wie es mit ihr ſtand. Und nun iſt ſie todt und dahin!“

„Nein, nein!“ ſagte Frederik, „laßt uns ſie in den Thurm und auf die Streu ſchaffen, wo wir hätten liegen ſollen, und dann ſetze Du Dich aufs Pferd und reite, was das Zeug hält, um Madame Sörenſen aus Quärndrup zu holen.“

„Ja, aber dies Weib iſt ja todt, Herr Graf,“ ſagte Chriſten, „ihre Hände ſind ſchon ganz kalt.“

„Thu’, was ich Dir ſage!“

Und Chriſten mußte, ſo ungern er es auch that, zu Pferde, um die Frau zu holen, die hier nicht mehr helfen konnte.

Die Todte ward in den Thurm auf ein Bund Stroh gelegt und gut zugedeckt; das Kind ward der Fürſorge einer der Mägde übergeben.

„Ja, daß ich es nur los werde!“ ſagte Herrmann, indem er es dem Mädchen gab. „Es geht ſonſt noch in Stücken, und es ſieht ja aus, wie ein kupferrother Indianer.“

Das Kind war ein Mädchen.

„Wir werden wohl Alle bei ihr Gevatter ſtehen müſſen,“ ſagte Herrmann, „wenn uns die Jungfrau nur ſpäter keine Schande macht. Eine junge Dame, die das erſte Mal, wo ſie ins Haus kommt, an dem Herzen eines Cavaliers in Schwimmhoſen liegt, giebt eben keine großen Hoffnungen.“

„Am Vaterherzen kann ſie wohl liegen,“ ſagte Holger.

„Ich will nicht ihr Vater ſein!“ antwortete Herrmann. „Ihr habt ebenſo viel Theil an ihr, als ich. Aber ich gebe gern meinen Beitrag zu einer chriſtlichen Erziehung.“

„Habt Ihr geſehn, mit welchen Augen die Mutter mich anſah?“ fragte Frederik.

„Ja, Dir übergab ſie das Kind. Da wir aber dabeiſtanden, wollen wir auch unſern Theil der Laſt tragen. Herrmann will ſeinen Beitrag geben, ich auch — was ſagt unſer Manuducteur? Wir ſind heute Abend zu einer

Gevatterſchaft gelangt. Aber wer ſorgt dafür, daß ſie in gute Hände kommt; wer ſoll Vaterſtelle bei ihr vertreten? Das muß Einer von uns thun. Laßt uns Strohhalme ziehn!“

Und ſie zogen.

„Der Manuducteur hat den kürzeſten! Sie iſt alſo die Tochter des Manuducteurs. So werde ſie getauft!“

„Nein, die Studententochter!“ ſagte Moritz.

„Gut! Die Studententochter! Das iſt immerhin ein Name. Du biſt ihr Vormund!“

„Aber wenn ſich nun der richtige Vater meldet?“

„Das mag er thun! Aber ich glaube nicht, daß er es thut. Laßt uns nun mittlerweile daran denken, etwas auszuruhn, damit wir morgen mit beſſerm Wind und Wetter weiter kommen. Gute Nacht! Auf die Geſundheit der Studententochter! Auf die Geſundheit ihres Vormundes!“ und ſie erhoben die Gläſer und ſtießen mit dem Manuducteur an.

„Nein!“ ſagte dieſer, „ſoll meine Geſundheit getrunken werden, nun denn — warum ſoll es länger ein Geheimniß bleiben? — ſo trinken Sie auf meine Verlobung!“

„Verlobung!“ riefen Alle.

„Ja, vorgeſtern Abend, ungefähr eine Stunde, ehe wir reiſten, ward ich verlobt; deswegen war ich ſo muthig! Ich dachte an ſie, deswegen lächelte ich, und nicht über die hohen Seen, wie Sie glaubten. Es geſchah auf ihr ausdrückliches Verlangen, daß ich mitging, wie es beſtimmt war; ich wäre, ehrlich geſagt, am liebſten zu Hauſe geblieben.“

„Das iſt nicht ſo unbegreiflich!“ ſagte Frederik; „aber wer iſt die Braut?“

„Fräulein Heimeran, des Etatsraths jüngſte Tochter.“

„Ah! — die? — Nun wird mir Alles klar. Sie hatte voriges Jahr im Theater auf jeden Dienſtag abonnirt, und deswegen mußten Sie alle Dienſtagsſtücke ſehen!“

„Nun werden Sie doch gleich nach Hauſe ſchreiben, daß Sie eine Tochter bekommen haben?“ ſagte Herrmann lachend; die Gläſer klangen und luſtig erſcholl ein harmoniſches Hurrah dicht neben der todten Frau.

Eine Stunde ſpäter lagen ſie alle vier ausgeſtreckt auf Decken und Strohbündeln; geſund und ruhig ſchlieſen ſie nach der zweitägigen Seereiſe und den Begebenheiten dieſes Abends, ſie ſchlieſen ohne zu träumen, mit Ausnahme des Manuducteurs; vor ihm ſchwebte das Bild eines jungen lebhaften Mädchens, ſein gebaut, ſchwebend, lächelnd, die Munterkeit ſelbſt; mit ihren braunen Augen blickte ſie ihm in die Seele hinein; es war ſeine Braut, Karoline Heimeran.

IV.

Der Kammerjunker.

Am nächſten Morgen war es ſchönes helles Wetter, der Himmel ſah aus, als ſei er gefegt, nicht ein Wölkchen war zu ſehen. Die Freunde wanderten dem Strande zu. Ole brachte das Boot in Ordnung und mit einem guten Seitenwinde ging es jetzt raſch die Küſte entlang nach dem Svendborger Fiord zu.

„Hier fängt der Archipelagus unſerer nordiſchen Mythologie an,“ ſagte Frederik.

„Wie bringen Sie das hier heraus?“ fragte der Manuducteur.

„Hier liegt ja Fühnen, wo Odin wohnte. Wir könnten einen Tag nach Odenſe fahren, Odin's alter Stadt; vor uns liegt die Inſel Thorſing, die von Thor erzählt, und dort liegt Thyrö, wo Balder Thora ſchlug.“

Sie fuhren bald in den Sund hinein, der hier ungefähr ſo breit wie der Rhein an ſeiner breiteſten Stelle iſt, aber mehr durchſichtig grün; in keckken maleriſchen Buchten ſchlängelt ſich der friſche Strom durch hohe Eichen- und Buchenwälder.

„Hier haben ſich Svend Tveſkiäg und Palnatoke getummelt und ſich blutige Köpfe geſchlagen, hier zogen die Wikinger des Nordens, unſere Argonauten, durch. Seht Ihr dort im Walde St. Jürgens Hof und Kirche? Dort ſtritt er mit dem Lindwurm; die Schlange wohnte in Nyborg, ſie kroch von dort aus über das Land und forderte jeden Tag ihr Opfer; das Loos fiel auf des Königs Tochter, der Ritter St. Jürgen befreite ſie; der Norden hat auch ſeinen Perſeus und ſeine Andromeda."

„Aus dem Griechiſchen überſetzt," ſagte der Manuducteur lächelnd.

„Nein, das haftet am Erdboden hier," ſagte Holger und lachte. „Sie müſſen die Bauern das erzählen hören; große kupferne Pforten unter der Erde werden jede Mitternacht auf- und zugeſchlagen, Irrlichter brennen über verſunkenen Schätzen; dann ſehn Sie auf den Feldern in Fühnen Steine ſo groß wie Häuſer, die ſtammen von den Hexen her, die ſie von Thorſings hohen Ufern aus geworfen haben, über den Sund hinweg. Ja, wir ſegeln hier gerade hinein in das Land der Sagen. Lyöe, das Sie bald ſehen werden, hatte einſt Baum an Baum — aber da war einmal ein Schiffer, der, als er von Hauſe fortging, von ſeiner Mutter drei Knoten erhielt; löſte er den erſten, ſo bekam er guten Wind, löſte er den zweiten, ſo wehte es ſtärker, und löſte er den dritten, ſo — ja, bei Svendborg löſte er ihn, und dann wehte ein Sturm, daß alle Buchenwälder auf Lyöe umſtürzten. Und man kann noch ſehn, daß es wahr iſt, denn auf Lyöe iſt nicht ein einziger Baum zu ſehen."

„Nun ſehe ich meinen fühnenſchen Baum!“ rief Frederik, und das Boot ſteuerte auf eine mit Buſchwerk bewachſene Landzunge zu, wo ein alter hoher Baum ſtand, der freilich nicht eingegangen, aber von dem Winde faſt blätterlos geworden war. Tauſende von Vögeln erhoben ſich ſchreiend von demſelben, als unſere Geſellſchaft ans Land ſprang; nahe daran ergriff ein prächtiger Hirſch die Flucht, ſo leicht und ſchwebend, ein Haſe lief in entgegengeſetzter Richtung davon, Alles wies darauf hin, daß man ſich in einem Paradies für Jäger befand.

Durch das hohe Gras, noch naß von dem Regen der vergangenen Nacht, ſchritten ſie auf das Waldhüterhaus zu, wo Eiler und ſeine Frau, zwei alte Eheleute, in ſtiller Waldeinſamkeit lebten und das in Gehegen abgeſperrte Wild warteten. Ihre ganze Welt war dieſe Landzunge, ihre Hauptſtadt der Edelhof, zu dem ſie kaum zweimal im Jahre gelangten; von dem, was in der wirklichen Welt geſchah, wußten ſie durchaus gar nichts, wenn nicht der Sohn Hans, der das Glück hatte, Bedienter auf dem Gute zu ſein, einige Worte aus den Zeitungen fallen ließ; aber das ward gleich wieder vergeſſen. Hans befand ſich aber jetzt bei den Alten. Er lief ſogleich der jungen Geſellſchaft entgegen. Die alte Frau legte ihre Holzſchuhe ab und ſtand nun mit bloßen Strümpfen auf dem gepflaſterten Fußboden.

„Warum thut Sie das, Mutter?“ fragte Frederik.

„Weil ich wohl verſtehe, denen Ehre zu erweiſen, denen Ehre gebührt,“ und ſie lächelte pfiffig über ihre bewieſene Feinheit. Dann breitete ſie ihren Rock über den einen und ihres Mannes Jacke über den andern Stuhl aus und lud die Herrſchaft ein, ſich zu ſetzen.

Es ſei ein großes Glück für den Grafen, ſagte ſie, daß er gerade ihren Sohn hier treffen mußte; nun könnte er erfahren, wie es auf dem Gute ſtände. Er war hierher gekommen, um Anna Lisbeth, die Schweſter, zu tröſten; ſie war wenig über ein Jahr mit einem raſchen Seemanne verheirathet geweſen, der ein Schiff für den Agenten in Faaborg führte; eine Sturzſee hatte ihn weggeſpült; ihr kleines Kind hatte ſie auch in dieſen Tagen verloren.

„Da haben wir ja eine Amme zu der Studententochter", ſagte Holger. „Das macht ſich vortrefflich, als wäre es eigens dazu arrangirt. So geht's in der wirklichen Welt; lieſt man dergleichen in Büchern, ſo macht man ſeine Bemerkungen darüber."

„Was ſind denn für Fremde im Hauſe, Hans?" fragte Graf Frederik.

„Da iſt der Kammerjunker angekommen, der jeden Abend etwas zu waſchen hat und doch ein Naturhemd trägt." Hans lachte dabei pfiffig.

„Wie? Iſt der angekommen? Der wird ſich alſo auf mehrere Monate feſtbeißen. Den hat man förmlich in der Koſt. Er gehört zu den Leuten, welche die Vornehmen ſpielen und nahe daran ſind vor Hunger zu crepiren. Sein ganzes Streben ging dahin, Kammerjunker zu werden."

„Geht im Naturhemd und hält doch Wäſche des Abends?" fragte Herrmann.

„Ja,“ ſagte Hans, der es an ihren Geſichtern ſah, daß er mitſprechen dürfe, wie er begonnen hatte. „Er hat ſo wenig Zeug mit ſich, daß jeden Tag gewaſchen werden muß; der Koffer bekommt dann die Schuld, weil ſo wenig hineingehe. Er iſt gegen uns Leute ſehr artig, ausgenommen was das Trinkgeld anlangt. Da hapert's, aber da kriegen wir denn Höflichkeiten dafür!“ Hans lächelte wieder.

„Und wer iſt denn ſonſt noch hier?“

„Kriegsraths von Odenſe, Mann und Frau.“

„Das ſind auch zwei ſonderbare Figuren,“ ſagte Frederik; „er iſt einmal ſechs Wochen außer Landes geweſen und hat als Courier einen Theil von Norddeutſchland durchreiſt; einen halben Tag war er in Hannover, drei Stunden in Braunſchweig, aber dann anderthalb Tage in Caſſel; und von dieſer Reiſe ſpricht er, daß man glauben ſollte, er wäre zwanzig Jahre außer Landes geweſen. Entweder iſt er Leuten begegnet, die in naher Verwandtſchaft mit den berühmteſten Männern waren, oder er iſt auch mit einer Perſon gereiſt, die dem Portrait Dieſes oder Jenes ſo ähnlich ſah, daß es ſo gut wie ausgemacht jene Notabilität ſelbſt geweſen ſein muß. Ja, er glaubt noch darauf ſchwören zu können, daß er mit Napoleon auf einem Floß den Rhein hinabgefahren ſei. Das Komiſchſte iſt, daß ſeine Frau ihn ſo oft hat erzählen hören, daß ſie einhelfen kann, wenn er ins Stocken geräth; er iſt der moderne Gert Weſtphaler Holbergs, von Kopenhagen nach Mainz. Die meiſte Zeit während dieſer ſechswöchentlichen Reiſe hat er im Poſtwagen und auf der Landſtraße zugebracht, aber, wie geſagt, überall die berühmteſten Perſonen getroffen, Napoleon, Lavater und Frau von Krüdener. — Und das iſt die ganze Geſellſchaft?“

„Frau Bagger aus Middelfart iſt auch hier.“

„Nun, das iſt doch wenigſtens eine vernünftige Menſchenſeele. Sind nicht noch Mehrere da? — Nun, ſo laßt uns nur vorwärts kommen. Zamore! komm, mein gutes Thier!“ rief er und pfiff. Ein prächtiger Jagdhund jagte auf ihn zu, ſprang an ihm hinauf, warf ſich auf die Erde, wedelte mit dem Schwanze und ſprang wieder bellend in die Höhe, ward geſtreichelt und jagte dann nach dem Hofe zu und wieder zurück, um daſſelbe Manöver zu wiederholen.

„Zamore iſt gar nicht mit den Spaniern verwandt,“ ſagte Frederik, „aber er ſoll einem Jagdhunde ähnlich ſehn, den mein Vater von Zamora ſelbſt erhielt, und der ſich auch, als die Spanier ſich davon machten, bei Nyborg mit an Bord ſchlich.“

Durch eine Reihe prächtiger Lindenbäume ſchimmerten jetzt die äußeren Gebäude des Hofes durch, ſo zierlich und hübſch mit ihren rothen Mauern, als wären ſie erſt vor Kurzem aufgebaut; aber die Jahrszahlen von Eiſen und die alten Inſchriften beſagten, daß ſie ſchon dreihundert Jahre alt waren; das Dach war nicht lange erſt neu gedeckt und auf der Spitze des Giebels drehte ſich ein vergoldeter Wetterhahn. Als die Freunde ſich näherten, lenkte ein Reiſewagen ins Thor ein; aber Hans kannte weder dieſen, noch die Livree.

In dem Hofe, der gut gepflaſtert war, wuchſen an der Sonnenſeite Aprikoſen und Pfirſiche an den weißen Mauern, die mit hölzernem Gitterwerk bekleidet waren, in die Höhe.

Mehrere der Diener des Hofes ſtanden an dem Wagen, aus welchem Graf Frederiks Vater zwei Damen heraushob, Mutter und Tochter. Die Erſtere konnte man noch eine Schönheit nennen, ſie beſaß eine ſchöne Haltung, edle Züge und braune, ausdrucksvolle Augen. Die Tochter war wieder das ausgeprägte Ebenbild der Mutter, nur in feinerer Form, und bei ihr war die Jugend in ihrer ganzen blühenden Friſche vorhanden.

„Iſt das Clara?“ rief der alte Graf und ſein Auge ſtrahlte, als er dieſes ſchöne Meiſterwerk des Schöpfers betrachtete.

Frederik drängte ſich vor und ergriff die Hand ſeines Vaters.

„Mein Junge, Du da!“ rief der Vater, drückte einen Kuß auf ſeinen Mund, gab jedem der jungen Männer eine Hand zum Willkommen und führte dann die beiden Damen nach den für ſie beſtimmten Zimmern. Es war die verwittwete Admiralin Schleisner und ihre Tochter, Beide aus Jütland, jetzt auf der Reiſe nach Kopenhagen begriffen, wo des Grafen Haus als Nachtquartier diente; ſchon am nächſten Morgen wollten ſie weiter; aber ein halber Tag und ein ganzer Abend können viele Begebenheiten in ſich ſchließen oder wenigſtens den Keim dazu legen.

„Ich muß wohl ſelbſt für unſer Quartier ſorgen,“ ſagte Frederik. „Sind die Zimmer am grünen Corridor in Ordnung?“ fragte er den Diener.

„Herr Graf!“ ſagte freundlich ein kleiner außerordentlich magerer Menſch und drückte mit großer Herzlichkeit Frederik's Hand.

„Herr Kammerjunker:“ ſagte Frederik lächelnd, „ja, ich hörte ſchon, als wir ans Land geſtiegen, daß wir die Ehre hätten, Sie bei uns zu ſehn. Jetzt müſſen Sie recht amüſant ſein- und uns etwas vorſpielen, Tänze und dergleichen! Sie haben geſehn, welche ſchöne Tänzerin hier ſo eben ankam.“

Dies ward freundlich geſprochen, freundlich, ſo wie man einem Hunde pfeift; ſo wenigſtens fühlte es der Betreffende; eine feine Röthe überzog ſein Geſicht, auf welchem jedoch der vorherrſchende Zug ein gutmüthiges Lächeln war. Das war alſo der Kammerjunker, der nach des Dieners Ausſage im Naturhemd und mit Halskragen ging; er war ungefähr 25 Jahr alt und ſah — wenn der Ausdruck nicht ſchön iſt, ſo iſt er doch bezeichnend — ausgehungert aus.

Zum Mittagseſſen verſammelte ſich die ganze Geſellſchaft; Graf Frederik führte Clara, die einen merkwürdigen Eindruck auf Alle machte und machen mußte. Ein Dichter würde in Verſen ſagen, daß ihr die königliche Haltung und die Leichtigkeit eigen war, die man bei dem fliehenden Reh ſieht; hier war die Friſche, die uns bei der erſten aufbrechenden Roſe entzückt, oder das erſte Frühlingsgrün, wenn der Schnee geſchmolzen; es lag etwas ſo wunderbar Durchſichtiges in der ganzen Geſtalt; es war die friſche Jugend mit aller ihrer Unſchuld, ihrem Glück, aller ihrer Zuverſicht zu den Menſchen und zu der Welt.

„Das iſt ganz und gar die Raphael'ſche Madonna in Dresden,“ bemerkte der Kriegsrath aus Odenſe und flüſterte dieſe Bemerkung ſeinem Nachbar, dem Manuducteur, zu, indem er hinzufügte, daß er nicht ſelbſt in Dresden geweſen ſei, daß er aber in Frankfurt, ehe er von dort abgereiſt ſei, eine vortreffliche Copie geſehen habe.

Der Kammerjunker erſchien nicht bei Tiſche, man vermißte ihn nicht, Niemand erwähnte ſeiner. Die Unterhaltung war ſehr belebt; die Seereiſe der jungen Leute, der Beſuch am vorigen Abend in dem alten Gebäude, das kleine Kind und die todte Mutter gaben ja reichlichen Stoff ab. Herrmann mußte mit ſeinen Zeichnungen herausrücken, die namentlich Clara's höchſte Bewunderung erweckten; ſie nannte ihn ein Talent und namentlich die Darſtellung ſeiner ſelbſt als Seekranker war in der That meiſterhaft. Die Admiralin erzählte von Bekannten in Jütland, der Kriegsrath ward bei jeder Erzählung an etwas Aehnliches erinnert, das er bei ſeiner Reiſe in Deutſchland erlebt, die Kriegsräthin unterſtützte ſein Gedächtniß, Frau Bagger gab kurze, geſunde Bemerkungen, Jeder offenbarte ſeine innere Natur; aber Clara war die Sonne, welche leuchtete und erwärmte; ihre Beredſamkeit lag in ihrem Lächeln und ſie lächelte häufig.

Es war ſchon lange dunkel geworden, als man von Tiſche aufſtand. Clara ſetzte ſich ans Clavier, ſie wußte nur einen Tanz aus dem Kopfe und alle ihre Muſik ſei eingepackt, ſagte ſie; der Tanz ward geſpielt und in ihren Augen ſtrahlte die ganze Freude des Ballſaals. „O, ich liebe die Muſik!“ ſagte ſie, „aber ich kann ſelbſt nicht ſpielen, wenigſtens nicht ohne Noten! — Wer kann ſpielen?

„Der Kammerjunker!“ ſagte Frederik und gab einem der Diener den Auftrag, dem Kammerjunker zu ſagen, daß man ihn erwarte und daß jetzt keine Zeit ſei, Zahnſchmerzen zu haben.

Und der Kammerjunker kam, jedoch mit geſchwollenem Backen, obgleich die Schmerzen vorüber waren. Frau Bagger klopfte ihn auf die Schulter und bat ihn, wie ſie es nannte, um eine muſikaliſche Vorleſung; der arme Menſch entſchuldigte ſich damit, „daß er nach den heftigen Zahnſchmerzen ſich wenig aufgelegt fühlte, ſetzte ſich jedoch ſofort ans Clavier, wo Clara ihm mit ihrem vielſagenden Lächeln ins Geſicht ſah, ſo daß ihm das Blut in die Wangen ſtieg und er einen Accord anſchlug.

„Nichts von Ihnen ſelbſt, wenn wir bitten dürfen!“ ſagte Graf Frederik, „Sie ſpielen ſo ausgezeichnet ganze Stücke aus dem Barbier.“

Der alte Graf blieb dabei, die „muſikaliſche Vorleſung“ haben zu wollen, und Frau Bagger legte ein Paar Hefte der „Kämpeweiſen“ vor ihn auf das Clavier. Vorigen Herbſt hatte ihnen der Kammerjunker Scenen aus Goethe's Fauſt vorgeleſen und vor und nach jeder Scene die Situation in Muſik ausgemalt. Er hatte dieſes Kunſtſtück, wie Frederik's

Vater es nannte, mit mehreren däniſchen Gedichten gemacht, und es war ihm nicht übel gelungen.

„Aber nicht erſt lange herumblättern,“ ſagte der Graf, „das Erſte, Beſte, das iſt gerade das Intereſſante! Hier iſt die Weiſe von „Eline von Wellerſkov“ “ und dieſe lag aufgeſchlagen vor ihm.

Der Kammerjunker ſah ganz verlegen aus, die Admiralin ſah ihn mitleidig an, Clara lächelte, und eine leiſe Converſation fing unter den jungen Herren an, während der Accord angeſchlagen ward und Töne folgten, die das Sauſen des Windes durch die Waldwipfel, den einſchlagenden Blitz andeuteten; dann folgten einige ſchöne, großartige Harmonien und endlich fing er an zu leſen, ruhig und ohne eben einen beſondern Umfang im Organ zu beſitzen, obgleich daſſelbe recht biegſam war.

„Es liegt ein Wall an der Nordſee Strand,
Ein Bauer will drauf bauen.“

Beim dritten Vers hielt er inne und nun folgte eine geſpenſterartige Muſik, eine Art von dämoniſchem Wirbel, daß man hätte glauben ſollen, die ſiebenhundert Unterirdiſchen zu hören, die herankamen, um dem Bauer allerlei Schabernack anzuthun, weil er ſich hier anbaute; dann las er wieder und ſtets ging dem Geleſenen Muſik voran oder folgte auf daſſelbe; man hörte den Kampf der Unterirdiſchen und das Gebet der frommen Leute. Es war wie ein Wechſelgeſang von dämoniſchem Geheul und heiligen Liedern. Als die Frau zum dritten Male „Jeſus Chriſtus!“ ruft und der kleinſte der Unterirdiſchen ſeine Zauberhaut verliert und wie ein prächtiger Ritter vor ihr ſteht, da folgte eine ſchöne jubelnde Melodie, die, wenn ſie wirklich improviſirt ward, meiſterhaft genannt werden mußte, oder, wenn ſie einem Andern angehörte und nach dem Gedächtniß ausgeführt wurde, jedenfalls gut gewählt war. Clara's Füße bewegten ſich tanzend und der Kriegsrath rief: „Bravo!“ Es erinnerte ihn an einen ausgezeichneten Pianiſten, den er in Frankfurt gehört hatte. Daß der Kammerjunker, nachdem er die Vorleſung beendet und der erlöſte Ritter die Tochter des Bauers geheirathet hatte, „God save the king“ ſpielte, war wenigſtens gut berechnet auf das zuhörende Publicum; „das war vortrefflich ausgedacht,“ meinte die Admiralin, „der Ritter war ja König von England und die Tochter des Bauers ward ja Königin!“ Es folgte großer Beifall und die Kriegsräthin verſicherte, daß ſie jetzt erſt, nach dieſer Muſik, die Kämpeweiſe verſtehe.

Clara war ans Clavier getreten und legte ihre Hand auf daſſelbe. Ihre ſchönen Augen blickten in die ſeinigen; es lag Muſik in ihren Worten; der Kammerjunker ward noch röther, ſchlug aber die Augen nicht nieder. Die Muſik war ſeine Welt, ſie umbrauſte ihn noch, und auf ein Wort von Clara ertönten leichte Tanzmelodien.

„Bravo!“ rief Graf Frederik. „Bravo!“ wiederholten Herrmann und Holger, aber Frederik war's, der mit dem ſchwebenden, lebensfrohen Mädchen im Saal umherwirbelte. — „Hier ſind noch mehr Damen!“ rief er tanzend; aber die Kriegsräthin war die Einzige, die ſich bewegen ließ; ſie ward von Graf Holger geführt.

Der Manuducteur hatte am Clavier Platz genommen und betrachtete das magere bewegliche Geſicht des Kammerjunkers, das während des Spielens einen eigenthümlichen, ſeelenvollen Ausdruck erhielt; Clavier und Menſch ſchienen wie zuſammengewachſen, die Töne nahmen hier ebenſo gewiß, wie das Blut, ihren Weg durch das Herz. Es ſchien etwas mehr in dem Kammerjunker zu liegen, als ſeine Umgebung hier verſtand. So dachte wenigſtens der Manuducteur; nun betrachtete er die Tanzenden; auch er fand Clara ſchön, er verglich ſie mit ſeiner Braut Karoline, und hätte er dann laut und ehrlich ſeine Gedanken ausſprechen ſollen, ſo waren es folgende: „dieſe hier anzuſehn iſt eine wahre Luſt; aber es giebt noch eine andere Schönheit, die des Geiſtes, es giebt eine andere, noch dauerndere Jugend, und dieſe findet man beide bei meiner Braut; Karoline iſt doch hübſcher!“ Es war der Bräutigam, der hier ein Urtheil fällte.

Baron Herrmann nahm Frederik's Platz im Tanz ein; denn Clara verſicherte, daß ſie es aushalten könne, ihr ganzes Leben lang zu tanzen, und Herrmann antwortete: „und ich tanze mit bis in alle Ewigkeit!“ und unterhielt ſeine Dame gewiß vortrefflich, denn ſie lachte laut auf, lachte ſo, daß ſie nicht weiter zu tanzen im Stande war. Während dieſer Pauſe bat die Admiralin um die Ouverture aus dem „Kalif von Bagdad.“ Dieſe lag auf dem Clavier und ſtrömte nun von den Saiten aus, während die Converſation begann, erſt flüſternd, dann lauter; man ging, man kam, und als das Muſikſtück zu Ende war, begab man ſich an den Theetiſch im Nebenzimmer. Der Kammerjunker blieb zurück und vertiefte ſich in Phantaſien, bis Graf Frederik ihm einen leichten Schlag auf die Achſel gab und ſagte: „nun ſollen Sie ein wenig ausruhen und wir mit Ihnen!“

Der Kammerjunker ſprang auf, verneigte ſich verlegen und ging an den Theetiſch, wo Frau Bagger ſagte, daß er ſeine Taſſe ehrlich verdient habe.

Die Admiralin und ihre Tochter wollten früh zu Bett; ſie mußten ja am andern Morgen frühzeitig abreiſen und ſchon bei Licht aufſtehn, „lange ehe die Herren ſich aus den Federn erheben würden,“ ſagte ſie. Clara lächelte den Kammerjunker an, ſeine beſte Muſik war nicht im Stande, dieſes Lächeln auszudrücken; ſie verneigte ſich vor einem Jeden der Herren, dem Kammerjunker gab ſie die Hand: „Sie haben genug Arbeit gehabt,“ ſagte ſie, „tauſend Dank!“ und dann verſchwand ſie mit der Mutter. Bald darauf begleitete Graf Frederik die jungen Herren nach dem „grünen Corridor.“ „Sie iſt ſchön!“ ſagte Frederik. „Du biſt verliebt!“ ſagte Herrmann und wollte ſeine eigene noch größere Verliebtheit verbergen, indem er ſie auf einen Andern übertrug. „Ja, Frederik, Du biſt verliebt!“ ſagte Holger, der es noch mehr war, als Einer der beiden Andern. Frederik lachte laut auf, „raſend verliebt!“ ſagte er; aber er war es gar nicht.

„Haben Sie Unterricht nöthig?“ ſagte Moritz.

„Ars amandi iſt gewiß leicht,“ antwortete Herrmann. „Ovid gehört nicht zu den ſchweren Autoren.“

Ein Licht nach dem andern ward bei den Gäſten ausgelöſcht, der Letzte, bei dem es noch brannte, war der Kammerjunker; ſeine Thür war wohl verſchloſſen, ein Tuch ward vorſichtig über die Thürklinke von innen gehängt, damit keiner der Dienſtleute durch das Schlüſſelloch ſehen ſolle, um ihn zu belauſchen; er ſtudirte Generalbaß und nähte an ſeinen Kleidern, ein Talent, von dem die Welt nicht wußte, daß er es beſaß, und es auch nicht wiſſen durfte. Der Hahn auf dem Hofe fing ſchon an zu krähen, ehe das Licht ausgelöſcht und die Bettdecke bis unter das Kinn in die Höhe gezogen ward; aber kaum war dies geſchehen, da ſchlief er auch ſchon und träumte gar nicht von Clara; aber doch ſchwebte ſie in ſeinen Gedanken zwiſchen dem Generalbaß und der Schneiderkunſt. Als er am Morgen herunter kam, war ſie und ihre Mutter fort; die andern jungen Herrn waren beim Abſchied aufgeweſen, nicht aber der Kammerjunker, und doch war er der Einzige, dem Clara am vergangenen Abend die Hand gegeben hatte. Man hatte dies nicht unbeachtet gelaſſen.

„Die Sonne iſt beinahe untergegangen, ehe Sie aufſtanden!“ ſagte Frederik.

„Unter in Nyborg, um jenſeits des großen Belts aufzugehn,“ ſagte Herrmann mit Beziehung.

Ein Wagen hielt vor der Thür; die jungen Freunde ſollten die Waldungen beſehn; der Kammerjunker durfte mit, es war ein Platz übrig; Zamora ſprang ſchon vor dem Pferde auf, die Kettenhunde ſchlugen an, und die Dienſtmägde guckten aus dem Kellerhals hervor, wo ſie einander Püffe verſetzten, daß die hölzernen Schuhe klapperten.

Die Geſellſchaft rollte von dannen, einen Feldweg entlang, über die Chauſſee hinweg, in ein Gehölz hinein und wieder heraus; und darin war es herrlich; das Laub war kupferbraun, das Farrenkraut erhob ſich lichtgrün neben dem blaugrünen Brombeergeſträuch und Hirſche und Rehe ſtanden in großen Rudeln und lauſchten mit vorgebogenen Köpfen; dann ſprang einer hurtig davon und der ganze Haufen folgte ihm; kein eingeübtes Manöver konnte beſſer gehn. Da waren prächtige Buchen, hoch und ſchlank, mit breitgewölbten Kronen, die zu beſitzen jedes Land ſtolz ſein würde, und die Sonne beſchien die feuchten Stämme, man ſah die Schatten der Pferde, des Wagens und der ganzen Geſellſchaft an ihnen vorüberjagen. Die Zeitloſen blühten wieder und in den naſſen abgefallenen Blättern ſprang ein brauner Froſch, als ſei es ein lebendig gewordenes Laubblatt.

„Werfen Sie uns nur nicht um!“ ſagte der Kammerjunker ſcherzend zu Herrmann, der neben dem Kutſcher ſaß und die Zügel führte, obgleich er nichts davon verſtand; dazu war die Converſation im Wagen, auf die er doch auch hören mußte, ſo lebhaft, und man hätte beinahe ſchon im Graben gelegen, wenn der Kutſcher nicht beim Lenken geholfen hätte; aber nun ſchien er auch mehr Ohr, als Auge zu haben.

„Sind Sie nun bange?“ rief Graf Frederik. „O, ich kenne Sie. Sie waren ausgezeichnet voriges Jahr, als wir mit Graf Borchs fuhren,“ und nun wandte er ſich halb zu den Andern, indem er erzählte: „die jüngſte Tochter, Herrmannia, iſt ein kleiner wilder Teufel, dem in Allem der Willen geſchieht; aber das ſteht ihr gut. Sie ſaß beim Kutſcher, — die Dienſtleute haben ſie lieb, weil ſie ſo raſch iſt — nun hatte er ihr die Zügel gegeben, ſie ſollte einen Wagen mit vier Pferden lenken.“

„Und ſie iſt erſt ſieben Jahre alt!“ ſagte der Kammerjunker.

„Ja, das iſt eben das Luſtige dabei!“ ſagte Frederik, „ſie fuhr uns dem Landweg hinunter, dicht an dem tiefen Graben entlang; aber ſaß der da nicht mit dem Herz in der Hand! Und als nun der Kutſcher ein wenig mit der Peitſche knallte, damit es raſcher gehen ſollte, und die Pferde ein wenig auf die Seite ſprangen, da wollte er nicht länger im Wagen bleiben!“

„Aber Sie haben das Fahren gewiß nicht gelernt,“ rief der Kammerjunker und packte Herrmann an der Schulter, der auch wirklich in demſelben Augenblick ſie ſämmtlich in den Graben warf.

Es entſtand augenblicklich eine Stille. Die Pferde ſtanden ganz ruhig, ein Jeder der Herren kroch hervor, der Kammerjunker war der Letzte.

„O Gott! meine Hand!“ ſeufzte er, „ſie iſt gebrochen! — o, das ſchmerzt unerträglich! — Wir ſind noch nicht ſo weit, fahren ſie nur weiter, ich gehe nach Hauſe.“

„Wir müſſen ſchon über eine Meile vom Hauſe ſein,“ ſagte der Manuducteur, „wir kehren wieder um, oder ich gehe mit Ihnen.“

„Sie haben die Hand ein wenig gequetſcht,“ ſagte Frederik, „bilden Sie ſich doch nicht ein, daß ſie gebrochen ſei.“

„Vielleicht haben Sie Recht, Herr Graf,“ ſagte er. „Sie haben ja mehr Verſtand, als ich“ und damit ſprang er über den Steg weg und die kranke Hand mit der geſunden unterſtützend, ſah man ihn durch den Wald davoneilen.

„Er ward grob!“ ſagte Graf Frederik, „der Kerl! Er hat keineswegs den Arm gebrochen, er wollte bloß aus dem Wagen, der Cujon!“

„Lieber Graf Frederik,“ ſagte der Manuducteur, „ich kenne Sie jetzt ſo gut, ich weiß, daß ſie im Grunde ein vortrefflicher Menſch ſind; aber Sie haben ſich, von dem erſten Augenblick unſerer Ankunft an, ganz beſonders hart gegen dieſen Menſchen gezeigt! Er iſt Ihres Vaters Gaſt, er iſt doch wirklich ein Mann von Talent, nicht ein „bloſer Kammerjunker,“ wenn ich dieſes Wort gebrauchen darf. Sie ſind zu gut, um ſich ſo zu betragen, und er iſt, glaube ich, auch zu gut, um es zu dulden.“

„Sie manuduciren wohl!“ ſagte Frederik halb piquirt, halb gutmüthig — „Nun ſind Sie es, der die Tour ſtört; wir könnten ja umkehren; aber das würde dann ſonderbar ausſehen.“

„Ja, ich werde gehn, um ihn zu begleiten!“ ſagte Moritz.

„Wende!“ ſagte Frederik beleidigt, und der Kutſcher mußte wenden; er war wahrſcheinlich auch beleidigt, denn er fuhr faſt nur Schritt. Sie waren nahe beim Hofe, als

Herrmann nach dem Graben zeigte, wo der Kammerjunker ſaß, todtenbleich, mit aufgeriſſenem Hemde. Er hatte ſich, überwältigt von Schmerz und von dem raſchen Gang, einer Ohnmacht nahe gefühlt, und ſaß nun hier mit naſſem Haar, indem er ſeine Stirn hatte abkühlen wollen.

Als ſie nach dem Hofe kamen, war zufällig der Arzt da; er erklärte, daß das Handgelenk verſtaucht und gebrochen ſei, und verlangte die größte Vorſicht, indem die Hand ſonſt auf immer ſteif werden könnte. Es hatte ſich ein Fieber eingeſtellt, der zarte, ſchwächliche Körper ſchien nichts vertragen zu können; es verdroß Herrmann tief, daß er Schuld daran war.

„Nun, was iſt's denn!“ ſagte Graf Frederik, „die Hand wird bald wieder gut werden; man pflegt ihn hier gut und er iſt mittlerweile auf einige Wochen verſorgt. Ja, ich habe perſönlich etwas gegen ihn; es iſt ſo erbärmlich, überall mit bei dem ſein zu wollen, was man Nobleſſe nennt, die Treppen abzulaufen, um eine Einladung da zu erzielen, wo man zu erſcheinen nicht einmal die gehörige Kleidung hat. Lieber ein guter Schneider, als ein armer Kammerjunker!“

Der Kranke lag im Fieber; Frau Bagger, die ihn beſucht hatte, war fortgegangen. Vielerlei Gedanken durchkreuzten fieberſchwer ſein Gehirn. „Meine Hand unbrauchbar! Mit der Muſik vorbei! O mein Gott, wie unglücklich bin ich! Was wird jetzt meine Zukunft ſein!“

V.

Der Leierkaſtenmann.

„Das iſt wohl die Strafe dafür, daß ich gegen den Befehl meiner Großmutter hierher nach Fühnen gekommen bin,“ ſagte Herrmann, dem das Umwerfen mit dem Wagen vielen Kummer verurſachte, „das iſt die Strafe dafür, daß ich fahren wollte, ohne es gelernt zu haben.“

„Lieber Freund,“ ſagte der alte Graf, „das hätte dem beſten Kutſcher paſſiren können! Kommen Sie mit mir, Sie ſollen meinen Obſtgarten ſehn, ich will ihn Ihnen ſelbſt zeigen; ich muß Ihnen ſagen, daß er mein Stolz iſt, man kommt oft aus weiter Ferne hierher, um ihn zu ſehn.“

Und ſie gingen nach dem Garten; es war am Tage nach der Ausfahrt; als ſie in den Garten kamen, ſahen ſie in einem Seitengange zwei Damen, von einem Gärtner begleitet.

„Das ſind gewiß Fremde, da der Gärtner mit dabei iſt,“ ſagte der Graf, „es kommen Viele hierher, um meine Obſtplantagen und die ganzen Gartenanlagen zu beſehen.“

Sie kamen näher; beide Damen waren alt; die Aelteſte, eine kleine breitſchultrige Frau mit einem kecken Geſicht, das gewiß einmal hübſch geweſen war, ſchritt raſch auf den Grafen zu; ſie trug einen weißen Reiſemantel und hatte auf dem Kopf eine Art von Turban von hellem Zeuge, das Coſtüm von Beatrice Cenci; es war Baron Herrmann's Großmutter; ſie hatte, gegen die frühere Beſtimmung, Holſtein verlaſſen und, als ſie nun auf der Rückreiſe am Garten des Grafen vorbeigekommen war, ihren Wagen anhalten laſſen, um denſelben im Vorübergehn zu beſehen.

„Sie, Herr Graf, wollte ich gar nicht ſehen,“ ſagte ſie, „ſondern Ihre Obſtbäume und Ihre Miſtbeete. Sie wollen wahrſcheinlich auch am liebſten von Viſiten verſchont bleiben; man genirt doch nur einander; aber nun ſind wir hier und Keiner von uns trägt die Schuld davon.“

Der Graf, überraſcht und verlegen darüber, daß ſie hier ihrem Enkel gerade gegenüber ſtand, der nicht nach Fühnen kommen durfte und ſein Gaſt war, ſtammelte verwirrt einige Worte und unterließ es natürlich, ſie einander vorzuſtellen.

Herrmann erkannte gleich bei der erſten Begrüßung die Großmutter, ſie ihn dagegen nicht; ſie hatte ihn ja ſeit ſeinem ſechſten Jahre nur ein einziges Mal einige Tage geſehn, als er neun Jahre alt war, und wie wir wiſſen, war er jetzt völlig erwachſen, hatte einen hübſchen ſchwarzen Bart und männliche Züge.

Der Graf beſtand darauf, ſtatt des Gärtners ihr Begleiter zu ſein, und fügte hinzu, daß die gnädige Frau ihm die Ehre erweiſen möge, zu Mittag zu bleiben, was ſie jedoch entſchieden ablehnte. Sie nahm indeſſen ſeinen Arm und ſie gingen in die Obſtbaumſchule. Herrmann ſammelte ſich, ward ſogar geſprächig, und ſie ſchien Gefallen an ihm zu finden. „Es fehlt Ihnen nicht an Rednergaben,“ ſagte ſie, „aber bilden Sie ſich nicht ein, daß ich Alles glaube, was Sie ſagen, ich glaube ſolchen Leuten nicht, welche Augen wie die Ihrigen haben. Das ſchwarze Meer iſt falſch, ſagt man!“

Eine unwillkürliche Ahnung, erkannt worden zu ſein, jagte Herrmann das Blut in die Wangen; in demſelben Augenblick kam ein Diener und meldete dem Grafen, daß der Leierkaſtenmann, der Vater des neugebornen Kindes, von dem Hardesvogt nach dem Hof geſchickt worden ſei, und daß ſie ſich Alle im Billardzimmer befänden.

Der Graf erzählte der alten Frau in wenigen Worten den Vorfall.

„Armes Kind!“ war Alles, was ſie ſagte, und ihr ſonſt ſo heiteres Geſicht ward wehmüthig, Thränen traten ihr in die Augen. „Ich eſſe nicht zu Mittag, aber ich will mit ins Verhör,“ ſagte ſie. „Ich kann vielleicht ein Wort mit hinein reden, wenn Spitzruthen gelaufen werden ſoll.“

Sie ging mit dem Grafen, Herrmann bot ſeinen Arm ihrer Begleiterin, die eine recht nette, aber nicht mehr junge Perſon war, Witwe Krone; ſie war fromm, phlegmatiſch und vernünftig und daher ſo recht dazu geſchaffen, um mit der alten gnädigen Frau zu leben, die ihr Vergnügen daran hatte, wegzuſehen, ſie zu belehren, und ſich dennoch zuweilen nach ihr fügen mußte.

Die einzige, wenn man ſo ſagen kann, eigenthümliche Stube auf dem ganzen Gut war die Billardſtube. Hier fanden ſich die Herren nach Tiſch ein, um Tabak zu rauchen, zu plaudern und zu ſpielen. Hier waren in der graugemalten Wand zwölf bunte, vergoldete Felder eingemauert und in jedem derſelben ein hölzerner Hirſchkopf mit dem echten Geweih der ſchönen Thiere angebracht, die vor Jahrhunderten erlegt waren. Einige hatten dreizehn, andere funfzehn Enden, alle echt vergoldet; auf dem eigentlichen alten Hof hatten ſie einſt die Rüſtkammer geziert. Zwiſchen den Fenſtern waren alte Waffen aufgehängt, und an der entgegengeſetzten Wand, längs welcher ſich der ganzen Breite nach ein Sopha hinzog, hingen zwei alte Porträts, Damen aus der Familie, beide als Schäferinnen gemalt, jede mit einem kleinen Lamm, das ſie an einer Blumenguirlande hielt. Mitten im Zimmer ſtand das Billard.

Die Hauptperſon war nun hier der Leierkaſtenmann. Er war bei dem Hardesvogt geweſen und hatte dort Ausſage gethan; ſeine Frau hatte bei dem ſchlechten Wetter, während er in der Schenke ſpielte, Nyborg verlaſſen, und war dann am Abend von den Wehen überfallen worden; ſie kannte den verlaſſenen Theil des Gebäudes und hatte ſich, da ſie in der Nähe deſſelben war, dahin begeben, ihr Kind geboren und den letzten Seufzer ausgehaucht. Die Leiche ſollte auf Rechnung der Armencaſſe begraben werden; der Vater wußte, daß der junge Graf und ſeine Freunde ſich des Kindes angenommen hatten; jetzt hatte man etwas von deſſen Eltern erfahren.

Der Leierkaſtenmann ſtand in der Mitte des Zimmers, als die Geſellſchaft aus dem Garten eintrat. Der arme Mann hatte einen abgetragenen Rock von modernem Schnitt an, aber man ſah es gleich, daß derſelbe nicht für ihn, ſondern für eine weit ſtärkere Perſon gemacht worden war, er hing allzu locker um ihn. Eine rothe Sammetweſte mit einer breiten Borde, welche die abgenutzten Kanten bedecken ſollte, und ein Paar abgetragene glänzende Beinkleider war, was die Kleider anging, das am meiſten in die Augen Fallende; die Mütze, die er in der Hand hielt, war von Wolle geſtickt und hatte eine große wollene Troddel. Das Geſicht war blaß, der unſtete Blick ſuchte in einem ſchwärmeriſchen Anſtarren der Zimmerdecke Ruhe zu finden; ein liſtiges Lächeln ſpielte um den Mund; man ſah durch die gläſernen Augen gleichſam in den Menſchen hinein, und ſah doch gar nichts. Man forderte ihn auf zu ſprechen, und höchſt affectirt, mit vieler Action erzählte er nun ſeine Lebensgeſchichte.

„In der Kaiſerſtadt an der Donau bin ich geboren. Mein Vater war Schauſpieler am „Theater an der Wien,“ aber er ſpielte keine großen Rollen; er brachte zuweilen einen Brief oder ſtand als Trabant auf der Bühne. Ich erhielt nie Erlaubniß auf die Bühne zu kommen. Er hatte ein ungeheures Talent bei mir bemerkt, das durfte nicht geweckt werden; ich glaube beinahe, daß etwas Eiferſucht mit im Spiel war. Der Sohn durfte nicht der Erſte ſein, wo der Vater nur „Trabant“ war. Daher ward ich bei einem Maler in die Lehre gegeben. Ich hatte ein gewiß nicht geringes Talent und großen Ehrgeiz und daher fühlte ich mich durch eine ſchlechte Behandlung gekränkt, die darin culminirte, daß man mich ein Kind warten ließ, dem ich eine Kinderklapper in den Mund ſtecken mußte; ich lief alſo davon, gerade ein Jahr ehe ich Geſelle werden ſollte, und ward reiſender Schauſpieler. Ich hatte große Augenblicke, erfuhr aber auch manche Kränkung. Mein Talent war zu groß für eine kleine Breterbude; meine Bewegungen, welche für das „Theater an der Wien,“ für die Scala und San Carlo paßten, wurden auf einer kleinen Bühne lächerlich. Das Hochtragiſche liegt dem Komiſchen am nächſten; ich ward ausgelacht, weil ich für etwas Größeres geboren war. Ja, man kann, wie Sie, meine Herren, darüber lachen, ich ſelbſt habe darüber gelacht, ſo weit ich darüber lachen konnte.

„Und nun wurden Sie Leierkaſtenmann?“ frug Graf Frederik.

„Nein, ich hatte ſo viele Talente, daß ſie, jedes für ſich gehörig entwickelt und unterſtützt, mich auf einen nicht unbedeutenden Standpunkt in der Geſellſchaft geſtellt haben würden. Ich war in Ungewißheit, welches Talentes ich mich annehmen ſollte. Ich konnte malen, Verſe machen, Coſtüms nähen; ich bin überzeugt davon, daß, wenn ich in Paris geboren und erzogen wäre, aus mir einer der erſten Modiſten geworden ſein würde; ich verſtand mit einer Scheere aus Papier die allerſchönſten Sächelchen zu ſchneiden, das hatte ich ſchon als Kind gekonnt, und in vielen Familien bewahrt man noch die von mir ausgeſchnittenen Sachen. Nun ward ich Director eines „Theatrum mundi.“ Da ſah man wirklich ſehr intereſſante Sachen, größtentheils aus Napoleon's Leben; aber das machte keine vollen Häuſer, ich mußte zuletzt das Theater im Stich laſſen und ſtand — das verſichere ich Sie — mit den bloßen Füßen in den Stiefeln und die große Welt vor mir.“

„Und Ihre Frau ſolgte Ihnen?“ fragte der ältere Graf.

„Ich war noch Garçon! Es dauerte wunderbar lange, ehe das Gefühl der Liebe über mich kam. Hieraus würde man vielleicht den Schluß ziehen, daß kein großes Genie in mir wohnte, da alle wahren Genie's, wie bekannt, ſehr entzündbare Herzen haben. Ich kann hierauf nichts antworten. Aber in der Natur finden ſtets Ausnahmen ſtatt. Genug! Ich reiſte nach Norwegen und ward Hauslehrer bei vier Schülern.“

„Hauslehrer! Aber worin gaben Sie denn Unterricht?“

„Unterricht? Eigentlich in Allem, denn ſie wußten gar nichts, und ich ſelbſt war außerordentlich fleißig. An jedem Morgen las ich das durch, worin ich ſie examiniren ſollte; oft ſagte ich auch zu ihnen: heute haben wir eine ſchwere Lection! Wie lange haben ſie daran gelernt, ich gebrauchte dazu eine ganze Stunde! Sie lernten beſonders gut Geographie, namentlich über Wien. In die Aelteſte meiner Schülerinnen verliebte ich mich und der Vater jagte mich fort. Nun ging ich nach Rußland und ließ mich als Vorleſer hören; ich las Schiller und Goethe vor, aber das war nichts für die Ruſſen! Sie mußten es nicht verſtanden haben; denn ſie pfiffen beide Autoren aus, d. h. ich mußte das Pfeifen hinnehmen. Zwei Jahre ſpäter kam ich wieder nach dem „ſtolzen Norwegen,“ wo ich Stella wiederfand — ja, meine Schülerin hieß Stella! Iſt das nicht ein ſchöner Name? Der Vater war geſtorben, die Kinder zerſtreut; ſie ſchloß ſich mir an, ward meine Frau und ſo reiſten wir nach Kopenhagen, wo wir zwei harte Winter ausgeſtanden haben; aber da wollte es gar nicht gehn und daher nahm ich den Leierkaſten, wir wollten nach der Kaiſerſtadt ... Der Tod entführte ſie in eine beſſere Kaiſerſtadt!" Der Leierkaſtenmann hielt inne mit ſeiner affectirten Erzählung und drückte die Troddel ſeiner Mütze feſt an ſeine Augen; er vergoß einige wirkliche Thränen.

„Vieles von dem, was Sie da erzählen, iſt wohl nicht wahr?" fragte der ältere Graf.

„Das Meiſte, Excellenz! Es iſt Wahrheit und Dichtung, wie der große Goethe von ſeinem eigenen Leben ſagt, und doch nennt man ihn nicht einen Lügner. Ich habe das Talent, gruppiren zu können, und das habe ich gethan."

„Höre Er," ſagte die alte Dame, die ſchweigend die Erzählung mit angehört hatte und nun gerade vor den Mann hintrat, „Seine Geſchichte iſt gemacht! Ganz und gar gemacht! In Seiner ganzen Perſönlichkeit liegt ſo viel Fades, und ich bin nicht Seine Närrin! Ich will mich des Kindes annehmen — aber ich will nichts von Seinem Beſuch wiſſen, und ich verbitte mir alle Briefſchreiberei und dergleichen, wenn das Kind einmal ein ordentlicher Mann wird!"

„Aber es iſt ein Mädchen!" ſagte Herrmann.

„Nun, gleichviel!" antwortete ſie, „da will ich eine Frau für Sie daraus machen."

„Das iſt hübſch!" ſagte Frederik, „daß Sie, gnädige Frau, Sich des Kindes annehmen wollen, wenn Sie es nur nicht bereuen werden!"

„Das laſſen Sie meine Sorge ſein!“ antwortete die alte Dame, indem ſie lächelnd eine kurze Bewegung mit dem Kopfe machte.

„Ich muß Ihnen ſagen, daß wir jungen Leute für den Unterhalt der Kleinen in den erſten Jahren etwas zuſammengeſchoſſen haben; dieſer da, der Herr Manuducteur und candidatus theologiae, hält Buch darüber; er iſt der Vormund des Kindes und das Kind ſelbſt iſt zu Knud Caſperſen's Witwe gethan.“

„Das iſt vernünftiger gehandelt, als ich es Ihnen zugetraut hätte,“ antwortete ſie. „Den Theologen kenne ich nicht. — Aber Caſperſen's Witwe kann zu mir ziehn, ich will die Aufſicht über das Kind führen. — Und glauben Sie nur nicht, daß die Herren von der Bezahlung freikommen. Ich will Koſtgeld haben. Jeder der Herren giebt jährlich vier Schillinge für die Amme und einen halben für das Kind; dieſe Einnahme werde ich zu meiner Weihnachtsgabe legen. Das iſt ein Feſt! Nicht wahr, alter Graf? Wir beiden Alten halten zuſammen. Und nun wollen wir fort. Heute Abend werde ich einen Wagen ſchicken, um die Amme und das Kind abzuholen; aber die vier Schilling ſogleich und den halben dazu!“

„Wir ſind unſerer vier dazu,“ ſagte Frederik, „das macht alſo eine Mark und zwei Schilling. Hier iſt eine Mark und drei, ich habe keine andere Münze, aber Sie müſſen ja auch Zinſen haben.“

„Keine Narrenſtreiche!“ ſagte die alte Dame, „ich ſchicke Ihnen Ihren Schilling, es iſt vielleicht ein Glücksſchilling für Sie; heben Sie ihn gut auf!“ und dann nickte ſie ihnen Allen freundlich zu, betrachtete einen Augenblick den Leierkaſtenmann und ſagte zu ihm: „verkaufe Er die Geſchichte, die Er uns zum Beſten gab, Er findet vielleicht einen Narren, der ſie kauft,“ dann gab ſie Herrmann einen leichten Schlag auf die Schulter und entfernte ſich mit Madame Krone, indem ſie den alten Grafen und Frederik, die ſie begleiten wollten, mit der Hand abwehrte.

Das war die Großmutter, das fühnenſche Original, wie man ſie nannte. Sie hatte einen eigenthümlichen, aber guten Eindruck auf Herrmann gemacht, der, wenn ſie länger hier geblieben wäre, ganz gewiß geſagt hätte: „ich bin der Sohn Deiner Tochter!“ Lange nachdem ſie fort war, ging ihm der Gedanke durch den Sinn: es iſt doch nicht recht, daß ich gegen ihr Wiſſen und Willen hier bin. Das machte ihm Kummer, es beſchäftigte ihn fortwährend: ich reite hin und beſuche ſie! Dies Verhältniß muß doch einmal ein Ende haben. Was iſt das für eine wunderliche Idee, mich nicht ſehn zu wollen, mich, der ich ſie nicht beleidigt habe! Es ſitzt gewiß viel Gemüth in dieſer ſonderbaren Schale!“

Sein Beſchluß war gefaßt. Inzwiſchen ſagte er es doch Graf Frederik, der ihm erſt davon abrieth, ſpäter aber zu ſeiner Meinung überging, jedoch verlangte, bei dem Beſuch mit zugegen zu ſein, um ſo vielleicht das Gewitter vertheilen zu können.

„Heute Abend wird unſere kleine Pflegetochter abgeliefert, morgen früh geht's auf die Jagd, und nach dem Frühſtück reiten wir hinüber, um zu ſehn, ob die Kleine richtig angekommen iſt; denn zu Hauſe wird nicht ein Wort von der Tour geſagt.

VI.

Der Beſuch bei der Großmutter.

Auf dem friſchbewegten Meere, außen vor Lyöe, ging vor gutem Wind ein kleines Fahrzeug mit mehreren Reiſenden, die nach Kiel wollten. Sie hatten ſich um ihren Speiſekorb herumgeſetzt; es fehlte nicht an Tafelmuſik. Ein Leierkaſtenmann drehte ſeine Orgel, die die Melodie „Noch einmal die ſchöne Gegend“ ſpielte. Es war der Vater der neugeborenen Kleinen; wir haben ſeine Geſchichte gehört; jetzt verließ er die Inſel, welche ſeine todte Frau und ſeine neugeborene Tochter zurückbehielt. Obgleich die ganze Perſon, jedes ſeiner Worte, ja jeder ſeiner Gedanken affectirt und verſchroben war, ſo zitterte doch dieſen Augenblick eine wehmüthige Saite in ſeiner Bruſt; aber Keiner las es auf ſeinem Geſicht, auf dieſem lag eine närriſche Sentimentalität, die als Pendant zu der wehmüthigen Melodie angenommen zu ſein ſchien. Niemand wußte hier, was er davon denken ſollte, er hatte ihnen ſeine Geſchichte noch nicht erzählt oder ſie vielmehr noch nicht vor ihnen gruppirt. Auf Fühnen war eins der Capitel derſelben beendet.

Das dahinſegelnde Schiff konnte man von der Landſtraße aus ſehen und auf dieſer ritten gerade um dieſe Zeit Graf Frederik und Baron Herrmann, um ihr Glück bei der alten Dame zu verſuchen. — Lebendige Zäune erſtreckten ſich auf beiden Seiten des Weges, und nur, wo eine Einfahrt war, konnte man einen Blick aufs Feld werfen. Ein reitender Bote von der gnädigen Frau begegnete ihnen und überreichte Frederik einen dicken Brief.

„Vielleicht eine Einladung! Nein, was iſt das? Ein Schilling, ein gewöhnlicher kupferner Schilling! Das iſt ein theurer Ritt, ſo viele Stunden, um einen einzigen Schilling abzuliefern.“ Der Brief lautete: „Herr Graf! man muß ſeine Schulden bezahlen. Hier iſt der Schilling zurück. Ich bitte um Quittung.“ Nachſchrift: „Das Kind iſt eingetroffen; ein nettes Kind; die Amme etwas zu weinerlich, aber ein reſpectables Frauenzimmer. Ergebenſt Dorothea.“ Frederik wandte ſich an den Boten: „Ich werde ſelbſt die Quittung bringen, ich reite hin,“ und nun ſetzte er ſein Pferd in Gallop. Herrmann that ein Gleiches.

Die Nebengebäude boten ein reiches Motiv für einen Maler; die alten Steine, die als Abweiſer dienen ſollten, waren mit wildem Hopfen umwachſen, die Ranken liefen über das Strohdach hin, das nach der Landſtraße zu bis auf die Erde hinab lief, überzogen mit Moos und Hauslaub. Hier war ein Farbenreichthum, ſo bunt, wie man ihn nur auf irgend einer Palette finden kann. Dem Strohdach gegenüber hingen von den alten Lehmwänden wilde Roſenbüſche mit ihren rothen Hagebutten herab. Gerade vor der Mitte lag das Hauptgebäude, deſſen Mauern von ſtarken Mauerpfeilern unterſtützt wurden, aber man ſah nicht viel von den rothen Steinen an dem halb kirchenartigen Gebäude, ſie waren, wie hinter einem Teppich, hinter dem dichten Epheu verſteckt; friſch und üppig wuchs er bis zum Dach hinauf, ja er ſchlang ſich ſelbſt um die Schornſteine. Das Seitengebäude des Hofes war von Fachwerk, die hervorſpringenden Flügel waren mit wildem Wein bewachſen, der jetzt im Herbſt mit zinneberrothen Blättern prangte; hier war Fenſter neben Fenſter, von oben bis unten durch beide Etagen, es ſah ganz aus wie ein großes Treibhaus, weshalb man denn auch gewöhnlich in der Umgegend das ganze Haus „das Treibhaus“ nannte. Außerhalb ſtanden im Sommer Palmen, Cypreſſen und Cactus in großen Kübeln, und es war der Mühe werth, die ſchönen Waſſerlilien zu ſehn, die hier blühten, ſie überwucherten faſt zwei große Dämme, die Ueberreſte des alten Wallgrabens. In einer Wildniß von Grün lag der Hof, er war wie über- und umwachſen von Rothdorn, Lindenbäumen, Kaſtanien und Schlehen. Man mußte dem Fremden Recht geben, der einmal ſagte: „es ſieht aus wie das Schloß in dem „„ſchlafenden Walde““, nur daß die Schöne darin fehlt.“ Vielleicht daß nun die Kleine darin zu einer ſolchen aufwuchs.

Frederik und Herrmann ließen ſich anmelden und wurden angenommen. Durch einen Corridor, auf welchem zwei Weinſtöcke durch eine Fenſterſcheibe hereingeleitet waren und nun eine förmliche Laube mit ſchweren, großen Trauben bildeten, traten ſie in ein kleines Cabinet ein, wo zwei

Bäume in moosbekleideten Kübeln Schildwache an der Thür ſtanden. Alle Farben ſpielten hier von den Zweigen und es war doch weder Blume noch Blatt daran, es waren zwei künſtliche Bäume, überall mit ausgeſtopften Colibri's beſetzt, die in Roth und Grün, in Gold und Silber ſo glänzten, daß man im erſten Augenblick das Ganze für herrlich ſtrahlende Blumen hielt. Ein doppelter Teppich hing vor der Thür, er ward bei Seite geſchoben und man befand ſich in dem Wohnzimmer der Großmutter. Auch hier ſah es aus, wie in einem Treibhaus; längs der Wände ſtanden kleine, ſchmale blecherne Käſten; in dieſen war Immergrün gepflanzt, das über ein Gitter von feinem Rohr gezogen ein Spalier bildete, einen lebendigen Schirm für die Porträts, mit denen die Wand dahinter behängt war; das friſche Grün verſteckte die Rahmen und zum Theil auch die Figuren; nur vor den Geſichtern war eine größere Oeffnung durch das Laub gelaſſen.

„Ich habe die Ahnen meines Mannes in Blumentöpfe geſetzt!“ ſagte die alte Dame, „ſehn Sie dort den Commandeur! Den Stern kann man nun freilich nicht ſehn, der hat einen Ueberzug bekommen; was der für wunderbare Augen hinter den grünen Blättern macht! Ich ziehe einen Cordon vor den Todten; aber mit lebendigen Blättern. Die blonde Dame mit dem Papagei ſieht ganz vergnügt dabei aus, namentlich der Papagei. — Aber es iſt gut, daß Sie kamen. Sie ſind ja alle Beide Gelehrte. Ich ſitze hier und ſtreite mit Madame Krone, die eine ſehr brave Frau iſt, aber Geographie verſteht ſie nicht, und das iſt doch gewiß diejenige Wiſſenſchaft, die man am wenigſten entbehren kann. Hier liegt die Geographie immer auf dem Tiſch, damit wir nachſehn können, wenn wir die Zeitungen leſen, und damit wir wiſſen, wo wir ſind; ich benutze ſie in Kopenhagen ſtets, wenn ich die Komödienzettel leſe. Steht darauf, die Scene iſt in Mailand, ſo ſchlage ich im Buche nach: „Mailand, große Kathedrale“ — dann weiß ich es. Geht man ins Theater, da iſt die Geographie ebenſo wichtig, als ein Zettel, man muß wiſſen, wo man iſt.“

„Ja, aber nun will die gnädige Frau,“ ſagte Madame Krone, „Jütland mit Norwegen verbunden haben, und das geht doch auf keinen Fall, Jütland iſt auf der andern Seite von Fühnen, und Norwegen liegt noch eine lange Seereiſe von Helſingör entfernt! Bin ich nicht ſelbſt von Kopenhagen dahin geſegelt?“

„Aber ich will eine Hängebrücke haben,“ ſagte die alte Dame, „Madame Krone weiß nicht, daß Jütland in eine Spitze ausläuft, und von dieſer Spitze, die Skagen heißt, ſollte man die Verbindung anknüpfen.“

„Die Entfernung iſt etwas groß,“ ſagte Graf Frederik, „das Meer iſt dazwiſchen ganze achtzehn Meilen breit.“

„Das weiß ich; aber deswegen will ich, daß eine Hängebrücke angebracht werden ſoll, dann könnten die Poſten im Winter gehn und man könnte Korn in Norwegen einführen, außer manchem andern Nutzen, den es haben würde. Es iſt immer gut, wenn die Länder zuſammenhängen.

„Aber worin ſollte denn die Brücke hängen?“ fragte Frederik.

„In Ketten,“ antwortete die alte Dame, „man befeſtigt ſie in den norwegiſchen Klippen, baut dann einen Thurm auf Skagen und hängt dann die Brücke dazwiſchen.“

„Aber nach dem Geſetz der Schwere würde die Kette durch ihr eigenes Gewicht ins Waſſer hinab hängen.“

„Da ſpannt man ſie ſtärker an,“ war die Antwort, „das muß der Profeſſor der Phyſik beſſer verſtehn. Haben wir nicht einen ſolchen in Kopenhagen? Der mag ſie ausſpannen, dann hängt ſie. Aber das kann Madame Krone nicht verſtehn, ſie will den Weg nach Norwegen durchaus über Helſingör haben. — Warum lacht der Andere da, der da mit den hübſchen Augen? Na, lache Er nur, die Zähne ſind ſehr gut; das kleidet gut; Er ſcheint von außen ehrlich zu ſein, das Innere wollen wir nicht näher betrachten — na, geb' Er mir die Hand!“ Sie reichte ihm die ihrige, ſchüttelte die ſeinige und ſagte: „danke, Kamerad! — Auch die Waſſerratte da!“ fügte ſie hinzu und reichte Graf Frederik die Hand, „ein bischen Wildfang und ſeetoll — um Verzeihung, Herr Graf! — Sie ſollen beide ein kleines Präſent haben, ehe Sie gehn, aber noch haben Sie Erlaubniß etwas hier zu bleiben.“

„Sie ſagen, ich ſcheine von außen ehrlich zu ſein,“ ſagte Herrmann, „ich bin es auch von innen, und das will ich Ihnen beweiſen. Sie wiſſen nicht, welche unausſprechliche Luſt ich ſeit vielen Jahren gehabt habe, Fühnen zu ſehn. Meinen Freund dort überredete ich, die Seereiſe mitzumachen; wir haben beide das Examen gut beſtanden und gleich nachher pflegt man nicht mit den Studien fortzufahren. Sie waren in Holſtein, das wußten wir, daß Sie aber plötzlich zurückkehren könnten, das fiel uns nicht ein; ich glaubte ſicher zu ſein, nicht mit Ihnen zuſammenzutreffen, und wollte nach wenigen Tagen wieder in Kopenhagen ſein. Alles iſt anders gekommen. Sie haben einen ſo guten Eindruck auf mich gemacht, daß ich es unehrlich finde, Ihnen nicht zu ſagen, wen Sie geſehn, wem Sie freundlich die Hand gereicht haben. Ich bin Herrmann, theure Großmutter!"

Die alte Frau hatte vom Anfang ſeiner Worte an ihn feſt angeſehn, ihr Geſicht war immer ernſter geworden, nun warf ſie den Kopf zurück und ſagte: „Ich weiß es — ich wußte es, aber ich wollte es nicht wiſſen. — Ich bin ja eine wunderliche Perſon, ſagen die Leute, was brauche ich es da zu wiſſen?"

„Haben Sie ihn erkannt?" fragte Graf Frederik. „Wie war das möglich?"

„Matroſe!" ſagte ſie, und es lag in dem Ton etwas ſo Eigenthümliches, es konnte Scherz, es konnte Zorn bedeuten. „Nun ſollen Sie die Präſente bekommen!" und ſie winkte dem Enkel, hielt aber wieder inne: „nein, ein Graf iſt mehr als ein Baron, außerdem gehörſt Du ja zum Hauſe, wie man ſagt. Herr Graf!" und ſie zog Frederik mit ſich ins Vorzimmer hinaus, ſah ſich hier nach allen Seiten um und heftete den Blick plötzlich auf den Baum mit den bunten Colibri's. „Mögen Sie das leiden? Sie ſind ja ſelbſt ein Vogel, ein Waſſervogel, und der fehlt hier. Haben Sie Luſt dazu? — Aber Sie müſſen ihn gleich mitnehmen;

denn das ſage ich Ihnen, in dem Augenblick, wo er Ihnen gehört, darf er nicht länger in meinem Hauſe bleiben.“

„Sie wollen alſo, daß ich ihn vor mich auf das Pferd nehmen ſoll,“ ſagte Frederik, „das iſt nicht gut möglich; da müßte ich ja auf ihr ſchönes Geſchenk verzichten.“

„Claus kann damit hinreiten,“ ſagte ſie, „es iſt eine hübſche Faſtnachtsruthe, nicht wahr? Und Sie können eine Faſtnachtsruthe gebrauchen,“ fügte ſie hinzu. Sie kehrte ihm den Rücken zu und ging in die Stube hinein. „Nun hat er die Ruthe bekommen!“ ſagte ſie, und wandte ſich gegen Herrmann. „Du wirſt Dein Präſent bekommen;“ dann öffnete ſie die Thür zum nächſten Zimmer, Herrmann folgte ihr und die Thür ward wieder zugemacht.

„Warum haben Sie ihn mit hierher gebracht, Herr Graf?“ ſagte Madame Krone. „Die gnädige Frau iſt böſe, ſehr böſe, ich verſtehe mich auf ihr Geſicht.“

„Nein, ſie iſt nicht böſe!“ ſagte Frederik, „ſie nahm uns ja ſehr liebenswürdig auf, wir bekamen Beide Geſchenke. Und überdies, was iſt das für eine unſinnige Idee von der Frau, ihrer Tochter Sohn nicht ſehn zu wollen, einen Menſchen, den Jeder lieb hat und achten muß!“

„Das wiſſen Sie nicht, Sie kennen ſie nicht! Ja, verzeihen Sie mir, Herr Graf, daß ich ſo ſpreche. Sie iſt wohlthätig und gut, beſſer als die Welt, aber ſie hat ihre wunderlichen Seiten, mit denen man Nachſicht haben muß.“

„Iſt es wahr, was man erzählt,“ ſagte Frederik, „daß ſie für Sie, Madame Krone, neulich ein Halsband von Sammet nähte und ihren eignen Namen darauf ſtickte, damit Sie es tragen ſollten — Sie haben das natürlich nicht gewollt.“

„Ja, dergleichen Geſchichten erzählt man, aber andere, die wahrer und ebenſo luſtig ſind, die aber von ihrer menſchenfreundlichen Geſinnung Zeugniß geben, die erzählt man nicht.“

„Doch, das thut man auch!“ ſagte Frederik. „Die Kriegsräthin erzählte uns erſt geſtern eine, die ebenſowohl komiſch als rührend iſt. Sie ſpielen auch eine Rolle mit darin, das heißt, Sie ſind nur die zweite Hand der Baroneſſe. Hören Sie nur. Die gnädige Frau kam dort unten im Dorfe bei einer elenden Hütte vorbei, wo eine alte Frau ſtand und ihr Leinenzeug wuſch, es war nur ein einziges Hemde. „Wie viele hat Sie davon?“ fragte die gnädige Frau. „Ach Du lieber Gott,“ ſagte die Alte, „ich habe nur dies eine!“ — „Jede wohlerzogene Frau muß ſechs haben,“ antwortete die Gnädige. — „Ja, Gott helfe uns,“ antwortete die arme Alte. Und dann fuhr die Baroneſſe ſofort nach Svendborg und kaufte Leinewand und nähte fünf. — Sie erinnern ſich deſſen wohl! Und die alte Frau war glücklich, aber die gnädige Frau war es auch und ſagte: „wenn ich mir ſolche Freude für die Paar Schillinge und das bischen Arbeit machen kann, da will ich mir noch mehr Freude bereiten. — „Höre, Mutter,“ fügte ſie dann hinzu, „giebt es hier im Dorfe noch mehr Menſchen, die keine ſechs Hemden haben?“ — „Ach ja, das weiß der liebe Gott!“ — „Nun denn, ſo ſchicke ſie

Alle zu mir!“ — Die gnädige Frau hat ſelbſt aus erſter Hand die Geſchichte erzählt und geſagt: „Da kamen ſo viel Menſchen zu mir, Mädchen und Frauen, und ich reiſte nach Svendborg und kaufte Leinwand, und Madame Krone und ich nähten den ganzen Tag und die halbe Nacht, ganze vierzehn Tage lang, und nun hatten ſie Alle ihre ſechs Hemden!“

„Aber iſt das etwas, worüber man ſich luſtig machen kann?“ fragte Madam Krone. „Iſt das nicht vielmehr hübſch, iſt das nicht ehrenwerth, wenn es auch ein bischen ſonderbar klingt?“

In demſelben Augenblicke kamen die Großmutter und ihr Enkel zurück, Beide lächelnd und er mit einer prächtigen goldnen Uhr an einer langen goldnen Kette.

„Die iſt dazu, damit er wiſſe, daß die Zeit vergeht und daß man arbeiten muß und nicht ſeine Zeit vergeuden — Nehmen Sie ſich das auch mit zu Herzen!“ ſagte die Großmutter zu Frederik.

Sie und Herrmann kamen Beide lächelnd, aber es war nur allzudeutlich auf Beider Geſicht zu leſen, daß etwas vorgefallen war, daß in ihrem Innern Gefühle gährten, die ganz verſchieden waren von dieſem Lächeln.

„Nun müſſen wir unſere kleine Pflegetochter ſehn,“ ſagte Frederik.

„Sie ſchläft,“ bemerkte die Baroneſſe. „Man darf ſie nicht ſtören. Und nun danke ich für die Ehre des Beſuchs!“

Sie verneigte ſich tief. „Jeder hat das Seinige bekommen, und ich habe eine große Freude gehabt.“

Beide Herren mußten ſich empfehlen. Der Stallknecht ſtand mit den Pferden vor der Thür; ſie beſtiegen dieſelben und gallopirten davon.

„Ja, ja!“ ſagte Frederik, „das iſt eine merkwürdige Frau! Eigentlich wies ſie uns doch die Thür. — Aber ich vermiſſe Deine alte Laune bei Dir! Hat ſie Dir etwas Kränkendes geſagt? Wie können ihre Worte ſo auf Dich vernünftigen Menſchen einwirken?“

„O nein!“ antwortete Herrmann und ward noch blaſſer. „Ich weiß, daß jeder Menſch ſeine Achilles-Ferſe hat, wo er verwundet werden kann, und ſie hat die meinige gefunden, mich verwundet — doch nein, das iſt nicht das richtige Wort — ſie hat in das Unantaſtbare meines Herzens hineingegriffen. — Sagen kann ich Dir das nicht! Du ſollſt einmal von Allen der Erſte ſein, dem ich es ſage. — Aber jetzt iſt dies Alles ein Geheimniß! — Du giebſt mir Deine Hand darauf. Sie hat einen Brand in meine Seele geworfen, der dieſen Augenblick alle Freude, alles Glück verzehrt! — Nein, nein!“ rief er heftig aus. „Es iſt nicht ſo! — Ich will meine gute Laune wieder haben!“ Und nun gab er ſeinem Pferde die Sporen. Graf Frederik, höchlich erſtaunt und unruhig über die Veränderung, die ſich auf dem Geſicht des Freundes zeigte, folgte ihm zur Seite. Der alte Diener der Baroneſſe konnte ihnen nicht folgen, trottirte aber ſo gut es ging hinterher, indem er vor ſich auf dem Pferde den künſtlichen Baum mit allen den bunten Colibri's hielt, die bei jeder Bewegung des Pferdes zitternd hin und her ſchwankten und mit tauſend Farben in der Sonne ſchimmerten.

VII.

Auf der Straße und im Ballſaal.

Wir gehn mit den Freunden nach Kopenhagen. Die Rückreiſe war nicht beſſer, als die Hinreiſe; es war im November, unſere ſogenannte ſchlechte Jahreszeit, mit Regen und Nebel, mit ihren vielen Stürmen, unter denen man ſich in des Aeolus Höhle zu befinden glaubt. Es waren echte Kopenhagner Novembertage. Grauer Himmel, Halbdunkel ſtatt des Tages, ſchmutzige Straßen, ſo daß Galoſchen und Regenſchirm ein nothwendiger Theil des Körpers werden; dazu als einzige Abwechſelung ein dicker rauher Nebel, den man ordentlich riechen kann; die ganze Luft iſt eine kalte Feuchtigkeit, welche durch die Kleider in die Poren eindringt und ihren Hauch über Fenſter und Thüren, ja über die Treppengeländer und bis auf die Corridors ausſtrömt. Man glaubt in einem Element für Fröſche, aber nicht für Weſen von warmem Blut zu ſein. Der Kehrichtwagen, deſſen durchnäßter und zerlumpter Fuhrmann der ſchmutzigen Magd bei der Ausleerung des Kübels zur Hand geht, das iſt das Bouquet auf einem ſolchen Kopenhagener Novembertag.

Wir wollen aus dieſem Wetter und von dieſen Straßen in den Salon des Miniſters eintreten, Licht und Farben ſehen, uns an die Sommerſonne erinnern und Düfte einathmen, wo Orangenbäume auf jeder Seite der Treppe aufgeſtellt ſind und dieſe ſelbſt mit bunten Teppichen belegt iſt, die durch blanke Meſſingleiſten feſtgehalten werden. Diener in Schuhen und ſeidenen Strümpfen, mit bunter Livrée, füllen das Vorgemach und reißen die großen Flügelthüren auf; eine milde aromatiſche Luft ſtrömt uns entgegen bei dem Glanz der Kronleuchter unter der Decke und der Aſtrallampen auf den Tiſchen; eine ſo beleuchtete Reihe von Zimmern liegt vor uns, alle mit weichen Fußdecken, langen, koſtbaren Gardinen, Stühlen und Sopha's mit ſeidenen und ſammetnen Ueberzügen, die bei leichter Berührung nach dem Platz hinrollen, den man ihnen geben will. Hier ſtehen Tiſche mit reich gebundenen engliſchen und franzöſiſchen Büchern, Kupferſtichen und Journalen. An den Wänden hängen Gemälde, und in dem einen Zimmer, zwiſchen den geſchmackvoll aufgeſtellten Blumen, befindet ſich eine ſchöne Statue. Einige von den Aelteren gehen jetzt an die Spieltiſche, Andere ſitzen im Geſpräch oder in ſtiller Beſchauung. Gruppen von jungen Mädchen, denen ſich Herren anſchließen, ſprechen lebhaft und lachen, und unter dieſen iſt Clara die Schönſte; man ſieht dies auch auf dem Geſicht der Admiralin, welches ſagt: „Sie iſt meine Tochter, ſo ſah ich ſelbſt aus vor achtzehn Jahren!“ Baron Herrmann führt das Wort; es ſind, wenn man ſo will, Repliken, die füglich in der „Läſterſchule“ ſtehen könnten; aber ſie enthalten kein abſichtliches Gift; ein Paar kleine Geſchichtchen über einen bekannten Mann, über den man bei jeder Gelegenheit Hiſtörchen zurechtmachen kann. Graf Frederik und Holger machen kleine launige Bemerkungen; aber Herrmann iſt doch der Lebhafteſte. Niemand wird den Schatten gewahr, der ſich in ſeine Bruſt geſenkt hatte ſeit der Unterredung mit der Großmutter, Niemand weiß, daß dieſes lächelnde Geſicht, wenn es zu Hauſe allein iſt, den vollen Ausdruck des Schmerzes tragen kann! Jetzt ſteht er hier vor Clara, ihre Augen leuchten ihm in die Seele hinein, erfüllen und entzücken ihn.

„Sie haben den, von dem ſie erzählten, gut abgezeichnet,“ ſagte Clara. „Sie verſtehen das meiſterhaft, Sie ſind eigentlich ein prächtiger Menſch!“

„Er weiß bei uns Allen die komiſche Seite aufzufaſſen,“ ſagte Frederik.

„Auch bei mir?“ fragte Clara. „Sie müſſen mich zeichnen als Caricatur; ich werde gewiß abſcheulich werden. Das iſt aber gleichviel!“

„Ich wüßte bei Ihnen keine komiſche Seite aufzufaſſen,“ ſagte Herrmann, „wenigſtens muß ich Sie erſt öfter ſehen, Sie belauſchen.“

„Ich lache ſo viel,“ ſagte Clara. „Da haben Sie ein Motiv!“ und ſie lachte mit dem friſchen Mund, den herrlichen Zähnen und glänzenden Augen, daß es noch ſchwerer ward, eine unſchöne oder komiſche Seite aufzufaſſen.

Die Diener brachten Eis, die Converſation wechſelte, das Fortepiano ertönte; der Muſiklehrer des Hauſes hatte

Erlaubniß bekommen, daß eine ſeiner Schülerinnen, ein junges, armes Mädchen, ſich in dem vornehmen Kreiſe hören laſſen durfte. Sie war recht hübſch, und ein Talent; an den Spieltiſchen kamen einige Lorgnetten vor die Augen, eine einzelne alte Dame erhob ſich, ſtand einen Augenblick an der Thür und ſagte „charmant!“ „Niedlich geſpielt!“ ſagte Clara; „aber ſie hält ſich nicht gut.“ Inzwiſchen war Clara die Einzige unter den jungen Mädchen, die ſich mit dem ſtillen, fremden Mädchen unterhielt, das, nachdem es die Piéce beendigt hatte, in einem Winkel, zwiſchen dem Clavier und einer Gruppe anderer junger Mädchen ſtand, welche es deutlich blicken ließen, daß ſie nichts mit ihr zu thun haben wollten.

Clara's Worte und ihre Freundlichkeit belebten ihre Züge, ihre Augen ſtrahlten; Herrmann näherte ſich ... war es wegen des Mädchens oder um Clara's willen?

Spät in der Nacht war er noch an Clara's Seite, als ſie und die Mutter in den Wagen ſtiegen. Dieſer rollte in die rauhe naßkalte Luft dahin, der Nebel hing wie ein dichter weißer Schleier um die Fenſter der Kutſche und die Damen zogen die Mäntel dichter an ſich.

„Du haſt ja alle die jungen Herren um Dich herum, Clara!“ ſagte die Mutter. „So geht es in Deinem Alter und bei ſolchem Aeußeren. Sei ein vernünftiges Kind! Nimm Dir Zeit! Du haſt Dich übrigens dieſen Abend nicht ganz gerade gehalten! Sonſt iſt es merkwürdig, wie Du mir in dem Alter ähnlich ſiehſt!“

„Graf Frederik war ſehr liebenswürdig,“ ſagte Clara und dachte dabei eigentlich an Herrmann, deſſen Aufmerkſamkeit gegen ſie nicht ohne Wirkung geblieben war.

„Graf Frederik iſt ein vortrefflicher Menſch,“ ſagte die Mutter. „Seine Familie gehört zu den erſten!“ — Es entſtand eine Pauſe; dann küßte ſie Clara und ſie hielten vor der Thür ihrer Wohnung.

Herrmann lief mit Galoſchen und Regenſchirm durch die ſchmutzigen Gaſſen, der feine kalte Regen, der von dem Nebel herunterfiel, durchnäßte ſeine Kleider, aber er merkte es nicht; in ſeinem Innern war Alles Flamme, Alles Sonnenlicht, alle ſeine Gedanken umfaßten Clara, und doch wußte er noch nicht, daß er verliebt war, daß dies ſeine erſte Liebe war.

Wir ſind wieder auf einem Ball, einem großen Hofball. Wie ein Tag bei klarem Sonnenſchein iſt's bei dieſer prächtigen Beleuchtung; kein Blumenbeet iſt reicher an bunten Farben, als dieſe große Verſammlung von rothen Uniformen mit Sternen und Ritterkreuzen; die Toiletten der Damen ſind ſo geſchmackvoll, ſo verſchieden, und gerade die Toiletten ſind's, die die Admiralin muſtert und über die ſie ſich mit einer älteren Dame unterhält, deren goldener Turban wie ein Caſſerol ausſieht und deren Kleid von feuerfarbenem Atlas eben nicht den beſten Geſchmack verräth. Die Muſik iſt ausgezeichnet, ſie bringt ſelbſt die Beine der alten Excellenzen in eine träumeriſche Tanz-Bewegung. Lakaien wandern wie Karyatiden mit Erfriſchungen zwiſchen den dichten Gruppen umher. In einer Fenſtervertiefung ſteht Clara, ſchöner vielleicht, als je. Sie trägt ein weißes durchſichtiges Kleid, das in vollen, luſtigen Falten herabrollt, als ſei es aus Aether gewebt und in Schnee gefärbt. Kleine Bouquets von Veilchen und Moos ſcheinen darüber hin geſtreut zu ſein. Ihr Geſicht, ihre Arme, ihre ganze Geſtalt iſt wie durchſichtig. Ein Ausdruck von Glückſeligkeit ruht auf dieſem jugendlich friſchen, wunderſchönen Geſicht, ein Lächeln, das mehr Zauber enthält, als alle Muſik, alle Poeſie; nie früher war ſie ſo ſchön, nie lächelte ſie ſo glückſelig. Sie unterhält ſich mit einem der Prinzen, der ſie zum Tanz führt. Frederik ſteht nicht weit davon im blauſammetnen Hoffrack mit großen diamantnen Knöpfen; er ſieht ihr glückſeliges Lächeln, er iſt böſe auf ſie, ohne ſich ſelbſt davon Rechenſchaft ablegen zu können, warum. Sie begegnen ſich im Tanz und werden wieder getrennt. Gerade in dieſem Augenblick tritt Holger ein. Clara hat ihm den dritten Tanz verſprochen, und doch iſt er der Letzte, der kommt; aber man muß die Urſache davon wiſſen. Holger ward geſtern Kammerjunker. Der Schneider hat Tag und Nacht an der Uniform genäht, das Unmögliche möglich gemacht, ihn zum Balle fertig geliefert, aber erſt vor einer halben Stunde gebracht. Der rothe, goldgeſtickte Frack ſitzt ausgezeichnet, die weißen, caſimirnen Beinkleider ſind wie ein Theil des Körpers, Holger iſt auffallend hübſch. Er weiß dies ſelbſt. Es iſt die erſte Uniform, die er trägt, es iſt der erſte Titel, den er erhalten hat, außer dem angebornen Baronstitel, und Clara hat ihn ſchon entdeckt, ihm ſchon zugelächelt — wie viel jugendlicher Muth, wie viel Glück kann doch einem Herzen zufließen!

Graf Frederik dagegen ſieht auf einmal ganz unzufrieden aus. Der Ball langweilt ihn, Clara's Lächeln iſt ihm zuwider, und nicht einen Tanz hat ſie für ihn. „Schon vor vierzehn Tagen war ich auf alle engagirt!" hat ſie ihm mit einem Lächeln geſagt, von dem er in ſeiner bittern Stimmung meint, daß es leichtſinnig ſei, und nun tanzt ſie mit Holger! Das iſt ein hübſches Paar, und man bemerkt ſie. Bei Beiden macht ſich gewiſſermaßen das Gefühl geltend: uns gehört die Welt! Alle die Uebrigen figuriren nur um uns! Iſt es Clara's Lächeln, iſt es die Tanzmuſik, oder iſt es die Uniform, die ſo vortrefflich ſitzt, oder vielleicht alle drei, welche ſolche Wirkung hervorbringen? In dieſem Augenblick wird es Holger deutlicher, als je zuvor, daß er Clara liebt, daß er es ihr ſagen muß, daß er ſo mit ihr durchs ganze Leben tanzen möchte — es giebt keine Sorgen, keine Krankheit, keinen Tod! —

Man geht zur Tafel, der Champagner ſchäumt. Holger iſt glücklich, wie ein Gott, redſelig, lächelnd, und während er wieder mit Clara in den Ballſaal tritt, iſt ein Beſchluß gefaßt; ehe der Ball zu Ende, muß ſie ſeine Gefühle kennen, wiſſen, daß er ſie liebt, daß ſie ſeine erſte heftige Liebe iſt. Er hat den Muth, er hat den Willen, das muß man ſagen; in dieſem Augenblick ſchläft Herrmann ruhig zu Hauſe, in demſelben Augenblick ſinnt Frederik darüber nach, ob er Clara morgen Mittag bei der großen Schlittenpartie nach Bellevue fahren ſoll oder nicht. Tanzmelodien ſind für den Verſtimmten ſchwere Wogen, die ſeine Laune noch mehr zum Wrack machen, aber den Lebensfrohen heben ſie nur noch mehr empor. Clara hatte ganz und gar Herrmann's hübſche, geniale Bilder vergeſſen, ebenſo Frederik's lebendige Schilderungen ſeiner Seereiſe, auf die ſie früher mit ſo großem Entzücken lauſchte. Holger iſt der beſte Tänzer von Allen, der Aufmerkſamſte, der Liebenswürdigſte. —— In dem Tanz, der nun kommt, ſoll inclinirt werden. Mit dem ganzen Ausdruck eines Glücklichen in Auge und Miene ſteht er vor Clara, ſein Blut und ſeine Gedanken ſind wie Champagner, er verneigt ſich tief mit einem heitern Lächeln, richtet ſich dann einen ganzen Zoll mehr in die Höhe als gewöhnlich, und dann — herrſcht denn hier ein Zauber? Man ſollte es glauben! Sind die Menſchen von einem unſichtbaren Geiſt begleitet, einem guten oder böſen? Indem Holger ſich emporrichtet, geht plötzlich eine Art von Verwandlung mit ihm vor, ſein Geſicht wird blutroth, ſeine Bewegung iſt mit einem Mal gezwungen; ſeine Worte, ſeine Rede ſind nicht mehr ſo ungebunden, es iſt etwas ganz Bedeutendes vorgegangen, ſeine Gedanken ſind getheilt zwiſchen Clara und — ja, es würde allzu ſchrecklich klingen, jetzt plötzlich das Wort auszuſprechen. Die geringſten Urſachen haben oft die bedeutendſten Folgen. Holger bewegt ſich nicht mehr, wie zuvor, er giebt ſogar ganz verkehrte Antworten. In dieſer Nacht hält er nicht um ſie an. Clara exiſtirt noch für Frederik, für Herrmann, für den, von dem Niemand weiß. Mitten in dem höchſten Moment des Entzückens, mitten in der kecken Offenbarung der Liebe — doch mehr als Einer iſt wohl ſchon in derſelben Lage geweſen und kennt dieſe Qual, bei welcher der Menſch ſeine ganze moraliſche Würde verlieren kann, und die hat Holger verloren, die jugendliche Heiterkeit, das Bewußtſein ſeines neuen Titels und ſeiner ſchön ſitzenden Uniform. Clara betrachtet ihn mit einem ängſtlichen Blick, bei ihr ſteigt der Gedanke, der ungerechte Verdacht auf, es ſei der Wein, er habe zu viel getrunken! Und der Nimbus, der ihn umgab, iſt verſchwunden, ſie weiß nicht, welches Unrecht ſie ihm thut; ihre Geſprächigkeit hört auf, ſie ſucht unwillkürlich Graf Frederik, ihre Augen begegnen den ſeinigen, es iſt ihr, als ob er lache, als ob er ihre Lage begreife — es wird wieder inclinirt, und ſie wählt Frederik. Holger verſchwindet einen Augenblick hinter den Gardinen, kommt dann wieder zum Vorſchein, aber er iſt nicht mehr ſo, wie zuvor. Und das Ganze iſt die unglücklichſte, aber unſchuldigſte Situation auf einem Ball, wenn man inclinirt, ja im Ernſt inclinirt. — Es iſt die ſchrecklichſte Proſa der Wirklichkeit, die ihn überwältigt hat. Wenn Einer hingerichtet werden ſoll, da ſagt man: „Er ſoll ſeinen Knopf verlieren!“ das heißt den Kopf verlieren, und Holger hat einen Knopf verloren und dadurch den Kopf. Von den engen Caſimirbeinkleidern iſt der eine Hoſenträgerknopf geſprungen — nun iſt's geſagt, nun begreift man das plötzliche Erröthen, das Gezwungene in ſeiner Haltung, ſeine Zerſtreuung, die verkehrten Antworten. Mit dem Knopf fielen Muth und Glück und Clara's Entzücken! Clara wählte **Frederik** und dieſe Beiden fuhren am nächſten Tage zuſammen nach Bellevue.

Die Schlittenpartie ging von der Amalienburg aus, 47 Schlitten, Prinzen, Diplomaten, junge Edelleute; die Schellen läuteten, die bunten Schneedecken flatterten über den Rücken der Pferde, die Peitſchen knallten. **Frederik** in einem Bärenpelz mit Stiefeln von Seehundsfell und einer Pelzmütze hatte **Clara** in ſeinem Schlitten und bald waren ſie außerhalb der Stadt, und die Krähen flogen über dem weißen Schnee hin, „Rab! Rab!“ Jeder gratulirt ja auf ſeine Weiſe. Wo der Schnee am höchſten lag, warfen die Beiden um; das war wie Spielerei. Es war ein kleines Abenteuer — das war eine köſtliche Tour; „das war eine bedeutungsvolle Tour!“ ſagte die Admiralin, und weswegen?

Denſelben Abend ſchrieb **Frederik** an ſeinen Vater, daß er **Clara** liebe, daß ſie ihm das Jawort gegeben, und daß die vortreffliche Admiralin nichts dagegen habe, wenn der Vater einwillige.

„Der Knopf,“ ſagte **Holger**, als er dies hörte, „der verdammte Knopf iſt an Allem Schuld!“ und vertiefte ſich in Gedanken. **Herrmann** zerriß alle ſeine Zeichnungen; ſie wären zu ſehr idealiſirt, meinte er, Alles ſei viel eckiger und häßlicher! Kopenhagen war die unausſtehlichſte Stadt, die Menſchen mit ſehr wenigen oder eigentlich gar keinen Ausnahmen eine Sammlung von Caricaturen und Langweiligkeiten. Ja nicht bloß Kopenhagen, ſondern Seeland, Fühnen, ja das ganze Land war ihm unausſtehlich. War es Clara's Verlobung, die dieſen Schatten über Land und Menſchen warf, oder war der giftige Keim, den die Worte der Großmutter in ſein Herz geſenkt hatten, jetzt zu einem Upasbaum aufgeſchoſſen, der Alles um ſich herum vergiftete, — — dergleichen Augenblicke in einem Charakter, wie der Herrmann's, bringen Gedanken und Beſchlüſſe hervor, die oft die ganze Zukunft beſtimmen.

Ein Ballſaal an einem Wintervormittag nach einem Ball iſt etwas ſehr Ungemüthliches; der Glanz iſt erloſchen, die Muſik verſtummt, alle die friſche Jugendluſt verſchwunden, die Fenſtergardinen ſind mit Staub bedeckt, die Lichtſtümpfe ſitzen in den Lampetten, der Contrebaß und ähnliche Mammuth-Inſtrumente liegen da wie Mumien und deuten auf ein Leben hin, das einmal war. So ſah es am nächſten Morgen aus in dem königlichen Ballſaal; mitten auf dem Fußboden ſchimmerte ein Knopf, den der Beſen der Scheuerfrau wegkehrte, der Knopf, der daran Schuld war, daß Holger's Herz ausſah, wie jetzt der Ballſaal, leer, ungemüthlich, ein Mauſoleum für einen Knopf!

VIII.

Karoline Heimeran.

Da wir jetzt den drei jungen Freunden und Reiſekameraden gefolgt ſind, können wir auch den Manuducteur oder, was kürzer klingt, Moritz aufſuchen. Ihn treffen wir nicht bei Hofe, nicht in den großen Salons, ſeine Welt iſt Etatsrath Heimeran's gemüthliches Wohnzimmer. Hier können wir auch vielleicht nach den vielen Bällen ausruhen. Hier war Karoline die Seele. Früh verlor ſie ihre Mutter und ward nun ein Knabe mit ihren wilden Brüdern, die jetzt im Lande herum zerſtreut waren; ſie hatte von dieſen alle ihre derben Kopenhagener Ausdrücke angenommen, die für die Uneingeweihten oft recht ſeltſam klangen bei dem lebhaften, hübſchen Mädchen. Der Vater gehörte zu den gutmüthigen und ſanften Perſonen, die im Theater ein wahrer Segen für die Luſtſpieldichter ſind; der Etatsrath lachte bei der geringſten Veranlaſſung. In Geſchäften war er genau, wie ein Rechnenexempel, welches aufgeht, und Vater aus der ganzen Fülle ſeiner Seele. Die ganze Familie lebte ungewöhnlich auf ſich ſelbſt beſchränkt, bildete ihren eigenen „feſten Stock", und in dieſem lebte und glänzte Karoline; man kannte ihre vortrefflichen Eigenſchaften und freute ſich gerade über das, was Fremde bei ihr ſchlechte Angewohnheiten nannten.

Wie wir wiſſen, hatte Moritz gerade am Abend vor ſeiner Abreiſe nach Fühnen um Karolinen angehalten und das Jawort bekommen, zugleich aber auch die Erklärung, daß er die Reiſe nicht verſäumen dürfe, daß er, als wenn nichts vorgefallen ſei, die Paar Tage mitſegeln ſolle. „Wir wollen nicht damit anfangen, beſtändig aneinander zu hängen,“ ſagte ſie. „Davon habe ich genug geſehn bei meinem älteſten Bruder und Luiſen! Eine ſo ſüße kleine Frau ſie auch iſt, ſo war ſie doch eine wahre Hängpflanze! Segle Du nur immer hin, wirf aber nicht um; denn ich habe allerdings keine Luſt, traurig zu werden, das iſt eben kein Vergnügen!“ Sie lächelte, hatte aber doch Thränen in den Augen, ſie war allerliebſt.

Und Moritz ſegelte nach Fühnen, wie wir wiſſen, und Alles, was ihm und den Freunden dort paſſirte, wiſſen wir auch — ſo wie auch, daß er nun wieder in Kopenhagen war; daß er aber beim Empfang den erſten Kuß bekam, das wiſſen wir noch nicht; aber den bekam er wirklich, und dann war Manches zu ſagen, Manches zu erzählen. „Glaubſt Du, daß ich mich lange mit dem Geſchwätz herumtragen werde, das ich gehört habe,“ ſagte ſie, „nein, jetzt ſind wir zwei darum! Du wirſt herhalten müſſen!“ — Sie mußten auch Brüderſchaft trinken, ſonſt konnte ſie ihn ja nicht ordentlich anreden, wenn er gezankt haben ſollte.

„Du biſt ein ſeltenes, geſegnetes Weſen!“ ſagte er. „Du gleichſt, ſo habe ich oft gedacht, Undinen!“

„Das iſt ein ſehr abenteuerliches Frauenzimmer, das Du da ausgeſucht haſt,“ antwortete ſie. „Ja, Du ſagſt ja auch, daß ich etwas ganz Apartes habe, aber das iſt gerade das, was mich in Deinen Augen intereſſant gemacht hat; wir Beide gleichen uns freilich nicht im Geringſten."

Nun kam eine Freundin zum Beſuch.

„Willſt Du den Menſchen einmal ſehn?" fragte ſie. „Ja, er iſt noch etwas ſtill, aber ich will ihn ſchon in Gang bringen. Zum Winter ſoll er mit mir auf der Eisbahn laufen. Mit gewiſſen andern Herren iſt das ſo langweilig. Wenn ſie mich am Abend nach Hauſe begleiten ſollen, da ſind ſie ſo ängſtlich, weil ich laut ſpreche! Und da darf ich auf dem Eiſe nicht rutſchen, wenn Straßenjungen da ſind! Das iſt ja gerade der Witz, zuweilen Straßenjunge zu ſein! „Freie Bahn!" rufe ich dann und rutſche!"

„Wenn man Dich nicht kennte, Karoline —!" ſagte Moritz, „da könnte man . . . ."

„Die kennt mich beſſer, als Du! Wir ſind zuſammen in die Schule gegangen, wir gingen im Märzmonat mit Mänteln, Müffen und großem Sonnenſchirm; den hielten wir vor uns gegen den Wind und die Sonne ſchien uns hinten auf den Rücken, ſo daß unſer Schatten im Sonnenſchirm ſtand; jedes Mal, wenn wir zur rechten Hand eine Straßenecke hatten, wechſelten wir damit, ihn zu tragen, und wir hielten ihn vor den Magen und nicht vor das Geſicht; der Wind nöthigte uns dazu. Und da glaubſt Du, daß ſie mich nicht kennt! Es bedeutet mehr für zwei Menſchen, unter einem Sonnenſchirm zu gehn, als Ringe zu wechſeln. Verſtehſt Du das!?" Und ſie lachte mit Mund und Augen.

Das Geſinde liebte ſie auf das Innigſte, denn ſie war herzensgut und ſprach immer ſo vertraulich mit den Leuten. Der alternde Diener wäre für ſie durchs Feuer gegangen; aber ſie nickte ihm ja auch ſo gütig zu, ſelbſt bei der großen Geſellſchaft, die einmal jedes Jahr gegeben ward, und zu welcher Conferenzräthe und ſelbſt der Polizeidirector geladen wurden. „Nicht ſolche Blicke, Jürgen!“ ſagte ſie dann, „ich kann ſie nicht aushalten und ich bin verlobt!“ Für die Mädchen ſchrieb ſie Verſe und Briefe an ihre Liebhaber. Sie hatte auch ihre eigene Sprache für die Dienſtboten: „Heute Abend um 9 Uhr biſt Du Sclave!“ ſagte ſie zu Jürgen, das hieß ſo viel, als: „Du kommſt um 9 Uhr und holſt mich ab!“ Im Theater, bei einer Tragödie war Niemand leichter gerührt, als ſie; und Niemand vergoß mehr Thränen bei dem Vorleſen eines rührenden Buches, als ſie, und dabei konnte ſie in demſelben Augenblicke darüber ſcherzen: „Ich habe ein ungeheures Talent, ſentimental zu werden,“ ſagte ſie; „wenn ich das ausbilden wollte, da könnte ich eine Salzquelle für unſer Land werden.“ Ihr hübſcheſtes Talent beſtand übrigens darin, kleine Lieder am Clavier vorzutragen; zwar hatte ſie nur eine ſchwache Stimme, aber die ganze Tiefe des Gefühls, die ſie ſogleich bei einer Dichtung ergriff, durchſtrömte ihren Geſang, es war eine wahre Luſt ihr zuzuhören, wenn ſie Reichard's Melodien zu Goethe's Liedern vortrug. — — Die Laune war jedoch, wie geſagt, das Vorherrſchende bei ihr; Moritzens kleine Abenteuer auf Fühnen, das Looſen darum, wer Vater des kleinen Kindes ſein ſollte, fand ſie amüſant und rührend, es machte ihr Spaß, zu Halbfremden, wenn Moritz es hörte, zu ſagen: „Mein Bräutigam hat eine kleine Tochter auf Fühnen!“

„Höre, Kind!“ ſagte dann Moritz, „Du mußt wirklich die ganze Geſchichte erzählen, oder ſonſt ſo etwas nicht ſagen!“

„Er iſt um ſeinen Ruf beſorgt!“ rief ſie dann lachend. —

Auf ihrer Chiffonnière hatte ſie eine Sammlung von allerlei Schnurrpfeifereien, z. B. zwei Hühner aus Federn zuſammengeleimt, ein ganzes Schiff aus Glas geblaſen; aber am niedlichſten waren fünf kleine Figuren aus Porzellan, die Amor in verſchiedenen Geſtalten vorſtellten. Erſt der nackte kleine Schelm mit Köcher und Pfeilen, dann Amor als Schornſteinfeger mit der Leiter, darauf als Offizier mit dem Generalshut auf dem Kopfe, dem Säbel an der Seite und großen Stiefeln, im Uebrigen aber nackt, Nummer vier als Wächter mit dem Morgenſtern und der Schnarre, Nummer fünf als Matroſe mit blankem Hut, kurzer Jacke und Rudern in der Hand.

„Nun fehlt er Dir bloß noch als Paſtor,“ ſagte die Freundin.

„Da habe ich den Moritz; das iſt eine größere Ausgabe, aber deswegen hat er auch mehr Kleider an.“

„Du wirſt wirklich mit der alten gnädigen Frau da drüben in Fühnen Aehnlichkeit bekommen,“ ſagte er. „Du ſprichſt beinahe ebenſo, wie die, und haſt wirklich viele von ihren Manieren; noch geht es wohl, ſo lange Du jung biſt, da kleidet es auch noch gut, und ich ſelbſt bin zwar blind in den Tagen des Bräutigamſtandes, aber wenn Du alt wirſt und ....“

„O Gott, ich werde ſchon ſtill und langweilig werden!“ ſagte ſie. Wenn Du mich einmal nach den Faröern oder nach Bornholm hinüberbringſt, da ſollſt Du einmal ſehn, wie beſonnen und langweilig ich ſein werde! Da wirſt Du ſchon meinen Humor zurückwünſchen!“

Der Winter war vorüber, es war ein Abend im erſten Anfang des Frühjahrs; Karoline hatte, wie alle Menſchen, den Schnupfen, „ja, in einem ſolchen Grade,“ ſagte ſie, „daß ich Betttücher ſtatt Taſchentücher gebrauchen muß!“ Moritz war übler Laune, er ärgerte ſich darüber, daß Herrmann, den er lieb hatte, und der gut und tüchtig war, einen, wie Moritz ſich ausdrückte, von den Raptuſſen der fühnenſchen Großmutter bekommen hatte. Herrmann hatte plötzlich ſeine Studien aufgegeben und wollte Maler werden, oder, was ihm wohl am meiſten im Sinn lag, er wollte fort, nach Italien. Zwar hatte er ſechshundert Thaler Fixum das Jahr, aber was ſollten die wohl verſchlagen im Auslande, und was hatte er für eine Zukunft vor ſich, wenn die Großmutte ihn enterbte! „Ich habe ihm ganze Reden gehalten,“ ſagte Moritz, „aber das hilft Alles nichts. Alles iſt zur Abreiſe in Ordnung. — Es wird wohl der General ſein, der ihn ſehr lieb hat, der ſich für ihn bei dem Könige verwendete, ſo daß er Erlaubniß bekam, mit der Fregatte zu gehn, die morgen nach dem Mittelmeer abſegelt. — Er verdirbt ſich ſeine ganze Zukunft! Verdirbt es ganz mit der Großmutter! — Aber das iſt ſo etwas von ihrer Natur, was da zum Vorſchein kommt — ja, ich habe ihm das geſagt!“

„Ich bin nicht Schuld daran!“ ſagte Karoline. „Du darfſt mich nicht ſo böſe anſehn! Geſchieht es aus unglücklicher Liebe zu mir, ſo biſt Du ja Schuld daran, warum hat er mich zu ſehen bekommen, mich kennen gelernt mit meiner unvergleichlichen Liebenswürdigkeit?“

Moritz blickte ſie ernſt an wegen dieſes Scherzes, während er ſo mißmuthig geſtimmt war; ſie lächelte und drückte einen Kuß auf ſeine Stirn. „Nimm doch nicht Alles ſo ſchrecklich ernſthaft,“ ſagte ſie, „was würde das nun helfen, wenn ich auch ſo da ſäße und den Kopf hängen ließe? Man muß leiden und man muß ſterben, wer weiß wozu das gut iſt? — ſage ich immer!“

Noch dieſen Abend ſollte Herrmann an Bord; in aller Stille hatte er ſich ſchon ſeit einigen Wochen vorbereitet. Wir wollen ihn nicht aufſuchen beim Abſchied von ſeinen Freunden, den Wenigen, von denen er ſich trennt, als ſei es für zwei bis drei Tage; wir ſehn auch nicht auf die Schmerzen, die in ſeinem Innern vor ſich gehn. — Wer vermißt ihn hier? — Wer denkt an ihn in der frühen Morgenſtunde, wo die Fregatte draußen auf der Rhede die Anker lichtet? Nicht Clara, nein, Karoline Heimeran; ſie denkt an ſeinen Schmerz, denkt an die hübſche Clara — und entſchuldigt ſie; man kann nur Einen lieben, und ſie liebt Graf Frederik.

Niemand ſpricht mehr von Herrmann; — aber man ſpricht von den erſten Veilchen, vom Storch, der angekommen iſt, von den neuen Opern, die noch vor Schluß der Saiſon gegeben werden ſollen. Und der Sommer kommt —

der Herbſt bald darauf, und da iſt das Rad des Jahres einmal herumgedreht, ſeitdem die vier Freunde im Sturm und Regen mit vollen Gläſern daſaßen und die kleine Tochter adoptirten.

Wir drehen noch viermal das Jahresrad und Clara iſt Gräfin, Holger iſt bei der Geſandtſchaft in Stockholm, Moritz — ja, er iſt auch fort, er hat eine Pfarre bekommen auf den Halligen, an der Küſte Schleswigs, ſchon ein halbes Jahr iſt er da geweſen, im nächſten Herbſt wird er ſeine Braut heimführen. Sie iſt die Einzige von unſern Bekannten, die noch in Kopenhagen iſt, hübſch, lebendig und voller Scherz, wie früher. Sie hat ſich einen Bräutigam in Moritzens Abweſenheit geliehen, wie ſie ſagt, einen ganz kleinen! Es iſt ein kleiner Knabe von vier Jahren, Moritzens Schweſterſohn. Die Mutter iſt Wittwe und dieſen Sommer nach Jütland gegangen; der Kleine vermißt ſie nicht, er hängt mit ganzer Seele an Karolinen. — „Sie verſteht es gar nicht, mit Kindern zu ſprechen!“ ſagte Moritz oft, und zeigte dadurch, wie wenig er dieſe kannte. Die Kleinen amüſiren ſich gerade bei neuen Ausdrücken und bei ungewöhnlichen Anreden. Sie war ebenſo eifrig dabei, des Knaben Kreiſel zu malen, ihm eine Schnur an die Peitſche zu binden, als an ihrer Ausſtattung zu nähen. Stockte es mit den Erzählungen, dann nahm ſie das Adreßblatt, und las ihm mit ſtarker Betonung die Liſte der Gerichte vor, mit denen die Reſtaurateurs ſich empfahlen, und jedes Gericht klang dem Kleinen ſo ſchön, wie eine Strophe des herrlichſten Gedichts; daſſelbe Blatt, aus dem ſie ihm vorlas, endete als Dreimaſter, oder als Boot, das hinüberſegeln ſollte, um Moritz abzuholen. Sie drapirte ſich und den Knaben und machte Tableaux mit ihm und das ſah Niemand, als Ragatzo, der alte Hund, der ſo fett und ſo faul, ſo unbehülflich war um mitzuſpielen, daß er ſich zur Ruhe legte, ſelbſt wenn ihm des Kleinen Säbel an die Seite gebunden war und er, Karoline und der Kleine Räuberbande ſpielen ſollten. Dieſe Spielereien waren Schuld daran, daß ſie oft bis nach Mitternacht aufſitzen mußte, aber da gingen die Finger auch noch einmal ſo ſchnell; es durfte weder Wollen- noch Leinenzeug im Pfarrhaus auf den Halligen fehlen. Und nichtsdeſtoweniger beſorgte ſie mit einem Mädchen den Haushalt des Vaters, und Alles ging doch ganz gut. Es war Zeit zum Spielen und Scherzen, wenigſtens hatte es ſo den Anſchein.

Der Herbſt kam heran, des Kleinen Mutter, Hedwig, ſollte im Laufe der nächſten vierzehn Tage eintreffen, aber Moritz ward noch eher erwartet. Zwei Abende vor ſeiner Ankunft ward der kleine Knabe krank, ſehr krank; Karoline wachte die ganze Nacht bei ihm und war unermüdlich. Der Arzt wußte noch nicht, was dem Kinde fehlte. Es wollte ſtets Karolinen um ſich haben, ſie wachte die nächſte Nacht wieder; es war Typhus. Der Arzt erklärte dies gerade, als Moritz eintraf. Dieſer wollte einige Wochen bleiben, dann ſollte Hochzeit ſein, und gleich darnach wollte er dann ſeine ſüße Braut nach den Halligen in der brauſenden Nordſee führen. Die Freude des Wiederſehens war nur eine getheilte; ſie war betrübt über den Kleinen, deſſen Mutter, deren einzige Freunde er war, ſich abweſend befand. Des Kindes Bett ſtand in Karolinens Schlafſtube, ſie konnte den Kranken nicht verlaſſen; auch ſie ward angegriffen und lag leidend, als man den Kleinen als Leiche aus ihrem Zimmer trug.

Das Herz voll von Sommerfreude war Moritz angekommen; Wochen, Monate lang hatten ihm dieſe Tage im Geiſte vorgeſchwebt als Tage des Glücks; und nun ſaß er — vielleicht am Bette einer Sterbenden. Es war eine naßkalte, rauhe Nacht, eine der kälteſten, die dieſer Herbſt noch gebracht hatte; alle Fenſter ſtanden offen, der todte kleine Knabe lag im Nebenzimmer. Karoline war eingeſchlafen, den Kopf auf Moritzens Arm geſtützt, er wagte es nicht ihn wegzuziehen. Ihr langes Haar war über die Stirn herabgefallen, eine hektiſche Röthe färbte ihre Wangen. Es war ganz ſtill rings umher; da ſprang mit einem Mal die Thür zu dem Zimmer auf, in welchem die kleine Leiche lag. Zu jeder andern Zeit würde dies nichts Auffallendes gehabt haben, die Thür war ſchon oft aufgeſprungen, aber jetzt, in dieſer Nacht war es auffallend. Die Lampe war ſo geſtellt, daß ſie nicht auf die Kranke ſcheinen ſollte, und warf nun ihr ganzes Licht auf das Geſicht des todten Kindes, das weiß gekleidet mit einem Blumenkranz im Haar dalag. In demſelben Augenblick ſchlug Karoline die Augen auf und blickte dahin: „Ja, ich wußte es wohl, daß er todt ſei,“ ſagte ſie mit leiſer Stimme, „ich ſterbe auch; aber ſei nicht traurig! Ich habe früher geglaubt, daß dies ſo ſchrecklich ſei: aber nun ſcheint mir das gar nicht ſo. Selbſt daß Du zurückbleibſt, ertrage ich ſo ruhig; es kommt mir vor, als ſollte ich Dir bloß gute Nacht ſagen! Wir ſehen uns morgen! Dann will ich wohl wieder mit Dir ſcherzen, jetzt kann ich es nicht — gute Nacht!" und ſie ſenkte den Kopf nieder. Es war ſo ſtill im Zimmer, ſo rauhkalt; draußen im Garten ſtieß ein Vogel einen lauten Schrei aus. War es der Todtenvogel? In den Zimmern neben einander lagen zwei Leichen, die des kleinen Knaben und die von Karoline Heimeran.

IX.

Das geheimnißvolle Zimmer.

Graf Frederik und Clara, die ſchon ein Jahr verheirathet geweſen waren, kamen gerade in dieſen Tagen von Paris und der Schweiz zurück. Frederik vernahm mit großer Theilnahme das Unglück, das Moritz betroffen, und bat ihn auf das Inſtändigſte, nach Fühnen herüberzukommen, um dort einige Tage zuzubringen; es lag ja auf ſeinem Rückwege, die Umgebungen würden ihn hier nicht unaufhörlich an Kopenhagen und an ſeinen Verluſt erinnern.

Die Schweſter Hedwig, die nach dem Tode ihres allerliebſten kleinen Sohnes ſich noch inniger an den Bruder anſchloß und ſich vorgenommen hatte, ihn nach den Halligen zu begleiten, um dort ſeinen Haushalt zu führen, war natürlich auch eingeladen. Moritz nahm die Einladung an, indem es ihm gar zu ſchmerzlich war, länger in dem Hauſe des Etatsraths zu verweilen, wo die Seele, wo der Sonnenſchein, Karoline, fehlte; es lag ihm auch auf dem Herzen, mit der alten Baroneſſe zu ſprechen wegen des kleinen Mädchens — Eliſabeth hieß es; das arme Kind hatte ja außer ihm Niemand in der großen weiten Welt, das fühlte er ſo recht in ſeinem Schmerz, und die fünfjährige Kleine war plötzlich bei der Baroneſſe in die größte Ungunſt gefallen, war wegen ihrer „Niederträchtigkeit“ vom Hofe gejagt, wie im letzten Briefe ſtand.

Um dieſe „Niederträchtigkeit“ kennen zu lernen, machen wir die Reiſe nach Fühnen mit, ja wir gehen einige Wochen in der Zeit zurück, bis auf den 14. Auguſt, den Geburtstag der gnädigen Frau, wie er genannt wird, obgleich er es eigentlich nie geweſen war.

„Mein Geburtstag war ein dummer Tag!“ ſagte ſie, „den feiere ich im Stillen und den darf Niemand wiſſen! Aber den 14. Auguſt habe ich nur als Geburtstag ausgeſucht, der gefällt mir im Kalender und da will ich, daß es luſtig hergehe.“

Man flüſterte ſich im Geheimen zu, daß es dieſer Tag geweſen ſei, an welchem ihr Vater, der lange Raſmus, auf dem hölzernen Pferde geritten hatte; auch waren ſo allerlei Geſchichten in Umlauf von einem kleinen, ſtets verſchloſſenen Zimmer, das nur einmal im Jahr, gerade an dieſem Morgen, geöffnet wurde, wo dann die alte gnädige

Frau ſich hinein begebe, und wenn ſie wieder herauskäme, wäre ſie ſo luſtig, als hätte ſie einen kleinen Rauſch.

Am 14. Auguſt wurden die Armen der ganzen Umgegend zu einer Art von Audienz vorgelaſſen; die alte Dame kannte ſie Alle beim Namen, und war von ihrem ganzen Leben und Lebenslauf unterrichtet, und danach wurden ſie belohnt. Der große Saal war dann ein förmlicher Bazar, in welchem ſie mit Madame Krone ſaß und Geſchenke austheilte; Jeder bekam ſeinen Theil, die verheiratheten Leute Grütze, Butter, Mehl, die jungen Mädchen ſeidene Bänder und bunte Tücher, die Bauerjungen ein Pferd mit einer Flöte, auf welcher die gnädige Frau ſelbſt zuerſt blies, ehe ſie das Geſchenk einhändigte. Es ward ein Werth von mehreren hundert Thalern weggeſchenkt. — Gegen dieſe Zeit, ſchon im Julimonat, fand man daher die alte Baroneſſe und Madame Krone eifrig damit beſchäftigt, Kleidungsſtücke für Männer und Frauen zu nähen —— Alles nach der eignen Angabe der gnädigen Frau.

Wenn nun Alle etwas bekommen hatten, dann ſtreichelte die gnädige Frau ſich ſelbſt und Madame Krone und ſagte: „So, nun ſind wir Beiden recht brave Menſchen geweſen. Jetzt werde ich Ihro Gnaden werden.“ Und dann zog ſie ihren beſten Putz an, Equipagen rollten über den Hofplatz, vornehme und reiche Gäſte fanden ſich zu einem großen Mittagsmahl ein, und nachdem dieſes beendigt war, mußten Alle mit hinunter in den Garten und in das daran ſtoßende Gehölz. Jedes Jahr war hier das eine oder andere Arrangement, das darauf berechnet war, die Gäſte zu überraſchen, gewöhnlich ein lebendes Bild, oft mit maleriſchem Geiſt angeordnet und von großer Wirkung. So, wenn man in dem Gehölz ſpazierte und dahin gelangte, wo es einen kleinen Binnenſee einſchloß, zeigten ſich plötzlich Fackeln auf dem Waſſer, einzelne Fiſcher lagen in ihren Böten mit ausgeſpannten Netzen, andere ſtanden bis an die Knie im Waſſer, Frauenzimmer arbeiteten, Kinder tanzten um ſie herum. Das Ganze ward immer von Landleuten ausgeführt, die an dieſer Comödie, wie ſie es nannten, ſelbſt ihren Spaß hatten und noch obendrein Geld dafür bekamen. Ein anderes Jahr ſtanden die Gäſte, als ſie an den Hohlweg kamen, mitten in einem Zigeunerlager, wo das Feuer unter dem großen Suppenkeſſel brannte und die Zigeunermutter dem kleinſten Jungen einen Klaps mit dem Schöpfloffel gab. Nach der Wanderung fand man oben im Saal Alles feſtlich zugerichtet. Auf dem Tiſch ſtand ein außerordentlich großer Kuchen und an einer beſtimmten Stelle deſſelben befand ſich eine Nuß, die mit hineingebacken war. Der Kuchen ward nun in gleiche Theile unter die Gäſte vertheilt, und der, welcher das Stück mit der Nuß bekam, ward das „andere Geburtstagskind“ genannt, ward beglückwünſcht und erhielt von der Frau vom Hauſe ein Präſent, das ſtets von Roſen umwunden war, gepflückt auf dem Raſenplatz im Hofe, wo, wie wir wiſſen, das hölzerne Pferd geſtanden hatte.

Es war gerade am Abend vor dem Feſte; die alte Baroneſſe hatte alle Hände voll zu thun mit den Anordnungen zu einem Gehölz. Dieſes Mal ſollte es ein „Elfentanz“ ſein. Erſt hatte ſie die Idee gehabt, „die griechiſchen Götter“ zu geben, aber Madame Krone hatte auf das Ernſteſte dagegen gearbeitet und zuletzt ihren Willen durchgeſetzt; das würde ja ein Scandal geworden ſein, meinte ſie, wenn die alte Gnädige dieſe Nymphengeſchichte zu Stande gebracht hätte, welche von Bauerfrauen, die im See herum wateten, vorgeſtellt werden ſollte. Die Baroneſſe ließ ſich durch die Vorſtellung davon abbringen, daß dieſe Frauen bei dieſer Comödie ihre Geſundheit gefährden könnten, nicht aber, daß man ein ſolches Schauſpiel unmoraliſch nennen könnte, denn, meinte ſie, unmoraliſch iſt jede Tugend, wenn Unmoraliſche ſie beurtheilen. Die kleine Eliſabeth, die jetzt ein Mädchen von fünf Jahren war, ein ſelten ſtilles Kind, ein Bischen eigenſinnig, wie ein verzogenes Kind es leicht wird, ſaß auf ihrem Schemel ein wenig entfernt von Madame Krone und der Baroneſſe, als dieſe Beiden ſich mit emſigem Nähen beſchäftigten, da ſie mit allen Geſchenken für den morgenden Tag noch nicht fertig waren; es fehlten noch wollene Jacken für einen alten kränklichen Bauer. Eliſabeth hatte ihren kleinen Tiſch voller Spielzeug vor ſich ſtehen, aber dies ſtand unangerührt, die Puppe war auf die Erde geworfen, das Kind hielt die Hände im Schooß und ſah mit ſeinen blauen Augen gedankenvoll vor ſich hin.

„Du mußt nicht ſo daſitzen und nachdenken, Lisbeth!“ ſagte die Baroneſſe, „laß das, bis Du groß biſt. Iſt's Müdigkeit, dann zu Bett! Das wird auch wohl das Beſte ſein, denn morgen wirſt Du aufbleiben, wie ein Erwachſener.“

„O morgen!“ rief Eliſabeth und hob die kleinen Hände in die Höhe, ſaß aber dann wieder gedankenvoll da.

„Das iſt's, woran ſie denkt, wenn ſie ſo daſitzt,“ ſagte Madame Krone halbleiſe. „Sie hört ja in dieſen Tagen die Leute von nichts Anderem ſprechen und ſieht, wie beſchäftigt wir ſind. Wie glücklich war ſie voriges und vorvoriges Jahr, und nun hat ſie doch ſchon mehr Verſtand!“

Es war auch der morgende Tag, der die Kleine beſchäftigte, aber auf eine andere Weiſe, als die gnädige Frau und Madame Krone meinten. — Die kleinen Ohren hatten Manches gehört und aufbewahrt von dem, was die Leute erzählten. Es lag mehr Weisheit in den Worten der Baroneſſe: „Du mußt nicht ſo daſitzen und nachdenken!“ — als Jemand glauben möchte. Eliſabeth ſollte zu Bett. Sie ſchlief in einem kleinen Cabinet neben Madame Krone, die ſie dahin führte, ſie entkleidete und ins Bett brachte. Dann fing die Näherei wieder an. Um 10 Uhr gingen jedoch dieſen Abend Alle zu Bett. Madame Krone ſah nach der kleinen Eliſabeth. Da war Niemand im Bett. Sie ſuchte nach ihr, ſchickte nach der Küche, ließ die Dienſtboten auf dem Hofe und im Garten ſuchen, aber Eliſabeth war nirgends zu finden. Madame Krone wollte in ihrer Angſt zu der Baroneſſe gehn und ihr dies melden, aber ſie kehrte wieder um, ging ſelbſt in die Geſindeſtube und gab Befehl, daß Alle noch einmal mit Laternen und Stangen im Garten nachſuchen ſollten; aber das Kind ward nicht gefunden. Der Morgen graute ſchon; bei der alten Baroneſſe, die noch von nichts wußte, ward Licht angezündet.

Madame Krone war auf dem Wege zu ihr, blieb aber ſtehn, weil jene eben nach jenem Gemach ging, deſſen Geheimniß Madame Krone nicht kannte oder nicht kennen wollte; ſie wartete nun, bis die gnädige Frau zurückkommen würde.

Das zwiſchen vier Wänden eingeſchloſſene Geheimniß des Hofes, ja der ganzen Umgegend ward in des kleinen Mädchens Anweſenheit oft beſprochen. Die kleine Eliſabeth hatte aufmerkſam zugehört und oft, wenn man es am wenigſten bemerkte, darüber nachgedacht. Einige ſagten, daß in jenem Gemach ſich gar nichts Anderes befinde, als ein Paar hölzerne Schuhe und eine Milchbutte, welche die gnädige Frau einſt als armes Bauermädchen ſelbſt getragen hätte, und die ſie nun nähme und ſagte: „ſo war ich und ſo bin ich jetzt!“ Andere behaupteten, daß ſie dort in einer Flaſche einen kleinen Mann bewahre, der ihr Alles ſage, was das ganze Jahr hindurch geſchehen würde. Eliſabeth dachte nun an nichts Anderes, als dort hineinzukommen und zu ſehen, was darin ſei. Sie hatte den Schlüſſel, von dem ſie wußte, daß er in dem kleinen Käſtchen auf der Commode liege, genommen und ganz ſchlau in ihrem Strumpf verſteckt. Sobald ſie im Bett und Madame Krone fort war, erhob ſie ſich, zog ihre Schuhe an, zündete ein Licht an der Nachtlampe an und ſchlich ſich nach dem Gange, wo ſich die Thür befand. Es glückte ihr ſogleich, dieſelbe aufzumachen, und mit dem Licht in der Hand ſtand ſie nun in der kleinen halbrunden Thurmkammer; hier war nichts Anderes zu ſehn, als ein großes altes Portrait von einem

Herrn, das mitten im Gemach auf einem Bret ſtand, das wiederum über einigen verfaulten Pfählen lag, die aus der Erde herausgezogen zu ſein ſchienen. Er hatte eine ungeheuer große Perrücke auf, eine rothe Weſte und einen rothen Rock, und dabei ein ſehr boshaftes Geſicht. Eliſabeth ſuchte in allen Ecken, ob nicht die Flaſche mit dem kleinen Mann zu finden ſei, oder doch wenigſtens die Holzſchuhe und die Milchbutte. Es fand ſich gar nichts, und daher wollte ſie ſich eben ſo leiſe, wie ſie gekommen war, wieder fortſchleichen, aber die Thür war ins Schloß gegangen, der Schlüſſel ſteckte außen, ſie konnte das Schloß nicht aufmachen oder verſtand es wenigſtens nicht. Sie ſetzte das Licht auf die Erde und ſtieß mit Händen und Füßen gegen die Thür; das half nichts; ſie war nahe daran zu weinen, hielt aber die Thränen mit Gewalt zurück. Sie betrachtete das alte Porträt, der ganze Schein des Lichtes fiel auf daſſelbe und es überfiel ſie die ſchrecklichſte Angſt; es kam ihr vor, als werde das Bild lebendig; Thränen ſtürzten aus ihren Augen, ſie rief laut, erinnerte ſich aber in demſelben Augenblick an die alte Baroneſſe, und aus Angſt vor dieſer ward ſie nun plötzlich ſtille und griff wieder nach dem Licht; aber dies fiel ihr vor Schreck aus der Hand und verloſch, nur der lange, roth glimmende Docht zeigte ihr, wo es lag; ſie verſuchte es wieder anzublaſen, wie ſie dies von dem Geſinde geſehen hatte. Ihre unartige Aufführung, deren ſie ſich wohl bewußt war, und dazu die Dunkelheit und das geheimnißvolle Gemach, Alles jagte ihr die entſetzlichſte Angſt ein. Die Kammerjungfer Trine, die bald nach

Kopenhagen reiſen ſollte, um ſich dort mit ihrem Bräutigam, dem Schuhmacher, zu verheirathen, hatte mancherlei Geſchichten erzählt, die ſie Comödien und Ballette nannte; eine davon, von Ralf Blaubart, war namentlich entſetzlich gräulich, er hatte ſeine Frauen todtgeſchlagen und bewahrte ihre Leichen in einer Kammer auf, in die Keiner kommen durfte; die kleine Eliſabeth konnte dieſe Geſchichte nicht vergeſſen, und es kam ihr vor, daß dieſe Kammer gerade ſo eine wäre; ſie dachte an die todten Frauen, die, wie Trine erzählt hatte, in weißen Kleidern tanzten, und die Kleine ſchluchzte laut, verkroch ſich immer tiefer in einen Winkel, und als ſie zu frieren anfing, zog ſie ihr kleines Nachtkleid über dem Kopf zuſammen und ſchlief dann ein.

Der Tag fing noch nicht an zu grauen, als die alte Baroneſſe auf war; den Schlüſſel vermißte ſie ſogleich und fand nun zu ihrem Schrecken, daß er ſteckte. Kaum ihrer ſelbſt bewußt, ſtieß ſie die Thür mit ſolcher Gewalt auf, daß Eliſabeth erwachte und ſie mit großen Augen anſtarrte. — Die alte Baroneſſe ſah ſich rund um und als ſie das Kind entdeckte, fuhr ſie mit einem ſeltſamen, kurzen Schrei zuſammen; ihr Geſicht verzog ſich, ſie ergriff mit der Heftigkeit eines Wahnſinnigen das Kind beim Arme. „Abſchaum!“ murmelte ſie, „Schlüſſeldieb!“ und ſchleppte dann Eliſabeth vor das Bild hin. Hier erhob ſie den Arm zum Schlagen, hielt aber plötzlich inne und ſah mit einem verſtörten Blick auf das Porträt, das in dieſem Augenblick voll beleuchtet war. „Nein!“ ſagte ſie zum Bilde, „Du ſollſt ſelbſt nicht einmal ein ſchuldiges Kind ſtrafen ſehn! Reite auf dem Pferde!“ und wie wahnſinnig ſpuckte ſie das Porträt an, das Porträt deſſen, der ihre Mutter getreten, ſie ſelbſt mit der Peitſche geſchlagen und ihren Vater zu Spott und Schande auf dem hölzernen Pferde hatte reiten laſſen, das nun hier ſtand, ein wurmſtichiges, vermodertes Möbel, als Fußgeſtell des Bildes. Es war das Bild des böſen Gutsherrn, des Vaters ihres Mannes, nebſt den Ueberreſten von dem hölzernen Pferde, die hier aufbewahrt wurden. Eliſabeth weinte und jammerte.

„O ſchweig!“ rief die Alte, „Du biſt böſe! Du wollteſt lauſchen! Aus Dir kann alles Schlechte werden! Aus dem Hauſe ſollſt Du!“ — Sie ſchleppte ſie mit ſich und verſchloß die Thür. Eliſabeth ſtarrte todtenbleich vor ſich hin, ihre Augen waren voll Thränen, ſie zitterte an allen Gliedern vor Schreck und Fieberkälte.

„Ich habe einen feſten Charakter, ſelbſt wenn ich böſe ſein will!“ murmelte die Alte und brach in heftiges Weinen aus.

Da kam in demſelben Augenblick Madame Krone.

Die Baroneſſe zeigte auf das Kind hin: „fort mit dem Thier! Fort! Ins Bett, ins Bett! Sieh mich nicht an! Fort — weg!“ ſie ſtieß die Kleine von ſich, eilte dann auf ihr Zimmer, warf ſich in einen Stuhl und weinte heftig; alle ihre Glieder zitterten. Plötzlich ſprang ſie auf, drückte den Schlüſſel zu dem heimlichen Gemach feſt in ihrer Hand, und that einen Schritt gegen die Thür, dann aber blieb ſie wieder ſtehn: „nein!“ ſagte ſie, „ich habe ihn geſehn, ich habe ihn gehört!" und ſie ſtützte ſich mit der Hand auf den Tiſch und blieb ſo ſtehen, als Madame Krone eintrat.

„Eliſabeth ſoll heute noch aus dem Hauſe," ſagte die Baroneſſe. Madame Krone könnte ſie zu einem Bauer thun, oder ſie in einen Schweineſtall einſperren, machen mit ihr, was ſie wollte, noch heute ſollte an dieſen Manuducteur geſchrieben werden, dem ja alle Jahre Rechenſchaft geſchickt worden war. „Das iſt bisher dummes Zeug und Spaß geweſen," ſagte ſie, „jetzt ſoll es Ernſt werden!"

Und ihr Wille ſtand feſt. — Madame Krone ward genöthigt, Eliſabeth zu dem alten Küſter zu ſchicken. Trine, welche die vielen Comödien und Ballette kannte, mußte in Madame Krone's Namen dort Alles in Ordnung bringen, und das war ſehr traurig, denn ſie hielt viel auf Eliſabeth, und ſo viel Gutes auch die Baroneſſe an ſich hatte, unbillig wäre ſie doch, meinte Trine, „zuweilen iſt die Baroneſſe ja geradezu, als wenn ſie verrückt wäre! Gott verzeih' mir meine ſchwere Sünde, daß ich ſo etwas ſage!"

Während Trine mit Eliſabeth zu den alten Küſtersleuten ging, nahmen die Feſtlichkeiten für die Bauern ihren Anfang. Die alte gnädige Frau theilte die Geſchenke an ſie aus, aber die Bauernkinder, die gewohnt waren, ſie bei der Vertheilung immer ſcherzen zu hören, erhielten heute mit ihren Geſchenken ernſte Ermahnungen und Zurechtweiſungen: „Die gnädige Frau hat heute keinen guten Tag!" ſagten ſie. Aber dies bemerkten die vornehmen Gäſte nicht, die ſich ſpäter einſtellten; da war ſie die Luſtigkeit ſelbſt. Niemand fragte nach der kleinen Eliſabeth; ſtill und träumeriſch ſaß ſie in der Küſterwohnung, bei den alten braven, höchſt abergläubiſchen Leuten. Trine weinte, Madame Krone war ſchweigſam, dachte aber deſto mehr.

X.

Ein Beſuch bei Küſters.

Faſt zwei Monate waren ſeit dieſer Begebenheit vergangen, und während dieſer ganzen Zeit war Eliſabeth bei dem Küſter und ſeiner Frau geblieben. Um dieſe Zeit war es, wo Moritz mit ſeiner Schweſter Hedwig nach Fühnen kam; er wollte ſelbſt mit der alten Baroneſſe ſprechen und wiſſen, wie es eigentlich mit dem Kinde ſtehe; es war ja gar nicht zu berechnen, auf was dieſe wunderliche alte Dame zu verfallen im Stande wäre. Hedwig, ganz erfüllt von dem Verluſt ihres kleinen Sohnes, ſah, als Mutter, ihr eigenes Kind in jedem Kleinen und hörte daher mit großer Theilnahme Allem zu, was von Eliſabeth erzählt ward, die jetzt bei Küſters war. Dieſe, ein ſehr braves altes Paar, waren das lebendige Bild alles möglichen Aberglaubens. Hedwig beſchloß, den Bruder auf dem Wege zu der alten Baroneſſe zu begleiten, nicht um ſie zu beſuchen, ſondern um zu ſehen, welche Art Leute die Küſterfamilie ſeien und wie es das Kind dort habe.

Catrinſen hieß der brave alte Mann, und wir werden aus dem Namen entnehmen, daß er von der kleinen Inſel Aeröe war, wo die ungewöhnliche Sitte herrſcht, daß die Söhne oft den Namen nach ihrer Mutter erhalten, wenn dieſe als eine beſonders tüchtige Frau bekannt geweſen iſt. Nach ſeiner Mutter Catharina hieß der Küſter Catrinſen; ſeine Frau war auch von Aeröe, ein wenig jünger, als der Mann, ſehr lebendig und außerordentlich induſtriös; wegen dieſer letztern Eigenſchaften hielt beſonders Madame Krone große Stücke auf ſie. Vortreffliche Suppe bereitete Frau Catrinſen von Hagebutten und Flieder; ihr Thee war inländiſches Fabricat, eine Zuſammenſetzung von Kuhblume und Sternröschen. Der Kaffee ward mit Cichorienwurzel vom Felde vermiſcht und mit Hauſenblaſe abgeklärt. Niemand hatte beſſere Stärke als ſie, die Kartoffeln wurden auf dem Reibeiſen gerieben, der Abfall geſpült und wiederum geſpült, bis die weiße Stärke auf dem Boden lag, um dann in der Sonne gebleicht zu werden.

Aber der ganze Aberglaube von Aeröe, der ſich hier vom ganzen Lande abſpiegelt, war, wie geſagt, mit dem guten Ehepaar in der kleinen Küſterwohnung mit eingezogen, es war darin recht heimiſch und reinlich, aber es ſtellte ſich Einem hier der Anblick aller jener Amulete entgegen, die der Bauer gegen Aberglauben beſitzt. Auf der Thürſchwelle war ein nach außen offenes Hufeiſen angenagelt, kein Wehrwolf oder Geſpenſt konnte darüber hinweg. Die Stube, die ſonſt außerordentlich reinlich und nett war, hatte eine Decke, die überall glänzend von dem ſchimmerte, was der Bauer Heringsſeele nennt, ein langes, fettes Stück des Herings, das, wenn man dieſe Fiſche ißt, jedes Mal herausgenommen und gegen die Decke geworſen wird, wo es hängen bleibt und die Eſſenden davor ſicherſtellt, daß ſie in dieſem Jahr das Fieber bekommen. St. Johanniskräuter wuchſen üppig aus den Ritzen der Balken heraus und verkündeten den Alten ein langes Leben.

Herr Catrinſen war eine kleine runde Perſon, die Baroneſſe nannte ihn eine „ eine Apfelſcheibe mit Beinen.“ Seine Frau dagegen war ſpindeldürr; ſie hatte in ihrer Jugend ihr eines Auge verloren und trug, um dieſes zu verdecken, ſtets eine über daſſelbe herabhängende falſche Locke, die durch ihre außerordentliche Größe und durch den verkehrten Platz, den ſie einnahm, gerade die Aufmerkſamkeit dahin leitete. Außer dem Ehepaar befanden ſich, als Moritz und Hedwig eintraten, noch die kleine Eliſabeth und Trine in der Stube, welche Letztere in zwei Tagen nach Kopenhagen reiſen ſollte, um Frau eines Schuhmachers zu werden; ſie hielt unausſprechlich viel auf die Kleine, der ſie Ballette und Opern erzählt hatte, ſowohl Blaubart als Aſchenbrödel, und der ſie ſo viele Arien vorgeſungen; Trine konnte eine Menge Arien und hatte eine klare, ſtarke Stimme; „ſie wollte doch noch einmal ihre ſüße kleine Eliſabeth ſehen,“ für die ſie, als ein Andenken, ein gedrucktes Liederbuch mitgebracht hatte, daſſelbe, aus dem Trine ihr ſo oft vorſang. Innerhalb des Deckels von dieſem Liederbuch hatte ſie die Worte geſchrieben: „an die kleine

Eliſabeth von ihrer ſie liebenden Dienerin Trine, verlobt mit dem Schuhmacher-Frei-Meiſter Hanſen."

Sobald ſie Moritz und ſeine Schweſter erblickte, rief ſie: „Herr Gott, Madame, ſind Sie es!" Das war eine Art alter Bekanntſchaft von früheren Zeiten her aus Kopenhagen.

„Es ſind viele Jahre vergangen, ſeit wir uns ſahen," ſagte Hedwig, „ich habe wirklich geglaubt, daß Sie bei der Comödie wären."

„Es iſt mancher Tropfen ins Meer gelaufen, ſeit der Zeit," ſagte Trine, „dort war kein Platz für mich, wie auch Hanſen ſagte! Es mögen ganz honette Leute dort ſein, — aber gerade der Schein, Madame, der iſt's, worauf die Leute ſehn!"

Moritz erklärte den alten Leuten, wer er ſei, in welcher Veranlaſſung er komme und daß er zur Frau Baroneſſe wolle.

„Das iſt ſchön von Ihnen!" ſagte Frau Catrinſen, „denn was ſoll aus dem Kinde werden! Mit dem beſten Willen können wir es nicht behalten. Wir ſind alte Leute, und ſo gut Lisbeth auch iſt, ſie iſt doch etwas ſchwer zu ziehen; ein gefügiges Kind iſt ſie nicht, und zuweilen, wenn ſie ſo allein daſitzt und mit den wunderbaren Augen vor ſich hinſtarrt" — die alte Frau ſprach leiſer — „da ſollte man glauben, daß das Kind nicht ſo recht zu den Chriſtenmenſchen gehöre, obgleich ihr Körper ſehr regulär iſt!"

Moritz antwortete, was er antworten konnte, und begab ſich dann zu der alten Baroneſſe; Hedwig blieb. Die alte Bekanntſchaft mit Trine'n war ein Anknüpfungspunkt. Frau Catrinſen holte den Kaffekeſſel, der in Veranlaſſung von Trinens Beſuch über das Feuer geſetzt worden war.

„Sind Sie, Jungfrau, bei den Comödianten geweſen?“ fragte Catrinſen, nachdem er lange dageſtanden und über die Worte nachgedacht hatte, die geſprochen worden waren. Trine ward roth, lachte und nickte: „Das hätten Sie wohl nicht geglaubt, Herr Catrinſen! Ich habe auch eben nicht viel davon ſprechen mögen, Hanſen wollte es ſo. Ich habe, als ich ein kleines Kind war, den Gott der Liebe vorgeſtellt, mit Flügeln und Schuhen mit Goldflittern. Ja, man hat mich ſogar beklatſcht! Ich war beim Tanz! Bin den ganzen Tag da hinauf in die Schule gelaufen, mußte für die Figurantinnen in die Bäckerei gehn und Kuchen kaufen. Ach, das war ein ſchlimmes Leben, da giebt's ſo viele Chicane! Und der Schein war immer, wenigſtens damals, gegen den Tanz. Und auf den Schein ſieht man! Als ich älter ward und Hanſen Geſell geworden war und um mich anhielt, da ſagte er mir, daß ihm das ſo zuwider ſei, daß ich da hinauf laufe und herumſpringe; der Tanzmeiſter zankte auch immer und ſetzte mich zwiſchen die Allerletzten. Da nahm ich denn einen Dienſt an. Es iſt nun acht Jahre her. Die gnädige Frau hier iſt für mich eine gute Herrſchaft geweſen, denn gut iſt ſie, wie eigen ſie ſonſt auch ſein mag; jetzt iſt Hanſen Freimeiſter geworden, und wenn ich auch das nicht erhalte, woran ich mich hier auf dem Gut gewöhnt habe, ſo werde ich doch mein eigener Herr, bekomme einen braven Mann, den ich wirklich lieb habe, und bin frei von den üblen Nachreden der Welt; denn ſehen Sie, Herr Catrinſen, der Schein thut Alles!“

Daß Trine mit Flügeln und Schuhen mit Goldflittern getanzt hatte, ergriff Herrn Catrinſen wunderbar; er war einige Schritte zurückgetreten, faltete ſeine Hände und blickte mit einem wehmüthigen Ausdrucke vor ſich hin. Die kleine Eliſabeth dagegen ging auf Trinen zu, legte ſich mit den Ellenbogen in ihren Schooß und ſchaute ſie unverwandten Blickes an.

„Gott gebe Ihnen Glück im Eheſtande!“ ſagte Hedwig. „Sie ſind ein gutes Mädchen, und dieſes Theaterweſen iſt ein ſchwerer Weg. Die Welt ſpricht am liebſten Uebles.“

„Niemand bleibt davon frei!“ antwortete Trine. „Nicht einmal Hanſen bleibt davon frei; aber das iſt einerlei, den kenne ich. Die Menſchen ſehn inwendig anders aus, als von außen! — Da iſt nun die Frau Baroneſſe, man lacht über ſie, Manche nennen ſie verrückt, und ſie iſt klüger und beſſer als die Meiſten. Es iſt ein guter Boden in ihr, wie hart ſie auch gegen die kleine Eliſabeth handelt, die freilich ein ſehr unartiges Kind geweſen iſt!“ fügte ſie hinzu und ſah die Kleine mit einer ſo ſtrengen Miene an, als ihr nur möglich war; dies gelang ihr aber nur einen Augenblick, dann küßte ſie ſie und ſtreichelte ihr die Wangen.

„Hatteſt Du nichts anders als Flügel und Schuhe an, als Du tanzteſt?“ fragte Eliſabeth, die mit allen ihren

Gedanken bei dieſem Punkte als dem Intereſſanteſten in Trinens ganzer Converſation ſtehen geblieben zu ſein ſchien.

Frau Catrinſen kam mit dem blank polirten Kaffeekeſſel, und Taſſen und Schälchen wurden zurecht geſetzt, Catrinſen rückte näher, und überreichte Trinen ein Papier. „Ich wußte nicht, daß Sie getanzt haben, ſonſt hätte ich noch einen frommen Vers hinzugeſetzt, weil es Ihnen ſo gut ergangen iſt, wie es gegenwärtig der Fall iſt; es iſt ein Lied an Sie, Sie können es bei der Hochzeit ſingen, oder auch vorleſen, wie Sie wollen! Ich habe es zuſammengeſetzt.“

Die Verſe gingen nach einer Melodie aus dem Geſangbuche, und die Worte waren ſehr wehmüthig, als gelte es einer Hinrichtung. Catrinſen las vor, was er geſchrieben hatte; er weinte ſchon beim zweiten Vers; dann trocknete auch Trine ihre Augen, und darauf die Uebrigen ebenſo. „Ich glaube nicht, daß der Paſtor beſſere ſchreiben kann,“ ſagte Frau Catrinſen und blickte ſtolz ihren Mann an.

„Hatteſt Du nichts als Flügel und Schuhe an, als Du tanzteſt?“ fragte Eliſabeth.

„Mache doch nicht ſolche Augen, kleine Lisbeth!“ bemerkte Frau Catrinſen, „ſpiele mit Deiner Puppe!“ und ſie zog das Kind von Trinen fort, indem ſie zu ihrem Manne ſagte: „ſie machte ſchon wieder Großmutteraugen.“

„Großmutteraugen?“ wiederholte Trine und drückte des Küſters Hand wegen der ſchönen traurigen Verſe.

„Das iſt noch ſo eine Redeweiſe bei uns, die haben wir noch von Aeröe her. Catrinſens Großmutter war ja von den Erlenmädchen geblendet. Haben Sie das noch nie gehört?“

„Sie konnte nicht ſehn,“ fügte der Mann hinzu, „und doch ſah es aus, als ob ſie ſehen könnte — und ſolche Augen macht die kleine Lisbeth oft.“

Die Großmutter war Hebamme in Dunkjäer auf Aeröe, ſie ward zu einer Erlenfrau geholt, die in Kindesnöthen lag; man gab ihr eine Salbe, um dem Erlenkinde die Augen damit zu ſchmieren; von dieſer blieb etwas an ihren Fingern kleben, als ſie aus dem Hügel hinausging, und als ſie ſich damit die Augen wiſchte, ward ſie klarſichtig, und ſah das kleine Erlenvolk im Kornfelde umherſchwärmen und die Aehren abſchneiden. „Was macht Ihr da?“ rief ſie; da ſchrieen Alle: „Kannſt Du ſehn, da ſoll Dir's geſchehn!“ — und dann blieſen ſie ihr die Augen aus; gewiß iſt,“ fügte er hinzu, „daß ſie die ganze Zeit, ſo lange ich mich erinnern kann, blind war. Aber zuweilen kam ein Glanz in die graublauen, todten Augen, es war, als ob ſie ſehen könnte — und es war ganz accurat ſo, wie Lisbeth zuweilen blickt, wenn ſie ſo daſitzt und kein Wort ſpricht.“

„Ja, wenn Madame Krone nicht für ſie geſprochen hätte, da hätten wir das Kind nicht!“ ſagte die Küſtersfrau; „wollte der Herrgott, daß Alles wieder gut und wohl wäre und daß Lisbeth wieder oben auf dem Gute ſäße und nicht hier im Hauſe! Sieht ſie wohl aus wie ein Chriſtenkind? Ein ſolches wächſt und gedeiht, aber ſie iſt weiter nichts als Haut und Knochen, ißt für drei und hat ein Gedächtniß, daß man ordentlich davor erſchrickt, und das iſt noch nicht das Schlimmſte!"

„Sie iſt klarſichtig!" ſagte Catrinſen, und fuhr fort, als Hedwig mit dem Kopf ſchüttelte: „Ich will Ihnen das deutlich erklären, Madame! Sie war geſtern Abend mit mir auf dem Kirchhofe, es war ſchöner Mondſchein; „was geht denn da?" fragte ſie mich und zeigte nach der Kirchenmauer, und es kam mir vor, als ſei es ihr und mein Schatten. „Das iſt wohl ein Pferd!" ſagte ſie, da dachte ich an das Todtenpferd, dachte daran, was ſie für Augen hat und daß ſie wohl beſſer ſehen könnte, als ich, und ſang daher mit lauter Stimme einen Vers aus dem Geſangbuch; da bemerkte ich, daß ſie wie Eſpenlaub zitterte."

„Sie haben das Kind bange gemacht," ſagte Hedwig, „es giebt gar kein Todtenpferd, wer wird nur an ſo etwas glauben!"

„Das thue ich!" ſagte Frau Catrinſen; „und das that mein Vater ebenfalls; denn er kannte das Todtenpferd, kannte es beſſer als Sie und ich. Mein Vater war Nachtwächter in Aeröeskjöping, und jede Nacht ſah er das Todtenpferd auf ſeinen drei Beinen vom Kirchhofe nach der Stelle hin humpeln, wo Jemand ſterben ſollte. Einmal ging's gerade auf unſer Haus zu, wo meine Mutter und ich lagen — jedes einzelne Wort iſt an der Geſchichte wahr. Ho! Ho! ſagte mein Vater, komm nicht dahin, und dann ſprach er den Namen Gottes aus; und das Todtenpferd iſt zwar ein Geſpenſt, aber es geht im Auftrage unſers Herrgottes, und daher fuhr es fort, gerade auf unſer Haus zu zu gehen; da verdoppelte mein Vater-ſeine Schritte und ſetzte ſich mit einem Sprung auf das Pferd. Mein Vater war ein muthiger Mann, und als er nun auf dem Todtenpferde ſaß, da hatte er es in ſeiner Macht, er hielt den Morgenſtern vor ſich und ritt dann davon, daß die Funken davon ſtoben. Er ritt gerade auf das Rathhaus zu; vor der Thür deſſelben ſtand ein großer Baum, an dieſen band er das Todtenpferd, das ſich los machen wollte, aber nicht konnte; und mein Vater ſtand und betrachtete es, und ſah, daß, je mehr es Tag ward, das Pferd immer mehr einem Schatten gleich ward; und als die Sonne aufging, war kein Pferd mehr zu ſehn, aber an dem Baum hing ein langer Hobelſpahn, als wenn er geradesweges aus einem Sarge genommen wäre!“ — „Ach Herr Jeſus — Mutter!“ ſchrie Frau Catrinſen und ließ das Schälchen mit Kaffee fallen, denn die kleine Eliſabeth ſtand dicht vor ihr mit unbeweglichen Augen, es ſah aus, als ob ſie mit den Augen höre.

„War das das Todtenpferd, das wir geſtern ſahen?“ fragte ſie.

„Lisbeth macht mich halb todt,“ ſagte Frau Catrinſen. „Sie iſt erſchrecklich anzuſehn!“

„O die arme Kleine!“ ſeufzte Hedwig und zog das Kind an ſich, „ſie hat ſo ein kluges Geſicht! Etwas in demſelben, ich weiß ſelbſt nicht recht was, erinnert mich an meinen ſüßen Jungen! Und gerade ebenſo groß war er!“ ſie wiſchte ſich die Thränen aus den Augen und betrachtete Eliſabeth.

Da vertraute Frau Catrinſen ihr und Trinen etwas an, was, wie ſie verſicherte, ſonſt noch Niemand geſagt worden war. „Dieſes Kind iſt nicht wie die anderen Kinder — die unſchuldigen Kleinen ſchlafen ihren ſüßen Schlaf des Nachts, aber dieſe da, ich habe es zu meinem großen Schrecken beobachtet, ſteht auf! Zweimal hat ſie das gethan, und das letzte Mal, das war mit dem Schlag zwölf; ſie ging durch das Zimmer gerade auf die Thür zu, ſetzte ſich an derſelben nieder und zog das Nachtkleid über dem Kopf zuſammen. „Lisbeth, in Jeſu Namen!“ rief ich, und da ſtürzte ſie wie todt auf dem Fußboden um. Nun habe ich ein naſſes Tuch mit Leinſamen vor ihr Bett gelegt; wenn ſie darauf tritt, dann kehrt ſie wieder um — das habe ich von der Großmutter gelernt! Ja, das Kind iſt nicht unſers Gleichen!“

„Oben auf dem Gute ging ſie nie im Schlafe um!“ ſagte Trine auf das Beſtimmteſte und ſie hatte Recht; aber Madame Catrinſen hatte auch Recht; ſie hatte geſehn, wie Eliſabeth ſich aus dem Bett erhoben hatte und gerade auf die Thür zu gegangen war, aber das Ganze war eine Comödie, an der Madame Catrinſen ſelbſt Schuld war; denn, als Eliſabeth einmal des Nachts aufgewacht war und ſich im Bett aufgerichtet hatte, um nach dem Perpendikel unter der Wanduhr zu ſehn, auf die der Mond ſchien, hatte Madame Catrinſen ganz laut gerufen: „Jeſu Mutter! nun ſteht ſie auf und ſpukt!“ und das hatte Eliſabeth die größte Luſt eingeflößt; da nun aber Catrinſen auch aufwachte und zu ihr ſprach, da ward dieſe Nacht nichts daraus, dafür aber die folgende Nacht. Der Mann und die Frau hatten aber auch in Gegenwart des armen Kindes ſo viel Unſinn geſchwatzt, daß es nahe daran war, ſich ſelbſt für einen Spuk zu halten. Niemals früher hatte Eliſabeth ſo ſtarr mit den Augen geblickt, wie ſie es jetzt that, da ſie hörte, daß man darauf aufmerkſam wurde und davon ſprach, ſo daß ſie glaubte, daß alles dieſes etwas ſehr Gutes und Schönes ſei. So ſtanden die Sachen!

Moritz kam jetzt von der alten Baroneſſe zurück, wo doch etwas ausgerichtet war.

„Der Kern iſt gut,“ ſagte er, „der kommt von Gott, der Schale hat die Welt Farbe gegeben! Wunderbar iſt die alte Frau allerdings. „„Ich will dem Kinde jährlich zweihundert Reichsthaler geben,““ ſagte ſie, „„aber das geſchieht nicht des Kindes wegen, denn das taugt nichts, ſondern um meines Gewiſſens willen, und für das gebe ich wohl noch zweihundert Thaler aus! Iſt Lisbeth vierzehn Jahre alt, dann iſt's vorbei, da mag ſie ſelbſt für ſich ſorgen und dann weiß ich, daß ich meine Entrée für die Lügen-Comödie bezahlt habe, die der Vater zum Beſten gab!““ Eine ſonderbare alte Dame,“ fuhr er fort; „aber ſie iſt beſſer, als ſie ſcheinen will, beſſer als die Welt glaubt!“

„Ja, wenn die Menſchen einander ſo recht kennten,“ ſagte Trine, „da würde man nicht ſo urtheilen, wie man urtheilt!“

Die Küſtersleute wollten Lisbeth nicht behalten, nicht für zweihundert Reichsthaler und noch einmal zweihundert dazu. Wo ſollte man mit dem Kinde hin? Frau Catrinſen meinte, es könne für Trinen eine gute Beihilfe ſein, nun, da ſie ſich verheirathete, dieſes Geld zu bekommen.

„Ei Gott bewahre mich!" ſagte Trine, „das würde ein ſchönes Gerede abgeben, wenn ich käme, um Hochzeit zu halten, und brächte ſo ein kleines Mädchen mit! Nein, nicht für alles Geld der Welt! Da hätte ich ebenſo gut beim Ballet bleiben können! Der Schein, Frau Catrinſen, der iſt es, auf den man ſieht!"

Hedwig ergriff des Bruders Hand: „Eliſabeth iſt in demſelben Alter, wie mein kleiner Junge, ſie wird neben mir ſitzen können, als wenn ich ihn noch hätte. Bruder, ich nehme ſie, wenn Du einwilligſt!"

Moritz ſah die Schweſter freundlich an und Eliſabeths Schickſal war abgemacht; ſie ſollte ihnen nach den Halligen folgen. —

„Lebe wohl!" ſagte Trine küßte noch einmal das Kind, und bat es, das Liederbuch gut aufzuheben, das ſie ihm gegeben; Eliſabeth fiel ihr um den Hals, weinte und fragte zum dritten Male: „Hatteſt Du bloß Flügel und Schuhe an?"

„Denkſt Du noch immer daran?" ſagte Trine. „Ach! ich war wie Gottes Engel auf dem Theater gekleidet, und die haben Kleider, die ausſehn, wie gar keine Kleider. Der Schein iſt es" — wollte ſie noch einmal wiederholen, aber ſie unterließ es, küßte Eliſabeth, küßte Frau Catrinſen und gab allen Andern die Hand. „Sei nun ein gutes Kind," ſagte ſie, „und kommſt Du einmal nach Kopenhagen, da ſoll Dir Hanſen rothe Stiefeln nähen, und ich werde Dich mit in die Komödie nehmen, damit Du „den grünen Schuh“, oder „Blaubart“ zu ſehen bekommſt! Du ſüßes Kind! wir ſehn uns vielleicht nie wieder! Ich hätte geglaubt, Du ſollteſt auf dem lieben, alten Gute aufwachſen und der alten gnädigen Frau einmal die Augen zudrücken! Du biſt bald mehr verlaſſen, als ich es war — und Du ſollſt nun weit weg — ſo weit! — ſo weit!“

Moritz klopfte ihr auf die Schulter: „Es freut mich zu ſehn, daß Jemand etwas auf die Kleine hält, Gott gebe, daß es mir gelingen möge, ſie zum Guten zu erziehn!“

„Ja, auch ſie, die kleine Seele,“ ſagte Trine, „auch Sie, Ew. Wohlehrwürden, haben den Schein gegen ſich!“ — Sie nickte, küßte Eliſabeth, küßte auch noch einmal Frau Catrinſen, gab den Anderen noch einmal die Hand und ging, um Hochzeit zu feiern mit ihrem Hanſen.

Hedwig nahm die kleine Eliſabeth bei der Hand, drückte ihr einen Kuß auf die Stirn und gelobte in ihrem Herzen: „ich will ihr eine gute Mutter ſein, um deſſen willen, den unſer Herrgott zu ſich genommen hat!“ und das Kind blickte mit den klugen, ſeelenvollen Augen die neue Mutter an. Die wirkliche lag ſchon manches Jahr im Grabe, Niemand kannte die Stätte, Gras war darüber hin gewachſen. Der Kleinen Augen waren voll von Thränen, aber dieſe galten Trinen, die noch einmal — daran dachte jetzt Niemand — Eliſabeth eine Mutter werden ſollte, eine Zuflucht, die einzige in ihrer Verlaſſenheit. —

Das ſah jetzt freilich Niemand, denn der Schein — ja, „der Schein iſt es, auf den man ſieht!“ ſagte Trine.

Aber wir reiſen jetzt mit Moritz, Hedwig und der kleinen Eliſabeth nach den Halligen hinüber, den ſtillen Inſeln in der ſtürmiſchen Nordſee.

(Ende des erſten Theiles.)

Druck von Fr. Ries in Leipzig.

H. C. Anderſen's

Geſammelte Werke.

Vom

Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe.

Dreiunddreißigſter Band.

Die zwei Baroneſſen.

Zweiter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1848.

Die
Zwei Baroneſſen.

Roman

von

H. C. Anderſen.

Zweiter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1848.

Inhalt.

Seite
Elftes Kapitel. Was ſich in Dageböll zutrug . 9
Zwölftes Kapitel. Des Commandeurs Haus . 29
Dreizehntes Kapitel. Ein Sonntag 41
Vierzehntes Kapitel. Elimar. — Ein Winterleben. — Todesgefahr 49
Fünfzehntes Kapitel. Ein Paar Jahre. — Ein alter Bekannter tritt auf 71
Sechzehntes Kapitel. Verzweiflung. — Hülfe von „Mid-Lothians Herz.“ 87

Die zwei Baroneſſen.

XI.

Was ſich in Dageböll zutrug.

Um zwei Uhr des Morgens fuhr ein großer hamburger Stuhlwagen aus der Stadt Flensburg, voll bepackt mit Reiſeeffecten, und auf demſelben ſaßen Moritz, Hedwig und die kleine Eliſabeth; ſie mußten ſchon ſo früh ausfahren, um ſicher zu ſein, bis zur Fluthzeit in Dageböll einzutreffen. Es war heller Mondſchein, aber kalt. Schritt vor Schritt fuhren ſie den Berg hinauf, und viel ſchneller ging es auch nicht, als ſie oben ankamen, wo ſich die Ebene in ſandigen Feldern und Haideland hinzieht. Eine lange Strecke war der Landweg, der eine Menge Regenwaſſer geſammelt hatte, keineswegs ein Landweg, ſondern ein Canal, den die Pferde durchwaten mußten. Später ging es durch ſchweren Sand; ſelten kam man an einem Hauſe vorüber, noch ſeltener ſah man einen Kirchthurm; in weiter Ferne hörte man den Schrei eines Vogels, ſonſt war Alles einförmig ſtill; Keiner von den Fahrenden ſprach, Jeder ſaß in ſich ſelbſt verſunken, die kleine Eliſabeth mit den Augen auf den Mond gerichtet.

In einem offenen Boot waren ſie von Fühnen nach Alſen geſegelt und von hier über Gravenſtein nach Flensburg gefahren. Das herrliche Waldland, der Wechſel von Meerbuſen und Binnenſeen, hohen Bergen, grünen Wieſen und Haiden, die fremdartigen Trachten, die unbekannte Sprache, alle dieſe Eindrücke erfüllten die kleine Eliſabeth, während ſie unbeachtet an Moritz und Hedwig vorüberglitten, die nur an das dachten, was ſie hier auf der Erde verloren hatten.

Kurz vor Anbruch des Tages näherten ſie ſich der erſten Station, die außen vor einem kleinen Dorf lag. Die Luft ward gegen Morgen noch kälter, als vorher. Die Wirthsſtube, in die ſie eintraten, war höchſt ungemüthlich; auf dem Tiſch ſtanden halbgeleerte Krüge und Gläſer, ein Talglicht war in einem eiſernen Leuchter tief herabgebrannt, der Fußboden war mit feuchtem Sand dicht bedeckt. Die Magd, die in das Ganze Leben bringen ſollte, ſtand halb noch im Schlaf da, die Kleider loſe um ſich geworfen, und ſammelte einige Briefe von der Erde auf, die niedergefallen und ebenſo nachläſſig verſiegelt, als ſchlecht zuſammengelegt waren. Sie waren alle mit Gelegenheit geſchickt, das heißt, mit Schlächtern oder Bauern, die hier einkehrten; gegen die Fenſterſcheiben geſtellt, wo Jeder vom Wege aus die Aufſchrift leſen konnte, wartete nun jeder Brief darauf, daß der, welcher ihn haben ſollte, oder ein Bekannter deſſelben vorbeikomme, damit er doch, vielleicht nach Wochen oder Monaten, endlich an ſeine Beſtimmung gelange. Der Schneckengang dieſes innern Poſtverkehres ſchien hier an dieſem Morgen über dem Ganzen zu herrſchen; Feuer anzumachen, um Warmbier zu bereiten, ſchien etwas ſo Weitausſehendes, daß ſie es bis zur nächſten Station aufſchoben; die Pferde hatten das Ihrige bekommen und der Kutſcher verſprach, jetzt ſolle es raſch vorwärts gehn, ſpäter würde das nicht möglich ſein, wenn ſie in die Marſch hinein kämen. Dort, ſagte er, würden die Wege faſt unfahrbar ſein und die Pferde bis an den Bauch verſinken, nichtsdeſtoweniger glaube er doch noch, es bis zu einer halben Meile in der Stunde bringen zu können.

Die Wolken rötheten ſich nun immer mehr, der Mond ward bleicher und das Tageslicht erſchien; man ſah über ſich Vögel und neben ſich Schaafe auf der Haide, endlich auf der Landſtraße einzelne Menſchen, die meiſten zu Pferde, ſelbſt die Frauen.

„Moritz, es wird ein ſchöner Tag!“ hob Hedwig an, gleichſam durch das um ſie erwachende Leben zur Unterhaltung angetrieben. „Jede Morgenſtunde iſt doch gleichſam eine Wiederholung der Schöpfung, wie uns die Bibel dieſelbe erzählt; erſt ſieht man die Luft, dann das Waſſer, dann werden die Gewächſe ſichtbar, die Vögel des Himmels, die Thiere des Feldes, zuletzt die Menſchen.“

„Gewiß!“ ſagte Moritz, „Moſis Bibel war Gottes ſchöne Natur! In der Wüſte hat er ſie geleſen; aus ihr ſammelte er ebenſo viel Weisheit, wie von Aegyptens Weiſen und aus den Sagen, die ſein eigenes Volk ihm überlieferte.“

Moritz ſaß wieder ſchweigend da und ſah vor ſich hin; Hedwig wollte ſprechen, hielt aber inne; der Kutſcher nahm ſein Poſthorn hervor und blies, ſo jämmerlich er konnte.

„Ich verſtehe Deutſch!“ rief die kleine Eliſabeth, als ſie bei der nächſten Anhalteſtelle die Kinder ſprechen hörte. „Ich verſtehe beinahe jedes Wort!“ und ſie verſtand es auch; denn es war Däniſch, was ſie hörte. Auf dieſer ganzen Strecke von Flensburg bis nach der Nordſee wechſeln Deutſch, Däniſch und Frieſiſch mit einander; in der Marſch bekommt das Frieſiſche die Oberhand, hier wohnen die Frieſen, dieſes uralte Volk, von dem ſchon Herodot und Xenophon als von perſiſchen Auswanderern ſprechen.

Das flache, grüne Marſchland breitete ſich vor ihnen aus; die langen, ſtillen Canäle waren durch den anhaltenden Regen ausgetreten und ganze Strecken ſtanden unter Waſſer. Gruppen von Schaafen zeigten ſich auf den einzelnen höher gelegenen, grünen Plätzen, wohin die Schäfer durchwaten mußten; Bauern gingen tief im Waſſer und ſchnitten das nicht ganz reiſe Korn ab. Wie eine Eiſenbahn über Sümpfe und Wieſen, erſtrecken ſich hier in gleicher Höhe die auf den Deichen aufgeführten Wege; der Reiſende muß bei ihrem Anblick an Eiſenbahnen denken, aber mit demſelben Gefühl der Täuſchung, wie die Karavane in der Wüſte, die in der fata morgana Seen und Wälder ſieht, wo, wie ſie weiß, ſich nur der öde Sand befindet. Die ganzen Deichwege waren ſo halsbrechend, ſo voll Bäche und Pfützen, daß man ſie eigentlich gar nicht Wege nennen konnte; jeden Augenblick liefen die Pferde Gefahr, ein Bein zu brechen, und wo die Reiſenden einem anderen Wagen begegneten, war es ein wahres Kunſtſtück, an einander vorbeizukommen, ohne umzuwerfen und ins Waſſer hinabzuſtürzen. Die einzelnen Dörfer liegen gewöhnlich in langen Häuſerreihen längs der Deiche, wodurch ſie ein ausgedehntes, bedeutendes Anſehn bekamen; alle Häuſer ſind von Brandmauern aufgeführt, mit großen Dielen, über die der Rauch aus der großen Thür den Ausweg ſucht; Hauslaub und Immergrün wächſt auf den bemooſten Dächern. Das Ganze machte den lebendigen, rührenden Eindruck, den die Gegend der Kindheit ſtets auf den Erwachſenen hervorbringt.

Moritz und Hedwig waren, wie wir wiſſen, aus dem Marſchlande, aus dem holſteiniſchen Theil, bei Itzehoe. Allerdings deuten Wohnungen und Ländereien dort auf einen größern Wohlſtand hin, als in der Gegend im Schleswigſchen, welche Bruder und Schweſter jetzt paſſirten, wie ſie denn auch im Stillen dieſe Bemerkung machten, aber es war doch der Charakter der Heimath, den ſie ſahen, es waren die großen Häuſer ohne Schornſteine, mit der Giebelſeite nach der Straße zugekehrt und mit der breiten, offenen Thür, durch welche ſie in Stube, Küche und Stall hineinblickten. Wie oft hatten nicht Moritz und Hedwig, als ſie noch Kinder waren, in der offenen Thür geſeſſen und geſpielt, die Schwalben betrachtend, die in die Stube ein- und ausflogen, wo ſie auch ihr Bett und ihre Kleinen hatten! Der Bruder und die Schweſter hatten in dieſem Augenblick einen und denſelben Gedanken; aber ſie ſprachen ihn nicht aus.

Mehr als zwei Stunden vergingen über jeder Meile; die armen Pferde dampſten und ſtrengten ſich an; ein dichter, feuchter Nebel wälzte ſich ihnen entgegen, deſſen bitterſalziger Geſchmack in Mund und Augen dringt, und bald fuhren ſie in einer Wolke, die ſo undurchdringlich war, daß faſt Jeder, der ihnen entgegen gefahren oder geritten kam, nahe daran war, gegen die Pferde zu ſtoßen. Es ſchien kaum möglich werden zu wollen, heute vom Feſtland nach den Inſeln zu kommen; aller Wahrſcheinlichkeit nach mußten ſie in Dageböll übernachten, der kleinen Fährſtelle, von wo man nach Föhr gelangt.

Es iſt noch kaum ein Dutzend Jahre her, daß man in mehreren der kleinen däniſchen Städte kein eigentliches Wirthshaus hatte, ſondern bei dem einen oder anderen gewerbtreibenden Bürger einkehren mußte, deſſen Häuslichkeit ſich dazu eignete und der den Verdienſt mitzunehmen geneigt war; gewöhnlich war dieſes der Apotheker oder der Materialwaarenhändler. Der unbekannte Gaſt erhielt einen Platz am Tiſch der Familie, wo die Madame genau zählte und im Gedächtniß behielt, wie viele Stücke und von welcher Art Butterbrod er aß, um es ſpäter in der Rechnung aufzuführen. Es gehörte dies zu dem, was man in unſern jetzt bequem eingerichteten Zeiten die Poeſie des Reiſelebens nennt, wobei man jedoch froh ſein muß, daß es jetzt vorüber iſt. In Dageböll gab es weder Apotheker noch Materialwaarenhändler, bei denen man einkehren konnte, dagegen aber einen wohlhabenden Marſchbauer; dies war ein echter Frieſe, ſtolz und ſelbſtſüchtig, Monarch in ſeinem Hauſe und voll der Ueberzeugung, daß Dageböll das größte Dorf im Umkreis von mehreren Meilen ſei.

Dageböll liegt noch am Deich, welcher das Dorf und ſeine Umgegend vor der unruhigen Nordſee beſchützt. — Der Wagen raſſelte über das abſcheuliche Steinpflaſter hin und hielt endlich vor der Schenke an, wenn man dem Hauſe dieſen Namen geben darf.

Ein hoher breitſchulteriger Mann erſchien in der Hausthür und ſah ſie an, aber ohne guten Tag zu ſagen. Er ſchien verdrießlich darüber, Fremde zu ſehen, die er nicht erwartet hatte. Es war der Wirth ſelbſt.

Moritz und Hedwig grüßten, erhielten aber keine Antwort. „Wir möchten gern unſre vielen Effecten unter Dach und Fach bringen,“ ſagten ſie.

„Ja, ſehen Sie zu, daß Sie ſie dahin bekommen,“ antwortete der Wirth, drehte ſich um und ging.

Während der Kutſcher die Pferde vom Wagen ſpannte, der mit ſeiner ganzen Bepackung ſtehen bleiben mußte und ja auch ſicher genug ſtand, ging Moritz mit ſeiner Schweſter und der kleinen Eliſabeth in die Stube hinein. Dieſe war ziemlich voll von Leuten, ſehr warm und ungemüthlich; am Ofen, der ſich durch ſeine Größe und ſeine polirten Meſſingkugeln auszeichnete und außerdem von halbnaſſer Wäſche umgeben war, die wie Fahnen in einem Grabgewölbe herabhing, ſaßen ein paar Weiber mit großen Männerhüten von ſchwarzem Filz und zwei föhringer Mädchen mit ſilbernen Platten und großen ſilbernen Knöpfen am Mieder; bunte Tücher waren turbanartig um das geflochtene Haar gelegt. Der Wirth hatte wieder ſeinen Platz am Ende des Tiſches eingenommen, wo alle ſeine Aufmerkſamkeit auf ſeinen Nebenmann gerichtet zu ſein ſchien, eine ſtarke Perſon in einer dicken rothen Nachtjacke und einer Weſte, die ſo mit verſchiedenen Reihen von Knöpfen beſetzt war, daß ſie dem Bruſtlatze einer Huſarenuniform glich. Ein blaues wollenes Tuch hing dem Manne loſe um den Hals, große goldene Ringe, wie ſie die Frauenzimmer tragen, hingen in ſeinen Ohren; die Hände waren außergewöhnlich groß und roth, alles coloſſal, nur die Stimme war fein wie die eines Frauenzimmers; er rührte mit einem Hornlöffel in ſeinem Kruge; es war der reiche Pferdehändler Petters, der auf dem Wege nach Tönningen war.

Niemand machte Moritz und ſeiner Schweſter Platz, es war, als ob man ſie gar nicht bemerkte. Moritz wandte ſich rechts und links hin, und da die Thür nach dem nächſten Zimmer offen ſtand, welche nach der Küche führte, wo man die Bratpfanne ſchmoren hörte, ging er dort hinein, gefolgt von Hedwig und Eliſabeth. Er wandte ſich ſofort an die Frau vom Hauſe, die ſehr beſchäftigt zu ſein ſchien und ärgerlich und ſtolz ausſah.

„Ich bin der Paſtor von den Halligen,“ ſagte er.

„Ja, ich kenne Ihn wohl!“ antwortete ſie verdrießlich. „Er iſt ja ſchon früher dreimal hier geweſen; — man kann ſich in ſeinem eigenen Hauſe nicht einmal mehr rühren.“

Moritz ſchwieg geduldig. Hedwig verſtand auf kluge Weiſe darauf einzugehen und bemerkte, was die Frau für viele Beſchwerden haben müſſe, daß in einem ſo großen Hauſe wohl viel Unruhe und Ueberlauf wäre u. ſ. w., wodurch ſie endlich die ſtolze Bauerfrau in eine mildere Stimmung verſetzte, ſo daß ſie ihnen eine kleine Kammer einräumte und ſogar mit einem Bett darin. Dieſes war jedoch von eigenthümlicher Art. Das Kopfende war das halbe Steuerruder eines geſtrandeten Schiffes und das Fußende war von echtem Mahagonyholz mit Schnitzwerk; es war eine Thür, welche das Meer auch ausgeworfen hatte, und welche nun dazu diente, vor den Beinen des Schlafenden zu ſchließen; nackte, weiße Wände und naſſer Sand auf dem Fußboden, das war das ganze übrige Mobiliar. Nachdem ſie einen Theil der Reiſekleider abgelegt und ſich, wie man zu ſagen pflegt, ein wenig zurecht gemacht hatten, was bei Moritz darin beſtand, daß er ſeinen Rock abbürſtete, und bei Hedwig und Eliſabeth darin, daß ſie die Haubenbänder banden und das Haar glatt anlegten, entſchloſſen ſie ſich, wieder nach der großen Stube zurückzukehren, wo an einem Tiſchende für ſie gedeckt wurde.

Der Pferdehändler Petters mit der gellenden feinen Discantſtimme führte das große Wort, und das Geſpräch drehte ſich, wie man es bei ſeinem Erwerbszweige am allerwenigſten hätte erwarten ſollen, um die Taufe, nämlich um die Taufe der alten Kirchenglocken, wobei ſowohl Gevattern als eine Gevatterin waren, von denen man ſagte, daß ſie die Glocke zur Taufe hielten, wie man ein Kind zur Taufe hält. Von einer ſolchen Gevatterin wußte Herr Petters eine ſcherzhafte Geſchichte, welche mehr platt als witzig war, und die er, wie alle geſprächigen Leute ihre Erzählung, wenn ſie Glück macht, augenblicklich noch einmal demſelben Publicum vorerzählen, zum dritten Male wiederholte, als Moritz, Hedwig und Eliſabeth eintraten. Das Raſſeln eines Wagens kündigte neue Gäſte an, aber der Wirth blieb ſitzen und Herr Petters erhob ſeine feine Stimme, denn die Geſchichte ſollte auserzählt werden.

Zwei in Seehundsfell-Pelze gehüllte Perſonen traten durch die Thür ein; es waren Momme Levſen, der alte Commandeur, wie er genannt wurde, und ſeine Frau. Es waren gerade die bedeutendſten Glieder der Gemeinde, welche Moritz auf Oland hatte, und zugleich ſein genaueſter Umgang. Sobald der Wirth ſah, wer die Eintretenden waren, erhob er ſich ein wenig, es waren ja Leute von Anſehn; Herr Petters grüßte ebenfalls freundlich und lachte über das grönländiſche Wamms. Das Ehepaar war auf der Rückreiſe von Huſum begriffen, wo ihr einziger noch lebender Sohn, welcher, wie der Commandeur ſagte, „ſo dumm geweſen war zu ſtudiren,“ jetzt Bürgermeiſter war und Hochzeit gemacht hatte; da mußten ja die Eltern dabei ſein, ſonſt hätten ſie ihre Inſel nicht verlaſſen.

„Ach, was hat man nicht Alles aus uns gemacht!“ ſagte die alte Frau, „wie hat man uns geehrt! Man behandelte mich wie eine Königin . . . und was das für eine Mahlzeit war! Aber Kapaunen verſtehen ſie nicht zu füllen, das ſagte auch mein Sohn, der Bürgermeiſter!“

„Ei, da haben wir ja unſern Herrn Paſtor,“ rief der Commandeur, als er Moritz ſah. „Willkommen, willkommen! Nun, wo iſt die Frau Gemahlin? Wo iſt die Frau Paſtorin von den Halligen? Morgen werde ich ihr zu Ehren eine kleine Fête geben! Aber darf ich mich wohl jetzt zum erſten Male ſo in dieſem Anzuge vor ihr ſehen laſſen? — und Du, Mutter!“

Moritz drückte ihm die Hand und theilte ihm in wenigen Worten ſeinen großen Verluſt mit, dann zeigte er ihm ſeine Schweſter und die kleine Eliſabeth. Des Commandeurs Geſicht ward verlegen und ernſt. Ohne ein Wort zu antworten, fiel er Moritzen um den Hals und küßte ihn, dann zog er ſeine Frau mit ſich aus der Stube heraus, die einen Schrei des Bedauerns ausſtieß. Sie gingen in das nächſte Zimmer und warfen die Seehundskleider von ſich, welche der Commandeur ſelbſt mit aus Grönland gebracht hatte und die auf dieſer Reiſe ſo recht ihre Nützlichkeit bewährt hatten.

Als ſie nach der Stube zurückkamen, reichte Madame Levſen Hedwig die Hand, küßte Eliſabeth und erzählte, was ſie ſchon verloren habe; alle ihre Söhne hatte das Meer zu ſich genommen, bis auf den Einen: „meinen Bürgermeiſter,“ wie ſie ihn nannte, aber noch hatte ſie einen Enkel, Elimar, ihren Augapfel, den ſchönſten Jungen, das klügſte Kind, es war ja die Großmutter, welche ſprach; er war nun auch draußen auf dem naſſen Grabe oder dort unten in demſelben; es war ſeine erſte große Reiſe, eine Reiſe nach Grönland. „Nein, das Land hat doch ſeſten Grund," fuhr die alte Frau fort," und bringt auch ſein gutes Brod und viele Freuden und Vergnügen; was iſt das für ein Haus, das mein Bürgermeiſter hat, und was war das für eine Hochzeit!" Und nun fing ſie an weiter zu erzählen von aller der Pracht und dem Tanz: „Ja, mein alter Commandeur tanzte auch mit, ich habe aber nur einmal herumgetanzt. Dieſe neumodiſchen Tänze ſind ſo ſchwer und ſind gar nichts gegen die aus meines Großvaters Zeit; ich erinnere mich ihrer noch ganz gut, obgleich ich ſo klein war, daß man mich in die Höhe hob, um ſie zu ſehen. Bei allen Feſten war mein Großvater der erſte Tänzer, er war König, wie man es nannte. Sie waren alle in weißen Hemdärmeln und hatten alle Schellen an jedem Beine, und wenn er dann die Rede gehalten hatte, welche in Verſen war, bewegten ſich die Beine und die Schwerter, denn ſie hatten alle ihre Schwerter mit ſich im Tanze, und dann ſprangen ſie über die Schwerter und hielten dieſe ſo, daß ſie eine Roſette bildeten, und dann wieder über ſich wie ein Schild, und der König ſtand oben darauf und ward hoch emporgehoben."

„Der Bürgermeiſter?" fragte Petters, der der Erzählung nicht gefolgt war und glaubte, daß das Ganze eine Beſchreibung des Hochzeittages in Huſum ſei. „Das muß ein verteufelter Tanz geweſen ſein!"

„Wer ſpricht denn vom Bürgermeiſter," antwortete Madame Levſen; „ich ſpreche von alten Tagen, von meinem Großvater, von dem alten frieſiſchen Tänzer! Glauben Sie, daß man jetzt mit Schellen tanzt oder Roſetten im Tanze bildet?“

„Es war Sinn und Verſtand in allen unſern Sitten,“ ſagte der Wirth; „jetzt iſt lange nicht mehr das Feierliche dabei, wie in unſern alten Tagen. Mir haben ſtets die alten Tänze gefallen, heutzutage, ſchwing' mich hin, ſchwing' mich her, es fehlt der Sinn darin! Und dann der ſchöne Brauch bei den Hochzeiten, daß, wenn die junge Frau zum erſten Male nach ihrer Wohnung geführt wurde, der Mann ſein Schwert zog, es ins Strohdach über der Thür ſteckte und ſie darunter durchgehen ließ; das Schwert der Ehe war über ſie gezogen.“

„Biſt Du nun richtig in Deine Schwätzerei hinein gekommen?“ rief eine Stimme aus der Küche; aber er ließ ſich nicht ſtören und fuhr fort: „Und nun gar das alte „Fenſtern,“ das rein ausgeſtorben iſt, ja ſogar geſetzlich verboten!“

„Es ſcheint mir auch verboten werden zu müſſen,“ ſagte Moritz, „es ſcheint mir gegen alle Ehrbarkeit zu ſtreiten, einen ſolchen Gebrauch beizubehalten.

„Der war ſehr moraliſch!“ ſagte Madame Levſen. „Meine Großmutter war eine ſehr moraliſche Frau und ſie hat ihren Mann durch das „Fenſtern“ bekommen. Man wußte ja, daß, wenn Alle zu Bett waren, von den jungen Leuten, Jeder nach dem Hauſe ging, wo Die wohnte, um welche er freien wollte; die Kammerfenſter wurden niemals verſchloſſen; der Freier ſtieg ganz ordentlich in die Kammer hinein und ſetzte ſich neben das Bett, da konnte er ſein Herz ausſprechen, und gefiel er ihr nicht, ſo ſtand es ihr frei unter die

Decke zu kriechen, ſo weit ſie wollte, und da mußte er ſeiner Wege gehen! — Mir ſcheint, daß das nicht mehr anſtößig war, als die ewig langen Verlobungen und das viele Küſſen, das damit verbunden iſt; das finde ich unmoraliſch. Nicht einen einzigen Kuß kriegten ſie bei dieſer nächtlichen Freierei! Ich weiß das, meine Großmutter war eine wahrheitsliebende Frau."

So kam die Rede mehr und mehr auf die alten Gewohnheiten und Gebräuche im Lande. Draußen ſtand noch der dicke rauhe Nebel, an eine Ueberfahrt war nicht zu denken, ſo lange dieſer ſich nicht verzog; in der Nacht ward es Mondſchein, und vielleicht konnte der Mond den Nebel verſcheuchen; die Geſellſchaft mußte alſo hier in Dageböll die Nacht bleiben, und da man dies wußte, ſchloß man ſich mehr an einander an. Das Geſpräch verbreitete ſich über alte und neue Zeit; die kleine Eliſabeth horchte mit der ganzen Neugier eines Kindes, aber ſie verſtand die Sprache nicht. Müde und ſchläfrig blinzelte ſie immer mehr und mehr mit den Augen, bis dieſe ſich endlich ganz ſchloſſen; ſie ſchlief ſo feſt, wie man in ſolchem Alter ſchläft. Wir wollen hier auch ſchlafen und erſt wieder erwachen, wenn ſie aufwacht, und das war ungefähr um Mitternacht. Sie lag auf einem Sack und einigen Kleidungsſtücken, eine Pferdedecke hatte man über ſie gebreitet, und zwar dicht vor dem mit dem Steuerruder und der Thür verſehenen Bett, auf das ſich Hedwig und Madame Levſen halb ausgekleidet gelegt hatten; ſie ſchliefen Beide.

Draußen hatte es angefangen zu wehen, der Nebel vertheilte ſich und jagte in Abſätzen im Mondſchein vorbei, der momentan das Zimmer erleuchtete. Im erſten Augenblicke erſchrak das Kind darüber, ſich an einem fremden Orte zu finden; ſie erhob ſich halb und erinnerte ſich nun, wo ſie war, ſah nach dem Bette hin, ob Hedwig da ſei, und als ſie fand, daß ſie und die alte Dame dort in ruhigem Schlafe lagen, ward auch ſie beruhigt; die Thür nach dem Seitengebäude klapperte in einem fort, jeder Windſtoß ſetzte ſie in Bewegung, ſie war nur mit einer Krampe von Bindfaden zugemacht. — Eliſabeth erhob ſich wieder ganz, ſie mußte wiſſen, was mit der Thür ſei, und als ſie dahin kam und den Bindfaden anrührte, und da die Thür von der Art Thüren war, die lieber aufſpringen als geſchloſſen bleiben, da ſchlug ſich dieſe gleich nach außen hin zurück, ſo daß Eliſabeth kopfüber ſtürzte, jedoch ohne ſich zu ſtoßen, weil außen Stroh aufgeſchüttet lag. Sie kam bald wieder auf die Beine und ſchaute rings um ſich. Es war eine große Scheune, in die ſie gerathen war. — Hier ſtanden einige Wagen und mitten zwiſchen ihnen fiel ein Strahl des Mondes auf etwas, das im Dunkeln wie ein kleiner Stern leuchtete, was konnte das ſein? Sie mußte das wiſſen, ſie mußte dahin! Noch einen Augenblick ſtand ſie unſchlüſſig da, dann that ſie einen raſchen Schritt vorwärts — —

Und das wollen wir auch thun, und zwar um einige Stunden vorwärts.

Es war Morgen. Hedwig und Madame Levſen waren aufgeſtanden und beide im höchſten Grade beſtürzt, denn das Kind war nicht zu finden, weder drinnen noch draußen. Niemand konnte irgend eine Erklärung über dasſelbe geben und doch waren ſchon Leute hier im Hofe vor Tagesanbruch aufgeweſen. Der Pferdehändler Petters war, noch ehe es Tag ward, nach Süden abgefahren und ungefähr um dieſelbe Zeit waren Reiſende aus Föhr von hier nach Tondern gegangen. Madame Levſen war kurz vor Tagesanbruch dadurch aufgewacht, daß ſie von der Scheune her ein ſtarkes Hundegebell hörte. Die Kammerthür war, wie ſie ſagte, vom Winde aufgeriſſen worden, was einen unangenehmen Zugwind verurſacht hatte. Sie war aufgeſtanden, um die Thür wieder zuzumachen, und bei dieſer Gelegenheit glaubte ſie die kleine Eliſabeth auf dem für ſie bereiteten Lager liegen geſehen zu haben, obgleich dieſes nicht der Fall war, da ſich die Kleine damals ſchon in der Scheune befand.

Man ſah, daß das Kind gerade von ſeinem Lager aus ohne Schuh oder Kleider fortgegangen ſein mußte, aber Niemand wußte wohin — ſie war verſchwunden.

„Ach mein kleiner Elimar!“ ſeufzte Madame Levſen, „unſer Herrgott mag wiſſen, wo der ſich in dieſem Augenblick befindet! Verlieren können wir Alle!“ Und obgleich gar kein Grund vorhanden war, daran zu denken, daß Elimar jetzt auch verſchwunden ſein ſolle von dem Fahrzeuge, auf welchem er ſich jetzt befand, oder daß dem Fahrzeug mit ihm etwas zugeſtoßen ſei, ſo konnte ſie doch nicht unterlaſſen, ſich dieſes zu denken und ihre Angſt auszuſprechen; doch eben ſo ſchnell hatte ſie auch Worte des Bedauerns und des Troſtes für die geängſtete Hedwig.

Der ganze Vormittag ging mit Suchen und Nachfragen hin; ſchweigend und tiefbetrübt ſtanden der Bruder und die Schweſter da; nichts war mehr zu thun, zu ihrer Prüfungszeit war ein neuer Tag hinzugekommen. Traurig und ſorgenſchwer beſtiegen ſie das Boot, das ſie nach Oland hinüber führen ſollte. Den Wirth in Dageböll und den Strandcommiſſär beauftragten ſie, jeden Fremden auszufragen und ihnen dann ſofort jede Nachricht zuzuſchicken, die auf irgend eine Spur leiten könnte. Gewiß mußte ein großes Unglück geſchehen ſein.

Bruder und Schweſter ſtanden vorn im Boot; ſie ſprachen kein Wort. Ihre Blicke waren auf die dunkeln ſchwimmenden Inſeln, die Halligen, gerichtet, die größte von dieſen war das Ziel ihrer Fahrt.

Die hohen bergartigen Sanddünen auf Amrom erhoben ſich hoch in der dunkeln Luft. Die flachen Halligen lagen da wie treibendes Seegras, deſſen Fahrt ins Stocken gerathen iſt. Das Meer wälzte gelbgrüne ſandige Wellen, wie ſie die Fluthzeit bringt. Man mußte kreuzen. Einige Schläge wurden gemacht und Oland kam näher mit ſeinem Dorf und ſeiner Kirche; deutlich ſah man zwei Frauenzimmer ſich dem Strande nähern, bald kamen mehrere hinzu; jede Geſtalt trat deutlich hervor gegen den Hintergrund der Luft, ſo niedrig ſind die Inſeln, ſo gering iſt die Ausdehnung ſelbſt der größten von ihnen. Hier giebt es keinen

Baum, keinen Buſch; eine Hecke von Stachelbeerſträuchern ausgenommen, die in einem Winkel am Predigerhofe krankhaft aufſchoß. Alle Häuſer des Dorfes ſind auf einem Roſt von Balken aufgebaut und liegen dicht neben einander, nur durch ganz ſchmale Gänge getrennt; es ſieht aus, als hätten Sturm und Wind ſie zuſammengetrieben, dicht an die Kirche heran, wie die Schaafe an den Widder. Die Fenſter befinden ſich hoch oben; blau und grün bemalt ſchimmern ſie weit in die Ferne und ſehen aus, als gehörten ſie zu irgend einer Kajüte.

Das Fahrzeug legte an der einen Seite der Inſel an, wo das Meer einen Einſchnitt gemacht hatte. Einige der ſie erwartenden Frauenzimmer, alle ſchwarz gekleidet, wie ſie es auf dieſen Inſeln ſind, ſchürzten alsbald ihre Röcke auf und ſprangen ins Waſſer, um Madame Levſen und Hedwig ans Land zu tragen; auch dem Commandeur und Moritz war man behülflich. Mit großer Freude und den herzlichſten Grüßen nahm man die Zurückkehrenden in Empfang. Am vergnügteſten war ein halb alterndes Mädchen; es war Keike, welche bei Moritz diente, Paſtors Keike, wie ſie genannt wurde. Sie, wie alle Andern wußten, daß Moritz ſeine junge Frau mit ſich bringen werde, und hielten nun Hedwig dafür, obgleich ſie nicht ſo ausſah, wie Keike ſie ſich gedacht hatte. Sie war ja ein ältliches Frauenzimmer mit betrübtem Geſicht. Inzwiſchen wurde ſie als des Paſtors Frau von Keike und den übrigen Weibern begrüßt; Männer waren in dem Augenblick gar nicht auf der Inſel; ſie waren in Schiffsheuer nach Holland oder Grönland, oder auf dem Fiſchfang.

Moritz theilte ihnen mit wenigen Worten ſeinen Schmerz und ſeinen Verluſt mit, und der Kreis, der eben noch lachend und mit einem fröhlichen Willkommen dageſtanden hatte, ward nun traurig und ſtill. Und ſie gingen nach dem Dorfe mit einem Schweigen, einem Ernſt, welcher ganz übereinſtimmte mit ihren Trauerkleidern, mit der grauen Luft über ihnen, mit der ſchwarzen Farbe, die das Meer in dieſem Augenblicke hatte, und mit der ſtillen, düſtern Inſel; ſie ſchritten hin über das kurze ſtruppige Gras, das von dem Meer, welches oft darüberhin rollt, eine eigene Schärfe bekommt. Einige große, kahle Stellen, etwas hingeſtreuter Seetang und einzelne Gruppen von Schaafen waren die ganze Abwechſelung.

Keike, welche den Uebrigen vorausgeeilt war, kam eben wieder mit größter Eile aus dem Predigerhauſe heraus, als Moritz eintrat, mit der ganzen Schaar der Gemeindekinder, denn nicht eines war zu Hauſe geblieben mit Ausnahme eines Fieberpatienten und einiger Kinder, welche ſchliefen. Er hielt Keike auf, die etwas unter ihrer Schürze verbarg und ganz verlegen ausſah; es war Gras, welches ſie forttrug; und wozu? Sie ſchüttelte mit dem Kopfe. Zwei Buchſtaben M. und K., die Anfangsbuchſtaben der Namen Moritz und Karoline, hatte Keike aus Gras zuſammengebunden, denn anderes Grün hatte ſie nicht. Die beiden Buchſtaben waren gewunden und hingen an der Wand als Feſtgruß für das junge Paar;

in der letzten Zeit hatte ſie ſie erneuert, ſo daß ſie jetzt ganz friſch waren; eine einfache Aſter, die man von Föhr geholt hatte, war oben über die Buchſtaben geſteckt. Dieſe Herrlichkeit hatte ſie nun wieder fortzubringen ſich beeilt.

Die Thür der Stube ſtand offen. Das kürzlich blau angemalte Paneel gab ihr ein munteres Ausſehen. Hier ſtand das Clavier, welches Moritz für Karolinen gekauft hatte, es ſollte die erſte Ueberraſchung für ſie ſein, wenn ſie hier ankam. Ueber demſelben hing ihr Bildniß, jung und lebensfroh wie ſie war. Moritz blieb vor demſelben ſtehen. Keine Thräne kam ihm in die Augen, aber er ward leichenblaß und wandte ſich dann zu ſeiner kleinen Gemeinde. Selbſt der Commandeur und ſeine Frau ſtanden in der Stube und der Gang war voll von Menſchen.

„So froh, ſo glücklich ſah ſie aus!“ ſagte er. „Sie war mir das Schönſte auf dieſer Erde; unſer Herrgott nahm ſie von mir! Sein Wille iſt der rechte, ſelbſt wo wir ihn nicht begreifen; Gott hat mich ſchwer geprüft, er hat von mir genommen, woran ich mit ganzem Herzen hing, damit ich mich feſter an ihn hänge, damit ich in meinem Schmerz den Anderer verſtehe. Wie zu Hiob, kommen Schmerzen und Unglück zu uns, damit wir Gott, uns ſelbſt, dieſe und jene Welt verſtehen lernen.“

Und er ſprach zu ihnen von dem kleinen muntern Knaben ſeiner Schweſter, den der liebe Gott zu ſich genommen, er berührte die Begebenheit von dieſem Morgen, ſeine Angſt und ſeine Ungewißheit wegen der kleinen Eliſabeth. „Mit Hiob muß ich ſagen: die Hand, die mich trifft, iſt ſchwerer als meine Seufzer, aber ich weiß, daß dieſe Hand wieder aufrichten wird, daß dieſe Hand wieder zum Beſſeren führen kann. Ein Armer ſoll nicht auf ewig vergeſſen bleiben." Und ſeine Rede, die von der innigſt bewegten Seele ausſtrömte, ward mehr und mehr Gottes Stimme, die kleine Stube ward eine heilige Kirche, die Gemeinde ſtand in frommer Andacht da, und als Moritz mit den Worten Luthers endete: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott!" da ſtimmten Alle in das ſchöne Lied mit ein.

Dies war der Eintritt in die neue Heimath.

XII.

Des Commandeurs Haus.

Einige Tage waren vergangen und noch hörte man nichts von der kleinen Eliſabeth, aber dennoch befand dieſe ſich ſehr wohl; wir werden ſie ſogleich ſehen und ihr Abenteuer hören; aber ehe wir dieſes hören, ehe wir ſie wohlbehalten innerhalb der vier Mauern, wie man zu ſagen pflegt, ſehen, müſſen wir den Commandeur beſuchen. Wir finden als Gäſte bei ihm Moritz und Hedwig. Die Mittagsmahlzeit iſt beendet: der große blank polirte Kaffeekeſſel ſteht auf dem alten ausgeſchnitzten Tiſche.

Kein Genremaler würde ein beſſeres Motiv finden können für eine gemüthliche Stube eines wohlhabenden Bewohners der Halligen, als dieſe; unter der Decke hing mit voller Takelage ein Modell vom „Brakanden,“ dem Fahrzeuge, welches der Commandeur geführt hatte; an jeder Seite deſſelben in ſeidenen Bändern, die allerdings etwas verblichen waren, ſchwebend zwei große Glaskugeln, in denen ſich en miniature das ganze Zimmer, ja ein Theil der Küche mit abſpiegelte, denn die Thür zu derſelben ſtand offen und das Kupfergeſchirr auf den Borden war ſo blank; man ſah die eine Wand der Stube mit Kupferſtichen verziert, lauter Schiffe; man ſah die große Malerei mit der Urgroßmutter Oſe, das war eben ſo gut wie eine ganze Tapete; alle die Roccocomöbeln und namertlich der große Auſſatz, der wie eine Kanzel ausſah; nicht zu gedenken der Geſellſchaft ſelbſt, des Commandeurs im Lehnſtuhl mit ſeiner langen Pfeife, Moritzens im Sopha, das einen vergoldeten ledernen Ueberzug hatte, der beiden Frauenzimmer auf Stühlen, deren gerade hohe Rückenlehnen einluden, ſteif dazuſitzen. Geranium und Balſaminen blühten in dem kleinen Fenſter, Bücher lagen auf den langen Regalen, die ſich der ganzen Breite nach an der Wand hinzogen; auf dem Fußboden hüpfte eine ſchwarze Elſter umher, die auf den Namen Klaus hörte und in einem fort die Worte ausrief: „Klaus, Klaus, geh hinauf auf den Boden mit Piltiti!“ Das war Alles, was ſie wußte, aber das war auch ihre ganze Lebensgeſchichte. Der bemeldete Piltiti war eine alte Katze, mit welcher ſie in der innigſten Freundſchaft lebte und alltäglich einen Spaziergang machte, bald auf die Straße, bald auf den Boden, der letztere ſchien der intereſſanteſte zu ſein.

In den beiden Glaskugeln ſpiegelte ſich auf dieſe Weiſe gleichzeitig außer dem Commandeur und ſeiner Frau ihre ganze häusliche Umgebung und Geſellſchaft.

Alles war vorgezeigt worden, Alles von unten bis oben; der Commandeur hatte ſeinen Sarg gezeigt, der ſchon ſeit langer Zeit fix und fertig war, „geräumig und groß,“ wie er ſagte, „mit Hobelſpähnen als Matratzen,“ täglich ſchlief er ſein Mittagsſchläſchen darin und verſicherte „die Koje iſt gut und auch gut getheert, aber ſie ſoll ja länger aushalten als ich.“

Madame Leyſen hatte ihnen das Bild ihres Elimars gezeigt als Silhouette ausgeſchnitten, ein abſcheulicher viereckiger Klumpen, es ſollte ihm ähnlich ſein, „bloß daß er viel hübſcher ſei, „und dann,“ ſagte ſie, „war er ſo witzig, mich nennt er den alten Kreuzer, das kommt daher, weil ich ihn zuweilen hätſchle, er iſt unendlich liebenswürdig.“

Von Allem, was vorgezeigt wurde, intereſſirten doch am meiſten der große hölzerne Aufſatz mit den ausgeſchnittenen Engeln und der Mutter Gottes in einer Wolke, von welcher lange Strahlen ausgingen, Alles aus Holz; er ward die Kanzel genannt, das war er auch geweſen. Unter dieſer war der Commandeur als ein zartes Kind getauft worden, unter ihr hatten er und ſeine jetzt alte Frau als junge Brautleute geſeſſen. Sie war aus der vom Flugſande begrabenen Kirche zu Randum auf Sylt.

„Dreimal ward die Kirche weiter ins Land hinein verſetzt,“ ſagte der Commandeur, „dreimal ward das Dorf verſetzt, und dies war ein ſo großes Dorf, daß es einmal bei einem Sturm mehr als zweihundert Böte verlor. Der Sandſturm kommt herangebrauſt und die See hinterdrein und nimmt Alles mit ſich weg, ſie wird uns alleſammt mit ſich nehmen, wenn wir in unſerm Grabe ſind. Aber ich habe nichts dagegen, einmal wieder zur See zu gehen."

„Sprich nicht ſo gotteslästerlich zu Seiner Wohlehrwürden," ſagte die Frau, „unſer Herrgott halte ſeine Hand über unſre kleine Inſel, und das kann er, wir haben nur mit dem Meere zu kämpfen, aber auf Sylt haben ſie es auch noch mit dem Sande zu thun. Ich vergeſſe niemals unſern letzten Kirchgang nach der Kirche in Randum; es war 1801, als der Engländer vor Kopenhagen lag. Die Sanddünen um die Kirche hatten erſchrecklich zugenommen, ſie lag wie in einem tiefen Thale und Tag und Nacht trieb der Sand an die Mauern heran, er drang durch die verſchloſſenen Thüren und Fenſter, er häufte ſich auf an dem Fußboden und den Kirchenſtühlen. Da ward der letzte Gottesdienſt gehalten und zu dieſem mußten wir durch die Fenſter hineinſteigen; der Sand lag bis oben am Altar, auf welchem die großen Wachskerzen brannten."

„Mein Vater kaufte die Kirche," ſagte der Commandeur; „der Altar und die Kanzel wurden in meine Kajüte geſtellt und machten den Weg mit über die Nordſee. Ich ſchenkte den Altar in eine Kirche in Grönland, die Kanzel ſteht dort."

So knüpfte ſich an ein jedes Stück im Zimmer eine Erzählung, die bedeutendſte vielleicht an die Großmutter

Oſe, bei deren Bildniß es Moritzen vorkam, als hätte es außerordentlich viel Aehnlichkeit mit der alten Baroneſſe auf Fühnen. Ja, das war ſie, Zug für Zug, aber in der frieſiſchen Tracht, roth und weiß mit dem großen, weiten zottigen Pelz, zu welchem ſieben Schaafe das Fell liefern mußten. Auf dem Kopf hatte ſie eine Mütze von hohlen ſilbernen Eiern, die wie die Schuppen eines Fiſches an einander gefügt waren. Sie bekamen indeſſen die Geſchichte nicht zu hören, die zu den ſchönſten Sagen dieſer Gegend zu zählen iſt. Die Suppe ward hereingebracht und mit der Suppe folgten andere Geſchichten. Man kam von Föhr nach Grönland und dann nach Warde und dann nach China, wie es bei einer Unterhaltung eben geht, aber die Geſchichte eines jeden Stückes war doch berührt worden, bis auf die eines einzigen; wir haben das Wichtigſte hier im Hauſe vergeſſen, das Wichtigſte in jeder einigermaßen gut eingerichteten Wohnung auf dieſen Inſeln, wichtiger als die Ofengrütze,*) die bei dem langſam brennenden Feuer am Sonntage von ſelbſt kocht, während Alle in der Kirche ſind, — nämlich das Fernrohr des Hauſes, das ſeinen Platz über der Thür hatte.

Ein Fernrohr wird hier ein wunderbar geiſtiges Aufregungsmittel, es iſt der Bote von dem Leben, das ſich auf dem Meere bewegt. Bei Sturm und Strandung wird es hervorgeholt und erzählt von Tod oder Errettung; bei lange anhaltendem Oſt-Wind, wenn das Meer meilenweit in der Ebbe abgelaufen iſt und die Rudera untergegangener Dörfer, Gerippe von geſtrandeten Schiffen und Wallfiſchſkelette, Hafenplätze, Kirchenmauern und Begräbnißſteine geſpenſterartig aus dem rothen Sande hervorragen, dann iſt es ein reiches und wunderbares Schauſpiel, mit dem Fernrohr die untergehende Welt näher an ſich heranzuziehen und zu erforſchen, was ein jedes Stück geweſen iſt; nicht zu ſprechen von dem täglicher Vergnügen, zu ſehn, welcher Nation das Schiff angehöre, das ſich wie ein Punkt am Horizont zeigt, oder auf die kleinen Fahrzeuge hinzuſchauen, die von Dagebüll herankreuzen. — Das Fernrohr war es, das nun, als ſie um den Kaffeetiſch ſaßen, hergenommen ward. „Das kann heranholen!“ ſagte der Commandeur und ſtellte es vor Moritz auf. „Man ſieht jeden Mann, man kann ſie erkennen, jedes Tau beſchauen, Alles was ſie an Bord haben,“ aber weder der Commandeur, noch Moritz ſahen das, was ſie am meiſten überraſcht und gefreut haben würde, einen ganz kleinen Schiffsjungen, der zwiſchen einigen aufgeſtauten Tauen ſaß. Der Kleine hatte gelbe flanellene Hoſen an, eine lange Jacke von derſelben Farbe und auf dem Kopf eine geſtrickte Mütze; es war die kleine Eliſabeth, deren Abenteuer wir erfahren werden, jetzt aber ſegelte ſie noch draußen. Das Fernrohr war wieder über die Thür gehängt worden, Hedwig war die dritte Taſſe Kaffee aufgenöthigt, Klaus zum vierten Mal auf des Commandeurs Schultern gehüpft, indem er ausrief: „Klaus geht auf den Boden mit Piltiti!“ als Keike mit dem kleinen ausgekleideten Matroſen in die Stube lief und ausrief: „Das Kind iſt gekommen und hier iſt es.“

---

*) Ovnbras, „Ofenbrei,“ aus Milch und Mehl mit Stückchen Speck.

„Gott ſei gelobt!“ rief Hedwig und lief auf Eliſabeth zu, die zu weinen anfing und zuſammenkauerte, als ſtehe ihr mehr als ein mündlicher Vortrag bevor. Einer von den Seeleuten wartete draußen vor der Thür. Seine Erzählung und was ſie nach und nach von dem Stücke erfuhren, das wollen wir verſtändlich auseinanderſetzen und mit Nebenumſtänden vermehren.

Man ſagt, daß das Geld der Kobolde und ihre ſtrahlenden Juwelen in den Händen der Menſchen ſich in verwelkte Blätter, in Scherben und Kohlen verwandeln; ſo zeigte es ſich, daß der auf dem Fußboden ſchimmernde Stern, welcher die kleine Eliſabeth anlockte, nichts anderes war als der Hals einer Flaſche, auf den durch ein Loch im Dache der Mond ſchien. Sie griff ganz erwartungsvoll nach dem ſchimmernden Glaſe, das, indem ſie es berührte, ſeine ganze Herrlichkeit verlor, aber, was noch ſchlimmer war, ein Hund ſtürzte mit ſtarkem Gebell hervor, er fuhr aus dem Schlaf auf und hätte, wäre er nicht mit einem Strick an ein Wagenrad gebunden geweſen, ſie gepackt. Sie ſchrie und der Hund bellte noch heftiger, er ſtand mitten zwiſchen ihr und der Thür zu dem Schlafgemach, er hatte Augen, glänzend im Dunkeln wie Feuerkugeln. Erſchrocken kroch ſie in den nächſten Wagen hinein; es war der des Herrn Petters, des Pferdehändlers; ſie verſteckte ſich in dem Heu, gerade in dem Augenblicke, als die Frau des Commandeurs durch das Hundegebell aufgeweckt aufſtand, die

Thür offen fand und glaubte, daß dieſes die Schuld davon ſei. Als ſie kam, wandte ſich der Hund gegen ſie und bellte nach der Seite hin, und als die Thür wieder geſchloſſen war und Eliſabeth ſich ruhig verhielt, legte er ſich mit lauerndem Blick und knurrend wieder nieder. In ſo großer Angſt ſich Eliſabeth auch befand, ſo ſchlief ſie doch ein, ja ſie ſchlief bald ſo feſt in dem Heu, daß ſie es gar nicht bemerkte, als der Knecht die Pferde vorſpannte, Herr Petters ſich einſetzte und auf dem Deich dem Meere entlang nach Süden davonrollte.

Es war heller Morgen, als Herr Petters vor einer Schenke im Marſchlande anhielt; er drehte ſich herum, um ſeine Peitſche hinter ſich zu legen, als in demſelben Augenblick Eliſabeth den Kopf herausſteckte.

„Was biſt Du für ein Spitzbube?“ war Herrn Petters erſter Ausruf, indem er die Peitſche aufhob. Eliſabeth ſchrie vor Schreck laut auf. — „Wer hat Dich hier in den Wagen gebracht?“ fragte er mit ſeiner feinen gellenden Stimme und zog ſie aus dem Heu hervor. „Keine Kleider an! — wer hat Dich da hinein geſteckt? — wirſt Du antworten, Mädchen? Glaubſt Du, ich werde mir dergleichen Waare aufdringen laſſen?“

Sie verſtand ihn durchaus nicht, aber daß er böſe war, das ſah ſie.

Die Peitſche war bald wieder aufgehoben, aber die Wirthsfrau ſtellte ſich dazwiſchen und begann eine Examination, die für das Kind noch unverſtändlicher war; der Wirth lachte, klopfte Herrn Petters auf die Schulter und verſicherte ihm: „Einer hat Gutes, der Andre hat Uebles von der Nacht. Ihr bekamt dieſe Nacht ein Junges und ich die vorige Nacht ein Stück hohes Marſchland, das an mein Grundſtück antrieb.“

„Da werde ich ſie dort auf die Weide treiben können,“ ſagte Herr Petters ärgerlich und fing dann an, ſie auf Plattdeutſch und dann auf Frieſiſch auszuforſchen. Endlich brachte die Wirthsfrau, die auf das Däniſche kam, ſo viel aus ihr heraus, daß ſie aus Angſt vor einem großen Hunde, der ſie hatte beißen wollen, als ſie in die Kammer zurückgewollt, in den Wagen gekrochen ſei. Herr Petters erinnerte ſich jetzt, daß ein kleines Mädchen mit dem Paſtor nach Dagebüll gekommen ſei, und endlich kam dann Alles ins Klare.

Das Kind zitterte vor Angſt und Kälte, ſie ſtand halb angekleidet und ohne Schuhe mitten auf dem Wege, wo man ſie hingeſtellt hatte. Die Wirthsfrau nahm ſie mit ſich herein und ſuchte einige Kleidungsſtücke für ſie zuſammenzubringen, aber es gab hier keine kleinen Mädchen im Hauſe; des Fiſchers Sohn mußte daher Jacke und Hoſe hergeben und bis auf Weiteres ließ man ſie darin gehen. Mit der erſten Gelegenheit nach Dagebüll ſollte ſie dahin zurückgeſchickt werden. Die Wirthsfrau prophezeihte, daß, da Herr Petters ſo unerwartet zu einer kleinen Tochter gekommen ſei, er auch bald zu einer großen Frau gelangen werde, denn die Beiden folgten ſich immer einander, bald käme die Eine zuerſt und bald die Andere; man ſcherzte und machte allerlei Spaß und als Refrain hieß es jedesmal: „Ihr müßt mein Stück hohes Marſchland ſehen, es kommt direct von Schottland oder Island.“

Der Gewinn an Land, welchen das Meer ihm gebracht hatte, war des Wirths einziger Gedanke und Stolz; zwei ſchwimmende Inſeln hatten ſich an ſein Grundſtück angelegt. Nach dem Volksglauben kommen dieſe von Island oder von der ſchottiſchen Küſte; aber es iſt einfacher zu erklären und dabei das einzig Richtige, daß es Theile von dem untergegangenen Friesland ſind, welche durch das Meer ſelbſt von deſſen Boden, auf dem ſie lagen, losgeriſſen ſind, forttreiben und dann auf den Sandbänken ſitzen bleiben.

Herr Petters mußte das ſehen. Jeder Reiſende, der in dieſen Tagen nach der Schenke kam, mußte dort hinaus und namentlich einige rothe Mauerſteine und ein Stück Holz betrachten, das im Boden feſtſaß. Das war Haus und Hof geweſen, ſagte der Wirth und log vielleicht nicht. Eliſabeth war über zehn Mal während zweier Tage auf dem „hohen Marſchland“ geweſen. Die Wirthsfrau erklärte ihr, was ſie hier ſah, und dieſes machte einen ſolchen Eindruck auf ſie, daß es mehr als die Epiſode, daß ſie von Moritz und Hedwig fortkam, hier erzählt worden iſt. Dieſe kleine Begebenheit legte einen kleinen Keim in ihre Seele, den wir ſpäter zu einem wahrhaft wunderbaren Baum aufſchießen ſehen werden, und nachdem dieſes angedeutet worden iſt, wollen wir ſie wieder Abſchied nehmen laſſen von der Schenke und zwar mit dem erſten Fiſchwagen, der nach Dageböll fährt; ſie kam hier in der Kleidung des Fiſcherjungen an und ging von dort mit dem Fahrzeuge nach Oland über, wo ſie, wie wir wiſſen, mit fröhlicher Ueberraſchung ſelbſt von Klaus aufgenommen wurde, welcher ſagte, was er ſagen konnte: „Klaus geht auf den Boden mit Piltiti!“

Dieſe letztere allein lag ohne ſichtbare Theilnahme im Lehnſtuhle, blinzelte einmal mit den Augen und bewegte das eine Ohr, das war ihre ganze Höflichkeit. Hedwig weinte, war aber lebendig und geſprächig gegen alle Gewohnheit, auch Moritz gerieth in eine heitere Stimmung. Der Commandeur befahl, daß Punſch gemacht werden ſolle, der Seemann, der mit Eliſabeth gekommen war, es war ja Jap-Litt-Petters, ſollte auch ſein Glas mit haben! Und der Punſch ward bereitet, und getrunken mußte er werden und Geſundheiten ſollten ausgebracht werden. Des Commandeurs Frau meinte, daß man den kleinen Elimar, ihre Freude und ihren Troſt, nicht vergeſſen dürfe. „Wenn er nur jetzt nicht in der Tonne oben im Maſt ſitzt! Das kann ich nicht leiden!“

„Nun, wenn er da iſt, ſo muß er da ſitzen!“ ſagte der Commandeur; „obgleich Du ja wohl begreifen kannſt, daß der Fang jetzt vorbei iſt, daß ſie uns jetzt näher ſein müſſen als Grönland — und ſäße er auch in der Tonne, ſo ſitzt er gut da! Ich habe oft drin auf der Wache geſeſſen, dort oben im Maſt, und durch die Löcher herausgelugt nach den Wallfiſchen; man ſitzt dort geſchützt vor Wind und Kälte, und es iſt hübſch anzuſehen, wenn dann die Wallfiſche kommen und eine ganze Straße bilden von Springwaſſer durch die Naſenlöcher, denn ſie ſchwimmen in Reihe und Glied, je ein Männchen und ein Weibchen, Seite an Seite, die Jungen hinterdrein; und wenn der neugeborene kleine Wallfiſch nicht ſo ſchnell mitkommen kann, dann nimmt die Mutter ihn hinten auf den Schwanz! Siehſt Du, Mutter, das würdeſt Du auch thun, eine Mutter gleicht der andern, ſelbſt wenn ſie nur Speck und Thran iſt. Und dann putzen ſie ſich an den Eisſchollen, denn ſie haben keinen Friſirkamm; man muß ſich ſo gut helfen, wie es eben geht. Verlieren ſie ein Junges, dann kehren ſie ſogleich um, ſelbſt wenn ſie auch eine Harpune im Leibe haben, und ſchlagen mit dem Schwanze wie toll. Das würdeſt Du auch thun, Mutter. Haha! aber kreuze nur nicht ſo viel um den Jungen herum, wenn er kommt, denn Recht hat er, wenn er Dich einen Kreuzer nennt, obgleich es eben nicht von guter Erziehung zeugt!"

„Er iſt der allerliebſte Junge auf der ganzen Erde," ſagte die alte Frau, „und Du verdienſt am wenigſten, ſein Großvater zu ſein." Und dann zupfte ſie den Alten am Ohrläppchen und füllte das Punſchglas, während Moritz ſich erhob um aufzubrechen und Keike ſich mit angezündeter Laterne in der Thür zeigte, um durch die ſchmalen dunkeln Gäßchen nach Hauſe zu leuchten.

XIII.

Ein Sonntag.

Am Sonntag waren alle Bewohner der Inſel in der Kirche, auch die kleine Eliſabeth, deren Augen und Gedanken wie losgelaſſene Vögel unſtät umherflogen, bald zu der eigenthümlichen Trauerkleidung der Frauen, den langen Schleiern, die die Geſichter halb verbargen, bald zu St. Nicolaus, dem Patron der Schiffer, der aus Holz geſchnitzt, bemalt und vergoldet vorn auf dem Chor ſtand, und endlich zu den beiden Portraits des Königs und der Königin, die in vergoldeten Rahmen zu beiden Seiten des halbverblichenen Altargemäldes hingen. Als das Gebet für dieſe und das ganze königliche Haus von der Kanzel abgeleſen wurde, wandten ſich aller Augen dorthin und Jeder vervollſtändigte ſich nach der Stärke ſeiner Einbildungskraft aus dieſen ſchlechten Lithographien, welche der Vorgänger **Moritzens** aufgehängt und ſelbſt nach Kräften illuminirt hatte, das Bild eines Königs und einer Königin. Bei den einfältigen Leuten würden die natürlichen Farben des Steindrucks, weiß und ſchwarz, „ſchlecht-ausgeſehen haben.“ Das Evangelium „der Sohn der Witwe zu Nain“ ward geleſen und **Moritz** wandte daſſelbe in verſtändlicher Rede auf die Natur ſelbſt an, welche jetzt ins Grab gelegt ward, eingehüllt in das Leichentuch des Winters, während der Sturm und das Grab in Vergeſſenheit ſank, aber der Todte wieder zum Leben erwachen würde, und er ging davon auf die Gemeinde ſelbſt über, die über ihren lieben Verſtorbenen ihres Gottes Stimme ihnen zurufen hören ſollte: Weinet nicht. Ueber die Auferſtehung ſprach er ſich überzeugend und tröſtend aus. Hierin, wie in einer jeden von Moritzens Predigten lag etwas Ueberzeugendes, ein Verſchmelzen der Bibel und der Natur; er entlehnte Ausdrücke von ſeiner Gemeinde, Bilder aus ihrem Thun und Treiben, indem er ihre Freuden und Leiden, ihre gemeinſamen Intereſſen kannte, knüpfte er an dieſe ſeine Rede an, und dieſe ward verſtanden und fand Eingang in den Geiſt und die Gedanken der Gemeinde. Er ſchöpfte ſeine Predigten nicht aus dem Evangelium ſelbſt, ſondern gab faßliche, lebendige Worte zu den Gedanken, die bei jedem denkenden Leſer entſtehen mußten. Die ſie umgebende Natur, die Ereigniſſe ihres eigenen Lebens wurden ebenſo von dem Evangelium des Tages beleuchtet oder in daſſelbe hineingezogen, und wenn dann dieſes Gedankengebäude aufgerichtet war, hing er den Kranz ſeiner eigenen Begeiſterung und des Vertrauens auf deſſen Giebel und Jeder, ſelbſt der Geiſt des Aermſten, nahm dann etwas mit nach Hauſe.

Das Ereigniß, welches der kleinen Eliſabeth begegnet war, war heute berührt worden, und dies hatte namentlich Keiken heftig bewegt, denn in den wenigen Tagen waren die Beiden mit einander ſo bekannt geworden, als wären ſie alte Freunde.

„Nun wollen wir uns heute Nachmittag auch recht amüſiren!“ ſagte Keike, und verſprach Eliſabeth mit ihr ſowohl nach dem neuen, als nach dem alten Gottesacker zu gehen. Das war ſehr amüſant!

Hand in Hand wanderten ſie von dem Dorfe über die Inſel hin, die kaum eine Viertelmeile breit iſt; einige Schaafe liefen in dem niedrigen Graſe umher, man ſtreichelte ſie, man ſprach zu ihnen, und dann ging man weiter nach dem Meere zu, wo der Platz des alten Gottesackers war und wo die Brandung bei jedem Sturme ein Stück vom Ufer abſchnitt; dieſes war niedrig und rund umher ſchauten Stücke von Särgen und Menſchenknochen hervor. Keike kroch nach der niedrigſten Kante hinaus und ſammelte in ihrer Schürze Knochen zuſammen, die ſonſt bald weggeſpült worden wären; ſie wollte ſie nach dem neuen Kirchhof hinaustragen und dort in die Erde legen, dann wären ſie doch ſo lange in Ruhe, bis das Meer auch einmal ſo weit kommen würde. — „Hier möchten wir nicht bei Nachtzeit ſein,“ ſagte ſie, „hier ſitzt oft die trauernde Witwe, wie man ſie nennt.“

Und Keike erzählte, daß dieſes nicht ein Spuk einer Todten ſei, ſondern der Geiſt der lebendigen Frau, deren Mann auf dem Meere umgekommen. Manches Seemanns Frau hatte ſie ſelbſt hier am Strande in Trauerkleidern und die Hände ringend ſitzen ſehen, und dann wußte ſie, daß ihr Mann todt war, ſie hatte ſich ja ſelbſt als die trauernde Witwe geſehen.

Solche und andere Geſchichten erzählte Keike, um die Spaziertour angenehm zu machen, und kehrte dann um nach dem neuen Gottesacker, wo ſie einen Spaten ergriff, die Gebeine, die ſie am Strande gefunden hatte, eingrub und ein

Vaterunſer über denſelben betete. — Sie führte die kleine Eliſabeth von Grab zu Grab, denn Keike verſtand es Inſchriften zu leſen, ſie kannte alle Gräber; auf einzelnen war ein groſser etwas flacher Stein aufgerichtet, auf welchem, außer der Inſchrift, der Verſtorbene ſelbſt eingehauen war, in den Wolken ſchwebend und empfangen von den Vorausgegangenen. Es waren da viele ſehr rührende und viele ſehr kurzgefaßte Inſchriften; einige nahmen ſich höchſt ſeltſam aus, aber das fiel Keiken nicht auf. Hier las man auf einem Leichenſteine, daß außer dem Manne ſelbſt hier auch die Gebeine ſeiner noch lebenden Frau ruhten. Sie ſelbſt hatte die Inſchrift ſetzen laſſen, es mußte alſo wohl wahr ſein. Ein anderer Stein war für einen auf dem Meere umgekommenen, niemals gefundenen Steuermann und ſeine hinterlaſſenen Kinder errichtet; das Todesjahr für dieſelben fehlte, aber es war Platz offen gelaſſen, um es hinzufügen zu können.

Alle Grabſteine waren halb überzogen von einem feuchten Grün, nicht eine einzige Blume fand man hier; ein paar Buxbaumſträucher waren die einzigen Gewächſe, die man hier ſah, und auch dieſe waren halb ausgegangen; dagegen ſah man einige Kindergräber mit hübſchen moſaikartigen Einfaſſungen von Conchylien und-runden vom Meer abgeſchliffenen Steinen. Da lagen des Jap-Litt-Petters ſieben Kinder, wie Keike ſagte, aber wer war Jap-Litt-Petters? Ja, ganz recht, das war der Seemann der Eliſabeth von Dagebüll hierher gebracht hatte, der beim Commandeur ſein Glas Punſch erhielt, ſo ſchön, wie dies nur

Madame Levſen zu bereiten verſtand. Als ſie nach dem Predigerhauſe zurückkamen, ſagte Keike, daß ſie ſich vortrefflich amüſirt hätten, ſie wären auf beiden Gottesäckern geweſen.

Tiefen Eindruck hatten auf Eliſabeth namentlich die Worte gemacht, daß die auf dem neuen Gottesacker begrabenen Gebeine doch nun in Ruhe wären, bis das Meer dahin käme. Alſo konnte das Meer bis dahin kommen, ganz bis ans Predigerhaus kommen, ja bis in die Stube hinein. Sie fragte Keiken danach und Keike antwortete mit der größten Ruhe, daß das geſchehen könne, wenn es ſolle, und ſie erzählte dann, was ſie ſehr gut wußte, von alten Tagen daß vor vielen hundert Jahren alle Inſeln hier rund umher eine einzige geweſen waren, aber das Meer war gekommen und hatte Dörfer und Kirchen verſchlungen, die Leute waren auf Balken und Holzſcheiten umhergeſchwommen, Wiegen mit kleinen Kindern hatten auf dem Waſſer umhergetrieben. Da waren aus dem Lande viele kleine Inſeln geworden, ſpäter aber war eine Inſel nach der andern fortgeſpült oder immer kleiner und kleiner geworden: Föhr und Syld hatten jedoch noch ein Land ausgemacht und da war ein großes Dorf Rungholt, wo die Menſchen gottlos waren. Einige ſchlechte Menſchen dort machten eine Sau beſoffen, legten ſie in ein Bett und ſchickten nach dem Prediger, damit er einem Kranken die Sterbeſacramente reiche, und wenn er nicht wollte, ſollte er ins Meer geworfen werden; während ſie berathſchlagten, entwiſchte er, aber auf dem Heimwege begegneten ihm bei einer Schenke zwei gottloſe Kerle, die zwangen ihn mit in die Schenkſtube zu kommen und ihnen zu erzählen, wo er geweſen ſei, und als er erzählte, welchen Spott man mit ihm getrieben, da lachten ſie und nahmen ihm die Schachtel weg, in welcher ſich das Sacrament befand, und goſſen Bier in dieſelbe, „denn wenn Gott darin wäre, müſſe er etwas zu trinken haben.“ Als der Prieſter die Schachtel zurückbekam und ſich entfernte, brachte er ſie nach der Kirche und bat den lieben Gott, die Ruchloſen zu beſtrafen. Als er in der Nacht in ſeinem Bette lag, ward er von Gott gemahnt, eiligſt das Land zu verlaſſen, und dann kam Sturm und hohes Waſſer. Das ganze Rungholt und ſieben Kirchdörfer gingen unter und nur der Prieſter, ſeine Magd und zwei Jungfrauen, die in der Kirche geweſen waren, entkamen. „Die Familie lebt noch,“ fügte Keike hinzu, „es ſind Bovſens. Und gewiß iſt es, daß einmal am Tage des Gerichts ſich Rungholt mit Allen aus dem Meere erheben wird. Bei klarem Waſſer ſieht man noch Häuſer, Kirchthürme und Mühlen; ich habe es ſelbſt nicht geſehen, denn ich machte die Augen zu, aber es läutete vor meinen Ohren; das waren die Kirchenglocken dort unten!“

Und die kleine Eliſabeth ſaß ganz bleich da und blickte auf Keiken, ſie ſog jedes Wort in ſich, wie ſie die Geſchichten bei Catrinſens, den Küſtersleuten auf Fühnen, eingeſogen hatte. „Aber kann das Meer hier bis zu dem Hauſe heraufkommen und uns wegſpülen?“ fragte ſie.

„Es kann das Haus und uns und alle Inſeln wegſpülen; und das wird einmal geſchehen, aber es kann noch hundert Jahre währen und dann ſind wir todt, es kann jedoch auch dieſe Nacht geſchehen, ich habe es ja ſelbſt erlebt, es war im Jahre 1824, das war eine Waſſerfluth! Das Meer ging über alle dieſe Inſeln hin, die Schaafe mußten wir auf den Boden hinauftreiben und wir mußten ſelbſt dort hinauf und die Wellen ſchlugen gegen die Wände, daß die Steine herausfielen und die Mauern einſtürzten, und die See ging durch die Stuben hindurch. Wo das Gebälk nicht zuſammenſtürzte, ſaßen die Leute auf dem Dache, zwei Nächte ſaßen wir da und kein Boot konnte von Föhr zu uns kommen, keines von der Marſch. — O, als das erſte Boot ankam, mit Brod, mit Waſſer, mit friſchem trinkbarem Waſſer, das war gerade, als ob unſer Herr Gott ſelbſt käme und ſagte: nun iſt Alles gut!“ Und Thränen ſtanden in Keikens Augen und auch in denen der kleinen Eliſabeth; aber bei der Letztern war es aus Angſt und Schreck, denn vor ihr ſtand das Ganze ſo lebhaft wie in Keikens Gedanken.

Wir würden inzwiſchen Keiken großes Unrecht thun, wenn wir glaubten, daß ſie Eliſabeths Einbildungskraft nur mit abſchreckenden und beängſtigenden Bildern erfüllte; ſie gab ihr auch die ſchönſten Geſchichten zum Beſten, die Keike aus gedruckten Büchern kannte, ja eine von dieſen, die vom Prieſter Jan, der ja ein frieſiſcher Königsſohn geweſen war, hatte ſie ganz nach den Worten des Buchs auswendig behalten, die ſie dann wiedergab. Sie wußte von Peter mit den ſilbernen Schlüſſeln, von der Meluſine und von Whittington, dem glücklichen engliſchen Lord-Mayor, jeden Abend gar ſchön zu erzählen.

Es war ſchon Schlafengehenszeit, da klopfte es an die Thür. Madame Levſen ſelbſt kam, um zu erzählen, daß draußen bei Seeſand ein Schiff vor Anker gegangen ſei und daß ſie ſelbſt und der Commandeur durch das Fernrohr geſehen hätten, daß es das Schiff „die drei Schweſtern“ ſei, alſo daſſelbe, auf welchem ihr Sohn Elimar am Bord war, er, der liebenswürdigſte und klügſte Junge, den es auf der Welt gab. Madame Levſen lachte und war doch faſt bis zu Thränen gerührt. „Wenn doch nur erſt dieſe Nacht vorüber wäre,“ ſagte ſie, „nun werde ich nicht eher ſchlafen können, ehe ich ihn bei mir in der Stube habe.“

Es pochte an die Thür.

„Das kann er doch unmöglich ſein!“ rief ſie aus. „Er kann vor morgen nicht kommen!“

Und er war es auch nicht. Die Thür ging auf und die zahme Elſter, welche Madame Levſen nach dem Hauſe gefolgt war, hüpfte herein. Sie hatte ſich draußen gelangweilt und daher mit dem Schnabel an die Thür gepocht; ſie ſagte, was ſie ſagen konnte: „Klaus geht auf den Boden mit Piltiti.“ Und das ward mit einem Ausdruck geſagt, daß man hätte glauben ſollen, auch ſie freue ſich über Elimars Ankunft, wozu ſie doch ſehr wenig Grund hatte, wie die Geſchichte zeigen wird.

XIV.

Elimar. — Ein Winterleben. — Todesgefahr.

Am nächſten Tage ſtand **Elimar** mitten in der Stube, und das war nicht der viereckige Klumpen wie auf der Silhouette, nein, ein hübſcher vierzehnjähriger Junge mit klaren blauen Augen und blondem lockigem Haar, welches gegen die von Wind und Waſſer gebräunten Wangen abſtach; er ſchien ein raſcher Junge zu ſein, man konnte ihn auch wohl etwas ausgelaſſen nennen. Jetzt hatte er ſeine erſte große Reiſe gemacht und war unterwegs gewachſen, ganze zwei Zoll gewachſen. Das Maaß ſeiner Höhe bei der Abreiſe ſtand an der Stubenthür. „Er hat die Reiſe nach Grönland gemacht!!“ ſagte Madame **Levſen**, „ja man könnte auch ſagen eine Reiſe nach Amerika, das kommt auf Eins heraus. Grönland iſt damit landfeſt, ſagt mein Alter, und da Grönland zuerſt von den Norwegern entdeckt worden iſt, ſo ſind wir es doch eigentlich, hier oben im Norden, die Amerika entdeckt haben, und nicht dieſer Columbus. Doch er mag nur die Ehre behalten, ich habe jetzt meinen ſüßen Jungen! Komm und küſſe Deine Großmutter!“

„Küſſe Du Piltiti und laß mich gehen!“ ſagte **Elimar** mit verdrießlichem Geſicht; „es iſt ja gerade, als ob ich ein Wickelkind wäre.“

„O Du Engelsjunge,“ ſagte Madame **Levſen** mit halb geöffneten Armen, glücklich ihn anſehen zu können, aber Elimar ging ans Fenſter, wickelte die Gardinenfranſen um ſeine Finger, und als die Großmutter ihm nun näher kam, that er einen Ruck, ſo daß „ritſch, ratſch!“ die Gardinen in Stücken gingen.

„Ja, Du konnteſt von mir wegbleiben,“ ſagte Elimar, „nun kannſt Du ſie wieder zuſammennähen, da bin ich doch wieder ſo lange befreit von Dir!“ Und er nahm die Elſter, die auf der Erde herumhüpfte, und klemmte ſie zwiſchen den Fingern, ſo daß ſie in ihrem Schrecken aufſchrie: „Klaus geht auf den Boden mit Piltiti,“ und als Piltiti gerade neben an auf einem Stuhl lag, ſetzte Elimar den erſchreckten Klaus gerade auf den Kopf von Piltiti nieder, und als dann Klaus die Beine und Klauen ausſpreizte, ließ er dieſe gerade nicht ſo ſanft über den Pelz der Katze hingehen; das Ganze war die Sache eines Augenblicks, aber in dieſem Augenblick hatte das hübſche muntere Geſicht einen Ausdruck von Wildheit. Madame Levſen kannte dieſen wohl, ſie hatte ihn ja ſelbſt, ſo zu ſagen, heraufgehätſchelt. „Jetzt gleichſt Du Jes-Jappen,“ war Alles, was ſie ſagte. Elimar verſtand ſie, kehrte ſich aber nicht weiter daran; er war der unartigſte Junge gegen ſie, aber ſie ſuchte dies Andern gegenüber zu leugnen und ſogar vor ſich ſelbſt. Sie hatte Alles gethan, um ihn zu verziehen und zu verhätſcheln; wenn er als kleines Kind eine tüchtige Lection mit der Ruthe verdient hatte, hieß es: „das Kind iſt krank, ſonſt iſt er ja das artigſte Kind von der Welt.“ Bat ſie ihn auf Veranlaſſung eines neuen Sopha- oder Stuhlüberzuges, ſich etwas in Acht zu nehmen, damit er ſeinen Kaffee nicht darüber göſſe, da floß dieſer gewiß gleich aus der Taſſe über Stühle und Sopha hin, und dann war er „unachtſam, das ſüße Kind.“ Keike konnte auch von Elimar erzählen und die verſtorbene Predigerfrau hätte es auch gekonnt, wenn ſie aus dem Grabe auferſtanden wäre, ſie wußte eine ganze Geſchichte davon. Und ſie und Keike hatten dabei auch geſagt, „nun ſiehſt Du Jes-Jappen ähnlich!“ Das war damals, als Moritzens Vorgänger noch lebte, bei dem Keike im Dienſt war. Sie, die Predigersfrau und Madame Levſen ſaßen an einem kleinen Tiſch und nähten. Elimar wollte gerade dieſen Tiſch haben, und da die Predigersfrau ihn aufs Beſtimmteſte verweigerte, ging Elimar nach Hauſe, nahm des Commandeurs ſtets geladenes Piſtol, kam dann zurück nach dem Predigerhauſe und ſchoß, während die Frauenzimmer an nichts weniger als an dieſes dachten, das Piſtol gerade über ihre Köpfe weg ab, ſo daß ſie alle drei zur Erde niederſtürzten. Als ſie nun ſo dalagen, nahm Elimar den Tiſch und trug ihn im Triumph davon. — So war er.

Dieſe Geſchichte war nicht bloß nach Föhr und Dageböll gekommen, ſondern war auch bis hinüber auf das feſte Land gelangt, aber bis zum Commandeur war ſie noch nicht gedrungen; vor ihm wurden alle dieſe Charakter-Aeußerungen verborgen gehalten, wie Madame Levſen ſie nannte. Der Commandeur ſelbſt, ſo ſehr er auch ſeinen Enkel liebte, ließ ſich nie mit demſelben ein, war wortkarg mit ihm, kurz er war Commandeur und Elimar Schiffsjunge — und ſo ging's auch am allerbeſten.

Doch dieſes Jahr war es nicht zu verbergen, daß er mit einem nicht geringen Vergnügen Elimar von Grönland erzählen hörte, und von den Grönländern, die er ſelbſt ſo gut kannte, am beſten aber erzählte doch Elimar des Paſtors Keiken und der kleinen Eliſabeth, in denen er auch die aufmerkſamſten Zuhörer hatte. Grönlands Unreinlichkeit, die in ihrer ganzen ekelhaften Wahrheit ausgemalt ward, intereſſirte beſonders Keiken, die die Reinlichkeit ſelbſt war. Dagegen war die Beſchreibung der ſchwimmenden Eisſchollen, die wie Kirchen und Schlöſſer ausſahen, der Wallfiſche, die große Springbrunnen aus der Naſe herauswarfen, und der Schlitten mit zehn bis zwölf Hunden das Beſte für Eliſabeth. Inzwiſchen beklagte ſich doch Keike darüber, daß Elimar unartig und naſeweis geworden ſei auf eine neue Art, und daß er ſchon anfinge von einem Schatz zu ſprechen. Das hatte er alſo wohl von Jes-Jappen gelernt!

Und wer war Jes-Jappen? Die Namen waren frieſiſch und ſehr gut, aber der, welcher ſie trug, ſtand in ſchlechtem Anſehn bei Madame Levſen, und würde dies wohl noch mehr, wenn Elimar ſeine letzte Geſchichte erzählte, die er mit ihm gehabt, aber es ſchien ihm, daß dieſe nicht zum Erzählen ſei. Jes Jappen war zweiter Schiffsjunge auf dem Schiff „die drei Schweſtern“ und auf dieſem wegen ſeiner ſchlechten Gemüthsart und ſeines rohen Sinnes mehrere Mal beſtraft; zuletzt hatte man ihn auf ein anderes Fahrzeug gebracht, „da ſind wir ihn los!“ Er und Elimar hatten ſich kurz vorher geprügelt; Jes Jappen hatte ſich dabei ſeines Taſchenmeſſers bedient; das hätte Madame Levſen wiſſen ſollen, aber Elimar ſagte das nicht: „ich habe ihn ſo zugedeckt,“ dachte er, „hätte ich nur ein Meſſer zur Hand gehabt, ich hätte ihn wieder geſtochen!“ Jes Jappen's Mutter hatte bei Commandeurs gedient, war aber als eine nichtsnutzige Perſon weggejagt. Jes war ſpäter grob geweſen gegen die Commandeurin, ſie hatte Proben von ſeinen ſchlechten Streichen geſehen, ſagte ſie, und ſie behauptete, daß der Ausdruck der ärgſten Bosheit, die ſie nur kenne, auf dem Geſicht dieſes Jungen liege. Daher waren ihre Worte: „Du gleichſt jetzt Jes Jappen!“ die ärgſten Worte, die ſie ſagen konnte. Daß beide Jungen in Heftigkeit und tollen Streichen einander nahe ſtanden, iſt gewiß, bei welchem aber der Keim des Böſen am ſtärkſten war oder zuerſt emporſchoß, das wird die Zeit ausweiſen; Jes Jappen war das Kind eines Dienſtmädchens, arm, ohne Anhalt, Elimar war des wohlhabenden Commandeurs verzogener Enkel.

Am beſten wurden indeſſen er und Eliſabeth mit einander fertig; das kleine wunderbar verſchloſſene Mädchen zog ihn an, er kam ſich hier als der Ueberlegene, der Beſchützende vor. — Oft ſaßen die Beiden in einem Boot und er ruderte hinüber nach den andern Halligen, ja ſelbſt nach Föhr und Amrom, wo ſie zuſammen auf den Dünen ſpazierten, wo er ihr Blumen pflücken und Steine ſammeln half. Sie ſpielten im Kleinen Ingomar und Parthenia aus dem „Sohn der Wildniß“; ſie gingen zuſammen nach dem alten und neuen Kirchhof, ſaßen bei den Schaafen auf der Weide und beſuchten die Fiſcher. Auf dieſem Spaziergange hatte Elimar auch ſeine böſen Augenblicke, ſeine Heftigkeit brauſte auf und ging dann über zu ſclaviſcher Anbetung, zu dem innigſten Ausdruck von Liebe und Luſt ihr zu gefallen. Sie ward von den Meiſten als ein einfältiges Kind betrachtet und man fand, daß dieſe Einfalt alle Tage zunehme; davon bemerkte Elimar nichts, wie überhaupt Kinder am beſten andere Kinder verſtehn und wieder von dieſen verſtanden werden. Oft ſaß ſie, wie man es nannte, gedankenlos da und ritzte mit einem kleinen Stock Striche in den Sand, das ſah aus wie ein leeres Spiel und Hedwig ſagte auch: „was das für ein großes Mädchen iſt, ſo da zu ſitzen und in den Sand zu kritzeln, ohne an irgend etwas zu denken und ohne Sinn!“ Aber der fehlte nicht! Dieſe Striche und dieſer loſe Sand trugen ein Fata-Morgana-Gebäude, das ſie mit Worten Elimar deutlich machte. Sie erklärte ihm die ganze Herrlichkeit. Es war eine Art von Grundriß von dem Schloß und dem, Garten, das ſie aufbauen laſſen wollte, wenn ſie groß und ungeheuer reich werden würde, das Schloß und der Garten ſollten hier am Meer angelegt werden, aber nicht auf Oland, wo der Platz zu beſchränkt war, nein, drüben auf Föhr. Bäume ſollten aus den Waldungen auf Fühnen geholt werden; wie auf dem Gute der Baroneſſe, ſollte Laubwerk an den Mauern heraufwachſen bis an die Schornſteine, Sammet und Seide an den Wänden hängen und ſilberne und goldene Leuchter, wie die auf dem Altartiſch, die ganze Nacht angezündet daſtehen. O, das ließ ſich ſo ſchön ausdenken, ſo deutlich in den Sand ritzen — das waren die Zimmer und die Gänge im Garten, die ſie hier im Sande abzeichnete und die ſie durch Hülfe der Phantaſie vollſtändig ausgeführt ſah. Als ſie eines Tages ſo im beſten Erzählen begriffen war, ſprang Elimar in den Sand, ſcharrte mit den Füßen rechts und links, ſo daß die ganze Zeichnung verſchwand, und rief: „Nun kommt das Meer! hu — huh! — das ſpült Alles fort!“ und Eliſabeth kam es vor, als ob er die Wirklichkeit umſtürze, Thränen ſtanden ihr in den Augen; aber Elimar lachte und rief: „Das Meer kommt!“ nahm das große Mädchen auf ſeinen Rücken und lief ſo ſchnell er nur konnte. Sie ſchrie, und als er ſie niederſetzte und ihre Thränen noch fließen ſah, da fragte er ſie: „warum weinſt Du? Du biſt ja ein dummes Kind! Da war ja weder Schloß noch Meer! Das ganze war ja nur dummes Zeug!“ und er lief und ſprang mit ihr herum, bis der Kummer vergeſſen war. — Sie waren unten am Meer, gerade wo der alte Kirchhof lag; ſie ſahen nach den Schiffen dort draußen groß und klein, und da erzählte Elimar ihr, wie ſein Schiff ausgerüſtet werden ſolle, da ſollte eine Kajüte und „große Meſſe“ darauf ſein, das ſei etwas ganz anderes, als ihr Schloß, das ſie ſich bloß denke, das aber nie exiſtiren werde. „Aber kein Schiff kann ſo groß werden, wie ein Schloß!“ ſagte Eliſabeth, „es giebt kein ſolches Schiff, wie das Schloß der alten Baroneſſe;“ und nun erzählte ſie ihm von der Stube, wo die alten Porträts hinter dem lebendigen Grün hingen. Sie malte das

Schloß größer aus, als ganz Oland, und ein ſo großes Schiff giebt es ja nicht!

„Das Rieſenſchiff iſt noch größer!“ ſagte Elimar und erzählte von dem Geiſterſchiff, an das der Seemann glaubt. „Das ſegelt da draußen auf dem großen Meer, es iſt größer als eine von dieſen Inſeln. Das Verdeck iſt ſo lang, daß der Commandeur darauf ſtets zu Pferde iſt, um ſeine Befehle auszutheilen; die Takelage iſt ſo groß, daß, wenn junge Matroſen hinaufgehn und ſich dort herumtummeln, Jahre vergangen ſind, bis ſie fertig werden und ſie als alte Leute mit weißem Haar wieder herunter kommen!“

„Aber wo bekommen ſie denn Nahrung her?“ fragte Eliſabeth.

„In allen den Hißblöcken ſind Wirthshäuſer, wo ſie einkehren können! Jap-Litt-Petters Vater iſt ja einmal am Bord geweſen, als er noch Junge war. Sie waren in das Fahrwaſſer gekommen, das man Canal nennt, dort unten bei England, und es iſt dort nur ein paar Meilen breit zwiſchen dem Land; deswegen ſaß das Schiff feſt und ſie mußten die Küſten mit grüner Seife ſchmieren, und ſeit der Zeit glänzen dieſe Küſten noch immer!“ und Elimar glaubte, was ihm erzählt worden war. „Ich treffe das Rieſenſchiff auch wohl noch einmal, und ich bin nicht bange!“

Da bat die kleine Eliſabeth mit Thränen, doch nicht an Bord zu gehn, und doch ja nicht nach Hauſe zu kommen als ein alter Mann mit weißem Haar und weißem Bart.

„Aber dann biſt Du ja auch eine Alte, wenn ich komme!“ antwortete er. „Kannſt Du denn nicht begreifen, daß ebenſo viele Jahre dann für Dich hingehn? Du willſt mich doch nicht zum Schatz haben?“ Und er ſah ſie mit lächelndem Geſicht an, ſcharrte dabei einige loſe Menſchenknochen aus der Erde, aus der ſie hervorragten, los und warf ſie mit hinaus ins Waſſer.

„Das darfſt Du nicht thun!“ ſagte Eliſabeth. „Die müſſen wieder eingegraben werden dort oben auf dem neuen Kirchhof!“

„Das darf ich nicht?“ frug er, und ſuchte gerade nach einem der größten, den er ebenſo ins Waſſer werfen wollte; aber er ließ es doch ſein, indem er wieder fragte: „Ja, willſt Du mein Schatz ſein, wenn Du groß wirſt? Das kann nicht ſo lange mehr dauern und ein Seemann muß einen Schatz haben. Ich bin nun bald 14 Jahre.“ Zugleich faßte er Eliſabeth um den Hals und küßte ſie. „Du darfſt davon nicht zu den Andern ſprechen, auch nicht zu Keiken, denn ſie wollte mich wohl zu ihrem Schatz haben, wenn ich nur wollte, aber ſie wird mir zu alt, Du aber wirſt gerade paſſend werden. Mannsleute müſſen immer etwas älter ſein.“

Und Eliſabeth hörte ihm zu, als wenn er eine andere Geſchichte erzählte; aber Brautleute zu ſein, das mache Spaß, meinte ſie, und ſie hielt ſeine Hand noch feſter.

Und der eine Tag verfloß ruhig wie der andere, und die Herbſtſtürme wehten und das Meer rollte über die flache Inſel hin. Dorf und Kirche lagen wie ein Wrack da;

viele Tage lang waren die Bewohner von den andern Inſeln und dem Feſtlande ganz abgeſchnitten. Bei der Fluthzeit, im ſtürmiſchen Wetter war es wunderbar für Hedwig, die dieſe Natur am wenigſten gewohnt war; ſie konnte nicht ſchlafen vor dem donnernden Getöſe des Meeres und der Wogen, die in langen, gebrochenen Rollungen faſt bis ans Haus herankamen, gegen deſſen Mauern ſie jeden Augenblick das eine oder andere Schiff geworfen zu ſehen fürchtete.

Bei dem Commandeur ging auch Alles ſeinen alten Gang, mit Ausnahme einiger kleiner ehelicher Zwiſte, zu denen Elimar die Veranlaſſung gab. „Die wilde Katze iſt zu toll geworden!“ ſagte der Großvater, aber die Großmutter wußte in Allem, was der Junge that etwas Vortreffliches zu finden oder die Schuld von ihm abzuwälzen, ſelbſt als man das Bild der Großmutter Oſe mit ausgeſtochenen Augen fand. Das ſei der Wurm geweſen, ſagte ſie, der mit ſolcher Accurateſſe zwei runde Löcher durch die Augen des alten Porträts gebohrt habe; auch zwiſchen Claus und Piltiti war durch Elimars Neckereien ein etwas geſpanntes Verhältniß eingetreten, das ein tragiſches Ende nahm. Die alte Katze hatte nicht Verſtand genug, um einzuſehen, daß Elimar alle Schuld hatte und die arme Elſter gar keine, es geſchah ja im Krampf der Angſt, wenn Claus die Beine und Klauen ausſpreizte, und Elimar war es, der ſie wie einen Friſirkamm über Piltiti's Rücken hinfahren ließ; aber Piltiti war kein Denker, ſo ſehr ſie auch das Anſehn davon hatte, und das iſt ja auch oft bei Menſchen der Fall. Piltiti verbannte jedes freundſchaftliche Gefühl, und eines Tages, Alle hörten es, aber man war ſo daran gewöhnt die Geſchichte zu hören: „Claus geht auf den Boden mit Piltiti!“ ward es ſo laut gerufen, daß es Aufmerkſamkeit hätte erregen müſſen; aber es that es doch nicht, obgleich es Schlag auf Schlag ertönte, ſo laut und ſo ſtark, zu wiederholten Malen, man hörte es von der Treppe, vom Boden, immer weiter in der Ferne, immer ſchwächer, und zuletzt gar nicht mehr — und das war nun das Schlimmſte!

Eine Stunde ſpäter fand man Piltiti mit finſterm Blick ſich auf ſeinem Stuhl ausſtreckend. Claus kam nicht zum Vorſchein, Claus war nicht zu finden, weder im Hauſe noch bei den Nachbarn. Der arme Claus! Der Jugendfreund hatte ihn im Rücken gepackt, auf den Boden geſchleppt und ihn verſpeiſt; die Federn lagen rund umher geſtreut, ſo daß die Geſchichte wirklich ihr Ende damit nahm, daß „Claus auf den Boden ging mit Piltiti!“

Dies war das erſte Mal, daß Madame Levſen recht ordentlich böſe ward auf Elimar. „Du biſt Schuld daran!“ ſagte ſie. „Du biſt noch boshafter als Jes Jappen!“ Das war das Schrecklichſte, was ſie ſagen konnte, und ſie brach in Thränen aus, vielleicht weil ſie dies geſagt hatte. — „Schäme Dich!“ ſagte ſie milder, „Claus und Piltiti haben ſich ſtets lieb gehabt, einig und glücklich mit einander gelebt, Du haſt ſie zuſammengehetzt, gerade ſo, wie Du es mit mir und dem Commandeur machſt!“

Und Elimar lachte und verſicherte, daß der Commandeur ſie nicht auf den Boden ſchleppen und verzehren würde, und dann faßte er die Großmutter um den Leib, wirbelte mit ihr herum, und dann lachte ſie: „man kann ja nicht anders!“ ſagte ſie; „denn er hat doch wirklich ein gar zu hübſches Geſicht und iſt doch im Grunde ein gutes Kind! Ja, das biſt Du, mein ſüßer Junge!“ und dann war der Friede geſchloſſen.

Aber es war Keiner auf der ganzen Inſel, der nicht wußte, daß Claus todt ſei, und daß Elimar daran Schuld war.

Und der Winter kam mit Sturm und Schneegeſtöber. An den langen Abenden wechſelten Moritz und Hedwig mit Vorleſen ab; ſie laſen Walter Scott's Romane, dieſe geſunden, dem Leben und der Natur entnommenen Schilderungen. Es waren „Waverley“ und der „rothe Robin“, die geleſen wurden; der Commandeur und ſeine Frau waren die Zuhörer, ſo aufmerkſame Zuhörer, wie es wenige giebt; dieſe Vorleſungen wurden ihnen ein Theil ihres Lebens, ſie lebten ganz mit Fergus, Mac-Ivor, Roſa und Flora; ſie glaubten Mac Gregor und Miß Vernon gekannt zu haben. Das Geleſene ward mit dem verglichen, was ſie ſelbſt gekannt und erlebt hatten; die Verwandtſchaft zwiſchen Frieſen und Schotten lag ſo nah, nicht bloß in der Sprache, ſondern auch in allen Sitten und Gebräuchen. Auch die Frieſen hatten, wie die Schotten, ihre Klans; zwei der bedeutendſten Familiennamen ſind noch jetzt bei den Ditmarſchen die Bove's und die Reventlovs; auch hier herrſchte die Blutrache faſt ebenſo lange, wie in den ſchottiſchen Bergen. Hierüber unterhielt man ſich, das lebendige Wort entwickelte ſich aus dem geleſenen. Das Emblem der Schottländer iſt eine blühende Diſtel, dieſe für ſein Bergland ſo bezeichnende Blume, das Emblem der Frieſen dagegen ein über dem Feuer hängender Grützkeſſel, aber man fand doch darin das Verwandte, das Emblem des Heimiſchen. Der poetiſche Schotte ſieht es in der Blume ſeiner Berge, die Frieſen in dem Heerde, um dieſen dreht ſich das ganze Streben dieſes Volkes, für den Heerd kämpften ſie, um ihn war ihr ganzes Wirken. Geſchichten, Sagen, alte Sitten und Gebräuche füllten gleichſam mehr und mehr die Kluſt aus, die das Meer zwiſchen Schottland und der cimbriſchen Halbinſel geriſſen hat.

„Aber die Länder haben ja auch einmal zuſammengehangen!“ ſagte Madame Levſen, „wenigſtens hat England mit Schleswig und Jütland zuſammengehangen; es iſt eine alte Sage, daß eine ganze Hügelkette England mit unſerm Lande verband, und die engliſche Königin ſollte ſich mit dem däniſchen Könige vermählen, aber er wurde ihr untreu; da ließ ſie ſieben Jahre lang mit ſiebenhundert Mann die grünen Hügel durchgraben, die das Meer von beiden Seiten aufhielten, und da floß das Meer zuſammen, verſchlang alle Inſeln und überſchwemmte ganz Friesland, das nun zu den Inſeln ward, aus denen es jetzt beſteht.

Und Moritz ſprach von der Auswanderung der Angeln aus dieſen Gegenden nach England und Schottland, und der Commandeur bewies, daß ſelbſt der Vogel, nach dem ſein Fahrzeug benannt worden war, gut Engliſch und

Schottiſch geſchrieen habe, indem er rief: „God day! God day!“

Die vielen Geſchichten und Sagen bei dem frieſiſchen Volke, das ganze Leben an dieſer Küſte und dieſen Inſeln rief Bedauern hervor, daß bis jetzt noch kein Walter Scott in dieſen Gegenden geboren war, daß die Frieſen ſo gut wie gar keine Dichter beſaßen.

„Ja, hier iſt Stoff!“ ſagte Moritz, „aber der liegt noch wie der Marmor in den Bergen, der auf den Bildhauer wartet. Vor Homer gab es auch Helden, heißt es ja, aber die Welt weiß nichts von ihnen!“

„Was könnte nicht für eine herrliche Geſchichte aus Großmutter Oſe werden! Das war eine Frau! Und was von ihr erzählt ward, das iſt die Wahrheit!“

Moritz hatte die Geſchichte erſt zweimal gehört, Hedwig erſt einmal, ſie konnte füglich noch einmal erzählt werden, und das geſchah denn auch; aber wir wollen ſie noch nicht hören, ſondern eine beſſere Gelegenheit abwarten, überzeugt, daß Madame Levſen ſie wohl noch einmal wiedererzählt, wenn ſie noch lebt, und das wollen wir hoffen. —

Bei allen dieſen Geſprächen und Vorleſungen waren nicht bloß Elimar und Eliſabeth Zuhörer, ſondern auch Keike, die vielleicht am allerbegeiſtertſten war für den ſchottiſchen Dichter. Eliſabeth verſtand nur ſehr wenig, ſie war noch nicht feſt genug im Deutſchen, und in dieſer Sprache ward Walter Scott geleſen. So verging der Winter.

Das Treibeis hatte ſich wie ein Bollwerk um die Inſel gelegt. Es kamen nebelige Tage, endlich brachen die erſten Sonnenſtrahlen hervor und der Frühling erſchien. Der einzige Baum auf der Inſel, der kleine Stachelbeerbuſch, der im Schutz ſtand, trieb friſche, grüne Keime, der Sonnenſchein rollte ſeine feinen Blätter auf; das wiedererwachende Leben trieb Thränen in Moritzens Augen. Die grünen Keime des Frühlings erweckten mehr Wehmuth bei ihm, als das fallende Laub des Herbſtes, der milde Sonnenſchein thauete gleichſam den Schmerz wieder auf; er betrachtete den grünenden Stachelbeerbuſch und dachte an Karolinen, die Lebensfriſche, welche dieſe beſeſſen und nun Erde unter der Erde war.

Elimar, der ſich während der ganzen Winterzeit als ein raſcher Jäger bewährt, wilde Enten und Eiderdunenvögel, ja ſelbſt einen Schwan geſchoſſen hatte, den Jap-Litt-Petters für Madame Levſen ausſtopfte, war auch der Muthigſte, auf den ſchwimmenden Eisſchollen herum zu ſpringen, und der Erſte, um ſein Boot ins Meer zu ſetzen. In dieſem Frühjahr ſollte er wieder auf die Reiſe nach Holland und freute ſich darauf; das ſollte ein prächtiges Land ſein, hatte man ihm geſagt, Marſchland auf und nieder und dazu viele große Städte mit Pracht und Macht. Auf Veranlaſſung dieſer Reiſe mußte Elimar auf mehrere Tage nach Föhr; Eliſabeth empfand dabei große Betrübniß, ſelbſt Keikens Geſchichten gereichten ihr nicht zum Troſt. Die Abreiſe der Föhringer und der Bewohner der Halligen geſchieht an einem beſtimmten Tage im Frühjahr. Die Woche vorher war Elimar wieder beim Commandeur

Levſen, und es ward von den zwei Familien, Commandeurs und Paſtors, beſchloſſen, daß ſie bei einigen Freunden auf Amrom einen Beſuch abſtatten wollten, und daß Elimar dieſes Vergnügen noch mit genießen ſollte; er mußte doch von den Freunden und Verwandten Abſchied nehmen.

In Vergleich mit den Halligen iſt die Inſel Amrom mit ihren weißen Sanddünen ein wahres Hochland. Die Kinder wußten ſehr gut, wo ſich die meiſten Kaninchen da drüben verſteckten und wo hinter den Dünen das ſchönſte Haidekraut blühte. — Der Wind war günſtig, es ward nur eine kurze Segeltour; beide Familien wurden mit großer Freude und Jubel aufgenommen. Es ward aufs Beſte aufgetiſcht, der Kaffeekeſſel kam zum Vorſchein; die Männer ſprachen von ihren Angelegenheiten, die Weiber von den übrigen. Eliſabeth hatte das Zimmer ſchon verlaſſen und nun ſchlich ſich Elimar hinaus; er kam durch die Küche, und da Niemand drin war, guckte er in die Töpfe und Schubfächer; in einem Winkel lag einiges Fiſchergeräth, und er bekam Luſt, dieſes zu probiren; der Kaſten, in welchem es lag, und der ſo eingerichtet war, daß er über den Rücken gehängt werden konnte, mußte mit, und mit einem Satz war er draußen.

Dicht neben dem Hauſe ſaß Eliſabeth und betrachtete eine Höhle am Walle; die Kaninchen hatten ſich da tief unter das Haidekraut hineingegraben; ſie hatte ein Paar davon in der Oeffnung verſchwinden ſehen. Man muß wiſſen, daß das häufigſte Wild auf Amrom aus Kaninchen beſteht, die alle Nachkommen eines Kaninchenpaares ſind, das vor mehreren Jahren hier auf der Inſel ſtrandete. Eliſabeth wies nach der Oeffnung hin und Elimar lag ſogleich auf dem Bauche, in den dunklen Gang hineinſpähend, und warf Steine hinein, aber die Kaninchen verhielten ſich ruhig. Dagegen zeigten ſich oben auf dem Abhange drei andere, die, als ſie Menſchen erblickten, augenblicklich mit einem komiſchen Sprung umkehrten und ihren Weg nach den nahe liegenden Dünen nahmen. Elimar ſetzte ihnen nach, Eliſabeth folgte langſamer. Jeden Augenblick ſtanden die Kaninchen ſtill, drehten den Kopf um, machten eine hohen Sprung, liefen dann dicht an einander heran, trennten ſich wieder und verſchwanden endlich zwiſchen den Dünen.

Elimar blieb lange ſtehen, blickte nach allen Seiten und kehrte dann zu Eliſabeth zurück. Sie waren ein bedeutendes Stück entfernt, aber hier, wo ſie ſtanden, zwiſchen den Sandbänken, war es herrlich warm. Eliſabeth ſetzte ſich, ſie war ſehr ermüdet, er legte ſich neben ihr in den Sand. Aber lange blieb er nicht liegen, ſondern ſprang wieder auf, zog an den langen Wurzeln der Binſen, die wie Bänder an den Seiten der Dünen herabhingen, und eine ganze Lage Sand folgte nach. Man darf ſich die Dünen nicht wie eine Bergwand denken, aus einer ſolchen hätte er die wilde Pflanze nicht herausreißen können, nein, ſie zeigen ſich in den wunderlichſten Geſtalten. Wo das Meer mit Gewalt auf ſie hat einwirken können, ſind ſie nach unten abgeſchnitten, wie mit einem Grabſcheit; man glaubt eine Reihe weißgrauer Mauerkoloſſe zu ſehn, auf deren Dach die Binſen wachſen und an deren Seiten die Wurzeln wie Schlingpflanzen herabhängen, und unten in dem grauen, feuchten Grunde zeigen ſich wunderbare runde Figuren vom Meere abgedruckt, als ſei es eine geheimnißvolle Schrift, hinterlaſſen, um anzuzeigen, welche Reichthümer und welche Schrecken es in ſeinem Schooße berge.

Elimar kroch auf einem der hohen Sandkegel in die Höhe, Eliſabeth ſollte auch daſſelbe verſuchen; es war einer der höchſten, auf dem ſie ſich befanden, von wo ſie die ganze Nordſee ſehen konnten, die in der Ebbe meilenweit zurückgetreten war. Nicht der mindeſte Wind rührte ſich. Sie ſtanden nicht lange hier, ſie wollten hinaus auf den feuchten, feſten Grund, wo ſo viele Steine und Muſcheln umher lagen. Dort lag auch eine ganze Flaſche, gut verkorkt. Elimar hielt dieſelbe gegen die Sonne und ſah, daß ein Papier darin lag, und daher ward die Flaſche entzwei geſchlagen; das Papier war beſchrieben, aber in einer Sprache, die Elimar nicht verſtand, aber das wußte er und das erklärte er Eliſabeth, daß irgendwo ein Schiff untergegangen ſei, und daß man in den letzten Augenblicken dies am Bord geſchrieben und in die Flaſche gelegt hätte, damit die Menſchen erführen, wann und wo ſie umgekommen wären und wie ſie und das Schiff geheißen hätten. Eliſabeth fand einen wunderbaren gelben Stein, der ſah aus wie Zucker, es war ein ſchönes, großes Stück Bernſtein; rieb man es an den Aermeln warm, dann zog es Stroh an ſich. Heute war ja ein rechter Glückstag zum Finden und ſie gingen immer weiter und weiter hinaus. Rund umher war gleichſam ein Netz von Waſſer um den ganzen Sandboden geſpannt; etwas weiter hinaus lagen einige große Steine und zwiſchen dieſen fand man Stücke von einem Ruder, einen Hut von Wachstuch ohne Deckel, aber zugleich bunte Muſchelſchalen, und was noch prächtiger war, in einer mit Waſſer angefüllten Vertiefung plätſcherten zwei große Fiſche. Elimar wollte ſie mit den Händen greifen, ſie entſchlüpften ihm aber immer wieder; aber gefangen ſollten ſie nun einmal werden. Eliſabeth ſtand eben auf einem der großen Steine und ſah zu. Die Zeit eilte ſchnell dahin, es war ganz windſtill und die Sonne ſchien ſo prächtig, da bemerkte Elimar, daß der Boden feuchter zu werden anfing, daß das Waſſernetz voller ward, es war daher wohl Zeit umzukehren, die Fluth mußte bald kommen. Er ſah nach Amrom hin, das ungefähr 400 Schritt entfernt ſein konnte, aber es war, als ob die Inſel mit einem Mal verſunken ſei. Ein Nebel wälzte ſich von Norden heran und hatte die nächſte Düne ganz eingehüllt und gleich nachher auch die beiden Kinder. Der Sonnenſchein verlöſchte, die Sonne ward röther und röther. Elimar ergriff ſchnell Eliſabeth und eilte nach der Inſel zu. „Mir wird ſo bange!“ rief Eliſabeth. „Wo iſt Amrom und wo ſind meine Schuhe und Strümpfe?“ Dieſe hatte ſie eben ausgezogen und wollte zu Elimar und den Fiſchen ins Waſſer, als der Nebel bemerkt ward. Elimar kehrte um; die Schuhe ſollten auf dem großen Steine liegen, auf dem ſie geſeſſen hatte, ſie waren herabgefallen, wurden aber gefunden. Der Nebel war eiskalt und dick; Elimar hatte Eliſabeth auf dem Rücken und eilte von dannen, aber die einzelnen Verzweigungen von dem, was wir das Waſſernetz genannt hatten, das in den Vertiefungen ſtehen gebliebene Waſſer, wuchs an, ſie mußten umgangen werden, und während er glaubte, dicht an den Dünen zu ſein, ſtand er wieder bei denſelben Steinen, von denen ſie her kamen. Mit den Füßen ſtieß er an einen Gegenſtand; es war der hölzerne Kaſten mit dem Fiſchergeräth, den er bei der Flucht vergeſſen hatte. Er nahm ihn auf, war aber nun gänzlich irre über die Richtung, in welcher die Inſel lag. Rufen und Schreien war unnütz, aber doch rief er. Schon kam das Meer; die erſte lange Welle ſchlug an ſeine Füße. Da hob er die kleine Eliſabeth auf den höchſten Stein empor und ſetzte ſich ſelbſt neben ſie; die nächſte Welle kam ſchon ſtärker angerollt, aber je höher die See über dem Sandboden heranſchwoll, deſto ſchwächer ward die Bewegung, da das Wetter ſtill war.

Eliſabeth weinte nicht; es war, als begriffe ſie die ganze Gefahr; bleich und mit einem Blick des Erſtaunens ſah ſie Elimar an; die Fluth ſtieg und ſtieg, ſo daß ſie auf den Steinen neben ihm ſtehen mußte, es war kaum für Zwei Platz darauf. Er rief noch einmal mit aller der Kraft, die die Verzweiflung ihm verlieh; jetzt glaubte er einen Hund bellen zu hören, freilich von einer ganz andern Seite her, als der, wo er glaubte, daß Amrum liege; vielleicht näherte ſich Jemand mit einem Boote. Einen Augenblick ward der Nebel lichter, ſo daß er den hellen Theil des Himmels ſehen konnte, wo die Sonne ſtand; dieſe ward ſein

Compaß. Amrom lag gerade in der Richtung, von wo er Hundegebell zu hören glaubte; aber dieſes hatte aufgehört und das Meer ſtieg immer höher und höher.

Schon ging das Waſſer über ihre Füße weg auf dem großen Steine. Eliſabeth konnte nicht feſt ſtehen; ſie klammerte ſich an Elimar an und Beide fielen ins Waſſer hinab; aber ſchnell ſetzte er ſie wieder auf den Stein, ſtand ſelbſt unten im Waſſer bis an die Bruſt und hielt ſie mit beiden Armen feſt. Die Fluth nahm beſtändig zu; da ſchob er mit der größten Geſchwindigkeit den Kaſten mit dem Fiſchergeräth unter ſeine Füße und kam ſomit etwas in die Höhe, ſein Kopf war nun beinahe in gleicher Höhe mit dem Eliſabeths.

Es war keine Wellenbewegung, ſtill erhob ſich die Waſſerfläche, als wäre ſie es nicht, die ſtieg, ſondern als wären es die Zwei, die in einem ruhigen Waſſer langſam auf den Grund ſänken. Elimar ſtieß einen Schrei der Verzweiflung aus, aber er ward nicht beantwortet; mit jeder Minute ſtieg der Waſſerſpiegel, bald mußte er ihre Köpfe erreichen; Elimar war blaß wie der Tod, Thränen ſtanden in ſeinen Augen, er küßte die kleine Eliſabeth, die ihren Arm um ſeinen Hals ſchlang. Das Waſſer berührte ſchon ihre Bruſt und fing an ſie zu heben. —

Da erſcholl eine Stimme dicht neben ihnen, man hörte das Plätſchern von Rudern und durch den Nebel zeigte ſich ein Boot, in welchem ein Mann ſaß, der herankam. Es war Jap-Litt-Petters, er hatte das Schreien gehört und kam gerade in der höchſten Zeit, um zu helfen; in aller

Schnelle nahm er ſie ins Boot und fuhr dann mit raſchen Ruderſchlägen nach Oland.

Hier erfuhr er erſt von ihnen, wie ſie in dieſe Noth und Gefahr gerathen waren, und daß ſowohl Commandeurs wie Paſtors auf Amrom zum Beſuch ſeien; ſobald er alſo Eliſabeth an Keiken abgeliefert hatte, die ſie zu Bett brachte, und Elimar nach Hauſe gegangen war, um daſſelbe zu thun, ſegelte Jap nach Amrom hinüber und erzählte, ohne ſich gerade viel auf Nebenumſtände einzulaſſen, daß die Beiden ſchon zu Hauſe und gut aufgehoben wären.

Elimar hatte keinen Nachtheil von dem naſſen Bade, Eliſabeth dagegen mußte mehrere Tage das Bett hüten und konnte an dem Tage der Abreiſe nicht mit nach Föhr kommen; aber ihre Gedanken waren da, und Elimar ſtand vor ihr, ſo liebenswürdig, ſo lebendig. Sie waren in den Minuten, wo das Meer ſie verband, für alle Zeit zuſammengewachſen; ein Gefühl war geweckt worden, wie es in eben ſo frühem Kindesalter bei Arioſt, bei Byron und Mehreren ſich fand, deren Namen über das Alltagsleben hervorſtrahlen. —

Es war am Tage der Abreiſe, Männer und Frauen hatten ſich bei dem Dorfe Gothing auf Föhr geſammelt, um ihren Verwandten und Lieben Lebewohl zu ſagen. Die Fahrzeuge glitten vom Lande, der große Hauſe von Weibern in ihren ſchwarzen Kleidern ſtand auf dem höchſten Punkte, einem alten Hünengrabe, von dieſem aus winkten ſie den Reiſenden das letzte Lebewohl zu.

XV.

Ein Paar Jahre. — Ein alter Bekannter tritt auf.

Erſt nach ſieben bis acht Monaten konnte Elimar zurückerwartet werden; das war eine lange, lange Zeit, meinte Eliſabeth, und war innerlich betrübt, aber wie hätte ſie das ertragen können, wenn ſie gewußt hätte, daß die Monate des Hoffens in der Wirklichkeit oft Jahre werden, daß der Tag der Rückkehr noch ferner lag, als der Tag, an den ſie jetzt am allerwenigſten dachte, der Tag ihrer Confirmation. — An dieſem Tage wird das Kind aus den Aermeln geſchüttelt, ſagt das Sprichwort; an dieſem Tage beginnt die Fahrt auf der offenen See des Lebens, es iſt ein ernſter Tag und wir wollen uns zu demſelben hin verſetzen, und zu den abenteuerlichen Begebenheiten, die ſich nun aufrollten, jedoch nicht bevor wir wie in einem großen Rahmen die dazwiſchen liegenden Jahre zuſammengefaßt haben.

Ein glückliches Gegengewicht gegen die Welt der Phantaſie und des Aberglaubens, in welche Keikens Geſchichten Eliſabeth verſetzten, war die geſunde Natur und die vernünftige Thätigkeit, zu welcher Hedwig ſie ſtets anzuhalten ſuchte; ſie mußte nähen und ſtricken lernen, ſie verſtand etwas Muſik; und Eliſabeth war in Allem wunderbar gelehrig, faßte ſchnell auf und verrieth außergewöhnliche Anlagen. Hedwig hatte ihre Freude daran, ihre Augen für die Natur zu öffnen und zu ſchärfen; dieſe und die Bibel waren die beiden Bücher, die ſtets aufgeſchlagen lagen, jenes außerhalb, dieſes in dem Hauſe, beide wurden geleſen, beide warfen einen Abglanz in dieſe Häuslichkeit und durchdrangen die, welche darin lebten. — Hedwig war in ihrem ſtillen innigen Weſen hier ein wahrer Segen; ſie lebte ganz für den Bruder und für das Kind, deſſen ſie ſich angenommen hatte. Es war Poeſie in ihrer Seele, ohne daß ſie es ſelbſt wußte, und mit dieſer faßte ſie Alles auf und ihr Auge leuchtete wunderbar, wie das Auge eines weinenden Kindes leuchten kann, wenn die Betrübniß in Freude übergeht.

„Wie doch die großen Städte mit ihren Geſellſchaften und Schauſpielen,“ ſo dachte ſie, „arm ſind gegen das liebevolle Zuſammenleben mitten in dieſer Einſamkeit, gegen das Schauſpiel, welches Meer und Himmel hier jeden Tag und jeden Abend vor uns aufrollen!“ Was ſich übrigens in der großen Welt begab, das wußte man auch, man erhielt ja die Zeitungen, freilich aus dem Leſecirkel und oft mehrere Wochen alt; Bücher trafen jeden Monat ein. Die Erſcheinungen der neuern Literatur kamen in dieſen Winkel der Erde, kamen vor dieſes kleine Publicum wie vor einen neuen Richterſtuhl; manches Buch, hervorgehoben und ausposaunt durch Ankündigungen, fiel hier zuſammen vor dem Urtheil der Natur, das bewunderte Künſtliche, worin ſich keine innere Wahrheit befand, fiel. Hier, wo die zwei Bücher, Natur und Bibel, die erſten und die Vorbilder für alle Schriften waren, waren die Anforderungen andere, als die, welche die Welt ſtellte.

Bei dieſem Leben in dem Buch aller Bücher und indem dieſes vor ſeinem Geſellſchaftskreiſe und ſeiner Gemeinde laut vorgeleſen ward, wie Moritz dieſes aus dem Drang ſeines Herzens that, da geſchah es nicht bloß von der Kanzel der Kirche aus, daß er auf Gott hin zeigte, ſondern auch von dem niedrig gelegenen Strande, von den Dünen der benachbarten Inſeln; man würde ihn in einem jeden Zeitalter von hier aus verſtanden haben. Nichts betrachtete er wie zufällig, ſondern wie ein Glied in der großen Kette; er fand in dem Unbedeutenden oft den Keim zu Großem und Bedeutungsvollem, und er wußte die Aufmerkſamkeit und die Gedanken der Andern darauf hinzuleiten. Er zeigte ihnen, wie jeder einzelne Strohhalm, den der Wind an der Küſte umherwirft und dort feſtſetzt, vielleicht nach Jahrhunderten bei der drohenden Sturmfluth dem Lande zur Rettung dienen könne. „Der unbedeutende Strohhalm häuft den loſen Sand um ſich auf, dieſer wächſt und wächſt und zuletzt ſteht er da, wie eine ſchützende Sanddüne, doch verlaßt Euch auch auf ihn nicht! Erblickt darin den Fall der Macht und der Größe! Nichts in der Welt iſt von Dauer. Dort draußen, wo das Meer ſich gegen die Riffe bricht, ſtand vor wenigen Jahren ein mächtiger Sandberg; da kamen die Kaninchen, ſie gruben ihre Löcher hinein, in dieſe blies der Wind Tag und Nacht. Die See wühlte unter dem loſen Grunde und der Sandhügel ſtürzte zuſammen und verſchwand unter den Wogen!“

Dieſes Zuſammenleben mit der Natur, die Vorleſungen des Abends, die ſtets in ihrer Auswahl geſund und unterhaltend waren, die Scott'ſchen Romane, welche für Eliſabeth die lebendige Wirklichkeit waren, erfüllten ſie, wie das Sonnenlicht die Pflanze erfüllt, und verbreiteten Friſche und Natürlichkeit über ihr Gemüth. „Mid-Lothians Herz“ war von allen Romanen der, welcher ſie am meiſten anſprach; in ihm fand ſie ihre Heldin, ihr Ideal, und das war Jeanne Deans. Die Wanderung von Edinburg nach London erfüllte und beſchäftigte ſie lange Zeit; ſie war in dem Volksleben und in den Scenen Schottlands weit mehr zu Hauſe, als in denen des Landes, dem ſie ſelbſt angehörte.

Während eben dieſer Sommerzeit war in den letztern Jahren auf dieſen Inſeln ein weit größerer Verkehr zwiſchen der Welt und den Menſchen eingetreten. Die Anzahl der Badegäſte in dem Städtchen Wyk auf Föhr, das nur eine Meile Wegs von den Halligen entfernt liegt, hatte bedeutend zugenommen. Die 1819 hier gegründete Badeanſtalt war um vieles erweitert und nicht bloß aus Schleswig und Holſtein, ſondern ſelbſt aus dem innern Deutſchland kamen Badegäſte an. Eine Art Hôtel, das ein Hamburger hielt, war dort errichtet worden; ein deutſches wanderndes Muſikchor ließ ſich dort jeden Sonntag hören; man konnte auf Oland, wenn der Wind herauf ſtand, ganz deutlich die Muſik vernehmen. Mit dem Fernrohr des Commandeurs ſah man die lange Reihe von Spazierenden auf der mit Bäumen neuerlich bepflanzten Promenade längs dem Meere, und an manchem dunkeln Abend war es eine Luſt mit anzuſehen, wie man Raketen ſteigen ließ oder ein kleines Feuerwerk veranſtaltete. Häufig kamen einige von den Fremden zum Beſuch nach Oland, einzelne von ihnen waren dem Commandeur oder dem Paſtor empfohlen worden; wenn im September die Badezeit vorüber war, zog Jeder ſeines Weges und das ſtille einförmige Leben nahm wieder ſeinen Anfang.

Unter denen, die auf ſolche Weiſe an Moritz empfohlen worden waren, befand ſich ein Schotte, Knox, der ſich zu der Familie des ſchottiſchen Reformators zählte, deſſen Namen er trug. Er hatte in ſeinen jungen Jahren das ganze Europa bereiſt, aber in den letzten Jahren waren es namentlich Deutſchland, Holland und der ſkandinaviſche Norden, die ſein ganzes Intereſſe in Anſpruch genommen hatten; das Verwandtſchaftliche unter dieſen Nationen, das Familienband unter ihnen war ſein Studium. Er ſprach ſich klar und ſinnig darüber aus und war zugleich der ausgezeichnetſte lebendige Commentar für die Walter-Scott'ſchen Romane. Als Knabe hatte er ja dieſes vom Dichter beſungene

„Land of brown heath and shaggy wood,
Land of the mountain and the flood!"

bereiſt.

Sein Stammhaus lag in Kilbourn, alſo nicht weit von Abbotsford, wo er oft den großen Dichter beſucht hatte; er wußte manche kleine charakteriſtiſche Züge von ihm, kannte ſeinen treuen Hund Maida, hatte Abende in ſeinem Familienkreiſe zugebracht, hatte auf ſeinem Arme die Enkelin getragen, Lockhart's liebliches Kind, dem veredelten Ausdruck Walter Scott's. Bei allen dieſen Erzählungen, Erklärungen und Zügen aus jener Wiege der Romane traten dieſe vor Eliſabeths Blicken immer mehr in die lebendige Wirklichkeit des Augenblicks. Dieſe ſelbſt erhielt einen ſo romantiſchen Glanz, eine Herrlichkeit, die ſie mit dem höchſten Glück erfüllte.

Die Perſönlichkeit von Moritz und ſeiner Schweſter ſprach den Schotten an, ihr reiner religiöſer Sinn, der in den ganzen Sitten und Gebräuchen des Hauſes zum Vorſchein kam, ſtimmte ganz mit der Erziehung des Schotten überein; bei dem Paſtor auf den Halligen begegnete er wieder den Gewohnheiten ſeiner Heimath, hier ward über Tiſch der Segen geſprochen, ehe man ſich ſetzte, hier hatte der Sonntag ſeine heilige Stille, hier die Abende ihre Andachtsſtunde, hier lag nichts Geſuchtes darin, Alles entſprang aus einem natürlichen Gefühl und einem religiöſen Gemüth.

Es war der zweite Sommer, daß Knox nach Föhr kam; eines Tages brachte er mit ſich nach den Halligen einen neuen Badegaſt, einen Dänen, der jedoch ſeit mehrern Jahren nicht in Dänemark geweſen war, ſondern ſich in Paris aufgehalten hatte, wo er mit ſeinen muſikaliſchen Compoſitionen Aufſehen gemacht hatte. Die Zeitungen prophezeihten, daß er eine neue Bahn brechen werde, niemals früher waren die Töne ſo wie bei ihm malende Worte geworden. Inzwiſchen erwähnte man ſeiner ſtets wie eines

Schweden, weil Schweden dort unter den Ländern des Nordens am Beſten bekannt war, nachdem ein franzöſiſcher General, einer von Napoleons Marſchällen, Bernadotte, dort König geworden.

Der Däne, der in dieſem Augenblicke der Löwe der Badeſaiſon war, — was thut nicht ein Name mit franzöſiſcher Berühmtheit! — war ein feingebauter Mann in der Mitte der Dreißig; es war eine wunderbare Beweglichkeit in ſeinem Geſicht, ein Gemiſch von Gutmüthigkeit und Stolz, das namentlich um ſeine Mundwinkel vibrirte; aus dem feinen Zug um dieſen, vielleicht mehr als aus den Augen, würde ein Pſycholog den Charakter herausgefunden haben. In ſeiner Unterhaltung lag die ganze Lebhaftigkeit des Franzoſen, mit einem Gemiſch von ihrem intereſſanten Ausdruck. Er wollte nach der Badeſaiſon wieder nach Paris zurück, aber vorher einen kleinen Beſuch in Dänemark abſtatten. Er ſchien dort die meiſten bedeutenden Familien zu kennen, mit dem Sommer- und Winterleben wußte er genau Beſcheid er ſprach ſich lobend darüber aus, doch miſchte ſich in ſein Lob Ironie, ja zuweilen Bitterkeit. Es war vornehmlich ſein beiſpielloſes Talent, auf dem Piano zu phantaſiren, mit einer Hand zu phantaſiren, welches den Schotten an ihn geknüpft hatte, er wollte, daß Moritz und Hedwig ſich von dieſer wunderbaren Fertigkeit überzeugen ſollten; in dem Predigerhauſe fand ſich ja ein gutes Clavier; Eliſabeth ſang zu demſelben alle die Lieder, welche Karoline einmal geſungen hatte, namentlich Schubert's herrliche Compoſitionen zu Goethe's Gedichten.

Knox hatte ſchon einige Tage zuvor in einem Briefe von dem neuen Gaſte erzählt, und nun ſtand er in des Paſtors Stube, wo er auf das Herzlichſte empfangen wurde.

Moritz ſtutzte, als er das Geſicht ſah, in dieſer Perſönlichkeit lag Vieles, was ihm von früher her bekannt ſchien, ſie mußten einander früher einmal geſehen haben, und zwar nicht ganz flüchtig, es mußten ſich Erinnerungen an ihr Zuſammentreffen knüpfen.

„Wir können einander nicht ganz fremd ſein,“ ſagte Moritz, „ich muß Sie kennen, aber woher, erinnere ich mich dieſen Augenblick nicht; wo kann ich wohl früher die Ehre gehabt haben, in Ihrer Geſellſchaft geweſen zu ſein?“

„Vielleicht in Paris!“ antwortete er; „oder in Dänemark . . . meine ganze Jugend habe ich dort zugebracht, es war nicht meine glücklichſte Zeit, aber ſie hat mir auch manches Gute gebracht.“

Hedwig ſollte Moritzens Gedächtniß zu Hülfe kommen, ihm ſagen, woher er ihn kenne, aber ſie konnte es nicht, und es war auch ganz gewiß, daß ſie ihn zum erſten Male ſah. Man unterhielt ſich, ſpazierte, zeigte Alles umher; man hatte die Kirche beſehen, den alten Gottesacker beſucht, man war in des Commandeurs Haus geweſen und hatte die Mittagsmahlzeit zu ſich genommen. Der Däne war ſo unterhaltend, wußte hundert kleine Anekdoten, die wie Raketen heraus ſprudelten. Die Bücherſammlung wurde beſehen und auch der Muſikalienvorrath; hier ſah es am dünnſten aus.

„Weyſe, mein lieber vortrefflicher Weyſe!“ rief er aus, „in ihm hat Dänemark einen tüchtigen nationalen Componiſten, größer, als die Nation es weiß. Niemand kennt ihn in der Fremde, und in der Heimath ſind es ja nur die wahren Muſikkenner, die ſeine Bedeutung begreifen.

Es war Weyſe's Muſik zum Macbeth, welche auf dem Regale lag und welche er hervornahm.

„Dieſes iſt doch allgemein anerkannt worden,“ ſagte Moritz, „beſonders die herrliche Tafelmuſik darin, der Chor der Wächter und die Hexenſcene.“

„Ich ſchätze und bewundere Weyſe,“ antwortete er, „ich glaube, mich zu ſeinen eifrigſten Bewunderern zählen zu dürfen, doch was dieſe Compoſition anlangt, ſo bin ich, vielleicht durch meinen muſikaliſchen Eigenſinn von meinen Landsleuten verſchieden, ſelbſt von den tüchtigſten. Ich möchte hier etwas Anderes haben als das Gegebene. Ich vermiſſe hier das, was gerade Weyſe ſeinen Compoſitionen zu geben verſtand, das Charakteriſtiſche. Die Tafelmuſik in dem Macbeth'ſchen Schloſſe iſt, ich will ſogar ſagen, genial, aber nicht charakteriſtiſch für Zeit und Ort, eine ſolche Muſik führt uns nicht nach Inverneß, nach dem Macbeth'ſchen Schloſſe. Alte ſchottiſche Volksmelodien oder Töne wie dieſe mußten gehört werden, Inſtrumente mußten dominiren, wobei man an die Dudelſackpfeiſe denken konnte. Hexenſcenen in Muſik kann ich mir nur denken dadurch, daß die Muſik die Situation ausmalt, das Unheimliche, das Geheimnißvolle, das nächtliche Unwetter auf der Haide würde ich wiedergeben und den Singſtimmen der Hexen würde ich eine monotone Melodie unterlegen, die ihren Wechſel nur finden dürfte in dem Sinken und Steigen der Stimme.

Auf Hedwigs Einreden, daß die Tafelmuſik doch wenigſtens ihr echt ſchottiſch vorkomme, ſetzte er ſich ans Clavier. „Ja, ich kann das hier nicht ſpielen.“ ſagte er, „denn es gehören zehn Finger dazu, und ich habe eigentlich nur fünf,“ und er zeigte eine ſteife-Hand, „das iſt ein Andenken von einer Waldpartie in Dänemark;“ und mit der geſunden Hand arbeitete er auf dem Clavier mit ſolchem Ausdruck, einer ſolchen Fertigkeit, daß man hätte glauben ſollen, er habe vier Hände; es kam ein Leben, ein Ausdruck in das fein geſchnittene Geſicht, die Augen ſtrahlten, die Lippen vibrirten, und Moritzen ward es nun klar, wo er ihn geſehen hatte, wer er war! Und doch, wie war es möglich? Jener, an den er ſich erinnerte, war arm, vernachläſſigt, unpaſſend behandelt, und dieſer ein berühmter Mann, deſſen Name von Frankreich aus einen bedeutenden Klang bis zu uns erhalten hatte.

„Ich habe Sie vor vielen Jahren auf Fühnen geſehen,“ ſagte Moritz.

„Das iſt möglich,“ antwortete er; „wahrſcheinlich bei meiner alten Freundin, der Baroneſſe, im Vogelbauer, wie man ſo witzig ihr Gut nannte, denn wo iſt man ſo witzig wie in meinem theuern Vaterlande?“

„Ah! Richtig, auf dem Gute, wo einer meiner alten Schüler wohnte, Graf Frederik!“

„Dort —“ ſagte der Fremde, und das Blut ſtieg ihm plötzlich ins Geſicht, „das iſt möglich, dort bin ich oft mehrere Wochen lang geweſen.“

„Und Sie ſind oder waren damals Kammerjunker,“ ſagte Moritz.

„Das bin ich,“ antwortete er, „und ich bin ſeitdem im Titel nicht avancirt. Da kennen Sie wahrſcheinlich auch die alte Baroneſſe auf dem benachbarten Gut, eine vortreffliche Frau trotz ihrer Wunderlichkeit. Ich liebe ſie, als ob ſie meine Mutter wäre, das ſage ich Ihnen im Voraus. Nächſt dem lieben Gott verdanke ich ihr, was ich jetzt bin, meine unabhängige Stellung, die Ausbildung meines Talents.“

Und Moritz erinnerte ihn an den Abend beim Grafen, wo er, er erinnerte ſich noch des Ausdrucks, „eine muſikaliſche Vorleſung“ zum Beſten gab. „Sie trugen uns eine Phantaſie über eine Kämpenweiſe vor, die jetzige Gräfin war gerade mit ihrer Mutter zum Beſuch gekommen und war ganz entzückt darüber.“

„Clara!“ rief der Kammerjunker, — wir behalten dieſen Namen bei, — „Clara, wie ſchön ſie war! Ja, ſie ſagte mir auch Complimente, ich war damals nicht daran gewöhnt, dieſe zu hören. Sie war entzückt, zog es aber doch vor, ſich Tanzmuſik vorſpielen zu laſſen.“

„Wir waren Alle erfreut, Sie zu hören.“

„„Nur nichts von Ihrer eignen Compoſition!““ bat mich Graf Frederik, o ich erinnere mich dieſes Abends noch ſehr gut! Man hat gewiſſe Augenblicke in ſeinem Leben, die man im Andenken behält, während ganze Monate vergeſſen werden und niemals wieder zum Vorſchein kommen.“

„Das ſind doch nicht die Folgen von dem unglücklichen Umwerfen mit dem Wagen?“ fragte Moritz und deutete auf die ſteife Hand des Kammerjunkers hin.

„Ja, das hatte ich davon, daß der junge Herr nicht gelernt hatte zu fahren und doch Kutſcher ſein wollte. Aber ich darf mich über dieſe Begebenheit nicht beklagen, ſie iſt mir vortheilhaft geweſen und nicht zu meinem Schaden. Mit zwei geſunden Händen wäre ich vielleicht ein tüchtiger Clavierſpieler geworden und dabei geblieben, unter dürftigen Verhältniſſen der maitre de plaisir für einige gewöhnliche Menſchen zu ſein, denen Geburt und Vermögen das Geld dieſer Welt verliehen haben; als die Hand ſteif ward und unbrauchbar zum Clavierſpielen, da mußten andere Anlagen entwickelt werden und es fehlte Gottlob nicht daran: mein Talent zum Componiren. Mein Unglück oder, wenn man lieber will, mein Unfall und die Art und Weiſe, auf welche dieſer ſich ereignet, kam der alten Frau Baroneſſe zu Ohren; ſie hatte mich früher zweimal ſpielen hören und Vergnügen daran gefunden, nun ward ihre ganze Theilnahme geweckt. Einige Kränkungen, wie ich glauben darf, unverſchuldet von meiner Seite, die ich von dem übermüthigen Grafen Frederik erlitt, brachten ſie dazu, meine Beſchützerin zu werden, und als ſolche erwies ſie ſich ſehr thätig: ich ſchäme mich nicht es zu geſtehen, ſie hat mich in Paris unterſtützt, ſie hat wie eine Mutter Geldſummen für mich geopfert. Im Anfang war es vielleicht nur eine Idee bei ihr, ein Einfall, den ſie durchſetzen wollte; man lachte über ſie, wie man über ihre beſten Handlungen gelacht hat, aber zuletzt hielt ſie etwas auf mich und erkannte die Fähigkeiten, die Gott mir verliehen hat, ſo daß ſie nun noch feſter bei dem blieb, was ſie ſich vorgenommen hatte. Es freut mich, daß ich ihr einige Ehre gemacht habe.“

Eliſabeth hörte mit Verwunderung zu und erinnerte ſich nun auch des muſikaliſchen blaſſen Mannes, der mit dem einen Arm in der Binde eine kurze Zeit aufs Gut gekommen war und mit einer Hand muſicirt hatte; er war ſo ſtill und betrübt geweſen. Wie ganz anders trat er jetzt auf, keck, ſelbſtbewußt und lebhaft in ſeinen Erzählungen, auch hatte ſie früher nie Jemand mit ſolcher Innigkeit und Wärme von der gnädigen Frau ſprechen hören, als er jetzt von ihr ſprach.

„Ich habe ſtets gefunden, daß die Frau Baroneſſe viel Gutes an ſich hat,“ ſagte Moritz, „ich habe ſie ja ſelbſt gekann und habe in einer Art Briefwechſel mit ihr geſtanden; in Manchem iſt ſie jedoch ganz wunderbar, und man kann es der Welt nicht verdenken, wenn ſie ſo von ihr urtheilt, wie ſie es thut.“

Und der Kammerjunker erzählte von ihrer Kindheit, wie wir dieſe kennen, von ihrem Vater, dem langen „Rasmus“, der auf dem hölzernen Pferde ritt, auf dem Rittergute, wo ſie jetzt als alte Frau wohnte und gebot. Er wies nach, wie ſie unter den Umſtänden, unter welchen ſie aufgewachſen und denen ſie unterworfen geweſen war, der wunderliche Charakter hatte werden müſſen, der ſie war, daß in dieſer verdrehten Perſönlichkeit die beſten und edelſten Elemente enthalten wären, daß aber die Welt nun einmal nur das Eckige und das, worüber man lachen könne, hervorhebe.

„Ich wünſche Ihren Glauben in der hübſchen und richtigen Auffaſſung des Charakters der alten Frau nicht wankend zu machen,“ ſagte Moritz, „aber in einigen Fällen kann weder ich noch werden Sie ihre unbillige Handlungsweiſe entſchuldigen wollen. So....“ und er zeigte auf Eliſabeth hin.... „war dieſes Kind ihr erklärter Liebling, aber wegen einer Handlung, für die ein Kind in dieſem Alter höchſtens die Ruthe verdient, ſtieß ſie es hinaus in die weite Welt; zwar ließ ſie das Kind nicht verhungern, aber ſie that es von ſich, es war ihr gleichgültig, wer es bekomme und was aus ihm werde; niemals hat ſie ſich wieder nach dem Schickſal deſſelben erkundigt. Ferner ihr eignes Blut, der Sohn ihrer eignen Tochter, den ſie niemals ſehen wollte, den ſie eben ſo gleichgültig wie einen Fremden in der Welt herumgehen läßt.“

„Das iſt Unrecht,“ antwortete der Kammerjunker. „Hier wird ſie nicht entſchuldigt werden können; aber ihre Art und Weiſe läßt ſich unbedingt durch ihre Perſönlichkeit erklären. Was ihren Enkel betrifft, ſo ſoll er ein tüchtiger, vortrefflicher Menſch ſein; es liegt bei der Baroneſſe in ihrem Benehmen gegen ihn ein Motiv, vielleicht nur eine fixe Idee; ich kenne dies Motiv und habe nicht das Recht, es zu verrathen, ſelbſt nicht, um ſie zu vertheidigen oder um ſie in ein beſſeres Licht zu ſtellen; aber in dieſer unglücklichen [illegible] liegt das ganze Geheimniß ihres Benehmens. — Er hat viele Jahre in Italien gelebt.“

„In einer Reihe von Jahren habe ich nur zweimal von ihm gehört, das eine Mal gleich nach ſeiner Ankunft dort; damals gab er ſich mit Leib und Seele der Malerei hin; als er das zweite Mal ſchrieb, es war ein Jahr ſpäter, hatte er die Palette bei Seite gelegt und war Bildhauer geworden.“

„Jetzt iſt er, wie ich glaube, weder das Eine noch das Andere, wenigſtens nichts anderes als Dilettant; übrigens weiß ich ſehr wenig von ihm.“

Im Laufe der Geſpräche über Freunde und Bekannte auf Fühnen zeigte es ſich übrigens, daß der Kammerjunker der am beſten Unterrichtete war.

Baron Holger war im vorigen Winter in Paris geweſen und hatte ihn dort eines Tages verſichert, daß er in Dänemark Paul de Kock's Romane für das Erſte auf der Welt gehalten habe, aber jetzt in Paris finde, daß es doch noch unendlich angenehmer ſei, dieſelben ſelbſt auszuführen. Während er ſich ſelbſt ſeinen Leichtſinn zum Vorwurf machte, entſchuldigte er ſich in demſelben Augenblick damit, daß er, wenn er Clara zur Frau bekommen haben würde, das Muſter eines Mannes geworden wäre, wenn aber der Himmel keine Rückſicht nähme auf tugendhafte Wünſche, ſo habe er auch keine Verpflichtungen gegen den Himmel.

Was Graf Frederik anlangte, ſo war er nach dem Tode ſeines Vaters Gutsherr und Ariſtokrat im höchſten Grade geworden. Die Wintermonate brachte er in Kopenhagen zu, alles Große und Vornehme verkehrte in ſeinem

Hauſe, Prinzen und Diplomaten, doch auch Künſtler, da Clara Beſchützerin der ſchönen Künſte war; ſie malte ſelbſt, ſchrieb ganz allerliebſte Verſe, ſagte man, und ſollte nicht bloß ſelbſt Geldbeiträge zu der Erbauung von Thorwaldſen's Muſeum gegeben haben, ſondern hatte auch bei Andern Beiträge zu dieſem Zwecke faſt gewaltſam eingeſammelt.

Dies war ungefähr das Reſultat von des Kammerjunkers erſtem Beſuch auf den Halligen. Bei einem erneuerten ward ſein Intereſſe ganz beſonders für Eliſabeth geweckt, deren Geſchichte er erfuhr und bei welcher er ein großes muſikaliſches Talent und eine Stimme mit einem wunderbar ſchönen Ausdruck entdeckte. Aber es brachte nicht wenig Ueberraſchung hervor in der ſtillen frommen Predigerwohnung, als er ihnen vorſchlug, dieſe Stimme für die Oper ausbilden zu laſſen, und bei dieſer Veranlaſſung ihnen die Verdienſte, Ehren und Reichthümer einer Griſi und Albertazzi auseinanderſetzte.

Moritz lächelte und ſchüttelte mit dem Kopfe, ſagte, wie lieb er ſeine Pflegetochter habe, ja, daß es ihm ſchwer ſein würde, ſich von ihr zu trennen, ſelbſt wenn es nur gelte nach Kopenhagen zum Etatsrath Heimeran zu ziehen. Der vortreffliche Mann hatte gerade in einem ſeiner letzten Briefe den Vorſchlag gemacht, daß Eliſabeth einen Winter bei ihm in der Hauptſtadt zubringen ſolle, um dort ein wenig mehr von der Welt zu ſehen und den guten Eindruck in ſich aufzunehmen, den eine große Stadt immer auf ein junges Mädchen hervorbringen kann. Dies ſollte jedoch nicht vor ihrer Confirmation geſchehen und bis dahin waren noch anderthalb Jahre.

Am Schluß der Badeſaiſon, im Septembermonat, verließen erſt der Kammerjunker und dann der Schotte die Inſel Föhr. Wir werden ihnen ſpäterhin anderswo begegnen, nun aber eilen wir zu einer Begebenheit, die wie ein Blitz aus klarem Himmel über die Familie des Commandeurs und des Paſtors hereinbrach und einen Wendepunkt in Eliſabeths Leben bildete.

XVI.

Verzweiflung. — Hülfe von „Mid-Lothians Herz.“

Zwiſchen Elimars Abreiſe und ſeiner Rückkehr ſollten nur wenige Monate liegen, und wie wir wiſſen, wurden Jahre daraus. Der Commandeur hatte darein gewilligt, daß Elimar in Holland, wo er ſich unter guten Freunden und Bekannten und in einem guten Hauſe befand, ſich die theoretiſche Seemannskunde aneignen ſollte; darüber verging der erſte Winter; er ſchien luſtig und zufrieden zu ſein. Eliſabeth bekam jedesmal Grüße, ſie hörte ſeine Briefe vorleſen, wußte von allem Neuen und Prächtigen, das er ſah, von den großen Schlöſſern und Kirchen, den tiefen Canälen in den Straßen, wo Schiffe dicht unter den Bäumen lagen, ſie wußte von den Landſtraßen, welche durch das ganze Land gemauert waren, wie der Fußboden in den Milchſtuben der Marſch; o wie muß man da fahren können, und ohne umzuwerfen, wie auf den ſchleswigſchen Deichen! Elimar war in der Komödie geweſen, wo man die ganze Geſchichte mit Muſik und Geſang agirte, und er und Alle, die zuſahen, ſaßen mit langen Pfeifen im Munde und dampften, daß es einen rechten Qualm gab, aber die Komödie ging doch prächtig von ſtatten und es ward Thee getrunken und Zeitungen geleſen. Und im Verlauf des Winters, als die Canäle und Seen zugefroren waren und blank wie ein Spiegel, da wurden draußen Pechkränze angezündet und helle Lichter brannten und ganze Schaaren verkleideter Frauenzimmer und Männer, Alle auf Schlittſchuhen, ganze Maskeraden, fuhren auf dem Eiſe und Einige trugen Fackeln, die ſie umherſchwangen und gegen das blanke Eis ſchlugen, daß es einen hellen Widerſchein gab. Das war eine noch ſchönere Komödie geweſen als die im Theater, wo man Thee trank und Tabak rauchte. Elimar war unendlich glücklich in Holland und liebte das Land und die Menſchen.

Das Jahr darauf ging er in See und kam im Herbſt wieder zurück nach Haarlem, wo die Orgel in der Kirche die größte in allen Landen der Welt war und ſpielte, als wenn hundert Spielleute darin geweſen, und wo Tulipanen blühten mit Farben, wie man ſie nicht auf Madame Leyſen's Brautkleid fand, das doch ſo bunt ſchimmerte, wie kein anderes Kleid auf den Halligen.

Zuweilen kam wohl die eine oder die andere Klage über den „Tauſendſaſa," wie der Commandeur Elimar nannte, aber nur ein einziges Mal war ein rechter Grund zu einem ernſten Wort vorhanden. Man klagte über Elimars unbezwingbare Heftigkeit, die ihn wohl einmal ins Unglück ſtürzen könnte, wie es im Briefe hieß.

Er ging inzwiſchen im Anfang des dritten Frühjahrs mit einem großen Schiffe als Unterſteuermann nach Nordamerika, kam aber nicht, wie es vorher beſtimmt worden war, zum Beſuch nach Hauſe, dagegen nannte er in ſeinem Gruß an Eliſabeth dieſe, und das war ſchriftlich das erſte Mal, „meine kleine Braut." Ein paar ſpaßhafte Puppen aus einem Fiſcherdorf beim Haag hatte er für ſie mitgeſchickt; es war ein Mann und eine Frau aus kleinen Muſcheln die am Strande geſammelt und ſo zuſammengeſetzt waren, daß ſie ganz das Aeußere und die Kleidung der dortigen Fiſcher darſtellten. Aber nicht im nächſten Herbſt und auch den darauf folgenden nicht kam Elimar nach den Halligen, er war ſtets auf größeren Seereiſen begriffen und Amerika war jedesmal das Ziel.

Wenn Elimar zurückgekehrt und längere Zeit auf den Halligen mit Eliſabeth zuſammengeblieben wäre, dann wäre vielleicht der Nimbus, der ihn jetzt in ihren Gedanken umgab, verſchwunden, vielleicht würde das frühzeitig entwickelte Mädchen ihn dann anders geſehen haben, als ihn jetzt ihre Phantaſie beleuchtete.

In den letzten Jahren hatte ſich ihr Geiſt auffallend entwickelt, auch in körperlicher Hinſicht war ſie ihrem Alter vorausgeeilt, man konnte ſie beinahe für ſechszehn Jahre halten und ſie war doch erſt vierzehn. Auf das nächſte Frühjahr war ihre Confirmation feſtgeſetzt, aber um die Weihnachtszeit wurde ſie krank, es war eine Art Typhus. Moritz wachte ſelbſt einige Nächte an ihrem Bett, es war ihm, als ob er die Trauerſtunden an dem Krankenlager Karolinens wieder durchlebe.

Aber Eliſabeth erholte ſich wieder, wenn auch nur langſam. Während der ſchwache Körper wie von einer ſchweren Laſt gedrückt darniederlag, hatte ſich der Geiſt wunderbar zu Gott emporgehoben und war nun gleichſam mit einer größern Kraft und Entwickelung zurückgekehrt. Der Körper vibrirte unter dieſer Fülle, es war ein nervöſer Enthuſiasmus und Eifer, der beinahe Angſt einflößte. Sie vertrug keine Art von Anſtrengung, man durfte ſie nicht leſen laſſen, die Confirmation wurde bis zum Herbſt ausgeſetzt und im Stillen freute ſich Eliſabeth darüber, denn um dieſe Zeit erwartete man Elimar zurück.

Der Confirmationsſonntag erſchien. Die kleine Kirche war ausgeſchmückt mit langen Bändern, an denen bunte Blumen von Papier hingen. Madame Lerſen hatte Alles ſelbſt ausgeſchmückt; ſie hingen in Guirlanden im Chor der Kirche; die Altarlichter brannten, der Geſang der Gemeinde erſcholl klangvoll durch das Gewölbe. Moritz ſprach tiefbewegt von den wunderbaren Wegen des Lebens, von deſſen Kürze, Ungewißheit und Schmerzen; und auf ſeine eigenthümliche, für ſeine Gemeinde ſo verſtändliche Weiſe ſprach er Worte des Troſtes: von dieſen ergriff und erfüllte namentlich ein Bild Eliſabeths Seele und prägte ſich tief ein für alle Zeit.

„In der engliſchen Marine," ſagte Moritz, „zieht ſich durch alles Tauwerk, groß und klein, ein rother Faden, der als Zeichen dient, daß es der Krone angehört; eben ſo geht durch das Leben eines jeden einzelnen Menſchen ein unſichtbarer Faden, welcher darauf hinweiſt, daß wir Gott angehören."

Und Eliſabeth fühlte die ganze Wahrheit, indem ſie auf ihre Lebenstage zurückblickte; von einer Art Entzückung ſtrahlten ihre Augen, das Blut trat ihr in die Wangen, ſie dachte ſich ihre verlaſſene Stellung als zartes Kind in den Armen der ſterbenden Mutter; Trine hatte ihr einmal davon erzählt, Moritz niemals. Sie erinnerte ſich wieder lebhaft der Scene mit der alten Baroneſſe, die ſie aus der geheimnißvollen Kammer herausgeſtoßen hatte, ſie gedachte jener ſchrecklichen Minuten, als ſie mit Elimar in der wachſenden Fluth ſtand dort draußen vor Amrom. Gott hatte ſie liebevoll und gnädig beſchützt, das fühlte ſie, und mit der ganzen Innigkeit des Kindes in ihrer Seele ſchmiegte ſie ſich an den ewig ſtarken Vater und Freund.

In Eliſabeths Wohnung war dieſen Abend Alles Feſt und Freude. Alle Confirmanden, mit ihr fünf an der Zahl, lauter arme Fiſcherkinder, waren mit ihren Eltern eingeladen, auch Commandeurs und die Freunde von Amrom und Föhr fanden ſich ein.

„Ach, wenn doch auch Elimar hier wäre!" ſagte Madame Leyſen, „das ſüße Kind! es muß doch immer etwas in der Freude fehlen; aber wartet nur, bis er kommt, da will ich ein Feſt veranſtalten und da ſoll getanzt werden. — Ach, da fällt mir eben ein, Du haſt ja das Tanzen nicht gelernt. —“ Aber plötzlich unterbrach ſie ſich. „Das iſt nicht hübſch von mir, daß ich an einem ſo heiligen Tage, wie dieſer iſt, mit Dir vom Tanzen ſpreche! Der liebe Gott möge mich dafür nicht beſtrafen! Ich bin ſo aus Herzensgrunde vergnügt und glücklich, und vielleicht dauert es keine acht Tage mehr, da bin ich noch glücklicher, die glücklichſte von allen Großmüttern!“

Und es ſtanden Thränen in ihren Augen.

Am nächſten Sonntag ſollte Eliſabeth zum erſten Male das Abendmahl feiern; aber zwiſchen dieſem Tage und jetzt, der Ablegung des Gelübdes und dem Empfang des Abendmahls, kam eine dunkle Wolke, der bitterſte Tag ſeit vielen Jahren für die Commandeurs-Familie und für die Menſchen, welche durch Freundſchaft und von ganzem Herzen mit ihr verbunden waren.

Am Freitag Morgen kam ein Brief von Föhr an den Commandeur. Wie viel Sonnenſchein und wie viel Freude kann nicht in einem Briefe liegen, aber auch wie viel Nacht und Kummer! Wenn die Nachricht gekommen wäre: „Elimar iſt todt,“ ſo würde dieſe gewiß einen Augenblick die beiden alten Leute tief niedergebeugt haben, aber dieſer Schlag ſchlug eine blutigere Wunde; der Brief brachte Verzweiflung und Schreck, der faſt die Sinne lähmte. Wenn unerwartet eine theure Gattin oder ein geliebtes Kind geſtorben iſt, da kann der Mann in den erſten Nächten darauf, wenn er aus ſeinem Schlummer erwacht, deſſen der Körper bedurfte, bei ſeinem Erwachen den großen Verluſt, das tiefbeugende Unglück um ihn vergeſſen haben, aber es liegt ihm eine Angſt in Blut und Gedanken, und er fragt ſich, was iſt geſchehen? Und das Geſchehene rollt ſich vor ihm auf in aller ſeiner Schrecklichkeit, es iſt das ergreifende Zurückkehren von der Traumwelt zur Wirklichkeit, und in einer ſolchen Seelenſtimmung waren die beiden Alten.

„Was iſt das? iſt das möglich?“ Ja, ſie mußten es ſich ſelbſt ſagen, es kam von dieſem Brief, es war innerhalb der Grenzen der Möglichkeit; und nun tauchten dunkle Bilder in der Erinnerung an Elimar auf, Erinnerung an das, was man ſeinen böſen Sinn genannt hatte, wovon die Alten ſich nicht die richtige Rechenſchaft ablegen konnten. Elimar war nach Kopenhagen gekommen, aber wie! in Ketten und Banden; das Schiff, auf welchem er Steuermann geweſen war, war an der amerikaniſchen Küſte untergegangen, er hatte andere Dienſte nehmen müſſen und eine Stelle auf dem Schiffe „Suſanne“ gefunden, auf dem er im Jähzorn den Steuermann erſchlagen. In Kopenhagen ſaß er im Gefängniß, und da er keine Papiere beſaß — dieſe waren beim Schiffbruch verloren gegangen — hatte die Polizei an den Landvogt auf Föhr geſchrieben, um nähere Aufklärung zu erlangen; von dieſem war ein Brief an Moritz gelangt, damit er auf die beſte Weiſe die alten Leute auf ihr Unglück vorbereiten und ihnen mittheilen könne, wie ſich die Sache verhielt.

„Nein, nein!“ ſagte die alte Frau, „er kann das nicht gethan haben! — und doch, ſein wilder Sinn! — O hätte der liebe Gott uns alten Leuten doch die Augen zugedrückt, bevor wir dieſes hören mußten! — Nein, nein! Das würde ihm nichts geholfen und ihn nicht gerettet haben! Wer fühlt ſo für ihn, als wir! Er iſt ſo jung, es liegt ſo viel Gutes in ihm!“ Und in Gedanken ſammelte ſie jeden Zug, jedes Lächeln, worüber ſie ſich gefreut, und das wurde eine ſo große Summe, daß man damit den größten Verbrecher hätte freikaufen können.

Der Commandeur ſchrieb an ſeinen Sohn, den Bürgermeiſter in Huſum, daß er Alles für Elimar thue.

„Leben um Leben!“ ſagt das Geſetz. Und der alte Mann verſank in finſteres Nachdenken und murmelte vor ſich hin: „Mein Blut unter dem Henkerbeil fließen! Und wenn er auch das Leben behalten ſollte: was iſt das Leben in ewiger Gefangenſchaft, in ewigem Zuſammenleben mit dem Abſchaum der Menſchheit!“ Und der alte Mann trieb ſich unruhig umher, von ſeinem Hauſe zu Moritzen und zurück, um wieder das Freie zu ſuchen.

Madame Levſen ſaß in einem Winkel und weinte, ſie betrachtete das Portrait der Stammmutter Oſe. „Ja, ja, hätte ſie gelebt!“ rief ſie aus, „oder hätte ich ihre Kraft, ich ginge nach Kopenhagen, um ihn zu befreien.“ Eliſabeth ſtand weinend da, das ganze Herz voll Liebe zu Elimar.

Und was hatte Oſe gethan? War ihre Geſchichte wirklich ſo ergreifend?

„Elimar gleicht ſeinem Stammvater,“ ſagte die alte Frau. „Es iſt frieſiſches Blut in ſeinen Adern; ſein Stammvater konnte auch aufbrauſen, und wie das Meer ſchäumen und toben, aber doch tief und klar ſein wie dieſes. Er erſchlug einen andern Frieſen; auch er vergoß Blut!" — Und die alte Frau weinte und hob dann wieder an: „Da faßte ihn Entſetzen über ſeine That — ach, was wird Elimar leiden! — mein Stammvater flüchtete von Haus und Hof, ſeine Frau Oſe, deren Bild dort hängt"... und ſie zeigte nach dem gemalten Bilde hin, wie ſie da ſtand in dem Pelz von Lammfell und der ſilbernen Haube — „ſie mußte die Buße bezahlen, ſo befahl das Geſetz zu jener Zeit, ſie mußte Haus und Kleider verkaufen, und dann für ſich und die Kinder arbeiten, und das that ſie und das konnte ſie auch. Sie ſpann Wolle Tag und Nacht, verdiente Brod für ſich und die Ihrigen, und es vergingen Jahre und man vergaß ihren Mann und ſeine That. — Niemand war mehr geachtet als Oſe, ihr Wandel war chriſtlich, ihr Fleiß und ihre Fürſorge für ihre Kinder waren groß, ſie war ein wahres Muſter für Alle, ein Muſter an guten Sitten; da ſah man, daß ſie, die Alle achteten und ehrten, ſie, die allein ſtehende Frau, wieder Mutter werden ſollte, und man ſpionirte nun bei ihr herum, paßte auf ſie mit den Augen des Böſen, und da entdeckte man, daß ſie wöchentlich einmal nach einem einſamen Thal in den Dünen ging, an eine Stelle, wo es ſpukte, wo eine blutige Hand oft aus dem Sand hervorragte und wo man ein unheimliches Heulen hörte. Dort hatte ſie ihr Stelldichein, ſie, die gottesfürchtige, die würdige Oſe, dort mußte der Liebhaber verſteckt ſein; dort in einer großen Sandhöhle fanden ſie ihn, es war ihr Mann, der während der vielen Jahre, die man ihn weit fort wähnte, hier gewohnt hatte; hier hatte ſie ihn jede Woche beſucht, ihm Nahrung gebracht, ihn getröſtet, ihn aufrecht erhalten. — Seine lange Buße und ihre Treue brachten die Richter und ſelbſt ſeine Feinde dahin, daß ſie ihn begnadigten, und es ging ihm glücklich und gut, ſie wurden reiche Leute, geehrt und ehrenwerth! — Aber ſo etwas geſchieht niemals mehr! O mein armer Elimar!"

„Elimar wird auch glücklich und gut werden!" ſagte Eliſabeth. „Giebt es denn Niemand auf der Welt der ihn retten kann, Niemand?"

„Ja, der König kann es," ſagte Madame Levſen. „Der König ſteht über dem Geſetz. Er kennt ja meinen Commandeur! König Friedrich VI. hat das mildeſte Herz!"

„Laß uns ihn bitten! Laß uns Elimar frei weinen! Wir können ja ſchreiben, der König hört Alle! — Der Commandeur wird wohl nach Kopenhagen reiſen —!"

„Nein, nein!" ſagte Madame Levſen, „er ſagt, daß das Recht ſeinen Gang haben müſſe, und er leidet doch ebenſo, wie ich! Er reiſt nicht, er ſchreibt nicht, außer an unſern Sohn, den Bürgermeiſter, und das iſt auch ein Mann des Geſetzes! Aber ich will ſchreiben, ich als die Großmutter des Unglücklichen will zu dem Herzen des Königs ſprechen, für den Verirrten ſprechen, der noch gerettet werden kann. Aber mein Alter läßt den Brief nicht abgehen," ſetzte ſie nach einer Pauſe hinzu, und fuhr dann fort, nachdem ſie ſich bedacht hatte: „Du mußt mir ihn nach Föhr bringen, ſonſt bekomme ich ihn nicht beſorgt; auf Dich kann ich mich verlaſſen, Du biſt vorſichtig, Du biſt verſchwiegen;

nicht einmal zu Hauſe bei den Deinigen ſprichſt Du davon!" Die alte Frau zitterte. „Ich will ſchreiben in meinem Schmerze, unſer Herrgott führt mir die Feder, unſer Herrgott fügt Alles!"

Und es ward geſchrieben und das Geſchriebene wieder zerriſſen und Neues geſchrieben; endlich war das Geſuch fertig; einige Ausdrücke darin konnten wohl einen Fremden zum Lächeln bringen, aber im Ganzen mußte es doch mehr Thränen als Lächeln hervorrufen. Die Schrift war, wie der, für den ſie ſich verwendete, in Angſt und Schmerzen zur Welt gekommen.

Am Sonntag war Abendmahl; Eliſabeth mußte am Tage vorher nach Föhr, um etwas einzukaufen; ſie ging dahin in Begleitung von Keiken in einem Fiſcherboot. Madame Levſen hatte ihr das in aller Naivetät und aus dem innigſten Gefühl ihres Herzens abgefaßte Schreiben eingehändigt; an den Landvogt hatte ſie einen Brief vom Commandeur; während Keike einen Anverwandten beſuchte, wollte Eliſabeth die Briefe beſorgen. In einer der ſchmalen Gaſſen zwiſchen den Gärten und den Hinterhäuſern ſtand Eliſabeth ſtill, nahm Madame Levſen's Brief hervor — er lag verwahrt auf ihrer Bruſt — und las die Aufſchrift: „An den hohen Monarchen, den Landesvater, König Friedrich den Sechſten in Kopenhagen." Dieſe Worte gaben ſchon allein dem Briefe eine Bedeutung, eine Weihe, ſie glaubte darin einen Theil der Majeſtät ſelbſt zu ſehn. —

„Wenn nun der Poſtmeiſter fragt, von wem der Brief iſt," dachte ſie, „wenn er nun keinen Brief an den König annehmen will!“ Dieſe Gedanken machten ſie zittern, ſie näherte ſich dem Hauſe, ging daran vorbei, was ſollte ſie machen, — unwillkürlich trat ſie dann der Thür wieder näher, es hing ein Bücherſchrank draußen, es war hier eine Leihbibliothek: verſchiedene Bücher ſtanden mit dem Titel aufgeſchlagen, das erſte, das ſie zufällig ſah, war: „Mid-Lothians-Herz“ von Walter Scott. Ein Gedanke ſtieg in ihr auf, indem ſie ſich an „Jeanne Deans“ erinnerte. Einen Augenblick ſtand ſie ſtill. Ein Entſchluß war gefaßt; ſie kehrte um, verwahrte den Brief gut, ſuchte Keiken auf, und nachdem ihre Beſorgungen abgemacht waren, ſaßen ſie wieder im Boote und ruderten nach Oland. Die Spannung, in der ſich Eliſabeth befand, ſchrieb man theils der Betrübniß zu, in der ſie ſich wegen Elimars befand, theils ihrer nervöſen Conſtitution und der Erwartung der heiligen Handlung, an welcher ſie am nächſten Tage Theil nehmen ſollte.

Mit einem fragenden Blicke betrachtete Madame Levſen ſie. „Iſt der Brief beſorgt worden?“ — und Eliſabeth nickte, während das Papier ihr auf der Bruſt brannte.

Am Abend erzählte Eliſabeth zu Hauſe, daß Madame Levſen erſt daran gedacht hätte, ſelbſt nach Kopenhagen zu gehen, wo ſie noch niemals geweſen, daß ſie aber ſpäter dies aufgegeben habe, es würde ja auch allzu beſchwerlich für die alte Frau geweſen ſein dies auszuführen; und Eliſabeth erkundigte ſich nach dem Wege, wie lang er ſei und wie er hätte zurück gelegt werden müſſen. Das Geſpräch hierüber ſchien ſie zu zerſtreuen und daher ſtand Hedwig nicht an, ihr zu antworten und Beſcheid zu geben: es würde, ſagte ſie, in dieſer ſchlechten Jahreszeit eine Unmöglichkeit geweſen ſein, und die alte Frau hätte den Weg über die Inſeln machen müſſen, wenn ſich nicht zufälligerweiſe eine Schiffsgelegenheit bei Flensburg gefunden hätte.

Es war Sonntagsmorgen und Abendmahlstag. Mit Augen voll Thränen betrachtete Eliſabeth die Bildniſſe des Königs und der Königin; ach! mit der Königin zu ſprechen hatte ſie am meiſten Muth, aber der Brief war ja an den König, der König war es ja, der über dem Geſetz ſtand. Eliſabeths Entſchluß ſtand feſt; wie Jenny Deans von Edinburg nach London ging, ſo wollte ſie auch von Föhr nach Kopenhagen gehn zum König, ihm den Brief überreichen und aus der ganzen Fülle ihres Herzens für Elimar ſprechen. Es lag in ihrem Gedankengang und in ihrem Entſchluß nichts Ueberſpanntes und wir begreifen dies, wenn wir uns daran erinnern, wie ſie ſo ganz im Reiche der Illuſion lebte und die Welt nur aus Büchern kannte. Walter Scott's Romane waren ja die Wirklichkeit ſelbſt und hiſtoriſch wahr; ſie wollte nur thun, was ſich ſchon früher hatte thun laſſen. Es war eine Art Unſchuld, vereint mit dem wunderbarſten Zutrauen zu Gott, und doch, welch einen Kampf hatte ſie nicht mit ſich ſelbſt zu kämpfen! Nach Kopenhagen zu gehen oder nicht, das war nicht mehr die Frage, noch auch, ob ſie es vorher Hedwig und Moritz ſagen ſollte; ſie mußte befürchten, daß ſie es ihr nicht erlauben würden; und welchen Schrecken, welche Angſt mußte nicht ihr Fortgehn bei dieſen hervorrufen! Es war Sünde, es war Unrecht! Aber der Brief, den ſie zurückgehalten hatte, brannte ihr auf der Bruſt. Ach! Wenn ſie doch Keiken hätte beichten dürfen! Einmal war ſie nahe daran, aber ſie that es doch nicht. Thränen entſtrömten ihren Augen, das machte ihr das Herz leichter und fiel den Andern eben nicht auf, ſie wußten ja Alle, wie innig ſie Elimar liebte.

Das Fährboot nach Dagebüll geht jedesmal mit der Fluthzeit ab; dieſe fing Morgens früh um drei Uhr an, alſo in einer Zeit, wo Jeder, der nicht mit reiſen wollte, ſeinen feſten Schlaf ſchlief. Eliſabeth hatte keine Ruhe. Mehrere Male ging ſie ans Fenſter, die Luft war klar. Draußen ſchimmerte noch der Himmlswagen, das Sternbild, das die Inſelbewohner hier für den Wagen halten, in welchem Elias gen Himmel fuhr; und nun erinnerte ſie ſich deſſen, was Moritz von dem Propheten geſagt hatte, daß auch für andere Menſchen das Leben oft ein glühender Wagen ſei, auf welchem der Weg zu des Himmels Frieden führe. Sie fühlte ſchon, wie das Leben brennen kann, ſie fühlte den Ernſt, der hinter dem Kindesalter ſich aufrollt, aber ſie erinnerte ſich auch des unſichtbaren Fadens, welcher andeutet, daß wir Gottes Eigenthum ſeien, und in ihre Seele zog Troſt ein.

Sie hatte einige Worte geſchrieben, die ſie in ihrer Kammer hinterlaſſen wollte; mit unterdrücktem Schluchzen las ſie ihre eigne Schrift:

„Unſer Herr Gott helfe mir und gebe, daß wir froh uns wiederſehn. Denkt nichts Böſes von mir. Eure geliebte Eliſabeth.“

Um halb drei Uhr ſtand ſie fertig da mit ihrem kleinen Päckchen, mit allem Geld aus ihrer Sparbüchſe, was ungefähr vier Speciesthaler ausmachte; ihre goldenen Ringe hatte ſie eingewickelt und für den Nothfall mitgenommen, damit konnte ſie ja immer nachhelfen; für die Reiſe glaubte ſie reich genug zu ſein. Noch einmal ſank ſie auf die Kniee nieder, betete zum lieben Gott und eilte aus dem Hauſe, wo Alle ſchliefen, und dann hin nach dem Boote.

„Jungfrau, Sie wollen alſo mit uns, und das ſo allein?“ fragte Jap-Litt-Petters.

„Ja, nach Dageböll,“ antwortete ſie. „Nehmt mich mit, Jap; aber,“ fügte ſie hinzu, gleichſam als fühle ſie, daß es ihm auffallen müſſe, daß ſie ſo weit hinaus in die Welt wolle, „ich muß dieſen Nachmittag wieder mit Ihnen zurück; vergeßt mich nicht, ich werde ſchon die rechte Zeit abpaſſen, aber laßt mich nur ja wieder zurück.“ Es zeigte ſich in ihrer ganzen Ausdrucksweiſe eine Angſt, welche Jap zum Lachen brachte.

„Ja, auf dem Feſtlande iſt es nicht gut für eine ſo kleine Jungfer,“ ſagte er lächelnd. „Man läuft mit ihnen davon, wenn ſie ein bischen hübſch ſind.“

Der Wind war gut, die Segel wurden aufgeſpannt und das Boot fuhr von Oland auf Dageböll zu.

Eliſabeth ſah gen Himmel und betete ihr Vaterunſer; er dort oben war jetzt ihre einzige Stütze und ihr Begleiter.

In weniger als einer Stunde kamen ſie nach Dageböll hinüber; es war alſo noch ganz dunkel.

„Dort, wo das Licht brennt, liegt die Schenke,“ ſagte Jap. „Sie werden ſich wohl allein dahin finden.“

„Ich denke wohl,“ antwortete Eliſabeth. „Adieu, Jap, auf Wiederſehn!“ Und ſie verließ ihn in der Richtung, nach welcher hin er gezeigt hatte, ging aber bald über den Deich hin, über welchen ſie vor acht Jahren ſchlafend in dem Wagen des Herrn Petters gefahren und mit dem Fiſcher wieder zurückgekommen war; ſie wußte, nach welcher Seite hin ſie gehen mußte, um nach Flensburg zu kommen, und ſchlug den richtigen Weg ein.

Es war gerade um dieſelbe Jahreszeit wie damals, als ſie mit Moritz und Hedwig das erſte Mal hierher gekommen war. Alles war unverändert: der Regen hatte die untenliegenden Wieſen zu großen Seen gemacht. Der Weg auf dem Deiche war beinahe nicht zu paſſiren; ſie verlor ein paarmal die Schuhe, fand ſie wieder und ſchritt unverdroſſen fort mit naſſen Füßen. Der Wind wehte ſtärker, und ehe die Sonne aufging, tobte ein vollkommener Sturm. O wie langſam ging es vorwärts! Mehrmals ſtand ſie ſtill und vermochte nicht weiter zu kommen; da faltete ſie ihre Hände, hob ſie zum Himmel empor, und wirklich kamen die Windſtöße ſeltener, der Wind kam ihr mehr in den Rücken und das half. Jetzt fielen einzelne ſchwere Regentropfen, dann ward es wieder trocken, der Sturm vertrieb den Regen und ſo ging es den ganzen Vormittag. Gegen Mittag war Eliſabeth ſo ermüdet, waren Weg und Wetter ſo ſchlecht, daß ſie genöthigt wurde in einer Schenke zu bleiben, die zwiſchen dem Marſch- und dem Geeſtlande liegt.

„Ich gehe nach Flensburg,“ ſagte ſie hier, und das war genug geſagt; es waren viele Gäſte hier, Niemand bekümmerte ſich um ſie. Alle waren genöthigt zu bleiben, es war ein abſcheuliches Wetter, mit Regen und Stürmen. Gewiß mußte man von manchem Unglück auf der See hören. Eliſabeth erhielt hier ein Bett für die Nacht, hier, wenige Meilen von der Heimath, wo man ſie ſchon lange vermißt und ihren Brief geleſen haben mußte; aber ſie wußte, daß bei dieſem Wetter Niemand nach Dagebüll kommen konnte, Jap-Litt-Petters hatte wohl kaum zurückkommen können.

Ermüdet warf ſie ſich aufs Bett und ſchlief bis an den lichten Tag; erſchrecken ſprang ſie auf. Die Luft war ganz klar, aber der Wind wehte noch ſtark, das Meer mußte in ſchrecklichem Aufruhr ſein; es kam ihr vor, als höre ſie ſein Toben. Der Weg war für ſie verſchloſſen, wenn ſie zurückkehren wollte, aber ſie wollte es nicht, konnte es nicht.

Im klaren Sonnenſchein, während der Wind ſie faſt vorwärts trug, ging ſie weiter; aber der Weg war beſchwerlich und ermüdend; es war ziemlich ſpät am Nachmittag, ehe ſie die Anhöhe erreichte, von der man Flensburg unter ſich liegen ſieht. Ergriffen von Ueberraſchung ſtand ſie bei dieſem Anblicke; ſie ſah die große Stadt, den Meerbuſen und die waldbewachſenen Anhöhen! Wie viele Bäume! Dieſen Anblick hatte ſie ſeit Jahren nicht gekannt. Belaubte Bäume erſchienen ihr wie Phantaſiebilder aus ihren Jugenderinnerungen. Sie fiel auf ihre Kniee nieder und bat den lieben Gott: „Hilf mir, Du mein Einziger!“ Die Sonne ſchien ſo belebend auf die hohe ſchöne Küſte, jenſeits des Meerbuſens; es war eine Freude dies zu ſehen! Während ſie ſo knieend dalag, kam eine alternde Dame, wahrſcheinlich mit ihrer Tochter; ſie gingen nahe an Eliſabeth vorbei, blickten ihr ins Geſicht und als ſie merkten, daß ſie weinte, hielten ſie einen Augenblick an, grüßten und gingen weiter. Eliſabeth glaubte ein bekanntes Geſicht zu ſehen, ſie erhob ſich ſchnell, ging ihnen unwillkürlich einige Schritte nach und die Dame blieb ſtehen. Eliſabeth fragte nach dem Wege nach Kopenhagen.

„Kopenhagen!“ erwiderte die Dame; „ja dahin iſt noch weit zu Waſſer und zu Lande! Nach Kopenhagen iſt noch weiter als nach Hamburg.... Aber habe ich Dich nicht ſchon früher irgendwo geſehen? Biſt Du nicht auf Föhr geweſen?“

Eliſabeth bejahte dieſes und ſagte, wer ſie ſei.

„War mir das nicht gleich ſo!“ ſagte die Dame; „und erinnerſt Du Dich meiner nicht? — Witwe Tiedemann! Ich bin ja auch auf Föhr geweſen und drüben bei Paſtors.... Wo willſt denn Du hin, und ſo allein?“

Eliſabeth konnte kein Wort ſprechen; die Seelenſpannung, in der ſie ſich befand, löſte ſich in Thränen auf. Die Dame nahm ſie mit ſich nach Hauſe, erfuhr nun, daß die Reiſe ein Menſchenleben gelte, daß ein Brief an den König überbracht werden ſolle. Das gab nun Veranlaſſung zu hundert Fragen, aber nicht zu der, welche die wichtigſte geweſen wäre, ob man zu Hauſe etwas von dem Ganzen wiſſe. Das ſetzte die Dame natürlich von ſelbſt voraus. Tiefbewegt hörte ſie Eliſabeth an, die lebhaft und in rührender Weiſe ihr von dem Kummer des Commandeurs und ſeiner Frau erzählte.

„Aber zu wem willſt Du denn in Kopenhagen gehen?“ fragte ſie. „Wen kennſt Du denn dort?“

Es war Eliſabeth noch nicht eingefallen, daran zu denken. Plötzlich erinnerte ſie ſich an den Etatsrath Heimeran, Karolinens Vater, mit welchem Moritz im Briefwechſel ſtand und der einmal geſchrieben hatte, daß Eliſabeth einen Winter bei ihm zubringen könne; und ſie nannte ſeinen Namen, doch ohne hinzuzufügen, daß ſie keinen Brief an ihn habe und auch nicht wiſſe, wo er wohne in der für ſie fremden großen Stadt.

„Nun, das iſt gut, daß Du dort den Etatsrath haſt, ſonſt ginge es ja auch nicht an, daß Du reiſeſt; aber die dort zu Hauſe hätten beſſer für Dich ſorgen und über die Sache nachdenken müſſen, ja, die leben da nun ſo auf ihrer Inſel in vollkommener Unbekanntſchaft mit der Welt! Ich will Dich nach Holnis fahren laſſen, vielleicht findeſt Du dort Gelegenheit nach Kopenhagen. Unſer Schiff, das heute Morgen hatte abſegeln ſollen, wird wohl noch daliegen, es war ja ein furchtbarer Sturm! Es ſollte Mauerſteine nach Karebecksminde bringen, wenn Du da biſt, dann biſt Du auf Seeland. Deinen Paß muß ich auch viſiren laſſen, ſonſt nimmt Dich der Schiffer nicht mit, gieb mir den Paß.“

Daß man einen ſolchen haben mußte, davon hatte Eliſabeth keine Ahnung; ſie erſchrak im höchſten Grade und ſagte: „Paß? ich weiß nicht — ich habe nicht — einen ſolchen hat man mir nicht mitgegeben — iſt denn der nöthig?“

„Ei, du mein lieber Gott!“ ſagte die Dame, „im däniſchen Lande kann man ja nicht reiſen, ohne einen Paß zu haben für jedes bischen Waſſer, das man paſſiren muß, und nun noch obendrein aus den Herzogthümern! Das iſt ja Alles ganz toll!"

Die Dame war inzwiſchen eine praktiſche Frau — es war keine Zeit zu verlieren; ſie erhielt als Beſitzende und Grundeigenthümerin ſogleich einen Paß ausgeſtellt und Eliſabeth kam zu Wagen nach Holnis. Glücklicherweiſe lag das Schiff noch da.

Der Schiffer Thöming las den Brief der Dame und nahm Eliſabeth auf.

Am nächſten Morgen früh ſegelten ſie aus dem Meerbuſen hinaus, der in herrlichen Buchten und ſchönen Waldpartieen einen Reiz entfaltete, ſo neu und wunderbar für Eliſabeth, daß ſie Alles Andere darüber vergaß. Der Wind war günſtig; bald war man aus dem Meerbuſen heraus; rechts lag die offene Oſtſee, links die Inſel Alſen mit Sonderburg, deſſen rothbedachte Häuſer und Windmühlen ſich hinter dem unſcheinbaren Schloſſe erhoben, wo Dänemarks König, Chriſtian II., achtzehn lange Jahre im Thurme gelebt und gelitten hatte.

(Ende des zweiten Theiles.)

Druck von Fr. Ries in Leipzig.

Seit Anfang October erſcheint in meinem Verlage:

Nordiſcher Telegraph.

Eine Wochenſchrift namentlich für die Zuſtände und Literatur

Dänemarks, Norwegens, Schwedens, Hollands und Belgiens.

Preis vierteljährlich 1 Thlr. 15 Ngr.

Ihre Aufgabe iſt: Kenntniß von den ſtammverwandten Nachbarländern Deutſchlands: Dänemark, Norwegen, Schweden, Holland und Belgien, zu verbreiten und mit allen Kräften dahin zu wirken, daß durch ein geiſtiges Band, aus gegenſeitiger näherer Bekanntſchaft eine freundſchaftliche Annäherung der verwandten Völker hervorgehe; ſie ſucht dies Ziel zu erreichen, indem ſie

größere Aufſätze

über die ſtaatlichen Inſtitutionen, Politik, Literatur und Cultur-Zuſtände der genannten Länder, biographiſche Mittheilungen über die Leiter der dortigen Angelegenheiten und ſonſt hervorzuhebende Perſönlichkeiten bringt.

In der Abtheilung **Tagesgeſchichte** werden wir theils

Correſpondenzen

aus den genannten Ländern und überſichtliche Zuſammenſtellungen aufnehmen, welche in ununterbrochener Reihenfolge beſtimmt ſind, die Leſer in Kenntniß von dem Gange der Begebenheiten, den Stimmungen und Zuſtänden zu erhalten; theils in der

Zeitungsſchau

in bunter Reihe die verſchiedenſten Stimmen der Zeitungspreſſe hören laſſen, indem wir aus allen bedeutenden Blättern beachtenswerthe Artikel, ohne Rückſicht auf die Farbe der Blätter, wiedergeben.

In der Rubrik

Literatur

werden wir uns beſtreben, jedes nur einigermaßen intereſſante Werk der genannten Länder einer Beſprechung zu unterwerfen. Es werden ſelbſtverſtändlich unſere Beſprechungen weniger Kritiken ſein als Referate und Auszüge. Reichhaltige Notizen über wiſſenſchaftliche Anſtalten, gelehrte Geſellſchaften, Kunſt, Theater, Muſik, bibliographiſche Verzeichniſſe und biographiſche Notizen ſollen ſich hieran ſchließen, und endlich das Bild des literariſchen Lebens durch ein

Feuilleton

vervollſtändigt werden, worin namentlich ſolche Productionen Aufnahme finden ſollen, die die eigenthümliche Schreibweiſe eines Autors, ſeine Auffaſſung unſerer Zuſtände oder die Eigenthümlichkeiten dortiger Natur, Sitte und Lebenszuſtände charakteriſiren. Natürlich werden auch deutſche Werke und Schriften aus dem übrigen Auslande über den Norden ebenfalls ihren Platz finden.

Sollen wir ſchließlich durch Beiſpiele aus der bekannten Journaliſtik unſern Plan verdeutlichen, ſo hat uns hinſichtlich unſerer erſten Abtheilung die frühere Stellung der Kuranda'ſchen Grenzboten zu Belgien, hinſichtlich der zweiten die von Galignani's Meſſenger zu Englands Tagesgeſchichte, und endlich hinſichtlich der dritten die des Lehmann'ſchen Magazins zur Geſammtliteratur des Auslandes vorgeſchwebt.

Nr. 1—4, October 1848,

enthalten außer vielfachen Auszügen aus der Zeitſchriften-Literatur der genannten Länder, ſowohl die Tagesgeſchichte als auch die Literatur, Wiſſenſchaft und Kunſt derſelben betreffend, folgende

größere Aufſätze:

Thorwaldſen's Muſeum. — Henrik Wergeland. — Die Prägravationsfrage der Herzogthümer Schleswig und Holſtein. — Die Seemacht der ſkandinaviſchen Länder. — Belgien, ſeine nationalen, ſprachlichen und literariſchen Verhältniſſe. I. — Stockholms Umgebungen. — König Chriſtian VIII. als Freund und Pfleger der Wiſſenſchaften. Nach H. L. Oerſted. — Skandinavien in ſeinen Handelsbeziehungen zu Hamburg und Lübeck. — Sprache und Volksthümlichkeit im Herzogthum Schleswig. I. Nach C. F. Allen.

Correſpondenzen.

Kopenhagen: Die Lage Dänemarks. Der Waffenſtillſtand. Die Immediat-Commiſſion. — Von der **Inſel Alſen:** Stimmung. Das auguſtenburgiſche Eigenthum. — **Kopenhagen:** Die Reichstagswahlen. — **Kopenhagen:** Die Wahlen in der Hauptſtadt. — **Kopenhagen:** Verſchönerungen. Beluſtigungen. — Theater. — **Gothenburg:** Die bewaffnete Intervention Schwedens. Der Reichstag. — **Berlin:** Deutſchland und der Norden. — **Kopenhagen:** Die Wahlen. — **Chriſtiania:** Politiſche Zuſtände.

Literatur.

Strinnholm's ſchwediſche Geſchichte. — Norwegiſches Bücherverzeichniß von 1814—1847. — Erinnerungen an den däniſchen Feldzug. — **Album de Trollhätta.** — Todesrunen von Ridderſted. — **Twiss on the relations of Schleswig to Denmark.** — Ravert, die induſtriellen Zuſtände des Königreichs Schweden. — Kjartan und Gudrun, Tragödie von Oehlenſchläger. — Die Sitzungen der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in Kopenhagen im Jahre 1848. — Skilles og mödes von Bloch-Suhr. — Geld und Arbeit von Onkel Adam.

Nr. 5 enthält:

Die Präſidenten des däniſchen Reichstags, Joakim Frederik Schouw und Henrik Nikolai Clauſen. Von P. L. Möller. — Correſpondenzen: †† Kopenhagen. Das Miniſterium. Schwierigkeit der Unterhandlungen. — Zeitungsſchau: Dänemark: Ueberblick. — Schweden: Ueberblick. — Niederlande: Die Verfaſſungsreviſion. — Literatur, Wiſſenſchaft und Kunſt: Bibliographie. — Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in Kopenhagen. — Feuilleton. Die Septemberfeſte in Brüſſel.

Beilage.

Correſpondenz: v. d. Kopenhagen: Eröffnung des Reichstags. — Rede des Königs. — Rede des Miniſterpräſidenten. — Wahl des Präſidenten und der Secretaire. — Zweite Sitzung. — Ausſchußwahl. — Vorlegung des Staatsgrundgeſetzes. — Dritte Sitzung: Debatte über die Adreſſe.

Entwurf des Staatsgrundgeſetzes.

Rede des Premierminiſters Graf Moltke.

Nr. 6 enthält:

I. Politik und Tagesgeſchichte. Belgien, ſeine nationalen und ſprachlichen Verhältniſſe. II. Der Präſident des däniſchen Miniſteriums A. W. Moltke. Correſpondenzen und Zeitungsſchau. Dänemark: Kopenhagen: die Proclamation der neuen ſchleswig-holſteiniſchen Regierung. Die engliſche Politik, die Verhandlungen mit der deutſchen Centralgewalt. — Kopenhagen: Der Reichstag, die Adreſſe an den König. — Norwegen: Morgenbladet über den deutſch-däniſchen Krieg. — Schweden: Stockholm: Schluß des Reichstags, Rede des Königs. Reform der Volksrepräſentation.

II. Literatur, Wiſſenſchaft und Kunſt. Die Natur und das Volk Skandinaviens; von Joakim Frederik Schouw. — Schwediſche Dichter; — Neue und alte Gedichte von A. Munch. — Correſpondenzen und Zeitungsſchau. Dänemark: Geſellſchaft der Wiſſenſchaften. — Kopenhagen: Muſik. Muſikaliſche Literatur. Theater. — Schweden: Stockholm: Das Theater und das Publikum. — Feuilleton. Skizze von der Schlacht bei Düppel Die Schweden auf Fühnen von H. C. Anderſen.

Leipzig, im November 1848.

Carl B. Lorck.

H. C. Anderſen's

Geſammelte Werke.

Vom

Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe.

Vierunddreißigſter Band.

Die zwei Baroneſſen.

Dritter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1848.

Die

Zwei Baroneſſen.

Roman

von

H. C. Anderſen.

Dritter Theil.

Leipzig

Verlag von Carl B. Lorck.

1848.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite
Siebzehntes Kapitel. Die Geſtrandeten. — Brief von Elimar 9
Achtzehntes Kapitel. Die Witwe 23
Neunzehntes Kapitel. Im Vorgemach, auf dem Rathhauſe und im Theater, ſo wie was darauf folgt. 41
Zwanzigſtes Kapitel. Des Schuhmachers Keller 66
Einundzwanzigſtes Kapitel. Der Salon der Baroneſſe 77

Die zwei Baroneſſen.

XVII.

Die Geſtrandeten. – Brief von Elimar.

Während Eliſabeth dahinſegelt, kehren wir zurück nach den Halligen, wo man ſie gleich bei Tagesanbruch vermißte. Moritz und Hedwig glaubten, daß ſie bei Commandeurs ſei, und da ſie im Laufe des Vormittags nicht nach Hauſe kam, ward Keike dorthin geſandt, um ſie aufzuſuchen, ſie war aber nicht da und auch nicht in den umliegenden Häuſern.

Jetzt fand Hedwig den Brief, den Eliſabeth zurückgelaſſen hatte, und Schrecken und Angſt waren groß.

Draußen wehte ein Sturm und nahm ſo zu, daß bei der nächſten Fluthzeit kein Fahrzeug nach Dageböll hinübergehen und auch Jay-Litt-Petters nicht zurückerwartet werden konnte. Ein Fiſcherjunge, der in der Frühſtunde am Strande geweſen war, bezeugte, daß Eliſabeth wirklich mit abgefahren ſei.

„Aber großer Gott im Himmel,“ ſagte Hedwig, „ich begreife nicht, was ſie dazu bewogen haben kann! Das unglückliche Kind, — wohin will ſie, was hat ſie im

Sinn? Moritz, was haſt Du ihr geſagt, was iſt geſchehen?“

„Das theure, arme Kind!“ ſeufzte Madame Levſen; „jetzt fällt mir etwas ein! Ja, das war ſie im Stande!“ Die alte Frau hielt ſich die Hände vors Geſicht. „Ach, mein Gott! ſie hat gewiß den Brief auf Wyk nicht abgeliefert und geht damit geradeswegs zum König — ſie geht geradesweges nach Kopenhagen!“ Und nun geſtand ſie Alles, fügte aber hinzu, daß Eliſabeth vorgeſtern bei der Rückkehr von Föhr auf die Frage, ob der Brief abgeliefert ſei, Ja! genickt hätte.

Das ſchwere Wetter nahm zu, es war gerade um die Zeit, wo, wie wir wiſſen, Eliſabeth genöthigt war, in der Schenke am Geeſtlande einzukehren. Ein Schiff war in Sicht, der Sturm trieb es aufs Land zu, große Wogen wälzten ſich auf Oland hin, man konnte außer dem Hauſe nicht mehr feſt ſtehen; das Meer ſtieg und der Sturm erhob ſich immer mehr, mit Heulen und Brauſen ſo gewaltſam die Häuſer erſchütternd, daß Thüren und Fenſter klapperten und die Grundfeſten erzitterten. Es war, als ob man am Bord eines Schiffes wäre. Die langen Seen rollten weit hin über die Inſel und erreichten in ihren letzten Strömungen die am niedrigſten ſtehenden Häuſer.

„O das arme Kind,“ ſeufzte Hedwig, „wo mag ſie nur in dieſem Augenblick ſein!“ Nur an ſie dachte ſie, nur für ſie war ſie beſorgt, mehr als für die Unglücklichen, deren Schiff in dieſem Augenblick gegen die Riffe von Seeſand trieb.

Dies iſt eine große weiße Sandbank, die ſich von der Inſel Amrom aus erſtreckt; ſelbſt bei hohem Waſſer liegt ſie trocken, nur bei Sturmfluth wird ſie überſpült. Ungefähr in der Mitte derſelben iſt von ſchwerem Gebälk eine pyramidenförmige Bake aufgerichtet, mit einem großen kugelförmigen Aufſatz von ſechzig Fuß Höhe, bei hellem Wetter gegen zwölf Meilen ſichtbar. Dieſer hölzerne Thurm iſt die einzige höhere Seemarke auf der Außenſeite der Untiefen zwiſchen Amrom und Eiderſtedt und von beſonderer Wichtigkeit theils für die Schiffe, welche unter dieſen Theil der Küſte kommen, theils als Wegweiſer beim Hineinſegeln in die Rinnen weſtlich und ſüdlich von Amrom.

Nahe an der Bake lag das Fahrzeug geſtrandet. Man hatte es in der frühen Morgenſtunde, ehe ſich der Sturm recht erhob, nach der Einfahrt her ſteuern ſehen, aber bekannt mit der Gefahr hatte man, da das ſtürmiſche Wetter ſo zunahm, wieder die offene See zu gewinnen geſucht, doch zu ſpät. Die große See und der Wind, der nach dem Lande zu ſtand, trieben das Fahrzeug auf die Bank, bald ſaß es im Sand feſt.

Es iſt unmöglich, dort draußen Hilfe zu bekommen, aber bei ihrem Unglück war es doch ein Glück, daß ſie nahe bei der Bake ſtrandeten, welche nicht bloß eine Seemarke iſt, ſondern auch ein Zufluchtsort für die, welche Seeſand erreichen und von den rollenden Wogen nicht weggeſpült werden.

Oben in dem kugelförmigen Aufſatze iſt eine Art von Zimmer, in welchem ein Faß mit friſchem Waſſer, einige

Schiffszwiebacke und eine Flaſche Branntwein liegen, ſo daß die Geſtrandeten hier einige Tage das Leben friſten können, bis ſich das Meer beruhigt und man ihnen von den Inſeln zu Hilfe kommen kann.

Gegen Abend glaubte man ein gelbes Taſchentuch von der Bake flattern zu ſehen. Das geſtrandete Schiff, auf die Seite geworfen, in zwei Stücke getheilt und feſt im Sande, lag mitten in der Brandung, kein Menſch war mehr darauf zu ſehen.

Es war das Schiff „Kalverſtreet," ſo genannt nach der erſten Straße Amſterdams.

Oben in der breternen Kammer ſaßen drei Gerettete, ja wir können ſagen vier, denn der Schiffshund war auch mit gerettet; dieſer kroch in einen Winkel, und ohne ſeinen naſſen Pelz zu ſchütteln, legte er ſich und ſah mit den großen treuen Augen nach dem alten Steuermann, der alsbald nach den hierher geſtellten Schiffszwiebacken ging, ſich ein Stück abbrach, einen Schluck Branntwein nahm und es den beiden Andern überließ, ſeinem Beiſpiel zu folgen. Der Hund ward nicht vergeſſen, er bekam auch einen halben Zwieback, und dann faltete der alte Mann ſeine Hände und dankte dem lieben Gott dafür, daß ſie das Leben erhalten hatten. Das Nächſte, was er dann zu thun hatte, war, ſeine Stiefeln auszuziehen, das Waſſer herauszugießen, ſich ganz nackt auszuziehen; aus jedem Stück, das er angehabt, das Waſſer auszuringen, und es dann ſo, wie es war, wieder anzuziehen; der Matroſe machte es ebenſo wie er, aber die dritte Perſon, die einen engen ſchwarzen Anzug und einen großen grauen Mantel trug, löſte bloß dieſen letzten, goß das Waſſer aus den Stiefeln und ging dann an den Schnaps und den Schiffszwieback.

„Macht es ſo wie wir!" ſagte der Matroſe, „dann trocknet's beſſer." Aber der bleiche, ſchmächtige Mann, den die naſſen Kleider noch ſchmächtiger erſcheinen ließen, ſchüttelte mit dem Kopfe.

„Ich bin in Sorgen, daß ich mich erkälte," ſagte er. „Jetzt bin ich warm, ſchön warm, und ich werde es noch mehr werden, wenn ich noch einen Schluck nehme."

„Ja, aber auch nur einen," ſagte der Steuermann. „Wir können genöthigt werden, hier mehrere Tage vor Anker zu liegen, und Ihr ſeht, daß das Alles iſt, was wir hier zu leben haben. Ringt Euer Zeug aus wie wir und ſucht es zu trocknen!"

Der blaſſe Mann ſchüttelte mit dem Kopfe, ein Schauer durchzog ihn, „er ſei ganz ſchön warm," ſagte er; was war die Urſache davon, daß er ſich weigerte? Darin lag ein charakteriſtiſcher Zug, an welchem wir ihn vielleicht aus früherer Zeit wieder erkennen können.

Es giebt ein Märchen von einem König, der an einer ſchweren, tödtlichen Krankheit darniederlag und der nur dadurch geheilt werden konnte, daß er ein Hemd anzog, welches von Jemand getragen worden war, der ſich für vollkommen glücklich hielt. Man ſuchte überall, aber es war Keiner zu finden; zuletzt fand man einen Hirten, der ſang und jubelte und war vollkommen glücklich, nichts vermißte er, nichts wünſchte er, und nun bat man ihn um ſein Hemd für den König; aber — er hatte keines! Der vollkommen Glückliche hatte kein Hemd und in dieſem Punkte glich unſer Geſtrandeter auf ein Haar dem vollkommen Glücklichen. Deswegen wollte er es nicht ausziehen und ausringen, nicht ſeine Kleider ablegen, damit man nicht ſähe, was ihm fehlte. Das naſſe Zeug mit Ausnahme der Stiefeln und Socken mußte alſo auf dem Körper trocknen.

Keiner von den Dreien, welche in der Bake ſaßen, hatte Luſt zu ſprechen. Ermüdet und ermattet von der Noth und dem Kampf, den ſie durchgemacht hatten, warfen ſie ſich jeder in einen Winkel nieder; der Schiffshund Nible lag in dem vierten Winkel. Der Fußboden ſchwamm von Waſſer, theils von den Kleidern, theils von der Brandung, die durch die Luken ſpritzte.

„Es giebt im Univerſum," ſagt Walter Scott, „zwei Dinge, welche ſchwer ihres Gleichen finden, die Sonne am Himmel und die Nordſee auf der Erde." Dies eine Unvergleichliche kannten dieſe nun allzugut und unter deſſen ewig rollenden Donnern beugten ſie das Haupt und ſchliefen.

Als der Sturm ſich gelegt hatte, wagten ſich beim hohen Waſſer einige Fiſcher nach der Bake hinaus und bargen die Geſtrandeten. Der Steuermann und der Matroſe kamen in das Haus des Commandeurs, der bleiche hagere Mann — er ſchien etwas über vierzig Jahr alt zu ſein und dem Dialect nach ein Süddeutſcher — kam zu Moritz ins Predigerhaus.

„Entſchuldigen Sie meinen miſerabeln Aufzug," ſagte er mit einer unter dieſen Umſtänden erſtaunenswerthen

Beweglichkeit; „ich ziehe auf Reiſen ſtets die ſchlechteſten Kleider an, die ich habe, die guten liegen im Koffer. Rein und anſtändig, das iſt mein Wahlſpruch.“

Hedwig ſtand ſchon mit einem alten Schlafrock von ihrem Bruder da und öffnete eine Kammer für den neuen Gaſt.

„Ich wollte meiner Geſundheit halber nach Föhr,“ ſagte er, „um einige Seebäder zu nehmen. Die habe ich nun von Grund aus gekriegt.“

„Sie haben das Leben erhalten, Gott ſei's gedankt; erholen Sie ſich bei uns und ſchreiben Sie dann baldigſt an Ihre Familie, damit ſie Ihretwegen nicht in Angſt iſt. Was kann man nicht leiden, was kann man nicht denken!“ Und Hedwig ſeufzte tief, ſie dachte an Eliſabeth.

Nachdem er erwärmt, durch Eſſen und Trinken geſtärkt war und ſich ausgeruht hatte, erzählte der Mann, daß er ein ungariſcher Schauſpieler von bedeutendem Renommée ſei — Moritz war es, dem er dieſe Mittheilung machte und verſicherte, daß er namentlich in den Städten Comorn und Gran als Max im Wallenſtein Furore gemacht habe, daß aber ein allzugroßes Intereſſe für eine hohe Dame ſein Pflichtgefühl in Colliſion gebracht habe mit ſeinem Glück, weswegen er dieſes aufgegeben. „In Petersburg hielt ich dramatiſche Vorleſungen unter allgemeiner Bewunderung, aber ich konnte das rauhe Klima nicht vertragen und mußte deshalb nach Norwegen. Hier, wo man keinen Laroche und Löwe, keinen Anſchütz und wie die Herren vom Burgtheater in

Wien alle heißen geſehen hat, wurden meine ſceniſchen Darſtellungen eine neue Offenbarung im Reiche der Kunſt. Alles war ergriffen! Da war ein junges Mädchen, Stella hieß ſie, eine Stella war ſie!“ Er warf einen Blick nach der Decke des Zimmers. „Mein Spiel bezauberte ſie, ſie liebte mich und ward von ihrer Familie verſtoßen, — wir wurden getraut, — und nun kamen die Kabalen im Theater, es trat eine Partei auf, welche pfiff, ich ſage Ihnen, pfiff! Aber das ganze gebildete Norwegen zog im Theater die Stiefeln aus und prügelte die Pfeifer hinaus. Das war mein Sieg! Nun verließ ich das Land. Da geſchah es auf der Heimkehr auf einer der kleinen däniſchen Inſeln, daß meine Stella eine Tochter zur Welt brachte; ſo unerwartet kam der kleine Engel, daß ich von der Landſtraße ablenken und in einem Rittergut einkehren mußte. Mutter und Kind wurden hier gepflegt und auf das Ehrenvollſte behandelt, aber Stella's Herz brach!“ Er trocknete ſich die Augen mit dem Zeigefinger, machte eine kleine Pauſe und fuhr dann fort: „Man behielt die Kleine, die ich will nicht ſagen mein, aber der Mutter frappantes Ebenbild war. Sie wird mit den jungen Grafen erzogen und kann jetzt ungefähr vierzehn Jahr alt ſein; ſie wird jedenfalls einmal als Frau in einen der hochgebildeten Kreiſe eintreten, in denen ſie jetzt lebt. Die jungen Grafen ſind excellente Menſchen, ſie beten ſie an, aber ich ſehe ſie nicht, ich trete ihr nicht unter die Augen, bis ich dies auf eine ihrer Umgebung würdige Weiſe kann. Es giebt etwas, Herr Paſtor, was man edle Scham nennt, und das fühlt der würdige Arme den der Zufall, der Augenblick auf die dunkle Stufe der Prüfung im Leben ſtellt.“

Moritz betrachtete ihn feſt und ſagte dann: „Ich habe eine andere Geſchichte gehört, die dieſer ſehr ähnlich ſieht, wenn man den Schluß ausnimmt. Da war es die Frau eines unglücklichen Leierkaſtenmanns, die ihr Kind in einem alten verfallenen Gebäude zur Welt brachte; dahin kamen zufälliger Weiſe einige adelige Freunde, die nahmen ſich des Kindes an, und als ſpäter auf dem Rittergut ein Verhör mit dem Leierkaſtenmann vorgenommen wurde, kam das Kind zu einer alten Baroneſſe ins Haus. Ich war zugegen, ich war Gaſt, Sie waren auch zur Stelle, — Sie waren der Leierkaſtenmann!“

„Ah, ſo! ja ſehen Sie, daß meine Geſchichte wahr iſt?“ ſagte ohne alle Verlegenheit der Mann, indem er ſo daran gewöhnt war, ſeine Erlebniſſe zu „gruppiren“, daß er, wenn er ſie erzählt hatte, wirklich glaubte, daß ſie wahr wären oder wenigſtens es zu ſein verdienten.

Der Steuermann und der Matroſe, die beide beim Commandeur aufgenommen worden waren, waren Föhringer; das Fahrzeug gehörte, obgleich es einen holländiſchen Namen trug, nach Föhr, eben ſo wie der Schiffshund Nible, der nach ſeinem Geburtsort Niblung auf Föhr benannt war.

„Ich habe da einen Brief an den Commandeur,“ ſagte der Matroſe; „er iſt etwas naß in der Taſche geworden und an den Kanten etwas geſcheuert, aber er wird ſich wohl noch leſen laſſen; — faſt hätte ich ihn nicht bringen können, aber der Herr Commandeur ſehen, daß ich dann geſetzlich entſchuldigt geweſen wäre!"

„Von wem haſt Du den Brief, Nickels? — von Van Groote in Haarlem?"

„Nein, von Ihrem eignen lieben Enkel, ich kann mir denken, daß Sie eben nicht erfreut darüber geweſen wären, wenn er mit mir untergegangen wäre."

„Von Elimar!" rief der Commandeur.

„Ja!" antwortete der Matroſe; „er möchte gern die Papiere haben, von denen er ſchreibt, er kann ſie jetzt wohl gebrauchen."

„Sie ſind auf einem andern Wege zu ihm geſchickt worden," ſagte der Commandeur und vermochte es nicht, einen tiefen Seufzer zurückzuhalten. Die tiefſte Betrübniß lag auf dem Geſicht des alten Mannes.

„Wie haben Sie denn das früher erfahren?" fragte der Matroſe mit einem ſchlauen Lächeln, das gar nicht hierher zu paſſen ſchien. „Wir haben eine ſchnelle Reiſe von dort hierher gehabt, aber was hilft das Alles gegen den letzten Stoß, den wir hier erhielten."

„Erzähle mir, was Du von dem Unglücklichen weißt," ſagte der Commandeur.

„Nun für ſo ſehr unglücklich kann ich ihn eben nicht halten," antwortete der Matroſe, „in dieſen Cours würde er doch einmal gekommen ſein, früher oder ſpäter. Das bleibt nicht aus!"

„Pfui!" ſagte der Commandeur, „wie kannſt Du ſo zu mir in meinem Hauſe ſprechen und in einer ſolchen Trauerzeit!"

Der Matroſe ſah ihn an. „Es iſt ja eine gute Partie, wie man das nennt, warum ſollte er ſie denn nicht nehmen, wenn ſie auch ſeine Mutter ſein könnte? Würde der Commandeur nicht daſſelbe gethan haben?“

„Von wem ſprichſt Du?“ fragte der Commandeur.

„Von Elimar Levſen, Ihrem lieben Enkel,“ antwortete Nickels. „Er heirathet die Wittwe drüben und bekömmt ein eignes Schiff zu führen; das wird wohl Alles im Briefe ſtehen.“

„Du biſt verwirrt im Kopfe,“ ſagte der Commandeur; „Du haſt noch nicht verwunden, was Du dort auszuſtehen hatteſt; es rappelt bei Dir. Ja, ja, auch am Lande hat man zuweilen eine See auszuhalten, die uns das Herz entzwei ſchlägt!“

„Elimar Levſen hat bei der Witwe Glück gemacht,“ ſagte Nickels; „es iſt ja nicht ſo unglaublich; ein raſches Weſen hat er, gut ausſehen thut er und das lieben die Frauenzimmer; und daher hat die reiche Wittwe, für die er nach Amerika fuhr, ihn vom Steuermann zu ihrem eignen Capitän gemacht; ich habe ja ſelbſt mit ihm drüben geſprochen; die Verlobung war eben gehalten, als ich nach Hauſe ſollte, und da ſchrieb er den Brief, den ich hier habe und den er mir mitgab, denn er wußte, daß ich von Holland direct hierher gehen würde mit einem von unſern Föhringern.“

„Elimar iſt ja in Kopenhagen,“ ſagte der Commandeur, „weißt Du denn das nicht? — In Ketten und Eiſen iſt er da.“

„Wie ſollte er dahin kommen,“ ſagte Nickels und machte dabei ein gar wunderliches Geſicht; „da müßte ich ja ein großer Schaafskopf ſein, und das bin ich nicht! Und hier iſt der Brief, ſeine eigne Handſchrift, etwas naß an den Kanten, aber doch der trockenſte in der ganzen Brieftaſche.“

Der alte Mann griff danach; ſeine Hand zitterte, es war Elimars Handſchrift. Er erbrach den Brief und breitete ihn vor ſich auf dem Tiſche aus, er war in den Brüchen auseinander gegangen.

„Er iſt hin und wieder etwas leck,“ ſagte Nickels. Der Commandeur las, fing an zu wanken, ſetzte ſich, ſtand wieder auf und ging an das Schubfach, in welchem das Schreiben von dem Landvoigt in Wyk lag. Ja, da ſtand es ja deutlich, daß Elimar nach Kopenhagen gekommen, daß er ein Gefangener, ein Verbrecher ſei, daß er einen Unterſteuermann auf dem Schiffe erſchlagen hatte, auf dem er ſich befand. Aber nun dieſer, allerdings früher datirte Brief aus Amerika, den Nickels brachte, das war Elimars Handſchrift, und Alles darin war Freude und Luſt. Er erzählte darin von glücklichen Reiſen, die er gemacht, von der reichen Witwe, für die er da drüben gefahren, daß ſie Gefallen an ſeiner Perſon gefunden, daß ſie ſich bald heirathen wollten, daß er außerordentlich froh und glücklich ſei, nnd daß er ſich Taufſchein und andere Papiere ausbitte, um Hochzeit machen zu können. In einer Nachſchrift war ein Gruß an ſeine kleine Braut Eliſabeth hinzugefügt, auf die er nicht mehr warten könne, die er aber zu heirathen verſpreche, wenn er einmal Witwer würde.

„Er hat Keinen erſchlagen!“ ſagte der Alte und ſank weinend in ſeinen Stuhl zurück.

Madame Levſen's Freude und Glückſeligkeit war unendlich groß; ſie fiel Nickels um den Hals, lief hinüber zu Moritz und Hedwig, lachte und weinte. Dieſe dachten beſtändig an Eliſabeth. Was war aus ihr geworden, wohin war ſie gerathen?

Moritz hatte ſchon ein paar Briefe fertig, die er nach den verſchiedenen Ueberfahrtsſtellen ſchicken wollte, wo er glaubte, daß ſie angehalten worden ſein müßte, da ſie ohne Paß war; außerdem einen Brief an den Etatsrath Heimeran, damit er in Kopenhagen Nachforſchungen anſtelle, wenn ſie dahin gelangt ſein ſollte.

Nicht einmal Hedwig hatte er ein Wort davon geſagt, daß der Geſtrandete, den ſie in ihrem Hauſe hatten, Eliſabeths Vater ſei; dieſer ſelbſt erfuhr es nicht, daß ſeine Tochter noch am geſtrigen Morgen in dieſem Hauſe geweſen, daß man ihretwegen in Angſt und Sorge ſei. Es war unnöthig, dieſes zu erzählen, und weder nützlich noch erfreulich.

Nun kam der Commandeur, aber nicht ſo vergnügt, wie ſeine Frau, die in ihrem Entzücken und ihrer Freude ſogleich herüber gelaufen war; der Commandeur war im erſten Augenblicke auch froh geweſen, aber bald war der traurige, wiewohl vernünftige Gedanke in ihm aufgekommen: „Als dieſer Brief geſchrieben wurde, ſtand Alles gut und wohl; ſo ſtanden die Sachen damals, aber kann das Böſe nicht ſpäter geſchehen ſein? ja vielleicht an demſelben Tage, an welchem **Nickels** mit dem Brieſe abſegelte? Die Partie kann rückgängig geworden ſein, **Elimar** kann einen tollen Streich gemacht, Alles aufgegeben haben, er kann auf ein anderes Schiff gegangen ſein, Alles kann ſich ereignet haben, wie wir es fürchten, fürchten müſſen. Die Kopenhagener Polizei hat ja ganz genau darüber geſchrieben. Es iſt eine Tollheit, ſich jetzt zu freuen und an ein ſo unwahrſcheinliches Glück zu glauben und zu denken!“

Madame **Levſen** wurde blaß vor Schrecken, rang die Hände und war eben ſo ſchnell bereit, jetzt wieder das Schlimmſte zu fürchten, wie ſie beeilt geweſen war, die Glücksbotſchaft aufzunehmen.

Moritz mußte den Reflexionen des Commandeurs Recht geben, aber eine Hoffnung ſei doch vorhanden, eine Hoffnung, die man nicht aufgeben müſſe. Er öffnete den Brief an den Etatsrath **Heimeran** noch einmal und fügte einige Nachrichten von **Elimars** Brief und von **Nickels**’ Mittheilungen hinzu, indem er den Etatsrath auf das Inſtändigſte bat, über den Gefangenen Nachforſchungen anzuſtellen und auf das Genaueſte darüber zu berichten.

Jap-Litt-Petters, der von Dagebüll gekommen war, ſagte ihnen, daß **Eliſabeth** wohl mit ihm hinüber gekommen, aber gar nicht wieder nach dem Wirthshaus zurückgekehrt ſei; Niemand da drüben hatte etwas von ihr geſehen, ſie mußte gleich, wie es auch der Fall war, weiter gegangen ſein.

Wir wollen ſehen, wie weit ſie iſt.

Sie ſegelte eben gerade im großen Belt, außerhalb Langeland, an derſelben Stelle, wo wir an dem Abend, an welchem ſie geboren ward, Moritz und ſeine jungen adeligen Schüler in offenem Boot nach Fühnen zuſteuern ſahen. Auch jetzt war der Wind entgegen; der Schiffer mußte kreuzen, und erſt am nächſten Nachmittage erreichte er den Hafen Karrebecksminde auf Seeland, wo Eliſabeth ans Land ſtieg, um nach Kopenhagen zu wandern und dort den König und Elimar aufzuſuchen.

XVIII.

Die Witwe.

Der Schiffer Thöning hatte Eliſabeth gezeigt, welchen Weg ſie nach Neſtvet zu nehmen habe, und ihr gerathen, dort zu übernachten, um früh am nächſten Morgen, wo gerade ein Omnibus nach Kopenhagen abgehen würde, mitzufahren. Sie würde auf dieſe Weiſe für wenig Geld noch vor Abend Kopenhagen erreichen. Dies war die ſicherſte und beſte Weiſe, dahin zu kommen. In Neſtvet ſollte ſie bei dem Weinhändler an der Ecke der Heiligengeiſtſtraße und der Katechismusgaſſe wohnen; dies war ein gutes Wirthshaus, und von hier fuhr gerade der Omnibus ab. Dies würde ſich Alles von ſelbſt machen, ſagte er; nicht ohne Wehmuth ſagte ſie dem braven Schiffer Lebewohl und begab ſich auf dem Waldwege nach Neſtvet.

Es war im October. Der Wald war ungewöhnlich ſpät noch voll dichten bunten Laubes; die Luft war nach dem Sturme ſo klar und rein. Die großen Räume, die ganze Waldnatur in ihrer ſinkenden Pracht, ſo fremd und doch ſo bekannt, ergriffen ihr reines poetiſches Gemüth. Es lag etwas Kirchenartiges in dem Wald, und die Sonne ſchien wie ein Gotteswort, wie eine Predigt Gottes hinein. Der Weg, den ſie ging, war nicht der kürzeſte, aber ſie wußte das nicht, ſie merkte es nicht. Plötzlich hörte ſie Orgeltöne, ſie tönten zu ihr in den Wald hinein; ſie befand ſich bei dem alten Herlufsholm; einige Schüler aus der Schule ſpielten auf dem grünen Raſenplatz vor dem alten rothen Gebäude. Die Sonne ſchien, die Orgel klang, hier ſah es ſo heimiſch, ſo hübſch aus; einer der Knaben begrüßte ſie ſo freundlich, ſo bekannt, und das that ihr wohl; ſie wagte es, ihn nach dem Wege nach Neſtvet zu fragen, und er zeigte ihr den Fußpfad längs der Au an der Waſſermühle vorbei, wo Brigitte Gjöe wohnte, wo aber jetzt das Staatszimmer der frommen ritterlichen Frau in einen Schweinekober verwandelt iſt.

Bald ſah ſie vor ſich die Stadt unter dem großen Sandberge liegen, der eben ſo hoch wie der Kirchthurm iſt; ſie fand das Wirthshaus und ließ ſich dort eine kleine Kammer geben. Brod hatte ſie ſich auf der Straße beim Bäcker gekauft, das aß ſie jetzt und trank Waſſer dazu, um nicht eine allzu große Rechnung zu bekommen.

Elimar war ihr beſtändiger Gedanke, ihn ſollte ſie bald ſehen, vielleicht ſchon morgen; aber wie wollte ſie zu ihm gelangen? Was mußte er nicht ausſtehen? Und ſie dachte an ihre Pflegeeltern, denen ſie den bittern Kummer verurſacht hatte, fortzugehen, ohne ihnen den Grund zu ſagen! Und was würde der Monarch ſagen, würde ſie den Muth haben, zu ihm zu ſprechen und ihn anzuflehen? „Ich will zu ſeinen Füßen weinen!“ dachte ſie, „und er wird den Brief der alten Großmutter leſen und gerührt werden von aller dieſer Noth!“ Die Thränen rollten Eliſabeth an den Wangen nieder. Da erſchell eine Muſik von der Straße: es war der Trompeter, der den Zapfenſtreich blies; ihre Gedanken wandten ſich nach außen hin, es war, als wenn ſie leichter würden; ſtill las ſie ihren Abendſegen und ſchlief ein.

In der Morgenſtunde ward ſie von der Magd aufgeweckt, welche ihr ſagte, daß ſie aufſtehen müſſe, wenn ſie mit dem Omnibus fort wolle. Unten auf der Straße hielten zwei große vielſitzige Wagen; eine Anzahl Damen und Herren, lauter vornehme Leute, wie es Eliſabeth ſchien, ſtiegen ein; es war ein echtes Herbſtwetter; ſie bekam einen Mittelplatz, der Kutſcher blies, und raſch ging es durch die Straße, wo überall die Leute an die Fenſter kamen. Das war ein Nicken und ein Grüßen, ein Rufen hin und her; es ging auch recht ſchnell, aber nur bis vor die Stadt, dann aber recht langſam, es war ja ein Omnibusfuhrwerk. Die Omnibusconverſation begann, Omnibusbekanntſchaften wurden angeknüpft; es waren, wie geſagt, lauter vornehme Leute.

Der Himmel war bewölkt, es wehte ſtark, aber bei der däniſchen Zufriedenheit, was das Wetter anlangt, tröſtete man ſich gegenſeitig damit, daß man zufrieden ſein müſſe mit dem Winde, ſonſt würde man Regen haben. Zwei Damen erzählten ſich die ſchrecklichſten Geſchichten von dem Omnibus, der am Tage zuvor umgeworfen war; er hatte im vorigen Jahre ein Kind überfahren; man mußte auf alles Mögliche gefaßt ſein, und nun kamen ſie auf allerlei Unglücksfälle zu ſprechen und kamen vom Omnibus bis zu einem Luftballon, der in England herabgeſtürzt war. Es war ein ältlicher Mann im Wagen, der äſthetiſch ſprach und dabei von einem jungen Studenten ſecundirt wurde, der die Klugheit ſelbſt zu ſein ſchien.

„Ich ſage wie Shakeſpeare: no, no!“ ſagte der Aeltere, denn er verſtand ſich aufs Citiren.

„Wo ſagt Shakeſpeare das?“ fragte der Student.

„Das ſagt er an vielen Stellen; das iſt eine ſehr bekannte Replik.“

„Ja, da ſagt er wohl noch viel mehr!“ bemerkte der Student.

„So, glauben Sie das?“ antwortete der Alte und fand ſich beleidigt.

Eine Dame ſprach beſtändig von der Bereitung der Speiſen und davon, was man jetzt in den Zeitungen ſchreiben dürfe. Ein alter, kränklicher Herr ſaß ſeiner noch ſehr jungen Frau gegenüber, und ein Freund, den er hier im Wagen gefunden hatte, billigte ſeine Heirath und ſprach zum großen Troſt für das Ehepaar, daß es ſehr vernünftig ſei, daß er ſich eine Frau genommen habe, die jung und raſch, die ihn in ſeinem Alter und bei ſeiner Kränklichkeit pflegen und der er ein Vermögen hinterlaſſen könne, ſo daß ſie ſich nach ſeinem Tode in guten Umſtänden befinden würde. Die junge Frau ſchwärmte für Zweierlei: für ihren alten Mann, mit deſſen Hand ſie ſpielte, und dann dafür, in Kopenhagen einmal ins Theater zu gehen; ihre Zeitrechnung hatte ſich ſtets nach den Zeiten gerichtet, wo das Theater geöffnet und wieder geſchloſſen wurde. Wenn ſie in den Zeitungen las, daß jetzt ein Abonnement für die kommende Saiſon eröffnet ſei, das war für ſie, wie für uns, wenn wir leſen: nun iſt der Storch gekommen, oder: es ſind ſchon reife Erdbeeren da.

Die Geſellſchaft im Omnibus ward unter einander immer mehr bekannt, und bald hatte man entdeckt, daß Eliſabeth eine „Fremde“ aus Holſtein, wie man ſie nannte, und daß ſie ganz allein ſei. Wo die Halligen lägen, wußte Niemand, nicht einmal der Student; er meinte, der Name müſſe verkehrt ausgeſprochen ſein, ſonſt müſſe er es doch wohl wiſſen. Aus Halligen machte er Halligoland, und ſo wurde es denn bald Helgoland. Eliſabeth ſchüttelte mit dem Kopfe, ließ ſich aber nicht auf weitere Erklärungen ein, und ſo fuhren ſie über das hochgelegene hügelige Haideland mit der weiten Ausſicht an Giſſelfeldt vorbei und an den Holzungen von Bregentved. Sie ſah ſie nicht in ihrer Friſche, ſie ſah nicht die ſommerliche Waldeinſamkeit, wo das Wild in dem hohen Graſe herumſpringt, wo der Storch auf den Wieſen ſpaziert; ſie ſah die ſterbende Natur, ſah ſie in ihrem Fall, ſie ſah ſie vom Omnibus aus, und doch ergriff ſie wie eine ſchöne Muſik wunderbar ihre Seele, bei all dieſem leeren Geſchwätze. Endlich erreichten ſie Kjöge; der kränkliche Mann gab ſich auf der ganzen Tour die größte Mühe, Eliſabeth Beſcheid zu geben über die Fluren und die Häuſer, über Alles; aber ſie verſtand ihn nicht, ſo ſonderbar waren die auffallenden Seiten, die er hervorhob.

„Das iſt nun das rothe Haus," ſagte er bei einem Hauſe am Wege, wo ſie vorüberkamen; in Kjöge zeigte er auf ein anderes Haus: „da wohnt mein Schwager," aber Eliſabeth ſah nach der entgegengeſetzten Seite hin, da lag eine Kirche. Eine niedrige Mauer trennte ſie von der Straße, und an der Kirchenmauer rankte ſich eine ganze Decke von Immergrün herauf; das erinnerte ſie an den Edelhof der alten gnädigen Frau auf Fühnen; ſeitdem Eliſabeth als Kind dort geweſen war, hatte ſie ähnliches Grün nicht geſehen. So hatte das kleine Städtchen Kjöge die ſchönſte Erinnerungsblume aufzuweiſen. Wenn man die Stadt paſſirt hat, kommt man nach einem Wirthshauſe; hier bei dem Wechſel des Wagens erhielt Eliſabeth ihren Platz neben den zwei Damen, welche von den Omnibus-

Unglücksfällen ſprachen; dieſe mußten um jeden Preis wiſſen, wer die „kleine Holſteiniſche“ ſei, und mit kindlicher Unbefangenheit erzählte ſie den Zweck ihrer Reiſe, daß es das erſte Mal ſei, daß ſie nach Kopenhagen komme, und daß ſie dort Niemand kenne, und nun hatten beide Damen, die eine war Witwe, ein neues Unglück erhaſcht, das ſie mit unter die Omnibus-Unglücksfälle rechnen konnten.

„Aber an wen werden Sie ſich denn wenden, wenn Sie nach der Stadt kommen?“ fragten ſie Eliſabeth.

Eliſabeth nannte den Etatsrath Heimeran, den ſie zwar nicht kannte, der aber ihren Pflegevater kannte. Der Etatsrath war nächſt dem König ihre Hoffnung und Stütze.

„Aber wo werden Sie den Etatsrath heute Abend finden? Kopenhagen iſt eine große, gewaltig große Stadt, in der es viele böſe Menſchen giebt! — Ein ſo armes junges Kind, wie Sie, kann nicht allein auf der Straße gehen! Die jungen Leute ſind dort ſehr ſchlimm! Ach das iſt etwas ganz Erſchreckliches!“

Und ſie flößten Eliſabeth noch mehr Angſt ein.

„Ich weiß nicht, was ich Ihr für einen Rath geben ſoll,“ ſagte die Witwe.

Sie näherten ſich Kopenhagen; es war, wie wir wiſſen, im Octobermonat, es war Umziehetag, naß und nebelig. In einer jeden Jahreszeit hat es etwas Beengendes, vom Lande in eine Feſtung hineinzukommen, wie Kopenhagen, zum erſten Male durch enge, dunkle Feſtungswerke zu fahren, über ſchmale Brücken und durch ein tunnelartiges Thor in dieſe engen Straßen hinein mit hohen Häuſern an beiden Seiten; und dieſes mußte Eliſabeth jetzt um die Herbſtzeit bei Regen und ſchlechtem Wetter thun, im Finſtern, am Abend eines Umziehtages.

In anderen Ländern kennt man dieſen Tag nicht, der für uns einmal im Frühjahr und einmal im Herbſt eintritt, wo die Familien, welche ihre Wohnung wechſeln, mit Allem, was ſie beſitzen, von dem Haus, wo ſie waren, nach dem neuen ziehen. Hier findet man ein Gepolter, eine Verwirrung, die wohl für einen Genremaler als Studium recht angenehm ſein mag, die aber für die Betheiligten eben nicht beluſtigend iſt. Der Fremde, der einen Kopenhagener Umziehetag nicht kennt und an einem ſolchen in die Stadt kommt, würde glauben, daß er in eine Straße gerathen ſei, wo das benachbarte Quartier in lichterlohen Flammen ſtehe, und daß deswegen alle Menſchen auf Wagen und Tragbahren Betten und Möbeln fortſchaffen und retten ließen; ganze Straßen liegen angehäuft mit Stroh und Kehricht, mit Allem, was aufzubewahren nicht der Mühe werth iſt, ein unabſehbarer Kehrichthaufen. Welch ein Bild der Vergänglichkeit! Da liegt ein erſchrecklich alter Seidenhut, der einſt den Neid der ganzen Nachbarſchaft erregte, obwohl er auf einem unſchönen Kopfe ſaß; hier liegt ein grauer Handſchuh, der war einmal weiß, ein Bräutigam trug ihn an ſeinem Hochzeittage.

Durch dieſes Chaos fuhr Eliſabeth; ſie fühlte ſich beengt, gedrückt und beängſtigt. An dem Wirthshaus, wo der Omnibus anhielt, ſtiegen Alle ab; die Meiſten fanden Bekannte, welche ſie erwarteten, da herrſchte viel

Freude und Redſeligkeit, Suchen nach den Koffern, Gedränge und Droſchkengefahre.

Eliſabeth fühlte ſich ſo verlaſſen wie niemals früher; mit ihrem kleinen Bündel ſtand ſie da und wußte weder vor- noch rückwärts. Die Witwe ſuchte auch nach Jemand, endlich ſchrie ſie: „Sanne!“ Und ein ganz kleines Mädchen, ſpindeldürr und unreinlich, die Haare hingen ihr von den Schläfen über das Geſicht herab, kam zum Vorſchein und küßte der Witwe die Hand, indem ſie ihr eine Schachtel abnahm, welche während der ganzen Reiſe auf ihrem Schooße geſtanden hatte. Die Kleine ſchwatzte in Einem fort, drehte und wendete ſich, drängte ſich durch die Menge und rief mit ihrer feinen Stimme nach einem Landſoldaten, der den Koffer tragen ſollte. Die Witwe nickte Eliſabeth zu, ſah ſie dann noch einmal an und wollte gehen. Da zog Eliſabeth in ihrer Angſt an ihrem Mantel, während die Thränen ihr an den Wangen herabliefen: „Herr Gott, wo ſoll ich hingehen?“

„Armes Kind,“ ſagte die Witwe; „es iſt faſt ſtockfinſter, kommen Sie mit mir; für eine oder zwei Nächte habe ich wohl Platz für Sie. Sie könnten in ſchlimme Hände gerathen, liebes Kind; dies iſt eine gefährliche Stadt und hier ſind viele böſe Menſchen!“

Der Landſoldat ging mit dem Koffer auf dem Rücken, Sanne lief mit der Schachtel vorweg.

„Wir müſſen nach der Lachs-Gaſſe,“ ſagte die Witwe; „die Gaſſe kennen Sie wohl? Sie liegt in der Richtung zwiſchen der Börſe und dem Theater. In der Gaſſe war es, wo ſich vor ein paar Jahren der Teufel zeigte, wovon ſo viel geſprochen wurde, den aber die Polizei nie faſſen konnte.“

In Regen und Unwetter durch allen Umziehetageſchmutz wanderten ſie vorwärts; die vielen Menſchen auf der Straße, dieſe Geſchäftigkeit, Alles hatte etwas Beängſtigendes für Eliſabeth. „So viele um mich herum, und Niemand kennt mich!“ Das war der Gedanke, der ſich ihr unwillkürlich aufdrängte.

Endlich befanden ſie ſich in der Lachs-Gaſſe, dieſe ſah aus wie die andern Straßen, voll Stroh und Kehricht. Ein Kupferſchmied ſtand da mit ſeinen drei Jungen und hämmerte Schlag auf Schlag an einem großen Keſſel nahe bei dem Hauſe, wo ſie eintraten und viele Treppen hinaufſtiegen, gewiß mehr als im Kirchthurme von Oland waren. Die Stube befand ſich in ziemlicher Unordnung, das Ganze hier entſprach durchaus nicht den feinen Kleidern, welche die Frau in dem ſchlechten Wetter in dem Omnibus anhatte. Alles lag umhergeworfen. Sanne lief geſchwind heraus, um Feuer anzumachen, und kam dann zurück, um Geld zu Holz, Sahne und Punſchextract zu holen.

„Das iſt ein kleines unconfirmirtes Geſchöpf,“ ſagte die Frau. „Sanne kommt des Morgens und Abends zum Aufwarten. Die Andere, die ich früher hatte, war eine ſchlechte Perſon, die ich laufen laſſen mußte. Nachher ſollen Sie eine junge Dame ſehen, Adelgunde, ein kluges, gebildetes Mädchen! Sie kommt in die beſten Familien, ſie hilft bei den Putzarbeiten, das verſteht ſie ganz ausgezeichnet. Die wird gewiß einmal eine gute Partie in den höheren Ständen machen; ſie iſt eigentlich dazu geboren, eine Prinzeſſin zu ſein!"

Eliſabeth wußte nicht, was ſie antworten ſollte; ſie ſaß verlegen da und drückte die Hand der Frau an ihren Mund, und dann gab die Frau ihr eine eigne Schublade und einen eignen Schlüſſel dazu, wo ſie ihre Sachen verwahren könnte und das Geld, das ſie hatte; etwas müßte ſie doch haben, und da wollten ſie dieſen Abend ſich keinen Kummer mehr machen, ſagte ſie; jetzt käme Adelgunde gleich, und dann wollten ſie ſich ein Glas Punſch bereiten; morgen würden ſie ſich die Sache weiter überlegen, und da könnte Eliſabeth ja zum Etatsrath Heimeran gehen; der müſſe ſich ihrer annehmen und würde es auch thun.

Die Frau nahm einen ſehr hübſchen Shawl um, der Tiſch wurde gedeckt, und nun kam Adelgunde im ſeidnen Mantel und ſammtnen Hut. Sie war kaum zwanzig Jahr alt, ſchlank von Figur, hatte ſtrahlende Augen und ausgezeichnete Sprachwerkzeuge und war von Profeſſion eine Nähterin. In Kopenhagen bilden die Nähterinnen eine eigene Claſſe und ſind in der Regel höchſt reſpectable Mädchen; ihre Stellung iſt gewöhnlich ſehr dürftig und ärmlich; ihr Verdienſt iſt ſehr gering und ihr Leben oft ſchlimmer als im Kerker. Vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend müſſen ſie in einer ihnen fremden Familie unverdroſſen arbeiten und ſich die verſchiedenartigſte Behandlung gefallen laſſen. In der bürgerlichen Claſſe werden ſie gewöhnlich mit zum Hauſe gezählt, eſſen ſogar in der Stube mit der Familie oder in der Kinderſtube; bei Leuten, die höher im Range ſtehen, haben ſie eine Art von einſamem Arreſt; ſie werden mit ihrem Nähzeug in eine Kammer eingeſperrt und da kommt kein lebendes Weſen zu ihnen, außer, wie im Kerker, wenn ihnen das Eſſen gebracht wird. Man hat viele Beiſpiele davon, daß, wenn auch der Verdienſt hier größer iſt, als anderswo, die armen Nähterinnen dieſe Häuſer beſonders ſcheuen; ſie können dieſe Abſonderung von Allem, dieſes ewige Schweigen nicht aushalten. Adelgunde hatte es ſich ſchon ſeit langer Zeit zum Grundſatz gemacht, nur dahin zu gehen, wo ſie ſich amüſirte, und es gab nicht viel ſolche Stellen; nichtsdeſtoweniger hatte ſie es doch wie die Lilien auf dem Felde, ſie war ſchön gekleidet. Sie verſtand es, die Familien, für die ſie nähte, ganz ausgezeichnet von ihrer komiſchen Seite aufzufaſſen, und wußte dieſe dann zu Hauſe mit echt dramatiſchem Talent zu ſchildern. Sie war in alle Verhältniſſe eingeweiht, wußte Beſcheid mit los und feſt von unten bis oben.

Die Witwe weihte ſie ſogleich in Eliſabeths Geſchichte ein, und Adelgunde ward ſo gerührt über das Benehmen ihrer Freundin, daß ſie ihr um den Hals fiel und ſie ihre „ſüße Frau“ nannte. Sie fand auch, daß es ganz herrlich ſei, was Eliſabeth gethan hatte, wenn nur der Menſch nicht in die Sclaverei komme; „das ſei ſo gemein,“ ſagte ſie; „er iſt alſo Dein Liebſter? Ja da kann man in Deinem Alter wohl daran denken, das machte ich auch ſo, das liegt in uns! — Ach ſieh, wie ſie roth wird!“ rief ſie aus. „Das kann ich gut leiden; ſie iſt im Grunde nicht übel, die Kleine; es liegt etwas Kluges, etwas Feines in ihr; aber das Kleid iſt vom Lande!“

Und Adelgunde lachte und erzählte ihre Geſchichten den ganzen Abend; ſie wußte unendlich viele! Und es ward Punſch getrunken und mit den Gläſern angeſtoßen, und es ward eine Geſundheit getrunken, welche die Frau Adelgunden zuflüſterte, die darüber laut lachte und ſich in dem Sopha zurückwarf.

Es war wirklich eigenthümlich, die beiden luſtigen Frauenzimmer auf der einen Seite und die furchtſame Eliſabeth auf der andern zu ſehen. Erſt ſpät kam ſie zu Bett. Eine Vorrathskammer, die durch eine hölzerne Wand von der Küche getrennt war, wohin die Thüre mit zwei ausgeſchnittenen Herzen führte, ward ihre Schlafkammer. Sie ſprach ihr Abendgebet und dankte dem lieben Gott, daß es gute Menſchen gebe, und daß ſie dieſe gefunden habe in dieſer entſetzlich großen Stadt.

Der Tag war ſchon ziemlich vorgerückt, als ſie gerufen wurde; ſie hatte lange geſchlafen. Adelgunde brachte ihr ſelbſt den Kaffee ans Bett, und als ſie nun aufſtand und durch das Küchenfenſter ſah, da war die Luft ſo klar, die Sonne ſchien über die Nachbarhäuſer her, ein Fenſter in der Dachkammer ſtand offen, ein kleiner Vogel in einem Bauer zwitſcherte ſo laut und ſo fröhlich — eine gute Vorbedeutung für das, was der Tag bringen werde. Schnell war ſie fertig, um ſofort zu Elimar zu gehen; ihn zu ſehen, ihn zu tröſten war ihr erſter Gedanke, aber die Witwe ſagte, daß das nicht angehe, ſogleich dahin zu laufen, man müſſe erſt Erlaubniß von der Polizei haben, das mache viele Umſtände, ehe man zu ſo einem Gefangenen gelange, und noch dazu zu einem zum Tode verurtheilten; ſie wolle ſich indeſſen heute umthun, um es jedenfalls auszuwirken, daß ſie zu ihm kommen könne; aber Eliſabeth müſſe noch ſogleich dieſen Vormittag zum Etatsrath Heimeran gehen, Sanne könne ſie ja begleiten; ſie wollte indeſſen erſt zu dem gegenüber wohnenden Kaufmann gehen und ein Adreßbuch leihen, um zu ſehen, wo der Etatsrath wohne.

Es war weit hinaus bis auf Chriſtianshavn, wo des Etatsraths Haus lag — dort mußten ſie hin. Sanne führte ſie den Weg durch die Börſe, denn da war allerlei zu ſehen, Reihen vou Boutiken, zwei ganze lange Straßen unter Dach, und draußen lagen Schiffe, Seite an Seite, von allen Arten; die kleinen Fahrzeuge mit Aepfeln und Töpfen bis zu den großen Kohlenſchiffen; da war ein Gedränge von Wagen und Tragbahren, Dienſtmädchen kamen mit Marktkörben, Schuljungen mit Büchern, die lange Straße war ein Schmutz. Amager-Mädchen und Fiſchweiber riefen die Einen noch lauter als die Andern. Sanne war bald vor ihr, bald ihr zur Seite, ſie wußte auch allerlei zu erzählen. Ihre ältere Schweſter, ſagte ſie, hatte Hochzeit gemacht mit einem Manne, deſſen Amt es ſei, Zeitungen auszutragen; die Hochzeit hatte bei den Eltern ſtattgefunden. Die Schweſter hatte von ihrer Herrſchaft fünf Thaler zu ihrer Hochzeit bekommen, und für zwei derſelben war ein Myrthenkranz gekauft worden im botaniſchen Garten, denn den mußte die Braut ja haben, und dann hatte man die ganze Nacht in ihrer kleinen Stube getanzt, wo man das Bett und die Lade auf den Flur hinausgeſetzt hatte; ſie hatten im Fenſterbret geſeſſen und hatten Klippfiſch bekommen und Punſch, und die kleine Sanne lachte im ganzen kleinen ſchmutzigen Geſicht und verlor zweimal die Pantoffeln, in denen ſie getanzt und die ſie niedergetreten hatte, aber ſie fand ſie wieder, und dann kamen ſie bei des Etatsraths Hauſe an.

Jürgen ſchloß auf, der alte brave Jürgen, mit dem Karoline ſo oft geſcherzt hatte. Eliſabeth kannte ihn aus den Erzählungen von zu Hauſe, ja ſie kannte beinahe ſelbſt die Möbeln, ſo oft hatte ſie von Allem in dieſem Hauſe ſprechen gehört. Sie ſagte, daß ſie von den Halligen komme und von Moritz, und Jürgen machte ſein allerbeſtes Geſicht, ſagte aber, daß der Etatsrath gerade heute aufs Land gefahren ſei und erſt in fünf bis ſechs Tagen zurückkehren werde. Eliſabeth ſtand erſchrocken da, ſie war nahe daran, in Thränen auszubrechen, und konnte kein Wort ſprechen, und als Jürgen ſie dann fragte, wo ſie wohne, da war es Sanne, welche für ſie antworten mußte. Dann gingen ſie wieder nach Hauſe. Hier ſaß Adelgunde und las einen Roman von Johannes Wildt. Dieſer ſei äußerſt ſpannend, ſagte ſie, etwas ganz Anderes als die Romane von Walter Scott, der verſtehe ſich nicht auf die Liebe. Inzwiſchen tröſtete ſie Eliſabeth, daß fünf bis ſechs Tage ja keine Ewigkeit ſeien, dann würde der Etatsrath kommen, ſie wolle wohl mit der Witwe ſprechen. Dieſe hörte gerade nicht mit dem allervergnügteſten Geſichte darauf; aber Adelgunde wußte zu ſprechen und ſagte, daß ſie nun einmal die Beſchützerin der kleinen Jungfrau ſei und daß das ja immer einmal wieder ausgeglichen werden könne.

„Mein gutes Herz koſtet mich viel,“ ſagte die Witwe; „es geht immer mit mir durch! Ja, wenn ich eine reiche Frau wäre, dann wäre es etwas Anderes, da wollte ich mich mit Vergnügen aufopfern, das ſollte nichts ausmachen. Aber ſo muß ich weiter denken! Na, ſo bleibe nur hier, bis der Etatsrath kommt; aber da mußt Du ihm auch erzählen, was ich gethan habe; etwas Entſchädigung muß ich doch haben.“

Und ſie rief Eliſabeth bei Seite und bat ſie, ihr vorläufig als Darlehen drei Reichsbankthaler von dem zu geben, was ſie hätte. Die Witwe war in augenblicklicher Geldverlegenheit. Was Elimar anlange, ſo habe ſie mit einem Aſſiſtenten geſprochen, und ſie würde Erlaubniß bekommen, ihn zu ſehen, wahrſcheinlich morgen Nachmittag; an demſelben Tage ſei auch Audienztag, und ſo könne ſie den Vormittag dazu anwenden, ihr Heil beim König zu verſuchen; man müſſe die Zeit benutzen.

Alſo faſt noch einen ganzen Tag, ehe ſie Elimar ſehen ſollte!

Ihr Herz klopfte vor Kummer und Verlangen, ihr Kopf war, als wollte er zerſpringen, aber ſie mußte ſich ja in das fügen, was die Andern ſagten, das war ja das einzige Richtige und Mögliche. Adelgunde las ihr laut eine der ſchönſten Stellen aus dem „Todtenfinger“ vor, einem der ſchönſten Romane, wie ſie verſicherte. Am Abend kamen zwei Frauen zum Beſuch, und es ward luſtig gelebt, wahrſcheinlich von den drei Thalern, welche Eliſabeth geliehen hatte; aber ſie fand keinen Troſt und keine Freude, nicht einmal an den Liebesgeſchichten der Witwe, an den Intriguen, wie ſie es nannte, durch die ſie ihren ſeligen Mann bekommen hatte.

Von ihrer früheſten Jugend an hatte ſie ihn geliebt, aber er hatte dieſes nicht eher bemerkt, als bis er Geſchäftsmann ward; da kamen ſie in einer Stadt zuſammen, es war in Helſingör, wo die Intrigue begann. Eines Tages, als ſie in Kopenhagen war, las ſie in den Zeitungen, daß ein Mann in Slagelſe ſeinen Hund ſuche, der fortgelaufen war; da kam ihr eine Idee, ſie ſchrieb ſogleich ohne Weiteres, daß der Hund in Kopenhagen da und da geſehen worden ſei, und daran war nicht ein wahres Wort; aber in dieſen Brief legte ſie einen andern, den ſie den Mann in Slagelſe nach Helſingör zu beſorgen bat. Und dieſer war an den, den ſie liebte, in dem ſie dies nun gerade heraus ſagte, denn das iſt immer das Beſte; ihren Namen unterzeichnete ſie nicht, und der Umweg, den der Brief machte, würde ihn, ſo meinte ſie, irre führen. Dann hatte ſie geſchrieben, daß, wenn er, nachdem er nun die Gefühle ihres Herzens kennte, auch ihre Perſon kennen lernen wolle, ſo könne er am Sonnabend Nachmittag in Helſingör bei vier verſchiedenen Mädchen eine Aehnlichkeit mit ihr finden; die Eine ſei die Tochter des Tuchhändlers an der Ecke, da könne er hineingehen und ſich Proben von ſeinem Tuch geben laſſen, die Andere ſei bei dem Eiſenhändler, da könne er kleine

Nägel kaufen; an der dritten Stelle ſolle er in den Vorſaal hineingehen und nach Jemand fragen, der nicht dort wohne, und an der vierten, das ſei beim Conſul, da könne er daſſelbe thun, und wenn er ſie dann alle vier geſehen habe, dann könne er darüber nachdenken. Dann ſolle er am Sonntag in die Kirche gehen, wo er im letzten Kirchenſtuhl alle vier Mädchen finden würde, und wenn er dann herausginge, da möchte er die von ihnen anreden, die ihm am meiſten gefiele; träfe er dann die Richtige, ſo würde er ein kleines Billet in Empfang nehmen, und da wäre die Verlobung abgemacht. Der Brief kam richtig an, und Alles ging gut von Statten — er ging in alle vier Häuſer und am Sonntag in die Kirche, und er traf die Rechte, und da war es ja gegenſeitige Liebe. Sie wurden Mann und Frau, und nun war ſie Witwe. Adelgunde betrachtete ſie mit aufgeriſſenen Augen, lachte und verſicherte, daß hieraus der ſchönſte Roman gemacht werden könne, wenn er ordentlich zuſammengeſetzt würde. Und die Frauen bewunderten ihre Erzählung und kamen dann ſelbſt mit Geſchichten hervor, welche ſie eben ſo hoch in Erfindungsgabe und Liebe ſtellen ſollten.

Eliſabeth wußte zuletzt nicht mehr, wovon die Rede war; ſie verſank in ihren eignen Kummer und deſſen düſtere Gedanken.

Am nächſten Morgen ſollte ſie zum König gehen und an demſelben Tage Elimar ſehen. Sie fühlte, daß dies der wichtigſte Tag ihres Lebens ſein würde; wie würde der enden? Mit welcher Ruhe, mit welchem Troſte würde ſie wohl morgen zu Bette gehen? Sie war ſo jung und doch ſchon ſo alt in Schmerz und Angſt.

XIX.

Im Vorgemach, auf dem Rathhauſe und im Theater, ſo wie was darauf folgt.

Die kleine Sanne ſollte Eliſabeth den Weg nach der Amalienburg zeigen, wo König Friedrich VI. wohnte und an dieſem Tage Audienz für Alle und Jeden gab. Es war eine ſolche Beweglichkeit in Sannen, daß weder das Haar noch die Pantoffeln feſtſitzen wollten; ſie hatte wieder eine Geſchichte: ihr Schwager, der die Zeitung herumtrug, auf welche hin er ſich verheirathet hatte, ſollte nun ſeinen eigenen Namen auf das Blatt gedruckt bekommen, als verantwortlich für das, was darin ſtände. Eliſabeth fragte, um doch etwas zu ſagen, denn ihr war das Alles ſehr gleichgültig: „Schreibt er denn das Blatt?“ — „Er ſchreibt es weder, noch lieſt er es,“ antwortete Sanne; „er trägt es bloß herum und iſt verantwortlicher Redacteur.“*)

---

*) Nach der früher in Dänemark geltenden Preßgeſetzgebung war eine der Hauptſtrafen für Preßvergehen die Cenſur auf gewiſſe Zeit, oft auch auf Lebenszeit. Traf nun

Jetzt waren ſie am Schloſſe, da ſtanden Soldaten unter den Colonnaden und ein rothgekleideter Portier mit einem großen ſilbernen Knopf auf dem Stock. Eliſabeth verneigte ſich ganz tief und blieb ſtehen und erwartete, daß er ſie zurückweiſen werde, aber er zeigte nach einem Corridor hin, wo Gardiſten mit gezogenem Säbel ſtanden; es überlief ſie ein Schauer; ſie ging inzwiſchen den Weg, den ſie gehen ſollte, und ſtand in dem Vorzimmer, wo die Lakaien umherſaßen. Sie verneigte ſich und verneigte ſich wieder, bis dieſe ihr endlich lächelnd die Thüre öffneten, durch die ſie in die Antichambre eintrat. Hier war eine erſchrecklich große Menge von Menſchen, Herren und Damen, die ſtill und erwartungsvoll durch einander ſtanden; weiter hin gingen mehrere Herren in ſilberbeſetzten Kleidern auf und nieder; das konnten recht gut lauter Könige ſein. Einige hatten auch Sterne auf der Bruſt, und Alle mit einander trugen Ordenszeichen. Sie ſprachen viel, aber nicht mit lauter Stimme, wie ſie bemerkte; ſie ſahen ſtolz aus und unterhielten ſich nicht mit den Schwarzgekleideten, ausgenommen mit den Predigern, deren Rock mit Sammet beſetzt

---

einen Schriftſteller, namentlich einen Redacteur das Unglück, dieſer Strafe zu verfallen, ſo wurde, um ſein Blatt vor der Cenſur zu retten, irgend eine beliebige Perſon als nomineller Redacteur vorgeſchoben. So prangte z. B. eine Zeitlang an der Spitze des „Corſaren“, deſſen Redacteur zu lebenslänglicher Cenſur verurtheilt war, ein Eckenſteher als „verantwortlicher Redacteur.“

war *) und die Ordenszeichen trugen; wenn ſie die nicht hatten, da kam es ihr vor, als wenn ſie hier auch überflüſſig wären. An der Wand hingen über zwei Pauken einige alte ſilbergeſtickte Fahnen; das war hier das einzige Bemerkenswerthe. Hier alſo wohnte der König. Daß er nicht täglich mit Scepter und Krone ging, das wußte ſie. Eine gewiſſe Vorſtellung von ſeiner Perſon hatte ſie ſich von dem Porträt gemacht, das unter dem Altar der Kirche auf Oland hing. Wie würde er ſie anhören, wie würde Gott ihre Rede fügen? Sie ſuchte in Gedanken dieſelbe zu ordnen, und es ſchien ihr, als wenn ihre Worte ſich gut fügen würden. In dem Haufen, in welchem ſie ſtand, ging einer der geputzten Cavaliere umher, fragte einen Jeden aus und ſchrieb es auf. Er kam auch zu Eliſabeth und wollte ihren Namen wiſſen und woher ſie ſei. Ihre Stimme zitterte, als ſie ihm Antwort gab, und es verging eine Stunde, und es vergingen zwei Stunden; viele Menſchen kamen zum König hinein und wieder heraus, aber noch waren ſehr viele zurück.

Noch eine halbe Stunde verging, der Offizier winkte Eliſabeth, ſie war ja von ſo weit her, er gönnte es ihr, daß ſie vorkomme, und ſie trat neben die Thür nach dem königlichen Zimmer hin, wie ſie geſehen hatte, daß die Andern es machten. Alſo nun war der Augenblick da! Sie ſchloß die Augen, faltete die Hände, ſammelte alle ihre Gedanken. In demſelben Augenblick kam ein Lakai, flüſterte

---

*) Abzeichen der Superintendenten.

dem Offizier du jour Etwas zu, dieſer ging zum König hinein und kam alsbald mit der Nachricht zurück: daß der König heute Niemand mehr verlaſſe.

„Gieb mir dein Geſuch,“ ſagte er zu Eliſabeth; „ich werde dafür ſorgen, daß der König es bekommt.“

„Ich muß ſelbſt mit ihm ſprechen!“ ſtammelte ſie. „O mein Gott!“ Und ſie war nahe daran, in Ohnmacht zu ſinken.

„Komm am Montag,“ ſagte er, „und Du wirſt wohl vorkommen.“

Alle gingen, Eliſabeth mußte auch gehen, in demſelben Augenblick, wo ſie ſo nahe an der Gnadenthür geſtanden, wo ſie ſo lebhaft überlegt hatte, was ſie ſagen wollte.

Tiefbetrübt kam ſie zurück; aber die Witwe, welche das Treiben der Antichambres kannte, hatte dies vorausgeſehen; am Nachmittag wollte ſie ſelbſt mit Eliſabeth zu dem Sünder gehen, wie ſie Elimar nannte.

„Ich will Dich auf das Rathhaus begleiten,“ ſagte ſie, „obgleich es ein abſcheulicher Ort iſt, wo ich nie geweſen bin; aber nun habe ich mich ja Deiner einmal angenommen und muß es denn auch aushalten.“

Sie gingen nach dem Rath- und Stadthauſe. Das war für Eliſabeth ein Weg, noch ſchwerer, noch erſchütternder, wie der nach dem Schloſſe des Königs. In wenigen Augenblicken ſollte ſie alſo Elimar, den Freund ihrer Kinderjahre, ſehen, ihn, der ſie feſtgehalten hatte bei der ſteigenden Meeresfluth, ihn, der der beſtändige Gegenſtand ihrer Gedanken war.

Die hohen Säulen des Rathhauſes, die großen, vergitterten Fenſter, die breite Treppe, die ganze Verſchiedenheit dieſes Gebäudes von den anderen an dieſem Platze, Alles trug dazu bei, die Stimmung zu erhöhen. Sie ſtiegen breite Treppen hinauf, gingen durch lange Corridors und über eine Gallerie, von welcher ſie in einen großen Saal hinabſahen. Alles war ſo ganz verſchieden von der Vorſtellung, welche ſich Eliſabeth von dem Wege zu einem Gefängniſſe gemacht hatte. Hier war es nicht finſter, alt und unfreundlich, wie in den Gefängniſſen von Edinburg, und doch ſchwatzte die Frau in Einem fort davon, daß es hier abſcheulich ſei, daß die Luft unerträglich, und daß ihr die Beine zitterten.

Nun traten ſie in ein als Expedition eingerichtetes Zimmer ein; der Aſſeſſer befahl einem Diener, Elimar Levſen zu holen. Eine Todtenbläſſe überzog Eliſabeths Geſicht, ſie mußte ſich an einem Stuhl feſthalten; es war, als wenn Alles ſich um ſie herumdrehe; der Diener kam zurück mit dem Gefangenen, der Seemannskleider von Kalmuk trug. Er ſah mit einem dreiſten Blick um ſich her, Eliſabeth hatte einen Schritt vorwärts gethan, ſtutzte aber.

„Nun könnt Ihr zuſammen ſprechen,“ ſagte der Aſſeſſor.

„Das iſt er ja nicht!“ rief Eliſabeth; „das iſt nicht Elimar Levſen; den ſuche ich, dieſen da kenne ich nicht.“

„Das iſt Elimar Levſen.“

„Nein, nein, das iſt dieſer nicht. Ich ſuche Elimar von Oland, den Enkel des Commandeurs, der —“

ſie konnte nicht ſagen: „gemordet hat,“ ſondern ſagte: „der gefangen von Amerika zurückgekommen iſt.“

„Das biſt Du ja,“ ſagte der Aſſeſſor zu dem Gefangenen; „heißt Du nicht Elimar Levſen?“

„Das iſt mein Name,“ antwortete er mit einem eignen Lächeln. „Ich bin der Enkel des Commandeurs auf Oland.“

„Nein, das iſt nicht möglich,“ ſagte Eliſabeth mit einer wunderbaren Heftigkeit; „ſo ſieht Elimar nicht aus, ſo kann er nicht ausſehen; das ſind nicht die Augen, das iſt nicht ſein Geſicht, gar nichts von ihm!“

Der Aſſeſſor horchte Eliſabeth aufmerkſam zu, betrachtete ſie und den Gefangenen, und eine Art von Verhör begann, in welchem Eliſabeth ganz natürlich und unſchuldig von dem Kummer erzählte, welcher die Alten zu Hauſe niederbeuge, daß Madame Levſen einen Brief an den König geſchrieben habe und daß ſie damit nach Kopenhagen gegangen ſei und heute um Audienz nachgeſucht habe.

„So, der Commandeur und Mutter Levſen nehmen ſich das ſo ſehr zu Herzen?“ ſagte der Gefangene. „Das dachte ich mir wohl, und davon können ſie genug haben. Die ſollen an Jes Jappen gedenken.“

„Jes Jappen?“ rief Eliſabeth.

Ja, er war es, Jes Jappen, der Sohn des Dienſtmädchens. Er hatte wirklich in Amerika Schiffbruch gelitten, Paß und Papiere verloren und ohne eine beſtimmte Abſicht, bloß, weil es ihm ſo eingefallen war, ſich Elimar Levſen genannt, als er ſich auf einem andern Schiffe vermiethete. In einem Bordſtreit hatte er mit ſeinem Meſſer den Steuermann erſtochen, und als er in Ketten und Banden nach Kopenhagen kam, machte es ihm Spaß, daran zu denken, welchen Schrecken man im Hauſe des Commandeurs haben würde, wenn man hörte, daß das Neſtküchelchen, wie Elimar genannt wurde, in ſolches Unglück gekommen ſei. Ein kleiner Puff würde ihnen wohl geſund ſein, ſie würden es nachher wohl erfahren, daß es Lügen wären, und dann hätten ſie ja eine doppelte Freude.

Alles dieſes geſtand er ohne Weiteres, und als er ſah, wie Eliſabeths Augen ſtrahlten, wie ihr ganzes Geſicht eine innere Glückſeligkeit wiederſpiegelte, da überzog ein widerliches Grinſen ſein Geſicht und er ſagte: „Das wäre ſündhaft von ihm, wenn er die reiche Witwe da drüben nähme, während er eine ſolche Braut hat.“

Eliſabeth ward blutroth; der Gefangene wurde abgeführt, um ſpäter in ein neues Verhör genommen zu werden. Der Aſſeſſor ſagte Eliſabeth, daß ſie möglicher Weiſe noch einmal hierher citirt werden könnte, doch würde das nicht geſchehen, wenn Jes Jappen nicht wieder mit neuen Lügen käme, wo dann ihre Ausſage ſie unterſtützen müſſe. Er erhielt dann die Adreſſe der Witwe, und als der Aſſeſſor ihr zu dem für ſie ſo glücklichen Ausgang gratulirte, da ergriff ſie ſeine Hand und küßte dieſelbe mit einer Innigkeit, einer Rührung, als ob ihr in dieſer Stunde ein Menſchenleben geſchenkt worden ſei. Schön wie ein Feenſchloß kam ihr jetzt das ganze Gebäude mit den Treppen und Corridors vor; ſie lachte, ſie weinte, ſie küßte der Witwe die Hand und den Saum ihres Mantels.

„Aber Gott bewahre, Kind!“ ſagte die Witwe; „das iſt ja ganz ſchön, ganz vortrefflich; aber bleibe doch bei Sinnen! Laß uns nur von hier fortkommen, heraus aus dieſem Diebsloch! Hu, die Luft wird in unſre Kleider einziehen! Die Rathhausluft hat Etwas an ſich wie die Hoſpitalſtubenluft, die zieht in die Kleider hinein,“ und ſie blies ſich ab und fächelte mit ihrem geſtickten Taſchentuche.

Eliſabeth war froh und glücklich wie nie vorher. Sie mußte ſogleich nach Hauſe ſchreiben, daß es nicht Elimar ſei, der in Ketten und Banden ſaß, daß ſie ſich ſelbſt in guten Händen befinde bei einer vortrefflichen Frau, die ſie im Omnibus getroffen; daß ſie in zwei Tagen den Etatsrath erwarten könne, den ſie darum bitten würde, ihr behülflich zu ſein, wieder nach Oland zu kommen; und nun erinnerte ſie ſich daran, daß ſich in Kopenhagen noch eine Bekannte befinde, die liebe Trine, die an den Schuhmacher Hanſen verheirathet war, Trine, die einmal als Kind beim Theater geweſen war und mit Flittern auf den Schuhen und mit Flügeln getanzt hatte. Eliſabeth fragte die Witwe, ob ſie ſie kenne, ob ſie wiſſe, wo ſie wohne, und ob man ſie nicht in dem Buch auffinden könne, in welchem ſie die Wohnung des Etatsraths gefunden hätte.

„Es iſt wohl ein zu gewöhnlicher Schuhmacher, um im Adreßbuch zu ſtehen; es wimmelt hier von Leuten, die Hanſen heißen; die meiſten ziehen alle halbe Jahre um, die haben weiter nichts, als einen Pfriemen und einen

Spannriemen und außerdem eine ungeheure Menge von Kindern.“

„Ja doch, die kann es ſein,“ ſagte Adelgunde, „ich kenne ſie; die Leute haben keine Kinder und wohnen hier um die Ecke im Keller. Sie iſt noch beim Theater und ſingt im Chor mit; ſie heißt Trine Hanſen; ich habe freilich nie mit ihr geſprochen, aber ſie iſt doch die rechte, ſie hat da drüben auf Fühnen gedient bei der Baroneſſe mit dem Turban.“

„Bei der verrückten Baroneſſe!“ ſagte die Witwe. „Weißt Du, die iſt vor ungefähr acht Tagen von Fühnen hierher gekommen und ihr Enkel mit ihr, aber der logirt da drüben im Hôtel royal; das iſt ein herrlicher Menſch, er ſieht aus wie ein Italiener! Er würde Dir gut gefallen, Adelgunde!“

Sanne kam zu Hauſe von dem Krämer mit einem halben Bogen Briefpapier; der kleine Fetzen Löſchpapier, den der Krämerburſche zwiſchen denſelben und Sannens kleine Finger gelegt hatte, war die Urſache, daß es glänzend weiß ins Haus kam; Feder und Tinte wurde herbeigeſchafft und bald ſaß Eliſabeth da, beſchäftigt, alle die großen Begebenheiten zu Papier zu bringen.

„Das wäre ſündlich, wenn er die reiche Witwe da drüben nähme, während er hier eine ſolche Braut hat!“ hatte Jes Jarpen geſagt; das waren ſeine letzten Worte, ſie kehrten immer und immer wieder in Eliſabeths Gedanken zurück, ſie hatten wenigſtens für den Augenblick einen mächtigen, verſtimmenden Eindruck gemacht, ſo unbedeutend ſie auch waren, ſie brachten eine Wirkung hervor, wie das feinſte Härchen in einem Fernglas, es wächſt zum Ankertau, und hindert den Gegenſtand ordentlich zu ſehn, der beobachtet werden ſoll. Aber das dauerte nur einen Augenblick; während ſie ſchrieb, ward es in ihrem Kopf immer heller. Elimar war ja frei und unſchuldig, das Ganze war wie ein ſchlimmer Traum geweſen. Sie dachte an die Freude und das Glück der Alten, wenn ſie dieſes Alles erführen, und ihre einzige Beſorgniß — die ſie gegen Adelgunden und die Witwe ausſprach — war, ob dieſer Brief auch wirklich mit der Poſt ſicher ginge, ob man gut Acht darauf gebe und wie viele Tage wohl darüber vergehen könnten, bis er nach Oland käme; auf das Letzte wußten ſie nun nichts zu antworten, dagegen tröſteten ſie ſie vollkommen über das, was die Sicherheit anlange. „Alle Briefe,“ ſagten ſie, „würden auf dem Poſthauſe in ein Buch eingetragen und dann wären ſie durchaus ſicher!“

Sanne ſollte mit dem Briefe fortgehn, aber Eliſabeth hatte eine ſolche Furcht, daß ſie ihn verlieren oder an Andere abliefern möge, als an den Poſtmeiſter ſelbſt, daß ſie am liebſten ſelbſt mitging und auf dem Poſthauſe darum bat, daß man ihn doch ja ſicher befördern möge, da er ſehr Wichtiges enthielte, und man verſprach ihr dies auf das Beſtimmteſte.

Nun brauchte ſie alſo nicht zum König zu gehen, ſie hatte Niemanden aufzuſuchen, als den Etatsrath Heimeran und Trinen, ja dieſe mußte ſie beſuchen, die liebevolle, brave Trine. „Ob ſie ſich wohl wieder kennen würden!“

Mit vergnügtem Geſicht, munter und außerordentlich geſprächig, wie Eliſabeth es bisher nicht war, kam ſie mit Sannen zurück, und dieſe Lebhaftigkeit kleidete ſie gut, ſagte Adelgunde. „Sie könnte mit einigermaßen eleganten Kleidern pikant werden!“ Und nun ward geſchwatzt und geſcherzt und Punſch getrunken und man traf die Abrede, daß Eliſabeth morgen mit der Witwe ausgehen und die Stadt ein wenig beſehen ſollte.

Ihre Betrachtungen auf dem Spaziergange waren eben nicht ſehr ſcharfſinnig; wir können jedoch durch den Spaziergang vielleicht auf andere hingeleitet werden, die, wenn ſie auch ebenfalls wohl nicht ſehr ſcharfſinnig ſind, doch als Uebergang dienen können zu dem, was weiter zu erzählen iſt.

Fiſcherei und Bettelei haben etwas ſehr Verwandtes. Der Angler kann den ganzen Tag auf einem Flecke ſitzen und warten und warten, um oft vielleicht nur ein einziges winziges Fiſchlein zu fangen. Der Bettler ſitzt auch den ganzen Tag auf demſelben Flecke, wartet und wartet auf einen kleinen Schilling. Der Unterſchied dabei iſt nur der, daß der Eine es nennt „ſich amüſiren,“ der Andere „das Leben friſten.“ Jener, der ſich amüſirt, reißt oft den unſchuldigen kleinen Fiſch von dem Angelhaken, ſo daß die Kiefern und Augen unbarmherzig zerfetzt werden, und iſt der Fiſch allzu klein, ſo wird er blutend ins Waſſer zurückgeworfen oder ins Gras, um da zu verenden. Der Bettler, wenigſtens der, der wie der Angler auf ſeinem beſtimmten Platz ſitzt, thut nicht ſo blutiges Leid an; dieſe Art von

Bettlern wenigſtens nicht; aber es giebt eine andere Art, den gut gekleideten, umherwandernden, unwürdigen Bettler, der oft Kiefern und Augen in moraliſcher Bedeutung zerreißt; in der Geſellſchaft eines dieſer Wohlgekleideten, Umherwandernden — ja es hilft nicht länger, es zu verbergen — befinden wir uns, wenn wir mit der Witwe gehn.

„Du mußt mir einen Dienſt erweiſen,“ ſagte ſie, indem ſie mit Eliſabeth ging. „Hier in jenem Garten wohnt ein Mann, von dem ich Geld zu fordern habe. Geh hinauf mit dieſem Brief, in dem zweiten Stock links, er iſt Kammerrath, und fragt er, von wem der Brief iſt, ſo kannſt Du, ohne weitere Erklärungen abzugeben, ſagen, er ſei von Deiner Mutter. Ich wollte ihn nicht gern mündlich mahnen, denn dann ſpricht er ſo herzzerreißend und da laſſe ich mich rühren; darum habe ich ihm geſchrieben. Viel werde ich wohl nicht bekommen! Es iſt hart, nicht zu ſeinem mühſam verdienten Gelde gelangen zu können! Aber ſage nicht ein Wort von dem, was ich geſagt habe, nicht ein Wort, es würde ihn geniren, und das wollte ich doch nicht gern!“

Und Eliſabeth ging in das Haus mit dem Brief. Der Kammerath öffnete ihn; er war im Schlafrocke, ein freundlicher alter Mann; mit einem etwas ſauerſüßen Geſicht las er den Brief, ſchüttelte mit dem Kopfe, trippelte etwas hin und her und ſagte: „ja, ich wollte gern, aber es iſt mir unmöglich! Ich habe in der letzten Zeit ſo große Ausgaben gehabt, Alles kommt zu mir! Hm! hm! Arme Frau!“ und er ging an ſeine Chatoulle, nahm ein

Thalerbillet heraus und gab es Eliſabeth. „Sagen Sie Ihrer Mutter,“ ſagte er, „das dies Alles ſei, was ich für den Augenblick geben könnte!“ Und er ſah ſie recht freundlich an und ließ ſie wieder zur Thür hinaus.

Die Witwe, die in der nächſten Hausthür ſtand, kam heraus und fragte, was er geſagt habe. Eliſabeth erzählte ihr jedes Wort und gab ihr den Thaler.

„Iſt das Alles, was Du erhielteſt?“ fragte die Witwe. „Das iſt ſchändlich! Ich habe viel Geld von dem Menſchen zu fordern, und da giebt er mir einen Thaler! Das iſt beinahe eine Beleidigung! Er verdiente, daß ich zu ihm hinaufginge, er muß das in der Trunkenheit gethan haben, denn ich muß Dir nur ſagen, er iſt dem Trunk verfallen. Sprach er nicht irre? Sagte er nichts, was Dir wunderlich vorkam, hinſichtlich des Geldes, um das ich ihn mahnte?“

Eliſabeth wiederholte jedes Wort, das er geſagt hatte, und die Frau war ruhig; es lag ja nichts darin, was darauf hindeuten konnte, daß der Mann einen gewöhnlichen Bettelbrief bekommen hatte.

„Das iſt ein elender Menſch!“ ſagte die Witwe. Ein ſolches Prädicat bekam der würdige alte Kammerrath, welcher dachte, daß die „höchſtbedrängte Witwe, welche beſſere Tage gekannt hatte,“ in dieſem Augenblick ihn ſegne. „Das reicht nicht einmal aus zu einem Paar franzöſiſchen Handſchuhen, die ich durchaus nöthig habe,“ ſagte die Witwe. „Da muß ich noch zwei Mark zulegen, um die zu bekommen.“

Und das that ſie.

Als ſie nach Hauſe kamen, hatte Eliſabeth doch wenigſtens die meiſten Läden in der Oſterſtraße geſehen und war darin geweſen.

„Wir haben uns recht getummelt," ſagte die Witwe.

„Und nun werde ich ihr ein Vergnügen machen," ſagte Adelgunde. „Sie haben wohl kein Theater da drüben in Holſtein auf ihren Inſeln — Gott!" unterbrach ſie ſich — „da habe ich doch mein Lebelang nicht daran gedacht, daß es da drüben bei Holſtein auch Inſeln giebt —, wie doch die Welt groß iſt! Du ſollſt heute Abend mit mir in die Komödie, ich habe von meinem Bräutigam zwei Billets zu den Logen im zweiten Rang bekommen. Aber wir müſſen frühzeitig gehn, um auf die erſte Bank zu kommen, und das Kind muß ein wenig aufgeputzt werden! Sie leihen ihr Ihren Schawl, den alten!" ſagte ſie zu der Witwe, „und ich werde ihr das Haar machen."

Hiermit ward ſogleich der Anfang gemacht. Eliſabeth mußte ſich mitten in die Stube ſetzen.

„Sie hat keine Löcher in den Ohren," rief Adelgunde, „ſie hat niemals Ohrringe getragen! Wie ſie vernachläſſigt iſt! Sie muß ein „Stirnband" umhaben, das hebt das Geſicht. Ja, aber ſie iſt doch niedlich! Sie wird Glück machen, ein ſo unſchuldiges kleines Geſicht kleidet gut."

Und die Beiden gingen in die Komödie.

„Wir müſſen durch jene kleine Gaſſe," ſagte Adelgunde, „ich muß bei dem Collecteur nach der Lotterienummer ſehen; denn ich habe einen Zettel mit drei Mark auf jede Nummer, die ich geträumt habe; habe ich eine Terne, dann ſollſt Du ein Geſchenk von mir erhalten!“

Und ſie gingen bei dem Collecteur vorbei, aber die Nummern waren nicht da. „Dort unten im Keller iſt es, wo die Trine Hanſen wohnt, die Du kennſt. Siehſt Du dort das Schuhmacherſchild und den Namen? Jetzt kannſt Du aber da nicht hinunterlaufen; dazu iſt keine Zeit da, wenn wir auf der erſten Bank ſitzen wollen!“

Und ſie ging mit Eliſabeth weiter, die ſich das Haus merkte, wo der Collecteur wohnte, nahe an der Ecke. Sie kamen zum Theater, gerade als geöffnet ward, und mit einer eigenen Fertigkeit im Gebrauch der Ellenbogen und im Beiſeiteſtoßen führte Adelgunde ſie durch das Gedränge in der Thür und die Treppe hinauf, und nun ſaßen ſie auf der vorderſten Bank.

Adelgunde kannte faſt alle Menſchen, namentlich die Herren, die ſie bei Namen nannte, aber unter dieſen vielen Namen klang Eliſabeth nur einer bekannt, das war Thorwaldſen, der alte kraftvolle Mann mit dem freundlichen Geſicht und dem langen weißen Haar. Er ſtand dort unten, er ſchien gerade zu ihr hinauf zu ſehen; ihr Herz klopfte ſtärker, als ſei es der König, den ſie ſähe. Wie oft hatte ſie nicht in den letzten Jahren Thorwaldſen nennen hören. Die Beſchreibung von ſeinem prächtigen Empfang in Kopenhagen hatte Moritzen Thränen in die Augen getrieben. Dort unten ſtand er, hier in demſelben Hauſe, unter demſelben Dach; es kam ihr vor, als ob alle Andern nur hier ſeien, um ihn zu ſehn, um mit ihm zuſammen zu ſein. Aber ſo dachte Adelgunde nicht.

Die Muſik hob an, der Vorhang ging auf, man gab das Vaudeville: „Kjöge's Hauskreuz.“ Sie wurden nach Kjöge verſetzt, der Stadt, durch welche Eliſabeth vor drei Tagen auf dem Omnibus gefahren war, auf dem ſie Bekanntſchaft mit der Witwe gemacht hatte; wohl erkannte ſie die Häuſer nicht wieder, aber ſie erkannte die grünen Bäume und das Meer; ja das war Kjöge, aber das Hauskreuz war nicht das aus der ſchrecklichen Spuk- und Hexengeſchichte. Eliſabeth begriff ſehr wohl, daß der brave Maurergeſelle, der von ſeiner Stellage außen am Hauſe gleichwie die Schwalbe hineinblickte und ſah, was drinnen geſchah, das Uebernatürliche war, das Hauskreuz, welches den Liebenden half. Das war eine ganze Geſchichte, ſo natürlich und doch wieder nicht ganz wie in der Wirklichkeit, denn ſie ſangen hier ſo viel, aber hübſch war es. Während des ganzen Stückes gab Adelgunde ihre Erklärungen.

„Das iſt Frau Heiberg,“ ſagte ſie; „aber das iſt eine ſchlechte Rolle; ſie trägt ihre eigenen Kleider und Alles, was ſie hier zu ſagen hat, iſt etwas ganz Gewöhnliches. Aber nun kannſt Du ſie Dir denken in Gold und Seide und in Verſen, — ich liebe eigentlich die Vaudevilles nicht.“ Dies war ihr Urtheil und das war gerade eben ſo geſcheut wie die meiſten andern.

Die leeren Plätze im Parket, die numerirten in der Löwenreihe, wie man die Sitze zunächſt der Bühne nennt, weil dieſe gewöhnlich von den Kopenhagener Löwen beſetzt ſind, füllten ſich, denn nun fing das eigentliche Schauſpiel an, das Ballet. Unter den Eintretenden befand ſich ein junger Mann in einem reichen Pelz, er hatte denſelben anbehalten und er kleidete ihn gut. Das geſcheitelte Haar war etwas dünn, der Bart dagegen dicht und ſtattlich.

„Sahſt Du den, der eben kam?“ fragte Adelgunde; „den Hübſchen da im Pelzrock! Das iſt ausgezeichnetes Pelzwerk; ..... iſt der nicht hübſch? Sieh doch, er bemerkt uns! er lächelt! Sieh doch einmal durch mein Glas, er grüßt mit dem einen Augenlide; ſiehſt Du, das iſt mein Geliebter.“

Und Adelgunde ward blutroth, lachte, ſchwatzte, erhob ſich und ſetzte ſich wieder, nahm den Shawl um die Schultern und wieder ab; es war eine Unruhe und Beweglichkeit, als ob ſie ſelbſt im Ballet auftreten ſollte.

Die Muſik hob wieder an, der Vorhang ging in die Höhe, man gab: „das Feſt von Albano.“ Die lieblichen Melodien, die ſüdlichen Decorationen, die italieniſchen Trachten, das ganze Leben und Treiben auf der Bühne war wie ein Sonnenlicht in Eliſabeths Phantaſie. Vor ihr lag die Campagna mit Rom, ſie war ſelbſt da, die Tanzenden ſtiegen den Berg hinauf, Kinder mit wehenden Fahnen, der ganze Hochzeitszug.

„Sie kommen aus einem Loch im Fußboden,“ ſagte Adelgunde; „Du kannſt ganz bis in den Keller hinabgehen.“

Aber Eliſabeth ſah Berg und Thal, die klare blaue Luft, das Feſt der Künſtler; Alles verſtand ſie, nur nicht warum die zwei Pilger ſich in griechiſche Gottheiten verwandelten; ſie fragte, was das ſei.

„Das iſt der Balletmeiſter ſelbſt;“ ſagte Adelgunde, denn ſie hatte eine Antwort auf Alles.

Und die Muſik wogte fort und die bunten Trachten blendeten das Auge. Das Abendroth beſchien Rom, die Nacht kam heran nnd Fackeln wurden angezündet unter jubelnden Tänzen. Und Eliſabeth faßte bei allem dieſem, wie in einer Gedankenſumme, Alles zuſammen, was ſie zu Hauſe von dem ſchönen Italien geſehen und gehört hatte, und Thränen ſtanden ihr in den Augen.

„Es iſt vorbei, jetzt komm!“ flüſterte Adelgunde ihr zu; der Vorhang war noch nicht gefallen, aber ſie zog ſie mit ſich fort, die Menge ſtrömte nach. Als ſie ſich dem unterſten Ausgang näherten, wo die Thür nach der Straße offen ſtand, ſtrömte der Regen vom Himmel nieder; es war ein abſcheuliches Wetter und ein Drängen und Zuſammenſtoßen mit den naſſen Regenſchirmen. Mitten im Gedränge ſtand der Herr im Pelzrock, er ſuchte Jemand, es war Adelgunde; ſie folgte ihm mit Eliſabeth, und ehe dieſe es ſelbſt wußte, ſaßen ſie alle drei in einer Droſchke; das war ja äußerſt glücklich bei einem ſolchen Wetter! Und dann fuhren ſie davon. Eliſabeth wußte weder das Eine noch das Andere, als ſie aber anhielten, befanden ſie ſich nicht vor dem Hauſe, wo die Witwe wohnte.

„Aber wo ſind wir denn?“ fragte ſie.

„Wir werden bei meinem Geliebten Thee trinken,“ ſagte Adelgunde; „das iſt ſo ein kleines Amüſement, das in Kopenhagen mit dazu gehört.“

„Ja, Sie machen uns doch das Vergnügen?“ ſagte der Herr ganz freundlich, und ſie ging mit. Wo hätte ſie auch hingehen ſollen, und es liegt ja auch nichts Böſes darin, Thee mit einem Liebespaar zu trinken.

Im Vorzimmer ſagte der Diener, daß Jemand drin in der Stube ſei, der Herr, der geſtern bei dem Baron gefrühſtückt habe, und daß er ohne Weiteres, als er die Theemaſchine und den gedeckten Tiſch geſehen habe, hineingegangen ſei und habe warten wollen.

„Er! — das thut nichts!“ ſagte er zu Adelgunde, die umkehren zu wollen ſchien; „er iſt einer meiner intimſten Freunde, kein Kopenhagener, ſondern ein halber Ausländer.“

Außer dem Thee ward auch Befehl gegeben, Champagnér zu bringen. Die Thür ging auf, und ein hübſcher Mann von vielleicht etwas über dreißig Jahre, mit einem ganz italieniſchen Geſicht, empfing lächelnd den Baron, denn Adelgundens Begleiter oder, wenn man lieber will, Verlobter war nichts Geringeres als ein Baron.

Der Freund begann mit einer Entſchuldigung darüber, daß er ſo eingedrungen ſei, ſtutzte aber plötzlich.... „Damen!“ rief er aus; ich bitte tauſendmal um Verzeihung!“

„Kehre Dich nur an nichts, mein Freund,“ antwortete der Baron; „ich will Euch ſogleich einander vorſtellen, Du ſollſt meine niedliche, kleine Baroneſſe kennen lernen, und hier iſt ihre jüngere Schweſter und treue Freundin, — ſtelle Du ſie vor,“ ſagte er zu Adelgunde.

Der fremde hübſche Mann lächelte und zeigte die ſchönſten weißen Zähne, und betrachtete Eliſabeth, die darüber noch mehr verlegen wurde, mit einem durchdringenden Blick.

„Das iſt mein Freund, der Baron von Monteſiertum ꝛc. ꝛc. ꝛc. und mehreren andern Landen,“ ſagte der Baron; „er iſt, wie Sie ſehen, meine Damen, ein außerordentlich hübſcher Menſch und, ich darf hinzufügen, ein großer Kenner des Schönen. Und nun wollen wir Thee trinken und Du mußt amüſant ſein, Du kleine Hexe,“ ſagte er zu Adelgunde und drehte ſich mit ihr im Kreiſe herum.

Adelgunde lachte, warf ſich in einen Schaukelſtuhl und ſprang in demſelben Augenblicke auch wieder auf. Sie ſollte ja die Frau vom Hauſe ſpielen und den Thee ſerviren; bei allem dieſem ſtand Eliſabeth noch und zerrte an ihrem großen Shawl herum und wußte nicht, ob ſie gehen oder bleiben ſollte.

„Sie fürchten ſich doch nicht vor mir?“ fragte der Fremde, und blickte ſie mit ſeinen dunkeln lebhaften Augen ſo feſt, ſo wunderbar an, daß ſie die ihrigen niederſchlug; ſie fühlte in ihrem Herzen eine Angſt, als ob dieſer Menſch ihr etwas Uebles zufügen wolle.

„Das iſt ja ein allerliebſtes kleines Geſicht,“ ſagte er und ergriff ihre Hand, unwillkürlich ſchrie ſie laut auf und eilte nach der Thür zu.

Adelgunde ſah ſie verdrießlich an. „Sei doch kein Kind; man ſollte glauben, daß Du früher nie unter Menſchen geweſen wäreſt; ſo iſt Kopenhagen nun einmal! Kind!“

„O Gott, ich bin ja auch ein Kind!“ rief Eliſabeth aus; „laſſen Sie mich doch nur nach Hauſe gehen.“ Und ſie blickte mit einem ſo innig bittenden Ausdruck den Baron an, zu dem ſie von allen Dreien in dieſem Augenblick noch das meiſte Zutrauen hatte.

„O Du kleiner Narr,“ ſagte er; „Du biſt ja zu Hauſe, Du biſt ja bei Deiner Freundin.“ Und er lachte und nickte Adelgunden zu. Der Fremde ſah Eliſabeth wieder mit ſeinem wunderbar durchdringenden Blicke an, ſie war todtenblaß und ganz bis an die Thür zurückgetreten.

„Iſt es Ihr Ernſt, daß Sie zurückwollen?“ fragte er. „Sie ſollen Ihren Willen haben; aber allein können Sie nicht gehen, erlauben Sie alſo, daß ich Sie begleite.“

„Nein, nein,“ rief Eliſabeth, riß die Thür auf und lief durch das Vorzimmer die Treppe herab, und da ſie dort nicht Beſcheid wußte, gerade hinein in ein Sandloch, wo ſie in den weichen Sand niederſtürzte.

„Sie läuft nicht davon,“ ſagte Adelgunde; „ſie weiß den Weg nicht, ſie kommt geraden Weges vom Lande herein.“

Der Fremde, der zurückgeblieben war, ſah Adelgunden an, ſprang dann hinaus ins Vorzimmer, nahm ſeinen Mantel und ſeinen Hut, Alles in größter Eile, und war in der Hausthür eben ſo früh als Eliſabeth, die dadurch, daß ſie ins Sandloch gerathen, einige Secunden aufgehalten worden war.

„O laſſen Sie mich gehen!“ flehte ſie; „thun Sie mir nichts, mir iſt ſo bange.“

„Aber mein liebes Kind,“ ſagte der Fremde, „ich will Ihnen ja nichts Böſes thun; ich will Ihnen helfen, ich will Sie begleiten; ich habe ja nicht ein einziges Wort geſagt, das Sie erſchrecken könnte; Sie wiſſen den Weg nicht zu finden, denn Sie ſind ja vom Lande, wie Ihre Freundin dort oben ſagte.“

Eliſabeth ſchwieg und ging immer raſcher; ſie wußte ſelbſt nicht, wohin. Der Fremde ging an ihrer Seite.

„Ich verſichere Ihnen, daß Sie mir vertrauen können,“ ſagte der Fremde wieder; „und wenn Sie ganz unſchuldig in ſchlechte Geſellſchaft gerathen ſind, wie ich glaube, ſo will ich Ihnen behülflich ſein und Sie hinführen, wohin Sie wollen. Bin ich etwas allzu vertraulich gegen Sie geweſen, ſo werden Sie einſehen oder wenigſtens ſpäter zu der Einſicht gelangen, daß ich zu entſchuldigen bin und daß dies von meiner Seite ganz natürlich war. Geben Sie mir Ihren Arm und ſagen Sie mir, wohin ich Sie führen ſoll.“

Es lag etwas ſo Gutmüthiges, ſo Ehrliches in der Stimme, daß ein ſo natürliches unſchuldiges Kind, wie Eliſabeth, daran glauben mußte, dennoch nahm ſie ſeinen Arm nicht an, ſondern ſagte mit zitternder Stimme: „Seien Sie mir nicht böſe; ich weiß von nichts, ich bin hier ganz fremd in dieſer großen Stadt. O wie ſie zu Hauſe betrübt ſein würden über mich, wenn ſie wüßten, wie es mir geht!“

Und der Fremde fragte wieder mit Herzlichkeit und Theilnahme, und erfuhr dann, daß ſie nach der Stadt gekommen ſei, um den König aufzuſuchen, daß ſie Niemand kenne, daß die Witwe ſie habe bei ſich wohnen laſſen und daß ſie bei ihr Adelgunden kennen gelernt, die ſie dieſen Abend mit ins Theater genommen, daß ſie von da in einen Wagen gerathen, von dem ſie geglaubt, daß er ſie nach Hauſe bringen werde, daß ſie aber ſtatt deſſen dorthin gerathen ſei, von wo ſie jetzt kämen!

„Aber mein liebes Kind,“ ſagte er, „die Witwe und dieſe Adelgunde ſind durchaus keine gute Geſellſchaft; es wäre ſündhaft, Sie wieder dorthin zu führen! Kennen Sie denn gar keine andern Menſchen?“

„Nein,“ ſagte Eliſabeth, „niemand als einen Etatsrath draußen auf Chriſtianshavn, und den habe ich noch niemals geſehen und er iſt nicht zu Hauſe.“

„Ja, das iſt eben ſo gut als ihn gar nicht kennen!“ antwortete der Fremde. „Was ſollen wir nun machen, wir können doch nicht hier auf der Straße bleiben, es regnet ja ganz abſcheulich.“

„Die Witwe iſt ſo gut gegen mich“, ſagte Eliſabeth, „ſie iſt eine brave Frau.“

„Nein, nein!“ ſagte der Fremde, „das iſt ſie gewiß nicht, das verſtehen Sie nicht, und das iſt auch ganz gut! — Wüßte ich nur eine anſtändige Perſon, — aber ich bin ſelbſt ſo gut wie fremd hier! Wo wohnt denn dieſe Witwe? Wir müſſen ja zu ihr! — und doch kann ich dies nicht über mein Herz bringen!"

„Wenn ich nur mit Trinen geſprochen hätte," ſagte Eliſabeth; „ſie iſt gut und ehrlich."

„Wer iſt Trine?" fragte er.

„Das iſt eine Schuhmachersfrau, die ich kannte, als ich noch ein kleines Kind war; ſie hatte mich ſehr lieb, und ſie wohnt ganz in der Nähe der Witwe, aber ich habe noch nicht mit ihr hier in der Stadt geſprochen!"

„Laſſen Sie uns zu Trinen gehen!" ſagte der Fremde ſchnell und mit einem Ausdruck von Humor. „Ich glaube, die Schuhmachersfrau iſt ſicherer, als die Witwe."

„Ja, ja, ich danke Ihnen," rief Eliſabeth; „o wie mir bange iſt! Was ſoll daraus werden! Wenn das nun nicht die Trine iſt, die ich meine! — O Gott helfe mir!"

„Ich begleite Sie bis an die Thür, Sie gehen hinein, und iſt es nicht die rechte, ſo kommen Sie ſogleich zurück; ich verſpreche Ihnen, daß ich eine Viertelſtunde warten will, kommen Sie während der Zeit nicht, ſo nehme ich an, daß Sie in guten Händen ſind. Aber wiſſen Sie denn, welchen Weg wir zu gehen haben?"

„Ich glaube, daß ich ihn weiß, wenn wir erſt am Theater ſind," ſagte Eliſabeth.

Er führte ſie dahin, aber ſie kannte nicht ſogleich das Gebäude wieder, ſo dunkel, ſo einſam, wie es jetzt dalag. Statt der Lichtmaſſe, die vorher daraus hervorſtrahlte, ſchien jetzt nur noch ein matter Schimmer aus einem Dachfenſter, wo das Feuerpiquet ſich aufhielt. Das große Gebäude, das vor wenig Stunden der belebteſte Ort geweſen war, wo die Muſik brauſte, wo große Gedanken und Ideen ſich bewegten, lag jetzt leer und geſpenſterhaft, ein entſeelter Körper, da. Eliſabeth ſah ſich rund um und als ſie die Säulen vor dem Kaffeehauſe erblickte, da erinnerte ſie ſich an die Seitengaſſe, durch welche ſie mußten, um dahin zu gelangen, wo Trine wohnte. Hier war das Schild des Lotteriecollecteurs ihr Führer; ſie pochte am Keller an, wo noch Licht war, und ſagte auf eine innige rührende Weiſe: „Unſer Herr Gott ſegne Sie für alles das Gute, das Sie mir gethan haben!"

„Ich warte eine Viertelſtunde," ſagte er und drückte ihr einiges Geld in die Hand. Sie ſah ihn noch einmal an mit einem Ausdruck voll Segnung und Dank und ſtieg dann die Kellertreppe hinab.

Der Fremde ging langſam bis an die Straßenecke, ſtand dann ſtill, ging einige Schritte auf und ab, ſah nach der Kellertreppe, ging wieder und ſtand wieder ſtill: es kam keine Eliſabeth.

„Das iſt ein wirkliches Abenteuer," ſagte er zu ſich ſelbſt. „Es iſt aber wenigſtens ſo unſchuldig, wie es ſein kann! Was aber thue ich, wenn ſie wieder zurückkommt, wenn ich aufs Neue ihr Ritter ſein ſoll? Das iſt eine ganz eigenthümliche Situation."

Und er ſtand immer noch ſtill an der Straßenecke, wo ihm der Nachtwächter einen guten Abend bot.

XX.

Des Schuhmachers Keller.

Wenn man an Trinens Wahlſpruch denkt: „der Schein iſt es, auf den man ſieht, der Schein, Madame!“ und ſich erinnert, wie ſtreng auch ihr Hanſen in dieſer Beziehung dachte, da kann man ſich vorſtellen, welche Ueberraſchung es für dieſe beiden ehrlichen Menſchen war, als ſpät am Abend ein junges Mädchen mit langem Shawl über den Achſeln, einem „Stirnbande“ auf der Stirn und mit naſſem, in Unordnung gerathenem Haar durch die Thür eintrat und in großer Verwirrung und Aufregung nach Trine von Fühnen fragte, wo ja Trine ſeit ſieben Jahren nicht geweſen war.

„Wer iſt Sie? Was will Sie?“ fragte Hanſen, der in ſeiner kattunenen Arbeitsjacke beim Abendbrod ſaß und ſich nun halb aufrichtete. Aber Eliſabeth antwortete ihm nicht, ſah ihn nicht einmal an, ſie hatte nur Augen für Trinen, die reinlich und nett gekleidet auf dem andern Stuhle ſaß.

„Trine, ja Du biſt es, ja!“ rief Eliſabeth. „Kennſt Du mich nicht auch, die kleine Eliſabeth von da drüben bei der Baroneſſe? Du hatteſt mich ſo lieb, erzählteſt Geſchichten und ſangſt mir Lieder vor, Du gabſt mir ein Buch und ſchriebſt in daſſelbe hinein: an meine kleine Eliſabeth.“

„Ei du mein Gott!“ rief Trine, „wer iſt Sie denn? Hanſen, wer iſt das Frauenzimmer?“

„Was will Sie?“ frug Hanſen; „was iſt denn los?“

„O Trine, jage mich nicht fort!“ ſagte Eliſabeth flehentlich bittend und ſtreckte beide Hände gegen ſie aus. „Du biſt es ja, das glaube ich gewiß, ich war ja allerdings noch ſo klein, Du führteſt mich zu Catrinſens, da gabſt Du mir das Liederbuch, in das Du hineingeſchrieben haſt!“

„Herr Jeſus!“ rief Trine, „iſt das die kleine Eliſabeth? Aber wo kommſt Du her? Und —“ ſie wollte ſagen: „wie ſiehſt Du aus?“ — aber ſie ſagte es nicht, ſie betrachtete ſie von oben bis unten, das Stirnband, den langen Shawl und die Füße, die auf der Straße durch und durch naß geworden waren.

„Laß mich bei Dir bleiben, bis der Etatsrath nach Hauſe kommt,“ bat Eliſabeth. „Laß mich nicht wieder zur Witwe gehen; ich fürchte mich jetzt vor allen Menſchen, aber nicht vor Dir; Du warſt ſo gut gegen mich, ich erinnere mich deſſen, wie ich mich lange, lange nicht erinnert habe.“

„Biſt Du es wirklich, Eliſabeth?“ fragte Trine in einem Tone, der eben ſo viel vom Zweifel als vom Glauben hatte. „Ich kann Dich nicht ſo recht wieder erkennen, und doch glaube ich, daß Du es biſt; Du biſt ſo groß geworden, Du biſt ſo —“ ſie hielt inne und betrachtete ſie mit einem zweifelnden Blick und doch mit einem Ausdruck von Theilnahme.

„Laß mich ſprechen,“ ſagte Hanſen. „Es iſt eine wunderliche Zeit, in der die Jungfer hierher kommt; meine

Frau denkt wie ich und ich denke wie meine Frau. Wollen Sie uns alſo wohl in aller Geſchwindigkeit ſagen, was Sie vorhaben und was Sie von uns wollen?“

„Ich komme von zu Hauſe, vom Predigerhofe; wir glaubten, daß es ein Menſchenleben gelte, ich ſollte zum Könige gehen und da —“ ſie hielt inne.

„Ach du mein Herr Gott! ich glaube ihr,“ ſagte Trine. „Das Geſicht kann nicht lügen; ich glaube ihr, ſo wunderlich ſie auch ausſieht und ſo eigenthümlich ſie auch hierher kommt. Setze Dich, mein armes Kind, und erzähle uns!“

Und Eliſabeth erzählte und wurde befragt, und ſie antwortete und erklärte wieder. Die Erzählung von Elimar, von der großen Betrübniß der alten Großeltern und endlich von ihrem Entſchluß, ſelbſt nach der Stadt zu gehen, bewegte Trinen tief.

„Aber iſt es auch wahr, was Du da ſagſt?“ fragte Hanſen. „Trine, iſt das nicht etwa eine Fabel, die ſie uns da auftiſcht?“

„Nein, nein,“ ſagte Trine und fiel Eliſabeth um den Hals. „Jedes Wort von dem, was ſie ſagt, iſt wahr — das arme Kind! Das iſt gerade ſo, wie in den „Elfen“; ich ſah ſie als kleines Kind, und nun kommt ſie als Erwachſene wieder! Aber ſteht der Cavalier noch draußen? Es iſt länger als eine Viertelſtunde her, daß Du kamſt. — Hanſen, geh doch und ſieh einmal nach, denn er hat ſich doch ſehr ehrenwerth gezeigt, obgleich er gewiß ein unmoraliſcher Menſch iſt!“

Es waren mehr als drei Viertelſtunden vergangen; draußen war Niemand zu ſehen; Eliſabeth mußte die Witwe beſchreiben und angeben, wo ſie wohne.

„Ei du mein Herr Gott, iſt die es, iſt die es?“ rief Trine; „das iſt eine Schwindlerin; die lebt davon, Bettelbriefe zu ſchreiben und die Leute zu überreden, Looſe zu geſtickten Sophakiſſen zu nehmen; das junge Mädchen kenne ich auch — ei Du armes Kind, in welche Hände biſt Du gerathen! Da iſt alſo der Cavalier der honneteſte geweſen. Vielleicht haben ſie den auch verführt, und ich nehme es wieder zurück, was ich geſagt habe, daß er ein unmoraliſcher Menſch ſei. Man muß niemals dem Scheine trauen!“

Um in ihrem Haushalt beſſer auszukommen, war Trine wieder zum Theater gegangen und Choriſtin geworden; dieſer Stand ſei, ſagte ſie, für Alle höchſt reſpectabel, es ſeien der honneteſten Leute Kinder darunter. Diejenigen, welche im Chor ſingen, müſſen im Ballet mit helfen; Trine war dieſen Abend im „Feſt von Albano“ eine Bauerfrau geweſen, war, nachdem ſie ſich umgekleidet, ſo eben nach Hauſe gekommen und ſaß nun mit ihrem Mann bei einem einfachen Abendeſſen. Eliſabeth würde ſie auch noch ſpäter wach gefunden haben, denn Hanſen las jeden Abend ein Stück aus einem Geſchichtsbuch vor, wie z. B. aus Pontoppidans Atlas, der Beſchreibung Kopenhagens oder dem alten Däniſchen Magazin; denn Hanſen war, wie Trine ſagte, über ſeinen Stand hinaus gebildet; aber dieſen Abend ward nicht geleſen, man hatte ſo viel zu fragen, ſo viel zu hören, und es ward zwölf Uhr, ehe man daran dachte, für Eliſabeth ein Bett auf Stühlen zurecht zu machen.

„Schlaf nun in Gottes Namen!“ ſagte Trine; „das hätte ich allerdings nicht gedacht, als ich dieſen Morgen aufſtand, daß Du dieſe Nacht hierher kommen würdeſt und daß ich ſolche Geſchichten zu hören bekommen würde. Der liebe Herr Gott ſieht doch auf uns Alle herab, wenn wir recht in Noth ſind!“ Und ſie küßte Eliſabeth und dann ihren Hanſen. „Er iſt ein guter Mann, ein gebildeter Mann, mehr als Jemand glauben mag, und Du wirſt dahin kommen, ihn lieb zu gewinnen, wie ich ihn lieb habe.“

Am nächſten Morgen erwachte Eliſabeth durch den Hammerſchlag auf dem eingeweichten Leder, das Hanſen bearbeitete; in der Werkſtätte war Alles ſo hübſch zurechtgeſtellt, das Glätteiſen, die Pfrieme, die Leiſten. Die Bücher ſtanden auf dem Bret der Glaskugel gegenüber, der Canarienvogel kreiſchte und die Kaffeekanne dampfte. Jetzt ſollte Eliſabeth zu der Witwe gehen, ihre wenigen Effecten abholen und Abſchied von ihr nehmen.

„Ei du mein Schöpfer, ſchämen Sie ſich nicht?“ ſagte die Frau; „eine ganze Nacht wegzubleiben — wo ſind Sie geweſen? — Sie haben ſich ja abſcheulich aufgeführt, wie ich von der Mamſell höre; hier können Sie nicht bleiben, nicht eine Stunde dulde ich Sie in meiner Wohnung; die Ehre iſt mir die Hauptſache; was würde mein ſeliger Mann dazu ſagen, wenn er das ſähe!“

Eliſabeth ſagte ihr, daß ſie nur komme, um das Haus zu verlaſſen, um ihr für ihre Güte zu danken und ihre Kleider und ihr Geld zu holen.

„Das habe ich für mein gutes Herz,“ ſagte die Frau; „Undankbarkeit, dieſer iſt man gewiß! — Ja, nehmen Sie Ihre Sachen, nehmen Sie, was Ihnen gehört! Aber ich will auch haben, was mein iſt, her mit dem Shawl!“

Eliſabeth trug ihn zuſammengefaltet auf ihrem Arm. „Wo der geweſen ſein mag! Es iſt Kellergeruch hineingezogen — Sie ſollen das Ihrige bekommen, aber ich will auch das Meinige haben. Fünf Thaler liegen hier, das iſt das Wenigſte, was ich für drei Tage nehmen kann, für Nahrung und Unterhalt, für Alles, was ich gethan habe — ſeien Sie ſo gut! Jedem das Seinige! Hier ſind Ihre Sachen! — Adelgunde hat mir Alles erzählt, daß Sie mit einem fremden Herrn weggelaufen ſind; Sie fangen dergleichen frühzeitig an, Sie Undankbare!“

Und dann weinte die Witwe, warf einen Mantel um und bedeutete Eliſabeth, daß ſie gehen ſolle, denn hier ſei weder Zeit noch Ort für ſie zu bleiben. Aber vorher rief ſie doch noch die kleine Sanne, damit dieſe hören und ein Beiſpiel daran nehmen könne, wie es ſchlechten Frauenzimmern ergehe.

Und Sanne trocknete ſich mit den ſchmutzigen Händen die Augen, ſo daß ſie noch ſchmutziger wurde und ausſah, als ob ſie das Spiel „ſchwarzer Peter“ geſpielt hätte, bei dem man, ſobald man das Spiel verliert, mit einem Korkſtöpſel angeſchwärzt wird.

Und dann ging **Eliſabeth** zu **Trinen**, die den ganzen Vormittag in die Singſchule und in die Theaterprobe mußte, aber die Schuhe, die eingefaßt werden ſollten, mit ſich nahm; denn Norma's Prieſterin in dem heiligen Hain der Irmenſäule vergaß nicht die Frau Schuhmachermeiſterin **Hanſen** in der Nelkengaſſe. Dieſen Abend war kein Theater, und **Hanſen** las laut vor aus dem „Däniſchen Magazin“, las vom Meiſter **Brochmann**, des Königs **Chriſtian** II. Secretär, der in ſeiner Jugend in Deutſchland ſtudirt hatte und dort Magiſter oder, wie er es nannte, „Meiſter“ wurde.

„Daraus erſieht man,“ ſagte **Hanſen**, der ſtets einen belehrenden Vortrag über das, was er geleſen hatte, hielt, „daß Meiſter eigentlich Magiſter bedeutet, und daß ich alſo als Schuhmachermeiſter Schuhmachermagiſter bin.“ Er hob jetzt hervor, wie gerade aus ſeinem Handwerk merkwürdige Perſonen hervorgegangen ſeien, und er nannte den Jeruſalemer Schuhmacher und **Pasquino** in Rom und den Meiſterſänger **Hans Sachs**, und bei dieſen Worten ſpielte ein eigenes Lächeln um **Hanſens** Mund; es konnte ein Spotten über ſeine eigenen Worte, aber auch eine frohe Selbſtzufriedenheit bedeuten. Mochte es dies nun ſein oder jenes, gemüthlich und hübſch war es in der kleinen Stube, und es war allezeit „lehrreich“ zuzuhören, wie **Trine** ſagte, und ihre Augen ſtrahlten, indem ſie ihren tüchtigen Mann betrachtete, den nur ſie erkannte, wie er wirklich war; und auch **Eliſabeth** hörte andächtig zu. Aber jetzt klopfte es an der Thür, es war **Hanſens** Vetter, der Taucher, ein treuer Freund, der ſie jedesmal beſuchte, wenn er in der Stadt war; er hatte ſelbſt ſeine Maſchine erfunden und konnte ſo hübſch erzählen von ſeiner Werkſtatt, dem tiefen, wunderbaren Meer.

Das brachte nun freilich das Vorleſen ins Stocken, aber dafür ward denn um ſo mehr geſprochen. Das Geſpräch kam auf ſein Geſchäft und ſeinen Gewinn, und Eliſabeth hörte noch eifriger zu, als bei der Geſchichte von Meiſter Brochmann und Paſquino und Hans Sachs; in der ärmlichen Stube des Schuſters ward an dieſem Abend ein neues geiſtiges Saatkorn in ihre Seele gelegt.

„Und es war gut, daß der Vetter kam,“ ſagte Trine, denn von ihm erfuhren ſie, daß der Etatsrath Heimeran an dieſem Abend nach Hauſe gekommen war. Eliſabeth konnte alſo ſchon morgen ſeinen Rath und ſeine Hülfe ſuchen; aber dieſes Wichtige wurde beinahe vergeſſen, indem man dieſen Mann von ſeinem Geſchäft ſo ſchlicht und geradeweg erzählen hörte, wie der Meiſter Hanſen davon ſprach, daß er den Spannriemen über das Knie ſpannte und den Pechdraht gebrauchte.

In Fluth und Ebbe hatte Eliſabeth das Meer geſehen, es hatte ſich ja ſchon einmal ihrem Munde genähert, um den Todeskuß darauf zu drücken; ſie kannte es in ſeinem Kampf und in ſeiner Ruhe, aber nie ſo, wie der Vetter davon erzählte, und es ſchien ihr, daß es bedeutend kühner ſei, viele Faden tief zu ſteigen und, den Tod über ſich ſchweben habend, in geſchäftiger Thätigkeit auf dem Meeresgrunde umherzugehen, als über denſelben hinwegzuſegeln.

Noch nachdem der Taucher fort war und Alle zu Bett, war es Eliſabeth, als ob ſie ihn erzählen höre; ſie folgte ſeinen Worten, vergaß ihr eigenes Schickſal, den Beſuch, den ſie morgen bei Heimeran abſtatten ſollte, und ſelbſt Elimar entglitt ihren Gedanken. Es war die Phantaſie, welche mit ihrer unendlichen Kraft zum erſten Male durch den veränderten Ort, durch den Contraſt in der Umgebung ſich zu erheben begann. Wie wunderbar war es doch in der Tiefe des Meeres! Wie wunderbar doch, dort in Schlamm und Näſſe bis an den Hals als Taucher zu ſtehen und ſein Geſchäft zu treiben, ausgeſetzt der Gefahr, an den eiſernen Haken des Schiffes feſthängen oder zwiſchen deſſen Kupferplatten und Planken eingeklemmt zu bleiben!

„Dort unten ſtehe ich,“ hatte er geſagt, „und große Waſſerwürmer, ja man kann ſie auch Aale nennen, kriechen um mich herum! Die Fiſche ſind ſo ungeheuer neugierig, die Flunter kommen gerade auf mich los, die Dorſche ſchließen haufenweiſe einen Kreis um mich herum und glotzen mich an; mache ich dann nur die geringſte Bewegung, dann ſind ſie in einem Nu fort, kommen aber gleich zurück und glotzen wieder. Am ſchlimmſten ſind die Krabben; die großen Krabben ſetzen ſich zur Wehr, ja ſie wollen ſogar mit mir anbinden; ſie ſehen aus wie Spinnen und ſind ſo groß wie ein Teller, ſie kratzen und ſchaben, und die fetten Waſſerwürmer ſchlüpfen zwiſchen ihnen durch. Ich mag ihnen wohl ſelbſt wie eine wunderliche Krabbe vorkommen; ich habe einen Harniſch über dem Kopfe, von dem zwei Schläuche ausgehen, und durch dieſe pumpt man beſtändig aus dem Boote Luft zu mir hinab, welche in zwei Strömungen über mein Geſicht kommt, um meinen Hals herum ſprudelt das Waſſer fortwährend in Blaſen; ſie will immer wieder herauf, will wieder ſteigen, und pumpte man nicht, da wäre es bald aus mit mir; aber daran habe ich gedacht, ich ſtreife die Bleigewichte von meinen Beinen ab, die mich unten halten, und mit der Schnelligkeit eines Pfeiles komme ich dann wieder in die Höhe."

Es war Eliſabeth, als habe ſie einen Roman von Walter Scott gehört, das müßte ja, wenn es niedergeſchrieben würde, eine ganze Geſchichte zum Drucken abgeben, eine Geſchichte aus dem Meer, und ſie erinnerte ſich an die verſunkenen Städte bei Sylt und Amrom, die ſchwimmenden Inſeln, die ſie als kleines Mädchen, als ſie in Herrn Peters' Wagen ſchlafend auf Abenteuer ausfuhr, an den Strand der Schenke angetrieben geſehen hatte; ſie dachte an die vielen Sagen, welche Keike ihr erzählt hatte, und an Elimars Geſchichte von dem Rieſenſchiff; ein wunderbar großes Meerbild erfüllte ihre Gedanken, es war ihr ſelbſt unbewußt ihr erſtes Gedicht. Hier in des Schuhmachers kleiner Werkſtatt, in einem Kopenhagener Keller rollte ſich vor ihr eine unbegrenzte Dichtung auf; es war wie ein ſchöner Traum, eine ganze Novelle, die ſie fühlte, für die ſie aber keine Worte hatte, ſo wie ſie auch keinen Begriff davon hatte, daß dieſes Gefühl klarer, geſtärkt und ein großes herrliches Bild werden kann. Der Tag graute, ehe Eliſabeth einſchlief.

Etatsrath Heimeran hatte gerade am vergangenen Abend den Brief von Moritz geleſen und war nun in der Morgenſtunde damit beſchäftigt, Briefe zu ſchreiben, um Eliſabeth auf die Spur zu kommen und nähere Nachrichten über Elimar Levſen einzuziehen, als Trine und Eliſabeth kamen. Der alte Mann nahm ſie mit ſichtbarer Theilnahme und Freude auf. Die größte Gutmüthigkeit leuchtete aus ſeinem Geſicht und ſeinen Worten hervor, und als er nun hörte, daß es ſich herausgeſtellt hatte, daß der Gefangene nicht Elimar ſei, da verbreitete ſich das alte Lächeln über alle ſeine Züge; es hatte alſo ſeine Richtigkeit mit dem Briefe, der ſpäter an den Commandeur gelangt war und von welchem Moritz ihm gemeldet hatte, und Alles ſtand gut.

„Und das iſt die kleine Lisbeth?“ ſagte er. „Nun ſo habe ich Dich denn bei mir und kann heute noch ſchreiben und die dort zu Hauſe tröſten! Du haſt ihnen einen großen Schreck eingejagt, aber Du biſt ein gutes Mädchen, ein geſegnetes Mädchen, und Du haſt mehr Glück als Verſtand gehabt.“

Trine erzählte dem Etatsrath die ganze Geſchichte in einem kurzen Auszuge, und es war bald abgemacht, daß Eliſabeth bei ihm bleiben ſolle, bis ſich eine Gelegenheit nach den Halligen zurück finden würde. Etwas ſollte ſie doch von der Stadt ſehen, da ſie nun einmal hier war.

„Ja, nimm das an!“ ſagte Trine; „ich würde Dich gern behalten, aber hier iſt es doch beſſer, als im Keller zu ſitzen, und bedenke, einen wie großen Theil des Tages ich im Theater bin!“

Und der Etatsrath las aus Moritzens Briefe vor, was von Elimar's Schreiben darin ſtand, daß er ſich mit einer reichen Witwe in Amerika verheirathen wollte, und die Thränen rollten Eliſabeth über die Wangen herab, ſie ſchluchzte laut.

„Das kommt bloß davon, weil ſie von zu Hauſe hört,“ ſagte Trine.

Eliſabeth bekam ein hübſches kleines Zimmer nach dem Hofe hinaus, wo Bäume ſtanden, und über dem Nachbarhauſe erhob ſich der hohe Thurm von der Erlöſer-Kirche mit ſeinem vergoldeten Geländer an der äußeren Wendeltreppe bis hinauf zu der Statue des Erlöſers, die über die Stadt und das Meer hinſchaute.

Eliſabeth befand ſich alſo nun im Hafen.

XXI.

Der Salon der Baroneſſe.

An demſelben Nachmittag machte der Etatsrath Heimeran einen Geſchäftsbeſuch bei der alten Baroneſſe von Fühnen; er war in dem letzten Jahre ihr Curator geworden, nachdem der frühere verſtorben war.

„Der Bandit iſt hier,“ ſagte ſie, „er hat Sie wohl ſchon beſucht? Ich bin recht zufrieden mit ihm, ganz Sclave, frei iſt er nicht! — Nun habe ich mich wohl genug in der Welt abgequält, und da ſoll er als mein Enkel das Gut bekommen, und mein Enkel iſt er ja, das läßt ſich nicht leugnen. Aber Menſchen und Vieh muß er doch erſt ein wenig kennen lernen, ehe er zur Regierung gelangt; wir ſind nun alliirte Mächte, und das können wir ja ganz gut ſein, ohne einander zu lieben.“

Der Etatsrath erzählte, daß Graf Frederik ſeinen hübſchen kleinen Hof, den ſein Vater für ihn habe bauen laſſen, zu verkaufen beabſichtige; denſelben, wo wir jenes verfallene Gebäude ſahen, in welchem Eliſabeth geboren ward und in welchem die Freunde ihre Geburtsnacht in Sturm und Regen zubrachten. Graf Frederik war nach dem Tode des Vaters nach dem Stammhauſe der Familie gezogen; der kleine neugebaute Hof, ſo hübſch und gemüthlich, ſtand ſchon über zwei Jahre verlaſſen. Frederik wollte ihn, wie geſagt, verkaufen, und Baron Herrmann hatte Luſt, denſelben zu erſtehen und hier die Landwirthſchaft zu erlernen.

„Ja, er weiß wohl, was er will,“ ſagte die alte gnädige Frau, „und Sie haben ihn nicht ins Ohr gebiſſen, als Sie ihm dieſen Rath gaben; aber ich thue es nicht deswegen, weil er es will, ſondern ich habe mir die Geſchichte ſchon früher ausgedacht, ſonſt thäte ich es nicht. Aber das ſage ich, daß die Schwiegertochter da ſein muß vor Jahr und Tag; ich will keinen Hageſtolzen; ja ſehen Sie, das Wort gefällt mir, ein Mann muß honnet und anſtändig ſein; er bekommt den Hof, aber er ſoll eine Schwiegertochter herbeiſchaffen, nur keine, die der Gräfin Clara ähnlich ſieht; ſie mag lieber von der Milchbutte, als vom Staatskalender her ſein.“ Und nun lachte die alte Frau mit ihrem eigenthümlich kreiſchenden Gelächter und warf auf die ihr eigenthümliche Weiſe den Kopf zurück.

Die alte Baroneſſe war augenſcheinlich bei guter Laune, der Etatsrath glaubte ihr alſo den Verfall des Morgens erzählen zu können, wie die kleine Eliſabeth zu ihm gekommen war, welche Briefe er bekommen hatte, kurz die ganze Begebenheit. Er fing damit an, ſie ſtutzte, aber dieſes Stutzen war nicht ganz natürlich, Trine war vor wenig Stunden hier geweſen, hatte Alles erzählt, von Anfang bis zu Ende, hatte es Madame Krone erzählt, die ihre eigene Art und Weiſe beſaß, es wieder der gnädigen Frau zu erzählen; und da wurde Trine eine Plaudertaſche genannt, erhielt aber doch Kaffee und Zucker für einen ganzen Monat; jetzt dagegen legte die alte Frau den Finger auf den Mund und wollte nichts hören.

„Ich kenne dieſe Lisbeth nicht,“ ſagte ſie, „ich will ſie nicht kennen, und Geſchichten kann ich ſelbſt componiren. Haben Sie dagegen eine Pflegetochter, eine kleine Mamſell oder ein kleines Fräulein, die ſich ein wenig unter den Menſchen umſehen ſoll, da iſt ſie mit Ihnen willkommen! Aber es iſt Ihre Mamſell, ich kenne ſie nicht. Sie kommt wie die Ihrige. Bringen Sie ſie am Montag mit! Dann courſiren hier alle Münzſorten, Gold und Kupfer! Auch Rechenpfennige kommen da zum Vorſchein!“

„Und welche Münzſorte bin ich denn?“ fragte Heimeran lächelnd.

„Eine aus einem Münzcabinet!“ antwortete die Baroneſſe; „eine, von der es keine zwei Exemplare giebt, und daher dürfen Sie nicht wegbleiben!“ Und ſie lachte und nickte ihm zu, indem ſie ihm noch in der Thür nachrief: „Seien Sie nicht zu gutmüthig, Herr Etatsrath; gewöhnen Sie ſich das ab! Gutmüthigkeit iſt wie Hühneraugen; merken die Leute, daß man dergleichen hat, da kann man ganz ſicher ſein, daß Einem jeden Augenblick auf den Fuß getreten wird.“

Am nächſten Tage kam Madame Krone nach Chriſtianshavn hinaus, um die kleine Eliſabeth zu ſehen und zu begrüßen, die durch ihr kluges Geſicht und ihr natürliches Benehmen ſie auch gleich für ſich einnahm. Der Etatsrath war ganz voll von der wunderbaren Weiſe, auf welche Eliſabeth zu erzählen verſtand; ſie hatte ihm am Abend vorher ſo viel von den Halligen, von Amrom und Föhr erzählt, daß es ihm vorkam, als ſei er ſelbſt da geweſen; kein Buch, keine mündliche Beſchreibung hatte ihm jemals einen ſo klaren Begriff gegeben. Eliſabeth kannte ſelbſt nicht ihre Kraft; ihr Auge hatte unbewußt das am meiſten Charakteriſtiſche aufgefaßt, und bei aller ſeiner Einfachheit wirkte das lebendige Wort.

Am Abend ſetzte ſie ſich ans Clavier; der Etatsrath bat ſie jetzt um ein kleines Lied; er wußte ja, daß ſie alle die Lieder konnte, die Karoline einſt geſungen hatte, und bald ſtanden ſie vor der Thingſtelle, wo ſich eine Menge Steine befanden, die in einem länglichen Kreiſe aufgeſtellt waren. Schlehendornbüſche und Brombeergeſträuch bildeten hier ein kleines Dickicht, eine Schaar von Krähen flog ſchreiend auf über die Landſchaft hinweg, die in kleinern Hügeln und Thälern zwiſchen Kornfeldern und Wieſen, von Waldungen eingeſchloſſen, wechſelte.

„Der Mühlbach dort unten,“ ſagte **Herrmann**, „iſt einmal ein mächtiger Fluß geweſen, der die Schiffe der Wikinger bis hier tief ins Land hineintrug, man ſieht noch deutlich das ganze Strombett. Hier aber ſaßen die alten Rieſen und pflogen Rath. Ein Jeder auf einem dieſer Steine, und der Häuptling ſaß auf dem größten! Dieſe ſtarken Männer ſind jetzt alle fort, alle vergeſſen, ihre Namen und ſelbſt ihre Zeit. Auch von ihm, der dort oben liegt, wahrſcheinlich ein König, kennt keiner den Namen mehr.“ Und **Herrmann** wies auf einen Steinhaufen hin, der ſich hinter ihnen erhob, wo der natürliche Wall plötzlich aufhörte; drei große Steine, mit einem größeren darübergelegt, lagen dort, dieſer letztere ſchien in der Luft zu ſchweben.

„Dort, dort haben wir eine noch weitere Ausſicht,“ ſagte er, „ein ganzes Rundgemälde!“ Sie ſtiegen hinauf, und der große Belt mit einzelnen Segeln, die ſeeländiſche Küſte und Langeland breiteten ſich vor ihnen aus. Madame **Krone** wollte nicht ſo hoch ſteigen; ſie ſetzte ſich unter einem Nußbaum nieder. **Eliſabeth** ſtand auf dem übergelegten Steine, der breit genug war, daß **Herrmann** neben ihr ſtehen konnte. Die Sonne ſandte ihre letzten Strahlen und der Wind kühlte angenehm; ſie ſtanden in Luft und Sonne auf dem Stein, wie Eliſabeth und Elimar einmal in dem wachſenden Meere geſtanden hatten, — wo waren die Gedanken, die dort geboren wurden, wo waren die Gedanken, die hier Leben erhielten? — Es ſteht in der heil. Schrift, daß „Feuer und Wirbelwinde die Diener des Herrn“ ſind; auch die warmen Sonnenſtrahlen und die milden Winde melden ſeine Botſchaft. Sie bringen manches Wort, das zu heilig iſt, um vor den Ohren der Menge zu erklingen, Worte, die eine Poeſie enthalten, wie die, welche Petrarca in ſeinen Sonetten niederlegte, wie die, welche jeder junge erotiſche Dichter in ſeinen beſten Liedern zu geben glaubt.

Herrmann und Eliſabeth hatten ſich auf den Stein niedergeſetzt, — da fand ſie Madame Krone, wo ſie, ohne auf ihr Rufen zu hören, ſitzen geblieben waren.

„Aber Sie laſſen mich ſitzen!“ ſagte ſie; „hören gar nicht, kommen auch nicht! Iſt es denn hier ſo ſchön?“

„Unendlich ſchön!“ rief Herrmann mit einem Ausdruck des Entzückens; „es iſt hier zum Tanzen!“ Und er ſchwenkte Madame Krone rund herum, die darüber lachte, aber zugleich über dieſe Luſtigkeit verwundert ausſah. Er führte ſie zu Eliſabeth hin, die ſich erhoben hatte. Ihre Wangen glühten feuerroth; es war, als ob Thränen in ihren blauen Augen ſtänden.

Was iſt geſchehen? — Ja, zwei Tage ſpäter war es kein Geheimniß mehr; — ſie waren Braut und Bräutigam.

„Ich habe geſagt, und das iſt meine Meinung.“ ſagte die Großmutter, „lieber von der Milchbutte, als aus dem Staatskalender, und Eliſabeth gehört mehr zu der erſtern, als zu dem letztern; ſie iſt armer Leute Kind, und das bin ich auch. Wir haben gleiche Art von Stammbaum! Ein chriſtliches Frauenzimmer wird ſie allezeit bleiben und ſie kann die jungen Barone, wenn ſie kommen, lehren, daß ſie ſelbſt mit armen Leuten verwandt ſind. Ich will auch einen guten Gedenkzettel geben, „Großmutters Brautgabe“ könnt Ihr es nennen. es iſt ein Stück aus meinem Leben, es iſt die Blume auf meinem Stammbaum, die gute Lehren geben wird.“

Und was war „Großmutters Brautgabe“? Sie wurde am Hochzeitstage gebracht, an dieſem Tage, zu dem wir nun ſchnell hineilen. Zu Ende des Septembers, gerade an dem Jahrestage, an dem die Freunde in dem verfallenen Gebäude ſaßen, das nun ein wohleingerichtetes nettes Haus war, an dem Jahrestage, wo die Freunde das zarte Kind weinen hörten und Herrmann es an ſein Herz drückte, da ward dieſes Kind, das jetzt ſeine Braut war, ſeine Frau.

Der Portraitmaler wählt den beſten Moment, um das Bild desjenigen zu entwerfen, den er darſtellen will. Wir wählen den glücklichſten, den „Hochzeitstag“. Eliſabeth ſteht vor uns, ein Kleid von weißem Atlas ohne Verzierung umſchließt ſie, das braune glänzende Haar liegt in einer natürlichen Flechte, ſie iſt etwas blaß, aber die Augen leuchten, die Seele ſtrahlt aus dieſem Geſicht hervor, und man ſieht es, daß ſie erſt ſechszehn Jahr alt iſt! — Armer Leute Kind, an körperlicher Schönheit adelig geboren, wie im Geiſt und in ihrem ganzen Auftreten eine Tochter vom Adel des Geiſtes — ſo ſteht ſie vor uns. Erſt ein ſo kurzes Lebensalter, und doch ſchon eine Geſchichte, die viele Blätter füllt! Erſt ein ſtilles Leben, aber in einem abgerundeten Ganzen, noch eine Alltagsgeſchichte, aber die von einer poetiſchen Seele an ihrem beſten Sonnenſcheinstage mit allen ſeinen Blumen geſehen ward! — Sie gedachte der Worte Moritzens von dem rothen Faden, der ſich durch das Tauwerk zieht, kleines und großes, um anzudeuten, daß es der Krone Eigenthum iſt, und von dem unſichtbaren Faden, der ſich durch jedes Menſchenleben klein und groß zieht und uns zeigt, daß wir Gottes Eigenthum ſind. Sie ſah ihn in den Jahren, die ſie gelebt hatte, ſie ſah, wie nothwendig, wie ſegensreich jeder ſchwere Tag des Wechſels für ſie geweſen war; ſie begriff es, daß in dem einſamen Leben auf Oland zwiſchen Natur und Bibel eine reichere Saat in ihre Seele niedergelegt war, als auf dem wohlhabenden Edelhofe bei der alten wunderlichen Baroneſſe möglich geweſen wäre. Selbſt das Zuſammentreffen mit der Witwe hatte ſo ſein ſollen; die Fahrt mit Adelgunden führte etwas über ſumpfigen Grund, aber der Sumpf hatte ſeine Lilien, in deren Staubfäden der unſichtbare himmliſche Faden lag. Dankbar und mit Zuverſicht erhob ſich Eliſabeths Herz zu Gott, — wir wollen dies auch thun, wenn Jeder von uns, wie ſie, in der Geſchichte ſeines Lebens den unſichtbaren Faden ſucht.

Mitten auf dem Tiſch ſtand die „Brautgabe der Großmutter,“ verborgen in einem kleinen Käſtchen, das vor ihrem Tode nicht geöffnet werden durfte. Niemand durfte ſehen, was ſie die Blume auf ihrem Stammbaum oder den Gedenkzettel für das kommende Geſchlecht nannte. Von großem Umfang konnte das Gegebene nicht ſein. „Das iſt mein Schatz,“ ſagte ſie, „und Ihr verſprecht mir, am 14. Auguſt in der Familie davon Gebrauch zu machen.“ War es Geld und Koſtbarkeiten, die ausgetheilt werden ſollten? War es ein Schmuck, den Eliſabeth tragen ſollte?

„Ihr werdet die Beſtimmung ſchon erfahren,“ ſagte die alte Frau und warf den Kopf zurück.

Und die Gäſte verſammelten ſich um den Hochzeitstiſch; es waren Moritz, Hedwig und der Prediger, der die Trauung vollzogen hatte, — ſonſt war Niemand da, — ſo wünſchten es Herrmann und Eliſabeth, ſo wollte es die Großmutter, und wir können wohl ſagen, auch Madame Krone.

Der Vollmond war der Fackelträger, als früh am Abend die beiden Glücklichen nach Hauſe fuhren — nach Eliſabeths Geburtsſtätte. Der Weg hätte hundert Meilen lang ſein können, ſie hätten es nicht gemerkt, ſie hätten nicht daran gedacht.

Das kleine Käſtchen ſtand auf Eliſabeths Schooß. Was enthielt es? Wir wollen zu dem Zeitpunkt eilen, wo es geöffnet werden konnte, zu der Großmutter Sterbetage; aber der iſt noch nicht!

Der Vollmond, der dem Brautpaar nach Hauſe leuchtet, ſcheint in das Schlafzimmer der alten wunderlichen Frau, die vor ihrem Bett ihre Knie beugt und ihr Gebet zum lieben Gott hinaufſchickt.

XXVII.

Ein Wenig von Allen. — Der Großmutter Brautgabe.

Von der ſtillen glücklichen Häuslichkeit wollen wir wieder hinausfliegen, weit umherfliegen, um ermüdet zurückzukommen und dann noch beſſer die Ruhe zu genießen, in Gedanken das ganze Bild zu umfaſſen, das in dieſen Blättern niedergelegt wurde. Wir wollen nach allen den alten Bekannten ſehen, ſehen, wie es ihnen geht.

Es ſind vier Jahre vergangen ſeit Herrmanns und Eliſabeths Hochzeit.

Die Witwe iſt ins Zuchthaus gekommen; dort ſitzt ſie gut und gewöhnt ſich an „Polizei-Luſt.“

Adelgunde — ja, es geht wunderbar zu in der Welt, aber das iſt nun einmal nicht anders, — ſie iſt mit Holger verheirathet, es iſt ihr möglich geworden, dieſes zu Stande zu bringen; er iſt Poſtmeiſter in einer Provinzialſtadt und ſie iſt Frau Poſtmeiſterin, und daran war der Knopf ſchuld, der unglückliche Knopf, der abſprang, ſonſt hätte Holger vielleicht jetzt mit Clara an ſeiner Seite geſeſſen — Clara, die jetzt in der Kunſt und der großen Welt lebt, ihre Loge in der Kopenhagener italieniſchen Oper hat, für die Italiener ſchwärmt, ihnen regelmäßig Kränze bringt, ſie herausruft und glücklich iſt, — die vornehme Welt iſt es, das halbe Kopenhagen iſt es — eben ſo begeiſtert iſt ſie für die Außenſeite von Thorwaldſen's Muſeum, trotzdem daß ſie auf der Mauer nicht mit abgemalt iſt.

Frederik iſt aus den Ständen ausgetreten, an dem Schiff des Staates iſt er des Vergnügens ſeiner Jugend, der Steuermannskunſt müde geworden.

Die kleine Sanne iſt ſchon vor drei Jahren confirmirt worden und war ſchon zweimal verlobt, der jetzige Bräutigam iſt bei der Dampfwäſcherei angeſtellt, und das muß uns freuen für die kleine Sanne, da kann ſie noch rein werden.

Der Leierkaſtenmann, Eliſabeths Vater, ja ſie weiß noch nichts von ihm und er auch nichts von ihr, — er hat ſeine Geſchichte ſo „gruppirt,“ daß man ſeine Spur verliert, — er iſt inzwiſchen in Kopenhagen und verheirathet mit — der Schweſter der kleinen Sanne; ihr erſter Mann ſtarb, dieſer hat ſein Amt bekommen, nicht das, die Blätter umherzutragen, ſondern das viel wichtigere, verantwortlicher Redacteur zu ſein; er ſelbſt giebt ein neues Blatt heraus mit Familiengeheimniſſen und Holzſchnitten; das wird Abonnenten bekommen!

Aber wir gehen weit fort von ihm, nach dem friſchen offenen Meere zu den ſtillen Halligen, auch dort haben wir Bekannte. Alles auf Oland war noch wie damals, als

Eliſabeth fortreiſte, ſelbſt Piltiti lag noch auf demſelben Stuhl und ſah nach dem Bild der Stammmutter Oſe hinauf, deren Augen Elimar ausgeſtochen hatte; Elimar, der jetzt im Wohlſtand mit der Witwe lebte. Jap-Litt-Petters hatte um Keiken gefreiet, aber ſie waren nicht einig geworden. Alles war noch wie früher, bloß der Stachelbeerbuſch am Predigerhauſe war vertrocknet, das Frühjahr rollte nicht mehr ſeine ſeinen grünen Blätter auf und das Meer hatte ein größeres Stück von dem alten Kirchhofe abgeſchnitten.

Aber auf Fühnen brachten alle Jahreszeiten Reichthum und Glück, auf Fühnen, auf dem kleinen Gute bauten und wohnten Herrmann und Eliſabeth, mit jedem Jahre noch glücklicher, wenn dies möglich war; was ſie geträumt in der Nacht, in der König Friedrichs Leiche nach Roeskilde geführt wurde, das kam ihr wieder ins Gedächtniß zurück, ſie erinnerte ſich nun daran, daß es Herrmann war, der Elimars Platz einnahm, als ſie im Traum das Buch ihrer Zukunft las. Sie glaubte daran, es kam ihr vor, daß ihr Glück in der Wirklichkeit ein fortgeſetzter Traum war, es war ein Segen um die kleine Häuslichkeit, gerade ſo, als ob Elfen — die Sage erzählt ja dergleichen — hier jede Wurzel legten. Die Fruchtbäume beugten ſich von ihrer Fülle; das Korn hatte die ſchwerſten Aehren und vorn im Canal ſchoß Eliſabeths Lieblingsblume empor, die weiße Waſſerlilie, die Lotospflanze des Nordens; ſie lag wie ein großer ſchwimmender Buſch mitten auf dem Waſſer, ein ganzes Blumenmärchen. In dem Winkel des Hauſes, in welchem

Eliſabeth geboren war, ward in einem prächtigen Rococo-Schrank das uneröffnete Käſtchen mit „Großmutters Brautgabe“ verwahrt. Eines Tages verwahrte Eliſabeth darin einige geſchriebene Blätter, es ſtand auf ihnen die Geſchichte der Großmutter bis zu dem Hochzeitstage der jungen Leute geſchrieben, ein hübſches treues Bild der alten Baroneſſe, man konnte es auch eine Novelle nennen, und wirklich war in derſelben die Aufgabe des Dichters gelöſt, das Auge zu öffnen für das Poetiſche in unſerem Alltagsleben, hinzuweiſen auf den unſichtbaren Faden, der in eines jeden Menſchen Leben anzeigt, daß wir Gottes Eigenthum ſind, uns das Eigenthümliche in der Natur der Heimath und der Menſchen in derſelben zu zeigen und das Gepräge Gottes zu finden, ſelbſt wenn es unter Narrenkleidern oder unter Lumpen ſich verſteckt.

Herrmann erhob drohend den Finger und lächelte. „Du haſt noch nicht den Dichter in Dir getödtet,“ ſagte er.

„Den Geiſt kann man nicht tödten,“ antwortete ſie ſcherzend. „Dieſes ſei inzwiſchen eine Erklärung zu Großmutters Brautgabe, möge ſie denn ſein, welche ſie wolle. Es erinnert an ſie.“

„Und an mein geliebtes Pflegekind!“ ſagte Herrmann und drückte Eliſabeth an ſein Herz. „An ſie und an Dich, die zwei Baroneſſen!“

Wir beſuchen nun die Aeltere, die wunderliche alte Frau.

Dort oben auf dem großen Gute reſidirten ſie noch, die Großmutter und Madame Krone. Es war um die Roſenzeit, — das große Roſenbeet auf dem Hofe, wo früher das hölzerne Pferd geſtanden hatte, ſtand in ſeinem reichſten Flor. Draußen auf dem Felde ſtand der rothe Klee ſo dicht und duftend mit ſeinen Blumen, als wollten ſie auch Roſen ſein; die Luft war warm, die Wolken ſo prächtig, man hätte ſie alle abmalen mögen, ſo ganz und gar waren ſie, wie ſie ſein ſollten. Die Bienen flogen ſummend umher, auf den Weidenzweigen ſchaukelten ſich ganze Schaaren von grauen Sperlingen, es war ein Treiben, eine Lebhaftigkeit, und unter dieſem näherte ſich nicht das weißgelbe Gerippe, wie man es an der Kirchenmauer abgemalt ſieht, nein, der Engel der Verjüngung, deſſen Flügelſchlag einen Luftzug aus dem unbekannten Lande bringt, in deſſen erfriſchendem Bade unſern irdiſchen Körper ein Schauer überläuft. Zwei Tage lang war die alte Baroneſſe unwohl geweſen, jetzt hatte ſie ihre gewöhnliche Lebendigkeit wieder, und dieſe ward noch vermehrt, als ſie heute, kurz vor dem Mittagseſſen, einen Brief von ihrem guten Kinde, dem Kammerjunker erhielt, einen Brief, der ihr ſagte, daß er nicht als Hageſtolz ſterben würde. Ein vortreffliches Mädchen war ſeine Braut, eine Schottin, die Schweſter von Knox, deſſen wir uns erinnern, von ſeinem Beſuch auf Oland her; ſeine neue Oper, der „Sturm“ nach Shakeſpeare's Drama, war in London zur Aufnahme gekommen und hatte Furore gemacht.

„Hurrah für England und Schottland!“ rief die alte Baroneſſe, „den Toaſt wollen wir heute trinken, Madame Krone!“

Und ſie füllte das Glas und leerte es; ihre Augen wurden ſo groß, ſo klar. „Hurrah für England und Schottland,“ wiederholte ſie. Es war die Lampe, die noch einmal aufflackerte. Sie lächelte, ſaß ſtille, als denke ſie recht innerlich vergnügt an etwas, da ſchloſſen ihre Augen ſich halb, — ſie öffnete ſie wieder.

„Es iſt merkwürdig, wie müde ich bin,“ ſagte ſie; „der Schlaf kommt ganz plötzlich über mich! — Ich habe doch gar keine Kräfte mehr, ſelbſt nicht, um eine Freude zu ertragen! — Ich will mich ein wenig in den Lehnſtuhl zurücklegen.“

Und ſie ſaß da und ſchien zu ſchlafen, aber nur ein paar Minuten, dann ſchlug ſie wunderbar heftig die Angen auf. „Wo iſt Herrmann? Wo iſt Lisbeth?“ ſagte ſie. „Ich bekomme ſie nicht zu ſehen, ich ſterbe! Laſſen Sie mich nicht in der Kapelle liegen, ſondern draußen vor derſelben, da iſt eine ſchöne Ausſicht! — Ich will nicht nach derſelben ſehen, aber das können die thun, die dahinkommen, dann haben ſie doch etwas Vergnügen davon. Ich habe meine Brautgabe gegeben; aber ich wollte ihnen ein paar Worte dabei ſagen, nun können ſie das Käſtchen aufmachen. Was glauben Sie wohl, was darin liegt? Es liegt nur ein hölzerner Löffel darin, aber der iſt geſchnitten aus einem Stück Holz, von dem hölzernen Pferde, auf dem mein Vater geritten hat am 14. Auguſt. An dem Tage ſollen ſie ihn jedesmal hervorholen für den jungen Stammherrn, wenn er kommt; ſie ſollen ihn vor ihn hinlegen und ihm erzählen, woher er iſt, ſie mögen ihm ſagen, daß wir vor dem lieben Gott Alle armer Leute Kinder ſind.“

Sie nickte, ein Lächeln ſchwebte um ihren Mund und die alte Baroneſſe war todt. — Draußen ſchien die warme Sonne, die Wolken waren ſo ſchön und die Roſen blühten! Da flog ein weißer Schmetterling auf, als wolle der Zufall auch die Unſterblichkeit predigen, denn dieſe ſtrahlte von dem Geſichte der alten Frau aus, wie ſie ſtrahlt in dem Herzen eines jeden Gläubigen!

(Ende.)

Druck von Fr. Ries in Leipzig.

H. C. Anderſen's

Geſammelte Werke.

Vom

Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe.

Fünfunddreißigſter Band.

Die zwei Baroneſſen.

Vierter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1848.

Die
Zwei Baroneſſen.

Roman

von

H. C. Anderſen.

Vierter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1848.

Inhalt.

Seite
Zweiundzwanzigſtes Kapitel. Herrmann und Eliſabeth 9
Dreiundzwanzigſtes Kapitel. König Friedrich VI. 21
Vierundzwanzigſtes Kapitel. Der Kammerjunker 36
Fünfundzanzigſtes Kapitel. In dem geheimnißvollen Zimmer und in der Dorfkirche . . . 50
Sechsundzwanzigſtes Kapitel. Trennung und Wiederſehen 70
Siebenundzwanzigſtes Kapitel. Ein Wenig von Allen. — Der Großmutter Brautgabe . . . 86

Die zwei Baroneſſen.

XXII.

Herrmann und Eliſabeth.

Wir haben nichts von Herrmann geſehen und gehört, ſeit er bei Graf Frederiks Verheirathung mit Clara Kopenhagen verließ, bis wir ihm jetzt mit Eliſabeth viele Jahre ſpäter bei Holger begegnen. Es lagen neun Jahre dazwiſchen, neun Jahre zugebracht in fremden Landen, wo Natur, Kunſt und Weltleben ſeine Erzieher geweſen waren, und das muß man einräumen, daß, wie hoch man auch die Schulgelehrſamkeit und alle Kenntniſſe ſchätzt, die durch Fleiß und mühſame Arbeit erworben werden, doch das Leben ſelbſt weit mehr giebt. In dieſem war er nicht umgebildet, ſondern entwickelt, über ſich ſelbſt und die Welt klar geworden. Indem er fremde Länder ſah, war er wieder dahin gekommen, ſein eignes Vaterland zu ſchätzen, deſſen Lichtſeiten anzuerkennen und ein Patriot zu werden, ohne gegen die Anſprüche Anderer zu ſündigen. Wir wollen bald in Etatsrath Heimeran's Hauſe die alte Bekanntſchaft erneuern.

Von Trinens Thür war er an jenem Abend nicht zurückgekehrt zu Holger und Adelgunde, ſondern nach dem Hôtel, wo er wohnte. Eliſabeths Erſchrockenheit, ihre Verlaſſenheit und ihr unſchuldiger Glaube an Gott und die Welt beſchäftigten ſeine Gedanken. „Das arme Kind, wie iſt ſie im Keller empfangen worden? Wie iſt es ihr ſpäter ergangen?“ Am nächſten Tage ging er durch die Straße, halb Willens zu dem Schuhmacher hinabzuſteigen, aber er that es doch nicht; indeſſen war ſein Intereſſe geweckt und ward es noch mehr nach dem Zuſammentreffen im Salon der Großmutter und nachdem er dort erfahren hatte, daß ſie ſeine eigne und ſeiner Freunde Pflegetochter war. Dort in dem großen Kreiſe war es ihm unmöglich geweſen ſie anzureden, aber ſprechen wollte er mit ihr, am nächſten Morgen kam er daher zum Etatsrath hinaus, — es geſchah in einer Geſchäftsangelegenheit, aber von dieſer ging er in ſcherzendem Tone zu ſeinem Abenteuer auf Fühnen über, zu ſeinem Antheil an der „kleinen Eliſabeth.“ Das Zuſammentreffen bei Holger ward nicht berührt.

„Ich erfuhr von Madame Krone,“ ſagte er, „daß das junge Mädchen auf eine ganz romanhafte Weiſe hier nach der Stadt gekommen iſt; ich befürchte, daß ſie ziemlich überſpannt iſt. Das hat ſie nicht von unſerm guten Moritz Kommeſen, Sie wiſſen es beſſer als ich, daß der eine gute, geſunde Natur iſt.“

„Und das iſt ſie auch,“ antwortete der Etatsrath. Es geſchah aus reiner Unſchuld und aus dem beſten Herzen, daß ſie dieſen wunderbaren Ausflug in die Welt unternahm.“ Und der alte Mann ſprach ſo warm und ſagte ſo viel Gutes von ihr, ſagte auch, was für eine hübſche Stimme ſie habe und welch ein wunderbar begabtes Mädchen ſie ſei.

Und Herrmann blieb dort zu Mittag, er blieb den Abend; während der ganzen Zeit ſprach Eliſabeth nicht viel, aber ſie empfing ihn natürlich und heiter, drückte ihm die Hand und blickte ihn mit klugen, ehrlichen Augen an, die voll Dankbarkeit und Vertrauen ſtrahlten. Mit lebhafter Aufmerkſamkeit, die ihr mehrmals das Blut ins Geſicht trieb, hörte ſie ihn erzählen, und er erzählte viel, der Etatsrath wußte ja ſo wenig von ſeinem Leben dort draußen, hörte ſo gern etwas davon und von den fremden Ländern, und unter dieſen waren es namentlich Italien und England, welche Herrmanns Sinn erfüllten. Mit Begeiſterung erzählte er von Rom und London, den Städten aller Städte, wie er ſie nannte, ſo verſchiedenartig und in ihren Gegenſätzen ſich doch ſo gleich. Rom war die Nacht, die große herrliche Nacht, reich und erhebend für Gedanken und Phantaſie. London war der Tag, der geſchäftige, wirkende Tag, der mit ſich zu Leben und Thätigkeit fortreißt; aber Rom war es, welches Herrmann zuerſt geſehen hatte; dort war es, wo er am längſten gelebt und ſeine geiſtige Entwickelung durchgemacht hatte. Wir wollen nur hören, was er davon erzählt, ſonſt würde die Unterhaltung dieſes Abends zu einem ganzen Buch werden. Die Weltſtadt Rom machte auf ihn, wie auf die meiſten Fremden gleich den mächtigen Eindruck von Größe und Wohnlichkeit, ſo daß er darin wie feſtgewachſen war.

„Es liegt eine unnennbare Macht in dieſer Luft, in dieſem Boden," ſagte er; „könnte ich doch Rom vor Ihnen aufrollen, es aufrollen mit ſeinen Paläſten, Kirchen und Ruinen, Ihnen einen Begriff geben von dem Zuſammenleben mit den tüchtigen Künſtlern. Ihre Friſche und Genialität machte eine geſunde Wirkung auf mich, das bunte Volksleben erfüllte mich und gab mir Beſchäftigung. In Dänemark hatte ich als junger Student ein Talent, das Grelle aufzufaſſen, der Aufenthalt in Italien veredelte dieſe Anlage zu einem Auffaſſen des Charakteriſtiſchen. Mein Seelenauge wurde geſchärft für das Maleriſche und Poetiſche im Alltagsleben; ich bildete mir zuletzt wirklich ſelbſt ein, daß ich ein Pignelli ſei."

„Und doch gaben Sie es auf, Maler zu werden?" ſagte der Etatsrath.

„Ja, ſchon nach dem erſten Jahre. Ich legte den Pinſel bei Seite und ergriff den Meiſel. Ich war zur Erkenntniß gelangt, daß die Sculptur noch eine Stufe höher ſteht als die Malerkunſt; der Bildhauer iſt noch mehr als der Maler dazu genöthigt, ſeine Idee zu begrenzen, ſeine Gedanken zu vereinfachen und der Natur, die doch unſer Ideal iſt, ſo nahe wie möglich zu kommen. Ich ſtudirte ſo lange die Antiken in Rom und die Bronzen in Neapel, daß ich zu dem Bewußtſein gelangte, es fehle mir an Genie, etwas Aehnliches hervorzubringen. Dies iſt für den jungen Mann ein bitteres Gefühl, aber dieſe Bitterkeit iſt geſund.

Es iſt auch etwas werth, in dieſer Welt das Schöne zu begreifen, es verſtehen zu lernen. Im dritten Jahre meines Aufenthaltes in Rom war ich in meinem Urtheil über mich ſelbſt kaum ſo weit vorgeſchritten.“

Bei Allem, was Herrmann erzählte, war Niemand ein lebhafterer Zuhörer als Eliſabeth, aber ſie hörte ſchweigend zu, nur als vom Leben im Gebirge die Rede war, ſtellte ſie die Frage, die gewöhnlich der Fremde aus dem Norden thut, die Frage nach Räubern, und gerade bei dieſer Frage, — oder war es bei dem Hören dieſes erſten Wortes von Seiten des jungen Mädchens? — überflog eine leichte Röthe Herrmanns Geſicht; er wiederholte das Wort: Räuber, es war, als ob er ſtutzte, aber er erzählte darauf, daß er eigentlich nur einen einzigen Räuber geſehen habe, und zwar, als er zur Richtſtatt abgeführt worden ſei.

„Er war nicht mehr jung, aber noch ſchön und kraftvoll, er hatte, ſo hieß es, viele Jahre lang zu verſchiedenen Zeiten in den Sabinengebirgen gehauſt, man ſagte, daß manches Löſegeld ihm zu Händen gekommen ſei für gefangene Ladies. Ich ſah ihn nach der Richtſtätte fahren. Von hinten geknebelt ſaß er auf dem Karren, gezogen von zwei weißen Ochſen; es war, als ob er zu einem Feſt geführt werde; lächelnd und ſtolz ſaß er da, ſtattlich geſchmückt, in ſchwarzen Sammetkleidern, ſilberne Knöpfe an der Jacke, eine Nelke im Knopfloch, flatternde ſeidene Bänder am Hute. Ja, Alles iſt maleriſch in dieſem Lande!“ Und Herrmann ſchwieg eine kurze Weile, er ſprach den Gedanken nicht aus, der damals beim Anblick des Räubers ihn durchſchauert hatte, den Gedanken, der bei dem Anblick dieſes Mannes bei ihm erwacht war. Hätten wir gehört, was die Großmutter ihm einmal ins Ohr flüſterte, als er ſie auf Fühnen beſuchte und als Eliſabeth, noch ein zartes Kind, in dem angrenzenden Zimmer ſchlief, wir würden ihn verſtanden haben.

„Das war ein angenehmer Abend!“ ſagte Heimeran, als Herrmann gegen Mitternacht ſich entfernt hatte, „dem hätte ich noch viel länger zuhören können; wenn er doch nur recht bald wiederkäme.“

„Wie iſt die Welt doch ſo groß,“ ſagte Eliſabeth und ihre Augen ſtrahlten; ſie hatte keine andern Worte dafür, wie eine Art unendlicher Landſchaft in einer neuen Natur lag Herrmanns Erzählung vor ihr; der Geiſt, der dieſe geordnet und beleuchtet hatte, erfüllte ſie mit Bewunderung. Zu Hauſe auf den Halligen hatte ſie den Schotten von ſeinen Bergen, von Abbotsford und von Walter Scott erzählen hören und auch da war ihre Seele von Bildern erfüllt worden; die Walter Scott'ſchen Romane waren noch mehr mit der Wirklichkeit, in der ſie lebte, verwachſen; aber Knox hatte doch nicht ſo geſprochen wie Baron Herrmann, der eben ſo edel und gut, als klug und begabt war; ſie erinnerte ſich an jedes milde Wort, das er zu ihr geſprochen hatte an dem Abend, wo er ſo theilnehmend und redlich ſie durch Regen und Unwetter begleitet hatte. Tauſende von Gedanken durchkreuzten ihren Kopf. Lange noch ſaß ſie auf ihrem Bett, in dem kleinen Zimmer, ehe ſie zur Ruhe kommen konnte, und wenn ſie auch nicht, wie Heimeran, ſagte: „Wenn er doch nur bald wiederkäme“, ſo dachte ſie es doch.

Und Herrmann kam wieder, er war ein täglicher Gaſt, und „das war hübſch von ihm,“ ſagte der Etatsrath, „denn wir können ihn doch nicht amüſiren! Ja, Deinen Geſang hat er gern, das habe ich gemerkt. Du ſingſt auch immer hübſcher und hübſcher, es iſt mir, als ob ich Karolinen wieder hörte, und die hat er auch gekannt. Sie hatte ihn gern und war auf ihre Weiſe betrübt, als er hinaus ging in die Welt.“

Und bald kam es Eliſabeth vor, als ſei ſie ſelbſt an allen den Orten geweſen, von denen Herrmann erzählte; ſie ſah ſie in der Phantaſie und meinte dann, daß Dänemark, Kopenhagen, Alles hier zu Hauſe ihm arm und klein vorkommen müſſe.

„Glauben Sie das nicht,“ ſagte Herrmann. „Indem man fremde Länder bereiſt und ſieht, was die Welt das Größte und Beſte nennt, kommt man aus den Illuſionen heraus von etwas durchaus Vollkommenem, die Augen gehen Einem erſt recht auf, und gerade in der Fremde iſt es, wo die Liebe zu unſerm Vaterlande ſtärker wird. Man fühlt, daß man in der heimiſchen Erde wurzelt, man lernt das ſchätzen, was man ſelbſt hat. — Ich kenne nichts, was mehr das Bild Italiens in ſich vereinigt, als ein ſicilianiſcher Kloſtergarten; es iſt ein eigenthümliches ſybaritiſches Gefühl, ſich an einem recht heißen Tage dort in dem ſchattigen offenen Säulengang hinzuſtrecken, wo die Wände mit künſtleriſchen frommen Bildern geſchmückt ſind, und von dort nach den Palmen hinaufzublicken und zwiſchen den hohen pappelartigen Cypreſſen die Waſſerſtrahlen im Marmorbaſſin plätſchern zu hören, — man glaubt in die Märchenwelt verſetzt zu ſein; und gerade hier war es, wo ſich in meiner Erinnerung eine Naturſchönheit darſtellte, welche Dänemark vor allen andern Ländern voraus hat, und welche eine eben ſo bezeichnende und ſchöne Vignette für unſere „grünen Inſeln“ abgiebt, wie ein ſicilianiſcher Kloſtergarten für Italien: das ſind unſere Buchenwälder! Wo giebt es eine Kloſterhalle, welche mehr Ruhe, mehr Kühlung als ein ſolcher Buchenwald in ſeiner ausgedehnten Größe mit ſeinen herabhängenden duftenden Zweigen darbietet? Ueppiger iſt jedenfalls das Grün im Süden nicht! Erinnern Sie ſich an unſere hohen, mächtigen Buchen, an denen Tauſende von Zweigen aus dem Stamm herausſchießen, als könnte die Rinde den Strahl von Laub nicht feſthalten, der ſich nach der Krone hindrängt und dort zu einem lebendigen Blätterdach geſtaltet. Erinnern Sie ſich an den friſchen Grasteppich darunter mit den Waldblümlein, Anemonen und Veilchen, welche hin und wieder einzelne Sonnenſtrahlen beleuchten. Welche Wolluſt der Schwan genießt, wenn er in das friſche klare Meer hinabtaucht, das habe ich ſo recht gefühlt, indem ich mich in einen ſolchen däniſchen Buchenwald vertiefte — das iſt eine Naturpracht, die ſich in ihrer Art mit Allem meſſen kann, was der Süden beſitzt! Selbſt ſeine vergängliche Schönheit, ſein herabfallendes Laub und ſein Winterkleid ſind nur neue Offenbarungen; erinnern Sie ſich an den Wald mit Reif bedeckt, an die unendlichen Farbennüancen, die er darbietet, die Pracht im Sonnenlicht, in der jeder Baum, jeder Zweig ſtrahlt.“

„Ja, ja,“ erwiderte Eliſabeth, und umfaßte mit allen ihren Gedanken den däniſchen Buchenwald, wie ſie ihn in ihrer Erinnerung bewahrte.

„Und außer dem Wald beſitzen wir das Meer,“ fuhr Herrmann fort; „wenn auch nicht das ſeidenartige, durchſichtige mittelländiſche Meer, ſo doch das lebendige Waſſer, das ewig wechſelnde Meer. — Als ich das erſte Mal die Themſe hinauſſegelte, dieſe große Straße des Welthandels, war jedes Auge auf dem Schiff, auf welchem ich ſtand, überwältigt von dem Anblick dieſer Maſſen von Fahrzeugen; man begriff es, daß England die Königin des Meeres ſei; hundertweiſe, wie Schwäne in Schaaren flogen mit vollen Segeln die Fiſcherböte dahin, dann kam Schiff an Schiff, man ermüdete bei der Aufzählung derſelben; Dampfſchiff folgte auf Dampfſchiff. Alle um mich her ſtanden voll Erſtaunen und Entzücken, ich allein erſtaunte nicht; ich hatte etwas Aehnliches in Dänemark geſehen, hatte es einzelne Male geſehen im Sunde bei Helſingör, gewiß die einzige Stelle, wo ſich zu gewiſſen Zeiten ein ähnlicher Anblick darbietet, wenn an einem Tage eine ruſſiſche Flotte vor Kronburg vorbeiſegelt und Kauffarteifahrzeuge zu Hunderten mit vollen Segeln vorbeieilen.“

„Wie hübſch das anzuhören iſt!“ ſagte Heimeran innerlich vergnügt. „Ja unſer kleines Land iſt ein geſegnetes Land, man weiß es ſelbſt nicht ſo; da hat mir nun auch Eliſabeth von Oland und Amrom erzählt, dieſen Inſeln an der ſchleswigſchen Küſte, und war es nicht gerade, als ob ich von Ländern in andern Welttheilen erzählen hörte? Denn ſie verſtand es auch ſo hübſch zu erzählen.“

Und Herrmann blickte unausſprechlich mild auf Eliſabeth, die bei dem Werth, den man ihrer Erzählung beilegte, ganz roth wurde.

„An dieſer Seite iſt es ganz wild und nackt,“ fuhr Heimeran fort; „und eben dieſes iſt der Fall mit den jütländiſchen Haiden, die habe ich ſelbſt geſehn.“

„Ich noch nicht,“ ſagte Herrmann; „aber ein begeiſterter Schotte hat mir geſagt, daß ſie ſeinem Vaterlande wie herausgeſchnitten wären; auf den jütländiſchen Haiden hatte er den Ernſt und die Einſamkeit ſeiner Heimath wieder gefunden, und die feuchten Nebel, die vom Sturm über das dunkelbraune Haidekraut hingepeitſcht werden. Er zeigte mir zwiſchen den Blättern eines Buches zwei Haideblümchen; das eine war von Ben-Lomond in Schottland, dem Lande des rothen Robin, das andere von Wiborg in Jütland, und die Haideblümchen waren nicht von einander zu unterſcheiden, ſie ſahen aus, als ſeien ſie aus derſelben Wurzel hervorgewachſen. Dieſelbe Aehnlichkeit, die zwiſchen den Blumen ſtattfand, findet ſich auch zwiſchen dem Boden, auf dem ſie gewachſen.“

Während Schottland und das Land des rothen Robins genannt ward, kam Eliſabeth auf ihren Lieblingsdichter und in der Liebe zu ihm waren ſie Alle einig. Als ſie aber äußerte, daß Walter Scott niemals die Scene in unſere Zeit verlegt, weil dieſe ohne Poeſie ſei, behauptete Herrmann das Gegentheil.

„Es würde ſonſt," ſagte er, „für die kommenden Dichter traurig ausſehen. Die Begebenheiten unſers Zeitalters halte ich ſogar für eine der reichſten Goldgruben für die Poeſie. Hat nicht ſelbſt das kleine Dänemark, wo Alles ſeinen ruhigen und alltäglichen Gang zu gehen ſcheint, eine ganze Reihe von Begebenheiten, die ſich zu einer dichteriſchen Behandlung eignen? Hier iſt der Aufenthalt der Spanier in Dänemark im Jahr 1808; denken Sie ſich das ganze ſüdliche Leben, das hier in unſrer däniſchen Natur auftritt; hier iſt ein katholiſcher Gottesdienſt auf offnem Felde neben einem Hünengrabe, ſpaniſche Tänze zwiſchen Haſelnußgeſträuch und Weidenbäumen, Nachtquartier unter dem Rüſtwagen und Kanonen in den kleinen Städten, Märſche und wilde Flucht. Gehen wir zurück zu 1801, da hatten wir die Schlacht auf der Rhede, brennende Schiffe, unſere Kanonenböte und den Helden von Abukir und Trafalgar. Aber Sie wollen nicht zurück, Sie wollen unſerer Zeit noch näher ſein als 1801 und 1808; gut denn. In den allerletzten Tagen haben wir Thorwaldſen's Ankunft, den nationalen Jubel das herrliche Volksfeſt."

Solche Geſpräche, ſolche Stunden waren es, die ihre Sonnenwärme über jedes ſchlummernde Samenkorn von Eliſabeths Seele herabſenkten. Eine ähnliche Wirkung brachten die Beſuche im Theater hervor, und dieſe fanden zweimal wöchentlich ſtatt, denn auf ſo oft hatte die alte Baroneſſe abonnirt und hatte Eliſabeth in ihrer Loge einen Platz gegeben, damit ſie, wie ſie ſich ausdrückte, ebenſo wie der Krämerburſche bald ſatt Zwetſchen bekommen könnte, wenn die Schublade jeden Tag offen ſtände. Manches Opernglas, manches lächelnde Geſicht war während der Zwiſchenacte nach der Loge gewendet und bald bemerkte man das fremde junge Mädchen, das nun in das „Irrenhaus" aufgenommen war, wie der Eine oder der Andere die Loge der Baroneſſe nannte, und doch war mehr Weisheit darin, als in den meiſten andern Logen, obgleich das Geographie-Buch in letzter Zeit nicht mehr dahin kam, weil Madame Krone es ſatt hatte, das große Buch mit ſich zu ſchleppen, „das ſie ja auswendig konnte." Eliſabeth ſah mit Andacht, mit Hingebung jede Vorſtellung an und erſt zu Hauſe beim Etatsrath oder bei Herrmann ſprach ſie ſich darüber aus, und ihr Urtheil war friſch und natürlich.

Kopenhagen war eine herrliche Stadt, die größte und einzige große, die ſie kannte. „Hier giebt es ſo unendlich viel zu denken!" ſagte ſie; „man wird klüger, man lernt in der Eile weit mehr als auf dem ſtillen Oland; aber dort war es doch auch ſchön! Da war es anders. Alle Menſchen kannten einander; man dachte dort mehr an" — ſie ſtutzte, als ſei ſie verlegen darüber geworden, ihre Gedanken auszuſprechen, hob aber wieder an mit einem eigenthümlich ſanften Ausdruck, als ſolle dieſer die Worte mildern, „man dachte dort mehr an den lieben Gott! Ich glaube, die Menſchen hier in Kopenhagen ſind in ihrem Herzen gewiß eben ſo gottesfürchtig wie die da drüben, aber ſie haben keine

Zeit dazu, ihre Gottesfurcht zu üben, vor lauter Emſigkeit und unruhigem Treiben. Ich vermiſſe — ja, ich weiß nicht, — aber ich war ſo daran gewöhnt — jeden Mittag wurde ein Tiſchgebet geſprochen, Gott kam dort mehr in Wort und im Geſpräch vor, hier höre ich ihn nur Sonntags in der Kirche nennen.“

Herrmann war Zeuge ihrer Glückſeligkeit, als ſie den erſten Brief von Hauſe bekam; ſie lachte und weinte, ſprach von der Rückkehr, als ſollte dieſelbe ſchon am folgenden Tage ſtattfinden, ſie hatte Allen ſo viel zu ſagen. Aber der Tag der Rückkehr lag noch in weiter Ferne, ſie ſollte erſt noch den Wald aufblühen ſehen, hatte Heimeran geſagt. Es war unmöglich ſie nicht lieb zu haben; ſie nahm auch Alle für ſich ein: ſelbſt Clara ſchenkte ihr Aufmerkſamkeit, lud ſie zu ihren glänzenden Cirkeln ein, wo ſie durch Clara's Aufmunterung und das „liebenswürdige „Commando“ dort vermocht wurde, einige ihrer kleinen Lieder zu ſingen. Alle waren entzückt, nur Herrmann nicht, er ward ſtill und ernſt, als ob er unzufrieden ſei.

XXIII.

König Friedrich VI.

Und der October und der November vergingen mit ihren Geſellſchaften und Theatervorſtellungen, Weihnachten nahte heran mit allen ſeinen Vergnügungen — da plötzlich hüllte ſich Alles in tiefſte Trauer: es hieß, daß König Friedrich VI.

krank ſei, doch lag er nicht zu Bett und jeden Morgen gab er noch ſelbſt in voller Uniform die Parole; aber die beiden letzten Male hatte er wie ein Todter ausgeſehen; ſeine ſonſt ſo gerade Haltung war gebeugt, mit ſichtbarer Anſtrengung hatte er ſich auf den Tiſch geſtützt. Früh am 3. December 1839 lief wie ein Lauffeuer die Botſchaft durch die Stadt: der König iſt todt! Alle Thore der Stadt wurden nach altem Gebrauch geſchloſſen, während das Militair in Eid genommen wurde; von dem Altan des Schloſſes Amalienburg ward ausgerufen: „Friedrich VI. iſt todt, es lebe Chriſtian VIII.!“ Und mit allen Glocken ward geläutet.

Eine lange Regierungszeit ward geſchloſſen, eine ganze Generation war mit derſelben aufgewachſen. Es hatte zwiſchen König und Volk ein ſehr patriarchaliſches Verhältniß beſtanden, mit Pietät ſah die Menge zu ſeinen Handlungen hinauf, der Königsmantel bedeckte jede menſchliche Schwäche. Es war eine große Begebenheit für Dänemark. Wehmuth erfüllte das Volk, Alle, ſelbſt die Aermſten kleideten ſich in Trauer, der Patriotismus ſprach ſich aus in Trauergeſängen und in Trauerflor. Friedrich VI., ſelbſt der Poeſie fremd, hatte in ſeinem Leben poetiſche Momente für den Dichter, namentlich in ſeiner Wirkſamkeit für den unterdrückten däniſchen Bauernſtand leuchtete des Königs guter, ehrlicher Sinn hervor, das klang vor in allen Trauergeſängen, das klang hervor aus dem Herzen des däniſchen Bauers, der um die Erlaubniß bat, die Leiche ſeines Wohlthäters die vier langen Meilen von Kopenhagen bis nach der Domkirche von Roeskilde zu tragen. Die Liebe dieſes Königs zu dem Bauernſtande, ſeine edle Menſchlichkeit war es, welche die innerſte Saite bei der alten Baroneſſe berührte. Wunderbar erſchüttert war die alte Frau. Mit jedem Schritte vorwärts für das Wohl der Bauern war ihr Herz feſter verwachſen mit König Friedrich. Sie ſtellte ſeine Büſte auf ihren Tiſch, ſetzte die ſchönſten Blumen um dieſelbe herum, und die Augen feſt auf dieſelbe geheftet, die Hände in den Schooß gelegt fand Herrmann ſie, als er bei ihr eintrat.

„Es iſt heute ein braver Mann geſtorben,“ ſagte ſie; „jetzt iſt die Zeitrechnung geſchloſſen, der ich angehöre! Sie gehen alle fort, auch der Letzte kommt!“ und ſie ſaß ſtill und traurig.

Herrmann ſprach von des Königs letzten Stunden, von den Worten, die er geſagt hatte, als die Kälte des Todes ihn durchſchauerte: „Es iſt kalt! man muß daran denken, Brennholz für die Armen anzuſchaffen!“

„Ja, an die Armen dachte er!“ ſagte die alte Baroneſſe; „er begriff die ſchwere Zeit, er hatte ſelbſt ſchwere Tage erlebt, als Kind ſowohl wie als erwachſener Mann. Du weißt wohl auch etwas davon, Herrmann, aber Du weißt es nicht, wie ich. Den Vater brachten ſie dahin, daß Sonne und Mond in ſeinem Kopf ſtill ſtanden, die Mutter führten ſie gefangen aus dem Lande. Arme Mathilde! Sie kannte nicht die Sitte des Landes, ſie war ſo jung und ſtand ſo allein! König Friedrich bekam eine ſchöne Braut. Ich erinnere mich noch des Einzuges, es war im Septembermonat; acht ſchöne weiße Hengſte zogen den vergoldeten Staatswagen. Ich ſah es damals; wie ſtrahlten damals ſeine blauen Augen! Jetzt ſind ſie geſchloſſen. Wie mild und ſchön war nicht Marie Sophie Friederike, jetzt ſitzt ſie als trauernde Witwe im Schloß. Jetzt, da er im Grabe liegt, läßt ſich wohl das Eine oder das Andere über ihn ſagen, er ließ uns Norwegen verlieren, er wollte ſeinen eigenen Willen haben und glaubte, daß der vornehmſte Mann im Lande auch der Einſichtsvollſte ſei. Aber ich ſchreibe nicht ſeine Geſchichte, ich halte mich an ſein Herz, ich halte mich an das, um deſſenwillen das Land ihn ſegnen muß; er dachte an die armen Leute, er war gütig gegen den Bauernſtand. Ich habe die böſen Tage mit erlebt und erinnere mich ihrer, als ehrliche Leute ins Hundeloch geſteckt wurden, als die Ehrlichkeit auf hölzernem Pferde ritt und unſchuldige Kinder von der Peitſche des Gutsherrn Schläge bekamen."

Die alte Frau hielt inne, biß ſich auf die Lippen und das Blut ſtieg ihr ins Geſicht. „Jetzt iſt die Zeitrechnung vorbei, der Bauer hat es jetzt, wie jeder andere brave Menſch, er ſitzt neben dem Gutsherrn und ſpricht ein Wort mit dort draußen in Roeskilde! Ich habe die guten Tage geſehen, ich will die böſen vergeſſen und den Böſen verzeihen. Herrmann, ich will Dir etwas geben, was Dir den heutigen Tag und das, was ich Dir geſagt habe, ins Gedächtniß rufen ſoll; Du erhältſt das Landgut, das Graf Frederik verkaufen will; ich glaube nicht, daß Du gelernt haſt Bauer zu ſein, aber es giebt Andere, denen Du es ablernen kannſt. Unterlaß es aber in den Ackerbau zu pfuſchen, bis Du ihn ordentlich verſtehſt. Der geringe Mann kann Dich

Manches lehren, und da verſtehſt Du es, wenn ich König Friedrich nachreiſe.“

In Kopenhagen war es todtenſtille. Alle Muſik war verſtummt. Trauerflor hing über Inſtrumenten und Fahnen. Volksmaſſen ſtrömten nach der Amalienburg, um den König Friedrich VI. auf dem „Lit de parade“ liegen zu ſehen, wie man es noch von alten Zeiten her nannte, als man unſre Sprache mit fremden Worten ausputzte. Der König auf „Leichenparade,“ ſo überſetzte es der gemeine Mann. Zehn Tage waren ſeit ſeinem Tode vergangen, Leute aus allen Städten kamen, um noch einmal den Verſtorbenen zu ſehen, des Vormittags die verſchiedenen Abtheilungen vom Civil und Militär, des Nachmittags die gemiſchte Menge, und da war ein gewaltiges Stoßen und Drängen. Um Ordnung zu halten, ward die Straße mit Huſaren und Polizei beſetzt.

Die alte Baroneſſe wollte König Friedrich auch noch einmal ſehen, aber Madame Krone, welche befürchtete, daß dieſes die alte Frau zu ſehr erſchüttern werde, eiferte auf das Entſchiedenſte dagegen.

„Es iſt ja nicht mehr der König, der daliegt,“ ſagte ſie, „es iſt nicht viel mehr als eine Puppe! Sie haben ihn ja einbalſamirt, ihn weiß geſchminkt und angekleidet. Erinnern Sie ſich an ſein lebendes, geſegnetes Geſicht, das iſt beſſer! Sie bekommen von mir keine Erlaubniß ihn zu ſehen.“

„Gut, mein Kind,“ ſagte die alte Baroneſſe, „da will ich es ſein laſſen und wir zanken darum nicht! Hausfriede iſt gut,“ ſagte der Mann, als er ſeine Frau ſchlug!“

Aber es ſollte anders werden, als Madame Krone und die Baroneſſe es wollten.

Sie aßen zu Mittag beim Etatsrath Heimeran; es kam die Rede auf die vielen Gedichte, die auf den verſtorbenen König verfaßt worden waren. Das Ingemann'ſche Gedicht:

„Auf dem Leichenbett liegt König Friedrich ſo weiß,
Hart war ihm von jeher ſein Lager“

welches auf die Melodie von „Königin Dagmars Weiſe“ abgefaßt war, ließ ſich ſingen; Eliſabeth ſang es; es war das erſte Mal, daß die alte Baroneſſe ſie ſingen hörte, ſie hatte ſich früher nie darum gekümmert. Jedes Wort war deutlich ausgeſprochen und mit Einfachheit und Innigkeit vorgetragen, die Stimme war ſo weich und ſo ergreifend; der alten Baroneſſe kamen die Thränen in die Augen, ſie küßte Eliſabeth und bat ſie, das Lied noch einmal zu ſingen, und dann verlangte ſie, daß ſie mit ihr nach Hauſe fahren ſolle, dort ſollte ſie ein hübſches Geſchenk bekommen, Thee trinken und dann das Lied noch einmal ſingen.

Sie ſaßen bald alle drei im Wagen; es war dunkler Abend, gerade um die Zeit, wo die Thüren zu dem Ritterſaale, in welchem der König lag, geſchloſſen wurden. Das Volk kam ſchaarenweiſe daher.

„Wollen wir nicht durch jene Straße nach Hauſe fahren,“ ſagte Madame Krone, „die Fackeln ſind gewiß noch nicht ausgelöſcht, da bekommt Eliſabeth die Illumination zu ſehen."

Und der Kutſcher bekam Befehl, den kleinen Umweg zu machen, aber kaum hatte er durch eine große Menſchenmaſſe hindurch in die Straße eingebogen und wollte ſchnell an einer Wagenreihe vorüber, die noch hielt, als ein Polizeidiener ihm zurief: „In die Reihe!" Der Ritterſaal war noch nicht geſchloſſen, eine große Menge wartete noch, um hineinzukommen.

„Will Er ſich wohl in der Reihe halten!" rief die Polizei.

Der Kutſcher wollte ihm erklären, daß er mit ſeiner Herrſchaft weiter müſſe.

„Keine Worte!" ſagte die Polizei; die verſtand nicht, was er ſagte, und daher: „keine Worte!" Er mußte in die Reihe einlenken.

„Was iſt das?" fragten ſie einander im Wagen; und dieſer ſetzte ſich langſam in Bewegung, hielt an, fuhr wieder, hielt und fuhr. Es war dem Kutſcher nicht möglich zu entſchlüpfen; jedes Mal, wenn er aus der Reihe heraus wollte, kam ein Polizeimann oder ein Huſar, drohte und ſchrie. Endlich hielten ſie an der Colonnade und der Kutſchenſchlag ward geöffnet.

„Beeilen Sie ſich! es iſt ſchon weit über die Zeit und es ſind noch mehr Wagen da."

„Wir wollen gar nicht hinauf!" ſagte Madame Krone, die dem Kutſchenſchlag zunächſt ſaß.

„Sie würden wohl nicht hierher gekommen ſein, wenn Sie nicht hinauf wollten,“ ſagte der Polizeimann, „machen Sie ſchnell,“ und er zog ſie an der Hand.

„Geſchwind, geſchwind,“ ſagte die alte Baroneſſe und gab der Madame Krone einen kleinen Puff in die Seite, und dieſe mußte heraus. Die Baroneſſe und Eliſabeth folgten nach, ſie hielten ſich im Gedränge aneinander feſt.

„Nun bekomme ich doch meinen Willen,“ ſagte die alte Baroneſſe, „und Sie haben uns angeführt, Madame Krone.“

Ich, wie ich ſo ausſehe,“ ſagte Madame Krone: „meinen ſchlechteſten alten Hut habe ich auf und ſoll nun in allen den Lichterglanz dort oben.“

Aber da war keine Zeit, den Hut in Ordnung zu bringen, die Hinterſten drängten nach vorn, Umkehr war nicht möglich. Die Treppe, die Wand und die Decke waren mit ſchwarzem Tuch überzogen, hin und wieder hing eine weiße Lampe, deren matter Schein kaum gegen den ſchwarzen Grund jeden einzelnen Bürgerſoldaten ſehen ließ, die hier unbeweglich aufgeſtellt ſtanden, ein Bild wie aus einer Laterna magica. Die Luft war durch die große Menſchenmaſſe heiß und drückend. Es war ſchwer für die alte Baroneſſe die Treppe zu ſteigen, Madame Krone unterſtützte ſie auf das Beſte, Eliſabeth folgte ihnen, wunderbar ergriffen bei dem Anblick dieſes Todtengangs, durch dieſes Schweigen und dieſe Stille. Schritt für Schritt ging man durch eine Reihe von Zimmern, alle ſchwarz behangen, die Wände, die Decke, der Fußboden. Offiziere, Pagen, ſchwarzgekleidete Lakaien mit bunten Achſelſchnüren, wie

Bildſäulen aufgeſtellt. Der langſame Marſch, die gleichmäßigen Gemächer und die Erwartung machten den Weg doppelt lang. Niemand ſprach ein Wort, Eliſabeth fühlte eine wunderbare nervöſe Mattigkeit, es war, als ob der Fußboden ſich unter ihr bewege. Endlich traten ſie in den Ritterſaal ein. Sechszehn hohe ſilberne Candelabers ſtanden hier, die Wappen des Reichs und der Provinzen ſtrahlten an den ſchwarz überzogenen Wänden, Trabanten mit Hellebarden ſtanden längs derſelben und mitten im Saale König Friedrichs älteſte Hofbeamte in ihrer beſten Tracht, und unter dem ſchwebenden Thronhimmel von ſchwarzem Sammet und weißer Seide lag in ſeiner Krönungstracht König Friedrich VI.

Ein Zittern überkam Eliſabeth; das alſo war der König, bei dem ſie um Gnade hatte bitten wollen für Elimar, das war der Herrſcher, hier lag rund umher aller ſein reicher, köſtlicher Schmuck — der König — die Leiche.

Ein großer Trauertempel war der Ritterſaal, derſelbe, in dem wir vor vierzehn Jahren auf dem Hofball waren, wo Clara mit Holger tanzte und wo am Tage darauf der Beſen der Scheuerfrau einen Knopf wegkehrte, deſſen Fallen große Folgen hatte.

Eliſabeth fühlte eine Mattigkeit, einen Schwindel, und wäre ſie nicht aus dem Trauerſaal plötzlich auf den luftigen Corridor herausgetreten, ſo wäre ſie umgeſunken; ihre Füße wankten, und als in demſelben Augenblick die alte Baroneſſe, um ſich auf ſie zu ſtützen, nach ihrer Schulter griff, da ſtolperte ſie ein paar Schritte vorwärts, raffte ſich aber ſogleich wieder auf. Die alte Baroneſſe dagegen lag ohnmächtig da; man brachte ſie in die Stube des Portiers, wo ſie bald wieder zu ſich kam, und als ſie nun wieder im Wagen war und ein Lächeln ſich um ihren Mund zog, da zankte Madame Krone.

„Ich dachte es mir wohl,“ ſagte ſie; „die Frau Baroneſſe hätte hierher gar nicht kommen ſollen.“

„Ich hatte meinen Willen, und dann freut man ſich immer,“ entgegnete ſie, aber ihr Geſicht glühte wie im Fieber. „Ich werde ein tüchtiges Kinderpulver nehmen, wenn ich nach Hauſe komme, das iſt meine Apotheke und mein Doctor!“

Als Eliſabeth am nächſten Morgen aufſtand, fühlte ſie eine Steifheit im Knie, es ſchmerzte etwas, aber ſie dachte nicht daran ſich ruhig zu halten. Gräfin Clara wollte ſie dieſen Vormittag in Thorwaldſen's Atelier führen, ſie ſollte den großen Künſtler ſelbſt ſehen und mit ihm ſprechen. Eliſabeth ging zur Gräfin, und ſie fuhren nach Charlottenburg, Thorwaldſen's Wohnung; der freundliche alte Künſtler empfing ſie herzlich, führte ſie ſelbſt herum, und wenn die gnädige Gräfin ſich etwas zu exaltirt ausſprach, ſo daß er ärgerlich hätte werden können, dann ſah er ſich von ihrem ſchönen Geſicht, von ihren lebhaften Augen ſogleich wieder die gute Laune ab, denn ſchön war ſie doch. Alles mußte beſehen werden, das Atelier, die Zimmer mit den Bronzen und den Gemälden.

„Ja, das Allerheiligſte muß ich auch ſehen,“ ſagte Clara, „Ihr Schlafzimmer!“

„Da ſtehen nur meine alten Stiefeln und Pantoffeln," ſagte Thorwaldſen.

„Auch die werden einmal ihren Platz bekommen in unſerm Muſeum," ſagte ſie, und ſie konnte unſer ſagen, denn ſie hatte ihren guten Antheil daran.

„Da wird wohl ein Schuhflicker im Keller eine Wohnung erhalten," ſagte Thorwaldſen, und es flog ein Zug von Langeweile über ſein Geſicht.

Clara mußte wieder ins Atelier, wieder jede Statue, jedes Basrelief ſehen.

„Und wo führen dieſe Thüren hin?" fragte ſie und wies auf zwei Thüren hin.

„Die führen nach dem botaniſchen Garten hinaus, da kann man auch hinaus gehen," fügte er unwillkürlich hinzu, denn er war müde. Er öffnete die Thüren; es war in der Nacht ein ſtarker Nebel gefallen, jetzt war es Froſt und klarer Sonnenſchein, alle Büſche und Bäume waren wie kryſtalliſirt vom Reiffroſt, es ſah feenhaft aus.

Eliſabeth, die in feierlicher Stimmung ſchweigend alle die Kunſtwerke betrachtet hatte, rief hier überraſcht aus: „O Gott, wie ſchön!"

Thorwaldſen wandte ſich mit einem Lächeln zu ihr hin und ſah ihr ſeelenvolles Geſicht, er hatte vorher nicht viel Acht auf ſie gegeben.

„Das iſt in der That ein ſchöner Anblick," ſagte er.

„Aber es iſt zu viel Reiffroſt auf jedem Zweige," ſagte Clara, „etwas dünner würde es maleriſcher geweſen ſein."

„Dafür, daß es der liebe Herrgott gemacht hat, iſt es doch gar nicht übel,“ ſagte Thorwaldſen mit ironiſchem Lächeln.

Nun ſollte man die Treibhäuſer beſehen und dann noch einmal wieder in das Atelier und die andern Zimmer.

Als Eliſabeth wieder im Wagen ſaß, fühlte ſie Ermattung in allen Gliedern, ihr Knie ſchmerzte, und als ſie nach Hauſe kam, nach Chriſtianshavn, mußte ſie ſich nach der übergroßen Anſtrengung legen; am nächſten Tage verordnete der Arzt Blutegel und Umſchläge, ſie mußte das Bett hüten.

Und es wurden Tage, es wurden Wochen daraus; die alte Baroneſſe nahm es ſich zu Herzen, weil ſie Schuld daran war, ſie zog täglich Erkundigungen ein und ſchickte Geſchenke, italieniſche Trauben, ſeidene Tücher, Bücher; Herrmann brachte ausgeſuchte Werke, der Etatsrath benahm ſich wie ein guter Vater und Trine kam mit hundert Neuigkeiten aus der Stadt und dem Theater. Manche Stunde lang war ſie wohl ganz allein mit ſich ſelbſt, aber ſie fühlte das Angenehme darin, ganz allein zu ſein, einzukehren in dem Innerſten ihres Herzens, wo alte Erinnerungen wohnten und wie alte Melodien ſprachen, das Ungewiſſe ſich in wechſelnden Geſtalten aufrollen zu ſehen, ganz ſie ſelbſt zu ſein.

„Ich ſammle mich ſo ganz,“ ſagte ſie, „es iſt ein vollſtändiges Ausruhen für Geiſt und Körper.“ Es war ihr eine liebe Beſchäftigung, alle die Kopenhagener Eindrücke zu Papier zu bringen, ihre Auffaſſung aller dieſer neuen

Erſcheinungen, ihre Bemerkungen, aber Niemand ſah dies, Niemand ahnete es. Sie hütete noch das Bett, als bei König Friedrichs Begräbniß die Kirchenglocken im ganzen Lande ertönten; ſie hörte ſie von den zunächſt gelegenen Kirchen, ſie wußte, daß jetzt der Trauerzug durch die illuminirten Straßen zog, in welchen Militär aufgeſtellt ſtand, ſie hörte das Geſchütz von den Wällen, ſie ſah durch das Fenſter in der Luft blitzen, wenn die Kanonenſalven gelöſt wurden. Sie war ſo gut wie allein im Hauſe, Alle waren draußen, den Trauerzug zu ſehen, ihre Gedanken begleiteten ſie, wie ſie einmal Elimar begleitet hatten, als ſie auch zu Bett lag und er mit den Seeleuten von Föhr nach Holland ging. Die Erinnerung an Elimar verdrängte die Gedanken an den König Friedrich; ihre Augen füllten ſich mit Thränen, ſie ließ den Kopf herabſinken, ſchlummerte ein und träumte, ſo wie man zuweilen träumen kann, daß man noch nicht eingeſchlafen zu ſein glaubt, daß man Alles um ſich her im Schlafzimmer ſieht; ſie ſah es, ſie ſah die Luft bei jedem Schuß leuchten, ſie hörte die Trauerglocken läuten; an ihrem Lager ſaß Elimar, und das kam ihr durchaus nicht unerwartet oder ſonderbar vor, ſie unterhielten ſich wie in alten Tagen und laſen in einem Buche ihre ganze Zukunft.

„Erinnere Dich nun gut daran, wenn Du aufwachſt,“ ſagte er, und da war es nicht länger Elimar, ſondern ein ganz Anderer, auf den ſich Eliſabeth, als ſie aus dem Schlafe auffuhr, gar nicht mehr beſinnen konnte; ſo erging es ihr auch mit dem, was ſie im Traum geleſen hatte, und doch war es ſo klar, ſo natürlich geweſen. Aber das wußte ſie am andern Morgen, daß ſie etwas Merkwürdiges geträumt habe in der Nacht, in welcher König Friedrichs Leiche nach der Domkirche von Roeskilde abgeführt wurde.

Am Tage kam Trine, welche mit dem Sängerperſonal des Theaters in der Kirche geweſen war und Alles geſehen hatte.

„Die Bauern waren das Beſte,“ ſagte Trine, „ja, die Bauern in ihren langen Kitteln mit ſilbernen Knöpfen, ſie trugen den Sarg durch die mittelſte Kirchenthür herein, und die Orgel ſpielte und alle Glocken läuteten und König Chriſtian der Achte, kohlſchwarz gekleidet, und der Biſchof im Biſchofsmantel und mit dem Krummſtabe gingen ihnen entgegen, das war feierlich zu ſehen; aber hier in Kopenhagen geſtern Abend, das gefiel mir nicht. Da ging es in einer Fahrt, in einem Galopp, die Vorderſten ritten zu ſchnell, und da mußten die Andern nachfolgen; der Leichenwagen fuhr ſo raſch, daß der Sarg darauf hin und her rutſchte. Die armen alten Leute, die Commandeure und die Etatsräthe mußten laufen! Das fand ich nicht paſſend. Bei Allem muß der Schein beobachtet werden. Einer der alten Männer war nahe daran ohnmächtig zu werden, und man hat mir geſagt, daß er beim Weſterthor ſich hinten auf den Leichenwagen aufſetzen mußte, und jetzt ſoll er todt ſein; nun liegt er gerade ſo da, wie König Friedrich! Von dem Wall herab wurde geſungen, das war ein „Lebewohl“, und bei der Freiheitsſäule ſangen die Bauern, und dann kam Militär und Kanonen, die folgten mit vom eiſernen Thore her, ſie fuhren langſam und ich war weit zurück, das war nicht ſchön! Nahe bei der Stadt gingen wilde Volkshaufen und ſangen und riefen Hurrah! Sie warfen Schneebälle und Fackelſtumpfe nach uns, bei jeder Schenke hielt das Militär mit dem Leichenwagen an, fuhren vor die Thür und gingen hinein um zu trinken; das ſah nicht gut aus, aber es war eine kalte Nacht für die armen Menſchen. Die Fackeln ſchienen ſo roth; wo ich an ihnen vorbeikam, ſtand ein großer Haufen von Bauern um den Leichenwagen herum und ſang ein geiſtliches Lied, und in allen Dörfern läuteten die Glocken und aus jedem Bauernhauſe leuchtete ein Licht aus jedem Fenſter über Feld und Weg hin, die weiß vom Schnee waren. Auch den Baron Herrmann habe ich geſehen, ich ſah ihn in der Kirche und er erkannte mich, und als das Ganze vorbei war und wir fortgingen, grüßte er mich, das thut er jedesmal, er iſt ein netter und höflicher Herr. Jetzt wird er ein kleines Gut bekommen, hat die Baroneſſe verſprochen, und er ſoll ſich noch in dieſem Jahre verheirathen."

Mit wem, das wußte Trine nicht, aber das wußte ja Herrmann ſelbſt auch nicht.

XXIV.

Der Kammerjunker.

„Jetzt reiſt Herrmann,“ ſagte die alte Baroneſſe, „aber ich werde ſogleich einen Mann an ſeine Stelle ſetzen. Sie ſollen ihn wohl zu ſehen bekommen, Etatsrath, es koſtet acht Schillinge, aber dafür wird er Ihnen auch gleich vor das Haus gefahren.“

Es war der Kammerjunker, der mit dem nächſten Dampfſchiff in Kopenhagen eintreffen wollte, um während der Sommermonate auf dem Gute der Baroneſſe eine neue muſikaliſche Arbeit, Text nach Shakeſpear's Drama „der Sturm“, zu vollenden.

Der Etatsrath bedauerte, daß er Herrmann verlieren ſolle, an den er ſich ſo gewöhnt, der ſo gute Einſichten hatte und ſo hübſch von ſeinen Reiſen erzählte.

„Ja, das konnte Geert Weſtphaler auch,“ meinte die Baroneſſe, „und glauben Sie nicht, daß ich das auch kann, wenn ich will? Ich bin ſchneller gereiſt als alle die Andern. Haben Sie ſchon von meiner Berliner Reiſe gehört? Ich war in Hamburg und wollte zurück über Lübeck, da wollte ich erſt einmal Eulenſpiegels Grab in der Stadt Mölln ſehen und da kamen wir auf eine breite Landſtraße; ich fragte: wo führt der Weg hin? Nach Berlin, antwortete man. Wie, ſind wir auf dem Wege nach Berlin, ſagte ich, nun, ſo wollen wir nach Berlin fahren. Und ſo fuhren wir nach Berlin und ſpazierten unter den Linden und bekamen Sand in die Augen; ich wohnte gerade dem Poſthauſe gegenüber bei einem Wirth, der ein Dichter war, ein braver Mann, etwas theatertoll, aber das bin ich ja auch, und ſo kamen wir Beide gut mit einander aus. Hat Herrmann Ihnen ſchon etwas Beſſeres erzählt, als das? — Ich will damit nichts gegen ihn ſagen, er iſt beinahe gut genug, aber der, den ich an ſeine Stelle ſetze, iſt die Perle; er hat Genie, er hat das, wovon Herrmann ſprechen kann; es ſoll für Beide geſorgt werden. Der Eine hat mit Malerei und Thon gepfuſcht, nun kann er mit Gras und Kartoffeln herumpfuſchen, der Andere, den gewiſſe brave Leute wegwerfend behandeln wollten, der aber zu gut dazu war, kann jetzt dieſen ein Stückchen blaſen, und er ſoll jetzt gehätſchelt und ihm ſollen gute Tage verſchafft werden in der Stadt wie auf dem Lande."

Und daher war es ihr darum zu thun, ihr „gutes Kind" für die Zeit, die er in Kopenhagen bleiben würde, in guten Händen zu wiſſen. Der Etatsrath hatte zwei meublirte Zimmer leer ſtehen, dieſe ſollte er haben.

Alles war nach dem Tode des Königs wieder ins alte Gleis gekommen, Geſellſchaften und Theater wieder in vollem Gange, aber mit Eliſabeth ging es nur langſam vorwärts. Es war im Anfang des Märzmonats, ſie konnte ſich nur auf Krücken im Zimmer bewegen. Herrmann kam Abſchied zu nehmen, um nach Fühnen zu reiſen.

„Ich ſehe Sie gewiß nie wieder!“ ſagte ſie, und nur durch die ganze Kraft ihres Willens hielt ſie ihre Thränen zurück.

„Glauben Sie denn, daß ich ſterbe?“ fragte Herrmann.

„Nein, das nicht, aber meine Heimath iſt in einem Winkel der Erde; wenn ich nun bald wieder ſo weit hergeſtellt bin, die Reiſe ertragen zu können, da reiſe ich nach Oland zurück.“

„Und dorthin kann ich auch kommen,“ ſagte Herrmann; „ich will den guten Moritz beſuchen, ich will die Bäder auf Föhr gebrauchen; dieſen Sommer wird nun wohl nichts daraus werden, aber den nächſten.“

„Ihre Großmutter iſt eine alte Frau,“ ſagte Eliſabeth, „der liebe Gott kann ſie zu ſich rufen, Sie bekommen dann einen neuen, größern Wirkungskreis.“

„Nun, dann kommt Moritz zu mir und Sie begleiten ihn; Sie werden mich doch nicht ganz vergeſſen?“

„Sie vergeſſen!“ rief ſie mit Wärme und Heftigkeit, „Sie, der Sie ſo unendlich gütig geweſen ſind gegen mich, ein ſo geringes unbedeutendes Weſen. Ich habe durch Ihre Beſuche bei uns ſo viel gehört und gelernt, und glauben Sie, daß ich den Abend vergeſſe, wo ich Sie zum erſten Male ſah, den Abend, als —“ Sie hielt inne und das Blut ſtieg ihr in die Wangen; ſie brach in Thränen aus. „Da ſah ich Ihnen ins Herz hinein, Sie ſind edel und gut.“

„Sprechen Sie nicht von der Stunde,“ ſagte Herrmann. „Meine Aufführung damals, meine Worte — ja, ich erinnere mich nicht, was ich im erſten Augenblicke Ihnen geſagt habe, aber ich konnte in keinem beſonders vortheilhaften Lichte vor Ihnen ſtehen; mein ſpäteres Benehmen war nicht anders, als wie jeder anſtändige Mann ſich benommen haben würde. Und nun leben Sie wohl! Dank für den ſchönen Geſang, für die ſchönen Abende — Gott ſegne Sie, liebe Eliſabeth!“ Er drückte ihr die Hand und wollte fortgehn, als der Etatsrath kam. Da ward noch allerlei geſprochen, Eliſabeth bekam Zeit ſich zu faſſen, Herrmann war in guter Laune und voll von Luſt und Verlangen nach ſeinem neuen Wirkungskreiſe auf dem Lande. So trennten ſie ſich.

Drei Wochen ſpäter kam das Dampfſchiff mit dem Kammerjunker an.

Das Frühjahr war nun ſo zu ſagen gekommen, die Luft war milder geworden oder, wenn man lieber will, ſie hatten Regen ſtatt Schnee bekommen. Auf der Straße ſtand das Waſſer, Pfütze an Pfütze, die Rinnſteine überſchritten ihr Bett und drohten die Keller unter Waſſer zu ſetzen und einige kleine Kinder oder ſchwache Alte zu erſäufen. — Schwimmendes Stroh und Kohlſtrünke trieben ſich herum als Vorboten des Frühlings, die abgenutzten Steinplatten auf den Trottoirs lagen da mit ihren vielen Waſſerlöchern, die Leute beläſtigten einander mit naſſen Regenſchirmen, „es war,“ ſagte man, „herrlich mildes Wetter,“ und in dieſem milden Wetter kam der Kammerjunker. Noch ſo hager als damals, wo wir ihn zuletzt ſahen, aber mit einer faſt noch größeren Lebendigkeit als früher, und mit der wunderbaren

Beweglichkeit in jedem Geſichtszuge, die gleichſam die Gedanken abſpiegelte, ſtand er vor Eliſabeth. Er erinnerte ſich ihrer und ihrer ſchönen Stimme ſo wie der Beſuche im Predigerhauſe auf Oland noch ſehr gut. Die Lebendigkeit und die Laune, die Geſprächigkeit, die ſich bei dem Kammerjunker auf ſo geiſtreiche Weiſe kund gab, ſelbſt das Sarkaſtiſche gefielen dem Etatsrathe ſogleich, der bloß einzuwenden hatte, daß der Kammerjunker nicht recht patriotiſch ſei, und das ſagte er ihm auch gleich gerade heraus.

„Ich liebe die Natur hier,“ antwortete er dann lächelnd, „aber nicht die Generation, nicht das überaus Kleinliche in Kopenhagen, und deswegen wohne ich auf Chriſtianshavn. Es iſt ſeltſam, nach Jahr und Tag hierher zurück zu kommen, nach Jahren ſo reich, daß ſie ein Menſchenalter zu ſein ſcheinen, ſo bewegt, als hätte man außer der Welt geſtanden und zugeſehen, wie ſie ſich dreht. Alles hier zu Hauſe geht noch ſeinen alten Gang, Alles iſt noch ganz daſſelbe, wie der Schatten, der von den Häuſern fällt, dieſelben Leute an denſelben Orten und im Theater, daſſelbe „ſcharmant,“ wo es gar nicht hin gehört, daſſelbe falſche Tactanſchlagen, dieſelbe Art ſinnreicher Bemerkungen. So hörte ich z. B. geſtern Abend bei der Vorſtellung von Mozart's Don Juan eine ganz vortreffliche. Es war ein Hofcavalier, welcher ſprach, der Name thut nichts zur Sache, mit der Dummheit iſt's genug; er äußerte, als der Geiſt des Commandeurs kam, gegen mich, daß dies mit dem Geiſte ſo unnatürlich ſei, man müſſe in unſerer Zeit es etwas wahrſcheinlicher machen, es könnte ja ein guter Freund ſein, der ſich verkleidet hätte, um Don Juan zu warnen; „aber die Muſik deutet doch gar nicht auf einen guten Freund hin,“ ſagte ich, doch das glaubte er nicht.

„Aber trifft man das in andern Ländern nicht auch?“ fragte der Etatsrath. „Steht denn Paris wirklich ſo viel höher?“

„Durchaus nicht,“ antwortete der Kammerjunker; „aber davon ſprechen wir jetzt nicht, ich bin einmal nicht gut zu ſprechen auf Kopenhagen.“ Und er lachte und ſpottete über ſich ſelbſt und ſo machte er es immer.

Eliſabeth verglich den Kammerjunker mit Herrmann, zu dem ſie bei Allem emporſah, wie manches Auge zu Johannes in der Wüſte emporſah. Und der neue Gaſt erhielt bei ihr nur einen geringen Platz, doch dieſes war nur in den erſten Tagen; ſpäter, als ſie ihn ſpielen hörte, als ſie hörte, wie er ſich über Muſik und Poeſie mit der Begeiſterung und Originalität ausſprach, welche einen Theil ſeines Selbſt ausmachten, da ſtieg er bei ihr bedeutend höher. Was den Streit über die Schattenſeiten der Heimath anlangte, ſo blieben ſie zwar immer uneinig, aber durch dieſen Streit rückten ſie einander näher und wurden vertrauter mit einander. Es war ihr Vortrag der Reichard'ſchen Lieder und der ſchwediſchen und däniſchen Volkslieder, welcher ihm, wie er ſagte, die Idee zu „Miranda“ eingab: aber wer ſingt mir die ſo wie Sie? Ich kann eine kräftigere, eine mehr ausgebildete Stimme finden als die Ihrige, aber das Seelenvolle, die Unſchuld, die ich bei Ihnen höre, die finde ich nicht. Miranda's Partie ſoll einfach ſein wie eines von Rouſſeau's

Liedern, ſie muß alle die Melodie beſitzen, die ein Herz von ſich geben kann; dagegen Verzierungen, Rouladen und Kunſtſtücke, wo Menſchenſtimmen wie die Töne von Flöten und Violinen werden, die gebe ich den Partien von Ariel und Caliban, dahin gehören ſie, dort bekommen ſie Wahrheit und Natürlichkeit.

Während der Kammerjunker componirte, wie Alle wußten, ſaß auch Eliſabeth in ihrem kleinen Zimmer und componirte ebenfalls, wie Niemand wußte, aber das war eine Compoſition von Gedanken und Worten; oft, wenn ſie allein war, ſank ihr Nähzeug ihr in den Schooß, das Buch, in dem ſie las, fiel herunter, und ſie wiegte ſich in ihren Gedanken. Das Nebelbild eines Gedichtes, das in Trinens Wohnung gleichſam vor ihr aufging, kam unwillkürlich zum Vorſchein, trat wieder zurück und ſtand dann immer wieder da in klaren Umriſſen. Sie mußte es zu Papier bringen, es war eine kleine Novelle und der Stoff zu derſelben nichts weniger als jene erſte Erinnerung aus der Kindheit, das ſchwimmende Stück Marſchland, welches das Meer an das Land angeſetzt hatte. In wenigen Worten entwarf ſie ein Bild davon, ein halb zuſammengeſtürztes Haus befand ſich auf der Inſel und drinnen in der Schenke zwei kleine Kinder, ein Knabe und ein Mädchen; ſie wuchſen heran, es waren Eliſabeth und Elimar. Es war das Leben ihrer Kindheit, es war ihre Noth und Angſt, als die Fluth herankam und das Waſſer ihnen bis an die Bruſt ſtieg; Alles war lebendig ausgemalt, ihr Schrecken, der ſie bedrohende Tod; aber kein Jap-Litt-Petters kam, um ſie zu retten, es kam das Rieſenſchiff, das ungeheure Geſpenſterſchiff, und nahm ſie auf. Und nun ging die Fahrt hinaus auf das Weltmeer nach dem Mohrenlande und Indien, dieſem Lande der Phantaſie, welches Keike ihr ſo oft ausgemalt hatte nach der Chronik vom Prediger John, das Land mit den weißen und rothen Bären, dem Vogel Phönix und den funfzehn Ellen hohen Menſchen. Und Jahre waren vergangen, ehe ſie es erreichten, die Kinder waren erwachſen und alte Menſchen geworden; mit ſilberweißem Haar und ſich auf einander ſtützend kamen ſie ans Land bei der Quelle der Verjüngung, tranken von dem Waſſer derſelben und wurden wieder ſo jung wie damals, als ſie das Rieſenſchiff beſtiegen. Hand in Hand wanderten ſie in das Schloß des Predigers John, das war von Gold und Elfenbein erbaut, hatte Thüren von Cedernholz, Fenſter von Kryſtall und Betten von Saphir. Zwanzigtauſend Mann wachten darin, Alle waren Könige, Herzöge und Erzbiſchöfe und vor dem Schloſſe ſtand ein Poſtament von Kryſtall aufgerichtet wie ein Spiegel, in welchem man ſehen konnte, wer in der ganzen Welt uns wohl und wer uns übel wollte.

Und Niemand hatte eine Ahnung von Eliſabeths Beſchäftigung. Von des Kammerjunkers neuer Compoſition ſprach ſie, dieſe machte einen Theil ihres Zuſammenlebens aus, und wie aus ſeinem Geſicht jeder Gedanke, jede innere Bewegung hervorleuchtete, ſo auch aus ſeiner Muſik. Die Seele und die Stimmung waren ſo wunderbar empfänglich für Alles rund umher, wie die Waſſerfläche es iſt, um die Farbe der rothen Morgenwolken zu tragen und beim grauen Himmel deſſen Bleigewicht und Kälte einzuſaugen. Es war bei ihm mehr eine ausgedehnte Empfänglichkeit für jede Natur, als eine Zuſammenſetzung von verſchiedenen.

Von allen älteren Bekanntſchaften hier zu Hauſe war **Holger** der, mit welchem er am meiſten zuſammenkam, was **Eliſabeth** ganz unerklärlich erſchien, da dieſe Beiden doch keine Berührungspunkte mit einander haben konnten; und doch hatten ſie ſolche.

Das „Adelgunden-Thema,“ wenn wir es unter dieſer Bezeichnung andeuten dürfen, die orientaliſchen Elemente, welche **Holger's** Lebensaufgabe waren und ihm reichen Stoff zur Unterhaltung gaben, hatten für Den, der bloß in der Welt der Töne lebte, etwas Anziehendes. Der Schmetterling ruht zuweilen auf der grünen Sumpfpflanze aus, ſchlägt mit den Flügeln und fliegt dann wieder der Sonne zu. Eine Stunde nachher hörte er bei **Eliſabeth** mit natürlich reinem Gemüth, was ſie in ihrer Unſchuld ſprach, er war in ſeinem innerſten Kern dann fromm und gut. Sein Herz ſtrömte über von Dankbarkeit gegen Jeden, der ihm freundlich entgegengekommen war, und zugleich zeigte er ein merkwürdiges Gedächtniß für jede erlittene Kränkung aus frühern Jahren. Während er als vernünftiger Menſch den Adel des Geiſtes als das Höchſte anerkannte, gab es doch Augenblicke, wo der „Kammerjunker“ Macht über ihn bekam und wo er, wie ſich die Baroneſſe über ihn ausdrückte, den „Staatskalender küſſen“ mußte. In ihren Augen ſtand er als ein Beiſpiel für Alle da, jede Aeußerung von ihm war vortrefflich, und kam er einmal mit etwas zum Vorſchein, das mit ihrer Anſchauung in entſchiedenem Gegenſatze ſtand, dann ſagte ſie: „Das iſt nicht er ſelbſt, der da ſpricht, das iſt Geſchwätz Anderer, das er da wiedergiebt, und dieſes iſt gut genug für uns, ſeine eigenen geſunden Worte verdienen wir nicht.“ Mit klarem Auge ſah er ſeine eigenen Schwachheiten und aus dem Studium ſeiner ſelbſt begriff er Andere; aber dieſes Verweilen bei ſich ſelbſt brachte ihn nur zu oft dahin, allzuviel von ſich ſelbſt zu ſprechen, ſeine eigene Perſönlichkeit zum Gegenſtand des Geſprächs zu machen, wodurch Andere nach und nach freier in ihrem Urtheil wurden, als ſpräche man von einem Dritten; Eliſabeth ward vertraulicher, das Verhältniß wurde freier als das mit Herrmann. Das Leben des Kammerjunkers war ihr mehr ein aufgeſchlagenes Buch. Er erzählte ihr Erinnerungen aus ſeiner bittern Jugendzeit; zwiſchen ſtolzen Träumen, wie die Joſephs, und Kränkungen und Zurückſetzungen, weil er arm war. Er ſpielte ihr ſeine erſten niedergeſchriebenen Compoſitionen vor und erzählte ihr die Veranlaſſung zu mehreren derſelben.

In einem ſolchen Geſpräch fragte er ſie, ob ſie nie dergleichen muſikaliſche Stimmungen fühle, ob die Töne nicht gleichſam aus ihrer Seele hervorquöllen, wo die Gedanken keine Worte hätten, und ſie erwiderte ihm dann, daß ihr die Worte niemals fehlten, daß ſie für jeden Gedanken Worte zu haben glaube, nur daß dieſe oft ſo flüchtig wären, daß ſie dieſelben nicht ſo lange feſt zu halten vermöge, bis ſie zu Papier gebracht wären. Und indem ſie ſich hierüber näher erklärte, war ihr Geheimniß verrathen, und zuletzt, wozu es jedoch vieler Ueberredung bedurfte, ward das Geſchriebene hervorgeholt und der Freund erhielt die Erlaubniß, es zu leſen, aber Niemand, Niemand anders.

Eliſabeth ward blutroth. Es war ihr, als habe ſie eine Sünde begangen; ſie fühlte nun, daß die ganze Dichtung trivial und kindiſch ſei. Und der Kammerjunker las, erſtaunte über die friſche Sprache, über die poetiſchen Bilder, aber vor Allem über die Schilderung der Natur; das war mehr als Gewöhnliches, er fühlte eine Dichterſeele darin. Indem er dieſes lebhaft ausſprach, ſetzte er ſich wieder neben Eliſabeth und hob Einzelnheiten hervor und gab dieſen eine Bedeutung, an welche ſie nie gedacht, die aber wohl hineingelegt werden konnte. Das Reich des Predigers John war das Land der Poeſie und der Kunſt, in welchem das Alter die Kraft ſeiner Jugend und die ganze Schönheit des Lebens wieder erhielt. Der Kammerjunker wurde ein Commentator, wie ſo Viele es geworden ſind. Sein Entzücken gab der Dichtung in Eliſabeths Augen wieder Werth. Seine Aufmunterung war wie ein Sonnenkuß für die Blume nach der Regenzeit, ſein großes Intereſſe für ſie blieb nicht verborgen, aber wohl die Urſache davon, und die konnte ja keine andere ſein, als: „er iſt verliebt!“

Das war wenigſtens die Anſicht der alten Baroneſſe; ſie ſah ihn mit einem Ausdruck der innigſten Theilnahme an und ſchüttelte dann ein wenig den Kopf.

„Mein gutes Kind,“ ſagte ſie, „legen Sie ſich im Traum nur nicht eine Frau zu, wie Adam es that; aber deſſen Frau taugte nichts. Es giebt Frauenzimmerherzen, die ſind wie ein Briefbeutel, der iſt voll von verſiegelten Briefen, aber er weiß doch ſelbſt nicht, was darin geſchrieben ſteht.“

Inzwiſchen kam die Baroneſſe öfter als früher zum Etatsrath und hinaus, ſprach auf ihre Weiſe, wie ſie es nannte, vernünftig mit Eliſabeth, die immer mehr und mehr in ihrer Gunſt ſtieg und die plötzlich an einem Tage im Maimonat, kurz vor der Abreiſe der Baroneſſe nach Fühnen, eingeladen wurde, ſie zu begleiten.

„Das kann Dir von Nutzen ſein,“ ſagte die alte Frau, „dort giebt es Frieden und Ruhe und grüne Wälder, dort iſt auch ein Doctor in der Nähe, und der Kukuk kann Dir ſagen, wie lange Du noch leben ſollſt. Wir gehen mit dem Dampfſchiff, das iſt eine Reiſe von einem Tage und dann biſt Du ſchon auf halbem Wege nach Deiner Inſel.“

Sie ſagte daſſelbe zum Etatsrath; es ward darüber geſprochen und wiederum geſprochen, es ward an Moritz geſchrieben und die Sache war abgemacht.

Der Kammerjunker fand es vortrefflich. Eliſabeth lächelte durch Thränen, das war ja die Trennung von der Kopenhagener Heimath, aber ſie führte zu den fühnenſchen Waldungen und zur Rückkehr nach Oland.

Am vergnügteſten darüber war Trine. „Wollte Gott, ich könnte auch mitreiſen,“ ſagte ſie, „und Hanſen! Gott ſoll mich behüten, daß ich ohne den reiſte!

Auf Fühnen iſt es herrlich, das iſt mein Land, obgleich ich eine Kopenhagnerin bin. Grüßen Sie Frau Catrinſen, ihr Mann iſt todt, das weiß ich, es ſtand ja in den Zeitungen mit einem kleinen Verſe dabei, und wiſſen Sie, woraus der genommen war? Es war aus meinem Hochzeitscarmen, das Catrinſen ſelbſt gemacht hatte. Ja, reiſen Sie nur nach meinem herrlichen Fühnen. Gott gebe, daß Sie einmal die Baroneſſe beerben, aber gehe es, wie es wolle, ſo vergeſſen Sie mich nicht, und auch Hanſen nicht, das iſt ein ſeltener Mann, ſein Vetter, der Taucher ſprach geſtern von Ihnen und läßt Sie grüßen! Du lieber Gott, ſchreiben Sie mir doch ja, Sie kennen ja den Keller in der Nelkengaſſe!“

Heimeran war verſtimmt; es war ihm, ſagte er, als ſolle er wieder eines ſeiner Kinder verlieren. „Alle ſind ſie weit umher zerſtreut, den älteſten Sohn habe ich in Oſtindien, den zweiten in Archangel, die zwei jüngſten, — der liebe Gott theilte mit mir, — die nahm er wieder zu ſich; die Beiden ſind mir alſo am nächſten.“

Und das Dampfſchiff ging nach Fühnen ab.

Das Wetter war vortrefflich, der Wind günſtig, man ſetzte Segel bei. Die Sonne war noch nicht untergegangen, als man Svendborg erreichte, wo man nur noch wenige Meilen nach dem Gute der Baroneſſe hatte.

Was auf Fühnen lebhaft an England erinnert und an beiden Stellen das Auge entzückt, das iſt das friſche Grün, die lebendigen Hecken und die ſchönen Baumgruppen auf den Feldern, wodurch das Land das Ausſehen eines Gartens bekommt. Dieſer Anblick entzückte Eliſabeth;

zwar war die Sonne untergegangen, als ſie von Svendborg wegfuhren, aber die Luſt war wie vergoldet, der Vollmond ſtand ganz bleich da in all dieſer Herrlichkeit, es weihte eine Ruhe die ganze Natur, als ob alle Wälder rings umher ſchlieſen, und in den Dörſern, durch welche man kam, wo die Glocken ſo eben bei Untergang der Sonne geläutet hatten, ſah man Gruppen von plaudernden Mädchen, Bauern, die Kegel ſchoben, des Häuslers kleine Tochter trieb die Kuh nach Hauſe, die den ganzen Tag am Wege gegraſt hatte und nun in den Stall ſollte. Die Felder mit der ſchönen Frühlingsſaat ſahen aus wie grüner Sammet, die Gräben wie ein Füllhorn von Blumen, und wie ſie ſo dahinfuhren, wurden die Wolken immer bleicher und der Mond erhielt einen ſtärkeren Glanz; es ward immer ſtiller auf der Landſtraße ſelbſt und in den Dörſern, und von den Wieſen erhob ſich ein bläulicher Nebel wie ein Geſpenſt des Sees, der ſich hier einmal erſtreckt hatte. In Eliſabeths Herz ward jede Erinnerung ihrer Kindheit geweckt, ſie näherten ſich der Garteneinſamkeit und dem alten Edelhofe darin — ſeine ausgezackten Giebel, über und über mit Grün bewachſen, ragten ſcharf in der klaren Luft empor, hoch oben befand ſich ein Storchsneſt; die Storchfamilie war zur Ruhe gegangen — es war ja nach Mitternacht. Die Lichter bewegten ſich drinnen hinter den Fenſterſcheiben, Eliſabeth ſah wieder das lebendige Grün darin, die alten Portraits, den Commandeur mit dem Sterne, die alte Dame mit dem Papagei auf der Hand. Alles war ihr ſo bekannt, aber es war Alles viel kleiner, viel kleiner, als es ihr noch in Gedanken vorſchwebte; der lange Gang, deſſen Fußboden ſchräg abwärts ging, — das that er noch, — war, ſo kam es ihr vor, nur noch halb ſo lang, wie damals, als ſie ein Kind war.

Ein hübſches Zimmer nach dem Garten hinaus erwartete ſie und als ſie ſich hier ins Bett legte und der Mond die Tapete beſchien, auf welcher Hirſche hin und her ſprangen, da kam es ihr beinahe vor, als ob das Leben auf Oland und in Kopenhagen nur ein Traum geweſen ſei, aber während dieſes Traumes war ſie älter, klüger geworden und hatte den unſichtbaren Faden gefunden, der ſich durch ihr Leben wie durch jedes Menſchenleben zog.

XXV.

In dem geheimnißvollen Zimmer und in der Dorfkirche.

Eliſabeth befand ſich alſo auf Fühnen.

Sie ſaß wieder unter den hohen, neubelaubten Buchen, der ganze Wald hatte jenes Gepräge von Jungfräulichkeit, das unſerm Auge ſo wohl thut, unſere Gedanken ſo jugendlich ſtimmt; die Nachtigall ſang, nicht Trauergeſänge, ſondern glockenhelle, ſeelenvolle, ernſte Töne. Ein kleiner Eſel war für Eliſabeth geſattelt, der Kammerjunker ging ihr zur Seite und ſo wurden Ausflüge im Garten und im Walde gemacht. Mitunter wurde gefahren und dann ging es über die belebte Landſtraße und durch Dörfer, denn die Baroneſſe wollte Menſchen ſehen. Die kleinen Bauerjungen — weißgelbes Haar und braune Geſichter haben ſie faſt alle — nickten auf komiſche Weiſe mit dem Kopf, als bekämen ſie jedesmal einen Puff in den Nacken, Mädchen — große und kleine — machten ihre Knixe. Es machte der Baroneſſe Spaß, dieſem zuzuſehen; „Die ſind nicht in die Tanzſtunde gegangen, wie Trine," ſagte ſie, — „das ſind Naturknixe, die kannte ich auch einmal; jetzt bin ich nachläſſig geworden."

Sie beſuchten die reichen Bauern, wo man in der „großen Stube" zwiſchen hochaufgethürmten Betten ſaß, in denen die Menſchen verſinken, ſie beſahen, was da geſponnen und gewonnen war, was man an Garn und Wollenzeug gemacht hatte. Aber ſie kamen auch in die Lehmhütte des Armen, wo das Huhn ſeinen Winkel neben dem Familienbett hatte, wo unter der niedrigen Decke oft ſo viel Gutes und Braves beiſammen war, daß noch Andere, als der liebe Gott, es aufgezeichnet haben würden. — Davon ſprach die alte gnädige Frau auf ihre Weiſe; an der Thür der Kranken hielt ſie an und erkundigte ſich nach dem Befinden, der beſte Wein aus ihrem Keller war hier nicht zu gut. Die einfachen Worte in dem Dank des armen Mannes, der Blick der Augen, wenn die Worte ſich nicht fügen wollten, drang durch und war wohlthuend wie der Sonnenſchein und der friſche Wald.

Herrmann, der ſchon am Tage nach der Ankunft der Großmutter ſeinen Beſuch abgeſtattet hatte, war an jedem Sonntag feſter Gaſt, obgleich ſein Gut nach dem großen Belt zu ganze drei Meilen entfernt lag. Er und der Kammerjunker hatten ſich nur vor vielen Jahren geſehen, als ſie, Beide auf verſchiedene Weiſe behandelt, Gäſte bei Graf Frederiks Vater waren. Sie verſtanden bald gegenſeitig ihre guten Seiten; wenn ſie von Kunſt und Poeſie mit einander ſprachen, ſetzte ſich Eliſabeth näher heran, aber niemals war ſie dazu zu bewegen, an dem Geſpräch Theil zu nehmen. In Herrmanns Anweſenheit ſchätzte ſie ſich ſelbſt gering und vermochte nur hin und wieder ein einzelnes Wort zu ſprechen.

Eines Tages, als ſie dieſes fühlte, leitete der Kammerjunker das Geſpräch auf die Art von Dichtung hin, zu welcher ihre Verſuche gerechnet werden mußten, und es kam ihr vor, als ob Herrmanns Urtheil ſtrenger würde und als ob er ſeine Augen durchbohrender auf ſie hefte; und doch kannte er ja nicht ihren „einzigen Fehler“, wie ein Dichter es genannt hat.

„Es iſt nicht genug, ſeine Gedanken correct niederſchreiben zu können,“ ſagte Herrmann, „das gehört zu der Bildung unſerer Zeit, ſondern es kommt darauf an, wie dieſe Gedanken ſind; es iſt nicht genug, daß ſie eine Abſpiegelung geben von dem Tüchtigen, was wir ſchon beſitzen, es ſoll eine neue Blume auf dem Baum der Poeſie aufgeſteckt, oder ein ſchwächeres Blatt geſtärkt und entwickelt werden.“

„Ich nehme auch an,“ ſagte der Kammerjunker, „daß die Dichtung, bei deren Leſung man nicht mit einem neuen

Gedanken bereichert wird, der entweder ganz gegeben wird oder früher ſchon unklar bei uns lag, ein mittelmäßiges Werk iſt. Aber Sie ſcheinen eine ganz neue Dichtungsart zu verlangen und einen Meſſias unſerer Zeit in der Dichterwelt zu erwarten! Dürfen wir denn das?"

„Ich glaube, die Zeit iſt noch nicht da," antwortete Herrmann, „es iſt ſo Vieles angedeutet, was noch nicht ausgeführt iſt, ſo Vieles, was erſt noch zur Wahrheit gemacht werden muß. Im Roman will ich nicht bloß Begebenheiten haben, ſondern Charaktere und Poeſie, ein Roman, der nur Begebenheiten enthält, wird nur einmal geleſen, das Unerwartete, das Ueberraſchende, das den belebenden Nerv darin ausmachte, erſtirbt ſpäter; wo dagegen Menſchen-Charaktere hervortreten, mit ihren feinen Lehren, wo Gedanken in lebendigen Worten daſtehen, wo die Poeſie ihre unverwelklichen Zweige ausbreitet, dahin kehrt man wieder zurück, ein ſolches Buch wird geleſen und wieder geleſen, man kommt erfriſcht von demſelben zurück wie von einem Frühlingsſpaziergang im Walde."

„Aber haben wir nicht zum Theil einen ſolchen Schriftſteller in Jean Paul?" fragte der Kammerjunker.

„Er iſt beinahe ein ſolcher," antwortete Herrmann, „und würde einer der intereſſanteſten Schriftſteller ſein, wenn er nicht der ermüdendſte wäre, den ich kenne. Er kann den Weg andeuten, wird aber doch nicht ſelbſt der Columbus des Zeitalters, der uns an die Küſten einer neuen Dichtungsart führt; die Reiſe iſt lang genug und hat ihre ſchimmernden Naturwunder, aber wir ſchwanken, wir ſchaukeln, er hat keinen feſten Boden; die Menſchen, denen wir begegnen, ſind nicht Fleiſch von unſerm Fleiſch; das Geiſtige verbirgt uns gleichſam das Körperliche; wir fühlen, wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf, den Duft der Blume, aber wir ſehen die Blume nicht ſelbſt, dieſes körperlich Erfaßbare in der guten Bedeutung des Worts, wie wir es z. B. bei Walter Scott finden. Dieſer Dichter und Jean Paul, ſo verſchieden in ihren Productionen und doch ſo gleich in ihrer dichteriſchen Kraft, würden, glaube ich, zuſammengeſchmolzen und in eine zuſammengedrängte Darſtellung gebracht, der Typus der neuen Dichter unſerer Zeit ſein. Alles muß wahr, klar und kurz ſein, umgeben mit dem Duft, der unſere Kämpeweiſen durchſtrömt, mit der Lyrik, welche die Dramen Calderon's umſtrahlt: und dieſe kann ſelbſt der proſaiſchſten Erzählung eingehaucht werden, es ſind nicht die metriſchen Verſchlingungen des Wortes, ſondern das Metall darin, welches zu den Herzen und zu den Völkern ſpricht."

Während Herrmann ſprach, erhoben ſich Eliſabeths Gedanken zu dem Ideal, auf das er hindeutete, und ſie fühlte, welches Kinderſpiel ihre Verſuche waren, der Kammerjunker dagegen fand in denſelben gerade eine bewußte Annäherung, die Herrmann erkennen würde, wenn er ſie läſe, und das mußte er, darum bat der Kammerjunker Eliſabeth, und ſie ward roth bei dieſem Verlangen und wies es auf das Allerbeſtimmteſte von ſich.

„Und das können Sie denken und ſagen, nachdem Sie die Worte gehört haben, die er heute geſprochen hat?"

ſagte ſie. Aber er kam oft auf denſelben Punkt zurück, er hegte wirklich die ehrliche Ueberzeugung und das gab ſeinen Worten Gewicht; und endlich voll Furchtſamkeit und mit einem gemiſchten Gefühl von Luſt und Unluſt erlaubte ſie es ihm unter der Bedingung, daß Herrmann, wenn er, wovon ſie überzeugt war, finden würde, daß es für die Welt ohne Werth ſei, dann nie zu ihr davon ſprechen ſolle.

Und Wochen vergingen.

„Herrmann findet es vortrefflich,“ ſagte der Kammerjunker.

„Das glaube ich nicht,“ ſagte Eliſabeth, „er hat bei ſeinem letzten Beſuch nicht ein Wort davon zu mir geſagt; Sie wiſſen nicht, wie ungemüthlich ich mich fühlte. Es war, als ob ein Berg zwiſchen uns Beiden liege, ich wagte es nicht, mit ihm allein zu ſein.“

„Und eben dadurch ſind Sie Schuld daran, daß er nicht Gelegenheit bekam, Ihnen zu danken und mit Ihnen zu ſprechen.“

„Herrmann hat es für das angeſehen, was es iſt, für den Zeitvertreib einer Kranken,“ dachte ſie, und doch hielt ſie an jedem lobenden Worte feſt, das der Kammerjunker, als von Herrmann kommend, ihr berichtete; ſie betrachtete ſie wie ein Metall, von dem ſie nicht wußte, ob es echt oder unecht ſei, und das ſie doch nicht wegwerfen wollte.

An einem Sonntag Nachmittag, als Eliſabeth in einer Weißdornlaube ſaß, kam Herrmann; — ſie befanden ſich allein.

„Ich danke für das Vertrauen, das Sie in mich ſetzen," ſagte er; „was Sie geſchrieben haben, iſt hübſch und natürlich und es liegt, was den meiſten Schriften unſerer Zeit mangelt, Religioſität darin. Ich ſollte Ihnen Glück wünſchen, da ich Sie wirklich wie ein älterer Bruder lieb habe — Sie haben Augen für Natur und Menſchen, Sie beſitzen ein Herz und die Reinheit, die das Weib haben ſoll, und doch, bei allen dieſen großen Mitteln bin ich Ihretwegen betrübt, daß dieſe in einem Drang zum Produciren hervortreten. Ja, ich meine es ſo herzlich gut mit Ihnen; Sie haben den Muth, vor die Welt hinzutreten, um gleichſam mit derſelben zu theilen, was Ihnen Gott gegeben hat; aber denken Sie daran, daß Sie von dem Augenblicke an, wo ſie dieſes thun, nicht mehr ſich ſelbſt angehören; Sie müſſen darauf vorbereitet ſein, daß Ihre beſten Gefühle mißverſtanden werden. Sie wiſſen, daß ich ſtets das Gute in unſerm Vaterlande hervorgehoben habe, aber hier iſt der Augenblick, wo ich auf deſſen Schattenſeiten hinweiſen muß. Gutmüthigkeit iſt, wenigſtens für den Augenblick, kein Kennzeichen der Dänen, es findet ſich bei uns ein Element des Spottes, das weit mehr überwiegend iſt; wir haben viel Sinn für das Komiſche, und dadurch beſitzen wir eine Luſtſpiel-Literatur, aber bei der größern Menge geſtaltet ſich dieſe Anlage zu einer Luſt, die Kehrſeiten herauszufinden, Alles lächerlich zu machen. Haben ſie nun Luſt und Muth dazu, daß der Dummkopf ſie verſpottet, daß ſelbſt die Edelſten und Beſten ſie kränken können, gut, dann ſage ich kein Wort mehr; was eine göttliche Miſſion in uns iſt, wird ſich Bahn brechen, rufen Sie nicht dieſe Stimmungen bei Ihnen hervor, ziehen ſie nicht einen Blumenflor auf, der den guten Erdboden ausſaugt und das an Wachsthum hindert, was vielleicht nützlicher und beſſer wäre."

„O Sie meinen es ehrlich und gut mit mir," ſagte Eliſabeth — „Ihnen glaube ich, Ihnen vertraue ich ſo feſt, ſo innig! Aber glauben Sie auch mir, daß ich niemals mehr darin gefunden habe, als das Vergnügen, das ich daran hatte, wenn ich allein war, eine Melodie zu ſingen, die mir gerade einfiel. Aber ich hätte mich können verleiten laſſen dadurch, daß ich einen Andern anhörte, der ſeine eigene poetiſche Seele in meine niedergeſchriebenen Worte legte. Ich verſichere Sie, daß ich von dieſem Augenblicke an nie mehr etwas Aehnliches zu Papier bringen werde."

„Das würde Unrecht gegen mich ſein, wie gegen Sie ſelbſt!" ſagte Herrmann. „Doch Ihre geſunde Natur wird Sie leiten. Was ich hier ſagte, kam aus dem Herzen eines älteren Bruders, es ſei Ihnen ein Gegengewicht gegen die vielleicht allzugroße Begeiſterung, die ein Anderer für Sie an den Tag legt. Und nun geben Sie mir Ihre Hand darauf, daß Sie mein Wort eben ſo wohlmeinend aufgenommen haben, als es gemeint iſt, daß wir Freunde ſind!"

„Noch mehr wie jemals!" rief Eliſabeth mit einer Heftigkeit, einer Wärme, die ſie beinahe ſelbſt erſchreckte, und ſie drückte nur leiſe die Hand, die ſie ſelbſt ergriffen hatte.

Es war der vierzehnte Auguſt, der Tag im Kalender, der der alten Baroneſſe gefiel, wie ſie ſagte, und den ſie zu ihrem Geburtstage ausgewählt hatte, an welchem die Armen am Vormittage kamen und ihre Geſchenke erhielten, was noch Gebrauch war, und wo große Geſellſchaft zu Mittag eingeladen ward.

In der frühen Morgenſtunde ging die Baroneſſe nach dem geheimnißvollen Gemach, aber dieſes Mal nahm ſie Madame Krone mit ſich, die nicht wenig verwundert war über dieſe Einladung.

„Niemand ſieht, wenn der Schlaf kommt,“ ſagte die alte Frau, „und noch weniger, wenn der Tod kommt. Es iſt gut, aufgeräumt zu haben, ehe man ſich niederlegt, und das will ich heute thun, und dabei ſollen Sie mir helfen, Madame Krone! Daran habe ich ſchon gedacht, ſeit ich König Friedrich VI. Lebewohl ſagte: er war kein Krieger, ſo viel er auch auf Soldaten hielt, und das will ich auch nicht ſein: ich ſchließe Frieden, und zwar am Geburtstage. — Da ſitzt mein Schwiegervater,“ und ſie zeigte auf das alte Portrait hin, das auf dem Ueberreſte des hölzernen Pferdes aufgeſtellt ſtand. „So böſe ſah er aus und noch böſer, es iſt das Erſte, deſſen ich mich aus meiner Kinderzeit erinnern kann; in einem ſolchen rothen Rocke ſtand er mit der Hundepeitſche in ſeiner Hand; die knallte über meinem Haupte, ſie ſchlug mir einen langen Blutſtriemen über den Hals und Nacken und ich war doch ein kleines unſchuldiges Kind, das auf den Pflaſterſteinen nach dem hölzernen Pferde hinkroch, auf den mein armer Vater, die Beine mit Mauerſteinen belaſtet, ritt. Ich kann mich noch entſinnen, wie jämmerlich meine

Mutter ſchrie, und der dort mit dem rothen Rocke ſtieß die arme kranke Frau mit Füßen, die vor ihm niederſtürzte auf das Pflaſter; ich habe das nie vergeſſen können, ich habe noch manches Mal in meinem Kopfe den Schrei wieder gehört, ich habe den Peitſchenſchlag über meine Schläfe brennen gefühlt, und daß ich davon nicht wahnſinnig geworden bin, iſt nicht meine Schuld. Aber wir ſollen chriſtlich-geſinnte Menſchen ſein; ich habe es gern ſein wollen, aber wir taugen nicht ſehr viel, Madame Krone, der Wille iſt nicht genug. Aber nun iſt die Zeitrechnung um; König Friedrich liegt im Grabe und ich feiere wohl meinen letzten Geburtstag, und da will ich nicht mit dem da unter ein Dach gebracht werden, ohne mich verſöhnt und vergeben zu haben!" — Sie nahm das Bild, das ſich aus dem wurmſtichigen Rahmen halb gelöſt hatte. „Es ſoll unter dem Suppenkeſſel des armen Mannes heizen helfen," ſagte ſie, „dies und alles Holz hier. Helfen Sie mir, Madame Krone! Ich will ihn verbrennen, und wenn er dann mit der Folterbank da zuſammen Aſche wird, da will ich ihm wünſchen, daß er nicht anderswo brennen möge! Sehn Sie, wie friſch noch das ſcharfe Bret iſt, das den Pferderücken bildete, das ſoll nicht verbrannt werden, davon will ich einen guten Gebrauch machen — das iſt keine Thorheit, das iſt ein chriſtlicher Gedanke."

„Chriſtlich und gut ſind Sie allezeit geweſen!" ſagte Madame Krone, „und es iſt richtig und vernünftig, daß Sie alles dieſes verbrennen laſſen wollen, das hätten Sie ſchon lange thun ſollen!"

„Er hat ſchlecht gehandelt gegen mich und die Meinigen, gegen jedes arme Kind, ja gegen ſein eigenes Fleiſch und Blut; ſein eigner Sohn war von Natur gut, aber er ward verpfuſcht, darüber habe ich manche Thräne geweint; — aber nun habe ich mir dies in den letzten Tagen ſo ausgedacht. Der todte Mann ſchläft nicht ſo feſt, es iſt ja Etwas von ihm, das hört und ſieht, was hier oben geſchieht. Der, der die Hundepeitſche ſchwang, hat in ſeinem Sarge ruhig liegen und ſehen müſſen, wie die arme Dorothea mit vier Pferden in den Hof einfuhr, hat ſehen müſſen, daß ſein Sohn und ſein Name untergingen und daß Rasmus' Tochter Baroneſſe war. Nach mir kommt ein fremder Name, und dann iſt Niemand mehr da, der die Familie kennt. — Ein fremder Name und der vielleicht nicht einmal der ehrlichſte iſt" — ſie hielt inne und ein bitteres Lächeln verzog ihren Mund.

„Sagen Sie doch nichts mehr gegen Baron Herrmann," rief Madame Krone aus, „ſchon dieſe Gedanken ſind ſündhaft!"

„Und dergleichen haben wir viele!" ſagte die alte Frau. „Ich habe es ihm ſelbſt einmal geſagt; es ſoll mich freuen, wenn ich ihn beim lieben Gott um Verzeihung bitten muß. Aber meiner Tochter Kind iſt er, und daher muß er auch Herr hier auf dem Gute werden, wenn ich meine Wohnung nach dem Kirchhofe verlege."

„Seine Mutter hat bittere Thränen um ihn vergoſſen, als er noch ein zartes Kind war!" ſagte Madame Krone,

„ſeine Mutter war ſo engelrein, wie nur Eine hier auf dieſer Erde!“

„Ja, denken Sie nur nicht anders von ihr!“ erwiderte die alte Baroneſſe heftig bewegt. „Sie war rein und rechtſchaffen bis ins Innerſte ihres Herzen und ihrer Gedanken! Aber meine Meinung iſt doch nicht auf Luft und falſche Worte gebaut. — Engelrein war ſie, ſage ich, und das iſt ſie bei Gott. — Ich bin mehr Schuld daran! Man ſoll allezeit Gott fürchten und auf der Landſtraße bleiben; wären wir auf der Landſtraße nach Neapel geblieben, da wäre es beſſer für uns Alle geweſen. Ich habe es Ihnen nie recht erzählt, Madame Krone, es iſt eben kein Vergnügen davon zu ſprechen. Ich war mit meiner Tochter in Rom, wo ſie mit dem Holſteiner Bünke-Rönnow verlobt ward. Die Trauung fand früh am Morgen ſtatt und dann ſetzten wir uns in den Wagen, um nach Neapel zu reiſen, aber ich wollte nicht auf der Landſtraße bleiben, ich wollte durch die Gebirge reiſen. In dieſen befanden wir uns um die Mitte des Tages; am Nachmittag ritten wir weiter, wir ſaßen Alle auf Eſeln und die Führer liefen nebenher; da ſah es wild aus, es war ſehr einſam und es ward Abend und immer ward unſer Gefolge größer, — es ward zu groß, ſie hatten Meſſer und Gewehre, und als ich im beſten Nachdenken darüber war, was daraus werden ſollte, liefen unſere Führer davon, — nur ein Gewehr knallte und Rönnow's Diener, der groß und ſtark war, lag erſchoſſen da; ſie waren ihrer Drei gegen Jeden von uns, — Rönnow banden ſie die Hände, das war ein ſchöner Hochzeitstag für ihn! Zuletzt mußten wir Alle gehen zwiſchen Steinen und Buſchwerk, auf- und abwärts. Einer der Räuber, ein junger raſcher Kerl, half meiner Tochter, er war ſchön in ſeiner Art. In den Bergen befanden ſich einige Höhlen wie Pferdeſtälle, dort kamen wir hinein und nun ſprachen ſie unter einander ihr Kauderwelſch; dann band man Rönnow wieder los; — er ſollte bis zu einer gewiſſen Stunde Geld ſchaffen und daſſelbe an einen beſtimmten Ort bringen; Einen erhielt er mit ſich — ich und meine Tochter blieben zurück. Sie thaten uns nichts zu Leide, ſie gaben uns Speiſe und Trank, und ich ſagte ihnen, wie hart das ſei und wie wenig chriſtlich, ſagte ihnen, daß es meiner Tochter Hochzeitstag ſei, daß ſie dieſen Morgen getraut worden. „Armes Kind!“ ſagte der Spitzbube, der, welcher ihr behülflich geweſen war, und dann lachte er mit den Augen, die waren noch ſchwärzer, als Herrmanns, ſeine Zähne ſchimmerten ſo weiß, wie die, die in Herrmanns Mund ſitzen; und dann blieben wir in dieſem Pferdeſtalle; mir ward ein Loch angewieſen, um darin zu ſchlafen — das war ein guter Schlaf, den ich da hatte; für meine Tochter ſorgte er, der mit den ſchwarzen Augen. Am nächſten Abend kam ſchon das Löſegeld und wir wurden auf Weg und Steg hinausgeführt, auf Eſel geſetzt und uns geſagt, daß wir nur dem Pfade folgen ſollten, dann würden wir zu dem Gemahl gelangen, und ſo geſchah es auch. Der Erſte, den wir trafen, war Rönnow, der von ihnen gezwungen war, da zu warten, wo er uns erwartete. Aber ehe wir von den Spitzbuben ſchieden, kam der mit den ſchwarzen Augen und den weißen Zähnen — er küßte mein armes Kind, das bleich wie eine Leiche war. — Er ſagte Worte, die ich in meinem Herzen aufbewahrt habe, zugleich mit dem Lächeln, das er damit verband, und der Figur, die er zeigte, als er auf einen Stein ſtieg und mit dem rothen Halstuche wehte, als wir fortritten! Ja, ſo ging es zu! Aber die Geſchichte ſollen Sie nicht drucken laſſen, Madame Krone, ich will es auch nicht thun. Nehmen Sie nun das übrige Gerumpel hier, ich habe genommen, ſo viel ich tragen kann, und dann wollen wir in die Küche gehen und ein ordentliches Feuer machen unter des armen Mannes Suppenkeſſel!“

Ehe ſie das geheimnißvolle Zimmer verließen, hatte Eliſabeth, die nun ſchon ohne Krücken umhergehen konnte, den Hof verlaſſen und war in das Gehölz hinaus gegangen, durch das ſie den Weg über die Wieſe nach der Kirche einſchlug. Die Thür zur Kapelle ſtand offen — die Orgel tönte zu ihr herüber; — es war der Kammerjunker, wie ſie wußte, der oft die Kirchenſchlüſſel nahm und hierher ging, um allein für ſich zu ſpielen. — Sie blieb an einem Grabe ſtehn, es war das von Catrinſen; einer der Verſe, die er zu Trinens Hochzeit geſchrieben hatte und der in der Zeitung abgedruckt geweſen war bei der Anzeige von ſeinem Tode, ſtand auch hier als Epitaphium eingegraben: ſeine Verſe waren alſo gehörig benutzt worden! Von dem Grabe ging Eliſabeth in die Kirche hinein, ganz hinauf bis an den Altar, wo man das Orgelſpiel am Beſten hörte. Es war eine hübſche Dorfkirche mit weiß getünchten Wänden und Wölbung, rechts auf dem Chor war ein altes

Gemälde, auf dem ein geiſtlich gekleideter Mann mit langem Bart zwiſchen ſeinen beiden Frauen und allen ſeinen Kindern ſtand, die Söhne zur Rechten, die Töchter zur Linken, das Jüngſte vorn an, alle gleichmäßig gekleidet und mit gefalteten Händen. Dem Chor gerade gegenüber war die herrſchaftliche Kapelle, die von der Kirche durch ein eiſernes Gitter getrennt wurde, es ſtand darin eine Reihe von Särgen, aber gerade in der Mitte der prächtige marmorne Sarkophag aus Italien, in welchem der böſe Gutsherr, der Schwiegervater der Baroneſſe, lag. Hier hatte er bei lebendigem Leibe mit ſeinen Kumpanen gezecht, hier im offenen Sarge hatte er geſeſſen und die ruchloſen Trinkſprüche ausgebracht, und hatte unter dieſen plötzlich geſchwiegen und hatte todt dageſeſſen mit ſchwarzblauem Geſicht. Jetzt war es friedlich und ſtille hier, ein Sonnenſtrahl fiel durch das Fenſter auf die alten hier aufgehängten Fahnen und auf den weißen Marmorſarg, an deſſen Fußende zwei ausgehauene Engel weinten, aber „es kommt kein Waſſer in ihre Augen,“ ſo ſagten die Bauern, denn das konnte es auch nicht wegen dieſes Kerls.

Die letzten Orgeltöne ſtarben dahin, der Kammerjunker kam in die Kirche herab zu Eliſabeth.

Oben auf dem Hofe war um dieſelbe Zeit Herrmann eingetroffen, ſein Pferd war in den Stall gebracht, er ſelbſt ging von Stube zu Stube, da war Niemand zu finden.

„Der Kammerjunker iſt wohl drüben in der Kirche,“ ſagte ein Diener, und Herrmann ging dahin. Er hörte kein Orgelſpiel, aber die Thür zur Kapelle ſtand offen, es mußte Jemand darin ſein. Als er eintrat, ſah er den Kammerjunker mit Eliſabeth im Geſpräch begriffen auf einem Schemel vor dem Altar ſitzen. Sie bemerkten ihn nicht. Er bekam einen Einfall; er kehrte wieder um nach der Kapelle, von wo man über eine kleine offne Treppe auf den Kirchboden gelangen konnte. Hier hoben ſich die Wölbungen, als ſei ein Backofen neben dem andern, Herrmann fand inzwiſchen den Weg zu der Wölbung, die ſich gerade über dem Chor befand und wo er, indem er ganz leiſe ein Bret wegſchob, ein offnes gemauertes Loch hatte, durch welches er gerade über ihren Häuptern zu ihnen hinabſehen und zu ihnen ſprechen konnte. Sie bemerkten nichts, er war ganz vorſichtig und ſtill gekommen.

Nur wenige Minuten, ehe Herrmann gekommen war, hatte das Orgelſpiel aufgehört und war der Kammerjunker zu Eliſabeth hinab gekommen. — Sie betrachteten die Portraits der Predigerfamilie und Eliſabeth bemerkte, daß namentlich der Prediger ſo ſprechend gemalt ſei, daß es ſchiene, als wolle er aus dem Rahmen heraustreten und ſich mit ihnen unterhalten.

„Aber ſo am hellen Morgen, bei klarem Sonnenſchein glaube ich nicht, daß es mich erſchrecken würde.“

„Das kommt wohl darauf an, was er Sie fragen würde,“ ſagte der Kammerjunker lächelnd.

„Ich habe gehört, daß man den Geiſtern kurze und beſtimmte Antworten geben ſoll, dann haben ſie keine Macht,“ ſagte ſie. „Ueberdies weiß ich auch nicht, durch welche Frage ich gerade erſchreckt werden ſollte.“

„Man könnte doch wohl eine finden!“

„Und dieſe wäre?“ fragte ſie.

„Wenn er ſich nun vor uns hinſtellte und Sie fragte, denn das könnte er ja thun: Willſt Du dem Manne, der neben Dir ſitzt, Deine Hand geben und ſeine Frau werden?“

„Da würde ich antworten, wir ſind nicht verlobt,“ ſagte Eliſabeth, „und wir denken auch nicht daran, es zu werden.“

„Aber wenn ich nun daran dächte,“ und er ergriff ihre Hand; es war gerade in demſelben Augenblick, in welchem Herrmann aus der Oeffnung zu ihnen hinabſah, aber nicht ein Wort von dem hörte, was geſagt wurde.

„Ja, Eliſabeth, Sie ſind mir ſo theuer, ich würde durch Sie glücklich, unendlich glücklich werden können; an dieſer heiligen Stätte wage ich es Ihnen zu ſagen — werden Sie meine Frau.“

Nein, Herrmann hörte es nicht, und doch fuhr er unwillkürlich zurück, erſchreckt durch die Innigkeit, mit welcher der Kammerjunker Eliſabeths Hand ergriff, und verlegen darüber, als Lauſcher vielleicht in ein Geheimniß eingedrungen zu ſein; er ſtand einen Augenblick aufrecht da, ungewiß, ob er ſprechen oder ſchweigen, gehen oder bleiben ſolle. Er wagte es nicht, das Bret wieder vor die Oeffnung zu ſchieben, um nicht durch das Geräuſch ihre Aufmerkſamkeit rege zu machen; leiſe wollte er ſich fortſchleichen. Was war da geſagt worden, in welcher Verbindung ſtanden ihre Worte zu dem, was er geſehen hatte? Sie ſprachen noch dort unten, aber die Worte verſtand er nicht, wollte ſie nicht hören, da ſein eigner Name in demſelben Augenblick aus dem Munde des Kammerjunkers deutlich an ſein Ohr ſchlug.

„Herrmann! Sie lieben Herrmann!“ ſagte er, „antworten Sie mir darauf.“

Und Herrmann hörte es, das Blut ſtieg ihm zu Kopfe, er wollte fort, ſtolperte aber und fiel. In ſchnellſter Eile kroch er über die Wölbungen zurück, und als er ſich der Treppe näherte, blieb er einen Augenblick ſtehen, zweifelhaft, ob er gehen oder bleiben ſollte. In demſelben Augenblick hörte er Schritte, die Thür zur Kapelle wurde zugeſchlagen; es war Eliſabeth, welche ſchnell das Geſpräch abgebrochen hatte und, vom Kammerjunker gefolgt, die Kirche verließ. Als Herrmann in der Kapelle ſtand, fand er ſich eingeſchloſſen, doch war vielleicht noch von der Kirche ſelbſt aus ein Ausgang zu finden, wenigſtens konnte man da durch eines der Fenſter entſchlüpfen; dieſe waren indeſſen ſehr hoch. Er war ſehr aufgeregt und ſetzte ſich vor den Altar, wo die Beiden kurz vorher geſeſſen hatten; „Sie lieben Herrmann!“ wiederholte er bei ſich ſelbſt, und was hatte ſie darauf geantwortet? was hatte dieſen Ausbruch veranlaßt? welches Verhältniß fand zwiſchen Beiden ſtatt? Die Gedanken ſenkten ſich aus der Stirn ins Herz, er ging einige Schritte vorwärts und blieb vor dem Gitter an dem offnen Begräbniß ſtehen. Der zunächſtſtehende Sarg war der kleinſte; es lag ein vertrockneter Blumenkranz darauf, der jedes Jahr erneuert wurde. Es mußte Herrmanns Mutter ſein, die hier ruhte, der daneben ſtehende Sarg barg die Hülle ſeines Vaters; er dachte daran, es war das erſte Mal; daß er hier neben der Kapelle ſtand und dieſe Todten ſo aus der Nähe ſah. Keinen derſelben konnte er ſich in der Erinnerung vorſtellen. Er war wenig über ein Jahr alt geweſen, als Beide ſtarben; aber er erinnerte ſich an das, was die Großmutter vor Jahren in ihrer Bitterkeit über ſeine Geburt ausgeſprochen hatte; vor ſeine Gedanken trat das Bild des in Seide und Sammet gekleideten Räubers auf dem Weg nach der Richtſtätte, ſein eigenes Spiegelbild mit den ſchwarzen Augen, mit den glänzend weißen Zähnen. Dieſer Geſtalt geſellte ſich eine andere zu, es war Eliſabeths Vater, wie er in der Billardſtube ſtand und mit der wollenen Quaſte ſeiner Mütze ſich die Augen trocknete. Und nun die Zwei, die eben hier vor dem Altar geſeſſen, und was hier geſprochen worden war — Alles ging im ſchnellen Gedankenfluge Herrmann durch den Kopf und durch das Herz, zu ſchnell, als daß wir es durch Worte bezeichnen können; aber ſelbſt ohne dieſe werden wir ihn verſtehen. —

Einige Minuten hatte er ſo dageſtanden, da ward ein Schlüſſel in die kleine Thür geſteckt, welche aus dem Grabgewölbe nach dem Kirchhof führte. Die Thür öffnete ſich und die alte Baroneſſe und Madame Krone traten ein. Mit Verwunderung erblickten ſie ihn hier.

„Herrmann, Du hier!“ rief die Großmutter.

„Ich fand Niemand oben auf dem Gute,“ antwortete er; „da ging ich hierher und bin hier eingeſchloſſen worden. Ich erwartete freilich nicht, daß Sie hierher kommen würden. Dies iſt nicht der Ort, Ihnen meinen Geburtstagsglückwunſch zu bringen."

„Gratulire nur immerhin," ſagte ſie; „weißt Du denn noch nicht, daß dies niemals mein Geburtstag geweſen iſt? Auf den hat man nicht weiter Acht gegeben, als ich geboren ward, aber dieſer hier iſt gemerkt worden. Da that Jener dort im Marmorſaale meinem Vater, meiner Mutter und mir ein blutiges Leid an, daher habe ich ihn zu einem guten Tage für die Armen gemacht; aber dafür ſollſt Du mich nicht loben, und ich will es auch nicht thun, ich trug Uebles gegen ihn in meinem Herzen, aber nun hat der alte König Friedrich beim lieben Gott für den Gutsherrn gebeten, wie er für die Bauern bat."

Herrmann nickte freundlich und theilnehmend der alten Frau zu.

„Nun habe ich heute Morgen auf dem Gute aufgeräumt, das ſollte man immer thun, — ich komme hierher, um zu ſagen, daß das Alte vergeſſen iſt, und dann ſetze ich keinen Fuß wieder hierher, bis man mich herträgt! Ja, weißt Du was, Herrmann, ich könnte Luſt haben, draußen zu liegen und nicht meinen Sarg hier zum Staat ſtehen zu laſſen, als wäre es eine Commode. Gieb mir Deine Hand! Hier ſchläft Deine Mutter, ſie war rein und unſchuldig wie Gottes Engel, mache ihr Freude und mache mir Freude dadurch, daß Du gut gegen arme Leute biſt! Wir ſind Alle aus einem Stück, Alle aus demſelben Erdkloß gemacht, Einer kam in Zeitungspapier, ein Anderer in vergoldetem Papier; aber auf dieſe Vergoldung darf der Erdkloß nicht ſtolz ſein. Adel giebt es in jedem Stande, aber dieſer ſteckt in der Geſinnung und nicht im Blute, denn wir ſind auch Alle ein Blut, was man auch ſagen mag; was in den Adern an der Ferſe läuſt, lief früher durchs Herz und kann auch wieder dahin gelangen, ſo iſt es in uns und ſo iſt es mit dem Menſchen außer uns. Nimm Dir das zu Herzen! — Und nun wollen wir gehen, mein Kind!"

XXVI.

Trennung und Wiederſehen.

In dem großen Saale auf dem Gute erhielten die Bauern ihre Geſchenke, Wollen- und Leinenzeug, Eßwaaren und Spielſachen, und die Baroneſſe „hat ſich recht ordentlich mit uns unterhalten," ſagten ſie. Am Frühſtückstiſch ſaß Herrmann ganz allein, der Kammerjunker hatte ſich entſchuldigen laſſen; er componirte. — Eliſabeth ließ ſich ſehen, reichte Herrmann die Hand, aber es war eine Unruhe in ihr, ſie hatte allerlei Anordnungen zu treffen, wie ſie ſagte, — und Herrmann ſaß wieder allein.

Er ging in den Garten hinab, und plötzlich ſtand der Kammerjunker vor ihm, ſo unbefangen, ſo lebhaft und ſo herzlich, es war ihm gar nicht anzuſehen, daß ihn ſo eben etwas heftig bewegt habe; er ſprach von ſeiner Muſik, von ſeiner neueſten Compoſition, wie ſchnell dieſelbe vorwärts ſchreite.

„Ich liege hier wie in einem ruhigen Hafen und kann mich in mich ſelbſt einhüllen, ohne von außen geſtört zu werden. Das ſind fruchtbringende Monate für mich geweſen, aber meine Natur eignet ſich nicht für einen ſo dauernden Frieden. In den letzten Tagen habe ich ab und zu Unruhe und Reiſeluſt in mir verſpürt, und auch heute habe ich einen ſolchen Anfall. Es iſt etwas von der Natur der Zugvögel in mir, jener Trieb, der ſie auf unerklärliche Weiſe von dem bequemen Neſt wegtreibt, der ſie vorwärts treibt an dem ſchönſten Tage. Ich glaube, ich fliege davon, ehe ich es ſelbſt weiß.“

„In einer frühern Zeit habe ich daſſelbe gekannt,“ antwortete Herrmann; „es liegt dies in dem jugendlichen Sinn, und den haben Sie, als eine ſtarkbegabte, poetiſche Natur, länger bewahrt als ich; es iſt ein Trieb, wie der der Biene, die ausfliegen muß, um Honig zu ſammeln.“

Während ſie ſo im Geſpräch über Stimmungen und Zuſtände, das jedoch keineswegs die Begebenheiten dieſes Morgens in der Kirche berührte, im Garten umherſpazierten, rollte ein Wagen nach dem andern mit Gäſten in den alten Hof herein. Sie ſchienen das nicht zu bemerken; ein Diener kam und benachrichtigte ſie, wie ſpät es ſei.

Bei der Mittagstafel bekam Herrmann ſeinen Platz neben einem alten Bekannten, der ſehr glücklich darüber war, einen Mann neben ſich ſitzen zu haben, der ſo viel von der Welt geſehen hatte.

„Das bildet, das belehrt!“ ſagte er; „wie oft habe ich mich nicht an Ihre Stelle gewünſcht, denn ich weiß, was es heißt, zu reiſen; ich habe den größten Theil von Deutſchland beſucht, bin in Hamburg, Hannover und Frankfurt weit umher geweſen, aber was iſt das im Vergleich mit Ihnen?“

Es war der Juſtizrath aus Odenſe, deſſen wir uns wohl noch aus alten Tagen erinnern; er war um ein Bedeutendes älter geworden, die grauen Haare bedeckten ſpärlich die Stirne, ſeine Begleiterin auf der Lebensreiſe hatte ihn verlaſſen, er war Witwer.

Eliſabeth ſaß auf der entgegengeſetzten Seite; nicht ein einziges Mal ſah ſie zu Herrmann herüber; dagegen kam es ihm vor, als ob ſie mehrere Male mit einem gedankenvollen, wehmüthigen Blicke den Kammerjunker betrachtete, ja ſogar, als ob ſich einmal Thränen aus ihrem Auge hervordrängten, die ſie mit Gewalt unterdrückte.

„Und er kann glauben, daß ſie mich liebt!“ dachte Herrmann; „er kann vergeſſen, welch ein Unterſchied zwiſchen ihrem und meinem Alter iſt, ſie ſechszehn, ich vierunddreißig, alſo das Doppelte, mehr als das Doppelte! Sie, dieſes Kind, das ich auf meinem Arm getragen, an mein Herz gedrückt habe — aber iſt er nicht auch älter? — ja, von meinem Alter oder gar darüber hinaus — ja, das muß er ſein! Aber es ſteht nicht auf ſeinem Geſicht, nicht in ſeiner Seele, die iſt jung, wie die ihrige! — Die Seele iſt doch die Wurzel und die Blume von unſerem Lebensbaum.“ Gedankenvoll ſenkte er den Blick, und als er wieder aufſah, da warf er ihn auf Eliſabeth, die ſo jungfräulich ſchön ihm gegenüber ſaß. Ja, der Menſch iſt geſchaffen, Gottes Ebenbild zu ſein, das fühlte er, und das ihrige malte ſich in ſeinen Gedanken aus, um ihn nach Hauſe zu begleiten und wie Sonnenſtrahlen, im Brennglaſe zuſammengefaßt, mit ſtärkeren Kräften zu wirken. —

An demſelben Abend, als die Geſellſchaft aufgebrochen war, hatte der Kammerjunker eine lange Unterredung mit der Baroneſſe, und in Folge dieſer geſchah es, daß Madame Krone am nächſten Tage einen kleinen Vortrag gehalten erhielt, der uns in dieſen Begebenheiten einen Schritt weiter bringt; es war ein Vortrag über den Eheſtand.

„Man ſoll nicht „lieber Gott“ ſpielen,“ ſagte die Baroneſſe, „nicht Menſchen zuſammenpaaren, das taugt nichts, Madame Krone, und ich habe das niemals gethan.“

„Ja, ich auch nicht,“ antwortete Madame Krone, „und ich weiß gar nicht, warum Sie mir das ſagen.“

„Weil ich es zu mir ſelbſt ſage,“ erwiderte die Baroneſſe. „Ich habe in einem alten Buch geleſen, oder habe ich es mir ſelbſt ausgedacht, ich erinnere mich deſſen nicht mehr, aber das iſt auch einerlei, denn gedruckt ſoll es nicht werden; ein jeder Menſch iſt eine halbe Kugel, die ſo in der Welt umherrollt und nach der andern richtigen Hälfte herumſucht, die dazu gehört, um eine ganze zu werden!“

„Ja, wozu kann das helfen?“ ſagte Madame Krone.

„Nun, dann rollen ſie beſſer," ſagte die Baroneſſe; „da kommt eine Hälfte, und da kommt die andere Hälfte; ſie bleiben gleich zuſammen hängen, aber ſie paſſen nicht für einander, ſie rollen ſchlecht, oft fallen ſie aus einander, und das iſt nicht das Schlimmſte. — So glaubte ich auch von meinem „lieben Kinde" und der kleinen Eliſabeth, daß ſie zwei Hälften zu einem ordentlichen Ganzen wären, ich habe ſie nicht zuſammengeleimt und wollte nicht „lieber Gott" ſpielen; ich ſchob ſie auf die Bahn und dachte, nun können ſie laufen. Denn das iſt ſchlimm, Madame Krone, wenn die eine Hälfte in Grönland herumrollt und die andere in Frankreich — dann finden ſie einander nicht! — Ich habe das Meinige gedacht, aber ich habe falſch gerechnet, ſie wollen nicht zuſammenlaufen, hinter ihn iſt mit einem Male Fahrt gekommen, er rollt nach Paris; nun kann ſie nach Oland rollen, ich mache keine Kunſtſtücke."

Der Tag zur Abreiſe des Kammerjunkers war beſtimmt, er wollte fort, er mußte fort.

„Ich bin nicht ſo egoiſtiſch, ihn feſtzuhalten," ſagte die alte Baroneſſe; „er gehört der Welt an, er iſt ein Wein, der in eine goldene Schale gegoſſen werden muß und nicht in einen irdenen Napf. Er ſoll reiſen, ich ſelbſt will es haben!" das Waſſer trat der alten Frau in die Augen.

Es war, als ob die Unruhe, welche ihn vom Gute vertrieb, auch Eliſabeth ergriffen hätte. Sie war ja vollkommen wieder hergeſtellt, es war faſt ein ganzes Jahr darüber hingegangen, ſeitdem ſie ihre Heimath auf Oland verließ, wie reich war dieſe Zeit nicht geweſen, ſie fühlte es, daß ſie ein ganz neuer Menſch geworden war. Es kam ihr vor, als liege ihre Kindheit weit, weit hinter ihr; ſie war hoch emporgehoben zu Gedanken und Ernſt, und das Alles unter Sonnenſchein und Freude. Milde Augen hatten auf ſie geblickt, Alle waren ihr herzlich entgegengekommen, aber nun — ſeit drei Tagen war das anders. Es war, als ob ſie einen Menſchen gekränkt habe, der ihr herzlich gut war und für den ſie Gefühle wie für einen lieben Bruder hegte, nicht weniger, aber auch nicht mehr.

Es war der letzte Abend, wo der Kammerjunker ſich auf dem Gute befand, es war eine Lebhaftigkeit, eine Beweglichkeit in ihm, es war, als ob er ſchon mit einem Fuße mitten im Pariſer Leben ſtehe. Vom Clavier ertönte wieder die Marſeillaiſe, das infernaliſche Thema aus „Robert“ und Beranger's Lieder, am kräftigſten unter dieſen: „Reine du monde, ô France, ô ma patrie!“ Die alte Baroneſſe war eben ſo lebhaft, als aber die Uhr zehn ſchlug, ihre gewöhnliche Schlafenszeit, oder vielmehr die Zeit, wo man ſelbſt im Sommer auseinanderging, nahm ihr lächelndes Geſicht einen ernſten Ausdruck an, das Waſſer ſtand ihr in den Augen.

„Leb wohl, mein gutes Kind, ſei brav und tüchtig wie immer! Ich ſtehe morgen früh nicht mit der Sonne auf, ich ſage mein Lebewohl einmal für allemal.“ Sie ſtreichelte ihm die Wangen. „Laß mich noch einmal ſo recht Dein Geſicht ſehen, ſo — nun habe ich es, und werde mich daran erinnern, wohin ich auch komme. Gott ſegne Dich, mein gutes, braves Kind! Geh, geh, lebe wohl!“

Und der Kammerjunker mußte ſich beeilen fortzukommen, er drückte Eliſabeths Hand, aber es ward nichts geſprochen. Die alte Frau zeigte nach der Thür; ſeine Augen ruhten eine Secunde lang zögernd, wehmüthig und herzlich auf Eliſabeth; er blickte die Baroneſſe noch einmal an, nickte und war aus der Thür.

Als Eliſabeth auf ihr Zimmer kam, ſetzte ſie ſich ſogleich an den Schreibtiſch, ſie konnte nicht anders, ſie mußte ſich ausſprechen gegen den Freund, den Bruder, ihm ein liebevolles, herzliches Lebewohl ſagen. Mit Unſchuld und Innigkeit ſagte ſie ihm, wie betrübt ſie ſei, bat ihn, ihr zu verzeihen, bat ihn, ihr gut zu ſein, wie ein Bruder es ſein kann. Ein Liebhaber würde freilich aus dieſen Zeilen Liebe und Hoffnung geleſen haben, aber er hätte ſich darin geirrt. Eine kleine Börſe von dreifarbiger Seide war ſchon ſeit einer Woche fertig und für den Kammerjunker beim Abſchied beſtimmt, aber in der Schnelligkeit, mit welcher der Tag der Abreiſe beſtimmt worden war, hatte Eliſabeth dieſes kleine Andenken vergeſſen. Es wurde hervorgeholt und der Brief hineingelegt, dann ging ſie zu Bett, um zeitig am andern Morgen aufzuſtehen und ihm zum zweiten Male Lebewohl zu ſagen.

Es wollte kein Schlaf in ihre Augen kommen, die Stunden vergingen unter wehmüthigen Gedanken. Gegen Morgen ſchlummerte ſie ein wenig ein; aber plötzlich fuhr ſie auf, denn in den Hof fuhr ein Wagen ein, — es war der, welcher den Kammerjunker nach Aſſens bringen ſollte, von wo er noch an demſelben Tage mit dem Dampfſchiffe Kiel erreichen konnte. Eliſabeth ſprang aus dem Bette und kleidete ſich ſchnell an; noch einmal zog ſie ihren Brief hervor, ſie mußte ihn noch einmal leſen, da fuhr in demſelben Augenblicke der Wagen wieder aus dem Hofe, — der Kammerjunker war bei der Ankunft deſſelben ſchon bereit geweſen und hatte nicht auf ſich warten laſſen; Eliſabeth eilte ſchnell ans Fenſter und ſteckte eben ſo ſchnell den Brief wieder in die Börſe. Der Kammerjunker fuhr gerade unter ihr vorbei, ſie hätte beide ihm in den Schooß hinabwerfen können, ſie dachte daran, ſchwankte aber in ihren Gedanken, und da war er ſchon ein Stückchen vorbei. Er drehte ſich um, ſah nach dem Fenſter hinauf; „Leben Sie wohl! Leben Sie wohl!" rief ſie mit bewegter Stimme; er antwortete, ſchwenkte den Hut, aber Brief und Börſe hielt ſie feſt in ihrer Hand. Der Wagen fuhr um das Nebengebäude zum erſten Thore hinaus; Eliſabeth blickte zu den Wolken hinauf, ſie färbten ſich roth von der aufgehenden Sonne.

Acht Tage nachher ſollte Eliſabeth nach Hauſe nach den Halligen; Moritz wollte dann an einem feſtgeſetzten Tage ſie bei der Ankunft des Dampfſchiffes in Flensburg erwarten; dorthin mußte ſie von Fühnen mit dem Dampfſchiff allein gehen. Herrmanns Gut ſollte ſie nicht zu ſehen bekommen; ein Beſuch auf demſelben war, ſo lange der Kammerjunker ſich noch hier befand, oft beſtimmt, aber immer wieder ausgeſetzt worden. Nun war er, wie geſagt, ganz aufgegeben, jedoch nicht von Madame Krone, der es dort ſo gut gefiel und die wollte, daß Eliſabeth ihren Geburtsort ſehen ſollte. Ja, nun ſah es da ganz anders aus! Statt des dem Einſturze nahen Gebäudes und der ſumpfigen, bewachſenen Wallgräben befand ſich nun dort ein kleines Paradies, der reizendſte Landſitz, herrlich gelegen mit der Ausſicht über den Belt und nach Langeland. — Es wäre eine Sünde, wenn Eliſabeth nicht dahin käme, und drei Tage vor der Abreiſe ward es denn auch durch Madame Krone's diplomatiſches Talent durchgeſetzt, daß Eliſabeth dahin kommen ſollte — ſie und Madame Krone; die Baroneſſe wollte mittlerweile, wie ſie ſagte, von ihnen beiden befreit ſein und ſich zu Hauſe amüſiren.

Man hatte ein paar Meilen zu fahren, aber die Gegend war ſehr ſchön, namentlich nachdem man die große Straße verlaſſen hatte; man kam nun in eine hügelige Waldgegend, die an den meiſten Punkten etwas Parkähnliches hatte. Der Weg führte an einem Abhange vorbei, wo man durch die Gipfel alter hoher Buchen in große Mühlendämme hinabſah. Die Waſſermühle lag ſo tief, daß der Rauch, der bläulich von dem Schornſtein aufſtieg, ſich eine lange Strecke an dem dahinter liegenden dunkeln Waldgrunde zu erheben hatte. Hübſche Raſenplätze erſtreckten ſich an Hügeln hinauf, die von Gehölz umgeben waren, und wo nahe am Wege ein alter Weidenbaum ſtand, ſo knorrig und zerriſſen, daß man hätte glauben ſollen, er müſſe umfallen, da trug er in ſeinen geborſtenen Ritzen und ſeinem knorrigen Stamm eine ganze Wildniß von Himbeerbüſchen und Waldblumen, aufgewachſen aus Samenkörnern, welche der Wind oder Vögel hierher getragen hatten.

„Das iſt unendlich ſchön,“ rief Eliſabeth aus, „und hier ruht ein Friede, ein Segen über Allem.“ Ihre Augen ſtrahlten dabei, und in demſelben Augenblick zogen wehmüthige Gedanken durch ihre Seele. „Hier blieb meine arme Mutter krank und verlaſſen,“ dachte ſie, „hier auf einem Kirchhofe, den ich ſelbſt nicht kenne, hat man ſie begraben; Niemand kennt ihr Grab!“

Madame Krone fand die Gegend auch außerordentlich ſchön; „ich habe ſie immer ſo gefunden,“ ſagte ſie, „wären wir nur erſt durch den Sack!“

Was Madame Krone einen Sack nannte, war ein langer Hohlweg mit lebendigen Hecken, das Schönſte, was auf ganz Fühnen zu finden war. Die wilden Roſenhecken, deren grüne Blätter einen Aepfelduft aushauchten, hingen ſo friſch herüber mit ihren dornigen Zweigen, daß dieſe die Pferde vor den Kopf ſchlugen. Große Kletten erhoben ihre rieſigen Blätter, die Fliederbüſche neigten ſich unter der Fülle ihrer Früchte, und die Haſelbüſche waren ſo überſäet mit den ſchönſten Nüſſen, während die Winden mit Himbeerranken um die Wette wuchſen.

Der Weg machte eine Biegung, und ein kleiner freundlicher Landſitz lag vor ihnen, deſſen Spitzen von zwei Thürmen begrenzt wurden; — eine alte prächtige Linde, dieſelbe, welche die ſeefahrenden jungen Freunde in dem verfallenen Burghofe ſahen, diente dem Eingang zur Zierde.

Mit freudeſtrahlendem Geſicht kam **Herrmann** ſeinen Gäſten entgegen. Dieſer liebe Beſuch überraſchte ihn nicht. „Endlich, endlich!“ rief er. „Das iſt herrlich, und das habe ich Madame **Krone** zu verdanken.“

„Ganz und gar mir,“ antwortete dieſe, und ſie wurden in die pompejaniſch gemalten Zimmer eingeführt. Hier war es allerliebſt und gemüthlich. Der Frühſtücktiſch ward in dem runden Erkerzimmer gedeckt, von wo man eine Ausſicht über Feld und Wald hatte. Dies war gerade die Stelle, wo **Eliſabeth** geboren war; jetzt ward hier zu ihrem Willkommen ihre Geſundheit ausgebracht. Man ſprach ſich beinahe feſt an dem Tiſch, — es war, als ob ſie an demſelben vergäßen, daß Haus und Garten ebenfalls beſehen werden mußten. Die Stunden verflogen. Es war beinahe Sonnenuntergang, als Madame **Krone** an die „Thingſtelle“ erinnerte, ein Ueberbleibſel von den Erinnerungen der Vorzeit, welches nahe bei der Meierei lag, ein Name, den das nahe gelegene Gebäude noch führte.

„Meine ſchönſte Ausſicht,“ rief **Herrmann**, „die weiteſte von allen. Es iſt auch eine ſonderbare Eile in dem heutigen Tage, wo iſt denn die Zeit geblieben?“ Und er bot Madame **Krone** ſeinen Arm; ſie war ermüdet; und ſie folgten einem Pfad unter Erlen und Haſelbüſchen, die voll von Nüſſen hingen. Ein natürlicher Wall erhob ſich zur Rechten; es ſchien unmöglich, daß die Pferde hier vor dem Pfluge gehen könnten, ſo abſchüſſig ging es, und doch waren ſie hier gegangen. Das bewies der reife Weizen, der ſich nun wellenförmig über das gepflügte Land wiegte;

ſie begann halb leiſe mit: „Röslein roth!“ aber nach und nach ſteigerte ſich die Stimme, ſo klangvoll, ſo weich und rührend. Eliſabeth dachte an die Heimath, wo ſie dieſes Lied geſungen, ſie dachte an Elimar, der nun gewiß ſchon verheirathet ſei und nie mehr nach Europa zurückkommen würde, und es zog ſich ein melodiſches Zittern, ein Herzensklang durch die Melodie; dem alten Heimeran liefen die Thränen die Wangen herab, es kam ihm vor, als höre er ſein eignes verſtorbenes Kind, die ſelige Karoline. Und er ging auf Eliſabeth zu, küßte ſie, wie er Karolinen geküßt haben würde, und ſagte: „Du verläßt mich nicht ſobald! Bleibe doch den Winter hier, Du liebes Kind!“

Am Montag Abend ſollte bei der Baroneſſe große Geſellſchaft ſein; der Etatsrath wollte Eliſabeth mitnehmen, ſie würde ſich indeſſen durch ihren Anzug etwas wunderlich von der übrigen Geſellſchaft unterſchieden haben, wenn nicht die, welche die Welt „die verrückte Alte“ nannte, daran gedacht hätte.

Am Montag Morgen kam für Eliſabeth, nebſt einem guten Morgen von einer Unbekannten, ein großes Paket, in welchem ſich die feinſte Wäſche, Ober- und Unterkleider und, was „noch wunderſchöner“ war, ein ſchwarzes ſeidnes Kleid befand, das ihr paßte, als ſei das Maß dazu genommen worden. Dies Alles kam von der Baroneſſe, ſie wußte wohl, daß der Etatsrath, wie praktiſch er auch ſonſt ſein mochte, nicht an dergleichen Nothwendiges denken und Eliſabeth wohl kaum davon ſprechen würde.

Der Wagen kam etwas ſpät; ſie wollten nicht zu denen gehören, die zuerſt kamen; — die Treppen und Vorgemächer waren hell erleuchtet, die Stube dagegen, in die ſie eintraten, war ſtockfinſter und voll von Fremden.

„Haben Sie die Güte, nicht über einen Conferenzrath oder einen Studenten zu fallen, der kann doch auch einmal Conferenzrath werden!“ ſagte die Baroneſſe. „Wir feiern Weihnachtsabend, ich liebe es nicht, Weihnachten mit den Andern zugleich zu feiern, und habe daher den meinigen heute Abend gemacht; ich liebe es ſehr, ein Paar Monate voraus zu ſein, ebenſo wie die deutſchen Neujahrsalmanache, die bereits alt ſind, wenn das neue Jahr herankommt.“

Eliſabeths Herz erbebte vor Schrecken, als ſie dieſe Stimme hörte, es kam ihr vor, als ſei es erſt geſtern geweſen, wo ſie dieſe Stimme rufen hörte: „Aus Dir kann alles Schlechte werden! Du mußt mir aus dem Hauſe!“ Dieſe Worte, die in dem geheimnißvollen Gemach ausgeſtoßen worden waren, erwachten wieder lebhaſt in ihrem Gedächtniß. Eliſabeth hielt ſich an dem Etatsrath feſt.

Es befanden ſich hier Leute aller Art, es war, wenn man ſo will, ein Miniaturgemälde von Kopenhagen. Hier ſaß ein braves Ehepaar aus der Beamtenklaſſe, deſſen Kenntniß von der Literatur ſich auf die Adreßzeitung und den Corſaren beſchränkte. Dort ſtand ein Mitglied von einer ganzen Menge gelehrter Geſellſchaften, ſolchen, die errichtet werden, um Leuten einen Namen zu geben, die ſonſt gar keinen haben würden; hier ein junger Mann von dem Adel der Welt, dem, zu welchem der Töpfersſohn

Themiſtokles und bei uns der Schneiderjunge Tordenſkiold und der Sohn eines Holzſchnitzers Albert Thorwaldſen gehört. Hier ſaßen Liberale, die Tyrannen werden wollten, und dort Tyrannen, die noch nicht fertig waren; Leute, die ſich zu wenig einbildeten, und Leute, die ſich zu viel einbildeten; kurzum, hier war eine bunte Geſellſchaft. Die Baroneſſe ſagte ganz richtig, mein Haus iſt wie eine Adreßzeitung, es kommen allerlei Leute hin, ſolche, die Dienſte ſuchen, und ſolche, die welche vergeben.

Für den Augenblick ſaßen ſie Alle, wie geſagt, im Dunkeln, ſei es nun, daß man noch andere Gäſte erwartete, oder daß das bevorſtehende Arrangement im Saal noch nicht fertig war.

„Hier wird doch wohl Einer ſein, der uns auf dem Clavier vorſpielt,“ ſagte die Baroneſſe; „Einer, der das Geſehenwerden nicht nöthig hat.“

Niemand antwortete; — es folgte eine Pauſe.

„Da muß ich's wohl, Großmutter,“ ſagte eine Herrenſtimme, welche Eliſabeth bekannt vorkam; das Blut ſtieg ihr ins Geſicht; wer war das? Er ſang raſch und lebhaft die neapolitaniſche Tarantelle nach einem italieniſchen Text.

„Bravo!“ rief die Baroneſſe, „bravo!“ ſagte man rundumher, als das Lied beendet war, und es folgte ein neues und wieder ein neues, italieniſche und ſchwediſche. Es war ein Leben, ein Klang darin, der mit ſich fortriß. Es entſtand eine kleine Pauſe, während welcher noch mehr Fremde kamen.

„Was iſt das für ein Nikodemus, der jetzt kommt?“ fragte die gnädige Frau.

„Wir ſind es, Frau Baroneſſe!“ ſagte Clara, die mit ihrem Gemahl, dem Grafen Frederik, eintrat. „Ei, wie dunkel es hier iſt!“

„Ja, ich bin boshaft,“ ſagte die Baroneſſe. „Niemand kann ſehen, wie hübſch Du biſt, mein Kind, und wie prachtvoll gekleidet. Wenn man ſo ſpät in der Nacht kommt, da ſind die Lichter niedergebrannt, aber nun ſoll Madame Krone die Sonne aufgehen laſſen! Jetzt ſteigt der Ballon!“ Sie lachte laut auf und die Flügelthüren zu dem Saale öffneten ſich. Drei ſchöne große, prächtig aufgeputzte Weihnachtsbäume ſtanden mitten im Saal, Kerzen von allen Farben brannten zwiſchen den Zweigen und die komiſchſten Pappfiguren guckten aus dem Grün hervor, das überall voll von vergoldeten Aepfeln und Weintrauben hing. Als Fußgeſtell für die Bäume war eine Rabatte von den ſchönſten Blumen in Töpfen, aber die Töpfe ſah man nicht, ſie waren mit friſchem Moos bedeckt und auf dieſen ſaßen künſtliche Johanniswürmchen, ganze Schaaren von Graſepferdchen und ein paar Fröſche, die durch innere Mechanik davonſprangen, wenn man nach ihnen griff. Alles war hübſch und intereſſant. Aber nur einen Augenblick ward Eliſabeth durch dieſes Neue und Bunte überraſcht. Sie ſah dicht vor ſich Adelgundens Geliebten; der feine reichgekleidete Herr ſtand mitten in der Stube und betrachtete ſie mit Ueberraſchung und Verwunderung; er legte ſeine Hand auf die Schulter ſeines Nachbarn, dieſer drehte ſich nach ihm um. Der Nachbar war, wie ſie ſah, derſelbe, welcher ſie an jenem ſchrecklichen Abende bis zu Trinens Kellerthür brachte. Es war ihr, als ob die ganze Stube ſich mit ihr umdrehe, als ob Lichter und Farben zuſammenflöſſen.

Die beiden Herren waren die Barone Holger und Herrmann.

„Wer iſt das junge Mädchen dort?“ fragten ſie Beide Madame Krone.

„Wie, die kennen Sie nicht?“ antwortete Madame Krone mit einem Lächeln, in welchem das böſe Gewiſſen der Beiden etwas ganz Anderes ſah, als woran die ehrliche Frau gedacht hatte; ihr Gedanke war: „das iſt ja Euer eignes Findelkind von drüben aus Fühnen!“ Und ſie fuhr fort: „Haben Sie Ihr eignes Abenteuer vergeſſen?“

Herrmann ward roth und ſah Holger an.

„Soll das eine Ueberraſchung ſein?“ flüſterte Holger.

Madame Krone hatte viel damit zu thun, Jeden eine Nummer ziehen zu laſſen zu den Weihnachtsgewinnſten, und auf eine jede derſelben folgte, wie die Baroneſſe es nannte, ein Nachſpiel, welches das Hübſcheſte war, nämlich eine Gabe, die ſie ſelbſt auslieferte, wie ſie ſie für einen Jeden beſtimmt hatte. Graf Frederik erhielt einen Band Ständezeitungen, Clara dagegen eine große Schachtel, in welcher, in verſchiedene Fächer abgetheilt, Stückchen von Mauerſteinen lagen und auf jedes ein Zettelchen geklebt, welches beſagte, woher es war. Da ſtand Ninive, Theben, Babylon. Clara war ganz entzückt.

„Und ich ſoll alle dieſe Schätze haben?“ rief ſie aus. „Woher haben Sie die denn alle bekommen?“

„Aus meinem alten Kuhſtall,“ antwortete die gnädige Frau mit der freundlichſten Miene von der Welt. „Die Namen ſind ganz richtig, ich habe ſie ſelbſt aus meiner Geographie abgeſchrieben; das iſt ein Buch, von dem ich viel Nutzen habe.“

„Aber dann iſt ja das Ganze falſch?“ rief Clara.

„Glaube nur, daß es echt ſei,“ ſagte die gnädige Frau, „dann iſt es echt.“

Von dieſer Art war Alles, was zum Nachſpiel gehörte.

Holger und Herrmann erfuhren bald, wer Eliſabeth ſei, und Herrmann, als der von ihr ſelbſt Unterrichtete, verſetzte ſich am ſchnellſten in die Geſchichte.

„Dieſes Kind war es,“ dachte er, „dieſes Kind, dem wir verſprachen, Vater und Beſchützer zu ſein.“ Er ward wieder ernſt geſtimmt und erfreut über ſeine Aufführung und dankte Gott, der ſie und ihn beſchützt hatte.

„Ich habe nicht den Muth dazu, ſie anzureden.“

„Da habe ich ihn,“ ſagte Holger, und ging raſch auf den Etatsrath zu, welchen zu ſehen er innerlich erfreut war. Die junge Dame habe gewiß eine glückliche Nummer gezogen, ſagte er, und fragte, was ſie denn bekommen habe, ob dies das erſte Mal ſei, daß ſie in Kopenhagen wäre, ob ſie hier ſchon auf vielen Bällen geweſen, welche Stücke ſie im Theater geſehen habe; kurz, die gewöhnliche Converſationsliſte ward durchgemacht. Holger ſprach ſo ungezwungen, daß Eliſabeth faſt anfing, an ihrem eigenen

Gedächtniß zu zweifeln; Herrmann dagegen näherte ſich nicht eher, bis der Etatsrath fortging, dann ſprach er mit dieſem wenige Worte und verneigte ſich fremd, aber in großer Aufregung vor Eliſabeth.

Welch ein Abend! Niemals war die Erinnerung an die geheimnißvolle Stube ſo lebhaft bei ihr geweſen, wie bei dieſem erſten Beſuch in der Salonwelt. Dieſe Einführung in dieſelbe gerade bei der alten Baroneſſe; das Zuſammentreffen hier mit den zwei Männern von dem ſchrecklichſten Abend ihres Lebens machte ſie am ganzen Körper zittern. Endlich ſaß ſie im Wagen.

„Das iſt wohl zu viel auf einmal,“ ſagte der Etatsrath; „aber jetzt haſt Du den Staat geſehen!“

Eliſabeth antwortete nicht. In ihrer Seele ging ein Kampf vor, ob ſie ihm ſagen ſollte, ob ſie ihm ſagen könnte, „dieſe zwei Männer habe ich ſchon früher geſehen. Der Eine, der jetzt ſo fremd daſtand, daß er nicht ein Wort zu mir ſprach, iſt mein Begleiter, mein Helfer geweſen.“ Es überfiel ſie ein gewiſſes Gefühl, eine unklare Vorſtellung davon, daß ſich dieſes nicht ſagen laſſe; es fehlten ihr die Worte — wer waren dieſe beiden Männer?

„Du biſt doch nicht krank, liebes Kind?“ fragte der Etatsrath.

„O nein, nur müde, ſehr müde!“ flüſterte ſie.

„Ja, Du haſt dort Niemand gekannt, als Madame Krone, aber nun werde ich Dir die Bedeutendſten nennen.“ Und der alte Mann erzählte von Allen, nur nicht von Herrmann, und ſagte nicht, wer er ſei, er glaubte, daß das ja deutlich genug zu ſehen geweſen wäre — er war ja der Enkel genannt worden, und während er erzählte und ſie ſo dahinfuhren, ſtürzte der Regen in Strömen nieder; es war ungefähr ein eben ſolcher Abend, wie der, an welchem Herrmann Eliſabeth begleitete, die unglücklich und verirrt in der großen Stadt herumging. — Sie dachte daran. Und der Regen ſchlug an die Scheiben der Kutſche und die Laternen brannten düſter, aber mitten in der Finſterniß, im Sturm und Regen ſang der Wächter:

„Zur mitternächt'gen Stunde
Kam der Erlöſer uns!“

(Ende des dritten Theiles.)

Druck von Fr. Ries in Leipzig.

H. C. Anderſen's

Geſammelte Werke.

Vom

Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe.

Sechsunddreißigſter und ſiebenunddreißigſter Band.

In Schweden.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1851.

In Schweden.

Von

H. C. Anderſen.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1851.

Inhalt.

I. Seite.
Wir reiſen 1
II.
Der Trollhätta 4
III.
Vogel Phönix 16
IV.
Kinnekulle 18
V.
Die Großmutter 25
VI.
Das Zellengefängniß 28
VII.
Der Bettlerknabe 32
VIII.
Wadſtena 35
IX.
Der Marionettenſpieler 59
X.
Die Scheeren 66
XI.
Stockholm 73
XII.
Der Thiergarten 81
XIII.
Eine Geſchichte 85

Inhalt.

Seite.

XIV.
Upſala 93
XV.
Sala 109
XVI.
Das ſtumme Buch 113
XVII.
Das Zäther-Thal 116
XVIII.
Das Johannisfeſt in Leckſand 122
XIX.
Am Siljan-See 130
XX.
Glaube und Wiſſenſchaft 147
XXI.
Im Walde 153
XXII.
Fahlun 159
XXIII.
Was die Halme ſprachen 166
XXIV.
Das Dichter-Schild 169
XXV.
Der Dal-Strom 173
XXVI.
Dannemora 180
XXVII.
Die Schweine 185
XXVIII.
Das Californien der Poeſie 190

In Schweden.

I.

Wir reiſen.

Es iſt Frühling, duftender Frühling, die Vögel ſingen; Du verſtehſt ihren Geſang nicht? — So höre ihn in freier Ueberſetzung:

„Setze Dich auf meinen Rücken!“ — ſagt der Storch, der heilige Vogel unſerer grünen Inſeln — „ich trage Dich über die Wellen des Sundes. Auch Schweden hat ſeine friſchen duftenden Buchenwälder, grünen Wieſen und kornreichen Felder; in Schoonen unter den blühenden Aepfelbäumen hinter des Bauers Haus wirſt Du Dich noch immer in Dänemark wähnen!“

„Fliege mit mir,“ — ſagt die Schwalbe — „ich fliege über Hallands Gebirgsrücken, wo die Buche aufhört, ich ſchwinge mich noch höher gen Norden, als der Storch. Ich will Dir zeigen wo das Ackerland dem Felſengrund weichen muß, freundliche Städte, alte Kirchen und einſame Gehöfte ſollſt Du ſchauen, wo drinnen es traulich iſt und gut zu wohnen, wo die Familie im Kreiſe um den Tiſch mit den dampfenden Schüſſeln ſteht und ein Gebet ſpricht durch den

Mund des jüngſten Kindes, und Morgens und Abends ein heiliges Lied ſingt; ich habe es gehört, ich habe es geſehen als ich noch klein war, von meinem Neſte unterm Dache.“ —

„Komm! komm!“ — ſchreit die unſtete Möwe, harrend im Kreiſe herumfliegend. — „Folge mir in die Scheeren, wo tauſende von Felſeninſeln mit Fichten und Tannen bedeckt, gleich Blumenbeeten längs der Küſte liegen; wo der Fiſcher die vollen Netze zieht!“

„Laß Dich nieder zwiſchen unſeren ausgebreiteten Flügeln!“ — ſingen die wilden Schwäne. — „Wir wollen Dich an die großen See'n hinaustragen, an die immerbrauſenden, pfeilſchnellen Bergſtröme, wo die Eiche nicht mehr gedeiht und die Birke verkrüppelt; laß Dich nieder zwiſchen unſern ausgebreiteten Flügeln, — wir ſchwingen uns hoch auf die Sulitelma, der Inſel Auge, wie der Berg genannt wird; wir fliegen von dem frühlingsgrünen Thal, über die Schneewehen, hinauf zum Gipfel des Berges, von wo Du die Nordſee, jenſeits Norwegen erblickſt. Nach Jämteland fliegen wir, mit ſeinen hohen, blauen Bergen, wo die Waſſerfälle brauſen, wo die Signalfeuer emporflammen als Zeichen von Küſte zu Küſte, daß man auf die Fähre wartet. — Hinauf zu den tiefen, kalten, eilenden Gewäſſern, welche im hohen Sommer die Sonne nicht ſinken ſehen, wo Abendröthe Morgenröthe iſt!“

So ſingen die Vögel! Wollen wir uns ihren Geſang beherzigen, — ihnen folgen, wenigſtens eine Strecke? Wir ſetzen uns nicht auf die Flügel des Schwanes noch auf den

Rücken des Storches; wir ſchreiten mit Dampf und mit Pferden vorwärts, ja mitunter auch auf unſeren eigenen Füßen, und blicken dabei dann und wann von der Wirklichkeit über den Zaun in's Reich der Gedanken, das ſtets unſer nahes Nachbarland iſt, und pflücken Blumen oder Blätter, die auch mit in das Gedenkbuch gelegt werden, ſie knoſpeten ja auf dem Fluge der Reiſe; wir fliegen, und wir ſingen: Schweden, du herrliches Land! Schweden, wohin heilige Götter in der Urzeit aus den Gebirgen Aſiens kamen, du Land, das du noch von ihrem Glanze beſtrahlt biſt! Er ſtrömt aus den Blumen, mit dem Namen Linnée; er ſtrahlt Deinem ritterlichen Volke voran vom Carl des Zwölften Banner, er klingt von dem errichteten Gedenkſtein auf dem Felde bei Lützen!

Schweden! du Land des tiefen Gefühls, der innigen Lieder, der klaren Ströme Heimath, wo wilde Schwäne im Nordlichtſchimmer ſingen! du Land, auf deſſen tiefen ſtillen See'n die Fee des Nordens ihre Säulengänge bauet, und über den Eisſpiegel ihre kämpfenden Geiſterheere führt. Herrliches Schweden, mit der duftenden Linéa, mit Jenny's ſeelenvollen Liedern! — Zu dir wollen wir fliegen mit dem Storche und der Schwalbe, mit der unſteten Möwe und dem wilden Schwan; dein Birkenwald duftet ſo erfriſchend und belebend, unter ſeinen hängenden, ernſten Zweigen, an ſeinem weißen Stamm ſoll die Harfe hängen; des Nordens Sommerwind fährt ſäuſelnd durch ihre Saiten!

II.

Der Trollhätta.

Wer trat uns bei Trollhätta entgegen? — Es iſt eine ſeltſame Geſchichte. Wir wollen ſie erzählen.

Wir ſtiegen ans Land bei der erſten Schleuße, und befanden uns gleichſam in einer engliſchen Gartenanlage: die breiten Fußwege ſind mit Kies belegt, und heben ſich, kurze Teraſſen hinan, durch die grünen, ſonnenbeleuchteten Matten empor. Hier iſt es freundlich, anmuthig, aber durchaus nicht imponirend; will man in dieſer Weiſe ergriffen ſein, dann ſteige man etwas höher, bis an die älteren Schleußen, die tief und eng durch den harten Fels geſprengt ſind. — Hier iſt die Natur großartig, und die Gewäſſer brauſen und ſchäumen tief unten in dem dunklen Bette. Hier oben ſchaut man über Thal und Fluß hinweg; das Ufer jenſeits hebt ſich in grünen wellenförmigen Anhöhen, mit Gruppen von Laubwald und Häuſern von rothgemaltem Holze; Fels und Tannenwald begrenzen die Landſchaft. Durch die Schleußen ſteigen Dampf- und Segelſchiffe, das Waſſer ſelbſt iſt der dienende Geiſt, der ſie hinauf über den Felſen tragen muß! Und ſelbſt aus dem Walde ſummt, brauſ't und lärmt es. Das Gedröhne der Trollhättafälle miſcht ſich mit dem Toben der Sägemühlen und Schmieden.

„In drei Stunden ſind wir durch die Schleußen“ — ſagte der Capitain — „während dieſer Zeit können Sie die Waſſerfälle beſuchen. Am Wirthshauſe dort oben treffen wir uns wieder!“

Wir gingen den Pfad entlang durch Wald und Gebüſch; eine ganze Schaar barhäuptiger Jungen umringte uns, alle wollten ſie unſere Führer ſein; der Eine überſchrie den Andern, jeder gab ſeine entgegengeſetzte Erklärung über den Waſſerſtand, wie hoch — und wie hoch er nicht ſei, oder ſein könne; auch hier herrſchte große Uneinigkeit unter den Gelehrten. — Bald machten wir Halt auf einem großen mit Haidegras bewachſenen Felſen, einer ſchwindelnden Terraſſe; vor uns, tief unten, das ſchäumende, toſende Gewäſſer: der Höllenfall, und über dieſem wiederum Waſſerfall bei Waſſerfall, der reiche, ſchwellend dahinſtürzende Fluß, die Mündung des größten Landſee's Schwedens. Welcher Anblick, welches Brauſen, oben und unten! Es iſt wie die Wogen eines Meeres, aber von ſchäumendem Champagner, von ſiedender Milch; ganz oben umbrauſen die Fluthen zwei Felſeninſeln, daß der Waſſerſtaub ſich wie Wieſennebel erhebt, unten wird das Waſſer mehr zuſammengedrängt, ſtürzt wieder, will weiter eilen, und geht in einem Zirkel beruhigt zurück; — und wälzt ſich dann nach ſeinem hohen, wogenſchweren Fall: dem Höllenfall. Welches Brauſen eines Orkans in der Tieſe, welcher Anblick! Man verſtummt!

Und das thaten hier auch unſere ſchreienden kleinen Führer; ſie ſchwiegen, und als ſie wieder ihre Erklärungen und Erzählungen begannen, gelangten ſie nicht weit, denn ein alter Herr, Keiner von uns hatte ihn früher bemerkt, aber jeßt ſtand er unter uns, drang ganz anders durch mit ſeiner ſonderbar gellenden Stimme; er ſprach vom Orte und von alten dahingeſchwundenen Tagen, als ſeien dieſelben geſtern geweſen.

„Hier auf den Felſeninſeln,“ ſagte er, „hier ſchlichteten in alten heidniſchen Zeiten, wie ſie ja genannt werden, die Kämpen ihre Streitigkeiten. Der Kämpe Stärkodder wohnte in dieſer Gegend, und mochte gar gern die ſchöne Maid Ogu, aber ſie war dem Hergrimer mehr zugethan, und darob ward dieſer von Stärkodder zum Kampfe hier am Waſſerfalle gefordert, und fand den Tod; aber Ogn eilte hinzu, ergriff das blutige Schwert ihres Geliebten, und durchbohrte damit ihr Herz. Stärkodder bekam ſie nicht! So ſtrichen hundert und wieder hundert Jahre dahin, der Wald war damals groß und dicht, Wolf und Bär gingen hier Sommer und Winter, böſe Räuber trieben ihr Spiel, Niemand wußte ihr Verſteck zu finden; da drüben am Falle war es, der Top-Inſel gegenüber, auf der norwegiſchen Seite war ihre Höhle; jeßt iſt ſie eingeſtürzt — der Fels gleichfalls darüber hin!“

„Ja, der Schneiderfelſen!“ riefen alle die Jungen, „der ſtürzte im Jahre 1755.“

„Stürzte!“ ſagte der alte Herr, gleichſam verwundert, daß irgend ein Anderer, außer ihm dies wiſſen konnte. „Einmal ſtürzt Alles, und der Schneider ſogleich. Die Räuber hatten ihn auf den jähen Felſen geſtellt, und wolle er von ihnen loskommen, müſſe er als Löſegeld dort oben einen Anzug fertig nähen; und er verſuchte es auch, aber bei dem erſten Stiche, als er den Zwirn herauszog, ſchwindelte er hinab in die brauſenden Gewäſſer, und ſo nannten ſie die Klippe den Schneiderfels. Eines Tages fingen die Räuber ein junges Mädchen, es verrieth ſie; das Mädchen zündete ein Feuer in der Höhle ſelbſt an, der Rauch ward geſehen, die Höhle ausfindig gemacht und die Räuber wurden gefangen und getödtet; dort vor jenem iſt der Diebesfall, und dort unten, unter dem Waſſer, iſt noch eine Höhle; der Fluß ſtürzt ſich da hinein, und ſchäumt und ſiedet wieder heraus, man ſieht es zwar hier oben, man hört es, aber beſſer wird es drinnen gehört, unter der ſteinernen Decke des Berggeiſtes."

Und wir gingen weiter, längs des Waſſerfalles, auf die Top-Inſel zu, immer auf zierlichen mit Sägeſpähnen belegten Pfaden, bis an die Polhems-Schleuße, eine Sprengung des Felſens für das zuerſt beabſichtigte Schleußenwerk, das nicht ausgeführt ward, aber woſelbſt gerade dadurch die Kunſt die imposanteſten der ſämmtlichen Trollhättafälle geſchaffen hat; ſenkrecht in die dunkle Tiefe fallen hier die eilenden Gewäſſer. Der Felſenabhang iſt hier durch eine leichte eiſerne Brücke mit der Top-Inſel in Verbindung gebracht, ſie ſcheint nur über den Abgrund hingeworfen; auf dem ſchaukelnden Wege geht man über die dahinfliegenden, zerſchmetternden Gewäſſer, und ſteht dann auf der kleinen Felſeninſel unter Fichten und Tannen, die aus den Spalten des Geſteins emporſchießen; vor uns wälzen ſich die Wogen eines Meeres und zerſchellen an dem Felſenblock, auf dem wir, beſprengt von dem feinen ewigen Regen, ſtehen; an jeder Seite fliegt der Strom dahin als ſei er von einer Rieſen-Kanone ausgeſpieen, Waſſerfall bei Waſſerfall; wir blicken hinaus über ſie alle, und es durchbebt uns das harmoniſche Gedröhne, das durch Jahrtauſende daſſelbe bleibt.

„Nach der Inſel dort kann denn doch Niemand hinüber!“ ſagte Einer unſerer Geſellſchaft, und zeigte auf die große Inſel über dem oberſten Waſſerfalle.

„Ich kenne doch Einen, der dort geweſen!“ erwiderte der Alte, und nickte mit einem eigenthümlichen Lächeln.

„Ja, mein Großvater iſt da geweſen!“ ſagte einer der Jungen, „aber ſonſt wird kaum Einer alle hundert Jahre dorthin kommen. Das Kreuz, das drüben ſteht, hat mein Großvater aufgeſteckt. Es war ein harter Winter geweſen, der ganze Wenerſee war zugefroren; das Eis dämmte die Mündung ein, und ſo war hier viele Stunden lang trockner Boden. Großvater hat es erzählt: er und zwei Andere gingen hinüber, richteten das Zeichen auf und gingen zurück; aber dann knallte es ſo fürchterlich als ſeien es Kanonen, das Eis ging auf und der Strom kam über Wieſe und Wald. Es iſt wahr jedes Wort, das ich ſage!“

Einer der Reiſenden citirte Tegnér:

„Vom hohen Berg ſtürzt wild der Götha in die Auen,
Unheimlich brüllt der „Troll“ vom Felſenriff! —
Da kam der Menſchengeiſt, das Werk zu bauen,
Und ruhig ſegelt im Kanal das Schiff!“

„Armer Berggeiſt!“ fuhr er fort, „es geht rückwärts mit deiner Macht und Herrlichkeit! Du wirſt von dem

Menſchengeiſt überflügelt, Du kannſt bei ihm in die Lehre gehen.“

Der geſprächige Alte machte eine Grimmaſſe, brummte etwas in den Bart hinein — — aber wir befanden uns gerade an der Brücke vor dem Wirthshauſe, das Dampfſchiff glitt durch den geöffneten Weg. Jeder beeilte ſich an Bord zu gehen, und ſogleich ſchoß es dahin über dem Falle, als wenn dieſer gar nicht ſei.

„Und das läßt ſich machen!“ ſagte der Alte; er wußte nichts von Dampfſchiffen, hatte vor heute noch nie eins geſehen; und deßhalb war er auch bald oben, bald unten, und ſtand immer bei der Maſchine und ſtarrte die ganze Zuſammenſetzung an, als müßte er jeden Bolzen und jede Schraube zählen. Der Kanal ſchien ihm etwas ganz Neues zu ſein, die Karte deſſelben und die Reiſebücher waren ihm ganz fremde Gegenſtände, er drehte ſie hundertmal in der Hand und beſah ſie von allen Seiten, leſen, glaub' ich, konnte er nicht. Aber Beſcheid von der Gegend wußte er, d. h. aus alten Zeiten.

Die ganze Nacht auf dem Wenernſee ſchlief er nicht, er ſtudirte, wie man mir ſagte, die Dampfſchiffahrt, und als wir in der Morgendämmerung von dem See aus die Schleußen-Terraſſen erſtiegen, höher und höher, von See zu See über die Hochebene dahin, höher, immer höher, — entwickelte er eine Emſigkeit, die ſich nicht vergrößern zu können ſchien; und wir erreichten Motala. Der ſchwediſche Schriftſteller Törneros erzählt von ſich ſelbſt, er habe einmal als kleiner Knabe gefragt, was es wohl ſei daß drinnen in der Uhr immer dikke — dikke — dik ſage, und daß man ihm geantwortet: Es ſei Meiſter „Blutlos"! Was die Pulſe des Knaben in fieberhafter Wallung und die Haare ſeines Kopfes zum Sträuben brachte, übte auch in Motala ſeine Macht auf den Alten von Trollhätta aus. Wir wanderten in Motala's großen Fabriken umher, was in der Uhr pikt, dröhnt hier in gewaltigen Hammerſchlägen. Es iſt Blutlos, der Leben trank aus dem Menſchengedanken, und dem, durch dieſen, Gliedmaaßen aus Metall und Stein und Holz erwuchſen; es iſt Blutlos, der durch den Menſchengedanken Kräfte erhielt, die der Menſch ſelbſt nicht phyſiſch beſitzt. In Motala ſitzt er, und durch die großen Hallen und Zimmer reckt er ſeine harten Glieder, deſſen Theile aus Rad bei Rad, aus Ketten, Stangen und dicken eiſernen Fäden beſtehen. Tritt herein und ſchau wie die glühenden Eiſenſtücke zu langen Stangen gepreßt werden, Blutlos ſpinnt dieſen glühenden Faden! Schau wie die Scheere in die dicken Metallplatten ſchneidet, ſo leiſ' und weich ſchneidet ſie, als ſei es in Papier; hör, wie es hämmert, — die Funken ſtäuben vom Amboß herab; ſieh' wie er die dicken Eiſenſtangen bricht, nach Längemaß als bräch' eine Stange Lack. Zu deinen Füßen klirrt das Eiſen; — Eiſenplatten werden wie Holz zu Spähnen gehobelt! Vor Dir treiben die großen Räder, und über Deinem Kopfe laufen ſchwere lebendige Eiſendrähte dahin! Es hämmert, es ſummt und tobt und ziſcht! Und willſt du dich auch ins Freie, in den offenen Hofraum retten, auch hier, zwiſchen ungeheuren, bunt unter einander geworfenen Kupferkeſſeln für Dampfſchiffe und Eiſenbahnen — auch hier reicht Blutlos mit einem ſeiner ellenlangen Finger hin, und holt aus. Alles iſt hier lebendig, nur der Menſch ſteht und betrachtet und giebt Acht. — Halt! — Das Waſſer quillt Einem aus den Fingerſpitzen hervor, man dreht ſich und wendet ſich, bleibt ſtehen, verbeugt ſich, und weiß ſelbſt nicht wie, in lauter Ehrfurcht vor dem Menſchengedanken, der hier Gliedmaaßen von Eiſen hat; — und unterdeſſen geht immer der große Hammer mit ſchweren Schlägen, es iſt als riefe er: „Danke, Danke! viele tauſend Thaler Danke reinen Verdienſt! Danke! Danke!“ — Hör' es wie ich es hörte, ſieh' es wie ich es ſah! Der alte Herr von Trollhätta war lauter Anſchauen, drehte und wendete ſich, kroch auf den Knieen und ſteckte den Kopf in jeden Winkel zwiſchen alle Maſchinen hinein; er wollte nun Alles gar zu genau wiſſen, er wollte die Schraube der Propell-Dampfſchiffe ſehen und ihren Mechanismus und ihre Thätigkeit unter dem Waſſer begreifen, und das Waſſer ſelbſt triefte ihm von der Stirne: er ging, ohne es zu wiſſen, rücklings in meine Arme, ſonſt wäre er in die Maſchinerie gefallen und wäre entzwei gegangen; er blickte mich an und drückte meine Hand. — „Und dies Alles geht ganz natürlich zu!“ ſagte er, „einfach und verſtändlich! Die Schiffe treiben gegen Wind und Strom und ſegeln über Wald und Berg dahin, das Waſſer muß heben, der Dampf muß treiben!“

„Ja!“ ſagte ich. — „Ja!“ ſagte er, und wieder Ja, — von einem Seufzer begleitet. Den verſtand ich damals nicht, aber Monate nachher verſtand ich ihn — und mit einem

Sprunge wollen wir über dieſe Zeit dahinfliegen; wir ſind wieder in Trollhätta. Ich kam im Herbſt, auf meiner Rückreiſe hier an, und verweilte einige Tage in dieſer mächtigen Natur, wo das emſige Menſchenleben immer mehr und mehr eindringt, und allmälig das Maleriſche in das Fabrik-Nützliche umſtaltet; Trollhätta muß dem Nützlichen dienen, muß Balken und Bretter ſchneiden, Mühlen treiben, hämmern, brechen und biegen, — das eine Gebäude entſteht neben dem anderen, in fünfzig Jahren iſt hier eine Stadt. — Aber das war die Geſchichte nicht! Ich kehrte, wie geſagt, im Herbſt hierher zurück: Daſſelbe Brauſen und Gedröhne, daſſelbe Steigen und Fallen an den Schleuſen, dieſelben geſchwätzigen Knaben, die jetzt neue Reiſende zum Höllenfalle und zur Eiſenbrückeninſel und zum Wirthshauſe führten. Ich ſaß dort und durchblätterte die in einer Reihe von Jahren angehäuften Bücher, in welche die Fremden ihre Namen, Gefühle und Gedanken beim Anblick des Trollhätta niederſchrieben; faſt immer daſſelbe Erſtaunen in verſchiedenen Sprachen ausgedrückt, öfters im Lateiniſchen: veni, vidi, obstupui. Einer hat geſchrieben: Ich habe das Meiſterwerk der Natur das der Kunſt durchwandern ſehen; ein Anderer kann nicht ſagen, was er geſehen, und was er geſehen, kann er nicht ſagen; ein Fabrikbeſitzer ging auf das Nützliche ein, und ſchrieb: Mit dem größten Vergnügen habe ich dieſes, uns Wärmeländer ſo nützliche Unternehmen Trollhätta, geſehen; eine Pröbſtin aus Schoonen — ſo unterſchreibt ſie ſich — hat ſich nicht aus den Familienbanden loswinden können, und als ihr Gefühl am

Trollhätta, hat ſie ins Buch geſchrieben: Gott gebe meinem Schwager Glück, Verſtand hat er! — Einzelne haben den Gefühlen der Anderen fade Witze angehängt; doch als eine Perle unter dieſen Schreibereien glänzt Tegnér's Gedicht, von ihm ſelbſt am 28. Juni 1804 niedergeſchrieben:

Der Götha tanzte vom Fels hernieder,
Und ſchaukelte ſpielend das ſichere Schiff, —
Da plötzlich brach, durch die ſteinernen Glieder
Des Bergs, der Trollhätta hervor aus dem Riff.
Und ſchäumender Donner umbrauſet den Troll,
Und zitternd entfliehet das Schiff dem Groll! —
Doch des Menſchen Geiſt kam mit mächtiger Hand,
Und bezwang den Fels und baute den Strand,
Und vereinte dann durch ewiges Band
Den Ocean und das Felſenland.

Ich blickte vom Buch auf, und Wer ſtand vor mir, ſtand da, um wieder zu gehen? — Der alte Herr von Trollhätta. Während ich umhergeirrt war, hinauf bis an Siljan's Ufer, hatte er immer, und immer wieder den Kanal befahren, Schleußen und Fabriken beſichtigt, den Dampf in all' ſeiner Dienſtbefliſſenheit ſtudirt, und ſprach jetzt von den projectirten Eiſenbahnen Schwedens, von der Bahn zwiſchen den See'n Hjelmar und Wenern. Eiſenbahnen hatte er indeß noch nie geſehen, und ich beſchrieb jene weitgedehnten Straßen, die ſich bald wie Wälle und thurmhohe Brücken, bald wie meilenlange Hallen erheben, durch die Felſen und Bergwände geſprengt; ich ſprach von Amerika, von England.

„Man frühſtückt in London, und an demſelben Tage ißt man Abendbrod in Edinburgh!“

„Ja, das kann ich!“ ſagte der Alte, und zwar mit einem Ausdruck, als wenn ſonſt Keiner es vermöchte.

„Ich kann es auch!“ ſagte ich, „ich habe es gethan!“

„Und wer ſind Sie denn?“ fragte er.

„Ein ganz gewöhnlicher Reiſender,“ antwortete ich, „ein Reiſender, der für die Beförderung nach der Taxe zahlt. Und wer ſind Sie?“

Da ſeufzte der Alte. „Sie kennen mich nicht! Meine Zeit iſt vorüber, meine Macht iſt dahin! Blutlos iſt ſtärker denn ich!“ — Und weg war er.

Da begriff ich, Wer er ſei! — Ja, wie mag einem armen Berggeiſt zu Muthe ſein, der nur alle hundert Jahre an's Sonnenlicht tritt, ſich umzuſchauen, wie es auf der Erde oben vorwärts geht. Es war der Berggeiſt, kein Anderer! — Denn heut zu Tage iſt jeder aufgeklärte Menſch bedeutend geſcheidter! — und ich betrachtete mit einer Art ſtolzen Gefühls mein Zeitalter mit ſeinen ſauſenden Rädern, ſeinen ſchweren Hammerſchlägen, mit der Scheere, welche die Metallplatten ſo weich und leiſe ſchneidet, mit den dicken Eiſenſtäben, die wie eine Stange Lack gebrochen werden, und der Muſik, deren Herzſchlag tönt „Banko, Banko, hunderttauſend Banko!“ und Alles durch Dampf, durch Geiſt.

Es war Abend; ich ſtand auf der Höhe Trollhätta's an den alten Schleußen, und ſah die Schiffe mit ausgeſpannten Segeln dahin gleiten über die Wieſe, wie Geſpenſter, groß und weiß. Die Schleußenthore öffneten ſich mit dumpfem, ſchwerem Geſtöhne, wie man von den Kupferpforten des Vehmgerichts erzählt; der Abend war ſo ſtill; in der tiefen Ruhe ertönten die Trollhättafälle, als ſei es ein Chor von hundert Waſſermühlen, immer ein und derſelbe Ton, nur einer, und in dieſem einen Klang ein tiefes mächtiges Gedröhne, das die Erde zu durchdringen ſchien, — und gerade durch dies Alles offenbarte ſich die unendliche Stille der Natur; — plötzlich ſchwang ſich ein großer Vogel mit ſchweren Flügelſchlägen aus den Bäumen heraus in den Wald zu den Waſſerfällen nieder. War es der Berggeiſt? — Wir wollen es wenigſtens glauben.

III.

Vogel Phönix.

Im Garten des Paradieſes unter dem Baume der Erkenntniß blühte ein Roſenſtrauch. Hier in der erſten Roſe ward ein Vogel geboren; ſein Flug war wie des Lichtes Strahlen, ſeine Farbe herrlich, bezaubernd ſein Geſang!

Aber als Eva die Frucht der Erkenntniß brach, als ſie und Adam aus dem Paradieſe verjagt wurden, da fiel vom Flammenſchwerte des ſtrafenden Engels ein Funken in des Vogels Neſt und zündete. Der Vogel kam in den Flammen um, aber aus dem rothen Ei ſchwang ſich ein neuer, der einzige, der immer einzige Vogel Phönix empor. Die Sage berichtet, daß er in Arabien niſtet, wo er ſich ſelbſt alle hundert Jahre in ſeinem Neſte den Flammentod giebt, doch fliegt ein neuer Phönix, der einzige der Welt, aus dem rothen Ei hervor.

Uns umflattert der Vogel, ſchnell wie das Licht, herrlich an Farbe, bezaubernd im Geſang. Wenn die Mutter an der Wiege ihres Kindes ſitzt, ruht er am Kopfkiſſen und ſchlägt mit ſeinen Flügeln eine Glorie um des Kindes Haupt. Er durchfliegt die Kammer der Genügſamkeit, und es iſt Sonnenglanz darin; auf dem ärmlichen Schrank duften die Veilchen.

Doch Vogel Phönix iſt nicht allein Arabiens Vogel; er flattert im Nordlichtſchimmer über Lapplands Eisfelder, er hüpft zwiſchen den gelben Blumen in Grönlands kurzem Sommer. Unter Fahluns Kupferfelſen, in Englands Kohlengruben fliegt er, eine ſtaubige Motte, über das Geſangbuch dahin, das in den Händen des frommen Arbeiters ruht. Auf dem Lotusblatte gleitet er Ganges' heilige Gewäſſer hinab, und das Auge des Hindu-Mädchens leuchtet bei ſeinem Anblick.

Vogel Phönix! — Kennſt du ihn nicht? Des Paradieſes Vogel, den heiligen Schwan des Geſanges! Auf der Thespiskarre ſaß er als ein plaudernder Rabe und ſchlug mit den ſchwarzen, mit Heſe beſtrichenen Flügeln; über Islands tönende Harfe ſtrich der rothe Schnabel des Schwans; auf Shakeſpeare's Schulter ſaß er als Odins Rabe und fliſterte ihm ins Ohr: Unſterblichkeit! Er flatterte durch Wartburgs Ritterſaal am Sängerfeſte.

Vogel Phönix! — Kennſt du ihn nicht? Er ſang dir die Marſeillaiſe, und du küßteſt die Feder, die ſeinem Flügel entfiel; er kam in Paradieſesglanze, und du wandteſt dich vielleicht ab, zum Sperlinge, der da ſaß mit Goldſchaum an den Flügeln.

Der Vogel des Paradieſes! Jedes Jahrhundert verjüngt, geboren in Flammen, geſtorben in Flammen. Dein Bild, in Gold gefaßt, hängt in den Hallen der Reichen; ſelbſt fliegſt du oft irrend und einſam umher — eine Sage nur: „Vogel Phönix in Arabien.“ —

— Im Paradieſe, als du geboren wurdeſt unter dem Baume der Erkenntniß in der erſten Roſe, küßte dich der Herr und gab dir deinen rechten Namen — Poeſie!

IV.

Kinnekulle.

Kinnekulle, du Schwedens ſchwebender Garten! Dich wollen wir beſuchen. Wir ſtehen bereits an der unterſten Terraſſe, umgeben von einer Fülle von Blumen und Sträuchern; die bejahrte Dorfkirche neigt ihren grauen, ſpitzen Thurm von Holz, als wollte ſie ihn fallen laſſen; dies macht ſich gut in der Landſchaft, und auch der Vögel großen Schwarm, der in dieſem Augenblicke über den Gebirgswald dahinſtreicht, möchten wir nicht entbehren. Die Landſtraße führt uns den Berg hinan, in kurzen Abſätzen, und zwiſchen dieſen dehnen ſich die Ebenen aus mit Hopfen, wilden Roſen, kornreichem Acker und herrlichem, ſtolzem Buchenwald, wie an keinem andern Ort in Schweden. Der Epheu ſchlingt ſich um Geſtein und alte Bäume, ſelbſt der verdorrte Wurzelſtamm ſchmückt ſich mit grünem Laub. Wir blicken hinaus über die flache, weitgedehnte Waldebene nach dem ſonnenbeleuchteten Kirchthurme von Marienſtadt, der wie ein weißer Segler auf dunkelgrüner See hervorſchimmert; wir blicken über den Wenern-See hinaus, ohne ſeine Grenze erſpähen zu können; die waldumgürteten Felſeninſeln der Scheeren liegen wie ein Kranz in dem Gewäſſer; das Dampfſchiff kommt; ſiehe, unten an dem Abhange des Berges und der mit rothen Ziegeln gedeckten Herrenhäuſer, wo Buche und Wallnuß im Garten wachſen, ſteigen die Reiſenden an's Land; unter ſchattigen Bäumen wandeln ſie über die ſchöne hellgrüne Wieſe, die von Garten und Wald eingeſchloſſen iſt; kein engliſcher Park hat ein ſchöneres Grün aufzuweiſen, als die Wieſe bei Hellekis; — ſie ſteigen bis an die „Grotten", wie die höher hervorſpringenden rothen Steinmaſſen genannt werden, die, gleichſam wie mit Verſteinerungen durchgeknetet, aus dem Erdwalle hervortreten und an die verwitternden Grab-Koloſſe der römiſchen Campagna erinnern; einige dieſer „Grotten" ſind durch das anhaltende Anſtrömen des Waſſers ſo glatt, ſo rund geworden, andere tragen ſeit Jahrzehnten Moos, Gras und Blumen, ja ſelbſt hohe Bäume. Die Reiſenden betreten einen Waldpfad, um den Gipfel Kinnekulle's zu erreichen, woſelbſt ein großer Stein als Ziel der Wanderung aufgerichtet iſt; der Reiſende lieſt in ſeinem Reiſebuche von den verſchiedenen Bergſchichten Kinnekulle's: „zu unterſt der Sandſtein, dann Alaunſtein, dann Kalkſtein und über dieſem wieder der Rothſtein, höher noch Schiefer und zuletzt Trapp." — Und jetzt hat er es geſehen, er ſteigt wieder hinab und geht an Bord, er hat Kinnekulle geſehen; ja, der Steinkoloß hat ihm aus ſeinem ſchwellenden Grün einen ſeiner ſchweren plumpen Finger entgegengeſtreckt, und die meiſten Reiſenden bilden ſich ja ein, ſie ſeien wie der Teufel, daß ſie, wenn ſie nur einen Finger haben, auch gleich die ganze Perſon beſitzen; aber dies iſt nicht immer der Fall!

Die Seite des Kinnekulle, die am wenigſten beſucht wird, bietet am meiſten des Charakteriſtiſchen dar; und dorthin wollen wir. Der Weg führt uns noch eine lange Strecke an dieſer Seite des Gebirges hin, ſtufenweiſe bergab über lange Terraſſen von kornreichen Feldern; weiter unten drängt ſich der Steinſchiefer ſtreckenweiſe hervor, ein grünes Moos breitet ſich über denſelben, es ſieht wie abgetragene Lappen auf dem ſammetnen Grasteppich Der Fahrweg führt über eine Strecke hin, die vom Schiefer wie mit einer feſten Diele bedeckt iſt; in der römiſchen Campagna würde man ſagen, es ſei eine Strecke von der via Appia, dem antiken Wege; es ſind Kinnekulle's nackte Haut und Knochen. Des Bauers Haus iſt von zerſprengten großen Schieferſtücken zuſammengeſtellt, das Dach iſt von Schiefern, kein Holz außer der Thür und das große gemalte Schild über dieſer, das uns kund thut, bei welchem Regimente der Soldat ſteht, der an Sold dieſes Haus mit ein paar Acker Land erhielt. Wir werfen noch einen Blick über den Wenern-See hinaus nach der alten Burg Leckö, nach dem Städtchen Lidköping und ſtehen wieder vor grasreichen Feldern und mächtigen Bäumen; ſie werfen ihren Schatten auf Blomberg, wo im Garten Geijer's Geiſt „die Blume Kinnekulle's" in ſeiner Enkelin, der kleinen Anna, findet.

Hier hinter Kinnekulle breitet ſich die Ebene aus; ſie dehnt ſich meilenweit in den fernen Horizont; eine Regenwolke droht am Himmel, der Wind iſt im Zunehmen, — der Regen fällt jetzt wie ein dunkler Schleier zur Erde, die Zweige der Bäume peitſchen einander, — es ſind büßende

Dryaden; die alte Huſaby-Kirche liegt uns ſo nahe; dorthin! wenn auch der Regen über die Ebene dahinfegt und an die hohen Mauern, die Ruinen des alten katholiſchen Biſchofsſitzes, ſchlägt. Raben und Krähen flattern ein und aus durch die hohen Fenſterbogen, welche die Zeit noch größer gemacht, das Waſſer ſtrömt an den grauen geborſtenen Mauern herab, als ſollte ſich jetzt Stein von Stein ablöſen. Aber die Kirche, die alte ehrwürdige graue Huſaby-Kirche, ſteht ſicher da mit ihren dicken Mauern, ihren ſchmalen Fenſtern und ihren drei an einander eng gedrückten Thurmzinnen, die wie Nüſſe in dem Büſchel ſitzen. Die alten Bäume des Kirchhofes werfen ihre Schatten über uralte Gräber; wo iſt der Old mortality dieſer Gegend, der das Gras jätet und die alten Denkſteine deutet? Die Leichenſteine ſind große Felſenſtücke in Form eines Sarges, darin plumpe eingehauene Verzierungen aus den Zeiten des Katholizismus. Die alte Kirchenthür knarrt in ihren Angeln, — wir ſtehen unter dem Gewölbe drinnen, das ſich Jahrhunderte hindurch mit dem Dufte von Weihrauchwolken füllte und von dem Geſange der Mönche und der Chorknaben wiederhallte. Jetzt herrſcht hier lautloſe Stille, die Alten in ihren Kutten, die blühenden Knaben, die das Räucherfaß ſchwenkten, ſind in ihre Gräber geſtiegen, die fromme Gemeinde — viele Geſchlechter — Alle in die Gruft; — aber der Tempel trägt noch ſein Haupt hoch, noch immer derſelbe. In den alten eichenen Schränken der Sakriſtei hängen die beſtäubten, von Motten durchfreſſenen Mönchskutten und Biſchofstalare aus den Tagen des Kloſters; alte

Manuſcripte, von Ratten halb zernagt, liegen hier und dort in den Fächern zerſtreut.

Im Kirchengange links ſteht noch aus alter Zeit ein in Holz geſchnitztes Bild mit bunten, noch gut erhaltenen Farben, es iſt die Mutter Gottes mit dem Jeſuskinde. Friſche Blumenkränze ſchmücken ihr und des Kindes Haupt, duftende Guirlanden ſchlingen ſich um das Fußgeſtell, feſtlich, wie zur Feier der eigenen Geburt Madonna's in der Blüthenzeit des Papſtthums. Junge Confirmanden hatten heute, auf ihrem erſten Gange zum heiligen Abendmahl, das alte Bild geſchmückt, ja ſie hatten ſelbſt den Namen des Dorfpfarrers, in Blumen gewunden, auf dem Altare aufgerichtet, und dieſer hatte es, zu unſerer Verwunderung, gewähren laſſen.

Das Mutter-Gottes-Bild ſcheint verjüngt durch die friſchen Kränze; die duftenden Blumen üben hier eine Macht aus, wie die Poeſie ſie beſitzt: ſie führen die Tage dahingeſchwundener Jahrhunderte in die unſrigen zurück. Es iſt, als umſtrahlte die erloſchene Glorie wieder das alte Bild; die Blumen duften, — es iſt, als durchſtröme der geheiligte Rauch die Kirchengänge wieder; es leuchtet um den Altar, als zündeten ſich die geweihten Kerzen, — es iſt ein Sonnenſtrahl, der durch die Scheiben bricht; draußen iſt der Himmel klar geworden. Wir fahren wieder unter den „Kleven“, die dürre, pflanzenloſe Seite Kinnekulle's, dahin; ſie iſt eine Felſenmauer, verſchieden von faſt allen anderen. Eine Lage über der anderen liegen hier die rothen Felſenblöcke, Feſtungswerke bildend mit Schießſcharten, hervorſpringenden Flügeln, runden Thürmen, aber erſchüttert, geſpalten, in Ruinen zerfallen, — es iſt ein architektoniſches Phantaſieſpiel der Natur; ein kleiner Bach ſtürzt ſich von einem der höchſten Punkte des „Kleven“ hinab und treibt eine kleine Mühle; es ſieht wie ein Spielwerk, das einſt der Berggeiſt hierher geſtellt und — vergeſſen hat. — Herabgefallene große Steinblöcke liegen rings umher, die Natur brach ſie in Geſtalt gehauener Karnieße. Der bezeichnendſte Ausdruck für Kinnekulle's Felſenwand iſt, ſie Ruinen eines hindoſtan'ſchen, meilenlangen Tempels zu nennen; dieſe Felſen würde die Axt leicht in Heiligthümer wie die in den Ghatsgebirgen bei Ellora umbilden können; käme ein Bramine hier zu den Felſenwänden Kinnekulle's, er würde den Kailas-Tempel wieder erkennen und in den Riſſen und Spalten ganze Darſtellungen der Ramayana und Mahabharata entdecken; und redete man ihn dann an, Kauderwelſch oder in der B-Sprache, gleichviel, nur daß man dieſelben durch Hilfe des Brockhaus'ſchen Converſationslexicons ſattſam mit den Namen einiger der indiſchen Schauſpiele, als Sakontala, Vikramorwaſi, Uttaram Rama-tſcharitram u. ſ. w. ſpickte, — der Bramine würde vollends myſtifizirt ſein und in ſein Tagebuch ſchreiben: Kinnekulle ſind die Ueberreſte eines Tempels, wie diejenigen von Ellora, und ſelbſt die Bewohner dieſes Himmelsſtrichs, nicht allein, daß ſie die bedeutendſten Werke unſerer älteſten Sanskrit-Literatur kennen, ſie reden auch in geiſtreicher Weiſe von derſelben. Aber hier an die hohe Felſenmauer kommt kein Bramine, nicht einmal die Reiſenden des Dampfſchiffes kommen hierher; ſie ſind weit auf den Wenerſee hinaus, haben den waldumkränzten Kinnekulle, Schwedens ſchwebenden Garten geſehen, und auch wir haben ihn jetzt geſehen. —

V.

Die Großmutter.

Die Großmutter iſt ſo alt, ſie hat ſo viel Runzeln und ganz weißes Haar; aber ihre Augen, die glänzen gleich zwei Sternen, ja, viel ſchöner noch, ſie ſind ſo mild, es thut ſo wohl in ſie hineinzuſchauen! Und dann weiß ſie auch die ſchönſten Geſchichten zu erzählen, und ein Kleid hat ſie, eingewirkt mit großen, großen Blumen, es iſt ſo ein recht ſchweres Seidenzeug, es raſchelt. Großmutter weiß ſo viel, denn ſie hat viel früher gelebt als Vater und Mutter; das iſt ganz gewiß! Großmutter hat ein Geſangbuch mit ſtarken ſilbernen Spangen, und ſie lieſt ſehr oft in dem Buche; mitten in ihm liegt eine Roſe, ganz flach und trocken, die iſt nicht ſo ſchön wie die Roſen, welche ſie im Glaſe ſtehen hat, und doch lächelt ſie ihr am allerfreundlichſten zu, ja, es treten ihr Thränen in die Augen! Warum Großmutter wohl die welke Blume in dem alten Buche ſo anſieht? Weißt du es? — Jedesmal wenn die Thränen der Großmutter auf die Blume fallen, werden die Farben wieder friſch, die Roſe ſchwillt auf und füllt die ganze Stube mit ihrem Dufte, die Wände verſinken, als ſeien ſie nur Nebel, und rings um ſie iſt der grüne, herrliche Wald, wo die

Sonne durch das Laub der Bäume ſtrahlt; und Großmutter — ja, ſie iſt ganz jung, ſie iſt ein reizendes Mädchen; mit blonden Locken, mit vollen Purpur-Wangen, ſchön und anmuthig, keine Roſe iſt friſcher; doch die Augen, die milden geſegneten Augen, — ja, die gehören noch der Großmutter. — Ihr zur Seite ſitzt ein junger Mann, groß und kräftig, er reicht ihr die Roſe, und ſie lächelt — ſo lächelt die Großmutter doch nicht! — ja doch, jetzt! — — Er aber iſt verſchwunden, viele Gedanken, viele Geſtalten ſchweben vorüber, der ſchöne junge Mann iſt fort, die Roſe liegt in dem Geſangbuche, und Großmutter, — ja, ſie ſitzt wieder da als eine alte Frau, und blickt auf die welke Roſe, die im Buche liegt. —

Nun iſt Großmutter todt. — Sie ſaß im Lehnſtuhle und erzählte eine lange, lange herrliche Geſchichte, ſie ſagte, jetzt ſei die Geſchichte aus, und ſie ſei müde; und ſie lehnte ihr Haupt zurück, um ein wenig zu ſchlafen. Man konnte ihren Athemzug hören, ſie ſchlief; aber es ward ſtiller und ſtiller, und ihr Antlitz war voller Glück und Frieden, es war, als legte ſich ein Sonnenſchein über ihre Züge, ſie lächelte wieder, und dann ſagten die Leute, ſie ſei geſtorben. —

Sie ward in den ſchwarzen Schrein gelegt, da lag ſie gehüllt in das weiße Linnen, ſie war ſo ſchön, und doch waren die Augen geſchloſſen, aber jede Runzel war verſchwunden, ſie lag da mit einem Lächeln um den Mund; ihr Haar war ſo ſilberweiß, ſo ehrwürdig, es bangte Einem gar nicht, die Todte anzuſchauen, es war ja die liebe, herzensgute Großmutter. Und das Geſangbuch wurde unter ihr Haupt gelegt, dies hatte ſie ſelbſt begehrt, und die Roſe lag in dem alten Buche, und dann begruben ſie die Großmutter.

Auf das Grab, dicht an der Kirchenmauer, pflanzten ſie einen Roſenbaum, und er ſtand voll von Roſen, und die Nachtigall flog ſingend über die Blumen und das Grab, drinnen in der Kirche ertönten von der Orgel die ſchönſten Pſalmen, die in dem alten Buche unter dem Haupte der Todten ſtanden. Der Mond ſchien auf das Grab hernieder, aber die Todte war hier nicht; jedes Kind konnte bei Nacht ruhig hingehen und eine Roſe dort an der Friedhofsmauer pflücken. Ein Todter weiß mehr als alle wir Lebenden wiſſen. Die Todten wiſſen es, welche Angſt uns überkommen würde, wenn das Seltſame geſchähe, und ſie unter uns träten; die Todten ſind beſſer denn wir Alle, die Todten kehren nicht wieder. Die Erde hat ſich über den Sarg gehäuft, auch in dem Sarge iſt Erde, des Geſangbuchs Blätter ſind Staub, die Roſe mit allen ihren Erinnerungen iſt in Staub zerfallen. Aber oben, über ihr blühen friſche Roſen, oben ſingt die Nachtigall und tönt die Orgel, oben lebt die Erinnerung an die alte Großmutter mit den milden, ewigjungen Augen. — *Augen können nimmer ſterben.* — Die unſerigen werden einmal die Großmutter wiederſchauen, jung und ſchön, als wie ſie zum erſten Male die friſche rothe Roſe küßte, die jetzt Staub im Grabe iſt.

VI.

Das Zellengefängniß.

Durch Trennung von anderen Menſchen, durch Einſamkeit, in fortwährendem Schweigen ſoll der Verbrecher beſtraft und gebeſſert werden; deshalb baute man die Zellengefängniſſe. In Schweden ſind mehrere ſolche, und neue werden erbaut. Ich beſuchte zum erſten Male eins in Marienſtadt. Gleich einer großen Villa, geweißt und lächelnd, mit Fenſter an Fenſter, liegt dieſes Gebäude in einer ſchönen Natur, hart an der Stadt an einem kleinen dahinfließenden Waſſer. Aber bald entdeckt man, daß eine Grabesſtille über dieſem Orte ruht; es iſt, als wohne hier Niemand oder als ſei es eine während der Peſt verlaſſene Wohnung. Die Thore dieſer Mauern ſind geſchloſſen; doch eins derſelben öffnet ſich uns, der Schließer empfängt uns, ſein Schlüſſelbund in der Hand. Der Hofraum iſt leer, reinlich, ſelbſt das Gras zwiſchen den Pflaſterſteinen iſt ausgejätet. Wir treten in das „Empfangs-Zimmer", wo der Gefangene entgegengenommen; man zeigt uns das Badezimmer, wohin er geführt wird; wir erſteigen eine Treppe und befinden uns in einem großen Saale, in der ganzen Ausdehnung und Höhe des Gebäudes erbaut; mehrere

Galerieen über einander ziehen ſich um den ganzen Saal längs der verſchiedenen Etagen des Gebäudes herum, und inmitten dieſer iſt die Kanzel; der Prediger hält Sonntags von ihr aus ſeine Predigt vor einer unſichtbaren Gemeinde. Sämmtliche Thüren der Zellen, die von den verſchiedenen Etagen auf die Galerieen führen, werden halb geöffnet, die Gefangenen hören den Prediger, können ihn jedoch nicht ſehen, und er auch nicht ſie. Das Ganze iſt eine wohlgebauete Maſchine zum Alpdruck des Geiſtes. In der Thüre jeder Zelle iſt ein Glas von der Größe eines Auges angebracht, eine Klappe deckt es von außen, und hierdurch vermag der Wärter, unbemerkt von dem Gefangenen, Alles zu beobachten, was dieſer vornimmt; aber leiſen Schrittes, lautlos muß er kommen, denn das Gehör des Gefangenen iſt durch die Einſamkeit wunderbar geſchärft worden. Ich ſchob ganz leiſe die Klappe vom Glaſe und ſchauete in den verſchloſſenen Raum hinein, augenblicklich begegnete der Blick des Gefangenen meinem Auge. Luftig, rein und hell iſt es dadrinnen, aber das Fenſter ſitzt ſo hoch, daß es unmöglich iſt, hinauszuſchauen. Eine hohe Bank, an einer Art Tiſch befeſtigt, eine Koje, die mit Haken an die Decke befeſtigt werden kann und mit einer Decke verſehen iſt — bilden das ganze Hausgeräth. Mehrere Zellen wurden uns geöffnet. In einer derſelben befand ſich ein junges, ſehr hübſches Mädchen; ſie hatte ſich in ihre Koje gelegt, war aber, indem die Thüre geöffnet wurde, herausgeſprungen, und ihre erſte Bewegung galt der Koje, die ſie loshakte und zuſammenrollte. Auf dem kleinen Tiſche ſtand der Waſſerkrug, und neben demſelben lagen die Ueberreſte von hartem Schwarzbrot, ferner die Bibel und einige geiſtliche Lieder. In einer anderen Zelle ſaß eine Kindesmörderin; ich ſah ſie nur durch das kleine Glas der Thür, ſie hatte unſere Schritte gehört, unſere Rede; aber ſie ſaß ſtill in dem einen Winkel an der Thüre zuſammengekauert, als wollte ſie ſich verbergen, ſo viel ſie es vermochte; gebogenen Rückens, geſenkten Kopfes, faſt in den Schooß gelegt, und mit über demſelben gefalteten Händen. Die Unglückliche ſei ſehr jung, ſagte man. — In zwei verſchiedenen Zellen ſaßen zwei Brüder, ſie büßten wegen Pferdediebſtahls; der eine war noch ganz ein Knabe. In einer Zelle ſaß ein armes Dienſtmädchen; ſie ſagten: „es ſei ohne Angehörige und ohne Condition, und dann ſei es hier eingeſteckt!“ — Ich glaubte mich verhört zu haben, wiederholte meine Frage, weshalb das Mädchen hier ſei, und — erhielt dieſelbe Antwort. Noch verharre ich am liebſten in dem Glauben, daß ich das Geſagte mißverſtanden habe. —

Draußen in dem klaren, freien Sonnenſchein iſt das emſige Treiben des Tages; hierinnen herrſcht immer die Stille der Mitternacht. Die Spinne, welche die Mauer entlang ſpinnt, die Schwalbe, die vielleicht ſelten einmal an der Fenſterſcheibe hoch dort oben dicht vorüber ſtreicht, ſelbſt die Schritte des Fremden auf der Galerie, der Thüre dicht vorüber, iſt eine Begebenheit in dieſem ſtummen, einſamen Leben, wo der Gedanke des Gefangenen ſich in ſich ſelber einſpinnt. Man muß von den Marter-Zellen der heiligen Inquiſition, von den an einander geketteten Unglücklichen der Bagno's, von den heißen Bleikammern und dem dunkeln naſſen Schlund der Brunnen Venedigs leſen und von dieſen Bildern durchſchauert ſein, um ruhigeren Herzens die Galerien der Zellengefängniſſe zu durchwandern; hier iſt Licht, hier iſt Luft, hier iſt's — menſchlicher. Dort, wo der Sonnenſtrahl ſein mildes Licht zu den Gefangenen hineinwirft, dort wird auch ein leuchtender Strahl von Gott ſich ins Herz ſenken.

VII.

Der Bettlerknabe.

Der Maler Callot — ja wer kennt nicht den Namen, wenigſtens aus Hoffmann's „In Callot's Manier“ — hat ein paar ausgezeichnete Bilder italieniſcher Bettler geſchaffen; das eine derſelben ſtellt einen Burſchen dar, an welchem ein Fetzen den andern jagt; er trägt außer ſeinem Bündel eine große Fahne mit der Inſchrift: Capitano di Baroni; man glaubt nicht, daß eine ſolche umherwandernde Lumpenbude in der Wirklichkeit aufzufinden ſei, und wir geſtehen, daß wir ſelbſt in Italien keine ſolche erblickt haben; denn der Bettlerknabe dort, deſſen ganzer Anzug oft nur in einer Weſte beſteht, beſitzt an derſelben nicht Coſtüm genug für dergleichen Fetzen.

Aber im hohen Norden ſahen wir ſie; am Kanalwege zwiſchen Wenern und Wigen, auf der magern, dürren Hochebene, ſtanden als Schönheits-Diſteln in der ärmlichen Landſchaft ein paar Bettlerknaben, ſo zerlumpt, zerſetzt, ſo maleriſch ſchmutzig, daß wir in ihnen die Callot'ſchen Originale wähnten, oder es mußte ein Arrangement induſtriöſer Eltern ſein, die der Reiſenden Aufmerkſamkeit und Wohlthätigkeit erwecken wollten; die Natur ſchafft dergleichen nicht; es war etwas ſo außerordentlich Kühnes in dieſer Lumpendrapirung, daß jeder Knabe augenblicklich ein **Capitano di Baroni** ward.

Dem Kleinſten derſelben war ein Etwas umgehängt, das gewiß einſt die Jacke eines ſehr corpulenten Mannes geweſen und jetzt dem Knaben faſt bis an die Knöchel reichte. Das Ganze hing an einem Stücke eines Aermels und einer Art Tragbandes, von der Naht gebildet, die jetzt als alleiniger Ueberreſt des Futters ſich brüſtete. Es war ſehr ſchwer, den Uebergang von der Jacke zu der Hoſe feſtzuſtellen, die Fetzen floſſen in einander, der ganze Anzug war auf Luftbäder eingerichtet; es befanden ſich Zugklappen in allen Enden und Ecken deſſelben; ein gelber leinener Lumpen, an den unteren Regionen befeſtigt, ſchien die leiſe Anſpielung eines Hemdes zu ſein. Ein ſehr großer Strohhut, gewiß mehr denn einmal überfahren, ſaß ſchief auf dem Kopfe und behinderte nicht im Geringſten das Wachsthum des ſtruppigen, flachsweißen Haares des Knaben, das frei aus den Oeffnungen hervorwucherte, wo der Deckel hätte ſein ſollen. Das Schönſte waren die nackte braune Schulter und der Oberarm, der eben ſo braun war.

Der andere Knabe hatte nur Hoſen an; ſie waren gleichfalls zerlumpt, aber die Fetzen waren feſt an die Gliedmaßen mit Bindfaden gebunden; ein Faden dicht über den Knöcheln, einer unter dem Knie, einer über demſelben und noch ein Faden um den Leib; der Junge hielt doch zuſammen, was er hatte, und das iſt immer reſpectabel. —

„Fort mit Euch!“ rief der Capitain vom Schiffe aus, und der Knabe mit den angebundenen Lumpen wandte ſich um, und wir — — ja, wir ſahen weiter nichts als Bindfaden, die eine Schleiſe über der anderen; noble Schleiſen! Nur die Vorderſeite des Knaben war bekleidet; er hatte nur von vorn Hoſen an, das Uebrige war nur Bindſaden, der bloße, nackte, liebe Bindſaden! —

VIII.

Wadſtena.

Da drüben in Schweden erblickt man nicht allein auf dem Lande, ſondern ſelbſt in mehreren der kleineren Städte ganz nur von Raſen erbauete oder mit Raſen gedeckte Häuſer, ja einzelne derſelben ſind ſogar ſo niedrig, daß man ſich mit Leichtigkeit auf ihre Dächer hinaufſchwingt und Platz auf dem friſchen Raſen nimmt. Im erſten Frühling, wenn noch die Felder mit Schnee bedeckt ſind, dieſer aber auf den Dächern ſchon geſchmolzen, bieten dieſelben die erſte Frühlings-Verheißung, das junge keimende Gras, dar, von wo aus die Spatzen zwitſchern: „Der Frühling kommt!“

Zwiſchen **Motala** und **Wadſtena**, hart an der Landſtraße, liegt ein Haus von Raſen, eines der maleriſcheſten; es hat nur ein einziges Fenſter, mehr breit denn hoch; ein wilder Roſenzweig bildet den Vorhang, aber von außen. Wir ſehen es im Frühjahr! Das Dach iſt Raſen, grüner, ſammetweicher Raſen, und dicht neben dem niedrigen Schornſteine, ja faſt aus der Seite deſſelben ſchießt ein Kirſchbaum in die Höhe; er ſteht in voller Blüthe, und in dem milden Winde ſchütteln die Blumen ihre Blätter über ein kleines Lämmchen herab, das hier oben weidet, und deſſen Leine am

Schornſteine befeſtigt iſt. Es iſt dies das einzige Lämmchen des Hauſes; das alte Mütterchen, das hier wohnt, hebt es ſelbſt dort hinauf, wenn der Morgen grauet, und hebt es am Abend wieder herunter,- um ihm in der Stube ſeinen Platz zu geben. Das Dach vermag gerade das kleine Lämmchen zu tragen, aber auch weiter nichts, das iſt ein Erfahrungsſatz. Vorigen Herbſt — und um dieſe Zeit ſtehen die Raſen-Dächer in Blüthen, meiſt blauen und gelben, die ſchwediſchen Farben — wuchs hier eine Blume ſeltener Art; ſie ſtach dem alten Profeſſor, der botaniſirend vorüber ging, in die Augen; ſchnell war der Profeſſor aufs Dach und ebenſo ſchnell war erſt das eine ſeiner beſtiefelten Beine durch daſſelbe, ſodann das zweite Bein und demnächſt auch der halbe Profeſſor, der Theil nämlich, wo der Kopf nicht ſitzt, — und da ſich nun keine Decke unterm Dache des Hauſes befindet, ſo ſchwebten des Profeſſors Beine plötzlich über dem Kopfe des alten Mütterchen und zwar in ſehr naher Berührung. Aber jetzt iſt das Dach wieder geheilt, das friſche Gras ſchießt dort empor, wo die Gelahrtheit verſank, das kleine Lämmchen blökt dort eben, und das Mütterchen ſteht darunter in der niedrigen Thüre mit gefalteten Händen, mit Lächeln um den Mund, reich an Erinnerungen, an Sagen und Liedern, reich durch ſein einziges Lämmchen, auf welches der Kirſchbaum im warmen Frühlings-Sonnenſchein ſeine Blüthenblätter herabſtreut.

Den Hintergrund dieſes Gemäldes bildet der Wettern, der, wie der Volksglaube ſagt, bodenloſe See, mit ſeinen durchſichtigen Gewäſſern, ſeinen meeresgroßen Wellen und ſeiner Fata morgana, wenn kein Wind ſeine ſtahlblanke Fläche kräuſelt. Wir erblicken das Schloß und die Stadt Wadſtena, „die Stadt der Todten“, wie ein ſchwediſcher Verfaſſer ſie genannt, „das ſchwediſche Herkulanum“, der Erinnerungen Stadt. Das grüne Raſenhaus ſei unſere Loge, von ihr aus ſchweben uns die reichen Erinnerungen vorüber, Erinnerungen aus der Heiligen-Mähr, aus der Königs-Chronik und den Liebesliedern, die noch leben bei dem alten Mütterchen, das in ſeiner niederen Hausthüre ſteht, wo das Lämmchen auf dem Dache weidet. Wir hören es erzählen, und wir ſchauen mit ihm. Wir lenken unſere Schritte nach dem Städtchen, nach den anderen grünen Häuſern mit blühenden Raſen, in und vor welchen arme Weiber ſitzen und Spitzen klöppeln — hier einſt in der Glanzzeit des Kloſters die berühmte Arbeit der vornehmen Nonnen. Wie iſt's hier ſtill, einſam, grasbewachſen in dieſen Straßen! Wir bleiben vor einer alten Mauer ſtehen, ſeit Jahrhunderten ſchon mit grünem Schimmel bedeckt; hinter dieſer lag das Kloſter, jetzt iſt nur noch ein Flügel von demſelben übrig; dort, drinnen in dem jetzt armſeligen Garten blühen noch „Sancta Britta's Lauch“ und andere, einſt ſeltene Blumen. In dieſem Garten luſtwandelten eines Abends der König Johann und die Aebtiſſin Anna Gylte, und der König fragte liſtiger Weiſe, ob denn niemals die Liebe die Jungfrauen des Kloſters anfechte? Und die Aebtiſſin antwortete, auf einen Vogel deutend, der gerade über ihre Häupter dahinflog: „Es mag ſich wohl begeben! Man kann ja nicht dafür ſtehen, daß der Vogel über den

Garten dahinſtreicht, aber man kann es verhindern, daß er daſelbſt niſtet.“

So dachte die fromme Aebtiſſin, und es hat heilige Schweſtern gegeben, die wie ſie dachten und handelten; aber es iſt eben ſo wahr, daß ſich in demſelben Garten ein Birnbaum befand, der Baum des Todes genannt, von dem die Sage ging, daß wer ſich dem Baume näherte und von deſſen Früchten bräche, in Kurzem ſterben müſſe. Gelbe und rothe Birnen beugten die Zweige faſt bis zur Erde. Der Stamm war ungewöhnlich groß, hohes Gras umwucherte ihn, und manchen Morgen fand man es niedergetreten; — wer war des Nachts wohl dort geweſen?

Ein Sturm erhob ſich Abends vom See, und am nächſten Morgen lag der große Baum umgeworfen da, der Stamm war zerſplittert, und aus ihm waren kleine zarte Menſchenknochen hervorgerollt; im Graſe lagen ſchimmernd die weißen Knochen getödteter Kinder.

Die fromme, aber durch die Liebe leidende Schweſter Ingrid, dieſe Heloiſe Wadſtena's, ſchreibt ihrem geliebten Axel Nilsſon (die Chronik hat uns ihre Worte aufbewahrt): „Die Brüder und Schweſtern erfreuen ſich durch Saitenſpiel, trinken Wein und tanzen mit einander im Obſtgarten.“ Dieſe Worte laſſen uns einen Blick in die Geſchichte des Birnbaums werfen; der Gedanke wird auf die Orgien der Nonnen-Phantomen in „Robert“ gelenkt, auf die Töchter der Sünde auf heiligem, geweihtem Grund und Boden! — Aber richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet, ſprach der Reinſte und Beſte, den ein Weib geboren. Wir leſen

Ingrid's Brief, auf geheimen Wegen Demjenigen geſandt, den ſie in Treue liebte; die Geſchichte Vieler wird uns durch denſelben klar. „Ich wage," ſo ſchreibt ſie, „nur Dir und keinem Anderen es zu geſtehen, daß ich mein **Ave Maria** nur mit Mühe zu beenden und mein **Pater noster** kaum zu beten vermag, weil Du mir im Sinne liegſt. Ja ſelbſt während der Meſſe ſehe ich Dein liebes Antlitz und treten mir die Stunden, die wir in Liebe verlebten, vor's Auge. Es iſt mir, als könnte ich nur Dir und keinem anderen Menſchen beichten. Ob wohl Mutter Maria, St. Brigitta und die heiligen Heerſchaaren des Himmels mir deshalb zürnen? — Aber Du weißt es ja, mein Herzelieb', daß ich aus freiem Willen und Entſchluß mich dieſen Regeln nimmer unterworfen. Meine Eltern haben zwar meinen Körper in dieſes Gefängniß gebracht, aber das Herz kann ſo bald nicht der Welt abwendig werden."

Wie rührend iſt dieſer Schmerz der jungen Herzen! Er blickt uns aus dem verſchimmelten Pergament, er klingt uns in alten Liedern entgegen. Bitte das alte ergrauete Mütterchen im Raſenhauſe, Dir ein Lied von dem jungen, tiefen Schmerze zu ſingen, von dem Engel des Erlöſers, — und der Engel erſchien in vielerlei Geſtalten. Du wirſt das Lied vom Kloſterraube, von Herrn Karl hören, der ſich auf's Lager warf und erkrankte und — ſtarb; die junge Nonne trat in die Leichenkammer, ſetzte ſich ihm zu Füßen und fliſterte, wie innig ſie ihn geliebt habe, und der Ritter erhob ſich von der Bahre, trug ſie aus dem Kloſter und führte ſie zur Hochzeit und Freude nach Kopenhagen. Und alle die anderen

Nonnen des Kloſters erfuhren, daß ſie ein Engel hinweggetragen, und ſie ſangen alle: „Chriſt, gebe, daß auch ein ſolcher Engel mich und dich hinwegzutragen kommt!“

Die Alte ſingt dir auch ein Lied von ſchön Agda und Oluf Stumm; und das Kloſter ſteht da in ſeinem Glanz, die Glocken läuten, ſteinerne Häuſer erheben ſich, ſie entſteigen ſelbſt den Gewäſſern des Wettern, das kleine Städtchen wird groß mit Kirchen und Thürmen. — Die Straßen füllen ſich mit ernſten, wohlgekleideten Menſchen; die Stufen hinab, die zu dem alten Rathhauſe führen, das noch jetzt daſteht, ſteigt, ſchwertumgürtet, den ſeidenen Mantel um die Schultern, der reiche Michel Krämer, Wadſtena's mächtigſter Bürger. Ihm zur Seite geht ſeine junge, reizende Tochter Agda, in Sammet und Seide und frohen Blickes in jugendlicher Schönheit, in jugendlichem Sinn. Aller Augen richten ſich auf ihn, den Reichen, vergeſſen ihn aber wegen ihr, der Schönen. Ihr blüht das Leben, hoch fliegt ihr Gedanke, hoch fliegt ihr Sinn, ihre Zukunft iſt Glück! — So dachte die Menge, und unter den Vielen blickte ſie Einer an, wie Romeo Julia, wie Adam Eva im Garten des Paradieſes. Dieſer Eine war Oluf, der ſchönſte junge Mann, aber ſo arm wie Agda reich; und er mußte ſeine Liebe verhehlen. Da er aber nur in ihr lebte, nur von ihr wußte, ſo ward er ſtumm und ſtill, — einige Monate ſpäter nannte die ganze Stadt ihn Oluf Stumm.

Tag und Nacht rang er mit ſeiner Liebe, Tage und Nächte litt er in unſäglicher Qual, — aber endlich — es bedarf nur eines Thautropfens oder eines Sonnenſtrahles, daß die vollreife Roſe ſich entfaltet — er mußte es Agda ſagen. Und ſie hörte ſeine Worte und erſchrak und ſprang ſchnellen Schrittes davon; doch bei ihm blieb ihr Gedanke, und ihr Herz ging dem Gedanken nach und blieb bei ihm; ſie liebte ihn wieder, ſo tief, ſo treu, aber in Zucht und Ehren; und ſodann ging der arme Oluf zum reichen Krämer und bat um die Hand ſeiner Tochter. Aber Michel verrammelte ſeine Thür und auch ſein Herz, er hörte weder Thränen noch Bitten, ſondern nur ſeinen eigenen Willen, und als Agda auch feſt an ihrem Willen hielt, ſo ſetzte ihr Vater ſie in's Wadſtena-Kloſter, und Oluf mußte dulden, wie es im alten Liede ſteht, daß ſie warfen

„— die ſchwarze Erd'
All' über ſchön Agda's Arm!"

Für ihn und die Welt war ſie todt.

Aber eine Nacht, im böſen Wetter, während der Regen vom Himmel goß, ſtand Oluf unter den Mauern des Kloſters, warf die Strickleiter über ſie, und, wie hoch auch die Wellen des Wettern ihre Schaumkronen emportrugen, ſo flogen doch Oluf und Agda dieſe Herbſtnacht über ihre grundloſe Tiefe dahin.

Am frühen Morgen vermißten die Nonnen Schön-Agda; wie ward da gerufen und geſchrieen: das Kloſter iſt entheiligt! Die Aebtiſſin und Michel Krämer ſchwuren den Fliehenden Rache und Tod. Linkjöpings geſtrenger Biſchof, Hans Braſk, ſchleuderte ihnen den Bannſtrahl nach, — doch ſie waren ſchon jenſeits des Wettern, hatten die Ufer des Wenern erreicht, und befanden ſich auf Kinnekulle, bei einem Freunde Olufs, der das ſchöne Hellekis beſaß.

Hier ſollte ihre Hochzeit begangen werden, die Gäſte waren eingeladen und ein Mönch ward von dem nahen Huſaby geholt, um ſie zu trauen, — da langte der Bote mit dem Bannfluch des Biſchofs an, und dieſer, nicht der Segen der Kirche, wurde über ſie geſprochen. Entſetzt wichen Alle von ihnen zurück; der Beſitzer des Hauſes, der Jugendfreund, deutete auf die offene Thüre und gebot ihnen, das Weite zu ſuchen. Oluf erbat ſich nur einen angeſpannten Karren, um die ohnmächtige Agda fortzuſchaffen, aber man ſchlug ſie mit Stöcken und warf ſie mit Steinen, und auf ſeinen Armen mußte Oluf ſeine arme Braut weit in den Wald hinein tragen.

Es war eine ſchwere bittre Wanderung — endlich fanden ſie doch ein Obdach in Weſtgothland; ein paar alte Leute nahmen ſie auf und pflegten und hegten ſie; ſie blieben dort bis zum Weihnachten, und am heiligen Abend ſollte das Feſt recht freudig begrüßt werden. Gäſte waren eingeladen, der Tiſch prangte ſchon mit den nordiſchen Feſtgerichten — und jetzt trat der Geiſtliche des Kirchſprengels herein, um das Gebet zu leſen; aber — während er las, erkannte er Oluf und Agda, und das Gebet ward zum Fluch über die Beiden, Angſt und Schrecken kam über ſie Alle; man jagte die Geächteten aus dem Hauſe hinaus in den klingenden Froſt, wo die Wölfe rudelweiſe gingen und der Bär kein fremder Geſelle war. Und Oluf fällte Holz im Walde und zündete dort ein großes Feuer an, um die Unthiere hinweg zu ſchrecken und um Agda am Leben zu erhalten; er glaubte, ſie müſſe ſterben; und ſiehe, gerade da war ſie am ſtärkſten.

„Gott iſt allmächtig und gnädig, er wird nicht von uns laſſen!“ — ſagte ſie. „Er hat Einen hier auf Erden, Einen, der uns retten kann, der es ebenfalls verſucht hat unter Feinden und wilden Thieren umher zu irren. Es iſt der König! König Guſtaf Waſa hat auch geſchmachtet, ſich verirrt in dem tiefen Schnee Dalekarliens, er hat gelitten und iſt verſucht worden, er kennt den Schmerz — er kann und er wird helfen!“

Der König war in Wadſtena, dorthin hatte er die Reichsſtände berufen; er wohnte im Kloſter ſelbſt, dort wo Schön-Agda, wenn der König ſie nicht in Gnade empfing, das leiden mußte, was die erzürnte Aebtiſſin verhängen würde: die Buße und den Martertod.

Und durch rauhe Wälder und über ungebahnte Wege und Stege in Sturm und Schneegeſtöber langten Oluf und Agda in Wadſtena an. — Bei ihrem Anblick erſchracken Einige, Andere verhöhnten ſie und drohten ihnen. Die Kloſterwache bekreuzte ſich, als ſie die zwei Sünder ſah, die es wagten, den Eintritt beim Könige zu beanſpruchen. — „Ich will Alle und Jeden empfangen und hören!“ — ſo lautete ſein königliches Gebot, und zitternd fielen die Beiden ihm zu Füßen.

Und der König blickte mit Milde auf ſie herab; in ſeinem ſtillen Sinn harrte er ſchon lange der Gelegenheit, den ſtolzen Biſchof von Linkjöping zu demüthigen, und dieß war ihr Schaden nicht. Der König hörte ſie zu Ende, und gab ihnen ſein Wort, daß der Bannfluch gehoben werden ſolle, legte ihre Hände in einander und ſagte, es würde der Prieſter bald dergleichen thun, er verſpreche ihnen ſeinen königlichen Schutz und ſeine Gnade. Und der alte Krämer Michel erſchrack dermaßen vor dem Zorne des Königs, der ihn bedrohte, daß er mild und zahm ward, und, wie es der König gebot, Oluf und Agda ſein Haus und ſeine Arme öffnete, ja alle ſeine Reichthümer am Hochzeitstage des jungen Paares prunken ließ, dieſem und dem Könige zu Ehren. Die Trauung geſchah in der Kloſterkirche, wohin der König ſelbſt die Braut an ſeiner Hand führte, und woſelbſt, auf ſein Geheiß, die ſämmtlichen Nonnen zugegen ſein mußten, damit der Feier eine erhöhte kirchliche Pracht verliehen werde; und im Stillen ſummte gewiß manch junges Herz, indem ſein Aug auf Oluf weilte, das alte Lied vom Kloſterraube:

„Chriſt gieb, daß ein ſolcher Engel
Entführet uns, — mich und dich!“

Jetzt wirft die Sonne ihre Strahlen durch die offene Kloſterpforte — wir, die Kinder der Gegenwart, ſtehen vor derſelben! Laſſen wir die Wahrheit unſere Herzen erleuchten, erkennen wir den Antheil an Gott, den auch das Kloſter beſaß! Nicht gerade jede Zelle war ein Gefängniß, deſſen Scheiben der gefangene Vogel verzweifelt mit ſeinen Flügeln peitſchte, auch hier drang ein Sonnenſtrahl von Gott in Herz und Sinn hinein, auch von hier gingen Troſt und Segen aus; die Todten, könnten ſie aus ihren Gräbern erſtehen, ſie würden es bezeugen; wenn wir ſie ſähen im Mondenſchein die Leichenſteine erheben und auf das Kloſter zuſchreiten, ſie würden es ſagen: „Geſegnet ſeien dieſe Mauern!“ Wenn wir ſie ſähen mit dem Sonnenlichte im Regenbogenſchimmer ſchweben, ſie würden es ſagen: „Geſegnet ſeien dieſe Mauern!“

Wie verändert! — Das reiche, mächtige Wadſtena-Kloſter, wo die Töchter der Vornehmſten des Landes als Nonnen weilten, wo die jungen Adeligen die Mönchskutte trugen, hierher wallfahrtete man aus Italien, aus Spanien; von weither in Schnee und Froſt wanderten die Pilger barfuß zur Schwelle des Kloſters; hierher, aus Rom, trugen fromme Männer und Weiber auf ihren Händen die Leiche der heiligen Brigitta, und von allen Kirchen und Kapellen in allen Ländern, durch die ſie zogen, läuteten die Glocken, wenn ſie erſchienen.

Wir lenken unſere Schritte auf das Kloſtergebäude, den alten Reſt deſſelben, der hier noch übrig iſt, wir treten in St. Brigitta's Zelle ein, ſie ſteht verlaſſen aber unverändert da; ſie iſt niedrig, eng, klein, vier kleine Scheiben bilden das ganze Fenſter, aber der Blick ſchweift von hier über den Garten, über den ſchönen Wettern-See hinaus; dieſelbe herrliche Landſchaft, welche hier der Horizont der frommen Heiligen begrenzte, dieſelbe friſche lächelnde Natur, die ſie umfloß, während das Morgen- und Abendgebet von ihren Lippen ſtrömte, umgiebt auch uns. In den ziegelſteinernen Fußboden der Zelle iſt ein Roſenkranz gemeißelt.

vor dieſem auf ihren nackten Knien betete ſie ein Paternoſter bei jeder Perle im Kranze. Hier iſt kein Kamin, kein Ort für einen ſolchen, kalt und einſam iſt es und war es, hier, wo das berühmteſte Weib des Nordens wohnte, Birgitta, das ihr eigener Genius und das Zeitalter auf den Thron einer Heiligen erhob.

Von der armſeligen Zelle treten wir in eine noch geringere und noch engere und kalte, woſelbſt das Tageslicht ſpärlich durch eine lange Ritze der Mauer hineinfällt: ein Glas deckte niemals dieſe Ritze, der Wind dringt ungehemmt herein; wer war die Fromme, die Büßende, die hier einſt ihre Tage beſchloß? —

Unſere Zeit hat dicht nebenan eine ganze Reihe heller, wohnlicher Zimmer eingerichtet, die ſich längs dem breiten Corridor zieht, luſtige Lieder, — aber auch Gelächter und Weinen tönen uns entgegen und ſonderbare Geſtalten nicken uns zu. Wer ſind ſie? — St. Birgitta's reiches Kloſter, zu welchem Könige wallfahrteten, iſt jetzt Schwedens Irrenhaus, und hier an die Mauern ſchreiben die Reiſenden maſſenhaft ihre Namen. Wir eilen ſchnell vorüber in die prächtige Kloſterkirche, die Blaukirche, wie ſie nach ihren Mauern von Blauſtein genannt wird, — und hier, auch hier, wo große Steine des Fußbodens mächtige Herren, Aebtiſſinnen und Königinnen decken, tritt auch nur ein Monument hervor: vor dem Altar erhebt ſich eine ritterliche Figur in Stein, es iſt der wahnſinnige Herzog Magnus. Aus den Reihen der Todten gleichſam tritt nur Er hervor, von dem Leben berichtend, was ſich dort rührt, wo Sancta Britta herrſchte.

Tritt leicht über dieſen Boden! Dein Fuß berührt die Gräber der Frommen; der glatte prunkloſe Stein in jenem Winkel deckt den Staub der edlen Königin Philippa. Sie, die Tochter des mächtigen England, das unſterbliche Weib, das klug und muthig den Thron ihres Gemahls vertheidigte, indeſſen er ſie mit Rohheit und Mißhandlungen von ſich ſtieß! Wadſtena-Kloſter verlieh ihr ſeinen Schutz, das Grab hier ſchenkte ihr die Ruhe.

Ein Grab ſuchen wir vergebens, Keiner kennt ihn, es iſt vergeſſen, wie auch ſie es bei Lebzeiten ward, und wer war ſie? Die Kloſterſchweſter Eliſabeth, die holſteiniſche Grafentochter, einſt die Braut Königs Hakon von Norwegen. Das Schiff trug ſie über die See mit ihrem Hofſtaat und ihren Perlen und Juwelen, um ſie ihrem königlichen Gemahl zuzuführen, — da that Gewalt und Liſt ihrer Ruhe Einhalt. König Waldemar hemmte ihre Reiſe, und erwirkte, daß Hakon die eilfjährige Margaretha heirathete, die dadurch in Beſitz von Norwegens Krone gelangte; Eliſabeth ſchickte man in das Wadſtena-Kloſter, um ihre Einwilligung frug Niemand; als ſpäter Margaretha, die mit Recht einen großen Namen in der Geſchichte des Nordens, aber einen kleinen in der des Herzens trägt, auf dem Thron der drei nordiſchen Reiche ſaß, mächtig und angeſehen, beſuchte ſie das blühende Wadſtena, deſſen Aebtiſſin St. Britta's Enkelin und ihre Jugendgeſpielin war, und küßte die Mönche alle auf die Wangen — die Sage iſt bekannt von ihm, dem ſchönſten unter ihnen, der darob erröthete — aber ſie küßte auch jeder Nonne die Hand, auch Eliſabeth, ſie, die ſie gerade hier ſehen wollte; weſſen Herz mag wohl am ſtärkſten geſchlagen haben bei dieſem Kuſſe? — Arme Eliſabeth, Dein Grab iſt vergeſſen, aber nicht das Unrecht, das Du gelitten.

Wir betreten die Sacriſtei. Hier unter dem zweifachen Deckel eines Sarges ruhten die Reſte des Heiligſten eines ganzen Zeitalters, des Glanzes und der Krone Wadſtena's: Sta. Birgitta's. Die Nacht, als ſie geboren ward, zeigte ſich — erzählt die Legende — eine ſtrahlende Wolke am Himmel, und auf derſelben eine majeſtätiſche Jungfrau, die da ſagte: „Vom Birger iſt eine Tochter geboren, deren Stimme über die ganze Welt erſchallen ſoll.“ — In der Burg ihres Vaters, Ritters Brahe, wuchs das zarte, ſonderbare Kind heran; es zeigten ſich ihr Geſichte und Offenbarungen, die immer häufiger wurden, als ſie nur dreizehn Jahre alt, den reichen Ulf Gudmundſon heirathete und Mutter vieler Kinder ward. „Du ſollſt meine Braut und mein Werkzeug ſein“ — hörte ſie Chriſtus ſprechen, und jede ihrer Handlungen war, wie ſie ſagte, ein Ausfluß ſeines Willens; auf ſein Geheiß zog ſie nach Nidaros und betete am Sarge des heiligen Olaf, auf ſein Geheiß wanderte ſie nach Deutſchland, Frankreich, Spanien und Rom. Bald geehrt, bald verſpottet, zog ſie umher, ſelbſt nach Cypern und Paläſtina. Sterbend gelangte ſie nach Rom zurück, wo ihre letzte Offenbarung die war, daß ſie in Wadſtena ruhen, und dieſes Kloſter inſonderheit die Gunſt und Liebe

Gottes genießen ſollte! Das Nordlicht wirft ſeine Strahlenpracht nicht weiter über die Erde hin, als die Glorie dieſer Heiligen reicht, die jetzt nur eine Sage iſt. Stillen, ernſten Gedankens beugen wir uns über die verweſten Reſte hier im Schreine: die Gebeine Sancta Birgitta's und ihrer Tochter, der heiligen Catharina; aber ſelbſt um dieſe erliſcht der Erinnerung Glorie, denn es lebt die Sage im Volksmunde, daß die echten Gebeine in der Reformationszeit nach einem Kloſter in Polen entführt, man weiß nicht, nach welchem; Wadſtena birgt nicht St. Birgitta's und ihrer Tochter Staub.

Groß und herrlich war einſt Wadſtena, und groß die Macht des Kloſters, wie ſie St. Birgitta ſterbenden Auges ſchaute. Wo iſt ſie geblieben, dieſe Kloſter-Macht? Der Leichenſtein deckt ſie, nur die Gräber erzählen von ihr. Hier, unter unſeren Füßen, nur wenige Schritte vom Eingange der Kirche, ſind vierzehn Ringe in den harten Stein gehauen; ſie erzählen uns, daß dem Kloſter vierzehn Bauernhöfe mit Feld und Wald verehrt wurden, damit ihm, der unter dem Steine ruht, dieſer Platz vergönnt werde — vierzehn Fuß innerhalb der Kirchenthüre; es war Bo Johnsſon Grip, ein großer Sünder, aber die Macht des Kloſters war größer, denn die der Sünde, der Stein über ſeinem Grabe giebt ja Kunde davon.

Guſtaf, der erſte Waſa, war die Sonne der königlichen Herrſchermacht, vor deren Glanz der Kloſterſtern erbleichen mußte. Noch ſteht in ſteinernen Umriſſen das reiche Wadſtena-Schloß da, das er mit Kuppeln und Thürmen hart an das Kloſter erbauen ließ. Vom Weiten, auf den Wellen des Wettern, ſcheint es, als ſtünde es noch in ſeiner alten Herrlichkeit; in der Nähe, in mondenhellen Nächten, ſcheint es unverändert daſſelbe zu ſein, denn die klaſterdicken Mauern ſtehen noch, die über Fenſtern und Thoren eingehauenen Verzierungen heben ſich hervor in Licht und Schatten, die Wallgraben ziehen ſich noch rings um das Gemäuer, ſie ſind nur durch einen ſchmalen Fahrweg von dem Wettern geſchieden, und ſtrahlen das mächtige Gebäude als ihr Spiegelbild zurück.

Wir ſtehen im Tageslichte vor demſelben; keins der Fenſter hat eine Scheibe, Bretter und alte Thüren ſind an den Fenſterrahmen angenagelt; nur die zwei Thüren tragen noch ihre Kuppeln, ſchwer, breit, coloſſalen Pilzen ähnlich. Die eiſerne Spitze des einen Thurmes brüſtet ſich noch in ihren ſchlanken Formen, die des andern iſt gebogen wie der Zeiger einer Sonnenuhr, ſie zeigt die Zeit an, — die Zeit, die verſtrichen iſt. Die beiden andern Kuppeln ſind herabgeſtürzt; Schaafe ſpringen zwiſchen den Balken herum, und unten iſt der Raum zum Kuhſtall verwendet.

Das Wappen über der Einfahrt hat keinen Fehl und Fleck, es ſcheint geſtern gebauen, die Mauern ſtehen feſt, die Treppen ſehen aus wie neu. Im Innern des Schloßhofes, hoch über dem Portal, öffnet ſich die große Flügelthüre, von wo die Spielleute heraustraten, um dem Ankommenden Gruß und Willkomm vom Balkon herab zu ſpenden, aber der Balkon ſelbſt iſt abgebrochen; wir ſchreiten durch die große Küche, an deren weißen Wänden noch Abbildungen von Wadſtena-Schloß, ſeinen Schiffen und blühenden Umgebungen, mit Rothſtift gezeichnet, das Auge auf ſich zieht.

Hier, wo gekocht und gebraten wurde, iſt jetzt nur ein leerer, großer Raum; der Schornſtein ſelbſt iſt abgebrochen, und von der Decke herab, wo ſchwere, dicke Balken dicht an einander gereiht ſind, hängen ſtaubſchwere Spinnengewebe, als ſei das Ganze eine Maſſe ſchwarzgrauen Tropfſteines. Wir gehen von Saal zu Saal, und die hölzernen Luken werden geöffnet, damit das Tageslicht hereinfallen kann! Alles iſt groß, hoch, geräumig, mit alten Kaminen geziert, und von jedem Fenſter aus eine herrliche Ausſicht über den klaren, tiefen See. In dem Zimmer hier ſaß Tage und Nächte der wahnſinnige Herzog Magnus, deſſen ſteinernes Bild wir ſo eben in der Kirche am Altare emporragen ſahen, entſetzt über ſeine eigene That, die Verurtheilung ſeines Bruders zum Tode, träumend, ſchwärmeriſch verliebt in das Bild der ſchottiſchen Königin Maria Stuart, um ſie werbend, und das Schiff erwartend, das, mit ihr am Bord über den See auf Wadſtena ſteuern ſollte; und ſie kam, ſo ſchien es ihm, in der Geſtalt des Meerweibes, hoch über die Wogen ſich erhebend, winkend und rufend, — und der unglückliche Herzog ſtürzte ſich aus dem Fenſter zu ihr hinab. Von dieſem Fenſter blicken wir in den tiefen unter ihm liegenden Feſtungsgraben, in welchem er verſank.

Wir betreten den Trabanten-Saal und den Reichsſaal, in deſſen Fenſtervertiefungen an jeder Seite Trabanten in ſeltſamen Anzügen, halb Dalekarlier, halb römiſche Krieger, abgebildet ſind. In dieſem einſt reichen Saale kniete Swante Stenſon Sture vor Schwedens Königin Margaretha Lejonhufwud; ſie war Swante Sture's Braut, ehe der Wille Guſtaf Waſa's ſie zur Königin machte; die Liebenden gaben ſich hier das Stelldichein — die Wände haben es nicht verrathen, was ſie ſprachen, — aber die Thür öffnete ſich, der König trat ein, erblickte den knieenden Sture, und fragte, was dies bedeute! Und Margaretha antwortete eilig mit klugen Worten: „Er begehrt meine Schweſter Martha zur Ehe!" Der König gab Swante Sture die Braut, die ihn die Königin begehren ließ.

Hier ſtehen wir in der königlichen Brautkammer, in die König Guſtaf ſeine dritte Gemahlin, Catharina Stenbock, gleichfalls die Braut eines Anderen, des Ritters Guſtaf's, führte. Es iſt eine wehmüthige Geſchichte.

Guſtaf von den drei Roſen ward als noch junger Mann vom Könige mit einem Auftrag an Kaiſer Karl den Fünften beehrt; geſchmückt mit des Kaiſers köſtlicher Goldkette kehrte er zurück; jung, ſchön, lebensfroh, in prächtiger Rittertracht, trat er auf, und wußte von der Herrlichkeit fremder Länder zu erzählen; Jung und Alt hörten ihn gern, aber die junge Catharina war ſeine eifrigſte Zuhörerin, durch ihn wurde ihr die Welt doppelt groß, doppelt reich und ſchön; ſie liebten einander und die Eltern ſegneten ihre Liebe; das Jawort ſollte gefeiert werden, — da kam die Botſchaft des Königs, daß der junge Ritter wieder ungeſäumt Brief und Gruß an Kaiſer Karl bringen ſolle. Die Verlobten trennten ſich mit ſchwerem Herzen und unter Gelübden einer unverbrüchlichen Treue. Da lud der König Catharina's Eltern nach Wadſtena-Schloß, Catharina mußte ihnen folgen. Hier ſah König Guſtaf ſie zum erſten Male, und der alte Mann fand Gefallen an ihr. Das Weihnachtsfeſt ward in Freude begangen, Geſang und Saitenklang erſcholl in dieſen Sälen, und der König ſelbſt ſpielte die Zither. Als die Zeit zur Abreiſe nun kam, ſagte der König zu Catharina's Mutter, er wolle das junge Mädchen zur Gemahlin. „Aber Catharina iſt Ritter Guſtaf's Braut!“ ſtammelte die Mutter. — „Junge Herzen vergeſſen ſchnell ihren Kummer!“ meinte der König; auch die Mutter meinte deßgleichen, und als gerade zum ſelben Tag und ſelber Stunde ein Brief von Ritter Guſtaf anlangte, ſo warf Frau Stenbock ihn in den Kamin. Jeden ſpätern Brief Guſtaf's, alle Briefe, die Catharina ſchrieb, verbrannte die Mutter, und fliſterte ihr Zweifel und böſe Gerüchte zu: ſie ſei draußen von ihrem jungen Freier vergeſſen — —; doch Catharina blieb feſt und treu in ihrem Glauben an ihn. Im Frühjahr eröffneten ihr die Eltern den Antrag des Königs und prieſen ihr Glück. Sie aber ſetzte dem ihr ernſtes beſtimmtes Nein entgegen, und als man ihr wiederholte, es müſſe und ſolle geſchehen, ſchrie ſie im Schmerze: „Nein! Nein!“ — und ſank ohnmächtig, demüthig bittend den Eltern zu Füßen. Und die Mutter ſchrieb dem Könige, daß Alles nach Wunſch ginge, doch ſei das Kind ſchüchtern. Nun ließ ſich der König auf

Torpa, wo Stenbock wohnte, anmelden. Mit Jubel und Feierlichkeiten wurde der König dort empfangen, aber Catharina war verſchwunden; man ſuchte ſie überall, und der König ſelbſt war der Glückliche, der ſie fand; ſie ſaß, in Thränen aufgelöſt, unter dem wilden Roſenſtrauch, wo ſie dem Freund ihres Herzens Lebewohl geſagt hatte. — Es war fröhliches Spiel und lärmende Freude in der alten Burg, nur Catharina blieb traurig und ſtill. Die Mutter hatte ihr Schmuck und Geſchmeide gebracht, aber ſie trug nichts von dem Allen; ſie hatte ihr einfachſtes Kleid angelegt, aber gerade in dieſem entzückte ſie noch mehr den alten König, und er beſtand darauf, daß die Verlobung vor ſeiner Abreiſe gefeiert werde. Frau Stenbock entriß Catharina's Finger den goldenen Ring, den Ritter Guſtaf ihr angeſteckt, und fliſterte dem Mädchen ins Ohr: „Es gilt Deinem Jugendfreunde, ſeinem Glück und Leben! Der König vermag Alles!“ Und die Eltern führten ſie dem Könige zu, zeigten ihm, daß der Ring vom Finger der Jungfrau verſchwunden ſei, und König Guſtaf ſteckte ihr den ſeinigen auf. Im Auguſt wehte die Flagge von der königlichen Jacht, die über den Wettern glitt, mit der jungen Königin. Prinzen und Ritter in prächtigen Kleidern ſtanden am Ufer, Muſik ertönte, die Menge jubelte: Catharina hielt ihren Einzug in Wadſtena-Schloß. Am folgenden Tage ward die Trauung begangen. Und die Wände des Schloſſes waren mit Sammet und Seide behängt, mit ſilber- und goldgewirkten Stoffen. Es war eine Luſt und Freude! — Arme Catharina! Im November kehrte Ritter

Guſtaf von den drei Roſen in die Heimath zurück; ſeine kluge, edle Mutter, Chriſtina Gyllenſtjerna, empfing ihn an der Landesgrenze, bereitete ihn vor, tröſtete ihn, und milderte ſeinen Sinn; in kurzen Tagereiſen begleitete ſie ihn nach Wadſtena, wo der König ſie beide einlud, die Weihnachtszeit zuzubringen. Sie gehorchten, aber Ritter Guſtaf war nicht zu bewegen, ſich bei der königlichen Tafel oder anderswo zu zeigen, wo die Königin zugegen war. Das Weihnachtsfeſt näherte ſich. Eines Sonntagsabends irrte Guſtaf troſtlos umher, die Nacht war lang und ſchlaflos, beim Tagesanbruch ging er in die Stadtkirche, wo er an St. Birgitta's, der Stammmutter Grab, niederkniete. Dort erblickte er, wenige Schritte von ſich entfernt, ein Weib, knieend an Philippa's Ruheſtätte. Es war die Königin; — ihre Augen begegneten ſich, und Guſtaf wollte fliehen; da nannte ſie ſeinen Namen, ſie bat ihn zu bleiben, ſie gebot es ihm: „Ich befehle es, Guſtaf!“ — ſagte ſie — „die Königin befiehlt es!“ Und ſie ſprach zu ihm, ſie ſprachen mit einander, und es ward ihnen Beiden klar, was gethan und geſchehen war mit ihnen und wider ſie; ſie zeigte ihm eine welke Roſe, die ſie in ihrem Buſen verbarg, und ſie neigte ſich über ihn und gab ihm einen Kuß, den letzten — zum ewigen Abſchied — und ſo trennten ſie ſich. Sein Tod erfolgte bald hierauf, aber Catharina war ſtärker, doch nicht ſtark genug, um die tiefe Trauer ihres Herzens zu bewältigen; im Schlafgemache hier, in unruhigen Träumen, erzählt die Chronik, verrieth ſie ſchlafend dem Könige den ſteten Gedanken ihres Herzens, die Liebe ihrer Jugend, indem ſie ſagte: „König Guſtaf hab' ich lieb, aber die Roſe — vergeſſ' ich nimmer!“

Durch eine geheime Thür treten wir auf den freien, offenen Wall hinaus; jetzt weiden die Schaafe dort; das Vieh treibt man in einen der verfallenen Thürme. Vom Schloßhofe aus blicken wir an ein hohes Fenſter hinauf. Komm heran, Du Sänger des Birkenwaldes, Du trillernde Droſſel, und ſinge, während wir der herben Stunden der Liebe in den rohen, — den ritterlichen Zeiten gedenken! Unter dieſem Fenſter, in einer kalten Winternacht, ſtand der junge Graf Johann von Oſtfriesland, in ſeinen weißen Mantel gehüllt. Sein Bruder hatte Guſtaf Waſa's älteſte Tochter geheirathet, und führte ſie in ſeine Heimath; wo ſie hinkamen auf der Reiſe war Feſt und Feier, auf Wadſtena-Schloß war es am prächtigſten. Cäcilia, die jüngere Tochter des Königs, war ihrer Schweſter hierher gefolgt, und hier wie überall war ſie die erſte, die ſchönſte, auf der Jagd und bei ritterlichen Spielen. Bei der Ankunft auf Wadſtena begann gerade der Winter, es war klingender Froſt, und der Wettern-See mit Eis belegt. Eines Tages ritt Cäcilia auf die blanke Fläche hinaus, das Eis barſt, ihr Bruder, Prinz Erik, ſpornte ſein Roß ihr zu Hilfe. Johann von Oſtfriesland befand ſich bereits an Ort und Stelle, und bat Erik, vom Pferde zu ſpringen, dieweil er das Eis nur ferner brechen würde. Erik wollte ihm aber kein Ohr leihen, und als Johann ſah, daß hier keine Zeit zum Zank ſei, riß er Erik vom Pferde, ſtürzte ſich darauf ſelbſt ins Waſſer und rettete Cäcilia. Prinz Erik ſchäumte vor Wuth, Niemand vermochte ſeinen Sinn zu mildern. Cäcilien ergriff das Fieber, aber während deſſelben wuchs ihre Liebe zu Demjenigen, der ihr das Leben gerettet; ſie genaß, ſie verſtanden einander, aber der Tag der Trennung rückte mit jeder Stunde näher. Es war in der Nacht vor dieſer, daß Johann, in ſeinen weißen Mantel gehüllt, von Stein zu Stein ſtieg, ſich an der Leiter haltend, und endlich durch jenes Fenſter verſchwand. In Zucht und Ehren wollten ſie ihre Herzen ausſchütten, von Wiederkommen und Hochzeit im nächſten Jahre reden; und wie ſie dort ſaßen, zerſplitterte die Axt die Thüre, Prinz Erik trat herein, hob die Mordwaffe gen Oſtfrieslands jungen Herrſcher; Cäcilia warf ſich zwiſchen ſie, und Erik ließ den Freier ergreifen, in Eiſen ſchmieden, in einen dunklen tiefen Graben die kalte Winternacht über werfen, und am nächſten Tage, ohne ihm einen Biſſen Brodes oder Tropfen Waſſers zu vergönnen, auf einem Bauernſchlitten vor den königlichen Richter führen. Erik ſelbſt warf den makelloſen Namen und Ruf ſeiner Schweſter in die giftige Pfütze des geſchwätzigen Geredes, Damen des Hofes und Bürgerfrauen wetteiferten mit einander, das feine Leinen in den gelben Gewäſſern der Verleumdung zu waſchen. —

Nur beim Oeffnen der großen hölzernen Luken der Säle fallen die Sonnenſtrahlen hier hinein; in ihren ſchwebenden Säulen wirbelt der Staub, vom Luftzuge gehoben. Hier iſt Alles in Kornſpeicher verwandelt. Große, behäbige Ratten hauſen in dieſen Hallen. Die Spinne weht die Trauerfahnen unter die Balken. Das iſt Wadſtena-Schloß!

Wehmüthige Gedanken erfüllen uns. Wir kehren den Blick von hier auf das niedrige Haus mit ſeinem Raſendache, auf welchem das kleine Lämmchen unter dem Kirſchbaume graſ't, überſchüttet von ſeinen duftenden Blumenblättern. Zum Raſen herab ſenkt ſich der Gedanke von dem reichen Kloſter, von dem ſtolzen Schloſſe, und die Sonne ſinkt, und ihre Gluth erliſcht über dem Raſen, das alte Mütterchen geht ſchlafen unter den Raſen, und unter ihm ruhen die mächtigen Erinnerungen Wadſtena's.

IX.

Der Marionettenſpieler.

Am Bord des Dampfſchiffes befand ſich ein ältlicher Mann mit einem ſo vergnügten Geſichte, daß, wenn es ihn nicht Lügen ſtrafte, er der glücklichſte Menſch von der Welt ſein mußte. Und das war er auch, ſagte er, und ich ſelbſt hörte es aus ſeinem eigenen Munde. Er war ein Däne, mein Landsmann, und reiſender Theaterdirector. Er hatte das ganze Perſonal mit, es lag in einem großen Kaſten; er war Marionettenſpieler. Sein angeborener guter Humor, ſagte er, ſei von einem polytechniſchen Candidaten geläutert, und bei dieſem Experimente ſei er vollſtändig glücklich geworden. Ich begriff dies Alles nicht ſogleich, aber dann ſetzte er mir die ganze Geſchichte klar auseinander, und hier iſt ſie:

Es war im Städtchen Slagelſe, — ſagte er — ich gab eine Vorſtellung im Saale der Poſthalterei, hatte brillantes Haus und brillantes Publicum, ganz und gar unconfirmirtes, mit Ausnahme eines Paares alter Madamen; auf einmal kommt ſo eine ſchwarz gekleidete Perſon vom Studenten-Schlage in den Saal, ſetzt ſich, und lacht ganz an den richtigen Stellen, klatſcht ganz und gar richtig; das war ein ganz und gar ungewöhnlicher Zuſchauer! Ich mußte wiſſen, wer das ſei, und ich erfuhr dann, es ſei ein Candidat des polytechniſchen Inſtitutes zu Kopenhagen, der ausgeſandt ſei, um die Leute in den Provinzen zu belehren. Punkt acht Uhr war meine Vorſtellung aus, Kinder müſſen ja früh zu Bette, und man muß an die Bequemlichkeit des Publicums denken. Um neun Uhr begann der Candidat ſeine Vorleſungen und Experimente, und nun war ich ſein Zuhörer. Das war merkwürdig zu hören und zu ſehen. Das Meiſte ging mir über meinen Horizont, aber ſo viel dachte ich mir doch dabei, daß, können wir Menſchen ſo was ausfindig machen, ſo müſſen wir auch länger aushalten können, als blos bis man uns in die Erde verſcharrt. Es waren lauter kleine Mirakel, die er machte, und doch Alles wie Waſſer, ganz natürlich! Um die Zeit Moſes und der Propheten wäre ein ſolcher polytechniſcher Candidat einer der Weiſen des Landes geworden; im Mittelalter hätte man ihn auf den Scheiterhaufen gebracht. Ich ſchlief die ganze Nacht nicht; und als ich am andern Abend Vorſtellung gab und der Candidat ſich wiederum einfand, ſprudelte ordentlich mein Humor. Ich habe von einem Schauſpieler gehört, daß er in Liebhaber-Rollen immer nur an eine einzige der Zuſchauerinnen dachte; für ſie ſpielte er und vergaß das ganze übrige Haus; der polytechniſche Candidat war meine „ſie“, mein einziger Zuſchauer, für den allein ich ſpielte. Und als die Vorſtellung zu Ende war, wurden ſämmtliche Marionetten hervorgerufen, und ich von dem polytechniſchen Candidaten auf ſein Zimmer auf ein Glas Wein eingeladen, und er ſprach von meinen Comödien und ich von ſeiner

Wiſſenſchaft, und ich glaube, wir fanden gleich große Freude daran. Aber ich behielt das Wort, denn in ſeinem Kram war nun einmal Vieles, worüber er nicht allemal Wort und Rede ſtehen konnte: z. B. das Ding, daß ein Stück Eiſen, das durch einen Spiral fällt, magnetiſch wird, ja! was iſt nun das?! — Der Geiſt kommt über daſſelbe, aber woher kommt er; es iſt damit wie mit den Menſchen dieſer Welt, denk' ich: Unſer lieber Herrgott läßt ſie durch den Spiral der Zeit purzeln, und der Geiſt kommt über ſie, und ſo ſteht da ein Napoleon, ein Luther, oder irgend eine ähnliche Perſon! „„Die ganze Welt iſt eine Reihe von Wunderwerken““ — ſagte der Candidat — „„aber wir ſind ſo an dieſelben gewöhnt, daß wir ſie Alltagsgeſchichten nennen.““ — Und er ſprach und erklärte; es war mir zuletzt, als hebe man mir den Hirnſchädel in die Höhe, und ich geſtand ehrlich, daß wenn ich nicht ſchon ſo ein alter Knabe ſei, ſo würde ich ſofort die polytechniſche Anſtalt beziehen und lernen, der Welt ſo recht in den Nähten nachzuſehen, — ungeachtet ich einer der glücklichſten Menſchen ſei! „„Einer der glücklichſten““ — ſagte er, und es war mir, als koſtete er gleichſam daran. „„Sind Sie glücklich?““ — „Ja!“ ſagte ich, „glücklich bin ich, und willkommen heißt man mich in allen Städten, wo ich mit meiner Geſellſchaft eintreffe! Zwar — ich habe allerdings *einen* Wunſch, und derſelbe liegt nicht ganz ſelten als Blei, als ein Alp, auf meinem guten Humor: ich möchte Theaterdirector einer lebendigen Truppe, einer richtigen Menſchen-Geſellſchaft ſein.“ „„Sie wünſchen ihren Marionetten Leben eingehaucht, daß ſie wirkliche Schauſpieler — „„und Sie ſelbſt Director würden!““ — ſagte er. Dann würden Sie vollkommen glücklich ſein! Glauben Sie!““ — Er glaubte es nun nicht, aber ich glaubte es, und wir ſprachen hin und her, in die Kreuz und Quer', und blieben doch gleich weit aus einander; doch mit den Gläſern ſtießen wir an, und der Wein war excellent, aber Zauberei war dabei, ſonſt wird die ganze Geſchichte, daß ich einen Rauſch hatte. Aber das war nicht der Fall, ich war klarſehend, in der Stube war Sonnenſchein, und Sonnenſchein ſtrahlte aus den Augen des pyrotechniſchen Candidaten; ich muß an die alten Götter in ihrer ewigen Jugend denken, als ſie noch auf der Erde umherſpazierten und uns Menſchen Beſuche machten; und das ſagte ich ihm auch, und dann lächelte er, und ich hätte darauf ſchwören dürfen, er ſei ein verkappter Gott, oder doch wenigſtens aus der Familie! — und das war er auch: Mein höchſter Wunſch ſollte in Erfüllung gehen, die Marionetten lebendig und ich Director einer Menſchentruppe werden. Wir ſtießen darauf an und leerten die Gläſer! Er packte alle meine Puppen in den Kaſten, band ihn mir auf den Rücken, und dann ließ er mich durch einen Spiral fallen; — ich höre noch, wie ich purzelte, ich lag auf dem Fußboden, das weiß ich ganz gewiß, und die ganze Geſellſchaft ſprang aus dem Kaſten heraus, — der Geiſt war über uns Alle insgeſammt gekommen, alle Marionetten waren ausgezeichnete Künſtler geworden, das ſagten ſie ſelbſt, und ich war Director! Alles war zur erſten Vorſtellung bereit, die ganze

Geſellſchaft wollte mit mir reden, und das Publicum auch; die Tänzerin ſagte, das Haus müſſe fallen, wenn ſie nicht auf einem Beine ſtände, ſie ſei die Meiſterin des Ganzen, und bäte ſich aus, darnach behandelt zu werden; Diejenige, welche die Königin ſpielte, wollte auch außerhalb der Scene als Königin behandelt ſein — ſie käme ſonſt aus der Uebung; Der, welcher nur dazu gebraucht wurde, einen Brief abzugeben, machte ſich ebenſo wichtig wie der erſte Liebhaber, denn die Kleinen ſeien wie die Großen, ſie ſeien von gleicher Wichtigkeit in einem künſtleriſchen Ganzen, ſagte er. Der Held wollte nur Rollen aus lauter Abgangs-Repliken beſtehend, denn dabei werde geklatſcht: die Primadonna wollte nur in rothem Lichte ſpielen, denn das ſtünde ihr, blaues leide ſie nicht: — es war wie Fliegen in einer Flaſche, und ich war mitten in der Flaſche, ich war Director! Der Athem verließ mich, der Kopf verließ mich: ich war ſo elend, wie ein Menſch es werden kann; es war ein ganz neues Menſchengeſchlecht, unter welches ich gerathen, ich wünſchte nur, ich hätte ſie Alle wieder in dem Kaſten, daß ich niemals Director geworden; ich ſagte ihnen rund heraus, ſie ſeien doch im Grunde Marionetten, und dann ſchlugen ſie mich todt. Ich lag auf dem Bett in meinem Zimmer, wie ich dorthin und überhaupt vom polytechniſchen Candidaten gekommen bin, das muß er wiſſen, ich weiß es nicht. Der Mond ſchien auf den Fußboden herein, wo der Puppenkaſten umgeworfen und alle Puppen bunt unter einander lagen — Groß und Klein, die ganze Geſchichte; aber ich war nicht faul: aus dem Bette fuhr ich heraus, in den Kaſten kamen ſie Alle insgeſammt, einige auf den Kopf, andere auf die Beine, ich warf den Deckel zu und ſetzte mich ſelbſt oben auf den Kaſten. „Jetzt werdet ihr ſchon drinnen bleiben!“ ſagte ich, „und ich werde mich hüten, euch wieder Blut und Fleiſch zu wünſchen.“ Mir war ganz leicht geworden, meinen Humor hatte ich wieder gekriegt, ich war der glücklichſte Menſch; der polytechniſche Candidat hatte mich förmlich geläutert. Ich ſaß in lauter Glückſeligkeit und ſchlief auf dem Kaſten ein, und am nächſten Morgen — eigentlich war es Mittag, aber ich ſchlief dieſen Morgen wunderbar lange — ſaß ich noch immer da, glücklich und belehrt, daß mein früherer einziger Wunſch dumm geweſen. Ich frug nach dem polytechniſchen Candidaten, aber er war fort, wie die griechiſchen und römiſchen Götter. Und von der Zeit an bin ich der glücklichſte Menſch geweſen. Ich bin ein glücklicher Director, mein Perſonal raiſonirt nicht, mein Publicum auch nicht, es iſt herzens-vergnügt. Meine Stücke kann ich zuſammenflicken wie ich will; ich nehme aus allen Comödien das Beſte heraus, das mir anſteht, und Niemand ärgert ſich darüber. Stücke, die jetzt bei den großen Bühnen verachtet ſind, nach welchen aber das Publicum vor dreißig Jahren wie beſeſſen lief, und wobei es heulte, daß ihm die Thränen über's Geſicht rollten, deren nehme ich mich jetzt an; jetzt ſetze ich ſie den Kleinen vor, und die Kleinen, die weinen gerade wie Papa und Mama geweint haben; ich verkürze ſie aber, denn die Kleinen lieben das lange Liebesgewäſch nicht, ſie wollen: „Unglücklich, aber geſchwinde!“ Ich habe nun Dänemark dem Kreuz und der Quere nach bereiſt, kenne alle Menſchen und bin wieder gekannt; jetzt bin ich nach Schweden gegangen, und wenn ich Glück mache und ſchönes Geld verdiene, ſo werde ich Skandinaviſch, ſonſt nicht, das ſage ich Ihnen, der Sie mein Landsmann ſind.“

X.

Die Scheeren.

Die Kanalreiſe durch Schweden führt erſt immer bergan, durch Flüſſe und See'n, durch Wald und Felſenpartieen; von der Höhe herab blickt man über Wälder und große Gewäſſer dahin, und erſt allmälig ſenkt ſich das Schiff die Gebirgsterraſſen hinab; bei Mem befindet man ſich wieder in dem ſalzigen Meerbuſen; ein einſamer Thurm hebt ſich aus niedrigen, dicken Mauerreſten hervor, es ſind die Ruinen der Stegeborg; das Küſtenland mit den melancholiſchen ſchwarzen Wäldern, die aber kleine anmuthige Thäler mit grüner Weide umſchließen, dehnt ſich jetzt vor unſerm Auge aus, ſchreiende Möven umflattern das Schiff; wir ſind wieder an der Oſtſee Strand, wir ſpüren den friſchen Seewind, er weht wie in den alten Heldenzeiten, wo die Wikinger, Söhne hochgeborener Väter, hier ihre Thaten übten. Ihnen zeigte ſich dieſelbe Meeresfläche, die wir jetzt erblicken, mit ihren zahlloſen Inſeln; zu Tauſenden ſind ſie längs der ganzen Küſte im Waſſer hingeſtreut; die Tiefe zwiſchen dieſen Felſeninſeln und dem feſten Lande, nennen wir Scheeren; ihre Gewäſſer fließen in einander mit wechſelnder Pracht. Wir erblicken ſie im Sonnenſchein, und ſie kommen uns vor als eine große engliſche Garten-Anlage; aber die grünen Matten ſind hier das tiefe Meer, Felſen und Scheeren ſind die Blumenbeete, die mit Fichten und Tannen, mit Eichen und Laubgehölz prangen; betrachte ſie wenn der Oſtwind über die Wellen ſtreicht, die See ſich bricht an den blinden Klippen und ſchäumend, ſpritzend zurückprallt; durch das Schiff, auf dem du ſtehſt, fühlen deine Glieder die Macht der See, du wirſt wie von übernatürlichen Händen gehoben.

Wir fliegen dahin gegen Wind und Wellen, als trüge uns das ſchnaubende Roß des Meeresgottes ſelbſt von Scheeren zu Scheeren; die Kanone knallt zum Signale, und aus der einſamen hölzernen Hütte tritt der Lootſe hervor; bald liegt die offene See vor uns, bald gleiten wir wieder in ein Labyrinth von ſchwarzen Felſen-Inſeln hinein; wie rieſige Ungeheuer liegen ſie unbeweglich im Waſſer; eins hat die Form der gewölbten Schale der Schildkröte, ein anderes hat den rauhen Rücken des Elephanten und ſeine graue Farbe. Verwitterte, weißgraue Felſen erzählen von den Stürmen, die Jahrtauſende hindurch über ihre Häupter dahingingen. Wir nähern uns größeren Felſeninſeln und den grauen, verwitterten Urgebirgen des Feſtlandes, an welchen verkrüppelte Tannenwälder im ewigen Kampfe mit Wind und Wetter wachſen; bald bilden die Scheeren nur enge Kanäle, bald einen großen See wie mit kleinen Inſeln überſtreut, alle von Stein, oft nur ein ganz unbedeutender Steinblock, an welchem ſich eine vereinzelte kleine Fichte anklammert; ſchreiende Möven umflattern die an dieſer und jener Inſel errichteten Wahrzeichen für die Seefahrer; dann und wann ſchimmert ein einzelnes Haus, roth angeſtrichen, aus dem dunklen Grunde hervor. Eine Heerde von Kühen ſonnt ſich, auf den Felſenboden hingeſtreckt, und in ihrer Nähe dehnt ſich die grüne lächelnde Weide, die hier eine Anlage zu ſein ſcheint oder auch ein Stück Wieſe, aus dem reichen blühenden Schoonen herausgeſchnitten. Wie einſam muß nicht das Leben auf dieſer kleinen Inſel ſein! Frage den Knaben, der dort die Kühe hütet, er wird dir davon erzählen können: „Hier iſt Leben und Luſt! Lange Tage, helle Nächte, der Seehund ſonnt ſich draußen auf dem Stein im Meere und bellt am frühen Morgen, und alle die Dampfſchiffe des Trollhätta's gleiten hier vorüber, ich kenne ſie alle; und wenn die Sonne ſinkt am Abend, dann iſt es eine ganze Geſchichte, in die Wolken über's Land hinein zu blicken; in Silber und Gold, in Roth und Blau glänzen dort Berge und Schlöſſer, und auch Schiffe mit Maſt und Segel, ſchwimmende „Drachen" mit güldenen Kronen, wie ſie die alten Wikinger durch die Wellen trieben; oder ein alter Rieſe mit langem Barte bis auf die Bruſt; — Alles in den Wolken, und immer wechſelnd. —"

„Im Herbſt, wenn die Stürme kommen, dann grauet es Einem zwar oft wenn der Vater davon geht, um die Schiffe vor'm Scheitern zu hüten; aber es iſt als würde man ein neuer Menſch dadurch.

„Im Winter liegt das Eis feſt, und auf dem Schlitten fahren wir von Inſel zu Inſel, auch nach dem Feſtlande hinüber; und beſucht uns der Bär, der Wolf, nun, ſo nehmen wir ſein Fell zum Winterpelz; in der Kammer iſt's warm, dort wird von alten Zeiten geleſen und erzählt.“

Ja, du alte Zeit, wie rollſt du deine Erinnerungen auf, gerade hier in den Scheeren. Du alte Zeit, wo Alles dem Tapferen gehörte. Dieſe Gewäſſer, dieſe Felſeninſeln und Küſten haben Helden geſehen; — zwar mehr groß in ihren Thaten, denn gut — die Streitaxt, das heulende Jätteweib, wie ſie es nannten, ſchwangen ſie zum Morde. Hier landeten die Wikinger mit ihren Schiffen; auf der Landzunge dort übten ſie Raub, das weidende Vieh ward geſchlachtet und an Bord gebracht. — Ihr verwitterten Felſen, wenn Ihr ſprechen könntet, Ihr erzähltet von den Thaten des Kämpen! Ihr habt ihn geſehen mit Schwertern dreinhauen, mit Spießen werfen, ſeine Linke verſtand es ſo gut wie die Rechte. Das Schwert flimmerte in der Luft daß es verdreifacht ſchien. Ihr habt ihn geſehen, den Kämpen, wenn er in voller Rüſtung vorwärts und rückwärts ſprang, höher denn ſeine rieſige Geſtalt, und wenn er in die See ſprang, ſchwamm er trotz einem Wallfiſche. Ihr habt ſie geſehen, die kämpfenden Zwei, der Eine warf ſeinen Speer gegen den Anderen, der Andere griff ihn in der Luft auf und ſchleuderte ihn zurück, daß er durch Schild und Mann drang bis in die Erde. Kämpen mit ſcharfen Schwertern und zornigen Herzen habt Ihr geſehen; das Schwert fuhr nieder um das Knie zu treffen — aber der Mann ſprang in die Höhe, daß das Schwert unter ſeinen Fußſohlen dahin ſauſ'te. Mächtige Sagen aus alten Tagen! Ihr verwitterten Felſen, wenn Ihr ſprechen könntet! —

Dieſe tiefen Gewäſſer trugen das Fahrzeug des Wikings, und wenn der Starke im Kampfe den eiſernen Schiffs-Anker hob, und ihn gegen das Fahrzeug des Feindes ſchleuderte, daß die Planken zerſprangen, dann ſtürztet Ihr eure dunklen ſchweren Wellen in den Schiffsraum, daß das Schiff verſank; der wilde Berſerker, der dem Feinde ſeine nackte Bruſt darbot, toll wie ein Hund, heulend wie ein Wolf, ſeinen Schild mit den Fäuſten zermalmend, ſtürzte ſich auf den Meeresgrund, und holte Steine von dort hervor, die Männer kaum zu heben vermochten. — Die alte Geſchichte bevölkert uns dieſe Gewäſſer, dieſe Inſeln und Felſen! Ein künftiger Dichter wird die wahren Geſtalten, aus den alten Sagen meißeln; das Schöne und Kühne, und auch das Rohe — der Zeiten Größe, der Zeiten Mängel — in ihren kräftigſten Zügen.

Dort von jener Inſel, wo jetzt der Wind in dem jungen Tannenwalde ſauſ't, tritt uns ein anderes Bild entgegen: Das Haus von Balken, das Dach von Rinde, durch den Rauchfang wirbelt eine hohe Wolke und das Feuer flammt auf dem breiten Steine in der Halle, dicht daneben ſteht der Methkrug. Vor den verſchloſſenen Bettſtellen ſtehen Bänke mit weichen Polſtern belegt, Thierhäute bedecken die Wände, die mit Schildern, Helmen und Rüſtungen geſchmückt ſind. Götzenbilder ſtehen vor dem Ehrenſitze, wo der edle Wiking, der jüngſte Sohn eines hochgebornen Vaters, groß an Ruf, größer an Thaten, ſitzt. Barden und Kampfesbrüder ſitzen ihm zunächſt. Sie ſchützten die Küſte, das fromme Weib und den heimathlichen Heerd, ſie holten aus dem Lande der Briten Weizen und Honig, und ſteuerten ins weiße Meer hinein nach Zobel und Pelz; das Lied, erzählt von ihren Thaten. Wir erblicken den alten Kämpen wie er dahin reitet auf ſeinem Streitroß in Feſttracht mit goldverbrämten Handſchuhen und Kopfbedeckung aus Garderike; wir ſehen die Jugend mit goldgeſchürztem Stirnband, wir ſehen ſie mit den Alten auf dem Thing, zu Gericht ſitzen, wir ſehen ſie im Kampf und Spiel, wo es gilt, einander die Augenbrauen abzuhauen ohne die Haut zu ritzen und — ohne zu blinzeln — wo nicht, war die Strafe, Haus und Hof zu räumen und ſeinen Lohn zu verlieren. Im Hauſe ſitzt das Weib am Webſtuhle, und am ſpäten, mondenhellen Abend treten die gefallenen Helden an's Feuer heran, Geſpenſter, die die naſſen, triefenden Kleider ſchütteln; aber der Leibeigene ſchläft in der Aſche und auf der Bank am Heerde, träumt ſein Brod in die fette Brühe zu tippen, und leckt ſich im Traume die Finger.

Du, künftiger Sänger! Beſchwöre ſie herauf und banne ſie, die verſchwundenen Geſtalten der alten Sagen, bevölkere dieſe Inſeln, dieſe Felſen, und mach', daß durch Geiſtes Kraft und Fülle, die alten Zeiten uns vorübergleiten, klar und wahr, wie wir mit Dampfesſchnelle jetzt dem feſtſtehenden Gemälde, dem wogenden Meere, den Felſen und Klippen, dem Land und den waldumkränzten Inſeln vorüberfliegen.

Jetzt ſind wir ſchon Braavigen vorüber, wo die zahlloſen Schiffe der nordiſchen Reiche lagen als Upſala's König, Sigurd Ring, von Harald Hildetand zum Kampfe gefordert, hier dem alten, grauen Dänenkönige begegnete, der den Tod auf dem Lager fürchtete, und in einer Schlacht ſein Leben endigen wollte. Das feſte Land zitterte unter den Hufen der Pferde wie einſt die Ebene Marathons unter dem Kampfe; Barden und Schildmägde umgaben den Dänenkönig. Hoch erhebt ſich der blinde Greis in ſeinem Wagen, läßt den Pferden freien Lauf, und ſtürmt mit gewaltigem Schwertſchlag in die Reihen der Feinde: Odin ſelbſt tritt ihm entgegen, er fällt, wie es ſein Wunſch war. Der Scheiterhauſen lodert in hellen Flammen, man legt den König darauf, und Sigurd fordert Alle auf, Gold und Waffen, das Köſtlichſte was ſie haben, dem Feuer, dem Könige zu Ehren zu opfern; und die Barden ſangen und die Schildmägde ſchlugen mit den Speeren an die blanken Schilder, und Upſal's Herrſcher, Sigurd Ring, ward König von Swithiod und Dänemark; — ſo lautet die Sage, die über Land und Meer von dieſen Küſten aus erklang.

Die alten Zeiten eilen an unſerm inneren Auge vorbei, und wir ſelbſt eilen in fliegender Fahrt dem Schauplatz der Großthaten jener grauen Zeiten vorüber; das Dampfſchiff fliegt von Scheeren zu Scheeren, und mit eiſerner Schaufel theilt es die ſtarken Wellen.

XI.

Stockholm.

Wir laſſen Runen dahin rollen über das weiße Blatt hier, und aus ſeinem Grunde heraus hebt ſich das Bild von Birger Jarl's ſechshundertjähriger Stadt.

Siehſt du wie die Runen dahin rollen! — Aus dem weißgrauen Morgen-Nebel heben ſich waldumkränzte Felſeninſeln hervor; zahlloſe Schaaren wilder Vögel bauen ungeſtört ihre Neſter hier wo die ſüßen Gewäſſer des Mälars in die ſalzigen Wogen ſtürzen. Das Fahrzeug des Wikings kommt heran; doch im Vorderſteven ſteht König Agne, als Beute bringt er die finniſche Königstochter. Die eichenen Planken wölben ſich hier über ihre Brautkammer; die Eichenplanke trägt, wenn der Morgen graut, König Agne, gehängt in ſeiner langen goldenen Kette; die Braut hat's gethan! Und das Schiff kehrt um und fliegt davon mit ihr und den geretteten Finnländern.

Die Wolken jagen dahin, — die Jahre wie ſie. Jäger und Fiſcher bauen eine Hütte; — ſie ſteht wieder verlaſſen hier wo nur die Seevögel niſten. Aber was ſchreckt denn jene zahlloſen Schaaren auf? Möven und wilde Enten flattern ſchreiend umher, es wird gehämmert und der Rammklotz dröhnt unter den mächtigen Schlägen. — Oluf, genannt der Schooßkönig, läßt Balken und rieſige Stöcke in den Boden treiben, ſtarke Eiſenketten über den Strom ziehen. „Gefangen biſt du Oluf Haraldſon*), gefangen deine Schiffe und Mannen, welche die Königsſtadt Sigtuna verheerten, nimmer wirſt du entkommen aus dem verſperrten Mälarſee!“ — Es war das Werk Einer Nacht nur; aber derſelben in welcher Oluf Haraldſon ſich durch des Eiſens und des Feuers Macht einen neuen Weg in den harten Boden ſprengte; ehe noch der Morgen graut wälzen ſich auch dort die Wogen des Mälars; — durch die geſprengte Königs-Tieſe im Oſten ſegelte der norwegiſche Prinz Oluf. An die rieſigen Balkenſtöcke, in den Grund der Holme getrieben, mit Eiſenketten verbunden, lehnt ſich nun die eine Schanze an die andere an: die Bürger des abgebrannten Sigtuna errichten ſich hier einen Bollwerk, und auf Balkenſtämmen, auf Stockholme, erbauen ſie eine neue kleine Stadt.

Die Wolken jagen dahin, — die Jahre wie ſie! Siehſt du wie die Giebel wachſen, wie Thurm und Kuppel ſich erheben. Birger Jarl macht die Stockholme-Stadt zu einer Feſtung, die Wache mit Pfeil und Bogen ſteht droben auf der Mauer, ſpäht über See und Land, über die Brunkeberger Sandfirſte hin. Dort drüben am Abhange, an dem Nörſtrand-See, wird Sancta Clara Kloſter erbaut, und zwiſchen dieſem und der Stadt wächſt eine Straße heran; es wachſen mehrere, — bald dehnt ſich hier eine große Stadt aus, ein Kampfplatz der Parteien, wo Ladelaas' Söhne ihr Banner aufpflanzen und die Geſellen des deutſchen Albrecht die Schweden lebendig dem Feuertode übergeben. Stockholm iſt doch des Reiches Herz, die Dänen wiſſen es gut, die Schweden wiſſen es, und es giebt Streit und blutige Kämpfe. Blut fließt vor Henkershand, Dänemarks Chriſtian der Zweite, Schwedens Büttel ſteht am Markte — —! Roll't dahin ihr Runen! — Seht! Auf der Brunkeberger Sandfirſte, wo die ſchwediſchen Bürger und Bauern das däniſche Heer beſiegten, wird der Maibaum errichtet, es iſt Johannis-Abend, — Guſtaf Waſa zieht in Stockholm ein. Um den Maibaum herum wachſen Frucht- und Kohlgärten, Häuſer und Straßen heran, ſie vergehen in Flammen; ſie erheben ſich auf's Neue; das finſtere Kaſtell verwandelt ſich in ein Schloß, und die Stadt ſteht prächtig da, mit Thürmen und Zugbrücken; auf der Sandfirſte erhebt ſich eine Stadt für ſich, auf den Felſen gen Süden eine dritte; die alten Mauern ſinken auf Guſtaf Adolph's Geheiß, die drei Städte ſind Eine, eine große ausgedehnte Stadt, maleriſch bunt mit alten Steinhäuſern, Holzbuden und raſenbedeckten Hütten, die Sonne beſcheint jetzt die meſſingenen Knöpfe der Thurmſpitzen, ein Wald von Maſten liegt in dem ſicheren Hafen.

---

*) Später König Oluf der Heilige.

Die geſchminkte Gottheit Verſailles, wirft Schönheits-Strahlen über die Welt; ſie reichen an des Mälar's Strand, in Teſſin's Schloß, wo Kunſt und Wiſſenſchaft Gäſte des Königs Guſtaf's des Dritten, ſind; in Erz gegoſſen ſteht ſein Bild an der Küſte vor dem prächtigen Schloſſe; es iſt in unſeren Tagen, die Akazie wirft ihre Schatten auf die hohen Terraſſen des Schloſſes, an deren breiten Geländen Blumen in ſächſiſchen Porzellanvaſen prangen;

bunte ſeidene Vorhänge fließen halb herab über die großen Glasfenſter, die Fußböden ſind gebohnt, glatt wie Spiegel, und unter dem Bogen dort, wo die Roſen an der Mauer emporwachſen, leben ewig in Marmor, Endymion der Grieche, und Fogelberg's Odin, Sergel's Amor und Pſyche; ſie geben die Ehrenwache ab.

Wir ſteigen die breite Königstreppe hinab; vor derſelben, dort wo Oluf, der Schooßkönig, die Eiſenketten hemmend über den Mälar ſpann, iſt jetzt eine prächtige Brücke; oben Boutiquen, unterhalb das Stromparterre; gerade dorthin ſteuert das kleine Dampfſchiff „Röcken" voll von Paſſagieren vom Thiergarten nach dem Stromparterre. Und was iſt das Stromparterre? Es iſt im Kleinen, im ganz Kleinen, das „Villa reale" der Stockholmer, würde der Neapolitaner ſagen. Es iſt im Kleinen, im ganz Kleinen, der „Jungfernſtieg" der Stockholmer, würde der Hamburger ſagen. Es iſt eine ganz kleine Inſel in der Form eines halben Zirkels, auf welche jene prächtige Brücke ihre Bogen ſtützt, ein Garten voll Blumen und Bäume; von der hohen Bruſtwehr der Brücke ſieht man über ihn hinweg. Damen und Herren ſpazieren dort unten; Spielleute muſiciren, Familien gruppiren ſich um Erfriſchungen zu genießen in den gewölbten Hallen unter der Brücke, und blicken durch das grüne Laub über das offene Gewäſſer hinaus, nach Häuſern und Straßen, aber auch nach Wald und Felſen, — man vergißt, daß man ſich inmitten der Stadt befindet.

Die Brücke hier verbindet das eigentliche Stockholm mit Nordmalm, dem Stadtviertel wo der größte Theil der vornehmen Welt in zwei langen berlinerhaften Straßen wohnt; wir wollen jedoch nur Eins dieſer vielen großen Häuſer beſuchen: das Theater.

Wir ſteigen auf die Bühne ſelbſt, ſie hat eine hiſtoriſche Bedeutung. Hier an der erſten Couliſſe rechts von den Lampen aus, wurde Guſtaf der Dritte auf dem Maskenballe ermordet; dort in das kleine Zimmer, dicht an der Scene trug man ihn, während ſämmtliche Ausgänge beſetzt, und die bunten Geſtalten, Harlequins, Polichinells, Wilde, Götter und Göttinnen, entlarvt wurden und blaß und beſtürzt ſich an einander drückten; die tanzende Ballet-Farçe hatte ſich in eine wirkliche Tragödie umgewandelt!

Dieſes Theater iſt Jenny Lind's Heimath; hier hat ſie als ein kleines Mädchen mit im Chore geſungen, hier iſt ſie zum erſten Male hervorgetreten und mit ermunterndem Beifall begrüßt; hier hat ſie, arm und kummervoll, als ſie die Stimme verließ. Thränen vergoſſen und fromme Gebete an ihren Gott gerichtet. Von hier aus ſchwang ſich die Nachtigall des Nordens über die Länder hinaus, die hehre, heilige Kunſt zu verkünden. Wie iſt es ſchön vom Fenſter hier oben über das Waſſer und das Stromparterre zu ſchauen, hinüber nach dem prächtigen Schloſſe, nach Ladugard'sland mit den großen Kaſernen, nach dem Schiffsholm und den Felſen, die jäh aus dem Waſſer ſchießen, und Südmalms Garten, Villen, Straßen und Thürme tragen, die durch das grüne Laub hervorgucken; der Schiffe viele ſind dort, dicht an einander gereiht, liegen ſie mit wehenden Flaggen. — Das Schöne, das ein Dichterauge ſieht, muß auch die

Welt ſehen; — rollt dahin ihr Runen! — — Da ſteht das ganze bunte Panorama, ein Regenbogen ſpannt ſich als Rahmen um daſſelbe. Seht doch! — Es iſt Sonnenuntergang, es ziehen graue Wolken über Südmalm auf, ſie werden immer dunkler, jetzt bilden ſie einen pechſchwarzen Hintergrund, und vor dieſem ſteht ein doppelter Regenbogen. Ueber die Häuſer ſtrahlt ein ſo ſtarkes Sonnenlicht, daß die Mauern gleich Transparents hervortreten; die erſt vor wenigen Tagen ausgeſchlagenen Linden der Gärten erſcheinen als friſcher grüner Wald; aus den gothiſchen Gebäuden der Inſel ſchimmern die langen ſchmalen Fenſter wie bei einer feſtlichen Illumination, und von den Scheiben hinter ihnen fällt durch die dunklen Tannen ein Schein wie von tauſend Flammen, als wenn die Bäume alle mit hellodernden Weihnachtskerzen daſtänden; der Regenbogen tritt immer in kräftigeren Farben hervor, der Grund wird immer dunkler, und die weißen Möven flattern ſonnenbeleuchtet vorüber. Der Regenbogen ſetzt ſeinen einen Fuß hoch oben an den Friedhof Südmalms. Wo der Regenbogen die Erde berührt, ſagt der Volksglaube, liegt ein Schatz begraben. Der Bogen ſtützt ſich an ein Grab dort oben, Stagnelius ruht dort, Schwedens herrlichſter Sänger, ſo jung und ſo unglücklich; und in daſſelbe Grab iſt Nicander gebettet, der mit blutendem Herzen vom König Enzio und von dem Löwen der Wüſte*) ſang; das friſche Traubenblatt kühlte die Wunde und tödtete den Sänger. Friede dem Staube, die Geſänge leben ewig! Wir gehen zu eurem Grabe, wo der Regenbogen hinweiſ't. Herrlich iſt von dort oben die Ausſicht. In Terraſſen heben ſich die Häuſer in den gepflaſterten, ſteilen Straßen; durch ſchmale Paſſagen, Stufen von Balken erſteigend kann der Fußgänger ſich den Weg verkürzen, und ſtets eine Ausſicht, vor ihm, hinter ihm, überall, über Waſſer, nach Felſen und grünem Laube! hier iſt's ſchön zu wohnen, aber nicht vornehm, wie an der Brunkeberger Sandfirſte, aber es wird ſchon werden! Auf dem Felſengrunde von Südmalm wird ſich einſt Stockholm's „Strada Balbi“ erheben.

---

*) Napoleon.

Wir ſtehen hier oben. Welch andere Stadt der Welt hat eine herrlichere Ausſicht über die lachende Bai, über die friſche, ſalzige See, über Thürme und Zinnen, über Häuſermaſſen und eine Schloßburg, als hätte ſie König Enzio ſelbſt erbauen laſſen, und rings umher die ſchwarzen ernſten Wälder von Eichen, Tannen und Fichten, nordiſchträumend in den letzten Strahlen einer ſcheidenden Sonne. — Es iſt Abenddämmerung, es wird Nacht, die Lichter ſchimmern dort unten in der Stadt, die Sterne am Himmel droben, und hoch gegen das Sternenzelt erhebt ſich der Thurm der Ritterholms-Kirche. Die Sterne werfen ihren Schimmer durch die offenen Säulenreihen, es iſt als ſei es feine, geklöppelte Spitzen-Arbeit, doch jeder Faden iſt von gegoſſenem Eiſen und balkendick.

Dort hinunter, dort hinein in die Kirche lenken wir unſere Schritte in dem ſtillen Abend. Eine Geiſterwelt herrſcht hierinnen. Sieh, in den gewölbten Gängen ſtehen

Rüſtungen zu Pferde, die einſt Magnus Ladelaas, Chriſtian der Zweite, Karl der Neunte getragen, die Pferde ſind in Holz geſchnitzt. Tauſende von Fahnen, die einſt unter Spiel und Klang, bei Bogenſchuß und Kanonendonner wehten, verwettern hier; in langen Fetzen hängen ſie jetzt vom Stocke herab, und Stöcke liegen dort hingeworfen, deren Fahnen längſt in Staub zerfallen. Innerhalb dieſer Mauern ſchlummern, in ſilbernen und kupfernen Särgen, faſt alle Schwedens Könige. Vom Altargange blickt man durch das offene Gitter durch aufgeſtapelte Trommeln und aufgehängte Fahnen, hier bewahrt man einen blutigen Waffenrock auf, und im Sarge verweſet Guſtaf Adolph. Wer iſt ſein todter Nachbar in der Kapelle ſchräg über im zweiten Seitengange? — Dort, hinter Glas und Rahmen, liegt ein durchſchoſſener Rock, am Fußboden ein Paar lange dicke Stiefeln, ſie gehörten dem Heldenkönig, dem Wanderer, deſſen Reich jetzt dieſer enge Sarg: Karl dem Zwölften.

Wie heilig unter dieſem Gewölbe. Die Mächtigen von Jahrhunderten ſind hier verſammelt, vergänglich wie dieſe von Motten zerfreſſenen Fahnen, die ſtumm und doch ſo beredt ſind. Und draußen rührt ſich das Leben; die Welt geht ihren gewohnten Gang; die Geſchlechter wechſeln in den alten Häuſern, die Häuſer wechſeln, aber immer bleibt doch Stockholm Schwedens Herz, Birgers Stadt, deren Antlitz ſich immer verjüngt, immer verſchönert!

XII.

Der Thiergarten.

Der Thiergarten iſt ein ganzes Stück Land, von dem lieben Herrgott ſelbſt zum Garten gemacht! Folget uns! Noch ſind wir in der Stadt, aber vor dem Schloſſe dehnt ſich die breite aus Granit gehauene Treppe hin, und führt uns zum Waſſer hinab, wo das Mädchen aus Dalekarlien wartet, und mit ſeinen kleinen Metallglocken klingelt; an Bord! Hier ſind Böte genug zu Deiner Auswahl, alle mit Schaufelrädern, die Mädchen drehen das Rad! In groben weißen Linnen, rothen Strümpfen mit grünen Hacken und unglaublich dickbeſohlten Schuhen, deren Oberleder bis hoch auf das Schienbein reicht, ſteht die Dalkulle da, mit grünen Reiſern hat ſie das Boot geſchmückt, das jetzt dahingleitet. Häuſer und Straßen heben ſich hervor, entfalten ſich; Kirchen, Gärten tauchen auf, Südmalm trägt ſie hoch über die Schiffsmaſten! Die ganze Scenerie erinnert an Bosporus bei Pera; die bunte Tracht der Dalkulle iſt ganz orientaliſch, und — hört einmal! Der Wind trägt uns melancholiſche Schalmeientöne entgegen, zwei arme Dalekarlier machen Muſik auf dem Quai, es ſind dieſelben melancholiſchen langen Töne, welche die hulgariſchen Spielleute in Pera's Straßen erſchallen laſſen; — wir ſteigen an's Land im Thiergarten. — Welch' Gewimmel von Equipagen in langen Reihen durch die breite Allee, welche Schaaren geputzter Spazierender aus allen Klaſſen. Man denkt ſich Villa-Borgheſe, wenn um die Zeit der Wein-Ernte Römer und Fremde dort friſche Luft athmen; man iſt im Garten Borgheſe, man iſt am Bosporus und doch im hohen Norden! Frei und ſtolz hebt ſich die Tanne, die Birke ſenkt ihre Zweige, wie es ſonſt nur die Trauerweide zu thun vermag; — und welche beiſpiellos ſchöne, große Eichen! Die Zweige ſelbſt ſind mächtige Bäume, zum Malen ſchön; prächtige grüne Grasteppiche dehnen ſich weit aus, und zu unſeren Füßen rollen die dunkelgrünen, tiefen Gewäſſer des Meerbuſens, als ſeien ſie ein Strom; große Schiffe mit blähenden Segeln, das eine hoch über dem anderen, Dampfſchiffe und Kähne in bunten Reihen kommen und gehen.

Komm! Nach Byſtröm's Villa hinauf! Sie liegt auf dem Felſen dort oben, wo die großen Eichen ſich anklammern, von dort überſchaut man die ganze dreigetheilte Stadt. Südmalen, Nordmalen und die Inſel mit dem großartigen Schloß. Auf dem Felſen hier iſt's herrlich zu bauen, und das Gebäude ſteht da, faſt ganz von Marmor, ein Casa santa d'Italia, als ſei es durch die Luft nach dem hohen Norden getragen. — Die inneren Wände dieſer Villa ſind pompejianiſch gemalt, aber ſchwer, nichts geniales, rings umher große Byſtröm'ſche Marmorbilder, ſie haben nichts von der Seele der Antike; Madonna wird von ihrer marmorſchweren Draperie zu Boden gedrückt; das Mädchen mit der Blumenguirlande iſt „ein häßliches Geſchöpf", Hero mit dem weinenden Amor macht den Eindruck einer Ballettänzerin. Doch wenden wir uns zum Schönen. Die Amorin-Verkäuferin iſt ſchön, bei den badenden Jungfrauen fließt der Stein zum weichen faltigen Leinen; eine von ihnen verſucht erſt das Waſſer mit dem Fuße, indem ſie hinaustritt, und man fühlt mit ihr, wie kühl das Waſſer iſt. Die Kühle des Marmorſaales verwirklicht dieſes Gefühl. Ein kaltes Rieſeln durchfährt uns. Laß uns wieder in den Sonnenſchein treten, auf den Nachbarfelſen, der über Haus und Garten emporragt; wilde Roſen brechen aus den Felſenriſſen hervor; — durch prächtige Tannen und graziöſe Birken fallen die Sonnenſtrahlen anmuthig über das hohe Gras um Bellmann's koloſſale Bronzeſtatue; dieſer Platz gerade war der Lieblingsort des nordiſchen Improviſators, hier lag er im Graſe, dichtete und ſang ſeine anakreontiſchen Lieder; hier wird alljährlich im Sommer ſein Feſt begangen. In der Abendſonne Gluth wollen wir ſeinen Altar errichten, ſie ſei die glühende Bowle, der Fels die Tonne mit wilden Roſen umkränzt. Mowitz probirt ſein Waldhorn; in der Schenke war es Oberons Horn, und Alles tanzte und wirbelte im Kreiſe von Ulla bis mit der Mutter am Zapfen, ſtampfte den Boden, klatſchte mit den Händen und klapperte mit dem zinnernen Deckel des Bierkruges: „Hei, lieb' Seele! feucht' uns den Gaumen!" Seine Bilder hatten Leben und leben noch im Liede. Mowitz bläſ't in das Horn am Bellmann's-Platz vor der flammenden

Bowle, und die ganze Schaar tanzt im Kreiſe, Jung und Alt, die Karoſſen mit, Wagen und Pferde, volle Beutellen und klappernde Krüge; melodiſch brauſ't die Bellmann'ſche Dithyrambe dahin: Laune und Luſt, hohe Schönheit und niedrige Komik, Wehmuth —

„— — wie's Auge weint
Bei den Cypreſſen, die man ſtreut —"

Maler, ergreiſe Pinſel und Palette und male die Menade, aber nicht ſie, die Trauben ſtampft, während ihr Haar im Winde flattert, und Lieder des Entzückens von ihren Lippen ſtrömen; — nein, die Menade, die der dampfenden Bellmann'ſchen Bowle entſteigt, eine Anadyomene des Punſches, die mit den hohen Hacken an den rothen Schuhen, fliegenden Schleifen am rauſchenden Kleide und dem flatterndem Schleier und der Saloppe, — flatternd, gar zu flatternd! Die Roſe der Poeſie reißt ſie von ihrem Buſen, und ſteckt ſie in die Gießröhre der Bierkanne, klappert mit dem Deckel, ſingt vom Waldhornklang, von Hoſen und alten Schuhen, während wir den Duft der Roſe ſpüren, und —zwei Augen flammen ſehen und reden hören von Schmerz und Luſt in der Menſchenbruſt.

XIII.

Eine Geſchichte.

Im Garten blühten alle Aepfelbäume, ſie hatten ſich geſputet, Blumen zu erhalten, ehe ſie grüne Blätter bekamen; und im Hofe gingen alle die Entlein ſpazieren, und auch die Katze; ſie ſonnte ſich gar, ſie leckte den Sonnenſchein von ihrer eigenen Pfote; und ſchaute man über die Felder hin, wie ſtand dort das Korn und prangte ſo herrlich grün ſonder Gleichen, und es war ein Zwitſchern und Schwirren von allen den kleinen Vögeln, als ſei es ein großes Feſt, und das war es denn eigentlich auch, denn es war Sonntag: Die Glocken läuteten und alle Leute gingen geputzt in ihren beſten Kleidern zur Kirche und ſahen ſo vergnügt aus; ja, an Allem war etwas ſo vergnügtes; es war ein Tag, ſo warm und geſegnet, daß man wohl ſagen konnte: Der liebe Gott iſt freilich beiſpiellos gut mit uns Menſchen!

Aber drinnen in der Kirche ſtand der Pfarrer auf der Kanzel und ſprach ſo laut und ſo zornig, er ſagte, die Menſchen ſeien alle ſo gottlos, Gott würde ſie deshalb ſtrafen, und wenn ſie ſtürben, kämen die Böſen in die Hölle, um ewig zu brennen.“ — Er eiferte, — „daß ihr Wurm nicht ſterben und ihr Feuer nie verlöſchen würde, daß ſie nie weder Ruhe noch Raſt finden ſollten!" Das war fürchterlich zu hören, und er ſagte es mit einer ſolchen Ueberzeugung; er beſchrieb ihnen die Hölle als eine verpeſtete Höhle, woſelbſt aller Unflath der ganzen Welt zuſammenfließt; — dort ſei keine andere Luft, als die heiße brennende Schwefelflamme, kein Grund und Boden ſei dort, ſie — die Böſen — ſänken und ſänken immer tiefer in einem ewigen Schweigen! — Es war ſchon fürchterlich davon zu hören, aber der Prediger ſprach es aus vollem Herzen und alle Leute in der Kirche waren ganz entſetzt davon. — Aber draußen ſangen alle die kleinen Vögel ſo vergnügt, und die Sonne ſchien ſo warm, es war, als ſagte jedes Blümchen: Gott iſt ſo beiſpiellos gut gegen uns Alle. — Ja, draußen war es gar nicht, wie der Pfarrer predigte.

Denſelben Abend beim Schlafengehen erblickte der Pfarrer ſeine Frau, wie ſie ſinnend und gedankenvoll daſaß.

„Was fehlt Dir?" — fragte er ſie.

„Ja, was mir fehlt!" — ſagte ſie — „mir fehlt, daß ich meine Gedanken nicht recht zu ſammeln vermag, daß ich Das, was Du heute in der Kirche ſprachſt, nicht recht faſſen kann! „„daß es ſo viele gottloſe Menſchen gäbe, und daß ſie ewig brennen ſollten!"" Ewig, ach, wie lange! — Ich bin nun ein Menſch, eine Sünderin vor Gott, aber ich konnte es nicht über mein Herz gewinnen, ſelbſt den ärgſten Sünder ewig brennen zu laſſen, und wie ſollte es denn der liebe Gott können, der ſo unendlich gut iſt, und der da weiß, wie das Böſe von Außen und von Innen kommt. Nein, ich kann mir es nimmer denken, obgleich Du es ſagſt!“

Es war Herbſt, die Bäume entblätterten ſich, der ernſte, ſtrenge Pfarrer ſaß am Lager eines Sterbenden: eine fromme gläubige Seele ſchloß die Augen; es war die Frau des Pfarrers.

… „Wenn Jemand Ruhe im Grabe und Gnade vor ſeinem Gott findet, ſo biſt Du es!“ — ſagte der Pfarrer, und er faltete ihre Hände und las einen Pſalm über die Todte.

Und man trug ſie zum Grabe; zwei große Zähren rollten über die Wangen des ernſten Mannes, und im Pfarrhauſe war es ſtill und leer, die Sonne des Hauſes war erloſchen, ſie war daheim gegangen.

Es war Nacht, ein kalter Wind ſtrich über das Haupt des Pfarrers, er ſchlug die Augen auf, und es war ihm, als ſchien der Mond in ſein Zimmer hinein, aber der Mond ſchien nicht. Eine Geſtalt war es, die vor ſeinem Bette ſtand; er ſah den Geiſt ſeiner verſtorbenen Frau; ſie blickte ihn ſo innig-betrübt an, es war, als wolle ſie ihm etwas ſagen.

Und der Pfarrer erhob ſich halb im Bette, ſtreckte die Arme gegen ſie aus: „Auch Dir nicht die ewige Ruhe vergönnt! Du leiden! Du, die Beſte, die Frommſte?“

Und die Todte beugte ihren Kopf zum Ja und legte die Hand auf die Bruſt.

„Und vermag ich Dir die Ruhe im Grabe zu verſchaffen?“

„Ja!“ — war die Antwort.

„Und wie?“

„Gieb mir ein Haar, nur ein einziges Haar vom Kopfe des Sünders, deſſen Feuer nimmer erlöſchen wird, des Sünders, den Gott zu ewiger Pein in die Hölle verſtoßen wird.“

„Ja, ſo leicht mußt Du erlöſ't werden können, Du Reine, Fromme!“ — ſagte er.

„So folge mir!“ — ſagte die Todte — „es iſt uns ſo vergönnt. An meiner Seite ſchwebſt Du, wohin Deine Gedanken rollen; den Menſchen unſichtbar, dringen wir in ihre geheimſten Gemächer, — aber mit ſicherer Hand mußt Du Denjenigen ausfindig machen, der zur ewigen Qual auserleſen iſt, und vor Hahngeſchrei muß er gefunden ſein!“

Und ſchnell, wie von dem beflügelten Gedanken getragen, befanden ſie ſich in der großen Stadt, und von den Mauern und Wänden der Häuſer leuchteten ihnen in Feuerbuchſtaben die Namen der Todſünden entgegen. Hochmuth, Geiz, Trunkſucht, Wolluſt, kurz der ganze ſiebenfarbige Bogen der Sünde.

„Ja, da drinnen, wie ich es wohl glaubte, wie ich es wußte,“ — ſagte der Paſtor — „hauſen Die, die dem ewigen Feuer anheimgefallen ſind!“ — Und ſie ſtanden vor dem prächtig erhellten Portal, die breiten Treppen prangten mit Teppichen und Blumen, und durch die feſtlichen Säle brauſte die Tanzmuſik. Der Schweizer in Seide und

Sammet ſtand mit ſeinem großen ſilberbeſchlagenen Stab am Eingange.

„Unſer Ball kann ſich mit denen des Königs meſſen!“ — ſagte er, und wandte ſich verächtlich an die gaffende Menge auf der Straße; was er dachte, leuchtete ſattſam aus ſeinen Mienen und Bewegungen hervor: „Lumpengeſindel! das da hereinguckt, gegen mich ſeid Ihr insgeſammt Canaille!“

„Hochmuth!“ — ſagte die Todte — ſiehſt Du ihn?“

„Den da?“ — erwiderte der Pfarrer. — „Er iſt ja nur ein armer Thor, ein Narr, und nicht dem ewigen Feuer der Qual verfallen!“

„Nur ein Narr!“ — tönte es durch das ganze Haus des Hochmuths; das waren ſie dort Alle.

Und ſie ſchwebten bis innerhalb der vier nackten Wände des Geizigen. Mager wie ein Gerippe, vor Kälte zitternd, hungrig, klammert ſich der Greis mit allen ſeinen Gedanken an ſein Geld an, ſie ſahen ihn wie fieberhaft von ſeinem elenden Lager emporſpringen, einen loſen Stein aus der Mauer herausnehmen, da lagen Goldmünzen in einem alten Strumpfe; ſahen ihn ſeinen zerlumpten Rock ängſtlich betaſten, worin die eingenähten Goldſtücke und ſeine feuchten Finger zitterten!

„Der iſt krank! Das iſt Wahnſinn, ein freudenloſer Wahnſinn, von Angſt und böſen Träumen umlagert!“

Und ſie entfernten ſich ſchnell und traten vor die Pritſche des Verbrechers, in langen Reihen ſchliefen die Unglücklichen neben einander. Wie ein wildes Thier fuhr Einer aus dem Schlafe auf und ſtieß einen abſcheulichen Schrei aus, er verſetzte ſeinem Kameraden einen derben Rippenſtoß mit ſeinem ſpitzen Ellenbogen, und dieſer wandte ſich ſchläfrig um:

„Halt's Maul, Unmenſch, und ſchlaf! — Das iſt hier jede Nacht —!“

„Jede Nacht! — — —“ — wiederholte der Andere — „ja, jede Nacht kommt er und heult und quält mich! — — In meiner Heftigkeit habe ich Dies und Jenes gethan, mit einem böſen Sinn bin ich geboren, der hat mich zum zweiten Male hier herein gebracht; aber habe ich Unrecht gethan, ſo leide ich ja meine Strafe. — Aber Eins habe ich nicht geſtanden. Als ich letzthin herauskam und am Hofe meines früheren Herrn vorüber ging, ſo kochte es hier innen, weil mir Dies und Jenes einfiel — — und ich ſtrich ein Schwefelholz ſo ein Bischen an der Mauer an; das mag dem Strohdach ein wenig zu nahe gekommen ſein, Alles brannte nieder, die Hitze kam darüber, wie ſie manchmal über mich kommt. Ich ſelbſt half retten, Vieh und Sachen! Nichts Lebendiges verbrannte, als ein Flug Tauben, der ins Feuer flog, und der Kettenhund, an den hatte ich nicht gedacht. Man hörte ihn aus dem Feuer heraus heulen, und — — dieſes Heulen höre ich noch immer, wenn ich ſchlafen will, und wenn ich eingeſchlafen, ſo kommt der Hund, groß und rauch, und legt ſich auf mich, und heult, und drückt mich, und quält mich! — — So hör' doch, was ich Dir erzähle! Schnarchen kannſt Du, die ganze Nacht ſchnarchſt Du, ich aber kaum eine kurze Viertelſtunde!“ —

Und das Blut trat dem hitzigen Gefangenen in die Augen, er warf ſich über ſeinen Kameraden und ſchlug ihn mit geballter Fauſt ins Geſicht.

„Der böſe Matz iſt wieder mal toll geworden!“ — hieß es jetzt in der Runde, und die anderen Verbrecher faßten ihn, rangen mit ihm, ſchloſſen ihn krumm, daß der Kopf zwiſchen den Knieen ſaß, und dort banden ſie denſelben feſt, daß das Blut dem Matz faſt aus den Augen und allen Poren quoll.

„Ihr tödtet ihn! den Unglücklichen;“ — rief der Pfarrer; und indem er ſchützend ſeine Hand über Denjenigen ausſtreckte, der bereits zu ſehr büßte, wechſelte die Scene. Sie flogen durch reiche Säle und arme Stübchen, Wolluſt und Neid, alle Todſünden ſchritten an ihnen vorüber; ein Engel des Strafgerichts las ihre Schuld, ihre Vertheidigung; dieſe war zwar keine glänzende, aber ſie wurde Gott gegenüber geführt, dem Gotte, der in den Herzen lieſ't, der Alles insgeſammt weiß und kennt, das Böſe, das von Innen und vom Außen kommt, dem Gott, der die Gnade und die Liebe ſelbſt iſt. — Die Hand des Pfarrers zitterte, er wagte ſie nicht auszuſtrecken, er getraute ſich nicht, dem Haupte des Sünders ein Haar zu entreißen. — Und die Thränen quollen ihm aus den Augen, als ein Strom der Gnade und Liebe, deſſen kühlende Gewäſſer das ewige Feuer der Hölle löſchen.

Da krähte der Hahn.

Allerbarmender Gott! Gieb Du ihr den Frieden, den ich nicht einzulöſen vermochte!“

„Den habe ich jetzt!“ — ſagte die Todte. — „Es war Dein hartes Wort, Deine Verzweiflung an der Menſchheit, Dein finſterer Glaube an Gott und ſeine Schöpfung, der mich zu Dir trieb! Lerne die Menſchen kennen! Selbſt in den Böſen lebt ein Theil von Gott, ein ſolcher, der die Flamme der Hölle löſcht und beſiegt!“

Und der Prediger fühlte einen Kuß auf ſeinen Lippen, es leuchtete ein Schimmer um ihn; die klare Sonne Gottes ſtrahlte ins Zimmer herein, wo ſein Weib, lebend, mild und voller Liebe, ihn aus einem Traume erweckte, der ihm von Gott geſandt war!

XIV.

Upſala.

Man ſagt insgemein: Die Erinnerung ſei ein junges Mädchen mit hellblauen Augen, die meiſten Dichter ſagen es; aber wir ſind nicht immer mit den meiſten Dichtern einverſtanden, zu uns kommt die Erinnerung in ganz verſchiedenen Geſtalten, je nach dem Lande oder der Stadt, die ſie ihre Heimath nennt. Italien ſendet ſie als eine anmuthige Mignon mit ſchwarzen Augen und wehmüthigem Lächeln, von deren Lippen Bellini's weiche, rührende Melodien tönen; aus Schottland zeigt ſich der Alf der Erinnerung als ein kräftiger Burſche mit nackten Knieen, den Plaid über die Schulter geworfen, die Diſtelblume iſt an ſeine Mütze geheftet, Burn's Lieder füllen dann die Luft, wie der Geſang der Haidelerche, und Schottlands wilde Diſtel blüht und duftet herrlich wie friſche Roſen. Aber nun der Erinnerungs-Alf aus Schweden, aus Upſala. — Von dort kommt er in Geſtalt eines Studenten, wenigſtens trägt er die weiße Mütze mit dem ſchwarzen Rande des Upſala-Studenten, ſie deutet uns die Heimath an, wie die phrygiſche Mütze, die des Ganymed bezeichnet. — Es war im Jahre 1843, als die däniſchen Studenten nach Upſala reiſ'ten;

junge Herzen und begeiſterte Blicke begegneten ſich, man lachte, man ſang, jungen Herzen iſt die Zukunft, die ſiegende Zukunft im Schönen, im Guten und Wahren; ſchön iſt es, wenn die Brüder ſich kennen und lieben. Jährlich noch, im Schloßhofe zu Upſala, um Guſtaf Waſa's Monument, wird jener freundſchaftlichen Zuſammenkunft in einem Hoch auf Dänemark gedacht. Zwei Jahre ſpäter ward der Beſuch erwiedert, die ſchwediſchen Studenten kamen nach Kopenhagen, und um ſich dort unter der Menge zu erkennen, trugen die Upſalenſer eine weiße Mütze mit ſchwarzem Rande; dieſe iſt ſomit ein Erinnerungszeichen, ein Hinweiſen auf die Brücke der Freundſchaft, jetzt über den Blut-Strom geſchlagen, der einſt zwiſchen verwandten Nationen floß. Wenn man ſich im Geiſt und in der Wahrheit begegnet, dann wird eine Saat des Segens ausgeſtreut. Du Alf der Erinnerung, komme zu uns! Wir kennen Dich an der Mütze von Upſala; ſei Du unſer Führer, und von unſerer Heimath aus, nach Jahr und Tag, machen wir die Reiſe wieder, und ſchneller noch, als wenn wir den Zaubermantel des Doctor Fauſt benutzten. Wir ſind in Stockholm, wir ſtehen auf dem Ritterholm, wo die Dampfſchiffe an dem Bollwerk liegen. Eins von ihnen ſendet dicke Rauchwolken aus ſeinem Schornſtein empor, das Verdeck iſt mit Reiſenden angefüllt, und die weißen Mützen mit dem ſchwarzen Rande fehlen nicht; wir reiſen nach Upſala, die Schaufeln peitſchen die Gewäſſer des Mälars, wir ſchießen pfeilſchnell davon, von dem maleriſchen Stockholm. Die ganze Fahrt bis nach Upſala iſt ein Kaleidoſkop im Großen; zwar bilden hier keine Glasberge koloſſale Sterne, Roſetten und architektoniſche Figuren, aber die eine Landſchaft wechſelt mit der anderen ab, und Wolken und Sonnenſchein beleben die Farben. Der Mälar ſchlängelt ſich, drückt ſich eng zuſammen und erweitert ſich, es iſt, als ginge die Fahrt von einem See in den anderen, durch enge Kanäle und breite Flüſſe. Bald ſieht es aus, als endige der See in einen ſchmalen Bach zwiſchen dunklen Tannen und Felſenblöcken, und plötzlich eröffnet ſich ein noch größerer See, von Wieſen und Kornfeldern umgeben, das junge hellgrüne Laub der Linden leuchtet von den alten ſchwarzgrauen Felſen; wiederum öffnet ſich ein neuer See mit Inſeln, Bäumen und rothgemalten Häuſern. Und während der ganzen Fahrt findet ein lebhafter Wechſel, ein Abgang und Zugang der Paſſagiere ſtatt, alles in jenen flachen Böten, die ſich in dem wogenden Kielwaſſer kaum aufrecht zu halten vermögen. Am gefährlichſten ſcheint es bei Siptuna, der alten Königsſtadt Schwedens, zu ſein, der See iſt breit, die Wellen heben ſich, als wären ſie Meereswogen, die Böte ſchaukeln dahin, es wird Einem dabei ängſtlich zu Muthe! — Stille muß hier ſein, dann ſpiegelt ſich Siptuna im Waſſer, die kleine Stadt mit ihren rothen Ziegeldächern, ihren alten Thurmruinen, die gleich Vorpoſten auf den Felſen ſtehen. Wir fliegen vorüber — und jetzt ſind wir im Fyrisfluß! Eine Wieſe iſt überſchwemmt, ein Koppel Pferde wird ſcheu vor dem Brauſen des Schiffes, ſie jagen durch das Waſſer der Wieſe, es ſpritzt um ſie herum. Auf dem Abhang zwiſchen den Bäumen flimmert es, die Upſala-Studenten haben ein

Lager aufgeſchlagen, und üben ſich in den Waffen. Der Fluß macht einen Bogen und die Hochebene breitet ſich vor uns aus, — wir ſehen die Hügel des alten Upſala, die Stadt mit ihrer Kirche, die wie Notre-Dame ihre ſteinernen Arme gen Himmel ſtreckt; das Univerſitätsgebäude zeigt ſich uns halb als eine Burg, halb als eine Kaſerne, und hoch auf dem grünen Hügel ſteht das alte rothgemalte Schloß mit ſeinen Thürmen.

Wir legen bei in der Nähe der Bogenbrücke und ſteigen ans Land; wohin bringſt Du uns zuerſt, Du, unſer Führer mit der ſchwarzweißen Studentenmütze? — Gehen wir nach dem Schloſſe oder nach Linné's Garten! Gehen wir nach dem Friedhof, wo die Neſſel auf Törneros' und Geijer's Gräbern wuchert! — Nein, nach dem jungen, friſchen Leben, Upſala's Leben, den Studenten. Du erzählſt uns von ihnen, wir hören den Herzſchlag, und unſer Herz ſchlägt ihnen wieder entgegen!

Das erſte Jahr während Dänemarks Krieg verließ manch' braver Upſala-Student ſeine ſtille traute Heimath, und ſtellte ſich in die Reihen der däniſchen Brüder; Upſala's Studenten gaben ihr froheſtes Feſt, das Maifeſt, auf, und das Geld, das ſie ſonſt an dieſe Feier verwendeten, ſandten ſie den Dänen; dies wird nicht vergeſſen werden im Dänenland. Upſala-Student, Du biſt uns lieb und theuer, Deiner herzlichen Geſinnung wegen, wir haben Dich lieb, Deines muntern Scherzes halber; wir wollen nur eines Zuges erwähnen. Es war auch in Upſala Mode geworden, Hegelianer zu ſein, das heißt denn, ſeine Rede mit Hegel'ſchen Phraſen zu ſpicken; um nun dieſes Unweſen auszurotten, kamen einige luſtige Köpfe auf den Einfall, einem oft betrunkenen jovialen Schenkwirthe, bei dem die Studenten viel verkehrten, dieſe meiſt ſchweren Kunſtwörter einzutrichtern; und der Mann ſprach Hegelianiſch in ſeinen fröhlichen Stunden; und das Komiſche an dieſem philoſophiſchen Flickwerk wurde ausgelacht, begriffen und — aufgegeben. Herrlicher Geſang tönt uns entgegen, wir hören ſchwediſchen, norwegiſchen und däniſchen Text. Die klingenden Fanale der Melodie ſagen uns, wo die Upſala-Studenten verſammelt ſind. Aus dem Verſammlungsſaale, aus der Gaſtſtube tönt der Geſang heraus, als Serenade durch den ſtillen Abend, wenn einer der jungen Freunde die Kameraden verläßt und von dannen zieht, oder einem lieben Gaſte zu Ehren. Ihr herrlichen Melodien, ihr ſpinnt uns in euere Netze ein, und wir vergeſſen, daß die Sonne ſinkt und der Mond am Himmel heraufſteigt.

„Droben im Schloſſe flimmern die Scheiben
Als Diamanten und Edelgeſtein.“

Dort hinauf geht alſo unſer Weg, die Erinnerung geleitet uns, ſie führt uns ins Schloß, in die Wohnung des Kreishauptmanns ein; milde Augen begrüßen uns, liebe Menſchen in einem glücklichen Kreiſe, und ſämmtlich Notabilitäten Upſala's. Wir ſehen ihn wieder, Denjenigen, deſſen Genie unſer Auge für das Pflanzenleben öffnete, daß ſelbſt der Pilz uns wie ein Gebäude, künſtlicher denn die Labyrinthe des Alterthums entſchleiert wird. Wir erblicken den Sänger „der Blumen“, der uns auf „die Inſel der Glückſeligkeit“ geführt; wir begegnen dem volksthümlichen Sänger, deſſen Lieder auf den Flügeln der Melodien die Welt durchflattern, die Gattin an ſeiner Seite, das ſtille milde Weib mit den treuen Augen, eine Tochter von Frithjof's herrlichem Sänger; edle Männer und Frauen treten uns entgegen, Frauen aus dem höheren Adel, mit dieſen hieroglyphiſch klingenden Familien-Namen mit Silber und Lilien, Stern und Schwert, in dreiſter Zuſammenſetzung. Horcht! Lauſchet dieſem friſchen herrlichen Geſang; Gunnar Wennerberg, „Gluntarna's“ Dichter und Componiſt, ſingt mit Beronius ſeine Lieder, und ſie erhalten dramatiſches Leben und Wirklichkeit.

Hier iſt es geiſtreich und traulich, es wird Einem wohl hier innen, die Gegenwart wird Einem hier lieb, und man fühlt ſich glücklich in ihr, fern der Schrecken-Erinnerungen, von denen die Geſchichte dieſer Mauern redet.

Erſt wenn die Melodien verklingen, die freundlichen Geſtalten verſchwinden und die feſtlichen Lichter erlöſchen — erſt dann dürfen wir ihr Gehör ſchenken; aus den Blättern der Geſchichte klingt und brauſt es uns dann entgegen, daß wir vor Entſetzen ſchaudern. Es war in jener Zeit, welche die Menge noch poetiſch nennt, im romantiſchen Mittelalter; die Barden beſangen ſeine Glanzpunkte und deckten mit Strahlen dieſes Glanzes die bluterfüllten Abgründe jener Zeit, ihre Rohheit und ihren Aberglauben! Entſetzen faßt uns in Upſala's Schloß; wir ſtehen in der gewölbten Halle dort, die Wachsfackel flammt an der Mauer, König Erich der

Vierzehnte ſitzt dort im trüben Mißmuth eines Sauls, mit dem wilden Blick eines Kains: Nils Sture liegt ihm im Sinne, die Erinnerung des begangenen Unrechts gegen denſelben geißelt ihn wie mit Scorpionen bis aufs Blut, — Blut, wie es von den Blättern der Geſchichte trieft.

König Erich der Vierzehnte, deſſen finſterer Mißmuth ſich oft bis zum Wahnſinn ſteigerte, glaubte, der Adel trachte ihm nach dem Leben; ſein Günſtling, Göran Persſon, fand ſeine Rechnung, ihn in dieſem Glauben zu ſtärken. Am meiſten haßte er die volksthümliche Familie Sture, und vor Allen den blonden Nils Sture, denn Erich glaubte, in den Sternen geleſen zu haben, daß ein Mann mit blonden Haaren ihn vom Throne ſtoßen würde; als nun der ſchwediſche Heerführer nach der verlorenen Schlacht bei Swartera Niels Sture die Schuld beimaß, glaubte Erich zwar ſofort die Anſchuldigung, wagte aber doch nicht ſogleich ſo zu handeln, wie ihm gelüſtete, ja beſchenkte ſogar Niels Sture königlich; als aber wiederum einzelne Stimmen am Hofe ſich mit der Anſchuldigung erhoben, Niels Sture habe den Sieg der ſchwediſchen Waffen bei Bahus vereitelt, entbot Erich ihn zwar zu ſich auf Swartſjö, wo er ſeinen Hof hielt, und lud ihn freundlich zu ſeiner Tafel, ja er ließ ihn in dem Glauben an ſeine königliche Huld nach Stockholm zurückreiſen, woſelbſt aber durch königliche Herolde der Ruf durch die Straßen erſcholl: „Niels Sture iſt ein Landesverräther!“ und hier ergriffen ihn Göran Persſon und die geworbenen deutſchen Soldaten, und ſetzten ihn mit Gewalt auf die elendeſte Mähre des

Schinders, ſchlugen ihn ins Geſicht, daß das Blut hervorſpritzte, drückten ihm eine getheerte Krone von Stroh auf den Kopf, befeſtigten vorn am Sattel ein Papier mit Worten des Hohnes und Spottes, ließen gedungene Bettlerjungen und alte Weiber paarweiſe voranſchreiten, und am Schweiſe des Pferdes zwei Tannenbäume anbinden, deren Wurzeln die Straßen nach dem Landesverräther ſegten. Das habe ich nicht von meinem Könige verdient, rief Niels Sture, und gebot den Kriegsknechten, die neben ihm einhergingen, und im Felde unter ihm gedient hatten, ein ehrliches Zeugniß abzulegen, und ſie rieſen Alle laut, daß er unſchuldig leide, und ſich als ein echter Schwede bezeigt habe. Aber der Zug wurde ohne Raſt durch die Straßen getrieben, und in der dunklen Nacht führte man Niels Sture ins Gefängniß.

König Erich ſitzt auf ſeinem Throne, er läßt Fackeln und Lichter in Menge anzünden, es hilft ihm doch nichts, in ihm iſt es finſter, die Scorpionen der Gedanken ſtechen ſeine Seele. „Ich habe ja Niels Sture wieder freigelaſſen;“ — ſpricht er düſter vor ſich hin — „ich habe an allen Straßenecken anſchreiben und durch Herolde ausrufen laſſen, daß Niemand etwas Anderes als Gutes von Niels Sture reden darf; ich habe ihm die ehrende Botſchaft übertragen, an einem fremden Hofe für mich um die Hand einer Prinzeſſin anzuhalten; — ihm iſt Genugthuung genug geworden, aber nimmer vergißt er und ſein mächtiges Geſchlecht des Hohnes und Spottes, den ich ihm angethan. Alle wollen ſie mich verrathen, tödten!“ — Und König Erich gebeut das ganze Geſchlecht der Sture gefangen zu nehmen.

König Erich ſitzt auf ſeinem Throne; die Sonne ſcheint, aber ſie ſcheint nicht in das Herz des Königs hinein; Niels Sture tritt ein, er bringt das Ja der königlichen Braut, und der König drückt ſeine Hand, gelobt ihm ſeine Gunſt — und am nächſten Abend iſt auch Niels Sture ein Gefangener auf Upſala's Schloß.

König Erich ſpinnt ſich in ſein finſteres Sinnen ein, er hat keine Ruhe, keine Raſt, zwiſchen Angſt und Mißtrauen jagt er dahin nach Upſala's Schloß. Alles will er wieder gut machen, er will Niels Sture's Schweſter zur Königin erheben; knieend bittet er ihren gefangenen Vater um ſeine Einwilligung und erhält ſie, aber in demſelben Nu kehrt auch der Geiſt des Mißtrauens zurück, und er ruft im Wahnſinn: „Ihr vergebt mir doch nimmer die Schande, die ich über Niels gebracht habe!“

Und um dieſelbe Stunde meldete Göran Persſon, daß König Erich's Bruder Johann aus ſeinem Gefängniß entwichen, und daß der Aufruhr losbräche! Und Erich lief mit dem ſcharfen Dolch in Niels Sture's Gefängniß. — „Biſt Du der Reichsverräther!“ — rief er, und ſtieß den Dolch in Sture's Arm; und Sture zog ihn wieder heraus, wiſchte das Blut ab, küßte das Heft und gab ihn dem Könige wieder, mit den Worten: „Schont mich, mein Herr und Gebieter, ich habe Eure Ungnade nicht verdient!“ Aber Erich lachte laut auf: „Ha, ha! Hört den Schelm an, wie er für ſich bitten kann!“ — Und der Lanzknecht des Königs ſtieß ſeinen Spieß durch Niels Sture's Auge und verſetzte ihm den Todesſtoß! —

Sture's Blut klebt an Upſala's Schloß, — an König Erich immer und ewig! Keine Meſſe der Kirche vermochte den Fluch zu bannen —! Wir treten in die Kirche!

Durch den Seitengang hin führt uns eine kleine Treppe in eine gewölbte Kammer, wo in hölzernen Schränken königliche Kronen und Scepter, die den Särgen der Todten entnommen, aufbewahrt ſind. Hier in einer Ecke hängt auch Niels Sture's blutiger Waffenrock und Barett, ein kleiner ſeidener Handſchuh iſt demſelben angeheftet, es iſt der feine Handſchuh ſeiner geliebten Braut, den er ritterlich immer trug. — Du finſtere, von den Sängern hochgeprieſene Zeit, tritt wie die Wetterwolke zurück und ſei poetiſch ſchön Demjenigen, der Dich nicht nahe in Deiner wahren Geſtalt ſieht!

Wir ſteigen von der kleinen Kammer herab, von dem Gold und Silber der Todten, und wandern in den Gängen der Kirche; die kalten Marmor-Sarkophage, mit Wappen und Namen geſchmückt, erwecken andere, mildere Gedanken!

Helle, bunte Mauern ſchimmern uns aus der großen Kapelle hinter dem Hochaltare entgegen; in Fresco reden die Bilder von den hervorragendſten Momenten in Guſtaf Waſa's Leben; hier ruhen die Reſte des Helden zwiſchen ſeinen drei Gemahlinnen. Dort winkt uns ein Marmorwerk von Sergel, es ſchmückt die de Geer'ſche Grabkapelle, und hier im Hauptgange der Kirche ruht Linné unter dem flachen Steine; in der Seitenkapelle iſt ſein

Monument; „amici et discipuli“ errichteten es. Eine reichliche Summe kam ſchnell zuſammen, König Guſtaf der Dritte brachte ſelbſt ſeinen königlichen Beitrag. Die, welche das Unternehmen leiteten, machten ihn darauf aufmerkſam, daß die Inſchrift lauten ſollte, es ſei von Freunden und Schülern errichtet, aber König Guſtaf erwiderte: „Und bin denn nicht auch ich ein Schüler Linné's!“

Und das Monument wurde errichtet und im botaniſchen Garten erbaute man eine Halle unter prächtigen belaubten Bäumen, dort ſteht ſeine Büſte; aber das Andenken an ihn ſelbſt, ſein Haus, ſein eigener kleiner Garten, wo ſind die, wo werden die gehegt? — Führe uns dahin!

Jenſeits der Fyrisaue, wo die Straße bergab geht, wo die rothgemalten Holzhütten mit ihren Raſendächern prunken, ſo friſch, als ſeien auch ſie eine Garten-Terraſſe, liegt Linné's Garten. Wie einſam iſt es da drinnen, wie wild, — hohe Neſſeln ſchießen dreiſt oben durch die alten verwilderten Hecken hervor. Keine Waſſerpflanzen ſchmücken länger das kleine ausgetrocknete Baſſin; die früher geſtutzten Hecken treiben immer neue Schößlinge unbehindert von der Scheere des Gärtners. Zwiſchen dieſen Hecken war es, wo Linné mitunter ſeinen Doppelgänger erblickte, dieſes Phantom eines kranken Auges, das die Garderobe verdoppelt vom Hute bis auf die Stiefeln.

Wo ein großer Mann gelebt, gewirkt hat — der Ort wird wie ein Theil ſeines Ichs, das Ganze wie das Einzelne hat ſich in ſeinem Auge geſpiegelt, iſt in ſeine Seele aufgenommen und iſt ein Glied mit ihr und der Welt geworden.

Wir treten in die Orangerien; ſie ſind in Verſammlungs-Zimmer umgewandelt, der blühende Wintergarten iſt verſchwunden, aber die Wände zeigen uns doch eine Art Herbarium, ſie ſind mit Portraits von ſchwediſchen Gelehrten geſchmückt, einem Herbarium aus dem Garten der Wiſſenſchaft. Unbekannte Geſichter und dem Fremden größtentheils unbekannte Namen treten uns hier entgegen. Ein Portrait unter den vielen zieht unſere Aufmerkſamkeit auf ſich, es ſieht ganz eigenthümlich aus: es iſt das Bruſtbild eines alten Mannes im Hemde, in ſeinem Bette liegend. Es iſt der gelehrte Theologe Oedmann, welcher, nachdem ein Fieber ihn das Bett zu hüten genöthigt hatte, ſich ſpäter in demſelben ſo wohl befand, daß er während ſeines übrigen langen Lebens liegen blieb, und nicht zum Aufſtehen zu vermögen war; ſelbſt als einmal das Nachbar-Haus brannte, ließ er ſich in ſeinen Kiſſen auf die Straße bringen. Der Tod und die Kälte waren ſeine Schreckbilder; die Kälte, meinte er, würde ihn tödten, und wenn die Studenten ihm ihre ſchriftlichen Arbeiten brachten, wurden dieſe erſt auf dem Ofen durchgewärmt. Die Fenſter ſeines Zimmers wurden niemals geöffnet, eine erſtickende unreine Atmoſphäre umgab ihn. Sein Schreibpult hatte er auf dem Bette, Bücher und Manuſcripte lagen rings herum, auf und in dem Bette; Eßgefäße, Töpfe und Teller ſtanden gleichfalls überall herum, wie es ſich eben traf. Seine einzige Geſellſchaft war eine taubſtumme Tochter. Sie ſaß ſtill in einem

Winkel am Fenſter, in ſich ſelbſt verſchloſſen, vor ſich hinſtarrend, als ſei ſie die Geſtalt, die aus dem Rahmen der ſchwarzen verſchimmelten Leinwand herausgeſtiegen, die einſt ein Bild an der einen Wand des Zimmers gezeigt hatte.

In dieſem Zimmer, in dieſem Hinſtinken lebte der Alte glücklich, und erreichte ein hohes Alter, beſchäftigt mit Ueberſetzungen von Reiſen in Afrika. Das unreine Neſt, worin er lag, geſtaltete ſich in ſeinen Gedanken zum Rücken des Dromedars, das ihn hoch in der brennenden Sonne emportrug; die langen, herabhängenden Spinnengewebe wurden zu wehenden Fahnen der Palme, und die Caravane ſchritt über brauſende Flüſſe ins Land der wilden Buſchmänner. Der alte Oedmann war mit auf Elephantenjagden im dicken Schilfe, die geſchmeidige Tigerkatze ſprang an ihm vorüber, und die Schlange leuchtete, eine Guirlande, um die Zweige der Bäume; es gab vollauf der Spannung und Gefahren — und man lag doch ſo ſicher und wohlbehalten in ſeinem Bette in Upſala. Eines Wintertages geſchah es, daß ein Bauer fehl ging, und mit ſeinem beſchneieten Wamms, mit Haar und Bart voll Eis, in Oedmann's Zimmer trat. Oedmann ſchrie ihm zu, er ſolle gehen; der Bauer war taub, und trat ganz nahe an das Bett heran; das war der perſonifizirte Winter, und Oedmann wurde krank von dieſem Beſuche; es war ſeine einzige Krankheit während der vielen Jahre, die er hier, wie ein Polyp angewachſen, verlebte. In ſolcher Situation ſehen wir ſein Bild in dem Verſammlungsſaale.

Aus der Höhle der Gelahrtheit wollen wir uns nach ihrem Begräbniß begeben, das heißt, nach ihrem offenen Begräbniß: der großen Bibliothek; wir gehen von Saal zu Saal, Treppe auf, Treppe ab, längs der Regale vorn, längs ihrer hinten; und rings herum ſtehen die Bücher, dieſe Verſteinerungen des Geiſtes, die der Geiſt wieder lebendig macht. Herzensgut und mild, das lebendige Menſchenherz unter den Verſteinerungen, geht ein freundlicher alter Mann, der Bibliothekar, Profeſſor Schröder, hier umher, er lächelt, er nickt, indem er hört, wie die Erinnerung hier ſeine Stelle als Führer einnimmt, und hier erzählt und vorzeigt. Wir ſehen Tegnérs Abſchriften und Ueberſetzungen von Oehlenſchläger's Hakon Jarl und Palnatoke; wir ſehen die Kloſterbibliothek Wadſtena's, die dicken ſchweinsledernen Bände, und denken an die feinen Nonnenhände, die ſie getragen, die frommen, milden Augen, die den Geiſt aus den todten Buchſtaben gelöſ't haben. Hier liegt der berühmte **Codex Argenteus**, die gothiſche Ueberſetzung der vier Evangelien von dem Biſchofe Ulphilas; Gold- und Silber-Buchſtaben ſtrahlen von den rothen Pergamentblättern. Wir ſehen hier alte isländiſche Manuſcripte aus **de la Gardie's** franzöſiſch verfeinertem Salon, Thunbergs japan'ſche Manuſcripte. Bei dieſem bloßen Anſchauen von Bücherbänden und Büchertiteln wird Einem zuletzt gleichſam wie geiſtig mottenangefreſſen; man verlangt hinaus ins Freie. Führe du uns hinaus, Erinnerung, aus der Stadt nach Upſals alten Hügeln, auf die große Ebene, wo die Dänemarks-Kirche ſteht, die von der Beute erbaut ward, welche die Schweden im Kriege gegen die Dänen gemacht hatten. Wir halten uns auf der breiten Landſtraße; ſie führt uns hart an den alten Hügeln Upſals, den Gräbern Odin's, Thor's und Freia's, wie ſie genannt werden, vorüber.

Hier lag das alte Upſala; jetzt ſtehen hier nur einige Bauerngehöfte. Die niedrige Kirche aus großen Feldſteinen iſt aus alten, alten Zeiten, ſie ſteht auf den Ruinen des heidniſchen Tempels. Jeder der Hügel iſt ein kleiner Berg, jedoch von Menſchenhänden errichtet. In den dünnen Raſenteppich ſind ellenlange Buchſtaben und ganze Namen eingeſchnitten, welche das neue hervorkeimende Gras allmälig wieder überwuchert. Die alte Frau aus dem Bauernhauſe neben dem Hügel, bringt das ſilberbeſchlagene Trinkhorn, eine Gabe von König Karl Johann, es iſt mit Meth gefüllt; die Wanderer leeren das Horn dem Alterthum zu Ehren, auf Schwedens Wohl und auf „Was wir lieben!“ — Du junge Liebe! Ja, dir zu Ehren iſt hier oft das Trinkhorn geleert, mancher blühenden Roſe ward hier ein Hoch gebracht, und nach Jahren, wenn derſelbe Wanderer hier wieder ſtand, war jene blühende Roſe in Staub zerfallen, die Roſen des Frühlings hatten ihre Blätter über ihren Sarg geſtreut; die ſüße Muſik ihrer Lippen klang nur aus der Erinnerung herüber, das Lächeln ihrer Augen und ihres Mundes war verſchwunden, wie die Sonnenſtrahlen, die damals Upſals Hügel beleuchteten, ihr Name in dem grünen Raſen war wieder bewachſen, über ſie ſelbſt hatte die Erde ſich geſchloſſen, — aber der Hügel hier, der tauſendjährig verſchloſſene, iſt offen.

Durch einen langen Gang, tief in den Hügel geſchnitten, gelangen wir zu den Urnen, mit Aſche angefüllt, der Aſche des „Ynglingegeſchlechts“, dem Staube der Könige, der Götter der Erde. Die alte Frau aus dem Bauernhauſe hat ein halb hundert Wachslichter angezündet und ſie an beiden Seiten des faſt rabenſchwarzen Ganges mit ſeinen ſteinbekleideten Wänden aufgeſtellt; es ſtrahlt feſtlich über eure verkohlten Gebeine, ihr Mächtigen des grauen Alterthums. — Und wer waren ſie? — Du Macht und Herrlichkeit der Erde, du Nachruhm der Welt — Staub, Staub nur, wie das blühende Röslein, das jetzt in finſtrer Erde ruht, wo keine Lichter brennen; die Denkmäler werden zu Namen nur, der Name wird ein Klang nur — — — — fort, fort von hier! Hinaus, hinauf auf den Hügel, wo die Sommerwinde wehen, die Sonne ſcheint und das Auge über die grüne Ebene nach dem ſonnenbeleuchteten, lieben Upſala, der Studentenſtadt hinüberblickt.

XV.

Sala.

Schwedens großer König, Deutſchlands Erretter, Guſtaf Adolph, ließ Sala erbauen; das kleine eingefriedigte Gehölz in der Nähe des Städtchens erzählt uns noch Sagen von der Jugendliebe des Heldenkönigs, von ſeinem Stelldichein mit Ebba Brahe. Die Silberſchachten bei Sala ſind die größten, die tiefſten und älteſten in Schweden, ſie reichen hundert und ſiebenzig Klaftern hinunter, alſo faſt bis zur Tiefe der Oſtſee. Dies iſt ſchon etwas, um das Intereſſe für ein kleines Städtchen zu erwecken; wie ſieht es nun aus? — „Sala“ — ſagt das Reiſebuch — „liegt in einem Thale, in einer flachen und wenig angenehmen Gegend.“ Und ſo iſt es auch; in dieſer Richtung war weiter nichts Schönes, und die Landſtraße führte geradewegs in die Stadt, die ohne alle Phyſiognomie iſt. Sie beſteht aus einer einzigen langen Straße mit Knoten und ein paar Zipfeln daran; der Knoten iſt der Markt, die Zipfel ſind die paar Gäßchen die daranhängen. Die lange Straße, das heißt allerdings lang in einer kurzen Stadt, war ganz menſchenleer, Niemand trat aus den Thüren, Niemand ſchauete aus den Fenſtern heraus. Es war deshalb eine ordentliche Freude als endlich in einem Kramladen, in deren Schaufenſter ein Brief Stecknadeln ein rothes Tuch und zwei Theekannen hingen, ein Menſch zum Vorſchein kam, ein einſam ſtillſtehender Krämerlehrling, der ſich über den Ladentiſch lehnte und durch die offene Hausthür hinausſchaute. Der ſchrieb gewiß an dieſem Abend in ſein Tagebuch, wenn er überhaupt ein ſolches führte: „Heute fuhr ein Reiſender durch die Stadt, der liebe Gott mag ihn kennen, ich kannte ihn nicht!“ Das Alles ſchien mir des Lehrlings Geſicht zu ſagen, und er hatte ein ehrliches Geſicht.

Im Wirthshauſe, in welches ich eintrat, herrſchte dieſelbe Todtenſtille wie auf der Straße. Der Thorweg war zwar geſchloſſen, aber im inneren Hauſe ſtanden alle Thüren angelweit offen; der Hofhahn ſtand mitten in der Stube und krähte, um doch zu zeigen, daß Jemand zu Hauſe ſei; übrigens war das Haus ganz maleriſch, es hatte einen offenen Altan nach dem Hofe hinaus, nach der Straße zu wäre zu lebhaft geweſen. Da hing das alte Schild über der Thür und knarrte im Winde, es war, als ſei es lebendig. Ich ſah es von meinem Fenſter aus, ich ſah auch, wie das Gras auf der Straße das Pflaſter dominirte. Die Sonne ſchien klar, aber wie in die Stube der einſamen Hageſtolzen und auf der alten Jungfer Balſamine im Topfe; es war ſtill wie an einem ſchottiſchen Sonntage, und es war Dienſtag! ich fühlte mich aufgelegt, Young's Nachtgedanken zu ſtudiren.

Vom Altane aus blickte ich in des Nachbars Hof hinab, kein lebendes Weſen war zu entdecken, aber Kinder hatten dort geſpielt, ſie hatten einen kleinen Garten gebaut, aus lauter trocknen Reiſern, dieſe waren in die weiche Erde geſteckt und begoſſen, der Scherben, der gewiß als Gießkanne gedient, lag noch da, die Reiſer ſtellten Roſen und Geranium vor. Es war ein herrlicher Garten geweſen — ach ja! Wir großen, erwachſenen Menſchen ſpielen ja ebenſo, bauen uns einen Garten mit Liebes-Roſen und Freundſchafts-Geranium, wir begießen ſie mit unſeren Thränen und unſerem Herzblute — und doch ſind und bleiben ſie trockne Reiſer ohne Wurzel. Das war ein finſterer Gedanke, ich fühlte es, und um die dürren Reiſer in einen blühenden Aronsſtab umzuwandeln, ging ich aus; ich ging in die Zipfel und in den langen Faden, das heißt, in die Gäßchen und in die große Straße, und hier war mehr Leben, als ich hätte erwarten dürfen; mir begegnete eine Heerde Kühe, die nach Hauſe kam, oder ſpazieren ging, ich weiß es nicht, ſie ging ohne Führer. Der Krämerlehrling ſtand noch immer hinterm Ladentiſche, beugte ſich über denſelben und grüßte, der Fremde nahm ſeinen Hut zum Gegengruße ab; das waren die Ereigniſſe dieſes Tages in Sala. Verzeih mir, du ſtille Stadt, die Guſtaf Adolph erbaute, wo ſein junges Herz in der erſten Liebe erglühte, und wo das Silber in den tiefen Schachten ruht, das heißt außerhalb der Stadt, „in einer flachen und wenig angenehmen Gegend.“ Ich kannte Niemand in dieſer Stadt, Niemand führte mich umher, und ſo ging ich mit den Kühen und gelangte an den Friedhof; die Kühe gingen vorüber, ich ſtieg über den Zaun, und befand mich zwiſchen den Gräbern, wo das grüne

Gras wucherte und faſt alle Leichenſteine mit verwiſchten Inſchriften lagen; nur an dieſem und jenem ſtand noch lesbar, „Anno" — ja, was denn weiter? Und wer ruhte hier? Alles am Stein war verwiſcht, verwiſcht wie das Erdenleben Desjenigen, der nun hier Erde in der Erde war. Welches Lebensdrama habt ihr Todten wohl hier in dem ſtillen Sala geſpielt? — Die ſinkende Sonne warf ihre Strahlen über die Gräber, kein Blatt rührte ſich am Baume; Alles war ſtill, todtenſtill in der Stadt der Silberminen, die für die Erinnerung des Reiſenden nur der Rahmen um den Krämerlehrling iſt, der ſich grüßend über den Ladentiſch beugte.

XVI.

Das ſtumme Buch.

An der Landſtraße im Walde lag ein einſames Bauerngehöfte, die Straße führte quer durch ſeinen Hofraum. Die Sonne ſchien hernieder, alle Fenſter waren geöffnet: drinnen im Hauſe herrſchte ein reges Leben, hier im Hofe, in einer Laubhütte von blühendem Flieder, ſtand ein offener Sarg — den Todten hatte man hierher getragen, dieſen Vormittag ſollte er begraben werden. Niemand ſtand am Sarge und blickte den Todten trauernd an, Niemand weinte eine Thräne über ihn, ſein Antlitz war mit einem weißen Tuche bedeckt, und unter ſeinem Haupte lag ein großes, dickes Buch, deſſen Blätter aus ganzen Bogen Löſchpapier beſtanden, und in jedem Bogen lag eine verwelkte Blume; es war ein ganzes Herbarium, an verſchiedenen Orten geſammelt; es ſollte mit ins Grab, hatte er ſelbſt verlangt. An jede Blume knüpfte ſich ein Capitel aus ſeinem Leben.

„Wer iſt der Todte?“ — fragten wir, und man antwortete uns: „Der alte Student aus Upſala, er ſoll einſt ein flinker Menſch geweſen, alte Sprachen getrieben, geſungen und ſelbſt Lieder gedichtet haben, hat man geſagt; da kam irgend etwas dazwiſchen, und ſo warf er ſeine Gedanken und ſich ſelbſt auch auf den Branntwein, und als endlich auch gar ſeine Geſundheit darauf ging, ſo kam er zuletzt hier auf's Land heraus, wo Jemand Koſt und Logis für ihn bezahlte. Er war fromm wie ein Kind, wenn ihm nur nicht der finſtere Sinn überkam, dann war es ſchlimm, und er wurde wie ein Rieſe und lief wie ein gehetztes Wild im Wald herum; aber wenn wir ihm nur wieder nach Hauſe kriegten, und ihn dahin brachten, daß er das Buch mit den trocknen Kräutern öffnete, dann ſaß er oft ganze Tage und blickte bald eins, bald ein anderes Kraut an, und manchmal rollten ihm die Thränen über die Wangen; Gott weiß, was er dabei dachte. — Aber das Buch bat er uns, in den Sarg unter ſeinen Kopf zu legen, und jetzt liegt er da, und in einer kleinen Weile wird der Deckel zugenagelt, und er wird ſeine ſüße Ruhe im Grabe haben!" —

Das Leichentuch wurde emporgehoben; es war Friede in des Todten Antlitz, ein Sonnenſtrahl fiel darauf; eine Schwalbe ſchoß in ihrem pfeilſchnellen Fluge in die Laubhütte hinein und kehrte im Fluge um, zwitſchernd über das Haupt des Todten.

Welch ſonderbares Gefühl iſt es doch — wir kennen es gewiß Alle — alte Briefe aus unſerer Jugendzeit wieder zu durchblättern; gleichſam ein ganzes neues Leben taucht mit allen ſeinen Hoffnungen und Sorgen hervor. Wie viele der Menſchen, mit denen wir in jener Zeit ſo innig verkehrten, ſind uns jetzt wie geſtorben, und doch leben ſie noch, aber wir haben ihrer ſeit lange nicht gedacht, ihrer.

an die wir einſt glaubten, immer feſtzuhalten, mit denen wir Freud' und Leid theilen wollten.

Das verwelkte Eichenblatt im Buche hier erinnert an den Freund, den Schul-Freund, den Freund für's ganze Leben; er heftete dieſes Blatt auf die Studenten-Mütze, im grünen Walde, als der Bund für's ganze Leben geſchloſſen ward; — wo lebt er jetzt? — Das Blatt iſt aufgehoben, die Freundſchaft zerſtoben! — Hier iſt eine fremde Treibhauspflanze, zu zart für die Gärten des Nordens — es iſt als dufteten dieſe Blätter noch! ſie gab ſie ihm, das Fräulein aus dem adeligen Garten. Hier iſt die Waſſerroſe, die er ſelbſt gepflückt und mit ſalzigen Thränen begoſſen hat, — die Roſe der ſüßen Gewäſſer. Und hier iſt eine Neſſel, was ſprechen ihre Blätter wohl? Was dachte er wohl, als er ſie pflückte, als er ſie aufhob? Hier iſt ein Maiblümchen aus des Waldes Einſamkeit, hier iſt Immergrün aus dem Blumentopfe der Schenkſtube, und hier der nackte, ſcharfe Grashalm. —

Der blühende Flieder neigt ſeinen friſchen duftenden Büſchel über das Haupt des Todten, — die Schwalbe fliegt wiederum vorüber, quiwit! quiwit! — — Jetzt kommen die Männer mit Nägeln und Hammer, der Deckel wird über den Todten gelegt, damit ſein Haupt auf dem ſtummen Buche ruht; — aufgehoben — zerſtoben!

XVII.

Das Jäther-Thal.

Alles war zurecht gemacht, der Wagen nachgeſehen, ſogar für eine Peitſche mit einer guten Schnur war geſorgt; zwei Peitſchen ſeien noch beſſer, ſagte der Krämer, der uns die eine verkaufte, und der Krämer war ein erfahrener Mann, das iſt der Reiſende manchmal nicht; ein ganzer Sack voll „Slanter“, das heißt: Kupfermünzen geringen Werthes, ſtand vor uns im Wagen, zum Brückengeld, für die Bettler, für die Hirtenknaben, oder für wen ſonſt, der uns die vielen Sperren öffnen würde, die quer über die Landſtraße bei jeder Einzäunung geſchoben ſind; aber wir mußten es ſelbſt thun, der Regen goß vom Himmel, daß es plätſcherte, es machte ſich Niemand ein Vergnügen daraus, in dem Wetter zu kommen. Die Schilfe im Moore neigten und beugten ſich, es war ordentlich Regenfeſt bei ihnen, und es ſauſ'te aus den Gipfeln der Schilfe: „Wir ſauſen mit dem Fuße, mit dem Kopfe, mit dem ganzen Körper, und ſtehen doch dabei auf einem Beine, hurrah! wir trinken Brüderſchaft mit dem hängenden Weidenbaume, mit den durchnäßten Blumen am Abhange, der Kelch läuft ihnen über, die Waſſerroſe, das feine zarte Fräulein kann mehr vertragen; hurrah! Das iſt ein Feſt! es gießt und gießt, wir ſauſen und ſingen, das iſt unſer eigenes Lied, Morgen quaken es uns die Fröſche nach und ſagen, „es ſei nagelneu!“

Und die Schilfe wackelten und ſackelten, und es goß vom Himmel herab, daß es plätſcherte, ja, das war ein Wetter, um das Zäther-Thal zu beſuchen und ſeine berühmte Herrlichkeit und Anmuth zu ſchauen! Nun flog die Schnur von der Peitſche ab, ſie wurde wieder und wieder angebunden, und immer wurde ſie kürzer, und zuletzt hatten wir weder Schnur noch Schaft, denn der Schaft ging der Schnur nach, oder richtiger: ſegelte ihr nach; der Weg war ganz ſchiffbar geworden und gab eine vollſtändige Vorſtellung vom Anfang der Sündfluth. Bald zog die eine Kracke zu ſehr, bald die andere zu wenig an, und nun knickte gar das eine Ortſcheit durch; ein ſchönes Schickſal! — Das war eine nette Fahrt! Das Leder vorn am Wagen trug in ſeiner großen Falte einen tiefen Teich mit Ablauf in unſerem Schooß. Nun ſprang eine „Mutter“ vom Wagen; wie der Kutſcher es nannte; nun löſte ſich die Windung der Stränge und die Querzügel langweilten ſich darüber und wollten auch nicht halten. Du herrliches Wirthshaus in Zäther, wie ſehnte ich mich weit mehr nach Dir, als nach Deinem berühmten Thale. Und immer langſamer gingen die Pferde, und immer ſtärker goß der Regen und wir — — — ja wir waren noch lange nicht in Zäther.

Geduld, Du mager-ſchmächtige Spinne, die Du ruhig im Vorgemach Dein Gewebe über des Harrenden Fuß ſpinnſt, ſpinne meine Augenlider zu, in einen Schlaf ſo ſtill wie der Gang der Pferde! Geduld, — nein, ſie war nicht auf dem Wagen nach Jäther. Aber dahin, nach dem Wirthshauſe an der Landſtraße, dicht an dem berühmten Thale, gelangte ich gegen Abend.

Und Alles im Hofe ſchwamm, chaotiſch gemüthlich, Dünger und Ackergeräthſchaften, zerfallene Eimer und Fäſſer, Stroh und Heu; die Hühner ſaßen dort, gewaſchen, daß ſie nur einem Schatten ihrer ſelbſt glichen, höchſtens noch gefiederten Gerippen, die in Reih' und Glied aufgeſtellt waren; und die Enten ſelbſt drückten ſich an die naſſe Mauer, des Naſſen überſatt. Der Hausknecht war träge, die Magd noch träger, es koſtete Mühe, Etwas von ihnen zu erlangen, die Treppe war ſchief, der Fußboden ſchräge und eben geſcheuert, er war mit dickem Sande beſtreut, die Luft war feucht und kalt; aber draußen, kaum zwanzig Schritte auf der anderen Seite des Weges lag das berühmte Thal, ein Garten, den die Natur ſelbſt angelegt hat, deſſen Anmuth in Gehölz und Geſträuch, Quellen und ſprudelnden Bächen beſteht. Das war ein langes Loch, ich ſah die Gipfel der Bäume emporragen, und der Regen zog ſeinen dichten Schleier darüber. Den ganzen langen Abend ſaß ich und blickte nach dem Thal hinüber während dieſes Guſſes aller Güſſe; ich glaubte der Wenern und Wettern und noch ein paar See'n ſtürzten durch ein ungeheures Sieb von den Wolken herab. Eſſen und Trinken hatte ich mir beſtellt, aber ich bekam nichts; ſie lieſen auf, ſie lieſen ab, es praſſelte auf dem Heerde, die Mägde ſchwatzten, die Knechte ſchnapſten, es kamen Fremde an, wurden einlogirt und bekamen Gebratenes und Gekochtes; mehrere Stunden waren verſtrichen, ich hielt eine Kraftrede an das Mädchen, und das Mädchen antwortete mir ganz pflegmatiſch: „Wenn der Herr in Einem fort ſitzt und ſchreibt, ſo kann er ja doch nichts zu ſich nehmen.“ —

Das war ein langer Abend, aber er verſtrich doch endlich; im Wirthshauſe war es ganz ſtill geworden; alle Reiſenden nur ich nicht, waren wieder fort, gewiß um ſich ein beſſeres Nachtlager in Hedemora oder Brunnbäck zu ſuchen; in die ſchmutzige Schenkſtube, guckte ich durch die halb offene Thür hinein, dort ſaßen ein paar Knechte und ſpielten mit alten, ſchmierigen Karten, ein großer Hund lag unter dem Tiſche und glotzte mit großen rothen Augen, die Küche ſtand leer, die Stuben gleichfalls, die Diele war naß, der Wind heulte, der Regen plätſcherte, — „Und nun zu Bett!“ — ſagte ich.

Ich ſchlief eine Stunde, ich ſchlief wohl zwei, und erwachte durch ein lautes Geſchrei von der Landſtraße her. Ich fuhr empor, es war Dämmerlicht, die Nacht um dieſe Zeit wurde nicht finſterer, die Uhr war gegen Eins. Ich hörte heftig an das Thor rütteln, eine tiefe Männerſtimme rief laut, und es wurde mit einem Knittel gegen die Thorbohlen geſchlagen. War es ein Betrunkener oder ein Verrückter, der zu uns herein wollte. Jetzt wurde das Thor geöffnet; es gab nicht viele Worte; ich hörte ein Frauenzimmer himmelhoch vor Schrecken ſchreien; man begann zu poltern; ſie liefen mit Holzſchuhen über den Hof; das Vieh brüllte, grobe Männerſtimmen miſchten ſich darunter, ich ſaß ſchon auf der Bettkante. Heraus oder herein! was war hier zu thun? Ich blickte aus dem Fenſter; draußen auf der Landſtraße, war nichts zu ſehen, und es regnete noch. Mit einem Male kam man mit ſchweren Tritten die Treppe herauf, man öffnete die Thür zum Zimmer neben mir — jetzt ſtand man ſtill! — ich lauſchte; ein großer eiſerner Riegel war an meiner Thür befeſtigt. Jetzt ging man drinnen umher, jetzt faßte man an die Thüre und ſtieß dann mit einem Fußtritte an, und während dies Alles geſchah, peitſchte der Regen gegen die Fenſterſcheiben, und ein Windſtoß erſchütterte ſie.

„Sind hier Reiſende?“ — rief eine Stimme, „das Haus brennt!“ Jetzt fuhr ich in die Kleider und aus der Thür nach der Treppe; kein Rauch war zu ſehen, als ich aber in den Hof trat — das ganze Gebäude war von Holz, lang und weitläufig — erblickte ich Flammen und Rauchwolken. Das Feuer war im Backofen entſtanden, um den kein Menſch ſich bekümmert hatte; ein Reiſender, der zufällig vorüberfuhr, wurde es gewahr, ſchrie, donnerte an das Thor, und die Weiber heulten, und die Kühe brüllten, als das Feuer ihnen ſeine rothe Zunge entgegenſtreckte.

Jetzt kam die Spritze an, das Feuer wurde gelöſcht, es war heller Morgen; ich ſtand auf der Landſtraße, kaum hundert Schritt von dem berühmten Thale entfernt. Man kann eben ſo gut hineinſpringen wie hineinkriechen! Und ich ſprang, und der Regen goß, und das Waſſer quoll, das Ganze war eine einzige Quelle. Die Bäume wandten vor lauter Regen die Kehrſeite heraus, und ſie ſagten, wie geſtern die Schilfe: „Wir ſauſen mit dem Gipfel, mit dem Fuße und mit dem ganzen Körper, und ſtehen doch auf einem Beine, — hurrah! Es regnet, es gießt, wir ſauſen und ſingen, das iſt unſer eigenes Lied, und ein nagelneues!“

Ja, aber das ſangen auch geſtern die Schilfe. Ich ſah und ſah, und von der Schönheit des Jätherthals weiß ich nur, daß es ſich gewaſchen hat!

XVIII.

Das Johannisfeſt in Leckſand.

Jenſeits des Dal-Stromes, über welchen uns der Weg nun zum dritten oder vierten Male führte, lag Leckſand. Der eine kleine Strecke von der Kirche von rothen Balken errichtete Glockenthurm hob ſich über die hohen Bäume des lehmigen Abhangs; alte Weiden neigten ſich maleriſch über den ſtarken Strom hinaus. Die fliegende Brücke ſchwankte unter uns, ja ſie ſank ſelbſt ein wenig, daß das Waſſer um die Hufe der Pferde ſpielte, aber das iſt nun einmal die Natur dieſer Art Brücken; die eiſernen Ketten, die ſie hielten, knarrten und klirrten, die Planken krachten, die Bretter plätſcherten, das Waſſer ſickerte und rieſelte, und endlich ſtiegen wir ans Land, wo der Weg nach der Stadt ſchräg hinanläuft; da ſtand noch der Maibaum vom vorigen Jahre mit ſeinen welken Blumen; wie viele der Hände die dieſe Kränze gebunden, mögen wohl jetzt ſchon verwelkt im Grabe ruhen!

Es iſt weit ſchöner hier oben am Abhange längs des Stromes zu gehen, als der geraden Landſtraße nach der Stadt zu folgen; der Pfad führt zwiſchen grasreichen Feldern und Laubgehölz auf das Pfarrhaus zu; dadrinnen verbrachten wir den Abend bei der freundlichen Predigerfamilie; der Hausvater war kürzlich geſtorben, ſie trugen Alle Trauerkleider; die junge Tochter hatte etwas, ich weiß nicht recht was, aber ich mußte an die feine Flachs-Blume denken, zu fein für den kurzen Sommer des Nordens. Sie ſprachen von dem Johannisfeſte morgen, und von dem Winter hier oben, wenn die Schwäne, oft über dreißig an der Zahl draußen auf dem Strome lagerten und wunderliche traurige Töne ausſtießen; immer kämen ſie paarweiſe, zwei und zwei, und paarweiſe flögen ſie wieder davon; ſtürbe der eine von ihnen, ſo blieb der andere noch immer lange nachdem die anderen fortgezogen wären, harrte, klagte, und flöge dann einſam davon.

Als ich des Abends das Pfarrhaus verließ, es war Neumond, wurde der Maibaum errichtet, über den Siljan's See, in den Strom hinein ſtrich das kleine Dampfſchiff „Prinz Auguſt“ mit mehreren anderen Fahrzeugen am Schlepptau; ein Spielmann ſtieg ans Land, er blies zum Tanze unter dem bekränzten hohen Maibaum, und rings um denſelben kreiſ'te man luſtig und fröhlich, als ſei das ganze Leben eine herrliche Sommernacht.

Am nächſten Morgen war das Johannisfeſt, es war Sonntag, es war d. 24. Juni, ein herrlicher, ſonnenklarer Tag. Der maleriſche Anblick beim ganzen Feſte iſt die Leute aus den verſchiedenen Kirchſprengeln ſchaarenweiſe in großen Böten über den Siljan-See ankommen und ans Land ſteigen zu ſehen.

Wir fuhren nach dem Landungsplatze Barkedalen, und ehe wir noch aus der Stadt heraus waren, kamen uns von dort, wie von den Bergen herab ganze Schaaren entgegen. Ganz in der Nähe von Leckſand iſt der Weg an beiden Seiten mit einer Reihe niedriger Holzbuden bedeckt, die nur durch die Thüre ihr Licht erhalten, ſie bilden eine ganze Straße und dienen den fremden Landleuten zum Stall, aber auch, was beſonders dieſen Morgen der Fall war, um in denſelben die Toilette zu muſtern; faſt alle Buden waren mit Bauernfrauen angefüllt, die an ihren Kleidern löſ'ten und feſtbanden, um in die richtigen Falten zu gerathen, und unterdeſſen doch aus den niedrigen Thüren ſchielten, damit Niemand ungeſehen vorüberginge. Die Menge der ankommenden Kirchengänger wuchs, Männer, Weiber und Kinder, Alt und Jung, ſelbſt Säuglinge, denn am Johannisfeſte bleibt Niemand zu Hauſe, der ſie warten könnte, alſo müſſen ſie ja mit. Alle müſſen zur Kirche. Welche ſchreiende Farbenpracht! feuerrothe und grasgrüne Schürzen ſchimmern uns entgegen. Die übrigen Kleidungsſtücke der Frauen ſind ein ſchwarzer Rock, ein rothes Mieder und weiße Aermel; Alle trugen ſie das Geſangbuch in ihren zuſammengefalteten ſeidenen Taſchentüchern eingewickelt. Die kleinen Mädchen waren ganz gelb angezogen mit rothen Schürzen, die allerkleinſten ganz in Curcume. Die Mannsleute trugen ſchwarze Röcke, wie unſere Paletots mit Stickerei von rother Wolle; ein rothes Band mit einer Troddel hing von dem großen ſchwarzen Hut herab, dunkle Hoſen und blaue Strümpfe mit rothen ledernen Strumpfbändern, kurz: es war ein ſchreiender Farbenreichthum, und noch dazu an dem klaren ſonnigen Morgen auf dem Waldpfad. Dieſer führte jäh zum See hinab, der blank und blau da lag; zwölf bis vierzehn lange Kähne, wie Gondeln geformt, lagen bereits dort auf das flache Ufer gezogen, das hier mit großen Steinen überſäet iſt; dieſe Steine dienten den ans Land Steigenden als Brücke, bei dieſen legten die Kähne an, und die Leute kletterten, gingen und trugen einander gegenſeitig ans Land; es ſtanden gewiß noch tauſend Menſchen an dem Ufer, und draußen auf dem See in der Ferne kamen noch zehn bis zwölf Kähne heran, einige mit ſechszehn Rudern, andere mit zwanzig, ja vierundzwanzig, von Männern und Weibern gerudert, und jeder Kahn mit grünen Zweigen geſchmückt; dieſe und die bunten Trachten gaben dem Ganzen etwas ſo Feſtliches, ſo phantaſtiſch Reiches wie man kaum glaubt, daß es der Norden beſitzt; die Kähne kamen näher, alle waren ſie mit Menſchen überfüllt, aber ſtill ohne Lärm und Reden kamen ſie an, und balancirten den waldbekränzten Abhang hinan; die Kähne wurden auf den Sand herausgezogen; das war zum Malen, beſonders ein Punkt, nämlich der Weg den Abhang hinauf, wo ſich die ganze Schaar zwiſchen Bäumen und Geſträuch dahin bewegte; am hervorſtechendſten hier waren zwei zerlumpte Jungen, ganz feuergelb angezogen, jeder von ihnen mit ſeinem Bündel auf dem Nacken, ſie gehörten zu Hauſe in Gagnef, dem ärmſten Kirchſprengel der „Dalarne;“ auch ein lahmer Mann mit ſeiner blinden Frau ſchritten hier einher; ich dachte an den Vers in meinem A — B — C:

Der Lahme hängt, mit ſeinen Krücken,
Sich auf des Blinden breiten Rücken.
Vereint wirkt alſo dieſes Paar,
Was einzeln Keinem möglich war! –

Auch uns gelang es die Stadt und die Kirche zu erreichen, dahin ſtrömten Alle; man ſagte, es ſeien mehr denn fünftauſend Menſchen verſammelt. Um neun Uhr begann der Gottesdienſt. Orgel und Kanzel waren mit blühendem Flieder geſchmückt; die Kinder trugen gleichfalls Flieder- und Birkenzweige; die ganz kleinen hatten ein Stück hartes Brod in der Hand, und vergnügten ſich durch das Kauen daran. Es war heute Communion für die jungen Confirmanden; es war Orgelklang und Pſalmenſang, aber auch ohrzerreißendes Kindergeſchrei und Wiederhall von ſchweren Fußtritten, die plumpen mit Eiſen beſchlagenen Schuhe der Dalekarlier ſtießen hart an den ſteinernen Fußboden. Alle Kirchenſtühle, die Emporkirche und der Hauptgang waren ganz mit Menſchen überfüllt, im Seitengange erblickte man verſchiedene Gruppen ſpielender Kinder und andächtiger alter Leute; dicht an der Sacriſtei ſaß eine junge Frau und ſtillte ihren kleinen Säugling; es war ein lebendiges Bild der Madonna ſelbſt.

Der erſte Eindruck des Ganzen war ergreifend, aber auch nur der erſte; es war gar zu viel Störendes; durch den Geſang tönten Kindergeſchrei und Lärm der Gehenden, und hierzu kam ein Zwiebelgeruch, der nicht auszuhalten war; faſt Alle führten kleine Büſchel von Zwiebeln mit ſich, wovon ſie fortwährend aßen; ich konnte es nicht ertragen und ging auf den Kirchhof hinaus. Hier, wie immer in der Natur, war es ergreifend, es war heilig. Die Kirchenthüren ſtanden offen, der Orgelklang und Pſalmenſang tönte heraus in Gottes Sonnenſchein an den offenen See, die Vielen, die keinen Platz in der Kirche erhalten hatten, ſtanden hier außen und ſtimmten in die Pſalmen mit den Anderen ein, rings herum auf den Grabſtätten, die faſt alle von Gußeiſen waren, ſaßen Mütter und ſtillten ihre Kleinen; die Quelle des Lebens ſprudelte über Tod und Grab! Ein ganz junger Bauer ſtand an einem Grabe und las die Inſchrift:

„Gelebt zu haben — o, wie ſüß!
Und ſterben können — o, wie ſchön!“

Chriſtlich ſchöne Denkſprüche, Strophen, gewiß aus dem Geſangbuche, waren ringsum an den Gräbern zu leſen; ſie wurden alle entziffert, denn der Gottesdienſt währte mehrere Stunden, — was indeſſen gewiß nicht der Andacht heilbringend ſein kann.

Endlich ſtrömte die Schaar aus der Kirche, die feuerrothen und grasgrünen Schürzen ſchimmerten, aber allmälig wurde die Menſchenmaſſe dichter und drängte ſich vorwärts, die weißen Kopfbedeckungen, weiß leinene Streifen und Aermel gaben die Hauptfarben ab, es war ganz wie eine Prozeſſion in den katholiſchen Ländern. Jetzt wurde der Weg abermals belebt; die überfüllten Kähne ruderten wieder davon; der eine Wagen nach dem anderen fuhr ab, aber es blieben doch noch Leute zurück. Sie ſtanden in Gruppen in der breiten Straße Leckſand's von der Kirche bis nach dem Wirthshauſe hinauf; ich wohnte hier im Wirthshauſe, und ich muß geſtehen, daß meine däniſche Sprache ihnen Allen ſehr fremd klang, ich ſprach alſo gebrochen Schwediſch und das Mädchen im Wirthshauſe verſicherte mir, ſie verſtünde mich beſſer als ſie voriges Jahr den Franzoſen verſtanden, der ſie Franzöſiſch angeredet habe.

Wie ich ſo in meinem Zimmer ſitze, tritt die kleine Enkelin der Wirthin zu mir herein, ein kleines nettes Kind, das glücklich beim Anblick meiner bunten Reiſetaſche, meines ſchottiſchen Plaids und des rothen Safians in meinem Koffer ward; ich nahm ſchnell einen Bogen Papier und ſchnitt dem Kinde eine türkiſche Moſchee mit Minareten und offenen Fenſtern aus, und es ſtürzte glückſelig aus meiner Stube fort. Kurz nachher hörte ich viel lautes Sprechen vom Hofe herauf, ich hatte eine Ahnung, daß es meinem Ausſchneiden gelte; ich trat leiſe auf den hölzernen Altan hinaus und ſah wie Großmutter unten im Hofe ſtand und mit ſtrahlendem Antlitz meine türkiſche Moſchee in die Höhe hielt; eine ganze Schaar Dalekarlier und Dalkullen ſtand um ſie herum, Alle in Kunſtextaſe über mein Werk, aber das Kind, das kleine, liebe Mädchen, ſchrie und ſtreckte die Hände nach ihrem rechtmäßigen Eigenthum empor, das ſie nicht behalten durfte, weil es gar zu ſchön ſei. Ich ſchlich mich, höchſt geſchmeichelt und ermuntert ins Zimmer zurück, aber einen Augenblick darauf klopft es an die Thüre; es war die Großmutter, ſie brachte mir einen ganzen Teller voll Pfefferkuchen.

„Ich backe die beſten in ganzen Dalekarlien" ſagte ſie — „aber ſie haben die alten Façonen aus der Zeit der Großmutter. Der Herr ſchneidet nun ſo ſchön, ſollte er mir nicht einige neue Façonen ſchneiden wollen?"

Und ich ſaß den ganzen Johannis-Abend und ſchnitt Modelle zu Pfefferkuchen: Nußknacker mit Ritterſtiefeln, Windmühlen, die Mann und Mühle zugleich vorſtellten, aber in Pantoffeln und mit einer Thüre im Magen, und Tänzerinnen, die mit dem einen Beine auf das Siebengeſtirn zeigten. Die Großmutter erhielt ſie alle, aber die Tänzerinnen drehte ſie um und um, die Beine gingen ihr zu hoch; ſie glaubte, ſie ſeien einbeinig und hätten drei Arme.

„Das wird neue Façonen geben" — ſagte ſie — „aber ſie ſind ſchwer!"

Ich hoffe, ich lebe jetzt in Dalekarlien in neuen Pfefferkuchen-Façonen."

XIX.

Am Siljan-See.

Wir befinden uns hoch oben in Dalekarlien, an dem Siljan-See, das Auge Dalekarliens, in welchem die Soler-Inſel mit ihrer ſchimmernd weißen Kirche den Augapfel bildet.

Wie ſchön iſt's hier im Sommer! Die fernen Berge zeigen ſich im reinſten Blau, das Sonnenlicht ſtrömt über die klare, blanke Waſſerfläche aus, wo die Fee der Wüſte, die Zauberhexe des Mittelländiſchen Meeres, Fata Morgana, mitunter kommt und ihr Luftſchloß bauet. Durch den Siljan-See, der Dalekarlier ſagt es, ſchwimmt der „Nök“ als Flußpferd mit ſchilfgrüner Mähne. Blicke über die Gewäſſer hinaus, wo die Böte kommen mit Brautleuten und Gäſten, mit Spiel und Geſang! Blicke die nächſten Wald-Abhänge entlang, wo die rothgemalten Holz-Häuſer im Sonnenſchein prunken, wo die Glocken der Ziegen klingen und der Geſang voll und ſtark tönt, als ſei er durch das Hirten-Horn geblaſen. „Huja! Huja!“ — —

Wie ſchön iſt es hier an einem Sommertage! Wie ſchön im Winter, wenn auch das Queckſilber friert in der ſtarken Kälte; der Himmel hier iſt dann doppelt hoch und blau; der Tannenwald ſteht grün im weißen Schnee! Des Köhlers Feuer kniſtert im Walde, der raſche Jäger erlegt den Wolf und den Bär, und auf dem Eisſpiegel Siljan's gleiten Schlitten hundertweiſe über die tiefen Gewäſſer dahin; der Rauchfroſt hängt ſich an den Pelz des Fahrenden, an ſeine Mütze, in ſeinen Bart. Schau es im Glanze des Vollmonds und in den rothen und blaugrünen Flammen des Nordlichts! Tritt ein in die Stube hier, wenn das Feuer im Ofen kniſtert und die Familie im Kreiſe vor demſelben ſitzt! Hier iſt's heimiſch, hier iſt's gut ſein! — Frage nur das Volk Dalekarliens! Wo es auch in der Welt hinkommt, wie gut es ihm auch ergeht, immer ſehnt es ſich doch nach der Heimat, nach der armen Hütte: „denn“ — ſagen die Dalekarlier — „wir leben ſo traulich in der Heimat!“

Geſundheit, Arbeit und Frohſinn iſt der Reichthum des Dalekarliers; er ſelbſt fühlt ſich noch aus alter Zeit her edelgeboren. er iſt König in ſeinem Hauſe; den König ſelbſt redet er mit „Du“ an.

Als unter König Karl Johann's Regierung einer deſſen Enkel Dalekarlien beſuchte, trat ein alter Bauer auf ihn zu, drückte ſeine Hand und ſagte: „Grüße auch Deinen alten Großvater in Stockholm!“

Das Volk in Dalekarlien liebt Geſang und Tanz: die „Nyckelharfe“ und das „Bockhorn“, die Sackpfeife und die Violine. Ein Dichterherz wohnt in dieſem Volke, und das Dichterherz liebt ſeinen König! Die Dalekarlier trugen am längſten die Gewalt und Ausſaugung, die geizige und böſe

Landvögte im Namen des Königs ausübten. Dies war unter der Herrſchaft der Dänen. Der Däne hat in frühern Zeiten böſe gehauſt im Schwedenlande, und der ſchwediſche Soldat gedachte dieſes, als er unter Karl dem Zehnten hart und böſe gegen den däniſchen Bauer verfuhr. Geſegnet ſeien die Harfen, welche erklangen, die Stimmen, welche ſangen: Verſöhnung! Geſegnet ſei die neue Zeit! Laßt uns ſchon in dieſer Welt einander verſtehen und lieben! Es iſt ſo ſchön, daß Brüder und Nachbarn in Eintracht und Freundſchaft leben. Das Sonnenlicht des Friedens, in Gott, ſtrahle über die Länder!

Die geſchichtlichen Erinnerungen Dalekarliens wenden unſeren Blick zurück in jene blutigen Zeiten; — von Dalekarlien aus ging Schwedens Einheits-Stern auf.

Skandinaviens Königin Margaretha war ihrem ſchwediſchen Lande keine liebende Mutter. König Erich der Pommer, den ein künftiger Dichter vor den Richterſtuhl der Nationen führen wird, verfuhr noch härter mit demſelben. Sein Name tönte in den Flüchen, die roher Vögte Grauſamkeit erpreßte; die Annalen der ſchwediſchen Geſchichte erzählen von dem „Kettenſteine“ an der offenen See, an welchen man den Bauer nackt anſchmiedete, in Froſt und Kälte, erzählen, wie er in Rauch aufgehangen wurde und oft darin erſtickte. „Ihm geſchah nur ſein Recht“ — ſagten ſie; er konnte oder wollte nicht bezahlen! Starb die letzte Kracke, die er beſaß, ſo ſpannte man ihn ſelbſt vor den Pflug und ſeine Gattin vor den Heuwagen. Ein däniſcher Vogt, Jöſſe Erikſon, grauſam wie der Geßler im

Schweizerlande, übte alles Böſe und jede Gewalt gegen die braven Dalekarlier. Der bittere Kelch floß über, und die Dalekarlier kündigten ihm den Gehorſam und baten ihn, er möchte ſich nicht unter ihnen blicken laſſen. Die Pfeile wurden geſchliffen, die ſtählernen Bogen hervorgenommen, und zum Führer erkor man Engelbrecht Engelbrechtſon, der in der Nähe des „Kupferberges“ wohnte, dort wo jetzt Fahlun liegt. Er war in ſeinen beſten Jahren, ein freier, edler Mann; er hatte in fremden Kriegsheeren gedient und war in Waffen und ritterlichen Sitten geübt. Aufruhr gegen den Vogt iſt doch Aufruhr gegen den König, meinte er, bat ſie deshalb, auszuharren, bis er die lange Reiſe nach Kopenhagen gemacht und mit dem König geredet hätte; und er unternahm die Reiſe. Der kleine unterſetzte Dalekarlier mit den klaren Augen, der ſtolzen Stirne und dem über die Schultern herabwallenden Haar trat in König Erich's Saal und ſprach die Klagen des Volkes mit klarer, lauter Stimme aus. Gute Verſprechungen wurden ihm gegeben, aber nicht gehalten; und Engelbrecht zog zum zweiten Male zum Könige, wurde aber nicht vorgelaſſen; alsdann erhoben ſich die Dalekarlier unter Engelbrecht, jagten die böſen Vögte fort und zerſtörten ihre Höfe. Die Axt des Dalekarliers zerhauete das Band zwiſchen König Erich und dem Schwedenreich.

Die Geſchichte wirft einen Glanz über Dalekarlien! Aus den Blättern der Geſchichte klingt es Dir in den Ohren, wenn Du dieſe Gegend beſuchſt.

Am Siljan-See, wo Rättwik und Mora ſich in der Waſſerfläche ſpiegeln, und in den dunklen Wäldern hier oben wanderte Guſtaf Waſa, verlaſſen und verfolgt, in der bitteren Zeit ſeiner Jugend, umher, jetzt ein reicher Stoff zu Bildern und Liedern. Auf Chriſtian des Zweiten königliches Geheiß wurden die Beſten des edlen Geſchlechts der Sture und unter dieſen Guſtaf Erikſon Waſa als Geißel nach Kopenhagen geführt und dort in den „Blauen Thurm“ eingeſperrt; bald darauf führte man doch Guſtaf nach einem milderen Gefängniß auf Kallöe-Schloß in Jütland. Seine Jugend und Schönheit nahmen für ihn ein; es wurde ihm erlaubt, umherzugehen, unter geringer Ueberwachung; dieſe ſah ihn oft halb träumend ſitzen und kummervoll mit den großen blauen Augen über das Kategatt nach der ſchwediſchen Küſte blicken; man war ſeinetwegen ſorglos, und dieſe Sorgloſigkeit ermöglichte ihm die Flucht. Er lief durch Wälder und über Haiden und ruhte erſt aus, als er zwölf Meilen von ſeinem Gefängniß entfernt war. Jütländiſches Vieh wurde nach Deutſchland getrieben, und Guſtaf Waſa ward Viehtreiber. So erreichte er Lübeck, wo er bei Bürgermeiſter und Rath ſeine Sache ſo wohl betrieb, daß man ihm Schutz gewährte und ihn mit einem Schiffe, das nach Schweden ging, weiter reiſen ließ. An der Stensöe-Landzunge in der Nähe von Calmar ging er ans Land; weil aber das Volk rings herum noch König Chriſtian's Verſprechungen von Milde und Gnade traute, mußte Guſtaf ſich in nächtlichen Fahrten durch die dichten Wälder ſeines Vaterlandes ſchleichen; die beſten

Männer der Sture gingen hier wie Geächtete und nach ihnen, doch namentlich nach Guſtaf, kundſchafteten die däniſchen Vögte. Das ganze Kriegsheer zog alsdann in die Gegend von Stockholm; dort wurde das Blutbad angerichtet. Bei der Kunde davon floh Guſtaf nach Dalekarlien. In der Tracht eines Dalekarliers, die Axt über die Schulter geworfen, langte er bei dem Rank-Hüttenwerke, zwei Meilen von Fahlun, an, und hier bei ſeinem früheren Schulkamerad, dem reichen Bergmanne Anders Pehrsſon trat er in Dienſte und droſch in der Scheune für Tagelohn. Das Dienſtmädchen im Hauſe wurde den goldeingewirkten ſeidenen Kragen gewahr, den Guſtaf unter ſeinem groben Wammſe trug, und ſie erzählte es dem Hausherrn, der darauf Guſtaf heimlich zu ſich rief und ſich von ihm über das Blutbad in Stockholm, von Guſtaf's Mutter, die in Dänemark gefangen gehalten, von all' der Noth erzählen ließ, die über Schweden gekommen, und daß Leben und Blut jetzt gewagt werden mußte! Aber es waren verlorene Worte, und Guſtaf mußte das Hüttenwerk verlaſſen und wieder in die Wälder ziehen. Es war Winter, das Eis brach unter ihm, als er über die „Lille-Au“ ging; im Fährhauſe zu Glottorp trocknete er ſeine naſſen Kleider und wanderte darauf nach Ornäs, wo Arendt Pehrsſon wohnte; aber dieſer war ihm ein falſcher Freund, der ihn verrieth und den Vogt benachrichtigte, welcher mit zwanzig ſeiner Geſellen ſich einfand; ſie waren ſchon im Hofe, aber Arendt Pehrsſon's Frau, die brave Barbro Stigstochter, warnte Guſtaf, der, ehe ſie in die Stube gelangten, ſich von einer Dachluke aus mit einem Seile herabließ, von dem Knecht empfangen wurde, der auf Barbro's Geheiß einen angeſpannten Schlitten in Bereitſchaft hatte und davon jagte nach Korsnäs, nach Sandwick und nach Swardſjö, immer gehetzt und gejagt von Spähern und Verfolgern. Bei dem Jugendfreunde aus der Schulzeit, dem Dorfpfarrer Jonn, wurde er gut aufgenommen; acht Tage verlebte er hier, und herzlich, im Vertrauen, ſprachen ſie von Schwedens Wohl; weil aber Arendt von Ornäs und der Vogt dort immer Späher und Soldaten ausſandten, mußte Guſtaf wiederum fliehen, und kaum war er in die warme Stube bei Herrn Swenn in Iſala eingetreten, als auch die Leute des Vogts ſich hier einfanden; aber liſtig ſprang Swenn's Frau auf Guſtaf zu, ſchlug ihn derb auf die Schulter und ſchalt ihn wie im Zorn: „Was ſtehſt Du hier und gaffſt die Fremden an, als wenn Du nie Leute geſehen hätteſt! Pack' Dich! Hinaus in die Scheune zum Dreſchflegel!“ Und Guſtaf ſtellte ſich dumm und ging, den Dreſchflegel zu ſchwingen. Es fiel den Leuten des Vogtes nicht ein, daß der geprügelte Burſche gerade Derjenige ſei, den ſie hätten ergreifen ſollen.

Auf allen Wegen und Stegen wimmelte es von Spähern und bewaffneten Leuten; überall in Dalekarlien ſuchten ſie die Geächteten, doch am eifrigſten ſuchten ſie Guſtaf Erikſon Waſa.

Die Dalekarlier wußten, daß er dort oben war; ſie wußten, daß er ſich unter ihren Schutz geſtellt hatte, und Alle ſchwuren in ihrem innerſten Herzen, daß er, als ein

Gaſt Aller, bei ihnen ſicher ſein ſollte, Keiner würde ein Verräther ſein, wie Arendt auf Ornäs.

Swenn in Jſala glaubte Guſtaf nicht ſicher bei ſich und wünſchte, er ſollte weiter in den Wald hineinziehen, nach dem Dorfe Marnäs. Dort wohnten zwei redliche Männer, die Brüder Maths und Pehr Olofsſon; aber auf allen Wegen dorthin ſtanden Wachen, an jeder Hecke, an jeder Brücke; deshalb mußte man Guſtaf in ein Fuder Stroh verbergen, das Swenn ſelbſt fuhr, und zwar zwiſchen alle Abgeſandte der Vögte hindurch; Einer dieſer ſtach mit ſeinem langen Spieß in das Stroh hinein und traf in das eine Bein Guſtaf's. Die Wunde war leicht, aber das Blut troff doch vom Stroh herab, und als Swenn dies gewahr wurde, ſchnitt er ſein Pferd in den Fuß, daß er blutete, und Niemand ſchöpfte Verdacht.

In den Wäldern Leckſand's an der Liungsö-Au unter einem großen umgeſtürzten Baume, deſſen weitausgedehnte Zweige einen großen Raum bedeckten, verbargen die Brüder den Flüchtling während drei Tage und Nächte und brachten ihm dorthin Nahrungsmittel; noch eine Nacht fand er hier Obdach und ruhte aus unter einer großen hängenden Birke; hier erwachte in ſeiner Seele der Entſchluß, an das verſammelte Volk zu reden, und er wagte ſich nach Rättwik; auf dem Kirchhofe daſelbſt ſprach er zu der Gemeinde von dem Blutbade in Stockholm und von all' der Noth, die der Schwede erleiden müſſe. Die Menge entſetzte ſich und ſchwur Rache, kehrte aber im nächſten Augenblicke zur

Vorſicht zurück; erſt wollte man erfahren, was die Nachbar-Gemeinden zu der Sache ſagen würden.

Und Guſtaf zog weiter über Mora nach Utmeland, wo Mats Larsſon's Frau ihn in ihrem Keller verbarg und das große Bierfaß über die Fallthüre ſchob, damit der Vogt und ſeine Geſellen ihn nicht fänden, wenn ſie kämen; hier verbarg man ihn die Weihnachten über, und erſt an einem der Feiertage trat er hervor und ſprach von einem Hügel bei Mora mit lauter, klangvoller Stimme zu den Dalekarliern herab, die aus der Kirche traten. Er mahnte ſie an ihrer Vorväter Liebe zur Freiheit und zum Vaterland, an ihre Kämpfe unter Engelbrecht und den Sturen; er ſprach vom Blutbad und von König Chriſtian's Grauſamkeit gegen Sture's Wittwe und Kinder. Die ganze Verſammlung war ergriffen, Einige weinten, Andere rieſen laut, daß ſie zu den Waffen greifen wollten, aber es traten auch Einige und bald Viele hervor und ſprachen gegen Guſtaf; ſie ſagten: Chriſtian's Blutbad gelte nur den Herren, nicht den Bauern; und ſie mögen mit Recht dieſe Anſicht gehegt haben, denn Chriſtian, der Tyrann des Adels, war der Freund des armen Mannes. Seine menſchenfreundlichen Geſetze zum Schutze des damals wie ein Thier geplagten Bauers legen noch in der Gegenwart Zeugniß für ihn ab.

Die Männer von Mora ſchwankten in ihrem Entſchluſſe; die Mehrzahl rieth Guſtaf, weiter zu ziehen bis über die norwegiſche Grenze; und muthlos zog er von dannen, indem er ſein Vaterland aufgab.

Schon erblickte er die norwegiſchen Felſen; tief betrübt blieb er ſtehen; ihn hungerte, ihn durſtete. Da hörte er Glockengeläut von der Lima-Kirche; er trat hinein und hielt ſeine Andacht. In heißem Gebete erhob ſich ſein tiefbetrübtes Herz zu Gott, der ihm Muth, Feuer und Kraft verlieh, noch ein Mal an die Bauern zu reden. Sie hörten ihn, ſie verſtanden ihn, aber ſie wagten nicht zu handeln, — und er zog weiter und gelangte nach dem Dorfe Sälen, dem letzten vor der norwegiſchen Grenze. Noch ein Mal, das letzte Mal, wandte er ſich gegen Dalekarlien und blickte zurück über ſeine Tannenwälder, ſein Eis und Schnee; da kamen, mit der Schnelligkeit des Dampfes, auf ihren Schneeſchuhen über Eis und eiſigen Schnee zwei Männer, gute Schneeſchuhläufer, vom Volke in Mora ausgeſandt, um Guſtaf zu ſuchen und ihn zurückzurufen als ſeinen Häuptling.

Gerade als Guſtaf Mora verlaſſen hatte, kam dort, gleichfalls geächtet, der berühmte Krieger Lars Olofsſon an; er ſprach zu dem Volke vom Blutbade und daß Chriſtian rings herum im Lande Galgen errichten ließ, und daß es bald auch ſo in Dalekarlien geſchehen würde, daß Steuern und Plagen ihm, wegen ſeiner Treue gegen die Sture, überkommen würden. Dann verdroß es die Leute, daß ſie Guſtaf hatten fahren laſſen, und ein alter Mann erhob ſich und ſagte, daß ein friſcher Nordwind geweht jedesmal wenn Guſtaf geredet; die Anderen alle erinnerten ſich daran, und da es nun dort oben ein alter Glaube iſt, daß was mit dem Nordwinde begonnen, auch glückt, ſo erhoben ſich Alle wie Ein Mann, ſie wollten Gut und Blut fürs Vaterland und für Guſtaf Erikſon Waſa wagen.

In Mora wurde ihm gehuldigt und er zog dann mit eilfhundert Mann nach dem großen Kupferberg und nahm den Bergvogt und die anderen Männer Chriſtian's gefangen. Die Geächteten ſtrömten zu ihm, das Volk, wo er hinkam, ſchloß ſich ihm an, ſein Heer war bis zu 15,000 Mann herangewachſen, als er bei Brunbek-Fähre ſeinen bewaffneten Feinden entgegentrat.

„Und es ſauſten der Pfeile mehr durch die Luft,
Als Hagel vom Himmel fallen,“

heißt es in dem alten Liede: die Pfeile der Dalekarlier ſauſ'ten über die Gewäſſer des Dal-Fluſſes dahin.

„Ein Volk, das Baumrinde ißt und nur Waſſer trinkt, kann der Teufel ſelbſt nicht bezwingen!“ — ſagte der däniſche Biſchof Beldenak, der dort war, und rieth ſeinen Landsleuten, ſich aus dem Staube zu machen; aber die Dalekarlier drangen mächtig vorwärts, die eine Leiche lag neben der anderen, mit dem ſtählernen Pfeil durch die Bruſt, daß er aus dem Rücken hervorragte. Groß war der Verluſt der Dänen, noch ſingen die Dalekarlier:

„Breit iſt der Brunbäka-Elf und auch tief
Drinn ſich ſo Mancher der Jüten verlief;
Dann floh der Däne aus Schweden.

Und Guſtaf mit ſeinen Dalekarliern zog weiter, nach Upſala, vorwärts zum Kampfe bei Brunkeberg und im Triumphzug nach Stockholm, wo er endlich, wie es im Liede heißt, ſeinen Getreuen zurufen konnte:

„Ihr ſchwed'ſchen Männer ſtandet mir treu zur Seite heut'
So Gott mir's Leben gönnet, mach ich euch wieder Freud'!“

Nach Dalekarlien, wo Guſtaf verfolgt umher irrte, nach Dalekarlien, wo das Volk genügſam und fröhlich iſt, wo die alten ſtählernen Pfeile und Bogen über dem Kamine hängen, wo der Tanz um den Maibaum kreiſ't, wollen wir wandern, Maler und Dichter, ein wenig von dieſen Beiden haben wir doch Alle, ſonſt würden wir ſie nicht verſtehen.

Der Wagen iſt angeſpannt, der Stallburſche wartet. Von Leckſand aus fahren wir längs dem See auf Rättwik und Mora zu. Der Burſche wird dir von König Guſtaf erzählen, jedes Kind hier kennt ihn, und biſt du ein Däne und der Bauer wittert dies, ſo wird er mit freundlichem Lächeln von den alten feindlichen Zeiten mit dir plaudern, und dir ſagen, wie gut es iſt, daß wir jetzt einander kennen. — Der Däne kommt hier herauf und beſucht uns, und der Schwede beſucht auch die Dänen. Die ſchwediſchen Krieger haben nach Hauſe geſchrieben und erzählen wie gut und ſchön ſie es als Freunde im Dänenlande fanden. Er wird dir erzählen wie innig ſie einander verſtanden, wie ſie einander in Sitten und Gebräuchen gleichen, im Glauben und Denken. Du wirſt auch erfahren, wie gut und herrlich das Korn in den letzten Jahren in Schweden gedeiht, ſelbſt dort oben in Dalekarlien; nur wenige Jahre zurück war hier die Hungersnoth ſo groß, daß ein Bauer zum Probſte ging, um ſich ein Bund Stroh zu kaufen, das er klein ſchneiden und unter das Brod von Birkenrinde miſchen wollte, das ſie zu eſſen genöthigt waren. „Jetzt haben wir gute Zeiten!“ — ſagt er — und zeigt dir ſein ſchwarzes hartes und flaches Brot, das er mit ſeinen weißen, ſtarken Zähnen bricht.

Die Sonne ſcheint hell über die dunklen, waldbewachſenen Gebirgsfirſte und über die ſtille Fläche des See's. Von der Landſtraße bei Bergseng hat man die weiteſte Ausſicht über Siljan. Man erblickt hier die kupferne Thurmſpitze von Mora's Kirche, und hinter derſelben die blauen Berge in doppelter Reihe. Bei Bergseng kehrt gewöhnlich der Reiſende um, er hat alsdann das Schönſte von Dalekarlien, aber doch nicht das Land in all' ſeiner Abwechſelung geſehen.

Unter uns, in der Nähe, liegt Rättwik's Kirche, glänzend weiß wie ein Schwan, auf der grünen Landzunge; dorthin wollen wir, nach einer freundlichen Heimath, nach dem Pfarrhofe, zu fröhlichen gutmüthigen Menſchen. Der Wald duftet, rings um uns herum wachſen wilde Johannisbeer-Sträuche und blüht die Johannisblume, primula farinosa, mit ihren rothen Blättern.

„Seien Sie willkommen hier!“ tönt es uns entgegen, und wir werden in des Pfarrhauſes großen Gartenſaal geführt; hier iſt's winterkalt, obgleich es doch um Johannis iſt, aber bald wird es hier gut und traulich, große Holzſcheite werden in beide Kamine geworfen, das Feuer kniſtert und ſtreckt ſeine Flammen hoch in den Schornſtein hinauf; liebe Nachbarn, der Prediger, der Arzt, Freunde aus der Nachbar-Gegend verſammeln ſich, die Punſchbowle dampft und das Geſpräch wird lebhaft, geſund und friſch, wie die Natur hier oben.

Nach Tiſche machen wir eine Wanderung nach der Kirche; auf die buntgemalten Bilder da drinnen fällt gerade das ſtarke Sonnenlicht. Vor der Kirchthüre ſteht die Armenbüchſe, „Lazarus“ genannt, eine ſonderbare Figur in Holz, die einen Bettler darſtellt. Es ſtrömen Männer, Weiber und Kinder herbei, eine Leiche wird zur Gruft getragen, die Männer lüften den Hut vor dem Todten, es iſt hier ſo Sitte, wie in den katholiſchen Ländern.

Wir wandern durch den Wald, einem kleinen Kornfeld vorüber.

„Hier kam ich voriges Jahr vorüber“ — erzählte einer unſerer Begleiter — „mitten im Korne da drinnen ging eine Perſon, ich glaubte es ſei der Pfarrer, und wollte ihm gerade ein „Guten Tag!“ rufen, aber noch bei Zeiten ſah ich, daß es Nalle war, wie wir ihn hier nennen. Es war ein großer Bär, der guter Laune auf den Hinterfüßen ſpazierte, die Aehren von dem Hafer fraß und vor ſich hin brummte. Ich ſagte nicht dieſer Perſon mein „Guten Tag!“ ich ging meine eigenen Wege, und das that ſie denn auch.“

Vom Walde aus gelangen wir auf den breiten Fahrweg, von wo Rättwik's Kirche, der See und die fernen Gebirge ein herrliches Bild darbieten; wir ſind bei der neuen

Badeanſtalt, die bequem und wohl eingerichtet iſt mit traulichen Wohnzimmern, Leſezimmern und Bädern. Dort kannſt du Dal-Mumien ſehen, aber lebendige, rothwangige, blühende Männer, in Decken eingehüllt, nur der Kopf iſt frei, es ſind die Badegäſte, die ſoeben dem kalten Bade entſtiegen ſind. Die Waſſeranſtalt bei Rättwik iſt ganz wie die in Gräfenberg in Schleſien. Auf dem Tiſche im Leſezimmer liegen Bücher und Zeitungen, man wird hier wieder von den Fäden berührt, die mit der lebendigen, unruhigen Welt zuſammenhängen, wir empfinden durch den electromagnetiſchen Strom des gedruckten Wortes, was draußen ſich rührt und geſchieht, und wir eilen wieder in die Natur hinaus, in den Sonnenſchein, in den Birkenduft am offenen Siljan-See.

Noch eine Wanderung nach dem Hauſe des Predigers unter den hohen Bäumen mit Ausſicht nach der See. In den kleinen Zimmern iſt es ſo traulich und hübſch; aus den großen Bücherſchränken ſtrahlen bekannte Namen, die ganze neue Literatur Skandinaviens harrt hier des Winters, um ihren Zaubergarten zu öffnen, wenn Eis und Schnee draußen liegt und Dalekarlien wie außerhalb Europa ſich befindet. Poeſie und Wiſſenſchaft ſprudeln mit ewigen Quellen, während die Natur ihren Winterſchlaf ſchlummern muß.

Von Rättwik ziehen wir nach Mora, wo Guſtaf zu der Gemeinde ſprach, wir begeben uns zu dem Porphyrbruch wo die prächtigen Vaſen geſchliffen werden, wir reiten den einſamen, ſchmalen Waldſteg hinan nach den Hütten der Finnen. Einſam und heilig, bunt und herrlich iſt es in Dalekarlien, am herrlichſten doch an dem Siljan!

Maler, nimm Skizzenbuch und Farben zur Hand, zieh nach Dalekarlien! Bild an Bild wird ſich dir offenbaren. Hierher komm im Frühling, wenn die jungen Burſchen ins Lager ziehen zur Waffenübung. Stelle dich auf den Weg, eine kleine Strecke von dem Schlage entfernt, der geöffnet wird und durch die der ganze Hauſe mit dem Spielmann an der Spitze paſſirt. Kinder und Greiſe ſtehen auf dem Hügel unter der hängenden Birke und winken „Lebt wohl!"

Tritt hinein in die Kleiderſtube, eine reichere Farbenpracht als hier bietet keine Stube in der farbenbunten Heimat der Türken. Die Kleiderſtube iſt gewöhnlich ein freiſtehendes Haus von Holz, wo das Vermögen an Kleidungsſtücken aufbewahrt wird; es iſt auf hohen Pfählen errichtet, damit die Ratten und dergleichen Thiere nicht hineinſchlüpfen. Die Treppe wird vor die Thüre hingeſtellt und du trittſt ein. Unter der Decke und längs der Wand, über Tonnenreifen ausgeſpannt hängen die Röcke und Kleider der Frauen, in allen Farben, eine Menge bis ans Unglaubliche, jede Perſon der Familie beſitzt oft deren ſiebzehn, achtzehn Stück. Hier hängen Schürzen und Leibchen, hier findet man die Röcke, Weſten und Hoſen der Burſchen; Strümpfe, die hervor zu wimmeln ſcheinen, in ſolcher Anzahl ſind ſie da; die Wäſche, ſowohl die ärmelloſe wie die Oberkleider dazu, haben hier ihren beſtimmten Platz. Der Fußboden iſt wie überſchwemmt mit Schuhen, ſo plump, ſo künſtlich und buckelig und holzſchuhförmig daß es ſcheint als habe der Verfertiger derſelben eine neue Erfindung gemacht! Die Geſangbücher ſind in eine Reihe in dem gemalten blumenverzierten Regale aufgeſtellt. Die Wand ſelbſt, wo man ſie vor Kleidungsſtücken zu erblicken vermag, iſt gleichfalls gemalt, dort z. B. ſchwebt der Prophet *Elias* auf ſeinem Feuer-Wagen von Sonnenroſſen gezogen, die in der Zeichnung ziemlich wie Ferkel ausſehen; auch Jakob, der mit *Jehovah* ringt, kann man hier ſehen, und Jehovah iſt im Frack, ledernen Hoſen und langen Stiefeln. Ueber die Fenſter hin, ſtehen Bibelſprüche und Namen, Tulpen und Roſen blühen dort wie ſie nie in der Natur blühen. Gieb uns ein Bild von der Kleiderſtube, wenn junge Mädchen dort ihren Putz holen oder denſelben wieder aufhängen.

„Das iſt Nichts zum Malen!“ ſagſt du vielleicht, nun, ſo iſt es was zu ſehen! — komm, komm!

Maler und Dichter, reicht Euch die Hände, geht hinauf nach *Dalekarlien*, das arme Land iſt reich an Schönheit und Poeſie, am reichſten doch an dem *Siljan-See*!

XX.

Glaube und Wiſſenſchaft.

(Eine Predigt in der Natur.)

Wahrheit kann nimmermehr gegen Wahrheit ſtreiten, die Wiſſenſchaft nicht gegen den Glauben; wir reden natürlicherweiſe von ihnen beiden in ihrer Reinheit; ſie begegnen ſich, und ſie kräftigen den herrlichſten Gedanken des Menſchen: Unſterblichkeit. Und doch — ſagſt Du — war ich ruhiger, ſorgloſer als ich, noch Kind, mein Auge an der Mutter Bruſt ſchloß und ohne Grübeln einſchlief, mich in dem Glauben allein wiegend. Dieſes Vorauswiſſen, dieſe Combination des Verſtandes in allen Dingen, dieſes Eingreifen des einen Gliedes in das andere, von Ewigkeit zu Ewigkeit, entreißt mir eine Stütze: mein Vertrauen zu dem Gebete, das die Flügel ſind, die mich zu meinem Gotte tragen! wenn dieſe ſich löſen, dann falle ich ohnmächtig in den Staub, ohne Troſt und Hoffnung. Zwar beuge ich mich vor dem Lichte der Erkenntniß, dem großen, dem herrlichen; aber es ſcheint mir doch Hochmuth, klug ſein zu wollen wie Gott. „Das ſollt Ihr werden!“ — ſagte die Schlange zu den Menſchen, als ſie ſie zum Genießen vom Baume der Erkenntniß verführen wollte. Mein Verſtand muß die Wahrheit deſſen anerkennen, was der Aſtronom uns lehrt und beweiſt, ich erblicke den wunderbaren unendlichen Verſtand Gottes in dem ganzen Weltgebäude, im Kleinen wie im Großen, wie es ſich an einander ſchließt, in einander greift zu einem unendlichen harmoniſchen Ganzen; und ich zittre in meiner höchſten Noth, in meinem höchſten Kummer: was vermag mein Gebet zu ändern, wo Alles Geſetz iſt von Ewigkeit zu Ewigkeit!

Du zitterſt vor der Allmacht, die ſich in der Allliebe offenbart, zitterſt vor dem Weſen, dem, menſchlich geſprochen, Verſtand und Herz ein Begriff iſt, zitterſt, indem du weißt, daß es dich zur Unſterblichkeit erkoren.

Ich weiß es im Glauben, im heiligen ewigen Worte der Bibel. Die Wiſſenſchaft legt ſich, wie ein Stein über mein Grab, aber es iſt mein Glaube, der ihn zerſprengt.

Dem iſt nicht ſo! die kleinſte Blume predigt von ihrem grünen Stengel, im Namen der Wiſſenſchaft: Unſterblichkeit. Höre ſie! Auch das Schöne führt den Beweis für die Unſterblichkeit, und mit dieſer Ueberzeugung aus dem Glauben und der Wiſſenſchaft, wird der Unſterbliche nicht zittern in ſeiner höchſten Noth; die Flügel des Gebets werden ſich nicht löſen, du wirſt an die ewigen Geſetze der Liebe glauben, wie du an die Geſetze des Verſtandes glaubſt.

Wenn das Kind die Blumen auf dem Felde ausreißt und uns die ganze Handvoll bringt, wo eine Blume ſo, eine andere ſo ſteckt, alle unter einander geworfen, dann erblicken wir in jeder einzelnen Blume die Schönheit, die Harmonie in Farben und Formen, die unſerem Auge ſo wohlthuend iſt; inſtinctmäßig ordnen wir ſie, und jede einzelne Schönheit fließt zuſammen in ein Schönheits-Ganzes, wir betrachten nicht länger die Blume, ſondern den ganzen Strauß. Die Schönheits-Harmonie iſt ein Inſtinct in uns, ſie iſt in unſerem Auge und in unſerem Ohr, dieſen Brücken von unſerer Seele nach dem Geſchaffenen um uns herum. In allen unſeren Sinnen iſt eine ſolche göttliche Durchſtrömung, in unſerem ganzen Weſen ein Streben nach dem Harmoniſchen, wie es ſich in allem Geſchaffenen zeigt, ſelbſt in den Pulsſchlägen der Luſt — in Klangfiguren ſichtbar gemacht. In der Bibel ſteht der Ausdruck: „Gott im Geiſte und in der Wahrheit," und hier finden wir den bezeichnetſten Ausdruck für das Erkennen, welches wir das Gefühl des Schönen nennen; was anders iſt daſſelbe wohl als „Geiſt und Wahrheit," dieſe Offenbarung Gottes, und ſo wie unſere eigene Seele aus dem Auge und in der feinen Bewegung um unſeren Mund ſtrahlt, ſo leuchtet aus allem Geſchaffenen das Bildniß Gottes im Geiſte und in der Wahrheit hervor. Die Harmonie-Schönheit iſt von der kleinſten Blume, dem kleinſten Blatt, bis an den großen vollen Strauß, von unſerer Erde ſelbſt bis an die zahlloſen Himmelskörper im unendlichen Raume zugegen; ſo weit das Auge blickt, ſo weit die Wiſſenſchaft reicht iſt Alles, Kleines und Großes, — Schönheit durch die Harmonie.

Aber blicken wir nun auf den Menſchen — für welchen wir den höchſten, den heiligſten Ausdruck haben: „zum Bilde Gottes" geſchaffen — den Menſchen, der die ganze Schöpfung Gottes zu erfaſſen und in ſich aufzunehmen vermag, dann ſcheint die Harmonie des Erſchaffenen hier gebrochen zu ſein. Indem wir geboren werden, ſind wir alle gleich! als Geſchöpfe haben wir alle „keine Anrechte“; wie verſchieden theilt uns Gott die Fähigkeiten zu! Einzelne erhalten ſo unendlich große, Andere ſo geringe; die Geburt bedingt Heimat und Verhältniſſe, und wie unendlich Vielen von uns werden nicht die härteſten Kämpfe zugetheilt; hieher geſetzt, hier eingeführt werden wir; wie Viele könnten nicht mit Recht ſagen: „Beſſer wäre mir daß ich nimmer geboren!“

Das Menſchenleben, das höchſte hier auf Erden, wurde alſo nicht den Schönheits-Geſetzen der Harmonie unterworfen, das iſt undenkbar, das iſt Unrecht, und kann ſomit nicht ſtattfinden.

Die Disharmonie des Lebens liegt darin, daß wir nur einen kleinen Theil deſſelben erblicken, nämlich das Daſein hier auf Erden; es muß ein fortgeſetztes Leben, eine Unſterblichkeit geben.

Das predigſt du uns, du die kleinſte Blume, wie Alles, was geſchaffen iſt in Schönheit und Harmonie. Ginge unſer Daſein mit dem Tode hier zu Ende, dann wäre das Vollkommenſte in Gottes Schöpfung, nicht vollkommen, Gott nicht die Gerechtigkeit und Liebe, wie Alles in der Natur und der Offenbarung es beſiegelt; und deutet man auf die ganze Menſchheit, als die, in welcher die Harmonie ſich offenbaren wird, dann ſinkt all' unſer Streben und Wirken anf die Thärigkeit der Corallen-Schnecke herab; die Menſchheit wird nur ein Monument. der Größe des Schöpfers errichtet, dieſer hätte nur ſeine Herrlichkeit, nicht aber ſeine höchſte Liebe gezeigt. Alliebe iſt nicht Selbſtliebe! Unſterblichkeit beſitzen wir!

In dieſem reichen Bewußtſein fühlen wir uns zu Gott emporgehoben, feſt überzeugt, daß was mit uns geſchieht, zu unſerem Beſten geſchieht! Unſer irdiſches Auge vermag nur bis zu einer gewiſſen Grenze in den Raum hinein zu ſchauen; unſer geiſtiger Blick erreicht auch nur ein beſtimmtes Ziel, aber jenſeits deſſelben müſſen dieſelben Geſetze der Alliebe herrſchen, wie hier. Das Vorauswiſſen des ewigen Verſtandes darf uns nicht ängſtigen. Wir wiſſen vollſtändig, welche Entwicklung in den verſchiedenen Jahreszeiten ſtattfinden muß, wir wiſſen die Zeit der Blüthen und der Früchte, welche Arten dann emporkeimen und gedeihen, die Zeit der Reife; wir wiſſen wenn die Stürme herrſchen werden, und wann die Regenzeit eintritt; Gott muß ſomit in einem unendlich höheren Grade dieſelbe Kenntniß von ſeiner ganzen Schöpfung: dem Univerſum mit ſeinen zahlloſen Himmelskörpern wie von unſerer Erde und dem darauf lebenden Menſchengeſchlecht beſitzen; er muß Alles wiſſen, — und hier werden ihm Jahrtauſende gleich einem Tage — dann wird die Entwicklung, das Blühen des Menſchengeſchlechts ſtattfinden, dann werden dieſe oder jene Stürme der Leidenſchaft, der Entwicklung herrſchen und unter dieſen oder jenen Characteren zur Entwicklung kommen, Perſonen mächtige Triebfedern werden, jeder ein geborner Gott-Menſch ſein.

Die Geſchichte zeigt uns dieſe, ein Glied greift in das andere, in der geiſtigen Welt wie in den materiellen Schöpfungen. Das Auge der Weisheit, das Vater-Auge umfaßt das Ganze! und ſollten wir dann nicht in der Noth unſeres Herzens auf dieſer Erde, mit Hoffnung zu dieſem Vater beten, beten wie der Erlöſer betete: „Nimm dieſen Kelch von mir, aber es geſchehe nicht mein, ſondern dein Wille!“ Vergeſſen wir dieſe letzten Worte nicht! und unſer Gebet wird erfüllt werden, wenn es zu unſerem Wohle iſt, und iſt es nicht zu unſerem Wohle, dann laß uns ſein wie das Kind hienieden, das ſich in ſeinem Kummer an ſeinen irdiſchen Vater wendet, und bei ihm nicht den Wunſch erfüllt ſieht, aber durch milde Worte und liebevolle Sprache der Vernunft gelabt wird, daß das Auge den Kummer in Thränen auflöſt und des Kindes Schmerz ſich mildert — das wird uns auch im Gebete geſchenkt werden! Das Auge wird Thränen haben, das Herz Troſt und Hoffnung erhalten! — und wer iſt wohl ſo tief auf die Wege der Seelen vorgedrungen, daß er leugnen dürfte, daß das Gebet der Flügel iſt, der uns in die Sphäre der Eingebung erhebt, wo Gott uns den Oelzweig der Hilfe und Gnade reichen wird.

Gerade wenn wir offenen Auges auf dem Wege der Wiſſenſchaft wandern, erblicken wir die Herrlichkeit der Verkündigung. Die Weisheit des Menſchengeſchlechts iſt nur eine kurze Spanne an der hohen Säule der Offenbarung, die Gott trägt, aber dieſe kurze Spanne wird wachſen durch die Ewigkeit, im Glauben und mit dem Glauben. Die Wiſſenſchaft iſt wie eine chemiſche Probe, die da ſagt, daß das Gold echt iſt.

XXI.

Im Walde.

Wir ſind ſchon eine weite Strecke jenſeits des Fluſſes wir haben die Kornfelder verlaſſen und ſind in den Wald getreten, wo wir vor dem kleinen Wirthshauſe Halt machen, das zum Johannisfeſte über der Thür und den Fenſtern mit grünen Reiſern geſchmückt iſt; die ganze Küche iſt mit Birken- und blühenden Eibiſchbeerzweigen ausgeſchmückt; das flache Brod hängt über langen Stangen, die unter der Decke angebracht ſind; das Manna der Wald-Wüſte ſchwebt über dem Kopfe der Alten, die dort ſteht und ihren meſſingenen Keſſel blank ſcheuert; die Schenkſtube, wo die Bauern ſitzen und fröhlich zechen, iſt gleichfalls herrlich mit Grünem geſchmückt; Johannes baut überall ſeine Laubhütte, doch am größten iſt dieſelbe im Walde ſelbſt; meilenweit erſtreckt ſich der Wald, meilenweit ſetzen wir unſeren Weg fort, ohne ein Haus zu erblicken, vielleicht ohne einem Fahrenden, Reitenden oder einem Fußgänger zu begegnen. Komm! der Stallknecht ſpannt andere Pferde an; komm mit in die große Wald-Wüſte, wir fahren auf ebenem, gebahntem Wege; die Luft iſt klar, hier iſt's ſommerwarm, hier iſt Duft von Birken und Linnéa. Es geht bergauf, bergab, immer ſchlängelt ſich der Weg und bietet uns dadurch eine Abwechſelung, doch ſtets den Wald, den dichten, vollen Wald; wir kommen an kleinen See'n vorüber; ſie liegen ſo tief und ſtill, als verbärgen ſie die Nacht und den Schlaf hinter ihren dunklen Glas-Flächen. Jetzt befinden wir uns in einer Wald-Ebene, wo rings herum nur oberhalb der Wurzel verkohlte Baumſtumpfe ſtehen; ſchwarz, verbrannt und öde iſt die lange Strecke, nicht ein Vogel fliegt über ſie hin. Jetzt grüßen uns wieder hohe, hängende Birken; ein Eichhorn ſpringt ſpielend über den Weg den Baum hinan; unſer Auge ſpäht über die waldbewachſene Bergwand dahin, die ſich weit, weit erſtreckt; aber noch erblicken wir kein Haus, nirgends ſteigt die bläuliche Rauchwolke empor, die uns anzeigt: hier ſind Menſchen. Die Sonne ſcheint warm, die Fliegen tanzen um die Pferde herum, ſetzen ſich auf dieſe, fliegen wieder empor, tanzen, um aufs Neue zu ruhen und ſtill zu ſitzen; ſie denken vielleicht dabei: „jetzt geht es nicht mehr vorwärts, da iſt keine Bewegung, wir ſitzen ja ſtill!“ Sie denken, was viele Menſchen denken, die ſich nicht erinnern, daß die Pferde der Zeit immer vorwärts mit uns fliegen! — Wie es hier einſam iſt! Man iſt ſo ſchön allein mit Gott und ſich ſelbſt. So wie das Sonnenlicht über die Erde und über die weiten einſamen Wälder ſtrömt, ſo ſtrömt der Geiſt Gottes über den Menſchen und in den Menſchen; Ideen und Gedanken entfalten ſich, unendlich, unerſchöpflich, wie er iſt, wie der Magnet, der dem Eiſen von ſeinen Kräften mittheilt und ſelbſt keine dadurch verliert. In der Waldnatur, hier auf dem langen, einſamen

Weg wird es gerade lebendig auf der großen Landſtraße des Gedankens, die durch unſeren Kopf führt. Wunderliche, reiche Karavanen ziehen vorüber aus den Werken des Dichters, aus der Heimat der Erinnerung, und neue, welche die Umgebungen des Augenblickes gebären: fromme Kinderproceſſionen mit wehenden Fahnen und frohen Geſängen, tanzende Menaden, die wilden Bacchanten des Bluts. — Die Sonne ſengt hier in dem offenen Wald! Es iſt, als ſei der Sommer des Südens hier herauf gezogen in die nordiſche Wald-Einſamkeit und habe ſich ein Waldthal ausgeſucht, wo er auf den heißen Sonnenſtrahlen liege und ſchliefe; daher dieſe Stille, als ſei es Nacht; keinen Vogel hört man, kein Zweig bewegt ſich. Was träumt wohl dem Sommer des Südens hier oben im Norden unter Tannen und duftenden Birken? —

Schriften des Alterthums vom klaſſiſchen Boden des Südens berichten Sagen von mächtigen Fee'n, die ſich in Schwäne verwandelten und gen Norden flogen nach dem Lande der Hyperboräer, „öſtlich des Nordwindes“; dort oben in den ſtillen See'n badeten ſie ſich und gewannen eine verjüngte Geſtalt. Wir ſind jetzt in den Wäldern hier an jenen tiefen See'n, wir ſehen Schwäne ſchaarenweiſe über uns dahinfliegen und in den reißenden Strömen und den ſtillen Gewäſſern ſchwimmen. Nach Weſten und Norden hin erſtrecken ſich die Wälder und werden immer größer, immer dichter; der Fahrweg hört auf, und nur zu Pferde auf dem einſamen Pfade gelangt man dorthin, nach der Grenze. Sagen von dem ſchwarzen Tod, von der

Peſt[*]) tauchen in der Erinnerung auf; ſie zog durch die Länder und verwandelte die bebauten Aecker, die Dörfer, ja ganze Kirchſpiele in wilde Felder und Wald. Verlaſſen und vergeſſen, überwuchert von Moos, Gras und Geſträuch ſtanden lange Jahre die Kirchen tief im Walde, Niemand wußte es; bis in einem neuen Jahrhunderte ein Jäger ſich dahin verirrte; ſein abgeſchoſſener Pfeil prallte von der grünen Mauer zurück, deren Moos er ablöſte, und die Kirche war gefunden; der Bauer fällte einen Baum im Walde, ſeine Axt ſchlug gegen die überwachſene Felswand, und ſie gab dem Schlage nach; die Fichten-Bohlen fielen, und eine Kirche aus der Zeit des ſchwarzen Todes war aufgefunden; wiederum ſchien die Sonne hell durch die Thür- und Fenſteröffnung auf den meſſingenen Kronleuchter und den Altar hinein, wo der Kelch des heiligen Abendmahls noch ſtand. Der Kuckuck kam und ließ ſich nieder und ſchlug: Viele, viele Jahre ſollſt du leben!

Wald-Einſamkeit, ſolche Bilder rollſt du dem Gedanken auf! Wald-Einſamkeit, durch deine gewölbten Säle zieht jetzt um die Sommerszeit das Volk, mit Vieh und Hausgeräth; Kinder und alte Leute ziehen nach dem einſamen Weideland, wo das Echo wohnt, wo das Volkslied mit der wilden Gebirgsblume hervorſpringt! Siehſt du den Zug! Der breite Leiterwagen, hoch beladen mit Kiſten und Tonnen, mit Stühlen und Geſchirren; der blanke Kupferkeſſel und der zinnerne Teller ſtrahlen in der Sonne; hoch oben auf dem ganzen Fuder ſitzt die alte Großmutter und hält ihr Spinnrad feſt, das die Pyramide ſchließt. Der Vater lenkt das Pferd, die Mutter trägt das jüngſte Kind auf dem Rücken in ein Fell eingenäht; langſamen Schrittes geht der Zug. Das Vieh wird von den halberwachſenen Kindern getrieben; ſie haben einer der Kühe einen Birkenzweig zwiſchen die Hörner gewunden, aber ſie ſcheint nicht ſtolz auf ihren Putz zu ſein, ſie geht denſelben Stillleben-Schritt wie die anderen und ſchlägt mit dem Schwanze nach den naſeweiſen Fliegen. Wird die Nacht kühl auf der einſamen Weide, dann iſt hier Holz im Ueberfluß; der Baum fällt ſelbſt vor Alter und bleibt liegen und vermodert. Aber hüte den Scheiterhaufen wohl, fürchte den Feuergeiſt in der Wald-Wüſte; er kommt von dem nicht gelöſchten Scheiterhaufen, er kommt aus der Gewitterwolke auf dem blauen Blitzſtrahl geritten, der das dicke, trockene Moos der Erde entzündet: Bäume und Geſträuche fangen Feuer, die Flamme ſchlägt von dem einen Baume zum anderen über, es iſt wie ein Schneegeſtöber von Feuer, die Flamme fliegt in die Gipfel der Bäume; welches Krachen und Brauſen, als ſeien es Meeresfluthen. Die Vögel fliegen ſchaarenweiſe auf und ſinken, vom Rauche erſtickt, zu Boden; die Thiere fliehen oder verbrennen, von dem Rauche umſponnen! Höre ihr Geſchrei! Das Heulen des Wolfes und des Bären, kennſt du es? — Nur ſtilles Wetter, Regentage und die Wald-Ebenen ſelbſt vermögen dem Feuermeer Grenzen zu ſetzen und der abgebrannte Wald ſteht verkohlt da, mit ſeinen ſchwarzen Stämmen und Stümpfen, wie wir es hier im

---

[*]) Im Jahre 1350.

Walde an der breiten Hauptſtraße ſehen; auf dieſer bleiben wir, aber ſie wird immer ſchlechter; ſie iſt eigentlich gar nicht Straße, ſie iſt erſt jetzt im Entſtehen; große, halb ausgegrabene Steine liegen, wo wir fahren, große Bäume ſind umgeworfen und gerade dort gefallen, wo wir vorwärts müſſen, und deshalb ſind wir gezwungen aus dem Wagen zu ſteigen; die Pferde werden ausgeſpannt, die Bauern ſind behilflich den Wagen über Gräben und ungebahnte Pfade zu heben und zu ſchieben. Die Sonne ſcheint nicht mehr, es fallen einzelne Regentropfen, und bald iſt es ein dichter Regen; aber wie duftet die Birke dabei! In der Entfernung ſind Hütten von loſen Baumſtämmen und friſchen, grünen Zweigen erbaut, und in jeder brennt ein großes Feuer. Sieh, wie der blaue Rauch aus dem grünen Laubdach wirbelt; es ſtehen Bauern da drinnen bei der Arbeit, ſie hämmern und ſchmieden; hier hält man Mahlzeit. Dort wird eine Mine angelegt, um ein Felſenſtück zu ſprengen. Und immer dichter fällt der Regen und prächtiger duftet die Tanne und die Birke. Es iſt herrlich ſchön im Walde!

XXII.

Fahlun.

Endlich waren wir aus dem Walde heraus, und erblickten eine Stadt vor uns, die, wie die meiſten engliſchen Fabrikſtädte, von einer dicken Rauchwolke umgeben war; aber hier war der Rauch grünlich: es war die Stadt Fahlun. Der Weg führte jetzt bergab zwiſchen großen Hügeln hin, die aus den weggeworfenen Schlacken bei den Schmelzöfen entſtanden waren und wie ausgebrannte, erſtarrte Lava ausſahen, kein Keim war zu erblicken, kein Grashalm guckte am Rande des Weges hervor, kein Vogel flog vorüber, ein ſtarker Schwefelgeruch, wie zwiſchen den Kratern in Solfatara erfüllte die Luft. Das Kupferdach der Kirche ſchimmerte uns grünſpanartig entgegen. Lange, gerade Straßen öffneten ſich, es herrſchte Todesſtille hier, als wenn Peſt und Krankheit in dieſe dunklen Holzhäuſer hineingeſchaut und die Bewohner abgeſchreckt hätte, daß ſie nicht hinaustraten; doch Peſt und Krankheit kommen hier nur in vereinzelten Fällen vor; als die Peſt in Schweden raſte, flüchteten ſich die Reichen und Mächtigen gerade hierher nach Fahlun, deſſen ſchwefelerfüllte Luft die einzige geſunde war. Ein ockergelbes Waſſer füllt den Bach, der ſich zwiſchen den Häuſern dahin ſchlängelt, der Rauch aus den Schachten und den Schmelzöfen hat ihnen etwas von ſeiner Farbentünche verliehen, ſelbſt in die Kirche iſt der Rauch gedrungen, die ſchlanken Kirchenſäulen ſind dunkel von dem Kupferrauch. Es war zufällig Gewitter als wir ankamen; aber dieſes Gedröhne und dieſe Blitze paßten gerade auf dieſe Stadt, die ſich zeigt, als ſei ſie auf den Rand eines Kraters erbaut.

Wir gingen nach der Kupfergrube hinaus, die der ganzen Gegend den Namen, „der große Kupferberg“ giebt; ſeine Schätze wurden, der Sage nach, dadurch entdeckt, daß zwei Ziegen, die ſich ſtießen, die Erde mit den Hörnern aufwühlten und dieſelben voll Kupfererz erhielten. Durch die einſame ockergelbe Straße, gelangten wir hinaus zwiſchen die hohen Haufen ausgebrannter Schlacken und Steinbröckeln, zu ganzen Wällen und Anhöhen angewachſen; aus den Schmelzöfen ſchien das Feuer in grünen, gelben und rothen Zungen unter einem blaugrünen Rauch; halbnackte rußige Knechte ſcharrten in großen, glühenden Feuermaſſen, daß die Funken rings umher ſtoben; man mußte an Schillers „Gang nach dem Eiſenhammer“ denken. Aus den aufgeworfenen Abfalls-Haufen, wo das Feuer noch in voller Thätigkeit in der Tiefe war, wälzte ſich der dicke Schwefeldampf hervor, der Wind trieb ihn quer über den Weg, wo wir vorwärts ſollten. Im Rauch und vom Rauch durchzogen lag ein Gebäude neben dem andern, und wunderlich unter einander geworfene Erd- und Stein-Hügel, als wären ſie unvollendete Verſchanzungen, ſtreckten ſich rings herum.

Gerüſte und lange, plötzlich abgebrochne Holzbrücken waren hier errichtet; große Räder drehten ſich, lange Eiſenketten und Taue waren in einer beſtändigen Bewegung. Und wir ſtanden vor einem ungeheuren Schlund; früher waren es drei Schlünde, aber ſie ſtürzten zuſammen, jetzt ſieht dieſe mächtige Senkung wie ein großes Thal, die vielen Oeffnungen dort unten bis an die Schachten ſehen von oben wie die Neſter der Erdſchwalbe in den Lehmabhängen aus, ein Paar Holzhütten lagen dort unten. Einige Fremde in Bergmannstrachten kamen unten mit ihren Führern zum Vorſchein, jeder mit dem angezündeten Kienſpahn, und verſchwanden wieder in einem der ſchwarzen Löcher. Drinnen in den finſtern Holzhäuſern, dicht in deren Nähe ſich große Waſſerräder drehten, kamen aus ſchwindelnden Schlünden, aus ſchmalen, tiefen Brunnen einige der Arbeiter hervor; ſie ſtanden je zwei und zwei in ihren Holzſchuhen, auf dem Rande der Tonne, die, in ſchweren eiſernen Ketten hängend, in die Höhe gewunden wurde; ſingend und ſchaukelnd kamen ſie fröhlich herauf. Die Gewohnheit macht verwegen. Man erzählte wie Jemand oft während der Auffahrt aus Muthwillen aus der Tonne getreten und ſich zwiſchen die loſen Steine des hervorſpringenden Felſens geſetzt habe, während tief unten geſchoſſen und geſprengt wurde ſo daß es zitterte und bebte, und die Steine rings um ihn herum hinab rollten; warnte man den Verwegenen, dann gab er immer den hier gewöhnlichen Witz zur Antwort: „Das hat mir noch nie den Hals gekoſtet!“

In einige Schachten ſteigt man mittelſt einer Maſchinerie hinab, die aus zwei gegen einander geſtellte eiſerne

Treppen beſtehen; ſie haben eine wippende Bewegung, ſo daß man, die hinaufführenden Stufen der einen Seite betretend, die in die Höhe gehen, immer aufwärts gehoben wird, und umgekehrt, die Stufen der anderen Seite benutzend, die niederwärts führen, allmälig auf den Grund gelangt. Dies ſei ſehr leicht, ſagte man, nur müſſe man ſchnell ſteigen, damit nicht der Fuß dazwiſchen komme und zermalmt werde, und dann müſſe man ſich noch erinnern, daß hier kein Geländer ſei und der tiefe Abgrund nach allen Seiten hin Einen angähne; der tiefſte Schacht hat eine ſenkrechte Tiefe von über hundert und neunzig Klaftern; aber hier ſei ſonſt gar keine Gefahr, ſagt man, es darf Einem nur nicht ſchwindeln, und ängſtlich dürfe man auch nicht ſein. Mit einem brennenden Kienſpahn als Fackel ſtieg einer der Steiger hinab, die Flamme erhellte die dunkle Felſenwand und wurde allmälig ſchwächer, — ein Schimmer nur, der verſchwand. Einige Tage vorher, erzählte man, hatten ſich fünf, ſechs Schuljungen unbemerkt hier hinein geſchlichen, und fanden Vergnügen daran, in der Finſterniß von Stufe zu Stufe auf dieſen maſchinenmäßigen Wippleitern zu ſteigen; aber zuletzt wußten ſie nicht recht, ob aufwärts oder niederwärts und hatten dann zu rufen und ſchreien angefangen; ſie kamen denn dießmal glücklich davon.

Bei einer der groſſen Oeffnungen, „der fette Matz“ genannt, befinden ſich reiche Kupferminen, die noch nicht angebrochen ſind; hier in dieſem Schlunde war es, wo man im Jahre 1719 die Leiche eines jungen Bergmanns fand, er ſah aus als ſei er an demſelben Tage hineingefallen, ſo unverändert war der Todte, aber Niemand kannte ihn; da trat eine alte Frau hinzu und brach in Thränen aus; der Todte war ihr Bräutigam, der vor neun und vierzig Jahren verſchwunden war; ſie ſtand da runzelig und alt, er war jung, wie damals wo ſie ſich zuletzt geſehen. In einer anderen Grube fand man im Jahre 1635 einen Todten von einem ſo friſchen Aeußeren, daß er faſt wie ein Schlafender ausſah, aber ſein Anzug und die alten Kupfermünzen, die bei ihm gefunden wurden, bezeugten daß er hier vor 200 Jahren umgekommen war.

Wir gingen nach dem ſogenannten „Gewächshaus“, hier wird der Vitriol gewonnen; wie lange Stücken grasgrünen Zuckers wuchs er um lange Stangen herum, die in dem kochenden Waſſer ſtanden. Der Dampf war ätzend ſtark, die Luſt hier legte ſich auf unſere Zunge, es war als ginge man umher mit einem angelaufenen Löffel im Munde. Es war ordentlich eine Erfriſchung wieder in den verdünnten Kupferdampf unter freien Himmel zu treten.

So dampfend, verbrannt und gewächslos die Gegend dieſſeits der Stadt iſt, ſo erfriſchend, grün und üppig iſt ſie jenſeits Fahlun; bis dicht an die äußerſten Häuſer heran wachſen hohe, laubige Bäume. Man iſt gleich in dem friſchen Tannen- und Birkenwald und blickt nach dem See und den fernen blauen Bergen bei Zäther.

Von Engelbrecht und den Thaten ſeiner Dalekarlier, von Guſtaf Waſa's abenteuerlichen Wanderungen wird dir das Volk hier erzählen und Denkmäler zeigen können. Aber wir bleiben in der rauchumwölkten Stadt mit den dunklen Häuſern der ſtillen Straßen. Es war faſt Mitternacht, als wir hier noch umhergingen und über den Marktplatz ſchritten; dort in einem Hauſe war Hochzeit und eine große Menſchenmaſſe ſtand vor demſelben, die Weiber zunächſt, die Männer ein wenig mehr zurück. Nach alter ſchwediſcher Sitte riefen ſie Braut und Bräutigam hervor; und dieſe kamen, ſie wagten es nicht anders; die Brautjungfern ſtanden ihnen zur Seite mit Lichtern; das Tableau war: die Braut mit niedergeſchlagenen Augen, der Bräutigam lächelnd, die Brautjungfern mit lächelnden Mienen, und das Volk ſprach: „Dreht Euch ein wenig! Jetzt den Rücken! Jetzt das Geſicht! Der Bräutigam ganz herum, die Braut näher heran!“ — Und das Brautpaar drehte ſich, und es fehlte die Kritik nicht; hier war ſie indeſſen lobend und gefällig, aber das iſt ſie nicht immer; es kann den Beiden eine peinliche, fürchterliche Stunde werden; gefallen ſie dem Publikum nicht, oder dieſes hat etwas gegen die Partie oder die Perſonen, dann hält es nicht damit zurück; vielleicht hört man auch irgend einen rohen Spaß, vom Gelächter des Volks begleitet. Man hat uns erzählt, daß dieſelbe Sitte noch vor einigen Jahren ſogar in Stockholm unter den niederen Klaſſen geherrſcht habe, ſo daß ein Brautpaar dort, das um dieſer Ausſtellung zu entgehen, ſich zu Wagen fortbegeben wollte, von der Menge angehalten wurde. Man riß den Schlag der Kutſche nach beiden Seiten auf und das ganze Publicum defilirte nun durch den Wagen, es wollte Braut und Bräutigam ſehen, das ſei ſein Recht!

Hier in Fahlun war der Anblick gemüthlich, das Brautpaar lächelte, die Brautjungfern gleichfalls und die Menſchenmaſſe lachte und ſchrie Hoch; auf dem übrigen Theil des Marktes und in den Straßen rings herum war es todesſtill und einſam.

Die Abendröthe glänzte noch, ſie ging in Morgenröthe über, es war um Johannis.

XXIII.

Was die Halme ſprachen.

Draußen auf dem See glitt ein Boot, und die Geſellſchaft dort ſang ſchwediſche und däniſche Lieder; aber am Ufer unter der hohen, hängenden Birke ſaßen vier junge Mädchen, ſo ſchön, ſo anmuthig; und jedes von ihnen riß vier lange Grashalme aus und band ſie zwei und zwei zuſammen, oben und unten. „Nun wollen wir ſehen, ob ſie in ein Viereck gebunden ſind“ — ſagten die Mädchen; „ſind ſie es, ſo geht Das in Erfüllung, woran man denkt!“ Und ſie banden und ſie dachten. — Niemand erfuhr den heimlichen Gedanken, den ſtillen Wunſch des Herzens. Aber ein kleiner Vogel hat doch davon geſungen. Die Gedanken des Einen flogen über Meere und Länder, über die hohen Berge, wo das Maulthier im Nebel ſicher ſteigt, nach Mignon's ſchönem Land, wo die alten Götter leben in Marmor und Farben. „Dahin, dahin! Werde ich jemals dahin kommen?“ Das war der Wunſch, das war der Gedanke, und es öffnete die Hand, betrachtete die zuſammengebundenen Halme, und dieſe hingen nur zwei und zwei zuſammen.

Und wo waren die Gedanken des anderen Mädchens? Auch in fremdem Lande; im Pulverdampfe unter den Blitzen von Kanonen und Waffen, bei ihm, dem Freunde ihrer Kindheit, kämpfend für die Kaiſermacht gegen das ungariſche Volk. Wird er zurückkehren, geſund und froh, nach dem friedlichen, gut begrenzten, glücklichen Schweden? Die Halme zeigten kein Viereck — eine Thräne bebte in den Augen des Mädchens.

Das Dritte lächelte; da war Ironie in dem Lächeln. Sollte unſer bejahrter Junggeſelle und das alte Fräulein dort, die jetzt ſo jugendlich wandern, ſo jugendlich lächeln, ſo jugendlich mit einander reden, nicht ein Brautpaar werden, ehe der Kuckuck nächſtes Jahr wieder ruft? Ach, das möchte ich wiſſen! Und die Denkerin lächelte, aber ſie ſprach nicht ihren Gedanken aus; die Halme blieben getrennt und alſo der Junggeſelle und die alte Jungfrau auch. „Es kann aber immer doch geſchehen,“ dachte ſie gewiß; das lag in dem Lächeln, das ſprach aus der Art und Weiſe, in welcher ſie die Halme fortwarf.

„Es giebt Nichts, das ich wiſſen will, Nichts, worauf ich neugierig wäre!“ ſagte das Vierte, band aber doch die Halme; denn auch hier war ein Wunſch lebendig, — aber kein Vogel hat davon geſungen; Niemand zerbricht ſich den Kopf damit; wiege dich nur ſorglos in der Lotusblume des Herzens, du glänzender Colibri, dein Name ſoll nicht ausgeſprochen werden, und die Halme ſagten auch hier — „ohne Hoffnung!“

„Jetzt Sie! jetzt Sie!“ riefen die jungen Mädchen einem Fremden zu. Derſelbe war aus dem Nachbarlande gekommen, von der Inſel, die einſt Gylfe aus Schweden herauspflügte. „Was wünſchen Sie Liebes, das geſchehen oder nicht geſchehen ſoll? Sagen Sie uns Ihren Wunſch!“ „Wenn mir das Orakel günſtig iſt“ — ſagte er, — „werde ich Ihnen den ſtillen Gedanken und das innige Gebet ſagen, womit ich dieſe Halme binde; aber ſollte ich kein beſſeres Glück haben als Sie, dann ſchweige ich!“ Und er band Halm an Halm, indem er lächelnd wiederholte: „Es hat nichts zu bedeuten!“ Und jetzt öffnete er die Hand, ſeine Augen ſtrahlten klarer, ſein Herz ſchlug ſtärker! — Die Halme bildeten ein Viereck! „Es geſchieht! Es geſchieht!“ riefen die jungen Mädchen. — „Woran dachten Sie?“ — „Ob mein Vaterland bald einen ehrenhaften Frieden gewinnen würde!“

„Es geſchieht! Es geſchieht!“ — ſagten die jungen Mädchen, — „und wenn es geſchieht, wollen wir nicht vergeſſen, daß die Halme es vorausgeſagt haben!“ „Ich will dieſe vier Halme aufbewahren, die prophetiſch zu einem Kranze für Sieg und Frieden gewunden ſind!“ ſagte der Fremde. „Und hat das Orakel wahr geſprochen, dann zeichne ich Ihnen das ganze Bild, wie wir hier unter den hängenden Birken am See ſitzen, nach den blauen Zäther-Bergen ſchauen und die Halme binden.

XXIV.

Das Dichter-Schild.

Wollte man dem Dichter ein Schild malen, es würde gewiß am bezeichnendſten ſein, aus „Tauſend und eine Nacht“ Scheheraſade zu malen, die dem Sultan Geſchichten erzählt. Scheheraſade iſt der Dichter, und der Sultan iſt das Publikum, das angenehm unterhalten ſein will, denn ſonſt enthauptet es Scheheraſade.

Mächtiger Sultan! — Arme Scheheraſade!

In mehr denn tauſend und einer Geſtalt ſitzt Sultan-Publikum und lauſcht. Betrachten wir ein paar dieſer Geſtalten!

Dort ſitzt ein fahler, mürriſcher Gelahrter; ſein Lebensbaum trägt gloſſenbeſchriebene Blätter; Fleiß und Ausdauer kriechen wie Schnecken auf der ſchweinsledernen Haut umher; der Magen iſt von Motten angefreſſen und iſt ſchlecht, ſehr ſchlecht. Verzeih die reiche Fülle des Geſanges, die unüberlegte Begeiſterung, den friſchen, jungen Sinn! Enthaupte nicht Scheheraſade! — Aber er köpfte ſie.

Dort ſitzt eine welterfahrene Nähmamſell, ſie kommt aus fremden Familien, aus einer einſamen Kammer, wo ſie ſaß und Menſchenkenntniß ſchlürfte; ſie kennt das Romantiſche. Verzeih, o Jungfrau, die du bei dem Nähzeug angeſpannt geweſen, und in deines Lebens Proſa nach Romantik ächzeſt, wenn dir die Erzählung nicht ſpannend genug ſein ſollte!

„Kopf ab!“ ſagt die Nähjungfrau.

Dort ſitzt eine Geſtalt im Schlafrock, dieſer orientaliſchen Tracht des Nordens für das Grafenkind, die Durchlaucht, den Sohn des reichen Brauers u. ſ. w.! Aus dem Schlafrocke, dem Herrenblicke und dem feinen Lächeln lieſt man nicht heraus, auf welchem Stengel er gewachſen iſt. Seine und des Nähmädchens Forderungen an Scheheraſade ſind gerade dieſelben: geſpannt, durchſchauert, mit Myſterien geſtopft, die ſchon der ſelige Spieß kannte.

Scheheraſade iſt enthauptet.

Weiſer, aufgeklärter Sultan! Du kommſt in der Geſtalt des Schulknaben heran; Römer und Griechen, in die Bücher-Riemen geſchnallt, trägſt du auf deinem Rücken, wie der Atlas den Himmel trug. Ueberſieh nicht die arme Scheheraſade, verurtheile ſie nicht, ehe du dein Penſum gelernt haſt und wieder ein Kind biſt, — enthaupte nicht Scheheraſade!

Du junger, feſtlich gekleideter Diplomat, auf deſſen Bruſt wir an den Ordenszeichen die Anzahl der Höfe erkennen, die du mit deiner hohen Herrſchaft beſucht haſt, nenne mit Milde Scheheraſade's Namen! Sprich Franzöſiſch von ihr, damit ſie über ihre Mutterſprache hinaus geadelt wird; überſetze von ihrem Geſange nur eine Strophe, ſo ſchlecht du kannſt, aber trage ſie in den ſtrahlenden

Salon, und ihr Todesurtheil iſt zurückgerufen durch das ſüße „charmant“ der Gnade.

Mächtiger Zermalmer und Erheber! Du Zeus der Blätter, Jupiter der Wochenſchriften, Monatsſchriften und Zeitungen, ſchüttle nicht im Zorne deine Locken! Schleudere nicht deinen Blitz, wenn Scheheraſade anders ſingt, als du es in deiner Familie gewohnt biſt, oder wenn ſie ohne Gefolge von deinen Geſellen geht.

Enthaupte nicht!

Noch eine Geſtalt wollen wir ſehen, die gefährlichſte von allen, ihn mit dem ſturmfluthenden Lobgeſang auf den Lippen, den blinden Enthuſiaſt. Das Waſchwaſſer von Scheheraſade's Fingern iſt ihm ein kaſtaliſcher Quell; der Thron, den er zu ihrer Apotheoſe errichtet, wird ihr Schaffot.

Das iſt das Dichter-Schild; male es:

„Der Sultan und Scheheraſade.“

Aber weshalb keine der würdigen Geſtalten, der milden, ehrlichen und ſchönen? Sie kommen auch, und auf ſie lenkt Scheheraſade ihren Blick; bei ihnen hebt ſie dreiſt ihr ſtolzes Haupt gen Himmel und ſingt von den Harmonien dort oben und hier unten in den Menſchenherzen.

Das würde ſtörend auf das Schild wirken: „der Sultan und Scheheraſade.“ Des Todes Schwert ſchwebt über ihr, während ſie erzählt, — und die Sultan-Geſtalt läßt uns erwarten, daß es fallen wird. Scheheraſade iſt die ſiegende, der Dichter iſt es, wie ſie; ſiegend, reich iſt er, ſelbſt in ſeiner ärmlichen Kammer, in ſeinen einſamſten Stunden, alsdann ſprießt Roſe bei Roſe, der

Himmel leuchtet mit Sternſchnuppen, als ſei ein neuer Himmel im Entſtehen begriffen und als rolle der alte dahin. Die Welt bekommt es nicht zu wiſſen, es iſt des Dichters eigenes Feſt, reicher als die köſtlichſten Feuerwerke der Könige. Er iſt glücklich, wie es Scheheraſade iſt, er iſt ſiegend, er iſt mächtig; die Phantaſie ſchmückt ſeine Wände mit Tapeten, wie ſie kein König beſitzt! Das Gefühl läßt ihm den Schönheits-Accord aus der Menſchheit Bruſt erklingen; der Verſtand hebt ihn durch die Herrlichkeit des Erſchaffenen zu Gott, ohne daß er vergißt, feſten Fuß auf der ſichern Erde zu faſſen; er iſt mächtig, er iſt glücklich, wie Wenige; wir wollen ihn nicht auf der Anklagebank des Verkennens ſehen, bemitleidet und beklagt; wir malen nur ſein Schild, tauchen in die Farben der Kehrſeite der Welt und erhalten das Verſtändliche vom

„Sultan und Scheheraſade.“

Sieh, das iſt es! — — Enthaupte nicht Scheheraſade!

XXV.

Der Dal-Strom.

Vor Homer's Zeiten gab es auch Helden, aber man kannte ſie nicht, kein Dichter verlieh ihnen Berühmtheit durch ſeine Geſänge; ſo geht es auch mit den Natur-Schönheiten, ſie müſſen durch Wort und Bild in die Welt, vor den Augen der großen Menge eingeführt werden, eine Art Welt-Patent auf was ſie ſind, erhalten, und dann erſt ſind ſie lebendig gemacht. Die Bergſtröme des Nordens brauſen tauſendjährig in ungekannter Schönheit. Die große Weltſtraße führt nicht hierher; kein Dampfſchiff tragt den Reiſenden bequem den Dal-Elf entlang; Waſſerfall an Waſſerfall macht ein unbezahlbares Schleuſenwerk nothwendig. Schubert iſt wohl noch der einzige Fremde, der von der wilden Pracht und ſüdländiſchen Schönheit Dalekarliens geſchrieben, von der Größe des Dal-Elfs geſprochen hat.

Klar, wie die Wellen eines Meeres ſtrömt der mächtige Dal-Elf in unendlichen Krümmungen durch Waldwüſten und wechſelnde Ebenen, bald ſein tiefes Bett erweiternd, bald eingezwängt, bald die neigenden Bäume und die rothen Balkenhäuſer der einſamen Städte abſpiegelnd, bald als Waſſerfall über mächtige Felſenblöcke dahinſtürzend.

Meilenweit aus einander, auf dem Gebirgsrücken zwiſchen Schweden und Norwegen, entſpringen der Oſt- und Weſt-Dal-Elf, die erſt oberhalb Välſtad in ein Bett zuſammenfließen. Bergſtröme und See'n haben ſie in ihre Gewäſſer aufgenommen. Komm hier herauf! hier iſt ein Bilder-Reichthum an maleriſchen Partien zu finden, ſchwindelnd großartig, lächelnd idylliſch; man wird ganz zu dem Urſprung des Stroms, zu dem quellenden Born oberhalb der Hütte des Finnen hinaufgezogen, es überkommt Einem ein Verlangen jede Verzweigung der Ströme zu verfolgen, die der Fluß in ſich aufnimmt.

An der norwegiſchen Grenze im Kirchſprengel Serna erblickt man den erſten mächtigen Fall, Njupeſkärs Waſſerfall. Der Bergſtrom ſtürzt ſenkrecht vom Felſen in eine Tiefe von ſiebenzig Klaftern hinab.

Wir weilen bei der dunklen Wald-Wüſte, wo der Elf den ganzen, tiefen Ernſt der Natur in ſich aufzunehmen ſcheint. Der Strom wälzt ſeine klaren Gewäſſer über Porphyrgrund, wo das Mühlrad kreiſ't und die rieſengroßen Porphyr-Waſen und Sarkophage geſchliffen werden.

Wir folgen dem Strom durch den Siljan-See, wo der Aberglaube den „Nöck“ als Flußpferd mit ſchilfgrüner Mähne ſchwimmen ſieht, und wo Fata Morgana ihre Zaubererſcheinungen an warmen Sommertagen zeigt.

Wir ſegeln auf dem Strome vom Siljan-See aus unter die hängenden Weiden des Pfarrhauſes hinein, wo die Schwäne ſchaarenweiſe zuſammenkommen; wir gleiten langſam mit den Pferden und dem Wagen auf der großen Fähre über den tiefen, reißenden Strom unter Vålſtads maleriſcher Küſte dahin: hier dehnt ſich der Elf und rollt majeſtätiſch ſeine großen Wellen durch eine Wald-Landſchaft, groß und weit wie ſolche Nord-Amerika beſitzt.

Wir ſehen den reißenden Strom unter Areſta's gelben Lehmabhängen; als ſei es fließender Bernſtein, ſtürzt das gelbe Waſſer in maleriſchen Fällen bei dem Kupferbergwerk herab, wo regenbogenfarbige Feuerzungen ſich erheben und die Hammerſchläge auf den Kupferplatten mit dem einförmig brauſenden Gedröhne der Elf-Waſſerfälle zuſammenballen.

Und nun als Schluß-Prachtbild im Leben des Dal-Elfs, ehe daſſelbe ſich in die Wogen der Oſtſee verliert, zeigt ſich der Elfkarlebyfall.

Schubert vergleicht denſelben mit dem Fall bei Schaffhauſen, aber wir dürfen nicht vergeſſen, daß der Rhein dort nicht eine ſolche Waſſermaſſe aufzuweiſen hat wie die, welche ſich bei Elfkarleby hinabſtürzt.

Drittehalb ſchwediſche Meilen von Gefle, wo die Hauptlandſtraße nach Upſala über den Dal-Elf führt, ſieht man von der gemauerten Brücke aus, über die man hinüber muß, den ganzen mächtigen Waſſerfall. Dicht an der Brücke iſt ein Haus, wo Brückengeld erhoben wird; in dieſem kann der Fremde übernachten und von ſeinem kleinen Fenſter aus über die ſtürzenden Gewäſſer blicken, ſie im klaren Mondſchein ſehen, wenn die Finſterniß in den Tannen und im Dickicht der Eichen wohnt und jeder Lichtreflex in den ſchäumenden, fliegenden Gewäſſern iſt; ſie beſchauen, wenn die Morgenſonne ihren Regenbogen — eine luſtige

Farbenbrücke von der Küſte an den waldbekränzten Felſen inmitten des Falles hinüber — durch den zitternden Waſſerſtaub ausſpannt.

Wir kamen von Gefle hierher und ſahen bereits in der Ferne von der Landſtraße aus die blauen Wolken des zermalmten, ſteigenden Waſſerſtaubs ſich über die dunkelgrünen Baumesgipfel erheben. Der Wagen hielt in der Nähe der Brücke an, wir ſtiegen aus, und dicht vor uns ſtürzte der ganze volle Strom.

Der Maler vermag uns nicht auf der Leinwand das wahre Bild eines Waſſerfalles zu geben, es fehlt die Bewegung darin; wie ſollte man es mit Worten beſchreiben, wie die majeſtätiſche Größe, Farbenſchönheit und pfeilſchnelle Fahrt ausſprechen können? Man kann es nicht, aber man verſucht es doch, ſetzt ſtückweiſe mit Worten einen Umriß des Spiegelbildes zuſammen, das unſer Auge uns ſchenkte und welches ſelbſt das treueſte Gedächtniß doch nur in unſicheren Strichen beſitzt.

Oberhalb des Falles theilt der Dal-Elf ſich in drei Arme; die zwei umſchließen eine waldbewachſene Felſeninſel und ſtürzen ſich um ihre glatt abgeſchnittenen Steinwände hinab; der rechte dieſer Fälle iſt der reichſte; der dritte Arm macht einen Umweg und erreicht wieder den Hauptſtrom dicht unterhalb der vereinigten Fälle; er ſtürzt ſich hervor, um dieſem gleichſam zu begegnen oder Halt zu gebieten, und wird nun in kochenden Wirbeln mit dem pfeilſchnellen Strome fortgeriſſen, der dahin jagt, gegen die gemauerten Säulen der Brücke anſchlägt, als müßte dieſe einſtürzen.

Die Landſchaft wurde zur Linken durch eine Menge Ziegen belebt, die zwiſchen den Nußbüſchen graſ'ten; ſie wagten ſich, hier gezogen und an das dumpfe Donnergedröhne des Waſſers gewöhnt, ganz bis an den äußerſten Abhang hinaus; zur Rechten flog eine Schaar ſchreiender Vögel über die prächtigen Eichen dahin. Leiterwagen, beſpannt mit einem einzelnen Pferde, in welchen Fuhrknechte aufrecht mit den Zügeln in der Hand ſtanden, eilten auf dem breiten Waldwege von dem Hüttenwerk der Inſel dahin.

Dorthin wollen wir, um Abſchied von dem Dal-Elf an einer ſeiner ſchönſten, herrlichſten Partien zu nehmen, die den Fremden lebhaft gleichſam in ein weit ſüdlicheres Land, in eine weit reichere Natur verſetzt, als er hier oben zu finden ahnt. Der Weg iſt ſo ſchön, die Eiche wächſt hier ſo üppig und ſtark mit mächtiger Blätter-Krone.

Der Inſel Hüttenwerk und Gut liegt idylliſch-ſchön!

Wir gelangten dorthin: da war ein Leben und Treiben! Die Mühlräder drehten ſich um und um, ſchwere Balken wurden durchgeſägt, Eiſen auf dem Amboß geſchmiedet, und Alles durch die Kraft des Waſſers. Die Häuſer der Arbeiter bilden ein ganzes Städtchen; es war eine lange Straße mit rothgemalten Holzhäuſern unter maleriſchen Eichen und Birken. Der Raſen war ſo ſammetweich anzuſchauen, und oben im Herrenhauſe, das ſich vor dem Garten wie ein kleines Schloß erhebt, war in Zimmern und Sälen Alles was der Engländer comfort nennt.

Wir trafen den Beſitzer nicht zu Hauſe; aber die Gaſtfreiheit iſt hier immer der Hausgeiſt. Man machte es uns traulich und gut. Fiſche und Geflügel, dampfend und duftend, wurden uns vorgeſetzt, wie in Zauberſchlöſſern. Der Garten ſelbſt war eine Verzauberung, hier ſtanden drei gepflanzte Buchen, und ſie gediehen. Den Bäumen der Allee von wilden Kaſtanien hatte der ſtarke Nordwind die Kronen wunderlich abgerundet, ſie ſahen aus, als ſeien ſie unter der Scheere des Gärtners geweſen; im Treibhauſe hingen goldgelbe Orangen; den prächtigen Südfrüchten und Blumen waren heute die Fenſter halb geöffnet, ſo daß die künſtliche Wärme und die friſche warme Sonnen-Luſt des nordiſchen Sommers ſich begegneten. Der Arm des Dal-Elfs, der ſich um den Garten ſchlängelt, iſt mit kleinen Inſeln beſtreut, auf welche anmuthige hängende Birken und Nadelbäume in nordiſcher Pracht wachſen. Da ſind Inſelchen mit ſtillen, grünen Hainen, da ſind Inſelchen mit üppigem Gras, hohen Farren, bunten Glocken- und Kuhblumen; kein türkiſcher Teppich hat friſchere Farben; der Strom zwiſchen dieſen Inſeln iſt bald ſchnell dahinfließend, tief und klar, bald wie eine breite Au mit ſeidengrünem Schilfe, mit Waſſerlilien und braungefiederten Binſen; bald iſt er ein Bach mit ſteinigem Grunde, und jetzt dehnt er ſich aus zu einem großen ſtillen Mühlenteich.

Die Landſchaft hier im Sommer, um Johannis iſt wie geſchaffen für das Spiel des Nök und den Tanz der Elfen. Hier im Glanze des Vollmonds muß die Dryade ihre Märchen erzählen, der Nök die Goldharfe ergreifen und glauben, daß man ſelig werden kann, wenigſtens eine einzige ſolche Nacht.

Zur anderen Seite des Gutes brauſ't der Hauptſtrom, der volle Dal-Elf. Hörſt du die eintönigen Gedröhne; nicht von Elfkarleby erreichen ſie hier dein Ohr, es iſt dicht neben dir, es iſt der Laa-Waſſerfall, in welchem die Ask-Inſel liegt; der Elf ſtrömt und brauſ't über die ſpringenden Lachſe dahin.

Laſſen wir uns hier, zwiſchen den Felſenſtücken am Ufer in der rothen Abendſonne nieder, die mit Goldglanz die Gewäſſer des Dal-Elfs überſchütten. Herrlicher Fluß! Nur einige Secunden arbeiteſt du dort in den Mühlen, und ſtürzeſt dich dann ſchäumend über die Felſen Elfkarleby's in dein tiefes Bett, das dich in die Oſtſee — in deine Ewigkeit — führt!

XXVI.

Dannemora.

Weißt du, was Schwindel iſt? Bitte zu Gott, daß ſie dich nicht ergreiſt, dieſe mächtige Loreley der Höhen, die böſe Hexe aus dem Lande der Sylphiden; ſie umbrauſt ihr Opfer und wirbelt es in die Tiefe. Sie ſitzt auf dem ſchmalen Felſenpfade, dicht an dem jähen Abhange, wo kein Baum, keine Ranke ſich erblicken läßt, wo der Wanderer ſich dicht an die ſchräge Wand drücken und ruhig vorwärts ſchauen muß. Sie ſitzt auf dem Kirchthurme und nickt dem Dachdecker zu. der auf ſeinem ſchwebenden Gerüſte reitet; ſie ſchleicht ſich in den erhellten Saal, an den Nervöſen, allein Stehenden heran, mitten auf dem gebohnten Fußboden, und derſelbe ſchaukelt unter ſeinen Füßen, die Wände treten zurück. Ihr Finger berührt eines unſerer Kopfhaare, blos eines der Perücke, und es iſt, als wiche die Luft zurück und ſtänden wir in einem luftleeren Raum.

Wir trafen mit ihr an Dannemora's ungeheurem Abgrund zuſammen, wohin wir auf breitem, ebenem, prächtigem Wege durch den friſchen Wald gelangten; ſie ſaß an der äußerſten Felſenſpitze über dem Abgrunde und ſtieß mit ihren pfriemenſpitzen Beinen die Tonne an, die auf ſchweren

Balken in eiſernen Ketten von der thurmhohen Brücke aus am Abgrunde hängt. Der Reiſende ſtreckte ſeinen Fuß über die Tiefe aus, ſetzte ihn auf die Tonne, woſelbſt einer der Arbeiter ihn empfing und ſtützte; — und die Ketten klirrten, die Kloben knarrten, die Tonne ſank langſam ſchwebend durch die Luſt, aber er fühlte die Fahrt, er empfand ſie durch Mark und Bein, durch jeden Nerv; im Nacken, über den Rücken hinab fühlte er den eiſigen Hauch dieſer Hexe, und die Luſt ſelbſt ward immer kälter, eiſiger, es war ihm, als wüchſe die Felſenwand über ſeinem Kopfe immer höher, immer höher; die Tonne machte eine leichte Schwingung, aber er fühlte ſie wie einen Fall; wie einen Fall im Schlafe empfand er dieſen Ruck im Blute; — ging es ſchneller hinunter oder ging es wieder hinauf, das vermochte er nicht am Gefühl zu unterſcheiden. Die Tonne berührte die Erde oder richtiger: den Schnee, den ſchmutziggrauen ewigen Schnee, den kein Sonnenſtrahl erreicht, keine Sonnenwärme von oben zu ſchmelzen vermag. Ein Dröhnen hallte drinnen aus der gähnenden, dunklen Höhle, ein dicker Dampf wälzte ſich in die kalte Luſt hinaus. Der Fremde trat in die ſchwarzen Hallen, es ſchien über ſeinem Haupte zu krachen, das Feuer flammte, donnernd ſchlugen die Minen gaffende Spalten in den Fels, der Hammerſchlag dröhnte, die Waſſerdämpfe träufelten herab — und er ſtieg wieder in die Tonne, die empor ſchwebte; mit verſchloſſenen Augen ſaß er in derſelben, aber der Schwindel umwebte ſeinen Kopf und hauchte ſeinen Athem über ſeine Bruſt; ſein nach innen gewandtes Auge maß in Gedanken die ſchwindelnde Tiefe; — „das iſt entſetzlich!“ ſagte er.

„Entſetzlich!“ ſagte gleichfalls der biedere Fremde, den wir an dem ungeheuren Abgrund Dannemora's trafen; es war ein Mann aus Schoonen, alſo aus derſelben Straße wie der Seeländer, wenn man den Sund als Straße bezeichnet. „Wäre man doch erſt dort unten!“ ſagte er und deutete in den Schlund hinab, „ſo wirklich unten und dann wieder hier oben; es iſt durchaus kein Vergnügen!“

„Aber ſo unterlaſſen Sie es doch, ſteigen Sie nicht hinein!“ ſagte ich. „Wozu?“

„Man muß ja, weil man nun einmal hier iſt!“ — antwortete er. „Das iſt eben das Langweilige beim Reiſen, daß man Alles ſehen muß; es geht ja nicht anders, was würden die Leute ſagen! Es iſt ja faſt eine Schande, wenn man nach Hauſe kommt und die Anderen fragen, und man nicht das Alles geſehen hat, worüber ſie Einen ausfragen!“

„Aber wenn Sie keine Luſt haben, ſo laſſen Sie es ſein! Schauen Sie ſich Das auf der Reiſe an, was Ihnen gerade Vergnügen macht! — Treten Sie nur zwei Schritte näher heran, damit es Ihnen recht ordentlich ſchwindelig wird, dann haben Sie die Fahrt empfunden; ich werde Sie ſtützen, ich werde Ihnen alles das Uebrige beſchreiben; und das that ich, und die Schweißtropfen drangen ihm aus der Stirne hervor.

„Ja, ſo iſt es!“ ſagte er, — „ich fühle es deutlich!“

Ich beſchrieb ihm den ſchmutziggrauen Schnee, den die Sonnenwärme nimmer aufthauen wird, die Kälte dort unten, die Höhlen, das Feuer, die Arbeiter und Anderes mehr.

„Ja, ſo müßte man davon erzählen können!“ ſagte er. „Das können Sie freilich, denn Sie haben Alles geſehen!“

„Nicht mehr wie Sie!“ ſagte ich. „Bis an den Schlund kam ich, die Tiefe ſah ich, den Schnee dort unten, die Rauchwolken, die aus den Höhlen wälzen; als ich aber in die Tonne ſteigen ſollte — ich danke ſchön! Der Schwindel kitzelte mich mit ſeinem pfriemenſpitzen Bein, und ſo blieb ich wo ich war — hier. Die Fahrt hinab habe ich durch das Rückgrat und in den Fußſohlen empfunden, und das ſo gut wie irgend Einer; die Fahrt iſt das Piquante. Ich bin im Harzgebirge geweſen unter dem Rammelsberg, ich bin bei Hallein durch den Berg hinunter nach der Salzſiederei gerutſcht, ich bin umhergewandelt in Rom's und Malta's Katakomben — was erblickt man in den tiefen Schachten und Gängen? Finſterniß! Was empfindet man? Kälte und Druck, Sehnſucht nach Luſt und Licht! — Das iſt der Menſchen Beſtes, und das haben wir jetzt!“

„Aber es iſt doch eine Merkwürdigkeit!“ ſagte der Mann und zog ſein „Handbuch für Reiſende in Schweden“ hervor, aus welchem er las: „Die Eiſengruben Dannemora's ſind die älteſten, größten und reichhaltigſten in Schweden, die beſten in Europa; — ſie haben neunundſiebenzig Oeffnungen, nur ſiebenzehn werden bearbeitet; eine davon hat eine Tiefe von dreiundneunzig Klaftern!“

In demſelben Augenblick tönten die Glocken aus der Tiefe herauf; es war das Zeichen, daß heute die Arbeitszeit zu Ende ſei. Die Abendröthe beſchien noch die Gipfel der Bäume hier oben, aber unten, in dem tiefen, weitgedehnten Schlund war es vollſtändiges Dämmerlicht; von dort heraus und aus den ſchwarzen Höhlen wimmelten die Arbeiter hervor; ſie ſahen aus wie die Fliegen, ganz klein, ſie kletterten die langen Leitern heran, die in Abſätzen an der jähen Felſenwand heraufführten; immer höher ging es, nach oben, nach oben, und immer wurden ſie größer. Die eiſernen Ketten knarrten und heulten an dem Balkenwerk, und drei, vier junge Burſche in Holzſchuhen ſtanden am Rande der Tonne und plauderten luſtig und ſtießen ſie mit dem Fuße von der Felſenwand ab, daß ſie hin und her über den Abgrund ſchaukelte; und tief unten ward es immer finſterer; es war, als wenn des Abgrundes Schooß ſich immer erweiterte.

„Das iſt entſetzlich!“ ſagte der Mann aus Schoonen. „Man müßte doch eigentlich dort unten geweſen ſein! Wenn auch nur damit man darauf ſchwören könnte. Sie ſind doch gewiß unten geweſen?“ ſagte er wieder zu mir.

„Glauben Sie was Sie wollen!“ antwortete ich, und daſſelbe ſage ich auch dem Leſer.

XXVII.

Die Schweine.

Der liebe Charles Dickens hat uns vom Schweine erzählt, und ſeit der Zeit werden wir ſchon guter Laune, wenn wir es nur grunzen hören. Der heilige Antonius hat es unter ſeine Glorie genommen, und denkt man an den „verlorenen Sohn“, ſo iſt man ſchon inmitten des Schweineſtalles, und vor einem ſolchen hielt gerade unſer Wagen drüben in Schweden an. Nach der Landſtraße heraus, ganz dicht an ſeinem Hauſe hatte der Bauer ſeinen Schweineſtall, und zwar einen Schweineſtall ſonder gleichen. Es war eine alte Staatskaroſſe; die Sitze waren herausgehoben, die Räder fortgeſchafft, und ſo ohne Weiteres ſtand ſie auf dem Bauche, und vier Schweine waren in demſelben eingeſperrt; ob dieſe die erſten waren? Nun, das konnte man allerdings nicht entſcheiden; daß es aber eine geborene Staatskutſche war, davon zeugte Alles, ſelbſt der Saffianfetzen, der von der Decke herabhing — Alles zeugte von beſſeren Tagen.

„Uff! — Uff!“ ſagte es da drinnen, und die Kutſche krachte und klagte; es war ja ein trauriges Ende, das ſie genommen. „Das Schöne iſt hin!“ ſeufzte ſie oder hätte ſie wenigſtens ſeufzen können.

Wir kamen im Herbſt wieder, die Kutſche ſtand noch hier, aber die Schweine waren fort; ſie ſpielten die Herren im Walde, die Blüthen und Blätter waren von allen Bäumen herunter, Sturm und Regen regierten und gönnten ihnen weder Ruhe noch Raſt; die Zugvögel waren fort. „Das Schöne iſt hin!“ ſagte die Kutſche, und durch die Natur ging derſelbe Seufzer, und aus dem Menſchenherzen klang es: „Das Schöne iſt hin! — Hin iſt der herrliche, grüne Wald, der warme Sonnenſchein und der Geſang der Vögel, hin! hin!“ So ſprach es, ſo krachte es in den Stämmen der hohen Bäume, und es klang ein Seufzer ſo innig tief, ein Seufzer aus dem Herzen des wilden Roſenſtrauchs und Desjenigen, der da ſaß — es war der Roſenkönig. Kennſt du ihn? Er iſt lauter Bart, der ſchönſte rothgrüne Bart, er iſt leicht zu kennen. Geh' an die wilden Roſenhecken heran, und wenn im Herbſte alle Blumen ihr entfallen und nur noch die rothen Hagebutten übrig ſind, wirſt du oft unter dieſen eine große rothgrüne Moosblume erblicken, das iſt der Roſenkönig; es wächſt ihm ein kleines grünes Blatt aus dem Scheitel, das iſt ſeine Feder; er iſt an dem Roſenſtrauche der einzige Mann ſeiner Art, und er war es, der ſeufzte.

„Hin, hin! — Das Schöne iſt hin! Die Roſen ſind fort, die Blätter fallen ab! Hier iſt's naß, hier iſt's rauh! Die Vögel, die ſangen, verſtummen jetzt, die

Schweine geben auf die Eichelmaſt, die Schweine ſind Herren im Walde!“

Es waren kalte Nächte und graue Tage, aber der Rabe ſaß auf dem Zweige und ſang trotzdem: „Brav, brav!“ Rabe und Krähe ſaßen auf dem hohen Zweig; ſie haben eine große Familie, und alle ſagten ſie: „Brav, brav!“ und die Menge hat ja immer Recht.

Unter den hohen Bäumen im Hohlwege war eine große Pfütze, und hier lag die Schweineheerde, groß und klein; ſie fanden den Ort ſo beiſpiellos ſchön; oui! oui! ſagten ſie; mehr Franzöſiſch konnten ſie nicht, aber das war doch immer etwas. Sie waren ſo klug und ſo fett.

Die Alten lagen ganz ruhig, ſie dachten; die Jungen dagegen waren ſehr emſig, die hatten gar keine Ruhe; ein kleines Ferkel hatte einen Ringel am Schwanze, dieſer Ringel war der Stolz der Mutter; ſie glaubte, Alle blickten den Ringel an und dächten nur an den Ringel, aber das thaten ſie nicht, ſie dachten an ſich ſelbſt und an das Nützliche und daran, wozu der Wald wohl ſei. Immer hatten ſie gehört, daß die Eicheln, die ſie fraßen, an der Wurzel der Bäume wuchſen, und hatten deshalb immer die Erde dort aufgewühlt; aber jetzt kam ein ganz kleines Schwein — denn es ſind immer die Jungen, die das Neue an den Tag fördern, — daſſelbe behauptete, die Eicheln fielen von den Zweigen herab, ihm ſelbſt ſei eine gerade auf den Kopf gefallen, und dieſe habe es auf die Idee gebracht; ſpäter habe es Beobachtungen angeſtellt, und jetzt ſei es ſeiner Sache ganz gewiß. Die Alten ſteckten die Köpfe zuſammen; „uff!“ ſagten ſie, „uff! Die Herrlichkeit iſt hin! Mit dem Vögel-Gequitſcher iſt es aus! Früchte wollen wir! Was gefreſſen werden kann, das iſt gut, und wir freſſen Alles!“

„Oui! Oui!“ ſagten ſie alle.

Aber die Schweinemutter ſah ihr kleines Ferkel an, das mit dem Ringel am Schwanze. „Man darf das Schöne nicht überſehen!“ ſagte ſie.

„Brav! Brav!“ ſchrie die Krähe und flog vom Baume herab, um als Nachtigall angeſtellt zu werden; eine mußte ja da ſein, und die Krähe wurde gleich angeſtellt!

„Hin! hin!“ ſeufzte der Roſenkönig. „All das Schöne iſt hin!“

Es war rauh, es war grau, kalt und windig, und durch den Wald und über das Feld peitſchte der Regen in langen Nebelwolken dahin.

Wo iſt der Vogel, der ſang, wo ſind die Blumen auf der Wieſe und die ſüßen Beeren des Waldes? — Hin! hin!

Da ſchimmerte ein Licht aus dem Forſthauſe, wie ein Stern ward es angezündet und warf ſeinen langen Strahl zwiſchen die Bäume hindurch; es tönte ein Geſang aus dem Hauſe heraus; ſchöne Kinder ſpielten dort um den alten Großvater; er ſaß, die Bibel auf dem Knie, und las von Gott und dem ewigen Leben und ſprach vom Frühling, der wiederkehren, vom Walde, der ſich aufs Neue grün belauben, von den Roſen, die blühen, den Nachtigallen, die ſingen, und dem Schönen, das wieder als Herrſcher auftreten würde!

Aber der Roſenkönig hörte es nicht, er ſaß in dem naſſen, kalten Wetter und ſeufzte: „hin! hin!“ — — Und die Schweine waren Herren im Walde, und die Schweinemutter betrachtete ihr kleines Ferkel und ſeinen Ringel. „Es bleibt immer Jemand, der Sinn für das Schöne hat!“ ſagte die Schweinemutter.

XXVIII.

Das Californien der Poeſie.

Die Naturſchätze werden uns gewöhnlich durch einen Zufall entſchleiert; ein Hund färbte ſich die Schnautze an der zerdrückten Purpurſchnecke, und die echte Purpurfarbe war entdeckt; ein paar wilde Büffel kämpfen mit einander auf Amerika's goldreichem Boden, und ihre Hörner ſchälen den Raſen ab, der die reiche Goldader bedeckte.

„Ja, in den alten, guten Zeiten," ſagt die Menge, damals kam Alles ganz anders von ſelbſt, unſere Zeit hat nicht dergleichen Offenbarungen, jetzt muß man ſich quälen und abmühen, wenn man etwas haben will, man muß mühſam in die tiefen Schachte nach den Metallen hinabſteigen, die immer mehr und mehr abnehmen;" — und plötzlich ſtreckt die Erde aus Californiens Halbinſel ihren Goldfinger hervor, und wir ſehen dort Monte Chriſto's kindiſch erdichtete Reichthümer, wir erblicken die Aladdinshöhle mit ihren reichen Schätzen. Die Schatzkammer der Welt iſt ſo unendlich reich, wir haben, um recht einfach und gerade zu reden, etwas vom Haufen abgeſtrichen, aber der Scheffel ſelbſt iſt noch voll, das ganze eigentliche Maaß iſt noch gefüllt übrig.

Auch in der Wiſſenſchaft liegt den Entdeckungen des Menſchengeiſtes eine ſolche Welt offen! —

Aber in der Poeſie iſt all das Größte und Herrlichſte gefunden und gewonnen ſagt der kränkelnde Poet, — „glücklich wer in früheren Zeiten geboren ward, damals war noch manches Land zu entdecken, das reiche Gold der Poeſie lag wie das Erz, das aus der Erd-Oberfläche hervorſchimmert!“

Rede nicht ſo! Glücklich biſt du Dichter, der in unſerer Zeit geboren ward! du erbſt alle die herrlichen Schätze, die deine Vorgänger der Welt gaben, du lernſt von ihnen, daß nur das Wahre, das Wahre in der Natur und dem Menſchen, ewig iſt.

Unſere Zeit iſt die Zeit der Entdeckungen, — auch die Poeſie hat ihr Californien.

Wo liegt es? fragſt du.

Die Küſte iſt ſo nahe, wie du ſie nicht wähnſt: dort ſei die neue Welt. Wie ein kecker Leander ſchwimme mit mir über den Strom; die ſchwarzen Worte auf dem weißen Papier mögen dich tragen, jedes Punctum iſt ein Wellenſchlag.

Es war im Bibliothek-Saale — für Hinz und Kunz ſtanden rings umher Regale mit vielen Büchern, alten und neuen; Manuſcripte lagen dort aufgeſpeichert, Landkarten und Globen — dort ſaßen fleißige Leute an kleinen Tiſchen und ſchrieben aus und ſchrieben ein, und das war keine leichte Arbeit; aber plötzlich — es geſchah eine große Verwandlung — die Regale geſtalteten ſich in Terraſſen, auf welchen die herrlichſten Bäume mit Blüthen und Früchten prangten, ſchwere Trauben hingen an laubigen Reben, und Leben und Treiben war rings umher. Zu blühenden Hünengräbern hoben ſich die alten Folianten und beſtäubten Manuſcripte, und hervor ſprangen geharniſchte Ritter und Könige mit goldenen Kronen, und die Harfen klangen und die Schilder klangen; die Geſchichte erhielt das Leben und die Fülle der Poeſie, denn ein Dichter war dort eingetreten; er ſah die lebendigen Geſichter, athmete den Duft der Blumen, preßte die Trauben und trank den heiligen Saft; aber ſelbſt wußte er noch nicht, daß er ein Dichter ſei, der Fackelträger der Zeiten und Geſchlechter.

Es war im friſchen, duftenden Wald, in der letzten Stunde des Abſchieds; der Kuß der Liebe zum Lebewohl ward die Weihe des künftigen Dichterlebens; und der friſche Duft des Waldes wurde reicher, das Zwitſchern der Vögel zu Melodien, Sonnenlicht und kühlende Lüfte kamen heran. Die Natur wird doppelt ſchön, wo ein Dichter geht.

Und wie vor Herkules am Scheidewege, ſo ſtanden vor ihm zwei Geſtalten, um ihm zu dienen, die eine ein altes Mütterchen, die andere ein Jüngling, ſchön wie der Engel, der den jungen Tobias der Bibel führte. In das Gewand der Alten waren Blumen, Thiere, Menſchen arabeskenartig in einander eingewebt, eine große Brille trug ſie und außer ihrer Laterne hielt ſie in der Hand einen Beutel mit alten, vergoldeten Karten, Hexen-Aparaten und allen Amuleten des Aberglauben angefüllt; ſich an ihren Krückenſtock ſtützend, runzelig und zitternd, war ſie doch ſchwebend wie der Nebel der Wieſe. „Komm mit mir, und du ſollſt die Welt ſehen, wie es einem Dichter frommt!“ ſagte ſie, „ich zünde meine Laterne an, ſie iſt beſſer als die, welche Diogenes trug, ich werde Dir leuchten!“ — Und das Licht ſchien; die Alte erhob ihren Kopf und ſtand kräftig und hoch da, eine mächtige Weibergeſtalt, es war der Aberglaube. „Ich bin die Stärkſte im Reiche der Romantik!“ — ſagte ſie, und ſie ſelbſt glaubte es. Und das Licht der Laterne warf den Glanz des Vollmonds über die ganze Erde, ja die Erde ſelbſt wurde durchſichtig wie das ſtille Waſſer der Meerestiefe oder die Glasberge des Märchens. „Mein Reich iſt das Deinige! Singe was Du ſiehſt, ſinge als hätte es kein Skalde früher geſungen!“

Und es war als wechſelte die Scene immerdar, prächtige, gothiſche Kirchen mit bildergemalten Fenſterſcheiben glitten vorüber und es ſchlug Mitternacht vom Thurme, und die Todten ſtiegen aus den Gräbern; dort, unter dem hängenden Flieder ſaß die todte Mutter und wickelte ihr ungeborenes Kind; alte, verſunkene Ritterburgen erhoben ſich wieder aus dem Moorgrunde, die Zugbrücke fiel, und ſie blickten in die bildergeſchmückten leeren Hallen, wo unter der düſteren Treppe der Galerie die todtverkündende, weiße Frau mit klirrendem Schlüſſelbunde kam. In dem tiefen Keller brütete der Baſilisk, das Ungeheuer, dem Hahnen-Ei entſprungen, unverwundbar durch jedwede Waffe, nur nicht durch den Anblick ſeiner eigenen greulichen Geſtalt, — ſeinem Spiegelbild gegenüber bricht er wie die Blindſchleiche durch Keulenſchläge bricht. Und bei Allem, was ſich zeigte, von dem goldenen Kelch des Altars, einſt dem Trinkbecher der Erdgeiſter, bis zum nickenden Kopfe am Galgen auf dem Richtplatz ſummte die Alte ihre Geſänge, und die Grillen zirpten, die Krähe ächzte von des Nachbars Dach herab, und der Talg-Spahn krümmte ſich im Lichte: „Der Tod! der Tod!“ klang es durch die ganze Geſpenſterwelt.

„Folge mir zum Leben und zur Wahrheit!“ rief die andere Geſtalt, der Jüngling, der ſchön wie ein Cherub war; eine Flamme leuchtete von ſeiner Stirne, ein Cherubſchwert glänzte in ſeiner Hand. „Ich bin die Wiſſenſchaft!“ — ſagte er, „meine Welt iſt größer, ſie ſtrebt nach Wahrheit.“

Und es wurde hell rings umher, die Geſpenſterbilder erblaßten; der Blick hatte nicht über die Welt geſchaut, die Laterne des Aberglaubens hatte nur Laterna magica Bilder an den alten Mauer-Ruinen gezeigt, und der Wind hatte die naſſen Nebelgeſtalten an ihnen vorüber getrieben.

„Ich gebe Dir reichen Erſatz! Wahrheit in dem Erſchaffenen, Wahrheit in Gott!“

Und durch den ſtillen See, aus welchem vorher die Nebelgeſpenſter ſtiegen, während die Glocken klangen von der verſunkenen Burg, fiel das Licht herab auf eine dort ſich wiegende Pflanzenwelt; ein Tropfen des ſumpfigen Waſſers gegen den Strahl des Lichtes gehoben, ward eine lebendige Welt mit Thieren in ſeltſamen Geſtalten, ringend und genießend; eine Welt in einem Waſſertropfen! Und das ſcharfe Schwert der Wiſſenſchaft zerſpaltete das tiefe Gewölbe und leuchtete dort hinein, wo der Baſilisk tödtete, und der Körper des Thieres löſt ſich in eine todesbringende Dunſt auf, ſeine Krallen ſtreckten ſich aus dem gährenden Weinfaß hervor, ſeine Augen waren eine Luft, die ſich entzündete, wenn der friſche Wind ſie berührte. Und im Schwerte war ein Kraft-Druck, daß das Goldgran in eine Fläche geſchmiedet ward, dünn wie eine Nebelſchicht, den wir auf die Glasſcheibe athmen, und in der Schwertſpitze leuchtete es, daß der dünne Faden des Spinnegewebes zu einem Ankertau anzuſchwellen ſchien, denn man erblickte die ſtarken Gewinde zahlloſer feinerer Fäden. — Und ſelbſt über die Erde hinaus klang die Stimme der Wiſſenſchaft, daß es ſchien, als ſeien die Zeiten der Wunder wiedergekehrt; über die Erde hin wurden dünne Eiſenbänder gezogen, und dieſe entlang auf den Flügeln des Dampfes flogen mit Schwalbenfluge die ſchwer beladenen Wagen, die Gebirge mußten ſich dem Scharfſinn des Zeitalters eröffnen, die Ebenen ſich heben. Und durch dünne Metalldrähte flog mit der Schnelligkeit des Blitzes der Gedanke in Worten nach entfernten Städten! „Das Leben! das Leben!“ klang es durch die ganze Natur. — „Es iſt unſere Zeit! Dichter, Du beſitzeſt ſie! ſinge ſie in Geiſt und Wahrheit!“

Und der Genius der Wiſſenſchaft erhob das Schwert, das leuchtende, ſtreckte es weit, weit in den Raum hinaus, und dann — welcher Anblick! Es war als wenn durch die Mauerritze ein Sonnenſtrahl in einen dunklen Raum hineinfallt und ſich uns als eine ſich drehende Säule Myriaden von Stäubchen zeigt, aber jedes Stäubchen hier war eine Welt! Es war unſer Sternenhimmel. —

Ein Punkt nur, Ein Stäubchen hier iſt deine Erde, deren Wunder dich zum Erſtaunen hinreißen, Ein Stäubchen nur, und doch ein Stern unter Sternen. Gleich den Moriaden von Stäubchen, ſichtbar ſchwebend in der wirbelnden Säule von der Mauerritze in den finſtern Raum, dreht ſich die lange Säule von Welten, die du deinen Sternenhimmel nennſt; aber noch ferner liegt der weißliche Nebel der Milchſtraße, ein neuer Sternenhimmel, eine Colonne — jede nur eine Speiche im Rade! Aber wie groß iſt dieſes ſelbſt, wie viele Speichen gehen in ſolcher Weiſe von dem großen Mittelpunkte — von Gott aus.

So weit reicht dein Auge, ſo klar iſt der Horizont deines Zeitalters! Sohn der Zeit, wähle, wer dein Begleiter ſein ſoll. Hier iſt deine neue Bahn! Mit den Größten deiner Zeit, den Geſchlechtern deiner Zeit voran fliege du! Wie der blitzende Lucifer leuchte du in die Morgenröthe der Zeit hinein.

Ja, in der Wiſſenſchaft liegt das Californien der Poeſie!

Jeder, welcher nur zurück und nicht klar vorwärts ſchaut, wird meinen — und mag er noch ſo hoch und ehrenwerth ſtehen, — daß, läge ein ſolcher Reichthum in der Wiſſenſchaft verborgen, derſelbe wäre längſt von großen unſterblichen Dichtern benutzt worden, die offenen Blicks der Wiſſenſchaft gegenüber waren; aber vergeſſen wir nicht: als Thespis von ihrer Karre ſprach, hatte die Welt auch ihre Weiſen, Homer hatte ſeine unſterblichen Geſänge geſungen, und doch traten neue Arten hervor, von einem Sophokles und Ariſtophanes ans Licht gezogen, die Sagen und Mythologie des Nordens waren der Bühne ein gleichſam ungekannter Schatz, bis Oehlenſchläger zeigt, welch mächtige Geſtalten derſelben uns vorüber ſchreiten könnten.

Es iſt nicht unſer Gedanke, daß der Dichter die wiſſenſchaftlichen Entdeckungen verſificiren ſollte, das Lehrgedicht iſt und bleibt in ſeiner beſten Form doch immer eine mechaniſche Puppe nur, der kein friſches Leben innewohnt. Das Sonnenlicht der Wiſſenſchaft ſoll den Dichter durchdringen, mit hellem Auge ſoll er die Wahrheit und Harmonie im Großen wie im unendlich Kleinen erfaſſen: dies wird ſeinen Verſtand und ſeine Phantaſie läutern und bereichern, hier neue Formen zeigen, die das Wort noch lebendiger machen. Selbſt die einzelnen Entdeckungen werden uns einen ſolchen neuen Flug verleihen. Welche Märchen kann nicht das Mikroſcop aufrollen, wenn wir unſere Menſchenwelt unter daſſelbe bringen; der Electromagnetismus kann einen neuen Lebensfaden in neuen Luſtſpielen und Romanen abgeben, und wie manche humoriſtiſche Dichtung wird nicht emporwachſen, indem wir von unſerer ſtaubgrauen, kleinen Erde mit ihren kleinen, hochmüthigen Menſchen in das unendliche Weltall hinausblicken, von Milchſtraße zu Milchſtraße. — Ein Beiſpiel deſſen, was wir hier vor Augen haben, tritt uns in den Worten jener alten hochadeligen Dame entgegen: „Iſt jeder Stern eine Welt wie unſere Erde, mit Königreichen und Höfen — wie unendlich viele Höfe — es ſchwindelt dem Menſchen!“

Wir ſagen nicht wie jene franzöſiſche Schriftſtellerin: „Laß mich jetzt nur ſterben, die Welt hat keine Entdeckungen mehr!" O es liegt ſo unendlich Viel in dem Meere, in der Luft und in der Erde verborgen, Wunderwerke, welche die Wiſſenſchaft zu heben hat, Wunderwerke, größer, als ſie die Phantaſie der Dichter zu erſchaffen vermag. Es wird ein Dichter kommen, der mit kindlichem Sinn, ein neuer Aladdin, in die Höhle der Wiſſenſchaft tritt; mit kindlichem Sinn, ſagen wir, denn anders werden ihn die ſtarken Geiſter der Naturkräfte erfaſſen und zu ihrem Diener machen, während er durch die Lampe der Poeſie, die immer das menſchliche Herz iſt und bleibt, als Herrſcher daſteht und wundervolle Früchte aus den dunklen Gängen bringt und ihm die Macht verliehen iſt, das neue Schloß der Poeſie zu bauen, in einer Nacht durch dienende Geiſter geſchaffen.

In der Welt ſelbſt wiederholen ſich die Begebenheiten, die Menſchencharactere waren und blieben dieſelben, Jahrtauſende hindurch immer dieſelben, und wie ſie in den alten Schriften ſich rühren, ſo müſſen ſie es in den neuen; aber die Wiſſenſchaft allein rollt ſtets etwas Neues auf, Licht und Wahrheit in Allem, was geſchaffen und von dieſem in immer göttlicher Helle ausſtrahlt. Mächtiges Bild Gottes, beſtrahle die Menſchheit, und wenn ihr inneres Auge ſich an den Glanz gewöhnt hat, alsdann wird der neue Aladdin kommen und mit ihm, der kurz und klar und reich die Schönheit in dem Wahren ſingt, wirſt du das Californien der Poeſie durchwandern.

Druck von Friedrich Ries in Leipzig.

H. C. Anderſen's

Geſammelte Werke.

Vom

Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe.

Achtunddreißigſter Band.

Hiſtorien.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1853.

Hiſtorien.

Von

H. C. Anderſen.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1853.

Inhalt.

Seite.
I. Die Geſchichte des Jahres 7
II. Am jüngſten Tag 20
III. Sie taugte nicht 26
IV. Die lieblichſte Roſe der Welt 37
V. Eine gute Laune 41
VI. „Es iſt ganz gewiß“ 48
VII. „Ein Unterſchied iſt da“ 52
VIII. Fünfe aus einer Hülſe 58
IX. Unter dem Weidenbaum 64
X. Ein Blatt vom Himmel 87
XI. Das Schwanenneſt 92
XII. Alles am rechten Platze 95
XIII. Ein Herzeleid 108
XIV. Der Kobold und der Höker 111
XV. In Jahrtauſenden 117

I.

Die Geſchichte des Jahres.

Es war tief im Januar, ein fürchterliches Schneegeſtöber tobte; der Schnee wirbelte durch Straßen und Gaſſen; die Scheiben waren draußen wie mit Schnee überklebt, von den Dächern ſtürzte er in Maſſen, es war eine große Eile in die Leute gekommen; ſie liefen, ſie flogen und fuhren einander in die Arme, ſie hielten ſich einen Augenblick feſt, und konnten alsdann ſo lange ſicher ſtehen. Kutſchen und Pferde waren gleichſam wie überzuckert; die Bedienten ſtanden mit dem Rücken gegen die Kutſchen und fuhren rücklings gegen den Wind; der Fußgänger hielt ſich beſtändig im Schutz der Wagen, die nur langſam in dem tiefen Schnee fortrutſchten, und als ſich endlich der Sturm legte, und längs der Häuſer ein ſchmaler Stieg geſchaufelt ward, ſtanden doch die Leute ſtill, wenn ſie ſich begegneten; Keiner von ihnen hatte Luſt den erſten Schritt zu thun, und in den tiefen Schnee zu treten, damit der Andere vorbeiſchlüpfen könne. Sie ſtanden ſtill und ſtumm, bis endlich, gleichſam wie nach ſchweigender Uebereinkunft, Jeder ein Bein preisgab, und es in den Schneehaufen treten ließ.

Gegen Abend war es windſtill, der Himmel ſah aus als ob er gefegt wäre, und höher und durchſichtiger geworden ſei, die Sterne ſchienen nagelneu zu ſein, und einige waren ſo hell und klar, — es fror, daß es kniſterte, — und da konnte wohl die oberſte Schneelage ſo ſtark werden, daß ſie in der Morgenſtunde die Sperlinge trug; dieſe hüpften bald auf, bald nieder, wo geſchaufelt war, aber viel Futter war nicht zu finden, und es fror ſie ordentlich.

„Piep!“ ſagte der eine zum andern, „das nennt man das neue Jahr! — es iſt ja ſchlimmer als das alte! da hätten wir das letztere ebenſo gut behalten können. Ich bin unzufrieden, und dazu habe ich allerdings Grund!“

„Ja, und die Menſchen liefen nun umher und begrüßten durch Schießen das neue Jahr,“ ſagte ein kleiner ausgefrorner Sperling, „ſie warfen Töpfe an die Thüren und waren vor Freude ganz außer ſich, weil nun das alte Jahr verſchwunden! Ich war auch froh darüber, denn ich erwartete, daß wir warme Tage bekommen würden, aber es ward nichts daraus; es friert viel ſtrenger als vorher; die Menſchen haben ſich in der Zeitrechnung geirrt!“

„Das haben ſie!“ ſagte ein dritter, der alt und weiß am Schopfe war; „ſie haben etwas, das ſie den Kalender nennen, der iſt ihre eigene Erfindung, und Alles ſoll ſich nach ihm richten; aber das geht nicht ſo! Wenn der Frühling kommt, beginnt das Jahr, das iſt der Gang der Natur, und darnach rechne ich!“

„Aber, wann kommt der Frühling?“ fragten die Andern.

„Der kommt, wenn der Storch wiederkehrt, aber mit dem iſt es ſehr unbeſtimmt, und hier in der Stadt iſt Keiner, der etwas davon weiß, auf dem Lande wiſſen ſie es beſſer; wollen wir hinausfliegen und dort warten? Dort iſt man dem Frühling näher.“

„Ja, das mag Alles ganz gut ſein!“ ſagte einer von ihnen, der lange umhergehüpft war und gepiept hatte ohne eigentlich etwas geſagt zu haben. „Ich habe in der Stadt einige Bequemlichkeiten gefunden, welche ich draußen zu vermiſſen befürchte. Hier in der Nähe, auf einem Hof, wohnt eine Menſchenfamilie, welche den ſehr vernünftigen Einfall bekommen hat, drei bis vier Blumentöpfe an der Wand zu befeſtigen, ſodaß die große Oeffnung gegen dieſelbe, und der Boden nach außen gewandt iſt, in letzteren iſt ein ſo großes Loch geſchnitten, daß ich ein- und ausfliegen kann; dort habe ich und mein Mann das Neſt, und alle unſere Jungen ſind von dort ausgeflogen. Die Menſchenfamilie hat natürlich das Ganze eingerichtet, um das Vergnügen zu haben, uns zu ſehen, ſonſt würden ſie es wohl nicht gethan haben. Ihres Vergnügens wegen ſtreuen ſie auch Brotkrumen aus, und ſo haben wir das Futter, es iſt gleichſam für uns geſorgt; — deshalb glaube ich, daß ich und mein Mann bleiben! obgleich wir ſehr unzufrieden ſind, — aber wir bleiben!“

„Und wir fliegen auf das Land, um zu ſehen, ob nicht der Frühling kommt!“ und fort flogen ſie.

Und draußen auf dem Lande war ſtrenger Winter, es fror einige Grade ſtärker als in der Stadt. Der ſcharfe Wind blies über die ſchneebedeckten Felder. Der Bauer, mit großen Fauſthandſchuhen verſehen, ſaß in ſeinem Schlitten, ſchlug kreuzend mit den Armen, um die Kälte auszutreiben; die Peitſche lag auf ſeinem Schooß; die magern Pferde liefen, daß ſie dampften; der Schnee kniſterte und die Sperlinge hüpften in den Räderſpuren und froren. „Piep! wann kommt der Frühling? Es dauert ſehr lange!“

„Sehr lange!“ ſcholl es von dem nächſten Hügel, der mit Schnee bedeckt war, übers Feld hin; es konnte das Echo ſein, welches man hörte, aber auch die Rede des wunderbaren alten Mannes, der in Wind und Wetter hoch oben auf dem Schneehaufen ſaß; er war ganz weiß, wie ein Bauer in einem weißen, groben Friesrock, mit langem, weißem Haar, weißem Bart, ganz bleich, und mit großen, klaren Augen.

„Wer iſt der Alte dort?“ fragten die Sperlinge.

„Das weiß ich!“ ſagte ein alter Rabe, der auf dem Zaunpfahl ſaß, und herablaſſend genug war, um anzuerkennen, daß wir alle vor dem Angeſicht unſeres Herrn kleine Vögel ſind, und ſich deshalb auch mit den Sperlingen einließ und Aufklärung gab. „Ich weiß, wer der Alte iſt. Es iſt der Winter, der alte Mann vom vorigen Jahr, er iſt nicht todt, wie der Kalender ſagt, ſondern Vormund für den kleinen Prinzen Frühling, welcher kommt. Ja, der Winter führt das Regiment. Hu! die Kälte ſchüttelt Euch wohl, Ihr Kleinen!“

„Ja, iſt's nicht ſo, wie ich ſage?“ äußerte der Kleinſte. „Der Kalender iſt nur eine menſchliche Erfindung, er iſt nicht nach der Natur eingerichtet! Das ſollten ſie uns überlaſſen, uns, die wir feiner geſchaffen ſind!“

Und eine Woche verging, es vergingen zwei; der Wald ſtand ſchwarz, der gefrorene Landſee lag ſchwer und ſah wie geronnenes Blei aus; die Wolken, ja, Wolken waren es nicht, es waren feuchte, eiskalte Nebel, die über dem Lande hingen; die großen, ſchwarzen Krähen flogen in Heerden, ohne Geſchrei, es war als ob Alles ſchliefe. — Da glitt ein Sonnenſtrahl über den See hin, und er glänzte wie geſchmolzenes Zinn. Die Schneedecke auf dem Felde und auf dem Hügel ſchimmerte nicht wie früher, aber die weiße Geſtalt, der Winter ſelbſt, ſaß noch dort, den Blick beſtändig nach Süden gewandt; er bemerkte gar nicht, daß der Schneeteppich gleichſam in die Erde ſank, daß hier und dort ein kleiner, grasgrüner Fleck hervorkam, und da wimmelte es dann von Sperlingen.

„Quivit! Quivit! kommt der Frühling nun?“

„Der Frühling!“ klang es über Feld und Flur und durch die ſchwarzbraunen Wälder, wo das Moos friſchgrün an den Baumſtämmen glänzte; und aus dem Süden kamen die beiden erſten Störche durch die Luft geflogen; auf dem Rücken eines jeden ſaß ein kleines, liebliches Kind, ein Knabe und ein Mädchen; und ſie küßten die Erde zum Gruß, und wohin ſie ihre Füße ſetzten, wuchſen weiße Blumen unter dem Schnee hervor; Hand in Hand gingen ſie zu dem alten Eismann, dem Winter, legten ſich zu neuer Begrüßung an ſeine Bruſt, und in demſelben Moment waren ſie alle Drei und die ganze Landſchaft verborgen; ein dicker, feuchter Nebel, ſchwer und dicht, hüllte Alles ein. — Nach und nach wehte es, — der Wind wurde heftiger, er kam mit ſtarken Stößen und verjagte den Nebel, die Sonne glänzte ſo warm; — der Winter ſelbſt war verſchwunden, des Frühlings liebliche Kinder ſaßen auf dem Thron des Jahres.

„Das nenne ich Neujahr!“ ſagten die Sperlinge. „Nun bekommen wir wohl unſere Gerechtſame und Vergütung für den ſtrengen Winter wieder!“

Wohin die beiden Kinder ſich wandten, ſchoſſen grüne Knoſpen an Büſchen und Bäumen hervor, da ward das Gras höher, das Saatfeld immer lebhaſter grün. Und rund umher warf das kleine Mädchen Blumen aus; ſie hatte davon im Ueberfluß in ihrem Kleide, ſie ſchienen dort hervor zu wimmeln, das Kleid war immer voll, wie eifrig ſie die Blumen auch ausſtreute, — in ihrem Eifer ſchüttete ſie einen reichen Blüthenſchnee über Aepfel- und Pfirſichbäume, ſodaß ſie in voller Pracht ſtanden, bevor ſie noch grüne Blätter hatten.

Und ſie klatſchte in die Hände und der Knabe klatſchte, da kamen Vögel, man wußte nicht woher, und alle zwitſcherten und ſangen: „Der Frühling iſt gekommen!“

Das war herrlich zu ſehen. Manches alte Mütterchen kam aus ihrer Thür in den Sonnenſchein, ſchuppte ſich behäbig, ſah auf die gelben Blumen, welche überall auf dem Felde prangten, gerade ebenſo wie in ihren jungen Tagen; die Welt wurde wieder jung. „Heute iſt ein geſegneter Tag hier draußen!“ ſagte ſie.

Der Wald ſtand noch braungrün, Knospe ſchloß ſich an Knospe, aber der Waldmeiſter war ſchon hervorgekommen, friſch und duftend, Veilchen gab es in Fülle, Anemonen und Primeln keimten, in jedem Grashalm war Saft und Kraft: es war allerdings ein Prachtteppich zum Sitzen, und dort ſaß das junge Paar des Frühlings und hielt ſich bei den Händen, es ſang und lächelte, und wuchs mehr und mehr.

Ein milder Regen fiel vom Himmel auf ſie herab, ſie merkten es nicht, Regentropfen und Freudenthränen wurden zu einem und demſelben Tropfen. Braut und Bräutigam küßten ſich, und in einem Nu entfaltete ſich des Waldes Laub. — Als die Sonne aufging, waren alle Wälder grün!

Und Hand in Hand ging das Brautpaar unter das friſche, hängende Laubdach, wo nur die Strahlen des Sonnenlichts und die Schlagſchatten den Farbenwechſel im Grünen hervorbrachten. Eine jungfräuliche Reinheit und ein erfriſchender Duft war in den feinen Blättern! klar und lebendig rieſelte Aue und Bach zwiſchen dem ſammtgrünen Schilf und über die bunten Steine. „Vollauf ewig und immer iſt es und bleibt es!“ ſagte die ganze Natur. Und der Kuckuck rief und die Lerche trillerte, es war ein herrlicher Frühling; aber die Weidenbäume trugen wollene Fauſthandſchuhe um ihre Blüthen; ſie waren ſo entſetzlich vorſichtig und das iſt langweilig!

Und es vergingen Tage und es vergingen Wochen, die Wärme wälzte ſich gleichſam herab; heiße Luftwogen zogen durch das Korn, das immer gelber und gelber wurde. Des Nordens weißer Lotus entfaltete ſeine großen grünen Blätter auf dem Waſſerſpiegel der Waldſeeen, und die Fiſche ſuchten Schatten unter denſelben; und an der Schutzſeite des Waldes, wo die Sonne auf die Wand des Bauernhauſes niederſtrahlte, und die entfalteten Roſen, und die Kirſchbäume, welche voll ſaftiger, ſchwarzer, beinahe ſonnenheißer, Beeren hingen, ordentlich durchwärmte, ſaß des Sommers liebliches Weib, daſſelbe, welches wir als Kind und als Braut geſehen haben; und es ſah auf die ſteigenden, dunklen Wolken, welche in Wellenformen, wie Berge, ſchwarzblau und ſchwer, ſich höher und höher hoben; ſie kamen von drei Seiten; immer wachſend, wie ein verſteintes, umgekehrtes Meer, ſenkten ſie ſich gegen den Wald, wo Alles, wie durch einen Zauber ſtumm war; jeder Luftzug hatte ſich gelegt, jeder Vogel ſchwieg, es war ein Ernſt, eine Erwartung in der ganzen Natur; aber auf Wegen und Stegen eilten Fahrende, Reitende und Gehende fort, um unter Dach zu kommen. — Da leuchtete es mit einem Mal als ob die Sonne hervorbräche: flammend, blendend, Alles verzehrend! und Dunkelheit herrſchte wieder bei rollendem Gekrach! Das Waſſer ſtürzte in Strömen hernieder; es ward dunkel und wieder hell, es herrſchte Stille und dann wieder lautes Getöſe. Das junge braungefiederte Röhrricht im Moor bewegte ſich in langen Wogen, des Waldes Zweige verbargen Waſſernebel, die Finſterniß kam, das Licht folgte, Stille und Getöſe wechſelten ab. — Gras und Korn lag wie niedergeſchlagen, wie hingeſchwemmt, als ob es ſich nie wieder heben ſolle. — Plötzlich wurde der Regen zu einzelnen Tropfen, die Sonne ſtrahlte, und am Halm und am Blatt glänzten Waſſertropfen wie Perlen, die Vögel ſangen, die Fiſche ſchnellten aus dem Waſſer der Aue hervor, die Mücken tanzten, und draußen ſaß auf dem Stein im ſalzigen, gepeitſchten Meerwaſſer der Sommer ſelbſt, der kräftige Mann, mit den feſten Gliedern, mit naſſem Haar, — verjüngt von dem friſchem Bad ſaß er im warmen Sonnenſchein. Die ganze Natur rund umher war verjüngt, Alles ſtand üppig, kräftig und ſchön; es war Sommer, warmer, lieblicher Sommer!

Und angenehm und ſüß war der Duft, der aus dem üppigen Kleefeld ſtrömte, die Bienen ſummten dort um die alte Thingſtätte,; die Brombeerranke ſchlängelte ſich um den Altarſtein, der, vom Regen gewaſchen, im Sonnenlicht glänzte; und dorthin flog die Bienenkönigin mit ihrem Schwarm, und bereitete Wachs und Honig. Nur der Sommer ſah es und ſein kräftiges Weib; für ſie ſtand der Altartiſch mit den Opfergaben der Natur gedeckt.

Und der Abendhimmel leuchtete wie Gold, keine Kirchenkuppel glänzt ſo reich, und der Mond ſchien zwiſchen Abendröthe und Morgenröthe: es war Sommer!

Und es vergingen Wochen und es vergingen Tage. — Die blanken Senſen der Schnitter blinkten in den Kornfeldern, die Zweige des Apfelbaumes bogen ſich ſchwer von rothen und gelben Früchten; der Hopfen duftete lieblich und hing in großen Büſcheln, und unter den Haſelſtauden, wo die Nüſſe in ſchweren Trauben ſaßen, ruhten Mann und Weib, der Sommer mit ſeinem ernſten Weibe.

„Welch ein Reichthum!“ ſagte ſie „rundumher iſt Segen verbreitet, überall iſt's heimiſch und gut, und doch, ich ſelbſt weiß es nicht, ich ſehne mich nach — Stille, — Ruhe, — ich weiß ſelbſt nicht das Wort dafür! — Nun pflügen ſie ſchon wieder auf dem Felde! Mehr und immer mehr wollen die Menſchen gewinnen! — Sieh, die Störche kommen in Schaaren, und gehen in einiger Entfernung hinter dem Pfluge her; der Vogel Aegyptens, welcher uns durch die Luft trug! Erinnerſt Du Dich deſſen noch, wie wir Beide als Kinder nach den Ländern des Nordens kamen? — Blumen brachten wir, lieblichen Sonnenſchein und grüne Wälder; der Wind verfuhr hart mit ihnen, ſie werden braun und dunkel, wie die Bäume des Südens, tragen aber nicht wie dieſe, goldene Früchte!“

„Willſt Du die ſehen?“ ſagte der Sommer, „ſo freue Dich!“ und er erhob ſeinen Arm und des Waldes Blätter färbten ſich roth und golden, Farbenpracht kam über alle Wälder; die Roſenhecke glänzte mit feuerrothen Hagebutten, die Fliederzweige hingen voll ſchwerer, großer, ſchwarzer Beeren, die wilden Kaſtanien fielen reif aus den ſchwarzgrünen Schaalen, und im Walde blühten die Veilchen zum zweiten Mal.

Aber die Königin des Jahres wurde ſtiller und ſtiller, und ſie wurde bleicher. „Es weht kalt!“ ſagte ſie, „die Nacht bringt feuchte Nebel! — ich ſehne mich nach dem — Lande der Kindheit!“ —

Und ſie ſah die Störche fortfliegen, alle und jeden; und ſie ſtreckte die Hände nach ihnen aus. — Sie ſah nach den Neſtern, welche leer ſtanden, in dem einen wuchs die langſtielige Kornblume, in einem andern der gelbe Rübſamen, als ob das Neſt nur zu ihrem Schutze und zu ihrer Umzäunung da ſei; und die Sperlinge kamen hinauf.

„Piep! Wo iſt die Herrſchaft geblieben! Sie kann es wohl nicht ertragen, wenn es weht, und deshalb hat ſie das Land verlaſſen! Ich wünſche glückliche Reiſe!“

Des Waldes Blätter wurden immer gelber, und Laub fiel auf Laub, die Stürme des Herbſtes brauſten; das Spätjahr war weit vorgerückt; und auf dem gelben Laub lag die Königin des Jahres und ſah mit milden Augen nach dem ſchimmernden Stern, und der Gatte ſtand bei ihr. Ein Windſtoß wirbelte im Laub — es fiel wieder, da war ſie verſchwunden, aber ein Schmetterling, der letzte des Jahres, flog durch die kalte Luft.

Die feuchten Nebel kamen, eiſiger Wind blies, und die finſtern, längſten Nächte traten ein. Der Herrſcher des Jahres hatte ſchneeweißes Haar; aber er ſelbſt wußte es nicht, er glaubte, daß es Schneeflocken ſeien, welche aus den Wolken fielen; eine dünne Schneedecke breitete ſich über das grüne Feld.

Und die Kirchenglocken läuteten die Weihnachtszeit ein.

„Die Glocken der Geburt läuten!“ ſagte der Herrſcher des Jahres, „bald wird das neue Herrſcher-Paar geboren; und ich gehe zur Ruhe, wie ſie! Zur Ruhe im leuchtenden Stern!“

Und im friſchen, grünen Tannenwald, wo der Schnee lag, ſtand der Weihnachtsengel und weihte die jungen Bäume ein, die ſein Feſt verherrlichen ſollten.

„Freude im Zimmer und unter den grünen Zweigen!“ ſagte der alte Herrſcher des Jahres, in Wochen war er zu einem ſchneeweißen Greis gealtert. „Meine Ruhezeit naht ſich, das junge Paar des Jahres erhält nun Krone und Scepter!“

„Und die Macht iſt doch Dein!“ ſagte der Weihnachtsengel, „die Macht und nicht die Ruhe! Laß den Schnee wärmend auf der jungen Saat liegen! Lerne es ertragen, daß einem Andern gehuldigt wird, und daß Du doch Herrſcher biſt! Lerne es, vergeſſen zu ſein und doch zu leben! Die Stunde Deiner Freiheit kommt, wenn der Frühling erſcheint!“

„Wann kommt der Frühling?“ fragte der Winter.

„Der kommt, wenn der Storch kommt!“

Und mit weißen Locken und ſchneeweißem Bart ſaß der Winter eiskalt, gebeugt und betagt, aber ſtark wie der Winterſturm und des Eiſes Macht, hoch auf dem Schneehaufen des Hügels und ſah gegen Süden, wo der Winter vorher geſeſſen und hinausgeblickt hatte. — Das Eis krachte, der Schnee kniſterte, die Schlittſchuhläufer glitten über die blanken Seeen, und Raben und Krähen nahmen ſich auf dem weißen Grund gut aus, kein Wind rührte ſich. Und in der ſtillen Luft ballte der Winter die Fäuſte und das Eis ward klafterdick zwiſchen den Ländern.

Da kamen die Sperlinge wieder aus der Stadt und fragten: „Wer iſt der alte Mann dort?“ Und der Rabe ſaß dort wieder, oder ein Sohn von ihm, was ja einerlei iſt, und er ſagte zu ihnen: „Der Winter iſt's! Der alte Mann vom vorigen Jahr. Er iſt nicht todt, wie der Kalender ſagt, ſondern Vormund des Frühlings, welcher kommt!“

„Wann kommt der Frühling?“ fragten die Sperlinge, „dann bekommen wir gute Zeit und beſſeres Regiment! Das alte taugte nicht.“

Und in ſtillen Gedanken nickte der Winter dem blattloſen, ſchwarzen Wald zu, wo jeder Baum die liebliche Form und Biegung der Zweige zeigte; und während des Winterſchlafes ſenkten ſich die eiskalten Nebel der Wolken, — dem Herrſcher träumte von ſeiner Jugendzeit und von ſeinem Mannesalter, und gegen Tagesanbruch prangte der ganze Wald von Reif; das war der Sommertraum des Winters; der Sonnenſchein ſtreute Reif von den Zweigen.

„Wann kommt der Frühling?“ fragten die Sperlinge.

„Der Frühling!“ klang es wie Echo von den Hügeln, auf welchem der Schnee lag. Die Sonne ſchien wärmer, der Schnee ſchmolz, die Vögel zwitſcherten: „Der Frühling kommt!“

Und hoch in der Luft kam der erſte Storch, der zweite folgte; ein liebliches Kind ſaß auf dem Rücken eines jeden, und ſie ſenkten ſich nieder auf das offene Feld, küßten die Erde, und küßten den alten, ſtillen Mann, und wie Moſes auf dem Berge verſchwand er, vom Wolkennebel getragen.

Die Geſchichte des Jahres war beendet.

„Das iſt ſehr richtig!“ ſagten die Sperlinge, „es iſt auch ſehr ſchön, aber nicht nach dem Kalender, und darum iſt es verkehrt!“

II.

Am jüngſten Tag.

Der heiligſte Tag unter allen Tagen des Lebens iſt der, an welchem wir ſterben; es iſt der jüngſte Tag, der heilige, große Verwandlungstag. Haſt Du recht ernſthaft über dieſe mächtige, ſichere, letzte Stunde hier auf Erden nachgedacht?

Einſt war ein Mann, ein Strenggläubiger, wie er genannt ward, ein Kämpfer für's Wort, das ihm ein Geſetz war, ein eifriger Diener eines eifrigen Gottes. — Der Tod ſtand nun an ſeinem Bett, der Tod mit dem ſtrengen, himmliſchen Antlitz.

„Die Stunde iſt gekommen, Du mußt mir folgen!“ ſagte der Tod und berührte mit ſeinem eiskalten Finger ſeine Füße; und ſie erſtarrten, der Tod berührte ſeine Stirn, dann ſein Herz und es brach dabei, und die Seele folgte dem Engel des Todes.

Aber in den wenigen Sekunden, welche zwiſchen der Einweihung vom Fuß bis zur Stirn und zum Herzen lagen, ging, wie die großen, ſchwarzen Wellen eines Meeres, Alles, was das Leben gebracht und geweckt hatte, über den Sterbenden hin. So ſieht man mit einem Blick in die ſchwindelnde Tiefe hinunter, und umfaßt mit einem Gedankenblitz den unermeßlichen Weg; ſo ſieht man mit einem Blick, in einer Summe, das zahlloſe Sterngewimmel, Erdkugeln und Welten in dem weiten Raum erkennend.

In einem ſolchen Augenblick ſchaudert der erſchrockene Sünder, und er hat Nichts, an was er ſich halten kann, es iſt, als ob er in eine unendliche Leere verſänke! — Aber der Fromme lehnt ſein Haupt an Gott, und ergiebt ſich wie das Kind in: „Dein Wille geſchehe mit mir!“

Aber dieſer Sterbende hatte nicht des Kindes Sinn, er fühlte, daß er Mann ſei; ihn ſchauderte nicht, wie den Sünder, er wußte, er ſei der Rechtgläubige. Er hatte an den Formen der Religion in all ihrer Strenge gehalten; Millionen, das wußte er, mußten den breiten Weg zur Verdammniß gehen; mit Feuer und Schwert würde er hier ihre Körper haben vernichten können; wie ihre Seelen es waren und ſtets ſein werden! Sein Weg war gen Himmel gerichtet, wo die Gnade ihm die Pforte öffnete, die verſprochene Gnade.

Und die Seele ging mit dem Engel des Todes, aber noch einmal ſah ſie nach dem Lager hin, wo das Bild des Staubes in dem weißen Leichenhemde lag, ein fremder Abdruck ihres eigenen Ich's. — Und ſie flogen und ſie gingen — es war wie in einer mächtigen Halle und doch wie in einem Wald; die Natur war beſchnitten, ausgeſpannt, aufgebunden und in Reihen geſetzt, künſtlich behandelt wie die alten franzöſiſchen Gärten; hier war Maskerade.

„Das iſt das Menſchenleben!“ ſagte der Engel des Todes.

Alle Geſtalten ſah man mehr oder weniger vermummt; es waren nicht gerade Diejenigen die Edelſten und Mächtigſten, welche in Sammt und Gold gingen, auch waren nicht alle Diejenigen die Niedrigſten und Geringſten, die im Kleide der Armuth einherſchritten. — Es war eine wunderbare Maskerade, und vorzüglich war es ſeltſam anzuſehen, wie Alle zuſammen unter ihrer Kleidung ſorgfältig Etwas vor einander verbargen; aber der Eine riß gewaltſam an dem Andern, damit es ſichtbar werden könne, und dann ſah man den Kopf eines Thieres hervorgucken; bei dem Einen war es ein grinſender Affe, bei dem Andern ein häßlicher Ziegenbock, eine feuchte Schlange oder ein matter Fiſch.

Es war das Thier, an dem wir Alle tragen, das Thier, welches im Menſchen feſtgewachſen iſt, und es hüpfte, und ſprang, und wollte vorwärts, und Jeder hielt die Kleider dicht um daſſelbe, aber die Andern riſſen ſie zur Seite und riefen: „Siehſt Du! ſieh, das iſt der! das iſt ſie!“ und der Eine entblößte die Jämmerlichkeit des Andern.

„Und welches Thier war bei mir!“ fragte die wandernde Seele; und der Engel des Todes zeigte auf eine ſtolze Geſtalt vor ſich hin. Um das Haupt derſelben zeigte ſich eine bunte Glorie mit glänzenden Farben, aber am Herzen des Mannes verbargen ſich Füße des Thieres, Füße des Pfaues; die Glorie war nur des Vogels bunter Schweif.

Und als ſie fortwanderten ſchrieen große Vögel auf eine widerliche Weiſe von den Zweigen der Bäume; mit vernehmlichen Menſchenſtimmen ſchrieen ſie: „Du Wanderer des Todes, erinnerſt Du Dich meiner?“ — Das waren alle die böſen Gedanken und Begierden aus ſeinen Lebenstagen, welche ihm zurieſen: „Erinnerſt Du Dich meiner? —“

Und einen Augenblick ſchauderte die Seele zuſammen, denn ſie erkannte die Stimmen, die böſen Gedanken und Begierden, welche als Gerichtszeugen auftraten.

„In unſerm Fleiſch, in unſerer böſen Natur, wohnt nichts Gutes!“ ſagte die Seele, „aber die Gedanken bei mir wurden nicht zu Thaten, die Welt hat nicht die böſe Frucht geſehen!“ Und er beeilte ſich noch mehr, um bald dem häßlichen Geſchrei zu entfliehen; aber die großen, ſchwarzen Vögel umkreiſten ihn und ſchrieen und ſchrieen, als ſollte es auf der ganzen Welt gehört werden; und er ſprang wie die gejagte Hindin, und bei jedem Schritte ſtieß er den Fuß gegen ſcharfe Kieſelſteine, und ſie ſchnitten in ſeine Füße, daß es ſchmerzte. „Wo kommen dieſe ſcharfen Steine her? Wie welkes Laub liegen ſie über der Erde!“

„Das iſt jedes unvorſichtige Wort, welches Du fallen ließeſt, und das Deines Nächſten Herz viel tiefer verwundete, als die Steine jetzt Deinen Fuß ritzen!“

„Daran dachte ich nicht!“ ſagte die Seele.

„Richtet nicht, damit man Euch nicht wieder richte!“ klang es durch die Luft.

„Wir Alle haben geſündigt!“ ſagte die Seele und erhob ſich wieder. „Ich habe das Geſetz und das Evangelium gehalten, ich habe gethan, was ich thun konnte, ich bin nicht wie die Andern!“

Und ſie ſtanden an der Pforte des Himmels, und der Engel, der Wächter des Einganges, fragte: „Wer biſt Du? Nenne mir Deinen Glauben, und zeige mir ihn aus Deinen Thaten!“

„Ich habe alle Gebote ſtreng erfüllt! Ich habe mich gedemüthigt vor den Augen der Welt, ich habe das Böſe und die Böſen gehaßt und verfolgt, diejenigen, welche den breiten Weg zur ewigen Verdammniß gehen, und ich will es noch, wenn ich es vermag, mit Feuer und Schwert!“

„Du biſt alſo Einer von den Bekennern Mahomed's?“ ſagte der Engel.

„Ich? — Niemals!“

„Derjenige, welcher zum Schwert greift, ſoll durchs Schwert umkommen, ſagt der Sohn. Seinen Glauben haſt Du nicht. Biſt Du vielleicht ein Sohn Iſraels, der mit Moſes ſagt: Auge um Auge, Zahn um Zahn, ein Sohn Iſraels, deſſen eifriger Gott nur Deines Volkes Gott iſt?“

„Ich bin ein Chriſt!“

„Das erkenne ich nicht in Deinem Glauben und aus Deinen Thaten. Chriſti Lehre iſt Verſöhnung, Liebe und Gnade!“

„Gnade!“ klang's durch den unendlichen Raum, und die Pforte des Himmels öffnete ſich, und die Seele ſchwebte der offenen Herrlichkeit entgegen.

Aber das ausſtrömende Licht war ſo blendend, ſo durchdringend, daß die Seele wie vor einem gezogenen Schwerte zurückwich; und die Töne erklangen ſo weich und ergreifend, daß keine irdiſche Zunge es ausſprechen kann.

Die Seele bebte, und neigte ſich tiefer und immer tiefer; aber die himmliſche Klarheit drang in ſie hinein, und da fühlte und vernahm ſie, was ſie früher nie ſo gefühlt hatte: die Laſt ihres Hochmuths, ihrer Härte und Sünde. — Es wurde ſo klar in ihr.

„Was ich Gutes auf der Welt that, das that ich, weil ich nicht anders konnte; aber das Böſe — das war aus mir ſelbſt!“

Und die Seele fühlte ſich geblendet von dem reinen himmliſchen Licht, ſie ſank ohnmächtig, ſo ſchien es, tief, in ſich ſelbſt gehüllt, niedergedrückt, unreif für das Himmelreich; und in dem Gedanken an den ſtrengen, den gerechten Gott, wagte ſie nicht „Gnade!“ zu ſtammeln.

— Und da war die Gnade, die nicht erwartete Gnade!

Gottes Himmel war in dem ganzen unendlichen Raum, Gottes Liebe durchſtrömte ihn in unerſchöpflicher Fülle.

„Heilig, herrlich, liebreich und ewig werde Du, Menſchenſeele!“ ſo klang es und ſang es. Und Alle, Alle werden wir am letzten Tag unſeres Erdenlebens, wie die Seele hier, zurückbeben vor dem Glanz und der Herrlichkeit des Himmelreichs, wir werden uns tief beugen, demüthig niederſinken, und doch von ſeiner Liebe getragen, von ſeiner Gnade aufrecht erhalten werden; ſchwebend in neuen Bahnen, geläutert, edler und beſſer, uns mehr und mehr nähernd der Herrlichkeit des Lichtes, und durch ihn geſtärkt, vermögen wir aufzuſteigen in die ewige Klarheit.

III.

Sie taugte nicht.

Der Bürgermeiſter ſtand am offenen Fenſter; er war in ſeinem Hemde mit Handmanſchetten, mit Tuchnadel in dem Buſenſtreifen und außerordentlich glatt raſirt, ſelbſteigene Arbeit; und doch hatte er ſich einen kleinen Schnitt beigebracht, aber auf demſelben klebte ein Stückchen Zeitung.

„Höre 'mal, Du Kleiner!“ rief er.

Und der Kleine war kein Anderer als der Sohn der armen Waſchfrau, der gerade am Hauſe vorüberging und ehrfurchtsvoll ſeine Mütze zog; der Schirm derſelben war mitten durchgebrochen, ſie war dazu eingerichtet, zuſammengerollt und in die Taſche geſteckt zu werden. In ſeinen ärmlichen aber reinen und außerordentlich gut geflickten Kleidern, mit ſchweren Holzſchuhen an den Füßen, ſtand der Knabe da, ehrfurchtsvoll als ſtände er dem Könige ſelbſt gegenüber.

„Du biſt ein guter Junge,“ ſagte der Bürgermeiſter, „Du biſt ein höflicher Knabe. Deine Mutter ſpült wohl

Wäſche unten am Fluſſe; dort mußt Du das gewiß hinbringen, was Du in der Taſche haſt. Das iſt ein garſtig Ding mit Deiner Mutter! Wie viel haſt Du drinnen?"

„Ein halbes Nößel," ſagte der Knabe erſchrocken, mit halblauter Stimme.

„Und heute Morgen bekam ſie gerade ebenſo viel," fuhr der Mann fort.

„Nein, es war geſtern!" antwortete der Knabe.

„Zwei halbe machen einen ganzes! — Sie taugt nicht! Es iſt traurig mit der Art Leute! — Sage Deiner Mutter, ſie ſollte ſich ſchämen! und werde Du nur nie ein Trunkenbold; aber das wirſt Du ſchon werden! Armes Kind! geh' nur!"

Und der Knabe ging weiter; die Mütze behielt er in der Hand und der Wind ſpielte in ſeinen gelben Haaren, daß die langen Büſchel in die Höhe ſtanden. Er lenkte um die Straßenecke, in die kleine Gaſſe ein, die auf den Fluß führt, wo die Mutter im Waſſer ſtand an der Waſchbank und mit dem Schlägel die ſchwere Wäſche ſchlug. Das Waſſer ſtrömte ſtark, denn die Schleuſen der Mühle waren aufgezogen, das Bettlaken trieb mit dem Strome und war im Begriff die Bank umzureißen. Die Waſchfrau mußte ſich dagegen ſtemmen.

„Bald wäre ich davon geſegelt!" ſagte ſie, „es iſt gut, daß Du kommſt, denn ich habe es nöthig, den Kräften ein wenig zur Hülfe zu kommen! Es iſt kalt hier im Waſſer; ſechs Stunden ſtehe ich ſchon hier. Haſt Du Etwas für mich?"

Der Knabe zog die Flaſche hervor und die Mutter ſetzte ſie an den Mund und trank einen Schluck.

„Ach, wie das wohl thut! Wie das wärmt! Das iſt ebenſo gut wie warmes Eſſen, und nicht ſo theuer! Trinke, mein Junge! Du ſiehſt ſo blaß aus, es friert Dich in den dünnen Kleidern! Es iſt ja auch Herbſt. Hu! Wie iſt das Waſſer kalt! Wenn ich nur nicht krank werde! Doch, das werde ich nicht! Gieb mir noch einen Schluck und trinke auch Du, aber nur einen kleinen Tropfen, Du darfſt Dich nicht daran gewöhnen, mein armes, gutes Kind!“

Und ſie ging um die Brücke herum, auf welcher der Knabe ſtand und trat ans Land; das Waſſer troff von der Strohmatte, die ſie um den Leib gebunden, und von ihrem Rock.

„Ich arbeite und quäle mich, daß das Blut mir faſt aus den Nägeln ſpringt! aber ich thu' es gern, wenn ich Dich nur ehrlich und rechtſchaffen durchbringe, mein lieber Junge!“

In dieſem Augenblick trat eine etwas ältere Frau heran, eine ärmliche Erſcheinung, lahm auf dem einen Bein und mit einer gar großen, falſchen Locke über dem einen blinden Auge herabhängend; das Auge ſollte von der Locke bedeckt ſein, aber ſie machte den Fehler nur hervorſtechender. Es war eine Freundin der Waſchfrau, „die lahme Marthe mit der Locke,“ nannten ſie die Nachbarn.

„Du Arme, wie Du arbeiteſt und in dem kalten Waſſer ſtehſt! Du haſt wahrhaftig nöthig, daß Du Dich ein wenig erwärmſt, und doch ſchreien die böſen Zungen über die Paar Tropfen, die Du trinkſt! — Und nun währte es nur wenige Augenblicke, ſo war die ganze Rede des Bürgermeiſters der Waſchfrau hinterbracht, denn Marthe hatte Alles gehört und es hatte ſie geärgert, daß er in ſolcher Weiſe zu dem Kinde von deſſen eigener Mutter und von den Paar Tropfen ſprach, die ſie zu ſich nahm, und zwar weil es an dieſem Tage geſchehe, an welchem der Bürgermeiſter ſelbſt einen großen Mittagsſchmaus gab mit Wein flaſchenweiſe! Feine Weine, und ſtarke Weine! Ein wenig über den Durſt vieler Leute! aber das nennt man nicht trinken! Die taugen, aber Du taugſt nicht!“

„Ah ſo, er hat mit Dir geredet, Kind?“ ſagte die Waſchfrau und ihre Lippen bewegten ſich zitternd: „Du haſt eine Mutter, die nicht taugt! Vielleicht hat er Recht! aber dem Kinde ſollte er es nicht ſagen! Doch von dem Hauſe aus iſt Vieles über mich gekommen!“

„Ihr habt ja dort gedient als noch die Eltern des Bürgermeiſters am Leben waren und das Haus bewohnten; das ſind viele Jahre her! Seitdem ſind viele Scheffel Salz gegeſſen worden, und man kann ſchon Durſt haben!“ und Marthe lächelte. „Der Bürgermeiſter hat heute großen Mittag, den Gäſten hätte es abgeſagt werden ſollen, aber es wurde zu ſpät, und das Eſſen war denn auch ſchon fertig. Ich habe es von dem Hausknecht. Vor einer Weile iſt ein Brief gekommen, daß der jüngere Bruder in Kopenhagen geſtorben iſt!“

„Geſtorben!“ rief die Waſchfrau, und wurde leichenblaß.

„Ei doch!“ ſagte Marthe. „Nehmt Ihr Euch das ſo ſehr zu Herzen? Nun Ihr kanntet ihn von der Zeit her, als Ihr dort im Hauſe dientet.“

„Iſt er todt! Er war ſo ein lieber, herzensguter Mann! Der Herr bekömmt nicht Viele ſeines Gleichen!“ und die Thränen rollten ihr über die Wangen herab. „O, mein Gott, es tanzt Alles um mich herum — das iſt weil ich die Flaſche leerte — das habe ich nicht vertragen können — ich fühle mich ganz unwohl!“ — und ſie lehnte ſich an die Planke.

„Herr Gott! Ihr ſeid ganz krank,“ ſagte die andere Frau. „Seht zu, daß das wieder vorüber geht! — Nein, Ihr ſeid in der That ernſtlich krank! Es wird am beſten ſein, daß ich Euch nach Hauſe bringe!“

„Aber die Wäſche dort!“

„Ich werde mich ſchon der Wäſche annehmen! — Kommt, reicht mir Euren Arm! Der Junge kann hier bleiben und aufpaſſen, ich werde dann wieder kommen und den Reſt waſchen, das iſt ja nur eine Kleinigkeit!“

Und die Füße ſchwankten unter der Waſchfrau.

„Ich habe zu lange in dem kalten Waſſer geſtanden; ſeit heute Morgen habe ich weder Eſſen noch Trinken geſehen! Das Fieber ſteckt mir im Körper. O, Herr Jeſus, hilf mir, daß ich nach Hauſe komme! — Mein armes Kind!“ — und ſie weinte. Auch der Knabe weinte, und bald ſaß er allein am Fluſſe bei der naſſen Wäſche. Die zwei Frauen ſchritten nur langſam weiter, die Waſchfrau ſchleppend, ſchwankend, durch das Gäßchen um die Ecke in die Straße, an dem Hauſe des Bürgermeiſters vorüber, und gerade vor demſelben ſank ſie auf das Straßenpflaſter nieder. Es ſammelten ſich mehrere Leute; die lahme Marthe lief ins Haus nach Hilfe. Der Bürgermeiſter und ſeine Gäſte traten an die Fenſter.

„Das iſt die Waſchfrau!“ ſagte er, „die hat ein wenig über den Durſt getrunken; ſie taugt nicht! Schade um den hübſchen Knaben, den ſie hat. Ich mag in der That den Jungen gern. Die Mutter taugt nicht!“

Und die Waſchfrau erholte ſich wieder und man führte ſie in ihre armſelige Wohnung, woſelbſt ſie zu Bette gebracht wurde. Die gute Marthe kochte eine Schale warmes Bier mit Butter und Zucker; dieſe Medicin, glaubte ſie, ſei die beſte, und darauf begab ſie ſich nach dem Fluß, ſpülte gar ſchlecht, aber meinte es gut, zog eigentlich nur die naſſe Wäſche ans Land und legte ſie in einen Korb.

Gegen Abend ſaß ſie in dem ärmlichen Stübchen bei der Waſchfrau. Einige geröſtete Kartoffeln und ein ſchönes fettes Stück Schinken hatte die Köchin des Bürgermeiſters ihr für die Kranke gegeben; daran thaten Marthe und der Knabe ſich gütlich; die Kranke erfreute ſich an dem Geruch, derſelbe ſei ſehr nahrhaft, meinte ſie.

Und der Knabe wurde zu Bett gebracht, in daſſelbe, in welchem die Mutter lag, aber er hatte ſeinen Platz quer zu ihren Füßen, und deckte ſich mit einer alten Fußdecke zu, die von blauen und rothen Streifen zuſammengenähet war.

Und mit der Waſchfrau ging es ein wenig beſſer; das warme Bier hatte ſie geſtärkt und der Geruch des feinen Eſſens ihr wohlgethan.

„Habe Dank, Du gute Seele!“ ſagte ſie zu Marthe. „Ich will Dir auch Alles erzählen, wenn der Knabe ſchläft! Ich glaube er thut es ſchon. Wie ſüß und fromm er ausſieht, ſo wie er dort mit geſchloſſenen Augen liegt! Er weiß nicht wie es um ſeine Mutter ſteht, Gott gebe, daß er es nie erfahre! — Ich diente bei dem Kammerrath, bei den Eltern des Bürgermeiſters; es traf ſich nun ſo, daß der jüngſte der Söhne, der Student, nach Hauſe kam; damals war ich jung, ein wildes Mädchen, aber ehrbar, das darf ich im Angeſichte Gottes ſagen!“ — ſagte die Waſchfrau — „der Student war luſtig und guter Dinge, ſo lieb und brav! Jeder Blutstropfen in ihm war gut und rechtſchaffen; ein beſſerer Menſch iſt nicht auf Erden geweſen. Er war Sohn im Hauſe, ich nur Magd, aber wir liebten uns; in Zucht und Ehren! Ein Kuß iſt doch keine Sünde, wenn man ſich recht liebt. Und er ſagte es ſeiner Mutter; ſie war ihm als der liebe Herrgott hier auf Erden! Und ſie war ſo klug, ſo liebevoll! — Er reiſte ab, und ſeinen goldenen Ring ſteckte er mir an den Finger; und als er wohl aus dem Hauſe war, rief meine Herrin mich vor ſich. Ernſt und doch ſo milde trat ſie mir gegenüber und ſprach als wäre es Gott ſelbſt, welcher redete; ſie machte mir den Abſtand klar zwiſchen ihm und mir, im Geiſt und in der Wahrheit.

„Jetzt ſieht er darauf, wie gut Du ausſiehſt, aber das Ausſehen wird vergehen! Du biſt nicht erzogen wie er, Ihr reicht nicht an einander im Reiche des Geiſtes, und darin liegt das Unglück. Ich achte den Armen“ — ſagte ſie — „bei Gott dürfte er einen höhern Platz als mancher

Reicher einnehmen; aber hier auf Erden muß man ſich hüten, in ein falſches Geleis zu gerathen, wenn man vorwärts fährt, ſonſt ſchlägt der Wagen um, und Ihr Beide werdet umſchlagen! Ich weiß, daß ein braver Mann, ein Handwerker, um Dich angehalten hat, ich meine Erich, den Handſchuhmacher; er iſt Wittwer, hat keine Kinder, ſteht ſich gut; überlege Dir das!“

Jedes Wort, das ſie ſagte, ſchnitt wie Meſſer in mein Herz, aber die Frau hatte Recht! und das laſtete ſchwer auf mir! — Ich küßte ihre Hand und weinte bittere Thränen, und weinte noch mehr, als ich in meine Kammer kam und mich auf mein Bett warf. Es war eine ſchwere Nacht, die jetzt folgte, Gott weiß es, was ich litt und ſtritt. Sonntags darauf ging ich zum Tiſche des Herrn, damit mir Licht werde. Es war wie eine Schickung: indem ich aus der Kirche trat, kam mir Erich entgegen. Und nun blieb kein Zweifel mehr in meiner Seele; wir paßten für einander, im Stande und in Verhältniſſen, ja er war ſogar ein wohlhabender Mann; und ich trat denn auch auf ihn zu, nahm ſeine Hand und ſagte: „Iſt Dein Sinn noch zu mir.“ — „„Ja, ewig und immer!““ ſagte er. „Willſt Du ein Mädchen nehmen, das Dich achtet und ehrt, aber nicht liebt — doch das kann wohl kommen“! — „„Das wird kommen!““ ſagte er, und darauf gaben wir einander die Hand. Ich ging nach Hauſe zu meiner Herrin: den goldenen Ring, den mir der Sohn gegeben, trug ich an meinem Herzen, ich konnte ihn nicht am Tage, nur jeden Abend an den Finger ſtecken, wenn ich mich niederlegte. Ich küßte den Ring, daß mir die Lippen bluteten, und darauf gab ich ihn meiner Herrin, und ſagte ihr, daß das Aufgebot für mich und den Handſchuhmacher künftige Woche erfolgen werde. Alsdann umarmte meine Herrin mich und küßte mich — ſie ſagte nicht, daß ich nichts tauge, allein damals war ich vielleicht auch beſſer, obwohl ich noch nicht ſo von der Noth dieſer Welt heimgeſucht worden war. Und ſo war die Hochzeit zur Lichtmeſſe; und im erſten Jahre ging es gut, wir hatten einen Geſellen und einen Lehrburſchen und Du, Marthe, dienteſt bei uns."

„O, Ihr wart eine liebe, gute Hausmutter!" ſagte Marthe, „nie vergeſſe ich es, wie gütig Ihr und Euer Mann waret!"

„Ja, das waren die guten Jahre damals als Du bei uns warſt! Kinder hatten wir noch nicht. — Den Studenten ſah ich nie! — Doch! ich ſah ihn, aber er ſah mich nicht. Er war hier zur Beerdigung ſeiner Mutter. Ich ſah ihn am Grabe ſtehen, er war leichenblaß und ſehr betrübt, aber das war um die Mutter; ſpäter, als der Vater ſtarb, war er in fremden Landen und kam nicht wieder hier her. Er heirathete nie, das weiß ich; — er wurde Advocat, glaube ich! — mich hatte er vergeſſen, und wenn er mich auch geſehen, er hätte mich doch gewiß nicht wieder erkannt, ſo garſtig ich ausſehe. Und das iſt ja auch ſehr gut!"

Und ſie ſprach von den ſchweren Tagen der Prüfung, und erzählte, wie das Unglück gleichſam auf ſie hereinſtürzte. Sie beſaßen fünfhundert Thaler, und weil gerade in der Straße ein Haus für zweihundert zu kaufen war und es ſich lohnen würde, es abzutragen und ein neues zu bauen, ſo wurde es gekauft. Der Maurer und Zimmermeiſter machten den Ueberſchlag, und der neue Bau ſollte zehnhundertundzwanzig koſten. Credit hatte Erich, das Geld lieh er ſich in der Hauptſtadt, aber — der Schiffer, der es bringen ſollte, ſcheiterte und das Geld mit ihm.

Um dieſe Zeit brachte ich meinen lieben ſüßen Knaben, der dort ſchläft, zur Welt. Mein Mann fiel in eine ſchwere, langwierige Krankheit, drei Vierteljahr mußte ich ihn anziehen. Es ging ganz mit uns zurück, wir liehen und liehen; Alles, was wir hatten, ging darauf und der Vater ſtarb uns! Ich habe gearbeitet, geſtritten und geſtrebt, des Kindes wegen: Treppen geſcheuert, Linnen gewaſchen, Großes und Feines, aber ich ſoll es nicht beſſer haben, es iſt ſo Gottes Wille! Doch er wird mich ſchon zu ſich nehmen, und auch den Knaben nicht verlaſſen!"

Und ſie ſchlief ein.

Gegen Morgen fühlte ſie ſich geſtärkt und kräftig genug, wie ſie glaubte, um wieder an ihre Arbeit zu gehen. Sie war gerade aufs Neue in das kalte Waſſer hinaus getreten, da ergriff ſie ein Zittern, eine Ohnmacht; krampfhaft griff ſie mit der Hand in die Luft, that einen Schritt und fiel um. Der Kopf lag auf dem trocknen Lande, aber die Füße im Fluſſe; ihre hölzernen Schuhe, die ſie anbehalten hatte — in jedem war ein Strohwiſch — trieben mit dem Strome; ſo fand Marthe ſie, als ſie ihr den Kaffee bringen wollte.

Vom Bürgermeiſter war unterdeſſen ein Bote zu ihr ins Haus abgeſendet worden, „ſie möge ſogleich zu ihm kommen, er habe ihr etwas zu ſagen." Es war zu ſpät!

Ein Barbier wurde geholt, um einen Aderlaß vorzunehmen; die Waſchfrau war todt.

„Sie hat ſich todt getrunken!“ ſagte der Bürgermeiſter.

In dem Briefe, der die Nachricht vom Tode des Bruders brachte, war der Inhalt des Teſtaments angegeben, und dem nach ſeien 600 Thaler der Handſchuhmacher-Wittwe vermacht, die einſt ſeinen Eltern gedient habe. Nach beſtem Ermeſſen ſollte das Geld, „in größeren oder kleineren Theilen ihr oder ihrem Kinde verabreicht werden!“

„Da iſt ſo ein Miſchmaſch zwiſchen meinem Bruder und ihr geweſen,“ ſagte der Bürgermeiſter. „Es iſt gut, daß ſie weg iſt; der Knabe bekommt jetzt das Ganze, und ich werde ihn bei braven Leuten unterbringen; es kann ein tüchtiger Handwerker aus ihm werden!“ — Und in dieſe Worte legte der liebe Gott ſeinen Segen.

Und der Bürgermeiſter ließ den Knaben kommen, verſprach ſich ſeiner annehmen zu wollen, und fügte noch hinzu, wie gut es ſei, daß ſeine Mutter geſtorben, ſie taugte nicht!

Auf den Kirchhof trug man ſie, auf den Kirchhof der Armen. Marthe ſtreute Sand auf das Grab und pflanzte einen kleinen Roſenſtrauch darauf; der Knabe ſtand neben ihr.

„Meine ſüße Mutter!“ ſagte er, und ſeine Thränen floſſen. „Iſt es denn wahr: — taugte ſie nicht?“

„Ja, ſie taugte!“ ſagte die alte Magd und blickte zum Himmel. „Ich weiß es ſeit vielen Jahren und ſeit der letzten Nacht. Ich ſage Dir, ſie taugte, und Gott im Himmel ſagt es auch, laß die Welt nur ſagen: Sie taugte nicht!“

IV.

Die lieblichſte Roſe der Welt.

Es herrſchte einſt eine mächtige Königin, in deren Garten man die herrlichſten Blumen zu allen Jahreszeiten und aus allen Ländern der Welt fand, aber beſonders liebte ſie die Roſen, und deshalb beſaß ſie von dieſen die verſchiedenſten Arten, von der wilden Heckenroſe mit den apfelduftenden grünen Blättern an bis zur ſchönſten Roſe der Provence; ſie wuchſen an den Schloßmauern, ſchlängelten ſich um die Säulen und Fenſterrahmen, in die Hausgänge hinein und längs der Decke in allen Sälen; und die Roſen wechſelten in Duft, Form und Farbe.

Aber Sorge und Betrübniß wohnte drinnen; die Königin lag auf dem Krankenbett, und die Aerzte verkündeten, daß ſie ſterben müſſe.

„Es iſt dennoch eine Rettung für ſie!“ ſagte der Weiſeſte unter ihnen. „Bringt ihr die lieblichſte Roſe der Welt, diejenige, welche der Ausdruck der höchſten und reinſten Liebe iſt; kommt die vor ihre Augen, ehe ſie brechen, ſo ſtirbt ſie nicht.“

Und Jung und Alt kamen von allen Seiten mit Roſen, mit den lieblichſten, welche in jedem Garten blühten, aber es waren nicht die rechten; aus dem Garten der Liebe mußte die Blume geholt werden; aber welche Roſe dort war der Ausdruck der höchſten, der reinſten Liebe?

Und die Dichter ſangen von der lieblichſten Roſe der Welt, jeder nannte die ſeine. Und es ging Botſchaft weit im Lande umher an jedes Herz, das in Liebe ſchlug, es ging Botſchaft an jeden Stand und an jedes Alter.

„Keiner hat bis jetzt die Blume genannt,“ ſagte der Weiſe. „Keiner hat auf den Ort hingezeigt, wo ſie in ihrer Herrlichkeit hervorſprang. Es ſind nicht die Roſen von Romeo's und Julie's Sarg oder von Walburg's Grab, obgleich dieſe Roſen immer in Sagen und Liedern duften werden; es ſind nicht die Roſen, welche aus Winkelried's blutigen Lanzen emporſprießen, aus dem Blute, welches heilig aus der Bruſt des Helden im Tode fürs Vaterland quillt, obgleich kein Tod ſüßer iſt, keine Roſe röther als das Blut, welches dort fließt. Es iſt auch nicht jene Wunderblume, für deren Pflege der Mann in Jahren und Tagen, in langen, ſchlafloſen Nächten, in der einſamen Stube, ſein friſches Leben hingiebt, der Wiſſenſchaft magiſche Roſe!“

„„Ich weiß, wo ſie blüht,““ ſagte eine glückliche Mutter, die mit ihrem zarten Kinde an das Lager der Königin kam. „„Ich weiß, wo die herrlichſte Roſe der Welt gefunden wird! Die Roſe, welche der Ausdruck der höchſten und reinſten Liebe iſt. Sie ſprießt auf den blühenden Wangen meines ſüßen Kindes, wenn es vom Schlaf geſtärkt die

Augen aufſchlägt, und mir mit ſeiner ganzen Liebe entgegenlacht!""

„Lieblich iſt die Roſe, aber es giebt eine noch lieblichere!" ſagte der Weiſe.

„„Ja, eine viel ſchönere!"" ſagte eine der Frauen. „„Ich habe ſie geſehen, eine erhabnere heiligere Roſe blüht nicht; aber ſie war bleich, wie die Blätter der Theeroſe; ich ſah ſie auf den Wangen der Königin; ſie hatte ihre königliche Krone abgelegt und trug ſelbſt in der langen, kummervollen Nacht ihr krankes Kind, ſie weinte, küßte es, und betete zu Gott für das Kind, wie eine Mutter in der Stunde der Angſt betet!""

„Heilig und wunderbar iſt die weiße Roſe der Trauer in ihrer Macht, aber die geſuchte iſt es nicht!"

„„Nein, die herrlichſte Roſe der Welt ſah ich vor dem Altar des Herrn,"" ſagte der fromme, alte Biſchof. „„Ich ſah ſie leuchten, als ob eines Engels Antlitz ſich zeigte. Die jungen Mädchen gingen zum Tiſch des Herrn, erneuten den Bund ihrer Taufe, und es blühten Roſen, und es erbleichten Roſen auf den friſchen Wangen; ein junges Mädchen ſtand da; ſie blickte mit voller Reinheit und Liebe der ganzen Seele zu ihrem Gott empor; das war der Ausdruck der reinſten und höchſten Liebe!""

„Sie ſei geſegnet!" ſagte der Weiſe, „aber noch Keiner von Euch hat bis jetzt die lieblichſte Roſe der Welt genannt."

Da trat ein Kind ins Zimmer, der kleine Sohn der Königin; Thränen ſtanden in ſeinen Augen und auf ſeinen Wangen; er trug ein großes aufgeſchlagenes Buch, der Einband war von Sammt, mit großen ſilbernen Spangen.

„„Mutter!““ ſagte der Kleine, „„o, höre doch, was ich geleſen habe!““ und das Kind ſetzte ſich ans Bett und las aus dem Buche von ihm, der ſich ſelbſt dem Tode am Kreuze hingab, um die Menſchen und ſogar die ungeborenen Geſchlechter zu retten. „„Größere Liebe giebt es nicht!““

Und Roſenſchein flog über die Wangen der Königin, ihre Augen wurden ſo groß, ſo klar, denn ſie ſah, daß aus den Blättern des Buches ſich die lieblichſte Roſe erhob, das Bild derjenigen, welche aus dem Blute Chriſti am Kreuzesſtamm entſprang.

„Ich ſehe ſie!“ ſagte ſie. „Niemals ſtirbt Derjenige, welcher dieſe Roſe, die herrlichſte auf Erden blickt!“

V.

Eine gute Laune.

Von meinem Vater habe ich das beſte Erbtheil erhalten, nämlich eine gute Laune. Und wer war mein Vater? Ja, das geht eigentlich dem Humor nichts an! er war lebhaft und wohlbeleibt, fett und rund, ſein Aeußeres und Inneres ſtand mit ſeinem Amt gänzlich im Widerſpruche. Und was war er ſeines Amtes und ſeiner Stellung nach in der bürgerlichen Geſellſchaft? Ja, wenn es im Anfange eines Buches gleich niedergeſchrieben und gedruckt würde, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß Mehrere, wenn ſie es leſen, das Buch zur Seite legen und ſagen würden, es ſieht mir ſo unheimlich aus, ich mag nichts von der Art. Und doch war mein Vater weder Schinder noch Scharfrichter; im Gegentheil, ſein Amt ſtellte ihn an die Spitze der rühmlichſten Männer der Stadt, und er war dort ganz in ſeinem Recht, ganz an ſeinem Platz; er mußte der Vorderſte ſein, vor dem Biſchof, vor den Prinzen von Geblüt — und er war der Vorderſte — — er war Leichenwagen-Kutſcher!

Nun iſt's heraus! und daß kann ich bekennen, daß, wenn man meinen Vater dort hoch ſitzen ſah, vorne auf dem Omnibus des Todes, bekleidet mit ſeinem langen, weiten, ſchwarzen Mantel, mit dem ſchwarzgarnirten, dreieckigen Hut auf dem Kopf, und dazu mit ſeinem Geſicht, welches leibhaftig ausſah, ſo wie man die Sonne zeichnet, rund und lachend, dann konnte man nicht an Trauer und Grab denken; das Antlitz ſagte: „es macht nichts, es wird viel beſſer, als man glaubt!“

Seht, von ihm habe ich meine gute Laune und die Gewohnheit angenommen, beſtändig nach dem Kirchhof zu gehen; und das iſt ſehr amüſant, wenn man nur mit gutem Humor dorthin kommt, — und dann halte ich das Intelligenzblatt, ſo wie auch er es that.

Ich bin nicht ganz jung, — ich habe weder Weib, Kinder noch eine Bibliothek, aber, wie geſagt, ich halte das Intelligenzblatt, das iſt mir genug, es iſt mir das liebſte Blatt, und war es meinem Vater auch; es hat ſeinen großen Nutzen, und bringt Alles, was ein Menſch zu wiſſen nöthig hat: wer in den Kirchen, und wer in den neuen Büchern predigt; wo man Häuſer, Dienſtleute, Kleider und Speiſen erhält; wer „ausrangirt“ und ſelbſt ausrangirt wird; und dann ſieht man ſo viel Wohlthätigkeit, und ſo viele unſchuldige Verſe, die ſo harmlos ſind! Ehen, welche geſucht werden und Stelldichein, auf welche man ſich einläßt, und auf welche man ſich nicht einläßt; Alles einfach und natürlich! Man kann wahrlich ſehr gut und glücklich leben und ſich begraben laſſen, wenn man das Intelligenzblatt hält —

und dann hat man am Ende ſeines Lebens, ſo herrlich viel Papier, daß man weich darauf liegen kann, wenn man es nicht liebt auf Hobelſpänen zu ruhen.

Das Intelligenzblatt und der Kirchhof, waren immer meine, den Geiſt am meiſten weckenden Spaziergänge, meine beliebteſten Badeanſtalten für den guten Humor.

Jeder kann nun für ſich das Intelligenzblatt durchwandern; aber geht mit mir nach dem Kirchhof; laßt uns dorthin gehen, wenn die Sonne ſcheint, und die Bäume grün ſind; laßt uns zwiſchen den Gräbern wandeln. Jedes derſelben iſt wie ein geſchloſſenes Buch mit dem Rücken nach oben, man kann den Titel leſen, welcher beſagt, was das Buch enthält, und doch nichts ſagt; aber ich weiß Beſcheid, weiß es von meinem Vater und von mir ſelbſt. Ich habe es in meinem Grabbuch, und das iſt ein Buch, welches ich ſelbſt zum Nutzen und Vergnügen gemacht habe; dort liegen ſie Alle beiſammen, und noch einige mehr!

Nun ſind wir auf dem Kirchhof.

Hier, hinter dem weißgemalten Stab-Gitter, wo einſt ein Roſenſtrauch ſtand, — jetzt iſt er fort, aber ein bischen Immergrün vom Grab des Nachbars ſtreckt ſeine grünen Finger herein, um doch ein wenig Staat zu machen, ruht ein ſehr unglücklicher Mann, und doch ſtand er ſich, als er lebte, wie man zu ſagen pflegt, gut; er hatte ſein gutes Auskommen und noch ein wenig mehr, aber die Welt, das heißt, die Kunſt, ging ihm zu nahe. Saß er eines Abends im Theater, um mit ganzer Seele zu genießen, ſo war er außer ſich, wenn der Maſchinenmeiſter nur ein zu ſtarkes

Licht in eine der Wangen des Mondes ſetzte, oder wenn die Luft-Soffitten vor den Couliſſen hingen, wenn ſie dahinter hängen ſollten, oder wenn eine Palme im Berliner Thiergarten vorkam, oder Caktus in Tyrol und Buchen hoch oben in Norwegen erſchienen! Bleibt ſich das nicht gleich? Wer kümmert ſich um ſo Etwas! Es iſt ja Komödie, bei welcher man ſich amüſiren ſoll. — Bald klatſchte ihm das Publikum zu viel, bald zu wenig. „Das iſt naſſes Holz,“ ſagte er, „es will heute Abend nicht zünden!“ und dann kehrte er ſich um, um zu ſehen, was für Leute es wären, und dann ſah er, daß ſie zur unrechten Zeit lachten, daß ſie an Stellen lachten, wo ſie nicht lachen ſollten; darüber ärgerte er ſich, litt dabei, und war ein unglücklicher Menſch, und nun ruht er im Grabe.

Hier ſchlummert ein ſehr glücklicher Mann, das heißt, ein ſehr vornehmer Mann, von hoher Geburt, und das war ſein Glück, denn ſonſt würde nie etwas aus ihm geworden ſein, aber Alles iſt ſo weiſe in der Natur eingerichtet, daß es ein Vergnügen iſt, daran zu denken. Er ſchritt vorn und hinten geſtickt einher, und war im Saale untergebracht, ſo wie man den koſtbaren, perlengeſtickten Klingelzug anbringt, hinter dem immer eine gute, dicke Schnur, welche den Dienſt verrichtet, hängt; er hatte auch eine gute Schnur hinter ſich, einen Subſtituten, der den Dienſt verrichtete, und ihn noch hinter einem neuen, geſtickten Klingelzug verrichtet. Alles iſt ſo weiſe eingerichtet, daß man wohl einen guten Humor haben kann.

Hier ruht, ja, das iſt nun freilich ſehr traurig —! hier ruht ein Mann, der ſiebenundſechzig Jahre darüber nachgedacht hatte, einen guten Einfall zu ſagen; er lebte nur um einen guten Einfall zu bekommen, und endlich bekam er wirklich nach eigener Ueberzeugung einen, und wurde ſo froh darüber, daß er ſtarb, vor Freude ſtarb, ihn bekommen zu haben; Keiner hatte Nutzen davon, Keiner hörte den guten Einfall. Ich kann mir nun denken, daß er wegen des guten Einfalles nicht einmal Ruhe im Grabe hat, denn geſetzt, es wäre ein Einfall, den man nur beim Frühſtück ſagen könnte, wenn er von Wirkung ſein ſollte, und daß er als Todter, der allgemeinen Meinung nach, nur um Mitternacht erſcheinen kann, ſo paßt der Einfall nicht für die Zeit, Niemand lacht, und der Mann kann mit ſeinem guten Einfall wieder ins Grab ſteigen. Das iſt ein trauriges Grab.

Hier ruht eine ſehr geizige Frau; während ſie lebte, ſtand ſie in der Nacht auf und miaute, damit die Nachbarn glauben ſollten, daß ſie Katzen hielte; ſo geizig war ſie!

Hier ruht ein Fräulein aus guter Familie; ſie mußte in Geſellſchaften immer ihre Stimme hören laſſen, und dann ſang ſie: „mi manca la voce!“ das war die einzige Wahrheit in ihrem Leben!

Hier ruht eine Jungfrau — eines andern Schlages! Wenn der Kanarienvogel des Herzens zu ſchmettern beginnt, dann ſteckt die Vernunft die Finger in die Ohren. Schön Jungfrau ſtand in des Eheſtands Glorie —! das iſt eine

Alltagshiſtorie — aber es iſt hübſch geſagt: Laß die Todten ruhen!

Hier ruht eine Wittfrau, welche Schwanengeſang im Munde und Eulengalle im Herzen trug. Sie ging in den Familien auf Raub nach Fehlern ihres Nächſten aus, ſowie in alten Tagen das „Reibeiſen“ umherging, um ein Rinnſteinbrett zu finden, welches nicht da war.

Hier iſt ein Familienbegräbniß; jedes Glied dieſes Geſchlechts hielt ſo im Glauben zuſammen, daß, wenn auch die ganze Welt und die Zeitung dazu ſagte, ſo iſt's, und der kleine Sohn kam nun aus der Schule und ſagte: „ich habe es auf die Weiſe gehört!“ ſo war die ſeinige die einzig richtige, denn er war von der Familie. Und gewiß iſt's, daß, wenn es ſich ſo traf, daß der Hofhahn der Familie um Mitternacht krähte, ſo war es Morgen, wenn auch der Wächter und alle Uhren der Stadt verkündeten, daß es Mitternacht ſei.

Der große Göthe ſchließt ſeinen Fauſt damit: „kann fortgeſetzt werden,“ das kann unſere Wanderung nach dem Kirchhofe auch. Dahin komme ich oft; macht Einer oder der Andere meiner Freunde oder Nicht-Freunde mir es zu bunt, gehe ich hinaus, ſuche einen Raſenplatz auf, und weihe denſelben ihm oder ihr, irgend einer Perſon, die ich zu begraben wünſche, dann begrabe ich ſie ſogleich, und ſie liegen todt und machtlos da, bis ſie als neue und beſſere Menſchen zurückkehren. Ihr Leben und ihre Thaten, nach meiner Art und Weiſe betrachtet, ſchreibe ich in mein Grabbuch, und ſo ſollten alle Menſchen verfahren, ſie ſollten ſich nicht ärgern, wenn Jemand es ihnen zu toll macht, ſondern ihn ſogleich begraben, auf ihren guten Humor halten, und auch auf das Intelligenzblatt, auf dieſes, vom Volke ſelbſt oft mit „geführter Hand“ geſchriebene Blatt.

Kommt die Zeit, daß ich ſelbſt, ſowie meine Lebensgeſchichte, im Grabe eingebunden werden ſoll, dann ſetzte man mir die Inſchrift:

„Eine gute Laune!“

Das iſt meine Geſchichte.

VI.

„Es iſt ganz gewiß!“

„Das iſt eine entſetzliche Geſchichte!“ ſagte eine Henne, und zwar auf einer andern Seite der Stadt, wo die Geſchichte nicht paſſirt war. „Das iſt eine entſetzliche Geſchichte im Hühnerhauſe! ich kann heut Nacht nicht allein ſchlafen! es iſt gut, daß unſrer viele auf der Steige zuſammen ſitzen!“ — Und nun erzählte ſie, ſo daß die Federn der andern Hühner ſich hoben, und der Hahn den Kamm fallen ließ. Es iſt ganz gewiß!

Aber wir wollen mit dem Anfang beginnen, und der iſt in einem Hühnerhauſe auf der andern Seite der Stadt zu ſuchen. Die Sonne ging unter, und die Hühner flogen auf ihre Steige; eine Henne, weißgefiedert und mit kurzen Beinen, legte ihre reglementirten Eier, und war als Henne in jeder Art und Weiſe reſpectabel; indem ſie auf die Steige flog, zupfte ſie ſich mit dem Schnabel, und eine kleine Feder fiel ihr aus.

„Da geht ſie hin!“ ſagte ſie, „je mehr ich mich zupfe, um ſo ſchöner werde ich!“ Und ſie ſagte es heiter, denn ſie war der muntere Sinn unter den Hühnern, übrigens, wie geſagt, ſehr reſpectabel; und darauf ſchlief ſie ein.

Dunkel war es rings umher, Henne ſaß bei Henne, aber die, welche der heiteren am nächſten ſaß, ſchlief nicht; ſie hörte und hörte auch nicht, wie es ja in dieſer Welt ſein ſoll, um in guter Ruhe zu leben; aber ihrer anderen Nachbarin mußte ſie es doch ſagen: „Hörteſt Du, was hier geſagt wurde? Ich nenne Keinen, aber hier iſt eine Henne, welche ſich rupfen will, um gut auszuſehen! Wäre ich ein Hahn, ich würde ſie verachten!“

Und grade oben über den Hühnern ſaß die Eule mit dem Eulenvater und ihren Eulenkindern; die Familie hat ſcharfe Ohren, ſie alle hörten jedes Wort, welches die Nachbarhenne ſagte; und ſie rollten mit den Augen, und die Eulenmutter ſchlug mit den Flügeln und ſprach: „Hört nur nicht darauf! Aber Ihr hörtet es wohl, was dort geſagt wurde? Ich hörte es mit meinen eigenen Ohren, und man muß viel hören, ehe ſie Einem abfallen! Da iſt eine unter den Hühnern, welche in ſolchem Grade vergeſſen hat, was ſich für eine Henne ſchickt, daß ſie ſich alle Federn ausrupft, und es den Hahn ſehen läßt!“

„Prenez garde aux enfants!“ ſagte der Eulenvater, „das iſt Nichts für die Kinder!“

„Ich will es doch der Nachbareule erzählen; das iſt eine ſehr achtbare Eule im Umgang!“ und darauf flog ſie fort.

„Hu, hu! uhuh!“ heulten ſie Beide in den Taubenſchlag des Nachbars zu den Tauben hinein. „Habt ihr's gehört? Habt ihr's gehört? Uhuh! Eine Henne iſt da, welche ſich des Hahns wegen alle Federn ausgerupft hat; ſie wird erfrieren, wenn ſie nicht ſchon erfroren iſt. Uhuh!“

„Wo? wo?“ girrten die Tauben.

„Im Hofe des Nachbars! ich habe es ſo gut wie ſelbſt geſehen! Es iſt beinahe unpaſſend, die Geſchichte zu erzählen: Es iſt ganz gewiß!“

„Glaubt, glaubt jedes einzelne Wort!“ ſagten die Tauben, und girrten in ihren Hühnerhof hinunter: „Eine Henne iſt da, ja, einige ſagen, daß ihrer zwei da ſind, welche ſich alle Federn ausgerupft haben, um nicht ſo wie die anderen auszuſehen, und um die Aufmerkſamkeit des Hahns zu wecken. Das iſt ein gewagtes Spiel, man kann ſich erkälten, und am Fieber ſterben, und ſie ſind Beide geſtorben!“

„Wacht auf! wacht auf!“ krähte der Hahn, und flog auf die Planke; der Schlaf ſaß ihm noch in den Augen, aber er krähte dennoch: „Drei Hennen ſind vor unglücklicher Liebe zu einem Hahn geſtorben! ſie hatten ſich alle Federn ausgerupft! das iſt eine häßliche Geſchichte! ich will ſie nicht für mich behalten, ſie mag weiter gehen!“

„Laßt ſie weiter gehen!“ pfiffen die Fledermäuſe, und die Hühner gluckten und die Hähne krähten: „Laßt ſie weiter gehen! laßt ſie weiter gehen!“ und ſo ging die Geſchichte von Hühnerhaus zu Hühnerhaus, und kam zuletzt an die Stelle zurück, von welcher ſie eigentlich ausgegangen war.

„Fünf Hühner,“ hieß es, „haben ſich alle Federn ausgerupft, um zu zeigen, welche von ihnen aus Liebesgram für den Hahn am magerſten geworden ſei, — und dann hackten ſie ſich gegenſeitig blutig und ſtürzten todt nieder, zum Spott und zur Schande für ihre Familie, und zum großen Verluſt des Beſitzers!“

Und die Henne, welche die loſe, kleine Feder verloren hatte, kannte natürlich ihre eigene Geſchichte nicht wieder, und da ſie eine reſpectable Henne war, ſo ſagte ſie: „Ich verachte jene Hühner! aber es giebt mehrere der Art! So etwas ſoll man nicht verſchweigen, und ich werde das Meinige dazu thun, daß die Geſchichte in die Zeitung kommt, dann verbreitet ſie ſich über das ganze Land; und das haben die Hühner verdient, und ihre Familie auch!“

Es kam in die Zeitung, es wurde gedruckt, und es iſt ganz gewiß: eine kleine Feder kann wohl zu fünf Hühnern werden!

VII.

„Ein Unterſchied iſt da.“

Es war im Maimonat, der Wind blies noch kalt; aber „der Frühling ſei da,“ ſo ſagten Büſche und Bäume, Feld und Flur; es wimmelte von Blumen bis in die lebendigen Hecken hinauf; und dort führte der Frühling ſelbſt ſeine Sache, er predigte von einem kleinen Apfelbaum herab, dort hing ein einziger Zweig, friſch und blühend, mit ſeinen, roſenrothen Knospen überſtreut, welche im Begriff waren, ſich zu öffnen; er wußte recht wohl, wie ſchön er ſei, denn es liegt im Blatte ſowohl wie im Blute, und deshalb überraſchte es ihn auch nicht, als ein herrſchaftlicher Wagen auf dem Wege vor ihm anhielt, und die junge Gräfin ſagte, daß ein Apfelzweig das lieblichſte ſei, das man ſehen könne: er ſei der Frühling ſelbſt in ſeiner herrlichſten Offenbarung. Und der Zweig wurde abgebrochen, und ſie hielt ihn in ihrer feinen Hand, und beſchattete ihn mit ihrem ſeidenen Sonnenſchirm, — dann fuhren ſie nach dem Schloß, wo ſich hohe Säle und prächtige Zimmer befanden; klare, weiße Gardinen flatterten vor den offenen Fenſtern und herrliche

Blumen ſtanden in glänzenden, durchſichtigen Vaſen, und in eine derſelben, die wie aus friſchgefallenem Schnee geſchnitten war, wurde der Apfelzweig zwiſchen friſche, lichte Buchenzweigen geſteckt; es war eine Luſt ihn zu ſehen!

Da wurde der Zweig ſtolz, und das iſt ja ganz menſchlich!

Es kamen verſchiedene Arten Leute durch die Zimmer, und je nachdem ſie etwas galten, durften ſie ihre Bewunderung ausſprechen; Einige ſagten gar nichts, Einige wiederum zu viel, und der Apfelzweig verſtand es, daß ein Unterſchied zwiſchen den Menſchen, ſowie zwiſchen den Gewächſen ſei. „Einige ſind zum Staate, und einige zum Ernähren da; es giebt auch ſolche, welche man ganz entbehren könnte,“ meinte der Apfelzweig, und da er gerade vor dem offenen Fenſter ſtand, von wo aus er in den Garten und auf das Feld ſehen konnte, ſo hatte er Blumen und Gewächſe genug, um ſie zu betrachten und darüber nachzudenken; dort ſtanden reiche und arme, einige gar zu ärmliche.

„Arme verſtoßene Kräuter!“ ſagte der Apfelzweig, „ein Unterſchied iſt freilich da! und wie unglücklich müſſen ſie ſich fühlen, wenn die Art ſo fühlen kann, wie ich und meines Gleichen; freilich iſt ein Unterſchied da, aber der muß auch gemacht werden, ſonſt wären ſich ja Alle gleich!“

Und der Apfelzweig ſah mit einem gewiſſen Mitleid beſonders auf eine Art Blumen, welche ſich in Menge auf Feldern und in Gräbern verſanden; Keiner band ſie zum Strauße; ſie waren gar zu gewöhnlich, ja, man konnte ſie ſelbſt zwiſchen dem Steinpflaſter finden, ſie ſchoſſen wie das ärgſte Unkraut hervor, und hatten den häßlichen Namen: Hundeblumen.

„Armes verachtetes Gewächs!“ ſagte der Apfelzweig. „Du kannſt nichts dafür, daß Du wurdeſt, wie Du geworden, daß Du ſo gewöhnlich biſt, und daß Du den häßlichen Namen erhielteſt, welchen Du führſt! aber mit den Gewächſen iſt es wie mit den Menſchen, ein Unterſchied muß ſein!“

„Unterſchied!“ ſagte der Sonnenſtrahl und küßte den blühenden Apfelzweig, küßte aber auch die gelben Hundeblumen draußen auf dem Felde, alle Brüder des Sonnenſtrahls küßten ſie, die armen Blumen ſowohl als die reichen.

Der Apfelzweig hatte niemals über Gottes unendliche Liebe gegen Alles, was da lebt und ſich in ihm bewegt, nachgedacht, er hatte niemals darüber nachgedacht, wie viel Schönes und Gutes verborgen, aber nicht vergeſſen daliegen kann, — aber auch das war ja ganz menſchlich!

Der Sonnenſtrahl, der Strahl des Lichts wußte es beſſer: „Du ſiehſt nicht weit, Du ſiehſt nicht klar! — Welches iſt das verachtete Kraut, das Du namentlich beklagſt?“

„Die Hundeblume!“ ſagte der Apfelzweig. „Niemals wird ſie zum Strauß gebunden, ſie wird mit Füßen getreten; es ſind ihrer zu viele, und wenn ſie in Samen ſchießen, ſo fliegen ſie wie kleingeſchnittene Wolle über den Weg und hängen ſich an die Kleider der Leute. Unkraut iſt's! aber auch das ſoll ja ſein! — ich bin wirklich ſehr dankbar, daß ich keine jener Blumen geworden bin!“

Und über das Feld kam eine ganze Schaar Kinder, das jüngſte derſelben war noch ſo klein, daß es von den andern getragen wurde; und als es zwiſchen die gelben Blumen in das Gras geſetzt ward, lachte es laut vor Freude, zappelte mit den kleinen Beinchen, wälzte ſich umher, pflückte nur die gelben Blumen, und küßte ſie in ſüßer Unſchuld. Die etwas größeren Kinder brachen die Blumen von den hohlen Stielen, bogen dieſe rund in ſich ſelbſt zuſammen, Glied an Glied, ſodaß ein ganze Kette daraus entſtand; erſt eine für den Hals, dann eine um ſie über die Schultern und um den Leib zu hängen, um ſie auf der Bruſt und auf dem Kopf zu befeſtigen; das war eine Pracht von grünen Gliedern und Ketten! Aber die größten Kinder nahmen vorſichtig die abgeblühte Blume. den Stengel, der die gefiederte zuſammengeſetzte Samenkrone trug, dieſe loſe, luftige Wollenblume, welche ein ganzes Kunſtwerk iſt, wie aus den feinſten Federn, Flocken oder Daunen; ſie hielten ſie an den Mund, um ſie mit einem Mal ganz abzublaſen; und wer Das konnte, bekam, wie die Großmutter ſagte, neue Kleider, bevor das Jahr zu Ende ging.

Die verachtete Blume war bei dieſer Gelegenheit ein ganzer Prophet.

„Siehſt Du!“ ſagte der Sonnenſtrahl. „Siehſt Du ihre Schönheit, ſiehſt Du ihre Macht?“

„Ja, für Kinder!“ antwortete der Apfelzweig.

Und eine alte Frau kam auf das Feld und grub mit ihrem ſtumpfen, ſchaftloſen Meſſer um die Wurzel des Krautes, und zog ſie heraus; von einigen der Wurzeln wollte ſie ſich Kaffee kochen, für andere wollte ſie Geld löſen, indem ſie dieſelben dem Apotheker verkaufte.

„Schönheit iſt doch etwas Höheres!“ ſagte der Apfelzweig. „Nur die Auserwählten kommen in das Reich des Schönen! Es iſt ein Unterſchied zwiſchen den Gewächſen, wie es einen Unterſchied zwiſchen den Menſchen giebt!“

Und der Sonnenſtrahl ſprach von der unendlichen Liebe Gottes, ſich im Erſchaffenen offenbarend, und für Alles, was Leben hat, und von der gleichen Vertheilung aller Dinge in Zeit und Ewigkeit!“

„Ja, das iſt nun ihre Meinung!“ ſagte der Apfelzweig.

Und Leute kamen in das Zimmer, und die junge Gräfin erſchien, ſie, welche den Apfelzweig ſo ſchön in die durchſichtige Vaſe geſtellt hatte, wo das Sonnenlicht ſtrahlte; und ſie brachte eine Blume, oder was es ſonſt ſein mochte, und der Gegenſtand wurde von drei bis vier großen Blättern verborgen gehalten, welche wie eine Düte um ihn gehalten wurden, damit kein Zug noch Windſtoß ihm Schaden thun ſolle, und er wurde ſo vorſichtig getragen, wie es mit dem Apfelzweig niemals geſchehen war. Ganz vorſichtig wurden nun die großen Blätter entfernt, und man ſah die feine, gefiederte Samenkrone der gelben, verachteten Hundeblume. Die war es, welche ſie ſo vorſichtig gepflückt hatte, ſo ſorgfältig trug, damit nicht eine der feinen Federpfeile, welche ihre Nebelgeſtalt bilden, und ſo loſe ſitzen, fortwehen ſolle. Ganz unverſehrt trug ſie dieſe; und ſie bewunderte ihre ſchöne Form, ihre luftige Klarheit, ihre ganz eigenthümliche Zuſammenſetzung, ihre Schönheit, die ſo im Winde verwehen ſollte.

„Sieh doch, wie wunderbar lieblich Gott ſie gemacht hat!“ ſagte ſie. „Ich will ſie mit dem Apfelzweig zuſammen malen; den finden Alle ſo unendlich ſchön, aber auch dieſe arme Blume hat auf eine andere Weiſe ebenſo viel vom lieben Gott erhalten; ſo verſchieden ſie auch ſind, ſind ſie doch Beide Kinder im Reiche der Schönheit!“

Und der Sonnenſtrahl küßte die ärmliche Blume, und er küßte den blühenden Apfelzweig, deſſen Blätter dabei zu erröthen ſchienen.

VIII.

Fünfe aus einer Hülſe.

Es waren fünf Erbſen in einer Hülſe; ſie waren grün und die Hülſe war grün, und alſo glaubten ſie, die ganze Welt ſei grün, — und das war ganz in der Ordnung! Die Hülſe wuchs und die Erbſen wuchſen; ſie richteten ſich nach Umſtänden ein; ſie ſaßen gerade in einer Reihe. — Die Sonne ſchien von außen und erwärmte die Hülſe, der Regen machte ſie klar und durchſichtig; es war mild und gemüthlich, hell am Tage und dunkel des Nachts, gerade wie es ſein ſoll, und die Erbſen, wie ſie nun einmal da ſaßen, wurden größer und immer ſinnender und nachdenkender, denn etwas mußten ſie doch immerhin thun.

„Müſſen wir denn immer hier ſitzen bleiben!“ — ſagte die eine, — „wenn wir nur nicht durch das lange Sitzen hart werden. Iſt es mir doch, als gäbe es draußen irgend ein Etwas, ich habe ſo ein Gefühl davon.“

Und Wochen verſtrichen; die Erbſen wurden gelb und die Hülſe wurde gelb: „Die ganze Welt wird gelb!" — ſagten ſie; und dazu hatten ſie das Recht.

Plötzlich vernahmen ſie einen Ruck an die Hülſe; dieſe ward abgeriſſen, gerieth in Menſchenhände und glitt in die Taſche einer Jacke hinab und zwar in Begleitung anderer gefüllten Hülſen. — „Jetzt wird bald aufgemacht werden!" — ſagten ſie, und deſſen harrten ſie eben.

„Wiſſen möcht' ich jetzt, wer von uns es am weiteſten bringt!" — ſagte die kleinſte der Fünfe. „Ja, jetzt wird es ſich bald zeigen."

„Es geſchehe, was geſchehen muß!" — ſagte die größte.

„Krack!" — die Hülſe zerplatzte und alle fünf Erbſen rollten hinaus in den hellen Sonnenſchein. Da lagen ſie nun in der Hand eines Kindes: ein kleiner Knabe hielt ſie umfangen und ſagte, es ſeien gar ſchöne Erbſen für ſeine Knallbüchſe, und ſogleich that er eine hinein und ſchoß ſie heraus.

„Jetzt fliege ich in die weite Welt hinaus! Haſche mich, wenn Du kannſt!" — und damit war ſie davon.

„Ich," — ſagte die zweite — „ich fliege geraden Wegs in die Sonne hinein; das iſt eine Hülſe, die ſich ſehen laſſen kann, und gerade ſo, wie ſie ſich für mich paßt!"

Fort war ſie.

„Wir wollen uns ſchlafen legen, wo wir hinkommen," — ſagten die zwei nächſten, „aber wir werden ſchon vorwärts rollen!" — Und ſie rollten allerdings und fielen erſt zu Boden, bevor ſie in die Knallbüchſe kamen, aber hinein kamen ſie doch. „Wir werden es am weiteſten bringen!“

„Es geſchehe, was geſchehen muß!“ — ſagte die letzte, indem ſie aus der Büchſe geſchoſſen ward, und ſie flog gegen das alte Brett unter dem Fenſter der Dachkammer hinauf, gerade in eine Ritze die mit Moos und weicher Erde ausgefüllt war; und das Moos ſchloß ſich um ſie zuſammen, — da lag ſie, zwar gefangen, aber nicht übergangen vom lieben Herrgott.

„Es geſchehe, was geſchehen muß!“ — ſagte ſie.

Drinnen in der kleinen Dachkammer wohnte eine arme Frau, die am Tage ausging, um Oefen zu putzen, Holz klein zu machen und dergleichen ſchwere Arbeit zu verrichten, denn ſie war ſtark und auch fleißig; aber ſie blieb doch immer arm; und zu Hauſe in der Kammer lag ihre halberwachſene, einzige Tochter, die ſehr fein und zart war; ſeit einem ganzen Jahre war ſie bettlägerig und es ſchien, als könne ſie weder leben noch ſterben.“

„Sie geht zu ihrer kleinen Schweſter!“ — ſagte die Frau. „Ich hatte die zwei Kinder und es war kein Leichtes, für Beide zu ſorgen, aber der liebe Gott theilte ſich mit mir und nahm das eine zu ſich; jetzt möchte ich doch gar gern das andere behalten, das mir noch blieb; aber er will ſie wahrſcheinlich nicht getrennt wiſſen, und mein krankes Mädchen wird zu der Schweſter dort oben gehen!“

Allein das kranke Mädchen blieb wo es war; es lag geduldig und ſtill den langen Tag über, während die Mutter außer dem Hauſe dem Verdienſte nachging.

Es war Frühling, und in einer frühen Morgenſtunde, gerade indem die Mutter auf Arbeit gehen wollte, ſchien die Sonne ſo ſchön durch das kleine Fenſter und warf ihre Strahlen über den Fußboden hin, und das kranke Mädchen richtete den Blick auf die niedrigſte Glasſcheibe.

„Was mag doch das Grün ſein, das dort an der Scheibe guckt? — Es bewegt ſich im Winde!"

Und die Mutter trat ans Fenſter und öffnete es halb. „Ach!" — ſagte ſie — „das iſt wahrlich eine kleine Erbſe, die hier gekeimt hat und ihre grünen Blätter treibt. Wie mag doch die hier in die Ritze gekommen ſein? Das iſt ein kleiner Garten, an dem Du Dich ergötzen kannſt!"

Und das Bett des Kranken wurde näher an's Fenſter gerückt, daß ſie die keimende Erbſe ſehen könne, und die Mutter ging auf Arbeit.

„Mutter, ich glaube, ich werde wieder geſund!" ſagte am Abend das kleine Mädchen. Die Sonne hat heute hier ſo lieblich warm zu mir herein geſchienen. Die kleine Erbſe gedeiht ſo gut, und auch ich werde gewiß gedeihen und aufſtehen und in den Sonnenſchein hinaus kommen!"

„Wollte Gott!" ſagte die Mutter, aber ſie glaubte nicht, daß es geſchehen würde; doch, das keimende Grün, das dem Kinde die frohen Lebensgedanken eingegeben hatte, ſtützte ſie mit einem Stäbchen, damit es nicht vom Winde geknickt werde; ſie befeſtigte ein Endchen Bindfaden an dem Fenſterbrett, und an dem obern Theil des Rahmens, damit die Erbſen-Ranke Etwas habe, um das ſie ſich ſchlängeln könne, wenn ſie emporſchieße; und das that ſie, man konnte ſehen, wie ſie mit jedem Tage zunahm.

„Nein, wahrhaftig, die ſetzt ja eine Blume an!“ — ſagte die Frau eines Morgens, und nun machte auch die Hoffnung und der Glaube ſich bei ihr geltend, daß das kleine kranke Mädchen geneſen würde; ſie entſann ſich, daß das Kind während der letztverſtrichenen Zeit viel lebhafter geſprochen, daß es ſeit mehrern Tagen ſich ſelbſt des Morgens im Bette aufgerichtet und dort geſeſſen, und ſtrahlenden Auges den kleinen Erbſengarten aus einer einzigen Erbſe, betrachtet habe. Eine Woche ſpäter blieb die Kranke zum erſten Male eine volle Stunde auf. Ganz glücklich ſaß ſie in dem warmen Sonnenſchein; das Fenſter war geöffnet und vor demſelben, draußen, ſtand in voller Blüthe eine weißrothe Erbſenblume. Das kleine Mädchen beugte ſich herab und küßte ganz leiſe die zarten Blätter. Es war dieſer Tag gleichſam ein Feſttag.

„Der liebe Gott ſelbſt hat ſie gepflanzt und gedeihen laſſen, Dir, mein geſegnetes Kind, und auch mir zur Hoffnung und Freude!“ — ſagte die frohe Mutter, und lächelte die Blume an, als ſei ſie ein guter Engel Gottes.

Aber nun die anderen Erbſen! — Ja, die, welche hinaus in die weite Welt flog: „Haſche mich, wenn Du es kannſt!“ fiel in die Dachrinne und gerieth in den Taubenmagen, und dort lag ſie wie Jonas im Wallfiſche. Die zwei Faulen brachten es gerade ebenſo weit, auch ſie wurden von den Tauben gefreſſen, und das heißt wenigſtens ſolid zu nützen; allein die vierte, die hinauf in die Sonne wollte,

— die fiel in den Rinnſtein, und blieb dort in dem ſauren Waſſer Tage und Wochen lang liegen, und ſchwoll recht auf.

„Ich werde ſo ſchön dick!“ ſagte die Erbſe. „Ich zerplatze dabei, und weiter, glaube ich, hat es keine Erbſe gebracht oder wird es je bringen. Ich bin die merkwürdigſte der Fünfe aus der Hülſe!“

Und der Rinnſtein ſtimmte ihr bei.

Aber das junge Mädchen am Dachfenſter ſtand dort mit ſtrahlenden Augen, den roſigen Schimmer der Geſundheit auf den Wangen, und ſie faltete ihre zarten Hände über der Erbſenblume und dankte Gott für ſie.

„Ich,“ ſagte aber der Rinnſtein, „halte auf meine Erbſe!“

IX.

Unter dem Weidenbaum.

Die Gegend um das kleine ſeeländiſche Städchen Kjöge iſt ſehr kahl; es liegt zwar am Meeresſtrande, was immer ſchön iſt, aber dort könnte es doch ſchöner ſein als es eben iſt: — rings herum die flachen Felder und ein gar weiter Weg nach dem Walde. Doch wenn man in einem Orte recht zu Hauſe iſt, ſo findet man dort immer irgend etwas Schönes, nach dem man ſpäter an dem reizendſten Orte der Welt Sehnſucht empfindet. Und das müſſen wir freilich geſtehen, daß es am äußerſten Weichbild des Städtchens, woſelbſt einige kleine ärmliche Gärten ſich längs des Baches hinſtrecken, der dort in's Meer fällt, im Sommer ganz anmuthig ſein konnte, was auch namentlich die beiden Nachbarkinder fanden, die hier ſpielten und durch die Stachelbeerſträuche ſich wanden, um zu einander zu gelangen. In dem einen Garten ſtand ein Fliederbaum, in dem andern ein alter Weidenbaum, und namentlich unter dieſem letzteren ſpielten die Kinder gar gern; und das war ihnen erlaubt, wenn auch der Weidenbaum ganz in der Nähe des Baches ſtand, und ſie leicht ins Waſſer hätten fallen können; aber das Auge Gottes ruht ja auf den Kleinen — würde es doch ſonſt gar ſchlimm um ſie ausſehen! Sie waren aber auch ſehr vorſichtig in Betreff des Waſſers, ja, der Knabe war dermaßen waſſerſcheu, daß es nicht möglich war, ihn im Sommer in's Meer hinaus zu locken, in dem doch die anderen Kinder gar gern umherplantſchen; er wurde deshalb auch gehörig aufgezogen und verhöhnt, und er mußte es geduldig ertragen; doch einmal träumte es Johanne, dem kleinen Mädchen des Nachbars: ſie ſegele in einem Kahne und Knud wate ganz zu ihr hinaus, ſodaß das Waſſer ihm erſt bis an den Hals und ſpäter ganz über den Kopf ſtiege, bis er ganz verſchwinde, und von dem Augenblick an, wo der kleine Knud dieſen Traum erfuhr, duldete er nicht mehr die Verhöhnungen der anderen Knaben; durfte er doch jetzt ins Waſſer gehen; habe es Johanne doch geträumt! — Selbſt that er es freilich nie, aber jener Traum war immerhin ſein Stolz.

Die armen Eltern kamen oft zuſammen, und Knud und Johanne ſpielten in den Gärten und auf der Landſtraße, die längs der Gräben mit einer Reihe von Weidenbäumen beſetzt war, die zwar nicht ſchön, weil die Kronen ſehr verhauen waren; aber ſie ſtanden auch nicht dort zum Staat, ſondern des Nutzens wegen; ſchöner war der alte Weidenbaum im Garten, und unter demſelben ſaßen die beiden Kinder. — In dem Städtchen ſelbſt iſt ein großer Marktplatz, und zur Zeit des Jahrmarktes ſtanden dort ganze Straßen von Zelten mit ſeidenen Bändern, Stiefeln und Allem, was man ſich wünſchen kann; es war ein arges Gedränge und gewöhnlich Regenwetter, und dann ſpürte man den Dunſt der Fries-Wämſe der Bauern, aber auch den ſchönſten Duft der Honig- oder Pfefferkuchen, mit welchen eine ganze Bude gefüllt war, und was noch das herrlichſte war: der Mann, der die Kuchen verkaufte, nahm immer während des Jahrmarktes ſeine Wohnung bei den Eltern des kleinen Knud, und nun gab es dann und wann einen kleinen Pfefferkuchen, von welchem natürlich auch Johanne ihren Antheil erhielt. Aber was beinahe noch ſchöner war: — der Pfefferkuchenhändler wußte faſt von allen möglichen Dingen Geſchichten zu erzählen, ſelbſt von ſeinen Pfefferkuchen; ja von dieſen erzählte er eines Abends eine Geſchichte, die einen ſo tiefen Eindruck auf die Kinder machte, daß ſie dieſelbe nie wieder vergaßen; und deshalb iſt es wohl am beſten, daß wir ſie auch kennen lernen, um ſo mehr, da ſie nur kurz iſt.

„Auf dem Ladentiſche“ — erzählte er — „lagen zwei Pfefferkuchen, der eine in Geſtalt einer Mannsperſon mit einem Hut, der andere in der einer Jungfrau ohne Hut; ſie hatten ihre Geſichter auf der Seite, die nach oben gekehrt war, und von derſelben ſollte man ſie auch beſehen, nicht von der Kehrſeite, von welcher man überhaupt nie einen Menſchen betrachten darf. Der Mann trug auf der linken Seite eine bittere Mandel, das war ſein Herz, die Jungfrau dagegen war lauter Honigkuchen; ſie lagen Beide als Proben auf dem Ladentiſche, ſie lagen dort lange, und endlich liebten ſie ſich, aber keiner ſagte es dem andern, und das muß doch geſchehen, wenn etwas d'raus werden ſoll.“

„Er iſt ein Mann, er muß das erſte Wort ſagen,“ dachte ſie, wollte ſich aber doch ſchon begnügen, wenn ſie nur wüßte, daß ihre Liebe erwidert ſei.

„Seine Gedanken waren nun zwar weit ausſchweifender, und das iſt immer der Fall mit den Männern; ihm träumte, er ſei ein leibhaftiger Straßenjunge im Beſitze von vier Schillingen, und kaufe die Jungfrau und verzehre ſie.

„Und ſo lagen ſie Tage und Wochen lang auf dem Ladentiſche und vertrockneten, und die Gedanken der Jungfrau wurden immer zarter und weiblicher: „„es genügt mir ſchon, daß ich auf demſelben Tiſche mit ihm zuſammen gelegen habe!““ — dachte ſie, und, knack! — brach ſie mitten durch.

„Hätte ſie nur meine Liebe gekannt, ſie hätte wohl etwas länger gehalten!“ — dachte er.

„Und das iſt die Geſchichte, und hier ſind ſie alle Beide,“ ſagte der Kuchenbäcker. „Sie ſind ihres Lebenslaufes und der ſtummen Liebe wegen, die nie zu etwas führt, merkwürdig; — da habt Ihr ſie!“ und damit gab er Johanne die Mannsperſon, die ganz war, und Knud erhielt die geknickte Jungfrau; aber die Kinder waren dermaßen von der Geſchichte ergriffen, daß ſie es nicht über's Herz bringen konnten, die Liebesleute zu eſſen.

Am folgenden Tage gingen ſie mit ihnen auf den Friedhof und ließen ſich dort an der Kirchenmauer nieder, die mit dem ſtärkſten Ephen, Sommer und Winter wie mit einem reichen Teppich behangen iſt; hier ſtellten ſie die Pfefferkuchen zwiſchen die grünen Ranken in den Sonnenſchein und erzählten nun einer Schaar anderer Kinder die Geſchichte von der ſtummen Liebe, die nichts werth ſei, das heißt die Liebe, denn die Geſchichte ſei allerliebſt, der Meinung waren ſie alle insgeſammt; aber als ſie wieder einen Blick auf das Honigpaar warfen, ja, da hatte ein großer Knabe — und zwar aus Bosheit — die geknickte Jungfrau aufgegeſſen; die Kinder weinten darüber, und nachher — und dies geſchah wahrſcheinlich, damit der arme Liebhaber nicht allein in der Welt ſtehen ſollte — nachher aßen ſie gleichfalls ihn auf, doch die Geſchichte vergaßen ſie nie.

Immer waren die Kinder beiſammen am Fliederbaume und unter dem Weidenbaume, und das kleine Mädchen ſang die ſchönſten Lieder mit einer Stimme, klar wie eine Glocke; Knud dagegen hatte keinen Ton in ſich, aber er wußte die Worte, und das iſt immerhin etwas. Die Leute in Kjöge, ſelbſt die Madame des Galanteriehändlers, blieben ſtehen und lauſchten, wenn Johanne ſang. „Die hat recht eine ſüße Stimme, die Kleine!“ — ſagte ſie.

Das waren herrliche Tage, allein ſie währten nicht immer. Die Nachbarn trennten ſich; die Mutter des kleinen Mädchens war geſtorben, der Vater war geſonnen wieder zu heirathen, und zwar in der Reſidenz, wo man ihm verſprochen hatte, daß er ſein Brot haben und irgendwo Bote werden würde, und dies ſollte ein ſehr einträgliches Amt ſein. Und die Nachbarn trennten ſich unter Thränen, namentlich weinten die Kinder, aber die Alten gelobten ſich, einander wenigſtens ein Mal jährlich zu ſchreiben.

Und Knud gab man in die Lehre zu einem Schuhmacher, den großen Knaben konnten ſie doch nicht länger ſich umhertreiben laſſen. Und er wurde nun auch confirmirt.

Ach, wie gern wäre er an dieſem Feſttage in Kopenhagen geweſen bei der kleinen Johanne, aber er blieb in Kjöge und war nie nach Kopenhagen gekommen, obgleich die Hauptſtadt nur fünf Meilen von dem kleinen Städtchen entfernt iſt; doch über den Meeresbuſen hinweg bei klarem Himmel hatte Knud die Thürme erblickt, und an dem Confirmationstage ſah er deutlich das goldene Kreuz an der Frauenkirche in der Sonne glänzen.

Ach, wie waren ſeine Gedanken bei Johanne! Ob ſie wohl ſeiner gedachte? Ja! — Gegen Weihnachten kam ein Brief von ihrem Vater an die Eltern Knud's an, es gehe ihnen ſehr gut in Kopenhagen, und namentlich dürfe Johanne, ihrer ſchönen Stimme wegen ein großes Glück zu Theil werden; ſie ſei bei der Comödie, bei der, in welcher geſungen wird, angeſtellt, etwas Geld verdiene ſie ſchon jetzt dabei, und von dieſem ſende ſie den lieben Nachbarsleuten in Kjöge einen ganzen Thaler zum vergnügten Weihnachtsabend; ſie ſollten auf ihre Geſundheit trinken, das hatte ſie ſelbſt eigenhändig in einer Nachſchrift hinzugefügt, und in derſelben ſtand ferner: „Freundlichen Gruß an Knud!“

Die guten Nachbarsleute weinten, die ganze Familie, — und doch war das ja Alles gar erfreulich; aber ſie weinten vor Freude. Alle Tage hatte Johanne ſeine Gedanken erfüllt, und jetzt überzeugte er ſich, daß auch ſie an ihn denke, und je näher die Zeit heranrückte, wo er ausgelernt haben würde, um ſo klarer ſtand es vor ihm, daß er Johanne gar lieb habe, daß ſie ſeine Frau werden müſſe, und dabei ſpielte ein Lächeln um ſeine Lippen und er zog den Draht noch ein Mal ſo raſch und ſtemmte den Fuß gegen den Knieriemen an; er ſtach den Pfriemen tief in den einen Finger hinein, aber das machte nichts! Er wollte wahrhaftig nicht den Stummen ſpielen, wie es die beiden Pfefferkuchen gethan: die Geſchichte war ihm eine gute Lehre.

Und endlich war er Geſell und das Ränzel war geſchnürt; endlich zum erſten Mal in ſeinem Leben ſollte er nach Kopenhagen gehen, dort habe er bereits einen Meiſter. Wie würde Johanne überraſcht und erfreut ſein! Sie zählte jetzt ſiebenzehn Jahre, er neunzehn.

Schon in Kjöge wollte er einen goldenen Ring für ſie kaufen, aber er beſann ſich doch, daß man gewiß dergleichen weit ſchöner in Kopenhagen bekäme; und nun wurde Abſchied von den Alten genommen, und an einem ſpäten regneriſchen Herbſttage wanderte er zu Fuß aus der Stadt ſeiner Heimath; die Blätter fielen von den Bäumen herab, durchnäßt kam er in der großen Hauptſtadt und bei ſeinem neuen Meiſter an. Künftigen Sonntag wollte er den Beſuch bei dem Vater Johanne's machen. Die neuen Geſellenkleider wurden hervorgeſucht und der neue Hut aus Kjöge aufgeſetzt, der ſtand dem Knud gar gut, früher hatte er immer nur eine Mütze getragen. Und er fand das Haus, das er ſuchte, ſtieg die vielen Stufen hinan, es war zum ſchwindelig werden, wie die Menſchen hier in der entſetzlichen Stadt über einander geſtellt ſeien.

In der Stube ſah Alles ganz wohlhabend aus, und der Vater Johanne's empfing ihn ſehr freundlich, der Madame war er ja eine fremde Perſon, aber ſie reichte ihm die Hand und den Kaffee.

„Das wird Johanne erfreuen, Dich zu ſehen,“ — ſagte der Vater, „Du biſt ja ein ſehr netter junger Menſch geworden! — Nun ſollſt Du ſie ſehen; ja, ſie iſt ein Mädchen, das mir Freude macht und, mit Gottes Hilfe, noch mehr machen wird! Sie hat ihre eigene Stube und die bezahlt ſie uns!“ — Und der Vater ſelbſt klopfte ganz höflich an die Thüre, als wäre er ein fremder Mann. und darauf traten ſie ein. Aber, wie war dort Alles ſo niedlich; ein ſolches Stübchen fände man ſicherlich nicht in dem ganzen Städtchen Kjöge; die Königin ſelbſt könne es nicht anmuthiger haben! Da waren Fußdecken, da waren Fenſtervorhänge ganz bis zur Erde herab, ein wirklicher Stuhl von Sammet, und rings um Blumen und Gemälde, und ein Spiegel, in den man, ohne weiteres hinein zu treten, Gefahr lief: er war ja ſo groß wie eine Thüre. Knud ſah dies Alles mit einem Blick und nichtsdeſtoweniger ſah er doch nur Johanne; ſie war ein erwachſenes Mädchen und ganz anders als Knud ſich gedacht, aber viel ſchöner; in ganz Kjöge war keine einzige Jungfrau wie ſie, und wie war ſie fein, und wie blickte ſie Knud ſo ſonderbar fremd an, aber nur einen Augenblick, alsdann ſtürzte ſie auf ihn zu, als wollte ſie ihn küſſen, — ſie that es nicht, aber es war ganz nahe daran. Ja, ſie freute ſich in der That bei dem Anblick des Freundes ihrer Kindheit! Standen ihr doch die Thränen in den Augen, und dann hatte ſie ſo viel zu fragen und zu reden, von den Eltern Knud's bis auf den Flieder- und den Weidenbaum herab, und die nannte ſie Fliedermutter und Weidenvater, als ob ſie auch Menſchen wären, doch dafür konnten ſie denn ebenſo gut gelten, wie die Pfefferkuchen; von dieſen ſprach ſie auch und von ihrer ſtummen Liebe, wie ſie auf dem Ladentiſche lagen und entzwei gingen, und dabei lachte ſie ſo herzlich — aber das Blut flammte in den Wangen Knud's und ſein Herz klopfte ſchneller denn ſonſt! — Nein, ſie war gar nicht ſtolz geworden! — Sie war auch Schuld daran, — das bemerkte er wohl — daß ihre Eltern ihn einluden, den ganzen Abend dort zu bleiben, und ſie ſchenkte den Thee ein und reichte ihm ſelbſt eine Taſſe, und ſpäter nahm ſie ein Buch zur Hand und las laut vor, und es war Knud, als wenn gerade Das, was ſie las, von ſeiner Liebe handele, ſo gar gut fiel es mit ſeinen Gedanken zuſammen; und darauf ſang ſie ein einfaches Lied, aber daſſelbe wurde durch ſie zu einer ganzen Geſchichte, es war als ſtröme ihr eigenes Herz davon über. Ja, ſie habe ganz gewiß den Knud lieb. Die Thränen rannten ihm über die Wangen, er konnte nicht dafür und er vermochte kein einziges Wort zu ſagen, ihm ſelbſt ſchien es, als ſei er ganz verdummt, und doch drückte ſie ihm die Hand und ſagte: „Du haſt ein gutes Herz, Knud, — bleibe immer wie Du biſt!“

Das war ein Abend ſondergleichen: darauf zu ſchlafen, war nicht möglich und das that Knud denn auch nicht.

Beim Abſchied hatte der Vater Johanne's geſagt: „Nun, jetzt wirſt Du uns doch nicht ganz vergeſſen! Du wirſt doch nicht den ganzen Winter verſtreichen laſſen, bis Du uns einmal wieder beſuchſt!“ — und alſo konnte er ſehr wohl am folgenden Sonntag wieder hingehen! und das wollte er auch. Aber jeden Abend, nach den Arbeitsſtunden, und es wurde bei Licht gearbeitet, ging Knud in die Stadt; er ging durch die Straße, in welcher Johanne wohnte, blickte zu ihren Fenſtern hinauf, ſie waren faſt immer erhellt, und an einem Abend ſah er ganz deutlich den Schatten ihres Antlitzes an dem Fenſtervorhang — das war ein ſchöner Abend. Die Madame des Meiſters lobte es gar nicht, daß er immer des Abends auf der Fahrt ſein müſſe, wie ſie es nannte, und ſie ſchüttelte den Kopf, aber der Meiſter lächelte: „Es iſt ein junger Menſch!“ ſagte er.

„Sonntag ſehen wir uns, und ich ſage ihr, wie ſie mir im Sinn und Herzen liegt, und daß ſie mein Frauchen werden muß; ich bin zwar nur ein armer Schuhmachergeſell, aber ich kann Meiſter werden, ich werde arbeiten und ſtreben — ja, ich ſage es ihr; es kommt nichts bei der ſtummen Liebe heraus, das habe ich von den Pfefferkuchen gelernt!“

Und der Sonntag kam und Knud kam, aber wie unglücklich; Alle waren an dem Abende ausgebeten, ſie mußten es ihm ſagen. Johanne drückte ſeine Hand und frug: „Biſt Du im Theater geweſen? Du mußt einmal hineingehen!

Ich ſinge Mittwoch und wenn Du Zeit an dieſem Tage haſt, dann will ich Dir ein Billet ſenden, mein Vater weiß, wo Dein Meiſter wohnt!“

Wie liebevoll war das von ihr! und am Mittwoch Mittag erhielt er auch ein geſiegeltes Papier ohne Worte, aber das Billet lag in demſelben, und am Abend ging Knud zum erſten Male in ſeinem Leben in’s Theater; und was ſah er? — er ſah Johanne, ſo ſchön, ſo anmuthig; ſie wurde zwar an eine fremde Perſon verheirathet, aber das war Alles Comödie, Etwas, das ſie ſo vorſtellten, das wußte Knud, ſonſt hätte ſie es auch nicht über’s Herz bringen können, ihm ein Billet zu ſenden, damit er es ſehe, und alle Leute klatſchten in die Hände und ſchrieen laut auf, und Knud ſchrie: Hurrah!

Selbſt der König lächelte Johanne zu, als wenn er ſeine Freude an ihr habe. Gott, wie fühlte Knud ſich ſo klein, aber er liebte ſie ſo innig, und ſie habe ja auch ihn lieb, — allein der Mann muß das erſte Wort ſagen, ſo dachte ja auch die Pfefferkuchen Jungfrau: — in dieſer Geſchichte lag ſehr Vieles.

Sobald der Sonntag kam, ging er wieder hin; er war in einer Stimmung, als ſollte er das heilige Abendmahl genießen; Johanne war allein und empfing ihn, das konnte nicht glücklicher ſein.

„Es iſt gut, daß Du kommſt!“ ſagte ſie, „ich dachte ſchon daran, meinen Vater zu Dir zu ſenden, allein ich hatte eine Ahnung von Deinem Kommen heute Abend; —

denn ich muß Dir ſagen, daß ich auf den Freitag nach Frankreich reiſe; ich muß es, damit ich es zu etwas bringe!“

Aber Knud ſchien es, als drehe ſich die Stube um und um; ihm war zu Muthe, als wollte das Herz ihm ſpringen; zwar trat keine Thräne in ſeine Augen, allein es war deutlich zu ſehen, wie betrübt er ward. Johanne ſah es auch, und ſie war ganz nahe daran, zu weinen. „Du ehrliche, treue Seele!“ ſprach ſie, — und damit war nun die Zunge Knud's gelöſ't, und er ſagte ihr, wie innig lieb er ſie habe und daß ſie ſein Frauchen werden müſſe; und indem er dies ſagte, ſah er Johanne die Farbe wechſeln und erblaſſen; ſie ließ ſeine Hand fallen und erwiderte ernſt und betrübt: „Mache nicht Dich ſelbſt und mich unglücklich, Knud! ich werde Dir ſtets eine gute Schweſter ſein, auf die Du bauen kannſt — aber auch nicht mehr!“ und ſie ſtrich mit ihrer weichen Hand über ſeine heiße Stirn. „Gott giebt uns zu Vielem die Kraft, wenn wir nur ſelbſt wollen!“

Da trat in demſelben Augenblick ihre Stiefmutter in's Zimmer.

„Knud iſt ganz außer ſich, weil ich reiſe!“ ſagte Johanne. „Sei doch ein Mann!“ und dabei klopfte ſie ihm auf die Schulter; es war, als hätten ſie nur von der Reiſe und ſonſt von gar Nichts geſprochen. „Du biſt ein Kind!“ fuhr ſie fort; „aber jetzt mußt Du gut und vernünftig ſein, wie unter dem Weidenbaume, als wir noch Kinder waren!“

Aber Knud war es, als ſei die Welt aus ihren Fugen gegangen, ſein Gedanke war wie ein loſer Faden, der im

Winde hin und verflattert. Er blieb, er wußte nicht, ob ſie ihn zu bleiben gebeten; aber ſie waren freundlich und gut, und Johanne ſchenkte ihm den Thee ein und ſie ſang; es war nicht der alte Klang, und doch ſo unendlich ſchön, es war zum Herzzerſpringen, und darauf trennten ſie ſich; Knud reichte ihr nicht die Hand, aber ſie ergriff die ſeinige und ſagte: „Du giebſt doch Deiner Schweſter die Hand zum Abſchied, mein alter Jugendgeſpiele!“ und ſie lächelte durch Thränen, die ihr über die Wangen floſſen, und ſie wiederholte das Wort „Bruder.“ Ja, das war ein ſchöner Troſt! — So war der Abſchied.

Sie ſegelte nach Frankreich, Knud ging auf den ſchmutzigen Straßen Kopenhagens umher. — Die andern Geſellen in der Werkſtätte, frugen ihn, weshalb er ſo umhergehe und grübele, er ſolle mit ihnen zuſammen ſich Vergnügen machen, er ſei ja ein junges Blut.

Und ſie gingen miteinander auf den Tanzboden; und dort waren viele ſchöne Mädchen, aber freilich keins wie Johanne, und hier, wo er gedacht, ſie zu vergeſſen, hier gerade ſtand ſie am lebhafteſten vor ſeinen Gedanken: „Gott giebt uns zu Vielem Kraft, wenn wir nur ſelbſt wollen!“ hatte ſie geſagt, und eine Andacht kehrte in ſeinen Sinn ein; er faltete die Hände, und die Violinen ſpielten auf und die Mädchen tanzten ringsum; er erſchrack förmlich, es ſchien ihm als ſei er an einem Orte, wohin er Johanne nicht hätte führen ſollen, und ſie war doch mit ihm im Herzen; und deshalb ging er hinaus; er lief durch die Straßen, ging an dem Hauſe vorüber, wo ſie gewohnt hatte; dort war es finſter, überall war es finſter, leer und einſam; die Welt ging ihren Weg und Knud den ſeinigen.

Und es ward Winter und die Gewäſſer froren zu, es war, als wenn Alles ſich auf Begräbniß einrichte.

Als aber der Frühling kam und das erſte Dampfſchiff ging, da ergriff ihn eine Sehnſucht, weit, weit in die weite Welt zu wandern, aber nicht nach Frankreich.

Und er ſchnürte ſeinen Ränzel und wanderte weit, weit in Deutſchland hinein, von Stadt zu Stadt, ohne Raſt und Ruh'; erſt als er in die alte prächtige Stadt Nürnberg trat, war es, als würde er wieder Herr ſeiner Füße; er gewann es über ſich, dort zu bleiben.

Nürnberg iſt eine wunderliche alte Stadt, wie aus einer Bilder-Chronik herausgeſchnitten. Die Straßen liegen wie ſie eben ſelbſt wollen; die Häuſer lieben es nicht in Reih' und Glied zu ſtehen; Erker mit kleinen Thürmen, Schnörkeln und Bildſäulen ſpringen hervor und über den Bürgerſtieg hinaus, und hoch von den ſonderbar gebauten Dächern laufen Dachrinnen bis über die Mitte der Straße hinaus, geformt wie Drachen und langleibige Hunde.

Auf dem Marktplatz hier ſtand Knud mit dem Ränzel auf dem Rücken; er ſtand an einem der alten Springbrunnen, mit ſeinen herrlichen ehernen Figuren, bibliſchen und hiſtoriſchen, die zwiſchen den ſpringenden Waſſerſtrahlen ſtehen. Ein ſchönes Dienſtmädchen ſchöpfte gerade Waſſer, es gab Knud einen Labetrunk; und da es die Hand voll Roſen hatte, gab es ihm auch eine Roſe, und das ſchien ihm ein guter Vorbote zu ſein.

Von der nahen Kirche heraus brauſten Orgeltöne ihm entgegen, ſie klangen ihm ſo heimathlich, als kämen ſie aus der Kirche zu Kjöge, und er trat in den großen Dom; die Sonne ſchien durch die gemalten Scheiben hinein zwiſchen die hohen, ſchlanken Säulen; Andacht erfüllte ſeine Gedanken, und ſtiller Friede kehrte in ſeinen Sinn ein.

Und er ſuchte und fand einen guten Meiſter in Nürnberg, und bei dieſem blieb er und erlernte die Sprache.

Die alten Gräben um die Stadt herum ſind in kleine Küchengärten umgewandelt, aber die hohen Mauern ſtehen noch da mit ihren ſchweren Thürmen. Der Seiler dreht ſein Seil auf der von Balken erbauten Galerie längs der Innenſeite der Stadtmauer und hier, rings herum aus Ritzen und Spalten wächſt der Flieder; er ſtreckt ſeine Zweige über die kleinen niedrigen Häuſer, die unten liegen, und in einem dieſer wohnte der Meiſter, bei dem Knud arbeitete; über das kleine Dachfenſter, an welchem Knud ſaß, ſenkte der Fliederbaum ſeine Zweige.

Hier wohnte er einen Sommer und einen Winter; als aber der Frühling kam, war's nicht mehr auszuhalten: der Flieder blühte und duftete ſo heimathlich, es war als ſei er wieder in den Gärten von Kjöge, — und alsdann zog Knud von ſeinem Meiſter weg zu einem andern, weiter in die Stadt hinein, wo kein Flieder wuchs.

Seine Werkſtätte war ganz in der Nähe einer der alten gemauerten Brücken, gerade über einer immer brauſenden, niedrigen Waſſermühle; draußen floß nur der reißende Strom, eingezwängt von den Häuſern, die alle mit alten morſchen Altanen gleichſam behangen waren; es ſah aus als wollten ſie dieſe alle ins Waſſer hinabſchütteln. Hier wuchs kein Flieder, hier ſtand nicht einmal ein Blumentopf mit wenigem Grün, aber gerade der Werkſtätte gegenüber wuchs ein großer alter Weidenbaum, der ſich gleichſam an das Haus feſthielt, um nicht vom Strome hinweggeriſſen zu werden; er ſtreckte ſeine Zweige über den Fluß hinaus, gerade wie der Weidenbaum im Garten bei Kjöge über den Bach.

Ja, er war freilich von Fliedermutter zum Weidenvater gezogen; der Baum hier, namentlich an Mondſcheinabenden, hatte Etwas, das ihm zu Herzen ging, aber es war durchaus nicht der Mondſchein, ſondern der alte Baum ſelbſt.

Deſſenungeachtet litt es ihn doch nicht. Weshalb? Frage den Weidenbaum, frage den blühenden Flieder! — und deshalb ſagte er dem Meiſter von Nürnberg Lebewohl und zog weiter.

Zu Niemandem ſprach er von Johanne, in ſeinem Innern verbarg er ſeinen Kummer — und eine tiefe Bedeutung legte er der Geſchichte von den beiden Pfefferkuchen bei; jetzt begriff er, weshalb die Mannsperſon dort eine bittere Mandel links hatte, er ſelbſt hatte einen bitteren Geſchmack davon, und Johanne, die ſtets ſo mild und freundlich war, ſie war lauter Honigkuchen. Es war als preßte der Riemen ſeines Ränzels dermaßen, daß er kaum zu athmen vermochte, er löſte ihn, allein es half zu nichts; nur die halbe Welt erblickte er um ſich herum, die andere Hälfte trug er in ſeinem Innern, ſo ſtand es mit ihm!

Erſt als er die hohen Berge erblickte, ward die Welt ihm freier, ſeine Gedanken wandten ſich nach Außen; Thränen traten in ſeine Augen.

Die Alpen erſchienen ihm die zuſammen gefalteten Flügeln der Erde; wie, — wenn ſie dieſelbe entfaltete? die großen Schwingen mit ihren bunten Bildern von ſchwarzen Wäldern, brauſenden Gewäſſern, Wolken von Schneemaſſen ausbreitete? An dem jüngſten Tage erhebt die Erde die großen Flügel, ſteigt gen Himmel und zerplatzt wie eine Seifenblaſe in dem Strahlenglanze Gottes. „O, wäre es nur der jüngſte Tag!“ ſeufzte er.

Still wanderte er durch das Land, das ihm ein raſenbedeckter Fruchtgarten erſchien; von den hölzernen Altanen der Häuſer nickten ihm die klöppelnden Mädchen zu, die Bergesgipfel glühten in der rothen Abendſonne, und als er die grünen Seeen zwiſchen den dunklen Bäumen ſah — dachte er an die Küſte bei dem Kjöge Meerbuſen, und wohl die Wehmuth aber nicht der Schmerz wohnte in ſeiner Bruſt.

Dort, wo der Rhein wie eine lange Woge dahinrollt, zerſtobt und in ſchneeweiße, klare Wolkenmaſſen verwandelt wird, als geſchehe hier die Schöpfung der Wolken, — der Regenbogen flattert wie loſes Band darüber hin — dort dachte er an die Waſſermühle bei Kjöge, wo die Gewäſſer brauſen und ſchäumen.

Gern wäre er hier in der ſtillen Rheinſtadt geblieben, allein es waren hier ſo viel Flieder und ſo viele Weidenbäume — und deshalb zog er weiter, über die hohen, mächtigen Gebirge, durch zerſprengte Felswände und auf Wege, die Schwalbenneſter gleich an der Bergwand hingen. Die Gewäſſer brauſten in der Tiefe, die Wolken lagen unter ihm, über Diſteln, Alpenroſen und Schnee ſchritt er in der warmen Sommerſonne dahin, — und ſagte den Landen des Nordens Lebewohl und trat unter blühende Kaſtanienbäume, ſchritt durch Weingärten und Maisfelder; die Berge waren eine Mauer zwiſchen ihm und allen ſeinen Erinnerungen, und ſo mußte es ſein.

Vor ihm lag eine große prächtige Stadt, ſie nannten ſie Milano, und hier fand er einen deutſchen Meiſter, der ihn in Arbeit nahm; es war ein altes frommes Ehepaar, in deſſen Werkſtätte er arbeitete. Und die beiden Alten gewannen den ſtillen Geſellen lieb, der wenig ſprach, um ſo mehr arbeitete und fromm und chriſtlich war. War es ihm doch auch, als habe Gott die ſchwere Laſt von ſeinem Herzen genommen.

Seine ſchönſte Luſt war, dann und wann auf die mächtige Marmorkirche zu ſteigen, die ſchien ihm wie von der Heimath Schnee geſchaffen und zu Bildern, ſpitzen Thürmen, blumengeſchmückten offenen Hallen geformt zu ſein; von jedem Winkel, jeder Spitze, jedem Bogen herab lächelten ihn die weißen Bildſäulen an. Ueber ſich hatte er den blauen Himmel, unter ſich die Stadt und die weitgedehnte grüne lombardiſche Ebene, und gen Norden die hohen Berge mit dem ewigen Schnee, — und dabei dachte er an die Kjöge-Kirche mit ihren rothen, von Epheu umrankten Mauern, aber er ſehnte ſich nicht fort; hier, hinter den Bergen wollte er begraben ſein.

Ein Jahr hatte er hier gelebt, es waren drei Jahre verfloſſen, ſeitdem er die Heimath verlaſſen; da führte ſein Meiſter ihn eines Tages in die Stadt, nicht nach der Arena zu den Kunſtreitern, nein, in die große Oper, und dort war auch ein Saal, der des Beſchauens werth war. In ſieben Etagen hingen die ſchönſten ſeidenen Vorhänge, und vom Fußboden an, ſchwindelnd hoch bis zur Decke hinauf, ſaßen die feinſten Damen mit Blumenbouquets in den Händen, als wenn ſie auf den Ball gehen wollten, und die Herren waren in vollem Staat und viele von ihnen mit Gold und Silber geſchmückt, ; es war dort ſo hell wie in dem klarſten Sonnenſchein, und die Muſik brauſte herrlich, es war viel prächtiger als die Comödie in Kopenhagen, aber dort war Johanne .... Hier war ſie auch — ja, es war wie ein Zauber, ... der Vorhang ging auf, und auch hier ſtand Johanne in Gold und Seide mit der goldenen Krone auf dem Haupte; ſie ſang wie nur ein Engel Gottes zu ſingen vermag, ſie trat ſo weit hervor, wie ſie nur konnte; ſie lächelte, wie nur Johanne zu lächeln vermochte; ſie blickte gerade auf Knud herab.

Der arme Knud ergriff die Hand des Meiſters, indem er laut „Johanne!“ rief; doch kein Anderer hörte es, die Muſik übertönte Alles, nur der Meiſter nickte mit dem Kopfe dazu. „Ja wohl, ſie heißt Johanne!“ — und dabei zog er ein gedrucktes Blatt hervor und zeigte Knud ihren Namen, — der volle Name ſtand da zu leſen.

Nein, das war kein Traum! Alle Menſchen jubelten und warfen ihr Blumen und Kränze zu und jedes Mal, wenn ſie abging, riefen ſie ſie wieder; ſie ging und kam und kam immer wieder.

Auf der Straße ſchaarten die Menſchen ſich um ihren Wagen und zogen denſelben davon. Knud war in der vorderſten Reihe und jubelte am fröhlichſten auf; und als der Wagen vor ihrem prächtig erleuchteten Hauſe Halt machte, ſtand Knud gerade an der Wagenthüre, dieſelbe ſprang auf, ſie trat heraus, die Lichtſtrahlen fielen auf ihr liebes Antlitz und ſie lächelte und bedankte ſich ſo mild, und ſie war ſo gerührt; Knud blickte ihr gerade ins Antlitz, auch ſie blickte Knud ins Antlitz, — aber ſie kannte ihn nicht. Ein Herr, auf deſſen Bruſt ein Stern ſtrahlte, reichte ihr den Arm — die Beiden ſeien verlobt, ſagte man.

Und darauf ging Knud nach Hauſe und ſchnürte ſein Ränzel; er wollte, er mußte nach der Heimath zurück, zum Flieder- zum Weidenbaum — ach, unter den Weidenbaum! In einer Stunde kann man ein ganzes Menſchenleben durchlaufen.

Das alte Ehepaar bat ihn zu bleiben; — Worte vermochten nicht, ihn zurückzuhalten, vergebens machte man ihn auf den Winter aufmerkſam, ſagte ihm, daß der Schnee ſchon in den Bergenge fallen ſei; — in der Spur des langſam fahrenden Wagens, dem man doch den Weg bahnen müſſe, könne er mit dem Ränzel auf ſeinem Rücken, geſtützt auf ſeinen Stab, dahinſchreiten.

Und er ſchritt auf die Berge zu, ſchritt ſie hinan, hinab; entkräftet erblickte er noch kein Städtchen, kein Haus; er ging gen Norden. Die Sterne blinkten über ihm, es ſchwankten ihm die Füße, es ſchwindelte ihm der Kopf; tief im Thale blinkten gleichfalls Sterne, es war, als ſei der Himmel auch unter ihm; er fühlte ſich krank; die Sterne dort unten vermehrten ſich immer und ſtrahlten immer heller, ſie bewegten ſich hin und her. Es war ein kleines Städtchen, in dem die Lichter flimmerten, und als er das begriffen, ſtrengte er ſeine letzten Kräfte an, und erreichte dort eine geringe Herberge.

Die Nacht und auch den ganzen folgenden Tag blieb er dort, denn ſein Körper bedurfte der Ruhe und Pflege; es war Thauwetter; es regnete im Thale. Aber am anderen, frühen Morgen trat dort ein Leiermann ein, er ſpielte eine Melodie aus der Heimath, und nun vermochte Knud nicht länger hier zu weilen; er zog weiter gegen Norden, er ging Tage, viele Tage lang, mit einer Haſt als gelte es in die Heimath zu gelangen, bevor Alle dort geſtorben ſeien; aber zu Niemandem ſprach er von ſeiner Sehnſucht. Niemand hätte an ſeines Herzens Kummer, den tiefſten, den man haben kann, geglaubt; ein ſolcher iſt nicht für die Welt, er iſt nicht unterhaltend, nicht einmal für die Freunde, und er hatte auch keine Freunde. Fremd wanderte er durch die fremde Länder, nach Hauſe, gen Norden!

Es war Abend; er ging auf der offenen Landſtraße, der Froſt begann ſich geltend zu machen, das Land ſelbſt wurde immer flächer, mehr Feld und Wieſe; an der Straße ſtand ein großer Weidenbaum; Alles ſah ſo heimathlich, er ſetzte ſich unter den Baum, er fühlte ſie ſo ermüdet, ſein Kopf neigte ſich, ſeine Augen ſchloſſen ſich zur Ruh', aber er empfand doch, wie der Weidenbaum ſeine Zweige über ihn hinausſtreckte, herabſenkte; der Baum ſchien ihm ein alter, mächtiger Mann zu ſein, — es war Weidenvater ſelbſt, der ihn auf die Arme hob und ihn, den müden Sohn, zurück in das Heimathland, an den offenen, bleichen Strand, nach Kjöge, in den Garten ſeiner Kindheit trug. Ja, es war der Weidenbaum ſelbſt von Kjöge, der in die weite Welt gewandert war, um ihn zu ſuchen; und jetzt war er gefunden und in den kleinen Garten am Bache zurückgeführt, und hier ſtand Johanne in all ihrer Pracht mit der goldenen Krone auf dem Haupte, wie er ſie zuletzt geſehen, und rief ihm ein „Willkommen!“ zu.

Und vor ihm ſtanden zwei ſonderbare Geſtalten, wenn ſie auch viel menſchlicher als in ſeiner Kindheit ausſahen, auch ſie hatten ſich verändert; es waren die zwei Pfefferkuchen, der Mann und das Frauenzimmer, ſie wandten ihm die rechte Seite zu und ſahen gut aus.

„Wir danken Dir!“ ſagten ſie zu Knud; Du haſt uns die Zungen gelöſt, Du haſt uns gelehrt, daß man frei ſeine Gedanken ausſprechen ſoll, ſonſt käme Nichts dabei heraus! und jetzt iſt Etwas dabei heraus gekommen: — wir ſind verlobt!“

Und darauf gingen ſie Hand in Hand durch die Straßen Kjöge's, und ſie ſahen auch ſehr anſtändig auf der Kehrſeite aus, da war Nichts an ihnen auszuſetzen; und ſie ſchritten gerade auf die Kirche zu und Knud und Johanne folgten hinter ihnen; auch ſie gingen Hand in Hand, und die Kirche ſtand da wie immer mit ihren rothen Mauern, umrankt von dem grünen Epheu, und die große Thür der Kirche flog nach beiden Seiten auf, die Orgel brauſte und ſie ſchritten den breiten Hauptgang der Kirche entlang: „Die Herrſchaften zuerſt!“ ſagten die Pfefferkuchen-Brautleute und machten Knud und Johanne Platz, und dieſe knieten am Altare nieder, und ſie beugte ihr Haupt über ſein Antlitz und eiskalte Thränen entfielen ihren Augen, es war das Eis, das um ihr Herz ſchmolz — durch ſeine ſtarke Liebe; und die Thränen fielen auf ſeine brennende Wangen, und — er erwachte dabei, und ſaß unter dem alten Weidenbaume im fremden Lande, in dem winterkalten Abend; aus den Wolken fiel eiſiger Hagel herab und peitſchte ſein Antlitz.

„Das war die ſchönſte Stunde meines Lebens!“ — ſagte er, „und ſie war — ein Traum! — Gott, laß mich ihn nochmals träumen!“ — Und er ſchloß die Augen aufs Neue, er ſchlief, ihm träumte.

Gegen Morgen ſchneite es, der Schnee jagte vor dem Winde über ihn hin, er ſchlief. Dorfleute gingen zur Kirche, — an der Landſtraße ſaß ein Handwerksburſche; er war todt, erfroren — unter dem Weidenbaum!

X.

Ein Blatt vom Himmel.

Hoch oben in der dünnen, klaren Luſt flog ein Engel mit einer Blume aus dem Garten des Himmels. Indem er die Blume küßte, fiel ein ganz kleines Blättchen ab, in den erweichten Boden, mitten im Walde, und ſchlug ſogleich Wurzel und trieb Schößlinge mitten zwiſchen anderen Gewächſen.

„Das iſt ein poſirlicher Steckling, der da,“ ſagten ſie. Und Niemand wollte ihn anerkennen, weder Diſteln noch Brennneſſeln.

Das wird wohl eine Art Gartenpflanze ſein,“ ſagten ſie und greinten, und nun ward die Pflanze als Gartengewächs verhöhnt.

„Wo willſt Du hin?“ ſagten die hohen Diſteln, deren Blätter alle mit Dornen bewaffnet ſind.

„Du läßt die Zügel gar weit ſchießen, das iſt dummes Zeug! Wir ſtehen nicht hier, um Dich zu tragen!“

Der Winter kam, der Schnee deckte die Pflanze; von ihr aber bekam die Schneedecke einen Glanz, als würde ſie von unten vom Sonnenlicht durchſtrömt. Als das Frühjahr kam, zeigte ſich ein blühendes Gewächs, herrlich wie kein anderes im Walde.

Nun machte der botaniſche Profeſſor ſich auf, welcher es Schwarz auf Weiß hatte, daß er Das war, was er eben war. Er beſah die Pflanze, er koſtete ſie, aber ſie ſtand nicht in ſeiner Pflanzenlehre; es war ihm nicht möglich herauszufinden, in welche Claſſe ſie gehöre.

„Das iſt eine Abart!“ ſagte er. „Ich kenne ſie nicht. Sie iſt nicht in dem Syſtem aufgenommen.“

„Nicht in dem Syſtem aufgenommen?“ ſagten Diſteln und Brennneſſeln. Die großen Bäume ringsum ſtanden, ſahen und hörten, aber ſagten nichts — weder Böſes noch Gutes, und das iſt immer das Klügſte, wenn man dumm iſt.

Da kam durch den Wald ein armes, unſchuldiges Mädchen; ihr Herz war rein, ihr Verſtand groß durch den Glauben; ihr ganzes Erbtheil, war eine alte Bibel, aber aus ihren Blättern ſprach Gottes Stimme zu ihr: „Wenn die Menſchen uns Böſes zufügen wollen, da heißt es ja von Joſeph: „Sie dachten Böſes in ihren Herzen, doch Gott lenkte es zum Guten.“ Leiden wir unrecht, werden wir verkannt und verhöhnt, da tönt es von ihm, dem Reinſten, dem Beſten, von ihm, den ſie verſpotteten und an das Kreuz nagelten, wo er betete: „„Vater vergieb ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun!““ Sie hielt vor der wunderbaren Pflanze ihre Schritte inne, deren grüne Blätter ſüß und erquickend dufteten; deren Blumen in dem klaren Sonnenſchein, gleichſam ein Farbenfeuerwerk ſtrahlten, und aus jeder klang es heraus, als verberge ſie den tiefen Born der Melodien, den Jahrtauſende nicht zu erſchöpfen vermögen. Mit frommer Andacht erblickte ſie all dieſe Herrlichkeit Gottes, ſie bog einen der Zweige zu ſich herab, um recht die Blume beſchauen und ihren Duft einathmen zu können. Und es ward hell in ihrem Sinn; es that ihrem Herzen wohl; gern hätte ſie eine Blume gepflückt; ſie konnt' es aber nicht über ſich gewinnen, ſie abzubrechen: ſie würde ja bald bei ihr verwelken; ſie nahm nur ein einziges der grünen Blätter, legte es zu Hauſe in ihre Bibel, und da lag es friſch, immer grün und unverwelkbar.

Zwiſchen den Blättern der Bibel lag es aufgehoben; mit der Bibel ward es unter den Kopf des jungen Mädchens gelegt, als ſie nach einigen Wochen in ihrem Sarge lag. Mit dem heiligen Ernſte des Todes auf ihrem frommen Geſicht, als ob es ſich in dem irdiſchen Staube abpräge, daß ſie jetzt vor ihrem Gott ſtehe!

Aber draußen im Walde blühte die wunderbare Pflanze, faſt bald wie ein Baum; und alle Zugvögel beugten ſich vor ihr.

„Das iſt nun wieder ſo eine ausländiſche Thuerei,“ ſagten die Diſteln und die Kletten, „ſo könnten wir uns hier zu Lande doch nie betragen.“

Und die ſchwarzen Waldſchnecken ſpuckten vor der Blume aus.

Dann kam der Schweinehirt. Er ſammelte Diſteln und Geſträuche, um Aſche daraus zu brennen. Die ganze wunderbare Pflanze ſammt allen Wurzeln, kam mit in ſein Bündel: „Sie ſoll auch nutzbar werden,“ ſagte er, und gethan war es.

Doch ſeit Jahr und Tag litt der König des Landes an der tiefſten Schwermuth, er war fleißig und arbeitſam, es half ihm nichts; man las ihm ſinnige gelehrte Schriften vor, man las die oberflächlichſten, die allerleichteſten, die man finden konnte, — es half nichts! Da ſandte einer der Weiſeſten der Welt, an die man ſich gewendet hatte, einen Boten ab und ließ ſagen, daß es doch ein Mittel gebe, ihm Linderung zu verſchaffen und ihn zu heilen: „In dem eigenen Reich des Königs wüchſe im Walde eine Pflanze himmliſchen Urſprungs; ſo und ſo ſähe ſie aus, man könne ſich nicht irren.

„Sie iſt wohl mit in mein Bündel gekommen,“ ſagte der Schweinehirt, „und iſt ſchon lange zu Aſche geworden, aber ich wußte es nicht beſſer.“

„Wußteſt es nicht beſſer? Unwiſſenheit über Unwiſſenheit!“ Und dieſe Worte konnte ſich der Schweinehirt zu Herzen nehmen; ihn und keinen Andern meinten ſie.

Kein Blatt war mehr zu finden, das einzige lag in dem Sarg der Todten, und davon wußte Niemand etwas.

Und der König ſelbſt wanderte in ſeinem Mismuth in den Wald nach dem Orte hinaus.

„Hier hat die Pflanze geſtanden!“ ſagte er, „es iſt eine heilige Stätte!“

Und der Platz wurde mit einem güldenen Gitter eingezäumt, und eine Schildwache dort aufgeſtellt!

Der botaniſche Profeſſor ſchrieb eine große Abhandlung über die himmliſche Pflanze; für dieſe ward er vergoldet, und die Vergoldung ſtand ihm und ſeiner Familie gut; und das iſt das Erfreulichſte bei der ganzen Geſchichte; denn die Pflanze war verſchwunden und der König blieb mismuthig und betrübt — aber das war er auch vorher, ſagte die Schildwache.

XI.

Das Schwanenneſt.

Zwiſchen der Oſtſee und der Nordſee liegt ein altes Schwanenneſt, dort ſind und dort werden Schwäne geboren, deren Namen niemals ſterben ſollen.

In der Vorzeit flog eine Schaar von Schwänen über die Alpen nach Mailands grünen Ebenen, wo es ſo herrlich zu wohnen war; dieſer Schwanenzug wurde Lengobarden genannt.

Eine andere Schaar mit glänzendem Gefieder und treuen Augen ſchwang ſich nach Byzanz, ſetzte ſich dort an den Thron des Kaiſers und breitete ihre großen Schwingen als Schilde aus, um ihn zu beſchirmen. Sie erhielt den Namen Wäringer.

Von Frankreichs Küſte ſcholl ein Schrei der Angſt, der blutigen Schwäne wegen, welche mit Feuer unter den Flügeln aus dem Norden kamen, und das Volk bat: „Gott, befreie uns von den wilden Normannen!“

Auf Englands friſchem Raſen ſtand der däniſche Schwan am offnen Strand mit dreifacher Königskrone auf dem Haupt; ſein goldenes Scepter ſtreckte er über's Land hin.

Die Heiden an Pommerns Küſte beugten das Knie, und die däniſchen Schwäne kamen mit der Flagge des Kreuzes und mit gezogenem Schwert.

„Das war in uralten Tagen!“ ſagſt Du.

„Auch in jüngerer Zeit ſah man mächtige Schwäne dem Neſte entfliegen.“

Es leuchtete durch die Luft, es leuchtete weithin über die Länder der Welt; der Schwan zerſtreute durch ſeine ſtarken Flügelſchläge den dämmernden Nebel, und der Sternenhimmel wurde ſichtbarer, es war als ob er der Erde näher käme; das war der Schwan Tycho Brahe.

„Ja, damals!“ ſagſt Du, „aber nun in unſeren Tagen!“

Da ſahen wir Schwan neben Schwan fliegen in herrlichem Fluge. Einer ließ ſeine Schwingen über die Saiten der Goldharfe gleiten, und es klang durch den Norden: Norwegens Berge hoben ſich höher im Sonnenlicht der Vorzeit; es rauſchte in der Tanne und in der Birke; des Nordens Götter, Helden und edle Weiber zeigten ſich auf dem tiefen, dunklen Waldgrund.

Wir ſahen einen Schwan mit ſeinem Flügel den Marmorfelſen ſchlagen, ſodaß er barſt, und die in Stein gebundenen Schönheitsgeſtalten ſchritten an den ſonnenhellen Tag, und die Menſchen in den Ländern rund umher erhoben ihre Häupter, um dieſe mächtigen Geſtalten zu ſehen.

Wir ſahen einen dritten Schwan den Gedankendraht ſpinnen, welcher nun von Land zu Land, rund um die Erde, befeſtigt wird, ſodaß das Wort mit der Schnelligkeit des Blitzes durch die Länder fährt.

Unſer Herr hat das alte Schwanenneſt zwiſchen der Oſtſee und der Nordſee lieb. Und kommen die mächtigen Vögel durch die Luft, um es zu zerreißen: dann ſtellen ſich ſelbſt die federloſen Jungen im Kreiſe auf den Rand des Neſtes, ſie laſſen ſich in die junge Bruſt hauen, ſodaß ihr Blut fließt; ſie ſchlagen mit dem Schnabel und mit der Klaue.

Jahrhunderte werden noch vergehen, Schwäne werden dem Neſt entfliegen, man wird ſie rund umher in der Welt ſehen und hören, ehe die Zeit kommt, wo man im Geiſt und in der Wahrheit ſagen kann: „Das iſt der letzte Schwan, der letzte Geſang aus dem Schwanenneſt!“

XII.

Alles am rechten Platze.

Es iſt länger denn hundert Jahre her!

Hinter dem Wald, am großen Landſee, lag das alte Herrenhaus; ring um daſſelbe herum zogen ſich tiefe Gräben, in welchen Schilf und Rohrbomben wuchſen. Dicht bei der Brücke, am Einfahrtsthor, ſtand ein alter Weidenbaum, der ſich über das Schilf neigte.

Vom Hohlwege ertönten Hörnerklang und Pferdegetrappel; deshalb beeilte ſich das kleine Mädchen, das die Gänſe hütete, dieſe von der Brücke zurückzutreiben, bevor die ganze Jagdgeſellſchaft herangalopirt käme; dieſelbe kam mit ſolcher Haſt, daß das Mädchen, um nicht überritten zu werden, ſchnell auf einen der hohen Eckſteine an der Brücke ſich ſtellen mußte. Halb noch ein Kind, war es ſein und zart gebauet, hatte dabei einen gar lieben Ausdruck im Geſicht und zwei ſchöne, klare Augen; allein, dafür hatte der gnädige Herr keinen Blick. Indem er an der kleinen Gänſehüterin vorüberſprengte, kehrte er die Peitſche in der Hand um, und in roher Luſtigkeit ſtieß er ſie dermaßen mit dem

Schaft derſelben vor die Bruſt, daß ſie rücklings in den Graben fiel.

„Alles am rechten Platze!“ rief er, „in die Pfütze mit Dir!“ dabei lachte er laut auf, das ſollte nun Witz heißen, und die Andern ſtimmten mit ein; die ganze Geſellſchaft ſchrie und lärmte, und die Jagdhunde bellten.

Das arme Mädchen ergriff nun zwar im Fallen einen der herabhängenden Zweige des Weidenbaumes, vermöge deſſen ſie ſich über dem Sumpfe erhielt, und ſobald die Herrſchaft und die Hunde durch's Schloßthor verſchwanden, verſuchte ſie auch, ſich ganz empor zu arbeiten; aber der Zweig zerbrach an der Krone, und das Mädchen wäre rücklings in das Schilf gefallen, wenn nicht in demſelben Augenblick eine kräftige Hand es von oben herab ergriffen hätte. Es war die Hand eines Landhauſirers; dieſer war in einiger Entfernung ein Zeuge des Geſchehenen geweſen, und eilte nun herbei, um Hilfe zu leiſten.

„Alles am rechten Platze!“ ſagte er, dem gnädigen Herrn nachäffend, und zog das kleine Mädchen aufs Trockne; den abgebrochenen Zweig wollte er an die Stelle wieder anfügen von wo derſelbe abgebrochen war, aber „Alles am rechten Platze“ — das geht doch nicht immer, und deshalb ſteckte er den Zweig in die weiche Erde. „Wachſe und gedeihe, wenn Du es vermagſt, und treibe ihnen dort oben am Herrenhofe eine tüchtige Flöte!“ — ſagte er, denn er gönnte dem gnädigen Herrn und deſſen Sippſchaft, einen gehörigen Spießruthen-Marſch. Und darauf begab er ſich ins Schloß, doch nicht in den Ahnenſaal, für dieſen war er zu gering!

— in die Geſindeſtube trat er ein, und die Knechte und Mägde beſchauten ſeine Waaren und handelten; oben, von der herrſchaftlichen Tafel ſchallte es ſchreiend und lärmend herab, es ſollte ſingen heißen, und ſie thaten ihr Beſtes. Lautes Gelächter und Hundegeheul drangen durch die offenen Fenſter heraus; dort oben war Schmauſen und Schwelgen; Wein und altes ſtarkes Bier ſchäumten in den Gläſern und Krügen, und die Leibhunde fraßen mit der Herrſchaft; dann und wann wurde eine dieſer Beſtien von den Junkern geküßt, nachdem man ihr vorher mit dem Gehänge die Schnauze abgewiſcht hatte. Den Hauſirer ließ man heraufholen, aber nur um Scherz mit ihm zu treiben. Der Wein war in die Köpfe geſtiegen, der Verſtand herausgeflogen. Sie goſſen ihm Bier in einen Strumpf, daß er mit trinken könne, aber ſchnell! — das ſollte nun ein Witz ſein und gab Veranlaſſung zum Gelächter. Ganze Viehtriften, Bauern und Bauernhöfe wurden auf eine Karte geſetzt und verloren.

„Alles am rechten Platze!“ ſagte der Hauſirer, als er endlich wieder wohlbehalten aus Sodom und Gomorrha heraus war, wie er es nannte. „Die offene Landſtraße iſt mein rechter Platz, dort oben war es mir gar nicht wohl.“ Und das kleine Mädchen, das die Gänſe hütete, nickte ihm freundlich zu, als er durch's Gehege ſchritt.

Und Tage und Wochen verſtrichen, und es zeigte ſich, daß der abgebrochene Weidenzweig, den der Hauſirer am Schloßgraben in die Erde geſteckt, immer friſch und grün blieb, ja ſogar friſche Zweige trieb; das kleine Gänſemädchen ſah, daß der Zweig Wurzel geſchlagen haben müſſe, und dies erfreute daſſelbe innig; der Baum, ſo meinte es, ſei nun ſein Baum.

Ja mit dem Baum ging es vorwärts, aber mit allem Andern auf dem Hofe ging es durch Gelage und Spiel gar ſehr rückwärts: ſind dieſe doch zwei Rollen auf denen Niemand ſicher ſteht.

Es waren keine ſechs Jahre verſtrichen, als der gnädige Herr, ein armer Mann am Bettelſtabe, von Haus und Hof wanderte, und der Herrenſitz von einem reichen Krämer gekauft wurde; und dieſer war gerade derſelbe, der dort zum Spott und Gelächter gedient hatte, dem man Bier in einen Strumpf eingeſchenkt hatte; aber Ehrlichkeit und Betriebſamkeit geben guten Fahrwind, und jetzt war der Krämer Herr des Rittergutes. Von dieſer Stunde an wurde aber kein Kartenſpiel mehr dort geduldet: „Es iſt eine böſe Lectüre;“ ſagte er, „als der Teufel zum erſten Mal die Bibel ſah, wollte er derſelben ein Zerrbild gegenüber ſtellen, und er erfand das Kartenſpiel!“

Der neue Gutsbeſitzer nahm ſich ein Weib, und wen nahm er? — das kleine Gänſemädchen, das ſo gut und fromm geblieben, und in den neuen Kleidern ſo fein und ſchön ausſah, als ſei es als eine vornehme Jungfrau geboren. Und wie geſchah das Alles? — Das iſt eine zu lange Geſchichte in unſerer geſchäftigen Zeit, aber es geſchah in der That, und das Wichtigſte kommt erſt noch.

Herrlich und gut war es auf dem alten Hofe zu ſein; die Mutter ſelbſt ſtand der inneren Haushaltung, der Vater der äußeren vor; es war als ſtröme der Segen herbei! Wo Wohlſtand iſt, kehrt Wohlſtand ein! Der alte Herrenſitz ward abgeputzt und angeſtrichen, die Gräben wurden gereinigt und Fruchtbäume angepflanzt; Alles war dort freundlich und gut, und die Fußböden blank wie ein Spickbrett. In den langen Winterabenden ſaß die Frau mit ihren Mägden am Spinnrade im großen Saale, jeden Sonntagabend, wurde laut aus der Bibel vorgeleſen, und zwar vom Juſtizrath ſelbſt: dieſer Titel war dem Krämer geworden, wenn auch erſt in ſeinen alten Tagen. Die Kinder wuchſen auf — denn es kamen Kinder — und ſie genoſſen alle des beſten Unterrichts, aber ſie hatten nicht alle gleich gute Köpfe, wie dies denn in allen Familien der Fall iſt.

Unterdeſſen war der Weidenzweig an der Schloßbrücke zu einem ganz prächtigen Baum herangewachſen, der frei und ungeſtutzt da ſtand; „Der iſt unſer Stammbaum!“ ſprachen die alten Leute, und die Weide ſollten ſie achten und ehren, ſagten ſie den Kindern, auch denjenigen, die gerade keine guten Köpfe hatten.

Und hundert Jahre waren verſtrichen.

Es war in unſrer Zeit; der See war in Moorland verwandelt, und der alte Herrenhof gleichſam verſchwunden, ein Dümpfel mit Waſſer, an der Seite einige Mauerreſte: das waren die Ueberbleibſel der tiefen Gräben, und hier ſtand noch ein prächtiger, alter Baum mit herabhängenden Zweigen, das war der Stammbaum; er ſtand hier und zeigte wie ſchön eine Weide ſein kann, wenn man ſie ſich ſelbſt überläßt. Der Stamm war zwar mitten durch geſpalten, von der Wurzel bis zur Krone, der Sturm hatte ihn ein wenig gebeugt, aber er ſtand immerhin da, und aus jeder Ritze und Spalte, in welche Wind und Wetter Erde getragen, ſchoſſen Grashalme und Blumen hervor; namentlich oben, woſelbſt die großen Zweige ſich theilten, war gleichſam ein ganzer hängender Garten mit Himbeeren und Wegebreit, ja ſelbſt ein kleiner Vogelbeerſtrauch hatte hier Wurzeln geſchlagen und ſtand ſo ſchlank und fein mitten im alten Weidenbaum, der ſich in dem dunkeln Waſſer ſpiegelte, wenn der Wind manchmal die Meerlinſen in einen Winkel des Dümpfels trieb. — Ein Feldweg führte dicht an dem Baum vorüber.

Hoch am Waldeshügel, mit herrlicher Ausſicht, lag der neue Herrenhof, groß und prächtig, mit Glasſcheiben, ſo klar, daß man glauben möchte, es ſeien gar keine da. Die große Treppe, die zum Eingang führte, ſah aus, als ſei ſie eine Laube von Roſen und großblätterigen Gewächſen. Der Raſenplatz war ſo rein und grün, als wenn jeder Halm Morgens und Abends einzeln geſäubert würde. Im Saale drinnen hingen koſtbare Gemälde; ſtanden ſeidene und ſammtene Stühle und Sopha's, die faſt auf ihren eigenen Beinen umhergehen konnten; Tiſche mit blanken, marmornen Platten und Bücher in Saffian und Goldſchnitt . . . ja, hier wohnten freilich reiche Leute, vornehme Leute, hier wohnte der Baron und ſeine Familie.

Das Eine entſprach dort dem Andern. „Alles am rechten Platze!“ hieß es auch dort, und deshalb hingen alle die Gemälde, die einſt zum Staat und zu Ehren auf dem alten

Herrenhof geweſen, jetzt in dem Gange, der in die Geſindeſtube führte; altes Gerumpel war es, namentlich zwei alte Porträts, das eine ein Mann in roſenrothem Rock mit Perrücke, das andere eine Dame mit gepudertem friſirtem Haar und einer rothen Roſe in der Hand; Beide aber ganz in derſelben Weiſe von einem großen Kranze von Weidenzweigen umgeben. Dieſe Beiden hatten gar viele Löcher, und zwar deshalb, weil die kleinen Barone immer die beiden alten Leute als Zielſcheibe für ihre Armbrüſte benutzten. Sie ſtellten den Juſtizrath und die Frau Juſtizräthin vor, von welchen die ganze Familie abſtammte.

„Aber ſie gehören nicht recht zu unſerer Familie!“ ſagte einer der kleinen Barone. „Er war Krämer und Sie hütete die Gänſe. Sie waren nicht wie Papa und Mama!“

Die Bilder ſeien etwas altes Gerumpel, und „Alles am rechten Platze!“ ſagte man, und deshalb kamen auch der Urgroßvater und die Urgroßmutter auf den Gang nach der Geſindeſtube.

Der Sohn des Ortspredigers war Hauslehrer auf dem Gute. Eines Tages ging er mit den kleinen Baronen und deren älteſter Schweſter, die kürzlich eingeſegnet worden, ſpazieren, und zwar über den Feldweg, der bei dem alten Weidenbaum vorbeiführte, und während ſie Alle dahinſchritten, band ſie einen Strauß von Feldblumen; „Alles am rechten Platze,“ und der Strauß war ein ſchönes Ganzes. Indeſſen hörte ſie doch ſehr wohl Alles, was geſprochen ward, und es erfreute ſie gar ſehr, den Predigerſohn von den Naturkräften, von den großen Männern und

Frauen der Geſchichte erzählen zu hören; ſie war eine geſunde, herrliche Natur, geadelt an Seele und Gedanken, und mit einem Herzen, das alles von Gott Geſchaffene mit Liebe umfing.

Die Spaziergänger machten Halt an dem alten Weidenbaum, der jüngſte der Barone wollte durchaus eine Flöte davon haben, eine ſolche hatte man ihm früher aus andern Weiden geſchnitten, und der Predigerſohn brach einen Zweig von ihm ab.

„O, thun Sie es nicht!“ ſagte die junge Baroneſſe; aber es war ſchon geſchehen. „Das iſt ja unſer alter, berühmter Baum! ich liebe ihn gar ſehr! ja deshalb werde ich auch zu Hauſe ausgelacht, aber das thut nichts! Man erzählt eine Sage von dieſem Baum —!“

Und nun erzählte ſie das, was wir Alle wiſſen, vom Baum, von dem alten Herrenhof, von dem Hauſirer und dem Gänſemädchen, die an dem Baume ſich zum erſten Male trafen, und die Stammeltern der vornehmen Familie und der jungen Baroneſſe wurden.

„Sie wollten ſich nicht adeln laſſen, die alten, guten Leute!“ ſagte ſie. Sie hatten das Sprichwort: „Alles am rechten Platze!“ und das meinten ſie, ſei nicht der Fall, wenn ſie ſich für Geld erheben ließen. Mein Großvater, der Baron wurde, war deren Sohn, er ſoll ein ſehr gelehrter Mann, ſoll ſehr angeſehen und beliebt bei Prinzen und Prinzeſſinnen und bei allen Hoffeſten zugegen geweſen ſein. Ihn lieben die Anderen zu Hauſe am meiſten, aber, ich weiß nicht, mir ſcheint es, als ſei Etwas an jenem alten

Paare, das mein Herz zu ihnen zieht! Wie gemüthlich, wie patriarchaliſch muß es auf dem alten Hofe geweſen ſein, woſelbſt die Hausmutter am Spinnrade mit ihren Mägden ſaß und der alte Herr laut aus der Bibel vorlas!“

„Das ſind herrliche, vernünftige Leute geweſen!“ ſagte der Predigerſohn, und mit dieſen Worten kam die Rede wie von ſelbſt auf Adelige und Bürgerliche; es war faſt, als gehöre der Predigerſohn nicht dem Bürgerſtande an, in ſolcher Weiſe ſprach er über die Bedeutung adelig zu ſein.

„Es iſt ein Glück zu einer Familie zu gehören, die ſich ausgezeichnet hat, und dadurch gleichſam einen Sporn des Blutes zu beſitzen, um vorwärts zu ſchreiten, in Allem, was tüchtig iſt. Herrlich iſt es einen Familien-Namen zu haben, der als Eintrittskarte in die höchſten Kreiſe gilt. Adel bedeutet edel, es iſt die Goldmünze, die das Gepräge Deſſen erhalten hat, was ſie ſelbſt werth iſt. — Es iſt der Ton der Zeit, und viele Poeten ſchlagen natürlicherweiſe dieſen Ton an, daß Alles, was adelig iſt, auch ſchlecht und dumm, daß aber bei den Armen, je niedriger man ſteige, Alles um ſo mehr glänze. Allein das iſt nicht meine Anſicht, denn ſie iſt ganz falſch. In den höheren Ständen findet man viele ergreifend ſchöne Züge; meine Mutter hat mir einen ſolchen erzählt, und ich könnte mehrere erzählen. Sie war auf Beſuch in einem vornehmen Hauſe in der Stadt; meine Großmutter, glaube ich, hatte die gnädige Frau als Kind geſtillt. Meine Mutter und der hochadelige Herr befanden ſich allein im Zimmer; da ſieht dieſer, daß unten im Hofe eine alte Frau auf Krücken hereinkommt, jeden Sonntag kam ſie und holte ſich eine Gabe. „Da iſt die arme Alte," ſagte der Herr, „es wird ihr das Gehen ſo ſauer" — und ehe noch meine Mutter dieſe Worte verſtand, war er durch die Thür verſchwunden und die Treppe hinab geſtiegen, er, die ſiebenzigjährige, alte Excellenz war ſelbſt zu der armen Frau hinab geſtiegen, um ihr den beſchwerlichen Weg nach der Gabe, die ſie zu holen kam, zu erſparen. Das iſt zwar nur ein kleiner Zug, aber wie die Gabe der armen Wittwe der Bibel, hat er einen Klang, der wiederhallt in der Tiefe des Herzens in der menſchlichen Natur; und darauf ſoll der Dichter zeigen und zielen; in der jetzigen Zeit gerade ſoll er davon ſingen: es thut wohl, es mildert und verſöhnt! Aber wo ein Stückchen Menſch, weil er vom Blute iſt und eine Stammtafel beſitzt, wie die arabiſchen Pferde, auf den Hinterbeinen ſteht und wiehert auf der Straße, und in der Stube ſagt: „Hier ſind Leute von der Straße geweſen!" wenn ein Bürgerlicher dort war, — da iſt der Adel in der Verweſung begriffen, zur Maske geworden, und zwar der Art, wie Thespis ſie ſchuf, und man beluſtigt ſich, wenn die Perſon der Satire anheimfällt!"

Das war die Rede des Predigerſohns; dieſelbe war ein wenig lang, aber unterdeſſen war denn auch die Flöte geſchnitten.

Auf dem Hofe war große Geſellſchaft: viele Gäſte aus der Umgegend und der Hauptſtadt; viele Damen geſchmackvoll und geſchmacklos gekleidet; der große Saal war ganz voll von Menſchen. Die Prediger aus der Umgegend ſtanden ehrerbietigſt aneinander gedrückt in einer Ecke, es ſah aus, als ſei hier ein Begräbniß, es war aber ein Freudenfeſt, nur daß die Freude noch nicht im Gange war.

Ein großes Concert ſollte aufgeführt werden, und deshalb hatte der kleine Baron auch ſeine Weidenflöte mit hineingebracht, aber er konnte keinen Ton hervorbringen, und Papa auch nicht, und darum taugte die Flöte nichts.

Es gab Muſik und Geſang, von der Art, welche diejenigen am meiſten erfreut, die ſie ausführen; ſonſt ganz allerliebſt!

„Sie ſind auch Virtuos?“ ſagte ein Cavalier, der Sohn ſeines Vaters; „ſie blaſen die Flöte, ſie verfertigen ſie ſogar ſelbſt; das iſt das Genie, das herrſcht — dem gebührt der Ehrenplatz!“ — „Gott bewahre! ich ſchreite immer mit der Zeit fort, das muß man ſchon!“ „Nicht wahr, Sie werden uns Alle durch das kleine Inſtrument entzücken?“ und mit dieſen Worten reichte er dem Predigerſohn die Flöte, die aus dem Weidenbaum, die unten an dem Dümpfel zugeſchnitten war, und verkündete laut, daß der Hauslehrer ein Solo auf der Flöte vortragen wolle.

Man wollte ihn zum Beſten haben, das war leicht einzuſehen, und der Hauslehrer wollte darum auch nicht blaſen, obgleich er es wohl konnte; doch, man drang in ihn, man beſtürmte ihn, und endlich nahm er die Flöte und ſetzte ſie an die Lippen.

Das war eine wunderbare Flöte! Ein Ton, ſo anhaltend wie er von der Dampf-Locomotive klingt, ja weit ſtärker ertönte und erſcholl über Hof, Garten und Wald, meilenweit ins Land hinaus, und gleichzeitig mit dem Ton kam ein Sturmwind heran, der da brauſte: „Alles am rechten Platz!“ — und dabei flog Papa, wie vom Winde getragen aus dem Saale und geraden Wegs in die Behauſung des Schäfers, und der Schäfer flog — nicht in den Saal, dorthin konnte er nicht kommen, nein, in das Zimmer der Dienerſchaft, unter die feinen Bedienten hinauf, die dort in ſeidenen Strümpfen umherſtolzirten; und die hochmüthigen Diener waren wie von der Gicht gelähmt, daß eine ſolche Perſon es wagen dürfe, ſich mit ihnen zu Tiſche zu ſetzen.

Aber in der Halle flog die junge Baroneſſe an den Ehrenplatz der Tafel hinauf, dahin, wo ſie würdig war zu ſitzen, und der Predigerſohn erhielt ſeinen Sitz neben ihr, und dort ſaßen ſie Beide, als ſeien ſie ein Brautpaar. Ein alter Graf aus einer der älteſten Familien des Landes blieb unangetaſtet auf ſeinem Ehrenplatz; denn die Flöte war gerecht, und das muß man ſein. Der witzige Cavalier, der, welcher Schuld an dem Flötenſpiele und ſeiner Eltern Kind war, flog kopfüber in den Hühnerſtall, aber nicht allein.

Eine ganze Meile ins Land hinaus ertönte die Flöte, und man vernahm große Ereigniſſe. Eine reiche Banquiers-Familie, die mit Vieren dahinfuhr, wurde ganz aus dem Wagen geblaſen, und konnte nicht einmal hinten auf ihm Platz finden; zwei reiche Bauern, die in unſerer Zeit über ihr eigenes Kornfeld emporgeſchoſſen waren, wurden in den Graben geſchleudert; es war eine gefährliche Flöte; glücklicherweiſe zerſprang ſie bei dem erſten Ton, und das war gut, denn deshalb gerieth ſie wieder in die Taſche: „Alles am rechten Platz!“

Tags darauf ſprach man kein Wort von dieſem Ereigniß, — daher die Redensart: „Die Flöte einſtecken!“ Alles war auch wieder in gewohnter Ordnung, nur daß die beiden alten Bilder, der Krämer und das Gänſemädchen, im Feſtſaale hingen, dort an die Wand waren ſie hinaufgeblaſen, und da einer der wirklichen Kunſtkenner ſagte, ſie ſeien von Meiſterhand gemalt, ſo blieben ſie auch hängen und wurden reſtaurirt; habe man doch früher nicht gewußt, daß ſie Etwas werth ſeien, und wie hätte man das auch wiſſen können. Jetzt hingen ſie an dem Ehrenplatz. „Alles am rechten Platz!“ und dahin wird es auch kommen! Die Ewigkeit iſt lang, länger als dieſe Geſchichte!

XIII.

Ein Herzeleid.

Es iſt eigentlich eine Geſchichte aus zwei Theilen, die wir erzählen; der erſte Theil könnte zwar wegfallen, — aber er giebt uns einige Vorkenntniſſe, und die ſind nützlich!

Wir halten uns auf dem platten Lande, auf einem Herrenhof auf, woſelbſt es ſich ereignete, daß die Herrſchaft auf einige Tagen verreiſte. Während deſſen kam aus dem nächſten Städtchen eine Madame an: ſie führte ihren Mops bei ſich, und kam, wie ſie ſagte, damit man „Actien in ihre Gerberei nehmen möge.“ Sie hatte ihre Papiere mit, und wir riethen ihr, um dieſelben ein Couvert zu machen und auf dieſes die Adreſſe des Gutsbeſitzers „Herrn Generalkriegskommiſſarius, Ritter, ꝛc.“ zu ſchreiben.

Sie hörte uns aufmerkſam zu, ergriff die Feder, hielt wieder inne und bat uns, wir möchten die Aufſchrift wiederholen, aber langſam. Wir thaten es und ſie ſchrieb; allein inmitten der „Generalkriegs....“ blieb ſie ſtecken, ſeufzte tief auf und ſagte: „ich bin nur ein Frauenzimmer!“ — Ihr „Moppelchen“ hatte ſich, während ſie ſchrieb, auf den Fußboden geſetzt, und es knurrte; war doch der Hund auch ſeines Vergnügens und ſeiner Geſundheit wegen mitgereiſt, und dann ſoll einem nicht der Fußboden angeboten werden. Stumpfnaſe und Speckbuckel war ſein Aeußeres!

„Er beißt nicht!“ ſagte die Madame, „er hat keine Zähne. Er iſt gleichſam ein Mitglied der Familie, treu und knurrig, allein dazu haben ihn meine Enkel gereizt; ſie ſpielen Hochzeit, und ihm wollen ſie die Rolle der Brautjungfer geben, und das ſtrengt ihn zu ſehr an, das alte Fell!“

Und ſie gab ihre Papiere ab und nahm das Moppelchen auf den Arm. — Dies iſt der erſte Theil, — deſſen man zwar hätte entbehren können!

„Das Moppelchen ſtarb!“ das iſt der zweite Theil.

Es war ungefähr eine Woche ſpäter; wir kamen in der Stadt an und kehrten in dem Gaſthof ein. Unſere Fenſter führten auf den Hofraum, der durch eine Bretterwand in zwei Theile geſondert war; in der einen Hälfte hingen eine Menge Felle und Häute, rohe und gegerbte. Hier befanden ſich alle Materialien behufs einer Gerberei vor, und dieſelbe gehörte der Wittwe. — Moppelchen war an dieſem Morgen geſtorben und hier in dem Hofraum begraben worden; die Enkel der Wittwe, das heißt, die der Gerberwittwe, denn Moppelchen war nie verheirathet, deckten das Grab zu, und es war ein ſchönes Grab, es mußte ein wahres Vergnügen ſein, darin zu liegen.

Das Grab war mit Topfſcherben eingezäunt und mit Sand beſtreut; ganz oben hatten ſie eine halbe Bierflaſche hingepflanzt, den Hals derſelben nach oben gekehrt, und das war durchaus nicht allegoriſch.

Die Kinder tanzten um das Grab herum, und der älteſte der Knaben unter ihnen, ein praktiſcher Jüngling von ſieben Jahren, machte den Vorſchlag, daß eine Ausſtellung der Moppelchen-Grabſtätte ſtattfinden ſolle, und zwar für Alle aus dem Gäßchen; der Eintritt ſolle mit einem Hoſenknopf bezahlt werden, einen ſolchen beſäße jeder Knabe, und er könne gleichfalls einen für ein kleines Mädchen hergeben; und dieſer Vorſchlag wurde einſtimmig genehmigt.

Und die Kinder alle aus dem Gäßchen, ja ſelbſt aus dem Hintergäßchen ſtrömten herbei, und jedes gab ſeinen Knopf; gar Viele gingen an dieſem Nachmittage mit nur einem Hoſenträger umher, aber dafür habe man das Grab des Moppelchen geſehen, und der Anblick ſei viel mehr werth.

Doch, draußen, vor dem Gerberhof, dicht neben dem Eingang, ſtand ein kleines zerlumptes Mädchen, gar ſchön von Geſtalt, mit gelocktem Haar und Augen, blau und klar, daß es eine Luſt war; es ſprach kein Wort, es weinte auch nicht, aber jedesmal wenn das Pförtchen ſich öffnete, warf es einen langen, langen Blick in den Hof. Es hatte keinen Knopf, das wußte es wohl, und deshalb blieb es traurig draußen ſtehen, bis alle die anderen das Grab geſehen und ſich wieder entfernt hatten; alsdann ſetzte es ſich nieder, hielt die kleinen braunen Hände vor die Augen und brach in Thränen aus; ſie allein hatte Moppelchen's Grab nicht geſehen. Es war ein Herzeleid, ſo groß wie ein Erwachſener es nur empfinden kann.

Wir ſahen es von oben — und von oben geſehen — dieſes, wie manches eigene und Anderer Leute Herzeleid, ja, dann können wir darüber lächeln! — das iſt die Geſchichte, und Derjenige, der ſie nicht verſteht, mag ſich eine Actie in der Gerberei der Wittwe kaufen.

XIV.

Der Kobold und der Höker.

Es war einmal ein richtiger Student, er wohnte in einer Dachkammer und ihm gehörte gar Nichts; — es war aber auch einmal ein richtiger Höker, er wohnte zu ebener Erde, und ihm gehörte das ganze Haus; zu ihm hielt ſich der Kobold, denn beim Höker gab es jeden Weihnachtsabend eine Schüſſel voll Muß mit einem großen Klumpen Butter mitten darin! Das konnte der Höker machen; Darum blieb der Kobold im Hökerladen, und das war ſehr lehrreich.

Eines Abends trat der Student durch die Hinterthüre ein, um ſelbſt Licht und Käſe zu kaufen; er hatte Niemand zu ſenden, deshalb ging er ſelbſt; er bekam, was er wünſchte, er bezahlte es und der Höker und auch die Madame, nickten ihm „einen guten Abend“ zu, und ſie war eine Frau, die mehr denn das bloſe Nicken verſtand, ſie hatte ordentliche Rednergabe! — und der Student nickte gleichfalls, blieb aber darauf plötzlich ſtehen, und zwar indem er den Bogen

Papier las, in welchem der Käſe eingewickelt war. Es war ein aus einem alten Buche herausgeriſſenes Blatt, ein Blatt aus einem Buche, das nicht hätte zerriſſen werden ſollen, ein Buch, das voller Poeſie war.

„Dort liegt noch mehr von derſelben Sorte!“ ſagte der Höker, „ich gab einer alten Frau einige Kaffeebohnen für das Buch; wollen Sie mir zwei Groſchen geben, ſollen Sie den Reſt haben!“

„Ja,“ ſagte der Student, „geben Sie mir das Buch anſtatt des Käſes! Ich kann mein Butterbrot ohne Käſe eſſen! Es wäre Sünde, wenn das Buch ganz und gar zerriſſen werden ſollte. Sie ſind ein prächtiger Mann, ein praktiſcher Mann, aber auf die Poeſie verſtehen Sie ſich ſo wenig wie das Faß dort!“

Und das war unartig geſprochen, namentlich gegen das Faß, aber der Höker lachte, und der Student lachte; es war ja nur aus Spaß geſagt. Doch der Kobold ärgerte ſich, daß man einem Höker, der Hauswirth ſei und die beſte Butter verkaufe, dergleichen Dinge zu ſagen wage.

Als es Nacht und der Laden geſchloſſen wurde und Alle zu Bette waren, nur nicht der Student, trat der Kobold hervor, ging in die Schlafſtube und nahm der Madame das Mundwerk ab; das brauchte ſie nicht, wenn ſie ſchlief; und wo er daſſelbe irgend einem Gegenſtande in der Stube aufſetzte, bekam dieſer Red' und Stimme, ſprach ſeine Gedanken und ſeine Gefühle ebenſo gut aus, wie die Madame; aber nur ein Gegenſtand nach dem andern konnte es benutzen, und das war eine Wohlthat, ſie hätten ſonſt durcheinander geſprochen.

Und der Kobold legte es auf das Faß, in welchem die alten Zeitungen lagen: „Iſt es wirklich wahr," frug er, „daß Sie nicht wiſſen, was Poeſie iſt?"

„Freilich weiß ich es," antwortete das Faß. „Poeſie iſt ſo Etwas, was ſtets zu unten in den Zeitungen ſteht, und bisweilen herausgeſchnitten wird! Ich möchte behaupten, ich habe mehr derſelben in mir als der Student, und ich bin doch nur ein geringes Faß gegen den Höker."

Und der Kobold ſetzte der Kaffemühle das Mundwerk auf, — nein, wie die ging! Und er ſetzte es dem Butterfaße und dem Geldkaſten auf; — alle waren ſie derſelben Anſicht wie das Makulaturfaß, und Das, worüber die Mehrzahl einig iſt, muß man reſpectiren.

„Jetzt werde ich's dem Studenten ſagen!" — und mit dieſen Worten ſtieg der Kobold ganz leiſe die Hintertreppe zur Dachkammer hinauf, wo der Student wohnte. Der Student hatte noch Licht und der Kobold guckte durch's Schlüſſelloch, und ſah, daß er in dem zerriſſenen Buche las, das er unten im Laden geholt.

Aber wie war es bei ihm hell! Aus dem Buche heraus ſchoß ein klarer Strahl, derſelbe wuchs zu einem ganzen Stamm, zu einem mächtigen Baum empor, der ſich hoch erhob und ſeine Zweige weit über den Studenten ausbreitete. Jedes Blatt war friſch, und jede Blume war ein ſchöner Mädchenkopf; einige mit Augen, dunkel und ſtrahlend, andere mit wunderbar blauen und klaren. Jede Frucht war ein glänzender Stern, und er ſang und klang gar wunderherrlich!

Nein, an eine ſolche Herrlichkeit hatte der kleine Kobold noch nie gedacht, geſchweige denn ſie geſehen und vernommen. Er blieb auf den Fußſpitzen ſtehen, guckte und guckte — bis das Licht in der Dachkammer erloſch; der Student blies wahrſcheinlich ſeine Lampe aus, und ging zu Bette, aber das Koboldchen blieb deſſenungeachtet ſtehen, denn der Geſang ertönte noch immer ſo weich und herrlich dem Studenten, der ſich zur Ruhe gelegt hatte, ein ſchönes Wiegenlied.

„Hier iſt es doch unvergleichlich!“ ſagte der Kobold, „das hätte ich nicht erwartet! — Ich möchte bei dem Studenten bleiben“ — das Männchen ſann darüber nach — und es war ein vernünftiges Männchen, doch es ſeufzte: „Der Student hat kein Muß!“ — und darauf ging es — wieder zum Höker hinab; — und es war ſehr gut, daß es endlich wieder zurückkehrte, denn das Faß hatte das Mundwerk der Madame faſt ganz verbraucht, es hatte nämlich ſchon Alles, was in ſeinem Innern wohnte, von einer Seite ausgeſprochen, und ſtand gerade im Begriff, ſich umzukehren, um Daſſelbe wieder von der andern Seite zum Beſten zu geben, als der Kobold eintrat, und das Mundwerk wieder der Madame auflegte; — aber der ganze Laden, vom Geldkaſten bis auf das Kienholz herab, bildete von der Zeit an ſeine Anſichten nach dem Faße, und Alle zollten ſie dermaßen ihm Achtung und trauten ihm ſo Viel zu, daß ſie in dem Wahne ſtanden, es käme aus dem Faße, wenn ſpäter der Höker die Kunſt- und Theater-Kritiken aus ſeiner Zeitung des Abends vorlas.

Allein, der Kobold ſaß nicht länger ruhig. der Weisheit und dem vielen Verſtand dort unten lauſchend; nein, ſobald das Licht Abends von der Dachkammer herabſchimmerte, wurde ihm zu Muthe, als ſeien die Strahlen ſtarke Ankertaue, die ihn hinaufzogen, und er mußte fort und durch's Schlüſſelloch gucken, und dort umbrauſte ihn ein Gefühl der Größe, wie wir es empfinden an dem ewig rollenden Meere, wenn Gott im Sturm darüber hinfährt, und er brach in Thränen aus, er wußte ſelbſt nicht weshalb, er weinte, aber ein eigenes, gar wohlthuendes Gefühl miſchte ſich mit ſeinen Thränen! — Wie wunderbar herrlich müßte es doch ſein, mit dem Studenten zuſammen unter jenem Baume zu ſitzen, allein, das konnte nicht geſchehen. er mußte ſich mit dem Schlüſſelloch begnügen, und deſſen froh ſein. Dort ſtand er noch auf der kalten Flur, der Herbſtwind blies durch die Bodenluke herab, es war kalt, ſehr kalt, aber das empfand der Kleine erſt, wenn das Licht in der Dachkammer erloſch und die Töne im Winde dahin ſtarben. Hu! alsdann fror ihn, — und er kroch wieder hinab in ſeinen warmen Winkel; dort war es gemüthlich und gemächlich! — Und als Weihnachten herankam, und mit ihm das Muß mit dem großen Klumpen Butter, — ja, dann war der Höker oben an!

Aber mitten in der Nacht erwachte der Kobold durch ein entſetzliches Lärmen und Anſchlagen gegen die Fenſterladen, Leute klopften von außen gar unſanft an; der Nachtwächter tutete, eine große Feuersbrunſt war ausgebrochen; die ganze Straße ſtand in Feuer und Flammen. War es im Hauſe ſelbſt, oder bei der Nachbarn? Wo war es? Das Entſetzen trat ein! Die Höker-Madame wurde dermaßen verdutzt, daß ſie ihre goldenen Ohrringe aus den Ohren löſ'te und ſie in die Taſche ſteckte, — um doch Etwas zu retten; der Höker ſprang nach ſeinen Staatspapieren, und das Dienſtmädchen nach ihrer ſchwarzen ſeidenen Mantille — denn eine ſolche erlaubten ihr ihre Mittel! Jeder wollte das Beſte retten; das wollte auch der Kobold, und in wenigen Sprüngen war er die Treppe hinan und in die Kammer des Studenten, der ganz ruhig an dem offenen Fenſter ſtand und das Feuer betrachtete, das im Hauſe des Nachbars gegenüber wühtete. Der Kobold ergriff auf dem Tiſch das wunderbare Buch, ſteckte es in ſeine rothe Mütze und umklammerte dieſe mit beiden Händen; — der beſte Schatz des Hauſes war gerettet, und nun fuhr er auf und davon, ganz auf das Dach hinaus, auf den Schornſtein. Dort ſaß er, beleuchtet von den Flammen aus dem brennenden Hauſe gegenüber, beide Hände feſt um ſeine rothe Mütze gelegt, in welcher der Schatz lag, — und jetzt kannte er die wahre Neigung ſeines Herzens, wußte wem es eigentlich gehörte. Allein, als das Feuer gelöſcht und der Kobold wieder zur Beſinnung gekommen war — ja!....

„Ich will mich zwiſchen Beiden theilen," ſagte er; „ich kann den Höker nicht ganz aufgeben, des Mußes wegen!"

Und das war ganz menſchlich geſprochen! Wir Anderen gehen auch zum Höker — des Mußes wegen!

XV.

In Jahrtauſenden.

Ja, in Jahrtauſenden werden ſie auf den Flügeln des Dampfes durch die Luft über das Weltmeer herüberkommen! Die jungen Bewohner Amerikas werden die Beſucher des alten Europas ſein. Sie werden wegen der Denkmäler hier und der alsdann verſinkenden Städte herüberziehen, wie wir in unſerer Zeit nach den hinfälligen Herrlichkeiten Süd-Aſiens wallfahrten.

In Jahrtauſenden werden ſie kommen!

Die Themſe, die Donau, der Rhein rollen noch dahin; der Montblanc ſteht noch mit ſeinem ſchneebedeckten Gipfel da, die Nordlichter ſtrahlen noch über die Lande des Nordens; aber ein Geſchlecht nach dem andern iſt Staub geworden, ganze Reihen der Mächtigen des Augenblicks ſind vergeſſen, vergeſſen wie diejenigen, die jetzt ſchon unter dem Hügel ſchlummern, auf welchem der vermögende Höker auf deſſen Grund und Boden er ſich befindet, eine Bank gezimmert hat, um dort zu ſitzen und über das flache, wogende Kornfeld hinauszuſchauen.

„Nach Europa!“ rufen die jungen Söhne Amerikas — — „nach dem Lande der Väter, dem herrlichen Lande der Denkmäler und der Phantaſie, nach Europa!“

Das Luftſchiff kommt; es iſt mit Reiſenden überfüllt, denn die Fahrt iſt ſchneller als zur See; der electromagnetiſche Drath unter dem Weltmeer hat bereits telegraphirt wie groß die Luft-Karavane iſt. Schon iſt Europa in Sicht, es iſt die Küſte von Irland, die man erblickt, aber die Paſſagiere ſchlafen noch, ſie wollen erſt dann geweckt ſein, wenn ſie gerade über England ſind; dort betreten ſie den Boden — Europas im Lande Shakſpeare's, wie es bei den Söhnen des Geiſtes heißt, — im Lande der Politik, im Lande der Maſchinen, — ſo nennen es Andere.

Hier verweilt man einen ganzen Tag, ſo viel Zeit hat das geſchäftige Geſchlecht auf das große England und Schottland zu verwenden.

Die Fahrt geht weiter durch den Kanal-Tunnel nach Frankreich, dem Lande Karls des Großen und Napoleon's; Moliére wird genannt, die Gelehrten reden von einer claſſiſchen und romantiſchen Schule des fernen Alterthums, und es wird gejubelt und man läßt Helden, Dichter und Männer der Wiſſenſchaft hoch leben, die unſere Zeit nicht kennt, die aber auf dem Krater Europas, Paris, geboren werden ſollen.

Der Luftdampfer fliegt über das Land hin, von welchem Columbus ausging, wo Cortez geboren wurde, und wo Calderon Dramen in wogenden Verſen ſang; reizende, ſchwarzäugige Frauen wohnen noch in den blühenden Thälern, und die älteſten Lieder nennen den Cid und die Alhambra.

Durch die Luft über das Meer nach Italien, dorthin wo das alte ewige Roma lag; es iſt verſchwunden, die Campagne iſt verödet: von der Perterskirche zeigt man eine einſame übrig gebliebene Mauer-Ruine, aber man zweifelt an ihrer Echtheit.

Nach Griechenland, um eine Nacht in dem reichen Hôtel, hoch am Gipfel des Olymps, zu ſchlafen, dann iſt man dort geweſen; die Fahrt geht weiter gen Bosporus, um dort einige Stunden auszuruhen und die Stätte zu ſehen, wo Byzanz lag; dort wo die Sage von dem Garten des Harems zur Zeit der Türken ſpricht, ſpannen arme Fiſcher ihre Netze aus.

Ueber die Reſte mächtiger Städte an der ſtarken Donau, Städte, die unſere Zeit nicht kannte, fliegt man dahin; aber hier und da — an den reichen Stätten der Denkmäler, derer die entſtehen, und die die Zeit noch gebären wird — hier und da läßt die Luft-Karavane ſich nieder und hebt ſich wieder.

Dort unten liegt Deutſchland — das einſt von dem dichteſten Netze von Eiſenbahnen und Kanälen umſponnen ward — die Länder, wo Luther ſprach, Göthe ſang, und Mozart einſt das Scepter der Töne führte! Große Namen ſtrahlen in Wiſſenſchaft und Kunſt, Namen, die wir nicht kennen. Einen Tag Aufenthalt für Deutſchland, und einen für den Norden, für das Vaterland Oerſted's und für das Linnée's und für Norwegen, das Land der alten Helden und der jungen Normannen. Island wird auf der Rückfahrt mitgenommen; der Geyſer ſiedet nicht mehr, Hekla iſt erloſchen aber, eine ewige Steintafel der Säga, ſteht die ſtarke Felſeninſel inmitten des brauſenden Meeres!

„In Europa iſt doch recht viel zu ſehen!“ ſagt der junge Amerikaner; „und wir haben es in acht Tagen geſehen, und das kann man auch, nach der Anleitung des großen Reiſenden“ — hier wird der Name eines ihrer Zeitgenoſſen genannt — in ſeinem berühmten Werke: „Ganz Europa, in acht Tagen zu ſehen.“

Druck von Friedrich Ries in Leipzig.

H. C. Anderſen's

Geſammelte Werke.

Vom

Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe.

Neununddreißigſter Band.

Sein oder nicht ſein.

Erſter Theil.

Leipzig
Verlag von L. Wiedemann.
1857.

Sein oder nicht ſein.

Roman

von

H. C. Anderſen.

Erſter Theil.

Leipzig
Verlag von L. Wiedemann.
1857.

BLIOTH
REGIA
NACENS

Inhalt des erſten Theiles.

Seite.

I. Der alte Prediger und andere bemerkenswerthe Perſonen 1

II. Der Runde-Thurm 19

III. Der Pfarrhof auf der Haide. Muſikant-Grethe 33

IV. Der Flickſchneider 47

V. Ein Beſuch bei Muſikant-Grethe. Nils ſoll ſtudiren 65

VI. Auf der Entenjagd. Studentwerden . . . 78

VII. Madame Jenſen. Mutter Börre. „High life“ im zweiten Stock 92

VIII. Die Familie Arons. Solon-Diogenes. Die Reiſe ins Ausland 106

Sein oder nicht ſein.

I.

Der alte Prediger und andere bemerkenswerthe Perſonen.

„Bringe mir ein gutes Buch mit nach Hauſe," ſagte die Tochter des Predigers.

„Und bringe mir einen böſen Knaben, ſchlechter Leute Kind, damit ich einen guten Chriſten aus ihm machen kann," ſagte die Frau des Predigers, als der alte Papa ſchon im Wagen ſaß und die beiden Frauen damit beſchäftigt waren, den Reiſemantel um ihn zurechtzulegen, damit er gegen den ſcharfen Weſtwind geſchützt ſei.

Der alte Prediger, Japetus Mollerup, wollte Kopenhagen einmal wieder ſehen, ſeit dreißig Jahren war er dort nicht geweſen; jetzt aber ſei die Reiſe ein Leichtes, ein Dampfſchiff gehe von der nächſten Stadt dorthin.

Der Alte war noch ein lebhafter, warmherziger Mann, ein Verkündiger des Wortes im alten Glauben und in alter Innigkeit. Müſſen wir einmal auch ſeine Schwachheit nennen, ſo beſtand ſie darin, daß er zu viel Tabak rauchte, und zwar ſchlechten Tabak, und dieſe Thatſache können wir nicht ableugnen, ſie war der erſte Eindruck, den man von ihm erhielt. Der Tabaksrauch war dermaßen in jedes ſeiner Kleidungsſtücke, in den kleinſten Fetzen eingedrungen, daß, wenn man auch denſelben über den Ocean geſandt hätte, er doch den Duft von dieſem gar ſchlechten, herben, ſogenannten „guten Knaſter“ behalten haben würde. Doch an dem Orte in Kopenhagen, wo er ſich zuerſt erblicken laſſen wollte, würde man kaum irgend eine Bemerkung über den Tabaksduft machen. Er wollte ſich nämlich vor allen Dingen direct nach der Regenz, der Freiwohnung der Studenten, zu einem Anverwandten begeben, welcher Student war und dort gerade auf demſelben Gange wohnte, wo Japetus Mollerup ſelbſt während ſeiner Studienjahre gehauſt hatte.

Hier in beiden Zimmern war aufgeräumt, zurechtgelegt, abgeſtäubt und „ſein gemacht“; Röcke und Beinkleider waren in einem Winkel aufgehängt und in beſtmöglicher Weiſe verdeckt, die Bücher geordnet und der Tiſch, auf welchem man ſonſt Papiere, Collegienhefte, Teller mit Butterbrot, Tintenfäſſer und Halskragen untereinander finden konnte, war mit einem reinen, weißen Tiſchtuch belegt; dies alles hatte der Student, derjenige, der heute den Wirth machte, ſelbſt beſorgt, denn es war außerdem noch gar Vieles zu beſorgen, was nur von Paul, dem gemeinſchaftlichen Aufwärter mehrerer Studenten, ausgerichtet werden konnte.

Paul war, wie die witzigen Köpfe in der Regenz ſagten, ein Mann, welcher in Kopenhagen eine hohe Stellung einnahm, er war Portier, Thürhüter, wie ſie es auch nannten, beim aſtronomiſchen Obſervatorium auf dem

Runden-Thurme; dort wohnte er hoch über allen Autoritäten, und die Einzigen, die über ihm ſtanden, waren die Thurmwächter. Jeden Morgen ſtieg er von ſeiner Höhe herab, um die Stiefel der Studenten zu putzen und ihre Kleider auszuklopfen; Nachmittags beſorgte er ihre Gänge in der Stadt, bei welchen er an ſeinem Söhnchen Nils, welcher lebhaft und aufgeweckt, ja ſogar ein halber Lateiner war, was wir ſpäter erfahren werden, einen flinken Gehilfen hatte. Heute war, wie geſagt, viel zu laufen. Eine ganze Flaſche Punſchextract, feiner Käſe, verſchiedene Arten Wurſt u. ſ. w. ſollten geholt werden.

Der Ehrengaſt des Feſtabends, der alte Japetus, war ſelbſt der Erſte, welcher erſchien, und zwar in Feſtkleidern, ſchwarzem Frack und ditto Beinkleidern, nach alter Mode von einem jütländiſchen Bauernſchneider gemacht, welcher im Kirchſpiel umherwanderte und ſowohl die Herren, wie die Knechte bekleidete; der alte Prediger nahm ſich ganz ſtattlich aus. Das ſchwarze Käpſel ſtand ihm gut zu ſeinem ſilberweißen Haar; ſein Antlitz ſtrahlte vor Freude, jetzt wo er wieder in dem alten Zimmer ſtand und ſich im Kreiſe ſeines Schweſterſohnes und der Söhne anderer guter Freunde von drüben in Jütland befand. Es ſei herrlich, ſagte er, wieder einmal mit der Jugend in dem alten rothen Studentenhauſe zu verkehren.

Herrlich iſt es, ein alter Mann mit der Jugend wieder jung zu ſein!

Der ganze Kreis hier beſtand aus Jütländern, mit Ausnahme eines einzigen Studenten, welcher gewiſſermaßen als Innungsälteſter gelten konnte. Es war ein Freund des Schweſterſohnes, in früheren Zeiten von dem alten Prediger zur Univerſität vorbereitet, deshalb war auch er hier erſchienen; man nannte ihn den „Bruder des Generals“, und wer war er, und wer war der General? Ja dieſer war nur General in der Verkürzung; es iſt zu weitläufig, Generalkriegscommiſſair zu ſagen, und es bedeutet auch nicht ſo viel wie General, und deshalb ließ er ſich General und ſeine Frau Generalin nennen, und durch die Generalin war eben der General etwas geworden; er war nicht den amtlichen Bureauweg gegangen, ſondern den Eheſtandsweg. Der Bruder hingegen war gar keinen Weg gegangen. Er war eine Art Genie; ſein Vermögen, und was noch ſchlimmer iſt, ſeine Zukunft, das, in einem guten Amte zu ſitzen, hatte er in Erfindungen und Ideen, namentlich in Luftballons zugeſetzt, und dieſelben hatten nur dahin geführt, daß Alles, was er beſaß, in Nichts aufgegangen war. Die Natur hatte ihn wohl dazu beſtimmt, ein Kunſtliebhaber, ein Mäcen zu ſein, für das Schöne zu leben — allein davon kann man eben nicht leben, es frißt Einen eher auf. Jetzt hatte er ſein dürftiges Auskommen durch Correcturleſen und durch Ankauf in Auctionen von guten alten Büchern und Kupferſtichen, die er wiederum den Sammlern überließ. Gemeiniglich war er mit vielem Humor geſegnet, und alsdann betrachtete er die Dinge dieſer Welt von der luſtigen Seite, lachte ſie und ſich ſelbſt und ſeinen Bruder, den „General“, aus; allein es gab auch Zeiten, zu welchen er ſich in einer ſehr finſteren Gemüthsſtimmung befand, in welcher er geiſtig und körperlich gedrückt, vollſtändig krank war, und zu ſolchen Zeiten ſcheute er die Menſchen uud riegelte ſich in ſein Zimmer ein; war aber ein ſolcher Anfall wieder vorbei, wurde er doppelt ſo luſtig und ſpottete darüber, daß er ſich ſelbſt in ſolcher Weiſe plagen und peinigen konnte. — An dieſem Abend war er der Fröhlichſte und Lebhafteſte von Allen.

Der Punſch wurde eingeſchenkt; der alte Prediger hielt ſich indeß an das eine erſte Glas, an dem nichts ergänzt werden dürfe. Es ſei eine Luſt, in Kopenhagen zu ſein und mit der lebendigen Zeit zu leben, ſagte er. Kopenhagen habe große Vorzüge. Allein die hohen Häuſer hier, die engen Gaſſen, die Gegenüberwohnenden, die Familien oben und unten und an allen Seiten ſchienen ihm doch etwas zu ſehr an die Arche Noäh zu erinnern.

„Nun, man kann hier auch friſch und frei wohnen,“ ſagte der Bruder des Generals, welcher übrigens Herr Schwane hieß, und ſo werden wir ihn auch von jetzt an nennen. „Ich erwarte, daß mein alter Freund auch zu mir ſich hinauf bemüht und meine einfache Wohnung in Augenſchein nimmt. Dieſelbe iſt allerdings im Hinterhauſe, allein man hat eine Ausſicht von dort; — die kann in Venedig nicht beſſer ſein! Der große Canal von der Knippelsbrücke bis auf das Zollhauptgebäude geht gerade unter meinen Fenſtern vorbei. Der Rhein hat kein ſo klares grünes Waſſer, wie das, welches hier ſtrömt, und außerdem erblickt man die Schiffswerfte der Flotte, die Docks, Häuſer, Thürme, und Schiff an Schiff.“

„Ei, ei,“ ſagte der Prediger, „ja, das muß ich ſehen, und ich werde Dich beſuchen. Aber was haſt Du jetzt eigentlich vor? Haſt Du irgend eine beſondere Arbeit, die Dich beſchäftigt?“

„Ich habe es mit Sternſchnuppen zu thun,“ ſagte Herr Schwane. „Die Ideen fallen noch immer direct auf mich herab und verlöſchen ebenſo ſchnell wieder. Ich denke an eine Tragödie, die ich nimmer ſchreibe; ich ſammle zu einem Volksbuch, zu welchem nie ein Manuſcript fertig werden wird —“

„Und die Tragödie, die Du nie ſchreibſt?“

„Ja, eine Tragödie iſt es, in welcher Niemand ſtirbt, aber in welcher die Hauptperſon gepeinigt wird, wie man eben gepeinigt werden kann, ohne daß man dabei ums Leben kommt; geht das erſt, dann hat man das Ende der Peinigung und das der Tragödie zugleich. Es iſt eine Tragödie von Ambroſius Stub, dem däniſchen Dichter, der die friſchen, klangvollen Lieder ſang, von ihm, der als Luſtigmacher bei den Gelagen der adeligen Herren auf der Inſel Fühnen umherſtrich, von ihm, dem Dichter, welchen die Leute zum Narren hatten, die geiſtig tief unter ſeinen Stiefelabſätzen ſtanden. Aber die Tragödie wird nicht geſchrieben; jetzt habe ich ſie in mir, und ſo habe ich das Vergnügen und den Genuß, ohne das Gewäſch der Andern darüber anhören zu müſſen.“

„Aber bringe ſie doch aufs Papier,“ ſagte der alte Prediger, „ſelbſt wenn Du es wieder hinlegen müßteſt.“

„Da liegt außerdem genug! Wie viel liegt nicht vergraben und vergeſſen, wovon das ganze neue Geſchlecht nicht träumt! Es wäre vielleicht eine gute That, wenn man etwa ein Buch herausgäbe: „Rettungsanſtalt für in Vergeſſenheit gerathene Verfaſſer“, altes Gute auftiſchte, welches in Vergeſſenheit gerathen, es aber nicht ſein ſollte! — Sehen Sie, das iſt auch eine Idee — eine Sternſchnuppe von denen, die wieder verlöſchen! — Allein wir ſprachen ja davon, daß Sie mich beſuchen wollten. Beſtimmen wir vielleicht gleich eine Stunde, die Wohnung zu beſehen. Dieſelbe iſt eine Art Vogelbauer, eine Art Luftballon, old curiosity shop!“

„Ja, dort ſieht's aus etwa wie im Gehirnkaſten des ſeligen Hoffmann,“ ſagte Einer im Kreiſe; „Hoffmann in der Manier von Callot.“

„Nun, ich werde mich ſchon dahin finden,“ wiederholte der Prediger.

„Hier ſtelle ich Ihnen übrigens den beſten Begleiter vor,“ ſagte Herr Schwane, indem Nils, der Sohn Pauls vom Runden-Thurme, gerade mit einer Caraffe friſchen Waſſers ins Zimmer trat. „Er iſt mein Pathe,“ fuhr er fort; „nicht wahr, ich habe bei Deiner Taufe Gevatter geſtanden, mein Junge?“

Nils nickte ihm lächelnd zu.

„Ja, der Junge lieſt ſeine „Tauſend und Eine Nacht“, und Latein verſteht er noch obendrein!“

„Sonſt würden wir ihm auch nicht rathen, dieſe gelehrten Hallen zu betreten,“ bemerkten die andern Studenten.

Man ſah ſofort, daß der Knabe Nils lebhaft und aufgeweckt war; die Studenten hatten ſich mit ihm abgegeben; von Natur hatte er Hang zum Leſen und ein hübſches Talent zum Auswendiglernen beſaß er auch. Ganze lange Verſe, ſogar lateiniſche aus den Oden des Horaz wußte er auswendig; man hatte ihm eines Tages die Ode:

„Maecenas atavis edite regibus“

gezeigt und geſagt: „Wenn Du den Kerl auswendig lernen und ihn vom Runden-Thurme heruntertragen kannſt, biſt Du ein ganzer Lateiner und ſollſt das Recht haben, immer hier auf Grund und Boden der Gelahrtheit zu erſcheinen, uns Butter und Heringe zu holen.“

Der Knabe lernte die Ode auswendig, und von Stund' an wurde er der Lateiner genannt, und jeder Student betrachtete ſich als einen Mäcen.

„Ja, er iſt der jüngſte Lateiner unter uns,“ ſagte man; und dabei wurde ihm ein halbes Glas Punſch überreicht; er mußte ſeinen Horaz herſagen, und er that es laut und richtig.

„Er wird ſchon ſein Glück machen,“ ſagte Herr Schwane, „nicht gerade weil er mein Pathe iſt, ſondern weil er ein Hochgeborener iſt, und das thut viel zur Sache. Er iſt ſo hochgeboren, wie irgend Einer ſein kann; er iſt droben auf dem Runden-Thurme geboren, wo er noch mit ſeinem Vater wohnt und die Sterne hütet. Die Mutter iſt todt und dahin.“

Künftigen Vormittag zu einer beſtimmten Stunde ſollte Nils alſo in dem Gaſthofe erſcheinen, wo der Prediger

Japetus Mollerup wohnte, und von dort aus um elf Uhr den Alten zu Herrn Schwane begleiten; ſo wurde verabredet, und auf Nils konnte man ſich verlaſſen.

Schon um neun Uhr brach der Prediger auf, er bedurfte der Ruhe; aber morgen! — ja, was bringt wohl das Morgen? ſo dachte er, als er ſich im Gaſthofe aufs Lager warf, und ſo dachte auch der kleine Nils, welcher mit ſeinem Vater den Runden-Thurm erſtieg und immer höher wanderte, über die Häuſer hinauf, in das kleine Zimmer, wo ſie wohnten.

Das Morgen, ja was wird das bringen? Immerhin iſt es gut, daß man es nicht weiß. — Hier wurde es ein Tag der Entſcheidung in mehr als einer Bedeutung.

Herr Schwane wohnte, wie geſagt, in einem Hinterhauſe in der Amalienſtraße in der Nähe von dem dort ſpäter erbauten Caſino. Eine ſchmale, nicht gerade ſehr reinliche Hintertreppe führte über einen engen Gang, welcher durch die verſchiedenen hier hingeſtellten Sachen, als Sandgefäße, Plättbreter und alte Holzkörbe noch enger wurde. Gemüthlich war es hier nicht. Das Ganze deutete auf einen Umziehetag, oder auf eine ſonnabendliche Hausreinigung; doch es ſah hier alle Tage ſo aus, und dazu herrſchte noch obendrein ein immerwährendes Halbdunkel auf Treppe und Gang.

Aber um ſo heller ſtrahlte das kleine Zimmer des Herrn Schwane, wenn man erſt bis da hineingelangt war, und in all ſeiner Dürftigkeit hatte daſſelbe etwas freundlich Einladendes. Die Wände ſelbſt waren mit Bildern und Verſen beklebt, wie man ſie zuweilen auf alten ſpaniſchen Wänden erblickt: lächerliche und dumme Annoncen, aus dem Intelligenzblatt herausgeſchnitten, Anekdoten und Gedichte ſaßen hier die Kreuz und Quer zwiſchen illuminirten und nicht illuminirten Kupferſtichen; an jeder Seite des einzigen, aber ſehr großen Fenſters befand ſich ein Regal mit Büchern vom Fußboden bis an die Zimmerdecke hinauf, und über das Fenſter ſchlängelte ſich eine friſche Epheuranke, eine ganze Guirlande. Von hier aus genoß man die Ausſicht über die Lagerplätze der Kaufleute, über die breiten ſalzigen Gewäſſer, über den Neuholm, das Schiffswerft mit ſeinen Krahnen, ſeinen großen Gebäuden, über grüne Bäume und grüne Matten, eine Lagune nach der offnen Oſtſee hin, auf welcher die Schiffe mit ſchwellenden Segeln heranbrauſten.

Herr Schwane lächelte hierzu, als wenn er ſagen wollte: Das Alles gehört mir; ich brauche nicht ins Ausland zu reiſen, — kommen ſie doch vom Auslande hierher mir gerade vorüber! Er ſchaute in ſeinem kleinen Zimmer umher, die Thür zum Schlafzimmer ſtand offen, überall war es rein und nett, daß es der Wirthin Ehre machte; man vergaß das Untereinander auf dem Gange; ein ſchneeweißes Tuch war über den kleinen Tiſch gebreitet, auf demſelben ſtand ein Teller mit Brezeln und Kuchen; aber ſehr in die Augen ſpringend war ein kleiner, alter, ausgeſchnitzelter Schrank, welcher oben mit allerlei Nipp- und Spielſachen beſetzt war: man hätte glauben können, Herr

Schwane ſei der Spielzeug-Bewahrer der ganzen Kinderſchaar ſeiner Straße.

Und die Uhr ſchlug Elf, allein Japetus Mollerup, der alte Prediger, zeigte ſich noch nicht, auch der kleine Nils, der ihn hierherführen ſollte und ein ſicherer, zuverläſſiger Begleiter war, erſchien nicht. Das Dienſtmädchen der Wirthin, welches Herrn Schwane kochendes Waſſer zu Kaffee und Thee lieferte, war ſchon dreimal im Zimmer geweſen, um zu fragen, ob ſie die Chokolade hereintragen dürfe, denn der alte Prediger ſollte hier tractirt werden, und Chokolade, das wußte man aus alten Zeiten, war ſein Lieblingstrank. Aber wo blieb er und wo blieb Nils?

Jetzt ſchlug es Zwölf— kämen ſie vielleicht gar nicht?

Endlich vernahm man Tritte auf der Treppe, es klopfte an die Thür — es war der Prediger — aber allein, ohne Begleiter. Nils ſei nicht bei ihm geweſen; vergebens habe er geſeſſen und bis zwölf Uhr gewartet; alsdann ſei es ihm doch zu langweilig geworden und jetzo habe er ſelbſt den Weg gefunden.

Was mochte wohl Schuld daran ſein, daß der ſonſt ſo pünktliche Nils nicht gekommen? Der heutige Gang ſei doch gewiß an dieſem Morgen ſein erſter und einziger Gedanke, derſelbe ſei auch der Gedanke ſeines Vaters geweſen, und doch — ja wie klärt ſich dieſe Sache auf? Dieſelbe hatte eine Bedeutung gewonnen, von welcher weder der Prediger noch Herr Schwane eine Ahnung hatte, eine Bedeutung für jeden dabei Intereſſirten.

Ein geiſtreicher Profeſſor ſagte einmal in einer ſeiner Vorleſungen, indem er einen klaren Begriff von der kunſtmäßigen Zuſammenſetzung des menſchlichen Körpers geben wollte: „Das Gehirn iſt der Sitz der Seele, d. h. es iſt der Principal; das Rückenmark iſt nur das große Hauptcomptoir, von wo aus die vom Principal gegebenen Ordres ausgeführt werden; von dort aus ziehen ſich die elektromagnetiſchen Fäden der Nerven. Der Principal befiehlt: ich will hier oder dort hin! und jetzt wird die Maſchinerie in Bewegung geſetzt, die Gliedmaßen thun ihre Pflicht, und damit hat der Verſtand gar nichts zu thun; derſelbe denkt nicht: jetzt muß der Fuß gehoben und weitergeſetzt, dieſe oder jene Schwenkung gemacht werden u. ſ. w., die Gliedmaßen gehorchen der gegebenen Ordre, bis ihnen ein neuer Befehl zugeht; aber unterdeß giebt die Seele ſich anderer Thätigkeit hin, denkt an Vergangenes und Zukünftiges.“ Das iſt etwas, was wir jede Stunde erleben; allein das ganze Wunder, denn ein ſolches bleibt es doch, iſt uns ſo geläufig, daß wir nicht darüber nachdenken; wenigſtens that Paul vom Runden-Thurme es nicht, indem er dieſen Morgen auf die Straße trat und dort zweifelnd ſtehen blieb, ob er zuerſt rechts oder links gehen ſollte; nach beiden Richtungen hin hatte er Gänge zu beſorgen. Er ſtand wie geſagt eine Secunde ſtill; die Seele hatte den Gliedmaßen noch keine beſtimmte Ordre in Betreff des Weges gegeben, ob rechts oder links geſchritten werden ſollte — beides lag gleich nahe und — ja es muß eine noch höhere Ordre geben, als die, welche unſere Seele zu ertheilen hat. Paul wählte links, und dadurch — veranlaßte er eine Begebenheit, ihm ſelbſt, ſeinem Sohn und uns Allen, die wir dieſe Blätter leſen, von größter Bedeutung.

Wie viel hängt nicht von der Beſtimmung eines einzigen Augenblicks, von dem ab, ob man rechts oder links wählt! Jetzt war die Ordre gegeben, die Füße ſchon im Gange. Ein großes Placat, auf welchem das Abbild eines Ochſen ſich befand, war drüben an der Ecke angeklebt; daſſelbe mußte beſehen werden, nur eine Secunde, aber dieſe Secunde mußte zugegeben werden! — Der Mann bog darauf um die Ecke und ſchlug die Seitengaſſe ein, und dort, gerade ſo pünktlich, wie Menſchen es nicht würden haben berechnen können, fiel ein Fenſter vom dritten Stockwerk aus den Händen eines Dienſtmädchens und traf Paul auf den Kopf, ſo daß er zu Boden ſtürzte, nicht gerade todt, ſondern mit einem Loch im Kopfe, groß genug, daß die Seele davonfliegen konnte. Es ſtrömten Leute herbei; Paul wurde zu einem Barbier und von dort ins Hospital getragen, wo zufälligerweiſe einer der jüngeren Aerzte ihn von der Regenz her wieder erkannte.

Als der Sohn Nils ſich nach dem Gaſthof zu Japetus Mollerup begeben wollte und aus dem Thurme auf die Straße trat, kam aus der Nachbarſchaft ein Knabe auf ihn zu, blieb vor ihm ſtehen und blickte ihn ſtarr an.

„Was blickſt Du mich ſo ſtarr an, Junge?“

„Weil Dein Vater von einem Fenſter todtgeſchlagen worden iſt! Das weißt Du doch ſchon?“

„Es iſt kein wahres Wort an dem, was Du ſagſt.“

„Was? Du glaubſt, ich werde in ſolchen Sachen lügen?“

So war die Art und Weiſe, in welcher er das Unglück erfuhr; er erſchrak dabei, allein er glaubte es noch nicht, und er wäre ganz gewiß weiter in den Gaſthof gegangen, wenn nicht Mutter Börre, das alte Weib, welches in der Vorhalle des Thurmes ſaß und Obſt verkaufte, den andern Knaben näher ausgefragt und durch ſein Entſetzen Nils einen vollſtandigen Schrecken eingejagt hätte; ſie ſagte jetzt zu Nils, es ſei nicht die Zeit, in den Gaſthof zu gehen, er möge den Prediger Prediger ſein laſſen und ſehen, daß er Erkundigungen über ſeinen Vater einzöge; es ſei gewiß ein Unglück geſchehen, denn auf Unglück könne man immer rechnen! — Und nun lief Nils was er konnte, nach dem Hoſpital hinaus; als er dort ankam, war der Vater ſchon verſchieden.

Japetus Mollerup und Herr Schwane waren in einem lebhaften Geſpräch begriffen und hatten die letzte Taſſe der Chocolade geleert. Nils könne nicht erkrankt ſein, meinte Herr Schwane, denn alsdann wäre ſein Vater gewiß gekommen; es müſſe etwas ganz Anderes ſtattgefunden haben, als Krankheit — vielleicht ein paar Hunde in jeder Straße — „denn die ſind ſein Tod,“ ſagte Herr Schwane, „er geht manchmal einen langen Umweg, um nicht einem Hunde zu nahe zu kommen. Einem ſolchen gegenüber iſt er ein wahrer Feigling.“

Da ging endlich die Thüre auf und Nils trat ein, verweint und jammernd.

„Mein Vater iſt todtgeſchlagen," waren die erſten Worte, die er ſprach, und nur durch Schluchzen konnte er den Hergang des ganzen Unglücks erzählen.

Es iſt betrübend, ein armes kummervolles Kind zu ſehen, und zu wiſſen, daß es ganz verlaſſen iſt und daß es dieſes ſelbſt nicht begreift.

„Du armer Knabe," ſagte der alte Prediger und fragte nach ſeinen Anverwandten und welche Zuflucht er jetzt wohl in der Stadt habe.

„Er hat gar keine Zuflucht," ſagte Herr Schwane. „Ich bin ſein Pathe, das wird wohl die nächſte Verwandtſchaft ſein! — Nun, trockne Dir die Thränen ab, was hilft das Weinen — unſer Herrgott muß helfen!"

„Hat er gar keine Zuflucht?" wiederholte der Prediger, „ſteht er ganz verlaſſen da? — die Wege Gottes ſind unerforſchlich!" und der alte Mann blickte ihn mit einer betrübten Miene an.

Nils war in der That ganz verlaſſen; gute Menſchen oder das Armenweſen — welches Letztere wir hier jedoch nicht als einen Gegenſatz zu den Erſteren nennen, es würde ſich ſonſt wie ein Zeitungsſatz ausnehmen — mußten ſich ſeiner annehmen.

Die Worte der Predigersfrau bei der Abreiſe: „Bringe mir einen böſen Knaben mit, daß ich einen guten Chriſten aus ihm machen kann," traten dem Prediger lebhaft vor die Gedanken, — allein Nils war kein böſer Knabe, war kein Kind ſchlechter Leute, wie es nach dieſer Aeußerung einer ſein müßte. Das alte brave Ehepaar wollte etwas Gutes in dieſer Richtung ſchaffen, gerade was ſich ein oder zwei Jahre ſpäter durch den Verein zur Rettung verwahrloſter Kinder verwirklichte.

Japetus Mollerup war ſchon ſeit dem vorhergehenden Abend wohlgeſtimmt für Nils, der Knabe war lebhaft und aufgeweckt, und es deutete auf ein ſcharfes Gedächtniß, daß er ſo ohne Weiteres eine Ode des Horaz herſagen konnte; jetzt ſtand er ſo ganz verlaſſen, ſo gar betrübt da — wäre er doch ein verwahrloſtes Kind, ein böſer Knabe geweſen, ſo hätte ihn der Prediger ſofort an ſich genommen; jetzt ſchwankte er aus lauter Gewiſſenhaftigkeit. Allerdings wußte er, daß ſeine Ehehälfte in Allem mit Dem zufrieden ſein würde, was er beſtimme; ſie ſchloß ſich, ohne es zu wiſſen, den Jüngern des Pythagoras an, welche unbedingt an Das glaubten, was der Meiſter dictirte, und ſich bei zweifelhaften Dingen, bei dem „*αὐτὸς ἔφα*“ (er hat es ſelbſt geſagt) begnügten. Was der alte Papa im Pfarrhofe ſagte, ſei das einzige Rechte, wenn ſie es auch ſelbſt nicht begriffen hatte; ſollte er nun hier ſeine Macht und Mündigkeit zeigen? er ſann hin und her, und erzählte darauf Herrn Schwane, wie ſich eben die Gedanken kreuzten.

„Das iſt gut, ſehr gut,“ ſagte dieſer, je nachdem er hörte und ihm die Verabredung ganz klar wurde; allein er lachte darauf laut über die buchſtäbliche Deutung der Worte.

„So? Alſo Ihr wollt einen böſen Buben haben,“ ſagte er, „ein etwas moraliſch verdorbenes Kind? Unſer

Herrgott gönnt es Euch beſſer, iſt es nicht, als wenn er ſelbſt Euch Das überreicht hätte, was Ihr ſuchtet, aber es Euch in einer guten Geſtalt gegeben? Allein es muß nun durchaus ein Fehler dabei ſein, Etwas, was Ihr ausmerzen könnt! — Nun, ein ſolcher Fehler iſt auch vorhanden. Der Nils hat ein Stückchen Kobold in ſich, er iſt ſo ein Pulverfäßchen, futt! futt! Nicht wahr, Nils? — aber gleichviel, Ihr werdet Eure Freude an ihm haben, und ich laſſe mit Wort und Rede nicht ab, bis Ihr ihn nehmt. Ich habe als Pathe das Gelübde bei der Taufe gegeben, für ſein Chriſtenthum Sorge zu tragen, wenn die Eltern von ihm gehen ſollten, und deshalb laſſe ich nicht ab."

Japetus Mollerup ſann wieder nach. Er meinte zwar, daß Herr Schwane Recht habe, aber er konnte es nicht recht über ſein Herz gewinnen, das in Worte zu kleiden. Herr Schwane aber ließ nicht ab im Scherz und Ernſt. „Weiß doch Keiner," ſagte er, „in weſſen Hände der Knabe hier in der Stadt fallen kann. Fähigkeiten ſind gewiſſermaßen ein guter Acker, wenn derſelbe ordentlich gepflügt wird und die rechte Ausſaat bekommt, aber ſonſt — doch genug; Nils iſt ein braver Junge — und ein Stückchen Kobold ſteckt auch in ihm!"

Einige ſchwere Thränen im Auge des Knaben verliehen der Goldmünze der Theilnahme ihr volles Gewicht, und der Entſchluß war gefaßt; der alte Prediger fühlte, daß er ſeiner Frau und ſeinem Gewiſſen gegenüber es verantworten könne, daß er dieſes Kind zu ſich nehme.

Nils ſollte alſo Kopenhagen verlaſſen, ſollte mit nach

Jütland, nach dem ſtillen Pfarrhofsleben auf der Haide gehen.

Es ſei ein Glück ſondergleichen im Unglück, ſagten ſie Alle, und das Glück ſtrahlte auch in ſein junges Herz hinein. Das Neue, das Unverhoffte erfüllte ſeine Seele, und nachdem er innig am Sarge des Vaters geweint, ſtrahlte die Sonne wieder in ſein kindliches Gemüth hinein. Er ſagte den Freunden in der Regenz Lebewohl; er ſagte dem Runden-Thurme, der Heimat dort oben Lebewohl — ja, barg dieſe Heimat doch gleichſam in einer Summe ſein ganzes Leben. Und deshalb müſſen wir noch vor der Abreiſe ihn dort hinauf begleiten, wo alle Gedankenkeime der kommenden Zeit geſchlummert haben; wie er, müſſen wir dieſe Heimat kennen, von wo er einen Schatz der Erinnerung auf die Haide und auch ſpäter in ſeinem bewegten Leben mit ſich führte.

Wir wollen den Runden-Thurm mit hinanſteigen, und bevor wir ihn verlaſſen, werden wir ein klareres Bild von dem Knaben Nils haben.

II.

Der Runde-Thurm.

Jeder Kopenhagener kennt den Runden-Thurm, und die Leute aus der Provinz kennen ihn wenigſtens aus dem Kalender, auf deſſen Titelblatt derſelbe in einem Holzſchnitt dargeſtellt iſt. Man weiß, daß König Chriſtian IV., dem der Dichter Ewald und der Muſiker Hartmann auch das Gold des Liedes auf ſeiner Reiſe der Unſterblichkeit mitgegeben haben, den Runden-Thurm als Sternwarte für den berühmteſten Mann Dänemarks, für Tycho Brahe erbauen ließ; Tycho Brahe, der während der Minderjährigkeit deſſelben Königs ſein Vaterland verlaſſen mußte.

Der Thurm hat keine Treppe mit Abſätzen; man gelangt auf einem in ſpiralförmigen Windungen ſich ſchlängelnden Eſtrich hinauf, ſo glatt und geebnet, daß der Czar Peter von Rußland einſt in einem Wagen mit Viergeſpann ganz hinaufgefahren ſein, und als er oben ſtand, einem ſeiner Diener befohlen haben ſoll, ſich hinab zu ſtürzen. Dieſer hätte gehorcht, wenn ihn nicht der däniſche König daran gehindert hätte. „Würden Deine Leute ebenſo gehorſam ſein?“ frug der Czar. — „Ich würde keinen ſolchen Befehl ertheilen,“ antwortete der König, „aber ich weiß von meinen Dienern, ſelbſt von dem geringſten, daß ich meinen Kopf in eines jeden Schooß legen und dort ruhig ſchlafen kann.“

So lautet die Sage, und für uns Dänen iſt dieſelbe ſehr ſchön erfunden.

Dem kleinen Sohn des Pförtners dort oben war dieſe Erzählung eine wahre Begebenheit; durch ſeine genaue Kenntniß des Ortes wußte er jedoch, daß der Czar nicht ganz bis an das Geländer hätte hinauffahren können, ſondern wenigſtens an der Thür ſeiner Eltern aus dem Wagen hätte ſteigen müſſen, weil von dort aus eine Treppe in mehreren Abſätzen zu dem oberſten Plateau führt.

Es giebt gewiß nur wenige Stellen in Kopenhagen, die an und für ſich durch ihre nächſten Umgebungen den Gedanken und der Phantaſie ſoviel darbieten, als gerade der Runde-Thurm, und namentlich wenn man dort oben geboren iſt, wie es mit Nils der Fall war.

Inmitten der emſigen Stadt, in der engen Gaſſe mit ihrem regen Verkehr, hoch bis an die Kirche hinan, erhebt ſich der alte Thurm mit ſeinen offnen Fenſterbögen, durch welche der Wind hineinbrauſt, und durch die zur Winterszeit der Schnee in großen Haufen auf dem ſchrägen Eſtrich zuſammengeweht wird. Die Orgeltöne und der Pſalmengeſang, welche dort unten hinausklingen über die Gräber der Dichter Weſſel und Ewald brauſen gleichfalls hier hinauf.

Durch den Runden-Thurm gelangt man in die Univerſitätsbibliothek, welche über den beiden Wölbungen der

Kirche ſich wie ein großer Saal ausdehnt, deſſen Bücherregale lange Straßen die Kreuz und Quere bilden. An der tiefſten Stelle, und ungefähr dort, wo unterhalb in der Kirche der Altar ſich befindet, war zur Zeit unſerer Erzählung das nordiſche Muſeum aufgeſtellt; hier wurden tauſendjährige alte ſteinerne Aexte, Aſchenkrüge und Schwerter des Alterthums aufbewahrt. Dieſes klingt, als ſeien es Anmerkungen zu einer Beſchreibung Kopenhagens, aber in der Erinnerung Desjenigen, welcher damals der kleine Nils, Pauls Sohn, auf dem Thurme hieß, klingt es in den Mannesjahren als ein ſchönes Lied der Kindheit; wir vernehmen nur die einfachen Worte, er aber hört die Melodie.

Von dem Nachbarhauſe, gegenüber dem Thurm, von der Regenz, der „Kaſerne“ der Studenten, erklang an ſternenhellen Abenden und in dem klaren Mondſchein der Geſang der jungen „Herren im Reiche des Geiſtes“, friſch und brauſend erhob er ſich bis zur Pförtnerklauſe oben auf dem Thurme, wo das Fenſter geöffnet war; dort konnte man, wenn man die Worte kannte, mit einſtimmen. Wie oft ſaß Nils nicht da und lauſchte dem Geſange! Unter ihm lag die ganze emſige Stadt wie im Traume. An den finſtern Abenden nahmen die Straßen mit ihrer Laternenbeleuchtung ſich wie Nebelſtreifen aus; hier und da aus einer Dachkammer blickte ein Licht; er ſah es auch durch das Glas ſeiner Gedanken, und es beſchäftigte ihn, ſich die Stadt in den verſchiedenen alten Zeiten vorzuſtellen: damals wo ſie nur ein Fiſcherdorf war, ſpäter als ſie ein Handelsplatz, ein Kaufmannshafen wurde und zur Königsſtadt heranwuchs, ſo wie er es von ihr geleſen hatte.

In mancher ſtürmiſchen Nacht lag er wach in ſeinem Bette und hörte, wie ſonderbar der Wind durch die glasloſen Fenſteröffnungen brauſte und pfiff. War es doch, als wollte derſelbe den alten Thurm heben; und daß es dem Sturm nicht an Gewalt gebricht, hatte Niels wohl vernommen, als er eines Abends ſpät mit ſeinem Vater bei ſolchem Wetter den Thurm erſtieg. Das Laternenlicht bewegte ſich ſcharf längs der Mauer, über die dort aufgeſtellten Runenſteine und alterthümlichen ſteinernen Särge hin: das Auge ſpähte dabei heraus, das Gehör wurde immer empfänglicher; der Wind blies endlich das Licht aus, und packte ſowohl Vater als Sohn und ſchleuderte ſie gegen die Wand, während es über und unter ihnen ſauſte und brauſte und heulte; es war ein entſetzlicher Sturmwind, der hatte Händ' und Füß', man vernahm ihn nicht allein, man ſah ihn faſt; ſie mußten ſich neigen, und daſſelbe that auch der Thurm, ſie vernahmen es deutlich!

Die Zeit der Kindheit hier oben war eine eigne Zeit der Träume; wenn Nils ſpäter, als er älter geworden, eine Biene ſich zwiſchen Roſenblättern tummelnd oben an der Spitze eines ſchlanken Roſenſtocks erblickte, da kam ihm immer wieder ſeine Kindheit auf dem Runden-Thurme in den Sinn; dort war er wie die Biene genießend und träumend geweſen, dort hatte er daſſelbe Spiel, dieſelbe Luſt empfunden, von der wir in Tieck's Mährchen „die Elfen" erfahren, wo dieſe mit der kleinen Marie die Obſtkerne in die Erde legen und zwei ſchlanke Bäume aus denſelben hervorſchießen, in deren Wipfeln die Kleinen ſich ſchaukeln und über die Welt hinausblicken; er hatte auch hoch oben auf dem Thurme ſich auf ſeinen Gedanken geſchaukelt und der Thurm war ſein Zauberbaum geweſen, welcher hoch über Stadt und Land hinausragte.

Selbſt das Entſetzliche fand hier in der Heimat ſeiner Kindheit einen Repräſentanten, und dieſer war kein anderer, als die ſonſt ſehr reſpectable Mutter Børre, das alte Obſtweib; wir haben bereits erzählt, daß ſie in der Vorhalle des Thurmes ſaß, woſelbſt ſie Obſt und die von Kindern ſehr geſuchten Zuckerferkel Stück für Stück einen Sechſer, billig, wohlſchmeckend und immer roſenroth verkaufte; dort ſaß ſie Sommer und Winter, allein wenn es recht kalt war, hatte ſie ihre Feuerkieke bei ſich. Manchen verdorbenen Apfel und manch zerknicktes Ferkel hatte ſie Nils geſchenkt; allein ſeitdem er über die erſten Kinderjahre hinausgekommen, aß er dieſe nicht; nein, er warf ſie weit von ſich, und war nicht dahin zu bringen, Mutter Børre die Hand zu reichen; es überkam ihn ein Grauen, wenn ſie ihm über ſein Haar ſtrich; und weshalb? — er hatte von ſeinen Eltern gehört, daß ſie bei lebendigem Leib ihr Skelett an einen Doctor des Hoſpitals verkauft habe. Das ſei das Entſetzliche, daß ſie lebend als Leiche verkauft ſei. Es ſei eine Art Verſchreibung, wenn auch nicht gerade an den Böſen, ſo doch an den Tod. Für dieſe Verſchreibung genoß ſie eine jährliche Penſion von zwei Reichsthalern; einmal gerade als dieſe Penſion ausgezahlt worden war, ließ die Pförtnersfrau von Mutter Børre einen

Thaler, und Nils mußte ausgehen, den Thaler zu wechſeln, und ihm war zu Muthe, als trüge er Blutgeld in der Hand.

Rein und nett war das kleine Zimmer der Pförtnersleute oben am Obſervatorium; am Tage hatte Papa Paul viele Gänge in der Stadt zu machen, allein des Abends blieb er gern zu Haus bei Frau und Sohn, las laut vor von den alten dahingeſchwundenen Zeiten, und oft waren ſchöne Bilder in den Büchern, aus welchen er las, ſo daß man leibhaftig ſehen konnte, wie Alles geweſen war; man lieh ihm dieſe Bücher aus der Univerſitätsbibliothek, weil man wußte, daß er ein ordentlicher und pünktlicher Mann ſei.

Die eigne Bücherſammlung der Familie beſtand nur aus zwei Büchern, nämlich aus der Bibel, welche der Mutter gehörte, und aus dem alten Mährchenbuche Tauſend und Eine Nacht, welches Nils gehörte, und ihm von ſeinem Pathen Herrn Schwane geſchenkt worden war. Beide Bücher wurden immer und immer geleſen, und Nils war in beiden ſehr bewandert; — Bibel und Mährchenbuch, einander ſo gar entgegengeſetzt, und dem kindlichen Gemüth doch zwei Bücher der Wahrheit. Ein Verfaſſer, wir glauben Humboldt, ſagt, die Träume ſind Gedanken, die man im wachen Zuſtand nicht zu Ende gedacht hat, und die ſich nun während des Schlafes löſen; deshalb träumt man nie, was man am liebſten will, oder was man gerade am innigſten mit ſeinen Gedanken umfaßt. Wie tief der Gedanke oder der Wunſch, ein Aladdin zu ſein, ſich bei Nils eingebürgert hatte, können wir nicht ſagen; allein für ſein reifes

Alter wurde ein Traum ſeiner Kindheit ſehr bedeutungsvoll. Es träumte ihm nämlich in einer Nacht, daß er gleich Aladdin in die Höhle hinabſtieg, wo Tauſende von Schätzen und ſtrahlenden Früchten ihn faſt blendeten; allein er fand und erhielt die Wunderlampe, und als er dieſelbe zu Hauſe beſah, war es — die alte Bibel ſeiner Mutter.

Wie bedeutungsvoll wurde nicht mit der Zeit dieſer Traum: das Kind träumt von Dem, was der Aeltere erſt nach dem Kampfe und Ringen des Lebens — nicht zu ergreifen, ſondern nur zu erblicken vermag.

Der ferne Orient, wo „Tauſend und Eine Nacht“ ihre Heimat und der Boden, wo die heilige Geſchichte der Bibel ihr Leben hat, war ihm ein und daſſelbe Stück Welt; Damascus und Jeruſalem, Perſien und das ſteinige Arabien waren ihm ein Reich, welches er kannte und wo er zu Hauſe war, und welches mit Dänemark, wo er lebte, in ſeinen Augen die ganze Welt bildete; andere Reiche und Länder hörte er wohl dann und wann nennen, allein ſie waren ihm fremder und blieben ihm ferner, als ſelbſt Sonne und Mond: dieſe konnte er doch ſehen. — Es gab ſogar eine Zeit, wo er glaubte, die ſchwarzen Flecke im Monde ſeien ein Mann, der Kohlen geſtohlen und deshalb zur Strafe dort hinaufgeſetzt war, damit ihn alle Menſchen ſehen könnten. Das ſei eine entſetzliche Strafe.

„Das iſt kein Kohlendieb,“ ſagte Herr Schwane, „das iſt ein kleiner Spaßmacher, welcher im Glasballon umherfliegt und den Leuten in die Karten guckt. Nimm Du Dich vor dieſem Luftſchiffer in Acht. Er fliegt rings um die ganze Erde und lacht uns Alle aus."

Dieſe Worte und dieſe Erklärung machten einen tiefen Eindruck auf Nils, und er ſprach davon zu dem Studenten, welcher dem aſtronomiſchen Profeſſor bei der Aufſtellung der Inſtrumente behilflich war.

„Das iſt ja ein entſetzlicher Aberglaube und eine Unwiſſenheit, die wir nicht von einem Bewohner hier dicht neben dem Obſervatorium dulden können," — und der Student ließ ihn durch eins der großen Fernröhre blicken, und der Mond zeigte ſich wie eine rieſenhafte Kugel mit Landkartenzeichnungen. Der Student ließ ihn die Sonnenflecke betrachten, die, wie es ihm ſchien, ſich erweiterten und zuſammenzogen, und nun vernahm er auch, daß Sonne und Mond, ja daß jeder Stern ein Weltkörper ſei, wie die Erde. Es war, als wenn er eine Mährchengeſchichte hörte. Irgend einen wirklichen klaren Begriff bekam er zwar nicht, allein ſeine Phantaſie ſtreifte hinaus in den unendlichen Weltraum, er bevölkerte jeden Stern mit Menſchen und dachte, ob ſie wohl dort oben durch ihre Fernröhre Kopenhagen und den Runden-Thurm, wo er wohnte, erblicken könnten.

Gar oft wünſchte er nun, wie die Schwalben, fliegen zu können, die in pfeilſchnellem Fluge an ſeinem Fenſter vorüberjagten und in den Thurm hineinſchoſſen, wo ſie in ihrer kreuzenden Fahrt hin- und herflatterten und wieder davoneilten: in einem Fluge wie dieſer mußte er den flimmernden Stern dort oben erreichen können. „Nun, Du brauchſt doch immerhin ein paar hundert Jahre dazu," hatte der Student geſagt, und dieſe Worte hatten ſich bei ihm ſo eingeprägt, daß ihm in der Nacht träumte, er ſchwänge ſich ſchnell und leicht wie die Schwalbe von der Erde hinauf, die immer kleiner und kleiner wurde. Allein der Stern, gegen welchen er flog, wurde nicht größer. Er war weit hinaus in den unendlichen Raum gelangt, aber immer vernahm er die Worte des Studenten: „Du brauchſt doch ein paar hundert Jahre dazu, um dort hinaufzugelangen" — aber er wollte, er mußte dorthin, und er flog immer weiter, gleichſam von der Luft getragen, und klarer, heller leuchtete der Stern, aber nicht näher, und er erwachte inmitten des Fluges weit vom Ziele entfernt.

Der Vater hatte ihm und der Mutter etwas aus einer alten däniſchen Ueberſetzung des Mährchens „Der hinkende Teufel" laut vorgeleſen. Der Teufel kam hier zum Studenten, welcher hoch in der Luft, faſt wie ſie auf dem Runden-Thurme wohnte, und er hob Nachts die Dächer von den Häuſern, und er ließ den Studenten Alles ſehen, was drinnen geſchah; die Phantaſie machte nun für Nils daſſelbe Experiment, doch was er erblickte, waren nicht allein gedeckte Tiſche, Geſellſchaften, die um Braten und Kuchen ſich verſammelt hatten, oder die Herrlichkeiten eines Weihnachtsabends mit ſtrahlenden Weihnachtsbäumen. Er ſelbſt bekam jeden Weihnachtsabend einen ſolchen, wenn auch nur einen kleinen, derſelbe ſtand in einem Blumentopfe, behangen mit ausgeſchnittenen Netzen und wirklichen Aepfeln; am Gipfel ſtrahlte ein goldner Stern, welcher auf den Geburtſtern Jeſu hindeuten ſollte, und gerade am heiligen Weihnachtsabend, als er gegeſſen hatte und der Vater eine Geſchichte vorleſen wollte, ſtieß die Mutter einen Seufzer aus, und blieb ſtarr, als wenn ſie geſtorben wäre, ſitzen. Der Vater lief nach dem Arzte, ein Aderlaß wurde vorgenommen, die Mutter öffnete wieder die Augen, allein von dieſer Stunde an war ſie an allen Gliedern gelähmt, und nur in ihrem Auge zeigte ſich das Leben. Man mußte ſie aus dem Bette und in das Bett tragen, und in ſolcher Weiſe verſtrichen fünf ſchwere lange Monate.

Aus der Bibel wurde noch immer des Abends laut vorgeleſen, und an den Augen der Mutter ſah man es, daß ſie es begriffen hatte. Oft war es geſagt worden: „Die Bibel iſt das Wort Gottes“, und deshalb in frommem, kindlichem Glauben nahm der kleine Nils eines Abends die Bibel und berührte mit derſelben den ſtummen Mund der Mutter, und ſein Gedanke dabei war, daß die Bibel, der Mund Gottes, den Mund ſeiner Mutter wie zum Kuſſe berühren ſollte. Es war, als wenn die Mutter ihn verſtanden hätte, und nie vergaß Nils ſelbſt als erwachſener Mann den Ausdruck, welcher aus ihrem Auge leuchtete. Dieſe Augen waren das einzige Band, welches die Seele mit der ſie umgebenden Welt verknüpfte.

In den letzten Tagen des Mai ſtarb ſie. Es war dies der erſte große Verluſt in dieſer Welt, der erſte Riß in dem ſchönen Bilderbuche des Lebens: — doch der Vater lebte noch, die Heimat blieb dem Knaben, allein die eine Hälfte der Welt war verloren.

Sie trugen den Sarg der Mutter den Thurm hinab; auf der Straße hielt der Leichenwagen der armen Leute; zu Fuß folgte der Mann und der Sohn den langen Weg aus dem Thore hinaus, auf den Kirchhof: die Sonne ſchien, die Bäume waren kürzlich ausgeſchlagen, die großen Landſeen, an denen ſie vorüberkamen, widerſpiegelten die klare blaue Luft. Nils war an dieſem Tage zum erſten Male außerhalb der Wälle Kopenhagens, er kannte nur die Vorſtädte, die Felder, die Wieſen und die Wälder vom Thurme aus geſehen; zum erſten Male an dem friſchen herrlichen Tage des Frühlings trat er in die grüne Natur, unter Blumen und Bäume hinaus, doch — am Grabe ſeiner Mutter.

Man erzählt von einer engliſchen Familie, welche, auf der Reiſe nach Petersburg, vom Dampfſchiff aus einige Stunden an's Land ging, in einen Wagen ſtieg und dem Kutſcher zurief: Fahre uns hin, wo irgend etwas Schönes zu ſehen iſt, und das Schönſte, was der Kutſcher wußte, waren nicht die Bildergalerien und Muſeen, nein, es war der Aſſiſtenzkirchhof. Dort hinaus fuhr er die engliſche Familie, und dieſelbe, ſagt man, ſoll in dem Grade über den Kirchhof entzückt geweſen ſein, daß ſie das Gelübde that, ſie wollten wiederkommen, um ſich hier begraben zu laſſen! So hat es wenigſtens der Kutſcher erzählt, und Nils war ganz derſelben Anſicht wie dieſer und die engliſche Familie. Es war der ſchönſte Ort der Welt, meinte er, und er wünſchte dort mit ſeinem Vater unter den ſchönen Bäumen, wo die Vögel ſingen, wo die Mauern mit Bildern prangen, wo die Gräber mit Monumenten, Blumen und Kränzen ſtanden, verweilen zu können. Es war hier ſo feſtlich, ſo anmuthig, und doch weinte er, denn ſein Vater weinte und über den Sarg der Mutter warfen ſie die ſchwarze, ſchwere Erde.

Es ging aber langſam wieder zurück in die Heimat, in den alten Thurm, wo er, Nils, nun dem Vater Alles war: — das Triebrad der Heimat war fort, der Sohn war von jetzt an gleichſam dem Vater theurer geworden, indem er den verlaſſenen Platz der Mutter im Herzen desſelben einnahm, und Nils begriff es ſehr wohl.

Weniger leicht zu begreifen iſt es — und doch iſt es ſo — daß das Kind ſo leicht ſeine Mutter vergißt, diejenige vergißt, deren Herz ganz für daſſelbe ſchlug und bebte, einzig von ihm erfüllt war, die es liebte, wie nur eben eine Mutter lieben kann, die ſich ſelbſt um des Kindes willen vergißt, und nur in dieſem ihre Hoffnung, ihre Zukunft hat. Auch Nils vergaß ſeinen Kummer, vergaß faſt die Mutter — und wir kennen während der erſten drei darauf folgenden Jahre keine größere oder bedeutungsvollere Schattenſeite des Lebens unſeres Knabens, als die — daß es überhaupt Hunde gab!

Dreiſt, faſt einen Charakter des heftigen Aufbrauſens, des energiſchen Willens abſpiegelnd, gab es eine Seite, von welcher geſehen, er ganz und gar ein Feigling war: er hatte eine angeborne Furcht vor Hunden, es war ſein Kummer, daß dieſe Geſchöpfe überhaupt exiſtirten. Wenn nur ein Hund ihn beſchnüffelte, durchſchauderte es ihn, und man wird begreifen, welche Qual es ihm ſein mußte, auf die

Straßen Kopenhagens zu treten, die ſelbſt im Ausland, und zwar mit Recht, wegen ihrer unglaublichen Hundemenge berühmt ſind. Reiſende haben darüber geſchrieben, und ſagten, daß ſie die in Konſtantinopel noch übertreffen ſollen, welche Stadt doch merkwürdig durch ſeine Schaaren von herrenloſen ſich umhertreibenden Hunden iſt. „In Kopenhagen ſind ſie nicht herrenlos,“ ſagte Herr Schwane, und wir wollen einmal hören, wie er ſich über dieſen „thieriſchen Trieb der Hauptſtadt“ ausließ, wie er es nannte, wenn er in ſeiner guten Laune war.

„Hier ſind die Hunde nicht herrenlos, nicht ſich herumtreibende Schaaren; nein, ſie ſind zu Hauſe; jeder Herr, jeder Burſche und jede Dame hat ihren Hund, jedes Haus hat ſeinen Hund. Am tollſten iſt es in den Häfen und Canälen der Stadt, dort auf den Obſtſchüten und Frachtſchiffen bellen und heulen ſie gottesjämmerlich in die Nacht hinein, ſo daß, wenn Einer in der anſtoßenden Straße einen leichten Schlaf hat, er bald gar nicht mehr einſchläft; iſt nun ein Hund ausgeſperrt worden, ſo bellt er mit oder heult wie ein neues Tau auf einer alten Kurbel, wenn man ſchweres Gut aufhißt; dies hört wieder ein anderer Nachtſchwärmer von Hund, welcher nun antwortet, und es entſtehen Duette und Terzette, aber nie ein Finale, nie ein Ende, bevor die Nacht endigt und der Tag erſcheint. Und alsdann hat man das ganze Schauſpiel: vier, fünf Hunde ſtehen und verſperren Dir Thor und Hausthür, zwei liegen in der Sonne und nehmen das ganze Trottoir ein; ein biſſiger Köter ſchießt quer über die Straße, und es iſt ſeine

Schuld nicht, wenn er nicht ehrbare Leute zu Boden rennt; der Spitz der Madame bellt aus dem offnen Fenſter heraus, ein kleiner Hund ohne Kennzeichen der Kaſte, zu welcher er gehört, bellt ſich heiſer von der Hausthür aus, der Mops wackelt häßlich feiſt wie ein Aas, welches im Waſſer geſchwollen iſt; das Waſſer kommt Einem in den Mund, wenn man ihn anſieht. Es kommen Dir Hunde entgegen, die dazu geboren ſind, in Ketten geſchlagen zu werden, Hunde für ledige Jungfrauen, Hunde mit Dreſſur und Naturhunde, und nicht allein Hunde auf der Straße, ſondern auch Hunde in den Höfen und in der Stube, oft auf dem Sopha, ſelbſt im Bette und auf dem Tiſch — eine ordentlich große Beſtie, ohne alle Eau de Cologne, inmitten des Familienkreiſes; ſie wird von der ganzen Familie geherzt und geküßt, iſt Mitglied derſelben — und das iſt nicht übertrieben, aber es iſt übertrieben mit den Hunden!“

So ſprach Herr Schwane. Jetzt aber war der kleine Nils dieſer Plage überhoben, allen Hunden entronnen; er war aus Kopenhagen gezogen, aus der Heimat, aus dem Runden Thurme, welcher wohl ſtehen bleiben wird, unverändert, ſchwer und grau, als wenn kein Tag verſtrichen wäre, wenn er, nach Jahren vielleicht, größer, älter, in vielem verändert, hierher wieder zurückkehren ſollte. Seine Kleider wurden in einen kleinen, aber ſchweren hölzernen Koffer, den einzigen, welcher vorhanden war, gepackt. Die alte Bibel und „Tauſend und Eine Nacht“ folgten ihm, es war die ganze Bibliothek dort oben vom Runden Thurme, und — darauf ging die Reiſe nach Jütland.

III.

Der Pfarrhof auf der Haide. Muſikant-Grethe.

Ueber Silkeborg in Jütland, damals ein Ort, in welchem noch Niemand das jetzige Fabrikſtädtchen ahnte, führte der tiefe ſchwere Sandweg in die weſtlichen Gegenden, in das Küſtenland an der Nordſee hinein und zugleich nach der Heimat: dem alten Pfarrhofe am Fuße der Windingedalshügel, die durch einen großen See, den Langſee, von dem bedeutenden Waldterrain abgeſchnitten und von der einem Meere gleich ſich weit ausdehnenden Haide begrenzt ſind.

Es war ein ſpäter Abend und finſteres Wetter; die Reiſenden waren müde, die Pferde vor dem Wagen waren müde, langſam ging es vorwärts in der faſt lautloſen Einſamkeit.

Plötzlich ſchlug ein Hund an.

„Das iſt unſer Kettenhund,“ ſagte der Prediger; „jeder Laut ſchwingt ſich hier in weite Ferne.“

Der Gruß des Hundes war der erſte in der neuen Heimat.

Wie ſah es hier wohl aus? Ja, ſchon ſeit einigen Stunden war Alles, was Ausſehen hieß, gleichſam von der Finſterniß verwiſcht.

Bereits am Abend vorher waren Pferde und Wagen nach der nächſten Stadt Aarhuus geſandt, damit ſie ausruhen und neue Kräfte für die Rückfahrt ſchöpfen konnten; allein jetzt waren doch die Kräfte faſt verbraucht, die Pferde lungerten langſam vorwärts — wenn jetzt nur nicht ein Rad am Wagen bricht. Der Sand wurde immer tiefer, die Nacht immer finſterer. Lange vernahm man immerfort das Brauſen der Gewäſſer durch die Schleußen am Gudenau; manchmal ertönte ein ſonderbares Gekrächze der Vögel, und Nils fuhr dabei vom Sitze empor; aber ſelbſt dieſes Fremdartige wurde ihm zur Gewohnheit, und die müden Augen ſchloſſen ſich; die einförmige Bewegung des Wagens, das Scheuern des tiefen Sandes gegen die Räder wiegten ihn in den Schlaf, und damals wußte er nichts von den vielen Sagen und Erſcheinungen dieſer Gegend, ſonſt würde wohl der finſtere Abend ſowohl dieſe, wie ihn belebt haben.

Nils erwachte erſt, als der Wagen im Pfarrhofe Halt machte: Alles war in Bewegung, Alles auf den Beinen, es war, als liefen die Lichter ſelbſt in den Zimmern umher und riefen: „Jetzt kommen ſie! Jetzt kommen ſie!“ Der Kettenhund bellte, der Hahn und die Hühner auf der Steige krähten und gackerten; die hölzernen Schuhe der Mägde klapperten über den Hofraum dahin, und Mütterchen, die Frau Paſtorin, ſtand da mit lächelndem Antlitz und bekam vom alten Paſtor einen Kuß; neben ihr ſtand ein nicht mehr ganz junges Mädchen mit einer ſinnenden Miene und einem freundlich milden Antlitz; ſie zählte ungefähr achtundzwanzig Jahre und war das einzige Kind der Predigersleute: es war Bodil. In die Fenſter waren Lichter geſtellt, — eine ganze Illumination, und drinnen in der Wohnſtube ſtanden die Tiſche gedeckt wie zu einem Feſte. Väterchen, der alte Pfarrherr, konnte heute unmöglich etwas Ordentliches zu eſſen bekommen haben, Gaſthaus-Eſſen iſt nur halbes Eſſen, und deshalb bekam er jetzt eine warme Suppe, Haſenbraten und Bohnen.

Die Frau Paſtorin hatte Vieles zu erzählen, viel mehr als unſer alter Prediger, der doch immerhin von einer weiten Reiſe zurückgekehrt war: der Marder habe fünf junge Enten gebiſſen, eines der Gemälde ſei geſtern von der Wand herabgefallen und habe ſie dermaßen erſchreckt, daß ſie geglaubt, es ſei dies ein ſchlimmes Anzeichen. Der junge Gerichtsdirector mit ſeiner jungen Frau hatten ſich ſchon in der Gegend gezeigt, und bei den weſtlichen Gutsbeſitzern und Predigern ihren Beſuch gemacht; ja, was war nicht Alles in den vierzehn Tagen geſchehen, während Japetus Mollerup, der alte Prediger, in Kopenhagen geweſen war!

Bodil war namentlich um Nils beſorgt; freundlich und aus vollem Herzen hieß ſie ihn willkommen; Mutter ſelbſt, die gottesfürchtige, brave Predigersfrau, hieß ihn auch mit freundlicher Stimme im Hauſe willkommen, allein ſie vermochte doch ſich ſelbſt nicht zu verheimlichen, daß ſie eigentlich viel lieber ein etwas moraliſch verderbenes Kind empfangen haben würde, welches ſie zum Guten leiten und erziehen, von welchem ſie hier auf Erden ihre Freude, im Himmel ihren Lohn hätte haben können; ſie würde ein ſolches mit weit größerer Innigkeit aufgenommen haben; — ſo ſind wir armen Menſchen in Betreff unſerer guten Vorſätze!

Bodil führte Nils die Treppe hinan in ſeine Kammer, und die Frau Paſtorin legte ihm ſehr ans Herz, das Licht auszulöſchen; Bodil trat ſpäter zu ihm hinein, um nachzuſehen, ob das Licht wirklich nicht noch brenne. Er lag im Bett, weich und gut im reinen friſchen Leinen und ſprach ſein Vaterunſer, aber wie ermüdet er auch war, er vermochte doch nicht, ſofort einzuſchlafen.

Waren doch erſt nur vierundzwanzig Stunden verſtrichen, ſeitdem er Kopenhagen und ſeine frühere langjährige Heimat, den Runden-Thurm, verlaſſen hatte; in dieſer kurzen Zeit hatte er ſo unendlich viel erlebt, wie er ſonſt nicht Jahre lang zu erleben pflegte: er war am Bord des Dampfſchiffes geweſen, und bei herrlichem Wetter auf dem ſegelloſen Schiff an mehr denn hundert andern Schiffen vorübergeflogen, die ſämmtlich alle Segel beigeſetzt und doch nicht vermocht hatten, ihm zu folgen; er hatte die ganze Küſte Seelands, Helſingör und Kronburg am Sunde geſehen, ja, ſelbſt der ſchwediſchen Küſte waren ſie ſo nahe gekommen, daß ſie dort Menſchen zu Fuß und zu Pferde hatten unterſcheiden können; er war in Jütland in einer ganz fremden Stadt ans Land geſtiegen, und von dort aus weit über große Höhen herabgefahren, von welchen herab man weit und breit um ſich ſchaute. Er war an großen Sandhügeln, groß, wie er ſich die Berge dachte, vorübergekommen, war in große Wälder hinein und wieder hinaus gefahren, immer in ſtiller Einſamkeit. Im Wirthshauſe unterwegs, wo ſie ſelbſt und die Pferde ausruhten, war Alles, ſelbſt die Sprache der Menſchen ihm fremd erſchienen; und jetzt war dieſes Land, dieſer Ort hier, ſeine Heimat, — eine Heimat, die er ganz und gar nicht kannte, alle Menſchen waren ihm fremd. Solche Gedanken erfüllten ſeinen Sinn und hielten ſeine Augen offen.

Durch das Fenſter ſchien ein großer Stern zu ihm herein, er kannte dieſen Stern; gerade derſelbe, und von derſelben Stelle aus, in derſelben Höhe, ſo ſchien es ihm, habe er manchen Abend droben auf dem Thurme ſeinen Strahlenſchein zu ihm hereingeworfen; der Stern habe ihn hier herüber begleitet; welche Freude erfüllte dabei ſein Herz, als ob er einen alten Freund wieder angetroffen! Noch einmal ſprach er ſein Vaterunſer und ſchlief ein.

Am folgenden Morgen, als man ihn zu Thee und Frühſtück in die Wohnſtube rief, klang ihm Muſik, lange ausdauernde Töne, wie aus einer Schalmeie oder Harmonika entgegen; es war deren aus der letztgenannten. In der Wohnſtube ſaß eine alte Bauerfrau, die mit großem Ernſte das Inſtrument bewegte, ſodaß ein altes Volkslied aus demſelben herausklang. Die Alte hatte prächtige, große, blaue Augen.

Der Prediger ſaß im Lehnſtuhle, und mit einem freundlichen Lächeln ſagte er, nachdem der letzte Ton verklungen war: „Ich danke Euch, Grethe! Das war alſo der Willkommen, ich wußte wohl, daß Ihr mir einen ſolchen bringen würdet.“

„Ja,“ antwortete ſie, „ich wußte, daß Ihr geſtern Abend nach Hauſe kommen würdet, und blieb noch lange über die gewöhnliche Schlafſtunde wach, um Euch meinen „„Willkommen von der langen Reiſe aus der Königsſtadt!““ zu bringen! Ich ſtand in meiner Thür und wartete; aber als es ſich zu weit über die Zeit hinauszog, kroch ich in das Bett, und deshalb bin ich jetzt, heute Morgen hieher gekommen.“ Sie küßte die Hand des Predigers.

Es war Muſikant-Grethe, wie ſie genannt wurde; ſie wohnte in einem kleinen Hauſe an einem Sandhügel. Sie war hier mit dem beſten und einzigen Schatze, den ſie in der Welt beſaß, erſchienen, und dieſer Schatz trug ihr hohe Zinſen. Schon ſeit Jahren beſaß ſie die Harmonika, und vermöge ihres merkwürdigen Gehöres ſpielte ſie dieſelbe, ohne irgend eine Note zu kennen. Jede alte Melodie, welche ſie trällern konnte, jedes neue Lied, welches ſie hörte, ſpielte ſie ſehr bald auch auf dieſem Inſtrumente, ganz und gar geleitet von ihrem muſikaliſchen Gehör. Dies wurde ihr zu einer kleinen Erwerbsquelle, indem ſie dann und wann bei Bauernhochzeiten zum Tanze aufſpielte. Aber ſie liebte auch dieſe Harmonika mit einer Innigkeit, als ſei dieſelbe ein lebendes Weſen, und fühlte eine unausſprechliche Freude bei deren Tönen. Muſik war nun einmal die größte Wonne ihres Daſeins. Es [illegible]ine Freude ſondergleichen, wenn ſie ſich in das nächſte Kirchſpiel begab, woſelbſt die jungen Pfarrleute wohnten, die ein Clavier beſaßen, welches die Frau vom Hauſe ſpielte. Gar oft hatte Muſikant-Grethe auf der Hausflur geſtanden und dieſer „himmliſchen Muſik“ gelauſcht; einige Mal hatte man ſie hereingerufen, und ein Mal, als ſie allein mit der jungen Pfarrfrau im Zimmer geweſen und ihre Schüchternheit überwunden hatte, gelang es ihr auch zuletzt, die richtigen Taſten zu der Melodie anzuſchlagen. Wäre Muſikant-Grethe in andern Lebensverhältniſſen und anderswo geboren, ſie wäre vielleicht ein muſikaliſches Genie, eine europäiſche Größe im Reiche der Töne geworden — jetzt war ſie nur Muſikant-Grethe.

Sie war die erſte Bekanntſchaft, welche Nils in der neuen Heimat machte; bald kamen jedoch andere Perſonen zum Vorſchein, die Knechte, die Mägde, das Federvieh, die Rinder, der ganze Beſtand, Alles neu und vergnüglich, ein wahrer Gegenſatz zu Dem, was die Stube auf dem Runden-Thurme und was Kopenhagen darbot. Hier im Pfarrhofe befand ſich auch ein Hund, allein derſelbe lag an der Kette, er bellte zwar, aber er kannte das ganze Haus, und wußte ſehr wohl, wer zum Hauſe gehörte. Die Schweine grunzten, die Enten ſchnatterten, Tauben und Spatze ſpazierten friedlich im Hofraume umher, die Mägde nickten, die Knechte ſangen; aber die Sprache, deren ſich die Leute bedienten, war für Nils nicht leicht zu verſtehen, ſie hatte, ſo ſchien es ihm, durchaus keine Aehnlichkeit mit der Sprache von Kopenhagen.

Es war ein in Wahrheit chriſtliches Haus, in welches

Nils gekommen war, es waren gute Menſchen, bei denen der Wille zum Guten in Fülle vorhanden war; viel Herzlichkeit und — ein Wenig zu viel Tabaksrauch war hier zu finden, und daran war der Prediger Schuld, doch das Vergnügen, welches er darin fand, gönnten ihm Alle. Die Pfarrfrau und Bodil hatten ſich ja auch an den Tabaksrauch gewöhnt.

Seit vierzehn Tagen war der alte Japetus Mollerup nicht zu Hauſe geweſen, und hatte ſeine Pfeife hier nicht geraucht, allein der Duft derſelben war nicht auf Reiſen gegangen, der wohnte hier, wie der Duft immer im Juchten ſteckt, wie der eigenthümliche Geruch in engliſchen Büchern, wie der Duft der Hobelſpäne in dem Arbeitsrocke des Tiſchlers.

Der alte Japetus Mollerup war in ſeinem Herzen die Liebe ſelbſt, wie es die Lehre Chriſti iſt; ſein Wort in der Kirche war derſelbe Erguß, aber nur in einer andern Form. So wie es in den Bildern, welche die großen Meiſter des Mittelalters uns geſchenkt haben, nicht das Entſetzliche, das triefende Blut, all' das Graſſe, ſondern das fromme, tiefe Gefühl, die ſchöne Einfalt im Glauben ſind, welche uns rühren und erheben, ſo waren es auch nicht die Worte der Predigt, welche von der Hölle, von einem ſtrengen Gott und der Abſcheulichkeit der Sünde erklangen, ſondern namentlich die Innigkeit, die aus ſeiner Rede ſprach, die Ueberzeugung, mit welcher dieſelbe geſprochen wurde, die wunderbar die Zuhörer ergriff. Zwiſchen Prediger und Gemeinde waltete ein patriarchaliſches Verhältniß ob, die Worte des Alten waren die des Glaubens und der Wahrheit, auf welche man ſich ſicher verließ: und diejenige, welche ihm vor Allen am nächſten ſtand, ſeine brave, chriſtliche Hausfrau namentlich, blickte zu ihm hinauf und gab ihm ihr Ich und ihre Perſönlichkeit ganz hin: ſein Gedanke und ſeine Anſicht waren ihr die einzigen richtigen, ſein Wort war ihr Geſetz, ſein Verſtand war ihr ein leuchtendes Licht. Daß dieſer Mann nicht Probſt geworden, war ihr das unzweideutigſte Zeichen, daß dieſe Welt voll Unrecht ſtecke. Die Herrlichkeit des jüngſten Gerichts und das Feuer der Hölle in ſeiner ganzen Entſetzlichkeit ſtellte ſie ſich oft vor, und alsdann machte ſich auch die ſündhafte Menſchennatur geltend; ſie konnte dann nicht umhin, ſich Dieſen oder Jenen ihrer Bekanntſchaften zu vergegenwärtigen, welcher brennen mußte, wenn auch nicht ewig doch aber einige Zeit, und es war einer ihrer höchſten Wünſche, daß Gott das Ende der Welt während ihrer Lebenszeit möge eintreten laſſen, damit ſie das jüngſte Gericht erblicken möchte und inne werden, wem es ſchlecht ginge; ſie könne ſich alsdann überzeugen, ob ſie Dieſen oder Jenen mit Unrecht verdammt habe.

Das dritte Herzkleeblatt war die Tochter Bodil. Dieſelbe war nicht nach irgend einer ritterlichen Frau des Mittelalters ſo genannt, ſondern nach einer verſtorbenen Tante, welche eine Drechslersfrau geweſen. Bodil hatte ein tiefes und inniges Gemüth wie Wenige. Das klare Licht des Verſtandes leuchtete ihr in der kleinen ſie umgebenden

Welt, und das Licht des Glaubens in dem großen Reiche des Geiſtes.

Die ſchöne Sitte alter Tage, daß das Geſinde gleichſam mit zur Familie gehört, hatte hier ſein Recht behauptet; ſelbſt die Thiere waren gewiſſermaßen eine kleine Strecke innerhalb des Alle umgebenden Bandes des Zuſammenhaltens gerückt. Sogar der Kettenhund ſchmunzelte freundlich, wenn Nils in gehöriger Entfernung Bodil begleitete, die ihm ſein Futter brachte; der Hahn buſterte ſein rothgelbglänzendes Gefieder auf und ſtolzirte auf dem Miſthaufen herum; die Enten watſchelten gemüthlich umher, und ſcheuten ſich nicht, ein Stückchen aus dem Troge des Kettenhundes herauszuſchnappen; Spatze und Tauben hüpften zwiſchen den Schweinen, welche gemächlich auf dem Strohe faullenzten und ſchmatzend im Sonnenſchein lagen, die warme Luft einathmend.

Die Hügel von Windingekal, die ganze Gegend von Silkeberg war damals gleichſam eine Einöde und lag faſt außerhalb der civiliſirten Welt; damals dachte Niemand daran, daß ſich hier an den Ufern des Langſee's ein Städtchen erheben würde, nicht einmal die erſten Anfänge, die ſpätere Fabrik war Jemand in den Sinn gekommen; dieſer Gedanke entſtand erſt ſieben Jahre nachher, nachdem Nils die Gegend betrat. Damals wurde hier nur Tauſchhandel getrieben; es war durchaus kein anderes Geld in der ganzen Umgegend vorhanden, als ein einziger Fünfthalerſchein, und in weſſen Beſitz derſelbe ſich zeitweilig befand, war ſtets eine

Sache, die allen Bewohnern der ganzen Umgegend bekannt war. Dies iſt thatſächlich.

Der erſte Tag in der neuen Heimat war und ſollte auch für Nils ein Ruhetag ſein, ſpäter würde man ihm ſchon Etwas zu thun geben, und er würde nicht zum Faullenzen kommen: Müſſiggang iſt aller Laſter Anfang.

Gegen Abend ſtopfte ſich der Prediger eine Pfeife: dieſelbe war übrigens aufrichtig geſprochen, den ganzen Tag über nur während der Mahlzeiten aus ſeinem Munde gekommen. Und als er die Pfeiſe angezündet, begab er ſich, wie er ſeit Jahren zu thun pflegte, auf eine Wanderung über die Felder in die Haide hinein; Nils, welcher den ganzen Tag über nicht aus dem Hauſe gekommen war, lud er ein, ihn zu begleiten.

Sie ſchritten über einen magern röthlichen Boden dahin; die Maulwurfshügel dort hatten die Farbe des rothen Polirpulvers; ringsum ſproßten Blumen, kleine und feine, rothe und gelbe. Sie erſtiegen die nächſte Anhöhe, und von hier aus zeigte ſich die Haide groß und weitgedehnt, mit ihrem blühenden Ginſter; von der ſinkenden Sonne beſtrahlt, ſah ſie aus, wie das Rothe Meer in langen unbeweglichen Hohlſeen. Gen Nordweſt erſtreckten ſich die Wälder und Seen von Silleberg, die Moorſtrecken mit den ſchwarzen Störchen, die Wälder, wo der Königsadler und der Uhu horſten; der ſogenannte Himmelsberg hob ſeinen rothbraunen Gipfel hoch empor, und ringsum herrſchte die Stille, daß man auch den leiſeſten Laut vernahm: das Sumſen der einſamen Fliege, das Rieſeln einer entfernten

Quelle, drang deutlich ins Ohr, und durch dieſes Alles wurden gleichſam Töne, wie von einer Aeolsharfe vernehmbar.

Dieſe Töne kamen aus einer Harmonika; Muſikant-Grethe machte Muſik. Hier, hart am Hügel gen Nordweſt, lag ihr Haus von Torfſteinen gebaut, mit Haidekraut gedeckt, welches Letztere ſich in ſeinem Uebergange zur Erde zu bemooſen begann und grüne Pflanzen, Hauslaub, ja ſelbſt einen wilden Roſenbaum trug. Muſikant-Grethe ſtand in der halbgeöffneten Thür; die Sonne ſchien ihre Wangen zu röthen; ſie ſpielte, man hätte glauben können, ihres eigenen Vergnügens und ihrer eigenen Erbauung wegen, allein es war zum Tanze; vor ihr bewegte ſich in ſpringenden Tanz-Pas eine ganz ſonderbare Geſtalt. Hätte Einer kürzlich die Geſchichte von Peter Schlemihl und deſſen verkauftem Schatten, welcher in der Welt umherwanderte, geleſen, er würde geglaubt haben, dieſen Schatten leibhaftig vor ſich zu ſehen; ein wirklicher Menſch konnte es unmöglich ſein, dermaßen ſchmal, dünn und winzig war dieſe menſchliche Erſcheinung. Ein großer, blau angeſtrichener Kaſten mit rothen Buchſtaben und einem angehefteten ledernen Riemen, ſtand vor Muſikant-Grethe, es ſah aus, wie ein Souffleurkaſten, den man vor Beginn des Ballets abzuheben vergeſſen hat.

„Ei, das iſt ja der Schneider!" rief der Prediger, und blieb mit einem Lächeln ſtehen, den hohen Sprüngen zuſehend, jedoch ohne daß weder der Tanzende noch Muſikant-Grethe es bemerkten, daß ſie Zuſchauer hatten. Der Tänzer beendete ſeine Vorſtellung mit einem lauten Hui, Hui! — Da applaudirte Japetus Mollerup durch Händeklatſchen und rief: „Laudabilis! Das nenne ich einen Tanzmeiſter!“

Es war der Flickſchneider, die „Nähnadel“, wie man ihn auch ſpottweiſe ſeiner dünnen Geſtalt halber nannte. — Der Spott wächſt und nimmt zu, wie die Schatten, je nördlicher man hinaufdringt; bei dem Grönländer iſt der Spott ein entſcheidendes Urtheil in allen Streitigkeiten, und ſtets in derſelben Weiſe gerecht entſcheidend, wie das Duell in den civiliſirten Ländern. —

Der Flickſchneider ging von Haus zu Haus, ging beim Gutsbeſitzer und Bauer ein und aus, blieb dort Tage-, ja Wochenlang, flickte die Kleider aus, machte Altes neu und flickte und wendete, wie es eben gehen wollte; dabei war er aber zugleich eine lebendige Zeitung, jedoch auch mit einer gar diplomatiſchen Schlauheit, welche in ſeiner Gutmüthigkeit, oder, wenn man will, in ſeiner Vorſichtigkeit, lag, begabt; er wußte zu erzählen, ohne irgend Jemand zu ſchaden, ohne Stachel, und doch lebhaft. Den Ort und die Perſonen ſeiner Geſchichte nannte er oft gar nicht, oder er umſchrieb ſie, und fügte darauf hinzu: „Etwas Lüge läuft wohl mit darunter, aber die gehört dazu, wie das Flunderfell in den Kaffee, damit er ſich abklärt.“

Der Flickſchneider hob jenen Kaſten auf, in welchem ſeine Kleidungsſtücke aufbewahrt waren, und ſchwang denſelben mit Hilfe des Lederriemens auf den Rücken; darauf folgte er langſam, im Geſpräch mit dem Prediger, dieſem bis in den Pfarrhof, woſelbſt er jetzt einige Wochen arbeiten ſollte.

Und willkommen war der Schneider, das ſah man allen Geſichtern an: es herrſchte eine Freude im Pfarrhofe, wie geſtern, als der alte Pfarrer von Kopenhagen nach Hauſe zurückkehrte. Allein der Flickſchneider brachte auch ausführliche Neuigkeiten mit, und war außerdem, wie ſie es nannten, „ein guter Leſer“, d. h. er ſtand im Betreff des Leſens einige Stufen höher, als Alle die Uebrigen; ja, wir müſſen geſtehen, daß er nach dieſer Richtung hin eine Art Verſchwendung zeigte, indem er das Kreisblatt hielt; und wenn er daſſelbe allerdings nicht ganz naß mit der Poſt bekam, denn es machte vorher volle vierzehn Tage die Runde bei ſechs Familien in der Umgegend, ſo erhielt er doch jeden zweiten Sonntag eine um ſo größere Anzahl Nummern deſſelben, und in dieſen ſtand Alles, was in der ganzen Welt paſſirte, „ſowohl das Inländiſche als auch das Ausländiſche,“ und der Flickſchneider verſtand es, vorzuleſen und zu erklären, er war klüger als er dick war und ein „gereiſter Mann“. Seine Bekanntſchaft ſollte für Nils von Bedeutung werden.

IV.

Der Flickſchneider.

Es iſt im Scherz von Nils geſagt worden, er ſei ein hochgeborner Mann, weil er hochoben auf dem Runden-Thurme zu Kopenhagen geboren war; von dieſer Geburt ſprach man hier drüben in Jütland nicht, aber von der Geburt des Flickſchneiders ſprach man; dieſelbe verlieh dieſem eine gewiſſe Berühmtheit, er war im Beſitz eines hiſtoriſchen Familiennamens aus dem Reiche der Sagen, wenn auch aus dem der jüngeren Sagen. Der Flickſchneider war ein Enkel von „Peiter Schatzgräber“.

Manchen Abend nach der Mahlzeit ſaß Nils in der Geſindeſtube, und vernahm dann aus dem eignen Munde des Schneiders das Leben deſſen Großvaters, hörte ihn erzählen von dem reichen Schatz im tiefen Flugſande. Die Laterne des Aberglaubens warf ihr Bilderlicht über die öde Haidegegend, und Derjenige, welcher erzählte, gewann in der neuen Heimat die Bedeutung einer hiſtoriſchen Perſon.

Der Schneider erzählte: „In Stougaard bei Veile wohnte Peiter Holſteiner, der Großvater; er beſaß Hof und Haus und Felder für Kühe und Pferde; da träumte ihm eine Nacht von einem großen vergrabenen Schatze, und daß er in einem Wirthshauſe der Umgegend, in einer Kammer, in welcher er einmal übernachtet hatte, ein Buch finden würde, in welchem Alles genau verzeichnet ſtünde, was er zu Hebung des Schatzes gebrauche. Er begab ſich nach dem Wirthshauſe, fand auch das Buch, und in demſelben ſtand von all' dem Reichthum geſchrieben, welchen ein früherer Herr zu Silkeberg hatte vergraben laſſen. Er müſſe eine Linie von der Kirche zu Gjedwad bis an die Thurmſpitze von Linaa ziehen, in dieſer Linie, zehn Klaftern über dem Waſſerſpiegel von Gudenau liege der Schatz; die Stelle ſei dadurch zu erkennen, daß an derſelben ſich eine große Eiche, dreißig Ellen hoch, aber dermaßen von Triebſand verſchüttet befände, daß man nur die äußerſten Spitzen vom Gipfel des Baumes erblicken könne. — Peiter Helſteiner verkaufte nun ſein Beſitzthum für zehntauſend Thaler, und zog nach Silkeborg, woſelbſt man ihm zu graben erlaubte; er fand auch dort verſchiedene Dinge, als z. B. alte kupferne Münzen, Hufeiſen und Mehreres dergleichen, allein den Schatz erreichte er nicht, „der Flugſand umklammert denſelben,“ ſagte ihm eine alte Frau. All' ſein Geld ging darauf, und zuletzt beſaß er nicht einmal das Nöthigſte zum Leben. Das Loch, welches er ſich gegraben, füllte ſich ſtets wieder mit dem lockern Sande; jede Nacht lief ein ſchwarzer Hund über die Stelle dahin, — es ſei der Teufel! Peiter Schatzgräber verarmte gänzlich, wurde in das Armenhaus zu Linaa aufgenommen und dort ſtarb er.

Der Enkel wußte Beſcheid von alledem, er hatte es von ſeinem eignen Vater gehört, und er hatte auch ſelbſt, wenn er mit ſeinem Kaſten auf dem Rücken zur Nachtzeit an der Stelle vorüberkam, welche das ganze Vermögen ſeines Großvaters verſchlungen, geſehen, daß ein Licht über derſelben hintanze; der Böſe habe das Licht angezündet, um den Menſchen die Stelle zu zeigen und ſie zu verlocken, daß ſie graben und ſich ſelbſt mit dem Golde vergraben möchten.

Aus der Welt der Sagen und der Wirklichkeit wußte der Flickſchneider zu erzählen; er war ein „gereiſter Mann“, reiſte er doch von dem einen Herrenhofe zum andern, vom Pfarrhofe in das Gehöfte des Bauers; die Zeitungen mit dem „Inländiſchen und Ausländiſchen“ führte er ſtets bei ſich. Das lebhafte, bewegliche Gemüth, die gutmüthige Natur, übten eine große Anziehungskraft aus; er und Nils wurden bald befreundet.

Ueber vierzehn Tage waren ſie beiſammen geweſen; es war an einem Sonntage, dem letzten, denn der Schneider mußte am folgenden Tage zu dem neuen Gerichtsdirector hinüber, um dort weiter zu nähen; der Gerichtsdirector und ſeine Frau waren junge Leute, und bei dieſen diente die kleine Karine, die Nichte von Muſikant-Grethe, als Kindermädchen; — dies war ungefähr Alles, was der Schneider von dem neuen Gerichtsdirector wußte. Alle Leute des Pfarrhofes waren an dieſem Sonntag zum heiligen Abendmahle gegangen, nur die Köchin, Nils und der Flickſchneider waren im Hauſe zurück geblieben.

Nils und der Schneider hatten ihr Vergnügen an einigen jungen Katzen, die gar leicht und behende umherſprangen; ſie ſollten deshalb auch nicht ertränkt, ſondern bis auf Eine verſchenkt werden, und letztere hatte Nils ſchon bezeichnet; dieſelbe war die amüſanteſte von allen, ſie ſpielte mit einem großen, blanken, meſſingenen Knopfe, den der Schneider ihr zugeworfen hatte, und war unverdroſſen bei dieſem Spiele; aber der Flickſchneider und Nils ermüdeten dabei, und geriethen unterdeß in ein Geſpräch über das Geſchlecht der Katzen, namentlich der Tiger, welche in einem andern Welttheile lebten, in welchem der Bruder des Predigers geweſen, und dort an einer anſteckenden Krankheit geſtorben war; in der Putzſtube hing das Portrait dieſes Bruders in gallonirtem Frack mit gekräuſelten Buſenſtreifen und Manſchetten, es war das größte von allen Bildern dort.

Sie begaben ſich nun in die Putzſtube; der Schneider war ſehr geſprächig; er erklärte die Bilder; plötzlich aber — ſeine Blicke fielen zufällig auf einen Stuhl in der Nähe der Schatulle — wurde ihm zu Muthe, als habe ihn eine Schlange gebiſſen, und es überkam ihn ein Grauen, er ergriff Nils am Arme, und ſagte: „Jetzt haben wir ſie geſehen! Und hier dürfen wir gewiß nicht bleiben, komm, wir wollen hinausgehen!“

Er zog Nils ſchnell mit ſich aus der Stube, und ſchloß nicht einmal die Thür hinter ſich zu. Hierauf wurde von verſchiedenen Dingen geſprochen, ſie ſprachen gewiß eine ganze Viertelſtunde lang und darauf trennten ſie ſich — zufällig — aber Nils ging wieder allein in die Stube hinauf und muſterte die Bilder.

Etwa eine Stunde ſpäter kehrten die übrigen Bewohner des Pfarrhofes aus der Kirche zurück. Die Pfarrfrau ging ſofort in die Putzſtube hinein, und als ſie zurückkehrte, fragte ſie, ob wohl Jemand daſelbſt geweſen ſei, worauf ſie die Antwort bekam: „Nils und der Flickſchneider.“

Indem die Pfarrfrau zur Kirche ging, hatte ſie, ganz gegen ihre Gewohnheit, wie ſie behauptete, Das vergeſſen, was ſie am Wenigſten hätte vergeſſen ſollen, nämlich einen kleinen grünen Geldbeutel und eine alte vergoldete ſilberne Riechdoſe in Form eines Eies, ein Erbſtück von Tante Bodil, der Drechslersfrau: ein herrliches Stück mit eingravirten Figuren und Blumen, und doch nicht größer, als eine Wallnuß; ganz merkwürdig ſchön. Dieſe beiden Dinge, nebſt einem Strauß rother Nelken, welche ſie im Garten gepflückt hatte, wußte ſie mit Beſtimmtheit auf den Stuhl gelegt zu haben, als ſie ihre Handſchuhe und einen Halskragen aus einem Kaſten der Schatulle herausnahm; der Geldbeutel und deſſen Inhalt lag noch dort, die Blumen dagegen waren auf den Fußboden geworfen, und die vergoldete Riechdoſe war nirgends zu finden. Hatte die Doſe doch neben den andern Sachen gelegen, — jetzt aber war ſie ganz verſchwunden. Kein Fremder war im Hauſe geweſen, kein Hund hatte angeſchlagen.

„Die Doſe lag dort,“ ſagte der Flickſchneider, welcher ſogleich geſtand, daß er mit Nils in der Stube geweſen war. „Ich kann es nicht leugnen.“

Nils hatte nur die Bilder angeſehen.

„Als ich ſah, was dort lag, ging ich ſofort hinaus,“ ſagte der Flickſchneider und erblaßte.

„Gott ſei dafür, daß wir irgendwie Verdacht auf Euch haben ſollten,“ rief die Pfarrfrau, „darauf wird Niemand kommen. — Es hängt mit Euch ganz anders zuſammen; Ihr dürft Euch nur nicht ſelbſt quälen!“ Sie nickte dem Schneider freundlich zu und klopfte ihn auf die Schulter.

In demſelben Augenblicke aber ging ihr gleichſam ein Licht auf; ſie warf einen ſcharfen Blick auf Nils, doch ohne ein Wort zu ſagen.

Der Flickſchneider war als die ehrlichſte Seele von der Welt bekannt; er war bis in die äußerſten Fingerſpitzen lauter Rechtſchaffenheit; es grenzte faſt ans Komiſche, und wurde als Lächerlichkeit, als Schwäche angeſehen.

In den Zeitungen ſtand einmal ein Bericht mit der Ueberſchrift: „Zu weit getriebene Ehrlichkeit,“ welche dahin lautete: Es träumte eine Nacht einem rechtſchaffenen alten Buchhalter in einem Comptoir in London, daß er einen Rechnungsfehler begangen habe; er nahm ſich dieſes dermaßen zu Herzen, daß er den ganzen darauf folgenden Tag ſchwermüthig war, und die darauf folgende Nacht nahm er ſich ſelbſt das Leben. — Alles nur wegen einer ſcheinbaren Veruntreuung im Traume. Man betrachtet dergleichen als Wahnſinn; allein es giebt in der That Menſchen, welche in dieſer oder jener Richtung ein ſo kränklich zartfühlendes Gewiſſen haben, daß ſie es nicht ertragen, daß ſelbſt nur ein Traum einen Schatten auf daſſelbe wirft, und mit einem ſolchen Gewiſſen war unſer armer Flickſchneider begabt oder belaſtet, und dies wußte und verſtand man auch an der Mehrzahl der Orte, wo er arbeitete, zu würdigen. Seine rechtſchaffene Genauigkeit ging in der übertriebenſten Weiſe ſo weit, daß er für jeden Faden, jeden Lappen, welcher drauf ging oder übrigblieb, mit einer Aengſtlichkeit Rechenſchaft ablegte, daß dadurch in der That Dieſer oder Jener, welcher dergleichen nicht begriff, leicht nach Art dieſer Welt zu dem Gedanken verleitet werden mußte, es ſtecke gerade irgend etwas Unredliches dahinter. Dieſe thaten ihm aber ſehr Unrecht. Pſychologiſch merkwürdig war auch die ſonderbare Unruhe, welche ihn überkam, wenn er in einer fremden Stube Geld offen liegen oder gleichgiltig hingeworfen ſah; er wich zurück, zog ſich davon, derart, daß man ihn mehrmals bei ſolcher Gelegenheit die Frage geſtellt hatte, ob er vielleicht einen angeborenen Trieb habe, das zu nehmen, was er erblicke, ob es aus Furcht geſchehe, in Verſuchung zu gerathen, daß er in ſolcher Weiſe ſich geberde; — ſolche Worte machten ihn aber ganz erkranken und er ging dann mehrere Tage ſtill und in ſich verſchloſſen umher. So war ſeine Natur.

In Bezug auf den Flickſchneider waltete alſo nicht der geringſte Schatten von Verdacht ob; dagegen war die Pfarrfrau auf einen anderen Gedanken gerathen, und indem ſie an die Sittenverderbniß in der Hauptſtadt, an all' das Böſe dort dachte, wuchs derſelbe zur Gewißheit; ſie hatte doch am Ende gerade Das erhalten, was ſie ſich einſt ins Haus gewünſcht: einen böſen Knaben, ein Kind von böſen Gewohnheiten. Plötzlich ergriff ſie deshalb Nils bei der Hand und führte ihn in die Schlafſtube, und hier mit dem Tone der Gewißheit in ihrer Stimme, ſagte ſie ihm, indem ſie ihm ſcharf in die Augen blickte: „Wo haſt Du die Riechdoſe verſteckt? Weshalb nahmſt Du ſie? Du haſt ſie genommen! ich weiß es!“

„Nein, nein,“ rief er und das Blut wich aus ſeinen Wangen.

Sie hielt ſeine Hand feſt, er zitterte, und ſie gewann dadurch in noch höherem Grade die Ueberzeugung, daß ſie richtig errathen, und fügte deshalb in ſtrengem Tone hinzu: „Weißt Du nicht, daß dies ins Zuchthaus führt?“

„Ich habe ſie nicht berührt! Ich habe ſie nicht geſehen!“ rief er, und eine Heftigkeit, von welcher noch Niemand im Pfarrhauſe eine Ahnung hatte, kam bei ihm zum Vorſchein; es war das heftige Gemüth, auf welches ſein Pathe, Herr Schwane hingedeutet hatte, als er von ihm ſagte: er habe ein Stückchen Kobold im Leibe.

„Schlagt mich todt!“ rief der Knabe, und riß ſich los, ſtürzte nach der Thür, zu derſelben hinaus, hinweg über die Felder nach der Haide zu, woſelbſt er ſich bald in das verſchlungene Haidekraut verfing und hinfiel; er griff in daſſelbe hinein, riß ganze Büſchel heraus, ſchlug um ſich mit Händen und Füßen, wälzte ſich umher und blieb zuletzt ermattet liegen.

Eine halbe Stunde war wohl verſtrichen, als er den wirren, erſchlafften Kopf hob und emporſchaute. Grade vor ihm ſtand eine fremde Frau mit einem rothen Tuche um das braungelbe Antlitz, mit ſchwarzen Augen, glanzend wie die eines großen Vogels; ſie trug auf dem Rücken einen ſchweren Pack und über demſelben hing, in ein Fell eingeſchlagen, ein Kind; ſie ſtützte ſich auf einen knorrigen Stab und ſprach ihn mit keinem Worte an. Es war eine Zigeunerin, eine aus dem „Diebesgeſindel,“ wie ſie in Jütland genannt werden; ſie blickte ihn ſtarr und ruhig an.

„Kingio!“ rief ſie; das Wort bedeutet: müde, matt, und hätte Einer das gehört, welcher ihre Sprache verſtanden, würde er ſogleich erkannt haben, daß ſie nicht demjenigen Theile des jütländiſchen Geſindels angehöre, welches zu dem „europäiſchen zuſammengelaufenen Pack“ gerechnet werden muß, ſondern aus ächter Zigeuner-Race war; das zeigten ſowohl ihre Geſichtszüge, als ihr flammendes Auge. Sie betrachtete ihn noch einige Augenblicke und ſchritt darauf langſam dem Pfarrhofe zu.

Dieſe Geſtalt und das Auftreten derſelben erfüllten einen Augenblick den Knaben ganz; allein bald wurde er wiederum von ſeinen früheren Gedanken überwältigt; er legte ſich abermals nieder; die Erinnerung wogte gleichſam über ihn dahin; er dachte an das Leben im Pfarrhofe und an die Menſchen dort; er dachte an die Heimat in Kopenhagen, an die Freunde unter den Studenten, und endlich an ſeine Eltern. Wie tief, wie innig vermag nicht die Seele eines Kindes zu empfinden! Hoffnungslos iſt der Kummer des Kindes in ſeiner Tiefe. Er war ſich bewußt, die vergoldete Riechdoſe nicht geſehen, vielweniger ſie angerührt zu haben, und doch hatte ſeine

Pflegemutter ihn mit der größten Entſchiedenheit beſchuldigt. Das Gemüth des Kindes iſt ſo weich, ſo ängſtlich-empfänglich für jeden Eindruck, daß es, wie die Blumenknoſpe, welche ins Herz einen, unſern Augen unſichtbaren, Nadelſtich bekommt, dahinſiechen kann. Nimmermehr wollte er in den Pfarrhof zurückkehren, ſo war ſein Entſchluß, — allein es war nicht der Rathſchluß Gottes.

Bodil hatte ſofort den Gedanken ihrer Mutter, daß Nils die Riechdoſe hätte nehmen können, abgewieſen; Beide gingen nun, um den Knaben aufzufinden. Die Zigeunerin ſagte ihnen, wo er ſich aufhielt, und Bodil allein ging hinaus zu ihm.

„Du biſt ein guter, unſchuldiger Knabe," ſagte ſie und reichte ihm freundlich die Hand; „ich glaube Dir und die Mutter glaubt Dir auch, ich habe es ihr erklärt. — Hin iſt hin! — vielleicht wird ſie doch wiedergefunden. — Komm, gehen wir zuſammen. — Halte zu mir, ich bin jetzt Deine Schweſter, das habe ich mir, Deinem Vater und Deiner Mutter verſprochen, die zu Gott eingegangen ſind, die aber doch Dich nicht verlaſſen haben; Du liebſt ja Deine Eltern, und die Eltern laſſen auch nicht von Dir ab, ſie ſind bei Dir, und ſehen jede gute That, welche Du ausübſt, und haben ihre Freude daran; Du betrübſt ſie nur, wenn Du Deinen heftigen Sinn nicht unterdrückſt, und nicht ſo ſein willſt, wie ich weiß, daß Du biſt und werden willſt: gut und brav!" Und ſie küßte ihn auf die Stirn.

Da ſtürzten ihm die Thränen aus den Augen, und er drückte ihre Hand in ſeine beiden Hände.

„Ich habe Das, was verloren gegangen iſt, nicht geſehen, ich habe es nicht berührt!“ wiederholte er.

„Ich glaube Dir und die Mutter glaubt es auch! Reden wir nicht mehr davon!“

Und es ward nicht mehr davon geſprochen; die Pfarrfrau ſchien ſogar freundlicher gegen ihn zu ſein, der Pfarrer hatte ſich des Knaben angenommen; er ſprach auch nicht über die Sache zu ihm; von dieſem Tage an war Bodil an das Herz des Pflegebruders feſtgewachſen.

Am folgenden Morgen zog der Flickſchneider von dannen. Sein Gemüth war nicht erleichtert worden, ſeine Phantaſie war im Begriff, wenn wir den Ausdruck gebrauchen dürfen, die Schrauben loszudrehen.

Es verſtrichen ungefähr vierzehn Tage; Nils war fleißig, lernte viel und zeigte ſich ſehr aufgeweckt. Geſchichte und Geographie war ſein liebſter Zeitvertreib; Bodil war die Erſte, welche dieſen Eifer bemerkte und zugleich ein Auge dafür hatte, daß er auch Das begriff, was er las; außerdem ſollte es ihr gleichfalls vergönnt ſein, eine andere Entdeckung zu machen, von der wir reden müſſen.

Sämmtliche junge Katzen waren bis auf Eine verſchenkt. Dieſe war die flinkeſte und die, welche mit dem blanken Knopf des Flickſchneiders geſpielt hatte, und jetzt daſſelbe Vergnügen daran fand, mit Kartoffeln zu ſpielen. Bodil fand dieſe Katze eines Tages im Putzzimmer mit einer Kugel vom Sopha ſpielend, dieſelbe war abgeſtoßen worden, und rollte nun im Zimmer umher, bis an die Wand, welche nach dem Garten zu ging, wo ſie in ein offenes Mauſeloch fiel; Bodil holte die Kugel wieder hervor, aber ſie that dabei einen Blick in den ſchlechten Zuſtand des Fußbodens überhaupt: es waren hier mehrere Löcher, und aus einem dieſer Löcher flimmerte etwas Blankes hervor, — es war die Riechdoſe. Wahrſcheinlich — und ſo verhielt es ſich auch — war das Kätzchen an jenem Sonntage in das Zimmer hineingeſchlüpft, auf den Stuhl geſprungen, hatte dort Das heruntergeriſſen, was auf demſelben lag, und mit dem blanken Stück geſpielt, welches darauf in jenes Mauſeloch gerollt war. Die Katze war ſomit ſelbſt Diejenige, welche Aufklärung in der Sache verſchaffte. Die Pfarrfrau wurde augenblicklich von dieſer Entdeckung benachrichtigt, und die gute alte Frau nahm ſowohl die Riechdoſe als das Kätzchen, und beeilte ſich, dieſelben in die Kammer zu tragen, wo Nils über ſeinen Büchern ſaß. Ihr Antlitz ſtrahlte, indem ſie die Beiden vorzeigte und recht vergnügt ausrief: „Die Doſe hat ſich gefunden! Hier haſt Du den Dieb, er hat ſie in ein Loch hineingeſpielt,“ und lächelnd warf ſie Nils das Kätzchen in den Schoos.

Dieſem ſchoß plötzlich das Blut in die Wangen, er ergriff das Kätzchen, indem er rief: „Du biſt daran Schuld, ich werde Dich zerſchmettern!“ Und in wildem Aufbrauſen ſchleuderte er das arme Thier gegen den Ofen: das Thier heulte laut auf, es lag mit blutendem Kopf auf dem Fußboden; die Pfarrfrau ſchrie gleichfalls laut und ſtarrte den Knaben und die Katze entſetzt an.

„Herr Jeſus mein, was haſt Du gethan!“

„Was hat er gethan?“ fragte Bodil, die erſchrocken herbeieilte. — „Das konnteſt Du thun?“ ſagte ſie ſchmerzlich bewegt.

Da ſtieß der Knabe einen krampfhaften Seufzer aus, warf ſich auf den Fußboden vor ſeinem Stuhl nieder, und verbarg das Geſicht in ſeine Hände, — erſchrocken über ſeine eigene That.

Zum erſten Male ſprach Japetus Mollerup in ernſten, ſtrengen Worten mit ihm und führte ihm die Folgen eines ſolchen Gemüths, die Folgen einer böſen Natur, gegen welche angekämpft werden müſſe, vor die Seele. Das arme Thier ſei ja ohne alle Schuld, ſelbſt wenn auch deſſen Spiel einmal Widerwärtigkeiten und Kummer über irgend einen Menſchen gebracht hätte. Wohin könnte nicht eine ſolche Heftigkeit führen? Sie führe zu Mord und Todſchlag, führe zu ſolchen Thaten, die nicht durch die tiefſte, innigſte Reue hier auf Erden wieder gutzumachen ſeien.

Das arme Thier war verſtümmelt; man mußte ihm eiligſt das Leben in dem Waſſergraben nehmen.

Nils betrachtete den rothen Blutfleck auf dem Fußboden; er warf einen Blick auf die verwirrten Augen Bodils, und ſein Herz zitterte, als habe er eine Kains-That verübt; der Schmerz, die Reue waren in der That von einer ſolchen Stärke, daß die böſe Wurzel hier in den Jahren der Kindheit einen wohlthuenden Ruck erhielt; die Reue konnte man hier mit einem Sprung an dem Dampfkeſſel vergleichen, welcher den Dampf herausläßt, damit kein größeres Unglück geſchieht.

„Der arme Flickſchneider!“ ſagte Bodil, „ich möchte ihm einen Brief ſchreiben und ihm erzählen, daß die Riechdoſe gefunden iſt; ich weiß, wie er ſich ſelbſt mit ſolchen Dingen plagen kann; ja, es iſt eine Krankheit bei ihm, ich bin überzeugt, daß er dieſes Ereigniß noch nicht aus ſeinen Gedanken hat ſchaffen können, und was vermag nicht der Gedanke zuſammenzuſetzen.“

Und ſie erzählte, was ſie aus ſeinem eigenen Munde erfahren hatte, daß voriges Jahr zwei neue blanke Silberthaler, welche er gerade im Pfarrhauſe erhalten hatte und über deren Neuheit und Glanz er ſich ſehr gefreut, ihm gerade große Angſt und Pein bereitet hätten. Der Krämer in dem Städtchen, wo er ſeine Waare kaufte, ſagte lächelnd, indem er die zwei neuen Thaler empfing: „die Thälerchen ſehen aus, als ob ſie ſo eben geſchlagen worden wären!“ Eine Aeußerung, die dem Manne nur ſo über die Zunge lief, ohne daß er ſich dabei weiter Etwas dachte; allein der Flickſchneider kam ſofort dabei auf den Gedanken: ob der Kaufmann wohl glauben könne, daß er in irgend einer Beziehung zu Falſchmünzern ſtehe, — es wäre möglich, daß ſie falſch ſeien, und man werde ſich ſofort an ihn halten und Aufklärung fordern. Der Schneider wurde ganz verwirrt und erzählte eiligſt, woher er das Geld habe, allein auf dem Wege nach Hauſe und noch mehrere Tage nachher plagte er ſich ſelbſt mit dem Gedanken: wenn es aber nun wirklich falſche Thalerſtücke waren! und malte ſich die daraus entſpringenden Verwickelungen, das gerichtliche Verfahren u. ſ. w. aus.

Wir lächeln nun zwar hierzu, oder auch, wir können es gar nicht faſſen, und doch giebt es in der Welt ſolche Naturen, und eine von dieſen war unſer Flickſchneider.

Bodil wollte, wie geſagt, ihm ſchreiben, und grade an dem Tage, wo ſie ihren Brief begann, ging von dem neuen Gerichtsdirector ein Schreiben an den Prediger mit der Frage ein, ob der Flickſchneider wohl ein ehrlicher Mann ſei, und ob man im Pfarrhauſe Nichts vermißt habe.

Die Veranlaſſung zu dieſer Frage war die, daß bei dem Gerichtsdirector Geld entwendet worden war, daß ſämmtliches Geſinde als unſchuldig befunden worden und unter deſſen Sachen, die man unterſucht, ſich nichts vorgefunden habe; der Flickſchneider hingegen habe ſofort Spuren einer ſonderbaren Angſt und Verlegenheit gezeigt, und als man nun gleichfalls in ſeinem Kaſten eine Nachforſchung angeſtellt, habe man dort allerdings nicht das entwendete Geld, ſondern in einem Strumpfe einen werthvollen Ring, von welchem es ſich nachher herausgeſtellt, daß derſelbe einem der fremden Herrn gehöre, welcher aus Kopenhagen bei dem Gerichtsdirector auf Beſuch ſich aufgehalten, gefunden. Der Schneider habe, ganz wie alle andern Diebe, ſeine Unſchuld betheuert, und als man ernſtlicher in ihn gedrungen, ſei er plötzlich ſtumm geworden und ſpiele nun die Rolle eines Stummen noch fort; er läge außerdem einſtweilen krank darnieder, ob wirklich oder verſtellt ließe ſich nicht entſcheiden. Dies der Inhalt des Schreibens.

Daſſelbe überraſchte in hohem Grade ſämmtliche Bewohner des Pfarrhofes, allein ſie waren in gleichem Grade davon überzeugt, daß der Flickſchneider nicht geſtohlen habe. Japetus Mollerup ſtellte ihm das beſte Zeugniß aus und verſicherte, daß ein Gleiches gewiß von jedem Orte zu erhalten ſein würde, wo die ehrliche Haut gearbeitet habe: er berichtete ferner von dem beſondern Naturell des Schneiders und deſſen Betragen, wenn es das Kapitel der Ehrlichkeit beträfe, und daß bei ihm nichts Komödienſpiel ſei.

Aber, wie ſich nun die Thatſache erklären —? Der Ring war in der That in einem Strumpfe gefunden worden, welcher ganz oben in dem verſchloſſenen Kaſten des Schneiders geweſen. Wie könne wohl der geſtohlene Ring dahin kommen? Wer mochte denſelben wohl in die Kiſte des Schneiders gelegt haben? — Ja, die Auflöſung dieſes Räthſels wird uns, wie ſo viele in der Welt, ſogleich nicht gelingen: wir müſſen Geduld faſſen, bis ſie von ſelbſt kommt: und ſie wird kommen!

Ein Zweifel an der Ehrlichkeit des Schneiders war eine geheimnißvolle Macht, welche bei ihm ſtets eine fieberhafte Phantaſie-Krankheit hervorbrachte: und ungeachtet ihm ſein Verſtand ſagte: „Du biſt ja unſchuldig," ſo brachten dergleichen Raiſonnements ihn nicht aufs Reine, ſeine Phantaſie, gehetzt von Schreckbildern aller Art, ging gleichſam mit ihm durch. Und doch ſprach es in ſeinem

Innern: „Ich bin unſchuldig! Und wenn ich meinem Richter, und ſei es Gott ſelbſt, gegenüber ſtünde, ich würde mit gutem Gewiſſen ausſagen können: Nie habe ich mit meinem Wiſſen oder Willen irgend Jemand ein Unrecht zugefügt!“ Sein Gedächtniß durchlief die feinſten Fäden und Verzweigungen einer jeden ſeiner Handlungen, jeder Nerv der Erinnerung vibrirte, und er kam zu dem Reſultate, daß er ein ehrlicher Kerl ſei und ſein müſſe. Polizei und Polizeibureaux waren in ſeinen Augen entſetzliche Reinigungsmaſchinen im Staate, ein Mühlwerk, welches gar zu leicht die Gewänder eines Unſchuldigen erfaſſen könnte; es zöge Einen am Aermel und riſſe vielleicht den Arm heraus, und verdürbe den ganzen Menſchen. „Die Gerechtigkeit“ ſei eine Frau Blutlos, eine entſetzliche Maſchinerie, durchaus nicht ſeinetwegen, wenn auch anderer Leute wegen nothwendig; die Gerechtigkeit ginge nach ihrer einmal zuſammengeſetzten Vernunfts-Einrichtung, ſie habe kein Herz und kein Gemüth, ſie habe nur Geſetze.

Man wird ſomit begreifen können, daß der Flickſchneider, nachdem man bei dem Gerichtsdirector durch Hausſuchung in ſeinem Käſtchen einen koſtbaren Ring vorgefunden, welcher einem der fremden Gäſte gehörte, auch als der Dieb des vermißten nicht wiedergefundenen Geldes angeſehen wurde, und zwar, ohne daß der geringſte Zweifel ſich darüber geltend machte, und daß er gleichſam in ein Räderwerk hineingeſchleudert wurde, deſſen wilde Fahrt ſeine eigene Phantaſie mit entſetzlicher Gewalt immer zu ſtärkeren Schwingungen antrieb, — er mußte zu Grunde gehen.

Er hatte keine Worte mehr, ihm war zu Muthe, als ſei er plötzlich von einer bedeutenden Höhe herabgeſtürzt; der Wind brauſte durch ſeinen Kopf, das Blut ſiedete um ſein Herz herum, ſtieg mit gewaltigem Druck an ſein Gehirn — — ſein Verſtand war fort.

V.

Ein Beſuch bei Muſikant-Grethe. Nils ſoll ſtudiren.

Es waren nur zwei Monate verſtrichen, ſeit Nils Kopenhagen verlaſſen hatte, und wie Viel hatte er nicht ſchon hier auf der Haide erlebt.

Bodil hatte es übernommen, ihn ſeine Aufgaben in Geſchichte und Geographie zu überhören, der Pfarrer ſelbſt unterrichtete ihn in Religion und in Stylübungen in der Mutterſprache; dieſe wimmelten allerdings von grammatiſchen Fehlern, allein es war Phantaſie und Leben in dem Geſchriebenen. Seine Religionskenntniſſe waren gut, ſeine Bibelſtellen wußte er nicht allein auswendig, ſondern zeigte auch, daß er ſie begriffen habe.

Bodil beſaß ein eigenes Talent, Feldblumen und allerlei grüne Gräſer ſo zuſammenzuſtellen, daß dieſelben dem Auge eine größere Schönheit als im Einzelnen darboten. Gräſer und Blätter, welche kränkelten, und ins Gelbliche ſpielten, ſetzte ſie mit dem krauſen Herzblatte und verſchiedenen Arten wehender Halme zuſammen; Form und Farbe gewannen durch die Gegenüberſtellung und brachten ſtets ein ſchönes Ganzes hervor. Selbſt dem alten Japetus that dieſes Spiel wohl und er ſagte: „Ja, Gott iſt groß, auch in Handarbeiten."

Nils hatte nicht allein ein Auge für dieſe Art der Schönheit, ſondern er zeigte auch darin ein verwandtes Talent; er lernte ſehr von Bodil; er dachte damals nicht daran, wie viel er einige Jahre ſpäter über die Pflanzen, über die Naturküche der Thiere, vom Sauerſtoff und Stickſtoff von Kohlenſäure und Waſſerdämpfen, von dem ganzen Kreislaufe der Dinge lernen ſollte. Gegenwärtig war Bodil ſein Lehrmeiſter.

Eines Tages in der Mittagsſtunde traf ſie ihn auf dem Felde vor dem Garten, ſich damit beluſtigend, einen Stock in einen Ameiſenhaufen zu ſtecken und ſich an der Emſigkeit und Verwirrung weidend, welche unter den Ameiſen entſtand, die mit ihren großen Eiern davon flohen.

„Du ſpielſt ein böſes Spiel," ſagte Bodil, „Du denkſt nicht an den Schaden, den Du anrichteſt, den klugen, fleißigen Thierchen zerſtörſt Du ja ihre ganze Stadt, ihr Haus und ihren Hof." Und ſie erzählte, was ſie von der Klugheit dieſer Thiere wußte; ſelbſt in der Bibel ſteht geſchrieben: Gehe hin zu den Ameiſen und werde weiſe!

Nils hielt ſogleich in ſeinem Spiel inne, und welche Bedeutung bekam für ihn von Stund' an jeder Ameiſenhaufen auf dem Felde!

Bodil befand ſich gerade unterwegs mit warmem Eſſen für die Muſikant-Grethe, welche in ihrer einſamen Hütte bettlägerig war; Nils begleitete ſie dorthin; es war in der heißen Mittagszeit, die Sonnenſtrahlen fielen ſengend herab; ſie betraten die Anhöhe, von wo aus die ganze große Haide ſich ihren Augen zeigte. Welcher Anblick! Es war nicht mehr die alte wohlbekannte Gegend, eine neue paradieſiſche Natur, wie Nils ſie früher nie geſchaut, lag vor ihnen ausgebreitet: ein großer weit ausgedehnter See in der ſchönſten Windſtille, mit herrlichen waldigen Werdern beſtanden, die ſich umgekehrt in den Gewäſſern ſpiegelten; hohe Thürme mit Bruſtwehren von Gebüſch, gleich hängenden Gärten. Seine Augen ſtrahlten, indem er dieſe Herrlichkeit erblickte; aber dann kam es ihm in den Sinn, daß es Hexerei, Blendwerk der Kobolde ſein müſſe. Er wußte aus den Erzählungen des Flickſchneiders, daß das ganze Land hier in entſetzlicher Weiſe mit Kobolden und Unterirdiſchen angefüllt ſei, welche die alten mit Haidekraut überwachſenen Hünengräber auf feurigen Stützen in die Höhe höben; er kannte auch die Geſchichte vom Tannhäuſer, welcher von Frau Venus in das Gebirge zu einer wunderbaren Herrlichkeit geführt wurde, allein dies Alles war nur vom Böſen; unwillkürlich faltete er die Hände.

„Wie ſchön, wie herrlich!“ rief Bodil, „großer Gott, wie ſchön!“

„Iſt das nicht Hexerei?“ frug Nils. „Hier iſt ja ſonſt nur die nackte Haide, und ſonſt weder Wald noch Baum, oder gar ein See!“

„Nein, es iſt in der That ſo,“ ſagte Bodil. „Ich kann Dir zwar keine Aufklärung darüber geben, es iſt aber Etwas, ungefähr wie der Regenbogen, welcher ſich zeigt, doch wohl nicht ſo oft und überall, wie dieſer. Es kommt von Gott, der Böſe hat keinen Theil daran.

Was ſie erblickten, war eine fata morgana, wie ſie an den heißen Sommertagen ſich auf der jütländiſchen Haide und in den Steppenländern zeigt. Die Gewäſſer, die Inſeln, die Bäume und Thürme, Alles trat hervor in ganz beſtimmten Umriſſen, deutlich bis auf den kleinſten Theil.

Hier zum erſten Male ſann Nils über das „ſein oder nicht ſein“ nach, und hier genügte ihm die Erklärung Bodils.

Endlich traten ſie in die Hütte zu Muſikant-Grethe; in der niedrigen, aber ſeit lange nicht ausgelüfteten Stube war Alles rein und ſauber; die alte Frau lag in einer Art von Schlafbank gebettet, die Harmonika ſtand auf einem Stuhle in ihrer Nähe, ganz wie ein anderer Kranker manchmal an ſeinem Lager ſeine Lieblingsblume oder ein Lieblingsbuch hat; von der Decke herab und an den Wänden hingen Kränze von Haidekraut und Chriſtdorn. Die Harmonika war ihre lebende Geſellſchafterin, ihr „Herzenskind“, mit der Harmonika ſei ſie nicht allein, ſagte ſie. Heute fühle ſie ſich etwas beſſer; ihr Uebel hatte ſeinen Sitz gerade in der Herzgrube gehabt, aber jetzt würde ſchon das gute Eſſen aus dem Pfarrhauſe es ganz und gar verjagen.

Bodil erzählte ihr von den Trübſalen des Flickſchneiders und daß er ſeinen Verſtand verloren habe.

„Der arme Menſch!“ ſagte Muſikant-Grethe. „Ja, ja, ich dachte es wohl, daß es einmal ein ſolches Ende nehmen würde! Nie hat er ſeinen Nächſten um zeitliche Güter gebracht, nicht um ſo viel, als man von einem Nagel blaſen kann.

Ward er doch ſtets zum Geſpött ſeiner Ehrlichkeit halber! Es zuckte in ihm, wenn irgendwie eine Dieberei in ſeiner Nähe auftauchte, er kannte es einmal nicht anders, es war ihm angeboren. Ich weiß es, ich kann es erklären, wie es um ihn ſteht. Ich diente auf demſelben Gehöfte mit ſeiner Mutter zuſammen; eines Tages vermißte man dort eine Summe Geldes, die Mutter des Flickſchneiders war aber abweſend auf dem Felde; Alles wurde nachgeſehen. Nichts war zu finden; da kommt ſie gerade vom Felde zurück, und indem ſie die Treppe hinanſteigt, erblickt ſie daſelbſt an einer der Stufen eine ganze Menge Kaſſenſcheine, gerade die, welche man ſuchte; ſie wußte von Nichts, ſie hob die Scheine auf und breitete ſie aus auf der Treppe; da muß gerade die Herrſchaft, der Mann war noch Kammerrath, hinzukommen; er reißt ihr das Geld aus den Händen und redet ſie hart an, ſo daß ſie ſich dermaßen alterirte, daß die Beine ſie nicht mehr zu tragen vermochten. Aber da ſei ja weiter nichts dabei, ſagten die Leute, ſie habe ja ein reines Gewiſſen! Und die Herrſchaft kam ja auch dahinter; aber der Schreck, den ſie gehabt, zeigte ſich einige Monate ſpäter; da kam der Kleine acht Wochen früher auf die Welt, als man ihn erwartet hatte, und er war ſo dünn, ſo ganz unglaublich dünn! Die Herrſchaft mußte ihn in Haferſchleim mehrere Tage und Wochen liegen laſſen, der Doctor ſagte, daß es ſo ſein müſſe; ich habe ſelbſt die Terrine geſehen, in welcher der Flickſchneider lag! Am Leben blieb er zwar, aber er wurde nie ein richtiger Menſch mit Fleiſch auf den Knochen; wie ein Schatten und eine Vogelſcheuche ging er immer unter den

Leuten einher, und der Schreck, den die Mutter bekommen hatte, zitterte noch in ihm nach, und kam gelegentlich über ihn, wie das böſe Weſen!

So lautete die Erklärung und Ueberzeugung der Muſikant-Grethe.

„Ich denke über jedes Ding nach,“ ſagte ſie, „ich bin alt und entſinne mich Vielerlei, und ſo lege ich das Eine mit dem Andern zuſammen.“

„Ja, Ihr habt ein gutes Gedächtniß,“ ſagte Bodil, „und was mir am Meiſten Freude macht, iſt, daß Ihr ſo ſchöne Lieder wißt, die ich noch nie in einem gedruckten Buche gefunden habe.“

„Die habe ich meiſt aus meiner Kindheit, und damals gab es hier in der Gegend mehrere Leute, die ſie auch wußten; jetzt bin ich bald allein mit meinen Liedern, und bei mir beginnen ſie auch zu erblaſſen; oft ſind es ganze Verſe, deren ich mich nicht entſinnen kann; aber, wenn ich auf den Ton komme, der dazu gehört, dann hilft es oft, wenn ich den Spielmann dort zu Rathe ziehe,“ und ſie deutete auf die Harmonika; „wenn ich dem die Melodie ſpielen laſſe, ſo wird es mir manchmal klar, und ich komme wieder auf den ganzen Vers.“

„Ihr wißt ein Lied von einem Königsſohn und einer Prinzeſſin,“ ſagte Bodil, „das müßt Ihr, wenn wir uns nächſtens wieder im Pfarrhauſe ſehen, mir auch vorſingen, damit ich es niederſchreiben kann.“

„Ihr habt ſchönere Dinge in den gedruckten Büchern!“ ſagte Muſikant-Grethe. „Was ich weiß, iſt nur dummes

Zeug, aber es hat doch das voraus, daß es alt und wirklich paſſirt iſt."

Während des Winters hatte Bodil an mehreren Sonntagsabenden den Leuten im Pfarrhauſe laut vorgeleſen und Muſikant-Grethe war auch als Zuhörerin dabei geweſen.

„Bringe mir ein gutes Buch mit nach Hauſe," hatte Bodil geſagt, als der alte Prediger nach Kopenhagen abreiſte, und die Pfarrfrau hatte gebeten: „Bringe mir einen böſen Knaben, ſchlechter Leute Kind, mit!" — Ein gutes Buch war gebracht worden, die echten däniſchen Romanzen, die „Holzſchnitte" von Chriſtian Winther. Der Baum der Poeſie hat viele Zweige, einige ſind glatt und polirt, ſie ſind faſt Mahagoni, und darin haben ſie ihre Bedeutung, andere ſind ſaft- und kraftvolle Zweige, die blühende Naturfülle, und einen ſolchen Zweig hatte Japetus Mollerup ſeiner Tochter mitgebracht. Die Pſalmen Kingo's, ein gutes, gedrucktes Exemplar, und in Abſchrift mehrere von den ſeelenvollen und naturfriſchen Pſalmen Brorſons und Ingemanns waren ihr Beſitz aus der poetiſchen Literatur, waren ihr ein Schatz, ein Reichthum; und als ſie bald erfuhr, daß auch Nils ein offenes Gemüth für dieſelben hatte, theilte ſie ihm gar gern davon mit; und es haftet an den Reichthümern des Geiſtes der Segen, daß, jemehr wir Andern von denſelben mittheilen können, um ſo werthvoller werden ſie wiederum für uns. Sie ließ aus ihrem Bücherſchatz den reichen Quell der Poeſie ſtrömen, und zwar ihm zur Freude. Faſt die ganze Bibel und alle Geſchichten in

„Tauſend und Eine Nacht“ hatte er ſchon geleſen, bevor er nach Jütland kam; was er geleſen, klärte ſich in ſeinem Innern auf, und er ſtellte ſein Licht nicht unter den Scheffel; bald wußte Jeder im Pfarrhauſe von ſeiner Beleſenheit zu erzählen; und er erzählte und erklärte den Leuten in ſeiner Weiſe; den „Prediger“ nannten ſie ihn. „Aus ihm müſſe ein guter Prediger werden,“ ſagten ſie, und die Stimme des Volks wurde hier in Wahrheit der Pfarrfrau eine Stimme Gottes; auch ſie hatte ihre Freude an ſeiner Klugheit, und namentlich an ſeiner Bibelkenntniß. Wußte er doch zugleich ein ganzes Stück Latein auswendig, wie der alte Pfarrer ſelbſt geſagt hatte.

Wir ſind es der Pfarrfrau ſchuldig, zu erklären, daß bei ihr zuerſt der Gedanke entſtand, Nils müſſe ſtudiren; dazu habe er Kopf, und ſei er auch nicht das gottloſe Kind, welches ſie einſt ſich gewünſcht, um aus demſelben einen guten Chriſten zu machen, ſo ſei er vielleicht Derjenige, welcher durch ihre geringe Mithilfe ein guter Hirt werden könne für die Heerde des Herrn. Wunderbar ſind die Wege Gottes! Wer könne vorausſagen, wohin Nils es bringen möchte! Vielleicht könne er Probſt werden, wohin nicht einmal der alte Pfarrer, der Würdigſte, der Beſte in dieſer Welt, gelangt ſei, in welcher der liebe Herrgott, wie ſie meinte, in Dieſem und Jenem den Menſchen einen Theil der Gewalt überlaſſen habe. Bei irgend einer guten Gelegenheit müſſe ſie mit dem Pfarrherrn von der Sache reden.

Nils las und legte aus, was er geleſen, und er begriff auch, was ihm erzählt wurde, und war ganz erfüllt davon, wenn die Rede auf den „unſichtbaren Stein in dem tiefen Thale“, auf die Unterirdiſchen und namentlich auf den ſchwediſchen Krieg vor über zweihundert Jahren kam, als die polniſchen Hilfstruppen mit Tataren, Kalmüken und Türken ins Land kamen. Dieſe fremden Völker und jene Zeiten waren verſchwunden, aber ein Stamm war noch immer auf der Haide geblieben: ein halb myſtiſcher Hauſe Vagabonden; bald waren ſie da, bald waren ſie wieder verſchwunden, es ſei aber ein zuſammengelaufenes Pack, man dürfe ihnen nicht trauen, und ſie ſeien auch nicht gerade Alle aus derſelben Race; es gab zwar wirkliche Zigeuner unter ihnen, die man an ihren Reden, ſchwarzen Adleraugen und an ihrer ganzen Geſtalt erkennen konnte, aber in der letzten Zeit habe man aus dieſem echten Zigeunerblute nur eine einzige Geſtalt geſehen, und dies ſei gerade diejenige, mit welcher Nils zuſammengetroffen ſei.

Muſikant-Grethe wußte aus dem Munde ihrer Großmutter, und das war aus uralter Zeit, da noch die Wölfe hier in Rudeln zuſammengingen und Eber die Menge dawaren, daß Jeder ſich ſelbſt Recht verſchaffte über die Zigeuner, die damals ein vogelfreies Volk geweſen, dem man ohne Weiteres die Ohren abſchnitt und die Naſe aufſchlitzte, wenn man dazu kommen konnte. Tief in den Wäldern von Silkeborg hatten die Zigeuner damals ein Standrecht über einen ihrer eigenen Leute gehalten; bis auf die nackte Haut ausgezogen, habe der braune Kerl unter einem der großen Bäume ſtehen und einen weißen Stecken zwiſchen den Zähnen halten müſſen; die ganze Schaar habe einen Kreis um ihn gebildet, der Häuptling habe in ihrer heidniſchen Sprache eine Rede gehalten, und darauf ihm grade ins Geſicht geſpuckt, die Weiber hätten ihn aus dem Kreiſe hinausgepeitſcht, und von Stund' an ſei er aus ihrer Genoſſenſchaft ausgeſtoßen.

Wie lauſchte Nils nicht dergleichen Erzählungen, er begab ſich oft weite Strecken in die Haide hinaus, wo man ſagt, daß die Zigeuner ſich zeigten; aber er ſtieß nie auf ſie, auch ſah er Jahre lang keine Fata Morgana wieder, welches ihn kürzlich in ſo hohem Grade ſtaunen gemacht, ja in Schrecken verſetzt hatte.

Der Herbſt war zu Ende, die Weihnachten kamen heran mit dem erſten Schnee, mit all der angeſtammten Herrlichkeit des einſamen Landlebens; die Tage des Feſtes athmeten Leben und Freude. Die Leute tanzten in der ausgeſchmückten Scheune; ſie wurden mit Reis und Pfannkuchen bewirthet, ja, ſie bekamen ſogar Punſch. Muſikant-Grethe ſpielte ihre Tanz- und Liedermelodien, und die Leute ſagten, ihr Spiel ſei ebenſo gut, wie Violine und Klarinette. Das Schneegeſtöber jagte draußen, man ſah keine Spur von Straße, Thal oder Hügel; die Luft ſelbſt war ein reißender, wirbelnder Golfſtrom von Schnee. Es war Muſikant-Grethe rein unmöglich, ihr Häuschen zu erreichen, geſchweige denn in daſſelbe hineinzukommen, war es doch ganz und gar von dem herabſtürzenden Schnee wie in den Hügel hineingedrückt. Der Pfarrhof ſelbſt war verſchneit, Alle mußten hier in den Stuben bleiben; während der langen Abendzeit machte Nils den Vorleſer aus der bibliſchen Geſchichte vom Engel und dem jungen Tobias. An ſeine Vorleſungen knüpfte er Erklärungen, und gerieth dermaßen in Eifer, daß er gar nicht bemerkte, daß Javetus Mollerup ſelbſt unter ſeine Zuhörer getreten war, bis endlich dieſer am Schluß des Ganzen ſagte:

„Das war brav, Nils, Du haſt Dich bei dem Bibelleſen gut bewährt.“

Als nun die Pfarrfrau ſpäter ihre heimlich gehaltene Meinung ausſprach, war derſelben ſchon ein empfänglicher Boden bereitet, und ein Wendepunkt, in Betreff der Zukunft des Knaben, fand ſtatt. Ein Schutzengel, gleich demjenigen, welcher den jungen Tobias geleitete, ſtand auch an der Seite des armen Knaben vom Runden-Thurme; ein Mann der Bibel ſollte er ſein, ein ehrlicher Diener im Weinberge des Herrn.

Der Uebermuth der Welt und das viele Wiſſen brächten die jungen Theologen dahin, von dem wahren Pfade des Glaubens abzulenken, meinte Javetus Mollerup: Segenbringend würde es ſein, wenn es ihm vielleicht gelinge, das fromme, kindliche Gemüth ſchirmen und ſtärken, und das Wort des Herrn in demſelben rein und unverfälſcht bewahren zu können! Ja, es ſei ein guter Einfall, ein richtiger Einfall ſeiner Frau, daß Nils zum Studiren angehalten werden ſolle; die Befähigung dazu habe er, und es müſſe in Geiſt und Wahrheit Etwas für das arme Kind gethan werden, ja vielleicht ſchon um der Mitchriſten willen.

Javetus Mollerup war einſt ein geübter und geachteter

Lehrer geweſen; außer dem ſogenannten „General“ und deſſen Bruder, Herrn Schwane, hatte er, als er noch Student war, mit Erfolg einige andere junge Männer, die ſpäter tüchtige Beamte geworden, zur Univerſität vorbereitet; zwar war eine Reihe von Jahren verſtrichen, ſeitdem er ein ſolches Lehramt verwaltet und ſelbſt Vorleſungen beſucht hatte; man forderte wohl jetzt Dieſes oder Jenes mehr, als damals, allein das Wichtigſte, Griechiſch und Lateiniſch, ja ſelbſt Mathematik, hatte er noch vollſtändig inne, das wußte er; es würde ihm ſelbſt Vergnügen machen, dieſe alten Uebungen wieder aufzufriſchen. Nils begann alſo jetzt ernſtlich ſich der lateiniſchen Sprache zu befleißigen. Wer hätte das wohl ſagen ſollen, als er auf dem Gange der Regenz in Kopenhagen ſeinem Vater damit behilflich war, die Stiefel der andern Studenten zu putzen.

Lehrer und Schüler gingen mit gleichem Eifer an das Studium, und dieſer Eifer ſteigerte ſich ſogar; der alte Pfarrer empfand eine recht herzliche Freude dabei, denn Nils eignete ſich leicht und ſpielend ſelbſt die trocknen Anfangsgründe an; hier war die wahre Leſeluſt zugegen, und bei dieſer noch — und das war ja ein Zeichen des Glaubens — blieb ihm die Bibel das liebſte Buch.

Es würde indeß ganz und gar falſch ſein, wenn wir der Anſicht wären, Nils ſäße immer und ewig nur über den Büchern; nein, mit der ganzen Lebhaftigkeit eines Knaben jagte er trällernd bald auf der alten Mähre, bald auf muthigem Roſſe dahin, wenn dieſe in den Lehmgraben zur Tränke geritten wurden. Mit Blaff, dem

Kettenhunde, ſchloß er Freundſchaft, er, welcher ehedem jedem kleinen Hündchen in dem hundereichen Kopenhagen aus dem Wege gegangen war.

Der Winter war bald zu Ende, der Frühling brach hervor; der erſte grüne Baumzweig aus dem Walde wurde auch im Pfarrhofe in's Waſſer geſtellt, als Verkündiger, wie weit es draußen gediehen, wie warm die Luft ſei; im Zimmer bemerkte man dies noch nicht ſo recht. Das Getreide wucherte grünend auf dem Felde, die Lerche ſchwang ſich empor mit zitterndem Getriller, der Storch war längſt angekommen, ſelbſt die ſchwarzen Störche ſaßen auf den Bäumen im Moorgrunde und warfen ihren weißen Cameraden, welche in dem trüben Waſſer umherſtolzirten, zornige Blicke zu. Aus dem magern Sandboden ſchoſſen Heidelbeeren und Preißelsbeeren in Menge hervor, die Farnkräuter breiteten ihre grünen gefiederten Blätter aus, der Wacholder und das blanke Blatt des Chriſtdorns thaten dem Auge wohl in dem friſchen, hellgrünen Scheine. Doch wie der Frühling ſich geſtaltete, das erzählt die Natur in jedem Sommer, von Nils erfahren wir aber nicht jeden Sommer Etwas, und deshalb dürfen wir ihn nicht aus den Augen laſſen.

VI.

Auf der Entenjagd. „Studentwerden.“

Nach dem ſogenannten alten Gehöfte am Aalwehr, dort, wo heutzutage das Städtchen Silkeborg ſich erhebt, war vom Pfarrhoſe aus ungefähr eine Meile. Allein der Fußgänger konnte ſich dieſen Weg, welcher tief und gewöhnlich mit dem Wagen ſchwer zu paſſiren war, um die Hälfte kürzen, wenn er vom Pfarrhoſe aus, über die Anhöhe direct auf den See dort wo das einſame Fährhaus noch an der ſandigen Küſte liegt, zuſchritt; hier hat der See nur eine Breite von ein paar Steinwürfen, und wenn man an dieſer Stelle hinüberſetzte, war blos eine kurze Strecke bis zum Aalwehr und dem alten Gehöfte, woſelbſt Herr Schjött wohnte, welcher die Aufſicht über den Aalfang hatte, der damals auf Rechnung der Regierung betrieben wurde. Der Ackerboden ringsum, der zu dem damals ſogenannten „Reiter-Gute“ gehörte, lag öde und unbebaut, und doch herrſchte hier weniger Einſamkeit, als auf der Haide ſelbſt und in der Gegend des Pfarrhofes; man hätte glauben können, hier unten am See ſei die ganze Scene für „die Vögel“ des Ariſtophanes. In der üppigen Wildniß von

Röhrigt und Binſen, von alten knorrigen Erlenbäumen, die ſich bis weit in die Gudenau hinaus erſtreckten, in welcher die Waſſerlilien ganze Inſeln bildeten, befanden ſich immer große Schaaren von Vögeln, welche nur einige Mal jährlich von Jägern aufgeſcheucht wurden, die hier aus weiter Ferne wegen der Ottern- und Entenjagd herzogen.

Herr Schjött war ein leidenſchaftlicher Jäger, und all' das Entenwild, welches in die Küche des Pfarrhofes ging, war von einem ergebenen Gruße des Herrn Schjött begleitet. —

Nils ſah immer die prächtig gefiederten Enten und Vögel ankommen, er war auch ein aufmerkſamer Zuhörer von Jagdabenteuern, welche Herr Schjött zum Beſten gab, und dieſes Alles war ihm eine neue Offenbarung der Freude und der Luſt. Allein Nils hatte noch keine Flinte abgefeuert und es verſtrich auch noch eine lange Zeit, ehe er auf die Jagd ging. Dies geſchah erſt im dritten Herbſte, nachdem er nach Jütland gekommen war. Herr Schjött hatte oft ſeine Luſt, eine Jagd mitzumachen, bemerkt, und da Nils fleißig bei ſeinen Studien und dazu ein flinker Knabe war, dem es nur wohlthuend ſein könne, wenn er ordentlich in die Luft käme, ſo erlaubte ihm Japetus Mollerup, Herrn Schjött auf die Entenjagd zu begleiten. Dieſe ſeine erſte Jagd, auf welcher er eigentlich nur das Zuſehen hatte, denn er feuerte allerdings die Flinte ab, traf aber Nichts, wurde ihm, trotz mancher andern ſpätern, luſtigen und glücklichen Jagd unvergeßlich; dieſelbe brachte ihm eine der kleinern Lebenszufälle, deren man ſich zeitlebens erinnert, während größere Bilder verſchwinden; ſein Wunſch, Leuten aus der echten Zigeunerrace zu begegnen, ging hier in Erfüllung.

Im Pfarrhofe befanden ſich zwei Flinten, eine gute und eine, mit welcher man allerdings ſchießen konnte, jedoch den Fehler hatte, daß ſie ſtieß. — Nils würde von dieſer Flinte einen ganz gehörigen Schlag bekommen; am Beſten, meinte die Pfarrfrau und Bodil, ſei es, er nähme gar keine Flinte mit, er ſolle nur zuſehen, wie es überhaupt auf der Jagd herginge. Der alte Prediger dagegen ſagte, daß zur Jagd eine Flinte gehöre und daß Nils eine ſolche haben müſſe, er ſei ja kein Kind mehr, zöge ja in Begleitung des Herrn Schjött aus, der ihm ſchon die nöthige Anweiſung geben würde, und unſer Herrgott würde ihn ſchon ſchützen.

Am frühen Morgen, bevor noch die Sonne aufging, mußte Nils und Herr Schjött in dem Röhrigt ſein, weshalb ſie auch am Abend vorher den Pfarrhof verließen. — die Nacht wollten ſie in dem alten Gehöfte zubringen. Nils hatte ein Paar große Waſſerſtiefeln, die dem alten Prediger gehörten, angezogen, und der Marſch wurde ihm deshalb ziemlich beſchwerlich; allein ſie hatten ja nur eine kleine Strecke über die höchſte Anhöhe der Windingedal-Hügel bis an das Fährhaus zurückzulegen, und wenn ſie von dort aus über das Waſſer geſetzt wurden, war nicht mehr weit zu gehen. Es war naßkaltes Wetter und der Wind erhob ſich ziemlich ſtark, was ſie erſt bemerkten, als ſie ſich auf der Anhöhe befanden; der ganze Langſee rollte ſchäumend dahin; auf dieſem Gewäſſer ſegelte einmal, wie die Sage erzählt, ein Biſchof, Namens Petrus, welcher die Abſicht hatte, ſich eine Ritterburg zu bauen, aber noch immer in Zweifel über den Ort war, wo er dieſelbe aufführen wollte; da führte ihm der Wind ſeine ſeidene Mütze vom Kopfe, und er faßte den Entſchluß, daß, wo die Mütze ans Land getrieben würde, die Burg ſich erheben ſollte, und ſo geſchah es auch; und von dieſer ſeidenen Mütze erhielt die Burg den Namen Silkeborg (Seidenburg), wurde aber im Verlauf des ſchwediſchen Krieges wieder zerſtört; jetzt war kein Stein mehr von der Burg zu ſehen, nur zwei große Eichen erhoben ſich hoch über die Erlen und zeigten, wo einſt die Einfahrt der Burg geweſen.

Herr Schjött und Nils erreichten bald das Fährhaus; das Boot, in welchem ſie ſich hinüberſetzen laſſen wollten, war in das Röhrigt hineingezogen, weil draußen die Wogen hoch gingen; der Wind hob den gepeitſchten Schaum hoch über den Waſſerſpiegel, ſo daß er ihnen ins Geſicht flog.

Die beiden Wanderer traten an die Hausthür, zogen die Schnur, welche an der Klinke befeſtigt war, und traten in die niedrige Stube; ſelbſt Nils reichte bis in das Gebälke hinauf.

Außer dem Fährmann und ſeiner Frau befand ſich noch eine Perſon in der Stube: eine kräftig gebaute Frau, auf dem Kopfe trug ſie einen großen Mannshut; ſie machte ſich immerfort mit etwas zu thun, was auf dem Fußboden lag, und die Frau des Fährmanns, nachdem ſie die Eintretenden begrüßt hätte, ſchien ſie nicht aus den Augen laſſen zu wollen.

„Es weht hart draußen,“ ſagte Herr Schjött, „aber das Fahrzeug wird wohl ſchon Stand halten.“

„Wenn mein Mann hinüber muß,“ ſagte die Frau des Fährmanns und warf einen Blick auf das ſtarke Frauenzimmer, „dann könnt ihr mit.“

„Ih, ja! ih, ja!“ war die Antwort der fremden Frau.

Der Fährmann ſchenkte ſich erſt einen Schnaps ein, damit ſein Frühſtück ihm beſſer ſchmecke; der Schnaps war noch von der großen Jagdgeſellſchaft, welche vor drei Tagen hier geweſen, ihm zurückgelaſſen; es war eine feine Sorte, und vielleicht deshalb wagte er es, Herrn Schjött auch ein Glas davon anzubieten.

„Ih, ja, ih, ja!“ wiederholte die Frau; es ſchien, als habe ſie nicht gerade große Luſt, über das wenig einladende Waſſer zu fahren, welches allerdings brauſte, als befände man ſich am Ufer des Meeres.

„Was iſt das, womit Ihr da kramt?“ fragte Herr Schjött.

„Mein Gründling,“ antwortete ſie, und jetzt erſt wurde man gewahr, daß es ein altes, verkrüppeltes Kind, gar elend von Gliedmaßen, mit einem großen Kopf mit rabenſchwarzen, flammenden Augen war. „Fiſtaris [illegible]ders!“*) fuhr ſie fort und hob ihre fünf Finger empor.

---

*) Fünf Jahre alt.

„Ja.“ ſagte die Frau des Fährmanns, „das iſt aber auch ein Kreuz, welches Ihr zu tragen habt.“

Allein das Antlitz der fremden Frau nahm einen Ausdruck an, als ob ſie ſagen wollte: „Es iſt doch mein Liebſtes!“ Sie erhob ſich und berührte dabei die Decke des Zimmers, daß ihr Hut einknickte, und daß man bei der Kopfbewegung, welche ſie in Folge deſſelben machte, ihre dunkeln, ſcharfmarkirten Züge und ein Paar Augen, wie die eines Raubvogels, erblickte. Nils kannte ſie ſchon von jener Stunde her, wo er ſie draußen auf der Haide an ſich vorüberſchreiten ſah. Sie war eine echte Zigeunerin, das wußte er.

„Jetzt werdet Ihr ſchon hinüberkommen.“ ſagte die Frau des Fährmanns, „Ihr könnt wenigſtens das Aalwehr erreichen; fragt einmal Herrn Schjött.“

Sie traten aus dem Hauſe; der Wind heulte in das Röhrigt und die Binſen hinein, die ſich hin- und herbewegten und zu Boden neigten, als ob ſie knicken wollten, ſie legten ſich faſt ganz auf die Waſſerfläche nieder, die ſich ſchwarz und ſchäumend dahinwälzte.

Das Boot wurde herausgeholt; Nils und Herr Schjött placirten ſich, wie ſie es am Beſten vermochten, ſie ſaßen wie in einer Schaukel; am ſchwierigſten wurde es der Zigeunerin zum Sitz zu gelangen; endlich ließ ſie ſich ganz auf den Boden des Fahrzeugs nieder, indem ſie in ihrem Schooſe den „Gründling“ Nils gerade gegenüberhielt, auf welchen ſich fortwährend die ſchwarzen ſtechenden Augen des Ungethüms hefteten.

„Ih, ja!“ ſchrie die Frau, als das Boot vom Ufer abſtieß. Der Wind fuhr einigemal über ſie dahin, die Wellen ſchlugen an das Boot, daß es beinahe umgeworfen hätte. „Ih, ja, mein „Gründling“!“ ſchrie ſie laut auf, und machte einige Bewegungen, die gar nicht von der beſtangebrachten Art in Bezug auf die Fahrt waren; der „Gründling“ lachte in demſelben Augenblicke laut auf, daß es weit hinſchallte; es war grauenhaft anzuhören.

„Halt's Maul!“ lautete die kurze Anrede des Fährmanns.

Wind und Wetter nöthigten den Fährmann, einen bedeutenden Umweg zu machen, und es war faſt ganz finſter geworden, als ſie an der gegenüberliegenden Küſte landeten. Die Zigeunerin ſagte ein Paar Worte, wahrſcheinlich drückte ſie ihren Dank aus; Nils verſtand aber nicht, was ſie ſagte, und ehe er weiter denken konnte, war ſie ſchon verſchwunden; allein der Eindruck von der Frau mit ihrem Idioten-Kinde, die ganze Ueberfahrt bei dieſem Wetter hafteten für alle Zeit in ſeiner Erinnerung. Der Regen goß vom Himmel herab; es war indeß nur eine kurze Strecke Weges bis in das alte Gehöfte, allein es war, als ob ſie durch eine Untiefe wateten; Nils ſank tief hinein, und gut war es, daß er die Waſſerſtiefeln des alten Japetus angezogen hatte; doch naß bis auf die Haut wurde er immerhin.

„Nun, dafür werden wir ſchon Rath ſchaffen,“ ſagte Herr Schjött; und als ſie ſich in dem alten Gehöfte befanden, mußte ſich Nils ausziehen, und andere Sachen, die

Herrn Schjött gehörten, anziehen, und dieſelben waren vollkommen und groß nach allen Richtungen hin. Seine eigenen Kleider breitete man am Feuerheerde aus, er müſſe ſie ja am andern Morgen früh auf der Jagd tragen, und ſie würden ſchon trocknen, — wenn nur auch die Stiefeln trocken würden; dieſe ſtellte man auf die heiße Eiſenplatte des Feuerheerdes, und für die beiden triefnaſſen Jäger wurde gleichfalls Sorge getragen, ſie bekamen gekochte und gebratene Aale mit Sauerkraut und Arakpunſch. Nils bekam ein ſehr großes Glas: man müſſe ſich ſtärken für den folgenden Tag, und ein Jäger würde ſchon ein Glas vertragen, ſagte Herr Schjött.

Der anſtrengende Marſch und der ſtarke Punſch machten Nils bald ſchläfrig; er warf ſich auf ſein Lager und ſchlief auch ſofort ein; allein, ſei es nun die Phantaſie oder der ſtarke Arak oder das Sauerkraut und die fetten Aale, oder wahrſcheinlich das Ganze zuſammengenommen, der Schlaf brachte ihm einen ungemüthlichen Traum; das Idioten-Kind lag in ſeinem Schooſe und ſtarrte ihn mit ſeinen feurigen Augen an, es war ihm, als würde er dadurch überwältigt, er fühlte ſich wie gelähmt, und der „Gründling“ wurde immer ſchwerer, deſſen Arme, die er emporhob, nahmen die Geſtalt der Flügel einer Fledermaus an, er ſchlug mit dieſen Flügeln, und drückte Nils immer feſter an ſich; dieſe Flügel waren ſchleimig, weich und doch von einer merkwürdigen Gewalt; er vermochte es nicht, ſich das Unthier abzuſchütteln, — ein ſolches war es ja. Und dieſes Unthier lachte laut und entſetzlich, daß es weit umherhallte, er vermochte es endlich nicht länger auszuhalten und machte deshalb in ſeiner Verzweiflung eine gewaltſame Bewegung; in demſelben Augenblicke fühlte er die feſten, ihn ſchüttelnden Klauen des Unthiers ſo, daß er — dabei erwachte. — — Herr Schjött ſtand an ſeinem Lager.

„Jetzt mußt Du heraus!“ ſagte er, „Du haſt volle ſieben Stunden geſchlafen, von halb Neun geſtern Abend biſt Du in der Köje geweſen, jetzt werden wir uns auf die Jagd begeben.“

Es war Nils, als ſei er nur eine Viertelſtunde, allerdings eine Viertelſtunde des Entſetzens und der Angſt im Bett geweſen. Indeß, erfreut durch das Verſchwinden des abſcheulichen Traumes, ſprang er ſchnell vom Lager empor, und ſtand bald wieder da, in ſeinen noch feuchten Kleidern; es war ſehr ſchwierig, die Stiefel anzuziehen, ungeachtet deren Füße mehr denn groß genug waren, allein die Schäfte waren in der Hitze zuſammengeſchrumpft, ſie wurden mit Talglicht eingerieben, und dann endlich gelang es ihm, ſie anzuziehen, und die Jagd machte ihm nun doppelte Freude; es wurden Enten, prächtige wilde Enten geſchoſſen; die Hunde holten ſie aus dem Röhrigt heraus.

Doch von dieſer erſten Jagd an, war ihm, wie ſchon erwähnt, das Idiotenkind und deſſen Auftreten im Traume ein ſolches Ereigniß geworden, daß — „es Etwas zu bedeuten haben müſſe!“ ſagte die Pfarrfrau. Wir werden es wohl noch erfahren, ob es eine Bedeutung hat.

Die Jagdluſt war nicht verſchwunden, im Gegentheil, ſie wuchs immer; die Freuden der Jagd wurden von dieſer

Zeit an ſtarke Fäden der Erinnerung, welche den Gedanken an die Heimat, an die Kinderjahre auf der Haide knüpften.

Aus voller Seele war er dabei, wenn die Jagdſtunde ſchlug; aber ebenſo feſt hielt es ihn wieder bei ſeinen Büchern, wenn die Zeit des Studirens da war. In Allem, was er unternahm, zeigte ſich Wille und Ausdauer; dergleichen heftige Ausbrüche, wie wir ſchon geſehen haben, als er die junge Katze gegen den Ofen ſchleuderte, kamen ſehr ſelten zum Vorſchein; aber vielleicht dürfte gerade deshalb einmal ein um ſo heftigerer Ausbruch zu erwarten ſein. Sei wohl ein ſolcher zu befürchten? —

Ihm war das Glück geworden, daß dieſe neue Heimat ſeiner Kindheit von der wohlthuendſten Art für eine Natur, wie die ſeinige, war. In dem Pfarrhof waltete ein echter Geiſt des Friedens; und der chriſtliche Sinn, welcher wie ein Sonnenſchein die Herzen erwärmte, machte gut und beſſer. Sein kindliches Gemüth hatte eine Empfänglichkeit gleich der der Bononiſchen Steine, welche das Sonnenlicht einſaugen, und wenn ſie ſpäter an einen finſteren Ort hingelegt werden, das Licht wieder von ſich geben. Hieran dachte und hieran glaubte Bodil, die ihm die liebevollſte und treueſte Schweſter war. „Durch das ganze Leben des Mannes wird dieſes Licht des Friedens und der Liebe, welches er hier als Kind einſaugt, leuchten und ſtärken.‘ Die alten Predigersleute hatten ihre Freude an der merkwürdigen Entwickelung ſeines Geiſtes, an ſeiner Bibelkenntniß und ſeinem Eifer für die unverfälſchte Verkündigung des Wortes, ja, er ſprach oft lebhaft und innig den

Trieb aus, ein Miſſionair zu werden, und das Reich Chriſti auf Erden zu verbreiten.

Der Tag kirchlicher Einſegnung, welcher um die Zeit vor Michaeli fällt, ſowie auch der Feſttag, an welchem er zum erſten Male das heilige Abendmahl genoß, waren in Wahrheit die Tage des Bundes mit Gott, mit dem perſönlichen Gott, zu deſſen Rechten der Sohn thront, und bei dem der heilige Geiſt wohnt, Drei und doch Ein und Derſelbe.

„Der Hochmuth des Menſchen leitet auf Irrwege!“ ſagte der alte Prediger; „Gott erlaubt es auch, daß das Böſe zeitweilig den Sieg davon trägt, aber das reine Licht des Glaubens iſt wie die Sonne, es bricht zuletzt ſiegreich hindurch nach den düſtern Tagen, und alsdann zerſtieben die finſtern Wolken.“

Als Nils, noch ein Kind in der Heimat auf dem Runden-Thurm lebte, waren ihm die Bibel und „Tauſend und Eine Nacht“ zwei Bücher von gleicher Wahrheit; jetzt war das Märchenbuch an ſeinen rechten Platz in Betreff ſeines Verſtändniſſes geſtellt; die Bibel erhielt den heiligen Platz des Glaubens, dieſelbe ſtand, ein mächtiger Baum, deſſen Wurzeln ſich immermehr in ſeinem Herzen befeſtigten und in deſſen Krone die Stimme Gottes brauſte; ja die Bibel war das Buch der Bücher! Ihr Wort war im Pfarrhauſe lebendig in Gedanken und Ausdruck bei ihm geworden, die geiſtige Welt drang in die körperliche hinein. Allerdings hatten ſich auch die Gebilde des Aberglaubens Eingang zu verſchaffen gewußt, der perſönliche Teufel und deſſen Gewalt waren entſetzliche Geſtalten, aber was vermochten ſie wohl gegen die wahrhaft chriſtlich Frommen? Ihnen iſt Gott gleichſam ein Schild und eine Wehr, — Er, der Augen hat zu ſehen und Ohren zu hören, der Perſönliche, der Herrliche, Er, an den man ſich anklammern kann, Er, der Milde und doch gerechte Strenge, der den verhärteten Sünder in das ewige Feuer ſendet, das nimmer verlöſcht.

In ſolcher Weiſe erblickte und vernahm auch Nils den Gott, in deſſen Namen er durch die Lehre „des Sohnes“ thätig ſein ſollte.

Das ſtille, einförmige Leben hier auf der Haide vom erſten Sonntag im Advent bis zum ſiebenundzwanzigſten Sonntag nach Trinitatis wurde eine reiche, unendliche Zeit, und doch am Neujahrsabend — wie ſchnell war nicht das ganze Jahr verflogen!

Ein Jahr folgte dem andern, es war ſchon das ſechste angetreten, nachdem Nils in den Pfarrhof gekommen war. „Sonderbar, wie doch die Zeit verſtrichen iſt,“ ſagte die Pfarrfrau. Und Bodil meinte, es ſei noch ſonderbarer, daß ſie nur ein Wenig über fünf Jahre beiſammen geweſen ſeien. Auch Nils ſchien es ſo; wie ein Traum, wie ein ganz anderes Leben ſtanden vor ihm die früheren Jahre der Kindheit in Kopenhagen, dorthin ſollte er nun bald wieder zurückeilen, ſollte „Student werden.“

Das Jahr kam heran; um die Mitte Septembers ſollte er nach Kopenhagen abreiſen, wo er jetzt ſeit ſechs langen lehrreichen Jahren, in welche gerade das Alter des Ueberganges fiel, nicht geweſen war.

„Er ſollte,“ wie die Pfarrfrau, ſeine Pflegemutter, ſagte, „jetzt aus ihrer Heimat des Friedens ſcheiden, und wieder hinaus auf die wilde See, in die Welt der Sünde! Drüben in der Hauptſtadt ſei er ein unſchuldiges Kind geweſen, jetzt beträte er ſie wieder als ein erwachſener Menſch, als ein „Kind der Schwäche,“ und der Teufel ſelbſt ginge dort wie ein brüllender Löwe einher. Allein, ging er doch dem Ziele ſeiner Sehnſucht während vieler Stunden und Jahre jetzt entgegen! Student werden! Es liegt ein Klang der Größe, ein Klang der Freiheit, ein Ton der jugendlichen Glückſeligkeit in den Worten: „Student zu werden.“ Doch als die Stunde ſchlug, als er ſich von Allen trennen ſollte, was ihm lieb geworden, zog der Schmerz bei ihm ein: allein er wollte dieſen Schmerz nicht zeigen, und doch hätte man faſt glauben können, daß ſelbſt der Kettenhund Blaff ihn bemerkte, denn derſelbe tanzte und ſchwänzelte ihm zu Füßen. Nils, welcher in früheren Zeiten gern weit von Kopenhagen weggelaufen wäre, blos der Hunde wegen, ſagte jetzt mit thränenſchweren Augen einem Hund Lebewohl. Ja, er war dermaßen ſeit jenen Tagen verändert, daß er ſogar den dreiſten Wunſch äußerte, einen Hund mit nach Kopenhagen zu nehmen. Waldine, der Hund des Herrn Schjött hatte vier prächtige Junge geworfen, Einen von dieſen wünſchte ſich Nils, und dachte gar nicht daran, daß er dadurch die Hundeſchaar Kopenhagens um einen Hund vergrößern würde, und Einer kann Stammvater oder

Stammmutter eines ganzen Volkes werden. Japetus Mollerup war indeß ſo vernünftig, daß er ſich dagegen ſtemmte; Nils werde genug mit ſich und ſeinen Büchern zu thun haben.

Wollene und leinene Sachen, Neues und Gutes gab die Pfarrfrau ihm mit, und ſie ſtreute Lavendel zwiſchen die Wäſche, daß dieſelbe einen angenehmen Geruch haben möge; Nichts an kleinen Bedürfniſſen wurde vergeſſen, weder weißer Zwirn noch ſchwarzer Zwirn, weder Nähnadel noch Stopfnadel, ja ſelbſt einen Fingerhut bekam er mit, denn er müſſe wohl jetzt ſelbſt den Knopf für die Tragbänder annähen, wenn derſelbe abſpränge.

Die alte Bibel und „Tauſend und Eine Nacht" begleiteten ihn gleichfalls, nicht zu reden von den gelehrten Büchern, welche ihn durch die Vorhalle der Univerſität bringen ſollten.

Bodil und die Pfarrfrau weinten: die Mägde in der Küche und im Brauhauſe weinten: „Unſer Sohn geht nach Kopenhagen!" Der alte Prediger gab ihm wie die Andern einen Kuß und ſagte: „Halte feſt an Dein Vaterunſer, in dem haſt Du ein Gebet und einen Leitſtern für dieſes Leben!"

Der Wagen hielt vor der Thür, bei Aarhuus lag der Dampfer, und wenn dieſer ihn nach Kopenhagen gebracht, war auch ſchon dort für ihn Sorge getragen: Herr Schwane hatte ihm Logis bei einer Bürgersfrau, einer Madame Jenſen, in der Schwertfegergaſſe beſorgt, es war mitten in der Stadt, und nicht weit von dem Univerſitätsgebäude entfernt.

„Lebe wohl, du meine Heimat, du „braune Haide!"

Und fort ging es nach Kopenhagen.

VII.

Madame Jenſen. Mutter Börre. „High life“ im zweiten Stock.

Am Zollamte legte das Dampfſchiff an, und ein Matroſe, d. h. einer für die weite Fahrt der Wiſſenſchaft, ja, wir müſſen wohl hinzufügen, ein unbefahrner, ſtieg an's Land.

Es war Nils ein ganz eignes Gefühl, dieſe Stadt ſeiner Kindheit wieder zu betreten, von welcher er, mit Ausnahme von dem Runden-Thurme und der Regenz nur wenig kannte; doch ſeinen Pathen, Herrn Schwane, kannte er, und dieſer ſtand auch am Landungsplatze, und empfing Nils Bryde — wir müſſen ihn von jetzt an ſo nennen, wie ſein Familienname lautet, und wie es in ſeinem Teſtimonium geſchrieben ſtand. Groß und hübſch ſei er geworden, ſagte Herr Schwane, hochgeboren ſei er durch ſeine Geburt droben auf dem Thurme, wohlgeboren, das ſah man, ſei er auch. „Ja, ſolche Witze machen wir hier, daran mußt Du Dich gewöhnen! Es wird noch viel ärger kommen!“

Herr Schwane führte ihn ſogleich in die Schwertfegergaſſe zu Madame Jenſen, welche ſich im Wittwenſtande befand, wie ſie ſich ausdrückte; ſie ſei ſechzehn Jahre verheirathet geweſen, „ohne Reſultat," ſo lauteten ihre eigenen Worte. Der Eingang in das „Zimmer des Studirenden," führte allerdings durch die Küche, aber ſo war nun einmal die Wohnung, ſonſt rein und nett und wohl ausgeſtattet.

„Sehen Sie, hier habe ich einen kleinen Vorhang," ſagte ſie, „hinter demſelben können Sie Ihre Kleider anbringen, da werden ſie nicht verſtäubt! Und hier iſt ein Regal für die Bücher; ſchief iſt es freilich, aber es iſt auch ſeiner Zeit für eine Dachſtube gemacht, wo man keine geraden Wände hat! — Ach, dort haben Sie ein Buch für mich!" ſagte ſie, indem ſie eins betrachtete, welches er auf den Tiſch legte. „Das Buch iſt ſo ſchön grob! Ich kann nur mit groben Büchern zu thun haben, denn mein Geſicht hat ſo ſehr gelitten, weil ich ſo ſehr geweint habe, während der erſten Zeit meines Wittwenſtandes. Ja, das wünſche ich Ihnen, daß Sie das nie erfahren mögen! Ich könnte freilich ſehr leicht meine Lage ändern, denn Anerbieten habe ich ſchon, allein, dann wieder Wittwe zu werden, wenn er ſtürbe, das iſt nicht einladend, und da kann man es ja laſſen, wenn man überhaupt Charakter hat!"

Alles im Zimmer war endlich geordnet. Ein großes Oelgemälde hatte Madame Jenſen aus ihrer eigenen Stube in die des Herrn Studenten hereingetragen, „er müſſe die Jungfrau haben," ſagte ſie; es ſollte eine adelige Dame aus hoher Familie ſein, die Niemand kenne. Das alte Portrait lächelte ihn durchaus nicht an; im Gegentheil, es ſah faſt barſch aus, als wenn die Jungfrau darüber beleidigt ſei, daß ſie bei einem Studenten hängen ſollte; doch das mußte ſie, denn es befand ſich ein Loch in der Tapete, und das Loch mußte verdeckt werden.

Und das Maturitäts-Examen begann — und es endete gut: Auszeichnung in allen Fächern, und namentlich in der Mathematik, und doch hatte er ſeine Mathematik von einem alten jütländiſchen Prediger. Aber Nils Brode war ein mathematiſcher Kopf, er verſtand es ſchon, die Zahlengrößen und mathematiſchen Figuren zu bewältigen; es iſt überhaupt eine falſche Redensart, wenn die Leute ſagen, daß dort, wo viel Phantaſie, wenig Denken iſt; aber die, welche das ſagen, haben vielleicht nicht viel von Beiden.

Etwas hoch, etwas klein und eingezwängt in einer der am wenigſten luftigen Straßen der Stadt wohnte unſer Student. Wie ganz anders war es hier, als im Pfarrhauſe und auf der Haide, wo der friſche Wind über das Haidekraut dahin ſauſte; aber dafür beſaß Kopenhagen auch ſeine Herrlichkeiten; die neuen Kameraden, das Studentenleben, wie es ſich dort für Nils entfaltete, ſprach ihn ſehr an, doch hing ſein Herz an der Heimat in Jütland, und dies leuchtete auch aus jedem Briefe hervor, den er dort hinüber ſendete.

Die Pfarrfrau freute ſich beſonders darüber, daß Nils bei Herrn Schwane einen Zufluchtsort habe; derſelbe ſei ja ein älterer Mann und vertraut mit Allem drüben in der Hauptſtadt, er würde gewiß ein wachſames Auge auf ſeinen Pathen haben, würde ihm mit Rath und That beiſtehen; es ſei gleichfalls ein Glück, daß Nils in das Haus einer ſo braven Frau, wie Madame Jenſen gekommen war. Der ganze Pfarrhof war ſtolz darauf, daß der Sohn, wie er genannt wurde, die erſte und vornehmſte Cenſur bekommen, ja, daß er in einem der ſchwierigſten Fächer, in den „Berechnungen," wie die Pfarrfrau es nannte, ſogar eine beſondere Auszeichnung erlangt hatte.

Mit dem erſten Schiffe, welches von Aarhuus abging, wurden an Nils Bryde vorzügliche Eßwaren, Käſe und Butter, und an Madame Jenſen ein beſonders herrlicher Schinken geſandt, weil ſie ſo gut gegen Nils war; und das war ſie in der That, und ferner war ſie mittheilend in Betreff jeder Freude und jeden Kummers, den auch ſie in ihrem kleinen Hausſtande hatte. Das Diennſtmädchen Anna Sophie gab ſchon Veranlaſſung zu beiden.

„Das Mädchen iſt nicht tiefſinnig, Herr Student," ſagte Madame Jenſen, „da ſende ich ſie vor einigen Tagen in den Gewürzladen, und denken Sie ſich, ſie geht, — wie ſie mir erzählt — und duſelt umher, und ſieht ſich den Mond an und ſagt ſie wahrhaftig, der Mond folge ihr; und als ſie aus dem Gewürzladen wieder den Mond anblickt, ſteht er ſtill, und ſteht ſtill, bis ſie wieder herauskommt; und als ſie dann wieder nach Hauſe geht und immer den Mond anblickt, ſiehe, da geht wieder der Mond mit ihr. Das Mädchen glaubt, daß der Mond ihr in den Gewürzladen folgt und draußen ſtehen bleibt und wartet, bis ſie wieder herauskommt!"

Madame Jenſen klärte unſern Studenten über Zuſtände und Charaktere auf; war er doch, das ſah ſie wohl ein, ein propprer und verſtändiger Menſch, welcher des Abends zu bürgerlicher Zeit nach Hauſe kam, wenn das Schauſpiel nicht zu lange dauerte; denn die Weltluſt, welche Nils Bryde zuerſt mit ſich riß, war das Theater; aber das ſei auch ein unſchuldiges Vergnügen und ſei ſo bildend, ſagte Madame Jenſen. Sie ſelbſt beſuche es nicht; volle drei Jahre, ſeit dem Tode ihres Mannes ſei ſie nicht darin geweſen, allein jetzt denke ſie daran hineinzugehen; gerade in dieſen Tagen ſollte ein Trauerfeſt zu Ehren eines verſtorbenen Künſtlers ſtattfinden, und deshalb ſchien es Madame Jenſen, es ſei jetzt eine ſehr paſſende Gelegenheit für ſie, einmal wieder hineinzugehen, denn wolle ſie einmal in's Theater, ſo ſei es gerade recht mit einem Trauerfeſte zu beginnen. — Und alſo ging ſie, aber ſchon um die Mitte der Vorſtellung kehrte ſie zurück.

„Es ſei gar nicht erheiternd,“ ſagte ſie, „es ſei auch ein ſehr trauriges Trauerſpiel, welches ſie gaben, und ſie habe wahrhaftig genug an ihrem eigenen Theile.“ Doch, was ſie namentlich aus dem Theater gejagt, war auch eine häßliche Perſon, mit welcher ſie in der Loge zuſammengetroffen, ein ſehr „preſſanter“ junger Herr — aufdringlich meinte ſie. „Ich weiß nicht, ob Sie das drüben in Jütland kennen,“ fuhr ſie fort, „aber man bekommt in der Apotheke einige kleine Kügelchen, welche „Pfeffermütterchen“ heißen, die ſehr riechen. „Es ſind ſolche Liebeskügelchen, welche, wenn eine Mannsperſon einem Frauenzimmer Eins giebt, und es daſſelbe iſt, ſo wird ſie Liebe zu ihm bekommen. Das ſoll wirklich mit einer Jungfrau der Fall geweſen ſein, die Jungfrau erhielt nur zwei von ſeinen Pfeffermütterchen, und ſogleich liebte ſie ihn! — Dort ſaß ich nun in der Loge in meinem guten ſchwarzen Anzuge, den Sie hier ſehen; ich war gar nicht bei Laune, ſowohl die Tragödie, als auch mein eigenes Loos verſtimmten mich. Schönes Frauchen, ſagte er, und bot mir eine Düte mit dieſen weißen Kügelchen an. Ich nahm Eins heraus, aber ich ließ es allerdings fallen, und nach einer Weile bot er mir wieder Eins, welches denn auch bald denſelben Weg ging, aber als er mich zuletzt bat, ich möchte die ganze Düte behalten, und ich doch nicht immer und ewig ſitzen konnte und ein Kügelchen fallen laſſen, ſo erhob ich mich und ging meines Weges von ihm und von dem Ganzen. Ich wollte mich nicht bethören laſſen."

Daher kam es, daß Madame Jenſen das Trauerfeſt nicht zu Ende ſah, und die Luſt ferner hinzugehen, ſagte ſie, ſei dadurch nicht gewachſen; doch ausgerottet war dieſelbe auch nicht, ſie hatte zuweilen Anfechtungen, wenn nicht gerade von der Art, wie Nils Brode, welcher ein- bis zweimal wöchentlich hingehen wollte, ſondern ein- bis zweimal jährlich, und dazu mußte noch obendrein eine beſondere Veranlaſſung ſein. Das erſte Mal ging ſie denn auch einzig und allein deshalb in's Theater, weil, wie ſie ſagte, die Tochter des Hökers auftreten ſollte. Das iſt ſo ein nettes, ſuffiſantes Mädchen, mit einer ſo wunderbar ſchönen Stimme. Sie iſt bei dem königlichen Theater, bei Gott! Aber ſie ſingt nicht einzeln, ſie ſingt ſo im Ganzen, wenn ſie Alle auf einmal agiren. Madame Jenſen meinte damit,

Bayerische Staatsbibliothek München

daß ſie im Chor ſänge. Und wegen der Hökertochter ging ſie wieder einmal in's Theater.

Nils Bryde aber betrat das Haus, weil er hier die ganze Herrlichkeit der Poeſie und des Humors vorfand, und weil ſich ihm hier eine neue Welt aufſchloß; im Theater und bei ſeinen Büchern zu Hauſe verlebte er ſeine glücklichſten Stunden; er ſtudirte fleißig, und beſuchte ebenſo eifrig die Collegien; Phyſik und Aſtronomie waren die Vorleſungen, welche ihn ganz beſonders intereſſirten; es war ihm, als wenn die unſichtbare Wünſchelruthe des Gedankens auf dieſe beiden zeigend, ihm unermeßliche Schätze verſpräche; Griechiſch und Lateiniſch, ſo auch die Geneſis der hebräiſchen Sprache wurden aber deshalb doch nicht als Stiefkinder behandelt. Er lebte vorzüglich in den Werken des Geiſtes, in den todten auf ſeinem Arbeitstiſche und in den lebendigen auf der Scene; er wußte Nichts von Entbehrung und Sorgen, dafür ſorgten die guten Pflegeeltern, er hatte auch keine der vielen Unannehmlichkeiten, die man eben hat, wenn man ſich im Wittwenſtande befindet, und mit denen man ſelbſt in einer kleinen Haushaltung ſeine Noth hat, ſagte Madame Jenſen, und ſie hatte Recht. — Doch jetzt kennen wir Madame Jenſen und dürfen uns mit Nils ein wenig außerhalb der Schwertfegergaſſe umſehen.

Es war natürlich, daß die Regenz und der Runde-Thurm nicht die beiden letzten Orte blieben, die er beſuchte.

In der Regenz rührte ſich wohl noch immer daſſelbe friſche Leben wie ehedem, aber unter den Studenten fand er natürlicherweiſe keinen Einzigen von denen, die er in ſeiner

Kindheit gekannt hatte, ſie waren ringsum im Lande verſtreut, waren Prediger, Aerzte, Gerichtshalter, oder bekleideten andere Aemter, die zum Theil in dieſen Benennungen aufgehen. Der Runde-Thurm dagegen zeigte ihm ſogleich, indem er hineintrat, eine alte Bekannte, die, während er ſechs Jahre entfernt geweſen war, nicht gerade ſehr gealtert hatte, nur ihr Geſicht war etwas ſchwach geworden; es war Mutter Börre, welche die roſenrothen Zuckerferkel verkaufte, und ihr eignes Skelett verkauft hatte. Sie kannte Nils nicht, ſie beachtete ihn kaum; gingen doch Tag aus Tag ein Studenten in den Thurm hinauf, die ihr gar nichts angingen.

„Sie kennen mich wohl nicht?“ fragte Nils, „und doch haben Sie mich früher jeden Tag hier geſehen und mich angeredet.“

Sie maß ihn von unten bis oben, er mußte ſich deutlicher erklären.

„Herr Du mein Gott,“ rief ſie endlich, „das iſt ja Nils Wichsburſche!“

Dieſer Name klang allerdings ein wenig unangenehm in den Ohren des „Studenten,“ allein er nahm ſich zuſammen und drückte Mutter Börre die Hand.

„Ei, ei,“ fuhr dieſe fort, „wie gut er gekleidet iſt! Und Student! Nun das iſt eine große Freude für ſeine Eltern in ihrem Grabe.“

Sie nahm die Brille ab, und wiſchte ſich die Augen. Ihr ging es beim Alten; ſie habe es von der Hand in den Mund, und es ſei entſetzlich, wie Alles theuer werde. Nils

Bryde erfuhr, was ſie für die Butter, für das Brot und für den Torf gebe — und endlich, daß ſie einige der beſten Aepfel habe, wenn die Zeit herankäme, und auch eine neue Art Bruſtzucker, welche ſehr gut für die Studirenden ſei, die viel ſitzen und ſich bücken müßten.

Das Geſpräch war ganz gemüthlich, und ſie fand, daß Nils durchaus nicht ſtolz geworden, und ſie hatte gewiſſermaßen Recht; nur beſtätigte es ſich nicht durch Das, was wir noch ferner zu erzählen haben.

Oben auf dem Thurme traf Nils einen jungen Grafen Spuhl, mit welchem er zuſammen immatriculirt worden war; ſie gingen nun mit einander auch wieder den Thurm hinab, und befanden ſich in einem lauten Geſpräche; ſie gingen dicht an Mutter Börre vorüber, und dieſe, als es ihr ſchien, daß Nils ſie nicht bemerke, rief laut und herzlich: „Leb wohl, Nils!“ Dieſe vertraute Benennung genirte ihn aber, er erröthete und grüßte ſie in der ungeſchickteſten Weiſe.

„Ah, die Alte kennt Sie?“ fragte der Graf.

„Ja, ſie kennt mich von Kindheit an,“ antwortete Nils. Sie nennt mich noch immer beim Vornamen, in ihren Augen bleibe ich noch immer ein Knabe.“

Und ſie ſprachen von andern Dingen und trennten ſich darauf; aber Nils Bryde fühlte Reue über ſich ſelbſt; es peinigte ihn, daß er aus falſcher Scham gleichſam Mutter Börre hatte verleugnen wollen. Es kam ihn in den Sinn, wie oft er zu Hauſe in Jütland von Jeſus in Gethſemane geleſen, woſelbſt Petrus in ſeinen Aengſten den Herrn und

Meiſter verleugnet, und dies ſei ihm immer ganz undenkbar und gar böſe vorgekommen. Wie menſchlich war es doch nicht dort in Aengſten und Gefahren! Ihm ſelbſt dagegen, nur deswegen, weil er neben einem jungen Adeligen einherſchritt, war es unangenehm geweſen, daß die arme Frau, die dort im Thurme ſaß und Zuckerferkel verkaufte, ihn kannte; er ſagte zu ſich ſelbſt: Du verleugneteſt ſie ſchon, bevor ſie gleichſam zur Strafe von Gott ihre Stimme erhob, und ihr Lebewohl Dir nachſandte, hätteſt Du ihr freundlich zugenickt, dann wärſt Du wenigſtens nicht verdienterweiſe gedemüthigt worden. Und das dergleichen zu demüthigen vermag! — dachte er ferner — es ſteckt Etwas von einem Lump in mir! Den Lump will ich austreiben!"

Und er beſaß in der That einen Willen. Er begann von jetzt an ſich ſelbſt zu beobachten — aber auch auf Andere Acht zu geben.

„Jetzt werde ich Dich in die Welt einführen," ſagte eines Tages Herr Schwane mit einem Ausdrucke, welcher zeigte, daß er in ſehr guter Laune war. Du wirſt mit mir zu high life im zweiten Stock bei einer meiner Art, bei einem Herrn Meibom, Hageſtolz, ohne Rang und Titel ſein; er hat ſich in allen Geiſtesrichtungen verſucht, er iſt Maler, Schauſpieler, Journaliſt geweſen, er war verlobt und hat die Verlobung wieder aufgehoben, und von dieſem Allen gelebt; jetzt hat er ein Paar hundert Thaler geerbt, und deshalb giebt er, was ſehr vernünftig iſt, eine große Geſellſchaft in einer unſerer erſten Reſtaurationen: verwandte Seelen, Gutentag- und Adieu-Freunde ſind eingeladen, ich gehöre nun zu Beiden, und darf deshalb wie im Kartenſpiele mit einem Begleiter erſcheinen, namentlich mit einem von Deiner Art, einem, der wie Du mit „Tauſend und Eine Nacht“ aufgepöpelt und doch eine Auszeichnung in der Mathematik im Examen erhalten hat“.

Und Nils ging mit Herrn Schwane zum Picknick des Herrn Meibom.

Schon die reich erleuchtete Treppe machte einen guten Eindruck. Eine Reihe Zimmer, erhellt durch Kerzen in ſilbernen Leuchtern, verſetzte ſogleich in eine feſtliche Stimmung. An der erſten Thüre ſtand Herr Meibom ſelbſt, als Dame gekleidet, mit Turban und Schönheitspflaſter, er ſei die Wirthin, ſagte er mit einer affectirt dünnen Stimme, und in weiblichem Tone rief er ſehr accentuirt Titel und Namen jeder Perſon aus; namentlich betonte er einen Capitän der Bürgergarde und einige Frau Secretärinnen, der Vornehmſte der Männer war ein Secretär im Comptoir eines Lohnkutſchers. Es erſchien auch die Frau eines Juweliers, welche ſämmtliche Buſennadeln ihres Mannes im Haar, und den halben Laden von goldenen Ketten an der Bruſt befeſtigt hatte, ſonſt aber gewaſchene Glacéhandſchuhe trug, die etwas fahl waren.

Im Saale hatte man ein Theater errichtet, es ſollten zwei Originalſtücke geſpielt werden, die früher weder geſehen noch gedruckt waren; das eine Stück war von Herrn Meibom ſelbſt und hieß: „Die Jungfrau iſt hinterliſtig, oder kleine Töpfe haben auch Ohren“; das andere Stück war von einem Anonymus, d. h. es war ebenfalls von Herrn Meibom, und hieß: „In Moll, oder Comala ſchläft.“

Für die Herren war Punſch, für die Damen Limonade ſervirt. Das Butterbrot war etwas zähe und hart, was Herr Meibom damit entſchuldigte, daß er ſelbſt Alles geſchnitten und belegt, wozu er drei volle Tage verbraucht habe, es ſei überhaupt nicht leicht, die Wirthin zu machen. Zwei Violinen und eine Flöte bildeten das Orcheſter, die Flöte wurde von einem wirklichen Fräulein geblaſen, und das war das Intereſſanteſte dabei; allein Nils hörte nicht viel von der Muſik, er machte die Bekanntſchaft eines jungen Malers, welcher gerade hier eine paſſende Gelegenheit fand, ſich über die Kunſt und über ſich ſelbſt auszuſprechen. Es wurde melodramatiſch; auch wir müſſen es mit anhören.

„Die Natur,“ ſagte er, „mag immerhin als Studie dienen, ſie iſt immer correct, aber mehr auch nicht; das Genie muß die Natur revidiren; das haben die größten Meiſter gethan: Blicken wir auf die Bildhauerkunſt, da haben wir Thorwaldſen, gut für ſeine Zeit, gut, ſehr gut, Praxiteles, gut für ſeine Zeit! Das jüngere Geſchlecht, wir, die wir auf die Schultern des vorhergehenden hinaufklettern — Sie werden einräumen, daß Derjenige, welcher auf den Schultern eines Andern ſteht, höher iſt, als Der, der ihn trägt — unſere, die kommenden Genies, die Genies der Zukunft (er ſagte hier nicht wir) ſind höher, als Jene! Unſere Genies überſehen die Misgriffe Jener, ſie überſehen ſie mit einer gewiſſen Achtung! Ich bin nun kein Bildhauer, die Kunſt iſt mir zu kalt und zu begrenzt; eine Figur, ja ſelbſt eine Gruppe iſt nur ein Stückwerk! die Welt offenbart ſich in Farben, die Farben müſſen hinzu! Nun kommt das Genie, und auf einer Fläche ſtellt es Länge und Tiefe her! Die Welt, ſelbſt die Geſchichte, die Poeſie, Allegorie, Alles wird lebendig; der Marmor ſteht nur in einer Attitude, das Gemälde bewegt ſich; ein Dichterwerk muß viele, viele Stunden geleſen werden, ehe es Einem klar wird, was es will, — ein Gemälde dagegen, pah! — da ſteht es! ſo ſieht es aus! Das iſt Genie! Den Weg gehe ich."

Und hierauf rollte der Vorhang auf, zu: „Die Jungfrau iſt hinterliſtig." Langweilig war ſie gleichfalls, ungeachtet Herr Meibom ſelbſt im Stücke ſpielte, und doch in ſeinen jüngern Jahren bei der königlichen Bühne geweſen, und dort als die Hinterbeine einer der Löwen in der Zauberflöte aufgetreten war, und ſpäter auf kleineren Bühnen als „Hamlet" Furore gemacht, durch Pauſen Furore gemacht, wie er ſagte, dadurch enthuſiasmirt hatte, daß er das Maul an der rechten Stelle gehalten, worin die Zaubermacht der Schauſpielkunſt beſtehe. — Sämmtliche Spielende wurden indeſſen hier hervorgerufen, Herr Meibom dreimal, und das letzte Mal ſprach er in einem Impromptu, welches er Tags vorher niedergeſchrieben hatte, von dem aufgeklärten Geſchmack des Publicums und ſeiner eigenen Unbedeutendheit, und Beides war eine Lüge, aber ſo geht es ja. Nils ſah und hörte mit etwas getheilter Aufmerkſamkeit zu, getheilt zwiſchen der Vorſtellung und dem Publicum; rechts hatte er Herrn Schwane, links dagegen einen Studenten neben ſich, Einen der Vereinzelten, vor deren philoſophiſchen, weltauffaſſenden Blick die Menſchheit ein Lump iſt! Der Dichter Oehlenſchläger läßt in einer ſeiner Tragödien einen Rieſen auftreten, welcher ſo ſtolz iſt, daß er nie gelacht haben will; das klingt ſtolz genug in dem geſchriebenen Wort, von der Scene aus geſehen lachte man dazu. Hier war Etwas von demſelben Rieſen-Bewußtſein, aber Nils Börre lachte nicht; er blickte Denjenigen halb imponirt an, den Herr Schwane einen Solon-Diogenes nannte, und welcher bei dem ſchlechteſten Theile der Vorſtellung ausrief: „Gut, ſehr gut, beſſer als das Beſte!“ und dabei lachte er, und auch dieſes Lachen war unendlich tief. Hinter ihm ſaß ein junger Comptoiriſt, viel und in Gegenſätzen redend, deſſen Humor darin beſtand, daß er pathetiſche oder erhabene Ausdrücke von täglichen Gegenſtänden gebrauchte.

Zwiſchen den beiden Stücken verabreichte man Eis und Gelée, allein es war ſo wenig auf dem Teller, daß es den Anſchein hatte, als ſeien es die Ueberreſte einer mehr als ſchon halb verſpeiſten Portion, welche Jedem präſentirt wurde.

Der Abend endete mit Sprüchwörterſpiel und „Verwunderungsſitz“, geiſtreich und mit Küſſen; der glückliche Nils wurde von dem Fräulein, welches die Flöte blies, dazu auserſehen, einen ſogenannten polniſchen Bettelgang mit ihr anzutreten, einen Kuß von jeder Dame zu empfangen und jeder einen ſolchen wiederzugeben. Das war high life im zweiten Stock, großes Picknick.

VIII.

Die Familie Arons. Solon-Diogenes. Die Reiſe in's Ausland.

Nils Bryde war durch andere Studenten in einigen Familien der Handels- und Beamtenwelt eingeführt worden; in einer dieſer, ſei es nun durch Zufälligkeiten, durch Sympathie oder „ſollte es nun ſo ſein“, befand er ſich am wohlſten und kam auch dort am häufigſten hin; es war die Familie des reichen Kaufmanns Arons. Der Sohn, Julius, war Student von demſelben Jahre wie Herr Bryde; ſie fanden Gefallen an einander, ungeachtet ſie in verſchiedener Weiſe begabt und ausgeſtattet waren; Julius Arons war ſehr ſchön, gutmüthig und herzlich, und gut gekleidet, aber durchaus kein Freund von vielem Studiren; er hatte deshalb auch das ſogenannte zweite Examen, ohne die Cenſur abzuwarten, verlaſſen. Er glich in ſeinem Aeußern ſehr der jüngſten ſeiner drei Schweſtern, Namens Eſther, die etwas über vierzehn Jahre alt war; im Uebrigen waren ſämmtliche Familienglieder ſehr von einander verſchieden. Eſther war, wie die Andern ſagten, „ganz hin“, wenn ſie ein Buch hatte, und man vernahm alsdann von ihr kein Wort, man wußte nicht, ob ſie im Zimmer ſei oder nicht. Das wußte man dagegen ſtets von der älteſten Schweſter Rebekka, ſie ſetzte ihr Licht nicht unter den Scheffel, und ging, was wir nicht leugnen können, auf etwas zu hohen äſthetiſchen Stelzen; desgleichen riß ſie ihre andere Schweſter Amalie mit ſich, die nur ein Jahr jünger war. Rebekka betrachtete ſich ſelbſt als den guten Kopf der Familie, führte deshalb das Wort und ließ der Zunge freien Lauf, und dieſe iſt ja der Klöppel in der Glocke.

Man erſuchte Nils Bryde, gegen ein paſſendes Honorar die niedergeſchriebenen Vorleſungen der Profeſſoren mit dem Bruder Julius durchzugehen; Arons war, was man ein gutes Haus nennt, und Nils Bryde befand ſich hier wohl.

Durch die Novellen von Steen Blicher kannten die beiden älteſten Schweſtern Jütland, und ſchwärmten für die jütländiſchen Haiden und Zigeuner. Herr Bryde konnte nun von dieſen aus Erfahrung reden, und wurde ſomit ſehr intereſſant. Die Zigeunerin mit dem Idioten-Kinde und Fata Morgana waren Ereigniſſe, welche ſo ganz außerhalb des Bereiches des hauptſtädtiſchen Lebens lagen und ſehr poetiſch waren! Indeß fand Amalie doch, es müſſe drüben in Jütland entſetzlich zu leben ſein, wo man kein Theater, kaum einen ordentlichen Ball das ganze Jahr hindurch habe; ſie ſchwärmte für einen Schauſpieler der königlichen Bühne — deſſen Porträt über ihrem Bette hing.

Nils unterrichtete, wie bereits erwähnt, Julius Arons;

dieſer Unterricht verſchaffte ihm Taſchengeld zu ſeinen Theaterbeſuchen und zum Ankauf dieſes oder jenes Werkes eines Dichters; ſo z. B. ſchaffte er ſich Goethe's Schriften an, eigentlich blos des Namens wegen, er las ſie nur ſtückweiſe. Die lyriſchen Gedichte und Werthers Leiden ſprachen ihn an, allein die übrigen erſchienen ihm breit, phantaſielos; — das war ſeine damalige Anſicht. Fauſt wurde verſchlungen, d. h. der erſte Theil, was vom zweiten Theile vorhanden war, ſchien ihm ohne Zuſammenhang; er begriff noch gar nicht Goethe, und die jungen Fräulein Arons verſicherten, daß ſie den Muth hätten, zu ſagen: „Goethe ſei gar kein Dichter!“ — „Ja doch, ſein Mignon,“ warf ſinnend Amalie ein, „ſein Mignon iſt allerliebſt!“ „Kennſt Du das Land —“ und darauf declamirte ſie den Anfang des Gedichts, und die Schweſter antwortete: „Gedenkſt Du noch Jeanne d'Arc's: „„Lebt wohl ihr Berge!““ — Beurtheilen wir indeß noch nicht die beiden Schweſtern nach dem, was hier angeführt iſt, in vielen andern Stücken waren ſie was man „recht allerliebſte Mädchen“ nennt, vernünftig und angenehm.

Von den Bekanntſchaften, welche Nils Brode in dem Picknick des Herrn Meibom gemacht hatte, wurden blos zwei fortgeſetzt, und zwar nur inſofern, als man ſich auf der Straße und im Theater begrüßte; die eine war mit dem Maler, „dem Genie auf den Schultern der Vorfahren“, die andere mit Solon-Diogenes, wie er genannt wurde. Auf der Langenlinie, der Promenade der feinen Welt, am Ufer des Meeres traf es ſich an einem Wintertage, daß Nils und Solon-Diogenes zufälligerweiſe nebeneinander zu ſtehen kamen; Beider Blicke ruhten auf einem eingefrornen Schiffe; dies war die Veranlaſſung zu einem Geſpräch, in welchem Nils den Ausdruck gebrauchte: „Unſer Herrgott dort oben!“

„Ah, Sie meinen, er ſitzt dort oben?“ ſagte der Student mit einem eigenthümlichen Lächeln, „Sie glauben alſo an ihn!“

Dieſe Aeußerung machte unſern jungen Freund ſchaudern; er hatte dergleichen Worte noch nie vernommen, und ſie waren keineswegs im Scherz geſagt, und als ein ſolcher wäre es denn auch die entſetzlichſte Blasphemie. „Sie glauben doch wohl auch an ihn?“ fragte er, und ſein Herz klopfte lauter.

„Darüber bin ich hinaus!“ antwortete der Student mit einem Lächeln; er ſprach darauf von gleichgiltigen Dingen, worauf ſie ſich trennten. Aber ſeit langer Zeit hatte Nichts in dem Grade Nils Brode ergriffen und erfüllt, als dieſe hingeworfenen Worte. Er betrachtete dieſen Menſchen als einen ganz Abgefallenen, als Einen, der ſchon der Hölle angehöre, und doch, wie die Klapperſchlange durch ihren Blick eine magiſch-lockende Gewalt über den Vogel gewinnt, den ſie zu ihrer Beute erwählt, ſo übte dieſer Menſch auf Nils eine unerklärliche Anziehungskraft. Eines Abends ſpäter ſaßen ſie nebeneinander im Parterre des Theaters, der Student erklärte in Bezug auf die neue Literatur, daß er dieſelbe nicht verfolge, er leſe keinen Verfaſſer, der nicht über zweitauſend Jahre alt ſei; eine Ausnahme habe er allerdings kürzlich gemacht, indem er das Leben Jeſu von Strauß geleſen, das Buch müſſe Nils doch gleichfalls leſen, eben weil er Prediger werden wolle, es mache Einen klar," ſagte er.

Ohne daß er etwas von dem Inhalt des Werkes vernahm, erhielt Nils Brode doch eine Vorſtellung davon, daß das Buch eine Art „Cyprianus" — ein unchriſtlich teufliſches Buch ſein müſſe. Der Student verſprach, ihm daſſelbe zu leihen.

Tags darauf war er ſchon im Beſitz des Buches; er wußte, daß auf den Blättern deſſelben Vieles verſpottet war, zu welchem der fromme kindliche Glaube als zu etwas Heiligem und Unantaſtbarem hinaufblickt; ihm war es, als beherberge er in dieſem Buche ein zerbrechliches Glas voll Gift, als hauſe in ſeinem Zimmer die Schlange ſelbſt, die vom Baume der Erkenntniß ziſchte; er verbarg das Buch, Niemand ſollte ſehen, daß er es beſaß; ihm war zu Muthe, als beginge er eine Sünde gegen den Geiſt, indem er dieſe Schrift öffnete. Er las und las mit immer ſteigendem Intereſſe, und er verſpürte Nichts vom Teufel, er wurde klüger, ſeine Gedanken, ſo ſchien es ihm, ſchwangen ſich höher hinauf — allein um Alles in der Welt hätte er den frommen Leuten drüben auf der Haide davon nicht geſchrieben, daß er Strauß läſe.

Als er das Buch zurückgab, hatte er, ſich ſelbſt unbewußt, ein Gefühl, als ſei er der höheren geiſtigen Genoſſenſchaft von Engeln oder Teufeln näher getreten, zu welcher er in ſeiner unklaren Auffaſſung den Solon-Diogenes zählte.

und zwar mit größerem Verſtändniß; wenn Dieſer ihn mit einer Umarmung begrüßt hatte, wie die Aelteſten des Kloſters die junge Novize zu empfangen pflegen, es würde ihn, der ja den Muth gehabt hatte, jenes Freidenker-Buch zu leſen, nicht überraſcht haben.

„Jetzt habe ich das Buch geleſen,“ ſagte Nils mit großem Ernſt und tiefer Bedeutung, und der Student nahm ihm ganz gleichgiltig das Buch ab, und antwortete: „Ah ſo, Sie haben es geleſen!“ Man hätte glauben können, es ſei irgend ein Kochbuch oder ſonſtwie das Gleichgiltigſte von der Welt, wovon ſie geſprochen hätten; aber Nils hatte ein Gefühl, als wenn er ſelbſt bereits ein Abgefallener ſei, welcher von dem Baume der Erkenntniß genoſſen, der gut ſei, „um Verſtändniß zu geben.“

Den künftigen Sommer wollte Nils Bryde einige Wochen ſeine Lieben auf der Haide beſuchen. Er freute ſich ſchon recht herzlich auf dieſen Beſuch, es war ihm, als läge bereits ein halbes Menſchenalter zwiſchen jetzt und damals, wo er zuletzt dort geweſen; er wollte alle ſeine lieben alten Erinnerungen wieder auffriſchen; ob wohl auch der kindliche Glaube ſich auffriſchen ließ? — Als Student war es ihm ſchon erlaubt, drüben die Kanzel zu betreten; welche große Freude für ſeine Pflegemutter und für Bodil! Er ſchlug in der Bibel nach, um zu ſehen, welche Evangelien auf die Sonntage fielen, die er in der Heimat verbringen wollte; er wählte Eins, und ſchrieb ſeine erſte Predigt; allein als dieſelbe auf dem Papiere ſtand, war ſie durchaus keine friſche Quelle, keine Ausſtrömung der Natur, die ſich recht eigentlich in ſeinem Inneren rührte, es ſchien, als ob er dadurch, daß er im Gedanken die Kanzel des alten Predigers beſtieg, ſich auch die Ausdrücke und die ganze Art des Denkens und Redens des alten Mannes angeeignet hätte; allerdings würde die Predigt in ſolcher Weiſe, ganz beſonders ſeinem Wohlthäter, ſeinem zweiten Vater gefallen, doch darüber hatte er nicht nachgedacht, er wußte ſelbſt nicht, daß er ſchon jetzt ein ganz Anderer, als ehedem geworden. Indeß war die Freude, die Heimat und die Lieben dort wiederzuſehen, wahr und innig, und nicht weniger Freude fühlten ſämmtliche Bewohner des Pfarrhofes in Betreff dieſes Beſuches; faſt anderthalb Jahre waren verſtrichen, ſeitdem ſie Nils geſehen hatten. Briefe von ihm waren zwar angelangt, allein was iſt das geſchriebene Wort gegen das lebendige, gegen den Genuß, Denjenigen bei ſich und um ſich zu haben, mit welchem man ſeine Gedanken austauſcht!

Herr Schwane hatte gar oft daran gedacht, doch auch einmal Jütland zu ſehen und ſeinen alten Lehrer zu beſuchen; jetzt war eine Gelegenheit und auch ein Reiſecamerad gefunden; er und Nils faßten alſo den Entſchluß, die Reiſe während der Sommerferien gemeinſchaftlich zu unternehmen; dies war eine abgemachte Sache, und es fiel Keinem von ihnen ein, daß dieſelbe noch aufgegeben werden könne, und doch geſchah es ſo. Was bedeuten wohl unſere Entſchlüſſe und unſere Pläne, wenn ſie nicht nach einer höheren Ordre gefaßt ſind! — Eine Stunde im Hauſe des Kaufmanns Arons vereitelte das Ganze.

Der Großvater Arons, ein rechtſchaffener, liebenswürdiger alter Mann, ein frommer Israelit, mit einem ſo herzlichen Gemüthe, hegte viele Neigung für Nils Bryde, und ſah gern, daß dieſer mit ſeinem Enkel Umgang pflegte. Julius war endlich durch die erneuerte Probe ſiegreich durchgekommen und hatte das ſogenannte zweite Examen beſtanden; jetzt wollte man ihn zur Aufmunterung und Belohnung für dieſe glückliche Anſtrengung, die doch eigentlich nicht ſo groß als das blinde Glück geweſen war, eine kleine Reiſe von etwa vier Wochen nach Hamburg, Dresden und Prag machen laſſen. Der alte Großvater meinte nun, Julius könne Herrn Bryde einladen, ihn zu begleiten, ſie würden alsdann eine gegenſeitige Freude nach gegenſeitiger Anſtrengung genießen; Julius ging mit Freuden auf dieſen Vorſchlag ein, ſeine Mutter, eine vernünftige Frau, abgeſehen davon, daß ſie ein wenig blind in Betreff ihrer Kinder war, fand denſelben gleichfalls vortrefflich; Herr Bryde ſei gewiß ein ſehr moraliſcher junger Mann, und es könne nur Gutes bringen, wenn ihr Julius mit einem ſolchen zuſammen ſei. Dieſer Vorſchlag überraſchte Nils; er wurde verlegen dabei; die Reiſe ſei allerdings eine wahre Herrlichkeit, das fühlte er wohl, allein wie ſchön würde es ſein, wieder einmal die Heimat und die Haide zu ſehen; wie lange hatte er ſich nicht darauf gefreut, und ſich das Wiederſehen ausgemalt; wie viel hatte er dort nicht zu erzählen! — Außerdem wäre es ja verabredet, daß Herr Schwane ihn nach Jütland begleiten ſolle. In beſcheidener und herzlicher Weiſe ſprach er ſeinen Dank für das große ihm zugedachte Vergnügen aus, allein Gebrauch davon machen könne er nicht; dieſe Ablehnung bewirkte, daß Julius um ſo dringender wurde, und ihn nun durchaus mithaben wollte; der alte Großvater war der Anſicht, Herr Bryde müſſe die Sache erſt beſchlafen, ehe er eine Entſcheidung träfe.

Herr Schwane ſagte unbedingt: Reiſe Du mit nach Deutſchland! Du mußt Das annehmen, was Dir nicht jeden Tag geboten wird. Vielleicht wirſt Du ſonſt nie in die Welt hinaus kommen. Ergreife dieſes gute Anerbieten! Künftiges Jahr haben wir wieder einen Sommer, und die Alten drüben werden ſchon bis über dieſe Zeit hinaus leben bleiben.“

„Du darfſt ein ſo gutes Anerbieten nicht von Dir weiſen,“ ſchrieb Japetus Mollerup, und ſeine Antwort ſollte die entſcheidende ſein. „Wir Alle ſehnen uns, Dich wiederzuſehen, mein Sohn, allein es würde eine eitle Liebe ſein, wenn wir dieſe Freude nicht lieber auf das folgende Jahr verſchieben könnten, als daß Du um die herrliche Reiſe kommen ſollteſt; was wirſt Du nicht Alles ſehen können, ohne daß es Dir etwas koſtet. Es wird für Dich immerhin zur Belehrung und zum Frommen ſein, fremde Länder und Sitten kennen zu lernen. Einen Monat kannſt Du ſehr gut Deine Studien verlaſſen; wenn Du wieder zurückkehrſt, biſt Du erfriſcht und im Beſitze von neuen Kräften, mit welchen Du das Verſäumte wieder einholen kannſt. Reiſe mit Gott!“

Die Reiſe nach Deutſchland war alſo entſchieden. Die Studenten Arons und Bryde gingen mit dem Dampfſchiffe nach Kiel ab; die Mutter, die Schweſter und einige Freunde ſtanden auf der Promenade am Ufer und ſchwenkten ihre Taſchentücher. Herr Schwane verfolgte von ſeinem Dachkammerfenſter aus noch lange die letzte Rauchwolke des Dampfſchiffes. „Jetzt beginnt es,“ ſagte er, und meinte damit die Seekrankheit, „denn das Meer iſt in großer Bewegung.“ Jetzt beginnt es, ſagen auch wir — und denken dabei an neue Lebensſtrömungen.

Könnten fromme Wünſche und Segnungen ſich ſichtbar als Geleite zeigen, die beiden Freunde würden eine ganze Schaar derſelben von der jütländiſchen Halbinſel vom Pfarrhauſe auf der Haide bemerkt haben; die Gedanken der Pfarrfrau und Bodils begleiteten Nils täglich, und vergegenwärtigten ſich in unklaren Bildern all' die Herrlichkeit, die ſich vor ihm entfaltete. Es bangte ihnen zwar auf Augenblicke, wenn ſie zugleich an alle die Gefahren dachten, die ſich in der Entfernung, und während einer ſo langen Zeit einſtellen könnten, allein von der eigentlichen Gefahr, die vorhanden war, von den Wogen der Jugend, durch deren Brandung Nils hindurchging, hatten ſie keine Ahnung. Es waren gerade nicht der Engel und der junge Tobias, von welchen er einſt geleſen und deren Wanderung er einſt gedeutet hatte; doch hiermit ſei Nichts gegen Nils und auch Nichts gegen Julius Arons geſagt.

Der große Brand Hamburgs hatte dort neue prächtige Häuſer um den neuen und alten Jungfernſtieg entſtehen laſſen; unſere jungen Freunde kehrten im Victoria-Hotel ein, und jubelten dort ein herzhaftes Victoria bei der Ausſicht aus dem Fenſter über das Alſterbaſſin, wo die leichten Gondeln ſchaukelten und die Schwäne umherſchwammen. Die Muſik klang aus dem Alſterpavillon, die Menſchenmaſſe wogte an demſelben vorüber; es war doch eine herrliche Stadt, ſo lebhaft, ſo friſch, ſo neu. In der Abenddämmerung langten ſie an, und ſie vermochten nicht, zu widerſtehen, ſich ſogleich in das Menſchengewühl hinauszubegeben. Später nahmen ſie Platz am offenen Fenſter, die Cigarren dampften, und Jeder von ihnen hatte ein Glas Punſch vor ſich ſtehen. Die Gaslaternen bildeten einen wundervollen Feuerkranz um das blanke windſtille Alſterbaſſin, und ſpiegelten ſich in demſelben; drüben an der Windmühle funkelten in einem kleinen öffentlichen Garten Guirlanden von Lampen und ſchwirrenden Sonnen, Raketen ſtiegen auf und fielen gleich leuchtenden Cascaden herab.

„Es iſt eine wahrhaft orientaliſche Nacht,“ ſagte Nils, und Julius ſprach von den ſchönen Houris, und ſeine ſchwarzen Augen leuchteten, war er doch ſelbſt ein Sohn des Orients, und ſchön, doch halb noch ein Knabe; aber um Mund und Kinn zeigte ſich ſchon der feine dunkle Flaum; die Augenbrauen und die Haare waren rabenſchwarz, die Haut fein und geröthet, wie bei einem Mädchen.

Hamburg war eine Stadt der Pracht und der Freude; hier wollten ſie einige Tage verweilen. Julius hatte hier mehrere Vettern, Schweſterſöhne ſeiner Mutter, junge, reiche Hamburger; und am folgenden Tage fuhren ſie mit dieſen auf die Höhen von Blankeneſe hinaus, ſahen dort die prächtigen Villen und ein Fiſcherdorf, welches an die Fiſcherdörfer an der Küſte von Seeland erinnerte; große Schiffe kamen und gingen auf dem grauen Gewäſſer der Elbe, und jenſeit derſelben erblickte man Strecken der hannöverſchen Haide! Ein anderes Königreich ſo dicht vor ſich zu haben, macht immer auf der erſten Reiſe einen magiſchen Eindruck.

In den Pagoden Indiens führen die Bajaderen heilige Tänze auf, außerhalb Paris ſchwingen Griſetten und Studenten ſich im luſtigen Cancan; dieſelbe Stimme des Blutes pulſirt durch dieſe verſchiedenen Tänze, derſelbe Pulsſchlag wird auch hier in Hamburg, an einem gewiſſen Orte vernommen, und dorthin müſſen wir unſere jungen Freunde begleiten. „Es kommen dort ſelbſt die Malteſerritter hin!“ bemerkte Einer der jungen Hamburger, als es ihm ſchien, daß Nils bei dem Worte „Tanzſalon“ ſtutze.

„Auf einer Reiſe muß man das Charakteriſtiſche in jeder Stadt ſehen,“ ſagte Nils ſich ſelbſt und ging mit den Andern.

Sie traten in ein elegantes großes Local, die Gasflammen ſtrahlten, reizende Balldamen und elegante junge Stutzer, auch alte Herren erblickte man hier; doch durch den feinen Flor des Salonlebens leckte die Flamme des Bacchanals hindurch. Die Vettern bewegten ſich frei, auch Julius war hier wie zuHauſe; Nils dagegen ſtand ſtill und beſcheiden im Saale, allein man ſah es ihm nicht geradezu an, was in ſeinem Innern vorging. Theilnahmloſigkeit gegen das Ganze, Kälte und ein eigenthümliches Gefühl des

Stolzes; ein Lächeln ſpielte um ſeinen Mund, und in ſeinem Herzen klangen die phariſäiſchen Worte, die gleichſam in demſelben eine Inſchrift wurden: „Ich danke Dir, Gott, daß ich nicht bin, wie dieſe Menſchen.“

Wer kennt ſich ſelbſt, wer kennt die Strömungen in der Tiefe des eigenen Herzens!

Es war ſpät am Abend als die Freunde wieder nach dem Hotel wanderten. Julius war wie ein offenes Buch, und wenn es auch nicht gerade ein ſolches war, welches Bodil auf der Haide ein gutes Buch hätte nennen wollen, es war immerhin ein fließender Styl, ein üppiger Styl. und die Muſik der jugendlichen Lebhaftigkeit darin; die Offenherzigkeit, womit Alles dargebracht wurde, hatte ein Etwas, welches eine ſchmeichelnde, lockende Gewalt beſaß. Im Beſitz welcher Erfahrungen war nicht ſchon Herr Julius, und das ſchon ſeit dem letzten Schuljahre in Kopenhagen! — Du arme Pfarrfrau auf der Haide, Du würdeſt Dich ſehr entſetzt haben über dieſen Freund und Begleiter, ſo jung, ſo ſchön, und doch „ſo entſetzlich erfahren“, mit welchem Dein Nils jetzt zuſammen war, von welchem er ſich nicht abwendete, welchen er anhörte, und ihm keine Predigt über Sünde und Gottloſigkeit hielt. Was mochte wohl im Nils Innern vor ſich gehen? — Es wogten dort tiefe Strömungen, wechſelnde Gedanken; es ſchien, als habe er während weniger Stunden weiter in die Welt, tiefer in andere Menſchen und in ſich ſelbſt geblickt, als früher durch lange Jahre: ſein Blut flammte dabei. Er ſchlief erſt gegen Tagesanbruch ein.

Und hiermit wollen wir Hamburg verlaſſen, um recht Athem zu ſchöpfen im Harzgebirge; dort zwiſchen Tannen und Birken, wo die Ilſe über das Geſtein hinabſtürzt, folgen wir unſern Reiſenden hoch hinauf, wo einſt die Prieſter der Druiden vor dem heiligen Feuer ſangen, und vermummte Heiden tanzten und ſprangen, ein Anblick des Schreckens, ein Hexenſabbath der gläubigen Chriſten.

Auf dem Brocken bei herrlichem Wetter ſahen ſie die Sonne aufgehen, das rothe Feuer im Oſten, Gott ſelbſt, wie es noch die Weiſen vieler Menſchengeſchlechter glauben. Die ganze weitgedehnte Gegend unter ihnen war ein Wolkenmeer, aber jenachdem ſich die Sonne erhob, zeigte dieſe Gegend bildlich das Emporſteigen der Länder aus der Tiefe des Meeres, zuerſt tauchte ein Bergesgipfel, dann finſtere Wälder, dann Wieſen und Aecker hervor, bis endlich Alles duftend und erfriſcht, als ſei es an dieſem Morgen geboren, vor ihnen lag in feſtlichem Sonntagsſchmucke; dieſe Morgenſtunde hob das Gemüth, wie der Kirchenſang den Frommen in Kraft und Herrlichkeit aufwärts geleitet. Sie vernahmen es Beide, ſie ſprachen es aus, allein der Styl war nicht ſo fließend, wie in dem Kapitel über Hamburg, das Kapitel war auch kürzer und endete mit — einem guten Appetit.

Beide lebten vortrefflich zuſammen, bei Julius fand ſich viel Gutes vor, und der Freund ſah und fühlte es, ja, er wurde gleichſam durchdrungen von dem liebevollen Sinne, den Julius immer hatte, wenn es galt, dem Armen ſelbſt ſein letztes Stück zu geben; er war Hilfe ſpendend, treu, wenn es galt, Den zu vertheidigen, von welchem er meinte, ihm geſchähe ein Unrecht, ja, er war recht was man einen innigen, guten Menſchen nennt, ritterlich und einnehmend in ſeiner Aufrichtigkeit, und wir müſſen es geſtehen, — als wenn die Pfarrfrau uns frūge — ein gefährlicher Freund für Nils, von dem Geſichtspunkte aus, daß der Verkündiger des Wortes auch ein Beiſpiel deſſelben ſein muß. Doch das Gebet und die frommen Gedanken der Pfarrfrau geleiten ihn als unſichtbare, gute Engel, die ein Zeugniß abgeben können.

Die drei Madonnen in der Bildergalerie zu Dresden von Raphael, Holbein und Murillo wurden ein Streitpunkt zwiſchen den Freunden. Nils erklärte, die jungfräuliche, auf den Wolken ſchwebende Mutter Gottes, wie Raphael ſie dargeſtellt hat, ſei die ſchönſte von Allen, dazu noch der Ausdruck des Chriſtuskindes in den ernſt ſchauenden Augen, aus welchen eine ganze Welt ſpricht; die frommen Geſtalten der Heiligen, und noch mehr die ſondergleichen ſchönen Engelskinder unten an der Tafel; etwas Herrlicheres könne es nicht geben! — Holbeins Madonna ſei die Himmelskönigin, welche inmitten des mittelalterlichen frommen deutſchen Hauslebens hervortritt; die Murillo's war ihm nur eine ſchöne junge Mutter.

Julius ſtellte die Drei in eine umgekehrte Ordnung. Die Madonna Raphaels verſchwand ihm in die Wolken, die Holbeinſche war ihm zu ſelbſtbewußt, ſie folgte ganz beſtimmt nur ihrem eigenen Sinne, aber die Madonna Murillo's ſei ein Weib, ein wunderſchönes Weib! Und er ſprach ſich über ſie aus, wie Viele es gethan haben und noch Manche es thun werden. Allein Hamburg, der Brocken, die Madonnen, und wir müſſen noch hinzufügen, die Fahrt auf der Eiſenbahn, die erſte ihres Lebens, blieben die unvergeßlichen Glanzpunkte der Reiſe, und hiermit haben wir ſo ziemlich das Reiſereſultat, d. h. den Einblick in das Innere, das Pſychologiſche, welches Beide uns darbieten; müßten wir dagegen das Tagebuch Nils Bryde's ausſchreiben, oder das beachten, was Julius ſein „Erlebtes“ nannte, dann hätten wir die ganze ſächſiſche Schweiz, Prag und Berlin in unſeren Kreis zu ziehen, wir dürfen jedoch nur dieſelben Saiten anſchlagen, dieſelben Accorde klingen laſſen, die wir in Hamburg, auf dem Brocken und in Dresden vor den drei Madonnen vernahmen.

Wir befinden uns wieder mit den Freunden in Kopenhagen; die brave, gute Pfarrfrau weiß jeßt ihren Nils im Vaterlande zurück, unbeſchädigt aus den Gefahren und den Ereigniſſen der großen Welt. Er befand ſich wieder in der Schwertfegergaſſe bei Madame Jenſen, und ſie müſſe ihn ſelbſt in eigener Perſon bedienen, ſagte ſie, weil Anna Sophie, das Dienſtmädchen, dieſen Morgen bettlägerig geworden wäre und zwar aus Liebespein, welche ſich als Gliederreißen feſtgeſeßt habe; ſie wäre mit dem Burſchen Parterre verlobt, welcher zu Oſtern Geſelle werden ſolle, — die Moral davon war, daß man ſelbſt in der Schwertfegergaſſe Anfechtungen bekommen konnte.

Nils Bryde beſuchte oft das Haus des Kaufmanns Arons. „Iſt es Rebekka oder Amalie?“ fragte Herr

Schwane — „das mußt Du mir durchaus ſagen, wenn Du es weißt, denn ich werde Dich nicht jeden Tag fragen!“ — „Iſt es die Aelteſte oder die Mittelſte?“ — fragte dieſer oder jener Camerad. „Nun, wir werden bald Neues erfahren,“ ſagte Madame Jenſen. „Es ſollen ganz allerliebſte Mädchen ſein, und getauft können ſie ja immer werden, und an Geld wird es nicht manquiren! —“ Doch man kannte Nils Bryde nicht; er hatte keine Anfechtung, die Wiſſenſchaft, namentlich die Aſtronomie und Phyſik intereſſirten ihn und erfüllten weit mehr ſeine Gedanken, als irgend eins der jungen Mädchen; er beſuchte fleißig die theologiſchen Vorleſungen, dieſelben führten zum Ziele, zu dem Ziele, in dem die guten Pflegeeltern ihre Freude erblickten. Aber in ſeinem Gedankengange war ein großer Umſchwung eingetreten, das freie Denken und die Ergießungen der neuern Zeit warfen in ihm immer eine größere Anzahl der Vorſtellungen und Anſichten nieder, in welchen er in der Heimat auf der Haide erzogen worden war. Er verſtand es auch ſehr wohl, ſeine Worte zu fügen, er war beredt und deshalb war er auch kein ſtiller Zuhörer im Studentenvereine, wenn dort bei Cigarrendampf dieſes oder jenes Thema des Geiſtes oder des Staatenlebens abgehandelt wurde. Einen Hund hatte er ſich auch angeſchafft. Im Hauſe des Kaufmanns Arons waren einige ſchöne Hunde geworfen worden, Julius wählte für ſich einen, Nils einen andern.

„Hündchen, kleines Hüttchen!“ ſagte Eſther und ſtreichelte das kleine lebhafte Hündchen, welches Wort ſie in den Namen „Hüttchen“ umgeſtaltete.

„So ſoll er heißen,“ ſagte Nils Bryde. Rebekka ſchlug dagegen den Namen Sappho, nach der griechiſchen Dichterin vor, da aber das Hündchen ein Herr und keine Dame war, behielt es den Namen „Hüttchen.“ Später werden wir mehr über dieſen Hund erfahren.

Faſt jede Nacht bis gegen Morgen ſaß Nils Bryde über ſeinen Büchern. Es war nöthig, wenn Etwas ausgerichtet werden ſollte; er war gewiſſenhaft, und es gab ſo viel von Dem, was man die Luſt der Welt nennt, welches ihn anzog; außer den Cameraden und dem geſellſchaftlichen Leben gab es noch Concert und Theater. Die Mittel, welche er durch einige Unterrichtsſtunden einnahm, genügten nicht, um an dieſem Allem Theil zu nehmen, er ſah ſich deshalb genöthigt, täglich noch einige Stunden zu geben, und zu ſeinen eigenen Studien einen Theil der Nacht zu verwenden.

„Das iſt ſehr vernünftig, wenn man etwas ganz Verrücktes thun will!“ ſagte Herr Schwane. „Du nimmſt Dir die Nacht zu Deinen Studien, ich brauchte ſie zum Herumtreiben, und deshalb bin ich noch gewiſſermaßen ein Herumtreiber. Meine Leidenſchaft war es einſt, zur Nachtzeit auf den Straßen Kopenhagens umher zu wandeln.“

„Und welches Vergnügen fanden Sie daran?“ fragte Nils.

„Oh, zwiſchen Mitternacht und Morgen ſich auf den Straßen umherzutreiben, hatte etwas ganz Eigenthümliches für die Phantaſie, und dieſelbe war zu jener Zeit mein Fuhrwerk. Jetzt liebe ich es mehr in meinem Bette zu liegen; aber damals, da vernahm ich gleichſam das Leben und die

Lebensgeſchichte der Straße. In der Sturmgaſſe ſchien es mir, hörte ich Trommelwirbel und Kampfesruf, die Luft roch nach Pulver; in andern Straßen ſah ich einſame, zum Cölibat verdammte Jünglinge, Lübecker Hageſtolze; oft ſann ich darüber nach, ob nicht Gott Amor ſelbſt in einer ſolchen Straße wohne. Amor blieb doch, ſo weit mir erinnerlich, ein Hageſtolz, denn die Geſchichte mit der Pſyche war immerhin doch nur ſo ein „Verhältniß" ohne Prieſter! Ja, an Amor dachte ich namentlich in einer gewiſſen Straße!"

Und in Dem, was Herr Schwane ſagte, war mehr Ernſt, als Nils ahnte. Die Straße, die er meinte, hatte wirklich einmal Herrn Schwane ebenſo wehmüthig, wie hoffnungsreich geſtimmt; das war ſein Geheimniß, und wer hat nicht ein ſolches? Nils Bryde hatte um die Zeit auch ein Geheimniß, das nämlich, daß er Feuerbach „Ueber Philoſophie und Chriſtenthum" las.

Künftigen Sommer — es war das dritte Jahr ſeines Aufenthalts in Kopenhagen, — wollte er die lieben Pflegeeltern und Bodil beſuchen, und das geſunde, geordnete Leben, die freie Natur würden ihm wohlthuend ſein; die Flinte ſollte wieder hervorgeſucht werden; die ganze Romantik des Jagdlebens entfaltete ſich vor ihm; Herr Schwane wollte, wie ſchon ſeit vorigem Jahre verabredet war, mit nach Jütland reiſen. Doch als der Tag der Abreiſe kam, war Herr Schwane in ſeiner ſchlechteſten Laune, und wollte, wie er ſagte, in ſeiner Höhle bleiben.

„Ich laſſe nicht von Ihnen ab," ſagte Nils, „die Reiſe und Alles, was Sie Neues erblicken, wird Sie wieder fröhlich ſtimmen. Sie ſind doch ſonſt ſo empfänglich für den Sonnenſchein des Humors."

„Und doch gelange ich nie dahin, daß dieſer Humor eine Realität wird," antwortete Herr Schwane. „Meine Etage iſt nun einmal nicht nach der Seite gebaut! Mit mir hängt es ſo zuſammen, wie mit einzelnen Häuſern, die dermaßen in einer Straße ſtehen, daß ſie kein anderes Sonnenlicht, als vom Reflex bekommen. Nur aus dem Widerſchein eines weißen Nachbarhauſes gegenüber und von den blanken Fenſterſcheiben deſſelben ſtrahlt ein hellerer Tag, eine Art gemalten Sonnenſcheins ohne Wärme in das Zimmer. Das iſt nun mein Loos, und es iſt in der That näriſch, wie oft ich mir einbilde, daß ich auf der Sonnenſeite wohne!"

Nils Bryde ſah bald ein, daß ſich hier Nichts ſagen, nichts thun ließe, ſondern daß er allein abreiſen müſſe — doch nein, „Hüttchen" begleitete ihn, das Thier dachte nicht an die Gefahr, die es bedrohte, und an die Eigenſchaften ſeines Herrn.

Das Wetter war ſchön, das Meer dehnte ſich aus, wenn auch nicht gerade wie ein gewäſſertes Band, ſo doch ohne Wellenſchlag; ein leichter friſcher Wind und ſchwache Strömungen verliehen dem Meere nur wenig Bewegung, bei welcher hier und dort einige Damen mit ſtillem, halb leidendem Blick und ein einzelner Herr auf dem Verdeck ſaßen; Jeder empfand das Zittern und die vorwärtsgehende Bewegung des Schiffes, Jeder blickte Das an, was er große Wellen nannte, und hegte die Ueberzeugung, daß dieſe bald noch größer werden ſollten, und daß es ſchon ziemlich windig ſei — ſie Alle vernahmen ſchon, wie übel einem Menſchen zu Muthe ſein kann auf dem wilden Meere.

Der Maler, das Genie „auf den Schultern" war gleichfalls am Bord, er begann dort ebenſo intereſſant, gerade damit, womit er bei Herrn Maibom ſtehen geblieben war, er definirte das Genie— „Was iſt Genie? Die gährenden Hefen! Der Hebel des Ganzen! Genie iſt Das, was die Meiſten nicht beſitzen, es iſt ein Einer, der ſo viel gilt, als ein Zehner, den man aber nicht leihen kann!" — So weit kam er, dann wurde er ſeekrank. Er und Nils Brode ſprachen auf dieſer Fahrt nicht mehr zuſammen.

In der Nähe der Inſel Samsö im Kattegat fiel „Hüttchen" über Bord, Nils bemerkte es und bat eiligſt und inſtändigſt Steuermann und Capitain, die Fahrt des Schiffes zu hemmen, es ſei ſein lieber Hund, der Hund würde ertrinken; noch ſchwamm derſelbe dicht am Schiffe.

„Eines Hundes wegen können wir die Fahrt nicht hemmen," antworteten ſie.

„Aber eines Menſchen wegen!" rief Nils Brode heftig, — und ohne ſich weiter zu beſinnen, ſprang er in die See und ſchwamm auf den Hund zu. Jetzt hemmte man die Fahrt des Schiffes, und triefendnaß kamen Herr und Hund wieder an Bord.

Druck der Nies'ſchen Buchdruckerei in Leipzig.

H. C. Anderſen's

Geſammelte Werke.

Vom

Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe.

Vierzigſter Band.

Sein oder nicht ſein.

Zweiter Theil.

Leipzig
Verlag von C. Wiedemann.
1857.

Sein oder nicht ſein.

Roman

von

H. C. Anderſen.

Zweiter Theil.

Leipzig
Verlag von L. Wiedemann.
1857.

Inhalt des zweiten Theiles.

Seite

IX. Ein neuer Erasmus Montanus 1

X. Das Idiotenkind. „Bareske Alako“ . . 14

XI. Unfrieden in der Heimat. Silkeborg wird angelegt 40

XII. Der Brief. Der Hund des Kammerherrn. Herr Schwane 53

XIII. Genie und blinder Lärm 68

XIV. So war nun Nils Bryde 85

XV. Goethe's Fauſt und Eſther 95

XVI. Kein Chriſt 116

XVII. Julius Arons 126

XVIII. Auf dem Wahlplatze 142

Sein oder nicht ſein.

IX.

Ein neuer Erasmus Montanus.

Im Pfarrhauſe war große Freude, die ſich von den Zimmern der patriarchaliſchen Herrſchaft bis in die Küche und den Keller erſtreckte. „Unſer Sohn kommt nach Hauſe!“ — Dieſer Beſuch war der erſte, ſeitdem Nils nach Kopenhagen zog und Student wurde.

„Jetzt wird er beim Einpacken ſein,“ ſagte die Pfarrfrau am Abend vorher; jetzt freut er ſich! Ja, dieſe Nacht wird er nicht viel Schlaf bekommen! Wenn er nur nicht gegen Morgen die Zeit verſchläft und den Abgang des Schiffes verſäumt; wenn ſie ihn nur zeitig wecken!“ — Ja, ſie hätte ihn des Morgens wecken können, denn ſie war früh erwacht, an ihn denkend und für ihn betend. Die Uhr ſchlug Sechs; ſie zog den alten Prediger am Aermel und weckte ihn: „Du ſchläfſt! Jetzt geht das Schiff ab!“

„Welches Schiff?“ fragte der Prediger, und fuhr aus dem Schlafe empor.

„Ib nun, das Dampfſchiff! Jetzt ſegelt unſer Nils von Kopenhagen ab!“ Ihre Gedanken waren bei ihm, ſie machte den ganzen Tag hindurch die Reiſe mit, und doch war ſie emſig beſchäftigt in der Küche und überall im Hauſe. Bodil war nicht weniger auf ſeine Rückkehr erfreut, allein ſie ſprach es nicht in der Weiſe aus. In ſein Zimmer hatte ſie Blumen und Blüthen von der Haide gebracht, alle die kleinen, lieben Nippſachen und anderen Dinge der Gewohnheit ſeiner Kindheit waren an ihren alten Platz geſtellt worden. Bodil hatte ihre eigene neue Bibel auf den Tiſch in ſein Zimmer hingelegt.

Es wurde Abend, ſpäter Abend, allein der Weg ſei gut und die Pferde wären muthig und ausdauernd, ſagte der Prediger; bis um elf Uhr müſſe Nils da ſein. Endlich raſſelte ein Wagen heran, die Hunde bellten — jetzt langte Nils Bryde an.

Da gab es ein Umarmen, ein Fragen, ein Erzählen — es war ſchon ſpät Mitternacht — Japetus Mollerup ging ins Bett und ſagte, die Andern möchten desgleichen thun, denn Nils würde wohl der Ruhe nach der Reiſe benöthigt ſein.

Der folgende Tag war ein Feſttag, und ein ſolcher ſollte er für Alle ſein! Hier herrſchte Ruhe in Freude und Liebe. Nils fühlte ſich gleichſam von der Innigkeit durchglüht, mit welcher er empfangen wurde, von den liebevollen Blicken, die ihm entgegenleuchteten; faſt ſchien es ihm, als läge nur ein nächtlicher Traum zwiſchen jetzt und ehedem; Alles war hier ſo ganz und gar unverändert, nur er nicht; in Entwickelung, Freiheit und Welterfahrung war er weit vorgeſchritten, Alles zum Guten, wie er hoffte.

Bodil war noch nie in Kopenhagen geweſen, es war ihr die Weltſtadt, bis Nils ihr Briefe aus Hamburg und Berlin ſchrieb; allein ihre Vorſtellungen von der däniſchen Königsſtadt blieben ihr doch die klarſten. Wie wußte Nils nicht von dem Studentenverein, vom Theater und vom Geſellſchaftsleben, namentlich von dem herrlichen Leben, welches in dem Hauſe des Kaufmanns herrſchte, zu erzählen. Nach ſeinen Schilderungen von Rebekka und Amalie erblickte ſie in dieſen die vollendetſten Weltdamen, am meiſten ſprach ſie doch „das Kind", die ſtille, leſende Eſther an.

Der ſchnelle Wechſel von Scene und Perſonen kam Nils ganz ſonderbar vor, kürzlich inmitten des völkerreichen Kopenhagen, jetzt weit von dort entfernt in der jütländiſchen Haide. Dies Alles war durch die Kraft des Dampfes, dieſe Macht der neuern Zeit, geſchehen; hierdurch gerieth das Geſpräch auf Dampfſchiffe, Eiſenbahnen, Elektro-Magnetismus und auf die vielen großen Kräfte, die wir jetzt Alle kennen, die ſich aber damals noch in ihrer erſten Blüthe befanden.

„Das ſind die Wunder der Gegenwart!" rief Nils.

„Ja, es hat ſo den Anſchein," ſagte der alte Japetus; „allein ſie ſind Menſchenwerke, lege ihnen keinen heiligen Namen bei!"

„Wie weit werden es die Menſchen wohl noch bringen!" ſagte Bodil, „und wohin wird wohl dann das Ganze führen?"

Bei dem erſten Luftballon fragte man gleichfalls: wozu derſelbe dienen ſolle. Franklin antwortete mit der Frage: Wozu dient denn das ſoeben geborne Kind? Das Geſchlecht der Menſchen ſchreitet in unſerer Zeit mit

Rieſenſchritten vorwärts, jedes Jahrtauſend hat irgend ein Jahrhundert aufzuzeigen, in welchem man am deutlichſten dieſen Ruck vorwärts verſpürt; in einem ſolchen Jahrhundert leben wir!"

In ſolcher Weiſe wurde Nils Bryde in ſtillen Stunden, wenn ſie allein im Pfarrhauſe beiſammen waren, ein wahrer Apoſtel der Wiſſenſchaft; er entrollte ihnen die Naturſchätze von dem feinen Geſpinnſt der Spinne bis zu dem Sternenhimmel, er erzählte von dem neuen Project, welches ausgeführt worden ſei; der künſtlichen Ausbrütung von Fiſchen, wie die Menſchen hier gleichſam in das Gebiet des Schöpfers hineingetreten wären; er ſprach von der Bildung der Wolken, vom Luftballon und von Daguerreotypen, er deutete Gott in der Natur, ohne gerade dieſen Ausdruck zu gebrauchen, er nannte es die Herrlichkeit Gottes. Seine Rede war voll Leben, es fehlte ihm nicht an Worten oder an Ausdrücken; Alles, was man zu denken vermag, wird man auch ausdrücken können, das wußte Nils; ein wenig zu beredt mochte er wohl ſein, allein dies kommt nun einmal bei der Jugend vor, und fehlte auch hier nicht.

„Du biſt faſt nach Hauſe gekehrt, wie ein zweiter Erasmus Montanus," ſagte Japetus Mollerup, mit einer ſinnigen Anſpielung auf das bekannte Luſtſpiel von dem däniſchen Moliére, Ludwig Holberg.

„Ja, aber hier auf der Haide glaubt man nicht wie dort „„auf dem Berge"", daß die Erde flach iſt," antwortete er, „man iſt hier weiter, man läßt hier Montanus kein ſolches Unrecht leiden. Mir iſt dieſes Holberg'ſche Luſtſpiel wie eine Tragödie, dieſe Verkennung, die ihm von ſeiner ganzen Umgebung zu Theil wird! Und das, was am tragiſchſten wirkt, iſt, daß er ſich zuletzt der Unwiſſenheit gegenüber beugen und die Wahrheit todtſchlagen laſſen muß, daß er es ausſprechen muß: die Erde iſt flach! — Dadurch wird allerdings Montanus zu einem Lump und man verliert das Intereſſe für ihn, man empfindet das Tragiſche in dem gegebenen Bilde einer elenden Welt."

„Ja, was thut man nicht, um ſeine Lisbeth zu bekommen," ſagte Japetus Mollerup, an den weitern Verlauf des Luſtſpiels anknüpfend. „Du thäteſt gewiß daſſelbe, Nils."

„Nein," warf Bodil mit einer Beſtimmtheit ein, welche den Bruder doch gar nicht überraſchte.

„Nein," fuhr Nils fort, „die Wahrheit iſt Gott, und von der Wahrheit läßt man um keinen Preis. Der Wille iſt unſre Kraft."

Und Nils beſaß einen Willen.

„Wenn nur nicht die eilige Entwickelung unſerer Zeit zu ſehr in die rein materielle Welt hinüberführt!" ſagte Japetus Mollerup, nachdem er eine Weile ſtill vor ſich hingeſchaut hatte. „Alles ſoll nur weltlichen Zwecken dienen, Alles geht in Maſchinen auf. Es iſt eine Unruhe, eine Haſt über die Menſchen gekommen, durch welche ſie ſich immer nach Außen, anſtatt nach Innen zur Selbſtprüfung kehren!"

„Die Poeſie des Lebens wird verwiſcht," ſagte Bodil.

„Im Gegentheil, ſie wird in andern Geſtalten hervortreten," antwortete Nils; „und es iſt ein Bedürfniß dazu vorhanden. Jede Nationalität verſucht es, auch durch ſich die Poeſie geltend zu machen; hier in unſerm Norden iſt es namentlich durch Oehlenſchläger geſchehen, und doch, er iſt nicht nordiſch genug. Grundtvig iſt dieſes in höherem Grade, allein ihm fehlt wiederum der ſchöpferiſche Geiſt Oehlenſchlägers. Dieſer hat indeß ſeine Geſtalten nicht aus dem Marmor der Saga gemeiſelt, und hätte er es gethan, er hätte vielleicht keinen Eingang bei dem Volke gefunden, wenn er auch wahrſcheinlich eine größere Bedeutung in einer künftigen, mehr kritiſchen Zeit erhalten. Seine Tragödien ſind in keinem höhern Grade nordiſch, als der Orientale ſeinen „Aladdin“ orientaliſch finden würde.

Bodil blickte ihn überraſcht und betrübt an, weil er das Herz hatte, in einer ſo kecken und entſchiedenen Weiſe dergleichen Worte von dem Dichter auszuſprechen, zu welchem ſie und gewiß Alle im ganzen Lande bewundernd in Liebe und Dankbarkeit hinaufſchauten. War dies die Sprache der Jugend!

„Unſere Zeit fordert übrigens eine andere Dichtung, als die nordiſche,“ fuhr Nils fort. „Die alten Götter ſind verblichen, das Alterthum und die Heldenzeit iſt verſtrichen, jene Zeit iſt nicht die unſerige, und aus unſerer Zeit müſſen ſich unſere Dichter geſtalten, um ſich in Geiſt und Wahrheit zu offenbaren. Wenn wir die alten Saga's leſen, dann fühlen wir es, daß dieſe uns das Alterthum und die Heldenzeit aufrollen, ihre Charaktere treten ganz anders hervor, als bei unſern Dichtern; dieſe holen nur die alten Rüſtungen hervor, und laſſen unſern Zeitgenoſſen ſich dieſelben anlegen;

es iſt unſere Sprache, welche dieſe Helden reden, und zwar mit einem kleinen hinzugeſetzten Beigeſchmack des Alterthums, wir glauben die alten Götter und Helden, die alten Zeiten wieder zu ſehen und zu hören. — Die Genialität vermag es nun wohl, ihnen das Gepräge der Unſterblichkeit aufzudrücken, wie es Shakſpeare ſeinem Hamlet aufgedrückt hat, allein ſie ſind keine Schöpfungen jener Zeit und Geſchichte, ſie ſtehen Alle insgeſammt dem Hamlet näher, als der Saga. Wenn die Helden und die Frauen des Alterthums ſich ſelbſt in den Tragödien wieder erblickten, die wir von ihnen und vom Alterthum beſitzen, ſie würden ſich ſchwerlich in anderer Weiſe wieder erkennen, als die Größen, welche durch bewegliche Puppen im Leierkaſten von Denjenigen anerkannt werden würden, die ſie vorſtellen ſollen.“

Wie viel Eckiges und gar zu Jugendliches und keck Ausgeſprochenes in dem Geſagten ſich auch vorfand, ſo lauſchte doch der alte Japetus Mollerup der Rede mit Intereſſe, und das, was Nils geſagt, erhielt eine Bedeutſamkeit dadurch, daß es Nils ausſprach, daß er in ſolcher Weiſe denken, urtheilen und ſeine Gedanken in Worte kleiden konnte. Der Mehrzahl der Eltern iſt die Rede der Kinder gleichſam ein Stück ihrer ſelbſt, derſelben wird ſo zu ſagen ein Familienſtempel aufgedrückt, und mit ihm iſt ſtets ein maßgebendes Urtheil ausgeprägt.

Bei Bodil machte ſich, wenn ſie es auch nicht ausſprach, eine größere Abweichung in den Anſichten über die Poeſie geltend, in dieſer hatte ſie ſich durch ihr natürliches

Gefühl eine Art Kenntniß, eine beſtimmte Meinung erworben; wo dagegen die Wiſſenſchaft aus Dem ſprach, was Nils ſagte, blickte ſie zu ihm hinauf, hörte ihn mit Intereſſe an, und fand einen Drang, es ſich anzueignen. —

Am Abend war der Himmel klar und durchſichtig, die Sterne traten in immer größerer Anzahl hervor, es bildete ſich ein großer, weiter Horizont; Bodil ſtand neben Nils in der offenen Gartenthür, der Himmelsraum draußen mit ſeinen Welten gab ihnen Stoff zum Geſpräch. Allerdings hätte man Nils Bryde einer übertriebenen Neigung, ſeine Weisheit auskramen zu wollen, beſchuldigen können, allein wir müſſen gleichfalls einräumen, daß er von all' der Herrlichkeit, von welcher er gehört und geleſen, durchdrungen und erfüllt war.

„Welche Unendlichkeit!" ſagte Bodil.

„Größer als der Gedanke ſie zu faſſen vermag!" ſagte der Bruder. „Stelle Dir den Flug der Schwalbe vor, und denke dann, daß der Wind noch ſchneller als die Schwalbe dahinjagt, daß der Laut unſerer Stimme wiederum zwanzigmal ſchneller, als der brauſende Wind iſt; und was iſt dann wiederum dieſe Bewegung gegen die unſerer Erde? dieſelbe ſchwingt ſich noch neunzigmal ſchneller um die Sonne! Allein zehntauſendmal ſchneller noch gelangen die Sonnenſtrahlen zu uns. Eine Kanonenkugel immer in geradem Laufe würde fünfundzwanzig Jahre brauchen, um von der Sonne auf die Erde zu gelangen, ein Sonnenſtrahl erreicht uns in acht Minuten!"

„Woher weiß man das?" frug Bodil, und faltete unwillkürlich die Hände: „wer hat die Entfernung meſſen, wer die Minuten zählen können?“

„Des Menſchen Geiſt,“ antwortete der Bruder. „Die Sonne befindet ſich im Vergleich mit jenem Fixſtern, den Du dort ſtrahlen ſiehſt, in unſerer nächſten Nähe; ein einziger Strahl dieſes Sternes braucht volle ſieben Jahre, um hierher zu gelangen. In der Milchſtraße iſt der entfernteſte Stern uns fünfhundertmal ferner geſtellt, als der, welcher uns am nächſten ſteht, und das Licht, welches in einer Secunde zweiundvierzigtauſend Meilen durchfliegt, braucht vom entfernteſten Stern, den unſre Teleſkopen zu entdecken vermögen, funfzehnhundert Jahre, um zu uns zu gelangen.“

Bodil neigte ihren Kopf, und ſchirmte unwillkürlich ihre Augen mit der Hand, als ſtände ſie am Rande eines endloſen Abgrundes; aber die Augen des Bruders leuchteten, und ſeine Stimme wurde biegſamer und klangvoller.

„Jahrtauſende verſtreichen, bevor das Licht von dem einen äußerſten Rande des Sternennebels, welchen wir die Milchſtraße nennen, den entgegengeſetzten äußerſten Rand erreicht, und es giebt Aſtronomen, welche die Ueberzeugung gewonnen haben, daß der Himmelsraum mehrere ſolche Milchſtraßen in ſich faßt, deren Licht über eine Million Jahre gebrauchen würde, um zu uns zu gelangen, und dabei vergiß nicht, was ich Dir von der Schnelligkeit des Lichtes ſagte, daß es zweiundvierzigtauſend Meilen in einer Secunde durchläuft!“

„Ich vermag es nicht zu faſſen! Die Unendlichkeit wird mir unbegreiflich, unfaßlich wie Gott! Wie groß und herrlich! — — und doch überfällt mich dabei eine Angſt, als verſchwände ich, wie ein Stäubchen dieſem Gott gegenüber, welcher in dieſem Unbegrenzten lebt und webt!“

Venus war der einzige Planet, welchen Bodil kannte und zu bezeichnen wußte; der Bruder erzählte ihr nun, daß es den Anſchein habe, als hätte das Alterthum auch nur dieſen einzigen Planeten gekannt, und daß Homer denſelben beſungen; er erzählte ihr von deſſen klarer, durchſichtiger Atmoſphäre, von deſſen Gebirgen, welche ſechsmal höher als die bedeutendſten Höhepunkte der Erde, als der Dhawalagiri und der Chimboraſſo ſeien, malte ihr aus, wie glänzend und wie lange die Berggipfel dort oben leuchten müßten, bis unſere Erde hervorſtiege, die ein neunmal größerer und neunmal ſtrahlender Abendſtern ſei als die Venus uns iſt. „Dorthin, dorthin!“ ſingen gewiß ihre Dichter dort oben, und nennen unſere Erde „ein Land des Lichts!“

Er zeigte ihr den Jupiter, unſern Blicken gar klein und doch der größte der Planeten, er erzählte ihr, daß die Atmoſphäre des Jupiters wie die flüſſigen Maſſen der Erde iſt, daß ſeine Wolken feſte Körper ſeien, daß, während die vier Jahreszeiten dort ſo lange dauern wie drei von unſern Jahren, unſer vierundzwanzigſtündiger Tag und Nacht dort oben nur zehn Stunden hat.

Bodil lauſchte dieſer Rede wie das Kind dem Mährchen, und zwar im vollen Glauben der Ueberzeugung, ungeachtet der Gedanke es nicht vermochte, dieſe Größe und

Unendlichkeit zu faſſen. Wie verſchieden von uns müßten nicht die Geſchöpfe Gottes in jenen Welten ſein, ſelbſt in dieſem Gedanken drohte jeder Begriff zu verſchwinden. Sie vernahm nun, daß, während das Licht und die Wärme auf dem Planeten Merkur ſiebenmal ſtärker als auf unſerer Erde iſt, befindet ſich auf dem Uranus Alles, ſelbſt die Luft, ewig unter unſerm Gefrierpunkt; die hellſte Mittagszeit dort iſt kaum ſo hell, wie eine ſternenklare Nacht bei uns; Uranus rollt in einer Entfernung von vierhundert Millionen Meilen von der Sonne, umgeben von ſeinen Monden und von einem Ringe, welcher uns ſtrahlt, aber den Bewohnern dort finſter bleibt.

„Alles genau überlegt, Alles genau berechnet!“

„Und lebende Weſen überall!“ wiederholte Bodil, und es ſchwindelte ihr beim Denken; „Lebende Weſen im Ebenbilde Gottes!“

„In dem Waſſertropfen iſt Leben,“ ſagte der Bruder, „und es ſollte ſich in dieſen ungeheuern Himmelskörpern nichts Lebendiges, kein Abbild des Geiſtes rühren, das iſt undenkbar! Allein, wie ſind dieſe Weſen beſchaffen? — Bei dieſer Frage bleibt unſer Wiſſen ohnmächtig. Nur das bleibt uns gewiß, daß die Geſchöpfe dort in einer ganz andern Weiſe organiſirt ſein müſſen, als wir, namentlich auf den Kometen. Ihre Bahnen fallen bald in eine ſolche Nähe von der Sonne, daß die Hitze auf ihnen einige tauſendmal ſtärker, als die des glühenden Eiſens bei uns wird, bald ſind ſie wiederum ſo weit von der Sonne entfernt, daß die Atmoſphäre des Kometen eine Kälte hat wie ein Eisſtück. Welche Geſchöpfe der Erde vermöchten es wohl, dergleichen Wechſel zu ertragen, ja, welche Augen würden wohl ein verdoppeltes Sonnenlicht ertragen, und von einem ſolchen wiederum in eine Finſterniß übergehen, in welcher unſere dunkelſte Nacht wie ein klarer Dämmerſchein leuchtet!“

„Und einſt rennt ein ſolcher Komet an unſere Erde an,“ rief Bodil, „und das iſt der jüngſte Tag!“ — Sie hielt plötzlich in ihrem Gedankengange inne und fügte hinzu: „Die Bibel verkündet es nicht in dieſer Weiſe, — woher, wie,“ fuhr ſie fort, „wiſſen es die Menſchen denn?“

„Sie wiſſen es von ihm, der ſie ſchuf, der ewig das Erſchaffene erhält und lenkt, und der zugleich Geſetze ſchuf, denen ſelbſt die todten Körper gehorchen. Bis dahin nur und nicht weiter! Das Geſetz ſpricht aus Allem. Die gedankenſchnelle Kugel des Kometen wird elaſtiſch von der Atmoſphäre der andern Weltkugel zurückgeſtoßen werden. Wir ſind über den alten Glauben hinaus, daß es Ungeheuer ſind in der Luft, gleich den Walfiſchen und Rieſenſchlangen im Meere, Ungeheuer, welche Peſt und Verderben ausſpeien. Die Aſtronomen haben ihre Bahnen ausgemeſſen, haben ſie geſehen in ihrem dampfenden Pelz, den ſie löſen, indem ſie ſich der Sonne nähern und hinter ſich ſchleppen ein langes Gewand!“

„Wäre ich ein Mann,“ rief Bodil, „ich glaube, ich könnte mich von der Wiſſenſchaft hinreißen laſſen, und

Nichts im Reiche der Wiſſenſchaft ſcheint mir ſo groß, ſo herrlich, wie die Aſtronomie! Wie glücklich Du biſt!" ſagte ſie zu dem Bruder.

„Die Aſtronomie iſt ja nicht meine Wiſſenſchaft!" ſagte er mit ernſter Stimme, und es lag etwas Trübes in dieſer Aeußerung.

X.

Das Idiotenkind. „Bareske Alako."

Bodil und Nils Bryde wandelten über die Haide auf das Gebüſch zu; „Hüttchen", gelbbraun, gleich einer wohlgebackenen Bretzel, und leicht wie ein Reh, ſprang voran, voll Freude, weil es in's Freie ging — man ſah es ihm an den klugen braunen Augen und an den Bewegungen ſeines Schwanzes an, welches der Lachapparat des Hundes iſt.

„Ein prächtiger Hund," ſagte Nils Bryde, „und den hätte ich ſollen ſterben laſſen, in den ſchwarzen Topf werfen laſſen, wie es im Kinderſpiele heißt! Nein, er muß noch eine Weile ſpringen und ſich vergnügen in dieſer lichten Welt!" —

„Sein Leben hätte Dir das Deinige koſten können; ich weiß es! So in das Meer hinein zu ſpringen. Du hätteſt unter das Rad des Dampfſchiffes gerathen können."

„Nein, ich ſprang hinter demſelben hinaus. Ich kann mich ſchon ein Viertelſtündchen über dem Waſſer halten, wenn die See ruhig iſt, wie ſie damals war; ich wußte es, daß man keinen Menſchen ertrinken läßt, man durfte es nicht einmal Recht und Geſetz gegenüber wagen; es war kein Wagniß meinerſeits. Und in einem ſolchen Augenblicke vertieft man ſich überhaupt nicht in Reflexionen, man will — und ich wollte den Hund behalten!“

„Wie viel Verſtand beſitzt nicht ein ſolches Thier, oftmals mehr als mancher Menſch. Es iſt ſonderbar, zu denken, daß ein ſolches Geſchöpf nur ein Daſein für dieſes Leben hat. Es äußert ſeine Hingebung, ſeine Treue, es iſt ſogar im Beſitz von Tugenden; hier iſt doch etwas mehr, als der bloſe Inſtinct.“

„Wer verſpricht Dir und ſichert Dir eine andere Unſterblichkeit als die des Thieres zu?“ ſagte der Bruder mit einem Lächeln.

„Das thut meine unſterbliche Seele, das thun Religion und Bibel.“

„Und Du biſt Deiner Sache gewiß?“

„Ich habe nie gezweifelt, ich bin davon überzeugt, daß ich wieder auferſtehen ſoll.“

„Als was? In welcher Geſtalt? Das iſt die Frage! Hier auf Erden geht Alles zu Grunde, und wird in neuen Geſtalten wieder geboren, aber nicht wie Du es Dir denkſt; nein, in einer ganz andern Weiſe! Es findet ein ewiger Kreislauf ſtatt: Die Chemie berichtet uns, daß ſich dieſelben Stoffe in allen geſchaffenen Dingen vorfinden, und daß ſie in ihrer Zuſammenſetzung dieſe oder jene Kraft äußern, und in ſolcher Weiſe entweder Steine, Pflanzen oder Thiere bilden, welche, wenn ſie hier ihre Beſtimmung erreicht haben, wiederum aufgelöſt werden und die Stoffe zurückgeben!“

„Und die Seele geht zu Gott, welcher ſie uns verlieh!" ſagte Bodil. „Deine viele Weisheit vermag den Glauben nicht umzuſtoßen!"

„Eigentlich iſt es ein unendlicher Hochmuth von uns Menſchen, ewig leben, und zwar dabei unſer Denkvermögen und unſer Bewußtſein conſerviren zu wollen. Was giebt uns ein Recht dazu? Ob wohl unſere Klugheit, unſere Entwickelung? Wirf nur einen Blick auf dieſen Ameiſenhaufen — Du ſelbſt unterrichteteſt mich einſt über die Klugheit dieſer kleinen Thiere, und ſagteſt mir, daß der Haufen kein planlosdurchwühlter Erdklumpen ſei; und nun die Bienen, haben ſie es nicht lange vor irgend einem Mathematiker gewußt, daß das Sechseck diejenige Form iſt, welche in der Zuſammenſtellung den kleinſten Flächenraum beanſprucht, und bauten ſie nicht nach dieſer Theorie ihre tauſende von Zellen!"

Bodil blickte ihn ernſt an. „Du haſt Recht und doch nicht ganz Recht," ſagte ſie. „Das Thier war ſchon zu Anfang der Schöpfung ganz entwickelt, und im Beſitz aller ſeiner Fähigkeiten, es erreicht während ſeines kurzen Lebens vollſtändig ſein Ziel hier, die Menſchen dagegen gewinnen an Klugheit durch die Geſchlechter."

„Wie hoch glaubſt Du wohl, daß wir über den Egyptern ſtehen?" fragte der Bruder.

„Wir Alle haben dieſelbe Begrenzung, wie das Thier, je nachdem die Stoffe gemiſcht ſind."

„Oh, Du mit Deinen Stoffen! Du machſt uns zu Maſchinen! Du ſagſt Dinge, die Du nicht meinſt, Du haſt nur die Abſicht, zu zeigen, wie hoch Du über mir an Klugheit ſtehſt, allein im Betreff des Glaubens hoffe ich, daß wir gleichſtehen."

„Dort ſtehſt Du über mir, ja, weit über der Wahrheit, ganz im Reiche des Aberglaubens! —" Plötzlich hielt er inne und blickte um ſich.

Der Hund ſpitzte die Ohren, hielt den Schwanz unbeweglich, jagte darauf in voller Fahrt auf eine kleine Anhöhe von aufgeworfenem Haideraſen zu, und jetzt ſchlug er an. Die Beiden näherten ſich dem Orte, und ſonderbar genug, das von Nils Brode zuletzt ausgeſprochene Wort „Aberglauben" würde, wenn ſie es nicht geweſen wären, hier leicht zu einer Geltung haben gelangen können.

In einem Loch in der Erde ſtand oder lag ein ganz wunderlich Ding angethan mit einem blauen Rock; ein zerfetztes rothes Tuch war ihm um die Hüften gebunden, eine alte zerfetzte rothe Mütze ſaß auf dem unförmlich großen Kopfe; kleine ſchwarze Augen ſtarrten glänzend aus dem braunrothen Geſicht heraus, um welches die dunklen Haare zottig und verworren herabhingen; ein unverſtändlicher Laut wurde von dieſem Weſen ausgeſtoßen.

„Was iſt das?" rief Nils Brode.

„Iſt das ein Menſch?" ſagte Bodil.

„Ja, ein kleiner Menſch!" antwortete eine Stimme in der Nähe. Es iſt mein klein' Knaspert*), mein armer Veivan**). Und aus dem Gebüſche und dem Haidekraut

---

*) Kind. **) Freund.

erhob ſich mühſam eine hohe, ſtarkgliederige Frau. Nils erkannte ſie, die Zigeunerin war es mit ihrem Idiotenkinde; die arme Misgeburt von einem menſchlichen Geſchöpfe hatte ſie in das Erdloch neben dem Haideraſen gelegt, weil ſie ſich, wie ſie ſagte, „ein wenig unwohl befunden", — eine Schlange hatte ſie in den Fuß geſtochen: Fuß und Bein waren angeſchwollen und die Schmerzen daran ſo bedeutend, daß ſie ihr, wie ſie ſagte, „ans Herz gingen"; jetzt habe ſie naſſe Erde aufgelegt, und die würde wohl, meinte ſie, „bis zum Sonnenuntergange das Böſe aus dem Fuße herausziehen"; allein über ihr braunes Antlitz hatte ſich ein kranker Schimmer verbreitet, aus ihren Augen ſprach der Schmerz, und als ſie den Fuß erhob, zeigte ſich dieſer und das Bein noch ſehr geſchwollen.

„Ihr könnt nicht hier auf der Erde liegen bleiben," ſagte Nils Brode. „Kommt mit uns nach dem Pfarrhauſe; ja es iſt allerdings in Eurem Zuſtande kein kurzer Weg dorthin, allein wir wollen Euch behilflich ſein."

Sie habe, ſagte ſie, gar manche Nacht im Haidekraut geſchlafen, und begann nun, als ſie die Theilnahme bemerkte, etwas mehr im Volksdialekt des Ortes ohne Zuſatz ihrer eigenen Sprache zu reden. Draußen oder drinnen, meinte ſie zwar, ſei gleich viel, allein bei ihrem jetzigen Zuſtande, ſie fieberte an allen Gliedern, zöge ſie es doch vor, unter Dach zu kommen.

„Kann das Kerlchen dort gehen?" fragte Nils Brode.

„Ach," antwortete die Frau, „er iſt übler d'ran, als ich, er iſt mulo*) in den Füßen; er wird nimmermehr zum Gehen kommen, ich muß bei ihm die Beine machen; — es geht halt nicht anders!"

Die Frau vermochte kaum ſich ſelbſt, geſchweige den Knaben zu tragen, ſie bat indeß, man möchte den „Knasvert" ihr auf den Rücken binden; ſo, meinte ſie, würde ſie ſich ſchon hinterdreinſchleppen können; auf der Dreſchtenne würde ſie wohl trocken ſchlafen können, — denn zur Nacht würde es Regen geben, das verſpüre ſie in ihrer großen Zehe an dem geſunden Fuße.

Allein ſie vermochte nicht, das Kind zu tragen; Nils Brode nahm es deshalb auf den Arm.

„Es iſt ſchwer!" ſagte er.

„Ja, es iſt Füllung in ihm," ſagte die Frau, „doch iſt er für einen zehnjährigen Knaben nur klein!"

Sein Körper war wie der eines Kindes von vier Jahren. Die ſchwarzen glänzenden Augen richtete das Idiotenkind ſtarr auf Nils, und in dem Gefühle, daß man ihm kein Leid zufügen würde, ſchloß es die Augen, um zu ſchlafen.

Die Zigeunerin ſchleppte ſich mühſam und in Schmerzen fort, allein eine Strecke vom Pfarrhauſe entfernt, ſank ſie in die Kniee und blieb ohnmächtig liegen. Bodil eilte, Leute und Waſſer und Eſſig herbeizuſchaffen; die Frau wurde in eine kleine Kammer neben dem Stalle, wo man das Pferdegeſchirr aufbewahrte, gebracht, man legte ihr ein altes Stück Bett unter, badete und verband ihr den Fuß, und als dieſe ſamaritaniſche Handlung ausgeübt war, und man eine der Mägde beauftragt hatte, dem Knaben behilflich zu ſein, dem man Reis und Milch gegeben — durch eigene Hilfe vermochte er nicht, mit dieſem Gericht fertig zu werden — verließen Bruder und Schweſter die Kammer.

---

*) Todt.

Tags darauf beſuchte Muſikant-Grethe den Pfarrhof, und wie einſt die wandernden Troubadours, führte ſie ihr Inſtrument bei ſich. Außerdem war ſie von ihrer Schweſtertochter Karine begleitet, die ſich ſehr gut bei dem neuen Gerichtsdirector betrug, wo ſie zuerſt als Kindermädchen gedient, jetzt aber im Haushalt mithalf. Als Kind wäre Karine ein wahrer Ausbund von Luſtigkeit geweſen, jetzt aber ſei ſie alljährlich immer nachdenkender geworden, — man meinte damit ſchwermüthig. Dies gezieme ihrem jungen Alter nicht, und es würde ſich wohl wieder verlieren! Um ſie ein wenig zu erheitern, hatte man ſie zu der Tante auf einen kurzen Beſuch geſchickt, und deshalb kamen Beide nun in den Pfarrhof. Alle hatten die kleine Karine gern, allein geſprächig oder luſtig war ſie nicht mehr.

Sie traten bei der kranken Zigeunerin ein; Karinchen fütterte den Knaben, der ſich wie ein vierjähriges Kind benahm; Muſikant-Grethe nahm ihre Harmonika hervor und zog eine Melodie aus derſelben, und der Knabe ſtarrte immer verwunderter das Inſtrument an, ein Lächeln ſpielte um ſeinen Mund, und er ſtieß ein freudiges Geheul aus.

„Mein „Gründling“ lächelt,“ ſagte die Zigeunerin. „Der tjeicko*) hat einen ſchönen Klang, woher haſt Du den?“

„Den habe ich viele Jahre ſchon,“ ſagte Muſikant-

---

*) Gegenſtand, Ding.

Grethe. „Die Harmonika iſt ein Erbſtück; ſie iſt meine Freude, und wenn ich krank und bettlägerig bin, — kann ich mich ordentlich wieder geſund ſpielen. Vielleicht bringt ſie Dir auch Hilfe!“ Und ſie ſpielte jetzt mehrere Melodieen auf.

Man war in der That verſucht, zu glauben, daß dieſe Töne eine wirkliche Arznei ſeien: die Zigeunerin wurde lebhafter und geſprächiger; Muſikant-Grethe hatte viele Freude an ihrem Inſtrument.

„Und ſie tönt weit über die Haide hin, ſie iſt wie ein guter Freund, den man hat und der mit Einem ſpricht! Du ſprichſt nicht ſoviel, Karinchen!“ ſagte ſie ſcherzend zu ihrer Nichte, „das haſt Du Dir ganz abgewöhnt; aber das iſt keine gute Gewohnheit; jetzt wollen wir Eins mit Pfeffer und Salz aufſpielen!“ ſagte ſie und ſpielte ein luſtig Lied.

Später ſchleppte ſich die Zigeunerin in die Küche hinein, die Geſchwulſt am Fuße hatte ſich geſetzt, und das Fieber war vorüber. Die Leute ſprachen zu ihr von dem häßlich herumziehenden Leben, welches ſie führe, und von dem „Wechſelbalg“, den ſie mit ſich umhertrage, derſelbe ſei wohl ſo eine Art Kobold, ein untergeſchobenes Ding ſei es jedenfalls, ſagten ſie.

„Er hat die Augen ſeines Vaters!“ rief die Frau in einer den Leuten ganz verſtändlichen Sprache und erklärte, ſie wolle jetzt wieder aus dem Lande ziehen, um mit ihrem Manne zuſammenzutreffen, welcher gleich ihr von echtem Geblüt ſei; er ſei dort unten in Böhmen und der Walachei ein mächtiger Häuptling geweſen, hätte viele Leute unter ſich gehabt, mehr, als irgend ein Herr eines jütländiſchen Rittergutes, allein jetzt habe man ihn ohne alle Schuld in Oeſterreich eingeſteckt, während ſie mit ihrem kranken „Knaspert“ gen Norden gezogen, woſelbſt dieſer in einer angrenzenden Waldgegend geboren war; — oh, ſie ſei ſchon früher hier geweſen, und ſie verſtände auch die hieſige Sprache und könne ſie auch ſprechen, wie ſie ſie eben ſpräche.

Alle hörten ſie an; das Küchenmädchen ſprach ihr Entſetzen über dieſes Umhertreiben wie ein wilder Vogel ohne Obdach, aus, und Muſikant-Grethe ſpielte ein Lied von einem „Schloß in Oeſterreich“, dorthin wollte ja die Zigeunerin wandern.

Karine mußte jetzt fort, damit ſie zeitig nach Hauſe käme, Muſikant-Grethe wollte ſie eine Strecke begleiten; ſie ſuchte beim Abſchied ihre Harmonika, die ſie auf den Küchenſchrank zwiſchen zwei große irdene Töpfe geſtellt hatte; wie oft hatte ſie die Harmonika nicht auf dieſen Schrank geſtellt, jetzt aber war — dieſelbe verſchwunden.

„Ich habe ſie nicht,“ ſagte die Zigeunerin, „Ihr könnt alle meine Sachen durchſuchen!“ Und ſie hob ihre Röcke hoch auf, zum Entſetzen aller der Mägde.

„Die Harmonika muß an irgend einen Ort hingeſtellt ſein, um von dort wieder weggeſchafft zu werden,“ ſagte Nils Bryde, „aber man ſuchte ſie überall vergebens.

Karinchen erkrankte, und ſie war blaß wie eine Leiche, die arme Muſikant-Grethe hatte vielen Kummer zu gleicher Zeit; doch Karinchen genaß wieder, aber Muſikant-Grethe fand nicht ihre Harmonika.

In der Morgendämmerung zog die Zigeunerin weiter mit ihrem „Gründling“: ſie zog an der Hütte vorüber, wo Muſikant-Grethe wohnte; die Arme hatte die ganze Nacht nicht geſchlafen, ſie hatte in der That das Liebſte und Beſte, was ſie beſaß, verloren; die Harmonika war ihr ganzes Leben. Sie ſtand in der Thür, ſie blickte die Zigeunerin an und fragte ſie mit betrübter Stimme: „Haſt Du ſie mir genommen? Gieb mir ſie wieder! Mir iſt ſie mein Kind, mein Troſt und meine Freude. Spielte ich doch darauf, um Euerm Kleinen eine Freude zu machen, um Euch Eure ſchweren Gedanken und Euren Schmerz zu erleichtern! Sei doch wie ein chriſtlicher Menſch gegen mich und wandre nicht fort mit all' meinem Reichthum!“

Die Zigeunerin blickte ſie mit einem häßlichen Lächeln an: „Zwar bin ich ein puro*), ſagte ſie, „allein ich gebe mich nicht mit purra**) ab.“ Sie ſetzte das Kind auf die Erde nieder, erhob ſich in ihrer ganzen Höhe und ſchwur laut, daß ſie vermodern würde in dem snurren***), wenn ſich das Ding an ihrem Körper befände. Den Knaben wollte ſie nicht tragen, während ſie dieſen Eid ſchwur; ſo gebiete es ihr „Prädicantenglaube“, ſagte ſie.

Eine halbe Meile weiter, auf der einſamen Haide, ruhte die Zigeunerin aus, und löſte die zuſammengebundenen Beine des Idiotenkindes. Zwiſchen dieſen hatte ſie einen Gegenſtand, in einen alten Lappen eingeſchlagen, feſt geſchnürt; ſie nahm denſelben hervor und warf einen ſpä-

---

*) Altes Weib. **) Stehlen. ***) Zuchthauſe.

henden Blick nach allen Seiten hinaus, lächelte darauf und zog die Harmonika ans Licht. Nicht an ihrem Körper, ſondern an dem des Kindes befand ſich dieſelbe, und dort, wo man ſie kaum ſuchen würde, zwiſchen deſſen welken Beinen. Sie zog die Harmonika aus — dieſelbe gab einen ſchneidenden Laut, der ſie augenblicklich zu erſchrecken ſchien, allein bald lockte ſie die vollen, wechſelnden Töne aus derſelben; ſie lächelte dabei, auch der Knabe blinzelte vergnügt mit den Augen. Sie ſpielte mit ihrem Kinde, küßte es innig, ſpielte ihm dann wieder Etwas auf der Harmonika vor, — allein, als ſie wieder emporſchaute, ſtand das Hündchen aus dem Pfarrhofe, unſer kopenhagener „Hüttchen" vor ihr und ſtarrte ſie unverwandt an. Augenblicklich verbarg ſie die Harmonika in das Haidekraut, pfiff mit dem Munde und begann darauf eine Art von Singen, in welchem ſie die ausdauernden Töne des Inſtruments ſo nachahmte, als ob man daſſelbe höre; ſie knickte einige Büſchel des Haidekrautes ein, um ſich den Ort zu bezeichnen. Allmälig erhob ſich ihre Stimme lauter, und ſie blickte hinaus über die Haide, ob noch Jemand herankomme, und richtig — ſie gewahrte Nils Bryde. Er war auf die Jagd ausgegangen, aber früher, als ſie das Pfarrhaus verlaſſen hatte. Er trat näher, ſie fuhr fort in ihrem Harmonikageſinge, als ob ſie dem Kinde etwas vorſingen wolle.

„Wir ſpielen auch hier das Inſtrument!" ſagte ſie, als Nils Bryde ihr gegenüberſtand. „Nicht wahr, ſo klang das Ding?"

„Nun, ein Wenig beſſer klang es wohl!" ſagte er.

„Wo habt Ihr es hingelegt? Wo habt Ihr die geſtohlenen Sachen?"

„Ich Aermſte!" ſagte ſie. „Ihr wollt doch nicht, daß ich elendes Weib mich und das Kind hier ausziehen ſoll! Ihr werdet doch nichts finden bei uns!" — Dies war Alles, was Nils Bryde aus ihrer Rede, welche diesmal faſt ganz und gar aus ihm unbekannten Worten beſtand, herausbekommen konnte. Sie wollte den Hund ſtreicheln, der ſich ihr knurrend näherte. Nils gab dem Hündchen ein Zeichen, Das zu ſuchen und zu bringen, was verſteckt ſein müſſe; das Hündchen begann überall umherzuſchnüffeln.

„Ihr verdientet, daß man Euch tüchtig durchprügelte, Ihr niederträchtiges Weib," rief Nils, „in ſolcher Weiſe lohnt Ihr die Gaſtfreundſchaft! Wißt Ihr denn nicht, daß Ihr hier weit mehr genommen habt, als ein Lamm oder ein paar Gänſe? — Ihr habt es genommen, ich weiß es, Ihr habt das Liebſte, das Einzige der alten Frau und ihr zugleich Das genommen, womit ſie Etwas verdienen konnte. Die Harmonika iſt hier, ich hörte ſie klingen, Ihr ahmt jedoch zu ſchlecht nach — und, wollt Ihr ſehen, mein Hund dort kratzt das Haidekraut auf, er zeigt uns die geſtohlenen Sachen!"

Die Harmonika wurde gefunden. Nils ſtieß das Weib hart an und rief ihm verächtlich zu, es möge ſich packen. Das war die Strafe, welche es mit dem Zuſatz erhielt, nie wieder den Fuß in den Pfarrhof zu ſetzen, wenn er dort ſei, ſonſt würde es die Peitſche bekommen. „Der alte Prediger iſt auch nicht gerade Derjenige, mit dem man in dergleichen Dingen ſpaßt," fügte Nils hinzu, „und der Gerichtsdirector wohnt nicht weit von hier."

Die Zigeunerin grinſte, ſie richtete ihre dunkeln Vogelaugen höhniſch auf ihn, ſie ſagte zwar nichts, allein ihr Grinſen und ihr Blick reizte Nils Brode.

„Ihr lacht?" rief er, „hütet Euch, ich werde Euch zeigen, was es heißt, das Einzige und das Beſte, was arme Leute beſitzen, zu nehmen."

Ihr könne er Nichts nehmen, ſagte ſie höhniſch herausfordernd: ſie habe Nichts, womit er ſich befaſſen möge.

Nils verſtand vollkommen, was ſie meinte und bekam plötzlich einen Einfall.

„Das Liebſte, das Beſte, was Ihr habt, das Einzige, was Ihr beſitzt — das will ich jetzt nehmen," und er ergriff ihr Kind, hob es auf ſeinen Arm, warf ſeine Flinte über die Schulter und ging von dannen.

„Mein Kind! mein Gründling!" rief das Weib, ſtreckte beide Arme aus und heulte laut auf, damit ſie ihr Kind wieder zurückbekäme. Allein Nils ſtieß ſie zurück, ſie warf ihm einen Blick zu, wie es der gereizte gefangene Raubvogel thut; „rakk dero!"*) murmelte ſie kaum hörbar vor ſich hin. Ihre Blicke begegneten ſich, es war, als verſtänden ſie Beide gar wohl den Sinn, der aus denſelben ſprach. Sie warf ſich auf die Erde, er ging heftig aufgeregt fort. Das Kind lehnte theilnahmlos ſein ſchweres Haupt an ſeine Schulter.

---

*) „Nimm Dich in Acht."

Nachdem Nils eine Strecke gegangen war, begann ſeine Laſt ihm ſchwer zu werden, er blieb ſtehen und blickte zurück, allein er ſah nur die weite Haide, nicht mehr die Zigeunerin. War dieſelbe dort geblieben, wo er ſie gelaſſen oder war ſie weiter gegangen? Hatte er ſich vielleicht darin getäuſcht, daß ſie von ihrem Kinde nicht laſſen würde, ſondern ſehr bald kommen, um es wieder zu holen? Ließ ſie ihm vielleicht dieſen Fang? Er hätte dann allerdings [illegible] ſchöne Jagdbeute nach Haus zu tragen.

Er betrachtete das Kind, welches gerade die ſchwarzen gläſernen Augen aufſchlug, und ihn anblickte. Dabei gedachte er ſeines abſcheulichen Traumes, während deſſen dieſes Ungeheuer ſich mit Flügeln wie eine Fledermaus feſt an ihn gedrückt und ihn überwältigt hatte. Es graute ihm, und das Geſchöpf, welches er trug, wurde ihm doppelt unheimlich. Er hätte es am liebſten von ſich werfen mögen, aber der Gedanke, daß die Zigeunerin ſolches vielleicht erwartete, ja daß ſie darauf ſicher baute, hielt ihn zurück. Er wollte ſich überwinden, ſich nicht von einem Traum beherrſchen laſſen, ſie würde gewiß kommen! Das mütterliche Gefühl würde ſie ſchon treiben. Hierauf ſchritt er ſchnell vorwärts und befand ſich bald am Eingang des Gartens vom Pfarrhofe.

Bodil trat gerade aus demſelben heraus und blickte den Bruder erſtaunt und verwundert an; er machte ihr den Zuſammenhang der Sache klar, ſie ſchüttelte den Kopf über ſeinen heftigen Sinn, lächelte darauf und drückte ſeine Hand. Bodil war gleichfalls der Anſicht, daß die Zigeunerin ſchon kommen und das Kind wieder abholen würde, allein ſie fügte noch hinzu: „Wenn ſie nur nicht in der Nacht kommt und hier irgend ein Unglück im Hauſe anrichtet. Sie gehört einem rachſüchtigen, boshaften Volke an, wir müſſen aufpaſſen —.“ Sie wurden dahin einig, daß ſie von der ganzen Sache den Alten vorläufig nichts mittheilen wollten.

„Du meinſt doch wohl nicht, daß das Weib auf den Einfall kommen könnte, und das Haus über dem Kopfe anzuzünden?“ ſagte Nils.

„Wir ſtehen in Gottes Hand,“ meinte Bodil, allein mit einem ängſtlichen Gefühl, von welchem ſie zwar nicht ſprach, führte ſie ihn und das Idiotenkind in ihr eignes Zimmer.

Es verſtrich jedoch eine volle Stunde und noch eine, allein die Zigeunerin ließ ſich nicht erblicken. Nach dem Mittagstiſch vertraute Bodil ſich ihrer Mutter an, die ganz entſetzt war, daß Nils in ſolcher Weiſe ihr das Unglück ins Haus getragen habe. Die Kühe würden von jetzt an gewiß keine Milch geben, die Pferde würden den Koller bekommen — ja die Menſchen ſelbſt, das ganze Haus würde darunter leiden, es ſei ja ganz entſetzlich!

Bodil mußte alle ihre Beredtſamkeit aufbieten, ſie mußte ſogar Troſt aus der Bibel ſchöpfen und ſelbſt die Ueberzeugung ausſprechen, welche ſie und Nils gemeinſchaftlich hegten, daß nämlich die Zigeunerin gewiß nicht von ihrem Kinde laſſen würde; die Pfarrersfrau, daran gewöhnt, keinen andern Glauben und keine andere Anſicht zu haben, als die ihres Mannes und ihrer Kinder, ließ ſich denn auch einigermaßen tröſten und verſprach ſogar, bis auf Weiteres weder dem alten Pfarrherrn noch irgend einem Andern im Hauſe von der Sache Mittheilung zu machen.

Es verdroß Nils, daß ſeine Heftigkeit ihn zu dieſer Handlung verleitet, allein er vermochte kaum es ſich ſelbſt zu geſtehen. Mit ſpähenden Blicken ſuchte er überall um das Haus umher; Bodil bekam den Auftrag, der armen Muſikant-Grethe die Harmonika wiederzubringen, und gegen Abend begab ſie ſich zu derſelben.

Die Thüre der kleinen Hütte war verſchloſſen, in derſelben ſchien es ſtill und gleichſam ausgeſtorben; Bodil klopfte an, Niemand antwortete. Da nahm ſie die Harmonika zur Hand und entlockte derſelben einige Töne, und ſiehe, es zeigte ſich bald darauf ein Antlitz am Fenſter. Es war Muſikant-Grethe; ſie ſei, wie ſie ſagte, aus Kummer zu Bett gegangen, allein jetzt rufe die Freude ſie von ihrem Lager wieder empor. Ihr Entzücken war außerordentlich. Sie drückte die Harmonika an ihre Lippen und küßte dieſelbe innig.

„Du mein beſter Singvogel, Du meine eigne Violine," rief ſie, „oh, Fräulein, wie haben Sie mich Alte wieder glücklich gemacht – aber ſagen Sie, wo iſt die Harmonika geweſen, wo haben Sie ſie wieder herbekommen?"

Und Bodil erzählte ihr, daß die Zigeunerin ſie geſtohlen und daß Nils ſie dieſer auf der Haide wieder abgenommen habe.

Spät am Abend, nachdem ſchon alle Leute das Lager geſucht, hatte man noch nichts von der Zigeunerin erfahren; ſollte dieſelbe ſich wirklich freuen, ihre Laſt losgeworden zu ſein? Das Kind hatte gut gegeſſen und getrunken, es ſchlief jetzt und athmete häßlich röchelnd in Bodils Zimmer. Bei der ganzen Angelegenheit war etwas Unheimliches. Was würde wohl die Nacht bringen? Auf Augenblicke beherrſchte die Phantaſie Nils in demſelben Grade, wie das häßliche Kind ihn im Traume beängſtigt hatte, allein bald machte er ſich von dieſem Gefühle frei: „man hat ja Augen und Ohren,“ ſagte er ſich ſelbſt, „ich werde ſchon einen ſolchen Feind vom Haus halten.“ Er unterſuchte ſeine Flinte, legte noch obendrein einen tüchtigen Stock auf den Tiſch, allein von ſchlafen würde wohl dieſe Nacht die Rede doch nicht ſein.

Alles blieb ſtill. Nach Mitternacht wurde der Hund unruhig: Nils öffnete das Fenſter — es war eine mondhelle Nacht, nichts bewegte ſich draußen. Der Hund knurrte; Nils trat mit ſeiner Flinte leiſe in den Garten hinaus, ſpähte nach allen Seiten, trat endlich auf das Feld hinter dem Garten, Alles blieb ſtill und lautlos, nur in der Ferne ſchrie irgend ein großer Vogel. Er blickte nach Bodils Zimmer, dort bemerkte er noch Licht, ſie ſchlief alſo auch nicht, dieſes Alles ärgerte ihn. Wäre die Zigeunerin jetzt plötzlich vorgetreten, ſein heftiger Sinn wäre wieder zum Vorſchein gekommen. Ueber eine Stunde blieb er ſpähend und lauſchend im Freien.

Bodil hatte ſich nur halb ausgekleidet auf ihr Lager geworfen, ſie vermochte nicht einzuſchlafen, ſie blickte immer auf das Idiotenkind hin, welches dort im Zimmer lag mit offnen Augen, und ſie wie ein alter Menſch anſtarrte. Es ſchien ihr gar kein Kind zu ſein. Sie ſprang vom Lager auf, kleidete ſich wieder an und trat in den Garten. Der Tag begann ſchon anzubrechen. Nils war erſt kurz vorher auf ſein Zimmer gegangen. Bodil begab ſich bis an die äußerſte Gartenhecke und dort — dicht an derſelben an einen alten Weidenbaum gelehnt, ſtand die Zigeunerin.

„Fräulein,“ ſagte dieſe mit leiſer Stimme, „rufen Sie nicht, reden Sie nicht laut — ſeien Sie gut gegen mich Arme!“ Sie ſtreckte die Hände aus und warf einen innigen bittenden Blick auf ſie. „Ihr habt mein Kind hier, es wird dem Hauſe weder zur Freude noch zum Frommen ſein! geben Sie es mir wieder. Ich bin ſo an das Kind gewöhnt, daß ich nicht vorwärts kann, wenn ich das Päckchen nicht zu tragen habe. Es geht damit wie mit meinem kranken Fuß, ſo ſchwer es mir auch ankommt, ich kann den Fuß doch nicht abhauen laſſen.“

Dies war Alles, was Bodil von den ſehr leiſe geſprochenen Worten der Zigeunerin verſtand. Dieſelben lauteten zwar ungemiſchter wie ſonſt, damit ſie verſtändlicher ſein ſollten, allein ſie waren doch nicht ohne eine Beimiſchung einzelner fremder Worte und Redensarten.

„Ja, ja,“ ſagte Bodil mit ebenſo leiſer Stimme und ihr Herz klopfte hörbar dabei. Sie machte der Zigeunerin ein Zeichen des Einverſtändniſſes, indem ſie noch hinzufügte: „Ihr ſollt es wieder haben; mein Bruder wußte ſchon, daß Ihr es abholen würdet, allein er wollte Euch nur empfinden laſſen, was Ihr an der armen Muſikant-Grethe gethan habt, indem Ihr derſelben Das genommen, was ſie mit der innigſten Liebe umfaßt.“

Und Bodil begab ſich wieder ins Haus, hob das häßliche Kind vom Lager auf, wickelte es ſorgfältig ein, holte noch ein Stückchen Brot und etwas Schinken hervor und ſtand bald wieder am Gartenzaun bei der Zigeunerin, welche in maßloſer Freude ihr Kind ergriff, es küßte und ſchnell in gewohnter Weiſe auf den Rücken ſchwang, indem ſie mit Dank und blitzenden Augen davon wanderte gen Nordoſten in der Richtung des Waldes. Wohin? — Geſtern ging die Wanderung von hier aus in entgegengeſetzter Richtung über die Haide hin; war ihr Gang ohne Abſicht? Ging ſie vielleicht wie der Wind weht? Nein, ſeitdem ſie geſtern nur eine ganz kurze Weile geſchlummert, hatte ein Traum oder ihre Phantaſie ihr wieder „das Finden und Gewinnen“ vorgeſpiegelt. Das beleuchtet, weshalb ſie namentlich dieſe Gegend, wo ſie das Licht der Welt erblickte, immer wieder aufſuchte. Zu beſtimmten Zeiten, faſt wie die Zugvögel, doch bei ihr mit Zwiſchenräumen von Jahren, kam ſie ſtets hierher, wenn irgend ein Traum oder ein plötzlicher Gedanke ihr eine ſolche Wanderung eingab; nur hier, das war ihre innigſte Ueberzeugung, wäre Das zu finden, was den Zauber zu löſen vermöchte, in den ihr elendes Kind gebannt war.

In dem ſüdlichen Theile des Silkeborg umgebenden Waldes, wo damals die Landſtraße gen Weſten ging, ſtand ein alter berühmter Baum, der älteſte im Walde, der gemeine Mann nannte ihn die „Herbergsmutter“, ein Name, den der Baum zum Theil deshalb erhalten hatte, weil er in ſeinem Wuchs der Geſtalt eines Menſchen ähnlich ſah: an der Wurzel war er zwar dick, etwas höher jedoch ſchmal, gleichſam die Beine, darauf wieder unförmlich dick, gleichſam der Leib, von demſelben ſtreckten ſich zwei große Zweige, die Arme, und von hier an hob ſich der Stamm und breitete die Krone aus. Die Viehhirten nahmen immer bei ſchlechtem Wetter ihre Zuflucht unter dieſen Baum, und da die Gegend ringsum unbewohnt war, ſuchten auch Reiſende zu Wagen und zu Pferde unter ihm Schutz, ja ſogar ein Nachtlager. In dem ſtärkſten Regen konnten mehrere Menſchen hier ein Obdach finden.

Nach dieſem Baum begab ſich die Zigeunerin. Dort war ſie geboren, dort war vielleicht auch der Schatz der Rettung verloren gegangen und möglicherweiſe wiederzufinden, ein Schatz, den ſie ſtets ſuchte und der ihr mehr werth war, als alle Schätze der Welt; hier oder in dem ſogenannten tiefen Thale mußte er zu finden ſein, wenn er überhaupt wiedergewonnen werden könnte, das wußte ſie von ihrer „Madrum“ (Mutter), die aus echtem Geblüte war, eine echte Tochter des Geſchlechts vom Himalaya.

Erſt in den letzten Jahren durch tiefere wiſſenſchaftliche Unterſuchungen der Sprachen und durch die Kenntniſſe, die wir uns von Indien erworben haben, iſt es erwieſen, daß jenes wandernde Geſchlecht eine Abſtammung irgend einer indiſchen Völkerſchaft iſt, daß ihre Sprache in der vollendetſten aller Sprachen, in dem Sanskrit, ihren

Urſprung hat. Vom Himalaya, von der Gegend des Ganges her, kamen dieſe Urvölker des Landes, von den Hindus verdrängt und geringer geachtet als die Kaſte der Sudras. Sie wanderten von der Landſchaft Aſſam aus, deren Namen ſie noch immer in der Sage von der Stadt ihrer Heimat, Aſſas, im Lande Aſſaria bewahren; dorthin wird einſt, und das iſt die einzige religiöſe Sage, welche dieſes unglückliche Volk beſitzt, der Alako ſie führen. Baro-Devel, der große Gott, ſandte ſeinen Sohn Alako in der Geſtalt eines Menſchen auf die Erde, um Geſetze zu offenbaren und niederzuſchreiben, und als dies geſchehen war, ſtieg derſelbe wieder in ſein Reich, den Mond, hinauf, wohin er die Todten beruft. Das Bild Alako's iſt ein aufrechtſtehender Mann, welcher in ſeiner Rechten einen Griffel, in ſeiner Linken ein Schwert hält; das Bild iſt in einen Stein von der Größe einer geballten Fauſt geſchnitten und Bareske Alako genannt; daſſelbe wird ſorgſam von jedem mächtigen Zigeunerhäuptling aufbewahrt.

Die Mutter der Zigeunerin hatte ein ſolches „Götterbild“ getragen und aufbewahrt; allein hier in Jütland, als ſie ihre Tochter gebar, war daſſelbe unter dem grünenden Dach jenes großen Baumes oder in dem ſogenannten tiefen Thale verloren gegangen, verſchwunden, ohne daß ſie es jemals wiedergefunden hatte. Dieſelbe war eine echte Madrum, im Haare goldene Münzen, im Gürtel das Meſſer und in der Taſche mehr noch als Schwefel und Teufelsdreck; in dieſer Taſche lag zugleich der Stein mit dem Bilde Alako's. Sie und ihr Mann kamen von Weſten her, die Nacht vorher hatten ſie in einem vereinzelten Gehöft auf der Haide im tiefen Thale geruht; die Frau fühlte ſich unwohl, allein ſie meinte, es würde ſich wohl geben, und ſie zogen deshalb immer weiter gen Oſten, um Freunde zu treffen, die ſie dorthin beſchieden hatten. Die Frau lehnte ſich an den Mann, und ſie gelangten endlich mühſam unter die Krone jenes alten Baumes, und hier gebar ſie ihr Kind. Der Himmel war umwölkt, der Wald war dicht, es war finſtere Nacht; ſie griff nach dem Bilde Alako's, nach dem ſchweren Stein, den ſie immer bei ſich trug, derſelbe war verſchwunden! Sie ſelbſt hatte ſich während der letzten Wanderung ſo ſchwer gefühlt und war mit ſo großer Mühe vorwärts geſchritten, daß ſie den Augenblick nicht wahrgenommen, in welchem der Stein verlorengegangen. Allein der Schreck über dieſes Ereigniß gab ihr wieder neues Leben, ſie fühlte ſich plötzlich im Beſitz all ihrer Kräfte, ſie ſuchte weit und breit, der Mann zündete ein großes Feuer an, welches weit in den Wald hineinſtrahlte, ſie wollte wieder fort, zurück, denſelben Weg, den ſie gewandert, zurück nach dem Gehöft, wo ſie übernachtet hatten, allein die Füße vermochten ſie doch nicht zu tragen und es war finſtere Nacht.

Erſt am folgenden Tage gegen Mittag fühlte ſie ſich ſo wohl, daß ſie, ihr neugebornes Kind auf dem Rücken, weitergehen konnte; es war aber eine ſchwere, langſame Wanderung, ſowohl für ſie als für den Mann. Die Luft war heiß und drückend, während ſie vom Walde aus über die Hügel dahinſchritten; eine große Rauchſäule ſchwang ſich von der Haide empor, und von der Höhe aus bemerkten ſie unten in dem tiefen Thale einen Haidebrand — derſelbe wälzte ſich immer weiter vor, that dann und wann einen Sprung, zündete das Wachholdergebüſch an, welches augenblicklich hell aufloderte. Das Feuer umſpannte die ganze Strecke dort unten, wo das Gehöft lag, welches ſie aufſuchen wollten. Als die Abenddämmerung einbrach, leuchtete das Feuer, als ſtände das ganze Thal in Flammen und das würde auch der Fall geweſen ſein, bis entweder der Moorgrund den Flammen eine Grenze ſteckte, oder der Flugſand keinen Brennſtoff mehr darböte. Der Rauch breitete ſich immer weiter aus, die Flammen jagten dahin und trieben Auerhähne, Haſen und allerlei Wild vor ſich gegen die Beiden, die dort oben langſam dahinſchritten. Die Flammen ſchoſſen durch die Rauchwolken hinauf und malten dieſelben roth, ſie warfen ihren Schein über die unzähligen Furthen und Gewäſſer. Die Leute ringsum in der Gegend waren den Zigeunern nicht gerade gewogen, davon hatte Madrum oft erzählt. Sie überfielen gewaltſam und mörderiſch die Beiden, indem ſie behaupteten, ſie trügen die Schuld an dem Unglück, ſie hätten das Haidekraut angezündet; ſie ſchlugen und verſtümmelten den Zigeuner dermaßen, daß er an dieſen Gewaltthaten ſtarb, die Frau mit ihrem kaum vierundzwanzig Stunden alten Kinde wurde ergriffen und ſaß Jahr und Tag im Zuchthaus — natürlicherweiſe ganz unſchuldig! Dies Alles war die Erzählung der Mutter, welche die Zigeunerin in derſelben Weiſe getragen hatte, wie dieſe nun ihr Idiotenkind trug. Als die Mutter aus dem Zuchthauſe kam, begab ſie ſich ſofort zu jenem alten Baum, von dort aus wanderte ſie durch die Wälder, über die Hügel in das tiefe Thal, bis an das Gehöft, allein ſie fand kein Götterbild, und endlich zog ſie für immer hinweg und verließ das däniſche Land; allein ihr Weggang war, das hatte ſie ſelbſt geſagt, wie die Reiſe einer vornehmen Dame. Sie legte den Weg gen Weſten durch die ſandigen Gegenden an der Meeresküſte zurück; dort traf ſie mit Gauklern zuſammen, welche Affen herumführten und ein Kameel beſaßen; hoch auf dem Höcker des Kameels ſaß ſie mit ihrem Kinde oben auf der ſämmtlichen Bagage neben Trommel und Trompete, Affen vorne und Affen hinten; das Kameel trug ſie langſam durch den tiefen Sand. — Die Tochter wuchs heran, ſie hatte die leuchtenden Augen der Mutter und ihr Haar war ſchwarz wie die Waldſchnecke; ſie ſuchte ſich einen Liebſten und folgte ihm; Mutter und Tochter begegneten ſich viele Jahre hindurch nicht, allein als die Tochter ſchon ihr krankes Kind trug, welches dem Anſchein nach für immer übel dran ſein würde, trafen ſie ſich unten an der Donau unter den Kronen der Wallnußbäume, tief im Lande der Serben; und die Madrum gab ihr gute Rathſchläge, erzählte ihr von dem verlorengegangenen Bareske Alako, von dem berühmten Baum, unter deſſen Krone ſie geboren und von Allem, was wir hier bereits erfahren haben; ſie erzählte ihr in ſolcher Weiſe von jedem Ort, von Weg und Steg dort oben in Jütland, daß ihr zu Muthe war, als wäre ſie ſchon dort geweſen. Ein Traum beſtärkte ihre Hoffnung auf Hilfe für ihren Knaben, und nun zog ſie nach Jütland, nach der Gegend von Silkeborg, nach dem ſüdlichen Theile der dortigen Wälder. Die „Herbergsmutter“ ſtand noch da, allein ihre Krone war gefallen, man erblickte jedoch immer noch den mächtigen Stamm, die Füße, den Leib, die ausgeſtreckten Arme, noch immer ein Zufluchtsort der Hirten und der Reiſenden. Allein was die Zigeunerin ſuchte, war weder hier noch in dem tiefen Thale zu finden: Jahr und Tag dauerte der erſte Aufenthalt in dieſer Gegend, jetzt war ſie zum dritten Male dort.

Der Sturm hatte die beiden Zweige des Baumes heruntergeſchlagen; derſelbe ſtand dort, eine Geſtalt ohne Arme, ein ſonderbarer aufgedunſener Geſpenſterbaum. Muthig und voller Hoffnung, als ſei an dieſem Morgen der Schatz erſt verloren, begann die Zigeunerin wieder zu ſuchen und in der Erde zu wühlen — allein vergebens; hier war der Stein auch nicht verloren gegangen, in dem tiefen Thale war es geſchehen und dort war er auch bereits vor vielen Jahren gefunden — noch vorgeſtern, als ſie die Harmonika der armen Muſikant-Grethe nahm, ſtand ſie Derjenigen nahe, die ihr das, was ſie ſuchte, hätte geben können, und es ihr gegeben hätte, wenn ſie gewußt, von welcher Bedeutung es dem armen Weibe war. Karine, die immer ſtill und ſinnend umherging, ſtammte ja aus jenem Thale aus einer Hütte armer Leute; ſie hatte als Kind dort den dunkeln Stein mit dem wunderlichen Bilde gefunden. Ihre Mutter ſagte ihr, es ſei ein Zauberſtein, und es bringe Glück, wenn man dergleichen Sachen, ohne davon zu reden, aufbewahre; ſeit Jahren lag nun der Stein in ihrem Kaſten — das aber ſah die Zigeunerin nicht in ihren Träumen, und es kam ihr auch nicht in die Gedanken.

Die Zigeunerin grub in einem Halbkreis um den Baum herum, wiſchte jeden Stein, den ſie auffand, ſorgfältig ab, und betrachtete ihn genau; der „Gründling" ſaß unterdeſſen in dem herabgefallenen Laub, das ſie in einen Haufen zuſammengetragen hatte; der Knabe war übel gelaunt, brummte immer vor ſich hin und ſtieß dann und wann, ſo gut er es vermochte, Schimpfwörter und Flüche aus, bis endlich ein Vogel mit einem unheimlichen Geſchrei über ihn dahinflog, alsdann ſchwieg er und warf einen lauernden Blick um ſich, wie die Katze, wenn ſie auf Beute ausgeht; unterdeß ſuchte die Zigeunerin, und — wie wir wiſſen — vergebens.

XI.

Unfrieden in der Heimat. Silkeborg wird angelegt.

„Wie hilflos, wie elend iſt doch dieſes Kind!“ ſagte Bodil, indem ſie die arme Zigeunerin und ihre lebende Laſt beklagte. „Ein ſolches elendes Geſchöpf würde ganz und gar umkommen, wenn nicht die Liebe der Mutter ſo unendlich groß wäre.“

„Das iſt ein Naturtrieb,“ antwortete Nils; „derſelbe iſt nicht weniger bei dem Thiere als bei dem Menſchen vorhanden. Das Huhn kämpft, um ſeine Küchlein zu vertheidigen; verſuche es, dem Ohrwurm ſeine Brut auseinanderzuwerfen, er wird ſie wieder zu ſammeln wiſſen. Das iſt der Trieb, eins der großen Triebräder in der Maſchinerie. — Du blickſt mich an? Ja, glaube doch nicht, daß wir irgend etwas Anderes ſind! Das ganze Kunſtwerk entſteht nur durch Zuſammenſetzung der Stoffe!“

„Ich verſtehe Dich gar nicht,“ ſagte Bodil, „und ich fühle auch kein Verlangen, Dich zu verſtehen.“

„Allein Du mußt mich verſtehen,“ ſagte Nils; „man muß wiſſen, was man wiſſen kann, und was ein aufgeklärter Menſch wiſſen muß.“ Und er begann von den Urſtoffen zu reden, von welchen, ſagte er, man bis einundſechzig kannte, die ſich nicht miſchen ließen; „die eigentlichen vier Elemente des Lebens ſind Sauerſtoff, Waſſerſtoff, Stickſtoff und Kohlenſäure.“

„Das iſt ſehr möglich,“ ſagte Bodil mit einem Lächeln, „ich verſtehe es nicht. Du biſt nun ſo gar ſehr gelehrt geworden, ich aber ſoll ja nicht gelehrt ſein.“ — Sie wollte das Geſpräch nicht weiter fortſetzen, allein ſie konnte doch nicht umhin, ihn anzuhören. Es lag etwas Lockendes in all dem Neuen, welches er ihr erzählte und in der Beredtheit, mit welcher er es that; er ſetzte den ewigen Kreislauf der Dinge auseinander; er erzählte, daß die erdigen Theile, welche durch chemiſche Auflöſung in die Pflanzen dringen, zur Nahrung für das Thier verarbeitet werden, welches wiederum dadurch Nahrungsmittel, Wärmeſtoff für den Menſchen würde. Alles ſei der Wärme bedürftig, die Wärme ſei das Triebrad der Maſchinerie. Die Theile kehrten ſpäter während ihrer Auflöſung zurück und die Gasarten gingen wieder auf ihren Urſprung zurück.

„Und der Geiſt geht zu Gott!“ ſagte Bodil.

„Geht in das große Ganze, in das Gott-All“ rief Nils, „der alte Pan bleibt, wie die Griechen glaubten, der letzte, der die Götter überlebt!“

„Was iſt doch das für eine gottloſe Rede, die Du hier führſt,“ ſagte mit ernſter, lauter Stimme der alte Japetus Mollerup, welcher hinzugetreten war, und ohne bemerkt zu ſein, einen Theil der letzten Aeußerungen mit angehört hatte. „Schließe dem Teufel nicht die Thüre auf, ſonſt haben wir ihn ſofort mit all ſeinem böſen Weſen!“ — er warf einen finſtern Blick auf Nils und ſchritt weiter.

Allein noch an demſelben Abende erneuerte ſich das Geſpräch zwiſchen Nils und Bodil; ſie war betrübt, die Aeußerungen des Bruders ängſtigten ſie, und wollten nicht wieder aus ihrem Sinn weichen; ſie wollte gar gern in dem, was er geſagt hatte, nur den jugendlichen Uebermuth ſehen, ſeine Befähigung und ſeine Gelehrtheit zu zeigen und deshalb, als ſie wieder allein beiſammen waren, und er gleichſam den zerriſſenen Faden des früheren Geſprächs aufnahm, vermochte ſie das Geſtändniß nicht zurückzuhalten: „Du haſt mir heute Vieles geſagt, was mich tief betrübt hat, oder auch, ich habe es nicht verſtanden. Zuletzt war mir jedoch bei Deiner Rede zu Muthe, als wenn Gott mir aus der ganzen Schöpfung verſchwunden wäre!“

„Iſt es doch durch das Geſchaffene, daß wir zu Gott gelangen!“ ſagte der Bruder.

„Das iſt es, und durch die Offenbarung! Ich verſtehe es nicht, davon zu reden, und ich kann mich nicht darüber ausdrücken. Mein Herz fordert einen perſönlichen Gott, der mir nahe ſteht und mich hören kann. Die Wiſſenſchaft entfernt Gott dermaßen von mir, daß er verſchwindet. Du, der Du ſelbſt das Wort Gottes verkündigen und es vor den Menſchen leuchten laſſen willſt, ergreife Du nicht das Irrlicht der Wiſſenſchaft, welches uns ſpielend in den Abgrund führt. Das Reich dieſer Welt und das Reich jener Welt, glaube ich, laufen einander ſchnurſtracks entgegen, und man muß entweder den einen oder den andern Weg wandern.“

„Ich glaube, es ſind ganz freundliche Nachbarreiche; ſie gerathen nicht in Streit, allein die bornirten Grenzaufſeher ſtreiten ſich, weil es ihnen an der wahren Aufklärung gebricht. Beſtreben wir uns nur, die Wahrheit zu finden, und halten wir uns an dieſelbe, dann werden die alten Mythen und Geſchichten auf Das zurückgeführt werden, was ſie ſind!“

„Ich fürchte, daß Du in Deinem Streben nach Dem, was Du das Wahre nennſt, einen ſündhaften Weg gehſt, wenn Du Pfarrer zu werden gedenkſt, und wenn Du denkſt, wie Du jetzt ſprichſt, dann wirſt Du Böſes ſäen und viel Aergerniß geben. Du darfſt die Kanzel nicht wählen!“

„Ja, daran habe ich ſelbſt gedacht,“ ſagte Nils mit einem Lächeln. „Deine Gedanken ſind den meinigen ſehr verwandt.“

„Der Gott, den nur die Wiſſenſchaft zeigt, iſt formlos!“ rief Bodil; „er iſt nur die Kraft des Verſtandes und des Willens, eine Kraft, ſo groß, daß ich es nicht wage, mich an dieſelbe zu halten; meine Natur verlangt nach dem chriſtlichen lebendigen Gott, der ein Auge hat für mich und für die Welt, der ein Ohr hat für meine Freuden und Leiden. Die Naturkraft in ihrer ordnenden Verſtändigkeit weiß nichts von mir und meiner kleinen Welt in mir und um mich; ich verſchwinde in dem Kreis der großen Geſetze!“

Es ſchien Bodil, als ſei ein neues Element, das Neckende, bei dem Bruder zum Vorſchein gekommen. In ſolcher Weiſe wollte ſie ſeine Aeußerungen am liebſten auffaſſen. Er griff nach ihrer Anſicht mit harter, ſchonungsloſer Hand in Alles hinein, was ihr heilig und unantaſtbar war, und allerdings regt ſich oft gleichſam eine dämoniſche Macht in uns Menſchen, d. h. das Böſe in uns überholt das Gute. Eitelkeit, Gedankenloſigkeit und Mangel an Schonung ſind die Führer. Nils liebte ſeine Schweſter, er ſchätzte ihren Verſtand und ihr Herz, und doch gerade gegen dieſe fand er gleichſam einen Ausfluß für die Strömungen, die ſein Inneres bewegten.

Wenn der alte Japetus Mollerup anweſend war, wurden zwar dergleichen Vorträge oder Reden nicht gehalten, allein es war doch unmöglich, anders als daß nicht die Färbung, welche das junge Gemüth angenommen hatte, und das Licht, welches daſſelbe durchſtrömte, bei jeder Gelegenheit in Worten und Anſichten hervorleuchtete.

„Du bedienſt Dich häufig gar ſonderbarer Ausdrücke, Nils,“ ſagte bei ſolchen Gelegenheiten der alte Prediger; „Du ſollteſt Dir doch dieſelben abgewöhnen!“ Und gewöhnlich endigte dann das Geſpräch damit, daß Nils ſchwieg oder das Zimmer verließ.

Dieſe Scenen erneuerten ſich und die arme Bodil war diejenige, zu welcher Nils dann ſpäter ſagte: es ginge doch zu weit, er wäre kein Kind mehr und hätte nicht die Geduld, Alles zu ertragen. Die Erde ſei nun einmal nicht flach und er ſei kein Holbergiſcher Erasmus Montanus der Zweite.

Die Thränen traten Bodil in die Augen; ſie verſtand es wohl, und ſie fühlte es tief, daß ihr alter Vater und Nils in ihren innerſten Gedanken gar verſchieden ſeien — aber hier müſſe und ſolle Nils doch dem alten Manne nachgeben.

Alles hat ſeine Zeit, ſo auch hier. Das Leben Jeſu von Strauß wurde einmal genannt, und als der alte Prediger, der das Buch nicht kannte, es die Sündhaftigkeit ſelbſt nannte, vertheidigte es Nils, allerdings indem er voll Schonung ſeine Anſichten umſchrieb, aber doch in ziemlich beſtimmter Weiſe, gleichzeitig meinend, daß das Heiligſte wohl müſſe vertragen können, discutirt zu werden.

„Nein," rief der Alte heftig und erhob ſich von ſeinem Sitze, indem die Farbe ſeines Geſichts wechſelte — und mit einer etwas ſchwächern Stimme fügte er hinzu: „wenigſtens wird es in meinem Hauſe nicht geduldet, und hier bin ich doch wohl noch der Herr!" Bodil blickte ſchmerzlich betrübt vor ſich hin, die Mutter zitterte an allen Gliedern, ſo hatte ſie nur ſelten den Alten geſehen.

Erſt Tags darauf kam ein Geſpräch hierüber zwiſchen ihm und Nils zu Stande.

„In Vielem habe ich bemerkt, daß Du von dem alten Glauben und der alten Denkweiſe abgewichen und vom Strudel fortgeriſſen worden biſt. Ich weiß wohl, daß Du der neuern Zeit angehörſt, ich aber der alten; allein es giebt etwas, das zu allen Zeiten daſſelbe bleibt: es iſt das Reich der Wahrheit, und wo iſt das wohl reiner und heiliger als in der Lehre unſerer Religion zu finden? Die Bibel iſt der

Schatz unſeres Reichthums hier und jenſeits. Allein ich habe die Bemerkung gemacht, daß Du über dieſes Buch kein ſolches Urtheil fällſt; der Hochmuth des Verſtandes iſt über Dich gekommen, Du ſchwacher Erdenſohn!“

„Es giebt gewiß Niemand!“ antwortete der Sohn, „der eine tiefere Erkenntniß von dem Reichthum beſitzt, welcher uns Allen in der Bibel aufbewahrt iſt, als ich; die Bibel hat eine Fülle von Gedanken für alle Zeiten und alle Menſchen in einer ſo klaren, ſo einfachen Weiſe ausgeſprochen; es iſt eine Lebenspoeſie! — —“

„Poeſie!“ rief der alte Prediger.

„Mit Poeſie meine ich nicht die klingende Schelle des Wortes, ſondern ich meine den Herzſchlag in Freude und Glückſeligkeit, in Furcht und Beben!“

„Wagſt Du einen Zweifel zu hegen, daß nicht jedes Wort in dem Neuen Teſtamente von unſerm Herrgott ſelbſt iſt? — Alle Schrift iſt von Gott eingegeben!“

„Ich weiß, daß Chriſtus ſelbſt nichts niedergeſchrieben hat! Wir haben Alles durch ſeine Jünger und ich bin davon überzeugt, daß dieſe die Wahrheit reden können und wollen; die Begebenheiten ſelbſt, Alles wird in derſelben Weiſe erzählt, jedoch aber dabei auch in der eigenthümlichen Weiſe jedes Einzelnen; in den Evangelien leuchten uns dieſelben Wahrheiten in verſchiedenen Ausdrücken entgegen. Jeder Evangeliſt verleiht dieſen Wahrheiten etwas von ſeinem Naturell. Sollten wir denn nicht ſagen dürfen, daß hier eine menſchliche Zuthat ſein könnte, das Wort ſelbſt kann in verſchiedener Weiſe überſetzt werden!“

„Du lieſeſt alſo nur wie Du willſt! Die Religion willſt Du nach Deiner Bequemlichkeit einrichten, willſt ſie nach Deinem Geſchmack deſtilliren und vertragen!“

„Die heiligen Wahrheiten der Religion laſſen ſich nicht deuteln,“ ſagte Nils ernſt und mit Ehrerbietung. „In Betreff des Wichtigſten, in dem Hauptſächlichſten ſind wir einig: Jeder, welcher der Lehre unſers Glaubens folgt, wird aus der Wirkung derſelben von ihrer Göttlichkeit überzeugt werden.“

„Was iſt das Wichtigſte, was iſt das Hauptſächlichſte?“ rief der alte Mann. „Nicht ein Buchſtabe darf umſtellt oder weggeworfen werden —!“ er hielt plötzlich inne, es fand ein Kampf in ſeinem Innern ſtatt und während deſſelben nahm Nils das Wort, als ſei es eine Aufforderung, ein Nothwendigkeit, hier eine Erklärung zu geben.

„Ich weiß ſehr wohl, daß nichts in der Bibel an dem dort deutlich gegebenen Ausdruck geändert werden darf; allein es werden doch Dinge geſagt — wenn auch an und für ſich unweſentlich — welche nicht die Wahrheit enthalten; die vier Weltenden können an einer Kugel nicht angegeben werden, ebenſowenig kann von der Grundveſte der Erde die Rede ſein, wenn dieſelbe ein frei ſchwebender Körper iſt; die Veſte des Himmels iſt gleichfalls ein veralteter Ausdruck. Vieles, muß man annehmen, iſt nur bildlich geſprochen, wie z. B. daß Gott im Raum auf einem Thron ſitzt, welches doch nur ein Ausdruck des Orients für Größe und Macht ſein kann. Copernius lehrt uns, daß Joſua in Bildern geſprochen habe, denn könnten Sonne und Mond plötzlich am Firmamente ſtill ſtehen, wie geſchrieben ſteht, es würde von einer Wirkung ſein, als wenn Einer mit kräftiger Hand in ein künſtliches Werk hineingriffe und eins der Triebräder anhielt; es müßte ja Störung und Ruin hervorbringen.“

„Er, der die Welten in den Raum hinausrollte, er ſollte nicht einem dieſer Atome Halt gebieten können?“ ſagte der Alte. „Die Gelehrtheit tappt noch herum, die Weiſen der Jahrhunderte haben einander widerſprochen, allein die Heiligen der Schrift, diejenigen, welchen dieſelbe durch Gott eingegeben iſt, hegten niemals Zweifel! — Was iſt doch in Dich gefahren, Nils! Begreifſt Du denn nicht, daß Du mit ſolchen Gedanken und mit einem ſolchen Glauben nie und nimmermehr ein Verkündiger des Wortes Gottes werden darfſt? So wahr ich lebe —“ hier erhob ſich der alte Mann, ſeine Wangen färbten ſich, ſeine Augen leuchteten, Kummer und Zorn zugleich ſprach aus jeder ſeiner Mienen — „So wahr ich lebe, wenn Du nicht ein ganz anderer Menſch wirſt, dann will und muß ich, wenn Du einſt ordinirt wirſt, oder wenn Du die Abſicht hegſt, die Kanzel zu beſteigen, vor die ganze Gemeinde treten und Dich im Namen des dreieinigen Gottes fragen, ob Du Deine Gedanken dieſer Stunde geändert haſt und an die ganze Schrift und alle Lehrſätze glaubſt?“

„Ich werde nie ein Lügner ſein. Wollte ich, dann wäre dieſes Geſpräch nicht geführt worden,“ ſagte Nils mit einer Heftigkeit, die den Alten noch mehr erbitterte.

„Gehe Du lieber hin und werde Feldſcherer,“ ſagte dieſer, „flicke Du an dem Körper und halte den zuſammen; das iſt das Wichtigere. Ein Chriſt biſt Du nicht und kannſt den Glauben nicht verkündigen, den Du nur zur Hälfte haſt."

„Sind wir einmal bis an dieſen Punkt gelangt," ſagte Nils mit kräftiger, feſter Stimme, „dann will ich es ausſprechen, daß ich es nicht kann und nach meiner Ueberzeugung nicht in ehrlicher Weiſe auf die Formen ſchwören darf, die mir zwar unweſentlich erſcheinen, Vielen es aber nicht ſind, die wiederum Vertrauen zu mir haben ſollen. Wir blicken denſelben Stern an, glaube ich, allein durch ein verſchiedenes Glas; wir ſehen ihn, jeder von uns nach der Richtung ſeines Auges an einer andern Stelle, ſelbſt das linke Auge ſieht den Stern an einer andern Stelle, als wo das rechte ihn erblickt."

„Das gehört nicht hierher," ſagte der alte Prediger, „und es gelüſtet mich überhaupt nicht, Deiner gottloſen Rede mein Ohr zu leihen; es geziemt weder meinem Alter, noch meinem Amt!

Er verließ das Zimmer. Nils blieb dort zurück, und ein Lächeln ſpielte um ſeinen Mund, allein zu gleicher Zeit, wir leugnen es nicht, fühlte er einen Schmerz in ſeinem Innern; er empfand, daß der Herzfaden zwiſchen ihm und dem Alten durchſchnitten war.

Ein ſo lebhafter Austauſch der Verſchiedenheit ihres Glaubens und ihrer Gedanken fand allerdings nicht öfters ſtatt, allein wie früher, feſt und innig, war das Geſpräch nicht mehr. Es herrſchte Unfrieden in der Heimat, in welcher ehedem Vertrauen und Zuſammenhalten wohnte, und Bodil war diejenige, die am ſchmerzlichſten dabei litt; ihr war es ein Herzenskummer, daß der Bruder nun entſchieden es aufgegeben hatte, Prediger werden zu wollen.

„Durch ein unüberlegtes Wort kannſt Du und willſt Du ſo viel Gutes und Segensreiches von Dir ſtoßen: kannſt Du es über Dein Herz bringen, die beiden Alten ſo tief zu betrüben?“

„Ich kann nicht anders,“ antwortete er mit Heftigkeit, „und ich bin erfreut, daß es ſo zeitig in mir zur Klarheit und Beſtimmtheit gediehen iſt. Ich werfe nichts fort, was ſeine Wurzel in der Wahrheit hat — ſo Dich Dein Auge oder Deine Hand ärgert, ſo reiße es aus und wirf ſie von Dir! — körperlich und geiſtig thut man dies in der Gewißheit etwas Größeres zu gewinnen. Ich habe von einem alten Freibeuter geleſen, der ſeinen Leuten, indem ſie ſich der Küſte des Landes näherten, welches er erobern wollte, das Verſprechen gab, daß Demjenigen, deſſen Hand zuerſt das Gras dort berühre, die ausgedehnte ſchöne Gegend gehören ſolle; und die Ruderer holten ſchneller aus, ein Boot ſchoß an dem andern vorüber und endlich ergriff Einer haſtig ſeine Streitaxt, hieb ſich die linke Hand ab und warf dieſelbe über die Köpfe der Andern dahin, und die Hand fiel in das Gras hinab, berührte es, und ihm wurde das gewonnene Land zu Theil. Das Gleichniß mag wohl, wie alle Gleichniſſe, hinken, allein Du wirſt mich verſtehen; um dort zu ſiegen und zu gewinnen, wohin ich gehöre, kann ich auch das Nächſte, das Nothwendige wegwerfen!“

„Du laßt Dich von Deinem heftigen Aufbrauſen hinreißen. Das war es, was Dich dazu brachte, ins Meer zu ſpringen, Dein Leben aufs Spiel zu ſetzen und die Leute dazu zu zwingen, Deinen Hund zu retten; daſſelbe Aufbrauſen brachte uns das Kind der Zigeunerin hier ins Haus.“

„Durch meinen Willen rettete ich meinen Hund,“ unterbrach er ſie, „durch meinen Willen beſtrafte ich das diebiſche Weib — ich irrte mich nicht, ſie mußte ſich fügen! es iſt ein Etwas in meinem Innern, welches mir zuruft: Dieſes iſt das Rechte! und ich gehorche dieſer Stimme. Es iſt der Gott, der in mir lebt, es iſt der Funke, die Gasflamme, welche bei dem Gange der Maſchine leuchtet und ſie in Bewegung hält, bis die Zapfen abgenutzt ſind und das Ganze zuſammenfällt!“

Nils Bryde verließ bald die Heimat. Der Abſchied von ſeinem Pflegevater war ſtill und peinlich. Die Mutter weinte, Bodil ſchlich ſich aus dem Hauſe und ſtand am Gartenzaun, von wo aus ſie ihm ein Lebewohl zurief. Nils lächelte und nickte ihr zu. Sein Hund blickte freudig vorwärts, er ſaß ſeinem Herrn zu Füßen.

An dem alten Gehöft, unten an dem Aalwehr, wo Herr Schjött wohnte, hatte der Kutſcher Briefe aus dem Pfarrhauſe abzugeben; die Pferde wurden hier getränkt und mit Brot gefüttert; alles Dieſes verlängerte den Aufenthalt.

Nils Bryde trat in das Hauptgebäude ein, welches noch aus älteren Zeiten mit dem Namen „das Schloß“ belegt war. In dem großen Saale deſſelben traf er faſt hundert

Menſchen an, Maurer und Zimmerleute nebſt ihren Handlangern, Alle hatten ſich, wie es die Umſtände eben erlaubten, auf Körben, Fäſſern, Tonnen gelagert und hielten ihre Mahlzeit; Krüge und Flaſchen ſtanden auf dem Fußboden umher. Eine große Papierfabrik ſollte hier angelegt, die reiche Waſſermaſſe der Gudenau dienſtbar gemacht werden. Noch dachte Niemand über die große Bedeutung nach, welche das neue Gebäude erhalten würde, daß es der Keim zu einer neuen Stadt inmitten dieſer Gegend werden, daß es ein neues Leben auf der Haide heraufbeſchwören ſollte. Es war im Jahr 1844. Schnell wie eine der Städte Amerika's ſchoß das jüngſte Städtchen Dänemarks empor, während ein neues Leben des Zweifels und des Kampfes ſich in Nils Bryde entfaltete.

Die Arbeiter erhoben ſich und gingen wieder an ihr Thun und Treiben. Nils ſtieg in den Wagen, und während der Axtſchlag des Zimmermanns gegen den Balken erklang, der ſich erheben ſollte, knallte die Peitſche ihr „Vorwärts!“

XII.

Der Brief. Der Hund des Kammerherrn. Herr Schwane.

Es war in den erſten Tagen des Octobers, und der October iſt der Farbenmonat der Natur im hohen Norden. Der Wald ſtrahlte roth und gelb, als ſei jeder Baum mit ſaftigen Aepfeln und Birnen überſchüttet. Die zinnoberrothen Blätter, das gelbbraune Laub glänzte an den Gebüſchen und fiel Blatt für Blatt herab, wie das Menſchenleben bei dem Hauch des Todes fällt; man weiß nicht, wie leicht, wie bald und welches ſich losreißt. Das Jahr ſtand in Farbenpracht und in ernſtem Sinnen da, wie die Tochter Jephta's, die in ihrem reichſten Schmuck dahin ging, zu ſterben. Ueber die Haide und über die gepflügten Aecker, durch die Strahlen der ſinkenden Sonne, war gleichſam ein Netz von meilenlangen von emſigen Spinnen geſponnenen Fäden nur in dieſer Beleuchtung zu ſehen, war gleichſam ein Schleier über den Grund der ganzen Gegend hingeworfen, ein Zeichen des Fleißes und der Ausdauer — zu welchem Zweck?

Die weißen Wände des Pfarrhofs ſchimmerten roſenfarbig in den letzten Sonnenſtrahlen, freundlich einladend am Rande der großen weitgedehnten Haide mit ihrer ernſten Miene und mit den vielen Grabhügeln vergeſſener Helden und Könige. Der Ernſt, der Kummer, müſſen wir hinzufügen, welcher ſich über Alles ergoß, indem die Sonne verſchwand, harmonirte ganz mit der Stimmung, die in der früher ſo gemüthlichen Heimat herrſchte.

Haſt du gehört von der Roſe des Abgrundes, aus deren ſchimmelig grauen Blättern Krankheit, böſe Geſinnung, Neid und Haß dufteten? Jedes Blatt hatte ſeine eigene garſtige Kraft in ſich. Böſe Geiſter brachen dieſe Roſe während einer ſtürmiſchen Nacht, jagten damit hin über Länder und Städte, und jedes Blatt fiel herab, und wo ein ſolches die Erde berührte, zeigte ſich die böſe Macht deſſelben. Ein ſolches Blatt war hierher in die fromme Heimat getragen, ein ſolches Blatt, ſo ſchien es dem alten Prediger, war in ſeine Hand in der Geſtalt eines Briefes von Nils gelegt worden, von ihm, den er einſt aus dem ſtürmiſchen, kalten Leben entführt hatte, und dem er den Platz eines Sohnes an ſeinem Herde gegeben, für den er gearbeitet, auf den er gebaut — Alles in Hoffnung und Glauben an Gott. Der Brief ſprach zwar die Anerkennung alles deſſen aus, er enthielt ſowohl Dank wie innige Ergebenheit, nur daß Nils ſeinem eigenen Willen folgte, nur daß er, wie der alte Japetus ſagte, ſeinen Verſtand über den Verſtand Gottes ſetzte. Die alte Pfarrfrau weinte. Bodil bat mehr durch den Ausdruck ihres Auges als durch Worte, man möge Nils doch nicht zu gram ſein.

„Dieſe Klugheit,“ ſagte die Pfarrfrau, iſt nicht immer ein Segen: „ſelig ſind, die geiſtig arm ſind.“

„Von ihm,“ ſagte Japetus, „hatte ich gerade ſo viel Herrliches erwartet; die Blüthe des Verſtandes, an der ich mich ſchon, als er noch ein Knabe war, freute, wozu führt die? zu einer Frucht, die nicht im Sonnenſchein des Herrn reifen wird.“

„Der Schlehendorn,“ ſagte Bodil, „entfaltet am früheſten die Blüthen, ſeine Früchte ſtehen den ganzen Sommer und Herbſt ohne zu reifen, und doch kommt auch ihre Zeit heran: mit dem Winter, wenn der Froſt hart auf Allem laſtet, wenn Eis und Schnee da ſind, dann reift die Frucht.“

„Allein ſie wird herb und bitter,“ antwortete Japetus.

„Sie wird ausgepreßt und muß gähren, alsdann verwandelt ſie ſich in herrlichen Wein,“ ſagte Bodil.

„Du willſt ihn nur entſchuldigen, er verdient es nicht! Volle ſieben Wochen ſind verſtrichen, ſeit er uns verließ, und erſt jetzt ſendet er uns einen Brief, und zwar einen Brief der Sünde und der Aergerniß! Schriebſt Du ihm nicht dieſelbe Woche, als er abreiſte, und ich weiß welche Worte Dir Deine liebe Seele in die Feder gegeben hat. Er iſt ein Kind des Hochmuths, ein Kind des Teufels —“ und die Lippen des alten Mannes zitterten.

„Nein, Vater,“ rief Bodil, die wohl fühlte, welches Unrecht Nils gegen die Alten und gegen ſie ſelbſt übte, die ſich aber auch jedes herzlichen Wortes, jeder ſchönen That erinnerte, der ſelbſt das Geringſte von der ganzen Zeit her, während welcher ſie zuſammen gelebt hatten, vor der

Seele ſtand; eine ungewöhnliche Natur, wie ſie eine ſolche in dem Pflegebruder erblickte, müſſe ſich anders entwickeln.

„Der verlorene Sohn kehrte zurück,“ ſagte die Pfarrfrau, allein Nils wendet ſich von der Bibel ab und will nicht ihren heiligen Beiſpielen folgen.

„Er iſt noch ſehr jung, und, Du haſt es ſelbſt geſagt, Vater, in der Welt gehen Strömungen von Böſem und Gutem durch das Herz des Menſchen, ihm wird es auch klar werden! Wir kennen ja ſeine heftige, aufbrauſende Natur, allein wir wiſſen auch, daß der Grund gut und geſegnet iſt; Du weißt es, die Mutter weiß es; glauben wir, er wird zur Beſinnung kommen.“

„Beſinnung iſt gerade in ſeinem Briefe vorhanden,“ ſagte Japetus. „In jedem Satz iſt Ruhe und Ernſt, aus jedem ſpricht die Klugheit, allein ſeine Klugheit, ſein Wiſſen iſt doch nur von dieſer Welt. Es iſt als wenn der Antichriſt, um nicht der Teufel ſelbſt zu ſagen, ihm alle dieſe Weisheit eingegeben hätte.“

„Jeſus, unſer Herr und Erlöſer!“ rief die alte Frau und machte das Zeichen des Kreuzes, indem ſie ihr Haupt neigte.

Es war, wie geſagt, der erſte Brief von Nils ſeit der Abreiſe. Derſelbe war an den alten Prediger gerichtet, und voll der tiefſten Anerkennung des unendlich vielen Guten, welches man ihm erzeigt hatte, ihm, dem fremden armen Kinde; allein der Brief ſprach zugleich klar und beſtimmt aus, daß er ſeinem Charakter nach und nach ſeinem Gewiſſen nicht die theologiſche Laufbahn verfolgen könne. Einen ganzen Monat hatte er ſich geprüft und bei ſich erwogen, was wohl die Staatskirche und ſeine Mitchriſten von ihm forderten, war mit ſich ſelbſt zu Rathe gegangen, hatte gekämpft und die Ueberzeugung gewonnen, daß er jetzt handele, wie er eben ſollte und müßte.

Unter den verſchiedenen Aeußerungen im Briefe war namentlich eine, die den alten Japetus ganz beſonders ergriff: ſie lautete nämlich:

„Einer der bedeutungsvollſten Lehrſätze in der Bibel iſt der von der Erbſünde. Die Wiſſenſchaft lehrt uns, daß noch bevor die Menſchen exiſtirten, der Tod ſchon in der Welt war, der Tod kam nicht hinein durch die Sünde der Menſchen. Die Blätter der Geneſis und die Erdſchichten tragen nicht übereinſtimmende Inſchriften. Die Menſchen ſchrieben die Geneſis, die Naturkräfte ſchrieben die Erdſchichten. Die Erbſünde fällt ſomit fort, und in meiner Seele wohnt ein ſolcher Hochmuth nicht, daß ich, wenn ich weiß, unſere Erde iſt ein verſchwindendes Atom im Weltenraum, ich dann denken ſollte, Gott würde gerade dieſes Stäubchen wählen, um auf daſſelbe herabzuſteigen, Geſtalt annehmen und ſich in Gewänder werfen, um von den Augen der Menſchen geſehen zu werden.“

Zu wiederholten Malen ruhten die Blicke des alten Predigers auf dieſen hervorgehobenen Zeilen. Seine Wangen glühten fieberhaft, die Thränen traten ihm in die Augen. Nils Bryde ſtand vor ihm, als der Antichriſt, als der Geiſt der Verleugnung, dem ewigen Feuer anheimgefallen, und in dem frommen Gemüth ſprach es laut: „Sollte derjenige, der die Wunderwerke im Waſſertropfen geſchaffen, der der Ameiſe Weisheit gelehrt und in dem kleinen Schnabel der Fliege Adern, Nerven und Muskeln geordnet hat, ſollte er nicht zu dieſen Wundern auch das fügen können, ſich ſelbſt Gliedmaßen und Kleidung vor den Augen der Menſchen zu geben? ſollte er nicht auf dieſes Atom herabſteigen wollen, welches die Erde heißt? Armer Nils, Du baueſt mehr auf den Verſtand der Menſchen, als auf Gott. Der leere Staub der Erdſchichten iſt Dir eine gewichtigere Stimme als das ewige, lebendige Wort, welches der Anfang von Allem war — dummer Junge, hochmüthige Seele, es iſt Alles eitel."

Der abnehmende Mond ging, eine krumme Sichel, über die Haide auf, es war Mitternacht. Bodil hatte noch nicht ihr Lager geſucht, das Licht brannte mit langem Docht, ſie ſah es nicht. Sie drückte ihre Stirn gegen den Fenſterrahmen, während die ſtillen Strömungen des Kummers das Bild des Bruders durch ihre Seele trugen, das Bild Deſſen, welcher ſich auf dem Irrwege befand. Aber wie das milde Licht, welches jetzt in ſeinem Abnehmen über die traurige Haide aufging, ſo kam auch in ihren Sinn ein Gedicht von Ingemann, in welchem es heißt:

„— — Drum betet für die ſündhaften Seelen! —
Ginge kein Sünder zu dem Erlöſer ein,
Du ſelbſt würdeſt knieend ein Ausgeſchloſſ'ner ſein!"

und auf den Flügeln des Troſtes, welche das Gebet uns verſchafft, erhob ihr Gedanke ſich zu Gott.

Als derſelbe ſich wieder mit irdiſchen Dingen beſchäftigen konnte, trat Bodil haſtig an den Schrank und zog Papier und Schreibmaterialien hervor. Sie ſchnitt den langen Docht des Lichtes ab und ſetzte ſich, um zu ſchreiben. Große Thränen traten in ihre Augen, ſie rollten über die Wangen herab und eine fiel auf das Geſchriebene: ſie ließ den Kopf tiefer ſinken, die Feder entfiel ihren Händen, der Brief wurde an dieſem Abend nicht beendet, er hätte auch nicht für den tiefen Kummer ihres Herzens Raum gehabt.

Haſt du von der Roſe des Himmels gehört, deren ſchneeweiße Blätter Leben und Geſundheit, Friede, Milde und Liebe athmen? Jedes Blatt hat einen Segen in ſich. Ihre Blätter zerſtreuen ſich durch die Küſſe der Engel über die ganze Erde, und wohin irgend eins ihrer Blätter fällt, muß eine gute That zur Welt kommen und gedeihen. Der Brief, an dieſem Abende geweiht, wurde am folgenden beendigt, er war ein ſolches Blatt, und ihre Thränen fielen auf daſſelbe.

Von derſelben ſichtbaren Höhe herab, wie auf der Haide bei Bodil, ſchien mit denſelben klaren Strahlen der abnehmende Mond auf die mitternächtigen leeren Straßen Kopenhagens herab, in welchen noch hier und dort die Lichter flammten und die Nachtwächter damit beſchäftigt waren, die Laternen auszulöſchen, welche jetzt der Mond ablöſte. Noch waren die Wächter auf ihren Poſten. Eine vereinzelte Lais in dem nordiſchen Athen, wie man Kopenhagen genannt hat, ſchwebte als Elfin mit hohen Abſatzpantoffeln um die Straßenecke; ein kleiner Hund bellte vor einem Thorwege und zwar in einer ſo erbitterten Weiſe, als wenn er ſagen wollte: „Muß ich denn auch einen Hausſchlüſſel bei mir tragen? Da drinnen haben ſie gar keinen Hundeverſtand. Wie ſoll ich denn klingeln können, wo der Glockenzug zehnmal höher ſitzt, als die Höhe eines Hundes? Ihr wißt wohl nicht, wer ich bin? Die gnädige Frau drinnen im Hauſe dient mir und ſie iſt die Herrin dort, und der Herr vom Hauſe trägt hinten einen goldnen Schlüſſel.“

„Das iſt der Hund des Kammerherrn,“ rief der Nachtwächter Jemand zu, der von einem Fenſter in der Nachbarſchaft ſich im Zorn dahin ausſprach:

„So ſchlagen Sie doch die Beſtie todt, man hat ja keine Ruhe, ſie bellt ja die ganze Nacht hindurch.“

„Ja, was geht mich das an,“ antwortete der Nachtwächter. „Es iſt der Hund des Kammerherrn. Man hat ihn ausgeſperrt. Ich habe ſchon geklingelt, allein es kommt Niemand, dem Hunde aufzuſchließen.“

„Ah, es iſt der Hund des Kammerherrn,“ ſagte Herr Schwane ironiſch lächelnd, indem er gerade mit ſeinem Pathen Nils Brode vorüberging. Dieſe Beiden waren irgendwo in einem Freundeskreiſe geweſen und begaben ſich jetzt nach Hauſe. „Man darf ſich mit einem vornehmen Hund nicht überwerfen, es beißt Einen alsdann ſowohl der Hund wie die Herrſchaft.“

Herr Schwane war in ſehr guter Laune, welche ihn jung mit der Jugend machte.

„Halt's Maul,“ hatte Nils Brode dem Hunde zugerufen, allein derſelbe nahm ſich das nicht zu Herzen, ſondern zeigte vielmehr ſeine Selbſtſtändigkeit und machte ſeine Anſicht in ſeiner Sprache geltend. „Ich möchte wiſſen, ob der Hund auf das Haus ſchimpft, oder ob er es vielleicht über uns hergeben läßt. Was mag er wohl vortragen?"

„Gewiß nichts zu unſerem Lobe," ſagte Herr Schwane. „Ich verſtehe den Hund ganz gut. Ich kann mich ſehr wohl in ſeine Anſichten hinein verſetzen und mich auf ſeinen Standpunkt ſtellen; ich kann mir ſchon denken, was es heißt, Hund zu ſein, und zwar ein vornehmer Hund, der mit in die Küche geht! — Glaube mir, dieſer Hund ſieht auf Alles herab, was drinnen iſt und ſieht auch auf uns, auf mich und Dich, auf Alles, was man Menſchen heißt, auf Alles, was hier draußen iſt, herab! Sind wir doch auch was ganz Apartes, gar nicht von ſeiner Art. Er weiß wahrſcheinlich ſchon aus ſeiner Kindheit, daß der Menſch erſt geſchaffen wurde, nachdem die ganze Welt mit Allem, was darin lebt, exiſtirte. Es war eigentlich nichts mehr nöthig, allein es mußte doch ſo irgend ein Schnörkel, irgend ein Spaß nach dem Ganzen ſtattfinden, und ſiehe, es wurde der Menſch geſchaffen. — Sieh mal den Kerl an, ſagten alle die andern Geſchöpfe, „was iſt das für Einer, dieſer Menſch? er iſt weder Thier noch Engel, weder das Eine noch Andere! Eine Art Auffaſſungsgabe beſitzt er, jedoch nur einen kleinen Theil nach uns Thieren. Der Biber lehrte ihn Häuſer bauen, die Ameiſe und die Biene lehrten ihn, was Staatsverfaſſung heißt, allein er kann es doch nicht recht begreifen. Viele Dinge brauchen die Menſchen, um ſich durchzuhelfen, viele Dinge, die uns Allen angeboren ſind. Ausgezeichnete Werkzeuge beſitzen ſie, aber ich glaube doch nicht, daß der Adler ſeine Augen gegen ihre beſte Brille eintauſchen würde. Sie thun ſich groß auf ihren Ortsſinn, und doch würde ſich der Storch wahrſcheinlich nie nach Hauſe finden, wenn er nicht mehr Ortsſinn beſäße als ſie. Und was haben ſie? Weiter nichts als Hochmuth. Sie nennen ſich Herr der Schöpfung und doch vermag das erſte beſte Pferd mit einer ganzen Menſchenfamilie durchzugehen und ihr insgeſammt den Hals zu brechen!“

Nils lachte und meinte, Herr Schwane müſſe ein Werk ſchreiben: das Hundeleben von einem höhern Standpunkte aus betrachtet, in demſelben ſollten die Menſchen als lächerliche Kehrbilder umhertanzen, indem man eben nur die Kehrſeite von ihnen erblickte. Die Zeit der Originale ſei vorüber!

„Vorüber!“ rief Herr Schwane. „Nein, die Originale haben ſich nur einen Domino umgehängt, ſie ſehen jetzt alle gleich aus. Laß Dich mit ihnen ein, hebe einen Zipfel des Domino's in die Höhe und Du wirſt entdecken, daß wenigſtens der Zehnte einen brauchbaren Charakter für das Luſtſpiel abgiebt. Ich werde ſie Dir zeigen. Ich werde irgend einen Spaß erſinnen, daß ſie ſich bei Dir melden. Du ſollſt ſie frei vor Deine Thür gefahren bekommen, ſei nur darauf vorbereitet.“

Sie waren während dieſes Geſprächs in die Nähe der Wohnung des Herrn Schwane angekommen, und ſtanden auf dem Garniſonsplatze, welcher damals noch eine wahre Untiefe abgab. Große Haufen Steine lagen hier über den halben Platz hingeworfen, niedrige Wohnhäuſer von Fachwerk und hohe Lagerhäuſer mit Luken verliehen dem Platze ein trübes Ausſehen; eine große hölzerne Bude, eine Fleiſchbude, von welcher blutige Lebern heraushingen, prangte gerade an der Stelle des Uebergangs, wo gewöhnlich der ärgſte Schmuz ſich befand, und deshalb meinte Herr Schwane, daß dieſe kaum gangbare Grenze der Ort der Trennung ſein ſollte; allein Nils Brode, durch den Humor ſeines Pathen erheitert, wollte ihn bis an ſeine Hausthüre begleiten, und als ſie endlich dort ſtanden, ging er mit ihm hinein.

„Kirchengeſchichte und Dogmatik werden wohl dieſe Nacht nicht ſtudirt,“ meinte Herr Schwane, und ſomit können wir noch eine Cigarre zuſammen rauchen.“

„Kirchengeſchichte und Dogmatik gehören nicht mehr auf meinen Brotbaum,“ antworte Nils Brode, etwas ernſt geſtimmt, „doch deshalb wächſt der Baum immer, man hat immer einen Ausweg, man kann Nachtwächter werden,“ fügte er lächelnd hinzu. „Geben Sie mir Unterricht in der Sprache der Thiere, Sie haben dieſen Abend gezeigt, daß Sie dieſelbe verſtehen, und es dürfte ein ganz geiſtreiches Leben ſein. Ich will gar nicht von den Einnahmen an Oſtern, Pfingſten, Weihnachten und andern Feiertagen reden, ſondern — nun was meinen Sie? ſollte ich nicht Stimme genug haben, um, wenn alles fehl ſchlüge, Nachtwächter zu werden?“

„Aber drüben in Jütland,“ ſagte Herr Schwane, „würde man gewiß nicht dieſe Magiſtratsanſtellung eines werdenden Biſchofs oder Cultusminiſters gut heißen.“

„Ich will es Ihnen kurz ſagen,“ rief Nils feierlich aus, „ich habe es aufgegeben, Theologie zu ſtudiren.“

„Aufgegeben?“ rief Herr Schwane, welcher ſchon ſeit mehreren Wochen mit ihm umgegangen war, ohne etwas davon zu hören, oder irgend eine Ahnung davon zu haben. „Und was ſagen ſie drüben dazu?“ fuhr er erſtaunt fort.

„Sie ſagen, daß ich ſchlecht gehandelt habe, daß ich undankbar bin — ich kann aber nicht anders handeln. Die Sache iſt durchdacht und durchgekämpft. Ich werde Feldſcherer, wie der Alte mir rieth, ich werde an dem Körper flicken. Doch reden wir heute Abend nicht davon. Ich war in guter Laune, ich möchte es am liebſten auch bleiben. Mag die Sache ihren eignen Gang gehen; ich werde mich ſelbſt leiten und mir ſelbſt helfen, das muß jeder geſunde Menſch allein können.“

„Aber, wenn die Liebe kommt,“ ſagte Herr Schwane, „wenn man nicht länger allein bleiben kann?“

„Man muß ſich hüten, fixe Ideen zu bekommen, und weiter iſt die Liebe nichts. Sind Sie doch ſelbſt durch die erſte Hälfte des Lebens der Liebe entgangen, und dadurch haben Sie gewiß nur Ihren gewöhnlichen friſchen Humor bewahrt. Ich werde es auch können, denn ich will es. Haben Sie nicht gezeigt, daß Sie es konnten?“

„Nein,“ ſagte Herr Schwane mit einem ihm ungewöhnlichen Ernſt. Er drückte die Hand ſeines Pathen und lächelte darauf; eigentlich machte er ein Geſicht, welches verbergen ſollte, daß ihn ſein Ausruf verdroß. Ihm fiel wahrſcheinlich der alte Spruch ein: Dein Geheimniß iſt Dein Gefangener, läßt Du ihn Dir entſchlüpfen, ſo biſt Du der ſeine.

Wie oft war es nicht geſagt worden: Herr Schwane hat nie an irgend einen Andern als an ſich ſelbſt, ſtets nur daran gedacht, einen Spaß, einen Sarkasmus zu ſagen, oder zuweilen ein rechter Menſchenfeind zu ſein; er denke nie an Das, wovon die jungen Lyriker immer ſingen: an „ſie“, oder an Das, worüber Werther ſtarb. Die Welt glaubt Alles zu wiſſen, und weiß doch gar wenig.

„Ich habe Deinen Sinn, Deinen Muth gehabt — und brauche Dir nur die Worte Goethe's zu ſagen:

„„Eines ſchickt ſich nicht für Alle!
Sehe Jeder, wie er's treibe,
Sehe Jeder, wo er bleibe,
Und wer ſteht, daß er nicht falle!““

„Auch Sie!“ rief Nils und ergriff ſeine Hand mit einem Ausdruck von Erſtaunen und Theilnahme: es war eine Saite berührt, welche nicht klingen durfte, nicht klingen ſollte — denn auch Herr Schwane ſagte: „denn ich will es!“ — es wurde auch kein Wort mehr hievon geſprochen, allein wenn das Hundegebelle für Rede gelten könnte und Nils wie König Salomon die Sprache der Thiere verſtanden hätte, er hätte noch vor Schlafengehen dieſe Nacht von ihr können erzählen hören, die jetzt nicht länger ſchwebend war, wie damals, jetzt nicht länger ſchlank und jugendfriſch, und aus jenen Tagen einzig und allein einen Theil des Glanzes noch in ihren Augen bewahrt, aber nicht den Zauber, welcher den Strohhalm in einen blühenden Roſenzweig, ja in ein wildes tanzendes Streitroß zu verwandeln vermag. „Mein armer Pathe,“ dachte er, auch er hat ſich die Flügel verbrannt. Ob an einer Wachskerze oder einem Talglicht, man ſagt ja, die Flamme thut gleich weh! — ich werde mich nie verlieben, nie ſo bis über die Ohren verlieben, ich weiß es, hier iſt viel Anderes in dieſer Welt zu thun.“

Das waren die Gedanken Nils Brode's, indem er Herrn Schwane gute Nacht ſagte und ſich auf dem Rückwege gerade wieder vor dem Hauſe des Kammerherrn befand.

Es hatte den Anſchein, als ſchliefe der Nachtwächter. Der kleine Hund dagegen ſprang auf der Straße umher, ohne zu bellen, er näherte ſich Nils, beſchnüffelte ihn, und es ſchien, als wolle er ſeine Bekanntſchaft machen und mit ihm gehen. Nils jagte ihn zurück, allein es fruchtete nichts, und als Nils vor ſeiner Hausthür ſtand, ſtand auch der Hund neben ihm mit kläglicher Miene, als wolle er um Nachtlager bitten.

„Nun, ſo komm denn,“ ſagte Nils Brode.

Die Strahlen des Mondes drangen in das Zimmer und fielen auf das Portrait des hochadeligen Fräuleins, welches ſo unfreundlich ausſah, und das Loch in der Tapete verdeckte. Nils eigner Hund flog mit einem Geheul der Freude auf ſeinen Herrn zu, empfing aber mit unfreundlichem Knurren den kleinen fremden Hund. Nils gebot Frieden und Cameradſchaft, ſetzte ihnen das Waſſerbecken ver, und brach für beide einige Stückchen Brot. Der fremde, feine Hund beſchnüffelte das Brot und zog ſich zurück, ſich mit einem Schlückchen Waſſer begnügend, und bald lagen beide Hunde friedlich auf der Decke unter dem Tiſche.

Auch Nils Bryde warf ſich auf ſein Lager und ſchlief bald ein, ohne daß ſein Gedanke den Pfarrhof auf der Haide beſuchte, ohne daß er an Bodil dachte, die gerade in dieſer ſtillen Nacht ſeinetwegen geweint, für ihn gebetet, ihr ganzes, warmes Herz auf das weiße Blatt ausgeſchüttet hatte, welches ihr liebevolles Gemüth zu einem Blatte der Schönheit, zu einer „himmliſchen Roſe“ eingeweiht. Er ſchlief ſo feſt, wie er ſeit vielen Nächten nicht gethan, weil er gar ſehr mit den Kämpfen ſeines Innern beſchäftigt geweſen war, von welchen wir ſpäter erfahren werden.

XIII.

Genie und blinder Lärm.

Nils Bryde war vor etwas über ſechs Wochen von Jütland wieder nach Kopenhagen gekommen, und zwar ſeinen Lieben in der Heimat grollend, gerade vielleicht, weil er fühlte, daß er nicht ganz in ſeinem Rechte war. Er hatte jede Erinnerung von dort hervorgeſucht, um Alles, was herbe und bitter war, herauszufinden, um ſich klar zu machen, wie rückſichtslos man ihn ſeiner Meinung nach dort behandelt habe Der Alte drüben vergaß ja ganz, daß das Kind während der Jahre zum Manne gereift, und daß Wohlthaten kein Patent auf Despotie über Perſon und Gedanken verleihen. Sein Wille hob ſich gleichſam um eine Stufe, ſeine natürlichen Neigungen rührten ſich kräftiger, die Bande, die ein Hemmniß waren, mußten und ſollten zerriſſen werden. Er empfand jetzt einen Unwillen, ja ein Mistrauen gegen Alles, was Geiſtlichkeit hieß. Er ſuchte aus ſeinem Gedächtniß jede Verkehrheit, mochte dieſelbe mangelhafter Begabung oder menſchlicher Schwäche zuzuſchreiben ſein, die er bei irgend einem Prediger jemals gefunden hatte, hervor. Die Predigten des Einen klangen ihm wie Bibelſtellen, die nach Ellenmaß, ohne Geiſt und Gemüth zuſammengeleimt waren; ein Anderer ſprach ihm wie aus einem vollen Beete mit Roſen und Tulipanen; ein Dritter machte Effect durch das eifrige Auf- und Zuſchlagen der Pforten der Hölle, Alles leer, Alles — „unchriſtlich“. „Wenn ich ein ſolcher werden würde, die Alten drüben würden ihre Freude daran haben,“ ſprach er bitter.

Der erſte Brief von Bodil, welcher noch dieſelbe Woche, in der er wieder nach Kopenhagen zurückgekehrt war, dort anlangte, war herzlich und wohlgemeint, war einer liebevollen, ſeinetwegen betrübten Seele ausgeſtrömt; allein ein Hinzeigen auf ſeine Heftigkeit und ſein jugendliches Weſen kränkte ihn und der Brief blieb deshalb unbeantwortet.

Er erkannte es ſehr wohl, daß etwas Dämoniſches ſich in ihm rege, allein er lauſchte demſelben, er ſtellte Betrachtungen darüber an, daß der Menſch den Muth beſitzen müſſe, die wilden Gedanken und Kräfte hervortreten zu laſſen, ſie ſogar zu beſchauen, um auf das erſte Bläschen dieſer ſprudelnden Quelle zurückgeben zu können, und die Motive zu ſeinen Handlungen in ſich aufzuſpüren, ſelbſt wenn dieſe ſchlecht ſeien: er müſſe das Bewußtſein ſeiner Schlechtigkeit zu ertragen wiſſen! Der Menſch müſſe es über ſich gewinnen können, ſelbſt ohne Scheu in Das einzudringen, was ihm heilig ſei, müſſe ſich vertraut machen können mit jeder Ausſchweifung des Gedankens, mit der Sünde ſelbſt, mit jedem Laſter, müſſe über ſeine Neigung zu demſelben ſich klar werden und über die Gewalt ſeines

Geiſtes in dieſer Richtung Beſcheid wiſſen — müſſe wiſſen, ob das Chriſtenthum Wahrheit ſei, den Muth haben, ſeine Ueberzeugung auszuſprechen, um nicht ein Lügner zu ſein, wie es die Mehrzahl ſei! — ſo ſprach es in Nils Bryde's Innern.

Prediger konnte und wollte er nicht ſein, allein was nun ergreifen? Die Naturwiſſenſchaft behielt lange Zeit die überwiegende Stimme, doch der Hohn, welcher in den Worten ſeines Pflegevaters lag und noch immer in ſeinen Ohren nachklang: „werde Feldſcherer und flicke an dem Körper“, ſtellte ihm die Arzneiwiſſenſchaft gleichſam in das Strahlenlicht einer Glorie: der tüchtige Arzt ſei eine Macht des Segens, ein Tröſter, ein Engel der Rettung. Der Arzt könne ſeinen Glauben in Thaten bewahrheiten! Arzt wollte Nils Bryde werden.

Die Unterrichtsſtunden, die ihm am beſten bezahlt wurden, wollte er nicht aufgeben; dieſelben ſicherten ihm ein dürftiges Auskommen. Vom Pfarrhauſe aus konnte und wollte er von jetzt an keine Art von Unterſtützung annehmen; die Schuld ſei groß genug, ſagte er, ſie dürfe nicht vergrößert werden.

So ſtanden die Sachen an jenem Abende, an welchem Nils Bryde ſein Lager ſuchte und ſein Hund und der Hund des Kammerherrn Bekanntſchaft machten, ſo ſtanden die Sachen des Morgens, als er, nachdem er ſich angezogen, ſeinen Kaffee getrunken und ein Stündchen nachgeſonnen hatte, mit Anna Sophie, Madame Jenſens Dienſtmädchen, ſich aus dem Hauſe begab. Das Mädchen trug den Hund des Kammerherrn und Beide richteten ihren Gang nach der Wohnung deſſelben, wo man jetzt wohl aufgeſtanden ſein würde. Und dies war auch der Fall.

Die gnädige Frau erſchien, ſie war eine ſehr corpulente Frau, etwas zu alt, um noch Locken im Nacken zu tragen, allein dieſelben hatten ihr gewiß, als ſie jung war, ſehr gut geſtanden, und das vermochte ſie noch nicht zu vergeſſen; ſie ſchien eine alte „Gurli“ zu ſein, bei welcher die Naivität in Saat geſchoſſen. Die Geiſtreichheit war hier Stengel, nicht Blüthe. Ihre Augen waren noch ſchön; das hätte ſie doch wiſſen müſſen, und doch verdarb ſie dieſelben heute durch Thränen: ſie weinte über Zemire, die auf der Straße und bei fremden Leuten geweſen war. Der Hund winſelte vor Freude, die Frau Kammerherrin weinte, vergaß ihre Dankbarkeit, wie ſie ſagte, gegen den Erretter, doch das vergaß ſie nicht auszuſprechen, daß ihr Haus von heute an Herrn Bryde offen ſtehe, er ſei „durch Zemire eingeführt“.

Der Kammerherr ließ ſich mit ihm über den Skandinavismus ein und wollte gern, wie er ſich ausdrückte, wiſſen, was wohl hinter demſelben verborgen läge — und was die Studenten wohl davon meinten — Herr Bryde antwortete, wie hundert Andere hätten antworten können, und das Ehepaar kam aus allem dieſem zu dem Reſultate, daß er ein ſehr geiſtreicher Menſch ſei, daß man ihm nächſte Woche einladen müſſe, wenn an Alle Einladung erginge: einen Studenten aus Jütland müſſe es intereſſiren, bei einer großartigen Soirée zugegen zu ſein.

Gerade zwei Tage ſpäter in früher Morgenſtunde trat Madame Jenſen, in der Hand eine Zeitung, zu ihrem Miethsmann ein. „Aber was in aller Welt ſteht hier im Blatte,“ ſagte ſie, „iſt das nicht unſere Hausnummer?“ — ſie nannte die Nummer — „und wohnen wir nicht in der Schwertfegergaſſe im dritten Stock?“

„Ja, ganz richtig,“ ſagte Nils.

„Aber . . . haben Sie ein Legat von zweitauſend Thalern zu vergeben? Es iſt in der That allerliebſt zu leſen, aber ich begreiſe es nicht,“ und ſie deutete in der Zeitung auf einen langen Aufſatz mit der Ueberſchrift: „Ein verkanntes Genie wird geſucht.“

„Das iſt ganz amüſant,“ ſagte Nils Brode, als er den langen Aufſatz durchgeleſen hatte, deſſen Inhalt vollauf Stoff zu einem Luſtſpiel bot, wenigſtens der Rahmen ſein konnte für eine Sammlung von Originalen.

„Es geht in der Welt noch immer wie in der Komödie zu,“ ſo begann der Aufſatz, und erzählte nun weiter von zwei Brüdern: dem einen, ſehr praktiſch, ginge es gut, dem anderen, ſehr genial, ginge es ſchlecht; derſelbe ſei zuletzt, als noch Krankheit hinzugetreten, in dem Grade nothleidend geworden, daß er Geldhilfe von ſeinem praktiſchen Bruder annehmen mußte, der ihm ein für allemal fünfundzwanzig Thaler ſendete, die er in vernünftiger Weiſe auf Doctor, Apotheker und andere Bedürfniſſe verwenden ſollte. Allein da es gerade der Tag vor der letzten Ziehung der Lotterie war, ſo kaufte er ſich ein ganzes Loos, die Nummer kam heraus, das Genie gewann die hundertundfunfzigtauſend Thaler und ſtarb — ſtarb, bevor ſie ihm ausgezahlt wurden; allein er hatte ein Teſtament in Betreff des Looſes hinterlaſſen, und darin beſtimmt, daß zweitauſend Thaler von den jährlichen Zinſen des Capitals einem verkannten Genie zufallen ſollten, und deshalb forderte man nun gerade heute am Geburtstage des Verſtorbenen die verkannten Genies auf, entweder ein Schreiben, bezeichnet: „Verkannt“ einzureichen, und demſelben Beweiſe beizulegen, daß ſie in der That verkannt ſeien, oder auch was man am liebſten ſähe, ſich perſönlich vor bürgerlicher Mittagszeit in der Schwertfegergaſſe einzuſtellen, und hier ſtand wirklich die Wohnung der Madame Jenſen, oder richtiger, Nils Bryde's Adreſſe, indem es hieß: man melde ſich bei dem Studenten, deſſen Name an der Thür zu leſen iſt.“

Das Ganze erwies ſich ſofort als ein Scherz, und Nils dachte deshalb auch gleich an Herrn Schwane, der ihm verſprochen hatte, ihm zu beweiſen, wie reich die Stadt an Originalen ſei.

Allein ſollte wirklich irgend ein Menſch ſo einfältig ſein, dieſe Annonce in ernſtem Sinne zu nehmen und danach zu gehen? Mag man das Unglaublichſte erfinden, es findet doch ſeine Gläubigen, ſo wie das ſchlechteſte Buch ſein Publicum findet. Es gingen einige Briefe ein, einige darunter im Scherz geſchrieben, und auf den Spaß eingehend, einige aber ſchienen doch im vollen Ernſte abgefaßt zu ſein. Es meldeten ſich auch vier bis fünf verſchiedene Leute perſönlich, allein wir begnügen uns, einen derſelben vorzuführen, nicht weil er der Originellſte war, ſondern weil er der Einzige blieb, mit welchem Nils Brode einmal ſpäter zuſammentreffen ſollte.

Madame Jenſen war noch in Nils' Zimmer, aber ſie entfernte ſich, als dieſe Perſon eintrat. Dieſelbe war ein ältlicher Herr im Frack, einer Halsbinde von Roßhaaren und es iſt aller Grund vorhanden auch anzunehmen, daß er papierne ſtehende Halskragen trug. Er meldete ſich als Einer der Einberufenen, als ganz und gar verkannt, welches er diesmal als ſein Glück, als ſeine Zukunft betrachtete, und als Nils Brode frug, wer er ſei, antwortete er durch die Frage: Kennen ſie Salomon de Caus, den Erfinder der Dampfkraft? Er war ein ausgezeichneter Mann, weit über ſein Zeitalter hinausragend, und dasſelbe ſperrte ihn deshalb ins Irrenhaus ein. Es iſt ſchade, daß er jetzt nicht lebt, er wäre der Mann für die Leibrente geweſen. Ich nenne ihn — ich bin ſonſt ganz gegen ihn — ich verwerfe den Dampf mit ſeinen vielen Koſten, ich brauche denſelben nicht."

„Sie meinen —" begann Nils Brode.

„Der Dampf braucht Geld, um unterhalten zu werden," ſagte der Mann; „der Dampf koſtet Menſchenleben; ich habe es leichter, ohne Koſten, ohne Gefahr, nur daß die Maſchine da iſt, und ich kann ſagen: Haben Sie die Güte, es koſtet nichts, Sie bekommen Geld zu und damit geht es vorwärts."

„Sie haben alſo ein billigeres und ſichereres Mittel als den Dampf zu Ihrer Verfügung?"

„Ja, das habe ich! Sie kennen den Namen nach Robert

Fulton, den Erfinder des Dampfſchiffes. Er begann, noch ein Knabe, mit einer Art Rad, welches er mit dem Fuße trat, und dadurch das Boot in Bewegung ſetzte. Da gerade befand er ſich am richtigen Punkte, beim ſehr einfachen Punkte. Alles in dieſer Welt iſt einfach. Ich will mein Bein in die Höhe heben, und ſiehe, ich hebe das Bein, ich will den Arm heben, ich hebe ihn, es koſtet nichts, es erfordert keinen Dampf, es iſt gar kein Kunſtſtück, es iſt nur die Kraft des menſchlichen Willens, und durch dieſen kann das Schiff vorwärts treiben, wenn es in Verbindung mit einer Tretmaſchine gebracht wird!“

Und nun ſetzte er es auseinander, wie das ganze Verdeck des Schiffes mit Leiſten, Schaufelbretern und Beweglichkeit nach ſeiner Conſtruction verſehen ſein müſſe; die Paſſagiere brauchten alſo nur auf dem Verdeck auf und ab zu gehen, immer zu treten und zu treten, ſo käme die Bewegung von ſelbſt, die Räder würden ſich umdrehen, die Schaufeln ſich rühren, und es koſtete gar nichts.

„Dampf iſt ein Irrweg“, fuhr er fort. „Dreht die Erde ſich durch Dampf? Geht der Mond und gehen die Planeten durch Dampf? Nein, einfach iſt das Ganze und eine Maſchine, und ſo geht es vorwärts! Hätte Napoleon die Tretmaſchine gekannt, er wäre nimmermehr auf St. Helena geblieben, allein damals hatte ich noch nicht die Idee, und ich kannte auch nicht Napoleon, er kannte auch mich nicht. Er verwarf die Dampfkraft, darin ähneln wir uns, darin begegnen wir uns!“

Nils Bryde wußte nicht recht, ob der Mann von

Sinnen ſei, oder ob er nur das „Geniefieber“ habe. Was ſollte er ihm antworten? Das Einfachſte und gewiß das Richtigſte war, gerade heraus die Wahrheit zu ſagen, ihm zu erzählen, daß ſie Beide durch einen Spaß in der Zeitung zuſammengeführt worden wären, daß der ganze Aufſatz nur eine Erdichtung ſei, daß kein Legat zu vergeben, und daß überhaupt kaum ein ſolches vorhanden wäre. Zu ſeinem Erſtaunen aber bemerkte er, daß der Mann dadurch weder heftig noch niedergeſchlagen wurde, ſondern nachdem er geſagt hatte: „Wirklich, ſo verhält es ſich? — Ja, das dachte ich mir ſchon,“ darin fortfuhr, die Einfachheit und den außerordentlichen Nutzen der Tretmaſchine weiter auseinanderzuſetzen und zu erklären. Es ſchien faſt, als ſei der Mann ganz zufrieden mit dem Gange, den er in die Schwertfegergaſſe gethan, indem er annahm, daß er hier einen gebildeten Zuhörer für ſeinen Plan gefunden habe. Bevor er ſich entfernte, mußte Nils ihm noch verſprechen, das Modell einer Tretmaſchine eines flachen Bootes zu beſehen, welches in einem der Canäle liege. — Daß Nils ſich nicht dorthin begab, gehört nicht hierher. Die Beiden begegneten ſich erſt ſpäter wieder in einer der ernſteſten Stunden des Lebens.

Von den Briefen, welche eingingen, wollen wir, wie geſagt, auch nur einen hervorheben, welcher Nils namentlich anſprach; er meinte, derſelbe ſei im Scherz geſchrieben, allein Herr Schwane, dem er ihn zeigte, war der entgegengeſetzten Meinung, „er iſt in allem Ernſte abgefaßt,“ meinte er. Die Unterſchrift lautete: „Kein Genie, nur ein Herz.“

„Verzeihung! — ich bin ein Weib, ſonſt käme ich zu Ihnen, jetzt muß ich ſchreiben! — Ein Genie bin ich nicht, allein ich habe Herz und Gedanken für das Genie, und deshalb erlauben Sie, daß ich mich in Folge der Zeitung einſtelle. Ihrer koſtbaren Zeit werde ich Sie nicht berauben, und deshalb habe ich hier kurz und klar und nach meiner Ueberzeugung redlich geſchrieben, was ich Ihnen mündlich hätte ſagen wollen. Ein verkanntes Genie hat die Glorie ſeiner Zukunft gerade in dem Verkanntſein; nehmen Sie demſelben nicht zur Hälfte die Glorie, indem Sie ihm zweitauſend Thaler jährlich geben! — Ich meine einen andern Vorſchlag zur Verwendung des Legates zu beſitzen und habe deshalb zu Ihrer tiefgründlichen Ueberlegung meine Ueberzeugung niedergeſchrieben. Man könnte ſagen, unſere Zeit iſt die Zeit der Monumente; über alle Große ſollen Monumente ſich erheben. Allein, frage ich, haben die Großen nicht Monument genug in ſich ſelbſt? Ich glaube es und meine es, ja! und es würde gewiß weit richtiger ſein, wenn man an Monumente über die Kleinen dächte, ſie bedürfen derſelben in höherem Grade. Ich meine, wenn ich die Kleinen ſage, die Genies, die nicht ſo weit gelangt ſind, daß ſie groß wurden, und doch gethan haben, was ſie konnten. Es könnte ſchön und verſchönernd ſein, den kleinen wirklichen Genies Monumente zu errichten; ſo z. B. dem Erfinder der chemiſchen Streichhölzer, d. h. derjenigen, die geruchlos ſind! Das iſt eine Erfindung, die ins Leben hineingreift und in ihrer Art, ſo ganz im Kleinen, ebenſoviel zu ſagen hat, wie z. B. der Dampf im Großen. Ich habe mir gedacht, und bin der Meinung, es ſei löblich, dem Erfinder der Kräußelmaſchine ein Monument zu errichten. Wie manche Mutter mit ihren Kleinen lebt nicht allein durch ihre Kräußelmaſchine! Die Erfindung iſt ein Segen; allein der Erfinder ſelbſt iſt in dem Grade „verkannt", daß nicht einmal ſein Name uns geblieben iſt! Vielleicht iſt der Erfinder eine Sie, ich darf es faſt annehmen, daß es ein Weib iſt; errichten wir dieſem Weibe ein Monument! Ein großer Dichter hat geſagt: „Die Kleinen können gar groß ſein!" Gedenken wir der verkannten Kleinen, derjenigen, von welchen wir wiſſen, daß ſie wirkliche Genies waren, und verwenden wir hier die Leibrente.. Dieſes iſt meine Ueberzeugung, mein Gedanke; einverleiben Sie denſelben dem Ihrigen, indem ich mich unterſchreibe

Kein Genie, nur ein Herz."

„Nachſchrift: Es giebt noch Vieles, was ich ſagen könnte, allein es iſt ſo ziemlich geſagt in Dem, was ich geſchrieben habe, und ich will Sie nicht um Ihre koſtbare Zeit bringen!"

Dieſen Brief, ja das ganze Packet mit Briefen ſteckte Nils Brode in die Taſche und begab ſich zu ſeinem Pathen, Herrn Schwane, von dem der Spaß herrührte. Die Beſuche wurden referirt, die Briefe wurden geleſen.

„Ja, das war ein guter Einfall, nicht wahr?" ſagte Herr Schwane, man müßte eine ganze Komödie ſchreiben können, unter dem Titel: Genie und blinder Lärm; der blinde Lärm müßte von Denjenigen ausgehen, die ſich meldeten, das Genie müßte der Dichter ſelbſt liefern."

„Schreibe die Komödie," ſagte Nils Bryde.

„Nein, jetzt habe ich eine andere Idee, die ich auch nicht ausführe;" rief Herr Schwane, „obwohl ich glaube, dieſelbe würde mir gemächlicher und angenehmer ſein, als Correcturleſen, Auctionen und alle dieſe kleinen Knochen, an welchen ich nage. Ich könnte ein Blatt oder gar zwei herausgeben, ein zahmes und ein biſſiges. Das zahme Blatt müßte ſtets mit einem lyriſchen Erguß von einem jungen Verfaſſer beginnen, es müßte etwas Zahmes vorne haben. Darauf müßten Leitartikel, die etwa ſo cenſirten: Sehr gut, aller Achtung werth, mittelmäßig — folgen, dazu wird man immer Beiträge von rechts und links bekommen. In den untern Regionen müßte ein langer franzöſiſcher Roman ſtehen, aber nicht zu lang. — Das biſſige Blatt nenne ich das „Halseiſen." Jeder kann dort hinein kommen, und man wird ſtets einige Auserwählte haben, unter denen man jede Woche Einen herausgreift. Es amüſirt die Leute, ihre Bekannten zu finden. Kunſt und Theater müßte auch darin vertreten ſein, ſo auch die humoriſtiſchen Kraftanſtrengungen in Betreff des Putzens der Straßenlaternen und des Anſpuckens der Sterne!" — Herr Schwane lachte und dabei blieb es.

Nils erzählte von ſeiner neuen Bekanntſchaft mit der Familie des Kammerherrn, und daß er eine Einladung zum Thee erhalten habe zum großen Rout und daß er von Zemira dort eingeführt worden wäre, wie die gnädige Frau ſich auszudrücken beliebt habe. Er erzählte, wie das Alles zugegangen, und Herr Schwane frug ganz beſonders nach der gnädigen Frau, wie ſie ausſah und welchen Eindruck ſie auf Nils gemacht habe. Nils hatte jedoch keine eigentliche Meinung von ihr, da er ſie nur in Ekſtaſe, in Lächeln und Thränen bei der Ankunft Zemira's geſehen: „Sie ſei gewiß einſtmals recht hübſch geweſen!"

„Sehr ſchön," ſagte Herr Schwane mit einer eigenthümlichen Betonung.

„Aber gewiß unbedeutend,". bemerkte Nils Bryde. „Sie machte auf mich den Eindruck — eigentlich dürfte ich es wohl nicht gleich ſo annehmen — daß ſie gleichfalls zu der Reihe von Originalen zählen könnte, welche Sie mir heute ſendeten."

„Sie galt in ihrer Jugend für geiſtreich — ich meine für begabt mit Sinn für das Schöne. War ſie doch eine der erſten Schönheiten Kopenhagens! Ein Lächeln von ihr hat Manchen glücklich gemacht, ein Tanz mit ihr manches unerfahrene Herz bethört. Sie ſah einſt aus, wie man ſich eine Feenkönigin denkt: zart, fein, anmuthig und wunderſchöne Augen!"

„Augen, o ja," ſagte Nils Bryde: „aber der ſonſtige Zauber iſt allerdings dahin. Haben Sie ſie gekannt, als ſie noch jung war?"

„Ja," ſagte Herr Schwane. „Wer kannte oder bemerkte nicht damals diejenige, die für das ſchönſte Mädchen gehalten wurde — deshalb wurde ſie auch Kammerherrin," und hier brach Herr Schwane ab, und ſprach nicht mehr von der Dame.

Wäre Nils beſſer eingeweiht geweſen in die Entwickelung und Verwickelung des erotiſchen Elements, und in das „ſo endigt es“, er hätte gleich wenigſtens eine Ahnung von Dem gehabt, was Herr Schwane nicht ausſprach und nie ausſprechen würde.

Die Soirée kam heran; um neun Uhr fand ſich bereits ein Theil der Geſellſchaft zuſammen, Andere kamen halb zehn, halb elf Uhr. Die Zimmer waren klein und mußten gar zu viele Menſchen faſſen, Diplomaten, gnädige Frauen ꝛc. Man ſtand dort aneinander gepreßt, es war ſehr heiß und außerordentlich langweilig. Es hieß, daß ein italieniſcher Tenoriſt ſingen würde. Die Lichter ſtrahlten, die Augen der Kammerherrin ſtrahlten; Nils Brode erhielt ein freundlichſtes Lächeln, „monsieur l'étudiant!“ war das Wort, womit er bewillkommnet wurde, „ein Gruß von Zemire!“ und dies war auch das einzige Stückchen Converſation, welches ihm zufiel, und hiernach hatte er die Geiſtreichheit zu beurtheilen. Geſungen wurde nicht, allein man bekam vielerlei Salat und ſchlechten Rothwein. Die eigentliche Offenbarung der gnädigen Frau zeigte ſich erſt einige Tage ſpäter.

Nils traf zufälligerweiſe mit dem Kammerherrn gerade vor dem Hauſe deſſelben zuſammen; die gnädige Frau, die am Fenſter ſaß, empfing und gab einen Gruß wieder, und als der Herr Gemahl unſern jungen Freund frug, ob er mit hinauf gehen wolle — einen Beſuch, wußte Nils wohl, war er ſchuldig — ging er mit, und ſah und faßte die gnädige Frau ſo auf, wie ſie einſt in ihrem Jugenzauber durch ihr ganzes Aeußere alle Herzen in Flammen gebracht, ja wie ſie einſt Herrn Schwane immer in dem Sinn gelegen hatte.

Um ſie zu gewinnen, wollte auch Herr Schwane auf den Flügeln des Geiſtes immer höher ſteigen, wollte Erfindungen machen, nicht den gewöhnlichen Weg gehen, denn derſelbe führte nicht zu dem Beſitz der Fee der Schönheit; allein der ganze Zauber bei dieſer Schönheit lag im Aeußern, jetzt war er verſchwunden, das Innere war geblieben. Das Lächeln, welches ihr als jungem Mädchen ſo ſchön geſtanden, hatte ſich mit ſammt den Wangengrübchen erweitert; die Cendrillon-Locken kleideten nicht mehr die Matrone, und der Schwall von Worten, den ſie beſaß und für Beredtſamkeit anſah, ſpülte jeden gedanklichen Faden hinweg. Sie war eine von Denjenigen, die dermaßen reich an Redeſtoff ſind, daß die Rede eigentlich gleichſam aus lauter Kapitel-Ueberſchriften, kurzen Sätzen, beſteht, welche nicht weiter ausgeführt werden.

An der Wand hing ein guter Kupferſtich von der Sixtiniſchen Madonna in Dresden, und dieſer gab Veranlaſſung zu dem erſten Geſpräch; Herr Brode hatte das Original geſehen, er war demnach, wie die Kammerherrin bemerkte, auf Reiſen geweſen.

„Das iſt wundervoll," ſagte die gnädige Frau — „und die Hôtels! — Eleganz! ſammtne Sophas, wie man es gewohnt iſt! — — Berlin! — Dresden!! — — ja, aber Venedig! das iſt meine Stadt! — Waſſer! — Mondſchein! Paläſte! — Marmor bis an die Kellertreppe! — Die alten Dogen! — man empfindet ſie! — und dann die Schweiz!

die iſt nun wieder ganz anders! — dort waren wir voriges Jahr! — hoch oben in den Wolken! — ſchöne Landſtraßen! — zum Schwindeln! — ich fiel auf die Knie! — und doch bin ich nicht mehr ein junges enthuſiaſtiſches Mädchen! — Gottes Allmacht! — man muß reiſen! — ſelbſt reiſen! — ſonſt iſt man nicht auf Reiſen geweſen!"

Nils Brode war es ganz unmöglich, ein einziges Wort anzubringen! Es entſtand erſt eine Pauſe, indem Zemire den Kopf aus ihrem Korbe ſteckte, und wie es ſchien, Herrn Brode wieder erkannte.

„Ihr Schützling," ſagte die Kammerherrin, — „Zemire! — intelligent! — Menſchengedanken! — die Soirée!"

Und in ſolcher Weiſe ging es eine volle halbe Stunde hindurch; und Zemire lag auf dem Schooſe der gnädigen Frau und drehte und wendete ſich, und Herr Brode drehte und wendete ſich, ihm war zu Muthe, als bekäme er eine Converſations-Douche. Es wurde von Allem geſprochen; allein es war wie ein Strom von Heckſel. Nils Brode vernahm ein Sauſen im Kopfe, als wenn er im Sturmwind auf einer brauſenden Locomotive dahinführe. Dankbar küßte er der gnädigen Frau die Hand, als man ihm endlich erlaubte, davon zu eilen.

„Sie iſt entſetzlich," ſagte er zu Herrn Schwane, welcher ganz daſſelbe Urtheil geſprochen haben würde, wenn er jetzt die gnädige Frau gekannt hätte. Fünfunddreißig Jahre waren verſtrichen, ſeitdem er in der Reihe der Bewunderer geſtanden und bemerkt worden war, und beinahe der Glückliche geworden wäre, wie es der Kammerherr wurde; damals ſah

Herr Schwane noch mit den verliebten Augen eines Jünglings, und damals war ſie reizend, bezaubernd — Alles was ſie ſagte, wurde Muſik. — Die Zeit ſondert und klärt; allein Herr Schwane war nicht zur Klarheit gekommen und trug ſein Geheimniß als ein Myſterium, als einen wunderſchönen Traum, nimmer erfüllt, und das war ſein Glück — doch er kannte ſein Glück nicht, er ahnte es nicht!

XIV.

So war nun Nils Bryde.

Der Brief von Bodil, welchen dieſe an jenem Abend aus ihrem tiefſten Innern in Kummer und Liebe geſchrieben, machte einen guten, einen tiefen Eindruck auf den Bruder; er empfand einen Drang, wieder liebevoll mit ihr in Gedanken und Anſchauungen zu verkehren, eine größere Annäherung zu bewerkſtelligen; und in dieſer Stimmung, in welcher die gute Natur bei ihm überwiegend war, ſchrieb er einen Brief, wie das Gefühl ihm denſelben dictirte; wir wollen einige Zeilen herausheben, welche einen wohlthuenden Eindruck auf Bodil gemacht haben würden, wenn derſelbe zu ihr gelangt wäre.

„Glaube mir,“ ſchrieb er, „ich begreife gar wohl Deine Seele und Deine Gedanken! Du biſt weit liebevoller, weit gütiger, als ich es jemals in dieſer Welt werden kann, deſſen Strömungen, gute und böſe, durch meinen leichtbeweglichen Sinn dahinrollen. Dein Glaube iſt Dir ein Schatz, und ich weiß, daß derſelbe eine Goldmünze iſt; es iſt thöricht von mir, mit Dir über das Gepräge dieſer Münze ſtreiten zu wollen. Denke Dir, was vielleicht der Fall iſt, daß ich aus allen Tiefen und Schluchten der Natur zuſammenleſen muß, um die Summe von Reichthum zu finden, die an Bedeutung gleich mit der Deinigen wäre, und möglicherweiſe gelange ich nicht dahin, in Allem, was ich ſuche und ſammle, den Reichthum zu gewinnen, den Du bereits in Deinem goldnen Schatz beſitzeſt!“

So ſchrieb er, und am folgenden Morgen las er das Geſchriebene durch und fand, daß er ein Geſtändniß gethan hatte, das nämlich, daß er nicht im Klaren ſei, daß er ſich kränklich und ſchwankend gezeigt habe; er hatte einen weichlichen Brief geſchrieben, und er riß denſelben entzwei. Er ſchrieb einen andern, lebhaften, klugen, es ſollte ſo den Anſchein haben, und warf in demſelben Aeußerungen hin über ſeine Wiſſenſchaft und darüber, wie ſehr dieſelbe ihm zuſage, und daß er den rechten und für ſich einzig richtigen Weg gewählt habe. Der Brief war ſehr gut geſchrieben, allein der Herzſchlag wurde in demſelben nicht vernommen, und dieſem lauſchte Bodil gerade und auf dieſen baute ſie das Wiederſehen und die Erneuerung alter lieber Tage.

Doch der Gleichmuth und die Sicherheit des Gemüths, welche ſein Schreiben zur Schau trug, war nicht in ſeinem Innern zu finden; angeborne und ganz eingewurzelte Vorſtellungen, wie er ſie nannte, ſchoſſen oft plötzlich gleich dem Schwamm in neuen Gebäuden in ihm hervor, und das ſtarke Gebälk, welches die Wiſſenſchaft aufgerichtet hatte, drohte zuſammenzuſtürzen. Bodil würde geſagt haben, es ſei dies die Stimme Gottes, die ihn warne und ihm zurufe.

Sein Drang nach Wiſſen und Begreifen mehrte ſich indeß immerfort, er vertiefte ſich manche Nacht in die Bücher, bis der Tag wieder heraufdämmerte, und Madame Jenſen, die ſolches bemerkte, meinte, es würde nimmer gut ſein — man müſſe doch auch Pfarrer werden können, ohne ſolche übermäßige Anſtrengungen zu machen.

Immer mehr und mehr traten das Reich dieſer und das Reich jener Welt bei ihm in Widerſpruch. Bei der Anatomie, die ihn namentlich intereſſirte, und über welche er die Vorleſungen fleißig und denkend beſuchte, ſah er und begriff, in welcher Weiſe unſer thieriſcher Körper von kleinen Zellen gebildet wird; eine Zelle entſpringt aus der andern, alles Leben ſtrömt von hier aus. In ſeinem Schauen verlor er ſich, wie ſo viele Andere, in das Studium und die Bewunderung der einzelnen Zellen und ſtellte ſich nicht außerhalb des Ganzen in deſſen gedanklichen Zuſammenhang, verſchmähte die Lehre, welche ſelbſt das kleinſte Ei eines Vogels uns ertheilt. Auch in einem ſolchen entwickelt ſich Zelle aus Zelle, jede berſtet und geſtaltet ſich anders, und wo ſich dem gewöhnlichen Auge ein langer ſchwarzer Streifen als der Weg zur Vernichtung zeigt, dort entdeckt der Blick des Verſtandes den Uebergang zu etwas Wichtigern, der Streifen iſt der Anfang des Rückgrates; auf eine höhere Entwickelung ſchreitet es vorwärts, es entſteht der Pulsſchlag, es bildet ſich ein Geſchöpf, der lebende Vogel. Durch die Vernichtung entſteht ein höherer Gedanke: Alles iſt vorausgeſehen, weiſe bedacht, bis auf die kleine ſcharfe Hornſpitze vorne am Schnabel des Küchleins, welche die harte Schale entzweibricht und darauf abfällt.

Nils Bryde war noch immer bei den Zellen — und Viele gelangen nicht weiter.

Er hatte es vernommen, wie die Macht der Elektricität alle ſinnliche Empfindungen hervorbringt, die Prismenformen dem Auge, die Töne dem Ohr, den Wärmewechſel dem Gefühl u. ſ. w.; die Sinne waren nun auf elektriſche Strömungen reducirt. — Das Organ und die Lebenskraft könnte eins und daſſelbe ſein, und indem er dieſes annahm, mußte er erkennen, daß die Seele mit der Vernichtung des Gehirns ausſterbe; „mit dem Aufhören des Organs erlöſcht der Phosphor, welcher von Vater und Mutter angezündet, in die Zellen überging, die künſtlich unſere Gliedmaßen bilden.“ Wochen, Monate verſtrichen unter Forſchungen und Studien; der kecke, jugendliche Muth machte manches dreiſte Gedankenexperiment, und bevor noch ein Jahr verſtrichen war, hatte Nils Bryde es ſo weit gebracht, daß er ſich gegen das theure Kleinod des Glaubens Das eingetauſcht hatte, was in unſerer Zeit ein berühmter Gelehrter „das Gericht Linſen der reinen Vernunft“ nennt.

Nils Bryde vernahm Gott als incarnirt in ſeine Menſchennatur. Der Jugendſinn, die Friſche ſeiner Seele und ſeines Körpers machten ihn keck, ſein Wahlſpruch wurde der ſtoiſche Lehrſatz: Gehorche Dir ſelbſt! Er empfand einen überſchwänglichen Jugendmuth, Geſundheit an Körper und an Seele. Gott ſelbſt war verkörpert in ſeiner Menſchennatur. Allein es kamen auch Augenblicke, in welchen große Blitze ſeine Seele durchzuckten, in welchen er alles Gute und Große in ſich hätte aufnehmen mögen, es fand ein Kampf ſtatt, wie derjenige, von welchem uns die Bibel zwiſchen dem Engel und Jacob erzählt. Er erkannte im Menſchen den Höhepunkt der Naturkräfte und die Gewalt des Weltgeiſtes, und dieſer Höhepunkt, durch die ganze Menſchheit ſelbſt erſichtlich, wurde in einer andern Gedankenſtrömung faſt verſchwindend; in der Welt, das wußte er ja, waltet immer in Allem daſſelbe Ziel vor; die Erde verliert keinen Gran von ihrer Schwere und auch in der Menſchheit bleiben Böſes und Gutes ſich zu allen Zeiten gleich; Bildung, Humanität, der Einfluß der Religion erheiſchen eine ungleiche Vertheilung. Es iſt eine fallende und ſteigende Welle, in welcher das Menſchenatom lebt, in welche es hingeworfen iſt, ein Pendelſchlag in der Ewigkeit.

Es war nicht der eitle Uebermuth, ſondern die Menſchennatur, der Gott in ſich, wie er es nannte, welcher hier experimentirte und ihn glauben machte, er könne ſich über ſich ſelbſt erheben, ſich oben halten, ohne die Hoffnung der Unſterblichkeit, ja ohne — Gott, er könne freudig und furchtlos ſingen:

„Ich hab' mein' Sach' auf Nichts geſtellt! Juchhe!"

Dieſe Wallungen in dem gährenden Gemüth unſers jungen Prediger-Apoſtats waren das Reſultat des Leſens, Denkens und Taumels zweier ganzer Jahre. Beim Schluß des erſten Jahres war indeſſen ſchon die erſte Hälfte des Amtsexamens überſtanden, im Jahr darauf abſolvirte er die zweite Hälfte und die praktiſche Prüfung.

Alles mit Auszeichnung. In Betreff der Tüchtigkeit ſtand er hoch und überflügelte ſeine Mitſtudirenden, und in geiſtiger Entwickelung ſtand er über der Mehrzahl.

Es waren zwei Jahre verſtrichen, ſeitdem Nils Brode die Heimat drüben auf der Haide beſucht hatte, es waren Briefe, jedoch nur zwiſchen ihm und Bodil gewechſelt worden, und auch dieſe wurden in der letzten Zeit ſeltener.

Er war ihr ſteter Gedanke, ſie hatte auf ein Wiederſehen, auf eine Ausſöhnung dieſen Sommer gehofft, weil die goldene Hochzeit der alten Predigersleute gefeiert werden ſollte; zu dieſem Feſte würde er doch herüberkommen, die alte Pfarrfrau war gleichfalls hiervon überzeugt, denn Nils ſei doch immerhin „ein gutes Kind.“ Allein er kam nicht.

In einem Briefe an den alten Japetus Mollerup ſelbſt ſprach er in ſchöner Weiſe und glückwünſchend ſeine Theilnahme an dem Tage des Feſtes aus, allein dieſes Schreiben machte einen Eindruck der Verſtimmung. Japetus zeigte ihn ſeiner Frau und Tochter, legte ihn darauf hin und antwortete Nils nicht. Immer mehr und mehr kehrte der Alte ihm im Zorn den Rücken; die Pfarrfrau trauerte darüber, allein ſie überwand es wieder, als es den Anſchein hatte, daß der Alte ſich die Sache nicht gerade ſehr zu Herzen nahm; Bodil trug ihren Schmerz tiefer und wurde ihn nicht los, ſie liebte den Pflegebruder, entſchuldigte ihn, ſo gut ſie es vermochte und ſo viel ſie es wagte, den Alten gegenüber, deren Feſt durch Herbeiſtrömung der Freunde aus allen Gegenden und durch Theilnahme der ganzen Gemeinde gefeiert wurde.

Auch Nils empfand um dieſe Zeit ein ſchmerzliches Gefühl; hätte ſein Pflegevater ihm nur ein paar Worte geſchrieben, und es ausgeſprochen, daß man ihn drüben bei dem Feſte erwarte, er wäre ganz gewiß gekommen. Jetzt aber tödtete er, wie er ſelbſt ſagte, dieſe nagende Stimme damit, daß er nicht drüben hinpaſſe; könne er doch auch nicht die Stadt verlaſſen, er müſſe ja ſeinen Examenſtudien und ſeinen Unterrichtsſtunden obliegen, er habe ja auch den Alten ſchriftlich ſeinen Glückwunſch gebracht, hiermit war die Sache in Ordnung.

Es ſei Pflicht gegen ſich ſelbſt, ſich nicht aus ſeiner gewöhnlichen guten Stimmung herausbringen zu laſſen; und wenn man erſt auf dem Höhepunkte ſich befinde, daß dieſes Erdenleben das abgeſchloſſene Ganze unſers Daſeins ſei — dahin hatte er es gebracht, ſo hoch hatte er ſich erhoben — alsdann werde der Lehrſatz Epikurs der richtigſte: Genieße und ſei fröhlich! Der Brunnen des Genuſſes iſt indeß tief, derſelbe hat Quellen, aus welchen der Wein des Geiſtes hervorſprudelt, ſo wie er auch in ſich die ſchlechteſte Hefe verbirgt. „Alles kennen und das Beſte wählen,“ ſagte Nils Brode zu ſich ſelbſt, allein das Beſte war oft nur Das, welchem eben nur die Stimmung den Namen des Beſten verlieh.

Den „Solon-Diogenes“ ſah er nie wieder. Derſelbe war während der letzten zwei Jahre wie verſchollen.

Wie weit dieſe Beiden jetzt ein Intereſſe aneinander würden gefunden haben, muß dahingeſtellt bleiben. Indeß hatte ſich die Bekanntſchaft Nils Bryde's, der Kreis von Gutentag- und Lebewohl-Freunden ſehr erweitert, man hätte von ihnen mit Goethe ſagen können:

„Wären es Bücher — ich würde ſie nicht leſen.“

Bald ſah man ihn mit dieſem oder jenem jungen oder ältern Kameraden wandern, oft Menſchen, die ganz verſchieden von ihm zu ſein ſchienen. Es war nicht leicht, den Berührungspunkt herauszufinden; Herr Schwane ſprach ſeine Verwunderung darüber aus, und die Antwort, die er darauf erhielt, war allerdings erklärend, allein ſie war zugleich aus Jugendübermuth geſchöpft, weil eben der Jugendübermuth auf dieſem Lebensſtadium die Hauptſtrömung Nils Bryde's war.

„Eine begabte Natur, und die Menſchen ſagen daß ich eine ſolche bin, und ein geiſtiger Lump können gelegentlich ganz vorzüglich zuſammengehen; denn ſelbſt bei dem bedeutendſten Menſchen iſt doch immer Etwas vom Lump, und dieſes Etwas giebt ſomit den Berührungspunkt ab. Prinz Heinrich mußte ſeinen Falſtaff haben, es gab einen Winkel, in welchem dieſe beiden Geſtalten ſich begegneten. Ueberhaupt — doch ich meine es hier nicht von mir ſelbſt und meinen oberflächlichen Kameraden — allein es iſt wohl als Weltanſchauung anwendbar, glaube ich, man kann ſich in derſelben Weiſe, wie Einer ſich einen Hund oder einen Papagei anſchafft, Freunde ſammeln, mit welchen man ſich, trotz ihrer wenigern Begabung und juſt weil dieſes der

Fall iſt — gerade nur in der Abſchweifung, ſo wie es unſere Natur und unſere Stimmung erheiſchen, zuſammenfinden."

Nils Brode war in der That in dem Maße mit allen menſchlichen Stimmungen begabt, daß er auf dem Glatteis der Leidenſchaft ſehr wohl die gefährlichſten Schwingungen zu machen vermochte; allein was ihn ſicher ließ, war — wir dürfen in ſeiner Nähe es nicht ſeinen guten Engel nennen, ſondern lieber, wie er es ſelbſt benennen würde — ſein Schönheitsſinn.

Den Einblick, welchen Julius Arons ihm in die Hamburger Myſterien und in ſein junges orientaliſches Herz gegeben hatte, bekam er nun auch in Kopenhagen und in ſein eignes Ich; er hätte gewiſſermaßen mit Kilian im Holberg'ſchen Luſtſpiel ſagen können: ſo auch bei uns! und doch erging es Nils Brode, als ſich ihm die Elfin näherte, wie es Fauſt in der Walpurgisnacht ergeht, indem er aus dem Tanz mit den Schönen heraustritt:

— „Ach, mitten im Geſange ſprang
Ein rothes Mäuschen ihr aus dem Munde!"

Die erhabenſten und niedrigſten Gedanken begegnen ſich. Das reine Sonnenlicht berührt den dickſten Schlamm.

„Gar herrlich iſt es," ſagte Nils, „von der Bergeshöhe herab in den friſchblühenden Pontiniſchen Sumpf zu ſchauen. Ich fühle zu oft ein Gelüſte mich in das üppige Grün hinab zu ſtürzen, allein indem dieſe Luſt mich erfüllt, umweht mich ein Luftſtrom, der mich an den Sumpf mahnt, und ich ſtürze mich nicht hinab. Nenne dies nicht Tugend, es iſt keine Großthat von mir, es iſt nur ein Umſchwung, ein widerſtreitendes Vibriren der Nerven. Ich fühle mich dabei durchaus nicht ſicher, ich werde vielleicht ſchwindlig und ſtürze von der Höhe hinab. Nur in ſolcher Weiſe iſt Gefahr für mich, wie für Jeden vorhanden; der Schwindel kann mich morgen, kann mich heute ergreifen! Feigheit würde es aber ſein, die Bergeshöhen zu umgehen, aus Furcht, hinabzuſtürzen!"

Alſo ſein „Schönheitsſinn" hielt ihn aufrecht, und dazu kam noch der Feenblick, der Blick des Verſtandes, mit welchem er hinausſchaute; er fand Schutzengel dort, wo die Menge nur verderbende Mächte ſieht. — „Der Weg der Mäßigkeit führt zum Wohlſein!" ſo lautete die Mahnung, die eine unſichtbare Hand ihm an die Wand ſeines Epikurtempels ſchrieb. Um auf dieſem Wege zu bleiben, erblicken wir vor uns die Wolluſt, die Gefräßigkeit, die Völlerei, kurz alle Laſter; dieſelben ſtehen wie vorausſagende Geiſter, die Jedem, der den Weg verläßt, einen Schlag mit der Peitſche ertheilen, und ihm auf dem Pfade folgen, bis in den tiefen tödtenden Moraſt, woſelbſt die Menſchenmaſchine gewaltſam zerbrechen wird.

Nils Bryde vernahm es ſo und ging keck ſeinen Weg — die Zeit wird uns lehren, wohin derſelbe führt; für den Augenblick geleiten wir ihn zu einem Beſuch.

XV.

Goethe's Fauſt und Eſther.

Eines Mittags, und man rechnet in Kopenhagen denſelben nach der Mittagszeit des Hauſes, ſelbſt wenn erſt um 6 Uhr Abends getafelt wird, machte Nils einen Beſuch bei der Familie Arons; ſämmtliche Familienglieder, ausgenommen der Großvater und die kleine Eſther, wie die jüngſte der Töchter noch immer genannt wurde, obgleich ſie ihr ſiebzehntes Jahr zurückgelegt hatte, waren ausgegangen.

Eſther ſaß allein in der Wohnſtube, vertieft in ein Buch, und zwar dermaßen, daß ſie nicht bemerkte, wie Jemand ins Zimmer trat. Herr Bryde wiederholte ſeinen Gruß, ſie fuhr erſchreckt auf, wurde über und über roth, und blickte ihn mit ihren großen ſchwarzbraunen Augen verwirrt an.

„Ich bin es nur," ſagte er, „kann ich Sie denn in ſolcher Weiſe erſchrecken? — Das ganze Haus ſcheint heute ausgegangen zu ſein?"

Sie beantwortete dieſe Frage mit einem Ja, allein ſie war ſichtbar verlegen. Er glaubte zu bemerken, daß ſie mit ihrem Taſchentuch das Buch zu verbergen ſuchte, in welchem ſie geleſen hatte.

„Ich ſtöre Sie gewiß im Leſen eines ſehr amüſanten Buches,“ ſagte er.

„Amüſant,“ wiederholte ſie, „ſo könnte man das Buch wohl kaum nennen.

„Darf ich es ſehen?“

„Nein!“

Dieſes Nein wurde zwar nicht unfreundlich geſprochen, aber mit einer Beſtimmtheit, welche deutlich zeigte, daß Eſther es im Ernſt ſo meinte. „Ich werde den Großvater davon benachrichtigen, daß Sie hier ſind,“ fuhr ſie fort und ſchlüpfte mit ihrem Buch aus dem Zimmer.

„Ja, worin mag ſie geleſen haben,“ ſagte der alte Großvater, als Nils Brode ſcherzhaft mit ihm darüber ſprach, und meinte, daß nicht alle Romane von jungen Mädchen geleſen werden dürften.

„Das wird kaum ein Roman geweſen ſein,“ ſagte der alte Mann, „es dürfte eher ein gelehrtes Buch, oder vielleicht — das Neue Teſtament ſein.“

„Sie lieſt auch das Neue Teſtament?“ rief Nils.

„Ja, ich habe ſie einmal dabei überraſcht. Ihre Lecture iſt ſo ganz und gar verſchieden von der anderer junger Mädchen, allein ich bin feſt überzeugt, daß ſie immer nur aus einer reinen Quelle ſchöpft.“

Eſther las alſo auch das Neue Teſtament; allein war dieſe beſondere Lecture wohl eine geſunde und natürliche für die junge Jüdin? Der alte Großvater, ein Mann von orthodoxem Glauben, hegte keine Beſorgniß um ſie.

„Es war nicht das Neue Teſtament, welches ich las," ſagte Eſther ſelbſt eines Tages vertraulich zu Nils Bryde, welcher abſichtlich das Geſpräch, da ſie allein im Zimmer waren, darauf hingeleitet hatte. „Weshalb ſollte ich verlegen werden, wenn Sie mich in dem Neuen Teſtamente leſen geſehen hätten? Nein, es war ein ganz anderes Buch. Sie hätten vielleicht gelacht, daß ich das Buch ſo eifrig ſtudirte, weil ich es gewiß nicht recht begreife, allein ich habe doch eine große Freude beim Leſen gehabt."

„Sie müſſen ja das Buch verſtehen, wenn Sie Freude beim Leſen deſſelben gefühlt haben."

„Ich verſtehe es nicht, wie Sie, wie Andere, die mehr wiſſen als ich, allein ich fühle, daß es ſo reich, ſo tief iſt, es iſt wie ein ganzes, durchlebtes Leben — ja ich habe den Ausdruck für dieſes Buch nicht in meiner Gewalt.

Wie erſtaunte Nils Bryde, als ſie das Buch nannte: Goethe's „Fauſt".

„An dem erſten Theil werden Sie gewiß viel Freude haben können, derſelbe iſt ein zuſammenhängendes Ganze, in welchem Gretchen „gerichtet" und „gerettet" ſteht. Der zweite Theil hingegen iſt gleich einem Kometenſchweif, der ſich ausbreitet und verſchwindet. Es iſt darin kein Zuſammenhalt, kein dramatiſcher Faden, keine fortgeführte Geſchichte zu finden. Goethe iſt alt geworden!"

„Haben Sie das Buch kürzlich geleſen?" fragte Eſther.

„Nein, ſeit vielen Jahren nicht; ich langweilte mich bei dieſen Maskenaufzügen und allen dieſen Allegorien. Die eigentliche Einheit der Compoſition hört mit dem erſten Theil auf.“

„Gerade dadurch, daß der zweite Theil hinzukommt,“ ſagte Eſther, „ſcheint es mir, daß das Buch das wird, was Sie eine ganze Geſchichte nannten; ich bin mit dem Buche nicht fertig, bevor ich auch den letzten Theil geleſen habe.“

„Ja das iſt eine ganz richtige Bemerkung von jedem Buche in zwei Theilen,“ ſagte Nils Brode, aber doch in einer ſo gutmüthigen Weiſe, daß Eſther nicht an ſeinem guten Willen und ſeiner Ehrlichkeit zweifelte, als er fortfuhr: „Ich geſtehe offen, daß ich mich des zweiten Theils gar nicht mehr entſinne, allein das weiß ich, daß derſelbe mir ſo loſe, ſo ſchwebend vorkam, — es war mir nicht möglich, den Gang der Handlung in demſelben ausfindig zu machen; haben Sie einen ſolchen gefunden? Ich nicht! Und das Leſen hat mir keine Luſt gegeben, das Buch aufs Neue durchzunehmen.“

„Ja, alsdann werde ich Sie gewiß nicht dazu bringen können,“ ſagte Eſther; „allein ich vermißte nicht die Handlung und nicht einen vollſtändigen Abſchluß.“

„Was haben Sie denn aus demſelben herausbekommen? Läßt es ſich, zuſammengefaßt, wie in einem ganzen Bilde, wiedergeben? Ich kann es kaum glauben.“

Eſther erröthete wieder, allein es lag in ihrem Blick etwas Beſtimmtes und Ruhiges: „Ich habe es nicht verſucht den Gang der ganzen Handlung zu erzählen, oder auseinanderzuſetzen, aber das muß man doch können.“

Es hatte ſich immer bei Eſther gerade gegen Nils Brode ein Vertrauen wie zu keinem Andern aus dem nächſten Umgange des Hauſes gezeigt; nur mit ihm allein würde ſie, wie ſie es hier that, ſich über Das, was ſie geleſen hatte, einlaſſen können.

Ihm war es ergangen, wie es der Mehrzahl ergeht, und wie er es ſelbſt geſtand, er hatte den zweiten Theil von Fauſt nur geleſen, indem er ihn durchgeblättert hatte; er bewahrte einen großartigen Eindruck von der erſten Abtheilung, welche ſich in der Form dem Drama und der Tragödie ſehr nahe anſchließt, und deshalb auch ihren Platz auf der deutſchen Schaubühne erhalten hat. Er fand in dieſem Theile der Dichtung Streben, Kampf, Liebe und Fall. Die Geſchichte Fauſts und Gretchens iſt der dramatiſche Faden, welcher mit ihrem Tode abſchneidet! — Selbſt der erſte Theil trat als ein Fragment hervor, und entwickelte ſich durch Jahre in ſeiner ganzen gegenwärtigen Fülle von Schönheit; der zweite Theil folgte noch mehr ſtückweiſe; eine Scene kryſtalliſirte ſich nach der andern — „iſt fortzuſetzen" ſtand da, allein ob er fortgeſetzt werden würde, ob er fortgeſetzt werden konnte, war eine leicht aufgeworfene Frage, auf die man nicht einmal eine Antwort erwartete. — Wenn man den herrlichen Herkules Torſe im Vatican ſieht, wird es Einem ſo gleich klar, daß derſelbe ein vollendetes Kunſtwerk geweſen iſt; allein in einer ganz andern Weiſe ſtehen wir vor einer Dichtung, die uns nach und nach nur wie einzelne Stücke einer ganzen Rieſenſtatue gegeben wird; weiß man nun, daß der Meiſter bereits in das hohe Alter eingetreten, ſo liegt der Gedanke ſo nahe: wird er ſein Werk wohl vollenden können? wird er wohl als Greis mit der Jugendfriſche und Genialität Das geben können, was während der Jünglingsjahre im Augenblick der Inſpiration gedacht wurde? Allein es iſt ihm gelungen; dreiſter, tiefer und reicher, als wir es uns vorſtellen. Nils Bryde hatte am gemächlichſten gedacht, er dachte, es iſt nicht gelungen! Sein Gedankenflug war während der Allegorie und Maskenaufzüge des erſten Actes gefangen genommen worden — jetzt aber bekam er gleichſam durch den Spiegel der klaren kindlichen Seele den ganzen großen Umriß dieſer Rieſengeſtalt der Genialität zu Geſicht, wurde von demſelben ergriffen und vernahm einen Drang mit eignen Augen zu ſehen und mehr als ein Spiegelbild in ſich aufzunehmen.

Es würde leicht und ſchnell ſein, hier zu ſagen: Eſther gab ihm klar und beſchaulich den Faden des Zuſammenhangs, die ganze Geſchichte, den Umriß der Dichtung; allein Diejenigen, die nicht in beſſerer Weiſe als Nils Bryde damals ihren „Fauſt“ geleſen, oder ſich deſſelben erinnern, wollen hören und vernehmen, wie ihm durch die Erzählung Eſthers die Dichtung klar wurde. Es ſind nicht ihre Worte, ſondern der Klang derſelben, wie er ihn vernahm, den wir hier hören, und wir werden ſein Intereſſe für ſie, dieſe beſonders reich begabte Natur begreifen, die in ihrem ſtillen tiefen Sinn bereits ſo viel der geiſtigen Nachlaſſenſchaft des Denkers und Dichters aufgenommen hatte. Wenigſtens für Nils Bryde wurde dieſe Stunde und was hier auf einigen wenigen Blättern ſteht, ein bedeutendes Ereigniß ſeiner Lebensgeſchichte:

Goethe's „Fauſt“, zweiter Theil.

Der erſte Act zeigt uns „Fauſt am Hofe des Kaiſers“: der Narr iſt verſchwunden, allein Mephiſtopheles nimmt ſeinen Platz ein und flüſtert dem Weiſen des Hofes, dem Aſtrologen, Worte der Schlauheit zu; Fauſt ſchafft Geld in die leere Staatskaſſe, ſchafft dem Hofe ein Carnevalsleben und Luſtbarkeiten, in welchen der Kaiſer als der große Pan und Fauſt als der Gott des Reichthums auftreten, Fauſt ſein Geld austheilend; allein dieſes iſt eine böſe Saat, in der kein Segen wohnt. Der Kaiſer fordert neue und andere Unterhaltung, er will, daß Fauſt durch ſeine Kunſt das Schönheitspaar des Alterthums, Helene und Paris, hervorrufen ſoll. Fauſt begegnet in dieſem Punkte Widerſtand bei Mephiſtopheles, welcher doch zuletzt nachgiebt und ihm den Schlüſſel zu dem Reich des Todes überliefert, in welchem „die Mütter“ in der Leerheit, in dem Unbegrenzten, Verſchwundenen wohnen. Es ſoll ein Schauſpiel werden; hohe vornehme Gäſte werden ins Schloß des Kaiſers geladen, woſelbſt das Theater errichtet, die Zuſchauer verſammelt ſind; Mephiſtopheles nimmt den Platz als Souffleur ein. Es iſt nur eine arrangirte Vorſtellung, die man erwartet, und es iſt etwas weit mehr. Fauſt beſchwört die antike Schönheit herauf, und ſtellt ſie in die romantiſche Zeit, allein er verliebt ſich in Helene, bei ſeiner Umarmung explodirt Alles, er wird bewußtlos zu Boden geworfen, woſelbſt im Tumult und in der Finſterniß Mephiſtopheles ihn ergreift.

„Da habt ihr's nun! Mit Narren ſich beladen,
Das kommt zuletzt dem Teufel ſelbſt zu Schaden.“

Der zweite Act giebt uns den Traumzuſtand Fauſts, in welchen wir durch die Wirklichkeit der uns umgebenden Welt hineingeführt werden; wir befinden uns wieder mit Mephiſtopheles im Studirzimmer, welches unverändert, wie wir es im erſten Theile der Dichtung erblickten, uns gezeigt wird, nur daß Alles mit Staub bedeckt iſt. Die Feder, mit welcher Fauſt ſich verſchrieb, liegt auf den Fußboden hingeſchleudert, ein geronnener Blutstropfen klebt noch an derſelben. Mephiſtopheles wirft den alten Pelz Fauſts um ſich, die Inſecten in demſelben ſpringen und tanzen im luſtigen Chor. „Der Schüler,“ welchen wir aus dem erſten Theil kennen, demüthig, beſcheiden, dem großen Meiſter lauſchend, der ihn belehrte und in ſein Stammbuch ſchrieb, tritt uns jetzt als Baccalaureus entgegen, viel weiter vorgeſchritten, als Mephiſtopheles ſich dachte. Er hat ſich die Aufgabe geſtellt: zu werden wie Gott; er iſt ſo weit in ſeinem Wiſſen, daß der Teufel ohne ſeinen Willen nicht exiſtiren darf. Im Laboratorium arbeitet Wagner, und durch Zuſammenſetzung der Stoffe ſchafft oder kryſtalliſirt er einen Menſchen: Homunculus, welcher gerade Leben bekommt, indem der Teufel eintritt. — Wie iſt dieſer Kleine klug, amüſant, kenntnißreich, und doch noch immer nur ein halber Menſch; es fehlt Etwas, deshalb muß er in ſeinem Glaſe bleiben, nur dort findet er das Gleichgewicht; er iſt nicht einmal ganz körperlich, aber er will es ſein; er denkt an ſich und ſelbſt an Fauſt, welcher im Traumzuſtande ruht, befiehlt

Mephiſtopheles, ſeinen Mantel um den Schlafenden zu ſchlagen: Homunculus fliegt leuchtend voran und führt ſie in die antike Welt, das Heimatland des Schönheitsſinnes unſeres Fauſt: führt ſie in die klaſſiſche Walpurgisnacht. Hier lebt Fauſt wieder auf und wird von Begeiſterung hingeriſſen, denn hier iſt Griechenland, dieſe Luft hat Helene geathmet; die Sphinx erinnert an Oedip, die Sirenen an Ulyſſes; er fragt nach Helene, und Chiron hebt ihn auf ſeinen Rücken, einſt der Sitz Helenens, und trägt ihn der Tochter des Aeskulap zu, die ihn in das Reich der Todten führt. Die Erde zittert, Seismos erhebt ſich, die tiefen Gründe aufrüttelnd; Gold und Schätze rollen hervor, es brauſt und rieſelt Pygmäen, Daktyle, Ibycuskranniche untereinander; die Lamien des Grabes umwirbeln im Tanz Mephiſtopheles, d. h. den Teufel des Mittelalters, der ſich nicht ſogleich heimatlich auf klaſſiſchem Grund und Boden zu fühlen weiß, doch kommt er bald dahinter, daß im Schönheitslande all die Fledermaus-Vampyrſchaft zu finden iſt, welche ſich in ſeinem Lebesalter rührt, und er macht nun den ekelhaften Lamien und den häßlichen Töchtern des Chaos die Cour. Homunculus eilt hier ſeinem Ziel entgegen: fernerweit verkörpert zu werden. Am Feſte des Meeres, in dem ägeiſchen Meerbuſen ſagt ihm Proteus, daß er nur zur Hälfte zur Welt gekommen, daß er aus dem umſchließenden Glas heraus muß, ſich in das unendliche Meer werfen, und dort durch Tauſende von Formen ſich immer weiter bewegen, dem Ziele zu, ein ganzer Menſch zu werden; er befolgt dieſen Rath, und zerſchellt gegen die Muſchelſchale des Throns im Jubel des Meeres und der andern Elemente beim Feſte der Galathea und der Nereiden.

Der dritte Act ſpielt in Sparta: wir befinden uns dort im Schloſſe des Menelaos, woſelbſt gerade Helene mit einer Schaar gefangener Trojanerinnen zu den Reichthümern zurückgekehrt iſt, die ſie verließ und die ihr Gemahl vermehrte; er hat ſie hierhergeführt, allein auf dem ganzen langen Wege hat er kein Wort an ſie gerichtet, er zeigt ſich auch nicht, ſie weiß nur ſeinen Befehl, daß Alles hier zur Opferung bereit ſein ſoll. Phorkyas, die alte ergraute Aufſeherin des Schloſſes, tritt heftig gegen ihre Herrin auf, ſo daß der Zorn des Chors dabei erweckt wird. Phorkyas verkündigt den Willen des Menelaos: Helene ſelbſt iſt das Opfer. Dieſe entſetzt ſich, fragt nach Rath und Ausweg, die Alte kennt nur einen einzigen. Jenſeit des Fluſſes Eurotas hat ein mächtiger Fremdling — es iſt Fauſt — eine Burg erbaut, bei ihm müſſe Helene Zuflucht ſuchen; dorthin auf Nebelwolken wird ſie mit ihrem Gefolge getragen, und wird als Herrin empfangen. Menelaos mit ſeinen Kriegerſchaaren ſtürmt heran, allein er wird durch Zaubermacht verjagt. Jetzt ſchwärmen, lieben und athmen im Glücke die Beiden, Helene und Fauſt, die antike Schönheit und die mittelalterliche Romantik. In ihrer Umarmung jubelt und ſingt das ſchönſte Kind Euphorion. Daſſelbe iſt ihr Glück, ihre Freude, ihre Angſt; denn Euphorion erhebt ſich gleich Ikarus und bald ſinkt ſein irdiſcher Theil ins Grab, von wo aus er der Mutter zuruft, ihm zu folgen; ſie gehorcht, allein ſie läßt das Gewand ihrer Schönheit, „Kleid und Schleier" zurück, und in Wolken aufgelöſt, trägt es Fauſt von dannen, während der Chor in Naturtöne und Naturerſcheinungen übergeht. Da erhebt ſich rieſengroß Phorkyas, es iſt Mephiſtopheles, ſeine gaukelnde Macht rollte das Ganze vor unſern Blicken auf.

Der vierte Act führt uns wieder in die Wirklichkeit über den Traum des Fauſt hin; die Wolken bringen ihn zurück in die Berge der Heimat, in das Land des Kaiſers; er erwacht gekräftigt und ſtark, er fühlt den Trieb, zu handeln, etwas Tüchtiges auszurichten, die vernichtenden Wellen des Meeres zu hemmen, „der feuchten Breite Grenzen zu verengen“, die ſtarke Macht der Geiſter wirken zu laſſen; allein das ganze Reich des Kaiſers iſt in Anarchie verfallen, ein neuer Regent iſt gewählt. Fauſt ſchließt ſich der Mehrheit und dem Rechte an, und auf ſein Gebot müſſen durch Mephiſtopheles die Naturkräfte als dienende Geiſter im Dienſte des Guten und Wahren thätig ſein. Der Kaiſer gewinnt ſein Reich wieder, theilt jetzt Macht und Würde an die Erkornen aus, zuletzt kommt die Geiſtlichkeit; der Erzbiſchof ſpricht es aus, daß böſe Mächte den Sieg erfochten haben, dieſes muß geſühnt werden, eine Kirche wird an dem Ort erbaut; Thäler, Wieſen und Aecker werden der Kirche geſchenkt, mehr und immer mehr fordert dieſe, zuletzt verſchlingt die Geiſtlichkeit ſo gut wie das ganze Reich.

Fünfter Act. Nach langer Wanderſchaft und Lebensfahrten gelangt ein Wanderer in die Heimat, woſelbſt in einer Hütte zwei Alte in Glück und Zufriedenheit wohnen; ſie wollen dieſen Ort nicht gegen das prächtigſte Gut vertauſchen, welches ihnen der mächtige Fauſt angeboten hat, weil ihre Hütte ihm die Ausſicht von ſeinem reichen Schloſſe aus verſperrt. Durch ſeine Klugheit und Macht iſt das Meer hier eingedämmt worden, ſind Wieſen und Wälder entſtanden, haben ſich Städte erhoben, Vieles iſt ausgerichtet; allein unterdeß iſt Fauſt ein alter Mann geworden, mächtig durch Glück und Reichthum, und doch nicht die Macht beſitzend, jene Hütte wegzuſchaffen. Mephiſtopheles verſpricht ihm, daß es geſchehen ſoll, und daß die Alten gegen einen beſſern Ort tauſchen wollen. Die erſte Morgenluft bringt einen brandigen Geruch, die Hütte iſt abgebrannt, die Alten verbrannt: Fauſt entſetzt ſich, denn in ſolcher Weiſe wollte er es nicht. „Das kommt auf Deine Rechnung,“ ſpricht der Böſe zu ihm. Während des Nachts nähern ſich nun ſeinem Schloſſe vier altersgraue Weiber: Mangel, Schuld, Sorge, Noth. Es iſt jedoch hier keine Stätte für ſie; allein die Sorge ſchlüpft durch das Schlüſſelloch, und läßt ſich in dem reichen Hauſe Fauſts nieder; er empfindet Schmerz und Entbehrung, ſie athmet auf ſeine Augen und er erblindet; allein in ſeinem Innern wird es klarer, und er ruft ſeine Leute zur Arbeit und Thätigkeit; die giftſchwangern Sümpfe läßt er auswäſſern und trocken legen, das Land, welches durch Eindeichung des Meeres gewonnen wurde, läßt er in fruchtbare Gefilde umwandeln. „Auf freiem Grund, mit freiem Volke ſtehen,“ das wurde der Wunſch ſeines Lebens, und in der Erfüllung deſſelben iſt es „vorbei“ mit ſeinem Irdiſchen. Mephiſtopheles mit ſeiner Teufelſchaar will die davon fliegende Seele ergreifen, allein in demſelben Nu ſchweben himmliſche Heerſchaaren herab;

bei dieſem Anblick überkommt Mephiſtopheles die ganze Lüſternheit der Katze nach den Vögeln. Die Engel ſind ihm „gar zu appetitlich," er will ſie ergreifen, und bethört von dieſem Triebe, vergißt er einen Augenblick ſeine Seelenbeute; duftende Blumen regnen auf und rings um ihn herab, die böſe Macht vermag es nicht, dieſe himmliſchen Roſen hinwegzublaſen, ſie brennen ſich feſt an Mephiſtopheles; allein ſeine Natur iſt durch und durch teufliſch, die läßt ſich nicht ausbrennen, nicht läutern; er wirft Alles von ſich wie einen Hiobskörper; während dieſes Vonſichwerfen und dieſes Winden haben indeß die Engel den unſterblichen Theil des Fauſt mit ſich hinweggeführt und der Höllengeiſt muß in ohnmächtigem Hohn in den Abgrund ſinken. Die Geſänge der Anachoreten werden vernommen, die todtgebornen Kinder ſchweben durch die Erdgegend, die weltliche Natur wird ihnen gezeigt und erklärt; allein ſie ſehnen ſich nach größerer Schönheit und ſchweben höher gegen dieſelbe heran. Geiſter bußfertiger Weiber erheben ſich, und unter dieſen befindet ſich Gretchen. Sie bittet ihr Kind erreichen und von dieſer Welt belehren zu dürfen „noch blende es der neue Tag"; und ihr, der Liebe nach, wird Fauſt bis an die Gnade hinaufgetragen. Fauſt hat als Menſch im Streben ſeines Erdenlebens gefehlt, geſündigt, allein durch das Schöne, das Wahre und Gute hob ſich durch den Willen die Seele zu größerer Klarheit, und deshalb kann und muß dieſelbe getragen von der Liebe hinaufſteigen zur Gnade.

In ſolcher Weiſe ſammelte ſich durch die Erzählung Eſthers die Dichtung in einem Bilde bei Nils Bryde; ſie hatte den Faden, die Verbindung ihm gereicht, hatte ein Verſtändniß des Ganzen weit über ihr Alter gehabt. Verwundert blickte er das junge Mädchen an, die eine ſo ungewöhnlich entwickelte Natur beſaß und gewiß nicht mit Andern zu vergleichen war. So wie es in der Welt mehr wahre Dichter giebt, als gerade diejenigen, welche ihre Gedanken und Stimmungen zu Papier bringen, ſo giebt es auch mehr geiſtreiche Weiber als eine Rahel, Frau von Staël-Holſtein, George Sand, allein die Lebensverhältniſſe ſtellen ſie nicht in ähnlicher Weiſe der Welt zur Schau; oft ſind es auch nur einzelne Perſonen ihrer nächſten Umgebung, denen ein Einblick in eine ſolche ungewöhnliche Natur geſtattet wird. Wie verſchieden war Eſther doch von den beiden andern Schweſtern hier in dieſem reichen Hauſe; wie ging das zu, ja — wie geht es in der Pflanzenwelt zu! Oft erblickt man in tiefem Waldgrunde ein ſeltenes Gewächs ſich ganz in der Nähe der andern gewöhnlichen Kräuter entwickeln; es ſind dieſelben Erdſtoffe, welche ſie dort alle um ihre Wurzel haben, ſie athmen dieſelbe Luft, denſelben Sonnenſchein ein, und doch ſteht dieſe eine Pflanze ſo gar ſelten, ſo ganz verſchieden da.

Wir beſitzen von dem Bildhauer Jerichau eine junge Sclavin in Ketten; es iſt in der Geſichtsform dieſer Geſtalt etwas ſo geiſtig Reines, welches gleichſam den Marmor durchſtrahlt, eine Schönheit, die ebenſo ſehr ihren Sitz im Ausdruck wie in der Form hat. Man ſollte glauben, der Künſtler hätte eine Portraitſtatue von Eſther gegeben, gerade in dem Alter, in welchem ſie, wie oben erwähnt, ſich befand; hierzu kamen noch die ſchwarzbraunen ernſten Augen, welche Gedanken und Phantaſie ausſtrahlten; man fühlte ſich wie durchdrungen von dieſen und würde vielleicht ein Bild des ſtillen Kummers davon getragen haben, wäre nicht das ganze Antlitz gleichſam durch ein glückliches Lächeln gehoben, welches wunderbar keck um den freien Mund ſpielte und ebenſo beredt wie die Augen war, die da ſprachen: ich fühle mich ſicher, ich bin voller Freude auf dieſem wallenden Lebensmeer!

Von dieſer Stunde an betrachtete Nils Brode Eſther mit ganz andern Gedanken und weit größerem Intereſſe. An demſelben Abend noch las er den zweiten Theil von Fauſt, und der Umriß deſſelben, welchen ſie ihm gegeben, wurde kritiſch geformt, und durch das Denken des Mannes begriffen.

Im Fauſt ſelbſt fand er eine Natur mit ſeiner eigenen verwandt; auch er ſtrebte ja, kämpfte und würde ſich hingeben können, ſelbſt den böſen Mächten, wenn er durch dieſe feſten Fuß gewinnen, eine Stufe höher ſteigen könnte. Im Kampfe um das Schöne, das Wahre und Gute müſſe das Irdiſche ſtraucheln und fehlgreifen — allein der unſterbliche Theil würde zuletzt ſiegend leben! Goethe war human-chriſtlich, er gehörte der antiken Schönheitswelt, war eine Geſtalt des Olymps, einen Lichtgrad höher gehoben als die Weiſen des klaſſiſchen Alterthums, indem er beſtrahlt daſtand von der Sonne des Chriſtenthums.

Das Intereſſe, welches die Lectüre des Fauſt in deſſen großer Abrundung bei ihm erweckte, machte, daß Goethe, ſowie Shakſpeare es war, lange Zeit hindurch die äſthetiſche Lectüre unſeres Nils Bryde bildete; bei beiden Dichtern iſt das Weib das veredelnde Princip, wie es auch in der wirklichen Welt der Fall iſt. Es iſt eine alte Fabel, daß der Sturm mit Gewalt dem Wanderer den Mantel entreißen wollte; er hüllte ſich feſter in denſelben, da kam die Sonne mit ihren milden Strahlen, die Wärme durchdrang ihn und er löſte den Mantel, ſchlug ihn willig zurück, und legte ihn ab; hier iſt die Sonne die Macht des Weibes, und die haben alle großen Dichter empfunden und erkannt, deshalb ſtrahlt das Weib bei Shakſpeare im „König Lear“, im Koriolan, in Viola, im Kaufmann von Venedig, und ſo auch bei Goethe in Taſſo, in Egmont, doch am herrlichſten, wie es Nils erſchien, im Fauſt, woſelbſt es wie die Liebe voranſchwebt und ſich zu der Gnade erhebt.

Welche Bedeutung hat nicht das Weib! Die Gedanken Nils Bryde's ſchweiften über dieſes Thema weit umher: ſeine Mutter, die geringe arme Frau, wie lebhaft erinnerte er ſich noch des Ausdrucks ihrer Augen, als ſie ſtumm und körperlich halb todt in der kleinen Stube ſaß, und er die Bibel, „den Mund Gottes“, wie das Kind wähnte, an den Mund der Mutter drückte; eine Fülle von Liebe, die ganze Gedankenſumme einer Mutter lag in dieſem Blick, er begriff es, was ſie ihm einſt geweſen war. Bodil, die Schweſter auf der Haide, ſie, die treue, ehrliche Seele, fromm und liebevoll: — er erinnerte ſich gar lebhaft ihrer milden tröſtenden Worte, als er verkannt, gekränkt und wild aufbrauſend verlaſſen draußen im Haidekraut hingeſtreckt lag: mancher Zug eines tiefen Herzens leuchtete hervor, ſie hatte ſeine Augen für die Schönheit der Natur ſelbſt auf der Haide erſchloſſen. Sie, die theilnehmende Schweſter in guten und böſen Tagen, ſie war gewiß noch oft ſeinetwegen betrübt, das ſah er wohl ein, denn es konnte und wollte nicht mit ihm und den alten Pfarrersleuten ins Gleiche kommen.

Seine Mutter und Bodil — ja dieſe beiden bildeten die ganze Galerie einflußreicher herrlicher weiblicher Geſtalten auf ſeiner Lebensbahn. Eſther, die kleine Jüdin ſproßte hervor, intereſſant, noch eine Blüthe in der Knoſpe; wie würde dieſelbe ſich einſt ganz entfalten? Ihr verſtändiges Wiedererzählen von der Dichtung Fauſt war mehr als ein Gedächtnißwerk der Jugend; ihr Leben in der Welt der Bücher inmitten des lärmenden geſellſchaftlichen Hauſes, inmitten der Wellenſchläge der alltäglichen Geſpräche und des faden Geſchwätzes ließ eine innere Tiefe errathen. Wohin ging wohl dort die Strömung der Gedanken? Er war weit entfernt, das zu ahnen. Die geiſtige Nachlaſſenſchaft manches Philoſophen und Dichters hatte ſie in ſich aufgenommen und fruchtbringend gemacht; allein indem er ſeine Aufmerkſamkeit auf ſie richtete, entſchwebte ſie ihm gleichſam, ihm, welcher in der Eitelkeit ſeines Ichs oft nicht des Lebensruders bedürftig war; der Strom des Materialismus ſteuerte auf den Urſprung des Ganzen hin. Das wundervolle Kleinod des Glaubens, welches er weggeworfen hatte, war ihr des Lebens reichſter Schatz, ſie, die Jüdin, beugte ſich über die blutende Roſe des Kreuzes hin, nach dem Meſſias, dem Erlöſer, von welchem die Propheten und Dichter des Alten Teſtamentes ſangen, zu ihm, der geboren wurde, der lehrte und ſtarb, damit Jeder, der glaubt, nicht verloren gehe, ſondern das ewige Leben habe!

Nils Bryde und der israelitiſche gläubige Großvater waren übrigens die Einzigen, welche das Eigenthümliche bei Eſther richtig auffaßten und es zu ſchätzen wußten; die Schweſtern, namentlich Rebekka, welche für den eigentlichen guten Kopf der Familie galt, den guten Kopf, welcher nach der eigenen geiſtigen Befähigung des Abſchätzenden beſtimmt wird, hatte ein Auge für ihre Unarten, wenigſtens wußte die Schweſter eine derſelben hervorzuheben: Eſther legte nämlich ſtets, wenn ſie zu Tiſche ſaß, das eine Bein unter ſich auf den Stuhl und ſaß darauf.

Amalie, die dritte Schweſter, hatte ihren Bewunderer in Herrn Bruß, weil ſie nämlich bis zum Extrem für das Nordiſche ſchwärmte; und wer war Herr Bruß, ein begabter junger Theolog, ſtreng orthodox und frech! — ja das klingt ſonderbar, allein es giebt ſolche Naturen — bei ihm fand man Stimmung für die Größe des Nordens. Dieſes Nordiſche bei ihm intereſſirte Amalie, der Klang großer Worte gewann Eſther, und bei Rebekka — ja bei ihr war es dieſe grüne „Nordiſchheit", welche ihn zu einem ausgezeichneten Menſchen machte. Er war genial und trivial, ein ſonderbares Gemiſch von Gegenſätzen, er war ſüß und barſch, zähe und nachgiebig; während er ſich fanatiſch orthodox zeigte und nur diejenigen die rechten Chriſten nannte, welche ſeinen kirchlichen Stempel trugen, ließ ſeine Ultra-

Nordiſchheit ihm, ohne daß er ſelbſt ein Aergerniß darin fand, Chriſtenthum und Heidenſchaft in Eins vermiſchen, Chriſtus und Balder, den Teufel und Loke, das Himmelreich und Gimle, den jüngſten Tag und Ragnarokr in einem Athemzug nennen.

Nils Bryde vernahm gar oft, daß dieſe Vermiſchung Eſther zu großem Aergerniß war, allein es entging ihm auch nicht, daß ſie mit lebhaftem Intereſſe zuhörte, wenn Herr Bruß mit Leben und Wärme von dem Heldenalter des Nordens erzählte, oder ein Stück von der Edda vortrug. Das that er vortrefflich. Eines Abends gab er der Geſellſchaft einen Umriß von Nials Saga, kein großer Dichter hätte ihn beſſer geben können. Aber er gefiel doch nicht Nils Bryde; dieſer fand, daß er ein Milchgeſicht ſei, wie Milch und Blut, wohlgekleidet wie ein Ladendiener und unangenehm durch ſein ſüßes hochmüthiges Lächeln, gekünſtelt, ultra-nordiſch, ganz und gar unausſtehlich durch ſeine koloſſale Eitelkeit, welche allerdings ganz unerträglich iſt, wenn man ſelbſt eine ebenſo große Portion beſitzt; doch dieſe Bemerkung machte Nils Bryde nicht.

Es wollte ihm erſcheinen, als wenn Eſther Herrn Bruß ein ebenſo großes Intereſſe zeigte, wie ihm ſelbſt, das gefiel ihm jedoch jetzt nicht, jetzt, wo ſie eine Bedeutung für ihn gewonnen hatte, wenn er ſich auch gerade nicht in ſie verliebte, denn dazu war er zu ſehr ein geiſtiger Narciß, aber — er konnte es nun einmal nicht leiden. Und doch war Eſther gerade Nils Bryde, wenn auch nicht am meiſten, ſo doch eigentlich und allein recht vertrauensvoll ergeben, nur nicht in Betreff des Einen, welches ihrem Herzen am nächſten lag, nämlich des Glaubens; es war als fühlte ſie inſtinctmäßig, daß ſie hier in ihren Anſchauungen keine Anknüpfungspunkte beſäßen.

Auf dem Nil trug ein Papyrusblatt Moſes als Wiege, „eine wie reiche Blume, und doch arm gegen die Frucht, welche am Kreuze hing!“ — ſo lautete die Stimme in ihrem Innern, es war Judenthum und Chriſtenthum im Widerſpruch. Ihrem frommen, gläubigen, liebevollen Großvater gegenüber, an welchem ſie ſtets mit dem Vertrauen eines Kindes hing, ſprach ſie mit zitternder Stimme die Ueberzeugung aus, die ſie erfüllte, das Licht des Geiſtes, welches ihr aufgegangen war, den wunderbaren Drang, der ſie zum Chriſtenthum hinüberzog; mit eben ſo viel Verſtand wie Herzlichkeit hörte der Alte ſie an und ließ ſich mit ihr darauf ein, und zwar in der ſtillen Hoffnung, daß dieſe ihre gar zu lebhafte Beweglichkeit durch eine genaue Selbſtprüfung, und dadurch wohl verſchwinden würde, wenn ſie recht ins Auge faßte, welche Kluft es in dem Familienleben zuwegebringen, geſchweige, welche Aufmerkſamkeit ſie durch einen ſolchen Schritt überhaupt von Seiten des Publicums auf ſich ziehen würde. Er machte ſeinem Herzen Luft in Freude über das Volk Israels, welches unter allem Druck durch die Zeiten hindurch ſich als allein auserkornes Volk Jehova's, des einen ſtrengen, aber doch gnädigen Gottes gezeigt hatte. Der alte Großvater blickte mit wahrer Innigkeit, ja wir müſſen es ſogar Schmerz nennen, auf ſeine Enkelin, und ſie hing ſich um ſeinen Hals, brach in Thränen aus, aber bald erhob ſie wieder frei ihr Haupt, faltete krampfhaft ihre Hände — wie ſprach es wohl in ihrem Innern! Ihre Lippen ſchwiegen davon:

„Herr Jeſus! verlaß mich nicht!“

XVI.

Kein Chriſt.

Das alte Sprichwort: In einem Sack finden zwei Große nicht Raum! beſtätigte ſich in Bezug auf Herrn Bruß und Nils Bryde, wenn überhaupt dieſe beiden groß genannt werden können. Sie waren in gleichem Maße befähigt und eitel, und das war wohl der eigentliche Punkt, weshalb ſie ſich nicht recht vertrugen. Heute z. B. lieferte Herr Bruß ein humoriſtiſches Douche- und Sturzbad zu der Hegelſchen Philoſophie, indem er von der Vorausſetzung ausging, daß Nils Bryde dieſer Philoſophie huldigte. „Heiberg und Martenſen,“ ſagte Herr Bruß, „haben dieſes goldene Kalb eingeführt, um welches die Jugend hier in der Heimat tanzt, nachdem der Tanz in Deutſchland aufgehört und man dort den herben Geſchmack vernommen hat.“

Nils Bryde ſprach von ſchlechten Predigern, von blühender Sprache, oder Geiſtloſigkeit mit Bibelſprüchen geſpickt, von angereihten Perlen und Fäden die nicht zuſammenhingen.

„Sie beſuchen ja doch nie die Kirche,“ ſagte Herr Bruß, „es müßte denn in Veranlaſſung einer Leichenparade ſein, es ſcheint mir, als hätten Sie ſelbſt einmal etwas Aehnliches ausgeſprochen.“

„Ja, ich beſuche ſie auch bei Trauungen,“ antwortete Nils Bryde, „ich hörte kürzlich dort von den vielen ſchönen Geſchenken reden, welche die jungen Leute, wenn ſie nach Hauſe kämen, von der Hand ihrer Freunde und Freundinnen vorfinden würden!“ Es ging immer in dieſer Richtung weiter; Herr Bruß und Herr Bryde, ſo lautete endlich die Beſtimmung der Frau vom Hauſe, ſollten künftig nicht mehr zuſammen eingeladen werden.

Es ſteht in der Bibel geſchrieben, daß wir am jüngſten Tage Rechenſchaft abzulegen haben für jedes unnütze Wort, und zu ſolchen muß gewiß jedes unliebſame Wort von unſerm abweſenden Nächſten gerechnet werden und ſchwer in die Wagſchaale fallen, ein ſolches Wort mag nun gedankenlos oder in Bitterkeit geſprochen werden, immerhin durcheilt es die Luft und ſteht vielleicht einſt als ewige Eisblume auf dem durchſichtigen Glas unſerer Rechentafel.

In ſolcher Weiſe wenigſtens faßte Eſther eine Aeußerung von Nils Bryde auf. Sie kam in der letzten Zeit oft zu einer Wittwe eines verſtorbenen Conſiſtorialraths Ancker, einer alten Dame, die in hohem Grade und aus echt chriſtlichem Gemüth wohlthätig war. Eſther ſprach von dieſer alten Dame mit Innigkeit.

„Sie iſt gewiß eine ſehr ehrenwerthe Frau,“ ſagte

Nils Bryde, „es iſt nur ſchade, ſie dürfte wohl ein wenig verrückt ſein.“

„Verrückt!“ rief Eſther.

„Nun ja, ſie glaubt ja im vollen Ernſte, daß die Sterne des Himmels auf die Erde herabfallen und als welkes Laub liegen bleiben können!“

„Sie glaubt es, weil es in der Bibel ſteht,“ ſagte Eſther.

„Allein daß die Frau Das glauben kann, und im Ernſt dergleichen ſagen, welches gegen den geſunden Menſchenverſtand ſtreitet, das iſt doch verrückt!“

„Das iſt nun Ihre Anſicht, nicht die Anſicht der Frau Conſiſtorialräthin Ancker. Ich glaube nicht,“ fuhr ſie fort, „daß man in ſo entſchiedener Weiſe den Glauben eines Andern verwerfen darf, wenn es ſich um religiöſe Dinge handelt.“

„Ja, Sie, Fräulein Eſther, ſind nun heute in der Laune, disputiren zu wollen,“ ſagte Nils Bryde, und lächelte, indem er das junge, kecke, determinirte Antlitz Eſthers betrachtete. „Sie, die Sie doch ſehr wohl die Entfernung und die Größe der Sterne kennen, wiſſen auch, daß unſere kleine Erde zerſchmettern und verſchwinden würde unter der Wucht der herabfallenden Sterne — wie können Sie — es iſt ja reine Thorheit!“

„Aber wenn nun Ihr Wiſſen, Herr Bryde, eine Thorheit wäre!“ ſagte Eſther.

„Bravo!“ rief Nils Bryde. Schnee iſt ſchwarz, Kohle iſt weiß! — Wir ſpielen Disputiren.“

„Das würde ich mit Ihnen nicht können!“ antwortete Eſther: aber Sie ſind kein rechter Chriſt,“ und ſie blickte Nils Bryde in einer Weiſe an, die er nicht zu deuten wußte, ihr Blick war ernſt und doch mild, es ſpielte ſogar ein kindliches Lächeln um ihre Lippen.

„Ich bin nicht von den Chriſten Einer, die an Unmöglichkeiten glauben,“ ſagte er.

„Für Gott iſt nichts unmöglich,“ antwortete ſie; „das glaube ich, — und ich weiß nichts Beſſeres.“

„Nichts unmöglich!“ wiederholte Nils Bryde. „Es würde ihm dann jedenfalls unmöglich ſein, vernunftwidrig zu handeln. Er kann das Geſchehene nicht wieder ungeſchehen machen, er kann nicht das Böſe lieben, er kann nicht lügen! Ich werde aus der Schrift ſelbſt Ihnen Gegengründe die Menge geben können, ich begreife Sie nicht. Was hegen Sie für Anſichten? Was glauben Sie?“

„Daß Sie kein Chriſt ſind,“ ſagte ſie und verließ das Zimmer.

„Ich kein Chriſt,“ wiederholte Nils Bryde, „ja nach ihren Begriffen bin ich es allerdings nicht. Aber wird ſie es ſein? Iſt dieſes Geſundheit oder Krankheit, iſt es nur eine Luſt zum Widerſpruch! Hm, habe ich vielleicht ihren Verſtand zu hoch geſchätzt?!“

Dieſe Gedanken, die ſich im Kopfe Nils Bryde's kreuzten, waren durchaus nicht zum Preiſe Eſthers, und doch fühlte er ſich in wunderbarer Weiſe zu ihr hinzogen. Er hatte geglaubt, daß der Anknüpfungspunkt zwiſchen ihr und ihm ihr Verſtand ſei; es war der Geiſt, das unbewußte

Geniale, welches klar aus dem tiefen reinen Grund hervorſtrahlte; er erblickte in ihr eine däniſche Bettina und in ſich einen Goethe.

Als er noch ein Kind war und bei ſeinen Eltern hoch oben auf dem Runden-Thurme wohnte, ſah er dort, das Gleichniß iſt ſchon früher von ihm gebraucht worden — wie die Elfe und die kleine Marie in dem großen Baume ſaßen, welcher plötzlich aus dem Obſtkern emporſchoß, den ſie in die Erde geſteckt hatten. Als Kind wurde er auf dem Zauberbaum der Phantaſie gehoben und geſchaukelt und ſchaute von dort aus weit und breit über das ganze Kopenhagen hinaus und flog träumend mit dem Fluge einer Schwalbe gegen den leuchtenden Stern hinan, welchen er doch nicht zu erreichen vermochte, denn es bedurfte eines mehr denn hundertjährigen Fluges dort hinauf! — Jetzt hatte die Wiſſenſchaft ihren gewichtigen Fruchtkern in den Boden gelegt, der Baum des Verſtandes ſchoß immer höher und höher empor und hoch oben in deſſen Gipfel ſaß er ſchaukelnd und blickte über die Erde in das Univerſum hinaus. Er vernahm es, daß die Töne, welche der Menſchen Herzen rühren, nur Lautwellen in der Luft ſind; die roſenrothen ſchwebenden Wolken ſind nur naſſe Dünſte; die ſtrahlende unendliche Luft nur ein Zittern in der Atmoſphäre; durch das Priſma des Verſtandes ſchaute er die ganze Herrlichkeit als todt und geringfügig an. Der Augennerv wird durch gewiſſe Brechungen, welche wir Schönheit nennen, indem ſie uns wohlthuend ſind, gereizt, in derſelben Weiſe gereizt, wie der Nerv des Geſchmackes durch gewiſſe Nahrungsmittel. Die Thätigkeit des Gehirns iſt das begründende und bedingende Sein unſers höchſten Ichs, dies war ſeine Ueberzeugung, und er erkannte, daß, ſo wie der Laut durch Zittern und Bewegung der Luft, ſo auch jede Stimmung oder jedes Gefühl durch eine Thätigkeit des Gehirns, dieſer terra incognita, hervorgebracht werde; das Phosphor des Gehirns, wie es ihm Feuerbach gelehrt hatte, ſtrahlte als Laterne bei dieſem Inſich- und Umſichſchauen, in welchem der Jugendübermuth und die Eitelkeit des Ichs, die zwar der Grund aller Laſter, allein auch der aller Tugenden iſt, ihm einen Sinnesgenuß gewährte, welcher gleich allem Genuſſe auf ſeinem Höhepunkte keinen Drang fühlte zur Erneuung oder Andauer; die Minute iſt das Herrſchende; man verliert ſich in dieſelbe und hat kein Verlangen nach der Ewigkeit! Dieſe und Gott verſchwinden in der Selbſtbeſchauung. In den geleſenen Schriften hatte er beſonders ſolche Stellen roth angeſtrichen, welche ein Ausdruck ſeines eignen Gedankens waren, oder, die er als einen ſolchen angenommen hatte, und aus dieſem Angeſtrichenen wollen wir hier einen Satz herausheben:

„Der Menſch allein iſt und ſei unſer Gott, unſer Vater, unſer Richter, unſer Erlöſer, unſere wahre Heimath; unſer Geſetz und Maß, das A und O unſeres ſtaatsbürgerlichen und ſittlichen, öffentlichen und häuslichen Lebens und Strebens, kein Heil außer dem Menſchen.“ *)

Er wußte, daß alles Geſchaffene in einer ſolchen ver-

---

*) F. Feuerbach.

nünftigen Weiſe ins Leben gerufen war, daß man eben ſeine Schöpfung müſſe begreifen können, im Stande ſein müſſe, dieſelbe wiederzugeben, wenn man nur die Kräfte dazu beſäße; der Alchymiſt müſſe Gold machen, der Diamant würde geſchaffen werden können, wenn man nur dahin gelänge, einen ſolchen Druck hervorzubringen, welcher erforderlich iſt, um denſelben ins Daſein zu rufen, ja der Menſch ſelbſt, wenn man ſich dies zu denken vermöchte, müſſe durch eine Zuſammenſetzung organiſcher Stoffe und Kräfte geſchaffen werden, würde das Können und Leben ihm eingeblaſen. Goethe, ſo meinte er, hatte gewiß dieſelbe Ueberzeugung gehabt, allein da er mit einer ſolchen Gewißheit doch nicht ins Klare hatte kommen können, mit derſelben in der Geſtalt des Homunculus im Fauſt geſpielt. — Der Menſch muß gewiß durch die Entwickelung und Erfahrung der Geſchlechter hindurch Gott gleich zu werden vermögen, ſo weit war Nils Bryde.

Die Welt ging unterdeß ihren Gang, und „ſetzte ihre Kryſtalle an“; die Weltgeſchichte, dieſe Tropfſteinhöhle von Zufälligkeiten, wuchs und wuchs immer fort; gar ſchön war dies Alles anzuſchauen, dort oben ſchaukelnd auf dem Baum des Verſtandes, der Gott im Kelche der Lotosblume der Wiſſenſchaft, wie er es war.

Nils Bryde in all' ſeiner Klugheit reichte nicht zum Verſtändniß bezüglich des Miſchens der Stoffe, ſelbſt nicht in dem geringſten Blatt oder in dem todten Stein — und wenn er auch bis dahin gelangte, wenn er auch den Marmorblock chemiſch aufgelöſt und denſelben wieder zuſammengeſetzt haben würde, er wußte doch nicht, was der Geiſt außerhalb deſſelben daraus zu meiſeln beabſichtigte.

Der ſteinerne Block des Alterthums und der Neuzeit iſt und bleibt derſelbe, allein ein Phidias, ein Praxiteles, ein Thorwaldſen — ſind Kräfte außerhalb deſſelben — derſelbe Marmor läßt ſich vom Geiſt behauchen und formen in eine Laokoonsgruppe, eine mediceiſche Venus, einen Ganymed.

Der große Meiſter baut aus dem Block hinaus. In der Weltgeſchichte meiſelt der Geiſt. Die Hammerſchläge wurden in unſern Tagen vernommen, wurden vernommen während Nils Bryde ſorglos auf dem Baum des Verſtandes ſchaukelte und über die kryſtalliſche Welt hinausſchaute, eine Welt, die der Menſch ſelbſt müßte erfinden können — müßte man doch ſelbſt gar einen Menſchen bilden können, wüßte man nur die Stoffe zu miſchen.

„Auf Miſchung kommt es an,“ läßt Goethe den Wagner in ſeinem Fauſt ſagen, an der Stelle, wo es ſich in der Phiole zu einem Homuncules klärt.

„Als die Zeit erfüllet war, wurde Chriſtus geboren,“ ſagt die Bibel, und wenn die Zeit erfüllet iſt, dann wird geboren und geſchieht — was wir Menſchen in all' unſerer Klugheit nicht vorauszudenken vermögen. Wir erblicken den Marmorblock, allein wir wiſſen nicht, was aus demſelben gemeiſelt werden ſoll.

Es dröhnten Hammerſchläge von der Seineſtadt her, einſt der Ort der koſtbaren, leeren, blendenden Girandola Ludwig XIV., des Thronſaals Kaiſer Napoleons mit den

Siegestrophäen, von wo aus die Marſeillaiſe der Rhythmus des Herzſchlags iſt im Gedanken an das Vaterland. Der Bürgerkönig Louis Philipp, welcher der Mann des Muthes, ohne Furcht vor Höllenmaſchinen, frei und keck war, ſo lange es ſo ſein mußte, beugte plötzlich das Haupt — die ihm zugetheilte Rolle war ausgeſpielt, er verließ ſchleunigſt Frankreich mit Weib und Kindern und langte als Flüchtling in England an.

Zu gleicher Zeit ging ein Freiheitsſeufzer, ein tiefer, weit durch alle Lande, die Volksmaſſe wollte durch Blut die goldene Freiheit gewinnen, für welche die Kinder der Zeit noch nicht gereift waren. Die ſchwarz-roth-goldne Fahne wehte. „Sein oder Nichtſein!“ dieſe Hamletsworte wurden der Gedanke der Völker in irdiſchem Sinne. Die Begeiſterung des reinen Herzens, der Niedrigkeit des Eigennutzes, des Haſſes und der Leidenſchaft tanzte ihren bacchantiſchen Todtentanz durch die Städte Deutſchlands, über die Ebenen Ungarns und durch die fruchtbaren Landſchaften Norditaliens; es ging ein Gedröhne durch die Länder Europa's, es tönten Hammerſchläge in dem Marmorblock; dieſelben reichten nach Dänemark hinauf, nach den grünen Inſeln mit den Lagunen des nördlichen und ſüdlichen Jütlands.

Recht und Geſetz iſt ein herrliches Dannewirke; allein die Sympathie iſt die immer ſtrömende Quelle in der Erde, ſie ſprudelt immer hervor; der Sprudel reſpectirt keine Grenzen.

Weit über das Land Europa's ergoſſen ſich die Ströme des Völkergedankens. Wie Bergſtröme ſchwellen die verheerenden Sympathien. Freiheitsträume, der Wechſel der Dinge ließ ſeine Sündfluthgewäſſer hoch ſteigen mit Freiheitswimpeln und ſchwarz-roth-goldnen Fahnen.

Ein Aufruhr war ausgebrochen, ein ſchmerzlicher Krieg! der Bruder wollte in Reih und Glied gegen den Bruder ſtehen, Familie und Anverwandte gegen einander kämpfen.

Es rollten Tage eines tiefen Ernſtes herauf, es kamen Tage der Prüfung heran, bitter, ſchwer für Denjenigen, welcher kein Chriſt iſt.

XVII.

Julius Arons.

An den Ufern der Eider tönte die Lärmtrommel und ſtimmte das Lied der Freiheit an; in Jütland und auf den „grünen Inſeln“ flammte die Begeiſterung hoch auf, es ſtrahlte durch das ganze Land ein Gedanke, ein Wille: „Alles für unſere gerechte Sache!“ und das Bauermädchen ſtreifte ihren goldenen Brautring ab und gab ihn hin, und ſie gab ſchweigend auch ihren Herzensfreund mit. Reich und Arm, Bauer und Adliger ſtellte ſich freiwillig in die Reihe der Kämpfenden, mancher feine, junge Herr, der im erſten Rang des Theaters in Glacéhandſchuhen geſeſſen, ſtand bald freiwillig und nahm Theil an dem Schanzgraben. Julius Arons, welcher in der letzten Zeit etwas lebensmüde geweſen, weil er ſeine Jugend zu ſehr genoſſen, blaſirt war, wie einige ſeiner Freunde es nannten, lebte wieder auf, wurde wieder jung und friſch, das Leben bekam wieder neues und wahres Intereſſe für ihn, er wollte auch ſein Theil einſetzen, jetzt wo es galt. Allerdings müſſen wir geſtehen, daß er, wie viele andere junge Menſchen, die ſich augenblicklich hingeben, nicht vorher bedachte, was erforderlich ſei, nicht daran dachte, welche Strapazen, welche Entbehrungen und Prüfungen ihnen bevorſtanden; nur bei ſehr wenigen Ausnahmen durfte man eine Nebenabſicht vorausſetzen, bei der Mehrzahl war der Grundaccord tief und innig, die Begeiſterung wahr.

Julius und Eſther hatten, wie wir wiſſen, im Aeußern viel Aehnlichkeit miteinander; man ſah es beim erſten Blick, daß dieſe Beiden Geſchwiſter waren; und dieſes Aeußere hatte auch ſeinen innern geiſtigen Punkt der Vereinigung, wenn ſie auch in Betreff der Begabung und der geiſtigen Entwickelung von einander ſehr verſchieden waren. Sie hatten einander ſehr lieb, und Eſther fachte allerdings ſeine Begeiſterung an, ſpornte ihn an, ſich in Reih und Glied zu ſtellen; ſie hätte ſelbſt es gern gethan; ſie fand das Loos der barmherzigen Schweſtern beneidenswerth, nannte es ein glückliches, ein geſegnetes Loos, konnten dieſe doch dem Heere folgen, und ſelbſt dem Kampfe nahe treten und dort Nutzen und Troſt ſpenden. Rebekka und Amalie ſprachen mehr von den vielen „Vornehmen“, welche mit in den Krieg gingen, und davon, daß die Uniform dem Bruder Julius gar ſchön ſtand. — Nils Bryde war ſchon zum Unterarzt ernannt, und der Zufall wollte es, daß er gerade mit demſelben Regiment commandirt wurde, bei welchem Julius Arons ſtand.

„Seien Sie meinem Bruder ein treuer Freund,“ flüſterte Eſther ihm in der Stunde der Trennung zu; „ich weiß, daß Sie es ſein wollen!“ und ſie drückte Nils Bryde's Hand und blickte ihn mit ihren ſeelenvollen Augen an; in denſelben perlten Thränen um den Bruder, — vielleicht auch um ihn, den Freund.

Die Mutter und die beiden Schweſtern waren bei der Abreiſe auf dem Bahnhof, und auch der Vater, Herr Arons, von welchem wir wenig Anderes erfahren haben, als daß er das Geld hergab zu der Reiſe, welche Julius und Nils damals nach Dresden und Prag unternahmen, war dort zugegen. Er hielt ſich gewöhnlich auf ſeinem Comptoir und auf der Börſe auf, allein heute war er mit auf dem Bahnhof, woſelbſt Julius in der rothen Jacke Platz zwiſchen Cameraden nahm; die Augen des Vaters ſchienen einen Augenblick feucht zu ſein — eine Umarmung, und er mußte von dannen, noch ehe der Zug abging, er mußte auf die Börſe.

Es war ein feſtlicher, ſonntagsfeierlicher Tag, es herrſchte Fröhlichkeit, und es ſtrömten Thränen, es war Poeſie in dem Augenblicke. Der Soldat in der rothen Jacke umarmte das feine Fräulein im ſeidenen Gewande, die Taſchentücher wehten, die Locomotive brauſte dahin, und der Soldat jubelte ſchon das Kriegslied. Die Hochs und Hurrahs durchrollten die Luft, der Geſang wurde vom Rufen und Pfeifen der Dampfſignale faſt übertäubt; vorwärts und von dannen ging es, — wie die Webeſtühle des Lebens gehen.

Die tiefen, ſtarken Gefühle, welche in Bewegung gebracht waren, das Neue und die Ungewißheit über den Verlauf der Dinge verlieh dem Augenblick einen Glanz, eine Poeſie, durch welche die feuchten Nebel des alltäglichen Lebens vergeſſen, der Druck gemildert wurde.

Turner in wilden phantaſtiſchen Anzügen, Todtenköpfe auf die Bruſt gemalt, Freiſchaaren und disciplinirte Truppen ſtellten ſich bei Bau den Dänen entgegen; ſie fochten tapfer, ſie zeigten einen verzweifelten Muth, allein ſie wurden bald von Demjenigen in Stich gelaſſen, der ſie in den Kampf führen wollte. Es war kein Obercommando, keine Einigkeit da, ſie wurden umzingelt, beſiegt, und achthundert Gefangene wurden nach Kopenhagen abgeführt. Das ganze Herzogthum Schleswig lag den Dänen offen; der König, welcher Alſen beſuchte, hielt ſeinen Einzug in Flensburg, woſelbſt der Danebrog von den Häuſern ihm entgegenflatterte. Dieſes Alles gehört der Geſchichte und unſerer Erinnerung an. Das Glück ſchien den Dänen hold zu ſein, ſie zogen auf die Stadt Schleswig zu, viele Herzen klopften in bangen Schlägen, ging doch der Bruder gegen den Bruder; Irrthum, Sympathien ſtanden hier gegen Recht und Pflicht; viele Dänen vernahmen lebhaft, was der berühmte Gelehrte, der edle Däne Hans Chriſtian Oerſted ſang:

„Tief fühlen wir, Bruder iſt doch uns der Feind,
Jahrhunderte mit uns verbunden;
Doch ſelbſt er uns zwang zu dem blutigen Tanz;
Jetzt gilt's nur: verloren — gewonnen.“

In der Abtheilung däniſcher Truppen, welche zuerſt in die Stadt Schleswig einzogen, befanden ſich die Freunde, Julius Arons als Unterofficier und Nils Brode als

Unterarzt. Eine unheimliche Stille herrſchte in der Stadt, es waren graue regneriſche Tage. Wenige der Bewohner zeigten ſich auf der Straße, die Mehrzahl der Familien hielt ſich abgeſchloſſen in ihren Häuſern; bei Allem, was gefordert wurde, bemerkte man zwar, daß die Bewohner ſich beſtrebten, ihre Pflicht zu erfüllen, allein man begegnete finſtern Geſichtern, wortkargen Menſchen, ſelbſt unter dem Geſinde. Nils Brode war in einem Hauſe einquartiert, in welchem die einzige hervorragende Perſon ein junges Fräulein, Namens Hibernia, war. Dieſelbe hegte einen ſo entſchiedenen Haß gegen die Dänen, war ſo unverſöhnlich, aber dabei ſo muthig und ſo ſchön, daß ſie in hohem Grade Nils Brode anſprach.

„Kopenhagen," ſagte das Fräulein, „iſt ja ſkandinaviſch! es neigt ſich Schweden und Norwegen zu, es will ein Theil eines größern Ganzen ſein; das iſt Sympathie, Nationalität, Sprachverwandtſchaft. Allein, haben wir denn nicht daſſelbe Recht? Wir neigen uns dem großen Vaterlande zu, welches unſere Sprache ſpricht und das Land iſt, von woher wir unſere Bildung, unſere Sympathien haben. Jetzt iſt die Zeit da, wo die Völker ſich ſondern, und wir ſchließen uns den Unſrigen an!"

„Aber dann müſſen Sie hinausziehen aus dem däniſchen Schleswig," antwortete Nils Brode. „Südlich von der Stadt ſteht noch das faſt tauſendjährige Dannewirke, der Wall der Königin Thyra, ſchon damals eine Wehr gegen fremde Uebermacht. Die hier in alten Zeiten ringsum herrſchende däniſche Sprache wurde zuletzt nur die

Sprache des gemeinen Mannes, und wollte er nun den Vornehmen hinzugezählt ſein, ſo mußte er dazu deutſch lernen; es wurde vornehm, deutſch zu reden, und dadurch wuchs die Zahl der Deutſchredenden. Die Siege, die Friedensſchlüſſe und Tractate müſſen doch außerdem auch etwas gelten!“

In ſolcher Weiſe ſprachen dieſe Beiden, beſeelt von gleichem Eifer und gleicher Ueberzeugung — wie man noch lange ſprechen wird. Nils Bryde blickte in die ernſtſtrahlenden ſchönen Augen des Fräuleins; ſein heftiges Gemüth flammte auf. „Ich habe eine Idee,“ ſagte er ſcherzend; „die äußerſte Rechte des Dänenthums wird bei uns von dem alten Grundtvig repräſentirt, bei Ihnen vertritt der alte Arndt die äußerſte Rechte des Deutſchthums; ich ſchleudere durchaus nicht den Bann des Zorns über ihn aus. Jene Beiden ſind im Gegenſatz einander im höchſten Grade ähnlich, Beide ſind Dichter, Beide ſind Ultras — ich wollte, die Mächte einigten ſich dahin, daß dieſe beiden Kämpen des Dänenthums und Deutſchthums ſich zu einem nordiſchen Zweikampf begegneten, und z. B. auf der iſolirten Inſel Sprogö im großen Belt die Sache der Sprachen und der Nationalitäten auskämpften, und je nachdem die Entſcheidung käme, fielen wir Andern einander um den Hals und — dabei ſollte es ſein Bewenden haben!“

„Sie vermögen es, zu ſcherzen, in einer Zeit, wie die unſere!“ rief Hibernia, und das Blut ſchoß ihr in die Wangen.

„Ja, Gott ſei Dank, daß ich ſcherzen kann,“ ſagte Nils

Bryde, „und ſcherzen werde ich mit allen Feinden, die mir in Weiberröcken entgegentreten!“

Hibernia erröthete wohl noch tiefer, antwortete jedoch kein Wort, allein Zorn, Ernſt und — Rachgier ſprach aus ihren Augen, und doch war ſie ein edles, hochherziges deutſches Weib, welches nur für das Land athmete,

„wo Luther geboren und Goethe geſungen.“

Es lag etwas in dem Auftreten Hibernia's, in ihrer ganzen Perſon, was Nils Bryde in wunderbarer Weiſe ergriff und erfüllte. Sie war ihm nicht gleichgiltig; Haß fühlte er nicht, Liebe auch nicht, aber in unerklärlicher Weiſe fühlte er ſich zu ihr hingezogen — zu ihr, ſeinem Feinde, ſeinem erklärten Feinde, welcher laut und vernehmlich geſagt hatte: ich haſſe Sie! — ob dieſe Beiden ſich wohl öfter begegnen ſollten?

Von der Straße her tönte Geſang von däniſchen Soldaten, das Lied von dem alten Dannewirke, die Wangen Hibernia's glühten, ihre Augen wurden größer, wurden ſchöner; ſie warf den Kopf mit einem eigenthümlichen Ausdruck zurück und verließ ſchnell das Zimmer.

Die Hauptſtärke des Feindes ſtand ſchon in Holſtein.

Die Oſterglocken läuteten — die däniſchen Truppen befanden ſich auf dem Wege zur Kirche, da wirbelte plötzlich der Generalmarſch und eine halbe Stunde ſpäter empfing die Avantgarde den Feind in Bustorf. Bald zog der Kampf ſich bis in die Stadt Schleswig, aus den Häuſern und Gärten des ſüdlichen Theiles raſte das Feuer heraus. Die Giebel ſtürzten ein, die Flammen ſchlugen hoch empor. Ein immerwährendes Donnern von nahen und fernen Kanonen dröhnte, die Kugeln ſauſten und pfiffen durch die Luft, die Wagen rollten, die Trommeln wirbelten, die Trompeten ſchmetterten.

Als Nils Bryde und ſeine Compagnie an dem Hauſe vorüberpaſſirten, wo er einquartiert geweſen, erblickte er am offnen Fenſter Hibernia. Neben ihr ragten mehrere Gewehrläufe aus dem Fenſter heraus, ſie ſelbſt ſchwang die ſchwarzrothgoldene Fahne und blickte triumphirend auf die Dahinziehenden herab. Es fiel ein Schuß — Nils Bryde glaubte einen Schrei zu hören und ſah ſie in die Knie ſinken, oder vom Fenſter zurücktreten — er befand ſich im Marſch, wußte nicht und bekam nicht zu wiſſen, was geſchehen war.

Ein Tag des Kampfes, der erſte für Nils Bryde, war angebrochen. Er ſtand gleichſam in einer gigantiſch Alles niederſchmetternden Todesmaſchine und übte treu ſeine Pflicht.

Am Saume des Waldes lag ein Häuschen; aus Fenſtern und Thüren ſtreckte der Tod die ſchwarzen Gewehrläufe hervor. Schuß auf Schuß fiel, von Hecken und Zäunen her ragte das ſchwarze Rohr des Todes. — Es wurde geſchlagen und geſtoßen mit Kolben und Bayonneten; der ſchwere blanke Säbel zerſpaltete den Helm und den Hirnſchädel, Leichen, Freunde und Feinde, lagen dort gleich abgebiſſenen hingeworfenen Patronen; dort wurden die Pferde ſcheu bei der rollenden, dröhnenden Kampfeswelle, hier ſanken die Kanonen tief hinein in die ſeichte Straße. Nils Bryde ging mit der Ambulance durch die Reihen, holte die

Verwundeten heraus, amputirte, verband — es war kein Platz vorhanden, es war keine Zeit übrig — das Ganze ſchien ein wilder, ſonderbarer Traum zu ſein, man vermochte weder zu denken, noch zu ſinnen; die mächtigen Triebräder des Todes regten ſich unabläſſig, und er kroch zwiſchen den Schaufeln derſelben, wie der Wurm kriecht.

Die Stadt Schleswig und das Schloß Gottorp, der ganze Kampfplatz gehörte dem Feinde. Neun volle Stunden hatten die Dänen gegen die Uebermacht angekämpft. — Als die Nacht eintrat, bivouaquirte man im Walde von Iſtedt und in Katharinenwalde. Die nicht wenigen däniſchen Aerzte, welche während des Kampfes im Lazareth zu Schleswig ſich befanden, blieben dort als Kriegsgefangene. Nils Bryde dagegen, deſſen Thätigkeit außerhalb der Stadt gefallen war, lagerte jetzt unter Cameraden, zwar etwas ermattet, aber mit freudigem Muthe, um ein großes flammendes Wachtfeuer, welches die naſſen Baumſtämme des Waldes beſtrahlte. Ringsumher lagerten kriegeriſche Gruppen. Die vielen rothen Flammen, die eigenthümliche großartige Gruppirung war von dem ſchwarzen Nebel eingerahmt, welcher ſchwer auf Wald und Wieſe laſtete. Es regnete faſt die ganze Nacht hindurch. Die Troßwagen fuhren zwiſchen den Bäumen umher und Proviant wurde ausgetheilt. Was im Verlauf des Tages geſehen und geſchehen war, kam jetzt zur Sprache, die Mittheilungen des Einzelnen verliehen dem dahingeſchwundenen Tagewerke ſeine Abrundung.

Nils Bryde wurde indeß bald von den Cameraden nach dem Iſtedter Krug gerufen, woſelbſt der General und ſein Stab einquartiert und die Verwundeten hingebracht waren; er ſchwang ſich auf ein Pferd und ritt dahin im ſtrömenden Regen. Die Höchſtcommandirenden ſaßen hier in einem niedrigen dumpfigen Zimmer, woſelbſt ein trübes Talglicht auf dem ſchmutzigen hölzernen Tiſch brannte; neben der Schenkſtube lagen die Verwundeten, welche verbunden werden ſollten, und von dort aus vernahm man dann und wann den Laut des Schmerzes. Nils Brode ſpendete die Hilfe, die er zu ſpenden vermochte, zuletzt aber, es war ſchon Mitternacht, ermattete er und mußte ſich der Ruhe hingeben. Um hierzu einen Ort zu finden, trat er in die große Schenkſtube; hier wie überall war es voll von Menſchen. Einige ſchliefen auf dem Fußboden, Einzelne hatten eine Bank erbeutet, auf Kiſten und Kaſten hatte man ſein Nachtlager aufgeſchlagen. Auf ſolchen lag oder ſaß immer Einer in tiefem Schlafe. Nils Brode ſchritt über die Krieger, welche auf dem Fußboden lagen, dahin und machte einen Verſuch, ein leeres Plätzchen auf einer großen Kiſte zu erhalten; er betrachtete den dort Schlafenden. Derſelbe war ein Freund, ein bekanntes Geſicht, bleich, leidend, abgeſpannt — es war Julius Arons. Julius ſchlief feſt; ihn zu wecken konnte Nils Brode nicht übers Herz gewinnen. Er war ſelbſt allerdings erſchöpft, allein er hob nur die Beine des Freundes ein wenig bei Seite und erhielt dadurch einen Platz zum Sitzen in einem Winkel; nachdem er einen tiefen Zug aus ſeiner Feldflaſche gethan, ſchlief er neben Julius ein. Aber der Schlaf war von kurzer Dauer, ſchon um zwei Uhr, es war am zweiten Oſtermorgen, brach das Heer von dem Bivouac auf und bewegte ſich ſtill auf Flensburg.

Nils ſchlief hart; einer der Commandirenden rüttelte ihn; er fuhr auf, und als er ſich ſeines Freundes Julius Arons entſann, war dieſer nicht mehr an ſeiner Seite zu erblicken. Derſelbe hatte vielleicht nicht einmal bemerkt, daß Nils Brode neben ihm ſchlief; er befand ſich ſchon auf dem Marſche. Der Regen ſtrömte vom Himmel herab, es war ein mühſamer Rückzug, meiſt durch tiefe Sandhaideſtrecken.

Um die auf dem Rückzuge ſich befindende Armee zu decken, namentlich gegen die Turnerſchaaren, welche über die Schlei hervorgerückt waren, bekam ein Dragonerregiment und ein Jägercorps die Ordre, bei Overſee ſtehen zu bleiben. Die Trainpferde wurden ausgeſpannt und gefüttert; da meldete ein Bauer, daß der Feind in drei Colonnen im Anmarſch ſei. Ein Theil des zweiten Jägercorps war genöthigt, ſich in eine Moorſtrecke hinauszuwerfen, mecklenburgiſche Dragoner drangen auf dieſelbe ein, und ſie waren vom Kampfe des vorigen Tages, von dem Bivouac in der kalten Nacht und auf dem naſſen Boden faſt gänzlich erſchöpft. Und doch hielten ſie Stand hier inmitten des Waſſers und des Feuers. Goslarer Jäger ſchloſſen ſich den Mecklenburgern an, zwei volle Stunden währte der Kampf, ein Sieg war hier nicht zu gewinnen, Erſatz von den Seinen nicht zu hoffen, hier handelte es ſich nur darum, ſich hinzugeben, um den hervorbrechenden Strom in ſeinem Laufe zu hemmen, während die Hauptmacht der Armee Flensburg erreichte. Von einem Baumſtamm zum andern, in dem Moorgrund, umwirbelt von Pulverdampf, ſprang der däniſche Jäger, Einzelne ſanken tief hinein, um nimmermehr das Tageslicht zu erblicken, alle Patronen ſelbſt die der verwundeten Cameraden, wurden verſchoſſen, und erſt dann wehte das weiße Tuch des Capitains zur Capitulation. Allein die Hauptſtärke war gedeckt und hatte Flensburg erreicht; die Bürger Flensburgs kamen ihr eine weite Strecke entgegen und brachten Erfriſchungen mit, und jetzt harrte ihrer Speiſe und Ruhe im Quartier. Brode und Arens begegneten ſich nicht; ſuchten auch nicht einander, dazu waren ſie gleich den übrigen Truppen zu durchnäßt, zu ermüdet; Jeder gab ſich willig der langerſehnten Ruhe hin. Da ſprengten Dragoner in die Stadt, mit der Nachricht von dem Ueberfall bei Overſee, dahin lautend, daß der Feind vordringe. Die müden, erſchlafften Kämpfer fuhren auf, die Verwirrung war groß, die Einwohner der Stadt, aus Furcht vor dem übermächtigen Feinde, trieben die Krieger zum Aufbruch an; Torniſter und Mäntel wurden aus den Fenſtern geworfen, der Generalmarſch ſchmetterte durch die Straßen. „Beeilt Euch! rettet Euch!“ tönte es wohlgemeint und nicht wohlgemeint. Mehrere Bataillone rückten ſchon in aller Ordnung aus der Stadt, allein große Haufen blieben in Nebel, Finſterniß und Verwirrung auf der Landſtraße ſtehen. Es ging auf Bau zu. Der Regen ſtrömte noch immer vom Himmel; das Stroh, welches aus den Bauergehöften zum Nachtlager geholt wurde, war im Nu durchnäßt. Die Hauptſtärke wurde auf Sundewit dirigirt und jetzt, die dritte regneriſche Nacht ſollten die Truppen auf den Düppler Höhen bivouacquiren; allein hierdurch würden ſie ganz und gar unfähig zum Kampf geworden ſein, wenn ein ſolcher ſie überrumpelt hätte, und es wurde deshalb die Beſtimmung getroffen, daß ſie in Booten nach der Inſel Alſen übergeſetzt werden ſollten.

Julius Arons war erkrankt. Die Anſtrengungen dieſer Tage und Nächte hatte ſein zarter, an ein anderes Leben gewöhnter Körper nicht ertragen können, er wurde ins Lazareth auf dem Schloß Auguſtenburg geſendet.

Die feindlichen Schaaren drangen vorwärts durch das ganze Herzogthum Schleswig, und in jeder Stadt, wo deutſche Sympathieen ſich regten, klang der Jubel, regnete es Blumen und wehten die ſchwarzrothgoldenen Fahnen. Der ſchmale Alsſund war des Meeres gezogenes Schwert zwiſchen den Kämpfenden. Der Feind überſchritt die Königsau und drang in Jütland hinauf; ſein Feuer loderte ſchon auf in Fühnen, als Granaten von Fredericia geworfen wurden und den Fährhof Strib in Flammen ſchoſſen; auch von Snoghöi aus wurden mehrere Häuſer auf der gegenüberliegenden Küſte von Fühnen in dem Städtchen Middelfart in Brand geſchoſſen.

Die däniſche Hauptſtärke blieb auf Alſen. Nils Brode war in Sonderburg ſtationirt, und es wurde ihm vom Lazareth auf Auguſtenburg gemeldet, daß Julius ſehr erkrankt war. Er ſei vom Typhus und zwar gefährlich ergriffen. Spät in der Nacht bekam Nils dieſe Botſchaft, warf ſich ſofort auf ein Pferd und ſprengte eine ganze Meile nach Auguſtenburg. Als er ſich dem großen Schloſſe näherte, ſtrahlte ihm aus allen Fenſtern ein Lichtermeer entgegen, wie in früheren Zeiten, wenn hier ein glänzendes Feſt gefeiert wurde, jetzt war es das Licht des Krankenlagers, woſelbſt das Lebenslicht erloſch. — Alles in den hohen Zimmern ſtand noch unverändert, wie es geſtanden, als die däniſchen Truppen einrückten, allein die reichen Säle des Schloſſes waren in eine Wohnung des Schmerzes umgewandelt.

Julius lag ſtill auf ſeinem Lager ausgeſtreckt, er war bleich und abgemagert, allein jetzt faſt in höherem Grade als früher bemerkte man in ſeinen Zügen die große Aehnlichkeit mit Eſther. Nils Brode ſaß am Lager und betrachtete ihn: plötzlich ſchlug der Puls des Kranken lebhafter, er öffnete die Augen, ſeine Blicke waren wild, er ſprach von dem dunklen Wald, von dem großen Feuer und von wunderſchönen Frauen; ein Bildhauer hätte die nackten tanzenden Bacchantinnen nicht üppiger aus dem Marmor hauen können, es waren Gedanken, wie die, welche in den italieniſchen Sonetten Goethe's brauſen. Plötzlich wähnte Julius ſich von der tanzenden Schaar mit hinein in die Flammen geriſſen, dort zu verbrennen, und er wand ſich auf ſeinem Lager und ſchrie laut auf. Kühlendes Eis auf den Kopf ließ ihn wieder zurückſinken, er lag ein Stündchen ſtill und ſchwer athmend da, allein bald öffnete er wieder die Augen und richtete ſeine Blicke auf Nils Bryde, als wenn er ihn erkannte.

„Ich bin gewiß ſehr krank,“ ſagte er, „allein ich werde nicht ſterben! es iſt ſo ſchön zu leben!“ und er blickte den Freund mit einem Vertrauen an, als hinge das Leben von ihm ab.

„Es wird ſchon beſſer werden,“ ſagte Nils Bryde, „es iſt ja ſchon in dieſem Augenblicke beſſer.“

„Beſſer!“ wiederholte Julius und ſank wieder zurück auf ſein Lager, allein ſeine Hand umſchloß zitternd die Hand Nils Bryde's. „Glaubſt Du,“ frug der Kranke, „daß es ein Leben nach dem Tode giebt?“

Dieſe Worte wurden mit einem ſolchen Ernſt, in einem ſo wunderbar ergreifenden Ton ausgeſprochen, daß ſie Nils Bryde ganz beſonders ergriffen, ihn, der nicht an ein ſolches Leben glaubte. Er antwortete Nichts; die Frage war ihm peinlich. Eine Antwort gegen ſeine Ueberzeugung konnte er nicht geben, und hier in dieſem Augenblicke ein Nein auszuſprechen, war ihm ebenfalls nicht möglich.

„Ein Leben nach dem Tode?“ wiederholte Julius mit ſchwacher, fragender Stimme.

„So glaubt es der Chriſt!“ ſagte Nils Bryde unwillkürlich.

„Ja,“ rief der Sterbende, „das ſagt Eſther!“ und ſein Kopf neigte ſich, ſeine Augen ſchloſſen ſich, um ſich nie mehr zu öffnen.

Die Nacht war lautlos, man vernahm nur das leiſe

Stöhnen der Kranken. Nils Brode ſprang empor, er hatte am Todeslager geſeſſen — der Freund war verſchieden.

Tief ergriffen ritt er in der kalten Morgendämmerung zurück nach Sonderburg; er dachte über den Tod nach, wie er über denſelben noch nie gedacht, an den letzten Moment, „in welchem die Maſchine ſtillſteht, das Phosphor im Gehirn erliſcht und die Theile auseinanderfallen“. —

„Sein oder nicht ſein!“ dachte er mit Hamlet; allein er fuhr nicht fort mit demſelben: „Schlafen! vielleicht träumen!“ — er wußte, daß es aus ſei, „die Stoffe kehrten zurück zu ihrem Urſprung.

Wie eine Muſik, die wir gehört haben, und die bis in unſere innerſte Seele gedrungen, ſo durchtönten ihn jetzt die mit dem Freunde verlebten Tage, deſſen Leben jetzt „nur ſein Daſein in der Erinnerung der Nachlebenden hatte“. Dieſe Gedanken vermochten nicht gerade den Sinn zu erheben.

„Nicht ſein!“ — das war die Gewißheit, die er beſaß.

XVIII.

Auf dem Wahlplatze.

Wochen und Tage hindurch war ein Angriff auf Sundewit und eine Landung bei Helgenäs, eine Strecke oberhalb des Städtchens Aarhuus vorbereitet, als eines Morgens plötzlich die däniſche Flagge von der Feſtung Fridericia herabwehte. General Wrangel, welcher gerade um dieſe Zeit Jütland um vier Millionen brandſchatzte, verließ unverhofft in großer Eile in Folge höchſter Ordre das Land. Die frohe Nachricht hiervon erreichte bald die Inſel Alſen.

Am 28. Mai um die Mittagszeit gingen die däniſchen Truppen über Sundewit. Hier iſt nicht der Ort, den Kampf Dänemarks um Schleswig zu beſchreiben; wir geben nur ein Seelengemälde des Einzelnen, und nur deshalb ſind wir in dieſe Tage der Prüfung und der Ehre hineingerathen, nur deshalb befinden wir uns in den Reihen der Kämpfenden. Nils Bryde war in ſeiner Thätigkeit einer der Muthigſten, Umſichtigſten und Gewiſſenhafteſten.

Mit flatternden Fahnen und klingendem Spiel, ſingend und in fröhlichem Geſpräche ging es über die Brücke, die Truppen ſehnten ſich nach dem Kampfe. Ein herrlicher Sonnenſchein überſtrahlte die Gegend, die Wälder grünten ſchon, Felder und Hecken prangten in der erſten Frühfriſche; erſt kürzlich hatte die Buche ihre Blätter entfaltet, und um den Rand des Blattes lag noch die weiche Franſe, gleichſam eine Schutzwehr gegen die ſcharfen Winde. Jede Luftſtrömung brachte milde Sonnenwärme und erfriſchenden Duft, die Waldprimeln prangten ſchon mit ihrem kräftigen Hopfenduft, die Waldkrauſemünze entfaltete ſich in ihrer reichen Fülle, die ganze Opferſchaale des Frühlings wurde geſchwenkt und die Vögel zwitſcherten. Ein Storchpaar flog geeint einem Gehöfte bei der Düppel-Mühle zu, woſelbſt der Feind ſchlagfertig in gedeckter Poſition lag. Die Natur, wie war ſie ſonntagsfeſtlich geſchmückt, wie athmete und verkündete ſie nur Frühlingsfreude und Lebensluſt, und wie viel Augen ſollten nicht, ehe die Sonne heute zur Raſt ging, ſich ſchließen, wie manche geröthete Wange erblaſſen, wie manches Herz nicht mehr ſchlagen!

Bald begannen die Geſchütze zu ſpielen; von der Düppel-Mühle her wurde das Feuer heftig unterhalten; die däniſchen Soldaten ſtürmten mit den Bayonneten wie Blitze in der Sonne an, bis die Rauchwolken des Pulverdampfes ihren Blitz umhüllten! Bevor noch das Centrum des Feindes und deſſen rechter Flügel geworfen und nach Nübbel zurückgedrängt wurde, lagen Getödtete und Verwundete, Freunde und Feinde, wie abgemähtes, dahingeworfenes Gras untereinander. Es regnete Kugeln und

Granaten; die Strohdächer loderten in Flammen auf; hier explodirte ein Pulverkaſten, die Pferde bäumten ſich, riſſen das Geſchirr in Stücke; hier ſprengten die Batterien, dort kamen die Jäger im Sturmmarſch hervor, die Eſpingolen ſandten ihren Kugelregen heraus, ziſchend und pfeifend. Die Ambulance bewegte ſich nicht allein in den hinterſten Reihen, ſie drang hervor bis in das Tirailleurgefecht, um die Verwundeten aufzunehmen. Nils Bryde war hier der leitende, ſturmerregte Gedanke.

Die Finſterniß brach herein, der Kampf endigte erſt um halb zehn Uhr des Abends. Die Ambulance kehrte zurück, allein Nils Bryde war nicht bei derſelben. Wer denkt im blutigen Kampfe an den Einzelnen! Als man ihn zuletzt geſehen, war er im Begriff, eine Hecke zu erſteigen, von wo aus däniſche Soldaten auf den Feind feuerten.

Jetzt war ſchon Mitternacht herangerückt und der Mond über die Gegend aufgegangen; däniſche Truppen waren bis Gravenſtein aufgeſtellt.

Indem Nils Bryde jene Hecke erſtieg, fühlte er einen Stich in der Bruſt, als wenn eine Bremſe ſticht. Es durchzuckte alle ſeine Glieder, er ſchwankte, fiel und ſank in den tiefen Graben hinab, welcher faſt von Brombeerranken und jungen Haſelſtauden verdeckt wurde. Es flimmerte vor ſeinen Augen, die Fäden des Gefühls, welche ihn mit der Welt verknüpften, löſten ſich gleichſam. Er befand ſich in dem Uebergangszuſtande, in welchem er zu einem Dinge werden würde, — ſo würde er es ſelbſt genannt haben, da trieb Dasjenige, welches in uns das Höhere iſt, die Pulsadern wieder zum Schlagen, die Augen wieder zum Sehen. Rings um ihn war es ſtill und mondhell; es war ihm, als nähme er noch den ſtarken Pulverdampf wahr, als höre er noch das Pfeifen der Kugeln, als harre er noch, daß die Pferde der Vorüberreitenden ihn niedertreten ſollten. Ihm graute bei dem Gedanken, daß ein ſiegender Feind im Uebermuth ihm das Bayonnet in den Körper, vielleicht in die Augen jagen würde, ihm war, als ſähe er das Bayonnet ſchon über ſich blitzen; er, der Halbtodte, lag hier, ohne alle Kraft, ſich zu regen, geringer als das Thier, an Ort und Stelle gebunden, wie es die Pflanze iſt, ſich von der Luft und den herabfallenden Thau nährend; die Wurzel des Todes feſſelte ihn an die Erde. Seine Wunde brannte; alle Eindrücke von außerhalb waren ihm noch lebendig, allein ſie glitten chaotiſch an ihm vorüber; doch über dieſem Chaos ſchwebte ein Gedanke, mächtiger als die Eindrücke, ein Entſetzen, wie er es noch nie gekannt, das Entſetzen vor Vernichtung. Wie der Lebensfrohe am Rande eines bodenloſen Abgrundes zurückſchaudert und ſich entſetzt, ſo durchzuckte nun der Schreck ihn; war es die Schwäche des Körpers, ein krankhafter Zuſtand, ein Fieber, die Angſt, im nächſten Nu verwiſcht, hingeweht zu ſein? Ohnmächtig, wie man es während eines häßlichen Traumes ſein kann, lag er hier, gefällt, wie vom Alp gedrückt — er, der ſich ſo hoch hinaufgeſchwungen hatte, daß er Gott und der Unſterblichkeit nicht bedurfte.

Geſtern gerade um dieſe Zeit, wie ganz anders geſtaltete ſich damals die Scene, die Stimmung, das Daſein. Mit Freunden und Cameraden war er damals in Sonderburg bei einem feſtlichen Gelage verſammelt, es war ja am Vorabend eines neuen Kampfstages. Vaterländiſche Lieder ertönten, Punſch und Wein floſſen bei wohlgemeinten Hochs, es herrſchte eine Offenheit, eine Freude, das Vertrauen der Jugend auf die rollende Glückskugel. — „Morgen wird vielleicht gar Vielen von uns der Lebensfaden durchſchnitten ſein, morgen vielleicht das Ganze vorüber ſein!“ Einen ſolchen Gedanken hegte er wohl auf Augenblicke, allein er faßte ihn luſtig und leicht auf, es fiel ihm nicht ein, daß er vielleicht ſelbſt an der Reihe war, auf die ſchwarze Tafel des Todes eingeſchrieben zu werden.

Einigen empfänglichen Seelen im cameradlichen Gelage entfaltete er ſein Wiſſen, ſeine Ueberzeugung: „Der Menſch ſowohl wie das Thier iſt Maſchine, das Denken iſt ein Reſultat der Organiſation, ganz wie die Töne aus dem Leierkaſten ein Reſultat der Walzen und Zapfen ſind. Wir haben eine Seele, ſagen wir, allein was iſt dieſelbe wohl anders als ein Collectivname der verſchiedenen Functionen, welche ausſchließlich dem Centralnervenſyſtem angehören, das wir das Gehirn nennen? So wie der Laut durch die zitternde Bewegung der Luft hervorgebracht wird, ſo entſteht auch alles Denken, jede Stimmung, jedes Gefühl durch die Thätigkeit des Gehirns; wird der Körper zerſtört, ſo hört die Function, d. h. die Seele vollſtändig in ihrem Sein auf. Seht, das iſt das Ganze, was wir unſern unſterblichen Antheil nennen! Glaubt mir, wir ſind nicht mehr Herren über uns und unſere Vernunft, als wir es über die materiellen Theile ſind, die ſich von unſerm Körper ablöſen. Unſere Stimmungen entſtehen in der Weiſe, wie unſer Blut circulirt, und deshalb, ich darf es glauben und ausſprechen, beſitzen wir auch keine Zurechnungsfähigkeit in irgend einem höhern Grade, als das Thier, welches dreſſirt wird; auch wir gelangen durch die Gewohnheit dahin, den von uns — dem Menſchen im Verein mit dem andern Menſchen, der Einheit von Ich und Du, das heißt Gott — erlaſſenen Geſetzen über das Richtige und das der bürgerlichen Geſellſchaft Nothwendige zu gehorchen; wir unterordnen uns dieſen Geſetzen, um Das zu erreichen, was wir als etwas Beſſeres dahinſtellen!“

All dieſes Wiſſen, geſtern noch vorgetragen und lange Zeit in ihm lebendig, war ſeine ganze Gedankenſumme, jetzt wo er hingeſtreckt, vergeſſen, ohnmächtig auf dem naſſen Boden dalag.

„Der Menſch iſt eine Naturerſcheinung, ein verſchwindendes Product und Moment von dem Kreislauf des Lebens“; dies war und lebte ſeit lange in ihm als eine Ueberzeugung, und in dieſer hatte er das Verlangen geſpürt, ſich über den Drang und die Stütze der Menge zu erheben, welche dahin lauten, daß es einen Gott und ein ewiges Leben giebt; er war in dem Glauben befangen, daß er Beides entbehren könne. Woher kam nun wohl dieſes tiefe Entſetzen vor der Vernichtung? War daſſelbe nur ein böſer Fiebertraum, ein Reſultat von dem leidenden Körper?

Rings herum auf dem Felde verbreitet lagen noch Sterbende, die ihren Troſt im Glauben fanden, die ſich ſtärkten bei der Ueberzeugung von dem Daſein Gottes und der Unſterblichkeit der Seele. Körperlich fühlte er Durſt, ſeine Zunge lechzte nach einem Tropfen Waſſers, allein der geiſtige Durſt war doch noch brennender vorhanden. Ein Tropfen aus dem Born des Glaubens würde die größte Labung gebracht haben.

Sein Gedanke war tiefſinnig, nicht fromm; derſelbe hing ſich im Tode an ſein Wiſſen von dem „ſein oder nicht ſein“, klammerte ſich nicht an das Gebet des Herrn, ſondern an die Lehrſätze der Weltklugheit. Er wiederholte bei ſich: „der Menſch iſt ein Product von Eltern und von der Amme, von der Art und Zeit, von Luft und Wetter und Wind, von Laut und Licht, von Speiſe und Bekleidung!“ Allein das Höhere in uns, der Gedanke? „Iſt eine Circulation des Stoffs! ohne Phosphor kein Gedanke! Die Circulation des Stoffs mittels der Electricität, im Verein mit den Nerven, bringt die Gehirnempfindung hervor, welche wir Bewußtſein nennen.“

Seine Wunde brannte, es lag ihm wie Blei im Kopfe, ſein ganzes Daſein war ein Schmerz, deſſen Höhepunkt der Gedanke war — jetzt hörſt du auf!

Ganz in ſeiner Nähe wurde ein Stöhnen laut, es war ein Pferd, welches aushauchte. Dort war es doch nur ein Körper, welcher litt; das Leben, deſſen höchſtes das Wohlſein iſt, hatte es gekannt, ſein Tod fand zwar in

Schmerzen, aber nicht in denen des Gedankens, nicht in denen einer innern Angſt vor Vernichtung ſtatt. Das Thier ſei weit klüger als er, der Menſch; der Herr der Schöpfung lag hier verlaſſen, gepeitſcht gleich Oreſt von den Furien des Gedankens.

Er dachte an Eſther, an Bodil und an ſeine Mutter, und gleichſam durch dieſe kam ihm auch der Glaube ſeiner Kindheit und der Glaube an Gott in den Sinn — allein dies alles war nur ein kühlender Labetrank für Augenblicke. Von Feuerbach wußte er, daß die Gott-Idee eine Schöpfung unſerer Phantaſie iſt, und daß es iſt und bleibt unſere höchſte Größe, wenn wir es vermögen, uns über dieſe Idee, über alle Hoffnung und über den eitlen Traum von einem ewigen Sein hinauszuſchwingen. Allein auf eigenen Füßen ſtehen zu können, ohne an irgend einen Beſchützer, ohne an das Weſen ſich zu hängen, welches ein freier unabhängiger Wille außerhalb der Summe alles Geſchaffenen iſt, — wohin er beim geſunden Körper und Gemüth gelangt war, das ſollte er nun in körperlicher Schwäche aufgeben: das Denken vieler Jahre und die während ſolcher gewonnene Kraft ſeien in dieſem Augenblicke fibrile, ſchmerzliche, krampfhafte Zuckungen des Geiſtes! Nein — durch den Willen ſelbſt müſſe auch dieſer Zuſtand bewältigt werden, der Wille müſſe dieſem Taumel der Gedanken Halt gebieten, er müſſe Das aufgeben können, deſſen er jetzt am meiſten bedürfte: Freunde, Geſchwiſter, Eltern! er müſſe ſich ſelbſt genug ſein durch den Willen, trotz dem, daß er hingeſtreckt lag in dem großen All auf dem ſich rollenden

Erdball, welcher ſich vielmal ſchneller als die Sonne, als der Laut bewegt.

Er warf ſich in den Abgrund des Nichts, er erſtickte jedes Gedankenbläschen, welches emporſteigen wollte: „vorbei! — das iſt mein Daſein, mein Flug nach aufwärts! das iſt das Leben! — in dem naſſen Graben! — vergeſſen! — ein Waſſerbläschen in dem Erdſchlamm iſt das Ganze! — wohlan denn! — verwiſcht! — vergeſſen! Gras und Halm, Thautropfen und Schlamm zu werden! das iſt das Daſein im ewigen Kreislauf — ewig! ewig!“

Plötzlich regte ſich etwas in ſeiner Nähe, ein Kopf ſtieß an den ſeinen, zwei Augen blickten ihn an; es war ſein Hund, welcher ihn geſucht und gefunden hatte. Zu ihm, dem Menſchen, welcher von Allen, von Familie, von Freunden, von der Seele, — von Gott ſich losgeſagt, kam das Thier, das Geſchöpf, welches am niedrigſten von allen ſeinen Lieben ſtand, und brachte ihm Troſt.

Der Hund drückte beide Vorderpfoten um ſeinen Hals, als ſei es eine menſchliche Umarmung, beleckte ſein Antlitz, heulte laut auf, und jagte darauf im Kreiſe umher, wiederholte jene Umarmung und ſprang aufs Neue davon, als wollte er Athem holen und neue Kräfte ſammeln. — Der Hund kam zu ihm! — war dies nur Inſtinkt? War dies nur die Function des Gehirns, die Erinnerungen der Nerven und des Bluts, welche zu dieſem Schluſſe und zu dieſer Handlung führten? Oder war es etwas Höheres, und ſollte das Thier ihm hier zwiſchen Leben und Vernichtung es verkündigen?

Gleich einem Lichtſtrahl durchzuckte die Freude ſein Gemüth: er erhob ſeinen Kopf und ſchaute in die großen klugen Augen des Hundes, — bei dieſer Bewegung lockerte ſich das geronnene Blut ſeiner Wunde, und friſches ſtrömte aufs neue aus derſelben.

Nils Brode ſank dahin — allein ſein letzter Gedanke erhob ſich dahin: „glücklich Derjenige, welcher in ſeinem Tode den Glauben eines Kindes hat! — ich habe ihn nicht! — ich weiß! — ich weiß!“

Es blies ein Jäger wohl in ſein Horn,
Und Alles was er blies, das war verlor'n.

Er lag ſtill, ausgeſtreckt; ſein Hund ſaß winſelnd an ſeinem Kopfe, und der Mond ſchien hell über den Wahlplatz, das große Blatt mit den Todeshieroglyphen, welches den Schlüſſel barg zu der Frage:

„Sein oder nicht ſein!“

Ries'ſche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

H. C. Anderſen's

Geſammelte Werke.

Vom

Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe.

Einundvierzigſter Band.

Sein oder nicht ſein.

Dritter Theil.

Leipzig
Verlag von C. Wiedemann.
1857.

Sein oder nicht ſein.

Roman

von

H. C. Anderſen.

Dritter Theil.

Leipzig
Verlag von L. Wiedemann.
1857.

Inhalt des dritten Theiles.

Seit

XIX. Die Kriegszeit. Die kleine Karine . . . 1

XX. Die Heimkehr des Soldaten. Glaube und Wiſſen 22

XXI. Mehreres von Eſther und von einem alten Bekannten. Selbſtprüfung 39

XXII. Herr Schwane 56

XXIII. Wie es Herrn Schwane, Madame Jenſen und Herrn Meibom erging 68

XXIV. Cholera 75

XXV. Unſterblichkeit 90

XXVI. Die letzte Begegnung mit der Zigeunerin 103

XXVII. Ein neuer Aladdin 111

Sein oder nicht ſein.

XIX.

Die Kriegszeit. Die kleine Karine.

Im Pfarrhof auf der Haide herrſchte Angſt und Kummer, wie ſolche über das ganze Land verbreitet waren. Seit dem Ausbruche des Krieges jagten bei Tag und Nacht auf Sturmesflügeln die erſchreckendſten Gerüchte durch Jütland; man wußte von der Schlacht bei Schleswig, daß die däniſche Hauptmacht ſich nach Alſen zurückgezogen hatte, und daß die Halbinſel den vordringenden feindlichen Heeren offen lag. Das Gerücht ſandte ſeine Schreckensbilder aus: es wurde geſagt, daß die Baugefangenen in Rendsburg aus den Gefängniſſen entſprungen ſeien, und ſengend und brennend in Jütland hinausdrängen. Ein Eilbote folgte dem andern, die Pferde, welche dieſe ritten, waren mit Schaum bedeckt, ihre Mäuler troffen von Blut; bald wurde fälſchlicherweiſe erzählt, daß mehrere Städte in Flammen ſtänden, bald hieß es, Alle müßten ſich bewaffnen, ſelbſt die Frauen; die Brücken müßten abgebrochen werden, der Feind würde kommen. Flüchtende vom Süden her, meldeten daß die feindlichen Truppen vordrängen. Die Mehrzahl wurde von einem paniſchen Schrecken ergriffen, doch der alte Japetus ſand Troſt in der Bibel, woſelbſt der Pſalmiſt ſingt:

> „Schauet die Werke des Herrn, der auf Erden ſolches Zerſtören anrichtet: der den Kriegen ſteuert
> „in der Welt, den Bogen zerbricht, Spieße zerſchlägt,
> „und Wagen mit Feuer verbrennet.“ *)

Die Gedanken Bodils waren bei dem Pflegebruder Nils Brode, welcher ſeit langer Zeit nicht geſchrieben hatte. Sie wußte, daß er mit im Kriege war, allein an welchem Orte, oder wo er wohl leiden möchte, wußte ſie nicht; — aber gewiß, davon war ſie überzeugt, dachte er an Diejenigen, welche bald in die Gewalt des Feindes gerathen würden. —

Die Thränen traten Bodil in die Augen, auch die Mutter weinte, und ſelbſt das Geſinde weinte, allein es waren Thränen der Angſt, hervorgerufen durch die Vorſtellungen von den Grauſamkeiten, welche ſich bald über ſie heranwälzen würden. Sagen und alte Erzählungen aus dem Kriege, welcher vor zweihundert Jahren in Dänemark wüthete, lebten wieder auf, von den Schweden, welche damals ins Land drangen, und von den polniſchen Hilfstruppen, unter welchen ſich auch Kalmücken und Türken befanden, die ſich ebenſo gewaltthätig betrugen, wie der Feind. Die Kanzel in der Kirche verbrannten ſie bei ihrem Wachtfeuer, die Prieſter knüpften ſie an den langen Bärten an die Bäume

---

*) Pſalm 46. 9. 10.

auf, und prügelten ſie todt. Allein auch aus der Welt der Sage ſchöpfte Bodil Troſt, ſie erinnerte ſich an die Geſchichte von dem geängſtigten kleinen Kreis gleichfalls in einem Pfarrhofe, woſelbſt man beim Anbruch der Nacht die Ankunft des Feindes erwartete, und ſie erzählte dieſe Geſchichte wieder, und fand Beruhigung in den Worten des Liedes:

„Ein' feſte Burg iſt unſer Gott!
Eine gute Wehr und Waffen.“

Voll des Troſtes ſuchten ſie im Pfarrhofe die Ruhe; kein Laut erreichte ihr Ohr; ſie ſchliefen ungeſtört bis weit in den Tag hinein, der gar nicht kommen zu wollen ſchien; und doch ſtrahlte der Tag draußen, ſtrahlte über ein abgebranntes Dorf. Mächtige Schneewehen hatten dem ſengenden Feinde den Pfarrhof verborgen gehalten, Gott hatte eine Schanze um ſie errichtet, war ihnen eine gute Wehr und Waffe geweſen, wie die Worte des Liedes verkündeten.

General Wrangel legte den Jütländern eine Brandſchatzung von vier Millionen auf; dieſelben konnten nicht aufgebracht werden: es müſſe ein Wunder geſchehen, ſollte man gerettet werden: Gott müßte „unſre Wehr und Waffen ſein.“

Die armen Menſchen dachten und ſannen hin und her — allein gering iſt der Verſtand des Menſchen gegen Gott.

Spät am Abende langte die faſt unglaubliche Botſchaft an: der Feind zieht gen Süden, die preußiſchen Truppen ſind durch eine unerwartete Ordre plötzlich aus Jütland hinaus berufen worden. Eine neue Botſchaft beſtätigte die erſtere. — Welcher Jubel! — Gott lebt! Gott wacht!“ Ja, ein Wunder ſchien geſchehen zu ſein; die Freude ſtrahlte aus den Augen Aller, die Mädchen ſangen und ſprangen, nur eine Perſon, die kleine Karine, die ſo „ſinnend“ war, die Jüngſte von Allen, blieb bei ihrem traurigen Sinn.

„Du mußt auch fröhlich ſein!“ ſagte Bodil zu ihr. „Der Feind iſt wieder aus dem Lande gezogen; was in der einen Stunde trübe iſt, kann Gott in der nächſten aufklären!“

„Es iſt gut, einen ſolchen Glauben zu haben!“ antwortete Karine mit ihrem traurigen Lächeln.

Da ergiff Bodil ihre Hand, und blickte ihr mild und theilnehmend ins Auge.

„Es muß Etwas auf Deinem Gemüthe laſten! — Haſt Du vielleicht einen Freund, welcher ſich im Kriege befindet?“

„Ich habe keinen.“ antwortete Karine.

„Darf ich denn Deinen Kummer nicht wiſſen?“ fragte Bodil.

„Ich habe keinen Kummer,“ war die Antwort des Mädchens, ich ſtand nur und ſann nach.“

Im Uebrigen waren alle Gemüther im Pfarrhofe leicht, doch die Betrübniß ſollte bald wieder daſelbſt einkehren.

Ein Brief war in dem nächſten Dorfe eingetroffen; woſelbſt ein Paar alte Leute wohnten, deren Sohn im Kriege und bei der Ambulance angeſtellt war. Muſikant-Grethe hatte den Brief vorleſen hören, und man hatte ihr denſelben mit hinüber nach dem Pfarrhofe gegeben; denn es ſtand auch darin von Nils Bryde geſchrieben, daß er, gleichfalls beim Heer angeſtellt, dort „ein muthiger Kerl“ wäre. Der Brief meldete von dem Einmarſch des däniſchen Heeres in Sundewit, dort habe eine Schlacht ſtattgefunden, und in derſelben ſei Nils Bryde gefallen, oder in die Hände des Feindes gerathen. Der Brief war am Morgen nach der Schlacht geſchrieben, und damals war es allerdings gewiß, daß Nils Bryde nicht mit dem Heere zurückgekehrt war. Er hielt ſich vielmehr zu jener Zeit zwiſchen der erſten und zweiten Kette auf, woſelbſt er vollauf zu thun hatte, die Verwundeten zu verbinden, denn die Ambulance hatte Sterbende und Blutende hinweggetragen, man habe ſich nicht genau in einem ſolchen Getümmel beobachten können.

Durch dieſe Botſchaft wurde Bodil im erſten Augenblicke überwältigt, zugleich aber recht innig betrübt; doch ihr nächſter Gedanke war die Hoffnung, daß Nils vielleicht noch lebe, aber gefangen genommen worden ſei! — Jede ſchöne liebevolle Erinnerung aus der Zeit, die er im Pfarrhofe mit ihr verlebt hatte, leuchtete nun hervor, und ihre Thränen floſſen.

Die kleine Karine ſtand neben ihr, und das Gemüth des Mädchens war auch nicht leichter; allein Karine ſprach nicht davon.

Eine ſolche Nachricht, wie die, welche der Brief in dieſer Zeit des Drangſals brachte, müßten die Eltern wiſſen, meinte Bodil. Bei ſonſtigen Fällen umging ſie es immer zu dieſen von Nils zu reden, indem dadurch der alte Japetus aus ſeiner Gemüthsruhe gerieth, und die Pfarrfrau weinte. Nils lag ihnen wohl am Herzen; aber Hart gegen Hart: er der Jüngere konnte und müßte doch den erſten Schritt zu einer Annäherung thun: jetzt würde er ihn vielleicht nimmer thun können, ſei er doch entweder in Gefangenſchaft oder todt.

Bodil meldete die traurige Nachricht; der alte Japetus fuhr augenblicklich heftig auf, es berührte ſein Herz; allein bald ſaß er wieder ſtill und ſinnend da, und ſagte nur: „Unſer Herrgott ſei ihm gnädig!"

Die Ungewißheit, ob Nils noch unter der Zahl der Lebenden ſich befinde, oder ob ſein Leben geendet, thürmte ſich immer wieder auf wie der Flugſand, und laſtete immer ſchwerer auf den Gemüthern. Seit langer Zeit war im Pfarrhofe nie ſo laut von dem Pflegeſohn geſprochen worden, wie jetzt; alles, was Mannhaftes und Tüchtiges, alles, was Kluges und Kenntnißreiches von ihm geſagt werden konnte, wurde im vollen Maße hervorgehoben, und das ſowohl in den Zimmern bei den Alten ſelbſt, als draußen in der Geſindeſtube; manches Auge wurde feucht.

„Iſt man erſt geſtorben, ſo hat Alles ein Ende!" ſagte Karine, und ſie war in dieſer Anſicht alſo gerade ebenſoweit durch ihr „Nachſinnen", als Nils Bryde durch all ſein „Wiſſen" in dem Augenblicke gekommen, in welchem wir ihn ohnmächtig liegend auf dem Schlachtfelde verließen. —

Was man bald erfuhr, wollen wir hier mit wenigen

Worten berichten, es ſtand deutlich auf dem Papiere, gleichſam von Gott geſendet.

Wir erblickten Nils Brode an jenem Abende in voller Thätigkeit für die Verwundeten und Gefallenen zwiſchen der erſten und zweiten Kette; jene zog ſich gerade in einem Augenblicke zurück, als er die Umzäunung eines Ackers erſtieg und die zweite Kette an die Stelle der erſteren trat. Eine feindliche Kugel traf ihn in die Bruſt, lief langs einer der Rippen und fuhr wieder zum Rücken heraus. Der Stoß erſchütterte ihn dermaßen, daß er plötzlich in den Waſſergraben zwiſchen die Brombeerranken, unter die dichten Zweige einiger Haſelbüſche hinabſtürzte; der Blutverluſt hatte eine Ohnmacht zur Folge. Es war bereits finſterer Abend.

Vergeſſen, gleichſam in den Winkel hingeworfen, lag er dort; da übte ſein treuer Hund, deſſen Leben er einſt gerettet, die Vergeltung. Durch das Springen und Heulen des Hundes in früher Morgenſtunde wurden däniſche Soldaten darauf aufmerkſam gemacht, daß Jemand hier lebendig oder todt, liegen müſſe; ſie eilten hinzu, fanden ihn, und er wurde ins Hoſpital geſchafft.

Hier hatte er jetzt über eine Woche gelegen, und durch viele Gedanken-Seen ſchoß, gleich einer friſchen Blüthe, dem Drange des Herzens entſprungen, aber abgeſchnitten und durch zufällige Stimmungen wieder hingeworfen, die Luſt hervor, einmal wieder ein Paar Worte an die Schweſter in dem heimatlichen Pfarrhof zu ſchreiben. Seit Jahr und Tag hatte ſie keinen Brief von ihm erhalten; jetzt, wo

Man ſah ſofort, daß der Knabe Nils lebhaft und aufgeweckt war; die Studenten hatten ſich mit ihm abgegeben; von Natur hatte er Hang zum Leſen und ein hübſches Talent zum Auswendiglernen beſaß er auch. Ganze lange Verſe, ſogar lateiniſche aus den Oden des Horaz wußte er auswendig; man hatte ihm eines Tages die Ode:

„Maecenas atavis edite regibus“

gezeigt und geſagt: „Wenn Du den Kerl auswendig lernen und ihn vom Runden-Thurme heruntertragen kannſt, biſt Du ein ganzer Lateiner und ſollſt das Recht haben, immer hier auf Grund und Boden der Gelahrtheit zu erſcheinen, uns Butter und Heringe zu holen.“

Der Knabe lernte die Ode auswendig, und von Stund' an wurde er der Lateiner genannt, und jeder Student betrachtete ſich als einen Mäcen.

„Ja, er iſt der jüngſte Lateiner unter uns,“ ſagte man; und dabei wurde ihm ein halbes Glas Punſch überreicht; er mußte ſeinen Horaz herſagen, und er that es laut und richtig.

„Er wird ſchon ſein Glück machen,“ ſagte Herr Schwane, „nicht gerade weil er mein Pathe iſt, ſondern weil er ein Hochgeborener iſt, und das thut viel zur Sache. Er iſt ſo hochgeboren, wie irgend Einer ſein kann; er iſt droben auf dem Runden-Thurme geboren, wo er noch mit ſeinem Vater wohnt und die Sterne hütet. Die Mutter iſt todt und dahin.“

Künftigen Vormittag zu einer beſtimmten Stunde ſollte Nils alſo in dem Gaſthofe erſcheinen, wo der Prediger

„Ihm iſt noch die Möglichkeit geblieben, in den Hafen ſeines kindlichen Gemüths, ſeines kindlichen Glaubens einzulaufen!“ ſo lauteten die faſt unwillkürlichen Gedanken Bodils; ſie dankte mit frommem Sinn dem allgütigen Gott für die Freude dieſes Tages, für ſeine Gnade gegen ihren Pflegebruder, und für die freundliche Geſinnung, welche dieſer für ſie behalten, ſo daß er auf ſeinem Schmerzenslager ihrer gedacht hatte. Die Freude war bei Bodil eingekehrt, und Alle mußten fröhlich ſein mit ihr. Muſikant-Grethe hatte um Nils geweint und getrauert, jetzt mußte ſie auch mit Bodil Freude über ſeine Rettung fühlen.

Die kleine Karine befand ſich gerade bei Muſikant-Grethe, als Bodil in deren Hütte mit der Nachricht über Nils eintrat.

„Ja, daß wußte ich ganz gewiß, daß er noch lebt!“ antwortete Muſikant-Grethe, „und ich bin gleichfalls davon überzeugt, daß ich ihn mit dieſen meinen Augen wiederſehen werde, dieſen lieben Mann, der ſo gut gegen mich Alte war! — Mein Spielcamerad hier“ — und ſie zeigte auf die Harmonika, — „iſt mir ein Andenken an ihn; Gott mag wiſſen, wo dieſelbe hingekommen, wenn Herr Nils Bryde nicht geweſen wäre! — heißt er doch ganz wie der Schütze im Mährchen! Möchte doch auch ihm eine Königstochter, oder wenigſtens Eine mit einem kleinen Rittergute zu Theil werden!“ — Und ſie ſprach durch einander von Nils und der Harmonika, von den Kriegsgerüchten und Kriegsgefahren.

Und Bodil verſprach, ſie wollte ihr gelegentlich eine neue Harmonika kaufen und ſchenken, weil der alten jetzt, wie Grethe ſelbſt ſagte: „der Athem ſo gut wie ausgegangen ſei," ungeachtet ſie nicht verſäumte, dieſelbe zu flicken und zu verkleben. „Ja, das verſpreche ich Dir zum Andenken an dieſen Freudentag!"

Die alte Frau wurde ganz verlegen durch all' dieſe Güte. Das ſei eine zu koſtbare Gabe, meinte ſie, und es gäbe doch keinen neuen „Spielcameraden", der das werden könnte, was der alte wäre, mit welchem ſie ſo viele Jahre zuſammengelebt hätte. „Ja, das iſt richtig, zum Tanz und bei andern feſtlichen Gelegenheiten tönt ſie allerdings jetzt nicht mehr laut genug, es iſt gleichſam, als wäre ſie heiſer, ſie flüſtert, allein ich, die ich ſie kenne, verſtehe ſehr wohl, was ſie ſagt!"

Sie wollte Bodil die Hand küſſen; auch die kleine Karine blickte freundlich auf, allein ein Lächeln war bei ihr nicht zu bemerken.

„Wie iſt es ſo herrlich, leichten, fröhlichen Sinnes zu ſein!" rief Bodil. Und ſie ſprach auf dem Rückwege zu Karine von der Gnade Gottes gegen uns arme Menſchen. Da brach das Mädchen in Thränen aus, ergriff Bodils Arme und ſeufzte laut:

„Die Gnade Gottes! Die Gnade Gottes!" wiederholte ſie; „ich bin gar oft ſo elend, wie nur ein Menſch es ſein kann!" Und nun erſchloß ſie in vollem Vertrauen Bodil ihr Herz.

„Es laſtet eine Sünde auf meinem Herzen," ſagte ſie; „ich habe mehr gelitten, als Polizei und Strafe über Einen verhängen können, und doch ſcheint es mir zuweilen, daß ich doch nicht ganz die Schuld trage, ſondern daß es ſo gekommen iſt, wie ich mir nimmer denken konnte, und daß Gott mir ſeine Gnade verleihen wird und muß, die Gnade, von welcher Ihr vorhin ſprachet!“

Und darauf erzählte Karine:

„Ich war nur ein Kind, weiter Nichts, Kindermädchen, wie ſie es nennen, drüben bei dem Gerichtsdirector und ſeiner Frau, die damals noch junge Leute waren. Aus der Hauptſtadt waren viele Fremde zum Beſuch; ein junger Menſch war darunter, er zeichnete und machte Bilder. Er ließ alle Kaſten und Thüren unverſchloſſen, ſeine Uhr und ſeine goldnen Ringe ließ er auf dem Tiſche liegen, während er im Haus und Garten umherlief. Er ſchnitzelte mit der Scheere gar künſtliche Bilder, ſolche wie die junge Frau des Gerichtsdirectors gerade liebte; es lagen immer eine große Menge ſolcher Bilder auf ſeinem Tiſche; und eines Tages, als die Thüre ebenfalls weit offen ſtand, erblickte ich wieder die Bilder, und trat ins Zimmer, nur um die Zeichnungen und die Bilder zu beſehen. Es lagen gar viele Dinge auf dem Tiſche, und es lag auch ein wunderſchöner Ring dort! Ich konnte es nicht laſſen, ich mußte denſelben anprobiren, doch er war zu groß, und paßte nur auf meinen Daumen, und an dieſem blieb er ſitzen. — Aber da trat der Fremde in demſelben Augenblick ins Zimmer, und ich lief hinaus und ſagte dabei noch die Lüge: „„Der Wind hatte Ihre Schnitzelei vom Tiſche geblaſen!““ Er blickte mich mit ſolchen ſonderbaren ſüßen Augen an, es war gleichſam als wollte er mich verlocken; ich thue ihm vielleicht Unrecht darin, aber ich lief davon — und der Ring ſaß noch auf meinem Daumen. Unten hörte ich, daß Geld im Hauſe verſchwunden ſei, ſie ſprachen von Dieben und Dieberei; ich entſetzte mich — trug ich doch fremdes Gut an mir! Ich wartete in Angſt auf die Minute, bis der Fremde wieder aus dem Zimmer gehen würde, ich glaubte zu hören, daß er unten in der Wohnſtube einträte und ſprang die Treppe hinan, um den Ring wieder hinzulegen. — Doch er war noch nicht unten, er kam mir oben auf der Treppe entgegen. — Aber auf dem Treppenabſatze befand ſich eine kleine Kammer, in welcher der arme Flickſchneider, der in Arbeit bei uns war, ſein Nachtlager hatte; die Thüre war angelehnt, und ich ſprang dort hinein. Platz war hier nicht mehr, als gerade für das Bett und das Käſtchen des Schneiders. Ich war gar ſehr in Angſt, wegen des Fremden, und auch wegen meines eigenen Gewiſſens, obwohl ich nimmermehr den Ring auf den Finger geſchoben hatte, um ihn zu behalten. Es lagen auf dem Fußboden in der Kammer ein Paar Strümpfe: — ich mußte doch in der Kammer mir Etwas zu thun machen, und, ich weiß nicht wie, aber ich hob die Strümpfe auf, ſteckte die Hand ganz in den einen hinein, und wendete ihn um, und der fremde Herr ſprach gar fein und galant zu mir. Ich zitterte an allen Gliedern, und ich ſah ſehr wohl, daß der Fremde darüber lächelte. In demſelben Augenblick kam aber meine Herrin hinzu, ſie fragte, was ich da in der Kammer wolle: ich ſagte, ich wollte aufräumen, und darauf ſprang ich wieder die Treppe hinab zu dem Kinde; aber während dieſem Allem war der Ring mir vom Finger geglitten, und in dem Strumpfe des Schneiders ſtecken geblieben. Ich ſaß unten in der Wohnſtube mit dem Kinde, und in derſelben Stunde ſuchte man im ganzen Hauſe nach dem verſchwundenen Gelde. Das Geld war und blieb fort; aber in dem Strumpfe des Schneiders — er ſelbſt mochte wohl gleich, nachdem ich in der Kammer geweſen, auch dort geweſen ſein und aufgeräumt und die Strümpfe in ſeinen Kaſten geſteckt haben, — in dem Strumpfe des Schneiders fand man den Ring, der Schneider wurde für den Dieb gehalten, kam in Unterſuchung, — und ich, ich Sünderin, entſetzte mich darüber, und wagte nicht zu ſagen, wie der Hergang damit geweſen. Ich war ein Kind, ein ſündhaftes und unglückliches Kind! — Der arme Schneider kam von ſeinen Sinnen darüber, kam in die Irrenanſtalt, und ich — ich habe früher nie gewagt, ich weiß nicht weshalb es jetzt gerade kommt, meine Sünde und mein Elend auszuſprechen!“

In ſolcher Weiſe, aber zu ſpät, löſte ſich das Räthſel; die Sphinx des Wahnſinns aber, welche auf dem armen Flickſchneider laſtete, war jetzt nicht mehr durch das Wort zu tödten.

„Ich vermeſſe mich nicht, Dein Richter zu ſein,“ ſagte Bodil; „allein Gott iſt gnädig, er wirft unſre aufrichtige Reue in die Wagſchaale!“ und ſie ſchwieg. Die auflodernde Freude, von welcher ſie ſo eben bei dem Briefe des Pflegebruders durchdrungen geweſen, war gleichſam durch den Kummer und das Bekenntniß der kleinen Karine verweht.

Die rechten Worte des Troſtes, die ſie hätte ſagen ſollen, wollten ihr nicht auf die Zunge kommen.

Sie und das Mädchen waren auf dem Wege ſtehen geblieben, Karine ſetzte ſich auf den Raſen, von ihrem Kummer überwältigt.

„Ich wollte mein Kopf läge auf dem Blocke!“ ſchluchzte ſie, „dann hätte ich doch meine Sünde gebüßt! — ach, der Tag des Gerichts iſt nicht am Ende aller Dinge, nein! mir iſt er alle Tage und alle Nächte, wenn meine Sünde lebendig wird in meinen Gedanken!“

Bodil ergriff ihre Hände und ſprach die Worte des Pſalms:

> „Er handelt nicht mit uns nach unſern Sünden und vergibt nicht nach unſerer Miſſethat. Denn ſo hoch der Himmel über der Erde iſt, läßt er ſeine Gnade walten über die, ſo ihn fürchten.“*)

Still und einſam war es auf der Haide: aber nicht war es ſtill und einſam in den Herzen dort.

Und die Brieftaube flog vom Pfarrhof auf der Haide bis nach dem Schloß Auguſtenburg, gleichfalls ein Kampfplatz, Kampf zwiſchen Leben und Tod; doch Nils ging geſund und mit frohem Muthe aus von hier, und bald war der Feldzug des erſten Jahres beendet, der Waffenſtillſtand erklärt; die däniſchen Truppen wurden ins Winterquartier, zum Theil nach Jütland, verlegt.

---

*) Pſalm 103, 10. 11.

Doch hierher kam Nils Bryde nicht, wie Bodil es gehofft hatte; vielleicht doch, daß er während der fröhlichen Weihnachtzeit hier ſein würde, und alsdann verſchwände gewiß jeder Schatten von Unwillen. — Aber auch dies geſchah nicht, er mußte auf der Inſel Alſen bleiben. Die weiße Brieftaube flog zum zweiten Male aus, während der Schnee ſtöberte, oder die weißen Bienen ſchwärmten, wie man ſagt, und Mädchen und Burſche daheim am Kamin ſaßen und wollene Strümpfe ſtrickten; die Geſcheidteſten laſen aus alten Zeitungen vor, was ſie darin vom Kriege fanden, und ſangen die neuen Kriegslieder. Es lag in dieſen der Gedanke eines ganzen Volkes, die ſchweren, langen Jahre eines ganzen Landes.

Und die kleine Karine ſaß gleichfalls am Kamine, und lauſchte der Rede und dem Liede, ihr Kummer hatte ſich gemildert, ein wehmüthiges Lächeln war über ihrem Antlitz verbreitet. Ihr Gemüth war erleichtert durch die Beichte; der alte Pfarrherr, ja der Gerichtsdirector ſelbſt, wußten um ihre That und ihre Gedanken, ſtrenge Worte der Gerechtigkeit waren zwar geſprochen worden, aber auch Worte des Troſtes und der Gnade. Muſikant-Grethe hatte eine neue Harmonika in der Hand, welche Bodil von einem Kaufmann in Aarhuus hatte kommen laſſen und, wie ſie verſprochen, ihr geſchenkt hatte, und Grethe verſtand es, nach der Melodie eines jeden Liedes, ſowie das Lied geſungen wurde, den richtigen Ton zu treffen. Anfänglich ging es zwar langſam, ſie mußte manchmal zu Hauſe probiren; aber endlich lehrte ſie doch das Inſtrument in vollen deutlichen Tönen zu ſingen, und dann klangen die Melodien im Pfarrhofe.

„Ja, wär' hier keine Gefahr, ſo blieb' ich hier bei Dir!“

Wann ſollte wohl die Gefahr vorüber ſein! Was würde wohl das neue Jahr bringen? -

Im Jahre 1849 am 3. April lief der Waffenſtillſtand ab. Die Gerüchte der Angſt kamen mit den zwitſchernden Vögeln des Frühlings, mit dem Fluge des Windes. —

Wie in der Zeit unſerer Jugend, als man noch nicht den elektro-magnetiſchen Faden kannte, und nur das wechſelnde ſchwarze Bret die ſchnelle ſtumme Sprache des Telegraphen redete, ſo auch jetzt hier: jede Nachricht hatte einen ſchwarzen Hintergrund.

In Eckernförde wurde, gleich einem gefangenen Walfiſch, zwiſchen Sandriffen das däniſche Linienſchiff harpunirt; mancher brave Matroſe ging damals den Weg Huitfeldt's, des Admirals, gen Himmel. Auf den Düppler Höhen fand ein Kampf ſtatt, und bald wurde das offene Städtchen Kolding in Brand geſchoſſen; unter einem Regen von Kugeln und Kartätſchen lagen Verwundete und Verſtümmelte ringsum verſtreut. Das Gerücht und die Beſtätigung deſſelben fuhr, Schreck einjagend, über die Haide dahin, die früher ſtill und einſam war, jetzt aber nicht mehr. Die ſtillen Tage dort waren verflogen; Unruhe und eine ewige Angſt war über Alle gekommen; Botſchaft auf Botſchaft flog dahin, es wurde gemeldet, daß die Reichsarmee in Jütland eingedrungen ſei, und daß General Rye ſeinen Rückzug angetreten habe.

Ueberall in Städten und Dörfern und einſamen Gehöften, auch hier in den Wald- und Haidegegenden, dachte Jeder daran, Das hinwegzuſchaffen oder zu verbergen, was er für ſein Beſtes hielt. Im Pfarrhofe wurde das Silberzeug zuſammengeſucht, darunter ſelbſt die uns bekannte Riechdoſe; außerhalb des Gartens, an den alten Weidenbäumen wurde für dieſe Schätze von Bodil und Karine eine große Grube gegraben. In den Wäldern von Silkeborg zeigten ſich ſchon feindliche Truppen. Am Pfarrhofe vorüber jagten die Flüchtlinge, welche hiervon Botſchaft brachten; ſie ritten dahin, vor ſich auf den Pferden Betten und kupferne Keſſel, und ſprengten nach den weſtlichen Gegenden.

Schon waren die Bayern auf Silkeborg. Von der Tann ſaß beim Frühſtücksmahl in dem neuen Hauſe des Fabrikherrn, unten am Langſee gelegen, und ganz bis nach Aarhuus hinauf war ſchon der Feind vorgedrungen. Bei Norreſnede, dem Dorfe mit den Grabhügeln des Königs Snio und ſeiner Königin, hatten die Dänen die Kurheſſen überrumpelt. Man wußte von Allem und mehr als von Allem, es war als trüge die Luft die Nachrichten umher, als meldeten ſie die Vögel, als klängen ſie in den herabfallenden Regentropfen. Die Kriegsſchrecken lagen in der Zeit und in den Gedanken; der Erdboden ſelbſt ſchien zu zittern, man vernahm durch ihn den Kanonendonner; die Erde meldete vom Kampfe, die Luft ſprach davon. Kein

Brief ging mehr von draußen ein; wo iſt wohl Nils, wie ergeht es wohl den Brüdern?

„Gott iſt der Herr des Glückes!“

Nils Brede befand ſich in Jütland, und zwar in dem belagerten Fridericia; hievon erfuhren ſie jedoch nichts im Pfarrhofe, wenn auch Sinn und Rede immer auf den Krieg gerichtet waren; ſelbſt von der Kanzel herab wurde vom Krieg im Gebet und Troſt geſprochen. Es waren Tage, an welchen das Herz recht innig ſeinen Gott ſuchte, an welchen nur im Glauben und Hoffnung Rettung zu finden war.

Draußen in der großen Natur ging Alles ſeinen gewohnten, fröhlichen Gang; das hohe Haidekraut ſtand in Blüthe, um welche die emſige Biene ſummte; die Fiſche ſtanden in Schaaren im Strome, und die wilde Ente dachte weder an Jäger noch an Schuß. Nur durch des Menſchen Sinn und Gedanken gingen die ſchweren Tage der Prüfung, „allein auch dieſe hatten ihren Segen“ ſagte der alte Prediger, und ſprach davon, wie Holger Danske in dem ganzen Volke wieder erwachte, wie alle die kleinen engherzigen Fäden zerriſſen waren, und nur ein Gedanke, Einigkeit und Zuſammenhalten in Liebe zum Vaterlande Alle erhob. Die Kleinlichkeit verſchwand, große und ſchöne Thaten leuchteten, und der Kampf und die Regung der Zeit predigten dem Menſchenverſtand, daß Gott allein nur waltet.

Bodil dachte in inniger Liebe nur an den Bruder, wo er auch ſein mochte; eine Schule des Glaubens, meinte ſie, würden ihm dieſes Jahr, dieſe Tage ſein. Auf dem Schlachtfelde und in dem Hospitale, wo eine Seele in vollem Bewußtſein von hinnen ſchied, vernähme er in der erſten Stunde des Ernſtes die Gewißheit eines ewigen Lebens in Chriſto. Der leichte Sinn der Jugend und deren Spiel mit dem Heiligen würde verdunſten; der Bruder würde durch dieſe ſchweren Tage zur Erkenntniß kommen, Gott würde ſeine Gnade über ihn ergießen.

Fridericia hatte eine lange Belagerung ausgehalten; einzelne Häuſer und ganze Straßen waren niedergebrannt, Menſchen verſtümmelt und getödtet; endlich ging die Botſchaft von der gewonnenen Schlacht durch das ganze Land.

Ein Brief von Nils Bryde langte im Pfarrhofe an, nicht an Bodil, ſondern an den alten Prediger ſelbſt, und Bodil war darüber von der innigſten Freude erfüllt; war dies doch ein Schritt der Annäherung, der erſte. In wenigen Worten meldete der Brief von dem theuer erkauften Siege; allein General Rye war gefallen, tapfere Männer hatten mit ihrem Leben und Blut den Sieg erfochten, und Dänemark ſtand wiederum feſten Fußes auf ſeinem gerechten Grund und Boden, gekräftigt durch Muth und Einigkeit.

Bald vernahm man auch im Pfarrhofe die Kunde von Friedens-Unterhandlungen; jetzt vielleicht würde Nils Bryde kommen, wenn auch nur auf wenige Tage, um ſeine alte Heimat wiederzuſehen. Die Kunde vom Waffenſtillſtande zog durch das ganze Land. — Nils Bryde kam nicht; und als die Truppen in's Winterquartier rückten, lag er auf der Inſel Fühnen.

Wir folgen ihm nicht dahin, wir folgen ihm ſelbſt nicht in den dritten Feldzug hinein, wir verbleiben auf der Haide bei Bodil, und erleben dort die Ankunft der ſchwediſchen Truppen, welche eine Wehr gegen das Vordringen des Feindes in Schleswig bildeten; wir erleben gleichfalls den Abmarſch dieſer Truppen, und einige Scenen aus dem Bivouacleben der däniſchen Truppen ſüdlich von Flensburg. Herr Schjött von Tilleberg brachte Botſchaft hiervon, er hatte, wie ſo viele Andere, die Soldaten beſucht, mit Nils Bryde geſprochen, und mit ihm zuſammen getafelt in dem fröhlichen Sommerlager, wie er es nannte. Eine ganze Stadt mit Straßen, nach den kopenhagener Straßen benannt, waren dort aus Erdhütten errichtet, die mit grünen Reiſern geſchmückt daſtanden; die Fahnen wehten von dieſen herab, es war eine herrliche Sommerszeit, helle Nächte, und im Lager tönte der Geſang von geübten Stimmen. „Der Krieg war dort gar luſtig anzuſchauen,“ ſagte Herr Schjött, und ſeine Erzählung ſtrahlte in das Gemüth der alten Pfarrleute hinein und bemächtigte ſich der Gedanken Bodils. Sie bekam ein Sommerbild von dem Kriege, wie ſie es früher nie gehabt hatte; ſie erblickte den Soldaten, den friſchen, grünen Buchenzweig ſchwingend, ſie ſah den Wald Birnams vorwärts ſchreiten, und empfand tief, was der Dichter von dem däniſchen Löwen auf goldnem Grund geſungen.

Die Schlacht bei Idſtedt war geſchlagen; Friedrichsſtadt, ein flammender Scheiterhaufen, beleuchtete den Sieg, das Geläute der Kirchenglocken war der Klang des Friedens, welcher über das ganze Land hallte.

Nach drei ſchickſalsſchwangern Lebensjahren kehrte Nils Bryde wieder zurück nach Kopenhagen. Drei nachhaltige Jahre hatten ihn mächtig ergriffen, gehoben und entwickelt; ſie waren ihm eine Schule des Geiſtes geweſen, und hatten ihn geführt — wie weit?

Wir wollen ihn geleiten, wie Bedils Gedanken ihn während der drei langen ſchweren Jahre geleiteten, in welchen das Haidekraut friſch und herrlich blühte, die Vögel des Waldes fröhlich zwitſcherten, nur aber der Menſch belaſtet, überwältigt einherging, und doch, Antäus gleich, bei jedem Schlag zu Boden ſich wieder mit erneuerter und vermehrter Kraft erhob — in Gott.

In der Dorfkirche ſprach der Prediger von der Kanzel herab ein Dankgebet für den Sieg und den Frieden; in ihrem Kämmerlein dankte Bedil noch einmal dem Herrn, ihm, dem perſönlichen Gott, der ihr nahe ſtand, und Auge für ſie und Ohr für ihr Gebet habe. Sie betete für Jeden, der in Trauer daſtand um ſeine verlornen Lieben, ſie betete für Jeden, der ſich auf dem Schmerzenslager wand, und ſie dachte an die unendliche Gnade Gottes und an den Segen des Friedens, ſie dachte an Nils Bryde und daran, wie es wohl jetzt in ſeinem Innern ausſähe; jetzt ſei doch gewiß der jugendliche Uebermuth, der neckende Scherz, die gar zu ſtrenge Verſtändigkeit, geläutert und verſchwunden! Ihre Sehnſucht nach ihm wuchs, ſie weinte in ihrer Freude, ſie lächelte in ihrer Trauer — und mit ihrem Sinn wollen wir Nils Bryde in Kopenhagen in einem neuen Lebensabſchnitte aufſuchen.

XX.

Die Heimkehr des Soldaten. Glaube und Wiſſen.

Gewiß noch nie war der Soldat herzlicher empfangen, beſſer einquartiert und bedacht worden, als damals, wo er ſeinen Einzug in Kopenhagen hielt. Er beſchäftigte die Gedanken Aller; es gab wieder Helden im alltäglichen Leben. Es war nicht ein zufälliger Modeton, nicht ein Nachplappern oder ein gemachter Enthuſiasmus, von welchem wohl die Kopenhagener ſich bei anderen Gelegenheiten haben hinreißen laſſen; es war hier eine wahre, natürliche, geſunde Begeiſterung; man lebte in dieſer, und Jeder vergaß ſein eignes, kleines Ich.

Die Mehrzahl veranſtaltete eiligſt einen Schmaus, für die bei ihnen einquartierten Soldaten, die Hausfrauen und Töchter traten in den Kreis, und an manchem Orte wurde ſofort ein fröhlicher Ball improviſirt. Eine friſche, herrliche Luft wehte durch die dumpfigen Zimmer des alltäglichen Lebens.

Nils Bryde war von der Familie Arons eingeladen worden, bei derſelben bis auf Weiteres ſein Quartier zu nehmen. Die beiden kleinen Zimmer, welche Julius einſt bewohnt hatte, wo noch ſein Meublement und ſeine Bücher ſtanden, Kupferſtiche und Gemälde hingen, Alles in derſelben Ordnung wie damals, als er vor drei Jahren fortzog, wurden jetzt dem Freunde eingeräumt, und der Empfang war der eines lieben Verwandten; der Vater und Großvater küßte und umarmte ihn, die zwei älteſten Töchter weinten und lachten; Rebekka namentlich ſprach ſich über die Situation aus. Amalie dagegen hatte einen Bräutigam, einen ſchwediſchen Officier vorzuſtellen; die Augen Eſthers ſtrahlten vor Freude, doch ſpielte in den Zügen um ihren Mund ein Schmerz, ein Ausdruck, den Nils Bryde gar wohl verſtand; die Mutter verlieh demſelben Worte, indem ſie ſagte: „Unſer Julius mußte drüben bleiben!“

„Oh, er iſt auch bei uns!“ rief Eſther lebhaft, „er iſt auch zugegen in unſerer Freude, bei dem herrlichen Feſte der Heimkehr!“ —

Wie war Eſther ſchön, gerade geiſtig ſchön geworden, und dazu ebenſo ſchön körperlich entwickelt; manches unſterbliche Gedicht der Sänger Perſiens und Arabiens hatte nicht eine Schönheit, wie ſie es war, zum Gegenſtande.

Herr Schwane trat gleichfalls auf, und zwar mit ſtrahlendem Antlitz und ſtrahlender Laune, ungeachtet, und dies verbarg er gar nicht, die letzten Jahre alle vereinzelten ſchwarzen Haare und gleichfalls einen großen Theil der grauen von ſeinem Kopfe hatten ausfallen ſehen.

„Man wird alt,“ ſagte er, „man muß eine Leibbinde tragen. Doch die Erde geht auch mit einer Leibbinde, ſie hat ihren warmen Golfſtrom von Mexiko bis hier hinauf zu uns im hohen Norden; was würden wir ohne dieſen Gurt ſein? Die meine nützt mir indeß nicht jeden Tag!“ — Was ihn beunruhigte, hatte ſeinen Sitz in der zweiten Etage, ſagte er; bald war ihm zu Muthe, als fände in ſeinem Innern ein Feuerwerk ſtatt, als ziſchten Blitzſtrahlen in der Umgegend des Magens, als würde das Zwergfell gerammt und gelobt. „Oft glaube ich,“ ſagte er, „daß ich an Unterleibs-„Convolvoli“, um nicht Darmverſchlingungen zu ſagen, leide; doch heute habe ich geheizt und die feinſte Saffianslaune weht durch alle Etagen! Sei herzlich willkommen, mein Freund!“

Madame Jenſen ließ ſich gleichfalls erblicken, machte eine Viſite, und das war echte Freundſchaft, ſonſt wäre ſie wahrlich nicht bei einem ledigen Herrn eingetreten; allein ſie habe gehört, daß Doctor Bryde zurückgekehrt, und er ſei während der langen traurigen Zeit nicht aus ihren Gedanken gekommen. Auch ſie war in guter Laune, und ging oft in die Komödie, ſagte ſie, aber nicht in die königliche, nein, ins Caſino. „Sie machen es dort ſehr nett, aber ſie ſind freilich nicht ſo vornehm dort, wie Diejenigen, die auf dem großen Theater agiren, und dann haben ſie auch nicht ſo viele Etagen!“

Von Madame Jenſen erfuhr er auch Neues über Mutter Borre, die alte Frau, die im Runden-Thurme ſaß, die er von Kindheit an kannte; ſie lebte in der That noch, und hatte kürzlich das Glück gehabt, daß der Arzt, dem ſie ihr Skelett vermacht hatte, geſtorben war, die Witwe hatte keinen Gebrauch für daſſelbe, ſo daß Mutter Börre wieder frei und ledig geworden, und da ſie ſo alt war, hatte ſie ihre zwei Thaler jährlich behalten; — und hiermit nehmen wir Abſchied von Mutter Börre.

Der Kammerherr und ſeine Gemahlin begegneten Herrn Brede auf der Wallpromenade. Der Kammerherr ſprach die Furcht aus, daß das Skandinaviſche jetzt einen zu großen Einfluß erhalten dürfte, und die gnädige Frau zürnte dem Kriegsminiſter, weil kein Hund auf dem Walle gehen dürfe; Zemire könne nicht mit promeniren. Es ahnte ihr damals nicht, was dem Hunde gerade in unſern Tagen geſchehen ſollte, daß er in ſeinen alten Tagen mit Maulkorb gehen müſſe, der ihm allerdings, um nicht zu geniren, von Gummi Elaſticum verabreicht wurde, — er hätte alſo ebenſo gut mit einem Kreideſtrich um die Schnauze ſpazieren gehen können.

„Wundervolles Wetter!“ ſagte die gnädige Frau. — „à la Venedig! — ſchön arrangirt im Reithauſe! — Anmuthiges Mädchen, die kleine Arens! — Jüdin! — gut gekleidet! — Vermögen! — Silence! — Der kleine Schalk Amor! — à revoir!“

Das war der Platzregen auf dem Walle.

Bei dem erſten Geſpräch Nils Brede's, als er ſich mit Eſther allein befand, ſprach dieſe von ihrem Bruder, frug ihn über jeden kleinen Zug, jede Einzelheit aus, die er in dem Briefe angedeutet hatte. Anfänglich habe es ſie betrübt, daß er in gewöhnlicher Weiſe ſterben, daß er in einem Typhus enden mußte, anſtatt auf dem Schlachtfelde zu fallen; doch bald ſei es ihr klar geworden, daß auch Diejenigen, welche durch Strapatzen, durch Nachtlager auf dem naſſen, kalten Boden von Krankheiten ergriffen worden, daß auch dieſe in ihrem Berufe fielen, auch dieſe ihr Leben für das Vaterland hingäben.

Nils Brode mußte ihr von der letzten Stunde, von der Todesnacht auf Auguſtenburg erzählen, und wiederholte die Worte des Bruders; und in ſeinem Bekenntniß empfand Eſther tief, wie bitter das Hinſcheiden ihm geweſen ſein mußte; die Sonne der Wiſſenſchaft, ſo ſchien es ihr, hatte ihn blind für Denjenigen gemacht, welcher der Schöpfer der Sonne iſt, er habe nicht ſeine Ueberzeugung von der Unſterblichkeit ausſprechen können.

„Sie glauben nicht an ein Leben nach dieſem?" ſagte ſie, und blickte ihn mit ihrem trübſinnigen, kindlichen Lächeln an, und indem ſie dieſes that, in dieſem kurzen Momente, tauchte eine Summe von Gedanken, die Geiſtesblitze drei voller Jahre in Kummer und Schmerz wieder lebhaft in ſeinem Innern auf.

Sowie ſelbſt bei den Völkerſchaften, die auf der niedrigſten Stufe ſtehen, ſelbſt bei den Wilden des Urwaldes, wenn auch noch ſo unklar, doch eine Gottesidee zu finden iſt, ſo trifft man bei den kraſſeſten Materialiſten auf eine Begrenzung, ein Aeußerſtes, wo der Gedanke ſchwankt und den Hauch Gottes vernimmt. Im Raume ſind die Grundſtoffe das Gegebene, in unſerer Seele iſt der religiöſe

Glaube das Gegebene. Die Wiſſenſchaft hatte in klaren gedankenvollen Stunden ihm mathematiſch gezeigt, daß in Allem eine Kraft lebt und ſich rührt, welche bewirkt, daß die Unveränderlichkeit, die Urſtoffe, welche nicht ſterben, in ewiger Abwechſelung veränderlich ſind, und dieſe Kraft, durch welche das Lebloſe die Bewegung, das Leben und Denken gebärt, das Geiſtloſe Geiſt gebärt, dieſe Kraft, dieſes Ueberſinnliche, für dieſes wußte er jetzt nur einen Namen — Gott. Zu dieſer Ueberzeugung, zu dieſem kräftigen Stützpunkte war er auch durch das Wiſſen gelangt; allein Unſterblichkeit für uns Menſchen, Unſterblichkeit im Bewußtſein und fortgeſetztem Daſein — iſt nur zu erblicken durch das Prisma des Glaubens, und dieſes hatte von ſich geſtoßen.

Es iſt heilſamer zu glauben, als zu wiſſen, denn der Glaube hat Alles, unſer Wiſſen iſt gar gering. Der Gedankenfaden aus jener Nacht auf dem Schlachtfelde war nicht verwebt, derſelbe flatterte noch, wenn auch etwas loſe; doch Bodil würde hier ſagen: Gottes liebevolle Hand vermag in einem Nu ihn zu befeſtigen und ihm die Stärke eines Ankertaues zu verleihen. — „Sein oder nicht ſein!“ dieſe große, die Ewigkeit umfaſſende Frage kam und verſchwand wie der Blitz, welcher in ſeinem Verſchwinden Alles um und um noch finſterer macht.

Wie oft hatte er ſich ſelbſt am Todeslager gefragt: was mag es doch ſein, das in der Strahlen-Regung im Auge des Sterbenden eine Wirkung auf meine Sehnerven hervorbringt, welche wiederum die Gefühlsnerven des Herzens erzittern macht, und wodurch ich die Gewißheit erlange: „ſein Tod iſt ſelig, dieſe Glanzregung verkündet ſeine Gewißheit von einem ewigen Leben!“ Mit der Sonde des Verſtandes hatte er dieſe Gefühle unterſucht, die ſich bei ihm zum erſten Mal am lauteſten rührten, als auf dem Schlachtfelde ſein Hund den Kopf an ſein Geſicht legte, und ihn mit einem ſo treuen ſinnigen Blicke anſchaute, als habe auch dieſer Hund eine Seele! — Unſterblichkeit, welch’ erhabener Gedanke! Woher der Drang nach Unſterblichkeit bei uns Menſchen? Jeder Trieb, jeder Drang der Schöpfung wird ja befriedigt! Unſterblichkeit — iſt dieſe nur eine Phantaſie, die nimmer zur That ſich geſtaltet?

Dieſe Gedankenſumme, dieſe Geiſtesblitze, die wir hier zu bezeichnen, viele Worte gebrauchen, flammten in dem Momente auf, in welchem Eſther mit dem Schmerz ihrer ganzen Innigkeit es ausſprach: „Sie glauben nicht an ein Leben nach dieſem!“

„Ueberzeugen Sie mich davon, Eſther!“ ſagte er, „überzeugen Sie mich, wenn Sie es können.“

Sie betrachtete ihn mit einem ernſten Blicke.

„Auf dem Wege, auf welchem Sie zu überzeugen ſein würden,“ ſagte ſie, bin ich ein Fremder, Unbekannter!“ Und ſie ſchwieg, ſchwieg lange, doch plötzlich fiel ihr Auge aufs Fenſter, dort ſtand in einem Blumentopfe ein verwelkter Roſenſtock, jedes Blatt war abgefallen, jeder Zweig war dürr und ohne Lebenskraft, die Wurzel ſelbſt war verdorrt und vermodert. „Sehen Sie den Baum dort,“ ſagte ſie, „er iſt eingegangen, ſo nennt man es; liegt nicht eine ganze Lehre in dieſen Worten, auf den Baum und auf den entſchlafenen Menſchen angewendet? Derjenige, deſſen Religion nur im Reiche der Wiſſenſchaft wohnt, muß dieſe Bedeutung anerkennen. Derjenige, welcher in der Offenbarung der Bibel lebt, erkennt ſie ebenſo tief. Der Baum iſt eingegangen, ſagt der Gelehrte, die Beſtandtheile ſind jedes zu ihrem Urſprunge zurückgekehrt, Waſſerſtoff, Sauerſtoff und wie alle die Elemente heißen, welche die Dinge ausmachen, ſind zurückgekehrt, ſie ſind aus dem Kreislaufe dieſer Schöpfung in das große Weltall eingegangen, um ewig und immer zu wirken, doch nicht in denſelben, ſondern in verſchiedenen Erſcheinungen und bewußtlos. Beim Thiere findet ſich bereits etwas mehr, etwas Höheres vor, als in der Zuſammenſetzung und in den Kräften der Pflanzen, und bei den Menſchen, wir fühlen es ja Alle, iſt noch etwas Höheres vorhanden; dort iſt Gewiſſen, Gerechtigkeit, kurz alle die Gaben des Geiſtes, bei welchen wir die Namen entlehnen müſſen, um in deren höchſter Entwicklung uns Gott gewiſſermaßen zu verkörpern. Unſere irdiſchen Theile gehen hinein in den großen Kreislauf, auch ſelbſt der Geiſt, welcher in weit höheren Stadien ſeinen Urſprung wieder erreicht! Hier begegnen ſich Wiſſenſchaft und Bibel, der Geiſt geht zu Gott, geht ein zur Auferſtehung, zum ewigen Leben."

„Und der Geiſt behält ſein Gedächtniß und ſein Bewußtſein?" fragte Nils Bryde. „Verdünſtet der Phosphor des Gehirns in Gasarten, was iſt dann unſere Unſterblichkeit? — Eine Phraſe!"

„Die Bibel verheißt uns dieſelbe!“ ſagte Eſther.

„Nicht das alte Teſtament,“ ſagte Nils Bryde; „die Geſchichte Hiobs iſt ein Dorn, an welchem die Wolle der gläubigen Schafe hangen bleibt. Hiob ſagt:

> „Meine Tage ſind vergangen, meine Anſchläge ſind zertrennt, die mein Herz beſeſſen hat, und haben aus der Nacht Tag gemacht und aus dem Tage Nacht. Wenn ich gleich harre, ſo iſt doch die Hölle mein Haus, und im Finſtern iſt mein Bett gemacht. Die Beſſerung heiße ich meinen Vater, und die Würmer meine Mutter und meine Schweſter. Was ſoll ich harren? Und wer achtet mein Hoffen? — Eine Wolke verfliegt und fährt dahin, ſo auch Derjenige, der ins Grab hinabfährt, wird nicht wieder heraufkommen.“

„Das alte Teſtament,“ erwiderte Eſther, „iſt eine Sammlung der geſchichtlichen Bücher des Volks, das neue Teſtament, das wiſſen Sie, als Chriſt, iſt eine Offenbarung Gottes, und dieſelbe verheißt das ewige Leben. Allein an die Bibel glauben Sie wohl nicht gerade ſehr. In einer Angelegenheit der höchſten geiſtigen Bedeutung ſollte man ſich doch vor allen Dingen an das Bedeutendſte halten, an die geiſtigen Urkunden! — Hier iſt ein anderes Buch,“ fuhr ſie mit einem eigenthümlichen Lächeln fort, indem ſie das Buch durchblätterte, und unter mehreren angeſtrichenen Stellen auf Eine deutete. „Hier ſteht, was ich denke, allein ich ſelbſt kann es nicht ſo kurz und klar ausſprechen.“ Es war Goethe's „Fauſt“, die Dichtung, welche ganz beſonders ſie immer intereſſirt hatte, weil ſie einſt in Fauſt eine Aehnlichkeit mit Nils Bryde gefunden; ſie hatte den zweiten Theil aufgeſchlagen.

Er las:

„Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn!
Was ihr nicht taſtet, ſteht euch meilenfern,
Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar,
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr ſei nicht wahr,
Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht,
Was ihr nicht münzt, das, meint ihr, gelte nicht."

„Auch Sie," fuhr er fort, „ſtellen Glauben und Wiſſenſchaft einander gegenüber, trennen ſie, wie das Wortſpiel es will: Der Glaube im Oratorium, die Wiſſenſchaft im Laboratorium!"

„Nein," antwortete Eſther, „ich erkenne es, daß die Wahrheit nicht gegen die Wahrheit anzukämpfen vermag, allein ich glaube mehr an Gottes Wiſſen, als an das Wiſſen der Menſchen. Sie ſtreiten, ſie beweiſen, ſie verwirren, ſie ſchaden den Geiſtesarmen. Ich könnte mit den Worten der Bibel ſagen: Es iſt beſſer, daß ein Mühlſtein an ihrem Hals hinge, als daß ſie Einem dieſer Kleinen ein Aergerniß geben."

„Sie meinen hier namentlich die Materialiſten," ſagte Nils Bryde; „Sie betrachten dieſe als gottloſe Menſchen, als zur Hälfte teufliſche Mächte. Legen Sie denſelben auf einen Augenblick keine ſchlechten Motive bei, treten Sie in die Reihen derſelben hinüber, ſtellen Sie ſich auf deren Standpunkt des Verſtändniſſes. Es iſt der von Gott uns eingepflanzte Drang, der den Mann dazu treibt, zu wiſſen, zu erkennen, ſich und die Welt zu begreifen, der ihn in das Reich der Wiſſenſchaft hineinführt; er ſondert, er klärt und giebt der Welt Das, was er gefunden und gewonnen. Kann er wohl ſeine Ueberzeugung verleugnen? Als Galiläi ſeine Behauptung, daß der Erdball ſich bewege, abſchwören mußte, glauben Sie wohl, daß er deßhalb ſeine Anſicht ſelbſt veränderte? Es ergeht der Menſchheit wie dem einzelnen Menſchen. Je nachdem die Menſchheit vorwärts ſchreitet, wirft ſie ihre falſchen Begriffe von ſich: Zauberei und Hexerei werden Naturkräfte, das Uebernatürliche wird natürlich, denn wir gelangen dahin, es zu begreifen. Die Wiſſenſchaft reißt das Unkraut des Aberglaubens aus dem Acker des Glaubens: und greift auch zuweilen die Hand falſch, ſie hat doch nicht den Willen zu ſündigen; der größte Materialiſt, wenn es ihm klar wird, daß ſein Wiſſen ein Irrthum iſt, wird umkehren — und Gott, wie Sie ihn auffaſſen, wird, das wiſſen wir aus dem Gleichniſſe vom verlorenen Sohne, ein Feſt anſtellen, nicht materiell, ſondern geiſtig im Reiche des Geiſtes und der Seele. — Der Materialismus iſt keine Giftpflanze, keine Krankheit unſerer Zeit; derſelbe iſt ein Baum des Verſtandes, den Gott ſchon in den älteſten Zeiten pflanzte. In der Allegorie heißt es: gar lieblich ſei er überall im Garten des Paradieſes zu ſchauen; die Bücher der Geſchichte, die Schriften der Philoſophen ſind wie das raſchelnde Laub des Gartens, durch daſſelbe vernehmen wir den Geiſt wehen. In unſerer Zeit nehmen ganze Geſchlechter Das in ihr Bewußtſein auf, was ehedem nur der einzelne Menſch in ſich verbarg oder mit ſich durchkämpfte. Die ſtrengen Orthodoxen wollen Nichts davon wiſſen, ſie befolgen nicht die Lehre ihres Meiſters: Richtet nicht, ſo werdet ihr auch nicht gerichtet, verdammet nicht, ſo werdet ihr auch nicht verdammt werden. Dieſe finden alle Wahrheit einzig und allein im Glauben, — aber dieſen Glauben, der von Gott ſtammt, ſollten wir nicht prüfen, uns ihm nicht mit dem Gedanken nähern dürfen?“

„Ich halte nicht allen Glauben für Wahrheit,“ ſagte Eſther; „alsdann würde Vieles in den verſchiedenſten Religionen Wahrheit ſein. Es giebt Irrthümer im Glauben, wie im Wiſſen!“

„Allerdings!“ rief Nils Brode. „Die Aſtrologie mußte verfliegen, weil ſie nicht den Kern der Wahrheit in ſich trug!“

„Man darf ſich auch nicht ſcheuen, wenigſtens hege ich keine ſolche Scheu,“ fuhr Eſther fort, „über den Glauben zu denken; ſollte es nicht den Menſchen erlaubt ſein, in ihren wichtigſten Angelegenheiten zu denken und zu prüfen? Das kann nicht der Wille Gottes ſein; er offenbart, und wir erkennen! Aber gleich wie das menſchliche Geſicht ſeine Grenze hat, ſo vermögen wir mit den Augen des Geiſtes auch nur bis an ein gewiſſes Ziel zu gelangen; bei dieſem Ziele dürfen wir nicht ſtehen bleiben, ſondern wir müſſen uns hingeben, in dem großen Wunderwerke müſſen wir an Wunder glauben, wie wir an Welten in der Milchſtraße und an noch entferntere Welten glauben, die nimmer durch irdiſche Mittel zu ſchauen ſein werden! Aber,“

unterbrach ſie ſich ſelbſt, „ich bin hier auf ein Gebiet gerathen, wo ich den Schein auf mich laden könnte, daß ich eine Nachbeterin ſei, daß ich ein gelehrtes Frauenzimmer ſein wollte; das bin ich nicht und vor Allem möchte ich Das am Wenigſten ſein, obſchon die Wiſſenſchaft wohl der Weg iſt, — wenigſtens der einzige mir bekannte — auf welchem man die heilenden Kräuter ſuchen muß, die Ihnen frommen würden, die Ihr Auge dem ewigen Leben erſchließen könnten! —

„Gerade auf dem Felde habe ich ſelbſt geſucht, allein ich fand die Kräuter nicht kräftig genug,“ ſagte er; „deshalb wollte ich mich von Ihnen belehren laſſen, wenn ich es konnte! Aus Ihrer Vertheidigung für Das, was Sie als die Wahrheit betrachten, ſpricht ſo viel Innigkeit, daß dieſe ſchon eine Gewalt ausübt. Ich verſtehe Sie und faſſe Sie beſſer auf, als Sie mich, ich bin davon überzeugt; aber wie ſollte es auch anders ſein können! Die letzten Jahre haben mir Vieles klar gemacht, haben mich dahin geführt, daß ich mich ſelbſt beſſer kenne. Im Verlauf der Jugendjahre macht man gar manches Kraftexperiment, verſucht, was der Körper auszuhalten vermag; der Schwimmer verſucht, wie lange er ſich wohl unter dem Waſſer halten kann, der Starke, ein wie ſchweres Gewicht er wohl zu heben oder gegen welchen kräftigen Gegner er im Kampfe ſiegreich zu beſtehen vermag; oft bricht dabei ein Arm oder ein Bein. Auch mit dem Geiſte macht man in jenem Alter Kraftexperimente, und ich geſtehe es, daß ich es im jugendlichen Uebermuthe verſucht habe, mich ſo hoch zu erheben, daß ich glaubte, ich könnte das Daſein Gottes entbehren, ich bedürfte der Unſterblichkeit nicht, ja, ich betrachtete es als eine der größten Aufgaben des Menſchen, es ſo weit zu bringen. Allein auf dieſem Höhepunkte vermag ſich Niemand zu halten, es iſt eine übernatürliche Kraftanſtrengung. Wir Alle fühlen eine Abhängigkeit von etwas mehr und Anderem, als von Zufälligkeiten, eine Nothwendigkeit. Das anzunehmen, was der Verſtand nicht abzuleugnen vermag: in allem unſern Wiſſen bleibt ein immerwährendes Tappen, wir machen unwillkürlich Digreſſionen, und man hat nur den einen Stützpunkt — Gott. — das Rechenexempel geht ohne ihn nicht auf. — Ich glaube an ihn, das glauben Alle — aber wie? Selbſt die Gläubigſten, ſelbſt die Weiſeſten, wie iſt ihr Glaube an Gott beſchaffen? Goethe hat in einer ſo wahren, ſo menſchlichen Weiſe dieſe Wahrheit in ſeinem Fauſt ausgeſprochen, indem er Gretchen fragen läßt: „„Glaubſt Du an Gott?““ Nils Bryde ergriff das Buch, welches auf dem Tiſche lag, jedoch ohne es zu öffnen, denn die Worte waren lebendig in ſeinen Gedanken:

„Wer darf ſagen:
Ich glaub' an Gott!“

und auf Gretchens Ausbruch: „So glaubſt Du nicht!“ fährt Fauſt fort:

„Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:
Ich glaub' ihn?
Wer empfinden

Und ſich unterwinden
Zu ſagen: ich glaub' ihn nicht?
Der Allumfaſſer,
Der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, ſich ſelbſt?"

„Wie hier Gretchen und Fauſt Gott in verſchiedener Weiſe auffaſſen, ſo thun wir Beide es vielleicht auch, aber wir begegnen uns gewiß näher in der Auffaſſung, als der Dichter hier in der erſten Abtheilung des Gedichtes jene Beiden ſich hat begegnen laſſen können. Der Glaube an Gott iſt ſchwebend, wir beſitzen nicht recht einen Ausdruck für das Unnennbare, das Unerfaßliche; aber die Gewißheit iſt wahr, iſt unverrückbar! Gott iſt, aber es giebt noch Eins außer „Gott", deſſen wir nicht entbehren können, nämlich die Unſterblichkeit mit Bewußtſein und Erinnerung. Es iſt dieſe Unſterblichkeit ein Drang, eine Hoffnung — allein als Thatſache iſt ſie nicht zu beweiſen."

„Ja, gewiß," rief Eſther, „iſt ſie zu beweiſen! Sie liegt offen da in der Liebe Gottes, in der Gerechtigkeit Gottes; erblicken wir ſie nicht dort, was hilfe es dann, „„wenn ſelbſt die Todten auferſtehen würden und Zeugniß abgeben""? Die Fürſorge Gottes empfinden wir bis in unſere Fingerſpitzen. Alles in Liebe und Weisheit bedacht. Alles, was geſchaffen iſt, empfängt ja deſſen, was es bedarf, Alles erhält Das, wonach es mit ſeinem Trieb und ſeiner Sehnſucht dürſtet; ſollte denn dem Menſchen, dem vollendetſten Geſchöpf, nicht ſein Seelendurſt: Unſterblichkeit gelöſcht werden! Die Liebe Gottes verſichert uns Das, die Gerechtigkeit bedingt es. Wir Alle, wie eng der Lebenskreis dieſer Welt uns auch gezogen ſein mag, vernehmen die Disharmonien, erblicken die ungleiche Vertheilung von Wohlſein, die ungleiche Vertheilung der Belohnung des Guten in dieſer Welt. Wie ſonderbar werden nicht die Menſchen in dieſer Welt geſtellt, wie Vieles iſt hier nicht gleichſam verſchüttet, weggeworfen, als ob es nur ein Spielzeug wäre! Sie haben mir von Muſikant-Grethe auf der Haide und von dem mit ihr gleichſam weggeworfenen Talent erzählt; Sie haben mir von dem armen Flickſchneider geſagt, welcher, als ſei er ein Spielball der Zufalligkeiten, gepeinigt und dahin geſchleudert wurde, wo die Vernichtung ein Segen ſein würde! Die Auswürfe der Menſchheit, ein gebieteriſcher Caligula, Dummheit, Grauſamkeit, thieriſche Laſter, wie die Geſchichte uns bei vielen Machthabern zeigt, Herrſcher über Millionen edler und beſſerer Menſchen ſtehen, wie auserkoren, geſchützt von dem Gott, den wir Alle als den Guten, den Weiſen, den Fürſorglichen erkennen — das wäre er dann nicht für uns, für die Welt, und dies iſt undenklich! Das Rechenexempel hier geht nur auf durch eine Zahl, und dieſe Zahl heißt ein ewiges Leben. Dieſes iſt dadurch für mich eine ſo mathematiſche Gewißheit, wie daß Zwei mal Zwei Vier ſind!“

„Ich muß Ihnen geſtehen, daß Sie klar beweiſen,“ ſagte Nils Brode, „ein Bewußtſein erlange ich bei Ihren Worten, oder bei der Muſik, durch welche Ihre Ueberzeugung mich gleichſam erhebt; doch den Glauben erhalte ich nicht, — mein Gedanke hat denſelben nicht!“

„Nein,“ unterbrach ihn Eſther, „durch das Denken gelangt man nicht zum Glauben — derſelbe wird gegeben. Und in dem neuen Teſtamente iſt derſelbe gegeben! Dort ſtrömt die Quelle des Lebens! Ich darf mich nicht eine Chriſtin nennen, ich habe nicht die Taufe der Chriſten empfangen, und ohne dieſelbe bin ich noch die Jüdin, doch — möge das Leben, die Gnade, welche Gott über mich hat leuchten laſſen, auch Sie durchdringen! Und es wird ſo geſchehen!“ Sie ergriff ſeine Hand und blickte ihm mit Innigkeit ins Auge; es lag eine Wehmuth, eine Freude in dieſem Blicke, und während ſie ſprach, beleuchtete die Pfingſtflamme des Geiſtes die milden kindlichen Züge.

XXI.

Mehreres von Eſther und von einem alten Bekannten. Selbſtprüfung.

Nils Bryde war ein gern geſehener Gaſt in vielen Familien; „aber das kann man doch auch ſatt bekommen!“ ſagte Herr Schwane. „In einigen Familien dreht ſich ja Alles um die Kinder, die ſammt und ſonders helle Köpfe ſind, und nur Unglück beim Examen gehabt haben; anderswo hat man nur Sinn für die Haushaltung und das Haushaltungsbuch, und der Gaſt kommt gleichſam ungelegentlich, wenn das Rechnenexempel noch nicht gemacht iſt. Nils nimmt die Annehmlichkeit und das dumme Gewäſch an einem und demſelben Orte, das iſt praktiſch.“

Das Arons'ſche Haus war ihm wie eine Heimat geworden, Alle hier hatten ihn lieb, ſelbſt Rebekka, der gute Kopf, die etwas zähe in ihren Anſichten war, und immer mit Herrn Bruß und mit dem Maler, dem Genie aus der Soirée des Herrn Maibom gegen ihn war. — Herr Bruß wurde immer mehr und mehr ultra-nordiſch, predigte immer Edda-Chriſtenthum und ſchleuderte den ewigen Tod über Jeden, der nicht ſeinen Glauben hatte. Der Maler gerieth immer in Ekſtaſe über die Bedeutung einiger ſeiner Kunſtbrüder — Nils Brede fand dieſe Künſtler ſehr langweilig, er ſprach es eines Tages aus, und bekam die Antwort: „Alle Kunſt iſt langweilig, allein das begriffe man nicht, wenn es Einem, wie Nils Brede, an der „Jungfräulichkeit“ gebräche!“ Das ſollte ſoviel heißen, als an der Unmittelbarkeit.

Dergleichen kleine Reibungen fanden häufig ſtatt im Arens'ſchen Hauſe mit Rebekka, Herrn Bruß und dem Genie. In vielen Stücken außerhalb des Religiöſen ſprach auch Eſther eine beſtimmte Anſicht aus, die oft von den Anſichten Nils Brede's abweichend waren; allein es wurde ihm doch eine Entbehrung, wenn er ſie nicht täglich in ſolcher Weiſe hören konnte.

An die Schriften des däniſchen Philoſophen, Kierkegaard, dieſen Tropfſteinſprudel des Humors und des Verſtandes, deren Tendenz nach der Auffaſſung des Herrn Schwane dahin gehen, orthodoxe, gothiſche Kirchenbogen zu bilden, an dieſen Liebling mancher Dame, die doch nur die Begabtheit eines Nähmädchens beſitzt, die aber, um eine Livrée zu bekommen und ihrer Herrſchaft zeigen zu können, ſich eine Kierkegaard'ſche Schleife an die Schulter befeſtigte, — Alles die Worte des Herrn Schwane — vermochte Eſther ſich nicht anzuſchließen; ſie bewunderte den hochbegabten Denker, ermüdete aber bei dem Klettern über die Pflaſterung der Sprache, um in den Tempel des Gedankens zu gelangen: der Weg war ihr gar zu lang, und das Grün, welches ſie auf demſelben vorfand, ſchien ihr nicht friſch geſproſſen zu ſein.

Eſther habe gar kein Verſtändniß für Muſik, ſagten die Schweſtern, die jeden Abend in die italieniſche Oper gingen, nur dieſe liebten, und im Beſitz einer Haarlocke des Prima-Tenors waren; und doch geſtand ſie ein, daß dieſe Muſik gerade für die Stimme läge, daß Norma in Melodien weine, wenn ſie dem Vater ihre Sünden beichte. Die tönende Quelle eines Roſſini ſagte ſie, ſei wie Champagner; allein ſie bedürfe eines ganz anderen Trankes, der ewigen Naturquelle, welche Gluck, Bethoven und Mozart ſprudeln laſſen, ſie liebte die Muſik Hartmanns und Gade's, dieſelbe dringe in ihr Herz, und doch, ſagten die Schweſtern, ſie habe gar kein Verſtändniß für Muſik.

Auf der Kunſtausſtellung war Eſther nicht der Anſichten Anderer, und da wir hier auch nicht ihrer Anſicht ſind, ſo wollen wir ihre Ausſprache nicht wiedergeben. Am höchſten liebte ſie die Bildhauerkunſt, die wie der Danebrog zu uns vom Himmel herabfiel, durch Thorwaldſen.

Im hohen Grade bewunderte ſie Oehlenſchläger, begriff und ſprach deſſen Bedeutung für den Norden, ſowie auch die, welche durch ihn wiederum nordiſche Literatur im Verlauf der Zeiten für andere Länder der Erde erlangen werde, aus, allein ſie erblickte auch die Mängel, und gerade oft da, wo ihre Umgebung ſich in Entzücken verlor. Sie fand ſeine nordiſchen Frauengeſtalten zu weich, Thora, Signe, Walburg ſeien zärtlich rührend, aſtralklare chriſtliche Frauen, ſie rührten uns durch ihre weibliche ideale

Erſcheinung: allein ſie war der Anſicht, daß dieſe Frauen in der Wirklichkeit nicht ſo hätten ſein können. Die Geſchichte und die alten Volkslieder zeigten uns ſie in anderer Weiſe, und deshalb müſſe die Darſtellerin wiſſen, in Uebereinſtimmung mit dem hiſtoriſchen wahren Vorbilde zu accentuiren. Eleonore Ulfeld in dem Drama „Dina“, meinte ſie, ſei namentlich verfehlt. Sie war der Anſicht, daß ein Muſter der Frauen, wie Eleonore Ulfeld in der Geſchichte daſteht, durchaus nicht weich, lieblich, rührend ſein dürfe. Eleonore war es auch nicht, ſagte ſie; ſie erhob ſich zu jenem Muſter durch ihre Liebe und Treue zu ihrem Gemahl, bewährt im Kampfe und in den Prüfungen des Lebens. Sie beſaß einen beſtimmten Willen, Worte, welche dieſem Willen Ausdruck verliehen, menſchliche Leidenſchaften, Charakter; Eſther forderte in der Dichtung und Darſtellung die hiſtoriſche Eleonore Uhlfeld.

Dergleichen Anſichten auszuſprechen, und ſogar dieſelben ſtark zu betonen, wie ſie es that, hieß mit dem ganzen Kopenhagen „dem nordiſchen Athen“ brechen. Es war ſehr klug von Eſther, daß ſie ſich nur gegen Nils Bryde äußerte; aber gerade dieſe Aeußerung, gerade der Umſtand, daß ſie in ihrem Urtheil nicht mit dem Strome ſchwämme, und doch in ihrer Behauptung gegen ihn nicht eine ſolche Zähigkeit, wie ihre Schweſter Rebekka zur Schau trüge, zog ihn immer mehr an ſie heran, ſie wurde ihm gleichſam ein Theil von der Welt, deren er nicht zu entbehren vermochte und deshalb fand ihn auch jeder Tag in der Familie Arons.

Eines Tages, als er ins Zimmer trat, las Eſther in

Kerners „Seherin von Prevorſt“, er nannte das Buch ein hyſteriſches, überſpanntes, einen ungeſunden Biſſen, und mit einer Grimmaſſe entriß er ihr daſſelbe.

„Haben Sie das Buch geleſen?“ fragte Güber; gewiß haben Sie es in keiner andern Weiſe geleſen, als in der, welche die Mehrzahl der Kritiker anwendet, wenn dieſe ſchon eine vorausgefaßte Anſicht von einem Buche haben: ſie blättern in demſelben, ſie „orientiren ſich.“ Ich bin nicht von dieſem Buche gerade erfüllt, allein ich bin immerhin durch daſſelbe in Stimmung verſetzt. Sie glauben nicht an das Uebernatürliche, glauben nicht recht an das Höchſte in unſerem Weſen. Sie möchten gern durch die Sinne die Seele, das Geiſtige ergreifen; allein das kann man nicht in der gewöhnlichen Art und Weiſe des Ergreifens. Doch, daß wir eine Seele, einen unſichtbaren Geiſt in uns tragen, das müſſen Sie erkennen, denn der Geiſt iſt Ihr Ich, iſt Ihr eigentliches Selbſt. Haben Sie aber nie empfunden, daß dieſe Seele gleichſam Fühlfäden hat, durch welche ſie ſich auf Augenblicke über die gewöhnliche Sinneswelt hinauszubegeben vermag? Wir fühlen zuweilen Das voraus, was alle unſere Klugheit nicht ausfindig machen kann. Sollte nicht das Gebet, wenn daſſelbe aus einem tiefbewegten Herzen fließt, eine ſolche Kraft ſein? Es gab eine Zeit, in welcher die Wiſſenſchaft Nichts von den Bahnen der Kometen wußte, dieſe Bahnen nannte man damals Zufälligkeiten, denn dieſelben waren nicht unter die der Wiſſenſchaft bekannten Geſetze des großen Weltalls gebracht; ſpäter hat man es gelernt, daß dieſe Kometen ihre eigenen, ebenſo weiſe vorgezeichneten Bahnen haben, wie die anderen Himmelskörper. Sollte nun nicht vielleicht die Geiſterwelt, ganz wie die Kometen eine natürliche, erklärliche Erſcheinung ſein können, nur daß man nicht ſoweit gekommen iſt, ſie zu begreifen? In dem großen Wunder, welches die ganze Schöpfung iſt, ſollte ich darin nicht an eine höhere Welt des Geiſtes mit beſonderen Geſetzen und Bahnen glauben, Bahnen, die ganz außerhalb des rein materiellen Lebens führen? Wenn ich nur wüßte, wie ich es ausdrücken ſollte! — Wenn z. B. in der großen Himmels-Mechanik die Kometen die Bahnen des Mondes, der Erde und der Sterne ſchneiden, ſollte es dann nicht für Das, was wir das Uebernatürliche nennen, wiederum Bahnen geben, die das Gewöhnliche ſchneiden? Wir kriechen wie der Wurm auf einem mächtigen Gebäude umher, denken wir uns, daß der Wurm jeden Stein deutlich erblickt, über welchen er hinkriecht, ja, daß er Beſcheid weiß von den chemiſchen Beſtandtheilen und der Zuſammenſetzung eines jeden Steines, — der Wurm vermag es doch nicht auf einmal, mit einem Blick einen ganzen Flügel, geſchweige das ganze Gebäude zu überſehen; und ergeht es uns nicht gerade ſo? Zweifelt nicht inmitten der Wunder, an das Daſein der Wunderwerke!“

„Aber wo bleibt denn die Grenze für die Geiſterwelt?“ warf Nils Bryde ein. „In ſolcher Weiſe gerathen wir kopfüber in die Spukgeſchichten und die Doppelgängerei hinein, wo es ſoweit geht, daß die Kleidungsſtücke mitſpuken, indem ſich die Geiſtererſcheinung ſtets in dem wohlbekannten Anzuge des Betreffenden einſtellt!"

„Es giebt Dinge im Himmel und auf der Erde, von welchen eure Weltweisheit ſich Nichts träumen läßt!" ſagt Shakſpeare in ſeinem Hamlet, „das ſind Worte, die immer verwendbar ſind: die Wiſſenſchaft weiß ſo gar wenig und wo ſie aufhört, da fängt der Glaube an."

„Oder der Aberglaube!" ſagte Nils Bryde, „und gerade der Aberglaube iſt es, den man aus dem Acker vertilgen muß!"

„Sind Sie aber in der Richtung Botaniker genug, um die Kräuter zu unterſcheiden? ich glaubte infolge eines früheren Geſprächs mit Ihnen, daß wir einander näher gekommen wären; aber Sie ſind ja noch gar weit von dem Glauben an die Unſterblichkeit entfernt."

„Wohlan denn!" ſagte Nils Bryde ſcherzend, „ich gebe Ihnen das Verſprechen, Eſther, daß ich, wenn ich vor Ihnen ſterbe und es eine ewige Exiſtenz des Geiſtes und einen Eintritt deſſelben in die körperliche Welt giebt, mich offenbaren, Ihnen erſcheinen werde! — Fürchten Sie ſich nicht? Ich werde kommen — wie ein Klang, wie ein Ton, ich werde mich nicht zeigen in dem gewöhnlichen Geiſter-Burnus!"

„Wenn ich nun aber nicht die geiſtigen Organe beſitze, welche erforderlich ſind, um eine ſolche Erſcheinung zu gewahren?" ſagte Eſther und zwar im Ernſt. „Sie haben nun einmal nicht das Organ des Gedankens für dergleichen, und ich glaube, daß Ihre Bahn nach dem Tode in einer ganz andern Richtung als durch die Wirklichkeit dieſer Erde geben wird. — Ein Klang, ein Ton!“ wiederholte ſie mit ernſter Miene, „ja, ſo möchte ich ſelbſt mich gern für meine Lieben hier offenbaren!“

Es wäre doch etwas Krankhaftes in dem Weſen Eſthers, meinte Nils Bryde: in einzelnen Anſichten trete dieſes hervor, und nur im Geſpräch über Kunſt, Poeſie und das Schöne überhaupt ſei Geſundheit und Wahrheit vorhanden, denn in ſolchen Geſprächen befänden ſie ſich auf demſelben Standpunkte.

Eſther und Nils Bryde ſahen ſich, wie bereits erwähnt, faſt täglich, ausgenommen einige Wochen während der künftigen Sommerzeit, die Nils Bryde zu einem Beſuch außerhalb der Stadt verwendete; allein gerade um dieſe Zeit fand in dem Hauſe Arens ein für die Familie, und namentlich für Eſther, großes Ereigniß ſtatt.

Der junge Graf Spuhl, — wir erinnern uns deſſelben noch aus der erſten Zeit des Studentenlebens Nils Bryde's, es war der junge Mann, mit welchem ſich Nils die Treppe des Runden-Thurmes hinab begab, um deſſen willen er damals Mutter Böppe verleugnete, welche Thatſache an und für ſich freilich nicht gerade bemerkenswerth ſein dürfte; — der junge Graf Spuhl hatte ihn zu wiederholten Malen eingeladen, ihn auf der Inſel Fühnen zu beſuchen; der Graf war während des Krieges Freiwilliger geweſen, hatte eine leichte Wunde davon getragen, und war von dem Freunde verbunden und gepflegt worden.

Der Beſuch auf Fühnen gehört indeſſen nicht unter die großen Linien der Lebensgeſchichte Nils Bryde's, wenigſtens nur inſofern, als der Aufenthalt in Odenſe, der Hauptſtadt der Inſel, eine Saite berührte, die im Schmerz erklang: Nils erblickte hier eine Perſönlichkeit wieder, die wir nicht ganz aus den Augen laſſen dürfen, nämlich den armen Flickſchneider. Hier in der Irrenanſtalt lebte und litt er noch, war er verſorgt, wie es hieß. Welches Daſein! lieber nimmer geboren. Sein Leben war gleichſam eine Buße für Das, was er nie verbrochen. Nils Bryde beſuchte ihn in Begleitung des Arztes der Anſtalt, er ſah ſelbſt den Kranken und hörte von ihm erzählen.

Mit den andern Kranken, die nur am ſogenannten ſtillen Wahnſinn leiden, welcher der Geſellſchaft unſchädlich iſt, durfte auch er im Freien ſich bewegen, wenn nicht die Nervenfäden in gar zu wilden Schwingungen zitterten, denn alsdann ſaß er in ſeiner Zelle zuſammengerollt, wie ein Igel; „die große Reinigungsmaſchine des Geſetzes,“ ſagte er, „ging ja, einer Waſſerhoſe gleich, über Böſe und Gute hinweg — dieſelbe habe keine Gedanken, nur Geſetze.“ — Die dünne Schattengeſtalt war wo möglich noch dünner geworden, alles Leben war verſchwunden, der Kopf hing auf die Bruſt herab; auf der Bank unter dem Baume, an dieſen gelehnt, ſah er aus, als wären es nur ein Paar Kleidungsſtücke, die dort hingeworfen ſeien, vor denen die Stiefel bereit ſtänden.

„Ich ſchmelze hin,“ ſagte er ſelbſt: „allein ich bin auch der reinſte Schnee, und wenn ich geſchmolzen bin, dann werden Sie ſehen, daß kein Ring zu finden iſt. Ich habe ihn nicht! Ich nahm ihn nicht! — Hu, jetzt fährt's rund herum! Es weht wie Sturm in meinem Hirn! — Herr Jeſus mein, Du biſt mein Schatz! Ich bin der Enkel von Peiter Schatzgräber, ich laſſe den Schatz nicht los; aber jetzt laſtet der Flugſand auf meinem Kopfe! — Begraben! Begraben! Nimmer gefunden worden! Ich habe doch den Ring nicht!"

Das war der Pendelſchlag ſeines Wahnſinnes in Worte gekleidet.

Nils Brode ſprach zu ihm, nannte Japetus Mollerup, Muſikant-Grethe und Silkeberg; der Kranke blickte ihn groß an, allein er verſtand ihn nicht.

Die Gefängnißſtrafe eines Verbrechers laſtet nicht ſo ſchwer, wie die Seelenqualen, unter welchen der arme, unſchuldige Mann immer und immer wieder leiden mußte, weil — ja, Nils Brode hatte ja ſchon einmal früher die Erklärung abgegeben, daß es in den Nerven, in der Blutcirculation, in der ganzen Zuſammenſetzung der Maſchine ſeinen Grund habe. — Jetzt genügte ihm dieſe Erklärung nicht! Der Beſuch in der Irrenanſtalt zu Odenſe haftete als ein finſteres, bleibendes Bild ſeiner Erinnerung an dieſe ſonſt ſonnigen Tage.

Bei ſeiner Rückkunft in Kopenhagen erfuhr er, daß Eſther gerade Tags vorher zum Chriſtenthume übergetreten war. Ihr war es ein unabweisbarer Drang ihrer Seele geweſen, die Taufe zu erhalten, ohne dieſe betrachtete ſie ſich nicht als Chriſtin, und dieſes zu ſein, war ihr das Leben hier und jenſeits. Das Ereigniß machte auf Nils einen tiefen Eindruck zur Selbſtprüfung.

Er begriff, daß bei ihr eine feſte Ueberzeugung von der Göttlichkeit der Lehre, nicht nur in deren thatſächlichen Folgen leben müßte, ſondern daß ſie auch den Glauben hegte, Gott und Chriſtus ſeien perſönlich Eins und Daſſelbe; er begriff vollkommen die ſelige Verheißung, die darin enthalten ſei, ſich in ſolcher Weiſe dem Glauben hinzugeben, welchen ſie mit ihrem geſunden Verſtande geprüft hatte, und welcher ſomit ihr eine Ueberzeugung geworden. Er dachte hierüber in ernſterer und tieferer Weiſe als jemals früher nach.

Die Aufgabe des Lebens war ihm das Wahre und das Gute zu verwirklichen. Sein Begriff vom Glauben erheiſchte, daß ſich derſelbe ganz auf Thatſachen ſtütze; jedoch der Begriff „Glaube" im geiſtigen Sinne, ſowie Eſther denſelben auffaßte, führte dahin, ſich auch hingeben zu können, ohne klare Erkenntniß. Der Glaube blieb ihm ſomit, wie die Ewigkeit und Unendlichkeit ein überſinnlicher Begriff, deſſen Möglichkeit er nicht anerkannte, ungeachtet er doch ſehr wohl wußte, daß gerade Daſſelbe ſich in den Zahlen geltend macht, ſo daß eine anerkannte Wiſſenſchaft, die Mathematik, hierauf ihre ganze Exiſtenz baut. Es gab eine frühere Zeit, in welcher er, wie er ſelbſt es Eſther gegenüber eingeſtanden hatte, mit jugendlichem Uebermuth dahin ſtrebte, ſich über Das hinauszuſchwingen, was wir Gott und Unſterblichkeit nennen; allein er hatte von ſich ſelbſt abgeben, hatte Gott und den Drang zu einem ewigen

Leben empfinden und anerkennen müſſen. Die Perſönlichkeit Chriſti war weniger ein Gegenſtand ſeines Denkens und Sinnens, doch ſprach er die Ueberzeugung aus, daß man ſich in unſerer Zeit zu ſehr an die Perſon und zu wenig an die Lehre, dieſer Quelle von Gott, hielt.

Wenn er ſomit in das Gedankenmeer der früheren Periode ſeines Lebens hinabtauchte, und dort in Uebereinſtimmung mit der Anſchauung reflectirte, die er ſich jetzt angeeignet hatte, ſah er ſich allerdings genöthigt, einzuräumen, daß die Bibel und die Wiſſenſchaft ſich in wunderbarer Weiſe in Vielem begegnen. Er gedachte der verſchiedenen Stadien, auf welchen ſein Glaube und Wiſſen von Gott ſich befunden hatte, erſt Verwerfung — dann Eingeſtändniß.

Niemand vermag den Beweis zu führen, daß Gott exiſtirt, aber auch Niemand, daß er nicht exiſtirt. Die Geſetze des Daſeins erheiſchen und beweiſen uns Gott; Gott iſt und war auch Nils Brode eine Thatſache geworden. Die Welt wurde dadurch geſchaffen, daß die Stoffe, die Urmaterie, welche kein Chemiker zu erklären und zu ergründen vermag, ſich miſchten; allein hierzu war eine Kraft der Bewegung erforderlich, ſonſt wäre es nur ein Chaos geblieben. Nur ein Lufthauch gehört dazu. — „Gottes-Hauch ſchwebte über dem Chaos“; in dieſen Worten der Bibel iſt das Einzige erhalten, was den Materialiſten fehlt. Durch das Wort Gott löſt die Bibel das ganze Räthſel; in gar mancher Stelle in dieſem Buche, in frommer, einfältiger

Weiſe geſprochen, liegt Das offenbart, wozu der Weiſe erſt durch anſtrengendes Studium gelangt.

In den waſſerarmen Gegenden, wo keine Quelle ſprudelt, wächſt die Waſſermelone zur Labung, als ſei ſie durch einen vorſichtlichen Gedanken gerade dort gepflanzt; wer iſt Derjenige, der ſie pflanzte, wer iſt Derjenige, der an das Nahrungsmittel der noch ungebornen Ameiſe dachte, und deshalb es geſchehen ließ, daß die Blattlaus das fruchtbarſte Geſchlecht wurde, daß ſie während des kalten Winters Eier legt, in den warmen Sommer aber lebende Junge gebärt? Ein ſolcher vorſichtlicher Gedanke in Betreff des Daſeins des geringen Thieres verſichert uns, daß derſelbe nicht weniger vorhanden iſt mit Rückſicht auf das erſte Geſchöpf dieſer Erde, den Menſchen; was die Lehre der Natur verheißt, ſpricht das Wort der Schrift aus:

> „Sehet die Vögel unter dem Himmel an, ſie ſäen nicht, ſie ernten nicht; ſie ſammeln nicht in die Scheunen, und euer himmliſcher Vater ernähret ſie doch.“ *)

Durch die Bibel ſelbſt war Eſther zu dem Bewußtſein gelangt, daß Chriſtus und Gott Eins ſind. —

Nils Brode ſelbſt hatte eingeſtanden, daß die Weisheitslehre der Braminen, die Reſultate des Denkens der Philoſophen, die ergreifendſten Inſpirationen der Dichter, Alle zuſammen nichts Heiligeres, Seligeres, Troſtbringenderes darböten, als das Chriſtenthum, und dieſes ſei außerdem

---

*) Matth. 6, 26.

kurz und klar, Allen verſtändlich; ſei dieſe Erkenntniß das Hauptſächliche, wozu dann der Glaube an die Perſon Chriſti. — „Gerade dieſer Glaube muß hinzu!“ hatte Eſther geſagt.

Durch ſeine Seele wogte eine religiöſe Strömung; Eſther war der ſtille, klare Vollmond, deſſen ſtarke Strahlen dieſe Strömung bewirkten. Nils Brode befand ſich jetzt weiter auf das Gebiet der Theologie verſetzt, als damals, wo er dieſelbe als ein Brotſtudium betrieb, die Bibel, in welcher er als Kind ſo oft geleſen und ſpäter die Schriftſtellen nachgeſchlagen hatte, war die Quelle, die er aufſuchen mußte, „dort ſtünde das Wort lebendig und nicht bildlich,“ hatte ſie ihm geſagt.

Er las im Matthäus*): Und der Hoheprieſter antwortete und ſprach zu Chriſtum: „Ich beſchwöre Dich bei dem lebendigen Gott, daß Du uns ſagſt, ob Du ſeiſt Chriſtus, der Sohn Gottes.“

Jeſus ſprach zu ihm: „Du ſageſt es. Doch ich ſage Euch: Von nun an wird es geſchehen, daß Ihr ſehen werdet des Menſchen Sohn, ſitzen zur Rechten der Kraft, und kommen in den Wolken des Himmels.“

Chriſtus antwortete demnach nicht: ich bin es, ſondern: Du haſt es geſagt, und ſpricht die Offenbarung ſeiner Göttlichkeit in folgenden Worten aus, wo er einen Ausdruck Daniels**) zu Grunde legt:

---

*) 26, 63. 64. **) 7, 13.

> „Ich ſah in dieſem Geſichte des Nachts, und ſiehe, es kam Einer in des Himmels Wolken, wie eines Menſchen Sohn, bis zu dem Alten und ward vor denſelbigen gebracht.“

Hiervon ſtammen die Ausdrücke: „des Menſchen Sohn“, „die Wolken des Himmels“, bekannte Worte eines der Propheten.

Auch im Evangelium Matthäi, wo der Erlöſer fragt: „Was ſagt denn ihr, der ich ſei?“ antwortete Simon Petrus: „Du biſt Chriſtus, der lebendige Sohn Gottes!“ Und die Antwort hierauf lautete: „Selig biſt Du, Simon, Johannes Sohn, denn Fleiſch und Blut hat Dir das nicht geoffenbart, ſondern mein Vater im Himmel!“*)

Er der uns Alle das Gebet: „Vater unſer, der Du biſt im Himmel“ lehrte, er, der Reinſte, der Beſte, ſollte er nicht ganz beſonders ſagen können: „Mein Vater im Himmel?“ — In Zeiten und in Völkern, wo das Wunderbare eine Beſtätigung iſt, muß eine äußere Zuſage hinzutreten; allein ſollte nicht der in geiſtiger Hinſicht entwickelte Theil der Menſchen den Punkt erreicht haben, daß nur er ſich allein an die Lehre halten dürfe und dieſe zeugen laſſen, daß ſie für alle Völker iſt, heilig und groß in ihrer Reinheit, wie Chriſtus ſie gegeben hat? Aber das Gewand der Lehre, — wie haben nicht ringsum die Menſchen es betaſtet, zerknittert und gereckt und gedehnt nach Zeiten und Verhältniſſen! Er überlegte wieder, und wiederum kam ihm in den Sinn, was bei dem Apoſtel Johannes geſchrieben ſteht:

---

*) Matth. 16, 15—17.

„Im Anfange war das Wort —“ „und Gott war das Wort,“*) — „und das Wort ward Fleiſch und wohnte unter uns;“ —*) hier war das Myſterium ausgeſprochen, welches ſich bei Eſther im lebendigen Glauben beſtätigt hatte.

In ſeiner Seele war Kampf und Streit, das gewonnene Land hieß *Gott*, das, welches er zu gewinnen hoffte, *Unſterblichkeit*. Allein an dieſes Letztere hatte er den *Glauben* nicht, ſollte er wirklich einmal dieſen gewinnen können, ja, dann würde auch jedes Myſterium gelöſt werden; jetzt hatte er in ſoweit eine klare Erkenntniß, daß das Chriſtenthum der größte Lichtſtrahl ſei, welcher über die Erde dahin gegangen, eine der wichtigſten Stützen in Betreff der Fürſorge des Allwaltenden für uns Menſchen. Er beugte ſich vor dem Gottmenſch und erkannte ſomit in dieſem, wie er ſagte, die Möglichkeit, in deſſen Fußſtapfen zu treten. —

Wäre die Unſterblichkeit erſt Nils Brode eine Gewißheit, eine ſolche, wie die, daß es einen Gott giebt, dann würde ihm ein Licht gegeben ſein, ſo kräftig, daß er bei jeder Gedankenverſteinerung hier von demſelben durchſtrahlt werden würde. Alsdann würde das Wort — welches Gott und Fleiſch ward — zu ihm kommen; alsdann würde ihm der *Glaube* die *Erlöſung* werden, von welcher die chriſtliche Dogmatik lehrt: keine Naturmacht, keine Schranke, welche Zeit und Raum zu ſetzen vermögen, kann Chriſtum darin hindern, ſeinen Weg in die Seelen zu finden, und da ſein Reich auch in das Reich der Todten gekommen und zu kommen fortfährt, ſo hat der Unterſchied zwiſchen Lebenden und Todten, zwiſchen früh- und ſpätgebornen Geſchlechtern, zwiſchen den Zeiten der Unwiſſenheit und denen der Erkenntniß nur eine verſchwindende Bedeutung; den menſchlichen Individuen iſt hierdurch jeder Fatalismus verſchwunden, indem ſie ſelbſt die Erlöſung wählen oder von ſich weiſen.“*)

---

*) Joh. 1, 1. 1, 14.

Nils Brede las aufs Neue Vieles von Dem, was von dem materialiſtiſchen Standpunkte aus von Feuerbach, Zeller, Vogt und anderen bedeutenden Männern geſchrieben war, und wenn daſſelbe jetzt nicht zu leicht befunden, es war wenigſtens nicht überzeugend. Er wähnte, nur noch einer Stufe hinan zu bedürfen, nämlich die Vergewiſſerung von der Unſterblichkeit. — „Mit dieſer und der Thatſache, daß es einen Gott giebt, werde ich wohl das Uebrige erreichen!“ ſagte er.

Eſther würde dies nicht gut geheißen haben, Bodil würde gebeten haben, daß es ſo kommen möchte, Herr Bruß würde geſagt haben „Verdammt! Ewig verdammt!“ Allein er war ja nur ein armer Menſch — begabt — und vergraben in Hochmuth!

---

*) Martenſens Dogmatik.

XXII.

Herr Schwane.

„Hier werden wohl wieder Studien zum theologiſchen Amtsexamen gemacht?“ ſagte Herr Schwane eines Tages, als er ſeinen Pathen beſuchte, und auf dem Tiſche die Bibel, Martenſens Dogmatik und ein Exemplar von Auguſtinus aufgeſchlagen fand.

„Sie werden hier auch den Alkoran und Zendaveſta finden;“ und Nils Bryde deutete dorthin, wo Schriften von Vogt, Zeller, Schleiden, Liebig und mehrere andere ganz verſchiedene Schriften lagen.

„Was kommt aber bei all' dieſem Materialismus heraus?“ fuhr Herr Schwane fort, „denn im Materialismus ſteckſt Du freilich! Vielleicht einmal ein gutes Luſtſpiel; das Fatum wird die Miſchung der Stoffe, man muß handeln nach der Zuſammenſetzung derſelben, man iſt Maſchine, bleibt Maſchine; der Schurke, der Räuber, der Mörder ſind alle insgeſammt höchſt reſpektable Leute, denn ſie können nicht anders ſein, als ſie eben in Folge der Miſchung der Stoffe ſind, und doch ſperrt man ſie in's Gefängniß, raubt ihnen das Daſein! Aber die Richter können dann auch nicht dafür, denn auch ſie ſind von Stoffen zuſammengeſetzt, welche Diejenigen zu verurtheilen heißen, die gegen die Geſetze ankämpfen, dieſelben aufhängen und hinrichten laſſen; die Richter ſind gleichfalls unſchuldig. Das iſt das Tragiſche in den Stoffen, daß es uns Stoff zu einem Luſtſpiel giebt. — die Extreme berühren ſich!“

„Ich bin weit über den Standpunkt hinaus, auf welchem Sie mich noch wähnen!“ ſagte Nils Bryde, „allein ich wollte in der That wünſchen, daß Sie Ihre Auffaſſung vom Fatum in der Miſchung der Stoffe dazu benutzten, ein Luſtſpiel zu ſchreiben. Schreiben Sie es doch, unſer Zeitalter lechzt nach einer Dichtung der Gegenwart, nach einem Narcißbilde ſeiner ſelbſt, welches in die Gemäldegalerie der Ewigkeit aufgeſtellt und das neunzehnte Jahrhundert heißen könnte.

„Ich fürchte nur, daß ich nicht die Stoffe dazu in mir habe,“ ſagte Herr Schwane, „die Ideen habe ich vielleicht, allein mein Geiſt iſt noch nicht im Beſitz der Erkenntniß, welche der Materie innewohnt; ich fürchte auch, zu früh zu kommen; das Publikum oder wenigſtens die Zeitungsredakteure, die großen Omnibusführer, müſſen mit mir dabei ſein.“

„Weshalb ſchreiben Sie denn das nicht nieder, was Sie ſagen, was ſie denken!“

„Ja, es geht mir, wie es „„Jeppe auf dem Berge““ im Holbergiſchen Luſtſpiele ergeht, ich kann es nicht, „„und zwar aus drei Gründen,““ und doch geht es mir nicht wie

Jeppe, es iſt bei mir nicht „„Mangel an Courage,““ „„Furcht vor der Ruthe,““ oder „„ein grundgütiges Gemüth,““ nein, erſtens habe ich gar zu viel hier und da und dort zu thun, ferner kann ich das Gedachte und Geſagte nicht ſo lange feſthalten, bis ich es aus der Feder bekomme, und endlich möchte ich doch gar zu gern in Ruhe und Frieden leben. Wäre ich wirklich ein Genie, und der Zufall wollte, daß ich mich als ſolches zeigte, ſodaß die Unmittelbarkeit in ihrer erſten Freude mir Palmen ſtreute, ich müßte darauf vorbereitet ſein, von derſelben Unmittelbarkeit morges den Ruf zu hören: Kreuzigt ihn.“

„Herr Schwane, Sie reden faſt, als ob ſie ein anonymer Verfaſſer wären, den man ſchändlich behandelt hat! Sollten Sie nicht das letzte neue Schauſpiel geſchrieben haben? Sie wiſſen ſchon: „„Der Hexen-Prozeß?““ Das Stück war tüchtig, merkwürdig, ſo geiſtig bedeutend, daß man einige dramatiſche Unbeholfenheiten hätte vergeſſen ſollen; aber Kopenhagen, das große Publikum, pfiff nicht allein das Stück aus, ſondern begeiferte, verhöhnte es, und doch ſpielten darin die erſten Talente, ja ſogar mit Liebe; kein ſolches Talent gab darin ſeine Rolle mit frechem, boshaftem Sinn, über die Lampen hinausſpielend, als wollte es ſagen: es iſt Wiſchiwaſchi das Ganze, ſeien wir darüber einig!“

„Ich ſchreibe nichts für das Theater, bevor ich mich nicht in der jenſeitigen Welt befinde, wo das Publikum examinirt wird, bevor man es einläßt, der Logenſchließer muß dort wenigſtens Profeſſor der Aeſthetik ſein.“

„Man darf ſein Pfund nicht vergraben, ſelbſt die Bibel predigt dieſes in dem Gleichniß. — Eine dumme Kritik verdunſtet, und begeifert ſie Einem auch, nun, unangenehm iſt es immer, aber auch der Geifer verdampft; derſelbe iſt wie anderer Schmuz, man berühre ihn nicht, ſo lange er naß iſt, man laſſe ihn vierundzwanzig Stunden unberührt, und er geſtaltet ſich zu Staub und Aſche!“

„Das iſt ſehr richtig; aber wenn ich nun während dieſer vierundzwanzig Stunden gepeinigt und geplagt würde, ſo würde ich mir die Gelbſucht anärgern! Nein, ich bin nun glücklicherweiſe von einem ſolchen Stoffe zuſammengeſetzt, daß ich mich in der Kunſt glücklich fühlen kann, ohne daß es mich treibt, „agiren“ zu wollen; wenn man mich nur in der Kunſt, die mir lieb und heilig iſt, glücklich ſein laſſen wollte, allein ich darf es nicht, die Andern wollen es nicht. Alle Welt hat ein Urtheil über die Kunſt, und die Menge ſagt, daß hierin Alle ein gleiches Recht haben, denn es ſei eine Geſchmacksſache; ich ſage, es iſt eine Gedankenſache. Die Leute reden von Kunſt wie von Wind und Wetter, und in Wind und Wetter und in „heiliger Einfalt.“ Auch ich habe das Recht, eine Meinung zu haben, ſagt der Höker und ſeine Frau, der geiſtige Höker, und iſt dieſer dann ein reſpektabler Beamter, ein geachteter Mann, wie der Holzhauer es in ſeinem Gewerbe gleichfalls ſein kann, ſo muß man Achtung hegen vor dem Urtheile des geachteten Mannes. Publikum, ja das iſt ein Mann von großem Anſehen, er hat oft Orden und Kammerherrenſchlüſſel, ich meine Ehre vorne und Ehre hinten, es iſt ein mächtiger Herr, vor welchem man ſich beugt, obwohl er oft ganz und gar ein — verzeihen Sie mir, daß ich nicht Das ausſprach, was ich meinte! Das Publikum, dieſer Herr Maſſe, welcher, ohne examinirt zu ſein, die Erlaubniß hat, ins Theater zu gehen und ſich dort in der Regel proſtituirt, er lacht falſch, er klatſcht falſch und verdirbt das Talent. Gar oft klingt es auch in meinen Ohren von den Saiten des Orcheſters: Publikum! dumm, dumm, dumm! man braucht nur einen Text unterzulegen!“

„Aber ſo iſt gewiß das Publikum in allen Ländern und zu allen Zeiten,“ ſagte Nils Bryde. „Das Publikum iſt ein Strom, der die Farbe wechſelt, je nach dem Gegenſtande, der ſich in demſelben ſpiegelt, und je nach Dem, was er mit ſich führt; er rollt und rollt immer dahin; es iſt nie daſſelbe Gewäſſer, und doch iſt es immer derſelbe Strom. Gar oft ſchlägt er brauſend gegen den mächtigen Felſen an, und — es zeigt ſich an demſelben Schlamm, — allein der Schlamm kommt vom Strome, und iſt kein Schlamm vom Felſen.“

„Mit der Zeit,“ ſagte Herr Schwane, „das heißt, wenn man nur ſo lange aushalten kann, wird Alles zur Klarheit gedeihen, das Tüchtige wird zu ſeinem Rechte kommen, das Böſe zu dem ſeinigen, ich glaube mit Goethe:

„„Alle Schuld rächt ſich auf Erden!““

Sonſt hätte ich es wohl unterlaſſen, mein einziges Buch zu ſchreiben, meine Jury-Erkenntniß abzugeben von „„Unſere heimatlichen Zeitzuſtände.““

„Ihr einziges Buch!" rief Nils Brode. „Haben Sie endlich ein Buch geſchrieben!"

„Ich habe zwei geſchrieben," ſagte Herr Schwane, „das jüngſte Gericht im Großen" und „das jüngſte Gericht im Kleinen;" ſo heißen die Bücher freilich nicht, ſie ſind auch nicht fertig, und ich werde es auch nie erleben, daß ſie fertig werden. Aber dieſe beiden Bücher ſind Aufzeichnungen, welche ich von den Perſönlichkeiten und Ereigniſſen hier zu meiner Zeit niedergeſchrieben habe, die man jetzt durch die Brille der Parteien oder der zufälligen Umſtände ſieht; ich gebe das geſchriebene Blatt geradeweg vom Munde genommen, die Wahrheit ohne Glacehandſchuhe oder ohne böſen Willen; ich glaube und hoffe, unſer Herrgott ſelbſt wird die Bemerkung darauf ſchreiben, daß es ſehr ehrlich und richtig iſt, was Herr Schwane erzählt hat. Das Manuſcript mag nun noch ſo ein halbes Jahrhundert, bis nach meinem Tode, daliegen und dann — ja, ihr lieben Leute, ihr wißt nicht, wer von Euch in „„dem Buche des Herrn Schwane"" ſteht, und was ich Euch klar mache! Ich habe Groß und Klein ganz ausgezogen, ſo daß ſie mit gutem Gewiſſen zu Bette gehen können, wenn ſie ein gutes Gewiſſen haben!" fügte er mit einem anmuthigem Lächeln hinzu.

„Das iſt alſo „„das jüngſte Gericht im Großen,"" aber nun das im Kleinen, wo iſt da die Scene?"

„Im Theater! und dort bedarf man des jüngſten Gerichts, — auch ein Spiel für's Publikum, über welches ich mich vorher ohne alle Complimente ausſprach. Bei Gelegenheit ſollſt Du einen Biſſen davon bekommen!"

„Schönen Dank, wenn ich ihn einmal bekomme," ſagte Nils Brode, „aber ich und die Welt werden gewiß nichts, weder von Ihrem kleinen, noch von Ihrem großen jüngſten Gericht zu ſehen bekommen. Sie ſollten das Gleichniß von dem anvertrauten Gut leſen, und ſich daſſelbe zu Herzen nehmen! — Sie ſind in Wahrheit eine dichteriſche Natur!

„Eine ſolche Natur, die mehr denn neun Jahre hindurch Alles verſchloſſen im Pulte halten kann," ſagte Herr Schwane und deutete mit dem Finger auf ſeine Stirn, „fallen dann und wann einige Papierſpähne heraus, ſo gehen ſie in das Kehrichtfaß! Ich will kein Poet ſein, und könnte ich auch dafür goldene Berge bekommen, das heißt, ein gutes Auskommen bei Lebzeiten, und Berühmtheit, wenn ich ſtürbe. Einem Dichter muß gewiß das Leben eine Empfindung ſein, wie es dem armen Aale iſt, dem man das Fell über die Ohren gezogen und darauf wieder in den Mühlteich geworfen hat, woſelbſt er ja in ſeiner Zähigkeit immer weiter leben und die andern, die Schuppenfiſche, ſagen hören kann: „„Nein, wie der doch empfindlich iſt, kann er denn auch das nicht vertragen!"" Neid und Mitleid ſind die beiden Pole unſers Charakters; wir dulden es nicht, daß ſich Jemand über den Strom des Allgemeinen erhebe. Thut er es, dann heißt es: Nieder mit ihm! Kommt er zu tief in den Schlamm, nun ja, ſo werden die Herzen gerührt, und ſo heben wir ihn wieder ein „Bischen" herauf! — der Verſtand, das heißt, nach dem Maßſtabe eines Jeden, iſt unſer Dalai-Lama; wir verdauen unterthänigſt Alles, von welchem wir wähnen, es könnte ein Theil von demſelben ſein.

Wir amüſiren uns bei einer Komödie, lachen vom Anfang bis zum Ende, aber wenn der Vorhang fällt, werden wir plötzlich kritiſch, und finden es höchſt unwürdig, daß man gelacht hat, und — dann pfeift man. Iſt es denn möglich, daß Jemand die Luſt verſpüren kann, ſich in dieſen Strom hinaus zu werfen. Wird man Poët, ſo verliert man ſeine Aalhaut! Lebe ich dazu noch in einer kleinen Gaſſe, wo nur einzelne Auserwählte das Recht haben, auf dem geiſtigen Trottoir zu gehen, dann giebt es nichts Behaglicheres, als ein Dolce far niente, oder man müßte dann zu der richterlichen Gewalt übergeben, ſeine Verſtändigkeit zeigen beim Aichen und Sortiren. Noch nie war ein Urtheil ſo falſch, daß es nicht, wenn man nur wußte es ein Wenig zu beſaucen, ſeine Compagnie anwerben könnte!“

„Sie kamen hierher in einem ganz vorzüglichen Humor,“ ſagte Nils Bryde, „reden Sie ſich nur nicht aus dieſem Humor heraus in die ſchwarze Gaſſe hinein! Mir will es ſcheinen, als beſchatte er ſchon Ihre Augenbrauen. Sie ſind Einer der Menſchen, deſſen innere geiſtige Maſchinerie ich wohl kennen möchte, dieſe Nervenſchwingungen in Dur und Moll, durch Strömungen von außen her.“

„Aber wenn es nun in der Saite ſelbſt läge,“ ſagte Herr Schwane plötzlich in die Stimmung verſunken, die Nils befürchtete; „es liegt mehr im Bernſtein ſelbſt, als in der Friktion, daß das Phänomen ſich zeigt, es liegt in der ſympathetiſchen Tinte und nicht in der Wärme, daß das einmal Geſchriebene und Verſchwundene wieder zum Vorſchein kommt; jeder Menſch, ſelbſt die Natur, die ſich am meiſten mittheilt, hat ein geheimes Kämmerlein, in dieſem Kämmerlein iſt der Reſonnanzboden, dort münden die Saiten ein, und von dort her kommen Moll und Dur! Auch ich habe mein Kämmerlein — und dort ſind viele Inſchriften, die ich nur leſe beim Laternenſchein der ſchlechten Laune!“

„Und dieſe Inſchriften,“ ſagte Nils Bryde, „die lauten zum Beiſpiel . . . ?“

„Zum Beiſpiel: Glaube Niemand, nicht einmal Dir ſelbſt! — Hat irgend Einer Dir ein Unrecht gethan, ſo hüte Dich vor ihm, er wird, damit er ſein eigenes Gewiſſen betäubt, irgend einem wirklichen Fehler bei Dir nachſpüren, und indem er denſelben bloslegt, hat er ſeiner Natur nach eine Entſchuldigung! — Der Zufall herrſcht öfterer als der Verſtand. — Weiber und Bänder ſollſt Du nicht bei Lichte kaufen; Du kannſt nicht gewiß ſein, ob Dich nicht die Farben täuſchen! Dieſes Letztere iſt nun faſt ein Sprüchwort geworden, und in der Art könnte man ſich eine ganze Menge zuſammenſtellen, namentlich wenn man aus ſeiner guten Aalhaut herausgefahren iſt und durch den Strom ſchwimmt.

Herr Schwane hatte ſich in der That in ſeine ſchlechte Laune, in ſeine Schwermuth hineingeredet. Er drückte die Hand ſeines jungen Freundes, begab ſich nach Hauſe, verriegelte ſeine Thür, warf ſich aufs Sopha und ließ die Mollſaite aus dem Kämmerlein des Herzens immer ſtärker vibriren.

Durch die Mährchendichtung ſind zwei Begriffe aus dem däniſchen Volksglauben, namentlich perſonificirt und auf die Bühne gebracht worden: „Der Schlaf mit ſeinen Träumen in der Geſtalt von Ole Luk-Oie,“ und „die Erinnerung mit ihrer Macht, als Fliedermutter,“ die Dryade eines alten Fliederbaumes im Garten; allein die Illuſionen haben auch ihre Perſonifikation, wie es uns der Dichter wird zeigen können im Volksglauben, und das iſt das Irrlicht. Während Ole Luk-Oie dem armen Herrn Schwane entfloh, und Fliedermutter ihr fliedergeblümtes Gewand über ihm ausbreitete, war die Hauptfigur doch das Irrlicht, der Herr der Illuſionen, der Dämon mit den ſtrahlenden Laterna Magicabildern. Dieſer Dämon hatte ihn verzaubert: dieſer Dämon, der uns in den tiefen Moorgrund hinauslockt, der rothe Mann mit der Laterne auf dem Kopfe, er, der wie die Flamme ſchwankend, biegſam, Alles verzehrend und vernichtend iſt, hatte den armen Herrn Schwane von der amtlichen Carriere in die Bahn der Erfindungen gelockt, hatte durch ſeine Beleuchtung die Beſchützerin Zemire's in ein Schönheitsideal verwandelt, deſſen Zunge Espenlaub, deſſen Geiſtreichheit Gewäſch war. Herr Schwane hatte an die Menſchen im Glanze des Irrlichts geglaubt, und hatte ſein Vermögen zugeſetzt, ja ſein Genie, ſeine Kraft und Thätigkeit hatten durch dieſes Irrlicht eine ganz falſche Beleuchtung erhalten; das Irrlicht warf ihn darauf in den Lehnſeſſel der Ironie, ſich ſelbſt dort wie ein Alp auf ihn niederlaſſend, ſeine Bruſt zuſammenpreſſend, daß er jammerte im bitterſten Seelenſchmerze hinter verſchloſſenen

Thüren. — Seine Stimmung zu ſolcher Zeit ſprach er dann ganz bildlich aus:

„Die hohen Götter laſen eine Menge Zwiebeln zuſammen, drückten auf jede derſelben einen Kuß der Begeiſterung, und dieſelbe bekam dadurch eine Kraft, in Schönheit zu blühen; aber darauf beſchlieſen es die hohen Götter, und am folgenden Morgen nahmen ſie nur etliche Zwiebeln hervor, ſteckten dieſelben hie und da in die Erde, und ſie wuchſen und gediehen zu ihrer und der Welt Freude; die übrigen wurden hingeworfen, blieben liegen und trieben wilde Schößlinge ohne Blüthen, ſie ſiechten dahin, löſten ſich in Nichts auf, und verloren war das Ganze.“

Herr Schwane wurde ganz und gar Fataliſt, und er bewies, daß es ſo am richtigſten ſei, nicht aus der Lehre Mahomed's, ſondern aus chriſtlichen Schriftſtellern: „Einige Menſchen ſind zum Glück voraus beſtimmt, Andere ſind dazu da, alle nur mögliche Unbill erleiden zu müſſen!“ Er machte die Worte Calvin's zu den ſeinen, wenn dieſer ſich dahin äußert, er meine mit Auguſtinus, es ſeien Menſchen vom Herrn geſchaffen, denen der Herr entſchieden vorgeſchrieben habe, daß ſie ins Verderben gerathen ſollten, und daß ſolches auch geſchähe, eben weil es der Herr ſo gewollt! — Herr Schwane meinte, unſere Wege ſeien gemeſſen, Alles ſei voraus beſtimmt, die Bibel ſage es: „Alle unſere Haupthaare ſind gezählt.“ „kein Sperling fällt vom Dache ohne den Willen des himmliſchen Vaters.“ Die Bekenner Mahomed's hatten in ihrem geoffenbarten Glauben den Strahl vom Licht der Wahrheit, daß „unſer Schickſal vorausbeſtimmt iſt,“ und mit dieſem Glauben warf ſich Herr Schwane auf ſein Lager — und blieb dort liegen, bis Seele und Körper wieder ins Gleichgewicht kamen. Ein klarer funkelnder Stern, ein Sonnenſtrahl, die Ausſicht von ſeinem Fenſter über das Meer vermochte alsdann in einem Nu wieder eine ganze Verwandlung in ihm hervorzurufen; dann ſtand plötzlich der farbige Regenbogen des Humors da, ein luſtiger Bogen auf der finſtern Wolke der Melancholie. Eine Idee jagte die andere, wie die Schaaren der Zugvögel; es ſang, es klang, und Herr Schwane lachte wieder über ſich und über die ganze Welt.

Nils Brode hatte, während er früher von ſeinem rein materialiſtiſchen Syſteme gleichſam überwältigt war, dieſe Stimmungen auf einen kleinen Klumpen Fett oder ein kleines Gerinſel von Blut irgendwo in einem Winkel des Gehirns reduzirt, die ganze künſtliche Maſchine iſt von gar zu Wenigem abhängig. Es gereicht uns indeß zur Freude, die Mittheilung machen zu können, daß ein äußerer Umſtand noch vor Ende des Jahres dahin wirkte, daß die gute Laune und der gute Humor, wir wollen hoffen, für immer, dominirten, und da wir nun einmal bei Herr Schwane ſind, ſo wollen wir von ſeinem Glück berichten, bevor wir uns von ihm abwenden.

XXIII.

Wie es Herrn Schwane, Madame Jenſen und Herrn Meibom erging.

Das Glück des Herrn Schwane beſtand darin, daß er in der Lotterie gewann; freilich nicht das große Loos, aber doch, was immerhin auch eine Freude gewährt, und was er gerade gebrauchte, um, wie man es nennt, Etwas für den alten Mann zu haben; er gewann 25000 Thaler. Wir erinnern uns ſeines Scherzes in der Zeitung, mit der Ueberſchrift: „Genie und blinder Lärm“; man nannte dieſen Scherz eine gute Idee, und eine ſolche hat immer ihre Wurzel im Reellen. Die Geſchichte von den zwei Brüdern, von welchen der Eine ein gewöhnlicher Menſch war, dem es gut, der Andere ein Genie, dem es ſchlecht ging, ſodaß er zuletzt in einer Krankheit den Bruder um Geldunterſtützung anſprechen mußte, und von dieſem gerade bekam, was ein ganzes Loos in der Lotterie koſtete; er kaufte ein ſolches Loos, und erhielt darauf den größten Gewinn, — dies Alles könnte ſehr gut ſtattgefunden haben, zwiſchen Herrn Schwane und ſeinem Bruder, dem „General“. So war es zwar nun nicht geſchehen, allein es hätte geſchehen können; von dort aus ſtammte die Idee, dieſelbe kam nach einigem Schwanken zur Ausführung, und während zwei Jahren hatte er nur die Illuſion, die ſchöne Phantaſie-Komödie, in welcher unſere Hoffnungen ſich paaren: das Lotterieloos war ein Billet zur Vorſtellung, und dieſe endigte, wie die Komödie endigen ſoll, mit unerwartetem Gelde. Die 25000 Thaler wurden gewonnen, und dieſelben tragen an Zinſen 1000 Thaler; dieſe fielen, wie es im Scherz geſprochen war, einem verkannten Genie zu. So geht es in der Wirklichkeit zu. Nun wird man die dauernde gute Laune begreifen können.

Der Erſte, welcher von ſeinem Glück wiſſen ſollte, war ſein Pathe Nils Bryde, der gerade in demſelben Augenblicke, in welchem Herr Schwane in ſein Zimmer trat, Madame Jenſen als ein Freund in der Noth gegenüber ſtand; Madam Jenſen hatte ſich zu ihm in ſein Zimmer in einer Lebensfrage begeben, welche durch das Dienſtmädchen Anna Sophie veranlaßt war, die ſich verheirathet habe, nicht mit „dem Burſchen parterre“, ſondern mit einer andern Perſon, die auch nicht viel tauge, und deshalb ſei ſie nun von ihm gegangen, und habe eine „feine Condition“ erhalten. Sie ſei zwar noch jung, aber ſie ſei Mormone geworden, und hierzu wollte ſie auch Madame Jenſen bereden; dieſe fand, daß der neue Glaube etwas Vielverſprechendes habe: Die Welt, ſagte man, ſolle binnen zehn Jahren untergehen, die Einzigen, die dann am Leben blieben, würden die Mormonen ſein, und alsdann würden ſie das Ganze bekommen; Viele gab es ſchon, welche nach

Amerika gingen, wo dieſer Glaube ſeine Königſtadt habe, und drüben wüchſe ſowohl Kaffee wie Zucker; alle Arbeiten drüben würden von ſchwarzen Menſchen gemacht, und dabei beſäße man gemeinſchaftliches Vermögen, und die reichſten Familien dort ſeien Mormonen. Dieſes ſei ſehr einladend, und Madame Jenſen ſtehe faſt auf dem Sprunge, mit Anna Sophie zu gehen; aber dann habe ihr der Gewürzkrämer geſagt, es ſei kein wahres Wort daran, ſondern viel ekelhaftes Zeug dabei; die Männer hätten mehrere Frauen, und der Biſchof habe deren funfzig. Das ſei aber höchſt unmoraliſch, ſagte Madame Jenſen, und der Gewürzkrämer hatte ihr dies gedruckt gezeigt; aber Anna Sophia habe geſagt, daß ſähe man ja ſofort, daß es kein Aergerniß geben könne, indem es vom Geſetz nicht beſtraft würde, und die Mormonen hätten die richtige Bibel, die viele tauſend Jahre vor der unſern gedruckt ſei. — Jetzt wünſche ſie, Herr Brode möge ſie darüber aufklären — denn ſie ſei, wie ſie ſagte, jetzt ganz verwirrt im Kopfe. Nils Brode war der Anſicht des Gewürzkrämers, und machte ihr deſſen Worte einleuchtend; Herr Schwane war derſelben Meinung, er erzählte von ſeinem Glück in der Lotterie, und rieth Madame Jenſen, ſie möge doch nicht ihr Glück im Lande der Mormonen ſuchen, ſondern eher den Weg gehen, den er gegangen: in die Lotterie-Collection. Dies machte denn auch den Eindruck auf Madame Jenſen, daß ſie ein Loos kaufte, und Anna Sophie ſpielte einen Antheil mit; ſie gewannen nicht, aber ſie reiſten auch nicht ab, denn ſie konnten doch nicht abreiſen, ehe ſie wußten, ob die Nummern herauskämen.

Was Nils Brode betraf, ſo meinte er, die ganze Erzählung des Herrn Schwane von den 25000 Thalern ſei einzig und allein die Erfindung einer guten Laune; allein das Geld wurde in der That ausgezahlt und alle Welt ſprach davon, ja ſogar mehrere bedürftige Gratulanten ſtellten ſich bei ihm ein. Unter dieſen trat Einer ſchriftlich auf, ein Jugendfreund, welcher „nicht in der Lotterie gewonnen“; derſelbe verlangte kein Geld, ſondern nur einen Beſuch im Hoſpital, „wenn das Glück nicht den einſt gutmüthigen Herrn Schwane übermüthig gemacht habe“.

Der Brief war von Herrn Meibom, demſelben, der einſt das große Picknick gegeben hatte, der aber jetzt zurückgekommen war, was während der letzten Jahre erſichtlich geweſen an ſeinem fadenſcheinigen Rocke, welcher faſt ganz kahl geworden, an den ſchiefen, ungewichſten Stiefeln, und an dem eingedrückten Hute. Einmal, vor zwei Jahren, hatte er Herrn Schwane auf der Straße angehalten und ihm zehn Silbergroſchen abgeborgt. „Ich bin kein Trunkenbold,“ ſagte er, „ich bin aber arm, und dafür kann man nicht. Ich habe ſchlechte Kleider, die fleckig ſind; um die Flecke auszuwaſchen, holte ich mir Branntwein, ich gebrauchte ihn äußerlich, nur der Flecken halber, und die Flecken gingen auch heraus, aber der Branntweingeruch blieb, und der iſt es, welcher mich gewiß in dieſem Augenblick dürfte Lügen ſtrafen. Hätte ich Wein getrunken, daß ich berauſcht wäre, würde ich nicht nach Branntwein riechen.“

Dieſer Freund war es, den Herr Schwane im Hoſpital beſuchen ſollte: „Ja, dort will ich Dich nicht zum high life einladen!“ ſagte er zu Nils Brode, und begab ſich hinaus, in die große Menſchen-Arche.

Es war draußen gerade Mittagszeit, als er eintrat. Kränkliche, bejammernswerthe Geſtalten mit Tellern und Krügen mit Speiſen ſchritten an ihm vorüber. Es war ihm, als kenne er Einzelne darunter, die er früher geputzt und keck auftretend irgendwo erblickt hätte; Alle zeigten ſie die fadenſcheinige Seite des Lebens. Er ſchritt durch einen Gang, woſelbſt man die überflüſſigen Meubel der Hospitaliten hingeſtellt hatte; es ſah hier aus, wie in einem großen angefüllten Meubelwagen. Von hier aus trat er in einen Saal. Hier ſtand Bett an Bett, und jeder Beſitzer eines ſolchen hatte neben demſelben einen kleinen Schrank, der ihm als Speiſekammer, Keller und Garderobe diente; auch ein Stuhl befand ſich an jedem Bette. Der Saal war nur für Männer eingerichtet. Einer ſaß dort und flickte ſeine Kleider, ein Anderer las, ein Dritter ſchnitt ſich ein Butterbrot. Herr Meibom ſtand und mochte vielleicht über Etwas nachſinnen, mit Beſtimmtheit darf man dies nicht behaupten; eines ſeiner Augen war blau unterlaufen, er ſei von einem Schwindel ergriffen worden, und habe ſich an ſeinen Eßſchrank geſtoßen. Auf dieſem Schrank befand ſich ein Stoß ſchmieriger Manuſcripte, ein Bündel gedruckter Theaterſtücke, etwas Schweinsknöchelchen und ein Schnapsglas mit Tinte.

„Du glücklicher Pamphilius!“ rief Herr Meibom. „Der Beſitzer von fünfundzwanzigtauſend Thalern beehrt mich mit einem Beſuch!“ Dies wurde ſo laut gerufen, ſo ſtolz geſprochen, daß alle Köpfe im Saale ſich gegen Herrn Schwane wendeten, das Buch ſank auf den Schoos des Leſenden, der Flicken wurde nicht aufgenäht, das Butterbrot wurde nur halb geſchmiert; es war, als ſei Plutus, der Gott des Reichthums aus der ariſtophaniſchen Komödie im Spital abgeſtiegen.

„Bis hierher habe ich es gebracht!“ ſagte Herr Meibom mit bitterem Lächeln. „„Das iſt das Loos des Schönen hier auf Erden!““ Aber jetzt befinden wir uns ja im letzten Acte. Camoens hatte es nicht ſo gut, er bekam keinen ſolchen Beſuch, wie den, der mich heute beehrt!“

Herr Schwane fühlte ſich in dieſen Umgebungen gedrückt, und zwar bei dem Gedanken: „wenn meine Zukunft eine ſolche geworden wäre! Weshalb geht es mir beſſer, habe ich doch nicht mehr ausgerichtet, als Dieſer!“ Prüfende, ernſte Gedanken tauchten auf, und während dieſe ſich geltend machten, befand er ſich in einer Stimmung, in welcher er es nicht ſogleich über ſich gewinnen konnte, Herrn Meibom Geld anzubieten, welches er doch jedenfalls thun mußte, und deshalb warf er die Worte hin: „die Welt iſt Komödie! Hätte ich zum Beiſpiel Ihre Stelle und Sie die meinige bekommen, ich ſäße hier und hätte Ihnen geſchrieben, und Sie wären auch hierher gekommen, und hätten Sie mir irgend ein Vergnügen gönnen wollen, ich hätte es angenommen. Sie dürften doch vielleicht die Luſt verſpüren, einmal wieder in's Theater zu gehen, oder ſich dieſes und jenes anzuſchaffen, irgend eine kleine Annehmlichkeit zu genießen; und ich würde mich nicht beleidigt gefühlt haben —

von einem Freunde …" Bei dieſen Worten drückte er Herrn Meibom einige Speciesthaler in die Hand; dieſer machte ſofort der Delicateſſe ein Ende, indem er ſagte: „Ich bin ſo tief heruntergekommen, daß Sie mir anbieten können, was Sie wollen!"

Das Geſpräch ging ſchlecht; Herr Meibom ſuadronirte, und er endete damit, daß er Herrn Schwane ſeine dramatiſchen Manuſcripte überlaſſen wollte, „ein reicher Mann," meinte er, „würde dieſelben leichter unter ſeinem Namen anbringen können, als er. Herr Schwane ließ ſich nicht hierauf ein, und als er ſich verabſchiedete, hallte es durch den Saal: „Leben Sie wohl, mein alter, geehrter Freund! Gratulire zu den fünfundzwanzigtauſend Thalern!"

Dieſer Beſuch war Herrn Schwane mehr als irgend eine Kanzelrede. Er empfand tief das Glück ſeines Lebens, die Gnade, die ihm wiederfahren war; das Lotterieloos und der Brief des Herrn Meibom blieben ihm Albumblätter gegen die ſchlechte Laune.

Und hiermit können wir Herrn Schwane verlaſſen, welcher in ſeiner Dachkammer wohnen blieb, ſich aber allerdings eine Fußdecke und Doppelfenſter anſchaffte, damit er zur Winterszeit warm und gemüthlich ſäße; zur Sommerszeit breitete ſich das Meer vor ſeinem Fenſter aus, das Meer, auf welchem die ganze Welt zu ihm herankam.

Doch wir müſſen auf's neue Nils Brode aufſuchen!

XXIV.

Cholera.

Neue ſchwere Tage ſollten wieder heraufrollen, ſchwerer noch, als der Krieg ſie brachte, auch für Nils Brode ſchmerzlicher, und doch — Tage des Lichts, des Lebens, der Weckung. Die Kriegsjahre waren freilich eine drückende Laſt; allein ſie verliehen eine moraliſche Kraft, ſie weckten den Geiſt der Einigkeit, und ſelbſt auf dem Gebiete des Schönen ſproßte Unvergeßliches hervor. Mehrere Lieder aus jener Zeit werden ewig leben, und Bilder und Statuen, wie die, welche von der Hand eines Biſſen, eines Sonne, einer Eliſabeth Jerichau ausgingen, werden von der hohen Stimmung jener Zeit zu kommenden Geſchlechtern reden.

Allein ohne Blüthen des Schönen zu treiben, kam eine neue Prüfung über das Land: Der Athemzug wurde ſchwerer, es war, als befände man ſich nicht mehr auf dem feſten Erdboden, ſondern auf dem ſchwankenden Schiffe. Wie der Tod in Egypten in einer Nacht an jede Thür der Erſtgebornen anklopfte und ſeine Opfer heiſchte, ſo trat bei uns und ging von Haus zu Haus die Angſt, der Tod —

in häßlicher Geſtalt, wie der Schlammbruch ſich über die grünen Wieſen ergießt — die Peſt Indiens, den Giftdünſten des ſchlammigen Fluſſes entſtanden, durch die Luft geleitet oder durch den Erdboden rieſelnd, man weiß es nicht — gewaltſam riß ſie ſein Opfer an ſich, ganze Schaaren, Haus bei Haus ſtarb aus. Die Cholera hauſte in der däniſchen Hauptſtadt.

Tagtäglich mehrte ſich die Todesſumme, die Särge wurden ſchichtenweiſe aufgeſtellt, die Gräber konnten nicht ſchnell genug geöffnet werden. Auf dem Meubelwagen ließ die Gattin den Sarg ihres Mannes und ihres Kindes nach dem Ort der Ablieferung führen. Freunde und Verwandte mieden ſich. Nur zwei Klaſſen des Beamtenſtandes begegneten ſich ehrlich und treu, der Arzt und der Geiſtliche, die Wiſſenſchaft und der Glaube; hier war der Punkt ihrer Vereinigung gegeben. In dieſer erſchlaffenden und gedrückten Zeit der Angſt leuchteten ausdauernde Anſtrengung und Menſchlichkeit; wir begriffen es: unſer Wiſſen iſt nur gering, der Glaube hat Macht.

Jeder, der es vermochte, verließ die Stadt, die Geſchäfte dort hatten zwar ihren gewohnten Fortgang, allein über dem Ganzen lag ein Druck, eine erſchlaffende Schwermuth. Jeden Tag las man in den öffentlichen Blättern von dem Tode irgend eines Verwandten, eines Freundes oder wenigſtens eines Bekannten. Nils Bryde war außerordentlich thätig; er, der ſonſt immer geſchmackvoll gekleidet war, ging jetzt nachläſſig in einem alten Rock einher. Tag und

Nacht wurde er an das Krankenbett gerufen. Um dieſes und um den Tod drehte ſich jedes Geſpräch.

Die Familie Arons wohnte ziemlich entfernt von der Stadt, auf dem ſogenannten Strandwege, in einer Villa; nur Herr Arons ſelbſt fuhr wöchentlich zweimal zur Stadt, auf ſein Comptoir, und wenn er hineinfuhr war Angſt und Beſorgniß, Freude, wenn er wieder zurückkehrte.

„Dieſe Tage der Prüfung haben doch auch ihre ſchöne Seite,“ ſagte er; „die Leute rücken einander näher; mit Menſchen, die man früher nicht kannte, nicht begrüßte, ſpricht man nun auf der Straße, man ſagt ſich ein Paar Worte von Dem, was das Gemüth drückt und was daſſelbe möglicherweiſe erleichtern könnte. Einem Paar begegnet man häufig noch in der Stadt, das Paar iſt dort geblieben, und es thut dem Geringern wohl, weil er weiß, daß dieſe Beiden gerade mit Leichtigkeit die Stadt hätten verlaſſen können. Ich ziehe meinen Hut noch einmal ſo tief wie früher, vor den Beiden, dem Erbprinz und ſeiner Gemahlin, ich werde ihnen dieſen kleinen Zug nie vergeſſen! Auch von einem jungen Mädchen habe ich eine rührende Geſchichte gehört, und dieſelbe iſt wahr. Ihr Vater, welcher geſtorben war, gehörte der höheren Beamtenklaſſe an; die Tochter ging eines Abends, von ihrem Gefühl getrieben, nach einem der Hospitäler hinaus, klingelte, und ohne zu ſagen, wer ſie ſei, bot ſie ſich an, die Cholerakranken zu pflegen und bei ihnen zu wachen. Sie zitterte, als ſie die Klingelſchnur zog. Sie trat ein, bot ihre Dienſte an ohne ihren Namen oder ihren Stand zu nennen; man nahm ſie nicht an.

Darauf begab ſie ſich in ein anderes Hoſpital, und da man dort gerade einer Krankenwärterin benöthigt war, nahm man ſie ſofort in Dienſt — und ſie hat dort, ſagt man, nur Segen mitgebracht. Sie geht umher auf Filzſohlen, ſtill, man bemerkt ſie kaum, ein liebevoller Geiſt, wacht, hilft, ſie iſt eine nordiſche barmherzige Schweſter. Wäre ich ein Dichter, ich würde ſie beſingen, und hätte ich Ordenzeichen zu verleihen, ſie bekäme ein ſolches! Das junge Mädchen iſt eine Schweſter der pſeudonymen Schriftſtellerin Clara Raphael."

„Dieſe beiden Schweſtern gehören dem Adel des Geiſtes und des Herzens an," rief Eſther; „ich fühle es recht, wie ich dieſe im Verborgnen wirkende Schweſter liebe, aber auch die Andere, die reich begabte, ſchätze ich."

Eines Tages brachte Arons Nils Bryde mit ſich aufs Land; die Familie hatte ihn während der langen Cholerazeit nicht bei ſich geſehen. Er war an dem Tage beſonders angeſtrengt, halb krank, und Herr Arons mußte ihn ſo gut wie zwingen, daß er mit ihm hinaus fuhr, um wenigſtens einige Stunden draußen zu verweilen; es ſei doch immer eine Veränderung von Luft und Umgebung. Sie fuhren zuſammen hinaus, das Geſpräch wollte nicht recht fließen, ſie erblickten zwar das offene Meer und die wogenden Kornfelder, allein ſie ſahen ſie gleichſam durch einen Trauerflor, ſelbſt die Sonnenſtrahlen ſchienen ihnen drückend zu ſein.

Erſt draußen in dem gemüthlichen Zimmer wurde ihm wohler und beſſer. Die freundlichen Menſchen wirkten auf ihn ein und ſein Sinn wurde friſcher. Eſther ſtrahlte an dieſem Tage in all ihrer geiſtigen und körperlichen Schönheit, einnehmend und bezaubernd.

Herr Arons gab das Bülletin des Tages, und daran knüpfte er die Bedingung, daß an dieſem Abende nicht mehr von Krankheit oder Todesfällen geſprochen, nicht einmal an dieſe gedacht werde. Herr Bryde ſollte wieder Athem ſchöpfen.

„Wir wollen, wie in Boccaccio's Dekamerone,“ ſagte Eſther, „uns weit entfernt vom erkrankten Florenz fühlen, und nur leben, um vom Schönen zu reden!“

„Allein ich habe leider,“ ſagte Nils Bryde, „nicht das Genie eines Boccaccio, um den alten Goldſtaub vergeſſener Verfaſſer in gediegene Goldſtatuen für alle Zeiten zu verwandeln; mir iſt faſt zu Muthe, als ſeien die Kunſt und das Schöne aus der Welt und aus meinen Gedanken verwiſcht. Ich habe nur aus der Wirklichkeit den Bilderrahmen, in welchen Boccaccio ſeine Dekamerone einfaßte, und den ich lieber bei Ihm und bei Thukydides, Manzoni und Bulwer beſchauen will.“

„Und über denſelben wollen wir hinausfliegen, ungeachtet dieſe Zeit der Prüfung auch ihre Blüthen bringt, wie die ſchweren Tage des Krieges ſie uns brachten.“

„Nein, nein,“ rief Nils Bryde. „Dieſe Zeit treibt keine Blüthen. Der Schlamm, der häßliche klamme Lindwurm hat ſich in unſern Garten gelegt, wir werden uns nur gedrückt fühlen.“

„Dieſe Zeit erweckt vielleicht ernſte Gedanken in mancher Bruſt, wo dieſe ſonſt nie aufgekommen wären. Man hat einen Drang, bereit zu ſein, wenn die Stunde kommt; früher ging man gar zu ſicher einher, jetzt erinnert man ſich, daß in einigen Stunden vielleicht das Alles ein Ende haben wird, an welches ſo Viele ſich ſonſt anklammern, und dieſe Erinnerung iſt eine Wohlthat. Es liegt ein Segen in dieſer Weckung. Ich glaube, gar Mancher denkt in dieſen Tagen mehr an Gott, als ſonſt während ganzer Jahre, und das iſt eine Weckung, eine Gnade für das Leben. Wir bedürfen dann und wann eines geiſtigen Druckes, ſonſt verlöre ſich das Verſtändniß in der großen materiellen Herrlichkeit. Sie wiſſen, ich betrachte das Materielle in meiner Weiſe. Ich bin fröhlich in der materiellen Welt, ganz wie wenn ich der Thätigkeit der Handwerker, der Maurer und Zimmerleute auf dem ſchwebenden Gerüſte zuſchaue, ich weiß, es wird ein herrliches Gebäude daraus entſtehen!“

Nils Brode lächelte, es war, als wollte er eine widerſprechende Bemerkung machen, allein er beſann ſich und ſagte: „wir wollen nicht für die Gewalt materieller Kräfte kämpfen, auch nicht für die Wiſſenſchaft — wir wiſſen ſo gar wenig!“

„Wahrlich,“ rief Eſther, „ich ſchätze die Wiſſenſchaft und die materiellen Bewegungen ganz anders, wie Sie es glauben!“ Und ſie blickte ihn mit einem Lächeln an, ſo klug, ſo einnehmend, daſſelbe beleuchtete faſt ihre Züge.

Das lebendige Wort im Geſpräch beſitzt eine Elaſticität, eine ſo wunderbare, ſchmelzende Weichheit, daß man in wenigen Minuten auf die verſchiedenſten Gegenſtände geräth und wieder von denſelben abkommt, und dabei iſt der Uebergang, der Umſchwung kaum bemerkbar; hier hatte Eſther bereits ſofort die Fäden ergriffen, die zu Bemerkungen über die Größe und Bedeutung der Zeit veranlaßten, welche zu Entdeckungen in das Reich der Natur und der Wiſſenſchaft führten, die mit der Fruchtbarmachung derſelben für die Menſchheit zuſammenhingen. Das Geſpräch wurde lebhaft, Niemand dachte hier mehr an die Cholera, an das Läuten der Sterbeglocke über die geängſtete Stadt, an die rings um dieſelbe ſich verbreitenden Todescaſen.

„Mir kommt es auch ganz ſonderbar vor," ſagte Eſther, „daß während meiner kurzen Lebenszeit, oder doch ſo nahe an derſelben eine ſo bedeutungsvolle Reihe von Entdeckungen gemacht worden ſind: Dampfſchiffe, Eiſenbahnen, elektromagnetiſche Fäden, Daguerreotypen — das Eine greift gar wunderbar ins Andere hinein. Die Entfernung iſt verſchwunden. Die Städte rücken einander näher, wie es die Menſchen thun."

„Und die Thiere rücken auch näher," ſagte Nils Brode, und erzählte, daß man den Verſuch gemacht habe, von Berlin nach Paris lebende Fiſche ſolcher Gattung zu transportiren, die nicht in den franzöſiſchen Flüſſen vorgefunden werden; durch die Schnelligkeit der Eiſenbahnfahrt war dieſes auch geglückt, nur eine Karpfenart hatte ſich etwas unwohl gefühlt, und ſie war vom Fahren auf den

Wagen erkrankt, ſowie wir ſeekrank werden, aber ſonſt hat ſie nicht dabei gelitten.

„Wir leben in der Zeit der Veränderung und de Wechſels," ſagte Eſther. „Die Menſchen haben Gewal über die Stoffe erlangt. Man wird bald die Wüſte Sahara in einen See umgeſtalten; ein Ingenieur, habe ich geleſen, macht den Vorſchlag, das mittelländiſche Meer, welches höher liegt, über die große Wüſte hineinſtrömen zu laſſen, und alsdann werden bald die Dampfſchiffe über den weiten Sandboden fahren, in welchem jetzt die Füße der Kameele und Karawanen tief hineinſinken."

„Das wird ſchon geſchehen," ſagte Nils Bryde, „oder man wird durch Bohrer ſprudelnde Quellen durch die Sandlage heraufbeſchwören; Oaſe bei Oaſe wird dann emporſchießen, ſich immer weiter verbreiten, bis die Wüſte eine blühende Ebene ſein wird."

Auf den eiſernen Bändern des Dampfes fliegt man durch die ganze Welt, und Diejenigen, die nicht mit fliegen, werden in Sonnenbildern auf dem Papier, wie der Photograph ſie uns giebt, in preiswürdigen Beſitz von Gebäuden und Monumenten gelangen. — Den Gelehrten wird es ein Leichtes ſein, die Inſchriften des Alterthums in den entfernteſten Gegenden zu leſen und zu ſtudiren. Das genaue Abbild wird auf das Papier aufgenommen und fliegt in einem Briefe bis in die Stube des Gelehrten, und durch Hilfe der Loupe dringt er in jeden Schnörkel ein. — Welcher Strahlenglanz der Aufklärung von Gott dringt nicht beſonders in unſere Zeit hinein! Keine Aeolsharfe hat für mich einen ſo erbebenden Klang, wie die Harfe der Gegenwart, bei welcher ich mich gleichfalls erhoben fühle, wächſt doch jetzt von Stadt zu Stadt die Anzahl ihrer Saiten: die lautſchnelle Botſchaft des Elektromagnetismus; mein Herz klopft ſchneller dabei, wenn ich mir vergegenwärtige, daß der erſte Gedanke zu demſelben von einem Landsmann ausging.“

„Ich weiß es, von Oerſted,“ ſagte Nils Brode; „in einem kleinen Kreiſe, wo ich mit ihm zuſammen war, erzählte er uns, wie fröhlich geſtimmt, wie erfüllt er ſofort bei ſeiner Entdeckung war, und es traf ſich gerade, daß er an demſelben Tage zur Mittagstafel bei dem däniſchen Staatsminiſter Schimmelmann eingeladen war, deſſen Haus als der damalige Glanzpunkt der Bildung unſerer Stadt genannt wird; die Brüder Stollberg und Klopſtock kamen in früheren Zeiten, und ſpäter Baggeſen, Oehlenſchläger und natürlicherweiſe der übrige Adels- und Beamtenſtand dorthin. Oerſted ſprach von ſeiner Entdeckung, und man hörte ihn an, wie man alles Andere anhörte, was geſagt wurde, ja, eine überlegene „Größe“ klopfte Oerſted auf die Schultern und ſagte: Das mag amüſant genug ſein; allein der Nutzen davon? Was iſt der? — „„Den Nutzen vermag ich noch nicht klar darzulegen,““ antwortete Oerſted in ernſtem Tone, „„allein ich bin von demſelben feſt überzeugt!““ “ Er erlebte es, und wir mit ihm. Von der äußerſten Grenze Europa's fliegt der Gedanke gleich dem Laut, und wird wieder beantwortet. Wenn einſt in Amerika von Norden nach Süden ein mächtiger Faden ausgeſpannt ſein wird, und der Orkan heranbrauſt, welcher Tage und Nächte auf dem Wege ſeiner Schnelligkeit gebraucht, um dieſe Grenzpunkte zu erreichen, dann wird in Tagen und Nächten der Telegraph im Voraus deſſen Ankunft gemeldet haben, und der kluge Kaufmann und der Schiffsführer werden es verſtehen, ihre Fahrzeuge in Sicherheit zu bringen, bis der Sturm vorüber iſt. Hier liegt dann der Nutzen auf der Hand, und ſoweit ich weiß, hat man ſchon ſolchen Nutzen aus dem Elektromagnetismus gezogen.

„Und wie weit kann man es noch bringen! Und in welchen Richtungen ſchreitet nicht die Entwickelung vor!"

„Ich zweifle nicht daran," ſagte Nils Bryde in ſcherzhaftem Tone, „daß die Genialität es in einigen Jahren ſoweit gebracht haben wird, daß die großen Virtuoſen nicht mehr perſönlich zu uns kommen; ein Liszt, ein Thalberg, ein Dreyſchock benutzen dann die elektromagnetiſchen Fäden, die in Verbindung mit dem Piano gebracht worden ſind, — dann geht man hier in Kopenhagen ins Theater, ſitzt hier, Liſzt ſitzt in Weimar, Thalberg in Paris, Dreyſchock in Prag, und ſpielen zwei-, vier- oder ſechshändig, und wir hören das Concert an. Der Beifall muß natürlicherweiſe den Virtuoſen telegraphirt werden, und gleichfalls jeder Wunſch nach einem Da capo." Nils Bryde lachte, amüſirte ſich bei dieſem Einfall, und in ſolcher Weiſe in Scherz und Ernſt lebte er wieder auf; allein er hatte auch noch nie früher Eſther ſo lebensfriſch, ſo anmuthig gefunden, wie an dieſem Abende. Sie trat ihm in ihrer Rede inniger und harmoniſcher entgegen, als jemals; daſſelbe Intereſſe, derſelbe Fernblick erfüllte ſie Beide. Und das Ungewöhnliche, wenn wir es bei ihr die Genialität nennen dürfen, trat hervor in einem nicht exaltirten, ſondern wahren, faſt begeiſterten Erguß.

„Glücklich Derjenige,“ ſagte ſie, „welcher ſich in der Welt umſchaut, die Repräſentanten der Zeit, die Träger der Zeit ſieht und hört — Diejenigen, welche ſich eine Stufe höher als das Zeitalter erheben! Welcher Segen iſt es, die Größen ſeiner Zeit erblickt zu haben, unter uns Alltagsmenſchen die Erkornen haben wandeln ſehen! — Freude erfüllt mich, daß ich von Angeſicht zu Angeſicht einen Thorwaldſen, Oerſted, Oehlenſchläger geſehen habe, ich danke Gott dafür! Glücklich,“ wiederholte ſie mit einem mehr ſinnigen und ernſten Ausdrucke, „Diejenigen, welchen Gott es vergönnte, damals in jener Fülle der Zeit ihn ſelbſt, den zu Bethlehem Geborenen und für die ungeborenen Geſchlechter den Tod Erleidenden, zu ſehen! Selig, ihn von Angeſicht zu Angeſicht erblickt zu haben!“ Und die Augen Eſthers ſtrahlten im Schönheitsglanze. — Ihr Bild war in dieſem Nu für alle Zeiten in die Seele des Freundes eingebrannt. — Des Freundes ſagen wir — von dieſem Abende an war er ein Anderer, die Verwandlung war geſchehen.

Der ſeelenhafte Schönheitsausdruck in den Formen hatte eine Sympathie erweckt, die er noch nicht kannte, über die er noch nicht nachgedacht hatte; ihre Worte klangen wie Muſik, ihre Rede erhielt eine Bedeutung, eine ganz andere, als früher, die friſche Liebe und Bewunderung für die Wiſſenſchaft, welche Eſther ausſprach, brachte ein Zuſammenklingen in dem Reſſonanzboden des Verſtandes zu Wege, ſo, daß hier eine Verſchmelzung ſtattfand.

In lebhafter Weiſe ſprach nun Nils Bryde die unendliche Bedeutung der Wiſſenſchaft für die ganze neuere Dichtung, ſprach ſeine Freude darüber aus, daß Oerſted dies in einer ſo geſunden und klaren Weiſe gezeigt hatte, und machte die Bemerkung, daß es ſonderbar ſei, daß ſelbſt bedeutende denkende Männer, wie es ſchien, nicht zu begreifen vermöchten, daß der Dichter auf dem Höhepunkte der Entwickelung ſeines Zeitalters ſtehen, daß er das Veraltete in die alte Rüſtkammer der Poeſie werfen, und die Geiſter der Wiſſenſchaft dienſtbar machen ſolle, um ſein Schloß des Aladdin zu bauen.

„Ich hege die Ueberzeugung,“ ſagte Eſther, „daß in unſerer Zeit, während die Räder der Maſchinen ſchwirren und der Dampf brauſt, ein neuer Heros der Dichtung auftreten wird, und gerade durch den Geiſt der Wiſſenſchaft. Allein die Wiſſenſchaft wird dieſen Heros nicht gebären. Nureddin mit all ſeinem Wiſſen vermochte es nicht, in die Höhle hinabzuſteigen und den Schatz zu heben. Der kleine David iſt ſtärker, als der Rieſe Goliath. Es iſt das Unſchuldige, welches das Ziel erreicht: das

Himmelreich gehört den Kindern, das kindliche Gemüth gelangt dahin; und doch würde es verloren ſein, hätte es nicht, wie Aladdin den Ring des Nureddin, das heißt die Kraft und Stärke der Wiſſenſchaft. Meiner Anſicht nach iſt die Märchendichtung das am weiteſten ausgedehnte Reich der Poeſie, es reicht von den von Blut dampfenden Gräbern des Alterthums bis an das Bilderbuch der frommen, kindlichen Legende, nimmt in ſich die Volksdichtung und die Kunſtdichtung auf, das Märchen iſt der Repräſentant aller Poeſie, und Derjenige, welcher es in ſeiner Macht hat, muß in daſſelbe das Tragiſche, das Komiſche, Naive, die Ironie und den Humor hineinlegen können, und ihm ſtehen zu Dienſten ſowohl die lyriſche Saite, als das kindliche Erzählende und die Sprache der Naturbeſchreibung; und ſind wir hierin einig, zeigt dann nicht gerade dieſer Repräſentant der Poeſie, nämlich die Märchendichtung, eine ſolche Aladdin-Natur? In dem Volksmärchen iſt es immer Hans Kloß, welcher doch zuletzt den Sieg davon trägt; er reitet den gläſernen Berg hinan und gewinnt die Prinzeſſin. In ſolcher Weiſe gelangt auch die Unſchuld der Poeſie, überſehen und verſpottet von den andern Brüdern, doch am weiteſten, hebt ſich hinauf zu der Poeſie, der königlichen Tochter, und gewinnt das halbe Reich.

„Das Unmittelbare, Gottes Offenbarung in uns, iſt die Seele und Stärke der Poeſie, aber die Gliedmaßen, die Stoffe, ja, die ſpringen hervor durch den Ring des Nureddin, durch die Gewalt der Klugheit und der Wiſſenſchaft, die werden jedes Jahrhundert wechſeln, wie der Schnitt der Gewänder, während die Poeſie, die Seele, Unſterblichkeit beſitzt.“

„Unſterblichkeit!“ wiederholte Eſther, ſie ergriff unwillkürlich ſeine Hand und hielt dieſelbe feſt, indem ſie ihn ins Auge blickte, als hätte er durch jene Worte ſich über einen Abgrund zu ihr, zu dem Glauben an Unſterblichkeit hinübergeſchwungen; oder dachte ſie vielleicht nicht tiefer hierüber nach.

Es war ſpät geworden, Nils Bryde mußte den Kreis der lieben Freunde verlaſſen, der Wagen hielt ſchon vor der Thür, ſeiner harrend. Milde Augen ſtrahlten beim Lebewohl, die Lichter flimmerten; wie war Eſther hinreißend ſchön, wie klang ihr Lebewohl melodiſch! Nils Bryde vergaß ſich in ihr; Liebe, wie iſt deine Gewalt ſo groß! Die Luft war leicht und erfriſchend; um ihn herum war eine Stille, eine Ruhe, aber in ſeinem Innern leuchtete eine läuternde Flamme.

Es war ihm klar, daß er Eſther liebte; ſie war ſeine erſte, ſeine einzige Liebe, mit ihr würde er ſein ganzes Leben auf der einſamen Haide glücklich verleben können, gerade dort verleben, befreit von all' der leeren Phraſe, all' dem lächerlich närriſchen Weſen, welches ihn oft ärgerte. Er vergaß ganz ſein eigenes Ich in dem Gedanken an ſie, der Egoismus ſeiner ſelbſt ſchwand. Die Gewalt beſitzt die Liebe.

Liebte ſie ihn wieder? Dieſe Frage legte er ſich bald ſelbſt vor; er mußte zur Gewißheit hierüber gelangen, ſie mußte ſeine Gefühle kennen.

Erfüllt von Liebe, von den Gedanken an die Zukunft und mit einem friſchen Sinne rollte er in die ſtille todesumgarnte Stadt hinein, in welcher der Tod von Haus zu Haus ſchritt, und die Eltern, die Kinder, die Verwandten, das Geſinde abrief.

XXV.

Unſterblichkeit.

Kaum in der Stadt angelangt, wurde Nils Bryde auch wieder zu dem Krankenlager gerufen, und in der frühen Morgenſtunde weckte man ihn, damit er ſterbende Menſchen in einem kleinen, ärmlichen Hauſe beſuche. Wie war das Haus ſchmuzig, wie verſtört und unheimlich ſah es drinnen aus; ausgetretene alte Treppen führten zu einer Dachkammer hinauf, in welcher zwiſchen weinenden Kindern zwei Sterbende lagen. Es war ein dem Tode geweihter Raum mit all' dem Jammer, welchen die Armuth gebärt.

„Die Mutter ſtirbt! Und auch der Onkel ſtirbt!" ſchluchzten die Kinder. Nils Bryde kannte den Mann, ungeachtet er ihn nur einmal früher geſehen, aber der Mann hatte ihm einſt einen Beſuch abgeſtattet. Derſelbe Gedanke, den er damals in der Wohnung Nils Bryde's ausſprach, beſchäftigte ihn noch in unheimlicher Weiſe in der Todesſtunde, nämlich „die Tretmaſchine", dieſe, die nicht zu Stande gekommen, nicht zu Stande kommen würde, war der letzte leere Gedanke ſeines Lebens. — Und neben ihm die Tochter, wie er eine Beute des Todes, verzweiflungsvoll an ihre Kinder denkend, denen kein Vater geblieben, und die bald auch keine Mutter haben würden.

Wie bitter ſchwer war nicht dieſe Lage, wie mußte dieſelbe auf dem Gemüthe laſten; aber in Nils Bryde's Herz ſtrahlte das Lebensglück. Selbſt hier, und überall, wo er hinging, begleitete ihn das Seelenbild von Eſther, daſſelbe ſtand faſt ſichtbar vor ſeinen Blicken, friſch blühend, ein Repräſentant der Geſundheit und des Lebens. Alles, was er ſah und vernahm, war ihm gleichſam ein unheimlicher Traum, aus welchem er bald wieder zum Leben erwachen müſſe; die Zukunft ſtrahlte ihm ſo reich, ſo hell; er dachte nicht daran, wie nahe er ſelbſt an den Tod herantrat, „wie leicht und bald“ er ſelbſt von hier abgerufen werden könnte. Wenn man recht jung iſt, ſcheint es Einem, als könne man hier nie ſterben, oder als ſei der Tod zeitlich und räumlich ſo weit entrückt, daß er noch nicht unſere Gedankennerven zu berühren vermöge; wir haben dann hier auf Erden noch eine lange Lebenszeit vor uns, reich und thatkräftig; und ſo ſchien es auch Nils Bryde.

Der ganze Vormittag verſtrich in emſiger Thätigkeit; er fühlte ſich zuletzt körperlich ermattet, überwältigt, ſo daß er auf dem Sopha ein Stündchen Ruhe ſuchte.

Man weckte ihn; ein Bote von der Familie Arons ſei da, Eſther erkrankt, der Hausarzt von Kopenhagen ſchon abgeholt, es ſei von Bedeutung, Alle befänden ſich in der größten Angſt. Eſther hatte nach Nils Brode gefragt, nach ihm verlangt: ein Wagen ſtand bereit, ihn hinauszufahren.

Nils Brode erſchrak in einer Weiſe, die er früher nicht gekannt; Eſther krank, ſie, die geſtern im Glanz und in der Fülle der Schönheit ſtrahlte! Er beeilte ſich, in den Wagen zu ſteigen, der Kutſcher trieb die Pferde an; — betrübte Geſichter empfingen ihn.

„Sie wird ſterben!“ ſagte die Mutter, „ihr Geſicht hat ſich ſchon ganz verändert!“

„Deshalb iſt der Tod noch nicht zu fürchten;“ antwortete Nils Brode, und fühlte, daß ſein Herz ſchneller klopfte. Er trat in das freundliche, mit Bildern ausgeſchmückte Schlafzimmer. Eſther lag dort mit geſchloſſenen Augen, bleich mit erſchlafften Geſichtszügen. Der Todeshauch, hier dadurch kenntlich, daß ſich das ganze Geſicht in wenigen Stunden verändert, als wäre der Tod ſchon da, war hier offenbar zugegen. Das geſtern lächelnde, volle, geiſtreiche Antlitz war jetzt ſcharf gezeichnet, das Lächeln um den Mund war eine todte Falte, und unter den verſchloſſenen, früher ſo geiſtreichen Augen zog ſich ein ſchwarzbläulicher Streifen hin. Eſther ſchlug die Augen auf und ſchaute um ſich, ſie wußte, daß Nils Brode im Zimmer war; ſie erblickte ihn, wie durch einen Nebelſchleier. Er vernahm ihren Athemzug, derſelbe war eiſig, wie die Luft aus einem tiefen, kalten Brunnen zur Sommerszeit. —

„Haben Sie Dank, daß Sie gekommen!“ ſagte ſie; — es klang hohl wie aus weiter Ferne. „Sagen Sie es mir nur, es iſt bald vorbei! — Die Wiſſenſchaft ſagt es, daß es — —“

— — „der Tod iſt!“ antwortete Nils Bryde mit leiſer Stimme, unwillkürlich, überwältigt von dem Unerwarteten. Es ſchwindelte ihn.

„Und der Glaube ſagt,“ flüſterte ſie, „daß es das Leben iſt! —“ Sie betonte das Wort „Leben“ in einer merkwürdig kräftigen Weiſe, und drückte dabei ſeine Hand feſt in die ihrige. Es war nicht der Augenblick zu reden, kein Wort wurde geſprochen. Ihre Augen ſanken gleichſam tiefer, und als wenn die heiße Luft über ein Schneebild dahin weht, und daſſelbe die ihm eingeprägte Form verliert, ſo ſchritt die Vernichtung über dieſes Schönheitsbild des Körpers und der Seele dahin; ihre Hand wurde wie der Marmor, und hielt doch die ſeine feſt. „Es iſt das Leben!“ Die Worte waren die Brücke zwiſchen „ſein oder nicht ſein“ hier bei ihren Lieben. —

„Sie iſt todt!“ jammerte die Mutter.

„Todt!“ wiederholten ſie ringsum, nur Nils Bryde nicht; er hatte dieſen Gedanken, dieſes Wort nicht. Eſther, die Summe ſeiner freudigſten Gedanken, ſie, die lichte, helle, lebendige Seele, fort, verwiſcht! ausgelöſcht wie das Feuer! Nur Aſche ſei noch übrig! Die Aſche, die nicht mehr auflodern kann! — So dachte er aber nicht, in ſolcher Weiſe ſann er nicht nach; es lebte ein Wiſſen in ihm:

Sie iſt nicht todt, nicht aus der lebendigen Gedankenbewegung, aus dem Bewußtſein geſtrichen.

Rings um ihn wiederholten ſie „todt! todt!“ Er erhob ſich ſchweigend, ſchwindelnd; es war ihm, als wollte das Blut ſein Herz zerſprengen, aber keine Thräne kam in ſein Auge, er hatte auch keine Worte.

Er trat aus dem Hauſe, und hier erſt ſchöpfte er Athem in langen Zügen.

Eine Viertelſtunde ſpäter ſtand er wieder an ihrem Lager, er betrachtete die Todte, ihm war ſie nicht Eſther; verändert, fremd lag dort ein todter Körper, den er nicht liebte, nicht beweinte — ſie war auf immer von ihm geſchieden.

Bei dem Hinſcheiden im Tode unſerer nächſten Lieben ſpricht die Stimme Gottes am lauteſten zu uns von einem ewigen Leben und einem Wiederſehen jenſeits. Auch er vernahm dieſe Stimme. „Sterben, ſchlafen, vielleicht träumen“ — in ſolcher Weiſe eilte der Gedanke vorwärts, hinaus über das „nicht ſein.“

„Sie ſchläft ſüß,“ ſagte der Vater, welcher ſonſt ſtumm und ſtill daſtand, wie jetzt Nils Brode.

„Schläft!“ wiederholte dieſer faſt lautlos, und führte dieſen Gedanken bei ſich weiter: „der Todte ſchläft nicht! — Das Neue Teſtament ſelbſt nennt nicht die Todten die Schlafenden, ſondern die Entſchlafenen. Wo iſt nun dieſe ſprudelnde Lebenskraft, dieſer Gedankenquell, dieſe Reinheit und dieſes Streben nach Verſtändniß und Wahrheit, wo und wie?“ Das war das Fragen des Gedankens, allein der Verſtand hatte darauf keine Antwort. „Was haben die Weiſeſten aller Zeiten über den Zuſtand nach dem Tode ausfindig gemacht? Nur Hypotheſen, einen von Menſchen erdichteten Zwiſchenzuſtand. Pindar in ſeiner zweiten olympiſchen Siegeshymne weiſt den Guten einen Aufenthalt an in einem Schattenreiche, bevor ſie die Inſeln der Seligen erreichen; in Platons „Phädon“ wird von der Erlöſung aus dem unterirdiſchen Aufenthalte und von der Ankunft in den lauteren Wohnungen, denen, welche über die Erde hinaus liegen, geſprochen. Was lernen wir hieraus? Nur daß der Heide ſelbſt einen Drang und einen Trieb gehabt hat, dieſes uns Unbeſtimmbare zu bezeichnen. „Der Todte ſchläft!“ wiederholte er, ſo ſingen noch die Dichter unſerer Zeit! Wie unwahr! Nein, ſelbſt der Staub, der im Grabe ruht, ſchläft nicht, derſelbe geht hinüber in den Kreislauf der Dinge, und die Seele? — der rechtgläubige Chriſt, wie ſie ihn nennen, ſagt: die Seele iſt in die ſtille Seligkeit des Himmels hinübergegangen. — Nein! Dazu iſt ſie bei keinem Menſchen genügend entwickelt; ſie ſchwebt gegen eine größere Vollendung an, oder iſt erloſchen! — „„nicht ſein.““ — Nein, nein, es iſt eine Unmöglichkeit für den Gott, der die Gerechtigkeit und die Liebe iſt.“ — Sein Gedanke ſchwellte zum Zerſprengen an.

„Ha! — was war das für ein Laut! — Ein Klang, ein Ton ging durch das Zimmer, immer höher anſchwellend und wieder verhallend. Was mochte das ſein?

„Nur eine Saite, die im Clavier ſprang,“ ſagte die älteſte Schweſter.

„Welche Saite?“

„Die E-Saite!“ antwortete ſie, indem ſie ſich über das Inſtrument beugte.

„E! — Eſther!“ rief er plötzlich, und es durchzuckte ihn, was er einſt im Scherz zu ihr geſagt hatte: „Wenn ich zuerſt ſterbe, und es ein geiſtiges Leben über dieſes hinaus giebt, werde ich mich als ein Klang, ein Ton offenbaren: Eſther hatte dieſe Worte wiederholt — und jetzt — er, welcher ſo hoch über dem Glauben ſtand, er, bei dem die Prüfung des Verſtandes das einzige Gewiſſe war, er wurde in dieſem Augenblicke ein Kind des Aberglaubens.

Es iſt eine pſychologiſche Merkwürdigkeit bei vielen Menſchen, und iſt in dem alten Volksmärchen von dem Manne durchgeführt worden, von welchem es heißt, er könne nicht erſchrecken, daß das Natürliche, das Einfachſte, aber Unerwartete es vermag mit Entſetzen zu erfüllen. — Weder Rieſen, Kobolde oder Spukgeiſter vermöchten jenen Mann des Märchens in Schrecken zu ſetzen oder Angſt einzuflößen, und plötzlich, indem er an einer hellen Morgenſtunde im Freien durch das Geſchrei einer Schaar Krähen erwacht, die mit toſendem Flügelſchlag über ihn dahinfliegen, vernimmt er den Schreck, den er bis dahin vergeblich geſucht hatte.

Allein dieſer Gedanke des Geiſterglaubens dauerte bei Nils Bryde nicht länger, als die Saite vibrirte, derſelbe ſchwand dahin mit dem Klange, aber es hatte ſich doch bei ihn gezeigt, daß „wir in unſerm Innern unendliche

Fühlfäden beſitzen für die unbegreiflichen Bahnen der Geiſterwelt.“

Das höchſte Glück ſeines Erdenlebens war ihm geſtern der Beſitz Eſthers; ſein ewiges Glück, die nothwendige Vorausſetzung der Entwickelung zum Uebergange, die in ſeinem Innern geſchehen müßte, war vielleicht nur für ihn in dem frühen Tode Eſthers zu finden. Doch zu dieſem Schluß des Verſtandes erhob er ſich noch nicht, das Unglück hielt ihn noch in Ueberraſchung feſt.

Wir wollen nicht den Schmerz und die Trauer der Familie hier ausmalen, wir wenden uns einzig und allein Demjenigen zu, dem das Hinſcheiden im Tode hier ein Schritt zum Leben war.

Thätigkeit iſt das beſte Mittel unſern Kummer zu bekämpfen, aber gerade in der faſt überwältigenden Thätigkeit, in welche Zeit und Nothwendigkeit ihn hineinſchleuderte, gerade während jener ſchweren Tage der Prüfung, die auf der ganzen Stadt laſteten, führte jede Stunde die Erinnerung an Eſthers Tod vor ſeine Seele; bei jedem Ausbruch der Krankheit in einer neuen Todesheimat erneuerte ſich auch die Erinnerung an jene ſchmerzliche Stunde. Der Kelch wurde bis über den Rand gefüllt, er mußte überſtrömen.

Menſchen, die ſich lieben und einander entfernt leben, können ein geiſtiges Zuſammenleben führen; mit den Vorausgegangenen können wir gleichſam ein veredelndes Leben noch fortſetzen. Seine erſte Liebe war Eſther, und dieſe Liebe erhob ſich nun rein ohne menſchliche Schwäche; ſie ſelbſt weilte noch bei ihm, begleitete ihn noch, und zwar inniger als früher, ſie war der beſte Theil ſeines Erdenlebens. — Ihr war die Unſterblichkeit Gewißheit und Glaube geweſen; wäre nun nicht ihr Hinſcheiden ein Pfand der Wahrheit dieſes Glaubens? War ſie doch noch geiſtig bei ihm geblieben.

Bei dem Zugvogel iſt ein Trieb, wir nennen ihn Inſtinct, niedergelegt, der ihn weit durch das große Luftmeer an den Ort hinführt, den er erreichen will; dieſelbe Kraft trägt und führt den Vogel genau in daſſelbe Land, an denſelben Ort und an den kleinen Punkt, zu welchen die uns unerklärliche Macht der Sehnſucht ihn trieb; es iſt dies eine Thatſache, wir gewahren ſie durch alle Zeiten. — In des Menſchen Seele iſt ein noch mächtigerer Drang, ein Trieb, eine Sehnſucht nach der Heimat der Unſterblichkeit; er empfand eine Vergewiſſerung hiervon, und wiederum einen Zweifel, — einen brennenden, im hohen Grade drückenden Zweifel, und dieſe Augenblicke des Zweifels waren ihm eine Qual, die größte, die ein Menſch beſtehen kann, — in ſolchen Stunden wünſchte er nimmer geboren zu ſein.

In dem Zimmer Eſthers befanden ſich mehrere gute Kupferſtiche, man bot Nils Bryde einen ſolchen als Andenken an ſie an, er aber bat indeß, man möge ihm lieber Goethe's „Fauſt", das Buch geben, welches ſie geleſen, in welchem ſie Vieles angeſtrichen hatte. Daſſelbe erinnerte ihn an eine ganze herrliche Vorzeit, ihm war es, als hätten die Worte hier noch immer den Klang von ihren Lippen. Im Buche lag, wie er entdeckte, eine Abſchrift von ihrer eigenen Hand, von dem alten religiöſen Gedicht „O Ewigkeit, du Donnerwort.“ *)

In dieſem Gedicht hatte ſie beſonders den Vers angeſtrichen:

„O Ewigkeit, du machſt mir bang',
O ewig, ewig iſt zu lang!“

Eſther hatte gewiß im Geiſte ihres bibliſchen Glaubens dieſe fromme Dichtung, dieſen Seufzer der Angſt aufgefaßt und niedergeſchrieben, Nils Brode hatte dieſe Worte früher nicht gekannt. Er fühlte ſich ganz ergriffen von der erſchütternden Schilderung des Sünders, welcher auf denſelben Punkte ſtehen bleibt; was muß dieſer leiden bei „einem ewigen Leben!“ Waſſer, Feuer und Schwert ſind Nebendinge, die nicht ewig ſein können; allein die Zeit, die Niemand zählen kann, beginnt immer wieder von vorn, — ewig o wie lang!

Die höchſte Größe, die der Menſch ſich zu denken vermag, das „ewig zu ſein,“ verwandelt ſich in die entſetzlichſte Strafe, wenn wir nicht die Kraft beſitzen uns durch die Vernunft in der Vernunft, welche das Wahre iſt, durch die Vernunft in dem Willen, welche das Gute iſt, und durch die Vernunft in der Phantaſie, welche das Schöne iſt, zu

---

*) „Schrecken der Ewigkeit“ von Johannes Riſt.

erbeben. Welcher Ruf zur Selbſtprüfung, zum Streben zu Gott hinauf!

Als Eſther das erſte Mal Nils Bryde gleichſam in den Kreis ihres Geiſtes gezogen hatte, war dieſes durch Goethe's „Fauſt“ geſchehen; in demſelben Buche lag, als ſei es für ihn hingelegt, das alte Pſalmlied von den „Schrecken der Ewigkeit,“ es klang zu ihm mit der Stimme Eſthers aus der großen Ewigkeit. Das Erdenleben iſt gleich dem anvertrauten Gut: das Wenige, welches uns hier gegeben, muß ſo wohl benutzt werden, daß wir würdig ſind, über ein Größeres geſetzt zu werden. Das Erdenleben iſt nicht ein Theil, den wir in unſerem Kummer und Schmerz von uns werfen dürfen; aushalten, anhalten, wirken und üben ſollen wir, bevor wir weiter hinaus in das Unendliche gerufen werden, damit wir dort nicht verzweifelt ausbrechen:

„O ewig, ewig iſt zu lang!“

Es war ihm, als vernähme er Eſther um ſich, als ſeien ſeine Gedanken ihre Rede; das Zuſammenleben zwiſchen ihnen war ſo lebendig und übte eine ſo lebhafte Kraft und Wirkung, wie noch niemals auf ihn aus; er fühlte einen Drang mit ihren Glaubensvorſtellungen zu verſchmelzen, allein er vermochte es nicht ganz.

Ich glaube an die Herrlichkeit des Himmels, die wir Alle in verſchiedener Weiſe erkennen müſſen; ich glaube an die Hölle — an eine ſchrecklichere Hölle, als die, wo das Feuer nimmer verlöſcht, der Wurm nimmer ſtirbt! Was iſt wohl die Qual des Körpers gegen die Verzweiflung der

Seele, der vorſätzlich ſündhaften Seele! Ich glaube an die Liebe Gottes: „Wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott,“ ſagte Chriſtus — er, den ſie kreuzigten, er, der in den Qualen der Kreuzigung für ſeine Feinde betete. Wer von uns vermag ihn wohl hierin zu erreichen! Ja, zu ihm ſpricht mein Herz: Du Ausdruck des lebendigen Gottes, ich erblicke ihn perſönlich in Dir! — „Wer da ſucht, der ſoll finden!“

Und wiederum rang und kämpfte es in ſeinem Innern. Die Ueberzeugung, der Glaube an Gott war bei ihm, der Gedanke, die Erkenntniß von der Unſterblichkeit und von Chriſto war gleichfalls bei ihm, allein nicht wie bei Eſther; —„der Glaub wird gegeben, ſich zu demſelben denken, vermag man nicht.

Die ſchweren Kriegsjahre waren ſtille Tage der Weckung geweſen, der Erdboden lag unter dem ſchützenden Schnee und ſammelte Kräfte. — Der Hingang Eſthers war die Frühlingsſonne, welche Weckung und Liebe brachte. „Eſther!“ ſeufzte er. Mit ihr war der beſte Theil der Welt von ihm geſchieden; ſie war vorausgegangen, ſie, die im Schauen des Geiſtes ihm hier ſchon lange vorausgeeilt war. Und doch ſchien es ihm in mancher Stunde, als ſei ſie ihm noch nahe, wie ſeine eigne Seele ihm nahe war, und er ſehnte ſich nach dem Wiederſehen, ſeine Liebe ſteigerte ſich wo möglich, er liebte ſie noch inniger als ehedem. Jedes Wort des Geiſtes und des Glaubens, welches ſie ausgeſprochen hatte, ihre klare Ueberzeugung von Gott, Chriſtus und Unſterblichkeit hallten wieder in ſeiner Seele mit einer nie geahnten Gewalt, Sehnſucht und Innigkeit! Gott war ihm eine Thatſache, die Unſterblichkeit mußte es gleichfalls werden, und alsdann würden alle Myſterien ſich aufklären, in ſeine Seele hineinſtrahlen! — Bei dieſem, ſeinem unendlichen Schmerze, mit dieſer Sehnſucht kehrte das kindliche Gemüth wieder, ſeine Hände drückten ſich feſt in einander, und das Gebet war auf ſeinen Lippen: „Gott verleihe mir den Glauben!“

Hier im Gebete war ſie zugegen, die Innigkeit der tief bedrückten und geprüften Seele; — Thränen rollten über ſeine Wangen, — es wurde hell in ſeinem Herzen.

Wehe Demjenigen, welcher es nicht erkennt, daß Gott in unſer Herz herabſteigen kann! Hier wurde die Gnade, die Liebe empfunden. „Zum Glauben führt nicht der Gedanke, — der Glaube muß gegeben werden.“

Der Unſterblichkeitsgedanke hatte ſich in Glauben verwandelt!

XXVI.

Die letzte Begegnung mit der Zigeunerin.

Wir befinden uns wiederum auf der Haide in der Heimat, in der Gegend von Silkeborg; es iſt Sommer, und wir ſchreiben 1856; die alten Pfarrleute feierten ihren ſechzigſten Hochzeitstag. Gott hatte den Beiden vergönnt, funfzig Jahre mit einander zu leben: „Wen der Herr liebt, vergönnt er Jahre des Lebens!“ und hier waren es Jahre in Liebe.

Es ſind drei Jahre ſeit dem Tode Eſthers, zwölf Jahre, ſeit Nils Bryde hier zuletzt war. Eine eben ſo lange Zeit verſtrich, ſeit eine andere uns bekannte Geſtalt, die Zigeunerin, mit ihrem Idiotenkinde in dieſer Gegend ſich gezeigt hatte. Das Kind war jetzt in einem Alter von zweiundzwanzig Jahren. Seit einigen Jahren ſchleppte es ſich umher auf Krücken, aber noch öfter, namentlich auf langen Wanderungen, trug es die Mutter auf ihrem Rücken. In Wind und Wetter, alle Jahre hindurch, hatte dieſe Frau ihr Kind mit umhergeſchleppt und ſich bei deſſen

Lächeln erfreut gefühlt, in dieſem Gefühl Hohn ertragen und Elend gelitten.

Sie kam aus dem innern Walde, wo ſie diesmal vergeblich den alten Baum geſucht hatte. Von den Leuten der Gegend erfuhr ſie, wie am Baume Zweig auf Zweig eingegangen war; lange Zeit ſtand er doch noch immer in ſeiner alten impoſanten Geſtalt, allein das Forſtweſen hatte den häßlichen, morſchen Baum nicht dulden wollen, und deshalb bekam er bei Veranlaſſung einer Holzauction endlich auch eine Nummer. Die Bauern liebten jedoch ihre „Herbergsmutter“ ſo ſehr, daß ſie ſich erboten, den Werth des Holzes zu bezahlen, wenn dieſelbe nur ſtehen bleiben dürfe; allein der alte Baum fiel erſt vor dem Auctionshammer und dann durch die Axt. Er war der Zigeunerin ein Zeichen ihres Geburtsortes, ein alter Freund geweſen, nach dem ſie Sehnſucht hegte; aber verſchwunden war der Baum wie das Bild Alako's. — Die Zigeunerin ſchritt weiter auf die Sandebene gegen den Längſee hin, und hier, wie durch einen Zauberſchlag emporgeſchoſſen, lag vor ihr ein ganzes Städtchen: Silkeborg.

Eine Schaar von Hunden ſprang ihr bellend entgegen, von Thüren und Fenſtern blickten neugierige Geſichter ſie an, Arbeitsleute, Mädchen und Kinder traten heraus, ſie zu ſehen. Einzelne folgten ihr in einiger Entfernung, und doch war der Anblick von Zigeunern nicht ſo überraſchend, wie ſie erſtaunt war durch die ganze hier geſchehene Verwandlung. Das Unerwartete flößte ihr Schrecken ein: ſie war in dieſer Richtung gegangen, um ſich über den Langſee überſetzen zu laſſen, um baldigſt den Pfarrhof zu erreichen; dort durfte ſie auf Hilfe und Pflege für ihr krankes Kind hoffen. Sie dachte an Bodil, ſie hoffte und glaubte dieſe noch dort zu finden.

Sie eilte durch die Stadt, an dem großen Fabrikgebäude mit ſeinem emſigen Leben und dem einladenden Wohnhauſe vorüber; eine große Brücke war über den Langſee geſchlagen, ſie hatte nicht nöthig, den Fährmann herbei zu rufen. Das Haus drüben an den gelben Sandhügeln ſtand noch da, allein es war neu geweißt, geſchmückt durch die Umgebung eines kleinen Gartens, in welchem die hohen Klatſchroſen in Blüthe ſtanden. Zwiſchen dieſem und der Landſtraße befand ſich ein Gebüſch von Erlen; an dieſem ließ ſie ſich mit ihrem elenden Kinde nieder.

Aus dem Walde heraus, jenſeit des See's und des Städtchens ertönte ein Poſthorn; ein Reiſender befand ſich unterwegs über Silkeborg nach dem Pfarrhofe an den Hügeln Windingedals; der Reiſende war Nils Brede. Die Zigeunerin vernahm die freudigen Töne des Horns, während Kummer und Elend in ihrem Herzen wohnten.

„Mein Kind ſtirbt!" ſchluchzte ſie, und blickte mit großer Zärtlichkeit und Angſt auf das elende kranke Idiotenkind; der Kopf und Oberkörper deſſelben waren regelmäßig gewachſen, ein dünner ſchwarzer Bart kräuſelte ſich um das häßliche gelbe Antlitz, die halb offnen Augen ſahen gläſern aus. — Sie hockte vor demſelben nieder, Thränen rollten über ihre Wangen. Von der ſchweren Laſt, die ſie lange Jahre hindurch getragen, wollte Gott ſie befreien, allein dieſe Laſt war ihr ein Theil des Lebens geworden, wie der Luftdruck es uns Allen iſt; tragen wir doch dieſes Gewicht vieler Centner immer, ohne darüber nachzudenken, wie ſchwer es iſt; es iſt ein Druck, der unſerm Daſein auf dieſer Erde angehört, und ſo erging es auch ihr, faſt ein ganzes Menſchenalter hindurch, mit ihrem Kinde.

Das Gebüſch verbarg ſie vor den Augen Nils Brode's, welcher an ihr vorüberfuhr; er ſah nicht dieſe Erinnerung aus der Zeit ſeiner Kindheit, die Mutterliebe als Karyatide. Langſam ging es den Hügel hinan, er ſchaute über die weite Gegend hinaus.

Hier waren noch, wie früher, dieſelben großen wallenden Wälder, dieſe Baumkronen, welche von dem hügeligen Terrain gehoben wurden; der Himmelsberg mit ſeinem braunen von Haidekraut umkränzten Gipfel ragte über die Wälder hinweg und die ſpiegelblanken Seen, die er in ſeiner Jugend geſchaut, flimmerten hervor. Aber das Ganze war jetzt ein Rahmen um eine neue Stadt, eine Fata Morgana auf der Sandebene; die rothen Dächer, die weißen Mauern ſchimmerten in Reihen; er ſah das ſich weit ausdehnende Fabrikgebäude und die herrſchaftliche Wohnung mit ihrem üppigblühenden Garten, in welchem Roſen aller Arten prangten, und die grünen Grasflächen, „Bowling greens,“ die wie ſammtne Teppiche den Sandgrund verbargen.

Auf dem See bewegte ſich eine ſchwarze Rauchſäule, es war ein kleines Dampfſchiff, welches mit wehender Flagge auf Silkeborg zuſteuerte, im Schlepptau mehrere große Böte mit eiſernen Röhren beladen, für die Gasbeleuchtung des neuen Städtchens; die Dampfkraft brach hier einen Weg hinein in die ſtille Einſamkeit, die materiellen Kräfte übten ihre Gewalt in dieſer früher vergeſſenen Gegend. Zwölf Jahre hatten Alles ringsumher verändert und — wie Vieles war nicht auch im Innern Desjenigen verändert, der dieſe Stätte wieder erblickte; was hatte nicht das Leben ausgeprägt, entwickelt und gehoben bei Nils Brode!“

Plötzlich ertönte ein durchdringender Schrei, ein Jammern — Nils Brode lauſchte, der Kutſcher hielt die Pferde an; aus dem Gebüſch jammerte es laut. Nils Brode ſtieg aus dem Wagen und begab ſich dahin.

Alt und runzelig ſaß dort an dem Sandhügel in dem gelben Sande die Zigeunerin mit ihrem kranken Kinde. „Es ſtirbt! ſtirbt!“ jammerte ſie aufs Neue, und ſchaute Nils Brode, wenn auch durch Thränen, ſcharf an mit ihren Vogelaugen. Der Todeskampf des Kindes ergriff gleichſam auch ſie mit unſcheinbaren Fäden.

Nils Brode begab ſich nach dem Fährhauſe, um dort Hilfe zu erlangen; in der Thür trat ihm die neue Hausfrau entgegen, eine andere als ehedem, und doch eine bekannte Geſtalt: es war die kleine Karine, welche jetzt hier wohnte, verheirathet an den Sohn der alten Fährleute. Den jungen Leuten hatte man das kleine Haus, ein Boot auf dem See, und dazu einen Verdienſt durch Erhebung des Brückengeldes gegeben. Die alte Mutter hätte nicht ſo willig wie Karine die Zigeunerin mit ihrem kranken Kinde in ihr Zimmer aufgenommen. Nils Brode ließ ſich Eſſig und Waſſer in eine Taſſe geben und benetzte die Schläfen des ſterbenden Kindes. Ein naſſer Lappen wurde kühlend auf den Scheitel gelegt; dieſes ſchien die Zuckungen zu mildern, welche die Mutter gleichſam mit empfand. Dieſe ſtand blaßgelb wie der Bernſtein im Zimmer, ihre Augen rollten umher, als fürchte ſie, der Tod ſelbſt könnte plötzlich aus jedem Winkel, hinter dem Vorhange oder dem Schranke hervortreten und ihr das Kind entführen. Sie ſpähte unruhig nach allen Seiten, als müſſe und würde ein Feind einbrechen, gegen den ſie anzukämpfen hätte. Ihre Augen richteten ſich auf jeden Fleck und jedes einzelne Meubles im Zimmer, und doch ſah ſie nur ihr Kind, dachte nur an dieſes. Bald fürchtete ſie zu weinen, fürchtete ſie ſelbſt zu athmen, als könne dieſer Lufthauch die ſchwache Lebensflamme ausblaſen, und im nächſten Augenblicke ſtieß ſie wieder Seufzer des Jammers aus. Doch hier ſtand ſie an dem Ziele, nach dem ſie ſtrebte, an dem, durch welches ſie Jahre hindurch Hoffnung, Geſundheit und hellere Tage für ihr Kind und für ſich erblickt hatte. Nur zwei Schritte von ihr entfernt, auf dem Schranke, lag zwiſchen dort hingeſtellten Taſſen der dunkle von ihr geſuchte Sein, in welchem das Bild Alako's eingegraben war, den die Mutter der Zigeunerin in dem ſogenannten tiefen Thale verloren, und den, wie wir wiſſen, Karine noch als ein Kind gefunden, und jetzt viele Jahre hindurch aufbewahrt hatte.

Der Blick der Zigeunerin glitt über denſelben hin, ſie ſah ihn nicht, und doch ſprach ihr ſtiller Gedanke die lebhafteſte Ueberzeugung aus: „hätte ich den Stein, könnte ich denſelben an das Herz meines Kindes legen, es würde diesmal nicht ſterben, ich würde es noch eine Zeitlang behalten!“ doch ſie ſah den Stein nicht, ahnte nicht, daß derſelbe hier war; und ihr Kind athmete aus, ein hohler, langer Seufzer war der letzte Abſchiedston; es lag ſtill, als ſchliefe es einen ruhigen, milden Schlaf.

„Er iſt todt!“ ſagte Nils Bryde; die Zigeunerin ſchien ihn nicht zu verſtehen. Er wiederholte: „todt,“ und deutete auf die Erde; dann erſt warf ſie ſich mit einem Seufzer über die Leiche und klammerte ſich feſt an dieſelbe. — Hier war nicht der Augenblick, Worte des Troſtes zu reden, ſie hörte dieſelben nicht, die heftige Natur mußte ihren wilden Ausbruch haben; endlich wurde ſie ſtill. Nils Bryde wollte ſie erheben, ſie ſtarrte ihn an und ſtarrte wiederum ihr Kind an, ihre Lippen bewegten ſich —: „Was, wo?“

„Todt!“ ſagte er, und deutete niederwärts, um es ihr recht deutlich zu machen; „todt! Erde! — in die Erde!“

Dieſe Worte erreichten ihr Ohr, ihr Herz, es leuchtete, es ſprach in demſelben. Sie vermochte es nicht in Worte zu kleiden, allein es war ihr ſo klar, daß ſo wie die krankhafte Knospe ſich nicht mehr zu einer friſchen blühenden Roſe entfaltet, ſo würde auch hier ihr Kind nie ein Jüngling, ein Mann geworden ſein; allein alle Keime hierzu lagen doch in dem Kinde, und jetzt ſollte es blos Erde ſein! in die Erde hinein! Sie erinnerte ſich in dieſem Augenblicke, wie einſt ihre Mutter ein Maiskorn aus der geballten Hand einer Mumie genommen, wo daſſelbe viertauſend Jahre gelegen, wie ſie es in die nährende Erde eingedrückt, wie die

Sonne gekommen mit ihren erwärmenden Strahlen, wie das Korn gekeimt, Blätter und Stängel getrieben und hundertfältig getragen hatte. „Vermag das Korn, welches Jahrtauſende in der Hand des Todes gelegen, nach Jahrtauſenden Früchte zu treiben und zu tragen, ſollte dann nicht mein Kind, eine menſchliche Seele, wenn ſie auch Jahre hindurch unter der Schale der Krankheit ſich gewunden, wieder emporſchießen und wachſen, wenn ſie in den rechten Boden, in die rechte Lebensſonne gelangt? — Gewiß! Schön wird er ſein! Schlank und kräftig, mit lächelnden Augen und rothen Lippen, bei Alako!"

Sie erhob ſich, lehnte ihren Ellbogen an den hohen Schrank und ihr Blick ſchweifte ſchauend ringsum, da zitterten plötzlich ihre Lippen, ihre Augen vergrößerten ſich, — wie ein Falke griff ſie nach dem ſchwarzen Stein mit dem Bilde Alako's, nahm denſelben, ſtarrte ihn an und drückte ihren Mund darauf. „Alako!" ſchrie ſie laut: „mein Kind ſtirbt nicht! — — ewig ſein!" — Und ſie ſank zuſammen durch dieſe gewaltſame Aufregung des Gemüths.

XXVII.

Der neue Aladdin.

Im Pfarrhofe erwartete man Nils Bryde, ſeine Ankunſt war dieſes Mal ein in der Lebensgeſchichte der Alten merkwürdiger Tag, und Tags darauf — ging ihnen der herrlichſte auf: Ihr ſechszigſter (diamantener) Hochzeitstag. Allein heute waren alle ihre Gedanken bei Nils; Jeder in ſeiner Weiſe war innig erfreut. Zwölf Jahre bei alten Leuten macht um vieles älter, Viele werden dann unmuthiger, die Mehrzahl doch weit milder, als ehedem, und ſo war es bei den alten Pfarrleuten gegangen.

Bodil trat bei jedem Laute, welcher eine Aehnlichkeit mit dem Raſſeln eines Wagens hatte, aus dem Hauſe und lauſchte, — endlich kam er.

Es gab Thränen, es gab Freude! — Wie verändert waren ſie Alle in den äußern Formen, das bemerkten ſie ſofort, allein wenige Minuten ſpäter leuchteten wieder die alten bekannten Züge hervor; es waren dieſelben Augen, daſſelbe Lächeln, der Klang der Stimme derſelbe, die innere ewige Jugend leuchtete und tönte durch die ältere äußere

Geſtalt. Die Blicke hier waren Gedanken, und die Gedanken brauchten nicht viele Worte.

Wie wenn man nach einem anſtrengenden Arbeitstage einen ſtärkenden Schlaf ohne Träume geſchlafen und wieder erwacht, ſo fühlte Nils Brvde ſich hier in der Heimat ſeiner Kindheit.

Muſikant-Grethe mit ihrer Harmonika war mühſam nach dem Pfarrhofe hinüber gewandert, und ſpielte den Willkommen, ſo alt ſie auch war. Die alten bekannten Töne, die alten freundlichen Geſichter, die ganze Gegend der Kindheit ringsum, Alles war wie ehedem. Sie blieben zuſammen im Geſpräche bis ſpät in den Abend hinein; aller Streit war verſchwunden, ſie begegneten ſich in Liebe, in Duldung!

Der Morgen des Feſttages, der fünfte Auguſt, ging auf; es war ein herrlicher Tag des Lebens. Aus der neuentſtehenden Stadt jenſeit des Langſee's kam man mit Muſik; es klangen Waldhörner und Pſalmengeſänge in der frühen Morgenſtunde. Mit ſtrahlenden Augen küßten ſich die beiden Alten, ihre Herzen waren jung, wie damals, wo ſie ſich in den Jahren der Jugend begegneten.

Bodil, Nils und alte treue Freunde aus der ganzen Gegend empfingen ſie in dem ausgeſchmückten Zimmer; Blumen, viele und ſchöne, aus den Gärten Silkeborgs prangten, Geſchenke, geſtickte Sachen der verſchiedenſten Art vollauf wurden geſpendet. Vor der Thür hielt der Wagen, welcher die Alten zur Kirche fuhr, und wohin Alle ſich begaben. Die Glocken läuteten, die Sonne ſtrahlte warm herab, wie die in den jungen Tagen ihrer Liebe, und vor der Kirche ſtand die Gemeinde, Männer, Frauen und Kinder; ſie entblößten die Häupter und drängten ſich fröhlich um das Jubelpaar. Die alte kleine Orgel ertönte mit einem Feſtpſalm.

An dieſem Ort, bei dieſen Tönen war Nils Bryde, ſeit er zum letzten Male vor den Studentenjahren, weich und noch ein Kind, hier ſtand, nicht mit einem ſolchen Sinne geweſen, wie in dieſer Stunde. Es liegt eine eigenthümliche Gewalt in dem Heiligthume der Heimat, in bekannten, alten Melodien, ſie erheben und tragen uns hinweg aus dem Alltäglichen.

Der Geſang der Gemeinde und die Kinderſtimmen, die ſich in denſelben miſchten, klangen wie in jener frühern Zeit, wo die Alttöne ſeiner eignen Stimme mit dabei waren; vor ſeine Gedanken traten in einer Summe alle die dazwiſchenliegenden Jahre bis zum Tode Eſther's. — Eſther, ſeine Braut vor Gott! Mit den reinſten Liebesgedanken begleitete ihn ihre Geſtalt, ſie, die ihm gleichſam zum Licht und zur Leitung auf ſeinem Lebenspfade in dieſer Welt gegeben war. Uns geſchieht nur das Beſte! Jeder Druck mehrt das Wachsthum des Geiſtes, wie der Druck den der Palme. Er gedachte des frühen Todes ſeiner Eltern, durch welchen er unter fremde Menſchen gerathen, und dies war ihm zur Wohlthat geworden; die ſchweren Kriegsjahre hatten ihn gehoben und belehrt; ſelbſt Peſt und Krankheit waren ihm eine Quelle der Geſundheit geweſen, hatten ihm das Leben gegeben, es ihm durch Eſther gereicht! Beſſer, anders, könnte die Schule des Lebens nicht ſein. Zur Wirklichkeit war Das gediehen, was ihm einſt als Kind träumte, daß er wie Aladdin in die Höhle hinabſtiege, wo Tauſende von Schätzen und ſtrahlenden Früchten ihn faſt blendeten; aber dort unten fand er die wunderbare Lampe, und als er mit derſelben nach Hauſe kam, war es — die Bibel ſeiner Mutter.

Ja, in Wahrheit! ein neuer Aladdin, war er in die Höhle der Wiſſenſchaft hinabgeſtiegen, um unter den wunderbaren Früchten dort die Lampe des Lebens zu finden, und erhielt — die alte Bibel ſeiner Mutter, nicht deren Körper, ſondern die göttliche Seele derſelben!

Im Beſitz des wiedererweckten kindlichen Gemüths, welches ſich unbewußt an den Glauben hält, wird die Wiſſenſchaft eine Verherrlichung der Allmacht, Weisheit und Güte Gottes. Die Naturgeſetze, die Gedanken Gottes, erlaubt Gott in Gnaden dem menſchlichen Geiſte in Vielem ausfindig zu machen; allein die Geſetze der Liebe im Reiche des Geiſtes, — zu dieſen reicht die Wiſſenſchaft nicht hinan. Auf Erden vermögen wir nur Das zu ergreifen, was der Erde gehört; in dem höheren Leben des Geiſtes haben wir nur die Hoffnung und den Glauben.

Die Sonne warf ihre Strahlen durch die Fenſter der Kirche über die feierlich geſtimmte Gemeinde, über die beiden fröhlichen Alten, die wie junge Brautleute vor dem Altar ſtanden. Es ſtrahlte in die Herzen hinein; glücklich hier zu ſein — ſelig immer zu ſein!

Am ſpäten Abende, am Tage des Feſtes, als Alles wieder im Pfarrhofe ſtill geworden und Jeder der Ruhe pflegte, beteten die Alten recht innig ein Gebet, von welchem ſie glaubten, Gott würde es hören, namentlich an dieſem Abende, an ihrem hohen Feſte, welches zu erleben er ihnen vergönnt hatte. Nils habe ein frommes Gemüth, das hatten ſie wohl vernommen, allein ſei er auch ein ganzer, wahrer Chriſt, habe er wohl ihren Glauben, den einzigen rechten? — Gott würde ihm denſelben geben, würde ihm gnädig ſein in Chriſto.

Nils Brode war tief bewegt, ſein weiches, kindliches Gemüth machte ſich geltend; auch er betete in derſelben Stunde für die Alten: „Allmacht! von dir ſind ſie durchdrungen! ſie glauben ohne zu wiſſen; dies hat ihnen genügt und genügt ihnen noch in dieſem Leben. Aber Jenſeits — laß du ſie deine größere Herrlichkeit ſchauen, verleihe ihnen das Licht des Geiſtes, und bewahre dazu in ihrem Innern den Frieden, den ſie hier in Chriſto haben!“

Bodil betete, daß der Geiſt der Verſöhnlichkeit, daß die Liebe in Gott und Chriſto, und Alles, was den Menſchen noth thut, einem Jeden werden, und daß Verſöhnlichkeit, Duldung und Liebe in uns ſein und bleiben möge!“

Zu ihnen Allen ſtrahlte von Außen herein gleich ſtark und beſtätigend ein großer, funkelnder Stern. Nils Brode nannte deſſen Namen in der Wiſſenſchaft: Jupiter. Die alten Pfarrleute und Bodil dachten bei demſelben an „Gottes Auge“, welches zu ihnen herabſtrahlte, und auf ſie blickte, wie auf den Türken, den Heiden und den irregeleiteten Mormonen, Blick und Gedanke nach oben hebend.

Bodil und die Alten ſprachen ihr Vaterunſer, auch Nils Brude ſprach es im Herzen und in Gedanken; und der Schlaf, der Bruder des Todes, trat ein, der uns einen dritten Theil unſers Erdenlebens mit ſeinem Drama: „ſein oder nicht ſein“ raubt.

Sie ſchliefen, ſie träumten beim Sternenſchimmer, beim Schimmer des Sterns, welcher ſcheinbar nur ein Funken, und doch eine Welt, größer als die unſere, — was uns einſt eine Thatſache werden wird. Ja, was wird ſich nicht Alles vor unſern Blicken entrollen, weil die unendliche Liebe Gottes uns vergönnte, hier zu ſein und ewig „zu ſein!“

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Ries'ſche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

Im Verlage von L. Wiedemann in Leipzig erſchien ferner:

H. C. Andersen.

Geſammelte Werke.

Deutſche Original-Ausgabe des Verfaſſers.

Neun Bände.

Eleg. broſch. Preis 7 Thlr.

H. C. Andersen.

Geſammelte Märchen.

Vollſtändige vom Verfaſſer beſorgte Ausgabe.

Sechste Auflage.

kl. 8. Preis 1 Thlr. Eleg. geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

H. C. Andersen.

Geſammelte Märchen.

Miniatur-Ausgabe.

Eleg. geb. mit Goldſchnitt. Preis 1 Thlr. 20 Ngr.

Verlag von L. Wiedemann in Leipzig.

H. C. Andersen.

Bilderbuch ohne Bilder.

Einzige vollſtändige, vom Verfaſſer beſorgte Ausgabe.

Sechste Auflage.

Miniatur-Ausgabe.

Eleg. geb. mit Goldſchnitt. Preis 25 Ngr.

H. C. Andersen.

Geſammelte Hiſtorien.

Einzige vollſtändige, vom Verfaſſer beſorgte Ausgabe.

Mit

75 Illuſtrationen nach Originalzeichnungen

von

V. Pederſen.

In Holz geſchnitten von Ed. Kretzſchmar.

Eleg. broſch. Preis 2 Thlr.

H. C. Andersen.

Geſammelte Hiſtorien.

Einzige vollſtändige, vom Verfaſſer beſorgte Ausgabe.

Miniatur-Ausgabe.

Eleg. geb. mit Goldſchnitt. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von L. Wiedemann in Leipzig.

Kränze
aus dem
Böhmiſchen Dichtergarten.
Von
Joſeph Wenzig.
Miniatur-Ausgabe.
Eleg. geb. mit Goldſchnitt. Preis 1 Thlr. 20 Ngr.

Oſſian.
Deutſch
von
Adolf Böttger.
Zweite Auflage.
8. br. Preis 1 Thlr. Eleg. geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Henrik Hertz.
König René's Tochter.
Lyriſches Drama.
Im
Versmaße des däniſchen Originals
überſetzt von
F. A. Leo.
Fünfte verbeſſerte Auflage.
Miniatur-Ausgabe.
Eleg. geb. mit Goldſchnitt. Preis 25 Ngr.

Verlag von L. Wiedemann in Leipzig.

Boz (Dickens).

Geſammelte Werke.

Ueberſetzt von

H. Roberts, A. Moriarty und **J. Seybt.**

Neue Cabinet-Ausgabe in kl. 8.

Nach den letzten Ausgaben der engliſchen Originale
auf's Neue revidirt von J. Seybt.

Mit einer literar-hiſtor. Einleitung von Dr. Julian Schmidt.

Subſcriptions-Preis 18 Thlr.

Einzelne Bände koſten 1 Thaler.

Vollſtändig ſind erſchienen:

1. und 2. Band.	**David Copperfield.**
3. und 4. Band.	**Bleakhouſe.**
5. und 6. Band.	**Die Pickwickier.**
7. Band.	**Oliver Twiſt.**
8. und 9. Band.	**Nikolas Nickelby.**
10. und 11. Band.	**Der Raritäten-Laden.*)**
12. und 13. Band.	**Barnaby Rudge.*)**
14. und 15. Band.	**Martin Chuzzlewit.**
16. und 17. Band.	**Dombey und Sohn.**
18. Band.	**Weihnachtsmärchen.**
19. Band.	**Londoner Skizzen.**
20. Band.	**Reiſeſkizzen.**
21. Band.	**Harte Zeiten.**
22. u. 23. Band.	**Klein Dorrit.**

*) Dieſe beiden Werke erſchienen in der erſten Ausgabe des Originals unter dem gemeinſamen Titel: Maſter Humphrey's Wanduhr.

Wir glauben dieſe ſorgfältig revidirte, vollſtändige und gleichmäßig ausgeſtattete, zugleich ſehr wohlfeile Ausgabe mit Recht der Gunſt des Publicums empfehlen zu dürfen.

H. C. Anderſen's

Geſammelte Werke.

Vom

Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe.

Zweiundvierzigſter Band.

Geſammelte Hiſtorien.

Zweiter Band.

Leipzig
Verlag von L. Wiedemann.
1859.

Geſammelte Hiſtorien.

Von

H. C. Anderſen.

Zweiter Band.

Leipzig
Verlag von L. Wiedemann.
1859.

Inhalt

Seite
Ib und Chriſtinchen 7
Das Judenmädchen 24
Zwei Jungfern 31
Der Dornenpfad der Ehre 36
Tölpel Hans 43
Am Spittelfenſter 50
Das Geldſchwein 53
Der alte Grabſtein 57
Suppe auf einem Wurſtſpeiler 62
Die Nachtmütze des Hageſtolzen 82
„Etwas" 103

Ib und Chriſtinchen.

In der Nähe von dem klaren Strome Gudenau in Nordjütland, im Walde, welcher ſich an deſſen Ufern hin und weit in das Land hinein erſtreckt, erhebt ſich ein großer Landrücken und zieht ſich, einem Walle gleich, durch den Wald. An dieſem liegt weſtwärts ein Bauernhäuschen, umgeben von magerem Ackerland; der Sandboden ſchimmert durch die ſpärlichen Roggen- und Gerſtenhalme, die hier wachſen. — Es ſind einige Jahre her; die Leute die hier wohnten, bebauten das Feld, hatten außerdem drei Schaafe, ein Schwein und zwei Ochſen; kurz, ſie nährten ſich ganz gut, ſie hatten zu leben, wenn man das Leben nimmt wie es eben kommt, ja, ſie hätten es wohl gar dahin bringen können, zwei Pferde zu halten, aber ſie ſagten wie die anderen Bauern der Gegend: „das Pferd frißt ſich ſelber!“ — es zehrt ſo viel wie es nährt. Jeppe-Jäns beſtellte ſein Feld im Sommer und im Winter machte er Holzſchuhe, und alsdann hatte er auch einen Gehilfen, einen Burſchen, der, wie er, es verſtand die hölzernen Schuhe ſtark aber leicht und „mit Façon“ zu machen; ſie ſchnitzelten Schuhe und Löffel, und das brachte Geld, man würde Jeppe-Jänſens Unrecht gethan haben, hätte man ſie arme Leute genannt.

Der kleine Ib, der ſiebenjährige Knabe, das einzige Kind im Hauſe, ſaß dabei und ſah den Arbeitern zu, ſchnitzelte an einem Stock, und ſchnitt ſich wohl auch zuweilen in den Finger; aber eines Tages hatte es Ib mit zwei Stückchen Holz ſo weit gebracht, daß ſie wie kleine Holzſchuhe ausſahen, und dieſe wollte er Chriſtinchen ſchenken; und wer war Chriſtinchen? Sie war des Kahnführers Töchterlein, und ſie war fein und zart, wie ein herrſchaftliches Kind; hätte ſie Kleider darnach gehabt, es würde Niemand geglaubt haben, ſie ſei aus der Hütte von der nahen Haide. — Dort wohnte ihr Vater, welcher Wittwer war und ſich dadurch nährte, daß er auf ſeinem großen Boote Brennholz aus dem Walde nach dem nahen Gute Silkeborg mit ſeinem großartigen Aalfang und Aalwehr, zuweilen auch gar bis nach dem entfernten Städtchen Randers fuhr. Er hatte Niemand, der Chriſtinchen hätte unter ſeine Obhut nehmen können, und deshalb war denn auch das Mädchen faſt immer bei ihm im Boote oder im Walde zwiſchen Haidekraut und Heidelbeerengeſträuch; mußte er einmal ganz nach dem Städtchen hinauf, nun ſo brachte er Chriſtinchen, das ein Jahr jünger als Ib war, über die Haide nach Jeppe-Jänſens hinüber.

Ib und Chriſtinchen vertrugen ſich in allen Stücken, ſie theilten ſich in Brot und Beeren wenn ſie hungrig waren, ſie wühlten gemeinſchaftlich in der Erde, ſie liefen und krochen ſpielend überall umher; und eines Tages wagten ſie ſich gar, Beide ganz allein, auf den großen Landrücken hinauf und eine weite Strecke in den Wald hinein; einmal fanden ſie dort einige Schnepfeneier, und das war ein großes Ereigniß.

Ib war noch nie auf der Haide geweſen wo Chriſtinchens

Vater wohnte und auch nicht auf dem Strome gefahren; aber endlich einmal ſollte das doch geſchehen: Chriſtinchens Vater hatte ihn dazu eingeladen und am Abende vorher folgte er dieſem über die Haide nach deſſen Hauſe.

Am nächſten frühen Morgen ſaßen die beiden Kinder hoch auf dem im Boote aufgeſchichteten Brennholze und aßen Brot und Heidelbeeren. Chriſtinchens Vater und ſein Gehilfe trieben das Boot durch Stangen vorwärts, ſie hatten die Strömung mit ſich, und in ſchneller Fahrt ging es dem Strome entlang, durch die Seen, welche derſelbe bildet, und die oft durch Wald, durch Schilf und Röhricht wie verſchloſſen erſchienen, aber doch immer die Durchfahrt geſtatteten, wenn auch die alten Bäume ſich ganz über die Gewäſſer neigten und die Eichen ihre abgeſchälten Zweige hervorſtreckten, als wenn ſie die Hemdsärmel aufgeſtreifelt hätten und ihre knorrigen nackten Aerme zeigen wollten; alte Erlen, welche der Strom vom Ufer losgeſchwemmt, klammerten ſich mit ihren Wurzeln feſt am Uferboden an und ſahen aus als wären ſie kleine Waldinſeln; die Waſſerlilien wiegten ſich auf dem Strome; es war eine herrliche Fahrt! — und endlich gelangte man bis an das große Aalwehr, wo das Waſſer durch die Schleuſen brauſte; — das war zu ſchön meinten Ib und Chriſtinchen.

Damals war dort keine Fabrik und auch kein Städtchen, nur das alte große Gehöft mit ſeinem trägen Ackerbetrieb mit wenigen Leuten und wenigem Vieh war dort zu ſehen, und das Gebrauſe des Waſſers durch die Schleuſe, das Schreien der wilden Enten war damals das ganze rege Leben Silkeborgs. — Nachdem das Brennholz ausgeladen war, kaufte der Vater Chriſtinchens ſich ein ganzes Bündel Aale und ein ſchon geſchlachtetes Ferkel, welches Alles in einen Korb gethan und hinten in das Boot geſtellt ward. Darauf ging es ſtromaufwärts wieder zurück, aber der Wind war günſtig und da man die Segel aufzog, war es ſo gut als hätte man zwei Pferde vorgeſpannt.

Als man ſich auf dem Strome ungefähr dem Orte gegenüber befand, woſelbſt der Gehilfe des Kahnführers landeinwärts nur eine kurze Strecke vom Ufer entfernt wohnte, wurde das Boot vertäuet und die beiden Männer gingen ans Land, nachdem ſie zuvor den Kindern eingeſchärft hatten, ſich ruhig zu verhalten. Aber das thaten die Kinder nicht, wenigſtens nur ſehr kurze Zeit, mußten ſie doch in den Korb hinein gucken, in welchem die Aale und das Ferkel lagen, und das Ferkel mußten ſie haben, in der Hand halten, befühlen, betaſten, und da ſie dies zu gleicher Zeit thun wollten, ſo geſchah es, daß ſie es ins Waſſer fallen ließen, und dort trieb nun das Ferkel mit der Strömung davon, und das war eine entſetzliche Begebenheit.

Ib ſprang ans Land und lief vom Boote eine kleine Strecke fort, und Chriſtinchen ſprang ihm nach; „nimm mich mit Dir!“ rief ſie, und in wenigen Augenblicken befanden ſie ſich tief im Gebüſch, ſie ſahen nichts mehr, weder das Boot, noch den Strand; ſie liefen noch eine kleine Strecke weiter, dann fiel Chriſtinchen zu Boden und weinte: Ib hob ſie aber wieder auf.

„Folge mir!“ ſagte er. „Drüben liegt das Haus!“ — aber das Haus lag nicht drüben. Sie wanderten immer weiter, über das dürre raſchelnde vorjährige Laub, über herabgefallene Baumzweige, und es knackte unter ihren kleinen Füßen; bald vernahmen ſie ein lautes durchdringendes Rufen, — ſie blieben lauſchend ſtehen, darauf ſchrillte der Schrei eines Adlers durch den Wald, es war ein garſtiger Schrei und ſie erſchraken dabei, aber vor ihnen, drinnen im Walde, wuchſen die ſchönſten Blaubeeren in unglaublicher Menge; das war zu einladend als daß ſie nicht hätten bleiben ſollen, und ſie blieben auch und aßen von den Beeren und bekamen einen ganz blauen Mund und blaue Wangen. Aber nun vernahmen ſie von Neuem das frühere Rufen.

„Es ſetzt' was für das Ferkel!“ ſagte Chriſtinchen.

„Komm wir gehen nach Hauſe zu uns!“ ſagte Ib, „das iſt hier im Walde!“ und ſie gingen; ſie geriethen auf einen Fahrweg, aber nach Hauſe führte der Weg nicht und es wurde finſter und ſie fürchteten ſich. Die wunderbare Stille, welche ringsum herrſchte, ward durch garſtiges Schreien der großen Horneule oder anderer Vögel, die ſie nicht kannten, unterbrochen; endlich verliefen ſie ſich Beide in ein Gebüſch; Chriſtinchen weinte und Ib weinte, und als ſie ſodann eine Weile geweint hatten, ſtreckten ſie ſich in das dürre Laub und ſchliefen ein.

Die Sonne ſtand hoch am Himmel als die beiden Kinder erwachten, es fror ſie, aber in der Nähe von ihrer Lagerſtätte, auf dem Hügel, ſtrahlte die Sonne durch die Bäume hindurch, dort wollten ſie ſich wieder erwärmen, und von dort aus meinte Ib, würden ſie das Haus ſeiner Eltern ſehen können; aber ſie waren weit von dem Hauſe entfernt, in einem ganz andern Theile des Waldes. Sie kletterten die Anhöhe ganz hinan und befanden ſich an einem Abhange, einem klaren durchſichtigen See gegenüber; die Fiſche ſtanden darin in großen Schaaren an dem Waſſerſpiegel, von den Sonnenſtrahlen beleuchtet;

was ſie hier Alles erblickten, kam ihnen eben ſo unerwartet als plötzlich; aber dicht neben ihnen prangte eine Haſelſtaude voll der ſchönſten Nüſſe, und nun pflückten ſie die Nüſſe ab und knackten ſie auf und aßen die feinen jungen Kerne, die ſich erſt kürzlich gebildet hatten — aber es war ihnen doch noch eine Ueberraſchung, ein Schrecken vorbehalten. Aus dem Gebüſch trat eine große, alte Frau hervor, deren Geſicht ganz braun, deren Haar tief ſchwarz und glänzend war; das Weiße in ihren Augen leuchtete wie bei Mohren; auf dem Rücken trug ſie ein Bündel, in der Hand einen Knotenſtock; es war eine Zigeunerin. Die Kinder verſtanden nicht gleich, was ſie ſagte; ſie zog drei große Nüſſe aus der Taſche hervor; drinnen in dieſen, erzählte ſie, lägen die ſchönſten herrlichſten Dinge, es ſeien Wünſchelnüſſe.

Ib blickte ſie an, ſie ſprach ſo freundlich, und er nahm ſich zuſammen und frug ſie, ob ſie ihm die Nüſſe ſchenken wollte, und die Frau gab ſie ihm und pflückte ſich andere, eine ganze Taſche voll, vom Gebüſch.

Und Ib und Chriſtinchen blickten die drei Wünſchelnüſſe mit großen Augen an.

„Iſt wohl in dieſer Nuß ein Wagen mit zwei Pferden?“ frug Ib.

„Ib, da drinnen iſt eine goldene Caroſſe mit goldenen Pferden!“ ſagte die Frau.

„Dann gieb mir die Nuß;“ ſagte Chriſtinchen, und Ib gab ſie ihr, die fremde Frau knüpfte die Nuß in ihr Halstuch ein.

„Iſt wohl in dieſer Nuß hier ſo ein kleines hübſches Tuch wie Chriſtinchen da um den Hals hat?“ frug Ib.

„Es ſind zehn Halstücher darin!" ſagte die Frau, „es ſind feine Kleider, Strümpfe, Hut und Schleier darin."

„Dann will ich auch die haben!" ſagte Chriſtinchen, und Ib gab ihr auch die zweite Nuß; die dritte war ein kleines ſchwarzes Ding.

„Die mußt Du behalten," ſagte Chriſtinchen, „und die iſt auch ſchön."

„Und was iſt denn darin?" frug Ib.

„Das Allerbeſte für Dich!" antwortete die Zigeunerin.

Und Ib hielt die Nuß recht feſt. — Die Frau verſprach, ſie wolle die Kinder auf den richtigen Weg führen, damit ſie ſich nach Hauſe finden könnten, und nun ging es weiter, freilich in einer ganz andern Richtung als ſie hätten gehen müſſen, aber deshalb darf man noch lange nicht der alten Frau nachſagen, daß ſie die Kinder ſtehlen wollte.

Auf dem wilden Waldpfad begegneten ſie dem Waldvoigt, derſelbe kannte Ib, und durch ſeine Hilfe kamen denn auch Ib und Chriſtinchen nach Hauſe; wo man ſich ihretwegen ſehr geängſtigt hatte; es ward ihnen verziehen und vergeben, obgleich ſie allerdings Beide in der That verdient hatten, daß „es was geſetzt hätte," erſtens weil ſie das Ferkel ins Waſſer hatten fallen laſſen, und zweitens weil ſie davongelaufen waren.

Chriſtinchen brachte man zu ihrem Vater auf der Haide und Ib blieb in dem Bauerhäuschen am Saume des Waldes und des großen Landrückens. Das Erſte, was er nun Abends that, war, die kleine ſchwarze Nuß aus ſeiner Taſche hervorzuholen, die, welche das „Allerbeſte" in ſich ſchließen ſollte; — er legte ſie vorſichtig zwiſchen Thür- und Thürangel nieder, klemmte darauf die Thüre zu, und die Nuß knackte ſo richtig auf, aber Kern war nicht ſo viel darin zu ſehen: ſie war gleichſam mit Schnupftabak oder ſchwarzer ſetter Erde angefüllt; ſie war taub oder wurmſtichig wie man ſagt.

„Ja, das dachte ich mir gleich!“ ſagte Ib, „wie ſollte auch in der kleinen Nuß Platz ſein für das Allerbeſte! Chriſtinchen wird eben ſo wenig herauskriegen aus ihren zwei Nüſſen, weder feine Kleider noch eine goldene Caroſſe!“

Und der Winter kam heran, und das neue Jahr trat ein; ja es verſtrichen mehrere Jahre.

Ib ſollte endlich confirmirt und eingeſegnet werden, und ging deshalb einen ganzen Winter zu dem Pfarrer weit im Dorfe drüben, um zu lernen. Um dieſe Zeit beſuchte der Bootsmann eines Tages die Eltern Ib's und erzählte, daß Chriſtinchen nun in Dienſt zöge und daß es ein wahres Glück für ſie ſei, in ſolche Hände zu fallen und einen ſolchen Dienſt bei ſolch' braven Leuten zu bekommen: denkt einmal! ſie zieht zu den reichen Wirthsleuten in Herning-Krug, weit gen Weſten, viele Meilen von Ib entfernt; dort ſoll ſie der Krügerin zur Hand gehen und in der Wirthſchaft beiſtehen, und ſpäter, wenn ſie ſich wohl anläßt und dort confirmirt und eingeſegnet iſt, wollen die Leute ſie behalten als ihre Tochter.

Und Ib und Chriſtinchen nahmen Abſchied von einander. „Die Brautleute“ nannte man ſie, und ſie zeigte ihm beim Abſchied, daß ſie noch die zwei Nüſſe habe, die er ihr damals bei ihrer Irrfahrt im Walde gegeben, und ſie ſagte ferner, daß ſie in ihrer Truhe die kleinen hölzernen Schuhe aufbewahre, die er als Knabe geſchnitzelt und ihr geſchenkt habe. Und darauf trennten ſie ſich.

Ib ward eingeſegnet; aber er blieb im Hauſe ſeiner Mutter, er war ein flinker Holzſchuhmacher geworden, und im Sommer beſtellte er das Feld, ſeine Mutter hielt keinen Knecht mehr dazu, er that es allein, denn ſein Vater war längſt geſtorben.

Nur ſelten, und alsdann höchſtens durch einen Poſtillon oder einen Aalbauer, erfuhr man etwas über Chriſtinchen. Es erging ihr jedoch wohl bei den reichen Krügersleuten, und als ſie eingeſegnet worden war, ſchrieb ſie einen Brief an ihren Vater und darin auch einen Gruß an Ib und deſſen Mutter; im Briefe ſtand geſchrieben von ſechs neuen Hemden und einem ſchönen Kleide, welches Alles Chriſtinchen von ihrer Herrſchaft zum Geſchenk erhalten habe. Das waren freilich gute Nachrichten.

Am nächſten Frühjahr klopfte es eines Tages an die Thüre der alten Mutter unſeres Ib, und ſiehe da, der Kahnführer und Chriſtinchen traten ein; ſie war auf einen Tag zum Beſuch angekommen, ein Wagen war vom Herning-Krug nach dem nächſten Kirchdorf abgeſchickt worden, und die Gelegenheit hatte ſie benutzt, um einmal wieder die Ihrigen zu ſehen. Schön war ſie wie ein feines Fräulein, und hübſche Kleider hatte ſie an, die gut gearbeitet und zwar eigens für ſie gemacht waren. Sie ſtand da im vollen Putze, und Ib war in ſeinen Alltagskleidern. Er konnte kein Wort hervorbringen; zwar ergriff er ihre Hand und hielt dieſelbe feſt in der ſeinigen und war recht innig erfreut, aber den Mund konnte er gar nicht in Gang bringen; das konnte aber Chriſtinchen, ſie ſprach und erzählte immer fort, und ſie küßte auch Ib ohne Weiteres gerade auf den Mund.

„Kannteſt Du mich gleich wieder, Ib?“ ſagte ſie; aber ſelbſt als ſie ſpäter unter vier Augen waren, und er noch immer daſtand und ihre Hand in der ſeinigen hielt, vermochte er nur zu ſagen: „Du biſt ganz wie eine feine Dame geworden, und ich ſehe ſo zottig aus! Wie habe ich an Dich, Chriſtinchen, und an die alten Zeiten gedacht!“

Und Arm in Arm wanderten ſie den großen Landrücken hinan und ſchauten über den Strom hinaus nach der Haide hinüber, nach den großen mit Ginſter überwucherten Hügeln; aber Ib ſagte gar nichts; doch da ſie ſich trennten, war es ihm ganz klar geworden, daß Chriſtinchen ſeine Frau werden müſſe, hatte man ſie doch von Kindesbeinen an die Brautleute genannt, ſie ſeien, ſo ſchien es ihm, ein verlobtes Paar, wenn auch Keiner von Ihnen es jemals ausgeſprochen hatte.

Nur noch einige Stunden konnten ſie beiſammen bleiben, Chriſtinchen mußte wieder ins Nachbardorf zurückkehren, von wo der Wagen am nächſten Morgen zeitig nach Herning abgehen ſollte. Ihr Vater und Ib begleiteten ſie bis ans Dorf, es war ein ſchöner mondheller Abend, und als ſie im Dorfe anlangten und Ib noch die Hand Chriſtinchens in der ſeinigen hielt, konnte er ſie nicht laſſen, ſeine Augen leuchteten, aber die Worte floſſen ihm ſpärlich über die Lippen; doch ſie floſſen aus ſeinem tiefinnerſten Herzen, und er ſagte: „Wenn Du nicht zu fein gewöhnt worden biſt, Chriſtinchen, und Du Dich darein finden kannſt, im Hauſe der Mutter mit mir zuſammen als meine Ehefrau zu leben, ſo werden wir Beide einmal Mann und Frau! — — aber wir können es noch ein wenig damit anſtehen laſſen.“

„Ja, ſehen wir es noch einige Zeit mit an, Ib!“ ſagte ſie.

und dabei drückte ſie ſeine Hand und er küßte ſie auf den Mund. „Ich vertraue Dir, Ib!“ ſagte Chriſtinchen „und ich glaube auch, daß ich Dich lieb habe, — aber ich will es mir beſchlafen!“

Und darauf trennten ſie ſich. Und auf dem Rückwege ſagte Ib dem Kahnführer, daß er und Chriſtinchen nun ſo gut wie verlobt ſeien, und der Kahnführer fand, daß das gerade ſo ſei, wie er es ſich ſtets gedacht; und er ging den Abend mit Ib nach Hauſe und blieb die Nacht über dort, und nun wurde nichts weiter von der Verlobung geſprochen.

Ein Jahr verſtrich, während deſſen zwei Briefe zwiſchen Ib und Chriſtinchen gewechſelt wurden. „Treu bis in den Tod!“ lautete die Unterſchrift. — Eines Tages trat der Kahnführer zu Ib herein, er brachte ihm einen Gruß von Chriſtinchen; was er ſonſt noch mehr zu ſagen hatte, damit ging es nun allerdings etwas langſam von Statten, allein es lautete dahin, daß es Chriſtinchen wohl, faſt mehr denn wohl erginge, ſie ſei ja ein hübſches Mädchen, gefeiert und geliebt; der Sohn des Krügers ſei auf Beſuch zu Hauſe geweſen, er ſei bei irgend einer großen Anſtalt in einem Büreau in Kopenhagen angeſtellt, — und ihm gefiele Chriſtinchen gar ſehr, — ſie fände ihn auch nach ihrem Sinn, — ſeine Eltern ſeien zwar auch nicht unwillig, allein es läge nun doch Chriſtinchen im Herzen, daß Ib wohl gar ſehr ihrer gedenke, und ſo habe ſie daran gedacht, ſie wolle das Glück von ſich ſtoßen, ſagte der Kahnführer.

Anfänglich ſprach Ib kein Wort, aber er wurde ſo blaß wie die Wand, ſchüttelte den Kopf ein wenig, und darauf erſt ſagte er: „Chriſtinchen darf das Glück nicht von ſich ſtoßen!“

„Nun, ſo ſchreibe ihr die Paar Worte,“ ſagte der Kahnführer.

Und Ib ſetzte ſich zum Schreiben nieder, aber er vermochte es nicht recht, die Worte ſo zu ſtellen wie er es wollte, und er ſtrich aus und zerriß, — am folgenden Morgen jedoch lag ein Brief an Chriſtinchen fertig da, und hier iſt er:

— „Den Brief, welchen Du Deinem Vater geſchrieben haſt, habe ich geleſen und ſehe daraus, daß es Dir gut geht in allen Dingen, und daß Du es noch beſſer bekommen kannſt. Frage Dein Herz, Chriſtinchen, und überlege es Dir genau, was Deiner erwartet, wenn Du mich nimmſt; was ich habe iſt nur wenig. Denke nicht an mich, oder an meinen Zuſtand, ſondern denke an Dein eigenes Wohl! An mich biſt Du durch kein Verſprechen gebunden, und haſt Du mir in Deinem Herzen ein ſolches gegeben, ſo entbinde ich Dich deſſelben. Die Freude ſchütte ihr Füllhorn über Dich aus, Chriſtinchen! Der liebe Gott wird wohl Troſt für mein Herz wiſſen.

Immer Dein inniger Freund
Ib.“

Und der Brief wurde abgeſendet, Chriſtinchen bekam ihn richtig.

Im Verlauf des Novembers wurde ſie aufgeboten, in der Kirche auf der Haide und drüben in Kopenhagen, wo der Bräutigam wohnte, und nach Kopenhagen reiſte ſie in Begleitung ihrer Schwiegermutter ab, weil der Bräutigam, ſeiner vielen Geſchäfte halber, die weite Reiſe tief in Jütland hinein nicht unternehmen konnte. Chriſtinchen traf in einem Dorfe auf der Reiſe mit ihrem Vater zuſammen, und hier nahmen die Beiden von einander Abſchied. Hiervon fielen nun wohl gelegentlich einige Worte, aber Ib ſagte nichts dazu, er wäre ſehr nachdenkend geworden, hätte ſeine alte Mutter geſagt; ja nachdenkend war er geworden, und deshalb kamen ihm auch die drei Nüſſe in den Sinn, welche er als Kind von der Zigeunerin geſchenkt erhalten, und von welchen er Chriſtinchen zwei gegeben hatte: es ſeien Wünſchelnüſſe, in der einen der ihrigen läge ja eine goldene Caroſſe mit Goldfüchſen, in der andern wären die prächtigſten Kleider; das ſei richtig! all die Herrlichkeit bekäme ſie nun drüben in der Hauptſtadt. Ihr ging es in Erfüllung —! ihm, Ib, habe die Nuß nur ſchwarze Erde geſpendet. „Das Allerbeſte“ für ihn, habe die Zigeunerin geſagt, — ja, richtig, auch das ginge in Erfüllung! Die ſchwarze Erde ſei ihm das Beſte. Jetzt begreife er deutlich was die Frau gemeint habe. In der ſchwarzen Erde, in der finſtern Gruft, ſei ihm am allerbeſten!

Und es verſtrichen Jahre, nicht gerade viele, aber lange Jahre, ſo ſchien es Ib; die alten Krügerleute ſtarben, Eins nach dem Andern; der ganze Nachlaß, viele tauſend Thaler, vererbte auf den Sohn. Ja, jetzt konnte Chriſtinchen die goldene Caroſſe und feine Kleider genug bekommen.

Zwei lange Jahre, welche darauf folgten, lief kein Brief von Chriſtinchen ein, und als dann endlich der Vater einen bekam, war derſelbe durchaus nicht in Wohlſtand und Freuden geſchrieben. Das arme Chriſtinchen! weder ſie noch ihr Mann hatten es verſtanden, den Reichthum zu Rathe zu halten, es war kein Segen an ihm, — weil ſie es ſelbſt nicht ſo wollten.

Und die Haideblumen prangten und das Haidekraut verdorrte wieder; der Schnee ſtrich ſchon viele Winter über die Haide, über den Landrücken dahin, unter welchem Ib in Schutz gegen die rauhen Winde wohnte; die Frühlingsſonne ſchien, und Ib ließ den Pflug durch ſeinen Acker ſchneiden, da ſchnitt derſelbe, wie er wähnte, über einen Feuerſtein dahin, es kam gleichſam ein großer ſchwarzer Hobelſpan aus dem Boden heraus, und als Ib ihn erfaßte, war es ein Metall, und die Stelle, wo der Pflug in daſſelbe hineingeſchnitten hatte, flimmerte ihm entgegen. Es war eine große ſchwere goldene Armſpange aus dem Alterthum; das Hünengrab war hier geſchleift worden, und jetzt war ſein köſtlicher Schmuck gefunden. Ib zeigte es dem Pfarrer, der ihm nun den Werth des Fundes auseinanderſetzte, und darauf begab ſich Ib zum Landrichter, welcher den Vorſteher des Muſeums von ſeinem Fund benachrichtigte, und Ib den Rath ertheilte, perſönlich den Schatz zu überbringen.

„Du haſt in der Erde das Beſte gefunden, was Du finden konnteſt,“ ſagte der Landrichter.

„Das Beſte!“ dachte Ib. „Das Allerbeſte für mich, und in der Erde! nun, wenn das das Beſte iſt, ſo hatte die Zigeunerin Recht in dem, was ſie mir wahrſagte.“

Und Ib ging mit der Fähre von Aarhuus nach Kopenhagen; ihm, der nur einige Male über den heimatlichen Strom hinübergeſetzt war, ſchien dies eine Reiſe über das Weltmeer zu ſein. Und Ib langte in Kopenhagen an.

Der Werth des gefundenen Goldes wurde ihm ausgezahlt, es war eine große Summe; ſechshundert Thaler. In der großen Stadt ging Ib von der Haide umher.

Gerade am Abende vor ſeiner auf den nächſten Morgen mit dem Schiffer beſtimmten Abreiſe, verirrte Ib ſich in den Straßen, und ſchlug eine ganz andere Richtung ein, als er wollte; er hatte ſich in die Nebenſtadt, Chriſtianshafen, in eine ärmliche Gaſſe verlaufen. Kein Menſch war zu ſehen. Da trat endlich ein ganz kleines Mädchen aus einem der armſeligen Häuſer heraus; Ib frug die Kleine nach der Straße die er ſuchte; ſie blickte ihn aber ſchüchtern an und weinte heftig. Nun frug er ſie, was ihr fehle, ſie gab jedoch eine ihm unverſtändliche Antwort, aber indem ſie die Straße entlang ſchritten und ſich Beide unter einer Laterne befanden, deren Schein dem Mädchen gerade ins Geſicht fiel, wurde ihm ganz wunderlich zu Muthe, denn es war leibhaftig Chriſtinchen, welches vor ihm ſtand, ganz wie er ſich ihrer aus der Kindheit erinnerte.

Und er trat mit dem kleinen Mädchen in das ärmliche Haus, ſtieg die enge, wacklige Treppe hinauf, welche zu einer kleinen ſchrägen Kammer hoch oben unter dem Dache führte. Drinnen war die Luft ſchwer und faſt erſtickend, kein Licht brannte, in einem Winkel ſeufzte und athmete es ſchwer auf. Ib machte Licht durch Hilfe eines Streichhölzchens. Es war die Mutter des Kindes, welche ſeufzend auf dem ärmlichen Lager ruhte.

„Kann ich Euch mit Etwas beiſpringen?“ fragte Ib. „Die Kleine hat mich heraufgeführt, allein ich ſelbſt bin fremd in der Stadt. Sind hier keine Nachbarn oder ſonſt Jemand, den ich rufen könnte?“ — Und er richtete den Kopf der Kranken auf und ſchob ihr das Kiſſen zurecht.

Es war Chriſtinchen von der Haide.

Seit Jahren war drüben ihr Name nicht genannt worden, das würde den ſtillen Sinn unſers Ib geſtört haben, und was das Gerücht und die Wahrheit erzählte, war auch nichts Gutes:

das viele Geld, welches ihr Mann von ſeinen Eltern geerbt, hatte ihn beirrt und übermüthig gemacht; er hatte ſeine feſte Stellung aufgegeben, war ein halbes Jahr in fremden Ländern umhergereiſt, und hatte, zurückgekehrt, Schulden gemacht und doch auf einem großen Fuße gelebt; der Wagen neigte ſich immer mehr und mehr, und zuletzt ſchlug er ganz um. Die vielen luſtigen Freunde und Tiſchgenoſſen ſagten von ihm, er habe es ſo verdient, er habe ja wie ein Toller gewirthſchaftet! — Eines Morgens habe man ſeine Leiche im Canal gefunden.

Chriſtinchen trug ſchon den Tod im Herzen, ihr jüngſtes Kind, nur wenige Wochen alt, in Wohlſtand getragen, in Elend geboren, lag bereits im Grabe, und jetzt war es ſoweit mit Chriſtinchen ſelbſt gekommen, daß ſie todtkrank, verlaſſen in einer elenden Kammer lag; ſo dürftig wie ſie es in in ihren jüngern Jahren wohl hätte verſchmerzen können, jetzt aber, beſſer gewöhnt, recht ſchmerzlich empfand. Es war ihr älteſtes Kind, auch ein kleines Chriſtinchen, welches mit ihr Noth und Hunger litt, und welches Ib zu ihr hinaufgeführt hatte.

„Ich ängſtige mich, daß ich ſterbe und das arme Kind hier hinterlaſſe,“ ſeufzte ſie, „ach wo ſoll denn das arme Kind hin!“ — mehr vermochte ſie nicht zu ſagen.

Und Ib zog nochmals ein Streichhölzchen hervor, und zündete ein Stückchen Licht an, welches er in der Kammer fand, und die Flamme erhellte die elende Wohnung.

Und Ib betrachtete das kleine Mädchen und dachte an Chriſtinchen als ſie jung war; ihretwillen könne er dieſes Kind, das er nicht kannte, lieb haben. Die Sterbende blickte ihn an, ihre Augen wurden immer größer — erkannte ſie ihn? Er wußte es nicht, kein Wort ging über ihre Lippen.

Und es war im Walde an dem Strome Gudenau, in der Haidegegend; die Luft war dick und finſter, das Haidekraut trug keine Blüthen zur Schau, herbſtliche Stürme trieben das gelbe Laub vom Walde in den Strom hinaus über die Haide dahin, wo die Hütte des Kahnführers ſtand, in welcher jetzt fremde Leute hauſ'ten; aber unter dem Landrücken, ſchön im Schutz hinter hohen Bäumen ſtand das Bauerhäuschen, geweißt und angeſtrichen, drinnen flammte der Haidetorf im Kamin, drinnen war Sonnenſchein, der leuchtende Schein zweier Kinderaugen, des Lenzes Lerchentöne klangen in der Rede von des Kindes rothen lächelnden Lippen; Leben und Freude herrſchte drinnen, Chriſtinchen war dort; ſie ſaß auf Ib's Knie, Ib war ihr Vater und Mutter, dieſe waren ihr entſchwunden, wie das Traumbild dem Kinde und dem Erwachſenen entſchwindet. Ib ſaß drinnen in dem hübſchen, geputzten Hauſe, er war ein wohlhabender Mann, die Mutter des kleinen Mädchens ruhte auf dem Friedhofe bei Kopenhagen — in Elend geſtorben.

Ib hatte Geld, hatte ſein Schäfchen ins Trockne gebracht, hieß es, er hatte Gold aus der ſchwarzen Erde gehoben, und — er hatte ja auch Chriſtinchen.

Das Judenmädchen.

In der Armenſchule ſaß unter den anderen Kindern auch ein kleines Judenmädchen. Es war ein gutes, aufgewecktes Kind, das flinkſte in der ganzen Schule; aber es mußte doch von einer der Lehrſtunden ausgeſchloſſen bleiben — am Religionsunterrichte nämlich durfte es nicht Theil nehmen; war doch die Schule eine chriſtliche.

Das Lehrbuch der Geographie durfte das Mädchen während deſſen aufſchlagen, oder auch das Rechenexempel für den nächſten Tag ausarbeiten, aber das war bald gethan, und hatte ſie die Aufgabe aus der Erdbeſchreibung erledigt, ſo blieb das Buch zwar aufgeſchlagen vor ihr liegen, aber die Kleine las nicht weiter darin; ſie lauſchte ſtill den Worten des chriſtlichen Lehrers, und dieſer ward bald inne, daß ſie aufmerkte wie faſt keines der andern Kinder.

„Lies Du in Deinem Buche, Sarah,“ ſagte der Lehrer mit mildem Ernſt; allein ihr ſchwarzes ſtrahlendes Auge blieb an ihm hangen, und als er einmal eine Frage an ſie richtete, ſiehe, da wußte ſie beſſer Beſcheid als alle die anderen Kinder. Sie hatte gehört, begriffen und tief in ihr Herz geſchloſſen, was er geſprochen.

Ihr Vater, ein armer, braver Mann, hatte, als er die Tochter in die Schule brachte, die Bedingung geſtellt, daß ſie vom Unterricht im chriſtlichen Glauben ausgeſchloſſen bliebe. Aber es hätte vielleicht Störung verurſacht, oder gar Aergerniß des Gemüths bei den Anderen erwecken können, wenn man ſie während jener Unterrichtsſtunde entfernt hätte, und ſie blieb demnach; doch ſo durfte es nun ferner nicht mehr ſein.

Der Lehrer begab ſich zu dem Vater und ſtellte dieſem vor, er möchte entweder ſeine Tochter aus der Schule nehmen, oder gewärtigen, daß Sarah eine Chriſtin werde. „Ich kann nicht länger ein müßiger Zuſchauer dieſer leuchtenden Blicke des Kindes, dieſer Innigkeit und Sehnſucht der Seele nach dem Worte des Evangeliums bleiben,“ ſagte der Lehrer.

Da brach der Vater in Thränen aus: „Ich weiß nur wenig von meiner Väter Gebot,“ rief er, „aber die Mutter Sarahs war feſt im Glauben, eine Tochter Iſraels, und ihr gelobte ich auf dem Todtenbette, daß unſer Kind nimmer getauft werden ſolle. Ich muß mein Gelübde halten, es iſt mir gleich einem Bunde mit Gott!“

Und das kleine Judenmädchen verließ die Schule der Chriſten.

— — Es ſind Jahre verſtrichen.

In einer der kleinſten Provinzialſtädte diente in einem geringen Hauſe ein armes Mädchen moſaiſchen Glaubens; ihr Haar war ſchwarz wie Ebenholz, ihr Auge dunkel wie die Nacht, und doch voll Glanz und Licht, wie es den Töchtern des Orients eigen iſt. Es war Sarah. Der Ausdruck im

Antlitz des nun erwachſenen Mädchens war noch immer der des Kindes, als es auf der Schulbank ſaß und ſinnenden Blickes den Worten des chriſtlichen Lehrers lauſchte.

Allſonntäglich ertönte aus der Kirche die Orgel und der Geſang der Gemeinde; ſie klangen über die Straße in das Haus hinein, wo das Judenmädchen, fleißig und in Allem getreu, bei ihrer Arbeit ſtand. „Du ſollſt den Sabbath heilig halten!“ erklang eine Stimme, die Stimme des Geſetzes in ihrem Innern; aber ihr Sabbath war ein Arbeitstag bei den Chriſten, und das ſchien ihr nicht zu genügen. Rechnet Gott denn nach Tagen und Stunden? ſprach es in ihrer Seele, und als erſt dieſer Gedanke in ihr lebendig geworden, war es ihr ein Troſt, daß am Sonntage der Chriſten die Andachtsſtunde ungeſtörter blieb; drangen dann die Klänge der Orgel und die Lieder der Gemeinde von drüben zu ihr in die Küche bei der Arbeit herein, da ward ihr ſelbſt dieſer Ort ein geweihter. Alsdann las ſie in dem alten Teſtamente, dem Schatz und Hort ihres Volkes, und nur in dieſem las ſie, denn was der Vater, was der Lehrer ihr geſagt, als ſie aus der Schule trat, das Gelübde, welches der Vater ihrer ſterbenden Mutter gegeben, daß ſie nie der chriſtlichen Taufe theilhaftig werden, nie den Glauben der Väter verleugnen dürfe, das bewahrte ſie treu in ihrem tiefen Sinn. Das neue Teſtament ſollte und mußte ihr ein verſchloſſenes Buch bleiben, und doch wußte ſie gar Vieles aus demſelben, das Evangelium klang mit den Erinnerungen ihrer Kindheit in ihr nach.

Eines Abends ſaß ſie in einem Winkel der Wohnſtube. Ihr Dienſtherr las laut vor, und ihm durfte ſie wohl lauſchen, war es doch nicht das Evangelium, ſondern ein altes Hiſtorienbuch, aus welchem er las, da durfte ſie wohl bleiben. Das Buch erzählte von einem ungariſchen Ritter, der von einem türkiſchen Paſcha gefangengenommen ward, welcher ihn neben ſeinen Ochſen vor den Pflug ſpannen, ihn mit Peitſchenhieben antreiben und bis aufs Blut peinigen, verhöhnen und faſt verſchmachten ließ. Das treue Weib des Ritters entäußerte ſich daheim all' ihres Geſchmeides und verpfändete Burg und Land; des Ritters Freunde brachten große Summen zuſammen, denn faſt unerſchwinglich hoch war das geforderte Löſegeld; aber es wurde zuſammengebracht und der Ritter aus Sklaverei und Schmach erlöſt. Krank und leidend langte er in ſeiner Heimat an. Bald jedoch erſcholl ein neuer allgemeiner Aufruf zum Kampfe gegen den Feind der Chriſtenheit; der noch lebende Ritter vernahm die Kunde, und da duldete es ihn nimmer, er hatte keine Ruh und Raſt. Er ließ ſich auf ſein Streitroß heben; ſeine Wangen färbten ſich, ſeine Kraft ſchien wiedergekehrt zu ſein, und er zog hinaus zum Kampf und Sieg. Und gerade der Paſcha, welcher ihn vor den Pflug hatte ſpannen laſſen, wurde nun ſein Gefangener und in ſein Burgverließ geſchleppt. Aber keine Stunde war verſtrichen, da ſtand der Ritter vor dem gefangenen Paſcha und frug ihn:

„Was meinſt Du wohl, was Deiner harret?“

„Ich weiß es,“ antwortete der Türke, „Vergeltung!“

„Ja, die Vergeltung des Chriſten!“ verſetzte der Ritter. „Chriſti Lehre gebeut uns, dem Feinde zu vergeben, unſern Nächſten zu lieben, denn Gott iſt die Liebe! Zieh hin in Frieden, zieh in Deine Heimat, ich gebe Dich Deinen Lieben zurück, ſei aber fortan milde und menſchlich gegen Diejenigen, die da leiden!“

Da brach der Gefangene in Thränen aus: „Wie hab' ich mir die Möglichkeit einer ſolchen Milde denken können! Schmach und Qual ſchienen meiner zu harren, ſchienen mir gewiß, — da nahm ich Gift, das ich heimlich bei mir trug, ſeinen Wirkungen werde ich in wenigen Stunden erliegen. Ich muß ſterben, Rettung iſt unmöglich! Allein, bevor ich ſterbe, verkündige Du mir die Lehre, die einer ſolchen Fülle von Liebe und Gnade Raum giebt; ſie iſt groß und göttlich! Vergönne es mir in dieſer Lehre — als Chriſt zu ſterben!" und ihm ward dieſe Bitte gewährt.

Das war die Legende, welche der Dienſtherr aus dem alten Hiſtorienbuche vorlas. Alle die anweſenden Hausgenoſſen lauſchten mit Theilnahme; doch ſie, die ſtill im Winkel ſaß, die Magd Sarah, das Judenmädchen, entflammte in ihrem Herzen: große Thränen traten in ihre leuchtenden, ſchwarzen Augen, kindlich frommen Gemüths ſaß ſie da, wie einſt auf der Schulbank und empfand die Erhabenheit des Evangeliums, — die Thränen rollten ihr über die Wangen.

Doch die letzten Worte der ſterbenden Mutter wurden wieder laut in ihr. „Laß mein Kind keine Chriſtin werden!" klang es ihr durch Herz und Seele mit den Worten des Geſetzes: „Du ſollſt Vater und Mutter ehren!"

„Ich bin ja nicht unter den Chriſten aufgenommen!" ſprach ſie zu ſich ſelbſt; „ſie ſchelten mich Judenmädchen, des Nachbars Knaben thaten es noch am verwichenen Sonntag, als ich vor der offenen Kirchthüre ſtehen blieb und hineinſchaute, wo die Altarkerzen flammten und die Gemeinde ſang! Ja, ſeit ich auf der Schulbank ſaß, habe ich die Macht des Chriſtenthums empfunden, eine Macht, die, einem Sonnenſtrahle gleich, und wenn ich mein Aug' ihm noch ſo ſehr verſchließe, mir doch in das Herz hineinſtrahlt! Aber ich werde dich nicht in Deinem Grabe kränken, Mutter, ich werde nicht dem Gelübde des Vaters untreu werden, ich will die chriſtliche Bibel nicht leſen! — Hab' ich doch den Gott meiner Väter, zu ihm will ich halten!"

Und Jahre verſtrichen von Neuem.

Der Dienſtherr ſtarb. Die Wittwe gerieth in dürftige Umſtände! Das Dienſtmädchen ſollte entlaſſen werden. Aber Sarah verließ das Haus nicht, ſie ward die Stütze in der Noth, ſie hielt das Ganze zuſammen, arbeitete bis in die Nacht hinein, ſchaffte das tägliche Brot durch ihrer Hände Fleiß, denn kein Anverwandter ſtand der Familie zur Seite und die Wittwe wurde von Tag zu Tag ſchwächer, blieb Monate lang ans Krankenlager gefeſſelt. Sarah arbeitete, ſie ſaß auch pflegend und wachend an der Kranken Bett; ſie war mild und fromm, ein Engel des Segens in dem ärmlichen Hauſe.

„Dort auf dem Tiſche liegt die Bibel," ſprach die Kranke zu Sarah, „lies mir ein wenig aus derſelben vor, die Nacht wird mir ſo lang, ſo lang, mein Herz dürſtet nach dem Worte Gottes!"

Und Sarah beugte ihr Haupt. Sie griff nach dem Buche, ſie faltete beide Hände um die Bibel der Chriſtin, ſchlug ſie auf und las der Kranken vor; Thränen traten ihr dabei oft in die Augen, aber dieſe leuchteten und ſtrahlten, und in ihrem Herzen ward es Licht; „Mutter," ſprach ſie leiſe, „Dein Kind darf nicht die Taufe der Chriſten empfangen, nicht in der

Gemeinde aufgenommen werden. — Du haſt es ſo gewollt und ich werde Deinen Willen ehren, wir ſind darüber einig hier auf Erden; aber über dieſe Erde hinaus, jenſeits iſt die Einigkeit eine höhere, in Gott: er geleitet und führt uns über den Tod hinaus! — Er ſteigt zur Erde herab, und wenn er ſie hat ſchmachten laſſen, überſchüttet er ſie mit Fruchtbarkeit, ich verſtehe es! — Ich weiß ſelbſt nicht, wie ich es verſtehen lernte! — doch, es iſt durch ihn, durch Chriſtus!“

Und ſie bebte zuſammen, als ſie den heiligen Namen nannte und eine Taufe wie von Feuerflammen kam über ſie und überwältigte den Körper, und ihr Leib zuckte, ihre Glieder brachen zuſammen, ſie ſank ohnmächtig nieder, ſchwächer denn die Kranke, bei der ſie gewacht hatte.

„Die arme Sarah!“ ſprachen die Leute, „ſie iſt von Arbeiten und Nachtwachen überangeſtrengt!“

Man trug ſie in das Armenkrankenhaus. Dort verſchied ſie, und von dort trug man ſie zur Gruft, aber nicht auf den Friedhof der Chriſten, dort war keine Stätte für das Judenmädchen; — außerhalb an der Mauer grub man ihr Grab.

Gottes Sonne aber, die über den Gräbern der Chriſten ſtrahlt, wirft auch ihren Schein hinüber auf das Grab des Judenmädchens draußen an der Mauer, und wenn die Pſalmenlieder auf dem Friedhofe der Chriſten ertönen, ſo tönen ſie auch über ihre einſame Gruft hin, und auch dieſer Entſchlafenen gilt der Auferſtehungsruf im Namen Chriſti, des Herrn, der zu ſeinen Jüngern ſprach: „Johannes hat Euch mit Waſſer getauft, ich werde Euch mit dem heiligen Geiſte taufen!“

Zwei Jungfern.

Haſt du wohl jemals eine Jungfer geſehen? das heißt was die Steinſetzer eine Jungfer nennen, ein Ding mit welchem ſie das Straßenpflaſter feſtſtampfen. Eine ſolche Jungfer iſt ganz und gar von Holz, unten breit und mit eiſernen Zwingen verſehen, oben ſchmal mit einem Stock quer durch die nicht geſchnürte Taille, — und der Stock bildet die Arme der Jungfrau.

Drinnen in der Niederlage ſtanden zwei dergleichen Jungfern, ſie hatten ihren Platz zwiſchen Schaufeln, Handwagen, Schiebkarren und Klaftermaaßen, und zu dieſer ganzen Sippſchaft war das Gerücht gedrungen, daß „die Jungfern“ nicht länger „Jungfern“ ſondern „Handrammen“ heißen ſollten, was die neueſte und allein richtige Benennung in der Steinſetzerſprache iſt für das Ding, welches wir Alle in früheren guten Zeiten ſtets eine Jungfer nannten.

Nun giebt es unter uns Menſchen was man ſo nennt, „emancipirte Frauenzimmer,“ als da ſind Inſtitutvorſteherinnen, Hebammen, Tänzerinnen, welche von Amtswegen auf einem Bein ſtehen, Modiſtinnen und Krankenwärterinnen, und an dieſe Reihe „Emancipirter“ ſchloſſen ſich auch die zwei Jungfern in dem Schuppen an; ſie waren Jungfern beim

Straßenweſen, und ſie wollten durchaus nicht ihren guten ehrlichen Namen aufgeben und ſich „Handrammen“ benamſen laſſen.

„Jungfern iſt ein Menſchenname“ ſagten ſie, „aber Handramme iſt ein Ding, und wir laſſen uns nicht Ding nennen, das heißt uns ſchimpfen!“

„Mein Verlobter iſt im Stande die Verbindung rückgängig zu machen!“ ſagte die Jüngſte, die mit einem Rammklotz verſprochen war; und ein Rammklotz iſt derjenige, welcher wie eine Maſchine große Pfähle in die Erde treibt, alſo im Groben das verrichtet, was die Jungfer im Feinen thut. „Er will mich als Jungfer heimführen, aber ob er es thäte, wenn ich Handramme würde, iſt fraglich, und alſo laſſe ich mich auch nicht umtaufen.

„Und ich,“ ſagte die Aeltere, „laſſe mir eher beide Arme abbrechen.“

Der Schiebkarren war jedoch anderer Anſicht, und der Schiebkarren war ſchon ein Etwas, er betrachtete ſich als eine Viertel-Kutſche, weil er auf einem Rad einherging.

„Ich muß Ihnen jedoch bemerklich machen,“ ſprach derſelbe, „daß Jungfer ziemlich allgemein und bei weitem nicht ſo fein iſt als Handramme oder gar Stämpel, welcher Name auch vorgeſchlagen worden iſt, und durch welchen Sie z. B. in die Rangclaſſe der Petſchafte eintreten würden, und denken Sie nur an das große Staatspetſchaft, welches das Staatsſiegel aufdrückt, und erſt dem Geſetze ſeine Kraft verleiht; nein, an Ihrer Stelle würde ich die „„Jungfer““ aufgeben.“

„Nein, nimmermehr! dazu bin ich zu alt!“ ſagte die Aeltere.

„Sie haben wahrſcheinlich noch nie von einem Dinge reden hören, welches man die „europäiſche Nothwendigkeit“ nennt — ſchaltete das ehrliche Klaftermaaß ein. „Man muß ſich zu fügen wiſſen, muß ſich unterordnen oder einordnen, ſich in Zeit und Umſtände ſchicken, und iſt einmal ein Geſetz vorhanden, daß die Jungfer Handramme heißen ſoll, nun ſo muß ſie Handramme heißen, da hilft kein Maulſpitzen, denn jedes Ding hat ſein Klaftermaaß.“

„Nein, dann möchte ich mich doch lieber,“ — wenn durchaus eine Veränderung ſein muß — ſagte die Jüngere, „Fräulein nennen laſſen, Fräulein ſchmeckt doch immer ein wenig nach Jungfer!“

„Ich aber laſſe mich lieber zu Kleinholz machen!“ ſagte die ältere Jungfer.

Endlich ging es an die Arbeit; die Jungfern fuhren, ſie wurden in der Schiebkarren gelegt, immerhin zarte Behandlung, aber Handramme nannte man ſie deſſenungeachtet.

„Jung —!“ ſagten ſie, indem ſie das Steinpflaſter einſtampften; „Jung —!“ und ſie waren ganz nah daran das ganze Wort „Jungfer“ auszuſprechen, aber ſie brachen kurz ab und verſchluckten die letzte Silbe, denn nach reiflicher Ueberlegung fanden ſie es unter ihrer Würde zu reclamiren. Aber gegenſeitig heißen ſie ſich ſtets „Jungfer“ und preiſen die guten alten Tage, da man jedes Ding bei ſeinem rechten Namen nannte, und Jungfer geheißen ward, wenn man Jungfer war; und das blieben ſie alle Beide, denn der Rammklotz, die große Maſchine, machte in der That die Verlobung mit der Jüngſten rückgängig, er wollte nun einmal eine Jungfer haben.

Ein Bild vom Feſtungswall.

Es iſt Herbſt, wir ſtehen auf dem Feſtungswall und blicken hinaus über das Meer; ſchauen die vielen Schiffe und die ſchwediſche Küſte jenſeit des Sundes an, die ſich in dem Abendſchein hoch über den Meeresſpiegel erhebt; hinter uns ſchneidet der Wald jäh ab; prächtige Bäume umgeben uns, das gelbe Laub flattert von den Zweigen herab; unten am Fuße des Walles ſtehen finſtere Häuſer, eingezäunt mit Palliſaden, innerhalb dieſer iſt es gar beengt und ſchauerlich, aber noch ſchauerlicher iſt es dort hinter dem vergitterten Mauerloch; dort ſitzen die Baugefangenen, die ärgſten Verbrecher.

Ein Strahl der ſinkenden Sonne fällt in die kahle Kammer eines der Gefangenen. Die Sonne ſcheint über Gute und Böſe. Der finſtere, verſtockte Verbrecher wirft einen widerwilligen Blick auf den kalten Sonnenſtrahl. Ein Vögelein fliegt auf das Gitter zu. Das Vögelein zwitſchert den Böſen wie den Guten: Es läßt nur ein kurzes „Quivit“ ertönen, aber es bleibt auf der Gittermauer ſitzen, ſchlägt mit den Flügeln, zupft eine Feder aus einem derſelben, buſtert ſich auf, läßt die anderen Federn ſich emporſträuben an Hals und Bruſt — und der böſe Mann an der Kette ſieht ihm zu; in ſeinem harten Antlitz macht ſich ein milderer Ausdruck geltend; in ſeiner Bruſt taucht ein Gedanke auf, den er ſich ſelbſt nicht einmal verdeutlicht, allein dieſer Gedanke iſt mit dem Sonnenſtrahl, iſt mit dem Duft der Veilchen verwandt, die im Frühling üppig unten an der Mauer wuchern. — Jetzt klingen die Hörner der Schützen, lieblich und voll. Das Vögelein ſchreckt zuſammen und flattert davon; der Sonnenſtrahl ſchwindet allmälig und es iſt wieder finſter in der Kammer, finſter im Herzen des böſen Mannes, aber die Sonne hat doch hineingeſchienen, das Vögelein hinein gezwitſchert!

Fahrt fort Ihr herrlichen Töne des Jägerhorns! Fahrt fort zu klingen, der Abend iſt mild, das Meer ſchaukelt leiſe ſeine ſpiegelglatte Fläche.

Der Dornenpfad der Ehre.

Es lebt noch eine alte Mähr vom „Dornenpfad der Ehre,“ — „von einem Schützen, welcher zwar zu Ehren und Würden gelangte, aber erſt nach langen und vielen Widerwärtigkeiten und lebensgefährlichen Kämpfen.“ — Wer hat nicht bei dieſer Mähr ſeines eigenen ſtillen Dornenpfads und ſeiner vielen „Widerwärtigkeiten“ gedacht. Das Mährchen und die Wirklichkeit grenzen gar nahe an einander, allein das Mährchen hat ſeine harmoniſche Auflöſung hier auf Erden, die Wirklichkeit weiſt dieſelbe oft über das Erdenleben hinaus, auf Zeit und Ewigkeit deutend.

Die Weltgeſchichte iſt eine Laterna magica, die uns in Lichtbildern auf dem dunklen Grunde der Gegenwart zeigt, wie die Wohlthäter der Menſchheit, die Märtyrer des Genies, den Dornenpfad der Ehre und des Ruhmes wandern.

Aus allen Zeiten, aus allen Ländern ſtrahlen dieſe Glanzbilder uns entgegen, jeder zwar nur auf Augenblicke, doch aber als ein ganzes Leben, ein Lebensalter mit ſeinen Kämpfen und ſeinen Siegen. Betrachten wir hier und dort Einzelne dieſer Märtyrerſchaar, — dieſer Schaar, die erſt dann zu Ende geht, wenn der Erdball zerſtiebt.

Wir erblicken ein gefülltes Amphitheater. Aus den „Wolken" eines Ariſtophanes ergießt ſich in Strömen der Spott und Humor über die Menge; auf der Schaubühne wird geiſtig und körperlich der merkwürdigſte Mann Athens, er, welcher Schild und Hort des Volkes gegen die dreißig Tyrannen war. Sokrates, lächerlich gemacht, Sokrates, welcher im Getümmel der Schlacht Alcibiades und Xenophon rettete, und deſſen Geiſt ſich über die Götter des Alterthums emporſchwang. Er ſelbſt iſt hier zugegen; er hat ſich erhoben von der Bank des Zuſchauers und iſt hervorgetreten, damit die lachenden Athenienſer es recht inne werden, wie es ſich mit der Aehnlichkeit zwiſchen ihm und dem Zerrbild auf der Schaubühne verhält: da ſteht er vor ihnen, hoch über ſie alle erhaben.

Du ſaftiger, grüner, giftiger Schirling und nicht du Oelbaum, werfe du hier deinen Schatten über Athen.

Sieben Städte ſtritten um die Ehre, Homer's Geburtsort zu ſein, das heißt, nachdem er todt war! Betrachten wir ihn bei Lebzeiten! — Er ſchreitet zu Fuß durch die Städte und ſpricht ſeine Verſe her, um zu leben; der Gedanke an den morgenden Tag macht ſein Haar ergrauen! — Er, der große Seher iſt erblindet und ſchreitet mühſam ſeinen Weg; der ſcharfe Dorn zerfetzt den Mantel des Dichterkönigs! —

Seine Geſänge leben noch, und durch ſie allein leben die Götter und Heroen des Alterthums.

Ein Bild nach dem andern taucht empor aus Morgenland, aus Abendland, gar weit aus einander in Zeit und Raum und doch immer eine Strecke des Dornenpfades der Ehre, auf welchem die Diſtel erſt dann eine Blume treibt, wenn das Grab geſchmückt werden ſoll.

Unter Palmen ziehen die Kameele hin, reich beladen mit Indigo und anderen köſtlichen Schätzen, von dem Herrſcher des Landes demjenigen geſandt, deſſen Geſänge die Freude des Volkes, der Ruhm des Landes ſind; er, welchen Lüge und Neid in die Verbannung ſchickten, er iſt gefunden — die Karawane nähert ſich dem Städtchen, in welchem er ein Aſyl fand: eine arme Leiche wird durch das Stadtthor hinausgetragen und der Leichenzug gebietet der Karawane Halt. Der Todte iſt gerade derjenige, den ſie ſucht: Firduſi — der Dornenpfad der Ehre iſt zu Ende gewandert!

Der Afrikaner mit den plumpen Geſichtszügen, den dicken Lippen, den ſchwarzen wolligen Haaren, ſitzt auf den marmornen Stufen des Palaſtes in der Hauptſtadt Portugals und bettelt — er iſt der treuergebene Sclave des Camoens, ohne ihn und ohne die Kupfermünzen, welche dieſem die Vorübergehenden zuwerfen, würde ſein Herr, der Sänger der Luſiade des Hungers ſterben.

Jetzt erhebt ſich ein koſtbares Monument auf dem Grabe des Camoens.

Ein neues Bild!

Hinter dem eiſernen Gitter zeigt ſich ein Mann, blaß wie der Tod, mit langem, ungekämmtem Barte. „Ich habe eine Erfindung gemacht, die größte ſeit Jahrhunderten!“ ruft er, „und man hat mich länger denn zwanzig Jahre hier eingeſperrt gehalten!“ — „Wer iſt der Mann?“ — „Ein Wahnſinniger!“ antwortete der Wärter der Wahnſinnigen! „Auf was ein Menſch doch Alles in der Irre kommen kann! Er bildet ſich ein, man könne ſich durch Dampf vorwärts bewegen!“ — Es iſt Salomon de Caus, der Entdecker der Dampfkraft, deſſen Ahnung, in unklaren Worten ausgeſprochen, von einem Richelieu nicht verſtanden wurde: er ſtirbt in der Irrenanſtalt.

Hier ſteht Columbus, den einſt die Gaſſenbuben verfolgten und verſpotteten, weil er eine neue Welt entdecken wollte — er hat ſie entdeckt! Der Jubel hallt ihm aus Menſchenbruſt und Glockengeläute bei ſeiner ſieggekrönten Rückkehr entgegen, aber die Glocken des Neides übertönen bald jene. Der Weltentdecker, er, welcher das amerikaniſche Goldland aus dem Meere hob und es ſeinem König ſchenkte, er wird mit eiſernen Ketten belohnt! Er wünſcht dieſe Ketten in ſeinen Sarg mitzunehmen, ſie geben Zeugniß von der Welt und von der Art und Weiſe wie die Zeitgenoſſen Verdienſte ſchätzen.

Ein Bild nach dem andern drängt ſich heran, der Dornenpfad der Ehre und des Ruhmes iſt überfüllt:

Hier in finſterer Nacht ſitzt Der, welcher die Mondberge ausmaß, Der, welcher in den unendlichen Raum zu Sternen und Planeten hinausdrang, er, der Mächtige, welcher den Geiſt der Natur vernahm und es empfand, daß die Erde ſich unter ſeinen Füßen bewege: Galiläi. Blind und taub ſitzt er ein Greis, geſpießt an den Dorn der Leiden in den Qualen der Verleugnung, kaum noch im Stande den Fuß zu erheben, denſelben, mit welchem er einſt im Schmerz ſeiner Seele, als man die Wahrheit verwiſchte, die Erde ſtampfend ausrief: „und ſie bewegt ſich doch!“

Hier ſteht ein Weib mit kindlichem Gemüth in Begeiſterung und Glauben — dem kämpfenden Heer trägt ſie das Panier voran, und ſie bringt ihrem Vaterland Sieg und Rettung. Der Jubel ſchallt und der Scheiterhaufen flammt: Jeanne d'Arc, die Hexe wird verbrannt. — Ja, ein künftiges

Jahrhundert ſpuckt aus vor der weißen Lilie: Voltaire, der Satyr des geſunden Menſchenverſtandes, ſingt von „La pucelle."

Auf dem Thing zu Wiborg verbrennt der däniſche Adel die Geſetze des Königs — ſie flammen hoch empor, beleuchten das Zeitalter und den Geſetzgeber, werfen einen Glorienſchein in den finſtern Gefangenenthurm hinein, wo ergraut, gebeugt, mit ſeinem Finger eine Ritze in die ſteinerne Tiſchplatte hineinarbeitend, er, der ehemalige Herrſcher über drei Königreiche ſitzt, der volksthümliche König, der Freund des Bürgers, des Bauers: Chriſtian der Zweite. Feinde ſchrieben ſeine Geſchichte nieder. — Seiner ſiebenundzwanzigjährigen Gefangenſchaft wollen wir gedenken, wenn wir ſeine Blutſchuld nicht leugnen können.

Ein Schiff ſegelt ab und verläßt die däniſchen Strande; am Maſtbaum lehnt ein Mann, zum letzten Male einen Blick auf die Inſel Hveen werfend; — es iſt Tycho Brahe; er hob den Namen Dänemarks bis in die Sterne, und man lohnte ihm mit Kränkungen, mit Schaden und Verdruß — er zieht nach einem fremden Lande: „Der Himmel wölbt ſich überall über mir, was will ich mehr!" ſpricht er, und er ſegelt dahin der berühmte Däne, geehrt und frei in einem fremden Lande!

„Ach frei, wenn ſelbſt nur für die unleidlichen Schmerzen des Leibes!" ſeufzt es durch die Zeiten und dringt an unſer Ohr. Welches Bild! — Griffenfeldt, ein däniſcher Prometheus an die Felſeninſel Munkholm gefeſſelt.

Wir befinden uns in Amerika am Ufer eines der größten Ströme; eine zahlloſe Menſchenmenge hat ſich verſammelt, ein

Schiff, heißt es, ſoll gegen Wind und Wetter, den Elementen trotzend, ſegeln können: Robert Fulton nennt ſich der Mann; welcher dieſe Aufgabe zu löſen glaubt. Das Schiff beginnt die Fahrt; plötzlich aber bleibt es ſtehen — der Haufe lacht laut auf, pfeift und ziſcht, der eigene Vater des Mannes pfeift: „Hochmuth! Tollheit! Jetzt kommt es, wie ers verſchuldet.“ heißt es, „hinter Schloß und Riegel mit dem wahnſinnigen Kopf!“ — Da bricht ein kleiner Nagel, welcher auf Augenblicke die Maſchine hemmte, die Ruder ſchwingen ſich wieder, die Schaufeln brechen aufs Neue die Gewalt der Gewäſſer, das Schiff ſetzt ſeine Fahrt fort——! Der Webebaum des Dampfes kürzt die Stunden in Minuten zwiſchen den Ländern Welt!

Menſchengeſchlecht, erfaſſeſt Du die Seligkeit einer ſolchen Minute des Mitwiſſens, dieſes Durchdrungenſein des Geiſtes von ſeiner Miſſion, dieſen Augenblick, in welchem alle Verzweiflung, jede Wunde, die der Dornenpfad der Ehre ſchlug — ſelbſt diejenige der eigenen Schuld, — ſich in Heil und Kraft und Klarheit verwandelt, die Disharmonie ſich in Harmonie geſtaltet, dieſen Augenblick, in welchem die Menſchen die Offenbarung der göttlichen Gnade gewahr werden durch den Einzelnen und es empfinden, wie dieſer ſie ihnen Allen darbringt!

So zeigt der Dornenpfad der Ehre ſich als eine Glorie, die Erde umſtrahlend; dreimal glücklich hier zum Wanderer auserkoren zu ſein, und ohne Verdienſt, durch die Gnade zwiſchen den Baumeiſter der Brücke, zwiſchen Gott und das Menſchengeſchlecht geſtellt zu werden!

Auf mächtigen Flügeln ſchwebt der Geiſt der Geſchichte durch die Zeiten und zeigt — ermuthigend und tröſtend, milde Gedanken erweckend -- auf nächtlich finſtern Grund in leuchtenden Bildern den Dornenpfad der Ehre, welcher nicht, wie in dem Mährchen, in Glanz und Freude hier auf Erden endet, ſondern über dieſelbe hinaus in Zeit und Ewigkeit deutet!

Tölpel-Hans.

(Eine alte Geſchichte aufs Neue erzählt.)

Tief im Innern des Landes lag ein alter Herrenhof, und dort war wiederum ein alter Gutsherr, welcher zwei Söhne hatte, die ſich ſo witzig und gewitzigt dünkten, daß die Hälfte genügt hätte; dieſe wollten ſich nun um die Königstochter bewerben, denn dieſelbe hatte öffentlich anzeigen laſſen, ſie wolle Denjenigen zum Ehegemahl wählen der ſeine Worte am beſten zu ſtellen wiſſe.

Die Beiden bereiteten ſich nun volle acht Tage auf die Bewerbung vor, die längſte, aber allerdings auch genügendſte Zeit, die ihnen vergönnt war; denn ſie hatten Vorkenntniſſe, und wie nützlich die ſind, weiß Jedermann. Der Eine wußte das ganze lateiniſche Wörterbuch und nebenbei auch ganze drei Jahrgänge vom Tageblatt des Städtchens auswendig, und zwar ſo, daß er Alles von vorne und von hinten, je nach Belieben, herſagen konnte. Der Andere hatte ſich in die Innungsgeſetze hineingearbeitet und wußte auswendig, was jeder Innungsvorſtand wiſſen muß, weshalb er auch meinte, er könne von Staatsaffairen mitreden und ſeinen Senf dazu geben; ferner verſtand er noch Eins: Er konnte Hoſenträger mit Roſen und anderen Blümchen und Schnörkeleien beſtechen, denn er war auch fein und fingerfertig.

„Ich bekomme die Königstochter!“ riefen ſie alle Beide, und ſo ſchenkte der alte Papa einem Jeden von ihnen ein prächtiges Pferd; Derjenige, welcher das Wörterbuch und das Tageblatt auswendig wußte, bekam einen Rappen, der Innungskluge erhielt ein milchweißes Pferd; und dann ſchmierten ſie ſich die Mundwinkel mit Leberthran ein, damit ſie recht geſchmeidig würden. — Das ganze Geſinde ſtand unten im Hofraum und war Zeuge, wie ſie ihre Pferde beſtiegen, und wie von ungefähr kam auch der dritte Bruder hinzu, denn der alte Gutsherr hatte drei Söhne, aber Niemand zählte dieſen dritten mit zu den anderen Brüdern, weil er nicht ſo gelehrt wie dieſe war, und man nannte ihn auch gemeinhin Tölpel-Hans.

„Ei!“ — ſagte Tölpel-Hans — „wo wollt Ihr hin? Ihr habt Euch ja gar in den Sonntagsſtaat geworfen!“

„Zum Hofe des Königs, uns die Königstochter erſchwatzen! Weißt Du denn nicht, was dem ganzen Lande bekannt gemacht worden iſt!“ und nun erzählten ſie ihm den Zuſammenhang.

„Ei, der Tauſend, da bin ich auch dabei!“ rief Tölpel-Hans; und die Brüder lachten ihn aus und ritten davon.

„Väterchen!“ — ſchrie Tölpel-Hans — „ich muß auch ein Pferd haben. Was ich für eine Luſt zum Heirathen kriege! Nimmt ſie mich, ſo nimmt ſie mich, und nimmt ſie mich nicht, ſo nehm' ich ſie. — kriegen thu' ich ſie!“

„Laß das Gewäſch!“ ſagte der Alte: „Dir gebe ich kein Pferd. Du kannſt ja nicht reden, Du weißt ja Deine Worte nicht zu ſtellen: nein, Deine Brüder, ah, das ſind ganz andere Kerle.

„Nun,“ ſagte Tölpel-Hans, wenn ich kein Pferd haben kann, ſo nehme ich den Ziegenbock, der gehört mir ſo wie ſo, und tragen kann er mich auch!“ — und geſagt, gethan. Er ſetzte ſich rittlings auf den Ziegenbock, preßte die Hacken in deſſen Weichen ein, und ſprengte davon, die große Hauptſtraße wie ein Sturmwind dahin. Hei, hop! das war eine Fahrt! „Hier komm' ich!“ ſchrie Tölpel-Hans, und ſang, daß es weit und breit wiederhallte.

Aber die Brüder ritten ganz langſam ihm voraus; ſie ſprachen kein Wort, ſie mußten ſich alle die guten Einfälle überlegen, die ſie an den Tag bringen wollten, denn das ſollte alles recht fein ausſpeculirt ſein!

„Hei!“ ſchrie Tölpel-Hans: „hier bin ich! Seht' mal, was ich auf der Landſtraße gefunden!“ — und er zeigte ihnen eine todte Krähe, die er gefunden hatte.

„Tölpel!“ ſprachen die Brüder, „was willſt Du mit der machen?“

„Mit der Krähe! — die will ich der Königstochter ſchenken!“

„Ja, das thu' nur!“ — ſagten ſie, lachten und ritten weiter.

„Hei — hop! hier bin ich! Seht, was ich jetzt gefunden habe, das findet man nicht alle Tage auf der Landſtraße!“

Und die Brüder kehrten um, damit ſie ſähen, was er wohl nun weiter gefunden haben möchte. „Tölpel!“ ſagten ſie, „das iſt ja ein alter Holzſchuh, dem noch dazu das Obertheil fehlt; wirſt Du auch den der Königstochter ſchenken?“

„Wohl werde ich das!“ erwiederte Tölpel-Hans; und die Brüder lachten und ritten davon; ſie gewannen einen großen Vorſprung.

„Hei hopſaſa! hier bin ich!“ rief Tölpel-Hans; „nein, es wird immer beſſer! heiſa! Nein, es iſt ganz famos!“

„Was haſt Du denn jetzt gefunden?“ frugen die Brüder.

„Oh,“ — ſagte Tölpel-Hans, „das iſt gar nicht zu ſagen! Wie wird ſie erfreut ſein, die Königstochter.“

„Pfui!“ ſagten die Brüder, „das iſt ja reine Schlammerde, unmittelbar aus dem Graben!

„Ja freilich iſt es das!“ ſprach Tölpel-Hans, „und zwar von der feinſten Sorte, ſeht, ſie läuft Einem gar durch die Finger durch!“ und dabei füllte er ſeine Taſche mit dem Schlamm.

Allein die Brüder ſprengten dahin, daß Kies und Funken ſtobten, und deshalb gelangten ſie auch eine ganze Stunde früher als Tölpel-Hans an das Stadtthor; und an dieſem bekam jeder Freier eine Nummer, je nachdem ſie anlangten, und wurden in Reih' und Glied geordnet, ſechs in jede Reihe, und ſo eng zuſammengedrängt, daß ſie die Arme nicht bewegen konnten; und das war ſehr weiſe ſo eingerichtet, denn ſie hätten einander wohl ſonſt das Fell über die Ohren gezogen, blos weil der Eine vor dem Andern ſtand.

Die ganze Volksmenge des Landes ſtand rings um das königliche Schloß in dichten Maſſen zuſammengedrängt, bis an die Fenſter hinauf, um die Königstochter die Freier empfangen zu ſehen; und je nachdem Einer von dieſen in den Saal trat, ging ihm die Rede aus wie ein Licht.

„Das taugt nichts!“ ſprach die Königstochter. „Fort, hinaus mit ihm!“

Endlich kam die Reihe an denjenigen der Brüder, welcher das Wörterbuch auswendig wußte, aber er wußte es nicht mehr, er hatte es ganz vergeſſen in Reih' und Glied; und die Fußdielen knarrten und die Zimmerdecke war von lauter Spiegelglas, daß er ſich ſelber auf dem Kopfe ſtehen ſah, und an jedem Fenſter ſtanden drei Schreiber und ein Oberſchreiber, und Jeder von dieſen ſchrieb Alles nieder, was geſprochen wurde, damit es ſofort in die Zeitung käme und für „Einen Silbergroſchen“ an der Straßenecke verkauft werde. Es war ganz entſetzlich, und dabei hatten ſie dermaßen den Ofen eingeheizt, daß er ganz glühend war.

„Hier iſt eine entſetzliche Hitze, hier!“ — ſprach der Freier.

„Ja wohl! mein Vater bratet aber auch heute junge Hähne!“ ſagte die Königstochter.

„Mäh!“ da ſtand er wie ein Mähäh; auf ſothane Rede war er nicht gefaßt geweſen; kein Wort wußte er zu ſagen, obgleich er was Witziges hatte ſagen wollen. „Mäh!“

„Taugt nichts!“ ſprach die Königstochter. „Fort, hinaus mit ihm!“ und hinaus mußte er.

Nun trat der andere Bruder ein.

„Hier iſt eine entſetzliche Hitze!“ — ſagte er.

„Ja wohl, wir braten heute junge Hähne!“ bemerkte die Königstochter.

„Wie be — wie?“ ſagte er, und alle die Schreiber ſchrieben: wie be — wie!

„Taugt nichts!“ ſagte die Königstochter. Fort, hinaus mit ihm!“

Nun kam Tölpel-Hans daran; er ritt auf dem Ziegenbocke direct in den Saal hinein. „Na, das iſt doch eine Mordhitze hier!“ ſagte er.

„Ja wohl, ich brate aber auch junge Hähne!“ ſagte die Königstochter.

„Ei, das iſt ſchön!“ erwiederte Tölpel-Hans, „dann kann ich wohl eine Krähe mit braten?“

„Mit dem größten Vergnügen!“ ſprach die Königstochter; „aber haben Sie Etwas, worin Sie braten können, denn ich habe weder Topf noch Tiegel.“

„Oh, das hab' ich!“ ſagte Tölpel-Hans. „Hier iſt Kochgeſchirr mit zinnernem Bügel,“ und ſo zog er den alten Holzſchuh hervor, und ſetzte die Krähe hinein.

„Da iſt ja eine ganze Mahlzeit,“ ſagte die Königstochter, „aber wo nehmen wir die Brühe her?“

„Die habe ich in der Taſche!“ ſprach Tölpel-Hans. „Ich habe ſo viel, daß ich ſogar etwas davon wegwerfen kann!“ — und nun goß er etwas Schlammerde aus der Taſche heraus.

„Das gefällt mir!“ ſagte die Königstochter, „Du kannſt doch antworten, und Du kannſt reden, und Dich will ich zum Manne haben! — aber weißt Du auch, daß jedes Wort, welches wir ſprechen und geſprochen haben, niedergeſchrieben wird und morgen in die Zeitung kommt? An jedem Fenſter, ſiehſt Du, ſtehen drei Schreiber und ein alter Oberſchreiber, und dieſer alte Oberſchreiber iſt noch der ſchlimmſte, denn er kann nichts begreifen!“ und das ſagte ſie nur, um Tölpel-Hans zu ängſtigen. Und die Schreiber wieherten ordentlich und ſpritzten dabei Jeder einen Tintenklecks auf den Fußboden.

„Ah, das iſt alſo die Herrſchaft!“ ſagte Tölpel-Hans;

nun ſo werde ich dem Oberſchreiber das Beſte geben!" und damit kehrte er ſeine Taſchen um und warf ihm die Schlammerde gerade ins Geſicht.

„Das war fein gemacht!" ſagte die Königstochter, „das hätte ich nicht thun können! aber ich werde es ſchon lernen!" —

Und Tölpel-Hans wurde König, bekam eine Frau und eine Krone und ſaß auf einem Throne, und das haben wir ganz naß aus der Zeitung des Oberſchreibers und Schreiber-Innungsmeiſters — und auf die iſt nicht zu bauen!"

Am Spittelfenſter.

Nahe beim raſenbedeckten Wall, welcher ſich rings um Kopenhagen zieht, liegt ein großes rothes Haus; Balſaminen und Ambra blicken uns aus den langen Fenſterreihen des Hauſes entgegen, in welchem es ärmlich genug ausſieht, und arm und alt ſind auch die Leute, die darin wohnen. Das Haus iſt das Warton-Spittel.

Sieh da! Am Fenſter lehnt ein altes Mädchen; es zupft das dürre Blatt von der Balſamine ab und blickt hinaus auf den raſenbedeckten Feſtungswall, wo fröhliche Kinder ſpielen. Woran denkt wohl das alte Mädchen? Ein ganzes Lebensdrama rollt ſich vor dem innern Blicke auf.

Die armen Kleinen, wie glücklich ſind ſie, wie fröhlich ſpielen ſie und tummeln ſie ſich! Welche rothe Wangen und Engelsaugen! aber Strümpfe und Schuhe haben ſie nicht an. Sie tanzen auf dem grünen Wall umher gerade an der Stelle, wo, der Sage nach, vor vielen vielen Jahren der Boden ſtets eingeſunken war, und wo man ein unſchuldiges Kind durch Blumen, Spielzeug und Zuckergebackenes, in ein offenes ihm bereitetes Grab lockte; über dem ſpielenden, lächelnd genießenden Kinde ward die Gruft vermauert. Von Stunde an ſenkte ſich aber der Boden nicht mehr, der Wall blieb hoch und feſt liegen und überzog ſich ſchnell mit herrlich grünendem Raſen. Die Kleinen, die jetzt an der Stelle ſpielen, wiſſen nichts von dieſer Sage, ſie würden ſonſt das Kindchen weinen hören dort unten in tiefer Erde, und die Thautropfen jedes Grashalms würden ihnen wie Schmerzensthränen ſein. Sie wiſſen auch nichts von dem Dänenkönig, welcher hier im Angeſicht des ſtürmenden Feindes ſeinen zitternden Hofleuten gegenüber den Schwur that, er wolle mit den Bürgern ſeiner Hauptſtadt ausharren und in ſeinem Neſte ſterben, nichts von den hier kämpfenden Männern oder von den Frauen, welche von hier aus die Feinde mit ſiedendem Waſſer begoſſen, die, weißgekleidet, an der äußern Wallſeite ſich im Schnee verbargen, und von hier aus die Stadt überrumpeln wollten.

Nein, leichten, kindlichen Sinnes ſpielen die ärmlichen Kleinen.

Spiele nur immerhin, Du kleines Mädchen! bald kommen die Jahre — ja die herrlichen Jahre; die Confirmanden ſind eingeſegnet worden, Hand in Hand luſtwandeln ſie auf dem grünenden Wall, Du trägſt ein weißes Kleid, es hat Deiner Mutter viel Schweiß gekoſtet, und doch iſt es aus einem größeren, alten Kleide für Dich zugeſtutzt! Du wirſt auch ein rothes Umſchlagetuch tragen, und wenn es auch viel zu tief herabhängt, nun, ſo ſieht man doch daraus wie groß, wie gar zu groß es iſt! Du denkſt an Deinen Putz und an den lieben guten Gott; ja, herrlich iſt's auf dem grünenden Walle zu luſtwandeln!

Und die Jahre verſtreichen; und ſie haben auch Ueberfluß an finſtern Tagen, Du haſt Dein friſches jugendliches Gemüth, und das führt Dir einen Freund zu, Du weißt ſelbſt nicht wie; Ihr begegnet Euch, wie oft! Ihr luſtwandelt auf dem Walle im frühen Lenze, an dem Buß- und Bettag, an welchem alle Welt auf dem Walle luſtwandelt, und alle Glocken der Kirchthürme dem nahenden Lenze ein Ave läuten.

Noch ſind kaum die Veilchen hervorgeſproſſen, aber dort auf dem Walle, gerade dem alten ſchönen Schloß Roſenborg gegenüber, prangt ein Baum mit den erſten grünenden Knospen. Alljährlich treibt dieſer Baum grüne Zweige, — ach, ſo nicht des Menſchen Herz! Trübe Wolken, in größerer Zahl als der reine nördliche Himmel ſie kennt, ziehen in das Herz eines Menſchen ein. Armes Kind! die Brautkammer Deines Freundes wird ein finſterer Sarg, und Du — wirſt eine alte Jungfer; vom Spittelfenſter aus, hinter der Balſamine ſchauſt Du dereinſt den fröhlichen, ſpielenden Kindern zu, ſiehſt Du Deine eigene Geſchichte ſich erneuern.

Und das iſt das Lebensdrama, welches an dem alten Mädchen vorüberzieht, indem es auf den Wall, den grünen ſonnigen Wall hinausſchaut, wo die Kinder mit den rothen Wangen, baarfuß, ohne Schuhe und Strümpfe, fröhlich aufjauchzen wie die anderen freien Vögelein alle. —

Das Geldſchwein.

In der Kinderſtube lag eine Menge Spielzeug umher; hoch oben auf dem Kleiderſchrank ſtand die Sparbüchſe, welche von Thon und beim Töpfer gekauft war, und zwar in der Geſtalt eines kleinen Schweines; ſie hatte natürlicherweiſe eine Spalte im Rücken und mit einem Meſſer war dieſe Spalte erweitert, ſo daß auch ganze harte Thalerſtücke durchſchlüpfen konnten, und es waren ſchon, außer vielen Groſchen, zwei ſolcher durchgeſchlüpft. Das Geldſchwein war dermaßen vollgeſtopft, daß es nicht mehr klappern konnte, und das iſt das Höchſte, wozu ein Geldſchwein es zu bringen vermag. Da ſtand es nun oben auf dem Schranke, hoch und erhaben, und blickte herab auf Alles, was ſich ſonſt in der Stube befand; es wußte gar wohl, daß es mit dem, was es im Magen hatte, den ganzen Kram hätte kaufen können, und das nennt man ein gutes Bewußtſein haben.

Daran dachten gleichfalls die Anderen, wenn ſie es auch nicht gerade ausſprachen; es gab ja manches Andere zu beſprechen. Der Commodekaſten war halb ausgezogen und dort zeigte ſich eine große hübſche Puppe, wenn ſie auch etwas alt und im Halſe genietet war; ſie ſchaute hinaus und ſagte:

„Jetzt wollen wir Menſchen ſpielen, das iſt doch immer Etwas!“ und nun gerieth Alles in Aufruhr, ſelbſt die eingerahmten Schildereien an der Wand kehrten ſich um, ſie zeigten, daß ſie auch eine Kehrſeite hatten, aber ſie thaten es keineswegs um zu proteſtiren.

Es war tief in der Nacht, der Mond ſchien durch die Fenſterſcheiben und verlieh die billigſte Beleuchtung. Das Spiel ſollte nun beginnen, und Alle, ſelbſt der Kinderwagen, der doch jedenfalls zu dem gröberen Spielzeug zählte, ward zur Betheiligung aufgefordert.

„Jeder hat ſeinen beſonderen Werth!“ ſagte der Wagen, „wir können nicht alle von Adel ſein! Es müſſen welche da ſein, die was ſchaffen, wie man ſagt.“

Das Geldſchwein war der Einzige, an den eine ſchriftliche Einladung erging, es ſtand zu hoch und man war der Anſicht, es würde die mündliche Aufforderung nicht annehmen, und es antwortete auch nicht und ſagte nicht, ob es ſich einſtellen würde, denn es ſtellte ſich nicht ein; wenn es mit dabei ſein ſollte, müſſe es das Spiel vom Hauſe aus genießen, darnach konnten ſie ſich richten, und das thaten ſie auch.

Das kleine Puppentheater wurde gleich ſo aufgeſtellt, daß das Geldſchwein gerade hineinſchauen konnte: ſie wollten mit Komödie anfangen, und ſpäter ſollte Theegeſellſchaft und Verſtandesübung ſein, doch begannen ſie mit dieſer letzteren ſofort: das Schaukelpferd ſprach vom Training und Vollblut, der Kinderwagen von Eiſenbahnen und Dampfkraft — ſchlug das doch Alles in ihr Fach und es gehörte alſo dazu, daß ſie davon ſprachen. Die Stutzuhr ſprach von Politik — tik — tik! ſie wußte was die Glock' geſchlagen, wenn man ſich auch zuflüſterte, ſie ginge nicht richtig; der Rohrſtock ſtand ſteif und ſtolz da, ſich auf ſeine meſſingene Zwinge und ſeinen ſilbernen Knopf was einbildend, war er doch beſchlagen oben und unten; auf dem Sopha lagen zwei geſtickte Kiſſen, hübſch und dumm — und nun ging die Komödie an.

Alle ſaßen und ſchauten dem Spiel zu, und es wurde gebeten, man möge knallen, klatſchen und lärmen, jenachdem man Vergnügen empfinde. Aber die Reitgerte ſagte, ſie knalle nie für die Alten, immer nur für die Jungen, die noch keinen Bräutigam hätten. „Ich knalle für Alles," ſagte die Knallerbſe. „Irgendwo muß man doch ſein!" meinte der Spucknapf; das waren nun ſo die Gedanken, die Jeder hegte, während er der Komödie zuſchaute. Das Stück taugte nichts, aber es wurde gut geſpielt; ſämmtliche Spielende kehrten die bemalte Seite dem Publikum zu, ſie waren ſo gemacht, daß man ſie nur von dieſer Seite und nicht von der Kehrſeite ſehen durfte; und Alle ſpielten ganz ausgezeichnet, ganz über die Lampen hinaus, der Draht war ein wenig zu lang, aber dann thaten ſie ſich auch um ſo mehr hervor. Die genietete Puppe „war ganz hin" ſo ſehr „hin," daß ſie an der genieteten Stelle am Halſe wieder aus einander ging, und das Geldſchwein war in ſeiner Weiſe dermaßen entzückt, daß es den Entſchluß faßte, Etwas für einen der Künſtler zu thun, ihn in ſeinem Teſtament zu bedenken als Denjenigen, welcher mit ihm zuſammen in die Familiengruft beigeſetzt werden ſolle, das heißt wenn es erſt ſo weit wäre.

Es war ein wahrer Genuß, ein ſo wahrer, daß man auf den Thee ganz verzichtete und es bei der Verſtandesübung bewenden ließ, das nannte man Menſchen ſpielen und darin war durchaus gar keine Bosheit, denn ſie ſpielten eben nur — und Jeder dachte blos an ſich und daran, was wohl das Geldſchwein denken möchte, und das Geldſchwein dachte am längſten, es dachte ja an Teſtament und Begräbniß — und wann käme dieſes wohl zu Stande — immerhin viel eher als man es erwartet hätte. — Knack! fiel es vom Schrank herunter; fiel auf den Fußboden und zerſprang in Scherben, und die Groſchen tanzten und hüpften, daß es eine Luſt war, die kleinſten drehten ſich wie ein Kreiſel, die großen rollten davon, namentlich der eine harte Silberthaler, der wollte ordentlich in die Welt hinaus. Und er kam denn auch in die Welt hinaus, und das gelang ihnen Allen insgeſammt; und die Scherben vom Geldſchwein wurden in das Kehrichtfaß gethan, aber auf dem Schranke ſtand wieder Tags darauf ein neues irdenes Geldſchwein; es hatte noch keinen Heller im Magen, weshalb es denn auch nicht klappern konnte, und hierin ähnelte es dem andern, das war immerhin ein Anfang — und mit dem wollen wir ein Ende machen.

Der alte Grabſtein.

In einem der kleinen Provinzialſtädtchen bei einem Manne, der ſein eigen Haus und Hof hatte, war eines Abends um die Jahreszeit, wo es heißt „der Abend wird länger“ der ganze Familienkreis verſammelt; es war noch mild und warm; die Lampe flammte auf dem Tiſche, die langen Vorhänge wallten herab hinter den offenen Fenſtern, an welchen viele Blumentöpfe ſtanden, und draußen unter freiem Himmel war der herrlichſte Mondſchein; — doch davon ſprachen ſie nun freilich nicht, ſie ſprachen von einem alten großen Stein, welcher unten im Hofraum hart an der Küchenthüre lag, auf welchen die Mädchen oft das blank geputzte kupferne Küchengeſchirr hinſtellten, damit es in der Sonne trockene, und wo die Kinder gern herumſpielten, — es war eigentlich ein alter Grabſtein.

„Ja,“ ſagte der Hausherr, „ich glaube der Stein iſt aus der alten abgebrochenen Kloſterkirche; von dort wurden ja die Kanzel, die Epitaphien und die Grabſteine verkauft! Mein Vater erſtand die letzteren, ſie wurden zu Pflaſterſteinen entzweigehauen, dieſen Stein aber behielt man zurück und ſeitdem liegt er unten im Hofe.“

„Man ſieht's ihm wohl an, daß er ein Grabſtein iſt,“ fiel das älteſte der Kinder ein: „man erblickt noch daran ein Stundenglas und ein Stückchen von einem Engel, aber die Inſchrift, die darunter geſtanden, iſt faſt ganz verwiſcht, nur der Name Preben und ein großes S, dicht hinter demſelben, und etwas weiter unten Martha ſind noch zu leſen, aber mehr iſt nicht herauszubringen, und auch das iſt nur deutlich wenn es geregnet hat, oder wenn wir den Stein gewaſchen haben."

„Du lieber Gott, das iſt der Grabſtein von Preben Schwane und ſeiner Frau!" — nahm ein alter Mann das Wort, ſo alt, daß er ſehr wohl der Großvater aller im Zimmer Anweſenden hätte ſein können. „Ja dies war eins der letzten Ehepaare die auf dem alten Friedhofe des Kloſters beerdigt wurden! Es war ein altes ehrwürdiges Paar, ich erinnere mich ſeiner noch aus meinen Knabenjahren her. — Alle kannten es, und Alle hatten es lieb, es war das Alters-Königspaar hier im Städtchen; die Leute ſagten, es beſäße über eine Tonne Goldes, und doch ging es ſehr einfach gekleidet, in den gröbſten Stoffen, aber die Wäſche war immer glänzend weiß; — es war ein ſchönes altes Paar, Preben und Martha! — Wann ſie auf der Bank oben auf der hohen ſteinernen Treppe des Hauſes ſaßen, über welche hinaus die alte Linde ihre Zweige breitet und ſie Einem freundlich und mild zunickten, ſo wurde Einem ordentlich froh dabei. Sie waren ſehr gut gegen die Armen: ſie ſpeiſten ſie, ſie kleideten ſie, und in ihrer Wohlthätigkeit war Vernunft und wahres Chriſtenthum. Die alte Frau ſtarb zuerſt: mir ſteht der Tag noch ganz lebhaft vor Augen! Ich war ein kleiner Knabe und hatte meinen Vater zu dem alten Preben ins Haus begleitet, und wir waren gerade dort, als ſie hinübergeſchlummert war: der alte Mann war tief bewegt und weinte wie ein Kind. — Die Leiche lag noch in der Schlafſtube nebenan wo wir ſaßen, — er ſprach zu meinem Vater und einigen Nachbarn, die dort waren, und ſprach davon, wie einſam es nun bei ihm werden würde, wie gut und treu ſie, die Entſchlafene, geweſen, wie viele Jahre ſie miteinander durchs Leben gewandelt und wie es gekommen, daß ſie ſich hatten kennen lernen und ſich lieb gewonnen; ich war, wie geſagt, ein Knabe, und ſtand nur dort und hörte Dem zu, was die Anderen ſprachen, aber es erfüllte mich in wunderbarer Weiſe, den Worten des alten Mannes zu lauſchen und Zeuge zu ſein, wie er allmälig ganz lebhaft wurde und ſeine Wangen ſich färbten, als er von den Tagen des Brautſtandes und davon ſprach, wie ſchön ſie geweſen, wie viele kleine unſchuldige Umwege er gegangen ſei, um ihr zu begegnen, und er erzählte von dem Hochzeitstage, ſeine Augen leuchteten dabei, er lebte ſich gleichſam zurück in jene Zeit der Freude, und dabei lag ſie in dem Kämmerchen nebenan, todt, eine alte Frau, und er war ein alter Mann und ſprach von der Zeit der Hoffnung! — — ja, ja, ſo geht es! Damals war ich ein Kind nur, und jetzt bin ich alt, alt wie Preben Schwane. Die Zeit verſtreicht und Alles wechſelt! — Ich entſinne mich gar wohl des Tages ihrer Beſtattung, der alte Preben ging dicht hinter dem Sarge einher. Wenige Jahre vorher hatte das Ehepaar ſeinen Grabſtein zurechtmachen laſſen mit Inſchrift und Namen bis auf das Todesjahr; der Stein wurde Abends nach dem Friedhofe gefahren und über das Grab gelegt, — und ein Jahr ſpäter ward er wieder abgewälzt und der alte Preben ſtieg zu ſeiner Ehegattin hinab. — Sie hinterließen bei weitem nicht den Reichthum den die Leute geglaubt und geſagt; was da war, kam an die Familie weitläuftiger Verwandtſchaft, an Solche, von denen man bis dahin gar nichts gewußt hatte. Das alte Haus von Fachwerk mit der Bank auf der hohen ſteinernen Treppe unter der Linde, wurde von Rechtswegen niedergeriſſen, es war zu alt und morſch, als daß man es hätte ſtehen laſſen dürfen. Später als daſſelbe Schickſal die Kloſterkirche traf und als der Friedhof einging, kam der Grabſtein Prebens und Martha's wie alles Andere dort an Denjenigen, der es ankaufen wollte, und nun trifft es ſich doch ſo, daß der Grabſtein nicht entzweigehauen und verwendet worden iſt wie mancher andere, ſondern daß er noch unten im Hofraume liegt, eine Scheuerbank der Mägde, eine Spielſtätte der Kinder. — Die gepflaſterte Straße führt jetzt über die Ruheſtätte des alten Preben und ſeiner Gattin hin. „Niemand denkt mehr an ſie!“

Und der alte Mann, der dieſes Alles erzählte, ſchüttelte wehmüthig den Kopf. „Vergeſſen! — Alles ſoll vergeſſen werden!“ ſprach er.

Und darauf ſprachen ſie im Zimmer von anderen Dingen; aber das jüngſte Kind drinnen, ein Knabe mit großen ernſten Augen, ſtieg auf einen Stuhl hinter den Fenſtervorhängen, und blickte in den Hofraum hinaus, woſelbſt der Mond den alten Stein mit ſeinem hellen Schein übergoß, den alten Stein, der ihm ſonſt leer und flach erſchienen war, jetzt aber da lag, ein ganzes großes Blatt aus einem Chronikbuche. Alles, was der Knabe von dem alten Preben und deſſen Gattin vernommen, wohnte hier dem Stein inne: und er blickte dieſen an, und blickte in den klaren lichten Mond, ſchaute in die reine hohe Luft hinein, und es war gleichſam als leuchte das Antlitz Gottes über die Erde hinaus.

„Vergeſſen! — Alles ſoll vergeſſen werden!“ tönte es drinnen im Zimmer, und in demſelben Augenblicke küßte ein unſichtbarer Engel dem Knaben die Bruſt und die Stirn und flüſterte ihm leiſe zu: Bewahre Du das anvertraute Samenkorn, damit es gedeiht und reift, bewahre es wohl! Durch Dich, mein Kind, ſoll die verwiſchte Inſchrift, der verwitterte Grabſtein in klaren, güldenen Zügen künftigen Geſchlechtern vorgeführt werden! Das alte Ehepaar ſoll wieder Arm in Arm durch die alten Straßen wandeln und lächeln, mit friſchen geſunden Wangen auf der hohen Bank unter der Linde ſitzen, und Arm und Reich zunicken. Das Samenkorn dieſer Stunde, wird durch Jahre zu einer blühenden Dichtung gedeihen. Das Gute, das Schöne wird nicht vergeſſen, es lebt im Liede, es lebt in der Sage.

Suppe auf einem Wurſtſpeiler.

I.

„Das war geſtern ein ausgezeichneter Mittag!“ ſagte eine alte Maus weiblichen Geſchlechts zu Einer, die nicht bei der Feſtmahlzeit geweſen war. „Ich ſaß Nummer einundzwanzig von dem alten Mäuſekönig abwärts; das war nicht gerade ſchlecht placirt! — Wollen Sie jetzt die Anrichtung hören, die Gänge waren ſehr gut geordnet: ſchimmeliges Brot, Speckſchwarte, Talglicht und Wurſt, — und dann wiederum daſſelbe von vorn an; es war ſo gut als hätten wir zwei Feſtmahlzeiten gehabt. Angenehme Stimmung und gemüthlicher Unſinn, wie in einem Familienkreis; nicht das Allergeringſte außer den Wurſtſpeilern blieb übrig; auf dieſe kam dann das Geſpräch, und es wurde ſchließlich auch der Redensart: „Suppe auf Wurſtſchalen“, oder wie es im Nachbarlande ſprichwörtlich heißt: „Suppe auf einem Wurſtſpeiler“ erwähnt; gehört hiervon hatte nun Jedermann, aber Niemand hatte die Suppe gekoſtet, geſchweige ſie jemals zubereitet. Es wurde ein allerliebſter Toaſt dem Erfinder dafür ausgebracht. Derſelbe verdiene Armendirector zu ſein! Nicht wahr, das war witzig? — Und der alte Mäuſekönig erhob ſich und verſprach derjenigen der jungen Mäuſe, welche die mehrerwähnte Suppe am wohlſchmeckendſten zubereiten könne, ſie ſolle ſeine Königin ſein; Jahr und Tag gäbe er ihr Friſt dazu.“

„Das war nicht gerade übel!“ ſagte die andere Maus; „aber wie bereitet man denn die Suppe zu?“

„Ja, wie bereitet man ſie zu! — das fragen auch die andern weiblichen jungen und alten Mäuſe alle. Alle möchten ſie gar gern Königin ſein, aber ungern wollen ſie die Mühe haben, ſich in die weite Welt hinauszubegeben, um die Suppe zubereiten zu lernen, und das würde denn doch nothwendig geſchehen müſſen! Aber es iſt auch nicht Jedem gegeben, die Familie und die alten Winkel zu verlaſſen; draußen geht es nicht alle Tage an Käſerinde und nicht alle Tage riecht man Speckſchwarte; nein, Hunger muß man leiden, ja vielleicht wird man gar von einer Katze lebendig aufgefreſſen!“

Solche Gedanken waren es wohl auch, durch welche die Mehrzahl ſich abſchrecken ließ, nicht in die weite Welt zu gehen und Kenntniſſe zu ſammeln. Es ſtellten ſich nur vier Mäuſe ein, die zur Abreiſe bereit waren; ſie waren jung und flink, aber arm; jede von ihnen wollte ſich nach einer der vier Weltgegenden begeben, es würde ſich dann herausſtellen, welcher von ihnen das Glück günſtig ſei. Jede von ihnen nahm einen Wurſtſpeiler mit, damit ſie eingedenk ſei, weshalb ſie reiſe; der Wurſtſpeiler ſei ihr Wanderſtab.

Anfangs Mai zogen ſie aus, und erſt im Mai des folgenden Jahres kehrten ſie zurück, jedoch nur die drei, die vierte meldete ſich nicht, ließ gar nichts von ſich hören, trotzdem daß der Tag der Entſcheidung da war.

„Ja, dem beſten Vergnügen hängt ſich ſtets irgend ein

Kummer an", ſagte der Mäuſekönig; allein er gab Befehl, ſämmtliche Mäuſe im Unkreiſe vieler Meilen einzuladen; ſie ſollten ſich in der Küche verſammeln; die drei Reiſemäuſe ſtanden in einer Reihe für ſich; für die Vierte, die da fehlte, war ein Wurſtſpeiler, mit ſchwarzem Trauerflor behangen, aufgerichtet. Niemand durfte ſeine Anſicht äußern, bevor nicht der Mäuſekönig geſagt hatte, was da weiter geſagt werden ſolle.

Wir werden hören!

II.

Was die erſte kleine Maus auf Reiſen geſehen und gelernt hatte.

„Als ich in die weite Welt hinauszog" — ſagte die kleine Maus — „wähnte ich, wie es in meinem Alter gar Viele thun, ich hätte ſchon alles Wiſſen verſchlungen; allein das hat man nicht, es vergeht Jahr und Tag, bis man ſo weit gelangt. — Ich ging ſogleich zur See; ich ging mit einem Schiffe, welches gen Norden ſteuerte; ich hatte mir ſagen laſſen, daß der Schiffskoch ſich auf dem Meere zu helfen wiſſen müſſe, allein es iſt ein Leichtes ſich zu helfen wiſſen, wenn man vollauf hat von Speckſeiten, von großen Tonnen mit Pöckelfleiſch und milbigem Mehl; man lebt delicat! aber man lernt nicht, wie man eine Suppe auf einem Wurſtſpeiler kochen könnte. — Wir ſegelten viele Nächte und Tage hindurch, das Schiff ſchaukelte entſetzlich, und ohne Näſſe lief es auch nicht ab. Als wir denn endlich dorthin gelangten, wohin wir ſollten, verließ ich das Fahrzeug es war oben im hohen Norden.

Es iſt gar wunderlich, aus ſeinem eigenen Winkel zu

Haus' herauszukommen, mit einem Schiff gehen, das dann auch ſo eine Art Winkel iſt, und dann plötzlich über hundert Meilen weit ſein und in einem fremden Lande ſtehen. Ich ſah große unwegſame Wälder mit Tannen und Birken, ſie dufteten gar ſtark, ich nieſte, ich dachte an Wurſt. Es waren auch große Seen dort; die Gewäſſer waren, in der Nähe geſehen, ganz klar, aber von der Ferne ſahen ſie wie ſchwarze Dinte aus; weiße Schwäne lagen da, ich glaubte es ſei Schaum, ſo ſtill lagen ſie, aber ich ſah ſie fliegen, ſah ſie gehen und nun erkannte ich ſie; ſie gehören dem Geſchlecht der Gänſe an, das ſieht man wohl am Gange, Niemand vermag ſeine Familienſchaft abzuleugnen! — Ich hielt mich an meine Art, ich ſchloß mich den Wald- und Feldmäuſen an, die übrigens ſehr wenig wiſſen, beſonders was Tractament anbetrifft, und das war es ja gerade, weshalb ich im Ausland reiſte. Der Gedanke, daß eine Suppe auf einem Wurſtſpeiler gekocht werden könne, war ihnen ein ſo außerordentlicher Gedanke, daß er ſofort durch den ganzen Wald von Mund zu Munde ging; daß die Aufgabe gelöſt werden könne, ſei ein Ding der Unmöglichkeit, und am wenigſten dachte ich, daß ich dort, und zwar in der erſten Nacht, in die Zubereitung eingeweiht werden ſollte. Es war im Hochſommer, und deshalb ſagten die Mäuſe dort, dufte der Wald ſo ſtark, ſeien die Kräuter ſo würzig, die Seen ſo klar und doch ſo dunkel mit ihren weißen ſchwimmenden Schwänen.

Am Saume des Waldes, zwiſchen drei oder vier Häuſern, war eine Stange ſo hoch wie der Großmaſt eines Schiffes errichtet, und an der oberſten Spitze derſelben hingen Kränze und flatternde Bänder, es war der Maibaum. Knechte und

Mägde tanzten um den Baum herum und ſangen dazu um die Wette mit der Violine des Spielmannes. Es ging luſtig her bei Sonnenuntergang und im Mondenſchein, aber ich nahm keinen Antheil, — was ſoll eine kleine Maus beim Maitanze! Ich ſaß in dem weichen Moos und hielt meinen Wurſtſpeiler feſt. Der Mond warf ſeine Strahlen namentlich auf einen Fleck, wo ein Baum mit einem ſo außerordentlich feinen Moos ſtand, ja, ich darf faſt ſagen, ſo fein und weich, wie das Fell des Mäuſekönigs, aber es trug grüne Farbe, und die iſt eine Wohlthat für die Augen.

Auf einmal marſchirten nun die wunderlieblichſten kleinen Leute auf, nicht größer als daß ſie mir bis ans Knie reichten; ſie ſahen aus wie die Menſchen, aber ſie waren beſſer proportionirt, ſie nannten ſich Elfen und hatten feine Kleider an von Blumenblättern mit Fliegen- und Mücken-Flügeln-Beſatz; was gar nicht übel ausſah. Es war gleich bei ihrem Erſcheinen, als wenn ſie etwas ſuchten, ich wußte nicht was, aber endlich kamen einige von ihnen auf mich zu, der Vornehmſte deutete auf meinen Wurſtſpeiler und ſagte: „So einer iſt es grade den wir brauchen! der iſt zugeſpitzt, der iſt ausgezeichnet!“ und je länger er meinen Wanderſtab betrachtete, je entzückter ward er.

„Leihen, ja, aber nicht behalten!“ ſagte ich.

„Nicht behalten!“ riefen ſie Alle, erfaßten nun den Wurſtſpeiler, den ich fahren ließ, und tanzten mit ihm nach dem Fleck mit dem feinen Moos hin, wo ſie den Wurſtſpeiler inmitten des Grünen emporrichteten. Sie wollten auch einen Maibaum haben, und den, welchen ſie nun hatten, war denn auch als ſei er für ſie zugeſchnitten. Nun wurde er ausgeſchmückt; ja, das war erſt ein Anblick!

Kleine Spinnen beſpannen ihn mit Golddrath, behingen ihn mit flatternden Schleiern und Fahnen, ſo fein gewebt, ſo ſchneeweiß im Mondenſchein gebleicht, daß es mir die Augen blendete; ſie nahmen Farben von den Flügeln des Schmetterlings und ſtreuten dieſe über das weiße Linnen, und Blumen und Diamanten flimmerten darauf, ich kannte meinen Wurſtſpeiler nicht wieder; einen ſolchen Maibaum, wie der geworden, gab es gewiß in der ganzen Welt nicht mehr. Und jetzt erſt kam die richtige große Elfengeſellſchaft, die war ganz ohne alle Bekleidung, feiner konnte es nicht ſein; und mich lud man ein, das Feſt mit anzuſehen, aber in einer gewiſſen Entfernung, denn ich war ihnen zu groß.

Nun begann aber eine Muſik! Es war als klangen tauſende von Glasglocken, ſo voll, ſo ſtark, ich glaubte, es ſeien die Schwäne, die da ſängen, ja, mir ſchien es, als vernähme ich auch die Stimme des Kuckuks und der Amſel, es war zuletzt, als klinge der ganze Wald mit, da waren Kinderſtimmen, Glockenklang und Vogelgeſang; die wunderherrlichſten Melodien, und all' die Herrlichkeit klang aus dem Maibaum der Elfen, der war ein ganzes Glockenſpiel und war mein Wurſtſpeiler. Daß ſo viel aus ihm hätte herauskommen können, hatte ich nie geglaubt, aber das hängt denn wohl davon ab, in welche Hände er kommt. Ich war ſo ſehr gerührt; ich weinte wie eine kleine Maus weinen kann, vor lauter Vergnügen.

Die Nacht war gar zu kurz, allein ſie iſt nun einmal um die Zeit nicht länger dort oben. In der Morgendämmerung kamen die wehenden Lüfte, der Waſſerſpiegel des Waldſees kräuſelte ſich, alle die feinen ſchwebenden Schleier und Fahnen flatterten dahin in der Luft; die ſchaukelnden Guirlanden von Spinnengewebe, die hängenden Brücken und Baluſtraden, wie ſie nun alle heißen, flatterten davon, als ſeien ſie gar Nichts; ſechs Elfen trugen mir wieder meinen Wurſtſpeiler zu, indem ſie mich zugleich fragten, ob ich irgend einen Wunſch hege, den ſie zu erfüllen vermöchten; da bat ich ſie, mir ſagen zu wollen, wie man Suppe auf einem Wurſtſpeiler koche.

„Wie wir es thun?“ ſagte der Vornehmſte unter den Elfen und lächelte, „das haſt Du ja doch ſo eben geſehen! Du kannteſt wohl kaum Deinen Wurſtſpeiler wieder?“

„Sie meinen es nun ſo in der Weiſe!“ dachte ich, und erzählte nun ganz einfach, weshalb ich mich auf der Reiſe befände und was man ſich in der Heimath von dieſer Küche verſpräche. „Welcher Nutzen“, frug ich, erwächſt dem Mäuſekönig und unſerem ganzen mächtigen Reiche dadurch, daß ich all' dieſe Herrlichkeit mit angeſehen habe; ich vermag es doch nicht, ſie aus dem Wurſtſpeiler zu ſchütteln und zu ſagen: Seht, hier iſt der Wurſtſpeiler, jetzt kommt die Suppe! das wäre denn doch eine Art Anrichtung wenigſtens, — wenn man ſatt wäre!“

Da ſenkte der Elf ſeinen kleinen Finger in den Kelch eines blauen Veilchens und ſprach zu mir: „Gieb Acht! Hier beſtreich ich Deinen Wanderſtab, und wenn Du in Deiner Heimath in das Schloß des Mäuſekönigs trittſt, dann berühre mit dem Stäbchen die warme Bruſt Deines Königs, und es werden Veilchen ſprießen, die den ganzen Stab bedecken, ſelbſt zur kälteſten Winterzeit. Und damit habe ich Dir denn doch wohl Etwas mit nach Hauſe gegeben und noch ein wenig mehr!“ — Allein bevor die kleine Maus ſagte, was dieſes „ein wenig mehr" ſei, richtete ſie ihren Stab auf die Bruſt des Königs, und in der That, das ſchönſte Veilchen-Sträuschen ſproß hervor, und duftete ſo ſtark, daß der Mäuſekönig den Mäuſen, welche dem Schornſtein am nächſten ſtanden, befahl, ihre Schwänze ſofort ins Feuer zu ſtecken, damit man ein wenig brandigen Geruch verſpüre, denn der Veilchenduft ſei nicht auszuhalten, der ſei nicht die Sorte, die man liebe.

„Aber was war das „Mehr", von dem Du ſprachſt?" fragte der Mäuſekönig.

„Ja", ſagte die kleine Maus, „das iſt, glaube ich, Das, was man den Effekt nennt!" Und darauf kehrte ſie den Wurſtſpeiler um, und ſiehe, keine einzige Blume mehr war an demſelben zu erblicken, ſie hielt nur den nakten Speiler, und dieſen hob ſie, wie man den Taktſtock hebt.

„Veilchen" — ſagte mir der Elf, „ſind für den Anblick, für den Geruch und das Gefühl, es bleibt demnach noch übrig, auch auf das Gehör und den Geſchmack Bedacht zu nehmen!" — Und nun ſchlug des Mäuschen den Takt; das war eine Muſik, nicht wie ſie im Walde beim Feſte der Elfen erklang, nein, wie ſie in der Küche zu vernehmen iſt. Das war ein Gekoche und Gebrate! Es kam ganz plötzlich, als wenn der Wind durch alle Eſſen brauſe, als wenn Keſſel und Töpfe überkochten. Die Feuerſchaufel hämmerte auf den meſſingenen Keſſel, und dann, — ganz plötzlich ward es wieder ſtill: man vernahm das leiſe, gedämpfte Geſinge des Theekeſſels, und wunderlich war das anzuhören, man konnte nicht recht unterſcheiden, ob der Keſſel zu kochen beginne, oder aufhöre; und der kleine Topf brodelte und der große Topf brodelte, einer kümmerte ſich nicht um den andern, es war, als ſei gar keine Vernunft im Topfe.

Und die kleine Maus ſchwang ihren Tactſtock immer wilder, — die Töpfe ſchäumten, warfen große Blaſen, kochten über, der Wind brauſte und pfiff durch den Schornſtein — huha! es ward dermaßen entſetzlich, daß die kleine Maus ſelbſt den Stock verlor.

„Das war eine ſchwere Suppe!“ ſagte der Mäuſekönig; „kommt nun nicht bald die Anrichtung?“

„Das war das Ganze!“ erwiderte die kleine Maus und verneigte ſich.

„Das Ganze! — Nun dann möchten Wir vernehmen, was die nächſte zu berichten hat!“ ſprach der Mäuſekönig.

III.

Was die zweite kleine Maus zu erzählen wußte.

„Ich bin in der Schloßbibliothek geboren,“ ſagte die andre Maus; „ich und mehrere unſerer Familienglieder haben nie das Glück gekannt, in den Speiſeſaal, geſchweige in die Speiſekammer zu gelangen; erſt auf meiner Reiſe und heut hier erblickte ich eine Küche. Wir mußten in der That oft Hunger leiden in der Bibliothek, aber wir bekamen viele Kenntniſſe. Zu uns hinauf gelangte das Gerücht von dem königlichen Preis, ausgeſetzt für Denjenigen, der Suppe auf einem Wurſtſpeiler zu kochen verſtehe, und da war es denn meine alte Großmutter, die ein Manuſcript hervorſuchte, das ſie zwar nicht leſen konnte, das ſie jedoch vorleſen gehört hatte, und in welchem geſchrieben ſtand: „„iſt man ein Dichter, ſo kann man Suppe auf einem Wurſtſpeiler kochen.““ Sie fragte mich, ob ich Dichter ſei. Ich fühlte mich in der Beziehung unſchuldig, und ſie ſagte, alsdann müſſe ich hinaus und machen, daß ich es werde; ich fragte wiederum, was wohl dazu erforderlich ſei, denn es hatte für mich gerade ſo viel Schwierigkeit das herauszufinden, als die Suppe zuzubereiten; doch die Großmutter hatte vieles vorleſen gehört, ſie ſagte, es ſeien drei Haupttheile dazu erforderlich: „„Verſtand, Phantaſie, Gefühl, — kannſt Du machen, daß Du dieſe drei für Dich kriegſt, ſo biſt Du Dichter, und dann wird es Dir ſchon ein Leichtes mit dem Wurſtſpeiler ſein.““

Und ich ging ab und ſchritt gen Weſten in die weite Welt hinaus, damit ich ein Dichter werde.

Verſtand iſt in jedem Dinge das Wichtigſte, das wußte ich, die beiden andern Theile genießen lange nicht die Achtung! und ich ging demnach zuerſt nach dem Verſtande aus. Ja, wo wohnt der wohl? Geh' zur Ameiſe und lerne Weisheit! hat ein großer König der Juden geſagt, das wußte ich von der Bibliothek her, und ich hielt nicht an, bis ich an den erſten großen Ameiſenhaufen gelangte, dort legte ich mich auf die Lauer um weiſe zu werden.

Die Ameiſen ſind ein ſehr reſpectables Völkchen, ſie ſind lauter Verſtand, Alles bei ihnen iſt wie ein richtiges Rechenexempel, welches aufgeht. Arbeiten und Eier legen, ſagen ſie, heißt in der Zeit leben und für die Nachwelt ſorgen, und das thun ſie denn auch. Sie theilen ſich in die reinen Ameiſen und die ſchmutzigen; der Rang wird durch eine Nummer bezeichnet; die Ameiſenkönigin iſt Nummer Eins und ihre Anſicht die allein richtige, ſie hat aller Welt Weisheit inne, und das war für mich zu wiſſen von Wichtigkeit! Sie ſprach ſo Vieles und es war ſo klug, daß es mir wie dumm vorkam.

Sie ſagte, ihr Ameiſenhaufen ſei das Höchſte in der Welt, aber dicht neben dem Haufen ſtand nichtsdeſtoweniger ein Baum, welcher höher, viel höher war, das konnte nicht abgeleugnet werden, — und ſo ſprach man nicht davon. Eines Abends hatte ſich eine Ameiſe auf dem Baum verirrt, war den Stamm hinangekrochen, nicht einmal bis zur Krone, aber doch höher, als irgend eine Ameiſe bis dahin gelangt war, und als ſie umkehrte und wieder nach Hauſe kam, erzählte ſie nun von etwas weit Höherem, welches ſie draußen gefunden habe, aber das fanden alle Ameiſen beleidigend gegen die ganze Geſellſchaft, und die Ameiſe wurde deshalb zum Maulkorb und zu immerwährender Einſamkeit verurtheilt. Allein kurze Zeit darauf gelangte eine andere Ameiſe an den Baum und machte dieſelbe Reiſe und dieſelbe Entdeckung, und ſie ſprach davon mit Bedächtigkeit und Undeutlichkeit, wie es hieß, und da ſie außerdem eine geachtete Ameiſe und eine der reinen war, ſo glaubte man ihr, und als ſie ſtarb, errichtete man ihr eine Eierſchale als Denkmal, denn man hegte große Achtung vor den Wiſſenſchaften. „Ich ſah“, ſagte die kleine Maus, „daß die Ameiſen immer mit ihren Eiern auf dem Rücken umherliefen; eine verlor einmal ihr Ei, ſie gab ſich viele Mühe es wieder aufzuheben, allein es wollte ihr nicht gelingen, da kamen zwei andere hinzu, die halfen ihr aus Leibeskräften, ſo daß ſie beinahe ihre eigenen Eier dabei verloren hätten, alsdann ließen ſie aber auch augenblicklich in ihrer Hilfe nach, denn man iſt ſich ſelbſt am nächſten, und die Ameiſenkönigin ſagte hiervon, es ſei ſo Herz und Verſtand an den Tag gelegt worden. „Dieſe beiden ſtellen uns Ameiſen auf die höchſte Stufe unter allen Vernunftweſen; der Verſtand muß durchaus in hervorragender Weiſe zugegen ſein, und ich habe den größten Verſtand!" und dabei richtete ſie ſich auf den Hinterbeinen empor, ſie war nicht zu verkennen, — ich konnte mich nicht irren: und ich verſchlang ſie. Geht zu den Ameiſen, um Weisheit zu lernen: — ich hatte jetzt die Königin!"

Ich begab mich nun näher an den ſchon mehrerwähnten großen Baum heran; derſelbe war eine Eiche, hatte einen hohen Stamm, eine volle weit ausgebreitete Krone und war ſehr alt; ich wußte, daß hier ein lebendes Geſchöpf wohne, ein Weib, Dryade wird es genannt, wird mit dem Baum geboren und ſtirbt auch mit demſelben; ich hatte davon auf der Bibliothek gehört; nun ſah ich einen ſolchen Baum, ein ſolches Eichenmädchen. Es ſtieß einen entſetzlichen Schrei aus, als es mich ſo in der Nähe erblickte; es fürchtete ſich wie alle Frauen ſehr vor Mäuſen; und es hatte denn auch mehr Grund dazu als alle andern, denn ich hätte den Baum durchnagen können, an welchem ja ſein Leben hing. Ich ſprach dem Mädchen freundlich und innig zu, flößte ihm Muth ein, und es nahm mich in ſeine zarte Hand, und als ich ihm erzählt, weshalb ich in die weite Welt gegangen ſei, verſprach es mir, ich ſollte vielleicht noch an demſelben Abend einen der zwei Schätze haben, die ich noch ſuchte. Es erzählte mir, daß Phantaſus ſein ſehr guter Freund, daß er ſo ſchön wie der Liebesgott ſei, und daß er manche Stunde unter den belaubten Zweigen des Baumes ruhe, die dann noch kräftiger über ſie Beide ſäuſelten, er nenne es ſeine Dryade, ſagte es, den Baum ſeinen Baum, die knorrige ſchöne Eiche ſei gerade nach ſeinem Sinne, die Wurzel breite ſich tief und feſt in der Erde aus, der Stamm und die Krone heben ſich hoch empor in die friſche Luft und kannten en ſtöbernden Schnee, die ſcharfen Winde und den warmen

Sonnenſchein, wie dieſe gekannt ſein müſſen. „Ja,“ fuhr die Dryade fort und ſagte, „die Vögel ſingen dort oben in der Krone und erzählen von fremden Gefilden, die ſie beſuchten, und auf dem einzigen dürren Zweige hat der Storch ſein Neſt gebaut, das putzt ſchön aus und man bekommt auch ein wenig aus dem Land der Pyramiden zu hören. Das Alles gefällt denn Phantaſus, es genügt ihm aber doch nicht, ich ſelbſt muß ihm erzählen von dem Leben im Walde, und muß zurückgreifen in meine Kindheit, als ich klein und der Baum zart war, ſo zart, daß eine Brennneſſel ihn überſchattete, und Alles erzählen bis jetzt, wo der Baum ſo groß und ſtark geworden iſt. Setze Du Dich nun dort unter den grünen Waldmeiſter und gieb wohl Acht, ich werde, wenn Phantaſus kommt, ſchon Gelegenheit finden, ihn in den Flügel zu kneifen und eine kleine Feder auszurupfen; nimm die Feder — eine beſſere wird keinem Dichter gegeben — dann haſt Du genug!“

Und Phantaſus kam, die Feder wurde ausgerupft und „ich ergriff ſie“, ſagte die kleine Maus, „ich ſteckte ſie in Waſſer und hielt ſie darin, bis ſie erweichte, — ſie war noch ſehr ſchwer verdaulich, aber ich habe ſie doch endlich aufgenagt! Es iſt gar nicht leicht, ſich zum Dichter heranzu*nagen*, es giebt gar Vieles, das man inne haben muß. Nun hatte ich denn die zwei, den Verſtand und die Phantaſie, und durch dieſe wußte ich nun, daß das Dritte in der Bibliothek zu finden ſei, denn ein großer Mann hat geſagt und geſchrieben, daß es Romane giebt, die einzig und allein dazu da ſind, um die Menſchen von ihrem Ueberfluß an Thränen zu befreien, demnach eine Art Schwämme ſind, um die Gefühle aufzuſaugen. Ich erinnerte mich an einige dieſer Bücher, ſie hatten immer ſo appetitlich ausgeſehen, ſie waren ſo geleſen, ſo fettig, ſie müſſen einen unendlichen Schwall in ſich aufgenommen haben.

Ich begab mich zurück in die Bibliothek, fraß gleich ſo gut wie einen ganzen Roman, d. h. das Weiche, das Eigentliche; die Kruſte dagegen, den Einband, ließ ich liegen. Als ich ihn verdaut hatte, und noch einen dazu, vernahm ich ſchon, wie es ſich in meinem Innern regte, ich fraß noch ein Stückchen von einem dritten Roman, und alsdann war ich Dichter, das ſagte ich mir ſelbſt und ſagte es auch den Andern! Ich hatte Kopfſchmerzen und Leibſchmerzen und — ich weiß nicht, was ich alles für Schmerzen hatte; ich dachte nun darüber nach, welche Geſchichten wohl in Beziehung zu einem Wurſtſpeiler gebracht werden könnten, und gar viele Speiler und Stecke und Stäbe und Hölzchen kamen mir in den Gedanken, die Ameiſenkönigin hatte einen ganz außergewöhnlichen Verſtand gehabt; ich erinnerte mich des Mannes, der einen weißen Stecken in den Mund nahm, wodurch ſowohl er wie der Stecken ſich unſichtbar machen konnten; ich dachte an Steckenpferde, an Stabreime, an „den Stab über Einen brechen“ und Gott weiß wie viele Redensarten der Art von Stäben, Stecken und Speilern. Alle meine Gedanken gingen in Speilern, Hölzchen und Stäben auf! und von dieſen müſſe, wenn man ein Dichter iſt, und der bin ich, ich habe mich abgeäſchert, daß ich es endlich geworden bin, auch gedichtet werden können. Ich werde ſomit an jedem Tage der Woche Ihnen mit einem Speiler, einer Hiſtorie aufwarten können, — ja, das iſt meine Suppe!“

„Hören wir, was die Dritte zu ſagen hat!“ befahl der Mäuſekönig.

„Pi, pi!“ ſagte es in der Küchenthüre, und eine kleine Maus, — es war die Vierte von den Mäuſen, die ſich um den Preis bewarben, die, welche die andern ſchon todt wähnten, ſchoß herein wie ein Pfeil. Sie rannte den Wurſtſpeiler mit dem Trauerflor um und um, ſie war Tag und Nacht gelaufen, war auf der Eiſenbahn mit Güterzug gefahren, wozu ſie die Gelegenheit erſpäht hatte, und doch war ſie faſt zu ſpät gekommen; ſie drängte ſich hervor, ſah gar zerzauſt aus, hatte ihren Wurſtſpeiler verloren, aber nicht die Sprache, ſie nahm ſofort das Wort, als wenn man nur ihrer harrte, nur ſie anhören wollte, als wenn alles Andre in der Welt die Welt nichts anginge; ſie ſprach ſofort, ſprach ſich aus; ſie trat ſo unerwartet auf, daß Niemand Zeit gewann, ſich über ſie und über ihre Rede aufzuhalten, während ſie redete. Hören wir zu, was ſie ſprach:

IV.

Was die vierte Maus, ſo ſprach bevor die dritte geſprochen hatte, zu erzählen wußte.

„Ich begab mich ſogleich nach der größten Stadt“, ſagte ſie, „der Name iſt mir entfallen, ich habe ein ſchlechtes Gedächtniß für Namen. Von der Eiſenbahn kam ich mit confiſcirten Gütern aufs Rathhaus und dort angekommen, lief ich in die Wohnung des Schließers. Der Schließer ſprach von ſeinen Gefangenen, namentlich von einem derſelben, der unüberlegte Worte geſprochen hatte; von dieſen Worten waren wieder und wieder Worte gemacht worden, und ſie waren niedergeſchrieben und einregiſtrirt worden; „das Ganze ſei Suppe auf einem

Wurſtſpeiler!“ ſagte der Schließer, „allein die Suppe kann ihm ſeinen Hals koſten!“ Das flößte mir nun Intereſſe für den Gefangenen ein“, ſagte die kleine Maus, „und ich benutzte die Gelegenheit und huſchte zu ihm hinein; ein Mäuſeloch findet ſich hinter jeder verſchloſſenen Thür! Der Gefangene ſah blaß aus, hatte einen großen Bart und große funkelnde Augen. Die Lampe blakte und die Wände waren das ſo gewohnt, ſie wurden deshalb nicht ſchwärzer. Der Gefangene ritzte Bilder und Verſe mit Weiß auf Schwarz, ich las ſie nicht. Ich glaube, er hatte Langeweile; ich war ein willkommener Gaſt. Er lockte mich mit Brotkrümelchen, mit Pfeifen und mit milden Worten, er freute ſich meiner ſehr, ich faßte allmälig Vertrauen zu ihm, und wir wurden Freunde. Er theilte Brot und Waſſer mit mir, gab mir Käſe und Wurſt, ich lebte flott; allein es war doch, das muß ich ſagen, namentlich der gute Umgang, der mich hielt. Er ließ mich auf ſeiner Hand, auf ſeinem Arm, ganz in den Aermel hinauf laufen; er ließ mich in ſeinem Bart herumkriechen, nannte mich ſeinen kleinen Freund; ich gewann ihn in der That lieb; ſo etwas iſt wohl gegenſeitig! Ich vergaß, was ich in der weiten Welt wollte, vergaß meinen Wurſtſpeiler in einer Ritze im Fußboden; dort liegt er noch. Ich wollte bleiben, wo ich war, ginge ich erſt fort, dann hätte ja der arme Gefangene gar Niemand, und das iſt zu wenig in dieſer Welt! — Ich blieb, er blieb nicht! Er redete ſo traurig zu mir das letzte Mal, gab mir doppelt ſo viel Brot und Käſe wie ſonſt, und warf mir darauf Kußhände zu; er ging und kehrte nicht wieder. Ich kenne ſeine Geſchichte, nicht. „„Suppe auf einem Wurſtſpeiler!““ ſagte der Schließer, und zu dieſem ging ich nun hinein; doch ihm hätte ich nicht trauen ſollen; er nahm mich zwar auf ſeine Hand, aber er ſteckte mich in einen Käfig ein, in eine Tretmühle; das iſt entſetzlich! man läuft und läuft und kommt doch nicht weiter, und iſt nur zum Gelächter!

Die Enkelin des Schließers war eine allerliebſte Kleine, ein Lockenkopf, wie das ſchönſte Gold, Augen, wie freudig! und einen Mund, wie lächelnd! „„Du arme kleine Maus!““ ſagte ſie, guckte in meinen häßlichen Käfig hinein, zog den eiſernen Stecken heraus — und ich ſprang aufs Fenſterbrett herab, von dort hinaus auf die Dachrinne. Frei! Frei! nur das allein dachte ich, nicht an das Ziel der Reiſe!

Es war finſter, die Nacht zog herauf; ich logirte mich in einem alten Thurm ein, dort wohnte ein Wächter und eine Eule; ich traute Keinem von Beiden, am wenigſten der Eule; ſie gleicht einer Katze und hat den großen Fehler, daß ſie Mäuſe frißt; allein man kann ſich irren, und das that ich; ſie war eine reſpectable, außerordentlich gebildete alte Eule; ſie wußte mehr als der Wächter und eben ſoviel wie ich; die Eulenkinder machten Aufhebens von allen Dingen; „kocht nur keine Suppe auf einem Wurſtſpeiler!“ ſagte die Alte; das waren die härteſten Worte, die ſie hier übers Herz bringen konnte ſie hegte eine zu innige Liebe zu ihrer eignen Familie. Mir flößte ihr Betragen ein ſolches Vertrauen ein, daß ich aus der Ritze, wo ich ſaß, ihr ein „Pip“ zurief; dieſes Vertrauen gefiel ihr ſehr, und ſie verſicherte mich, daß ich unter ihrem Schutz ſtehen ſolle, keinem Thier ſollte es erlaubt ſein, mir Böſes anzuthun, das wolle ſie ſelbſt zum Winter thun, wenn es ſchmale Biſſen ſetze.

Sie war in Allem eine kluge Frau; ſie bewies mir, daß der Wächter nur mit dem Horn, welches loſe an ſeiner Seite hing, heulen könne: „„er bildet ſich entſetzlich viel darauf ein, glaubt, er ſei eine Eule im Thurm. Groß hinaus will es, aber gar winzig iſt es! Suppe auf einem Wurſtſpeiler!““ — Ich bat die Eule, mir das Recept zu der Suppe zu geben, und nun erklärte ſie es mir: „„Suppe auf einem Wurſtſpeiler““ — ſagte ſie, „„ſei nur eine menſchliche Redensart, und ſei in verſchiedener Weiſe zu verſtehen, ein Jeder glaube, ſeine Weiſe ſei die richtigſte; allein das Ganze ſei eigentlich Nichts!““

„Nichts!“ rief ich aus. Das ſchlug mich. Die Wahrheit iſt nicht immer angenehm, aber die Wahrheit geht über Alles! und das ſagte auch die alte Eule. Ich dachte nun darüber nach, und ſah wohl ein, daß ich, wenn ich das brächte, was über Alles geht, ſo brächte ich weit mehr als Suppe auf einem Wurſtſpeiler. Und darauf beeilte ich mich, weiter zu kommen, damit ich noch zu rechter Zeit nach Hauſe käme und das Höchſte und Beſte, das, was über Alles geht: die Wahrheit! bringen könnte. Die Mäuſe ſind ein aufgeklärtes Völkchen und der Mäuſekönig iſt über ſie Alle insgeſammt. Er iſt capable, mich zur Königin zu machen — um der Wahrheit willen!“

„Deine Wahrheit iſt eine Lüge!“ ſagte die Maus, der das Wort noch nicht gegeben war; „ich kann die Suppe zubereiten, und ich werde ſie auch zubereiten.“

V.

Wie ſie zubereitet wurde.

„Ich bin nicht gereiſt,“ ſagte die vierte Maus, „ich blieb im Lande, das iſt das Richtige! Man braucht nicht zu reiſen, man kann hier Alles ebenſo gut bekommen. Ich blieb; ich habe meins nicht von übernatürlichen Weſen gelernt, habe es mir nicht erfreſſen oder gar mit Eulen geredet. Ich habe das meinige durch ſelbſteigenes Denken. Wollt Ihr nun machen, daß Ihr den Keſſel überſetzt! — So! — nun Waſſer hineingegoſſen! — ganz voll — bis an den Rand herauf, ſo! — jetzt gefeuert! — immer brennen laſſen, damit das Waſſer koche, — es muß über und über kochen! — So! — jetzt werft den Speiler hinein! — Wolle nun der Mäuſekönig geruhen, ſeinen Schwanz in das Sprudelkochende hinein zu tauchen und mit dieſem Schwanz umrühren; je länger der König umrührt, um ſo kräftiger wird die Suppe werden; es koſtet gar nichts! Zuthaten ſind nicht erforderlich, — nur umrühren!“

„Kann das ein Andrer nicht thun?“ fragte der Mäuſekönig.

„Nein,“ ſagte die Maus, „nur in des Mäuſekönigs Schwanz iſt die Kraft enthalten!“

Und das Waſſer kochte und ſprudelte, und der Mäuſekönig ſtellte ſich dicht neben den Keſſel, — es war faſt mit Gefahr verknüpft, — und er ſtreckte den Schwanz aus, ſo wie es die Mäuſe in der Milchkammer thun, wenn ſie einen Napf Milch abrahmen, und ſich den rahmigen Schwanz hinterher ablecken, aber er kam mit ſeinem Schwanz nur bis in die heißen Waſſerdämpfe hinein, dann ſprang er ſofort vom Schornſtein herunter.

„Das verſteht ſich, natürlicherweiſe, Du biſt meine Königin!“ rief er; „mit der Suppe wollen wir es bewenden laſſen, bis zu unſerer goldnen Hochzeit, denn ſo haben die Armen meines Reiches, die da beſpeiſt werden ſollen, Etwas, worauf ſie ſich freuen können, und haben eine lange Freude!“

Und darauf machten ſie Hochzeit; aber mehrere der Mäuſe, als ſie nach Hauſe zurückkehrten, ſagten: „Suppe auf einem Wurſtſpeiler ſei das denn doch eigentlich nicht zu nennen, es ſei eher Suppe auf einem Mäuſeſchwanz!“ — Dieſes und Jenes von Dem, was erzählt worden war, fanden ſie ganz gut gegeben; das Ganze aber hätte anders ſein können! „ich würde es nun ſo erzählt haben, und ſo — — und ſo — —!“

Das war die Kritik, und die iſt immer ſo klug — hinterdrein.

Und dieſe Geſchichte ging in die weite Welt überall hinaus, die Meinungen von ihr waren getheilt, allein die Hiſtorie ſelbſt blieb ganz; und das iſt das Richtigſte, im Großen wie im Kleinen, ſo auch in Betreff der Suppe auf einem Wurſtſpeiler, man erwarte nur keinen Dank dafür.

Die Nachtmütze des Hageſtolzen.

Es giebt in Kopenhagen eine Straße, die den ſonderbaren Namen „Hyskenſträde“ trägt. Woher dieſer Name und was bedeutet derſelbe? — Es ſoll deutſch ſein, aber hier hat man dem Deutſchen Unrecht gethan: „Häuschen“ müſſe man ſagen und nicht „Hysken“, denn hier ſtanden ehemals, und zwar viele Jahre hindurch, einige kleine Häuſer, die jedoch größtentheils weiter nichts als hölzerne Buden waren, faſt wie wir ſie jetzt auf den Jahrmärkten und Meſſen erblicken. Ein wenig größer waren ſie wohl und hatten Fenſter, allein die Scheiben derſelben beſtanden aus Horn oder aus Blaſe, denn es war damals zu theuer, in allen Häuſern Glasfenſter zu haben. Aber es iſt denn auch weit in der Zeit zurück, ſo weit, daß Großvater und Urgroßvater, als er davon erzählte, auch in „alten Zeiten“ ſagte; es ſind mehrere Jahrhunderte her.

Die reichen Kaufherren in Bremen und Lübeck betrieben Handel in Kopenhagen; ſelbſt perſönlich ließen ſie ſich jedoch nicht in der Stadt nieder, ſie ſandten ihre Handlungsdiener, und dieſe wohnten in den hölzernen Buden in der Häuschenſtraße und hielten Bier und Spezereien feil. Das deutſche Bier war ſchön, und es gab gar viele Sorten, als da ſind Bremer und Brüſſinger und Emſer Bier, — ja Braunſchweiger Mumme; und nun alle die Spezereien, Safran, Anis, Ingwer, und namentlich Pfeffer; ja der Pfeffer war der bedeutendſte Artikel hier, und deshalb bekamen auch die deutſchen Handlungsdiener in Dänemark den Spitznamen Pfefferjunker, und es war eine Bedingung, die ſie zu Hauſe in Lübeck und Bremen eingehen mußten, daß ſie ſich in Kopenhagen nicht verheirathen wollten. Und viele von ihnen wurden recht ſehr alt; ſie mußten ſelbſt um ſich Sorge tragen, allein für die Gemüthlichkeit ſorgen, ſelbſt ihr Feuer löſchen, wenn ſie Feuer hatten; einige unter ihnen wurden recht alte, vereinſamte Knaben mit eigenen Gedanken und eigenen Gewohnheiten. Nach dieſen heißt man nun in Dänemark jede unverheirathete Mannsperſon, die einigermaßen in das geſetzte Alter eingetreten iſt, einen „Pfefferjunker“; — was man Alles wiſſen muß, um die Hiſtorie zu verſtehen.

Man foppt den „Pfefferjunker“ oder wie derſelbe in Deutſchland heißt, den Hageſtolzen, man ſagt, er müſſe die Nachtmütze aufſetzen und ſie über die Augen herabziehen und nur immerfort ſchlafen.

Schneide, ſchneide Holz,
O weh, Du Hageſtolz. —
Die Nachtmütz geht mit Dir zu Bett,
Sie iſt nun einmal gar zu nett!

Ja, ſo ſingt man von dem „Pfefferjunker“, ſo ſpottet man über den armen Hageſtolzen und ſeine Nachtmütze, verſpottet ſie, — gerade weil man ſo gar wenig ihn und ſeine Mütze kannte, — ach, die Nachtmütze möge man ſich ja nimmer wünſchen! und weshalb nicht? Wir werden hören!

Die Häuschengaſſe war in alten Zeiten nicht gepflaſtert, die Leute ſtolperten dort aus einem Loch ins andere, wie in einem aufgefahrenen Hohlweg, und eng war ſie auch: die Buden lehnten eng an einander und ſtanden ſich ſo nah gegenüber, daß oft während der Sommerszeit ein Segel von einer Bude nach der andern über die Gaſſe ausgeſpannt wurde, und alsdann machte der Geruch vom Pfeffer, Safran und Ingwer ſich erſt recht geltend. Hinter den Ladentiſchen ſtanden in der Regel keine Jünglinge; nein, es waren faſt lauter alte Knaben, und ſie ſahen gar nicht ſo aus, wie wir ſie uns wohl denken möchten, z. B. mit Perrücke, Nachtmütze und mit Plüſchhoſen; die Weſte und den Rock ganz bis an den Hals hinauf zugeknöpft, nein, ſo ſah wohl des Großvaters Urgroßvater aus, und ſo iſt der auch abkonterfeit, allein die „Pfefferjunker“ hatten keine überflüſſigen Mittel und ließen ſich nicht porträtiren, und es wäre doch intereſſant geweſen, jetzt ein Bild von Einem derſelben zu beſitzen, ſo wie er dort hinter dem Ladentiſche ſtand oder an Feſttagen zur Kirche wanderte. Sein Hut war hoch und breiträndrig, und zuweilen ſteckte Einer der jüngſten Diener eine Feder an den ſeinen, das wollene Hemd verbarg ſich unter einem überſchlagenen leinenen Kragen, die Jacke lag eng an und war bis oben hinauf zugeknöpft, der Mantel hing frei über dieſelbe, und das Beinkleid ging in die breitnaſigen Schuhe ganz hinab, denn Strümpfe trugen ſie nicht. In dem Gürtel ſteckten das Tiſchmeſſer und der Löffel, ja noch ein großes Meſſer zur Vertheidigung ſteckte in dieſem Gürtel, und ein ſolches that damals oft Noth. In ſolcher Weiſe gerade trug ſich an den Feſttagen der alte Anthon, einer der älteſten Hageſtolze der Häuschen, nur trug er keinen hohen Hut, ſondern anſtatt deſſen eine Caputze und unter dieſer wieder eine geſtrickte Mütze, eine richtige Nachtmütze, an welche er ſich ſo ſehr gewöhnt hatte, daß ſie immer auf dem Kopfe ſaß, und er beſaß dergleichen zwei — Mützen nämlich. Der alte Geſell war gerade „zum malen“, er war ſo mager wie ein Stock, ganz runzelig um Mund und Augen, hatte lange knöcherne Finger und graue buſchige Augenbrauen; über das linke Auge hing ein ganzer Büſchel herab, was zwar nicht gerade ſchön ausſah, ihn aber leicht kenntlich machte. Man wußte von ihm, daß er aus Bremen ſei, aber von dort war er eigentlich doch nicht, dort wohnte nur ſein Herr; er ſelbſt ſtammte aus Thüringen, aus der Stadt Eiſenach, dicht unter der Wartburg. Hiervon ſprach der alte Anthon nicht viel, allein er dachte um ſo mehr daran!

Die alten Handlungsdiener der Häuschengaſſe kamen nicht oft zuſammen, jeder blieb in ſeiner Bude, die ſchon frühzeitig Abends zugemacht wurde, und dann ſah es finſter aus in der Gaſſe. Nur ein matter Lichtſchimmer drang durch die kleine Hörnerſcheibe am Dache, und drinnen in der Bude ſaß, gewöhnlich auf ſeinem Bett, der alte Geſell, in der Hand ſein deutſches Geſangbuch, einen Abendpſalm leiſe ſingend, oder er ging noch tief in die Nacht hinein in der Bude umher und machte ſich allerlei zu ſchaffen; amüſant war das gewiß nicht. Fremd in einem fremden Land iſt ein bittrer Stand; man geht Keinem etwas an, es müßte denn ſein, daß man ihm im Wege ſtünde.

Oft wenn es draußen ganz finſtere Nacht mit Regen und Schnee war, geſtaltete es ſich hier recht öde und düſter; Laternen ſah man nicht, nur die einzige, ſehr kleine, die gerade an dem einen Ende der Gaſſe hing, vor dem Bilde der heiligen Jungfrau, welche an die Mauer dort angemalt war. Man hörte das Waſſer an das Bollwerk des nahen Schloßholmes ſchlagen. Solche Abende werden lang und einſam, wenn man ſich nicht Etwas zu ſchaffen macht. Aus- und einpacken, Düten drehen, die Waagſchalen poliren iſt nicht alle Tage nöthig, dafür unternimmt man dann andere Dinge, und das that auch der alte Anthon, er beſſerte ſelbſt ſeine Sachen aus und flickte ſeine Schuhe. Wenn er dann endlich das Lager ſuchte, ja, dann behielt er nach Gewohnheit die Nachtmütze auf, zog ſie noch etwas tiefer herab, doch bald ſchob er ſie wieder in die Höhe, um nachzuſehen, ob das Licht auch richtig ausgeblaſen ſei, er betaſtete es, drückte den Docht zuſammen, und legte ſich dann wieder hin auf die andere Seite, zog abermals die Nachtmütze herab; aber oft kam ihm dann gleich darauf der Gedanke: ob wohl in dem kleinen Feuertopf unten im Laden auch jede Kohle ganz ausgebrannt, gehörig gedämpft ſei. Ein kleiner Funken kann noch übrig geblieben ſein, kann zünden und Schaden anrichten, und nun erhob er ſich vom Lager, kroch die Leiter — denn Treppe war das nicht zu nennen — hinab, und wenn er dann den Feuertopf erreichte, war kein Funken zu ſehen und er konnte richtig aufs Neue umkehren. Doch, oft war er ſchon die halbe Strecke wieder zurückgekehrt, da fiel es ihm ein, ob wohl die eiſerne Stange vor die Thüre geſchoben, ob wohl die Fenſterläden verriegelt; ja, da mußte er noch einmal hinunter auf den dünnen Beinen Es fror ihn, die Zähne klapperten ihm im Munde, wenn er wieder ins Bett kroch, denn die Kälte iſt erſt recht ſtreng, wenn ſie weiß, daß ſie fort muß. Das Deckbett zog er höher hinauf, über ſich weg, die Nachtmütze zog er noch tiefer über die Augen herab und wendete nun die Gedanken vom Handel und den Mühen des Tages ab. Aber das wurde nicht gerade zur angenehmen Unterhaltung, denn nun kamen alte Erinnerungen und hingen ihre Gardinen auf, und die haben bisweilen Stecknadeln, woran man ſich ſticht, au! ſagt man da; und ſtechen die nun ins blutige Fleiſch hinein und brennen, ſo kann man dadurch Thränen in die Augen bekommen, und das geſchah auch dem alten Anthon oft, heiße Thränen, die klarſten Perlen quollen hervor, ſie fielen auf das Deckbett oder auf den Fußboden, und dann klangen ſie als zerſpränge eine Schmerzensſaite, ſo recht aus vollem Herzen. Sie verdampften wohl, loderten in Flammen auf, allein ſie beleuchteten ihm dann ein Lebensbild, das Bild, welches nimmer aus ſeinem Herzen ſchwand. Trocknete er dann die Augen mit der Nachtmütze, ja, da ward zwar die Thräne und das Bild zerdrückt, allein die Quelle deſſelben blieb, ſie quoll in ſeinem Herzen. Die Bilder traten nicht in der Zeitfolge hervor, die ſie in der Wirklichkeit hatten, ſehr oft kamen die ſchmerzlichſten; auch die freudig wehmüthigen ſtrahlten hervor, aber gerade dieſe warfen dann den größten Schatten.

„Die Buchenwälder Dänemarks ſind ſchön," ſagt man, aber ſchöner noch hob ſich in Anthon's Augen der Buchenwald in der Gegend um die Wartburg herum. Gewaltiger und ehrwürdiger ſchienen ihm die alten Eichen droben um die ſtolze Ritterburg, wo die Schlingpflanzen hin über die Steinblöcke des Felſens hingen; ſüßer dufteten dort die Blüthen des Apfelbaumes, als in dem däniſchen Lande; er empfand dieſes noch gar lebhaft. Eine Thräne rollte ihm über die Wangen und leuchtete; er ſah deutlich in derſelben zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen ſpielen; der Knabe hatte rothe Wangen, gelbes gelocktes Haar, ehrliche blaue Augen, es war der Sohn des reichen Handelsmannes Anthon, er ſelbſt; das kleine Mädchen hatte braune Augen und ſchwarzes Haar, keck und klug ſchaute es drein, es war des Bürgermeiſters Tochter Molly. Dieſe Beiden ſpielten mit einem Apfel. Sie ſchüttelten den Apfel und hörten die Kerne drin klappern. Den Apfel ſchnitten ſie durch, und Jeder von ihnen bekam ein Stück; ſie theilten die Kerne unter ſich und aßen ſie bis auf einen Kern, den wollten ſie in die Erde legen, meinte das kleine Mädchen.

„Dann wirſt Du ſehen, was herauskommt. Etwas, was Du Dir gar nicht denkſt, es kommt ein ganzer Apfelbaum heraus, aber nicht ſogleich!"

Und den Kern legte ſie in einen Blumentopf. Beide waren ſehr eifrig dabei beſchäftigt. Der Knabe grub mit ſeinem

Finger ein Loch in die Erde, das kleine Mädchen legte den Kern hinein und Beide deckten Erde darüber.

„Nun darfſt Du ihn Morgen nicht herausnehmen, um zu ſehen, ob er Wurzel gefaßt hat,“ ſagte Molly, „das darf man nicht! das that ich mit meinen Blumen nur zweimal, ich wollte ſehen, ob ſie wüchſen, damals hatte ich nicht beſſern Verſtand, und die Blumen ſtarben ab!“

Der Blumentopf blieb bei Anthon, und jeden Morgen, den ganzen Winter hindurch beſah er ihn, doch zu ſehen war ſtets nur die ſchwarze Erde. Endlich kam aber der Frühling, die Sonne ſchien wieder warm, da ſproſſen zwei kleine grüne Blätter aus dem Topf hervor.

„Das bin ich und Molly!“ ſagte Anthon, „das iſt allerliebſt, das iſt wunderbar ſchön!“

Bald kam ein drittes Blatt zum Vorſchein; wen ſtellt das vor? Ja, es kam noch eins und noch eins! Jeden Tag, jede Woche wurden ſie größer, die Pflanze geſtaltete ſich zu einem ganzen Baum. — Und dieſes Alles ſpiegelte ſich nun in einer einzigen Thräne, die zerdrückt wurde und verſchwand; aber ſie konnte wiederkehren aus der Quelle — aus dem Herzen des alten Anthon.

In der Nähe von Eiſenach erſtreckt ſich eine Reihe ſteiniger Berge. Einer derſelben iſt abgerundet, ſtreckt ſich hervor vor den anderen und hat weder Bäume, Gebüſch noch Raſen; er heißt der Venusberg; in demſelben hauſt Frau Venus, ein Götzenweib des Heidenthums, Frau Holle nannte man ſie, das wußte und weiß noch jedes Kind um Eiſenach herum. Sie hatte den edlen Ritter Tannhäuſer, den Minneſänger aus dem Wartburger Sängerkreis zu ſich in den Berg hinein gelockt.

Die kleine Molly und Anthon ſtanden oft an dieſem Berge, und einmal ſagte Molly: „Darfſt Du anklopfen und ſagen: Frau Holle! Frau Holle, macht auf, hier iſt Tannhäuſer!“ Aber Anthon wagte es nicht; Molly aber that es, doch ſprach ſie nur die Worte: „Frau Holle! Frau Holle!“ laut und deutlich, das Uebrige murmelte ſie ſo undeutlich in den Wind hinein, daß Anthon überzeugt war, ſie habe eigentlich Nichts geſagt; aber ſo keck ſah ſie dabei aus, ſo muthwillig, wie wenn ſie zuweilen mit andern kleinen Mädchen und ihm im Garten zuſammentrat und dieſe ihn dann alle küſſen wollten, weil er eben nicht geküßt ſein wollte, ſich wehrte und um ſich ſchlug, und ſie allein es dennoch wagte.

„Ich darf ihn küſſen!“ ſprach ſie dann ſtolz, und ſchlang beide Arme um ſeinen Hals; das war *ihre* Eitelkeit und Anthon fügte ſich derſelben und dachte ſich dabei gar nichts.

Wie war Molly ſo allerliebſt, ſo keck. Frau Holle im Berge, ſagte man, ſei auch ſchön, aber ihre Schönheit, hieß es, ſei die des verlockenden Böſen; die größte Schönheit und Anmuth ſei aber die, welche die heilige Eliſabeth, die Schutzheilige des Landes, die fromme thüringiſche Fürſtin beſäße, deren gute Thaten durch Sagen und Legenden hier an ſo manchem Ort verherrlicht ſind. In der Kapelle hing ihr Bild, umſäumt von ſilbernen Lampen; — doch ſie ähnelte durchaus nicht Molly.

Der Apfelbaum, den die zwei Kinder gepflanzt hatten, wuchs Jahr für Jahr und wurde immer größer, ſo groß, daß er in den Garten verſetzt werden mußte, in die friſche Luft, wo der Thau fiel und die Sonne warm ſchien. Und der Baum entfaltete ſich kräftig, ſo daß er dem Winter widerſtehen konnte, und nach dem harten Druck deſſelben war es, als wenn er vor Freuden im Frühling Blüthen triebe; im Herbſt trug er zwei Aepfel, einen für Molly, einen für Anthon; weniger konnte es nicht gut ſein.

Der Baum hatte ſich geſputet. Molly wuchs wie der Baum; ſie war friſch wie eine Apfelblüthe; allein Anthon ſollte dieſe Blume nicht lange ſchauen. Alles wechſelt! Molly's Vater verließ die alte Heimath und Molly zog mit ihm, weit weg; — ja, in unſerer Zeit iſt es durch den Dampf nur eine Reiſe von einigen Stunden, aber damals waren mehr denn eine Nacht und ein Tag nöthig, um ſo weit gen Oſten von Eiſenach zu gelangen, ganz nach dem äußerſten Rand von Thüringen, nach der Stadt, die noch jetzt Weimar heißt.

Und Molly weinte und Anthon weinte; — alle dieſe Thränen zerfloſſen nun in eine einzige Thräne und dieſe trug den rothen herrlichen Schimmer der Freude. Molly hatte ihm geſagt, daß ſie ihn liebe, mehr liebe als alle Herrlichkeit in Weimar.

Es verſtrich ein, ja zwei, drei Jahre verſtrichen, und während dieſer ganzen Zeit kamen zwei Briefe; der eine kam durch den Fuhrmann; den andern brachte ein Reiſender mit;

war es doch auch ein Weg ſo lang und ſchwer und in vielen Bogen an Städten und Dörfern vorüber.

Wie oft hatten nicht Anthon und Molly in Gemeinſchaft die Geſchichte von Triſtan und Jſolde gehört, und gar oft hatte er dabei ſeiner ſelbſt und Molly gedacht, obwohl der Name Triſtan bedeuten ſolle, daß „er ihnen in Kummer geboren ſei“, und das paßte nicht auf Anthon, er würde auch nie wie Triſtan denken können: „ſie hat mich vergeſſen!“ — doch Jſolde vergaß ja auch nicht ihren Herzensfreund, und als Beide in die Erde gebettet, Einer an jeder Seite der Kirche, wuchſen die Linden von ihren Gräbern über das Kirchendach und begegneten ſich dort blühend; das war, ſchien es Anthon, ſo ſchön und doch ſo traurig, — allein traurig konnte es mit ihm und Molly nicht werden, und er pfiff ein Lied des alten Minneſängers Walther von der Vogelweide:

„Unter der Linden,
An der Haide, —“

Und namentlich klang die Stelle ihm ſo ſchön:

„Vor dem Wald mit ſüßem Schall
Tandaradei!
Sang im Thal die Nachtigall. —“

Dieſes Lied lag ihm gar oft auf der Junge, er ſang und pfiff es in der mondhellen Nacht, in welcher er zu Pferde in dem tiefen Hohlweg dahin ritt, um nach Weimar zu gelangen und Molly zu beſuchen. Er wollte unverhofft kommen, und er kam unverhofft.

Bewillkommet wurde er, Wein, den Becher übervoll, fröhliche Geſellſchaft, vornehme Geſellſchaft, ein trauliches Kämmerlein und ein gutes Bett bekam er, und doch war es dort ganz und gar nicht ſo, wie er ſich gedacht und geträumt hatte! Er begriff ſich ſelbſt nicht, er begriff die Andern nicht — allein wir begreifen es! Man kann im Hauſe, in der Familie ſein, und wächſt doch nicht an, man ſpricht mit einander, wie man in einem Poſtwagen ſpricht, kennt einander, wie man ſich in einem Poſtwagen kennt, genirt ſich gegenſeitig, wünſcht, daß man fort wäre oder daß der gute Nachbar fort wäre. Ja, ſo Etwas verſpürte Anthon.

„Ich bin ein ehrliches Mädchen,“ ſagte Molly zu ihm, „ich will es Dir ſelbſt ſagen! Vieles hat ſich geändert ſeitdem wir als Kinder beiſammen waren, es iſt anders geworden, äußerlich und innerlich! Gewohnheit und Wille haben keine Gewalt über unſere Herzen! Anthon! ich möchte keinen Feind an Dir haben, jetzt, wo ich bald weit von hier weg ſein werde! — glaube mir, ich hege die beſten Wünſche für Dich im Herzen, allein Dir ſo gut ſein, wie ich jetzt weiß, daß man einem andern Menſchen gut ſein kann, das bin ich nie geweſen! — Darein mußt Du Dich ergeben! — Lebe wohl, Anthon!“

Und Anthon ſagte gleichfalls Lebewohl. Keine Thräne trat ihm in die Augen, aber er fühlte es, daß er nicht länger Molly's Freund war. Das glühende und das eiskalte Eiſen beißt die Haut von unſerer Lippe, und wir haben daſſelbe Gefühl, wenn wir es küſſen, und er küßte gleich ſehr in die Liebe und in den Haß hinein.

Keine vierundzwanzig Stunden währte es, bis Anthon wieder in Eiſenach anlangte, aber das Pferd, welches er ritt, war auch zu Schanden gerichtet.

„Und wenn auch!“ ſprach er, „ich bin zu Schanden gerichtet und ich will Alles zu Schanden richten, was mich an ſie erinnern könnte, an Frau Holle, Frau Venus, — Du heidniſches Weib! — Den Apfelbaum werde ich zerbrechen, mit der Wurzel ausreißen, nimmermehr ſoll er Blüthen oder Früchte tragen!“

Allein der Baum wurde nicht geknickt, er ſelbſt war geknickt und das Fieber feſſelte ihn an das Lager. Was vermochte wohl ihm wieder aufzuhelfen? — Eine Medicin wurde ihm gereicht, die ſolches wohl vermochte, die bitterſte Medicin, die es giebt, die, welche den kranken Körper, die gedrückte Seele aufrüttelt: Anthon's Vater hörte auf, der reichſte Kaufmann zu ſein. Schwere Tage, Tage der Prüfung, ſtanden vor der Thür; das Unglück brach ein; großen Meereswogen gleich ſtürzte es in das reiche Haus. Der Vater ward ein armer Mann, Kummer und Unglück lähmten ihn; — da mußte Anthon an Anderes denken, als der Liebesqual nachhängen, als Molly zürnen, er mußte nun an die Stelle des Vaters treten, mußte ordnen, helfen, thätig mit anfaſſen, mußte ſelbſt in die weite Welt hinaus, ſein Brod zu verdienen.

Nach Bremen ging Anthon; er verſuchte dort, was Noth und ſchweres Leben heißt, und dieſe machen das Gemüth oft hart, oft weich, gar oft zu weich.

Wie ganz anders war doch die Welt, waren die Menſchen dort, als er ſich in ſeiner Kindheit ſie gedacht hatte. Was waren ihm nun die Lieder der Minneſänger — ein Klingklang, ein verſchwindender Hauch! Ja, ſo dachte er zuweilen, doch zu andern Zeiten klangen jene Lieder ihm in der Seele wieder und er ward frommen Sinnes.

„Gottes Wille iſt das Beſte!“ ſprach er dann, „es war wohlgethan, daß der Herr mich Molly's Herz nicht behalten ließ, daß ſie nicht an mir hangen blieb, wozu hätte das führen ſollen, jetzt, wo das Glück mir ſo den Rücken gewendet? Sie ließ ab von mir, ehe ſie von dieſen Wechſel des Wohlſtands wußte und an das dachte, was bevorſtand. Das war eine Gnade des Herrn gegen mich; Alles iſt zum Beſten geſchehen! Alles weiſe geſchehen! Sie konnte nicht dafür, und ich bin ihr ſo bitter, ſo feindſelig geweſen!“

Und Jahre verſtrichen; Anthons Vater war geſtorben, fremde Menſchen wohnten in dem elterlichen Hauſe. Anthon ſollte es doch wieder ſehen. Sein reicher Herr ſandte ihn auf Geſchäftsreiſen, und der Weg führte ihn in ſeine Geburtsſtadt Eiſenach. Die alte Wartburg ſtand unverändert dort oben auf dem Felſen mit „dem Mönch und der Nonne“ in dem Geſtein ausgehauen; die großen Eichen verliehen dem Ganzen dieſelben Contouren wie um die Zeit ſeiner Kindheit. Der Venusberg ſchimmerte nackt und graulich ins Thal hinein. Gern hätte er gerufen: „Frau Holle, Frau Holle! ſchließt auf den Berg! Ich bliebe dann doch drinnen auf dem heimathlichen Boden!“

Das war ein ſündhafter Gedanke, und er bekreuzigte ſich, um ihn zu verbannen; da ſang ein kleiner Vogel aus dem Gebüſch heraus, und das alte Minnelied kam ihm in den Sinn:

Vor dem Wald mit ſüßem Schall
Tandaradei!
Sang im Thal die Nachtigall.

So gar Vieles tauchte hier in der Stadt ſeiner Kindheit, die er durch Thränen wiederſah, in ſeiner Erinnerung auf. Das elterliche Haus ſtand da wie ehemals, allein der Garten war verändert, ein Feldweg führte über eine Ecke des alten Gartengrundſtücks dahin, und der Apfelbaum, den er nicht geknickt hatte, ſtand dort, aber außerhalb des Gartens, an der andern Seite des Feldwegs, — doch die Sonne warf ihre Strahlen auf den Baum wie ehemals, der Thau ſenkte ſich labend auf ihn herab wie ehemals, er trug reichliches Obſt, das die Zweige zur Erde herabdrückte.

„Der gedeiht!“ ſagte er, „der kann es!“

Einer der großen Zweige des Baums war doch gebrochen, muthwillige Hände hatten es ihm angethan, ſtand doch der Baum jetzt an offener Straße!

„Man bricht von ſeinen Blüthen, ohne einen Dank zu ſpenden, man ſtiehlt ſein Obſt und zerbricht die Zweige. Man könnte, wenn vom Baum wie vom Menſchen geſprochen werden kann, ſagen: Das war ihm nicht an ſeiner Wiege geſungen, daß er ſo daſtehen ſolle. Er begann ſeine Geſchichte ſo ſchön, und was kam dabei heraus? Verlaſſen und vergeſſen.

ein Gartenbaum am Zaune, am Feld und an der Landſtraße! Da ſteht er ohne Schutz, zerzauſt und zerbrochen! Er verwelkt zwar nicht daran, aber mit den Jahren werden der Blüthen weniger an Zahl, die Früchte bleiben endlich ganz aus und zuletzt — ja, zuletzt iſt die Geſchichte aus.“

Das waren Anthons Gedanken unter dem Baume, ſeine Gedanken manche Nacht in der kleinen einſamen Kammer in dem hölzernen Hauſe im fremden Lande in der Häuschengaſſe in Kopenhagen, wohin ſein reicher Herr, der Kaufmann in Bremen, ihn geſandt und ſich dabei ausbedungen, daß er nicht heirathen dürfe.

„Heirathen! Ho, ho!“ lachte er tief und wunderlich.

Der Winter war frühzeitig gekommen, es fror ſcharf; draußen raſte ein Schneeſturm, ſo daß Jeder, der es konnte, im Hauſe blieb; deshalb kam es auch, daß die Nachbarn Anthons, die ihm gegenüber wohnten, es nicht bemerkten, daß ſein Häuschen ſich volle zwei Tage hintereinander nicht aufſchloß, daß er ſelbſt ſich gar nicht blicken ließ — wer ginge wohl in ſolchem Wetter aus, wenn man es nicht nöthig habe!

Das waren graue, finſtere Tage, und in dem Häuschen, wo die Fenſter nicht von Glas waren, herrſchte nur das Dämmerlicht und die finſtere Nacht. Der alte Anthon hatte während der zwei Tage ſein Bett gar nicht verlaſſen, er beſaß nicht die Kraft dazu; die harte Witterung draußen hatte er lange in ſeinen Gliedern verſpürt. Verlaſſen lag der alte Hageſtolz und vermochte nicht ſich zu helfen, er konnte kaum den

Waſſerkrug erreichen, den er vor das Bett hingeſtellt hatte, und der letzte Tropfen aus demſelben war auch ſchon getrunken. Nicht das Fieber, nicht eine Krankheit, ſondern das Alter war es, das ihn lähmte. Dort oben, wo er ſein Lager hatte, umſchattete ihn gleichſam immerwährende Nacht. Eine kleine Spinne, die er aber nicht ſah, ſpann zufrieden und emſig ihr Geſpinnſt über ihn hin, als ſollte doch wenigſtens ein bischen neuer, friſcher Trauerflor wehen, wenn der Alte ſeine Augen ſchlöſſe.

Gar lang und trüb und leer war die Zeit. Thränen hatte Anthon nicht, Schmerzen auch nicht; Melly kam ihm gar nicht in den Sinn; er hatte das Gefühl, als gehe die Welt und ihr Lärm ihm nichts mehr an, als liege er außerhalb der Welt, als denke Niemand an ihn. Einen Augenblick war ihm zu Muthe, als verſpüre er Hunger, auch Durſt, — ja, er verſpürte Beides. Allein Niemand kam, ihn zu laben, Niemand. Er dachte an Diejenigen, die einſt verſchmachteten, erinnerte ſich, wie die heilige Eliſabeth, als ſie hier auf Erden wandelte, ſie, die Heilige ſeiner Heimath und Kindheit, die edle Herzogin von Thüringen, die hochachtbare Frau, wie ſie ſelbſt in die ärmſte Hütte trat, den Kranken Hoffnung und Labung bringend. Ihre frommen Thaten leuchteten in ſeinen Sinn hinein, er gedachte ihrer, wie ſie gekommen und Worte des Troſtes geſpendet, die Wunden der Leidenden gebadet, den Hungrigen Speiſe gereicht, obgleich ihr ſtrenger Gemahl ihr deshalb gezürnt habe. Er gedachte der Sage von ihr, wie ſie den vollen Korb getragen, der Wein und Speiſe enthalten, und ihr Gemahl, der ihre Schritte bewachte, hervorgetreten ſei und im Zorn gefragt habe, was ſie trüge, worauf ſie in Angſt die Antwort gegeben: es ſind Roſen, die ich im Garten gepflückt, — wie er das weiße Tuch vom Korbe abgeriſſen und wie das Wunder dem frommen Weibe geſchehen: Wein und Brot, Alles im Korbe war in Roſen verwandelt.

So lebte die Heilige in Anthon's ſtillem Sinn, ſo ſtand ſie leibhaftig vor ſeinem trüben Geſicht, vor ſeinem Lager in der einfachen hölzernen Bude im Dänenlande. Er entblößte ſein Haupt, ſchaute ihr in die milden frommen Augen, und Alles ringsum war ihm Glanz und Roſen. Ja, die Roſen breiteten ſich duftend aus, es kam ihm ein eigenthümlicher, lieblicher Duft von Aepfeln, er ſah einen blühenden Aepfelbaum, der ſeine Zweige über ihn ausſtreckte, es war der Baum, zu welchem er mit Molly zuſammen den Kern, den Apfelkern gepflanzt.

Und der Baum ſtreute ſeine duftenden Blätter über ſeine heiße Stirn herab und ſie kühlten; ſie fielen auf ſeine verſchmachtenden Lippen, und es war wie labender Wein und Brot, ſie fielen auf ſeine Bruſt, und er fühlte ſich ſo leicht, ſo ſicher und ruhig zum Schlafen.

„Jetzt ſchlafe ich!“ flüſterte er leiſe vor ſich hin; „der Schlaf thut wohl! Morgen bin ich geſund und wieder auf den Beinen! — — Herrlich! — Wundervoll! Den Aepfelbaum, in Liebe gepflanzt, ſchaue ich in himmliſcher Schönheit — —“

Und er ſchlief.

Tags darauf — es war der dritte Tag, daß ſein Laden geſchloſſen geblieben — hatte das Schneegeſtöber aufgehört, und der Nachbar gegenüber ſchritt nun auf das Häuschen zu, das der alte Anthon, der ſich gar nicht mehr blicken ließ, bewohnte. — Anthon lag dort ausgeſtreckt auf ſeinem Lager, todt, ſeine alte Nachtmütze feſt zwiſchen beide Hände gedrückt. Die Mütze ſetzte man ihm nicht auf im Sarge, hatte er doch noch eine, eine reine und weiße!

Wo waren nun die Thränen, die er geweint? Wo waren die Perlen geblieben? — In der Nachtmütze blieben ſie, — die echten gehen in der Wäſche nicht aus — mit der Nachmütze wurden ſie aufgeboben und auch vergeſſen, — die alten Gedanken, die alten Träume aber, ja, die blieben noch immer in der Nachtmütze des Hageſtolzen. Wünſche Dir dieſe nicht! Sie würde Deine Stirn gar heiß machen, Deine Pulſe in Wallung bringen, Träume herauf beſchwören, als wären ſie Wirklichkeit; das erfuhr ſchon der Erſte, der ſie aufſetzte, und das war doch ein volles Halbjahrhundert ſpäter, und der Mann war gar der Bürgermeiſter ſelbſt, der mit Frau und elf Kindern wohl und feſt ſaß und ſchon ſein Schäfchen ganz artig ins Trockne gebracht hatte. Ihm kamen ſofort Träume von unglücklicher Liebe, von Zahlungsunvermögen und von ſchweren Zeiten.

„Hubah! wie die Nachtmütze hitzt!“ rief er aus und riß ſie vom Kopfe herunter, und dabei rollte eine Perle und wieder eine Perle heraus, die da klangen und leuchteten. „Das iſt die Gicht!“ ſagte der Bürgermeiſter; „es flimmert mir vor den Augen!“

Es waren Thränen, vor einem Halbjahrhunderte geweint von dem alten Anthon aus Eiſenach.

Jeder, der ſpäter dieſe Nachtmütze aufſetzte, bekam Viſionen und Träume, die ihn nicht wenig aufregten, ſeine eigene Geſchichte verwandelte ſich in die des Anthon, ſie wurde ein ganzes Märchen, ja viele Märchen, die aber Andere erzählen mögen; wir haben nun das erſte erzählt und mit dem iſt unſer letztes Wort: — wünſche Dir nie die Nachtmütze des Hageſtolzen.

„Etwas.“

„Ich will Etwas ſein!“ ſagte der Aelteſte von fünf Brüdern, „ich will etwas nützen in der Welt; mag es eine noch ſo geringe Stellung ſein, wenn nur Das, was ich ausrichte, etwas Gutes iſt, dann iſt es in der That Etwas. Ich will Mauerſteine machen, die ſind nicht zu entbehren, und ich habe wirklich Etwas gemacht!“

„Aber etwas gar zu wenig!“ ſprach der zweite Bruder, „das, was Du thun willſt, iſt ſo gut wie gar Nichts, das iſt Handlangerarbeit und kann durch eine Maſchine ausgerichtet werden. Nein, dann lieber Maurer ſein, das iſt doch Etwas, das will ich ſein; das iſt ein Stand! Durch den wird man zünftig, wird Bürger, bekommt ſeine eigene Fahne, ſeine eigene Herberge; ja, wenn Alles gut geht, werde ich Geſellen halten können, werde ich Meiſter und meine Frau wird die Frau Meiſterin heißen; das iſt Etwas!“

„Das iſt gar Nichts!“ ſagte der Dritte; „das iſt doch außerhalb der eigentlichen Stände, und es giebt viele ſolche in einer Stadt, die alle weit über einem Handwerksmeiſter ſtehen. Du kannſt ein braver Mann ſein, allein Du gehörſt als „Meiſter“ doch nur zu denen, die man den „gemeinen“ Mann nennt, nein, dann weiß ich etwas Beſſeres! Ich will Baumeiſter ſein, will mich auf das Gebiet der Kunſt, auf das der Speculation begeben, will zu den Höherſtehenden im Reiche des Geiſtes zählen. Zwar muß ich von der Pieke auf dienen, ja, daß ich es gerade heraus ſage: ich muß als Zimmerlehrling anfangen, muß als Burſche mit der Mütze einhergehen, obgleich ich daran gewöhnt bin, einen ſeidenen Hut zu tragen, muß den gewöhnlichen Geſellen Schnaps und Bier holen, und dieſe werden mich Du heißen, das iſt beleidigend! Allein ich werde mir einbilden, daß das Ganze eine Mummerei iſt, daß es Maskenfreiheit iſt! Morgen — das heißt, wenn ich Geſelle ſein werde, gehe ich meinen Weg, die Anderen gehen mich Nichts an! Ich gehe auf die Akademie, bekomme Zeichnenunterricht, heiße Architekt! — Das iſt Etwas, das iſt Viel! Ich kann Wohl-, ja Hochwohlgeboren werden, ja gar noch Etwas mehr bekommen vorn und hinten, und ich baue und baue, gerade wie die Andern vor mir gebaut. Das iſt immer Etwas, worauf man eben bauen kann! Das Ganze iſt Etwas!"

„Ich aber mache mir aus dieſem Etwas gar nichts!" ſprach der Vierte; ich will nicht in dem Kielwaſſer Anderer ſegeln, nicht eine Copie ſein; ich will ein Genie ſein, will tüchtiger daſtehen als Ihr Alle insgeſammt! Ich bin der Schöpfer eines neuen Styls, ich gebe die Idee zu einem Gebäude, paſſend für das Klima und das Material des Landes, für die Nationalität des Volkes, für die Entwickelung des Zeitalters, und gebe außerdem noch ein Stockwerk zu für mein eigenes Genie!"

„Wenn nun aber das Klima und das Material nichts taugen.“ ſagte der Fünfte, Das würde ein unangenehmer Umſtand ſein, denn die üben ihren Einfluß! Die Nationalität kann ſich auch dermaßen erweitern und breit machen, daß ſie affectirt wird, die Entwickelung des Zeitalters kann mit Dir durchgehen, wie die Jugend oft durchgeht. Ich ſehe es ſchon kommen, daß Keiner von Euch eigentlich zu Etwas werden wird, wie ſehr Ihr es auch ſelber glaubt! Aber thut, was Ihr wollt, ich werde Euch nicht ähnlich ſein, ich ſtelle mich außerhalb der Dinge, ich will über Das raiſonniren, was Ihr ausrichtet! An jedem Dinge klebt Etwas, was nicht richtig iſt, etwas Verkehrtes, das werde ich heraustifteln und beſprechen; das iſt Etwas!“

Und das that er denn auch, und die Leute ſagten von dem Fünften: „An Dem iſt beſtimmt Etwas! Er iſt ein guter Kopf! Aber er thut Nichts!“ — Doch, dadurch gerade war er Etwas!

Seht, das iſt nur eine kleine Geſchichte und doch hat ſie kein Ende, ſo lange die Welt ſteht!

Aber, wurde denn weiter Nichts aus den fünf Brüdern? — Das war ja Nichts und nicht Etwas! —

Hören wir weiter, es iſt ein ganzes Märchen.

Der älteſte Bruder, welcher Mauerſteine fabricirte, ward bald inne, daß von jedem Ziegel, wenn derſelbe fertig war, eine kleine Münze, wenn auch nur von Kupfer, abfiel; doch viele Kupferpfennige, auf einander gelegt, machen einen blanken Thaler, und wo man mit einem ſolchen anklopft, ſei es beim Bäcker, beim Schlächter, Schneider, ja bei Allen, dort fliegt die Thüre auf und man bekommt, was man gebraucht; —

ſeht, das werfen die Ziegel ab; — einige zerbröckelten zwar, oder ſprangen entzwei, aber auch für ſolche hatte man Gebrauch.

Auf dem hohen Erdwalle, dem ſchützenden Deich an der Meeresküſte, wollte Margarethe, die arme Frau, ſich ein Häuschen bauen; ſie bekam alle die zerbröckelten Ziegel und noch dazu einige ganze, denn ein gutes Herz beſaß der älteſte Bruder, wenn er es auch in der That nicht weiter brachte, als daß er Mauerſteine anfertigte. Die arme Frau baute ſelbſt ihr Häuschen; es war ſchmal und eng, das eine Fenſter ſaß ganz ſchief, die Thür war zu niedrig und das Strohdach hätte beſſer gelegt werden können, aber Schutz verlieh es immerhin, und weit über das Meer, das ſich mit Gewalt gegen den Wall brach, konnte man von dem Häuschen hinausſchauen; die ſalzigen Wogen ſpritzten ihren Schaum über das ganze Haus, welches noch daſtand, als Derjenige, der die Mauerſteine dazu fabricirt hatte, ſchon längſt todt und begraben war.

Der zweite Bruder, ja, der verſtand nun das Mauern beſſer, war er doch auch dazu angelernt. Als er die Geſellenprüfung beſtanden, ſchnürte er ſeinen Ranzen und ſtimmte das Lied des Handwerkers an:

„Weil ich jung bin, will ich wandern,
Draußen will ich Häuſer bau'n,
Zieh'n von einem Ort zum andern;
Jugendſinn giebt mir Vertrau'n.
Und kehr' ich nun heim ins Vaterland,
Wo die Liebſte harret mein!
Hurrah! im braven Handwerksſtand
Werd' bald ich Meiſter ſein!“

Und das ward er denn auch. Als er zurückgekehrt und Meiſter geworden war, mauerte er in der Stadt ein Haus neben dem andern, eine ganze Straße, und als die Straße vollendet war, ſich gut ausnahm, und der Stadt zur Zierde gereichte, bauten die Häuschen ihm wieder ein Haus, das ſein Eigenthum ſein ſollte. Doch, wie können die Häuſer wohl bauen? Frage ſie, und ſie werden Dir die Antwort ſchuldig bleiben; aber die Leute werden das Wort ergreifen und ſagen: „Allerdings hat die Straße ihm ſein Haus gebaut!" Klein war es und der Fußboden war mit Lehm belegt, aber als er mit ſeiner Braut über den Lehmboden dahintanzte, ward dieſer blank und gebohnt, und aus jedem Stein in der Wand ſprang eine Blume hervor, und ſchmückte das Zimmer wie mit der koſtbarſten Tapete. Es war ein hübſches Haus und ein glückliches Ehepaar. Die Fahne der Innung flatterte vor dem Hauſe und Geſellen und Lehrburſchen ſchrieen: „Hurrah!" Ja, der war Etwas! Und darauf ſtarb er, das war auch Etwas!

Nun kam der Architekt, der dritte Bruder, welcher erſt Zimmerlehrling geweſen, mit der Mütze gegangen war und den Laufburſchen gemacht hatte, aber von der Akademie aus bis zum Baumeiſter geſtiegen war. „Hoch- und Wohlgeborner Herr!" — Ja, hatten die Häuſer der Straße dem Bruder, der Maurermeiſter war, ein Haus gebaut, ſo erhielt nun die Straße ſeinen Namen, und das ſchönſte Haus der Straße wurde ſein Eigenthum; das war Etwas und er war Etwas — und das mit einem langen Titel vorn und hinten. Seine Kinder hieß man „vornehme" Kinder, und als er ſtarb, war ſeine Wittwe eine „Wittwe von Stande“ — das iſt Etwas! und ſein Name blieb für immer an der Straßenecke geſchrieben ſtehen und lebte in Aller Munde als Straßenname — ja, das iſt Etwas!

Darauf kam das Genie, der vierte Bruder, der etwas Neues, etwas Apartes, und noch ein Stockwerk darüber erfinden wollte, aber derſelbe fiel herunter und er ſelbſt fiel auch herunter und brach den Hals; — allein er bekam ein ſchönes Begräbniß mit Innungsfahnen und Muſik, Blumen in der Zeitung und auf der Straße über das Pflaſter dahin, und man hielt ihm drei Leichenreden, die eine länger als die andere, und das wird ihn ſehr erfreut haben, denn er hatte es ſehr gern, wenn von ihm geredet ward; auch ein Monument wurde ihm auf ſeinem Grab errichtet, zwar nur aus einem Stockwerk, aber das iſt immerhin Etwas!

Er war nun geſtorben wie die drei andern Brüder es waren; der letzte aber, der, welcher raiſonnirte, überlebte ſie Alle, und Das war ja eben das Richtige, wie es ſein ſollte, denn dadurch bekam er ja das letzte Wort und ihm war es von großer Wichtigkeit, das letzte Wort zu haben. War er doch ein guter Kopf! ſagten die Leute. — Endlich ſchlug aber auch ſeine Stunde, er ſtarb und kam an die Pforten des Himmels. Dort traten ſtets je zwei heran; er ſtand dort mit einer andern Seele, die auch gern hinein wollte, und dieſe war gerade die alte Frau Margarethe aus dem Hauſe auf dem Deiche.

„Das geſchieht wohl des Contraſtes halber, daß ich und dieſe elende Seele hier zu gleicher Zeit antreten müſſen!“

ſprach der Raiſonneur. „Nun, wer iſt Sie, Frauchen? Will Sie auch hier hinein?“ fragte er.

Und die alte Frau verneigte ſich, ſo gut ſie es vermochte; ſie glaubte, es ſei St. Petrus ſelber, der zu ihr rede. „Ich bin eine alte arme Frau, ohne alle Familie, bin die alte Margarethe aus dem Hauſe auf dem Deiche.“

„Nun, was hat Sie gethan, was ausgerichtet hier unten?“

„Ich habe wahrhaftig gar Nichts in dieſer Welt ausgerichtet! Nichts, wodurch mir hier könnte aufgeſchloſſen werden! Es wird eine wahre Gnade ſein, wenn man erlaubt, daß ich durchs Thor hineinſchlüpfe!“

„In welcher Weiſe hat Sie dieſe Welt verlaſſen?“ fragte er weiter, um doch von Etwas zu reden, da es ihm Langeweile machte, dort zu ſtehen und zu warten.

„Ja, wie ich ſie verlaſſen, das weiß ich nicht! Krank und elend war ich ja während der letzten Jahre, und ich habe es wohl nicht vertragen können, aus dem Bette zu kriechen und in Froſt und Kälte ſo plötzlich hinaus zu kommen. Es iſt ein harter Winter, doch jetzt habe ich es ja überſtanden. Es war einige Tage ganz ſtilles Wetter, aber ſehr kalt, wie Ew. Ehrwürden ja ſelbſt wiſſen, die Eisdecke lag ſo weit übers Meer hinaus, als man nur ſchauen konnte; alle Leute aus der Stadt ſpazierten aufs Eis hinaus, dort war, wie ſie ſagten, Schlittſchuhlaufen und Tanz, glaube ich; große Muſik und Bewirthung war auch da; ſie ſchallte in mein ärmliches Stübchen herein, wo ich lag. Und dann war es ſo gegen Abend, der Mond war ſchön aufgegangen, aber noch nicht recht zu Kräften gekommen; ich blickte von meinem Bette über das ganze weite Meer hinaus, und dort draußen, grade am Rande vom Himmel und Meer tauchte eine wunderliche weiße Wolke empor; ich lag und ſah die Wolke an, ich ſah auch das ſchwarze Pünktchen inmitten der Wolke, das immer größer und größer ward; und nun wußte ich, was das zu bedeuten hatte; ich bin alt und erfahren, obwohl man das Zeichen nicht oft ſieht. Ich kannte es, und ein Grauſen überkam mich. Habe ich doch zwei Mal früher bei Lebzeiten das Ding kommen ſehen, und wußte ich doch, daß es einen entſetzlichen Sturm mit Springfluth geben würde, die über die armen Menſchen draußen käme, die nun tranken, umherſprangen und jubilirten; Jung und Alt, die ganze Stadt war ja draußen; wer ſollte ſie warnen, wenn Niemand dort das ſah und zu deuten wußte, was ich nun kannte. Mir wurde ſo angſt, ich wurde ſo lebendig, wie ich es ſeit langer Zeit nicht geweſen. Aus dem Bette heraus kam ich und zum Fenſter hin, weiter konnte ich mich vor Mattigkeit nicht ſchleppen. Das Fenſter zu öffnen gelang mir aber doch; ich ſah die Menſchen draußen auf dem Eiſe laufen und ſpringen; ich ſah auch die ſchönen Flaggen, die im Winde wehten; ich hörte die Knaben Hurrah ſchreien, Knechte und Mägde ſangen; es ging fröhlich her; aber — die weiße Wolke mit dem ſchwarzen Punkte! — Ich rief, ſo laut ich es vermochte, allein Niemand hörte mich; ich war zu weit von den Leuten. Bald mußte das Unwetter losbrechen, das Eis platzen und Alle, die draußen waren, ohne Rettung verloren ſein. Mich hören konnten ſie nicht, zu ihnen hinauszureichen vermochte ich nicht; o, könnte ich ſie doch aufs Land führen! Da gab der gute Gott mir den Gedanken, mein

Bette anzuzünden, lieber das Haus niederbrennen zu laſſen, als daß die Vielen ſo gar jämmerlich umkommen ſollten. Es gelang mir, ihnen ein Licht aufzuſtecken; die rothe Flamme loderte hoch empor, — ja, ich entkam glücklich aus der Thür, allein vor derſelben blieb ich liegen, ich konnte nicht weiter; die Flamme leckte nach mir heraus, flatterte aus den Fenſtern, loderte hoch aus dem Dache empor; die Menſchen alle draußen auf dem Eiſe wurden ſie gewahr, und Alle liefen ſie, was ſie konnten, um einer Armen zu Hilfe zu eilen, die ſie lebendig verbrennen wähnten; nicht Einer war da, der nicht lief; ich hörte ſie kommen, aber ich vernahm auch, wie es mit einem Male in der Luft brauſte, ich hörte es dröhnen wie ſchwere Kanonenſchüſſe; die Springfluth hob die Eisdecke, die in tauſend Stücke zerſchellte; aber die Leute, ſie erreichten den Wall, wo die Funken über mir dahinflogen; ich rettete ſie Alle! — Doch ich habe wohl die Kälte nicht ertragen können und auch nicht den Schrecken, und ſo bin ich nun hier herauf an das Thor des Himmels gekommen; man ſagt ja, es wird auch ſo einem armen Menſchen, wie ich bin, aufgethan, und jetzt habe ich ja kein Haus mehr unten auf dem Deiche, — doch Das giebt mir wohl keinen Eintritt hier!“

Da öffnete ſich des Himmels Pforte und der Engel führte die alte Frau hinein; ſie verlor ein Bettſtroh draußen, eins der Strohhalme, die in ihrem Lager geweſen, als ſie dasſelbe anzündete, um die Vielen zu retten, und das hatte ſich in das reinſte Gold verwandelt, und zwar in ſolches Gold, das immer wuchs und ſich in den ſchönſten Blumen und Blättern emporrankte.

„Sieh, Das brachte die arme Frau!“ ſagte der Engel. „Was bringſt Du? Ja, ich weiß es wohl, daß Du Nichts ausgerichtet haſt; nicht einmal einen Mauerſtein haſt Du gemacht; wenn Du nur wieder zurückgehen könnteſt und wenigſtens es ſo weit bringen; wahrſcheinlich würde der Stein, wenn Du ihn gemacht, nicht viel werth ſein; doch mit gutem Willen gemacht, wäre es doch immerhin Etwas; allein, Du kannſt nicht zurück, und ich kann Nichts für Dich thun!“

Da legte die arme Seele, das Mütterchen aus dem Hauſe auf dem Deiche, eine Bitte für ihn ein: „Sein Bruder hat alle die Steine und Brocken gemacht und mir geſchenkt, aus welchem ich mein armſeliges Haus zuſammenſtellte, und das war ſehr viel für mich Arme! Könnten nun nicht alle die Brocken und Stücke als ein Mauerſtein für ihn gelten? Es iſt ein Akt der Gnade! Er iſt derſelben jetzt bedürftig und hier iſt ja der Urquell der Gnade!“

„Dein Bruder, Derjenige, den Du den Geringſten nannteſt,“ ſagte der Engel, „Derjenige, deſſen ehrliches Thun Dir am niedrigſten erſchien, ſchenkt Dir ſeine Himmelsgabe. Du ſollſt nicht abgewieſen werden; es ſoll Dir erlaubt ſein, hier außen zu ſtehen und nachzuſinnen, und Deinem Leben dort unten aufzuhelfen, aber hinein gelangſt Du nicht, bevor Du in guter That — Etwas ausgerichtet haſt!“

„Das hätte ich beſſer ſagen können!“ — dachte der Raiſonneur, aber er ſprach es nicht laut aus, und das war wohl ſchon Etwas!

H. C. Anderſen's

Geſammelte Werke.

Vom

Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe.

Dreiundvierzigſter Band.

Geſammelte Hiſtorien.

Dritter Band.

Leipzig
Verlag von J. Wiedemann.
1859.

Geſammelte Hiſtorien.

Von

H. C. Anderſen.

Dritter Band.

Leipzig
Verlag von L. Wiedemann.
1859.

Inhalt.

Seite
Des Schlammkönigs Tochter 7
Am äußerſten Meere 62
Der Flaſchenhals 66
Die letzte Perle 81
Der letzte Traum der alten Eiche 85
Die Schnellläufer 94
Die Glockentiefe 99

Des Schlammkönigs Tochter.

Die Störche erzählen ihren Kleinen gar viele Märchen, alle aus dem Moor und Röhricht; ſie ſind in der Regel dem Alter und der Befähigung angepaßt; die kleinſten Jungen ſind zufrieden, wenn „kribbel, krabbel, plurremurre“ geſagt wird, das finden ſie ſchon ausgezeichnet; allein die älteren wollen einen tiefern Sinn, oder wenigſtens Etwas von der Familie wiſſen. Von den beiden älteſten und längſten Märchen, welche ſich bei den Störchen erhalten haben, iſt uns allen das eine, das von Moſes bekannt, den ſeine Mutter in den Nil ausſetzte, der von des Königs Tochter aufgefunden wurde, eine gute Erziehung genoß und ein großer Mann ward, von dem man ſpäter nicht weiß, wo er begraben liegt. Das iſt ganz gewöhnlich!

Das zweite Märchen iſt noch unbekannt, vielleicht weil es faſt ein ganz inländiſches Märchen iſt. Es iſt von Mund zu Mund, von Storchmama auf Storchmama Tauſende von Jahren hindurch gegangen, und jeder von dieſen hat es beſſer und beſſer erzählt, und wir erzählen es nun am allerbeſten.

Das erſte Storchpaar, welches es brachte und ſich in daſſelbe hineinlebte, hatte ſeinen Sommeraufenthalt auf dem

Balkenhaus des Vikings, welches an dem Wildmoor in Wendſyſſel, das heißt, wenn wir aus der Fülle unſerer Kenntniſſe reden wollen, hart an der großen Moorhaide im Kreiſe Hjörring, hoch oben am Skagen der Nordſpitze von Jütland liegt. Die Wildniß dort iſt noch immer ein ungeheures, weites Moorhaideland, von dem zu leſen ſteht in der amtlichen Kreisbeſchreibung. Ehemals, heißt es, ſei hier Meeresgrund geweſen, der ſich gehoben habe; jetzt erſtreckt ſich das Moorland meilenweit nach allen Seiten, umgeben von feuchten Wieſen und ſchwankendem, gleichſam zitterndem Sumpfgrund, von Torfmoor mit Blaubeeren und verkrüppelten Bäumen. Faſt immer ſchwebt der Nebel über dieſer Landſchaft und vor ſiebenzig Jahren hauſten hier noch die Wölfe. Freilich heißt ſie mit Fug und Recht das „Wildmoor“, und man denkt ſich gar leicht, wie öde und unwegſam es hier ſein mag, wie viel Sumpf und See hier vor tauſend Jahren geweſen! Ja im Einzelnen erblickte man damals hier gerade, was noch zu ſehen iſt: das Röhricht hatte dieſelbe Höhe, trug dieſelbe Art der langen Blätter und veilchenbraunen Federzipfel, die es jetzt noch trägt, die Birke ſtand da mit ihrer weißen Rinde und ihren feinen, loſe herabhängenden Blättern, gerade wie jetzt, und was die lebenden Weſen, die hier verkehrten, betrifft, — ja, die Fliege trug ihr Florkleid von demſelben Schnitt wie jetzt, die Lieblingsfarbe des Storchs war Weiß mit Schwarz und rothen Strümpfen; dagegen hatten die Menſchen damals einen andern Rockſchnitt, als heut' zu Tage, aber Jeden von ihnen, ſei er Jäger oder Knappe, Herr oder Knecht, Jedweden, der auf das ſchwankende, ſchaukelnde Moorland hinaustrat, ereilte vor tauſend Jahrend wie heut' zu Tage Denjenigen, der es zu betreten wagt, daſſelbe Schickſal: er verſank und ging hinab zu dem Schlammkönig, wie ſie ihn nannten, der unten in dem großen Moorreich herrſchte. Gunkelkönig könnte man ihn auch nennen, aber uns gefällt Schlammkönig beſſer, und ſo heißen ihn auch die Störche. Gar wenig weiß man von des Schlammkönigs Regierung, allein das iſt vielleicht ſo gerade gut.

In der Nähe des Moorlandes, hart an dem großen Meeresarm der Nordſee und des Kattegatt, der Lümfjorden heißt, lag das Balkenhaus des Vikings mit ſeinen ſteinernen, waſſerdichten Kellern, mit ſeinem Thurm und ſeinen dreiſätzigen Stockwerken; auf der Dachfirſte hatte der Storch ſein Neſt gebaut, und Storchmama brütete dort die Eier und war ihrer Sache gewiß, daß ihr Brüten zu Etwas führe.

Eines Abends blieb Storchpapa etwas ſehr lange aus, und als er nach Hauſe kam, ſah er merkwürdig aufgebuſtert und eilfertig aus.

„Ich habe Dir etwas ganz Entſetzliches mitzutheilen!" ſagte er zur Storchmama.

„Laß das bleiben!" ſagte ſie, „bedenke, daß ich Eier ausbrüte, es könnte mir ſchaden und alsdann wirkt das auf die Eier!"

„Du mußt es wiſſen!" fuhr er fort. „Sie iſt hier angelangt, die Tochter unſeres Wirthes in Egypten; ſie hat es gewagt, die Reiſe hier herauf zu machen, — und dahin iſt ſie!"

„Sie, die dem Geſchlecht der Feen entſprungen! So erzähle doch! Weißt Du doch, daß ich es nicht vertrage, lange zu warten in der Zeit, wo ich brüte!"

„Siehſt Du, Mütterchen! Sie hat doch an das geglaubt, was der Doctor ſagte und was Du mir erzählteſt; ſie hat daran geglaubt, daß die Moorblumen hier oben ihrem kranken Vater Heilung bringen würden, und ſie iſt im Schwanengefieder, in Begleitung der andern Schwanenprinzeſſinnen, die jedes Jahr hierher nach dem Norden kommen, um ſich zu verjüngen, hergeflogen; ſie iſt hierhergekommen, und dahin ſie iſt!“

„Du machſt Alles ſo weitſchweifig!“ ſagte die Storchmama, „die Eier könnten ſich erkälten! Ich vertrage nicht, in ſolcher Spannung zu ſein!“

„Ich habe aufgepaßt!“ fuhr Storchpapa fort — „und heute Abend, als ich in das Röhricht ging, dort wo der Sumpfgrund mich tragen kann, kamen drei Schwäne an. Ein Etwas an dem Schwunge ſagte mir: aufgepaßt, das iſt nicht ganz Schwan, das iſt nur Schwanengefieder! Ja, Mütterchen, Du haſt es am Gefühl, wie ich es habe, Du weißt, ob es der Rechte iſt oder nicht!“

„Jawohl!“ ſagte ſie, „aber erzähle von der Prinzeſſin; ich habe es ſatt, von dem Schwanengefieder zu hören!“

„Hier, inmitten des Moorgrunds, weißt Du wohl, iſt gleichſam ein See“ — ſprach Storchpapa. „Du kannſt einen Zipfel davon ſehen, wenn Du Dich ein wenig erhebſt; dort, an dem Röhricht und dem grünen Schlick lag ein großer Erlenſtumpf; auf dieſen ſetzten ſich die drei Schwäne, ſchlugen mit den Flügeln und ſchauten um ſich; die Eine warf das Schwanengefieder ab und ich erkannte in ihr ſogleich unſere Hausprinzeſſin aus Egypten. Da ſaß ſie nun ohne irgend ein anderes Gewand als ihre langen, ſchwarzen Haare; ſie bat die beiden andern, das hörte ich, auf das Schwanengefieder wohl Acht zu haben, wenn ſie in die Gewäſſer hinabtauche, um die Blume zu brechen, die ſie dort zu erblicken wähnte. Die Andern nickten, hoben das leere Federkleid empor und nahmen es an ſich. Ei, was die wohl damit beginnen werden, dachte ich, und ſie fragte ſich wahrſcheinlich gerade daſſelbe. Und ſie erhielt Antwort, ja, thatſächliche Antwort: — die Beiden erhoben ſich und flogen empor mit ihrem Schwanengefieder. „„Tauche Du nur hinab,““ riefen ſie, „„Du wirſt nimmermehr im Schwanengefieder fliegen, nimmermehr Egypten wieder ſchauen: Bleib Du in dem Moor hier ſitzen!““ und damit zerriſſen ſie das Schwanengefieder in tauſend Stücke, daß die Federn um und um ſtiebten, als ſei es ein Schneegeſtöber, — und davon flogen ſie, die beiden ſchnöden Prinzeſſinnen!“

„Das iſt ja entſetzlich!“ ſagte Storchmama; „ich halte es nicht aus, mehr davon anzuhören! — „nun, ſage mir doch, was dann Weiteres geſchah.“

„Die Prinzeſſin jammerte laut und weinte, ihre Thränen benetzten den Erlenſtumpf und — dieſer regte ſich dabei, denn er war kein eigentlicher Erlenſtumpf, ſondern der Schlammkönig ſelber, er, der in dem Moorgrund wohnt und herrſcht. Ich ſah es ſelbſt, wie ſich der Baumſtumpf umkehrte, und dann war es kein Baumſtumpf mehr; lange, ſchlammige Zweige ragten aus ihm empor, gleichſam Arme. Da erſchrak das arme Kind heftig und ſprang auf und davon. Sie eilte auf den grünen Schlickboden hinüber, allein der vermag nicht einmal mich zu tragen, vielweniger ſie; ſie verſank ſogleich, und der Erlenſtumpf tauchte gleichfalls unter, — der war es, der ſie hinabzog. Große ſchwarze Blaſen ſtiegen aus dem Moorſchlamm empor und — jede Spur der Beiden war verſchwunden. Jetzt iſt die Prinzeſſin in dem Wildmoor begraben, nimmermehr wird ſie eine Blume nach Egypten bringen. Das Herz wäre Dir zerſprungen, Mütterchen, hätteſt Du das geſehen!"

„So etwas ſollteſt Du mir gar nicht in dieſer Zeit erzählen, es könnten die Eier dadurch leiden! Die Prinzeſſin wird ſich ſchon zu helfen wiſſen! Es ſpringt ihr ſchon Jemand bei! Ja, wäre ich, oder wäreſt Du es geweſen, oder blos Einer von den Unſeren, dann wäre es allerdings aus geweſen!"

„Ich werde aber doch jeden Tag nachſehen, ob etwas paſſirt," ſagte Storchpapa, und ſo that er auch.

Es verſtrich lange Zeit, bis er endlich einen grünen Stengel aus dem tiefen Moorgrund emporſchießen ſah. Als derſelbe den Waſſerſpiegel erreichte, ſproß ein Blatt hervor und entfaltete ſich immer breiter; dicht an demſelben ſetzte eine Knoſpe an, und als der Storchpapa eines Morgens über den Stengel dahinflog, öffnete die Knoſpe ſich durch die Macht der kräftigen Sonnenſtrahlen, und im Kelche der Blume lag ein reizendes Kind, ein kleines Mädchen, anzuſchauen, als ſei es gerade aus dem Bade geſtiegen. Die Kleine ſah der Prinzeſſin aus Egypten ſo ſehr ähnlich, daß der Storch im erſten Augenblick wähnte, es ſei wirklich die Prinzeſſin; als er ſich aber beſann, fand er es doch wahrſcheinlicher, daß es die Tochter derſelben mit dem Schlammkönig ſein müſſe, deshalb ruhe ſie denn auch im Kelche der Waſſerlilie.

„Aber dort kann ſie doch unmöglich liegen bleiben," dachte Storchpapa, „und in meinem Neſte ſind wir ſchon gar zu viele Perſonen! — doch, mir fällt Etwas ein: Die Gemahlin des

Vikings hat keine Kinder und wie oft wünſchte ſie ſich ein Kleines! — Heißt es doch immer: der Storch hat das Kleine gebracht, endlich will ich doch einmal Ernſt damit machen! Ich fliege mit dem Kind zu der Vikingsfrau — welchen Jubel wird Das dort hervorrufen!“

Und der Storch hob das kleine Mädchen aus dem Blumenkelch, flog nach dem Balkenhaus, hackte dort mit ſeinem Schnabel ein Loch in das Blaſenfenſter, legte die reizende Kleine an die Bruſt der Vikingsfrau, flog darauf zur Storchmama hinauf und erzählte, was er geſehen und gethan, und die Storchjungen hörten das mit an, ſie waren groß genug dazu.

„Siehſt Du alſo, die Prinzeſſin iſt nicht todt, ſie hat die Kleine hier herauf geſandt, und jetzt iſt die auch angebracht worden!“

„Ih, das habe ich ja von allem Anfang an geſagt!“ rief Storchmama; — „denke aber jetzt auch ein wenig an Deine eigene Familie; die Reiſezeit rückt heran; dann und wann kribbelt es mir ſchon unter den Flügeln! Der Kuckuk und die Nachtigall ſind ſchon fort, und die Wachteln hörte ich ſagen, daß ſie auch fort wollten, ſobald der Wind ſich gut anließe. Unſere Jungen werden ſich ſchon bei dem Manöver brav halten, wenn ich ſie ſonſt recht kenne.“

Die Vikingsfrau war über die Maßen erfreut, als ſie am andern Morgen erwachte und an ihrer Bruſt das kleine, reizende Kind erblickte; ſie küßte und herzte es, allein es ſchrie ganz entſetzlich und ſchlug um ſich mit Händen und Füßen, es ſchien gar nicht erfreut zu ſein; endlich weinte es ſich ſelbſt im Schlaf, und wie es nun ſo ſtill da lag, bot es einen gar wunderlieblichen Anblick dar. Die Vikingsfrau war ſo erfreut, ſo geſund an Leib und Seele, ihr war ſo leicht ums Herz, und es ſchien ihr nun auch, als müſſe ihr Gemahl und ſeine Mannen, die abweſend waren, ebenſo unerwartet und plötzlich heimkehren, als die Kleine gekommen war.

Sie und das ganze Haus hatten deshalb vollauf zu thun, Alles recht ſchön für den Empfang des Herrn zu bereiten. Die langen farbigen Tapeten, die ſie und ihre Mägde ſelbſt gefertigt, und in welche ſie Bilder ihrer Götzen, Odin, Thor und Freia, eingewebt hatten, wurden aufgehangen; die Sclaven putzten die alten Schilder, die zur Ausſchmückung dienten, Kiſſen wurden auf die Bänke und trocknes Holz auf die Feuerſtelle in der Mitte der Halle gelegt, damit die Flamme ſogleich angefacht werden könne. Die Vikingsfrau ſelbſt legte Hand ans Werk, ſo daß ſie gegen Abend recht ſehr ermüdet war und leicht und ſchnell einſchlief.

Als ſie gegen Morgen erwachte, erſchrak ſie heftig, denn das Kindlein war verſchwunden. Sie ſprang vom Lager auf, zündete einen Kienſpan an und ſchaute rings um im Raume, und ſiehe, an der Stelle des Lagers, wo ſie ihre Füße geſteckt, lag, nicht das Kindlein, ſondern ein großer häßlicher Froſch. Es wurde ihr ganz ſchlimm bei dieſem Anblick, und ſie ergriff eine ſchwere Stange, um damit den Froſch zu tödten, allein derſelbe blickte ſie mit ſo ganz wunderbar betrübten Augen an, daß ſie den Streich nicht zu führen vermochte. Noch einmal ſpähte ſie rings im Zimmer umher, der Froſch ließ ein feines, ſchmerzliches Quacken hören, ſie fuhr dabei zuſammen und ſprang von der Lagerſtätte nach der Luftluke hin und riß dieſelbe eiligſt auf; — die Sonne trat in dieſem Augenblick hervor, warf ihre Strahlen durch die Luke auf das Lager auf den großen Froſch, und plötzlich — ſiehe da, es war, als ziehe ſich das breite Maul zuſammen, als werde es klein und roth, die Gliedmaßen ſtreckten und reckten ſich, und nahmen die ſchönſte Geſtalt an, und — es war ihr eigenes kleines, reizendes Kind, welches da lag, es war kein häßlicher Froſch.

„Was iſt doch das!“ ſagte ſie; „habe ich einen böſen Traum geträumt? — Iſt es doch mein eigenes leibliches Ebenbild, das dort liegt!“ und ſie küßte und herzte es, aber das Kind ſtieß und ſchlug um ſich und biß, als ſei es ein wildes Kätzchen geweſen.

Nicht an dieſem Tage und auch nicht an dem darauf folgenden kehrte der Viking zurück, obgleich er ſich freilich unterwegs nach der Heimat befand, aber der Wind ſtand ihm entgegen, der blies nach Süden für die Störche. Mitwind dem Einen iſt Widerwind dem Andern.

Als ein paar Tage und Nächte verſtrichen, war es der Vikingsfrau klar, wie es um ihr Kind ſtand, ſei es doch ein entſetzlicher Zauber, der auf ihm laſte. Am Tage war es reizend wie ein Lichtelf, hatte aber eine böſe, wilde Natur; Nachts dagegen war es ein häßlicher Froſch, ſtill und klagend, mit kummervollen Augen; hier waren zwei Naturen, die, ſowohl nach innen als nach außen, mit dem Sonnenlicht abwechſelten; das war aber ſo der Fall, weil das Mägdlein am Tage die äußere Geſtalt ſeiner wirklichen Mutter, aber die Sinnesart des Vaters beſaß; Nachts dagegen trat die Abſtammung vom Vater ſichtbar in der Körpergeſtalt hervor, allein dann waltete zugleich im Innern des Kindes Gemüth und Herz der Mutter. Wer vermochte wohl dieſen durch böſen Zauber bewirkten Bann zu löſen?

Die Vikingsfrau lebte in Aengſten und Kummer darüber, und doch hing ihr Herz an dem kleinen Geſchöpf, von deſſen Zuſtand ſie ihrem Gemahl, wenn er nun bald heimkehrte, nichts zu erzählen ſich getraute, denn er würde wahrſcheinlich alsdann, wie es Brauch und Sitte war, das arme Kind auf die Heerſtraße ausſetzen, damit es nehmen könne, wer es wolle. Das geſchehen zu laſſen konnte die gute Vikingsfrau aber nicht übers Herz bringen, und ſie beſchloß, daß der Viking das Kind ſtets nur bei hellem Tageslicht ſehen ſolle.

Eines Morgens brauſten Storchflügel über das Dach dahin; mehr denn hundert Storchpaare hatten ſich während der Nacht von dem großen Manöver erholt, jetzt flogen ſie hoch empor, um gen Süden zu ziehen.

„Alle Mannen da, und parat!“ hieß es, „Frau und Kinder auch mit!“

„Wie uns leicht iſt!“ ſchrieen die Storchjungen im Chor, „es kribbelt und krabbelt uns bis in die Zehen hinab, als wären wir mit lauter lebendigen Fröſchen angefüllt. Ach, wie ſchön iſt's, ins Ausland zu reiſen!“

„Haltet Euch hübſch im Zuge mit uns:“ riefen Papa und Mama. „Braucht das Mundwerk nicht ſo ſehr, das greift die Bruſt an!“

Und die Störche flogen davon.

Zur ſelben Zeit tönten die Klänge des Kriegshorns über die Haide dahin, der Viking war gelandet mit ſeinen Mannen; ſie kehrten daheim, mit Beute reich beladen, von der galliſchen Küſte, wo das Volk, wie im Bretland, im Entſetzen ſang:

„Befreit uns von den wilden Normannen!“

Und Leben und rauſchende Luſt zog in die Vikingsburg an dem Wildmoor ein. Das große Methfaß wurde in die Halle getragen, der Holzhaufen angezündet, Pferde wurden geſchlachtet; es ſollte nun ordentlich aufgetiſcht werden. Der Opferprieſter beſprengte zur Weihe die Sclaven mit dem warmen Blut, das Feuer kniſterte, der Rauch zog dicht unter der Decke hin, der Ruß flockte von den Balken herab, allein das war man gewöhnt. Gäſte waren eingeladen und ſie bekamen gute Geſchenke; Ränke und Falſchheit waren vergeſſen. Und getrunken ward derb, und ſie warfen ſich gegenſeitig die Knochen ins Geſicht, das war ein Zeichen guter Laune. Der Barde — ſo eine Art Spielmann, der aber auch Krieger und mit auf dem Vikingszug geweſen war, und wußte, was er ſang — gab ein Lied zum Beſten, in welchem ſie von all' ihren Kriegsthaten ſingen hörten und von Dem, was an Jedem beſonderes hervorzuheben war; jede Strophe endigte mit dem Refrain: „Gut und Gold, Freude und Freunde ſterben, ſelbſt ſtirbt man auch einmal, allein ein ruhmreicher Name ſtirbt nimmer aus!“ und dabei ſchlugen ſie auf die Schilde und hämmerten mit Meſſern und Knochen auf die Tiſchplatte, daß es eine Art hatte.

Die Vikingsfrau ſaß auf der Querbank in der offenen Gildehalle; ſie trug ein ſeidenes Gewand, goldene Armſpangen und große Bernſteinperlen. Sie war im ſchönſten Staate und der Sänger nannte auch ſie in ſeinem Liede und ſprach von dem goldenen Schatz, dem ſie ihrem reichen Gemahl gebracht. Dieſer hatte ſeine herzliche Freude an dem wunderſchönen Kinde, er hatte es nur am Tage in all' ſeiner Schönheit geſehen und das wilde Weſen des Kindes gefiel ihm grade. Aus dem Mädchen, ſagte er, könne eine kräftige Schildjungfrau werden, die ihren Mann ſtehe. Sie würde nicht mit dem Auge blinzeln, wenn zum Scherz eine geübte Hand mit ſcharfem Schwerte ihr die Augenbrauen abſchlüge.

Das volle Methfaß wurde geleert und ein friſches aufgefahren, ja, das waren Leute, die Alles vollauf genoſſen. Zwar kannte man das alte Wort: „Das Vieh weiß, wenn es die Weide verlaſſen muß, aber ein unkluger Mann weiß das Maas ſeines Magens nicht;“ — ja, das wußte man Alles, aber man weiß das Eine und thut das Andere. Man wußte auch: „daß ſelbſt der Gerngeſehene Langeweile erregt, wenn er lange im Hauſe ſitzen bleibt,“ aber man blieb doch ſitzen, Speck und Meth ſind gute Dinge, es ging luſtig her, und Nachts ſchliefen die Leibeigenen in der warmen Aſche, tauchten die Finger in den fetten Ruß und leckten ſie ab. Es war das eine ſchöne Zeit!

Noch einmal im Jahre zog der Viking aus, wenn auch ſchon die herbſtlichen Stürme ſich zu erheben begannen; er ging mit ſeinen Mannen nach der Küſte des Bretlands, das ſei ja nur eine Spazierfahrt über's Waſſer, ſprach er, und ſeine Hausfrau blieb zurück mit dem kleinen Mädchen. Und ſo viel iſt gewiß, daß die Pflegemutter bald den armen Froſch mit den frommen Augen und den tiefen Seufzern faſt mehr liebte, als die Schönheit, die um ſich ſchlug und biß.

Der rauhe, feuchte Herbſtnebel, der an den Blättern des Waldes zehrt, lag ſchon auf Forſt und Haide. „Vogel

Federlos", wie ſie den Schnee nennen, flog in dichten Schaaren, der Winter war ſtark im Anzuge; die Sperlinge bemächtigten ſich des Neſtes der Störche und beredeten in ihrer Weiſe die abweſende Herrſchaft; dieſe aber, das Storchpaar mit allen Jungen, ja, wo waren die geblieben?

Die Störche befanden ſich nun in dem Lande Egypten, wo die Sonne warme Strahlen ausſandte, wie bei uns an einem ſchönen Tage im Hochſommer. Tamarinthen und Akazien blühten ringsum im ganzen Lande, der Mond Muhameds ſtrahlte hell von den Tempelkuppeln herab, auf den ſchlanken Thürmen ſaß manch Storchpaar und ruhte aus nach der langen Reiſe. Große Schaaren theilten ſich in die Neſter, die eng an einander lagen auf ehrwürdigen Säulen und eingeſtürzten Tempelbogen vergeſſener Stätten. Die Dattelpalme hob ihren Schirm hoch empor, als wollte ſie Sonnenſchirm ſein; die weißgrauen Pyramiden ſtanden wie Schattenriſſe in der klaren Luft der fernen Wüſte, wo der Strauß ſeinen ſchnellen Lauf übte und der Löwe mit großen klugen Augen die marmorne Sphinx anſchaute, die halb im Sande begraben lag. Die Gewäſſer des Nils waren zurückgetreten, das ganze Flußbett wimmelte von Fröſchen, und dieſer Anblick war ſo recht nach dem Geſchmack der Storchfamilien. Die Jungen wähnten, es ſei eine Augentäuſchung, in dem Grade herrlich fanden ſie Alles.

„So iſt es hier und ſo leben wir ſtets in unſerm warmen Lande!" ſagte Storchmama, und es krabbelte den Jungen im Magen dabei.

„Iſt noch mehr zu ſehen?“ fragten ſie, „geht es noch viel weiter ins Land hinein?“

„Dort iſt weiter Nichts zu ſehen!“ erwiederte Storchmama. „Nach der üppigen Gegend hier giebt es nur ungeheure Wälder, deren Gezweig in einander verwächſt, während ſtechende Schlingpflanzen Weg und Steg verſperren, dort vermag nur der Elephant mit ſeinen plumpen Füßen ſich einen Weg zu bahnen, und die Schlangen dort ſind uns zu groß, die Eidechſen zu lebendig. Wollt Ihr nach der Wüſte zu gehen, ſo werdet Ihr die Augen voll Sand bekommen, d. h. wenn es fein hergeht, ſpielt aber das grobe Geſchütz, dann gerathet Ihr in eine Sandhoſe hinein. Hier iſt es am Beſten! Hier ſind Fröſche und Heuſchrecken. Hier werde ich bleiben und Ihr auch!“

Und ſie blieben dort. Die Aeltern ſaßen im Neſte auf dem ſchlanken Minaret, ruhten aus und waren doch emſig beſchäftigt, das Gefieder zu glätten und zu ſchniegeln und den Schnabel an den rothen Strümpfen zu reiben; ſie ſtreckten dann und wann die Hälſe empor, grüßten gravitätiſch, und hoben den Kopf mit der hohen Stirn und den feinen glatten Federn, und ihre braunen Augen ſchauten gar klug darein. Die weiblichen Jungen ſtolzirten in dem ſaftigen Röhricht, ſchielten nach den anderen Storchjungen, machten Bekanntſchaften und verſchlangen bei jedem dritten Schritt einen Froſch oder ſchlenkerten mit einer kleinen Schlange im Schnabel umher, was ihnen ſchön ſtand, wie ſie wähnten, und auch gut ſchmeckte. Die männlichen Jungen fingen Streit an, ſchlugen einander mit den Flügeln, hauten drein mit den Schnäbeln, ja, ſie ſtachen ſich, daß das Blut hervorquoll, und in der Manier ward bald dieſer, bald jener verlobt, die jungen Herrchen und die Dämchen, und das war es ja, was ſie wollten, und weshalb ſie lebten; und ſie trugen dann zu Neſte und geriethen dann wieder aufs Neue in Streit, denn in den heißen Ländern ſind nun einmal Alle heftig und hitzig, aber vergnüglich war es doch und namentlich für die Alten war es eine große Freude: Alles kleidet ja die Jungen! Alle Tage war hier Sonnenſchein, alle Tage vollauf zu freſſen, man konnte nur an Vergnügen denken. — Allein in dem reichen Schloß, bei dem egyptiſchen Hauswirth, wie ſie ihn nannten, war das Vergnügen nicht zu finden.

Der reiche mächtige Herr ruhte auf ſeinem Lager inmitten des großen Saals mit den buntbemalten Wänden, es war, als läge er in einer Tulipane; allein er war ſteif und gelähmt an allen Gliedern und lag wie eine Mumie ausgeſtreckt. Seine Familie und Dienerſchaft umſtanden ihn, todt war er nicht, und daß er lebe, konnte man eigentlich auch nicht ſagen. Die rettende Moorblume aus dem Norden, welche von Derjenigen hätte geſucht und heimgeführt werden ſollen, die ihn am innigſten liebte, wurde nie gebracht. Seine junge, ſchöne Tochter, die im Schwanengefieder über Meer und Länder dahin geflogen war, hoch nach dem Norden hinauf, ſollte nie zurückkehren. „Sie iſt für immer todt“, hatten die beiden heimgekehrten Schwanenjungfrauen gemeldet, und ſie hatten eine ganze Geſchichte zuſammengeſetzt, die ſie erzählten:

„Wir Drei zuſammen,“ ſagten ſie, „flogen hoch in der Luft dahin; da erblickte uns ein Jäger und ſchoß ſeinen Pfeil nach uns ab; derſelbe traf unſere junge Freundin und Schweſter, und langſam, ihr Lebewohl ſingend, ſank ſie hinab, ein ſterbender Schwan, in den Waldſee. Am Ufer des See's unter einer Hängebirke ſenkten wir ſie in die kühle Erde. Doch, Rache haben wir geübt; wir banden Feuer unter die Flügel der Schwalbe, die unter dem Strohdach des Jägers niſtete, das Haus ging in hellen Flammen auf, der Jäger verbrannte mit dem Haus, und es leuchtete über die See hinaus, bis zu der Hängebirke hinüber, wo ſie jetzt zu Staub geworden. Nimmer kehrt ſie in das Land Egypten wieder!"

Und dabei weinten die Beiden, und Storchpapa, als er die Geſchichte vernahm, klapperte mit dem Schnabel, daß es weit hin erſchallte.

„Lug und Trug!" rief er, „ich möchte ihnen den Schnabel tief in die Bruſt rennen!"

„Und ihn abbrechen!" fügte Storchmama hinzu, „dann würdeſt Du gut ausſehen! Denke zuerſt an Dich, und dann an Deine Familie, alles Andere geht uns nichts an."

„Morgen werde ich mich doch an den Rand der offenen Kuppel ſetzen, wenn die Gelehrten und Weiſen ſich verſammeln, um von dem Zuſtand des Kranken zu reden, vielleicht daß ſie der Wahrheit ein wenig näher kommen."

Und die Gelehrten und Weiſen kamen zuſammen und ſprachen Vieles, weit und breit, aus dem der Storch Nichts herausbekommen konnte, — und es kam denn auch Nichts dabei heraus, weder für den Kranken, noch für die Tochter in der ſchlammigen Moorhaide. Doch deshalb können wir die Leute gern ein wenig anhören, man muß in der Welt gar Vieles mit anhören.

Dann dürfte es aber auch am richtigſten ſein, zu vernehmen, was Dem vorausgegangen iſt, wir ſind ſchon beſſer in der

Geſchichte bewandert, wiſſen wenigſtens ebenſo viel, als Storchpapa.

„Liebe zeugt Leben! die höchſte Liebe zeugt das höchſte Leben! Nur durch Liebe kann ihm des Lebens Rettung werden!“ So hatte man geſprochen, und das ſei ſehr klug und ſchön geſprochen, verſicherten die Gelehrten.

„Das iſt ein ſchöner Gedanke!“ hatte Storchpapa ſofort geſagt.

„Ich verſtehe ihn nicht recht!“ hatte Storchmama erwiedert, „und das iſt nicht meine Schuld, ſondern der Gedanke iſt Schuld daran; mag es aber darum ſein, ich habe Anderes zu denken!“

Und nun hatten die Gelehrten von der Liebe zwiſchen Dieſem und Jenem, und dem Unterſchied dazwiſchen, geredet, von der Liebe, die Liebesleute empfinden, und von derjenigen zwiſchen Eltern und Kindern, zwiſchen dem Licht und den Gewächſen, wie der Sonnenſtrahl den Erdboden küßt und wie der Keim dadurch hervorſprießt, — es war Alles ſo weitſchweifig und gelehrt aus einander geſetzt, daß es für Storchpapa eine reine Unmöglichkeit war, Dem zu folgen, geſchweige denn es wieder zu geben. Ihm ward ganz gedankenſchwer dabei, er ſchloß die Augen halb zu und ſtand den ganzen folgenden Tag noch immer ſinnend auf einem Bein; es wurde ihm gar ſchwer, all' die Gelahrtheit zu tragen.

Doch Eins verſtand Storchpapa: Alle, Hoch und Niedrig, hatten aus ihrem innerſten Herzen herausgeſprochen und geſagt, daß es ein großes Unglück für Tauſende von Menſchen, ja für das ganze Land ſei, daß der Mann erkrankt darnieder liege und nicht geneſen könne, Freude und Segen würde es verbreiten, wenn er wieder aufkäme. Allein wo blühe die Blume, die ihm Geſundheit bringen könnte? Darnach hatten ſie alle geforſcht und geforſcht in gelehrten Schriften, in flimmernden Sternen, in Wetter und Wind; darnach geforſcht auf allen Umwegen, die ſie hatten erſinnen können, und endlich hatten die Gelehrten und Weiſen, wie ſchon erwähnt, herausbekommen: daß „Liebe Leben zeuge, das Leben dem Vater“, und dabei hatten ſie ſich ſelbſt übertroffen und ein Mehreres geſagt, als ſie begriffen. Sie wiederholten es dann und ſchrieben als Recept auf: „Liebe zeugt Leben“, allein wie das Ding nach dem Recept zuzubereiten ſei, — ja, dabei blieb man ſtehen! Endlich einigte man ſich dahin, daß die Hilfe durch die Prinzeſſin kommen müſſe, durch ſie, die mit ihrer ganzen Seele an dieſem Vater hing, und man erſann ſogar endlich, wie dieſem Zuſtand abzuhelfen ſei. — Ja, jetzt war es ſchon über Jahr und Tag her, daß die Prinzeſſin ſich Nachts, wenn des Neumonds kurzer Schein im Sinken begriffen war, hinaus zu der marmornen Sphinx begeben, den Sand von dem Sockel zurückgeworfen hatte und dort durch den langen Gang geſchritten war, der mitten hinein in eine der großen Pyramiden führte, woſelbſt einer der mächtigen Könige des Alterthums, von Pracht und Herrlichkeit umgeben, in der Mumienhülle liege. Dort ſollte ſie ihren Kopf an die Bruſt des Todten lehnen, alsdann würde ihr offenbart werden, wo Leben und Erlöſung für ihren Vater zu finden ſei.

Dieſes Alles hatte ſie ausgeführt und im Traume erfahren, daß ſie aus dem tiefen See in der Moorhaide, hoch oben im däniſchen Lande — ihr waren Ort und Stelle genau bezeichnet worden — die Lotusblume heimbringen müſſe, die in der Gewäſſer Tiefe ihre eigene Bruſt berührt, — alsdann würde der Vater Geneſung finden.

Und deshalb war ſie im Schwanengefieder aus dem Lande Egyptens nach dem Oedeland, dem Wildmoor hinaufgeflogen. — Sieh', dieſes Alles wußte Storchpapa und Storchmama, und jetzt wiſſen auch wir es deutlicher, als wir es zuvor gewußt. Wir wiſſen, daß der Schlammkönig ſie zu ſich hinabgezogen, wiſſen auch, daß ſie für ihre Lieben in der Heimath todt iſt für immerdar. — Einer der Weiſeſten unter ihnen ſagte noch, wie es auch die Storchmama that, „ſie wird ſich ſchon zu helfen wiſſen“, und damit gaben ſie ſich denn zufrieden und wollten der Dinge harren, die da kommen ſollten, denn ſie wußten nichts Beſſeres.

„Ich möchte den beiden niederträchtigen Prinzeſſinnen das Schwanengefieder entwenden!“ ſprach Storchpapa, „alsdann werden ſie wenigſtens nicht wieder bis an den Wildmoor hinauffliegen und Böſes anſtiften können; die beiden Schwanengefieder verberge ich dort oben, bis Jemand Gebrauch dafür haben wird.“

„Wo aber wirſt Du ſie verſtecken?“ fragte Storchmama.

„Oben in unſerm Neſt am Moorſee!“ antwortete er. „Ich und unſere jüngſten Jungen werden uns auf dem Fluge darein theilen, ſie hinauf zu bringen, und ſollte uns das zu ſchwierig ſein, ſo giebt es ja Stellen genug unterwegs, wo wir ſie verbergen können, bis zu dem nächſten Wanderzug. Eigentlich genügte freilich ſchon ein Schwanengefieder für die Prinzeſſin; doch zwei ſind immerhin beſſer; in den nördlichen Ländern kann man nicht Reiſeſachen genug haben.“

„Niemand wird es Dir danken!“ ſprach Storchmama. —

doch Du biſt ja der Herr! Ich habe außer der Brutzeit nichts zu ſagen.“

In der Wikingsburg am Wildmoor, wohin die Störche gegen den Frühling ihren Flug richteten, hatte man dem kleinen Mädchen den Namen Helga gegeben; doch dieſer Name war gar zu weich für ein Gemüth wie das, welches hier die ſchönſte Geſtalt beſaß. Mit jedem Monat zeigte ſich dieſes Gemüth in immer ſchärferen Umriſſen, und mit den Jahren, während die Störche immer dieſelbe Reiſe machten: im Herbſt nach dem Nil, im Frühjahr nach dem Moorſee, wuchs das Kind zu einem großen Mädchen heran, und ehe man ſich's verſah, war es eine wunderſchöne Jungfrau im ſechzehnten Jahre. Schön war die Schaale, aber hart und barſch der Kern, wild war ſie wie die meiſten in jener harten finſtern Zeit.

Es war ihr eine Luſt, mit ihren weißen Händen das dampfende Blut des geſchlachteten Opferpferdes umherzuſprengen; ſie biß in ihrer Wildheit den Hals des ſchwarzen Hahnes durch, den der Opferprieſter ſchlachten wollte, und zu ihrem Pflegevater ſprach ſie in vollem Ernſt:

„Und wenn Dein Feind Dir das Dach Deines Hauſes einriſſe, während Du im ſorgloſen Schlafe lägeſt, und ich es ſähe oder hörte, ich weckte Dich nicht, auch wenn ich es vermöchte. Ich würde es nimmer thun können, denn es ſauſen mir noch die Ohren von dem Schlage, den Du mir vor Jahren gegeben! Du! — ich habe ihn nicht vergeſſen.“

Aber der Wiking hielt ihre Worte für Scherz, er war, wie alle Andere, von ihrer Schönheit bethört; er wußte auch nicht, daß und wie Gemüth und Geſtalt bei Helga wechſelten. Ohne Sattel ſaß ſie wie auf das Pferd gegoſſen, das in vollem Lauf dahinjagte, und ſie ſprang nicht vom Pferde, wenn es ſich auch mit den anderen Pferden biß. In den Kleidern warf ſie ſich oft von dem hohen Uferſtrand in den reißenden Strom der Bucht hinab und ſchwamm dem Wiking entgegen, wenn ſein Boot auf die Hütte zuſteuerte. Von ihren ſchönen Haaren ſchnitt ſie die längſte Locke ab und flocht ſich von derſelben einen Sehnen für ihren Bogen.

„Selbſtgethan iſt wohlgethan!“ ſprach ſie.

Die Wikingsfrau war nach der Zeiten Maaß und Sitte von ſtarkem Willen und Gemüth, allein gegen die Tochter war ſie wie ein weiches, ängſtliches Weib; wußte ſie doch, daß es ein böſer Zauber war, der auf dem entſetzlichen Kinde laſtete.

Es war, als wenn Helga, recht aus böſer Luſt, gar oft, wenn die Mutter auf dem Söller ſtand oder in den Hof trat, ſich auf das Brunnengeländer ſetzte, mit Armen und Beinen in der Luft focht und ſich darauf plötzlich in den engen tiefen Brunnen hinabgleiten ließ, wo ſie mit ihrer Froſchnatur niedertauchte und wieder emportauchte, darauf wie eine Katze herumkletterte und nun, vom Waſſer triefend, in die Halle trat, daß die grünen Blätter, die dort auf den Fußboden geſtreut waren, ſich in dem triefenden Strom umkehrten.

Doch ein Band gab es, das Helga im Zaum hielt, es war die Abenddämmerung; in dieſer ward ſie ſtill und gleichſam ſinnend, ließ ſich rathen und führen; alsdann zog ſie gleichſam ein inneres Gefühl zu der Mutter hin. Und wenn die Sonne ſank, und die Verwandlung innerlich und äußerlich ſtattfand, ſaß ſie ſtill und traurig da, zu der Froſchgeſtalt zuſammengeſchrumpft; der Körper war jetzt zwar weit größer, als der dieſes Thieres, aber gerade deshalb auch um ſo entſetzlicher anzuſchauen; ſie ſah aus wie ein jämmerlicher Zwerg mit Froſchkopf und Schwimmhäuten zwiſchen den Fingern. Einen gar traurigen Ausdruck hatten alsdann die Augen; Stimme hatte ſie nicht, nur ein hohles Quaken, faſt wie das Schluchzen eines träumenden Kindes. Dann nahm die Wikingsfrau ſie auf den Schoos, vergaß die häßliche Geſtalt, blickte nur in die betrübten Augen und ſprach oft:

„Faſt möchte ich wünſchen, daß Du immerfort mein ſtummes Froſchkind wäreſt; Du biſt noch entſetzlicher, wenn die Schönheit Dir ihre Geſtalt leiht!"

Und die Wikingsfrau ſchrieb Runen gegen Zauber und Siechthum und warf dieſe über die Elende, — doch eine Beſſerung zeigte ſich nicht.

„Man glaubt es kaum, daß ſie ſo klein geweſen, daß ſie in dem Kelch einer Waſſerlilie gelegen!" ſprach Storchpapa; „jetzt iſt ſie ein ganzer Menſch und ihrer egyptiſchen Mutter wie aus den Augen geſchnitten; ja, die ſehen wir doch nie wieder! Sie wußte ſich doch nicht zu helfen, wie Du und der Gelehrteſte ſagten. Bin ich doch Jahr aus, Jahr ein, die Kreuz und Quer in dem großen Moorlande umhergeflogen, allein ſie gab nie ein Zeichen, daß ſie lebe. Ja, ich will es Dir jetzt erzählen, wie ich jedes Jahr, wenn ich einige Tage vor Dir hierher kam, um das Neſt auszubeſſern und Dieſes und Jenes in Stand zu ſetzen, eine ganze Nacht, als ſei ich eine Fledermaus oder eine Eule, über den offenen See immer hin und her geflogen bin, aber zu keinem Nutzen. Die beiden Schwanengefieder, welche ich und die Jungen hier herauf ſchleppten aus dem Nillande, wurden denn auch nicht gebraucht; mühſam genug war es uns aber, wir trugen ſie in drei Reiſen hierher und jetzt liegen ſie hier unten im Neſte, und bricht nun einmal Feuer aus, geſchieht es, daß das Balkenhaus abbrennt, dann ſind ſie verloren."

„Und unſer gutes Neſt iſt auch verloren!" fiel Storchmama ein; „an das denkſt Du weniger als an Deinen Gefiederkram und Deine Moor-Prinzeſſin. Gehe doch lieber in den Schlamm hinab und bleibe dort bei ihr! Du biſt Deinen eigenen Kindern ein ſchlechter Vater, das habe ich ſchon geſagt, als ich zum erſten Male Eier ausbrütete. Wenn nur nicht wir oder unſere Jungen von dem wilden Mädchen einen Pfeil in die Flügel kriegen! Helga weiß ja nicht, was ſie thut. Wir ſind doch länger hier zu Hauſe als ſie, möchte ſie das bedenken; wir vergaßen nie unſere Schuldigkeit, wir gaben alljährlich unſere Abgaben, eine Feder, ein Ei und ein Junges, wie es Recht iſt. Denkſt Du, ich begebe mich wie in früheren Tagen in den Hof und überall hier herum, ſo wie ich es noch immer in Egypten thue, wo ich faſt der Kamerad der Leute bin, ohne mich jedoch zu vergeſſen, daß ich wie dort in Topf und Keſſel hineingucke? Nein, ich ſitze hier oben und ärgere mich über ſie, — den Backfiſch! — und ich ärgere mich auch über Dich! Du hätteſt ſie ruhig in der Waſſerlilie liegen laſſen ſollen, dann wäre ſie längſt umgekommen!"

„Du biſt weit beſſer als Deine Rede!" ſagte Storchpapa, — „ich kenne Dich beſſer, als Du Dich ſelbſt kennſt!"

Und damit that er einen Hops, zwei ſchwere Flügelſchläge, ſtreckte die Beine nach hinten aus und flog, ja, ſegelte davon, ohne die Flügel zu bewegen. Er war ſchon eine weite Strecke entfernt, dann that er einen kräftigen Schlag. Die Sonne fiel glänzend auf das große Gefieder, Hals und Kopf ſenkten ſich ſtolz hervor: darin war Fahrt und Schwung!

„Er iſt doch der Schönſte von Allen!“ ſprach Storchmama, „aber das ſage ich ihm nicht!“

Frühzeitig in dieſem Herbſte kehrte der Wiking heim, beladen mit Beute und Gefangene mit ſich führend. Unter dieſen befand ſich ein junger chriſtlicher Prieſter, Einer von denjenigen, die die Götter der nordiſchen Lande verſpotteten.

Gar oft war in der letzten Zeit in Halle und Kammer von dem neuen Glauben die Rede geweſen, der ſich weit und breit im Süden ausbreitete, ja, durch den heiligen Ansgarius ſelbſt bis nach Hedeby an der Schlei gelangt war. Selbſt Helga hatte von dem Glauben an den weißen Chriſtus vernommen, der aus Liebe zu den Menſchen für deren Erlöſung ſein Leben hingegeben hatte; bei ihr war das aber Alles, wie man ſagt, zu einem Ohr hinein, zum andern heraus gegangen. Es ſchien, als habe ſie für das Wort Liebe nur dann ein Gefühl, wenn ſie in der elenden Froſchgeſtalt in der verſchloſſenen Kammer zuſammenkauerte; allein die Wikingsfrau hatte den Sagen und Kunden von dem Sohne eines einzigen wahren Gottes gelauſcht und ſich wunderbar dadurch ergriffen gefühlt.

Die Männer, von den Seezügen zurückgekehrt, hatten von prächtigen Tempeln von behauenem ſchönen Geſtein erzählt, Demjenigen errichtet, deſſen Gebot Liebe lautete. Einige ſchwere Gefäße, künſtlich aus maſſivem Golde ausgeſchnitzelt, waren erbeutet und heimgebracht worden, an jedem haftete ein eigener Kräuterduft, es waren Räuchergefäße, welche die chriſtlichen Prieſter vor dem Altare ſchwenkten, an welchem kein Blut floß, ſondern der Wein und das geweihte Brot ſich in Deſſen Blut verwandelte, der ſich für noch ungeborene Geſchlechter hingegeben hatte.

In den tiefen, ſteingefütterten Keller des Balkenhauſes hatte man den jungen Prieſter Chriſti hinuntergebracht und ihm Hände und Füße mit Baſtſtricken zuſammen geſchnürt. Schön wie Baldur ſei er anzuſchauen, ſagte die Wikingsfrau und ſeine Noth rührte ſie, allein Helga meinte, man müſſe Stricke durch ſeine Ferſenflechſen ziehen und ihn an die Schweife wilder Rinder anbinden.

„Die Hunde würde ich dann loslaſſen, halloh! über Moor und Sumpf in die Haide hinüber! Das wäre ein Anblick für Götter! Schöner noch, ihm auf der Fahrt zu folgen!“

Doch der Wiking wollte ihm einen ſolchen Tod nicht leiden, ſondern ihn, den Verleugner und Spötter der hohen Götter, Tags darauf auf dem Blutſtein im Haine opfern laſſen. Zum erſten Male ſollte hier ein Menſch geopfert werden.

Helga erbat ſich, daß ſie die Göttergebilde und das verſammelte Volk mit dem Blut des Prieſters beſprengen dürfe. Sie ſchliff ihr blankes Meſſer, und als einer der großen biſſigen Hunde, deren viele auf dem Wikingsſitz umherliefen, an ihr vorüberſprang, ſtieß ſie demſelben das Meſſer in die Seite:

„nur um das Meſſer zu probiren!“ ſprach ſie, und die Wikingsfrau blickte das wilde, böswillige Mädchen betrübt an, und als die Nacht herankam und die Schönheit in Geſtalt und Gemüth bei der Tochter wechſelten, ſprach ſie beredte Worte ihres Kummers aus tiefer trauriger Seele zu Helga.

Der häßliche Froſch in Geſtalt des Ungethüms ſtand vor ihr und richtete die braunen traurigen Augen auf ſie, lauſchte ihren Worten und ſchien mit dem Gedanken des Menſchen dieſelben zu begreifen.

„Niemals, ſelbſt nicht zu meinem Herrn und Gemahl iſt ein Wort über meine Lippen von Dem gekommen, was ich durch Dich zu leiden habe!“ — ſprach die Wikingsfrau, „mein Herz iſt des Kummers voll über Dich, mehr, als ich ſelbſt je gedacht, groß iſt die Liebe einer Mutter! Allein noch nie zog die Liebe in Dein Gemüth ein, Dein Herz iſt gleich den naſſen, kalten Schlammpflanzen.“

Da zitterte die elende Geſtalt, es war, als berührten dieſe Worte ein unſichtbares Band zwiſchen Körper und Seele, große Thränen traten ihr in die Augen.

„Deine harte Zeit wird einſt kommen!“ ſprach die Wikingsfrau, „entſetzlich wird ſie auch mir werden! — beſſer, wenn Du auf die Heerſtraße hinausgeſetzt werden wäreſt, und die Nachtkühle Dich in Schlaf gelullt hätte!“ Und die Wikingsfrau weinte bittere Thränen und ging vor Zorn und Betrübniß ihre Wege, ſchritt hinter das Fell, welches loſe über dem Balken hing und die Halle theilte.

Der zuſammengeſchrumpfte Froſch ſaß allein im Winkel; es herrſchte lautloſe Stille; allein in kurzen Zwiſchenräumen ward ein halb erſtickter Seufzer laut in ſeinem, in dem Innern

Helga's; es war, als wenn ein Schmerz, ein Leben gezeugt ward im Innerſten des Herzens. Sie that einen Schritt vorwärts, lauſchte, that noch einen Schritt, und ergriff nun mit den unbeholfenen Händen die ſchwere Stange, die vor die Thüre gezogen war. Leiſe und mühſam ſchob ſie die Stange zurück, ebenſo leiſe zog ſie den Bügel ab, der über die Klinke geſchoben war und ergriff nun die flimmernde Lampe, die in der Vorkammer der Halle ſtand; war es doch, als verleihe ein ſtarker Wille ihr die Kraft; ſie zog den eiſernen Bolzen aus der verſchloſſenen Kellerluke und ſchlich ſich zu dem Gefangenen hinunter. Dieſer ſchlummerte; ſie berührte ihn mit ihrer kalten feuchten Hand, und als er dabei erwachte und die häßliche Geſtalt erblickte, ſchauderte ihn, wie wenn er eine böſe Erſcheinung geſehen. Sie zog ihr Meſſer, durchſchnitt die Stricke, die ihm Hände und Füße banden, und winkte ihm, ihr zu folgen.

Er ſprach heilige Namen, machte das Zeichen des Kreuzes, und als die Geſtalt unbeweglich blieb, ſprach er die Worte der Bibel:

„Wohl Dem, der ſich des Dürftigen annimmt, den wird der Herr erretten zu böſer Zeit ....! — Wer biſt Du? Woher dieſes Aeußere des Thieres! und doch erfüllt von wohlthuender Barmherzigkeit?“

Die Froſchgeſtalt winkte ihm und führte ihn hinter bergenden Vorhängen durch einen einſamen Gang nach dem Stall, dort auf ein Pferd deutend. Er ſchwang ſich auf daſſelbe, aber auch ſie ſprang hinauf, ſetzte ſich vor ihn und hielt ſich an der Mähne der Thieres feſt. Der Gefangene verſtand ſie, und in ſchnellem Trabe ritten ſie einen Weg, den er nie gefunden haben würde, hinaus in die offene Haide.

Er vergaß ihre häßliche Geſtalt, er empfand es, wie die Gnade und Barmherzigkeit Gottes durch das Ungethüm wirkte; er betete fromme Gebete und ſtimmte heilige Lieder an. Da zitterte ſie; war es die Macht des Gebets und des Geſanges, die hier wirkte, oder war es der Schauder in der kalten Morgendämmerung, die herannahte? Was empfand ſie wohl? Sie hob ſich hoch empor, wollte das Pferd anhalten und herabſpringen; allein der chriſtliche Prieſter hielt ſie mit aller Macht zurück, ſang ein frommes Lied, als vermöchte dieſes den Zauber zu löſen, der ſie in der häßlichen Froſchgeſtalt bannte. Und das Pferd jagte noch wilder dahin, der Himmel färbte ſich roth, der erſte Sonnenſtrahl drang durch die Wolke, und bei dem klaren Lichtquell trat auch der Wechſel der Geſtalt ein; — Helga war wieder die junge Schöne mit dem dämoniſchen böſen Sinn. Er hielt das ſchönſte junge Weib in ſeinen Armen und er entſetzte ſich darob; er ſprang vom Pferde herab und zwang es zum Stehen. Er wähnte einen neuen unheilſchweren Zauber zu erleben; allein Helga war gleichfalls mit einem Satz vom Pferde und ſtand auf dem Boden. Das kurze Gewand des Kindes reichte ihr nur bis an die Knie; ſie riß das ſcharfe Meſſer aus dem Gürtel und ſtürzte ſich blitzeſchnell auf den Ueberraſchten ein.

„Daß ich Dich nur erreiche!“ rief ſie; „daß ich Dich erreiche, und das Meſſer ſoll in Deinen Leib hineinfahren! Du biſt ja blaß wie Heu, bartloſer Sclave!“

Sie drang auf ihn ein; ſie rangen mit einander in ſchwerem Kampfe, allein es war, als ſei eine unſichtbare Kraft dem Kämpfer Chriſti verliehen; er hielt ſie feſt, und die alte Eiche, an welcher ſie ſtanden, kam ihm zu Hilfe, indem die durch ihre vom Boden halb abgelöſten Wurzeln gleichſam des Mädchens Füße banden, die ſich in dieſelben verſtrickt hatten. Ganz in der Nähe rieſelte eine Quelle, er beſprengte Helga mit dem friſchen Sprudel Bruſt und Antlitz, gebot dem unreinen Geiſt herauszufahren und ſegnete ſie nach chriſtlicher Sitte; allein das Waſſer des Glaubens hat keine Kraft da, wo der Quell des Glaubens nicht auch von innen ſtrömt.

Und doch bewies er auch hierin ſeine Kraft, ja mehr denn die einfache Manneskraft ſetzte er durch ſeine Handlung der ringenden böſen Macht entgegen; die heilige Handlung überwältigte ſie gleichſam, ſie ließ die Arme ſinken, ſchaute ſtaunenden Blickes und mit erblaſſenden Wangen Denjenigen an, der ein mächtiger Zauberer und in geheimen Künſten erfahren zu ſein ſchien; es waren dunkle Runen, die er ſprach, Geheimſtäbe, die er in die Luft zeichnete. Sie würde nicht geblinzelt haben, wenn er die blitzende Axt oder das ſcharfe Meſſer gegen ſie geſchwungen hätte; allein ſie that es jetzt, als er ihr das Zeichen des Kreuzes an Stirn und Bruſt ſchrieb, und ſie ſaß da, wie ein zahmer Vogel, das Haupt auf die Bruſt geneigt.

Da ſprach er in milden Worten zu ihr von der That der Liebe, die ſie in der Nacht gegen ihn geübt, als ſie in der Geſtalt des häßlichen Froſches zu ihm gekommen, ſeine Bande gelöſt und ihn zu Licht und Leben hinausgeführt; auch ſie ſei gebunden, ſprach er, in engere Bande geſchlagen als er geweſen, allein auch ſie ſolle und durch ihn zu Licht und Leben geführt werden. Nach Hedeby*) zu dem heiligen Ansgarius wolle er ſie bringen, dort in der chriſtlichen Stadt müſſe der Zauber gehoben werden. Doch nicht vor ſich auf dem Pferde, wenn ſie auch aus freien Stücken dort ſitzen wolle, möchte er ſie führen.

---

*) Der jetzigen Stadt Schleswig.

„Hinter mir mußt Du ſitzen, nicht vor mir! Die Schönheit Deines Zaubers hat eine Gewalt, die vom Böſen ſtammt, ich fürchte ſie — und doch iſt der Sieg mir gewiß in Chriſto!“

Er kniete nieder und betete fromm und innig! Es war, als würde die ſtille Waldnatur dadurch zu einer heiligen Kirche geweiht; die Vögel ſangen, als gehörten ſie der neuen Gemeinde an, die wilde Krauſemünze duftete, als wollte ſie den Ambra und die Räucherung erſetzen; mit lauter Stimme verkündigte er die Worte der heiligen Schrift:

„Auf daß Er erſcheine Denen, die da ſitzen in Finſterniß und Schatten des Todes, und richte unſere Füße auf den Weg des Friedens.“

Und er ſprach von dem tiefen Sehnen der ganzen Natur, und während er ſprach, ſtand das Pferd, das ſie Beide in wildem Laufe getragen, ſtill an den großen Brombeerranken und zupfte an denſelben, daß die reifen ſaftigen Beeren Helga über die Hand herabfielen, ſich ſelbſt zur Labung anbietend.

Sie ließ ſich geduldig auf das Pferd heben, ſaß dort, einer Mondſüchtigen gleich, die nicht wacht und doch nicht wandert. Der Chriſt band zwei Aeſte mit Baſt zuſammen, daß ſie ein Kreuz bildeten, und er hielt das Kreuz hoch empor, während ſie durch den Wald ritten, der ſtets dichter ward den Weg entlang, und ſich zuletzt ganz in eine unwegſame Wildniß verlief.

Schlehdorn-Geſtrüpp verſperrte hier den Weg, man mußte um daſſelbe herum reiten; die Quelle ward nicht zum Bache, ſondern zum ſtehenden Sumpf, um welchen ebenfalls man das Pferd lenken mußte. Kraft und Labung war in der friſchen Waldluft; eine nicht geringe Kraft lag in den milden Worten, die in Glaube und chriſtlicher Liebe, in innigem Drange geſprochen wurden, die Arme zu Licht und Leben zu führen.

Der Regentropfen, ſagt man ja, höhlt den harten Stein, die Meereswogen runden die abgeriſſenen eckigen Felspartieen; der Thau der Gnade, der Helga geſpendet, höhlte das Harte, glättete das Scharfe; zwar war es ihr nicht anzuſehen, ſie wußte es ſelbſt nicht, — weiß aber der Keim in der Erde Schoos bei dem labenden Thau und dem warmen Sonnenſtrahl, daß er Wachsthum und Blüthe in ſich birgt?

Wie das Lied der Mutter dem Kinde innerlich ins Gemüth dringt, und es die einzelnen Worte nachlallt, ohne ſie zu verſtehen, dieſelben ſich aber ſpäter in Gedanken ſammeln und mit der Zeit immer klarer hervortreten, ſo wirkte auch hier das Wort, welches zu ſchaffen vermag.

Sie ritten aus dem Walddickicht heraus, über die Haide dahin, wiederum durch unwegſame Wälder; da ſtießen ſie gegen Abend auf eine Räuberbande.

„Wo haſt Du das reizende Mädchen geſtohlen?!“ riefen die Räuber, fielen dem Pferde in den Zügel und riſſen die beiden Reiter herunter. Der Prieſter hatte keine andere Wehr, als das Meſſer, das er Helga entwunden, mit dieſem ſtieß er rechts und links um ſich; einer der Räuber ſchwang ſeine Axt gegen ihn, allein der junge Prieſter that einen Sprung zur Seite, er wäre ſonſt getroffen worden, ſo fuhr nun das ſcharfe Beil tief in den Hals des Pferdes, daß das Blut herausſtrömte und das Thier niederſtürzte. Da ſtürzte Helga, als erwache ſie plötzlich aus ihrer langen tiefen Beſchaulichkeit, ſich eilends über das ſtöhnende Thier; der Prieſter ſtellte ſich ihr voran zur Wehr und zum Schutz, allein einer der Räuber ſchwang ſeinen ſchweren eiſernen Hammer gegen ſeine Stirn, daß dieſelbe zerſchmettert wurde und Blut und Gehirn rings umher ſpritzte, — er fiel todt zu Boden.

Die Räuber faßten Schön-Helga an ihren weißen Armen und um ihren ſchlanken Leib — da ging die Sonne unter, der letzte Strahl erloſch in demſelben Augenblick und ſie wurde in die Geſtalt eines Froſches verwandelt; der weißgrüne Mund ſchob ſich über das halbe Geſicht hinaus, die Arme wurden dünn und ſchleimig, eine breite Hand mit Schwimmhaut dehnte ſich fächerförmig aus, — da ließen die Räuber entſetzt von ihr ab, ſie ſtand ein häßliches Unthier, unter ihnen, und wie es die Natur des Froſches iſt, hüpfte ſie empor, höher als ihre eigene Geſtalt und verſchwand in das Dickicht. Da wurden die Räuber inne, daß es die böſe Liſt des Loke oder daß es geheime Zauberkünſte ſeien, und entſetzt verließen ſie eilends den Ort.

Der Vollmond war ſchon im Aufgehen begriffen, bald glänzte und leuchtete er über die Erde, und aus dem Dickicht kroch, in der elenden Geſtalt des Froſches, die arme Helga; ſie blieb ſtehen vor der Leiche des chriſtlichen Prieſters und vor ihrem getödteten Roſſe; ſie blickte ſie mit Augen an, die zu weinen ſchienen, und der Froſchkopf ließ ein Quaken ertönen, wie wenn ein Kind in Thränen ausbricht. Sie warf ſich bald über den Einen, bald über das Andere, ſchöpfte Waſſer in der Hand, die durch die Schwimmhaut größer und hohler ward, und übergoß ſie mit dem Waſſer, allein — todt waren ſie, todt würden ſie bleiben, ſie begriff es wohl. Bald werden wilde Thiere herankommen und ihren Körper zerreißen; aber nein, das dürfte nicht geſchehen! Und ſie grub deshalb in die Erde, ſo tief ſie es eben vermochte, ſie wollte ihnen ein Grab bereiten. Sie hatte hierzu nur einen Baumzweig und ihre beiden Hände, und zwiſchen den Fingern derſelben war die Schwimmhaut ausgeſpannt, dieſelbe zerriß und das Blut floß ihr über die Hände. Sie begriff auch zuletzt, daß die Arbeit ihr nicht gelingen würde; da ſchöpfte ſie wieder Waſſer und wuſch das Geſicht des Todten, bedeckte es mit friſchen grünen Blättern, trug große Zweige herbei und breitete dieſe über ihn, ſchüttete trocknes Laub zwiſchen die Zweige, holte dann die ſchwerſten Steine, die ſie zu heben vermochte, legte dieſe über den todten Körper und verſtopfte die Oeffnungen mit Moos. — ſo wähnte ſie, ſei der Grabeshügel ſtark und eingefriedigt. Bei dieſer ſchweren Arbeit war die Nacht vergeſchritten, die Sonne brach hervor — und Schön-Helga ſtand in all ihrem Liebreiz da mit blutenden Händen, und zum erſten Male mit Thränen auf den jungfräulichen Wangen.

Da war es in der Verwandlung, als kämpften zwei Naturen mit einander in ihrem Innern; ſie zitterte über den ganzen Körper, ſchaute um ſich, als erwache ſie aus einem beängſtigenden Traum, ſtürzte darauf nach dem ſchlanken Baum hin, hielt ſich an demſelben an, um doch eine Stütze zu haben, und bald, in einem Nu, kletterte ſie, einer Katze gleich, in den Gipfel des Baumes und hielt ſich dort feſt. Sie ſaß darin wie ein geängſtigtes Eichhörnchen, blieb den ganzen langen Tag daſelbſt ſitzen in der einſamen Waldesſtille, wo Alles ruhig und todt iſt, wie man ſagt! — todt. Schmetterlinge umkreiſten einander im Spiele, in der Nähe befanden ſich mehrere Ameiſenhaufen, jeder mit mehreren Hunderten emſiger kleiner Geſchöpfe, die ſich hin und her bewegten; in der Luft tanzten eine Unzahl von Mücken, ein Schwarm neben dem andern, Schaaren von ſummenden Fliegen, Marienkäfern, Goldflügeln und anderen beflügelten kleinen Thieren; der Regenwurm kroch empor aus dem naſſen Grund, die Maulwürfe ſchoſſen hervor, — im übrigen war es ſtill, todt ringsum, todt, wie man ſagt und meint, wie man es eben verſteht. Niemand als die Elſterſchaaren bemerkten Helga, dieſe umflogen ſchreiend den Gipfel des Baumes, in dem ſie ſaß; die Vögel hüpften zu ihr heran auf den Zweigen in dreiſter Neugierde; ein Blick ihres Auges war ein Wink, der ſie wieder verſcheuchte. — Allein ſie wurden nicht klug aus ihr, und ſie auch nicht klug aus ſich ſelbſt.

Als der Abend dämmerte und die Sonne im Sinken war, rief die Verwandlung ſie zu neuer Bewegung: ſie ließ ſich von dem Baum herab gleiten, und indem der letzte Sonnenſtrahl ſchwand, ſtand ſie da in der zuſammengeſchrumpften Geſtalt des Froſches mit den zerriſſenen Schwimmhäuten der Hände; allein ihre Augen ſtrahlten jetzt in einem Glanz der Schönheit, die ſie kaum früher in der Schönheitsgeſtalt ſelber beſeſſen, es waren die mildeſten frommſten Mädchenaugen, die hinter der Froſchlarve hervorleuchteten. Sie zeugten von dem tiefen Gemüth, von dem menſchlichen Herz; und die Augen der

Schönheit floſſen über in Thränen, weinten die ſchönen Thränen der Herzenserleichterung.

Dort lag noch an dem aufgeworfenen Grabhügel das Kreuz von Baumzweigen zuſammengebunden, die letzte Arbeit Desjenigen, der nun todt und kalt unter dem Hügel ruhte. Helga hob das Kreuz auf, der Gedanke kam ihr von ſelbſt: ſie pflanzte es zwiſchen dem Geſtein auf, über ihm und dem todten Pferde. In der Wehmuth der Erinnerung brachen Thränen hervor, und in dieſer weichen Stimmung grub ſie daſſelbe Zeichen rings um das Grab in den Sand, bildete es doch eine zierliche Art Umzäunung deſſelben, — und indem ſie mit beiden Händen das Zeichen des Kreuzes ſchrieb, fiel die Schwimmhaut ab, einem zerriſſenen Handſchuh gleich, und als ſie ſich in der Quelle Waſſer die Hände abſpülte und ſtaunend die zarte Weiße derſelben erblickte, machte ſie wiederum das Zeichen des Kreuzes in der Luft zwiſchen ſich und dem Todten; da zitterten ihre Lippen, da bewegte ſich ihre Zunge, und den Namen, den ſie auf dem Ritt durch den Wald gar oft hatte ausſprechen und ſingen hören, floß nun auch vernehmbar von ihrem Munde, ſie ſprach ihn aus: „Jeſus Chriſt!“

Da fiel die Froſchhaut, ſie war die junge Schönheit; — doch das Haupt neigte ſich ermüdend, die Glieder bedurften der Ruhe, — ſie ſchlummerte ein.

Allein der Schlaf war nur ein kurzer. Gegen Mitternacht wachte ſie auf: vor ihr ſtand das todte Pferd, ſtrahlend, voll Leben, daß es ihm aus den Augen und dem verwundeten Hals leuchtete; dicht neben demſelben zeigte ſich der ermordete chriſtliche Prieſter, „ſchöner als Baldur“ würde die Wikingsfrau geſagt haben, und doch kam er gleichſam in Feuerflammen.

Ein ſolcher Ernſt, ein Urtheil der Gerechtigkeit, ein ſo durchdringender Blick ſprach aus den großen, milden Augen, daß es gleichſam in jeden Winkel des Herzens hineinſtrahlte. Schön-Helga zitterte vor dieſem Blick und ihr Gedächtniß erwachte mit einer Kraft, als ſei es der jüngſte Tag. Alles Gute, das man ihr gethan, jedes liebevolle Wort, das ihr geſagt worden, ward gleichſam lebendig; ſie verſtand es, daß es die Liebe geweſen, die ſie hier während der Tage der Prüfung aufrecht gehalten, während welcher das Geſchöpf vom Geiſt und Staub — Seele und Schlamm — gährt und ringt; ſie erkannte, daß ſie nur dem Antrieb der Stimmungen gefolgt und ſelbſt Nichts für ſich gethan; Alles war ihr gegeben worden, Alles war gleichſam durch Schickung geſchehen; ſie beugte ſich demüthig, ihre eigene tiefe Unvollkommenheit eingeſtehend, vor Demjenigen, der jede Falte des Herzens in uns zu leſen vermag, und in demſelben Augenblick vernahm ſie wie einen Blitz von der Flamme der Läuterung, — die Flamme des heiligen Geiſtes.

„Du Tochter des Schlammes!“ ſprach der Chriſtenprieſter; „aus Schlamm, aus Erde ſtammſt Du, — aus der Erde ſollſt Du wieder auferſtehen! Der Sonnenſtrahl in Deinem Innern geht des Körpers bewußt in ſeinen Urſprung zurück, nicht der Strahl vom Sonnenkörper, ſondern der Strahl von Gott! Keine Seele wird verloren gehen, aber in weiten Bahnen bewegt ſich das Zeitliche, das der Flug des Lebens iſt im Ewigen. — Ich komme aus dem Lande der Todten; auch Du wirſt durch die tiefen Thäler reiſen in das ſtrahlende Gebirgsland, wo die Gnade und die Vollendung wohnen. Ich führe Dich nicht nach Hedeby, um die chriſtliche Taufe zu erhalten, zuvor mußt

Du den ſchirmenden Waſſerſpiegel über dem tiefen Meergrund zerſprengen, die lebendige Wurzel Deines Lebens und Deiner Wiege herauf ans Licht ziehen, Deine Thatkraft üben, bevor die Weihe Dir gegeben werden darf.“

Und er hob ſie auf das Pferd, reichte ihr ein goldenes Räuchergefäß, wie das, welches ſie früher in der Wikingsburg geſehen; ein ſüßer, ſtarker Duft ſtrömte aus demſelben; die offene Stirnwunde des Getödteten leuchtete wie ein ſtrahlendes Diadem; das Kreuz nahm er vom Grabe, hielt es hoch empor, und nun fuhren ſie dahin durch die Luft, über den rauſchenden Wald, über die Hügel dahin, wo die Kämpen gebettet, auf ihren getödteten Streitroſſen gebettet waren; und die ehernen Geſtalten erhoben ſich, ſprengten hervor und pflanzten ſich auf dem Gipfel der Hügel auf; im Mondſchein ſtrahlte von ihrer Stirn der bunte Goldreifen mit dem goldenen Knoten, der Mantel flatterte im Winde. Der Drache, der auf Schätzen brütete, erhob den Kopf und ſchaute ihnen nach. Die Kobolde der Bergmännchen guckten unter den Hügeln und aus dem Ackerrain hervor, ſie wimmelten mit rothen, blauen und grünen Lichtflammen, wie die Funken beim Verglimmen des brennenden Papiers.

Ueber Wald und Haide, Fluß und Sumpf flogen ſie dahin, hinauf nach dem Wildmoor; über dieſen ſchwebten ſie in großen Kreiſen. Der Chriſtenprieſter hob das Kreuz hoch empor, es ſtrahlte wie Gold, und von ſeinen Lippen tönten fromme Gebete. Schön-Helga ſtimmte in die die Lieder mit ein, wie das Kind beim Geſang der Mutter mitlallt; ſie ſchwenkte das Räucherfaß, ein Altarduft, ſo ſtark, ſo wunderthätig, ſtrömte aus demſelben, daß das Schilf und Röhricht des Moors dabei in Blüthen ſprangen; jeder Keim ſchoß empor aus dem tiefen Grund; Alles, was Leben hatte, hob ſich, ein Flor von Waſſerlilien breitete ſich aus wie ein gewirkter blumichter Teppich, und auf dieſem lag ein ſchlummerndes Weib gebettet, jung und wunderſchön; Helga wähnte ſich ſelbſt in dem Spiegelbild der ſtillen Gewäſſer zu erblicken; es war ihre Mutter, die ſie erblickte, das Weib des Schlammkönigs, die Prinzeſſin von den Ufern des Nils.

Der todte Chriſtenprieſter gebot, daß die Schlummernde auf das Pferd gehoben werde, allein dieſes ſank zuſammen unter der Laſt, als ſei ſein Körper nur ein Bahrtuch, das im Winde flatterte; doch das Zeichen des Kreuzes machte das Luft-Phantom ſtark, und zu Dreien ritten ſie jetzt vom Moore auf den feſten Boden.

Da krähte der Hahn in der Wikingsburg und die Traumgeſtalten löſten ſich auf, flatterten im Winde davon, aber Mutter und Tochter ſtanden einander gegenüber.

„Bin ich es ſelbſt, die aus dem tiefen Waſſer heraufblickt?“ ſprach die Mutter.

„Bin ich es ſelbſt, die aus dem blanken Schild herausſtrahlt!“ rief die Tochter, und ſie näherten ſich einander Bruſt an Bruſt, und umſchlangen ſich; am ſtärkſten klopfte das Herz der Mutter und ſie verſtand der Herzen ſchnellere Schläge.

„Mein Kind! Du Blume meines eigenen Herzens! mein Lotus der tiefen Gewäſſer!“

Und ſie umſchlang aufs neue ihr Kind und weinte; die Thränen waren eine neue Lebens- und Liebestaufe für Helga.

„Im Schwanengefieder kam ich hierher und warf auch hier das Gefieder ab,“ ſprach die Mutter; „ich verſank durch den ſchwankenden Moor tief in den Grund hinab, der ſich wie eine Mauer um mich ſchloß; doch bald vernahm ich eine friſchere Strömung; eine Kraft zog mich tiefer, immer tiefer, ich fühlte den Druck des Schlafes auf meinen Augenlidern, ich ſchlief ein, Träume umfingen mich — mir war, als läge ich wieder in der Pyramide Egyptens, doch vor mir ſtand noch immer der ſchwankende Erlenſtamm, der mir auf der Moorfläche oben Schrecken eingejagt. Ich beſchaute die Ritzen und Runzeln des Stammes, ſie leuchteten in Farben und nahmen Geſtalt von Hieroglyphen an, es war die Hülle der Mumie, die ich anſchaute; dieſelbe zerriß endlich und heraus trat der tauſendjährige König, die Mumiengeſtalt, ſchwarz wie Pech, ſchwarz glänzend wie die Waldſchnecke oder der fette ſchwarze Moorſchlamm, der Schlammkönig oder die Mumie der Pyramide — ich wußte es nicht. Er ſchlang ſeine Arme um mich und es war, als müßte ich ſterben. Erſt dann vernahm ich wieder das Leben, als mein Buſen ſich erwärmte und auf demſelben ein kleiner Vogel mit den Flügeln ſchlug, zwitſcherte und ſang. Der Vogel flog von meinem Buſen gegen die finſtere ſchwere Decke empor, aber ein langes grünes Band verband ihn noch immer mit mir; ich hörte und verſtand wohl die Töne ſeines Sehnens: Freiheit! Sonne! Zum Vater! — da dachte ich an meinen Vater und das ſonnige Land der Heimat, mein Leben, meine Liebe, und ich löſte das Band, ließ den Vogel davonflattern — nach der Heimat zum Vater. Seit jener Stunde habe ich nicht geträumt, ich ſchlief einen

Schlaf, fürwahr einen langen und ſchweren, bis in dieſer Stunde Töne und Duft mich erhoben, mich erlöſten!“

Das grüne Band vom Herzen der Mutter nach den Flügeln des Vogels, wo flatterte es jetzt, wo war es hingeweht? Nur der Storch hatte es geſehen. Das Band war der grüne Stengel, die Schleife die ſtrahlende Blume, die Wiege des Kindes, welches jetzt in Schönheit entfaltet war und wieder am Herzen der Mutter lag.

Und während die Beiden Bruſt an Bruſt lagen, flog Storchpapa in immer engeren Kreiſen um ſie herum, ſchoß endlich in ſchneller Fahrt nach ſeinem Neſte davon, holte von dort die jahrelang aufbewahrten Schwanengefieder und warf jeder eines zu; und das Gefieder umſchloß ſie, und ſie hoben ſich empor von der Erde, zwei weiße Schwäne.

„Und jetzt wollen wir mit einander reden!“ — ſagte Storchpapa, — „jetzt verſtehen wir uns, wenn auch der Schnabel des einen Vogels anders gewachſen iſt als der des andern! Es trifft ſich zu ſchön, daß Ihr dieſe Nacht kommt, Morgen wären wir ſchon auf und davon geweſen, Mutter, ich und die Jungen, — wir fliegen nach dem Süden! Ja, ſchau mich nur an! Ich bin ja ein alter Freund aus dem Nillande, und Mutter auch, ſie hat es mehr im Herzen als im Schnabel. Sie meinte immer, die Prinzeſſin würde ſich ſchon zu helfen wiſſen; ich und die Jungen haben das Schwanengefieder hier herauf getragen! — aber wie ich erfreut bin! und wie iſt das ein Glück, daß ich noch hier bin! Wenn der Tag graut, ziehen wir von dannen, eine große Storchgeſellſchaft! Wir fliegen voran, fliegt Ihr nur hinterdrein, ſo verfehlt Ihr den

Weg nicht, ich und die Jungen werden auch ſchon ein Auge auf Euch behalten."

„Und die Lotusblume, die ich bringen ſollte!" ſagte die egyptiſche Prinzeſſin, „die fliegt im Schwanengefieder mir zur Seite! Die Blume meines Herzens führe ich mit mir, ſo hat ſich das Räthſel gelöſt! Nach der Heimat! Nach der Heimat!"

Aber Helga ſagte, ſie könne das däniſche Land nicht verlaſſen, ohne noch einmal ihre Pflegemutter, die liebevolle Wikingsfrau, geſehen zu haben. Ihr trat jede ſchöne Erinnerung, jedes liebe Wort, jede Thräne vor die Seele, die die Pflegemutter geweint hatte, und in dieſem Augenblick war es faſt, als liebe ſie dieſe Mutter am meiſten.

„Ja, wir müſſen nach der Wikingsburg," ſagte Storchpapa, „dort harren unſer die Mutter und die Jungen! Wie die die Augen verdrehen und mit dem Schnabel klappern werden! Ja, die Mutter, ſie ſpricht nicht gerade viel, kurz und bündig iſt ſie und dabei meint ſie es noch beſſer! Ich werde gleich Eins klappern, damit ſie hören, daß wir kommen!"

Und Storchpapa klapperte, daß es eine Art hatte, und er und die Schwäne flogen nach der Wikingsburg.

In der Burg lagen Alle noch im tiefſten Schlafe; erſt ſpät am Abend war die Wikingsfrau zur Ruhe gegangen; ſie ängſtigte ſich um Helga, die nun ſeit drei vollen Tagen verſchwunden geweſen nebſt dem Chriſtenprieſter; Helga müſſe ihm auf der Flucht behilflich geweſen ſein, war es doch ihr Pferd, das in dem Stalle vermißt wurde — durch welche Macht aber ſei dies Alles bewerkſtelligt. Die Wikingsfrau dachte an die Wunder, die man dem weißen Chriſt nachſagte, die durch ihn geſchahen und durch diejenigen, die an ihn glaubten und ihm folgten. Die wechſelnden Gedanken geſtalteten ſich in Traumleben, es ſchien ihr, ſie ſäße noch wach auf ihrem Lager und draußen herrſche die Finſterniß. Der Sturm nähere ſich, ſie höre das Meer brauſen und rollen im Oſten und Weſten, wie der Nordſee und des Kattegatts Fluthen; die ungeheure Schlange, welche die Erde in der Meerestiefe umſpannte, zitterte in krampfhaften Zuckungen; es ſei die Nacht des Untergangs der Götter, Ragnarok, wie die Heiden den jüngſten Tag nannten, da Alles vergehen ſollte, ſelbſt die hohen Götter. Das Kriegshorn ertönte, und über den Regenbogen dahin ritten die Götter, in Stahl gekleidet, um den letzten Kampf zu kämpfen; ihnen voran flogen die beflügelten Valkyren, und die Reihe ſchloſſen die Geſtalten der todten Kämpen; die ganze Luft umſtrahlte ſie mit Nordlichtflammen, aber die Finſterniß blieb ſiegend. Es war eine entſetzliche Stunde.

Und dicht neben der geängſtigten Wikingsfrau ſaß auf dem Fußboden Helga in der häßlichen Geſtalt des Froſches, und ſie zitterte und ſchmiegte ſich an die Pflegemutter, welche ſie auf den Schoos nahm und in Liebe an ſich drückte, wie häßlich auch die Froſchgeſtalt war. Die Luft hallte wieder von Schwert- und Keulenſchlägen, von ziſchenden Pfeilen, als ſtreiche ein Unwetter mit Hagel über ſie dahin. Die Stunde war da, wo Himmel und Erde zerplatzen, die Sterne fallen, Alles zu Grunde gehen würde in Surturs Feuermeer; allein ſie wußte, daß eine neue Erde und ein neuer Himmel kommen, daß die Getreideacker dort wallen und wogen würden, wo jetzt das Meer dahinrollt über den öden Seegrund, der unnennbare Gott herrſchen würde — und zu ihm, zu Gott hinauf ſtieg Baldur, der milde, liebevolle, aus dem Reich der Todten Erlöſte, — er kam — die Wikingsfrau ſah ihn, ſie erkannte ſein Antlitz — es war der gefangene Chriſtenprieſter. „Weißer Chriſt!“ rief ſie laut, und bei dem Ausruf drückte ſie einen Kuß auf die Stirn des häßlichen Froſchkindes; da fiel die Froſchhülle und Helga ſtand vor ihr in ihrer ganzen Schönheit, lieblich und mild wie noch nie und mit ſtrahlendem Auge; ſie küßte der Pflegemutter die Hände, ſegnete ſie für alle Pflege und Liebe während der Tage der Prüfung und des Drangſals, für die Gedanken, die ſie ihr eingeflüſtert und in ihr geweckt, für die Nennung des Namens, den ſie wiederholte: Weißer Chriſt! — Und Schön-Helga erhob ſich, ein mächtiger Schwan, die Flügel breiteten ſich weit mit Brauſen, wie wenn die Schaar der Zugvögel davonziehen.

Die Wikingsfrau erwachte dabei, und draußen tönte noch derſelbe ſtarke Flügelſchlag durch die Luft — ſie wußte, es ſei an der Zeit, wo die Störche ziehen, es müſſen dieſe ſein, deren Flug ſie höre. Noch einmal wollte ſie dieſe ſehen und ihnen Lebewohl bei der Abreiſe ſagen! Sie erhob ſich vom Lager, trat auf den Söller, und nun erblickte ſie auf dem Dachrücken des Seitenflügels und überall Storch bei Storch, und rings um die Burg, über die hohen Bäume dahin, flogen Schaaren n großen Kreiſen, aber ihr und dem Söller gegenüber, am Brunnen, wo Helga ſo oft geſeſſen und ſie durch ihre Wildeit geängſtigt hatte, ſaßen nun zwei Schwäne und ſchauten ſie nit klugen Augen an. Und ſie erinnerte ſich an ihren Traum, erſelbe erfüllte ſie noch ganz, als ſei es Wirklichkeit, ſie dachte n Helga in Schwanengeſtalt, ſie dachte an den Chriſtenprieſter, nd fühlte ſich plötzlich recht wunderbar frohen Herzens.

Die Schwäne ſchlugen mit den Flügeln, bogen die Hälſe, gleichſam als wollten auch ſie einen Gruß entſenden, und die Wikingsfrau breitete ihre Arme gegen ſie aus, als empfände ſie dieſes Alles, lächelte durch Thränen und in tiefe Gedanken verſunken.

Da erhoben ſich mit Flügelgebrauſe und Schnabelgeklapper alle Störche für die Reiſe nach dem Süden.

„Wir warten nicht auf die Schwäne,“ ſagte Storchmama; „wollen ſie mit, mögen ſie kommen! Wir können nicht hier ſitzen, bis die Brachvögel reiſen! Es iſt doch was Schönes dabei, ſo familienweiſe zu reiſen, nicht wie die Finken und Rebhühner, wo die Hähne für ſich und die Hühner für ſich fliegen, das iſt, aufrichtig geſprochen, nicht anſtändig! und was machen die Schwäne dort für einen Flügelſchlag?“

„Nun, Jeder fliegt in ſeiner Weiſe!“ ſagte Storchpapa, die Schwäne nehmen es ſchräge, die Kraniche im Dreieck und die Brachvögel in Schlangenlinie.“

„Rede nicht von Schlangen, wenn wir hier oben fliegen!“ ſagte Storchmama, „das giebt den Jungen Gelüſte, die nicht befriedigt werden können.“

„Sind das die hohen Berge, von denen ich reden hörte?“ fragte Helga im Schwanengefieder.

„Das ſind Gewitterwolken, die unter uns treiben,“ antwortete die Mutter.

„Was ſind das für weiße Wolken, die ſich ſo hoch erheben?“ frug Helga.

„Das ſind die ewig ſchneebedeckten Berge, die Du dort ſiehſt!“ ſagte die Mutter, und ſie flogen über die Alpen dem blauen Mittelmeer zu.

„Afrika's Land! Egyptens Strand!“ jubelte in Schwanengeſtalt die Tochter des Nils, indem ſie, hoch von der Luft aus, ihre Heimat als einen weißgelben, wellenförmigen Streifen erblickte.

Und die Vögel alle erblickten denſelben und beeilten ihren Flug.

„Ich wittere Nilſchlamm und naſſe Fröſche!“ ſagte Storchmama, „es kribbelt mir im Magen! — Ja, jetzt werdet Ihr koſten! und Ihr werdet ſchauen Marabu, Ibis und Kraniche! ſie gehören alle zur Familie; allein ſie ſind bei weitem nicht ſo ſchön wie wir; ſie thun ſehr vornehm, namentlich Ibis; er iſt nur von den Egyptern verwöhnt worden, ſie machen ihn zur Mumie, ſtopfen ihn mit Kräutern; ich will lieber mit lebendigen Fröſchen geſtopft ſein, das wollt Ihr auch, und das ſollt Ihr auch werden! Beſſer Etwas im Magen, während man lebt, als zum Staat dienen, wenn man todt iſt! Das iſt meine Meinung, und die iſt immer die richtige!“

„Jetzt ſind die Störche gekommen,“ ſagte man in dem reichen Haus am Ufer des Nils, wo der königliche Herr in der offenen Halle auf weichem Polſter lag, unter einem Leopardenſell, nicht lebendig, auch nicht todt, hoffend und harrend der Lotusblume aus dem tiefen Moorgrund im hohen Norden. Verwandte und Diener umſtanden ſein Lager.

Und in die Halle hinein flogen zwei prächtige Schwäne; ſie waren mit den Störchen gekommen; ſie warfen das blendend weiße Gefieder ab, und zwei reizende Frauengeſtalten ſtanden da, einander ähnlich, wie zwei Thautropfen. Sie beugten ſich über den blaſſen, alten, ſiechen Mann, ſie warfen ihr langes Haar zurück, und indem Schön-Helga ſich über den Großvater beugte, rötheten ſich ſeine Wangen, ſeine Augen flammten auf und ſeine ſtarren Glieder bekamen Leben. Der Alte erhob ſich geſund und verjüngt; Tochter und Enkelin umfingen ihn als zum Morgengruß in Freude nach einem langen ſchweren Traum.

Und Freude herrſchte im ganzen Hauſe und auch im Storchneſte, in dieſem freilich zumeiſt über das gute Futter: die vielen Frösche, die gleichſam ſchaarenweiſe aus der Erde wuchſen; und während die Gelehrten eiligſt in flüchtigen Zügen die Geſchichte von den beiden Prinzeſſinnen und von der Geſundheitsblume als ein wichtiges Ereigniß und ein Segen für das Haus und das Land aufzeichneten, erzählte das Storchpaar ſie ſeiner Familie in ſeiner Weiſe, doch erſt, nachdem Alle geſättigt waren, denn ſonſt hatten ſie Anderes zu thun, als Geſchichten anzuhören.

„Jetzt wirſt Du denn doch Etwas werden!“ flüſterte Storchmama, „das kann nicht anders ſein.“

„Was ſollte ich denn wohl werden?“ ſagte Storchpapa, „was habe ich denn gethan? Gar nichts!“

„Du haſt mehr als alle die Anderen gethan! Ohne Dich und die Jungen hätten die beiden Prinzeſſinnen Egypten nie wieder geſehen und nie die Geneſung des Alten bewerkſtelligt. Du wirſt zu Etwas! Man wird Dir ganz gewiß den Doctorhut verleihen, und unſere Jungen werden ſpäter mit demſelben geboren werden, und ihre Jungen wieder u. ſ. w.! Du ſiehſt auch ſchon aus wie ein egyptiſcher Doctor — in meinen Augen!“

Die Gelehrten und Weiſen entwickelten den Grundgedanken, wie ſie ihn nannten, der ſich durch das ganze Ereigniß zog: „Liebe gebärt Leben!“ Dieſen Satz legten ſie in verſchiedener Weiſe aus. Der heiße Sonnenſtrahl war die Prinzeſſin Egyptens, dieſe ſteige hinab zu dem Schlammkönig, und durch deren Umarmung entſpränge die Blume. —

„Ich vermag nicht ſo ganz genau die Worte zu wiederholen,“ ſagte Storchpapa, der vom Dache herab gelauſcht hatte, und nun Das, was er gehört, den Seinen wieder erzählen ſollte. „Was ſie ſagten, war ſo verwickelt, es war ſo klug und ausgeklügelt, daß ihnen ſofort Rang und Geſchenke verliehen wurden, ſelbſt der Mundkoch erhielt ein großes Zeichen der Auszeichnung — wahrſcheinlich für die Suppe!

„Und was bekamſt denn Du?“ fragte Storchmama. „Sie ſollten doch nicht den Wichtigſten vergeſſen, und der biſt Du jedenfalls! Die Gelehrten haben bei der ganzen Geſchichte weiter nichts gethan, als ihr Mundwerk gebraucht; — doch das Deinige wird Dir wohl werden!“

In ſpäter Nacht, als des Schlafes milder Frieden auf dem neuen glücklichen Hauſe ruhte, wachte doch Jemand, — nicht Storchpapa, ungeachtet er auf einem Beine ſtand und Schildwache ſchlief, ſondern Helga wachte. Sie beugte ſich hinaus über den Altan und ſchaute in die klare Luft, blickte die großen leuchtenden Sterne an, größer und reiner an Glanz, als ſie ſie im Norden geſehen hatte, und doch dieſelben. Sie dachte an die Wikingsfrau in der wilden Moorgegend, an die milden Augen der Pflegemutter und die Thränen, die ſie über das arme Froſchkind geweint hatte, das jetzt in Glanz und Sternenpracht an den Gewäſſern des Nils in herrlicher Frühlingsluft lebte. Sie gedachte der Liebe, die im Buſen des heidniſchen Weibes wohne, der Liebe, die einem elenden Geſchöpf in Menſchengeſtalt ein böſes Thier, in Thiergeſtalt ekelerregend, erzeugt worden. Sie ſchaute die leuchtenden Sterne an und gedachte des Glanzes, der von der Stirn des Todten ausging, als ſie mit ihm durch Wald und über Moor dahinflog; es klangen Töne in ihrer Erinnerung, Worte, die ſie hatte ausſprechen hören, als ſie dahinritten und ſie ſtaunend und zitternd durch die Lüfte getragen ward, Worte von dem großen Urquell der Liebe, der höchſten Liebe, die alle Geſchlechter umfaßt.

Ja, was war nicht gegeben, gewonnen, erreicht! Schön-Helga vertiefte ſich bei Tag, bei Nacht in die ganze große Summe ihres Glücks, und ſtand im Anſchauen derſelben verloren, gleich dem Kinde, das ſich eiligſt vom Geber ab dem Gegebenen, all' den herrlichen Gaben zuwendet; ſie ging gleichſam auf in die ſich immer ſteigernde Glückſeligkeit, die kommen könnte, kommen würde. War ſie doch durch Wunder zu immer höherer Freude und höherem Glück getragen, und in dieſen Gedanken verlor ſie ſich eines Tages dergeſtalt, daß ſie nicht mehr an den Geber dachte. Es war die Ueberſchwänglichkeit des Jugendmuths, die ihre Flügel im kecken Schwunge entfaltete! Ihre Augen leuchteten dabei, allein plötzlich riß ſie ein lauter Lärm unten im Hofe aus dem kecken Gedankenſchwung. Dort erblickte ſie zwei große Strauße in engen Kreiſen ſehr ſchnell umherlaufen; ſie hatte dieſes Thier früher nie geſehen, — ein ſo großer Vogel, ſo plump und ſchwerfällig, die Flügel ſahen aus, als ſeien ſie geſtutzt, der Vogel ſelbſt als wenn ihm Gewalt angethan wäre, und ſie fragte, was mit dem Thier geſchehen ſei, und vernahm nun zum erſten Male die Sage, welche die Egypter vom Vogel Strauß erzählen.

Einſt ſei das Geſchlecht der Strauße ſchön und herrlich geweſen, die Flügel groß und ſtark; da ſagten eines Abends die großen Vögel des Waldes zum Strauß: „Bruder, wollen wir Morgen, ſo Gott will, nach dem Fluſſe fliegen und trinken?“ Und der Strauß antwortete: „ich will es!“ Mit Tagesanbruch flogen ſie von dannen, erſt richteten ſie ihren Flug in die Höhe, hoch hinauf nach der Sonne, nach dem Auge Gottes, immer höher und höher, der Strauß allen den andern Vögeln weit voran; der Strauß flog ſtolz gegen das Licht empor, er trotzte auf ſeine Kraft und gedachte nicht des Gebers, er ſagte nicht: „ſo Gott will!“ Da zog der ſtrafende Engel den Schleier von dem Flammenmeer der Sonne hinweg und im Nu verſengten die Flügel des Vogels, derſelbe ſank elend zur Erde. Der Strauß und ſein Geſchlecht vermag nun nimmermehr ſich zu erheben; er flieht ſchreckerregt, ſtürmt in Kreiſen umher in dem engen Raum. Eine Warnung iſt dieſe Sage für uns Menſchen, daß wir bei all' unſerem Denken und Trachten, bei jeder Handlung ſprechen und ſagen: „ſo Gott will!“

Und Helga beugte gedankenvoll und ſinnend den Kopf, ſchaute den kreiſenden Strauß an, deſſen Angſt, deſſen einfältige Freude beim Anblick ſeines eigenen großen Schattens an der weißen, ſonne beſtrahlten Mauer. Und der Ernſt ſchlug ſeine tiefe Wurzel in Gemüth und Gedanke. Ein gar reiches Leben an gegenwärtigem und zukünftigem Glück war gegeben, war gewonnen, — was würde wohl noch geſchehen, noch kommen. — Das Beſte! — „So Gott will!“

Im frühen Lenz, als die Störche wieder nach dem Norden zogen, ſtreifte Schön-Helga ihr goldenes Armband ab, ritzte ihren Namen in daſſelbe, winkte Storchpapa, legte ihm den goldenen Reifen um den Hals und bat ihn, denſelben der Wikingsfrau zu überbringen; dieſe würde alsdann wohl daraus entnehmen, daß die Pflegetochter lebe, glücklich ſei und ihrer gedenke.

„Das iſt ſchwer zu tragen!“ dachte Storchpapa, als er es um den Hals hatte; „allein Gold und Ehre ſind nicht auf die Heerſtraße zu werfen! Der Storch bringt Glück, das werden ſie dort oben ſchon eingeſtehen müſſen!“

„Du legſt Gold und ich lege Eier!“ ſprach Storchmama; „allein Du legſt nur ein Mal, ich lege alle Jahre! — doch Anerkennung wird Keinem von uns! Das kränkt Einen!“

„Man hat das gute Bewußtſein, Mütterchen!“ ſprach Storchpapa.

„Das kannſt Du nicht umhängen!“ ſagte Storchmama,

„das giebt ſo wenig guten Wind, als es eine Mahlzeit giebt!“

Die kleine Nachtigall, die in dem Tamarindengebüſch ſang, wird auch bald gen Norden ziehen; Schön-Helga hatte ſie oft dort oben an dem Wildmoor ſingen hören, jetzt wollte ſie ihr eine Botſchaft mitgeben, ſie verſtand, ſeitdem ſie im Schwanengefieder geflogen, die Sprache der Vögel; ſie hatte dieſelbe oft und wiederholt mit Storch und Schwalbe geſprochen, die Nachtigall würde ſie verſtehen. Und ſie bat die Nachtigall, nach dem Buchenwald auf der jütſchen Halbinſel zu fliegen, woſelbſt der Grabhügel von Geſtein und Gezweig aufgeworfen war, ſie bat ſie, alle kleinen Vögel zu bewegen, daß ſie um die Grabesſtättte friedigten und immer wieder und wieder über das Grab ihre Lieder ertönen ließen. Und die Nachtigall flog dahin — und die Zeit flog dahin!

Der Adler ſtand im Herbſt auf der Pyramide und ſah einen ſtattlichen Zug herannahen von reichbeladenen Kameelen, von reich gekleideten bewaffneten Männern auf ſchnaubenden arabiſchen Roſſen, glänzend weiß wie Silber mit rothen zitternden Nüſtern, mit großen, dicken Mähnen, die über die feinen Beine herabhingen. Reiche Gäſte, ein königlicher Prinz aus Arabien, ſchön, wie ein Prinz ſein ſoll, zog in das ſtolze Haus ein, auf deſſen Dach jetzt das Storchneſt leer ſtand; die, welche das Neſt bewohnten, waren jetzt im hohen Norden, doch würden ſie bald zurückkehren. — Und gerade an dem Tage kehrten ſie zurück, der ſo reich an Freude und Luſt war. Hier wurde eine Hochzeit gefeiert, und Schön-Helga war die Braut, ſtrahlend in Seide und Juwelen; der Bräutigam war der junge Prinz aus Arabien; Braut und Bräutigam ſaßen am oberſten Ende der Tafel zwiſchen der Mutter und dem Großvater.

Allein ſie blickte nicht den Bräutigam an mit den braunen männlichen Wangen, um welche ein ſchwarzer Bart ſich kräuſelte, ſie ſchaute nicht in ſeine feurigen dunkeln Augen, die an ihr hingen, ſondern hinaus in den blinkenden Stern, der vom Himmel herabſtrahlte.

Da brauſte es mit ſtarken Flügelſchlägen in der Luft, die Störche kehrten zurück, und das alte Storchpaar, wie ermüdet es auch von der Reiſe und der Ruhe bedürftig war, flog doch ſogleich auf das Gelände der Verandah hinab, ſie wußten ſchon, welches Feſt begangen wurde. Sie hatten ſchon an der Landesgrenze vernommen, daß Helga ſie an der Mauer hatte abbilden laſſen, — gehörten ſie doch auch zu ihrer Geſchichte.

„Das iſt ſehr hübſch und ſinnig," ſagte Storchpapa.

„Das iſt ſehr wenig!" ſprach Storchmama, „weniger konnte es denn doch nicht ſein!"

Und als Helga ſie erblickte, erhob ſie ſich und trat auf die Verandah, um ihr den Rücken zu ſtreicheln. Das alte Storchpaar wiegte die Köpfe und neigte mit dem Halſe, und die jüngſten Jungen fühlten ſich ſehr geehrt bei dem Empfange.

Und Helga ſchaute hinauf zu dem leuchtenden Stern, der immer klarer ſtrahlte, und zwiſchen dieſem und ihr bewegte ſich eine Geſtalt, reiner noch als die Luft, und dadurch ſichtbar;

ſie ſchwebte ihr ganz nahe, es war der verſtorbene chriſtliche Prieſter; auch er kam zu ihrem Hochzeitsfeſt, kam aus dem Himmelreich.

„Der Glanz und die Herrlichkeit dort überſtrahlt Alles, was die Erde kennt,“ ſprach er.

Und Schön-Helga bat ſo weich, ſo innig, wie ſie noch nie gebeten hatte, daß ſie nur eine einzige Minute dort hinein ſchauen dürfe, nur einen einzigen Blick in das Himmelreich zum Allvater hinein ſenden dürfe.

Und er trug ſie in Glanz und Herrlichkeit, in einem wogenden Meer von Tönen und Gedanken hinauf; nicht nur um ſie, ſondern auch in ihr leuchtete und klang es, Worte vermögen es nicht auszuſprechen.

„Jetzt müſſen wir zurückkehren, Du wirſt vermißt!“ ſprach er.

„Nur noch einen Blick! bat ſie, „nur eine einzige kurze Minute!“

„Wir müſſen zur Erde hinab, die Gäſte werden alle ſich entfernen!“

„Nur noch einen Blick! den letzten —!“

Und Helga ſtand wieder in der Verandah — aber die Hochzeitsflammen draußen waren verſchwunden, die Lichter alle im Feſtſaal erloſchen, die Störche fort, nirgends ein Gaſt zu erblicken, kein Bräutigam, Alles in den kurzen Minuten wie zerſtoben.

Da überkam ſie eine Angſt; ſie ſchritt durch die leere große Halle in die nächſte Kammer; dort ſchliefen fremde Krieger; ſie öffnete eine Seitenthür, die in ihre eigene Kammer führte, und indem ſie wähnte, dort hineinzutreten, befand ſie ſich plötzlich im Garten — ſo ſah es hier doch früher nicht aus, der Himmel leuchtete roth, es war Morgendämmerung.

Drei Minuten nur im Himmel, und eine ganze Erdennacht war verſtrichen!

Da erblickte ſie die Störche; ſie rief dieſen zu, redete ihre Sprache, und Storchpapa wendete den Kopf nach ihr, lauſchte und näherte ſich.

„Du ſprichſt unſere Sprache!“ ſagte er, „was willſt Du? Weshalb erſcheinſt Du hier, — ein fremdes Weib?“

„Ich bin es ja, bin Helga! kennſt Du mich nicht? Vor drei Minuten ſprachen wir zuſammen, dort in der Verandah.

„Das iſt ein Irrthum!“ ſagte der Storch, das haſt Du Alles geträumt.

„Nein, nein,“ ſprach ſie und erinnerte ihn an die Wikingsburg und das große Meer, an die Reiſe hierher — !

Da blinzelte Storchpapa mit den Augen: Das iſt ja eine alte Geſchichte, die ich aus der Zeit meines Urgroßvaters gehört habe! Allerdings war hier in Egypten eine ſolche Prinzeſſin aus dem däniſchen Lande aber ſie verſchwand an dem Abend ihres Hochzeittages vor vielen hundert Jahren und kehrte nie wieder! — Du kannſt es ſelbſt leſen dort auf dem Monument im Garten, dort ſind Schwäne und Störche eingehauen, und ganz oben ſtehſt Du ſelbſt in weißem Marmor!

Und ſo war es. Helga ſah es, verſtand es und ſank in die Knie.

Die Sonne brach ſtrahlend hervor, und wie ehedem bei ihren Strahlen die Froſchhülle verſchwand und die herrliche Geſtalt zum Vorſchein kam, ſo erhob ſich nun bei der Lichttaufe eine Schönheitsgeſtalt klarer, reiner als die Luft, ein Lichtſtrahl — zu dem Vater hinauf.

Der Körper zerfiel in Staub: eine welke Lotosblume lag dort wo Helga geſtanden hatte.

„Nun, das war ein neuer Schluß der Geſchichte!“ ſagte Storchpapa, „den hatte ich freilich gar nicht erwartet! Aber er gefällt mir ganz gut!“

„Was wohl die Jungen dazu ſagen werden?“ verſetzte Storchmama.

„Ja, das iſt freilich das Wichtigſte!“ ſagte Storchpapa.

Am äußerſten Meere.

Große Schiſſe waren hoch hinauf nach dem Nordpol geſandt, um dort die äußerſten Grenzen, die letzten Meeresküſten aufzufinden, und zu verſuchen, wie weit die Menſchen dort oben wohl vorzudringen vermöchten. Schon ſteuerten ſie Jahr und Tag durch Nebel und Eis hindurch und ſtanden viel Mühſeligkeiten aus; endlich war der Winter herangekommen und die Sonne ganz aus jenen Gegenden verſchwunden; viele, viele Wochen würden nun eine lange Nacht ſein; Alles, ſoweit der Blick ringsum reichte, war ein einziges Eisſtück; jedes der Schiſſe war an daſſelbe vertäuet, der Schnee thürmte ſich in große Haufen, und aus ihm waren Hütten in der Form von Bienenkörben gebildet und errichtet, einige groß wie die alten Hünengräber, andere wiederum nicht größer, als daß ſie zwei oder vier Männer beherbergen konnten; allein finſter war es nicht, die Nordlichter flammten roth und blau, es war ein ewiges, großartiges Feuerwerk, und der Schnee flimmerte und leuchtete, die Nacht hier war eine einzige lange, flammende Dämmerſtunde. Wenn ſie am hellſten ſtrahlte, kamen die Eingeborenen ſchaarenweiſe heran, wunderlich zu ſchauen in ihrer behaarten rauhen Pelzkleidung, und ſie kamen in Schlitten von Eisſtücken gebaut und brachten Felle und Pelze in großen Bündeln mit, und die Schneehäuſer bekamen warme Fußteppiche; die Felle dienten abwechſelnd als ſolche und als Deckbetten, und die Matroſen betteten ſich unter die Schneekruſte, während es draußen fror, daß es kniſterte, und zwar ganz anders als manchmal im Winter bei uns. Bei uns war es noch Spätherbſt, und deſſen gedachten ſie dort oben; ſie erinnerten ſich an das gelbliche Laub der heimatlichen Bäume. Die Uhr zeigte, daß es Abend und Zeit zum Schlafen ſei, und in einer der Schneehütten ſtreckten ſich bereits Zwei, die Ruhe ſuchend, aus. Der Jüngſte von dieſen führte aus der Heimat ſeinen beſten theuerſten Schatz, die Bibel, bei ſich, welche ihm die Großmutter bei der Abreiſe geſchenkt hatte. Jede Nacht ruhte die heilige Schrift unter ſeinem Kopfe, und noch aus den Kinderjahren her wußte er, was in ihr geſchrieben ſtand, täglich las er darin, und auf ſeinem Lager ausgeſtreckt, kamen ihn oft jene heiligen Worte in den Sinn, die da lauten: „Nähme ich Flügel der Morgenröthe und bliebe am äußerſten Meere, ſo würde mich doch Deine Hand daſelbſt führen und Deine Rechte mich halten!" — Und unter dem Einfluß des ewigen Wortes und des wahren Glaubens ſchloß er die Augen, und der Schlaf überkam ihn, und der Traum, die Offenbarung des Geiſtes in Gott; die Seele lebte und war thätig, während der Körper ſich der Ruhe ergab; er empfand dieſes Leben, es war ihm, als klängen alte liebe, bekannte Melodien, als umgaukelten ihn milde, ſommerwarme Lüfte, und von ſeinem Lager ſah er es über ſich glänzen, als ſtrahle es von außen durch die Schneekruſte hinein; er hob ſein Haupt empor, der ſtrahlende helle Schimmer war jedoch kein Widerſchein der Schneedecke, es waren die mächtigen Fittige an der Schulter eines Engels, in deſſen mildes ſtrahlendes Angeſicht er emporſchaute. Wie aus dem Kelch einer Lilie hob der Engel ſich von den Blättern der Bibel empor, breitete ſeine Arme weit aus, und die Wände der Schneehütte verſanken rings, als ſeien ſie ein luftiger lichter Nebelſchleier; die grünen Matten und Hügel der Heimat mit den rothbraunen Wäldern lagen rings um ihn im ſtillen Sonnenglanze an einem ſchönen Herbſttag; das Neſt des Storchs war leer, aber noch hingen Aepfel an dem wilden Aepfelbaum, wenn dieſer auch ſchon entblättert war; die rothen Hagebutten glänzten und der Staar pfiff in dem grünen Käfig über dem Fenſter der Bauerhütte, der heimatlichen Hütte; der Staar pfiff die gelernte Melodie, und die Großmutter behing ſeinen Käfig mit grünem Vogelfutter, wie er, der Enkel, es ſtets gethan; und die Tochter des Dorfſchmieds, gar ſchön und jung, ſtand am Brunnen und ſchöpfte Waſſer, und nickte der Großmutter zu, und die Großmutter winkte ihr und zeigte ihr einen Brief, der aus weiter Ferne gekommen wäre. An dieſem Morgen war der Brief aus den kalten Landen hoch oben am Nordpole ſelbſt gekommen, dort wo der Enkel war und in Gottes Hand ſtände. — Und ſie lächelten und ſie weinten, und er, dort oben unter Eis und Schnee, unter den Fittigen des Engels, auch er lächelte und weinte im Geiſte mit ihnen, denn er ſah und hörte ſie. Und aus dem Briefe wurde laut vorgeleſen, auch die Worte der heiligen Schrift: „am äußerſten Meere, ſeine Rechte mich halten wird.“ — Ringsum ertönte der ſchönſte Pſalmengeſang und der Engel ließ ſeine Fittige, einem Schleier gleich, über den Schlafenden herab, — das Traumbild war verſchwunden — es war finſter in der Schneehütte, aber die Bibel ruhte unter ſeinem Kopfe, der Glaube und die Hoffnung wohnten in ſeinem Herzen. Gott war mit ihm und die Heimat trug er im Herzen — „am äußerſten Meere.“

Der Flaſchenhals.

In der engen winkeligen Gaſſe zwiſchen anderen Häuſern der Armuth ſtand ein beſonders ſchmales und hohes Haus von Fachwerk, welchem die Zeit dermaßen mitgeſpielt hatte, daß es faſt nach allen Seiten hin gleichſam aus den Fugen gegangen war. Das Haus war von armen Leuten bewohnt, und am ärmlichſten ſah es in der Dachkammerwohnung im Giebel aus, woſelbſt vor dem einzigen kleinen Fenſter ein altes verbogenes Vogelbauer im Sonnenſchein hing, welches nicht einmal ein ordentliches Waſſernäpfchen, ſondern nur einen umgekehrten mit Waſſer gefüllten Flaſchenhals mit einem Pfropfen unten hatte. Eine alte Jungfer ſtand am Fenſter; ſie hatte das Gebauer mit grünem Vogelkraut behangen; und ein kleiner Häufling hüpfte von einer Sproſſe zur anderen hin und her und ſang und zwitſcherte, daß es eine Luſt war.

„Ja, Du haſt gut ſingen!“ — ſagte der Flaſchenhals, — das heißt, er ſprach es nun freilich nicht in der Weiſe aus wie wir es thun können, denn zu ſprechen vermag ein Flaſchenhals nicht, ſondern er dachte es ſo bei ſich, in ſeinem ſtillen Sinn, wie wenn wir Menſchen in uns ſelbſt hinein reden.

„Ja, Du haſt gut ſingen, Du der Du deine Glieder alle unverſehrt haſt. Du ſollteſt 'mal verſuchen, was das heißt, ſein Untertheil verloren, nur Hals und Mund und obendrein einen Pfropfen drin zu haben, wie ich es habe, und Du würdeſt gewiß nicht ſingen. Aber es iſt immerhin gut, daß doch Jemand da iſt, der vergnügt iſt! Ich habe keinen Grund zu ſingen, und ich kann auch nicht ſingen! ja als ich eine ganze Flaſche, war, that ich es wohl, wenn man mich mit dem Korkpfropfen rieb; man nannte mich damals die rechte Lerche, die große Lerche! — und als ich mit der Kürſchnerfamilie auf einer Waldpartie war, und die Tochter verlobt wurde — ja, das weiß ich noch als wär's erſt geſtern geweſen! Ich habe Vieles erlebt, wenn ich mich recht darauf beſinne! Ich bin im Feuer und im Waſſer, bin tief in der ſchwarzen Erde und höher hinauf geweſen als die meiſten Anderen gekommen, und jetzt ſchwebe ich hier an der äußerſten Seite des Vogelbauers in Luft und Sonnenſchein! Oh, es dürfte wohl der Mühe werth ſein, meine Geſchichte zu hören, aber ich rede nicht laut davon, dieweil ich es nicht kann!“

Und nun erzählte der Flaſchenhals ſeine Geſchichte, die merkwürdig genug war, erzählte ſie in ſich hinein oder dachte ſie ſo in ſeinem ſtillen Sinn; und der kleine Vogel ſang vergnügt ſein Lied, und unten auf der Straße war ein Gefahre und Gelaufe. Jederman dachte an das Seine, oder dachte gar nichts — nur der Flaſchenhals dachte. Er gedachte des flammenden Schmelzofens in der Fabrik, in welcher er ins Leben geblaſen worden; erinnerte ſich noch, daß er ganz warm geweſen ſei, daß er in den ziſchenden Ofen, die Heimat ſeines Urſprungs, hineingeſchaut und gar große Luſt empfunden habe direct in dieſelbe wieder hinein zu ſpringen; daß er aber allmälig, indem er immer kühler ward, ſich dort recht wohl befunden wohin er gekommen ſei. Er habe in Reih' und Glied geſtanden mit einem ganzen Regiment Brüder und Schweſtern alle aus demſelben Ofen, von welchen allerdings einige als Champagnerflaſchen, andere als Bierflaſchen geblaſen waren, und das macht einen Unterſchied! Später, draußen in der Welt kann es wohl kommen, daß eine Bierflaſche die köſtlichſten Lacrymae Christi umfaßt und eine Champagnerflaſche mit Schuhwichſe gefüllt wird, aber an der Schablone iſt es doch immerhin zu ſehen wozu man geboren iſt, — Adel bleibt Adel, ſelbſt mit Wichſe im Leibe.

Sämmtliche Flaſchen wurden verpackt und unſere Flaſche auch. Damals dachte ſie nicht daran als Flaſchenhals ihre Laufbahn zu enden, ſich zum Vogelnapf empor zu arbeiten, was doch immerhin ein ehrenwerthes Daſein iſt, — weil man denn doch Etwas iſt! Die Flaſche erblickte erſt das Tageslicht wieder, als ſie mit ſammt den übrigen Kameraden im Keller des Weinhändlers ausgepackt und zum erſten Male ausgeſpült wurde, — das war ein curioſes Gefühl. Da lag ſie nun leer und ohne Pfropfen, ihr war recht ſonderbar flau zu Muthe, es fehlte ihr Etwas, allein ſie wußte ſelbſt nicht, was ihr fehlte. — Endlich wurde ſie mit einem guten, herrlichen Wein angefüllt, bekam auch einen Pfropfen und wurde zugelackt: „Prima Sorte“ wurde ihr angeklebt, es war ihr, als habe ſie die erſte Cenſur beim Examen davongetragen, aber der Wein war dafür auch gut, und die Flaſche war gut. Wenn man jung iſt, iſt man Lyriker! es ſang und klang in ihr von Dingen, die ſie gar nicht kannte: von den grünen ſonnigen Bergen, wo der Wein wächſt, wo fröhliche Winzer und Winzerinnen ſingen und koſen und ſich küſſen; — wohl iſt das Leben ſchön! Von alledem ſang und klang es in der Flaſche wie in den jungen Poeten, die auch gar oft Das nicht begreifen, wovon es in ihnen klingt.

Eines Morgens wurde ſie angekauft; — der Kürſchnerlehrling ſollte eine Flaſche Wein „vom beſten“ bringen. Und nun wurde ſie in den Eßkorb nebſt Schinken, Käſe und Wurſt geſteckt; die feinſte Butter, das feinſte Brot wurde mit hineingelegt; die Tochter des Kürſchners packte ſelbſt den Korb; ſie war ſo jung, ſo ſchön; die braunen Augen lächelten und um ihre Lippen ſpielte ein Lächeln, beredt wie das der Augen. Sie hatte feine, weiche Hände, die ſchön weiß waren, und doch waren Hals und Buſen noch viel weißer, man ſah es ihr ſogleich an, daß ſie eines der ſchönſten Mädchen der Stadt war — und doch noch nicht verlobt!

Der Vorrathskorb ſtand auf dem Schooſe des jungen Mädchens als die Familie in den Wald hinausfuhr; der Flaſchenhals blickte hervor zwiſchen den Zipfeln der weißen Serviette; an dem Pfropfen war rother Lack; und die Flaſche blickte dem Mädchen gerade ins Geſicht; ſie blickte auch den jungen Seemann an, der neben dem Mädchen ſaß; derſelbe war ein Jugendfreund, der Sohn des Portraitmalers. Vor ganz kurzem hatte er das Examen als Steuermann mit Ehren beſtanden und Morgen ſollte er mit einem Schiffe abgehen, weithin nach fernen Küſten. Hiervon war während des Packens viel geſprochen worden, und während deſſen ſprach freilich nicht gerade der Frohſinn aus den Augen und dem Mund der ſchönen Kürſchnerstochter.

Die jungen Leute luſtwandelten im grünen Walde, ſie ſprachen mit einander — was ſprachen ſie? Ja, das vernahm die Flaſche nicht, ſtand ſie doch im Vorrathskorb. Es währte gar lange, bis ſie hervorgezogen wurde, als das aber endlich geſchah, waren auch fröhliche Dinge paſſirt, Alle lachten, auch die Tochter des Kürſchners lachte, aber ſie ſprach weniger als vorher, ihre Wangen glühten wie zwei rothe Roſen.

Väterchen nahm die volle Flaſche und den Korkzieher zur Hand. — Ja es iſt ſonderbar ſo zum erſten Male aufgezogen zu werden! Der Flaſchenhals hatte ſpäter dieſen feierlichen Augenblick nie vergeſſen können, hatte es doch ordentlich Schwapp in ſeinem Innern geſagt als der Propfen herausfuhr, und wie gluckte es erſt als der Wein in die Gläſer hinausſtrömte.

„Die Verlobten ſollen leben!“ ſprach der alte Papa, und jedes Glas wurde bis auf die Neige geleert, und der junge Steuermann küßte ſeine ſchöne Braut.

„Glück und Segen!“ ſagten die beiden Alten, Vater und Mutter, und der junge Mann füllte noch einmal die Gläſer: „Rückkehr und Hochzeit heute über's Jahr!“ — rief er, und als die Gläſer geleert waren, nahm er die Flaſche, hob ſie empor und ſprach: „Du biſt dabei geweſen an dem ſchönſten Tag meines Lebens, Du ſollſt nimmermehr einem Andren dienen!“

Und er ſchleuderte ſie hoch in die Luft. Die Kürſchnerstochter dachte damals nicht daran, daß ſie die Flaſche öfter ſollte fliegen ſehen, und doch ſollte es ſo der Fall ſein. — Sie fiel damals in das dichte Röhricht am Ufer eines kleinen Waldſee's nieder, — der Flaſchenhals entſann ſich noch ganz lebhaft wie er dort eine Zeit lang gelegen. „Ich gab ihnen Wein und ſie gaben mir Sumpfwaſſer. —allein ſo iſt es auch gut gemeint!“ Er ſah nicht länger die Verlobten und die vergnügten Alten, aber er vernahm noch lange wie ſie jubilirten und ſangen. Dann kamen endlich zwei Bauernknaben, guckten in das Röhricht hinein, erblickten die Flaſche und hoben ſie auf; nun war ſie verſorgt.

Daheim, im Waldhauſe, war der älteſte Bruder dieſer Knaben, ein Seemann, der eine längere Fahrt antreten ſollte, geſtern geweſen um Abſchied zu nehmen; die Mutter war gerade damit beſchäftigt noch Dieſes und Jenes einzupacken, das er mit auf die Reiſe bekommen ſollte und der Vater Abends in die Stadt tragen wollte, um noch einmal den Sohn zu ſehen und ihm ſeinen und der Mutter Gruß zu bringen. Eine kleine Flaſche mit Kräuterbranntwein war ſchon eingewickelt und ein Packet beigelegt, da traten die Knaben mit einer größern, ſtärkeren Flaſche, die ſie gefunden hatten, zur Thür herein. In dieſe ginge mehr als in das kleine Fläſchchen, und „der Schnaps ſei gar zu gut für einen ſchlechten Magen, ſei mit Hypericon verſetzt“. Es war nicht wie früher der rothe Wein, den man jetzt in die Flaſche einſchenkte, es waren bittre Tropfen, aber auch die ſind gut — für den Magen. Die neue große und nicht die kleine Flaſche ſollte mit: — und ſo ging die Flaſche wieder auf die Wanderung. Sie kam an Bord bei Peter Jenſen, und zwar gerade an Bord deſſelben Schiffes, mit welchem der junge Steuermann fuhr. Doch er ſah die Flaſche nicht und er hatte ſie auch nicht wieder erkannt oder gar gedacht: das iſt dieſelbe, bei der wir die Verlobung gefeiert und ſchon ein Hoch auf die Rückkehr ausgebracht haben.

Freilich, Wein ſpendete ſie nicht mehr, aber ſie beherbergte doch etwas in ihrem Innern, was eben ſo gut war; ſie wurde auch ſtets, wenn Peter Jenſen ſie hervorholte, von den Kameraden „der Apotheker“ geheißen; ſie ſchenkte die beſte Medicin, die, welche den Magen kurirte, und ſie ſpendete treu ihre Hilfe ſo lange ſie einen Tropfen hatte. Das war eine vergnügliche Zeit, und die Flaſche ſang, wenn man ſie mit dem Pfropfen ſtreichelte, ſie hieß die große Lerche, „Peter Jenſens Lerche.“

Lange Tage und Monate verſtrichen, ſie ſtand bereits geleert in einem Winkel; da geſchah es — ja ob auf der Ausfahrt oder Rückfahrt, das wußte die Flaſche nicht genau anzugeben, war ſie doch gar nicht ans Land gekommen — daß ein Sturm ſich erhob; große Wogen wälzten ſich finſter und ſchwer einher, und hoben und warfen das Fahrzeug. Der Großmaſt zerſplitterte, eine Woge ſchlug eine der Schiffsbohlen ein, die Pumpen brachten keine Hilfe mehr; es war ſtockfinſtere Nacht; das Schiff ſank, — aber in der letzten Minute ſchrieb der junge Steuermann auf ein Blatt Papier: „In Chriſti Namen! wir gehen unter!“ Er ſchrieb den Namen ſeiner Braut, ſchrieb ſeinen und des Schiffes Namen, ſteckte das Blatt in eine leere Flaſche, die ihm in die Hand fiel, preßte den Pfropfen feſt ein und warf die Flaſche in die tobende See hinaus. Er wußte es nicht, daß es dieſelbe war, aus welcher ihm und ihr der Becher der Freude und der Hoffnung einſt gefüllt worden: — ſie wiegt ſich nun auf der Woge mit Gruß und Todesbotſchaft.

Das Schiff ſank, die Mannſchaft ſank; die Flaſche flog dahin gleich einem Vogel, — trug ſie doch ein Herz, einen

Liebesbrief in ſich! Und die Sonne ging auf und ſie ging unter. — der Flaſche war es als zur Zeit ihrer Entſtehung und der des rothen glühenden Ofens, ſie empfand eine Sehnſucht, wieder hinein zu fliegen. —

Sie durchlebte die Meeresſtille und auch neue Stürme; — ſie ſtieß aber gegen keine Klippe, wurde von keinem Hai verſchlungen, und trieb ſich über Jahr und Tag umher, bald gen Norden, bald gen Süden, wie die Strömungen ſie eben führte. Sie war im Uebrigen ihr eigener Herr, aber deſſen kann man denn auch überdrüſſig werden.

Das beſchriebene Blatt, das letzte Lebewohl von dem Bräutigam an die Braut würde nur Trauer bringen, wenn es einmal in die rechten Hände käme; allein, wo waren die Hände ſo weiß und weich, die damals das Tiſchtuch auf dem friſchen Raſen, in dem grünen Wald am Tage der Verlobung ausbreiteten? — Wo war die Tochter des Kürſchners? Ja, wo war das Land, und welches Land läge ihr wohl am nächſten? Die Flaſche wußte es nicht; ſie trieb und trieb und wurde denn doch auch endlich des Herumtreibens überdrüſſig, weil das jedenfalls nicht ihre Aufgabe war; allein ſie trieb doch umher bis ſie endlich Land, fremdes Land erreichte. Sie verſtand kein Wort von dem, was hier geſprochen wurde, es war nicht die Zunge, die ſie früher hatte reden hören, und es geht Einem viel verloren, wenn man die Sprache nicht verſteht.

Die Flaſche wurde herausgefiſcht und von allen Seiten betrachtet; der Zettel, der in ihr ſteckte, wurde geſehen, herausgenommen, gedreht und gewendet, aber die Leute verſtanden nicht Das, was dort geſchrieben ſtand. Zwar begriffen ſie, daß die Flaſche über Bord geworfen ſein müſſe, und daß hiervon auf dem Papier geſchrieben ſtehe, allein was ſtand geſchrieben? das war das Wunderbare, — und der Zettel wurde wieder in die Flaſche geſteckt und dieſe in einen großen Schrank, in einer großen Stube, in einem großen Hauſe aufgeſtellt.

Jedesmal, wenn Fremde kamen, ward der Zettel hervorgenommen, und gewendet und gedreht, ſo daß die Schrift, die nur mit Bleiſtift geſchrieben war, allmälig immer unleſerlicher wurde, zuletzt ſah Niemand mehr, daß es Buchſtaben waren. — Und noch ein ganzes Jahr blieb die Flaſche im Schranke ſtehen, dann ſtellte man ſie auf den Boden, und Staub und Spinnengewebe lagerten ſich auf ihr. Wie dachte ſie nun, zurück an beſſere Tage, an die Zeiten, wo ſie in dem friſchen grünen Wald den rothen Wein geſpendet, wo ſie auf den Meereswellen ſchaukelte, ein Geheimniß, einen Brief, einen Abſchiedsſeufzer in ſich getragen hatte.

Volle zwanzig Jahre ſtand ſie auf dem Boden; ſie hätte noch länger dort ſtehen können, hätte das Haus nicht umgebaut werden ſollen. Das Dach wurde aber abgetragen, man bemerkte die Flaſche und ſprach von ihr, allein ſie verſtand die Sprache nicht; die lernt man nicht dadurch daß man auf dem Boden ſteht, ſelbſt in zwanzig Jahren nicht. „Wäre ich unten in der Stube geblieben,“ meinte ſie zwar, „ich hätte ſie doch wohl gelernt!“

Sie wurde nun gewaſchen und ausgeſpült, es that ihr Noth; ſie fühlte ſich ganz klar und durchſichtig, ſie war wieder verjüngt auf ihre alten Tage, aber der Zettel, den ſie treu getragen, — der war in der Wäſche daraufgegangen.

Man füllte die Flaſche mit Sämereien, ſie wußte viel was das eigentlich war; man pfropfte ſie zu und wickelte ſie gut ein; ſie bekam weder Licht noch Laterne, geſchweige denn Sonne und Mond zu ſehen, und Etwas muß man doch ſehen, wenn man auf Reiſen geht, meinte ſie; aber ſie ſah Nichts, doch das Wichtigſte that ſie, — ſie reiſte und gelangte an den Ort ihrer Beſtimmung und wurde dort ausgepackt.

„Was ſie ſich dort im Auslande mit der Flaſche Mühe gegeben haben!“ — hörte ſie ſagen — „und ſie wird doch wohl zerbrochen ſein!“ — aber ſie war nicht zerbrochen. Die Flaſche verſtand jedes Wort, welches geſprochen wurde, es war die Sprache, die ſie am Schmelzofen und beim Weinhändler und im Walde und auf dem Schiffe vernommen, die einzige gute, alte Sprache, die man verſtehen könne; ſie war zurück gekehrt in ihre Heimat, und die Sprache war ihr ein Gruß des Willkommens. Vor lauter Freude wäre ſie beinahe den Leuten aus den Händen geſprungen; ſie bemerkte es kaum, daß ihr der Pfropfen ausgezogen, daß ſie ſelbſt ausgeſchüttet und in den Keller getragen wurde um dort aufgehoben und vergeſſen zu werden. Die Heimat iſt doch der beſte Ort, ſelbſt im Keller! Es fiel ihr nie ein, darüber nachzudenken, wie lange ſie wohl dort liege; ſie lag gut und lag Jahre lang; endlich kamen Leute herab, die alle Flaſchen aus dem Keller und auch die unſere holten.

Draußen im Garten war ein großes Feſt; flammende Lampen hingen dort als Guirlanden, papierne Laternen ſtrahlten wie große Tulipanen im Transparent. Es war ein herrlicher Abend, das Wetter ſtill und klar; die Sterne flimmerten, und es war Neumond, eigentlich erblickte man den ganzen runden Mond als eine blaugraue Kugel mit goldenem Halbrand, was ſchön zu ſchauen war — mit guten Augen.

Auch bis in die entlegenen Gartengänge erſtreckte ſich die Illumination, wenigſtens ſo viel, daß man bei ihrem Schein ſich dort zurechtfinden konnte. In dem Gezweig der Hecken ſtanden Flaſchen, in jeder ein brennendes Licht, hier befand ſich auch die Flaſche, die wir kennen, die, welche einſt als Flaſchenhals, als Vogelnapf endigen ſollte; ihr kam Alles hier wunderſchön vor, war ſie doch wieder im Grünen, wieder inmitten der Freude und beim Feſte, vernahm Geſang und Muſik und das Toben und Gemurmel der vielen Menſchen, namentlich aus dem Theil des Gartens, wo die Lampen flammten und die papiernen Laternen ihre Farbenpracht zur Schau trugen. Selbſt ſtand ſie zwar in einem entlegenen Gang, allein gerade das hatte etwas Beſchauliches, ſie trug ihr Licht, ſtand hier zum Nutzen und Vergnügen, und ſo iſt es gerade recht; in einer ſolchen Stunde vergißt man zwanzig Jahre auf dem Boden — und gut iſt es zu vergeſſen.

Dicht an ihr vorüber ſchritt ein einzelnes Paar, wie das Brautpaar damals im Walde, wie der Steuermann und die Kürſchnerstochter; es war der Flaſche, als erlebe ſie das Alles wieder aufs neue! Im Garten gingen nicht allein die Gäſte, ſondern auch Leute, die ſich dieſe und all das feſtliche Gepränge anſehen durften, und unter den letzteren ſchritt ein altes Mädchen einher, das allein ohne alle Verwandtſchaft in der Welt ſtand. Es dachte gerade wie die Flaſche, dachte an den grünen Wald und an ein junges Brautpaar, welches ihm ſehr nahe lag, an dem es Theil hatte, ja deſſen einer Theil es war, — damals in der glücklichſten Stunde ſeines Lebens, und die Stunde vergißt man nie und nimmer, und würde man eine noch ſo alte Jungfer. — Allein ſie kannte die Flaſche nicht, und dieſe bemerkte auch die alte Jungfer nicht; ſo geht man an einander vorüber in dieſer Welt — bis man ſich wieder begegnet, und das thaten die Beiden, waren ſie doch jetzt Beide wieder in derſelben Stadt.

Die Flaſche kam vom Garten noch einmal wieder zum Weinhändler, wurde wieder mit Wein gefüllt und an den Luftſchiffer verkauft, der am folgenden Sonntag mit dem Ballon aufſteigen wollte. — Eine große Menſchenmenge hatte ſich zuſammengefunden um „ſich Das anzuſehen,“ es war Militairmuſik engagirt und viele andere Vorbereitungen waren getroffen. Die Flaſche ſah Alles von einem Korbe aus, in welchem ſie neben einem lebenden Kaninchen lag, das ganz verblüfft war, weil es wohl wußte, daß es mit hinauf ſolle, um mittelſt Fallſchirm wieder hinab zu gehen; die Flaſche aber wußte Nichts weder vom „hinauf“ noch „hinab,“ ſie ſah nur daß der Ballon ſich groß aufblies, immer größer, und ſich als er nicht größer werden konnte, zu heben, immer unruhiger zu werden begann; die Taue, die ihn feſthielten, wurden durchſchnitten und er ſchwebte mit dem Luftſchiffer, dem Korb, der Flaſche und dem Kaninchen hinauf, die Muſik erklang und alle Menſchen ſchrieen Hurrah!

„Das iſt eine wunderliche Fahrt, ſo in die Luft hinauf!“ — dachte die Flaſche, „das iſt eine neue Segelfahrt; hier oben wird man aber jedenfalls an Nichts anrennen können!“

Tauſende von Menſchen ſchauten dem Ballon nach und die alte Jungfer blickte auch nach ihm aus; ſie ſtand in ihrem offenen Dachkammerfenſter unter welchem der Käfig mit dem kleinen Hänfling hing, der damals noch kein Waſſernäpfchen hatte, ſondern ſich mit einer Obertaſſe begnügen mußte. Im Fenſter ſelbſt ſtand eine Myrte im Topf und dieſer war ein wenig bei Seite geſchoben, damit er nicht herausfalle, denn die alte Jungfer bog ſich aus dem Fenſter, um zu ſehen; und ſie ſah auch deutlich den Luftſchiffer im Ballon, und daß er das Kaninchen mit Fallſchirm herabließ, dann auf das Wohl aller Menſchen trank und endlich die Flaſche hoch in die Luft empor ſchleuderte; — nicht dachte ſie daran, daß ſie gerade dieſelbe Flaſche, ihr und ihrem Freunde zu Ehren am Tage der Freude im grünen Walde, in ihrer Jugend hatte hoch emporfliegen ſehen.

Der Flaſche blieb keine Zeit übrig, um nachzudenken, kam es ihr doch gar zu unerwartet und plötzlich ſo auf dem Höhepunkt ihres Lebens zu ſein. Thürme und Dächer lagen weit, weit unten, die Menſchen nahmen ſich vollends recht klein aus.

Nun ſank ſie aber und das mit einer ganz andern Fahrt als das Kaninchen; die Flaſche machte Purzelbäume in der Luft, ſie fühlte ſich ſo jung, ſo außer Rand und Band, ſie war noch halbvoll von Wein, aber das blieb ſie nicht lange. Welche Reiſe! Die Sonne beſchien die Flaſche, alle Menſchen ſahen ihr nach, der Ballon war ſchon weit weg, und bald war auch die Flaſche weg, ſie fiel auf eines der Dächer herab und damit war ſie entzwei, aber die Stücke hatten noch einen ſolchen Flug, daß ſie nicht liegen bleiben konnten, ſie ſprangen und rollten weiter, bis ſie in den Hofraum hinab gelangten und dort in noch kleineren Stücken liegen blieben, nur der Flaſchenhals erhielt ſich und der war wie mit einem Diamant abgeſchnitten.

„Der wäre prächtig als Vogelnapf!“ ſagten die Kellerleute, allein ſie hatten weder einen Vogel noch einen Käfig, und ſich ſolche anzuſchaffen weil ſie jetzt den Flaſchenhals hatten, der als Glas zu gebrauchen wäre, ſei doch zu viel verlangt, — aber die alte Jungfer auf dem Dache, ja, ſie hatte vielleicht Gebrauch dafür, — und nun gelangte der Flaſchenhals zu ihr hinauf, bekam einen Pfropfen eingeſetzt, und was früher oben war wurde jetzt nach unten gekehrt, wie es gar oft bei Veränderungen geſchieht, friſches Waſſer wurde ihm eingegoſſen, man hing ihn an den Käfig des kleinen Vogels, welcher ſang und zwitſcherte, daß es eine Luſt war.

„Ja, Du haſt gut ſingen!“ ſagte doch der Flaſchenhals, und der war ja merkwürdig genug, der war ja im Ballon geweſen, — mehr wußte man von ſeiner Geſchichte nicht. Jetzt hing er da als Vogelnapf, hörte die Leute unten auf der Straße murmeln und wirthſchaften, hörte die Rede der alten Jungfer drinnen in der Kammer; ſie hatte gerade Beſuch von einer alten Freundin, ſie ſprachen — nicht aber von dem Flaſchenhalſe, ſondern von der Myrte, im Fenſter.

„Nein, Du darfſt wahrlich keinen Thaler ausgeben für ein Brautbouquet für Deine Tochter!“—ſagte die alte Jungfer, — Du ſollſt von mir ein allerliebſtes Sträuschen voller Blüthen haben! Siehſt Du wie prächtig der Baum ſteht. Ja, der ſtammt auch von einem Senker der Myrte ab, die Du mir am Tage nach meiner Verlobung ſchenkteſt, von der ich mir ſelbſt, wenn das Jahr um wäre, mein Brautbouquet hatte nehmen ſollen, — allein der Tag kam nie heran! die Augen ſchloſſen ſich, die mir in dieſem Leben zur Freude und zum Segen hätten leuchten ſollen. Auf dem Meeresgrunde ſchlummert er ſüß, der treue Freund! — Die Myrte wurde ein alter Baum, allein ich wurde noch älter, und als der Baum endlich einging, nahm ich den letzten grünen Zweig, ſteckte ihn in die Erde, und aus dem iſt ein ſo großer Baum geworden und die Myrte kommt nun doch endlich zum Hochzeitsfeſte, — als Brautbouquet für Deine Tochter.

Und Thränen perlten in den Augen der alten Jungfer: ſie ſprach von dem Freund ihrer Jugend, von der Verlobung im Walde; gar viele Gedanken kamen ihr, aber daran dachte ſie doch nicht, daß ſich ganz in ihrer Nähe, vor dem Fenſter noch eine Erinnerung an jene Zeit befand; der Hals der Flaſche, welche laut aufjauchzte als der Pfropfen mit einem Knall bei der Verlobung aufſprang. Doch der Flaſchenhals erkannte auch ſie nicht wieder, denn er hörte nicht auf das, was ſie ſprach und erzählte, — weil er nur an ſich dachte.

Die letzte Perle.

Wir befinden uns in einem reichen, einem glücklichen Hauſe; Alles, die Herrſchaft, das Geſinde und auch die Freunde des Hauſes fühlen ſich beglückt und von Freude erfüllt, denn an dieſem Tage war ein Erbe, ein Sohn geboren, und Mutter und Kind erfreuten ſich des beſten Wohlbefindens.

Die flammende Lampe in dem Schlafzimmer hatte man zur Hälfte verdeckt und die Fenſter waren mit ſchweren ſeidenen Vorhängen von theuren Stoffen dicht verhüllt. Der Fußteppich war dick und weich, wie eine Moosdecke. Alles lud zum Schlummer ein, war reizend zum Ausruhen, und das empfand denn auch die Wärterin, — ſie ſchlief, und ſie konnte ſchlafen, denn hier war Alles gut und geſegnet. Der Schutzgeiſt des Hauſes lehnte an dem Kopfende des Lagers; über das Kind an der Mutter Bruſt breitete ſich gleichſam ein Netz von blühenden Sternen in unendlicher Fülle aus, jeder Stern war eine Perle des Glücks. Alle gute Sterne des Lebens hatten dem Neugeborenen ihre Gaben dargebracht; hier funkelten Geſundheit, Reichthum, Glück und Liebe, kurz Alles, was der Menſch auf Erden wünſcht.

„Alles iſt hier dargebracht!“ ſprach der Schutzgeiſt.

„Nein, Alles nicht!“ ertönte eine Stimme in ſeiner Nähe, die Stimme des guten Engels des Kindes. „Eine Fee hat noch nicht ihre Gabe geſendet, allein ſie wird es thun, einſt, und wenn auch Jahre darüber verſtreichen, wird ſie dieſelbe darbringen; — die letzte Perle fehlt noch!“

„Fehlt noch! Hier darf nichts fehlen, und wenn es doch der Fall wäre, dann laßt uns aufbrechen, die mächtige Fee zu ſuchen; begeben wir uns zu ihr!“

„Sie kommt, ſie kommt einſt ungeſucht! Ihre Perle darf nicht fehlen, ſie muß da ſein, damit der fertige Kranz gewunden werde.“

„Wo iſt ſie zu finden? Wo weilt ſie? ſage es mir, ich will die Perle herbeiſchaffen!“

„Du willſt es!“ — ſprach der gute Engel des Kindes, „ich führe Dich gleich zu ihr, wo ſie auch zu finden ſein mag! Sie hat keine bleibende Stätte, bald waltet ſie in des Kaiſers Schloß, bald triffſt Du ſie in der ärmlichen Hütte des Bauers, an keinem Menſchen geht ſie ſpurlos vorüber. Allen bringt ſie ihre Gabe dar, ſei dieſelbe eine Welt oder eine Spielerei! Auch zu dieſem Kinde muß ſie kommen! Du meinſt, die Zeit ſei gleich lang, aber nicht gleich nützlich; wohlan, wir werden die Perle holen, die letzte Peerle in dieſem Reichthum!“

Und Hand in Hand ſchwebten ſie dem Orte zu, an welchem die Fee jetzt verweilte.

Es war ein großes Haus mit finſtern Corridoren, leeren Zimmern, und eine ganz eigenthümliche Stille herrſchte in demſelben; eine ganze Reihe Fenſter waren geöffnet, daß die rauhe Luft ſo recht nach Herzensluſt hineindringen konnte;

die langen, weißen herabhängenden Vorhänge bewegten ſich in dem Luftzuge.

Inmitten der Stube ſtand ein offener Sarg und in dieſem lag die Leiche eines Weibes noch in blühendem Alter und ſchön. Friſche Roſen breiteten ſich über ſie aus, ſo daß nur die gefalteten feinen Hände und das im Tode verklärte edle Antlitz mit dem hohen Ernſt der Weihe und des Eingangs zu Gott ſichtbar waren.

Um den Sarg ſtanden der Mann und die Kinder, eine ganze Schaar; das jüngſte Kind ruhte auf dem Arm des Vaters, und Alle brachten ſie der Mutter das letzte Lebewohl; der Mann küßte ihr die Hand, die, welche jetzt wie dürres Laub war, bis vor kurzem aber in thätiger Liebe für ſie Alle geſchaltet und gewaltet hatte. Thränen des Kummers rollten über ihre Wangen und fielen in ſchweren Tropfen auf den Fußboden nieder; aber kein Wort ward geſprochen. Das Schweigen, welches hier waltete, ſchloß eine Welt voll Schmerzen ein. Leiſen Schrittes, ſchluchzend verließen ſie das Zimmer. —

Ein brennendes Licht ſteht im Zimmer, es treibt den langen rothen Docht weit über die Flamme hinaus, die im Zugwind flattert. Fremde Leute treten ein, ſie legen den Deckel auf den Sarg, über die Todte, ſie treiben die Nägel feſt hinein und die Schläge des Hammers hallen laut durch das ganze Haus, hallen wieder in den Herzen, die da bluten.

„Wohin führſt Du mich?“ frug der Schutzgeiſt, „hier weilt keine Fee, deren Perle den beſten Gaben für das Leben zugezählt werden könnte.“

„Hier weilt ſie, hier in dieſer geweihten Stunde,“ ſprach der Engel und deutete auf einen Winkel des Zimmers, und dort, wo bei Lebzeiten die Mutter zwiſchen Blumen und Bildern ihren Sitz gehabt, dort, von wo ſie als ſegnende Fee des Hauſes, den Mann, die Kinder, die Freunde liebevoll begrüßt, von wo aus ſie, dem Sonnenſtrahle gleich, Freude und Frohſinn verbreitet und Kern und Herz des Ganzen geweſen, — dort ſaß jetzt ein fremdes Weib, angethan mit langen Gewändern, es war das Herzeleid, hier die Herrin, Mutter jetzt an der Todten Stelle. Eine heiße Thräne rollte in ihren Schoos herab, und geſtaltete ſich in eine Perle, dieſe blitzte in allen Farben des Regenbogens und der Engel ergriff ſie, und die Perle leuchtete gleich einem Sterne von ſiebenfarbigem Glanze.

Die Perle Herzeleid, die letzte, die nicht fehlen darf! ſie erhöht den Glanz und die Bedeutung der anderen Perlen. Siehſt Du den Schimmer des Regenbogens, deſſen, welcher die Erde mit dem Himmel verbindet. Wohl iſt eine Brücke geſchlagen von hier nach dem Jenſeits. Durch die Nacht der Erde ſchauen wir hinauf in die Sterne, ſchauen wir nach der Vollendung aus! Blicke ſie an die Perle des Herzeleids, in ſich verbirgt ſie die Flügel der Pſyche, die uns von hinnen tragen!“

Der letzte Traum der alten Eiche.

(Ein Weihnachtsmärchen.)

Im Walde hoch an dem jähen Ufer, hart an der offenen Meeresküſte, ſtand eine rechte alte Eiche. Sie war gerade dreihundertfünfundſechzig Jahre alt, allein die lange Zeit war dem Baume nicht mehr als ebenſo viele Tage uns Menſchen ſind. Wir wachen am Tage, ſchlafen in der Nacht, und haben dann unſere Träume; mit dem Baume iſt es anders, der durchwacht die drei Jahreszeiten, erſt gegen den Winter hin kommt ſein Schlaf. Der Winter iſt ſeine Ruhezeit, iſt ſeine Nacht nach dem langen Tag, welcher Frühjahr, Sommer und Herbſt heißt.

An manchem warmen Sommertag hatte die Eintagsfliege rings um ſeine Krone getanzt, gelebt, geſchwebt und ſich glücklich gefühlt, und ruhte dann aus, einen Augenblick in ſtiller Glückſeligkeit, das kleine Geſchöpf, auf einem der großen friſchen Eichblätter, und alsdann ſagte der Baum ſtets: „Arme Kleine! Nur ein einziger Tag iſt Dein ganzes Leben! Wie ſo gar kurz! Es iſt doch traurig!“

„Traurig? — Was meinſt Du damit?“ antwortete dann ſtets die Eintagsfliege; „Alles iſt ja ſo wunderbar hell, ſo warm und ſchön, und ich bin ſo erfreut!“

„Aber nur einen Tag, — dann iſt Alles aus!"

„Aus!" wiederholte die Eintagsfliege. „Was heißt aus! Biſt Du auch aus?"

„Nein, ich lebe vielleicht tauſende von Deinen Tagen und mein Tag iſt ganze Jahreszeiten! Das iſt etwas ſo Langes, daß Du es gar nicht ausrechnen kannſt!"

„Nein, denn ich verſtehe Dich nicht! Du haſt tauſende von meinen Tagen, aber ich habe tauſende von Augenblicken, in denen ich fröhlich und glücklich ſein kann! Hört denn alle Herrlichkeit dieſer Welt auf, wenn Du ſtirbſt?"

„Nein," ſagte der Baum, „die währt gewiß viel länger, unendlich länger, als ich zu denken vermag."

„Aber dann haben wir ja gleich viel, nur daß wir verſchieden rechnen!"

Und die Eintagsfliege tanzte und ſchwang ſich in der Luft umher, freute ſich ihrer feinen künſtlichen Flügel, derer Flor und Sammet, freute ſich der warmen Lüfte, die geſchwängert waren mit würzigem Duft des Kleefeldes und der wilden Roſen, des Flieders und Geißblattes, der Gartenhecke, des Waldmeiſters, der Schlüſſelblumen und Krauſemünze; es duftete ſo ſtark, daß die Eintagsfliege faſt berauſcht war. Der Tag war lang und ſchön, voll Freude und ſüßen Gefühls, und wenn dann die Sonne ſank, fühlte die kleine Fliege ſich ſtets ſo angenehm ermüdet von all jener fröhlichen Luſt. Die Flügel wollten ſie nicht mehr recht tragen, und leiſe und langſam glitt ſie hinab auf den weichen, wogenden Grashalm, nickte mit dem Kopfe, wie ſie eben nicken kann, und ſchlief ſüß und fröhlich ein, — es war der Tod.

„Arme kleine Eintagsfliege!“ ſagte die Eiche, „das war doch ein gar zu kurzes Leben!“

Und an jedem Sommertag wiederholte ſich derſelbe Tanz, dieſelbe Rede, Antwort und daſſelbe Einſchlafen; es wiederholte ſich Alles durch ganze Geſchlechter von Eintagsfliegen, und Alle fühlten ſie ſich gleich glücklich, gleich fröhlich.

Die Eiche ſtand wachend da an ihrem Frühlingsmorgen, Sommermittag und Herbſtabend; bald näherte ſich ihre Ruhezeit, ihre Nacht. Der Winter kam heran.

Schon ſangen die Stürme ihr „Gute Nacht, gute Nacht! Hier fiel ein Blatt, dort fiel ein Blatt. Wir rütteln und ſchütteln! Schlaf ein, ſchlaf ein! Wir ſingen Dich in Schlaf, wir ſchütteln Dich in Schlaf, aber, nicht wahr, es thut wohl in den alten Zweigen? Sie knacken dabei vor lauter Wonne! Schlaf ſüß, ſchlaf ſüß! Es iſt Deine dreihundertfünfundſechzigſte Nacht; eigentlich biſt Du doch nur ein Kick-in-die-Welt! Schlaf ſüß! Die Wolke ſtreut Schnee herab, es giebt eine ganze Decke, ſchützend warm um Deine Füße! Schlaf ſüß, und — angenehme Träume!“

Und die Eiche ſtand da, all' ihres Laubes entkleidet, um zur Ruhe zu gehen den ganzen langen Winter und manchen Traum zu träumen, ſtets etwas Erlebtes, wie in den Träumen der Menſchen.

Der große Baum war auch klein, ja eine Eichel war einſt ſeine Wiege geweſen; nach Menſchenrechnung lebte er nun in dem vierten Jahrhundert; er war der größte und beſte Baum im Walde, mit ſeiner Krone überragte er weithin alle anderen Bäume und ward fern von der See aus geſehen, diente als Wahrzeichen den Seeleuten; er hatte keine Ahnung, daß gar viele Augen ihn ſuchten. Hoch oben in ſeiner grünen Krone baute die Waldtaube ihr Neſt und der Kuckuk ließ ſeinen Ruf von ihr herab ertönen, und im Herbſt, wenn die Blätter ausſahen, als ſeien ſie gehämmerte Kupferplatten, kamen die Zugvögel und raſteten dort, bevor ſie über die See dahinflogen; doch jetzt war es Winter, der Baum ſtand entblättert da, man ſah recht, wie krumm und verbogen die Zweige vom Stamme aus gingen. Krähen und Dohlen kamen heran und nahmen dort wechſelweiſe ihren Sitz ein und ſprachen von den harten Zeiten, die begannen, und davon, daß es im Winter gar ſchwer ſei, ſich zu ernähren.

Es war gerade um die heilige Weihnachtszeit, da träumte der Baum ſeinen ſchönſten Traum.

Der Baum hatte deutlich ein Gefühl von der feſtlichen Zeit, ihm war, als höre er die Glocken läuten ringsum von allen Kirchen, und dazu ſchien es ihm zugleich ein herrlicher Sommertag zu ſein, mild und warm. Seine mächtige Krone breitete er aus, ſo friſch und grün, die Sonnenſtrahlen ſpielten zwiſchen Blättern und Zweigen, die Luft war erfüllt mit dem Duft von Kräutern und Blüthen; bunte Schmetterlinge haſchten ſich; die Eintagsfliegen tanzten, als ſei Alles nur dazu da, damit ſie tanzen könnten und ſich vergnügen. Alles, was der Baum Jahre hindurch erlebt hatte und was um ihn her geſchehen war, zog an ihm vorüber, gleichſam in einem feſtlichen Aufzug. Er ſchaute alter Zeiten Ritter und edle Frauen hoch zu Roß, wallende Federbüſche vom Hut herab, den Falken auf der Hand, durch den Wald reiten; das Jagdhorn erklang und die Hunde bellten; er ſah feindliche Krieger in bunten Kleidern mit blanken Waffen, mit Spieß und Hellebarde, Zelte aufſchlagen und wieder abbrechen, das Wachtfeuer flammte und man ſang und ſchlief unter dem Geäſt des Baumes: er ſah Liebesleute in ſtillem Glück ſich an ſeinem Stamm im Mondſchein begegnen und ihre Namen, den erſten Buchſtaben in die graugrüne Rinde hineinſchneiden. Zither und Aeolsharfe waren einſt — ja, es lagen lange Jahre dazwiſchen — in den Zweigen der Eiche von reiſenden fröhlichen Geſellen aufgehangen worden, jetzt hingen ſie wieder dort, jetzt klangen ſie wieder ſo wunderbar ſchön. Die Waldtauben girrten, als wollten ſie erzählen, was der Baum dabei empfand, und der Kuckuk rief ihm zu, wie viel Sommertage er noch zu leben habe.

Da war es, als rieſele ihm eine neue Lebensſtrömung bis tief herab in die kleinſte Wurzel und hoch hinauf bis in die am höchſten emporragenden Zweige, bis in die Blätter hinauf. Der Baum fühlte, daß er ſich dabei ſtrecke und recke, ja er empfand es mittelſt der Wurzel, wie auch unten in der Erde Leben und Wärme ſei; er fühlte ſeine Kraft zunehmen, er wuchs höher und höher, der Stamm ſchoß empor, es gab kein Stillſtehen, er wuchs immer mehr und mehr, die Krone ward voller, breitete ſich aus, hob ſich, — und je nachdem der Baum wuchs, ſteigerte ſich ſein Wohlſein, ſein beſeligendes Sehnen, immer höher zu reichen, ganz hinauf bis in die leuchtende, warme Sonne.

Schon war er hoch über die Wolken hinaufgeſchoſſen, die gleich dunklen Schaaren von Zugvögeln oder großen weißen Schwänen unter ihm dahinzogen.

Und jedes Blatt des Baumes hatte die Gabe des Sehens, als hätte es Augen, um zu ſchauen; die Sterne wurden am hellen Tage ſichtbar, groß und funkelnd; jeder von ihnen funkelte wie ein Augenpaar, ſo mild, ſo klar. Sie riefen bekannte, liebevolle Augen, Kinderaugen, Liebesleuteaugen, wenn dieſe ſich unter dem Baume begegneten, ihm ins Gedächtniß.

Es war ein wunderſeliger Augenblick, ſo voller Freude und Luſt! Und doch, in all' dieſer Freude empfand der Baum ein Verlangen, eine ſehnende Luſt, daß alle andern Bäume des Waldes dort unten, alles Gebüſch, alle Kräuter und Blumen ſich auch mit ihm möchten erheben können, daß ſie auch dieſen Glanz ſehen, dieſe Freude empfinden möchten. Die große majeſtätiſche Eiche war in all' ihrer Herrlichkeit nicht ganz glücklich, ohne ſie Alle, Groß und Klein, mit ſich zu haben, und dieſes ſehnende Gefühl durchbebte alle Zweige, alle Blätter, ſo innig, ſo kräftig, wie eine Menſchenbruſt.

Die Krone des Baumes wiegte ſich hin und her, als ſuche ſie in tiefem Sehnen; ſie ſchaute zurück. Da empfand der Baum den Duft von Waldmeiſter und bald noch ſtärkern Duft vom Geisblatt und Veilchen; er wähnte, er höre den Kuckuk ihm antworten.

Ja, durch die Wolken blickten die grünen Wipfel des Waldes hervor, und unter ſich ſah die Eiche nun die andern Bäume, wie ſie wuchſen und ſich erhoben. Büſche und Kräuter ſchoſſen hoch auf, einzelne riſſen ſich mit der Wurzel los und flogen noch ſchneller hinauf. Die Birke war am ſchnellſten; einem weißen Blitzſtrahl gleich ſchoß ihr ſchlanker Stamm wie im Zickzack in die Höhe, die Zweige umwallten ihn als grüner Flor und Fahnen; die ganze Waldnatur, ſelbſt das braungefiederte Rohr, wuchs mit und die Vögel folgten und ſangen, und auf dem Halm, der wie ein langes grünes, ſeidenes Band in der Luft flatterte, ſaß die Heuſchrecke und ſpielte mit dem

Flügel an ſeinem Schienbein; die Maikäfer brummten und die Bienen ſummten, jeder Vogel ſang, wie ihm der Schnabel gewachſen war; Alles war Sang und Klang und Freude bis in den Himmel hinein.

„Aber die kleine blaue Blume am Waſſer, wo bleibt die?“ rief die Eiche, „und die rothe Glockenblume und das Gänſeblümlein!“ — ja, die alte Eiche wollte ſie Alle mit haben.

„Wir ſind mit! Wir ſind mit!“ ſang und klang es.

„Aber der ſchöne Waldmeiſter vom vorigen Sommer — und im vorigen Jahre war hier doch ein Flor von Maiblümchen! — und der wilde Apfelbaum, wie der ſo ſchön blühte! — und all' dieſe Waldespracht Jahr aus Jahr ein! — lebte ſie doch jetzt, wäre ſie doch jetzt erſt geboren, ſie hätte dann doch auch mit ſein können!“

„Wir ſind mit! Wir ſind da!“ ſang und klang es noch höher; es war, als ſeien ſie vorangeflogen.

„Nein, das iſt gar zu ſchön, unglaublich ſchön!“ jubelte die alte Eiche. „Ich habe ſie Alle! Klein und Groß! Nicht Einer iſt vergeſſen worden! Wie iſt doch all dieſe Glückſeligkeit denkbar! Wie iſt ſie möglich!“

„Im Himmel des ewigen Gottes iſt ſie möglich und denkbar!“ klang es durch die Lüfte.

Und der alte Baum, der immerfort wuchs, fühlte es, wie ſeine Wurzel ſich von der Erde losriß.

„Das iſt recht ſo, iſt das allerbeſte!“ ſagte der Baum; „jetzt halten mich keine Bande! Ich kann jetzt hinauffliegen an das Allerhöchſte im Licht und Glanz! Und alle Lieben ſind mit mir! Kleine und Große! Alle!“

„Alle!“

Das war der Traum der alten Eiche; und während ſie ſo träumte, brauſte ein gewaltiger Sturm über Land und See daher — am heiligen Weihnachtsfeſt. Das Meer wälzte ſchwere Wogen gegen die Ufer; der Baum — es krachte und knackte in ihm — er ward mit der Wurzel aus dem Boden geriſſen, gerade in dem Augenblick, wo er träumte, daß ſeine Wurzel ſich von der Erde losriß. — Er fiel. Seine dreihundertfünfundſechzig Jahre waren jetzt wie ein Tag der Eintagsfliege. —

Am Morgen des erſten Weihnachtstages, als die Sonne aufging, hatte ſich der Sturm gelegt. Von allen Kirchen her tönte feſtliches Glockengeläute, und aus jedem Schornſtein, ſelbſt aus dem kleinſten der geringſten Hütte, hob ſich der Rauch in blauen Wolken, wie vom Altar der Rauch des Dankopfers beim Feſte der Druiden. Das Meer beruhigte ſich allmälig und am Bord eines großen Schiffes draußen, das während der Nacht mit dem ſtürmiſchen Wetter gekämpft und es glücklich überſtanden hatte, wurden nun alle Flaggen weihnachtsfeſtlich, als ein Zeichen der Freude, aufgehißt.

„Der Baum iſt dahin! die alte Eiche, unſer Wahrzeichen an der Küſte!" — ſprachen die Seeleute. „Er iſt in dieſer Sturmesnacht gefallen! Wer wird ihn erſetzen können — Niemand vermag es!"

Eine ſolche Leichenrede, kurz, aber wohlgemeint, bekam der Baum, der auf der Schneedecke am Meeresufer hingeſtreckt lag; und über ihn dahin klangen die Pſalmentöne vom Schiffe aus, ein Lied von der Weihnachtsfreude und von der Erlöſung der Menſchenſeele in Chriſto und dem ewigen Leben:

„Sing' laut zum Himmel, Chriſtenſchaar!
Es iſt erfüllt! -- Sie ihn gebar,
Die Freud' iſt ohne Gleichen!
Halleluja! Halleluja!"

ſo ertönte das alte Pſalmlied, und Jedermann draußen am Bord des Schiffes fühlte ſich gehoben in ſeiner Weiſe durch das Lied und das Gebet, ganz wie der alte Baum ſich gehoben fühlte in ſeinem letzten, ſeinem ſchönſten Traum in der Weihnachtsnacht.

Die Schnellläufer.

Ein Preis, ja zwei Preiſe waren ausgeſetzt, ein kleiner und ein großer, für die größte Schnelligkeit, nicht in einem Laufe, ſondern für die Schnelligkeit das ganze Jahr hindurch.

„Ich bekam den erſten Preis!“ ſprach der Haſe; „Gerechtigkeit muß doch wenigſtens da ſein, wenn Verwandte und gute Freunde im Preiscollegium ſitzen; — daß aber die Schnecke den zweiten Preis erhielt, finde ich faſt beleidigend für mich!“

„Nein,“ verſicherte der Zaunspfahl, der Zeuge bei der Preisvertheilung geweſen, „es muß auch Rückſicht auf Fleiß und guten Willen genommen werden, das ſagten mehrere achtbare Leute, und das habe ich wohl begriffen. Die Schnecke hat freilich ein halbes Jahr gebraucht, um über die Thürſchwelle zu gelangen; allein ſie hat ſich Schaden gethan, hat ſich das Schlüſſelbein gebrochen bei der Eile, die es doch immerhin für ſie war. Sie hat ganz und gar für ihren Lauf gelebt, und ſie lief mit dem Haus auf dem Buckel! — Das Alles iſt ſehr charmant! — und ſie bekam deshalb auch den zweiten Preis!“

„Mich hätte man doch auch berückſichtigen können!“ ſagte die Schwalbe; „ich ſollte meinen, daß Niemand ſich ſchneller als ich im Fluge und Schwunge gezeigt habe, und wie bin ich weit umher geweſen, weit, weit, weit!“

„Ja, das eben iſt Ihr Unglück!“ ſprach der Zaunspfahl. „Sie ſind zu flatterhaft! Immer müſſen Sie auf die Fahrt, ins Ausland, wenn es hier zu frieren beginnt; Sie haben keine Vaterlandsliebe! Sie können nicht berückſichtigt werden!“

„Wenn ich nun aber den ganzen Winter hindurch in der Moorhaide läge?“ erwiederte die Schwalbe; „wenn ich die ganze Zeit ſchliefe, würde ich dann in Betracht gezogen werden?!“

„Bringen Sie eine Beſcheinigung der alten Moorfrau bei, daß Sie die Hälfte der Zeit im Vaterlande verſchlafen haben, dann ſollen Sie berückſichtigt werden.“

„Ich hätte wohl den erſten Preis und nicht den zweiten verdient!“ ſprach die Schnecke. „So viel weiß ich wenigſtens, daß der Haſe nur aus Feigheit gelaufen iſt, weil er jedesmal wähnte, es ſei Gefahr im Verzuge; ich hingegen habe mein Laufen zur Lebensaufgabe gemacht und bin im Dienſt zum Krüppel geworden! Sollte überhaupt Jemand den erſten Preis haben, ſo müßte ich ihn haben; — aber ich verſtehe das Klappern, das Aufſchneiden nicht, ich verachte es vielmehr!“

Und dabei ſpuckte die Schnecke aus.

„Ich werde mit Wort und Rede verantworten können, daß jeder Preis, wenigſtens meine Stimme zu demſelben, mit gerechter Berückſichtigung gegeben worden iſt!“ nahm der alte Grenzpfahl im Walde, der Mitglied des beſchließenden Richtercollegiums war, das Wort. „Ich gehe ſtets in gehöriger Ordnung, mit Ueberlegung und Berechnung vor. Siebenmal habe ich früher die Ehre gehabt, bei der Preisvertheilung zugegen zu ſein und mitzuſtimmen, aber erſt heute habe ich meinen Willen durchgeſetzt. Ich bin bei jeder Vertheilung von einem beſtimmten Etwas ausgegangen. Ich bin ſtets zu dem erſten Preis von vorne im Alphabet, zu dem zweiten von hinten im Alphabet gegangen. Belieben Sie mir Ihre Aufmerkſamkeit zu ſchenken, ich will Ihnen auseinanderſetzen, wie man von vorne anfängt. Der achte Buchſtabe von A iſt H, da haben wir den Haſen, und deshalb theilte ich dem Haſen den erſten Preis zu; der achte Buchſtabe von hinten im Alphabet iſt S, und deshalb erhielt die Schnecke den zweiten Preis. Das nächſte Mal wird I zum erſten Preis und R zum zweiten an der Reihe ſein! — Es muß bei allen Dingen die gehörige Ordnung obwalten! Man muß einen beſtimmten Anhaltepunkt haben!“

„Ich hätte freilich für mich ſelbſt geſtimmt, wenn ich nicht unter den Richtern geweſen wäre!“ ſagte der Mauleſel, der gleichfalls Preisrichter war. „Man muß nicht allein die Schnelligkeit berückſichtigen, mit welcher man vorwärts kommt, ſondern auch jedwede andere Eigenſchaft, die vorhanden ſein mag, z. B. die, wie viel man zu ziehen vermag; doch Das wollte ich dieſes Mal nicht hervorgehoben haben, auch nicht die Klugheit des Haſen auf der Flucht, oder die Liſt, mit welcher er plötzlich einen Sprung ſeitwärts macht, um die Leute auf falſche Fährte zu leiten, daß ſie nicht wiſſen, wo er ſich verſteckt hat; nein, es giebt noch Eins, auf welches Viele ein Gewicht legen, und das man nicht außer Acht laſſen darf, ich meine Das, was man das Schöne nennt; auf das Schöne richtete ich namentlich mein Augenmerk; ich ſchaute die ſchönen wohlgewachſenen Ohren des Haſen an, es iſt eine wahre Freude zu ſehen, wie lang die ſind; mir kam es faſt vor, als ſähe ich mich ſelber in meiner Kindheit Tagen, und — ſo ſtimmte ich für den Haſen!“

„Pſt!“ ſagte die Fliege, — „ja, ich will nicht reden, ich will nur Etwas ſagen, — will nur ſagen, daß ich freilich mehr denn einen Haſen eingeholt habe. Letzthin zerſchmetterte ich einem der jüngſten die Hinterläufte; ich ſaß auf der Locomotive vor dem Bahnzug — das thue ich oft, man beobachtet ſo am beſten ſeine eigene Schnelligkeit. Ein junger Haſe lief lange Zeit der Locomotive voran, er hatte keine Ahnung, daß ich zugegen war; endlich aber mußte er innehalten und aus der Bahn weichen, allein da zerſchmetterte die Locomotive ihm die Hinterbeine, denn ich ſaß auf derſelben. Der Haſe blieb liegen, aber ich fuhr weiter. Das heißt doch wohl ihn beſiegen! — Allein ich brauche den Preis nicht!“

„Mir ſcheint nun freilich,“ dachte die wilde Roſe, aber ſie ſagte es nicht, denn es iſt nun einmal nicht ihre Natur, ſich auszuſprechen, obwohl es ganz gut geweſen wäre, wenn ſie es gethan hätte; — „mir ſcheint nun freilich, daß der Sonnenſtrahl den erſten Ehrenpreis und auch den zweiten hätte haben müſſen. Der Sonnenſtrahl fliegt in einem Nu den unermeßlichen Weg von der Sonne zu uns herab, und kommt mit einer Kraft an, daß die ganze Natur dabei erwacht; der beſitzt eine Schönheit, daß wir Roſen alle dabei erröthen und duften! Die hohe richterliche Obrigkeit ſcheint dies gar nicht bemerkt zu haben! Wäre ich der Sonnenſtrahl, ich gäbe einem jeden von ihnen einen

Sonnenſtich — allein, der würde ſie nur toll machen, und das können ſie ohnehin werden. Ich ſage Nichts!“ dachte die wilde Roſe. „Friede herrſche im Walde! Herrlich iſt's, zu blühen, zu duften und zu leben, im Sang und in Sage zu leben! Der Sonnenſtrahl überlebt uns doch Alle!“

„Was iſt der erſte Preis?“ fragte der Regenwurm, der die Zeit verſchlafen hatte und nun erſt hinzukam.

„Der beſteht im freien Zutritt zu einem Kohlgarten,“ antwortete der Mauleſel; „ich habe dieſen Preis vorgeſchlagen. Der Haſe mußte und ſollte ihn haben, und ſo nahm ich als denkendes und thätiges Mitglied vernünftige Rückſicht auf Deſſen Nutzen, der ihn haben ſollte; jetzt iſt der Haſe verſorgt. Die Schnecke darf auf dem Zaune ſitzen und Moos und Sonnenſchein lecken und iſt fernerhin als einer der erſten Preisrichter beim Schnelllaufen angeſtellt. Es iſt ſehr viel werth, Einen vom Fache mitzuhaben in dem Dinge, was die Menſchen ein Comité nennen. Ich muß ſagen, ich erwarte Viel von der Zukunft, wir haben ſchon einen ſo guten Anfang gemacht!“

Die Glockentiefe.

„Ding — dang! Ding — dang!“ klingt es aus der „Glockentiefe“ herauf in der Odenſe-Au. — Jedes Kind in der alten Stadt Odenſe auf der Inſel Fühnen kennt die Au, welche die Gärten rings um die Stadt beſpült und die ſich von der Schleuße bis zur Waſſermühle unter die hölzernen Ueberbrückungen dahinzieht. In der Au blühen gelbe Waſſerlilien oder Auknöpfe, und braungefiedertes Röhricht; es wächſt dort die ſchwarze, ſammetartige Rohrpompe, hoch und dick; alte zerſpaltete Weiden, gereckt und geſtreckt, hängen weit über den Strom hinaus an der Seite der Mönchswieſe und der Bleiche, aber dieſer gegenüber iſt Garten an Garten, einer anders als die anderen, bald mit ſchönen Blumen und Lauben, glatt und zierlich, wie kleiner Puppen-Staat, bald nur mit Kohl und anderem Gemüſe beſtanden; oder auch iſt gar kein Garten zu erblicken, indem die großen Hollunderbäume ſich an den Ufern ausbreiten und weit über die ſtrömenden Gewäſſer hinaushängen, die hier und da tiefer ſind, als daß die Ruderſtange ihren Grund erreichen könnte. Dem alten Fräuleinkloſter gegenüber iſt die tiefſte Stelle, Glockentiefe genannt, und dort unten wohnt der alte Waſſergeiſt, der

„Aumann“. Derſelbe ſchläft den Tag über, während die Sonne durch das Waſſer hinabſtrahlt, aber er zeigt ſich bei ſternenhellen Nächten und Mondſchein. Er iſt ſehr alt; die Großmutter ſagt, ſie habe von ihm erzählen hören von ihrer Großmutter; er lebe ein einſames Leben, habe gar Niemand, mit dem er reden könne, außer der großen, alten Kirchglocke. Einſt hing die Glocke im Kirchthurme — ja, jetzt iſt keine Spur mehr, vom Thurme ebenſowenig wie von der Kirche, derjenigen, welche St. Albani hieß.

„Ding-dang! Ding-dang!“ klang die Glocke, als der Thurm noch daſtand, und eines Abends, während die Sonne ſank und die Glocke im ſtärkſten Schwunge ſich befand, riß ſie ſich los und flog dahin durch die Luft; das blanke Metall blitzte glühend in den rothen Strahlen.

„Ding-dang! Ding-dang! Jetzt will ich mich zur Ruhe betten!“ ſang die Glocke und flog hinaus in die Odenſe-Au, wo ſie am tiefſten iſt, und deshalb heißt dieſe Stelle die Glockentiefe. Allein ihr ward keine Ruh' und kein Schlaf. Unten bei dem Aumann ſingt und klingt ſie, daß es zuweilen herauftönt durch die Gewäſſer, und viele Leute ſagen, ſolch Klingen bedeute, daß Jemand ſterben ſolle, aber es iſt nichts an Dem, nein, ſie ſingt und unterhält ſich mit dem Aumann, der jetzt nicht mehr allein iſt.

Und was erzählt wohl die Glocke? — Sie iſt ſo al ſo alt, wie wir ſchon bemerkten, ſie war ſchon da lange bev die Großmutter der Großmutter geboren ward, und doch ſie an Alter nur ein Kind gegen den Aumann, der ein alte ſtiller Mann, ein Sonderling iſt, mit ſeinen Hoſen von

Aalfell und ſeiner ſchuppigen Jacke mit den gelben Nixroſen, mit einem Schilfkranz in dem Haar und Meerlinſen im Barte — aber er ſieht ſo doch hübſch aus.

Was die Glocke erzählt — das wiederzugeben würde Jahre und Tage erfordern; ſie erzählt Jahr ein Jahr aus gar oft die alten Geſchichten wieder aufs Neue, bald kurz, bald lang, wie es ihr die Stimmung giebt; ſie erzählt von alten Zeiten, den harten, finſteren Zeiten.

„In der St. Albani-Kirche, hinauf in den Thurm, ſtieg der Mönch; er war jung und ſchön, aber ſinnend wie kein Anderer. Er ſchaute aus der Luke dort oben über die Odenſe-Au hinaus, als noch ihr Bett ein breites und die Mönchswieſe ein See war; er ſchaute über ſie und über den grünen Wall, und den „Nonnenhügel“ drüben, wo das Kloſter lag, wo das Licht von der Zelle der Nonne herausſtrahlte; er hatte die Nonne ſehr gut gekannt, und er erinnerte ſich deſſen, und ſein Herz klopfte ſtärker dabei — „ding-dang! ding-dang! —“

Ja, ſo erzählte die Glocke.

„In den Thurm ſtieg auch der däbmliche Diener des Biſchofs, und wenn ich, die Glocke, die aus Metall gegoſſen, hart und gewichtig ſang und mich ſchwang, hätte ich ihm das Gehirn zerſchmettern können; er ſetzte ſich dicht unter mich und ſpielte mit zwei Stöckchen, als wenn dieſelben gar ein Saitenſpiel geweſen, und er ſang dazu: „„Jetzt darf ich es laut herausſingen, was ich ſonſt nicht flüſtern darf, von Allem ſingen, was hinter Schloß und Riegel verſteckt gehalten wird. Dort iſt es kalt und naß! Die Ratten freſſen ſie bei lebendigem Leibe! Niemand weiß darum! Niemand hört davon! Auch jetzt nicht, denn die Glocke klingt und ſingt ihr lautes Ding-dang! Ding-dang!"‟

„Ein König war damals, ſie nannten ihn Kanut, er beugte ſich vor Biſchof und Mönch, als er aber den Wendelbauern zu nahe trat mit ſchweren Steuern und harten Worten, nahmen dieſe Waffen und Stangen zur Hand und jagten ihn in die Flucht, als ſei er ein wildes Thier; er ſuchte Schutz in der Kirche, ſchloß Thor und Thür hinter ſich; die gewaltthätige Schaar lagerte draußen vor der Kirche, ich hörte davon erzählen; Krähen, Raben und Dohlen fuhren auf vor Schreck bei dem Geſchrei und Gebrüll, welches ertönte; ſie flogen in den Thurm hinein und wieder hinaus, ſie ſchauten auf die Menge dort unten hinab, ſie blickten auch durch die Fenſter der Kirche hinein, ſie ſchrieen es laut aus, was ſie ſahen. König Kanut lag betend vor dem Altar, ſeine Brüder, Erich und Benedict, ſtanden dort als Wache mit gezogenen Schwertern, allein der Diener des Königs, der falſche Blake, verrieth ſeinen Herrn; die Menge vor der Kirche wußte, wo der König zu treffen ſei, und Einer ſchleuderte einen Stein durch eine Fenſterſcheibe, und der König lag todt da! — Rufen und Schreien der wilden Schaar und der Vögel zitterte durch die Luft, und auch ich ſtimmte mit ein, ich ſang und klang: Ding-dang! Ding-dang!‟

„Die Kirchglocke hängt hoch, ſchaut weit umher, ſieht die Vögel um ſich und verſteht ihre Sprache, der Wind brauſt zu ihr hinein durch Luken und Schalllöcher, durch jede Ritze, und der Wind weiß Alles, er hat es von der Luft, und dieſe umſchließt Alles, was Leben hat, dringt in die Lungen der Menſchen hinein, weiß Alles, was ſich in Laut und Ton kundgiebt.

jedes Wort, jeden Seufzer —! Die Luft weiß es, der Wind erzählt es, die Kirchglocke verſucht deſſen Zunge und läutet es hinaus in die weite Welt: Ding-dang! Ding-dang!“

„Allein es ward mir zu viel zu hören und zu wiſſen, ich vermochte nicht mehr, es hinaus zu läuten. Mir ward ſo müde, ſo ſchwer, daß der Balken zerbrach und ich in die leuchtende Luft hinausflog, hinab, wo hier die Au am tiefſten iſt und der Aumann wohnt, einſam und allein, und hier erzähle ich Jahr aus Jahr ein, was ich gehört und was ich weiß: Ding-dang! Ding-dang!“

So läutet und klagt es aus der Glockentiefe in der Odenſe-Au; das hat die Großmutter erzählt.

Aber der Schulmeiſter ſagt: „Es gebe keine Glocke, die dort unten läuten könne, denn ſie kann es nicht! — und keinen Aumann giebt es dort unten, denn es giebt gar keinen Aumann!“ und wenn alle andern Kirchglocken gar herrlich klingen, ſo ſagt er, daß es nicht die Glocken ſind, ſondern daß es eigentlich die Luft iſt, die da klingt, daß die es ſei, die da Geläute gebe — und Großmutter erzählt auch, daß es die Glocke ſelbſt ſo geſagt habe — darüber ſind ſie Beide demnach einig, und ſo weit iſt es gewiß! „Sei behutſam, behutſam, und achte auf Dich genau!“ ſagen ſie Beide.

Die Luft weiß Alles. Sie iſt um uns, ſie iſt in uns, ſie redet von unſeren Gedanken und unſeren Thaten, und ſie ſpricht länger davon, als die Glocke unten in der Tiefe der Odenſe-Au, wo der Aumann wohnt; ſie tönt es heraus in die große Himmelstiefe, ſo weit, ſo weit, ewig und immer, bis die Himmelsglocken klingen: Ding-dang! Ding-dang!

H. C. Anderſen's

Geſammelte Werke.

Vom

Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe.

Vierundvierzigſter Band.

Neue Märchen und Geſchichten.

Leipzig
Verlag von C. Wiedemann.
1862.

Neue

Märchen und Geſchichten.

Von

H. C. Anderſen.

Leipzig
Verlag von L. Wiedemann.
1862.

Inhalt.

Seite
Die Eisjungfrau 1
Die Pſyche 83
Die Schnecke und der Roſenſtock 103
Der Schmetterling 108
Der ſilberne Schilling 113

Neue Märchen und Geſchichten.

Die Eisjungfrau.

I.

Der kleine Rudy.

Beſuchen wir die Schweiz, durchwandern wir das herrliche Bergland, wo die Wälder die jähen Felſenwände hinanwachſen; ſteigen wir hinauf in die blendenden Schneefelder und wieder hinab in die grünen Wieſen, durch welche Flüſſe und Bäche dahinbrauſen mit einer Eile, als könnten ſie nicht ſchnell genug das Meer erreichen und verſchwinden. Sengend ſteht die Sonne über dem tiefen Thale, und auch oben, auf die ſchweren Schneemaſſen ſengt ſie, daß dieſe mit den Jahren zuſammenſchmelzen zu ſchimmernden Eisblöcken und ſich in rollende Lawinen, in aufgethürmte Gletſcher geſtalten. Zwei ſolche Gletſcher liegen in den breiten Felſenſchluchten unter dem „Schreckhorn“ und „Wetterhorn“, bei dem Bergſtädtchen Grindelwald; ſie ſind merkwürdig anzuſchauen, und deshalb kommen auch bei Sommerzeit viele Fremde aus aller Welt hierher; ſie kommen über die hohen, ſchneebedeckten Berge, ſie kommen auch aus den tiefen Thälern, und alsdann müſſen ſie mehrere Stunden ſteigen, und während ſie ſteigen, ſenkt ſich das Thal immer tiefer; ſie blicken in daſſelbe hinab, als ſchauten ſie aus einem Luftballon. Ueber ihnen hängen oft die Wolken als dicke, ſchwere Schleier um die Bergſpitzen, während unten im Thale, wo die vielen braunen, hölzernen Häuſer zerſtreut ſtehen, noch ein Sonnenſtrahl leuchtet und ein Fleckchen in ſtrahlendem Grün hervorhebt, als ſei es transparent. Dort unten ſummt und ſauſt und brauſt das Waſſer, dort oben rieſelt und klingt es, es ſieht aus als flatterten Silberbänder über den Felſen hinab.

Zu beiden Seiten des Weges, welcher bergan führt, ſtehen Balkenhäuſer, jedes Haus hat ſeinen Kartoffelgarten, und dieſer iſt unentbehrlich, denn viele Mäuler ſtecken drin in den Hütten, Kinder giebt es hier vollauf, die ihr Futter ſchon verzehren können; allerwärts kommen ſie zum Vorſchein und ſchaaren ſich um den Reiſenden, mag dieſer zu Fuß oder zu Wagen ſein; die ganze Kinderſchaar treibt hier Handel, die Kleinen bieten hübſch geſchnitzte Häuſerchen feil, in der Form derjenigen, die man hier im Gebirge baut. Mag es Regen oder Sonnenſchein ſein, die Kinderſchaar iſt da mit ihrer Waare.

Vor einigen zwanzig Jahren ſtand hier oftmals, aber ſtets etwas fern von den anderen Kindern, ein kleiner Knabe, der auch Handel treiben wollte, er ſtand da und machte ein gar ernſtes Geſicht, und hielt ſeine Schachtel mit den geſchnitzten Waaren ſo feſt mit beiden Händen, als ſei er eigentlich gar nicht willens, ſie hinzugeben, allein gerade dieſer Ernſt und daß das Burſchchen ſo ſehr klein war, machte, daß es in die Augen fiel, oftmals von den Fremden herbei gerufen wurde und oft den größten Abſatz für ſeine Waare fand; der Knabe ſelbſt wußte nicht weshalb. Eine Stunde höher hinauf, auch im Gebirge, wohnte ſein Großvater, der die feinen, hübſchen Häuſerchen ſchnitzte, und dort bei dem Alten in der Stube ſtand ein großer Schrank mit dergleichen geſchnitzten Sachen in Hülle und Fülle, Nußknackern, Meſſern und Gabeln, Schachteln mit Laubwerk und ſpringenden Gemſen, ſo recht ein Inhalt zur Freude aller Kinderaugen, aber der Knabe, Rudy hieß er, blickte mit größerer Luſt und Sehnſucht auf die alte Büchſe, die unter dem Balken an der Stubendecke hing, der Großvater hatte ihm verſprochen, er ſolle ſie ſpäterhin bekommen, aber er müſſe erſt groß und ſtark werden, um ſie handhaben zu können.

So klein der Knabe auch war, er mußte doch die Ziegen hüten, und wenn derjenige ein guter Hüter iſt, der mit ihnen zu klettern weiß, ſo war Rudy ein ſolcher; er kletterte ſogar ein wenig höher als die Ziegen, er liebte es, die Vogelneſter hoch oben aus den Bäumen auszunehmen; er war verwegen und dreiſt, aber lächeln ſah man ihn nur, wenn er an dem brauſenden Waſſerfalle ſtand, oder das Hinabrollen einer Lawine hörte. Er ſpielte nie mit den anderen Kindern; er kam nur dann mit dieſen zuſammen, wenn der Großvater ihn bergab ſandte, um zu handeln, und den Handel liebte Rudy grade nicht beſonders, er kletterte lieber allein auf den Bergen umher, oder ſaß beim Großvater und hörte dieſen von der alten Zeit und von den Leuten in dem nahen Meiringen, ſeinem Geburtsort, erzählen. Die Leute dort, ſagte der Alte, ſeien nicht von Alters her dort geweſen, ſie ſeien eingewandert, ſeien aus dem hohen Norden gekommen, wo ihre Stammväter wohnen und Schweden hießen. Und Rudy that ſich was zu Gut' darauf, das zu wiſſen; aber er lernte auch durch andern guten Umgang, und einen ſolchen hatte er an den Hausgenoſſen, die der Thiergattung angehörten. Es war ein großer Hund da, der Ajola hieß und Rudy's Vater angehört hatte, und auch ein Kater war da; dieſer Kater namentlich ſtand in hohen Ehren bei Rudy; der hatte ihn das Klettern gelehrt.

„Komm nur mit hinaus aufs Dach!“ hatte der Kater geſagt, und zwar ganz deutlich und verſtändlich, denn wenn man ein Kind iſt und noch nicht ſprechen kann, verſteht man ſehr gut die Hühner und Enten; die Katzen und Hunde, ſie ſprechen uns ebenſo verſtändlich wie Vater und Mutter, nur muß man eben recht klein ſein; ſelbſt Großvaters Stock kann alsdann wiehern, zu einem ganzen Pferde werden mit Kopf und Beinen und Schweif. Bei einigen Kindern hört dieſes Verſtändniß ſpäter als bei andern auf, und von ſolchen ſagt man dann, daß ſie weit zurück, gar lange Kinder geblieben ſind. Was ſagt man nicht Alles!

„Komm mit mir hinaus aufs Dach, Rudy!“ war wohl etwa das Erſte, was der Kater geſagt und Rudy verſtanden hatte. „Was die Leute vom Herunterfallen reden, iſt eitel Einbildung, man fällt nicht, wenn man ſich nicht davor fürchtet. Komm du nur, ſetze deine eine Pfote ſo, die andre ſo! fühle vor mit den Vorderpfoten! Mußt Augen im Kopfe und geſchmeidige Glieder haben! Kommt irgend ſo 'ne Kluft, ſo ſpringe nur, und halte dich feſt, ſo thu' ich's!“

Und ſo that es Rudy denn auch; deshalb ſaß er ſo oft auf der Dachfirſte bei dem Kater, ſaß mit ihm in den Baumwipfeln, ja hoch auf dem Felſenrande, wo der Kater nicht hinauf kann.

„Höher herauf!“ ſagten Baum und Gebüſch. „Siehſt du, wie wir klettern: Wie hoch wir reichen, wie wir uns feſthalten, ſelbſt an dem äußerſten, ſchmalen Felſenrand!“

Und Rudy erreichte die Bergesſpitze, oftmals noch ehe die Sonne dorthin gelangte, und dort ſchlürfte er ſeinen Morgentrank, die friſche kräftigende Bergluft, den Trank, den nur der liebe Gott zu brauen verſteht und von dem die Menſchen nur das Recept zu leſen vermögen, in dem geſchrieben ſteht: der friſche Duft von den Kräutern des Berges, von der Krauſemünze und dem Thymian des Thales. — Alles, was ſchwer iſt, ſaugen die hangenden Wolken ein, und der Wind ſchleift und reibt ſie über die Tannenwipfel dahin, der Geiſt des Duftes wird Luft, leicht und friſch, immer friſcher, — dieſe war Rudy's Morgentrank.

Die Sonnenſtrahlen, die ſegenbringenden Töchter der Sonne, küßten ſeine Wangen, und der Schwindel ſtand auf der Lauer, wagte es aber nicht, ſich ihm zu nähern, und die Schwalben vom Hauſe des Großvaters, an dem nicht weniger als ſieben Neſter waren, flogen zu ihm und den Ziegen hinauf und ſangen: „Wir und Ihr! Ihr und Wir!“ Sie brachten Grüße vom Hauſe, vom Großvater, ja ſelbſt von den beiden Hühnern, die einzigen Vögel im Hauſe, mit welchen Rudy ſich jedoch niemals einließ.

So klein er war, er war doch gereiſt, und für ſo ein kleines Bürſchchen grade keine kurze Reiſe; er war geboren drüben im Canton Wallis und hierher über die Berge getragen; kürzlich hatte er zu Fuße den nahen Staubbach beſucht, der wie ein Silberflor vor dem ſchneebedeckten, blendend weißen Berg „die Jungfrau“ in der Luft flatterte. Auch in Grindelwald bei dem großen Gletſcher war er geweſen; aber das war eine traurige Geſchichte: dort fand ſeine Mutter den Tod, dort ſei die Kinderfröhlichkeit dem kleinen Rudy abhanden gekommen, ſagte der Großvater. „Als der Knabe noch kein Jahr alt war, lachte er mehr, als er weinte“, ſo hatte die Mutter geſchrieben, „von der Zeit an, wo er in der Eiskluft geſeſſen, ſei aber ein anderer Sinn in ihn gekommen.“ Der Großvater ſprach ſelten hiervon, aber man wußte es ſchon auf dem ganzen Berge.

Rudy's Vater war Poſtknecht geweſen; der große Hund, der in der Stube beim Großvater lag, war ihm ſtets auf der Fahrt über den Simplon hinab nach dem Genferſee gefolgt. In dem Rhonethal im Canton Wallis wohnten noch Anverwandte väterlicher Seite von Rudy; ſein Ohm war ein tüchtiger Gemsjäger, auch ein wohlbekannter Führer. — Rudy war nur ein Jahr alt, als er ſeinen Vater verlor, und die Mutter ſehnte ſich nun mit ihrem Kinde zurück zu ihren Anverwandten im Berner Oberlande; ihr Vater wohnte einige Stunden Weges von Grindelwald; er ſchnitzte in Holz und verdiente dabei ſo viel, daß er leben konnte. Im Monat Juni ging ſie, ihr Kind tragend, in Begleitung von zwei Gemsjägern, heimwärts, über den Gemmi, auf Grindelwald zu. Schon hatten ſie die längſte Strecke zurückgelegt, waren über den Hochrücken bis in das Schneefeld gelangt, ſchon erblickten ſie ihr heimathliches Thal, mit allen den wohlbekannten Balkenhäuſern, ſie hatten nur noch den einen großen Gletſcher zu überſchreiten. Der Schnee war friſch gefallen und verbarg eine Kluft, die zwar nicht gerade bis auf den tiefen Grund reichte, wo das Waſſer brauſte, aber doch immerhin tiefer als Menſchenhöhe; die junge Frau, die ihr Kind trug, glitt aus, verſank, und war verſchwunden; man hörte keinen Schrei, keinen Seufzer, aber man vernahm das Weinen eines kleinen Kindes. Mehr als eine Stunde verſtrich bis ihre beiden Begleiter, aus den nächſten Häuschen unten, Taue und Stangen herbeiſchafften, um wo möglich noch Hilfe zu bringen, und nach vieler Anſtrengung brachte man aus der Eiskluft zwei Leichen hervor, wie es ſchien. Alle Mittel wurden angewendet, es gelang das Kind, nicht aber die Mutter, ins Leben zurückzurufen, und ſo bekam der alte Großvater nur einen Tochterſohn ins Haus, eine Waiſe, denſelben Knaben, der mehr lachte als weinte; es ſchien aber, als ſei ihm jetzt das Lachen ausgegangen, und die Veränderung müſſe wohl in der Gletſcherkluft geſchehen ſein, in der kalten wunderlichen Eiſeswelt, wo die Seelen der Verdammten bis zum jüngſten Tage eingekerkert ſind, — wie der Schweizerbauer glaubt.

Ein brauſendes Gewäſſer, zu Eis geronnen und zuſammengepreßt gleichſam zu grünen Glasblöcken, liegt der Gletſcher, ein großer Eisblock auf den andern gewälzt; unten in der Tiefe brauſt der reißende Strom geſchmolzenen Schnee's und zerfloſſenen Eiſes; tiefe Höhlen, große Schluchten dehnen ſich dort unten aus, es iſt ein wunderbarer Glaspalaſt, und in dieſem wohnt die Eisjungfrau, die Gletſcherkönigin. Sie, die Tödtende, die Zermalmende, iſt halb ein Kind der Luft, halb die mächtige Gebieterin des Fluſſes; deshalb vermag ſie auch, ſich mit der Schnelle der Gemſe auf den oberſten Gipfel des Schneeberges zu erheben, wo die kecken Bergſteiger ſich erſt Stufen in das Eis für ihre Tritte bauen müſſen; ſie ſegelt auf dem dünnen Tannenreis den reißenden Strom entlang, und ſpringt dort von einem Felsblock zum andern, umflattert von ihrem langen, ſchneeweißen Haar und ihrem blaugrünen Gewand, das wie das Waſſer in den tiefen Schweizerſeen glänzt.

„Zermalmen, feſthalten! mein iſt die Macht!“ ſpricht ſie. „Einen ſchönen Knaben ſtahl man mir, einen Knaben, den ich geküßt, aber nicht todt geküßt habe. Er iſt wieder unter den Menſchen, er hütet die Ziegen auf dem Berge, klettert aufwärts, immer höher, weit weg von den Anderen, nicht von mir! Mein iſt er, ich hole ihn mir!“

Und ſie gab dem Schwindel Auftrag, für ſie zu handeln, denn es war der Eisjungfrau zu ſchwül bei Sommerszeit im Grünen, wo die Krauſemünze gedeiht; und der Schwindel ſtieg hinauf und hinab; es hob ſich einer, es hoben ſich drei; der Schwindel hat viele Brüder, eine ganze Schaar, und die Eisjungfrau wählte den ſtärkſten von den vielen, die außerhalb und innerhalb ihr Weſen treiben. Sie ſitzen auf dem Treppengeländer und Thurmgeländer, ſie laufen wie Eichkatzen den Felsrand entlang, ſie ſpringen über die Geländer und Stege hinaus und treten die Luft wie der Schwimmer das Waſſer tritt, und locken ihr Opfer hinaus und hinab in den Abgrund. Der Schwindel und die Eisjungfrau, ſie Beide greifen nach den Menſchen, wie der Polyp nach Allem greift, was in ſeine Nähe kommt. Der Schwindel ſollte Rudy greifen.

„Ja, Den greifen!“ ſagte der Schwindel, — „ich vermag es nicht! Die Katze, das Unthier, hat ihm ihre Künſte gelehrt. Das Menſchenkind hat eine eigene Macht, die mich hinwegſtößt, ich vermag ihn nicht zu erreichen, dieſen Knaben, wenn er auf dem Zweige hängt über den Abgrund hinaus, und wie gern kitzelte ich ihm die Fußſohlen, oder ſtieß ihn kopfüber in die Luft hinaus! Aber ich bringe es nicht zu Stande!"

„Wir bringen es ſchon zu Stande!" ſagte die Eisjungfrau. „Du oder ich! Ich, ich!"

„Nein, nein!" klang es um ſie her, als ſei es ein Echo in den Bergen vom Geläute der Kirchenglocken; allein es war Geſang, es war Rede, es war ein zuſammenſchmelzender Chor andrer Naturgeiſter, guter, liebevoller Geiſter, — es waren die Töchter der Sonnenſtrahlen. Dieſe lagern ſich jeden Abend im Kranze um die Berggipfel; dort breiten ſie ihre roſenfarbenen Flügel aus, die mit der ſinkenden Sonne immer flammender werden, und die hohen Alpen überglühen, die Menſchen nennen das „Alpenglühen"; wenn die Sonne dann geſunken, ziehen ſie in die Berggipfel, in den weißen Schnee hinein, und ſchlummern dort bis die Sonne wieder aufgeht, alsdann kommen ſie aufs Neue zum Vorſchein. Beſonders lieb haben ſie die Blumen, die Schmetterlinge und die Menſchen, und unter dieſen letzteren hatten ſie ſich namentlich Rudy erkoren.

„Ihr fangt ihn nicht! Ihr kriegt ihn nicht!" ſagten ſie. — „Größer und ſtärker habe ich ſie gefangen!" ſagte die Eisjungfrau.

Da ſangen die Sonnentöchter ein Lied vom Wandrer, deſſen Mantel der Sturm hinwegführte; — der Wind nahm die Hülle, aber nicht den Mann; ihr könnt ihn ſchon ergreifen, aber nicht feſthalten, ihr Kinder der Kraft; er iſt ſtärker, er iſt geiſtiger, als ſelbſt wir! Er ſteigt höher als die Sonne, unſere Mutter, er hat das Zauberwort, das Wind und Waſſer bindet, daß ſie ihm dienen und gehorchen müſſen. Ihr löſt das ſchwere, drückende Gewicht, und er hebt ſich höher!“

Herrlich klang der glockenklingende Chor.

Und jeden Morgen drangen die Sonnenſtrahlen durch das kleine einzige Fenſter im Hauſe des Großvaters hinein und beſchienen das ſtille Kind. Die Töchter der Sonnenſtrahlen küßten es, ſie wollten die Eisküſſe aufthauen, ſchmelzen, hinwegbringen, welche die königliche Jungfrau der Gletſcher ihm gegeben, als es auf dem Schooſe ſeiner todten Mutter in der tiefen Eiskluft lag, und dort, wie durch ein Wunder gerettet ward.

II.

Die Reiſe in die neue Heimath.

Rudy war jetzt acht Jahr alt; ſein Ohm jenſeit der Berge, im Rhonethale, wollte den Knaben zu ſich nehmen, damit er etwas lerne und beſſer fortkomme; dies ſah auch der Großvater ein und ließ ihn ziehen.

Rudy nahm alſo Abſchied. Außer dem Großvater waren aber noch Andere da, denen er Lebewohl ſagen mußte; zuerſt Ajola, dem alten Hunde.

„Dein Vater war Poſtknecht und ich war Poſthund,“ ſagte Ajola. „Wir ſind hinüber und herüber gefahren, ich kenne die Hunde und auch die Menſchen jenſeit der Berge. Viel reden war nie meine Sache, jetzt aber, da wir wohl nicht mehr lange mit einander zu reden haben werden, will ich etwas mehr denn ſonſt ſagen; ich will dir eine Geſchichte erzählen, mit der ich lange umhergegangen bin, auf der ich ſchon lange gekauet habe; ich verſtehe ſie aber nicht, und du wirſt ſie auch nicht verſtehen, aber das iſt auch gleichgültig; ſo viel hab' ich wenigſtens herausgekriegt, daß es in der Welt nicht ganz richtig vertheilt iſt, weder für Hunde, noch für Menſchen! nicht Alle ſind geſchaffen auf dem Schooſe zu liegen, oder Milch zu ſchlabbern; ich bin nicht daran gewöhnt worden; aber ich habe ſo ein Hündchen mit im Poſtwagen fahren ſehen und darin Menſchenplatz haben; die Dame, die ſeine Herrſchaft, oder deren Herrſchaft es war, führte ein Säugefläſchchen mit Milch bei ſich, aus dem das Hündchen getränkt wurde; und Zuckerplätzchen kriegte es, aber es beſchnoberte ſie höchſtens, mochte ſie nicht einmal freſſen, und ſo fraß ſie die Plätzchen ſelber auf; ich lief im Schmutze neben dem Wagen her, hungrig, wie eben ein Hund es ſein kann, ich kaute an meinen eigenen Gedanken, das war nicht ſo ganz in der Ordnung, — aber es ſoll vieles Andres auch nicht in der Ordnung ſein. Möchteſt du auf den Schoos kommen und in der Kutſche fahren? ich gönne es dir. Aber ſelbſt kann Einer dies nicht bewerkſtelligen, ich habe es nicht können, weder durch Bellen, noch Heulen!“

Das waren Ajola's Worte, und Rudy umarmte ihn und küßte ihn herzhaft auf die naſſe Schnauze; darauf nahm er die Katze in die Arme, aber die ſträubte ſich dabei.

„Du wirſt mir zu ſtark, und gegen dich will ich die Krallen nicht gebrauchen! Klettere du nur über die Berge, ich habe dich ja das Klettern gelehrt! Bilde dir nur nicht ein, daß du herabfallen kannſt, dann bleibſt du ſchon hängen!“

Und damit ſprang die Katze davon, denn ſie wollte nicht, daß Rudy bemerken ſollte, wie ihr die Trauer aus den Augen ſah.

Die Hühner ſtolzirten in der Stube umher; eins hatte den Schwanz verloren; ein Reiſender, der Jäger ſein wollte, hatte ihm den Schwanz weggeſchoſſen, der Menſch hatte das Huhn für einen Raubvogel angeſehen.

„Rudy will über die Berge wandern!“ ſagte das eine Huhn.

„Er hat immer ſolche Eile!“ ſagte das andere, „und ich nehme nicht gern Abſchied!“ und damit trippelten ſie alle Beide davon.

Den Ziegen ſagte er auch Lebewohl, und ſie meckerten und wollten mitgehen, „meck meck!“ und das war ſehr traurig.

Zwei tüchtige Führer der Gegend, die über die Berge nach der andern Seite bei Gemmi wollten, nahmen Rudy mit, er folgte ihnen zu Fuß. Es war ein ſtrenger Marſch für ein ſolches Knäblein, aber es hatte gute Kräfte und ſein Muth ermüdete nicht.

Die Schwalben flogen eine Strecke mit. „Wir und Ihr! Wir und Ihr!“ ſangen ſie. Der Weg führte über den reißenden Lütſchine, der in vielen kleinen Strömen aus der ſchwarzen Kluft des Grindelwald-Gletſchers hervorſtürzt. Als Brücke dienen hier loſe Baumſtämme und Steinblöcke. Drüben bei dem Ellernwald angelangt, begannen ſie den Berg dort zu erſteigen, wo der Gletſcher ſich von der Bergwand losgetrennt hatte, und ſchritten nun über Eisblöcke und um ſolche herum auf den Gletſcher hinaus; Rudy mußte bald eine Strecke kriechen, bald eine andere gehen; ſeine Augen ſtrahlten vor lauter Freude und er trat ſo feſt auf mit ſeinen, mit Eiſen beſchlagenen, Bergſchuhen, als müſſe er bei jedem Tritt ein Zeichen hinterlaſſen. Die ſchwarze Erde, die der Bergſtrom auf dem Gletſcher abgeſetzt hatte, verlieh dieſem das Ausſehen, als ſei er verwittert, doch das bläulich grüne, glasartige Eis blickte deſſenungeachtet durch; man mußte die kleinen Seen umgehen, die, von Eisblöcken eingedämmt, ſich gebildet hatten, und auf ſolcher Wanderung kam man in die Nähe eines großen Steines, der ſchaukelnd auf dem Rande einer Spalte im Eiſe lag, der Stein gerieth aus dem Gleichgewicht, rollte hinab und ließ das Echo herauftönen aus den tiefen, hohlen Klüften der Gletſcher.

Es ging immerzu bergan; der Gletſcher ſelbſt ſtreckte ſich aufwärts wie ein Fluß von wild aufgethürmten Eismaſſen, eingezwängt zwiſchen jähen Felſen. Rudy dachte einen Augenblick daran, daß er, wie man ihm erzählt hatte, mit ſeiner Mutter tief unten in einer dieſer Kälte athmenden Klüfte gelegen, doch bald waren ſolche Gedanken verſcheucht, und dieſe kam ihm vor wie alle die andern Geſchichten, deren er ſo viele hatte erzählen gehört. Dann und wann, wenn die Männer meinten, der Weg ſei doch wohl zu beſchwerlich für das Bürſchchen, reichten ſie ihm eine Hand, aber er ermüdete nicht, und auf dem glatten Eiſe ſtand er feſt wie eine Gemſe. Sie betraten nun den Felſengrund und ſchritten bald zwiſchen kahlem Geſtein, bald zwiſchen Tannen und wieder hinaus auf die grünen Weiden, immer durch wechſelnde neue Landſchaften; ringsum erhoben ſich die Schneegebirge, deren Namen, „die Jungfrau“, der „Mönch“, der „Eiger“, jedem Kinde hier und auch Rudy bekannt waren. Rudy war früher nie ſo hoch oben geweſen, hatte noch nie das ausgedehnte Schneemeer betreten; hier lag es nun mit ſeinen unbeweglichen Schneewellen, von welchen der

Wind dann und wann eine Flocke hinwegblies, wie er den Schaum von den Meereswellen bläſt. Die Gletſcher ſtehen hier, ſo zu ſagen, Hand in Hand; jeder iſt ein Glaspalaſt für die Eisjungfrau, deren Macht und Wille es iſt, zu fangen, zu begraben. Die Sonne ſtrahlte warm, der Schnee war blendend und wie mit bläulich weißen, funkelnden Diamantblitzen überſäet. Unzählige Inſekten, namentlich Schmetterlinge und Bienen, lagen haufenweiſe todt auf dem Schnee, ſie hatten ſich zu hoch gewagt, oder der Wind ſie ſo hoch getragen, bis ſie in der Kälte ausathmeten. Um das Wetterhorn hing, gleich einem feinen ſchwarzen Wollbüſchel, eine drohende Wolke; ſie ſenkte ſich herab, ſtrotzend von dem, das ſie in ihrem Innern barg: einen Föhn, gewaltthätig, wenn er losbricht. Der Eindruck dieſer ganzen Wanderung, das Nachtlager hier oben, der ſpätere Weg, die tiefen Felſenklüfte, wo das Waſſer, während eines Zeitraums, bei deſſen Ermeſſen der Gedanke erſtarrt, die Steinblöcke durchſägt hat, grub ſich unvergeßlich in Rudy's Gedächtniß ein.

Ein verlaſſenes ſteinernes Gebäude jenſeit des Schneemeeres gewährte Schutz zum Uebernachten: hier fanden ſie Holzkohlen und Tannenreiſer; bald war ein Feuer angezündet, das Nachtlager bereitet, ſo gut es eben ging; die Männer ſetzten ſich um das Feuer, ſchmauchten ihren Tabak und tranken das warme, würzige Getränk, welches ſie ſelbſt zubereitet hatten; auch Rudy bekam ſeinen Antheil vom Getränke und es wurde von den geheimnißvollen Weſen des Alpenlandes, von den ſeltſamen rieſigen Schlangen in den tiefen Seen, von dem nächtlichen Geſpenſterheer erzählt, das den Schlafenden durch die Lüfte nach der wunderbaren, ſchwimmenden Stadt Venedig trage, von dem wilden Hirten, der ſeine ſchwarzen Schaafe über die Weide triebe; habe man dieſe auch nicht geſehen, jedenfalls habe man das Geklingel ihrer Glöcklein vernommen, das unheimliche Gemecker der Heerde gehört. Rudy lauſchte neugierig, aber ohne alle Furcht, ſolche kannte er nicht, und während er lauſchte, kam es ihm vor, als höre er das geſpenſterhafte hohle Gebrüll; ja! es wurde immer hörbarer, auch die Männer hörten es, hielten in ihrem Geſpräch inne, lauſchten und ſagten zu Rudy, er dürfe nicht ſchlafen.

Es war ein Föhn, dieſer gewaltige Sturmwind, der ſich von den Bergen herab ins Thal wirft, und in ſeiner Gewaltthätigkeit die Bäume knickt, als ſeien ſie ſchwankes Geröhricht, der die Balkenhäuſer von einem Flußufer zum andern hinüberträgt, wie wir eine Schachfigur verſetzen.

Nach Verlauf etwa einer Stunde, ſagten ſie zu Rudy, das ſei jetzt überſtanden, er könne nun ſchlafen, und ermüdet von dem Marſch, ſchlief er ein wie auf Commando.

Am frühen nächſten Morgen brachen ſie wieder auf. Die Sonne beleuchtete an dieſem Tage für Rudy neue Berge, Gletſcher und Schneefelder; ſie waren in den Canton Wallis eingetreten und befanden ſich jenſeit des Bergrückens, den man vom Grindelwald aus erblickt, aber noch weit entfernt von der neuen Heimath. Es zeigten ſich andere Klüfte, andere Triften, Wälder und Felſenpfade, auch andere Häuſer, andere Menſchen kamen zum Vorſchein, aber welche Menſchen? Es waren Misgeſtalten, unheimliche, fette weißgelbe Geſichter, die Hälſe waren ſchwere, häßliche Fleiſchklumpen, wie Säcke herabhängend; es waren Cretins, ſie ſchleppten ſich kränkelnd vorwärts und ſahen die Fremden mit dummen Augen an; die Weiber namentlich ſahen entſetzlich aus. Waren das die Menſchen in der neuen Heimath?

III.

Der Ohm.

Im Hauſe des Ohms, wo Rudy nun lebte, ſahen die Menſchen, gottlob, aus, wie er ſie zu ſehen gewohnt war; hier war nur ein einziger Cretin, ein armer geiſtesbeſchränkter Burſche, einer dieſer beklagenswerthen Geſchöpfe, die in ihrer Verlaſſenheit ſtets im Canton Wallis von Haus zu Haus gehen, und in jeder Familie ein paar Monate bleiben; der arme Saperli war gerade hier, als Rudy ankam.

Der Ohm war noch ein kräftiger Jäger und verſtand außerdem das Faßbinderhandwerk; ſeine Frau war eine kleine, lebhafte Perſon mit einem

Vogelgeſicht, Augen wie ein Adler und einem langen, über und über mit Flaum beſetzten Hals.

Alles war hier Rudy neu, Kleidertracht, Sitte und Gebrauch, ſelbſt die Sprache; doch dieſe würde des Kindes Ohr wohl bald verſtehen lernen. Wohlhabend ſah es hier aus im Vergleich mit der frühern Heimath bei dem Großvater. Das Zimmer war größer, die Wände prangten mit Gemsgeweihen und blank polirten Jagdflinten, über der Thüre hing ein Bild der Mutter Gottes; friſche Alpenroſen und eine brennende Lampe ſtanden vor demſelben.

Der Ohm war, wie geſagt, einer der tüchtigſten Gemsjäger der ganzen Gegend und auch einer der beſten Führer. In dieſem Hauſe ſollte nun Rudy das Schooskind ſein; zwar war hier ſchon ein ſolches, nämlich ein alter, blinder und tauber Jagdhund, der jetzt nicht mehr auf die Jagd mitging, es aber früher gethan hatte; man hatte ſeine guten Eigenſchaften aus früheren Zeiten nicht vergeſſen, und deshalb wurde das Thier nun mit zur Familie gerechnet und gut gepflegt. Rudy ſtreichelte den Hund, aber der ließ ſich nicht mehr mit Fremden ein, und ein ſolcher war ja Rudy noch; lange blieb er es aber nicht, er faßte bald Wurzel im Haus und Herz.

„Hier im Canton Wallis iſt es nicht ſo übel,“ ſagte der Ohm; „und Gemſen haben wir, die ſterben nicht ſo bald aus wie der Steinbock, und hier iſt es jetzt viel beſſer als in früherer Zeit. Wie viel auch den alten Tagen zu Ehren erzählt wird, die unſeren ſind doch beſſer, der Sack iſt aufgemacht worden, es geht ein Luftzug durch unſer eingeſchloſſenes Thal. Etwas Beſſeres kommt immer zum Vorſchein, wenn das alte Abgenutzte fällt!" ſagte er; und wenn der Ohm recht mittheilſam war, erzählte er von ſeinen Jugendjahren und weiter bis hinauf in die kräftigſte Zeit ſeines Vaters, als Wallis, wie er ſich ausdrückte, noch ein zugemachter Sack war, voll gar zu vieler kranker Leute, bejammernswerther Cretins; „aber die franzöſiſchen Soldaten kamen herein, ſie waren die richtigen Aerzte, ſie ſchlugen gleich die Krankheit todt, und die Perſonen ſchlugen ſie auch todt. Das Schlagen verſtanden die Franzoſen, in mehr als einer Weiſe eine Schlacht zu ſchlagen, und die Mädchen verſtehen es auch!" und dabei nickte der Ohm ſeiner Frau, die eine geborene Franzöſin war, zu und lachte. „Die Franzoſen haben in die Steine geſchlagen, daß es eine Art hat! Den Simplonweg haben ſie in die Felſen geſchlagen, einen Weg, daß ich jetzt zu einem Kinde von drei Jahren ſagen kann, geh' mal hinab nach Italien! Halte dich nur auf der Landſtraße! — und das Kind wird richtig in Italien ankommen, wenn es ſich nur auf der Landſtraße hält"! Und dann ſang der Ohm ein franzöſiſches Lied und rief hurrah und „Es lebe Napoleon Bonaparte!"

Hier hörte Rudy zum erſten Male erzählen von

Frankreich, von Lyon, der großen Stadt an der Rhone, und dort war der Ohm geweſen.

Es ſollten nicht viele Jahre vergehen, bis Rudy ein flinker Gemsjäger werden würde, er habe das Zeug dazu, ſagte der Ohm, und dieſer lehrte ihn, die Büchſe zu halten, lehrte ihn das Zielen und Schießen; er nahm ihn während der Jagdzeit mit in die Berge und ließ ihn von dem warmen Blut der Gemſen trinken, das dem Jäger den Schwindel benimmt; er lehrte ihn auch, die Zeit unterſcheiden, wenn auf den verſchiedenen Bergen die Lawinen rollen würden, Mittags oder Abends, je nachdem die Sonnenſtrahlen dort wirken; er lehrte ihn, auf die Gemſen und deren Sprung Acht zu geben, daß man auf die Füße zu ſtehen käme und feſtſtehe, und ſei im Felſenriß keine Stütze für den Fuß, müſſe man ſich mit den Ellnbogen, mit den Lenden und Waden feſtklammern, ſelbſt mit dem Nacken könne man ſich feſtbeißen, wenn es ſein müſſe. Die Gemſen ſeien klug, ſie ſtellten Vorpoſten aus, allein der Jäger müſſe klüger ſein, ihnen aus der Witterung gehen und ſie irre führen; eines Tages, als Rudy mit dem Ohm auf der Jagd war, hing dieſer ſeinen Rock und Hut auf den Alpenſtock, und die Gemſen ſahen den Rock für den Mann an.

Der Felſenpfad war ſchmal, ja es war faſt kein Pfad, nur ein ſchmales Geſims längs des gähnenden Abgrunds. Der Schnee, der hier lag, war halb aufgethaut, das Geſtein bröckelte, wenn man auftrat, der Ohm legte ſich deshalb nieder und kroch vorwärts. Jedes Stückchen, welches vom Felſen abbröckelte, fiel und prallte an, ſprang und rollte von der einen Felswand zur andern, bis es zur Ruhe gelangte in der nächtigen Tiefe. Etwa hundert Schritte hinter dem Ohm ſtand Rudy auf einer hervorſpringenden feſten Felſenſpitze; von hier ſah er einen großen Lämmergeier durch die Luft kreiſen und über ſeinem Ohm ſchwebend ſtehen bleiben, den er mit ſeinem Flügelſchlag in den Abgrund werfen wollte, um ihn ſich zur Beute zu machen. Der Ohm hatte nur Auge für die Gemſe, die mit ihrem Jungen jenſeit der Felſenkluft zu ſehen war; Rudy hielt ſeinen Blick feſt auf den Vogel, er verſtand ſchon, was der wollte, und deshalb ſtand er bereit, die Büchſe abzufeuern; da erhob ſich plötzlich die Gemſe mit einem Sprunge, der Ohm ſchoß, und das Thier war getroffen von der tödtenden Kugel, aber das Junge ſprang davon, als ſei es ein langes Leben hindurch in Flucht und Gefahr geübt. Der große Vogel, erſchreckt durch den Knall des Schuſſes, ſchlug eine andere Richtung ein; der Ohm wußte nichts von der Gefahr, in welcher er geſchwebt hatte, erſt von Rudy erfuhr er ſie.

Während ſie ſich nun in der beſten Laune auf dem Heimwege befanden und der Ohm ein Lied aus ſeinen Jugendjahren pfiff, vernahmen ſie plötzlich, nicht ſehr fern von ihnen, einen eigenthümlichen Laut; ſie blickten um ſich, blickten aufwärts, und dort, in der Höhe auf dem Felſenabhange hob ſich die Schneedecke, ſie bewegte ſich wellenförmig wie ein Stück ausgebreitetes Leinen, wenn der Wind unter demſelben hinfährt. Die Schneewellen barſten und löſten ſich, zuvor glatt und feſt wie marmorne Platten, in ſchäumende, ſtürzende Gewäſſer auf, die wie dumpfer Donnerſchlag dröhnten; es war eine Lawine, die herabſtürzte, nicht über Rudy und den Ohm herab, aber in ihrer Nähe, ihnen gar zu nahe.

„Halte dich feſt, Rudy!“ rief der Ohm; „feſt mit deiner ganzen Kraft!“

Und Rudy umklammerte den nächſten Baumſtamm; der Ohm kletterte über ihn in den Baum hinauf und hielt ſich dort feſt, während die Lawine viele Fuß von ihnen entfernt dahinrollte; allein der Luftdruck, die Sturmesflügel der Lawine, zerbrachen ringsum Bäume und Gebüſch, als ſeien ſie nur dürres Rohr, und warf ſie weit umher. Rudy lag auf dem Erdboden niedergekauert; der Baumſtamm, an dem er ſich feſthielt, war wie durchgeſägt und die Krone war weithin geſchleudert; dort, zwiſchen den geknickten Zweigen lag der Ohm mit zerſchmettertem Kopfe, ſeine Hand war noch warm, aber ſein Geſicht nicht zu erkennen. Rudy ſtand bleich und zitternd da; es war der erſte Schreck ſeines Lebens, der erſte Schauder, den er empfand.

Am ſpäten Abend kehrte er mit Todesbotſchaft in die Heimath zurück, die nun ein Haus der Trauer ward. Das Weib fand keine Worte, keine Thränen, erſt als man den Leichnam brachte, kam der Schmerz zum Ausbruch. Der arme Cretin kroch in ſein Bett, man ſah ihn den ganzen folgenden Tag nicht; erſt gegen Abend trat er an Rudy heran.

„Schreibe einen Brief für mich!“ ſagte er; „Saperli kann nicht ſchreiben! Saperli kann den Brief auf die Poſt bringen!“

„Brief von dir?“ frug Rudy. „Und an wen?“

„An den Herrn Chriſt!“

„An wen ſagſt du?“

Und der Dämliche, wie ſie den Cretin nannten, ſah mit rührendem Blick auf Rudy, faltete die Hände und ſagte feierlich und fromm:

„Jeſus Chriſt! Saperli will ihm Brief ſchicken, ihn bitten, daß Saperli todt liegen muß und nicht Mann im Hauſe hier!“

Rudy drückte ſeine Hand und ſagte: „der Brief kommt nicht hin, giebt ihn uns nicht zurück!“

Es wurde Rudy nicht leicht, ihm die Unmöglichkeit einleuchtend zu machen.

„Jetzt biſt du die Stütze des Hauſes!“ ſagte die Baſe Pflegemutter, und Rudy wurde es auch.

IV.

Babette.

Wer iſt der beſte Schütze in Canton Wallis? Ja, das wußten ſchon die Gemſen: „Hüte dich vor Rudy!“ konnten ſie ſagen. „Wer iſt der hübſcheſte Schütze?“ „Ja, das iſt Rudy!“ ſagten die Mädchen, aber ſie ſagten nicht „Hüte dich vor Rudy!“ Das ſagten nicht einmal die ernſten Mütter, denn er nickte ihnen ebenſo freundlich zu wie den jungen Mädchen; wie keck und fröhlich war er, ſeine Wangen waren gebräunt, ſeine Zähne friſch und weiß, die Augen glänzend ſchwarz, er war ein hübſcher Burſch und nur zwanzig Jahre alt. Das Eiswaſſer konnte ihm nichts anhaben, wenn er ſchwamm; wie ein Fiſch konnte er ſich drehen und wenden im Waſſer, und klettern wie kein Andrer, ſich feſtkleben an die Felſenwand wie eine Schnecke, gute Muskeln und Sehnen hatte er, und das zeigte er auch im Sprunge, den er erſt von der Katze, ſpäter von der Gemſe gelernt hatte. Rudy war der beſte Führer, dem man ſich anvertrauen konnte; er würde ſich ein ganzes Vermögen als Führer ſammeln können; die Faßbinderei, die der Ohm ihm auch gelehrt hatte, ſagte ihm aber nicht zu, ſeine Luſt war die Gemsjagd, die brachte auch Geld ein. Rudy war eine gute Partie, wie man ſagt, wenn er nur nicht über ſeinen Stand hinausſchauen wollte. Und ein Tänzer war er, von dem die Mädchen träumten, und den dieſes und jenes gar wachend mit in ſeinen Gedanken umhertrug.

„Mich hat er im Tanze geküßt!“ ſagte des Schulmeiſters Annette zu ihrer liebſten Freundin; doch das hätte ſie nicht ſagen ſollen, ſelbſt nicht zu ihrer liebſten Freundin. Dergleichen iſt nicht leicht geheim zu halten, es iſt wie Sand in einem Sieb, es läuft heraus; bald wußte man auch, daß Rudy, ſo brav und gut er auch war, im Tanze küßte, und doch hatte er gar nicht diejenige geküßt, die er am liebſten hätte küſſen mögen.

„Ja der!“ ſagte ein alter Jäger, „der hat Annette geküßt, er hat mit A angefangen und wird ſchon das ganze Alphabet durchküſſen!“

Ein Kuß beim Tanze war Alles, was die emſigen Zungen bis dahin von ihm zu ſagen wußten, er hatte freilich Annette geküßt, und doch war ſie gar nicht die Blume ſeines Herzens.

Unten im Thale bei Bex, zwiſchen den großen Wallnußbäumen, an einem kleinen reißenden Bergſtrom, wohnte der reiche Müller; das Wohnhaus war ein großes Gebäude von drei Stockwerk mit kleinen Thürmen, gedeckt mit Spahn und belegt mit Blechplatten, die im Sonnen- und Mondenſchein glänzten; der größte der Thürme hatte eine Wetterfahne, einen blitzenden Pfeil, der einen Apfel durchbohrt hatte, das ſollte an Tell's Schuß erinnern. Die Mühle ſehe nett und wohlhabend aus, laſſe ſich auch abzeichnen und beſchreiben, aber des Müllers Tochter laſſe ſich nicht abzeichnen und beſchreiben, ſo würde wenigſtens Rudy geſagt haben, und doch ſtand ſie abgezeichnet in ſeinem Herzen; ihre Augen ſtrahlten dort ſo, daß ein wahres Feuer darin war: das war ganz plötzlich gekommen, wie anderes Feuer kommt, und das Sonderbarſte dabei war, daß die

Müllerstochter, die hübſche Babette, keine Ahnung davon hatte, ſie und Rudy hatten noch nie ein Wort mit einander geſprochen.

Der Müller war reich, und dieſer Reichthum machte, daß Babette ſehr hoch ſaß und ſchwer zu haſchen war; aber Nichts ſitzt ſo hoch, daß man es nicht ſollte erreichen können; man muß nur klettern; herabfallen thut man ſchon nicht, wenn man es ſich nur nicht einbildet. Die Lehre hatte er vom Hauſe aus.

Es machte ſich einmal ſo, daß Rudy etwas in Bex auszurichten hatte: es war bis dorthin eine ganze Reiſe; die Eiſenbahn war damals noch nicht zu Stande gekommen. Von dem Rhone-Gletſcher längs dem Fuße des Simplon, zwiſchen vielen wechſelnden Bergeshöhen, erſtreckt ſich das breite Wallisthal mit ſeinem mächtigen Fluß, die Rhone, die oft über ihre Ufer tritt und über Felder und Wege dahin fluthet, Alles zerſtörend. Zwiſchen den Städten Sion und St. Maurice macht das Thal eine Krümmung, biegt ſich wie ein Ellnbogen, und wird hinter Maurice ſo eng, daß es nur Platz für das Flußbett und die ſchmale Fahrſtraße hat. Ein alter Thurm ſteht hier als Schildwache vor dem Canton Wallis, der hier endet, und ſchaut über die gemauerte Brücke hinüber nach dem Zollhaus auf der andern Seite; dort beginnt Canton Waadt und die nächſte nicht weit entfernte Stadt iſt Bex. Hier nun bei jedem Schritte ſchwellt Alles in Fülle und Ueppigkeit, man befindet ſich wie in einem Garten von Kaſtanien und Wallnußbäumen; hier und dort blicken Cypreſſen und Granatblüthen hervor; es iſt hier ſüdlich warm, als wäre man nach Italien gekommen. —

Rudy langte in Bex an und beſorgte, was er dort auszurichten hatte. und ſah ſich um in der Stadt, aber nicht einen Mühlburſchen, geſchweige denn Babette, bekam er zu Geſicht. Das war nicht wie es ſein ſollte.

Es wurde Abend, die Luft war erfüllt mit dem Duft des wilden Thymians und der blühenden Linde; um die waldesgrünen Berge lag gleichſam ein ſchimmernder, luftblauer Schleier; es herrſchte weit und breit eine Stille, nicht die des Schlafes oder des Todes, nein, es war als hielte die ganze Natur den Athem an, als fühle ſie ſich hingeſtellt, damit ihr Bild auf den blauen Himmelsgrund photographirt werde. Hier und da zwiſchen den Bäumen auf dem grünen Felde, ſtanden Stangen, die den Telegraphendraht, der durch das ſtille Thal geführt iſt, ſtützten; an einer dieſer lehnte ein Gegenſtand, ſo unbeweglich, daß man ihn für einen Baumſtamm hätte halten können, allein es war Rudy, der hier eben ſo ſtill daſtand wie in dieſem Augenblick die ganze Umgebung; er ſchlief nicht, noch weniger war er todt, aber wie oft große Weltbegebenheiten durch den Telegraphendraht fliegen, — Lebensmomente von Bedeutung für den Einzelnen, — ohne daß der Draht durch Zittern oder durch einen Laut darauf hindeutet, ſo durchzitterten Rudy, mächtige, überwältigende Gedanken: das Glück ſeines Lebens, ſein von nun an beſtändiger Gedanke. Seine Augen hefteten ſich auf einen Punkt, ein Licht, das zwiſchen dem Laubwerk in der Wohnſtube des Müllers, wo Babette wohnte, zum Vorſchein kam. Still wie Rudy hier ſtand, hätte man glauben müſſen, er ziele auf eine Gemſe, allein er ſelbſt war in dieſem Augenblick wie die Gemſe, die Minuten lang, wie aus dem Felſen gehauen, ſtill ſtehen kann, bis ſie plötzlich, wenn ein Stein hinabrollt, aufſpringt und davon jagt; und ſo that es gerade Rudy: es rollte ein Gedanke in ihm.

„Niemals verzagen!“ rief er. „Ein Beſuch in der Mühle! Guten Abend dem Müller, guten Abend Babetten. Man fällt nicht hinab, wenn man es ſich nicht einbildet! Babette muß mich doch einmal ſehen, ſoll ich ihr Mann werden!“

Und Rudy lachte, er war frohen Muthes und ſchritt auf die Mühle zu; er wußte, was er wollte, er wollte Babette haben.

Der Fluß mit dem weißgelben Grunde brauſte dahin, Weiden und Linden hingen über die eilenden Gewäſſer hinaus; Rudy ſchritt den Pfad entlang auf des Müllers Haus zu. — Aber, wie die Kinder ſingen:

„Es war Niemand hier zu Hauſ' —
Nur das Kätzchen kam heraus!“

Die Hauskatze ſtand auf der Treppe, krümmte den Rücken und ſagte: „Miau!“ aber Rudy hatte keinen Sinn für dieſe Rede; er klopfte an, Niemand hörte ihn, Niemand ſchloß ihm die Thüre auf. „Miau!“ ſagte die Katze. Wäre Rudy noch ein Kind geweſen, ſo hätte er die Sprache ſchon verſtanden, und begriffen, daß die Katze eben ſagte: „Hier iſt Niemand zu Hauſe!“ Jetzt mußte er aber auf die Mühle hinüber, um zu fragen, und dort bekam er die Auskunft, daß der Müller verreiſt ſei, weit, nach Interlaken, und Babette mit ihm; dort ſei großes Schützenfeſt, es beginne Morgen und dauere ganze acht Tage. Leute aus allen deutſchen Cantonen würden dort ſein.

Armer Rudy, konnte man ſagen, er hatte keinen glücklichen Tag zu ſeinem Beſuch in Bex gewählt, er konnte jetzt wieder umkehren; und das that er denn auch und ſchritt über St. Maurice und Sion auf ſein heimathliches Thal, ſeine heimathlichen Berge zu, allein verzagen that er nicht. Als die Sonne am nächſten Morgen aufging, war ſein guter Humor längſt wohlauf, der war noch nie untergegangen.

Babette iſt in Interlaken, viele Tagereiſen von hier, ſagte er ſich. Es iſt ein langer Weg dorthin, wenn man die breite Landſtraße geht, aber es iſt nicht ſo weit, wenn man quer über die Berge ſteigt, und der Weg iſt gerade für den Gemsjäger! Den Weg bin ich früher gegangen, drüben iſt meine Heimath, wo ich als Kind bei dem Großvater geweſen bin; und in Interlaken iſt Schützenfeſt! Ich will dabei ſein und will der Erſte ſein, und bei Babette will ich auch der Erſte ſein, wenn ich erſt ihre Bekanntſchaft gemacht habe!

Seinen leichten Ranzen, darin der Sonntagsſtaat, auf den Rücken, Flinte und Jagdtaſche über die Schulter geworfen, ſtieg Rudy den Berg hinan, den kurzen Weg, der doch ziemlich lang war; allein das Schützenfeſt war erſt an dieſem Tage angegangen und währte die ganze Woche und darüber hinaus; während dieſer ganzen Zeit bliebe der Müller und Babette bei ihren Anverwandten in Interlaken, hatte man ihm geſagt. Rudy ſchritt über den Gemmi hin, er wollte bei Grindelwald hinabſteigen. —

Friſch und fröhlich ſchritt er aufwärts in der friſchen, leichten, ſtärkenden Bergluft. Das Thal ſenkte ſich immer tiefer, der Geſichtskreis erweiterte ſich; hier ein Schneegipfel, dort wieder einer, und bald die ſchimmernde weiße Alpenkette. Rudy kannte jeden Berg; er ging aufs Schreckhorn zu, das ſeinen weißgepuderten, ſteinernen Finger hoch in die blaue Luft ſtreckte.

Endlich war er über den Hochrücken hinaus; die Grastriften ſenkten ſich hinab, dem Thale ſeiner Heimath zu; die Luft war leicht, der Sinn war leicht; Berg und Thal prangten in Fülle mit Blumen und Grün, das Herz war voll des Jugendgefühls, bei welchem kein Alter und kein Tod in Frage kommt; leben, herrſchen, genießen! Frei wie ein Vogel, leicht wie ein Vogel war er. Und die Schwalben flogen an ihm vorüber und ſangen wie ſie in ſeiner Kindheit geſungen: „Wir und Ihr! Ihr und Wir!“ Alles war Flug und Freude.

Dort unten lag die ſammetgrüne Wieſe überſäet mit braunen Balkenhäuſern, die Lütſchine ſummte und brauſte. Er ſah den Gletſcher mit den glasgrünen Rändern und dem ſchmutzigen Schnee, ſah in die tiefen Spalten hinein, ſah den oberſten und auch den unterſten Gletſcher. Die Kirchenglocken klangen zu ihm herüber, als wollten ſie ihm ein Willkommen in der Heimath läuten; ſein Herz klopfte ſtärker, erweiterte ſich dermaßen, daß Babette einen Augenblick darin ganz verſchwand, ſo weit wurde ſein Herz, ſo erfüllt von Erinnerungen.

Er ſchritt wieder auf dem Wege dahin, wo er als kleiner Knabe mit den andern Kindern geſtanden und geſchnitzte Häuſer verkauft hatte. Dort oben, hinter den Tannen ſtand noch das Haus ſeines Großvaters von mütterlicher Seite, fremde Leute bewohnten es jetzt. Kinder kamen ihm auf dem Wege entgegen gelaufen, ſie wollten handeln, eins bot ihm eine Alpenroſe an, Rudy nahm die Roſe als ein gutes Zeichen, und dachte an Babette. Bald war er über die Brücke geſchritten, wo die beiden Lütſchinen ſich vereinigen, das Laubholz war hier ſchon dichter, die Wallnußbäume gaben Schatten. Jetzt ſah er die wehenden Flaggen, das weiße Kreuz in dem rothen Felde, wie der Schweizer und der Däne es hat; und vor ihm lag Interlaken.

Das war freilich eine Prachtſtadt, wie keine andere, meinte Rudy. Ein Schweizerſtädtchen im Sonntagsſtaat. Das ſah nicht aus wie die anderen Städte, ſchwerfällig, ein Haufen ſchwerer Steinhäuſer, fremd und vornehm; nein! hier ſah es aus, als wären die hölzernen Häuſer von den Bergen oben, hinab in das grüne Thal gelaufen, und hätten ſich in Reih und Glied an dem klaren, pfeilſchnell dahinſtrömenden Fluß aufgeſtellt, ein wenig ein und aus, aber doch immer eine hübſche Straße bildend; und die prächtigſte aller Straßen, ja, die war freilich emporgewachſen ſeitdem Rudy als Knabe hier geweſen war; es ſchien ihm, als ſei ſie aus allen den niedlichen Häuſerchen entſtanden, die der Großvater geſchnitzt hatte, und mit welchen der Schrank zu Hauſe angefüllt war, als hätten dieſe ſich aufgeſtellt und wären kräftig aufgewachſen, wie die alten, älteſten Kaſtanienbäume. Jedes Haus war ein Hotel, wie es genannt wurde, mit ausgeſchnitztem Holzwerk um Fenſter und Söller, mit vorſpringendem Dache, geputzt und zierlich, und vor jedem Haus ein Blumengarten nach der breiten, macadamiſirten Landſtraße hinaus; längs derſelben ſtanden die Häuſer, aber nur an der einen Seite, ſie würden ſonſt die friſche grüne Wieſe verdeckt haben, in welcher die Kühe umhergingen mit Glocken um den Hals, die wie auf der Hochalp klangen. Die Wieſe war von hohen Bergen umgeben, die in der Mitte gleichſam zur Seite traten, daß man recht deutlich den glänzenden, ſchneebedeckten Berg, die Jungfrau, den am ſchönſten geformten aller Schweizerberge, ſehen konnte.

Welch eine Menge von geputzten Herren und Damen aus fremden Ländern, welch Gewimmel von Landleuten aus den verſchiedenen Cantonen! Jeder Schütz trug ſeine Schießnummer in einem Kranze um den Hut. Hier war Muſik und Geſang, Leierkaſten, Trompeten, Schreien und Lärmen. Häuſer und Brücken waren mit Emblemen und Verſen geſchmückt; es wehten Fahnen und Flaggen, die Büchſen knallten Schuß auf Schuß, und die Schüſſe waren in Rudy's Ohren die beſte Muſik, er vergaß in dieſem Gewirr Babette ganz, um deren willen er doch hierher gekommen war.

Die Schützen drängten ſich zum Scheibenſchießen. Rudy ſtand bald unter ihnen und war der Tüchtigſte, der Glücklichſte von Allen; ſtets traf ſein Schuß mitten in den ſchwarzen Fleck.

„Wer mag doch der fremde ganz junge Jäger ſein?“ frug man. „Er ſpricht das Franzöſiſche, das ſie im Canton Wallis ſprechen — er macht ſich auch ganz gut verſtändlich in unſerem Deutſch,“ ſagten Einige. — „Als Kind ſoll er hier in der Gegend um Grindelwald gelebt haben,“ wußte Einer der Jäger.

Und voll Leben war dieſer fremde Burſche: ſeine Augen flammten, ſein Blick und ſein Arm waren ſicher, deshalb traf er auch. Das Glück giebt Muth und Muth hatte Rudy ja immer. Bald hatte er hier einen Kreis von Freunden um ſich verſammelt, man ehrte ihn, ja man huldigte ihm, — Babette war ihm ganz aus den Gedanken geſchwunden. Da ſchlug eine ſchwere Hand ihn auf die Schulter und eine tiefe Stimme ſprach ihn in franzöſiſcher Sprache an.

„Ihr ſeid aus Canton Wallis?"

Rudy wandte ſich um und ſah ein rothes vergnügtes Geſicht, eine dicke Perſon; es war der reiche Müller aus Bex; mit ſeinem breiten Körper verbarg er die feine, niedliche Babette, die jedoch bald hervorblickte mit ihren ſtrahlenden dunklen Augen. Es hatte dem reichen Müller geſchmeichelt, daß es ein Jäger aus ſeinem Canton war, der die beſten Schüſſe that und von allen Andern geehrt wurde. Nun, Rudy war freilich ein Glückskind; das, weshalb er hierher gewandert war, aber jetzt an Ort und Stelle faſt vergeſſen hatte, das ſuchte ihn auf.

Wenn Landsleute ſich weit von der Heimath treffen, ſo ſprechen ſie zuſammen und machen Bekanntſchaft mit einander. Rudy war durch ſeine Schüſſe der Erſte beim Schützenfeſte, wie der Müller zu Hauſe in Bex der Erſte durch ſein Geld und ſeine gute Mühle war; und ſo drückten die beiden Männer ſich die Hand, was ſie früher nie gethan hatten; auch Babette reichte Rudy treuherzig die Hand, und er drückte ihre Hand und blickte ſie [illegible] an, daß ſie über und über roth dabei wurde.

Der Müller erzählte von dem langen Weg, den ſie hierher gereiſt waren, und von den vielen großen

Städten, die ſie geſehen hatten; ſie hatten, ſeiner Meinung nach, eine ordentliche große Reiſe gemacht, und waren mit Dampfſchiff, Dampfwagen und auch mit Poſtwagen gefahren.

„Ich bin den kürzeren Weg gegangen,“ ſagte Rudy. „Ich bin über die Berge gekommen; kein Weg iſt ſo hoch, daß man ihn nicht paſſiren kann.“

„Aber auch den Hals brechen!“ ſagte der Müller. „Und Ihr ſeht mir grad' ſo aus, als würdet Ihr 'mal den Hals brechen; ſo verwegen wie Ihr ſeid!“

„Oh, man fällt nicht herunter, wenn man es ſich nur nicht einbildet!“ ſagte Rudy.

Und die Anverwandten des Müllers in Interlaken, bei denen der Müller und Babette auf Beſuch waren, luden Rudy ein, bei ihnen vorzuſprechen, — war er doch aus demſelben Canton, wie der Müller. Das war für Rudy ein gutes Anerbieten, das Glück war ihm günſtig, wie es ſtets demjenigen iſt, der auf ſich ſelbſt baut und bedenkt, daß „Gott uns die Nüſſe giebt, aber ſie nicht für uns aufknackt.“

Rudy ſaß da bei den Anverwandten des Müllers, als gehöre er auch zur Familie, und ein Glas wurde geleert auf das Wohl des beſten Schützen, und Babette ſtieß mit an, und Rudy dankte für den Trinkſpruch.

Gegen Abend ſpazierten Alle den ſchönen Weg längs der ſtattlichen Hotels unter den alten Wallnußbäumen, und ſo viele Menſchen und ein ſolches Gedränge war dort, daß Rudy Babette ſeinen Arm anbieten mußte. Er freue ſich ſo ſehr, daß er Leute aus Waadt angetroffen habe, ſagte er. Waadt und Wallis ſeien gute Nachbar-Cantone. Er ſprach dieſe Freude ſo herzlich aus, daß Babette nicht unterlaſſen konnte, ihm dafür die Hand zu drücken. Sie gingen neben einander her, als wären ſie alte Bekannte, und ſie ſprach und erzählte, und es ſtehe ihr gar zu gut, meinte Rudy, das Lächerliche und Uebertriebene an den Kleidern und dem Gange der fremdem Damen bemerklich zu machen, und ſie thue das gar nicht um zu ſpotten, denn es könnten rechtſchaffene, ja liebe gute Menſchen ſein, das wiſſe Babette wohl, habe ſie doch ſelbſt eine Pathin, die eine ſolch' vornehme engliſche Dame ſei. Vor achtzehn Jahren, als Babette getauft worden, ſei die Pathin in Bex geweſen; ſie habe Babette die koſtbare Nadel geſchenkt, die ſie am Buſen trage. Zwei Mal habe die Pathin geſchrieben, und dieſes Jahr hätten ſie hier in Interlaken mit ihr und ihren Töchtern zuſammentreffen ſollen; die Töchter ſeien alte Mädchen, nahe an dreißig, ſagte Babette, — war ſie doch erſt achtzehn.

Der kleine ſüße Mund ſtand keinen Augenblick ſtill, und Alles, was Babette ſagte, klang in Rudy's Ohren wie Dinge von der größten Wichtigkeit, und er erzählte wieder, was er zu erzählen hatte, erzählte, wie oft er in Bex geweſen, wie gut er die Mühle kenne und wie oft er Babette geſehen, während ſie ihn wahrſcheinlich nie bemerkt habe; und nun letzthin, als er in der Mühle geweſen und zwar mit vielen Gedanken, die er nicht ausſprechen könne, waren ſie und ihr Vater abweſend, weit verreiſt, aber doch nicht ſo weit, als daß man nicht über die Mauer hätte klettern können, die den Weg lang machte.

Ja, das ſagte er, und er ſagte gar Vieles; er ſagte, wie gut er ſie leiden mochte — — und daß er ihretwegen und nicht des Schützenfeſtes halber gekommen ſei.

Babette verſtummte ganz bei dem Allen; es war ihr, als muthete er ihr zu, gar zu viel zu tragen.

Und während ſie dahinwanderten, ſank die Sonne hinter die hohe Felswand hinab. Die „Jungfrau“ ſtand da in Pracht und Glanz, umgeben vom waldesgrünen Kranz der nahen Berge. Alle Menſchen blieben ſtehen und betrachteten den ſchönen Anblick; auch Rudy und Babette erfreuten ſich deſſen.

„Nirgend iſt es ſchöner als hier!“ ſagte Babette.

„Nirgend!“ ſagte Rudy, und blickte Babette an.

„Morgen muß ich nach Hauſe!“ ſagte er einige Augenblicke ſpäter.

„Beſuche uns in Bex!“ flüſterte Babette, „es wird meinen Vater freuen.“

V.

Auf dem Rückweg.

Oh, wie viel hatte Rudy zu tragen, als er Tags darauf über die hohen Berge nach Hauſe ging. Ja, er hatte drei ſilberne Becher, zwei ſchöne Büchſen, und eine ſilberne Kaffeekanne; die Kanne würde zu gebrauchen ſein, wenn man ſich häuslich einrichtete; aber das Alles war noch nicht das Gewichtigſte, etwas Gewichtigeres, Mächtigeres trug er, oder trug ihn über die hohen Berge heimwärts. Das Wetter war jedoch rauh, grau, regneriſch und ſchwer; die Wolken ſenkten ſich wie ein Trauerflor auf die Bergeshöhen herab und umhüllten die ſtrahlenden Gipfel. Aus dem Waldesgrunde herauf drangen die letzten Axtſchläge und den Bergabhang hinab rollten Baumſtämme, die von der Höhe wie dünne Stöcke ausſahen, aber trotzdem Bäume wie die ſtärkſten Schiffsmaſte waren. Die Lütſchine brauſte ihren einförmigen Accord, der Wind ſauſte, die Wolken ſegelten. Da plötzlich ging dicht neben Rudy ein junges Mädchen einher; er hatte das Mädchen nicht eher bemerkt, als bis es ganz in ſeiner Nähe war; es wollte gleichfalls über den Felſen ſteigen. Des Mädchens Augen übten eine eigenthümliche Gewalt aus, man war gezwungen hineinzuſchauen, ſie waren gar ſeltſam, glasklar, tief, tief, bodenlos.

„Haſt Du einen Geliebten?“ frug Rudy; ſeine Gedanken alle waren auf Liebe gerichtet.

„Ich habe keinen!“ antwortete das Mädchen und lachte, es war aber, als ſpräche es kein wahres Wort. „Machen wir doch keinen Umweg!“ ſagte es. „Wir müſſen uns mehr links halten, ſo iſt der Weg kürzer.“

„Ja wohl, um in eine Eiskluft zu ſtürzen!“ ſagte Rudy. „Kennſt Du den Weg nicht beſſer und willſt Führer ſein?“

„Ich kenne grade den Weg!“ ſagte das Mädchen, „und ich habe meine Gedanken beiſammen. Die Deinigen ſind wohl unten im Thale; hier oben muß man an die Eisjungfrau denken, ſie iſt den Menſchen nicht gut, ſagen die Menſchen!“

„Ich fürchte ſie nicht!“ ſagte Rudy, „mußte ſie mich doch wieder herausgeben, als ich noch ein Kind war, ich werde mich ihr jetzt nicht hingeben, da ich älter bin!“

Und die Finſterniß nahm zu, der Regen fiel herab, der Schnee kam, der leuchtete, der blendete.

„Reiche mir Deine Hand,“ ſagte das Mädchen, „ich werde Dir beim Steigen behilflich ſein,“ und er fühlte ſich von eiskalten Fingern berührt.

„Du mir beiſtehen!“ ſagte Rudy. „Noch brauchte ich die Hilfe eines Weibes nicht, um zu klettern!“ Und er ſchritt ſchneller vorwärts, fort von ihr; das Schneegeſtöber hüllte ihn ein wie in einen Schleier, der Wind ſauſte, und hinter ſich hörte er das Mädchen lachen und ſingen; es klang gar ſonderbar. Das müſſe ein Spukgeſicht ſein im Dienſt der Eisjungfrau; Rudy hatte davon reden gehört, als er, damals noch ein Knabe, bei der Wanderung über die Berge hier oben übernachtete.

Der Schnee fiel dünner, die Wolke lag unter ihm, er ſchaute zurück, es war Niemand mehr zu ſehen, aber er vernahm Lachen und Jodeln, und es klang nicht wie aus einer Menſchenbruſt.

Als Rudy endlich die oberſte Bergfläche erreichte, von wo der Pfad hinab in das Rhonethal führte, ſah er in der Richtung von Chamouny, in dem klaren blauen Luftſtreife, zwei helle Sterne ſtehen, ſie leuchteten und funkelten, und er dachte an Babette, an ſich ſelbſt und an ſein Glück, und ihm wurde warm bei den Gedanken.

VI.

Der Beſuch in der Mühle.

„Herrſchaftliche Sachen bringſt Du ins Haus!“ ſagte die alte Pflegemutter, und ihre ſeltſamen Adleraugen blitzten, ſie bewegte den mageren Hals noch ſchneller als ſonſt in ſeltſamen Windungen. „Du haſt Glück, Rudy! Ich muß Dich küſſen, mein ſüßer Junge!“

Und Rudy ließ ſich küſſen, aber in ſeinem

Geſicht ſtand es geſchrieben, daß er ſich in die Umſtände fügte, in die kleinen häuslichen Leiden.

„Wie Du ſchön biſt, Rudy!“ ſagte die alte Frau.

„Bilde mir nichts ein!“ ſagte Rudy und lachte, — es machte ihm aber doch Vergnügen.

„Ich ſage es nochmals!“ ſprach die alte Frau, „das Glück iſt mit Dir!“

„Ja, darin magſt Du Recht haben!“ ſagte er, und dachte an Babette.

Noch nie hatte er eine ſolche Sehnſucht in das tiefe Thal hinab verſpürt.

„Sie müſſen nach Hauſe gekommen ſein!“ ſprach er zu ſich ſelbſt. Es ſind ſchon zwei Tage über die Zeit, wo ſie zurück ſein wollten. Ich muß nach Bex!“

Und Rudy wanderte nach Bex, und in der Mühle waren ſie zu Hauſe. Er wurde gut empfangen, und Grüße von der Familie in Interlaken hatten ſie an ihn mitgebracht. Babette ſprach nicht viel, ſie war recht ſchweigſam geworden, aber die Augen ſprachen, und das genügte Rudy vollſtändig. Es ſchien, als wenn der Müller, der ſonſt wohl das Wort führte — er war daran gewöhnt, daß man immer über ſeine Einfälle und Wortſpiele lachte, er war ja der reiche Müller — doch lieber Rudy's Jagdabenteuer erzählen hörte, und dieſer ſprach von den Schwierigkeiten und Gefahren, welche die Gemsjäger auf den hohen Berggipfeln zu beſtehen hätten, wie ſie längs der unſichern Schneegeſimſe, die von Wind und Wetter gleichſam an den Felſenrand angekittet ſind, und über die kühnen Brücken kriechen mußten, welche das Schneegeſtöber über tiefe Schluchten hinüber geworfen hat. Die Augen des kecken Rudy leuchteten, während er von dem Jägerleben erzählte, von der Klugheit der Gemſe und ihren dreiſten Sprüngen, von dem gewaltigen Föhn und den rollenden Lawinen; er bemerkte es wohl, daß er bei jeder neuen Beſchreibung immer mehr den Müller für ſich gewann, und namentlich fühlte dieſer ſich beſonders angeregt durch das, was er von dem Lämmergeier und dem Königsadler erzählte.

Nicht weit entfernt, im Canton Wallis, ſei ein Adlerneſt, recht geſchickt unter einem hohen hervorſpringenden Felſenrand hingebaut; im Neſte dort oben befände ſich ein Junges, daſſelbe ſei aber nicht auszunehmen! Ein Engländer habe vor wenigen Tagen Rudy eine ganze Handvoll Gold geboten, wenn er ihm den jungen Adler lebendig verſchaffen wolle, „aber Alles hat eine Grenze!“ ſagte Rudy, „der Adler iſt nicht zu nehmen, es würde Thorheit ſein, ſich darauf einzulaſſen!“

Und der Wein floß, und die Rede floß, allein der Abend ſei gar zu kurz, ſchien es Rudy, und doch war es nach Mitternacht, als er nach dieſem erſten Beſuche in der Mühle nach Hauſe ging.

Die Lichter blitzten noch eine kurze Weile durch das Fenſter der Mühle hinaus durch die grünen

Baumzweige; aus der offenen Luke im Dache kam die Stubenkatze heraus und längs der Dachrinne kam die Küchenkatze heran.

„Weißt du Neues in der Mühle?“ frug die Stubenkatze. „Hier iſt heimliche Verlobung im Hauſe! Vater weiß noch nichts davon; Rudy und Babette haben ſich den ganzen Abend unter dem Tiſche auf die Pfoten getreten; mich traten ſie zwei Mal, aber ich miaute doch nicht, das hätte Aufmerkſamkeit erweckt.“

„Ich hätte doch gemiaut!“ ſagte die Küchenkatze.

„Was ſich in der Küche ſchickt, ſchickt ſich nicht in der Stube!“ ſagte die Stubenkatze. Ich bin aber neugierig, was der Müller ſagen wird, wenn er die Verlobung erfährt.“

Ja, was wohl der Müller ſagen würde — das hätte Rudy auch gern gewußt, aber lange warten, bis er es erführe, vermochte er nicht; und als wenige Tage ſpäter der Omnibus über die Rhonebrücke zwiſchen Wallis und Waadt dahinraſſelte, ſaß Rudy in demſelben, guten Muthes, wie immer, und ſich in ſchönen Gedanken an das Jawort wiegend, das er noch denſelben Abend zu erhalten meinte.

Und als der Abend herankam, und der Omnibus denſelben Weg zurückfuhr, ja, da ſaß Rudy auch darin, denſelben Weg zurück, aber in der Mühle lief die Stubenkatze mit Neuigkeiten umher.

„Weißt du's, du, aus der Küche? — Der Müller weiß jetzt Alles. Das nahm aber ein ſchönes

Ende! Rudy kam hierher gegen Abend, und er und Babette hatten viel zu flüſtern und heimlich zu reden mit einander, ſie ſtanden im Gange vor der Kammer des Müllers. Ich lag zu ihren Füßen, aber ſie hatten weder Augen noch Gedanken für mich. „Ich gehe ohne Weiteres zu deinem Vater hinein!“ ſagte Rudy, „das iſt eine ehrliche Sache.“ „Soll ich mit dir gehen?“ frug Babette, „es wird dir Muth geben.“ — Ich habe Muth genug!“ ſagte Rudy, „aber wenn du dabei biſt, muß er ſchon freundlich ſein, mag er wollen oder nicht!“ — Und darauf traten ſie ein. Rudy trat mich gewaltig auf den Schwanz! Rudy iſt recht ſehr linkiſch; ich miaute, aber weder er noch Babette hatte Ohren zu hören. Sie öffneten die Thüre, traten Beide ein, ich voran, ich ſprang jedoch auf einen Stuhlrücken hinauf, ich konnte ja nicht wiſſen, wie Rudy vielleicht auftreten würde. Aber der Müller trat auf, er gab einen ordentlichen Fußtritt, er — aus der Thüre hinaus, auf den Berg hinauf zu den Gemſen, auf die mag der Rudy jetzt zielen, und nicht auf unſere Babette!“

„Was ſprachen ſie aber? was ſagten ſie?“ frug die Küchenkatze.

„Was ſie ſagten? — Alles wurde geſagt, was die Leute ſo zu ſagen pflegen, wenn ſie auf Freiersfüßen gehen: „Ich liebe ſie, und ſie liebt mich! Und iſt Milch da in der Butte für Einen, ſo iſt auch Milch da für Zwei!“ „Aber ſie ſitzt dir zu hoch!“ ſagte der Müller, „ſie ſitzt auf Gries, auf Goldgries, wie du weißt, du wirſt ſie nicht erreichen!“ — „Nichts ſitzt zu hoch, man kann es ſchon erreichen, wenn man nur will!“ antwortete Rudy, „denn er iſt ein kecker Burſche.“ — „Aber das Adlerjunge kannſt du doch nicht erreichen, ſagteſt du ſelbſt letzthin; Babette ſitzt noch höher!“ — „Ich nehme ſie alle Beide!“ ſagte Rudy. — „Ich werde dir Babette ſchenken, wenn du mir das lebendige Adlerjunge ſchenkſt!“ ſagte der Müller und lachte, daß ihm die Augen thränten. „Aber jetzt danke ich dir für den Beſuch, Rudy, ſprech' mal morgen wieder vor, morgen iſt Niemand zu Hauſe! Adieu, Rudy!“ — Und Babette ſagte auch Adieu, aber ſo kläglich wie ein kleines Kätzchen, das ſeine Mutter noch nicht ſehen kann. — „Ein Wort — ein Mann!“ ſagte Rudy. „Weine nicht, Babette, ich bringe das Adlerjunge!“ — „Du wirſt den Hals brechen, hoffe ich!“ ſagte der Müller, „und wirſt uns dann mit deiner Lauferei hier verſchonen!“ — Das nenne ich einen ordentlichen Fußtritt! Jetzt iſt Rudy fort, und Babette ſitzt und weint, aber der Müller ſingt deutſch, das hat er auf der Reiſe letzthin gelernt. Ich mag nun nicht darüber traurig ſein, das hilft nichts!“

„Aber ſo iſt doch immerhin noch eine Ausſicht da!“ ſagte die Küchenkatze.

VII.

Das Adlerneſt.

Von dem Felſenpfade herab klang das Jodeln, luſtig und kräftig, es deutete auf gute Laune und friſchen Muth; es war Rudy; er ging ſeinen Freund Veſinand aufzuſuchen.

„Du mußt mir behilflich ſein! Wir nehmen Nagli mit, ich muß das Adlerjunge oben am Felſenrande ausnehmen.

„Möchteſt Du denn nicht erſt das Schwarze vom Mond herunterholen, das wird grad' eben ſo leicht ſein!“ ſagte Veſinand. „Du ſcheinſt guter Laune zu ſein!“

„Ja freilich! Denk' ich doch daran, Hochzeit zu machen! — Aber um ernſtlich zu reden, ich will Dir ſagen, wie es um mich ſteht.“

Und bald wußten Veſinand und Nagli, was Rudy wollte.

„Du biſt ein verwegener Burſche!“ ſagten ſie. „Das geht nicht! Du wirſt den Hals brechen!“

„Man fällt nicht herunter, wenn man es ſich ſelber nicht einbildet!“ ſagte Rudy.

Um Mitternacht zogen ſie von dannen mit Stangen, Leitern und Stricken; der Weg ging zwiſchen Wald und Gebüſch dahin, über rollendes Geſtein, immer aufwärts, aufwärts in der finſteren Nacht. Das Waſſer brauſte unten, Waſſer rieſelte oben, feuchte Wolken trieben in der Luft. Die Jäger erreichten den jähen Felsrand, hier ward es finſterer, die Felſenwände begegneten ſich faſt, und nur hoch oben in der ſchmalen Spalte leuchtete die Luft; dicht neben ihnen, unter ihnen lag der tiefe Abgrund mit dem brauſenden Gewäſſer. Die Drei ſaßen auf dem Geſtein, ſie wollten das Tagesgrauen abwarten, wenn der Adler ausflöge, die Alte müſſe erſt erſchoſſen werden, ehe ſie daran denken könnten, ſich des Jungen zu bemächtigen. Rudy ſaß dort niedergekauert, ſo ſtill, als ſei er ein Stück des Geſteins, auf welchem er ruhte, das Gewehr mit geſpanntem Hahn hielt er ſchußfertig vor ſich, ſein Blick haftete unverwandt auf der oberſten Kluft, woſelbſt das Adlerneſt verborgen unter dem heraushängenden Felſen ſaß. Die drei Jäger mußten lange warten.

Jetzt aber knackte und ſauſte es hoch über ihnen, ein großer, ſchwebender Gegenſtand verfinſterte die Luft um ſie her. Zwei Büchſenläufe zielten, indem die ſchwarze Adlergeſtalt aus dem Neſte flog; — es fiel ein Schuß; einen Augenblick bewegten ſich die ausgebreiteten Flügel, dann ſenkte der Vogel ſich langſam herab, und es war, als müſſe er durch ſeine Größe und ſeine weit ausgeſtreckten Flügel die ganze Kluft ausfüllen und in ſeinem Falle die Jäger mit hinabreißen. Der Adler ſank in die Tiefe hinunter, Baumzweige und Büſche brachen beim Falle des Vogels.

Und jetzt rührten ſich die Jäger: drei der längſten Leitern wurden zuſammengebunden, — die würden wohl hinaufreichen; man ſtellte ſie auf den äußerſten letzten feſten Punkt, an den Rand des Abgrunds, doch ſie reichten nicht hinan, und die Felswand war höher hinauf, da, wo das Neſt ſich im Schutz unter dem hervorſpringenden Gipfel verbarg, glatt wie eine Mauer. Nach einigem Berathen einigte man ſich dahin, daß zwei zuſammengebundene Leitern von oben in die Schlucht hinabgelaſſen, und dieſe wiederum in Verbindung mit den drei von unten angeſetzten gebracht werden ſollten. Mit großer Mühe ſchleppte man die zwei Leitern hinauf und machte oben die Taue feſt; die Leitern wurden über den hervorſpringenden Felſen hinausgeſchoben und hingen dort frei ſchwebend über dem Abgrunde; Rudy ſaß ſchon auf der unterſten Sproſſe. Es war ein eiskalter Morgen, Wolkennebel ſtiegen aus dem finſteren Abgrunde herauf. Rudy ſaß dort, wie eine Fliege auf dem ſchwanken Strohhalm ſitzt, den irgend ein neſtbauender Vogel auf dem Rande des hohen Fabrikſchornſteins verloren hat, aber die Fliege kann davon fliegen, wenn der Strohhalm ſich löſt, Rudy konnte aber nur den Hals brechen. Der Wind umſauſte ihn, und unten im Abgrunde brauſten die Gewäſſer von dem thauenden Gletſcher, dem Palaſt der Eisjungfrau.

Nun brachte er die Leiter in eine ſchaukelnde Bewegung, wie die Spinne ſich ſchaukelt, wenn ſie, von ihrem langen ſchwebenden Faden aus, Etwas ergreifen will, und als Rudy zum vierten Male die

Spitze der von unten aufgeſtellten zuſammengebundenen Leitern berührte, hatte er ſie erfaßt; ſie wurden mit ſicherer und kräftiger Hand zuſammengefügt, aber ſie ſchwankten und klapperten, als hätten ſie ausgeleierte Angeln.

Die fünf langen Leitern, die hinauf bis zum Neſte reichten und ſenkrecht ſich an die Felswand lehnten, ſchienen ein ſchwankes Rohr zu ſein, und nun war erſt das Gefahrvollſte zu beſtehen; es mußte geklettert werden, wie die Katze klettern kann, doch Rudy verſtand das grade, die Katze hatte es ihn gelehrt; er verſpürte nichts vom Schwindel, der die Luft hinter ihm trat und ſeine Polypenarme nach ihm ausſtreckte. Jetzt ſtand er auf der oberſten Sproſſe der Leiter und bemerkte, daß er hier noch nicht hoch genug reichte, um in das Neſt hineinzuſehen, nur mit der Hand vermochte er hinaufzulangen; er verſuchte, wie feſt wohl die unterſten, dicken, in einander geflochtenen Zweige ſäßen, die den unterſten Theil des Neſtes bildeten, und nachdem er ſich einen dicken und feſten Zweig geſichert hatte, ſchwang er ſich von der Leiter hinauf, lehnte ſich an den Zweig und hatte nun Bruſt und Kopf über dem Neſte; hier ſtrömte ihm ein erſtickender Geſtank von Aas entgegen; im Neſte lagen Lämmer, Gemſen, Vögel, die in Fäulniß übergegangen waren. Der Schwindel, der ihm nichts anhaben konnte, blies ihm die giftigen Dünſte ins Geſicht, damit er irre und betäubt werden ſolle, und unten in der ſchwarzen, gähnenden Tiefe auf den dahineilenden Gewäſſern ſaß: die Eisjungfrau ſelbſt mit ihrem langen, weißgrünen Haar, und ſtarrte ihn an mit Todesaugen wie zwei Büchſenläufe.

„Jetzt fange ich dich!“

In einem Winkel des Adlerneſts ſah er, groß und mächtig, das Adlerjunge ſitzen, das noch nicht flügge war. Rudy heftete ſeine Augen auf daſſelbe, hielt ſich mit aller Kraft mit der einen Hand feſt und warf mit der andern die Schlinge um den jungen Adler; gefangen war er, lebendig; ſeine Beine ſteckten in der ſchneidenden Schnur, und Rudy warf die Schlinge mit dem Vogel über ſeine Schulter, ſo daß das Thier ein gut Stück unter ihm hing, während er ſich an einem helfenden, herabhängenden Tau feſthielt, bis ſeine Fußſpitzen wieder die oberſte Sproſſe der Leiter berührten.

„Halte dich feſt! Glaube nur nicht, daß du hinabfallen kannſt; ſo fällſt du auch nicht!“ Es war die alte Lehre, und die befolgte er, hielt ſich feſt, kletterte, war überzeugt, daß er nicht fiele, und fiel nicht.

Jetzt ertönte ein Jodeln, kräftig und freudig. Rudy ſtand auf dem feſten Felſen mit ſeinem Adlerjungen.

VIII.

Was die Stubenkatze Neues zu erzählen wußte.

„Hier iſt das Gewünſchte!“ ſagte Rudy, indem er bei dem Müller in Bex eintrat, auf den Fußboden einen großen Korb ſetzte und das Tuch, welches dieſen bedeckte, abhob. Zwei gelbe, ſchwarz geränderte Augen glotzten hervor, Funken ſprühend, wild, recht als wollten ſie ſich feſt brennen und feſt beißen, wo ſie hinblickten; der kurze, ſtarke Schnabel war zum Biß aufgeſperrt, der Hals war roth und mit Stoppeln beſetzt.

„Das Adlerjunge,“ rief der Müller. Babette ſchrie laut auf und ſprang zurück, konnte aber ihre Augen weder von Rudy, noch von dem Adler wenden.

„Du läßt Dich nicht abſchrecken!“ ſagte der Müller.

„Und Ihr haltet ſtets Wort!“ ſagte Rudy. „Jeder hat ſein Kennzeichen!“

„Aber weshalb brachſt Du den Hals nicht?“ ſagte der Müller.

„Weil ich feſthielt!“ antwortete Rudy, „und das thu ich noch! Ich halte Babette feſt!“

„Erſt ſieh' mal zu, daß Du ſie haſt!“ ſagte der Müller und lachte; und das war ein gutes Zeichen, das wußte Babette.

„Wir müſſen ihn aus dem Korbe heraus haben, — es iſt zum Raſendwerden, wie der glotzt! Wie aber haſt Du ihn kriegen können?“

Und Rudy mußte erzählen, und der Müller machte immer größere Augen.

„Mit Deinem Muth und Deinem Glück kannſt Du drei Frauen ernähren!“ ſagte der Müller.

„Ich danke Euch!“ rief Rudy.

„Freilich Babette haſt Du noch nicht!“ ſagte der Müller und ſchlug im Scherz den jungen Alpenjäger auf die Schulter.

„Weißt du das Neueſte in der Mühle?“ ſagte die Stubenkatze zur Küchenkatze. „Rudy hat uns das Adlerjunge gebracht und nimmt Babette in Tauſch. Sie haben ſich geküßt und haben es den Alten ſehen laſſen! Das iſt ſo gut als Verlobung; der Alte war ganz manierlich, er zog die Krallen ein, machte ſein Mittagsſchläfchen und ließ die Beiden ſitzen und ſchwänzeln; die haben ſich ſo viel zu erzählen, ſie werden bis Weihnachten nicht fertig!“

Und ſie wurden auch nicht bis Weihnachten fertig. Der Wind wirbelte das braune Laub auf; der Schnee ſtöberte im Thal, wie auf den hohen Bergen; die Eisjungfrau ſaß in ihrem ſtolzen Schloß, welches während der Winterzeit an Größe zunimmt; die Felſenwände ſtanden da mit Glatteis bedeckt, und baumdicke Eiszapfen, ſchwer wie Elephanten, hingen da hinab, wo im Sommer der Felſenſtrom ſeinen Waſſerſchleier wehen läßt; Eisguirlanden aus phantaſtiſchen Eiskryſtallen zogen ſich glänzend über die ſchneegepuderten Tannen hin. Die Eisjungfrau ritt auf dem ſauſenden Wind über die tiefſten Thäler hinweg. Die Schneedecke lag bis ganz nach Bex hinab, die Eisjungfrau kam auch dorthin, und ſah Rudy in der Mühle ſitzen, er ſaß dieſen Winter mehr in der Stube als ſonſt ſeine Gewohnheit war, er ſaß bei Babette. Nächſten Sommer ſollte die Hochzeit ſein; die Ohren klangen ihnen oft, ſo viel ſprachen die Freunde davon. In der Mühle war Sonnenſchein, die ſchönſte Alpenroſe glühte, die fröhliche, lächelnde Babette, ſchön wie der kommende Frühling, der Frühling, der alle Vögel ſingen machte von Sommerzeit und Hochzeit.

„Wie doch die Beiden immer daſitzen, immer beiſammenſtecken!“ ſagte die Stubenkatze. „Jetzt habe ich genug von dem Miauen!“

IX.

Die Eisjungfrau.

Der Frühling hatte ſeine ſaftiggrüne Guirlande von Wallnuß- und Kaſtanienbäumen entfaltet, ſchwellend zogen ſie ſich namentlich von der Brücke bei St. Maurice bis an das Ufer des Genferſee's längs der Rhone, die mit gewaltiger Fahrt dahinjagt von ihrem Ausfluß unter dem grünen Gletſcher, dem Eispalaſt, wo die Eisjungfrau wohnt, von wo ſie ſich von dem ſcharfen Wind hinauftragen läßt auf das höchſte Schneefeld und ſich in dem ſtarken Sonnenlicht auf den ſchneeigen Pfühlen ſtreckt; dort ſaß ſie und ſchaute mit weitausſehendem Blick in die tiefen Thäler hinab, wo die Menſchen ſich emſig rühren, wie Ameiſen auf dem in der Sonne glänzenden Geſtein.

„Geiſteskräfte, wie euch die Kinder der Sonne nennen!“ ſagte die Eisjungfrau. „Gewürm ſeid ihr!

Ein rollender Schneeball — und ihr und eure Häuſer und Städte ſind zermalmt und verwiſcht!" Und höher hob ſie ihr ſtolzes Haupt und ſchaute weit und breit und tief hinab mit todesblitzenden Augen. Aber vom Thale herauf tönte ein Rollen, Felſen wurden geſprengt; Menſchenwerk! Wege und Tunnel für Eiſenbahnen wurden angelegt.

„Sie ſpielen Maulwurf!" ſagte ſie; „ſie graben Gänge unter der Erde, daher dieſes Gepolter wie von Flintenſchüſſen. Wenn ich meine Schlöſſer verſetze, brauſt es ſtärker als das Dröhnen des Donners!"

Aus dem Thale herauf erhob ſich ein Rauch, der ſich vorwärts bewegte wie ein flatternder Schleier, ein wehender Federbuſch der Locomotive, die auf der kürzlich eröffneten Eiſenbahn den Zug dahinzog, dieſe ſchlängelnde Schlange, deren Glieder Wagen an Wagen ſind. Pfeilſchnell ſchoß ſie dahin.

„Sie ſpielen Herren dort unten, die Geiſteskräfte!" ſagte die Eisjungfrau. Die Kräfte der Naturmächte ſind doch die herrſchenden!" Und ſie lachte, ſie ſang, es dröhnte im Thale.

„Da rollt eine Lawine herab!" ſagen die Menſchen.

Aber die Kinder der Sonne ſangen noch lauter von dem Menſchengedanken, der da herrſcht, der das Meer ins Joch ſpannt, Berge verſetzt, Thäler ausfüllt; dem Menſchengedanken, welcher der Herr der Naturkräfte iſt. Um dieſe Zeit zog über das Schneefeld, wo die Eisjungfrau ſaß, eine Geſellſchaft von Reiſenden; die Menſchen hatten ſich hier mit Tauen feſt an einander gebunden, damit ſie gleichſam einen größeren Körper bildeten auf der glatten Eisfläche, am Rande der tiefen Abgründe.

„Gewürm!“ ſagte die Eisjungfrau. „Ihr, die Herren der Naturkräfte!“ und ſie wandte ſich ab von der Geſellſchaft und ſchaute hämiſch hinab in das tiefe Thal, wo der Eiſenbahnzug dahinbrauſte.

„Dort ſitzen ſie, dieſe Gedanken! Sie ſitzen in der Gewalt der Naturkräfte! Ich ſehe ſie, Alle und Jeden! — Einer ſitzt ſtolz wie ein König, allein! Dort ſitzen ſie in einem Knäul! Dort ſchläft die eine Hälfte! Und wenn der Dampfdrache anhält, ſteigen ſie heraus, gehen ihre Wege! Die Gedanken gehen in die Welt hinaus!“ Und ſie lachte.

„Da rollt wieder eine Lawine!“ ſagten ſie unten im Thale.

„Uns erreicht ſie nicht!“ ſagten Zwei, die auf dem Rücken des Dampfdrachen ſaßen, „zwei Herzen und ein Schlag“, wie es heißt. Es waren Rudy und Babette; auch der Müller war dabei.

„Als Bagage!“ ſagte er. „Ich bin dabei als das nöthige Anhängſel!“

„Dort ſitzen die Zwei!“ ſagte die Eisjungfrau. „Viele Gemſen habe ich zermalmt, Millionen Alpenroſen habe ich geknickt und zerbrochen, nicht die Wurzel ſchonte ich! Ich wiſche ſie aus, die Gedanken! die Geiſteskräfte!“ Und ſie lachte.

„Da rollt wieder eine Lawine!“ ſagten ſie unten im Thale. —

X.

Die Pathin.

In Montreux, einer der nächſten Städte, die mit Clarens, Verney und Crin eine Guirlande um den nordöſtlichen Theil des Genferſee's bilden, wohnte die Pathin Babette's, die engliſche vornehme Dame mit ihren Töchtern und einem jungen Anverwandten; ſie waren zwar dort erſt kürzlich angekommen, aber der Müller hatte ſie ſchon beſucht, ihnen Babette's Verlobung mitgetheilt und von Rudy und dem Adlerjungen, von dem Beſuche in Interlaken, kurz, die ganze Geſchichte erzählt, und dieſe hatte im höchſten Grade erfreut und ſehr für Rudy und Babette und auch für den Müller eingenommen; alle Drei ſollten denn auch durchaus herüberkommen, und deshalb kamen ſie nun auch an. Babette ſollte ihre Pathin, die Pathin Babette ſehen.

An dem Städtchen Villeneuve, am Ende des Genferſee's, lag das Dampfſchiff, welches in einer halbſtündigen Fahrt von dort nach Verney, gerade unterhalb Montreux anlegt. Die Küſte hier iſt von den Dichtern beſungen; hier unter den Wallnußbäumen an dem tiefen, blaugrünen See ſaß Byron und ſchrieb ſeine melodiſchen Verſe von dem Gefangenen im düſtern Felſenſchloß Chillon. Dort, wo ſich Clarens mit ſeinen Trauerweiden im Waſſer ſpiegelt, wandelte Rouſſeau, von Heloiſe träumend. Der Rhone ſtrömt dahin unter den hohen, ſchneebedeckten Bergen Savoyens; hier, nicht weit von ſeinem Ausfluß liegt in dem See eine kleine Inſel, ſie iſt ſo klein, daß ſie, von der Küſte geſehen, ein Fahrzeug auf dem Gewäſſer zu ſein ſcheint. Die Inſel iſt ein Felſengrund, welchen vor etwa hundert Jahren eine Dame mit Steinen eindämmen, mit Erde belegen und mit drei Akazienbäumen bepflanzen ließ, dieſe überſchatten jetzt die ganze Inſel. Babette war ganz entzückt von dieſem Fleck, der ſchien ihr der ſchönſte auf der ganzen Fahrt, dort hinüber müſſe man, es müßte dort wunderbar ſchön ſein, meinte ſie. Aber das Dampfſchiff fuhr vorüber und legte an, wie es ſollte, bei Vernex.

Die kleine Geſellſchaft wanderte von hier hinauf zwiſchen den weißen, ſonnebeſtrahlten Mauern, welche die Weingärten vor dem Bergſtädtchen Montreux umgeben, wo die Feigenbäume das Haus des Bauers beſchatten, Lorbeeren und Cypreſſen in den Gärten wachſen. Halbwegs auf dem Berge lag das Koſthaus, in der die Pathin wohnte.

Der Empfang war herzlich. Die Pathin war eine große, freundliche Frau mit einem runden lächelnden Geſicht; als Kind war ſie gewiß ein wahrer raphael'ſcher Engelkopf geweſen; aber jetzt war ſie ein alter Engelkopf, reich umlockt von ſilberweißem

Haar. Die Töchter waren ſaubere, feine, lange und ſchlanke Mädchen. Der junge Vetter, den ſie mitgebracht hatten, war vom Kopf bis zum Fuß in Weiß gekleidet, hatte vergoldetes Haar und vergoldeten Backenbart ſo groß, daß er auf drei Gentlemen hätte vertheilt werden können, er bewies ſofort Babette die allergrößte Aufmerkſamkeit.

Reich gebundene Bücher, Notenblätter und Zeichnungen lagen umhergeſtreut auf dem großen Tiſche, die Balkonthür ſtand offen, hinaus nach dem ſchönen weitgedehnten See, der ſo blank und ſtill war, daß die Berge Savoyens mit Städten, Wäldern und Schneegipfeln ſich in demſelben verkehrt ſpiegelten.

Rudy, der ſonſt dreiſt, lebensfroh und friſch war, fühlte ſich hier gar nicht heimiſch; er bewegte ſich, als gehe er auf Erbſen über einen glatten Fußboden. Wie war ihm die Zeit lang und langſam, wie in einer Tretmühle! Und nun wurde gar promenirt! Das ging ebenſo langſam und langweilig; zwei Schritte vorwärts und einen rückwärts hätte Rudy thun können, um im Tritt mit den Andern zu bleiben. Sie ſpazierten hinab nach Chillon, dem alten finſteren Schloß auf der Felſeninſel, blos um die Martergeräthe zu ſehen, die Todtengefängniſſe, verroſtete Ketten in den Felſenwänden, ſteinerne Pritſchen für die zum Tode Verurtheilten, die Fallthüre, durch welche die Unglücklichen hinabgeſtürzt und auf eiſerne ſpitze Pfähle in der Brandung geſpießt wurden. Das Alles zu ſehen, nannten ſie ein Vergnügen. Ein Richtplatz war es, durch Byrons Geſang in die Welt der Poeſie gehoben. Rudy hatte nur das Gefühl der Richtſtätte; er lehnte ſich aus einem der großen ſteinernen Fenſterrahmen und ſchaute hinab in das tiefe, blaugrüne Waſſer und hinüber zu der kleinen Inſel mit den drei Akazien, dorthin wünſchte er ſich, frei von der ganzen ſchwatzenden Geſellſchaft; aber Babette war außerordentlich fröhlich geſtimmt. Sie habe ſich herrlich amüſirt, ſagte ſie; der Vetter, fand ſie, ſei ganz complet.

„Ja, ein ganz completer Laffe!“ ſagte Rudy; und das erſte Mal war es, daß Rudy Etwas ſagte, was ihr nicht gefiel. Der Engländer hatte ihr ein kleines Buch zum Andenken an Chillon geſchenkt, es war Byron's Gedicht: „Der Gefangene von Chillon,“ überſetzt ins Franzöſiſche, ſo daß Babette es leſen konnte.

„Das Buch mag gut ſein,“ ſagte Rudy, „aber der feingekämmte Burſche, der es Dir gegeben, ſteht mir nicht an!“

„Er ſah grad' aus wie ein Mehlſack ohne Mehl!“ ſagte der Müller, und belachte ſeinen eigenen Witz. Auch Rudy lachte und ſagte, ſo habe er gerade ausgeſehen.

XI.

Der Vetter.

Als Rudy einige Tage ſpäter zum Beſuch in die Mühle kam, fand er dort den jungen Engländer;

Babette war grade im Begriffe, ihm gekochte Forellen vorzuſetzen, die ſie ganz gewiß ſelbſt mit der Peterſilie aufgeputzt hatte, damit ſie ſich recht appetitlich ausnehmen ſollten. Das ſei aber gar nicht nöthig geweſen. Was wollte der Engländer hier? Was hatte er hier zu thun? Von Babette tractirt und kredenzt zu werden? — Rudy war eiferſüchtig und das machte Babette Freude, es machte ihr Vergnügen, alle Seiten ſeines Herzens kennen zu lernen, die ſtarken, wie die ſchwachen. Die Liebe war ihr noch ein Spiel, und ſie ſpielte mit dem ganzen Herzen Rudy's, und doch war er, das muß geſagt werden, ihr Glück, ihr ganzes Leben, ihr ſteter Gedanke, ihr Beſtes und Herrlichſtes in dieſer Welt, aber je mehr ſein Blick ſich verfinſterte, je mehr lachten ihre Augen, ſie hätte den blonden Engländer mit dem vergoldeten Backenbart küſſen mögen, wenn ſie dadurch hätte erreichen können, daß Rudy raſend werden und davon laufen würde, das grade würde ihr zeigen, wie ſehr er ſie liebe. Allein das war nicht recht von Babette, doch ſie war ja erſt neunzehn Jahre alt. Sie dachte wenig darüber nach, und dachte noch weniger daran, daß ihr Betragen von dem jungen Engländer leichter und anders gedeutet werden könnte, als es ſich eben ſchicke für die ehrſame, verlobte Tochter des Müllers.

Dort, wo die Landſtraße von Bex unter die ſchneebedeckte Felſenhöhe dahinführt, die in der dortigen Landesſprache Diablerets heißt, lag die Mühle, nicht weit von einem reißenden Bergſtrom, welcher weißgrau war wie gepeitſchtes Seifenwaſſer; dieſer trieb jedoch die Mühle nicht, wohl aber wurde das große Mühlrad von einem kleineren Strom herumgedreht, welcher, auf der andern Seite des Fluſſes, vom Felſen herabſtürzte und, durch einen ſteinernen Damm zu noch größerer Kraft und Fahrt getrieben, in einem Baſſin von Balken, eine breite Rinne, über den reißenden Fluß geführt wurde. Die Rinne war ſo reich an Waſſer, daß ſie überſtrömte, und ſomit einen naſſen ſchlüpfrigen Weg Demjenigen darbot, dem es einfallen möchte, durch ſie ſchneller zur Mühle hinüber zu gelangen, und den Einfall hatte ein junger Mann, der Engländer. Weiß gekleidet wie ein Mühlknappe kletterte er am Abend hinüber, geleitet von dem Licht, welches aus Babette's Kammerfenſter ſtrahlte; klettern hatte er aber nicht gelernt, und er war auch nahe daran, kopfüber in den Strom zu fallen, kam aber doch davon mit durchnäßten Aermeln und beſpritztem Beinkleid; naß und mit Schlamm beſpritzt gelangte er unter Babette's Fenſter, hier erkletterte er die alte Linde und begann die Stimme der Eule nachzuahmen, einem andern Vogel konnte er eben nicht nachſingen. Babette hörte es und blickte hinaus durch die dünnen Fenſtervorhänge; als ſie aber den weißen Mann ſah und ſich wohl denken konnte, wer er ſei, klopfte ihr Herzchen vor Schreck, aber auch vor Zorn. Sie löſchte eilig das Licht aus, unterſuchte, ob auch alle Fenſterriegel vorgeſchoben wären, und ließ ihn nun heulen und uhuen wie er wollte.

Es wäre ſchrecklich, wenn jetzt Rudy hier in der Mühle wäre! — Aber Rudy war nicht in der Mühle, nein, was noch ärger war, er ſtand grade unter der Linde. Es wurde laut geſprochen, zornige Worte, es könne Schlägerei, vielleicht gar Todtſchlag geben.

Babette öffnete in Angſt das Fenſter, rief Rudy's Namen, bat ihn, er möchte doch gehen, ſie leide es nicht, daß er bleibe, ſagte ſie.

„Du leideſt es nicht, daß ich bleibe!“ rief er, „es iſt ſomit verabredet! Du erwarteſt gute Freunde, beſſere als ich bin! Schäme Dich, Babette!“

„Du biſt abſcheulich!“ ſagte Babette. „Ich haſſe Dich!“ und ſie weinte. „Geh, geh!“

„Das hab' ich nicht verdient!“ ſagte er, und ging von dannen; ſeine Wangen brannten wie Feuer, ſein Herz brannte wie Feuer.

Babette warf ſich auf ihr Bett und weinte.

„So ſehr wie ich Dich liebe, Rudy! Und Du kannſt Schlechtes von mir denken!“

Und ſie brach in Zorn aus, und das war gut für ſie, denn ſonſt würde ſie ſehr betrübt geworden ſein; jetzt konnte ſie einſchlafen, den ſtärkenden Schlaf der Jugend ſchlafen.

XII.

Böſe Mächte.

Rudy verließ Bex, er ſchlug den Weg nach Hauſe ein, ſtieg auf die Berge in die friſche, kühlende Luft, wo der Schnee lag, wo die Eisjungfrau herrſchte. Die Laubbäume ſtanden tief unter ihm und ſahen aus, als wären ſie Kartoffelkraut, die Tannen, die Gebüſche wurden kleiner hier oben, die Alpenroſen wuchſen neben dem Schnee, der in vereinzelten Streifen lag, wie Leinen auf der Bleiche. Eine blaue Gentiane, die auf ſeinem Wege ſtand, zermalmte er mit dem Gewehrkolben.

Höher hinauf zeigten ſich zwei Gemſen; Rudy's Augen glänzten, ſeine Gedanken bekamen neue Flucht; aber er war nicht nahe genug, um einen ſichern Schuß zu thun; er ſtieg höher hinauf, wo nur ein hartes Gras zwiſchen den Steinblöcken wuchs; die Gemſen gingen ruhig auf dem Schneefelde; er beeilte ſeine Schritte; der Wolkennebel ſenkte ſich tief um ihn herab, plötzlich befand er ſich vor der jähen Felswand; der Regen begann herabzuſtrömen.

Er fühlte einen brennenden Durſt, Hitze im Kopfe, Kälte in allen Gliedern; er griff nach ſeiner Jagdflaſche, allein dieſe war leer, er hatte nicht daran gedacht, ſie zu füllen, als er auf die Berge ſtürmte. Er war früher nie krank geweſen, aber jetzt hatte er das Gefühl eines ſolchen Zuſtandes; er war müde, er ſpürte Neigung, ſich niederzulegen, Verlangen zu ſchlafen, überall aber floß der Regen; er verſuchte, ſich zuſammenzunehmen; ſeltſam zitterten und tanzten die Gegenſtände vor ſeinen Augen; da gewahrte er plötzlich, was er hier noch nie geſehen hatte, ein neues niedriges Haus, das an den Felſen lehnte; in der Thüre ſtand ein junges Mädchen; ihm wollte es faſt bedünken, es ſei des Schulmeiſters Annette, die er einſt im Tanze geküßt hatte; aber es war nicht Annette, doch hatte er das Mädchen früher geſehen, vielleicht bei Grindelwald, an jenem Abend, als er vom Schützenfeſt in Interlaken zurückkehrte.

„Wie kommſt Du hierher?" frug er.

„Ich bin hier zu Hauſe! Ich hüte meine Heerde!"

„Deine Heerde? Wo weidet denn die? Hier giebt es ja nur Schnee und Felſen!"

„Du weißt viel, was hier iſt!" ſagte das Mädchen und lachte. „Hier hinter uns, unten, iſt eine herrliche Weide! Dort gehen meine Ziegen! Ich hüte ſie ſorgſam! Nicht eine verliere ich, was mein iſt, bleibt mein!"

„Du biſt keck!" ſagte Rudy.

„Du auch!" antwortete das Mädchen.

„Haſt Du Milch im Hauſe, ſo gieb mir zu trinken, mich durſtet ganz unleidlich!"

„Ich habe Beſſeres als Milch," ſagte das Mädchen, „und ich werde es Dir geben. Geſtern waren hier Reiſende mit ihrem Führer, ſie vergaßen eine halbe Flaſche Wein, wie Du wohl ſolchen nie gekoſtet haſt;

ſie werden ihn nicht wieder holen, ich trinke ihn nicht, trinke Du!“

Und das Mädchen holte den Wein herbei, goß ihn in eine hölzerne Schaale und reichte dieſe Rudy.

„Der iſt gut!“ ſagte er. „Noch nie koſtete ich einen ſo erwärmenden, ſo feurigen Wein!“ Und ſeine Augen ſtrahlten, ein Leben, eine Gluth erfüllte ihn, als wenn jede Sorge, jeder Druck verdunſtete; die ſprudelnde, friſche Menſchennatur rührte ſich in ihm.

„Aber es iſt ja doch Annette!“ rief er. „Gieb mir einen Kuß!“

„Ja, gieb mir den ſchönen Ring, den Du am Finger haſt!“

„Meinen Verlobungsring?“

„Ja, grade den!“ ſagte das Mädchen, und goß aufs Neue Wein in die Schaale, die es ihm an die Lippen ſetzte, und er trank. Es ſtrömte Lebensfreude in ſein Blut hinein, die ganze Welt gehöre ihm, meinte er, weshalb ſich grämen! Alles iſt geſchaffen, damit wir es genießen, damit es uns glücklich mache! Der Strom des Lebens iſt der Freudenſtrom, hingeriſſen, getragen von demſelben, das iſt Glückſeligkeit. Er ſchaute das junge Mädchen an, es war Annette und doch nicht Annette, und noch weniger das Phantom, die Spukgeſtalt, wie er es nannte, welches ihm bei Grindelwald begegnet war; das Mädchen hier auf dem Berge war friſch wie der weiße Schnee, ſchwellend wie die Alpenroſe und ſchnellfüßig wie ein Zicklein; aber doch aus Adams Rippe geſchaffen, Menſch wie Rudy. Und er ſchlang ſeine Arme um die Schöne, ſchaute hinein in ihre wunderbar klaren Augen; nur eine Secunde währte dieſer Blick, und in dieſer Secunde, ja, wer erklärt es, giebt es in Worten wieder — war es das Leben des Geiſtes oder des Todes, das ihn erfüllte, wurde er emporgehoben oder verſank er in die tiefe, tödtende Eiskluft, tiefer, immer tiefer; er ſah die Eiswände als ein blaugrünes Glas, unendliche Klüfte gähnten ringsum und das Waſſer troff klingend herab wie ein Glockenſpiel, perlklar, leuchtend in weißbläulichen Flammen; die Eisjungfrau küßte ihn, ein Kuß, der ihn vom Nacken bis in die Stirne eiſig durchſchauern machte, ein Schrei des Schmerzes entfloh ihm, er riß ſich los, wankte und fiel, — es ward Nacht vor ſeinen Augen; allein er öffnete ſie wieder. Böſe Mächte hatten ihr Spiel getrieben.

Verſchwunden war das Alpenmädchen, verſchwunden die ſchirmende Hütte, das Waſſer rieſelte die nackte Felswand herab, Schnee lag ringsum; Rudy zitterte vor Kälte, durchnäßt bis auf die Haut, und ſein Ring war verſchwunden, der Verlobungsring, den ihm Babette gegeben hatte. Seine Büchſe lag im Schnee neben ihm, er hob ſie auf, wollte ſie abfeuern, ſie verſagte. Naſſe Wolken lagerten wie feſte Schneemaſſen in der Kluft, der Schwindel ſaß dort und lauerte auf die kraftloſe Beute, und unten in der tiefen Kluft, klang es, als ſtürze ein Felsblock, der Alles zertrümmere und mit ſich riſſe, was ihn im Falle aufhalten wollte.

Aber in der Mühle ſaß Babette und weinte; Rudy war ſeit ſechs Tagen nicht dort geweſen, er, der im Unrecht war, er, der ſie um Verzeihung bitten müſſe, den ſie von ganzem Herzen liebe.

XIII.

In der Mühle.

„Was das für ein Weſen mit den Menſchen iſt!“ ſagte die Stubenkatze zur Küchenkatze. „Jetzt ſind ſie wieder aus einander, Babette und Rudy. Sie weint, und er denkt wohl nicht mehr an ſie.“

„Das gefällt mir nicht!“ ſagte die Küchenkatze.

„Mir auch nicht!“ ſagte die Stubenkatze, „aber ich will es mir nicht zu Herzen nehmen! Babette kann ja mit dem Rothbart verlobt werden! Er iſt aber auch nicht wieder hier geweſen, ſeitdem er damals aufs Dach wollte!“

Böſe Mächte treiben ihr Spiel um uns und in uns; das hatte Rudy vernommen und viel darüber nachgedacht; was war Alles um ihn und in ihm geſchehen, dort auf dem Berge? Waren es Geſpenſter oder Fieberträume, er hatte früher weder Fieber noch eine andere Krankheit gekannt. Aber als er Babette richtete, hatte er einen Blick in ſein eigenes

Innere gethan. Er hatte der wilden Jagd in ſeinem Herzen, dem heißen Föhn, der dort gehauſt hatte, nachgeſpürt. Würde er Babette auch Alles beichten können, jeden Gedanken beichten, der in der Stunde der Verſuchung bei ihm zur That werden könne? Ihren Ring hatte er verloren, und grade durch dieſen Verluſt hatte ſie ihn wiedergewonnen. Würde ſie ihm beichten können? Es war als wollte ihm das Herz zerſpringen, wenn er an ſie dachte: wie viele Erinnerungen ſtiegen nicht in ihm auf! Er ſah ſie, als ſtände ſie leibhaftig vor ihm, lachend, ein muthwilliges Kind; manch liebes Wort, welches ſie aus der Fülle ihres Herzens geſprochen, drang wie Sonnenſtrahlen in ſeine Bruſt, und bald war Alles darin nur Sonnenſchein bei dem Gedanken an Babette.

Ja, ſie müſſe ihm beichten können, und ſie ſollte es.

Er ging zur Mühle; es kam zur Beichte, dieſe begann mit einem Kuß und endigte damit, daß Rudy der Sünder blieb; es war ſein großer Fehler, daß er an Babette's Treue hatte zweifeln können, es war geradezu ganz abſcheulich von ihm! Solches Mistrauen, ſolche Heftigkeit konnte ſie beide ins Unglück ſtürzen. Ja, gewiß, das konnten ſie! Und deshalb hielt Babette ihm eine kleine Predigt, die ſie ſelbſt beluſtigte und ihr ganz allerliebſt ſtand, doch in einem Punkte hatte Rudy Recht: der Neffe der Pathin Babette's war ein Laffe, ſie wollte das Buch verbrennen, welches er ihr geſchenkt hatte, und ſie wollte nicht das Geringſte beſitzen, das ſie an ihn erinnern könnte.

„Jetzt iſt das überſtanden!“ ſagte die Stubenkatze. „Rudy iſt wieder hier, ſie verſtehen ſich, und das iſt das größte Glück, ſagen ſie.“

„Ich hörte dieſe Nacht von den Ratten,“ ſagte die Küchenkatze, „das größte Glück ſei Talglichter freſſen und vollauf von ranzigem Speck zu haben. Wem ſoll man nun glauben, den Ratten oder den Liebesleuten?“

„Keinem von Beiden!“ ſagte die Stubenkatze, „das iſt immer das Sicherſte!“

Das größte Glück Rudy's und Babette's, der ſchönſte Tag, wie ſie ihn nannten, der Hochzeitstag, ſtand nahe bevor.

Doch nicht in der Kirche zu Bex, nicht in der Mühle ſollte die Hochzeit gefeiert werden; die Pathin wollte, daß die Hochzeit bei ihr gefeiert und die Trauung in der ſchönen kleinen Kirche zu Montreux ſtattfinde. Der Müller beſtand darauf, daß dieſer Wunſch erfüllt werden ſolle; er allein wußte, was die Pathin den Neuvermählten beſtimmt habe; ſie ſollten von ihr ein Hochzeitsgeſchenk bekommen, das wohl einer ſolchen Fügſamkeit in ihren Willen werth ſei. Der Tag war feſtgeſtellt. Schon Abends vor demſelben wollten ſie nach Villeneuve reiſen, um am darauf folgenden Morgen recht zeitig nach Montreux überzufahren, damit die Töchter der Pathin die Braut ſchmücken könnten.

„Hier im Hauſe wird es doch wohl auch einen Hochzeitſchmaus geben!" ſagte die Stubenkatze, „wo nicht, gebe ich nicht ein Miau für die ganze Geſchichte!"

„Hier wird ſchon geſchmauſt werden!" ſagte die Küchenkatze. „Enten ſind geſchlachtet, Tauben abgethan, und ein ganzer Rehbock hängt an der Wand. Das Zahnfleiſch juckt mir, wenn ich daran denke! Morgen beginnt ſchon die Reiſe!"

Ja, Morgen! — An dieſem Abend ſaßen Rudy und Babette zum letzten Male als Verlobte in der Mühle.

Draußen glühten die Alpen, die Abendglocken klangen, die Töchter der Sonnenſtrahlen ſangen: „Es geſchehe das Beſte!" —

XIV.

Nächtliche Traumgeſichter.

Die Sonne war untergegangen, die Wolken ſenkten ſich im Rhonethale zwiſchen die hohen Berge hinab, der Wind blies aus Süden, ein Wind Afrikas fuhr über die hohen Alpen hin, ein Föhn, der die Wolken zerriß, und als der Wind dahingefahren war, ward es einen Augenblick ganz ſtill; die zerriſſenen Wolken hingen in phantaſtiſchen Gebilden zwiſchen den waldbewachſenen Bergen, über dem eilenden Rhoneſtrome, ſie hingen in Geſtalten wie die Seethiere der Urwelt, wie der ſchwebende Adler der Luft, wie die ſpringenden Fröſche der Sümpfe: ſie ſenkten ſich hinab auf den reißenden Strom, ſie ſegelten auf demſelben und ſegelten doch in der Luft. Der Strom führte eine entwurzelte Tanne mit ſich, im Waſſer zeigten ſich wirbelnde Kreiſe der Tanne voran; es war der Schwindel, mehr denn einer, die auf dem hervorbrauſenden Strome kreiſten; der Mond beleuchtete den Schnee auf den Berggipfeln, die dunklen Wälder und die weißen wunderlichen Wolken, die Nachtgeſichter, die Geiſter der Naturkräfte; der Bergbewohner ſah ſie durch die Fenſterſcheiben, ſie ſegelten dort unten ſchaarenweiſe der Eisjungfrau voran; dieſe kam aus ihrem Gletſcherſchloß, ſie ſaß auf dem zerbrechlichen Schiffe, auf der herausgeriſſenen Tanne, das Gletſcherwaſſer trug ſie den Strom hinab bis in die offene See.

„Die Hochzeitsgäſte kommen!“ ſauſte und ſang es in Luft und Waſſer.

Geſichter draußen, Geſichter drinnen. Babette träumte einen wunderlichen Traum.

Es ſchien ihr, als ſei ſie mit Rudy verheirathet, und zwar ſeit vielen Jahren. Er ſei auf der Gemsjagd, ſie aber zu Hauſe in ihrer Wohnung, und dort ſäße der junge Engländer, der mit dem vergoldeten Bart, bei ihr: ſeine Augen waren ſo beredt, ſeine Worte eine Zaubermacht, er reichte ihr die Hand, und ſie mußte ihm folgen. Sie ſchritten hinweg vom

Hauſe. Immer abwärts! — und es war Babette, als läge eine Laſt auf ihrem Herzen, die immer ſchwerer ward, es war eine Sünde gegen Rudy, eine Sünde gegen Gott; und plötzlich ſtand ſie verlaſſen da, ihre Kleider waren von den Dornen zerriſſen, ihr Haar war ergraut, ſie ſchaute in ihrem Schmerz aufwärts, und auf dem Felſenrande erblickte ſie Rudy; — ſie ſtreckte die Arme nach ihm aus, wagte aber nicht zu rufen oder zu bitten, und das würde ihr auch nichts genützt haben, denn bald entdeckte ſie, daß er es nicht war, ſondern nur ſein Jagdrock und ſein Hut, die auf dem Alpenſtocke hingen, den die Jäger ſo hinſtellen, um die Gemſen zu täuſchen! Und in grenzenloſem Schmerze jammerte Babette: „Oh, wäre ich doch an meinem Hochzeitstage, meinem glücklichſten Tage geſtorben! Mein Gott, das wäre eine Gnade, ein großes Glück geweſen! Alsdann wäre das Beſte geſchehen, was mir und Rudy hätte widerfahren können! Niemand kennt ſeine Zukunft!“ Und in gottloſem Schmerze ſtürzte ſie ſich hinab in die tiefe Felsſchlucht. Eine Saite ſprang, ein Trauerton klang —!

Babette erwachte, der Traum war vorüber — und verwiſcht, aber ſie wußte, daß ſie etwas Schreckliches geträumt und von dem jungen Engländer geträumt hatte, den ſie ſeit mehreren Monaten nicht geſehen, an den ſie nicht gedacht hatte. Ob er wohl in Montreux ſei? Würde ſie ihn zur Hochzeit zu ſehen bekommen. Ein kleiner Schatten glitt über den ſeinen Mund, ihre Brauen zogen ſich zuſammen; aber bald trat Lächeln um die Lippen, ſchoſſen Freudeſtrahlen aus den Augen, draußen ſchien die Sonne ſo ſchön, und Morgen war ihre und Rudy's Hochzeit.

Rudy war ſchon in der Wohnſtube als ſie in dieſelbe trat, und bald ging es nach Villeneuve. Die Beiden waren ſo überaus glücklich, und auch der Müller, er lachte und ſtrahlte in der beſten Laune; ein guter Vater und eine ehrliche Seele war er.

„Jetzt ſind wir die Herrſchaft hier zu Hauſe!“ ſagte die Stubenkatze.

XV.

Schluß.

Es war noch nicht Abend, als die drei fröhlichen Menſchen Villeneuve erreichten und dort ihre Mahlzeit hielten. Der Müller ſetzte ſich in den Lehnſtuhl, ſchmauchte ſeine Pfeife und hielt ein kleines Schläfchen. Die jungen Brautleute gingen Arm in Arm zur Stadt hinaus, ſie ſchritten den Fahrweg entlang, unter den mit Gebüſch bewachſenen Felſen, längs der blaugrünen tiefen See; das düſtere Chillon ſpiegelte ſeine grauen Mauern und ſchwerfälligen Thürme in der klaren Fluth; die kleine Inſel mit den drei Akazien lag noch näher, ſie ſah aus wie ein Bouquet auf dem See.

„Es muß drüben reizend ſein!“ ſagte Babette, ſie hatte wieder die größte Luſt hinüber zu gelangen, und dieſer Wunſch konnte ſogleich in Erfüllung gehen: am Ufer lag ein Kahn, die Leine, mit der er angebunden, war leicht zu löſen. Man erblickte Niemand, den man um Erlaubniß, ihn zu benutzen hätte fragen können, und ſo nahm man denn ohne weiteres den Kahn, Rudy verſtand ſchon die Ruder zu gebrauchen.

Die Ruder griffen wie Fiſchfloſſen in das gefügige Waſſer, das ſo biegſam und doch ſo ſtark iſt, ein Rücken zum Tragen, ein Rachen zum Verſchlingen, mild lächelnd, die Weichheit ſelbſt und doch Schreck einflößend und ſtark zum Zermalmen. Ein ſchäumendes Kielwaſſer ſtand hinter dem Kahn, der in wenigen Minuten mit den Beiden hinüber zur Inſel gelangte, woſelbſt ſie ans Land gingen. Hier war nicht mehr Platz, als zu einem Tanz für Zwei.

Rudy ſchwang Babette zwei — drei Mal im Kreiſe herum; darauf ſetzten ſie ſich Hand in Hand auf die kleine Bank unter die herabhängenden Akazien, blickten ſich in die Augen, und Alles ringsum ſtrahlte im Glanze der ſinkenden Sonne. Die Tannenwälder der Berge färbten ſich lilaroth wie blühendes Haidekraut, und wo die Bäume aufhörten und das Geſtein hervortrat, glühte daſſelbe, als ſei der Felſen durchſichtig; die Wolken am Himmel leuchteten wie rothes Feuer, der ganze See war wie das friſche, glühende Roſenblatt. Allmälig ſtiegen die Schatten die ſchneebedeckten Berge Savoyens hinan und färbten ſie ſchwarzblau, allein der oberſte Gipfel leuchtete wie rothe Lava, ſie zeigten einen Moment aus der Bildungsgeſchichte der Berge, als dieſe Maſſen ſich glühend aus dem Schooſe der Erde erhoben und noch nicht abgekühlt waren. Rudy und Babette meinten, ein ſolches Alpenglühen noch nie geſehen zu haben. Der ſchneebedeckte Dent du midi hatte einen Glanz wie die Scheibe des Vollmondes, wenn ſie am Horizonte aufſteigt.

„So viel Schönheit! So viel Glück!“ ſagten Beide. — „Die Erde hat mir nichts mehr zu geben!“ ſagte Rudy. „Ein Abend wie dieſer iſt doch ein ganzes Leben! Wie oft fühlte ich mein Glück, wie ich es jetzt empfinde, und dachte, wenn auch Alles nun ein Ende hätte, wie glücklich hätteſt du doch gelebt! Wie herrlich iſt dieſe Welt! Und der Tag ging zu Ende, aber ein neuer begann, und mir ſchien es, als ſei der noch ſchöner! Wie unendlich gut iſt Gott, Babette!“

„Ich bin ſo recht von Herzen glücklich!“ ſagte ſie.

„Mehr hat die Erde mir nicht zu gewähren!“ rief Rudy.

Und die Abendglocken klangen von den Bergen Savoyens, von den Schweizerbergen, im Weſten erhob ſich im Goldglanz das ſchwarzblaue Juragebirge.

„Gott gebe Dir das Herrlichſte und Beſte!“ ſagte Babette.

„Das wird er!" ſagte Rudy. „Morgen werde ich es haben! Morgen biſt Du ganz die Meinige! Mein eigen ſüßes Weib!"

„Der Kahn!" rief Babette plötzlich.

Der Kahn, der ſie zurückführen ſollte, war losgeriſſen und trieb von der Inſel fort.

„Ich hole ihn zurück!" ſagte Rudy, warf ſeinen Rock ab, zog ſich die Stiefel aus, ſprang in den See und ſchwamm in kräftigen Sätzen dem Bote nach.

Kalt und tief war das klare, blaugrüne Eiswaſſer vom Gletſcher des Gebirges. Rudy blickte hinab in das Gewäſſer; nur ein einziger Blick, und es war ihm, als ſehe er einen goldenen Ring rollen, glänzen, funkeln, — ihm kam ſein verlorener Verlobungsring in den Sinn, und der Ring war größer, erweiterte ſich in einen funkelnden Kreis, und in dieſen hinein leuchtete der klare Gletſcher; tiefe Schluchten gähnten ringsum, und das Waſſer troff klingend wie ein Glockenſpiel und leuchtend mit weißblauen Flammen: in einem Nu ſah er, was wir in vielen Worten ſagen müſſen. Junge Jäger und junge Mädchen, Männer und Weiber, die einſt in die Schluchten der Gletſcher hinab geſunken, ſtanden hier lebendig mit offenen Augen und lächelndem Munde, und tief unten klangen die Kirchenglocken verſunkener Städte; die Gemeinde kniete unter dem Kirchengewölbe, Eisſtücke bildeten die Orgelpfeifen, der Felſenſtrom orgelte; die Eisjungfrau ſaß auf dem klaren, durchſichtigen Grunde, ſie hob ſich hinauf gegen Rudy, küßte ſeine

Füße, und ein eiſiger Todesſchauer ging durch ſeine Glieder, ein elektriſcher Stoß — Eis und Feuer! man unterſcheidet zwiſchen dieſen bei der kurzen Berührung nicht.

„Mein! Mein!“ klang es um ihn und in ihm. „Ich küßte dich, als du klein warſt, küßte dich auf deinen Mund! — Jetzt küſſe ich dich auf deine Zehe und auf deine Ferſe, mein biſt du ganz!“

Und er verſchwand in dem klaren blauen Gewäſſer.

Alles war ſtill, die Kirchenglocken verſtummten, die letzten Töne ſchwanden mit dem Glanze an den rothen Wolken.

„Mein biſt du!“ klang es in der Tiefe; „mein biſt du!“ klang es aus der Höhe, aus dem Unendlichen.

Herrlich! von Liebe zur Liebe, von der Erde in den Himmel zu fliegen.

Eine Saite zerſprang, ein Trauerton klang, der Eiskuß des Todes beſiegte das Vergängliche; das Vorſpiel endigte, damit das Lebensdrama beginnen könne, der Misklang löſte ſich auf in Harmonie.

Nennſt du das eine traurige Geſchichte?

Die arme Babette! für ſie war es eine unſägliche Angſt. Der Kahn trieb immer weiter hinaus. Niemand auf dem Lande wußte, daß das Brautpaar nach der kleinen Inſel hinübergefahren war. Die Wolken ſenkten ſich, der Abend war finſter. Allein, verzweifelt, jammernd ſtand ſie da. Ein Unwetter hing über ihr, Blitz auf Blitz leuchtete über das Juragebirge, über das Schweizerland und über Savoyen hin; von allen Seiten Blitz auf Blitz, ein Gedröhn nach dem anderen, ſie rollten in einander, Minuten lang. Die Blitze hatten oft Sonnenglanz, man ſah jeden einzelnen Weinſtock wie um die Mittagszeit, und gleich darauf war Alles wieder in Finſterniß gehüllt. Die Blitze bildeten Schleifen, Verſchlingungen, Zickzack, ſie ſchlugen ringsum in den See ein, ſie leuchteten von allen Seiten während das Gedröhn durch das Echo wuchs. Auf dem Lande zog man die Kähne auf die Ufer hinauf; Alles, was Leben hatte, ſuchte Schutz! — und jetzt ſtrömte der Regen herab.

„Wo mögen doch Rudy und Babette in dieſem Unwetter ſein!“ ſagte der Müller.

Babette ſaß mit gefalteten Händen, den Kopf in dem Schooſe, ſtumm vor Schmerz; ſie weinte, ſie jammerte nicht mehr.

„In dem tiefen Waſſer!“ ſprach ſie in ſich ſelbſt hinein. „Tief unten iſt er, wie unter dem Gletſcher!“

In ihren Gedanken tauchte es auf, was Rudy von dem Tode ſeiner Mutter, von ſeiner Rettung erzählt hatte, als er, eine Leiche, aus der Gletſcherkluft heraus gehoben wurde. „Die Eisjungfrau hat ihn wieder!“

Und ein Blitz leuchtete, ſo blendend wie Sonnenglanz auf dem weißen Schnee. Babette fuhr auf; der See erhob ſich in dieſem Augenblicke wie ein leuchtender Gletſcher, die Eisjungfrau ſtand majeſtätiſch da, bläulich blaß, leuchtend, und zu ihren Füßen lag Rudy's Leiche; „Mein!" ſprach ſie, und ringsum war wieder Finſterniß, rollendes Gewäſſer.

„Wie grauſam!" jammerte Babette. „Warum mußte er doch ſterben als der Tag unſeres Glücks anbrach! Gott! Mein Gott, erleuchte meinen Verſtand! Leuchte in mein Herz hinein! Ich verſtehe deine Wege nicht! Ich tappe umher in den Beſchlüſſen deiner Allmacht und Weisheit!"

Und Gott leuchtete in ihr Herz hinein. Ein Gedankenblitz, ein Gnadenſtrahl, ihr Traum der verwichenen Nacht, lebendig wie er geweſen, durchblitzte ſie; ſie erinnerte ſich der Worte, des Wunſches, den ſie ausgeſprochen, von dem was ihr und Rudy am beſten frommen würde.

„Weh mir! War das der Keim der Sünde in meinem Herzen! War mein Traum ein Zukunftsleben, deſſen Saite, meiner Rettung wegen zerriſſen werden mußte! Ich Elende!"

Jammernd ſaß ſie da in der finſteren Nacht. Durch deren tiefe Stille ſchienen ihr noch Rudy's Worte zu klingen, die letzten die er hier ſprach: „Mehr hat die Erde mir nicht zu gewähren!" Sie klangen in der Fülle der Freude, ſie wiederholten ſich in dem tiefen Schmerz.

Jahre ſind ſeitdem verſtrichen. Der See lächelt, ſeine Ufer lächeln; der Weinſtock ſetzt ſchwellende Trauben an; Dampfſchiffe mit wehenden Flaggen jagen vorüber, Luſtkähne mit ihren geſchwellten Segeln fliegen über den Waſſerſpiegel wie weiße Schmetterlinge; die Eiſenbahn über Chillon iſt eröffnet, ſie führt tief in das Rhonethal hinein. Bei jeder Station ſteigen Fremde aus, ſie haben ihre, in Roth gebundenen Reiſebücher in der Hand und leſen darin, was ſie Bemerkenswerthes zu ſehen haben. Sie beſuchen Chillon, ſie ſehen draußen in dem See die kleine Inſel mit den drei Akazien, und leſen im Buche von dem Brautpaar, welches an einem Abend im Jahre 1856 dort hinüber ſegelte, von dem Tode des Bräutigams, und: „erſt am folgenden Morgen vernahm man am Ufer das verzweifelte Jammergeſchrei der Braut.“

Aber das Reiſehandbuch erzählt Nichts von dem ſtillen Leben Babette's bei ihrem Vater, nicht in der Mühle, dort wohnen jetzt andere Leute, ſondern in dem ſchönen Haus in der Nähe des Bahnhofes, von deſſen Fenſtern ſie noch manchen Abend über die Kaſtanienbäume nach den Schneebergen hinſchaut, wo einſt Rudy ſich tummelte; ſie ſieht am Abend das Alpenglühen, die Kinder der Sonne lagern ſich auf den hohen Bergen, und wiederholen das Lied vom Wanderer, dem der Wirbelwind den Mantel hinwegriß, die Hülle nahm, nicht aber den Mann.

Hier iſt Roſenglanz auf dem Schnee des Berges, Roſenglanz in jedem Herzen, in dem der Gedanke wohnt: „Gott läßt das Beſte für uns geſchehen!“ Allein es wird uns nicht immer geoffenbart, wie es Babette in ihrem Traum geoffenbart ward.

Die Pſyche.

In der Morgendämmerung, in der rothen Luft, glänzt ein großer Stern, der hellſte Stern des Morgens; ſeine Strahlen zittern auf der weißen Wand, als wollte er dort niederſchreiben, was er zu erzählen weiß, was er Jahrtauſende hindurch hier und dort auf unſerer kreiſenden Erde geſehen hat.

Hören wir eine ſeiner Erzählungen.

Erſt kürzlich — das „kürzlich“ des Sterns iſt uns Menſchen „vor Jahrhunderten“ — begleiteten meine Strahlen einen jungen Künſtler; es war in der Stadt der Päpſte, in der Weltſtadt Rom, Vieles hat ſich dort in der Zeiten Lauf verändert, doch nicht ſo ſchnell, als die Menſchengeſtalt vom Kind zum Greis übergeht. Die Kaiſerburg war, wie heute noch, eine Ruine; Feigen- und Lorbeerbäume wuchſen zwiſchen den umgeſtürzten Marmorſäulen hin über die zerſtörten Badezimmer, die noch mit Gold an den Wänden prangen; das Coloſſeum war eine Ruine; die Kirchenglocken läuteten, die Räucherung duftete, durch die Straßen ſchritten Proceſſionen mit Kerzen und ſtrahlenden Baldachinen. Kirchenheilig war hier, und hehr und heilig war die Kunſt. In Rom lebte der größte Maler der Welt, Raphael; es lebte dort der erſte Bildhauer des Zeitalters, Michel Angelo; ſelbſt der Papſt huldigte dieſen Beiden, beehrte ſie mit ſeinem Beſuch; die Kunſt war anerkannt, geehrt und wurde auch gelohnt. Allein deſſenungeachtet wurde nicht alles Große und Tüchtige geſehen und bekannt.

In einem engen Gäßchen ſtand ein altes Haus, einſt war es ein Tempel geweſen; ein junger Künſtler wohnte in demſelben; arm war er, unbekannt war er; er hatte freilich junge Freunde, Künſtler wie er, jung von Gemüth, jung im Hoffen und Denken; ſie ſagten ihm, er ſei reich an Talent und tüchtig, allein er ſei ein Narr, daß er nie ſelbſt daran glaube; zerbreche er doch ſtets, was er in Thon geformt, würde niemals zufrieden, bekäme nie Etwas fertig, — und das muß man, damit es geſehen, erkannt werde und Geld bringe.

„Du biſt ein Träumer!“ ſagten ſie ferner, „und das iſt dein Unglück! Das kommt aber daher, daß du noch nicht gelebt, das Leben nicht gekoſtet, es nicht genoſſen haſt in großen geſunden Zügen, wie es genoſſen werden muß. Grade in der Jugend kann und muß man ſein Ich mit dem Leben verſchmelzen, auf daß ſie Eins werden! Schau den großen Meiſter Raphael, den der Papſt ehrt, die Welt bewundert, er iſt kein Verächter von Wein und Brod!“

„Er verſpeiſt gar die Bäckerin, die niedliche

Fornarina!“ ſagte Angelo, einer der luſtigſten jungen Freunde.

Ja, was ſagten ſie nicht Alles, je nach ihrer Jugend und ihrem Verſtand. Sie wollten den jungen Künſtler mit hinausziehen in das luſtige, wilde Leben, das tolle Leben, wie man es auch nennen könnte; und er fühlte auch auf Augenblicke Neigung dazu; er hatte heißes Blut, eine ſtarke Phantaſie, er verſtand es wohl in das luſtige Geſpräch mit einzuſtimmen, laut zu lachen mit den Anderen; und doch, Das, was ſie „Raphael's fröhliches Leben“ nannten, ſchwand ihm wie der Morgenthau, wenn er den Gottesglanz ſah, der aus den Bildern des großen Meiſters leuchtete, und ſtand er im Vatican vor den Schönheitsgeſtalten, welche die Meiſter vor Jahrtauſenden aus dem Marmorblocke geformt, da hob ſich ſeine Bruſt, er vernahm in ſeinem Innern etwas ſo Hohes, ſo Heiliges, Erhebendes, Großes und Gutes, und er wünſchte aus dem Marmorblocke eben ſolche Geſtalten zu ſchaffen, zu meiſeln. Er wollte ein Bild ſchaffen von dem, was ſich aus ſeinem Herzen hinauf nach dem Unendlichen emporſchwang, aber wie und in welcher Geſtalt? Der weiche Thon geſtaltete ſich unter ſeinen Fingern in Schönheitsformen, doch Tags darauf zerbrach er, wie immer, was er geſchaffen.

Eines Tages ſchritt er an einem der reichen Paläſte vorüber, von welchen Rom viele aufzuweiſen hat; er blieb ſtehen vor der großen, offenen Einfahrt, und ſah hier mit Bildern geſchmückte Bogengänge einen kleinen Garten umſchließen; der Garten prangte mit einer Fülle der ſchönſten Roſen. Große weiße Callaen mit ihren grünen, ſaftigen Blättern ſchoſſen empor aus dem Marmorbaſſin, in welchem das klare Waſſer plätſcherte, und hier vorüber ſchwebte eine Geſtalt, ein junges Mädchen, die Tochter dieſes fürſtlichen Hauſes, fein, leicht, wunderbar ſchön! Eine ſolche Frauengeſtalt hatte er noch nie geſehen, und doch! gemalt von Raphael, gemalt als Pſyche in einem der römiſchen Paläſte. Ja, dort war ſie gemalt, hier ſchritt ſie lebendig einher.

„In ſeinem Gedanken, in ſeinem Herzen lebte ſie; und er ging zurück in ſein ärmliches Zimmer und formte in Thon die Pſyche, und es war die reiche, junge Römerin, das Edelweib; zum erſten Male betrachtete er ſein Werk mit Befriedigung. Es hatte Bedeutung für ihn, es war ſie. Und die Freunde, die es ſahen, jubelten vor Freude; dieſes Werk ſei eine Offenbarung ſeiner Künſtlergröße, die ſie im Voraus erkannt hätten, jetzt ſolle auch die Welt ſie erkennen.

Der Thon ſei zwar fleiſchig und lebendig, er beſitze aber nicht die Weiße und Dauer des Marmors; zum Leben im Marmor müſſe dieſe Pſyche gelangen, und den koſtbaren Marmorblock beſaß er ſchon, der lag ſchon ſeit Jahren als Eigenthum der Eltern im Hofraume; Glasſcherben, Finochikraut, Ueberbleibſel von Artiſchocken häuften ſich über ihn und beſchmutzten ihn, allein im Innern war der Block wie der Schnee des Berges; aus dieſem Marmor ſollte die Pſyche erſtehen.

Eines Tages nun geſchah es — ja, der helle Stern erzählt Nichts hiervon, der ſah es nicht, wir wiſſen es aber — daß eine vornehme römiſche Geſellſchaft in die enge unanſehnliche Gaſſe kam. Die Equipage hielt am Eingange der Gaſſe, die Geſellſchaft begab ſich zu Fuß nach dem Hauſe, um die Arbeit des jungen Künſtlers zu ſehen, ſie hatte zufällig von derſelben reden gehört. Und wer waren die vornehmen Gäſte? — Armer junger Mann! Gar zu glücklicher junger Mann, könnte er auch genannt werden. Das junge Mädchen ſelbſt ſtand hier im Zimmer, und mit welchem Lächeln, als ihr Vater ſagte: „Du biſt es ja wie du lebſt und leibſt!“ Das Lächeln kann nicht geformt werden, der Blick nicht wiedergegeben werden, der wunderbare Blick, mit welchem ſie den jungen Künſtler anſah, es war ein Blick, erhebend, adelnd und — zermalmend.

„Die Pſyche muß in Marmor ausgeführt werden!“ ſagte der reiche Herr. Und das waren Lebensworte für den todten Thon und den ſchweren Marmorblock, ſo wie es auch Lebensworte für den tief ergriffenen jungen Mann waren. „Wenn die Arbeit vollendet iſt, kaufe ich ſie!“ ſagte der fürſtliche Herr.

Es war, als rolle eine neue Zeit herauf in die ärmliche Werkſtatt; Leben und Fröhlichkeit leuchteten, emſiger Fleiß ſchaffte in derſelben. Der ſtrahlende Morgenſtern ſah es, wie die Arbeit fortſchritt.

Der Thon ſelbſt war wie beſeelt, ſeitdem ſie dort geweſen, er formte ſich in erhöhter Schönheit in den bekannten Zügen.

„Jetzt weiß ich, was Leben iſt!“ jubelte er, „es iſt Liebe! Es iſt erhabene Hingebung in das herrliche, entzückende Aufgehen im Schönen! Das, was die Freunde Leben und Genuß nennen, iſt vergängliches Weſen, ſind Blaſen in den gährenden Hefen, iſt nicht der reine, himmliſche Altarwein, der zum Leben weiht.

Der Marmorblock ward aufgeſtellt, der Meiſel ſchlug große Stücke von ihm ab; da wurde gemeſſen, Punkte und Zeichen gemacht, das Handwerkmäßige ausgeführt, bis nach und nach der Stein ſich in Körper, in Schönheitsgeſtalt, in die Pſyche verwandelte, ſchön und herrlich wie das Gottesbild in der Jungfrau. Der ſchwere Stein wurde ſchwebend, tanzend, luftigleicht, eine anmuthige Pſyche mit dem himmliſch unſchuldigen Lächeln, wie dieſes ſich im Herzen des jungen Bildhauers abgeſpiegelt hatte.

Der Stern des roſenfarbenen Morgens ſah und begriff wohl, was ſich in dem jungen Manne regte, begriff wohl die wechſelnde Färbung ſeiner Wangen, den Blitz, der aus ſeinem Auge ſchoß, während er ſchaffte, während er Das wiedergab, was Gott gegeben hatte.

„Du biſt ein Meiſter, wie jene der alten Griechen!“ ſagten die entzückten Freunde. „Bald wird die ganze Welt deine Pſyche bewundern!“

„Meine Pſyche!“ wiederholte er. „Meine! Ja, ſie muß es werden! Auch ich bin Künſtler, wie jene großen Verblichenen es waren! Gott hat mir das Gnadengeſchenk gewährt, mich hoch gehoben wie die Edelgeborene!“

Und er kniete nieder, weinte im Dankgebet zu Gott — und vergaß wiederum Gott ihretwegen, ihres Bildes in dem Marmor, der Pſychegeſtalt wegen, die wie aus dem Schnee geformt daſtand, in der Morgenſonne erröthend.

In Wirklichkeit ſollte er ſie ſehen, die Lebende, Schwebende, ſie, deren Worte wie Muſik klangen. In den reichen Palaſt konnte er nun die Nachricht bringen, daß die Marmorpſyche vollendet ſei. Er trat dort ein, ſchritt durch den offenen Hofraum, wo das Waſſer von den Delphinen in die marmornen Baſſins hinabplätſcherte, wo die Callaen blühten und die friſchen Roſen in reicher Fülle ſproßten. Er trat in die große, hohe Vorhalle, deren Wände und Decken in Farben prangten mit Wappenzeichen und Bildern. Geputzte Diener, ſtolz und geziert, wie Schlittenpferde mit Schellen behangen, gingen hier auf und ab, einige ſtreckten ſich auch gemächlich und übermüthig auf den geſchnitzten Holzbänken aus, als wären ſie die Herren des Hauſes. Er ſagte ihnen, was ihn in den Palaſt geführt habe, und wurde darauf die blanken marmornen, mit weichen Teppichen belegten Treppen hinaufgeführt. Zu beiden Seiten ſtanden Statuen, er ſchritt durch reich ausgeſchmückte Zimmer mit Bildern und glänzenden Moſaikfußböden. Alle dieſe Pracht und Glanz machte ihm den Athem ſchwer, aber bald fühlte er ſich wieder leicht; der alte fürſtliche Herr empfing ihn gar freundlich, faſt herzlich, und als er ſich von ihm verabſchiedete, wurde er gebeten, bei der Signora einzutreten, auch ſie wünſche ihn zu ſehen. Der Diener führte ihn durch prachtvolle Zimmer und Säle in ihre Zimmer, wo ſie ſelbſt die Pracht und Herrlichkeit war.

Sie ſprach zu ihm; kein Miſerere, kein Kirchengeſang hätte das Herz ſchmelzen, die Seele erheben können wie ihre Rede. Er ergriff ihre Hand, drückte ſie an ſeine Lippen; keine Roſe war ſo weich, aber es ging ein Feuer von dieſer Roſe aus, ein Feuer, ein erhebendes Gefühl durchſtrömte ihn; es floſſen Worte von ſeiner Zunge, er wußte ſelbſt nicht welche; weiß der Krater, daß er glühende Lava wirft? Er geſtand ihr ſeine Liebe. Sie ſtand überraſcht, beleidigt, ſtolz da, mit einem Hohn in ihren Mienen, ja mit einem Ausdruck, als habe ſie plötzlich einen naſſen, kalten Froſch berührt; ihre Wangen rötheten ſich, ihre Lippen wurden blaß; ihre Augen waren Feuer, und doch ſchwarz wie die Finſterniß der Nacht.

„Wahnſinniger!“ ſprach ſie, „Fort! Hinab!“ Und ſie kehrte ihm den Rücken. Das Antlitz der Schönheit hatte einen Ausdruck, ähnlich jenem verſteinerten Antlitz mit den Schlangenhaaren.

Einem ſinkenden, lebloſen Gegenſtande gleich wankte er die Treppen hinab, auf die Straße hinaus;

wie ein Schlaftrunkener erreichte er ſeine Wohnung und erwachte in Raſerei und Schmerz, ergriff ſeinen Hammer, hob ihn hoch in die Luft, und wollte das ſchöne Marmorbild zermalmen: allein in ſeinem Zuſtande hatte er nicht bemerkt, daß der Freund Angelo neben ihm ſtand; dieſer hielt mit einem kräftigen Griff ſeinen Arm zurück.

„Biſt Du raſend! Was beginnſt Du!“

Sie rangen mit einander; Angelo war der ſtärkere, und ermattet, mit tiefem Athemzug warf der junge Künſtler ſich auf einen Stuhl nieder.

„Was iſt geſchehen?“ frug Angelo. „So faſſe Dich doch! Sprich!“

„Doch was konnte er reden? Was konnte er ſagen? Und da Angelo den Redeknäuel nicht zu entwirren vermochte, ſtand er davon ab.

„Dickes Blut bekommſt Du bei dieſer ewigen Träumerei! Sei doch ein Menſch, wie wir Anderen es ſind, lebe nicht immerfort in Idealen, man ſchnappt über dabei!“ Ein Weinräuſchchen und Du ſchläfſt glücklich ein! Laß ein ſchönes Mädchen Deinen Arzt ſein! Das Mädchen der Campagna iſt ſchön wie die Prinzeſſin im Marmorſchloſſe; beide ſind Evatöchter und im Paradieſe nicht zu unterſcheiden! Folge Du Deinem Angelo! Dein Engel bin ich, ein Engel des Lebens! Die Zeit wird kommen, wo Du alt biſt und der Körper zuſammenſinken wird, und dann, an einem ſchönen ſonnigen Tage, wenn Alles lacht und jubelt, liegſt Du da, ein welker Halm, der nicht mehr wächſt! Ich glaube nicht, was die Prieſter ſagen von einem Leben jenſeit des Grabes, das iſt eine ſchöne Einbildung, ein Märchen für Kinder, ganz hübſch, wenn man es ſich eben einbilden kann; — ich lebe aber nicht in Einbildungen, ſondern in der Wirklichkeit! Komm mit mir! Sei Menſch!“

Und er zog ihn mit ſich, er konnte es in dieſem Augenblicke; Feuer ſprühte im Blute des jungen Künſtlers, in ſeiner Seele war eine Veränderung vorgegangen, er fühlte einen Drang, ſich loszureißen von dem Alten, dem Gewohnten, ſich aus ſeinem eigenen alten Ich herauszureißen, und heute folgte er Angelo.

In einer entlegenen Gegend von Rom lag eine von Künſtlern beſuchte Oſteria, in die Ruine einer alten Badekammer hineingebaut; die großen gelben Citronen hingen zwiſchen dem dunkeln glänzenden Laub und verdeckten einen Theil der alten rothgelben Mauern; die Oſteria war eine tiefe Wölbung, faſt einer Höhle gleich in die Ruine hinein; drinnen flammte eine Lampe vor dem Madonnabilde; ein großes Feuer loderte auf dem Heerde, hier wurde gekocht und gebraten; draußen, unter Citronen- und Lorbeerbäumen ſtanden einige gedeckte Tiſche.

Beide wurden von den Freunden mit Jubel empfangen. Wenig aß man, viel trank man, das erhöhte die Fröhlichkeit; es wurde geſungen, Guitarre geſpielt; der Saltarello erklang und der luſtige Tanz begann. Zwei junge Römerinnen, Modelle der jungen

Künſtler, nahmen Theil an dem Tanze und an der Fröhlichkeit; zwei allerliebſte Bacchantinnen! Freilich keine Pſychegeſtalten, keine feinen, ſchönen Roſen, ſondern friſche, kräftige glühende Nelken.

Wie war es an dieſem Tage heiß, ſelbſt nach Sonnenuntergange war es heiß; Feuer im Blute, Feuer in der Luft, Feuer in jedem Blicke. Die Luft leuchtete in Gold und Roſen, das Leben war Gold und Roſen.

„Endlich biſt Du 'mal dabei! Laß Dich nur tragen von den Fluthen um Dich und in Dir!"

„Noch nie war ich ſo geſund, ſo fröhlich!" ſagte der junge Künſtler. „Du haſt Recht, Ihr habt Alle Recht, ich war ein Narr, ein Träumer, der Menſch gehört in die Wirklichkeit und nicht in die Phantaſie!"

Mit Geſang und klingenden Guitarren zogen die jungen Leute an dem ſternenhellen Abend von der Oſteria durch die kleinen Gaſſen; die beiden glühenden Nelken, Töchter der Campagna, zogen mit ihnen.

In Angelo's Zimmer, zwiſchen umhergeſtreuten Farbenſkizzen, hingeworfenen Foglietten und glühenden, üppigen Bildern, klangen die Stimmen gedämpfter, aber nicht weniger lebhaft; auf dem Fußboden lag manches Blatt, gar ähnlich den Töchtern der Campagna in wechſelnder, kräftiger Schönheit, und doch waren dieſe ſelbſt weit ſchöner. Die ſechsarmige Lampe ließ alle ihre Dochte flammen und leuchten;

und vom Innern flammte und leuchtete die Menſchengeſtalt als Gottheit heraus.

„Apollo! Jupiter! In Euren Himmel, in Eure Herrlichkeit werd' ich hinaufgehoben! Mir iſt, als ſchlüge die Blüthe des Lebens in dieſem Augenblick aus in meinem Herzen!“

Ja, ſie ſchlug aus, — knickte, fiel, und ein häßlicher Dunſt wirbelte heraus, blendete das Geſicht, betäubte den Gedanken; — das Feuerwerk der Sinne erloſch, und es ward finſter.

Er befand ſich wieder in ſeinem eigenen Zimmer; hier ſetzte er ſich auf ſein Bett und ſammelte ſich. „Pfui!“ klang es aus ſeinem eigenen Mund, aus ſeinem Herzensgrund. „Elender! Fort! Hinab!“ — Und ein tiefer, ſchmerzlicher Seufzer entrang ſich ſeiner Bruſt.

„Fort! Hinab!“ dieſe ihre Worte, die Worte der lebendigen Pſyche klangen in ſeinem Innern, tönten von ſeinen Lippen. Er drückte ſeinen Kopf in die Kiſſen, der Gedanke wurde unklar, er ſchlief ein.

In der Morgendämmerung fuhr er auf, ſammelte ſich aufs Neue. Was war geſchehen? hatte er das Alles geträumt? Ihren Beſuch geträumt, den Beſuch in der Oſteria, den Abend mit den purpurnen Nelken der Campagna geträumt? — Nein, Alles war Wirklichkeit, die ihm früher unbekannt geweſen.

In der purpurnen Luſt ſtrahlte der klare Stern, der Strahl fiel auf ihn und die Marmorpſyche; er ſelbſt zitterte, indem er das Bild der Unvergänglichkeit betrachtete, unrein ſchien ihm ſein Blick. Er warf das Tuch über die Statue, noch einmal berührte er daſſelbe, um die Geſtalt zu entſchleiern, allein er vermochte es nicht, ſein Werk zu betrachten.

Still, finſter, in ſich ſelbſt verſunken blieb er ſitzen den langen Tag, er vernahm nichts von dem, was ſich draußen bewegte, Niemand wußte, was ſich drinnen, in dieſer Menſchenbruſt bewegte.

Tage, Wochen vergingen; die Nächte waren die längſten. Der blitzende Stern ſah ihn eines Morgens blaß, fieberzitternd, ſich vom Lager erheben, auf das Marmorbild hinſchreiten, die Hülle deſſelben zurückſchlagen, einen langen ſchmerzlichen Blick auf ſein Werk werfen, und dann, faſt unter der Laſt erliegend, die Statue in den Garten hinausſchleppen. Dort befand ſich ein alter ausgetrockneter Brunnen, jetzt eher ein Loch, in dieſes ſenkte er die Pſyche hinab, warf Erde über ſie, deckte Reißig und Neſſeln über die Stätte.

„Fort! Hinab!“ lautete die kurze Grabrede.

Der Stern gewahrte es aus der roſenrothen Luft, und ſein Strahl zitterte in zwei großen Thränen auf den todtenblaſſen Wangen des jungen Mannes, des Fiebernden, — des Todtkranken, ſagten ſie, als er auf dem Siechbette lag.

Der Kloſterbruder Ignatius beſuchte ihn als Freund und Arzt, brachte ihm Troſtesworte der Religion, ſprach von dem Frieden und Glück der

Kirche, von der Sünde der Menſchen, von der Gnade und dem Frieden in Gott.

Und die Worte fielen gleich wärmenden Sonnenſtrahlen auf gährenden Boden; der dampfte und entſandte Nebelwolken, Gedankenbilder, Bilder, die ihre Wirklichkeit hatten; und von dieſen ſchwimmenden Inſeln ſchaute er über das Menſchenleben hin. Fehlgriffe, Täuſchungen waren es, ſie ſeien es auch ihm geweſen. Die Kunſt ſei eine Hexe, die uns in Eitelkeit, in irdiſche Gelüſte hineintrüge. Falſch ſeien wir gegen uns ſelbſt, gegen unſere Freunde, falſch gegen Gott. Die Schlange ſpreche immer in uns: „Iß und Du ſollſt werden wie Gott!“

Nun erſt ſchien es ihm, als habe er ſich ſelbſt verſtanden, den Weg zur Wahrheit und zum Frieden gefunden. In der Kirche ſei das Licht und die Helle Gottes, in der Mönchszelle die Ruhe, durch welche der Menſchenbaum in die Ewigkeit hineinwachſen könne.

Bruder Ignatius ſtärkte ſeinen Sinn, und der Entſchluß ward feſt in ihm. Ein Weltkind wurde ein Diener der Kirche, der junge Künſtler entſagte der Welt, ging ins Kloſter.

Liebevoll kamen ihm die Brüder entgegen und ſonntagsfeſtlich war die Einweihung. Gott, ſchien es ihm, war in dem Sonnenſchein der Kirche, ſtrahlte in dieſem von den heiligen Bildern und von dem glänzenden Kreuze. Und als er nun am Abend bei Sonnenuntergang in ſeiner kleinen Zelle ſtand und das Fenſter öffnete, über das alte Rom hinausſah, über die zerſtörten Tempel, das große, aber todte Coloſſeum, ſah dieſes Alles im Frühlingskleide, wenn die Akazien blühten, das Immergrün friſch war, die Roſen überall hervorſproßten, Citronen und Orangen prangten, die Palmen fächelten, da fühlte er ſich ergriffen und erfüllt, wie noch nie. Die offene ſtille Campagna dehnte ſich aus nach den blauen ſchneebedeckten Bergen, dieſe ſchienen in die Luft gemalt zu ſein; Alles verſchmelzend, Frieden und Schönheit athmend, ſchwimmend, träumend, — ein Traum das Ganze!

Ja, ein Traum war die Welt hier, und der Traum waltet ſtundenlang und kann auf Stunden wiederkehren, aber das Kloſterleben iſt ein Leben von Jahren, langen und vielen.

Von innen kommt Vieles, was den Menſchen unrein macht, das fand er beſtätigt! Welche Flammen durchloderten ihn manchmal! Welche Quelle des Böſen, Das, was er nicht wollte, quoll immerfort! Er ſtrafte ſeinen Leib, aber von Innen kam das Böſe. Ein Theilchen des Geiſtes in ihm wand ſich geſchmeidig wie die Schlange um ſich ſelbſt und kroch mit ſeinem Gewiſſen unter den Mantel der Allliebe und tröſtete: die Heiligen beten für uns, die Mutter betet für uns, Jeſus ſelbſt hat ſein Blut für uns hingegeben. War es ein kindlich Gemüth oder der Jugend leichter Sinn, der ihn ſich in die Gnade hingegeben, durch dieſe ſich erhoben fühlen ließ, erhoben über Viele; denn er habe ja die Eitelkeit der Welt von ſich geſtoßen, er ſei ja ein Sohn der Kirche.

Eines Tages, nach Verlauf vieler Jahre, begegnete ihm Angelo, der ihn erkannte.

„Menſch!“ rief Angelo; — „ja, Du biſt es! Biſt Du jetzt glücklich? — Du haſt geſündigt gegen Gott und ſein Gnadengeſchenk von Dir geworfen, Deine Miſſion in dieſer Welt verſcherzt. Lies die Parabel von dem anvertrauten Pfunde! Der Meiſter, der ſie erzählte, ſprach die Wahrheit! Was haſt Du gewonnen, was gefunden? Legſt Du ſelbſt Dir nicht ein Traumleben, legſt Du Dir nicht eine Religion zurecht nach Deinem Kopfe, wie ſie es wohl Alle thun? Wenn nun Alles ein Traum, eine Phantaſie, nur ſchöne Gedanken wären!“

„Weiche von mir, Satan!“ ſprach der Mönch, und verließ Angelo.

„Es giebt einen Teufel, einen perſönlichen Teufel! heute ſah ich ihn!“ ſprach der Mönch vor ſich hin. „Ich reichte ihm einſt einen Finger, er nahm meine ganze Hand —! Nein!“ ſeufzte er, „in mir ſelbſt iſt das Böſe, und in jenem Menſchen iſt das Böſe, aber es beugt ihn nicht, er geht mit freier Stirn einher, genießt ſein Wohlſein; — und ich haſche nach meinem Wohlſein in dem Troſte der Religion —! Wenn ſie nur ein Troſt wäre? Wenn Alles hier, wie die Welt, die ich verließ, nur ſchöne Gedanken wären, Täuſchung, wie die Schönheit der rothen Abendwolken, wie das wallende Blau der fernen

Berge! In der Nähe ſind ſie anders! Ewigkeit, du biſt wie der große unendliche, meeresſtille Ocean, der winkt und ruft, uns mit Ahnungen erfüllt, und ſteigen wir hinaus auf ihn, dann ſinken wir, verſchwinden, — ſterben, — hören auf zu ſein! — Täuſchung! Fort! Hinab!"

Und ohne Thränen, in ſich ſelbſt verſunken, ſaß er auf ſeinem harten Lager, kniete nieder — vor wem? Vor dem ſteinernen Kreuz, das in der Mauer ſaß? Nein, die Gewohnheit ließ den Körper dieſe Lage einnehmen.

Je tiefer er in ſich ſelbſt blickte, deſto finſterer ſchien es ihm. „Nichts innen, nichts außen! Vergeudet dieſes Leben!" Und dieſer Gedankenſchneeball rollte, wuchs, zermalmte ihn — wiſchte ihn aus.

„Niemand darf ich mich anvertrauen, zu Niemand von dieſem nagenden Wurm hier innen ſprechen! Mein Geheimniß iſt mein Gefangner, laſſe ich ihn entſchlüpfen, bin ich der ſeine."

Und die Gotteskraft, die ihm innewohnte, litt und ſtritt.

„O Herr, mein Herr!" rief er in ſeiner Verzweiflung, „ſei barmherzig, ſchenke mir den Glauben! — Dein Gnadengeſchenk warf ich von mir, meine Miſſion in dieſer Welt ließ ich unerfüllt! Mir fehlte die Kraft, Du gabſt ſie mir nicht. Die Unſterblichkeit, die Pſyche in meiner Bruſt, — fort, hinab! — begraben ſoll ſie werden wie jene Pſyche, mein beſter Lebensſtrahl! — nimmer erſteht ſie aus dem Grabe!"

Der Stern in der roſenrothen Luft leuchtete, der Stern, der gewiß verlöſchen und vergehen, während die Seele leben und leuchten wird; ſein zitternder Strahl fiel auf die weiße Wand, aber keine Schrift ſetzte er dorthin von der Herrlichkeit in Gott, von der Gnade, von der Alliebe, welche in der Bruſt des Gläubigen klingt.

„Die Pſyche hier innen nimmer ſterben! — Leben im Bewußtſein? Kann das Unfaßliche geſchehen? — Ja! ja! unerfaßlich iſt mein Ich. Unerfaßlich Du, o Herr! Deine ganze Welt unerfaßlich; — ein Wunderwerk von Macht, Herrlichkeit — Liebe!“

Seine Augen leuchteten, ſeine Augen brachen. Der Klang der Kirchenglocken war der letzte Laut über ihm, dem Todten; und man ſenkte ihn in Erde, die von Jeruſalem geholt und mit dem Staube von frommen Todten gemiſcht war.

Nach Jahren hob man das Skelet heraus, wie es mit den vor ihm geſtorbenen Mönchen geſchehen war, man bekleidete es mit einer braunen Kutte, gab ihm eine Perlenſchnur in die Hand und ſtellte es in die Reihen anderer Menſchengebeine, wie ſie in den Grabgewölben des Kloſters vorgefunden wurden. Und draußen ſchien die Sonne, drinnen dufteten die Räucherfäſſer, wurden die Meſſen geleſen.

Jahre vergingen.

Die Gebeine fielen auseinander, durcheinander: Todtenköpfe wurden aufgeſtellt, ſie bildeten eine ganze äußere Mauer der Kirche: dort ſtand auch ſein Kopf in der ſengenden Sonne, gar viele Todte waren dort, Niemand kannte jetzt die Namen derſelben, auch ſeinen nicht. Und ſiehe, im Sonnenſchein bewegte ſich etwas Lebendiges in den beiden Augenhöhlen, was mochte das ſein? eine bunte Eidechſe ſprang umher darin in dem hohlen Schädel, huſchte aus und ein durch die leeren, großen Augenhöhlen. Die Eidechſe war jetzt das Leben in dem Kopfe, in welchem einſt die großen Gedanken, die hellen Träume, die Liebe zur Kunſt und zum Herrlichen ſich erhoben hatten, von wo heiße Thränen herabgerollt waren, und wo die Hoffnung auf Unſterblichkeit gelebt hatte. Die Eidechſe ſprang, verſchwand; der Schädel zerbröckelte, ward Staub im Staube.

Es war Jahrhunderte ſpäter. Der helle Stern leuchtete unverändert, klar und groß wie Jahrtauſende hindurch, die Luft leuchtete im Roth, friſch wie Roſen, purpurn wie Blut.

Dort wo einſt eine enge Gaſſe mit Ueberreſten eines Tempels, lag jetzt ein Nonnenkloſter; in dem Garten des Kloſters wurde ein Grab gegraben, eine junge Nonne war geſtorben und ſollte an dieſem Morgen in die Erde gebettet werden. Der Spaten ſtieß gegen einen Stein an, der Stein leuchtete blendend weiß, der weiße Marmor kam zum Vorſchein, er rundete ſich zu einer Schulter, die allmälig ganz hervortrat; der Spaten wurde nun vorſichtiger geführt; ein weiblicher Kopf kam zu Tage, — Schmetterlingsflügel. Aus dem Grabe, in welches die junge Nonne gelegt werden ſollte, hob man an dem roſenrothen, flammenden Morgen eine wunderherrliche Pſychegeſtalt, gemeiſelt in weißen Marmor, herauf. „Wie ſchön, wie vollendet iſt ſie, ein Kunſtwerk aus der beſten Zeit!“ ſagte man. Wer mochte der Meiſter ſein? Niemand wußte es, Niemand kannte ihn als der helle, durch Jahrtauſende leuchtende Stern; der kannte den Gang ſeines Erdenlebens, ſeine Prüfung, ſeine Schwäche, wußte, daß er eben nur ein Menſch geweſen!“ — allein dieſer war todt, verweht, wie der Staub es muß und ſoll, doch die Ausbeute ſeines beſten Strebens, das Herrlichſte, welches das Göttliche in ihm bekundete, die Pſyche, die niemals ſtirbt, die den Nachruhm überſtrahlt, der Glanz dieſer Pſyche hier auf Erden, ſelbſt dieſer blieb hier, wurde geſehen, erkannt, bewundert und geleitet.

Der klare Morgenſtern in der roſenfarbenen Luft ſandte ſeinen blitzenden Strahl hernieder auf die Pſyche und auf die in Glückſeligkeit lächelnden Lippen und Augen der Bewundrer, welche die Seele ſahen, gemeiſelt aus dem Marmorblock.

Was Irdiſch iſt, verweht, wird vergeſſen, und der Stern im Unendlichen weiß davon. Was Himmliſch iſt, ſtrahlt ſelbſt im Nachruhm, und wenn der Nachruhm erliſcht — lebt noch die Pſyche!

Die Schnecke und der Roſenſtock.

Rings um den Garten zog ſich eine Hecke von Haſelbüſchen außerhalb derſelben war Feld und Wieſe mit Kühen und Schaafen, aber mitten in dem Garten ſtand ein blühender Roſenſtock; unter dieſem ſaß eine Schnecke, die hatte Vieles in ſich, ſie hatte ſich ſelbſt.

„Warte nur bis meine Zeit kommt!“ ſagte ſie, „ich werde Mehr ausrichten, als Roſen anſetzen, Nüſſe tragen oder Milch geben, wie Kühe und Schaafe!“

„Ich erwarte ſehr viel von ihr!“ ſagte der Roſenſtock. „Darf ich fragen: wann wird es zum Vorſchein kommen?“

„Ich laſſe mir Zeit!“ ſagte die Schnecke. „Sie haben nun ſolche Eile! Das ſpannt die Erwartungen nicht!“

Im darauf folgenden Jahre lag die Schnecke ungefähr auf derſelben Stelle im Sonnenſchein unter dem Roſenſtock, der wieder Knospen trieb und Roſen entfaltete, immer friſche, immer neue. Und die Schnecke kroch halb aus ihrem Hauſe heraus, ſtreckte die Fühlhörner aus, und zog ſie wieder ein.

„Alles ſieht aus wie im vorigen Jahre! Gar keinen Fortſchritt; der Roſenſtock bleibt bei den Roſen, weiter kommt er nicht!“

Der Sommer, der Herbſt verſtrich, der Roſenſtock trug Roſen und Knospen bis der Schnee fiel, bis das Wetter rauh und naß wurde; der Roſenſtock beugte ſich zur Erde, die Schnecke kroch in die Erde.

Es begann ein neues Jahr; die Roſen kamen zum Vorſchein, die Schnecke kam zum Vorſchein.

„Sie ſind jetzt ein alter Roſenſtock!“ ſagte die Schnecke. „Sie müſſen machen, daß Sie bald eingehen. Sie haben der Welt Alles gegeben, was Sie in ſich gehabt haben, ob es von Belang war, das iſt eine Frage, über die nachzudenken ich keine Zeit gehabt habe; ſo viel iſt aber klar und deutlich, daß Sie nicht das Geringſte für Ihre innere Entwicklung gethan haben, ſonſt wäre wohl etwas Anderes aus Ihnen hervorgegangen. Können Sie das verantworten? Sie werden jetzt bald ganz und gar nur Stock ſein! Begreifen Sie, was ich ſage?“

„Sie erſchrecken mich!“ ſagte der Roſenſtock. „Darüber habe ich noch nicht nachgedacht.“

„Nein, Sie haben ſich wohl überhaupt nie mit Denken abgegeben! Haben Sie ſich jemals Rechenſchaft gegeben, weshalb Sie blühten, und wie der

Hergang beim Blühen iſt: wie und warum nicht anders!“

„Nein!“ ſagte der Roſenſtock. „Ich blühte in Freude, weil ich nicht anders konnte. Die Sonne ſchien und wärmte, die Luft erfriſchte, ich trank den klaren Thau und den kräftigen Regen; ich athmete, ich lebte! Aus der Erde ſtieg eine Kraft in mich hinauf, von Oben kam eine Kraft, ich vernahm ein immer neues, immer wachſendes Glück, und deshalb mußte ich immer blühen; das war mein Leben, ich konnte nicht anders!“

„Sie haben ein ſehr gemächliches Leben geführt!“ ſagte die Schnecke.

„Gewiß! Alles wurde mir gegeben!“ ſagte der Roſenſtock; „doch Ihnen wurde noch Mehr gegeben! Sie ſind eine dieſer denkenden, tiefſinnigen Naturen, Einer dieſer Hochbegabten, welche die Welt in Erſtaunen ſetzen werden!“

„Das fällt mir nicht im entfernſten ein!“ ſagte die Schnecke. „Die Welt geht mich nichts an! Was habe ich mit der Welt zu ſchaffen? Ich habe genug mit mir ſelbſt und genug in mir ſelbſt!“

„Aber müſſen wir Alle hier auf Erden nicht unſer beſtes Theil den Anderen geben, das darbringen, was wir eben vermögen? — Freilich, ich habe nur Roſen gegeben! — Doch Sie? Sie, die ſo reich begabt ſind, was ſchenkten Sie der Welt? Was werden Sie geben?“

„Was ich gab? Was ich gebe? — Ich ſpucke ſie an! ſie taugt nichts! ſie geht mich nichts an. Setzen Sie Roſen an, meinetwegen, Sie können es nicht weiter bringen! Mag die Haſelſtaude Nüſſe tragen, die Kühe und Schaafe Milch geben, die haben jedes ihr Publikum, ich habe das meine in mir ſelbſt! Ich gehe in mich ſelbſt hinein, und dort bleibe ich. Die Welt geht mich nichts an!"

Und damit begab die Schnecke ſich in ihr Haus hinein, und verkittete daſſelbe.

„Das iſt recht traurig!" ſagte der Roſenſtock. „Ich kann mit dem beſten Willen nicht hineinkriechen, ich muß immer heraus, immer Roſen ausſchlagen. Die entblättern nun gar, verwehen im Winde! Doch ich ſah wie eine Roſe in das Geſangbuch der Hausfrau gelegt wurde, eine meiner Roſen bekam ein Plätzchen an dem Buſen eines jungen ſchönen Mädchens, und eine ward geküßt von den Lippen eines Kindes in lebensfroher Freude. Das that mir ſo wohl, das war ein wahrer Segen. Das iſt meine Erinnerung, mein Leben!"

Und der Roſenſtock blühte in Unſchuld, und die Schnecke lag und faulenzte in ihrem Hauſe. Die Welt ging ſie nichts an.

Und Jahre verſtrichen.

Die Schnecke war Erde in der Erde, der Roſenſtock war Erde in der Erde; auch die Erinnerungsroſe in dem Geſangbuch war verwelkt, — — aber im Garten blühten neue Roſenſtöcke, im Garten wuchſen neue Schnecken: ſie krochen in ihre Häuſer hinein, ſpuckten aus, — die Welt ging ſie nichts an.

Ob wir die Geſchichte wieder von vorne zu leſen anfangen? — Sie wird doch nicht anders.

Der Schmetterling.

Der Schmetterling wollte eine Braut haben; und ſich natürlicherweiſe unter den Blumen eine recht niedliche ausſuchen. Zu dem Ende warf er einen muſternden Blick über den ganzen Blumenflor und fand, daß jede Blume recht ſtill und ehrſam auf ihrem Stengel ſaß, gerade wie es einer Jungfrau zu ſitzen geziemt, wenn ſie nicht verlobt iſt; allein es waren gar viele da, und die Wahl drohte mühſam zu werden. Dieſe Mühe gefiel dem Schmetterling nicht und deshalb flog er auf Beſuch zu dem Gänſeblümchen. Dieſes Blümlein nennen die Franzoſen „Margarethe;“ ſie wiſſen auch, daß Margarethe wahrſagen kann, und das thut ſie, wenn die Liebesleute, wie es oft geſchieht, ein Blättchen nach dem andern von ihr abpflücken, während ſie an jedes eine Frage über den Geliebten ſtellen: „Vom Herzen? — Mit Schmerzen? — Liebt mich ſehr? — Ein klein wenig? — Ganz und gar nicht?“ und dergleichen mehr. Jeder fragt in ſeiner Sprache. Der Schmetterling kam auch zu Margarethe, um zu fragen; er zupfte ihr aber nicht die Blätter aus, ſondern er drückte jedem Blatte einen Kuß auf, denn er meinte, man käme mit Güte beſſer fort.

„Beſte Margarethe Gänſeblümlein!“ ſprach er zu ihr, „Sie ſind die klügſte Frau unter den Blumen, Sie können wahrſagen, — bitte, bitte, mir zu ſagen, bekomme ich Die oder Die? welche wird meine Braut ſein? — Wenn ich Das weiß, werde ich geraden Weges zu ihr hinfliegen und um ſie anhalten.“

Allein Margarethe antwortete ihm nicht, ſie ärgerte ſich, daß er ſie „Frau“ genannt habe, da ſie doch noch eine Jungfrau ſei — und das iſt ein Unterſchied! Er frug zum zweiten, zum dritten Male, und als ſie ſtumm blieb, ihm kein einziges Wort entgegnete, ſo mochte er denn zuletzt auch nicht länger fragen, ſondern flog davon und zwar direct auf die Brautwerbung.

Es war in den erſten Tagen des Frühjahrs, ringsum blühten Schneeglöckchen und Crocus. „Die ſind ſehr niedlich“, dachte der Schmetterling, „allerliebſte kleine Confirmanden, aber ein wenig zu ſehr „Backfiſch!“ — Er, wie alle junge Burſchen, ſpähte nach älteren Mädchen aus.

Darauf flog er auf die Anemonen zu; dieſe waren ihm ein wenig zu bitter; die Veilchen ein wenig zu ſchwärmeriſch; die Lindenblüthen zu klein und hatten eine zu große Verwandtſchaft; die Apfelblüthen — ja, die ſahen zwar aus wie Roſen, aber ſie blühten heute, um morgen ſchon abzufallen; je nachdem der Wind bläſ't: die Ehe würde doch von zu kurzer Dauer ſein, meinte er. Die Erbſenblüthe war die, welche ihm am beſten gefiel, roth und weiß war ſie, auch zart und fein und gehörte zu den häuslichen Mädchen, die gut ausſehen, und doch für die Küche taugen; er ſtand eben im Begriff, ſeinen Liebesantrag zu ſtellen — da erblickte er dicht neben ihr eine Schote, an deren Spitze eine welke Blüthe hing. „Wer iſt die da?“ frug er. „Es iſt meine Schweſter“, antwortete die Erbſenblüthe.

„Ah, ſo! Sie werden ſpäter auch ſo ausſehen?“ fragte er, und flog davon, denn er hatte ſich darob entſetzt.

Das Geißblatt hing blühend über den Zaun hinaus, da war die Hülle und Fülle derartiger Fräulein, lange Geſichter, gelber Teint, nein, die Art gefiel ihm nicht.

Aber welche liebte er denn?

Der Frühling verſtrich, der Sommer ging zu Ende; es war Herbſt; er aber war noch immer unſchlüſſig.

Und die Blumen erſchienen nun in den prachtvollſten Gewändern, — doch vergeblich! — es fehlte ihnen der friſche, duftende Jugendſinn. Duft aber begehrt das Herz, wenn es ſelbſt nicht mehr jung iſt, und hiervon gerade iſt bitter wenig bei den Georginen und Klatſchroſen zu finden. So wandte ſich denn der Schmetterling der Krauſemünze zu ebener Erde zu.

Dieſe hat nun gar keine Blüthe, ſondern ſie iſt ganz und gar Blüthe, duftet von unten bis oben, hat Blumenduft in jedem Blatt. „Die werde ich nehmen!“ ſagte der Schmetterling.

Und nun hielt er um ſie an.

Aber die Krauſemünze ſtand ſteif und ſtill da und hörte ihn an; endlich ſagte ſie: „Freundſchaft, ja! Aber weiter nichts! Ich bin alt und Sie ſind alt; wir können zwar ſehr gut für einander leben, aber uns heirathen, — nein! Machen wir uns nicht zu Narren in unſerm Alter!“

Und ſo kam es denn, daß der Schmetterling gar keine Frau bekam. Er hatte zu lange gewählt, und das ſoll man nicht! Der Schmetterling blieb ein Hageſtolz, wie man es nennt.

Es war im Spätherbſt, Regen und trübes Wetter. Der Wind blies kalt über den Rücken der alten Weidenbäume dahin, ſo, daß es in ihnen knackte. Es war kein Wetter, um im Sommeranzuge umherzufliegen; aber der Schmetterling flog auch nicht draußen umher; er war zufälligerweiſe unter Dach und Fach gerathen, wo Feuer im Ofen und es ſo recht ſommerwarm war; er konnte ſchon leben; doch „leben iſt nicht genug!“ ſprach er. „Sonnenſchein, Freiheit und ein kleines Blümchen muß man haben!“

Und er flog gegen die Fenſterſcheibe, wurde geſehen, bewundert und auf eine Nadel geſteckt und in dem Raritätenkaſten aufbewahrt; mehr konnte man nicht für ihn thun.

„Jetzt ſetze ich mich auf einen Stengel wie die

Blumen!“ ſagte der Schmetterling, „ſo recht ſehr angenehm iſt das freilich nicht! So ungefähr wird es wohl ſein, wenn man verheirathet iſt, man ſitzt feſt!“ — und damit tröſtete er ſich denn einigermaßen.

„Das iſt ein ſchlechter Troſt!“ ſagten die Topfgewächſe im Zimmer.

„Aber“, meinte der Schmetterling, „dieſen Topfgewächſen iſt nicht zu trauen, ſie gehen zu viel mit Menſchen um!“

Der ſilberne Schilling.

Es war einmal ein Schilling, blank ging er aus der Münze hervor, ſprang und klang, „Hurrah! Jetzt geht's in die weite Welt hinaus!“ — Und er kam freilich in die weite Welt hinaus.

Das Kind hielt ihn feſt mit warmen Händen, der Geizige mit kalten, krampfhaften Händen; der Aeltere wendete und drehte ihn Gott weiß wie viel Male während die Jugend ihn gleich weiter rollen ließ. Der Schilling war von Silber, hatte ſehr wenig Kupfer an ſich, und befand ſich bereits ein ganzes Jahr in der Welt, das heißt in dem Lande, in welchem er ausgemünzt worden war. Eines Tages aber ging er auf Reiſen ins Ausland; er war die letzte Landesmünze in dem Geldbeutel, den ſein reiſender Herr bei ſich führte, der Herr wußte ſelbſt nicht, daß er den Schilling noch hatte, bis er ihm unter die Finger gerieth. „Hier hab' ich ja noch einen Schilling aus der Heimath!“ ſagte er, „der kann die Reiſe mitmachen!“ und der Schilling klang und ſprang vor Freude als er ihn wieder in den Beutel ſteckte. Hier lag er nun bei fremden, kommenden und gehenden Kameraden, einer machte dem andern Platz, aber der Schilling aus der Heimath blieb immer im Beutel zurück; das war eine Auszeichnung.

Mehre Wochen waren ſchon verſtrichen, und der Schilling war weit in die Welt hinaus gelangt, ohne daß er doch gerade wußte wo er ſich befände; zwar erfuhr er von den anderen Münzen, daß ſie franzöſiſche und italieniſche ſeien, Eine ſagte, ſie ſeien jetzt in der Stadt, eine Andere, ſie ſeien in der, allein der Schilling konnte ſich doch keine Vorſtellung von alledem machen, man ſieht Nichts von der Welt, wenn man immer im Sacke ſteckt, und das war ja ſein Loos. Doch eines Tages, wie er ſo da lag, bemerkte er, daß der Geldbeutel nicht zugemacht war, und alſo ſchlich er ſich bis an die Oeffnung hervor, um ein wenig heraus zu ſchauen: das hätte er nun freilich nicht thun ſollen; er war aber neugierig, und das rächt ſich; — er glitt hinaus in die Hoſentaſche, und als Abends der Geldbeutel herausgenommen wurde, lag der Schilling noch da wo er hingerutſcht war und kam mit den Kleidern auf den Vorſaal hinaus; dort fiel er ſogleich auf den Fußboden; Niemand hörte das, Niemand ſah das.

Am andern Morgen wurden die Kleider wieder in das Zimmer getragen, der Herr zog ſie an, reiſte weiter, und der Schilling blieb zurück, er wurde gefunden, ſollte wieder Dienſte thun, und ging mit drei anderen Münzen aus. „Es iſt doch angenehm, ſich in der Welt umzuſchauen,“ dachte der Schilling, „andere Menſchen, andere Sitten kennen zu lernen.“

„Was iſt das für ein Schilling!" hieß es in demſelben Augenblicke. „Das iſt keine Landesmünze! Der iſt falſch! Der taugt nichts!"

Ja, nun beginnt die Geſchichte des Schillings, wie er ſie ſpäter ſelbſt erzählte.

„Falſch! Taugt nichts! — Es fuhr mir dieſes durch und durch," erzählte der Schilling. „Ich wußte, ich ſei von gutem Silber, gutem Klang, und habe ein echtes Gepräge. Die Leute mußten ſich jedenfalls irren mich konnten ſie nicht meinen, aber ſie meinten mich doch! ich war derjenige, den ſie falſch nannten, ich taugte nichts! — „„Den muß ich im Dunkeln ausgeben!"" ſagte der Mann, der mich erhalten hatte, und ich wurde im Dunkeln ausgegeben und am hellen Tage wieder ausgeſchimpft, — „falſch, taugt nichts! wir müſſen machen, daß wir ihn los werden!"

Und der Schilling zitterte zwiſchen den Fingern der Leute jedesmal wenn er heimlich fortgeſchafft werden und für Landesmünze gelten ſollte. — „Ich elender Schilling! was hilft mir mein Silber, mein Werth, mein Gepräge, wenn das Alles keine Geltung hat. In den Augen der Welt iſt man eben das, was die Welt von Einem hält! Es muß entſetzlich ſein, ein böſes Gewiſſen haben, ſich auf böſen Wegen umherſchleichen, wenn mir, der ich doch ganz unſchuldig bin, ſchon ſo zu Muthe ſein kann, weil ich blos das Ausſehen habe!" Jedes Mal, wenn man mich hervor ſuchte, ſchauderte ich vor den Augen, die mich anſehen würden, wußte ich doch, daß ich zurückgeſtoßen, auf den Tiſch hingeworfen werden würde, als ſei ich Lug und Trug. Einmal kam ich zu einer alten, armen Frau, ſie erhielt mich als Tagelohn für harte Arbeit, allein ſie konnte mich nun gar nicht wieder los werden. Niemand wollte mich annehmen, ich war der Frau ein wahres Unglück. „Ich bin wahrhaftig gezwungen, Jemand mit dem Schilling anzuführen,“ ſagte ſie, „ich kann mit dem beſten Willen einen falſchen Schilling nicht aufheben: der reiche Bäcker ſoll ihn haben, er kann es am beſten verſchmerzen, — aber Unrecht iſt es bei alledem doch, daß ich's thue!“

„Auch das Gewiſſen der Frau muß ich nun obendrein belaſten!“ ſeufzte es in dem Schilling. „Bin ich denn auf meine älteren Tage wirklich ſo verändert?“

Und die Frau begab ſich zu dem reichen Bäcker, aber der kannte gar zu gut die gangbaren Schillinge, als daß er mich hätte behalten ſollen, er warf mich der Frau gerade ins Geſicht, Brod bekam ſie für mich nicht, und ich fühlte mich ſo recht von Herzen betrübt, daß ich ſolchergeſtalt zu Anderer Ungemach ausgemünzt ſei, ich, der ich in meinen jungen Tagen freudig und ſicher mir meines Werthes und echten Gepräges bewußt geweſen war! So recht traurig wurde ich, wie es ein armer Schilling werden kann, wenn Niemand ihn haben will. Die Frau nahm mich aber wieder mit nach Hauſe, ſie betrachtete mich mit einem herzlichen, freundlichen Blick, und ſagte: „Nein, ich will Niemand mit dir anführen! Ich will ein Loch durch dich ſchlagen, damit Jedermann ſehen kann, daß du ein falſches Ding biſt — und doch — das fällt mir jetzt ſo ein, — du biſt vielleicht gar ein Glücksſchilling, — kommt mir doch der Gedanke ſo ganz von ſelbſt, daß ich daran glauben muß! Ich werde ein Loch durch den Schilling ſchlagen und eine Schnur durch das Loch ziehen, und dem Kleinen der Nachbarsfrau den Schilling um den Hals als Glücksſchilling hängen" Und ſie ſchlug ein Loch durch mich: angenehm iſt es freilich nicht, wenn ein Loch durch Einen geſchlagen wird, allein wenn es in guter Abſicht geſchieht, läßt ſich vieles ertragen! Eine Schnur wurde auch durchgezogen, ich wurde eine Art Medaillon zum Tragen, man hing mich um den Hals des kleinen Kindes, und das Kind lächelte mich an, küßte mich, und ich ruhte eine ganze Nacht an der warmen, unſchuldigen Bruſt des Kindes.

Als es Morgen ward, nahm die Mutter mich zwiſchen ihre Finger, ſah mich an und hatte ſo ihre eigenen Gedanken dabei, das fühlte ich bald heraus. Sie ſuchte eine Scheere hervor und ſchnitt die Schnur durch.

„Glücksſchilling!" ſagte ſie. „Ja, das werden wir jetzt erfahren!" Und ſie legte mich in Eſſig, daß ich ganz grün wurde; darauf kittete ſie das Loch zu, rieb mich ein wenig und ging nun in der Dämmerſtunde zum Lotteriecollecteur, ſich ein Loos zu kaufen, das Glück bringen ſollte.

Wie war mir übel zu Muthe! Es zwickte in mir, als müßte ich zerknicken, ich wußte, daß ich falſch genannt und hingeworfen werden würde, und zwar gerade vor die Menge von Schillingen und Münzen, die mit Inſchrift und Geſicht da lagen, auf welche ſie ſtolz ſein konnten; aber ich entging der Schande, beim Collecteur waren viele Menſchen, er hatte gar viel zu thun, und ich fuhr klingend in den Kaſten unter die anderen Münzen; ob ſpäter das Loos gewann, weiß ich nicht, das aber weiß ich, daß ich ſchon am andern Morgen als ein falſcher Schilling erkannt, bei Seite gelegt und ausgeſandt wurde, um zu betrügen und immer zu betrügen. Es iſt nicht auszuhalten, wenn man einen reellen Charakter hat, und den kann ich mir ſelber nicht abſprechen.

Jahr und Tag ging ich in ſolcher Weiſe von Hand zu Hand, von Haus zu Haus, immer ausgeſchimpft, immer ungern geſehen; Niemand traute mir, und ich traute mir ſelbſt, traute der Welt nicht, das war eine ſchwere Zeit! Da langte eines Tags ein Reiſender, ein Fremder an, bei dem wurde ich natürlicherweiſe angebracht, und er war treuherzig genug, mich für gangbare Münze anzunehmen; aber nun wollte er mich wieder ausgeben, und ich vernahm wieder die Ausrufe: „taugt nichts! falſch!“

„Ich habe ihn für gut erhalten,“ ſagte der Mann, und betrachtete mich dabei recht genau; plötzlich lächelte ſein ganzes Geſicht, das geſchah ſonſt mit keinem Geſicht, wenn man mich beſah. „Nein, was iſt doch das!“ ſagte er. „Das iſt ja eine unſerer eigenen Landesmünzen, ein guter ehrlicher Schilling aus der

Heimath, durch den man ein Loch geſchlagen, den man falſch nennt. Das iſt in der That curios! Dich werde ich doch aufheben und mit nach Hauſe nehmen!“

Die Freude durchrieſelte mich, man hieß mich einen guten, ehrlichen Schilling, und nach der Heimath ſollte ich zurückkehren, wo Alle und Jede mich kennen und wiſſen würden, daß ich aus gutem Silber ſei und echtes Gepräge habe. Ich hätte vor Freude, Funken ſchlagen können, aber es liegt nun einmal nicht in meiner Natur zu ſprühen, das kann wohl der Stahl, nicht das Silber.

Ich wurde in feines, weißes Papier eingewickelt, damit ich nicht mit den andern Münzen verwechſelt werden und abhanden kommen möchte, und bei feſtlichen Gelegenheiten, wenn Landsleute ſich begegneten, wurde ich vorgezeigt und ſehr gut von mir geſprochen; ſie ſagten, ich ſei intereſſant: es iſt freilich merkwürdig, daß man intereſſant ſein kann, ohne ein einziges Wort zu ſagen.

Und endlich langte ich in der Heimath an! All' meine Noth hatte ein Ende, die Freude kehrte wieder bei mir ein, war ich doch von gutem Silber, hatte das echte Gepräge! Und gar keine Widerwärtigkeiten hatte ich mehr auszuſtehen, obgleich man das Loch durch mich geſchlagen, als falſch, doch das thut nichts, wenn man es nur nicht iſt! Man muß ausharren, Alles gelangt mit der Zeit zu ſeinem Rechte! Das iſt mein Glaube, ſagte der Schilling.

H. C. Anderſen's

Geſammelte Werke.

Vom

Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe.

Fünfundvierzigſter Band.

Neue Märchen und Geſchichten.

Zweite Folge.

Leipzig,
Verlag von C. Wiedemann.
1866.

Neue

Märchen und Geſchichten.

Zweite Folge.

Von

H. C. Anderſen.

Leipzig.
Verlag von L. Wiedemann.
1866.

Bayer. Staats-
Bibliothek
München

Inhalt.

Seite
Das Irrlicht iſt in der Stadt, ſagt die Meerfrau . . 7
Die Windmühle 30
In der Kinderſtube 35
Der Goldſchatz 42
Der Sturm bewegt das Schild 56
Der Vogel des Volksliedes 63
Der böſe Fürſt *) 68
Der Biſchof von Börglum *) 73

) Die beiden letzten Märchen ſind zwar ſchon früher erſchienen, jedoch in **dieſer Ausgabe noch nicht gedruckt und deshalb hier nachträglich beigefügt worden.

Das Irrlicht iſt in der Stadt, ſagte die Moorfrau.

Es gab einen Mann, der einmal viele neue Märchen wußte, aber nun waren ſie ihm entſchlüpft, — ſo ſagte er; das Märchen, das ganz von ſelbſt ſeine Viſite machte, kam nicht mehr und klopfte nicht mehr an ſeine Thür; und warum kam es nicht? Ja, es iſt wahr genug, daß der Mann in Jahr und Tag nicht daran gedacht, nicht erwartet, daß es kommen und anklopfen ſollte, und es wäre auch ohnehin ſicher nicht da geweſen, denn draußen war Krieg und drinnen war Kummer und Noth, ſo der Krieg mit ſich führt.

Der Storch und die Schwalbe kehrten von ihrer langen Reiſe zurück, ſie dachten an keine Gefahr und als ſie ankamen, war das Neſt verbrannt, die Häuſer der Menſchen waren verbrannt, das Heck in Unordnung, ja gänzlich ein fort; die Roſſe der Feinde ſtampften auf den alten Gräbern. Das waren harte, dunkle Zeiten; aber auch dieſe nahmen ein Ende.

Und nun waren ſie zu Ende, — ſagte man — aber noch klopfte kein Märchen an, oder ließ etwas von ſich hören.

„Es wird wohl todt ſein, oder weit fort mit vielen Andern!“ — ſagte der Mann. Aber das Märchen ſtirbt niemals!

Und es ging über ein ganzes Jahr vorüber und er ſehnte ſich ſo ſehr nach ihm.

„Ob doch das Märchen nicht wieder kommen und anklopfen ſollte!“ Und er erinnerte ſich ſeiner ſo lebendig, in allen den vielen Geſtalten, in denen es zu ihm gekommen war, bald jung und anmuthig, wie der Frühling ſelbſt, bald als reizendes junges Mädchen, mit einem Waldmeiſter-Kranz in den Haaren und Buchengrün in der Hand; ihre Augen ſchimmerten wie tiefe Waldſeen im klaren Sonnenſchein.

Bald war es auch als Tabulettkrämer gekommen, hatte den Kramkaſten geöffnet und Silberband herausflattern laſſen, mit Vers und Inſchrift von alten Erinnerungen.

Am Allerreizendſten war es aber doch, wenn es als altes Mütterchen mit ſilberweißen Haaren kam, und mit ſo großen und ſo klugen Augen; die wußte ſo recht von den allerälteſten Zeiten zu erzählen, noch lange vorher, ehe die Prinzeſſinnen auf der Goldſpindel geſponnen, und Drachen und Lindwürmer außen vorgelegen und ſie gehüthet. Da erzählte ſie ſo lebendig, daß einem Jeden, der es anhörte, ſchwarze Flecken vor die Augen kamen und der Fußboden ſchwarz von Menſchenblut wurde; gräulich zu ſehen und zu hören, und doch ſo unterhaltend, weil es ſo lange her war, ſeit es geſchehen.

„Ob es nicht mehr anklopfen ſollte!“ ſagte der Mann, und ſtarrte nach der Thür, ſo daß auch ſchwarze Flecke vor ſeine Augen, ſchwarze Flecke auf dem Fußboden kamen; er wußte nicht, ob es Blut war oder Trauerflor von den ſchweren, dunklen Tagen.

Und als er ſo ſaß, kam ihm der Gedanke, ob ſich das Märchen nicht verſteckt habe, gleichſam wie die Prinzeſſin in dem richtigen alten Märchen, — und er wollte es nun aufſuchen; ward es aufgefunden, da ſtrahlte es wohl in neuer Herrlichkeit, reizender als jemals zuvor.

„Wer weiß! es hat ſich vielleicht in dem hingeworfenen Strohhalm verſteckt, der auf dem Brunnenrande ſchaukelt. Vorſichtig! Vorſichtig! Vielleicht hält es ſich in einer gewiſſen Blume verborgen, die in einem der großen Bücher, auf dem Bücherbrete liegt.“

Und der Mann ging hin und öffnete eines von den allerneueſten Büchern, um Klarheit darüber zu bekommen; aber da lag keine Blume, da ſtand von Holger Danske zu leſen; und der Mann las, daß die Geſchichte erfunden war und zuſammengeſetzt von einem Mönch in Frankreich, daß es ein Roman war und „überſetzt und gedruckt in däniſcher

Sprache"; daß Holger Danske gar nicht gelebt und alſo auch gar nicht wiederkommen konnte, wie wir doch geſungen und es ſo gern geglaubt haben würden. Das war mit Holger Danske wie mit Wilhelm Tell, Alles nur Redensarten, nicht etwas, worauf man ſich verlaſſen konnte, und doch ſteht es mit großer Gelehrſamkeit zuſammen in einem Buche geſchrieben.

„Ja, ich glaube nun, was ich glaube!" ſagte der Mann, „es grünt kein Wegebreit da, wo kein Fuß getreten hat!"

Und er ſchloß das Buch, ſetzte es wieder an ſeinen Ort und ging zu den friſchen Blumen am Fenſter; da hatte ſich das Märchen vielleicht in der rothen Tulpe mit den goldgelben Kanten verſteckt, oder in der friſchen Roſe, oder in der leuchtenden Kamelie. Zwiſchen den Blättern lag der Sonnenſchein, aber — kein Märchen.

Die Blumen, welche hier in der Zeit der Heimſuchung geſtanden, waren alle viel ſchöner geweſen, aber ſie wurden abgeſchnitten, jede einzelne, in Kränze gebunden, in den Sarg gelegt und die Flagge darüber gebreitet. Vielleicht iſt das Märchen mit den Blumen begraben! Aber die Blumen müßten darum gewußt haben, und der Sarg hätte es vernommen, jeder kleine Grashalm, der herausgeſchoſſen, würde das erzählt haben. Das Märchen ſtirbt niemals!

Vielleicht iſt es auch einmal hier geweſen und hat angeklopft, aber wer hatte damals Ohren und Gedanken dafür! Man ſah düſter, ſchwermüthig, faſt zornig nach dem Sonnenſchein des Frühlings, nach ſeinem Vögelgezwitſcher und alle dem erfreulichen Grün; ja die Zunge konnte die alten volksfriſchen Geſänge nicht ertragen, ſie wurden in den Kaſten gelegt, wie ſo Vieles, was unſer Herz lieb gehabt. Das Märchen kann wohl angeklopft haben, aber es iſt nicht gehört worden, man hat nicht „Willkommen“ geſagt und ſo iſt es dann fortgeblieben.

Ich will gehen und es aufſuchen. Da draußen auf dem Lande! Außen im Walde, an dem offenen Strande!

* * *

Draußen auf dem Lande liegt ein alter Herrenhof mit rothen Mauern, zackigem Giebel und wehender Flagge auf dem Thurm. Die Nachtigall ſingt unter den feingefranzten Buchenblättern, während ſie die blühenden Apfelbäume des Gartens anſchaut und glaubt, daß ſie Roſen tragen. Hier haben es die Bienen in der Sommerſonne ſehr emſig und umſchwärmen mit ſummendem Geſange ihre Königin. Der Herbſt weiß von der wilden Jagd zu erzählen, von den Menſchengeſchlechtern und dem Laub des Waldes, das dahin fährt. Die wilden Schwäne ſingen um die Weihnachtszeit von dem offenen Waſſer her, während man ſich drinnen in dem alten Hofe am Kaminfeuer geſtimmt fühlt, Sänge und Sagen anzuhören.

Unten in dem alten Theil des Gartens, wo die große Allee von wilden Kaſtanien zur Einkehr lockt, ging der Mann, der das Märchen ſuchte; hier hatte der Wind ihm einmal etwas vorgeſummt, von Waldemar Daa und ſeinen Töchtern. Die Dryade im Baum, welche die Märchen-Mutter ſelbſt war, hatte ihm hier den Traum des alten Eichbaumes erzählt. Hier ſtanden zur Zeit der Ahnen-Mutter beſchnittene Hecken, nun wachſen nur Farrnkraut und Brenneſſel; dieſe überziehen hingeſchleuderte Reſte von alten Steinfiguren; es wächſt ihnen Moos in den Augen, aber ſie können eben ſo gut ſehen, wie vorher, und das konnte der Mann nicht, der das Märchen ſuchte, er ſah das Märchen nicht. Wo war es?

Die Krähen flogen hundertweiſe über ihn fort und über die alten Bäume und ſchrieen: „Krah! da! Krah! da!“

Und er ging hinaus aus dem Garten und über den Grasplatz des Hofes, in den Erlenhain; da ſtand ein kleines ſechseckiges Haus mit Hühnerhof und Entenhof. Mitten in der Stube ſaß die alte Frau, die das Ganze leitete und genau Beſcheid wußte von jedem Ei, das gelegt wurde, von jedem Küchlein, das aus dem Ei herauskam; aber ſie war das Märchen nicht, das der Mann ſuchte; das konnte ſie mit einem chriſtlichen Tauf- und Impfungsatteſt, das in ihrer Kommode lag, beweiſen.

Außerhalb, nicht weit vom Hauſe, iſt ein Hügel mit Rothdorn und Goldregen; hier liegt ein alter Grabſtein, der vor vielen Jahren von dem Kirchhofe der Provinzſtadt hierher gekommen, eine Erinnerung an einen der geehrteſten Rathsherrn der Stadt; ſeine Hausfrau und ſeine fünf Töchter, alle mit gefalteten Händen und Halskrauſen ſtehen, in Stein gehauen, um ihn herum. Man könnte ſie ſo lange betrachten, daß es gleichſam auf die Gedanken wirkte und dieſe wiederum auf die Steine, ſo, — als erzählten ſie von alten Zeiten; wenigſtens war es dem Manne ſo ergangen, der das Märchen ſuchte.

Indem er nun näher kam, ſah er einen lebendigen Schmetterling auf der Stirne des ausgehauenen Rathsherrn ſitzen; er ſchlug mit den Flügeln, flog ein klein Stückchen weiter und ſetzte ſich ermüdet wieder auf den Grabſtein, um gleichſam zu zeigen, was da wuchs. Da wuchs vierblätteriger Klee, da ſtanden ganze ſieben Stück neben einander. Kommt das Glück, kommt es vollauf! Er pflückte den Klee und ſteckte ihn in die Taſche. Das Glück iſt eben ſo gut, wie rothes Geld, aber ein neues, reizendes Märchen wäre doch noch beſſer, dachte der Mann, aber er fand es hier nicht.

Die Sonne ging unter, roth und groß; die Wieſe dampfte, die Moorfrau braute.

* * *

Es war Abend; er ſtand allein in ſeiner Stube und ſah in das Meer hinaus, über die Wieſe, über Moor und Strand; der Mond ſchien klar, es lag ein Nebel über der Wieſe, als wäre ſie ein großer See, und das ſoll auch hier einmal ſo geweſen ſein, ſo geht die Sage, und im Mondenſchein zeigt ſich der Blick für Sagen.

Da dachte der Mann an das, was er in der Stadt geleſen, daß Wilhelm Tell und Holger Danske nicht gelebt haben, aber doch im Volksglauben leben, gleich wie der See da draußen, lebendiger Anblick für Sagen. Ja, Holger Danske kommt wieder!

Indem er ſo ſtand und dachte, ſchlug etwas ganz ſtark an's Fenſter. War das ein Vogel? eine Fledermaus, oder eine Eule? Ja, die läßt man nicht herein, wenn ſie auch klopfen. Das Fenſter ſprang von ſelber auf, eine alte Frau ſah zu dem Manne herein.

„Was iſt gefällig?" ſagte er. „Wer iſt ſie? Gleich in die erſte Etage ſieht ſie? Steht ſie auf der Leiter?"

„Ihr habt ein vierblätteriges Kleeblatt in der Taſche," ſagte ſie, „ja ihr habt ſieben ſolche, wovon das eine ein ſechsblätteriges iſt!"

„Wer iſt ſie?" fragte der Mann.

„Die Moorfrau!" ſagte ſie. „Die Moorfrau, welche braut; ich war dabei; der Zapfen ſaß in der Tonne, aber einer von den kleinen Moorjungen riß in ſeinem Muthwillen den Zapfen heraus und kugelte ihn in den Hof hinauf, wo er gegen das Fenſter ſchlug; nun läuft das Bier aus der Tonne und damit iſt Keinem gedient."

„Sagt mir doch mehr!" ſagte der Mann.

„Ja, wartet ein wenig!" ſagte die Moorfrau, „jetzt habe ich noch etwas Anderes zu thun!" und dann war ſie fort.

Der Mann wollte das Fenſter ſchließen, als die Frau ſchon wieder da ſtand.

„Nun iſt es gethan!" ſagte ſie, „aber ich kann das halbe Bier morgen umbrauen, wenn das Wetter darnach bleibt. Na, was habt ihr mich zu fragen? Ich kam wieder, denn ich halte immer mein Wort und ihr habt ſieben vierblätterige Kleeblätter in der Taſche, wovon das eine ein ſechsblätteriges iſt; das giebt Reſpekt, das iſt ein Ordenszeichen, das am Sandwege wächſt, aber nicht Jedermann findet. Was habt ihr ſonſt noch zu fragen? Steht nur nicht da, wie ein lächerlicher Tip, ich muß gleich fort zu meinem Zapfen und meiner Tonne!"

Und der Mann fragte nach dem Märchen, fragte, ob die Moorfrau es auf ihrem Wege geſehen.

„I, du großes Gebräude," ſagte die Frau, „Habt ihr noch nicht Märchen genug? Ich glaube wirklich, daß die Meiſten genug haben. Hier ſind andere Dinge in's Auge zu faſſen, andere Dinge zu beobachten. Selbſt die Kinder ſind ſchon darüber hinweggekommen. Gieb den kleinen Knaben eine

Cigarre und den kleinen Mädchen eine neue Crinoline, das gefällt ihnen weit beſſer! Auf Märchen hören! Nein, hier iſt wahrhaftig auf andere Dinge zu achten, ſind wichtigere Sachen auszurichten!"

„Was meint ſie damit?" ſagte der Mann, „und was weiß ſie von der Welt? ſie ſieht ja nur Fröſche und Irrlichter!"

„Ja, nehmt ihr euch nur vor den Irrlichtern in Acht!" ſagte die Frau, „die ſind heraus, die ſind losgelaſſen, davon müſſen wir reden! Kommt zu mir in den Moor, wo meine Gegenwart nöthig iſt; da will ich euch das Ganze ſagen, aber beeilt euch ein wenig, während eure ſieben vierblätterigen Kleeblätter mit dem einen Sechsblatt noch friſch ſind und der Mond noch oben ſteht!"

Fort war die Moorfrau.

* * *

Es ſchlug zwölf vom Thurme und ehe noch der letzte Schlag verklungen, war der Mann hinaus in den Hof, hinaus in den Garten und ſtand auf der Wieſe. Der Nebel hatte ſich gelegt, die Moorfrau hielt inne mit Brauen.

„Es hat lange gedauert, bis ihr gekommen!" ſagte die Moorfrau. „Hexenzeug kommt ſchneller vorwärts als Menſchen, und ich bin froh, daß ich als Hexenzeug geboren!"

„Was hat ſie mir nun zu ſagen?" fragte der Mann. „Iſt es ein Wort wegen des Märchens?"

„Könnt ihr denn niemals weiter kommen, als darnach zu fragen?“ ſagte die Frau.

„Könnt ihr denn vielleicht über Zukunfts-Poeſien ſprechen?“ fragte der Mann.

„Werdet nur nicht hochtrabend!“ ſagte die Frau,“ ſo will ich euch ſchon antworten! Ihr denkt nur an Dichterei, fragt nur nach dem Märchen, als ob das gleichſam die Madame für das Ganze wäre! Es iſt ſicher das Aelteſte, aber geht immer dem Jüngſten voran. Ich kenne es wohl! ich bin auch jung geweſen, und das iſt keine Kinderkrankheit. Ich bin einmal ein ganz nettes Elfen-Mägdlein geweſen und habe mit den Andern im Mondenſchein getanzt, habe auf die Nachtigall gehört, bin in den Wald gegangen und dem Märchen-Fräulein begegnet, das immer draußen umherlaufend zu finden war. Bald nahm es ſein Nachtlager in einer halb aufgeſprungenen Tulpe, oder in einer Wieſenblume; bald ſchlüpfte es in die Kirche und hüllte ſich in den Trauerflor, der von den Altarlichtern herabhing!“

„Sie weiß prächtig Beſcheid!“ ſagte der Mann.

„Ich ſollte doch allenfalls eben ſo viel wiſſen, als ihr ſelber!“ ſagte die Moorfrau.

„Märchen und Poeſie, ja, — das ſind zwei Ellen von einem Stücke: die können gehen und ſich hinlegen, wo ſie wollen. Ihr ganzes Werk und all ihr Gerede kann man noch brauen und beſſer und billiger haben. Ihr ſollt es von mir für „Nichts“ bekommen. Ich habe einen ganzen Schrank voll Poeſie in Flaſchen. Das ſind Eſſenzen, — das iſt das Feine davon; Kräuter, — Beides, ſüße und bittre. Ich habe Alles, was Menſchen von Poeſie bedürfen, auf Flaſchen, um an Feſttagen ein wenig aufs Schnupftuch zu nehmen — zum riechen!“

„Das ſind ganz wunderliche Dinge, die ſie erzählt,“ ſagte der Mann. „Hat ſie Poeſie auf Flaſchen?“

„Mehr als ihr verlangen könnt!“ ſagte die Frau. „Ihr kennt wohl die Geſchichte von dem Mädchen, das auf das Brot trat, um ihre neuen Schuhe nicht zu beſchmutzen? Das iſt geſchrieben und gedruckt — Beides!“

„Die habe ich ſelbſt erzählt,“ ſagte der Mann.

„Ja ſo, da kennt ihr ſie auch, und wißt auch, daß das Mädchen gleich in die Erde ſank, zu der Moorfrau, grade als des Teufels Großmutter ihr eine Viſite machte, um die Brauerei zu beſehen. Sie ſah das Mädchen, welches herabſank und erbat es ſich zum Poſtament, als eine Erinnerung ihres Beſuches, und ſie bekam es; und ich bekam ein Geſchenk, wovon ich keinen Nutzen habe, — eine Reiſe-Apotheke — einen ganzen Schrank voll Poeſien in Flaſchen. Die Großmutter ſagte, wo der Schrank ſtehen ſolle und da ſteht er noch. Seht einmal! Ihr habt ja eure ſieben Vierblätter in der Taſche, wovon das eine ein Sechsblatt iſt, ſo werdet ihr es wohl ſehen können!"

Und wirklich, mitten im Moor lag gleichſam ein großer Erlen-Knorren und das war der Großmutter ihr Schrank. Der wäre offen vor der Moorfrau und vor einem Jeden in allen Landen und zu allen Zeiten, — ſagte ſie, — wenn ſie nur wüßten, wo der Schrank ſtehe. Der war von vorne und von rückwärts zu öffnen, auf allen Seiten und Kanten, ein ganzes Kunſtſtück und ſah doch nur aus, wie ein alter Erlen-Knorren. Die Poeten aller Länder, beſonders unſeres eigenen Landes, waren hier zurecht gemacht; der Geiſt von ihnen war ausſpeculirt, recenſirt, renovirt, concentrirt und auf Flaſchen gezogen. Mit großem Inſtinkt, wie man das nennt, wenn man nicht Genie ſagen will, hatte die Großmutter die Natur genommen, welche gleichſam nach dieſem oder jenem Poeten ſchmeckte, ein wenig Teufelei hinzugethan, und ſo hatte ſie die Poeſie in Flaſchen für die ganze Zukunft.

„Laſſe ſie mich einmal ſehen!" ſagte der **Mann**.

„Ja, aber da ſind wichtigere Dinge anzuhören!" ſagte die **Moorfrau**.

„Aber nun ſind wir bei dem Schranke!" ſagte der **Mann** und ſah hinein. „Hier ſind Flaſchen von allen Größen. Was iſt da in der? Und was in dieſer?"

„Hier iſt das, was ſie **Maiduft** nennen!" ſagte die **Frau**, ich habe **das** nicht geprüft, aber ich weiß, daß, wenn man nur davon eine kleine Neige auf den Boden gießt, ſofort ein prächtiger Landſee mit Waſſerlilien, Brautlichtern und wilden Krauſemünzen daſteht. Man gießt nur zwei Tropfen auf ein altes Stil-Uebungsbuch, ſelbſt von der niedrigſten Klaſſe, ſo wird das Buch eine ganze Duft-Komödie, welche man ſehr gut aufführen und auch darüber in den Schlaf fallen kann — ſo ſtark duftet es. Es ſoll wohl eine Höflichkeit gegen mich ſein, daß auf der Flaſche geſchrieben ſteht: „Gebräude der Moorfrau.‟"

„Hier ſteht die Skandal-Flaſche. Dieſe ſieht aus, als wäre nur ſchmutziges Waſſer darin, und es iſt ſchmutziges Waſſer, aber mit Brauſepulver von Stadtklatſch; drei Loth Lügen und zwei Gran Wahrheit, mit einem Birkenzweige umgerühret, einem Stück von der Ruthe des Schulmeiſters, oder lieber gleich aus dem Beſen gezogen, der den Rinnſtein gefegt!"

„Hier ſteht die Flaſche mit der frommen Poeſie im Pſalmenton. Jeder Tropfen hat Klang, wie das Kreiſchen der Pforten der Hölle, und iſt aus dem Blut und Schweiß der Strafen bereitet; einige ſagen, daß es nur Taubengalle iſt; aber die Tauben ſind die frömmſten Thiere, die haben keine Galle; ſo ſagen die Leute, die keine Naturgeſchichte kennen."

Hier ſtand auch die Flaſche für alle Flaſchen; dieſe breitete ſich im halben Schranke aus: die Flaſche mit Alltags-Geſchichten; dieſe war mit

Schweinsleder und Schweinsblaſe zugebunden, denn ſie konnte es nicht vertragen, das Geringſte von ihrer Kraft zu verlieren. Hier konnte jede Nation ihre eigene Suppe bekommen, je nachdem man die Flaſche umwandte oder drehte. Hier war alte deutſche Blutſuppe mit Räuberklößen, auch dünne Hausmannsſuppe mit wirklichen Geheime-Räthen, die wie Wurzeln darin lagen, und drüber hin obenauf ſchwammen philoſophiſche Fettaugen. Da war engliſche Gouvernanten-Suppe und die franzöſiſche Potage à la Kock mit Hühnerknochen und Sperlingseiern, auf däniſch Cancan-Suppe genannt; aber die beſte Suppe war die Köpenhagenſche. Das ſagten die Familien.

Hier ſtand die Tragödie in der Champagnerflaſche, die konnte knallen, und das ſoll ſie. Das Luſtſpiel ſah wie feiner Sand aus, um ihn den Leuten in die Augen zu ſtreuen, das heißt, das feinere Luſtſpiel; das gröbere war auch in der Flaſche, beſtand aber nur aus Zukunfts-Plakaten, wobei der Name des Stückes das Kräftigſte war. Da waren ausgezeichnete Komödiennamen, als: „Darfſt Du das Werk beſpeien?“ „Das ſüße Aeſen“, und „Er iſt ſpritzenvoll!“

Der Mann fiel dabei ganz in Gedanken, aber die Moorfrau dachte weiter, ſie wollte ein Ende haben.

„Nun habt Ihr wohl genug in der Kramkiſte geſehen!“ ſagte ſie, „nun wißt Ihr was da iſt; aber das Wichtigere, welches Ihr wiſſen ſolltet, das wißt Ihr noch nicht. Das Irrlicht iſt in der Stadt! Das hat mehr zu bedeuten, als Poeſie und Märchen. Ich ſollte jetzt den Mund halten, aber das muß eine Nothwendigkeit, ein Schickſal, Etwas ſein, das mir in der Kehle ſitzt, und — es muß heraus. Das Irrlicht iſt in der Stadt! Es iſt losgelaſſen! Nehmt euch in Acht, ihr Menſchen!'"

„Davon verſtehe ich kein einziges Wort," ſagte der Mann.

„Seid ſo gut und ſetzt euch auf den Schrank," ſagte ſie, „aber fallt nicht hinein und zerſchlagt mir die Flaſchen; Ihr wißt, was darin iſt. Ich muß die große Begebenheit erzählen, ſie iſt nicht älter, als von vorgeſtern; ſie iſt nicht früher geſchehen. Dieſe hat nun dreihundert und dreiundſechzig Tage herum zu laufen. Ihr wißt wohl, wie viel Tage das Jahr hat?"

* * *

Und die Moorfrau erzählte:

„Hier war geſtern große Bewegung, hier draußen im Sumpf! Hier war Kindtaufsſchmaus! Hier war ein kleiner Irrwiſch geboren, ja hier wurden zwölf auf einmal geboren, denen es erlaubt iſt, wenn ſie wollen, daß ſie unter die Menſchen treten können und ſich ſo betragen und auch unter ihnen befehlen, ganz eben ſo, als wenn ſie geborene Menſchen wären. Das iſt eine große Begebenheit im Sumpf, und darum tanzten, wie kleine Lichter über Moor und Wieſe hin, alle Irrlichter und Irrlichter-Frauen; da ſind auch welche dabei vom Hundegeſchlecht, aber es iſt nicht der Mühe werth, von ihnen zu reden. Ich ſaß dort auf dem Schranke und hatte alle zwölf kleinen, neugeborenen Irrwiſche auf meinem Schooße; ſie leuchteten wie Sanct Johanniswürmchen; ſie fingen ſchon an zu hüpfen und nahmen jede Minute an Größe zu, ſo, daß noch ehe eine Viertelſtunde um war, ein jedes von ihnen eben ſo groß ausſah, wie ihr Vater oder ihr Onkel. Nun iſt es eine alte angeborene Erlaubniß und Begünſtigung, daß, wenn der Mond gerade ſo wie geſtern ſteht und der Wind gerade ſo wie geſtern bläſt, daß es dann allen Irrlichtern gegeben und vergönnt iſt — das heißt, denen, welche zu der Zeit und in der Minute geboren ſind, — Menſchen werden zu können, und jedem von ihnen, ein ganzes Jahr hindurch rund umher ihre Macht auszuüben."

„Das Irrlicht kann im Lande herum und auch durch die Welt laufen, wenn es nur nicht bange iſt, in den See zu fallen, oder von einem ſchweren Sturm ausgeblaſen zu werden. Es kann in einen Menſchen fahren, für ihn ſprechen und alle Bewegungen machen, die es will. Der Irrwiſch kann eine Geſtalt annehmen, welche er will, Mann oder Frau, und kann in ihrem Geiſte aber mit ihrem ganzen Aeußeren ſo handeln, daß es nur darauf hinauskommt, was er will; aber er muß in einem Jahre dreihundert fünf und ſechzig Menſchen auf ſchlechte Wege — und das in großartigem Stil — zu führen verſtehen, von dem Wahren und dem Richtigen weg, dann erreicht er das Höchſte, und ein Irrwiſch kann es dahin bringen, ein Läufer vor des Teufels Staatskutſche zu werden, glühende brandgelbe Kleider zu tragen und Flammen aus dem Halſe zu ſpeien. Darnach kann ſich ein einfacher Irrwiſch den Mund lecken. Aber es iſt auch Gefahr dabei und große Beſchwerde für einen Irrwiſch, der eine Rolle zu ſpielen gedenkt. Gehen dem Menſchen die Augen auf, wer er iſt, und kann er ihn dann wegblaſen, ſo iſt es aus mit ihm und er muß in den Sumpf zurück; und wenn der Irrwiſch, noch ehe das Jahr um iſt, von Sehnſucht nach ſeiner Familie ergriffen, zu ihr zu kommen wünſcht und ſo ſich ſelber aufgiebt, iſt es auch aus, er kann nicht länger klar brennen, erliſcht bald und kann nicht wieder angezündet werden; und wenn das Jahr um iſt und er hat noch nicht dreihundert und fünf und ſechzig Menſchen von der Wahrheit und von Allem, was gut und herrlich iſt, fortgeführt, ſo iſt er verurtheilt, in faulem Holz zu liegen und nach außen hin zu leuchten, ohne ſich rühren zu können, und das iſt die fürchterlichſte Strafe für einen lebhaften Irrwiſch.

Alles das wußte ich und Alles das ſagte ich den zwölf kleinen Irrlichtern, die ich auf meinem

Schooße hatte und die wie verrückt vor Freude waren.

Ich ſagte ihnen, daß es das Sicherſte und das Bequemſte wäre, die Ehre aufzugeben und gar Nichts zu thun; das wollten aber die jungen Flammen nicht und ſahen ſich ſchon in glühenden brandgelben Gewändern, mit Feuer aus dem Halſe.

„Bleibt bei uns,“ ſagten einige von den Aelteren.

„Treibt Spiel mit den Menſchen,“ ſagten die Anderen.

„Die Menſchen trocknen unſere Wieſen aus, ſie brainiren! Was ſoll für unſere Nachkommen daraus werden?“

„Wir wollen flammen, — wir — flammen, flammen!“ ſagten die neugeborenen Irrlichter, und ſo war es abgemacht.

Jetzt war ſofort Minutenball; kürzer konnte er nicht ſein! Die Elfenmägdlein ſchwangen ſich drei Mal herum mit alle den Anderen, um nicht hochmüthig zu erſcheinen; übrigens tanzen ſie am liebſten mit ſich ſelber.

Nun ward Gevattergabe gegeben: „Geſchenke zugeworfen.“ Dieſe flogen wie Kieſelſteine über das Meerwaſſer hin. Jedes der Elfenmägdlein gab ein Stückchen von ihrem Schleier. „Nimm das!“ ſagten ſie, „dann weißt Du gleich den höheren Tanz, die ſchwierigſten Wendungen und Schwingungen, das heißt, wenn es nöthig iſt; Du bekommſt die rechte Haltung und kannſt Dich in den aufgeblähteſten Geſellſchaften zeigen.“

Der **Nachtrabe** lehrte jeden der jungen Irrlichter zu ſagen: „Bra’, bra’, brav!“ und es an der rechten Stelle zu ſagen, und das iſt eine große Gabe, die ſich ſelber belohnt.

Die **Eule** und der **Storch**, — aber das war nicht der Rede werth, davon zu ſprechen, ſagten ſie, — und ſo ſprechen wir auch nicht weiter davon.

König Waldemar’s wilde Jagd fuhr gerade über das Moor dahin, und als die Herrſchaften von der Feierlichkeit hörten, ſandten ſie ein Paar feine Hunde, die mit der Fahrt des Windes jagen, zum Geſchenk, und dieſe können wohl eines oder drei Irrlichter tragen. Auch zwei alte **Alpe**, die ſich mit dem Alpdrücken beſchäftigen, waren mit bei dem Gaſtmahl; von ihnen lernten ſie gleich die Kunſt, durch jedes Schlüſſelloch zu ſchlüpfen, ſo, als wenn alle Thüren vor ihnen offen ſtänden. Sie erboten ſich, die jungen Irrlichter zur Stadt zu führen, wo ſie gut Beſcheid wußten. Sie reiten gewöhnlich durch die Luft, und zwar auf ihren eigenen langen, in einen Knoten geſchürzten Nackenhaaren, um hart zu ſitzen, aber nun ſetzten ſie ſich querüber auf die wilden Jagdhunde, nahmen die jungen Irrlichter auf ihren Schooß, welche in die Stadt ſollten, um die Menſchen zu verwirren und zu verleiten, — huſch! waren ſie fort. Das war Alles mit einander geſtern Nacht. Nun ſind die Irrlichter in der Stadt, nun haben ſie die Sache angegriffen, aber wie und wo, — ja, ſagt mir das! Ich habe einen Wetterfaden durch meinen großen Zeh, der ſagt mir immer Etwas!"

„Das iſt ein ganzes Märchen!" ſagte der Mann.

„Ja, aber es iſt nur der Anfang davon," ſagte die Frau. „Könnt Ihr mir erzählen, wie die Irrlichter ſich hintummeln und wie ſie ſich benehmen, in welchen Geſtalten ſie früher aufgetreten ſind und die Menſchen auf ſchlechte Wege geführt haben?"

„Ich glaube wohl," ſagte der Mann, „daß man einen ganzen Roman von den Irrlichtern erzählen könnte, ganze zwölf Theile, von jedem Irrlicht einen, oder vielleicht noch beſſer, eine ganze Volks-Komödie."

„Die ſolltet Ihr ſchreiben," ſagte die Frau, oder beſſer, es lieber ſein laſſen!"

„Ja, das iſt bequemer und angenehmer!" ſagte der Mann, ſo entwiſchen wir den Zeitungen und werden dort nicht angebunden, und das iſt doch eben ſo unbequem, als für einen Irrwiſch in faulem Holz zu liegen, zu leuchten und keinen Muck ſagen zu dürfen."

„Mir iſt das ganz gleichgültig!" ſagte die Frau, „aber laßt lieber die Andern ſchreiben, die, welche es können, und die, welche es nicht können. Ich gebe Euch von meiner Tonne einen alten Zapfen, der öffnet den Schrank mit der Poeſie auf Flaſchen, und daraus könnt Ihr bekommen, was Euch noch fehlt. Aber Ihr, mein lieber Mann, ſcheint mi Eure Finger genugſam mit Dinte befleckt zu habe und müßt zu dem Alter und der Sättigung gekommen ſein, nicht jedes Jahr nach Märchen herum z laufen, da hier jetzt weit wichtigere Dinge zu thu ſind. Ihr habt doch wohl verſtanden, was in Werke iſt?“

„Das Irrlicht iſt in der Stadt,“ ſagte de **Mann**, „ich habe es gehört, ich habe es verſtanden! Aber, was meint Sie, daß ich thun ſoll? Ic würde ja durchgeprügelt, wollte ich es ſehen und der Leuten ſagen: Seht einmal, da geht ein Irrwiſch i ehrenvollem Gewande —!“

„Sie gehen auch in Hemden,“ ſagte di **Frau**. „Der Irrwiſch kann alle Geſtalten annehmen und an jedem Orte auftreten. Er geht in di Kirche, aber nicht um unſeres Herr-Gott's willen, — er iſt vielleicht in den Prieſter gefahren. E redet auf dem Wahltage, nicht um der Wohlfahr des Landes und des Reiches willen, ſondern nu allein ſeinetwegen; er iſt Künſtler, ſowohl im Farbentopf, als im Theatertopf, aber wenn er die ganz Macht bekommt, dann iſt der Topf leer!“

„Ich ſchwatze und ſchwatze, doch es muß heraus, zum Schaden meiner eigenen Familie, was mir in der Kehle ſitzt; aber ich muß jetzt die Rettungsfrau der Menſchen ſein! Es geſchieht wahrhaftig nicht mit meinem guten Willen oder wegen einer Medaille. Ich thue das Verrückteſte, was ich kann, ich ſage das zu einem Poeten und ſo bekommt es ſogleich die ganze Stadt zu wiſſen!“

„Das nimmt die Stadt ſich weiter nicht zu Herzen,“ ſagte der Mann. „Das wird keinen einzigen Menſchen anfechten, denn ſie glauben Alle, daß ich ein Märchen erzähle, während ich ihnen mit dem innerlichſten Ernſte ſage: „Die Irrlichter ſind in der Stadt,“ — ſagt die Moorfrau, — nehmt Euch in Acht!““

Die Windmühle.

Da ſtand eine Windmühle auf dem Hügel, ſtolz anzuſchauen, und ſtolz auch fühlte ſie ſich.

„Ich bin ganz und gar nicht ſtolz,“ ſagte ſie, „aber ich bin ſehr aufgeklärt, von außen und von innen. Ich habe Sonne und Mond zum äußerlichen Gebrauch und auch mit zum inwendigen, und dann habe ich ohnedies noch Stearinkerze, Thranlampe und Talglicht; ich darf ſagen, daß ich helle bin; ich bin ein denkendes Weſen und ſo wohlgeſchaffen, daß es ein Vergnügen iſt. Ich habe eine gute Gurgel in der Bruſt, ich habe vier Finger und die ſitzen mir oben am Kopf, gleich unter dem Hut; die Vögel haben nur zwei Flügel und müſſen ſie auf dem Rücken tragen. Ich bin von Geburt ein Holländer, das kann man an meiner Geſtalt ſehen; ein fliegender Holländer; die werden zu den Uebernatürlichen gerechnet, das weiß ich, — und doch bin ich ſehr natürlich. Ich habe eine Gallerie um den Magen und Wohnungs-Gelegenheit im Untertheil; da wohnen meine Gedanken. Mein ſtärkſter Gedanke, der da regiert und befiehlt, den nennen die andern Gedanken: Den Mann in der Mühle. Er weiß, was er will, er ſteht hoch über Mehl und Kleie, aber er hat doch ſeine Gefährtin, und dieſe nennt ſich „Mutter"; ſie iſt die Herzlage; ſie läuft nicht verkehrt und linkiſch umher, denn auch ſie weiß, was ſie will, ſie weiß, was ſie kann, ſie iſt ſanft wie ein Lüftchen, ſie iſt ſtark wie der Sturm; ſie verſteht es, Etwas behutſam anzufaſſen und ihren Willen zu behalten. Sie iſt mein ſanfter Sinn, der Vater iſt mein harter; ſie ſind Zwei und doch Eins, ſie nennen auch einander „mein Halbpart." Dieſe beiden haben kleine Buben: junge Gedanken, die wachſen können. Die Kleinen halten Alles in Ordnung. Als ich kürzlich in meinem Tiefſinn „den Vater" und ſeine Burſchen die Gurgel und das Loch in meiner Bruſt nachſehen ließ, um zu erfahren, was da vorgegangen, — denn es war etwas in mir nicht in rechter Ordnung und man muß ſich ſelbſt unterſuchen, — da machten die Kleinen einen fürchterlichen Lärm, der ſich nicht gut ausnimmt, wenn man, wie ich, hoch oben auf dem Hügel ſteht; man muß daran denken, daß man in Beleuchtung ſteht: die Meinung iſt auch Beleuchtung. — Aber, was ich ſagen wollte, — die Kleinen machten einen entſetzlichen Lärm! Der Kleinſte fuhr mir hinauf in den Hut und jubelte da ſo herum, daß es mich kitzelte. Die kleinen Gedanken können wachſen, das habe ich vernommen, und draußen in der Welt kommen auch Gedanken, und nicht ganz allein von meinem Geſchlecht, denn ich ſehe, ſo weit ich auch ſehen mag, keinen von ihnen, Niemand außer „mich ſelbſt“; aber die flügelloſen Häuſer, wo man die Gurgel nicht hört, die haben auch Gedanken, dieſe kommen zu meinen Gedanken und verloben ſich mit ihnen, wie man das nennt. — Wunderbar genug, ja, es giebt viel Wunderliches. Es iſt über mich gekommen, oder in mir; etwas hat ſich im Mühlenwerk verändert; es iſt, als ob der Vater, der Halbpart, ſich verändert, — ja, einen ſanfteren Sinn erhalten hätte, eine noch liebevollere Gefährtin, ſo jung und fromm und doch dieſelbe, aber ſanfter und frömmer durch die Zeit. — Was bitter war, iſt verdunſtet; das Ganze iſt viel vergnüglicher.

Die Tage gehen und die Tage kommen immer weiter zur Klarheit und Freude, und dann, ja, das iſt geſagt und geſchrieben, dann kommt ein Tag, wo es mit mir vorbei, aber nicht ganz vorbei iſt! Ich muß niedergeriſſen werden, um mich neu und beſſer zu erheben, ich muß aufhoren, aber doch fortleben! Ein ganz Anderer werden und doch derſelbe bleiben! Das iſt für mich ſchwer zu begreifen, wie aufgeklärt ich auch ſein mag bei Sonne, Mond, Stearin, Thran und Talg! — Mein altes Zimmer- und Mauerwerk ſoll ſich aus dem Schutt erheben.

Ich will hoffen, daß ich die alten Gedanken behalte: den Vater in der Mühle, die Mutter, Große und Kleine, die Familie, denn ich nenne das Ganze, Eins und doch ſo Viele, die ganze Gedanken-Geſellſchaft, — weil ich muß und es nicht laſſen kann!

Und ich muß auch „Ich ſelber" bleiben, mit der Gurgel in der Bruſt, den Flügeln auf dem Kopfe, der Gallerie um den Leib, ſonſt könnte ich mich ſelbſt nicht kennen, und die Andern könnten mich auch nicht kennen und nicht ſagen: Da haben wir ja die Mühle auf dem Hügel, ſtolz anzuſchauen, und doch gar nicht ſtolz!"

Das ſagte die Mühle, ja ſie ſagte noch viel mehr, aber dies war das Wichtigſte.

Und die Tage kamen und die Tage gingen und der jüngſte Tag war der letzte.

Da ging die Mühle in Feuer auf; und die Flammen hoben ſich hoch, ſchlugen heraus und hinein, naſchten Balken und Bretter und fraßen ſie auf. Die Mühle fiel, und es blieb nur noch ein Aſchenhaufen zurück. Der Rauch fuhr über die Brandſtätte hin, der Wind trug ihn fort.

Das, was lebendig in der Mühle geweſen, blieb, und das, was dabei gewonnen, gehört nicht hieher zu dieſer Begebenheit.

Die Müllerfamilie, eine Seele, viele Gedanken und doch nur einer, baute ſich eine neue, eine prächtige Mühle, womit ihr gedient ſein konnte, ſo ganz glich ſie der alten, und man ſagte: Da ſteht ja die Mühle auf dem Hügel, ſtolz anzuſchauen! Aber dieſe war beſſer eingerichtet, mehr zeitgemäß, damit es vorwärts gehe. Die alten Hölzer waren wurmſtichig und ſchwammig, lagen in Staub und Aſche; der Mühlenkörper erhob ſich nicht, wie ſie geglaubt hatten; ſie nahmen es nur wörtlich, und man ſoll nicht alle Dinge wörtlich nehmen.

In der Kinderſtube.

Vater und Mutter und alle Geſchwiſter waren in der Komödie, nur die kleine Anna und ihr Großvater waren allein zu Hauſe.

„Wir wollen auch Komödie haben,“ ſagte er, „und die kann ſogleich anfangen.“

„Aber wir haben kein Theater,“ ſagte die kleine Anna, „und wir haben auch Niemand zum ſpielen; meine alte Puppe kann nicht, denn ſie iſt ein Ekel, und meine neue darf ſich ihre feinen Kleider nicht verknüllen.“

„Man kann immer Agirende bekommen, wenn man nimmt, was man hat!“ ſagte Großvater.

„Nun gehen wir in's Theater. Hier ſtellen wir ein Buch auf, da ein zweites und dann noch eins, in ſchiefer Reihe. Nun drei auf der andern Seite; ſo, jetzt haben wir die Kouliſſen! Der alte Kaſten, der hier liegt, kann die Hintertreppe ſein; wir legen das Grundbrett nach oben. Das Theater ſtellt eine Stube vor, das kann Jedermann ſehen. Nun müſſen wir die ſpielenden Perſonen haben.

Laß uns nachſehen, was wir im Spielzeugkaſten finden! Zuerſt die Perſonen, dann machen wir die Komödie fertig, das eine kommt dann nach dem andern, und das wird ausgezeichnet! Hier liegt ein Pfeifenkopf und hier liegt ein einzelner Handſchuh, die können beide ganz gut Vater und Tochter ſein."

„Aber, das ſind nur zwei Perſonen!" ſagte die kleine Anna. „Hier liegt meines Bruders alte Weſte: kann die nicht auch Komödie ſpielen?"

„Die iſt groß genug dazu," ſagte Großvater. „Sie ſoll der Liebhaber ſein. Sie hat gar *Nichts in der Taſche, das iſt ſchon intereſſant*, das iſt ja eine halbe unglückliche Liebe! — Und hier haben wir die Stiefel vom Nußknacker, mit Sporen daran. Potz, Blitz, Mazurka! Kann der ſich brüſten und trampeln. Er ſoll der ungelegene Freier ſein, den das Fräulein nicht leiden mag. Welche Art von Komödie willſt Du nun haben? Ein Trauerſpiel oder ein Familienſtück?"

„Bitte, ein Familienſtück!" ſagte die kleine Anna; „das mögen die Andern ſo gern leiden. Kennſt Du eins?"

„Ich kenne hundert!" ſagte Großvater. „Die am liebſten geſehenen ſind nach dem Franzöſiſchen, aber das iſt nicht gut für kleine Mädchen. Wir können ja inzwiſchen eins von den niedlichſten nehmen, inwendig gleichen ſie einander alle. Nun ſchüttele ich die Feder! Cukkelurum! ſo — nun ſind ſie funkelhagelnagelneu! Jetzt höre den Theater-Zettel."

Und Großvater nahm eine Zeitung und las, als ob er abläſe:

Der Pfeifenkopf und der gute Kopf.

Familienſtück in einem Akt.

Perſonen:

Herr Pfeifenkopf, Vater.
Fräulein Handſchuh, Tochter.
Herr Weſte, Liebhaber.
Herr v. Stiefel, Freier.

„Und nun fangen wir an! Der Vorhang geht auf; wir haben keinen Vorhang, alſo iſt er ſchon aufgezogen. Alle Perſonen ſind da, und ſo haben wir ſie gleich. Nun ſpreche ich als Vater Pfeifenkopf. Er iſt heute böſe; man kann ſehen, daß er gerauchter Meerſchaum iſt:

„„Snik, ſnak, ſnurre, baſſelurre! Hier bin ich Herr im Hauſe! Ich bin der Vater meiner Tochter! Wird man anhören, was ich zu ſagen habe? Herr von Stiefel iſt eine Perſon, in der man ſich ſpiegeln kann, Saffian am Obertheil und Sporen noch extra; ſnikke, ſnikke, ſnak! Er ſoll meine Tochter haben!""

„Nun paſſe auf, was die Weſte ſagt, Kleine Anna!" ſagte Großvater. „Nun redet die Weſte. Dieſe hatte einen umgebogenen Kragen, iſt ſehr beſcheiden, aber ſie kennt ihren eigenen Werth und hat ganz Recht zu ſagen, was ſie ſagt:

„„Ich bin fleckenfrei! Die Güte muß man auch in Ueberlegung ziehen. Ich bin von ächtem Seidenzeuge und trage Schnüre.““

„„Am Hochzeitstage, aber nicht länger. Sie halten nicht Farbe in der Wäſche!““ „Das iſt Herr Pfeifenkopf, der ſpricht.“ „„Herr von Stiefel iſt waſſerdicht, ſtark von Leder und doch ſehr fein, kann knarren, mit den Sporen klirren und hat eine italieniſche Phyſiognomie.““

„Aber ſie müßten in Verſen ſprechen,“ ſagte die kleine Anna, „das ſoll das Reizendſte ſein!“

„Das können ſie auch,“ ſagte Großvater. „Und wenn das Publikum befiehlt, redet man ſo. — Sieh Dir jetzt das kleine Fräulein Handſchuh an, wie ſie die Finger ausſtreckt:

„„Könnt' ich ihn erreichen,
Hat Handſchuh keines Gleichen.
Ach!
Und will es nicht gelingen,
So muß mein Leder ſpringen!““

„„Schnack!““

Das letzte ſagte Vater Pfeifenkopf; nun ſpricht Herr Weſte:

„„Handſchuh, Geliebte.
Ob's Dich auch betrübte,
Mein mußt Du werden!
Das ſchwer Holger Danske.““

„Herr von Stiefel ſchlägt aus, klirrt mit den Sporen und reißt drei Kouliſſen um.“

„Das iſt ausgezeichnet reizend!“ ſagte die kleine Anna.

„Stille, ſtille!“ ſagte Großvater; „ſtummer Beifall zeigt, daß Du ein gebildetes Publikum im Parquet biſt. Nun ſingt Fräulein Handſchuh ihre große Arie mit Krachen:

„„Ich kann nicht ſehen,
Darum will ich krähen:
Kikkeriki, in dem hohen Saale!“

„Nun kommt das Spannende, kleine Anna. Das iſt das Wichtigſte in der Komödie. Siehſt Du, Herr Weſte knöpft ſich auf, er richtet ſeine Rede an Dich, damit Du klatſchen ſollſt; laß es nur ſein, das iſt feiner. Hör' nur, wie das im Seidenzeug raſchelt: „„Wir ſind am Aeußerſten! nehmen Sie ſich in Acht, nun kommt die Intrigue! Sie ſind der Pfeifenkopf, ich bin der gute Kopf, — wupp, ſind Sie weg!““

„Siehſt Du das, kleine Anna?“ ſagte Großvater.

„Das iſt eine ausgezeichnete Scenerie und Komödienſpiel: Herr Weſte ergriff den alten Pfeifenkopf und ſteckte ihn in die Taſche; da liegt er, und die Weſte ſagt:

„„Sie ſind in meiner Taſche! Sie können nicht heraus, ehe Sie verſprechen, mich mit Ihrer Tochter Handſchuh zur Linken zu vereinen; ich reiche die Rechte.““

„Das iſt fürchterlich hübſch!“ ſagte die kleine Anna.

„Und nun antwortete der alte Pfeifenkopf:

„„Obgleich ich ganz Ohr,
Komm' dumm ich mir vor,
Wo iſt mein Humor?
Ich fühle, mir fehlt auch mein hohles Rohr.
Ach, niemals zuvor
War ich ſo ein Thor. —
O, komm ich nach oben,
Ich Unterjochter,
Will ich Dich verloben
Mit meiner Tochter!““

„Iſt die Komödie ſchon aus?“ ſagte die kleine Anna.

„Oh, bewahre!“ ſagte Großvater; „es iſt nur mit Herrn von Stiefel zu Ende. Die Liebenden knieen, der Eine ſingt:

„„Vater!““

Der Andere:

„„Komm Unterjochter,
Segne Sohn und Tochter!““

Sie werden geſegnet, halten Hochzeit, und die Meubles ſingen im Chor:

„„Klink, klank,
Vielen Dank!
Nun iſt das Stückchen aus.““

„Und nun klatſchen wir!“ ſagte Großvater;

„wir rufen ſie Alle heraus, auch die Meubles. Die ſind von Mahagoni!“

„Iſt unſere Komödie nicht eben ſo gut, als die, welche die Andern in dem richtigen Theater haben?“

„Unſere Komödie iſt viel beſſer!“ ſagte Großvater; „ſie iſt kürzer, ſie iſt frei aufgeführt, und die Zeit bis zum Thee iſt vorübergegangen.“

Der Goldſchatz.

Die Frau des Trommelſchlägers ging in die Kirche; ſie ſah den neuen Altar mit gemalten Bildern und geſchnitzten Engeln; ſie waren eben ſo ſchön, die auf der Leinewand in Farben und der Glorie, als die in Holz geſchnitzten, und noch dazu gemalt und vergoldet. Das Haar ſtrahlte in Gold und Sonnenſchein, reizend anzuſehen; aber Gottes Sonnenſchein war doch noch reizender; der ſchien klarer, röther durch die dunklen Bäume, wenn die Sonne unterging. Herrlich, in Gottes Angeſicht zu ſchauen! und ſie ſah in die rothe Sonne hinein, und ſie dachte ſo tief darüber nach, dachte an den Kleinen, den der Storch bringen ſollte; und die Frau des Trommelſchlägers war ſehr fröhlich dabei und ſah und ſah und wünſchte, daß das Kind den Sonnenglanz bekommen, zum wenigſten einem der ſtrahlenden Engel am Altar gleichen möchte.

Und als ſie nun wirklich das kleine Kind in ihren Armen hielt und es zu ſeinem Vater erhob, da war es anzuſchauen wie einer von den Engeln in der Kirche, — das Haar wie Gold; der Schein der untergehenden Sonne leuchtete darin.

„Mein Goldſchatz, mein Reichthum, mein Sonnenſchein!“ ſagte die Mutter und küßte die ſtrahlenden Locken; und es klang wie Muſik und Geſang in der Stube des Trommelſchlägers; da war Freude, Leben und Bewegung. Der Trommelſchläger ſchlug einen Wirbel, einen Freuden-Wirbel. Die Trommel ging, die Brandtrommel ging:

„Rothe Haare! Der Kleine hat rothe Haare! Glaube dem Trommelfell und nicht was Deine Mutter ſagt! Trommelom, trommelom!“

Und die Stadt erzählte, was die Brandtrommel erzählte.

Der Knabe kam in die Kirche, der Knabe ward getauft. Von dem Namen war Nichts zu erzählen; er ward Peter genannt. Die ganze Stadt, auch die Trommel nannte ihn: Peter, des Trommelſchlägers Knaben mit den rothen Haaren; aber ſeine Mutter küßte ſeine rothen Haare und nannte ihn Goldſchatz.

Im Hohlwege, in den lehmigen Abhang, hatten Viele ihren Namen zur Erinnerung eingeritzt.

„Berühmtheit,“ ſagte der Trommelſchläger, das iſt immer Etwas!“ und ſo ritzte er auch ſeinen Namen und den ſeines kleinen Sohnes hinein.

Und die Schwalben kamen; die hatten auf ihrer langen Reiſe dauerhaftere Schrift in den Klippen und in den Wänden des Tempels in Hindoſtan eingehauen geſehen: große Thaten von mächtigen Königen, unſterbliche Namen, ſo ganz alte, daß ſie jetzt Keiner mehr leſen oder nennen konnte.

Nennenswerth! Berühmtheit!

Im Hohlwege bauten die Erdſchwalben; ſie bohrten Löcher in den jähen Abhang, der Platzregen und der Staubregen bröckelte und ſpülte die Namen fort, — auch den des Trommelſchlägers und ſeines kleinen Sohnes.

„Peters Name bleibt doch wohl anderthalb Jahr ſtehen!“ ſagte der Vater.

„Narr!“ dachte die Brandtrommel; aber ſie ſagte nur: „Dum, dum, dum! dummelum!“

Es war ein Knabe voll Leben und Luſt: „des Trommelſchlägers Sohn mit den rothen Haaren.“ Er hatte eine liebliche Stimme; er konnte ſingen und er ſang auch wie der Vogel im Walde. Da war Melodie und doch keine Melodie.

„Er muß Chorknabe werden,“ ſagte die Mutter; „in der Kirche ſingen und da unter den ſchönen vergoldeten Engeln ſtehen, die ihm gleichen!“

„Feuerkatze!“ ſagten die witzigen Köpfe in der Stadt. Die Trommel hörte das von den Nachbarsfrauen.

„Gehe nicht nach Hauſe, Peter!“ riefen die Straßenjungen. „Wenn Du auf dem Boden ſchläfſt, dann iſt Feuer im oberen Stockwerk, und dann geht die Brandtrommel!“

„Nehmt Ihr Euch nur vor den Trommelſtöcken in Acht!“ ſagte Peter; und wie klein er auch war, lief er muthig voran und ſchlug mit ſeiner Fauſt den Nächſten vor den Leib, daß er ſeine Beine verlor, und die Andern nahmen ihre Beine mit ſich: ihre eigenen Beine.

Der Stadtmuſikant war ſo vornehm und fein; er war der Sohn eines königlichen Silberwäſchers; er mochte Peter gern leiden, nahm ihn zeitweiſe mit nach Hauſe, gab ihm eine Violine und lehrte ihn ſpielen; es war als läge es dem Knaben in den Fingern, er wollte mehr als Trommelſchläger, er wollte Stadtmuſikant werden.

„Soldat will ich werden!“ ſagte Peter; denn er war noch ein ganz kleiner Burſche, und es ſchien ihm das Schönſte in der Welt, das Gewehr zu tragen und ſo gehen zu können: „Eins, zwei! Eins, zwei!“ und Uniform und Säbel zu tragen.

„Lerne nur nach dem Trommelfell zu verlangen, trommelom, komm, komm!“ ſagte die Trommel.

„Ja, wenn er bis zum General hinaufmarſchiren könnte,“ ſagte der Vater; „aber dazu muß es Krieg werden.“

„Das verhüte Gott!“ ſagte die Mutter.

„Wir haben Nichts zu verlieren!“ ſagte der Vater.

„Ja, wir haben da meinen Knaben!“ ſagte ſie.

„Aber wenn er nun als General zurückkehrt?“ ſagte der Vater.

„Ohne Arme und Beine!“ ſagte die Mutter; „nein, lieber will ich meinen Goldſchatz heil behalten!“

„Trom! trom! trom!“ Die Brandtrommel ging, alle Trommeln gingen. Es war Krieg. Die Soldaten zogen davon, und der Knabe des Trommelſchlägers folgte: „Rothkopf! Goldſchatz!“ Die Mutter weinte; der Vater ſah ihn in Gedanken „berühmt“; der Stadtmuſikus meinte, er dürfe nicht in den Krieg gehen, ſondern müſſe bei der Heimathsmuſik bleiben.

„Rothkopf!“ ſagten die Soldaten, und Peter lachte; aber es ſagte auch Einer und der Andere: „Fuchspelz!“ Da biß er die Zähne zuſammen und ſahe fort, — in die weite Welt hinein; er kümmerte ſich um das Schimpfwort nicht.

Flink war der Knabe, freudig der Sinn, der Humor gut; „und das iſt die beſte Feldflaſche,“ ſagten die alten Kameraden.

Und manche Nacht mußte er im Platzregen und Staubregen, bis auf die Haut durchnäßt, unter offenem Himmel liegen, aber die gute Laune verließ ihn nicht, die Trommelſtöcke ſchlugen: „Trommelom! Jedermann auf!“ Ja, er war gewiß zum Trommelſchläger geboren.

Der Tag der Schlacht begann; die Sonne war noch nicht aufgegangen, aber der Morgen war da: die Luft kalt, der Kampf heiß; es war Nebel in der Luft, aber es war mehr der Pulverdampf. Die Kugeln und Granaten flogen über die Köpfe hin und in die Köpfe hinein, in den Leib und die Glieder; aber vorwärts ging es. Einer und der Andere ſank in die Knie, mit blutender Schläfe, kreideweiß im Angeſicht. Der kleine Trommelſchläger hatte ſeine geſunde Farbe noch; er hatte keinen Schaden genommen; er ſah noch mit eben ſo vergnügtem Geſicht dem Regimentshunde nach, der vor ihm herſprang, ſo vergnügt, als wäre er die Kurzweil des Ganzen und als ſchlügen die Kugeln nur vor ihm nieder, um damit zu ſpielen.

„Marſch: Vorwärts! Marſch!“ waren die Kommandoworte für die Trommel; und die Worte hießen nicht: „Zurückweichen!“ aber ſie konnten ſich zurückziehen und darin konnte viel Verſtand liegen; und jetzt ward geſagt: „Zurück!“ und da ſchlug der kleine Trommelſchläger: „Marſch! Vorwärts!“ er hatte den Befehl ſo verſtanden, und die Soldaten gehorchten dem Trommelfell. Das war ein guter Trommelſchlag und gab ihnen, die ſchon im Weichen waren, den Siegesſchlag.

Leiber und Glieder gingen in der Schlacht verloren. Granaten riſſen das Fleiſch in blutigen Stücken herunter; Granaten zündeten die Strohhaufen zu hellen Flammen an, wohin die Verwundeten ſich geſchleppt, um dort viele Stunden verlaſſen zu liegen, verlaſſen vielleicht für das Leben.

Es hilft Nichts, daran zu denken! und doch denkt man daran; ſelbſt weit davon, in der friedlichen Stadt; auch der Trommelſchläger und ſeine Frau dachten daran; Peter war ja im Kriege.

„Nun bin ich des Klagens überdrüſſig!“ ſagte die Brandtrommel.

Wieder begann ein Tag der Schlacht; die Sonne war noch nicht aufgegangen, aber es war Morgen. Der Trommelſchläger und ſeine Frau ſchliefen, ſie hatten von dem Sohne geſprochen; das thaten ſie faſt jede Nacht; er war ja draußen — „in Gottes Hand.“ Und der Vater träumte, daß der Krieg beendet, daß die Soldaten heimgekehrt, und Peter ein ſilbernes Kreuz auf der Bruſt trage; aber die Mutter träumte, daß ſie in die Kirche getreten und die gemalten Bilder und die geſchnitzten Engel mit den vergoldeten Haaren geſehen; und ihr eigener lieber Knabe, ihres Herzens Goldſchatz, habe mitten unter den Engeln in weißen Kleidern geſtanden und ſo herrlich geſungen, wie ſicher nur die Engel ſingen können, und habe ſich mit ihnen in den Sonnenſchein erhoben und ſeiner Mutter ſo liebevoll zugenickt.

„Mein Goldſchatz!“ rief ſie und erwachte; „nun hat ihn unſer Herrgott zu ſich genommen!“ Sie faltete ihre Hände, legte ihren Kopf in den Bettvorhang von Kattun und weinte.

„Wo ruht er nun, unter den Vielen im großen Grabe, das ſie für die Todten gegraben? Vielleicht auch im tiefen Moorwaſſer! Niemand kennt ſein Grab! Es iſt kein Gotteswort darüber geleſen worden!“

Und das Vaterunſer ging lautlos über ihre Lippen; ſie beugte ihr Haupt, ſie war ſo müde, — ſie ſchlummerte ein.

Die Tage zogen vorüber, im Leben wie in den Träumen!

Es war Abend; über der Wahlſtätte erhob ſich ein Regenbogen, der den Wald und das tiefe Moor berührte.

Es wird geſagt und iſt im Volksglauben aufbewahrt:

Wo der Regenbogen die Erde berührt, da liegt ein Schatz begraben, ein Goldſchatz; und hier — lag einer; Keiner, außer ſeiner Mutter dachte an den kleinen Trommelſchläger, und deshalb träumte ſie von ihm.

Und die Tage zogen vorüber, im Leben wie in den Träumen!

Nicht ein Haar auf ſeinem Haupte war ihm gekrümmt, nicht ein Goldhaar.

„Trommerom! trommerom, das iſt er! das iſt er!“ konnte die Trommel geſagt und ſeine Mutter geſungen haben, hätte ſie das geſehen oder geträumt.

Mit Hurrah und Geſang, mit grünen Siegeskränzen geſchmückt, ging es heimwärts, da der Krieg beendet und Frieden geſchloſſen war. Der Regimentshund ſprang in großen Kreiſen voran, um ſich den Weg gleichſam drei Mal ſo lang zu machen, als er war.

Und Wochen vergingen und die Tage mit ihnen, und Peter trat in die Stube ſeiner Eltern; er war ſo braun wie ein Wilder, ſeine Augen ſahen klar umher, ſein Antlitz ſtrahlte wie Sonnenſchein. Und die Mutter hielt ihn in ihren Armen; ſie küßte ſeinen Mund, ſeine Augen, ſeine rothen Haare. Sie hatte ja ihren Knaben wieder; er hatte kein ſilbernes Kreuz auf der Bruſt, wie der Vater geträumt, aber er hatte heile Glieder, was die Mutter nicht geträumt hatte. Und das war eine Freude; ſie lachten und — weinten. Und Peter umarmte die alte Brandtrommel:

„Da ſteht noch das alte Gerippe!“ ſagte er.

Und der Vater ſchlug einen Wirbel darauf.

„Es iſt faſt, als wäre hier eine große Feuersbrunſt,“ ſagte die Brandtrommel. „Heller Tag, Feuer im Herzen, Goldſchatz! ſkrat, ſkrat, ſkrat!“

Und nun? Ja, was nun? Frage nur den Stadtmuſikanten.

„Peter wächſt ganz über die Trommel hinaus,“ ſagte er; „Peter wird größer als ich!“ und er war doch der Sohn von einem königlichen Silberwäſcher; aber Alles, was er in einer halben Lebenszeit gelernt, lernte Peter in einem halben Jahre.

Es war Etwas ſo fröhliches in ihm, ſo innerlich gutherziges. Die Augen leuchteten und die Haare leuchteten, — das konnte man nicht in Abrede ſtellen.

„Er ſollte ſein Haar färben laſſen!“ ſagte die Nachbarin. „Das glückte der Polizeimeiſters Tochter herrlich! und — ſie ward verlobt.“

„Aber es ward ja gleich nachher grün wie Entengrütze und muß immer aufgefärbt werden?“

„Sie weiß ſich zu helfen,“ ſagte die Nachbarin, „und das kann Peter auch. Er kommt in die vornehmſten Häuſer, ſelbſt zu Burgemeiſters, wo er dem Fräulein Lotte Klavierſtunden giebt.“

Spielen konnte er! ja, gleich die herrlichſten Stücke aus dem Herzen ſpielen, die noch auf keinem Notenblatt geſchrieben waren. Er ſpielte in den hellen Nächten und auch in den dunklen. Das war gar nicht zum Aushalten, ſagte die Nachbarin und auch die Brandtrommel.

Er ſpielte, daß die Gedanken ſich erhoben und große Zukunftspläne hervorſprudelten:

„Berühmtheit!“

Und Burgemeiſters Lotte ſaß am Klavier; ihre feinen Finger tanzten über die Taſten hin, daß es bis in Peter's Herzen hineinklang; es war, als würde ihm das allzuviel, und das geſchah nicht einmal, ſondern viele Male, und da ergriff er eines Tages die feinen Finger und die ſchön geformte Hand, und küßte ſie und ſahe ihr in die großen braunen Augen; Gott weiß, was er ſagte; wir Andern haben aber Erlaubniß, es zu errathen. Lotte ward über Hals und Schultern roth und erwiderte kein einziges Wort; — da kamen Fremde in das Zimmer, der Sohn des Staatsraths; der hatte eine hohe, weiße Stirn und trug ſie hintenüber, faſt bis in Nacken. Und Peter ſaß lange bei ihr und ſie ſahe ihn mit ſanften Blicken an.

Daheim am Abend ſprach er von der weiten Welt und von dem Goldſchatz, der für ihn in ſeiner Violine verborgen läge.

Berühmtheit!

„Tummelum, tummelum, tummelum!“ ſagte die Brandtrommel. „Nun iſt es mit Peter rein toll! ich glaube, daß Feuer im Hauſe iſt.“

Am nächſten Tage ging die Mutter auf den Markt.

„Weißt Du was Neues, Peter?“ ſagte ſie, als ſie zurückkam, „eine herrliche Neuigkeit! Burgemeiſters Lotte hat ſich mit Staatsrath's Sohn verlobt; und das geſchah geſtern Abend.“

„Nein!“ ſagte Peter und ſprang vom Stuhl auf. Aber ſeine Mutter ſagte: „Ja!“ ſie wußte es von der Barbierfrau, deren Mann es aus dem eigenen Munde des Burgemeiſters gehört hatte.

Und Peter ward bleich wie eine Leiche und ſetzte ſich nieder.

„Herr Gott, was haſt Du?“ ſagte die Mutter.

„Schon gut, gut! laß mich nur in Ruhe!" ſagte er und die Thränen liefen ihm über die Backen.

„Mein ſüßes Kind, mein Goldſchatz!" ſagte die Mutter und weinte; aber die Brandtrommel ſang, nicht auswendig, ſondern inwendig:

„„Lotte iſt todt! Lotte iſt todt!"" „ja, nun iſt das Lied aus!"

Das Lied war nicht aus; es hatte noch viele Verſe, lange Verſe, die allerſchönſten, den Goldſchatz eines Lebens.

„Sie geberdet ſich wie eine Närrin!" ſagte die Nachbarin. „Die ganze Welt ſoll die Briefe, die ſie von ihrem Goldſchatz bekommt, leſen und auch noch hören, was die Zeitungen von ihm und ſeiner Violine ſagen. Ja, Geld ſendet er ihr, das kann ſie gebrauchen, ſeitdem ſie Wittwe iſt."

„Er ſpielt vor Kaiſern und Königen," ſagte der Stadtmuſikant. „Mir iſt das Loos nicht gefallen, aber er iſt mein Schüler und vergißt ſeinen alten Lehrer nicht."

„Sein Vater träumte, weiß Gott," ſagte die Mutter, „daß Peter mit dem ſilbernen Kreuz auf der Bruſt vom Kriege heimgekehrt; er bekam es im Kriege nicht, aber es iſt noch ſchwieriger, es ſo zu bekommen! Jetzt hat er das Ritterkreuz. Das müßte ſein Vater erlebt haben!"

„Berühmt!" ſagte die Brandtrommel und

die Vaterſtadt ſagte das auch: des Trommelſchlägers Sohn, Peter mit dem rothen Haar, Peter, den ſie als kleinen Knaben mit Holzſchuhen geſehen, als Trommelſchläger geſehen und der zum Tanze aufſpielte, — berühmt! —

„Er ſpielte bei uns, noch ehe er vor den Königen geſpielt!“ ſagte die Frau des Burgemeiſters. „Damals war er in Lotte ganz weg, er ſah immer hoch hinauf! Damals war er naſeweis und fabelte! Mein eigener Mann lachte, als er von der Narrheit hörte! Jetzt iſt Lotte Staatsräthin!“

Es war ein Goldſchatz in das Herz und in die Seele des armen Kindes gelegt, der als kleiner Trommelſchläger: „Marſch, vorwärts!“ ſchlug; den Siegesſchlag für die, welche im Begriff zu weichen waren. Es lag ein Goldſchatz in ſeiner Bruſt, — die Gewalt der Töne; es brauſte von der Violine, als ſei eine ganze Orgel darin, als tanzten alle Sommernachts-Elfen auf den Saiten dahin; man hörte den Schlag der Droſſel und die volle klare Stimme des Menſchen; deshalb zog es mit Entzücken durch die Herzen und trug ſeinen Namen wiederhallend durch das Land. Das war ein großer Feuerbrand, — der Feuerbrand der Begeiſterung.

„Und dann ſieht er auch ſo prächtig aus!“ ſagten die jungen Damen und auch die alten; ja, die allerälteſte ſchaffte ſich ein Album für berühmte Haarlocken an, nur allein, um ſich eine Locke von dem reichen herrlichen Haarwuchs, dieſem Schatz, dieſem Goldſchatz, auszubitten.

Und der Sohn trat in die arme Stube des Trommelſchlägers, fein wie ein Prinz, glücklicher als ein König. Die Augen waren ſo klar, das Antlitz wie Sonnenſchein. Und er hielt ſeine Mutter in den Armen und ſie küßte ſeinen warmen Mund und weinte ſo glückſelig, wie man nur vor Freude weinen kann; und er nickte jedem alten Meuble in der Stube zu, dem Schrank mit den Theetaſſen und dem Blumenglaſe; er nickte der Schlafbank zu, worin er als kleiner Knabe geſchlafen; aber die alte Brandtrommel holte er hervor, zog ſie mitten in die Stube und ſagte zu ihr und ſeiner Mutter:

„Mein Vater würde heute einen Wirbel geſchlagen haben. Das muß ich nun thun!“

Und er ſchlug ein ganzes Donnerwetter auf der Trommel, und dieſe fühlte ſich ſo geehrt dadurch, daß ſie ihr eigenes Trommelfell zerriß.

„Er hat einen herrlichen Fauſtſchlag!“ ſagte die Trommel. „Nun habe ich von ihm für immer eine Erinnerung! Ich warte darauf, daß ſeine Mutter auch vor Freuden über ihren Goldſchatz platzen ſoll.

Das iſt die Geſchichte vom Goldſchatz.

Der Sturm bewegt das Schild.

In alten Tagen, als Großvater ein ganz kleiner Knabe war und mit rothen Höschen umherlief, auch mit einem rothen Rock, mit einem Gurt um den Leib und einer Feder auf dem Kasket, — denn ſo gingen die kleinen Knaben in ſeiner Kindheit gekleidet, wenn ſie recht geputzt waren; — da war ſo Vieles ganz anders, als jetzt; da war gar oft viel Staat auf der Straße, Staat, den wir nicht mehr ſehen, weil er abgeſchafft iſt, — er war zu altväteriſch; aber unterhaltend iſt es doch, Großvater davon erzählen zu hören.

Es muß damals wirklich ein Staat geweſen ſein, als der Schuhmacher beim Wechſel des Gerichtshauſes das Schild hinüberbrachte. Die ſeidene Fahne wehte; auf dem Schilde ſelbſt war ein großer Stiefel und ein Adler mit zwei Köpfen gemalt; die jüngſten Burſchen trugen das „Willkommen“ und die Lade der Handwerker-Innung, und hatten rothe und weiße Bänder an ihren Hemdärmeln herabflattern;

die älteren trugen gezogene Degen mit einer Citrone auf der Spitze. Da war volle Muſik und das prächtigſte von allen Inſtrumenten war „der Vogel!", wie Großvater die große Stange nannte mit dem Halbmond daran und allem möglichen Dingeldangel; eine richtige türkiſche Muſik. Die Stange ward hoch in die Luft gehoben und geſchwungen, daß es klingelte und klang und es einem ordentlich die Augen blendete, wenn die Sonne auf all' das Gold, Silber und Meſſing ſchien.

Vor dem Zuge her lief der Harlekin in Kleidern von allen möglichen bunten Lappen zuſammengenäht, mit ſchwarzem Geſicht und Glöckchen um den Kopf, wie ein Schlittenpferd; der ſchlug mit ſeiner Pritſche auf die Leute ein, daß es klatſchte ohne ihnen Schaden zu thun, und die Leute drückten ſich zuſammen um zurückzuweichen und gleich wieder hervorzukommen; kleine Knaben und Mädchen fielen über ihre eigenen Füße in den Rinnſtein; alte Frauen pufften mit den Ellenbogen, machten eine ſaure Miene und ſchnupften. Der Eine lachte, ein Anderer ſchwatzte; das Volk war auf den Treppen und in den Fenſtern, ja auf allen Dächern. Die Sonne ſchien; ein wenig Regen bekamen ſie auch, aber das war gut für den Landmann, und wenn ſie ſo recht patſchnaß wurden, ſo war das ein wahrer Segen für das Land.

Und wie Großvater erzählen konnte! Er hatte als kleiner Knabe all' den Staat in der größten

Pracht geſehen. Der älteſte Gerichtsdiener hielt die Rede vom Gerüſt, wo das Schild aufgehängt wurde, und die Rede war in Verſen, gleichſam, als ob ſie gedichtet wäre, und das war ſie auch; es waren ihrer Drei dazu geweſen und ſie hatten erſt eine tüchtige Bohle Punſch getrunken, um es recht gut zu machen.

Und das Volk brachte für die Rede ein Hurrah, aber rief noch viel öfter: Hurrah für den Harlekin, als er auf dem Gerüſt zum Vorſchein kam und den Leuten einen ſchiefen Mund zog.

Der Narr machte einen ganz ausgezeichneten Narren und trank Meth aus Schnapsgläſern, die er dann unter das Volk ſchleuderte, wo ſie von den Leuten aufgefangen wurden. Großvater war im Beſitz eines ſolchen, das ihm ein Mauergeſelle, der es erwiſcht, verehrt hatte. Das war wirklich beluſtigend. Und das Schild an dem neuen Gerichtshauſe war mit Blumen und mit Grün behangen.

„Solch' einen Staat vergißt man niemals, wie alt man auch werden mag," ſagte Großvater, und er vergaß es auch nicht, obgleich er noch viel andere Pracht und Herrlichkeit zu ſehen bekam und auch davon erzählte; das Ergötzlichſte blieb aber doch immer, ihn von dem Schild erzählen zu hören, das in der großen Stadt von dem alten zu dem neuen Gerichtshauſe gebracht wurde.

Der Großvater reiſte als kleiner Knabe mit ſeinen Eltern zu der Feierlichkeit; er hatte die größte Stadt des Landes nie vorher geſehen. Da waren ſo viele Menſchen auf der Straße, daß er glaubte, man trüge ſchon das Schild fort; es gab da viele Schilder; man hätte hundert Stuben mit Bilder anfüllen können, hätte man ſie inwendig und auswendig aufgehängt. Da waren bei dem Schneider alle Arten von Menſchenkleidern abgemalt, und er konnte die Leute vom Groben bis zum Feinen benähen; da waren die Schilder von den Tabacksſpinnern, mit den anmuthigſten kleinen Knaben, welche Cigarren rauchten, eben ſo wie in der Wirklichkeit; da waren Schilder mit Butter und Häringen, Prieſterkragen und Särgen, und außerdem Inſchriften und Anſchlagezettel; man konnte recht gut einen ganzen Tag in den Straßen auf- und niedergehen und ſich an den Bildern müde ſehen; dann wußte man aber auch das Ganze, und welche Menſchen in den Häuſern wohnten, denn: ſie hatten ja ihr Schild ſelbſt herausgehängt und das iſt ſo gut, ſagte Großvater und auch ſo lehrreich, gleich in einer großen Stadt zu wiſſen, wer darinnen wohnt.

Und ſo trug ſich das mit dem Schilde zu, als der Großvater in die Stadt kam; er hat es ſelbſt erzählt und er hatte keinen Schelm im Nacken, wie die Mutter glaubte und es mir geſagt, wenn er mir Etwas weiß machen wollte; er ſah ganz zuverläſſig aus.

Die erſte Nacht, als er zur Stadt gekommen, war hier das fürchterlichſte Wetter geweſen, wovon man noch jemals in der Zeitung geleſen: ein Wetter, wie ſich niemals ein Menſch erinnerte erlebt zu haben. Die ganze Luft war mit Ziegelſteinen angefüllt; altes Holzwerk ſtürzte zuſammen; ja ein Schubkarren lief ganz von ſelbſt die Straße hinauf, nur, um ſich zu retten. Es tutete in der Luft, es heulte und kreiſchte, es war ein entſetzlicher Sturm. Das Waſſer im Kanal lief über das Bollwerk hinaus, denn es wußte nicht wo es bleiben ſollte. Der Sturm fuhr über die Stadt hin und nahm die Schornſteine mit; mehr als eine alte ſtolze Kirchthurmſpitze mußte ſich beugen und hat das ſeitdem nie überwunden.

Da ſtand ein Schilderhaus draußen, wo der alte anſtändige Brand-Major wohnte, der immer mit der letzten Spritze kam; der Sturm konnte ihm das kleine Schilderhaus nicht gönnen, es ward aus den Fugen geriſſen und rollte die Straße hinab; und wunderlich genug erhob es ſich wieder und blieb vor dem Hauſe des ſchmuzigen Zimmergeſellen ſtehen, der bei dem letzten Brande drei Menſchenleben gerettet hatte; aber das Schilderhaus dachte ſich Nichts dabei.

Das Schild vom Barbier, der große Meſſingteller, ward heruntergeriſſen und gerade in die Fenſtervertiefung vom Juſtizrath geſchleudert, und das ſah faſt wie Bosheit aus, ſo ſagte die ganze Nachbarſchaft, weil dieſe und die allerintimſten Freundinnen der Frau Juſtizräthin ſie Raſirmeſſer nannten. Sie war ſo klug, daß ſie von den Menſchen mehr, als die Menſchen über ſich ſelber wußten.

Da flog ein Schild mit einem abgeriſſenen trocknen Klippfiſch gerade über die Thür eines Hauſes, wo ein Mann wohnte, der eine Zeitung ſchrieb. Das war ein ſehr flauer Scherz von dem Sturmwinde, der nicht daran dachte, daß ein Zeitungsſchreiber gar nicht geſchaffen iſt, um mit ſich ſcherzen zu laſſen, denn er iſt ein König in ſeiner eigenen Zeitung und auch in ſeiner eigenen Meinung. Der Wetterhahn flog auf das gegenüberliegende Dach und ſtand da wie die ſchwärzeſte Bosheit, — ſagten die Nachbarn.

Die Tonne des Faßbinders ward unter „Damenputz“ aufgehängt.

Des Gaſtwirths Speiſezettel in einem ſchweren Rahmen, der an der Thür hing, ward von dem Sturme über den Eingang des Theaters geſtellt, wo die Leute niemals hin kommen; es war ein lächerliches Plakat: „Meerrettig, Suppe und gefüllter Kohlkopf“; aber jetzt kamen die Leute.

Des Kürſchners Fuchspelz, der ſein ehrbares Schild iſt, ward an die Klingelſchnur des jungen Mannes geſchleudert, der immer in die Frühpredigt ging, wie ein heruntergeſchlagener Regenſchirm ausſah, nach Wahrheit ſtrebte und wie ſeine Tante ſagte: ein „Exempel“ war.

Die Inſchrift: „höhere Bildungs-Anſtalt“ ward über den Billardklub hingeſchleudert und die

Anſtalt ſelbſt bekam das Schild: „Hier zieht man Kinder mit der Flaſche auf“; das war gar nicht witzig, nur unartig, aber das hatte der Sturm gethan, und den kann man nicht regieren.

Es war eine fürchterliche Nacht, und am Morgen, — denkt nur, — waren faſt alle Schilder der Stadt verwechſelt; an einigen Orten war es mit ſo großer Malice geſchehen, daß Großvater gar nicht davon reden wollte, aber doch, wie ich ganz gut geſehen, inwendig lachte, und da iſt es doch wohl möglich, daß er Etwas hinter den Ohren hatte.

Die armen Leute in der Stadt und ganz beſonders die Fremden, irrten ſich immer in den Menſchen und es konnte auch nicht gut anders ſein, wenn ſie ſich nach dem Schilde richteten. So wollten Einige zu einer ſehr ernſten Verſammlung älterer Männer, wo die wichtigſten Dinge verhandelt werden ſollten, und kamen nun in eine kreiſchende Knabenſchule, wo Alle über Tiſche und Bänke ſprangen.

Es waren auch Leute da, die ſich mit der Kirche und dem Theater irrten, und das iſt doch entſetzlich!

Einen ſolchen Sturm haben wir nun in unſern Tagen nie erlebt, daß iſt nur zu des Großvaters Zeiten geſchehen, als er ein kleiner Knabe war; wir erleben vielleicht einen ſolchen Sturm nicht mehr, aber unſere Enkelkinder; da müſſen wir gewiß hoffen und darum bitten, daß ſich Alle, während der Sturm die Schilder wechſelt, hübſch zu Hauſe halten.

Der Vogel des Volksliedes.

Es iſt Winterzeit; die Erde hat eine Schneedecke, als wäre ſie von Marmor, aus dem Felſen gehauen; die Luft iſt hell und klar, der Wind iſt ſcharf, wie ein hart geſchmiedetes Schwert, die Bäume ſtehen da wie weiße Korallen, wie blühende Mandelzweige, hier iſt es friſch wie auf den hohen Alpen.

Die Nacht iſt prächtig im Nordlichtſchein, im Glanze unzähliger, funkelnder Sterne.

Es kommen die Stürme, die Wolken erheben ſich und ſchütteln Schwanendaunen herab; die Schneeflocken jagen, decken Hohlweg und Haus, das offene Feld und die eingeſchloſſenen Straßen.

Aber wir ſitzen in der warmen Stube, am glühenden Ofen und erzählen uns von alten Zeiten; wir hören eine Sage:

An dem offenen Meere lag ein Rieſengrab, auf dem ſaß zur Mitternachtszeit der Geiſt des begrabenen Helden, der ein König geweſen war; der Goldreif leuchtete von ſeiner Stirn, das Haar flatterte im Winde, er war in Stahl und Eiſen gekleidet; er beugte ſorgenvoll ſein Haupt und ſeufzte in tiefem Schmerze, wie ein unſeliger Geiſt.

Da ſegelte ein Schiff vorbei. Die Matroſen warfen den Anker aus und ſtiegen an's Land. Unter ihnen war ein Sänger; der trat zum Königs-Geiſt und fragte: „Warum trauerſt Du und leideſt Du?“

Da antwortete der Todte: „Niemand hat die Thaten meines Lebens beſungen; ſie ſind todt und vergeſſen; der Geſang trägt ſie nicht über die Länder hinaus und in die Herzen der Menſchen; darum habe ich keine Ruhe, keinen Frieden!“

Und er ſprach von ſeinen Werken und Großthaten, die ſeine Zeitgenoſſen gekannt, aber nicht beſungen, denn unter ihnen war kein Sänger.

Da griff der alte Barde in die Saiten der Harfe und ſang von dem Jugendmuth des Helden, von der Kraft des Mannes und der Größe der guten Thaten. Dabei leuchtete des Todten Angeſicht wie der Wolkenſaum im Mondenſchein: froh und hochſelig erhob ſich die Geſtalt in Glanz und Strahlen, ſie entſchwand wie ein Nordlichtſchein; man ſah nur noch den grünen Raſenhügel mit den runenloſen Steinen; aber darüber hin ſchwang ſich, beim letzten Klang der Saiten, ſo recht, als wenn er aus der Harfe käme, ein kleiner Vogel, der reizenſte Singvogel, mit dem klangvollen Schlage der Droſſel, mit dem ſeelenvollen Schlage des Menſchenherzens, dem Klange des Heimathlandes, wie der Zugvogel ihn hört. Der Singvogel flog über die Berge, über Thal, über Feld und Wald, — das war der Vogel des Volksliedes, der niemals ſtirbt.

Wir hören den Geſang; wir hören ihn jetzt hier in der Stube, während die weißen Bienen draußen ſchwärmen und der Sturm ſtarke Griffe thut. Der Vogel ſingt uns nicht bloß die Trauerklage der Helden, er ſingt auch ſüße, ſanfte Liebesgeſänge, ſo warme und ſo viele, von der Treue im Norden; er hat Märchen in Worten und Tönen; er hat Sprüchwörter und Liederſprüche, die, gleich Runen unter des Todten Zunge gelegt, — ihn zum ſprechen nöthigen, und ſo weiß das Volkslied von ſeinem Heimathlande!

In der alten Heidenzeit, in der Vikingerzeit, hing ſeine Rede in des Barden Harfe.

In den Tagen der Ritterburgen, als die Fauſt die Wagſchaale der Gerechtigkeit hielt, nur die Macht das Recht war, ein Bauer und ein Hund von gleicher Bedeutung, — wo fand da der Vogel des Geſanges Obdach und Schutz? Weder Rohheit noch Dummheit dachten an ihn.

Aber, in dem Erker der Ritterburg, wo die Burgfrau vor dem Pergament ſaß und die alten Erinnerungen in Geſängen und Sagen niederſchrieb, und das alte Mütterchen aus dem Walde und der Tabulettkrämer, der immer herumwandernde, bei ihr ſaßen und erzählten, da flog er über ſie hin, da flatterte, zwitſcherte und ſang der Vogel, der niemals ſtirbt, ſo lange die Erde einen Hügel für ſeinen Fuß hat, für den Vogel des Volksliedes.

Nun ſingt er zu uns herein. Draußen iſt der Schneeſturm und die Nacht; er legt die Runen unter unſere Zunge, wir kennen unſer Heimathland; Gott ſpricht zu uns in unſerer Mutterſprache, in den Tönen des Vogels vom Volksliede: die alten Erinnerungen tauchen auf, die erblichenen Farben friſchen ſich auf, die Sage und der Geſang geben einen Segenstrunk, der Sinn und Gedanken erhebt, ſo daß der Abend ein Weihnachtsfeſt wird.

Die Schneeflocken jagen, das Eis kracht, der Sturm herrſcht, denn er hat die Macht, er iſt der Herr, — aber doch nicht unſer Herr-Gott!

Es iſt Winterzeit, der Wind iſt ſcharf wie ein hartgeſchmiedet Schwert; die Schneeflocken jagen, — es ſchneite, ſo ſchien es uns, Tage und Wochen, und der Schnee liegt wie ein ungeheurer Schneeberg über der großen Stadt; ein ſchwerer Traum in der Winternacht. Alles iſt auf der Erde verborgen und fort, nur das goldene Kreuz der Kirche, das Symbol des Glaubens, erhebt ſich über dem Schneegrabe und leuchtet in der blauen Luft, in dem klaren Sonnenſchein.

Und über der begrabenen Stadt fliegen die Vögel des Himmels, die kleinen und die großen; ſie zwitſchern und ſie ſingen, wie ſie es gerade können, jeder Vogel mit ſeinem Schnabel.

Zuerſt kommt die Schaar der Sperlinge; die pipen bei allen Kleinigkeiten in der Straße und in der Gaſſe, im Neſt und im Hauſe; die wiſſen Geſchichten vom Vorderhaus und vom Hinterhaus. „Wir kennen die begrabene Stadt,“ ſagen ſie. „Alles Lebendige darin hat Pip! Pip! Pip!“

Die ſchwarzen Raben und Krähen fliegen hin über den weißen Schnee. „Grab! grab!" ſchreien ſie. „Da unten iſt noch Etwas zu bekommen, Etwas für den Schlund, das iſt das Wichtigſte; das iſt die Meinung der Meiſten da unten im Grunde, und die Meinung iſt bra', bra', brav!"

Die wilden Schwäne kommen auf ſauſenden Flügeln und ſingen von dem Herrlichen und dem Großen, das noch aus den Gedanken und Herzen der Menſchen hervorſproſſen wird dort unten, in der unter der Schneedecke ruhenden Stadt.

Da iſt kein Tod, da waltet das Leben; wir vernehmen es in den Tönen, die gleich der Kirchenorgel brauſen, die uns ergreifen wie der Klang von der Elfenhöhe, wie die Geſänge Oſſian's, wie der brauſende Flügelſchlag der Walkyren. Welcher Einklang! der ſpricht in unſerem Herzen, erhebt unſeren Gedanken, — das iſt der Vogel des Volksliedes, den wir hören!

Und in dieſem Augenblick weht der warme Hauch Gottes vom Himmel herunter, die Schneeberge bekommen Spalten, die Sonne ſcheint hinein, der Frühling kommt, die Vögel kommen, neue Geſchlechter, mit den heimathlichen, denſelben Tönen.

Höre die Geſchichte des Jahres: „Die Macht des Schneeſturmes, der ſchwere Traum der Winternacht — Alles löſt ſich, Alles erhebt ſich, im herrlichen Geſange des Vogels des Volksliedes, der niemals ſtirbt!"

Der böſe Fürſt.

Es war einmal ein böſer Fürſt, all' ſein Dichten und Trachten ging darauf hinaus, alle Länder der Welt zu erobern und allen Menſchen Furcht einzuflößen; mit Feuer und Schwert zog er umher und ſeine Soldaten zertraten die Saat auf den Feldern und zündeten des Bauers Haus an, daß die rothe Flamme die Blätter von den Bäumen leckte und das Obſt gebraten an den verſengten ſchwarzen Bäumen hing. Mit dem nackten Säugling im Arm flüchtete manche arme Mutter ſich hinter die noch rauchenden Mauern ihres abgebrannten Hauſes, aber hier ſuchten die Soldaten ſie auch, und fanden ſie die Armen, ſo war dies neue Nahrung ihrer teufliſchen Freude; böſe Geiſter hätten nicht ärger verfahren können als dieſe Soldaten; — der Fürſt aber meinte, grade ſo ſei es recht, ſo müßte es hergehen. Tagtäglich wuchs ſeine Macht, ſein Name war von Allen gefürchtet, und das Glück ſchritt neben ihm einher bei allen ſeinen Thaten. Aus den eroberten Städten führte er große Schätze heim; in ſeiner Reſidenzſtadt wurde ein Reichthum aufgehäuft, der an keinem andern Orte ſeines Gleichen hatte. Und er ließ prächtige Schlöſſer, Kirchen und Hallen bauen und Jeder, der dieſe herrlichen Bauten und große Schätze ſah, rief ehrfurchtsvoll: „welch' großer Fürſt!“ Sie gedachten aber nicht des Elends, das er über andere Länder und Städte verhängt hatte; ſie vernahmen nicht all' die Seufzer und all' den Jammer, die aus den eingeäſcherten Städten empor drangen.

Der Fürſt betrachtete ſein Gold und ſeine prächtigen Bauten und dachte dabei gleich der Menge: „Welch' großer Fürſt! — Aber ich muß mehr haben, weit mehr! Keine Macht darf der meinigen gleichkommen, geſchweige denn größer als die meine ſein!“ Und er bekriegte alle ſeine Nachbarn, und beſiegte ſie Alle. Die beſiegten Könige ließ er mit goldenen Ketten an ſeinen Wagen feſſeln und ſo fuhr er durch die Straßen ſeiner Reſidenz; tafelte er, ſo mußten jene Könige ihm und ſeinen Hofleuten zu Füßen knieen und ſich von den Brocken ſättigen, die ihnen von der Tafel zugeworfen wurden.

Endlich ließ der Fürſt ſeine eigene Bildſäule auf den öffentlichen Plätzen und in den königlichen Schlöſſern errichten, ja, er wollte ſie ſogar in den Kirchen vor dem Altar des Herrn aufſtellen; allein hier traten die Prieſter ihm entgegen und ſagten:

„Fürſt, Du biſt groß, aber Gott iſt größer, wir wagen es nicht, Deinem Befehle nachzukommen.“

„Wohlan denn!“ rief der Fürſt, „ich werde auch Gott beſiegen!“ — Und in Uebermuth und thörichtem Frevel ließ er ein koſtbares Schiff bauen, mit welchem er die Lüfte durchſegeln könnte; es war bunt und prahleriſch anzuſchauen, wie der Schweif eines Pfaues, und es war gleichſam mit Tauſenden von Augen beſetzt und überſäet, — aber jedes Auge war ein Büchſenlauf. Der Fürſt ſaß in der Mitte des Schiffes, er brauchte nur an eine dort angebrachte Feder zu drücken und tauſend Kugeln flogen nach allen Seiten hinaus, während die Feuerſchlünde ſogleich wieder aufs Neue geladen waren. Hunderte von Adlern wurden vor das Schiff geſpannt, und mit Pfeilesſchnelle ging es nun aufwärts gegen die Sonne. Wie lag da die Erde tief unten! Mit ihren Bergen und Wäldern ſchien ſie nur ein Ackerfeld zu ſein, in das der Pflug ſeine Furchen gezogen, längs welchem der grüne beraſte Rain hervorblickte, bald glich ſie nur noch einer flachen Landkarte mit undeutlichen Strichen, und endlich lag ſie ganz in Nebel und Wolken verhüllt. Immer höher flogen die Adler, aufwärts in den Lüften, — da ſandte Gott einen einzigen ſeiner unzähligen Engel aus; der böſe Fürſt ſchleuderte Tauſende von Kugeln gegen ihn, allein die Kugeln prallten zurück von den glänzenden Fittichen des Engels, fielen herab wie gewöhnliche Hagelkörner; doch, ein Blutstropfen, nur ein einziger, tröpfelte von einer der weißen Flügelfedern herab, und dieſer Tropfen fiel auf das Schiff, in welchem der Fürſt ſaß, er brannte ſich im Schiffe ein, er laſtete gleich tauſend Centnern Blei und riß das Schiff in ſtürzender Fahrt abwärts zur Erde nieder, die ſtarken Schwingen der Adler zerbrachen, der Wind umſauſte des Fürſten Haupt, und die Wolken ringsum — waren dieſe doch von dem Flammenrauch der abgebrannten Städte gebildet — formten ſich in drohende Geſtalten, wie meilenlange Seekrabben, die ihre Klauen und Scheeren nach ihm ausſtreckten, thürmten ſich zu ungeheuerlichen Felſen mit herabrollenden zerſchmetternden Blöcken, bildeten ſich zu feuerſpeienden Drachen — — halb todt lag der Fürſt im Schiffe ausgeſtreckt, und dieſes blieb endlich mit einem furchtbaren Stoß in den dicken Baumzweigen eines Waldes hängen.

— — „Ich will Gott beſiegen!" ſagte der Fürſt, „ich habe es geſchworen, mein Wille *muß* geſchehen!" — Und ſieben Jahre hindurch ließ er bauen und arbeiten an künſtlichen Schiffen zum Durchſegeln der Luft, ließ Blitzſtrahle vom härteſten Stahl ſchneiden, denn er wollte des Himmels Befeſtigung ſprengen. Aus allen ſeinen Landen ſammelte er Kriegsheere, die, als ſie Mann bei Mann aufgeſtellt waren, einen Raum von mehreren Meilen bedeckten. Die Heere gingen an Bord der künſtlichen Schiffe, der Fürſt näherte ſich dem ſeinen; — da ſandte Gott einen Mückenſchwarm, einen einzigen kleinen Mückenſchwarm aus. Derſelbe umſchwirrte den Fürſten und zerſtach ſein Antlitz und ſeine Hände; zornentbrannt zog er ſein Schwert und ſchlug um ſich, allein er ſchlug nur in die leere Luft hinein, die Mücken traf er nicht. Da befahl er koſtbare Teppiche zu bringen, ihn in dieſelben einzuhüllen, damit ihn keine Mücke fernerhin ſteche; und die Diener thaten wie befohlen. Allein, eine einzige Mücke hatte ſich an die innere Seite des Teppichs geſetzt, von hier kroch ſie in das Ohr des Fürſten und ſtach ihn; es brannte wie Feuer, das Gift drang hinein in ſein Gehirn; wie wahnſinnig riß er die Teppiche von ſeinem Körper und ſchleuderte ſie weit weg, zerriß ſeine Kleidung und tanzte nackend herum vor den Augen ſeiner rohen, wilden Soldaten, die nun des tollen Fürſten ſpotteten, der Gott bekriegen wollte, und von einer einzigen kleinen Mücke beſiegt worden war.

Der Biſchof von Börglum.

Wir befinden uns oben im nördlichen Jütland nordwärts, im ſogenannten Wildmoor; wir vernehmen den ſogenannten „Weſterwowwow“ — das Brauſen der ſich an der jütiſchen Weſtküſte brechenden Nordſee; es rollt und donnert, daß es meilenweit ins Land hineinſchallt, und wir ſind ganz in der Nähe dieſes Gebrauſes. Vor uns erhebt ſich ein großes Sandjoch, ein Berg, den wir lange geſehen haben, und nach welchem wir noch immer hinlenken, langſam fahren wir dahin in dem tiefen Sande. Auf dieſem Sandberge liegt ein großes altes Gebäude, das Kloſter Börglum; in einem Flügel deſſelben und zwar dem größten, befindet ſich die Kirche. Und nach dieſem Kloſter gelangen wir jetzt in ſpäter Abendſtunde; aber das Wetter iſt klar in der hellen Juninacht, die uns leuchtet: weit, weit ſchaut das Auge umher, über Feld und Moor, bis an den Aalborger Meerbuſen, über Haide und Wieſe und weit über das dunkelblaue Meer hinaus.

Jetzt ſind wir dort und rollen zwiſchen Scheunen und anderen Wirthſchaftsgebäuden dahin, lenken, links vom Thore, auf dem alten Burghofe um, da wo die Linden in Reihen längs der Mauern ſtehen, und Schutz haben vor Wind und Wetter und ſo üppig wachſen, daß Zweige und Blätter faſt die Fenſter verdecken.

Wir ſteigen die ſteinerne Wendeltreppe hinan, ſchreiten die langen Gänge unter der Balkendecke dahin; hier ſauſt der Wind gar ſonderbar, ſowohl innen, als außen — man weiß eigentlich nicht recht wo, und dabei erzählt man ſich, — ja man erzählt gar Vieles, man ſieht gar Vieles, wenn es Einem grauſ't, oder man in Anderen Grauſen erregen will. Die alten verſtorbenen Chorherren, ſo ſagt man, gleiten ſtill an uns vorüber in die Kirche, wo die Meſſe geſungen wird; man kann es in dem Sauſen des Windes vernehmen und eine wunderbare Stimmung bemächtigt ſich unſer dabei; man denkt an die alten Zeiten, man verſenkt ſich ganz und gar in die alten Zeiten.

An der Küſte iſt ein Schiff geſtrandet, die Leute des Biſchofs ſind dort, ſie ſchonen Die nicht, welche das Meer ſchonte: die See ſpült das rothe Blut hinweg, das von zerſchmetterten Hirnſchädeln floß. Die geſtrandeten Güter gehören dem Biſchof, und hier iſt viel Gut. Die See wirft hinauf Fäſſer und Tonnen, gefüllt mit köſtlichem Wein für den Keller des Kloſters, und im Kloſter iſt ſchon vollauf von Bier und Meth; vollauf giebt es in der Küche: erlegtes Wildpret, Geflügel, Schinken und Würſte; in den Fiſchteichen draußen ſchwimmt der fette Barſchen und die leckere Karauſche.

Der Biſchof von Börglum iſt ein mächtiger Herr, große Ländereien beſitzt er, und doch gelüſtet ihm noch nach Mehrerem: Alles muß ſich dem mächtigen Oluf Glob beugen. Im Thyland iſt ſein reicher Vetter geſtorben; die Witwe muß ſein reiches Erbe bekommen. Wie kommt's doch, daß ein Blutsverwandter dem Andern immer härter zuſetzt, als ſelbſt Fremde thun würden? Ihr Gemahl gebot über ganz Thyland, die Kirchengüter ausgenommen. Ihr Sohn iſt nicht daheim. Schon als Knabe ging er auf Reiſen, um fremde Länder und Völker zu ſehen, wonach ſein Sinn ſtand. Seit Jahren fehlte jede Kunde von ihm; vielleicht iſt er längſt zu Grabe getragen; und wird nie in die Heimath zurückkehren, um da zu gebieten, wo jetzt ſeine Mutter gebietet.

„Ei, was hat ein Weib zu gebieten!“ ſagte der Biſchof. Er ließ die Witwe vor Gericht beſcheiden — doch was erreichte er dadurch? Die Witwe war nie dem Geſetz ungehorſam geweſen, und ſtark durch ihre gerechte Sache.

„Biſchof Oluf zu Börglum, was ſinneſt Du? Was ſchreibſt Du nieder auf's glatte Pergament? Was verſchließeſt Du da unter Siegel und Band und übergiebſt es dem Reiter und Knappen, die von dannen reiten, zum Lande hinaus, weit hin nach des Papſtes Stadt?"

Es iſt Laubfallzeit, Strandungszeit, bald tritt der eiſige Winter ein!"

Zweimal kam er wieder, bevor der Biſchof den Reiter und den Knappen willkommen in der Heimath hieß. Sie kehrten zurück aus Rom mit päpſtlichem Schreiben, mit der Bannbulle über die Witwe, die es gewagt hatte, den frommen Biſchof zu beleidigen: „Verflucht ſei ſie und Alles, was ihr gehört! Ausgeſtoßen ſei ſie aus Kirche und Gemeinde! Niemand reiche ihr helfende Hand; Freunde und Anverwandte mögen ſie meiden wie Peſt und Ausſatz!"

„Was nicht biegen will, muß brechen!" ſagte der Biſchof von Börglum.

Alle ließen von der Witwe ab; allein ſie läßt von ihrem Gott nicht ab, er iſt ihr Schutz und Wehr.

Ein einziger Dienſtbote, eine alte Magd, bleibt ihr treu; mit der alten Dienerin geht die Witwe ſelbſt hinter dem Pfluge einher — und das Getreide wächſt, wenngleich der Boden von Papſt und Biſchof verflucht iſt.

„Du Kind der Hölle! Ich werde doch meinen Willen durchſetzen!" ruft der Biſchof von Börglum. „Jetzt lege ich die Hand des Papſtes auf Dich zur Beſcheidung vor das Tribunal und zur Verurtheilung!"

Da ſpannt die Witwe die letzten zwei Ochſen, die ihr gehören, vor den Wagen, ſetzt ſich mit ihrer alten Dienerin in denſelben und fährt über die Haide dahin, hinaus aus dem däniſchen Lande. Ein Fremdling kommt ſie in fremdes Land, wo man fremde Sprache ſpricht, wo fremde Sitten herrſchen — weit und immer weiter gelangt ſie, dahin, wo grüne Hügel ſich zu Bergen erheben und der Wein wächſt. Fremde Kaufleute fahren an ihr vorüber, ſie ſpähen ängſtlich von ihren mit Waaren beladenen Wagen herab, Ueberfall befürchtend von der Raubritter Knappen. Die beiden armen Frauen in ihrem elenden Fuhrwerk, von zwei ſchwarzen Ochſen gezogen, ziehen furchtlos durch den unſichern Hohlweg und die dichtbeſtandenen Wälder. — Sie befinden ſich in Franken; hier begegnete ihnen ein ſtattlicher Ritter mit einem Gefolge von zwölf gewappneten Knappen; er macht Halt, betrachtet den ſonderbaren Aufzug und befragte die beiden Frauen über das Ziel ihrer Reiſe, und von wannen ſie kämen. Da nennt die Eine Thyland in Dänemark, ſpricht von ihrem Kummer, ihrem Elend, doch bald haben dieſe ein — Ende; ſo hatte es der liebe Gott gelenkt. Der fremde Ritter iſt der Witwe Sohn. Er reicht ihr die Hand, er drückt ſie an ſeine Bruſt, und die Mutter weint, — ſeit Jahren hatte ſie nicht weinen können, hatte ſich nur in die Lippe gebiſſen, daß das Blut in Tropfen hervorquoll.

Es iſt Laubfallzeit, Strandungszeit, bald tritt der eiſige Winter ein!

Das Meer rollt Weinfäſſer ans Land für den

Keller des Biſchofs; in der Küche bratete über dem Feuer das angeſpieſ'te Wild; auf Börglum iſt es warm und gut in dem geheizten Zimmer, während draußen harter Winter iſt. Da hinterbringt man dem Biſchof eine Neuigkeit: Jens Glob zu Thyland iſt zurückgekehrt und mit ihm — ſeine Mutter. Jens Glob klagt wider den Biſchof; er läßt ihn vor das geiſtliche und vor das weltliche Gericht beſcheiden.

„Das wird ihm wenig helfen!“ ſagt der Biſchof. „Laß lieber ab vom Streite, Ritter Jens!“

Es iſt wieder Laubfallzeit, wieder Strandungszeit! Der eiſige Winter kehrt wieder, die weißen Bienen ſchwärmen, ſie ſtechen ins Geſicht bis ſie zerſchmelzen.

„Friſches Wetter heute!“ ſagen die Leute, die von außen hereintreten. Jens Glob ſteht ſo in Gedanken verſunken, daß er ſeinen weiten Rock verſengt.

„Du Börglum-Biſchof!“ ruft er aus; „ich werde Dich doch überwältigen! Unter dem Deckmantel des Papſtes erreicht Dich das Geſetz nicht, aber Jens Glob wird Dich erreichen!“

Darauf ſchreibt er einen Brief an ſeinen Schwager, Herrn Oluf Haſe in Sallingland und bittet ihn, am Weihnachtsabend zur Meſſe in der Kirche zu Widberg mit ihm zuſammenzutreffen; der Biſchof ſelbſt lieſ't dort die Meſſe und reiſ't deshalb von Börglum nach Thyland; das wußte Jens Glob.

Moor- und Wieſenland ſind mit Eis und Schnee bedeckt; jetzt tragen ſie Pferde und Reiter, tragen den ganzen Zug, den Biſchof mit Pfaffen und Knappen; ſie reiten den kürzeſten Weg zwiſchen dem ſchwankenden Röhricht dahin, wo der Wind kläglich heult.

„Blaſe nur in Deine Meſſingtrompete, Du in Fuchsfelle gekleideter Spielmann! Es klingt nicht übel in der reinen Luft.“ — So reiten ſie über Haide und Moorland, über den Wieſengarten der Fata Morgana im heißen Sommer, jetzt eiſig wie die ganze Landſchaft; ſie reiten ſüdwärts, auf Widbergs Kirche zu.

Der Wind bläſ't immer ſtärker in ſeine Trompete; er bläſ't Sturm, ein Wetter, daß Gott ſich erbarme — es wächſt in ſtiller Gewalt! Nach dem Gotteshaus geht es in dem Gotteswetter in fliegender Fahrt. Das Gotteshaus ſteht feſt, aber das Gotteswetter fährt dahin über Feld und Moor, über Land und Meer.

Börglums Biſchof erreicht die Kirche; das wird kaum Herr Oluf Haſe, wie ſcharf er auch reitet. Er zieht mit ſeinen Mannen jenſeit des Meerbuſens dahin, Jens Glob zu Hilfe, jetzt wo der Biſchof vor den Richterſtuhl des Allerhöchſten geladen werden ſoll.

Das Gotteshaus iſt der Gerichtsſaal, der Altartiſch iſt der Gerichtstiſch; die Lichter flammen ſchon in den ſchweren meſſingenen Armleuchtern. Der Sturm verlieſt die Anklage und das Urtel. Es brauſt in der Luft über Moor und Haide, über die rollenden Gewäſſer! Keine Fähre ſegelt über den Meerbuſen dahin in dieſem Wetter.

Oluf Haſe macht Halt am Otteſunde, dort verabſchiedet er ſeine Mannen, ſchenkt ihnen Pferd und Rüſtung und giebt ihnen Urlaub, nach Hauſe zu ziehen mit Gruß an ſein Weib; er allein will ſein Leben wagen in dem brauſenden Gewäſſer; aber ſie ſollen Zeugniß geben, daß nicht ſein die Schuld, daß Jens Glob ohne Entſatz in der Kirche zu Widberg ſteht. Die treuen Knappen verlaſſen ihn nicht, ſie folgen ihm in die tiefen Waſſer hinaus. Zehn von ihnen werden hinweggeſpült; aber Oluf Haſe und zwei der jüngſten Knappen erreichen das jenſeitige Ufer; noch haben ſie vier Meilen zu reiten.

Es iſt Mitternacht vorüber; es iſt Weihnachten. Der Wind hat nachgelaſſen, die Kirche iſt erleuchtet; der ſtrahlende Lichtſchein bricht durch die Fenſterſcheiben und fließt über Wieſe und Haideland hinaus. Die Meſſe iſt längſt zu Ende. Stille herrſcht im Gotteshauſe, man hört drinnen das Wachs von den Lichtern der Kronenleuchter auf den ſteinernen Fußboden tropfen. Jetzt langt Oluf Haſe an.

In der Waffenhalle bietet Jens Glob ihm guten Tag, und fügt die Worte hinzu: „So eben hab' ich mich mit dem Biſchof verglichen.“

„Das hätteſt Du?“ ruft Oluf Haſe, „dann ſollſt weder Du, noch der Biſchof lebendig aus der Kirche gelangen!“

Und das Schwert fährt aus der Scheide und Oluf Haſe haut ein, daß die Felder der Kirchenthüre, die Jens Glob eiligſt zwiſchen ihm und ſich zuſchlägt, in Stücke zerſplittern.

„Haltet ein, Schwager! Erſt nimm Einſicht von dem Vergleich. Ich habe den Biſchof und ſeine Mannen und Pfaffen alle erſchlagen. Kein Wort ſagen ſie mehr in der Sache und ich auch nicht von all' dem Unrecht, das meiner Mutter widerfahren iſt."

Roth ſcheinen die langen Dochte der Altarlichter, röther noch ſcheint es vom Fußboden; dort liegt der Biſchof im Blute mit zerſpalteter Stirn, um ihn her ſeine todten Geſellen: ſtill und lautlos iſt die heilige Weihnachtsnacht.

Am vierten Weihnachtsabend läuten aber die Glocken im Kloſter Börglum zur Leichenſchau; der ermordete Biſchof und die erſchlagenen Mannen und Pfaffen ſind ausgeſtellt unter einem ſchwarzen Thronhimmel, umſtellt von florumhüllten Armleuchtern. Im ſchwarzen ſilbergeſtickten Mantel, den Krummſtab in der machtloſen Hand, liegt der Todte, der einſt mächtige Herr da. Die Räucherungen duften, die Mönche ſingen; es klingt wie Klage, es klingt wie ein Urtheil des Zorns und der Verdammniß, als wenn es weit über das Land hinaus vernommen werden müßte; vom Winde getragen, vom Winde mitgeſungen: — wohl ſchweigt ſie manchmal, aber nimmer ſtirbt ſie, immer wieder erhebt ſie ſich und ſingt ihre Lieder, ſingt ſie herein in unſere

Zeit, ſingt hier oben vom Biſchof von Börglum und ſeinem harten Neffen; vernommen wird ſie in der finſtern Nacht von dem geängſtigten Bauersmann, der in ſchwerem Sandwege am Kloſter Börglum vorüberfährt; vernommen wird ſie von dem lauſchenden Schlafloſen in dem von dicken Mauern eingeſchloſſenen Zimmer auf Börglum, und deshalb ſeufzt und huſcht es in den langen laut widerhallenden Gängen, die zur Kloſterkirche führen, deren vermauerter Eingang längſt verſchloſſen iſt, nur nicht dem Auge des Aberglaubens: das ſieht noch dieſe Thüre, ſieht ſie ſich aufthun, ſieht die Lichter von den meſſingenen Kronleuchtern der Kirche flammen, die Räuchergefäße duften, die Kirche ſtrahlen in der ehemaligen Pracht, die Mönche ſingen und leſen Meſſe über den erſchlagenen Biſchof, der da liegt in dem ſchwarzen ſilbergeſtickten Mantel, mit dem Krummſtab in der machtloſen Hand, und auf ſeiner bleichen, ſtolzen Stirn die blutige Wunde leuchten, leuchten wie Feuer: es ſind der weltliche Sinn und die böſen Gelüſte, die da ausbrennen.

Verſinkt in's Grab, in Nacht, in Vergeſſenheit, ihr umheimlichen Geſtalten der alten Zeit!

Hört dieſe Stöße des zornigen Windes! ſie übertönen das rollende Meer. Ein Sturm naht draußen, der Menſchenleben fordert! Dem Meere ward kein neuer Sinn mit der neuen Zeit. Dieſe

Nacht nur ein grauſiger Schlund zum Verſchlingen, iſt es morgen vielleicht ein klares Auge zum Widerſpiegeln — wie in der alten Zeit, die wir begruben. Schlafe ſüß, wenn Du's vermagſt!

Jetzt iſt es Morgen!

Die neue Zeit wirft Sonnenſchein in's Zimmer. Der Wind hält immer noch gewaltig aus. Eine Strandung — wie in der alten Zeit — wird gemeldet.

Während der Nacht, dort unten am Lökken, dem kleinen Fiſcherdorf mit den rothen Ziegeldächern — wir ſehen es vom Fenſter aus hier oben — iſt ein Schiff geſtrandet. Draußen ſtieß es an und rannte ſich feſt in dem Meeresgrund; allein die Rettungsrakete warf ein rettendes Tau an Bord und band eine Brücke vom Wrak aus auf das feſte Land hinüber, gerettet wurden Alle, die am Bord waren, ſie gelangten an's Land und wurden in erwärmende Kiſſen gebettet; heute ſind ſie auf dem Herrnhofe zu Kloſter Börglum eingeladen. In gemüthlichen Zimmern kommen ihnen dort Gaſtfreundſchaft und milde Augen entgegen, ſie werden in ihrer Landesſprache begrüßt, vom Clavier her erklingen ihnen Töne heimathlicher Melodien und bevor dieſe verhallt ſind, brauſt eine andere Saite, lautlos und doch klangvoll und ſicher: der Gedankendraht reicht bis in die Heimath der Schiffbrüchigen, in's fremde Land hinein und meldet ihre Rettung. Da wird der Sinn leicht, da ſchwingen ſie ſich Abends im

Tanze beim Feſtgelage auf Börglum in der großen Halle; Walzer und Langſteyeriſch wechſeln ab, und däniſche Volksweiſen und der Fremden Lieder aus neuerer Zeit.

Geſegnet ſei Du, neue Zeit! Rede Du auf gereinigter Luftſtrömung den Sommer ein! Sende Deine Sonnenſtrahlen leuchtend in die Herzen und Gedanken! Auf Deinem ſtrahlenden Grunde ſchweben ſie vorüber, die finſtern Sagen aus harten, ſtrengen Zeiten!

Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

H. C. Anderſen's

Geſammelte Werke.

Vom
Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe.

Sechsundvierzigſter Band

Neue Märchen und Geſchichten.

Dritte Folge.

Leipzig,
Verlag von L. Wiedemann.
1867.

Neue

Märchen und Geſchichten.

Dritte Folge.

Von

H. C. Anderſen.

Leipzig.
Verlag von L. Wiedemann.
1867.

Inhalt.

Seite
Aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben 7
Des Pförtners Sohn 13
Der Umziehetag 41
Das Schneeglöckchen 51
Die Muhme 58
Die Kröte 68

Aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben.

Ein alter Herrenhof lag da umgeben von ſeinem ſchlammigen Wallgraben mit der Zugbrücke, die nur ſelten niedergelaſſen wurde: nicht alle Gäſte ſind gute Leute. Unter dem Traufendach waren Scharten angebracht, um durch dieſelben zu ſchießen, kochendes Waſſer, ja geſchmolzenes Blei auf den Feind herabzugießen, wenn er ſich zu ſehr nähern ſollte. Drinnen im Hauſe war es hoch bis zur Balkendecke, was ſehr zu Statten kam bei dem vielen Rauch, der vom Kaminfeuer emporwirbelte, wo die großen naſſen Holzknorren ſchwehlten. An der Wand hingen Bilder von geharniſchten Männern und ſtolzen Frauen in ſchweren Kleidern; die Stattlichſte von Allen ſchritt hier lebendig einher, ſie wurde Meta Mogens genannt; ſie war die Frau vom Hauſe, ihr gehörte der Herrenhof.

Gegen Abend kamen Räuber an; ſie erſchlugen drei ihrer Leute, auch den Kettenhund erſchlugen ſie, und dann legten ſie Frau Meta an die Hundekette am Hundehaus, während ſie ſich ſelber in dem

Saale breit machten, den Wein aus ihrem Keller und all' das gute Bier tranken.

Frau Meta war an die Hundekette gelegt; ſie konnte nicht einmal bellen.

Aber ſiehe! Da ſchlich ſich der Burſche eines der Räuber heran, ganz leiſe, er durfte nicht bemerkt werden, ſonſt hätten ſie ihn todtgeſchlagen.

„Frau Meta Mogens!“ ſagte der Burſche; „weißt Du noch wie mein Vater zu Lebzeiten Deines Herrn auf dem hölzernen Pferde reiten mußte? — Du bateſt für ihn, aber es half zu Nichts, er ſollte ſo lange reiten bis ihm die Glieder verſtümmelt ſein würden; aber Du ſchlichſt Dich zu ihm hinab, wie ich mich jetzt zu Dir ſchleiche; Du ſelbſt ſchobſt einen kleinen Stein unter jeden ſeiner Füße, damit er ſich ſtützen könnte. Niemand ſah es, oder ſie thaten, als ſähen ſie es nicht, Du warſt ja die junge gnädige Frau. Das hat mir mein Vater erzählt, und das habe ich mir gemerkt und nicht vergeſſen! Jetzt löſe ich Dich ab, Frau Meta Mogens!“

Und darauf zogen ſie Pferde aus dem Stalle heraus und ritten bei Regen und Wind und erhielten Freundeshilfe.

„Das war die kleine That an dem Alten reichlich vergolten!“ ſagte Meta Mogens.

„Aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben!“ ſagte der Burſche.

Die Räuber wurden gehenkt.

Ein alter Heerenhof lag da, er liegt noch da: es iſt nicht der der Frau Meta Mogens; er gehört einem anderen hochadeligen Geſchlecht.

Wir befinden uns in der Gegenwart. Die Sonne beſcheint die vergoldete Thurmſpitze, kleine Waldinſelchen liegen gleich Bouquets auf dem Waſſer, und die wilden Schwäne umkreiſen ſie ſchwimmend. Im Garten wachſen Roſen; die Frau vom Hauſe iſt ſelbſt das feinſte Roſenblatt, es ſtrahlt in Freude, in der Freude guter Thaten, nicht aber in die weite Welt hinaus, ſondern drinnen in den Herzen, und was dort verwahrt iſt, das iſt nicht vergeſſen, — aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben!

Jetzt begiebt ſie ſich vom Herrenhauſe aus nach dem kleinen Bauerhäuschen auf dem Felde. Darin wohnt ein armes gelähmtes Mädchen; das Fenſter in dem Stübchen ſieht nach Norden, die Sonne kommt hier nicht herein; das Mädchen kann nur über ein kleines Stückchen Feld hinausſchauen, welches von einem hohen Zaune eingeſchloſſen iſt. Aber heute iſt Sonnenſchein, die warme, herrlichſchöne Sonne unſeres lieben Herrgottes iſt drinnen im Stübchen; ſie kommt aus dem Süden durch das neue Fenſter, dort wo früher nur Mauer war.

Die Gelähmte ſitzt in dem warmen Sonnenſcheine, ſieht Wald und See, die Welt iſt ſo groß, ſo wunderſchön geworden, und zwar durch ein einziges Wort von der freundlichen Frau auf dem Herrenhofe.

„Das Wort war ſo leicht, die That ſo winzig!“ ſagte ſie; „die Freude, die ſie mir gewährten, war unendlich groß und ſegensreich!“

Und deshalb übt ſie ſo manche gute That, denkt an Alle in den armen Häuſern und in den reichen Häuſern, wo es auch Betrübte giebt. Es iſt verborgen und verwahrt, aber der liebe Gott vergißt es nicht; aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben!

Ein altes Haus ſtand da; es war in der großen Stadt mit ihrem regen Verkehr. Zimmer und Säle hat es; aber die betreten wir nicht; wir bleiben in der Küche, und dort iſt es warm und hell, iſt's rein und niedlich; das Kupferzeug blitzt, der Tiſch iſt wie gebohnt, der Ausgußſtein iſt wie ein friſch geſcheuertes Spickbret; das Alles hat das eine Dienſtmädchen ausgerichtet und doch noch Zeit erübrigt, um ſich anzukleiden, als wolle es zur Kirche gehen. Es trägt eine Schleife an der Haube, eine ſchwarze Schleife; das deutet auf Trauer. Aber es hat ja Niemand zu betrauern, weder Vater noch Mutter, weder Verwandte noch Geliebte; es iſt ein armes Mädchen. Einſt war es verlobt, verlobt mit einem armen Burſchen; ſie liebten ſich innig. Eines Tages kam er zu ihm und ſagte:

„Wir Beide haben Nichts!“ ſagte er; „die reiche

Wittwe drüben im Keller hat mir warme Worte geſagt; ſie will mich in Wohlſtand verſetzen; aber Du biſt in meinem Herzen. Wozu räthſt Du mir?"

„Zu dem, wovon Du meinſt, es wird Dein Glück ſein!" ſagte das Mädchen. „Sei gut und liebevoll gegen ſie, aber das laſſ' Dir geſagt ſein, daß wir Beide von Stund' an, wo wir uns trennen, uns nicht wieder ſehen dürfen."

— Und es verſtrichen ein Paar Jahre; da begegnet ihr der einſtige Freund und Bräutigam auf der Straße; er ſah krank und elend aus; da konnte ſie es nicht unterlaſſen, ſie mußte fragen: „Wie geht's Dir?"

„Reich und gut in jeder Beziehung!" ſagte er; „die Frau iſt brav und gut, aber Du biſt in meinem Herzen. Ich habe meinen Kampf gekämpft, er iſt bald ausgekämpft! Wir ſehen uns jetzt nicht eher als bei Gott."

Eine Woche iſt verſtrichen; dieſen Morgen ſtand es in der Zeitung zu leſen, daß er geſtorben war; deshalb trägt das Mädchen ein Trauerkleid! Der Bräutigam iſt geſtorben und hat Frau und drei Stiefkinder hinterlaſſen, wie es zu leſen ſteht; es klingt dies, als wenn es einen Riß hätte, und doch iſt das Metall rein.

Die ſchwarze Schleife deutet auf Trauer, das Antlitz des Mädchens deutet in noch höherem Grade darauf; im Herzen iſt ſie verwahrt, wird niemals vergeſſen! Aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben!

Seht, das waren drei Geſchichten, drei Blätter an einem Stiele. Wünſcheſt Du noch mehrere Kleeblätter? Im Herzbüchlein ſind deren viele, aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben!

Des Pförtners Sohn.

Der General wohnte in der Bell-Etage, der Pförtner wohnte im Keller; da war ein großer Sprung zwiſchen den beiden Familien: die ganze Parterre-Wohnung und die Rangordnung; aber ſie wohnten unter demſelben Dache mit Ausſicht nach der Straße und nach dem Hofe. In dieſem letzteren befand ſich ein Grasplan mit einem blühenden Akazienbaum, wenn er blühte, und unter dieſem ſaß zuweilen die geputzte Amme mit dem noch geputzteren Generalkinde „Emilchen“. Vor ihnen tanzte in bloſen Füßen der kleine Sohn des Pförtners mit den großen braunen Augen und dem dunkelen Haar, und das Kind lächelte ihn an, ſtreckte die Hände gegen ihn aus, und wenn der General das vom Fenſter aus erblickte, ſo nickte er und ſagte: „Charmant!“ — Die Generalin, die ſo jung war, daß ſie ganz gut die Tochter ihres Mannes aus einer frühen Ehe hätte ſein können, blickte niemals aus dem Fenſter, welches nach dem Hofraum ging, aber ſie hatte ihre Ordre gegeben, daß der Knabe der Kellerleute zwar dem Kinde Etwas vorſpielen, aber es nicht anrühren dürfte. Die Amme befolgte genau die Ordre der gnädigen Frau.

Und die Sonne ſtrahlte hinein zu Denjenigen in der Bell-Etage und zu denen in dem Keller, der Akazienbaum ſetzte Blüthen an, ſie fielen ab, und es kamen das nächſte Jahr neue wieder; der Baum blühte: der kleine Knabe des Pförtners blühte, er ſah aus wie eine friſche Tulipane.

Die kleine Tochter des Generals wurde fein und blaß wie das hellrothe Blatt der Akazienblüthe. Sie kam jetzt ſelten unter den Baum hinab; ſie ſchöpfte friſche Luft in der Kutſche. Sie fuhr mit Mama aus, und alsdann nickte ſie immer dem Georg des Pförtners zu, ja ſie warf ihm einen Handkuß zu, bis die Mutter ihr ſagte, ſie ſei nun zu groß, um das ferner thun zu dürfen.

Eines Vormittags ſollte Georg dem General die Briefe und Zeitungen hinaufbringen, die des Morgens in der Pförtnerwohnung abgegeben worden waren. Indem er die Treppe hinanſtieg und an der Thüre zu dem Sandloch vorüberging, vernahm er von dort aus ein Piepen; er dachte, es ſei ein junges Huhn, das ſich verlaufen hatte und wehklagte, aber es war die kleine Tochter des Generals in Flor und Spitzen.

„Sage es Papa und Mama nicht; ſie werden ſonſt böſe.“

„Was giebt's denn, kleines Fräulein?" fragte Georg.

„Es brennt Alles!" ſagte ſie. „Es brennt in heller Flamme!"

Georg eilte weiter die Treppe hinan und ſtand im nächſten Augenblicke in der Wohnung des Generals; er öffnete die Thüre zur Kinderſtube; der Fenſtervorhang war faſt ganz verbrannt, der Gardinenſtock war eine Gluth und Flamme. Georg ſprang auf einen herbeigeholten Stuhl, riß die brennenden Gegenſtände herunter und rief Leute herbei; ohne ihn wäre das Haus niedergebrannt.

Der General und die Generalin examinirten die kleine Emilie.

„Ich nahm nur ein einziges Streichhölzchen," ſagte ſie, „es brannte gleich, und der Vorhang brannte auch gleich. Ich ſpuckte aus, um zu löſchen, ich ſpuckte was ich konnte, aber ich hatte nicht genug Spucke, und ſo lief ich davon und verſteckte mich, denn Papa und Mama würden böſe werden."

„Ausſpucken!" ſagte die Generalin, „was iſt das für ein Wort? Haſt Du jemals gehört, daß Papa und Mama ausſpucken ſagen? Das mußt Du von unten haben!"

Aber Georg bekam einen Groſchen, derſelbe wurde aber nicht in den Bäckerladen getragen, er ging in die Sparbüchſe, und bald waren darin ſo viele Groſchen, daß er ſich einen Farbenkaſten kaufen und ſeinen Zeichnungen Couleur geben konnte;

und er hatte viele Zeichnungen; ſie ſchoſſen gleichſam aus dem Bleiſtift und den Fingern heraus. Die erſten farbigen Bilder ſchenkte er Emilie.

„Charmant!“ ſagte der General; ſelbſt die Generalin räumte ein, daß man deutlich ſehe, was der Knabe ſich gedacht habe. „Genie hat er!“ Das waren die Worte, welche die Pförtnersfrau in den Keller trug.

Der General und ſeine gnädige Frau waren vornehme Leute; ſie hatten zwei Wappenſchilder an ihrem Wagen; ein Schild für Jeden von ihnen; die gnädige Frau hatte dieſe Wappen an jedem Stück ihrer Wäſche, draußen und drinnen, an der Nachthaube und am Nachtſack; das ihrige, das eine, war ein theures Wappen, von ihrem Vater für blanke Thalerſtücke gekauft, denn er war damit nicht geboren, ſie auch nicht, ſie war zu früh auf die Welt gekommen, ſieben Jahre vor dem Wappen; deſſen erinnerten ſich noch die meiſten Leute, die Familie aber nicht. Das Wappen des Generals war alt und groß; es könnte ſchon in Einem knacken, wenn er es tragen müßte, geſchweige denn, wenn er zwei Wappenzeichen tragen müßte, und es knackte in der Generalin, wenn ſie ſtramm und ſtattlich zum Hofball fuhr.

Der General war alt und grau, aber er ſaß gut zu Pferde, das wußte er, und er ritt jeden Tag aus mit dem Reitknecht hinter ſich, in geziemender Entfernung; trat er in eine Geſellſchaft, ſo ſah er aus, als käme er hereingeritten auf ſeinem hohen Pferde; und Orden trug er, ſo viele, daß es unbegreiflich war; aber er war gar nicht ſchuld daran. Als ganz junger Menſch hatte er beim Militair geſtanden, war bei den großen Herbſtmanoeuvres geweſen, die damals in Friedenszeiten mit den Truppen abgehalten wurden. Aus der Zeit erzählte er eine Anekdote, die einzige, die er zu erzählen wußte: ſein Unteroffizier ſchnitt einen der Prinzen ab und nahm denſelben gefangen, und dieſer mußte nun mit ſeiner kleinen Truppe gefangener Soldaten, ſelbſt ein Gefangener, durch die Stadt, hinter dem Generale reiten. Dies war ein unvergeßliches Ereigniß, das immer, Jahr aus Jahr ein, vom General wiedererzählt wurde, und zwar gerade mit denſelben denkwürdigen Worten, die er geſprochen hatte, als er dem Prinzen deſſen Degen wieder überreichte: „Nur mein Unteroffizier konnte Ew. Hoheit gefangen nehmen, ich niemals!“ und der Prinz hatte geantwortet: „Sie ſind unvergleichlich!“ Im wirklichen Kriege war der General niemals geweſen; als der Krieg durchs Land ging, ging er den diplomatiſchen Weg durch drei ausländiſche Höfe. Er ſprach die franzöſiſche Sprache ſo, daß er ſeine eigene faſt vergaß; er tanzte gut, er ritt gut, es wuchſen Orden an ſeinem Rock bis ins Unbegreifliche; die Schildwachen präſentirten vor ihm; eins der ſchönſten Mädchen präſentirte vor ihm und wurde Generalin, und ſie bekamen ein kleines niedliches Kind, es kam wie vom Himmel gefallen, ſo niedlich war es, und der Sohn des Pförtners tanzte ihm Etwas vor im Hofe ſobald es begreifen konnte, und ſchenkte ihm alle ſeine gezeichneten, farbigen Bilder, und die kleine Emilie ſah ſie an, freute ſich und riß ſie entzwei. Sie war ſo fein und ſo niedlich.

„Mein Roſenblättchen!“ ſagte die Generalin. „Für einen Prinzen biſt Du geboren!“

Der Prinz ſtand ſchon draußen vor der Thür; aber man wußte nichts davon. Die Menſchen ſehen nicht weit über die Schwelle hinaus.

„Vorgeſtern theilte unſer Junge ſein Butterbrot mit ihr!“ ſagte die Pförtnersfrau; „da war weder Käſe noch Fleiſch darauf, aber es ſchmeckte ihr, als wenn es Rinderbraten geweſen wäre. Das würde ein Spektakel gegeben haben, wenn Generals die Mahlzeit geſehen hätten, aber ſie ſahen es nicht.“

Georg hatte ſein Butterbrot mit der kleinen Emilie getheilt, er hätte gern ſein Herz mit ihr getheilt, wenn es ihr nur Freude gemacht hätte. Er war ein guter Junge, aufgeweckt und klug, und er ging jetzt in die Abendſchule in die Akademie, um dort richtig zeichnen zu lernen. Die kleine Emilie nahm auch an Kenntniſſen zu; ſie ſprach Franzöſiſch mit ihrer „Bonne“ und hatte einen Tanzmeiſter.

„Georg wird Oſtern eingeſegnet!“ ſagte die Pförtnersfrau; ſo weit war Georg.

„Am Vernünftigſten wäre es wohl jetzt, wenn er in die Lehre käme!“ ſagte der Vater. „Eine nette Profeſſion müßte es ſein! Und er wäre damit aus dem Hauſe!“

„Er müßte doch zu Hauſe ſchlafen!“ ſagte die Mutter; „es iſt nicht leicht einen Meiſter zu finden, der Platz für's Nachtquartier hat! Kleider müſſen wir ihm auch ſchaffen! Das Bischen Eſſen, das er braucht, wird wohl auch herbeigeſchafft! Er iſt ja glücklich, wenn er ein paar gekochte Kartoffeln hat! Freies Lernen hat er. Laß Du ihn ſeinen Gang gehen, Du wirſt ſehen, daß wir Freude an ihm erleben, das ſagt auch der Profeſſor!“

Die Confirmationskleider waren fertig, die Mutter ſelbſt hatte ſie genäht, aber zugeſchnitten der Flickſchneider, und er ſchnitt gut zu; wenn der anders geſtellt worden wäre und eine Werkſtatt mit Geſellen hätte halten können, ſagte die Pförtnersfrau, ſo hätte der Mann ſehr gut Hofſchneider werden können.

Die Kleider waren fertig und der Confirmand war fertig. Georg bekam am Tage ſeiner Confirmation eine große tombakne Uhr von ſeinem Pathen, dem alten Ladendiener des Eiſenwaarenhändlers, dem reichſten der Pathen Georgs. Die Uhr war alt und geprüft, ſie ging immer voraus, aber das iſt beſſer als hinterdrein zu gehen. Das war ein koſtbares

Geſchenk; und von Generals kam ein Geſangbuch in Saffian an, geſandt von dem kleinen Fräulein, dem Georg Bilder geſchenkt hatte. Vorne im Buche ſtand ſein Name und ihr Name und „gewogene Gönnerin“; das war nach dem Dictat der Generalin geſchrieben, und der General hatte es durchgeleſen und „Charmant!“ geſagt.

„Das iſt wirklich eine große Aufmerkſamkeit von einer ſo vornehmen Herrſchaft,“ ſagte die Pförtnersfrau; und Georg mußte in ſeinem Confirmationsſtaat, das Geſangbuch in der Hand, hinauf und ſich zeigen.

Die Generalin ſaß da ſehr eingehüllt und hatte ihren großen Kopfſchmerz, den ſie ſtets hatte, wenn ſie ſich langweilte. Sie ſchaute Georg ſehr freundlich an und wünſchte ihm alles Gute und niemals ihren Kopfſchmerz. Der General ging im Schlafrocke umher, trug eine Mütze mit einer großen Quaſte auf dem Kopfe und rothgeſchäftete ruſſiſche Stiefel an den Füßen; er ſchritt drei Mal auf und ab im Zimmer, in eigenen Gedanken und Erinnerungen vertieft, blieb darauf ſtehen und ſagte:

„Der kleine Georg iſt alſo jetzt ein Chriſtenmenſch! Sei nun auch ein braver Mann und ehre Deine Obrigkeit! Dieſe Sentenz, kannſt Du einſt als alter Mann ſagen, hat Dich der General gelehrt.“

Das war eine längere Rede als der General ſonſt zu halten pflegte; und er kehrte wieder zu ſeinem Inſichgekehrtſein zurück und ſah vornehm aus.

Doch, von Allem was Georg hier oben hörte und ſah blieb ihm das kleine Fräulein Emilie am klarſten in ſeinen Gedanken: wie war Emilie anmuthig, wie ſanft, wie ſchwebend, wie fein war ſie! Wenn ſie gezeichnet werden ſollte, müßte es in einer Seifenblaſe ſein. An ihren Kleidern, an ihrem gelockten, gelben Haar war ein Duft, als ſei ſie eine friſch aufgeblühte Roſe; und mit ihr hatte er einmal ſein Butterbrot getheilt; ſie hatte es mit ungeheurem Appetit gegeſſen und ihm bei jedem zweiten Biſſen zugenickt. Ob ſie ſich deſſen wohl noch erinnere? Ja, gewiß! Sie hatte ihm ja „eingedenk“ deſſen das ſchöne Geſangbuch geſchenkt; und als es zum erſten Male nach dieſem Ereigniß Neujahr und Neumond wurde, nahm er ein Stück Brot und einen Groſchen und ſein Geſangbuch und begab ſich in's Freie und ſchlug das Buch auf, um zu ſehen welchen Pſalm er bekäme. Es war ein Lob- und Dank-Pſalm; er ſchlug darauf nochmals das Buch auf, um zu ſehen, was der kleinen Emilie beſchieden ſein möchte; er nahm ſich ſehr in Acht, daß er nicht da in das Buch hineingreife, wo die Leichen-Pſalmen ſtanden, und dennoch griff er hinein zwiſchen Tod und Grab. Das ſei ja aber nichts, woran man glauben müſſe, meinte er; aber er erſchrak doch, als bald nachher das niedliche kleine Mädchen bettlägerig wurde und der Doctorwagen jeden Mittag am Thorweg anhielt.

„Sie behalten ſie nicht!“ ſagte die Pförtnersfrau, „der liebe Gott weiß ſchon, wen er haben will!“

Aber ſie behielten ſie doch; und Georg zeichnete Bilder und ſendete ihr dieſelben; er zeichnete das Schloß des Czaren, den alten Kreml in Moskau, grade ſo wie er daſtand mit Thürmen und Kuppeln, und dieſe letzteren ſahen aus wie rieſige grüne und vergoldete Gurken, wenigſtens in Georgs Zeichnung. Das erfreute die kleine Emilie ſehr, und deshalb ſchickte Georg ihr im Verlauf der Woche noch ein paar Bilder, alle mit Gebäuden, denn an dieſen konnte ſie ſich ſelbſt gar Vieles innerhalb der Thore und Fenſter denken.

Er zeichnete ein chineſiſches Haus mit Glockenſpiel durch alle ſechzehn Stockwerke; er zeichnete zwei griechiſche Tempel mit ſchlanken marmornen Säulen und Treppen ringsum; er zeichnete eine norwegiſche Kirche; man ſah deutlich, daß ſie ganz von Gebälk gebaut war, ausgehauen und ſonderbar zuſammengeſtellt, jedes Stockwerk ſah aus als habe es Wiegen-Bügel; am ſchönſten war doch auf einem Blatt das Schloß, welches er „Emiliens Schloß" nannte. So müſſe ſie wohnen; dieſes Schloß hatte Georg ſelbſt ſich ausgedacht und zu demſelben Alles genommen, was er bei jedem der anderen Bauwerke am ſchönſten gefunden. Es hatte geſchnitztes Gebälk, wie die norwegiſche Kirche, marmorne Säulen, wie die griechiſchen Tempel, Glockenſpiel in jedem Stockwerk und war gekrönt mit Kuppeln, grün und vergoldet, wie der Kreml des Czaren. Es war ein richtiges Kinderſchloß! Und unter jedem

Fenſter ſtand geſchrieben, wozu der Saal oder das Zimmer innerhalb ſein ſollte, zum Beiſpiel: „Hier ſchläft Emilie;“ „hier tanzt Emilie;“ „hier ſpielt ſie ‚Gäſte empfangen‘“. Es war eine Freude das Schloß anzuſehen, und es wurde freilich auch angeſehen.

„Charmant!“ ſagte der General.

Aber der alte Graf, denn es war ein alter Graf da, der noch vornehmer war als der General, und der ſelbſt ein Schloß hatte, ſagte gar nichts: er hörte, daß es von dem kleinen Sohne des Pförtners ausgedacht und gezeichnet war. Nein, ſo ſehr klein war er gerade nicht, er war ſchon confirmirt. Der alte Graf betrachtete die Bilder und hatte ſeine eigenen ſtillen Gedanken dabei.

Eines Tages, es war gerade recht graues, naſſes und häßliches Wetter, ging der hellſte und beſte Tag für den kleinen Georg auf: Der Profeſſor der Kunſtakademie rief ihn zu ſich herein.

„Höre, mein Freund,“ ſagte der Profeſſor, „ich habe mit Dir zu ſprechen! Der liebe Gott iſt gut gegen Dich mit Fähigkeiten geweſen, er iſt auch gut gegen Dich mit guten Menſchen. Der alte Graf drüben an der Ecke hat mit mir von Dir geſprochen; ich habe auch Deine Bilder geſehen, nun von den wollen wir nicht weiter reden, es iſt Vieles in ihnen zu berichtigen! Aber von jetzt an kannſt Du zwei Mal wöchentlich in meine Zeichnenklaſſe kommen, dann wirſt Du ſchon dahinter kommen, es beſſer zu machen. Ich glaube, es ſteckt in Dir mehr von einem Baumeiſter als von einem Maler: Du haſt nun Zeit Dir das zu überlegen; aber gehe heute noch zu dem alten Grafen drüben an der Ecke, und danke Du Gott für den Mann!“

Es war ein großes Haus, das des alten Grafen an der Ecke; um die Fenſter waren Elephanten und Dromedare ausgehauen, Alles aus alter Zeit her; aber der alte Graf liebte am meiſten die neue Zeit mit dem, was ſie brachte, mochte es nun von der Bell-Etage, vom Keller oder vom Dache kommen.

„Ich glaube,“ ſagte die Pförtnersfrau, „je vornehmer die Leute ſind, deſto weniger haben ſie ſich. Wie iſt der alte Graf ſo hübſch und geradezu! Und er ſpricht wirklich gerade ſo wie Du und ich; das können Generals nicht! Georg war auch geſtern ganz wie närriſch vor Entzücken über die gute Aufnahme, die er beim Grafen hatte, und heute bin ich es, nachdem ich mit dem mächtigen Manne geſprochen habe. War es nun nicht gut, daß wir Georg nicht in die Lehre zu einem Handwerker ſchickten? Fähigkeiten hat er.“

„Aber die müſſen Hilfe von außen haben!“ ſagte der Vater.

„Die hat er jetzt bekommen,“ ſagte die Mutter, „der Graf ſprach mit deutlichen klaren Worten.“

„Das wird aber doch von Generals ausgegangen ſein!“ ſagte der Vater. „Bei ihnen müſſen wir uns auch bedanken.“

„Das können wir gern thun!“ ſagte die Mutter; „aber ich glaube, wir haben da nicht viel zu danken: dem lieben Gott will ich danken, und ihm will ich auch dafür danken, daß die kleine Emilie ſich erholt.“

Mit Emilie ging es vorwärts, und es ging auch vorwärts mit Georg; im Verlauf des Jahres bekam er die kleine ſilberne Preismedaille der Akademie, und ſpäter die größere.

„Es wäre doch beſſer geweſen, wenn er in die Lehre zu einem Handwerker gekommen wäre!“ ſagte die Pförtnersfrau und weinte, „da hätten wir ihn behalten. Was ſoll er in Rom? Ich kriege ihn nie mehr zu ſehen, ſelbſt nicht, wenn er wieder zurückkehrt, aber das thut er nicht, der liebe Junge!“

„Aber das iſt ſein Glück und ſein Ruhm!“ ſagte der Vater.

„Ja, ich danke Dir, mein Freund!“ ſagte die Mutter, „Du ſprichſt, was Du nicht meinſt; Du biſt ebenſo betrübt wie ich.“

Und es hatte ſeine Richtigkeit mit der Betrübniß und mit der Abreiſe. Es ſei aber ein großes Glück für den jungen Menſchen, ſagten alle Leute. Und es wurde Abſchied genommen, auch bei dem General; aber die Frau Generalin zeigte ſich nicht, ſie hatte ihren großen Kopfſchmerz. Der General erzählte beim Abſchied ſeine einzige Anekdote, was er zum Prinzen geſagt und was der Prinz zu ihm geſagt hatte: „Sie ſind unvergleichlich!“ Und darauf reichte er Georg ſeine Hand, ſeine ſchlaffe Hand.

Emilie reichte auch Georg die Hand und ſie ſah faſt betrübt aus, aber Georg war doch der Betrübteſte.

Die Zeit verſtreicht, wenn man Etwas thut, ſie verſtreicht auch, wenn man Nichts thut. Die Zeit iſt gleich lang, aber nicht gleich nützlich. Georg war ſie nützlich und gar nicht lang, wenn er nicht gerade an die Heimath dachte. Wie mochte es wohl den Leuten ergehen oben und unten? Ja, davon wurde geſchrieben; und man kann gar Vieles in einen Brief einlegen, den hellen Sonnenſchein und die finſteren ſchweren Tage. Die lagen in dem Briefe, der ihn benachrichtigte, daß der Vater todt und die Mutter nun allein ſei; Emilie war wie ein Engel des Troſtes geweſen, ſie war zu der Mutter hinab gekommen, ſchrieb dieſe, und fügte über ſich ſelbſt hinzu, daß man ihr das Amt im Thorwege hatte behalten laſſen.

Die Generalin hielt ein Tagebuch; in demſelben ſtand jede Geſellſchaft, jeder Ball, den ſie beſucht, und jeder Fremdenbeſuch, den ſie empfangen hatte, verzeichnet. Das Tagebuch wurde durch die Viſitenkarten der Diplomaten und der höchſtadeligen Beſuche illuſtrirt, ſie war ſtolz auf ihr Tagebuch: daſſelbe wuchs lange Zeit hindurch, beim Verlauf vieler großer Kopfſchmerzen, aber auch bei vielen halben Nächten, das heißt Hofbällen. Emilie war zum erſten Male auf einem Hofball geweſen; die Mutter hatte hellroth mit ſchwarzen Spitzen getragen: ſpaniſch; die Tochter weiß, klar und fein; grüne ſeidene Bänder flatterten wie Schilf zwiſchen den gelben Locken, auf dem Kopfe trug ſie einen Kranz von weißen Waſſerlilien; die Augen waren ſo blau und klar, der Mund ſo fein und roth, ſie glich einer kleinen Waſſernixe, ſo ſchön, wie eine ſolche gedacht werden kann. Drei Prinzen tanzten mit ihr, das heißt erſt der Eine und dann der Andere; die Generalin hatte acht Tage lang keine Kopfſchmerzen.

Aber der erſte Ball blieb nicht der letzte, das hielt Emilie nicht aus; es war deshalb gut, daß der Sommer mit Ruhe und Luft im Freien kam. Die Familie war von dem alten Grafen auf ſein Schloß eingeladen. Das war ein Schloß mit einem Garten, der werth zu ſehen war. Ein Theil deſſelben war ganz wie in alten Tagen mit ſteifen, grünen Hecken, man ging dort wie zwiſchen grünen Wänden mit Gucklöchern. Buxbaum und Taxus ſtanden da als Sterne und Pyramiden ausgeſchnitten, Waſſer ſprang aus großen mit Muſchelſchalen bekleideten Grotten;

ringsum ſtanden ſteinerne Figuren von dem allerſchönſten Geſtein, das ſah man ſowohl an den Kleidern wie an den Geſichtern; jedes Blumenbeet hatte eine andere Geſtalt, als Fiſch, Wappenſchild oder Namenszug; das war der franzöſiſche Theil des Gartens; von dieſem aus gelangte man gleichſam in den freien, friſchen Wald, wo die Bäume wachſen durften wie ſie wollten, und die deshalb gar groß und prächtig waren; das Gras war grün und zum Begehen, es wurde auch gewalzt, beſchnitten, gehegt und gepflegt; das war der engliſche Theil des Gartens.

„Alte Zeit und neue Zeit!“ ſagte der Graf; „hier verlaufen ſie auch gut ineinander! In zwei Jahren wird das Gebäude ſelbſt ſein richtiges Anſehen bekommen, es wird eine ganze Verwandlung zum Schönen und Beſſeren werden; ich werde die Zeichnungen zeigen und ich werde den Baumeiſter zeigen, er iſt heute hier zu Mittag.“

„Charmant!“ ſagte der General.

„Hier iſt's paradieſiſch!“ ſagte die Generalin; „und dort haben Sie eine Ritterburg!“

„Das iſt mein Hühnerhaus!“ ſagte der Graf; „die Tauben wohnen im Thurme, die Kalekutten im erſten Stockwerk, aber im Parterre regiert die alte Elſe. Sie hat Gaſtzimmer nach allen Seiten: die Legehühner für ſich, die mit den Küchlein für ſich, und die Enten haben ihren eigenen Ausgang nach dem Waſſer.“

„Charmant!“ wiederholte der General.

Und Alle ſchritten weiter, um dieſe Herrlichkeit zu ſehen.

Die alte Elſe ſtand in der Parterreſtube und neben ihr ſtand der Baumeiſter Georg; er und Emilie begegneten ſich nach mehreren Jahren, begegneten ſich im Hühnerhauſe.

Ja, hier ſtand er, und er war ſchön genug, um angeſehen zu werden: ſein Antlitz offen und energiſch, ſchwarzes glänzendes Haar und um den Mund ein Lächeln, welches ſagte: Es ſitzt mir ein Schelm hinterm Ohr, der kennt Euch aus- und inwendig. Die alte Elſe hatte die Holzſchuhe ausgezogen und ſtand in Strümpfen da zur Ehre der hochvornehmen Gäſte. Und die Hühner gluckſten und der Hahn krähte, die Enten watſchelten davon „rab! rab!“ Aber das feine blaſſe Mädchen, die Freundin ſeiner Kindheit, die Tochter des Generals, ſtand da mit roſigem Schein auf den ſonſt ſo blaſſen Wangen, ihre Augen wurden ganz groß, um ihren Mund ſprach es, ohne daß der Mund ſelbſt ein einziges Wort ſagte, und der Gruß, den er bekam, war der ſchönſte Gruß, den ſich ein junger Menſch von einer jungen Dame wünſchen konnte, wenn ſie nicht verwandt waren oder oft zuſammen getanzt hatten; ſie und der Baumeiſter hatten niemals zuſammen getanzt.

Der Graf drückte ſeine Hand und ſtellte ihn vor: „Ganz fremd iſt er nicht, unſer junger Freund Georg!“

Die Generalin verneigte ſich, die Tochter war nahe daran ihm die Hand zu reichen, aber ſie reichte ſie ihm nicht.

„Unſer kleiner Herr Georg!“ ſagte der General. „Alte Hausfreunde. Charmant!“

„Sie ſind ganz Italiener geworden!“ ſagte die Generalin, „und Sie ſprechen wohl die Sprache wie ein Eingeborener?“

„Die Generalin ſinge die Sprache, aber ſpreche ſie nicht,“ ſagte der General.

Am Mittagstiſche ſaß Georg zur Rechten Emiliens, der General hatte ſie, der Graf die Generalin zu Tiſche geführt.

Herr Georg ſprach und erzählte, und er erzählte gut, er war das Wort und der Geiſt am Tiſche, obgleich der alte Graf es auch ſein konnte. Emilie ſaß ſchweigend da, die Ohren hörten, die Augen leuchteten.

Aber ſie ſagte Nichts.

In der Verandah zwiſchen den Blumen ſtanden ſie und Georg, die Roſenhecke verbarg ſie. Georg hatte wieder das Wort, hatte es zuerſt.

„Vielen Dank für Ihre freundliche Geſinnung gegen meine alte Mutter!“ ſagte er; „ich weiß es, Sie kamen zu ihr hinunter in der Nacht, als mein Vater ſtarb, und blieben bei ihr bis ſeine Augen ſich ſchloſſen, herzlichen Dank!“ Und er ergriff Emiliens Hand und küßte ſie; das durfte er ſchon bei der Gelegenheit; ſie erröthete tief, aber drückte ſeine Hand wieder und ſchaute ihn an mit ihren lieben blauen Augen.

„Ihre Mutter war eine liebe Seele! Wie liebte ſie ihren Sohn! Und alle Ihre Briefe ließ ſie mich leſen, ich glaube faſt, ich kenne Sie! Wie freundlich waren Sie gegen mich, als ich ein kleines Mädchen war, Sie ſchenkten mir Bilder —!“

„Die Sie entzwei riſſen!“ ſagte Georg.

„Nein, ich habe noch mein Schloß, die Zeichnung.“

„Jetzt muß ich es in Wirklichkeit bauen!“ ſagte Georg, und wurde ſelbſt bei dem, was er ſagte, ganz warm.

Der General und die Generalin ſprachen unter ſich in ihren Zimmern von dem Sohne des Pförtners, wie er ſich zu bewegen und mit großer Kenntniß auszudrücken verſtehe. Er könnte Informator ſein!“ ſagte der General.

„Geiſt!“ ſagte die Generalin, aber mehr ſagte ſie nicht.

Während der ſchönen Sommerzeit kam Herr Georg öfters auf das Schloß des Grafen. Man vermißte ihn, wenn er nicht kam.

„Was hat der liebe Gott Ihnen doch Vieles uns anderen armen Menſchen voraus gegeben!“ ſagte Emilie zu ihm. „Sind Sie auch recht dankbar dafür?“

Es ſchmeichelte Georg, daß das ſchöne junge Mädchen zu ihm hinaufblickte, er fand alsdann Emilie ungewöhnlich begabt.

Und der General fühlte ſich immer mehr und mehr davon überzeugt, daß Herr Georg unmöglich ein Kellerkind ſein könnte. „Die Mutter war übrigens eine ſehr brave Frau!“ ſagte er, „das bin ich ſchuldig ihr noch im Grabe nachzuſagen.“

* * *

Der Sommer verſtrich, der Winter kam, es wurde wieder von Herrn Georg geſprochen; er war wohl angeſehen und in den höchſten Kreiſen gut aufgenommen, der General hatte ihn auf einem Hofball angetroffen.

Im Hauſe des Generals ſollte nun Emilien's wegen ein Ball gegeben werden; könnte man Herrn Georg einladen?

„Wen der König einladet, kann der General auch einladen!“ ſagte der General und hob ſich einen ganzen Zoll vom Fußboden empor.

Herr Georg wurde eingeladen, und er kam; und es kamen Prinzen und Grafen, und Einer tanzte beſſer als der Andere; aber Emilie konnte nur den erſten Tanz tanzen, in dieſem that ſie einen Fehltritt, nicht gefährlich, aber doch ſo, daß der Fuß ſchmerzte, und deshalb mußte man vorſichtig ſein, zu tanzen aufhören, den Anderen zuſehen; und nun ſaß ſie da und ſah zu, und der Baumeiſter ſtand ihr zur Seite.

„Sie geben ihr wohl die ganze Peterskirche!“ ſagte der General im Vorübergehen und lächelte wie das Wohlwollen ſelbſt.

Mit demſelben Lächeln des Wohlwollens empfing er einige Tage ſpäter Herrn Georg. Der junge Mann käme gewiß, um ſich für den Ball zu bedanken, was ſonſt? Ja doch, etwas höchſt Ueberraſchendes, Staunenswerthes, wahnſinnige Worte ſprach er, der General traute kaum ſeinen eigenen Ohren; „pyramidale Declamation“, einen Antrag, der undenkbar war: Herr Georg bat ſich die kleine Emilie zur Frau aus.

„Mann!“ ſagte der General und wurde wie gekocht im Kopfe. „Ich verſtehe Sie ganz und gar nicht! Was ſagen Sie? Was wollen Sie? Ich kenne Sie nicht! Herr! Menſch! Es fällt Ihnen ein, in mein Haus einzufallen! Muß ich hier, muß ich da ſein?“ — Und er ſchritt rücklings in ſein Schlafzimmer ein, drehte den Schlüſſel um und ließ Herrn Georg allein; dieſer blieb einige Minuten ſtehen, worauf er ſich umdrehte und das Zimmer verließ. Im Corridor ſtand Emilie.

„Mein Vater antwortete —?“ fragte ſie und ihre Stimme zitterte.

Georg drückte ihr die Hand: „er entwiſchte mir!“ ſagte er — „aber es wird eine beſſere Zeit kommen!“

In Emiliens Augen ſtanden Thränen; aus den

Augen des jungen Mannes ſprachen Zuverſicht un Muth, und die Sonne ſchien durchs Fenſter und beſtrahlte die Beiden und gab ihnen ihren Segen.

Der General ſaß ganz kochend in ſeinem Zimmer, ja, es kochte noch immer, es wallte über i Worten und Ausrufen: „Wahnſinn! Portier-Tollheit!“ —

Keine Stunde war verſtrichen, ſo wußte es di Generalin aus dem eigenen Munde des Generals und ſie rief Emilie herbei und blieb allein mit ihr.

„Du armes Kind! Dich ſo zu beleidigen! Uns zu beleidigen! In Deinen Augen ſind auch Thränen, aber ſie ſtehen Dir gut! Du biſt ſchön in Thränen! Du ſiehſt mir ähnlich an meinem Hochzeitstage. Weine nur, ſüße Emilie!“

„Ja, das muß ich!“ ſagte Emilie, „wenn Du und Vater nicht Ja ſagen!“

„Kind!“ rief die Generalin, „Du biſt krank! Du ſprichſt irre, und ich bekomme meinen entſetzlichen Kopfſchmerz! All' das Unglück, das über unſer Haus kommt! Laß Deine Mutter nicht ſterben, Emilie, ſonſt haſt Du keine Mutter!“

Und die Augen der Generalin wurden feucht, ſie konnte es nicht ertragen, an ihren eigenen Tod zu denken.

In der Zeitung ſtand zu leſen: Herr Georg ernannt zum Profeſſor, fünfter Klaſſe, Nummer acht.

„Es iſt ſchade, daß ſeine Eltern begraben ſind und es nicht leſen können!“ ſagten die neuen Pförtnerleute, die jetzt im Keller unter dem General wohnten; ſie wußten, daß der Profeſſor geboren und groß gezogen war innerhalb ihrer vier Wände.

„Jetzt kommt er in die Rangſteuer!“ ſagte der Mann.

„Ja, iſt das nicht ſehr viel für ein armes Kind,“ ſagte die Frau.

„Achtzehn Thaler jährlich!“ ſagte der Mann „ja das iſt viel Geld!“

„Nein, die Erhöhung meine ich!“ ſagte die Frau. „Glaubſt Du, daß ihn das Geld kümmert? Die paar Thaler kann er hundert Mal verdienen, und eine reiche Frau kriegt er wohl obendrein. Wenn wir Kinder hätten, Mann, ſollte unſer Kind auch Baumeiſter und Profeſſor ſein!“

Man ſprach Gutes von Georg im Keller, und man ſprach Gutes von ihm in der Bell=Etage; der alte Graf erlaubte ſich das.

Die gezeichneten Bilder aus ſeiner Kindheit gaben dazu Veranlaſſung. Aber wodurch gerieth das Geſpräch auf dieſe Bilder? Man ſprach von Rußland, von Moskau, und da war man auch beim Kreml, welchen der kleine Georg einſt Fräulein Emilie gezeichnet hatte; er hatte viele Bilder gezeichnet, eines namentlich erinnerte ſich der Graf: „Das Schloß Emiliens“, wo ſie ſchlief, wo ſie tanzte und „Gäſte empfangen" ſpielte; der Profeſſor war ſehr tüchtig, er würde gewiß als alter Geheimrath ſterben, das wäre gar nichts Unmögliches, und zuvor der jetzt ſo jungen Dame wirklich ein Schloß gebaut haben; weßhalb nicht?

„Das war eine ſonderbare Heiterkeit," bemerkte die Generalin, als der Graf ſich entfernt hatte. Der General ſchüttelte bedächtig den Kopf, ritt aus mit dem Reitknecht in gehöriger Entfernung hinter ſich und ſaß ſtolzer als je auf ſeinem hohen Pferde.

Es war Emiliens Geburtstag; Blumen, Bücher, Briefe und Viſitenkarten wurden abgegeben; die Generalin küßte ſie auf den Mund, der General auf die Stirn; es waren liebevolle Eltern, und ſie und Emilie bekamen hohen Beſuch, zwei von den Prinzen. Es wurde von Bällen und vom Theater, von diplomatiſchen Sendungen, von der Regierung der Reiche und Länder geſprochen. Es wurde von Tüchtigkeit, von der eigenen Landes-Tüchtigkeit geſprochen, und dadurch kam auch die Rede auf den Herrn Baumeiſter.

„Er baut an ſeiner Unſterblichkeit!" hieß es; er baut ſich gewiß auch in eine unſerer erſten Familien hinein!"

„Eine unſerer erſten Familien!" wiederholte der General ſpäter der Generalin. „Wer iſt eine unſerer erſten Familien?"

„Ich weiß, auf wen das hindeutete!" ſagte die

Generalin, „aber ich ſpreche es nicht aus! ich denke es nicht! Gott waltet! Aber ſtaunen werde ich!“

„Ich ſtaune auch!“ ſagte der General, „ich habe nicht eine Idee in meinem Kopfe!“ und er verſank in Gedanken-Erwartung.

Es liegt eine Macht, eine unnennbare Macht in dem Quell der Gnade von oben: die Gunſt des Hofes, die Gunſt Gottes; — und all' dieſe Gunſt der Gnade hatte der kleine Georg. Aber wir vergeſſen den Geburtstag.

Emiliens Zimmer duftete von Blumen von Freunden und Freundinnen, auf dem Tiſche lagen ſchöne Geſchenke zum Gruße und zum Andenken, aber nicht ein einziges von Georg, ein ſolches konnte nicht kommen, aber es bedurfte auch eines ſolchen nicht, erinnerte doch das ganze Haus an ihn. Selbſt aus dem Sandloch unter der Treppe piepte die Erinnerungsblume hervor, dort hatte Emilie gepiept, als der Fenſtervorhang brannte und Georg als erſte Spritze ankam. Ein Blick aus dem Fenſter, und der Akazienbaum erinnerte an die Zeit der Kindheit. Blüthen und Blätter waren abgefallen, aber der Baum ſtand da mit Reif bedeckt, als ſei er ein einziger ungeheurer Korallenzweig; und der Mond ſchien klar und groß zwiſchen die Zweige, unverändert in all' ſeiner Veränderlichkeit, wie damals, als Georg ſein Butterbrot mit der kleinen Emilie theilte.

Aus einem Kaſten holte ſie die Zeichnungen mit dem Schloß des Czaren, mit ihrem eigenen Schloß hervor; die Gedenkzeichen Georgs; ſie wurden beſehen und es wurde dabei gedacht, und es kamen viele Gedanken; ſie erinnerte ſich an den Tag, an welchem ſie unbemerkt von Vater und Mutter zu der Pförtnersfrau hinabging, die im Sterben lag; ſie blieb bei ihr ſitzen, hielt die Hand der alten Frau in der ihren, hörte deren letzten Worte: „Segen! — Georg!“ Die Mutter dachte an ihren Sohn. — Jetzt legte Emilie ihre Deutung hinein. Ja, Georg war freilich mit zum Geburtstag!

Am folgenden Tage, es traf ſich ſo, war wieder ein Geburtstag im Hauſe: der Geburtstag des Generals; er war am Tage nach dem Geburtstag ſeiner Tochter geboren, natürlicherweiſe früher als ſie, viele Jahre früher. Es kamen viele Geſchenke an und unter dieſen ein Sattel von ausgezeichneter Arbeit, bequem und koſtbar, nur einer der Prinzen hatte gerade einen ſolchen. Von wem der Sattel wohl käme? Der General war entzückt. Es lag ein kleines Zettelchen bei dem Sattel; hätte nun auf demſelben etwa geſtanden: Beſten Dank für den geſtrigen Empfang!“ ſo hätten wir Anderen ſchon errathen können, von wem er käme, aber es ſtand darauf: „Von Jemand, den der Herr General nicht kennt.“

„Wen in aller Welt kenne ich nicht!“ ſagte der General. „Alle Menſchen kenne ich!“ Und ſeine Gedanken wanderten in große Geſellſchaft: er kannte alle die Menſchen dort. „Der iſt von meiner Frau!“ rief er zuletzt. „Sie neckt mich! Charmant!“

Aber ſie neckte nicht, die Zeit war vorüber.

Und wieder war ein Feſt, aber nicht im Hauſe des Generals, es war Koſtümball bei einem der Prinzen; auch Maske war erlaubt.

Der General kam als Rubens in ſpaniſcher Tracht mit kleiner Halskrauſe, Degen und guter Haltung; die Generalin war Madame Rubens, in ſchwarzem Sammet hoch bis an den Hals, entſetzlich warm, mit Mühlſtein um den Hals, das heißt großer Halskrauſe, getreu nach einem holländiſchen Gemälde, welches der General beſaß, und an welchem namentlich die Hände bewundert wurden; ſie glichen ganz und gar den Händen der Generalin.

Emilie war Pſyche in Flor und Spitzen. Sie war wie ſchwebendes Schwanendaunen, ſie hatte die Flügel gar nicht nöthig, ſie trug ſie nur als ein Pſyche-Zeichen.

Ein Glanz, eine Pracht, Licht und Blumen, Reichthum und Geſchmack waren bei dieſem Ball entfaltet; es war da ſo Vieles zu ſehen, daß man die ſchönen Hände der Madame Rubens gar nicht bemerkte.

Ein ſchwarzer Domino mit Akazienblüthe auf der Kapuze tanzte mit Pſyche.

„Wer iſt der?“ fragte die Generalin.

„Seine königliche Hoheit!“ ſagte der General, „ich bin deſſen gewiß, ich erkannte ihn ſofort an dem Händedruck!“

Die Generalin bezweifelte das.

General Rubens zweifelte nicht, näherte ſich dem ſchwarzen Domino und ſchrieb demſelben königliche Buchſtaben in die Hand, dieſe wurden verleugnet, aber ein Fingerzeig wurde gegeben:

„Die Deviſe des Sattels! Einer, den Sie nicht kennen, Herr General.“

„Aber dann kenne ich Sie ja!“ ſagte der General. „Sie haben mir den Sattel geſandt!“

Der Domino erhob die Hand und verſchwand unter die Anderen.

„Wer iſt der ſchwarze Domino, mit dem Du tanzteſt, Emilie?“ fragte die Generalin.

„Ich habe nicht nach ſeinem Namen gefragt!“ antwortete ſie.

„Weil Du ihn wußteſt! Es iſt der Profeſſor!“ — Ihr Protegé, Herr Graf, iſt hier!“ fuhr die Generalin fort ſich an den Grafen wendend, der in der Nähe ſtand. „Schwarzer Domino mit Akazienblüthe!“

„Sehr möglich, meine Gnädige!“ antwortete der Graf. „Allein einer der Prinzen iſt übrigens ebenſo coſtümirt.“

„Ich kenne den Händedruck!“ ſagte der General. „Vom Prinzen iſt der Sattel! Ich bin meiner Sache ſo gewiß, daß ich ihn zu Tiſche einladen könnte.“

„Thun Sie das! Iſt es der Prinz, ſo kommt er gewiß —“ ſagte der Graf.

„Und iſt es der Andere, ſo kommt er nicht!“ ſagte der General und näherte ſich dem ſchwarzen Domino, der gerade mit dem König ſprach. Der General brachte eine ſehr ehrerbietige Einladung an, „damit ſie einander kennen lernen könnten“, und er lächelte ſo ſicher in ſeiner Gewißheit über die Perſon, die er einlud; er ſprach laut und vernehmlich.

Der Domino lüftete die Maske: es war Georg.

„Wiederholen Sie die Einladung, Herr General?“ fragte er.

Der General wurde freilich um einen Zoll höher, nahm eine feſtere Haltung an, that zwei Schritte zurück und einen Schritt vorwärts wie zu einer Menuett, und es kam Ernſt und Ausdruck in das feine Geſicht des Generals, ſo viel wie der General eben hineinlegen konnte, aber er antwortete:

„Ich nehme niemals mein Wort zurück! Sie ſind eingeladen, Herr Profeſſor!“ und er verbeugte ſich mit einem Blick gegen den König, der wohl das Ganze gehört haben könnte.

◆

Und nun war Mittagsgeſellſchaft beim General, aber nur der alte Graf und ſein Protegé waren eingeladen.

„Den Fuß unter dem Tiſch,“ meinte Georg, „dann iſt der Grundſtein gelegt!“ und der Grundſtein wurde wirklich gelegt mit großer Feierlichkeit, bei dem General und der Generalin.

Der Menſch war gekommen und hatte ganz wie ein Mann aus der guten Geſellſchaft geſprochen, war höchſt intereſſant geweſen, der General mußte ſein „Charmant" oft wiederholen. Der General ſprach von ihrem Mittag, ſprach ſogar mit einer der Damen am Hofe davon, und dieſe, eine der geiſtreichſten, erbat ſich eine Einladung für's nächſte Mal, wenn der Profeſſor käme. Er mußte alſo wieder eingeladen werden, und er wurde eingeladen und kam, und war wieder charmant, konnte ſogar Schach ſpielen.

„Er iſt nicht aus dem Keller!" ſagte der General, „er iſt ganz gewiß ein vornehmer Sohn! Es giebt viele vornehme Söhne, und darin iſt der junge Mann ganz unſchuldig."

Der Herr Profeſſor, der in's Haus des Königs kam, konnte ſehr gut in's Haus des Generals kommen, aber daß er da anwachſen könnte, davon war hier keine Rede, nur die ganze Stadt ſprach davon.

Er wuchs. Der Thau der Gnade fiel von Oben!

Es war deshalb auch gar keine Ueberraſchung, daß der Profeſſor Geheimrath und alsdann Emilie Geheimräthin wurde.

„Das Leben iſt Tragödie oder Komödie," ſagte der General, „in der Tragödie ſterben ſie, in der Komödie kriegen ſie ſich.“

Hier kriegten ſie ſich. Und ſie bekamen drei flinke Knaben, aber nicht ſogleich.

Die ſüßen Kinder ritten auf ihren Steckenpferden durch alle Zimmer, wenn ſie bei Großvater und Großmutter waren. Und der General ritt auch ſein Steckenpferd, ritt hinter ihnen her: „als Jockey der kleinen Geheimräthe!“

Die Generalin ſaß im Sopha und lächelte, ſelbſt wenn ſie ihren großen Kopfſchmerz hatte.

So weit brachte es Georg, und noch viel weiter, ſonſt wäre es nicht der Mühe werth geweſen von dem Sohn des Pförtners zu erzählen.

Der Umziehetag.

Du erinnerſt Dich wohl des Thurmwächters Ole? Ich habe von zwei Beſuchen bei ihm erzählt, jetzt werde ich von einem dritten erzählen, aber es iſt nicht der letzte.

In der Regel gehe ich zur Zeit des Neujahrs zu ihm hinauf, dieſes Mal war es aber an dem allgemeinen Umziehetag, denn an dem Tage iſt es nicht angenehm unten in den Straßen der Stadt, ſie ſind angehäuft mit Kehricht, Scherben und dergleichen, nicht zu gedenken des vielen ausgedienten Bettſtrohs, in dem man herumſtolpern muß. Da gehe ich nun gerade die Straße entlang und ſehe ein paar Kinder, die in dieſem ausgeſchütteten Ueberfluß ſpielten und zwar „zu Bette gehen" ſpielten; hier war es zu einladend zu dieſem Spiel, meinten ſie, ja ſie krochen in das lebendige Stroh hinein und zogen ein altes zerriſſenes Stück Wandtapete über ſich als Bettdecke. „Das ſei zu nett!" ſagten ſie; mir war das zu Viel, und deshalb mußte ich fort, zu Ole hinauf.

„Es iſt Umziehetag!“ ſagte er: Straßen und Gaſſen dienen als Kehrichtkaſten, großartige Kehrichtkaſten! Mir iſt ein Wagen voll genug! Aus dem kann ich Etwas herauskriegen, und das kriegte ich auch kurz nach Weihnachten: ich ging unten in der Straße, es war dort rauh, naß. ſchmutzig, daß man ſich erkälten konnte; der Kehrichtmann hielt da mit ſeinem Wagen, der gefüllt war: eine Probekarte von den Straßen der Stadt an dem Umziehetag. Hinten im Wagen ſtand ein Tannenbaum, noch ganz grün und mit Flittergold an den Zweigen; die Tanne hatte als Weihnachtsſtaat gedient, und nun war ſie auf die Straße geworfen und der Kehrichtmann hatte ſie hinten in dem Haufen eingepflanzt; vergnüglich zu ſehen, oder auch zum Weinen, je nach dem was man dabei denkt, und ich dachte dabei, und Dieſes und Jenes, was im Wagen lag, dachte ganz gewiß auch, oder hätte denken können, was ſich ja gleich bleibt. Da lag nun ein gebrauchter Damenhandſchuh; was der wohl dachte? Soll ich es Ihnen ſagen? Er lag und zeigte mit dem kleinen Finger gerade auf den Tannenbaum. „Mich dauert der Baum!“ dachte er, „auch ich bin zum Feſte mit Kronenleuchter geweſen! mein eigentliches Leben war eine Ballnacht; ein Händedruck, und ich platzte! Damit ſtockt meine Erinnerung; mehr habe ich nicht, wofür ich lebe!“ Das dachte der Handſchuh, oder könnte es gedacht haben. „Es iſt eine dumme Geſchichte mit dem Tannenbaum!“ ſagten die Scherben.

Scherben finden ſtets Alles dumm. „Iſt man einmal auf dem Kehrichtwagen,“ ſagten ſie, „ſoll man ſich nicht breit machen und Flittergold tragen! Ich weiß, daß ich genützt habe in dieſer Welt, mehr genützt als ſolch grüner Stecken!“ Seht, das war nun auch eine Anſicht, die Mehrere wohl theilen mögen, aber der Tannenbaum ſah doch gut aus, es war ein wenig Poeſie auf dem Kehrichthaufen und davon giebt es viel auf den Straßen am Umziehetag. Der Tag dort unten wurde mir ſchwer und mühſam und ich verſpürte Luſt, wieder fort und auf den Thurm zu kommen und hier oben zu bleiben, hier ſitze ich und ſchaue hinab mit Humor.

Da ſpielen die Leutchen nun Häuſertauſchen! ſie ſchleppen und äſchern ſich mit ihrem Hab und Gut herum, und das Hausgewäſch und Familiengewäſch, die Sorgen und Kümmerniſſe ziehen mit aus der alten Wohnung in die neue, und was kommt dann für ſie und uns bei dem Ganzen heraus? Ja, das ſteht wahrhaftig ſchon längſt in dem alten guten Vers geſchrieben, wo es heißt:

„Denke an den großen Umziehetag des Todes!“

Das iſt ein ernſter Gedanke, aber er iſt Ihnen wohl nicht unangenehm. Der Tod iſt und bleibt der zuverläſſigſte Beamtete, aller ſeiner vielen kleinen Aemter ungeachtet!

Der Tod iſt Omnibusführer, er iſt Paßſchreiber, er beglaubigt unſer Wanderbuch und er iſt Director der großen Sparkaſſe des Lebens. Verſtehen

Sie mich? — Alle Thaten unſeres Erdenlebens, große und kleine tragen wir auf dieſe Sparkaſſe, und wenn dann der Tod mit ſeinem Umziehe-Omnibus kommt, und wir einſteigen und mit nach dem Ewigkeitslande fahren müſſen, giebt er uns an der Grenze unſer Wanderbuch als Paß! Als Zehrpfennig auf der Reiſe nimmt er aus der Sparkaſſe dieſe oder jene That heraus, die wir vollbracht haben, die, welche am bezeichnendſten für unſer Gebahren iſt; das kann vergnüglich, aber auch entſetzlich ſein.

Noch iſt kein Menſch dieſer Omnibusfahrt entgangen; es wird zwar von Jemand erzählt, dem man die Fahrt nicht erlaubte, dem ewigen Juden Ahasverus, er mußte hinterdrein laufen. Hätte man ihm das Einſteigen in den Omnibus erlaubt, ſo wäre er der Behandlung der Poeten entgangen. Werft 'mal in Gedanken einen Blick in den großen Umziehe-Omnibus hinein! Dort iſt eine gemiſchte Geſellſchaft! Es ſitzen König und Bettler, der Geniale und der Idiot neben einander; fort müſſen ſie, ohne Gut und Gold, nur mit dem Wanderbrief und dem Zehrpfennig aus der Sparkaſſe! Aber welche der Thaten wird wohl herausgenommen und Einem mitgegeben? Vielleicht eine ganz kleine, klein wie eine Erbſe, aber die Erbſe kann eine blühende Ranke treiben.

Der Arme, der auf dem niedrigen Schemel im Winkel ſaß und Schläge und harte Worte bekam, dem giebt man vielleicht den niedrigen Schemel mit als Zeichen und Zehrgeld; die Schande wird ein

Tragſtuhl, der in das Land der Ewigkeit trägt, der ſich als Thron erhebt, ſtrahlend wie Gold, blühend wie eine Laubhütte.

Derjenige, der immer umherging und an dem Kräutertrank des Vergnügens nippte, um anderes Verkehrtes, was er hier that, zu vergeſſen, bekommt ſein hölzernes Lägel mit und muß aus demſelben während der Omnibusfahrt trinken, und der Trank iſt rein und unverfälſcht, ſo daß die Gedankengeklärt, alle gute und edle Gefühle geweckt werden; er ſieht und empfindet, was er früher nicht ſehen mochte oder ſehen konnte, und dann hat er die Strafe in ſeinem Innern, den nagenden Wurm, der nicht ſtirbt in unnennbaren Zeiten. Stand auf den Gläſern geſchrieben: „Vergeſſenheit“, ſo ſteht auf dem Lägel: „Erinnerung“.

Leſe ich ein gutes Buch, eine hiſtoriſche Schrift, dann muß ich mir ſtets die Perſon, von der ich leſe, zuletzt ſo denken, wie ſie in den Omnibus des Todes hinein gelangte, darüber nachſinnen, welche ihrer Thaten wohl der Tod für ſie aus der Sparkaſſe herausnahm, welchen Zehrpfennig ſie beim Eingang in das Land der Ewigkeit mit bekam. Es war einmal ein franzöſiſcher König, ſeinen Namen habe ich vergeſſen, der Name des Guten wird zuweilen vergeſſen, auch von mir vergeſſen, aber er leuchtet ſchon wieder hervor; es war ein König, der während einer Hungersnoth der Wohlthäter ſeines Volkes wurde, und das Volk errichtete ihm ein Monument von

Schnee mit der Inſchrift: „Schneller als dieſes ſchmilzt, halfeſt Du!“ Ich kann mir denken, daß der Tod ihm, mit Rückſicht auf das Monument, eine einzige Schneeflocke gab, die niemals ſchmilzt, und daß dieſelbe als ein weißer Schmetterling über ſeinem königlichen Haupte in das Unſterblichkeitsland hineinflog. Da war nun auch Ludwig der Elfte, ja, ſeinen Namen habe ich behalten, des Böſen erinnert man ſich immer leicht; ein Zug von ihm kommt mir oft in die Gedanken, ich wollte, man könnte ſagen, die Geſchichte ſei eine Lüge. Er ließ ſeinen Connetabel hinrichten, das konnte er, mit Recht oder Unrecht, aber die unſchuldigen Kinder des Connetabels, das eine acht Jahre, das andere ſieben Jahre alt, ließ er auf das Schaffot ſtellen und mit dem warmen Blute des Vaters beſpritzen, darauf in die Baſtille führen und dort in einen eiſernen Käfig ſperren, wo ſie nicht einmal eine Decke zu ihrem Schutz bekamen; und König Ludwig ſandte jeden achten Tag den Scharfrichter zu ihnen und ließ ihm einem jeden einen Zahn ausziehen, damit ſie es nicht zu gut haben möchten; und die Aelteſte ſagte: „Meine Mutter würde ſich zu Tode grämen, wenn ſie wüßte, daß mein kleiner Bruder ſo viel leiden muß; ziehen Sie mir deshalb zwei Zähne aus und laſſen Sie ihn frei ausgehen!“ Und dem Scharfrichter traten die Thränen in die Augen bei dieſer Aeußerung, aber der Wille des Königs war ſtärker als die Thränen, und an jedem achten Tage wurden dem Könige zwei

Kinderzähne auf einem ſilbernen Teller gebracht; er hatte ſie verlangt, er bekam ſie. Die zwei Zähne, denke ich, nahm der Tod aus der Sparkaſſe des Lebens für König Ludwig den Elften und gab ſie ihm mit auf die Reiſe in's Land der Unſterblichkeit; ſie fliegen ihm voran wie zwei Feuerfliegen, ſie leuchten, ſie brennen, ſie kneifen ihn, die unſchuldigen Kinderzähne.

Ja, es iſt eine ernſte Fahrt, die Omnibusfahrt am großen Umziehetag! Und wenn ſteht ſie wohl bevor?

Das iſt das Ernſte dabei, daß man den Omnibus jeden Tag, jede Stunde, jede Minute erwarten kann. Welche unſerer Thaten mag wohl dann der Tod aus der Sparkaſſe herausnehmen und uns mitgeben? Ja, denken wir darüber nach! Der Umziehetag ſteht nicht im Kalender verzeichnet.

Das Schneeglöckchen.

Es war Winterszeit, die Luft kalt, der Wind ſcharf, aber hinter Thür und Riegel war es warm und gemüthlich, hinter Thür und Riegel lag die Blume, ſie lag in ihrer Zwiebel unter Erde und Schnee.

Eines Tages fiel Regen; die Tropfen drangen durch die Schneedecke in die Erde hinab, berührten die Blumenzwiebel, ſprachen von der lichten Welt oberhalb; bald drang der Sonnenſtrahl fein und bohrend durch den Schnee zu der Zwiebel, und es kriebelte in ihr.

„Herein!“ ſagte die Blume.

„Ich kann nicht!“ ſagte der Sonnenſtrahl, „ich bin nicht ſtark genug, um aufzuſchließen! Wann es Sommer wird, werde ich ſtark!“

„Wann iſt es Sommer?“ fragte die Blume und wiederholte dieſe Frage jedesmal, wenn ein neuer Sonnenſtrahl hinabdrang. Aber es war weit von der Sommerzeit entfernt; der Schnee lag noch, es fror Eis auf dem Waſſer jede Nacht.

„Wie das lange dauert! Wie das lange dauert!“ ſagte die Blume. „Ich fühle ein Kriebeln und Krabbeln, ich muß mich recken, ich muß mich ſtrecken, ich muß aufſchließen, ich muß hinaus, muß dem Sommer „Guten Morgen“ zunicken, das wird eine beglückende Zeit werden!“

Und die Blume reckte und ſtreckte ſich drinnen gegen die dünne Schale, die das Waſſer von außen erweicht, Schnee und Erde erwärmt, der Sonnenſtrahl gekriebelt hatte; ſie ſchoß hervor unter dem Schnee, mit weißgrüner Knoſpe auf grünem Stengel, mit ſchmalen dicken Blättern, die ſie gleichſam ſchützen wollten. Der Schnee war kalt, aber vom Licht durchſtrahlt, daher war es gar leicht durch ihn hindurch zu brechen, und nun kam der Sonnenſtrahl mit größerer Kraft als bisher.

„Willkommen! Willkommen!“ ſang und klang jeder Strahl und die Blume hob ſich über den Schnee hinaus in die Lichtwelt. Die Sonnenſtrahlen ſtreichelten und küßten ſie, daß ſie ſich ganz öffnete weiß wie der Schnee und geſchmückt mit grünen Streifen. Sie beugte ihren Kopf in Freude und Demuth.

„Wunderſchöne Blume!“ ſangen die Sonnenſtrahlen. „Wie biſt Du friſch und zart! Du biſt die Erſte! Du biſt die Einzige! Du biſt unſere Liebe! Du läuteſt Sommer, ſchönen Sommer über Land und Stadt. All' der Schnee wird ſchmelzen! Die kalten Winde werden hinweggejagt! Wir werden herrſchen! Alles wird grünen! Und dann wirſt Du Geſellſchaft haben, Syringen und Goldregen und Roſen, aber Du biſt die Erſte, ſo fein, ſo zart!“

Das war ein großes Vergnügen. Es war, als ſinge und klinge die Luft, als drängen die Strahlen des Lichts in die Blätter und den Stengel der Blume; da ſtand ſie ſo fein und ſo leicht zu brechen und doch ſo kräftig in junger Schönheit; ſie ſtand in weißem Kleide mit grünen Bändern da, ſie machte Sommer. Aber es war noch weit bis zur Sommerszeit, Wolken verdeckten die Sonne, ſcharfe Winde blieſen.

„Du biſt zu früh gekommen!“ ſagten Wind und Wetter. „Wir haben noch die Gewalt, und Du ſollſt ſie empfinden und Dich darein fügen! Du hätteſt hübſch zu Hauſe bleiben, nicht herauslaufen ſollen und Staat machen, die Zeit dazu iſt noch nicht da!“

Es war eine ſchneidende Kälte! Die Tage, die da kamen, brachten nicht einen Sonnenſtrahl! Es war ein Wetter zum Entzweifrieren für ſo eine kleine Blume. Aber ſie beſaß mehr Kraft, als ſie ſelbſt wußte; ſie war ſtark in Freude und im Glauben an den Sommer, der kommen mußte, der ihr in ihrem tiefen Sehnen verkündet und von dem warmen Sonnenlichte beſtätigt worden war, und ſo blieb ſie denn auch mit Zuverſicht in ihrer weißen Tracht, im weißen Schnee ſtehen, ihren Kopf beugend, ſelbſt während die Schneeflocken dicht und ſchwer herabfielen und die eiſigen Winde über ſie dahinfuhren.

„Du wirſt brechen!“ ſagten ſie; „verwelken, verwelken! Was wollteſt Du draußen! Weshalb ließeſt Du Dich verlocken, der Sonnenſtrahl hat Dich gefoppt! Jetzt haſt Du es darnach, Du Sommernärrin!“

„Sommernärrin!“ wiederholte ſie in kalter Morgenſtunde.

„Sommernärrin!“ jubelten einige Kinder, die in den Garten kamen, „da ſteht eine, wie ſchön, wie ſchön, die erſte, die einzige!“

Und dieſe Worte thaten der Blume ſo wohl, es waren Worte wie warme Sonnenſtrahlen. Die Blume empfand es in ihrer Freude nicht einmal, daß man ſie brach; ſie lag in Kindeshand, wurde von Kindesmund geküßt, in die warme Stube getragen, von ſanften Augen beſchaut, in's Waſſer geſteckt, wie ſtärkend, wie belebend! Die Blume glaubte, ſie ſei plötzlich tief in den Sommer hineingerathen.

Die Tochter vom Hauſe, ein ſchönes kleines Mädchen, ſie war confirmirt, ſie hatte einen lieben Freund, und der war auch confirmirt, er ſtudirte zum Amtsexamen. „Der ſoll mein Sommernarr ſein!“ ſagte ſie und nahm die feine Blume, legte ſie in ein Stückchen duftendes Papier, auf welches Verſe geſchrieben waren, Verſe von der Blume, die mit Sommernarr begannen und mit Sommernarr endigten, „mein Freund, ſei Winternarr!“ ſie hatte ihn mit dem Sommer genarrt. Ja, das ſtand Alles in dem Verſe und wurde als Brief gefaltet, die Blume lag in dem Briefe, und es war finſter um ſie her, finſter wie damals, als ſie in der Zwiebel lag. Die Blume ging auf die Reiſe, lag in der Poſttaſche, wurde geklemmt und gedrückt, was gar nicht angenehm war; allein das hatte auch ein Ende.

Die Reiſe war vorüber, der Brief wurde geöffnet und geleſen von dem lieben Freunde; wie vergnügt war er, er küßte die Blume und ſie wurde, in ihrem Umſchlage von Verſen, in einen Kaſten gelegt, in welchem mehrere ſchöne Briefe, aber alle ohne Blume lagen; ſie war die Erſte, die Einzige, wie die Sonnenſtrahlen ſie genannt hatten, und darüber nachzudenken war ein Vergnügen.

Man ließ ihr auch Zeit darüber nachzudenken, ſie dachte während der Sommer verſtrich und der lange Winter ſchwand, und es wurde wieder Sommer, als ſie aufs Neue zum Vorſchein kam. Aber nun war der junge Mann durchaus nicht erfreut, er faßte die Briefe ſehr unſanft an, warf den Vers hin, daß die Blume auf den Fußboden fiel; flach und verwelkt war ſie freilich geworden, aber warum deshalb auf den Fußboden geworfen? Hier lag ſie indeß beſſer als im Feuer, dort gingen die Verſe und Briefe in Flammen auf. Was war geſchehen? — Was ſo oft geſchieht. Die Blume hatte ihn genarrt, das war ein Scherz; die Jungfrau hatte ihn genarrt, das war kein Scherz; ſie hatte ſich während des Sommers einen andern Freund erkoren.

Am nächſten Tage ſchien die Morgenſonne hinein auf das kleine flachgedrückte Schneeglöckchen, das ſo ausſah, als ſei es auf den Fußboden hingemalt. Das Dienſtmädchen, welches das Zimmer auskehrte, hob es auf, legte es in eins der Bücher hinein, die auf dem Tiſche lagen, und zwar in der Meinung, es müſſe beim Aufräumen herausgefallen ſein. Und die Blume lag wieder zwiſchen Verſen, gedruckten Verſen, und die ſind vornehmer als die geſchriebenen, wenigſtens iſt mehr Geld auf ſie verwendet.

Darauf vergingen Jahre, das Buch ſtand auf dem Bücherbret: dann wurde es einmal in die Hand genommen, man ſchlug es auf und las darin; es war ein gutes Buch: Verſe und Lieder von dem alten däniſchen Dichter Ambroſius Stub,. die wohl zu leſen werth ſind. Und der Mann, der in dem Buche las, ſchlug ein Blatt um. „Da liegt ja eine Blume!“ ſagte er, „ein Schneeglöckchen, ein Sommernarr! Die wird wohl mit Bedacht hier hereingelegt worden ſein; armer Ambroſins Stub! Er war auch ein Sommernarr, ein Dichternarr! Er kam ſeiner Zeit zu früh, und deshalb mußte auch er die ſcharfen Winde koſten, als Gaſt bei den adeligen Gutsbeſitzern umherwandern, als Blume im Waſſerglaſe, Blume im gereimten Briefe! Sommernarr, Winternarr, Spaß und Narrethei, und doch der erſte, der einzige, der jugendfriſche däniſche Dichter von damals. Ja, bleibe Du als Zeichen im Buche liegen, Du kleines Schneeglöckchen, Du biſt mit Bedacht hineingelegt werden."

Und das Schneeglöckchen wurde wieder ins Buch gelegt, es fühlte ſich da ſowohl geehrt als vergnügt, zu wiſſen, daß es ein Zeichen war in dem prächtigen Liederbuch und das Derjenige, der zuerſt von ihm geſungen und geſchrieben hatte, auch ein Schneeglöckchen, ein Sommernarr geweſen, auch zur Winterzeit als Narr dageſtanden hatte. Die Blume verſtand das nun in ihrer Weiſe, wie wir ja auch jedes Ding in unſerer Weiſe deuten.

Das iſt das Märchen vom Schneeglöckchen.

Die Muhme.

Du hätteſt die Muhme kennen ſollen! Sie war reizend! Ja, das heißt, ſie war gar nicht reizend, wie man ſonſt darunter verſteht, aber ſie war gut und lieb, amuſant in ihrer Weiſe, war gerade ſo wie Einer ſein muß, wenn von ihm geſprochen wird und die Leute ſich über Einen luſtig machen wollen, ſie war ſo, daß man ſie ohne Weiteres in eine Komödie hätte hinein verſetzen können, und einzig und allein deshalb, weil ſie nur für's Theater und was ſich darin rührt lebte. Sie war eine ehrenwerthe Matrone, aber Agent Fabs, den die Muhme Flabs nannte, meinte, ſie ſei komödientoll.

„Das Theater iſt meine Schule!“ ſagte ſie, „die Quelle meiner Kenntniſſe, von da habe ich meine aufgefriſchte Bibelgeſchichte: „Moſes“, „Joſeph in Egypten“, das ſind nun Opern! Ich habe vom Theater meine Weltgeſchichte, Geographie und Menſchenkenntniß! Aus den franzöſiſchen Stücken kenne ich das pariſer Leben — ſchlüpfrig, aber höchſt intereſſant! Wie habe ich über „die Familie Riquebourg“ geweint! Daß der Mann ſich todt ſaufen muß, damit ſie den jungen Bräutigam bekommen kann! — Ja, wie viele Thränen habe ich doch geweint in den fünfzig Jahren, die ich abonnirt geweſen bin!“

Die Muhme kannte jedes Theaterſtück, jede Couliſſe, jede Perſon, die auftrat oder aufgetreten war. Sie lebte eigentlich nur während der neun Komödien-Monate. Die Sommerzeit ohne Sommertheater war eine Zeit, die ſie nur alt machte, während ein Theaterabend, der bis gegen Mitternacht währte, eine Verlängerung des Lebens für ſie war. Sie ſagte nicht wie andere Leute: „jetzt werden wir Frühling haben, der Storch iſt da!“ oder „die erſten Erdbeeren ſind in der Zeitung annoncirt.“ Sie dagegen verkündigte das Kommen des Herbſtes. „Haben Sie geleſen, die Theaterlogen werden verkauft? Jetzt beginnen die Vorſtellungen!“

Sie ſchätzte eine Wohnung nur darnach ab, wie nahe ſie am Theater liege. Ihr war es ein Kummer, als ſie die kleine Gaſſe hinter dem Theater verlaſſen und in die große etwas weiter liegende Straße ziehen und dort in einem Hauſe wohnen mußte, wo ſie keine Nachbarn gegenüber hatte.

„Zu Hauſe bei mir muß mein Fenſter meine Theaterloge ſein! Man kann doch nicht ſitzen und in ſich ſelbſt aufgehen, man muß Menſchen ſehen! Aber jetzt wohne ich, als wäre ich aufs Land gezogen. Will ich Menſchen ſehen, muß ich in meine

Küche gehen und mich auf den Gußſtein ſetzen, nur dort habe ich Nachbarn gegenüber. Nein; als ich in meiner kleinen Gaſſe wohnte, konnte ich gerade zum Eiſenkrämer hineinſehen und hatte obendrein nur dreihundert Schritte bis zum Theater, jetzt habe ich dreitauſend Garde-Schritte.

Die Muhme war zuweilen krank, aber wie übel ſie ſich auch befand, verſäumte ſie doch nicht die Komödie. Der Arzt verordnete eines Abends, daß ſie Sauerteig unter die Füße haben ſolle, ſie that auch wie er geſagt hatte, aber ſie fuhr in's Theater und ſaß dort mit dem Sauerteig unter den Füßen. Wäre ſie dort geſtorben, würde ſie ſich ſehr gefreut haben. Thorwaldſen ſtarb im Theater, das nannte ſie „einen ſeligen Tod.“

Sie vermochte es nicht, ſich das Himmelreich anders zu denken, als daß auch dort ein Theater ſein müſſe; es war uns zwar nicht ſo verſprochen, aber es ließe ſich doch denken; die vielen ausgezeichneten Schauſpieler und Schauſpielerinnen, die vorausgegangen waren, mußten einen fortgeſetzten Wirkungskreis haben.

Die Muhme hatte ihren elektriſchen Draht vom Theater aus nach ihrer Stube; das Telegramm kam jeden Sonntag zu Kaffee. Ihr elektriſcher Draht war „Herr Sivertſen bei der Theatermaſchinerie“, er, der die Signale zum Auf und Nieder, zum Ein und Aus mit Verhängen und Couliſſen gab.

Von ihm bekam ſie im Voraus eine kurze

und bündige Beſchreibung der Stücke. Shakſpeare's „Sturm“ nannte er „verzwicktes Zeug! Bei dem iſt ſo viel aufzuſtellen, und ſo beginnt es mit Waſſer bis zur erſten Couliſſe,“ ſagte er, das heißt, ſo weit gingen die rollenden Wogen vor. Blieb dagegen durch alle fünf Acte eine und dieſelbe Stubendecoration ſtehen, ſo ſagte er, das ſei ein vernünftiges, wohlgeſchriebenes Stück, ein Ruheſtück, es ſpiele ſich ſelbſt ohne Aufſtellung.

In früherer Zeit, wie die Muhme die Zeit einige dreißig Jahre zurück nannte, war ſie und der genannte Herr Sivertſen jünger; er war ſchon damals bei der Maſchinerie und wie ſie ſagte, ihr „Wohlthäter“. Es war nämlich damals Sitte, daß bei der Abendvorſtellung auf dem einzigen Theater der Stadt auch Zuſchauer auf den Boden kamen, jeder Maſchineriegehilfe hatte einen oder zwei Plätze zu vergeben. Oft war es auf dem Boden ganz voll und feine Geſellſchaft; man erzählte, dort ſeien Generalinnen und Geheimräthinnen geweſen: es war zu intereſſant, hinter die Couliſſen herab zu ſchauen und zu wiſſen, wie die Menſchen dort gingen und ſtanden, wenn der Vorhang herunter war.

Die Muhme war öfters da geweſen, ſowohl bei Tragödien als bei Ballets, denn die Stücke, in welchen das meiſte Perſonal auftrat, waren vom Boden herab geſehen die intereſſanteſten. Man ſaß ſo ziemlich im Finſtern dort oben, die Mehrzahl führte ihr Abendeſſen bei ſich; ein Mal fielen drei

Aepfel und ein großes Stück Butterbrot mit Wurſt belegt gerade in das Gefängniß des Ugolino hinab, in welchem er verhungern ſollte, und es entſtand ein unmäßiges Gelächter im Publikum. Die Wurſt wurde einer der gewichtigſten Gründe, weshalb die hohe Direction den Zuſchauerplatz auf dem Boden ganz eingehen ließ.

„Aber ich war dort ſiebenunddreißig Mal!“ ſagte die Muhme, „und das vergeſſe ich Herrn Sivertſen niemals.“

Gerade an dem letzten Abend, an welchem noch der Boden dem Publikum offen ſtand, wurde „das Urtheil Salomo's“ geſpielt, die Muhme erinnerte ſich deſſen ſehr wohl; ſie hatte durch ihren Wohlthäter, Herrn Siverthen, Agent Fabs Zutritt verſchafft, ungeachtet er es gar nicht verdiente, weil er ſtets ſeine Späße übers Theater machte und die Muhme neckte; aber ſie hatte ihm doch Zutritt zum Boden verſchafft. Er wollte dieſes Komödienzeug einmal von der Kehrſeite anſehen, das waren ſeine eigenen Worte und die ſahen ihm ganz ähnlich, ſagte die Muhme.

Und er ſah „das Urtheil Salomo's“ von oben und ſchlief dabei ein; man hätte glauben können, er wäre von einer großen Tafel mit vielen Toaſten gekommen. Er ſchlief und wurde eingeſchloſſen, ſaß da und ſchlief in der finſtern Nacht auf dem Theaterboden, und als er erwachte, erzählte er, aber die Muhme glaubte ihm nicht: Das Urtheil Salomo's war aus, alle Lampen und Lichter waren aus, alle Menſchen waren aus, oben und unten, aber dann begann erſt die richtige Komödie, das Nachſpiel, welches das Schönſte ſei, ſagte der Agent. Da kam Leben in's Zeug! Das war nicht Salomo's Urtheil, das gegeben wurde, nein, es war das jüngſte Gericht auf der Bühne. Und dies Alles hatte Agent Fabs die Frechheit, der Muhme glauben machen zu wollen; das war der Dank dafür, daß ſie ihn auf den Boden hinaufgeſchafft hatte.

Was erzählte denn der Agent? Ja, das war curios genug anzuhören, aber es ſteckte Bosheit und Hohn dahinter.

„Es ſah finſter aus dort oben!“ ſagte der Agent, „aber dann begann das Zauberzeug, große Vorſtellung: „Das jüngſte Gericht auf der Bühne“. Die Logenſchließer waren auf ihren Poſten und jeder Zuſchauer mußte ſein geiſtiges Wanderbuch vorzeigen, wonach entſchieden wurde, ob er mit loſen oder gebundenen Händen, mit Maulkorb oder ohne Maulkorb herein dürfte. Herrſchaften, die zu ſpät kamen, nachdem die Vorſtellung ſchon angegangen war, ſo auch junge Menſchen, die ja unmöglich immer die Zeit abpaſſen konnten, wurden draußen angebunden, bekamen Filzſohlen unter die Füße, mit welchen ſie vor Beginn des nächſten Acts hineingehen ſollten, dazu Maulkorb. Und dann begann das jüngſte Gericht auf der Bühne!“

„Lauter Bosheit, von welcher der liebe Gott gar nichts wiſſen will!" ſagte die Muhme.

Der Maler mußte, wenn er in den Himmel wollte, eine Treppe hinanſteigen, die er ſelbſt gemalt hatte, auf der aber kein Menſch hinan konnte. Das war ja nur eine Verſündigung gegen die Perſpective. Alle die Pflanzen und Gebäude, die der Maſchinenmeiſter mit großer Mühe in Ländern hingeſtellt hatte, wohin ſie nicht gehörten, mußte der arme Menſch an rechten Ort und Stelle bringen und zwar ehe der Hahn krähte, wenn er in den Himmel wollte; Herr Fabs ſolle nur zuſehen, daß er ſelbſt hineinkäme; aber was er von dem Perſonal ſowohl in der Tragödie als in der Komödie, in Geſang und Tanz erzählte, ſei das Niederträchtigſte von Herrn Fabs, Flabs! Er hatte es nicht verdient, auf den Boden zu kommen, die Muhme wollte ihren Mund mit ſeinen Worten nicht verunreinigen. Das Ganze ſei niedergeſchrieben, hatte er geſagt, der Flabs! Es ſolle gedruckt werden, wenn er todt und begraben ſei, eher nicht, denn er wolle Aerme und Beine nicht riskiren.

Die Muhme war nur ein Mal in Angſt und Beben in ihrem Glückſeligkeits-Tempel, dem Theater geweſen. Es war an einem Wintertage, einem der Tage, wo man zwei Stunden Tag bei grauem Himmel hat. Es war eine Kälte und ein Schneegeſtöber, aber in's Theater mußte die Muhme. Es wurde eine kleine Oper und ein großes Ballet gegeben, dazu noch einen Prolog und einen Epilog; das würde bis in die Nacht hinein dauern. Die Muhme mußte dahin, ſie lieh ſich von ihrem Logirenden ein Paar Pelzſtiefel, mit Pelz außen und innen, die reichten ihr bis hoch an die Beine hinan.

Sie kam in's Theater und kam auch in die Loge; die Stiefel waren warm, ſie behielt ſie an. Plötzlich wurde „Feuer!“ geſchrieen, der Rauch ſtrömte aus einer Couliſſe, ſtrömte von dem Boden herab, es entſtand ein fürchterliches Entſetzen. Die Leute ſtürmten hinaus, die Muhme war die Letzte in der Loge, — „zweiten Ranges links, dort nehmen die Decorationen ſich am beſten aus!“ ſagte ſie, „ſie werden immer ſo geſtellt, daß ſie am ſchönſten von der königlichen Seite aus anzuſehen ſind!“ — Die Muhme wollte hinaus, die Leute aber, die vor ihr ſich hinausdrängten, ſchlugen in ihrer Angſt und Unbedachtſamkeit die Logenthüre zu; da ſaß die Muhme, hinaus konnte ſie nicht, hinein auch nicht, das heißt in die Nebenloge hinein, die Zwiſchenwand war ihr zu hoch. Sie rief, Niemand hörte, ſie blickte in den Logenrang hinab, der unter ihr lag, der war leer, war niedrig, war ganz nahe, die Muhme fühlte ſich in ihrer Angſt ſo jung, ſo leicht; ſie wollte hinabſpringen, bekam auch das eine Bein über die Brüſtung hinaus, das andere von der Bank weg; da ſaß ſie rittlings wie zu Pferde, wohl drapirt mit ihrem geblümten Rocke, das eine lange Bein ganz draußen baumelnd, ein Bein in einem Ungeheuer von einem Pelzſtiefel; das war ein Anblick zu ſehen, und als er geſehen wurde, wurde die Muhme auch gehört und vor dem Verbrennen gerettet, denn das Theater verbrannte nicht.

Das war der denkwürdigſte Abend ihres Lebens, und ſie war froh, daß ſie ſich ſelber nicht hatte ſehen können, denn ſie wäre vor Scham geſtorben.

Ihr Wohlthäter bei der Maſchinerie, Herr Sivertſen, beſuchte ſie ſtets jeden Sonntag, aber es war eine lange Zeit von Sonntag zu Sonntag; in der letzteren Zeit hatte ſie deshalb mitten in der Woche ein kleines Kind „zum Ueberreſt", das heißt, um das zu genießen, was vom Mittagsmahle übrig geblieben war. Es war ein Kind vom Ballet, das auch des Eſſens benöthigt war. Die Kleine trat auf ſowohl als Elfe wie auch als Page; ihre ſchwerſte Partie war als Hinterbein des Löwen in der „Zauberflöte", aber ſie wuchs heran zu Vorderbeinen des Löwen; dafür bekam ſie freilich nur einen halben Gulden, die Hinterbeine brachten einen ganzen Gulden ein, aber dabei mußte ſie krumm gehen und die friſche Luft entbehren. Das zu wiſſen, ſei ſehr intereſſant, meinte die Muhme.

Sie hätte verdient, ſo lange zu leben, als das Theatergebäude ſtehen geblieben, aber das hielt ſie doch nicht aus; ſie ſtarb auch nicht im Theater, ſondern ehrbarerweiſe in ihrem eignen Bett; ihre letzten Worte waren übrigens nicht ohne Bedeutung, ſie fragte: „was wird morgen geſpielt?“

Nach ihrem Tode waren wohl ungefähr fünfhundert Thaler da; wir ſchließen es aus den Zinſen, die zwanzig Thaler betragen. Dieſe hatte die Muhme zu einem Legat für eine würdige alte Jungfrau ohne Familie beſtimmt; es ſollte dazu verwendet werden, jährlich auf einen Platz im zweiten Range linker Seite zu abonniren, und zwar für den Sonnabend, denn an dieſem Abende wurden die beſten Stücke gegeben, hieß es im Teſtament, das übrigens Derjenigen, die das Legat genoß, nur eine Verpflichtung auflegte, die nämlich, daß ſie jeden Sonnabend im Theater der Muhme gedenken ſolle, die in ihrem Grabe liege.

Das war die Religion der Muhme.

Die Kröte.

Der Brunnen war tief, deshalb war das Seil lang; die Winde drehte ſich ſchwer, wenn man den Eimer mit Waſſer gefüllt über die Brunnenkante hinauf heben mußte. So klar das Waſſer auch war, ſo reichte die Sonne doch niemals ſo weit in den Brunnen hinab, daß ſie ſich im Waſſer ſpiegeln konnte, aber ſo weit ſie zu ſcheinen reichte, wuchs Grünes zwiſchen den Steinen der Brunnenwände hervor.

Es wohnte dort unten eine Familie vom Krötengeſchlecht; ſie war eigentlich kopflings hinunter gerathen durch die alte Krötenmutter, die noch lebte. Die grünen Fröſche, die weit früher hier zu Hauſe waren und im Waſſer umherſchwammen, erkannten die Vetterſchaft an und nannten ſie die „Brunnengäſte". Dieſe mochten aber im Sinne haben dort zu bleiben; ſie lebten hier ſehr angenehm auf dem Trocknen, wie ſie die naſſen Steine nannten.

Die Froſchmutter war einmal gereiſt, war im Waſſereimer geweſen, als dieſer aufwärts ging, aber es wurde ihr zu licht, ſie bekam Augenſchmerzen, glücklicherweiſe gelangte ſie aus dem Eimer heraus; ſie fiel mit einem entſetzlichen Plump in's Waſſer und lag drei Tage darauf krank an Rückenſchmerzen. Von der Welt oberhalb ſollte ſie freilich nicht viel erzählen können, aber das wußte ſie, und das wußten ſie alle, daß der Brunnen nicht die ganze Welt ſei. Krötenmutter hätte zwar Dieſes und Jenes erzählen können, aber ſie antwortete niemals, wenn man ſie fragte, und ſo fragte man nicht.

„Dick und fett und häßlich iſt ſie,“ ſagten die jungen grünen Fröſche. „Ihre Jungen werden ebenſo häßlich ſein!“

„Das mag ſein!“ ſagte die Krötenmutter, „aber eins von ihnen hat einen Edelſtein im Kopfe oder ich habe ihn!“

Und die grünen Fröſche horchten und glotzten, und weil ihnen das nicht gefiel, ſo machten ſie Grimaſſen und gingen in die Tiefe. Aber die Krötenjungen ſtreckten die Hinterbeine aus vor lauter Stolz, jedes von ihnen glaubte, den Edelſtein zu haben; und darauf ſaßen ſie ganz ſtill mit dem Kopfe, aber endlich fragten ſie, was es wäre, worauf ſie ſtolz wären und was ſo ein Edelſtein eigentlich für ein Ding ſei.

„Das iſt etwas ſo Herrliches und Köſtliches, daß ich es gar nicht beſchreiben kann!“ ſagte die Krötenmutter. „Es iſt Etwas, womit man zu ſeinem eigenen Vergnügen umhergeht und über welches die Anderen ſich ärgern. Aber fragt nicht, ich antworte nicht!"

„Ja, ich habe den Edelſtein nicht!" ſagte die kleinſte Kröte; ſie war ſo häßlich wie nur eine ſein kann. „Weshalb ſollte auch ich eine ſolche Herrlichkeit haben? Und wenn ſie Andere ärgert, kann ſie mich ja nicht erfreuen! Nein, ich wünſche nur, daß ich einmal bis an den Brunnenrand hinauf kommen und hinausſchauen könnte; dort muß es reizend ſein!"

„Bleibe Du am liebſten wo Du biſt!" ſagte die Alte, „hier kennſt Du Alles und weißt was Du haſt! Nimm Dich in Acht vor dem Eimer, der zerdrückt Dich; und kommſt Du auch wohlbehalten hinein, ſo könnteſt Du herausfallen, nicht Alle fallen ſo glücklich wie ich und kommen mit ganzen Gliedmaßen und ganzen Eiern davon!"

„Quak!" ſagte die Kleine, und es war gerade als wenn wir Menſchen „Ach!" ſagen.

Sie hatte ein zu großes Verlangen bis zur Brunnenkante hinauf zu gelangen und dort auszuſchauen; ſie fühlte eine zu große Sehnſucht nach dem Grünen dort oben; und als am nächſten Morgen zufällig der mit Waſſer gefüllte Eimer hinaufgewunden wurde und einen Augenblick unterwegs gerade vor dem Steine anhielt, auf welchem die Kröte ſaß, bebte es im Innern des kleinen Thieres, es ſprang in den gefüllten Eimer, der nun vollends hinaufgewunden und ausgegoſſen wurde.

„Pfui Teufel!" ſagte der Knecht, der den Eimer ausgoß und die Kröte erblickte. „So 'was Häßliches habe ich lange nicht geſehen!" Und mit ſeinem holzbeſchuhten Fuße ſtieß er nach der Kröte, die beinahe verſtümmelt worden wäre, ſich aber doch in die hohen Neſſeln hinein rettete, die am Brunnen ſtanden. Hier ſah ſie Stiel an Stiel ſtehen, ſie ſchaute aber auch aufwärts! Die Sonne ſchien auf die Blätter, die ganz transparent waren; ihr war zu Muthe wie uns Menſchen, wenn wir plötzlich in einen großen Wald treten, wo die Sonne zwiſchen Zweige und Blätter hinein ſcheint.

„Hier iſt es viel ſchöner als unten im Brunnen! Hier möchte man ſein Leben lang bleiben!" ſagte die kleine Kröte. Sie blieb deshalb eine Stunde, ja zwei Stunden liegen. „Was wohl draußen ſein mag? Bin ich ſo weit gekommen, muß ich auch verſuchen weiter zu kommen!" Und ſie kroch ſo ſchnell als ſie kriechen konnte, und gelangte auf die Landſtraße hinaus, wo ſie die Sonne beſchien und wo der Staub ſie puderte als ſie quer über die Straße marſchirte.

„Hier iſt man richtig aufs Trockene gelangt!" ſagte die Kröte, „es iſt beinahe zu viel des Guten es kriebelt in mir!"

Sie erreichte den Graben; hier wuchſen Vergißmeinnicht und Spiräen, ganz in der Nähe war eine Hecke von Weißdorn, und auch Hollunder wuchs da und Schlingpflanzen mit weißen Blüthen; hier waren

Couleure zu ſehen; auch ein Schmetterling flog umher; die Kröte meinte, es ſei eine Blume, die ſich losgeriſſen habe, damit ſie ſich beſſer in der Welt umſchauen könne, das wäre ja ganz natürlich.

„Wenn man ſolche Fahrt machen könnte wie die,“ ſagte die Kröte. „Quak! Ach! welche Herrlichkeit!“

Sie blieb acht Nächte und Tage am Graben und ſie hatte keinen Mangel an Eßwaaren. Am neunten Tage dachte ſie: „vorwärts, weiter!“ Aber was könnte ſie Herrlicheres und Schöneres finden? Vielleicht eine kleine Kröte oder einige grüne Fröſche. Es hatte die letzte Nacht gerade ſo im Winde gelautet, als ſeien „Vettern“ in der Nähe.

„Es iſt herrlich zu leben! Herrlich aus dem Brunnen heraus zu kommen, in Brennneſſeln zu liegen, auf dem ſtaubigen Wege zu kriechen! Aber weiter, vorwärts! um Fröſche oder eine kleine Kröte zu finden, das iſt nicht gut zu entbehren, die Natur iſt Einem nicht genug!“ Und damit ging ſie wieder auf die Wanderung.

Sie gelangte aufs Feld an einen großen Teich, der mit Schilf umſtanden war; ſie ſpazierte hinein.

„Hier wird's Ihnen wohl zu naß ſein?“ ſagten die Fröſche; „aber Sie ſind ſehr willkommen! Sind Sie ein Er oder eine Sie? Es thut nichts zur Sache. Sie ſind gleich willkommen!“

Und nun wurde ſie Abend[illegible] Concert, zum Familienconcert eingeladen: große Begeiſterung und dünne Stimmen; das kennen wir. Bewirthung fand nicht ſtatt, nur freies Getränk gab es, den ganzen Teich, wenn ſie konnten.

„Jetzt reiſe ich weiter!“ ſagte die kleine Kröte; ſie fühlte immer einen Drang zu etwas Beſſerem.

Sie ſah die Sterne blitzen, ſo groß, ſo hell, ſah den Neumond leuchten, ſah die Sonne aufgehen, immer höher und höher ſteigen.

„Ich bin am Ende noch im Brunnen, in einem größeren Brunnen, ich muß höher hinauf! Ich habe eine ſolche Unruhe und Sehnſucht!“ Und als der Mond voll und rund wurde, dachte das arme Thier: „Ob das wohl der Eimer iſt, der herabgelaſſen wird, und in den ich hineinſpringen muß, um höher hinauf zu gelangen? Oder iſt die Sonne der große Eimer? Wie der groß iſt, wie der ſtrahlend iſt, der kann uns Alle aufnehmen! Ich muß aufpaſſen, daß ich die Gelegenheit nicht verſäume! Oh, wie es in meinem Kopfe leuchtet! Ich glaube, der Edelſtein kann nicht beſſer leuchten! Aber den habe ich nicht, und darum weine ich auch nicht, nein, höher hinauf in Glanz und Freude! Ich habe eine Zuverſicht, und doch eine Angſt, — es iſt ein ſchwerer Schritt zu thun, aber man muß ihn thun! Vorwärts! Immer gerade aus!“

Und ſie that Schritte, wie ſie ein Kriechthier eben ſchreiten kann, und befand ſich bald auf einem Wege, an welchem Menſchen wohnten, hier waren ſowohl Blumengärten als Kohlgärten. Sie ruhte aus an einem Kohlgarten.

„Wie giebt es doch ſo viele verſchiedene Geſchöpfe, die ich nie gekannt habe! Und wie iſt die Welt groß und ſchön! Aber man muß ſich auch umſchauen in ihr und nicht an einem Orte ſitzen bleiben.“ Und ſie hüpfte in den Kohlgarten hinein. „Wie iſt es hier grün, wie iſt es hier ſchön!“

„Das weiß ich ſchon!“ ſagte die Kohlraupe auf dem Blatte. „Mein Blatt iſt das größte hier! Es verdeckt die halbe Welt, aber ich kann ſie entbehren!“

„Gluck! Gluck!“ ſagte es, es kamen Hühner heran; ſie trippelten im Kohlgarten umher. Das Huhn, welches an der Spitze ging, war fernſichtig, es erblickte die Raupe auf dem krauſen Blatte und ſchnappte nach ihr, daß ſie auf die Erde fiel, wo ſie ſich krümmte und wand. Das Huhn betrachtete ſie erſt mit dem einen Auge, dann mit dem andern, denn es wußte nicht, was aus dem Krümmen herauskommen könnte.

„Sie thut es nicht gutwillig!“ dachte das Huhn und hob den Kopf um nach ihr zu ſchnappen. Die Kröte entſetzte ſich ſo ſehr dabei, daß ſie gerade auf das Huhn zukroch.

„Alſo, die hat Hilfstruppen!“ ſagte das Huhn. „Sieh 'mal das Gekrieche an!“ Und ſo kehrte das Huhn um. „Ich mache mir nichts aus dem kleinen grünen Biſſen, er könnte höchſtens den Hals kitzeln!“

Die anderen Hühner waren derſelben Anſicht, und ſie kehrten nun Alle um.

„Ich wand mich von ihm los!“ ſagte die Raupe; „es iſt gut, wenn man Geiſtesgegenwart beſitzt; aber das Schwerſte bleibt noch übrig: auf mein Kohlblatt wieder zu kommen. Wo iſt das?“

Und die kleine Kröte kam heran und äußerte ihre Theilnahme. Sie freute ſich, daß ſie in ihrer Häßlichkeit den Hühnern einen Schreck eingejagt hatte.

„Was meinen Sie damit?“ fragte die Raupe. „Ich wand mich ja ſelbſt von dem Huhn los. Sie ſind ſehr unangenehm anzuſehen! Darf ich wohl auf meinem Eigenthum in Ruhe ſein? Jetzt rieche ich Kohl! Jetzt bin ich bei meinem Blatte! Nichts iſt ſo ſchön als Eigenthum. Aber ich muß höher hinauf!“

„Ja, höher hinauf!“ ſagte die kleine Kröte, „höher hinauf! Sie fühlt gerade wie ich! Aber ſie iſt heute nicht guter Laune, das kommt von dem Schrecken. Alle wollen wir höher hinauf!“ Und ſie ſchaute ſo hoch hinauf als ſie konnte.

Der Storch ſaß in ſeinem Neſte auf dem Dache des Bauerhauſes; er klapperte und die Storchmutter klapperte.

„Wie die hoch wohnen!“ dachte die Kröte. „Wer dort hinauf könnte!“

In dem Bauerhauſe wohnten zwei junge Studenten; der eine war Poet, der andere Naturforſcher; der Eine ſang und ſchrieb in Freude von Allem, was Gott geſchaffen hatte und wie es ſich in ſeinem

Herzen ſpiegelte; er ſang es aus, kurz, klar und reich in klangvollen Verſen; der Andere griff das Ding ſelbſt an, ja ſchnitt es auf, wenn es ſein mußte. Er betrachtete die Schöpfung Gottes als ein großes Rechen-Exempel, ſubtrahirte, multiplicirte, wollte es in- und auswendig kennen, mit Verſtand darüber ſprechen, und das war ganzer Verſtand, und er ſprach in Freude und mit Klugheit davon. Es waren gute, fröhliche Menſchen, die Beiden.

„Da ſitzt ja ein gutes Exemplar von einer Kröte!“ ſagte der Naturforſcher; das muß ich in Spiritus haben!“

„Du haſt ja ſchon zwei Andere!“ ſagte der Poet; „laß die in Ruhe ſitzen und ſich des Lebens freuen!“

„Aber ſie iſt ſo wunderbar häßlich!“ ſagte der Andere.

„Ja, wenn wir den Edelſtein in ihrem Kopfe finden könnten,“ ſagte der Poet, „dann würde ich ſelbſt mit dabei ſein ſie aufzuſchneiden.“

„Edelſtein!“ ſagte der Andere, „Du ſcheinſt viel von der Naturgeſchichte zu wiſſen!“

„Aber iſt nicht gerade etwas Schönes an dem Volksglauben, daß die Kröte, das häßlichſte Thier, oft den köſtlichſten Edelſtein in ihrem Kopfe trägt?“ Geht es nicht gerad' ſo mit den Menſchen? Welchen Edelſtein hatte nicht Aeſop, und vollends Sokrates? —“

Mehr hörte die Kröte nicht, und ſie begriff nicht die Hälfte davon. Die beiden Freunde ſchritten weiter und ſie entging dem Schickſal in Spiritus zu kommen.

„Die Beiden ſprachen auch von dem Edelſteine!“ ſagte die Kröte. „Wie gut, daß ich ihn nicht habe! Ich hätte ſonſt Unannehmlichkeiten haben können.“

Nun klapperte es auf dem Dache des Bauerhauſes; Storchvater hielt Vortrag für die Familie, und dieſe ſchielte auf die zwei jungen Menſchen im Kohlgarten hinab.

„Der Menſch iſt die eingebildetſte Kreatur!“ ſagte der Storch. „Hört, wie das Maulwerk ihnen geht, und dabei können ſie doch nicht ordentlich klappern. Sie brüſten ſich mit ihren Rednergaben, mit ihrer Sprache! Das iſt mir eine ſchöne Sprache: ſie geht ins Unverſtändliche über bei jeder Tagereiſe, die wir machen; der Eine verſteht den Andern nicht. Unſere Sprache können wir überall auf der ganzen Erde ſprechen, im hohen Norden und in Egypten. Fliegen können die Menſchen auch nicht! Sie ſchießen dahin durch eine Erfindung, die ſie ‚Eiſenbahn‘ nennen, aber ſie brechen auch oft den Hals dabei. Es läuft mir kalt über den Schnabel, wenn ich daran denke! Die Welt kann ohne Menſchen beſtehen. Wir können ſie entbehren! Wenn wir nur Fröſche und Regenwürmer behalten!“

„Das war denn eine gewaltige Rede!“ dachte die kleine Kröte. „Ein wie großer Mann iſt der, und wie ſitzt er hoch, ſo hoch wie ich noch Niemand ſitzen ſah! Und wie kann er ſchwimmen!“ rief ſie, als der Storch mit ausgebreiteten Flügeln durch die Luft dahinfuhr.

Und Storchmutter ſprach im Neſte, erzählte von Egypten, von den Gewäſſern des Nils und von all' dem Schlamm ſonder Gleichen, der im fremden Lande war; es klang der kleinen Kröte ganz neu und reizend.

„Ich muß nach Egypten!“ ſagte ſie. „Wenn nur der Storch oder eins ſeiner Jungen mich mitnehmen wollte. Ich würde ihm wieder gefällig ſein. Ja, ich werde nach Egypten kommen, denn ich bin ſo glücklich! All' die Sehnſucht und all' die Luſt, die ich habe, iſt freilich beſſer als einen Edelſtein im Kopfe zu haben!“

Und dabei hatte ſie gerade den Edelſtein: die ewige Sehnſucht und Luſt nach aufwärts, immer aufwärts! Es leuchtete drinnen im Kopfe, leuchtete in Freude, ſtrahlte in Luſt.

Da kam plötzlich der Storch heran, der hatte die Kröte im Graſe geſehen, fuhr nieder und faßte das kleine Thier nicht eben ſanft an. Der Schnabel klemmte, der Wind ſauſte, es war nicht angenehm, aber aufwärts ging es, aufwärts nach Egypten, das wußte ſie; und deßhalb blitzten die Augen, es war als flöge ein Funken aus ihnen heraus.

„Quak! Ach!“

Der Körper war todt, die Kröte getödtet. Aber der Funken aus ihren Augen, wo blieb der?

Der Sonnenſtrahl nahm ihn, der Sonnenſtrahl trug den Edelſtein vom Kopfe der Kröte. Wohin?

Frage nicht den Naturforſcher, frage lieber den Poet; er erzählt es Dir wie ein Märchen; und die Kohlraupe und die Storchfamilie iſt mit in dem Märchen. Denke! die Kohlraupe wird verwandelt und aus ihr wird ein ſchöner Schmetterling! Die Storchfamilie fliegt über Berge und Meere nach dem fernen Afrika, und findet doch den kürzeſten Weg zurück nach Hauſe, nach demſelben Lande, demſelben Dache! Ja, das iſt freilich faſt gar zu abenteuerlich, und doch iſt es wahr; Du kannſt ſogar den Naturforſcher fragen, er muß es zugeſtehen; und Du ſelbſt weißt es auch, denn Du haſt es geſehen.

— Aber der Edelſtein im Kopfe der Kröte?

Suche ihn in der Sonne! Sieh' ihn, wenn Du kannſt!

Der Glanz dort iſt zu ſtark. Wir haben noch die Augen nicht, um in all' die Herrlichkeit hineinſchauen zu können, die Gott geſchaffen hat, aber wir werden ſie ſchon bekommen, und das wird das ſchönſte Märchen ſein, denn wir ſind ſelbſt mit in dem Märchen.

H. C. Anderſen's

Geſammelte Werke.

Vom

Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe.

Siebenundvierzigſter Band.

Neue Märchen und Geſchichten.

Vierte Folge.

Leipzig.
Johann Friedrich Hartknoch.
1870.

Neue

Märchen und Geſchichten.

Vierte Folge.

Von

H. C. Anderſen.

Leipzig.
Johann Friedrich Hartknoch.
1870.

Inhalt.

Seite

Hühner-Grete's Familie 7

Was die Diſtel erlebte 28

Was man erfinden kann 34

Die Dryade. 40

Hühner-Grete's Familie.

Hühner-Grete war der einzige Menſch, welcher in dem neuen ſtattlichen Häuschen wohnte, das man für die Hühner und Enten des Herrenhauſes gebaut hatte. Es ſtand da, wo ehemals das alte ritterliche Gebäude mit Thurm, gezacktem Giebel, Wallgraben und Zugbrücke geſtanden hatte. Dicht daneben war eine Wildniß von Bäumen und Gebüſch, hier war der Garten geweſen und hatte ſich bis an einen großen See erſtreckt, welcher jetzt Moorland war. Krähen und Dohlen flogen ſchreiend über die alten Bäume dahin, es wimmelte von Vögeln; ſie wurden nicht weniger, wenn man auch in das Gewühl hineinſchoß, daſſelbe vermehrte ſich eher. Man hörte das Geſchrei bis in das Hühnerhaus, wo Hühner-Grete ſaß, und die Entlein ihr über die Holzſchuhe hin und her liefen. Sie kannte jedes Huhn, jede Ente von der Zeit her, wo ſie aus dem Ei gekrochen waren, ſie war ſtolz auf ihre Hühner und Enten, ſtolz auf das ſtattliche Haus, welches für ſie gebaut war. Ihr eigenes Stübchen im Hauſe war rein und nett, ſo wollte es die gnädige Frau, der das Haus gehörte; ſie kam oft hierher in Begleitung von feinen, vornehmen Gäſten und zeigte dieſen „die Kaſerne der Hühner und Enten“, wie ſie das Häuschen nannte.

Und hier war Kleiderſchrank und Lehnſtuhl, ja gar eine Commode, und auf derſelben eine blank polirte meſſingene Platte aufgeſtellt, auf welcher das Wort „Grubbe“ eingravirt ſtand, welches grade der Name des alten hochadeligen Geſchlechtes war, das hier im Ritterhauſe gewohnt hatte. Die meſſingene Platte war gefunden worden, als man hier den Grund ausgrub, und der Küſter hatte geſagt, ſie habe keinen andern Werth, als daß ſie ein altes Andenken ſei. Der Küſter wußte ſchon Beſcheid von dem Ort und den alten Zeiten, er hatte ſein Wiſſen aus Büchern; Vieles lag in ſeinem Tiſchkaſten aufgeſchrieben. Doch die älteſte Krähe wußte vielleicht mehr als er und ſchrie es auch aus in ihrer Sprache, aber das war Krähenſprache, die verſtand der Küſter nicht, ſo klug er auch war.

Nach heißen Sommertagen ſtanden manchmal die Dünſte über dem Moorland, als liege ein ganzer See hinter den alten Bäumen, zwiſchen welchen Krähen und Dohlen flatterten; ſo hatte es ausgeſehen, als Ritter Grubbe hier lebte und das alte Herrenhaus da ſtand mit ſeinen rothen, dicken Mauern. Die Hundekette reichte damals ganz bis über den Thorweg hin; durch den Thurm gelangte man in den gepflaſterten Gang, welcher nach den Zimmern führte; die Fenſter waren ſchmal, die Scheiben klein, ſelbſt in dem großen Saale, wo getanzt wurde, waren ſie ſo; aber bei des letzten

Grubbe's Zeiten war ſeit Menſchengedenken nicht getanzt werden, und doch lag hier noch eine alte Pauke, die bei der Muſik gedient hatte. Hier ſtand ein künſtlich geſchnitzter Schrank, in welchem ſeltene Blumenzwiebeln aufbewahrt waren, denn Frau Grubbe liebte die Pflanzen und züchtete Bäume und Kräuter; ihr Gemahl ritt lieber aus, um Wölfe und Eber zu ſchießen, und ihn begleitete immer eine Strecke Weges ſein Töchterchen Marie. Im Alter von fünf Jahren ſaß ſie ſtolz auf ihrem Pferd und ſchaute ſich keck um mit ihren großen ſchwarzen Augen. Ihre Luſt war es, mit der Peitſche zwiſchen die Jagdhunde zu ſchlagen; der Vater hätte aber lieber geſehen, daß ſie zwiſchen die Bauerknaben geſchlagen, die zuſammenliefen um die Herrſchaft zu begaffen.

Der Bauer in der Erdhütte dicht am Herrenhaus hatte einen Sohn Namens Sören, im Alter mit der kleinen hochadeligen Jungfrau; er kletterte gut und mußte ihr immer die Vogelneſter herunterholen; die Vögel ſchrieen was ſie konnten, und einer der größten hackte ihn mit dem Schnabel über dem Auge, daß das Blut ſtrömte, und man meinte, das Auge ſei daraufgegangen, aber es hatte doch keinen Schaden genommen. Marie Grubbe nannte ihn ihren Sören, das war eine große Gunſt, und die kam dem Vater, dem armen Jon, zu Gute; er hatte ſich eines Tages verſehen, ſollte beſtraft werden, auf dem hölzernen Pferde reiten. Daſſelbe ſtand im Hofe, hatte vier Pfähle als Beine und ein einziges ſchmales Bret als Rücken; auf dieſem ſollte Jon rittlings ſitzen und außerdem einige ſchwere Mauerſteine an den Füßen haben, damit er nicht gar zu leicht ſäße; er ſchnitt fürchterliche Geſichter, Sören weinte und flehte die kleine Marie an; ſie gebot ſogleich, daß der Vater Sören's herabgehoben werden ſolle, und als man ihr nicht gehorchte, ſtampfte ſie den Fußboden und riß am Rockärmel des Vaters, daß derſelbe in Stücke ging. Sie wollte was ſie wollte und ſie bekam ihren Willen, der Vater Sören's wurde herabgehoben.

Frau Grubbe, welche dazu kam, ſtrich ihrem Töchterchen das Haar und blickte ſie ſanft an, Marie begriff nicht weshalb. —

Sie wollte zu den Jagdhunden und nicht mit der Mutter, die in den Garten zu dem See hinabging, wo die Waſſerlilie blühte, Schilfkolben und Brautlichter zwiſchen dem Röhricht nickten; ſie ſchaute all' dieſe Ueppigkeit und Friſche an. „Wie angenehm!“ ſagte ſie. Im Garten ſtand damals ein ſeltener Baum, den ſie ſelbſt gepflanzt hatte, er hieß die Blutbuche, eine Art von Mohr unter den übrigen Bäumen, ſo ſchwarzbraun waren die Blätter; derſelbe mußte viel Sonnenſchein haben, im ſteten Schatten würde er ſonſt grün wie die andern Bäume werden und ſo ſeine Merkwürdigkeit einbüßen. In den hohen Kaſtanien waren viele Vogelneſter, ſo auch im Gebüſch und in den Grasmatten. Es war als wüßten die Vögel, daß ſie hier geſchützt ſeien, daß hier Niemand mit der Büchſe paſſen durfte.

Die kleine Marie ging mit Sören hierher, er verſtand zu klettern, wie wir wiſſen, und es wurden ſowohl Eier als flaumfederige Jungen heruntergeholt. Die Vögel, groß und klein, flogen in Angſt und Schrecken umher; der Kibitz vom Felde her, die Krähen und Dohlen von den hohen Bäumen ſchrieen und ſchrieen, es war ein Geſchrei, wie es die Familie noch heut zu Tage anhebt.

„Was thut Ihr doch, Kinder!“ rief die ſanfte Frau, „das iſt ja gottesläſterlich!“

Sören ſtand eingeſchüchtert da, die kleine hochadelige Jungfrau ſchaute auch ein wenig ſeitwärts, aber darauf ſagte ſie kurz und patzig: „Ich darf das für den Vater!“

„Krah, krah! fort, fort von hier!“ ſchrieen die großen ſchwarzen Vögel und flogen davon, kehrten aber am folgenden Tage wieder, denn ſie waren hier zu Hauſe. —

Die ſtille, ſanfte Frau blieb aber hier nicht lange zu Hauſe, der liebe Gott rief ſie, bei ihm war auch eher ihre Heimath als hier auf dem Herrenſitz; und die Kirchenglocken läuteten ſtattlich, als ihre Leiche zur Kirche gefahren wurde, die Augen der armen Leute wurden feucht, denn ſie war ihnen gut geweſen.

Als ſie fort war, nahm ſich Niemand ihrer Anpflanzungen an und der Garten verödete.

Herr Grubbe war ein harter Mann, ſagte man, aber die Tochter, ſo jung ſie auch war, wußte ihn zu bändigen, er mußte lachen und ſie bekam ihren Willen. Sie war jetzt zwölf Jahre alt und von kräftigem Gliederbau; ſie blickte mit ihren ſchwarzen Augen die Leute durch und durch, ritt ihr Pferd wie ein Mann und ſchoß ihre Büchſe ab wie ein geübter Jäger.

Da kam einmal großer Beſuch in die Gegend; der allervornehmſte, den es geben konnte, der junge König und ſein Halbbruder und Kamerad, Herr Ulrich Friedrich Gyldenlöwe; ſie wollten Wildſchweine jagen und ein paar Tage auf dem Herrenſitz des Grubbe verleben. —

Gyldenlöwe ſaß am Tiſche neben Marie Grubbe, faßte ſie um den Kopf und gab ihr einen Kuß, als wenn ſie verwandt geweſen wären; ſie aber gab ihm eine Ohrfeige und ſagte, daß ſie ihn nicht ausſtehen könne, und darüber wurde ſehr gelacht, als wenn es gar zu amüſant ſei.

Das iſt es vielleicht auch geweſen, denn fünf Jahre ſpäter, Marie hatte ihr ſiebzehntes Jahr erfüllt, kam ein Bote mit einem Brief an, in welchem Herr Gyldenlöwe ſich die Hand der hochadeligen Jungfrau erbat; das war 'was!

„Er iſt der vornehmſte und galanteſte Herr im ganzen Reich,“ ſagte Herr Grubbe; „das iſt nicht zu verachten.“

„Ich mag ihn grade nicht ſo ſehr!“ ſagte Marie Grubbe, aber ſie verachtete nicht den vornehmſten Mann des Landes, der dem König zur Seite ſaß.

Silberzeug, wollene und leinene Sachen gingen mit einem Schiffe nach Kopenhagen ab; ſie machte die Reiſe landwärts in zehn Tagen. Die Ausſteuer hatte aber contrairen Wind oder gar keinen Wind, es verſtrichen vier Monate, bis dieſelbe dort ankam, und als ſie kam, war Frau Gyldenlöwe fort. —

„Eher will ich auf gröbſter Leinwand, als in ſeinen ſeidenen Betten liegen!“ ſagte ſie. „Lieber gehe ich baarfuß, als mit ihm in der Kutſche fahren!“

Spät eines Abends im November ritten zwei Frauen in die Stadt Aarhuus ein, es waren die gnädige Frau Gyldenlöwe, Marie Grubbe, und ihr Mädchen. Sie kamen von der Stadt Weile, wohin ſie mit einem Schiffe von Kopenhagen aus gelangt waren. Sie hielten bei Herrn Grubbe's ſteinernem Haus in Aarhuus an. Herr Grubbe fand dieſen Beſuch nicht angenehm. Marie wurde hart angeredet, aber ſie bekam doch eine Kammer zum Schlafen, ſie bekam auch ihre Bierſuppe des Morgens, aber das Böſe in dem Vater war gegen ſie aufgeſtachelt, woran ſie nicht gewöhnt war; von ſanftem Gemüth war ſie nicht, wie man angeredet wird, ſo antwortet man; ſie antwortete freilich und ſprach mit Bitterkeit und Haß von ihrem Eheherrn, mit dem ſie nicht leben wolle, dazu ſei ſie zu ehrbar. —

Es verſtrich ein Jahr, es verſtrich nicht angenehm. Es fielen böſe Worte zwiſchen Vater und Tochter, das darf niemals ſein. Böſe Worte tragen böſe Frucht. Was für ein Ende ſollte das nehmen!

„Wir Beide können nicht unter einem Dache bleiben!“ ſagte eines Tages der Vater. „Ziehe von hier fort nach unſerm alten Herrenhof, aber beiße Dir lieber die Zunge ab, als daß Du Lügen unter die Leute bringſt!“

So trennten ſich die Beiden; ſie zog mit ihrem Mädchen in den alten Herrenſitz ein, wo ſie geboren war, wo die ſtille fromme Frau, ihre Mutter, in der Grabkammer der Kirche lag; ein alter Viehhüter wohnte auf dem Hofe, das war die ganze Mannſchaft. In den Zimmern hing das Spinngewebe ſchwarz und ſchwer von Staub bedeckt, im Garten wuchs Alles wie es wollte; Hopfen und Schlingpflanzen liefen wie ein Netz zwiſchen Baum und Gebüſch, Schierling und Neſſel nahmen an Größe und Kraft zu. Die Blutbuche war überwuchert und im Schatten, und ihre Blätter waren jetzt grün wie die der anderen gewöhnlichen Bäume, mit ihrer Herrlichkeit war es aus. Krähen und Dohlen in großen dichten Schaaren flogen über die hohen Kaſtanien dahin, es war ein Geſchrei, als hätten ſie einander wichtiges Neues zu erzählen. Jetzt ſei ſie wieder da, die Kleine, die ihre Eier und Brut hatte ſtehlen laſſen; der Dieb ſelbſt, der ſie herunter holte, kletterte nun am blattloſen Baum herum, ſaß im hohen Schiffsmaſte und bekam ſeine Schläge mit dem Tauende, wenn er ſich nicht ſchickte. —

Das Alles erzählte in unſerer Zeit der Küſter, er hatte es geſammelt und zuſammengeſucht aus Büchern und Aufzeichnungen; es lag mit vielem Anderen geſchrieben und verſchloſſen in ſeinem Tiſchkaſten.

„Aufwärts und niederwärts iſt der Welt Lauf!“ ſagte er, „es iſt ſonderbar zu hören!“ — Und wir wollen hören, wie es Marie Grubbe erging; wir vergeſſen deshalb nicht Hühner-Grete, ſie ſitzt in ihrem ſtattlichen Hühnerhaus zu unſerer Zeit. Marie Grubbe ſaß zu ihrer Zeit, aber nicht mit dem Sinn, wie die alte Hühner-Grete.

Der Winter verſtrich, das Frühjahr und der Sommer verſtrich, dann kehrte die windige Herbſtzeit wieder mit dem naſſen kalten Meeresnebel. Es war ein einſames, langweiliges Leben auf dem alten Herrenſitz.

Marie Grubbe nahm ihre Büchſe zur Hand und ging in die Haide hinaus, ſchoß Haſen und Füchſe und ſchoß, was ſie von Vögeln erreichen konnte. Draußen traf ſie mehr als einmal auf den adeligen Herrn Palle Dyre von Nörrebäk, er ſtrich auch mit ſeiner Büchſe und ſeinen Hunden umher. Er war groß und ſtark, damit prahlte er, wenn ſie mit einander ſprachen. Er hätte ſich mit dem ſeligen Herrn Brockenhuus zu Egeskov auf Fühnen meſſen dürfen, von welchem die Leute noch ſprachen. — Palle Dyre hatte, nach dem Beiſpiel des Brockenhuus, eine eiſerne Kette mit einem Jagdhorn in ſeinem Thorweg anhängen laſſen, und wenn er nach Hauſe geritten kam, ergriff er die Kette, hob ſich mit ſammt dem Pferde vom Boden empor und blies in das Horn. —

„Kommen Sie ſelbſt und ſehen das mit an, Frau Marie!“ ſagte er. „Man athmet friſch und frei auf Nörrebäk.“

Wann ſie auf ſeinen Herrenſitz gekommen iſt, ſteht nicht verzeichnet, aber auf den Altarleuchtern in der Kirche zu Nörrebäk war zu leſen, daß ſie von Palle Dyre und Marie Grubbe zu Nörrebäk Herrenſitz geſchenkt waren.

Groß und ſtark war Palle Dyre; er trank wie ein Schwamm, er war wie eine Tonne, die nicht voll werden konnte; er ſchnarchte wie ein ganzer Schweineſtall; roth und aufgedunſen ſah er aus.

„Hinterliſtig und tückiſch iſt er!“ ſagte Frau Palle Dyre, Grubbe's Tochter. Bald hatte ſie das Leben mit ihm überdrüſſig, aber deshalb wurde es doch nicht beſſer.

Eines Tages ſtand der Tiſch gedeckt und die Speiſen wurden kalt; Palle Dyre war auf der Fuchsjagd und die gnädige Frau war nirgends zu finden. — Palle Dyre kehrte gegen Mitternacht zurück, Frau Dyre kam weder um Mitternacht noch am nächſten Morgen, ſie hatte Nörrebäk den Rücken gekehrt, war ohne Gruß und Lebewohl davongeritten.

Es war graues naſſes Wetter; der Wind blies kalt, es flog eine Schaar ſchwarzer, ſchreiender Vögel über ſie dahin, die waren nicht ſo heimathlos wie ſie.

Zuerſt zog ſie ſüdwärts, ganz hinab bis zum deutſchen Reich; ein paar goldene Ringe mit koſtbaren Steinen wurden zu Gelde gemacht, dann lenkte ſie oſtwärts, ſo kehrte ſie wieder um und ging weſtwärts, ſie hatte kein Ziel vor Augen und haderte mit Allem, ſelbſt mit dem guten Gott, ſo elend war ihr Gemüth; bald wurde auch ihr Körper elend, ſie vermochte kaum den Fuß zu rühren. Der Kibitz flog auf, als ſie über den Erdhügel fiel, wo er ſein Neſt hatte; der Vogel ſchrie wie er immer ſchreit: „Du Dieb! Du Dieb!“ Sie hatte nie das Gut ihres Nächſten geſtohlen, aber Vogeleier und junge Vögel hatte ſie ſich als kleines Mädchen vom Hügel und Baume herabholen laſſen; daran dachte ſie jetzt.

Von da, wo ſie lag, konnte ſie die Sanddünen ſehen; am Meeresufer dort wohnten Fiſcher, aber dorthin konnte ſie nicht gelangen, ſo krank war ſie. Die großen weißen Möven flogen hier über ſie hinweg und ſchrieen, wie die Krähen und Dohlen ſchrieen zu Hauſe im Garten des Herrenſitzes. Die Vögel flogen ganz nahe an ſie heran, zuletzt ſchien es ihr, als würden ſie rabenſchwarz, aber dann wurde es auch Nacht vor ihren Augen. —

Als ſie die Augen wieder aufſchlug, wurde ſie gehoben und getragen; ein großer ſtarker Mann hatte ſie auf ſeine Arme gehoben, ſie blickte ihm grade in ſein bärtiges Geſicht; er hatte eine Narbe über dem einen Auge, welche die Braue gleichſam in zwei Theile trennte er trug ſie, ſo elend ſie war, nach dem Fahrzeug, wo er dafür vom Schiffer böſe Worte bekam.

Am Tage darauf ſegelte das Fahrzeug ab. Marie Grubbe kam nicht an's Land; ſie ſegelte alſo mit. Aber ſie kehrte doch wohl wieder? — Ja, wann und wo?

Auch hiervon wußte der Küſter zu erzählen, und es war keine Geſchichte, die er ſelbſt zuſammenſtoppelte; er hatte den ganzen ſeltſamen Hergang aus einem alten glaubwürdigen Buche, welches wir ſelbſt hervorholen und leſen können. Der däniſche Geſchichtſchreiber Ludwig Holberg, welcher ſo viele leſenswerthe Bücher und die luſtigen Comödien geſchrieben hat, aus welchen wir ſeine Zeit und deren Menſchen recht kennen lernen können, erzählt in ſeinen Briefen von Marie Grubbe, wo und wie er ihr begegnete; es iſt wohl werth zu hören; deshalb vergeſſen wir aber Hühner-Grete durchaus nicht, ſie ſitzt fröhlich und gut in dem ſtattlichen Hühnerhaus.

Das Schiff ſegelte ab mit Marie Grubbe: dabei blieben wir ſtehen. —

Es vergingen lange Jahre.

Die Peſt wüthete in Kopenhagen, es war im Jahre 1711. Die Königin von Dänemark zog fort in ihre deutſche Heimat, der König verließ die Hauptſtadt, Jeder, der es vermochte, beeilte ſich hinweg zu kommen. Die Studenten, ſelbſt wenn ſie freie Wohnung und Koſt hatten, verließen die Stadt. Einer derſelben, der letzte, welcher in dem Frei-Collegium geblieben war, zog endlich auch fort. Es war zwei Uhr des Morgens; er trug ſeinen Ranzen, welcher mehr mit Büchern und Geſchriebenem, als mit Kleidungsſtücken gefüllt war. Ein feuchter Nebel hing über der Stadt, kein Menſch war auf den Straßen zu ſehen; die Thüren der Häuſer ringsum waren mit Kreuzen beſchrieben, zum Zeichen, daß drin die Seuche ſei oder die Leute ausgeſtorben ſeien. Ein großer Rüſtwagen raſſelte an ihm vorüber; der Kutſcher ſchwang die Peitſche, die Pferde flogen im Galopp dahin, der Wagen war mit Todten gefüllt. Der junge Student hielt die Hand vor ſein Geſicht und roch an einen ſtarken Spiritus, den er auf einem Schwamm in einem kleinen Behälter von Meſſing bei ſich führte. Aus einer Kneipe in einer der Gaſſen ſchallten Geſang und unheimliches Gelächter heraus von Leuten, welche die Nacht hindurch tranken, um zu vergeſſen, daß die Seuche vor der Thüre ſtände und ſie mit zu den anderen Todten im Rüſtwagen holen möchte. Der Student lenkte ſeine Schritte nach dem Canal an der Schloßbrücke, dort lagen ein paar kleine Schiffe; eins derſelben lichtete, um von der peſtangeſteckten Stadt fortzukommen.

„Wenn Gott uns am Leben läßt und wir Wind dazu bekommen, gehn wir nach Grönſund bei Falſter!“ ſagte der Schiffer und fragte den Studenten, welcher mit wollte, um ſeinen Namen.

„Ludwig Holberg,“ antwortete der Student, und der Name klang wie jeder andere; jetzt klingt in ihm einer der ſtolzeſten Namen Dänemarks, damals war er nur ein junger unbekannter Student.

Das Schiff glitt an dem Schloſſe vorüber. Es war noch nicht heller Tag, als es das offene Meer erreichte. Ein leichter Wind ſchwellte die Segel, der junge Student ſetzte ſich mit dem Geſicht gegen den friſchen Wind gewendet und ſchlief ein, und das war grade nicht das Räthlichſte.

Schon am dritten Morgen lag das Schiff an der Inſel Falſter. „Kennt Ihr Jemand hier am Orte, wo ich mit wenigem Geld mich einlogiren könnte?“ fragte Holberg den Schiffer.

„Ich ſollte meinen, Ihr thätet gut, wenn Ihr zu der Fährfrau im Borrehaus ginget,“ antwortete dieſer. „Wollt Ihr ſehr höflich ſein, ſo heißt ſie Mutter Sören

Sörenſen Müller. Doch kann es ſich ereignen, daß ſie wüthend wird, wenn Ihr gar zu fein mit ihr thut. Der Mann iſt wegen eines Verbrechens verhaftet, ſie führt ſelbſt das Fährboot, Fäuſte hat ſie!“

Der Student nahm ſeinen Ranzen und begab ſich nach dem Fährhauſe. Die Hausthür war nicht verſchloſſen, ſie ging auf und er trat in eine gepflaſterte Stube, wo die Bank, mit einem großen Deckbett mit Handſchuhleder überzogen, das bedeutendſte Hausgeräth bildete. Eine weiße Henne mit ihren Küchlingen war an die Bank gebunden und hatte den Waſſernapf umgeſtoßen, daß das Waſſer über den Fußboden floß. Es waren keine Leute weder hier noch in der anſtoßenden Kammer; nur eine Wiege, in welcher ein Kind lag, ſtand da. Das Fährboot kehrte zurück, es ſaß nur Einer in demſelben, ob Mann oder Weib war nicht leicht zu entſcheiden. Die Perſon war in einen großen Mantel gehüllt und trug auf dem Kopfe eine Art Kapuze. Das Boot legte bei.

Es war eine weibliche Perſon, welche ausſtieg und in die Stube trat. Sie ſah recht anſehnlich aus, als ſie ihren Rücken richtete; zwei ſtolze Augen ſaßen unter den ſchwarzen Brauen. Es war Mutter Sören, die Fährfrau; Krähen und Dohlen würden einen andern Namen ſchreien, den wir beſſer kennen.

Sie ſah mürriſch aus, vom Reden mochte ſie wohl nicht viel halten, aber ſoviel wurde doch beſprochen und abgemacht, daß der Student ſich auf unbeſtimmte Zeit in

Koſt bei ihr gab, während es in Kopenhagen ſo ſchlecht beſtellt war.

Nach dem Fährhaus kamen häufig aus dem nahen Städtchen dieſer und jener achtbare Bürger. Es kamen Franz Meſſerſchmied und Sivert Acciſeneinnehmer; ſie tranken einen Krug Bier im Fährhauſe und diſcurirten mit dem Studenten; derſelbe ſei ein habiler junger Mann, der ſeine Practica verſtand, wie ſie es nannten; er las Griechiſch und Lateiniſch und wußte Beſcheid in gelehrten Sachen. —

„Je weniger man weiß, deſto weniger drückt es Einem!“ ſagte Mutter Sören.

„Ihr habt es ſtrenge!“ ſagte Holberg eines Tages, als ſie ihre Wäſche in der ſcharfen Lauge beuchte und ſelbſt die Holzknorren zu der Feuerung ſpalten mußte.

„Das iſt meine Sache!“ antwortete ſie.

„Habt Ihr Euch von Kindheit an immer ſo abäſchern müſſen?“

„Das könnt Ihr wohl an den Fäuſten ableſen!“ ſagte ſie und zeigte zwei freilich kleine, aber harte, ſtarke Hände mit abgebiſſenen Nägeln dar. „Ihr ſeid ja gelehrt und könnt leſen.“

Zur Weihnachtszeit begann es ſtark zu ſchneien; die Kälte ſtellte ſich ein, der Wind blies ſcharf, als führe er Scheidewaſſer mit, den Leuten das Geſicht zu waſchen. Mutter Sören ließ ſich das nicht anfechten, ſie warf den Mantel um und zog die Kapuze über den Kopf. Es war ſchon früh am Nachmittage finſter im Hauſe; ſie legte Holz und Torf auf den Herd, ſetzte ſich dann, ihre

Strümpfe zu ſtopfen, es war kein Anderer da, der es that. Gegen Abend ſprach ſie mehr Worte zu dem Studenten, als es ſonſt ihre Gewohnheit war; ſie ſprach von ihrem Mann.

„Er hat unvorſätzlich einen Schiffer von Dragör um's Leben gebracht und muß nun dafür drei Jahre in Eiſen arbeiten. Er iſt nur gemeiner Matroſe, deshalb muß das Geſetz ſeinen Verlauf haben.“

„Das Geſetz gilt auch für die höheren Stände!“ ſagte Holberg.

„Glaubt Ihr?“ ſagte Mutter Sören und ſchaute eine Weile in's Feuer, aber darauf nahm ſie wieder das Wort. „Habt Ihr vom Kai Lykke gehört, der eine ſeiner Kirchen einreißen ließ, und als der Prediger Herr Martin deshalb von der Kanzel herab donnerte, dieſen in Eiſen ſchlagen, ein Gericht ſitzen ließ und ſelbſt ihn zum Tode verurtheilte, und er mußte richtig den Hals herreichen; das war kein unvorſätzlicher Todesſtreich, und doch ging Kai Lykke damals frei aus!“

„Er war nach damaliger Zeit in ſeinem Recht!“ ſagte Holberg; „jetzt ſind wir über dieſelbe hinaus.“

„Das könnt Ihr einen Dummen einbilden!“ ſagte Mutter Sören, ſtand auf und ging in die Kammer, wo das kleine Kind lag; das lüftete ſie und legte es zurecht, darauf machte ſie den Bettkaſten des Studenten zurecht; er hatte das große Deckbett, er war froſtiger als ſie, und er war doch in Norwegen geboren.

Am Neujahrsmorgen war es ein richtig heller ſonniger Tag. Der Froſt war ſo ſtark geweſen, oder war es noch, daß der gefallene Schnee ſo hart zuſammengefroren war, daß man auf ihm gehen konnte. Die Glocken des Städtchens läuteten zur Kirche; Student Holberg hüllte ſich in ſeinen wollenen Mantel und wollte zur Stadt gehen.

Ueber das Fährhaus flogen mit großem Geſchrei Krähen und Dohlen dahin; man vernahm durch das Geſchrei kaum die Kirchglocken. Mutter Sören ſtand vor dem Hauſe und füllte einen meſſingenen Keſſel mit Schnee, um ihn über das Feuer zu ſetzen und Trinkwaſſer zu bekommen; ſie blickte zu dem Gewimmel von Vögeln hinauf und hatte ſo ihre eigenen Gedanken dabei.

Student Holberg ging zur Kirche; auf dem Hin- und Rückweg kam er an dem Hauſe des Sivert Einnehmers am Stadtthor vorüber. Hier wurde er auf eine Taſſe Warmbier mit Syrup und Ingwer eingeladen; das Geſpräch fiel auf Mutter Sören, aber der Acciſeneinnehmer wußte nicht viel Beſcheid, das wußten wohl überhaupt nicht Viele; ſie ſei nicht von der Inſel Falſter, ſagte er, ein wenig Mittel habe ſie wohl einmal gehabt, ihr Mann ſei ein gemeiner Matroſe, hitzig von Temperament, einen Dragör-Schiffer habe er todtgeſchlagen; „das Weib prügelt er, und doch vertheidigt es ihn.“ —

„Ich duldete ſolche Behandlung nicht!“ ſagte die Frau des Einnehmers. „Ich ſtamme nun auch von beſſeren Leuten her! mein Vater war königlicher Strumpfweber!“

„Deshalb ſeid Ihr auch mit einem königlichen

Beamten in die Ehe getreten,“ ſagte Holberg und machte eine Reverenz vor ihr und dem Einnehmer. —

Es war am Abend des Feſtes der heiligen drei Könige. Mutter Sören zündete Holberg ein Dreikönigslicht an, das heißt ein dreizackiges Talglicht, welches ſie ſelbſt gezogen hatte.

„Ein Licht für jeden Mann!“ ſagte Holberg.

„Jeden Mann?“ ſagte die Frau und ſah ihn ſcharf an.

„Jeden der weiſen Männer aus dem Morgenlande!“ ſagte Holberg.

„In der Weiſe!“ ſagte ſie und ſchwieg lange. Aber an dieſem Abende erfuhr er doch mehr, als er vorher gewußt hatte.

„Ihr ſeid Eurem Ehemann recht in Liebe zugethan,“ ſagte Holberg; „die Leute ſagen doch, daß er Euch alle Tage ſchlecht behandelt.“

„Das geht Niemand außer mir an!“ antwortete ſie. „Die Schläge hätten mir gut thun können, als ich Kind war; jetzt bekomme ich ſie wohl meiner Sünden halber! Was er mir aber Gutes gethan hat, das weiß ich,“ und ſie erhob ſich. „Als ich auf der öden Haide krank lag und Niemand ſich meiner annehmen wollte, Niemand mit mir zu ſchaffen haben wollte, es ſei denn Krähen und Dohlen, um mich zu zerhacken, trug er mich auf ſeinen Armen und mußte böſe Worte hören wegen der Beute, die er an Bord des Schiffes brachte. — Ich bin nicht dazu geſchaffen, um krank zu liegen, und ich erholte mich auch wieder. Jeder hat ſo ſeine Art und Weiſe, Sören hat ſeine, man darf das Pferd nicht nach der Halfter beurtheilen! Mit ihm habe ich Alles in Allem angenehmer gelebt, als mit dem, den ſie den vornehmſten und galanteſten aller Unterthanen des Königs nannten. Ich habe den Statthalter Gyldenlöwe, des Königs Halbbruder, zum Ehegemahl gehabt; nachher nahm ich den Palle Dyre. Der Eine ſo gut wie der Andere, jeder in ſeiner Weiſe und ich in der meinigen. — Das war ein langer Schnack, aber jetzt wißt Ihr es!“ Und damit verließ ſie die Stube.

Es war Marie Grubbe! So ſonderbar hatte ihr das Leben mitgeſpielt. Viele Abende des heiligen drei Königsfeſtes blieb ſie nicht am Leben; Holberg hat es niedergeſchrieben, daß ſie im Juni 1716 ſtarb, aber er hat nicht niedergeſchrieben, denn er wußte es nicht, daß eine Menge großer ſchwarzer Vögel über das Fährhaus kreiſten, als Mutter Sören, wie ſie genannt wurde, dort als Leiche lag, ſie ſchrieen nicht, als wüßten ſie, daß zum Begräbniß Stille ſich ſchickt. Sobald ſie in der Erde lag, waren die Vögel nicht mehr zu ſehen, aber an demſelben Abend wurde in Jütland, bei dem alten Herrenhof, eine unermeßliche Menge Krähen und Dohlen geſehen; ſie ſchrieen, eine lauter wie die andre, als hätten ſie Etwas kund zu machen, vielleicht von ihm, der als kleiner Knabe ihre Eier und Jungen ausnahm, dem Bauernſohn, welcher ein Hoſenband von Eiſen bekam, und der hochadeligen Jungfrau, die als Frau des Fährmanns endigte. „Braw! Braw!“ ſchrieen ſie.

Und das Geſchlecht ſchrie: braw, braw! als der alte Herrenhof eingeriſſen wurde. „Sie ſchreien noch und es iſt nichts mehr zu beſchreien!“ ſagte der Küſter, wenn er erzählte: „Das Geſchlecht iſt ausgeſtorben, der Herrenhof niedergeriſſen und wo derſelbe ſtand, ſteht jetzt das ſtattliche Hühnerhaus mit vergoldeten Windfahnen und mit der alten Hühner-Grete. Sie freuet ſich ſehr ihrer reizenden Wohnung; — wäre ſie nicht hierher gekommen,“ fügte der Küſter hinzu, „hätte ſie in's Armenhaus gemußt.“

Die Tauben girrten über ihr, die Trut-Hühner plauderten ringsum und die Enten ſchnatterten.

„Niemand kannte ſie,“ ſagten ſie, „Familie hat ſie nicht. Es iſt reine Barmherzigkeit, daß ſie hier iſt. Sie hat weder Entenvater noch Hühnermutter, keine Nachkommen!“

Familie hatte ſie doch; ſie kannte ſie nur nicht, der Küſter auch nicht, wenn er auch noch ſo viel aufgeſchrieben und in ſeinem Tiſchkaſten hatte; aber eine der alten Krähen wußte darum, erzählte davon. Sie hatte von ihrer Mutter und Großmutter von der Mutter und Großmutter der Hühner-Grete gehört; auch wir kennen die Großmutter, wir ſahen ſie als Kind über die Zugbrücke reiten und ſtolz um ſich ſchauen, als gehörte ihr die ganze Welt und alle Vogelneſter, und wir ſahen ſie auf der Haide an den Sanddünen und zuletzt in dem Fährhaus. Die Enkelin, die letzte ihres Geſchlechts, war wieder in die Heimath gekommen, wo das alte Herrenhaus geſtanden hatte, wo die ſchwarzen wilden

Vögel ſchrieen; aber ſie ſaß unter den zahmen Vögeln, und die kannten ſie und hatten ſie lieb. Hühner-Grete hatte nichts mehr zu wünſchen, ſie freute ſich auf den Tod und war auch alt genug, um zu ſterben.

„Grab! Grab!“ ſchrieen die Krähen.

Und Hühner-Grete bekam ein gutes Grab, welches Niemand kannte außer der alten Krähe, wenn die nicht auch todt iſt.

Und nun kennen wir die Geſchichte von dem alten Herrenſitz, dem alten Geſchlecht und der ganzen Familie der Hühner-Grete.

Was die Diſtel erlebte.

An dem reichen Herrenſitz lag ein ſchöner wohlgehaltener Garten mit ſeltenen Bäumen und Blumen; die Gäſte des Beſitzers ſprachen ihr Entzücken über dieſe aus, die Leute der Umgegend von Land und Stadt kamen an Sonn- und Feſttagen und baten um Erlaubniß, den Garten zu ſehen, ja ganze Schulen fanden ſich zu ſolchen Beſuchen ein.

Außerhalb des Gartens an dem Pfahlzaun am Feldwege ſtand eine große mächtige Diſtel, ſie breitete ſich von der Wurzel in mehrere Zweige aus, ſo daß ſie wohl ein Diſtelbuſch genannt werden konnte. Niemand außer dem alten Eſel, welcher den Milchwagen des Milchmädchens zog, ſah ſie an. Der machte einen langen Hals nach der Diſtel hinüber und ſagte: „Schön biſt Du, ich möchte Dich freſſen!“ Aber der Strick war ſo lang nicht, daß er ſie erreichen und freſſen konnte.

Es war große Geſellſchaft auf dem Herrenhof, hochadeliges Geſchlecht aus der Hauptſtadt, junge hübſche Mädchen, und unter dieſen ein Fräulein aus weiter Ferne; ſie kam aus Schottland, war von hoher Geburt, reich an Gut und Geld; eine Braut, die wohl zu beſitzen werth ſei, ſagte mehr als einer der jungen Herren, und auch die Mütter ſagten es.

Die Jugend tummelte ſich auf der Grasplaine und ſpielte Ball; ſie wandelte unter den Blumen, und jedes der jungen Mädchen brach eine Blume und ſteckte ſie in das Knopfloch eines der jungen Herren; aber das ſchottiſche Fräulein ſchaute ſich lange wähleriſch um; keine der Blumen ſchien ihrem Geſchmack zu entſprechen; da fiel ihr Blick über den Zaun hinaus, draußen ſtand der große Diſtelbuſch mit den rothblauen, kräftigen Blumen, ſie ſah dieſelben, ſie lächelte und bat den Sohn vom Hauſe, ihr eine zu pflücken.

„Sie iſt die Blume Schottlands!“ ſagte ſie, „ſie prangt in dem Wappen des Landes, geben Sie mir die!“

Und er holte die ſchönſte und ſtach ſich die Finger, als wäre ſie an dem ſchärfſten Roſendorn gewachſen.

Die Diſtelblume ſteckte ſie in das Knopfloch des jungen Mannes und er fühlte ſich hoch geehrt. Jeder der anderen jungen Herren hätte gern ſeine Prachtblume hingegeben, um dieſe zu tragen, die von der feinen Hand des ſchottiſchen Fräuleins geſpendet war. Und fühlte ſich der Sohn des Hauſes geehrt, was fühlte ſich dann nicht der Diſtelbuſch, es war als durchſtröme ihn Thau und Sonnenſchein.

„Ich bin etwas mehr als ich weiß!“ ſprach die Diſtel in ſich hinein. „Ich gehöre wohl eigentlich innerhalb und nicht außerhalb des Zaunes hin. Man wird in der Welt oft ſonderbar geſtellt! Aber jetzt!

habe ich doch eine der meinigen über dem Zaun und gar im Knopfloch!“

Dieſes Ereigniß erzählte ſie jeder Knoſpe, die hervorſchoß und ſich entfaltete, und es vergingen nicht viele Tage, ſo hörte die Diſtel, nicht von Menſchen, nicht aus dem Vogelgezwitſcher, ſondern aus der Luft ſelbſt, welche die Laute bewahrt und weit umher führt, aus den entlegenſten Gartengängen und aus den Zimmern des Hauſes, in denen Fenſtern und Thüren offen ſtanden, daß der junge Herr, welcher die Diſtelblume aus der Hand des feinen ſchottiſchen Fräuleins bekam, nun auch die Hand und das Herz deſſelben erhalten hatte. Es war ein ſchönes Paar, eine gute Partie.

„Das habe ich zuſammengethan!“ meinte die Diſtel und dachte an die Blume, die ſie für das Knopfloch hergegeben hatte. Jede Blume, welche ſich entfaltete, bekam dieſes Ereigniß zu hören.

„Ich werde gewiß in den Garten eingepflanzt!“ dachte die Diſtel, und vielleicht in einen Topf geſetzt, welcher klemmt, das ſoll die allergrößte Ehre ſein!“

Und die Diſtel dachte ſich dieſes ſo lebhaft, daß ſie mit voller Ueberzeugung ſprach: „Ich werde in einen Topf umgeſetzt!“

Sie verſprach jeder kleinen Diſtelblume, die ſich entfaltete, daß auch ſie in einen Topf, vielleicht in's Knopfloch kommen ſollte, das Höchſte, was zu erreichen ſei; aber keine von ihnen kam in Topf, geſchweige denn in's Knopfloch; ſie tranken Luft und Licht, leckten Sonnenſchein am Tage und Thau in der Nacht, blühten, bekamen Beſuch von Bienen und Bremſen, die nach der Mitgift, dem Honig der Blume, ſuchten, und den Honig nahmen ſie, die Blume ließen ſie ſtehen. „Das Räuberpack!“ ſagte die Diſtel. „Wenn ich ſie nur aufſpießen könnte! Aber ich kann nicht.“

Die Blumen ließen die Köpfe hängen, ſiechten hin, aber es kamen wieder neue.

„Ihr kommt wie gerufen,“ ſagte die Diſtel. „Ich erwarte jede Minute über den Zaun zu gelangen.“

Einige unſchuldige Gänſeblümlein und ein langer dünner Wegebreitſtengel ſtanden und hörten mit tiefer Bewunderung zu und glaubten Alles, was ſie ſagte.

Der alte Eſel des Milchkarrens ſtand am Rande des Feldwegs und ſchielte nach dem blühenden Diſtelbuſch hinüber, aber der Strick war zu kurz, um ihn zu erreichen.

Und die Diſtel dachte ſo lange an die Diſtel Schottlands, zu deren Geſchlecht ſie ſich zählte, daß ſie zuletzt meinte, ſie ſei aus Schottland gekommen und ihre Eltern ſeien in das Reichswappen hineingewachſen. Das war ein großer Gedanke, aber eine große Diſtel kann ſchon einen großen Gedanken haben.

„Man iſt oft aus ſo vornehmer Familie, daß man es nicht wiſſen darf!“ ſagte die Neſſel, die dicht nebenan wuchs; ſie hatte gleichſam ein Ahnung, daß aus ihr „Neſſeltuch“ werden könne, wenn ſie richtig behandelt würde.

Und der Sommer verſtrich, und der Herbſt verſtrich; die Blätter fielen von den Bäumen, die Blumen bekamen tiefere Farbentöne und hatten geringeren Duft. Der Gärtnerburſche ſang im Garten über den Zaun hinaus:

„Bergauf, bergab, ja ab und auf,
Das iſt der ganze Lebenslauf!“

Die jungen Tannenbäume im Walde begannen ſich nach der Weihnachten zu ſehnen, aber noch war lange Zeit hin zu Weihnachten.

„Hier ſtehe ich noch!“ ſagte die Diſtel. „Es iſt, als dächte Niemand an mich und ich habe doch die Partie geſtiftet; verlobt wurden ſie und Hochzeit haben ſie gehabt, es ſind jetzt acht Tage her. Ja, ich thue keinen Schritt, denn ich kann nicht.“

Es verſtrichen noch einige Wochen; die Diſtel ſtand da mit ihrer letzten einzigen Blume, groß und voll, ſie war in der Nähe von der Wurzel hervorgeſchoſſen, der Wind blies kalt über ſie hin, die Farben verſchwanden, der Blumenkelch, groß wie an der Blume einer Artiſchocke, zeigte ſich wie eine verſilberte Sonnenblume.

Da traten eines Tages das junge Paar, jetzt Mann und Frau, in den Garten; ſie gingen längs des Pfahlzaunes dahin, und die junge Frau ſchaute über denſelben hinaus.

„Da ſteht noch die große Diſtel,“ ſagte ſie. „Jetzt hat ſie keine Blume mehr.“

„O ja, das Geſpenſt der letzten iſt noch da,“ ſagte er und deutete auf den ſilberſchimmernden Reſt der Blume, ſelbſt eine Blume.

„Schön iſt ſie freilich,“ ſagte ſie. „Eine ſolche muß in den Rahmen unſeres Bildes eingeſchnitzt werden.

Und der junge Mann mußte wieder über den Zaun hinüber und den Diſtelbecher abbrechen. Der ſtach ihn in den Finger, hatte er ihn doch ein Geſpenſt genannt. Und der Diſtelblumenbecher kam in den Garten, in's Haus, in den Saal; dort ſtand ein Gemälde: „die jungen Eheleute“. Im Knopfloch des Bräutigams war eine Diſtelblume gemalt. Es wurde von dieſer geſprochen und auch von dem Blumenbecher, den ſie brachten, der letzten jetzt ſilberglänzenden Diſtelblume, deren Abbild in den Rahmen geſchnitzt werden ſollte.

Und die Luft trug das Geſprochene hinaus, weit umher.

„Was man doch erleben kann!“ ſagte der Diſtelbuſch. „Meine Erſtgeborne kam in's Knopfloch, meine Letztgeborne kam in den Rahmen! Wohin komme ich?“

Und der Eſel ſtand am Wege und ſchielte zu der Diſtel hinüber.

„Komm zu mir, mein Freß-Liebchen! Ich kann nicht zu Dir, der Strick iſt nicht lang genug!“

Aber die Diſtel antwortete nicht; ſie wurde immer gedankenvoller; ſie ſann und ſann immerfort bis gegen Weihnachten, und dann trieb der Gedanke ſeine Blume.

„Wenn die Kinder nur gut drin ſind, ſo findet die Mutter ſich darein, draußen vor dem Zaun zu ſtehen.“

„Das iſt ein ehrenwerther Gedanke!“ ſagte der Sonnenſtrahl. „Sie ſollen auch einen guten Platz bekommen.“

„Im Topf oder im Rahmen?“ fragte die Diſtel.

„In einem Märchen!“ ſagte der Sonnenſtrahl.

vorweg

ſchon erfunden

Was man erfinden kann.

Es war einmal ein junger Mann, der darauf hin ſtudirte, Dichter zu werden; er wollte es zu Oſtern werden, ſich verheirathen und von der Dichterei leben. Das Dichten, das wußte er, beſteht nur darin, daß man Etwas erfinden kann; aber er konnte Nichts erfinden. Er war zu ſpät geboren, Alles war ~~aufgenommen~~, bevor er zur Welt kam, von Allem war gedichtet und erzählt worden.

„Die glücklichen Menſchen, die vor tauſend Jahren geboren wurden!“ ſagte er. „Die hatten leicht, unſterblich zu werden! Glücklich ſelbſt derjenige, der vor hundert Jahren geboren wurde, damals war doch noch etwas da, wovon gedichtet werden konnte; jetzt iſt die Welt ausgedichtet, was ſoll ich hineindichten können?“

Darauf ſtudirte er, daß er krank und elend wurde, der ~~elende~~ Menſch; kein Doctor konnte ihm helfen, aber vielleicht die kluge Frau. Sie wohnte in dem Häuschen am Wege, wo das Heck iſt, welches ſie Fahrenden und Reitenden aufſchloß; ſie konnte zwar mehr, als das Heck aufſchließen, ſie war klüger als der

Doctor, welcher im eigenen Wagen fährt und Rangſteuer zahlt.

„Ich muß zu ihr hinaus!" ſagte der junge Mann.

Das Haus, in welchem ſie wohnte, war klein und nett, aber langweilig anzuſehen; es war hier kein Baum, keine Blume; neben der Thüre ſtand ein Bienenkorb, ſehr nützlich! Es war auch ein kleines Kartoffelfeld da, ſehr nützlich! und ein Erdwall mit Schlehendorn, welcher abgeblüht und Beeren angeſetzt hatte, die den Mund zuſammenſchnüren, wenn man ſie koſtet, bevor ſie Froſt bekommen haben.

„Das iſt leibhaftig unſere poeſieloſe Zeit, die ich hier ſehe!" dachte der junge Mann, und das war immerhin ein Gedanke, ein Goldkorn, welches er an der Thüre der klugen Frau fand.

„Schreibe das nieder!" ſagte ſie; „Krumen ſind auch Brot! Weshalb Du hierher kommſt, weiß ich; Du kannſt Nichts erfinden und doch willſt Du zu Oſtern Dichter ſein!"

„Alles iſt niedergeſchrieben!" ſagte er. „Unſere Zeit iſt nicht die alte Zeit!"

„Nein!" ſagte die Frau; „in der alten Zeit wurden die klugen Frauen verbrannt, und die Poeten gingen einher mit leeren Magen, und der Ellbogen ſteckte ihnen aus dem Aermel heraus. Die Zeit iſt grade gut, ſie iſt die allerbeſte! Aber Du haſt den richtigen Blick nicht, Du haſt das Gehör nicht geſchärft und beteſt wohl auch niemals Abends Dein Vaterunſer. Hier iſt vollauf vorhanden, um zu dichten und zu erzählen, wenn man erzählen kann. Du kannſt es aus den Gewächſen der Erde herausleſen, es aus dem dahinfließenden und dem ſtillſtehenden Waſſer ſchöpfen, aber Du mußt es verſtehen, mußt es verſtehen, einen Sonnenſtrahl aufzufangen. Verſuche nun einmal meine Brille, ſetze mein Hörrohr an's Ohr, bete dann zu Gott und laß ab, an Dich ſelbſt zu denken!“

Das Letztere war nun ſehr ſchwierig, mehr als eine kluge Frau verlangen kann.

Er bekam die Brille und das Hörrohr, und wurde mitten in das Kartoffelfeld geſtellt; ſie gab ihm eine große Kartoffel in die Hand; es klang in derſelben, es kam Geſang mit Worten, die Geſchichte der Kartoffeln, intereſſant, — eine Alltagsgeſchichte in zehn Theilen, zehn Zeilen genügten.

Und was ſang die Kartoffel?

Sie ſang von ſich und ihrer Familie: von der Ankunft der Kartoffeln nach Europa, von der Verkennung, welcher ſie ausgeſetzt geweſen, bevor ſie, wie jetzt, als ein größerer Segen denn ein Goldklumpen anerkannt daſtanden.

„Wir wurden auf königliches Geheiß vom Rathhauſe herab in allen Städten vertheilt, es wurden Bekanntmachungen von unſerer großen Bedeutung erlaſſen, aber man ſetzte kein Vertrauen in dieſelben, verſtand es nicht einmal, uns zu pflanzen. Einer grub ein Loch und warf ſeinen ganzen Scheffel Kartoffeln hinein; ein Anderer ſteckte eine Kartoffel hier, eine dort in die Erde und erwartete nun, daß ſie wie ein ganzer Baum emporſchießen ſolle, von welchem man Kartoffeln ſchütteln könne. Es zeigten ſich auch Wuchs, Blüthen, wäſſerige Frucht, aber das Ganze verwelkte. Niemand dachte an das, was im Boden lag, an den Segen: die Kartoffeln. Ja, wir haben ausgeſtanden und gelitten, das heißt unſere Vorväter, ſie und wir, das bleibt ſich nun gleich. Welche Geſchichten!“

„Ja, nun mag das genug ſein!“ ſagte die Frau. „Betrachte den Schlehendorn!“

„Wir haben auch nahe Verwandtſchaft im Heimathland der Kartoffeln, höher gen Nord, als ſie wuchſen,“ ſagten die Schlehendornen. „Es waren Normannen aus Norwegen, welche weſtwärts durch Nebel und Sturm nach einem unbekannten Lande ſteuerten, woſelbſt ſie hinter Eis und Schnee Kräuter und grüne Wieſen, Büſche mit ſchwarzblauen Weinbeeren: Schlehendorn, fanden, die Trauben froren reif, das thun wir auch. Und das Land hießen ſie Weinland, d. i. Grönland, d. i. Schlehenland!“

„Das iſt eine ganz romantiſche Erzählung!“ ſagte der junge Mann.

„Ja freilich; kommt nun aber mit!“ ſagte die kluge Frau und führte ihn zu dem Bienenkorb. Er ſchaute in denſelben hinein. Welches Leben und Weben! Es ſtanden Bienen in allen Gängen und wedelten mit den Flügeln, damit ein geſunder Luftzug in der ganzen großen Fabrik ſei, das war ihre Beſchäftigung; ſodann kamen von außen herein Bienen, die mit Körbchen an den Füßen geboren waren, ſie brachten Blüthenſtaub, welcher ausgeſchüttet, geſondert und zu Honig und Wachs verarbeitet wurde; ſie flogen ein und aus; die Bienenkönigin wollte auch ausfliegen, aber dann hätten alle Bienen mit müſſen! Das war nun noch nicht an der Zeit; ausfliegen wollte ſie aber doch; da biſſen ſie Ihrer Majeſtät die Flügel ab, und nun mußte ſie da bleiben.

„Steige nun auf den Erdwall!“ ſagte die kluge Frau, „komm' und ſchaue über die Landſtraße hinaus, wo die Leute zu ſehen ſind.“

„Das iſt ein Gewimmel!“ ſagte der junge Mann. „Eine Geſchichte nach der andern! Das ſchwirrt und ſchwirrt! Es wird mir ganz bunt vor den Augen, ich gehe hintenüber!“

„Nein, geh' gerade aus!“ ſagte die Frau, „geh geradezu in das Menſchengewimmel hinein, habe den richtigen Blick auf daſſelbe, Ohr zu hören und auch Herz, dann wirſt Du bald 'was erfinden! Aber ehe Du fortgehſt, mußt Du mir meine Brille und mein Hörrohr wieder geben!“ und damit nahm ſie ihm Beides ab.

„Jetzt ſehe ich nicht das Allergeringſte!“ ſagte der junge Mann, „jetzt höre ich nichts mehr.“

„Ja, dann kannſt Du zu Oſtern auch kein Dichter werden!“ ſagte die kluge Frau.

„Aber bis wann denn?“ fragte er.

„Weder zu Oſtern noch zu Pfingſten! Du lernſt nicht, 'was zu erfinden.“

„Was muß ich denn thun, um mein Brod bei der Poeſie zu haben?“

„Das kannſt Du ſchon zur Faſtnacht haben! Mache

Jagd auf die Poeten! Schlage ihre Schriften todt, ſo triffſt Du ſie ſelbſt. Laß Dich nur nicht verblüffen! ſchlage friſch darauf los, ſo kriegſt Du Faſtnachtswecken, mit welchen Du ſowohl Dich ſelbſt wie Deine Frau ernähren kannſt!“

„Was man erfinden kann!“ ſagte der junge Mann; und ſo ſchlug er darauf los, auf jeden zweiten Poeten, weil er ſelbſt kein Poet werden konnte.

Wir haben es von der klugen Frau, ſie weiß, was man erfinden kann.

Die Dryade.

Wir reiſen nach Paris zur Ausſtellung.

Jetzt ſind wir da. Das war eine Fahrt, ein Fliegen ohne Zauberei. Wir fuhren mit Dampf über das Meer und durch die Länder.

Ja, unſere Zeit iſt die Zeit des Märchens.

Wir ſind mitten in Paris, in einem großen Hôtel. Blühende Blumen ſchmücken die Treppenwände, weiche Teppiche die Stufen.

Unſer Zimmer iſt gemüthlich; durch die offene Balkonthüre hat man die Ausſicht auf einen großen Platz. Da unten wohnt das Frühjahr, es iſt nach Paris gefahren und gleichzeitig mit uns angekommen. Es iſt gekommen in der Geſtalt eines jungen ſtattlichen Kaſtanienbaumes, mit ſo eben entfalteten feinen Blättern. Wie ſtrahlt er, in Frühjahrs-Pracht gekleidet, vor allen den anderen Bäumen auf dem Platze! Einer derſelben iſt ganz aus der Zahl der lebendigen Bäume geſtrichen. Er liegt mit entblößten Wurzeln auf der Erde hingeſtreckt. Auf dem Platz, wo er ſtand, ſoll nun der friſche Kaſtanienbaum gepflanzt werden und gedeihen.

Noch ſteht er, hoch emporragend, auf dem ſchweren Laſtwagen, welcher ihn am frühen Morgen vom Lande, mehrere Meilen weit, nach Paris brachte. Jahrelang hatte er dort geſtanden im Schutze einer mächtigen Eiche, unter welcher oft der alte ehrwürdige Pfarrer mit den, ſeinen Erzählungen lauſchenden Kindern geſeſſen hatte.

Der junge Kaſtanienbaum hatte auch zugehört, die darin wohnende Dryade war ja auch ein Kind. Sie erinnerte ſich noch der Zeit, wo der Baum ſo klein war, daß er nur wenig über die Grashalme und Farrenkräuter hervorragte. Dieſe waren ſchon ſo groß, wie ſie je werden konnten, der Baum aber wuchs mit jedem Jahr weiter, genoß die Luft und den Sonnenſchein, trank den Thau und den Regen. Oefters wurde er auch, wie es ja ſein mußte, von dem ſtarken Winde tüchtig gezauſt und gerüttelt. Das gehört nun einmal mit zur Erziehung.

Die Dryade freute ſich ihres Daſeins, freute ſich ob des Sonnenſcheins und des Vögelgezwitſchers; aber am meiſten erfreute ſie doch die Stimme der Menſchen; ſie begriff ihre Rede ebenſo gut, als ſie die der Thiere verſtand.

Schmetterlinge, Maikäfer, Libellen, Alles was fliegen konnte, ſtattete ſeine Beſuche ab. Klatſchen konnten ſie alle. Sie erzählten von dem Dorfe, von den Weinbergen, von dem Walde, von dem alten Schloß und ſeinem Parke mit den Canälen und Teichen. Da unten im Waſſer wohnten auch lebende Weſen, die in ihrer

Art von einem Orte zum andern unter dem Waſſer fliegen konnten, Weſen mit Kenntniſſen und Ueberlegung; ſie ſagten gar Nichts, ſo geſcheidt waren ſie.

Und die Schwalbe, die untergetaucht war, erzählte von den niedlichen Goldfiſchchen, von den dicken Karauſchen, von den fetten Schleien, von den bemooſten Karpfen. Die Schwalbe beſchrieb das alles ſehr hübſch: „Doch ſelbſt iſt der Mann“, meinte ſie zuletzt, „ſo etwas muß man mit eignen Augen ſehen.“ Wie ſollte aber die Dryade je ſolche Weſen zu ſehen bekommen? Sie mußte ſich damit begnügen, über die herrliche Landſchaft blicken und die emſige Thätigkeit der Menſchen beobachten zu können.

Herrlich war es, aber am herrlichſten doch, wenn der alte Pfarrer unter der Eiche ſaß und von Frankreich, von den Großthaten ſeiner Söhne und Töchter erzählte, deren Namen mit Bewunderung durch alle Zeiten genannt werden.

Die Dryade hörte dann von dem Hirtenmädchen Jeanne d'Arc, von Charlotte Corday, ſie hörte von Heinrich IV. und von Napoleon I., ſie hörte Namen, deren Klang in dem Herzen des Volkes wiederhallt.

Die Dorfkinder lauſchten andächtig, nicht weniger die Dryade, ſie ward ein Schulkind mit den anderen. Sie erblickte in den Geſtalten der dahinſegelnden Wolken Bild für Bild Alles, was ſie erzählen hörte.

Der Wolkenhimmel war ihr Bilderbuch.

Sie fühlte ſich ſo glücklich in dem ſchönen Frankreich, dem fruchtbaren Erdboden des Genies mit dem Krater der Freiheit. Aber in ihrem Herzen blieb der Stachel, daß der Vogel, daß jedes Thier, welches fliegen konnte, doch weit begünſtigter war als ſie. Selbſt die Fliege konnte ſich weiter in der Welt umſehen, weit über den Geſichtskreis der Dryade hinaus.

Frankreich war ſo groß und ſo herrlich, ſie konnte aber nur eine kleine Fläche davon überſehen. Weltenweit dehnte ſich das Land aus mit Weinbergen, Wäldern und großen Städten. Von allen dieſen war Paris die prächtigſte und mächtigſte. Dahin konnten die Vögel, ſie aber nie!

Unter den Dorfkindern war ein kleines zerlumptes und armes Mädchen, aber lieblich zu ſchauen. Stets lachte oder ſang ſie und flocht die rothen Blumen in ihr ſchwarzes Haar.

„Geh' nicht nach Paris!“ warnte der alte Pfarrer; „armes Kind, kommſt Du dahin, ſo wird es Dein Untergang.“

Sie ging aber doch hin.

Die Dryade dachte ihrer oft, ſie hegte ja dieſelben Wünſche und hatte dieſelbe Sehnſucht nach der großen Stadt.

Der Baum der Dryade trug ſeine erſten Kaſtanienblüthen, die Vögel zwitſcherten um ſie herum in dem herrlichſten Sonnenſchein. Da kam ein ſtattlicher Wagen des Weges gerollt, in dem ſaß eine vornehme

Dame, die ſelbſt die leichtfüßigen muthigen Pferde lenkte. Auf dem Hinterſitz ſchaukelte ſich ein kleiner aufgeputzter Jokey. Die Dryade erkannte die Dame, auch der alte Pfarrer; er ſchüttelte bei ihrem Anblick bedenklich ſein Haupt und ſagte: „Alſo kamſt Du doch hinein, das war Dein Untergang, arme Marie!“

„Sie eine Arme?“ dachte die Dryade, „nein! welche Verwandlung! ſie trägt ja das Kleid einer Gräfin; eine ſolche wurde ſie in der Stadt der Verzauberungen. O! wäre ich doch dort unter all' dem Glanze und der Pracht! Sie leuchten des Nachts ſelbſt bis in die Wolken; wenn ich hinaufblicke, ſo weiß ich, wo die Stadt liegt.“

Nach dieſer Richtung hin ſchaute die Dryade jeden Abend. Sie ſah in der dunklen Nacht den leuchtenden Nebel am Horizont; in den klaren mondhellen Nächten vermißte ſie die ſegelnden Wolken, welche ihr Bilder von der Stadt und aus der Geſchichte zeigten.

Das Kind greift nach dem Bilderbuch, die Dryade griff nach der Wolkenwelt, ihrem Denkbuch. Ein ſonnenwarmer, wolkenfreier Himmel war ihr ein leeres Blatt und ſchon ſeit mehreren Tagen hatte ſie nur ſolche vor ſich gehabt.

Es war die warme Sommerzeit; an den glühend heißen Tagen rührte ſich kein Luftzug. Jedes Blatt, jede Blume lag wie betäubt; die Menſchen ebenfalls.

Da erhoben ſich die Wolken und bedeckten die Gegend dort, wo der ſtrahlende Nebel des Nachts verkündete: „Hier liegt Paris.“

Die Wolken thürmten ſich wie zu einer Bergkette, ſchoben ſich durch die Luft und breiteten ſich über die ganze Landſchaft, ſoweit das Auge der Dryade reichte.

Gleichwie mächtige ſchwarzblaue Felſenblöcke lagen die Wolken da, eine Schicht auf der andern. Die Blitzſtrahlen fuhren heraus. „Auch ſie ſind die Diener Gottes des Herrn,“ hatte der alte Pfarrer geſagt. Und es kam ein bläulicher blendender Blitz, ein Lichtblick, als ſei es die Sonne ſelbſt, welche die Felſenblöcke geſprengt habe. Der Blitz ſchlug ein und ſpaltete bis zu den Wurzeln die alte ehrwürdige Eiche. Die Krone ging auseinander; es war als breite der Baum ſeine Arme aus, um den Sendboten des Lichts zu umfaſſen.

Keine Metallkanonen vermögen bei der Geburt eines Königskindes ſo durch die Luft und über das Land zu dröhnen, wie es der Donner that beim Hinſcheiden der alten Eiche. Der Regen ſtrömte; ein erfriſchender Wind wehte; das Unwetter war vorbei, es wurde ganz ſonntagsfeierlich. Der alte Pfarrer ſprach ehrende Worte der Erinnerung, ein Maler zeichnete den Baum zum bleibenden Andenken.

„Alles fährt dahin,“ ſprach die Dryade, „fährt dahin wie die Wolke und kommt nie wieder!“

Der alte Pfarrer kam auch nicht wieder. Das grüne Dach ſeiner Schule war fort, ſein Lehrſtuhl verſchwunden. Die Kinder kamen nicht, aber der Herbſt kam, der Winter kam, dann auch das Frühjahr. In all dieſem Wechſel der Zeit blickte die Dryade nach der Gegend, wo in der Nacht Paris mit ſeinem ſtrahlenden Nebel fern am Horizont leuchtete.

Aus der Stadt heraus flog Locomotive um Locomotive, ein Bahnzug nach dem andern, ſauſend, brauſend zu jeder Zeit des Tages. Am Abend, gegen Mitternacht, bei Tagesanbruch und den ganzen Tag hindurch kamen die Züge. Aus jedem heraus, in jeden hinein ſtrömten die Menſchen aus aller Herren Ländern; ein neues Weltwunder hatte ſie nach Paris gerufen.

Wie zeigte ſich denn dies Wunder?

„Eine Prachtblume der Kunſt und der Induſtrie,“ ſagte Einer, „iſt in dem pflanzenloſen Sand des Marsfeldes aufgeſchoſſen; eine rieſiggroße Sonnenblume, aus deren Blättern man Geographie und Statiſtik lernen, ſo klug wie ein Bürgermeiſter werden, zur Kunſt und Poeſie ſich erheben und die Größe und Macht der Länder ſtudiren kann.“ — „Eine Märchenblume,“ ſagte der Andere, „eine bunte Lotospflanze, welche ihre grünen Blätter als Sammetteppiche über den Sand ausbreitet. Die beginnende Frühjahrszeit hat ſie keimen laſſen; der Sommer wird ſie in ihrer ganzen Pracht ſehen; die Herbſtſtürme werden ſie wegfegen, ſo daß kein Blatt, keine Wurzel übrig bleibt.“

Vor der „Militair-Schule“ ſtreckt ſich in den Zeiten des Friedens die Arena des Krieges, ein Feld ohne Gras und Halm, ein Stückchen Sandſteppe, herausgeſchnitten aus der Wüſte Afrika's, wo Fata Morgana ihre ſeltſamen Luftſchlöſſer und hängenden Gärten verſpiegelt. Auf dem Marsfelde ſtanden ſie aber noch prächtiger, noch wunderbarer, denn der menſchliche Witz hatte die luftigen Trugbilder zur Wirklichkeit gemacht.

„Aladdins Schloß der Neuzeit iſt gerichtet," ſo lautete es. „Tag für Tag, Stunde für Stunde entfaltet es mehr und mehr von ſeiner wunderbaren Herrlichkeit." Die endloſen Hallen prangen in Marmor und Farben. „Meiſter Blutlos" rührt hier ſeine Gliedmaßen von Stahl und Eiſen in dem großen Rundſaal der Maſchinen. Kunſtwerke in Metall, in Stein, in Gobelins, verkünden das Leben des Geiſtes, das ſich in allen Ländern der Welt regt. Bilderſäle, Blumenpracht, Alles, was Geiſt und Geſchick in der Werkſtätte des Handwerkers ſchaffen kann, iſt hier zur Schau geſtellt. Selbſt die Denkmäler der Urzeit aus alten Gräbern und Torfmooren ſind zum Rendezvous erſchienen.

Der überwältigende großartige, bunte Anblick muß in kleine Theile zerlegt, muß zu einem Spielwerk zuſammengedrängt werden, um wiedergegeben und aufgefaßt werden zu können.

Gleichwie ein großer Weihnachtstiſch trug das Marsfeld ein Wunderſchloß der Induſtrie und der Kunſt, und um dieſes herum waren Nippes aus allen Ländern ausgeſtellt, Nippes im Großen, jede Nation fand eine Erinnerung an ihre Heimath.

Hier ſtand das Königsſchloß Aegyptens, dort das Karawanſerai des Wüſtenlandes. Der Beduine hatte ſein Sonnenland verlaſſen und jagte auf ſeinem Kameel vorbei. Hier breiteten ſich die ruſſiſchen Ställe aus, mit den feurigen prächtigen Hengſten der Steppe. Hier ſtand die einfache ſtrohgedeckte däniſche Bauernwohnung mit der Dannebrogsfahne neben Guſtav Waſa's hölzernem Haus aus Dalarne mit den herrlichen Schnitzereien. Amerikaniſche Hütten, engliſche Cottages, franzöſiſche Pavillons, Kiosks, Theater und Kirchen, alles rings umhergeſtreut, und dazwiſchen der friſche grüne Raſen, das klare, quellende Waſſer, blühende Büſche, ſeltene Bäume, Glashäuſer, in denen man ſich in die tropiſchen Wälder verſetzt glaubte, ganze von Damascus geholte Roſengärten unter einem Dache blühend. Welche Farben, welche Düfte!

Künſtliche Tropfſteinhöhlen umſchloſſen ſüße und ſalzige Gewäſſer und gaben einen Einblick in das Reich der Fiſche; man weilte auf Meeresgrund zwiſchen Fiſchen und Polypen.

„Alles dies,“ ſagten ſie, „trägt und bietet das Marsfeld und um die große reichgedeckte Feſttafel bewegt ſich das Menſchengewimmel, wie ein emſiger Ameiſenhaufen, zu Fuße oder in kleinen Wagen, denn nicht alle Beine ſind für eine ſo ermüdende Wanderung geſchaffen.“

Hierher ſtrömen ſie von dem frühen Morgen bis zum ſpäten Abend. Dampfſchiff an Dampfſchiff mit Menſchen überfüllt gleitet den Seinefluß hinab. Die Menge der Wagen iſt in ſteter Zunahme begriffen. Die Volksſchaar zu Fuß und zu Pferde wächſt. Spurwagen und

Omnibus ſind gepfropft, geſtopft und garnirt mit Menſchen. Alle dieſe Strömungen bewegen ſich gegen ein Ziel: Die Ausſtellung.

Alle Eingänge tragen die Flagge Frankreichs; um den Weltbazar herum wehen die Farben aller Nationen. Es ſummt und brummt aus der Halle der Maſchinen heraus. Von den Thürmen klingen die Melodien der Glockenſpiele hernieder. Mit den Tönen der Orgeln in den Kirchen miſchen ſich die heiſeren, näſelnden Geſänge aus den Cafés des Orients. Es iſt wie ein Reich Babel, ein Wunder der Welt.

In der That, ſo war es. So lauteten die Nachrichten davon und wer hörte ſie nicht! Die Dryade wußte Alles, was hier erzählt worden iſt, von dem neuen Wunder in der Stadt der Städte.

„Fliegt doch fort, ihr Vögel; fliegt hin, um zu ſchauen, und dann kommt wieder und erzählet,“ ſo bat die Dryade.

Die Sehnſucht wurde Drang, wurde Lebensgedanke. Dann, in der ſtillen, ſchweigſamen Nacht — der Vollmond ſchien — dann ſah die Dryade einen Funken aus der Scheibe des Mondes herausfliegen und gleichwie eine Sternſchnuppe herunterfallen. Vor dem Baume aber, deſſen Zweige, wie vom Sturme bewegt, hin und her wogten, ſtand eine hehre, mächtige und glänzende Geſtalt. In Tönen, die zugleich weich und ſtark waren, wie die der Poſaune des jüngſten Gerichts, welche zum Leben küßt und vor das Gericht ruft, ſprach ſie:

„Du ſollſt nach der Stadt des Zaubers kommen, Du ſollſt dort Wurzel faſſen, Du ſollſt die ſauſenden Strömungen, die Luft und den Sonnenſchein dort genießen. Aber Deine Lebenszeit wird dann verkürzt werden; die Reihe von Jahren, welche Dich hier im Freien erwartete, wird zu einer kleinen Summe zuſammenſchwinden. Arme Dryade! Es wird Dein Untergang werden. Dein Hangen und Bangen wird wachſen; Dein Verlangen wird ſtürmiſcher werden, der Baum ſelbſt wird Dir zum Gefängniß, Du wirſt Deine Hülle verlaſſen, Deine Natur aufgeben, hinausfliegen und Dich miſchen unter die Menſchen. Dann ſind die Jahre, die Dir gehörten, zu der halben Lebenszeit einer Eintagsfliege zuſammengeſchrumpft. Nur eine Nacht; Dein Lebenslicht wird ausgeblaſen, die Blätter des Baumes verwelken und verwehen, um nie wieder zu grünen!"

So klang es. Die Helligkeit verſchwand, aber nicht die Sehnſucht der Dryade; ſie zitterte in dem wilden Fieber der Erwartung.

„Ich komme hin," jubelte ſie. „Das Leben beginnt, es ſchwillt wie die Wolke; Niemand weiß, wohin ſie eilt."

Bei Tagesgrauen, als der Mond bleich wurde und die Wolken ſich roth färbten, ſchlug die erſehnte Stunde. Die Worte der Verheißung wurden erfüllt.

Leute mit Spaten und Stangen erſchienen, ſie gruben rings um die Wurzel des Baumes, tiefer und tiefer, darunter weg. Ein Wagen wurde vorgefahren, von vielen Pferden gezogen, der Baum ſammt den

Wurzeln und den anhaftenden Erdklumpen wurde herausgeholt; Schilfmatten umgaben ihn, als ſteckten die Füße in einem warmen Fußſacke. Nun wurde der Baum auf den Wagen gehoben und mit Ketten feſtgemacht. Es ging auf die Reiſe, nach Paris, dort ſollte der Baum wachſen, als eine Zierde der Stadt des franzöſiſchen Ruhmes.

Die Zweige und Blätter des Kaſtanienbaumes bebten in dem erſten Augenblick der Bewegung, die Dryade bebte in dem wollüſtigen Gefühl der Erwartung.

Fort! fort! klang es in jedem Pulsſchlag, fort! fort! klang es in zitternd hinſchwebenden Worten. Die Dryade vergaß der heimathlichen Gegend Lebewohl zu ſagen; ſie dachte nicht der wogenden Grashalme und der unſchuldigen Gänſeblümchen, die zu ihr heraufgeſchaut hatten als zu einer großen Dame, einer jungen Prinzeſſin, welche hier im Freien Hirtin ſpielte.

Der Kaſtanienbaum ſtand auf dem Wagen, er nickte mit ſeinen Zweigen: ob es „Lebewohl“ oder „Vorwärts“ bedeuten ſollte, wußte die Dryade nicht; ſie träumte nur von dem wunderbaren Neuen und doch ſo Bekannten, das ſich vor ihr entfalten ſollte. Kein ſich in Unſchuld freuendes Kinderherz, kein von ſinnlicher Luſt wallendes Blut hatte von Gedanken mehr erfüllt, wie ſie, die Reiſe nach Paris angetreten.

Ihr „Lebewohl“ ward nur ein „fort! fort!“

Die Räder rollten. Das Ferne näherte ſich, das Gegenwärtige verſchwand. Die Gegend wechſelte, wie die Wolken wechſeln. Neue Weingärten, Wälder, Dörfer, Villen ſchoſſen empor, kamen näher, verſchwanden. Der Kaſtanienbaum bewegte ſich vorwärts, die Dryade mit ihm. Locomotive brauſte dicht an Locomotive vorbei und ſandte Wolken in die Höhe, welche Geſtalten bildeten, die von Paris erzählten, woher ſie kamen, wohin die Dryade ſollte.

Alles ringsum wußte es ja, und mußte es begreifen, wohin ihr Weg ging. Es kam ihr vor, als ob jeder Baum, an dem ſie vorüberkam, ſeine Zweige ihr entgegenſtreckte mit der Bitte „Nimm mich mit! nimm mich mit!“ Umſchloß ja doch jeder Baum auch eine ſehnſuchterfüllte Dryade.

Welcher Wechſel im Fluge! Es war als ſtiegen die Häuſer aus der Erde, immer mehr und mehr, immer dichter und dichter. Die Eſſen erhoben ſich wie auf oder neben einander längs der Dächer geſtellte Blumentöpfe; große Inſchriften von ellenlangen Buchſtaben und Geſtalten in bunten Farben, die die Wände vom Sockel bis zum Sims bedeckten, traten leuchtend hervor.

„Wo fängt Paris an und wann bin ich dort?“ frug ſich die Dryade. Das Menſchengewimmel wuchs, der Tumult und die Emſigkeit nahm zu, Wagen folgte auf Wagen, Menſchen zu Fuß und zu Pferde bewegten ſich unter einander; ringsherum Laden an Laden, Muſik und Geſang, Schreien und Reden.

Die Dryade in ihrem Baum war inmitten von Paris.

Der große ſchwere Wagen machte auf einem kleinen mit Bäumen bepflanzten Platze Halt. Die hohen

Häuſer ringsum hatten alle Fenſterbalkons, von denen die Bewohner herunterſahen auf den jungen friſchen Kaſtanienbaum, welcher gefahren kam um hierher verpflanzt zu werden, als Stellvertreter für den abgeſtorbenen, an der Erde hingeſtreckten Baum. Die Vorübergehenden blieben ſtehen und bewunderten mit heiterm Lächeln das ſchöne Frühjahrsgrün. Die älteren Bäume, die noch die Knospen geſchloſſen trugen, brachten mit den ſauſenden Zweigen ihr: „Willkommen, Willkommen!“ Der Springbrunnen, der ſeine Strahlen hoch in die Höhe warf, um ſie plätſchernd in das breite Baſſin wieder fallen zu laſſen, hieß den Wind den neuen Ankömmling mit perlenden Tropfen benetzen, als wollte er ihm einen Trunk zum Willkommen bringen.

Die Dryade vernahm, wie ihr Baum vom Wagen gehoben wurde, um auf ſeinen zukünftigen Platz geſtellt zu werden. Die Wurzeln wurden mit Erde bedeckt, friſcher Raſen obenauf gelegt. Blühende Büſche und Blumen in Töpfen wurden ringsum angebracht; mitten auf dem Platze entſtand ein kleiner Garten. Der von dem Gasqualm, Küchendunſt und der Stadtluft getödtete Baum wurde auf den Wagen geſchafft und weggefahren. Die Vorübergehenden ſchauten zu. Kinder und Greiſe ſaßen auf der Bank und blickten in’s Grüne. Und wir, die wir die Geſchichte erzählen, ſtanden auf einem Altan, blickten hinunter auf das grüne, aus der friſchen Landluft eingewanderte Frühjahr und ſagten, was der alte Pfarrer geſagt haben würde: „Du arme Dryade!“

„Glückſelig bin ich, glückſelig!“ jubelte die Dryade. „Und doch, ich kann es nicht erfaſſen, nicht ausſprechen, was ich fühle. Alles iſt, wie ich es mir gedacht, und doch auch, wie ich es nicht gedacht hatte.“

Die Häuſer ſtanden da, ſo hoch, ſo nahe! Der Sonnenſchein traf nur die eine Wand und dieſe war bis hoch hinauf mit Zetteln und Plakaten beklebt, vor welchen die Leute ſtehen blieben und Gedrang verurſachten. Wagen jagten vorüber, leichte und ſchwere untereinander; Omnibus, dieſe überfüllten fahrenden Häuſer, raſſelten einher; Reiter ſprengten dazwiſchen; ſelbſt Karren und Laſtwagen machten ihre Rechte geltend.

Die Dryade frug ſich, ob nicht auch bald dieſe hochgewachſenen Häuſer, die ſo dicht um ſie herumſtanden, ſich verziehen, gleich den Wolken am Himmel andere Geſtalten annehmen und zur Seite weichen würden, damit ſie in Paris hinein und darüber hinaus einen Blick werfen könne. Notre-Dame mußte ſich zeigen, die Vendôme-Säule und das Wunderwerk, welches ſo viele Fremde hierher gerufen hatte und noch rief.

Die Häuſer rührten ſich jedoch nicht von der Stelle.

Es war noch Tag, als die Laternen angezündet wurden; die Gasſtrahlen leuchteten aus den Läden, ſchienen bis in die Zweige der Bäume, es war wie Sonnenſchein im Sommer. Die Sterne oben kamen zum Vorſchein, dieſelben, zu welchen die Dryade in der Heimath emporgeſchaut hatte. Sie glaubte eine reine, milde, von ihnen ausgehende Luftſtrömung zu ſpüren.

Sie fühlte ſich gehoben und gekräftigt, empfand eine zunehmende Sehkraft durch jedes der Blätter, durch jede Faſer der Wurzel. Sie wußte ſich, mitten unter dem Lärmen und den Tönen, den Farben und den Lichtern, von milden Augen beobachtet.

Aus den Seitenſtraßen tönten die luſtigen Melodien von Blasinſtrumenten und Geigen. Auf! zum Tanz, zum Tanz, zur Fröhlichkeit und Lebensluſt luden ſie ein. Das war eine Muſik, daß Pferde, Wagen, Bäume und Häuſer getanzt haben würden, wenn ſie hätten tanzen können. Das Entzücken der Berauſchung hob den Buſen der Dryade. „Wie das beſeligend, wie das herrlich iſt!“ jubelte ſie, „jetzt bin ich in Paris!“

Der wiedererwachende Tag, die darauf folgende Nacht bot daſſelbe Schauſpiel, denſelben Verkehr, daſſelbe Leben, wechſelnd zwar, aber doch immer daſſelbe, und ſo ging es in dem Kreislaufe der Tage fort.

„Nun kenne ich jeden Baum, jede Blume hier auf dem Platze! Ich kenne jedes Haus, jeden Balkon, jeden Laden dieſes engen abgeſchiedenen Winkels, wo mir der Anblick der großen mächtigen Stadt verwehrt iſt. Wo ſind die Triumphbögen, die Boulevards, das Welt-Wunderwerk? Nichts von allem dem ſehe ich! Wie in einen Käfig geſperrt, ſtehe ich zwiſchen den hohen Häuſern, die ich jetzt auswendig weiß mit ihren Aufſchriften, Schildern, Plakaten: dieſem ganzen Ueberpinſelungs-Confect, das mir nicht mehr mundet. Wo iſt doch das Alles, wovon ich hörte, wonach ich mich ſehnte und weshalb ich hierher wollte? Was habe ich erfaßt, gewonnen, gefunden! Ich habe dieſelbe Sehnſucht wie früher, ich fühle, es giebt ein Leben, das ich ergreifen und durchleben möchte. Ich muß hinaus in die Reihe der Lebenden, mich unter ſie miſchen; herumfliegen wie die Vögel; ſehen und fühlen; ein ganzer Menſch werden; den halben Lebenstag genießen, ſtatt des jahrelangen Vegetirens in alltäglicher Schlaffheit und Langeweile, wobei ich kränkle, wie der Wieſenthau niederſinke und verſchwinde. Leuchten will ich, wie die Wolke, leuchten in der Sonne des Lebens, über das Ganze hinausblicken wie die Wolke, hinfahren wie dieſe! Niemand weiß wohin.“

So ſeufzte die Dryade und bat: „Nimm mir die mir beſchiedenen Jahre, gieb mir die Hälfte des Lebens der Eintagsfliege! Erlöſe mich aus meinem Gefängniß! Gieb mir Menſchenleben, Menſchenglück, nur eine kurze Friſt, nur die eine Nacht, wenn es nicht anders ſein kann, und ſtrafe mich dann wegen meines Lebensmuthes, meiner Sehnſucht nach Leben. Streiche mich aus Deinen Reihen, laß meine Hülle, den friſchen jungen Baum, verdorren, gefällt werden, zu Aſche verbrennen, in alle Winde zerſtieben!“

Ein Sauſen ging durch die Zweige des Baumes, Beben überlief jedes ſeiner Blätter, er war wie von Feuer durchſtrömt. Ein Windſtoß ſchüttelte ſeine grüne Krone und aus der Mitte derſelben erhob ſich eine weibliche

Geſtalt. Es war die Dryade. In demſelben Augenblicke ſaß ſie unter den hellbeleuchteten blätterreichen Zweigen, jung und lieblich anzuſchauen, wie die arme Marie, zu welcher der Pfarrer ſagte: „Die große Stadt wird Dein Untergang.“

Die Dryade ſaß am Fuße des Baumes, an ihrer Hausthür, die ſie verſchloſſen und wozu ſie den Schlüſſel weggeworfen hatte. So jung, ſo ſchön! Die Sterne ſah ſie, ſie blinkten ihr zu; die Gaslampen ſah ſie, ſie ſtrahlten und winkten ihr. Wie war ſie ſo zart und doch ſo blühend, ein Kind und doch eine Jungfrau! Ihre Kleidung war fein wie Seide, grün wie die friſch entfalteten Blätter von der Krone des Baumes; in ihren nußbraunen Haaren ſtak eine halb aufgeſprungene Kaſtanienblüthe; ſie glich der Göttin des Frühjahrs.

Nur eine kurze Minute ſaß ſie unbeweglich, dann ſprang ſie auf und flüchtig wie eine Gazelle eilte ſie fort; blitzſchnell war ſie um die Ecke; ſie lief, ſie ſprang wie der Reflex aus der Spiegelſcheibe, der vom Sonnenſchein getragen, bei jeder Bewegung bald hierher bald dorthin geworfen wird. Hätte man ſie genau mit den Augen verfolgen können, ſo würde man geſehen haben, wie wunderbar ihre Kleidung und ihre Geſtalt ſich, je nach der Beſchaffenheit des Ortes oder des Hauſes, von deſſen Licht ſie gerade beſchienen wurde, änderte.

Sie erreichte die Boulevards; hier ſtrömte ein Lichtmeer aus den Gasflammen der Laternen, der Läden und der Cafés. Hier ſtanden in Reihe junge und ſchlanke Bäume, von denen jeder ſeine Dryade barg und gegen die Strahlen des künſtlichen Sonnenlichts ſchützte. Das ganze endlos lange Trottoir war ein einziger großer Geſellſchaftsſaal, wo gedeckte Tiſche mit allerlei Erfriſchungen, von Champagner und Chartreuſe ab, bis auf Kaffee und Bier ſtanden; hier war eine Ausſtellung von Blumen, Statuen, Büchern und bunten Stoffen.

Aus dem Gewühl unter den hohen Häuſern blickte ſie hinaus über den ſchreckenerregenden Strom außerhalb der Baumreihen. Dort wogte ein Fluß von rollenden Wagen, Cabrioletten, Kutſchen, Omnibus, Droſchken, dazwiſchen reitende Herren und aufmarſchirende Regimenter. Es war mit Gefahr für Gliedmaßen und Leben verbunden, nach dem entgegengeſetzten Ufer hinüber zu kreuzen. Jetzt verbreiten Windlichter ihre Helligkeit; jetzt haben die Gasflammen wieder das Uebergewicht; plötzlich ſteigt eine Rakete, woher? wohin?

Gewiß, es iſt die große Fahrſtraße der Weltſtadt!

Hier ertönen weiche italieniſche Melodien, dort ſpaniſche Lieder, begleitet von dem Klappen der Caſtagnetten; aber am kräftigſten, alles Andere überbrauſend, ſchallen die Spieldoſen-Melodien des Augenblicks, die aufregende Cancan-Muſik, welche Orpheus nicht gekannt hat, die nie von der ſchönen Helene gehört ward; ſelbſt der Schubkarren kam in Verſuchung, auf ſeinem einen Rade zu hüpfen.

Die Dryade tanzte, ſchwebte, flog, jeden Augenblick Farbe wechſelnd, wie der Kolibri im Sonnenſchein;

jedes Haus mit der ihm eigenen beſondern Welt gab den Reflex.

Wie die ſtrahlende Lotosblume, von ihrer Wurzel losgeriſſen, durch den Strom entführt wird, ſo trieb auch ſie dahin. Wo ſie ſtehen blieb, war ſie eine andere Geſtalt, ſo daß Niemand ihr zu folgen, ſie wiederzuerkennen, ſie näher zu beſchauen vermochte.

Gleich Wolkenbildern flog Alles an ihr vorüber, ſie ſah in tauſend Angeſichter, aber kein einziges war ihr bekannt, ſie erblickte keine Geſtalt aus der Heimath. Zwei ſtrahlende Augen waren ihr im Gedächtniß geblieben: ſie dachte an Marie, die arme Marie, das zerlumpte fröhliche Kind mit den rothen Blumen in dem ſchwarzen Haar. Sie war ja jetzt hier in der Weltſtadt, reich ſtrahlend wie damals, als ſie an dem Hauſe des Predigers, an dem Baum der Dryade, an der alten Eiche vorüberfuhr.

Hier weilte ſie ſicherlich in dem betäubenden Lärm, vielleicht war ſie ſo eben aus der wartenden, prachtvollen Equipage geſtiegen. Glänzende Carroſſen mit goldgallonirten Kutſchern und ſeidenbeſtrümpften Bedienten fuhren vor. Die ausſteigenden Herrſchaften waren ausſchließlich reichgekleidete Frauen. Sie gingen durch das geöffnete Gatterthor und ſtiegen die hohe breite Freitreppe hinauf, die nach einem, auf marmorweißen Säulen ruhenden Gebäude führte. War dies vielleicht das Welt-Wunderwerk? Dort weilte gewiß Marie!

„Sancta Maria!“ ertönte es aus dem Innern, Weihrauchduft wogte durch die hohen gemalten und vergoldeten Bogengänge, unter denen ein geheimnißvolles Halbdunkel herrſchte.

Es war die Magdalenenkirche.

Schwarzgekleidet in den köſtlichſten Stoffen, die nach der letzten Mode gearbeitet waren, ſchritt die vornehme weibliche Welt über den glänzenden Fußboden einher. Die Wappen der Beſitzerinnen waren auf den ſilbernen Deckelplattten der in Sammet gebundenen Gebetbücher eingegraben und in den Ecken der ſtark parfürmirten, mit Brüſſeler Spitzen eingefaßten Schnupftücher geſtickt. Einige der Damen knieten im ſtillen Gebet vor den Altären; Andere ſuchten die Beichtſtühle auf.

Unruhe und Angſt bemächtigten ſich der Dryade, als habe ſie einen Ort betreten, wohin ſie nicht gehöre. Hier war die Heimath der Schweigſamkeit, die Halle der Geheimniſſe, Alles wurde gelispelt, jede Mittheilung war lautlos.

Die Dryade ſah ſich ſelbſt in Seide und in Spitzen gehüllt, gleichwie die andern Frauen des Reichthums und der hohen Geburt. Ob wohl eine jede derſelben ein Kind der Sehnſucht war, wie ſie?

Ein ſchmerzlicher tiefer Seufzer ertönte. Kam er aus dem verborgenen Winkel eines Beichtſtuhls oder entſtand er in der Bruſt der Dryade? Sie zog den Schleier dichter um ſich herum; ſie athmete Weihrauch und nicht die friſche Luft. Hier war nicht die bleibende Stätte ihrer Sehnſucht.

Fort! Fort! Ein Eilen ohne Ruhe. Die Eintagsfliege kennt die Ruhe nicht, ihr Fliegen iſt Leben.

* * *

Sie war wieder draußen unter ſtrahlenden Gas-Candelabern an einem prachtvollen Springbrunnen. „Alle ſtrömenden Waſſer vermögen doch nicht das unſchuldige Blut abzuwaſchen, das hier vergoſſen wurde.“

Solche Rede fiel. Fremde ſtanden umher, ſie führten ein lautes und lebhaftes Geſpräch, wie Niemand in der großen Prachthalle der Geheimniſſe, von wo die Dryade kam, zu führen gewagt hatte.

Eine ſchwere Steinplatte wurde gedreht und dann gehoben. Sie begriff nicht warum. Sie bemerkte eine offene Einfahrt in die Tiefe. Die Fremden ſtiegen hinunter und ließen die ſternenhelle Luft und das friſche Leben hinter ſich.

„Ich fürchte mich,“ ſagte eine der herumſtehenden Frauen zu ihrem Mann, „ich wage es nicht hinunterzuſteigen, mache mir auch nichts aus den Herrlichkeiten da unten; bleibe Du lieber bei mir!“

„Ja wohl, und nach Hauſe reiſen!“ antwortete der Mann, „Paris verlaſſen, ohne das Merkwürdigſte geſehen zu haben, das eigentliche Wunderwerk der Neuzeit, durch die Kraft und den Willen eines einzigen Mannes geſchaffen!“

„Ich ſteige doch nicht hinunter,“ lautete die Antwort.

„Das Wunderwerk der Neuzeit“, hatte man geſagt; die Dryade hatte es gehört und verſtanden. Das Ziel ihrer heißen Sehnſucht war alſo erreicht, und hier war der Eingang dazu. In die Tiefe hinunter, unter Paris? So hatte ſie ſich es nicht gedacht, jetzt hörte ſie es aber, ſah, wie die Fremden hinunterſtiegen und folgte ihnen.

Die Treppe war aus Gußeiſen, ſchneckenförmig, breit und bequem. Unten leuchtete eine Lampe und noch tiefer wieder eine.

Sie ſtanden in einem Labyrinth von endloſen ſich kreuzenden Hallen und Bogengängen; alle die Straßen und Gäßchen von Paris waren hier wieder als in einem matten Spiegelbild zu ſehen. Die Namen waren daran gemalt, jedes Haus oben hatte auch hier unten ſeine Nummer und ſtreckte ſeine Wurzeln unter den macadamiſirten Quais eines breiten Canals, worin der Schlamm ſich vorwärts wälzte. Darüber weg wurde das friſche fließende Waſſer auf Bogen geleitet, und ganz oben hing das verworrene Netz der Gasröhren und Telegraphendrähte.

In der Entfernung leuchteten Lampen, wie ein Wiederſchein von der Weltſtadt oben. Ab und zu hörte man ein dumpfes Rollen, es waren die ſchweren Wagen, welche über die Einfahrtsbrücken wegfuhren.

Wohin war die Dryade gerathen?

Du haſt gewiß von den Katakomben gehört; jetzt ſind ſie verſchwindende Striche in dieſer neuen unterirdiſchen Welt, dem Wunderwerk der Neuzeit, den Kloaken von Paris. Dort war die Dryade und nicht draußen in der Weltausſtellung auf dem Marsfelde.

Sie hörte Ausrufe des Staunens und der Anerkennung. „Von hier aus erwächſt Geſundheit und Leben für Tauſende und aber Tauſende dort oben! Unſere Zeit iſt die Zeit des Fortſchrittes mit ſeinem mannigfachen Segen.“

So lautete die Anſicht und die Rede der Menſchen, nicht aber derjenigen Geſchöpfe, welche hier geboren waren, hier bauten und hauſten, der Ratten, welche aus den Spalten einer hinfälligen Mauer ganz deutlich und für die Dryade verſtändlich quiekten.

Ein alter großer Rattenvater mit abgebiſſenem Schwanz machte mit durchdringendem Quieken ſeinen Beklemmungen Luft, und die Familie zollte jedem ſeiner goldenen Worte Beifall.

„Mich ekelt dieſes Menſchen-Miau an, dieſe Ausbrüche der Unwiſſenheit. Das nenne ich eine ſchöne Herrlichkeit, dieſes Gas und Petroleum. Solches Zeug freſſe ich nicht. Es iſt Alles jetzt hier ſo fein und ſo hell, daß man ſich über ſich ſelbſt ſchämen muß, ohne eigentlich zu wiſſen warum. Ach! wenn wir doch noch in der Zeit der Talglichter lebten; ſie liegt ja nicht gar zu weit hinter uns, das war eine romantiſche Zeit, wie man es ſo nennt.“

„Was erzählſt Du da?“ frug die Dryade. „Ich habe Dich nicht früher geſehen, wovon ſprichſt Du denn eigentlich?“

„Von den vergangenen herrlichen Tagen,“ ſagten die Ratten; „von der wonnigen Zeit unſerer Urgroßväter und Urgroßmütter. Da war es eine große Sache hier herunter zu kommen. Das war ein Rattenneſt, ganz etwas Anderes als Paris! Mutter Peſt wohnte damals hier; ſie tödtete Menſchen, aber nie Ratten. Räuber und Schmuggler konnten hier frei Athem holen. Hier war der Sammelort der intereſſanteſten Perſönlichkeiten, welche man jetzt nur auf den Melodrama-Theatern oben zu ſehen bekommt. Die Zeit der Romantik iſt dahin, auch in unſerem Rattenneſt, jetzt iſt auch hier friſche Luft und Petroleum.“

So quiekte die Ratte; ſie quiekte zu Ehren der alten Zeit, als Mutter Peſt noch am Leben war.

Ein Wagen hielt, eine Art von offenem, mit kleinen flinken Pferden beſpanntem Omnibus. Die Geſellſchaft ſtieg auf und fuhr davon, dem Boulevard Sebaſtopol entlang, das heißt dem unterirdiſchen, darüberweg ſtreckte ſich die bekannte menſchenerfüllte Straße.

Der Wagen verſchwand im Halbdunkel, die Dryade verſchwand, emporgehoben zu der fröhlichen Friſche oben. Hier und nicht unten in den ſich kreuzenden Gewölben mit der ſchweren Luft mußte das Wunderwerk zu finden ſein, welches ſie in ihrer kurzen Lebensnacht ſuchte. Es mußte ſtärker ſtrahlen als alle die Gasflammen, ſtärker als der eben vorbeigleitende Mond.

Ja ſicherlich! ſie erblickte es dort in der Ferne, es ſtrahlte vor ihr, es blinkte und winkte wie der Abendſtern am Himmel.

Sie ſah eine ſtrahlende Pforte ſich öffnen, die zu einem kleinen Garten führte wo Alles Helligkeit und Tanzmelodie war. Lichterrabatten umfaßten kleine Seen mit von Blech geformten und dann bemalten Waſſerpflanzen, aus deren Kelchen Waſſerſtrahlen in die Höhe ſtiegen. Darüber ſenkten ſchöne Trauerweiden — wirkliche Erzeugniſſe des Frühjahrs — ihre friſchen Zweige als einen grünen, durchſichtigen und doch deckenden Schleier. In dem Gebüſche brannte ein offenes Feuer, ein rothes Dämmerlicht über die ſchweigſamen Laubhütten werfend, in welche die Töne einer ohrkitzelnden, ſinnberauſchenden, das Blut durch die Adern jagenden Muſik drangen.

Schöne und feſtlich gekleidete Mädchen mit treuherzigem Lächeln um die Lippen und dem leichten Sinn der Jugend im Herzen, „Marien“, mit Roſen in den Haaren, aber ohne Wagen und Jockey, wogten und ſchwangen ſich in wilden Tänzen.

Wo waren die Köpfe, wo die Füße? Wie von Taranteln geſtochen, ſprangen, lachten, jauchzten ſie, als wollten ſie in ihrer Verzückung die ganze Welt umarmen.

Die Dryade fühlte ſich mit in den Wirbel des Tanzes geriſſen. Um ihren kleinen feinen Fuß ſchmiegte ſich der ſeidene Stiefel von kaſtanienbrauner Farbe, wie das Band, das von ihrem Haare herab über die unbedeckten Schultern flatterte. Der grünſeidene Rock wogte in großen Falten, verbarg aber nicht das ſchöngeformte Bein und den niedlichen Fuß, mit dem ſie vor dem Kopfe des tanzenden Jünglings einen Zauberkreis in der Luft beſchreiben zu wollen ſchien.

War ſie in den Zaubergarten der Armida gerathen? Wie wurde der Ort genannt?

Der Name leuchtete über dem Eingang in Gasflammen: Mabille.

Das Steigen der Raketen, das Plätſchern der Springbrunnen und das Knallen der Champagnerpfropfen begleiteten den wilden bacchantiſchen Tanz. Ueber das Ganze glitt der Mond, klar, doch mit einem etwas ſchiefen Geſicht, durch die Luft. Man glaubte vom Mabille in den Himmel hinein zu blicken.

Eine verzehrende Lebensluſt durchbebte die Dryade, ſie war wie im Opiumrauſche.

Ihre Augen ſprachen, ihre Lippen ſprachen, aber der Klang der Flöten und Geigen übertönte den Klang ihrer Stimme. Ihr Tänzer flüſterte ihr Worte zu, die in dem Takte des Cancans wogten: ſie verſtand ſie nicht; auch wir verſtehen ſie nicht. Er ſtreckte ſeine Arme gegen ſie aus, um ſie zu umſchlingen; aber er umarmte nur die durchſichtige Luft.

Die Dryade wurde davongetragen, wie ein Roſenblatt vom Winde. Vor ſich ſah ſie eine Flamme in der Luft, ein blitzendes Licht hoch oben auf einem Thurme.

Das Leuchtfeuer ſchien von dem Ziel ihrer Sehnſucht, ſchien von dem rothen Leuchtthurme der „Fata=Morgana“ des Marsfeldes. Dorthin wurde ſie vom Winde getragen. Sie umkreiſte den Thurm; die Arbeiter dachten, es ſei ein Schmetterling, der ſich zu frühzeitig eingefunden hatte und nun ſterbend niederſank.

Der Mond leuchtete, Gasflammen verbreiteten Helligkeit durch die Hallen, über die umhergeſtreuten „Allerwelts=Bauten“, über die Raſenhügel und die durch Menſchenwitz hervorgebrachten Felſen, von denen Waſſerfälle, durch die Kraft des „Meiſter Blutlos“ getrieben, herunter ſtürzten. Die Höhlen des Meeres, die Tiefen der Landſeen, das Reich der Fiſche offenbarte ſich hier. Man wandelte auf dem Grunde des tiefen Teiches, man verkehrte mitten im Meere in der Taucher=Glocke von Glas. Das Waſſer übte ſeinen Druck gegen die ſtarken Glaswände oben und an den Seiten. Die Polypen, aalgeſchmeidige lebendige Därme, waren an dem Grunde feſtgewachſen und griffen mit klafterlangen Armen nach Beute.

In der Nähe machte ſich ein großer Steinbutt in aller Ruhe breit, jedoch nicht ohne mißtrauiſche Seitenblicke. Ueber ihn weg kletterte die Krabbe, einer rieſigen Spinne ähnlich, während die Garnelen in unruhiger Haſt, als wären ſie die Schmetterlinge und Motten des Meeres, umherſchwirrten. In dem ſüßen

Waſſer wuchſen Waſſerlilien, Nymphäen, Schilfe; die Goldfiſche hatten ſich in Reihe und Glied aufgeſtellt, alle mit den Köpfen nach einer Seite hin, damit die Strömung des Waſſers ihnen in das Mundloch fließe. Fette Karauſchen glotzten mit dummen Augen die Glaswand an. Sie wußten, daß ſie zur Ausſtellung waren, und daß ſie in waſſergefüllten Tonnen die ziemlich beſchwerliche Reiſe hierher gemacht hatten; ſie dachten mit Schrecken an die Landkrankheit, von der ſie auf der Eiſenbahn ſo ſehr gelitten hatten.

Sie waren gekommen, um die Ausſtellung zu ſehen, und betrachteten ſie nun von ihrem Süßwaſſer- oder Salzwaſſer-Standpunkte aus. Aufmerkſam beſahen ſie ſich das Menſchengewimmel, welches von früh bis ſpät an ihnen vorüberzog. Alle Länder der Welt hatten ihre Menſchen ausgeſtellt zur Belehrung für die Schollen, Dorſche, Hechte und Karpfen, damit ſie ihr Gutachten über die verſchiedenen Sorten abgeben könnten.

„Das ſind Schuppenthiere,“ ſagte ein kleiner ſchlammiger Weißfiſch, „ſie ſchuppen ſich zwei- bis dreimal täglich und geben Töne von ſich, das nennen ſie ſprechen. Wir ſchuppen uns nicht und machen uns auf eine leichtere Weiſe verſtändlich, durch einfaches Zucken mit dem Mundwinkel und Glotzen mit den Augen! Wir haben doch Vieles vor den Menſchen voraus.“

„Das Schwimmen haben ſie uns aber doch abgelernt,“ bemerkte ein gebildeter Backfiſch; „ich bin nämlich aus der großen See draußen. In der heißen Zeit ſteigen die Menſchen dort in das Waſſer, aber erſt legen ſie die Schuppen ab und dann ſchwimmen ſie. Den Fröſchen haben ſie das Stoßen mit den Hinterbeinen und das Rudern mit den Vorderfüßen abgeſehen. Sie können es aber nicht lange aushalten. Sie wollen uns ähnlich werden, aber erreichen können ſie uns doch nicht. Du armer Menſch Du!“

Und die Fiſche glotzten; ſie glaubten, daß das ganze Menſchengewimmel, welches ſie in dem hellen Tageslicht erblickt hatten, ſich noch herumbewegte; ſie waren überzeugt, noch dieſelben Geſtalten zu ſehen, die zuerſt ihre Auffaſſungs-Nerven getroffen hatten.

Eine hübſche Barbe mit buntgefleckter Haut und einem beneidenswerth runden Rücken verſicherte, daß der „Menſchenſchlamm“ noch da ſei; „ich ſehe ganz deutlich die wohl gebildete Menſchengeſtalt; ‚hochgebeinigte Frau‘, oder ſo ähnlich, wurde ſie genannt; ſie hatte ein Mundloch und Glotzen wie wir, einen großen Ballon hinten am Kopfe und einen zuſammengeſchlagenen Regenſchirm vorne; viel Dingel-Dangel von Meerlinſen bummelte an ihr herum. Sie ſollte das Zeug ganz ablegen und wie wir gehen; ſie würde dann einigermaßen wie eine ehrliche Barbe ausſehen, ſoweit dies für einen Menſchen überhaupt möglich iſt.“

„Was iſt aus dem geworden, den ſie an der Angel fortzogen? Er ſaß auf einem Räderſtuhle, hatte Papier, Tinte, Feder und ſchrieb Alles nieder; ſie nannten ihn Scribent.“

„Sie ziehen noch immer mit ihm herum,“ ſagte eine moosbewachſene jungfräuliche Karauſche, welche ihren Weltſchmerz im Schlunde trug, ſo daß ſie ganz heiſer war; ſie hatte nämlich einmal einen Angelhaken verſchluckt und ſchwamm immer noch geduldig umher mit ihm in der Kehle. „Scribent, das iſt übrigens fiſchlich-verſtändlich geſprochen eine Art von Tintenfiſch unter den Menſchen.“

So ſprachen in ihrer Art die Fiſche, aber in der künſtlichen waſſertragenden Grotte verkehrten die Arbeiter, welche die Nacht zu Hilfe nehmen mußten, um bis Tagesanbruch fertig zu werden. Sie begleiteten mit Hammerſchlägen und Geſang die Abſchiedsworte der verſchwindenden Dryade.

„So habe ich euch doch geſehen, ihr lieblichen Goldfiſche. Ja, ich kenne euch,“ ſagte ſie ihnen zuwinkend; „ich habe euch ſchon lange gekannt, die Schwalbe in der Heimath hat mir von euch erzählt. Wie ſchön ſeid ihr doch, wie niedlich und glänzend, ich möchte euch alle, einen wie den andern, küſſen. Ihr andern alle, auch euch kenne ich, aber ihr kennt mich nicht.“

Die Fiſche glotzten in das Dämmerlicht hinaus ſie verſtanden kein Wort davon.

Die Dryade war nicht mehr da; ſie weilte ſchon oben im Freien, wo die verſchiedenen Länder: die Heimath des Schwarzbrodes, die Küſte des Kabliau's, das

Reich der Juchten ebenſowohl als die Ufer des Eau-de-Cologne und die Gärten des Roſenöls ihren Duft aus der Weltwunderblume ausſtrömen ließen.

Wenn wir nach der Ballnacht, halb wachend halb ſchlafend, nach Hauſe fahren, ſo klingen die Melodien noch deutlich in unſern Ohren nach, wir hören ſie, wir können ſie alle nachſingen. Wenn das Auge des Gemordeten bricht, ſo haftet das Abbild Deſſen, was es zuletzt erblickte, gleichſam eine Photographie, noch eine Zeitlang daran.

So war es auch hier; das rege Leben des Tages war in der ſtillen Nacht noch nicht verſchwunden. Die Dryade hatte es geſehen; ſie wußte: ſo brauſt es noch morgen fort.

Die Dryade ſtand zwiſchen den duftenden Roſen, ſie glaubte ſie aus ihrer heimathlichen Gegend wieder zu erkennen. Auch rothe Granatblumen ſah ſie, wie ſie die kleine Marie in ihrem ſchwarzen Haar getragen hatte.

Die Erinnerungen aus der Heimath der Kindheit blitzten durch ihre Gedanken, begierig tranken ihre Augen den Anblick ringsum, während fieberhafte Unruhe ſie durch die wundergefüllten Säle jagte.

Eine ſtets zunehmende Müdigkeit bemächtigte ſich ihrer. Sie fühlte den Drang auf den weichen orientaliſchen Teppichen drinnen auszuruhen oder ſich an die Trauerweide draußen am klaren Waſſer zu lehnen. Aber für die Eintagsfliege war keine Ruhe. In wenigen Minuten hatte der Tag ſeinen Kreislauf vollbracht.

Ihre Gedanken zitterten, ihre Glieder zitterten, ſie ſank zuſammen in das Gras, an dem ſprudelnden Waſſer.

„Du ſpringſt ewig lebendig aus der Erde,“ klagte ſie; „benetze mir die Zunge, reiche mir einen erfriſchenden Trunk!“

„Ich bin kein lebendiges Waſſer,“ war die Antwort, „ich ſpringe nur, wenn die Maſchine es will.“

„Gieb mir etwas von Deiner Friſche, Du grünes Gras,“ bat die Dryade, „gieb mir eine Deiner duftenden Blumen!“

„Wir müſſen ſterben, wenn wir losgeriſſen werden,“ antworteten die Blumen und das Gras.

„Gieb mir einen Kuß, Du friſcher Luftſtrom, nur einen einzigen Lebens-Kuß!“

„Bald wird die Sonne die Wolken roth küſſen,“ antwortete der Wind, „dann biſt Du unter den Todten! Hingeweht wie die ganze Herrlichkeit hier, bevor das Jahr um iſt. Dann kann ich wieder mit dem leichten lockern Sande auf dem Platze hier ſpielen, den Staub über die Erde und durch die Luft wirbeln. Alles iſt Staub!“

Die Dryade fühlte eine Angſt, wie die Frau, die ſich im Bade die Pulsader durchgeſchnitten hat und verblutet, aber während des Verblutens wieder von der Liebe zum Leben erfüllt wird. Sie erhob ſich, that einige Schritte vorwärts und ſank wieder zuſammen an dem Eingang einer kleinen Kirche. Die Pforte ſtand offen, Lichter brannten am Altar, die Orgel tönte.

Welche Muſik! Solche Töne hatte die Dryade noch nie gehört und doch war es ihr, als vernehme ſie darunter bekannte Stimmen. Sie kamen tief aus dem Herzen der ganzen Schöpfung. Sie glaubte das Sauſen der alten Eiche zu ſpüren. Sie glaubte die Erzählungen des alten Pfarrers zu hören, von den großen Thaten, von den berühmten Namen und von den Gaben, welche Gottes Geſchöpfe den Nachkommenden darbringen können, — darbringen müſſen, wenn ſie ein Fortleben in der Nachwelt gewinnen wollen.

Die Töne der Orgel ſchwollen an; es klang in ihrem Geſang:

„Deine Sehnſucht und Deine Begierde riſſen Dich mit den Wurzeln von Deinem Dir von Gott beſtimmten Platz. Das ward Dein Untergang, arme Dryade!“

Die Töne wurden weich und mild, es war als ſtürben ſie in Weinen dahin.

Am Himmel zeigten ſich die Wolken im rothen Schein. Der Wind ſauſte: „Fahret hin, ihr Todten, jetzt ſteht die Sonne auf!“ Der erſte Strahl traf die Dryade. Ihre Geſtalt leuchtete wechſelnd in allen Farben, wie die Seifenblaſe, wenn ſie platzt und zum Waſſertropfen wird: eine Thräne, die niederfällt und verdunſtet.

Arme Dryade! nur ein Thautropfen, nur eine Thräne, auf die Erde vergoſſen — zerfloſſen!

Die Sonne beſchien die Fata Morgana des Marsfeldes, beſchien das große Paris und den kleinen Platz mit den Bäumen und dem plätſchernden Springbrunnen zwiſchen den hohen Häuſern. Der Kaſtanienbaum ſtand da, aber mit hängenden Zweigen und welken Blättern; der Baum, der noch geſtern ſo lebensfriſch grünte, wie das Frühjahr ſelbſt. Er war eingegangen, ſagte man. Die Dryade war herausgeflogen, fort wie die Wolke, Niemand wußte wohin.

Auf der Erde lag eine verwelkte, geknickte Kaſtanienblüthe, ſelbſt das geweihte Waſſer der Kirche hätte ſie nicht erfriſcht und zum Leben zurückgerufen. Die Füße der Menſchen zertraten ſie im Sande.

Und Alles dies iſt geſchehen und erlebt.

Wir haben es ſelbſt geſehen und es war in der Zeit der Ausſtellung zu Paris in dem Jahre als man ſchrieb Achtzehn Hundert und Sieben und Sechzig, in unſerer Zeit, in dem großen, wunderbaren Zeitalter des Märchens.

Verlag von Joh. Fr. Hartknoch in Leipzig.

Alice's Abenteuer im Wunderland.

Von **Lewis Carroll.**

Aus dem Engliſchen von Antonie Zimmermann.

Mit zweiundvierzig Illuſtrationen von John Tenniel.

Elegant gebunden 1 Thlr. 22½ Ngr., elegant cartonnirt 1 Thlr. 15 Ngr.

Dieſes reizende, höchſt originelle Märchen erlebte in England binnen Jahresfriſt drei Auflagen, eine Aufnahme, die uns zu der Hoffnung berechtigt, daß die hier dargebotene deutſche Ausgabe auch von unſerer Jugendwelt freudig willkommen geheißen werde. Die Ausſtattung dieſes reich illuſtrirten Buches iſt ſehr elegant.

Sämmtliche Märchen

von **H. C. Anderſen.**

Einzige vollſtändige, vom Verfaſſer beſorgte Ausgabe.

Elfte, vielfach verbeſſerte und vermehrte Auflage.

52 Bogen ſtark. 126 Märchen enthaltend.

Mit Illuſtrationen nach Originalzeichnungen
von **L. Hutſchenreuter.**

In reichſtem Prachtband und künſtleriſcher Deckelverzierung in Golddruck. Preis 2 Thlr. 15 Ngr.

H. C. Anderſen.

Die Dryade.

Mit einem Titelbild von A. Muttenthaler.

Elegant cartonnirt. Preis 15 Ngr.

Anderſen's

Bilderbuch ohne Bilder.

Miniatur=Pracht=Ausgabe. — Elfte Auflage.

Preis 25 Ngr.

Verlag von Joh. Fr. Hartknoch in Leipzig.

H. C. Anderſen,

Aus Herz und Welt.

8°. Eleg. broſch. 1 Thlr.

H. C. Anderſen,

In Spanien.

8°. Eleg. broſch. 1 Thlr. 10 Ngr.

Culturbilder
aus
Hellas und Rom.

Von

Dr. Hermann Göll,
Profeſſor und Prorector am Gymnaſium zu Schleiz.

Zweite, berichtigte und vermehrte Auflage.

3 Bände. Gr. 8. Elegant broſchirt 3 Thlr. 18 Ngr.
Elegant gebunden 4⅓ Thlr.

Eines der empfehlenswertheſten Werke für gebildete Leſer, denen es bei ihrer Lectüre eben nicht blos um Unterhaltung zu thun iſt, die aber den ſchwerfälligen gelehrten Apparat nicht gern mit in den Kauf nehmen.

Römiſche Sonette.

Mit Noten zum Text.
Ein Beitrag zum ökumeniſchen Concil
von
Guſtav Kühne.

Preis eleg. broſch. 12 Ngr.

Verlag von Joh. Fr. Hartknoch in Leipzig.

Deutſche Dichter.

Erläutert von
Dr. M. W. Götzinger.
Zwei Bände. Fünfte verbeſſerte Auflage.
Preis 6 Thlr.

Deutſche Poeſie

mit den vorzüglichſten engliſchen Ueberſetzungen.
Herausgegeben von
H. E. Goldſchmidt,
Director der modernen Schule Loretto House, Muſſelburgh.
Elegant broſchirt. Preis 1 Thlr. 20 Ngr.

Das Buch enthält eine Auswahl der Gedichte von Goethe, Schiller, Freiligrath, Bürger, Heine, Uhland, Körner ꝛc. ꝛc. mit gegenüberſtehender engliſcher Ueberſetzung von Carlyle, Lord Lytton, Longfellow, Coleridge, Dean Alford, Anſter, Blackie, Th. Martin, Shelley, Mrs. Kroeker, Edgar Bowring, Garnett, Skeat, Lord Ellesmere ꝛc. ꝛc.

Oſſian.

Deutſch von Adolf Böttger.
3. wohlfeile Volks-Ausgabe. 8°. broſch.
32 Bogen ſtark. 12 Ngr.

König René's Tochter.

Von H. Hertz.
Miniatur-Pracht-Ausgabe. – 10. Auflage. – Preis 25 Ngr.

Verlag von Joh. Fr. Hartknoch in Leipzig.

Dichterſaal.

Auserleſene deutſche Gedichte.
Nach den Dichtern geordnet und herausgegeben
von Dr. **Max Wilhelm Götzinger.**
Siebente Auflage,
durchgeſehen und weſentlich vermehrt durch
Dr. **Ernſt Götzinger,**
Profeſſor an der Kantonsſchule in St. Gallen.
Preis eleg. brochirt 1½ Thlr.
In eleg. Leinwandband 1 Thlr. 17½ Ngr.

Boz (Dickens),

Geſammelte Werke.

Wohlfeile Volks-Ausgabe.
24 Bände von durchſchnittlich 28 Bogen pr. Band.
8. Eleg. broſch. pr. Bd. 10 Ngr.

Julia Kavanagh's Werke.

Deutſche autoriſirte Ausgaben.
gr. 8°. Elegant broſch.
Inhalt:
Dora. Roman. 6 Bde. Preis 4 Thlr. 15 Ngr.
Beatrice. Roman. 4 Bde. Preis 3 Thlr. 15 Ngr.
Sybille. Roman. 5 Bde. Preis 4 Thlr.
Königin Mab. Roman. 3 Bde. Preis 2 Thlr. 12 Ngr.
NB. Jedes Werk iſt einzeln zu haben.

Neue wohlfeile Volks-Ausgabe
von

Seume's ſämmtlichen Werken

in 16 Lieferungen à 3 Ngr.
Mit Seume's Portrait in Stahlſtich.
Elegant gebunden in 4 Leinwandbände. Preis 2½ Thlr.

Verlag von Joh. Fr. Hartknoch in Leipzig.

LA FRANCE DRAMATIQUE.

Série I.

Oeuvres dramatiques de J. Racine.

Texte collationné sur les éditions originales, avec les variantes, et accompagné de remarques par

Adolphe Braeutigam.

1. 2. et 3. Livraison:

Iphigénie en Aulide	Preis 5 Ngr.
Esther	Preis 5 Ngr.
Athalie	Preis 5 Ngr.

Série II.

1. 2. 3. et 4. Livraison:

Les doigts de Fée. Comédie par Scribe et Legouvé	Preis 6 Ngr.
Le verre d'eau par Scribe	Preis 6 Ngr.
Michel Perrin p. Mélesville et Duveyrier	Preis 6 Ngr.
Les Contes de la Reine de Navarre par Scribe et Legouvé	Preis 6 Ngr.

In Vorbereitung sind die vorzüglichsten Stücke von *Scribe*, *Delavigne*, *Mélesville*, *Ponsard*, *Souvestre*, *Dumas*, *Musset*, *Sand*, *Molière*, *Balzac*, *Lebrun* und Anderen.

OEUVRES DRAMATIQUES

de

J. RACINE.

Texte collationné sur les éditions originales, avec les variantes, et accompagné de remarques par

Adolphe Braeutigam.

Vol. I.

ATHALIE, IPHIGÉNIE, ESTHER.

Preis 15 Ngr.

H. C. Anderſen's

Geſammelte Werke.

Vom
Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe.

Achtundvierzigſter Band.

Ein Beſuch in Portugal.

Leipzig.
Johann Friedrich Hartknoch.
1870.

Ein

Beſuch in Portugal.

Von

H. C. Anderſen.

Leipzig.
Johann Friedrich Hartknoch.
1870.

In dem „Märchen meines Lebens“ habe ich aus meiner erſten Jugendzeit in Kopenhagen von der Heimath erzählt, welche ich im Hauſe des Admirals Wulff fand. Dort waren zu jener Zeit zwei junge portugieſiſche Knaben, José und George O'Neill, die Söhne vom Chef des Handlungshauſes Tolades O'Neill in Liſſabon; der Vater wollte, daß ſeine Kinder das Volk und die Sprache des Landes kennen lernen ſollten, deſſen Conſul er war; vielleicht auch daß die politiſchen Unruhen in dem damals unglücklichen Portugal ihn dazu bewogen. Die beiden Knaben wurden von dem ſpaniſch-portugieſiſchen Miniſter dal Borgo dem Admiral Wulff empfohlen, in ſein Haus aufgenommen und in eine der beſten Schulen gebracht; ſie lernten bald unſere Sprache und gewannen unſer Land lieb. Ich ſah ſie faſt täglich während der vier Jahre, die ſie in Kopenhagen verlebten; ſie gingen darauf nach Schweden, um auch dieſes Land kennen zu lernen. Seit der Zeit waren viele Jahre verſtrichen; wir wechſelten keine Briefe, hörten nichts von einander. Da kommt vor etwa einem Jahre ein Landsmann zu mir und bittet mich um ein paar empfehlende Worte an irgend Jemand in

Liſſabon, weil er glaubte, ich hätte dieſe Stadt beſucht. Ich wußte keinem Beſſeren zu ſchreiben als meinem Freund aus der Jugendzeit Herrn George O'Neill, welcher nach dem Tode ſeines Vaters gleichfalls däniſcher Conſul geworden war. Ich ſchrieb, empfing wieder einen Brief von ihm und wieder einen, welcher auf das Wärmſte die Einladung wiederholte, daß ich ſelbſt zu ihm komme, ſein ſchönes Vaterland ſehe, bei ihm und ſeinen Brüdern wohne, dort recht heimiſch werde und es ſo gut habe wie ein warmes Herz es mir zu bereiten vermöge, — und es iſt ſo gekommen. Ich habe die Jugendfreunde wiedergeſehen, mit ihnen und den Ihrigen gelebt, einen Theil ihres ſchönen Vaterlandes geſehen, welches ich früher nicht kannte. Ich bringe hier die flüchtig niedergeſchriebenen Erinnerungen von dieſem Ausflug im Jahre 1866.

I.

Bordeaux. Riſtori als Medea. Im Lande der Basken. Burgos. Eiſenbahnfahrt nach Madrid und Aufenthalt dort. Romantiſche Reiſe mit Courier über Truxillo nach Badajoz. Die Schönheitsblume.

Durch Deutſchland, Holland und Belgien hatte ich Paris erreicht, von wo ich nach eines Monats Aufenthalt nach Bordeaux, dem eigentlichen Ausgangspunkt für meinen Beſuch in Portugal, kam.

Am fünf und zwanzigſten jeden Monats geht eins der größten und wohleingerichtetſten kaiſerlichen Schiffe nach Rio Janeiro; daſſelbe läuft Liſſabon an; ich hatte ſchon meine Ankunft dort mit dem Schiffe angemeldet, deſſen Eintreffen man auf den acht und zwanzigſten April muthmaßte.

Das Wetter war ungünſtig und ſtürmiſch; die ſpaniſche See, das wußte ich, gewährte keine Luſtfahrt, aber durch Spanien, wo die Eiſenbahn zwiſchen Madrid und der portugieſiſchen Grenze noch nicht geöffnet war, würde es eine beſchwerliche und längere Reiſe werden: ich war unentſchloſſen. Da leſe ich an den Straßenecken: „Riſtori iſt in Bordeaux, ſie wird als Medea und als Maria Stuart auftreten.“ Noch keine tragiſche Künſtlerin im Auslande, ſelbſt Rachel nicht, hat mich ſo wie Riſtori ergriffen und erfüllt; ich hatte ſie früher in London als Lady Macbeth geſehen; die Scene, wo ſie im Traume einhergeht, iſt mir unvergeßlich geworden als das Vollendetſte von tragiſcher Kunſt. Ich entſchloß mich, noch ein paar Tage zu bleiben, um Riſtori zu ſehen, und dann die Reiſe über Land zu machen, den Seeweg aufzugeben, wo der Sturm ſtets raſte, einen Theil von Spanien wiederzuſehen, das ich einige Jahre vorher mit ſo vieler Ausbeute beſucht hatte. Jetzt mußte ich vor allen Dingen Riſtori als Medea ſehen.

Es war in der That großartig! Es war die Tragödie ſelbſt, die ſich in ihr offenbarte, hier war eine ſo plaſtiſche Schönheit, eine ſo durchdachte und empfundene Wiedergebung des Charakters der Medea, daß man es begriff, wie ein Weib wie ſie ihre Kinder tödten, und ſelbſt hierin aus vollem Herzen Mutter ſein könne. Das Organ der Riſtori iſt im höchſten Grade klangvoll, die Stimme iſt wie eine Muſik, die im Verein mit der Betonung und dem ſeeliſchen Ausdruck macht, daß ſelbſt derjenige, welcher die italieniſche Sprache nicht verſteht, doch den Gedanken in dem, was ſie ſagt, erfaßt. Unvergeßlich iſt mir die Schlußſcene, der Blick voll Liebe und Seelenkampf, mit welchem ſie ihre Kinder anſchaut, und darauf der Schmerz, die ganze Innigkeit des Mutterherzens, mit welcher ſie die Kleinen betrachtet, die ſie getödtet hat; die Thränen treten Einem dabei in die Augen. Und nun, indem der Vater ſie fragt: „Wer hat ſie getödtet?“ und Medea ihr Haupt erhebt, ihren Blick auf ihn richtet und ſagt: „Du!“ — In dieſes eine Wort weiß Riſtori eine ſo ergreifende Kraft zu legen, daß uns ein Schauder erfaßt. Mit Riſtori ſtirbt die Tragödie; wer wird in ihre Stelle treten können?

Am nächſten Tage befand ich mich in dem Bahnzug über Tours nach Bajonne; die Pyrenäen erhoben ſich vor uns. Ich ſollte wieder das romantiſche Vaterland des Cervantes und des Murillo betreten.

Es war jetzt nicht, wie bei meiner frühern Reiſe hier, eine Unterbrechung in der Eiſenbahn zwiſchen Paris und Madrid. Der Zug fuhr dahin, der Dampf hob ſich gleich Wolken in die Luft und verdunſtete; ein Blick auf den Biscaiſchen Meerbuſen und derſelbe wird ſogleich von Höhen verdeckt, von welchen aus man nach kurzer Wanderung Biarriz erreicht, deſſen poröſe Felſenhöhlen mit den rollenden, donnernden Wogen klar in meiner Erinnerung auftauchten. Ohne Gefrage nach Paß fuhren wir dieſes Mal in Spanien hinein; endlich iſt auch hier die Reiſeplage verſchwunden. Mir fiel gar oft bei dieſem für den Reiſenden langweiligen und nur durch Gelderpreſſung ſo lange beſtehenden Syſtem des Aufenthaltes die Geſchichte von dem Grenzſoldaten ein, der einen Reiſenden fragte: „Haben Sie Paß?“ und auf deſſen verneinende Antwort ſagte: „Das iſt für Sie ſehr angenehm, ſonſt hätten Sie viel Scherereí gehabt, jetzt haben ſie keine!“ und ihn paſſiren ließ; uns ließen ſie auch paſſiren, Dank ſei dem Eiſenbahnflug und der Aufklärung.

Als ich vor drei und dreißig Jahren zum erſten Male in Rom war, ſah ich in der Peterskirche, auf erhabenen Sammetſeſſeln, zwei königliche Flüchtlinge, Don Miguel von Portugal und Königin Chriſtine von Spanien; jetzt zog ich nach dem Vaterland des Erſteren, aber die Königin Chriſtine ſelbſt zog gerade mit demſelben Bahnzug als ich in Spanien hinein, um einen Beſuch bei ihrer Tochter, der regierenden ſpaniſchen Königin Iſabella der Zweiten, abzuſtatten; die königlichen Wagen waren ihr entgegengeſandt; baskiſche Bauern mit ihren rothen Nationalmützen muſicirten, während ſie den Mittag in Irun, der erſten Stadt an der Grenze, einnahm; ich wollte einen Tag in dem nahen, romantiſchen St. Sebaſtian verweilen.

Auf der Reiſe von der Heimath durch die verſchiedenen Länder hatte ich in der Mehrzahl der großen Städte in den Schaufenſtern der Läden die ſchöne Darſtellung Kaulbach's von meinem Märchen „der Engel“, welcher das todte Kind und deſſen Blumen gen Himmel trägt, in Photographiebildern geſehen; zuletzt ſah ich das Bild in Bajonne, aber auch hier in St. Sebaſtian war es zu ſehen. „Der Engel“ war mir über die Pyrenäen gefolgt; möge das mir ein bildlicher guter Vorbote ſein, betete ich zu Gott.

Als ich das vorige Mal durch das Land der Basken reiſte, waren alle Thäler und Berge ſchneebedeckt, jetzt war es Frühling, die Sonne ſchien warm, Alles war Frühlingsgrün. Der Eiſenbahnzug flog durch die geſprengten Berge; es folgte ein Tunnel nach dem andern, unendlich lang und finſter, nicht ganz verläßlich, ſagte einer der Reiſenden. — Wild und einſam, verſchieden von dem wohlbebauten, ſtark bevölkerten Frankreich, breitete ſich die Landſchaft aus mit einzelnen halb zerfallenen Gehöften und kleinen ſchwarzen unappetitlichen Dörfern; aber Sagen und Lieder in dichteriſcher Kraft und Fülle leben und klingen hier; eine Sammlung dieſer Volksdichtungen, in's Franzöſiſche überſetzt, begleitete mich, bevölkerte das Land und goß den Lichtſchimmer der Poeſie über dieſe Gegenden aus.

Wieder ſah ich die mächtige Cathedrale von Burgos, wiederum wandelte ich unter deren prächtigen Bogen und athmete dieſelbe ſchwere übeldunſtende Luft mit Räucherung vermiſcht, wie ich zuletzt hier war. Ich dachte an Cid, der mir nicht mehr, wie in meinen jüngeren Jahren, durch das Farbenſpiel der Dichtung geſehen, ſo ideal ritterlich erſcheint. Auch nicht wie letzthin fühlte ich mich froh in dieſem beſungenen Land; ſchon beim Eintritt begegneten mir viele finſtere, übel ausſehende Geſichter; es ſei nun zufällig oder nicht, angenehm war es nicht. In St. Sebaſtian und auch hier in Burgos waren die Leute der Hotel's unfreundlich; in der Bude des Barbiers ſaß ein Kreis von bärtigen, ſchmutzigen und zerlumpten Leuten; Alles war unangenehm, die Finger des Barbiers rochen nach Zwiebeln; aber es hätte ja noch ärger ſein können! Ich dachte an eine noch unheimlichere Situation, in welcher ſich ein Landsmann befunden hatte, als er auf ſeiner italieniſchen Reiſe zu einem Barbier in Terracina eintrat. Während er dort auf dem Stuhle ſaß und das Meſſer ihm über das Geſicht fuhr, ſah er eine Menge Leute auf der Straße ſtehen, die ihm ſonderbare Zeichen machten. Er fragte den Barbier, was das wohl bedeuten ſolle, und dieſer antwortete ihm ganz offen und einfach: „Ich bin erſt kürzlich wahnſinnig geweſen, die Leute glauben nun, ich ſei noch nicht recht bei Sinnen, und fürchten, daß ich Ihnen die Kehle durchſchneiden möchte!" Das war eine ärgere Situation als die meinige, und es iſt immer ein Troſt, daß man nicht dem Aergſten ausgeſetzt iſt.

In der darauffolgenden Nacht wollte ich mit dem Bahnzug nach Madrid reiſen; die Leute in Burgos trugen noch am drei und zwanzigſten April dicke Mäntel, ſo kalt war es. Ich ſaß in meinen Winterrock und außerdem in einen großen wollenen Plaid eingehüllt, und mich fror trotzdem, die Zähne klapperten mir; die Nacht war lang und eiſig, dicker Dampf von ſchlechten Cigarren füllte den Wagen, draußen regnete und hagelte es.

Ueber Valladolid und Escurial erreichten wir in der Morgenſtunde Madrid, woſelbſt zum dritten Male nach Ueberſchreitung der ſpaniſchen Grenze mein Koffer geöffnet und durchgeſucht wurde. Der Lohndiener führte mich nach Fonda del Francia, welches ganz ſpaniſch iſt und am Callo del Carman liegt.

Während meines vorigen Beſuchs gefiel mir Madrid nicht, dieſes Mal ſprach es mich noch weniger an; ich fühlte mich unheimlich und unzufrieden. Die prächtigen Bilder Murillo's und Velasquez' vermochten es nicht, in mein Inneres hineinzuleuchten. Wie voriges Mal fand ich jetzt wieder keinen Repräſentanten für Dänemark hier, der däniſche Conſul war nach Paris gereiſt, ich hätte ganz verlaſſen da geſtanden, wenn nicht der portugieſiſche Geſandte, an welchen ich empfohlen war, ſich auf's Beſte für mich intereſſirt hatte.

Die Eiſenbahn zwiſchen Madrid und der ſpaniſchen Grenze war bis auf eine kleine Strecke längſt fertig; der König von Portugal hatte ſie kürzlich paſſirt; aber dem Privatgebrauch war die Bahn noch nicht geöffnet und würde es kaum eher werden, ſagte man, als bis zur Ausſtellungszeit in Paris, künftiges Frühjahr; wollte ich ſomit die ſchnellſte Gelegenheit von Madrid nach Liſſabon benutzen, mußte ich mit dem Courier gehen; derſelbe fährt jeden Abend ab mit Briefen und kleinen Packeten; es iſt ein kleiner Wagen, der nur Platz für den Kutſcher, den Courier und zwei Reiſende hat; ich mußte mich, um eines Platzes gewiß zu ſein, fünf Tage vor der Abreiſe zeichnen und ſomit ſo lange in dem nicht heimiſchen Madrid warten. Mit Ausnahme der Bildergallerie bietet die Hauptſtadt Spaniens dem Fremden nichts Eigenthümliches, nicht einmal das Bild einer echten ſpaniſchen Stadt mit romantiſch-mauriſchen Denkmälern. Es war kalt hier, die Sonne wollte gar nicht zu Kräften kommen; man wußte wohl, daß die Regierung die revolutionären Bewegungen bewältigt hatte, General Prim's Truppen waren außer Landes, aber wie die Volksſtimmung eigentlich war, wußte ich nicht. „Wir gehen auf einem Vulkan“ ſagte man, und wahrlich, derſelbe kam auch zum Ausbruch einige Wochen, nachdem ich Liſſabon erreicht hatte. Die Telegramme der Zeitungen meldeten von den Unruhen in Madrid, von blutigen Kämpfen in den Straßen, von der Anzahl der Getödteten und von denen, die ſpäter niedergeſchoſſen wurden.

In den Tagen, die ich in Madrid bleiben mußte, fand hier ein großes Nationalfeſt ſtatt zur Erinnerung an die Spanier, welche unter Napoleon dem Erſten als Aufrührer erſchoſſen worden waren. Jetzt wehten Trauerflor und Fahnen über ihren Gräbern, Muſik und Reden lauteten zu ihren Ehren, es war ein Volksfeſt; man erzählte mir, wie glühend und heftig gegen die Franzoſen geſprochen wurde, und in den Augen des gemeinen Mannes waren ſogleich alle Fremden Franzoſen.

„Es iſt am Beſten, ich begleite Sie morgen, wenn Sie ausgehen,“ ſagte der Lohndiener; „es ſind viele Leute auf den Straßen, viel Militair, große Aufregung.“

Auf meine Frage, ob Etwas zu befürchten ſei, antwortete er mit Nein, und ich entſchloß mich nun, allein umher zu gehen ohne Begleitung; auf dem langen Weg bis zum portugieſiſchen Geſandten jedoch, bei welchem ich den Mittag zubringen ſollte, vernahm ich Rufen und Anreden von ſchlecht gekleideten Perſonen, welche, obgleich ich die Worte nicht verſtand, mir ſagten, daß man gegen den Fremden nicht freundlich geſinnt ſei. Gegen Abend ließ der Geſandte mich nach meinem Hotel fahren, die und Nacht verlief ſtill ohne Störung.

Eine beſondere Freude wurde mir während meines kurzen Aufenthaltes zu Theil, indem ich hier den höchſt liebenswürdigen ſchwediſchen Baron Stedingk traf, welchen ich aus ſeiner Studentenzeit in Upſala und ſpäter als Intendant des königlichen Theaters zu Stockholm kennen gelernt hatte; er war kurz vor meiner Ankunft in Madrid als ſchwediſcher Geſandter eingetroffen; bei ihm fand ich mich heimiſch, konnte meine däniſche Sprache reden, von der Heimath im Norden ſprechen; bei ihm fand ich die angenehmſten Stunden während des Aufenthaltes hier.

Donnerstag Abend den dritten Mai konnte ich endlich fort; daß es eine beſchwerliche Reiſe werden würde, wußte ich; ſie würde etwa zwei Tage dauern, hatte man mir geſagt; ſo lange mußte ich in dem Wagen zuſammengekauert ſitzen; aber es zog ſich noch mehr in die Länge, es wurden volle drei Nächte und zwei Tage daraus; erſt ſechzig Stunden nach der Abreiſe von Madrid, in ſo gut wie ununterbrochener Fahrt verbracht, erreichte ich das Ziel. Der portugieſiſche Geſandte, Marquis de Sobrals hatte ſeinen Diener nach dem Diligence-Bureau geſandt, damit er mir dort zu Dienſten ſei; mein einziger Reiſegefährte war ein junger Arzt aus Liſſabon, er ſprach ein wenig franzöſiſch, wir konnten uns mit einander unterhalten; er war während der ganzen Reiſe höchſt liebenswürdig und zuvorkommend.

Endlich nach langem Zaudern knallte der Kutſcher mit der Peitſche und wir fuhren dahin durch die grade nicht ſtark beleuchteten Straßen, durch eins der Stadtthore hinaus über alte gemauerte Brücken. Es ging in wilder Fahrt, grade als wenn die Maulthiere auch wünſchten, ſo bald als möglich von Madrid weg zu kommen; die Lichter ſchimmerten, die Campagne öffnete ſich weit ausgedehnt, öde. Wir erblickten kein Gebäude, ſtill und menſchenleer ſchien Alles ringsum zu ſein. Eine vereinzelte Burgruine zeigte ſich in dem hellen Mondſchein. Es lagen Meilen zwiſchen den einzelnen, für die Gens'darmen errichteten Wohnungen; die Leute mit Frau und Kindern haben hier ihr Stückchen Grund und Boden und müſſen dafür, zu Fuß und zu Pferde, wohl bewaffnet die Landſtraße bewachen und die Reiſenden gegen Ueberfall ſichern. Sechs bis acht Maulthiere zogen unſern Wagen in fliegender Fahrt dahin, welcher über Steine und Unebenheiten des Weges tanzte, und uns tüchtig rüttelte. Der Mond ſchien rund und groß in der hellen durchſichtigen Luft, es war etwas unvergeßliches Romantiſches an dieſer einſamen Nachtfahrt im Lande des Cid und des Don Quixote.

Am frühen Morgen, nachdem wir den Fluß Tejo paſſirt hatten, deſſen ſchilfbewachſene Ufer ſich hier auf's Maleriſchſte unter den feuerfarbenen Wolken hinſchlängelten, erreichten wir die Stadt Talavera de la Reina: hier wimmelte es ſchon von Bauern in langen zerlumpten Mänteln, mit breitränderigen Hüten auf dem Kopfe, die Jedem das Anſehen gaben, als ſei er ein Bandit; eine Schaar noch zerlumpter Bettler, Männer und Frauen umringten uns vor dem elenden Wirthshaus, woſelbſt eine alte Frau in unappetitlicher Weiſe unſere Chocolate zurecht machte. Der Bettlerſchwarm legte förmlich Hand an uns, zupfte uns an Aermeln und Rockſchößen um ein paar Kupfermünzen zu bekommen. Wir waren gleichſam von Polypen in Lumpen umſchlungen, ein Lump ſchlug den andern, indem ſie ſich an den Wagen hingen, bis dieſer endlich wieder davon rollte.

Der Weg führte durch ſchöne Waldſtrecken. Am Vormittag erreichten wir die Berge, die einen Reichthum von blühenden Hecken zeigten, es war als läge Schnee über das Grün ausgebreitet; es waren aber, weiße Blumen, nicht unähnlich unſeren wilden Roſen, nur daß jedes Blatt größer war und eine reinere weiße Farbe mit einem ſchwarzen Pünktchen zeigte. Der Weg ſtieg bergan im Zickzack, wir bekamen Ochſen als Vorſpann, und konnten nun zu Fuße dem Wagen folgen und die weitgedehnte Ausſicht genießen. Die Hinfahrt führte nach der erſten größeren Stadt unterwegs, nach Truxillo, dem Geburtsort des Pizarro.

In Madrid hatte man mich darauf aufmerkſam gemacht, daß ich einen guten Speiſekorb und Wein bei mir führen müſſe, was ſich auch als nothwendige

Maßregel zeigte; mit dem Curierwagen iſt ſo gut wie gar kein Aufenthalt für den Reiſenden, und in den Wirthshäuſern kann man nur mit Gewißheit darauf rechnen, Chocolate zu bekommen. Mein Wirth in **fonda del Francia** hatte mich mit einem ganzen gebratenen Truthahn, mit Brod, Käſe und Wein verſehen, mein Reiſegefährte führte gleichfalls Proviant bei ſich; während des ganzen Tages hatten wir noch keine recht ordentliche Mahlzeit genoſſen; nun war uns der Aufenthalt einer ganzen Stunde in Truxillo vergönnt.

Die Ankunft der Poſt iſt in einer ſo kleinen, mitten im Lande liegenden Stadt ein Ereigniß; während wir zu Tiſche ſaßen, erhielt mein Reiſegefährte Beſuch von einigen jungen Freunden, die uns vom Caſino aus, dem Wirthshauſe gegenüber, ankommen geſehen und ihn gekannt hatten. Zwei Mädchen vom Hauſe bedienten uns und plauderten mit vieler Ungenirtheit und gut gelaunt. Die Jüngſte fragte mich, aus welchem Lande ich ſei, und hörte nun wohl zum erſten Male den Namen **Dinamarca**. Mit ſpaniſcher Lebhaftigkeit und fröhlichem Gelächter verſicherte ſie, dorthin gern reiſen zu wollen, der Name klinge ſo ſchön, und nun fragte ſie mit halb ernſter Miene, ob ich ſie mitnehmen würde, ſie ſei bereit.

Der Conducteur trat ein, nahm Theil an der Mahlzeit und bald ſaßen wir wieder im Wagen, um die zweite Reiſenacht zu koſten und zwar auf dem unbarmherzigſten, ſchlechteſten Weg, auf welchem der Wagen über Steine und Löcher dahin hüpfen mußte, jeden

Augenblick war er nahe daran umzuſchlagen; daß dies nicht geſchah, daß wir nicht einen Arm oder ein Bein brachen, gehört zum Wunderbaren.

Um vier Uhr des Morgens erreichten wir Merida; es war noch ganz finſter, alle Häuſer verſchloſſen und kein Menſch in der langen engen Gaſſe zu ſehen, die nach dem Hauſe führt, wo die Diligence anhalten mußte. Wir klopften die Leute heraus, ein Mann ſchaffte einen bedeckten Karren herbei, auf welchem unſer Gepäck nach dem Bahnhof gebracht wurde; denn hier endlich beginnt das kurze Stückchen Eiſenbahn, welches in Spanien als Fortſetzung der Portugalbahn fertig gebaut iſt. Während unſer Gepäck nach dem Bahnhof abging, führte mein Reiſegefährte mich in der Morgendämmerung in mehren Straßen und Gaſſen umher, um mir Ruinen aus der Zeit der Römer zu zeigen, Bogen und Säulenreihen. Ich war ſo müde und hatte ſo gar wenig Verlangen nach Denkmälern des Alterthums, daß ich nur unwillig, mit halbſchläfrigen Augen mithumpelte und in der kalten Morgenluft das alte Geſtein anſchaute; weit angenehmer war es mir, das Stöhnen der Locomotive zu hören und den Dampf aus derſelben herauswirbeln zu ſehen. Die Gegend ringsum erinnerte an die römiſche Campagne, von der Eiſenbahn zwiſchen Rom und Civita-Vecchia geſehen. Wir hatten nur kurze Zeit zu fahren, bis wir uns in der ſpaniſchen Grenzſtadt Badajoz befanden, die groß und anſehnlich mit maleriſchem Aeußern iſt und an dem Fluß Guadiana liegt.

Ich hatte, in der Vorausſetzung, daß meine Kräfte nicht weiter reichen würden, nur bis hierher meinen Platz mit dem Curier genommen; aber ich war ſtärker, als ich geglaubt hatte, und fand es nun am bequemſten und angenehmſten mit meinem Reiſegefährten weiter zu fahren, welcher noch an demſelben Tage die Reiſe nach Liſſabon fortſetzen wollte, und wo wir dann am folgenden Morgen eintreffen konnten. Ein paar Stunden in Badajoz ausgeruht, würde mir Kraft dazu verleihen.

Das war denn endlich eine Stadt zum Anſehen, die einzige bedeutende auf der ganzen Reiſe von Madrid. Ein langer ſchmutziger Weg führte von der Station aus in dieſelbe, aber deſſen ungeachtet benutzten nur mein Reiſegefährte und ich und zwei Damen, die wir plötzlich zu Geſicht bekamen, den großen geräumigen Omnibus. Die Damen, dachte ich, ſeien wahrſcheinlich auf den Bahnhof gekommen, um Verwandte oder Bekannte zu empfangen, welche ſie erwarteten. Die Eine war eine ältere, etwas dürftig gekleidete Frau mit einen ſpähenden Blick, ſie ſaß und flüſterte immerfort der Anderen zu: dieſe war eine wohlgekleidete, vollendete Schönheit, jung und anmuthig, friſch wie eine Roſe; es war etwas ſo Zartes in dieſem jungfräulichen Antlitz; die großen blauen Augen hinter den langen dunkeln Wimpern hatten etwas reizend Träumeriſches; ſtill und faſt verlegen, ſchien es, ſaß ſie da. Als ſie uns verließ, war uns zu Muthe, als verſchwinde das Schönſte, was uns Badajoz zu zeigen habe.

Mein Reiſegefährte und ich erfriſchten uns und ruhten ein Stündchen in einem wirklich guten Hotel aus; Eſſen und Trinken war untadelhaft, die Zimmer hoch und luftig, grün angeſtrichene Altane mit Blumen und Töpfen nach der Straße hinaus. Wir machten eine kurze Wanderung durch die Stadt, und bald hielt unſer Omnibus wieder vor der Thür. Wir ſtiegen ein, und an uns vorüber ſchwebte die ſchöne Geſtalt, die junge, ſtille, träumeriſche Spanierin.

„Wie wunderſchön ſie war!“ ſagten wir Beide.

„Und doch nicht das Ideal!“ ſagte mein Reiſefreund; „man hat mir vor wenigen Augenblicken geſagt, wer ſie iſt. Das arme Kind der Sünde!“

Wenn der Bahnzug kommt, fährt die Alte oft mit ihr im Omnibus hinaus zur Station und zurück, um den Fremden ihre ſchöne Waare, die Schönheitsblume, zu zeigen, die das Ideal nicht war.

Wir fuhren dahin; es dauerte nur wenig Minuten, und wir verließen den ſpaniſchen Grund und Boden und waren über die portugieſiſche Grenze.

Hier wurde nicht nach Paß gefragt, nur nach dem Namen; ich ſagte den meinigen; man ſprach ihn ganz verkehrt aus und ſchrieb ihn gewiß noch fehlerhafter nieder. Ich fühlte mich erfreut und halb zu Hauſe, als ich das Land erreicht hatte, wo Freunde und eine neue Heimath meiner harrten; der ganze Weg war nun Eiſenbahn.

Welcher Uebergang, von Spanien nach Portugal hinein zu kommen! Es war wie vom Mittelalter in die Gegenwart hinein zu fliegen. Ringsum ſah ich geweißte freundliche Häuſer, eingefriedigte Wälder, bebaute Felder, und an den größeren Stationen waren Erfriſchungen zu haben. Man empfand gleichſam eine Strömung der Bequemlichkeit aus neuer Zeit, aus England oder der übrigen lebendigen Welt. Maleriſch ſchön mit ihren weißen Häuſern im Grünen ſtrahlte uns von der Höhe herab die erſte portugieſiſche Stadt Elvas.

Der Abend, finſter und regneriſch, ſtellte ſich bald ein; gegen Mitternacht fuhren wir an Abrantes vorüber und erreichten bald die kleine Stadt Entroncumento, wo die Eiſenbahn von der ſpaniſchen Grenze ſich an die Hauptbahn zwiſchen Liſſabon und Coimbra anſchließt. Wir fanden hier ein ganz großartiges modernes Bahnhofhotel, wenigſtens ſchien es mir ſo, der ich auf der ganzen Fahrt von Madrid hierher von aller dergleichen Bequemlichkeit abgewöhnt worden war. Der König von Portugal hatte, bei ſeiner letzten Durchreiſe von Spanien, hier übernachtet. Hier war ein großer ſchöner Saal, gute Reſtauration und Erfriſchungen. Selbſt Thee und Portwein waren hier zu haben; wir befanden uns ja mitten in der Heimath der Civiliſation.

Nach einer vortrefflichen Mittagsmahlzeit machten mein Reiſegefährte und ich uns ein Lager, ſo gut wir es vermochten, im Eiſenbahnwagen zurecht, der ganze Wagen ſtand uns zur Verfügung, wir wurden von keinem neuen Gaſt geſtört. Draußen goß der Regen herab, aber das vergaßen wir bald und genoſſen etwas Schlaf und Ruhe. In der Morgendämmerung näherten wir uns Liſſabon; der Tejofluß breitete ſich zu einem großen See aus, wir fuhren längs deſſen Ufer dahin, die Luft wurde heller, die Sonne brach hervor.

Gegen vier Uhr waren wir in Liſſabon, wo mein ſorgſamer Reiſegefährte mir einen Wagen verſchaffte und dem Kutſcher befahl, mich nach dem Hotel Durand auf dem Platze ruas dos flores zu fahren, grade dem Comptoirgebäude des Hauſes Tolades O'Neill gegenüber, aber es würde ja noch zu früh ſein, dort anzuklopfen.

Die Straßen waren noch ganz menſchenleer, im Hotel ſchliefen Alle, und als ich nach langem Klopfen einen Menſchen habhaft wurde, verſicherte mir derſelbe, daß alle Zimmer beſetzt ſeien, daß ich indeß im Speiſeſaal einen Stuhl zum Sitzen bekommen könne. Das war grade nicht ſehr angenehm, und auch das nicht, daß das Haus O'Neill's in der Stadt von ihm nicht bewohnt wurde; er wohnte eine halbe Meile außerhalb der Stadt, in dem Landhauſe Pinieros; es war gerade Sonntag, und Niemand, ſagte man mir, käme zur Stadt.

Ich mußte alſo, ſo ermüdet ich war, baldigſt einen Wagen holen laſſen und hinaus fahren. Es ging fort durch Straßen und über Plätze, durch enge Gaſſen mit armſeligen Häuſern, zum Thor hinaus zwiſchen verfallenen Mauern auf der Landſtraße nach Cintra. Die große Waſſerleitung über das Alcantara-Thal und die vielen laubreichen Gärten verliehen den Umgebungen Schönheit. Bauersleute, Männer und Frauen auf ihren Eſeln, knarrende, ſchwerbelaſtete Wagen und ſchreiende Bettler dicht am Wege machten das Ganze lebendig.

Endlich lenkten wir zwiſchen einigem Mauerwerk auf einen ſteilen mühſamen Weg ein, der zu einer einzigen alten Villa auf einer der höchſten Höhen führte; es war Pinieros, was mit Pinienbaum überſetzt werden kann.

II.

Meine neue Heimath. Arcos dos aquas livres. Der einſame Park. Die Villa des Marquis von Fronteira. Häusliches Leben. Eine romantiſche Geſchichte. Nächtliche Ruhe. Der Geſang der Nonnen. Friedhof St. Johannes.

Der Kutſcher klingelte; zwei lebhafte, faſt erwachſene Knaben, die Söhne O'Neill's, empfingen mich mit fröhlichen Geſichtern und ſchleppten mein Gepäck hinein. Frau O'Neill trat mir vergnügt entgegen und bald flog Georg, der Freund, den ich beſuchte, mir um den Hals. Er und Landsleute mit däniſchen Schiffen auf dem Tejo hatten den Danebrog zum Gruß aufgezogen, als ſie mich mit dem franzöſiſchen Dampfſchiff kommend wähnten; als dieſes der Fall nicht war, dachte er, ich ſei nun in Badajoz, dahin hatte er telegraphirt, dahin hatte er mir entgegen reiſen wollen; auch nach Madrid hatte er mir Briefe geſandt, die ich aber nicht erhalten hatte. Wie war er wenig verändert, und doch älter! Die Augen lächelten mit demſelben Jugendglanz, alte Zeiten tauchten in der Erinnerung auf — unſere erſte Begegnung, das Zuſammenleben der Jugendjahre. Es gehören viele Worte dazu, um das zu erzählen, was das Herz in einer Summe beſitzt, man ſieht es in einem Blick, wie man die Blume mit ihren vielen Blättern ſieht.

Das Frühſtück wurde heute früher als gewöhnlich aufgetiſcht, und nach demſelben ſchlief ich vier volle Stunden ununterbrochen, ſtand darauf geſtärkt und erfreut nach allen Reiſebeſchwerlichkeiten auf. Nach einem Aufenthalt von ein paar Tagen hier war es mir, als hätte ich Jahre lang das Haus, die Familie und den Geſichtskreis ringsum gekannt; derſelbe war zu ausgedehnt, um in einem Bild gezeichnet zu werden, aber mit Worten läßt ſie ſich wiedergeben; hier ſind ſie, wie ich ſie damals niederſchrieb.

Pinieros wird die Höhe und das Landhaus genannt, welches wir hier bewohnen; es iſt ein altes, etwas baufälliges zweiſtöckiges Landhaus mit roſenfarbenen Mauern, grün angeſtrichenen Thüren und Fenſterrahmen, wie in der Mehrzahl der älteren Häuſer in Liſſabon. Eine Reihe Portraitbüſten prangen auf dem Dachgeſims. Im Gebäude ſind eine Menge Zimmer und Kammern, mehre ſtehen ganz leer und es befindet ſich in jedem ſolchen nur eine Bettſtelle, ein altes Bild oder ein einzelnes hingeſtelltes Hausgeräth. Die Ausſicht erſtreckt ſich weit ringsum, über grüne Höhen und Thäler; der Weg nach Cintra geht dicht vorüber durch Dörfer, welche in langer Ausdehnung eine fortgeſetzte Straße bilden, die als eine Vorſtadt Liſſabons erſcheint. Noch ſpät im Mai ſind die Höhen grün wie in Dänemark. Kleine Maisfelder blicken hervor zwiſchen den vielen Quintas, mit welchem Namen man Landhaus und Garten bezeichnet. Ringsum in den Getreidefeldern wachſen Oelbäume, das üppige Wachsthum und die Friſche, die vielen Baumgruppen verleihen dem Ganzen etwas Verwandtes mit der Landſchaft Kent. Gegen Weſten ſind die Horizonthöhen mit kleinen Windmühlen beſetzt, eine dicht an der andern, als bildeten ſie eine ganze Befeſtigungslinie; ein wenig ſüdwärts erhoben ſich maleriſch die Berge Cintra's, auf deren oberſtem Kulm man das alte Schloß mit ſeinen Thürmen deutlich ſieht. Zuweilen ſenken ſich Wolken auf das ganze Gebirgsland herab und daſſelbe iſt dann gleichſam verſchwunden. Die Fenſter meines Zimmers gingen grade nach dieſer Seite und nach einem Theil des Alcantarathals, über welches dahin, keck und großartig, auf ſchwindelig hohen Bogen der große Aquäduct, Arcos dos aquas livres, der Bogen der freien Gewäſſer, ſich erſtreckt. Grüne Höhen mit Gärten und die Mauern der Stadt, verdecken Liſſabon faſt ganz, nur ein Theil der weſtlichen Vorſtadt und die gegen Oſten liegenden Höhen mit Klöſtern und Caſernen ſind zu ſehen. Im Horizonte hinter Stadt und Fluß erhebt ſich Palmella mit den Bergen St. Luis und Monte Arrabida.

Von der ſich abwärts jäh erſtreckenden Mauer des Gartens iſt die Ausſicht namentlich von der mächtigen Waſſerleitung beherrſcht, die ſich auf fünf und dreißig Bogen über die Tiefe hinſtreckt, hohe Bäume und vierſtöckige Häuſer liegen ihr gleichſam zu Füßen. Ganz oben iſt ein gewölbter Gang, hoch und breit genug für die Arbeitsleute, welche häufig den Canal reinigen und ausbeſſern müſſen; derſelbe hat kleine offene Thürme, durch welche die friſche Luft auf das fließende Waſſer wirken kann, es iſt eine Art bedeckter Gallerie mit einem offenen ſchmalen Gang für Fußgänger. Von hier aus pflegte ein Räuber, welcher vor etwa zwanzig Jahren in der Gegend hauſte, ſeine Opfer in den Abgrund zu ſtürzen. Man erzählt von dieſem Unmenſch, welcher endlich in die Hände des Gerichts gelangte, daß er die Frage, ob er niemals Gewiſſensbiſſe gehabt hätte, im Allgemeinen mit „Nein“ beantwortete, nur ein einziges Mal, fügte er hinzu, als er eine junge Frau von der Waſſerleitung herabgeſtürzt hatte und nun ihr kleines Kind ergriff und es hoch in die Luft warf, damit es der Mutter hinterdrein käme: die Kleine mochte geglaubt haben, daß er mit ihr ſpielen wolle und habe in ihrer Freude die Arme nach ihm ausgebreitet und ihn angelacht, und dieſes Lachen, dieſer Blick ſeien ihm unangenehm geweſen, er habe ſie nicht vergeſſen können.

In jeder Beleuchtung, wenn die Wolken ihren Regenſchleier auf die Felder herabſenkten, wenn die Sonne aus wolkenloſem Himmel ſengte, wenn gegen Abend ein regenbogenfarbener Schein ſeinen Ton der Luft mittheilte, ſo auch in dem hellen Mondſchein, war der Aquäduct eine mächtig gebieteriſche Geſtalt, welche die ganze Landſchaft beherrſchte. Die fernen hochliegenden Windmühlen erhoben ſich in der Ferne ein Stück über den Bogen und rundeten ihre Linie ab.

Der Garten Pinieros war von einer Mauer umſchloſſen, welche an der Vorderſeite des Hauſes jedoch leicht zu überklettern war; ein biſſiger Hund, deſſen Kette ſich bis an den offenen Thorweg vorüber erſtreckte, bewachte den Eingang; auch eine frei umherlaufende Dogge hatte Wächterdienſt, und vor der Hausthüre ſaß auf hoher Kletterſtange ein kleiner luſtiger Affe und zeigte die Zähne. Dieſer fand großes Vergnügen daran, die Wand hinaufzuklettern und durch die Fenſter im oberſten Stockwerk hineinzugucken, auch ſprang er gern der Bulldogge auf den Rücken und ſaß dort als Reiter.

In den Nebenhäuſern war Stallung und Badezimmer, außerdem ein Capelle, dem Heiligen Antonius geweiht, zwei Cypreſſen ſtanden als Kirchendiener vor derſelben. Das Waſſerbaſſin war baufällig und faſt ausgetrocknet, in den kleinen Behältern ſchwammen Goldfiſche umher; die däniſche Flagge wehte nach der Straße hinaus. Alte niedrige Cederbäume bildeten einen undurchdringlichen Schutz gegen die ſengenden Sonnenſtrahlen und längs der Mauer dehnte ſich eine Allee, die zum Scheibenſchießen und zur Promenade diente.

Bei meiner Ankunft war der Garten noch im beſten Flor. Hier war ein Gewimmel von Roſen und feuerfarbenen Geranien; Schlingpflanzen, dem Waldmeiſter nicht unähnlich, hingen mit den Paſſionsblumen wie große Teppiche über Gemäuer und Gebüſch. Die weißen Blüthen des Hollunders neben den rothen Granatblumen lieferten die däniſchen Farben. Die Felder ringsum trugen hohe Cacteen, Weinlaub und dunkle Cypreſſen, aber ſie zeigten zugleich ſo viele Blumen und Pflanzen, welche die Gedanken nach Dänemark lenkten. Im Getreide ſtand der rothblühende Mohn und die blaue Cichorieblume, das Gänſeblümlein blickte gar heimiſch aus dem grünen Graſe hervor, und die Oelbäume erinnerten an unſere Weiden. In Wahrheit, ich fühlte mich heimiſch hier und ſehnte mich gar nicht nach der großen Stadt, die ſo nahe lag.

Ganz in der Nähe von Pinieros, in dem Thale, nach der Landſtraße hinaus liegt eine Villa mit einem bedeutenden Park, welche dem Sohn eines reichen Banquiers gehört; hier wurde vor nicht vielen Jahren Feſt auf Feſt gefeiert, damals ſtand der Park in hohem Reize und hatte ſogar ſein Theater, reich und geſchmackvoll ausgeſtattet; der Beſitzer ließ hier vor ſeinen vornehmen Gäſten Operetten aufführen, ſelbſt die Königin Maria da Gloria ſtellte ſich dazu ein. Das Theater brannte ſpäter nieder und ſtand dann eine Zeitlang unter Aufbau, jetzt ſchien es, als ſei die Arbeit eingeſtellt. Der Park ſelbſt mit ſeinen Treibhäuſern und chineſiſchen Luſthäuſern, die coloſſalen Regenſchirmen ähneln, iſt wie die Canäle und Gänge verödet und machen einen traurigen Eindruck der Verlaſſenheit; ich mußte an die Schilderung Walter Scott's von dem Garten bei Kenilworth denken, wo Graf Leiceſter die Amy Robsart beſucht. Ein außerordentlich langes und breites Baſſin, überwuchert von blühenden Callaes, zog meine Aufmerkſamkeit an, ſo wie auch zwei Rothdornbüſche, die indeß mit verwelkten Blüthen da ſtanden und das ihrige dazu beitrugen, die Verödung zu ſteigern, in welche der ganze Park hinzuſinken ſchien. Ein vereinſamter Schwan ſchwamm in der kleinen Waſſerpfütze umher, die noch unter der hinfälligen Hängebrücke übrig war. Das Schloß, erfuhr ich, war vom Beſitzer bewohnt, aber ich wurde Niemand dort gewahr, auch nicht im Garten, mit Ausnahme des alten Pförtners, welcher gewiß von den früheren lebhaften Tagen hätte erzählen können, als eine prächtige Equipage nach der andern durch das prächtige Thor rollte, als Raketen in die Luft ſtiegen und tauſende von Lampen leuchteten.

Ich wanderte unter den hohen Bäumen einher; ein paar Hunde mit Fuchsköpfen zeigten mir die Zähne von einem großen umgeſtürzten Baum in dem hohen wildwachſenden Gras her; die Seitengänge waren zugewachſen, die Treibhäuſer ſtanden leer, die Luft im Park war ſchwer und mit den Ausdünſtungen vermoderter Pflanzen angefüllt; ich wurde übel gelaunt bei dem Aufenthalt hier.

Einen lebhaften und dazu eigenthümlichen Eindruck macht dagegen eine andre nicht weit von hier liegende Villa mit ihrem Garten; ſie iſt in italieniſchem Styl, altmodiſch heimiſch, und gehört dem Marquis von Fronteira.

Eine hohe Terraſſe verbindet das Hauptgebäude mit einer kleinen Capelle und führt in einen Orangenhain; die ganze Terraſſe prangt mit Marmorbüſten von portugieſiſchen Königen, man kann hier ſeine hiſtoriſchen Kenntniſſe in dieſer Richtung auffriſchen oder darüber ſtaunen, wie gering ſie ſind. Die Wände der Gallerie zeigen ſonderbare große Bilder in Moſaik, alle Frauengeſtalten, ſo z. B. die Geometrie, die Aſtronomie, die Poeſie u. ſ. w. Unterhalb der Terraſſe befindet ſich ein großes Baſſin mit Booten, in welchen man unter hängenden Trauerweiden und Pfefferbäumen an kleinen Grotten vorüberrudern kann, die mit Conchylien aller Arten ſeltſam ausgeſchmückt ſind. Im Speiſeſaale ſieht man in natürlicher Größe das Portrait von dem Stammvater des Geſchlechts, Don Pedro de Mascarenhas, welcher die hohe Stellung eines Vicekönigs in Indien bekleidet hatte; ſeine Kriegsthaten ſind an den weißen und blauen porzellanenen Fließen abgebildet, welche die Wände bekleiden.

Der Marquis de Fronteira, zu welchem mich George O'Neill führte, empfing uns mit großer Herzlichkeit, ſagte mir, daß ſein Haus mir offen ſtehe und daß er hoffte, ich würde, da ich in der nächſten Nachbarſchaft wohnte, ihn und den Park oft beſuchen.

Ich fühlte mich bald heimiſch in der Umgebung von Pinieros und namentlich auf unſerer Villa. Frau O'Neill erzählte intereſſante Erinnerungen aus ihrer Kindheit, aus den Zeiten des Don Miguel; der älteſte der Söhne, Georg, welcher gut Fortepiano ſpielte, beleſen war und ſich für die Natur intereſſirte, ſchloß ſich bald an mich; der jüngere Sohn, Arthur, hübſch und flink zum Voltigiren und auf ſeinem Pferde dahin zu jagen, intereſſirte mich durch ſeine friſche Lebhaftigkeit; der Vater, mein Freund George O'Neill, verbrachte den ganzen Tag, Sonntags ausgenommen, in ſeinem Comptoir, aber gegen Abend ſahen wir ihn, und ſtets fröhlich und lebensfriſch, wir ſprachen dann däniſch mit einander von der alten Zeit in der Heimath, und wurde nun die Guitarre von der Wand herabgeholt oder der Sohn George ſetzte ſich an's Clavier, ſo ſang der Freund mit ſchöner voller Stimme aus Martha und Rigoletto. Noch war im Hauſe eine junge begabte Dame, die Lehrerin der Kinder, geboren und erzogen in Portugal, aber von deutſcher Abkunft. Ueber die Geſchichte ihrer Eltern war ein ganzer romantiſcher Duft verbreitet. Die Mutter war, ſo weit ich mich deſſen entſinne, aus Hannover und hatte als kleines Kind mit ihren Eltern und Großeltern Europa verlaſſen; das Schiff, welches ſie nach Amerika führen ſollte, verfehlte den Cours, Einer nach dem Andern ſtarb vor Hunger, das Kind lag ſchlafend auf den todten Körpern. Eltern und Großeltern waren Leichen. Die Matroſen empörten ſich gegen den Capitain, ſie ſagten, er habe es nicht verſtanden, das Schiff zu führen, ſie warfen ihn lebendig in's Meer. Die alte Dame vermochte ſpäter niemals dieſes Ereigniß zu vergeſſen, welches ſie als Kind ſah und erlebte. Das Schiff ſcheiterte an der Küſte von Portugal, ſie wurde gerettet; ſo war ihr Eintritt in Portugal, wo ſie blieb und noch als alte Frau lebt. Der Mann war gleichfalls in Deutſchland geboren, hatte als Freiwilliger die Schlacht von Waterloo mitgemacht, war ſpäter zu Fuß nach Italien gewandert, war dort von Räubern gefangen genommen worden, die ihn jedoch, da ſein Ranzen nur ein paar Hemden und Strümpfe enthielt, wieder freigaben und obendrein Reiſegeld ſchenkten. Er kam nach Portugal, wurde, glaube ich, Profeſſor der lebenden Sprachen, verheirathete ſich und ſtarb vor einigen Jahren. Ich ſprach mit der alten Dame, mit ihren liebenswürdigen ſchönen Töchtern und flinken Söhnen; die Geſchichte der Eltern ſtrahlte Romantik in meine Stimmung hinein, und dieſe hob ſich durch die ganze Umgebung.

„Hier iſt es jetzt ſo ſicher wie in Dänemark,“ ſagte man zu mir. „Sie können ſo ruhig ſchlafen, als lägen Sie in Kopenhagen; die Räuber, die vor Jahren hier hauſten, ſind gehenkt; wir haben einen biſſigen wachſamen Kettenhund und im Schlafzimmer ein geladnes Gewehr; ſie können auch eins bekommen, wenn Sie es wünſchen.“

Die erſte Nacht erwachte ich dadurch, daß der Himmel meiner Bettſtelle auf mich niederſtürzte; das war eine Art von Ueberfall, wenn auch nicht grade wie ich es mir dachte; die Ratten ſprangen umher auf dem Boden in dem alten Hauſe, es klang wie Fußtritte; ich ſtand die erſte Nacht mehre Male auf und blickte in den Garten hinaus; dort ſtand ein Roſenbuſch, weiter war es nichts, aber beim erſten Blick ſah derſelbe in der Dämmerung wie eine liegende lauernde Geſtalt aus; der Wind machte ihn nicken wie der Commandant in Don Juan, da bemerkte ich erſt, daß es nur ein blühender Baum war. Ich ſah über die Felder hinaus; unten im Thale in dem Hohlweg ſchritten

Männer mit flammenden Fackeln einher; was hatte das zu bedeuten? Wahrſcheinlich leuchteten ſie ſich nach Hauſe längs des holprigen Weges. Aus dem Hauſe des Nachbars ſchallte ein entſetzliches Gebrüll. Es war dort ein Löwe in die Familie aufgenommen worden, ein Löwe aus Afrika; aber derſelbe war angebunden, ſagte man mir, angebunden wie ein anderes biſſiges Hausthier. Der Wind heulte die erſte Nacht gewaltig, er heulte jede Nacht in derſelben herbſtlichen heimathlichen Weiſe; ich hörte ihn wie damals als er mir von „Waldemar Daa“ und „Eine Geſchichte aus den Sanddünen“ erzählte. Ich dankte Gott, daß ich mich nicht auf dem Meere befand.

„Draußen, ein paar Meilen von der Küſte, kann es Windſtille ſein,“ ſagte man. „Das iſt der portugieſiſche Küſtenwind, welcher das Klima Portugals ſo geſegnet und geſund macht.“

Es knackte in dem alten Hauſe, die Bäume draußen beugten ſich vor den Windſtößen; wie war das heimathlich und doch war ich meilenweit von meinem Vaterlande entfernt.

An dem erſten Sonntag meines Hierſeins und ſpäter noch einige Mal ging ich am frühen Morgen mit Frau O'Neill und den Söhnen zur Meſſe in das naheliegende Nonnenkloſter; hier war ſchöne Muſik und die kleine Kloſterkirche ſtimmte zur Andacht; wir mußten auf dem kalten ſteinernen Fußboden niederknien, Räucherduft und Melodien umwallten uns. Eine Kirchenmuſik, die ich hier hörte, war von großer Wirkung, ungeachtet ſie von alten Frauenſtimmen ausgeführt wurde; der Geſang rollte dahin in großen Tonwellen, einzelne Stimmen ſetzten ſchwach ein, ſchwellten immer höher um wieder zu ſinken; aber in dieſem Sinken, dieſer hinſterbenden Harmonie hoben ſich wieder andere Stimmen, die immer mehr an Fülle zunahmen, um wieder hinzuſterben; es war Strophe und Antiſtrophe. Ich dachte dabei an das Hinwallen des Menſchengeſchlechts gegen das Ewige.

Zwiſchen dem Kloſter und Liſſabon ſelbſt, jedoch näher an der Stadt, liegt auf einer Höhe mit weiter Ausſicht über den Tejofluß einer der größeren Beſtattungsorte der Stadt, der St. Johannis-Friedhof. Der mittelſte Platz wird von einer Capelle eingenommen, in deren vielen Niſchen Heiligengeſtalten in Marmor prangen; aber eine ſchlechtere Arbeit habe ich nicht geſehen, das ſind Carricaturen von Heiligen, entſetzliche Idiotengeſtalten, die Arbeit iſt eine Verſündigung gegen den reinen Marmor. Von der Capelle aus erhebt ſich in Alleen ein Marmormonument neben dem andern, wie kleine ſchwere Thürme oder aufgeſtellte Pyramiden geformt; man geht hier wie in einem Garten der Kindheit der Bildhauerkunſt.

Den größeren Friedhof ſah ich nicht, derſelbe führt den Namen „Prazeres“, das heißt „Vergnügen“, das plaisir der Franzoſen. Man muß denken, daß ein Humoriſtiker dem Ort Namen gegeben hat; ebenſo eigenthümlich iſt auch der Name des Schloſſes der Königin; es heißt Neceſſidades, Nothwendigkeit.

Um die Mauern der Stadt herum iſt der Weg ſehr lang, Alles dehnt ſich weit und das Fahrgeld iſt unglaublich theuer. Für eine Tour von ungefähr zwei Stunden mußte ich jedesmal 2,700 Reis (ungefähr 4 Thaler bezahlen.

III.

Liſſabon. Camoens. Caſtilbo. König Fernando. Rückblick in die Geſchichte Portugal's. Das Feſt Corpus domini

Nach allen den Beſchreibungen von Liſſabon, die ich kannte, hatte ich mir im Voraus ein Bild von dieſer Stadt gemacht; aber wie ganz anders hell und ſchön lag ſie nun vor mir in der Wirklichkeit. Ich mußte fragen: Wo ſind hier die ſchmutzigen Gaſſen, von welchen ich geleſen habe, das Aas, welches man auf dieſelben wirft, die wilden Hunde und die jammervollen Geſtalten aus den afrikaniſchen Beſitzungen, die ſich hier mit weißem Bart in der ſchwarzen Haut und mit ekelhaften Krankheiten behaftet umhertreiben ſollen? Ich ſah nichts von dem Allen, und als ich darnach fragte, antwortete man mir, daß es in eine Zeit von gegen dreißig Jahren zurück gehörte; Viele erinnerten ſich ſehr wohl daran. Jetzt ſind hier breite reine Straßen, freundliche Häuſer, deren Wände mit blanken porzellanenen Fließen, mit Zeichnungen, blau in weiß, prangen, Thüren und Altane ſind grün oder roth angeſtrichen, zwei Farben, welche überall hervortreten, ſelbſt an den Tonnen der

Waſſerträger. Die öffentliche Promenade, ein langer, ſchmaler Garten mitten in der Stadt, iſt Abends durch Gas erhellt, es wird hier muſicirt, und von den blühenden Bäumen ſtrömt ein Duft, der faſt gar zu ſtark iſt: es iſt als ſtünde man in einem Spezereiladen oder in einer Conditorei, wo gerade Vanille-Eis zubereitet und herumgetragen wird.

In den Hauptſtraßen iſt Leben und Verkehr; leichte Cabriolets jagen dahin, ſchwere Bauernwagen von antediluvianiſchem Aeußeren bewegen ſich langſam, von Ochſen gezogen; hier ſieht man einen Milchbauer, er iſt zu Fuß, hat zwei oder drei Kühe bei ſich, dieſe werden auf der Straße gemelkt; in der Regel iſt noch ein großes Kalb mit ledernem Maulkorb verſehen dabei: daſſelbe darf nur ſeine beſtimmte Portion Milch bekommen. An den Straßenecken prangen große Theaterzettel, das Opernhaus war während meines Aufenthaltes geſchloſſen; Circus Price, woſelbſt kleine Singſpiele und Operetten aufgeführt wurden, ſo wie das Theater Maria secunda, waren die am meiſten beſuchten; letzteres iſt kein großes, aber ein ſehr ſchönes Gebäude mit Säulenreihen und Statuen und liegt auf einem großen Platz, der mit Bäumen bepflanzt iſt und eine höchſt zierliche Moſaikpflaſterung zeigte. Von hier erſtreckt ſich die breite Goldſtraße, Rua do Ouro: dort wohnen alle Goldarbeiter, Laden bei Laden ſtrahlen hier Ketten, Orden und dergleichen Herrlichkeiten. Von dieſer Straße aus gelangt man auf den größten Platz der Stadt, la praça do comercio, welcher ſich bis an das offne, mit Fließen belegte Ufer des Tejofluſſes erſtreckt, wo die Schiffe liegen. Zu beiden Seiten hebt ſich die Stadt terraſſenförmig in bedeutender Höhe. Das große Hotel Braganza liegt ſo, daß man von deſſen Kellerfenſtern aus über das Dach eines fünfſtöckigen Hauſes in der Straße unterhalb ſieht. Die vielen höher liegenden Straßen und Gaſſen werden durch Brückenwölbungen über die niedrigeren Theile der Stadt hin verbunden; Liſſabon erhält hierdurch ein mit Genua und Edinburgh verwandtes Ausſehen.

In dem höchſtliegenden, verkehrreichſten Theil der Stadt ſoll ein Monument für Camoens errichtet werden; der Platz iſt ſchon mit Bäumen und Blumen bepflanzt, das Fußgeſtell ſteht ſchon da, aber die Statue noch nicht, dieſelbe wurde nicht gut geheißen; eine neue iſt in Arbeit.

Ich fragte: „Wird der Sklave des Camoens auch auf dem Monument ſein?“ — Ich dachte mir dieſen auf dem Fußgeſtell ſitzend, die Hand ausſtreckend, wie er zur Lebzeit des Camoens hier in den Straßen ſaß und für ſeinen armen verlaſſenen Herrn bettelte, welcher nahe daran war, Hungers zu ſterben.

„Solche Darſtellung,“ antwortete man mir, „würde ja ein fortwährender Vorwurf für die Nation ſein, die nicht an ihren großen Dichter dachte, während er lebte.“

Wie das Monument wird, weiß ich nicht, ſein eigenes Werk wird ſtets ſein beſtes Monument bleiben, durch daſſelbe iſt der Name Portugal's, mehr als durch blutige Kriege und Entdeckung von Ländern, in das Bewußtſein aller Nationen übergegangen. Sein Leben giebt Stoff zur Dichtung und iſt auch benutzt worden; der Portugieſe Garret hat Berühmtheit durch ſeinen „Camoens“ gewonnen, und von Tieck haben wir die ſchöne Novelle: „Der Tod des Dichters“.

Luis de Camoens wurde im Jahre 1517 geboren und ſtammte von einer ſpaniſchen Familie ab; in ſeiner früheſten Jugend verlor er ſeinen Vater durch einen Schiffbruch. Die Mutter war arm, ſandte aber doch den aufgeweckten Knaben auf die Univerſität zu Coimbra. Eine Liebesgeſchichte und einige ſatiriſche Gedichte waren Schuld daran, daß er das Land verließ und in Afrika Theil an dem Kampf gegen die Mauren nahm; hier begann er ſein großes Werk, die Luſiade, führte, wie er ſelbſt ſagt, in der einen Hand die Feder, in der andern das Schwert. Er kehrte wieder nach Liſſabon zurück, aber ſein Dichtertalent wurde nicht anerkannt, weshalb er wieder fortzog, nach Goa ſegelte und rühmlichen Theil an dem Kriege nahm; ein ſatiriſches Gedicht von ihm erweckte das Mißbehagen des Vicekönigs, und er wurde nach Macao an der chineſiſchen Küſte verbannt, hier wurde er bei dem Erbſchaftsgericht angebracht. Während der fünf Jahre, die er ſich hier aufhielt, vollendete oder richtiger ſchrieb er die ganze Luſiade. Es iſt nicht nur die Seefahrt des Vasco de Gama, ſondern auch alles Große, Schöne und Rührende in der portugieſiſchen Geſchichte iſt in dieſem großartigen Gedicht aufgenommen, welches unter dem indiſchen ſonnenklaren Himmel geboren wurde. Man zeigt noch auf Macao eine Grotte, in welcher

Camoens die Niederſchreibung vollendete. Endlich bekam er Erlaubniß zur Rückkehr, aber das Schiff ſcheiterte auf der Fahrt nach Goa: doch gelang es ihm mit ſeinem Manuſcript nach einer Sandbank zu ſchwimmen, wo er ſich rettete. In Goa erging es ihm nur ſchlecht, ſeine Feinde brachten ihn in das Schuldgefängniß; aus demſelben befreit, kehrte er nach Portugal zurück; die Luſiade wurde gedruckt und erregte Aufmerkſamkeit. Don Sebaſtian, der ritterliche, romantiſche König Portugal's, gab dem Dichter eine jährliche Unterſtützung, aber wie gering auch dieſelbe war, ungefähr 250 Thaler, ſo hörte ſie doch beim Tode des Königs, als Philipp der Zweite von Spanien ſich Portugals bemächtigte, ganz auf. Camoens ſtarb im Elend in einem Hoſpital in Liſſaben. Sein ſchwarzer Sclave bettelte in den Straßen, um des Dichters Leben zu friſten. Er hinterließ nicht ſo Viel, daß dafür ein Leichentuch gekauft werden konnte, ein ſolches mußte geliehen werden. Niemand geleitete ihn zum Grabe, Niemand weiß, wo das Grab iſt. Bis zum letzten Augenblick, in der äußerſten Armuth, liebte er ſein Vaterland. In einem ſeiner letzten Briefe ſchreibt er von demſelben:

„Hoch, wie die Stirn Europas,
Iſt Luſitanien geſtellt,
Hier endigen der Erde Lande;
Und hier in des Meeres Wogen
Geht jede Nacht die Sonn' zur Ruh'."

Die portugieſiſche Literatur beginnt, wie alle Literaturen mit der Volkspoeſie; ſie wird abgelöſt von der Kunſtpoeſie, die hier Hofpoeſie, klingende Idylle wurde. Gil Vicente ſchlug in ſeinen Luſtſpielen wieder die volksthümlichen Saiten an, ſtieß aber auf großen Widerſtand, weil man dem, was man damals das Claſſiſche nannte, huldigte; die nationale Dichtung war im Begriff zu unterliegen, aber Camoens behauptete ihre Bedeutung und Größe durch ſeine Luſiade. Dieſelbe ſpendete Glanz und Glorie, aber bald folgte wiederum Finſterniß, Klingklang und Nachahmung, bis die Dichter wieder durch das volksthümliche Element ihre Bedeutung behaupteten; ſo Gomez, welcher die Tragödie Ines de Castro ſchrieb; Bocage, deſſen Lieder ins Volk gedrungen ſind; ſein Geburtsort, Setubal, wo er in Armuth lebte, errichtet ihm jetzt ein Monument. In unſerer Zeit greifen die Dichter, wie durch Inſtinct geleitet, wieder in die nationalen Saiten; hier müſſen namentlich Carvalho und Garret genannt werden, der Letztere hat Portugals Natur maleriſch beſungen und das große Gedicht „Camões“ geſchrieben.

Einer der bedeutendſten jetzt lebenden Dichter iſt Antonio Feliciano de Caſtilho, geboren in Liſſabon am Beginn dieſes Jahrhunderts. Er iſt mit einer Dänin, Fräulein Vidal aus Helſingör, verheirathet.

Caſtilho gehört einer Familie an, in welcher die Liebe zur Literatur erblich iſt. In ſeinem ſechſten Jahre bekam er die Blattern und verlor in dieſer Krankheit ganz das Geſicht; aber ſeine Neigung zum Studiren ſteigerte ſich ſtets; dieſe brennende Luſt im Verein mit ſeiner reichen Begabung, kam ihm dermaßen zu Statten, daß er ſich ſchon in ſeinem fünfzehnten Jahre beſonders Grammatik, Geſchichte, Philoſophie und Griechiſch angeeignet hatte. Durch Hilfe ſeines Bruders lernte er die claſſiſchen Verfaſſer kennen. Kaum vierzehn Jahre alt hatte er bereits einen lateiniſchen Vers geſchrieben, welcher Aufmerkſamkeit erregte; ſein erſtes Gedicht in der Mutterſprache war eine Elegie beim Tode der Königin Maria der Erſten. Er gab ſich indeß dem Studium der Botanik, Geſchichte und Phyſik hin. Mit ſeinem Bruder durchwanderte er die herrliche Umgegend von Coimbra; der Bruder lieh ihm ſeine Augen; mit ihm und durch ihn erfaßte er die Schönheit der ganzen Natur, ſo daß er ſich getrieben fühlte, ſie in einem Gedicht „der Frühling“ zu beſingen. Auch in Coimbra ſchrieb er die Idylle Echo e Narcisso, welche im Verlauf weniger Jahre mehre Auflagen erlebte. Er überſetzte den Ovid und entfaltete große Thätigkeit als Dichter.

Eine junge Dame, Maria Iſabel de Buena-Coimbra, wurde bei den Benedictiner-Nonnen in einem Kloſter einige Meilen von Oporto erzogen; nachdem ihre Erziehung beendet war, blieb ſie noch einige Zeit im Kloſter und las dort mehre claſſiſche und neuere Verfaſſer; ſie las das Gedicht Echo und Narciß und ſchrieb, ohne ſich zu unterzeichnen, folgende Worte an den Verfaſſer: „Wenn es eine Echo gäbe, würden Sie dann thun wie Narciß?“ — Nun begann ein Briefwechſel zwiſchen Caſtilho und der jungen Unbekannten. Nach einiger Zeit bat er ſie, ihm ihren Namen zu nennen. Sie ſchrieb ihm denſelben, der Briefwechſel wurde fortgeſetzt, und im Jahre 1834 wurden ſie verlobt und verheirathet. Drei Jahre darauf ſtarb ſie. Das Gedicht, welches er ihrem Gedächtniß weihte, ſtellen ſeine Landsleute neben das Beſte der Literatur.

Später vermählte er ſich mit Charlotte Vidal, deren Vater Conſul in Helſingör war. Mit ihrer Hilfe hat er mehrere lyriſche und erzählende Gedichte von däniſchen Verfaſſern, z. B. Baggeſen, Oehlenſchläger, Bove u. A., in's Portugieſiſche überſetzt.

Mein Freund George O'Neill führte mich eines Tages zu Caſtilho, welcher in einer hochliegenden Straße mit Ausſicht auf den Tejo wohnt, und hier, ſelbſt bei der ſtärkſten Sonnenhitze, zwei Mal täglich kühle Luftzüge vom Meere aus hat. Ich wurde wie bei alten Freunden und Bekannten empfangen. Frau Caſtilho, O'Neill und ich ſprachen Däniſch, wir ſprachen von dem fernen Dänemark, welches jetzt durch die Eiſenbahnen nicht mehr ſo fern iſt; die Städte, ja ſelbſt die Länder rücken einander näher, und durch den Telegraphendraht iſt ſelbſt Amerika jetzt unſer nächſtes Nachbarland geworden, nur einige Sekunden von uns, über das Weltmeer.

Der liebe Caſtilho ſprach lebhaft und jugendfriſch; er arbeitete um dieſe Zeit an einer Ueberſetzung des Virgil; der Sohn, der auch Dichter und ſehr talentvoll iſt, hilft dem blinden Vater. Die Tochter iſt jünger und hat prächtige Augen, gefüllt mit der Sonne des Südens; ich improviſirte ein kleines Gedicht zu ihr von den Sternen, die ich früher bei Nacht geſehen, jetzt aber am hellen Tage ſah.

Wenige Tage ſpäter erfreute Caſtilho und ſeine Familie mich mit einem Beſuch in meiner Heimath, O'Neill's Landhaus. Unter meinen Erinnerungsſchätzen habe ich von Caſtilho einige von ihm franzöſiſch dictirte Briefe, unter welche er ſelbſt nur ſeinen Namen hat ſchreiben können; meine Briefe an ihn waren däniſch geſchrieben, er gab die ſeinigen franzöſiſch und ſagt in einem derſelben: „Wir reden mit einander wie Pyramus und Thisbe, meine Frau iſt die Wand. Durch Hilfe der Frau Caſtilho werden däniſche Briefe und däniſche Dichterwerke dem blinden Dichter in portugieſiſcher Sprache mitgetheilt.

Ich war nur wenige Tage auf Pinieros, als ich durch O'Neill benachrichtigt wurde, daß Se. Majeſtät König Fernando mich in ſeinem Schloß in der Stadt empfangen würde; dieſes iſt früher ein Kloſter geweſen und liegt, wie dieſe faſt immer, ſehr ſchön, hat eine weite Ausſicht über den Tejofluß bis zu deſſen Ausmünden im Ocean.

Altmodiſch gekleidete Trabanten, was das Coſtum betraf, nicht ungleich den päpſtlichen Soldaten im Vatican, paradirten an der Haupttreppe. Ein Hofdiener führte mich nach dem höherliegenden Theil des Schloſſes, wo Graf de Foß, welchem ich empfohlen war, mich in einem großem mit Gemälden geſchmückten Zimmer empfing, welches zugleich den Anblick von wohl=

aufgeſtellten Waffen und Rüſtungen, ja gar von einer ganzen Rittergeſtalt zu Pferde, darbot.

König Fernando, ein hoher, ſehr ſchöner Mann, kam mir freundlich und wohlwollend entgegen, ſprach von meinen Schriften, von meinem Beſuch hier in Portugal und nannte in lobenden Ausdrücken die Familie O'Neill. Er ſelbſt führte mich umher in ſeinem ſchönen großen Garten, wo ſeltene Schlingpflanzen mit reicher Fülle von Blättern und Blumen die hohen Mauern deckten; wunderbar ſchöne Palmen mit großen Blattſchirmen verliehen Schatten. Hier war es außerordentlich ſchön. Der ganze alte verödete und verwilderte Park war durch die Sorgfalt und den Geſchmack des Königs in einen friſchen, reizenden Garten mit Glasplainen, Blumen und großen Glashäuſern verwandelt, in welchen die ſeltenſten tropiſchen Pflanzen wuchſen.

Beim Abſchied reichte der König mir die Hand und ſagte: „Ich nehme nicht Abſchied, wir ſehen uns wieder!“ Es war etwas ſo gutmüthiges, gerades und doch königliches in dem Weſen der Majeſtät, welches mir dieſen Beſuch lieb und unvergeßlich machte.

Wie bekannt iſt König Fernando, der Vater des jetzt regierenden Königs Luis. Auf meiner Rückfahrt längs des Quais und durch die Straßen nach Pinieros hinaus hatte ich Zeit, in Gedanken die Geſchichte der letzten drei und dreißig Jahre dieſes Landes zu verfolgen, welches ſo viele Kämpfe erlebt hat, jetzt aber in Ruhe und Segen zu gedeihen ſcheint.

Johann der Sechſte, König von Portugal und Braſilien, war unter conſtitutioneller Verfaſſung allein König in Portugal; Braſilien hatte ſich unabhängig erklärt unter ſeinem älteſten Sohne Don Pedro; der jüngere Sohn Don Miguel machte im jungen Alter ſchon den Verſuch, den Vater vom Thron zu ſtürzen; es gelang ihm nicht und er mußte das Land verlaſſen, wurde aber, nach dem Tode des Vaters, von der abſolutiſtiſchen Partei als der Erbberechtigte angeſehen, Don Pedro war ja Kaiſer von Braſilien; derſelbe hatte indeß ſeine Rechte der Erſtgeburt nicht aufgegeben, ſondern dieſelben, als er Portugal verließ, auf ſeine Tochter Maria da Gloria übertragen, welche in Wien am Hofe ihres Großvaters erzogen wurde. Als ſie ſich auf der Rückreiſe der Küſte Portugal's näherte, unterſagte Don Miguel ihr das Landen; ſie ging nach England und von dort nach Braſilien. Als Don Pedro bald ſeine Herrſchaft dort verlor, kam er nach Europa, um das Recht der Tochter zu ſchützen, und der Kampf zwiſchen den Brüdern und den Parteien begann.

Don Miguel war jung und leidenſchaftlich, liebte Thierkämpfe und die Freuden der Jagd; er war ein ausgezeichneter Reiter. — Es war eine finſtere unglückliche Zeit unter ſeiner Herrſchaft, man hat mir davon erzählt. Die Gefängniſſe füllten ſich mit politiſchen Gefangenen, in den Gefängnißkellern an der Tejo ſaßen Männer aus allen Claſſen der bürgerlichen Geſellſchaft. Um die Fluthzeit drang das Waſſer zu den Gefangenen hinein und ging ihnen bis hoch an den Leib; die naſſen Kleider und die Feuchtigkeit überhaupt riſſen Viele durch Krankheit hinweg, bevor ſie auf's Schaffot gelangten. Ein junger Mann im Gefängniß hatte ſo unleidliche Schmerzen, daß ſein Unterleib aufſchwoll; er bat um die Hilfe eines Arztes; ein ſolcher kam; barſch und zornig gebot er dem Gefangenen, den leidenden Körpertheil zu entblößen, beſah denſelben und verſetzte ihm mit ſeinem Stocke einen Schlag über den Unterleib, indem er ſagte: „Freß Er Gurken, ſo wird Er ſchon crepiren!" Täglich fanden am Marktplatze Hinrichtungen ſtatt. Es war eine Zeit voll Angſt und Entſetzen. Die Meiſten wußten noch davon zu reden, ſie hatte erſt ein Ende zu Anfang des Jahres 1833, als Don Pedro Sieger wurde.

Es war ihm wunderbarerweiſe geglückt, mit ſeiner kleinen Eskadre zu landen, Gott war mit ihm; ſchon war er mit ſeinen Truppen auf der anderen Seite des Tejofluſſes, Liſſabon gegenüber, welches noch in den Händen der Armee des Don Miguel war; dieſer ſelbſt war nicht weit davon, in Santarem. Noch an dem letzten Tage, an welchem er da war, wurden mehrere politiſche Gefangene auf dem Marktplatze zu Liſſabon gehangen; ſie hörten die Kanonenſchüſſe des Befreiers jenſeits des Fluſſes, aber für ſie war keine Stunde der Rettung. Mehrere Gefangene, die am folgenden Tage den Tod erleiden ſollten, wurden in die Capelle geführt, wo ſie in Geſellſchaft der Prieſter ihre letzte Lebensnacht zu verbringen hatten; durften ſie auf Rettung hoffen?

Die Liberalen waren für den legitimen Don Pedro und deſſen Tochter, die Abſolutiſten für Don Miguel; das Reſultat des Sieges wurde ein ſolches, daß dieſer weichen mußte. Welcher Jubel, die Luft dröhnte von Geſang und Freudengeſchrei. Eine Dame, die damals Kind war, erzählte mir, welchen Eindruck ſie in ihrem Erſtaunen und ihrer Unwiſſenheit von dem Ganzen bekam, als ſie dieſe leidenſchaftliche Aufregung mit anſah. Der Mittagstiſch ſtand gedeckt, die Kleine hatte ſich ganz allein an denſelben geſetzt. Niemand kam, ſie ſah ihre Mutter auf dem Altan ſtehen, die Freiheitsfahne in der Hand und die Freiheitshymne ſingend die Leute auf den Straßen jubelten und ſangen, dann drangen Leute in das Zimmer, umarmten ſich, lachten, weinten. Alle Gefängniſſe waren geöffnet worden, ſonderbare Geſtalten bewegten ſich im jubelnden Gewimmel.

Im Jahre 1834 hielt Maria da Gloria ihren Einzug; ſie ehelichte Herzog Ferdinand von Sachſen-Coburg-Gotha, welcher den Titel König bekam, und durch welchen ſie Mutter von zwei Töchtern und fünf Söhnen wurde. Der älteſte, Don Pedro der Fünfte, erhielt beim Tode der Mutter im Jahre 1853 die Regierung unter der Vormundſchaft des Vaters. Der junge König und zwei ſeiner jüngeren Brüder ſtarben im Verlauf einer Woche an einer Epidemie, die im Schloſſe herrſchte; man erinnert ſich mit großer Anerkennung und Liebe an ihn, ein Monument für ihn wird errichtet. Der vierte jüngere Bruder Luis, mit Victor Emanuels

Tochter Pia vermählt, iſt jetzt Regent. Das iſt die kurze hiſtoriſche Skizze, die anderswo beſſer zu leſen iſt, aber hier iſt dieſelbe als ein Gedankenfaden entſtanden, indem ich von meinem Beſuch bei König Ferdinand zurückkehrte.

Den Sohn, König Luis hatte ich noch nicht geſehen, ich ſah ihn zum erſten Mal bei dem Corpus-domini-Feſte, welches in der Hauptſtadt Portugals noch mit vielem Pomp gefeiert wird. Dieſes Mal ſollte es ſich jedoch nicht recht entfalten, der Regen ſtrömte vom Himmel. Die Königin nahm an der Feſtlichkeit nicht Theil, nur der junge König zeigte ſich. Die Proceſſion nahm ihren Anfang von der Kirche aus, machte aber gleich Halt wegen eines gewaltſamen Regenſchauers; erſt als der Regen nachließ, ſchritt ſie vorwärts, die Geiſtlichkeit an der Spitze, nach dieſer folgte zu Pferde St. Georg ſelbſt, eine große hölzerne Figur mit dem Spieß in der Hand, welche ſich bei dem Tritt des Pferdes hin und her bewegte. Hinterdrein folgte der Knappe des Ritters, ein wirklich lebendiger Menſch, und der Page, einer der ſchönſten Knaben, den man hatte ausfindig machen können; man ſah dem Kleinen deutlich an, daß er ſich fürchtete, allein auf dem großen Pferde zu ſitzen. Hinter dieſem wurde die Hoſtie unter einem prachtvollen Baldachin getragen; der König ſelbſt war unter den Trägern einer der Vorderſten. Er war ein junger ſchöner Mann, ſehr blond, mit außerordentlich ſanften Geſichtszügen; er war in Sammet und Seide gekleidet. Die ganze Proceſſion war noch nicht aus der Kirche hinaus, als der Regen herabzuſtrömen begann, der Zug hatte grade das Haus erreicht, wo ich auf dem Balcon Platz hatte, dicht an der Kirche, und kehrte nun wieder nach dieſer um, während nur die Geiſtlichkeit und die Figur des Sanct Georg nebſt Knappe und Page durch die Straßen zogen, in welchen ſich bei dem ſchlechten Wetter nicht viele Leute befanden, was ſonſt der Fall iſt, indem die Landbewohner, feſtlich gekleidet, hinzuſtrömen.

IV.

Ein Monat in Setubal.

Die Villa Dos Bonegos. Das Kloſter Brancanas. In der Campagne. St. Antonii-Feſt. Der Dichter Portella. Stiergefecht. Die Jeſuskirche. Silhouet von Setubal. Monte Arrabida. Eine vom Flugſand begrabene Stadt. Abendſtimmungen.

In der frühen Morgenſtunde, die Luft war hell und blau, ſelbſt die Wolken, die das Cintragebirge umlagern, waren verſchwunden, fuhren wir von Georg O'Neill's Villa nach Liſſabon hinein, es war etwa eine halbe Stunde Weges, und gingen ſofort an Bord des Dampfſchiffes, welches tägliche Verbindung mit der Eiſenbahn an dem ſüdlichen Ufer des Tejofluſſes unterhält, der hier breit iſt wie ein großer See; das Dampfſchiff braucht faſt eine ganze Stunde, um hinüber zu gehen.

Das Schiff war mit Reiſenden und Reiſegepäck überfüllt; die Fahrt begann, es herrſchte eine ſonderbare Stille und ein Ernſt am Bord; die Herren ſaßen und laſen die Zeitungen, die Damen verſteckten ſich unter ihren Sonnenſchirmen, man erhielt keinen Eindruck von der Lebhaftigkeit des Südländers, aber wohlwollend und höflich gegen den Fremden zeigten ſich Alle. Der Fluß breitet ſich landeinwärts aus, der Waſſerſpiegel ſchmilzt mit dem Horizont zuſammmen; beim Ausfluß in den Ocean wird er von den hervorſpringenden Ufern begrenzt, das ganze Ufer iſt bebaut, das königliche Schloß und das alte Belem ſpringen am meiſten hervor.

Die Sonne ſchien in die helle Luft hinaus und in das ſtille Gewäſſer hinab, und vor uns lag auf ſeinen ſtolzen Hügeln Liſſabon, erſt undeutlich, aber je nachdem wir weiter hinaus kamen, nahm es deutlicher die Geſtalt von großen Wogen von Häuſern und Paläſten an. Das ſüdliche Ufer, gegen welches wir hinüberſteuerten, erhebt ſich mit Kloſtergebäuden, Feſtungswerken und Pinienwaldungen. Ueber eine unendlich lange hölzerne Brücke erreichten wir dort den Bahnhof, von welchem der Zug nach Setubal abgeht.

Bevor die Eiſenbahn zu Stande kam, ging die Hauptlandſtraße bei der hochliegenden Feſtung Palmella vorüber, welche ſich wie eine Akropolis über die ausgedehnte Ebene erhebt; damals war der Weg ganz unſicher, Niemand reiſte ohne Escorte. Die alten großen Korkwälder hier ſind heutzutage von geringerer Ausdehnung als damals, theils ſind ſie gefällt, theils ſind ſie abgebrannt. Der Waldbrand ſoll mehrere Male ſo bedeutend geweſen ſein, daß man auf der anderen Seite des Fluſſes, ſelbſt in Liſſabon die Hitze von demſelben wahrnahm.

Die Eiſenbahn macht eine Biegung nach Oſten über eine ſandige Strecke mit Mais und Wein; die Umzäunung beſteht aus großen Aloepflanzen; eine Pflanzung von niedrigem Cactus mit gelben Blumen lag wie ein Netz über den loſen Sandboden hin und hielt den Sand nieder. Am Fuße der Höhe von Palmella wird die Gegend maleriſcher und bald taucht Setubal auf, das St. Ybes der Engländer, wo ein Orangenhain neben dem andern das Thal zwiſchen Palmella, St. Luis und Monte Arrabida bis gegen den Ocean hinab füllen.

Carlo O'Neill's Wagen hielt am Bahnhof, und bald fuhren wir durch einen Theil der Stadt hindurch, wo es nicht an grün angeſtrichenen Altanen fehlte, fuhren hinaus durch die Bogen der Waſſerleitung, bald im tiefen Sande, bald über harten, nackten Felsgrund. Der Weg ſcheint von ſelbſt entſtanden zu ſein, ein Naturweg, an mehreren Stellen ſo ſchmal, daß zwei Wagen an einander nicht vorbei können, bald wieder breit genug für vier. Im erſten Augenblick glaubte ich hier bei allen Biegungen des Wegs Telegraphenſtangen zu erblicken, aber bei näherer Betrachtung war es ein weit herrlicherer Anblick, nämlich blühende Aloen, eine dicht neben der anderen, jeder Blumenſtengel gewiß über zehn Ellen hoch mit etwa dreißig Verzweigungen. Sie nahmen ſich wie Bronzecandelaber aus, die an jeden Arm eine Schale mit gelben Blumen trugen. Vor mir auf der Höhe ſah ich die Feſtung Palmella, näher, zwiſchen mächtigen ſchattigen Bäumen, das jetzt öde Mönchskloſter Brancanas, und dicht an demſelben meine neue Heimath das Landhaus Carlo O'Neill's, Dos Bonegos (das Puppenhaus), ein Name, den die Umherwohnenden ihm gegeben hatten; die vielen Statuen, Büſten und Vaſen, mit welchen das Haus und die Terraſſen des Gartens geſchmückt ſind, hatten den Namen hervorgerufen.

Zur Phyſiognomie des Gebäudes gehört, daß hoch oben ſich eine ſauſende Windmühle befand, welche die Waſſerſtrahlen aus dem tiefen Brunnen nach den großen Baſſins hinaufhebt, von welchen aus es durch Röhren ſich erfriſchend in den Garten ergießt. Eine große prächtige Palme breitet ihren Schirm vor meinem Balcon aus, über das gemauerte Baſſin und den Springbrunnen hin. Der Garten theilt ſich in mehrere Terraſſen, eine breite ſteinerne Treppe führt von der oberſten hinab in eine große Blumenpartie. Welche Farbenpracht und welche Verſchiedenheit der Blumen! Selbſt aus den Mauerritzen ſchießen Nelken und Cactus hervor, die man im Norden in Treibhäuſern züchten würde. Die Pfefferbäume neigen ſich wie Trauerweiden über die großen Waſſerbehälter, in welchen die Goldfiſche ſchwimmen und die weißen Waſſerlilien wachſen. Steigen wir eine zweite ſteinerne Treppe hinab, ſo befinden wir uns in dem Obſtgarten. Die Citronen und Orangenbäume hingen voll Früchte, einzelne boten zugleich ihre weißen ſtarkduftenden Blüthen dar. Hier iſt Friſche, Ueppigkeit, Schatten und rieſelndes Gewäſſer. Von dem oberſten Waſſerbehälter, in welchem große Schildkröten umherſchwimmen, wird das friſche klare

Waſſer zu den verſchiedenen Gartenterraſſen nach mauriſcher Art durch Röhren und längs der Gartenmauer geleitet, und verliert ſich als Bewäſſerung eines jeden einzeln Obſtbaums. Etwas tiefer liegt der Weingarten mit ſeinem blattreichen Laub und den ſchweren ſaftigen Trauben.

Auf Pinieros war während der letzten Tage der Sommer endlich angebrochen, hier auf Bonegos befanden wir uns mitten in demſelben. Es herrſchte eine großartige Hitze, weshalb alle Thüren und Fenſter des Hauſes den größten Theil des Tages verſchloſſen blieben, kein Sonnenſtrahl vermochte hinein zu dringen; die Zimmer, die ſonſt hell und luftig mit Gemälden, Statuen und Gruppen geſchmückt waren, wurden halbfinſter; hier war Bibliothek, Badezimmer und Billard, und vor allem Andern, hier waren liebenswürdige Menſchen.

Am Tage war es im Garten nur unter dem Schatten der dichtbelaubteſten Bäume auszuhalten, und wollte man über einen Fleck gehen, wo die Sonne ſchien, ſo ſchritt man langſam dahin unter ſeinem ausgeſpannten weißen Regenſchirm. Morgens und Abends war es ein Vergnügen, in die ſtille ſchöne Luft hinaus zu treten. Welch paradieſiſcher Reiz ringsum! Ich empfand einen Frieden, eine Ruhe, wie ich ſie allen Menſchen gönnen möchte. Im Orangengarten wurde es am zeitigſten Nacht; die Dunkelheit ſchlich ſich zwiſchen die Bäume hinein, jedes Blatt wurde wie ſchwarzer Sammet, über welchem die herrlichen Feuerfliegen ſchwebten; die Lichter flimmerten von den weißen Häuſern Setubal's her, die hohen Sanddünen gegen das dunkelblaue Meer hin waren noch ſichtbar, und in einem Nu blitzten die Sterne hervor. All' dieſe Schönheit kann nicht gemalt, nicht mit Worten gegeben werden.

Ein enges Thal, mit Weinreben bewachſen, durch welches ein kleiner Fluß unter blühenden Granaten dahinſtrömt, bildet die Grenze zwiſchen der Villa und dem alten Trappiſtkloſter Brancanas, welchen Namen es nach ſeiner Stifterin Donna Branca Anna trägt. Hier wie überall in Portugal und Spanien wurden die Mönche bei der Revolution fortgejagt. Ein armes Ehepaar wohnt jetzt im Kloſter und beaufſichtigt das große verlaſſene Gebäude; nur ein hölzerner Stecken verſchließt das Thor; in der Kirche wird nicht mehr Gottesdienſt gehalten, derſelbe findet in einem der kleinen Zimmer in der Villa O'Neill's ſtatt, und hat daſſelbe nicht Platz für Alle, ſo knieen die Andächtigen im Garten vor der geöffneten Thüre der Capelle.

Unſer Nachbar Martinez hatte die Schlüſſel zur Kirche, zu den Zellen und Sälen des Kloſters; mit ihm beſah ich dieſelben; ringsum, indem man die Scheidewand zwiſchen den beiden nächſten Zellen eingeriſſen hatte, war aus dieſen ein großes Zimmer geworden mit der herrlichſten Ausſicht, theils über die Orangengärten des Thals, theils nach Setubal, nach der Bucht und dem offenen Meer hin. Oben lagen noch unverändert die Zellen der Novizen: ſie ſahen wie Gefängniſſe mit kleinen Gucklöchern aus. Hier hoch oben, gegen den inneren Kloſterhof hinaus, iſt ein großer, verſchloſſener Spaziergang, traurig und öde: man geht in einem langen Grabe, man denkt hier nur an Tod und Grablegung; aber wird das Thor nach dem Balcon hinaus geöffnet, deſſen Wände und Bänke mit porzellanenen Fließen geſchmückt ſind, dann ſtrömen Licht und Orangeduft herein und man hat den herrlichſten Anblick, der jedoch noch ausgedehnter von dem flachen Dach des Kloſters über die Zellen der Novizen hin iſt. Noch intereſſanter wurde mir hier Alles, als ich ſpäter zu Fuße, zu Wagen, oder auf meinem Eſel mich fern und nahe im Thale und auf den Bergen getummelt hatte, jeder hervorragende Punkt war mir nun ein bekannter Ort, deſſen ganzer Schönheit ich mich erinnerte. Der Kloſtergarten mit ſeinen Cypreſſen und Korkbäumen iſt durch keine Mauer und keinen Zaun von den umliegenden Gärten getrennt; in den groß ausſchauenden Landhäuſern wohnt nur die Gärtnerfamilie, der Eigenthümer liebt es in der Regel, in der Stadt zu bleiben.

An der Bergſeite Brancanas war ein dichtes Gebüſch, welches ſich ſonderbar genug, während der ganzen warmen Sommerzeit, grün hielt; über dem Gebüſch liegt eine Windmühle neben der andern. Die Gärten im Thale prangen mit Citronen- und Apfelſinenhainen, die mit Alleen von Weinlaub abwechſeln, deren Zweige ſich an gemauerte Bogen ſtützen; die Granatbäume ſtanden in ihrer Pracht mit den feuerrothen Blumen und glänzenden grünen Blättern, die Magnolien prangten mit großen glänzenden, weißen Lotusblüthen.

O'Neill's Sohn Carlos und ich beſuchten ein kleines ödes Kloſter an der Bergſeite unter Palmella; wir ritten von dort bis an die Feſtung hinauf; die Landſtraße hier, früher die einzige zwiſchen Setubal und Liſſabon, war jetzt nicht fahrbar für leichte gewöhnliche Wagen, wir ſetzten wie über Barricaden, große Steine lagen loſe umhergeworfen. Aber welcher Anblick, je höher man ſtieg! Tief unten die Orangengärten und Setubal, der Ocean, die ganze Bucht und der Adofluß, der ſich durch das Thal ſchlängelt.

Es wurde winterlich kalt hier oben, der Wind war durchdringend wie an einem Octobertag im Norden, ich war froh, daß ich meinen dicken Winterrock bei mir führte und anziehen konnte; endlich befanden wir uns unter den verfallnen Mauern der Feſtung und die Ausſicht gegen den Norden hin eröffnete ſich; vorn die Korkwälder gegen den Tejo hinab, an dem entgegengeſetzten Ufer Liſſabon von der ſinkenden Sonne beleuchtet, die Berge um Cintra in die blaue Luft emporragend. Es war nicht leicht, ſich von dieſem Anblick loszureißen; aber es wurde Abend, wir mußten heimwärts kehren; das Pferd, welches mein junger Freund Carlos O'Neill ritt, machte dreiſte Sprünge über Abhänge und Untiefen, während ich auf dem breiten Wege blieb, der aber auch halsbrechend genannt werden konnte; wir ſangen unſere Lieder, die Luft wiederhallte von portugieſiſchen und ſpaniſchen, däniſchen und ſchwediſchen Melodieen; ſo bald wir ſchwiegen, ruhte ein ſonderbares Schweigen auf der ganzen Gegend;

die Dunkelheit drang aus dem Dickicht hervor; hier ſchien die Scenerie einer ganzen Räubergeſchichte vorhanden zu ſein, und allerdings haben ſich hier mehr wie eine entfaltet: vor noch nicht zehn Jahren gehörte dieſe Gegend zu einer der berüchtigſten; man erzählte mir von einem jungen Gutsbeſitzer, bekannt wegen der Dreiſtigkeit, mit welcher er ſich bei den Stiergefechten zwiſchen die Hörner des Stiers warf und ſich emporheben ließ, wegen der Verwegenheit, die er auf der Wildſchweinjagd zeigte; er hatte es einſt ganz allein mit einem Eber aufgenommen, Beide ſtürzten zu Boden, und erſt dort gelang es ihm, das Thier mit ſeinem Meſſer zu tödten. Als die Räuber noch hier ihr Weſen trieben, ritt er eines Tages mit ſeinem Diener auf die Jagd, dieſer ſah von Ferne zwei Menſchenköpfe aus dem Gebüſch herauslugen und machte ſeinen Herrn darauf aufmerkſam. „Das hat nichts zu ſagen," antwortete dieſer; aber unter ſeinem Manta machte er das Gewehr zurecht, und als ſie ſich näherten, rief er: „Wer ſeid Ihr? Antwortet oder ich ſchieße!" Es folgte keine Antwort und die Kugel ging durch die Bruſt des Räubers, bevor dieſer ſein Gewehr abſchießen konnte; der zweite Räuber ſchoß nun, und flüchtete, aber in demſelben Augenblick traf ihn ein neuer Schuß des jungen Gutsbeſitzers in den Rücken. Es war damals zur Zeit des Unfriedens, jetzt iſt es hier ſicher, nur von hoch oben aus den nördlichen Provinzen hört man vereinzelt von Räubern und ihrem Weſen.

An einem der folgenden Tage machte ich bei warmem Sonnenſchein einen größeren Ausflug auf den naheliegenden Mont Luis. Carlos war zu Fuß und führte ſein Gewehr bei ſich in der Hoffnung auf Jagdbeute, ich ſaß auf meinem Eſel. Von den Weingärten, die von hohem dicken Rohr umzäunt ſind, gelangten wir auf pfadloſe Felder, mein Eſel wollte durchaus nicht vorwärts, Carlos mußte ihn an dem Zügel führen und unwillig erſtieg er den Bergpfad, welcher nur zu erkennen war, wo der Regen herabgeſtrömt hatte; bald ſtand uns Haidekraut, bald eine große blühende Diſtel mit ſchönen blauen Blumen entgegen; je höher wir kamen, deſto reicher wurde die Vegetation, hier wuchs in Menge eine Art dornloſer blaßrother Roſen, die verſchiedenſten Arten von Haidekraut, ein Reichthum von mir unbekannten Blumen und ſtark duftendem Grün; aber Weg und Steg verſchwanden ganz, die Steine rollten herab bei den Tritten des Eſels, er konnte nur mühſam ſteigen, immer geführt und angetrieben von Carlos, welcher wiederholt ſtrauchelte und dadurch den Gewehrlauf immerzu in die Nähe meines Geſichts brachte. „Iſt es geladen?“ fragte ich. „Ja!“ antwortete er und hob das Gewehr, aber bald ſenkte es ſich wieder; doch ringsum war ſo viel Herrlichkeit zu ſchauen, daß ich das Schlüſſelloch des Todes vergaß.

Einzelne Wolken lagen ſchwer über dem Monte Arrabida und ſandten Finſterniß in das zwiſchenliegende Thal hinab. Je höher wir hinauf gelangten, deſto höher erhob ſich am Horizonte der weitgedehnte Ocean. In der ganzen Natur herrſchte ein Ernſt, eine Stille, welche von keinem Vogel unterbrochen wurde, es war wie vor der Erſchaffung der Thiere. Mehrere Male mußte ich mich von dem mächtigen Anblick abwenden, weil mein Eſel dicht an dem jähen Felſenabhang ging und mir ein wenig ſchwindelte beim Hinausſchauen über die Tiefe.

Erſt nach einem Ritt von einer Stunde gelangten wir wieder abwärts auf ſichtbaren Bergpfaden; wir wurden ein einzelnes Haus gewahr, wohin wir ſteuerten, um dem Eſel Trinkwaſſer zu verſchaffen; wir übergaben ihn dem Bauer, der ihn an einen großen blühenden Lorbeerbaum band. Carlos meinte, er würde zum Schuß kommen, ich folgte ihm zu Fuß durch das Weinfeld in den dichtbelaubten Wald, wo ein klarer Bach ſich ſchlängelte und kleine Waſſerfälle über die Felsblöcke bildete. Der ungewohnte lange Ritt und die etwas mühſame Wanderung über den ungeebneten Erdboden hatten mich ermüdet; Carlos eilte ohne Aufenthalt vorwärts und machte mir den Vorſchlag, daß ich zurück bleiben möge; hier ſei grade ein ſchöner moosbewachſener Platz zwiſchen Myrthen und Krauſemünzen, er werde ſich ſchon hierher zurück finden; und bald verſchwand er im Gebüſch.

Unvergeßlich ſind mir die Minuten, die ich hier, fern von Allen, ganz allein, in dieſer Stille, dieſer Waldeinſamkeit, verbrachte. Ich dachte gar wenig an Räuber oder Eber; die letzteren waren hier zu fürchten. Ich fühlte mich ſo von der ganzen Naturſchönheit erfüllt, in dieſer leichten, milden, warmen Luft, es war wie ein Gottesdienſt in der großen fremden Natur, ich empfand eine Sicherheit in Gott, ich fühlte mich ſelbſt in der weiten Welt der Heimath nahe, und Gott ſprach zu mir aus Luft, aus Baum und Blüthe, in mir und rings um vernahm ich ſeine Stimme.

Ich ruhte einige Minuten, dann überkam mich die Luſt, mich tiefer in den Pinienwald hineinzuwagen; ich dachte: wenn du auch Carlos nicht wiederfindeſt, ſo wirſt du dich jedenfalls nach der Hütte zurück finden, wo der Eſel ſteht. Bald verdichtete ſich das niedrige Gebüſch des Waldes, hier war ein Reichthum von blühenden Myrthenhecken; alte Bäume hoben ihre Kronen hoch empor; der Pfad, den ich dahinwandelte, verengte ſich, auf kurze Strecken verſchwand derſelbe ganz, ich dachte ſchon daran umzukehren, als ich vor mir, auf einem großen moosbewachſenen Felſenblock, neben welchem ein dahinfließender Bach ein helles Baſſin bildete, meinen jungen Jäger erblickte, der ſich ausruhte; es war ein lebendes Bild, voll Harmonie; das ſonderbare Gemiſch von Süd und Nord, welches die Pflanzenwelt hier darbot, zeigte ſich auch in ſeiner ganzen Geſtalt, das kecke mannhafte Antlitz, von der Sonne gebraunt, das rabenſchwarze Haar, die ſchwarzen Augenlider, die ganz hellen blauen Augen und das traurige Lächeln um den Mund, vielleicht während der letzten Monate entſtanden; die einzige Schweſter, nur vierzehn Jahre alt, des Hauſes Schatz und Liebe, hatte Gott zu ſich gerufen; das hatte den Sonnenſchein in dem früher ſo fröhlichen Hauſe der Eltern getrübt, das Lächeln um den Mund des Bruders ausgelöſcht.

Ich zog ihn aus der ſtillen Einſamkeit fort; wir begaben uns auf den Rückweg; es zeigten ſich Vögel in der Luft, mein junger Begleiter fröhnte ſeiner Jagdluſt und war mir bald wieder aus dem Geſicht; ich ließ die Zügel meines Eſels ſchießen, der kannte den Weg beſſer als ich, und als ich endlich das Kloſter Brancanas erblickte, wußte ich, wie ich das Thier zu lenken hatte, um nach Hauſe zu gelangen. Die Sonne ſengte, mein Eſel wollte nur Schritt gehen; plötzlich blieb er ſtehen, ſpitzte die Ohren, ſtieß ein fürchterliches Geheul aus, bäumte ſich und ſetzte ſich in ſchnellſten Lauf. Eine Eſelin mit einer ſchönen Laſt, einer Gutsbeſitzer-Matrone, kam uns entgegen. Mein Eſel machte hohe Sätze, es war ſchwierig ihn zum Gehorſam zu zwingen. Endlich mußte ich abſitzen und ihn führen.

Von der Sonne verſengt erreichte ich nach einer Wanderung von ein paar Stunden Bonegos, woſelbſt ein warmes Bad die Glieder wieder erfriſchte.

Nach Sonnenuntergang ſaß ich auf der Terraſſe unter der hohen Palme am Springbrunnen. Die Naturſchönheit ringsum, die Anmuth des Abends, die Stimmung, in welche ſie verſetzte, vermag die Erinnerung zu bewahren, aber nicht wieder zu geben, und doch machte ich den Verſuch, dieſes Alles auf's Papier zu bringen, Verſe für mich ſelbſt und für die Freunde.

Es war St. Antonii-Feſt. Am Spätabend wurden große Flammen angezündet, theils auf den Bergeshöhen, ſo weit man ſehen konnte, theils vor den Häuſern der Landbewohner in den Orangegärten; hier tanzten Mägde und Knechte um das Feuer bis in den frühen Morgen hinein. Ganz Setubal war Glanz und Glorie; die Flammen leuchteten über die Plätze hin, in den Straßen und Gaſſen, Raketen ſtiegen ringsum empor, von der Stadt aus, von den Schiffen und ſelbſt von den gegenüberliegenden Sanddünen, wo ein einzelner Seemann oder Hirt zufälligerweiſe ſich aufhielt.

Unſer Nachbar Martinez fuhr mich und die kleine Niece des Hauſes zur Stadt, damit wir all dieſe flammende Herrlichkeit ſehen möchten. Das war eine ganz und gar halsbrechende Fahrt. Wir fuhren dahin auf der entſetzlich ſchlechten mit vielen Krümmungen und Biegungen verſehenen Landſtraße, bald in nächtlicher Finſterniß, bald bei blendendem Feuerlicht der großen Flammen vor den Landhäuſern, an denen wir vorüber kamen; als wir die Stadt erreichten, ging es nur langſam vorwärts. Faſt alle Menſchen waren auf den Straßen; in den engen Gaſſen, wo hier und da St. Antonii Bild mit Lampen oder durch einen Altar mit Lichtern illuminirt war, dem Heiligen zu Ehren, herrſchte großes Gedränge. Ein ganzer Zug, die Mehrzahl Seeleute, zog durch die Stadt mit Geſang und Muſik, das heißt mit Flöte und Trommel, begleitet von Frauen und Kindern. In mehreren Gaſſen, die wir paſſirten, blieb uns nichts Anderes übrig, als über den flammenden Scheiterhaufen hinwegzufahren; halbnackte Knaben ſprangen fröhlich über das Feuer hin und her, glühende Kohlen und Funken flogen ringsum. Die Muſik klang ſehr wild, ſie mahnte an die Melodien der Negertänze. Schwärmer und Raketen flogen über und unter uns dahin, ſie ſprühten und ſprangen den gepflaſterten Boden entlang, über und unter dem Wagen und dem Pferde; daß dieſes nicht durchging, iſt mir ſo unbegreiflich als daß der Wagen nicht umſchlug in all dieſem Feuer und all dieſer Finſterniß, die mit einander abwechſelten; ich war ganz darauf vorbereitet, ein Bein oder einen Arm zu brechen.

Die Stadt nahm ſich Abends in dieſer feſtlichen Beleuchtung recht lebhaft und fröhlich aus, am Tage dahingegen, wenn die Sonne ſengte, hatte ſie ein ſtilles ödes Anſehen. Ueber die Plätze ſchritten dann nur einzelne Menſchen und nur unter großen weißen Sonnenſchirmen oder zu Pferde oder zu Eſel. Der größte und ſchönſte der Plätze iſt unleugbar derjenige, der den Namen des portugieſiſchen Dichters Bocage trägt, welcher in Setubal geboren und, wie es in der Regel der Fall iſt, in Armuth geſtorben iſt; aber jetzt wird ihm ein Monument geſetzt, zu welchem Beiträge eingeſammelt werden; Setubal iſt ſtolz auf ſeinen Dichter.

Einer der jungen vielverſprechenden Dichter Portugals, Portella, der hier lebt und, ermuntert von dem hochgeſchätzten Caſtilho, einen Band Gedichte herausgegeben hat, ſchrieb bei meiner Ankunft einen poetiſchen Aufſatz in Proſa, einen Gruß an den nordiſchen Dichter in der Stadt des Bocage, in dem Localblatt der Stadt.

Setubal nimmt ſich am ſchönſten von dem Meerbuſen geſehen aus; ſo ſieht man die Stadt in ihrer ganzen Ausdehnung mit den etwas baufälligen Häuſern; hier nach dem alten Fort zu, liegt das Haus der Brüder Carlos und Eduard O'Neill mit Comptoir und hängendem Garten; ein echtes altes Conſulatgebäude. Man betritt es durch eine Art Vorhalle, eine breite palaſtmäßige Treppe führt zum Comptoir hinauf; Corridor und Treppengang ſind mit den Wappen faſt aller Länder, auf Holzſcheiben gemalt, als Conſulatwappen, geſchmückt. Das war eine ganze Bildergallerie, ein Congreß von Mächten, England, Rußland, Preußen, Frankreich, Dänemark, Schweden, Norwegen, der Kirchenſtaat, ja ich glaube es fehlte kein europäiſches Land, auch die Vereinigten Staaten von Amerika waren hier durch Wappen und Flagge repräſentirt.

Setubal hat Garniſon; in dem alten Fort iſt eine Caſerne; das Militair beſtand, ſo weit ich es ſah, aus jungen Menſchen, gebräunt von der ſengenden Sonne. In einem großen öffentlichen Garten außerhalb der Stadt, in welchem ein Muſikcorps Sonntags Nachmittag ſpielte, zeigte ſich ein Stückchen Volksleben, aber nicht lärmend und feurig, wie ſonſt bei den Südländern; die guten Bürgerfrauen ſaßen ernſt und ſtill auf den Bänken, die Männer bewegten ſich lebhafter und gingen in den Gängen auf und nieder. Lärmende Fröhlichkeit ſah ich nur bei dem erwähnten St. Antonii-Feſt und bei einem großen Stiergefecht, welches am St. Peterstag in dem zwiſchen der Stadt und der Eiſenbahnſtation errichteten Amphitheater ſtattfand.

All das Barbariſche und Blutige, welches ein Stiergefecht in Spanien darbietet, iſt bereits bei dem Wechſel zum Beſſeren, unter Dom Pedro, weggefallen: die Hörner des Stiers werden umwickelt, damit ſie die armen Pferde nicht tödten ſollen.

Das Amphitheater iſt ein großes viereckiges Gebäude, mit Logen durch drei Etagen, alle unter Dach, die Arena dagegen ein Achteck unter freiem Himmel. Die Mehrzahl der Leute, die ich hier verſammelt ſah, waren kleine Bürgersleute, Bauern und Fiſcher, die Logen waren überfüllt, und boten einen außerordentlich bunten Anblick dar. Das Orcheſter ſpielte ſpaniſche Boleros; ein ſalongekleideter, wohl friſirter junger Herr erſchien zu Pferde in der Arena und grüßte nach allen Seiten; der Stier wurde hereingelaſſen, und lange dauerte es nicht bis ihm ein Pfeil in die Seite des Halſes gejagt wurde. Zwei junge Landleute, welche dieſen Stiergefechten vorſtanden, traten auf und zeigten ſich als wohlgeübte Banderilleros; es waren ſchöne Männer, in Sammet und Gold gekleidet und dazu wohl friſirt, als gingen ſie zum Ball. Außer dieſen waren noch drei ältere Banderilleros und einige Bauern in weißen Hoſen und Jacken von großblumigem Zeug. Wie in Spanien, ſo auch hier, wurde nach dem Kampfe die Barriere einer Schaar gezähmter Stiere geöffnet, welche Glocken um den Hals hängen hatten; dieſe holte die ſtreitbaren Stiere heraus, die brüllend und bluttriefend durch die vielen Pfeile, die ihnen durch die Halshaut geſtochen waren, den Kampfplatz verließen. Neu war mir, und hatte ich in Spanien nicht geſehen, daß die Bauern, welche die Stiere von der Campagne hierher geführt hatten, gleichfalls ihre Dreiſtigkeit an den Tag legten. Sie legten ſich vor die Stallthüre oder legten ſich auf den Boden und ließen ſich nun von dem Stier angreifen, wußten aber durch einen Sprung oder eine ſchnelle Schwingung ſich dem Stoß des Thieres zu entziehen und ſich zwiſchen die Hörner deſſelben zu legen, worauf der Stier zum allgemeinen Jubel eine Strecke mit ihnen davonlief. Die anderen Bauern packten nun den Stier an Hörnern und Schwanz, brachten ihn zum Stehen und befreiten ihren Kamerad. Das raſende Thier trat jedoch einen der dreiſten Bauern dermaßen, daß er hinweggetragen und vom Arzt zur Ader gelaſſen werden mußte.

An dieſer Art des Stiergefechts nahmen auch Privatleute Antheil, und man erzählte, daß der vertriebene Don Miguel grade hierin große Verwegenheit gezeigt und mit jubelndem Beifall vom Volke beklaſcht werden ſei.

Nur ſo, bei feſtlichen Gelegenheiten, ſah ich etwas von der Volksmenge der Stadt, es ſei denn in den Kirchen, und von dieſen muß ich mit ein paar Worten der Jeſuskirche Erwähnung thun, welche eine der ſchönſten kleineren Kirchen iſt, die ich geſehen habe. Sie hat etwas ſo luftiges und helles an ſich, jede einzelne Säule hier wird von drei anderen ſchlanken und geſchmeidigen gebildet, die einander ſpiralförmig umſchlängeln; der künſtlich geſchnitzte Altar ſtrahlt von Vergoldung, der ganze untere Theil der Mauer und der Wände iſt mit porzellanenen Fließen bekleidet, an welchen ſich fromme Bilder zu einem ganzen Legendenbuch befinden; unter den Oelgemälden der Kirche ſind zwei von dem größten und berühmteſten Maler Portugals, Gran Vasco; ſie ſchienen mir in Zeichnung und Farbe an Holbein zu erinnern.

In der Bucht lagen mehrere Schiffe mit Flaggen verſchiedener Nationen, und einzelne Boote gehörten Leuten in Setubal. Von dem Boote Eduard O'Neill's wehte der Danebrog, es war ein kleines hübſches Fahrzeug; ein ähnliches beſaß der Portugieſe Herr Arenz, ein Mann, der mir durch ſein Sprachtalent intereſſant wurde; er ſprach ganz vortrefflich Däniſch, und war doch niemals in Dänemark geweſen, ja niemals außerhalb der Grenzen ſeines Vaterlandes. Die Beziehungen, in welchen er zu däniſchen, norwegiſchen und ſchwediſchen Schiffern ſtand, hatten es ihn gelehrt, ſich die Sprachen ihrer Länder anzueignen und mit den drei Nationen in ihrer Mutterſprache zu reden.

Am Quai lagen große Schifferboote, die Einem rudernd oder ſegelnd nach Belieben zu Dienſten ſtanden, wenn man etwa das Pompeji Setubals, das verſchwundene, nun halb ausgegrabene Fiſcherdorf Troja beſuchen wollte, oder den mehrere Stunden von hier, dem Ocean zu liegenden Monte-Arrabida mit dem verfallenen Trappiſtkloſter und der wunderlichen Höhle ſehen möchte.

An einem ſchönen ſonnigen Tage, aber leider ziemlich ſpät, die Fluthzeit näherte ſich bereits, beſtieg ich mit Carlo O'Neill und ſeiner Familie eins dieſe Boote, von mehreren kräftigen Seeleuten gerudert Wir ſaßen unter einem ausgeſpannten Sonnenſegel, da Fahrzeug ſteuerte hinaus in das offene Atlantenmee und ſchwankte nicht wenig, das ſalzige Waſſer ſpritz über uns dahin. Setubal und die ganze Küſte, an de wir vorüber ſchaukelten, bot einen ſchönen Anblick. Zu erſt kam die lange Reihe weißer Häuſer mit grün an geſtrichenen Altanen, rothen Thürmen und Thoren. Di Kirchen ſahen nur wenig über die Häuſer empor, di Schiffe flaggten im Hafen, es waren ruſſiſche, franz ſiſche und ſpaniſche. Die Stadt lag hinter uns; ei Bild löſte das andere ab, hier ein altes Kloſter, do ein verlaſſenes, mächtiges Caſtell: ich ſah die rieſige Aloeſtauden an der Landſtraße und auf der Berge höhe eine Windmühle neben der andern. Wir ſah das Kloſter Brancanas, unſere Villa Bonegos, S Luis und Palmella.

Nach Verlauf von etwa einer Stunde nähert wir uns dem hervorſpringenden Felſen, auf welche höchſt maleriſch am Ocean, ein Caſtell mit einer klein militairiſchen Beſatzung liegt, welches die Einfahrt na Setubal ſchützen ſoll. Die Brandung ſchlug an den Felſ und die niedrigen Mauern an, wir mußten uns en fernen: das Boot ſchoß vorbei, und vor uns und u uns lag das große offene Weltmeer. Wie ausgedeh wie ſtill, und doch welche Brandung gegen die Kü und über die vielen Sandriffe dahin. Durch di ſteuerten wir auf den ernſt ausſehenden Felſenrück

Monte-Arrabida. Lange Wogen, ſchimmernd weiß, hoben uns, wir hatten noch faſt den halben Weg bis an die finſtere Felſenküſte. Die Luft war hell und durchſichtig, wir ſahen deutlich am Bergesabhang das verlaſſene Trappiſtkloſter, einſt heilig und geehrt, ſtets einſam, ſtets mühſam zu erreichen. Die Beſucher wählen am liebſten den Seeweg, denn von der Landſeite finden nur die ſicher kletternden Fußgänger und das vorſichtige Maulthier Pfad und Halt. Das Kloſter in ſeiner Verlaſſenheit und Einſamkeit iſt wohl einer mühſamen Reiſe werth, und doch wird es nur dann und wann von einem einzelnen Fremden beſucht. Merkwürdiger als das Kloſter ſelbſt iſt die große Tropfſteinhöhle unterhalb am Meeresſpiegel; die hochgeprieſene Großartigkeit und maleriſche Schönheit derſelben iſt erſtaunenswerth.

An dieſen Felſen ſcheiterte ein Schiff, welches ein gemaltes Bild der Mutter Gottes an Bord hatte; bei der Strandung hob es ſich von der Leinwand ab, ſchwebte und leuchtete zur Rettung hoch von dem Felſen herab, und dort wurde das Kloſter erbaut und war das Bild zu ſehen. Unter dem Kloſter, aus dem tiefen rollenden Meer erhebt ſich die wunderbare Grotte, eine ganze Felſenkirche mit phantaſtiſcher Kuppel, herabhängenden Orgelpfeifen, Säulen und Altar; hierher glitt zu Zeiten des Kloſters der Fiſcher in ſeinem Boot, wenn er vom Fang zurückkehrte, hier legte er als Opfer einen Theil der gefangenen Fiſche nieder, ſprach ſtill ſein Gebet und ließ dann das Boot wieder hinausgleiten aus der lautloſen Kirchenhalle, woſelbſt ſtets eine Lampe brannte. Wir näherten uns der Grotte bis auf anderthalb engliſche Meilen, alle Umriſſe des Felſens waren zu ſehen, aber die See rollte immer ſtärker über die Sandbänke, die Fluthzeit führte die Herrſchaft, ich mußte umkehren, mußte es aufgeben, in die ſeltſame Höhle hinein zu gleiten, das einſame Kloſter zu erreichen, um welches die Seevögel kreiſen und wo das Wild von keinem Jagdhorn aufgeſchreckt wird.

Wir kehrten zurück, aber nicht nach Hauſe; wir ſteuerten auf den Iſthmus hin, um die Ueberreſte der vom Sande verſchütteten Stadt Troja zu ſehen, welche die Phoenicier gegründet und wo ſpäter die Römer gewohnt und das Salz in derſelben Weiſe wie heutzutage geſammelt haben; die großen Behälter bezeugen das.

In der älteſten Zeit ſoll das Meer ganz hoch öſtlich eingeſchnitten haben; die jetzige Einfahrt iſt durch eine große Ueberſchwemmung entſtanden, welche die frühere verſandete. Alle Bewöhner müſſen geflüchtet ſein, man meint, ſie ſind zuerſt auf die Bergeshöhe gezogen und haben dort das jetzige Palmella angelegt, ſind ſpäter aber nach dem Meeresufer gezogen und haben dort das heutige Setubal gegründet.

Ueber eine Stunde verſtrich, ehe wir die Sanddünen erreichten: dieſe ſind mit Gebüſch, Diſteln und Blumen bewachſen, die in unſeren Treibhäuſern prangen könnten. An dem Ort, wo wir an's Land ſtiegen, lagen große Steinhaufen, entſtanden durch die ausgeworfene Ballaſt von Schiffen, die hier in der Bucht Salz als Ladung eingenommen hatten. Hier lagen ſo viele große und kleine Steine aus aller Welt Enden, aus Dänemark und Schweden, aus Rußland wie aus China, man könnte hierüber ein ganzes Märchen ſchreiben. Der Wind blies zwar, wehte aber doch nicht Kühlung genug in den ſengenden Sonnenſchein hier zwiſchen den Dünen. Eine große Ausgrabung war begonnen, aber wieder eingeſtellt, aus Mangel an Geldmitteln; die Ausbeute war auch nicht groß geweſen, aber man ſah doch den Unterbau von Häuſern, Mauern, die mehrere Ellen hoch waren, Ueberreſte einer ganzen Straße; in dieſer befand ſich eine noch einigermaßen erhaltene Badekammer, deren Fußboden von Moſaik, die Wände von marmornen Platten waren. Weit in's Waſſer hinaus lagen Stücke von antiken, zerbrochenen Krügen, und große Mauerſteine, auch alte Münzen waren hier aufgefunden.

Wir verbrachten etwa eine Stunde hier in dieſer Oede; keine Hütte war zu ſehen, die Sandberge erſtreckten ſich nach dem offenen Meere hinaus. – Auf dem Rückwege ging die See hoch, mehr als eine Stunde verſtrich, ehe wir in die Bucht von Setubal hinübergelangten. An dem Landungsplatz lagen mehrere Boote mit Salz in großen Stücken beladen, als ſeien es Eismaſſen für den Sommerbedarf.

Der Wagen harrte unſer, die Zeitungen harrten; nach dieſen namentlich griffen wir, um zu erfahren wie es in der Welt ausſehe. Das ſchöne unglückliche Spanien, wie ſtanden die Sachen dort? Deutſchland war ſein eigener Kriegsſchauplatz, dort waren die Eiſenbahnen abgebrochen, der Kampf begonnen; während dort das Blut floß und Todesſeufzer klangen, ruhte der Segen des Friedens über dem fernen, abgeſchloſſenen Portugal; ich vernahm und genoß dieſe Ruhe, dieſe Schönheit, dieſen Frieden.

Wie ſchön, wie ſtill, wie traumeinladend war der Abend! Die Sterne funkelten, es flammten Freudenfeuer in den großen Orangegärten, die Jugend tanzte. In Begleitung einiger jungen Freunde beſuchte ich einen Tanzplatz, und als ich ſpäter allein unter Granatbüſchen nach Hauſe ging, ſenkte das ganze Bild ſich in meine Seele hinab, um immer da zu bleiben.

An einem der erſten Tage pflanzte ich vor unſerer Villa, in der Nähe der hohen Palme, einen kleinen nordiſchen Nadelbaum. Derſelbe wird wachſen, und der Nordwind wird einen Gruß aus dem Norden hineinſauſen.

Dahinauf führte mich mein Weg bald. Ich hatte ſchon einen Monat hier in Setubal verbracht, dieſer und die fünf Wochen auf Pinieros war mehr als die Hälfte der Zeit, die ich für den Aufenthalt in Portugal beſtimmt hatte; wollte ich ſomit vor der Abreiſe Coimbra und Cintra beſuchen, ſo mußte ich fort oder mich dazu beſtimmen, hier zu überwintern.

Für den Augenblick ſah die Rückreiſe mühſam aus: entweder ich mußte wieder mit der Diligence durch das ſonnenheiße unruhige Spanien, oder mit Dampfſchiff von Liſſabon nach Bordeaux; wie würde ſich die Reiſe weiter ſtellen? Welche Dimenſionen mochte der Krieg in Deutſchland nehmen, würde Frankreich mit in denſelben verwickelt werden; würde ich gezwungen ſein, den ganzen Seeweg von Frankreich nach England, nach Norwegen hinauf zu machen, um von dort nach Hauſe zu gelangen. Einen Augenblick war ich geſonnen, in Portugal zu bleiben und die Zeit mit anzuſehen, einen andern Augenblick kam mir der Gedanke an das Sprichwort, daß ſelbſt ein lieber Gaſt zu lange im fremden Hauſe ſitzen kann. Ich hatte zwar noch nie die Wahrheit dieſer Worte an mir erprobt und würde ſie ganz gewiß auch hier nicht erprobt haben, aber das Wort war mir einmal in den Sinn gekommen. Ich dachte ſo lange über die Beſchwerlichkeit der Seereiſe und über Alles, was Einem in einer kriegeriſch bewegten Zeit begegnen könnte, daß meine doppelte Natur, Furcht vor der Gefahr und Luſt ſie zu beſtehen, ſtark aufgeregt wurde, und, wie immer, tödtete der Wille die Furcht. Ich faßte den Entſchluß, Portugal Mitte Auguſt zu verlaſſen und deshalb während der wenigen Wochen, die mir noch übrig blieben, mich in dem ſchönen Lande recht umzuſchauen.

Nicht mit leichtem Herzen konnte ich den Freunden auf Dos Bonegos, dieſen liebenswürdigen Menſchen, dieſer trauten Heimath, dieſer reizenden Natur Lebewohl ſagen. An dem letzten Abend begab ich mich in den Kloſtergarten Brancanas hinein; hier herrſchte eine Stille, eine Einſamkeit, ein erfriſchender Duft von Baum und Gebüſch, die Sterne funkelten; mein Gemüth war ſchwer, mein Herz voll Wehmuth.

Am frühen Morgen begleiteten Carlos O'Neill und Sohn mich auf Eiſenbahn und Dampfſchiff nach Liſſabon; am Abend war ich auf Pinieros.

Von der Gartenmauer aus ſah ich im Horizonte gegen den Süden in Schattenumriſſen Palmella, St. Luis und die ganze Bergſtrecke Monte-Arrabida, jetzt mir ein Heimathland, welches ich kannte und liebte. In den äußeren Straßen Liſſabon's flimmerten die Laternen, als ſei dort große Illumination; Wagengeraſſel, Lärm und Rufen, tönten hier in die Stille hinaus; ich blickte nach der Stadt und der großen Waſſerleitung über das Alcantarathal, bald würde ich auch, und wahrſcheinlich für immer, dieſer Heimath Lebewohl ſagen. Alles fliegt dahin und wechſelt.

Auf Pinieros hatte die Natur ſich ganz verändert während des Monats, wo ich abweſend geweſen war. Das Gras ringsum war verſengt, die Blumen des Gartens verweht, die Paſſionsreben hingen mit großen Samenkapſeln herab wie grüne und orangegelbe Eier zwiſchen dem dunklen Laub. Auf dem Felde draußen lag das Getreide gemäht auf einem dazu eingerichteten Platz, es ſollte nicht gedroſchen, ſondern von Ochſen ausgetreten werden. Die ganze Campagna bot ein einziges Stück gelbes Land dar, nur die Cypreſſen, Feigen- und Oelbäume brachten Abwechslung.

V.

Beſuch in Aveiro und Coimbra. Die Reize von Cintra. Abſchied von Pinieros.

Ich ſollte die Univerſitätsſtadt Coimbra ſehen und außerdem eine noch nördlichere Stadt, Aveiro. George O'Neill war durch Geſchäfte abgehalten; ſein Bruder José wollte die Reiſe mitmachen; wir hatten Eiſenbahn ſogar bis Oporto.

In guter Laune und bei ſchönem Wetter fuhren wir längs des Tejofluſſes dahin, welcher ſich von Liſſabon aus wie ein See nach den Städten Salvaterre und Benavente hin ausbreitet, darauf aber immer ſchmäler wird mit großen Sandbänken, welche die Schifffahrt erſchweren; plötzlich lenkt der Fluß oſtwärts und verſchwindet bei Eſtrella, den Bergen, welche die Grenze zwiſchen Spanien bilden; auf dieſen lag noch der Schnee.

Wir kamen durch mehrere Korkwälder; die mächtigen großen Bäume ſtanden abgeſchält da. Die friſchen grünen Reisfelder mahnten an unſere Getreidefelder im erſten Frühjahr. Waldhöhen, einzelne Ruinen, Gruppen von Menſchen verliehen der Landſchaft Abwechſelung. Im Schatten maleriſcher Olivenbäume lag eine Heerde und ein Schweinehirt, ein vortreffliches Bild zu der bibliſchen Parabel. Er ſaß da und verzehrte ſein Brod und ſeinen Käſe, trank Waſſer dazu, nicht Wein, ſo genügſam iſt der portugieſiſche Bauer.

Durch Wald und Gebüſch erreichten wir auf der Eiſenbahn von Liſſabon das maleriſch liegende Coimbra, wo das eine hohe Haus über das andere emporragt, umgeben von Garten und Wald, dicht an dem breiten Mondegofluß. Wir machten aber nicht Halt, erſt auf der Rückfahrt wollten wir die Univerſitätsſtadt Portugals kennen lernen.

Eine kleine Strecke nördlich von Coimbra hörte der Wald auf und die Gegend wurde flach. Bei Aveiro befindet man ſich ganz in einem portugieſiſchen Holland, ſumpfig und flach, mit gegrabenen Canälen; aber die holländiſche Ueppigkeit und Friſche fehlt.

Zu alten Zeiten war die Gegend hier fruchtbar und gut, aber allmählich, nachdem die Mündung des Fluſſes Vouga verſandete, geſtaltete ſich bald die flache Landſtrecke meilenweit zu Sumpf und Moraſt, und dadurch zu dem ungeſundeſten Theil des ganzen Landes. Im Jahre 1801 begann man einen Canal zu graben, welcher im Jahre 1808 vollendet war. Das Waſſer bekam wieder Ablauf, die Gegend wurde wieder geſund und wohnbar; der Canal wurde ganz zur Stadt hinaufgeführt, die von dem Fluß Vouga in zwei Hälften getheilt wird.

Das flache Land, die vielen Boote, Aveiro ſelbſt und das nahe, ſandige Ufer ließ mich an unſere nördlichen Städte an der Weſtküſte von Jütland denken; die graue Luft, der feuchte Nebel, welcher auf der ganzen Landſchaft ruhte, trug dazu bei, mich in dem Norden und nicht in dem warmen ſchönen Portugal zu wähnen.

Als wir ankamen, ſenkte ſich der Nebel, naß und rauh. Es war gerade zur Ebbezeit, wir ſahen ein moraſtiges Flußbett, aber kein Waſſer. Die lange niedrige Waſſerleitung zeigte uns ihre naſſen Mauerwände. Die vielen Frauen, an denen wir vorüberkamen, waren dicht verhüllt und ſahen verfroren aus in ihren großen Kutſchermänteln; doch, dies muß ich geſtehen, hier ſah ich die erſten ſchönen Geſichter in Portugal, aber die weibliche Schönheit wurde nicht durch die Kleidertracht unterſtützt oder hervorgehoben. Selbſt ganz junge Mädchen trugen denſelben Mantel wie die alten Frauen; er hing ihnen um die nackten ſchmutzigen Füße herab. Der Hut war von ſchwarzem Filz mit einem über eine halbe Elle breiten Rand; auf dieſe Kopfbedeckung ſtellten ſie den großen Korb, in welchem ſie Koffer und Reiſetaſche der Reiſenden nach dem Hotel trugen. Sie waren jedoch, ungeachtet der ſchweren Laſt, lebhaft, und plauderten ſowohl mit Mund als mit Augen.

Die Stadt Aveiro mit ihren Umgebungen gehörte einſt dem Herzog Don Joſeph Maſcarenhas, welcher unter Joſeph Emanuel als das Haupt einer von den

Jeſuiten geleiteten Partei von Mißvergnügten angeſehen und zugleich mit dem Marquis von Tavora als eines Mordverſuchs gegen den König ſchuldig erkannt wurde. In jüngerer Zeit iſt das Urtheil als ein übereiltes betrachtet worden, ſechs der zum Tode Verurtheilten ſind für unſchuldig erklärt worden. Es war in jenem ſchönen romantiſchen Zeitalter, wie wir es im Gegenſatz zu unſerer humanen Zeit nennen, in welchem der Herzog von Aveiro, den Strick um den Hals auf den Richtplatz geführt, dort auf's Rad geflochten und, noch lebendig, auf den Scheiterhaufen geworfen wurde. Dieſe finſtere hiſtoriſche Erinnerung iſt die einzige, welche mein Gedächtniß von Aveiro bewahrt hat. Man hat dieſe Stadt des portugieſiſche Venedig genannt, allein Nichts hier, außer den gondelgeformten Laſtkähnen, mahnt an die Stadt der Adria.

Mit meinen Reiſegefährten trabte ich in den engen bunten Gaſſen umher; daß ſich hier Fremde zeigten, ſchien faſt ein Ereigniß zu ſein, wenigſtens erregte unſere Ankunft Aufmerkſamkeit und von Thürmen und Balkonen ſtarrte man uns drei Fremden nach. Die Stadt ſelbſt bot nichts Bemerkenswerthes dar; der Lohndiener nannte jedoch einen Platz an der Wohnung des Erzbiſchofs und führte uns dahin, ſo auch eine Art öffentlichen Gartens, von welchem aus wir beim Beſuche des folgenden Tages, während das Sonnenlicht mit dem Nebel kämpfte, die Schiffe an der Flußmündung ſehen konnten.

Aveiro war kein angenehmer Aufenthalt. Glücklicherweiſe waren die Geſchäfte O'Neill's hier bald zu Ende gebracht, und nach vier und zwanzig Stunden verließen wir die langweilige Stadt, um das romantiſche, ſchön liegende Coimbra, die Univerſitätsſtadt Portugals, zu erreichen.

Noch ruhte ein kalter, naſſer Nebel über dem ganzen Lande, aber während wir durch die Ebene und an Höhen und Wäldern vorbei fuhren, begann die Sonne ſich zu zeigen; bei der Station vor Coimbra warf ſie ſüdlich heiße Strahlen, und daß ſolche auch dem Volke hier innewohnten, ſollten wir erfahren. Hier war ein Tummel, ein Lärmen, eine Wildheit wie bei dem Volke einer neapolitaniſchen Stadt. Die Droſchkenkutſcher ſtürzten ſich über uns und unſere Sachen; zwei ſchlugen ſich um einen Koffer, jeder von ihnen wollte ihn auf ſeinen Wagen haben; ſie ſahen und hörten nicht die Einſprache des Beſitzers; ſie riſſen und rauften ſich um die Sachen; Einer lief mit einem Stück, ein Anderer mit einem anderen Stück, es war wie bei einer Plünderung, es fehlte nur, daß das Meſſer geblitzt hätte. Es koſtete uns in der That einen wahren Kampf, bevor es gelang, zuſammen in einen Wagen zu kommen; mehrere Reiſende ſaßen hier ſchon, wenig Platz war hier, wir ſaßen zuſammengepreßt wie in einer ſpaniſchen Diligence, und unter fürchterlichem Rufen und Schreien fuhren wir dann längs des Mondegofluſſes dahin, deſſen breites Bett uns mehr den Sandboden als fließendes Gewäſſer zeigte. Doch, welche Friſche und Waldesſchönheit umgab uns! Die Stadt ſelbſt hob ſich wie die Prachtblume in dem ganzen Bouquet.

Coimbra liegt am Bergesabhang, eine Straße höher als die andere, mehrere der Häuſer erheben ſich drei, vier Etagen über die anderen; die Straßen ſind eng, winkelig und ſtrecken ſich ſtets aufwärts; hohe ſteinerne Treppen führen durch einzelne Häuſer von einer Straße in eine andere; Läden und Buchhandlungen giebt es hier die Menge. Ueberall begegnet man Studenten, bald einem einzelnen, unbedeckten Kopfes, in einem Buch leſend, bald mehrere Arm in Arm. Ihre Tracht iſt maleriſch und ſie mahnt uns an Fauſt und Theophraſtus. Sie beſteht aus einem langen ſchwarzen Talar und einem kurzen Mantel von derſelben Farbe. Die Mehrzahl ging entblößten Kopfes auf der Straße und längs des Mondegofluſſes. Die Mütze, welche ſie ſonſt tragen, iſt groß und ſchwer, eine Art herabhängende polniſche Mütze. Man erzählte, daß die Studenten des Winters ein Mal monatlich eine dramatiſche Vorſtellung geben, zu welcher dann Profeſſoren und Bürger mit ihren Frauen und Töchtern eingeladen werden. In den Straßen klingen oft die Guitarre und der Geſang zu Serenaden; die Guitarre oder das Gewehr über die Schulter jagt die fröhliche Jugend auf Miethsgäulen aus der alten Stadt hinaus in den friſchen Wald, in die Berge, zu Lebensluſt und Abenteuern, und das Jugendherz bringt Erinnerungen mit zurück für die kommenden alten Tage. Friſch und frei ſcheint das Leben ſich hier in dieſer paradieſiſchen Natur zu geſtalten.

Man erzählte indeß, daß einige Studenten Coimbras während der Herrſchaft Don Miguels ein wenig revoltirt hatten, und daß er ſofort ein paar hängen ließ; das war zu der Zeit nichts Bemerkenswerthes.

Das Kloſter Santa Cruz, welches in dem untern Theile der Stadt liegt, iſt eines Beſuches werth; es iſt nicht bewohnt; hier iſt es öde und einſam, allein die Kloſtergänge um den kleinen Garten herum ſind ſo romantiſch ſchön und haben bewunderungswürdige leichte Bogen. In der Kirche, an jeder Seite des Hochaltars, erheben ſich zwei prachtvolle Grabmonumente mit den Geſtalten der Verſtorbenen in Marmor gemeißelt. Hier ruhen die Könige Sancho der Erſte und Alfons Henriques, auch befindet ſich hier ein Bild, gemalt von Gran Vasco, aber in Zeichnung und Farbe ſehr verſchieden von den Gemälden, die ich von ihm in Setubal geſehen hatte.

Von dem Kloſter und der Kirche aus ſteigen die Straßen hoch hinauf nach der Univerſität, einem weit ausgedehnten Gebäude, welches den Höhepunkt der Stadt einnimmt. Hier oben, durch eines der höchſtliegenden Thore der Stadt in der verfallenen Feſtungsmauer, gelangt man in den botaniſchen Garten, welcher reich an ſeltenen Blumen und Bäumen iſt. Große Palmen und blühende Magnolien prangten unter einer Fülle von Laub- und Nadelbäumen. Hier war indeß kein Menſch zu erblicken und faſt ebenſo einſam war der ſchöne Weg von hier unter den alten Mauern der Stadt; üppiges Gras und friſche Schlingpflanzen wuchſen ringsum, und zur Rechten in den dortigen Gärten prangten Orangenbäume, große Cypreſſen und Korkbäume. Es begegneten mir einige Studenten, alle in ihrer mittelalterlichen Tracht; ein Einzelner ging einſam und las in einem Buch, drei andere ſchritten in lebhaftem Geſpräch einher, die Guitarre über der Schulter; ihr Auftreten in dieſen Umgebungen brachte mich in Stimmung, es war als lebte ich in einem früheren Jahrhundert; eine ganze Dichtung aus jener Zeit geſtaltete ſich in den Gedanken, aber nicht Alles, was dort ſich geſtaltet, gelangt auf das Papier.

Der Weg führt zum Fluſſe hinab, woſelbſt, mitten im Strom ein paar Holzbuden lagen, die als Badehäuſer dienten. Frauen mit aufgeſchürzten Röcken wateten hinüber, um nicht den längeren Weg auf der alten, über viele Bogen ſich hinſtreckenden Brücke zu gehen bis an das auf dem jenſeitigen Flußufer liegende Nonnenkloſter Santa Clara, ein außerordentlich großes Gebäude dicht neben **La Quinta dos lagrimas**. Im Garten dort liegt noch, halb eine Ruine, das Schloß, wo die ſchöne unglückliche Ines de Caſtro mit ihren unſchuldigen Kindern ermordet wurde. Es iſt genugſam bekannt, daß der portugieſiſche Infant Don Pedro die ſchöne Ines ehelichte, die gleichfalls aus königlichem Geblüt war; die Ehe war indeß eine geheime, Don Pedro wagte nicht, es ſeinem ſtrengen Vater zu geſtehen, und dieſer, von dem Geſchehenen benachrichtigt, zwang ihn, eine Andere zu ehelichen und ließ Ines und ihre Kinder ermorden. Das geſchah in dieſem Gartengebäude. Der Vater ſtarb bald darauf, und nun ließ Don Pedro, welcher König geworden war, die Leiche ſeiner geliebten Ines aus dem Sarge heben, ließ ſie mit königlicher Pracht ankleiden und auf den Thron ſetzen, und der ganze Hof mußte vor der Todten knieen und ihre Hand küſſen.

In Quinta dos lagrimas, wie der Garten rings um das Gebäude heißt, rieſelt noch die Quelle, wo Ines und Don Pedro ſo oft ſaßen unter den hohen Cypreſſen; noch werfen dieſe ihren Schatten hier bis auf einen Baum, in welchem eingeſchrieben ſtand: En diy ombra a Ignes formosa. Der Baum fiel in einem Sturm, die Quelle wird auch einmal zu rieſeln aufhören, aber die Verſe von Ines in Camoens Luſiade werden niemals untergehen; ſie ſind in einer marmornen Platte an der noch lebendigen Quelle eingegraben und ſagen uns, aber in klangvollen Worten und melodiſchen Rhythmen, die wir nicht wiederzugeben vermögen: „Die Töchter Mondego's weinten lange Zeit, eingedenk der Thränen, die hier vergoſſen ſind; ſie verriethen es der klaren Quelle und gaben ihr einen Namen, der noch beſteht: Das Glück der Liebe. Das fand ſie hier. Siehſt du wie friſch die Quelle ſprudelt, wie ſie die Blume bethauet? Die Quelle iſt Thränen und ihr Name iſt: „Das Glück der Liebe“.

Schon an demſelben Tage, an welchem ich eintraf, bekam ich am Nachmittage Beſuch von dem Profeſſor der Literaturgeſchichte, einem geborenen Schleswiger, von welchem ich erfuhr, daß einzelne meiner Märchen,

z. B. „Die ſchönſte Reiſe der Welt“ in's Portugieſiſche überſetzt waren, und daß er und ein junger Gelehrter in Coimbra daran dachten, Mehreres nicht nur von meinen Schriften, ſondern auch von Ingemann's hiſtoriſchen Romanen zu überſetzen; er war der Anſicht, die däniſche Literatur beſitze überhaupt etwas dem portugieſiſchen Volke Anſprechendes.

Durch ihn wurde ich am folgenden Morgen zu den Feſtlichkeiten in der Univerſität eingeladen, woſelbſt ein junger Mann den Doctorhut bekam. Der Univerſitätsſaal war mit Menſchen gefüllt, größtentheils Studenten. An den Seiten des Saales ſaßen die verſchiedenen Facultäten in ihren verſchiedenen Farben, Weiß und Blau, Roth und Gelb; der creirte Doctor lag knieend auf einer Erhöhung in der Nähe des königlichen Throns. Von den Seitenzimmern bis ganz in den Saal hinein waren die Balcons mit Damen gefüllt. Ein Muſikcorps war in der Nähe des Eingangs auf dem Fußboden placirt. Ich wurde eingeladen, dem Feſte beizuwohnen und man zeigte mir viel Zuvorkommenheit; ich ſah die prachtvolle Capelle, den Thronſaal und die Bibliothek, welche in Rococcoſtyl aufgeführt ſind, in ſtolzen Bogen mit Vergoldung und Deckengemälden prangend. Der Bibliothekar zeigte mir mehrere ſeltene Ausgaben von der Luſiade, mit guten Kupferſtichen verziert. Ich ſah zwei geſchriebene Bibeln, in welchen mehrere Blätter nur mit kunſtvollen Verſchlingungen bedeckt ſchienen, aber, durch ein Vergrößerungsglas geſehen, war jedes Blatt ein kleines

Meiſterſtück von Kunſt und Ausdauer; es zeigte ſich daß jede Zeile in dieſen Verſchlingungen geſchrieben Worte waren, die Worte der Bibel in hebräiſcher Sprache, mit ſtaunenswerthem Fleiß und Ausdauer ausgeführt.

An dieſem ganzen Morgen und Vormittag ſtürzte der Regen herab, etwas Ungewöhnliches um dieſe Jahreszeit. Man ſagte im Scherz, ich ſei es, welcher ihnen einen nordiſchen Sommer gebracht hätte. Die Leute hielten ſich unter Dach und Fach, die Straßen waren wie reißende Flüſſe, Weg und Steg ſtanden unter Waſſer. So fuhr es noch fort zu regnen, als ich unter Regenſchirm, von Stein zu Stein hüpfend von der Treppe an dem Univerſitätsgebäude herabſtieg und über den Fluß hinausſchaute, welcher nun Waſſer bekam. Der Regen peitſchte mit Waſſergerten, über die Gärten und die ganze Waldherrlichkeit der Gegend lag gleichſam ein Waſſerſchleier gebreitet. Zwei ſchwarze Cypreſſen an der „Liebesquelle“ im „Garten der Thränen“, wie Camoens und das Volk die Quinta nennen, wo Ines getödtet wurde, ſtanden gleich ſlorbehängten Marſchallſtäben vor dem Hauſe, dem Sarcophag der Erinnerungen.

Coimbra iſt ein Ort, wo man ſich nicht nur einige Tage, ſondern mehrere Wochen aufhalten, mit den Studenten zuſammen leben, in die freie wunderſchöne Natur hinausfliegen, ſich der Einſamkeit hingeben und die Erinnerung Bilder aus Sage und Sang, aus der Geſchichte des Ortes aufrollen laſſen ſoll.

O'Neill wollte nach Liſſabon, das Eiſenbahnſignal ertönte, die Locomotive puſtete, und dahin ging es über den Mondegofluß; noch ein Blick auf Coimbra zurück, welches mit ſeinen bunten Häuſern als ein großes Bouquet auf der Höhe in all' dem Grünen ſchimmerte. Der Regen begann nachzulaſſen; das naſſe Wetter verſchaffte uns indeß den Anblick eines in dieſer Gegend eigenthümlichen Coſtümes; die Landleute trugen Regenmäntel von Strohhalm, gelb oder ſchimmernd weiß, es war eine Art Strohpelz mit langen Kragen, ganz und gar aus Stroh. Als wir durch die Korkwälder fuhren, hatte der Regen ganz aufgehört, die Sonne ſchien roth wie Blut durch die hochſtämmigen Bäume hindurch, es wurde plötzlich Abend, die Sterne wimmelten hervor, der Wind war friſch, faſt kühl.

Wir erreichten Liſſabon, die Gaslaternen leuchteten, die Läden ſtrahlten, die Leute eilten nach dem Theater **Maria secunda** auf dem ſchönen großen Platz. Wir kamen an dem öffentlichen Garten vorüber, Gasflammen leuchteten dort zwiſchen den duftenden grünen Bäumen, die Muſik ertönte, und bald waren wir zum Stadtthor hinaus und auf Pinieros, wo der ſpät gedeckte Mittagstiſch uns winkte.

Eine Nacht oder zwei ausgeruht und dann wieder vorwärts nach einer neuen Gegend, nach dem vom Dichter beſungenen Cintra.

Die ſchon auf einigen Karten angegebene Eiſenbahn zwiſchen Liſſabon und Cintra iſt nicht zu Stande gekommen; ein paar Bahnhäuſer wurden aufgeführt, aber die Bahn ſelbſt liegen gelaſſen, ja, wenn ich recht verſtanden habe, ganz aufgegeben. Wenn man nach Cintra will, ſo muß man von Liſſabon aus mit Omnibus oder anderen Wagen fahren, oder Eſel benutzen.

Der ſchönſte und ofteſt beſungene Theil von Portugal iſt unläugbar Cintra. Byron nennt es „das neue Paradies". „Hier hat der Lenz ſeinen Thron," ſingt der portugieſiſche Dichter Garret. Dorthin wollen wir.

In dem alten Schloß der Stadt verlebt der regierende König, Don Luis, einen Theil des Sommers. Sein Vater, Don Fernando, wohnt in Penha, dem Bergſchloß in den Wolkenregionen. Diplomaten und ein Theil der reichen Leute Portugals haben hier ihre Villen in der wunderbar lebensfriſchen Natur, die Hotels ſind mit Reiſenden, theils Ausländern, theils Leuten aus dem Lande, gefüllt.

Am frühen Morgen verließ ich Pinieros, der Weg führte durch die Vorſtadt Liſſabons, auf offenes Feld hinaus, durch die Bogen der Waſſerleitung, bald über Höhen, bald durch Thäler dahin. Alles ringsum lag dürr und welk, nur ein einzelner Cactus hier und dort zeigte Leben.

In dem erſten Dorfe, durch welches wir kamen, trafen wir auf einen wandernden Spielmann mit ſeiner jungen Frau; er accompagnirte auf der Violine ihren improviſirten Geſang, ein jüngerer Menſch ſchlug den Tambourin. In flotten Verſen beſang ſie die Signora der Schenkſtube und ihren rothen Rock und gelbes Halstuch. Der Geſang ſtrömte wie eine Quelle, die Worte flogen heraus wie ein auswendig gelerntes Penſum, es war ganz gewiß ein früher gemachtes Lied, in welches ſie nun mit einer gewiſſen Uebung andere Worte als die früheren hinein ſetzte, umgebildet und abgepaßt für die Signora, bei welcher ſie ſich augenblicklich aufhielt.

Jenſeits des Dorfes erblickten wir etwas entfernt einen großen Park mit einem Luſtſchloß. Don Miguel, welcher das Jagdleben liebte, hatte dieſen Ort dem durch ſeine Naturſchönheit hinreißenden Cintra vorgezogen. Noch zeigte ſich ringsum nur magerer Boden, kein maleriſcher Punkt, kein Gebüſch, kein Baum; nur vor einem ärmlichen Bauernhaus prangte eine blühende Magnolie, deren dunkelgrüne Blätter in der Sonne ſchimmerten.

Ein leichter Nebelſchleier verbarg noch das nahe üppiggrüne Cintra, aber bald erblickten wir ſeine erſten Vorboten: einen Garten mit mächtigen Laubbäumen. Hier lag ein großartiges Gebäude, welches vor nicht langer Zeit ein königliches Schloß geweſen war, jetzt aber einem Privatmann gehörte, der es für eine unglaublich geringe Summe Geldes gekauft hatte. Durch das Gitterthor blickten uns Blumen, Waſſer und große herabhängende Baumzweige an.

Cintra gegenüber liegt Santa Maria zwiſchen

Felſen und Grünen wie eine kleine Stadt für ſich; am äußeren Rande des Dorfes, unter hohen Bäumen, hatte José O'Neill ſein Landhaus, nun meine neue Heimath. Eine breite Gartenterraſſe, mit Glasglocken behangen, lag nach der Landſtraße hinaus, welche ſich zwiſchen der Villa und dem großen öden Haus des Nachbars gegenüber vorbeiſchlängelte. Der Beſitzer war geſtorben, ehe es fertig wurde, die halb vollführte, fenſterloſe Seite ſtand uns gegenüber, und hatte namentlich beim Mondſchein etwas ganz Geſpenſterhaftes an ſich. Im Hintergebäude mit Ausſicht nach dem Thalgrund und über Cintra und die Campagne, wohnten Leute, aber die ſahen wir nicht.

Unſer Haus mit den vielen Kammern und Zimmern an der Felſenwand, über welche eine Quelle hinabrieſelte, hatte ſeinen eigenen Garten, aber ſo klein, daß ein in demſelben an einen Strick gebundenes Huhn ihn ganz beherrſchte; man hatte von hier Ausſicht auf den waldbewachſenen Fels durch zerriſſene Wolken, auf das Schloß des Königs Fernando in halb mauriſcher, halb italieniſcher Bauart. Der eigentliche größere Garten, welcher O'Neill gehörte, lag eine kleine Strecke von der Villa entfernt im Thalgrund, auf der andern Seite der Landſtraße. Dort unten war Kühlung, Schatten und Einſamkeit. Es war als käme ich hier in eine däniſche Waldgegend; ich wanderte unter laubvollen Bäumen, zwiſchen Birken und Föhren; das Waſſer rieſelte kalt und klar zwiſchen üppigem Gras dahin, wo Vergißmeinnicht blühten; ich ſah weiße Kleefelder, blühenden Hollunder und Convolvolus. „Hier bin ich in Deinem ſchönen Dänemark!“ ſagte Joſé und ſprach aus warmem Herzen ſeine Liebe zu dem Lande aus, in welchem er ſeine frühen Jugendjahre verbracht hatte.

Man ſagt, jede Nation findet in Cintra ein Stückchen von ihrem Vaterland, ich fand Dänemark hier; ich glaubte auch manchen lieben Ort anderer ſchöner Länder wieder zu finden, das raſenbekleidete Kent, die wild unter einander geworfenen Steinblöcke des Blocksberges; ich konnte mich hier an den Ufern des Genferſees und in den Birkenwäldern Lekſund's wähnen. Alles wechſelte wunderbar reich. Hier ſtand der Lorbeerbaum mit ſeiner ſchwarzrothen Frucht, hier erhoben und breiteten ſich die Geranien wie große Büſche aus, und die Fuchſia ſtand da wie ein Baum. Von Caſtanien und Bananen herab hingen die Schlingpflanzen in einer Fülle, die den Süd-Amerikaner an die Wälder ſeiner Heimath erinnern mußte.

Gleich oberhalb des Gartens blickte man von der Straße aus über Cintra hin, deſſen altes Schloß wie ein Kloſter mit kleinen angeklebten Gebäuden ausſieht. Die vielen kleinen Gartenterraſſen prangten alle mit Springbrunnen; zwei kuppelförmige Schornſteine, nicht unähnlich Champagnerflaſchen, dominiren über das ganze Gebäude, dem es an aller Schönheit gebricht.

Aber anders, ſchön und maleriſch erhebt ſich Don Fernando's Sommerſchloß über die ganze Gegend. Hier oben war ehedem nur eine große Waldſtrecke, die noch da iſt, ſo wie das berühmte Korkkloſter, ein kleines

Gebäude, deſſen Wände mit Rinde vom Korkbaum bekleidet ſind, das Schloß ſelbſt hat ſeinen Urſprung aus den Zeiten des Vasco de Gama. Eines Tages während deſſen ruhmvollen Zuges hielt der König eine Jagd hier oben ab, und gerade von der Stelle aus, wo das Schloß ſteht, erblickte er Vasco's Flotte, welche heimwärts ſteuerte; in ſeiner Freude hierüber that er das Gelübde, hier ein Kloſter zu bauen; er hielt Wort, das Kloſter erhob ſich hier und es bildet den ſchönſten und maleriſchſten Theil des ganzen Gebäudes. Als die Kloſter ſpäter aufgehoben, die Mönche verjagt wurden, kaufte König Fernando dieſes Kloſter und verwendete bedeutende Summen auf den Anbau und die Anlagen des Parkes.

Der ganze ſteigende Bergweg dort hinauf iſt ein Stück Garten, in welchem Natur und Kunſt einander reizend unterſtützen; hier iſt der ſchönſte Spaziergang, den man ſich denken kann. Derſelbe beginnt mit Cacteen, Platanen und Magnolien, und endigt mit Birke und Tanne zwiſchen wild umhergeſtreuten Felſenblöcken. Geranien aller Art und aller Farben blüheten hier in großer Menge, wunderſame ſchöne Diſteln prangten dicht an den Myrthenbüſchen mit ihrem duftenden Blumenſchein, einſame Pfade ſchlängelten ſich zwiſchen alten mit Immergrün berankten Mauern und Felſenblöcken hinauf, die in ihrem Fall natürliche Bogen gebildet hatten. Man ſchaut weit aus hier oben, nach Liſſabon hin, nach den Bergen jenſeits des Tejo; man blickt über das atlantiſche Meer hinaus, und wo Cintra in der Tiefe liegt, breitet ſich die große Ebene nach dem Kloſter Maffra hin. Die Luft war ſo durchſichtig, daß ich glaubte die Fenſter in dem Gebäude zählen zu können, welches doch mehrere Meilen entfernt liegt.

Die offene allgemeine Landſtraße vom Hauſe O'Neill's bei Cintra vorüber, eine Strecke von einer ganzen Meile, lud zur Wanderung ein, es war unter Abwechſelung und Schatten die herrlichſte Promenade und wurde auch namentlich gegen Abend beſucht. Ich ging hier oft ſelbſt um die ſonnenwärmſte Mittagszeit; faſt immer ſtrich hier ein Luftzug vom Meere; Bäume, groß wie unſere Buchen und Erlen erhoben ſich hier, blattvolle Schlingpflanzen hingen über Felſen und Mauern. Die Caſtanienbäume dehnten ihre Zweige zu einem ganzen Laubdach aus, die Trauerweiden beugten ſich herab gegen den ſtaubigen Weg.

In der Nähe von Cintra liegt eine Villa im mauriſchen Styl, einem reichen Braſilianer gehörend; er ließ ſie gerade um die Zeit bauen als die Leute Dumas' „Monte Chriſto“ laſen, und nach ihm hat die Villa den Namen behalten. Von hier aus verengte ſich die Landſtraße noch mehr unter einem Dach von Kaſtanien; ein plätſchernder Waſſerfall ſchien die Kühlung zu ſteigern. Nun öffnet ſich ein breiter Platz mit eben ſo ſchattenſpendenden Bäumen vor einem Rococcogebäude, wo der Friedensſchluß unter Abrantes abgeſchloſſen wurde. Die Wälder des Penhas hat man ſtets zur Linken und in der Wolkenhöhe das mauriſch gebaute Schloß mit ſeinem großen viereckigen und mehreren kleinen Thürmen. Hier war es paradiſiſch ſchön. — Mein Freund Joſé liebte die Einſamkeit und blieb am liebſten in ſeinem ſtillen heimiſchen Hauſe; ich fand am meiſten Freude, wenn ich mich allein umhertreiben konnte. Ganz fremd den Vielen, die hier wohnten, war ich nicht. In Cintra hielt ſich eine Landsmännin auf, die Frau Vicomteſſe Roboredo, eine Tochter des däniſchen Admirals Zartmann; ſie war mit dem letzten Dampfſchiff von Bordeaux nach Liſſabon gekommen und zwar in der traurigen Veranlaſſung, die Leiche ihres verſtorbenen Gemahls der Familiengruft in Portugal zu übergeben. Durch ſie wurde ich in mehrere hochadelige Häuſer eingeführt, ſo bei dem liebenswürdigen Grafen Almeida, welcher mit Familie Palazzo Pombal, ein noch halbmauriſches Gebäude bewohnte, wo ein Springbrunnen in dem luftigen Speiſeſaal plätſcherte und wo die Gartenterraſſe mit ihrem mächtigen Weinlaubdach ein ganzer Prachtſaal zu ſein ſchien. In Cintra traf ich wieder den Marquis Fonteira mit Tochter und Schwiegerſohn; die Mutter deſſelben iſt eine geborene Dänin. Ich traf mit einem Freund aus Kopenhagen, dem Sohn des Dichters Lytton Bulwer zuſammen, welcher eine Zeit lang bei der engliſchen Legation dort war; er liebte mich meiner Schriften wegen, er war ſelbſt ein in ſeinem Vaterland beliebter Dichter; in Dänemark machte ich die Bekanntſchaft dieſes liebenswürdigen jungen Verfaſſers. Nun bekleidete er die Stelle eines engliſchen Geſandten in Liſſaben, war verheirathet und verlebte mit ſeiner reizenden Frau und einem Kinde den Sommer in dem paradieſiſchen Cintra. Im Hauſe des Freundes Lytton fand ich den herzlichſten Empfang, die theilnahmsvollſten Freunde; mit ihm und ſeiner Frau ſah ich einen Theil der unvergeßlichen Reize von Cintra.

Wir fuhren eines Abends längs der Landſtraßenpromenade, unter den mächtigen ſchattigen Bäumen, an Monte Chriſto vorüber, an dem Garten des Vicekönigs vorbei, woſelbſt das Herz der Ines de Caſtro aufbewahrt wird, nach Monſerrat hinaus, welches ein ſehr reicher Engländer beſitzt, der ſich nur zwei Frühlingsmonate jährlich hier aufhält. Im Garten wuchſen im Freien eine Menge tropiſche Bäume und Pflanzen; ich ſah ein Bosquet von allen bemerkenswerthen Farnen, von den geringſten bis zu denen, die ſo an Kraft und Größe entwickelt ſind, daß ſie dem Palmbaum ebenbürtig ſind. Von einem Baum hingen große weiße Glockenblumen, von einem anderen perlenartige, roſenfarbene Beeren herab. Hier waren ſaftreiche Früchte, die ich nicht kannte, ſonnenvolle farbige Blumen, und über eine prächtige ſammetgrüne Grasplaine rieſelte das klare Quellwaſſer, welches hierher geleitet wurde, damit das Gras nicht Feuchtigkeit entbehre. Ueber dieſem friſchen Grün lag das Schloß im mauriſchen Styl, ganz eine Vignette zu „Tauſend und eine Nacht“, ein abenteuerlicher feenhafter Anblick. Die Sonne verſank in's Meer, welches roſenfarben, weitgeſtreckt und groß dalag, ſie warf einen magiſchen Glanz auf die marmorweißen Mauern und Verzierungen und füllte mit Glanz die großen ſpiegelhellen Fenſtergläſer. Die Luft war dermaßen warm, ſtill, von Blumenduft durchzogen, daß man ſich wie von der Wirklichkeit entrückt fühlte, und erſt ſich ſelbſt wiederfand in dem nahen ſchattigen Korkwald. Hier begegnete uns das junge Königspaar, welches wir begrüßten.

Das Wetter war während des Aufenthaltes in Cintra ſtets ſchön, bis auf die letzten zwei Tage, an welchen ein ſtarker Wind aus dem Nordweſten blies. Das Meer, eine ganze Meile entfernt, ſah ich ſo nahe, ſo weit ausgedehnt, wie ein blaues ausgeſpanntes Tuch. Ich ſah die Brandung, die ſich wie ein weißer Rauch längs der Küſte erhob; bald würde ich draußen ſein, müßte fort von dem ſchönen Feſtlande, das rollende Meer verſuchen.

Der Tag der Abreiſe war da; es wurde mir ſchwer, mich von dem lieben herzlichen Joſé, von all' den Reizen Cintra's zu trennen. In fliegender Fahrt, in ſauſendem Wind ging es wieder nach Pinieros, die ganze Nacht hier ſtürmte es, ich glaubte, das Haus müſſe zuſammenſtürzen; am folgenden Tag ſtürmte es ebenſo, aber der Himmel war hell, die Sonne ſchien warm; ich bekäme ein herrliches Wetter zur Rückreiſe, ſagte George O'Neill; in kurzem würde das Dampfſchiff von Rio eintreffen und gleich nach Bordeaux abgehen.

Nur Stunden, höchſtens halbe Tage hatte ich in Liſſabon verbracht, ich wollte deshalb vor der Abreiſe etwas länger dort verweilen, das Leben und den Verkehr ſehen, welches ſich Abends in Straßen, Cafés und Theatern entfaltete.

VI.

Ein paar Tage in Liſſabon. Auf dem Dampfſchiff Navarro von Liſſabon nach Bordeaux.

O'Neill empfahl mir ein neues Hotel, welches gerade in den Tagen eröffnet worden war und in der Nähe ſeines Comptoirs und des Hafens lag; ich zog hier bei einem freundlichen älteren Ehepaar ein. Ich fragte wann Table d'hôte ſei. „Sobald Sie befehlen!“ antwortete man; ich war noch der einzige Gaſt des Hauſes, ich konnte mich, wenn ich wollte, in allen Zimmern und Sälen bewegen; aber wer mochte ſich bewegen? Die Vorhänge waren herabgelaſſen, die Fenſterläden verſchloſſen, damit der heiße Sonnenſchein nicht hineindringe. Es war geradezu eine Tortur, in's Freie zu gehen, man ſchlich ſich dann längs des ſchmalen Schattens der Häuſer dahin; das verſuchte ich denn auch; den ganzen Tag auf dem Bette zu liegen oder in den halbfinſteren Zimmern umherzugehen, wo mich kein einziger Bekannter beſuchte, war nicht auszuhalten. Ich begab mich deshalb nach O'Neill's Comptoir; hier fand ich die Zeitungen, die mir ſagten, wie es außerhalb Portu=

gals ausſah. Von der Hitze ganz aufgelöſt gelangte ich dorthin, und ebenſo erging es mir auf dem Rückwege, erſt am Abend begann ich ein wenig Wohlſein zu empfinden; es war eine wahre Labung auf den Altan hinaus zu treten und den kühlen Luftzug zu genießen, der ſowohl in die Augen als in den Mund wohlthuend kalt hineinblies, ja Leben in Einen blies. Nun konnte man in angenehmer Weiſe auf die Straße hinab gehen, ſich unter die Menge miſchen, Cafés und Promenaden beſuchen.

Der nächſte Tag brachte dieſelbe Sonnengluth wie der vorige, das Dampfſchiff kam nicht zu der Zeit, um welche es erwartet wurde; anſtatt zweier Tage mußte ich volle fünf in der ſonnenheißen Stadt verweilen; jede Nacht ſtürmte es, endlich legte ſich der Sturm, und in einer frühen Morgenſtunde wurde ich durch ſtarkes Klopfen an der Hotelthüre geweckt, ein Bote von dem Hauſe Tolades O'Neill brachte mir eine ſchriftliche Benachrichtigung, daß das franzöſiſche Dampfſchiff aus Rio in Sicht ſei und noch an demſelben Vormittage nach Bordeaux abgehen würde. In den wenigen Stunden, die ich noch hier bleiben würde, durfte ich kaum hoffen, die Freunde aus Pinieros oder Setubal zu ſehen.

In O'Neill's Comptoir traf ich den Arzt, ein paar der Offiziere des Schiffes und einige der Mitreiſenden; ein vortrefflicher ſpaniſcher Wein wurde zum Gruß und Abſchied geſpendet. Auf meine Frage, ob die See ruhig ſei, antwortete der Capitain, daß es zwar jetzt nicht mehr ſtürme, aber daß die Wogen hoch gingen;

es hätte mehrere Nächte und Tage hindurch geſtürmt, und deshalb ſei das Schiff drei Tage ſpäter als beſtimmt eingetroffen. Wir begaben uns nach dem Hafen, hier lag das Boot des Capitains, in welchem wir Alle Platz nahmen; auch O'Neill folgte mit; die raſchen Ruderſchläge der Matroſen führten uns bald auf den Tejofluß, wo der Dampfer Navarro lag und Paſſagiere und Güter an Bord nahm. Die Bootsmannspfeife ſchrillerte, Matroſen mit Hellebarden ſtanden auf der Schiffstreppe und bald war ich auf franzöſiſchem Grund und Boden in dem großen Schiff. Es war wie ein ſchwimmendes Hotel. Auf dem Verdeck hinten am Schiffe gelangte man in einen außerordentlich großen Salon mit breiten Gängen und Tiſchen an beiden Seiten, Büffets, Bibliothek und ſchönen Gemälden, zumeiſt Landſchaften, zwiſchen den breiten Fenſtern. Außerhalb, längs des Salons, ſtreckte ſich eine bedeckte Galerie, welche Abends durch mehrere Laternen beleuchtet wurde: hier ſaß man, hier ſpazierte man. Außerhalb des Salons gegen die Mitte des Schiffes hin waren die Kajüten des Capitains und der Offiziere, dann die Küche und das Vorrathshaus, Alles aber auf dem Verdeck; dann folgte die rieſige Maſchinerie; wenn man an dieſer und den mächtigen Schaufelrädern vorüber die Mitte des Schiffes paſſirt hatte, befand man ſich auf dem „zweiten Platz“, welcher, wie der „dritte“ ganz vorn, mit Gütern und Paſſagieren angefüllt war und einen ſehr maleriſchen Anblick darbot: Affen und Hausthiere in Käfigen, Papageien und Kakadus, eine Arche

Noah aus Südamerika. Ueber dem ganzen Schiff ſchwebte ein luftigeres Verdeck, welches mit Treppen und Brücken verſehen war. Wir waren, erfuhr ich, gegen fünfhundert Paſſagiere. Nach einem Frühſtück beim Capitain folgte der Abſchied. George O'Neill ſcherzte und lachte, ich war wehmüthig geſtimmt; ob wir uns wohl öfter wiederſehen würden, ich käme wohl nie mehr nach dieſem fernen ſchönen Lande, wo ich mich wohl und heimiſch gefühlt hatte. Vom Schiffe aus ſah ich O'Neill an's Land rudern, hörte ſein fröhliches Lebewohl; ich folgte dem Boot mit den Augen, bald verſchwand es zwiſchen den vor Anker liegenden Schiffen; ich ging in meine Koje hinab, die hinterſte im Schiffe; ich würde hier durch die Bewegungen der See ganz ordentlich geſchüttelt werden.

Nun ertönten die Signale, der Anker wurde gelichtet, der Dampf gelangte zur Herrſchaft und wir glitten auf dem ſtark rollenden Strome an den maleriſchen Gebäuden Liſſabons, an Schloß und Caſerne, an dem mauriſch ausſehenden Belem dahin, und bald waren wir an der Mündung des Fluſſes und auf dem Atlantiſchen Meere. Das Schiff hob ſich gleichſam, die Wellen erhoben ſich größer und größer; die ſtarke Brandung ſpritzte gegen die Küſte hinan; die Luft wurde kühler, wir ſteuerten immer weiter hinaus. Unterdeſſen war der Salon zum Speiſezimmer eingerichtet worden, wir waren ſo viel Paſſägiere, daß wir uns bei allen Mahlzeiten in zwei Parteien theilen mußten. Ich hatte ſchon Platz genommen, ſo nahe an der Ausgangsthüre wie nur möglich, denn ich ſah es voraus, daß es mir hier nicht gerade lange gut ergehen würde. Der Fußboden ſchien ſich unter meinen Füßen zu beben; durch die Fenſter ſah ich bald nur die hohe klare Luft, bald waren wir ſo tief zwiſchen den Wogen, daß dieſe wie Waſſerfälle gegen das Schiff anzurollen ſchienen. Es dauerte lange, bis das erſte Gericht gebracht wurde, ich ſah gerade die Suppe auftragen, dann mußte ich in die freie Luft hinaus und dort leidend ſitzen und zwar doppelt leidend bei dem Gedanken, daß es noch höheren Wellengang geben würde, wenn wir weiter hinaus kämen, und daß ich nicht eine Nacht, ſondern volle drei Nächte und vier Tage hier zu verbringen hatte, ja daß es ſo noch dazu eine glückliche Reiſe genannt werden konnte. Die Mehrzahl der anderen Paſſagiere waren bereits ein und zwanzig Nächte und Tage am Bord geweſen, ihnen war ſomit dieſe Fahrt eine kurze, aber vielleicht doch die unangenehmſte; wir mußten über „die ſpaniſche See", der Wind erhob ſich, er hatte früher immer aus dem Nordweſten geſtürmt; ich ſchaute in dieſer Richtung über die großen rollenden Wogen hinaus und wußte, daß das nächſte Land die Küſte von Grönland war.

Noch waren die Höhen und Wälder Cintra's ſichtbar, aber ehe die Sonne ſank, wurden die Umriſſe ſchwächer und verſchwanden zuletzt ganz. Die Sterne traten hervor, die Luft wurde kalt; ich wagte mich indeß nicht in meine Kajüte hinab, ſondern begab mich in den großen Speiſeſaal, um hier die Nacht zu verbringen; noch herrſchte hier lebhaftes Geſpräch, noch kamen und gingen hier die Paſſagiere; am Abende wurde ihre Zahl nach und nach geringer, zuletzt war ich allein, es war Mitternacht, die Lichter wurden gelöſcht, nur durch die offene Thüre ſah ich den Schein von einer großen Laterne. Ich vernahm das Rollen der Wogen, hörte wie die Wellen ſich gegen einanderbrachen, den Gang der Maſchine, die Schläge der Signalglocke und die Antworten, die ihnen folgten. Ich dachte an die Gewalt der See, an die Gewalt des Dampfes; es war in dieſem Allen, in den hemmenden Stößen, in dem Seegang, in der Bewegung des Schiffes, eine Art Regelmäßigkeit; bald war ich mit dem Allen, wie mit den Signalen vertraut, aber jede Abweichung, ein neuer unbekannter Laut erregte meine Aufmerkſamkeit, ich vermochte nicht die Gedanken von dem Unglücke abzulenken, welches geſchehen könnte; immer mehr trat die Erinnerung an die Vorſtellung von dem ſchrecklichen Tod meiner Jugendfreundin Jette Wulff auf demſelben Meere mir lebhaft vor die Seele; das Dampfſchiff Auſtria, auf welchem ſie an Bord war, verbrannte, all das Entſetzliche, das ich davon geleſen, damals mitgefühlt und mitgelitten hatte, ihr Tod trat mir wieder lebhaft vor Gedanken und Gefühl.

Und wie ich hier in der Nacht lag, ſchlug plötzlich die See gar gewaltſam gegen das Schiff an, es blieb gleichſam einen Augenblick ſtehen, es war, als halte der Dampf den Athem zurück, als bewege ſich die Maſchine nicht, aber im nächſten Augenblick waren die gewohnten

Laute und Bewegung wieder da. Ich dachte an Schiffbruch, unwillkürlich malte ich mir aus, wie wir verſanken, wie das Waſſer die Decke zertrümmerte und hineindrang, wie alle Lichter verlöſchten, man fühlte, es ſei der Todesaugenblick, aber wie lange würde man noch das Bewußtſein behalten. Ich machte in dieſer Minute die ganze Qual der Todesangſt durch, Schweißtropfen traten auf meiner Stirn hervor, ich ſprang empor, lief aus der Kajüte hinaus, eine einzelne Laterne ſchien mir entgegen, ich riß das Segel am Bord zurück und ſchaute hinaus: — Welche Pracht, welche Größe! Das ganze rollende Meer leuchtete wie Feuer; die großen Wogen wälzten dahin mit phosphoriſchem Glanze. Es war als glitten wir über ein Feuermeer. Dieſe Herrlichkeit überwältigte mich dermaßen, daß die Todesangſt in demſelben Nu verſchwand. Die Gefahr war weder größer noch geringer als ſie immer ſein mochte, aber nun dachte ich nicht an ſie; die Phantaſie hatte eine andere Richtung erhalten, und mein Gedanke war Ergebung; ob ich dieſe Nacht oder nach einigen Jahren ſterbe — iſt es mir denn von ſolcher Wichtigkeit dieſe zu leben; der Tod kommt ja doch, und hier kommt er in Herrlichkeit und Größe.

Lange ſtand ich da in der ſternhellen Nacht und ſchaute über das große wallende Weltmeer hinaus, und als ich wieder in den Saal zurückging und mich auf's Sopha ſtreckte, war mein Gemüth erfriſcht und erfreut in Gottesergebung. Ich betete inbrünſtig zu Gott, mir dieſe Ergebung ſtets zu bewahren.

Nach einigen Stunden ſtärkenden Schlafes erwach ich am frühen Morgen; die See ging hoch, die portugieſiſche Küſte war noch an einer einzelnen Stelle z ſehen. Ich trat auf die Galerie hinaus, und began dort mich allmählich zu bewegen. Einer der Seeoffizier lehrte mich, wie ich feſten Fuß faſſen und wie ich gehe mußte, um mit in der Schwankung des Schiffes zu ſein; ſeekrank war ich nicht; ich ſchaute das Meer an begann das Leben am Bord und meine verſchiedene Mitreiſenden zu betrachten. Man hatte mir geſagt daß hier ſehr gemiſchte Geſellſchaft ſei, und bald wurde der Beweis dafür geliefert. Eine ältere Dame kam des Morgens aus einer der Kajüten herauf; ſie weint und klagte, daß ſie am Bord beſtohlen worden ſei. Sie war in Rio an Bord gegangen und hatte von da aus eine Kajüte zuſammen mit einer andern, ihr unbekannten Dame gehabt, die ſich für die Frau eines Conſuls ausgegeben und geſagt habe, ſie wolle nach Liſſabon; dort habe ſie auch geſtern das Schiff verlaſſen, aber die Goldmünzen, Armbänder und das Creditiv der älteren Dame mitgenommen. Bevor wir Bordeaux erreichten, konnte nicht nach Liſſabon telegraphirt werden, und alsdann mochte wohl der Dieb längſt aus der Stadt, außer Landes, in Spanien hinein und weiter ſein.

Die Wogen gingen hoch, ich fragte den Capitain, ob ſie noch größer werden würden, wenn wir in die „ſpaniſche See“ gelangten. „Ich glaube ja!“ antwortete er: aber am Tage je nachdem wir nördlicher kamen wurde der Seegang geringer, ich hatte leichter mich zu bewegen und ſchaute mich nun im Schiffe um. Ich habe von deſſen Ausdehnung und Größe geſprochen, von der weitgedehnten Kajüten=Caſerne in der Tiefe, von der Küche, Vorrathskammer, Maſchinerie und dem Gewimmel von Paſſagieren oben und unten. Auf der Veranda, an beiden Seiten des Speiſeſaals ſaßen auf Bänken und Stühlen Damen und Herren im Geſpräch oder mit einem Buche, einer Handarbeit oder dergleichen in der Hand. In dem Maſchinen=Rachen, wo das Feuer unter den Dampfkeſſeln leuchtete, bewegten ſich die Arbeitsleute halbnackt; betrat man den zweiten Platz, ſo hielt es hier ſchwierig, wegen der auf dem Verdeck ausgeſtreckten Gruppen von Reiſenden, der vielen hier aufgeſchichteten Sachen, Affen in Käfigen, Papageien, einer Menge von Kindern, vorwärts zu ſchreiten; hier war ein Wirrwarr, ein Tummel wie auf einem Marktplatz.

Noch wagte ich mich jedoch nicht auf das oberſte durch Brücken und Treppen verbundene Verdeck hinauf, von wo das Commando gerufen und ſignaliſirt wurde und die große Glocke genau die Zeit angab. Dieſe ging mit raſcher Fahrt und unſer Dampfſchiff mit nicht geringerer, und doch gelangten wir erſt ſpät am Nachmittage ſo hoch, daß wir Cap Finisterra ſahen, aber als die Sonne ſank, verſchwanden ſeine Umriſſe bald in der Finſterniß der Nacht. Wir verſammelten uns nun, und faſt gar zu Viele, in dem großen Speiſeſaal, Alle wohl, Alle luſtig, die Kinder gar zu luſtig, es war hier ein Kindergeſchrei und Kindertummel ſonder Gleichen; mehrere Stunden hindurch hämmerten die Kleinen auf dem Klavier, und die Eltern hatten ſo große Freude an der Luſtigkeit ihrer Kinder, daß ſie nicht daran dachten, wie läſtig und ohrzerreißend ſie für uns Anderen war. Sie ließen ſie forthämmern und lärmen. Gegen Mitternacht wurde es ſtill.

Als ich am nächſten Morgen das Deck betrat, befanden wir uns in dem Biscaiſchen Meerbuſen, alſo inmitten der „ſpaniſchen See“ und hier war es windſtill, die Waſſerfläche lag da wie ein großes ausgeſpanntes Stück Seidenzeug, es war, als glitten wir über eine Landſee dahin, wo der Wind ruhte. So zeigte ſich die „ſpaniſche See“, die ich ſo ſehr gefürchtet hatte. Noch erblickte ich die Bergeshöhen auf der portugieſiſchen und ſpaniſchen Küſte. Verſchiedene Gegenſtände trieben in der See umher, ſie waren bei ſtürmiſchem Wetter über Bord geriſſen worden; hier floſſen Wrackſtücke von verunglückten Schiffen; ich ſah eine große rothangeſtrichene Kiſte, ſie trieb ihren Weg, wir den unſrigen.

Heute endlich betrat ich das oberſte Deck, ſchritt über die hängenden Brücken dahin, genoß recht den Anblick des herrlichen unendlichen Meeres, ſah große Fiſche ſich über die Waſſerfläche erheben, erblickte einige niedrig ſchwebende Seevögel. Gegen Abend zogen Wolken im Weſten auf; die See zeigte weiße Schaumgipfel; es wurde Regenwetter, und ich flüchtete mit den Anderen in den Salon hinein; ich fühlte mich ganz an die See gewöhnt, wagte mich in meine Kajüte hinab, das erſte Mal, ſeit ich an Bord gegangen war; die Schwankungen des Schiffes in dem ſtarken Nachſchwall der Wogen machten, daß ich ein paar Mal gegen die Koje hinfiel. Es wurde oben über mir ſtill, ich glaubte den ſauſenden Wind zu hören, es waren aber die Schaufeln des Schiffes, welche arbeiteten.

Am frühen Morgen, es war der vierte Tag, an welchem ich an Bord war, beeilte ich mich, auf das Deck zu ſteigen; da war großes Reinemachen und Waſchen, wir näherten uns der franzöſiſchen Küſte, doch war dieſelbe noch nicht in Sicht. Nach dem Frühſtück kamen wir an dem Leuchtthurm vorüber, welcher vor dem Girondefluß, auf einem Felſen im Meere errichtet iſt; erſt von hier aus zeigt ſich die Küſte, die ſandig und flach iſt.

Die Gironde kam wie ein ganzer breiter See in den Ocean hinaus, ganz gelb, das Meer wurde in einer Entfernung von einer ganzen Meile von ihr gefärbt. Man hatte in Liſſabon davon geſprochen, daß die Cholera in Bordeaux ſei, wenn man es auch bezweifelte; der Lootſe, welcher an Bord kam, verſicherte uns, daß der Geſundheitszuſtand gut ſei, das war der erſte angenehme Gruß.

Sobald wir in den Fluß hinein waren, wurde geankert, zwei kleine Dampfſchiffe harrten unſerer, das eine nahm das Paſſagiergut, das andere die Paſſagiere ſelbſt auf; wir waren deren ſo viele, daß das Fahrzeug ganz überfüllt wurde; kaum die Hälfte kam zum Sitzen. Der Girondefluß bewahrte hier zum Theil ſeine Ausdehnung nach beiden Seiten, bis weiter in's Land hinein, wo er von den Flüſſen Garonne und Dordogn gebildet wird. An beiden Seiten landeinwärts ſahe wir ſchöne grüne Ufer mit Weingärten, Städten, Viller Gruppen von Pappeln, eine üppige wechſelnde Guirland Ein alter Militair war die Aufmerkſamkeit ſelbſt un zeigte mir und erläuterte die Punkte, an welchen wi vorüber glitten.

Es wurde unterdeſſen Abend, es war ſieben Uhr bevor wir Bordeaux erreichten, das Schiff legte an Kai an, hoch oben in der Stadt. Ich ſtieg an's Land aber ſah kein bekanntes Geſicht unter der Menge, bi Lohndiener aus dem Hotel, in welchem ich früher gewohnt hatte, mir entgegen kamen; der Wagen harrte und wie ein lieber alter Bekannter wurde ich von aller Leuten des Hauſes begrüßt. Die Seereiſe war überſtanden, Portugal und Spanien lagen hinter mir, ic war in Frankreich und würde in wenigen Tagen in Dänemark ſein.

Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig

H. C. Andersen's

Geſammelte Werke.

Vom

Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe.

Neunundvierzigſter Band.

Der Glücks-Peter.

Leipzig.
Johann Friedrich Hartknoch.
1871.

Der Glücks-Peter.

Eine Erzählung

von

H. C. Anderſen.

Leipzig.
Johann Friedrich Hartknoch.
1871.

I.

In der vornehmſten Straße lag ein prächtiges, altmodiſches Haus; das ganze Mauerwerk deſſelben war mit Glasſtücken beſpickt und es ſtrahlte im Sonnen- und Mondenſchein, als ſei es mit Diamanten belegt. Das war ein Zeichen des Reichthums und der Reichthum war im Hauſe; man ſagte, der Handelsherr, der in demſelben wohnte, ſei ein Mann von zwei Tonnen Goldes und könne leicht als Sparbüchſe für die Zukunft eine Vierteltonne vor die Thür des Zimmers ſtellen, in welchem ſein Söhnchen geboren wurde.

Denn ein Söhnchen war dem reichen Mann geboren worden und es herrſchte große Freude vom Keller bis unter das Dach hinauf, und unterm Dach wurde einige Stunden ſpäter die Freude noch größer: dort oben wohnten der Lagerhausknecht und ſeine Frau, und bei ihnen kam gerade auch ein Söhnchen an, das der liebe Gott geſchenkt, der Storch gebracht hatte und die Mutter vorzeigte. Hier oben ſtand in der That zufälligerweiſe eine Vierteltonne vor der Thüre, aber es war keine Tonne Goldes, es war eine Kehrichttonne.

Und ſo ſagte der Eine „Peter!“ und der Andere „Felix!“ Ja, mehr ſagten ſie diesmal nicht.

Die reiche Frau verhätſchelte ihren Knaben, Peter wurde aber auch verhätſchelt und namentlich von ſeiner Großmutter. Sie war zwar ſchwachſichtig, aber ſie ſah doch bei dem Peterchen viel mehr, als Vater und Mutter zu ſehen vermochten, ja mehr, als irgend ein anderer Menſch herausfinden konnte.

„Das ſüße Kind,“ ſagte ſie, „wird ſchon in der Welt fortkommen; der Knabe iſt mit einem Goldapfel in der Hand geboren, das ſehe ich mit meinem ſchwachen Geſicht. Da liegt ja der Apfel und glänzt!“ Und ſie küßte den kleinen Peter mitten in die Hand.

Seine Eltern konnten Nichts ſehen und Peter ſelbſt auch Nichts, aber, wie er heranwuchs und zu denken begann, mochte er doch gar zu gern daran glauben.

„Das iſt ſo eine Geſchichte, ein Märchen von der Großmutter!“ ſagten die Eltern.

Ja, die Großmutter, die wußte zu erzählen und Peter ermüdete nie, ſie anzuhören, wenn ſie auch immer dieſelben Geſchichten erzählte. Sie lehrte ihm auch einen Pſalm und das Vaterunſer und er lernte dieſes nicht blos auswendig, ſondern als Worte, bei welchen zu denken iſt: ſie erklärte ihm jedes einzelne Gebet, ſo ſagte ſie z. B. bei dem vierten „Gieb uns unſer tägliches Brod heute“, daß dieſelben ſo zu verſtehen ſeien, daß es Einem nothwendig ſei, Weißbrod, einem Andern Schwarzbrod zu bekommen, Einer müſſe ein großes Haus beſitzen, wenn er viele Leute um ſich habe, ein Anderer in kleinen Verhältniſſen könne ebenſogut in einem Dachſtübchen wohnen, das ſei ſo einem Jeden das, was er „tägliches Brod“ nenne.

Peter hatte freilich ſein gutes tägliches Brod und die prächtigſten Tage, aber ſie halten nicht immer vor. Die ſchweren Kriegsjahre begannen; die junge Mannſchaft mußte fort, auch die alte; der Vater Peters befand ſich unter den Einberufenen und die Nachricht ging bald ein, daß er einer der Erſten geweſen, die im Kampfe gegen den überlegenen Feind gefallen.

Das brachte bittern Kummer in das Dachſtübchen. Die Mutter weinte, die Großmutter und der kleine Peter weinten, und jedesmal, wenn irgend ein Nachbar bei ihnen vorſprach, wurde vom „Vater“ geſprochen, und da weinten ſie alle. Der Handelsherr ließ indeß der Witwe die Dachwohnung das erſte Jahr ganz miethfrei und ſpäter ſollte ſie nur eine geringe Miethe zahlen. Die Großmutter zog zur Mutter hin, die ſich dadurch ernährte, daß ſie die Wäſche mehrerer, wie ſie ſagte, einzelner galanter Herren beſorgte. Peter hatte weder Kummer noch Noth, Eſſen und Trinken bekam er vollauf und Großmutter erzählte ihm dermaßen ſeltſame und wunderbare Geſchichten von der weiten Welt, daß er ihr eines Tages den Vorſchlag machte, ſie möchte mit ihm auf den Sonntag in fremde Länder ziehen, ſo könnten ſie als Prinz und Prinzeſſin mit goldenen Kronen zurückkehren. Aber Großmutter antwortete: „Dazu bin ich zu alt und du mußt erſt ſehr, ſehr viel lernen, groß und ſtark werden und dabei doch immer ein gutes liebes Kind bleiben, wie du es jeẓt biſt.“

Peter ritt in dem Stübchen auf einem Steckenpferd umher, er hatte gar zwei ſolche Pferde; aber Felix hatte ein lebendiges, wirkliches Pferd und das war ſo klein, daß es ganz gut ein Pferdekind hätte genannt werden können und ſo nannte es auch Peter, und größer konnte es nicht werden. Felix ritt im Hofe herum auf ſeinem Pferdchen, ja er ritt mit ſeinem Vater und einem königlichen Bereiter zum Thore hinaus. In der erſten halben Stunde, nachdem das geſchehen war, mochte Peter nun ſeine Pferdchen gar nicht und ritt nicht auf ihnen, ſie ſeien nicht wirklich, und er fragte ſeine Mutter, warum er nicht, wie Felix, ein wirkliches Pferd habe, und die Mutter ſagte: „Felix wohnt unten im Hofe, wo der Stall iſt, aber du wohnſt hier hoch oben unter dem Dache; man kann keine anderen Pferde auf dem Boden haben, als ſolche, wie du haſt; reite du nur auf ihnen!‘“

Und darauf ritt Peter wieder; erſt ritt er auf die Commode zu, den großen Berg mit den vielen Schätzen: Peter's Sonntagskleidern und denen der Mutter und den blanken Thalerſtücken, welche die Mutter zur Miethe für die Wohnung hinlegte. Er ritt auf den Ofen zu, welchen er den ſchwarzen Bären nannte; der ſchlief die ganze Sommerzeit, aber wenn der Winter kam, mußte er heran und die Stube wärmen und das Eſſen kochen.

Peter hatte einen Pathen, der im Winter oft

Sonntags ins Dachſtübchen kam und eine Mahlzeit warmes Eſſen genoß. Er ſei zurückgekommen, ſagten Mutter und Großmutter. Er ſei Kutſcher geweſen, habe aber geſchnappſt und auf dem Bock geſchlafen; weder der Soldat noch der Kutſcher dürfe aber auf ſeinem Poſten ſchlafen; darauf ſei er Fuhrmannsknecht geworden und hatte oft die galanteſten Leute in Kutſche oder Droſchke gefahren; jetzt fuhr er den Kehrichtwagen von Thür zu Thür und ſchwang die Schnarre, daß aus allen Häuſern Mädchen und Frauen mit ihren gefüllten Kehrichtfäſſern kamen und ſie auf ſeinen Wagen ausſchütteten, daß derſelbe voll allerlei Unrath, Aſche und Kehricht wurde.

Eines Tages war Peter aus der Dachwohnung hinunter geſtiegen, die Mutter war in die Stadt gegangen; er ſtand in dem offenen Thorwege, draußen vor demſelben hielt ſein Pathe mit ſeinem Wagen. „Willſt du mitfahren?“ fragte er; ja, Peter wollte ſchon mitfahren, blos bis an die Straßenecke.

Seine Augen ſtrahlten, als er auf dem Sitze bei ſeinem Pathen ſaß und dieſer ihm die Peitſche in die Hand gab. Und Peter fuhr mit lebendigen wirklichen Pferden, fuhr ganz bis an die Ecke. Dort kam ſeine Mutter ihm entgegen; ſie machte ein bedenkliches Geſicht: grade 'was Feines war es ja nicht, ihren eigenen kleinen Sohn auf dem Kehrichtkarren zu erblicken. Peter mußte auch ſogleich vom Wagen ſteigen, doch bedankte ſich die Mutter bei dem Pathen; als ſie aber mit Peter nach Hauſe kam, verbot ſie ihm, die Tour zu wiederholen.

Eines Tages ſtand er wieder im Thorwege; es war zwar der Pathe nicht da, der ihn zu einer Spazierfahrt hätte verlocken können, aber es waren andere Verlockungen da; drei bis vier kleinere Straßenjungen lagen und wühlten in dem Rinnſteine, um aufzufinden, was darin verloren oder ſich feſtgeſetzt haben möchte; oft hatten ſie einen Knopf oder eine Kupfermünze gefunden, aber oft ſich auch an Glasſcherben geſchnitten oder an einer Stecknadel geſtochen, welches letztere an dem Tage gerade der Fall war. Aber Peter mußte mit dabei ſein, und kaum hatte er die Hand in den Rinnſtein geſteckt, ſo fand er eine Silbermünze.

Eines anderen Tages lag er wieder mit den anderen Knaben zuſammen und wühlte in dem Rinnſtein; ſie trugen nur ſchmutzige Hände davon, er fand einen goldenen Ring und zeigte mit ſtrahlenden Augen den Anderen ſeinen Fund; die aber prügelten ihn durch und hießen ihn Glücks-Peter und er durfte nicht mehr dabei ſein, wo die Anderen wühlten.

Hinter dem Hauſe des Handelsherrn befand ſich ein ſeichter Grund, der aufgefüllt werden ſollte, um als Bauplatz zu dienen; es wurde Kies und Kehricht dahin gefahren, es lag da in großen Haufen. Peter's Pathe fuhr es dahin, aber Peter durfte ja nicht mit ihm fahren. Die Straßenjungen wühlten in den Haufen umher, ſie wühlten mit Stöcken und mit den bloßen Händen, und ſie fanden auch immer Dieſes, oder Jenes, was aufzuheben werth ſchien.

Peter kam auch hierher. Als aber die Straßenjungen ihn ſahen, riefen ſie ihm zu: „Glücks-Peter, mach' daß du weg kommſt!“ und als er doch näher kam, warfen ſie nach ihm mit Erdklumpen; einer dieſer Klumpen ſchlug gegen ſeine hölzernen Pantoffeln an und zerbröckelte; es rollte dabei ein blanker Gegenſtand heraus; Peter hob denſelben auf, es war ein kleines Herz von Bernſtein. Er lief nach Hauſe mit dem Herzchen; die Anderen bemerkten nicht, daß er, ſelbſt wenn ſie ihn mit Schmutz und Erde bewarfen, ein Glückskind war.

Die ſilberne Münze, die er gefunden hatte, wurde in ſeine Sparbüchſe geſteckt; der Ring und das Bernſteinherz wurde unten bei der Frau des Handelsherrn vorgezeigt, denn die Mutter wollte wiſſen, ob es ſolche gefundene Sachen ſeien, die „bei der Polizei angemeldet werden müßten“.

Wie ſtrahlten die Blicke der Frau des Handelsherrn; als ſie den Ring ſah, erkannte ſie ihren eigenen Verlobungsring, den ſie vor drei Jahren verloren hatte; ſo lange hatte derſelbe im Rinnſtein gelegen.

Peter bekam ein gutes Finderlohn, das in ſeiner Sparbüchſe raſſelte; das Bernſteinherz ſei eine Kleinigkeit von geringem Werth, das könne Peter ſchon behalten.

Die Nacht über lag das Bernſteinherz auf der Commode und die Großmutter lag im Bette.

„Ei, was iſt doch das, was dort brennt?“ ſagte ſie, „es iſt ja als ſtände da ein angezündetes Licht!“ Sie erhob ſich und ſah nach; es war das kleine Bernſteinherz. Ja, die Großmutter mit ihrem ſchwachen Geſicht ſah oft weit mehr als alle Anderen ſehen konnten. Sie hatte nun ſo ihre eigenen Gedanken dabei. Am Morgen holte ſie ein ſchmales ſtarkes Band hervor, zog daſſelbe durch die Oeffnung, die oben im Bernſteinherz war, und hing nun dieſes ihrem kleinen Enkel um den Hals.

„Das darfſt du niemals länger ablegen, als wenn du ein neues Band hineinziehſt. Du darfſt auch anderen Knaben nicht zeigen, daß du es haſt, ſonſt nehmen ſie es dir ab, und dann kriegſt du Leibſchmerzen!“ Dieſe waren nämlich die einzige Krankheit, die Peter bis dahin kannte.

Es war aber auch eine ſonderbare Kraft an dem Herz. Die Großmutter zeigte ihm, indem ſie es mit der Hand rieb und einen kleinen Strohhalm in deſſen Nähe legte, wie der Strohhalm gleichſam lebendig wurde und auf das Bernſteinherz zuſprang, und es nicht laſſen wollte.

II.

Der Sohn des Handelsherrn bekam einen Hauslehrer, der ihn allein unterrichtete und mit ihm allein ſpazieren ging. Peter ſollte ſich auch Kenntniſſe erwerben, und er wurde in die Schule geſchickt mit vielen anderen Knaben zuſammen; ſie ſpielten auch zuſammen, und das war viel vergnüglicher, als ganz allein mit dem Lehrer zu gehen. Peter hätte nicht mit Felix getauſcht.

Er war ein Glücks-Peter, aber der Pathe war auch ein Glücks-Peter, wenn er auch nicht Peter hieß. Er gewann in der Lotterie zwei hundert Thaler auf ein Loos, welches er mit elf Anderen zuſammen ſpielte. Er bekam ſofort beſſere Kleider und befand ſich ſehr wohl in ihnen.

Das Glück kommt nun aber niemals allein, es hat ſtets eine Anſtellung im Gefolge, und es hatte auch hier eine ſolche. Der Pathe Peters verließ den Kehrichtkarren und ging zum Theater.

„Was?“ ſagte die Großmutter, „er iſt zum Theater gegangen? Als was?“

„Als Maſchinenknecht.“

Es war dies unleugbar eine Beförderung. Er wurde dabei ein ganz anderer Menſch und hatte viel Vergnügen an der Comödie, die er freilich ſtets von oben oder von der Seite ſah. Am ſchönſten war das Ballet, aber es koſtete auch die ſchwerſte Arbeit und war ſehr der Feuersbrunſt ausgeſetzt; hier tanzten ſie ſowohl im Himmel als auf Erden. Das war ſo 'was für den kleinen Peter, das müſſe er ſehen, und eines Abends, als grade Generalprobe, wie es hieß, von einem neuen Ballet ſein ſollte, in welchem Alle ſo gekleidet und ausgeputzt waren, wie an dem Abend an welchem die Leute Geld zahlen mußten, um die Herrlichkeit zu ſehen, verſprach der Pathe das Peterchen mitzunehmen und ihn an einen Ort zu ſetzen, von wo aus er das Ganze ſehen könne.

Es war ein bibliſches Ballet: Simſon; die Philiſter umtanzten den Simſon, und er riß das ganze Haus ein, daß es über ſie und ihn zuſammenſtürzte; aber es waren Spritzen und Spritzenleute da, für den Fall, daß ein Unglück geſchehen ſollte.

Peter hatte noch nie eine Comödie, geſchweige denn ein Ballet geſehen; er bekam ſeine Sonntagskleider an und ging nun mit ſeinem Taufpathen ins Theater. Es war wie ein großer Trockenboden mit Vorhängen und loſen Wänden, langen Spalten in dem Fußboden, Licht und Lampen. Es waren eine Menge von Winkeln und Windungen da oben und unten, und aus dieſen kamen ſie heraus, die Menſchen, wie in einer großen Kirche mit Pulpituren. Unten zog ſich der Fußboden ganz ſchräge, und hier wurde Peter hingeſetzt und ihm bedeutet, daß er ruhig ſitzen ſolle bis das Ganze vorbei ſei und man ihn abhole. In der Taſche hatte er drei Butterbrode, hungern ſollte er nicht.

Bald wurde es hier heller; vorn kamen, gleichſam aus der Erde, eine Menge Spielleute mit Flöten und Violinen; auf den Sitzplätzen, wo Peter ſaß, kamen Leute, grade ſo angekleidet, wie die Leute auf der Straße, aber es kamen auch Ritter mit goldenen Helmen, wunderſchöne Jungfrauen in Flor und Blumen, ja es kamen weißgekleidete Engel mit Flügeln auf dem Rücken zum Vorſchein; die ſetzten ſich oben und unten, auf den Fußboden und in den Pulpituren, als wollten ſie zuſchauen. Es waren insgeſammt Tanzmenſchen im Ballet, aber das wußte Peter nicht; er glaubte, ſie gehörten in die Märchen, welche die Großmutter erzählt hatte. Ja, es kam ein Weib, es war das allerſchönſte, mit goldenem Helm und Spieß; das Weib ſchaute über alle die Andern hinaus und ſetzte ſich zwiſchen einen Engel und eine Hexe. Nein, war hier viel zu ſehen! und doch war das Ballet noch nicht angegangen.

Plötzlich wurde es ganz ſtill, ein ſchwarzgekleideter Mann ſchwang einen kleinen Zauberſtab über alle die Muſikanten, und die begannen zu ſpielen, daß es durch ſie ſauſte und brauſte, und die ganze Wand hob ſich. Man ſchaute in einen Blumengarten, in welchem die Sonne ſchien und alle Menſchen tanzten und ſprangen. So 'was Schönes hatte Peter ſich nimmer gedacht. Es marſchirten Soldaten und es war Krieg, und es war große luſtige Geſellſchaft; da war der Rieſe Simſon und ſeine Liebſte. Aber ſie war eben ſo bös als ſie ſchön war; ſie verrieth ihn; die Philiſter ſtachen ihm die Augen aus, er mußte den Mahlgang in der Mühle drehen und wurde zum Geſpött in dem großen Tanzſaale hingeſtellt; aber dann umfaßte er die ſchweren ſteinernen Säulen, welche die Decke trugen, und rüttelte und ſchüttelte ſie und mit ihnen das ganze Haus; es ſtürzte zuſammen und ſtrahlte in Roth und Grün von den wunderſchönſten Feuerflammen.

Peter hätte ſein Leben lang daſitzen und das anſchauen können, ſelbſt wenn die Butterbrode verzehrt wären; und die waren verzehrt.

Und er hatte zu erzählen, als er nach Hauſe kam. Er war gar nicht zu Bette zu bringen; er ſtand auf einem Bein und legte das andere Bein auf den Tiſch, ſo hatten es Simſons Liebſte und alle die Jungfrauen gethan. Er ging Tretmühle um den Stuhl der Großmutter herum und warf zwei Stühle und ein Kopfkiſſen um und über ſich, um zu zeigen, wie der Tanzſaal zuſammenſtürzte. So zeigte er Alles, ja gab es mit voller Muſik, denn die gehörte dazu, im Ballet wurde nicht geſprochen. Er ſang hoch und tief, mit Worten und ohne Worte, es war kein Zuſammenhang darin, es war wie eine ganze Oper. Das Merkwürdigſte von Allem war indeß ſeine ſchöne glockenreine Stimme; aber von der ſprach Niemand.

Peter hatte ſonſt Lehrling in einem Materialladen ſein wollen, damit er im Backobſt und Zucker wühlen könne, jetzt wußte er, daß es etwas weit Herrlicheres gäbe, und das war „in die Geſchichte Simſon's hineinzukommen und Ballet tanzen.“ — Viele arme Kinder ſeien den Weg gegangen, ſagte die Großmutter, und ſeien feine und ſehr geehrte Leute geworden, aber einem Mädchen aus ihrer Familie würde ſie nicht erlauben, den Weg zu gehen, einem Knaben, ja, der ſtände feſter.

Peter hatte kein einziges der kleinen Mädchen fallen ſehen ehe das ganze Haus fiel, aber dann fielen ſie alle, ſagte er.

III.

Peter wollte und müſſe Ballettänzer ſein.

„Er läßt mir ja keine Ruhe,“ ſagte ſeine Mutter. Endlich verſprach die Großmutter, ihn zum Balletmeiſter zu führen, der ein galanter Mann ſei und ſein eigenes Haus habe, wie der große Handelsherr. Würde Peter das auch einſt erreichen können? Für den lieben Gott iſt nichts unmöglich. Peter habe den Goldapfel in der Hand, das Glück ſei ihm in die Hände gegeben, vielleicht ſei es ihm auch in die Beine gelegt.

Peter kam zum Balletmeiſter und erkannte ihn ſogleich, es war ja Simſon. Seine Augen hatten gar nichts gelitten unter den Philiſtern. Das war auch nur Comödienſpiel, das wußte er ja. Und Simſon ſchaute ihn freundlich und vergnügt an, ſagte, er ſolle ſich gerade halten, ihn feſt anſehen und ſeinen Spann herzeigen. Peter zeigte den ganzen Fuß und das ganze Bein dazu.

Jetzt ſei er beim Ballet angeſtellt, ſagte die Großmutter.

Beim Balletmeiſter war Alles leicht ins Reine gebracht, aber vorher hatten die Mutter und Großmutter doch Verſchiedenes vorbereitet, mit einſichtsvollen Leuten geſprochen, erſt mit der Frau des Handelsherrn, welche fand, daß es ein hübſcher Weg für einen netten guten Knaben wie den Peter ſei; darauf hatten ſie Fräulein Frandſen geſprochen; ſie wußte etwas vom Ballet, ſie war ſelbſt, als die Großmutter noch jung war, eine wunderſchöne Tänzerin beim Theater geweſen, hatte als Göttin und Prinzeſſin getanzt, und ſei gehuldigt und gegrüßt worden, wohin ſie getreten; aber ſie wurde älter, wie wir es Alle werden; ſie bekam nicht mehr die großen Rollen, mußte hinter der Jugend tanzen, zuletzt hörte ſie ganz auf zu tanzen, ging zur Garderobe über, und ſchmückte die Anderen als Göttinnen und Prinzeſſinnen.

„So geht es,“ ſagte Fräulein Frandſen, „der Theaterweg iſt reizend, aber dornenvoll, auf ihm wächſt die Chicane! die Chicane!“

Das Wort verſtand Peter gar nicht, aber er würde es ſchon verſtehen lernen.

„Aber er will nun mit aller Gewalt zum Ballet,“ ſagte die Mutter.

„Und er iſt ein frommer chriſtlicher Knabe,“ ſagte die Großmutter.

„Und ſchön gewachſen!“ ſagte Fräulein Frandſen. „Schön gewachſen und moraliſch! das war meine Glanzperiode.“

Und Peter kam in die Tanzſchule und bekam Sommerkleider und dünne Tanzſchuhe, um leicht zu ſein. Alle die alten Tänzerinnen küßten ihn und ſagten, er ſei ein zu appetitlicher Junge, „reine weg zum Aufeſſen“.

Er mußte ſich aufſtellen, die Beine und Füße auswärts ſetzen, ſich an einer Stange halten, um nicht zu fallen, während er mit den Beinen ausſchlagen lernte, erſt mit dem rechten, dann mit dem linken. Ihm war das lange nicht ſo ſchwierig wie der Mehrzahl der Anderen. Der Balletmeiſter klopfte ihn auf die Schulter und ſagte, er würde bald mit ins Ballet kommen; er ſollte ein Königskind ſein, welches auf Wappenſchildern gehoben werde und eine goldene Krone trüge; das würde in der Tanzſchule eingeübt und auf der Bühne probirt.

Mutter und Großmutter mußten hin und das Peterchen in all dem Staat ſehen, und ſie ſahen ihn und weinten alle Beide, obgleich es ſo erfreulich war. Peter in all ſeiner Pracht hatte ſie nicht geſehen, aber den Handelsherrn und deſſen Frau hatte er geſehen, ſie ſaßen in einer Loge ganz nahe an der Bühne; und da ſaß auch Felix in ſeinen beſten Kleidern; er trug Handſchuhe mit Knöpfen wie die erwachſenen Herren, und ſaß den ganzen Abend mit dem Glas vor den Augen, wie die erwachſenen Herren, obgleich er ſehr gut ſehen konnte. Er ſah Peter an, und Peter ſah ihn an, und Peter war ein Königskind mit goldener Krone auf dem Kopfe. Dieſer Abend brachte die beiden Kinder in nähere Berührung mit einander

Einige Tage ſpäter, als ſie einander zu Hauſe im Hofe begegneten, kam Felix auf Peter zu und ſagte ihm, daß er ihn geſehen habe, als er Prinz war; er wiſſe ſchon, daß er es nicht länger ſei, aber er habe ſowohl die Kleider als die Krone getragen.

„Auf den Sonntag werde ich ſie wieder tragen!“ ſagte Peter.

Das ſah Felix nicht, aber er dachte den ganzen Abend daran; er hätte gern an Peters Stelle ſein mögen; er hatte nicht die Erfahrung des Fräulein Frandſen, daß der Theaterweg dornenvoll ſei und daß auf demſelben die Chicane wachſe; auch Peter wußte es noch nicht, aber er ſollte es kennen lernen.

Die kleinen Kameraden, die Tanzkinder, waren nicht Alle ſo gut, wie ſie hätten ſein ſollen, wenn ſie auch oft als Engel mit Flügeln einhergingen. Es war unter ihnen ein kleines Mädchen, Namens Amalie Knallerup, und dieſe Amalie war oft mit Peter zuſammen als Page gekleidet, und trat ihn dann boshafterweiſe ganz hoch auf die Beine hinauf, was an ſeinen Strümpfen zu ſehen war; ein böſer Knabe war da, der ihm immer eine Stecknadel hinten hinein ſteckte und eines Tages Peters Butterbrod aufgegeſſen hatte aus Verſehen, aber das war unmöglich, denn Peter hatte das ſeinige mit Wurſt belegt und der andere Knabe hatte bloßes Butterbrod; ſich hier zu irren, war nicht möglich.

Es war nicht zu ſagen, was Peter alles für Ungemach während zweier Jahre zu leiden hatte, und das Schlimmſte war noch nicht geſchehen, das ſtand bevor. Es wurde ein Ballet „der Vampyr“ aufgeführt; in demſelben waren die kleinſten Kinder als Fledermäuſe gekleidet, trugen graue geſtrickte Kleider, die eng an den Körper anlagen, und ſchwarze Flügel von Flor breiteten ſich von den Schultern aus; die Kleinen hatten auf den Zehſpitzen zu laufen, als wenn ſie ſo leicht ſeien, daß ſie flögen, und dann hatten ſie ſich in einem Wirbel auf dem Fußboden zu drehen. Das hatte nun grade Peter ganz beſonders weg, allein ſeine

Hoſen und Jacke, beide ein Stück und alt und mürbe, hielten die Anſtrengung nicht aus, ſo daß er, grade indem er vor aller Leute Augen ringsum wirbelte, hinten platzte, vom Nacken ab und bis hinunter wo die Beine feſt ſitzen, und ſein kurzes weißes Hemd zu ſehen war.

Alle Menſchen lachten, Peter vernahm das Lachen und wußte, daß er hinten geplatzt ſei; er wirbelte und wirbelte, aber es wurde dadurch immer ſchlimmer. Die Leute lachten immer lauter, die anderen Vampyren lachten mit, es wirbelte in ihm und am entſetzlichſten wirbelte es, als die Leute klatſchten und Bravo riefen.

„Das gilt dem geplatzten Vampyr!“ ſagten die Tanzkinder, und von nun an hießen ſie ihn immer „den Geplatzten“.

Peter weinte; Fräulein Frandſen tröſtete ihn. „Das iſt nur Chicane,“ ſagte ſie. Nun wußte Peter, was Chicane ſei.

Außer der Tanzſchule hatten ſie beim Theater auch eine andere Schule, in welcher die Tanzkinder Rechnen und Schreiben, Geſchichte und Geographie lernten, ja, ſie hatten an der Schule einen Religionslehrer, denn es genügt nicht, daß man tanzen kann, es gehört mehr dazu, durch die Welt zu kommen. Auch in dieſer Schule war Peter flink, ja er war der Allerflinkeſte und bekam auch ſein Lob; aber die Kameraden nannten ihn noch „der Geplatzte“. Das thaten ſie nun, blos um ihn zu foppen, aber endlich wollte er es nicht länger dulden, er holte aus und prügelte einen der anderen Knaben ſo, daß dieſer unter dem linken Auge blau wurde und man ihm, da er Abends im Ballet zu tanzen hatte, die Stelle weißen mußte. Peter bekam böſe Worte vom Tanzlehrer und noch böſere von der Kehrfrau, denn es war ihr Sohn, den er abgekehrt hatte.

IV.

Viele Gedanken durchkreuzten den Kopf des Peterchen, und eines Sonntags, als er in ſeinen beſten Kleidern ſteckte, wanderte er, und zwar ohne die Mutter und Großmutter, ja ſelbſt ohne Fräulein Frandſen, die doch ſonſt voll guten Raths ſteckte, ein Wort davon zu ſagen, geraden Wegs zum Capellmeiſter; er meinte, der Mann ſei außerhalb des Ballets der mächtigſte. Frohen Muthes trat er ein und ſprach:

„Ich bin in der Tanzſchule, aber dort iſt ſo viel Chicane, und deshalb wollte ich lieber zum Schauſpiel übergehen oder zum Geſang, wenn Sie wollten!“

„Haſt du Stimme?“ fragte der Capellmeiſter und blickte ihn ganz freundlich an. „Mir ſcheint, ich ſollte dich kennen. Wo habe ich dich doch früher geſehen? Warſt du es nicht, der im Rücken platzte?“ und dabei lachte er; aber Peter wurde über und über roth; er fühlte ſich in dieſem Augenblicke nicht grade als der Glücks-Peter, wie ihn auch die Großmutter nannte. Er blickte ſeine eigenen Füße an und wünſchte, er wäre wieder fort.

„Singe mir was vor!“ ſagte der Capellmeiſter; „nun, friſchen Muth, mein Sohn!“ Er faßte ihn am Kinn und Peter blickte empor, blickte in des Capellmeiſters freundliche Augen und ſang nun ein Lied, welches er im Theater in der Oper „Robert“ gehört hatte: „Gnade für mich!“

„Das iſt ein ſchweres, aber es geht!“ ſagte der Capellmeiſter. „Du haſt ja eine prächtige Stimme, wenn ſie nur nicht auch im Rücken platzt!“ und er lachte und rief ſeine Frau herbei. Auch ſie mußte Peter ſingen hören und ſie nickte mit dem Kopfe und ſagte Etwas in einer fremden Sprache. In demſelben Augenblick trat der Singemeiſter ein; er war es, den Peter hätte aufſuchen ſollen, um den Geſangweg zu gehen; nun kam der Singemeiſter von ſelbſt, zufälligerweiſe, wie es heißt; auch er hörte „Gnade für mich“, aber er lachte nicht und ſah gar nicht ſo freundlich aus wie der Capellmeiſter und deſſen Frau, aber es wurde abgemacht, daß Peter Geſangſtunden haben ſolle.

„Jetzt iſt er ins rechte Gleis gerathen!“ ſagte Fräulein Frandſen: „man kommt weiter durch die Stimme, als durch die Beine! Hätte ich Stimme gehabt, ſo wäre ich eine große Sängerin geworden und wäre jetzt vielleicht eine Frau Baronin.“

„Oder Buchbinder-Madame!“ ſagte Peter’s Mutter. „Wären Sie reich geworden, Sie hätten doch wohl den Buchbinder genommen.“

Dieſe Anſpielung verſtehen wir nicht, aber Fräulein Frandſen verſtand ſie.

Peter mußte ihr etwas vorſingen und mußte auch unten beim Handelsherrn ſingen, als man dort von ſeinem neuen Theaterweg vernahm. Er wurde eines Abends, als dort große Geſellſchaft war, hinuntergerufen. Und er ſang mehrere Lieder, auch das Lied: „Gnade für mich!“

Die ganze Geſellſchaft klatſchte und Felix auch, er hatte Peter früher ſingen hören; in der Stallthüre hatte er das ganze Ballet Simſon geſungen, und das war reizend.

„Ein Ballet kann man nicht ſingen!“ ſagte die Frau des Handelsherrn.

„Ja, Peter kann es,“ ſagte Felix, und nun wurde er aufgefordert, es zu thun.

Er ſang und er ſprach, er trommelte und er brummelte, es war Kinderei, aber er brachte Bruchſtücke von bekannten Melodien zum Vorſchein, die zu dem, was das Ballet wollte, nicht übel paßten. Die ganze Geſellſchaft fand es ſehr amuſant, ſie lachte und lobte, Einer lauter als der Andere. Die Frau vom Hauſe gab Peter ein großes Stück Kuchen und einen blanken Thaler.

Wie glücklich war der Knabe, bis er plötzlich einen Herrn entdeckte, der ein wenig im Hintergrunde ſtand und der ihn ernſt anblickte; es lag etwas Hartes und Zorniges in den ſchwarzen Augen dieſes Mannes, er lachte gar nicht, ſprach kein einziges freundliches

Wort, und dieſer Herr war der Singemeiſter am Theater.

Am darauf folgenden Mittag ſollte Peter zu ihm kommen, und als er kam, ſtand ihm der Mann ebenſo ernſt und ſtreng gegenüber, wie am Abend zuvor.

„Was ſollte das heißen, geſtern Abend?“ ſagte er zu Peter. „Begreifſt du denn nicht, daß du dich zum Narren machſt? Thue das nicht wieder und laufe nicht umher, um vor den Thüren zu ſingen, ſei es außen oder innen. Jetzt kannſt du gehen! Heute ſinge ich nicht mit dir.“

Peter ging recht ſehr niedergeſchlagen von dannen, er glaubte, er habe ſich mit dem Meiſter überworfen. Im Gegentheil, der Meiſter war mehr als je wohlwollend gegen ihn geſtimmt: in dem kleinen Knirps ſtecke vielleicht ein Muſikgenie. In all dem tollen Zeug, das er da geſtanden und zuſammengebrauet, war doch einiger Sinn, etwas nicht Gewöhnliches. Befähigung zur Muſik habe der Junge und die Stimme ſei glockenrein und von großem Umfang; halte ſie ſo vor, dann würde der kleine Menſch ſein Glück machen.

Und nun begannen die Geſangsſtunden; Peter war fleißig, Peter war flink. War da aber viel zu lernen, viel zu kennen! Die Mutter äſcherte ſich ab, um ehrlich durchzukommen und damit der Sohn rein und gut gekleidet gehen könne und nicht gar zu gering ausſehen möge, wenn er bei ſolchen Leute käme, mit welchen er nun verkehrte.

Immer ſang und jubelte er; ſie hätten wahrlich nicht nöthig, einen Kanarienvogel zu halten, ſagte die Mutter. Jeden Sonntag mußte er mit der Großmutter einen Pſalm ſingen. Wie wunderſchön erhob ſich ſeine friſche Stimme neben der ihrigen. „Das iſt viel ſchöner, als wenn er wild ſingt!“ So nannte ſie es, wenn er wie ein Vogel mit der Stimme hinausjubelte, wenn er die Töne, die von ſelbſt kamen, klingen ließ, wie ſie wollten. Was für Töne hatte die kleine Gurgel, welcher Klang in dieſer kleinen Bruſt! Ja, er konnte ein ganzes Orcheſter nachahmen; in ſeiner Stimme waren Flöte und Fagott, Violine und Waldhorn. Er ſang, wie die Vögel ſingen, doch am ſchönſten iſt die Stimme des Menſchen, wenn er ſo ſingen kann, wie der Peter.

Aber zur Winterzeit, grade um die Zeit, wo er zum Prediger gehen mußte, um für die Confirmation vorbereitet zu werden, erkältete er ſich; der kleine Vogel in der Bruſt piepſte nur noch, die Stimme war geplatzt wie der Rücken des Vampyrs.

„Das iſt wahrlich kein Unglück!“ meinte die Mutter und Großmutter; „jetzt trällert er nicht und kann über ſein Chriſtenthum ernſtlich nachdenken.“

Die Stimme ſei im Uebergang begriffen, ſagte der Singemeiſter; Peter durfte nun gar nicht ſingen. Wie lange könnte der Zuſtand wohl dauern? Ein Jahr, vielleicht zwei. Vielleicht komme die Stimme niemals wieder. Das war ein großer Kummer.

„Denke jetzt nur an deine Confirmation!“ ſagten die Mutter und Großmutter. „Uebe dich in der

Muſik!“ ſagte der Singemeiſter, „aber halte deinen Mund!“

Und er dachte an ſein Chriſtenthum und ſtudirte Muſik. In ſeinem Innern klang und ſang es; er ſchrieb Noten, ganze Melodien, Lieder ohne Worte. Zuletzt ſchrieb er Worte.

„Du biſt ja Dichter, Peterchen!“ ſagte die Frau des Handelsherrn, welcher er Text und Muſik brachte; auch dem Handelsherrn widmete er ein Stück ohne Worte. Felix bekam auch eins, ja ſelbſt Fräulein Frandſen, und das wurde in ihr Stammbuch gelegt, in welchem ſchon Verſe und Muſik von zwei jungen Lieutenants lagen, die nun alte Majors auf Wartegeld waren. Das Stammbuch war ein Geſchenk von „einem Freunde“, der es ſelbſt gebunden hatte.

Und Peter wurde Oſtern eingeſegnet, wie es heißt. Felix ſchenkte ihm eine ſilberne Uhr; es war die erſte Uhr, die Peter bekam; ihm dünkte, er würde dadurch ein Mann, er brauchte nicht Andere zu fragen, wie viel Uhr es ſei. Felix kam in die Dachwohnung hinauf, gratulirte und überreichte die Uhr, er ſelbſt würde erſt zum Herbſt confirmirt werden; und ſie drückten ſich die Hände, die beiden Kinder des Hauſes, beide gleich alt, an demſelben Tage und in demſelben Hauſe geboren; und Felix aß von den Kuchen, die wegen der Confirmation in die Dachwohnung gebracht worden waren.

„Das iſt ein Freudentag mit ernſten Gedanken!“ ſagte die Großmutter.

„Ja, viel Ernſt!“ ſagte die Mutter. „Hätte doch der Vater gelebt und Peter heute geſehen!“

Am darauf folgenden Sonntage gingen alle Drei zum Tiſche des Herrn.

Als ſie aus der Kirche zurückgekehrt waren, ſchickte der Singemeiſter zu ihnen und ließ bitten, daß Peter zu ihm kommen möchte, und Peter kam auch.

Es harrte ſeiner eine frohe und doch ernſte Botſchaft. Er ſollte auf ein Jahr das Singen ganz einſtellen, die Stimme ſollte brach liegen wie ein Acker, würde ein Bauer ſagen; aber während der Zeit ſollte er 'was lernen, nicht in der Hauptſtadt, wo er jeden Abend ins Theater liefe und die Comödie nicht entbehren könne, er ſollte dreißig Meilen weit von ſeiner Heimath fort, ſollte in Koſt und Logis bei einem Schulmann, welcher noch ein paar junge Menſchen in Penſion hatte, wie man ſagt; er ſollte Sprachen und anderes Wiſſenſchaftliche treiben, was ihm einſt zu Gute kommen würde. Alles koſtete das Jahr dreihundert Thaler und dieſe wurden von „einem Wohlthäter bezahlt, der nicht genannt ſein wolle“. — „Das iſt der Handelsherr!“ ſagten Mutter und Großmutter.

Der Tag der Abreiſe kam. Es wurden viele Thränen geweint, es wurden Küſſe und Segen gegeben; und darauf fuhr Peter auf der Eiſenbahn dreißig Meilen in die weite Welt.

Es war Pfingſtzeit; die Sonne ſchien, der Wald ſtand friſch und grün da, der Zug fuhr durch den Wald, Felder und Dörfer wechſelten ab; Herrenſitze blickten hervor; das Vieh ſtand in großen Triften auf dem Felde. Station folgte auf Station, Städtchen auf Städtchen. Bei jedem Anhaltepunkt war ein Menſchengewimmel zum Willkommen und zum Abſchied; es gab lautes Reden an den Wagen und in den Wagen. In dem, wo Peter ſaß, entfaltete eine Witwe in Trauer ihre Geſprächigkeit. Sie ſprach von ihrem Grab, ihrem Sarg und ihrer Leiche, das heißt von der Leiche ihres Kindes. Das ſei ſo elend geweſen, daß es keine Freude gebracht hätte, wenn es am Leben geblieben wäre. Es ſei eine große Erleichterung für ſie und für das Lämmchen geweſen, daß es einſchlief.

„Ich ſparte auch nicht an Blumen dabei!“ ſagte ſie; „und es ſtarb gerade in der theueren Zeit, wo ſie von den Töpfen geſchnitten werden müſſen! Jeden Sonntag ging ich zu meinem Grabe und legte einen Kranz mit großer, weißer ſeidener Schleife darauf. Die Schleife wurde gleich von kleinen Mädchen geſtohlen und zu Ballſchleifen gebraucht. Das iſt zu verlockend! — Da komme ich aber eines Sonntags; ich wußte, daß mein Grab im Hauptgange links war, aber wie ich da komme, ſo iſt mein Grab rechts. Was iſt das, ſage ich zum Todtengräber, habe ich nicht mein Grab links?“ — „„Nein, nicht mehr!““ antwortete er, „„Ihre Leiche, Madame, liegt noch da, aber das Obertheil des Grabes iſt hinüber auf die rechte Seite gebracht, weil die Stelle einem Anderen ſchon gehört.““ — „Aber ich will meine Leiche in meinem Grabe haben, und das hatte ich ja doch ein Recht zu ſagen. Soll ich hier geben und ein falſches Obertheil ſchmücken, während meine Leiche ohne Zeichen auf der anderen Seite liegt, das will ich nicht!“ — „„Ja, dann müſſen Sie mit dem Propſte ſprechen!““ — „Der Propſt iſt nun ein ſo lieber Mann, er erlaubte, daß meine Leiche auf die rechte Seite käme. Das würde aber fünf Thaler koſten. Die gab ich mit Kußhand und ſtand ſelbſt dabei an dem alten Grabe. Kann ich nun aber auch gewiß ſein, daß es mein Sarg und meine Leiche ſind, die hinüber kommen?“ ſagte ich. — „„Ja, das können Sie, Madame!““ und ſo gab ich Jedem fünf Groſchen für den Umzug. Da es mir nun aber ſo viel gekoſtet hatte, ſo dachte ich auch Etwas auf die Verſchönerung verwenden zu müſſen und ſo beſtellte ich ein Monument mit Inſchrift. Aber denken Sie ſich nur, als ich es kriege, iſt da in Vergoldung ganz oben ein Schmetterling geſetzt. Aber das iſt ja der Leichtſinn, ſagte ich, den will ich auf mein Grab nicht haben.“ — „„Das iſt nicht der Leichtſinn, Madame, das iſt die Unſterblichkeit!““ — „Das habe ich noch nie gehört! ſagte ich; und hat denn Jemand hier im Wagen je Anderes gehört, als daß der Schmetterling das Zeichen des Leichtſinnes iſt? Ich ſchwieg aber, ich liebe es nicht, ein Langes und Breites zu reden. Ich faßte mich, nahm das Monument und ſtellte es in meine Speiſekammer; da blieb es ſtehen, bis mein Logirender nach Hauſe kam, er iſt Student mit vielen Büchern; er beſtätigte, daß es die Unſterblichkeit doch ſei und ſo ließ ich denn auch das Monument aufs Grab ſetzen!“

Und während all dieſes Geredes langte Peter auf der Station an, wo er bleiben ſollte, um ebenſo klug zu werden, wie der Student mit den vielen Büchern.

V.

Herr Gabriel, der ſehr ehrenwerthe Gelehrte, bei welchem Peter in Penſion ſollte, war ſelbſt auf dem Bahnhofe, um ihn zu empfangen. Herr Gabriel war ein gerippenhagerer Mann, mit großen glänzenden Augen, die ſo ſehr hervorſtanden, daß man, wenn er nieſte, befürchten müſſe, ſie flögen ihm aus dem Kopfe heraus. Er war von drei ſeiner eigenen kleinen Knaben begleitet. Einer derſelben fiel über ſeine eigenen Beine und die beiden anderen traten Peter auf die Füße, um ihn beſſer und richtig nahe zu ſehen zu bekommen; außerdem waren zwei größere Knaben im Gefolge, von welchen der älteſte ungefähr vierzehn Jahre alt, mit ſehr weißem Teint, vielen Sommerſproſſen und Blüthen im Geſicht war.

„Der junge Madſen, in drei Jahren Student, wenn er fleißig iſt! — Primus, Sohn eines Propſtes!“ Dieſer war der Jüngere, er ſah aus wie ein Milchbrod. „Beide Penſionaire, Studirende bei mir!“ ſagte Herr Gabriel. Seine eigenen Knaben nannte er „Kleinkinderkram“.

„Trine, nimm du den Koffer des Angekommenen auf den Schiebekarren,“ ſagte er zum Dienſtmädchen; „Eſſen für Sie iſt zu Hauſe aufgehoben,“ ſagte er zu Peter.

„Gefüllten Puterhahn!“ ſagten die beiden Herren Penſionaire.

„Gefüllten Puterhahn!“ ſagte der Kleinkinderkram und der Eine fiel wieder über ſeine eigenen Beine.

„Cäſar, gieb auf deine Füße Acht!“ rief Herr Gabriel, und ſo ſchritten ſie zur Stadt hinein und zur Stadt wieder hinaus. Da lag ein großes, halbbaufälliges Haus von Fachwerk mit Jasminlaubhütte nach der Straße hinaus; hier ſtand Madame Gabriel mit mehr „Kleinkinderkram“, zwei Mädchen.

„Der neue Studirende!“ ſagte Herr Gabriel.

„Herzlich willkommen!“ ſagte Madame Gabriel, eine jugendliche, behäbige Frau, roth und weiß, mit Spucklocken und mit viel Pomade im Haar. „Gott, wie Sie ausgewachſen ſind!“ ſagte ſie zu Peter. „Sie ſind ja eine ganz entwickelte Mannsperſon! ich glaubte, Sie ſeien wie Primus oder der junge Madſen. Süßer Gabriel, wie gut, daß die Zwiſchenthür zugenagelt wurde. Du kennſt meine Anſichten!“

„Dummes Zeug!“ ſagte Herr Gabriel, und Alle traten ſie nun ins Haus. In der Wohnſtube lag auf dem Tiſche ein aufgeſchlagener Roman und auf demſelben ein Butterbrod; man war verſucht zu glauben, es ſei als Leſezeichen hingelegt, es lag quer über das offene Buch.

„Darf ich nun meiner Pflicht als Hausfrau obliegen?“ ſagte Madame Gabriel, und mit allen fünf Kindern und den beiden Penſionairen zuſammen führte ſie Peter durch die Küche, über den Vorſaal und in ein kleines Zimmer, deſſen Fenſter nach dem Garten gingen; hier ſei ſein Studir- und Schlafzimmer, es liege neben dem der Madame Gabriel, in welchem ſie mit allen fünf Kindern zuſammen ſchlief und zu welchem die Zwiſchenthüre anſtandshalber und des Geredes der Leute wegen, „welches Niemanden ſchont“, heut, auf ausdrückliches Verlangen der Madame von Herrn Gabriel ſelbſt zugenagelt worden war.

„Hier bei uns werden Sie es haben, wie bei Ihren Eltern! Theater haben wir auch in der Stadt. Der Apotheker iſt Director der „Privatgeſellſchaft“, und dann haben wir auch reiſende Schauſpieler. Aber jetzt müſſen Sie Ihren Puterhahn eſſen,“ und mit dieſen Worten führte ſie Peter in das Speiſezimmer, in welchem Leinen gezogen waren und naſſe Wäſche zum Trocknen hing.

„Das thut wohl nichts zur Sache!“ ſagte ſie; „es gehört ja zur Reinlichkeit und daran ſind Sie gewiß gewöhnt.“

Und Peter ſetzte ſich zum Puterhahn, während die Kinder des Hauſes, nicht die beiden Penſionaire, die ſich zurückgezogen hatten, eine dramatiſche Vorſtellung, ihnen ſelbſt und dem Fremden zum Vergnügen, zum Beſten gaben.

Es waren kürzlich reiſende Schauſpieler im Städtchen geweſen, welche Schiller's „Die Räuber" aufgeführt hatten; die beiden älteſten Knaben waren davon ganz erfüllt und ſpielten ſofort zu Hauſe das ganze Stück, alle Rollen, ungeachtet ſie von dieſen nur die Worte „Träume kommen aus dem Magen" behalten hatten. Aber dieſe wurden von ihnen Allen geſprochen, je nach Befinden mit den verſchiedenſten Betonungen. Da ſtand Amalia mit zum Himmel emporgehobenen Augen und träumeriſchem Blick; „Träume kommen aus dem Magen", ſagte ſie und barg ihr Geſicht in beide Hände. Carl Moor trat mit Heldenſchritten auf und ſprach: „Träume kommen aus dem Magen!" und darauf ſtürzte die ganze Kinderſchaar ein, Knaben und Mädchen, Alle waren ſie Räuber, und ermordeten einander unter dem Rufe: „Träume kommen aus dem Magen."

Das ſeien Schiller's „Die Räuber." Dieſe Vorſtellung und gefüllten Puterhahn bekam Peter bei ſeinem Eintritt in das Haus des Herrn Gabriel.

Nun begab er ſich nach ſeiner kleinen Kammer, deren von der Sonne ſtark verſengte Fenſterſcheiben nach dem Garten gingen. Er ſetzte ſich und blickte in den Garten hinaus; dort ſchritt Herr Gabriel einher, vertieft im Leſen eines Buches. Er näherte ſich dem Fenſter, blickte in die Kammer, ſeine Augen ſchienen auf Peter gerichtet zu ſein, welcher ehrerbietig grüßte.

Herr Gabriel öffnete ſeinen Mund ſo weit er es vermochte, blöckte die Zunge heraus und bewegte ſie nach allen Richtungen grade nach dem Geſicht des wahrhaft erſchrockenen Peter, der nicht begreifen konnte, weshalb ihm ſolche Behandlung widerfahre. Darauf ging Herr Gabriel einige Schritte vom Fenſter fort, kehrte aber wieder um und ſtreckte wieder die Zunge vor dem Fenſter aus.

Weshalb that er das? Er dachte nicht an Peter, auch nicht daran, daß die Fenſterſcheiben durchſichtig waren, er ſah nur, daß man ſich in denſelben ſpiegeln konnte, und wollte deshalb, da er an verdorbenem Magen litt, ſeine Zunge ſehen; aber das wußte Peter nicht.

Frühzeitig Abends zog Herr Gabriel ſich auf ſein Zimmer zurück und Peter folgte ſeinem Beiſpiele. Es war allmälig ſpät geworden. Er vernahm Zank, weiblichen Zank in Madame Gabriels Schlafſtube.

„Ich werde zu Gabriel hinauf gehen und ihm ſagen, was für Pack Ihr ſeid!“

„Wir werden auch zu Gabriel hinaufgehen und ihm ſagen, was Sie ſind, Madame.“

„Ich bekomme die Krämpfe!“ rief Madame Gabriel.

„Oho, die Madame kriegt die Krämpfe, das iſt ſpaßhaft!“

Nun tönte die Stimme der Madame tiefer aber verſtändlich: „Was wird der junge Menſch drin von unſerm Haus denken, wenn er all dieſe Unanſtändigkeiten hört!“

Und der Zank verlief ſich und hörte auf; aber bald erhob er ſich wieder, immer lauter.

„Punktum fynalis!“ rief die Madame, „geht und macht Punſch! Lieber Vergleich und Friede, als Zank!“

Und es wurde ſtill; man ging drin mit den Thüren, die Mädchen verließen das Zimmer, und Madame klopfte an die Thüre, die zu Peters Zimmer führte:

„Junger Mann!“ ſagte ſie, „ja jetzt haben Sie einen Begriff von dem, was eine Hausfrau Alles leiden muß. Danken Sie Gott, daß Sie kein Dienſtmädchen haben. Ich liebe den Frieden und deshalb gebe ich Punſch. Ich gönnte Ihnen auch gern ein Glas, man ſchläft reizend darnach, aber Niemand darf nach zehn Uhr über die Flur gehen, das leidet mein Gabriel nicht. Doch, Punſch ſollen Sie trotzdem bekommen! In der Thüre hier iſt ein großes zugekittetes Loch, ich ſtoße den Kitt aus, ſetze einen Trichter in das Loch, Sie halten Ihr Waſſerglas unter, und ich ſchenke Ihnen Punſch ein. Es geſchieht aber ganz im Geheimen, auch geheim vor meinem Gabriel, ihn dürfen Sie mit Haushaltungsangelegenheiten nicht fatiguiren.“

Und nun bekam Peter Punſch, und es herrſchte Friede im Zimmer bei Madame Gabriel, Friede und Stille im ganzen Hauſe. Peter ging zu Bette, dachte an Mutter und Großmutter, ſprach ſein Abendgebet und ſchlief ein.

Das, was man die erſte Nacht in einem fremden Hauſe träumt, iſt von Bedeutung, hatte Großmutter geſagt. Peter träumte, er nehme das Bernſteinherz, welches er noch immer trug, und lege es in einen Blumentopf, wo es zu einem hohen Baum durch die Zimmerdecke und das Dach hindurchwuchs; derſelbe trug Herzen zu tauſenden von Silber und Gold; der Blumentopf platzte dabei und es fand ſich kein Bernſteinherz mehr vor, es war zu Erde in der Erde geworden — war verſchwunden, für immer verſchwunden.

Darauf erwachte Peter, das Bernſteinherz hatte er noch und es war warm an ſeinem eigenen warmen Herz.

VI.

Am frühen Morgen hatte er die erſte Unterrichtsſtunde bei Herrn Gabriel; es wurde franzöſiſche Sprache getrieben.

Beim Frühſtück waren nur die Penſionäre, die Kinder und die Madame zugegen; ſie trank ihren zweiten Kaffee; den erſten trank ſie ſtets im Bette; „denn das ſei gar zu geſund, wenn man die Möglichkeit habe, Krämpfe zu bekommen!“ Sie fragte Peter, was er heute geleſen habe. „Franzöſiſch,“ antwortete er.

„Das iſt eine theure Sprache!“ ſagte ſie, „es iſt die Diplomaten-Sprache und die Sprache der Vornehmen. Ich habe ſie in meiner Kindheit nicht gelernt, aber wenn man mit einem gelehrten Mann zuſammen lebt, ſo erhält man von ſeinen Kenntniſſen ſo viel, als hätte man ſie mit der Muttermilch eingeſogen. Ich kann ſo z. B. alle die nöthigen Worte. Ich glaube ganz beſtimmt, daß ich mich in jedweder Geſellſchaft compromittiren werde!“

Der junge Madſen übte immer ſeinen Witz an der Madame; unter anderm waren Tiſchtücher und Servietten, Betttücher und Handtücher und dergleichen alle mit S. G. gezeichnet, weil Madame Sophia hieß, aber Madſen las das S. G. immer wie die Cenſur „Sehr gut“, und fügte überall, wo er dazu kommen konnte, mit Dinte ein Fragezeichen hinzu.

„Sie lieben Madame nicht?“ fragte Peter, als der junge Madſen ihn in ſeinen Witz einweihte. „Sie iſt ſo freundlich und Herr Gabriel ſo gelehrt.“

„Sie ſteckt voll Lug und Trug!“ ſagte Madſen, „und Gabriel iſt ein Schurke! Wenn ich nur Corporal und er Rekrut wäre, oh, wie würde ich ihn fuchteln!“ und dabei ſah Madſen ganz blutdürſtig aus, ſeine Lippen wurden ſchmäler als ſonſt, und das ganze Geſicht ſchien eine einzige Sommerſproſſe zu ſein.

Das waren entſetzliche Worte mit anzuhören; Peter fuhr ordentlich dabei zuſammen, und doch hatte Madſen ganz recht, wie er es auffaßte; er dachte nämlich ſo: Es iſt grauſam von Eltern und Lehrern, daß ſie einen Menſchen zwingen, ſeine beſte, ſchönſte Jugendzeit darauf zu verwenden, Grammatik, Namen und Jahreszahlen zu lernen, um die kein Menſch ſich kümmert, anſtatt ihn ſeine Freiheit genießen, richtig Athem ſchöpfen und mit der Büchſe über der Schulter in Wald und Wieſe umherſchlendern zu laſſen. „Nein, eingeſperrt wird man, auf der Bank muß man ſitzen und ſich in einem Buch ſchläfrig ſtarren; ſo will es Herr Gabriel, und heißt Einen faul und giebt Einem ſchlechte Cenſur und ſchreibt gar an die Eltern darüber! Deshalb iſt Herr Gabriel ein Schurke!“

„Ja, er haut auch!“ fügte Primus hinzu, der mit Madſen ganz einig zu ſein ſchien. Das war für Peter nicht erfreulich zu hören.

Allein Peter wurde nicht „gehauen“, er war zu ausgewachſen, wie Madame ſagte; er wurde nicht faul genannt, denn er war es nicht; er bekam zuletzt Stunden für ſich allein, und eilte bald den beiden Anderen in Kenntniſſen voraus.

„Er iſt ſehr befähigt!“ ſagte Herr Gabriel.

„Und man ſieht, daß er in der Tanzſchule geweſen iſt,“ ſagte Madame.

„Wir müſſen ihn in unſere dramatiſche Geſellſchaft haben!“ ſagte der Apotheker, welcher mehr für das Privattheater des Städtchens als für die Apotheke lebte. Böſe Zungen ſagten, er ſei theatertoll, er müſſe von einem tollen Schauſpieler gebiſſen ſein.

„Der junge Studirende iſt ein geborener Liebhaber,“ ſagte der Apotheker. „In zwei Jahren kann er den Romeo ausführen, ja ich glaube, daß er, wenn er gut gemalt wird und einen kleinen Schnurrbart bekommt, ſchon dieſen Winter auftreten könnte.“

Die Tochter des Apothekers, „ein großes dramatiſches Talent“, ſagte der Vater, „eine wahre Schönheit“, ſagte die Mutter, ſollte die Julia ſpielen, Madame Gabriel müſſe die Amme ſein, und der Apotheker, welcher Director und Regiſſeur in einer Perſon war, wollte die Rolle des Apothekers übernehmen; dieſelbe ſei zwar klein, aber von großer Wichtigkeit.

Alles hing nun davon ab, daß man von Herrn Gabriel die Erlaubniß erhielt, daß Peter den Romeo ſpielen dürfe.

Man müſſe verſuchen, durch Madame auf ihn einzuwirken, es verſtehen, ſie zu gewinnen, und das verſtand der Apotheker.

„Sie ſind eine geborene Amme!“ ſagte er, und glaubte ihr eine Schmeichelei zu ſagen. „Die Rolle der Amme iſt eigentlich die geſundeſte in dem ganzen Stück!“ fuhr er fort, „ſie iſt die Rolle des Humors. Ohne ſie iſt das Stück in ſeiner Traurigkeit nicht auszuhalten. Nur Sie, Madame Gabriel, beſitzen den Humor und das Leben, die hier gleichſam ſprudeln müſſen!“

Sie fand dies ganz richtig, aber ihr Mann würde gewiß nie dem jungen Studirenden erlauben, das bischen Zeit zu verwenden, das doch verwendet werden müſſe, um den Romeo zu ſpielen. Sie verſprach indeß, ihn zu bearbeiten, wie ſie es nannte. Der Apotheker begann ſofort ſeine Rolle einzuſtudiren, namentlich an die Maske zu denken; er wollte ganz und gar Skelett, Armuth und Elend ſein und doch der brave Mann; eine ſchwere Aufgabe; aber Madame Gabriel hatte eine noch ſchwerere in der „Bearbeitung“ ihres Mannes; er könne es ja nicht verantworten, ſagte ſie, Peters Vorgeſetzten gegenüber, die ſeine Koſt und ſein Logis bezahlten, daß er den jungen Menſchen Tragödie ſpielen ließe.

Wir dürfen übrigens nicht verheimlichen, daß Peter die größte Luſt dazu hatte. Aber es geht nicht!“ ſagte er.

„Es giebt ſich!“ ſagte Madame. „Laß mich ihn nur bearbeiten.“ Lieber hätte ſie mit Punſch tractirt, aber Punſch trank Herr Gabriel nicht gern. Eheleute ſind oft ein wenig verſchieden; was übrigens nicht geſagt ſein ſoll, um Madame zu beleidigen.

„Ein Glas und nicht mehr!“ meinte ſie, „das erhebt das Gemüth und macht den Menſchen fröhlich, und ſo muß es ſein, ſo iſt es der Wille Gottes mit uns!“

Peter ſollte Romeo ſpielen; das wurde von Madame bearbeitet und durchgeſetzt.

Die Leſeprobe wurde beim Apotheker abgehalten. Die Künſtler bekamen Chocolade und „Genien“, das heißt kleine Zwiebacke. Man bekam beim Bäcker zwölf ſolche für einen Dreier, und da ſie ſo ſehr klein und ſo viel waren, ſo wurde es ein Witz, ſie „Genien“ zu nennen.

„Das iſt ein Leichtes, die Leute zum Narren zu haben!“ ſagte Herr Gabriel, aber er hatte doch ſelbſt für Dieſes und Jenes einen Spottnamen. Das Haus des Apothekers nannte er „Noäh Arche mit den Reinen und Unreinen“ und zwar wegen der Liebe, mit welcher die Hausthiere dort in der Familie aufgenommen waren. Das Fräulein hatte ihre eigene Katze, Gracioſa, reizend und vom weichſten Fell; ſie lag im Fenſter, im Schoße, auf dem Nähzeug, oder lief über den gedeckten Mittagstiſch hin; die Apothekerfrau hatte einen Hühner- und Entenhof, einen Papagei und Canarienvögel; der Papagei überſchrie ſie Alle. Zwei Hunde, Flick und Flock, gingen im Zimmer umher, ſie lagen auch auf Sophas und im Ehebette.

Die Leſeprobe begann und wurde nur auf einen Augenblick dadurch unterbrochen, daß die Hunde das neue Kleid der Madame Gabriel beſabberten, aber das geſchehe aus lauter Freundlichkeit und gebe gar keine Flecke. Die Katze brachte auch ein wenig Störung, ſie wollte durchaus der Darſtellerin der Julia die Pfote geben, auf ihrem Kopfe ſitzen und mit dem Schwanze wedeln. Die zärtliche Rede Julia's theilte ſich gleich ſehr zwiſchen der Katze und Romeo. Jedes

Wort, welches Peter zu ſagen hatte, war gerade ſo, wie er es der Tochter des Apothekers ſagen wollte und ſagen müſſe. Wie anmuthig, wie rührend war ſie, ein Kind der Natur; ſie ging, wie Madame Gabriel ſich ausdrückte, neben ihrer Rolle einher. Peter wurde ganz warm dabei.

Es mochte wohl der Inſtinkt oder etwas Höheres bei der Katze ſein, was ſie veranlaßte, ſich auf Peter's Schulter zu ſetzen und dadurch die Sympathie zwiſchen Romeo und Julie gleichſam bildlich darzuſtellen.

Bei jeder ſpäteren Probe wurde die Innigkeit voller und klarer, die Katze vertrauter, der Papagei und die Canarienvögel ſchreiender; Flick und Flock liefen dabei ein und aus.

Der Abend der Vorſtellung kam heran. Peter war ganz Romeo, er küßte Julia direkt auf den Mund.

„Wie ſchön natürlich!“ ſagte Madame Gabriel.

„Wie unverſchämt!“ ſagte der Stadtrath, Herr Swendſen, der reichſte Bürger und dickſte Mann des Städtchens. Das Waſſer lief ihm aus innerer Hitze und wegen der Hitze im Hauſe übers Geſicht herab. Peter fand in ſeinen Augen keine Gnade: „So ein dummer Junge!“ ſagte er, „ſo lang, daß man ihn durchbrechen und zwei dumme Jungens aus ihm machen könnte!“

Große Bewunderung und ein Feind! Das war gut davon gekommen. Ja, Peter war ein Glücks-Peter.

Ermüdet und überwältigt von den Anſtrengungen und der Huldigung des Abends, kehrte er in ſein kleines Zimmer zurück. Es war über Mitternacht; Madame Gabriel klopfte an die Wand.

„Romeo! ich habe Punſch!“

Und der Trichter wurde durch die Thüre geſteckt und Peter-Romeo hielt ſein Glas unter.

„Gute Nacht, Madame Gabriel!“

Aber Peter konnte nicht einſchlafen; Alles, was er geſagt, und namentlich Alles, was Julia geſagt hatte, durchbrauſte ſeinen Kopf, und als er endlich ſchlief, träumte ihm von Hochzeit — Hochzeit mit Fräulein Frandſen. Was man alles für wunderliches Zeug träumen kann!

VII.

„Jetzt ſchlagen Sie ſich dieſes Comödienſpiel aus dem Kopfe!“ ſagte Herr Gabriel am nächſten Morgen; „wir wollen nun rechtſchaffen auf die Wiſſenſchaft losgehen.“

Peter hätte beinahe wie der junge Madſen gedacht: „daß man ſo ſeine ſchöne Jugendzeit verwenden muß, um eingepfercht zu werden und über dem Buche zu ſitzen!“ Als er aber bei dem Buche ſaß, leuchtete ihm ſo viel Neues und Gutes aus demſelben in ſeinen Gedanken ein, daß er ganz davon erfüllt wurde. Er las von den großen Männern der Welt und von ihren Thaten; gar viele von ihnen ſeien die Kinder armer Leute geweſen: der Held Themiſtokles ſei der Sohn eines Töpfers, Shakeſpeare ein armer Weberjunge geweſen, der als junger Menſch die Pferde vor dem Theater hielt, bei welchem er ſpäter der mächtigſte Mann der Dichtkunſt für alle Lande und alle Zeiten wurde. Er las von dem Sängerkampf auf der Wartburg, wo die Dichter wetteiferten, die ſchönſte Dichtung darzubringen, einem Kampf gleich den Wettſtreiten der alten griechiſchen Poeten bei den großen Volksfeſten. Von dieſen erzählte Herr Gabriel mit beſonderer Vorliebe. Sophokles habe im hohen Greiſenalter eine ſeiner beſten Tragödien geſchrieben und vor allen Anderen den Siegespreis gewonnen; vor Freude über dieſe Ehre, dieſes Glück brach ſein Herz. Oh, wie herrlich ſchön, ſo inmitten ſeiner Siegesfreude zu ſterben! Erfüllt von Gedanken und Träumereien war unſer kleiner Freund Peter, allein er hatte Niemand, gegen den er ſich ausſprechen konnte. Von Madſen und Primus würde er nicht verſtanden werden, auch nicht von Madame Gabriel; ſie war entweder lauter guter Laune, oder auch lauter trauernde Mutter; als letztere ſaß ſie da, in Thränen aufgelöſt; ihre beiden kleinen Mädchen ſchauten ſie verwundert an; dieſe ſo wenig wie Peter vermochten es herauszufinden, weshalb ſie ſo ſehr betrübt und voll Kummer ſei.

„Die armen Kinder!“ ſagte ſie dann; „eine Mutter denkt ſtets an deren Zukunft. Die Knaben kommen ſchon durch. Cäſar fällt, aber er erhebt ſich wieder! die zwei älteren plätſchern immer im Waſchfaß, die werden zur Marine gehen können und werden ſchon gute Partien machen, aber meine kleinen Mädchen! — wie wird ihre Zukunft ſich geſtalten; ſie werden das Alter erreichen, in welchem das Herz empfindſam wird, und dann bin ich überzeugt, daß derjenige, den jede von ihnen lieb hat, ganz und gar nicht nach dem Sinne Gabriel's ſein wird, er wird ihnen Einen geben, den ſie nicht ausſtehen können, und dann werden ſie unglücklich! Daran denke ich als Mutter und das iſt meine Betrübniß, mein Kummer! Ihr armen Mädchen! Ihr werdet ſehr unglücklich werden!“ Und Madame Gabriel weinte.

Die kleinen Mädchen ſchauten ſie an, Peter ſchaute ſie an, wehmüthig geſtimmt; er wußte nichts zu ſagen, und ſo zog er ſich in ſein Kämmerchen zurück, ſetzte ſich an das alte Clavier und entlockte demſelben Töne, Phantaſien, wie ſie aus ſeinem Herzen quollen.

Am frühen Morgen ging er hellen Kopfes an ſeine Studien und lag ſeiner Pflicht ob; deshalb wurde ja für ihn bezahlt. Er war ein gewiſſenhafter, rechtſchaffener Menſch; in ſeinem Tagebuche ſchrieb er nieder, was er jeden Tag geleſen und gelernt, wie ſpät in der Nacht er ſich ans Clavier geſetzt und geſpielt habe, ſtets leiſe, gedämpft, um nicht Madame Gabriel zu wecken. Nur Sonntags, als am Ruhetage, ſtand im Tagebuche: „An Julia gedacht“, „war beim Apotheker,“ „ging an der Apotheke vorüber“, „an Mutter und Großmutter einen Brief geſchrieben“. Peter war noch Romeo und der gute Sohn.

„Außerordentlich fleißig!“ ſagte Herr Gabriel. „Nehmen Sie ſich ein Beiſpiel an ihm, junger Madſen, Sie fallen beim Examen durch.“

„Der Schurke!“ ſprach Madſen in ſich hinein.

Primus, der Propſtenſohn, litt an Schläfrigkeit. „Das iſt eine Krankheit,“ ſagte die Propſtin; er durfte nicht ſtrenge behandelt werden.

Die Pfarrwohnung des Propſtes lag nur zwei Meilen von dem Städtchen entfernt, und dort war Reichthum und Herrſchaftlichkeit.

„Der Mann wird es noch zum Biſchof bringen!“ ſagte Madame Gabriel. „Er hat gute Conjugationen beim Hofe, und die Propſtin iſt ein hochadeliges Fräulein, ſie weiß die ganze Heroldik, das iſt die Waffenlehre, auswendig.“

Es war Pfingſten. Ein Jahr war ſchon verſtrichen, ſeit Peter in Herrn Gabriel's Haus gekommen; Kenntniſſe hatte er gewonnen, aber die Singſtimme war nicht wieder gekommen; ob ſie wohl je wiederkehren würde?

Das Haus Gabriel war beim Propſte zu großem Mittag und Ball bis in die Nacht hinein eingeladen. Es kämen dort viel Gäſte aus der Stadt und von umliegenden Herrenſitzen; die Apothekerfamilie war eingeladen, Romeo ſollte ſeine Julia wiederſehen, vielleicht den erſten Tanz mit ihr tanzen.

Es war ein wohlgehaltener Pfarrhof, weiß berappt und ohne Miſthaufen im Hofe, mit grün angeſtrichenem Taubenſchlag, um welchen ſich Immergrün rankte. Die Propſtin war eine hohe, volle Dame: „glaukopis Athene“ nannte Herr Gabriel ſie; „die Blauäugige“, nicht „die Kuhäugige“, wie Juno genannt wird, meinte Peter. Es war an ihr etwas vornehm Sanftes, ein Streben, das Kränkliche darzuſtellen; ſie litt gewiß an Schläfrigkeit, wie Primus. Sie war in ſeidenem Kornblumen-Kleide und trug große Locken; die Locke rechts wurde gehoben durch ein großes Medaillonportrait von ihrer Großmutter, der Frau Generalin, und die zur Linken von einem eben ſo großen Traubenbüſchel von weißer Emaille.

Der Propſt hatte ein pauſchwangiges, rothbackiges Geſicht mit glänzendweißen Zähnen, dazu angethan, in einen gebratenen Rehrücken tapfer einzubeißen. Seine Converſation beſtand ſtets in Anekdoten; er konnte ſich mit jedem Menſchen unterhalten, aber Niemand hatte jemals ein Geſpräch mit ihm geführt.

Auch der Herr Stadtrath war da, und unter den Gäſten von den Herrenſitzen bemerkte man Felix, den Sohn des Handelsherrn; er war jetzt confirmirt und ein eleganter junger Herr in Kleidern und Manieren; er ſei Millionair, ſagte man; Madame Gabriel hatte nicht den Muth, ihn anzuſprechen.

Peter war hocherfreut, Felix zu ſehen, der ihm ſehr freundlich entgegentrat und ihm Grüße von ſeinen Eltern brachte: ſie läſen, ſagte er, alle die Briefe, die Peter an Mutter und Großmutter ſchrieb.

Der Ball begann. Die Tochter des Apothekers ſollte den erſten Tanz mit dem Stadtrath tanzen, das Verſprechen hatte ſie zu Hauſe ihrer Mutter und dem Stadtrath geben müſſen. Der zweite Tanz wurde Peter zugeſagt, aber Felix kam heran und bemächtigte ſich der Julia ohne weitere Ceremonien als ein freundliches Kopfnicken.

„Sie erlauben, daß ich dieſen einen Tanz mit ihr tanze! Das Fräulein willigt indeß nur ein, wenn Sie es erlauben,“ ſprach er zu Peter.

Peter machte ein höfliches Geſicht, ſagte Nichts, und Felix tanzte mit der Tochter des Apothekers, der ſchönſten Dame auf dem ganzen Ball. Er tanzte auch den nächſten Tanz mit ihr.

„Den erſten Tanz nach Tiſche vergönnen Sie mir doch wohl?“ fragte Peter mit blaſſer Miene.

„Ja, der Tanz gehört Ihnen!“ ſagte ſie mit reizendem Lächeln.

„Sie wollen mir doch wohl meine Tänzerin nicht entführen?“ ſagte Felix, welcher in der Nähe ſtand. „Das nenne ich nicht Freundſchaft. Wir beiden alten Freunde aus der Stadt! Sie ſagen, Sie freuen ſich, mich wiederzuſehen! Nun, ſo vergönnen Sie mir auch die Freude, das Fräulein zu Tiſche zu führen!“ und er umfaßte Peter mit einem Arm und drückte ſcherzend ſeine Stirn an die ſeinige. „Erlaubt! Nicht wahr? Erlaubt!“

„Nein!“ ſagte Peter und ſeine Augen leuchteten im Zorn.

Felix ſprang ſcherzweiſe ein paar Schritte zurück, als fürchte er ſich vor ihm; darauf ſagte er: „Sie haben vollkommen Recht, junger Herr! Ich würde auch Nein ſagen, wenn mir der Tanz verſprochen wäre, mein Herr!“ — und er zog ſich zurück mit einer eleganten Verbeugung vor der jungen Dame. Aber eine Weile darauf, als Peter allein in einem Winkel ſtand und an ſeiner Cravatte zupfte, kam Felix auf ihn zu, legte den Arm um ſeinen Hals und ſagte mit einem höchſt einſchmeichelnden Blick:

„Seien Sie unvergleichlich! Meine Mutter und Ihre Mutter und die alte Großmutter werden Alle ſagen, daß es Ihnen ähnlich ſieht! Ich verlaſſe morgen dieſe Gegend, und ich werde mich zu Tode langweilen, wenn ich die junge Dame nicht zu Tiſche führen kann. Mein lieber, einziger Freund!“

Da war der Widerſtand Peter's gebrochen, als einziger Freund konnte er denſelben nicht mehr behaupten; er ſelbſt führte Felix der jungen Schönheit zu.

Als die Gäſte den Pfarrhof des Propſten verließen, war es heller Morgen. Das Haus Gabriel befand ſich in einem Wagen für ſich, und das ganze Haus, außer Peter und der Madame, ſchlummerte.

Sie ſprach von dem jungen Herrn Felix, dem jungen Handelsherrn, dem Sohn des reichen Mannes, der ja Peter's Freund ſei, wie ſie ſelbſt ihn hatte ſagen hören: „Ihre Geſundheit, mein Freund!“ „Und Mutter und Großmutter ſollen leben!“ „Wie negligent, wie galant!“ ſagte ſie, „man ſieht ſogleich, daß er ein Kind des Reichthums oder ein Grafenkind iſt. Das, können wir Anderen uns nicht aneignen! Da muß man ſich beugen!“

Peter ſagte Nichts. Er trug den ganzen Tag ſchwer an den Ereigniſſen im Pfarrhofe des Propſten. Als er ſich Abends zur Ruhe legte, verjagten ſie den Schlaf. Es ſprach in ſeinem Innern: „man beugt ſich und fügt ſich!“ — das hatte er gethan, er war dem Sohn des Reichthums zu Willen geweſen, — „weil man arm geboren iſt, abhängig von dieſen Reichgeborenen geſtellt iſt. Sind ſie denn beſſer als wir? Und weshalb wurden ſie beſſer geſchaffen als wir?“

Es erhob ſich etwas Böſes in ihm, Etwas, worüber Großmutter ſich betrübt haben würde. Er dachte an ſie. Arme Großmutter! Auch du biſt ſo arm geſtellt worden. Und das hat Gott thun können! Und er fühlte, wie ſein Sinn in Zorn glühte, aber es kam ihm auch zu gleicher Zeit das Gefühl, daß er dadurch in Gedanken und Worten gegen den lieben Gott ſündigte. Er trauerte darüber, daß er das kindliche Gemüth verloren hatte, und doch beſaß er es gerade jetzt ſo ganz und reich. Glücklicher Peter!

Eine Woche ſpäter kam ein Brief von der Großmutter an. Sie ſchrieb, wie ſie eben ſchreiben konnte, große und kleine Buchſtaben unter einander, die ganze

Liebe ihres Herzens im Großen und Kleinen, in Allem, was Peter betraf.

„Mein lieber, ſüßer Herzensjunge!

Ich denke an dich, ich ſehne mich nach dir, und das thut die Mutter auch. Es geht ihr gut, ſie wäſcht! Und Herr Felix war geſtern bei uns mit Gruß von dir. Ihr ſeid zum Ball beim Propſten geweſen, und du biſt ſo honnet geweſen! Das wirſt du immer bleiben und deine alte Großmutter erfreuen und auch deine ſehr arbeitſame Mutter; ſie meldet dir von Fräulein Frandſen.“

Und nun folgte eine Nachſchrift von Peter's Mutter:

„Fräulein Frandſen heirathet, die alte Perſon! Buchbinder Hof iſt auf ſein Geſuch Hofbuchbinder mit großem Schild: „Hofbuchbinder Hof“ geworden, und ſie wird Madame Hof; das iſt alte Liebe, die roſtet nicht, mein ſüßer Junge!

Deine Mutter.“

Zweite Nachſchrift: Großmutter hat dir ſechs Paar wollene Socken geſtrickt; die bekommſt du mit Gelegenheit; ich habe ein Stück Speckkuchen, dein Leibeſſen, eingelegt, ich weiß, daß du bei Herrn Gabriel gar keinen Speck kriegſt, weil Madame ſich fürchtet vor dem, was ich ſchwer zu buchſtabiren habe, vor Truchinen. Du ſollſt an ſie nicht glauben, aber nur eſſen.

Deine eigene Mutter.“

Peter las den Brief und las ſich ſein frohes Gemüth wieder an. Felix ſei brav, wie habe er ihm doch Unrecht gethan. Sie hatten ſich an jenem Abend beim Propſten ohne Abſchied getrennt. „Felix iſt beſſer als ich!“ ſagte Peter.

VIII.

In einem ſtillen Leben ſchiebt der eine Tag ſich in den anderen, ein Monat nach dem anderen verſtreicht bald; Peter war ſchon im zweiten Jahre ſeines Aufenthalts bei Herrn Gabriel, welcher mit ſtrengem Ernſt und mit Beſtimmtheit, die Madame nannte es Beſonnenheit, darauf hielt, daß er nicht öfter die Bühne betrat.

Auch der Singmeiſter, welcher monatlich das Honorar für ſeinen Unterricht und Unterhalt auszahlte, hatte ihm ernſtlich ins Gedächtniß gerufen, daß er nicht an Comödienſpiel denken dürfe, ſo lange er bei Herrn Gabriel ſei; und er gehorchte, aber ſeine Gedanken wanderten um ſo öfter nach dem Theater der Hauptſtadt; ſie gaukelten über die Bühne hin, auf welcher er als großer Sänger hätte auftreten ſollen; jetzt war die Stimme fort, ſie kam nicht wieder; hierüber war er oft innig betrübt. Wer vermochte ihn zu tröſten? Weder Herr Gabriel noch Madame, aber der liebe Gott that es. Troſt iſt auf manche

Weiſe zu finden, Peter fand ihn ſchlafend, er war ja der Glücks-Peter.

Eine Nacht träumte ihm, es ſei Pfingſten und er ſei im herrlichen grünen Wald, wo die Sonne durch die Baumzweige ſtrahlte und der ganze Waldboden voll Anemonen und Schlüſſelblumen ſtehe. Dann beginnt der Gucuck ſein „gucuck!“ Wie viele Jahre habe ich zu leben? frägt Peter, denn die Frage ſtellt man ſtets dem Gucuck, wenn man ihn zum erſten Male im Jahre ſchreien hört, — und der Gucuck antwortete: „gucuck!“ aber auch nichts mehr, und ſo ſchwieg er.

„Werde ich nur noch ein Jahr leben!“ ſagte Peter, „das iſt wirklich gar zu wenig. Sei ſo gut, und gucucke mehr!“ Und der Vogel begann auch von Neuem: „gucuck! gucuck!“ — ja das wollte gar kein Ende nehmen; er fuhr fort, ſo daß Peter zuletzt mit gucuckte und das ſo leibhaftig, als wäre er ſelbſt ein Gucuck, allein ſein Guck wurde immer ſtärker und voller, alle Singvögel zwiſcherten mit, Peter ſang ihnen nach, aber viel ſchöner; er hatte ſeine ganze helle Kinderſtimme und jubelte im Geſang. Wie war er herzensfroh; er erwachte dabei, erfreut darüber, daß der Klangboden noch in ihm ſei, daß die Stimme noch rein in der Bruſt liege und ein neuer Pfingſtmorgen ſchon in all ſeiner Friſche erſcheinen werde; und darauf ſchlief er erfreut ob dieſer Vergewiſſerung.

Aber weder am nächſten Tage, noch nach Wochen oder Monaten ſpürte er etwas davon, daß die Stimme wiederkehre.

Jede Nachricht, die er vom Theater in der Hauptſtadt erhaſchen konnte, war ihm eine wahre Seelenſpeiſe, war ſein geiſtiges Brod. Krumen ſind auch Brod, und er nahm vorlieb mit Krumen, mit der unbedeutendſten Nachricht.

Der Eiſenwaarenhändler war der Nachbar Gabriel's; die Madame deſſelben, eine ſehr ehrenwerthe Hausfrau, lebhaft und lachend, aber ohne alle Kenntniß vom Theater, war zum erſten Male in der Hauptſtadt geweſen und war entzückt über Alles dort, ſelbſt über die Menſchen; die hatten über Alles, was ſie geſagt, gelacht, verſicherte ſie, und das war gar nicht unglaublich.

„Waren Sie auch im Theater?“ fragte Peter.

„Ja, das war ich!“ antwortete die Frau. „Wie ich dampfte! Sie hätten mich ſehen ſollen, wie ich da in der Hitze ſaß und dampfte!“

„Aber was ſahen Sie? Welches Stück?“

„Das werde ich Ihnen erzählen,“ ſagte ſie, „ich werde Ihnen die ganze Comödie erzählen. — Ich war da zwei Mal. Den erſten Abend war es ein Redeſtück. Da kam ſie, die Prinzeß: „„abe, dabe! äbe, däbe!““ Wie die reden konnte! Darauf kam die Mannsperſon: „„abe, dabe! äbe, däbe!““ und ſo plumpſte die Madame! Aber dann ſingen ſie wieder an; der Prinz: „„abe, dabe! äbe, däbe!““ Und ſo plumpſte die Madame! Sie plumpſte fünf Mal an dem Abend. Das zweite Mal ging die ganze Geſchichte auf Geſang: „„abe, dabe! äbe, däbe!““ und ſo plumpſte die Madame. Nun ſaß neben mir eine ſehr nette Frau vom Lande; ſie war noch nie im Theater geweſen und glaubte, es ſei nun vorbei; aber ich, die ich das nun kannte, ſagte: als ich das vorige Mal hier war, plumpſte die Madame fünf Mal. An dem Geſang-Abend plumpſte ſie nur drei Mal. — Ja, da haben Sie die beiden Comödien, ſo leibhaftig wie ich ſie ſah!“

War das eine Tragödie, die ſie geſehen hatte? immer plumpſte die Madame. Endlich ging ihm ein Licht auf: Im großen Theater war an dem Vorhang, welcher in den Zwiſchenacten herabgelaſſen wurde, eine große weibliche Figur, eine Muſe mit der komiſchen und tragiſchen Maske gemalt. Das war die Madame, die plumpſte; das war die eigentliche Comödie geweſen, was geſprochen und geſungen wurde, war der Frau des Eiſenkrämers „abe, babe, äbe, däbe“ geweſen, aber ein großes Vergnügen ſei es geweſen, und das war es auch dem Peter und nicht weniger Madame Gabriel, welche dieſe Art und Weiſe den Inhalt der Stücke wiederzugeben mit anhörte; ſie ſaß dabei mit dem Ausdruck des Erſtaunens und dem Gefühl geiſtiger Ueberlegenheit; hatte ſie doch als Amme Shakeſpeares „Romeo und Julia“ getragen, wie der Apotheker ſagte.

„Die Madame plumpſt“ wurde ſpäter, nachdem Peter den Ausdruck erklärt hatte, ein Witzwort im Hauſe Gabriel und ſtets angewendet, wenn ein Kind, eine Taſſe oder ſonſt Etwas zu Boden fiel.

„Ja auf dieſe Weiſe entſtehen Sprichwörter und

Redensarten!“ ſagte Herr Gabriel, welcher Alles auf die Wiſſenſchaft bezog.

Am Neujahrsabend, Punkt Zwölf, ſtanden die Familie Gabriel und die Penſionäre, jedes Individuum mit einem Glas Punſch in der Hand, was den Hausherrn betraf, das einzige, welches er im ganzen Jahre trank, denn Punſch iſt vom Uebel für einen ſchwachen Magen. Sie ſtießen an und ließen das neue Jahr leben und zählten die Glockenſchläge: eins, zwei, drei bis zum zwölften Schlage! „Da plumpſt die Madame!“ ſagten ſie.

Das neue Jahr rollte auf und rollte dahin; zu Pfingſten würde Peter zwei Jahr im Hauſe Gabriel geweſen ſein.

IX.

Zwei Jahre waren verſtrichen, allein die Stimme war nicht wiedergekommen. Wie würde ſich die Zukunft unſerem jungen Freunde ſtellen?

Er könne immerhin Stundenlehrer in irgend einer Schule werden, meinte Herr Gabriel, das ſei doch wenigſtens ein Brod, wenn auch nicht gerade um ſich zu verheirathen, allein daran dachte Peter noch nicht, einen wie großen Platz auch die Tochter des Apothekers in ſeinem Herzen einnahm.

„Stundenlehrer!“ ſagte Madame Gabriel, „Schulmann! Dann werden Sie ſo ein langweiliger Brummbär wie mein Gabriel. Sie ſind ja ein geborener Theatermenſch! Werden Sie der größte Schauſpieler der Welt, das iſt etwas Anderes als Stundenlehrer!“

Schauſpieler! Ja, das war das Ziel.

Er ſprach dies in einem Brief an den Singemeiſter aus, ſprach ſeine Luſt und ſeine Hoffnung aus. Recht innig ſehnte er ſich nach der großen Heimathſtadt, in welcher die Mutter und Großmutter lebten, die er zwei lange Jahre nicht geſehen hatte. Die Entfernung betrug nur dreißig Meilen; in ſechs Stunden konnte er mit dem Schnellzug hinfahren. Weshalb hatten ſie ſich denn nicht geſehen?

Das iſt kurz geſagt. Peter hatte beim Abſchied das Verſprechen geben müſſen, zu bleiben, wo er hinkam, und nicht an Beſuch zu denken. Seine Mutter hatte vollauf mit Waſchen und Plätten zu thun; deſſenungeachtet dachte ſie mehrere Male daran, die große Reiſe zu machen, wenn ſie auch ſchweres Geld koſten würde, aber ſie wurde doch nie gemacht.

Großmutter, ja, ſie hatte ein wahres Entſetzen vor den Eiſenbahnen; die forderten den Zorn Gottes heraus. Nichts ſolle ſie dazu bringen, mit Dampf zu fahren; ſei ſie doch auch eine alte Frau, ſie würde keine Reiſe machen, bevor ſie zum lieben Gott hinaufreiſe.

So ſprach ſie im Mai — aber im Juni reiſte die alte Frau, ganz allein die dreißig langen Meilen, nach der fremden Stadt, zu den fremden Menſchen, um zu Peter zu gelangen. Das war ein großes Ereigniß, das traurigſte, welches Mutter und Großmutter paſſiren konnte.

Der Guckuck hatte ins Unendliche geguckuckt, als Peter ihn zum zweiten Male fragte: „Wie viele Jahre habe ich zu leben?“ Die Geſundheit war gut und das Gemüth friſch, und das warf den goldenen Sonnenſchein auch in die Zukunft hinein. Er hatte einen lieben Brief von ſeinem väterlichen Freund, dem Singemeiſter, erhalten. Peter ſollte zurück nach der Hauptſtadt kommen, man wolle ſehen, was für ihn gethan werden, welchen Weg er einſchlagen könne, wenn die Stimme fort ſei.

„Treten Sie als Romeo auf!“ ſagte Madame Gabriel, „jetzt ſind Sie alt genug für das Fach der Liebhaber und haben Fleiſch auf den Knochen. Sie brauchen nicht gemalt zu werden.“

„Sei Romeo!“ ſagten der Apotheker und des Apothekers Tochter.

Es brauſten viele Gedanken durch ſeinen Kopf und ſein Herz. Aber: „Niemand weiß, was Morgen geſchieht.“

Er ſaß unten im Garten, der ſich bis nach der Wieſe erſtreckte. Es war Abend und Mondſchein. Seine Wangen glühten, ſein Blut glühte, die Luft fächelte herrliche Kühlung. Ueber die Wieſe ſchwebte der Nebel dahin, der erhob ſich und ſenkte ſich, er mußte an den Tanz der Elfen denken. Da erinnerte er ſich des alten Liedes vom Ritter Olaf, welcher ausritt, um Gäſte zu ſeiner Hochzeit einzuladen, aber von den Elfen aufgehalten wurde, die ihn in ihren Tanz und in ihr Spiel hineinzogen, und das wurde ſein Tod. Es war ein altes Volkslied, eine alte Dichtung; der Mondſchein und der Nebel auf der Wieſe geſtalteten Bilder zu dem alten Liede.

Peter ſaß bald halb träumend und ſchaute dem zu. Jeder Buſch ſchien irgend Etwas von der Geſtalt des Menſchen und auch Etwas von der des Thieres anzunehmen; ſie ſtanden unbeweglich da, die Nebel dagegen hoben ſich wie luftige, wogende Schleier. Solches hatte Peter im Ballet auf der Bühne geſehen, wo die Elfen kreiſend, ſchwebend mit Schleiern von Flor dargeſtellt werden, allein hier war es weit ſchöner, weit wunderbarer. Eine ſo große Scene konnte das Theater nicht aufweiſen, eine ſo hohe und helle Luft, einen ſo ſtrahlenden Mondſchein hatte es nicht.

Und aus dem Nebel hob ſich deutlich eine weibliche Geſtalt ab, und dieſe eine wurde zu drei, die drei zu vielen Hand in Hand tanzenden Mädchen. Die Luft trug ſie auf die Hecke zu, wo Peter ſtand; ſie nickten ihm zu, ſie ſprachen, es war wie Klänge von ſilbernen Glocken; die Geſtalten tanzten in den Garten hinein, um ihn herum, ſie hatten ihn in ihrem Kreiſe. Ohne dabei zu denken, tanzte er mit ihnen, aber nicht ihren Tanz, er wirbelte ringsum wie in jenem unvergeßlichen Vampyrentanz; aber an den dachte er nicht, er dachte eigentlich gar nicht mehr, ſondern war von all der Herrlichkeit, die er um ſich herum ſah, überwältigt.

Die Wieſe war ein See mit tiefen, ſchwarzblauen Gewäſſern, die in allen denkbaren Farben leuchteten;

über die Gewäſſer dahintanzend, trugen die Elfen ihn auf ihren Schleiern nach dem anderen Ufer hinüber, wo der Hünengrabhügel ſeine grüne Raſendecke abgeworfen und ſich zu einem Schloß von Wolken erhoben hatte; aber die Wolken waren von Marmor; blühende Bäume von Gold und koſtbarem Geſtein rankten ſich an den mächtigen Marmorblöcken; jede Blume ſelbſt war ein farbeſtrahlender Vogel, welcher mit menſchlicher Stimme ſang. Es war wie ein Chor von tauſend und abertauſend fröhlicher Kinder. War es der Himmel oder war es der Elfenberg?

Die Wände des Schloſſes bewegten ſich, glitten gegeneinander, — ſchloſſen ſich um ihn. Er war drinnen im Feenſchloß, die Menſchenwelt lag draußen. Da empfand er eine Angſt, einen Schrecken, wie noch nie. Kein Ausgang war zu finden, aber vom Boden bis hoch an die Decke hinan, von allen Wänden lächelten ihn reizende junge Mädchen an; doch wie lebendig ſie auch zu ſchauen waren, ſo kam ihm doch der Gedanke, daß ſie nur gemalt ſeien. Er wollte zu ihnen ſprechen, aber ſeine Zunge hatte keine Worte, die Sprachſtimme war ganz und gar fort; kein Laut kam von ſeinen Lippen. Da warf er ſich auf die Erde nieder, ſo unglücklich, wie er noch niemals früher geweſen.

Eine der Elfen trat auf ihn zu; ſie meinte es gewiß gut mit ihm in ihrer Weiſe; ſie hatte die Geſtalt angenommen, die er am liebſten ſehen mochte, ſie ähnelte der Tochter des Apothekers; er glaubte faſt, ſie ſei es; aber bald ſah er, daß ſie im Rücken hohl war, nur eine reizende Vorderſeite hatte, hinten offen, gar nichts inwendig.

„Eine Stunde hier iſt hundert Jahre draußen,“ ſagte ſie, „du biſt ſchon eine ganze Stunde hier geweſen. Alle die, welche du draußen kennſt und liebſt, ſind geſtorben! Bleibe bei uns! — ja hier bleiben mußt du, oder die Wände drücken dich zuſammen, daß dir das Blut aus der Stirne ſpritzt!“

Und die Wände regten ſich, und die Luft drinnen wurde glühend. Er bekam die Sprache.

„Mein Gott! Mein Gott! haſt du mich verlaſſen?“ rief er im tiefſten Seelenſchmerz.

Da ſtand die Großmutter bei ihm. Sie nahm ihn in ihre Arme auf, ſie küßte ihm die Stirn, ſie küßte ihm den Mund.

„Mein eigener ſüßer Junge!“ ſagte ſie, „der gute Gott verläßt dich nicht, er verläßt Niemand von uns, ſelbſt den größten Sünder nicht. Gott ſei Preis und Ehr' in aller Ewigkeit!“

Und ſie zog ihr Geſangbuch hervor, daſſelbe, aus welchem ſie und Peter ſo manchen Sonntag geſungen hatten. Wie klang ihre Stimme, wie ſang ſie die Worte heraus! Alle die Elfenmädchen legten ſich zur Ruh', ſie hatten dieſelbe gar ſehr nöthig. Peter ſang mit der Großmutter, wie er früher jeden Sonntag geſungen hatte; wie klang ſeine Stimme plötzlich kräftig und ſtark und dabei ſo weich; die Wände des Schloſſes regten ſich, geſtalteten ſich zu Wolken und Nebel; die

Großmutter ſchritt mit ihm aus dem Berg in das hohe Gras hinaus, wo das Johanniswürmchen leuchtete und der Mond ſtrahlte; aber wie waren ſeine Füße ſo matt, er vermochte nicht ſie zu regen, zu heben, er ſank in das Gras nieder, es war das weichſte Bett; er ruhete ſo gut und erwachte beim Pſalmenſang.

Großmutter ſaß bei ihm, ſaß an ſeinem Bette in der kleinen Kammer im Hauſe Gabriels. Das Fieber war zu Ende, Geſundheit und Leben waren wieder zurückgekehrt.

Todtkrank war er geweſen. Unten im Garten hatten ſie ihn an jenem Abend ohnmächtig aufgefunden; ein heftiges Fieber überfiel ihn; der Arzt meinte, er werde es nicht überſtehen, er müſſe ſterben, und das wurde ſeiner Mutter geſchrieben. Sie und Großmutter wollten und mußten zu ihm hin; Beide konnten ſie jedoch nicht abkommen, und ſo reiſte denn die alte Großmutter allein und auf der Eiſenbahn.

„Das that ich einzig und allein um Peter!“ ſagte ſie. „Ich that es in Gottes Namen, ſonſt hätte ich wahrlich glauben können, ich fliege mit dem böſen Geiſt auf Beſenſtiel durch die St. Johannisnacht.“

X.

Fröhlichen und leichten Herzens ging die Rückreiſe von ſtatten. Inbrünſtig dankte die Großmutter dem lieben Gott: Peter werde ſie überleben! Liebe Nachbarn hatte ſie im Wagen: den Apotheker und ſeine

Tochter. Sie ſprachen von Peter, liebten Peter, als wenn ſie mit ihm verwandt ſeien. Er würde ein großer Schauſpieler werden, die Stimme ſei nun auch wiedergekommen, es ſteckten Millionen in einer ſolchen Gurgel.

Welche Glückſeligkeit für die Großmutter, ſolche Worte zu hören! Sie lebte ſich in dieſelben ein, glaubte an ſie, und mit einemmal waren ſie an der Station bei der Hauptſtadt, wo Peter's Mutter ſie empfing.

„Gott ſei Lob und Dank für die Eiſenbahn!“ ſagte ſie, „und dafür, daß ich vergaß, daß ich auf ihr war! Das habe ich dieſen herrlichen Menſchen zu verdanken!“ Und ſie drückte dem Apotheker und ſeiner Tochter die Hände. „Die Eiſenbahn iſt eine herrliche Erfindung, wenn ſie überſtanden iſt. Man iſt in Gottes Hand!“

Und nun erzählte ſie der Mutter von dem lieben guten Jungen, der außer aller Gefahr ſei und bei wohlhabenden Leuten wohne, die drei Dienſtmädchen und Hausknecht hatten. Peter ſei dort wie ein Sohn im Hauſe und zuſammen mit zwei Kindern aus vornehmer Familie; der eine ſei gar ein Propſtenſohn. Großmutter habe erſt im Gaſthauſe gewohnt, was zum Entſetzen theuer geweſen; aber dann ſei ſie von Madame Gabriel eingeladen werden, bei ihr zu wohnen, und hier ſei ſie fünf Tage geweſen; das ſeien Menſchen, wie Engel, namentlich Madame; die habe ſie genöthigt, Punſch zu trinken, ſchönen Punſch, aber ſtark. In einem Monat werde Peter mit Gottes Hilfe geſund ſein und dann käme er nach der Hauptſtadt.

„Vornehm und verwöhnt iſt er gewiß geworden!“ ſagte die Mutter. „Er wird ſich nicht mehr hier oben in der Dachwohnung zurecht finden; ich bin froh, daß der Singemeiſter ihn zu ſich eingeladen hat, — und doch,“ und die Mutter weinte, „es iſt ſchrecklich, daß man ſo arm ſein ſoll, daß das eigene Kind es nicht gut genug in der elterlichen Wohnung bekommen kann!“

„Laß den Peter ſolche Worte nicht hören!“ ſagte die Großmutter, „du ſiehſt nicht in ihn hinein, wie ich es thue.“

„Eſſen und Trinken muß er doch haben, wenn er auch noch ſo fein geworden iſt, hungern ſoll er nicht, ſo lange ich meine Hände rühren kann. Madame Hof hat geſagt, daß er zweimal die Woche ſeinen Mittag bei ihr eſſen kann, jetzt, wo ſie ſo gut geſtellt iſt. Sie weiß, was vornehm und gering und arm iſt. Hat ſie mir doch ſelbſt erzählt, daß es ihr eines Abends in der Theaterloge, wo die alten Tänzerinnen ſitzen und zuſehen, übel wurde; den ganzen Tag über hatte ſie weiter nichts als Waſſer und eine Brezel genoſſen, ſie war krank vor Hunger und wurde ohnmächtig. „Waſſer! Waſſer!“ riefen die anderen alten Tänzerinnen. „„Butterbrod!““ bat ſie; „„Butterbrod!““ Nährendes brauchte ſie, aber Waſſer hatte ſie ganz und gar nicht nöthig. Jetzt hat ſie ihre gute Speiſekammer und einen gut beſetzten Tiſch.“

Dreißig Meilen weit ſaß Peter, aber er war glückſelig bei dem Gedanken, daß er zurückkehre zur Hauptſtadt, zum Theater, zu allen alten lieben Erinnerungen, die er jetzt recht zu ſchätzen verſtand. Es ſang und klang in ihm, es ſang und klang außerhalb ſeines Ich; Alles war Sonnenſchein, es war die fröhliche Zeit der Jugend, die Zeit der Erwartungen. Mit jedem Tage kräftigte er ſich, wurde guter Laune und bekam Farbe. Aber Madame Gabriel wurde ſehr gerührt, je näher die Abſchiedsſtunde heranrückte.

„Sie gehen zur Größe und vielen Verſuchungen hinein, denn hübſch ſind Sie, das ſind Sie in unſerem Hauſe geworden. Sie haben das Natürliche, gerade wie ich, und das ſteht Einem bei in den Verſuchungen. Man darf nicht überzart ſein oder ſich haben! Ueberzart, wie dieſe Königin Dagmar, die Sonntags ihre ſeidenen Aermel ſchnürte und ſich dann ein Gewiſſen über ſolche Kleinigkeit machte; dazu gehört Mehr! Ich würde nie ſo lamentirt haben, wie dieſe Lucretia! Warum erſtach ſie ſich? Sie war unſchuldig und honnet, das wußte ſie und die ganze Stadt. Was konnte ſie für das Malheur, von dem ich nicht ſprechen will, aber welches Sie in Ihrem Alter ſchon begreifen! — Sie macht ein Geſchrei und nimmt den Dolch zur Hand! Das war ganz und gar nicht nöthig! Ich hätte es nicht gethan, und Sie auch nicht, wir ſind natürliche Menſchen, und das muß man zu jeder Zeit ſein, und das werden Sie fortfahren zu ſein auf der Bahn der Kunſt. Ich freue mich darauf, in der Zeitung von Ihnen zu leſen! Sie kommen auch ſchon einmal wieder nach unſerem Städtchen, treten vielleicht als Romeo auf, aber dann bin ich nicht die Amme. Ich ſitze im Parquet und ergötze mich!“

Madame ſtellte große Wäſche und Plätten in der Woche des Abſchiedes an, damit Peter rein und nett nach Hauſe zurückkehren könne, wie er es zu ihnen gekommen ſei. Sie zog ein neues langes Band an ſein Bernſteinherz; dieſes war das Einzigſte, was ſie ſich als ein „Erinnerungs-Souvenir“ wünſchte, aber ſie bekam es nicht.

Von Herrn Gabriel bekam Peter ein franzöſiſches Wörterbuch, welches er beim Unterricht benutzt hatte, und welches mit Randbemerkungen von der eigenen Hand des Herrn Gabriel verſehen war. Madame gab ihm Roſen und Herzensgrün. Die Roſen würden welken, aber das Herzens- oder Immergrün halte ſich den Winter über, wenn es nicht ins Waſſer komme, ſondern auf dem Trocknen bliebe, und ſie ſchrieb ihm ein Citat von Goethe, als eine Art Stammbuchsblatt: „Umgang mit Frauen iſt das Element guter Sitten.“ „Goethe war ein großer Mann,“ ſagte ſie, „wenn er nur nicht den „Fauſt“ geſchrieben hätte, denn ich verſtehe ihn nicht. Das ſagt auch Gabriel!“

Der junge Madſen ſchenkte Peter eine nicht ganz üble Zeichnung, ein Portrait von Herrn Gabriel, an einem Galgen hängend, in der einen Hand eine Ruthe und mit Unterſchrift: „Der erſte Lehrer eines großen Schauſpielers auf der Bahn der Wiſſenſchaft.“ Primus, der Propſtenſohn, ſchenkte ihm ein Paar neue Morgenſchuhe, welche die Frau Propſtin ſelbſt geſtickt hatte, die aber ſo groß waren, daß Primus ſie in den erſten paar Jahren nicht hatte ausfüllen können. Auf den Sohlen ſtand mit Dinte geſchrieben: „Erinnerung an einen trauernden Freund. Primus.“

Das ganze Haus Gabriel begleitete Peter nach dem Bahnzug. „Man ſoll nicht ſagen, daß Sie ohne sans adieu abreiſen!“ ſagte Madame und küßte ihn auf dem Bahnhof.

„Ich genire mich nicht!“ ſagte ſie, „wenn man es nicht heimlich thut, kann man Alles thun!“

Die Signalpfeife ſchrillerte; Madſen und Primus riefen Hurrah, der „Kleinkinderkram“ ſtimmte mit ein, Madame wiſchte ſich die Augen und fächelte mit dem Taſchentuche. Herr Gabriel ſagte nur das eine Wort: „Vale!“

Dörfer und Städte flogen vorüber. Ob die Menſchen in dieſen wohl ſo fröhlich waren, wie Peter? Auch er warf dieſe Frage auf, pries ſein Glück, dachte an den unſichtbaren Goldapfel, den die Großmutter in ſeiner Hand hatte liegen ſehen, als er noch ein Kind war. Er dachte an ſeinen Glücksfund im Rinnſteine und dachte vor Allem an die wiedergekehrte Stimme und an die Kenntniſſe, die er ſich jetzt angeeignet hatte. Er war ein ganz anderer Menſch geworden. Es ſang vor Freude in ſeinem Inneren; es war eine große Selbſtbeherrſchung, daß er es nicht in den Wagen hinausſang.

Nun zeigten ſich die Thürme der Hauptſtadt, die Häuſer tauchten empor; der Zug erreichte den Bahnhof. Hier ſtanden die Mutter, die Großmutter und noch Eine, Madame Hof, gut eingebunden, die Gattin des Hofbuchbinders Hof, geborene Frandſen; ſie vergaß in Noth wie in Wohlſtand ihre Freunde nicht. Sie küßte Peter grad' wie es die Mutter und Großmutter thaten.

„Hof konnte mich nicht begleiten!“ ſagte ſie. „Er ſitzt mit Geſammelte Werke zum Einbinden für die Handbibliothek der Majeſtät. Du haſt Glück und ich habe es jetzt auch. Ich habe meinen Hof und meinen eigenen Ofenwinkel mit Schaukelſtuhl erhalten. Zwei Mal wöchentlich ſpeiſt du zu Mittag bei uns. Du ſollſt mein häusliches Leben ſehen! Es iſt ein ganzes Ballet!“

Die Mutter und Großmutter bekamen faſt gar keine Gelegenheit, mit Peter zu ſprechen, aber ſie ſchauten ihn an und ihre Augen ſtrahlten in Glückſeligkeit. Endlich mußte er in eine Droſchke, um nach ſeiner neuen Heimath, bei dem Singemeiſter zu fahren; ſie lachten und ſie weinten.

„Er iſt doch ein lieber, prächtiger Menſch!“ ſagte die Großmutter.

„Er hat noch ſein braves Geſicht, wie vor der Reiſe,“ ſagte die Mutter. „Das wird er ſich bewahren, auch auf dem Theaterweg.“

Die Droſchke hielt vor der Thür des Singemeiſters. Der Herr war ausgegangen; ſein alter Diener ſchloß auf und führte Peter nach deſſen Zimmer, in welchem ringsum an der Wand Portraits von Componiſten hingen und auf dem Ofen eine blendend weiße Gypsbüſte ſtand.

Der Alte, ein wenig ſchwer von Begriffen, aber die Treue ſelbſt, zeigte Peter die Kaſten in der Commode, den Reck, an welchen er ſeine Kleider hängen könne, und verſprach ſeine Bereitwilligkeit, die Stiefeln zu wichſen, und mittlerweile kam der Singemeiſter und drückte Peter herzlich die Hand zum Willkommen.

„Das iſt das ganze Logis, du mußt vorlieb nehmen! Mein Klavier in der Stube kannſt du benutzen. Morgen wollen wir hören, wie es mit der Stimme ſteht. — Das iſt unſer Caſtellan, unſer Haushalter!“ Und er nickte dem alten Diener zu. „Alles iſt in Ordnung, Carl Maria von Weber auf dem Ofen iſt wegen deiner Ankunft geweißt worden, er war ganz erſchrecklich ſchwarz angeraucht. — Aber das iſt ja nicht Weber, der da ſteht, das iſt ja Mozart; wie iſt der hierher gekommen?“

„Das iſt der alte Weber!“ ſagte der Diener, „ich ſelbſt trug ihn zum Gypſer und habe ihn auch ſelbſt heute Morgen wieder geholt“.

„Aber dieſe da iſt eine Büſte von Mozart und nicht von Weber!“

„Entſchuldigen Sie, Herr!“ ſagte der Diener, „es iſt der alte Weber, der rein geworden iſt! Sie kennen ihn eben nicht wieder, weil er geweißt worden iſt.“

Das werde ihm der Gypſer beſtätigen, — aber bei dieſem erhielt er die Auskunft, daß Weber entzwei gegangen ſei, und deshalb habe man ihm Mozart ſtatt deſſen gegeben, es ſei ja gleichviel auf einem Ofen.

An dem erſten Tage ſollte nicht geſungen, nicht geſpielt werden; als aber unſer junger Freund in den Saal hinüber kam, in welchem das Clavier ſtand und die Oper „Joſeph“ aufgeſchlagen war, ſang er: „Ich war Jüngling noch an Jahren“, ſang mit glockenheller reiner Stimme. Sein Vortrag war ſo innig, ſo unſchuldig und dabei ſo voll und kräftig, daß dem Singemeiſter die Augen dabei naß wurden.

„So ſoll es ſein!“ ſagte er, „und noch beſſer ſoll es werden. Aber jetzt ſchließen wir das Clavier für heute, du bedarfſt der Ruhe.“

„Ich muß heute Abend noch zu Mutter und Großmutter, das habe ich verſprochen.“ Und er eilte fort.

Die ſinkende Sonne warf ihre Strahlen über das Haus ſeiner Kindheit; die Glasſcherben in der Mauer blitzten, es war wie ein ganzes Diamantenſchloß. Mutter und Großmutter ſaßen dort ganz oben in der Dachwohnung, viele Treppen hoch, aber er flog ſie hinan, drei Stufen auf jeden Sprung, und er ſtand an der Thüre und wurde mit Küſſen und Umarmungen empfangen.

Reinlich und nett war es hier in dem Stübchen; da ſtand der Ofen, der alte Bär, und die große Commode mit den verborgenen Schätzen aus der Steckenpferd-Zeit. An der Wand hingen die drei bekannten Bilder: des Königs und des lieben Gottes Portrait und „Vaters“ Silhouette in ſchwarzem Papier ausgeſchnitten. Es ähnele ihm ganz von der Seite, ſagte die Mutter, aber es würde ähnlicher ſein, wenn das

Papier weiß und roth wäre, denn das war er. Ein prächtiger Mann! und Peter ſei ihm wie aus den Augen geſchnitten.

Es gab viel zu reden, viel zu erzählen. Die Mutter hatte Sülze zum Abendbrod und Madame Hof hatte verſprochen, auch dieſen Abend bei ihnen vorzuſprechen.

„Aber wie ſind doch die beiden alten Menſchen, Hof und Fräulein Frandſen, darauf gefallen, ſich zu heirathen?“ fragte Peter.

„Mit dem Gedanken haben ſie ſich viele Jahre getragen!“ ſagte die Mutter. „Du weißt ja, daß Hof verheirathet war; er heirathete, ſagte man, um die Frandſen zu ärgern, weil ſie zur Zeit ihres Glanzes ſtolz gegen ihn that; er bekam Vermögen mit der Frau, aber ſie war ein wenig ſehr alt: munter und an Krücken! Sterben that ſie nicht, und darauf wartete er doch; es würde mich nicht gewundert haben, wenn er, wie der Mann in der Geſchichte, die Alte jeden Sonntag in den Sonnenſchein getragen hätte, damit der liebe Gott ſie ſehe, und nicht vergeſſe ſie hinweg zu rufen.“

„Die Frandſen ſaß ruhig und wartete,“ ſagte die Großmutter; „ich hätte nicht geglaubt, daß ſie es erreichen würde. Aber voriges Jahr ſtarb die alte Madame Hof, und ſo wurde die Frandſen Frau im Hauſe.“

In dieſem Augenblick trat Madame Hof, geborne Frandſen, ein.

„Wir ſprachen gerade von Ihnen,“ ſagte die Großmutter. „Wir ſprachen von Ihrer Ausdauer und der Belohnung dafür.“

„Ja,“ ſagte Madame Hof, „es wurde nichts in der Jugendzeit, aber man iſt immer jung genug, wenn man kein körperliches Leiden hat, ſagt mein Hof. Er hat zu prächtige Einfälle. Wir ſind alte gute Werke, ſagt er, beide in einem Bande und mit Goldſchnitt. Wie bin ich glücklich mit meinem Hof und meinem Ofenwinkel: Fließenofen! Es wird des Abends eingeheizt, und dann iſt die Stube warm den ganzen nächſten Tag. Es iſt eine Wolluſt! Es iſt wie in dem Ballet „Die Inſel Circe's“. Erinnern Sie ſich meiner als Circe?“

„Ja, Sie waren wunderſchön!“ ſagte die Großmutter. „Wie ſich ein Menſch doch verändern kann!“ — Das wurde nun gar nicht geſagt, um etwas Unangenehmes zu ſagen, und wurde auch nicht ſo aufgefaßt. Darauf kam die Sülze und der Thee.

Am nächſten Vormittage machte Peter einen Beſuch bei dem Handelsherrn. Madame empfing ihn, drückte ihm die Hand und bat ihn Platz neben ihr zu nehmen. Im Geſpräch mit ihr ſprach er ſeinen innigen Dank aus, er wiſſe, ſagte er, daß ihr Gemahl ſein heimlicher Wohlthäter ſei. Sie wiſſe das nicht. „Aber das ſieht meinem Manne ähnlich!“ ſagte ſie; „allein das iſt ja nicht der Rede werth!“

Der Handelsherr gerieth faſt in Zorn, als Peter dieſe Angelegenheit berührte. „Sie ſind ganz auf falſcher Spur!“ ſagte er, brach das Geſpräch ab und verließ das Zimmer.

Felix war jetzt Student und wollte den diplomatiſchen Weg gehen.

„Mein Mann nennt das eine Thorheit,“ ſagte Madame, „ich habe darin keine Meinung. Die Vorſehung wird lenken!“

Felix zeigte ſich nicht, er hatte Stunde bei ſeinem Fechtmeiſter.

Zu Hauſe beim Singemeiſter erzählte Peter, daß er ſich bei dem Handelsherrn bedankt, daß dieſer aber den Dank zurückgewieſen habe.

„Wer hat dir geſagt, daß er iſt, was du deinen Wohlthäter nennſt?“ fragte der Singemeiſter.

„Das hat die Mutter und Großmutter!“ antwortete Peter.

„Nun, dann muß er es wohl ſein!“

„Sie wiſſen darum!“ ſagte Peter.

„Ich weiß darum, ja; aber von mir bekommſt du keine Auskunft; und von nun an ſingen wir hier zu Hauſe eine Stunde jeden Morgen.“

XI.

Ein Mal wöchentlich war Quartett-Muſik. Ohr, Seele und Gedanke wurden von den herrlichen Tondichtungen Beethoven's und Mozart's erfüllt. Seit langer Zeit hatte Peter keine gute, wohl ausgeführte Muſik gehört. Wie eine Feuerflamme ſchoß es ihm durch das Rückgrat bis in alle Nerven hinaus; die Thränen traten ihm in die Augen. Jeder Muſikabend hier zu Hauſe war ihm ein Feſtabend, derſelbe gab einen volleren Eindruck, als irgend eine Oper auf der Bühne, wo ſtets irgend Etwas ſtörend wirkt oder das Mangelhafte aufdeckt. Bald gelangen die Worte nicht zu ihrem Recht, ſie werden im Geſange dermaßen ausgeleckt, daß ein Chineſe ſie ebenſo gut wie ein Grönländer verſtehen würde, bald wird die Wirkung abgeſchwächt durch Mangel an jeder dramatiſchen Begabung, und dadurch, daß die Stimme in einzelnen Partien bis zur Spieldoſenmuſik herabſinkt oder ſich durch falſche Töne dahinſchleppt. Unwahrheit der Decorationen und Coſtüme iſt gleichfalls eine Zugabe. Dieſes Alles fiel bei dem Quartett fort. Die Tondichtungen entfalteten ſich in ihrer ganzen freien Herrlichkeit, ihre köſtlichen Tapeten deckten die Wände des Concertſaales. Peter befand ſich hier in jener Welt der Muſik, welche die Meiſter hervorgezaubert hatten.

In dem öffentlichen großen Muſikſaal wurde eines Abends von einem reich beſetzten Orcheſter Beethoveen's Symphonie pastorale gegeben; namentlich das Andante „Scene am Bache“ war es, welches wunderbar mächtig unſern jungen Freund durchſtrömte und erhob; es trug ihn in die lebendige, friſche Waldnatur, Lerche und Nachtigall jubilirten, der Guckuck miſchte ſeinen Geſang hinein. Welche Naturpracht, welche Quelle der Labung!

Von Stund' an erkannte er, daß es die malende Muſik ſei, in welcher die Natur ſich ſpiegelt und die Strömungen des Menſchenherzens wiederklingen, die bei ihm am tiefſten anſchlüge; Beethoven und Haydn wurden ſeine Lieblings-Componiſten.

Hiervon ſprach er oft mit dem Singemeiſter, bei jedem Geſpräch traten die Beiden einander näher. Wie reich an Kenntniſſen war dieſer Mann, unerſchöpflich wie der Born des Mimer. Peter lauſchte ihm, und ſo wie er als kleiner Knabe gierig die Märchen und Geſchichten der Großmutter anhörte, ſo hörte er jetzt die der Welt der Töne, wußte jetzt, was Wald und Meer erzählen, was da klingt in den alten Romanzen und Balladen, was jeder Vogel mit ſeinem Schnabel ſingt und die Blume lautlos in Düften aushaucht.

Die Singſtunde jeden Morgen wurde eine wahre Freudenſtunde für Meiſter und Lehrling; jedes kleine Lied wurde mit Friſche, Ausdruck und Unſchuld geſungen; am ſchönſten klangen die Schubert'ſchen „Wanderlieder". Die Melodie kam zu ihrem Recht, aber auch die Worte, beide verſchmelzen, hoben und beleuchteten ſich gegenſeitig, wie es ſein ſoll. Peter war unläugbar dramatiſcher Sänger. Vorwärts ging es in Tüchtigkeit jeden Monat, jede Woche, Tag für Tag.

Geſund und lebensfroh, ohne Entbehrung und Kummer wuchs unſer junger Freund heran. Vor ihm lag das Leben reich und herrlich, mit einer Zukunft voll des Guten. Sein Vertrauen zu den Menſchen war nicht getäuſcht worden, er beſaß das kindliche Gemüth und die Ausdauer des Mannes, überall ſah er nur freundliche Augen und freundliches Entgegenkommen. Tagtäglich geſtaltete das Verhältniß zwiſchen ihm und dem Singemeiſter ſich inniger und vertrauter, die Beiden lebten zuſammen wie ein älterer und jüngerer Bruder, und der Jüngere beſaß die ganze Innigkeit und Wärme des jungen Herzens; der Aeltere verſtand ihn und hatte den vollen Klangboden für ſeine Gefühle.

Die ganze Perſönlichkeit des Singemeiſters war von einem ſüdländiſchen Feuereifer durchdrungen; man bekam ſofort den Eindruck, daß dieſer Mann tief haſſen oder tief lieben mußte; glücklicherweiſe hatte das letztere Gefühl bei ihm die Oberhand. Er war dazu durch das Vermögen, welches er von ſeinem verſtorbenen Vater geerbt hatte, ſo geſtellt, daß er nicht nöthig hatte, ein Amt zu übernehmen, wenn dieſes ihm nicht in Allem zuſagte; im Stillen und Geheimen that er unendlich viel Gutes in einer verſtändigen Weiſe, konnte aber nicht leiden, daß Jemand ſich dafür bedankte, oder daß davon geſprochen werde.

„Habe ich Etwas gethan,“ ſagte er, „ſo habe ich es deshalb gethan, weil ich es konnte und es meine Pflicht war!“

Sein alter Diener, „unſer Caſtellan“, wie derſelbe ſcherzweiſe hieß, ſprach nur mit halber Stimme, wenn er ſeine Meinung vom Hausherrn zu erkennen gab. „Ich weiß was er giebt und wirkt Jahr aus Jahr ein, und ich weiß doch nur die Hälfte davon. Ihm ſollte der König einen Stern auf die Bruſt geben! — Aber er würde ihn nicht tragen, er würde raſend werden, kenne ich ihn recht, wenn man ihm, weil er honnet iſt, ein Kennzeichen anheftete! Er wird ſelig werden, ſeliger als wir Anderen, was für einen Glauben er auch haben mag; er iſt gerade ein Mann wie es die Bibel will!“ Und hierauf legte der Alte einen beſonderen Nachdruck, als wenn er meinte, Peter möchte irgend welchen Zweifel haben.

Er fühlte und begriff es ſchon, daß der Singemeiſter ein wahrer Chriſt in guten Thaten, ein Beiſpiel für Jeden ſei; in die Kirche ging der Mann aber nie, und als Peter eines Tages davon ſprach, daß er am nächſten Sonntag mit der Mutter und Großmutter zum Tiſche des Herrn gehen würde, und hinzufügte, ob der Singemeiſter das niemals thäte, antwortete dieſer: Nein! Es ſchien, als wenn er noch Mehreres hätte ſagen wollen, ja als wenn er Petern Etwas anzuvertrauen habe, aber es unterblieb.

Abends las er Einiges aus der Zeitung über die Wohlthätigkeit einiger namhafter Männer laut vor, und dieſes gab Veranlaſſung, daß er ſich über gute Thaten und deren Belohnung äußerte.

„An die ſoll Niemand denken, die kommt ſchon Die Belohnung für gute Thaten iſt wie Datteln, ſagt der Talmud, ſie reifen ſpät und werden ſüß!“

„Talmud,“ fragte Peter, „was iſt das für ein Buch?“

„Das iſt ein Buch,“ war die Antwort, „aus welchem mehr als ein Gedankenſamen in das Chriſtenthum hineingewachſen iſt.“

„Wer hat das Buch geſchrieben?“

„Weiſe Männer der älteren Zeiten. Die Weiſen verſchiedener Völker und Religionen. Weisheit in wenigen Worten iſt darin enthalten, wie in den Sprüchen Salomonis. Welche kernige Weisheiten! Man lernt da, wie die Menſchen auf dem ganzen Erdenrund, Jahrtauſende hindurch, ſich ſtets gleich geblieben ſind. „„Dein Freund hat einen Freund, und deines Freundes Freund hat einen Freund, ſei vorſichtig in deiner Rede!““ ſteht da. Das iſt ein Wahrſpruch für alle Zeiten. „„Niemand kann ſeinen Schatten überſpringen““, ſteht auch da; „„tritt auf den Dorn, während du Schuhe anhaſt!““ Das Buch mußt du leſen! Du wirſt in ihm Culturſpuren finden, deutlicher als in den Erdſchichten. Mir, als Jude, iſt das Buch außerdem ein Erbe der Vorväter.“

„Jude!“ ſagte Peter, „ſind Sie Jude?“

„Weißt du dies nicht? Wie ſonderbar, daß wir Beiden erſt heute das zur Sprache bringen!“

Die Mutter und Großmutter wußten das auch nicht, hatten darüber nie nachgedacht, aber ſie hatten gewußt, daß der Singemeiſter ein Ehrenmann und ein prächtiger Menſch ſei. Es ſei eine Fügung Gottes, daß Peter ihn auf ſeinem Wege angetroffen; nächſt dem lieben Gotte habe er ihm all ſein Glück zu verdanken. Und nun rückte die Mutter mit einem Geheimniſſe heraus, mit welchem ſie ſich freilich nur wenige Tage getragen hatte, und welches ihr die Frau des Handelsherrn unter dem Verſprechen des tiefſten Schweigens anvertraut hatte; der Singemeiſter dürfe niemals erfahren, daß man es wiſſe; er ſei es, welcher Peter's Unterhalt und Erziehung bei Herrn Gabriel bezahlt habe. Von dem Abend an, wo er, im Hauſe des Handelsherrn, Peter das Ballet „Simſon“ ſingen hörte, war er allein ſein thatkräftiger Freund und Wohlthäter geweſen, aber im Stillen.

XII.

Madame Hof erwartete unſern Peter und er kam auch.

„Jetzt ſollſt du meinen Hof kennen lernen!“ ſagte ſie, „und du ſollſt meinen Ofenwinkel kennen lernen. An den dachte ich nicht, als ich „Circe“ und die „Roſen-Elfe der Provence“ tanzte! Ja, heutzutage denken Wenige an dieſes Ballet und an die kleine Frandſen. „„Sic transit gloria im Monde!““ heißt es auf Lateiniſch, ſagt mein Hof ſo witzig, wenn ich von meiner Glorien-Zeit ſpreche. Er liebt es ſehr, Andere für Narren zu halten, aber mit Herzen!“

Der Ofenwinkel war ein freundliches, ein wenig niedriges Zimmer mit Fußteppich und mit Portraits, wie ſie für einen Buchbinder paßten. Hier ſah man die Bilder von Gutenberg und Franklin, ſowie von

Shakeſpeare, Cervantes, Molière und den beiden erblindeten Poeten Homer und Oſſian. Unter dieſen hing, hinter Glas breit eingerahmt, eine in Papier ausgeſchnittene Tänzerin mit großer goldener Buſennadel und in Robe von Mull, das rechte Bein gen Himmel gehoben, und unter demſelben ſtand ein Vers:

Wer kann ſich Herzen ertanzen?
Und ſich mit Unſchuld umkranzen? —
Fräulein Emilie Frandſen!

Das ſei von Hof gedichtet, welcher die ſchönſten Verſe, am liebſten ſcherzhafte, ſchriebe. Das Bild habe er ſelbſt ausgeſchnitten, gekleiſtert und genäht, noch bevor er ſeine erſte Frau heirathete. Es hatte lange Jahre im Kaſten gelegen, jetzt prangte es in der Dichtergallerie: „meinem Ofenwinkel", wie Madame Hof ihr kleines Zimmer nannte. Hier wurden Peter und Hof einander vorgeſtellt.

„Iſt er nicht ein ſchöner Mann?" ſagte ſie zu Peter. „Mir iſt er der ſchönſte in der ganzen Welt!"

„Ja, Sonntags, wenn ich in den Staatskleidern eingebunden bin!" ſagte Hof.

„Du biſt ſchön ohne allen Einband!" ſagte ſie und neigte den Kopf, indem ſie ein Gefühl überkam, als ſpreche ſie hier ein wenig zu kindlich für ihre Jahre.

„Alte Liebe roſtet nicht!" ſagte Herr Hof. „Wenn Feuer in alten Häuſern ausbricht, brennen ſie bis auf den Grund!"

„Es iſt wie mit dem Vogel Phönix," ſagte Madame Hof, „man ſteigt jung daraus hervor. Hier iſt mein Paradies! Ich mache mir gar nichts daraus, anderswo hin zu gehen! Doch ja, ein Stündchen zu deiner Mutter und Großmutter!“

„Und zu deiner Schweſter,“ ſagte Hof.

„Nein, mein Hofeleben! dort iſt kein Paradies mehr. Ich will dir nur ſagen, Peter, mein Schwager lebt in kleinen Verhältniſſen und vielem Ungemach, man weiß nicht, was man dort ſagen darf. Man darf das Wort „Mohr“ nicht nennen, weil die älteſte Tochter mit Einem verlobt iſt, welcher Negerblut hat; man darf nicht bucklich ſagen, einer der Knaben iſt das; man darf nicht von Caſſendeſſect ſprechen, mein Schwager iſt in dem Fall geweſen; man darf nicht einmal „im Walde gehen“ ſagen; Wald iſt dort ein häßlicher Laut, denn er hieß Walde, der die Verlobung mit der jüngſten Tochter rückgängig machte. Ich liebe es nicht, wenn ich aus dem Hauſe gehe, irgendwo zu ſitzen und den Mund zu halten; darf ich nicht reden, ſo ziehe ich mich in mich ſelbſt zurück und bleibe in meinem Ofenwinkel. Wäre es nicht eine Sünde, wie man ſagt, ich möchte Gott bitten, daß wir ſo lange leben, wie mein Ofenwinkel verhält; hier wächſt man beſſer nach innen. Hier iſt mein Paradies und das hat mir Hof geſchenkt.“

„Sie hat eine Goldmühle im Munde!“ ſagte Hof.

„Und du haſt Goldkörner im Herzen!“ ſagte ſie.

„Mül'chen, du biſt gar zu hold!
Mahle uns den Sack voll Geld!“

ſagte er, und ſie kitzelte ihn unter dem Kinn.

„Siehſt du, Peter, den Vers hat er nun im Augenblick gemacht, der könnte ganz gut gedruckt werden.“

„Ja, und auch eingebunden werden!“ ſagte Hof.

In ſolcher Weiſe ſcherzten die beiden alten Menſchen.

Das Jahr verſtrich, erſt dann begann Peter eine Rolle einzuſtudiren; er wählte erſt „Joſeph“, aber tauſchte dieſe doch mit der des Georg Brown in der Oper „Die weiße Dame“ um. Worte und Muſik eignete er ſich bald an, und Walter Scott's Roman, der den Stoff geliefert hat, entnahm er ein klares, volles Bild von dem jungen, lebensfrohen Offizier, der die Berge ſeines Heimathlandes beſucht und in die Burg ſeiner Väter gelangt, ohne ſie zu kennen; ein altes Lied erweckt die Erinnerungen ſeiner Kindheit, das Glück iſt in deren Gefolge, und er gewinnt Burg und Braut.

Das, was er ſo geleſen, geſtaltete ſich ihm, als habe er es ſelbſt erlebt, als ein Kapitel ſeiner eigenen Lebensgeſchichte; die melodienreiche Muſik ſetzte ihn vollends in die richtige Stimmung. Es verging indeß ſehr lange Zeit, bis die erſten Proben begannen. Es habe mit ſeinem Auftreten keine Eile, meinte der Singemeiſter; endlich aber ſtand dieſelbe bevor. Peter war nicht nur Sänger, er war Schauſpieler, und die Rolle lag ganz für ſeine Perſönlichkeit. Chor und Orcheſter jubelten ihm den erſten großen Beifall zu, mit größter Erwartung ſah man dem Abend der Vorſtellung entgegen.

„Man kann zu Hauſe im Schlafrock ein großer Schauſpieler ſein,“ ſagte ein wohlwollender Kamerad, „kann ſehr groß bei Tageslicht, aber mittelmäßig vor den Lampen und dem vollen Hauſe ſein. Das wird ſich nun zeigen!“

Peter hatte keine Angſt, ſondern eine heiße Sehnſucht nach dem entſcheidenden Abend. Der Singemeiſter dahingegen befand ſich im fieberhafteſten Zuſtand. Peter's Mutter hatte den Muth nicht, ins Theater zu gehen, ſie würde ohnmächtig vor Angſt um ihren lieben Jungen werden; Großmutter war krank, ſie müſſe das Zimmer hüten, hatte der Arzt geſagt, aber die treue Freundin, Madame Hof, verſprach ihnen noch an demſelben Abend Nachricht zu bringen, wie es gegangen ſei. Madame Hof müſſe hin und wenn ſie todtkrank wäre.

Wie lang war der Abend! Wie dehnten ſich die drei, vier Stunden ins Unendliche. Die Großmutter ſang einen Pſalm, betete mit der Mutter zuſammen zum lieben, guten Gott für den kleinen Peter, daß er auch heute Abend der Glücks-Peter ſein möge. Die Zeiger an der Uhr rückten langſam von der Stelle.

„Jetzt beginnt Peter!“ ſagten ſie. „Jetzt iſt er mitten drin! Jetzt hat er's überſtanden!“ Mutter und Großmutter ſahen einander an, aber ſie ſprachen kein Wort weiter.

Auf der Straße tönte Wagengeraſſel; die Leute fuhren vom Theater. Die beiden Frauen blickten vom Fenſter herab; es gingen Leute vorüber und ſprachen laut und eifrig; ſie kamen aus dem Theater, ſie wußten das, was Lebensfreude oder auch große Betrübniß in die hohe Dachwohnung im Hauſe des Handelsherrn bringen würde.

Endlich kam Jemand die Treppe hinauf. Madame Hof ſtürzte ins Zimmer, hinter ihr Herr Hof. Sie warf ſich Mutter und Großmutter an die Bruſt, ſprach aber kein Wort; ſie weinte, ſie ſchluchzte.

„Du lieber Gott!“ ſagten Mutter und Großmutter, „wie iſt es Peter ergangen?“

„Laßt mich weinen!“ ſagte Madame Hof; ſie war zu erregt, zu gerührt. „Ich kann es nicht ertragen! Ach, Ihr lieben, lieben Menſchen, Ihr könnt es auch nicht ertragen!“ Und die Thränen rollten ihr über die Wangen.

„Haben ſie ihn ausgepfiffen?“ rief die Mutter.

„Nein, das nicht!“ ſagte Madame Hof. „Sie haben — daß ich das erleben ſollte!“

Da weinten auch die Mutter und die Großmutter.

„Mäßige dich, Emilie!“ ſagte Herr Hof. — „Peter hat geſiegt! hat triumphirt! Man klatſchte, daß das Haus faſt eingeſtürzt wäre. Ich fühle es noch in meinen Händen. Es war ein Beifallsſturm vom Parterre bis zur Gallerie; die ganze königliche Familie klaſchte mit. Aber es war auch, was man einen Tag zum Rothanſtreichen nennt für die Annalen des Theaters! Das war mehr als Talent, das war Genie!“

„Ja, Genie!“ ſagte Madame Hof; „das ſage ich auch! Gott ſegne dich, Hof, daß du das Wort ausſprachſt. Ihr lieben Menſchen! Nie habe ich geglaubt, daß Jemand ſo ſingen und Comödie ſpielen könnte, und ich habe doch die ganze Theatergeſchichte durchgelebt!“ Und ſie weinte aufs Neue. Die Mutter und Großmutter lächelten, während die Thränen ihnen noch in den Augen perlten.

„Und nun wünſchen wir wohl zu ſchlafen auf dieſe Nachricht!“ ſagte Herr Hof. „Komm, komm, Emilie! Gute Nacht! Gute Nacht!“

Sie verließen die Dachwohnung und zwei glückliche Menſchen dort. Aber lange blieben die beiden Frauen nicht allein. Die Thüre ging auf und Peter, welcher erſt den nächſten Vormittag zu kommen verſprochen hatte, trat ein. Wußte er doch mit welchen Gedanken die Alten ihn begleiteten, in welcher Ungewißheit ſie noch ſchweben könnten; als er deshalb mit dem Singemeiſter vom Theater aus an der Heimath ſeiner Kindheit vorüberfuhr, ließ er anhalten; oben im Dache war Licht, er mußte hinauf.

„Herrlich, prächtig, Alles gut gegangen!“ jubelte er, küßte Mutter und Großmutter. Der Singemeiſter nickte mit ſtrahlendem Geſicht und drückte ihnen die Hände.

„Aber jetzt muß er mit mir nach Hauſe und muß zu Ruhe!“ ſagte er, und der Abendbeſuch war zu Ende.

„Guter Gott im Himmel, wie biſt du gnädig und gut!“ ſagten die beiden Frauen. Sie ſprachen bis tief in die Nacht hinein von Peter. Ringsum in der großen Stadt wurde von ihm, dem jungen, ſchönen, wunderbar begabten Sänger geſprochen. Soweit hatte der Glücks-Peter es gebracht.

XIII.

Die Morgenzeitungen theilten ſchon mit Fanfare das mehr als gewöhnliche Debut mit, und man behielt ſich vor, in einer folgenden Nummer näher auf dasſelbe zurückzukommen.

Der Handelsherr gab eine große Mittagsgeſellſchaft und lud Peter und den Singemeiſter dazu ein. Das war eine Aufmerkſamkeit, ein Beweis von Intereſſe ſeinerſeits und ſeitens ſeiner Frau an dem jungen Mann, welcher in ihrem Hauſe und obendrein gerade an demſelben Tage wie ihr eigener Sohn geboren ſei.

Der Handelsherr brachte bei der Tafel einen Toaſt aus und hielt eine ſchöne Rede an den Singemeiſter, an den Mann, welcher den „Edelſtein“ gefunden und geſchliffen hatte. Eine der entſcheidenden Zeitungen hatte Peter ſo bezeichnet.

Felix ſaß neben Peter und war die Fröhlichkeit und Liebenswürdigkeit ſelbſt; nach der Mahlzeit brachte er ſeine Cigarren herbei, dieſelben waren beſſer, als die des Handelsherrn; „ja, das kann er eben!“ ſagte dieſer, „er hat einen reichen Vater!“ Peter rauchte nicht, ein großer Fehler, den er aber ſchon ablegen müſſe.

„Wir müſſen Freunde ſein!“ ſagte Felix. „Sie werden der Löwe der Stadt! Alle jungen Damen, und auch die alten, haben Sie im Sturm erobert. Sie ſind ein glücklicher Menſch in Allem. Ich beneide Sie, namentlich darum, daß Sie drüben im Theater ſo ein- und ausgehen können unter allen den hübſchen Mädchen.“

Das ſchien nun Peter kein beſonderer Gegenſtand des Neides zu ſein.

Von Madame Gabriel bekam Peter einen Brief. Sie war entzückt über die jubelnden Beſprechungen ſeines Debut in den Zeitungen; und über Alles, was er als Künſtler werden würde, ſprach ſie in höchſter Ekſtaſe. Sie hatte mit ihren Mädchen auf ſein Wohl Punſch getrunken. Herr Gabriel nahm gleichfalls Theil an ſeinem Ruhm, und hielt ſich davon überzeugt, daß er die Fremdwörter correcter als die Mehrzahl anderer Bühnenmitglieder ausſpreche. Der Apotheker lief in dem Städtchen umher und erinnerte daran, daß ſie dieſes Talent auf ihrer kleinen Bühne früher geſehen und bewundert hatten, während es erſt jetzt von der Hauptſtadt anerkannt worden ſei. Die Tochter des Apothekers würde ſich ſchon ärgern, fügte Madame hinzu, jetzt wo er um Baroneſſen und Comteſſen anhalten könne. Die Apothekerstochter hatte ſich übereilt und zugeſagt: vor einem Monat ſei ſie mit dem dicken

Herrn Stadtrath verlobt worden; ſie ſeien ſchon aufgeboten, und am zwanzigſten dieſes Monats ſolle die Hochzeit ſein.

Und gerade am zwanzigſten des Monats bekam Peter dieſen Brief. Es ging ihm wie ein Stich durchs Herz; es wurde ihm plötzlich klar, daß ſie bei allen Schwingungen der Seele doch ſein dauernder Gedanke geweſen ſei: er hatte ſie mehr als alles Andere in dieſer Welt lieb. Seine Augen wurden feucht, er preßte den Brief in der Hand zuſammen. Das war der erſte große Herzenskummer, ſeitdem er von der Mutter und Großmutter erfahren, daß der Vater im Kriege gefallen ſei. Ihm ſchien alle Freude entflohen, ſeine Zukunft leer und traurig. Sein jugendfriſches Antlitz ſtrahlte nicht mehr, der Sonnenſchein ſeines Herzens war erloſchen.

„Er ſieht krank aus!“ ſagte die Mutter und Großmutter. „Das iſt die Theateranſtrengung!“

Er war nicht derſelbe wie ſonſt, das ſahen die Beiden und auch der Singemeiſter ſah es.

„Was haſt du denn?“ ſagte der Singemeiſter. „Darf ich nicht wiſſen, was dich drückt?“

Da flammten ſeine Wangen, die Thränen bekamen freien Lauf und er erzählte ſeinen Kummer, ſeinen Verluſt.

„Ich hatte ſie ſo innig lieb!“ ſagte er. „Jetzt erſt, nun es zu ſpät iſt, wird es mir recht klar.“

„Mein armer betrübter Freund! Ich verſtehe dich ſo gut! Weine dich nur aus bei mir und halte den Gedanken feſt, ſobald du es kannſt, daß Alles, was in der Welt geſchieht, zu unſerem Beſten iſt. Auch ich habe das gekannt, was du jetzt fühlſt und fühle mit dir; auch ich liebte einſt, wie du, ein Mädchen; klug, ſchön und bethörend war das Mädchen, es ſollte meine Frau werden; ich konnte ihr eine gute Stellung bieten und ſie liebte mich; aber es war eine Bedingung mit der Heirath verknüpft; ihre Eltern forderten ſie, ſie ſelbſt verlangte es ſo: ich ſollte Chriſt werden —!“

„Und das wollten Sie nicht?“

„Ich konnte es nicht! Man kann von einer Religion zur anderen nicht mit gutem Gewiſſen laufen, man ſündigt entweder gegen diejenige, die man verläßt, oder gegen die, zu welcher man übertritt.“

„Sie haben keinen Glauben!“ ſagte Peter.

„Ich habe den Gott meiner Väter! Möge er meinem Fuß und meinem Verſtande leuchten!“

Beide blieben eine Weile ſchweigend ſitzen; da glitten die Hände des Singemeiſters über die Taſten dahin und er ſpielte ein altes Volkslied; er ſo wenig als Peter ſangen die Worte, die zum Liede gehörten; Jeder mochte der Melodie ſeine eigenen Gedanken unterlegen.

Madame Gabriel's Brief wurde nicht ein zweites Mal geleſen. Sie hatte keine Ahnung von dem Kummer, den er verurſacht hatte.

Wenige Tage ſpäter ging ein Brief von Herrn Gabriel ein; auch er wollte ſeinen Glückwunſch darbringen und hatte nebenbei „einen kleinen Auftrag“; dieſer letztere mochte wohl namentlich zu dem Schreiben Veranlaſſung gegeben haben. Er bat Peter, ihm ein kleines porzellanenes Ding, nämlich Amor und Hymen, die Liebe und die Ehe zu kaufen. „Das iſt hier in unſerer Stadt gänzlich vergriffen,“ ſchrieb er, „aber es wird in der Hauptſtadt leicht zu erhalten ſein. Geld liegt bei. Sende mir das Ding baldigſt, es iſt als Hochzeitsgeſchenk für das junge Ehepaar, den Stadtrath und des Apothekers Tochter beſtimmt, zu deren Hochzeit ich und meine Frau eingeladen waren!“ Im Uebrigen erfuhr Peter aus dieſem Brief, daß der junge Madſen nicht Student werden würde; „er hat unſer Haus verlaſſen und zuvor die Wände mit Dummheiten gegen die Familie bemalt. Schlechtes Subject, der junge Madſen. „„Sunt pueri pueri, pueri puerilia tractant!““ Das heißt: „„Knaben bleiben Knaben, Knaben machen Knabenſtreiche!““ Ich überſetze es, weil du nicht Lateiner biſt“.

Hiermit endigte der Brief des Herrn Gabriel.

XIV.

Oft, wenn Peter am Clavier ſaß, klang das in Tönen aus demſelben, was ſich in ſeinem Herzen und Kopfe regte; die Töne geſtalteten ſich zur Melodie, welche zuweilen auch Worte trug; dieſe waren vom Geſange nicht zu trennen; in ſolcher Weiſe entſtanden mehrere kleine Gedichte, rhythmiſche und voller Stimmung. Sie wurden mit gedämpfter Stimme geſungen; es war, als wenn ſie ſcheu und furchtſam, gehört zu werden, in die Einſamkeit hinſchwebten.

Wie der Wind flattert Alles dahin,
Keine bleibende Stätte beſchieden:
Deine Roſen der Wangen, dahin!
Selbſt die Thräne vertrocknet hienieden.

Deshalb laß nicht betrüben den Sinn,
Denn der Kummer verflattert im Winde;
Wie das Laub flattert Alles dahin,
Zeit und Menſchen vergehen geſchwinde.

Alles ſchwindet — die Jugend dahin!
Auch die Hoffnung; dein Liebſtes wird ſchwinden;
Wie der Wind flattert Alles dahin,
Und kein Sieg an dein Herz läßt ſich binden.

„Woher haſt du das Lied und die Melodie?“ fragte der Singemeiſter, als er zufällig Muſik und Worte niedergeſchrieben ſah.

„Es kam ſo einmal von ſelbſt, das und alle dieſe hier. Sie fliegen nicht weiter in die Welt hinaus!“

„Ein trübes Gemüth ſetzt auch Blüthen an!“ ſagte der Singemeiſter, „aber trübes Gemüth darf nicht regieren, jetzt ſetzen wir die Segel bei und ſteuern auf das nächſte Debut. Was meinſt du zu „Hamlet", dem kummervollen jungen Prinzen von Dänemark?"

„Ich kenne Shakeſpeare's Tragödie," ſagte Peter, „aber noch nicht die Oper von Thomas."

„Ophelia hätte die Oper heißen müſſen", ſagte der Singemeiſter. „Shakeſpeare hat in der Tragödie die Königin uns den Tod Ophelia's erzählen laſſen, und dieſer iſt gleichſam der Höhepunkt in der muſikaliſchen Bearbeitung geworden; man ſieht mit dem Auge und vernimmt in Tönen das, was wir früher nur als Erzählung der Königin hörten:

Es hängt ein Weidenbaum quer übern Bach,
Und ſpiegelt ſein grau Laub im klaren Strom,
An welchem ſie phantaſtiſch Kränze wand,
Von Hahnkamm, Neſſeln, Maßlieb, Purpurblumen,
Die gröber wohl der freie Schäfer namt,
Doch Todtenfinger ſagt die kalte Maid.
Als an gebogne Zweig' ihr Feldgeflecht
Sie klomm zu hängen, brach ein falſcher Aſt;
Und ſie, mit ihren rankigen Trophäen,
Fiel in den weinenden Bach. Ihr Rock, weitbauſchend,
trug ſie,
Als Meerfräulein, ein Weilchen noch empor;
Indeß ſie Bruchſtück alter Lieder ſang,
Wie fühllos für ihr Unglück, oder wie
Ein Flutbgeſchöpf, geboren und begabt
Für dieſes Element.*)

---

*) Shakeſpeare's „Hamlet", Volksausgabe von Max Moltke.

Die Oper führt uns dieſes vor Augen; wir ſehen Ophelia; ſie kommt ſpielend, tanzend, das alte Volkslied vom Meermann ſingend, der die Menſchen an ſich in die Fluthen hinablockt, und während ſie ſingt und Blumen pflückt, hört man aus dem tiefen Gewäſſer dieſelben Töne, ſie lauten wie Chorgeſang lockend herauf; ſie lauſcht, ſie lächelt, nähert ſich dem Uferrand, hält ſich an der hängenden Weide und beugt ſich hinab, um die weißen Waſſerlilien zu haſchen; langſam gleitet ſie auf dieſelben hinaus, ruht ſingend auf den breiten Blättern, ſchaukelt auf dieſen und wird vom Strom auf die Tiefe hinausgeführt, wo ſie, wie die losgeriſſene Blume verſinkt, umtönt von den Melodien der Gewäſſer; der Mond wirft ſein melancholiſches Licht über die Scene.

Es iſt, als ſeien Hamlet, ſeine Mutter, ihr Buhle und der, die Rache heraufbeſchwörende König nur dazu da, um zu jener großen Scene den reichen Bilderrahmen zu geſtalten.

So wie wir in der Oper Fauſt nicht Goethe's „Fauſt“ bekommen, ſo auch hier nicht Shakeſpeare's „Hamlet“. Das Speculative iſt kein Stoff für die Muſik, es iſt das Liebesverhältniß dieſer beiden Tragödien, welches ſich zu einer Dichtung in Tönen geſtaltet.

Die Oper Hamlet wurde in Scene geſetzt. Die Darſtellerin der Ophelia war hinreißend, die Sterbeſcene war von großer Wirkung, aber Hamlet ſelbſt erhielt dieſen Abend eine ſympathetiſche Größe, eine Charakterversollendung, die ſich mit jeder Scene ſteigerte, in welcher er auftrat. Man erſtaunte dabei über den Umfang der Stimme des Sängers, über die Friſche in den hohen, wie in den tiefen Tönen, ſowie darüber, daß er mit gleich glänzendem Erfolg Hamlet und Georg Brown darzuſtellen vermochte.

Die Geſangspartien in der Mehrzahl der italieniſchen Opern ſind ein Canevas, in welches der begabte Sänger und die begabte Sängerin ihre Seele und Genie hinein legen und die bunten wogenden Farben zu den Geſtalten erheben, welche die Dichtung erheiſcht; um wie viel herrlicher müſſen ſie ſich demnach offenbaren können, wo die Töne gelegt und geleitet ſind durch Auffaſſung des Charakters, und das haben Gounod und Thomas verſtanden.

Die Geſtalt Hamlets in der Oper erhielt an dieſem Abend Fleiſch und Blut, ſammelte und erhob ſich zur Hauptperſon der Dichtung. Unvergeßlich blieb die Nachtſcene auf der Baſtion, in welcher Hamlet den Geiſt ſeines Vaters zum erſten Male ſieht; die Scene im Schloſſe vor der errichteten Schaubühne, wo er die Gifttropfen der Worte ausſchleudert, die entſetzliche Begegnung mit der Mutter, bei welcher der Geiſt des Vaters racheſchreiend dem Sohne gegenüber ſteht, und endlich, welche Gewalt im Geſange, welche Töne beim Tode Ophelia's! War und blieb ſie auch die ſympathetiſche Lotusblume auf dem tiefen, finſtern See, deſſen Wellen ringsum mächtiger in die Seele des

Zuſchauers eingriffen, Hamlet war an dieſem Abende die Hauptgeſtalt. Der Triumph war ein vollkommener.

„Woher hat der Menſch doch Das?" ſagte die Frau des reichen Handelsherrn und dachte an Peter's Eltern und an die Großmutter in der Dachwohnung. Der Vater war Lagerpacker geweſen, brav und ehrenwerth, war als Soldat auf dem Felde der Ehre gefallen, die Mutter wäſcht für die Leute, — die hätten dem Sohne keine Bildung geben können, aufgewachſen war er in der Armenſchule — und was konnte wohl Großes während einer Zeit von zwei Jahren ein Provinzial-Profeſſor ihm von höheren Schulkenntniſſen beigebracht haben?

„Das iſt das Genie!" ſagte der Handelsherr; „das Genie! Das wird geboren — von Gottes Gnaden."

„Freilich!" ſagte die Frau und faltete bei dem Gedanken die Hände, als ſie mit Peter ſprach. „Sind Sie nun auch recht von demüthigem Herzen Gott dankbar für das, was er Ihnen verliehen hat?" ſagte ſie. „Der Himmel iſt Ihnen unbegreiflich gnädig geweſen! Alles iſt Ihnen gegeben. Sie wiſſen nicht, wie ergreifend Ihr Hamlet iſt! Sie ſelbſt haben kaum eine Vorſtellung davon. Ich habe ſagen hören, daß auch viele große Dichter ſelbſt nicht wiſſen, was ſie Herrliches geſchaffen, die Philoſophen müſſen es ihnen erſt klar machen. Woher haben Sie Ihren Hamlet heraufbeſchworen?"

„Ich habe über den Charakter nachgedacht, einen Theil von dem geleſen, was über die Shakeſpeare'ſche Dichtung geſchrieben iſt, und mich nachdem auf der

Bühne ganz in Perſon und Handlung eingelebt, — ich gebe meinen Theil und der liebe Gott den ſeinen dazu.

„Gott!“ wiederholte ſie mit einem halb vorwurfsvollen Blicke, „ſprechen Sie hier nicht von Gott! Er gab Ihnen die Befähigung, aber Sie glauben doch nicht, daß er mit Theater und Oper zu ſchaffen hat!“

„Ja gewiß glaube ich das!“ antwortete Peter frei. „Auch dort iſt ſeine Kanzel, den Menſchen gegenüber, und dort hört die Mehrzahl oft beſſer zu, als in der Kirche.“

Sie ſchüttelte den Kopf. „Gott iſt zugegen in Allem, was ſchön und gut iſt, aber hüten wir uns, ſeinen Namen zu mißbrauchen. Es iſt eine Gnade Gottes, ein großer Künſtler zu werden, aber beſſer iſt es doch, ein guter Chriſt zu ſein!“ Felix würde im Geſpräch mit ihr niemals Theater und Kirche zuſammen genannt haben, das fühlte ſie und war dabei erfreut.

„Jetzt haben Sie ſich mit meiner Mutter verdorben!“ ſagte Felix lächelnd.

„Das war aber durchaus nicht meine Abſicht.“

„Nehmen Sie das nicht ſo feierlich! Sie werden wieder zu Gnaden angenommen, wenn Sie Sonntag in die Kirche gehen! Stellen Sie ſich neben ihren Stuhl und blicken Sie rechts hinauf, dort in dem Pulpitur ſitzt ein kleines Geſicht, das wohl des Anſchauens werth iſt: die hübſche Tochter der verwitweten Frau Baronin. Das iſt ein gutgemeinter Rath und ich gebe Ihnen noch einen: Sie können nicht wohnen bleiben, wo Sie jetzt wohnen! Beziehen Sie doch eine größere Wohnung mit einer anſtändigen Treppe! oder wenn Sie den Singemeiſter nicht verlaſſen wollen, ſo ſorgen Sie dafür, daß er beſſer wohnt; er hat Vermögen und kann es, und Sie haben ja ganz gute Einnahmen. Sie müſſen auch eine Geſellſchaft geben, eine Abendgeſellſchaft; ich könnte das ſelbſt thun und werde es auch, aber Sie können einige der kleinen Tänzerinnen einladen! — Sie ſind ein glücklicher Menſch! aber ich glaube, ſo wahr ich lebe, Sie verſtehen noch gar nicht, wie ein junger Mann leben muß!“

Das verſtand aber Peter gerade, in ſeiner Weiſe; mit ſeinem vollen, warmen jungen Herzen liebte er die Kunſt, ſie war ſeine Braut, ſie beantwortete ſeine Liebe, erhob ihn zum Sonnenſchein und zur Freude; der Mißmuth, welcher ihn gedrückt hatte, verflog bald, freundliche Augen blickten ihn an, Alle kamen ihm freundlich theilnehmend entgegen. Das Bernſteinherz, welches er noch immer auf der Bruſt trug und welches die Großmutter ihm umgehangen hatte, [illegible] freilich ein Talisman; — ja, das glaubte er, denn ganz frei von Aberglauben, man könnte es auch kindlichen Glauben nennen, war er nicht. Jede geniale Natur hat etwas von demſelben, glaubt an ihren Stern. Die Großmutter hatte ihm die Kraft gezeigt, die im Bernſtein enthalten ſei; ſein Traum hatte ihm gezeigt, wie aus dem Bernſteinherzen heraus ein Baum wuchs, welcher Decke und Dach zerſprengte und Herzen von Silber und Gold zu Tauſenden trug; das bedeute unſtreitig:

im Herzen, in ſeinem eigenen warmen Herz liege ſeine Künſtlermacht, durch welche er Tauſende gewann und Aber-Tauſende gewinnen würde.

Zwiſchen ihm und Felix waltete unleugbar eine Art Sympathie, wie verſchiedenartig ſie auch waren; Peter meinte, der Unterſchied zwiſchen ihnen liege darin, daß Felix als der Sohn des reichen Mannes in Verſuchungen aufgewachſen ſei und Geld und Luſt habe, ſie zu koſten; er dahingegen ſei glücklicher geſtellt als Kind armer Leute.

Die beiden Kinder des Hauſes ſchritten indeß weiter auf höhere Ziele zu. Felix würde bald Kammerjunker werden, und das iſt die erſte Stufe zum Kammerherrn, und der hat den goldenen Schlüſſel hinten. Peter, der ſtets Glücklichere, trug ſchon vorn, aber unſichtbar, den goldenen Schlüſſel des Genies, welcher alle Schätze der Erde und auch die der Herzen aufſchließt.

XV.

Es war noch Winterzeit, die Schlittenglocken klangen, die Wolken ſtreuten Schnee; aber wo ein Sonnenſtrahl hervorſchoß, prophezeihte er Frühling. Es duftete und klang in der jungen Bruſt, es klang hinaus in malenden Tönen, die ſich in Worte entfalteten:

Noch liegt die Erde in Schnee gehüllt,
Luſtig wird noch auf Schlittſchuh gefahren;
Reif an den Bäumen, und Krähengebahren,
Feld und Wieſe mit Nebel erfüllt. –
Der Morgen wird aber ſchon anders tagen,
Die Sonne wird baß die Wolke verjagen,
Der Lenz wird brechen herein fürwahr!
Aufgeſpielt Muſikanten! Du Vogelſchaar!
Stimm ein! Stimm ein:
Die Winterzeit wird vorüber ſein!

Ob welcher Kuß von der Sonne warm,
Komm! hier ſind Veilchen und Waldmeiſterdüfte;
Wälder und Felder ſind nicht mehr arm,
Alles belaubt und begrünt! Laue Lüfte!
Der Guckuck ſchreit ja, du wirſt ihn verſteh'n,
Und viele Jahr' wirſt das Wunder du ſeh'n.
Die Welt iſt jung, ſei jung du mit ihr!
Jub'ln laß Zunge und Herz in Lenzesluſt ſchier,
Fröhlich und frei,
Nimmer die Jugendzeit iſt vorbei!

Nimmer die Jugendzeit iſt vorbei!
Sonne und Sturm, Freude und Schmerzen,
Wechſeln ab in dem menſchlichen Herzen,
Ja, unſer Leben iſt ſchier Zauberei!
Du Ebenbild Gottes, ob, du wirſt beſteh'n,
Wirſt wie ein flüchtiger Schein nicht vergehn.
Gott und Natur, ewig jung ihr ja ſeid!
Lenz, lehre du uns zu jubeln in Freud';
Vögelein alle, ſtimmt ein! fröhlich, frei:
Nimmer die Jugendzeit iſt vorbei!

„Das iſt eine ganze Tonmalerei“, ſagte der Singemeiſter, „und für Chor und Orcheſter gut gearbeitet. Es iſt das beſte von allen deinen Stimmungsſtücken.

Du mußt wahrlich daran gehen, Generalbaß zu treiben, wenn es auch nicht deine Beſtimmung iſt, Componiſt zu werden.“

Junge Muſikfreunde brachten indeß das Lied zur Aufführung in einem größeren Concert, wo es Aufmerkſamkeit, aber keine Erwartungen erregte. Die Bahn unſers jungen Freundes war gebrochen; ſeine Größe und Bedeutung lag nicht nur in dem ſympathiſchen Klang der Stimme, ſondern in ſeiner bedeutenden dramatiſchen Befähigung; das hatte er als Georg Brown und als Hamlet bewieſen. Er zog übrigens die eigentliche Oper dem Singſpiel vor. Dieſes Uebergehen von Geſang zur Rede und wieder zum Geſang, war ſeinem natürlichen Sinn zuwider; „es iſt,“ ſagte er, „als wenn man von einer marmornen Treppe auf eine Holztreppe, ja oft auf eine Hühnerſtiege hinausgeriethe, und dann wieder auf Marmor. Die ganze Dichtung muß durchgehend in Tönen leben und athmen.“

Die Zukunftsmuſik, wie die neuere Richtung der Oper genannt wird, deren Bannerträger namentlich Wagner iſt, erhielt an unſerm jungen Freund einen Vertheidiger und Bewunderer. Er fand hier die Charaktere klar gezeichnet, die Recitative gedankenvoll, die ganze Handlung im dramatiſchen Vorwärtsſchreiten ohne Stillſtehen durch immer zurückkehrende Melodien begriffen. „Es iſt doch eine Unnatur mit dieſen großen eingelegten Arien!“

„Ja, mit den eingelegten!“ ſagte der Singemeiſter,

„aber wo ſie, wie bei der Mehrzahl der großen Meiſter, wie ein mächtiger Theil des Ganzen erſcheinen, da ſollen und müſſen ſie ſein! Gehört das Lyriſche irgend wo hin, iſt es in die Oper!“ Und er nannte aus „Don Juan“ die Arie Ottavios: „Thränen vom Freunde getrocknet!“ — Wie iſt dieſe Arie gleich einem herrlichen Waldſee, an deſſen Ufern man weilt und von den Strömungen des Tannenwaldes ganz erfüllt wird. Ich beuge mich vor der Tüchtigkeit in der neuen muſikaliſchen Richtung, aber ich tanze nicht mit dir um ihr goldenes Kalb! Es iſt auch nicht deine Herzensmeinung, die du ausſprichſt, oder auch iſt ſie dir ſelbſt nicht klar.“

„In einer von Wagner's Opern will ich auftreten!“ ſagte unſer junger Freund, „kann ich meine Herzensmeinung nicht in Worten behaupten, ſo will ich es in Geſang und Spiel.“

Die Wahl fiel auf Lohengrin, den jungen geheimnißvollen Ritter, welcher im Kahne vom Schwan gezogen den Scheldefluß hinangleitet, um für Ella von Brabant zu kämpfen. Wer hatte wohl das erſte Lied der Begegnung, das Herzensgeſpräch in der Brautkammer und das Abſchiedslied, wo die weiße Taube der heiligen Gral den jungen Ritter umflattert, welcher kam, ſiegte und — verſchwand, ſo hinreißend geſungen und gegeben, wie Peter!

Dieſer Abend war für unſern jungen Freund womöglich noch ein Schritt vorwärts in künſtleriſcher

Größe und Bedeutung und für den Singemeiſter ein Schritt vorwärts in Erkenntniß der Zukunftsmuſik. —

„Mit Bedingungen!“ ſagte er.

XVI.

Eines Tages begegneten ſich Peter und Felix in der jährlichen großen Gemäldeausſtellung vor dem Portrait einer jungen, ſchönen Dame, der Tochter der verwitweten Frau Baronin, wie die Mutter allgemein genannt wurde, deren Salon ein Sammelplatz der vornehmen Welt und eines Jeden von Bedeutung in Kunſt und Wiſſenſchaft. Die junge Baroneß war in ihrem ſechszehnten Jahre, ein unſchuldiges, reizendes Kind. Das Bild war ähnlich und künſtleriſch aufgefaßt und feſtgehalten.

„Treten Sie in den Saal hier nebenan!“ ſagte Felix; „dort ſteht die junge Schönheit ſelbſt und auch ihre Mutter.“

Dieſe ſtanden in der Anſchauung eines charakteriſtiſchen Bildes verſunken; das Bild ſtellte die Campagne vor und in derſelben ritten zwei junge Eheleute auf einem und demſelben Pferde dahin, während ſie ſich gegenſeitig feſthielten. Die Hauptfigur war indeß ein junger Mönch, welcher die beiden glücklichen Reiſenden betrachtete. Es waltete ein trauriger, träumeriſcher Ausdruck im Antlitz des jungen Mannes ob, man las in demſelben ſeine Gedanken, ſeine Lebensgeſchichte: ein verfehltes Ziel, das Glücklichſte verloren! Das Menſchenglück in der Liebe hatte er nicht ergriffen.

Die Mutter ſah Felix, welcher ſie und ihre ſchöne Tochter ehrerbietig grüßte; Peter zollte ihnen die gewöhnliche Höflichkeit. Die Mutter erkannte ihn ſofort und nachdem ſie mit Felix geſprochen hatte, drückte ſie Peter die Hand und richtete einige freundliche verbindliche Worte an ihn:

„Ich und meine Tochter gehören der Zahl Ihrer Bewunderer an!“ ſagte ſie.

Wie vollendet ſchön war das junge Mädchen in dieſem Augenblick! Ihre ſanften, klaren Augen ſchauten ihn faſt mit Dankbarkeit an.

„Ich ſehe in meinem Hauſe,“ ſagte die Baroneſſe, „viele der bedeutendſten Künſtler; wir gewöhnlichen Menſchen ſind der geiſtigen Anregung bedürftig. Sie werden herzlich willkommen ſein! Unſer junger Diplomat,“ ſie deutete auf Felix, „wird Sie das erſte Mal begleiten, ſpäter darf ich hoffen, daß Sie den Weg allein finden!“

Sie lächelte ihn an; das junge Mädchen reichte ihm die Hand, natürlich und herzlich, als hätten ſie einander lange gekannt.

Im Spätherbſt, an einem kalten regnigten Abend, ſchritten die beiden jungen Männer, die an einem Tage im Hauſe des Handelsherrn geboren waren, zuſammen durch die Straßen der Stadt. Das Wetter war zum Fahren, nicht zum Gehen, wenigſtens nicht für den Sohn des reichen Mannes und den erſten Sänger des Theaters; aber ſie gingen trotzdem, wohl eingehüllt, Galoſchen an den Füßen, Beduinkapuze auf dem Kopfe.

Von der rauhen Luft her betraten ſie die mit Luxus und Geſchmack eingerichtete Wohnung der Baronin, die durch den Gegenſatz etwas Feenhaftes bekam. In der Vorſtube zur linken Seite der mit Teppichen belegten Treppe prangte ein Flor von Blumen zwiſchen Gebüſch und Fächerpalmen; ein kleines Springwaſſer plätſcherte im Baſſin, umgeben von hohen Callaen.

Der große Geſellſchaftsſaal war prächtig erhellt und ein großer Theil der Geſellſchaft ſchon verſammelt. Es entſtand bald faſt eine Art Gedränge; man trat auf ſeidene Schleppen und auf Spitzen, umbrauſt von dem klingenden Moſaik der Converſation, im Ganzen gewiß des am wenigſten Werthvollen von all dieſer Herrlichkeit.

Wäre Peter ein eitler Menſch geweſen, was er nicht war, ſo hätte er ſich einbilden können, es ſei ein Feſt für ihn veranſtaltet, ſo herzlich war der Empfang von Seiten der Frau vom Hauſe und der lebensſtrahlenden Tochter. Junge und ältere Damen, ja auch Herren ſagten ihm Annehmlichkeiten.

Es wurde muſizirt; ein junger Verfaſſer las ein wohlgeſchriebenes Gedicht vor; es wurde geſungen und man zeigte feinen Tact, daß man von keiner Seite unſern jungen gehuldigten Sänger darum anging, durch ſein Talent das Ganze zu krönen. Die Frau vom Hauſe war die aufmerkſamſte Wirthin, geiſtreich und herzlich in dem reichen Salon.

Das war der Eintritt in die große Welt. Bald war unſer junger Freund auch hier einer der Auserwählten im engeren Familienkreiſe.

Der Singemeiſter ſchüttelte den Kopf und lachte.

„Wie du jung biſt, lieber Freund!“ ſagte er, „daß es dir Vergnügen macht, mit dieſen Menſchen zu verkehren! Sie mögen an und für ſich brave Leute ſein, aber ſie überſehen uns Bürgerlichen. Einigen unter ihnen iſt die Aufnahme von Künſtlern und den Fetirten des Augenblickes in ihren Kreis nur eine Sache der Eitelkeit, ein Amüſement. Andere gebrauchen Euch wiederum als eine Art Schild der Bildung; Ihr gehört zum Salon wie die Blumen in die Vaſe; Ihr putzt und wenn Ihr es nicht mehr thut, wirft man Euch fort.“

„Wie bitter und unbillig!“ ſagte Peter, „Sie kennen dieſe Menſchen nicht und wollen ſie nicht kennen!“

„Nein!“ antwortete der Singemeiſter. „Ich gehöre nicht unter ſie! Du auch nicht! und das wiſſen ſie Alle und vergeſſen es keinen Augenblick. Sie ſtreicheln und beſchauen dich wie man das Vollblutspferd ſtreichelt und beſchaut, welches auf der Rennbahn einen Sieg davontragen ſoll. Du gehörſt zu einer anderen Race, als ſie. Sie laſſen dich fallen, wenn du nicht mehr in der Mode ſein wirſt. Begreifſt du das nicht?

Du biſt nicht ſtolz genug! — Du biſt eitel und zeigſt es grade dadurch, daß du den Umgang jener Hochgeſtellten ſuchſt.“

„Wie ganz anders würden Sie ſprechen und urtheilen,“ ſagte Peter, „wenn Sie die Baronin und einige meiner neuen Freunde Ihres Kreiſes kennten!“

„Ich werde ſie nicht kennen lernen!“ ſagte der Singemeiſter.

Wann wird denn die Verlobung declarirt!“ fragte Felix eines Tages. „Iſt es Mutter oder Tochter?“ und er lachte. „Nehmen Sie die Tochter nicht, ſie werden die ganze adelige Jugend gegen Sie aufbringen; auch ich werde Ihr Feind und der blutdürſtigſte!“

„Wie meinen Sie das?“ fragte Peter.

„Nun, Sie ſind ja der Begünſtigte! Sie kommen und gehen zu jeder Zeit. Mit der Mutter würden Sie Vermögen bekommen und in gute Familie gerathen.“

„Halten Sie mit dem Scherze ein!“ ſagte Peter. „Was Sie da ſagen, iſt wenig amüſant!“

„Es ſoll auch nicht amüſant ſein!“ antwortete Felix. „Es iſt der feierlichſte Ernſt! Denn Sie wollen doch Ihro Gnaden die Baronin nicht ſitzen laſſen, trauernd, eine Doppelwitwe!“ —

„Laſſen Sie die Baronin aus dem Spiele,“ ſagte Peter; „machen Sie ſich über mich luſtig, aber nur über mich allein, und ich werde Rede und Antwort ſtehen!“

„Es wird Niemand einfallen, daß es Jhrerſeits eine Jnclinationspartie wäre!“ fuhr Felix fort. „Sie ſteht ein wenig außerhalb der Schönheitslinie! — Nun, man lebt nicht allein von Geiſt!“

„Jch hätte Jhnen mehr Bildung und Verſtand zugetraut,“ ſagte Peter, „als daß Sie in ſolcher Weiſe von einer Dame reden würden, die Sie hochachten ſollten und in deren Haus Sie verkehren. Und ich dulde es nicht länger!“

„Was wollen Sie denn beginnen?“ fragte Felix. „Wollen Sie ſich ſchlagen?“

„Jch weiß, daß Sie es gelernt haben und ich nicht; aber ich kann es lernen!“ und er verließ Felix.

Ein paar Tage ſpäter begegneten ſich die beiden Hauskinder wieder, der Sohn von der Bel-Etage und der Sohn von der Dachwohnung. Felix redete Peter an, als wenn kein Bruch zwiſchen ihnen ſtattgefunden dieſer antwortete höflich aber kurz.

„Was iſt nun das!“ ſagte Felix. „Wir Beide waren letzthin ein wenig pikirt; aber einander ein bischen aufziehen muß man, deshalb iſt man auch kein Laffe! ‘Jch liebe es nicht zu Haufen zu tragen, vergeſſen und verzeihen wir!“

„Können Sie ſich ſelbſt die Art und Weiſe verzeihen, in welcher Sie von einer Dame ſprachen, der wir Beide Hochachtung ſchulden?“

„Jch ſprach ſehr honnettement!“ ſagte Felix; „in der vornehmen Welt ſpricht man auch zuweilen mit dem Raſirmeſſer, aber es iſt nicht ſo ſchlimm gemeint! Es iſt eben das Salz, das zu dem matten Fiſch des Alltagslebens gehört, wie der Poet ſagt. Wir Alle ſind ein wenig boshaft. Sie verſtehen es auch ganz gut Einen zu träufeln, Freundchen, ſo einen kleinen unſchuldigen Tropfen, der da beißt!“

Bald ſah man die Beiden Arm in Arm auf der Straße. Felix wußte ſehr wohl, daß mehr als eine junge ſchöne Dame, die ſonſt an ihm vorübergehen würde, ohne ihn anzuſehen, ihn nun, wo er mit dem „Ideal von der Bühne“ ging, bemerkte. Das Lampenlicht wirft ſtets einen Schönheitsſchein auf den Held und Liebhaber des Theaters; derſelbe umleuchtet ihn noch, wenn er ſich auf der Straße bei Tageslicht zeigt, aber verlöſcht dort in der Regel. Die Mehrzahl der Bühnenkünſtler gleichen dem Schwan, man muß ihn in ſeinem Element, nicht auf dem Straßenpflaſter, nicht auf öffentlicher Promenade ſehen. Es giebt indeß Ausnahmen, und zu dieſen gehörte unſer junger Freund. Seine Perſönlichkeit außerhalb der Bühne zerſtörte nie das Gedankenbild, welches man von ihm als Georg Brown, als Hamlet und als Lohengrin erhalten hatte. — Es waren dieſes die Geſtalten der Dichtung und der Töne, welche ſo manches junge Herz mit dem Menſchen ſelbſt verſchmolz und dieſen zum Ideal erhob. — Er wußte, daß dieſes ſo geſchah und er fand auch eine Art von Gefallen daran. Er fühlte ſich glücklich in ſeiner Kunſt und bei den Mitteln, die er beſaß, um ſie auszuüben; allein es konnten auch Schatten ſich auf dieſes jugendfrohe Antlitz legen, und alsdann klang von dem Clavier die Melodie zu den Worten:

Alles ſchwindet — die Jugend dahin!
Auch die Hoffnung; dein Liebſtes wird ſchwinden;
Wie der Wind flattert Alles dahin,
Und kein Sieg an dein Herz läßt ſich binden.

„Wie wehmüthig!“ ſagte die Baronin; „Sie haben das Glück im vollſten Maße! Ich kenne Niemand, der glücklich wie Sie iſt!“

„Wolle Niemanden glücklich heißen bis er in der Gruft liegt! ſagte ja der weiße Solon,“ antwortete Peter und lächelte durch den Ernſt. „Es wäre ein Unrecht, eine Verſündigung, wenn ich in meinem Herzen nicht dankbar fröhlich wäre. Ich bin es! Ich bin dankbar für das mir anvertraute Gut, aber dieſes ſelbſt ſchätze ich in anderer Weiſe als Andere. Es iſt ein ſchönes Feuerwerk, welches aufflammt und erliſcht. Das Werk des Bühnenkünſtlers iſt verſchwindend. Die ewig leuchtenden Sterne können durch die Meteore des Augenblicks in Vergeſſenheit gerathen, aber wenn dieſe erlöſchen, bleibt von ihnen keine andere Spur als die alten Aufzeichnungen. Ein neues Geſchlecht kennt ſie nicht und kann ſich kaum Vorſtellung von denjenigen machen, die von der Bühne herab ihre Großeltern hinriſſen; die Jugend jubelt vielleicht ebenſo laut und innig bei dem Glanze von Meſſing als die Alten einſt bei dem Glanze des echten Goldes. Weit glücklicher geſtellt als der ſceniſche Künſtler iſt der Dichter, der Bildhauer, der Maler und der Componiſt. Mögen ſie bei Lebzeiten in dürftigen Verhältniſſen ſein, die verdiente Anerkennung vermiſſen, während der Träger ihrer Werke in Luxus übermüthig lebt, — laßt die Menge die ſtark gefärbte Wolke bewundern und die Sonne vergeſſen, jene verdunſtet, die Sonne leuchtet und ſtrahlt kommenden Geſchlechtern.“

Er ſetzte ſich ans Clavier und phantaſirte ſo gedankenreich, ſo mächtig wie noch nie.

„Wunderbar ſchön!“ rief die Baronin. „Es war als hörte ich die Geſchichte eines ganzen Lebens! Sie gaben uns das hohe Lied des Herzens in Tönen!“

„Ich mußte dabei an Tauſend und eine Nacht denken,“ ſagte das junge Mädchen, „an die Glückslampe, an Aladdin!“ und ſie blickte mit unſchuldvollen thränenden Augen vor ſich hin.

„Aladdin!“ wiederholte er.

Dieſer Abend war ein Wendepunkt ſeines Lebens. Ein neuer Abſchnitt begann ſicherlich.

Was mochte in ihm vorgehen während dieſer hinbrauſenden Jahre?

Die friſche Farbe verſchwand von ſeinen Wangen; die Augen ſtrahlten weit heller als ehedem. Schlafloſe Nächte verlebte er, aber nicht bei wilden Orgien wie ſo mancher große Künſtler; er war weniger geſprächig, aber fröhlicher geworden.

„Was iſt's, das dich ſo erfüllt?“ fragte ſein Freund, der Singemeiſter; „du vertrauſt mir nicht Alles an!“

„Ich denke daran wie glücklich ich bin!“ antwortete er — „ich denke an den armen Knaben! Ich denke an — Aladdin!“

XVII.

Nach den Forderungen, welche das in Armuth geborene Kind oft lange behält, führte Peter jetzt ein wohlhabendes, angenehmes Leben; er war ſo wohlhabend, daß er, wie Felix einmal ſagte, wohl ſeine Freunde zu einem ordentlichen luſtigen Abend einladen könne. Er dachte daran, aber erſt dachte er an die beiden früheſten der Freunde, die Mutter und die Großmutter; ihnen und ſich ſelbſt bereitete er einen Feſttag.

Es war prächtiges Frühlingswetter; die beiden Alten ſollten mit ihm außerhalb der Stadt fahren und ein kleines Landhaus beſuchen, welches der Singemeiſter kürzlich angekauft habe. Indem er in den Wagen ſteigen wollte, trat eine Frau, ärmlich gekleidet, etwa in den Dreißigern, an ihn heran; ſie übergab ihm ein Promemoria, welches von Madame Hof empfehlend beſcheinigt war.

„Kennen Sie mich nicht?“ ſagte die Frau. „Das kleine Lockenköpfchen“ hieß man mich! Die Locken ſind hin, vieles Andere iſt hin, aber es giebt noch gute Menſchen! Wir Beide haben im Ballet zuſammen gewirkt. Sie ſind beſſer geſtellt worden, als ich, ſind ein mächtiger Mann geworden! Ich bin nun von zwei Männern geſchieden und nicht mehr beim Theater."

Ihr Promemoria lautete dahin, daß ſie gern in Beſitz einer Nähmaſchine kommen möchte.

„In welchem Ballet haben wir Beide zuſammengewirkt?" fragte Peter.

„Im Tyrann von Padua," antwortete ſie; „wir waren da Beide Pagen in blauem Sammet und Barret; entſinnen Sie ſich nicht der kleinen Amalie Knallerup! Ich ging gerade hinter Ihnen in dem Aufzug!"

„Und traten mich an den Beinen hinauf!" ſagte Peter lachend.

„That ich das?" ſagte ſie, „dann habe ich zu lange Schritte gemacht. Sie ſind aber doch weit ſchneller vorgeſchritten! Sie haben es verſtanden, nicht allein die Beine ſondern auch den Kopf zu gebrauchen!" Und ſie blickte ihn mit ihrem betrübten Geſicht kokett ſchmeichelnd an in dem Bewußtſein, ein geiſtreiches Compliment geſagt zu haben. Peter war freigebig: ſie ſolle die Nähmaſchine haben, verſprach er. „Das kleine Lockenköpfchen" ſei ja auch Eins derjenigen geweſen, die ihn vom Ballet auf eine glücklichere Bahn hineingeſtoßen hatten.

Bald hielt er vor dem Hauſe des Handelsherrn und ſtieg hinauf zur Mutter und Großmutter; ſie waren in ihren beſten Kleidern und hatten gerade zufällig Beſuch von Madame Hof, die ſofort zum Mitfahren eingeladen wurde, was einen ſchweren Kampf bei ihr hervorrief, der damit endigte, daß ſie Herrn Hof einen

Laufzettel mit der Meldung ſandte, daß ſie die Einladung angenommen habe.

„Aber all' die feinen Grüße, die Peter bekommt!“ ſagte ſie.

„Wie herrſchaftlich man fährt!“ ſagte die Mutter, „und in einem prächtigen gemächlichen Wagen!“ ſagte die Großmutter.

In kurzer Entfernung von der Stadt, dicht an an dem königlichen Parke, lag ein kleines freundliches Haus, umgeben von Weinlaub und Roſen, Nußbüſchen und Obſtbäumen. Hier hielt der Wagen, hier war das Landhaus. Sie wurden von einem alten Mädchen empfangen, einer guten Bekannten von Mutter und Großmutter; ſehr oft hatte die Alte dieſen beim Waſchen und Plätten geholfen.

Der Garten wurde beſehen, das Haus wurde beſehen. Ach, hier ſei namentlich ein reizendes Ding, ein Glashäuschen mit prächtigen Blumen; es ſtand in Verbindung mit der Wohnſtube. Die Thüre, die hineinführte, ließ ſich bei Seite ganz in die Wand einſchieben. „Das iſt grade wie eine Couliſſe,“ ſagte Madame Hof. „Sie geht durch Handkraft und ſo ſitzt man hier grad' wie in einem Vogelbauer mit Vogelkraut belegt. Das heißt ein Wintergarten!“

Das Schlafzimmer war in ſeiner Art ebenſo ſchön. Lange, dichte Vorhänge an den Fenſtern, weicher Fußteppich und zwei Lehnſtühle, ausnehmend gemächlich; Mutter und Großmutter mußten darin zu ſitzen verſuchen.

„Man wird ganz faul, wenn man drin ſitzt!“ ſagte die Mutter.

„Man verliert ganz ſeine Schwere,“ ſagte Madame Hof. „Ja hier könnt Ihr beiden Muſikmenſchen in Gemächlichkeit ſchwimmen nach den Theateranſtrengungen. Die habe ich auch gekannt! Ja, denkt Euch, mir träumt manchmal noch, ich mache Battements, und Hof macht Battements neben mir! iſt das nicht reizend! „„zwei Seelen und ein Gedanke!““ —

„Hier iſt friſchere Luft und mehr Platz, als in den zwei kleinen Stuben oben in der Dachwohnung!“ ſagte Peter ſtrahlenden Blickes.

„Das iſt hier!“ ſagte die Mutter. „Aber dort zu Hauſe iſt auch gut ſein! Dort habe ich dich geboren, mein ſüßer Junge, und mit deinem Vater gelebt!“

„Hier iſt beſſer!“ ſagte Großmutter. „Hier iſt es eine ganz herrſchaftliche Wohnung! Ich gönne dir und dem prächtigen Menſchen, dem Singemeiſter, dieſe friedliche Heimath.“

„Und ich gönne ſie dir, Großmutter! und dir, liebe, herzliebe Mutter! Ihr Beide ſollt immer hier wohnen und nicht, wie drin in der Stadt, ſo viele Treppen ſteigen und es ſo enge und ſo klein haben! Ihr ſollt eine helfende Hand hier draußen haben, und mich eben ſo oft ſehen wie in der Stadt. Freut Ihr Euch dabei? Seid Ihr's zufrieden?“

„Was iſt denn doch das Alles, was der Junge da ſteht und ſagt?“ ſagte die Mutter.

„Das Haus, der Garten, das Ganze gehört dir, Mütterchen, dir, Großmutter! Dahin habe ich geſtrebt, daß ich Euch das geben könnte: mein Freund, der Singemeiſter, hat mir treulich geholfen, es in Ordnung zu bringen.“

„Was iſt denn das Alles, was du ſagſt, Kind?“ rief die Mutter. „Du willſt uns ein Landhaus, einen Herrenſitz ſchenken! Du lieber guter Junge, ja du thäteſt es gern, wenn du es könnteſt!“

„Es iſt Ernſt!“ ſagte er. „Das Haus gehört dir und der Großmutter!“ Und er küßte ſie Beide und brach in Thränen aus. Madame Hof weinte gleichfalls.

„Das iſt der glücklichſte Augenblick meines Lebens!“ rief Peter und umarmte ſie alle Drei.

Jetzt mußten ſie aber Alles nochmals beſehen, es ſei ja ihr eigenes. Für das Blumenbeet zu fünf, ſechs Töpfen auf dem Dache hatten ſie nun das kleine niedliche Glashäuschen; für den Eßſchrank war hier eine luftige Speiſekammer und die Küche war gar ein ganzes Wärmeſtübchen für ſich. Der Schornſtein hatte Ofen- und Kocheinrichtungen; der ſehe aus wie ein großes, blankes Plätteiſen, ſagte die Mutter.

„Jetzt habt Ihr denn auch, wie ich, einen Ofenwinkel!“ ſagte Madame Hof. „Hier iſt es königlich! Ihr habt Alles erreicht, was Menſchen auf dieſer Erde erreichen können, und du auch, mein eigen fetirter Freund!“

„Nicht Alles!“ ſagte Peter.

„Nun, das Frauchen, das kommt ſchon!“ ſagte Madame Hof. „Ich habe ſie ſchon, die Frau für dich! Ich habe ſie am Gefühl! Aber ich werde ſchon den Mund halten! Du prächtiger Menſch! Iſt es nicht gerade wie ein Ballet, das Ganze!“ Sie lächelte mit Thränen in den Augen, und das thaten auch die Mutter und die Großmutter.

XVIII.

Selbſt den Text und die Muſik zu einer Oper ſchreiben und ſelbſt der Träger derſelben auf der Bühne ſein, das ſei ein großes, ein glückſeliges Ziel. Ein Talent hatte unſer junger Freund gemeinſam mit Wagner, das nämlich, daß er ſelbſt die dramatiſche Dichtung aufbauen konnte; allein hatte er wohl die Fülle von muſikaliſcher Stimmung, wie dieſer ſie hat, um ein Tonwerk von Bedeutung zu ſchaffen?

Muth und Mißmuth wechſelten ab. Er konnte jenen, ſeinen immerwährenden Gedanken nicht wieder los werden. Vor Jahr und Tag ſchoß derſelbe leuchtend wie ein Phantaſiebild hervor; jetzt war er eine Möglichkeit, ein Lebensziel geworden. Manche freie Phantaſie auf dem Clavier war als ein Zugvogel von dieſer Küſte der Möglichkeit begrüßt worden. Die kleinen Romanzen, das charakteriſtiſche Frühlingslied prophezeihten das noch nicht ſich erhebende Land der Töne; die Baronin erblickte hierin das Zeichen der Verkündigung, wie Columbus in den friſchen Baumzweigen, welche die Meeresſtrömungen trugen, es ſah, bevor er noch das Land ſelbſt am Horizont erſpähte.

Das Land war da! Das Kind des Glückes ſollte es erreichen. Ein hingeworfenes Wort wurde der Gedankenſame; ſie, das junge, unſchuldige Mädchen ſprach das Wort: Aladdin.

Ein Glückskind wie Aladdin war unſer lieber junger Freund! es ſtrahlte in ihn hinein. Mit Verſtändniß und Luſt las und las er wiederholt die ſchöne orientaliſche Dichtung; bald geſtaltete ſie ſich in dramatiſcher Form, Scene auf Scene entſtand in Wort und Muſik, und je nachdem ſie wuchſen, floſſen die muſikaliſchen Gedanken reicher; am Schluß der Dichtung war es, als ſei nun erſt der Tonbrunnen gebohrt, und der ganze reiche Schwall ſtrömte hervor; aufs Neue durchcomponirte er ſeine Arbeit, und in kräftiger Geſtalt entſtand nun nach Monaten die Oper Aladdin.

Niemand wußte um dieſes Werk, Niemand hatte ſo viel als einen Ton aus demſelben vernommen, nicht einmal der theilnehmendſte von allen Freunden, der Singemeiſter. Niemand im Theater fiel es ein, daß der junge Mann, der Abends durch ſeine Stimme und ſein vortreffliches Spiel das Publikum hinriß, und den man ſo ganz in ſeiner Rolle leben und athmen ſah, einige Stunden ſpäter noch inniger lebte, ja ſich in ein mächtiges Werk von Tönen vertiefte, welches ſeine eigene Seele ausſtrömte.

Der Singemeiſter hatte keinen einzigen Tact aus der Oper Aladdin gehört, bevor ſie fertig in Noten und Text auf ſeinen Tiſch zur Durchſicht hingelegt wurde. Welches Urtheil würde er ſprechen? Gewiß ein ſtrenges und gerechtes. Der junge Componiſt ſchwebte zwiſchen der beſten Hoffnung und dem Gedanken, das Ganze könne auch eine Selbſttäuſchung ſein.

Zwei Tage verſtrichen, kein Wort wurde von dieſer wichtigen Angelegenheit gewechſelt. Endlich ſtand der Singemeiſter ihm gegenüber, die Partitur, die er jetzt kannte, in der Hand. Ein eigenthümlicher Ernſt ruhte auf ſeinem Antlitz: wie ſei derſelbe zu deuten?

„Das hatte ich nicht erwartet!“ ſagte er; „das hatte ich dir nicht zugetraut. Ja, noch habe ich mir kein ſo klares Urtheil bilden können, daß ich es auszuſprechen wage. Hin und wieder kommen Fehler in der Inſtrumentation vor — Fehler, die ſich berichtigen laſſen. Es iſt Einzelnes dreiſt und neu, man muß es hören unter den berechtigten Bedingungen. Wie man bei Wagner Beeinfluſſung von Carl Maria von Weber ſpürt, ſo empfindet man bei dir einen Hauch von Haydn. Das Neue in dem, was du gegeben haſt, ſteht mir noch etwas fern, du ſelbſt ſtehſt mir zu nahe, als daß ich der rechte Richter ſein könnte. Ich will auch nicht richten; umarmen will ich dich!“ rief er mit überſtrömender Freude. „Wie haſt du dieſes bewältigen können!“ und er drückte ihn an ſein Herz: „Glücklicher Menſch!“

Es dauerte nicht lange, ſo lief ein Gemurmel durch die Stadt, durch Zeitungen, durch „loſes Gerede“ von der neuen Oper von dem jungen gefeierten Sänger der Bühne.

„Das iſt ein ſchlechter Schneider, der aus dem Abfall vom Schneidertiſche nicht eine Kinderjacke zuſammenzuflicken vermöchte!“ ſagte Dieſer und Jener.

„Text ſchreiben, ihn componiren und ihn ſelbſt ſingen!“ hieß es auch, „das iſt ja ein Genie von drei Etagen! Aber er iſt ja noch höher geboren — auf dem Dache!“

„Sie ſind ihrer zwei dazu, er und der Singemeiſter!“ ſagten die Leute. „Jetzt geht die Trommel der Compagnie zur gegenſeitigen Bewunderung!“

Die Oper gelangte zur Einſtudirung. Die Mitwirkenden wollten keine Meinung ausſprechen: „Es ſoll nicht heißen, das Urtheil ſei vom Theater ausgegangen!“ ſagten ſie, und faſt alle machten ein ernſtes Geſicht, welches keine Hoffnung ſtrahlte.

„Es ſind viele Hörner in dem Stücke!“ ſagte ein junger Horniſt, welcher ſelbſt componirte. „Wenn er ſich nur nicht ein Horn in den Leib rennt!“

„Es iſt genial, glänzend, voll Melodie und Charakter!“ — Ja, das wurde auch geſagt.

„Morgen um dieſe Zeit wird alſo das Schaffot errichtet ſein!“ ſagte Peter. „Das Urtheil iſt vielleicht jetzt ſchon geſprochen!“

„Einige ſagen, deine Oper ſei ein Meiſterwerk!“ ſagte der Singemeiſter; „Andere, ſie ſei ein Machwerk!“

„Und wo liegt die Wahrheit?“

„Die Wahrheit!“ ſagte der Singemeiſter; „ja, ſage mir die Wahrheit! Blicke den Stern dort oben an! Sage mir, wo iſt dort genau ſein Platz. Schließe dein eines Auge! Du ſiehſt ihn? Betrachte ihn nun mit dem andern Auge allein! Der Stern hat einen andern Platz eingenommen. Jedes Auge deſſelben Menſchen ſieht gar verſchieden, wie verſchieden muß nun die große Menſchenmenge ſehen!“

„Geſchehe, was da geſchehen muß!“ ſprach unſer junger Freund; „ich muß meinen Platz in der Welt kennen, muß wiſſen, was ich kann und ſoll ausrichten oder aufgeben.“

Der Abend der Entſcheidung war da.

Ein gefeierter Künſtler ſollte höher gehoben oder ſollte in ſeinem gigantiſchen eitlen Streben gedemüthigt werden: Knall oder Fall! Es war ein ganzes Stadtereigniß. Die Leute ſtanden die Nacht durch vor dem Billet-Comptoir, um Plätze zu bekommen. Das Haus war überfüllt. Die Damen kamen mit großen Blumenſträußen an, ſollten dieſe wieder nach Hauſe getragen werden, oder ſollten ſie dem Siegenden zu Füßen fallen?

Die verwitwete Frau Baronin und ihre junge, ſchöne Tochter ſaßen in einer Loge über dem Orcheſter. Es war im Publikum eine Beweglichkeit, ein Gemurmel, welches plötzlich verſtummte, indem der Capellmeiſter ſeinen Platz einnahm und die Ouverture begann.

Wer entſinnt ſich nicht Henſelt's Muſikſtück: „si l'oiseau j'étais“, welches gleichſam ein jubelndes Vogelgezwitſcher giebt. Hier war etwas mit dem Verwandtes: jubelnde, ſpielende Kinder, fröhliche Kinderſtimmen, Mund in Mund; der Gukuk gukukte mit hinein, die Droſſel ſang. Es war das Jubeln und Geſpiel des unſchuldigen Kindesgemüths, des Aladdingemüths; da rollte in dieſes Alles hinein ein Gewitter, Noureddin zeigte ſeine Macht, der Blitz ſchlug ein, zerſprengte den Fels; weiche, lockende Töne wogten Klänge aus der Zaubergrotte, wo die Lampe leuchtete in der verſteinerten Höhle, umbrauſt von den Flügelſchlägen mächtiger Geiſter. Jetzt erklang Pſalmengeſang in Waldhorntönen, ſo ſanft und weich, als entſtröme er eines Kindes Mund; ein einzelnes Horn wurde hörbar, und wieder eins, mehrere und immer mehrere ſchmolzen in dieſelben Töne und erhoben ſich darauf zu einer Fülle und Kraft, als ſei es die Poſaune des jüngſten Tages. Die Lampe ſei in der Hand Aladdins! und es quoll ein Meer von Melodie und Erhabenheit, wie der Beherrſcher der Geiſter und der Meiſter der Töne es zu bewältigen weiß.

Der Vorhang rollte unter einem Beifallsjubel empor, welcher gleich Fanfaren unter dem Taktſtock des Capellmeiſters tönte. Ein ſchöner, emporgeſchoſſener Knabe ſpielte umher, ſo groß und doch ſo unſchuldig. Aladdin ſprang zwiſchen anderen Knaben umher. Groß=

mutter hätte gleich geſagt: „Ja, das iſt Peter, wie er ſpielte und ſprang zwiſchen dem Ofen und der Commode zu Hauſe in der Dachwohnung; ſein Gemüth iſt um kein Jahr älter geworden!“

Mit welchem Glauben und Innigkeit ſang er das Gebet, welches Noureddin ihm zu ſprechen gebot, bevor er in das Felsgrab niederſtieg, um die Lampe heraufzuholen. War es die rein fromme Melodie, war es die Unſchuld, mit welcher ſie geſungen wurde, die alle Zuhörer mit hinriß? Der Jubel wollte nicht enden.

Es würde den Eindruck profaniren geheißen haben, wäre dieſes Lied wiederholt worden; man verlangte es da capo, aber bekam es nicht; der Vorhang fiel, der erſte Act war zu Ende.

All Kritik war verſtummt! Man war von Freude erfüllt, nur dazu geſtimmt, in Dankbarkeit zu genießen.

Vom Orcheſter ertönten ein paar Accorde, der Vorhang ging wieder in die Höhe. Tonſtrömungen, wie aus Gluck's „Armida“ und Mozart's „Zauberflöte“ ergriffen und erfüllten Jeden, indem die Scene ſich wieder öffnete, in welcher Aladdin in dem Wundergarten ſteht. Eine reiche, gedämpfte Muſik erklang aus Blumen und Geſtein, aus Quellen und tiefen Schluchten, verſchiedene Melodien verſchmolzen in eine große Harmonie. Ein Hauch von dem Hinbrauſen der Geiſter klang im Chorgeſang; es war, als ertöne derſelbe bald ferne, bald wieder nahe, ſchwellend in Kraft und bald wieder verſchwindend. Getragen von dieſem Zuſammenklingen erhob ſich Aladdin's Geſang-Monolog; allerdings was man eine große Arie heißt, aber in Charakter und Situation der Art, daß ſie ein nothwendiger dramatiſcher Theil des Ganzen wurde. Die klangvolle, ſympathiſche Stimme, dieſe innigen Töne des Herzens, durchflammten Alle, und riſſen zu einer Begeiſterung hin, die ſich nicht höher zu ſteigern vermochte, als er die Glückslampe ergriff, umbrauſt von dem Geſang der Geiſter.

Bouquets regneten von allen Seiten herab, ein Teppich von lebenden Blumen breitete ſich vor ſeinen Füßen.

Welcher Lebensaugenblick für den jungen Künſtler, der höchſte, der größte! Ein mächtigerer würde ihm niemals vergönnt werden können, das fühlte er. Ein Lorbeerkranz berührte ſeine Bruſt und fiel vor ihm nieder; er hatte es geſehen, aus welcher Hand derſelbe kam. Er ſah das junge Mädchen in der Loge zunächſt der Bühne, ſah ſie, die junge Baroneß, aufrecht ſtehend wie ein Schönheits-Genius, hoch jubelnd bei ſeinem Triumph.

Ein Feuer durchflammte ihn, ſein Herz ſchwoll ihm wie noch niemals, er beugte ſich nieder, erfaßte den Kranz, hob ihn gegen ſein Herz und ſank in derſelben Secunde zurück. — Ohnmächtig? Todt? — Was war es? — — Der Vorhang fiel.

* * *

„Todt!“ wiederhallte es. Todt in der Siegesfreude, wie Sophokles bei den olympiſchen Spielen, wie Thorwaldſen im Theater während Beethoven's Symphonie. Eine Ader des Herzens war geſprungen, und wie durch einen Blitz waren ſeine Tage hienieden zu Ende, geendet ohne Schmerz, geendet in irdiſchem Jubel, im Beruf ſeiner irdiſchen Miſſion. Der vor Millionen Glückliche!

H. C. Anderſen's

Geſammelte Werke.

Vom

Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe.

Funfzigſter Band

Neue Märchen und Geſchichten.

Fünfte Folge.

Leipzig.
Johann Friedrich Hartknoch.
1872.

Neue

Märchen und Geſchichten.

Fünfte Folge.

Von

H. C. Anderſen.

Leipzig.
Johann Friedrich Hartknoch.
1872.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

	Seite
Die große Seeſchlange	7
Der Komet	25
Sonnenſchein-Geſchichten	33
Der Theetopf	38
Das Petermännchen und die Madame	41
Der Urgroßvater	50
Wer war die Glücklichſte?	58
Die Lichter	66
Das Unglaublichſte	71
Was die ganze Familie ſagte	78
„Tanze, tanze Püppchen mein!"	83
Der Gärtner und die Herrſchaft	85

Die große Seeſchlange.

Es war ein kleiner Seefiſch von guter Familie, ſeines Namens erinnere ich mich nicht, mögen die Gelehrten ihn Dir ſagen. Der kleine Fiſch hatte achtzehnhundert Geſchwiſter, alle gleich alt; ſie kannten weder Vater noch Mutter, ſie waren ſich von Anfang an ſelber überlaſſen geweſen und waren ſo aufs Gerathewohl umhergeſchwommen, aber das war ein großes Vergnügen. Trinkwaſſer hatten ſie genug, das ganze Weltmeer; an Speiſe dachten ſie nicht, die würde ſich ſchon darbieten; jeder wollte nach ſeiner Weiſe luſtig leben, jeder würde auch ſeine eigene Geſchichte haben, — ja daran dachte nun auch keiner von ihnen.

Die Sonne ſchien in das Gewäſſer hinab, es leuchtete um ſie herum, es war eine ganz wunderbare Klarheit, und es war eine Welt mit den ſonderbarſten Geſchöpfen, einige ſo grauſig groß mit furchtbaren Rachen, ſie hätten die achtzehnhundert Geſchwiſter verſchlingen können, aber daran dachten dieſe auch nicht, es war eben noch keins von ihnen verſchlungen worden.

Die Kleinen ſchwammen zuſammen, dicht an einander gedrückt, wie die Heringe und die Makrele; aber wie ſie ſo am allerbeſten im Waſſer ſchwammen und an gar nichts dachten, ſenkte ſich, mit einem entſetzlichen Laut, von oben her, mitten unter ſie herab, ein langes, ſchweres Ding, das gar kein Ende zu haben ſchien; immer weiter und weiter dehnte es ſich aus, und jeder der kleinen Fiſche, der von demſelben getroffen wurde, wurde gequetſcht oder bekam einen Stoß, den er nicht wieder verſchmerzen konnte. Alle kleinen Fiſche und auch die großen von oben an der Meeresfläche bis hinunter auf den Grund, fuhren entſetzt zurück, das ſchwere gewaltige Ding ſenkte ſich tiefer und tiefer, es wurde länger und länger, meilenlang durch das ganze Meer hindurch.

Fiſche und Schnecken, Alles was ſchwimmt, Alles was kriecht dort unten oder von den Strömungen getrieben wird, ſah dieſes entſetzliche Ding, dieſen unmäßigen, unbekannten Seeaal, der ſo ganz mit einem Mal von oben herabgekommen war.

Was war das doch für ein Ding? — Ja, wir wiſſen es! Es war das große meilenlange

Telegraphen-Tau, welches die Menſchen zwiſchen Europa und Amerika verſenkten.

Alles entſetzte ſich und ein förmlicher Aufruhr entſtand unter den rechtmäßigen Bewohnern des Meeres, da wo das Tau hinabgeſenkt wurde. Die fliegenden Fiſche fuhren hoch über die Meeresfläche dahin, ſo hoch ſie es eben vermochten, ja der Knurrhahn fuhr einen ganzen Büchſenſchuß weit über das Waſſer hinweg, denn das kann der; andere Fiſche ſuchten den Meeresgrund und ſie kamen mit ſolcher Schnelligkeit hinab, daß ſie lange bevor das Telegraphen-Tau dort unten geſehen war, da waren; ſie erſchreckten ſowohl den Kabeljau als den Flunder, die da unten auf dem Meeresgrund ganz friedlich einherſchwammen und ihre Mitgeſchöpfe fraßen.

Ein paar Seewürſte erſchreckten ſich dermaßen, daß ſie ihren Magen ausſpien, aber doch am Leben blieben, denn das können die thun. Viele Hummer und große Krabben gingen aus ihren guten ſoliden Harniſchen heraus und mußten die Beine zurücklaſſen.

Bei all' dieſem Schreck und Verwirrung geriethen die achtzehnhundert Geſchwiſter auseinander und begegneten ſich nicht wieder oder kannten ſich nicht mehr; nur etwa ein halbes Schock blieb auf demſelben Fleck und nachdem ſie ſich einige

Stunden ganz ruhig verhalten hatten, überwanden ſie den erſten Schrecken und begannen neugierig zu werden.

Sie ſchauten ſich um, ſie ſahen aufwärts und niederwärts, und unten in der Tiefe meinten ſie nun das entſetzliche Ding zu ſehen, daß ſowohl ſie als Groß und Klein erſchreckt hatte. Das Ding lag über dem Meeresgrund dahin geſtreckt, ſo weit ſie ſehen konnten; ſehr dünn war es, aber ſie wußten ja nicht wie dick es ſich möglicherweiſe machen könne, oder wie ſtark es ſei. Es lag ganz ſtill da, aber, dachten ſie, das könnte Hinterliſt ſein.“

„Mag es liegen, wo es liegt, es geht uns nichts an! ſagte der vorſichtigſte der kleinen Fiſche, aber der allerkleinſte unter ihnen konnte ſich nicht zufrieden geben und wollte wiſſen, was an dem Ding ſein möchte; von oben herab ſei es gekommen, oben müſſe man ſich am Ende den beſten Beſcheid über daſſelbe holen können, und damit ſchwammen ſie Alle gegen die Meeresfläche hinan, es war ſtilles Wetter.

An der Meeresfläche begegnete ihnen ein Delphin; der iſt ſo eine Art Springinsfeld, ſo ein Herumtreiber des Meeres, der ſeine Purzelbäume längs der Meeresfläche ſchlägt; und Augen hat der, der mußte geſehen haben und Beſcheid wiſſen;

ſie fragten ihn auch, aber er hatte nur an ſich und ſeine Purzelbäume gedacht, nichts geſehen, wußte nicht zu antworten, ſchwieg deshalb und machte ein ſtolzes Geſicht.

Darauf wandten ſie ſich an den Seehund, der grade untertauchte; der war höflicher, obgleich er kleine Fiſche frißt, aber an dem Tage war er ſatt. Er wußte ein wenig mehr als der Springfiſch.

„Ich habe manche Nacht auf einem naſſen Stein gelegen,“ ſagte er, „und hinein ins Land geſehen, meilenweit hinein; es ſind hübſche Geſchöpfe dort, die heißen in ihrer eigenen Sprache Menſchen; ſie ſtellen uns nach, aber in der Regel entſchlüpfen wir ihnen, das habe ich gethan und das hat auch der Seeaal, von dem ihr ſprecht. Der iſt in ihrer Gewalt geweſen, iſt auf dem Lande geweſen, wahrſcheinlich ſeit undenklichen Zeiten; dann haben ſie ihn auf einen Wagen und hierher gebracht, um ihn über's Meer zu bringen nach einem andern entfernten Lande. Ich ſah es, was die für Mühe dabei hatten, aber bewältigen konnten ſie ihn ſchon, muß er doch auf dem Lande matt geworden ſein. Sie legten ihn in Kranz und Kreis, ich hörte wie er rollte und knackte, als ſie ihn legten, aber er entſchlüpfte ihnen doch und gelangte hier heraus. Sie hielten ihn aus Leibeskräften feſt, viele Hände hielten ihn, aber er entſchlüpfte doch und gelangte auf den Grund; dort liegt er nun bis auf weiteres, denke ich.“

„Er iſt ziemlich dünn!“ ſagten die kleinen Fiſche.

„Sie haben ihn hungern laſſen!“ ſagte der Seehund, „aber er wird ſich bald erholen und ſeine frühere Dicke und Größe bekommen. Ich denke mir, er iſt die große Seeſchlange, die die Menſchen ſo ſehr fürchten und von der ſie ſo viel reden; ich habe ſie früher nie geſehen und nie an ſie geglaubt; jetzt glaube ich, daß er es iſt!“ und darauf tauchte der Seehund unter.

„Er wußte viel! Und wie viel er ſprach!“ ſagten die kleinen Fiſche. „So klug wie jetzt bin ich noch nie geweſen! — Wenn es nur nicht lauter Lüge iſt!“

„Schwimmen wir doch hinab und unterſuchen die Sache!“ ſagte der Kleinſte; „unterwegs hören wir auch die Anſichten Anderer.“

„Ich thue keinen Floßfederſchlag, um Etwas zu erfahren!“ ſagten die Andern und zogen ihre Wege.

„Ich thue es aber!“ ſagte der Kleinſte und ſteuerte vorwärts und das in die Tiefe hinab; aber er befand ſich weit von der Stelle, wo „das lange geſenkte Ding“ lag. Der kleine Fiſch ſchaute ſich nach allen Seiten um, während er in die Tiefe ging.

Noch nie hatte er gewußt, daß er in einer ſo großen Welt lebe. Die Heringe gingen hier in großen Schaaren, flimmernd wie ein Rieſenbeet von Silber, die Makrele gingen auch zuſammen und ſahen noch prächtiger aus. Es zogen die Fiſche umher in allen Geſtalten und allen möglichen Abzeichnungen; Meduſen, wie halbdurchſichtige Blumen, die ſich von den Strömungen führen ließen. Große Pflanzen wuchſen aus dem Meeresgrund empor, klafterhohes Gras und palmenförmige Bäume, jedes Blatt mit flimmernden Schaalthieren beſetzt.

Endlich erblickte der kleine Fiſch einen langen dunklen Streifen dort unten und ſteuerte auf denſelben zu; aber der Streifen war weder Fiſch noch Tau, es war der Rehling eines großen geſunkenen Schiffes, deſſen oberſtes und unterſtes Deck durch den Druck des Waſſers geborſten war. Der kleine Fiſch ſchwamm in den Schiffsraum hinein, von wo die vielen Menſchen, die beim Verſinken des Schiffes umgekommen waren, nun hinweggeſpült waren, bis auf zwei: eine junge Frau lag dort ausgeſtreckt, ein kleines Kind in dem Arm. Das Waſſer hob ſie, wiegte ſie gleichſam. Der kleine Fiſch erſchrak nicht wenig, er wußte nicht, daß ſie nicht erwachen konnten. Waſſerpflanzen hingen als Laubwerk über den Rehling herab, über die zwei ſchönen Leichen von Mutter und Kind. Wie ſtill, wie einſam war es hier. Der kleine Fiſch ſputete ſich, was er konnte, von hier fortzukommen. Hinaus, wo das Waſſer heller beleuchtet und wo Fiſche zu ſehen waren. Er war nicht weit gelangt, als ihm ein junger, entſetzlich großer Wallfiſch entgegenkam.

„Verſchlinge mich nicht!“ ſagte der kleine Fiſch. „Ich bin nicht einmal ſo viel als ein Koſthäppchen, ſo klein bin ich, und mir iſt es gar zu angenehm am Leben zu bleiben.“

„Was willſt Du ſo tief hier unten, wo Deine Art ſonſt nicht hinkommt?“ fragte der Wallfiſch. Und nun erzählte der kleine Fiſch von dem langen ſonderbaren Aal, oder was das Ding nun ſein mochte, das ſich von oben herabgeſenkt und ſelbſt die muthigſten Seegeſchöpfe erſchreckt hatte.

„Ho, ho!“ ſagte der Wallfiſch und zog dermaßen Waſſer an ſich, daß er, wenn er nach oben käme und Athem holte, einen gewaltigen Waſſerſtrahl von ſich ſpritzen müßte. „Ho, ho!“ ſagte er, „alſo das Ding iſt es geweſen, das mich auf den Rücken kitzelte, indem ich mich umdrehte. Ich dachte, es ſei ein Schiffsmaſt, den ich dazu gebrauchen könne, mich zu kratzen. Aber hier an dieſem Ort war es nicht. Das Ding liegt viel weiter draußen. Ich will es doch unterſuchen, ich habe nichts Anderes zu thun.“

Und damit ſchwamm er vorwärts und der kleine Fiſch hinterdrein, nicht zu nahe, denn es ging gleichſam ein reißender Strom, da wo der große Wallfiſch durch das Gewäſſer ſchoß.

Es begegneten ihnen ein Hai und ein alter Schwertfiſch; die beiden hatten auch von dem ſeltſamen Seeaal gehört, der ſo lang und ſo dünn war; geſehen hatten ſie ihn nicht, aber ſie wollten es.

Es kam eine Meerkatze dazu.

„Ich mache mit,“ ſagte ſie, ſie wollte deſſelben Weges.

„Iſt die große Seeſchlange nicht dicker als ein Ankertau, ſo beiße ich ſie durch und durch mit einem Biß!“ Und ſie öffnete ihren Rachen und zeigte ihre ſechs Reihen Zähne. „Ich ſetze ohne weiteres meine Zähne in ein Schiffsanker, ich werde doch wohl den Stiel durchbeißen!“

„Da iſt ſie!“ ſagte der große Wallfiſch, „ich ſehe ſie!“ Er glaubte, er ſehe beſſer als die Anderen. „Sieh’ ’mal wie ſie ſich hebt und hin- und herſchlängelt und ſich krümmt!“

Sie war es doch nicht, ſondern es war ein fürchterlich großer Seeaal, mehrere Ellen lang, der ſich näherte.

„Den habe ich irgendwo früher geſehen!" ſagte der Schwertfiſch, „der hat nie großes Aufſehen im Meere gemacht, geſchweige denn große Fiſche erſchreckt."

Und nun ſprachen ſie zu ihm von dem neuen Aal und fragten, ob er mit auf die Entdeckungsfahrt gehen wolle.

„Iſt der Aal länger als ich," ſagte der Seeaal, „ſo ſoll er die Schwerenoth kriegen!"

„Das ſoll er!" ſagten die Anderen. „Wir ſind genug, um ihn nicht zu dulden!" und darauf eilten ſie vorwärts.

Aber da kam ihnen Etwas in den Weg, ein ſonderbares Ungeheuer, größer als ſie Alle insgeſammt.

Es ſah aus wie eine ſchwimmende Inſel, die ſich nicht oben halten kann.

Es war ein uralter Wallfiſch. Sein Kopf war mit Seepflanzen überwachſen, ſein Rücken mit kriechenden Thieren und mit ſo ſehr vielen Auſtern und Muſcheln beſetzt, daß ſein ſchwarzes Fell ganz weißſcheckig war.

„Komm mit, Alter!" ſagten ſie. „Hier iſt ein neuer Fiſch angekommen, der nicht geduldet werden darf."

„Ich bleibe lieber liegen, wo ich liege!“ ſagte der alte Wallfiſch. „Laß mich in Ruhe! Laß mich liegen! Oh ja, ja, ja! Ich trage mich mit einer ſchweren Krankheit; Linderung habe ich nur, wenn ich oben an die Meeresfläche gelange und den Rücken übers Waſſer kriege. Dann kommen die großen guten Seevögel und ſuchen mich ab, das thut mir ſo wohl, wenn ſie die Schnäbel nur nicht zu tief einhauen, die dringen oft tief in meinen Speck hinein. Seht 'mal zu! das ganze Skelett von einem Vogel ſitzt mir noch im Rücken; der Vogel ſchlug die Krallen zu tief ein und konnte nicht wieder loskommen, als ich auf den Grund ging. Jetzt haben die kleinen Fiſche an ihn gehackt, ſeht wie er ausſieht und ich ausſehe! Ich bin krank!“

„Das iſt lauter Einbildung!“ ſagte der Wallfiſch. „Ich bin niemals krank. Kein Fiſch iſt krank!“

„Bitte um Verzeihung!“ ſagte der alte Haifiſch, „der Aal hat ſeine Hautkrankheit; der Karpfen, ſagt man, hat Pocken, und Alle haben wir Eingeweidewürmer.“

„Dummes Zeug!“ ſagte der Haifiſch, er mochte nichts mehr hören, hätten ſie doch Anderes zu thun, meinte er.

Endlich gelangten ſie an die Stelle, wo das

Telegraphen-Tau lag. Es hat eine weite Lage, von Europa nach Amerika, über Sandhügel und Seeſchlamm, Felſengrund und Pflanzenwildniß, über ganze Wälder von Korallen, und die Strömungen wechſeln dort unten, die Waſſerwirbel drehen ſich, es kommen Fiſche in größeren Scharen als die zahlloſen Vögelſchwärme, welche die Menſchen ſehen, um die Zeit, wo die Zugvögel ſich ſammeln. Es iſt dort unten ein Gähren, ein Plätſchern, ein Summen, ein Geſäuſ'le: von dem Geſäuſ'le ſpukt noch ein wenig nach in den großen leeren Seeconchylien, wenn wir ſie an unſer Ohr halten.

„Da liegt das Thier!“ ſagten die großen Fiſche, und der kleine ſagte es auch. Sie ſtarrten das Tau an, deſſen Anfang und Ende weit über ihren Geſichtskreis hinaus verſchwand.

Schwämme, Polypen und Gorgonen hoben ſich und ſchwankten hin und her vom Grunde aus, ſenkten und beugten ſich über das Tau, ſo daß es bald dem Geſicht verſchwand, bald wieder zum Vorſchein kam. Seeſtachelſchweine, Schnecken und Gewürm regten und bewegten ſich um es herum, rieſenhafte Spinnen, die eine ganze Beſatzung von kriechenden Thieren an ſich hatten, ſpazierten das Tau entlang. Dunkelblaue Seewürſte oder wie das Gewürm heißt, ſie freſſen mit dem ganzen Körper, lagen da und berochen gleichſam das neue Thier, das ſich auf den Meeresgrund hingelegt hatte. Flunder und Kabliau kehrten ſich im Waſſer um, damit ſie von allen Seiten horchen konnten. Der Sternfiſch, der ſich ſtets in den Schlamm einbohrt und nur zwei lange Stiele mit Augen draußen behält, lag da und glotzte, um zu ſehen, was aus all dem Weſen herauskommen würde.

Das Telegraphen-Tau lag da unbeweglich. Aber in ihm war Leben und Gedanken! Menſchengedanken durchzogen es.

„Dem Ding iſt nicht zu trauen!“ ſagte der Wallfiſch. „Es iſt im Stande und knufft mich in den Bauch, und der Bauch iſt nun meine ſchwache Seite!“

„Fühlen wir uns vor!“ ſagte der Polyp. „Ich habe lange Arme, ich habe geſchmeidige Finger! Ich habe es ſchon angefühlt, ich will jetzt etwas derber angreifen.“

Und er ſtreckte ſeine geſchmeidigſten längſten Arme zu dem Tau hinab und rings um es herum.

„Das Ding hat keine Schuppen!“ ſagte der Polyp; es hat auch kein Fell! Ich glaube lebendige Junge wird es nicht gebären können.“

Der Seeaal legte ſich der Länge nach neben das Telegraphen-Tau und ſtreckte und rückte ſich ſoweit er es vermochte.

„Das Ding iſt länger als ich!“ ſagte er. „Aber es kommt auf die Länge nicht an, man muß Haut, Magen und Geſchmeidigkeit haben.“

Der Wallfiſch, der junge, ſtarke Wallfiſch neigte ſich tiefer hinab, als er jemals gethan hatte.

„Biſt Du Fiſch oder Pflanze?“ fragte er. „Oder biſt Du nur ſo ein Gemache von obenher, der hier unten bei uns nicht gedeihen kann?“

Aber das Telegraphen-Tau antwortete nicht; das iſt nun einmal nicht ſo beſchaffen. Es gingen Gedanken durch ſein Inneres, Menſchengedanken, und die flogen in einer Secunde viele Hunderte von Meilen von Land zu Land.

„Wirſt Du antworten, oder willſt Du zermalmt werden?“ fragte der glubſche Haifiſch und alle die andern großen Fiſche fragten daſſelbe: „Willſt Du antworten oder zermalmt werden?“

Das Tau rührte ſich nicht, es hatte ſeinen aparten Gedanken, und einen ſolchen kann der ſchon haben, der mit Gedanken gefüllt iſt.

„Mögen ſie mich zerſtören, ich werde alsdann aufgenommen und werde wieder in Stand geſetzt, ſo iſt es Anderen meiner Art paſſirt in kleinerem Fahrwaſſer.“

Es antwortete deshalb nicht, es hatte anderes zu thun, es telegraphirte und lag da in ſeinem Amt auf dem Meeresgrund.

Oben darüber ging nun die Sonne unter, wie die Menſchen ſagen, ſie wurde wie das rotheſte Feuer und alle Wolken des Himmels glänzten wie Feuer, eine prächtiger als die andere.

„Jetzt bekommen wir die rothe Beleuchtung!“ ſagten die Polypen, „bei der wird man das Ding vielleicht beſſer ſehen können, wenn es überhaupt nöthig iſt.“

„Drauf los! Drauf!“ rief die Meerkatze und zeigte alle ihre Zähne.

„Drauf! Drauf!“ ſagten der Schwertfiſch und der Wallfiſch und der Seeaal.

Und ſie ſtürzten hervor, die Meerkatze voran; aber grade als dieſe in das Tau hinein beißen wollte, jagte in lauter Heftigkeit der Schwertfiſch ſein Schwert direct in das Hintertheil der Meerkatze; es war dies ein großer Irrthum und die Katze verlor die Kraft zum Beißen.

Es entſtand ein Rumor dort unten: Großfiſch und Kleinfiſch, Seewürſte und Schnecken rannten gegeneinander an, fraßen ſich gegenſeitig und knufften und knäfften. Das Tau lag ſtill und verrichtete ſeine Arbeit, und das muß man auch.

Oben brütete die finſtere Nacht, aber die Millionen und Milliarden von lebendigen Thierchen des Meeres leuchteten. Krebſe, kaum ſo groß wie ein Stecknadelkopf, leuchteten. Es iſt ganz wunderbar, aber es iſt nun einmal ſo.

„Was iſt doch dies Ding? und was iſt es nicht?“

Ja, das war die Frage.

Da kam eine alte Seekuh zum Vorſchein. Die Menſchen nennen die Art Meerfrau oder Meermann. Es war aber eine Sie und ſie hatte einen Schwanz und zwei kurze Arme zum Plätſchern, hatte hängende Bruſt und auf dem Kopfe Seegras und Schmarotzerthiere, und ſie war ſtolz darauf.

„Wollt Ihr Auskunft haben?“ ſagte ſie, dann bin ich am Ende die Einzige, die ſie geben kann; aber ich verlange dafür gefahrloſe Grasweide auf dem Meeresgrund für mich und die Meinen. Ich bin Fiſch wie Ihr es ſeid, und bin auch eine Art kriechendes Thier durch Uebung. Ich bin das klügſte Geſchöpf des Meeres; ich weiß Beſcheid mit Allem, was ſich hier unten, und mit Allem, was ſich dort oben über uns rührt und regt. Das Ding da, über welches Ihr ſo ſehr grübelt, iſt von oben her, und was von dort oben herunter plumpt, iſt todt oder bleibt todt und machtlos; laßt es liegen für das, was es iſt. Es iſt nur Menſchen-Erfindung!“

„Ich glaube nun freilich, es iſt doch etwas Mehr an dem Dinge!“ ſagte ein kleine Seefiſch.

„Halt's Maul, Makrel!“ ſagte die große Seekuh.

„Stichling!“ ſagten die Anderen und das war noch beleidigender.

Und die Seekuh ſetzte ihnen näher auseinander, daß das ganze große Lärmthier, das ja übrigens nicht ſo viel als „Buh“ ſage, nur eine Erfindung, eine Liſt von dem trocknen Lande her ſei. Und ſie hielt einen kurzen Vortrag über die Hinterliſtigkeit der Menſchen.

„Sie gehen nur darauf aus, uns zu packen,“ ſagte ſie, „ſie leben und athmen für weiter gar nichts; ſie ſetzen Garn aus, kommen mit Aetzung auf Angelhaken, um uns heranzulocken. Das Ding da iſt eine Art großen Schnürzugs, ſie denken, wir werden an ſie anbeißen, ſie ſind ſo dumm! Das ſind wir aber nicht! Rühren wir das Machwerk da gar nicht an, es faſert von ſelbſt auf, das Ganze wird zu Mull und Schlamm. Was von oben kommt, hat immer einen Sprung, einen Riß, es taugt nichts, iſt nichts nutze!“

„Taugt nichts, iſt zu nichts nutze!“ wiederholten alle die Seegeſchöpfe und traten der Meinung der Seekuh bei, damit ſie doch eine Meinung hatten.

Nur der kleine Seefiſch hatte ſeine eigenen Gedanken. „Dieſe unermeßlich lange dünne Schlange iſt vielleicht der wunderſamſte Fiſch im Meere. Ich habe nun einmal ſo ein Gefühl davon."

„Der Wunderſamſte!" ſagen wir Menſchen auch, und ſagen es mit Wiſſen und Gewißheit.

Die große Seeſchlange iſt es, ſchon längſt in Sang und Sage voraus verkündet.

Sie iſt geboren und gebildet, iſt dem Geiſte der Menſchen entſprungen und auf den Meeresgrund niedergelegt, ſich von den Landen des Oſtens bis nach den Landen des Weſtens erſtreckend, Botſchaft tragend und bringend ſchnell wie der Lichtſtrahl es von Sonne zur Erde bringt. Sie wächſt, wächſt an Macht und Ausdehnung, wächſt Jahr für Jahr, durch alle Meere, rings um die Erde, unter den ſtürmiſch wogenden und unter den kryſtallklaren Gewäſſern, in welche der Schiffer hinabblickt, als ſegle er durch die durchſichtige Luft dahin, in welchen er die Fiſche zu Schaaren gehen, ein ganzes Farbenfeuerwerk ſieht.

In der tiefſten Tiefe ſtreckt ſich die Schlange, eine ſegensvolle Midgardsſchlange*), die in ihren

---

*) Midgard = die Welt, die prächtige Welt. (Nord. Mytholog.)

Schwanz beißt, indem ſie die Erde umſchlingt: Fiſche und kriechende Thiere rennen ſich die Stirne an ihr ein, ſie begreifen das Ding von obenher doch nicht, begreifen nicht die in allen Sprachen redende und verkündende und doch lautloſe Schlange der Menſchheit, der Erkenntniß von Gutem und Böſem, das wunderſamſte aller Wunder des Meeres: die große Seeſchlange unſerer Zeit.

Der Komet.

Und der Komet kam; er leuchtete mit ſeinem Feuerkern und drohte mit ſeinem Schweif; man ſchaute ihn an von dem reichen Schloſſe, von dem ärmlichen Häuschen aus; die Menſchenmenge auf der Straße und der einſame Wanderer auf weg- und ſtegloſer Haide ſchauten ihn an, Jedweder hegte ſeine eigenen Gedanken dabei.

„Kommt doch, ſeht das Himmelszeichen! — Kommt und ſeht dieſen prachtvollen Anblick!“ ſagte man, und Alle beeilten ſich zu ſehen.

Aber im engen Stübchen waren doch noch ein kleiner Knabe und deſſen Mutter ſitzen geblieben; hier flammte das Talglicht und der Mutter ſchien es, als ſei ein Spahn im Lichte: der Talg ſchob ſich in eine gekrümmte Spitze empor, das bedeute, glaubte ſie, daß der kleine Knabe bald ſterben müſſe, zeigte doch der Span auf ihn hin. Das war ſo ein alter Aberglaube, den ſie hegte.

Der kleine Knabe ſollte grade viele Jahre auf Erden leben und ſollte den Kometen ſehen, wenn derſelbe ſich nach mehr denn ſechszig Jahren wieder zeigte.

Der Kleine ſah den Span im Lichte nicht, hatte auch keinen Gedanken für den Kometen, der zum erſten Male in ſeinem Leben am Himmel ſtrahlte. Er ſaß da mit einem zuſammengekitteten Napf vor ſich, in welchem gepeitſchtes Seifenwaſſer war, und in dieſes tauchte er den Kopf einer kleinen Thonpfeife, führte darauf deren Stiel an ſeinen Mund und blies nun Seifenblaſen, kleine und große in die Luft hinaus. Sie bebten und ſchwebten dahin in den ſchönſten Farben, die von Gelb ins Roth, Lilla und Blau übergingen, und endlich grün wurden, wie das Blatt des Waldes, wenn die Sonne es beſcheint.

„Gott gönne Dir Jahre hier auf Erden, ſo viele, wie Du da Seifenblaſen bläſt," ſagte die Mutter.

„So viele, ſo viele!" ſagte der Kleine. „Das Seifenwaſſer kann gar nicht alle werden!" und er blies eine Blaſe nach der anderen hinaus.

„Da fliegt ein Jahr! Da fliegt ein Jahr! Sieh, wie ſie fliegen!“ ſagte er bei jeder Blaſe, die ſich ablöſte und dahinflog. Ein paar flogen ihm gerade ins Auge, das ſchmerzte und brannte, die Augen thränten ihm.

„Jetzt kann man den Kometen ſehen!“ riefen die Nachbarn. „Kommt doch heraus! Bleibt nicht d'rin ſitzen!“

Und die Mutter ergriff die Hand des kleinen Knaben: er mußte die Thonpfeife hinlegen, das Spiel mit den Seifenblaſen laſſen: der Komet ſei da.

Und der Kleine ſah die leuchtende Feuerkugel mit ihrem ſtrahlenden Schweif; Einige ſagten, der zeige ſich drei Ellen lang, Andere, daß er Millionen Meilen miſſe; man ſieht ſo verſchieden.

„Kinder und Kindeskinder können längſt todt ſein, ehe der ſich wieder zeigt,“ ſagten die Leute.

Die Mehrzahl derjenigen, die das ſagten, waren auch todt und begraben als er ſich wieder zeigte; aber der kleine Knabe, auf welchen der Span im Lichte gezeigt und von welchem die Mutter gemeint, er müſſe bald ſterben, der lebte noch, der war alt und hatte einen ganz weißen Kopf. „Weiße Haare ſind die Blumen des Alters,“ ſagt das Sprichwort, und er hatte viel ſolche Blumen; er war nun ein alter Schulmeiſter.

Die Schulkinder ſagten, er ſei ſo ſehr klug, wiſſe ſo ſehr viel, Geſchichte, Geographie und Alles, was man von den Himmelskörpern weiß. „Es kehrt Alles wieder!“ ſagte er; „merkt Euch nur immer genau die Perſonen und die Begebenheiten, und Ihr werdet ſehen, daß ſie immer wiederkehren; es können Hunderte von Jahren, viele hundert Jahre dazwiſchen liegen, aber dann haben wir die Perſonen wieder in einem anderen Rock, in einem anderen Lande!“

Und der Schulmeiſter hatte dann von Wilhelm Tell erzählt, welcher einen Apfel vom Kopfe ſeines Sohnes wegſchießen mußte, aber, bevor er den Pfeil abſchoß, auf ſeiner Bruſt einen zweiten Pfeil verbarg, um ihn dem böſen Geßler in die Bruſt zu ſchießen. Das ſei in der Schweiz geſchehen, aber viele Jahre vorher geſchah daſſelbe in Dänemark mit Palnatoke; auch er mußte einen Apfel vom Kopfe ſeines Sohnes wegſchießen und auch er verbarg, wie Tell, einen zweiten Pfeil, um ſich zu rächen. Und über tauſend Jahre weiter zurück in der Zeit, wurde dieſelbe Geſchichte, als in Egypten geſchehen, niedergeſchrieben. Eine Geſchichte und doch drei; daſſelbe kehrt wieder und wird wiederkehren grad' wie die Kometen, ſie fahren dahin, verſchwinden, aber ſie kehren wieder.

Und er erzählte von dem Kometen, den man erwartete, dem Kometen, den er als kleiner Knabe geſehen hatte. Der Schulmeiſter wußte von den Himmelskörpern zu erzählen, dachte über ſie nach, aber vergaß deshalb Geſchichte und Geographie nicht.

Seinen Garten hatte er in Geſtalt des däniſchen Landes angelegt. Hier ſtanden Kräuter und Blumen grade wie ſie in den verſchiedenen Gegenden des Landes heimiſch ſind. „Hole mir Erbſen!“ ſagte er, und die holte man ihm denn aus dem Beet, welches die Inſel Lolland vorſtellte: „Hole mir Buchweizen!“ und dann begab man ſich nach der Inſel Langeland. Der prächtige blaue Enzian und das Porſchkraut fand man oben am Skagen, den glänzenden Chriſtdorn bei Silkeborg. Die Städte waren durch Poſtamente angedeutet. Hier ſtand der heilige Canut mit dem Lindwurm, der bedeutete die Stadt Odenſe; Abſalon mit dem Krumſtab bedeutete Sorö; das Schifflein mit den Ruderſtangen war das Zeichen, daß hier die Stadt Aarhuus liege. Aus dem Garten des Schulmeiſters lernte man ſehr gut die Landkarte von Dänemark, mußte aber freilich erſt von ihm belehrt werden, und das war ſehr vergnüglich.

Der Komet ſtand nun zu erwarten, und

von ihm erzählte ,er und erzählte auch das, was die Leute in alten Tagen, als derſelbe zuletzt hier geweſen war, geſagt und geurtheilt hatten. „Das Kometenjahr iſt ein gutes Weinjahr,“ ſagte er, „man kann den Wein mit Waſſer verſetzen, ohne daß es herauszuſchmecken iſt; die Weinhändler ſagt man, lieben die Kometenjahre ſehr!“ Die Luft ſtand ganze vierzehn Nächte und Tage voll Wolken, der Komet war nicht zu ſehen, aber da war er.

Der alte Schulmeiſter ſaß in ſeiner kleinen Kammer, die neben der Schulſtube lag. Die alte Wanduhr aus der Zeit ſeiner Eltern hing im Winkel dort, die ſchweren bleiernen Gewichte hoben ſich weder, noch ſenkten ſich, der Perpendikel regte ſich nicht; der kleine Kuckuck, welcher ehemals zum Vorſchein kam und die Stunden kuckuckte, hatte mehrere Jahre hindurch ſchweigend hinter verſchloſſener Luke geſeſſen, Alles in dem Gehäuſe war ſtumm und ſtill, die Uhr ging nicht mehr; aber das alte Clavier, welches dicht neben der Uhr ſtand, gleichfalls ein Stück von ſeinen Eltern, hatte noch Leben; die Saiten klangen noch, freilich ein wenig heiſer, aber mit den Melodien eines ganzen Menſchenalters. Der alte Mann erinnerte ſich dabei an gar Vieles, Freudiges und Trübes, das während der Reihe von Jahren geſchehen, wo er als Knabe den Kometen ſah, und bis jetzt, wo derſelbe wieder da ſei. Er erinnerte ſich, was die Mutter geſagt hatte, als der Span im Lichte ſtand, er erinnerte ſich der prächtigen Seifenblaſen, die er geblaſen, jede derſelben ſei ein Lebensjahr, habe er geſagt; wie ſtrahlend, wie farbenreich ſeien ſie geweſen! In ihnen habe er alles Schöne und Freudige im Kinderſpiel und Jugendluſt, habe die ganze weite Welt offen im Sonnenſchein, in den er hinaus ſollte, geſchaut. Es waren Zukunft-Blaſen. Als alter Mann vernahm er von den Saiten des Claviers die Melodien verſchwundener Tage, Erinnerungs-Blaſen mit dem Farbenſchein des Gedankens. Hier klang das Stricklied der Großmutter:

„Es hat kein' Amazone
Den erſten Strumpf geſtrickt."

Hier klang das Lied, welches das alte Mädchen im elterlichen Hauſe ihm als Kind vorgeſungen:

„Die Welt iſt voll Gefahren,
Voll Lug und Niedertracht;
Wer noch an jungen Jahren,
Der geb' wohl auf ſich Acht."

Dann tönten Melodien von dem erſten Ball, ein Menuett und ein Molinasky, dann weiche wehmuthsvolle Töne, es traten dem alten Mann

Thränen in die Augen; dann brauſte ein Kriegsmarſch, dann Pſalmengeſang und nun fröhliche Töne, Blaſe auf Blaſe, wie damals, wo er als kleiner Knabe ſie aus dem Seifenſchaum blies.

Seine Augen richteten ſich nach dem Fenſter, eine Wolke draußen am Himmel glitt vorüber und er ſah in die klare Luft hinaus, ſah den Kometen, den ſtrahlenden Kern, den leuchtenden Nebelſchleier.

Ihm war zumuthe, als hätte er ihn den Abend vorher geſehen, und doch lag ein ganzes reiches Menſchenleben zwiſchen der Zeit und jetzt: damals war er ein Kind und erblickte das „Vorwärts“ in den Blaſen, jetzt zeigten dieſelben „rückwärts“. Kindesſinn und Kindesglauben erfüllten ſein Herz, ſeine Augen leuchteten, ſeine Hand ſank auf die Taſten des Claviers nieder; — es klang als zerſpringe eine Saite.

„Kommt doch und ſeht! Der Komet iſt da!“ riefen die Nachbarn, „wie prächtig und klar iſt der Himmel! kommt doch, um recht zu ſehen!“

Der alte Schulmeiſter antwortete nicht, er war abgereiſt, um richtig zu ſehen; ſeine Seele ſchwebte dahin auf größerer Bahn in einem weiteren Raum als der Komet durchfliegt. Und der Komet wurde wieder angeſchaut vom reichen Schloſſe, vom ärmlichen Häuschen aus, die Menſchenmenge auf der Straße und der einſame Wanderer auf weg- und ſtegloſer Haide ſchauten ihn an. Die Seele des alten Schulmeiſters aber wurde von Gott und von ſeinen lieben Vorausgegangenen angeſchaut, nach denen ſie ſich ſehnte.

Sonnenſchein-Geſchichten.

„Jetzt werde ich erzählen!“ ſagte der Wind.

„Nein, erlauben Sie,“ ſagte das Regenwetter, „jetzt iſt die Reihe an mir! Sie haben lange genug an der Straßenecke geſtanden und haben geheult, was Sie heulen konnten!“

„Iſt das der Dank,“ ſagte der Wind, „weil ich Ihnen zur Ehre manchen Regenſchirm umgekippt, ja zerknickt habe, wenn die Leute nichts von Ihnen wiſſen wollten!“

„Ich erzähle!“ ſagte der Sonnenſchein; — „Still!“ und das wurde mit Glanz und Majeſtät geſagt, ſo daß der Wind ſich legte ſo lang er war, aber das Regenwetter ſchüttelte den Wind und ſagte: „Daß wir das ertragen müſſen! Sie bricht immer durch, dieſe Madame Sonnenſchein. Wir wollen ſie nicht anhören! Es iſt der Mühe nicht werth!“

Und der Sonnenſchein erzählte:

„Es flog ein Schwan über das rollende Meer dahin, jede Feder deſſelben leuchtete wie Gold; eine Feder fiel herab auf das große Kaufmannsſchiff, welches mit vollen Segeln vorüber glitt; die Feder fiel auf den Lockenkopf des jungen Mannes, des Beaufſichtigers der Waaren, Supercargo nannten ſie ihn. Die Feder des Glücksvogels berührte ſeine Stirne, wurde zur Schreibfeder in ſeiner Hand und er wurde bald der reiche Kaufmann, der ſich ſchon Sporen von Gold kaufen und eine gold'ne Schüſſel in einen Adelsſchild verwandeln könnte; ich habe den Schild beſchienen!“ ſagte der Sonnenſchein.

Der Schwan flog über die grüne Wieſe dahin, wo der kleine Schafhüter, ein Knabe von ſieben Jahren, ſich in den Schatten des alten einzigen Baumes hingeſtreckt hatte. Und der Schwan in ſeinem Fluge küßte ein Blatt des Baumes, und das Blatt fiel herab in die Hand des Knaben, und dieſes eine Blatt wurde zu dreien, wurde zu zehn Blättern, wurde zu einem ganzen Buch, und der Knabe las in demſelben von den Wunderwerken der Natur, von der Mutterſprache, von Glauben und Wiſſen. Wenn er ſchlafen ging legte er das Buch unter ſeinen Kopf, damit er nicht vergeſſen möchte, was er geleſen, und das

Buch trug ihn auf die Schulbank und zu dem Tiſche des Gelehrten. Ich habe ſeinen Namen unter denen der Gelehrten geleſen!“ ſagte der Sonnenſchein.

Der Schwan flog in die Waldeinſamkeit, ruhte ſich dort aus auf den ſtillen dunkeln Seen, wo die Waſſerlilien blühen, wo die wilden Waldäpfel wachſen, und des Kuckucks und der Waldtaube Heimath iſt.

Eine arme Frau las dort Reißig auf; herabgefallene Baumzweige, die ſie in einem Bündel auf ihrem Rücken trug, ihr Kind trug ſie an der Bruſt, und ſo wanderte ſie ihren Weg nach Hauſe. Sie ſah den goldenen Schwan, den Glücksſchwan, ſich von dem ſchilfbewachſenen Ufer emporſchwingen. Was glänzte dort? — Ein goldiges Ei; es war noch warm. Sie legte es an ihre Bruſt und es blieb warm, das Ei hatte gewiß Leben. Ja, es tickte hinter der Schale; ſie fühlte das und glaubte, es ſei ihr eigenes Herz, welches klopfte.

Zu Hauſe in ihrem ärmlichen Stübchen, nahm ſie das Goldei hervor. Tick—tick! ſagte es, als ſei es eine köſtliche goldene Uhr, aber es war ein Ei mit lebendigem Leben. Das Ei platzte, ein kleines Schwanenjunges, wie aus dem reinſten Gold, ſteckte das Köpfchen hervor; das Junge hatte vier Ringe um den Hals, und da die arme

Frau grade vier Knaben, drei zu Hauſe und den vierten, den ſie bei ſich in der Waldeinſamkeit getragen, hatte, ſo begriff ſie ſogleich, daß hier ein Ring für jedes der Kinder ſei, und indem ſie das begriff, flog der kleine Goldvogel davon.

Sie küßte jeden Ring, ließ jedes der Kinder einen von den Ringen küſſen, legte dieſen an das Herz des Kindes und ſteckte ihn an ſeinen Finger.

„Ich ſah dies Alles,“ ſagte der Sonnenſchein, „ich ſah auch was darauf geſchah.“

Der eine Knabe ſetzte ſich an den Lehmgraben, nahm einen Klumpen Lehm zur Hand, drehte und formte ihn mit den Fingern, und es wurde eine Jaſon-Geſtalt daraus, die, welche den goldenen Vließ geholt hatte.

Der zweite der Knaben lief ſogleich auf die Wieſe hinaus, wo Blumen in allen denkbaren Farben ſtanden; er pflückte eine Hand voll, drückte ſie, daß der Saft ihm in die Augen ſpritzte und den Ring benetzte; es kribbelte und krabbelte in Gedanken und in der Hand, und nach Jahren und Tagen ſprach die große Stadt von dem großen Meiſter.

Der dritte der Knaben hielt den Ring ſo feſt in ſeinem Mund, daß er Klang und Wiederhall vom Herzboden gab; Gefühle und Gedanken ſtiegen empor in Tönen, ſtiegen empor wie ſingende Schwäne, tauchten wie Schwäne hinab in den tiefen See, den tiefen See der Gedanken; er wurde ein Meiſter der Töne, jedes Land kann nun ſagen: „mir gehört er an!“

„Der vierte Kleine, ja der war nun der Zurückgeſetzte; er habe den Pips, ſagten die Leute, er müſſe Pfeffer und Butter haben, wie die kranken Hühner, geſchmiert werden — und das meinten ſie nun in ihrem Sinne; und Schmiere bekam er, aber von mir bekam er einen Sonnenſchein-Kuß!“ ſagte der Sonnenſchein; „er bekam zehn Küſſe für einen. Er war eine Dichter-Natur, er wurde geliebtoſt und geküßt; aber den Glücksring hatte er vom goldenen Schwan des Glücks. Seine Gedanken flogen aus wie ſingende Schmetterlinge, der Unſterblichkeit Symbol.“

„Das war eine lange Geſchichte!“ ſagte der Wind.

„Und langweilig!“ ſagte das Regenwetter; „blaſe mich an, daß ich mich wieder erhole!“

Und der Wind blies und der Sonnenſchein erzählte:

„Der Glücksſchwan flog über den tiefen Meerbuſen dahin, wo die Fiſcher ihr Garn ausgeworfen hatten. Der ärmſte derſelben dachte daran, ſich zu verheirathen, und er heirathete.

Ihm brachte der Schwan ein Stück Bernſtein, und der Bernſtein zieht an, er zog die Herzen an's Haus heran. Bernſtein iſt die ſchönſte Räucherung. Es kam ein Duft ins Haus wie aus der Kirche, ein Duft wie aus der Natur Gottes. Er und die Seinen empfanden ſo recht das Glück des häuslichen Lebens, Zufriedenheit in kleinen Verhältniſſen, und ihr Leben geſtaltete ſich deshalb auch zu einer ganzen Sonnenſchein-Geſchichte.“

„Brechen wir aber jetzt ab!“ ſagte der Wind. „Nun hat der Sonnenſchein lange genug erzählt. Ich habe mich gelangweilt!“

„Ich auch!“ ſagte das Regenwetter.

Was ſagen nun wir Anderen, die wir die Geſchichten gehört haben?

Wir ſagen: „Nun ſind ſie aus!“

Der Theetopf.

Es war einmal ein ſtolzer Theetopf, ſtolz auf ſein Porzellan, ſtolz auf ſeinen langen Guß, ſtolz auf ſeinen breiten Henkel; er hatte 'was vorne und hinten, den Guß vorne und den Henkel hinten, und davon ſprach er; aber er ſprach nicht von ſeinem Deckel, der war geborſten und genietet, hatte Mängel, und von ſeinen Mängeln ſpricht man nicht gern, das thun ſchon Andere. Die Taſſen, die Sahne- und Zuckerſchale, das ganze Theeſervice würde ſchon mehr an die Gebrechlichkeit des Deckels als an den guten Henkel und den ausgezeichneten Guß denken und auch von ihnen reden, das wußte der Theetopf.

„Ich kenne ſie!“ ſprach er in ſich hinein; „ich kenne auch meinen Mangel und ich erkenne ihn, darin liegt meine Demuth, meine Beſcheidenheit: Mängel haben wir Alle, aber man hat denn auch Begabung. Die Taſſen bekamen einen Henkel, die Zuckerſchale einen Deckel; ich bekam nun beides und noch eins voraus, das die Anderen niemals erhalten, ich bekam einen Guß und das macht mich zur Königin auf dem Theetiſch. Der Zuckerſchale und dem Sahnentopf wurde es vergönnt, die Dienerinnen des Wohlgeſchmacks zu ſein, aber ich bin die Spenderin, die Waltende, ich verbreite den Segen unter die durſtige Menſchheit, in meinem Innern werden die chineſiſchen Blätter in dem geſchmackloſen kochenden Waſſer verarbeitet.“

Dieſes Alles ſprach der Theetopf in ſeiner muthigen Jugendzeit. Er ſtand auf dem gedeckten Tiſch, er wurde von der feinſten Hand gehoben;

aber die feinſte Hand war linkiſch, der Theetopf fiel. Der Guß knickte ab, der Henkel knickte ab, der Deckel iſt nicht der Rede werth, von dem iſt genug geſprochen; der Theetopf lag ohnmächtig auf dem Fußboden, das kochende Waſſer ſtrömte aus ihm heraus. Es war ein derber Stoß, den er bekam, und das Traurigſte war, daß die Leute lachten, ſie lachten über den Theetopf und nicht über die linkiſche Hand.

„Die Erinnerung daran kriege ich nun nie und nimmer aus mir heraus!“ ſagte der Theetopf, wenn er ſpäter ſeinen Lebenslauf ſich ſelber erzählte. „Man hieß mich Invalide, ſtellte mich in einen Winkel und ſchenkte mich Tags darauf einer armen Frau, die um Bratenfett bettelte; ich gerieth in die Schichten der Armuth hinab, ſtand ſprachlos da, aber wie ich da ſtand, begann mein beſſeres Leben; die urſprüngliche Beſtimmung wird durch die Ereigniſſe oft in ganz andere Bahnen gelenkt. Es wurde Erde in mich hineingethan; das iſt für einen Theetopf daſſelbe als begraben zu werden; aber in die Erde wurde eine Blumenzwiebel gelegt; wer ſie einlegte, wer ſie hergab, das weiß ich nicht, hergegeben wurde ſie, ein Erſatz für die chineſiſchen Blätter und das kochende Waſſer, ein Erſatz für den abgebrochenen Henkel und den Guß. Und die Zwiebel lag in der Erde, lag in mir, ſie wurde mein Herz, mein lebendiges Herz, ein ſolches hatte ich vordem niemals gehabt. Es war Leben in mir, Kraft und Kräfte; der Puls ſchlug, die Zwiebel keimte, ſie war nahe daran von Gedanken und Gefühlen geſprengt zu werden; dieſe brachen hervor in einer Blume; ich ſah dieſelbe, ich war ihre Trägerin, ich vergaß meiner ſelbſt in ihrer reizenden Schönheit; herrlich iſt es, ſich ſelbſt in Anderen zu vergeſſen! Die Blume bedankte ſich aber nicht bei mir, ſie dachte nicht an mich; — ſie wurde bewundert und mit Lob überſchüttet. Ich freute mich gar ſehr darüber, wie erfreut mußte ſie davon nicht ſein! Eines Tages hörte ich, wie man ſagte, daß ſie einen beſſeren Topf verdiene. Man ſchlug mich mitten entzwei; das that fürchterlich weh; aber die Blume gelangte in einen beſſeren Topf, — und ich wurde in den Hofraum geworfen und liege noch dort wie eine alte Scherbe, — aber ich habe die Erinnerung, die kann ich nicht verlieren.“

Das Petermännchen und die Madame.

Das Petermännchen kennſt Du, aber kennſt Du die Madame, die Gärtnermadame? Sie war beleſen, ſagte Verſe auswendig her, ja ſchrieb ſelbſt mit Leichtigkeit Verſe, nur der Reim, „das Zuſammenſchmieden,“ wie ſie es nannte, machte ihr ein wenig Mühe. Sie hatte Schreibegabe und Redegabe, ſie hätte ſehr gut Prediger, wenigſtens Predigerfrau ſein können.

„Wie reizend iſt die Erde in ihrem Sonntagsrock!“ ſagte ſie, und den Gedanken hatte ſie in Styl geſetzt und „zuſammengenietet,“ ein Lied gar ſchön und lang daraus gemacht.

Der Seminariſt, Herr Kiſſerup, der Name thut nichts zur Sache, ein Schweſterkind, beſuchte die Gärtnerfamilie; er hörte die Madame das Gedicht herſagen, und es thäte ihm ordentlich wohl, ſagte er, wäre ſo wohlthuend für ſein Herz. „Sie haben Geiſt, Madame,“ ſagte er.

„Dummes Zeug!“ ſagte der Gärtner, „rede ihr ſo was nicht ein! eine Frau ſoll Körper ſein, anſtändiger Körper, und auf ihren Kochtopf paſſen, damit das Eſſen nicht anbrennt.“

„Das Angebrannte nehme ich fort mit glühender Holzkohle!“ ſagte die Madame, „und bei Dir nehme ich es fort mit einem Kuß. Sollte man doch meinen, Du hätteſt nur Sinn für Kohl und Kartoffel, und doch liebſt Du die Blumen!“ Und ſo küßte ſie ihn. „Die Blumen ſind der Geiſt!“ ſagte ſie.

„Paſſe Du auf Deinen Topf," ſagte er und ging in den Garten hinaus, der war ſein Topf, und auf den paßte er.

Aber der Seminariſt blieb bei der Madame ſitzen und ſprach mit ihr. Ihre ſchönen Worte: „Die Erde iſt reizend!" gab ihm Veranlaſſung gleichſam zu einer ganzen Predigt, die er in ſeiner Weiſe hielt.

„Die Erde iſt reizend, macht ſie Euch unterthänig," wurde geſagt, „und wir ſind die Herrſchaft geworden. Einer iſt es durch den Geiſt, ein Anderer durch den Körper. Einer wurde in die Welt geſetzt wie ein Ausrufungszeichen des Erſtaunens, ein Anderer wie ein Gedankenſtrich, ſo daß man wohl fragen kann, was ſollte der hier. Einer wird Biſchof, ein Anderer nur ein armer Seminariſt, aber Alles iſt weiſe. Die Erde iſt reizend und iſt immer im Sonntagsſtaat! das ſei ein gedankenerweckendes Gedicht, das Gedicht der Madame, voll Gefühl und Geographie!"

„Sie haben Geiſt, Herr Kiſſerup!" ſagte die Madame, „viel Geiſt, das verſichere ich Ihnen! Wenn man mit Ihnen ſpricht, bekommt man Klarheit über ſich ſelbſt."

Und ſo ſprachen die beiden weiter, gleich ſchön und gleich gut; aber in der Küche war auch Einer, der da ſprach, es war das Petermännchen, das kleine graugekleidete Männchen mit der rothen Spitzmütze. Du kannſt ihn ſehen. Das Petermännchen ſaß in der Küche und machte den Topfgucker, er ſprach, aber Niemand außer der großen ſchwarzen Miezekatze, dem Sahnendieb, wie die Madame ſie nannte, hörte ihn.

Das Petermännchen war nicht wenig erboſt auf die Madame, denn ſie glaubte gar nicht an das Daſein des Männchens, und das wußte es; zwar hatte ſie den kleinen Mann niemals geſehen, allein ſie müſſe doch, ſie, die ſo beleſen, wiſſen, daß er exiſtire und ihm dann auch eine kleine Aufmerkſamkeit erzeigen. Es fiel ihr aber niemals ein, ihm am Weihnachtsabend ſo viel wie einen Löffel voll Milchreis hinzuſtellen; das hatten doch alle ſeine Vorväter erhalten und dazu von Madamen, die gar nicht beleſen waren. Der Reis hatte in Butter und Sahne geſchwommen. Die Katze wurde ganz naß um den Bart, blos vom Anhören.

„Sie nennt mich einen Begriff!“ ſagte das Petermännchen, „das überſteigt alle meine Begriffe. Sie verleugnet mich ja, das habe ich beim Horchen erfahren, und jetzt habe ich wieder einmal gehorcht. Sie ſitzt und plaudert mit dem Seminariſten, dem Kinderwärter. Ich ſage mit dem Gärtner: Paſſe Du auf Deinen Kochtopf! Das thut ſie aber nicht; jetzt werde ich den Topf zum Ueberkochen bringen!"

Und das Petermännchen blies ins Feuer hinein und es loderte hell auf. Schruh—ſchruh—ſchrumm! da kocht der Topf über.

„Nun werde ich Löcher in die Strümpfe des Gärtners bohren!" ſagte das Männchen, „ich werde ein großes Loch in Zeh und Hacke ausfaſern, dann giebt es 'was zuzuſtopfen, wenn ſie nicht wieder dichten muß. Dichte-Madame! Stopfe Du die Strümpfe!"

Die Katze nießte dabei, ſie hatte ſich erkältet, trotzdem ſie immer im Pelzwerk einherging.

„Ich habe die Speiſekammerthüre aufgeſchloſſen," ſagte das Petermännchen, „dort ſteht abgekochte Sahne, ſo dick wie Mehlpappe, wenn Du nicht naſchen willſt, ſo will ich."

„Muß ich die Schuld und die Schläge haben, ſo laß mich auch die Sahne naſchen," ſagte die Katze.

„Ja, iß nur Deine Schlagſahne," ſagte das Petermännchen. „Jetzt gehe ich aber in das Zimmer des Seminariſten, hänge ſeine Hoſenträger an den Spiegel und ſtecke ſeine Strümpfe in das Waſchbecken, dann glaubt er, der Punſch iſt zu ſtark, und er duſelig geweſen. Dieſe Nacht ſaß ich auf dem Holzſchicht neben der Hundehütte, es macht mir viel Vergnügen den Kettenhund zu ärgern; ich ließ meine Beine hangen und bammeln, der Hund konnte ſie nicht erreichen, wie hoch er auch ſprang; das ärgerte ihn, er bellte und bellte, ich bammelte und bammelte, das war ein Spectakel! Der Seminariſt erwachte dabei, ſtand drei Mal auf und guckte durch das Fenſter, aber er ſah mich nicht, ungeachtet er die Brille aufhatte; er ſchläft auch mit der Brille auf.“

„Sage miau, wenn die Madame kommt!“ ſagte die Katze. „Ich höre nicht ſcharf, ich bin heute krank.“

„Du biſt naſchkrank!“ ſagte das Petermännchen, „naſche nur! naſche die Krankheit weg! Aber wiſche Dir den Bart ab, daß die Sahne nicht hängen bleibt. Jetzt lege ich mich auf's Horchen.“

Und das Petermännchen ſtellte ſich an die Thür und die Thür war angelehnt, es war Niemand in der Stube außer der Madame und dem Seminariſten; ſie ſprachen von dem, was der Seminariſt ſo ſchön dasjenige nannte, welches man in jedem Haushalt über Töpfe und Teller ſetzen müſſe: die Geiſtesgaben.

„Herr Kiſſerup!“ ſagte die Madame, „jetzt werde ich Ihnen bei dieſer Gelegenheit Etwas zeigen, was ich noch nie irgend einer menſchlichen

Seele gezeigt habe, am allerwenigſten einem Manne, ich werde Ihnen meine Gedichtchen zeigen, einige ſind freilich ein wenig lang; ich habe ſie „Widmungen einer germaniſchen Frau“ genannt, ich liebe die uralten Wörter ſo ſehr!“

„Ja, die muß man auch lieben, man muß die Fremdwörter aus der Sprache ausmerzen.“

„Das thue ich auch,“ ſagte die Madame, „niemals werden Sie mich „Papa“ oder „amüſiren“ ſagen hören, ich ſage Kindesvater und vergnügen.“

Und nun nahm ſie aus einem Kaſten ein Schreibebuch mit grünem Umſchlag und zwei Dintenkleckſen hervor.

„In dem Buche iſt viel Ernſt enthalten!“ ſagte ſie. „Ich habe am ſtärkſten Empfindung nach dem Traurigen. Hier iſt nun „Der Seufzer in der Nacht,“ „Meine Abendröthe,“ und „Als ich Klemm kriegte,“ meinen Mann nämlich„ nun das können Sie überſpringen, ungeachtet es gefühlt und gedacht iſt. „Die Pflichten der Hausfrau“ iſt das beſte Stück; alle ſehr traurig; darin habe ich meine Befähigung. Nur ein einziges Stück iſt ſcherzhaft, es ſind fröhliche Gedanken, wie man ſie ja auch zuweilen haben kann, Gedanken von — ja, Sie dürfen mich nicht auslachen! — Gedanken, daß ich eine Dichterin bin;

nur ich ſelbſt und meine Kaſten kennen das Alles, und jetzt auch Sie, Herr Kiſſerup! Ich liebe die Poeſie, ſie kommt ſo über mich, neckt mich und ſchaltet und waltet wie ein Herrſcher. Das habe ich ausgeſprochen mit der Ueberſchrift: „Das Petermännchen!“ Sie kennen ſchon den alten Bauernglauben vom Petermännchen, das im Hauſe immer ſein neckiſches Spiel treibt; ich habe mir gedacht, ich ſelbſt ſei das Haus und die Poeſie, das Gefühl in mir, der Geiſt, der regiert, ſei das Petermännchen; deſſen Macht und Größe habe ich nun beſungen im „Petermännchen!“ — Aber Sie müſſen mir mit Hand und Mund verſprechen, es niemals weder an meinen Mann, noch an ſonſt Jemanden zu verrathen. Bitte, leſen Sie es laut, damit ich höre, ob Sie meine Schrift verſtehen.“

Und der Seminariſt las und die Madame hörte zu, und das Petermännchen hörte zu, es horchte, wie Du weißt, und war gerade in dem Augenblicke hinzugekommen, als die Ueberſchrift: „Das Petermännchen“ geleſen wurde.

„Das geht ja mich an!“ ſagte das Männchen. „Was mag ſie von mir geſchrieben haben? Ja, ich werde ſie, ich werde ihr die Eier, die Hühner ſtipitzen, dem Kalb das Fett abjagen! Sieh' mal an, dieſe Madame!“

Und er horchte und ſpitzte den Mund und machte lange Ohren; aber allmälig, je nachdem er von der Herrlichkeit und Macht, von der Herrſchaft des Petermännchens über die Madame hörte — es war, wie Du weißt, die Dichtkunſt, die ſie meinte, aber das kleine Männchen nahm das alles wörtlich und bezog es auf die Ueberſchrift — lächelte es immer mehr, die Augen glänzten ihm vor Freude, es zeigte ſich gleichſam ein vornehmer Zug in ſeinen Mundwinkeln, es hob die Ferſen empor, ſtand auf den Zehen, wurde einen ganzen Zoll höher als vorher, es war entzückt über das, was von dem Petermännchen geſagt wurde.

„Die Madame hat Geiſt und viel Bildung! Wie habe ich der Frau Unrecht gethan! Sie hat mich in ihre „Nietungen“ geſetzt, die werden gedruckt und geleſen werden! Jetzt ſoll die Katze ihre Sahne nicht ſchlabbern, das werde ich ſelber thun! Einer ſchlabbert weniger als zwei, das iſt immerhin eine Erſparniß, und das will ich auch einführen, will die Madame achten und ehren!“

„Ganz wie ein Menſch iſt das Petermännchen!“ ſagte die alte Katze. „Ein ſüßes Miau von der Madame, ein Miau von ihm ſelbſt, und ſogleich wechſelt er den Sinn. Die Madame hat's hinter den Ohren!“

Aber ſie hatte es nicht hinter den Ohren, es war das Petermännchen, das war wie ein Menſch.

Wenn Du die Geſchichte nicht recht verſtehſt, ſo frage, aber frage das Petermännchen nicht, auch nicht die Madame.

Der Urgroßvater.

Der Urgroßvater war ein gar lieber, kluger und guter Mann; wir alle ſchauten immer zu ihm hinauf; er wurde früher, ſo weit ich mich zurück zu erinnern vermag, Großvater genannt, als aber das Söhnchen meines Bruders Friedrich in die Familie kam, avancirte er zum Urgroßvater; höher hinauf zu avanciren würde er nicht erleben können. Er hatte uns Alle ſo recht innig lieb, aber unſere Zeit mochte er nicht ſo recht lieb haben: „Alte Zeit, gute Zeit!“ ſagte er; „ſie war ruhig und ſolide war ſie! Jetzt iſt immer ſo ein Galoppiren und Alles wird um und um gekehrt. Die Jugend führt das Wort, ſpricht von den Königen gar, als ſeien ſie ihres Gleichen. Jeder Pflaſtertreter taucht ſeinen Wiſch in den Schlamm und Koth und ringt ihn über dem Kopf eines Ehrenmannes aus!“

Wenn der Urgroßvater ſo ſprach, wurde er dabei ganz roth im Geſicht; aber es währte nicht lange, ſo kam ſein gewöhnliches freundliches Lächeln wieder zum Vorſchein und mit demſelben die Worte: „Nun, ja! vielleicht irre ich mich in Etwas! Ich ſtehe in alter Zeit und vermag nicht ſo recht feſten Fuß in der neuen zu faſſen; der liebe Gott lenke ſie!“

Wenn der Urgroßvater von der alten Zeit ſprach, war mir zu Muthe, als käme ſie zu mir zurück. In Gedanken fuhr ich dann in vergoldeter Karoſſe mit Heiduck, ſah wie die Zünfte die Schilder der Obermeiſter in Aufzügen mit Muſik und Fahnen den neugewählten Obermeiſtern zutrugen, glaubte mich plötzlich verſetzt in die luſtigen Weihnachtsſtuben mit Pfänderſpiel und Mummenſchanz. Freilich hatte auch die Zeit vieles, was häßlich und gräulich war: Feuer und Rad und Blutvergießen, aber all das Gräuliche hatte zugleich etwas Lockendes und Weckendes an ſich. Ich mußte an die däniſchen Edelleute denken, die den Bauer frei gaben und an den däniſchen Kronprinzen, der den Sclavenhandel verbot.

Es war zu ſchön, wenn Urgroßvater hiervon erzählte, wenn er von ſeinen Jugendtagen erzählte; aber die noch frühere Zeit, die war doch die allerſchönſte, ſo kräftig, ſo groß.

„Roh war ſie!“ ſagte Friedrich. „Gottlob, daß wir über ſie hinaus ſind!“ und das ſagte er dem Urgroßvater gradaus. Das ſchickte ſich nicht, und doch hegte ich großen Reſpect vor Friedrich; er war mein älteſter Bruder, er könnte mein Vater ſein, ſagte er; er ſprach überhaupt viel Sonderbares. Er war Student geweſen und zwar ein tüchtiger Student, und darauf war er als Comptoiriſt in das Geſchäft des Vaters eingetreten, und war im Comptoir ſo flink, daß er bald Antheil an dem Geſchäft bekommen hatte. Er war Derjenige, mit welchem der Urgroßvater ſich am meiſten einließ, aber ihre Geſpräche arteten immer in Disputiren aus. Die Beiden verſtanden ſich nicht und würden ſich niemals verſtehen lernen, ſagte die ganze Familie, aber wie klein ich auch war, ſo hatte ich doch bald heraus, daß die Beiden einander nicht entbehren konnten.

Der Urgroßvater lauſchte mit funkelnden Blicken, wenn Friedrich von Fortſchritten der Wiſſenſchaft, von Entdeckungen von Naturkräften, von all dem Merkwürdigen, was ſich in unſerer Zeit ereignete, erzählte oder vorlas.

„Die Menſchen werden klüger, aber nicht beſſer!“ ſagte alsdann der Urgroßvater. „Sie erfinden die entſetzlichſten Zerſtörungswaffen gegen einander.“

„Um ſo ſchneller iſt der Krieg vorüber!“ ſagte Friedrich: „man braucht keine ſieben Jahre auf die Segnungen des Friedens zu warten! Die Welt iſt vollblütig, ſie muß dann und wann einen Aderlaß haben, das iſt nothwendig!“

Eines Tages erzählte Friedrich von Etwas, was ſich wirklich in unſerer Zeit in irgend einem kleinen Staate zugetragen hatte. Die Uhr des Bürgermeiſters, die große Uhr am Rathhauſe, gab die Zeit an für die Stadt und die Leute; die Uhr ging nicht ganz richtig, aber die ganze Stadt richtete ſich doch nach derſelben. Endlich wurden auch Eiſenbahnen durch das Ländchen geführt, und da dieſe in Verbindung mit den Bahnen aller anderen Länder ſtehen, ſo muß man die Zeit genau wiſſen, ſonſt läuft man an. Die Eiſenbahn bekam ihre nach der Sonne geſtellte Uhr, die ging richtig, die des Bürgermeiſters nicht, und nun richteten ſich alle Leute der Stadt nach der Eiſenbahn-Uhr.

Ich lachte und fand die Geſchichte höchſt vergnüglich, allein der Urgroßvater lachte nicht, er wurde ganz ernſt.

„Es liegt nicht wenig in dem, was Du da erzählſt,“ ſagte er, und ich verſtehe auch ganz gut Deine Gedanken, indem Du es mir erzählſt. Es ſteckt eine Lehre in Deinem Uhrwerk. Mir kommt durch daſſelbe ein anderes in den Sinn, nämlich die alte einfache Bornholm'ſche Wanduhr meiner Eltern, mit den bleiernen Gewichten. Sie war der Zeitmeſſer meiner und auch ihrer Kindheit; ſie ging zwar nicht grade ſehr genau, aber ſie ging, und wir blickten zu dem Zeiger hinauf, und an den glaubten wir und dachten nicht an die Räder, die inwendig ſaßen. So war damals auch die Staatsmaſchine, man blickte ſie getroſt an und vertraute dem Zeiger. Heut zu Tage iſt die Staatsmaſchine wie ein Uhrwerk von Glas geworden und man kann gradezu in die Maſchinerie hineinſchauen, die Räder ſich drehen und ſchwingen ſehen, es wird Einem ganz ängſtlich zu Muthe wegen dieſes Zapfens und jenes Rads! Wie wird das mit dem Stundenzeiger werden, denke ich, und bin um den Glauben meiner Kindheit gekommen. Das iſt die Gebrechlichkeit der Gegenwart!"

Und in ſolcher Weiſe ſprach der Urgroßvater ſich ganz in Zorn hinein. Er und Friedrich vertrugen ſich eigentlich nicht, aber ſich trennen konnten ſie auch nicht, grade wie die alte und die neue Zeit! — das erfuhren ſie Beide und die ganze Familie, als Friedrich reiſen, weit fort, nach Amerika reiſen ſollte. Die Reiſe mußte in Angelegenheiten des Geſchäfts unternommen werden. Dem Urgroßvater wurde der Abſchied ſehr ſchwer, und die Reiſe war ſo weit, ganz über das Weltmeer zu einem anderen Theile des Erdballs.

„Alle vierzehn Tage wirſt Du einen Brief von mir haben!“ ſagte Friedrich, „und ſchneller als durch alle Briefe wirſt Du durch den Telegraphendraht von mir hören können; durch denſelben werden die Tage zu Stunden, die Stunden zu Minuten!“

Und durch den Telegraphendraht kam Gruß von Friedrich als er in England an Bord des Schiffes ging. Früher als durch einen Brief, ſelbſt wenn die dahinfliegenden Wolken den Briefträger abgegeben hätten, kam ein Gruß aus Amerika, als Friedrich dort ans Land geſtiegen war, wenige Stunden nachdem er den amerikaniſchen Boden betreten hatte.

„Es iſt doch ein wahrer Gottesgedanke, der unſerer Zeit vergönnt worden iſt!“ ſagte der Urgroßvater, „ein wahrer Segen für die Menſchheit!“

„Und in unſerem Lande wurden dieſe Naturkräfte erſt verſtanden und ausgeſprochen, hat Friedrich mir geſagt.“

„Ja,“ ſagte der Urgroßvater und küßte mich. „Ja, und ich habe in die ſanften Augen geſchaut, die zuerſt dieſe Naturkraft ſahen, verſtanden; es waren Kinderaugen wie die Deinen, und ich habe die Hand des Meiſters gedrückt!“ Und Urgroßvater küßte mich wieder.

Ueber ein Monat war verſtrichen als eines Tages ein Brief von Friedrich uns benachrichtigte, daß er ſich mit einem jungen ſchönen Mädchen verlobt habe, an dem ganz gewiß die ganze Familie ihre Freude haben würde. Eine Photographie von ihr war beigelegt und wurde mit bloßen Augen und auch mit Vergrößerungsglas beſehen, denn das iſt das Schöne bei den Bildern, daß ſie es vertragen können, durch die allerſchärfſten Gläſer geſehen zu werden, ja daß alsdann die Aehnlichkeit noch mehr hervortritt. Das hat kein Maler zu Stande gebracht, ſelbſt die Allergrößten in alten Zeiten nicht.

„Hätte man doch damals die Erfindung gekannt!“ ſagte Urgroßvater, „dann könnten wir jetzt die Wohlthäter und großen Männer der Welt von Angeſicht zu Angeſicht ſehen! — Wie das Mädchen hier doch fromm und gut ausſieht!“ ſagte er und betrachtete das Portrait durch das Vergrößerungsglas. „Ich kenne ſie jetzt, wenn ſie zur Thür eintritt.“

Aber das wäre beinahe niemals geſchehen; glücklicherweiſe erfuhren wir erſt von der Gefahr, als ſie vorüber war.

Die jungen Neuvermählten erreichten fröhlich und wohlbehalten England, von dort wollten ſie mit einem Dampfſchiff nach Kopenhagen reiſen. Sie erblickten ſchon die däniſche Küſte, die weißen Sanddünen von Weſtjütland; da erhob ſich ein Sturm, das Schiff ſtieß gegen eins der Riffe an und ſaß feſt; die See ging hoch und drohte das Fahrzeug zu zerſchellen; kein Rettungsboot vermochte thätig zu ſein; die Nacht brach an, aber durch die Finſterniß fuhr nun eine leuchtende Rakete von der Küſte aus über das auf dem Felſen feſtſitzende Schiff; die Rakete warf ein Tau über das Schiff hin, die Verbindung zwiſchen Denjenigen draußen und Denjenigen auf dem Lande war angeknüpft und bald zog man in dem Rettungskorb, durch die ſchwer rollenden Wogen ein junges, blühendes, lebendes Weib, und unendlich erfreut und glücklich war es, als der junge Gatte neben ihm auf dem Lande ſtand. Alle Menſchen am Bord wurden gerettet, ehe es noch heller Morgen war.

Wir in Kopenhagen lagen unterdeſſen im ſüßen Schlaf, dachten weder an Kummer noch Gefahr. Als wir aber zum Morgenkaffee um den Tiſch verſammelt waren, kam uns ein Gerücht zu Ohren, durch ein Telegramm gebracht, von dem Untergang eines engliſchen Dampfſchiffes an der Weſtküſte. Wir geriethen in große Herzensangſt, aber im Verlauf derſelben Stunde kam an uns ſelbſt ein Telegramm von den geretteten lieben Zurückgekehrten, von Friedrich und ſeiner jungen Frau, die bald bei uns ſein würden.

Alle weinten; auch ich weinte, und Urgroßvater weinte, faltete die Hände und — ich bin deſſen ganz gewiß — ſegnete die neue Zeit.

An dieſem Tage ſchenkte Urgroßvater Zweihundert Reichsthaler zu dem Monument für Hans Chriſtian Oerſted.

Als Friedrich mit ſeiner jungen Frau ankam und dies erfuhr, ſagte er: „Das haſt Du recht gethan, Urgroßvater! Jetzt werde ich Dir auch vorleſen, was Oerſted ſchon vor vielen Jahren von der alten Zeit und von unſerer Zeit ſchrieb!“

„Er war wohl Deiner Anſicht?“ ſagte Urgroßvater.

„Ja, das verſteht ſich!“ antwortete Friedrich, „und Du biſt es ja auch, Du haſt ja zu ſeinem Monument beigetragen!“

Wer war die Glücklichſte?

„Welche wunderſchöne Roſen!“ ſagte der Sonnenſchein. „Und jede Knospe wird aufblühen und eben ſo ſchön werden. Die ſind meine Kinder! Ich habe ſie ins Leben geküßt!"

„Es ſind meine Kinder!" ſagte der Thau. „Ich habe ſie mit meinen Thränen genährt."

„Ich ſollte doch meinen, daß ich ihre Mutter bin!" ſagte der Roſenſtrauch. „Ihr Anderen ſeid nur die Gevattern, welche nach Kräften und gutem Willen ihre Pathengeſchenke brachten."

„Meine wunderſchönen Roſenkinder!" ſagten ſie alle Drei und wünſchten jeder Blüthe das größte Glück; aber nur Eine konnte die Glücklichſte und Eine mußte die am wenigſten Glückliche werden, aber welche von ihnen?

„Das werde ich auskundſchaften!" ſagte der Wind. „Ich jage weit umher, dringe durch die engſten Spalten, weiß Beſcheid außen und innen."

Jede der aufgeblühten Roſen hörte, was geſagt wurde, jede ſchwellende Knospe vernahm es.

Da ſchritt durch den Garten eine trauererfüllte, liebevolle Mutter in Schwarz gehüllt; ſie brach eine der Roſen, die halb aufgeblüht, friſch und gefüllt war und ihr die Schönſte von allen zu ſein ſchien. Sie brachte die Blume in die ſtille dumpfe Kammer, wo vor wenigen Tagen noch die junge, lebensfrohe Tochter ſich rüſtig bewegte, jetzt aber wie ein ſchlafendes Marmorbild in dem ſchwarzen Sarge ausgeſtreckt lag.

Die Mutter küßte die Todte, küßte darauf die halbaufgeblühte Roſe und legte ſie an die Bruſt des jungen Mädchens, als wenn ſie durch ihre Friſche und durch den Kuß einer Mutter das Herz wieder zum Schlagen zu bringen vermöchte.

Es war als ſchwellte die Roſe auf; jedes Blatt bebte in ſinniger Freude: „Welcher Weg der Liebe ward mir vergönnt! Ich werde wie ein Menſchenkind, mir wird der Kuß einer Mutter, das Wort des Segens zu Theil, und ich gehe mit hinein in das unbekannte Reich, träumend an der Bruſt der Todten! Gewiß, ich wurde die Glücklichſte von allen meinen Schweſtern!“

Im Garten, wo der Roſenſtrauch ſtand, ging die alte Frau, welche das Unkraut aus Beeten und Gängen ausjätete; auch ſie betrachtete die Herrlichkeit des Strauches und lenkte ihre Blicke auf die größte vollaufgeblühte Roſe. Noch ein Thautropfen und ein warmer Tag, ſo würden die Blätter fallen, das ſah die Frau, fand, daß die Roſe den Zauber ihrer Schönheit ſchon geſpendet, und meinte, daß ſie nunmehr auch Nutzen bringen müſſe. Und deshalb brach ſie die Roſe ab und wickelte ſie in ein Stückchen Zeitungspapier; ſie ſollte mit nach Hauſe zu den anderen abgeblätterten Roſen und mit ihnen eingemacht, zu Potpourri werden, ſolle mit den kleinen blauen

Jungens, die Lavendel heißen, zuſammengeführt, mit Salz balſamirt werden. Balſamirt werden nur Roſen und Könige.

„Mir wird die meiſte Ehre zu Theil!“ ſagte die Roſe, als die Jätefrau ſie brach. „Ich werde die Glücklichſte! Ich werde balſamirt!“

Zwei junge Männer traten in den Garten, der eine derſelben war Maler, der andere war Dichter; ein jeder von ihnen brach eine Roſe.

Und der Maler warf auf die Leinwand ein Bild der blühenden Roſe hin, ſo daß ſie ſich zu ſpiegeln wähnte.

„So,“ ſagte der Maler, „ſoll ſie leben von einem Menſchenalter zum andern, während Millionen und aber Millionen von Roſen hinwelken und ſterben.“

„Ich wurde die Begünſtigſte!“ ſagte die Roſe; „ich gewann das größte Glück!“

Der Dichter betrachtete ſeine Roſe, ſchrieb ein Gedicht, eine ganze Lebensgeſchichte von ihr, ſchrieb all' das nieder, was er Blatt für Blatt ihr ablas, was der Roſe innewohnte: „ein Bilderbuch der Liebe,“ — es war eine unſterbliche Dichtung.

„Ich bin mit ihr unſterblich!“ ſagte die Roſe, „ich bin die Glücklichſte!“

In all dieſer Pracht von Roſen gab es doch eine, die von den anderen faſt verdeckt daſaß, zufälligerweiſe, glücklicherweiſe vielleicht; ſie hatte einen Fehler, ſaß ſchief an dem Stiel, und an der einen Seite waren die Blätter nicht ganz ſo, wie an der andern, ja aus der Mitte der Blume ſelbſt ſproß gleichſam ein kleines verkrüppeltes grünes Blatt hervor; das paſſirt zuweilen einer Roſe!

„Armes Kind!“ ſagte der Wind und küßte ihr die Wange. Die Roſe meinte, es ſei dies ein Gruß, eine Huldigung; ſie hatte ſo ein Gefühl davon, daß ſie anders geſtaltet war als die anderen Roſen und daß ihr ein grünes Blatt aus ihrem Innern herauswuchs, und das betrachtete ſie als eine Auszeichnung. Ein Schmetterling ſetzte ſich auf ſie und küßte ihre Blätter, das ſei ein Freier; ſie ließ ihn weiter fliegen. Es kam eine große Graſemücke; die ſetzte ſich freilich auf eine andere Roſe, rieb ſich verliebt das Schienbein, das iſt nun ſo das Liebeszeichen der Graſemücken; die Roſe, auf welcher ſie ſaß, verſtand das nicht, aber die mit der Auszeichnung, mit dem grünen verkrüppelten Blatt verſtand es, denn die Graſemücke ſah ſie an mit Augen, aus denen es deutlich ſprach: „Ich könnte Dich aus lauter Liebe aufeſſen!“ und weiter kann die Liebe nun einmal nicht gehen: die Eine geht in dem Andern auf! Allein die Roſe wollte nicht in dem Springinsfeld aufgehen. Die Nachtigall ſang in der ſternenhellen Nacht!

„Die ſingt nur meinetwegen!“ ſagte die Roſe mit dem Fehler oder der Auszeichnung: „Daß ich ſo in Allem vor meinen Schweſtern ausgezeichnet ward! Daß ich dieſes Beſondere bekam, macht mich zu der Glücklichſten!“

Da traten in den Garten zwei cigarrenrauchende Herren ein; ſie ſprachen von Roſen und von Tabak: Roſen, ſagt man, vertragen den Tabakrauch nicht, ſie wechſeln die Farbe, werden grün; das wollten ſie verſuchen. Sie konnten es aber nicht übers Herz gewinnen, eine der allerprächtigſten Roſen zu ihrem Experiment zu nehmen, und ſo nahmen ſie denn die mit dem Fehler.

„Welch' eine Auszeichnung!“ ſagte ſie. „Ich bin übertrieben glücklich! die Allerglücklichſte!“

Und ſie wurde grün von Tabaksrauch und grün mit Bewußtſein.

Eine Roſe, noch halb Knoſpe, vielleicht die ſchönſte an dem ganzen Strauch, bekam einen Ehrenplatz in dem kunſtmäßig gebundenen Blumenſtrauß des Gärtners; ſie wurde dem jungen gebietenden Herrn des Hauſes gebracht und fuhr mit ihm in der Kutſche davon; ſie ſaß als die ſchönſte zwiſchen anderen Blumen und prächtigem Grün; ſie kam zu Feſt und Glanz: Männer und Frauen ſaßen da gar geputzt und beſtrahlt von tauſenden von Lampen; die Muſik erklang, es war in dem Lichtmeer des Theaters; und als unter ſtürmiſchem Jubel die gefeierte junge Tänzerin auf der Bühne einherſchwebte, flog Bouquet auf Bouquet wie ein Blumenregen ihr zu Füßen. Da fiel auch das Bouquet, in welchem die wunderſchöne Roſe als ein Edelſtein ſaß; ſie empfand ihr ganzes namenloſes Glück, die Ehre und den Glanz, in welche ſie hineinſchwebte, und indem ſie den Fußboden berührte, tanzte ſie mit, ſprang ſie, flog ſie über die Bretter dahin, von ihrem Stiel getrennt, indem ſie fiel. Sie gelangte nicht in die Hand der Gehuldigten, ſie rollte hinter die Couliſſen, wo einer der Maſchinenleute ſie aufhob, bemerkte wie ſchön, wie voll Duft ſie war, aber Stiel hatte ſie nicht. Er ſteckte ſie in die Taſche und als er am ſpäten Abend nach Hauſe gelangte, bekam ſie ihren Platz in einem Schnapsglaſe, welches er mit Waſſer füllte und lag hier die ganze Nacht auf dem Waſſer. Am frühen Morgen wurde ſie der alten Großmutter hingeſtellt, die ſiech und kraftlos im Lehnſtuhl ſaß. Sie betrachtete die abgeknickte herrliche Roſe, freute ſich an ihr und an ihrem Duft.

„Ja, Du kamſt nicht auf den Tiſch des reichen, feinen Fräuleins, ſondern zu der armen alten Frau: aber hier biſt Du wie ein ganzer Roſenſtock; wie wunderſchön Du biſt!“

Und ſie ſchaute mit kindlicher Freude die Roſe an und dachte gewiß auch dabei an ihre eigene längſt verſtrichene friſche Jugendzeit.

„In der Fenſterſcheibe war ein Loch,“ ſagte der Wind, „ich gelangte leicht hinein, ſah die jugendſtrahlenden Augen der alten Frau und die abgeknickte wunderſchöne Roſe im Schnapsglaſe, — die Glücklichſte von Allen! Ich weiß es! Ich kann es ſagen!“

Jede Roſe an dem Stocke im Garten hatte ihre Geſchichte. Jede glaubte und dachte ſich als die Glücklichſte, und der Glaube macht ſelig. Die letzte Roſe ſei doch die Allerglücklichſte, meinte ſie!

„Ich überlebte alle die Anderen! Ich bin die Letzte, die Einzigſte, bin das liebſte Kind der Mutter!

„Und ich bin die Mutter der Roſen!“ ſagte der Roſenſtrauch.

„Ich bin es!“ ſagte der Sonnenſchein.

„Und ich!“ ſagte der Thau.

„Jeder von uns hat Theil an ihnen!“ ſagte der Wind. „Und Jeder ſoll Theil an ihnen haben!“ Und darauf ſtreute der Wind ihre Blätter über den Stock hinaus, an welchem die

Thautropfen lagen und der Sonnenſchein. „Auch ich bekam meinen Theil,“ ſagte der Wind. „Ich bekam die Geſchichte aller Roſen, und die will ich in alle Welt hinaustragen! Sage mir nun, wer die Glücklichſte von Allen war? Ja, Du mußt es ſagen, ich habe genug geſagt!“

Die Lichter.

Es war ein großes Wachslicht, es wußte ſchon, was an ihm war.

„Ich bin in Wachs geboren und in Form gegoſſen,“ ſagte es. „Ich leuchte beſſer und brenne länger als andere Lichter; mein Platz iſt im Kronleuchter oder im Silberleuchter!“

„Das muß ein prächtiges Daſein ſein!“ ſagte das Talglicht. „Ich bin nur von Talg, nur ein gezogenes Licht, aber ich tröſte mich, daß es immer ein wenig mehr iſt, als eine Schleppkerze; die wird nur zwei Mal eingetaucht, ich bin acht Mal eingetaucht, um meine anſtändige Dicke zu bekommen. Ich bin zufrieden! Es iſt ganz gewiß feiner und glücklicher geſtellt, Wachs zu ſein und nicht Talg, aber man ſtellt ſich ja nicht ſelbſt in dieſer Welt. Die wächſernen kommen in die Putz ſtube in die gläſernen Kronleuchter, ich bleibe in der Küche, aber das iſt auch ein guter Ort, von dort aus bekommt das ganze Haus das Eſſen!"

„Aber es giebt ein Etwas, was wichtiger iſt als das Eſſen," ſagte das Wachslicht: die Geſellſchaftlichkeit! Andere ſtrahlen ſehen und ſelbſt ſtrahlen! Hier iſt heute Abend Ball, ich und meine ganze Familie werden jetzt bald abgeholt."

Kaum war dies geſagt, ſo wurden ſämmtliche Wachslichter abgeholt, aber auch das Talglicht kam mit. Die gnädige Frau ſelbſt nahm es in ihre feine Hand und trug es in die Küche; dort ſtand ein kleiner Knabe mit einem Korbe, letzterer wurde mit Kartoffeln gefüllt, auch ein paar Aepfel wurden hineingethan. Alles gab die gute Frau dem armen Knaben.

„Da haſt Du auch ein Licht, mein kleiner Freund!" ſagte ſie. „Deine Mutter ſitzt und arbeitet bis tief in die Nacht, ſie kann es gebrauchen."

Die kleine Tochter des Hauſes ſtand neben der Mutter, und als ſie die Worte „bis in die Nacht" hörte, ſagte ſie mit inniger Freude: „Ich bleibe auch auf bis in die Nacht, wir haben Ball und ich bekomme die großen rothen Schleifen angeheftet."

Wie ſtrahlte ihr Antlitz! Das war eine

Freude! Kein Wachslicht kann ſo ſtrahlen, wie zwei Kinderaugen.

„Das war ein prächtiger Anblick!“ dachte das Talglicht, „das vergeſſe ich nie, und das bekomme ich nie mehr zu ſehen.“

Und darauf wurde es in den Korb unter den Deckel gelegt und der Knabe trug es mit ſich fort.

„Wo ich wohl jetzt hinkomme!“ dachte das Licht; „ich muß zu armen Leuten hin, bekomme vielleicht nicht einmal einen meſſingenen Leuchter, während das Wachslicht in Silber ſteckt und die feinſten Leute ſieht. Wie muß es prächtig ſein, den feinſten Leuten zu leuchten! Mein Loos wurde es, nur Talg und nicht Wachs zu ſein.“

Und das Licht gelangte zu armen Leuten, zu einer Wittwe mit drei Kindern in einem kleinen niedrigen Zimmer grade gegenüber dem reichen Hauſe.

„Gott ſegne die gute gnädige Frau für ihre Gabe!“ ſagte die Mutter; „das iſt ja ein prächtiges Licht, das kann bis in die Nacht brennen!“

Und das Licht wurde angezündet.

„Fut — pfui!“ ſagte es. „Das Streichholz roch ſehr ſchlecht, an dem ſie mich anzündete. Das wird man drüben in dem reichen Hauſe kaum einem Wachslicht bieten.“

Auch drüben wurden die Lichter angezündet: ſie ſtrahlten über die Straße hinaus; die Wagen mit den geputzten Ballgäſten raſſelten, die Muſik klang.

„Jetzt fangen ſie drüben an!“ dachte das Talglicht und beſann ſich dabei auf das ſtrahlende Geſicht des kleinen reichen Mädchens, das noch ſtrahlender war, als alle die Wachslichter. „Das werde ich nie mehr ſehen!“

Da trat das kleinſte der Kinder des armen Hauſes ein, es war ein kleines Mädchen; ſie umarmte Bruder und Schweſter, — ſie habe etwas ſehr Wichtiges zu erzählen, es müſſe geflüſtert werden! „Wir werden heute Abend — denke 'mal! — wir werden heute Abend warme Kartoffeln haben!“

Und ihr Geſicht ſtrahlte in Glückſeligkeit, das Licht warf ſeinen Schein darauf und ſah eine Freude, ein Glück ſo groß wie drüben in dem reichen Hauſe, wo das kleine Mädchen ſagte: „Wir haben heute Abend Ball und ich werde die großen rothen Schleifen anhaben!“

„Iſt es denn ein eben ſo großes Glück, wenn man warme Kartoffeln bekommt?“ fragte ſich das Licht. „Hier herrſcht ja eben ſo große Freude unter den Kindern!“ Und es mußte es benießen, das heißt, es ſpritzte, mehr vermag ein Talglicht nicht.

Der Tiſch wurde gedeckt, die Kartoffeln gegeſſen. O! wie die ſchön ſchmeckten! Es war eine wahre Feſtmahlzeit, und jedes Kind bekam noch hinterdrein einen Apfel, und das kleinſte Kind ſprach den kleinen Vers:

„Du guter Gott, Dir danke ich,
Daß ſatt Du wieder machteſt mich!
Amen.“

„War das nicht hübſch geſprochen, Mutter?“ ſagte darauf die Kleine.

„Das darfſt Du nicht fragen oder ſagen,“ ſprach die Mutter. „Du mußt nur an den guten Gott denken, der Dich geſättigt hat.“

Die Kleinen wurden zu Bette gebracht, bekamen einen Kuß von der Mutter und ſchliefen ſofort ein, und die Mutter ſaß und nähte bis in die Nacht hinein, um das Auskommen für ſich und ihre Kinder zu haben. Und drüben von dem reichen Hauſe ſchienen die Lichter und die Muſik klang herüber. Die Sterne flimmerten über alle Häuſer, über die der Reichen und der Armen, gleich hell, gleich freundlich.

„Das war eigentlich ein gemüthlicher Abend!“ meinte das Talglicht. „Ob wohl die Wachslichter es beſſer in ihren ſilbernen Leuchtern gehabt haben? Das möchte ich ſchon wiſſen, ehe ich ausgebrannt ſein werde.“

Und es dachte an die zwei gleich Glücklichen, das eine kleine Mädchen von Wachslichtern, das andere von einem Talglicht beſtrahlt!

Ja, das iſt die ganze Geſchichte!

Das Unglaublichſte.

Derjenige, welcher das Unglaublichſte thun könne, ſolle die Königstochter und das halbe Reich bekommen.

Die jungen Leute, ja ſelbſt die alten, ſtrengten all ihr Denken, alle ihre Sehnen und Muskeln an. Zwei aßen ſich zu Tode und Einer trank ſich zu Tode, um das Unglaublichſte nach ihrem Geſchmack zu thun, aber es war nun in der Weiſe nicht, daß es gethan werden ſollte. Kleine Straßenbuben übten ſich darin, ſich ſelber auf den Rücken zu ſpucken, das meinten ſie, ſei das Unglaublichſte.

An einem beſtimmten Tage ſollte das vorgezeigt werden, was Jeder als das Unglaublichſte vorzuzeigen habe. Als Richter waren angeſtellt Kinder von drei Jahren bis zu Leuten hoch in den Neunzigern hinauf. Es gab eine ganze Ausſtellung von unglaublichen Dingen, aber Alle einigten ſich bald dahin, daß das hier Unglaublichſte eine große Wanduhr im Gehäuſe ſei, merkwürdig ausſpeculirt außen und innen. Bei jedem Stundenſchlag zeigten ſich an derſelben lebende Bilder, welche angaben, was die Glock' geſchlagen; es waren ganze zwölf Vorſtellungen mit beweglichen Figuren und mit Sang und Rede.

Das ſei das Unglaublichſte, ſagten die Leute.

Die Uhr ſchlug Eins und Moſes ſtand hoch auf dem Berge und ſchrieb auf die Geſetztafeln das erſte Gebot nieder: „Es giebt nur einen einzigen wahren Gott.“

Die Uhr ſchlug Zwei und es zeigte ſich der Garten des Paradieſes, in welchem Adam und Eva ſich begegneten, beide glücklich, obgleich ſie gar nichts, nicht einmal einen Kleiderſchrank beſaßen; ſie brauchten ihn auch nicht.

Auf den Schlag Drei zeigten ſich die heiligen drei Könige, der eine kohlſchwarz, wofür er jedoch nichts konnte, die Sonne hatte ihn geſchwärzt. Sie kamen mit Räucherung und Koſtbarkeiten an.

Auf den Schlag Vier kamen die Jahreszeiten: der Frühling mit dem Kuckuck auf einem grün ausgeſchlagenen Baumzweig, der Sommer mit einer Graſemücke auf der reifen Kornähre, der

Herbſt mit einem leeren Storchneſt, der Vogel war fortgeflogen, der Winter mit einer alten Krähe, die allerhand Geſchichten im Ofenwinkel zu erzählen wußte.

Wenn die Uhr Fünf ſchlug, zeigten ſich die fünf Sinne: das Geſicht kam als Brillenmacher, das Gehör als Kupferſchmied, der Geruch bot Veilchen und Waldmeiſter feil, der Geſchmack war als Koch und das Gefühl als Leichenbitter mit Trauerflor, der bis an die Stiefelhacken reichte, dargeſtellt.

Schlug die Uhr Sechs, ſo ſah man einen Spieler daſitzen, er würfelte und der Würfel zeigte die höchſte Zahl: ſechs.

Dann kamen die ſieben Wochentage oder die ſieben Todſünden, darüber konnten die Leute ſich nicht einigen, die gehörten ja zuſammen und waren nicht zu unterſcheiden.

Dann kam um acht Uhr ein Mönchschor zum Vorſchein und ſtimmte die Frühmette an.

Auf den Schlag Neun folgten die neun Muſen, eine war bei der Aſtronomie angeſtellt, eine bei dem hiſtoriſchen Archiv, die übrigen gehörten zum Theater.

Bei dem Schlage Zehn trat Moſes wieder hervor mit den Geſetzestafeln, auf welchen nun alle die Gebote Gottes geſchrieben ſtanden, und zwar zehn Gebote.

Die Uhr ſchlug wieder und nun hüpften und ſprangen kleine Mädchen hervor; ſie ſpielten und ſangen dazu: „Huſch, da kommen die Wölfe, es hat geſchlagen elfe!“ und das hatte es auch geſchlagen.

Nun ſchlug es Zwölf; da trat der Nachtwächter in voller Uniform hervor und ſang den alten Wächtervers:

„Um Mitternacht geboren
Uns der Erlöſer ward!“

und während er ſang, ſproßten Roſen hervor und ſie wurden zu Engelsköpfen, getragen von regenbogenfarbenen Flügeln.

Das war prächtig zu hören und zu ſehen. Das Ganze war ein Kunſtwerk ſonder Gleichen, war das Unglaublichſte, ſagten alle Menſchen.

Der Künſtler war ein junger Menſch, herzensgut, fröhlich wie ein Kind und hilfreich gegen ſeine armen Eltern; er verdiene die Prinzeſſin und die Hälfte des Reichs, hieß es.

Der Tag der Entſcheidung war da, die ganze Stadt prangte im vollen Staat und die Prinzeſſin ſaß auf dem Throne des Landes, der mit neuen Krollhaaren verſehen, aber doch nicht gemächlicher und gemüthlicher geworden war. Die Richter ringsum blinzelten Demjenigen, der ſiegen ſollte, zu, und er ſtand da friſch und fröhlich; ſein Glück war gewiß, er hatte das Unglaublichſte geleiſtet.

„Nein, das werde ich jetzt leiſten!“ rief plötzlich ein langer knochiger Kraftmenſch. „Ich bin der Mann, der das Unglaublichſte machen kann!“ Und damit ſchwang er ein großes Beil gegen das Kunſtwerk.

Krach! da lag das Ganze. Räder und Federn flogen ringsum, Alles war zertrümmert.

„Das konnte ich!“ ſagte der Mann; „meine That hat die ſeinige geſchlagen und Euch Alle insgeſammt geſchlagen, ich habe das Unglaublichſte gemacht!“

„Ein ſolches Kunſtwerk zu zertrümmern!“ ſagten die Richter. „Ja, das ſei das Unglaublichſte!“

Das ganze Volk ſagte es gleichfalls und ſo war er denn Derjenige, der die Prinzeſſin und die Hälfte des Reichs haben müſſe, denn Geſetz bleibt Geſetz, wenn es auch das unglaublichſte iſt.

Es wurde nun geblaſen von den Wällen und von allen Thürmen der Stadt: „die Hochzeit ſoll gefeiert werden!“ Die Prinzeſſin war ganz und gar nicht damit zufrieden, aber ſie ſah liebenswürdig aus und ſie war köſtlich gekleidet. Die Kirche ſtrahlte im Lichte am ſpäten Abend, das nimmt ſich am Beſten aus. Die adeligen Jungfrauen der Stadt ſangen und führten die Braut zum Altar. Die Ritterſchaft ſang und ſchritt hinter dem Bräutigam einher; er ſtolzirte dahin als wenn er niemals geknickt werden könnte. Der Geſang verſtummte, es wurde ſo ſtill, daß man hätte können eine Stecknadel zu Boden fallen hören, aber inmitten dieſer Stille flog die große Kirchenthüre auf mit großem Lärm und — „bum! bum!“ — da kam das ganze Uhrwerk den Kirchgang heraufmarſchirt und ſtellte ſich zwiſchen Braut und Bräutigam. Todte Menſchen können nicht wiederkehren, das wiſſen wir ſehr gut, aber ein Kunſtwerk kann es, der Körper war entzweigeſchlagen aber der Geiſt nicht, der Kunſtgeiſt ſpukte, und das war kein Scherz.

Das Kunſtwerk ſtand da leibhaftig wie damals, wo es ganz und unberührt geweſen war. Die Glockenſchläge ertönten, ein Schlag nach dem andern, bis zwölf, und die Geſtalten drängten ſich hervor; erſt Moſes; es leuchtete gleichſam wie Feuerflammen aus ſeiner Stirne hervor, er warf die ſchweren ſteinernen Tafeln auf die Füße des Bräutigams und feſſelte dadurch dieſelben an den Fußboden der Kirche.

„Ich vermag ſie nicht wieder aufzuheben!“ ſagte Moſes. „Du haſt mir die Arme abgeſchlagen! Bleibe ſtehen, wie ich ſtehe!“

Darauf kam Adam und Eva, die Weiſen des Orients und die vier Jahreszeiten, Alle ſagten ſie ihm unangenehme Wahrheiten. „Pfui, ſchäme Dich!“

Aber er ſchämte ſich nicht.

Alle Geſtalten, welche jede Stunde vorzuzeigen hatte, traten aus der Uhr heraus und alle wuchſen und erreichten eine erſchreckliche Größe, es war als würden die wirklichen Menſchen gar keinen Platz mehr in der Kirche haben.

Und als bei dem Schlage zwölf der Nachtwächter in voller Uniform mit ſeinem Stabe mit dem Morgenſtern heraustrat, entſtand eine ſonderbare Bewegung unter den Leuten; der Wächter ſchritt gerade auf den Bräutigam zu und ſchlug ihn nieder.

„Liege Du da!“ ſagte er. „Gleiches mit Gleichem! Wir ſind gerächt und der Meiſter iſt gerächt! Wir verſchwinden!“

Und das ganze Kunſtwerk verſchwand, aber die Lichter rings in der Kirche geſtalteten ſich zu großen Lichtblumen und die vergoldeten Sterne ſandten lange helle Strahlen aus, die Orgel klang von ſelbſt. Alle Menſchen ſagten, das ſei das Unglaublichſte, was ſie erlebt hätten.

„Wollen Sie nun den Richtigen herbeiholen!“ ſagte die Prinzeſſin, „den, der das Kunſtwerk gemacht hat, er ſei mein Ehegemahl!“

Und er war in der Kirche, das ganze Volk gab ihm das Geleite, Alle freuten ſich, Alle ſegneten ihn, nicht ein Einziger war neidiſch, — ja, das war das Unglaublichſte!

Was die ganze Familie ſagte.

Was ſagte die ganze Familie? — Ja, hören wir zuerſt, was die kleine Marie ſagte.

Es war der Geburtstag der kleinen Marie, der ſchönſte Tag von allen Tagen, ſo ſchien es ihr. Alle kleinen Freunde und Freundinnen kamen, um mit ihr zu ſpielen und ſie ſelbſt hatte ihr feinſtes Kleid an; das hatte ſie von der Großmutter geſchenkt erhalten, die nun bei dem lieben Gott war, aber die Großmutter ſelbſt hatte es zugeſchnitten und genäht, bevor ſie in den lichten prächtigen Himmel hineinging. Der Tiſch in dem Zimmer Marie's ſtrahlte von Geſchenken; es war da die niedlichſte kleinſte Küche mit Allem verſehen, was zu einer Küche gehörte, und eine Puppe, welche die Augen verdrehen und „Au!“ ſagen konnte, wenn man ſie an den Bauch drückte; ja auf dem Tiſche lag auch ein Bilderbuch mit den ſchönſten Geſchichten, wie man ſie nur leſen konnte! Aber ſchöner als alle Geſchichten ſei es doch, recht viele Geburtstage zu erleben.

„Ja, es iſt zu ſchön zu leben!“ ſagte die kleine Marie. Der Pathe fügte hinzu, daß das Leben das ſchönſte Märchen ſei.

In dem Zimmer nebenan waren die beiden Brüder der Marie; es waren große Knaben, der eine neun Jahr alt, der andere elf. Auch ihnen ſchien es herrlich, zu leben, nach ihrer Art zu leben, nicht Kind zu ſein, wie Marie, nein, flotte Schulknaben mit der beſten Cenſur, und ſich mit den Kameraden zu balgen in aller Gemüthlichkeit, auf Schlittſchuh laufen des Winters, auf Velocipede des Sommers, von Ritterburgen, Zugbrücken und Burgverließen erzählen, von Entdeckungen in dem inneren Afrika leſen. Der eine dieſer Knaben hatte aber doch einen Kummer dabei, den nämlich, daß Alles wohl entdeckt ſein würde, ehe er groß werde, denn erſt dann könne er auf Abenteuer ausgehen, was er auch wollte. Das Leben iſt das ſchönſte Abenteuer; das ſchönſte Märchen, ſagte ja der Pathe, und in dem Märchen iſt man ja ſelbſt dabei.

Es war in der Parterrewohnung, wo dieſe Kinder lebten und ſich tummelten; im erſten Stock wohnte ein anderer Zweig der Familie, die gleichfalls Kinder hatten, aber dieſe hatten ſchon ihre Kinderſchuhe ausgetreten, ſo groß waren ſie; der eine Sohn war ſiebzehn Jahre alt, der andere zwanzig, und der dritte ſei ſehr alt, ſagte die kleine Marie, er war fünfundzwanzig Jahre alt und verlobt. Alle waren ſie im Leben gut geſtellt, hatten gute Eltern, gute Kleider, waren auch geiſtig gut begabt, und ſie wollten auch in der Welt vorwärts; hinweg mit allen alten Schranken! freie Ausſicht in die ganze weite Welt! Sie iſt die ſchönſte, die wir kennen, der Pathe hat Recht: das Leben iſt das herrlichſte Märchen!

Vater und Mutter, beide ältere Leute, — älter als die Kinder mußten ſie ſein — ſagten mit lächelndem Mund, mit Lächeln im Aug' und Herzen: „Wie ſie jung ſind die jungen Menſchen! Ganz ſo wie ſie es ſich denken, geht es nun aber nicht in der Welt her, aber es geht. Das Leben iſt ein ſeltſames, prächtiges Märchen!"

Oben, ein wenig näher am Himmel, wie man ſagt, wenn die Leute im Giebel wohnen, wohnte der Pathe. Alt war er und doch gar jung von Gemüth, immer in guter Laune, und Geſchichten konnte er erzählen, viele und lange Geſchichten. Weit in der Welt war er geweſen und aus aller Herren Länder ſtanden die ſchönſten Sachen in ſeinem Zimmer. Von der Decke bis an den Fußboden herab hingen dort Bilder und mehrere der Fenſterſcheiben waren von rothem und gelbem Glas; wenn man durch ſie ſah, lag die ganze Welt im Sonnenſchein, wenn auch das Wetter draußen noch ſo grau war. In einem großen Kaſten von Glas wuchſen grüne Pflanzen, und in einem Behälter darin ſchwammen Goldfiſche umher; die ſahen Einen an, als wüßten ſie gar Vieles, wovon ſie nicht ſprechen möchten. Immer, ſelbſt im Winter, duftete es hier von Blumen, und um die Zeit flammte ein luſtiges Feuer im Kamine; es war ein großes Vergnügen, in das Kaminfeuer hineinzuſchauen und zu hören, wie es dort knackte und knitterte. „Der Kamin erzählt mir aus alten Zeiten,“ ſagte der Pathe, und der kleinen Marie ſchien es auch, als zeigten ſich viele Bilder im Feuer.

Aber in dem großen Bücherſchranke ſtanden die richtigen Bücher; in einem derſelben las der Pathe oft und er nannte es das Buch der Bücher, es war die Bibel. Darin ſtand in Gleichniſſen die Geſchichte der ganzen Welt und aller Menſchen, der Schöpfung, der Sündfluth, der Könige und des Königs der Könige.

„Alles was geſchehen iſt und geſchehen wird, ſteht in dieſem Buche!“ ſagte der Pathe. „Ja, Alles, was ein Menſch zu erbeten und erflehen hat, iſt geſagt und in wenigen Worten in das Gebet „„Vater unſer!““ gelegt. Das iſt ein Tropfen der Gnade, eine Perle des Troſtes von Gott. Es wird als Gottesgabe auf die Wiege des Kindes, an das Herz des Kindes gelegt. Hebe ſie gut auf, mein Kind! verliere ſie nie, wie groß Du auch wachſen magſt, und Du biſt auf allen den wechſelnden Wegen nie verlaſſen! ſie ſtrahlt in Dich hinein und Du biſt nicht verloren!“

Und die Augen des alten Pathen leuchteten dabei, ſtrahlten in Freude. Ein Mal in jungen Jahren hatten ſie geweint; „und auch das war gut,“ ſagte er, „das waren die Zeiten der Prüfung, damals ſah es trübe aus. Jetzt habe ich Sonnenſchein um mich und in mir. Je älter man wird, um ſo beſſer ſieht man im Glück und Unglück, daß der liebe Gott ſtets dabei iſt, daß das Leben das prächtigſte Märchen iſt, und das vermag nur Er uns zu ſchenken, und es dauert fort, bis in die Ewigkeit hinein!“

„Es iſt wunderſchön, zu leben!“ ſagte die kleine Marie.

Und das ſagten auch die kleinen und die großen Knaben; Vater und Mutter, die ganze Familie ſagte es, aber vor Allem ſagte es der alte Pathe, und er hatte viel Erfahrung, er war der Aelteſte von Allen, er kannte alle Geſchichten, alle Märchen und er ſagte, und aus vollem Herzen: „Das Leben iſt das ſchönſte Märchen!“

„Tanze, tanze Püppchen mein!“

„Ja, das iſt nun ein Lied für ganz kleine Kinder!“ verſicherte Tante Amalie, „ich kann mit dem beſten Willen nicht mitſingen.“

Aber die kleine Amalie, die konnte das Lied ſingen; ſie war nur drei Jahre alt, ſpielte mit Puppen und erzog dieſe, daß ſie eben ſo klug werden möchte, wie die Tante Amalie.

Ein Student, der die Schulaufgaben mit den Brüdern durchging, kam oft ins Haus; er ſprach immer viel mit der kleinen Amalie und ihren Puppen, ſprach ganz anders als alle die Anderen; das ſei ſehr vergnüglich, meinte die Kleine, und doch ſagte Tante Amalie, daß er es gar nicht verſtehe mit Kindern umzugehen, die kleinen Köpfe könnten unmöglich all das Gerede vertragen. Die kleine Amalie konnte es aber, ja, ſie lernte gar vom Studenten ein ganzes Lied auswendig: „Tanze, tanze Püppchen mein!“ und ſie ſang es ihren drei Puppen vor, die waren neu, die eine ein Fräulein, die andere ein Herr, aber die dritte Puppe war alt und hieß Liſe. Sie bekam auch das Lied zu hören und war mit dabei.

Tanze, tanze Püppchen mein!
Nein, wie iſt das Fräulein fein!
Und der Cavalier erſt dann —
Er hat Hut und Handſchuh' an,
Blauen Rock und Höschen weiß, —
In der Hand ein Bambusreis,
Hühneraug' am großen Zeh',
Daß es manchmal thut ihm weh.
Er iſt fein und ſie iſt fein!
Tanze, tanze Püppchen mein!

Hier die alte Liſe auch!
Sie kommt doch nicht aus dem Brauch;
Neues Haar von Flachs fürwahr,
Und die Stirn mit Butter gar
Schön gewaſchen — welcher Schwung!
Sie iſt faſt geworden jung.
Komm' nur mit, Du alte Haut!
Tanzen ſollt' ihr Alle, ſchau't!
Wie es wunderherrlich geht,
Es iſt werth, daß Ihr es ſeht!

Tanze, tanze Püppchen mein!
Mach' die richt'gen Tritte fein!
Auswärts ſetz' das Füßchen leicht,
Wie ich dir es hab gezeigt.
Friſch und fröhlich, frei und frank;
So biſt Du gar ſüß und ſchlank!
Schwing' Dich luſtig in die Rund,
Das iſt übermäßig g'ſund!
Niedlich tanzt ihr alle drei
Polka, Walzer, Allerlei.

Und die Puppen verſtanden das Lied, die kleine Amalie verſtand es, der Student verſtand es, er ſelbſt hatte es gedichtet und er ſagte, es ſei ſehr ſchön; nur die Tante Amalie verſtand es nicht, ſie war über die Schranke der Kindlichkeit hinaus, „kindiſches Geplärre" ſagte ſie, aber die kleine Amalie war nicht ſo weit, ſie ſingt es.

Von ihr haben wir es.

Der Gärtner und die Herrſchaft.

Eine kleine Meile von der Hauptſtadt entfernt lag ein alter Herrenſitz mit dicken Mauern, Thürmen und zackigen Giebeln.

Hier wohnte, aber doch nur während der Sommerzeit, eine reiche, hochadelige Herrſchaft; dieſes Gut war das beſte und ſchönſte von allen den Gütern, die ſie beſaß: das Herrenhaus war auswendig abgeputzt und ſtand da wie neugeboren in ſeiner zweiten Jugendzeit, und inwendig herrſchte Gemüthlichkeit und Bequemlichkeit. Das Wappen der Familie war über dem Portal in Stein gehauen, prächtige Roſen ſchlängelten ſich um Wappen und Erker, ein ganzer Grasteppich breitete ſich vor dem Hauſe aus, hier ſtanden Rothdorn und Weißdorn und ſeltene Blumen, auch außerhalb des Treibhauſes.

Die Herrſchaft hatte auch einen tüchtigen Gärtner; es war eine Freude den Blumengarten, den Obſt- und Gemüſegarten zu ſehen. An den letzteren ſtieß noch ein Ueberbleibſel von dem urſprünglichen alten Garten, einige Buchsbaumhecken, ſo beſchnitten, daß ſie Kronen und Pyramiden bildeten. Hinter denſelben ſtanden zwei gewaltige alte Bäume; ſie waren faſt immer blattlos, und man hätte leicht auf den Gedanken kommen können, daß irgend ein Sturmwind oder eine Windhoſe ſie mit großen Klumpen von Schmutz oder Dünger überſtreut habe, allein jeder Klumpen war ein Vogelneſt.

Hier niſteten ſeit undenklichen Zeiten ein ganzes Gewimmel von Krähen und Dohlen, es war ein ganzes Vogeldorf und die Vögel waren die Beſitzer, das älteſte Geſchlecht und die eigentliche Herrſchaft. Von den Menſchen dort unten ging ihnen Niemand etwas an, aber ſie duldeten dieſe niedrig gehenden Geſchöpfe, ungeachtet dieſe dann und wann mit der Büchſe knallten, daß es ihnen im Rückgrat kribbelte und jeder Vogel in Schrecken aufflog und ſchrie: „Rack! Rack!“

Der Gärtner ſprach oft mit ſeiner Herrſchaft von den alten Bäumen, daß ſie nicht gut ausſähen, daß man ſie eigentlich umhauen müſſe und daß, wenn ſie fort kämen, man wahrſcheinlich doch auch die ſchreienden Vögel los werden würde, die dann anderswo niſten würden. Aber die Herrſchaft wollte ſo wenig die Bäume, als die ſchreienden Vögel miſſen. Beides ſei nicht auszurotten, es ſei ein Ueberbleibſel der alten Zeit und die ſolle man nicht ſo ganz mit Stumpf und Stiel verwiſchen.

„Die Bäume ſind nun einmal das Erbgut der Vögel, mögen ſie es behalten, mein lieber Larſen!“

Der Gärtner hieß Larſen, wenn es hier auch weiter nichts zur Sache thut.

„Haben Sie denn nicht Platz genug für Ihre Thätigkeit, guter Larſen? Haben Sie doch den ganzen Blumengarten, die Treibhäuſer, den Obſt- und Gemüſegarten!“

Ja, die hatte er, und er pflegte und hegte ſie mit Eifer und Tüchtigkeit, was die Herrſchaft auch erkannte, wenn ſie ihm andererſeits auch nicht verheimlichte, daß ſie bei anderen Herrſchaften oft Obſt genoſſen und Blumen ſahen, welche die übertrafen, die ſie in ihrem Garten hatten, und das machte den Gärtner betrübt, denn er wollte das Beſte und that ſein Beſtes. Er war ein herzensguter und auch tüchtiger Menſch.

Eines Tages ließ ihn die Herrſchaft zu ſich rufen und ſagte ihm in aller Freundlichkeit und Leutſeligkeit, daß ſie Tags zuvor bei vornehmen Freunden eine Art Aepfel und Birnen gegeſſen hätten, die ſo ſaftig und wohlſchmeckend waren, daß ſie und alle Gäſte ſich mit Bewunderung über ſie ausgeſprochen hatten. Das Obſt ſei freilich kein inländiſches geweſen, aber es müſſe eingeführt, müſſe im Lande heimiſch werden, wenn das Klima es erlaube. Man wußte, daß jene Aepfel und Birnen in der Stadt bei dem erſten Obſthändler gekauft waren, der Gärtner ſolle zur Stadt reiten und ſich erkundigen, von woher das Obſt gekommen ſei und dann Impfreiſer verſchreiben.

Der Gärtner kannte den Obſthändler ſehr gut, es war gerade derſelbe, an den er das überſchüſſige Obſt aus dem Garten des Herrenſitzes verkaufte.

Und der Gärtner ritt zur Stadt und fragte den Obſthändler, woher er ſeine hochgeprieſenen Aepfel und Birnen habe.

„Die ſind ja aus Ihrem eigenen Garten!“ antwortete der Obſthändler und zeigte ihm Aepfel und Birnen, die er ſofort wieder erkannte.

Wie unſer Gärtner ſich freute! Er beeilte ſich nach Hauſe zurückzukehren, ſtellte ſich bei der Herrſchaft ein und erzählte ihr, daß ſowohl die Aepfel als die Birnen aus ihrem eigenen Garten ſeien.

Das wollte die Herrſchaft nun gar nicht glauben. „Das iſt nicht möglich, Larſen! Können Sie die ſchriftliche Verſicherung des Obſthändlers dafür beſchaffen?“

Und das konnte er; er beſchaffte eine ſchriftliche Beſtätigung.

„Nein, das iſt merkwürdig!“ ſagte die Herrſchaft.

Von nun an gelangten täglich große Schüſſeln mit dieſen prächtigen Aepfeln und Birnen aus ihrem eigenen Garten auf den herrſchaftlichen Tiſch; es wurden von dieſem Obſt ſcheffelweiſe an Freunde in der Stadt und außer der Stadt, ja ſelbſt nach dem Ausland geſandt. Das war ein wirkliches Vergnügen! aber ſie fügten doch hinzu, daß es freilich zwei merkwürdig gute Sommer für

Baumobſt hintereinander geweſen und daß dieſes Obſt überall im Lande gut gediehen ſei.

Es verſtrich einige Zeit: die Herrſchaft ſpeiſte eines Mittags am Hofe. Tags darauf wurde der Gärtner zu der Herrſchaft gerufen. Dieſe hatte an der königlichen Tafel Melonen geſpeiſt, gar ſaftvoll und ſchmackhaft, aus dem Treibhaus der Majeſtät.

„Sie müſſen zu dem Hofgärtner gehen, lieber Larſen, und uns einige Saatkerne von dieſen köſtlichen Melonen verſchaffen!“

„Aber der Hofgärtner hat die Kerne von uns erhalten,“ ſagte der Gärtner ganz erfreut.

„Dann hat der Mann es verſtanden, die Frucht zu einem erhöhten Grad von Entwicklung zu bringen!“ antwortete die Herrſchaft. „Jede Melone war ausgezeichnet!“

„Dann kann ich ſtolz ſein!“ ſagte der Gärtner. „Ich muß nämlich der gnädigen Herrſchaft ſagen, daß der Hofgärtner dieſes Jahr kein Glück mit ſeinen Melonen gehabt hat, und als er ſah, wie prächtig die unſeren ausſahen und ſie koſtete, ſo bat er mich, ich möchte ihm drei Stück von denſelben aufs Schloß ſchicken.“

„Aber, Larſen, bilden Sie ſich doch nicht ein, daß es die Melonen von unſerem Garten geweſen ſind.“

Das glaube ich aber ganz beſtimmt!" ſagte der Gärtner, begab ſich zum Hofgärtner und erhielt von ihm ſchriftliche Beſcheinigung darüber, daß die Melonen auf der königlichen Tafel aus dem Garten des Herrenſitzes geweſen ſeien.

Das war der Herrſchaft eine wirkliche Ueberraſchung, und ſie verſchwieg auch dieſen Fall nicht, ſondern zeigte vielmehr die Beſcheinigung überall vor, ja es wurden Melonenkerne weit und breit verſandt wie früher Aepfel, Birnen und Impfreiſer.

Ueber die Impfreiſer bekam man die Nachricht, daß ſie anſchlugen, Frucht anſetzten, ganz ausgezeichnete Frucht, und daß man derſelben den Namen des Herrenſitzes gegeben habe, ſo daß dieſer Name nun dadurch engliſch, deutſch und franzöſiſch zu leſen war.

Das hatte man ſich vorher nicht gedacht.

„Wenn nur der Gärtner nicht eine zu hohe Meinung von ſich bekommt!" ſagte die Herrſchaft.

Der Gärtner nahm das nun anders: er wollte ſich von nun an gerade bemühen, ſeinen Namen als den eines der beſten Gärtner des Landes hinzuſtellen, wollte jedes Jahr verſuchen, etwas Vorzügliches von allen Arten Gartengewächſen zu ziehen, und that es auch; aber er mußte doch oft hören, daß die allererſten Früchte, die er gebracht hatte, die Aepfel und Birnen, die eigentlich beſten waren, daß alle ſpäteren Arten weit hinter denſelben zurückſtänden. Die Melonen ſeien dieſes und jenes Jahr zwar ſehr gut geweſen, aber es ſei ja eine ganz andere Art; die Erdbeeren könne man vortrefflich nennen, aber ſie ſeien nicht beſſer als die, welche andere Herrſchaften hatten, und als die Radieschen eines Jahres mißlangen, ſo ſprach man nur von den ſchlechten Radieschen und nicht von den anderen guten Früchten, die gebracht worden waren.

Es war faſt als fühle die Herrſchaft eine Erleichterung, wenn ſie ſagte:

„Dieſes Jahr, lieber Larſen, wollte es nicht recht gehen!“ Sie waren ganz erfreut, ſagen zu können: „es war dieſes Jahr nichts rechtes!“

Ein paar Mal wöchentlich brachte der Gärtner friſche Blumen in das Zimmer der Herrſchaft hinauf, und hatte ſie ſtets geſchmackvoll geordnet; die Farben kamen durch die Zuſammenſtellung gleichſam in ein ſtärkeres Licht. „Sie haben Geſchmack, Larſen!“ ſagte die Herrſchaft; „das iſt eine Gabe von Gott, nicht von Ihnen ſelbſt.“

Eines Tages trat der Gärtner ins Zimmer mit einer großen Glasſchale, in welcher ein Waſſerlilienblatt auf dem Waſſer lag, auf dieſem Blatte lag wiederum, mit ihrem langen dicken Stengel ins

Waſſer hängend, eine ſtrahlende blaue Blume, groß wie eine Sonnenblume.

„Der Lotus des Hindoſtans!“ rief die Herrſchaft.

Eine ſolche Blume hatten ſie noch nie geſehen; und ſie wurde am Tage in den Sonnenſchein, Abends ins Reflex-Licht geſtellt. Jeder, der ſie ſah, fand ſie merkwürdig ſchön und ſelten, ja das ſagte ſelbſt die vornehmſte der jungen Damen des Landes, und ſie war eine Prinzeſſin; klug und herzensgut war ſie auch.

Die Herrſchaft ſetzte eine Ehre darin, ihr die Blume zu überreichen, und dieſelbe gelangte mit der Prinzeſſin ins Schloß.

Nun begab ſich die Herrſchaft in den Garten, um ſelbſt eine Blume derſelben Art zu pflücken, wenn eine ſolche noch vorhanden ſei, aber ſie war nicht aufzufinden. Sie riefen den Gärtner und fragten von wo er die blaue Lotus habe.

„Wir haben vergeblich geſucht!“ ſagte ſie. „Wir ſind in den Treibhäuſern und ringsum, überall in dem Blumengarten geweſen.

„Nein, dort iſt ſie freilich nicht!“ ſagte der Gärtner. „Sie iſt nur eine geringe Blume aus dem Gemüſegarten! Aber, nicht wahr, ſie iſt ſehr ſchön! Sieht ſie doch aus, als ſei ſie ein blauer Lotus und iſt doch nur die Blüthe des Artiſchocks!“

„Aber das hätten Sie uns gleich ſagen müſſen!“ ſagte die Herrſchaft. „Wir mußten ja denken, es ſei eine fremde ſeltene Blume. Wir haben uns der jungen Prinzeſſin gegenüber blamirt! Sie ſah die Blume bei uns, fand ſie ſehr ſchön, kannte ſie nicht, obgleich ſie in der Botanik ſehr weit iſt, aber die Wiſſenſchaft hat nichts mit Gemüſepflanzen zu thun. Wie konnte es Ihnen einfallen, guter Larſen, eine ſolche Blume uns ins Zimmer zu bringen. Das heißt ja, uns lächerlich machen!“

Und von der ſchönen blauen Prachtblume, die aus dem Gemüſegarten geholt war, gelangte vor der Hand kein zweites Exemplar in das herrſchaftliche Zimmer, „woſelbſt ſie nicht hingehöre“; ja, die Herrſchaft entſchuldigte ſich bei der Prinzeſſin und erzählte, daß die Blume nur ein Gemüſekraut ſei, daß der Gärtner den Einfall gehabt habe, es als etwas Beſonderes zur Schau zu ſtellen, daß ihm aber dafür eine ernſte Zurechtweiſung ertheilt worden ſei.

„Aber das iſt ja Sünde und Unrecht geweſen!“ ſagte die Prinzeſſin. „Hat er doch unſern Blick auf eine Prachtblume gelenkt, die wir gar nicht zu würdigen gewußt haben, und die Schönheit dort gezeigt, wo wir ſie nicht geſucht haben! Der Schloßgärtner ſoll jeden Tag, ſo lange die

Artiſchocks blühen, mir eine Blume in mein Zimmer heraufbringen!“

Und ſo geſchah es auch.

Die Herrſchaft ließ auch dem Gärtner ſagen, daß er wieder eine friſche Artiſchockblume bringen könne.

„Sie iſt eigentlich ſchön!“ ſagte ſie, „höchſt merkwürdig!“ Und der Gärtner wurde gelobt.

„Ja, das liebt der Larſen ſehr!“ ſagte die Herrſchaft. „Er iſt wie ein verhätſcheltes Kind!“

An einem Herbſttage erhob ſich ein entſetzlicher Sturm; derſelbe ſteigerte ſich noch zur Nachtzeit und wurde ſo gewaltig, daß am Waldſaum viele große Bäume mit den Wurzeln aus dem Boden geriſſen wurden, und zur großen Betrübniß der Herrſchaft, aber zur Freude des Gärtners, blieſen auch die beiden großen Bäume mit allen den Vogelneſtern um. Durch den Sturm hörte man das Geſchrei und Gekreiſche der Krähen und Dohlen, ſie ſchlugen mit den Flügeln an die Fenſterſcheiben an, ſagten die Leute.

„Jetzt ſind Sie wohl recht erfreut, Larſen!“ ſagte die Herrſchaft; „der Sturm hat die Bäume zu Boden geſchlagen und die Vögel haben den Wald aufgeſucht. Hier iſt nun nichts mehr von der alten Zeit zu ſehen, jedes Zeichen, jede Andeutung iſt fort! Uns hat es betrübt!“

Der Gärtner ſagte nichts, aber er überlegte ſich, wie er den prächtigen ſonnigen Platz, den er früher nicht zur Verfügung gehabt, benutzen werde; derſelbe ſolle dem Garten zum Schmuck und der Herrſchaft zur Freude werden.

Die großen umgeblaſenen Bäume hatten die uralten Buchsbaumhecken mit ihren Kronen und Pyramiden gänzlich zerſtört. Er ſetzte an deren Stelle ein Gebüſch von einheimiſchen Pflanzen und Sträuchern aus Feld und Wald.

Das, was keinem andern Gärtner eingefallen war in Fülle in den herrſchaftlichen Garten einzupflanzen, ſetzte er hier in für jedes Gewächs bereiteten Boden und in Sonenſchein und in Schatten, wie es jede Art bedürftig war, und er pflegte es mit Liebe und es wuchs prächtig.

Der Wachholder aus der jütländiſchen Haide, in Form und Farbe wie die Cypreſſe Italiens, der blanke Chriſtdorn, immer grün bei Winterkälte und Sommerſonne hoben ſich hier prächtig empor. Vor ihnen wuchſen die Farren, viele verſchiedene Arten, einige ſahen aus als ſeien ſie die Kinder der Palme und andere als ſeien ſie die Eltern der feinen ſchönen Pflanze, die wir Venushaar nennen. Hier ſtand die gering geſchätzte Diſtel, die in ihrer Friſche ſo ſchön iſt, daß ſie ſich in einem Blumenſtrauß ausnimmt. Die Diſtel ſtand im Trocknen: aber niedriger, in dem feuchten Boden wuchs das Klettenkraut, gleichfalls eine gering geſchätzte Pflanze und doch durch ihre Höhe und ihr mächtiges Blatt ſo maleriſch ſchön. Klafterhoch, Blume an Blume gereiht, wie ein großer vielarmiger Candelaber, erhob ſich die Königskerze, vom Felde hier eingepflanzt. Hier ſtanden Waldmeiſter, Kuhblume, die wilde Calla und der dreiblättrige feine Buchampfer. Es war ein prächtiger Anblick.

Vor dieſem Gebüſch, geſtützt auf ein feines Drahtgeländer, wuchſen in Reihen ganz niedrige Birnenbäume aus Frankreich; ſie hatten Sonne und gute Pflege und trugen bald große ſaftige Früchte wie in dem Lande, aus welchem ſie herſtammten.

Anſtatt der beiden alten blattloſen Bäume war eine hohe Flaggenſtange aufgerichtet, von welcher der Danebrog wehte und dicht bei derſelben noch eine Stange, um welche zur Sommerzeit und zum Herbſt die Hopfenranke mit ihren duftenden Blüthenbüſcheln ſich ſchlängelte, wo aber im Winter nach alter Sitte eine Hafergarbe befeſtigt wurde, damit die Vögel während der fröhlichen Weihnachtszeit eine Mahlzeit hätten.

„Der gute Larſen wird ſentimental auf ſeine alten Tage!“ ſagte die Herrſchaft. „Aber er iſt uns treu und ergeben.“

Um die Neujahrszeit befand ſich in einem der illuſtrirten Blätter der Hauptſtadt ein Bild von dem alten Herrenſitz; man ſah hier die Flaggenſtange und auch die andere Stange mit der Hafergarbe für die Vögel zur fröhlichen Weihnachtszeit und im Text zu dem Bilde war es bemerkt und als ein ſchöner Gedanke hervorgehoben, daß eine alte Sitte hier zu Ehren gelangt ſei, bezeichnend grade für den alten Herrenſitz.

„Für Alles, was dieſer Larſen thut, rührt man die Trommel,“ ſagte die Herrſchaft. „Er iſt ein glücklicher Mann! Wir müſſen ja faſt ſtolz darauf ſein, daß wir ihn haben!“

Aber ſie waren gar nicht ſtolz darauf! Sie wußten ſchon, daß ſie die Herrſchaft ſeien, ſie konnten ja Larſen ſeine Stelle kündigen, aber ſie thaten es nicht, ſie waren gute Menſchen und von ihrer Art giebt es viele gute Menſchen, und das iſt für jeden Larſen erfreulich.

Anmerkung.

In verſchiedenen Zeitungen und Zeitſchriften meines Vaterlandes und Amerikas finden ſich ſeit einiger Zeit einzelne meiner neueſten Märchen und Geſchichten zerſtreut vor; einige derſelben habe ich in dieſem Heftchen geſammelt und noch eine Geſchichte: „Der Gärtner und die Herrſchaft,“ in dieſem Jahre geſchrieben, aber bisher noch nirgends gedruckt, hinzugefügt.

Kopenhagen, im März 1872.

H. C. Anderſen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS